ORDER CONTINUED

FROM PREVIOUS REEL

Heimgarten.

Eine Monatsschrift

gegründet und geleitet

von

Peter Rosegger.

XXV. Jahrgang.

Graz.

Druck und Verlag von „Leykam“.

1901.

Peter Rosegger

Inhalts-Verzeichnis

des

Heimgarten, XXV. Jahrgang.

Romane, Erzählungen und Dramatisches.

Seite

Zeitgeschichtliches. Plaudersames.

Alpines und Volksthümliches aus den Alpen.

Land und Leute. Charakterbilder.

Cultur- und Naturgeschichtliches.

Kleine Geschichten, Sagen, Märchen, Schwänke.

Seite

Kunst und Literatur. Aus dem Künstler- und Schriftstellerleben.

Gedichte, Sprüche.

Heimgarten

1. Heft. — October 1900. — 25. Jahrg.

Zum fünfundzwanzigsten Jahre!

Seit sich der Gärtner müht,
Und dieser Garten blüht,
Wie Gold und Silber das Leitmotiv war.
Doch als die Zeit verstrich,
Sachte das Haupthaar blich,
Nahte dem Werke das silberne Jahr.

Silberne Hochzeit hält
Mit seiner Lesewelt
Heimgarten jetzt, zum Jahrhundertbeginn.
Altern nicht wehe thut;
War nur die Ehe gut,
Wird selbst dem Silberhaar gold'ner Gewinn.

Seit einst im Steirerland
Schlicht dieses Blatt entstand,
Liegen, wie immer, die Geister in Streit.
Und dieser Garten hier
War theils ein Kampfrevier,
Theils ein Idyll auch in stürmischer Zeit.

Oft fiel das Samenkorn
Freilich auf Sand und Dorn,
Oft hat gesä'ter Wind Sturm auch gebracht.
Ist es auf Bergeshöh'n
Nicht der befreite Föhn,
Der aus dem Eise den Frühling entfacht?

Doch nicht der Lenz allein
Soll ewig Herrscher sein.
Fruchtbarer Herbst, wie erwart' ich dich gern!
Was wir im Lenz gesä't,
Ahnend schon aufersteht:
Freude den Menschen und Ehre dem Herrn!

Dann — wird im Abendfried'
Einst auch der Gärtner müd,
Reichend den Spaten dem andern zur Hand,
Wird das Vermächtnis sein:
Treuet den Garten mein,
Heimgarten ewig dem steirischen Land!

Peter Rosegger.

Verschiedene Sachen.

und bedurfte nur eines dunkelblauen schlaff niederhängenden Rockes und einer weißen Haube, die über die Ohren herabgebunden war, um gesehen zu werden. Also die Frau kriegt nichts.

Das „Fräuln“. Aber nein, es war ja das Stubenmädel, das wir einen halben Tag lang als „Fräuln“ verehrten, ein blasses Rundgesichtel, das immer lachte und trällerte und mich, den Schneiderlehrling mit neunzehn Frühlingen, lustig einen „Haspel“ hieß. Sie hatte freilich recht. Während der Meister mit quixender Scheere einen Rock zuschnitt, hockte ich auf niederem Schemmel, spitzte die Knie auseinander, über die ein schwarzer Zwirnsträhn gespannt war, und wickelte mit emsiger Hand den unendlichen Faden auf's Knäul. Ob solcher Thätigkeit hätte mich jeder Holzhaspel der Gewerbsstörung klagen können. Das rundgesichtige „Fräuln“ hatte also völlig recht. Unrecht hatten eben wir mit unserer Menschenkenntnis und die Augen giengen uns erst auf, als gegen Mittag das wirkliche Fräuln zur Thür hereinrauschte. Der Meister wollte vor Ehrerbietung sofort aufstehen, merkte aber noch rechtzeitig, daß er ohnehin stand. Wir glaubten, die kleine runde Person käme von der Kirche, so schön war sie angezogen. Auf und auf weiß und mit rothen Seidenmaschen an unterschiedlichen Stellen. Beim Kaufmann in Mürzzuschlag war im selben Jahre zu Weihnachten eine Puppe ausgestellt gewesen, diese Werkstochter sah ihr ähnlich, so roth waren die Wangen und so schwarz die Augenbrauen und Wimpern. Zart und hold wie ein gemalter Engel war sie anzusehen, als sie jedoch den Mund aufthat, schauten wir ringsherum, ob nicht ein Drescherweib zu wege sei, das da in breiter, quatschiger Weise ausrief: „Hau! Die Schneider san kumen! Dos isch gschaid!“

„Unsere Tochter!“ hatte die Mutter diesen Engel vorgestellt. „Kriegt ein Mantill!“

Ist nicht so leicht, bei hohen Herrschaften zu arbeiten. Jetzt weiß man wieder einmal nicht, was das ist, ein Mantill. Ich rieth auf einen Wettermantel und erst mit vorsichtigem Näherfragen kam der Meister drauf, dass es sich um ein kurzes Oberjäckchen handelte, zu dem die Frau schwarzen Sammtstoff und rothseidenes Unterfutter gebracht hatte. Die Tochter — wir nannten sie nur mehr Tochter, weil das Fräuln schon an dem Stubenmädel abgebraucht war — ließ sich mit dem Faden richtig messen. Nicht einmal unter dem Achseln war sie kitzelig, was eine Seltenheit ist, wie der Meister versicherte. Lehrlinge dürfen noch nicht messen und so muss man dem Meister glauben. Das „Mantill“ sollte an den Rändern verschnürt und mit Taffentbändern doppelt „paspoliert“ werden. Der Schnitt musste „neuwienerisch“ sein. Zu allem Glück hatte der Meister das Blatt schon dem schweizerischen Gesellen nachgeschnitten, der seine Mustersammlung unvorsichtigerweise zurück-

Pariser Mode.

Erinnerung aus der Handwerkerzeit von **Peter Rosegger.**

Wir trabelten mehr in der Luft, als auf dem Erdboden. Jener wunderliche Heilige soll Flügel an den Fersen gehabt haben, wir hatten die Federn an den Zehen, so schnellten sie uns dahin auf der Waldstraße, trotz des gewichtigen Bügeleisens. Der ungarische Schneider war überflügelt. Der ungarische Schneider, der jahrelang die Eter gehabt hatte beim Werksverweser, er war ausgestochen von unseren fleißigeren Nadeln oder — treu gesagt, wir wussten es selber nicht, weshalb wir auf einmal geladen worden beim Werksverweser in Brückelbach.

In der großen Stube mit den weißen Fenstervorhängen und den braunpolierten Kästen, ein fermes Herrenzimmer, durften wir unsere Werkstatt aufschlagen. Da gedachten wir uns zu behaupten. Zu behaupten durch gediegene Arbeit und solides Benehmen. Wir wollten in diesem fürnehmen Hause auch einmal rechtschaffen gebildet sein, anstatt „jo" ja sagen, zu Beginn der Mahlzeit stets „Guten Appetit" wünschen und mit der linken Hand die Gabel führen. Auch mit Du wollten wir niemand anreden, wie sonst in der Bauernschaft, sondern den Herrn Verweser mit „Er" und die Frau Verweserin mit „Sie" und die Mädels mit „Fräuln". Beim Anmessen aber, wenn er wissen wollte, welche Kleidungsstücke sie bekämen, fragte mein Meister: „Was kriegen wir?"

Das Tuch lag schon auf dem Tisch, grobes und feines, schwarzes, graues und Unterzeug, in Stückeln und in Resteln, weich und glatt. Also, der Werksverweser, ein stattlicher Herr mit viereckigen Achseln und dreieckigem Kopf, der kriegt einen lodenen Gebirgsrock, ein Beinkleid und eine Hose. Sein Kopf war deshalb dreieckig, weil er oben mit einem breiten Schädel anhub und unten in einem grauen Spitzbart auslief. Was jedoch zwischen Beinkleid und Hose für ein Unterschied sein sollte, das fragte ich den Meister und er mich. Es war aber einfach: die Hose für Feiertags heißt Beinkleid, und das Beinkleid für Werktags heißt Hose. — Die Frau Werksverweserin „kriegt nichts". Sie konnte vielleicht darum kein Gewand bekommen, weil sie eigentlich keinen rechten Leib hatte. Es war hinter ihrem dunkelblauen Hausrock wohl etwas da, aber mehr ein Gestell, als ein Leib, eigentlich nur so ein Apparat, der immer bewegsam, in allen Theilen des Hauses umherwirtschaftete, mit scharfem Stimmlein Befehle gab und alles im Gang hielt. Sie war der Schemen, der Geist,

zu den Schmalzkrapfen am Abend. Dazu noch der Wein am Vor- und Nachmittage, in den Gläsern funkelnd wie ein Goldring, am Gaumen prickelnd wie süßes Feuer und in der Seele alle Geister rund herumjagend, dass sie sich manchmal purzelten und vor Lachen kugelten.

War der Werksverweser da, so trank er mit und erzählte lustige Sachen. Seine Stimme kählte, wie in einen Topf gesprochen. Hohe Rockkrägen trug er und den Bart so, dass von seinen fünf Kröpfen selten mehr als einer zu sehen war. Obwohl seit Jahren Eigenthümer des Eisenwerkes ließ er sich bescheiden immer nur den Verweser nennen. Beim Wein gestand er treuherzig, dass er derart den Arbeitern leichter die Löhne schmälern könne, ohne mit seiner Person dafür einstehen zu müssen. Er beschäftigte in seinem Sensenhammer ein Dutzend Schmiede, die er bei guter Laune „Kampel“, bei schlechter „Lumpen“ nannte. Außer Erzeugung von Sensen war seine Lebensaufgabe Kegeln. In der gedeckten Kegelbahn längs des Fluders war eine eiserne Tafel aufgestellt, in welcher mit eherner Schrift verzeichnet stand, wann und wie oft schon Erasmus Holtensteiner, Werksverweser allhier, alle Neun geschoben hatte. Die Tochter, wenn sie dem Vater eine besondere Freude machen wollte, bekränzte dieses Denkmal der Gefallenen mit Eichenlaub, das sie von den Ahornbäumen riss.

„Schneider! Willst mir helfen auf ein Bot?“ Mit solchen Worten lud der Werksverweser meinen Meister manchmal zur Kegelpartie.

„Ist mir nit zuwider,“ antwortete stets der Meister, denn für’s erste that er auch mit Leidenschaft Kegelschieben, für’s zweite gewann er dabei dem Gegner zumeist das Geld ab und für’s dritte wurde er noch extra dafür bezahlt, denn die Ster wurde nach dem Tagewerk gerechnet.

In solchen Stunden, wenn die beiden draußen kegelten, dass die Kegel klangen, wurde drinnen die dunkelblaue Stange mit dem weißen Köpfel noch schlanker, und sie gab mir’s zu verstehen, dass man die Handwerker nicht eigentlich ins Haus lüde, damit sie dem Hausherrn das Geld aus dem Säckel spielten, als vielmehr, dass sie gute Arbeit machen sollten. Nun, das letztere geschah ja, dieweilen ich des Tages vierzehn bis sechzehn Stunden nadelte und bügelte. Der Fleiß des Lehrlings ließ sich nicht lumpen, doch war bisweilen unter Variation das Bibelwort anwendbar. Was der Lehrling zusammengefügt, das muss der Meister trennen. Denn während dieses Lehrlings magere Finger aufsichtslos die Nadel führten, brannte er sein Lichtlein vor fremden Altären. Er dichtete einen Roman, der im Monde spielte, und in welchem er das Leben des Waldbauernbuben so beschrieb, wie er es sich für die Erde vergeblich wünschte. Dort war er König, der sehr gerecht regierte, eine gelbseidene Hose trug, und eine junge Frau hatte, die — nebenbei gesagt — dem Stubenmädel beim Werksverweser auf Erden ähnlich sah.

gelassen, als er fremd ward. „Sonst wären wir petschiert!“ flüsterte mir der Meister zu.

„I hans gern recht neumoderisch,“ gestand die Tochter, „wie's die Baronischen ham im Gschloss ent.“ Das „Gschloss“ stand drüben im Freschnitzthal und der weiße Engel sollte der erste sein in Brückelbach, der ein neuwienerisches Mantill bekam. „Da wern sie sich giften, die Schulmeisterin und die Kramerluisl!“ Mich hatte die Tochter schon während des Anmessens auf dem Korn und plötzlich rief sie fast schreiend: „Is dos der Schneiderbua, der a so Gedichter dichten thuat?“

Da gehörte rasch ein Riegel vor. „Jetzt heißt's nähen und nicht dichten!“ sagte der Meister. Ich setzte mich zur Arbeit, am Rock des Verwesers konnte schon die Rücknaht gemacht werden.

Aus der weiteren Bewohnerschaft des Hauses erzähle ich noch von einer Art Hauswaschel, einem Manne für alles, was es so in dem Alltag der Wirtschaft an Kleinigkeiten zu thun gab. Ein Bursche mit kurzen Beinen, breitem Hintertheil und einem hübschen Kopf, der immer freundlich dreinschaute, wenig sprach und zu allem „ja“ nickte.

„Der Siedel kriegt nichts,“ erklärte die Hausfrau. Denn er hatte eigentlich schon alles. Er hatte Militär und Civil, alte und neue Mode an sich geknöpft: Eine blaue Soldatenhose, einen grünausgeschlagenen Jägerrock, einen schwarzen Strohhut, der sehr fein geflochten war, aber schon Fransen hatte. Und trug um den dicken Hals die Reste eines Seidentuches geschlungen, deren bunte Farben noch loderten wie Feuer. Der Siedel trug alle Ableger der Familie und ihrer Verwandtschaften, und so oft andere was Neues kriegten, kriegte er was Altes. Und an an manchen Stücken besserte er oder das Stubenmädel so lange herum, bis es wieder wie neu war. Der Siedel stand am Kehrichthaufen oft frischer gewaschen, geflickt und gebügelt, als andere in der schönen Stube.

Endlich muss ich den grauen Pintscher noch vorstellen, an dem viel Wolle aber wenig Hund war. Wenn er auf unserem Tische saß und mit dem Zwirnknäuel spielte, so schien es ein mächtiges Ungethüm zu sein, und wenn man ihn anpackte, war eine handvoll Miestvieh da — alles andere Pelz. Dieser Hund war der Liebling des Hauses und jedes gab ihm einen anderen Kosenamen oder einen anderen Fußtritt, so dass wir nicht herausbekamen, wie der Köter eigentlich heißt oder welche Schuhspitze ihm die liebste war. Er ließ sich alles gefallen, nur wenn man „Prrr“ sagte, that er einen Schnapper nach der Nase. Denn das schien er für eine Fliege zu halten.

Das waren nun die wesentlichen Hausgenossen beim Werksverweser, noch etwa die Kochfrau zu erwähnen, deren verborgenes und wohlthätiges Wirken wir täglich dreimal inne wurden. Es war jeder Tag Christtag vom rahmigen Morgenkaffee über den wohl geschmorten Mittagsbraten bis

„Schlecht ausschaust heut! Peterl!“ sagte der Meister am Morgen.

„Weil ich Herzklopfen han!“

„Das macht's Wohlleben in diesem Haus.“ —

Wenn ich vom Küchenherd das Bügeleisen holte, so huschte das Auge unterwegs manchmal durch die halboffene Thür in eine Kammer hinein, in der das Stubenmädel mit der Wäsche umthat. Sie flickte, sie glättete, sie schichtete und sang dabei Vierzeiler von der Liebe, die gewiss wieder nicht auf den Pintscher, sondern auf wen andern gerichtet waren. Und einmal — das Bügeleisen war ohnehin viel zu heiß, es eilte nicht — trat ich auf den Stiefelspitzen rasch und leise in die Kammer. Aber das Mädel war nicht da. Über der Lehne des Rohrstuhles, auf dem sie sonst zu sitzen pflegte, lag zusammengelegt ein schneeweißes Wäschestück. Ich nahm den Augenblick beim Schopf, den Stift aus der Tasche und schrieb auf das Linnen: „Ich liebe dich!“ — Nachher trat der Spitzbub mit dem heißen Eisen harmlos in die große Stube und bügelte den befeuchteten Loden, dass die Dämpfe nur so aufstiegen und den Kopf noch mehr benebelten.

Als die Joppennaht platt und der grüne Kragen dran flach gebügelt war, kamen die Knöpfe an die Reihe. Groschengroße Messingknöpfe, funkelten wie die Kriegsmedaille, die der Feldwebel Donnersberger ein paar Jahre vorher aus Italien mit heimgebracht hatte. Auf jedem der Knöpfe war ein Husar, das Ross mit sträubender Mähne, der Reiter mit sträubendem Schnurrbart, der fast so lang war wie der Säbel, den er schwang. Diese Knöpfe nun sollten an die Lodenjoppe des Verwesers kommen, auf beiden Seiten ihrer sechs in Reih und Glied. Da wurde der Meister auf die Kegelbahn gerufen. Es waren aus der Nachbarschaft Hammerherren gekommen, die eine große Partie thun wollten. Er hatte auf dem Knie das Mantill gehabt, an dem nur noch weniges zu vollenden war.

„Mach' es fertig,“ sagte er, „da sind die Sachen,“ und schob mir alles über den Tisch her. Und trippelte munter hinaus zur Kegelbahn, um den Hammerherren das Geld abzugewinnen. Ich legte die Lodenjoppe bei Seite, begann am Mantill der Tochter zu arbeiten und dabei wieder an das weiße Rundgesichtel zu denken. Und während die Nadel mit dem schwarzen Seidenfaden am Sammtmantill die Knopflöcher einrandete, begannen im Köpfel gewisse Gedanken im Tact zu tanzen.

Die Liab is a Vögerl,
Im Mai fliagts daher;
Thuas fangen, schau später,
Da kommts nimmermehr.

Der Knopflöcher waren mit der Kreide acht oder neun angemerkt, sie mussten mit dem Stemmeislein zuerst durchgestemmt und dann „paspoliert“ werden.

Zwar stand die weiße Tochter mit den rothen Seidenmaschen und den bemalten Wangen einmal stramm vor dem Schneidertisch und sagte: „Ischts wohr, Schneiderbub, dass du Gedichter dichten thuast? Geh — dicht' eins her auf mich. Bitt dich gor schön, dicht' mich a bissel an. Aft schenk ich dir was!"

Senkte ich mein Gesicht auf die Nadelarbeit nieder und antwortete gedrückt: „Kann nicht dichten." Und stach scharf in den Loden.

Am selbigen Abend zur Lichtfeier stand ich draußen hinter dem Flieder und schrieb in mein Büchel solches:

„Bin dem Verweser sein' Tochter.
Heiliger Sanct Kulian,
Bitt dich auf allen vier Knien!
Sei so gut, gib mir einen Mann.
Blind sind die Burschen, ach leider,
Nicht einmal windige Schneider
Gucken mich an."

Während ich diese sinnreichen Verse schrieb, wurden sie auch schon gelesen, und zwar von Augen, die mir über die Achseln lugten und dem Hauswaschel gehörten. Ich merkte es erst, als der Mensch ein Gelächter anschlug: „Nicht einmal windige Schneider! Ha, ha!"

„Wos host mit'm Schneider?" quatschte der weiße Engel vom Kammerfenster her.

„'s Fenster zumachen!" spottete der Waschl, „dass ihn dir der Wind nit einitragt!"

Für diesen Spott hatte ich am nächsten Tag schon eine Genugthuung. Das Stubenmädel mit dem blassen Rundgesicht. Als sie in unserem Zimmer von Möbeln den Staub abfächelte, machte sich der Pintscher den Scherz, auf den Kasten zu springen und nach ihrem Wedel zu schnappen. Da packte sie das Hündlein her, und dieweilen sie lachend auf mich schaute, rieb sie sich das Pelzthier in ihre Wange und sagte ein um's anderemal: „Was willst denn? Was willst denn von mir? Mund ablecken, wie? Na, da hast eins. Schmeckt's? Da hast noch eins, Kerl, du lieber!"

Dieweilen das feine Mädel den Pintscher also kosete, schaute es auf mich her; da muss es doch der dümmste merken. Wenn andere ihre Liebeserklärungen „durch die Blume" machen, das Stubenmädel machte sie mir durch den Hund. — Sonst, wie ich mich in jenen glücklichen Zeiten des Abends ins Bett warf, so und just so lag ich noch am Morgen, wenn mir der Meister mit der Hand die Achsel schüttelte. In dieser seligen Nacht aber habe ich mich oft hin- und hergewälzt. Herzkrank war ich geworden. Lag ich auf der rechten, oder auf der linken Seite, es stieß wie ein Böcklein an den Brustkorb, und zwar wie ein ungestümes Böcklein!

Schon am nächsten Tage war der weiße Engel verankert. Er hatte draußen am Kirschbaum, unter welchem seine Bank war, ganz zufällig das Liedel gefunden, das ich ganz zufällig dort an die Baumrinde gesteckt. „Die Liab is a Vögerl,“ also gehört sie auf den Baum.

„Isch dos auf mich?“ fragte sie unter dem Hausthor, dieweilen sie das Papier mit zwei Fingern in der Luft mir entgegen hielt. „Host du’s gemocht?“

„Ich will Ihnen mit noch was Mehreres überraschen!“ war meine Antwort. Wenn der weiße Engel so schön bäuerisch sprach, so konnte der Schneiderbub ja wohl einmal herrisch reden. Und also erklärte ich ihr in kühnstem Hochdeutsch: Das Neuwienerische wäre Pfui Teufel. Längst veraltet. Für solche Kuhmentschertracht wäre die Fräulein Tochter viel zu schön! Für die Fräulein Tochter müsst’ wohl was Neues sein, was sich könnte sehen lassen. Und so wäre gesorgt worden, dass ihr Mantill nach der Pariser Mode ausfiele, wie wir sie erst ’kriegt hätten, mit Doppelpaspulatur und vergoldeten Kaiserknöpfen „voran awer“. Da würden die Leute einmal ihre Augen aufspreizen! Und der Neid von den Mentschern!

Nach solchen Vorbereitungen hielt ich’s denn an der Zeit, mit dem Äußersten hervorzurücken. Wie ein dressierter Bär, halb Zärtlichkeit und halb Blutdurst, ist sie mir an den Hals gesprungen, als sie die großen Scheiben sah, mit den Husaren. — Gewonnen war’s. Schon an demselben Nachmittage hatte die Tochter im Kirchdorf zu thun und war sie mit dem Husarenbataillon davongestatzt.

Das stubenmagdliche Rundgesicht aber gieng und that im Hause umher, und zwar so alltagsgelassen, als ob seit Erschaffung der Welt kein Mensch auf weißes Linnen geschrieben hätte: Ich liebe dich! — Ich wartete auf eine Rückwirkung.

Und sie kam.

Nach regnerischer Zeit war ein wunderschöner Heutag. Der Verweser hatte eine Wiese voll gebleichten Heues. So bot er seinen ganzen Heerbann auf, die Hausleute, die Schmiede und die Schneider, dass sie mit langen Gabeln, Haken und Rechen auszogen. Froh, der dunklen Stube entkommen zu sein, hüpfte ich lind hin über den kurzgemähten Rasen, barfuß und in Hemdärmeln, wie alle andern, in deren Reihe ich an’s knisternde Heu gieng. Da flogen die Mahden, und ein rußiger Schmied sprach laut die Mahnung aus, auf die Schneider acht zu geben. Wenn sie unters Heu kämen, wären sie nicht mehr zu finden und das Kalb, das sie etwa erwischte, könne daran ersticken. Weil der rußige Schmied ein starker Bengel war, so lachten wir zum Spass, wäre er kleber gewesen, so hätten wir den Schimpf gerächt. Ich hatte schon gemeint, mit meinem Rechen an die grüne Seite des blassen Rund-

Die Liab is a Flammerl,
Entzündt sich gar gern,
Und wer damit spielt,
Kann ein Abbrandler wern.

Klipp und klapp den Knopflöchern gegenüber nun die Knöpfe. Acht geben, dass das rothe Seidenfutter inwendig nicht mitgeheftet wird, sonst faltet's —

Die Liab is a Bleamerl,
Wohl gut musst es pflegn,
Die Liab braucht a Busserl,
Wia s Bleamerl an Regn. —

„Was thust denn da?“ fragte der Meister, der plötzlich an der Tischecke stand. Seine Stimme war heiser. Seine Augensterne waren kleiner als sonst und zuckten im Weißen hin und her, wie Irrlichter; die Nase war blaß und spitzig geworden wie bei einem Todten, aber auf dem glattrasierten Gesicht zitterten alle Fältchen. Verspielt hatte er beim Kegelschieben, den ganzen Wochenlohn verspielt. Das sind Toifel, diese Hammerherrn!“ — Aber nicht deswegen war's, dass er die verwunderliche Frage gethan, was ich thäte?

„Was thust denn da?“ Und zog mir das Mantill vom Knie weg. — Und jetzt hab' ich's gesehen, was da angestellt worden war, während meiner Versunkenheit in den Gluten der Liebespoesie. Für's erste schloss ich die Augen und mein Denken und Wünschen war kein anderes als: Erde, thu' ein tiefes Loch auf und verbirg mich! — Was geschehen war? Anstatt der niedlichen Glasknöpflein die auf dem Tisch in der Papierdüte lagen, hatte ich an's Sammtmantill die Husaren genäht, das ganze Bataillon, und die entsprechenden Knopflöcher dazu. — Mit unbegrenzter Rathlosigkeit starrte der Meister auf diese That, dann warf er mir das Zeug an den Kopf: „Jetzt schau, wie du's recht machst!“

Schau, wie du's recht machst! Das war leicht gesagt. Aber unmöglich zu thun. Die groschengroßen Messingscheiben konnten losgetrennt werden, aber die Knopflöcher! Wie fletschende Schnauzen lechzten sie nach meiner armen Seele, diese ungeheueren Öffnungen, ihrer neun in der Reihe, mit nichts auszufüllen, als mit den schrecklichen Husarenscheiben!

Kurz und gut, es war alles aus. In einem solchen Abgrund hatte mich der Meister noch nie gesehen. Übrigens. Man konnte just einmal fragen: War das Mantill für den Meister gemacht? Nein, es war für die Haustochter. Vielleicht ist's ihr recht. Meiern wir ein bissel an. Wir stehen jetzt auf dem Punkt, wo man die größte Dummheit machen kann. Es ist nichts mehr zu verlieren. — Wem mein Lied vom Vögerl ursprünglich zugeeignet war, das ist leicht zu errathen. Und nun, im Drange grauser Noth geschah der Hochverrath.

Es half nichts, dass er mit dem Tuch winkte und laut rief, er müsse mitfahren, er müsse um sieben Uhr in Leinstetten sein. Er müsse! Es sei ganz unmöglich, dass er um sieben Uhr nicht in Leinstetten wäre.

Der Stationsvorstand klopfte ihm auf die Achsel: „Im Gegentheil, Herr Vicar, es ist ganz unmöglich, dass Sie dort sind. Nicht einmal einen Extrazug könnte ich Ihnen zur Verfügung stellen.“ Der arme Vicar, er hatte im Augenblick wirklich an einen Extrazug gedacht — und koste er gleich sein halbes Vermögen. Es war ihm unfassbar, dass er zur bestimmten Stunde nicht sollte in Leinstetten sein. Er vermochte es nicht auszudenken, was das bedeute, was das für Folgen haben konnte.

Mitten auf dem Bahnhofe stand er da allein. Die Reisenden waren ja alle schon fort. Rathlos starrte er die Eisenschienen an und den einzigen maschinlosen Lastwagen, der darauf stand. Dass auf Bahnhöfen eine so unausstehliche Ruhe sein kann, das hatte er nie gewusst. Der nächste Zug geht zehn Uhr vormittags.

„Kann man depeschieren?“

„Gewiss, Herr Vicar. Doch in Leinstetten dürften vor acht Uhr keine Depeschen ausgetragen werden.“

„Kann man nicht Sondertelegramme befördern?“

„Aber natürlich, man kann ja alles. Doch auf dem Leinstetter Bahnhof bleiben sie liegen bis acht Uhr.“

Der Vicar stampfte mit dem Fuß auf das Steinpflaster.

Der muntere Stationsvorstand plauderte weiter: „Vor einigen Wochen hatte ein Officier den Anschluss nach Hulbach versäumt.“

„Na, was weiter, der wurde eben wegen Ordonnanzwidrigkeit bestraft.“

„Der wurde nicht bestraft, Herr Pastor. Es war viel schlimmer. Er stand nicht im Dienste, er stand auf Freiersfüßen und stampfte damit unser armes Bahnhofpflaster noch viel zorniger, als Sie, Herr Vicar. Er wollte sich am selben Tage in Hulbach trauen lassen. Und wissen Sie, was geschah? Als der Zug dort ohne Bräutigam ankam, schluchzte das Bräutchen ein wenig. Und als der nächste Zug den Heißersehnten brachte, da fiel sie ihm lachend um den Hals. Sie werden die Verkürzung des ehelichen Glückes gewissenhaft ausgeglichen haben.“

„Meine Braut“, sagte der Vicar mit einer dumpfen Gelassenheit, „die wird nicht auf mich warten.“

„Dann lassen Sie sie bloß ziehen, Herr Pastor.“ —

Eine Viertelstunde später war es dem Vicar geglückt, einen Wagen aufzutreiben.

„Wie lang fahren Sie bis Leinstetten?“

„Drei Stunden.“

gesichtes gerathen zu sein, da schob sich Siedel, der Hauswaschel, mit seiner Gabel dazwischen. Dieser Mensch war heute weiß wie eine Schneesäule, nur dass er in der Sonnenhitze nicht abschmolz, dieser Hitze wegen sich vielmehr auf Hemd und Unterhose beschränkt hatte. Schweigend gabelte er neben dem Stubenmädel dahin, dass die Heuwogen nur so kräuselten, und hatte er bei dieser fleißigen Arbeit häufig eine Stellung, in der mir sein breitrundlicher Hintertheil zugekehrt war. Mich ließ diese Erscheinung natürlich gleichgiltig, bis ich urplötzlich auf der weißen Rundung geschriebene Worte sah: „Ich liebe dich!“ —

Das weitere Ausspinnen dieser Begebenheiten ist überflüssig. Kein Jüngling hat seine Liebeserklärung je an solcher Stelle wiedergefunden.

Nach solchen Erfahrungen war uns die Ster beim Werksverweser verleidet. Mir nahm es der Meister noch lange übel, dass ich das Mantill mit den Husaren aus der Hand gegeben hatte. Eine solche Arbeit könne er mit seinem Namen nicht verantworten. Sein Erstaunen ist deshalb durchaus nicht gering gewesen, als er sah, wie das Fräulein Haustochter mit dem Jöpplein Staat machte, wie die Pariser Mode überall bewundert wurde. Jede, die auf feines Gewand was hielt, wollte ein Sammtmantill mit großen Messingknöpfen haben und ein Jahr später mussten wir überall „Pariser Mantills“ machen. Der Schneiderlehrling hat sich für die Erfindung weiter kein Privilegium genommen; wer's machen will: Ein Sammtjöppel mit doppelter Paspulatur, fletschenden Knopflöchern und neun Mann Husaren auf Messingknöpfen. Inwendig rothes Seidenfutter und ein dummes Weibsbild.

Den Zug versäumt.

Eine Geschichte aus unseren Tagen.

„Bitte! Es ist fünf Uhr, Herr Vicar!“

„Ja — danke!“ antwortete der Gerufene aus dem Halbschlummer und — schlief weiter. Der jugendliche, von Strapazen der vorhergegangenen Tage ermüdete Körper vermochte sich noch nicht recht zu trennen vom Ruhelager, und die Seele spazierte im fernen Pfarrhause zu Württemberg umher bei den Seinen, die er erst vor wenigen Monaten verließ, um in die Diaspora zu gehen. Aber mitten aus frohem Traume schreckte er plötzlich auf. Hat nicht jemand gerufen: „Fünf Uhr?“ Und als es sich bei blassem Tagesschein zeigte, es wäre schon beinahe halb sechs, sprang der Vicar aus dem Bett. In drei Minuten war er angekleidet, in weiteren fünf Minuten war er auf dem Bahnhofe, wo der Zug eben vor seiner Nase abfuhr.

uns gelegen ist, die wir ihm doch so vertrauend gefolgt sind, dass er rechtzeitig vom Bette aufsteht, dann werden wir's auch ohne seiner richten. Etliche werden in den Wirtshäusern herumsitzen, werden sich betrinken und ihre Glossen machen über den Pastor, der sein Wort nicht hält. Dann werden sie sich verlaufen und man kann hundert Jahre warten, bis sie wieder so zusammenkommen. —

Bei solchen Vorstellungen hieb der Vicar sich zornig die Faust auf die Stirn, fluchend der Trägheit, die ihn zwanzig Minuten zu lang im Bette gefangen gehalten. Er hatte es mit dieser Todsünde nie so besonders ernst genommen, „sie wäre mehr Schwäche als Sünde“. Nun sah er, dass die Trägheit eine der allerärgsten ist. Sie hatte jetzt etwas angestellt, das vielleicht nie wieder gut zu machen ist. — Wozu fährt er denn eigentlich noch dahin? Was hat er denn in Leinstetten zu thun um Mittag, da sie alle fort sein werden, bis auf seine eigene Schmach, die ihn auf dem Bahnhof feierlich empfangen wird.

Wie hatte er sich diesen ersten Gottesdienst der jungen Gemeinde so schön ausgedacht! Ein Hammerbesitzer hatte den Saal seines stattlichen Gartenhauses zur Verfügung gestellt, hatte ihn festlich geschmückt, hatte junge Leute zusammengesucht, um ihnen deutsche Weihelieder einüben zu lassen. Ferner hatte der Hammerherr — das alles war dem Vicar schon hinterbracht worden — die Kirchengeräthe beschafft, hatte ein Harmonium in den Saal stellen lassen und alles vorbereitet zu einer würdigen Begehung. Dann würde er, der Geistliche, im Talare vor den Tisch des Herrn treten, würde mit feierlicher Stimme das Evangelium lesen und die Predigt halten von der Kindschaft Gottes. Dann würde er die „feste Burg“ singen lassen, das Gelöbnis abnehmen, den Segen spenden, die Hostien weihen und den Wein im Kelche, und würde unter erhebenden Ceremonien der in der Reihe stehenden Gemeinde das Abendmahl reichen.

Nur war er sich darin nicht im Reinen, ob er die Hostie den Empfangenden priesterlich auf die Zunge legen oder brüderlich in die Hand geben solle. Das erstere erschien ihm nicht evangelisch, das letztere war so außer aller Herkömmlichkeit, dass er damit Anstoß zu erregen fürchtete. Dann, ob er nur das Brot allein reichen sollte, oder auch den Kelch? Er hatte in diesen Dingen keine andere Vorschrift, als die sein evangelischer Geist ihm machte; es handelte sich aber auch darum, den Herzen der Gemeinde gerecht zu werden, die von dem Gottesdienst in dem Maße erbaut werden, als er ihrer Natur und religiösen Empfindung am nächsten kommt. Nun, er hoffte, das Richtige schon zu finden und zu thun. Und also hätte es sein sollen. Statt dessen fuhr er nun auf weiten Wegen durch das Thal, das heute so langweilig war und kein Ende nehmen wollte. Er sah die prangenden Obstgärten nicht; er fasste

— Jagen Sie, was das Zeug hält, es gibt ein gutes Trinkgeld! wollte er schon sagen, da dachte er an die armen Pferde, die es entgelten müssten, dass er in seinem weichen Bette träge gewesen, die es entgelten müssten, dass der Kutscher sich bestechen ließe. Er setzte sich in den offenen Wagen und sagte nichts als: „Nun fahren Sie in Gottesnamen!"

Das Thal mit den thauigen Wiesen, dem rauschenden Flusse, den hohen Waldbergen, auf deren Scheitel die Morgensonne lag — wie schön hätte das sein können für den naturfreudigen Mann, der noch Neuling war in den Alpen, und der sich mit jedem Herzschlage tiefer einzuleben sucht in dieses schöne Land und sein wackeres Volk. Heute aber! Erst an einem vorhergehenden Sonntage hatte er gepredigt: Alles Erdenglück ist nichts, wenn im Herzen die Schuld liegt! — Nun trug er Schuld in seinem eigenen. Er war ins Land gekommen, um das Evangelium zu predigen. Vom Morgen bis zum Abend war er im Gebirge umhergestiegen, um die wenigen Übriggebliebenen aus der evangelischen Zeit, die seiner verlangten, aufzusuchen und zu einer Gemeinde zu sammeln. Anderen war in der religiösen Verrottung oder in ihrer seelischen Stumpfheit langweilig geworden, sie wollten auch wieder einmal in der Gemeinsame ein Wort Gottes hören. Wieder andere, die sich in eine moderne Ungläubigkeit verbohrt hatten, fanden in derselben nichts Rechtes zu nagen und erinnerten sich, was Vater und Mutter einst gesagt. So nahten sie dem umherwandernden Manne, der so froh von Gott und Seelenglück zu sprechen wusste, oder wichen ihm wenigstens nicht aus, wenn er des Weges kam und freundlich mit ihnen sprach. Also war es dem Vicar allmählich gelungen, die Leute zu wecken, und an diesem Tage sollte die erste Zusammenkunft der Gemeinde in Leinstetten sein. Es hatte sich mancher angesagt aus dem hintersten Graben hervor, vom Gebirge herab, sie hatten sich ja eingelesen im Neuen Testamente, sie hatten eigens noch ihre Übungen gehalten. Sie hungerten und dürsteten ordentlich nach dem Abendmahle. Nun waren sie versammelt in Erwartung, und nun kam der Geistliche nicht! — Es waren ja ohnehin schon Stimmen laut geworden bei den Misstrauischen und bei offenen Gegnern: Habt ihr euch den Mann auch gut angesehen darauf hin, ob's einer mit redlichem Ernste ist, ob er euch nicht am Ende sitzen lässt? Es gibt allerhand Leute heutzutage, auch solche, die die Religionsbewegung zu eigenen Vortheilen ausbeuten. Solche Gedanken werden lebendig sein, wenn der Zug einfährt, die Ältesten den Vicar erwarten und er nicht aussteigt. Dann stehen sie da zum Gespötte der Menge, stehen da wie Schafe, die der Hirte im Stich gelassen hat. Mindestens eine unverantwortliche Schlamperei! werden die Arglosen sagen, und andere werden beisetzen: Wenn ihm nicht einmal so viel an

„Herr Gott, du bist unsere Zuflucht, wende dich wieder zu uns. Du bist Gott von Ewigkeit zu Ewigkeit. Ehe denn die Berge wurden und die Meere und die Himmel, warest du. Der du die Menschen lässest sterben und sprichst: Kommet wieder, Menschenkinder! Denn tausend Jahre sind vor dir wie ein Tag. Du lässest sie hinfahren, wie einen Sturm, und sie sind wie ein Schlaf. Unser Leben währet siebzig Jahre, und wenn's hoch kommt, so sind's achtzig Jahre, und wenn's köstlich gewesen, so ist's Mühe und Arbeit gewesen. Unsere Zuversicht und unsere Burg bist du, o Gott, auf den wir hoffen."

Dann schwieg er, und sie saßen schweigend um den weißgedeckten Tisch und hielten die Häupter geneigt.

Der Vicar war wie gebannt an der Schwelle, sie bemerkten ihn nicht. Es war kein Bild vorhanden und kein Wachslicht, und doch lag ein feierlicher Ernst in dem geräumigen, mit Blumen geschmückten Saal.

Nach der Pause hob der alte Weißkopf wieder seine heisere Stimme empor und nahm das Buch. Schwerfällig und in leicht fibrierendem Tone las er:

„Wenn ich mit Menschen- und mit Engelszungen redete und hätte die Liebe nicht, so wäre ich ein tönendes Erz. Wenn ich weissagen könnte und wüsste alle Geheimnisse und hätte alle Erkenntnis und hätte allen Glauben und hätte alle Kraft, so dass ich könnte Berge versetzen, und hätte die Liebe nicht, so wäre ich nichts. Und wenn ich all mein Hab den Armen gäbe und ließe meinen Leib verbrennen, und hätte die Liebe nicht, so wäre es nichts. Die Liebe ist langmüthig und freundlich, die Liebe eifert nicht, die Liebe treibt nicht Muthwillen, sie blähet sich nicht und ist nicht ungeberdig, sie suchet nicht nach Vortheil, sie ist nicht erbittert, sie trägt nichts nach, sie freuet sich nicht der Ungerechtigkeit, aber sie freuet sich der Wahrheit. Sie verträgt alles, sie hofft alles, sie duldet alles. Die Liebe höret nimmer auf. Alles ist unvollkommen, nur bleiben Glaube, Hoffnung und Liebe, diese drei. Aber die Liebe ist die größte unter ihnen —"

Wieder Schweigen.

In der Mitte des Tisches lag ein Laib Brot, gerade so, wie man sie im Haushalte hat, und ein breites Messer. Daneben stand ein irdener Krug. Der alte Friedel stand auf, so wie in der Familie der Hausvater thut, langte nach dem Brote, nach dem Messer und machte mit der Spitze desselben auf dem Laibe das Kreuzzeichen. Dann sprach er langsam und leise die Worte:

„In der Nacht, da der Herr Jesus verrathen ward, nahm er das Brot, dankte und sprach: Nehmet und esset. Mein Leib, der für euch gebrochen wird. Das thuet zu meinem Andenken! Desgleichen nahm

es nicht, wie man froh sein könne der fruchtbaren Felder, der munteren Herden. Er begriff nicht, wie ein Mensch an diesen Bergkuppen sich freuen könne, wie die von den Hängen stürzenden Wasserfälle je einem Herzen zur Lust sein können! So ganz zerschlagen war sein Gemüth.

Endlich als der Weg um die Böschung bog, lag vor ihm auf dem Hügel das freundliche Leinstetten. Er hatte von seiner Wohnstätte aus diesen Ort immer gern besucht; es gab so verständige, schlichte Leute da, und selbst die Andersgesinnten bereiteten der evangelischen Bestrebung keine Widerwärtigkeiten. Das soll halt jeder mit seinem Gewissen abmachen, meinten sie, in Gottes Himmel gibt es viele Wohnungen und viele Wege dahin. — Heute jedoch lag der Flecken recht ernst da. Die Sensenhämmer unten am Wasser schwiegen, nur ihre Fluder rauschten. Die wenigen Leute auf der Gasse grüßten zurückhaltend. Der Küster, der am Eingang der Pfarrkirche stand, grinste ihn eigenthümlich an. Es konnte wohl Schadenfrohheit sein, Herzensfreundlichkeit war es kaum. Am Marktplatze entlohnte der Vicar den Wagenlenker; der war gut gefahren; auf dem Thurm der katholischen Kirche schlug es eben die neunte Stunde. Als er in den Garten einbog, begegnete ihm der Gärtner, eines der neuen Gemeindemitglieder.

„Also doch noch, Hochwürden, doch noch!“ rief dieser ihm entgegen.

„Ich bin kein Hochwürden. Bin ein armseliger Mensch!“ antwortete der Vicar fast unwirsch. „Sie haben sich wohl alle verlaufen?“

„Zuerst haben sie eine Weile gewartet, nachher sind sie in den Gottesdienst gegangen — weil sie schon einmal da wären.“

„In den Gottesdienst? In welchen? In die katholische Kirche?“

„Ah, das nit, Herr Pfarrer. Im Gartenhaus sitzen sie und der Pfründner-Friedel thut lesen.“

— Sie sind noch beisammen?! — Welch ein Freudenstrahl! Sofort wollte der Vicar in den Gartensaal treten, an der halb offenen Thüre blieb er stehen. — Da drinnen, an einer langen Tafel, die weiß gedeckt war, saßen sie beisammen, ihrer etwa dreißig Personen, Männer und Weiber, Kinder und Greise. Neben dem Großbauer saß der Häusler, neben dem Hammerherrn der Sensenschmied. An der Mitte des Tisches saß ein altes Männlein mit glattrasiertem Gesicht und schneeweißem Haar. Es war ärmlich angethan und seine rauhen Hände, schien es, zitterten ein wenig, dieweilen sie das Buch hielten. Recht unbehilflich legten die steifen Finger das Blatt um. Seine Stimme war heiser und etwas stockend, ungefüg, aber deutlich las er Worte der heiligen Schrift, und alle Anwesenden hörten ihm zu. Der arme Pfründner vertrat als der Älteste das Priesteramt, und sie lauschten mit gefalteten Händen. Der Greis las leise:

Gedichte.

Von Friedrich Marr.

Unsterblichkeit.

Sterblich in Raum und Zeit,
Zwischen Wachen und Traum,
In meiner Schöpfung Wunder hingestellt —
Was klagst du, mein Sohn?
War Liebe nicht der erste Blick
Aus glückseligem Mutteraug',
Mit dem die Welt dich begrüßte,
Und Schönheit deine Amme?

Hast du meiner Unendlichkeit
Nicht vollgemessen dein irdisch Theil,
Wie sich im Tröpflein Thau,
Das den Kelch der Rose schmückt,
Mit Myriaden meiner Welten
Der Himmel spiegelt?
Gab ich den Geist dir nicht,
Vor- und rückschauend,
Was war, was ist und sein wird,
Mit umfassendem Blick zu begreifen —
Wie aus dem Urnebel
Die Sonnen sich ballten,
Kinder gebärend,
Die sie umringen im leuchtenden Reigen,
Auf jedem Planeten
Ein anderes Alter
Der unendlichen Schöpfung,
Das du ahnend erschaust,
Die Mitgeschöpfe begrüßend,
Lichtgeborne, vernunftbegabte gleich dir,
Ihres Erdentages sich freuend,
Liebend und hassend, kämpfend und duldend,
Dem Tod auch erschaudernd wie du?

Und dämmert dir nicht das Ende der Zeiten
Im Geiste herauf —
Wenn der Schöpfung Riesenorgel verklungen,
Kein Atom mehr schwingt,
Der Kräfte holdes Wechselspiel
Zu ewigem Stillstand gekommen,
Und statt der Sonnen und Monde,
Die längst im Weltenbrande verglommen,
Den unendlichen Raum
Urnebel wieder erfüllt,
Lichtlos, leblos,
Götterdämmerung, Urnacht,
Aus deren Schoße vielleicht
Ein neuer Schöpfungstag
In strahlender Schönheit emporsteigt . . .

Was klagst du, mein Sohn,
Dass du sterblich bist —
Ist nicht Vergänglichkeit
Deines irdischen Loses bester Theil,
Die euch Leben und Lieben,
Unterliegenden Heldenmuth
Und still ertragenes Leid
Mit rührendem Zauber verklärt?
Und bebst du nicht zurück
Vor Ahasvers drohendem Grau'ngespenst,
Das nach dem Erlöser Tod
Umirrt in der Zeiten Schoß,
Zu ewigem Leben verdammt
Und unendlicher Qual?
Was wäre das Leben dir
Ohne des Tages flüchtigen Reiz,
Wenn jeder Genuss erschöpft, jedes Leid,
Ein zwecklos Spiel —
Die Welt, die nun verlockend, gewährend,
Ein prangendes Weib, glutäugig,
Von deinen Armen umstrickt,
Mit schwellendem Busen ans Herz dir sinkt,
Wie bald in Überdruss und Abscheu,
Nur mehr eine geschminkte Leiche!
Vergänglichkeit allein
Lehrt dich das Leben ertragen,
Und macht es dir schön und begehrenswert.
Der liebenden Mutter Kuss,
Des Vaters segnendes Abschiedswort,
Des Kindes süßes Stammeln,
Des Weibes Jubel bei deiner Heimkehr
Aus Kampf und Sieg:
Was wäre des Lebens holdester Reiz
Und jedes höchste Erdenglück,
Wenn es nicht einzig, vergänglich —
Und ohne Wiederkehr! . . .

So preise dein Schicksal, mein Sohn,
Das dir als sanfte Tröster
Den kummerlösenden Schlummer gesellt,
Und seinen stilleren Bruder,
Den Allbefreier und Allerlöser,
Meinen Friedensboten: den Tod!

er den Kelch und sprach: Nehmet und trinket. Mein Blut, das für euch vergossen wird. Das thuet zu meinem Andenken."

Als der Greis so gesprochen hatte, schnitt er sich vom Brote ein Stück herab und aß es. Dann gab er den Laib weiter von Nachbar zu Nachbar um den ganzen Tisch. Jeder und jede schnitt sich ein Stück Brot und aß. Hernach fasste der Alte den irdenen Krug, in welchem Wein war, trank daraus und reichte ihn ebenso hin, dass Nachbar um Nachbar daraus trinken konnte.

Das alles war ruhig und in tiefem Ernste vor sich gegangen. Dann sprach der Greis laut: „Brüder und Schwestern! Wir werden selig durch die Gnade unseres Herrn Jesu Christi. Amen."

Die Andacht war vorüber. Sie erhoben sich ungelenk und einer schaute den andern freundlich an. Als sie nun an der Thür den Vicar stehen sahen, gieng der Hammerherr zu ihm: „Herr Pfarrer, Sie haben wohl den Zug versäumt. Wir haben es uns gedacht. Da wir aber doch nicht wussten, ob Sie noch würden kommen können, so haben wir die Andacht gehalten, wie wir es gewohnt sind aus der Zeit, da wir keinen Geistlichen hatten."

Der Vicar war so sehr betroffen, dass er kaum Antwort zu geben vermochte. Er hatte hier etwas gesehen, erlebt, das ihm seit jeher im Geiste vorgeschwebt war. Er hatte den Gottesdienst der ersten Christen gesehen. — Er reichte den Nächststehenden schweigend die Hand. Besonders den Pfründner Friedel wollte er grüßen, dieser aber war nicht mehr zu sehen. Vielleicht aus Befangenheit und weil er befürchtete, der Pfarrer könne an seiner zwar nicht selbst angemaßten, wohl aber von anderen ihm für diese Stunde übertragenen Priesterwürde Anstoß nehmen. Er humpelte wieder in sein Armenhaus, das draußen am Rande des Ortes stand. Der Vicar sagte noch zu den Anwesenden: „Also ist Gottesdienst jeden Sonntag. Komme ich nicht, so thut, wie ihr heute gethan habt. Und komme ich, so wollen wir's auch nicht anders machen."

Am Abende nachher ist der Vicar mit der Eisenbahn zurückgefahren in sein Standquartier. Wie war er jetzt froh, am Morgen den Zug verschlafen zu haben. Also hatte er eine Offenbarung erfahren, in der sein Zweifel an die Gemeinde und seine Bedenken behoben worden. Nun nicht mehr die Frage, ob die Hostie auf die Zunge oder in die Hand zu legen sei. Alle Formfrage war gelöst. Von einer armen Berggemeinde, die seit einem Jahrhundert keinen kirchlichen Cultus mehr gehabt, hatte er nun gesehen, wie evangelische Christen Gottesdienst halten.

Wie verhält sich unser Volk zur religiösen Bewegung?

Von **Peter Rosegger.**

Es ist begreiflich, daſs die religiöse Bewegung, die seit ein paar Jahren in unseren Ländern herrscht, im Auslande, besonders im protestantischen Norden, mit großem Interesse beobachtet wird. Mancher Fremde, der zu uns kommt in die Alpen, schaut und horcht eigens aus, was denn da möchte vorgehen, und mancher fühlt sich enttäuscht: Bei diesem „Los von Rom“ sei eigentlich nichts los. Auf Gassen und Straßen sieht er die bekränzten Heiligenbilder, Wallfahrerscharen ziehen singend und betend den Gnadenorten zu, in den Bauernhäusern summen die Mariengebete, und bei dem Avemarialäuten entblößt alles sein Haupt. Es ist, wie es in katholischen Ländern immer gewesen. Die Kirchen sind gut besucht, die Messe geht unter feierlicher Andacht vor sich — aber nun kommt die Predigt. Diese geräth häufig in einen nervös erregten Ton und spricht immer wieder mit größtem Nachdruck davon, daſs die katholische Kirche die einzig wahre ist und warnt vor falschen Propheten. — Das erste Symptom, das dem Fremden auffällt. Wenn dann hie und da das Gespräch auf die Übertrittsbewegung kommt, so merkt er, wie die Mienen der Leute sich beleben, aber die Bemerkungen, die fallen, sind allgemeiner Natur — bloß nachsprechend, was man über die Sache so liest und hört; mancher Satz wird angefangen, der eine persönliche Meinung, ein eigenes Farbebekennen erwarten lassen möchte — aber der Sprecher bleibt stecken und der Satz wird nicht vollendet. Kurz, der Fremde wird nicht recht klug. Dann aber sieht er, daſs sich an vielen Orten evangelische Gemeinden bilden, daß Vicare berufen werden, die in öffentlichen Sälen, in Privathäusern vor ihrer kleinen Gemeinde und vor katholischen Zuhörern predigen. Aber die Vicare können es nicht sagen, wie sich das entwickeln wird. Wir alle wissen es nicht. Man möchte die Volksseele fragen können, was sie zu dieser Bewegung meint, aber sie scheint darüber keine Meinung zu haben, sie scheint mit mehr oder weniger Interesse einstweilen den Zuschauer abgeben zu wollen.

Wenn man mich also frägt, wie das steirische Volk sich zur religiösen Bewegung verhalte? so weiß ich keine bestimmte Antwort. Die größten Dinge vollziehen sich ja im Dunkeln, und man kann nur nach äußeren Anzeichen vorsichtig Vermuthungen aufstellen. Die folgenden Zeilen sollen einiges berichten nach dem, was in dieser Sache mir persönlich zugeht und was im täglichen Leben so beiläufig auffällt.

Du ahnst es nicht.

Du ahnst in deiner Demuth nicht,
Was dir in Blick und Wort und Lied,
In deiner Seele Himmelslicht
Für Reichthum doch der Herr beschied.

O denke meiner dann noch gern,
Wenn einst die Welt dir Kränze flicht,
Ein süßer Ton, ein holder Stern,
In Gottes großem Weltgedicht!

Frieden.

Wo jeder Wunsch uns abgethan,
Da hebt das Reich des Friedens an,
Ein frommes Schauen und Genießen,
Ein In-Natur-und-Gott-Zerfließen.
Wie Wölkchen hoch im Blauen schweben,
Die Quellen all zu Thale streben,
Die Wipfel sich im Weste wiegen,
Zum Felsenhorst die Adler fliegen,
Ins Abendgold die Alpen tauchen,
Die Rosen ihren Duft verhauchen,
Und der Geschöpfe bunte Reigen
Anbetend vor dem Herrn sich neigen.
Dem Strom der Dinge hingegeben,
Entschwebt dir fast das eig'ne Leben,
Weil du in allem, dir verwandt,
Dein eig'nes Wesen still erkannt.

Schwalbenflug.

Seid ihr heute fortgezogen,
Und in nächtlich stiller Stunde
Aufgebrochen nach dem Süden, —
Schwälblein, nimmermüde Segler,
Frühlingsseelen ihr der Welt!
Sah euch gestern noch in Lüften
Zu dem großen Flug euch scharen,
Zierlich hin und wieder schwenken,
Um den Thurm, die trauten Stätten
Eurer Lieb' und Elternsorgen,
Um die Giebel, um die Dächer
Rastlos eure Kreise zieh'n.
Und so scharen die Gedanken,
Meiner Lieder trunkne Seelen,
Bald sich zu dem Flug nach Süden,
Wo an blauen Meereswogen
Dem Gesang der Chiozzoten
Gern ein deutsches Mädchen lauscht,
Wenn die rothe Wintersonne
Dort den Segler auf dem Meere,
Golf und Berge rings vergoldend,
Sich zum Untergange neigt
Und ein Engel Träume spinnt:
Von dem gold'nen Meer des Lebens,
Das durch alle Herzen flutet,
Und durch alle Seelen schauert,
Dass in heißer Qual sie stöhnen,
Dass sie jauchzen vor Entzücken,
Von der einen flammendrothen
Gnadensonne dieser Welt,
Von der allgewalt'gen Liebe!

bei den einzelnen Menschen, wenn ihnen die confessionelle Frage nur erst einmal nahe gerückt worden ist, von selbst. — Die deutsche Volkspartei ist in dieser Sache schon gemäßigter, sie verbucht in ihren Blättern die evangelische Bewegung mit Sympathie, ohne besonders weiter einzugreifen. — Die liberale Partei, die nach meinem Empfinden wieder im Wachsen ist, hat für religiöse Fragen sonst keinen Sinn, schlägt sich aber hier fröhlich zur evangelischen Kirche, weil diese ihr für den Fortschritt doch weitaus günstiger zu sein scheint, als die römisch-katholische Kirche. — Und die conservative Partei? Nicht einmal diese hat gegen den Evangelismus als solchen viel einzuwenden, sie will nur um Gotteswillen keine Änderung erleben. Sehr vieles von dem Hergebrachten ist ihr zuwider, sie fühlt, dass es nicht mehr zeitgemäß ist, sie merkt, dass man damit vor anderen Völkern bedenklich zurückbleibt, aber sie kann sich nicht entschließen, Gewohntes aufzugeben, um damit etwa auch gesellschaftliche und geschäftliche Vortheile aufgeben zu müssen. — Die socialdemokratische Partei hat bei uns das Schlagwort ausgegeben: Religion Privatsache. Sie scheint also die Entscheidung über kirchliche und religiöse Fragen jedem Einzelnen überlassen zu wollen. Thatsache aber ist, dass diese Partei mit der römischen Kirche im unversöhnlichsten Kampfe liegt, während sie sich zum Evangelismus mehr neutral verhält. — Die Christlichsocialen, die „Backhendlchristen“, sind zu gemüthliche Leute, als dass sie den Protestanten Krieg erklären wollten. — So bleibt noch die clericale, die ultramontane Partei, die mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln gegen die evangelische Bewegung Stellung nimmt. Das wird man ihr wohl nicht verdenken können, wunder nimmt nur die so häufig zutage tretende Unklugheit, mit der sie den Kampf führt, und womit sie sich in den Augen der Vernünftigen und Gemäßigten mehr schadet als nützt.

Welche Mittel nun hat die ultramontane Partei im Kampf gegen den Evangelismus? Unzählige und übermächtige. Ich erwähne nur jene einflussreichen Stände und Gesellschaftsclassen, die an die Erhaltung des Alten, Landläufigen ihren Vortheil, wenn nicht gar ihre Existenzbedingung geknüpft sehen. Solche brauchen durchaus nicht religiös, ja nicht einmal Freunde der römischen Kirche zu sein, und sie werden doch für diese eintreten. Und damit ist der Kirche ein gewaltiger Bundesgenosse sicher.

Dann beruft der Ultramontanismus sich auf eine andere Macht und Burg, die unüberwindbar wäre, die von der römisch-katholischen Kirche nie und nimmer lassen, die im äußersten Nothfalle die Feinde dieser Kirche mit Gewalt aus dem Lande treiben würde. Diese Macht sei — das Volk. Vor allem die ungeheure Masse des Landvolkes und des Kleinbürgerthums. In diesem Bereiche fühlt die ultramontane Partei sich völlig sicher.

Die Bewegung ist einmal da. Selbst in Gegenden, wo alles ruhig zu sein scheint, fibriert sie in den Kirchenglocken. Und die Jesuitenmissionäre, die überall auftauchen, sind auch ein Zeichen der Zeit. Aber in größeren Orten, wie in Graz, Marburg, Fürstenfeld, Leibnitz, Fehring, Radkersburg, Cilli, Mahrenberg, Stainz, Deutschlandsberg, Köflach, Leoben, Trofaiach, Rottenmann, Knittelfeld, Bruck, Kapfenberg, Kindberg, Veitsch, Mürzzuschlag u. s. w. zeigt sie sich schon auch anders. Da werden evangelische Gemeinden gegründet aus alten Resten und neuen Zukömmlingen, da werden evangelische und altkatholische Gottesdienste gehalten, da beginnt man Kirchen zu bauen. Eine kleine, anfangs rein politische Anregung genügte, um den Berg ins Rollen zu bringen — er muss also schon locker gewesen sein. Seit etwa zwei Jahren sind in Steiermark mehrere tausend Personen aus der römisch-katholischen Kirche zum Evangelismus (ich rechne auch den Altkatholicismus dazu) übergetreten. Das ist eine Thatsache, die seit der Reformationszeit nicht mehr so vorgekommen war.

Nun aber — das Verhalten der Regierung, der Behörden zu dieser Bewegung? Naturgemäß sind diese vorwiegend für die Erhaltung des Bestehenden bestimmten Factoren gegen die Veränderung. Das bekannte Bestehende wird dem unbekannten Kommenden vorgezogen, und das Misstrauen gegen neue Bewegungen ist nicht bloß natürlich, es ist sogar bis zu einem gewissen Grade Pflicht der staatsleitenden Mächte. Trotzdem verhalten unsere Behörden, mit wenigen Ausnahmen, sich nicht voreingenommen und ablehnend gegen das Wachsen des Evangelismus. Es mag der Regierung manchmal wohl ein wenig bange werden vor dem Ultramontanismus, der ihr überall mitregieren helfen will; sie denkt vielleicht, es wäre nicht uneben, den Ultramontanismus mit dem Protestantismus ein bischen in Schach zu halten. Thatsächlich halten in unserer Frage die Behörden sich nach dem Gesetze, das Gleichberechtigung der Confessionen verbürgt. Aus den Alpenländern ist meines Wissens bisher kein Pastor ausgewiesen worden. Allerdings liegt bei Entscheidungen die rasche Erledigung oder die Verzögerung auch in der Macht des einzelnen Beamten, je nach seiner persönlichen Stellung zur Sache. Soweit bei unseren Beamten das Persönliche zum Ausdruck kommen darf, wird man merken, dass ihre Antipathie gegen den Evangelismus im allgemeinen keine besonders große ist.

Unsere Presse, unsere politischen Parteien, mit Ausnahme der ultramontanen, sind der Bewegung nicht abhold. Die nationale Partei hat ja den ersten Anstoß dazu gegeben, ihre Presse fördert die Sache mit großem Nachdruck, wenn auch zumeist nur aus politischen Gründen. Einer politischen Partei kann man ja schließlich auch nicht zumuthen, dass sie vorwiegend religiöse Anwandlungen habe. Solche kommen dann

wartet, dass meine katholischen Landesgenossen, wenigstens meine Verwandten, mir deswegen Vorwürfe machen würden. Bis heute ist das nicht geschehen. Clericale Blätter haben gelegentlich allerdings ihren Unmuth darüber ausgedrückt, was ich ihnen nicht verüble, ein paar anonyme Zuschriften beschimpfenden Inhalts hat's natürlich auch gesetzt; aus dem Volke aber ist mir keine einzige offene Klage zugegangen. Im Gegentheil, bei den meisten Leuten war eine gewisse Befriedigung darüber zu bemerken, dass nun auch die Evangelischen ihre Kirche haben sollten. Ein Bauer bei Mürzzuschlag that allerdings die Bemerkung: „dass du mir aber just vor meiner Nase einen lutherischen Tempel hinbauen musst!" Als er aber das schöne Kirchlein entstehen sah, mit dem schlanken Thurme und dem Kreuze darauf, da sagte er schmunzelnd: „Das ist erst schön geworden. Es ist halt doch auch eine christliche Kirche." — Und vollends, wenn sie in diesem Gotteshause das Bild der Heilandsmutter sehen werden, und wenn sie hören werden, wie in dieser Kirche das reine Evangelium Jesu Christi gepredigt wird, und die Sittenlehre schlicht für das tägliche Leben, dann dürfte sich bei einigen die Gleichgiltigkeit oder die eitle Neugierde in Wohlgefallen auflösen.

Unsere Katholiken sind durchaus nicht blind für gewisse Vorkommnisse in ihrer Kirche. Selbst in der Bauernschaft, von ruhigdenkenden, frommen Leuten kann man es hundertmal hören, wie sie Kritik üben, und oft eine weit schärfere als der Schriftsteller, der an eine kirchliche Reform denkt, es thun mag. An das, was die beiden Kirchen am schärfsten trennt, den politischen Organismus derselben, denkt das Volk gar nicht. Nur das, was ihm unmittelbar gegenübersteht, bestimmt sein Urtheil. Die Messe ist den Katholiken hoch heilig; aber dass der Priester dafür Geld nimmt, erscheint vielen anstößig. Mancher arme Priester müsste ohne solche Einnahme freilich verhungern, aber das sei eben die schlechte Einrichtung, die geändert werden müsste. Andererseits ist es gerade die Geldgier mancher Priester, die im Volke oft empfunden und gerügt wird. Die Marienverehrung ist jedem Katholiken eine Herzensfreude; aber gegen die Ausartung derselben in heidnischen Fetischdienst, wie sie neuerlich wieder auffallend zutage tritt, habe ich nicht bloß Laien aller Stände, sondern sogar auch katholische Priester protestieren gehört. Die priesterliche Ehelosigkeit wird im Volke meist nur dann gegeißelt, wenn aus ihr Unsittlichkeit und für die Gemeinde Ärgernis erwächst. — So finden die Leute an der römisch-katholischen Kirche wohl vieles auszusetzen, aber endlich, wenn es soweit kommt, sagen sie, übertreten wollten sie doch nicht.

Ich weiß Katholiken, arme Leute, die ganz aus eigenem Antrieb ihr blutiges Scherflein zur evangelischen Heilandskirche beigetragen haben,

Wenn es sich um ein ruhiges Stehenbleiben handelt, wird auf dieses Bereich schon ein Verlass sein. Wenn aber von außen lebhafte und anhaltende Beweggründe kommen, dann ist unser armes, gutes Volk zu schwach standzuhalten. Wir wissen ja, wie es seit Jahrzehnten von allerhand Culturagenten Rathschläge und Mittel annimmt, die ihm oft nichts weniger als nützlich sind; wir sehen, wie es der Mode, dem Genuss anheimfällt, wie es sich sachte loslöst vom Boden der Väter, wie die Knechte und Burschen, die Söhne der Bauern in die Fabriken gehen, Socialdemokraten und Atheisten werden ohne weiteres. Und dasselbe Volk sollte nicht auch zu haben sein für Dinge, deren Größe und Bedeutung nicht geleugnet werden kann, und von denen man hört, dass sie schon manches Volk stark gemacht haben? Zum mindesten wird es dem einziehenden Evangelismus nicht mit der Waffe entgegentreten. So viel echte Frömmigkeit einerseits und so viel Bigotterie andererseits in unserem Volke vorkommt, im ganzen steht es der religiösen Bewegung mehr gleichgiltig als feindselig gegenüber. Wenn so manchmal von Jesuiten oder kampflustigen Kaplänen die leidenschaftlichsten Predigten gegen andersgläubige Nachbarn in die Gemeinde geschleudert werden, so meint man, die Leute müssten fanatisiert sein, aus der Kirche tretend ihre Krampen, Sensen und Dreschflegel nehmen und gegen den „Antichristen" zu Felde ziehen. Nein, sie rühren sich nicht, sie bleiben ganz ruhig und verkehren mit den Lutherischen und Altkatholiken nach der Predigt genau so, wie vor derselben. Eher geschieht es, dass durch eifernde Prediger dieser oder jener neugierig gemacht wird, die verdonnerte Confession näher ansieht und sich mit ihr vertraut macht.

Offen gesagt, ich war selber überrascht, dass unser „gut katholisches" Alpenvolk die protestantische Propaganda in seinem Lande, in seinen Ortschaften, die Errichtung evangelischer Gemeinden, die Herbeiziehung evangelischer Pastoren, die Erbauung evangelischer Kirchen, die Abhaltung evangelischen Gottesdienstes so ruhig sich gefallen lässt. Es gibt ja natürlich immer einzelne Fälle, wo dagegen aufgetreten wird, die Conflicte spielen sich zumeist nur innerhalb der Familien ab. Im ganzen ist von einer Abwehr nichts zu spüren. Das katholische Volk nimmt sogar vielfach Antheil an evangelischen Gottesdiensten und beträgt sich dabei anständig und ehrerbietig. Es räumt Rathhaussäle und andere öffentliche Gebäude für evangelischen Gottesdienst ein. Es tritt (gegen Entgelt natürlich) Grundstücke ab zum Baue evangelischer Kirchen. Katholische Bauern bringen das Baumaterial herbei, katholische Maurer führen das Gebäude auf, katholische Dachdecker decken es ein, katholische Künstler statten es aus.

Als ich bei den Protestanten eine öffentliche Sammlung veranstaltete für eine evangelische Kirche in Obersteier, hatte ich fast ein wenig er-

katholische Priester kann man finden, besonders auf dem Lande und in entlegenen Pfarreien, deren Predigten näher dem Evangelismus als dem Katholicismus stehen. Man darf ja nicht glauben, dass alle katholischen Priester mit allen Forderungen der römischen Kirche einverstanden sind. Nur auftreten dürfen und können sie nicht dagegen. Mancher von ihnen ist gar nicht unglücklich darüber, dass die gegenwärtige religiöse Bewegung das christliche Bewusstsein aufrüttelt und zum alten Christenthume zurückdrängt.

Zum Schlusse die Frage, ob man auch den Altkatholicismus, der besonders in Steiermark Anhänger gefunden, zum Evangelismus rechnen darf? Es kann darüber gestritten werden, was ich aber für überflüssig halte, maßen über Confessionen schon genug gestritten worden ist, und maßen bei aller Achtung für die Form am Ende doch nur der Geist entscheidend sein muss. Ich halte den Altkatholicismus für eine christliche Kirche, die dem Evangelismus sehr nahe steht und die in unserem formenfrohen Volke eine Zukunft haben kann. —

Somit wäre ungefähr der Boden angedeutet, auf dem die religiöse Bewegung sich erhob. Ob sie sich sachte wieder verflüchtigt, ob sie sich weiter entwickeln wird zu großer Zukunft, das steht auf des Messers Schneide. Heiß zu wünschen ist nur das eine, dass die Gegensätze sich endlich mildern möchten. Auf dieser Welt, wo es so grenzenlos viel Streit gibt, möchte doch auf dem Gebiete der Religion Gottesfriede werden! Möchte es aus der Gährung endlich zur Klärung kommen, also etwa, wie es mein alter katholischer Pfarrer meint:

In der Hauptsach' Einheit,
In der Nebensach' Freiheit,
In allem — Liebe!

Verhängnisvoller Curs.

Heil! ruft man einander zu, weiß aber nicht recht, wo es ist oder was man darunter versteht. Nur das zeigt sich, dass das Heil dort nicht ist, wo es in unserer Zeit gesucht wird. Der „Heimgarten" will seine bekannte Meinung nicht allzuoft wiederholen. Hingegen gibt es andere Stimmen, die nicht minder nachdrücklich die Hand erheben, zur Weisung oder zur Warnung. „Die Grenzboten" sind gewiss kein reactionäres Blatt. In denselben bietet unter dem Titel: „Wohin gehen wir?" Ernst von der Brüggen eine Betrachtung über die wirtschaftlichen Ideale unserer Zeit. In diesem bedeutsamen Aufsatz sagt der Verfasser unter anderem:

Wir sind zum Industrievolk geworden.

Es ist eine sehr verbreitete Meinung, dass wir nun auf dem zu Größe und Glanz, auch zu Glück und Zufriedenheit führenden Wege

aber selbst übertreten, so fügten einige unbefragt bei, wollten sie doch nicht. Sie möchten schon in ihrem alten Glauben sterben. Wieder andere sind, die dem evangelischen Gottesdienste beiwohnen, sich der schönen, altdeutschen Lieder freuen, bei der Predigt häufig mit dem Kopfe Beifall nicken — als: so gefiele es ihnen schon. — Schließlich meinen sie, in Gedanken könne man wohl damit einverstanden sein, aber förmlich übertreten, das zahle sich bei ihnen nicht mehr aus. Die Kinder könnten dann machen, was sie wollten. — Vielfach fällt mir auf, dass man, wenn auch selbst beim Alten bleibend, die Kinder nicht mehr bindet. Das ist ein wichtiges Zeichen. — Die meisten Übertritte kommen denn auch bei jungen Leuten vor.

Vor blutigen Religionsbewegungen ist unsere Zeit einstweilen sicher, davor schützt sie die religiöse Gleichgiltigkeit der Menge, obschon es immer noch Leute gibt, die eher ihr Leben als ihr Bekenntnis lassen würden. Die katholische Kirche aber weiß ihre Kinder festzuhalten nicht bloß durch das religiöse Bedürfnis, sie hat auch andere fesselnde Eigenschaften und Vorzüge. Der Protestantismus hat voreilig vieles weggeworfen, was er — besonders in den Alpenländern — wieder wird aufnehmen müssen, was sogar viele Evangelische im „Reich“ nicht gerne entbehren. Stimmungsvoller, künstlerisch ausgestatteter Cultus, soweit er mit dem Evangelium vereinbar ist! Und wenn ausgelegt wird, dass das Evangelium nichts Sinnliches und Förmliches dulde, dass Gott nur im Geiste angebetet werden müsse — dann gehen ja selbst die Protestanten zu weit mit ihren Kirchen und Glocken und Gesängen und kirchlichen Gewändern u. s. w. Dann sei nichts als Geist — dann aber wird das Volk, das sinnliche, schönheitsdurstige, fernbleiben. — Das deutsche Volk, das durch Religionskriege nachgerade genug gelitten hat, träumt manchmal von einer Annäherung der beiden Kirchen in dem Sinne, wie mir vor kurzem ein katholischer Pfarrer schrieb: in necessariis unitas, in dubiis libertas, in omnibus caritas. — Ob jedoch die kirchlichen Behörden beiderseits eine solche Annäherung fördern oder auch nur wünschen würden? — Wenn die Hirten Freundschaft hielten, die Herden würden sich kaum bekriegen. —

Was die große religiöse Gleichgiltigkeit anbelangt, diese ist nur vorhanden, solange man das Wichtigste nicht in Gefahr sieht. Würde es sich um Vertheidigung des Christenthums handeln, würden die Juden ihren Glauben oder die Türken ihren Mohammedanismus bei uns einführen wollen, dann dürfte der Älpler bald zu seinen Sensen und Gabeln und Kugelstutzen greifen, während jetzt die Leute von den Evangelischen sagen: Sie sind ja ebenfalls Christen. Sie glauben ja an Jesus Christus, den Gottessohn. Sie haben nur nicht so viel Aberglauben. Sie halten sich mehr ans Wort Gottes.“ Derlei Bemerkungen hört man in unserem katholischen Volke an allen Ecken und Enden. Ja selbst

Thätigkeit des Großhändlers und weiter die des Großindustriellen. Dieser letzte ist ein Erzeugnis der Neuzeit, der Maschinenarbeit mit ihrer Massenproduction, die weder für den Handarbeiter, noch für den Fabriksherrn den sittlichen Wert des Handwerks hat. Der Großindustrielle steht der schaffenden Arbeit, dem Menschen und der Ware zu fern, er hat zu dem Arbeiter kaum sittlich lebendigere Beziehungen als zu der Maschine, er arbeitet vorwiegend mit Zahlen und Preislisten, er handelt mit Werten, an deren Entstehen er einen nur sehr entfernten Antheil hat. Die Großindustrie entwickelt das Talent für Organisation, für Beherrschung complicierter und großer Verhältnisse und Einrichtungen; aber indem sie nicht einzelne Menschen, sondern Massen zu Kunden, nicht Lehrlinge, sondern Arbeitseinheiten in ihrem Dienst hat, wird sie leicht gewaltthätig in der Organisation, hart gegenüber dem Arbeiter und herrisch gegenüber dem Kunden.

Robertson in seinen „Religiösen Reden" sagt: Bei gewissen Nationen ist der Erwerbstrieb unmäßig, ja krankhaft zu nennen, so bei uns Engländern. Dieses Trachten nach Besitz ist die Quelle unserer Größe und unserer Erniedrigung, unseres Ruhmes und unserer großen Schmach; es ist die Ursache unseres Handels, unserer Seemacht, unseres ungeheueren Reichthums, unserer Erfindungen, zugleich auch die Quelle unserer Streitigkeiten und Parteiungen, unseres schmachvollen Pauperismus, und der schlimmer als heidnischen Verwilderung und Entartung der großen Massen unserer Bevölkerung. Was aber noch besonders merkwürdig ist, ist die Thatsache, dass es unter allen Völkern der Erde keines gibt, das so wenig imstande ist, sich zu freuen, wie wir. Die feinere Organisation, die andere Völker auszeichnet, ist uns versagt; unser Sinn für Musik ist wenig entwickelt, unser Schönheitssinn nicht lebendig und scharf; unsere Feste sind laut und lärmend und enden mit Langeweile und Verstimmung. Wir verstehen uns nicht zu freuen, zu genießen; wir bedürfen vor allem der Arbeit, dieser Grundbedingung der menschlichen Natur. Und so fahren wir immer weiter fort im Sammeln und Anhäufen, als wenn wir dadurch genussfähiger werden könnten, wenn wir noch mehr besitzen. Sich aus der Gesellschaftsclasse, in der man geboren und erzogen ist, hinaus und sich in eine höhere hinein zu schwingen, ist die jährliche, tägliche, ja stündliche Beschäftigung von Millionen unter uns. Dieses Bestreben „hinauf" könnte von Wert sein, wenn es in Wahrheit ein „hinauf" bedeutete, wenn man ein geistiges, moralisches, ja nur ein physisches Steigen darunter verstünde, und nicht nur ein eingebildetes. Unsere Mittelclassen haben schon vollen Antheil an den Genüssen der Reichen, und das Einzige, was ihnen fehlt, ist derselbe Prunk bei der Befriedigung. Das „Mehr", nach dem sie streben, bedeutet aber nur ein Mehr an Equipagen, Häusern, Geld und Luxus, ohne doch dadurch

den herzustellen ihm die Maschine, ja man könnte sagen, er der Maschine hilft.

Am höchsten auf der Stufenleiter der Abstraction von der realen schaffenden Arbeitswelt, und am niedrigsten auf der Stufenleiter der sittlich erziehenden Berufe steht das reine Geldgeschäft, die Börse. Hier ist Natur, Mensch, selbst die materielle Arbeit beseitigt, kurz das, was die Welt des Menschlich-Sittlichen im Erwerbsleben in sich schließt, und man hat die Abstraction der Zahl und des Geldes neben den Abstractionen der Finanz und der Politik und Industrie vor sich — Gebiete der praktischen Intelligenz, die an sich keinen sittlichen Boden darstellen. Dem Börsenmann erwächst aus seiner Arbeit keine schöpferische Befriedigung, wie sie die Arbeit dem geringsten Handwerker gewährt. Die Arbeit des Geldwechslers, des Börsenmannes schafft nicht, sondern verschafft; sie sucht nach einem Antheil an dem Gewinn der Arbeit anderer, und sie leistet nur dies, denn sie bringt unmittelbar keine neuen Werte hervor. So nothwendig die Börse, die Großindustrie im heutigen Wirtschaftsleben sind, so beweist ihre Nützlichkeit noch keineswegs ihren sittlichen Nutzen. Solange die Welt steht, hat man die Goldesbegierde immer als eine unheimliche, dämonische Macht angesehen, die dem sittlichen Charakter des Menschen gefährlich sei, hat man von dem Fluch des Goldes geredet. Der Fluch wird gesühnt durch die Arbeit, die ihres Lohnes wert ist. Je geringer diese schaffende Arbeit ist, je unmittelbarer das Geld sowohl Zweck als auch Werkzeug der Arbeit ist, umsomehr verliert sie ihre sühnende Kraft. Das Menschliche, Persönliche tritt zurück, die todte Zahl verdeckt alles. Dem Egoismus, der Habsucht, der Grausamkeit stellt sich nichts in den Weg, denn man kennt ihre Opfer nicht. Der Gewinn, der Erfolg heiligt alles. Daher verwaltet keine Regierung so hart, als Compagnien oder Actiengesellschaften. Der Actionär einer Chartered Company erscheint in der Generalversammlung mit dem einzigen Ziel, seine Dividende zu steigern, und ist sehr gleichgiltig gegen Tausende, die verhungern um dieses Zieles willen. Der Actionär übt die Gewalt eines Beamten aus ohne dessen Verantwortung oder mit sehr geringer Verantwortung. Es ist verhängnisvoll, dass Börse und Tagespresse, diese beiden stärksten öffentlichen Kräfte unserer Zeit, von den zweifelhaftesten Existenzen beherrscht werden. Diese beiden Gewalten, die sich gegenseitig unterstützen, sind fließend und wechselnd; sie gleiten beide leicht in die Hand des beweglichen Volkes, das von jeher das Handelsgeschäft sowohl mit den materiellen als mit den immateriellen Gütern anderer Völker am besten verstanden hat.

Die Arbeit des Börsianers ist, besonders solange er die gesicherte Höhe noch nicht erreicht hat, zum guten Theil ein Spiel mit fremdem Gut, mit dem Lohn fremder Arbeit. Ihr am nächsten steht hierin die

Hätte, so sagen wenigstens die Kunstrichter, der große Goethe kein anderes Gedicht geschaffen als das kleine Nachtlied des Wanderers „Unter allen Wipfeln ist Ruh'“, so wäre er doch einer der größten Lyriker aller Zeiten und Völker; manch ein Leser aber beutelt den Kopf und sagt: „Was machen die Herren doch für Geschichten! Dass am Abend unter allen Wipfeln Ruhe ist und die Vögel im Walde schweigen, und dass ich mich auch nach Ruhe sehne, das ist doch gar nichts Besonderes, und ich hätt's auch herausgebracht, wär' mir der Frankfurter nicht zuvorgekommen!“

Oder nehmt eine recht anschaulich geschriebene Erzählung oder eine naturalistische Scene aus dem Volksleben!

„Accurat so ist's“, sagt der Leser und schnalzt vergnügt mit der Zunge. „Rein photographiert hat er d' Frau Mahm und phonographiert ihr Gebelfer! Ist aber weiter keine Kunst daran, braucht sich einer nur in einen Winkel zu setzen und fix zu schreiben, wenn die Alte ihren Keppeltag hat!“

Und der Leibpolitiker vom Tagblatt? „Auf den Kopf hat er den Nagel getroffen“, meint der Kritiker aus dem Volke; „justament so hab' ich's mir auch gedacht .... nur aufg'schrieben hab' ich mir's nicht!“

In der That ... das ist das ganze Geheimnis der Schriftstellerei; man braucht nur erstlich einmal Gedanken zu haben, und zweitens und letztens, man braucht nur diese Gedanken oder diese Gefühle oder diese Traumgebilde der Seele in Worte zu kleiden, die im Leser die nämlichen Gedanken, Gefühle oder Traumgebilde wecken oder ausschalten.

Schon in der Sprachlehre heißt es: „Ein Satz ist ein in Worten ausgedrückter Gedanke.“

Wenn nur vom Gedanken, immer vorausgesetzt, dass er überhaupt da ist, zum Worte, schon zum gesprochenen, noch mehr aber zum geschriebenen Worte, nicht gar so ein weiter Weg wäre! Ein Weg, auf dem beinahe immer ein guter Theil des Gedankens zurückbleibt, so dass man das Gewollte im Vollbrachten oft kaum mehr wieder erkennt!

Wahrlich, dem Gedanken das ihn völlig deckende Wort zu verleihen, das ist eine große Kunst, wie's ja der Seppl gleich merkt, sobald er der Liesl seine Liebe schriftlich gestehen will, oder der Dorfvorsteher, wenn er sich anschickt, an die Behörde einen ausführlichen Bericht zu verfassen!

Diese Kunst will, selbst die natürliche Begabung vorausgesetzt, geübt sein ... so gut wie etwa das Clavierspiel.

Und ebenso wie der Clavierschüler viele tausendmal die unrichtigen Tasten anschlägt und die gräslichsten Misstöne erzeugt, bis er endlich

die Fähigkeit des Genießens steigern zu können. Und so ist denn die Wurzel all unseres Strebens Geiz und Begehrlichkeit, nicht der Wunsch, mehr zu genießen, sondern immer mehr zu haben. Darum sollen auch wir uns das Wort Christi gesagt sein lassen: „Hütet euch vor dem Geiz", und er fügt hinzu: „Niemand lebt davon, dass er viele Güter hat."

Mit welchem Triumph ist der „Übergang zur reinen Geldwirtschaft" von der herrschenden Theorie überall begrüßt worden! Jetzt sind wir soweit: Actie und Courszettel regieren die Arbeit und den Besitz des Volkes. Je reicher wir werden, umso weitere Schichten des Volkes drängen sich heran, an dem Reichthum ihr Theil zu haben. Wer es nicht hat, sucht den Schein zu erwecken, als hätte er es. Man setzt nicht mehr seinen Stolz darein, seinem Stande anzugehören, sondern darein, Geld zu haben; man sagt nicht mehr: „Ich bin das", sondern „ich habe das", ein Wertmesser, der bei den Juden längst in Gebrauch ist; nicht die Person hat den Wert in sich, sondern der Besitz, und zwar ist der Besitz, der der fungibeln Natur des Geldes am nächsten kommt, der papierene, der verbreitetste Wertmesser für die Beurtheilung von Menschen. Welcher ethische Niedergang! Der Grundbesitz machte ehedem den Adel; aber welcher gewaltige Unterschied an sittlicher Kraft und Berechtigung liegt in der Stellung eines Edelmannes, dessen Gut eine Million wert ist, verglichen mit der Stellung eines Mannes mit einer Million in Papieren! Und nach Papier, nicht nach Erde, nach dem Coupon, nicht nach mühseliger, aber gesunder Landarbeit drängt alles. Jeder sucht in Arbeit und Besitz die Entfernung bis zum Gelde möglichst abzukürzen, dem Gewinn möglichst nahe zu sein, der schaffenden Arbeit möglichst fern zu bleiben.

Stilproben aus der Lehrwerkstätte angehender Schriftsteller.

Von **Josef Wichner**.

Manche Leute stellen sich das Schriftstellern überaus leicht vor, und wenn man das zu diesem Geschäfte nöthige Material, Papier und Blei oder irgend eine andere Schwärze, betrachtet, so kann es in der That kaum etwas Simpleres geben.

Auch eine fertige, wahrhaft volksthümliche Dichtung von der Art, dass jeder Mensch seine Freude daran hat, dass jeder seine Welt darin findet und seines Herzens Saiten mitklingen, ist zumeist ein so einfach Ding, dass man vermeint, der Dichter habe einem nur's Wort vom Munde weggenommen, sonst hätte man's ja auch gesagt und wär' auch ein berühmter Dichter geworden.

In den Gärten arbeiten die Leute, und die Bauern düngen ihre Felder.

Hüon (der Held in Wielands „Oberon“) begab sich auf die Reise nach des Sultans Tochter, Bart und Zähnen.

Scherasmin bewährte seine Tapferkeit, indem er wie rasend ins Horn stieß.

Die meisten Dinge weisen eine doppelte Seite auf.

Alexander der Große verrichtete in den Ruinen von Troja seine Andacht.

Es gibt auch Kühe, welche keine Milch geben; diese heißen Ochsen.

Als Cyrus noch nicht auf der Erde war, da hatte er einen Großvater namens Astyages.

Cyrus weidete als junger Knabe unter den Herden.

Harpagus steckte den Brief an Cyrus in einen Hasen, weil es damals noch keine Couverts gab.

Der Perser Zopyrus schnitt sich den Kopf ab und gieng nach Babylon. [1])

Die Hauptnahrung der Chinesen sind Insecten.

Im Winter sind die Leute an warme Mäntel und Pelzhandschuhe gebunden.

Das Schlittschuhfahren ist gar ein gesundes Vergnügen, bei dem man sich leicht verletzen, einen Fuß verstauchen oder auch eine lebensgefährliche Erkältung zuziehen kann.

Der Strom stürzt tosend von einer Höhe zur anderen.

Leonidas gelobte, den Posten bei den Thermopylen nur sterbend zu verlassen, und er that es auch.

Als Tirol an Baiern abgetreten und eine höhere Besteuerung eingeführt worden war, da wurden die religiösen Gefühle des Volkes sehr verletzt.

Die höchste Strafe in Athen war der einfache Tod.

Welch traurige Folgen würde die Niederlage der Griechen in den Perserkriegen gehabt haben, wenn die Griechen nicht gesiegt hätten!

Das Holz kommt meist in den Wäldern vor.

Das Eichhörnchen trägt im Herbste Nüsse zusammen und verstopft dann sein Loch.

Mit einer gestickten Hauskappe auf dem Kopfe, die Füße mit Pantoffeln bedeckt, macht uns Goethe in seinem Epos „Hermann und Dorothea“ mit dem Wirte zum goldenen Löwen bekannt.

---

[1]) Eine Analogie ist die Predigt eines naiven Priesters: „Heidnische Bauern schlugen dem heiligen Eusebius das Haupt ab. Der Heilige aber, (welch Wunder!) bückte sich, nahm das Haupt in beide Hände, trug es in die nächste Kirche, stellte es auf den Altar und küsste es.“

sein Instrument beherrscht, so ergeht's dem, der seine Gedanken aussprechen oder gar niederschreiben will.

Gemeint hat's der Schriftstellerlehrling immer recht, so behauptet er wenigstens, aber gesagt und geschrieben hat er oft den vollendetsten „Stumpfsinn", eben weil er sein Instrument noch nicht beherrscht.

Ich bin seit vielen Jahren Lehrer der deutschen Sprache an Mittelschulen, aus denen ja die künftigen Schriftsteller hervorgehen, und ich habe das sehr zweifelhafte Vergnügen, jährlich gegen achttausend deutsche Aufsätze zu corrigieren und die Nasen der Schüler an jene Stellen zu drücken, wo sie für ihren richtigen (?) Gedanken das passende, deckende Wort nicht gefunden haben. Ich gestehe auch offen, dass diese Stellen für mein Zwerchfell, dem hie und da eine heilsame Erschütterung noth thut, so ziemlich die einzigen Oasen in der Wüste einer ermüdenden und den Nerven nicht gerade heilsamen Thätigkeit sind.

Ich will den Lesern einige Proben aus dieser „Stiefelfabrik" mittheilen; ein herzliches Auflachen kann ja auch ihnen nicht schaden, und wenn sie gefälligst nachdenken, was etwa der angehende Schriftsteller hat sagen wollen und worin der Schnitzer besteht, nun . . . so lernt er dabei auch etwas und dankt mir's, wenn er einmal im Federkriege Lorbeeren erntet.

Ich verzeichne hier, von jedem Zusammenhange losgerissen, nur einige „in Worten ausgedrückte Gedanken", wie ich sie mir bei der Durchsicht der Arbeiten angemerkt habe.

Möge mir der heilige „Confucius" mein boshaft Unterfangen gnädigst nachsehen!

*
* *

Als es dunkelte, schwiegen die singenden Vögel.

Es lohnt sich, darüber nachzudenken, warum eine menschliche Ansiedlung gerade dort, wo sie sich befindet, und nirgends anderswo entstanden ist.

Den einen Tag fraß der Drache einen Hirten sammt der Herde, den anderen einen Pilgerzug.

Es hatten bereits mehrere Ritter den Versuch gemacht, den Drachen auf Rhodus zu tödten; sie wiederholten aber diesen Versuch nicht mehr, weil sie dabei ihr Leben verloren hatten.

Der Großmeister hatte strengstens verboten, den Drachen zu erlegen.

Der Ritter begab sich in Begleitung einiger Doggen und Knappen auf den Rücken seines Pferdes.

Als der Drache giftigen Wind von sich ließ, kehrt sich die Dogge schnell ab.

Auf dem Scheitel des Greises ruhten schon siebzig Lenze aus.

Endlich vernahm man das Blasen einer herannahenden Feuerspritze, die als rettender Engel erschien.

Ich will mich nun bemühen, dir alle Einwendungen, welche du in deinem letzten Briefe erhoben hast, aus dem Kopf zu schlagen.

Die Sagen von den Nibelungen waren zuerst aus einzelnen Liedern zusammengesetzt; das Nibelungenlied zerfällt in drei größere und mehrere kleinere Handschriften.

Murmelthier und Dachs und der dickbauchige Maulwurf entwinden sich erst im Frühling den Armen des Morpheus.

Der König war sehr grausam, sowohl gegen seine Unterthanen, als auch gegen seine Mitmenschen.

Dumpfe Schritte näherten sich dem Hochaltare und sprengten das Tabernakel auf.

Phidias schuf die aus Gold und Elfenbein verfertigten Statuen.

Übermäßiger Alkoholgenuss ist ein gewaltiger Nagel zum menschlichen Sarge.

Manche Familiennamen werden vom Besitze abgeleitet, z. B. Friedrich mit der leeren Tasche.

Die gefällten Bäume fallen zu Boden.

Die Bevölkerungszahl verdankt ihre Größe hauptsächlich dem Militär. [1])

Das Mädchen suchte den Jüngling mit Liebestränken zu umgarnen.

Im Hintergrunde erblickte man das schrecklich zugerichtete Bett der Stalldirne; hier wurde das Vieh noch rechtzeitig gerettet. [2])

Durch eine Öffnung des Kerkers fiel ein schmaler Sonnenstrahl.

Am Morgen ist der Geist sowie alle anderen Körpertheile zur Arbeit am geeignetsten.

Schauspieler gab's in Griechenland nie mehr als drei.

„Von der Stirne heiß
Rinnen muss der Schweiß,
Soll das Werk den Meister loben."

Wie wahr, o wie wahr! Oder muss nicht die Henne, wenn sie die Eier ausbrütet, große Sorgfalt darauf verwenden und mit Ausdauer sitzen bleiben, damit sie die Vermehrung ihres Geschlechtes zum Lohne habe?!

Diana versagte den Griechen aus Zorn über Agamemnon ihren guten Wind.

In Aulis warteten die Griechen vergebens auf einen guten Wind, da ihn Diana zurückhielt.

[1]) Du ahnungsvoller Engel, du!
[2]) Aus der Schilderung eines Brandes.

Der goldene Löwenwirt ist im Besitze eines Gasthofes, für welchen der Weinberg das Getränke, seine Gattin den nöthigen Imbiss liefert.

Hermanns Vater benützte die günstige Gelegenheit, da sein Haus brannte, der Nachbarin eine Liebeserklärung zu machen und sie zu küssen.

Hermanns Vater hatte schon längst den Wunsch, von einer Schwiegertochter umgeben zu sein.

Der Apotheker ist ein äußerst gelungener Mensch; er ist eine alte, spassige Figur in der Dichtung.

In Heines Gedicht „Belsazar" befinden wir uns um Mitternacht.

Als Belsazar in Babylon betrunken war, befahl er einem Knechte, die heiligen Gefäße aus Jerusalem zu rauben und ihm zu bringen.

Der junge Lord von Edenhall bemerkte in seiner Trunkenheit nicht, wie die Feinde in seine Burg eindrangen und ihn erschlugen.

Frau Hitt strotzte vor Schönheit.

Niobe wurde in Stein verwandelt und auf einen Berg versetzt, wo sie heute noch träufelt.

Der Besitzende kann wohl ohne Reichthum, nicht aber ohne Gesundheit völlig glücklich sein.

Das Silber beglückt den Menschen nur auf Erden.

Gessler ließ zu Arnsdorf einen Hut hängen und brachte den Tell nach der Festung Kufstein.

Die Ameise erträgt alles geduldig, und nie hat einer eine murren gehört.

Der Bau der Ameisen erreicht eine Größe, dass er uns ganz gut als Lagerstätte dienen könnte.

Stirbt eine Ameise, so bereiten ihr die anderen ein ehrenvolles Grab.

Die Ameisen treten überall mit bewunderungswürdiger Emsigkeit auf.

Die Ameisen bespritzen ihre Feinde unbarmherzig mit ihrem tödlichen Gift; dagegen pflegen sie die Blattläuse, welche ihnen Schleckereien geben, mit der größten Sorgfalt: dies soll sich der Mensch zum Beispiel nehmen.

Der Tod des Götz entspricht seinem Leben: er stirbt an den Wunden, die er in offener Schlacht erhielt, weil sein ganzes Wesen durchaus offen und gerade war.

Die Haut der meisten Hausthiere benützen wir erst dann, wenn wir sie getödtet haben.

Tellheim war Major in preußischen Diensten und nebenbei auch ein großmüthiger Mensch.

Schwach und hilflos kommt das Kind auf die Welt. Wie könnte sich der Wurm wohl allein durch alle Gefahren zu seinem Ziele, dem Staate und der Kirche zu dienen, und zur ewigen Seligkeit hindurchwinden, wenn er keine Führer hätte?!

Gott ist gütig und gerecht: Leonore soll ihren Wilhelm haben, so will es der gütige Gott; sie soll den todten Wilhelm haben und durch ihn zugrunde gehen, so will es der gerechte Gott.

Der Fisch hat die Eingeweide im Leibe unten, damit er nicht auf den Rücken falle.

Die Buchdruckerkunst ermöglicht es, die Gedanken eines einzelnen in tausenden von Exemplaren der Welt mitzutheilen.

Die Grube hat die Gestalt eines Würfels, der höher als breit ist.

Ein Pferd erzählt: „Mein Herr behandelte mich sehr schlecht und bekam kaum genug zu fressen."

Dem Unglücklichen quoll eine Thräne nach der anderen aus den getrockneten Augen.

Der Mann erzählte seine erfahrungsreiche Lebensgeschichte.

Das Eisen ist ein steter Begleiter des Menschen von der Geburt bis zu seinem Tode; denn als Kind begrüßt es ihn mit einem eisernen Bettgestelle, und nach dem Tode ist es der letzte Sargnagel, der ihm ein stilles Lebewohl in die Ewigkeit nachruft.

Wenn ich meine Arbeiten vollendet habe, so ruhe ich auf einem Divan, mit schwarzem Leder überzogen und mit silbernen Nägeln beschlagen, aus.

In einer Ecke meines Zimmers steht der eiserne Koffer, in dem ich nach der Arbeit so gerne sitze und lese.

Auf dem Tische liegt ein Kalender, welcher mehrere Schubladen hat.

Der Diamant ist nicht so hell und klar wie der lichte Tag, wenn er, aus der Erde dunkelm Schoß emporsteigend, sich dem blinden Zufalle ergibt.

„Undank ist der Welt Lohn", das ist ein bedauernswertes Sprichwort.

Reineke Fuchs sollte wegen Mordes hingerichtet werden, und zwar in seiner Abwesenheit.

Der Mensch ist ein Strohhalm, der vom Schicksale hin- und hergeworfen wird.

Da wir hungrig waren, setzten wir uns über alles, auch über alte Würste und schimmeligen Käse, hinweg.

Hamerling war unser Mitschüler; daher verdienen wir es wohl, dass er als Büste auf uns herabblickt.

Ich würde dich gerne besuchen, wenn es die Möglichkeit gestatten würde.

Der Thron von Schottland war dem Leicester zu klein; darum wollte er sich auf den von England setzen.

Es ist schauderhaft, wenn man bedenkt, dass das Nibelungenlied so lange unbekannt war.

Hannibal sagte: „Meines todten Bruders Haupt zerschmetterte meine letzte Hoffnung; am Misslingen meiner Pläne ist die Engbrüstigkeit meiner Mitbürger schuld."

Unter den Aposteln trug Judas die Casse, und wohlthätige Leute warfen ihr Geld hinein.

Jetzt fahren bereits Pferdebahnen ohne Pferde, nämlich die elektrischen Bahnen.

Ein alter Postwagen wälzt sich mühsam daher, und er entlockt seinem Horne lieblich klingende Weisen.

Die Nibelungen zogen auf der Donau nach Ofen, die Hunnen segelten auf ihr nach Rom.

Auf der Landstraße stolpert die Postkutsche daher.

Der Elefant hielt seinen Rüssel über den seines Herrn.

Im Frühlinge schlagen die Bäume Blätter aus.

Menschen und Thiere freuten sich im Frühling und riefen ihm ein donnerndes „Heil!" zu.

Beim Orakel von Delphi wurden zweideutige Reden geführt.

Die Götter des Himmels aßen Ambrosia und tranken aus dem Neckar.

Die Cyklopen waren ungeschlachtete Riesen.

Der Jagdhund des Odysseus lag sterbend auf dem Misthaufen, welcher mit dem Schweife wedelte.

Die Römer führten den Pflug über Carthago mit der Hauptstadt Utika.

Klopstock heiratete die Meta Moller; allein es war ihm kein langer Friede bestimmt.

Karl Moor war von Natur aus mit Geist und Körper reichlich versehen.

„Demetrius" ist das letzte Bruchstück des großen Dichters Schiller.

Wir können von den Thieren vieles lernen; als Beispiel hiefür mag der Todtengräber dienen, ein Käfer, der kleine todte Thiere zu verscharren pflegt.

Erzherzog Franz Josef wollte der Schildwache ein Goldstück in die Tasche stecken; allein er war zu klein, um in die Tasche gelangen zu können.

Im Herbste büßen die Blumen infolge der Kälte ihr schmuckes Haupt ein.

Wenn der Herbst kommt, bringt der Fuchs wohl eine fette Gans oder ein Hühnchen für den Winter[1]) in seinen Bau.

Lenore[2]) fluchte einmal einen ganzen Tag lang bis tief in die Nacht hinein ohne Unterlass.

---

[1]) Er räuchert das Fleisch wahrscheinlich!
[2]) In Bürgers bekannter Ballade.

Nachstehende, vorzugsweise aphoristische Stellen, welche — größtentheils während des Triester Aufenthaltes — den an eine Grazer Dame gerichteten Briefen Hamerlings entstammen, gewähren einen wertvollen Einblick in das Seelenleben des „Sängers der Schönheit“.

19. October 1862. ... Sie drücken den Wunsch aus, in den kleinen Kreis einzutreten, der sich aus meinen ältesten Grazer Freundinnen und Freunden gebildet hat und den wir uns die stille Gemeinde zu nennen gewöhnt haben. Dieser enge Kreis erhält leider durch den Umstand eine gewisse Geschlossenheit, dass eines der Mitglieder, eine Dame, etwas menschenscheu und eigen geartet ist. Ich möchte nun dieser Dame keinen Zwang anthun, ja ich möchte nicht einmal, dass sie sich selbst welchen anthue — denn ein solcher Zwang würde sich zum Nachtheil der geselligen Unbefangenheit fühlbar machen — aber ich gebe die Hoffnung nicht auf, zwischen Ihnen und denjenigen meiner Grazer Freunde und Freundinnen, die ich am meisten schätze, eine förderliche geistige Beziehung und Berührung herzustellen. Übrigens denke ich ohnehin einen eigentlichen Verein unter dem Namen des Sonnenblumenordens zu stiften, der auf breiterer Grundlage angelegt sein wird. In diesem weiteren Kreise denke ich dann alle, die mir lieb und wert sind und die sich zu geistigem Verkehr mir anschließen wollen, zu vereinigen. ...

25. October 1862. ... Gerne gebe ich Ihnen über das 42. Ghasel Platens die gewünschte Aufklärung. Die vier Sonettendichter, von welchen Platen in der erwähnten Sonette spricht, sind, wenn ich mich recht erinnere, Petrarca, Camoens, Shakespeare und Rückert. Sie gestehen, an der Ghaselenform und an Platens Dichtungen überhaupt noch nicht recht Geschmack finden zu können, so will ich Sie nur auffordern, sich durch den fremdartigen, vielleicht sogar antipathischen Eindruck, den Ihnen einzelne große Dichter und Schriftsteller anfangs machen, von ihrer Lectüre, ihrem Studium nicht abschrecken zu lassen. Wollen Sie die Grenzen Ihrer geistigen Wesenheit erweitern, so müssen Sie nicht immer nur das vornehmen, was Ihnen verwandt und sympathisch ist; Sie müssen heranziehen, was Ihnen fremd ist und es sich zu assimilieren suchen. Sie müssen sich ein wenig umsehen, was in anderen Zeiten, bei anderen Völkern gedichtet und gesungen worden. Dadurch werden sich Ihnen neue Welten aufthun und mehr und mehr wird sich Ihnen der Sinn ausbilden, der in unseren Tagen so selten ist, der Sinn fürs Edle, für den höheren Stil des Schönen. ... Lassen Sie sich nicht irre machen, wenn andere Leute oder selbst Literaturgeschichtenschreiber Platen herabsetzen und nur von „Seite der Form“ gelten lassen wollen. Geben Sie auch auf mein Urtheil etwas. Ich wäre ein gesünderer, vielleicht ein glücklicherer

Der liebste Aufenthaltsort der Jungfrau von Orleans war ein alter Eichbaum.

Die Großmutter saß gewöhnlich beim Ofen; denn sie fror beständig und suchte die Ofenwärme auch im Sommer.

Der Mensch kann ohne die anderen Menschen nicht leben, wie auch die anderen nicht ohne ihn leben können.

Heimlich schleichend naht der Zahn der Zeit heran. —

Doch genug des grausamen Spieles! Manch einer dieser „Geistesblitze“ wirkt geradezu verblüffend, und man weiß nicht, hat die liebe Unschuld oder der Schalk die Feder geführt.

„In bunten Bildern wenig Klarheit,
Viel Irrthum und ein Fünkchen Wahrheit.“

Diese Worte Goethes charakterisieren wohl auch die Stilübungen dieser angehenden Schriftsteller; aber . . .

„Ein guter Mensch in seinem dunkeln Drange
Ist sich des rechten Weges wohl bewusst.“

Und so spitzt wohl die Muse ihr Mündchen schon, um den einen oder anderen dieser jugendlichen Confusionshofräthe mit ihrem Weihekusse zu beglücken.

Und . . . völlig zu verzagen braucht keiner; denn unsere Tagesschriftsteller producieren auch solche Stiefel!

Zur Charakteristik Robert Hamerlings.

Von ***

Nicht umsonst bezeichnete der gefeierte Dichter seine Selbstbiographie als „Stationen meiner Lebenspilgerschaft“. Ihm war es nicht gegönnt, in der Vollkraft körperlicher Rüstigkeit, im ungestörten Seelengleichgewichte des behäbigen Genussmenschen auf der breiten Heerstraße des Lebens dahinzuschlendern; ein unerbittliches Geschick zwang ihn zu ermüdender Pilgerfahrt auf dornenübersäetem Pfade. . . .

Die Entbehrungen der Jugend, das physische Übelbefinden der späteren Jahre, und nicht zuletzt die keinem Sterblichen ersparten, einer zartbesaiteten Dichterseele, die stets von glühendem Drange nach Schönheit und Vollkommenheit erfüllt war, doppelt schmerzlichen Bitterkeiten des Lebens umdüsterten das ursprünglich zu sonnigem Humor veranlagte Gemüth des Dichters immer mehr und mehr und erfüllten dasselbe zuletzt mit schrankenlosem Pessimismus, sosehr er sich selbst dagegen wehrte.

21. November 1862.... In der Kunst, mit Menschen zu verkehren, ist das Capitel über den Umgang mit Freunden und Freundinnen das schwierigste. Sein Hauptthema wäre vielleicht folgendes: Fordere nichts — lass dich auch durch die glühendsten Versicherungen zu keiner Erwartung, zu keinem Anspruche verleiten — warte geduldig ab, was man dir, der Eingebung des Augenblickes folgend, in Liebe bescheren will! Thut man dies, so merkt man erst, welche Fülle von Liebe und Freundschaft auf uns einströmt. Gestatten wir nur den Leuten, uns ganz nach ihrer Façon lieb zu haben, oder auch — nicht lieb zu haben. Diesen Grundsatz müssen wir Zartfühlende adoptieren, wenn wir nicht täglich hundertmal gekränkt und immerfort von lieben Händen mit freiwilligen Nadelstichen und unfreiwilligen Keulenschlägen tractiert sein wollen....

11. Jänner 1863.... Betreffs meines „Nero"-Planes kann ich Ihnen mittheilen, dass mein Nero nicht der Nero der Geschichte sein wird. Der Nero der Geschichte war ein Narr, mir schwebt aber ein Genie vor, das aber zu seiner Zeit nichts anderes werden konnte als ein Ungeheuer. Das römische Cäsarenzeitalter — eines der merkwürdigsten und lehrreichsten der Geschichte — hat mit dem unseren, trotz großer äußerer Verschiedenheit, so manche Berührungspunkte. Den höchsten Geist und Sinn dieser beiden Zeitalter möchte ich in meinem Nero zu einem großen, einheitlichen Charakterbilde verschmelzen....

— — — — — — — — — — — — —

Meinen Grundsatz: „Sage mir, woran du körperlich leidest, und ich sage dir, was du bist" finden Sie paradox und verlangen nähere Erklärung. Die Sache ist aber sehr einfach. Wenn jemand an Säuferwahnsinn leidet, so wissen Sie doch, dass er ein Säufer ist? Gesunde Verdauung deutet auf Unwissenheit, starke Nerven auf Mangel an Poesie. Wenn jemand an fortwährenden Gastricismen leidet, so dürfen Sie überzeugt sein, dass er feige und kleinmüthig ist. Was nun im großen gilt, gilt auch im kleinen: aus feineren Nuancen des Krankseins lässt sich auf feinere Nuancen des Charakters schließen....

2. Februar 1863.... O, ich bin ein schrecklicher Wütherich und besonders seit ich mir einen Kinnbart wachsen lasse und mit dem Plane umgehe, einen „Nero" zu schreiben, weiß ich vor Grausamkeit nicht mehr, was ich anfangen soll. Aber ich fürchte, ich bin noch immer nicht so fürchterlich als ich sein möchte und als es zuweilen vonnöthen wäre. Einer von meinen hiesigen Collegen, ein heißes Italienerblut, sagte kürzlich fast mit Thränen des Ärgers in den Augen: „Kein Mensch auf Erden besitzt eine so raffinierte Geschicklichkeit mich zu quälen und mir Bitterkeiten zu sagen, wie der Hamerling; aber, weiß Gott, seine Bosheiten sind bei mir alle wie in den Sand am Ufer geschrieben:

Mensch geworden, wenn der Cult des Ideals und der Schönheit nicht so ausschließlich mein ganzes Sein, mein Dichten und Trachten absorbiert hätte. So viel meine ich jedoch bei dieser beständigen Richtung auf das Höhere gewonnen zu haben, dass ich in Sachen der Kunst und Dichtung so gut und vielleicht etwas mehr als mancher andere ein Urtheil habe. . . .

— — — — — — — — — — — — —

Was den „Ausdruck des Enthusiasmus" betrifft, so mögen Sie mir erlauben, dass ich die neulich schuldig gebliebene Erklärung, warum ein solcher auf mich (soferne er meine Person betrifft) einen peinlichen Eindruck macht, hier nachzuholen versuche. Es ist nicht der Zweifel an menschlicher Wahrhaftigkeit überhaupt, auch halte ich nicht etwa mich selbst für so erbärmlich, dass ich nicht jemand einen gewissen Grad von Achtung oder Zuneigung einflößen könnte; es sind Betrachtungen allgemeiner, ich möchte sagen, philosophischer Natur, die bewirken, dass ein allzu warmes Wort mich gewissermaßen schmerzlich berührt, mich wehmüthig stimmt. Ich denke nämlich in solchen Fällen immer: „Was wird von diesem schönen Enthusiasmus, selbst wenn er echt ist, bei der bekannten Wandelbarkeit der menschlichen Natur nach längerer oder kürzerer Zeit noch übrig sein?" Der Strom der Sympathien und Antipathien wogt immerdar in unserer Brust, flutend und ebbend, hebt und verschlingt Menschen und Dinge. Wird diese Glut für den Dichter nicht das erste Wort eines missgünstigen Beurtheilers, das erste Tadelsvotum eines weisen oder unweisen Recensenten ausblasen wie ein schwaches Kerzenlicht? Oder wird nicht vielleicht dieselbe Hand, die dich jetzt streichelt, dir nächstens einmal, bewusst oder unbewusst, einen Dolchstoß in die Brust versetzen? Vielleicht bezieht dieser Enthusiasmus sich auf Eigenschaften, die ich gar nicht besitze; wie bald vielleicht findet der Lobpreisende andere Eigenschaften in mir, die nicht nach seinem Geschmacke sind? Erst dann, wenn ich die Überzeugung habe, dass mich jemand *ganz kennt*, dass er mein Wesen nach allen Seiten hin erfasst hat und gelten lässt, erst dann beunruhigt mich der warme Ausdruck des Enthusiasmus nicht mehr, denn erst dann glaube ich eine gewisse Garantie für seine Echtheit sowohl als für seine Dauer zu haben. . . .

3. November 1862. . . . Glauben Sie mir, ich halte das *Gute* so hoch wie das *Schöne*; verschmelzen doch auch diese beiden in einer höheren Einheit. Dieselbe Begeisterung, der ich im „Schwanenlied der Romantik" Ausdruck geliehen für das *Schöne* — dieselbe Begeisterung bringe ich aus der Tiefe meines Herzens allem entgegen, was *edel, rein* und *gut* ist unter der Sonne. Weder mein eigener Lebensjammer noch der rührendste Roman macht je mein Auge feucht, aber über Gutes und Schönes kann ich vor Rührung weinen. . . .

31. October 1864.... Was kommen könnte — daran muss man nicht denken. Was kann denn überhaupt nicht kommen über ein sterbliches Haupt? Kann nicht einen jeden jedes mögliches Übel in jedem Augenblicke treffen? Hängt der Himmel anstatt voll „Geigen" nicht vielmehr immer voll von Damoklesschwertern, die in jedem Momente auf unser armes gebrechliches Ich herniederfahren können?...

8. Juni 1869.... Ich habe gestern erst begriffen, wie wohl ich gethan, mir eine Einsiedelei zu erwerben, in welcher eine Dichterseele, angewidert von der Gemüthlosigkeit und Herzenstaktlosigkeit der Menschen, sich selbst genügen lernen mag. Ich ergreife heute Besitz vom neuen Eigenthum, schaffe dorthin die nothwendigsten Einrichtungsgegenstände eines provisorischen Dichterasyles. Ich will meinen Einzug anders halten, als ich beabsichtigt, den Ort anders einweihen, als ich geträumt. Ich werde einsame Stunden dort zubringen und Thränen der Wehmuth, der schmerzlichen Rührung, wie sie dem melancholischen Ort geziemen, werden nicht fehlen. Ich bin elend, obgleich ich viel Freudiges erlebe. Ich bin verlassen und einsam, obgleich sich manche zuweilen bemühen, mich vom Gegentheil zu überzeugen....

Aufgewärmte Altschrift und moderne Diebszeichen.

Die Leute können ohne Thorheit nicht leben. Ja, sie brauchen davon sogar ein sehr großes Quantum. Ist die eine Thorheit aufgezehrt, hat sie sich überlebt, ist sie aus der Mode gekommen und allmählich etwas Vernünftiges an ihre Stelle getreten, so beeilt man sich, die Dummheit auf einem anderen Gebiete zu machen, und zwar so ausgiebig als möglich.

Heute habe ich einmal unsere Druckbuchstaben im Auge, die sind ja fürs Auge berechnet. Man hat einst, bei Erfindung der Buchdruckerkunst, sehr kümmerlich angefangen, Buchstaben zu schneiden, die ersten Drucke sollen verdammt schwer zu lesen gewesen sein. Allmählich haben sich aber die Charaktereigenschaften der Buchstaben scharf herausgebildet und es kam so weit, dass man nicht bloß die Buchstaben, sondern auch die ganzen Worte mit dem allerflüchtigsten Blick las. Die Schriftkunst hatte den Zweck und setzte ihre Ehre darein, Buchstaben und Schriften zu schaffen, die möglichst leicht unterschieden, schnell aufgefasst und überflogen werden konnten, und unsere Lesefertigkeit war wirklich zu einer fabelhaften Vollendung gediehen. Da ward es nun höchste Zeit, die Dummheit zu machen. Und sie wird gemacht.

das Meer kommt darüber her und führt sie fort, und ich kann dem Schelm nun einmal in alle Ewigkeit nicht böse sein!“ Im Vertrauen auf diese Schwachheit meiner Freunde sündige ich, denn ich meine, sie sind alle so geartet. . . . Ich kann mir nicht versagen, in gewissen Augenblicken Mephisto zu sein, nur mit dem Unterschiede, dass ich nicht das Heilige antaste, sondern im Gegentheil nur dort mit Spott und Ironie darauf losteufele, wo ich Unheiliges zu verspüren meine. Echtes Gefühl verehr' ich im Staube; aber ebendarum kann es geschehen, dass ich conventionelle Phrasen zuweilen mit einer Mephistophelesmiene beantworte. Übrigens, warum sollte man denn nicht liebevoll, weich und doch wieder scharf und bitter sein können. Betrachten Sie doch eine Harfe: da finden Sie dünne, zarte Saiten und dicke Stränge: in jenen schläft der Zephyr, in diesen der Orkan. Was sollte nicht auch das Menschenherz für das Starke wie für das Zarte besaitet sein. . . .

— — — — — — — — — — — — —

Erinnerungen sind eine schöne Sache, besonders wenn wir sie nur als Immortellenkranz aus todten Blumen der Vergangenheit um unser Haupt schlingen. Bedenklicher sind sie freilich, wenn sie, lebendig fortwachsend, wie Schlingpflanzen unser Inneres überwuchern. . . .

5. Juli 1863. . . . Dass in meinem Gehirne die Verbindungsfäden zwischen Zeit und Welt seit acht Tagen nicht vollständig gerissen sind, ist ein Wunder. Ich bin in diesem Augenblicke wieder eine kranke, grenzenlos elende Creatur, heimgesucht von jämmerlichstem, das Dichtergemüth auf ein Stalljungenbewusstsein herabdrückendem Schicksal. Gut ist es freilich, dass durch solches Elend meiner verzehrenden Sehnsucht nach Glück, meinem in alle Ferne schweifenden Lebensdurst zuweilen ein Dämpfer aufgesetzt wird. Es kann nicht schaden, wenn man nicht immer bloß mit Schwänen Abendroth schlürft, sondern zuweilen auch auf der Streu mit kranken Hunden winselt. . . .

25. August 1863. . . . Die Beweise von Verehrung und Sympathie, welche mir von so vielen Seiten zutheil werden, stimmen mich nur unendlich traurig. In einem persönlichen Zustande, wie der meine ist, erscheint jede freundliche Lebenslockung nur wie ein bitterer Hohn des Schicksals. In einer Lage, wie die meinige, bildet die Verehrung und Liebe der Begeisterten nur einen unerträglich schwülen Äther um uns her, der uns die Brust zusammenschnürt. Sie verlangen, der Dichter solle sich über alle Entbehrungen des Lebens mit seinem poetischen Bewusstsein trösten. Ich mache aber kein Hehl daraus, dass ich das Leben mit glühender Seele genießen möchte, und wenn es vielleicht dem unschuldig Verurtheilten geziemen mag, sich unter dem Beile des Henkers für glücklich zu halten, so weiß ich doch nicht, ob es seinen Freunden wohl ansteht, seine Lage ganz natürlich, angenehm und glücklich zu finden. . . .

tausend nicht die Bewunderung und Nachahmung erfahren, wie wir sie den Alten so windig zollen, denn unsere Werke werden — bloß nicht mehr vorhanden sei.

Und nun das Komische. So wie die einen sich in das Alterthum verbohren, so wollen die anderen aus unserem Boden plötzlich eine neue Welt hervorstampfen. Da gibt's eine Schule, die nennt sich „Secession". Die fängt überall hinten an, meint, Bäume wachsen von oben herab, anstatt von unten hinauf; sie läßst keine Entwickelung gelten, macht nur Sprünge und stellt sich und alles auf den Kopf. Dieser Schule nun ist es vorbehalten gewesen, das Ideal der Schrift zu erfinden, nämlich der Schrift, die niemand lesen kann. Diese Schrift — man sieht sie heute auf Buchtiteln, Placaten, Ansichtskarten, Firmaschildern u. s. w. — muthet insoferne uralt an, als man sie für nothdürftige Verständigungszeichen wilder Völker halten könnte, die noch keine Ahnung von der Zeichen- und Schreibekunst hatten, die Holzsplitter, Baumzweige, Rinden und allerlei Abfälle irgendwie zusammenstellten zu einer verabredeten Form, die dann von anderen verstanden werden sollte. Auch erinnern diese neumodischen Buchstaben an die Gaunerzeichen, mit denen Diebe, Einbrecher und Brandleger sich zu verständigen pflegen, dieweilen sie sicher sind, dass derlei Zeichen von harmlosen Leuten nicht entziffert werden können. Harmloser aufgefaßst sind es besoffene Dinger, die ihre Glieder tollwitzig verrenken, sich krümmen wie ein Wurm und dann untereinander tanzen, wie Hexen auf dem Blocksberg, ohne Rhythmus und Eleganz. So springen und bocken sie, aber das ist noch eine der zahmsten Formen:

SECESSION

Schickt sich das, wenn man vor anständigen Leuten Aufwartung machen will? Muss man nicht meinen, der Schreiber solcher Zeichen sei ein Tollhäusler, der bei dem übermäßigen Bestreben, für das Volapük die richtigen Buchstaben zu erfinden, irrsinnig geworden ist? Der Arme!

Bei einiger Übung, heißt es, könne man die Schrift wohl entziffern. Nur ein bisschen Geduld. Nun, ich habe für diese Übung keine Zeit und keine Geduld. Was mir so unartig entgegen kommt, das lasse ich abseits stehen und wende mich guten Bekannten zu. Bei der grenzenlosen Sündflut (nicht Sintflut) gedruckten Papieres, wo jedes Blatt danach plangen muss, überhaupt nur angesehen zu werden, hat es wohl Ursache, möglichst bescheiden, gefällig und zuvorkommend zu sein, dass es sich sofort in das Auge schmeichle, anstatt mit rüpelhafter Arroganz aufzutreten: Schau mich an! Ich bin was Besonderes, lerne mich du erst verstehen! — Und dann wenn man aufsitzt und den Sinn mühsam entziffert zu haben glaubt, ist gehaltlich nicht soviel dahinter, dass man

Die Zeit ist günstig. Wenn Geist, Gehalt und Zweckmäßigkeit nichts mehr gilt, wenn alles nur auf Form, auf Decorum, verblüffende Außenseite sieht, da kann man den Leuten leicht beibringen, dass Buchstabe und Schrift nicht dazu da sei, um einen geistigen Inhalt zu übermitteln, sondern dass Buchstabe und Schrift für sich die Hauptsache wäre. Man macht den Leuten weis, dass gerade jene Buchstaben die schönsten und die nobelsten sind, die man nicht sofort oder am besten gar nicht lesen kann. Solche sollen Selbstzweck sein, um das Papier zu verdecken, und Bücher macht man nur noch, um sie mit Buchstaben zu zieren. Auf dem Titelblatt durchaus gleichgroße Fracturschrift, so ungeschickt und unbeholfen als möglich angebracht, damit das Auge des Lesers ja recht große Mühe hat, die Schrift zu lesen, Titel, Autorname, Verlegername u. s. w. zu unterscheiden. Dann auf den einzelnen Seiten hin wird geschwabachert. Kaum war erst noch eine Bewegung gewesen für die Lateinschrift, weil die deutsche Schrift zu wenig einfach sei, und schon sind tausend Hände und hundert Buchdruckereien beschäftigt, diese deutsche Schrift, die ohnehin zu wenig einfach war, zu complicieren, zu entstellen und zu verrenken bis zur völligen Unleserlichkeit. Dann vor jedem Absatz eine störende Initialvignette, und dort, wo in der Seitenmitte eine Druckzeile abbricht, die Reihe von Gänseblümerln, damit ja dem Auge jeder Ruhepunkt genommen ist.

Ich will die Thorheiten nicht alle beschreiben, wer solche moderne Bücher gesehen hat, der kennt sie ja. „Buchschmuck" nennt man das verrückte Zeug. Ich will die Buchdruckereien gerade nicht nennen. Zumeist in Deutschland mehren sie sich, die ihre Bücher am liebsten auch mit dem Mottenstaub und dem mürfelnden Schimmel herausgeben möchten, damit sie ja recht alterthümeln. Nur in dem einen Guten machen sie es den Alten nicht nach, in dem soliden Papier.

Freilich haben die Alten diese Sachen vielfach so gemacht, aber nicht aus Effecthascherei, sondern weil sie es nicht besser konnten, weil ihr Geschmack mit den primitiven Mitteln gleichen Schritt hielt. Ist die neue Zeit schon so rührend pietätvoll für die Werke unserer Vorfahren, so gibt es ganz andere Dinge, die Nachahmung verdienen. Die alte Form ohne den alten Geist, ohne die alte Solidität und Tüchtigkeit, ist lumpiges Komödiantenthum. Man sieht es an unseren Bauten, Wohnungseinrichtungen, Gewandungen u. s. w. Die dünnen Wände aus schlechtgebrannten Backsteinen stellen Quadermauern vor, und die Bücher, die aussehen sollen, als hätte sie der mittelalterliche Mönch mit dem Fleiße eines ganzen Lebens eigenhändig auf Pergament geschrieben und geschmückt, sind mit ihrer frevelhaft verständnislosen Nachahmung aus schlechtem Holzpapier hergestellt. Ja, dessen können wir sicher sein, unsere Werke genannter Art werden im nächsten Jahr-

Denkmälern, Urkunden, Hausinschriften, Münzinschriften, Buchtiteln u. s. w. soll die Kunst die Schrift aus dem Banalen emporheben, aber auch da nicht auf Kosten der Deutlichkeit. Für den praktischen Gebrauch im täglichen Leben sind gerade die gewöhnlichsten, bekanntesten Zeichen die besten, und ein Buchdrucker, der Geschmack hat, kann ihn auf diesem schlichten Felde sehr wohl anbringen.

Wir wissen ja, dass die abscheuliche Secessionsschrift sich sehr bald überlebt haben wird, aber wir warten darauf mit Ungeduld. Und wir wollen uns vor denen nach uns, die darüber sehr lachen werden, nicht in den Verdacht stellen, als ob wir die freche Thorheit auch mitgemacht oder gut geheißen hätten, darum ist dieser Steckbrief gegen die modernen Diebszeichen geschrieben worden.

Hans Malser.

Thu' mir den einzigen Gefallen — kauf' Papiere!

Eins aus dem Leben.

Ich hatt' einen Kameraden. Zu diesem gieng ich eines Tages, es war im Herbste 1872, und sprach, zur Thüre hineinstolpernd: „Weißt du was Neues, Philipp? Heiraten werde ich!"

„Wa —? Was wirst du?"

„Heiraten!"

Der Philipp war auf dem Leder gelegen. Jetzt richtete er sich sachte auf in seiner ganzen Länge, er war ziemlich lang, und sprach: „Heiraten? du? — Ja, hast du denn ein Mädel?"

„Nein, eine Braut."

„Na, hörst du, das interessiert mich", sagte er. „Hat sie Geld?" Denn er war einer von denen.

„Das weiß ich nicht."

„So hast wohl du Geld, wenn du heiraten willst."

„Aber natürlich."

„Na, setze dich zu mir und erzähle."

Er machte mir neben sich Platz auf dem Leder.

Ich dachte, jetzt wird er alles wissen wollen, wann wir uns kennen gelernt, ob sie blond ist oder schwarz, und wie alt und wie groß? Und ob ich denn keine Photographie von ihr mit hätte? Auf solche Fragen wäre ich wohl gerüstet gewesen. Er aber legte mir seinen Arm um den Nacken, lachte mir mit seinem breiten Gesicht in die Augen und sagte: „Aber Junge! davon wusste ich ja kein Wort, dass du Geld hast. Wo hast du es denn?"

„In der Sparcasse."

auf die Kosten kommt. Wenn ein neues Buch mit solchen verrückten Buchstaben zum „Heimgarten“ kommt und bettelt um Beachtung und Besprechung, so bettelt es vergebens. Wer zu mir bitten kommt, muss in meiner Sprache reden und mit Buchstaben, wie man sie hierzuland in der Schule lernt. Die Schrift ist da, um auf einfachstem und kürzestem Wege uns einen geistigen Inhalt zu übermitteln, nicht aber dazu, dass die Buchstaben uns auf eigene Faust allerhand Mätzchen vormachen sollen. Die beste, zweckmäßigste Buchausstattung ist die, die unsere Aufmerksamkeit am wenigsten von dem Inhalte des Buches ablenkt. Auch die sogenannten Illustrationen sind zumeist von Übel, außer sie vervollständigen den Text, oder bieten mit einem Bilde das klar und deutlich, wozu man sonst eine seitenlange Beschreibung benöthigen würde. Bei unserer kurzen Daseinsdauer und bei der unendlichen Mannigfaltigkeit des Lebens, die gekostet und ausgekostet sein möchte, ist die Zeit ein wertvolles Ding geworden, und Buchstaben, die uns Zeit stehlen, sind wirkliche Diebszeichen.

Die secessionistischen Bilder eignen sich am besten für Reclambogen und Placatblätter, wozu sie heute auch weidlich ausgenützt werden. Die secessionistische Schrift hingegen ist nicht einmal für Placate praktisch. Für diesen Zweck des raschen Hinausschreiens sind gerade wieder jene Buchstaben am besten, die im Augenblick gekannt sind und in unserer Seele haften bleiben. Placate und Firmenschilder, die das Publicum erst mit Mühe entziffern muss, sind gerade das Unpraktischeste, was ein Geschäftsmann aufstellen kann. Am meisten kann man das bei Landleuten oder sonst des Lesens ungewohnten Passanten bemerken, solche würdigen schon Namen keines Blickes, die mit lauter großen Lateinbuchstaben geschrieben sind. Mit den verrenkten Krüppelbuchstaben, die oft gar nicht einmal wie Buchstaben aussehen, machen sie gar keinen Versuch. Wenn in einer Stadtstraße der Zahnarzt Dr. Guido Bergleitner nicht übersehen, wohl aber sehr leicht gefunden werden will, welche von den drei Schriften wird er wählen müssen?

Dr GUIDO BERGLEITNER ZAHNARZT	DR. GUIDO BERGLEITNER ZAHNARZT.

Doctor Guido Bergleitner

Zahnarzt.

Nur die letztere Schrift liest das Auge mühelos, und wenn ein Arzt lateinisch, der andere secessionistisch, der dritte deutsch sich ankündigt, so findet aus der Menge letzterer den meisten Zuspruch.

Die Schrift gehört zu den Mitteln, nicht zu den Zwecken. Sie gehört zu jenen Mitteln, die nur schön sind, wenn sie zweckmäßig sind, d. h. einem gewissen Zwecke möglichst gut dienen. In den Fällen bei

dass der Freund nichts mehr ist, sobald er die Seinige unter Dach hat. Aber ein bisschen zu Dank verpflichten möchte ich dich gerne vorher und deinen Kindern sollst es einstmals sagen: Wenn der Philipp nicht gewesen wäre! Dem Philipp habt ihr den Wohlstand zu verdanken. So geh' doch, jetzt. Die Bank ist bis drei Uhr offen. Bei Löwe und Stern, Ecke der Herrenstraße. Soll ich dir's aufschreiben? Nein, ich will dich lieber an der Ecke erwarten. Können dann auf die Abendbörse gehen. Servus."

Ich gieng fort. Wie kommt mir heute der Philipp vor? Er ist doch sonst nüchtern. Und gewissenhaft. Sollte ihn auch das Gewinnfieber erfasst haben? Man hört, dass es jetzt so arg grassiert. Nein, mir thut's nichts. Ansteckende Krankheiten fürchte ich nicht viel.

Zur Sparcasse gieng ich natürlich nicht. Das Bissel, was drin liegt, soll liegen bleiben. Weiß nicht einmal, wie man dazu kommt, dass es fünf Procente trägt, ohne dass man einen Finger zu rühren braucht. Irgendwo muss sich doch was rühren, dass es so wächst. — Dachte nicht weiter dran und gieng zur Braut.

Natürlich, die Liebesgeschichte soll ich euch jetzt ausmalen, meine Damen! Um Entschuldigung, diesmal nicht, heute bin ich ganz Geschäftsmann. —

Als im nächsten Frühjahre der Hochzeitstag in die Nähe kam, als alles in der Stadt florierte, nobel lebte, während ich das neue Heim nur ganz einfach einrichten konnte, da fiel mir wohl ein paarmal ein: Wenn du dem Philipp gefolgt hättest! Die Papiere stehen schwindelnd hoch, ohne jede besondere Speculation hätte sich das kleine Vermögen verzweifacht. Bei anderen hat es sich verfünffacht seit einem Jahre. Wenn man einigermaßen Misstrauen hat, so kann man die Scheine ja rechtzeitig verkaufen. Es soll ja überhaupt keine Gefahr sein. Der politische Horizont völlig klar, alle Geschäfte glänzen um die Wette. Wenn man halt keinen Muth hat, bleibt man ein armer Teufel. —

Die Vorbereitungen zur Hochzeit ließen weitere Skrupel nicht aufkommen. Am dreizehnten Mai endlich sollte die langersehnte Stunde sein, die uns einander gab.

Da war es vier Tage vorher, gegen Abend, dass mein alter Kamerad Philipp ganz verstört durch die Gasse lief, mich anstieß und ohne „Pardon" zu sagen davonhastete. Er hatte mich gar nicht erkannt. Auch andere hatten es heute besonders eilig und an den Ecken standen Menschengruppen, die heftig miteinander sprachen und mit den Armen hin- und herfuhren.

War etwas geschehen?

„Es kann nur vorübergehend sein!" hörte ich sagen. „Es erholt sich wieder."

„Viel?“

„An zweitausend Gulden!“

Er that einen lustigen Pfiff und rief: „Ah, da schau man her! — Und damit willst du jetzt heiraten.“

„Im nächsten Frühjahr.“

„Nun nun. Das Schlafzimmer kann man sich schon einrichten mit zweitausend Gulden. Bleibt vielleicht sogar noch übrig für eine Wiege.“ Dann klöpfelte er mit der Stiefelspitze auf der Diele und setzte bei: „Weißt, Freund, ich an deiner Stelle möchte meine Braut überraschen. Und ihr am Hochzeitstage statt zweitausend Gulden das Dreifache vorlegen. Junge Weiber sind gar nicht böse, wenn der junge Mann Geld hat. Das Dreifache, versteht du? Und spielend, ohne dass du einen Finger weiter zu rühren brauchst.“

„Was meinst du? Heraus damit.“

Philipp schob seine Hände in die Hosentaschen und lehnte sich aufs Sofa zurück.

„Junger Mann“, sagte er, „ich will dir was erzählen. Aber es ist ja ganz einfach. Ich habe gestern mein Landgut verkauft. Es ist schändlich, was so ein Landgut trägt. Nicht drei Procente, sage ich dir. Schlug's noch leidlich los. Um fünfunddreißigtausend. Nicht gerade glänzend, aber das macht nichts, um so vortheilhafter legt sich jetzt das Bargeld an. Ich komme soeben von der Bank. Siehst du?!“

Er zog aus seiner Brusttasche ein Paket Papiere. Wertpapiere.

„Nach ein paar Monaten können sie das Doppelte wert sein, das Drei-, Vierfache. Du — man hat keine Ahnung, was da heutzutage zu machen ist! — Ich kenn' zwar deine Braut noch nicht, du bist ja so geizig mit ihr, stellst sie mir nicht vor, zeigst mir kein Bild von ihr, erzählst mir nicht einmal — und doch liebe ich sie, weil sie die Künftige meines liebsten Freundes ist. Gefällt sie mir auch sonst gut, so werde ich mir schon die Stelle als Hausfreund warm halten. Na, Spass beiseite. Jetzt ist das Nothwendigste, dass du zu Geld kommst.“ Er blickte auf seine Taschenuhr, es war eine goldene. „Jetzt ist es zehn Uhr. Um zwölf Uhr wird die Sparcasse gesperrt.“

„Nein, um ein Uhr“, wusste ich.

„Gut, also um ein Uhr. So hast du noch drei Stunden Zeit, deine zweitausend Gulden heraus zu nehmen. Thue mir — das heißt, dir, deiner Braut, den einzigen Gefallen und kaufe Wertpapiere. Siehst du, die da, die besten und sichersten, die es geben kann. Nicht einen Tag sollst du säumen, denn das Papier steigt ganz rapid; jeder Tag, den du deinen Schmarrn in der Sparcasse noch länger liegen lassest, ist ein Verlust, ein Verbrechen an deiner künftigen Familie. Peter, ich habe dich immer lieb gehabt, ich werde dich verlieren, das weiß ich ja so,

Mit Mühe habe ich ihn in seine Wohnung gebracht. Dort tranken wir noch Bier und rauchten Cigaretten. Und dann sagte ich, auf den Strom anspielend: „Es geht uns ja eigentlich recht gut, wir sitzen beide im Trockenen."

„Aber sage, Freund, was soll ich denn jetzt machen?" fragte er. „Denn hin ist alles, mein Geld und mein Landgut. Nur noch beim Käsehändler sind sie zu verwerten, diese Wertpapiere."

„Haben sie nicht eine leere Rückseite? Die meisten ja? Siehst du, am Ende ist's doch noch ein gutes Papier. Du warst einmal schriftstellerisch thätig, wie mich dünkt."

„Lass die Thorheiten ruhen. Ich war den Verlegern immer zu idealistisch."

„Aha, bis du auf die Wucherzinsen verfielest! Höre einmal, Philipp. Idealistisch sind die Herren immer nur, solange sie keine Erfahrung und kein Geld haben. Schreibe einen Roman: Wie ich arm wurde! Vielleicht wirst du damit wieder reich. Schreibe deine Erlebnisse, deine ganze Dummheit hinein. Auch meine Liebesgeschichte schenke ich dir dazu. Du kannst den Bräutigam spielen lassen und das Brautpaar unglücklich machen, wenn es dir Vergnügen macht, nur müssen sie später wieder glücklich werden und sich kriegen, natürlich. Im Roman kannst du meinetwegen auch ins Wasser gehen, wenn es unumgänglich nothwendig ist, ich rette dich sehr gerne mit dem größten Heldenmuthe und nach der Trauung kann mir der Bezirkshauptmann die Rettungsmedaille an den Rock heften, das wirkt großartig und kann der Verleger daraufhin um tausend Exemplare mehr drucken lassen."

„Nun bist du wohl fertig mit deinem Spott! Mit deinem schlechten Spott!" rief er zornig aus. „Mein Lieber, die Federfuchsereien will ich schon solchen überlassen, die zu sonst nichts zu brauchen sind — verstehst du? Ich will mein Brot redlich erwerben, mit Arbeit!"

Stand er groß da! Und ich klein. Doch war ich zufrieden, ihn so weit zu haben.

Am nächsten Tage bei der Hochzeit war er leidlich vergnügt. — Und heute — nach siebenundzwanzig Jahren? Ob der Philipp mehr oder weniger Geld hat, auf das kommt's ihm nicht an. Seine Rede ist so: „Hätt's nicht gekracht, dazumal, so wäre ich ein Geldlump." — Statt dessen ist er ein arbeitsamer, fleißiger Mensch geworden.

Also eine moralische Geschichte!

Na, na, man braucht ihm's nicht nachzumachen, wer lieber ein windiger Geldlump ist, der bei dem ersten Malheur auf die Brücke läuft — ganz nach Belieben.

R.

„Nein, das erholt sich nicht. Das ist eine Katastrophe!"

Ein Börsensturz. —

Und dann, am Vorabende der Hochzeit. Ich gieng etwas spät von der Braut heim. Die Straßen waren menschenleer. Auf der Brücke sah ich im Dunkeln einen Mann, der sich ans Geländer schmiegte und in die Tiefe blickte, wo das dumpfe Rauschen des Stromes war. Ich erkannte meinen Philipp. Ich beobachtete ihn, das Ding war nicht ganz geheuer. Als er mit dem einen Fuß aufs Geländer sprang, packte ich ihn am Arm: „Was ist das?"

„Lassen Sie mich, wen geht's was an?" stöhnte er, dann als er mir beim Schein der nächsten Laterne ins Gesicht schaute: „Du?! Freund, du kommst mir jetzt ungelegen."

„Aber zu rechter Zeit, wie ich glaube."

„Lass mich fahren. Bettler gibt's noch genug."

„Du hast verloren?"

„Alles."

„Und darum willst du da hinab? Ja, Philipp, weshalb ladest denn du mich nicht ein, mit dir zu kommen?"

„Hast du auch — verloren?" fragte er, sein Ton erstarrte fast. „Nein, du wirst doch nicht auch speculiert haben?"

„Du hast mir's doch so angelegentlich gerathen."

„Du weißt —! Um Gotteswillen, du wirst mir doch nicht gefolgt haben?"

„Warum denn nicht? Du hast mir's ja so gut gemeint."

Er forschte mir ins Gesicht: „So sieht einer aus, der sein Vermögen verloren hat?"

Und ich entgegnete: „Ja. Sein ganzes, kleines Vermögen, das er durch die Jahre mit Fleiß erworben, mit Fleiß erspart hat! Und wenn er nun zu dem lieben Mädchen gehen muss und sagen: Kind, mit unserer Heirat ist es nichts. Ich bin ganz und gar vermögenslos, ich bin muthlos, ich bin leichtsinnig gewesen — mein Leben ist verspielt! Und das deine auch. Dann fluchen, weinen, verzweifeln! — Und das, Philipp hast du auf dem Gewissen!"

Da er solches von mir hörte, wollte er mit Gewalt ausreißen und hinab. Ich riss ihn zurück, dass er mit dem Rücken auf die Brücke fiel. Dort blieb er liegen und hub an zu schluchzen.

„O armer Mensch", stöhnte er. „Also auch dich, auch euch habe ich unglücklich gemacht."

„Hättest unglücklich machen können! sollst du sagen. Wisse nur, dass ich deinen Rath nicht befolgt habe. Mein bisschen Geld liegt noch in der Sparcasse und ist wieder um hundert Gulden mehr geworden. — Und du packe dich jetzt zusammen!"

Nau, und a so hot er schon in drittn Tog an Unterredung ghobb mit da Muada: „Woaßt Müaderl, hör amol, ih will da wos sogn. Du sullst af d Ster gehn und willst da wos vadean. Und muaßt wegn meiner dahoambleibn. Na, Muaderl, däs kon ih nit onnehma. Woaßt, mei Vetter, da Hengsberger, hot eh scha gsogg, wan ih ban eahm wult sein überd Vacanzn; er hot a Dochstübel, er nimbb mih gern, fahlt mar ah nix und du bist unscheniert.“ — Du bist unscheniert! hot er gsogg, da Spitzbua; ih war unscheniert! hätt er sogn kina.

D Muada, wias in Buabn sein Vorschlog ghört hot, dass er furtgehn will von ihr, wo sie sih scha sa long gfreut hot af d Vacanzn, dass ihrn liabn Buabn dahoam hobn kunt — is zerst a wenk still gwen. Aftn hots onghebb zan roatn: Wohr is s eh, ban Hengsberger Vettern wurdst as nit schlecht hobn. Besser wul, wia ba mir. An Unterhaltung häst ah, weil er a lustiger Kampel is, da Vetter. Mit sein Rösl kunntst immeramol ausfohrn, thuast eh gern kutschiern. Wan st gern zan Vettern gehst — af mih brauchst nit zschaun . . .“

Wan ma d Wort hät sechn kina, de d Muada hot gsogg — af an iadn is a Bluatströpfl ghenkt. Sa weh hots ihr thon, dass ihr Büabl nit bleibn will ban ihr, dass s furt will va hoam, ah noh die por Wochn, wo d Muader ihr Kind s leßtimol hobn kunnt. Kimbb eh bold die Zeit, dass er furt muaß, wer woaß lauter, wohin. — Ober besser gehts n ban Hengsberger Vettern, und wans eahm liaber is selm —. Niederdruckt hots ihr Load, hot eahm sei Bingerl zsamgmocht und hotn trauri nochgschaut, wiar er is davonmarschiert durchs Thörl außi, über die Bruggn, nochn Weg hin mit flinggn Füaßlan, as wia wan a zan a lustign Musi nochn Takt gang.

Da Hengsberger Vetter locht eahm schon entgegn, er hot die frischn Buabn gern und is zan an iadn Gspoaß aufglegg. Und da Lexl denkt: Hiaz gehn ma s on, s Farl ban Fuaß. (Sprichwörtlich.) Wia s drauf ollzwen ban Mostkruag sitzn und daußt vorn Fenster s Nochbarn Woaddirn vabei geht, mocht da Student an Schnolzer mit da Zung und sogg: „Herrschoft! Däs war oani zan Holsn!“

„Wer woaß, ob s n Hulzknecht Simerl recht war!“ moant da Vetter.

Und hobns über dos nit weitergredt. Ih bin holt oanmal z spot af d Welt kema, denkt eahm da Lexl, die Bessern sein schon olli vagebn. Ober an etla Tog nochher hebb er wieder on va den Sochn und sogg: „Vetter, jungi Leut sulln von ältern Leutn guatn Roth onnehma.“

„Wirst nit schlecht fohrn af den Weg“, sogg da Hengsberger.

„Vetter, du kennst dih gwiss aus. Geh sog, wia muaß ma's dan ongehn, dass oaner oani kriagg?“

Af a so a Red mocht da Vetter amol Augn, so groß wiar a Pfluagradl.

Da Student und die Seinigi.

In da steirischn Gmoansproch.[1])

Na gelt, Lex, die Vacanzn, de warn scha recht, ober nochher in Hirbst ban Einruckn ins Gymnasium, de Frogerei: „Nau, Lexl, und du? Und du?"

Die Collegn wissn an gonzn Buglkorb vul Obnteuer zan dazähln, des dahoam afn Lond dalebt hobn. Kortnspieln, Keglscheibn, Biertrinkn, Weiberleutgschichtn, ih bitt dih gor schön, a Student af Vacanzn! Hoamlih duschlns as oanonda zua — und just sölchti Sochn sein die bestn.

Nau, und du, Lexl, und du?

Hell schoma muaß er sih, da Lex — er woaß nix rechts fürzbringa. Schon in der Ochtn is er. Nit schlecht gstellt, wan an a Professer ausfrogg, do setzts guati Classn — ober wan an die Kameradn um Weiberleutgschichtn frogn — do kriagg er an Fünfer! Freilih woaß er s noh nit, da guati Lexerl, dass sogor a lustiger Student die schönstn Liabsgschichtn dichtn muaß, weils nit bloß a Gymnasiastenlatein und a Jägerlatein gibb — oagns ah noh an Amantnlatein. Däs hot er nit glernt, da Lex, und hiaz woaß er nix.

Weil er ober a saubers Bürschl war, so hobns eahms nit glaubn wölln, dass er nix woaß. Na na, da Lexl, dos is a Feiner! Daweil ondri eahna Maul zan Plauschn brauchn, braucht er seins zan Busselgebn.

A sölchti Auffossung hot natürler in jungn Studentn sein Ehrgeiz hochmächti aufgwiedlt, und wieder amol, wiar er af Vacanzn hoamkimbb in sein Dorf, do nimbb er eahms für: Däsmol will er wos dalebn!

Dahoam is s gor kloanhäuslerisch hergonga. Sei Muader, a Witwe, is a ormi Nohterin (Näherin) gwen, de in Baurnhöfn af da Ster umanonda gorbat't hot — de Wochn do, de Wochn durt. Wos war däs ollamol für a Freud, wans Studentl hoamkemen is! Sei Gwandl hots eahm ausgflickt, dass s wia noglneug is gwen. A Kaffeesüppel und an Oarschöberl (Eierkuchen) und wos er holt in liabast gessn hot, hots eahm kocht, wans sein hot kina, und af d Nocht olli woachn Pölsta zsomtrogn, dass er guat schlofn hot mögn in Muadastübl dahoam. — Da Lexl hot saweit nit viel gsogg, ober liaber wars n ollsmol (anderswo) gwen, unter Leutn, wo's an Zeitvertreib ah hätt gebn. Ba da Muada dahoam is s jo schön worm, oba — lonkweili.

[1]) Nach älterem Vorwurf von Peter Rosegger.

Da Student streicht n Aschn oh und gugg keck drein — a Schneid hätt er.

„De ih woaß, de passt für dih!“ sogg da Vetter.

„Is wul doh ka Gfohr dabei?“

„Oba scha gor koani.“

„Wo stehts dan?“ will da Student wissn.

„Stehn thuats ban Thorhofer hiaz. Obn in da Wiesau s leßti Haus, wo da Wold onhebb. Is ah ka Hund ban Haus, der dih verrothn kunt.“

„Ah, ih woaß scha. s sebi Haus, wo af da Wond s Muadagoutes-Taferl henkt!“

„Stimbb scha! s nämlichi“, sogg da Vetter. „Und grod untern Muadagoutes-Taferl rechts s erst Fenster. Hot nit amol a Gater, so viel ih woaß. Selm is s drina! Noh um zehni af d Nocht hots Liacht. — Za der steigst eini!“

„Glaubst, dass' koan Lärm schlogg?“

„Ih glaub nit. Gibst dih holt gleih z kena. Dass dih de gern hot, däs woaß ih. Scha long. A hoamlichi Liab. Ober sogn mogs da s nit. Und treu bleibb da de ah.“

Afs Treubleibn, moant da Lexl, legad er nit extra viel Wert.

„Wul wul“, sogg da Hengsberger, „gonz sul da Mensch die Treu ah nit verschmahn, imeramol is s guat hernehma.“

„Ober“, frogg da Student, „wia woaßt dan du däs olls, Vetter?“

„Nau, do müaßat ma blind sei. Die gonz Gmoan siachts, wia s in da Kirchn von ihrer Bonk af dih übri guggt, wanst do bist und af da Manerseitn stehst. Wul wul, Lexl!“

Da Lexl wird gonz roth in Gsicht, dass n af oanmol a so a Glück sul bevorstehn. Und dena frogg er kloanlaut: „Woaßt, Vetter, däs is olles recht schön. Ban Thorhofer. Ban Fenster untern Taferl. Um zehni af d Nocht. Ober — aufsitzn möcht ih nit!“

„Hörst, Lexl, wanst dein Vettern um Roth frogst, sa muaßt ah Vertraun zan eahm hobn. Verloss dih drauf — ih weis dih zu der Rechtn!“

„Guat is s, ih probiers. Und won glaubst, dass ih sul?“

„Ih an deiner Stell versamad koan Tog. Nit an Tog versamad ih — ba der.“

Duschlt da Student: „Heint wans finster wird!“ —

Und richti, wia s finster wird, schleicht da Lexl davon. Gstulpert is er afn stoanign Weg — mocht nix. Kolt is s, dass n d Nosn gfruist — mocht nix. Däs wird amol wos für die Collegn, zan dazähln! — Schrecklich monbor kimbb er sih für. Ober wiar er hiaz 'n Thorhof in d Nahad kimbb, do zimbb n: wan da Weg noh a wenk

„Oani kriagn? A Weibadi? Du bist mar a sauberer Student“, sogg er. „Wanst mih frogast, wia ma's ongehn muaß, dass oaner oani wekbringg — däs kunnt i begreifn.“

„Amol muaß oana doh onfonga!“

„Dass d nit vasamst. Wiar olt bist dan?“

„Neunzehn wiar ih.“

„Sa viel ih woaß, bist noh nit amol ochtzehn.“

„Derawegn sog ih: neunzehn wiar ih!“

„Und host noh koani?! Hörst, Lex, du bist mar a nochlassiger Strick.“ Sa finster sogg er's, dass ma moant, as wa sein Ernst.

„Oba, wan ma's nit onzgehn woaß. Wia mocht ma's dan, wan ma will onbandln?“

Sogg da Vetter schön stad: „Ma geht und nimbb oani.“

„Hiaz, wan s oan oba nit mog!“ moant da Student vazogg.

„Ober Tschoppel, du wirst doh koani nehma wölln, de dih nit mog!“

„Kon ih s schmeckn?“

„Lexl, du dabormst ma“, sogg da Vetter. „Host dih so topfer va da Muader ohgspent und wüssast noh ka Dirndl? Und suachst oans, däs dih möcht? Mih zimbb, as war nit hort zan dakenna. Hot noh koani ihr Buasntüachl hin- und herzupft, wanst nebn ihr gstondn bist? Hot noh koani s Köpfel hänga lossn und noch da Seitn af dih hergschiaglt? Hot da dan noh koani mit n Ellbogn an leichtn Stesser gebn und gmoant, du warst a Schlimer?“

„Däs wul!“ sogg da Student. „Vorigs Johr hot mih sogar amol oani ban Hor zupft und kudert: Däs war a Flachsl zan spina.“

„Du schau, dass' dih nit gach amol für an Rockn holt'n, zwischn die Knia nehmen und ohspinen — do hätts an Fodn (Faden)!“

Ah däsmol is weiter nix außakema ban Redn und da Vetter hot gsogg: „Olls kon a Mensch von an ondern lerna. Grod s Weiberleutgernhobn muaß an jada für sih selber probiern, nit onderst, as wia wan er der ersti af da Welt wa.“

Guat is s, denkt eahm da Lex und aftn wiar er mit n Rössl is umanond gfohrn und intaschussn an saubern Dirndl is begegngg, hot er's a pormol probiert. Geht ober holt doh nit sa leicht ba die Bauerndirndln, wia ma moant. Oanmol soggns na — und is gfopp, oanmal sogns jo — und is gfopp, und daweil ma moant, sie lochn aus lauta Verliabbheit — lochn s oan aus.

Da Vetter Hengsberger is nit meh jung, ober d Augn holt' er noh offn, und wos s gschlogn hot, däs hört er ah. Nau, und wia's wieder amol banond sitzn ban Mostkruag, da Vetter racht sei Pfeifn, da Student a Cigarettl, do schmunzelt er, da Vetter — und er wissad oani!

Auf der Wildwiese.

Von **Peter Rosegger.**

Es war wieder einmal alles zurückgeblieben, das zuerst so lebhaft Gesuchte und dann so Lästige. An den drei Mühlen war ich vorübergegangen, an der Brettersäge, langen Rainwiesen dahin bis zur vierten Mühle. Dann an der Köhlerei, dem hüpfenden Bächlein entgegen durch Kernwald hinan, über den Schlag mit den Erlsträuchern und weißen Steinen, hernach durch Jungwald — und hier war die blaurothe Markierung nicht mehr. Auf gut ausgefahrenem Wege war sie stets neben meiner gewesen, an jedem fünften Baumstamm, an jeder Mühlecke, an jedem Thörlblock, so als ob sonst Gefahr wäre, dass der Fremde plötzlich den steilen struppigen Hang emporklettern, oder über den Rain in den Bach springen könnte. Und hier im Jungwald, wo mehrere Steige auseinander zweigen, war der blaurothe Farbenklex nirgends zu sehen.

Das sollte mir aber nicht bange machen. Auf zwecklosen Bergwanderungen ist d e r Weg, den man am liebsten geht, immer der rechte. Vor mir begann junger Lärchenwald. Wenn ich sage, dass über diesem Lärchenwald grünes Gold war, so weiß der Leser damit nichts anzufangen, außer er hätte schon selber junge Lärchen im Vormittagssonnenschein gesehen. Und das hat er auch. Der Tannen-, Fichten- und Kiefernwald ist fast schwarz dagegen und der Laubwald hat sein bläuliches Grün; das grüne Gold gehört dem Lärchenwald allein. Wandelt man aber unter demselben dahin, so ist ein brauner Schatten, und die dürren Ästlein hacken an die Kleider, kratzen ins Gesicht. Auf keinem einzigen Stamm war der blaurothe Klex, also gieng ich in eine unermessliche Irre hinein. Als der Lärchenwachs zu Rande war, giengen die Erlstauden an. Das ist ein abscheuliches Gezücht. Das schmale Steiglein, das anfangs noch hineinführt, wird bald erstickt von den Strüppen, die Beine verstricken sich und werden unsicher, weil es immer ist, als ob man auf eine Natter getreten wäre; kann auch eine Wurzel gewesen sein, es glitt nur so verdächtig glatt dahin und irgendwo da im lange Grase pfiff etwas. Auf einmal patschte neben mir ein Fladen zu Boden, es war aber keiner, es war eine breite Kröte, die sich aber so sehr über die Hässlichkeit des Menschen entsetzte, dass sie gleich unters Gras eilte.

Die Erlstrauchwildnis ist endlich durchbrochen, ein Stangenzaun mahnt artig, nicht auf die Wiese hinauszutreten. Ich thue es doch, und

weiter war — mochn thats ma nix. ’s Fensterl scheintn scha roth entgegn, sa roth, wiar a brinends Herz. Da Lex bsint sih af an passendn Gasslspruch, gibb ara ollahond. Wia war s dan eppa mit den do? Und völli ondächti hebb er on zan zischln:

„Schau, Dirndl, sei nit stulz,
Dei Bett is nur aus Hulz,
Und nit aus Buxbam!
Därffst da koan Esl aufzahm’.
Dirndl, host ghört?
Heur is nit fert (voriges Jahr),
Wan heuer fert war,
’s Dirndl koan frischn Buabn wert war.
Dirndl, host ghört?“

Völli in Othn verhobbs n, er woaß nit, aus Liab oder aus Ongst. Drinen is olls still, ober s Kiaznliacht wirft an Schotn af d Wond — a schwarzes Köpfl und an Orm, der sih ollaweil hebb und senkt, as wia wan er holsn wult. Da Lexl ziacht seini Stiefl aus und steigg mäuserlstill afn Hulzstoß, der untern Fenster is, und gugg eini ins Kamerl. s Dirndl selber kon er ollaweil no nit sechn, ober s Tischl siacht er, die Kirzn, d Liachtputzn, s Nahkörberl und a Fotagrafie, de danebn steht. Jessas, de Fotagrafie, däs is jo da Lexl — er selber! Sa is s doh wohr, wos da Vetter hot gsogg, dass’ de n long schon ollaweil gern hot, hoamla, wan s sagor sei liabs Bildl muaß ban ihr hobn in da Komer. Wan sa sih nar a kloans wenk vorneigad von Winkel, dass er s sechn kunt, sei herzliabs Dirndl — amol!

„Dirndl, host ghört?“ lispelt er und klopft ban Fensterl.

„’sas und Josef, wer is dan daußt!“ schreit s in Stübel und springg auf, dass ihr s Liacht hell ins Gsicht scheint. Und hiaz hot er’s gsechn, da jungi Student — die Seinigi! — —

Af oanmal is n hiaz a Liacht aufgongen, in Lexl und wia s da Vetter gmoant hot mit da Sebign und ihrer Liab und Treu. — Daweil er nar ollaweil af sei Vergnügn denkt, sitzt sei Muader af da Bauernster bis in die spot Nocht eini ba der Orbat, dass’ as kon daschwinga, wos er braucht, der Herr Suhn. —

Ban Fenster is er einigschloffn (hineingekrochen): Muaderl, ih bleib ba dir!“ — A worms Bettl hots eahm gmocht und sie selber hot sih hinglegg af die hort Bonk und hot sih gfreut die gonz Nocht, dass ihr liaber Lex wieder ban ihr is. —

Und aftn in spotn Hirbst, wia da Student in da Stodt wieder mit sein Kameradn is zsomkema, hot er sih freilih a wenk prohlt mit da Seinign dahoam, und wia er gfensterlt hät ban ihr — ober, dass’ sei liabi, herztreui Muader is gwen, däs hot da Schlanggl nit über die Zung brocht.

In dieser Wildnis war ein solches Behagen über mich gekommen, dass ich mich sachte hinlegte auf den kühlduftigen Rasen. Rings um mich wiegten auf hohen Stengeln die weißblätterigen Margariten, und gerade über meinem Angesicht schwebte das scharlachrothe Häubchen einer Mohnblume. Würziger Blumenhonigduft wehte gelinde heran, und manch fleißiges Bienlein läutete über meinem Haupte hin und her, umkreiste die sonnengebräunte Nase, um endlich aber doch eine nahe Wildkleeblüte zur Ernte zu wählen. Vom Walde her klang manchmal das Stimmlein eines Finken, und vom Bergforste nieder meldete sich ein Kuckuck. Je höher die Sonne stieg, je stiller wurde es in der Runde. Alle Wipfel standen bewegungslos in den hohen blauen Himmel hinein, auch über der Wildwiese war die milde Ruh', aber die Rispen und Blüten wiegten sich lautlos fort und fort. Manchmal kam aus den Schluchten herauf ein leichter kühler Hauch und brachte ein Wasserrauschen mit — aber nur für den Augenblick, dann wieder Stille.

Nur die Fliegen und Mücken stellen ihr dünnes Summen nimmer ein. Die schwarzen Fliegen sind die redlichsten, sie sitzen ohne weiteres auf die Hand und thun nicht viel. Oder sie tanzen und kreuzen um Kopf und Hände und sitzen gar nicht auf, lassen sich's genügen an dem Dunsthauche, der vom Menschen ausgeht. Hingegen jene mistgrauen ungefügen Dinger — eine leise Berührung macht sie todt, aber man hat das Gift schon im Fleische. Am schlimmsten noch sind jene Gelsen mit den dünnen langen Beinen und den kaum sichtbaren Flügeln; unvermerkt sitzen sie überall an, saugen das Blut aus, legen ihr Serum hinein, und die Geschwülste mit den wachsweißen Scheibchen wuchern und zucken noch, wenn das Thier schon längst aus Altersschwäche, oder durch einen Unglücksfall sein Leben eingebüßt hat. Da wird der Rockkragen zusammengezogen, um die Hand das Sacktuch gewunden, und auch diese Feinde sind ohnmächtig und ergötzen nur noch durch ihr zartes Singen und Schwirren.

In solcher Stunde fühlt man sich eins mit aller Creatur. Das Bienlein hatte auch so gemeint und meine Nase für eine üppige Wildkleeblüte gehalten. An ihr plötzlich ein heftiger Schmerz. Über den Stich bin ich aufgesprungen und sah nun, dass die Feindin kein rundliches Bienlein war, sondern eine Wespe mit schrecklich dünngeschnürtem Leibe, und dass es viele Wespen waren, die mit ihrem surrenden und schnellenden Zickzackfluge mich umgaukelten, und dass ich auf einem Wespenkruge gelegen war, der mit seiner grauen schuppigen Schale sich tief im Grase angebaut fand.

Es schien an der Zeit, weiterzugehen. Man sagt, dass die Wespe mit ihrem Stachel ihr Leben lassen müsse. Das hinderte aber nicht, dass ihre That fortwirkte noch weit über ihren Tod hinaus. Sie hatte

der kleine Schaden, den das Beinkleid gelitten, wird reichlich wettgemacht von dieser weltabgeschlossenen, stillen Hochwiese. Ringsum Wald und Strauch, dort ein Steinhaufen und daran ein Wildkirschbaum. Tief unten ein steiler Graben, der sich weit hinauszieht gegen das Thal, von dem man zwischen den Hängen nur so eine Art Dreieck im Sonnenäther sieht. Gegenüber steiler, dunkler Wald. Unter dem Kirschbaume mache ich mir einen Stein zurecht zum Sitzen; wie ich ihn aus seiner Erde hebe, enthüllt sich eine Welt von Käfern, Würmern und Asseln, und kleine rothe Ameisen machen sich bald an den Gliedern bemerkbar durch ein scharfes Prickeln und Brennen. Da wäre man also gut aufgehoben.

Hast du je einmal eine blühende Bergwiese gesehen, im Frühsommersonnenschein? Nicht wahr, so etwas ist nicht zu sagen! Man kann's nicht vergleichen mit dem herrlichsten Strauß, nicht mit dem kostbarsten Teppich, auch nicht mit dem üppigsten Kunstgarten. Man kann die blühende Wildwiese mit nichts und gar nichts vergleichen, als mit der — blühenden Wildwiese. Gelbe Schlüsselblumen, weiße Schafgarben, rother Wildklee, blaue Glockenblumen, Vergissmeinnichte, Löwenzahnstämme, hohe Germenrispen, vielarmige Hahnenfüße, Muttergottesschleier — nein, man soll nicht anfangen aufzuzählen, an dem Einzelnen liegt es ja auch nicht, das Ganze ist es. Doppelt und dreifach sind die Blütenschleier, die hochstengeligen Blumen, die in der Luft wiegenden, dann die niedrigstengeligen Blüten, und endlich die in ihren grünen Nestern gleichsam eingebetteten Blümlein — alle, alle haben ihre Kelche und Mäulchen offen, dass der hohe Himmel seinen belebenden Sonnenschein hineingieße.

Die hochstehenden Rispen und das unendliche Halm- und Blättergespinne, Gras genannt, als grüner Untergrund zu der wilden, mächtigen Farbensymphonie, die da ins staunende, berauschte Menschenauge klingt. Man meint, kein von Gott erschaffenes Wesen sei stumpfsinnig genug, diese unbeschreibliche Herrlichkeit zu vertilgen. Morgen kommt der Mähder, fährt mit der Sense drein, und seine Spur ist eine fahle Schichte von Blumenleichen. Die Sonne, die diese Blumen entfaltet, soll nun Heu daraus machen, sie thut eins so gleichgiltig wie das andere, aber der Kuh ist das Heu lieber als die Blumen, und dem Menschen ist Milch und Butter lieber, als Heu und Blumen. Außer er sitzt am Steinhaufen unter dem Wildkirschbaum und hat ein erkleckliches Frühstück im Magen. In diesem Falle schwärmt er für die Blumen. Die Wiese hat aber außer dem dreifachen Blumenschleier noch einen vierten, lebendigen, wirbelnden, kreisenden, summenden. Die Legion von Hummeln, Bienen, Fliegen, Mücken und Faltern, die nimmer und nimmer müde in einer ätherischen Flut über der blühenden Matte schweben.

Über dem Waldrande nieder schimmerten weiße Felswände, ich stieg zwischen dem finsteren Gestämm bergwärts, aber die Wände waren höher oben, als sie sich gezeigt, es war immer noch Wald.

Auf dem kahlen Boden, zwischen Baumwurzeln und grauen Schwämmchen, die wie Wachs glänzten, war ein braun und gelb gefleckter Molch. Mit seinen fleischigen Armen und Beinen holte er langsam aber weit aus, manchmal hob er seinen dreieckigen Kopf und schaute mit hervorquellenden Augen nach dem Ziele aus, dem er so mühsam zustrebte. Wenn ich wüsste, mein liebes Waldkrokodil, wohin du willst, mir wäre es ein Leichtes, dich ein paar hundert Schritte zu tragen. Einen alten Teichgräber kenne ich, der ist der Meinung, dass man alle Salamander todtschlagen soll, denn wer sie angreift, der bekommt Warzen an den Fingern, und wen sie anglotzen, dessen Kinder bekommen einen schielenden Blick. Was denkst du darüber, du schöner scheckiger Waldwurm? — Ich habe es nicht erfahren, habe das schweigsame Thier nicht angefasst und auch nicht todtgeschlagen. Wer weiß, ob's ihm recht gewesen wäre.

Allmählich wurden die Bäume schütterer und sie wurden verknorrter und verkrüppelter, und dazwischen standen bleiche Baumgerippe. Über eine Schuttlehne noch hinan, und als die Felswand erreicht war, gieng es da nicht weiter. An den Steinen klebten graue Schneckenhäuschen, an deren Rande hie und da etwas vom Hausherrn hervorstand. Als ich eines berührte, zogen sich die weichen Läppchen schnell in die zierliche Kalkhütte zurück. — Ich kletterte am Hange dahin und kam in eine Mulde. Ein modernder Brunnentrog war in den Moorboden gewachsen, das Wasser sickerte daneben planlos dahin, und in den Tümpelchen zappelten erbsenrunde Thierchen mit langen Schweifen. Zwischen den ruppigen Steinbergen, die stellenweise mit bläulich-grünem Knieholz bewachsen waren, that sich ein Thal auf, schwarze zerrissene Erde mit kurzem Grasfilz und langen Binsenschöpfen, und wenn man auftrat, sank der Fuß tief in den Sumpf. Aber es lagen Steine da, die eigens hergelegt schienen, um von einem zum andern springen zu können. Daraus schloss ich, dass hier der Weg war. Ich befand mich in der verrufenen Gegend, genannt das „Nasse Gschwend". Es war das Thor in die Felswüsten hinauf. Aber querüber lagen fahle Baumstämme, die der Sturm gestürzt hatte, und es lagen Steinblöcke, die von den Wänden niedergestürzt waren. Und es lagen Gerippe von Rehen und Hirschen und anderen Thieren da, die im strengen Winter umgekommen sein mochten. Und es tauchte hinter Schuttwällen ein schwarzes Menschenwesen auf, das sich überaus mühesam auf dem unwirtlichen Grund vorwärts arbeitete, bis es endlich in meiner Nähe war. Ein Weib, dessen Gewand auf dieser Wanderschaft Schaden genommen hatte, das

nicht umsonst gelebt, war nicht für nichts gestorben — mitten in meinem Gesichte stand stattlich ihr Denkmal. Wasser suchend, um kalte Umschläge zu machen, strich ich hin durch den hohen, blühenden Graswuchs. Da war unter meinen Füßen plötzlich ein winziges Menschlein. Es war so klein, dass die Halme und Blumen um das Blondköpfel zusammenschlugen, es war ein Mädchen in ein ärmliches blaues Röcklein gehüllt, nicht älter, als etwa vier Jahre. Es war darauf aus, alle Blumen der weiten Wiese in sein kleines Fäustlein zu sammeln, und als es den Strauß nicht mehr umspannen konnte, warf es ihn weg, um neuerdings mit dem Pflücken zu beginnen. Wie dieses Kind, sammelt der Mensch so lange er lebt. Er pflückt die blühenden Wiesen ab und wähnt, die todte Blume in seiner Hand sei schöner, als die lebendige auf der Matte. Er pflückt die Früchte der Wälder und Gärten, mit krampfhaften Fingern umklammert er die Güter, sie sind ihm unbequem, sie belasten ihn, aber er kann sich nicht entschließen, sich ihrer zu entledigen, und erleichtert ihn ein Zufall, so beginnt er neuerdings zu sammeln. Es ist ihm nicht genug, dass die Dinge sind, ihm sollen sie gehören. Nicht an gemeinsamer Schönheit will er sein Auge weiden, nicht an gemeinsamem Tische zehren — nein, für sich besonders will er's haben, und mehr als er fassen kann. Das ist ja ein wahres Ungeheuer im Vergleiche zu den Mücken und Wespen, die nicht mehr nehmen, als was sie für den Augenblick brauchen.

Mit dem kleinen Menschenwesen hub ich ein Gespräch an, das etwas schiefkantig ausfiel.

„Kind, wem gehörst du zu?"

Die zwei Rundäuglein leuchteten ruhig zu mir auf und die Antwort war: „Blümel brocken thu' ich."

„Wie kommst du allein auf diesen Berg her?"

„Ich thu' mich nit fürchten. Klein' Mädeln thut der Mann-Mann nix, hat die Zadel g'sagt."

„Wer ist die Zadel?"

„Ein weißes Zickerl haben wir kriagt, heut bei der Nacht."

„Wem gehörst du zu?"

„Ich hab' schöne Schucherln", zirpte das Kind mit seinem dünnen Stimmlein, dabei hob es ein wenig den Fuß, und wahrnehmend, dass es barfuß war, erschrak es, und huschte im langen Grase davon.

Noch ein Weilchen sah ich darüber die Halme schaukeln, dann nichts mehr. Wie ein Gespenstlein war es gekommen und vergangen. Ich habe im Weiterschreiten meine Beine unsicher und befangen auf den Boden gesetzt, in der Angst, unter der wuchernden, blühenden Wildnis auf eine Schlange oder eine Kröte, oder ein Menschenkindlein zu treten.

in kreuz und krumm, verlor sich und fand sich wieder, und verwirrte sich endlich ganz mit den zerfahrenen Pfaden, die der Hirsch und der Bock durch das hohe Gras gezogen hatten.

„Die Kleine wird einstweilen schon heimgekommen sein", rief ich zum Weibe hinüber, das am Waldrand im Schatten saß, auf den Schoß die Finger aneinanderklammernd, als ob es betete. In demselben Augenblick stieß meine Fusßspitze an den Körper. Da — tief unter Schlüsselblumen und hochstämmigen Vergißmeinnichten lag das Kind, ein Ärmchen unter dem Kopf, eines über der Brust, den Blumenstrauß noch umklammernd. Es schlummerte.

Wie mein halber Leib noch über dem Hochwuchs emporragte, so habe ich mit der Hand hinübergewinkt zu den Bäumen — sie möge kommen. Da sei es! —

Das ist alles, was ich von jenem Ausflug ins Gebirge zu erzählen weiß. Keine Felsenkletterung, keine Gletscherwanderung, keine Fernsicht über hundert Hochgipfel der Alpen — nichts als Bäume und Strüppe, Mücken, Wespen und Blumen — und darunter verborgen ein Menschenblümlein, dem fürder die himmlische Sonne ein frohes Reifen bescheren möge.

Dorflust.

Gedichte in Bauernmundart von Louise Derschmidt.

Die Besserung.

Da Bischof woaß an geistlin Herrn,
Der war scho lang a Pfarra gern.
Und weil er guat thuat, der Kaplan,
So kimmt er ending amal dran.

Er kriagt a Pfarrl im Gebirg,
Koan zwidas Örtl, wia i siag.
Nur oans, dös stöllt der Bischof aus:
Dö Baurn und Bürga bleibn nöt z'Haus,
Sö spieln die halbe Nacht beim Wirt,
Drum sollt er, als a Seelenhirt
Dö Manner bessern und bekehrn,
Damits do amol braver wern.

Da Pfarra kimmt und gwehnt sie ein,
Er hat in Dorf das schönste Sein,
D' Leut san ja voller Gmüathlichkeit,
Drum hat da Pfarra d' größte Freud.
Er braucht nöt z' greina, braucht nöt z'menten,
Nöt s Kanzelbankerl z'haun mit 'n Händen.

So geht oan Jahrl ums ander uma,
Da Pfarra, der richts ohne Brumma.
Hiatzt kimmt da Bischof gach daher,
Im Dörfl thoans eahm alle Ehr;
Da Pfarra lobts, er hat koan Klag,
Da Bischof aber hätt a Frag.
„Herr Pfarrer", sagt er, „sind gelungen
Im Dorfe auch die Besserungen,
Die ich für äußerst wichtig hielt?
Wie steht es? Wird im Dorf gespielt?"

Da Pfarra lacht a weng verschmitzt,
Weil eahm im Gnack der Spitzbua sitzt;
Drauf sagt er: „Hau, vor ötla Jahr,
Wia i bin kemma in dö Pfarr,
Hams nix als — abighackt und zwickt,
Mei Röd is gwön, ob sie dös schickt.
Do is a Bössrung schon zan gspürn,
Hiatzt than ma — tarokiern."

---

erschöpft und vergrämt war, vor mir stehen blieb, sich auf seinen Aststummel stützte, den es als Stock trug, und mich fragte, wohin ich denn wolle?

„Wohin ich will, fragt ihr? Wohin ich komme.“

„Aber da kommt ihr ja in die Steinkare hinauf. Da hat wohl niemand was zu suchen!“ sagte sie herb, verbittert.

„Wie kommt aber ihr herauf?“

„Ich hab' freilich was zu suchen“, antwortete sie. „Habt ihr denn kein Unband gesehen unterwegs?“

„Was ist das, ein Unband?“

„Der Fratz ist mir davon. Seit aller Morgenhuid lauf ich umeinand. Ist gar nit mein. Meiner Schwester Fratz. Zum Aufheben hat sie mir ihr Kind gebracht, dieweil sie auf Arbeitsuchen aus ist. Wie soll ich's denn aufheben, wenn's davonlauft, das Ungeziefer! Wenn's mein wär', dem wollt' ich's schon austreiben, das trutzige Davonlaufen! Ein helles Kreuz mit den Kindern! Weiß Gott, wo's der Teuxel hingetragen hat!“

Dieweilen sie also greinen that, wackelte sie mit dem Kopf, um welchen die schwarzen üppigen Haare nachläßig gewunden waren. Schon arg musste sie hängen geblieben sein an Strauch und Stein mit diesen Haaren, so waren sie zerfetzt. In ihren großen runden Augen zuckten Zorn und Angst.

„Frau“, sage ich. „Wenn ihr das Kind nicht strafet fürs Davonlaufen, so will ich sagen wo es ist. Unten auf der wilden Wiese thut es Blumen brocken.“

Sie warf auf solchen Bescheid vor Überraschung die Arme auseinander und schlug die Hände zusammen. „Auf der wilden Wiesen? Blumen brocken? Wenns Kind Blumen brocken thut, so ist's nit aus Trutz davon.“

„Will lieber mitgehen und suchen helfen“, hab' ich gesagt. Und bin mit dem Weibe thalwärts gestiegen. Eines Kohlenbrenners Weib war sie, und hatte sich's schon ausgedacht, was geschehen würde, wenn das Kind verloren, zugrunde gegangen sein sollte. „Dann geht sie durch. Ganz durch, dass sie kein Mensch mehr findet. Denn die Schwester, wenn sie so um ihr Kind kommt, geht ins Wasser.“

„Einstweilen“, sagte ich, „gehen wir in die Blumen.“

Als wir durch steilen Wald endlich hinabkamen auf die Wildwiese, war es hoher Mittag, und manches der unzähligen Blumenhäupter senkte sich müde und welk erdwärts. Selbst das Gezücht der Insekten war müde geworden. Kein Halm regte sich über die weite Wiese hin und kein verlaufenes Kind war zu sehen. Da gieng ich an jene Stelle, wo es am Vormittage gewesen war und verfolgte die Spur. Die gieng

Kleine Laube.

Graz im Freilicht.

Im Eisenbahn-Coupé sitze ich am liebsten allein. In solcher ambulanten Lebensführung halte ich meine Ruhestunden. Einmal aber hatte ich doch eine Reisegesellschaft, die mir sehr behagte. Das war zwischen Nürnberg und Würzburg. An der Fensterseite saßen zwei Herren und unterhielten sich lebhaft über das Reisen und ihre Reiseerfahrungen. Der eine, ein rothbärtiger Recke, seiner Mundart nach aus Westphalen, der andere ein graublonder Herr in einem grauen Reisekittel, mit englischen Manieren, aber gesprächig. Er war, wie es sich später ergab, ein Deutscher aus Amerika, der zu seinem Gefallen Europa bereiste.

Der Westphale hatte eben seiner Begeisterung für Nürnberg freien Lauf gelassen, er nannte diese Stadt bloß unvergleichlich.

Der Amerikaner drehte sich eine Cigarette und sagte einigemale: „Nun ja. – Nun ja. Nürnberg ist eine alte Stadt und eine moderne Stadt. Also keines von beiden.“

„Deshalb einzig, unvergleichlich.“

„Nun ja. – Übrigens“, der Deutschamerikaner legte seine Beine auf den Sitz gegenüber, „ich geniere Sie doch nicht!“, reckte sich, sprühte Rauch aus und fuhr fort: „Ich habe vor kurzem eine Stadt kennen gelernt – die erste, die mir, will gerade nicht sagen, imponiert, wohl aber einige Achtung eingeflößt hat. Eine österreichische Stadt.

„Eine österreichische –?“

„Man nennt sie ja nicht. Ich kam fast zufällig dahin, sie liegt auf der Strecke Budapest–Innsbruck. Ich meine Graz.“

„Ah, Graz an der Mur. Soll ein sehr hübsches Städtchen sein.“

„Städtchen – wenn Sie wollen. Es zählt, sagte man mir, kaum über hundertdreißigtausend Einwohner. Nun ich wollte sagen: das ist ein Wohnort. Die meisten Städte sind ja so, dass es eine Qual ist, in ihnen zu leben. Gerade die mit Riesenschritten wachsenden Städte, die Industriestädte, die Handelsstädte. Ich glaube, auch Sie am Rhein wissen ein Lied davon zu singen. Ich habe manche Stadt gesehen. Die eine ist eine Backsteinwüste, die andere ein Nest, die eine voll Unrath, die andere voll Langeweile, die eine malerisch, die andere – na nu. Graz – weder Wüste noch Nest, weder Hast noch Stagnation – bloß wohnlich. Es ist eine Stadt, in der man weder jagt noch vegetiert – in der man l e b t. Ich spreche ja gar nicht von dem Grazer Schlossberg, nicht von den Gärten, obschon Graz die Stadt

Bleameln.

I han a Glashaus gseha,
Dös nachst drin in da Stadt,
Dort hams vo andere Lända
Dö schönsten Pflanzen g'hat.
Da drin sand Palma gewachsen
So hoch als wia die Wand,
I kann engs gar nöt nenna,
Wias ghoaßen ham allsand.
Und um dö schönen Buschen
Da hätt mi so viel d'langt;
Hätt i an oanzigs Stöckl,
I hätt mi schön bedankt.
Do, s Geld, dös wurd' ma z'weni,
So viel därf i nöt wagn,
Sonst hätt i oans dahandlt
Und gschwindi homzua tragn.
Dort han i in mein' Fensta
Viel Blumenstöckl stehn,
I bin mit dö a zfrieden,
Sö blüahn ja a recht schen.
Ma muaß's nur recht betrachten,
Dös Kloan hat a sein Wert,
Muaß nöt alls glei sündtheuer
Und rar sein, was oan ghert.

Dö Nagerl, d' Monatrosen,
Da greane Rosmari,
Dö Veigelstöck und Glocken
Dö thoans recht guat für mi.
Und wanns a dö nöt tragat,
So blüahn in Feld und Wald
Vergißmeinnicht und Veigerl
Und häufti, was mar gfallt.

Da gibts no tausend Bleameln,
Wias wachsen aus da Erd,
Wias spieln in alle Farben,
Dö sön wohl s Anschaun wert.

Gar auf da z'fallna Maua
Blüahn Staudna gelb und blau,
Und Mias und feine Schmelan,
So daß i s gern anschau.

Im Glashaus, wia am Wegroom,
Wo ma dös Ding betracht,
Ma siacht beim Kloan und Großen
Ön Herrgott drobn sei Macht.

Die Henn als Stiafmuada.

Da draußt bei da Lacka
Rennt d' Henn umadum,
Sie hat so viel Schrecka,
Ihr G'vickat kimmt um.
Ös san junge Anten,
Dö schwimmand hidan
Und d' Henn muaß sie ranten,
Weils nachi nöt kann.
Sie gagerzt und plödat
Mit 'n Flügeln und schreit,
Ös is, als wanns rödat:
„Hets Kinda, seids gscheit!
Ös müaßts ja datrinka,
Ös gehts mar ja z' Grund!"

Sie moant, sie muaß 's zwinga,
Daß 's anders wern kunnt.
Do d' Anterln, do brauchan
Koan Lehr, koan Gebot,
Sö schwimman, sö tauchan,
Sö leiden koan Noth.
Sö lassen d' Henn greina
Und losen nöt auf;
Sö schnadern: „Schau eina,
Hau, wo i dasauf?"

Geh Henderl, laß s Flenna,
Ös wird di nix zahln,
So viel sollst do kenna,
Dö san nöt zan Hal(t)n.

Was nützt di dein Grimma,
(Du moanst es ja guat),
Laß s' taucha, laß s' schwimma,
Sö san nöt dein Bluat.

Sö wern nöt vagrathn,
Wanns di a nöt hörn,
So laßt ös halt baden,
Du kannst eahns nöt wehrn.

Und harbast di z' schanden,
Sö lachan di aus,
Denn 's wird aus ar Anten
Koan Henderl nia draus.

Neue Gedichte.

Von Mathilde Gräfin-Stubenberg.

Glücksklee.

Wo die Felder grünend stehen,
Hab' ich manchen schon gesehen
Rasch sich bücken,
Klee zu pflücken.
Sah er deutlich doch vier Blätter!
Meint, was wunder er erhascht; —
Da, betrachtend ihn — potz Wetter!
Steht er jählings überrascht:
An dem Glücksklee grün und glatt —
Fehlt ein Blatt!

Hab' auch manchen schon gesehen
Auf dem Lebenswege stehen,
Rasch sich bücken,
Glück zu pflücken.
Sah er's deutlich doch ihm nicken!
Meint, was wunder er erhascht; —
Da, kaum traut er seinen Blicken,
Steht enttäuscht und überrascht:
An dem Glücke glitzernd, glatt —
Fehlt ein Blatt!

Vom Alta.

Für d' Wölt taug'n halt nimma
Klag's Gott d' alt'n Leit,
San jedem im Weg scho,
Mach'n niamd mehr fül Freid.
Mir mecht'n gern mitthuan,
War'n üb'rall dabei, —
Aba d' Jüngarn wull'n Platz hab'n,
Da druck'n mir uns glei.
Mir kunnten no tanz'n,
Aba d' Übung feilt halt,
Mir mach'n a paar Hupfa,
Do g'spürn mir's dann bald.
A zwoagspanigs Liadl,
Dös singat'n mir gern,
Do d' Stimm'n san ziddrat,
Koa Katz mag uns hör'n.

Wia mir amol jung war'n —
Du heilige Zeit!
Hab'n mir daz'mal gspott
Üba and're alt' Leit.
Hab'n selba net denkt
Wia dö Jahrln vagehn,
Hab'n gmoant, mir nur bleib'n
Halt alleweil schön.
Hiatzt lach'n halt d' Jung'n
Wul leicht üba uns aa,
Mir san scho hübsch kraupat
Und hatschat mir zwaa.
Mei Alta hat 's Reiß'n,
Und i weche Fiass' —
Do glaubt's derantweg'n net,
Dass d' Wölt uns vadriaß'.

Mir liab'n uns no imma,
Mei Alta und i,
Und than ma aft greina,
Goar harb san ma nia.
Mir red'n no gar aft'n
Van frühere Joahr,
Wia i no a mudlsaub're
Almarin woar.
Und wia er mir amol
Beim Anfenstarln stad,
A Busserl, a schnalzates,
Geb'n hat akrat.
's is net, dass er heunt mi
Net busseln mehr thät,
I woaß net, wia's kimmt —
Aba schnalz'n thuat's net.

der Gärten par excellence ist. Ich sage nur einmal vom Wachsthum dieser Stadt. Es ist kein sprungweises Aufquellen, es ist ein mähliches Wachsthum. Ich wüsste weder hüben noch drüben eine Stadt, die ihresgleichen hat. Entlegen vom großen Verkehr, da unten hinter den Ostalpen, an der äußersten Spitze deutschen Bodens. Kein großer Handel, keine große Industrie, und doch eine wohlhabende Stadt. Wenigstens dem Anschein nach. Geschmackvolle Gebäude, worunter ein neues Theater mit allen modernen Einrichtungen, wie Sie eins suchen können. Und die Truppe. Habe noch selten so gut Komödie spielen gesehen. Große Reinlichkeit auf Gassen und Plätzen, musterhafte Pflege öffentlicher Anlagen, lebhafter elektrischer Straßenverkehr, elektrisches Licht, elegante Kaffeehäuser selbstverständlich. Überall belebt, nirgends ein Gedränge; alles bewegt sich, aber niemand läuft. Auf der Gasse ruhige Conversation, aber kein Geschrei. Wenig Wagenlärm, aber auch kein Bettelvolk, das an den Straßenecken seine Gebresten zeigt. Alles anständig gekleidet und anständig sich benehmend. Dem regen Straßenverkehr nach zu schließen, könnte die weit ausgedehnte Stadt eine halbe Million Einwohner haben. Größere Ordnung als im Grazer öffentlichen Leben habe ich nirgends gefunden. Man freut sich bloß. Man glaubt unter Menschen zu sein, wahrhaftig! Ich sage vom geistigen Leben: zwar wenige literarische Cirkel, aber viele Leseanstalten. Eine Menge Schulanstalten, Universität, Technik. Die Professoren, berühmte darunter, halten öffentliche Vorlesung über Geschichte, Kunst, Völkerkunde, Nationalwirtschaft, Krankenpflege. Die Leute laufen nur so hinein, interessieren sich dafür. Museum, Malerschulen, Kunstgewerbeschulen, Kunstausstellungen, sogar Secession, sage ich Ihnen! – Ferner Politik. Überaus lebhaft. Mehrere große Blätter, die sich natürlich immer zanken, übrigens, soviel ich merkte, anständig sind. Zahllose Vereine mit vielen Gegnerschaften, die stets miteinander im Kampfe liegen und in wichtigen Dingen doch gemeinsam vorgehen, wenigstens einander in gemeinnütziger Arbeit nicht hindern. Gemeinsinn! es ist ein Vergnügen! So erklärt sich das Aufblühen, erklären sich die zahllosen Wohlthätigkeitsanstalten, die öffentlichen Anlagen, die Denkmäler, Brunnen und dergleichen. Es ist reizend. Ich wollte zwei Tage in Graz bleiben und blieb fünf Wochen. Keine großen, modernen Hotels, aber heimliche, gemüthliche Gasthöfe mit ausgezeichneter Verpflegung zu mäßigen Preisen. Man lebt vorzüglich, wer die süddeutsche Küche mag. Man muss nicht den Beutel zubinden, nicht immer die Taschen zuhalten, wie in Budapest und Wien. Die Grazer erinnern in mancher Beziehung beinahe noch an unsere biederen Altvorderen. Es ist die Stadt, wo alte Leute des Reiches zusammenkommen und ihr Ruhegehalt genießen. Wenn ich es soweit bringe, gehe ich auch nach Graz. –

Ich hatte bei diesen Darlegungen die Gesichtsmienen des Amerikaners beobachtet, sie zeigten kein ironisches Zucken, blieben durchaus ernst. Ich hätte diesem dreisten Freilichtmaler so ein bisschen um den Hals fallen mögen, blieb aber in meinem Winkel lässig lehnen, als ob mich die Sache nichts anginge. – Übrigens – hatte der Mann im ganzen nicht recht? Die Lichtpunkte waren ja alle richtig, die Schattenstriche geriethen vielleicht etwas zu dünn. So habe ich's erfahren, wie groß das Vergnügen ist, wenn auf Reisen der Heimatsort gelobt wird, wenn man diesen einmal durch die Augen eines Fremden betrachtet.

Hoffentlich bringt's der Mann so weit (er schien mir einstweilen bloß Millionär zu sein), seine Renten in Graz zu verzehren. Dann wollen wir selbander täglich durch den Stadtpark schlendern, die Vögel füttern und vielleicht ein wenig über die Stadtvertretung raisonnieren – letzteres gehört auch dazu, um als Grazer sich recht behaglich des Lebens zu freuen. M.

---

zu lächeln, so wechselt auch eine Natur die andere, wenn ich so sagen darf, flüchtig wie die Geschlechter der Menschen ab, und es sind nur die ganz Großen, die, wie sie eine Kunst für viele Generationen erzeugen, auch in einer Natur stehen, welche Dauer hat. Ein solcher Großer war Goethe. Seine „Natur" ist noch die unsere, ja sie wird es noch immer mehr. Aber wo ist die „Natur" seiner Zeitgenossen geblieben? Wo ist jene eigenthümliche Mischung der Farben, jenes Zerrbild der Größen, jene altmodische Beseelung ihrer Formen geblieben, welche man im Anfange unseres Jahrhunderts als „Natur" gesehen und empfunden hat? Sie ist Geschichte geworden, wie alles, alles — Vergangenheit, und kann als solche genossen werden. Doppelt ergreift uns die Wahrnehmung davon, wenn es derselbe Schauplatz ist, dieselbe Bühne, auf welcher die „Natur" verschiedener Zeiten mit so geändertem Aussehen auftritt. Da ist mir ein altes Büchlein in die Hände gefallen: „Mahlerische Streifzüge durch die interessantesten Gegenden um Wien", 1806 zu Wien gedruckt. Ich gestehe, nichts hat mir bisher eine so starke Überzeugung davon verschafft, dass die Natur — Kunst sei, so gut wie die Kunst selbst, Menschenwerk, Zeitgeist, als die Naturempfindung dieses verstaubten Taschenalmanachs, das mir meine „Natur" dort, wo ich sie am besten zu kennen meine, als Neuerung, als junge Errungenschaft deutlich macht; indessen die seine wie ein Gespenst in den lichten Tag schaut, das beim leisesten Hauch in Asche fällt.

Auf solchem ernsthaften Gedankenhintergrunde wächst nun aber aus den „Mahlerischen Streifzügen" jenes alten Wieners zunächst eine gar spassige Wirkung hervor. Diese Natur, die den alten ehrsamen Knaben so fremdartig bewegte, die wir nur mehr von der heiteren Seite nehmen können, wo sie ihm doch gewiss Ernst oder doch wenigstens vorgeblicher Ernst war, der seine Wirkung machen sollte — sie ist, wenn sie auch noch so sehr nur ein verzerrtes Phantom scheint, doch einmal die Wirklichkeit selbst gewesen. Wenigstens für die vielen, die solche Bücher lasen oder schrieben, wenigstens für die guten Seelen, die den Geist einer Zeit repräsentieren. Das sind allemal nicht die Großen, die über sie hinwegschauen und in eine neue Epoche hineinreden. Wir dürfen es glauben: wie sie in diesen altmodischen Streifzügen geschildert wird, so war die Natur hier anno 1806.

Es sind die jedem Wiener vertrauten Ortschaften, die im grünen Kranze der Hügelgelände um die Stadt gereiht sind und sich bis in die Vorberge der Alpen hinausschwingen, über welche die „Mahlerischen Streifzüge" des unbekannten Naturschwärmers sich erstreckten. Bei Hietzing und Penzing fängt die „melancholisch-liebliche" Natur des Verfassers an, um „mit Bildern von Größe und Erhabenheit", mit „wilden, kühnen Formen" bis zu dem „düsteren" Perchtoldsdorf vorzudringen und sich sogar „zum süßen Nomadenleben der Unschuld" von Kaltenleutgeben vorzuwagen. Was für eine seltsame Natur malt sich da in den Blicken des altmodischen Wanderers! Die Berge vor allem — wie sind sie hoch und wild und schroff; die Thäler, wie sind sie dunkel, finster, „voll schweigender Nacht"; die Wälder, wie schwermuthsvoll, leblos! Alle früheren Jahrhunderte haben in der That die Höhe der Berge ungeheuer überschätzt und ihre Gefahren maßlos übertrieben. Aber was soll man sagen, wenn im Anblick von — Mauer unser Naturfreund von 1806 ausruft: „und gigantisch dräuen hinter mir die Wolken versammelnden Berge!" Oder wenn ihm das kleine, den Wiener Ausflüglern wohlbekannte Örtchen Steinbach „zwischen himmelanstrebenden Bergen, an einem wildströmenden Bache, eingepresst" liegt? Es sei gestattet, um die in jeder Art, in ihrer Zagheit und Weichlichkeit, ihrem Überschwang und ihrer Beschränktheit uns unverständlich gewordene Naturempfindung dieser Zeit unmittelbar zu erfassen, einige Beispiele von Schilderungen anzuführen, welche uns knapp vor die Thore Wiens, nach Hietzing, Dornbach oder Hadersdorf

Naturempfindung vor hundert Jahren.

Von Michael Haberland.[1])

Jedes Zeitalter schafft sich nicht nur seine Kunst als den Ausdruck seiner Kräfte, seiner Kenntnis, seiner Lust, sondern es schafft sich auch seine Natur, die Natur, von der es spricht, mit der es lebt und die mit seinem Geschlechte zu Staub wird. In diesem Sinne ist auch die Natur unser Werk, unser Ausdruck. Wir beschenken die objective Welt, welche allein die Naturwissenschaft kennt, mit unserem Geiste, mit unserem Herzen und bewundern sie dann, lieben sie oder verleumden sie — je nachdem. Wie die Kunst mit ihren wechselnden Epochen, wechselt und ändert sich auch die Natur, und es sind nur ihre einfachsten Züge, die wir dunkel im Sinn haben, wenn wir von ihrer Ewigkeit und Unabänderlichkeit reden. In Wahrheit ist sie — eine psychologische Schöpfung — in Farbe und Stimmung, in Größe und Qualitäten abhängig von unserem Geiste, dem wandelbaren, und damit dem Wandel unterworfen wie Sprache, Kunst oder Sittlichkeit. Also: jedes Zeitalter hat die Natur, die es sieht, das heißt, die es schafft. Glaube niemand, dass Sehen und Schauen nur optische Processe seien: an dem Bilde der Welt mit uns hat unser ganzer Mensch seinen Antheil. Das weiß die Psychologie schon lange, und wo sie es nicht weiß, wird sie es lernen. Es wird ihre Aufgabe sein, wie eine Geschichte der Kunst geschrieben wird, um eine Geschichte der menschlichen Seele daran zu haben, auch eine Geschichte der Natur zu fordern, um sie als Spiegel der geistigen Bewegungen des Menschengeschlechtes zu gebrauchen. Gewiss ist dieselbe Distanz, welche die primitive Armutskunst des Wildmenschen von der süßen Kunstreife von heute trennt, auch von dem kahlen Naturbild der Urzeit bis zur „Natur" der Gegenwart zurückgelegt worden. Wenn es sicher ist — und es steht fest — dass die Natur, wie sie etwa dem Pferde oder dem Hunde sich darstellt — etwas toto genere von dem Verschiedenes ist, was wir Menschen die „Natur" nennen, so muss auch der Barbar, der Grieche, der Römer, jeder in seiner eigenen Natur gelebt haben, die wir in ihrem eigentlichen Wesen uns niemals vorstellen können, die wir — mit wissenschaftlichen Mitteln — uns höchstens mit lauter Negationen begrenzen können. Einen verwehten Hauch davon mögen wir vielleicht in ihrer Lebensweise, ihrer Kunst und Dichtung, allen Spuren ihres Geistes, die sie zurückgelassen haben, verspüren; aber wir müssen wissen, dass wir daran nur den Schatten eines Schattens haben . . .

Es ist indessen nicht nöthig, ja es ist nicht nützlich, so weit zu greifen, um den vorgebrachten Gedanken zu verstehen und zuzugeben. Blicken wir nur ganz in die Nähe; wenden wir uns an unsere Großväter und Urgroßmütter, die uns vielleicht noch den Kinderschopf gestreichelt haben, um zu sehen, ob nicht bloß ihr müdes Auge zu Staub geworden ist, sondern auch, was dies Auge füllte und entzückte, das Weltbild, das in ihm sich spiegelte, die Natur, die aus ihm sich entfaltete. In der That, wie die Kunst als Zeitausdruck so rasch altert, um uns freilich damit nicht verloren zu gehen, sondern in unserer Ahnengallerie mit weißen Haaren gar freundlich

---

[1]) Aus „Cultur im Alltag". Gesammelte Aufsätze von Michael Haberland, Wiener Verlag 1900. Dieses Buch in seinen heiteren wie ernsten Partien wird vielen zur Anregung sein. Sowie dieser vorstehende Aufsatz tiefer gründet, als er sich in seiner schlichten Art den Anschein gibt, so sind auch die anderen Artikel, die es enthält, nach irgendeiner Seite hin von besonderem Werte. Die Redaction.

rothe Gläser in die Landschaft blickten, als wenn wir den hübschen Park mit seinen freundlichen Hügeln in einem Hohlspiegel sähen, als wenn wir in schwerer Gemüthskrankheit in seinen Alleen wandelten. Wir dürfen vermuthen, dass unser Gewährsmann aber gerade hier der Anschauung und dem Geschmacke seiner Zeit genuggethan hat. Denn diese Tempelchen, diese Statuen, diese empfindsamen Gruppen an den Brünnchen, diese geschornen Baumkronen und künstlichen Labyrinthe athmen ganz denselben aus süßlicher Werther-Stimmung, fader Sentimentalität und spasshaftem Classicismus zusammengebrauten Geist, dessen Natur die reine Unnatur gewesen. Dieses achtzehnte Jahrhundert in seinen Niederungen des Geistes ist doch unausstehlich! Es sieht einfach nicht die ruhige, grüne, einfältige Landschaft, es gaukelt sich ewig eine heroische oder romantische, idyllische oder melancholische Natur vor und bevölkert sie unaufhörlich mit Symbolen. Der berühmte Park de Lacys, der sich heute fast wieder zur Schönheit eines Waldes zurückgebildet hat, spiegelt sich denn auch im Auge unseres Schwärmers wie eine unendliche Ekloge des Dichters Denis, der genau so weit von wahrer Natur entfernt war, als er inbrünstig an ihrem Busen zu schmachten meinte . . .

Wenn wir so glücklich sein dürfen, was uns gerade ein solches Büchlein wie die „Mahlerischen Streifzüge“ deutlich macht, eine reinere Natur zu begreifen, die Umrisse der Dinge, ihr wahres Wesen deutlicher zu sehen, mit einem Worte, eine wahrere Natur zu besitzen als die Zeitalter vor uns, insbesondere als dasjenige, dessen Erben in geistigen und politischen Dingen wir so vielfach sind: so können wir doch sicher sein, dass auch wir mit unserer Unbefangenheit, mit aller unserer Objectivität, mit allem Naturalismus unserer Sinnlichkeit und Empfindung nur eine künstliche, zurechtgemachte, mit allem Geist und Urgeist unserer Zeit schwanger gehende „Natur“ haben und kennen. Wer weiß, ob nicht die naturalistischesten Naturschilderungen der Gegenwart von einem künftigen Zeitalter gerade so zu einem Documente wider uns vernutzt werden können, als jener alte Taschenbuchschreiber sich selbst auf den heiteren Pranger vollendeter Unnatur gestellt hat.

Moderne Kunst.

Was schlicht und g'rad,
Das nennt ihr fad;
Ihr braucht die Ekstase,
Ihr braucht die Phrase;
Euch fehlt die Klarheit,
Die höh're Wahrheit;
Nichts ist bestimmt,
Nein, alles schwimmt:
Nur Schnörkel und Dunst —
O neue Kunst!

* * *

Längst hat nicht Namen mehr die neue Weise,
Das mischt sich wirr, das dreht sich toll im Kreise;
Als sich'res Merkmal ist nur eines klar:
Es darf nicht sein, so wie es früher war.

* * *

Wer irrt nicht, hat nicht seine Grillen?
Wem ist sein Steckenpferd nicht lieb?
Nur eines lass't, um Gottes willen:
Macht nicht den Wahnwitz zum Princip!

führen. Man wird uns zugeben, dass diese Menschen nicht nur ihre Kunst verzärtelt und verschnörkelt, sondern auch ihre Natur mit gleicher Gefühlständelei und Sinnestäuschung wie mit einem kindischen Trödel vollgestopft haben, so dass wir uns in unserer eigenen wohlvertrauten Umgebung kaum zurechtfinden können.

Unser Wanderer in grünem Frack und Wertherstiefeln kommt aus St. Veit und strebt nach Hietzing. Folgendes ist nun der bezügliche Naturerguss in seinem Tagebüchlein:

„Hinter mir hat ein gewaltiger Regen den Brand des Himmels gelöscht. Der Mond war aufgegangen, der stille Frieden des Thales von Kaltenleutgeben war über mein Inneres ausgegossen. Jene einfachen Seelen, die aufgewachsen an der Brust der Natur offen und frey sind wie sie; jene hohen Gestalten der Berge, Gräber der Titanen, welche noch jetzt dem Vater der Götter drohen, jene dunklen Wälder, welche sorglos und kühn sich über die Landschaft verbreiten, ach! all die Gegenden, die mein Herz so leidenschaftlich in sich aufnahm, in welchem bezaubernden Strahlennimbus erblickt' ich sie jetzt! . . . Froh und heiter klettert ein dankbares Volk in diesen schönen Gebirgen auf der nährenden Erde! Es schwindelt die Felsenbrücke in unermesslicher Höhe, Gewässer rauschen, wie auf der Alpe tönt das Horn! . . . Ich fliege die Höhen hinan; eine schwindet vor der andern, stolzer sieht die Nächste auf die Nahen hin. Aber dürrer spaltet sich der Fels, das Auge verwirrt sich in der neblichten Ferne, die Steine prasseln hinab von dem ewig gespannten Bogen des Gebirges. Sieh da! Eine Kluft, mich packen Schauer, ich zittere —

Aber horch, es wogen entzückende Töne wie aus dem nahen Äther zu mir. Sie athmen Versöhnung und Liebe. Tausend Silberbanden umflechten den Taumelnden, dass er nicht falle. Und entschwunden ist das Echo der Berge, das reizende Idyll des Thales, in welches hinab, gleich einer Vase, der Mond hängt! Ein neckendes Allegro streift von der Seele die noch tönenden Banden ab und bereitet sich vor auf die wechselnden Gruppen der Stadtekloge. Welch ein gewaltiger Contrast! Aus dem dunkeln, oft erhabenen Stilleben der einsamen Natur tret' ich zu dem reichen Frescogemähld' einer Assemblée. Innerhalb bemalter Schranken sind unter Lindenbäumen Stühle geordnet; eine himmlische Harmonienmusik hat den Mittelpunkt eingenommen. In lustigster Halbkleidung sitzen die lieblichsten Blumen der Schöpfung, als hätte Zephyr sie Lunen zum Opfer hiehergehaucht, im großen Cirkel herum. Jede Attitüde ein Kunstwerk, jeder Fächerschlag ein scherzendes Triolet, das Köpfchen gewiegt von der Freude, voll Ahnungen die Lippen, selbst der kleinste Finger ein Cicero — pro domo sua. Und wie um jeden Planeten, je nachdem sein Rang es vorschreibt, sich vier, fünf, sechs oder mehrere Trabanten drehen, so flattern Ritter und Nichtritter um die Schönen, die es gleich den Planeten nicht müde werden, den nämlichen Weg in einemfort zu wiederholen."

Unser Reisender — er nennt sich selbst so auf seinem Gange von Hütteldorf nach Dornbach — gelangt nach Hadersdorf. „Fremdartig ergriff mich diese Landschaft. Irgend ein Genius scheint sie aus einem südlichen Erdstrich herausgerissen und unter diesen Himmel gebreitet zu haben. Näher und näher kommen sich die Berge mit ihren dunklen Waldkronen, Ernst und Ruhe stehen gebietend unter rauschenden Bäumen. Die Pappel sieht mit weißen Augen zum Himmel; ungestüm rollt der Strom (die Wien!) seine klaren Fluten dahin."

Im „classischen" Dornbach, wohin er auf dem Wege durch bezaubernde Waldgegenden, „oft glitschte, oft fiel" („mein Gefährte hob mich gleich wieder auf und trug mich selbst zuweilen, wenn der lehmige Boden mich nicht fortkommen ließ"), erreicht die Naturschwärmerei des Guten ihren Höhepunkt. Eine so unerhört falsche und künstliche Natur thut sich hier vor uns auf, als wenn wir durch gelbe oder

„Verlust gering!“

„Verlust gering!“ Nur einer ist gefallen!
Nur einer aus den tausend Kriegern allen!
Heiß war der Kampf! Indes, wir hatten Glück:
Wir ließen ja den einen nur zurück!

„Verlust gering!“ wird in die Welt geschrieben.
Es ist ja einer — einer nur — geblieben!
Ob einer weniger, ob einer mehr,
Was ist ein Halm im großen Halmenmeer? —

„Verlust gering!“ O Wort voll bitt'rer Schmerzen,
Wie Schwertesschneide dringst du mir zu Herzen!
Fiel einer nur, der eine fiel zu viel!
„Verlust gering?“ Ein grausam Wörterspiel!

Verlassen weint in ihrer düstern Kammer
Ein Mütterlein, gebeugt von Noth und Jammer;
Sie seufzt und spricht — mir geht ans Herz der Ton:
„Ach, dieser eine war mein einz'ger Sohn!“

Wie man in Amerika zu betteln versteht.

In der Damenkajüte eines Dampfbotes der Fulton-Fähre in New-York bat ein ärmlich gekleideter Knabe bei den Passagieren um Almosen; ein stämmiger Deckarbeiter, der dies bemerkte, war eben im Begriff, den kleinen Bettler in etwas roher Weise an die Luft zu setzen, als eine elegante Dame in knisternder Seidenrobe zu Gunsten des zitternden Bürschchens intervenierte. „Lassen Sie ihn hier bleiben, es ist draußen so kalt. Er ist barfuß und auch noch so jung, er kann kaum älter sein, als fünf bis sechs Jahre.“ — „Wenn er sich gut beträgt, so kann er hier bleiben. Aber er darf nicht betteln, es ist das hier nicht erlaubt“, und der große Mann ließ des Kleinen Ohr los und blieb, ihn beobachtend, stehen. — „Armer, kleiner Bursche“, murmelte die Dame, indem sie des Kindes bleiches und mageres Gesicht beobachtete. „Du siehst müde und hungrig aus, ich möchte Dir wohl etwas geben.“ — „Geben Sie ihm einen Cent zu Rum, Madame“, bemerkte der Deckarbeiter, seine Angehörigen nehmen ihm alles ab, sobald er nur seinen Fuß ans Land gesetzt hat.“ Die freundliche Dame reichte dem Kinde einen von Oncle Sam zerknitterten 50-Centschein, indem sie sagte: „Er muss Schuhe und etwas zu essen haben.“ — „Falsch angebrachtes Wohlthun“, brummte der Angestellte, „wir kennen sie alle, er hat keinen Nutzen von dem Gelde.“ — „Ich gebe ihm die Kleinigkeit gern“, sagte die Dame, und da sie bemerkte, dass die meisten Passagiere sie mit Theilnahme beobachteten, fuhr sie fort: „Ich glaube, jeder hier in der Kajüte wird mir beipflichten und vermuthlich die meisten dem Kinde 1 oder 2 Cent geben.“ Die Passagiere stimmten ihr bei und warfen Geld in des Kleinen Hut, bis derselbe gefüllt war. Bald nachher berührte das Boot die Planke von Wharf; der Junge sprang ans Land und über die Straße nach dem Fulton-Markt; an einer der nächsten Straßenecken blieb er wartend stehen. Zwei Minuten später traf auch die vorerwähnte elegante Dame, von der anderen Seite des Marktes herkommend, ein, und indem das Kind das Geld in ihre Hände schüttet, flüstert sie erfreut: „Gut, Dick, nun denke ich, wollen wir's einmal gleich auf dem nächsten Fährboot versuchen.“

Muſs dem Neuen, damit es entſtehe, das Chaos vorangeh'n,
Dann — wir haben es jetzt; aber, beim Himmel, ſonſt nichts.

*
* *

Wolltet ihr uns die Gottheit malen, ſie fiele gemein aus;
Alſo thut ihr ganz recht, daſs nur Gemeines ihr malt.

*
* *

Auch die alternde Schönheit umleuchtet noch immer ein Schimmer;
Aber wie jung ſie ſei, ſicher, die Fratze miſsfällt.

*
* *

Fort mit dem grübelnden Haupt, und fort mit dem ſchwatzenden Poſa!
Geiſtigen Schmerz und Kampf brauchen wir nicht in der Kunſt.

*
* *

Wahrlich, in unſeren Tagen vereinte ſich alles gar trefflich:
Nietzſche, als Zeitphiloſoph, kam zur entarteten Kunſt.

Stephan Milow.

Ein Kaiſerwort.

In den Zeitungen war zu leſen, daſs Kaiſer Wilhelm bei ſeiner Abſchiedsrede an die nach China abgehenden deutſchen Truppen auch folgende Worte geſagt haben ſoll:

„So ſende ich euch hinaus, damit ihr die alte deutſche Tüchtigkeit, Hingebung und Tapferkeit bewähren ſollt. Ihr ſollt fechten gegen einen gut bewaffneten, gut ausgerüſteten Feind. Aber ihr ſollt auch rächen nicht nur den Tod unſeres Geſandten, ſondern auch den vieler Deutſchen und Europäer. Kommt ihr an den Feind, ſo wiſſet, Pardon wird nicht gegeben, Gefangene werden nicht gemacht. Wie vor tauſend Jahren die Hunnen unter ihrem König Etzel ſich einen Namen gemacht, ſo möge der Name der Deutſchen in China nach tauſend Jahren in ſolcher Weiſe bekannt ſein, daſs niemals wieder ein Chineſe wagt, einen Deutſchen auch nur ſcheel anzuſehen."

Der Kaiſer ſchloſs folgendermaßen: „Der Segen des Herrn ſei mit euch! Die Gebete des ganzen Volkes begleiten euch auf allen euren Wegen. Meine beſten Wünſche für euch und für das Glück eurer Waffen werden euch folgen. Gebt, wo es auch ſei, Beweiſe eures Muthes! Möge ſich der Segen Gottes an eure Fahnen heften und euch geben, daſs das Chriſtenthum im fernen Lande Eingang finde! Dafür ſteht ihr mir mit eurem Fahneneide ein. Glückliche Reiſe! Adieu, Kameraden!"

Alſo unter Berufung auf die Hunnen ſoll das Chriſtenthum nach China getragen werden! Alles wird niedergemacht, die Unſchuldigen wie die Schuldigen.

Dieſe in der Stimmung eines erklärlichen Zornes geſprochenen Worte hat der deutſche Kaiſer ſoviel als widerrufen bei einer ſpäteren Rede, in der er betont, in China auch den hinterliſtigen Feind gut zu behandeln. Der Chineſe habe ein ſtarkes Gerechtigkeitsgefühl und ertrage keine ungerechte Behandlung.

So ſtimmt's. Und Ehre dem Fürſten, der ein übereiltes Wort freimüthig gut macht.

Im nächsten März wird der alte Stern krank und vom Pfarrer versehen. Da hab' ich ihn besucht. Er zeigte mir die weiche Wollendecke, „wie kein Graf eine bessere hätt', und wenn er sterben sollt, so möcht ich so gut sein und die Frau Fürstin schön grüßen und sie sollt' nit harb sein, wenn er sein Wort wegen Weg und Kirchendach nit hätt' halten können. Im Himmel, wo sein Weibel seit zwölf Jahren schon sitzt hinten beim Ofen, wolle er wohl trachten, dass der Durchlaucht ein gutes Platzel hergerichtet werde, ganz vorn bei unserm Herrgott. — In den Armen seiner beiden Söhne, die brave Holzknechte sind, ist der alte Stern bald darauf gestorben.

So. Das hab ich dem Heimgärtner schreiben müssen, damit es wieder einmal aufkommt, wie dankbar solche Leut sein können. Wird das vom guten alten Stern gedruckt, so wäre es eine große Freude für die einfache Förstersfrau.

Neuhof (Steiermark). M. V.

Ei freilich wird's gedruckt. Aber eigentlich Dankbarkeit ist es nicht, wie die liebe Frau Försterin meint, es ist vielmehr ein Beispiel jenes schönen und vornehmen Bauernstolzes, der in Steiermark einmal selbstverständlich gewesen und immer noch nicht ganz ausgerottet ist. Nicht einmal der Kohlenbrenner will sich von einem Fürsten was schenken lassen. Und nimmt er was, so stattet er's auf irgend eine Weise zurück. — Umgekehrt kommt's öfter vor. Wenn es überhaupt messbar und wägbar wäre, was die hohen Herren sich vom armen Volke haben schenken lassen seit altersher — Gut und Blut, ganze Königreiche!

Will hiermit aber nichts gesagt haben. Die Durchlaucht hat dem alten Stern das Kitzel ja redlich bezahlt. R.

Eine neue Hamerling-Ausgabe.

Der „Heimgarten" hat in seinem Märzheft 1900 an den Verlag der Werke Robert Hamerlings in Hamburg eine offene Aufforderung gerichtet, die längst geplante Volksausgabe der Hauptwerke des Dichters endlich zu bewerkstelligen. Hierauf sendete die Verlagshandlung im Mai d. J. an den Heimgärtner ein Schreiben, dessen Veröffentlichung nachträglich gewünscht wird. Wir kommen diesem Wunsche mit der allergrößten Freude nach. Es gereicht gerade auch dem „Heimgarten" zur wahren Genugthuung, dass die Volksausgabe nunmehr gesichert ist und in kürzester Zeit schon die ersten Hefte derselben erscheinen werden.

Die Verlagsanstalt und Druckerei-Actiengesellschaft in Hamburg schreibt:

Antwort auf das offene Schreiben in Heft 6, 24. Jahrgang des „Heimgarten" in Sachen der Volksausgabe von Robert Hamerlings Werken.

Sehr geehrter Herr Rosegger!

Wir sind heute in der glücklichen Lage, den Briefwechsel zwischen Ihnen und unserer Firma, der Ihnen bei aller gegenseitigen Höflichkeit und Liebenswürdigkeit als ein recht unfruchtbarer erschien, zu einem erfreulichen Ende zu bringen durch die Mittheilung, dass die Volksausgabe nun beschlossene Sache ist und schon die nächsten Wochen die ersten Lieferungen der neuen Ausgabe bringen werden.

Edler Bauernstolz.

Lieber Heimgärtner!

Seit Wochen trage ich die Absicht, Ihnen zu schreiben, und that es bisher nicht. Meine Schreibekunst ist mangelhaft und wird am Ende nicht angenommen. Aber weil ich eifrig Ihre Schriften lese und dass Sie gerne von braven Steirern erzählen, so kann ich Ihnen auch was mittheilen. Mein Mann ist seit 34 Jahren Förster beim Fürsten W. in Neuhof und hat jährlich die Ehre, die Durchlaucht auf Pürschgängen zu begleiten. Da war es vor zwei Jahren, dass der Diener des Fürsten von der Steringalm, wo Durchlaucht zwei prächtige Hirsche auf die Strecke gebracht, den Rückweg machte. Begegnete ihm ein alter Köhler und der hätte halt was zu reden. Er hätte gehört, die Frau Fürstin sei eine gute Frau und er hätte sie mögen bitten lassen, dass sie ihm seine Köhlerhütte abkaufe, er brauche sie nicht, weil sein Herr das Holz verkaufe und er keine Arbeit mehr habe. Und vier Gulden thät' sie halt kosten, die Hütte. Der Kammerdiener vergaß der Sache einstweilen und hat erst im folgenden Winter zu München, wo die Herrschaft wohnt, der Fürstin gelegentlich Erwähnung gethan von der käuflichen Hütte. Die Frau Fürstin sandte sofort vier Gulden, welche mein Mann dem alten Köhler zu überbringen hatte. Der war damals Hauswächter auf der Gleinalpe, wo ein Haus und eine Kirche ist. Stern, so hieß der Köhler, nahm aber das Geld nicht, da er seine Hütte unterdessen schon dem Holzhändler verkauft hatte. Das wurde der Durchlaucht berichtet und kam von ihr der Bescheid, die vier Gulden seien dem alten Stern geschenkt. Der sagte nicht viel, kaufte sich damit eine Geiß, und die hatte ein Jahr darauf ein paar herzige Kitzen. Hat er's meinem Manne, dem Förster gesteckt, er wolle das eine weiße Kitzel der Frau Fürstin verehren, wegen der vier Gulden. Ist schön von Ihnen, Stern, sagt mein Mann, gehn thut's nit. Nach München kann man 's Thier nit schicken, und bis die Herrschaften im Sommer wieder kommen, wär 's Fleisch nimmer gut. Aber schreiben will ich den guten Willen der Durchlaucht. Denn uns hat die Dankbarkeit von diesem Alten so viel gefallen. Gut, die Frau Fürstin schreibt zurück, sie nimmt das Geschenk an, der Förster soll das Kitz großziehen. die Prinzess würde eine rechte Freude dran haben, und nachher, wenn es Milch gibt, kommts ins Waldsteiner Kloster (das die Fürstin gestiftet hat). Dafür soll der Förster dem alten Stern Kleider machen lassen, dass er schön warm hätt'. Und ist's auch so geschehen. Wie im Sommer die Fürstin wieder kommt, erkundigt sie sich nach dem Alten: Der hätt sein halbes Vermögen mit ihr getheilt, so wollt' sie ihm auch was schenken, und hat ihm zehn Gulden, Wäsche und Bettgewand gegeben. Der Stern, trotz seiner 72 Jahre damals Knecht bei einem Bauern, schlug die Hände zusammen über so viel Sachen. Da müsste er wohl auch was dafür thun, den Weg herrichten auf die Alm und oben das Kirchendach mit Schindeln decken. Dafür wollt' er aber nichts gezahlt nehmen. Und ist mit seinen Schätzen voller Glück heimgegangen. Aber zur Frau Fürstin ist er nicht gegangen, sich zu bedanken, damit's nicht den Anschein hätt', als möcht' er noch mehr haben. Hat überhaupt auch sonst nichts geschenkt genommen, gleichwohl er schon arm und schwach gewesen ist, hat immer alles erstatten wollen.

leider noch so wenig bekannten Classiker im Herzen des deutschen Volkes der Platz eingeräumt wird, der diesem genialen Dichter und hochherzigen, edlen Menschen gebürt.

Wir empfehlen uns Ihnen in aufrichtiger Verehrung

Hochachtungsvoll und ergebenst

Verlagsanstalt und Druckerei-Actiengesellschaft (vorm. J. F. Richter) in Hamburg.

Bücher.

Aus meinem Leben. Jugend- und Amtserinnerungen von C. W. Eichenberg, weil. kgl. Schulrath und Bezirksschulinspector in Dresden. Verlag von Alexander Köhler, Dresden. — Weil der Mensch — nach Goethe — dem Menschen immer das Interessanteste ist, so finden auch die Lebensbeschreibungen bedeutender Persönlichkeiten immer ihren Leserkreis, wenn sie vollends so lebendig und fesselnd geschrieben sind, wie das vorliegende Buch, das den Werdegang eines Mannes schildert, der aus den engsten Verhältnissen sich zu einer der ersten Stellungen im sächsischen Volksschulwesen emporgearbeitet hatte. Im Vogtlande, jenem Theile des Sachsenlandes, dessen Bewohner durch ihre Biederkeit und Urwüchsigkeit unter den Sachsen fast dieselbe Stelle einnehmen, wie die Steirer unter den Österreichern, stand die Wiege Eichenbergs, und wie in seinem Leben, so zeigt er sich auch in diesem Buche, das von seinem Sohne aus dem väterlichen Nachlass herausgegeben ward, als der echte, rechte Vogtländer, nämlich ehrlich, treuherzig, fromm, kernig und voller Humor, ja, er geht auch einer Derbheit nicht aus dem Wege. Das Leben in der Kleinstadt zur Zeit der Revolutionsjahre, die Freuden und Leiden als Gymnasiast und Student, und endlich die ersten Erfahrungen als Bezirksschulinspector, alles schildert der Heimgegangene so anschaulich und interessant, daß der Leser keinen Augenblick Langeweile empfindet. Das Buch, das in Leserkreisen naturgemäß besonderen Anklang finden wird, ist als Familienlectüre und als Bereicherung der Volksbibliotheken angelegentlich zu empfehlen. M.

Ehre, Zweikampf und Gesetzgebung. Unter diesem etwas stattlichen Titel erläßt Dr. R. v. Höchskamp (bei Siegebert Schnurpfeil in Leipzig) einen „Mahnruf an das deutsche Volk". In demselben bespricht er die Thorheiten und Verbohrtheiten des heutigen Duells, und mit entsprechender Schärfe die Lausbübereien desselben. Aber nicht etwa in der Absicht, das Duell abzuschaffen, sondern vielmehr, um es zu — regenerieren und womöglich allgemein einzuführen. Denn zur Wahrung der Ehre sei das Duell unentbehrlich. — In welchem Staate lebt denn der Mann, dass er kein Gesetz und kein Gericht findet zum Schutze der Ehre? Vom Gesetz verlangt er nichts weiter, als dass es das Duellwesen regle und controliere. Er verlangt auch ein Staatsehrengericht, doch nicht etwa, um der beleidigten Ehre Genugthuung zu verschaffen, sondern um zu entscheiden, wer duellieren darf und unter welchen Formen. Die Frauen werden wohl auch duellieren dürfen, besonders wenn sie den satisfactionsfähigen Ständen angehören, oder wäre Frauenehre nicht der Wehr wert? Oder hat jedes arme, beschimpfte Weib einen „Ritter" zur Hand, der ihre Ehre heraushaut? — Es ist eine recht verunglückte Arbeit. Gegen diese althergebrachte Sitte kann das Wort überhaupt nicht wirken, außer es sei das eines mächtigen und weisen Herrschers. In diesem Fall könnte das Duell über Nacht abgeschafft sein. — Der Schreiber dieser Zeilen gehört zu jenen Millionen gesitteter Menschen, die das Duellwesen so gründlich verachten, dass ein bisschen von dem Bedauern sogar auf jene Stände übergeht, die ihre Ehre nicht anders rein zu erhalten vermögen, als durch diese unsittlichste aller Sitten. R

Der Tod in den Alpen. Anton Rank ist Dichter; er gehört zu den besten „Modernen" in Tirol. Als wir daher sein Büchlein in die Hand nahmen, erwarteten wir allerlei schwermüthige Reime eigenen Gebäckes, er gibt aber zumeist nur, was er in unseren Alpen auf den grausen Sensenmann Bezügliches gesammelt. Den Schluss widmet er einem frühverstorbenen blonden Mädchen; schöne, ernste Worte spricht er an den Thoren der Ewigkeit. Das Büchlein, durch welches ein Hauch innigen Gefühles weht, ist ein reicher Beitrag

Wenn es, wie Sie sagen, eilf Jahre gedauert hat, bis wir diese Gesammtausgabe unternehmen konnten, so dürfen Sie sich versichert halten, dass es sowohl unseren Vorgängern in der Direction als auch uns nicht leicht geworden ist, dem Drängen der Freunde Hamerlings zu widerstehen und die Herausgabe immer wieder zu verschieben. Glauben Sie uns, es fällt dem Verleger wohl schwer, sich gerade solchen Anregungen gegenüber ablehnend zu verhalten, die ihn veranlassen wollen, an eine neue Ausgabe seines größten und bedeutendsten Autors heranzutreten. Auch wir gehören zu den aufrichtigsten Verehrern und begeisterten Bewunderern von Robert Hamerling, und wir haben keinen sehnlicheren Wunsch als den, ihn und seine Werke breitesten Schichten der Bevölkerung zugänglich zu machen, ihm immer neue Freunde und Anhänger zu erwerben. Und wir glauben auch, dass die geplante Volksausgabe wohl geeeignet ist, uns diesem Ziele näher zu bringen. Aber es waren triftige Gründe innerer wie äußerer Natur, die die Herausgabe verzögerten, und auch heute noch geschieht es nicht leichten Herzens, dass wir das große und recht kostspielige Unternehmen beginnen.

Auf einen Passus Ihres sehr geschätzten Schreibens möchten wir bei dieser Gelegenheit nicht verfehlen, etwas näher einzugehen. Sie sagen, dass wir das Verlagsrecht der Hamerling'schen Werke „zu überaus günstigen Bedingungen erworben haben". Das ist richtig und auch nicht richtig. Es ist wahr, dass Hamerling für diejenigen seiner Werke, die er zuerst J. F. Richter in Verlag gab, Honorare erhielt, die als niedrige bezeichnet werden müssen, wenn man sie vergleicht mit den Summen, die neuerdings in England und Frankreich und zuweilen auch bei uns einzelnen Autoren bezahlt werden. Und gerade diese ersten größeren Werke, „Ahasver in Rom" und „König von Sion" waren es, die am meisten den Namen des Dichters bekannt und populär gemacht, und die meisten Auflagen erlebt haben. Spätere Werke dagegen brachten dem Dichter schon ganz ansehnliche Honorare. Wir glauben, keine Indiscretion zu begehen, wenn wir hier mittheilen, dass z. B. das Manuscript von „Homunculus" mit 10.000 Mark bezahlt wurde. Und wie wenig entsprach der Absatz diesem Honorar. Habent sua fata libelli. —

Des ferneren schreiben Sie: „Von den illustrierten Ausgaben reden wir nicht, das sind Ungethüme." Ein hartes Urtheil. Es war vielleicht kein glücklicher Gedanke, Prachtausgaben von diesen Werken herauszugeben, da in denjenigen Kreisen, in denen Hamerling seine treuesten Freunde und Anhänger hat, unter den Beamten, Lehrern, Geistlichen etc., die reich Begüterten doch recht selten sind, die für ein Prachtwerk größere Summen auszugeben in der Lage sind. Trotzdem, die Thatsache, dass diese Prachtausgaben hergestellt wurden, spricht für die Verlagsfirma und ihren guten Willen. Es ist für diese Ausgaben ein Vermögen verausgabt worden, es wurde in jeder Beziehung, künstlerisch und typographisch das Beste angestrebt, die Kosten in keiner Weise gescheut, und wie war das Resultat? Vor einigen Jahren haben wir diese Auflagen en bloc zu einem Preise abgegeben, der kaum den zehnten Theil der Herstellungskosten deckte.

Alles in allem genommen, unserer Firma hat die Ehre, die Werke Hamerlings in Verlag zu haben, recht viel Geld gekostet. Und wenn wir uns heute an die neue Ausgabe wagen, so geschieht auch dies nicht in der Erwartung, ein großes Geschäft zu machen, sondern in erster Linie im Interesse des Dichters und in Anerkennung unserer Verpflichtung ihm gegenüber.

Was wir dazu thun können, dass die neue Ausgabe eine des Dichters würdige werde, das soll geschehen, in jeder Beziehung, typographisch und buchhändlerisch. Wir hoffen, dass dieselbe wesentlich dazu beitragen wird, dass diesem

Aus der Vergangenheit und Gegenwart des königl. freien Marktes Agnetheln. (Hermannstadt. W. Krafft. 1900.)

Entstehungsgeschichte der evangelischen Filialkirche Pöstyén. Mitgetheilt von Edinhard Koehler. (Budapest. K. u. k. Hofbuchdruckerei Victor Hornyánszky. 1900.)

Christlicher Volkskalender für Österreich-Ungarn auf das 1901. (Stähelin & Lauenthein. Wien.)

☞ Vorstehend besprochene Werke rc. sind durch die Buchhandlung „Leykam“, Graz, Stempfergasse 4, zu beziehen und werden, wenn nicht vorräthig, schnellstens besorgt.

Postkarten des „Heimgarten“.

Evangelischer Bund. Hochgeehrte Herren! Obschon bei Annahme Ihrer Einladung, an der Generalversammlung des Evangelischen Bundes in Halberstadt theilzunehmen, die Möglichkeit einer nachträglichen Absage betont worden ist, fällt mir diese Absage doch herzlich schwer.

Ich zögerte mit ihr, bis sich nun recht deutlich herausgestellt, dass die Reise und was drum und dran, in den nächsten Monaten für mich unmöglich ist. Dieser Sommer war nicht gut. Laufende Berufsarbeiten unter fortwährenden Kämpfen mit meinem Brustleiden, das wieder recht rücksichtslos auftritt, Anforderungen aller Art, die von vielen Seiten immer an mich gestellt werden, nicht zum mindesten auch häufige Besuche, die — so angenehm sie an sich sein mögen — doch jene lässige Sommerruhe verhindern, welche zur Erholung mir wohl so nöthig gewesen wäre — das alles wirkte zusammen. So ist meine Erschöpfung nun, gegen Ende des Sommers, größer, als zu Beginn desselben. Ich glaube gerade nicht, dass die Reise an sich unmöglich wäre; aber die damit verbundenen Obliegenheiten, die Erregungen, der Verkehr mit vielen, wenn auch noch so lieben Menschen, die ganz unvermeidlichen Geselligkeiten, vor allem aber die schlaflosen Nächte, denen ich auf Reisen ausgesetzt zu sein pflege — wären Dinge, auf die ich bei der Neigung, noch ein paar Jährchen zu leben, es nicht ankommen lassen kann.

So willkommen wäre mir diese Gelegenheit gewesen, an wichtiger Stelle über meine Erfahrungen in der religiösen Angelegenheit zu sprechen, und auch meinen persönlichen Standpunkt hierin klar zu legen — gleichwohl es fraglich ist, ob dieser Standpunkt in Ihren Kreisen auch allgemein getheilt werden könnte. Nach meiner Absicht wären wir weder katholisch, noch protestantisch, sondern bloß einmal gut christlich beisammen gewesen, und in den Fragen der Kirchen hätten wir mehr die einigenden, als die trennenden Elemente betont. Das wäre vielleicht nicht im Sinne predigender Zeloten und zeitungschreibender Pharisäer beider Lager gewesen, wohl gewiss aber im Sinne vieler katholischer Priester und evangelischer Geistlicher, vor allem aber im Sinne des Evangeliums. Das deutsche Volk hat in diesem Religionsstreite schon genug gelitten, an Ausrottung einer der streitenden Kirchen ist auch nicht zu denken und so muss die Annäherung und Aussöhnung doch einmal angebahnt werden. Dieselbe könnte nur nach dem Grundsatze geschehen: In der Hauptsache Einheit, in Nebensachen Freiheit, in allem Liebe. — Diese Punkte sind auch mein Leitstern, soweit ich in Wort und Leben mitzuarbeiten vermag an der großen Mission, die Menschen wieder zur Religion, und die Religion zum Christenthum zu führen.

Ihre Publication meiner Reise nach Halberstadt hat aus allen Gegenden Deutschlands so viele Einladungen zur Folge gehabt, dass ich sie nicht alle beantworten kann. Deshalb wäre es mir angenehm, wenn Sie dieses Schreiben, oder wenigstens den Grund meiner nothgedrungenen Absage veröffentlichen wollten.

Ich drücke nur mein aufrichtiges Bedauern aus, dass es mir nicht möglich ist, der Generalversammlung des Evangelischen Bundes beizuwohnen und bin, hochgeehrter Herr, in besonderer Ergebenheit Ihr Peter Rosegger. Krieglach, 1. September 1900.

An Schriftsteller, die dem „Heimgarten“ ihre neuen Werke einschicken. Wir können uns nicht verpflichten, die Bücher zu besprechen, doch sind uns Selbstanzeigen angenehm, wenn dieselben kurz und möglichst objectiv die Werke, oder deren Absicht und Tendenz kennzeichnen.

Dr. P. M., Wien. Machen Sie aufmerksam auf den glanzvollen Artikel: „Die Ganzen und die Halben.“ Zwei Menschentypen. Von Erich Adickes in der „Deutschen Rundschau“. August. 1900. Darin werden Sie sich ganz erschreckend deutlich charakterisiert finden.

zur Volkskunde und sei insbesonders den Jochkraxlern empfohlen, von denen jedes Jahr etliche abstürzen. Eine kleine Correctur: statt „Gestrüpp“ soll es heißen „Stupp“.

Wenn du miar nit warst entrunnen,
Hätt i di zerrissen zu ar Stupp (Staub) in der Sunnen.

P.

Schriftsteller- und Journalistenkalender für das Jahr 1901. Herausgegeben von Emil Thomas. (Leipzig. Walther Fiedler.) Insbesondere widmet der vorliegende Jahrgang, der Tabellen und Schemate inr eicher Fülle bringt, der kaufmännischen, beziehungsweise der rein praktischen Seite der Schriftstellerei eine Reihe von Aufsätzen, die für jeden, der sich schriftstellerisch und journalistisch beschäftigt, von großem Interesse sind. Der Herausgeber geht von der Ansicht aus, dass den Schriftstellern ein klein wenig Kenntnis von den Dingen dieser Erde, so da lehrreich und nützlich für sie, nichts schaden könne. Und weil er als langjähriger Leiter eines großen Journals gefunden hat, dass der Schriftsteller am wenigsten von dem weiß, was ihm das Allernothwendigste sein müsste, nämlich von der technischen Herstellung und dem kaufmännischen Vertrieb seiner Geistesproducte, so belehrt er ihn über den Verkehr mit Drucker und Buchhändler am eindringlichsten — nicht durch theoretische Abhandlungen, sondern zum größten Theile durch praktische Formulare, die beim Bedarfsfalle sofort verwendbar sind. V.

Renaissance. Zeitschrift für Culturgeschichte, Religion und Belletristik. Herausgeber Dr. Josef Müller. I. Jahrgang 1900. Jährlich sechs Hefte zu 60 Pfennigen. (Lampart & Comp. Augsburg.) Die Hefte 3, 4 und 5 dieser merkwürdigen Zeitschrift enthalten: Reformkatholicismus im Mittelalter und zur Zeit der Glaubensspaltung. — Das sexuelle Leben der Naturvölker. — Noch einmal die alleinseligmachende Kirche. — Vortrag über kirchliche Reform. — Mein Verhältnis zu Rosegger. — Johannes Schrott. Müllers Anhängerschaft ist heute schon groß, aber einstweilen noch — ein Glosen unter der Asche. Es wird bald jeder Priester genöthigt sein, sich zur Reformbewegung in ein bestimmtes Verhältnis zu stellen, es steigert sich von Tag zu Tag die Spannung. M.

Büchereinlauf:

Glückliche Augen. Novellen von Eva Treu. (Leipzig. Ernst Keils Nachfolger.)

Die Verfolgten und andere ungarische Erzählungen. Von Ernst Kohlmünzer. (Dresden. E. Pierson. 1901.)

Der Stuhlrichter. Ungarischer Volksroman. Von Ernst Kohlmünzer. (Dresden. E. Pierson. 1901.)

Sylva. Eine Dorfgeschichte. In freier Übertragung nach dem Böhmischen von Dr. Guido Alexis durch Karoline Svĕtlâ. (Stuttgart. J. Roth. 1900.)

Wetterleuchten. Ein Lebensbild aus Deutsch-Böhmens Bergen in vier Abtheilungen von A. J. Rondorfer. (Wien. Bruno Thiel. 1900.)

Die Lüge ums Glück. Volksstück mit Gesang in vier Acten von Julius Röwen. (Graz. Hans Wagner. 1900.)

Hosianna. Bühnendichtung in drei Scenen von St. Gonschorowski. (Dresden. E. Pierson. 1901.)

Die Tragödie der Liebe. Eine Bühnendichtung von Alfred Möller. (Dresden. E. Pierson. 1901.)

Fremdlinge. Schauspiel in vier Aufzügen von Max Petzold. (Leipzig. Philipp Reclam jun.)

Reise der Gräfin Potocka-Wonsowicz nach Italien 1826-1827. Mit noch bisher unveröffentlichten Briefen der Königin Karoline von Neapel, der Königin Katharina von Westphalen u. a. Herausgegeben von Casimir Stryienski. Übertragen von O. Marschall v. Bieberstein. Mit Anhang: Tagebuch von Francisca Krasinska. Übertragen von Konrad Fischer. (Leipzig. Schmidt & Günther.)

Wohin sollen wir gehen? Betrachtungen über das eine, was noth noth. Von Gustav Benz. Zweite Auflage. (Basel. Friedrich Reinhardt.)

Predigten über die evangelischen Lectionen des Hannover'schen Lectionars auf alle Sonn- und Festtage des Kirchenjahres. Von J. Freytag. (Hannover. Heinrich Fersche. 1899.)

Theater-Plauderei von Gerhard Ramberg. (Wien. S. Bende. 1900.)

Muschel-Rauschen. Aus dem Skizzenbuche des Lebens von Hermann Kosel.

Erlebtes und Erlauschtes. Für einsame und gemeinsame Stunden. Von B. Mercator. (Berlin. Buchhandlung der Berliner Stadtmission.)

Bilder aus Geschichte und Leben in Gedichten von Th. Köstlin. (Gießen. J. Ricker. 1899.)

John Bull und die Buren. Ein hochbegeistertes Heldengedicht von E. Friedrich. (Dresden. E. Pierson. 1901.)

Die chinesische Mission im Gerichte der deutschen Zeitungspresse. Von Prof. Dr. G. Warneck. (Verlag von Martin Warneck. Berlin. WG.)

Festrede zur fünfhundertjährigen Geburtsfeier Johannes Gutenbergs. Von Albert Köster. (Leipzig. B. G. Teubner.)

Deutschvölkische Wohlfahrtspflege und Schutzarbeit in Stadt und Land. Ein Handbüchlein für die Mitglieder der deutschen Schutzvereine und alle arbeitswilligen Volksgenossen. Von Franz Otto Nowotny. (Olmütz. 1900. Selbstverlag des Verfassers.)

Heimgarten

2. Heft. November 1900. 25. Jahrg.

Der Linhandel und sein Sohn.

Skizze aus dem Volksleben von **Hans Fraungruber.**

Ein heller Juchschrei hallt durch das Thal der Enns. Wie der Hornruf eines Herolds prallt der schmetternde Ansatz von den Weißenbacher Wänden zurück und löst sich auf in ein breit hinschwebendes Tonband.

Und nun wieder ein Ruf — scharf wie ein klingender Pfeil, wie eine emporzischende Rakete, die sich in kalter Höhe zum blendenden Stern entfaltet und dann in leuchtendem Bogen zur Erde gleitet. So tönt nur der Triumphschrei eines jugendfrohen Herzens, das noch nichts weiß, als dass es lebt, und dass ihm die Welt gehört....

Die jauchzende Bergfanfare ist einem alten Männlein, das einsam auf der Landstraße durch die Dämmerung torkelt, in alle Glieder gefahren. „Sikra, sakra, der kanns!" nickt es beifällig und späht scharfäugig in das Dunkel zurück. Ein Schritt hallt durch die Stille und kommt näher und näher.

Das Männlein hat sich auf einen Meilenstein gesetzt, den Sack, den es in Händen trug, über die rechte Schulter geschwungen, und da kauert es nun, den kleinen Kopf mit dem Gemsbarthütel auf die Seite geneigt, und wartet. Der Abend ist schwül, aber der Himmel ist klar und von jener Helle, die das Nahen des Mondes verkündigt, und in welcher

P. L., Hamburg. Rührend schön; wird erscheinen.

M. M., Cassel. Ihre Neugierde kann recht leicht gestillt werden. Das Mitte October erscheinende Buch: „Mein Himmelreich“ enthält mein religiöses Bekenntnis erschöpfend. „Zu welcher“ Kirche ich gehöre, das sollen danach andere entscheiden. R.

* Ganz und gar bin ich außerstande, im einzelnen zu danken für die noch immer zahlreicher werdenden Zeichen treuer Gesinnung aus nah und fern. Diese Beweise erfrischen mich, aber sie erdrücken mich auch, weil ich Schuldner bleiben muss und nicht jedem für sich den Händedruck erwidern kann. Ich danke nach allen Seiten. P. Rosegger.

Eine „Berichtigung“. Ein J. Zawodny schickt uns durch einen Wiener Advocaten eine „Berichtigung“, dass er nicht der J. Zawodny sei, von dem der „Heimgarten“ (Aprilheft) im Aufsatz „Literarisches Gaunerthum“ erzählt hat. Jener Zawodny sei theils ein anderer Zawodny gewesen, theils sei sein Name von einer rachsüchtigen Dame missbraucht worden. Abgesehen von anderem, auf das wir uns hier nicht einlassen mögen, ist die „rachsüchtige Dame“ eine Erfindung, die mit früheren Angaben und Eingeständnissen in offenem Widerspruche steht. Die merkwürdige Berichtigung, der die Angabe des Datums, des Wohnortes, des Charakters, ja sogar die Unterschrift des Berichtigers mangelt, sei hier zur Kennzeichnung abgedruckt:

„Löbliche Redaction des ‚Heimgarten‘, Graz (zu Handen des Herrn Peter Rosegger). In Gemäßheit der Bestimmungen des § 19 Pressgesetzes stelle ich im Vollmachtsnamen des Herrn J. Zawodny die in der periodischen Zeitschrift ‚Heimgarten‘ unter der Aufschrift ‚Literarisches Gaunerthum‘ publicierten Thatsachen richtig wie folgt: Es ist unwahr, dass Herr Dr. J. Zawodny oder richtiger Herr J. Zawodny an die Redaction des ‚Heimgarten‘ Briefe geschrieben und gebeten hat, ihm das Versehen zu verzeihen, es ist unwahr, dass ein älterer Verwandter von ihm eine Anzahl Depeschen und Briefe an den ‚Heimgarten‘ gesendet und denselben, respective Herrn Rosegger beschworen hat, dem jungen Menschen die Zukunft nicht zu verderben. Es ist unwahr, dass ein Jahr nachher bei einer gerichtlichen Angelegenheit in Znaim Zweifel wegen Zawodnys persönlicher Ehrenhaftigkeit laut wurden. Richtig ist es allerdings, dass Herr J. Zawodny gelegentlich einer Processaffaire erklärte, es sei erlogen, dass er ein Plagiat verübt habe. Unwahr ist, dass Zawodny damals erklärte, nicht er habe von Rosegger, sondern Rosegger habe von Dr. Zawodny jenen Artikel ‚Sonntagsgedanken‘ abgeschrieben. Unwahr ist es, dass sich Zawodny, grollend über die Bosheit der Leute, in einen dunklen Winkel zurückgezogen hat. Wahr ist es vielmehr, dass nur im berichtigten Artikel des ‚Heimgarten‘ eine Personenverwechslung enthalten ist. Jener J. Zawodny, respective Dr. Zawodny, von welchem Sie berichten, dass durch die Blätter eine Notiz gegangen sei, dass er vor Jahren das Werk ‚Bosnien und die Herzegowina‘ nach Fälschung auf dem Titelblatt als sein Werk der Universität in Leipzig schickte, ist nicht identisch mit jener Person, welche den Aufsatz ‚Sonntagsgedanken über Religion‘ veröffentlicht hat, wohl aber identisch mit jener Person, welche damals in Tirol lebte und welche Sie als den älteren Verwandten Ihres Plagiators bezeichneten. Wahr ist es, dass sich mein Mandant nach seinen Angaben damals dafür verwendete, dass Sie aus dem Nachdruck Ihres Aufsatzes ‚Allerlei Menschliches‘ keine Consequenzen gegen den Plagiator ziehen sollen, wahr ist es, dass der Artikel ‚Sonntagsgedanken über Religion‘ unter Missbrauch des Namens des Herrn J. Zawodny von einer Dame, welche sich derzeit in Moldauthein befindet, an die Zeitschrift ‚Schule und Haus‘ gesendet wurde, und wahr ist es, dass diese Dame nach dem mir vorliegenden schriftlichen Geständnis dies zum Zwecke der Schädigung des J. Zawodny that, um ein Rachegefühl gegen denselben zu befriedigen. Wahr ist es, dass mich diese Dame in dem erwähnten Schreiben bittet, mich bei Ihnen zu verwenden, dass Sie dieses ihr Vorgehen entschuldigen und die Angelegenheit vergessen. Wahr ist es endlich, dass Herr J. Zawodny unter genauer Darlegung des Sachverhaltes die in Ihrem Aufsatz erwähnten Notizen der Blätter über sein Plagiat an den Sectionsrath Asboth berichtete. — Ich ersuche um Aufnahme dieser Berichtigung im ‚Heimgarten‘ und zeichne hochachtungsvoll

Das Schriftstück stammt aus der Kanzlei Dr. Herzberg-Fränkels in Wien, aber eine Unterschrift fehlt.

☛ Wir machen immer wieder aufmerksam, dass unverlangt geschickte Manuscripte im „Heimgarten“ nicht abgedruckt werden. Dieselben nehmen wir entweder vom Postboten gar nicht an oder hinterlegen sie, ohne irgendwelche Verantwortung zu übernehmen, in unserem Depot, wo sie abgeholt werden können. ☚

Redaction und Verlag des „Heimgarten“.

(Geschlossen am 15. September 1900.)

Für die Redaction verantwortlich: **P. Rosegger.** — Druckerei „Leykam“ in Graz.

Da lacht der Junge kurz auf.

„Oho“, verweist ihn wieder der andere, „hiaz lacht so a Gamskitz! Wart nur, wirst schon ah alt werdn, so gut als ih jung gwen bin. Und dass ih jung gwen bin, sikra, sakra, däs wissen heut noh etlane, dö's g'spürt haben! Jungerweis' is mr lüfti wie a Falkl; däs hat ah koan Ort und fliagt über Thal, so weit's halt kimt. So bin ih ah nit landfremd gwen bis entern Dachstoan und schattseitig außi übers Todte Gebirg. Ha — mein Mensch — die versuchte[1]) Jagerei, dö treibt oan d' Füß umeinand bei Tag und Nacht. Woaß nit, ob du's eppa ah kennst?“ Mit den letzten Worten legt er die Hand einen Augenblick auf den Arm des Nebenherschreitenden, den ein leichtes Beben durchzuckt.

„Aha“, lauert das Männlein, „han ih dih? Mih ziemt, dih hat's g'schauert. Ja, so is's mir mein Lebtag gangen — Gamsböck und Weiberleut, dö zwoa haben mr all Stund 's junge Blut aufg'riegelt. Grimming und Labenstoan, Tragl und Traweng, und wie die Kampeln alle hoaßen — kennt han ih's wie mein Leibltaschel. Beim Tag die Gams in Kar, auf d' Nacht die Brentlerinnen auf der Alm, dö haben g'wisst, wer ih bin, hihi! Siachst, Büabl, dort droben — “ und raunend duckt sich der Erzähler gegen den Weggefährten, — „am Tausing und so umanand, da gibts noh was — wie die Flöh hupfen s' um auf der Plan, die Böck, die Sikra Sakra dö! Ehnta amol soll's gar in Schachen drein Bären geben haben. Gern hätt ih so ein zotteden Wuzel die Kripp eindruckt, aber zu meiner Zeit war nix mehr; glei verzählt haben die Ähnln davon. Mein du, bracht[2]) wird allerhand umeinand. In Girtenfeld, sagen d' Leut, wär amol a Kirchen in Erdboden einiteufelt, daselm wo hiaz die schwarz Lacken steht. Der Kienschweiger auf'n Hübel hat noch'n Schlüssel vom Thor. G'schichten, sag ih dr, G'schichten san überall vergraben, und nit glei G'schichten, na! vor a Weil haben s' gar Schwerter aus'n Boden außakrampelt, was woaß ih, mih ziemt — von Abrahams Zeiten her. . . . . So, und hiaz, Bursch, bald du eppa auf Liezen willst, musst gradaus fort; ih bin z' Weißenbach dahoam.“ Damit biegt der Gesprächige in das Seitensträßchen zur Linken.

Der schweigsame Kamerad lenkt gleichfalls ein und meint gelassen: „Ih geh ah auf Weißenbach.“

„Ah auf Weißenbach? Gut so, nacher könn mr noh a Weil trefeln.[3]) Dass ih dir weiter sag — ober's Ort steht a Sengseng'werk und noh weiter oben, in der Wand, da hat vor Urähnlzeiten gar a schiacher Drachen Pech und Schwefel g'spien. Mein Nachbar lasst sich's nit ausreden, dässelbich Viech hätt hoamlicherweis' Junge hinterlassen,

[1]) verwünschte. [2]) geschwätzt. [3]) plaudern.

die Sterne so weltfern auf dem blaugrünen Grunde glitzern. Es ist, als sei die Dämmerung nur der zusammenfließende Schatten der Bergriesen, die den Waldsaum ihres Rauhmantels tief in das Thal breiten. Die weiße Straße verschwimmt vor und hinter dem Harrenden in die Dunkelheit; weiter unten graut der Nebel, der vom Flusse aufschwelt und langsam über die Wiesen kriecht. Ein müder Frieden erfüllt die Landschaft; nur die Grillen zirpen, und fernher tönen die Glockenschläge der Kirche zu Sanct Veit.

Endlich kommt der Tritt des Erwarteten heran; eine schlanke, schmiegsame Gestalt taucht inmitten der Straße auf und will vorüber.

„Ausg'halten, Vetter!" ruft das Männlein vom Meilensteine her, „hast koa Feuerzeug nit bei dir? Das meinige muss ih verstraat haben, und just heut will das Teuxelspfeiferl nit brennen. Geh, sei so gut!"

Der Angehaltene tritt herzu, nestelt im Lodenrock und reicht jenem das Blechbüchsel. Der klappt es auf, reibt das Holz an der Lederhose in Brand, und während er sein Pfeiflein anpafft, leuchtet er dem Gefälligen ins Antlitz und lugt ihm neugierig unter den Hut. Ein frisches Burschengesicht mit keckem Schnurrbärtchen schaut ihm entgegen, über der kühngebogenen Nase aber leuchtet ein Augenpaar von seltsamer Ruhe. Der Alte ist zufrieden. Er steht auf und sagt mit verschmitztem Lachen: „Hiaz bedank ih mih schön. Dass so a alter Rauchfang koa Feuer nit hätt, is a schandbare Lug; mich hat nur g'luft, den Kunden anz'gucken, der so höllmentisch juchezen kann. So han ih's mein Lebtag nur von ein oanzigen g'hört, und däs war ih selber, hihi!"

Unmuthig wendet sich der Bursche ab. „Gack!" [1]) sagt er wegwerfend und will weiter. Da fasst ihn jedoch des Männleins freie Linke mit so eisernem Griff am Arme, dass er stutzend wieder anhält.

„Ausg'halten!" grollt der Kleine, „ih han dih wohl g'sehen, aber mih ziemt, du hast's nit g'wahrt, dass ein alter Mensch vor deiner steht, den so ein junger Grasteufel koan ‚Gacken' ins Gsicht schmeißt! So — hiaz woaßt es, und hiaz gehn wir miteinand."

Schweigend hat der junge Wanderer den Vorwurf entgegengenommen und lässt sich willig den ungebetenen Gesellschafter gefallen, der mit dem ausgiebigen Schritt des Berglers neben ihm weitertrachtet. Nach einer Weile nimmt dieser wieder das Wort: „Woher kimmst denn gar?" — „Von Hinterberg bin ih her übers Gebirg und vom Wörschach-Wald oha ins Thal."

„Däs is a ordentlichs Trum, wirst müd sein? Und hiaz hebt gar der obere Wind an zun blasen; der Sakra beißt — frei g'spürt mr d'Haut über die Wadelstrümpf."

---

[1]) Schwätzer.

Schrei, der mehr Überraschung als Schreck oder Unwillen verräth, und mit verhaltenem Lachen holt der Bursche den Vorangehenden ein. Der empfängt ihn mit verständnisvollem Nicken des Kopfes: „War ah nit anders mein Brauch, wie ih jung war.“

„Was hat's denn meh schon wieder für a Galsterei draußt beim Brunn?“ belfert ihnen plötzlich eine kreischende Weiberstimme nach; „streicht gewiss wieder so a Lotter um, der auf die Dirndeln geht wie der Fuchs auf d' Henna!“

„Hörst es“, raunt der Alte, „hiaz schlagt die ander Nachtigall. Wart, der müss mr doh a Heidlgsangl singa!“ Und er kräht gegen das Gehöft hin:

„Auf der Alma gibts Kalma,
Gibts weixelbraune Küah,
Und in Hof haben s' an Drachen,
Der brüllt wie a Stier!“

„Is der alt Spitzbua, der verdankt, ah noh unterwegs? Dass den noh nit der Teuxl gholt hat!“ gellt es den Lachenden nach, und wuchtig kracht eine Hausthüre zu.

„Is dena a gute Haut, mein Nachbarin“, betheuert das Männlein, „heut beißt s' und morgen san mr wieder die besten Freund. — Aber hiaz, Vetter, muss ih da gegen's Breinstaller zu.“

„Ih muss ah gegen's Breinstaller zu“, entgegnet der Junge. Bedächtig äugt der Alte seinen Weggenossen an, der ihm nicht von der Seite weicht. So steigen sie durch Waldbestände und schmale Wiesen fort, bis sie auf halber Berghöhe ein einsames Häuschen erreichen. Das Männlein haftet der Thüre zu, schließt auf, und während es eine bereitstehende Kerze entflammt, wirft es über die Achsel zurück: „Gute Nacht, beim Schnitzer-Seppen kehr ih zu!“

„Wann's da beim Schnitzer-Seppen is, aft kehr ih ah zu“, entgegnet gelassen der Bursche und tritt ohneweiters mit seinem Handbündel durch den Flur in die Stube.

„A so? Wegen was kimst nacher du zun Schnitzer-Seppen?“

„Weil er halt mein Vota is.“ — —

Der Alte lässt den Sack auf einen Stuhl gleiten, und nun wird ein Armstumpf sichtbar, der bisher verdeckt gewesen. Betroffen starrt der kleine Mann mit seinen stechenden Falkenaugen auf den späten Gast. „Aft wärst du gar a meiniger Suhn? Dummer Bua, meh[1]) sagst denn däs nit ehnta — gehn mr so lang miteinand!“ — „Weil ih nit g'fragt worden bin und weil ih Enk nit kennt han“, erwidert der Bursche, der sein Bündel zu dem Sack gelegt hat und mit warmem Blicke nach der Hand des Vaters greift. „Hiaz siach ih wohl, dass Ös mein Vota seids,

[1]) weshalb.

dö mr noh heutigentags in die Bauernhöf rebellen hört, — hihi, ih verrath's nit, wen der selg Zottel moant."

Unterdes haben die Wanderer den Bach entlang die freundliche Ortschaft erreicht und steigen gegen den letzten Hof hinan; da klingt ihnen eine frische Mädchenstimme entgegen, die ein altes Volkslied singt:

„Ja, wenn ih hoamkim in mein Steiraland,
Ja, wo die Alma san, da blüaht a jeder Bam,
Und ba der Schwoagahütten, da steht a Steirerbua,
Der geht in aller Fruah und jodelt zua."

Und nun geht das Lied in einen lustigen Jodler über.

„Dö singt auf d' Nacht wie a Lercherl z' Mittag!" sagt plötzlich der Bursche.

„Und dir lernt s' auf amol 's Reden!" wundert sich der Alte.

„Das Dirndel liabt an Buam, der Soldat is wurn,
Sie hat ihr größte Freud, wann s' halt'n Hiasl schreit;
Sie sagt, mein liaba Bua, geh melch mir ah a Kuah
Und lass an Jodler hörn auf mein Begehrn!"

Diesmal summt der Junge den Jodler mit und das Männlein schnippt mit den Fingern, dann sagt es: „Da hoaß ih's allweil den „schreiaden Hof"; 'bald die Tochter, die Cenzi, nit kirrt, sempert die Muata. Eppa meldt sie sih bald?"

Wie sie um die Ecke des Gehöftes biegen, gewahren sie ein dralles Dirndl, das im Brunntroge die Füße badet und zu dem verschwiegenen Geschäfte aus Leibeskräften singt:

„Der Bua, der wart nit lang, stimmt glei a Gsangl an,
Sie melcht ihr graue Kuah und jodelt ah dazua;
Das Melchen is vabei, die Schwoagerin macht ihr d' Streu,
Ja, weil s' hiaz ferti san und halsen thoan — —"

Doch diesmal bleibt ihr der Jodler in der Kehle stecken, denn der herzuschleichende Alte hat ihr den Arm um den Hals geschlungen und reibt seine Bartstoppeln an der weichen Wange. Auffahrend reißt sich das Mädel los und wendet sich um. „Denkt han ih mr's glei, dass es du bist", lacht sie, „dih treibt der Ganggerl auf alle Weg um, wie a arme Seel!"

Ehe der Schelm zur Antwort kommt, fasst sein Genosse die muntere Sängerin an den nassen Händen, die er kräftig schüttelt, und neckt sie mit ruhigem Scherze: „Grüß dih Gott, Cenzi, freut mih, dass ih dih siach; g'hört han ih dih schon lang."

Verwundert sucht sie in der Dunkelheit die Züge des Ankömmlings zu erspähen. „Wann ih dih aber nit kenn! Und die Stimm' is mr ah ganz fremd —"

„Kennt dih schon er", kichert im Weiterschreiten der Kleine, „'bald mr oan Weiberleut kenna g'lernt hat, woaß mr s' allesand aus- und einwendi." Da tönt hinter ihm ein flüchtiges Schnalzen und ein leiser

und die Kinder sein Lebtag nit siacht.“ Unsicher lugt er auf den Burschen und rafft sich zu einem Versuche auf, die Zweifel unbemerkt zu entscheiden. „Hörst, Franzl“, sagt er mit nachdrücklicher Betonung des Namens, „warst du Knecht oder Moar bei deiner Bäurin? Han — Franzl?“

„Moar war ih — aber Franzl hoaß ih nit.“

„Han ih Franzl gsagt? Sepp han ih sagen wöllen. Alsdann — Moar bist g'wen, däs g'freut mih, Sepp!“

„Ja, Moar bin ih gwen — aber Sepp hoaß ih ah nit!“

„Sikra, sakra“, pfaucht der Einhandel, „hiaz keman mr frei meine Buabn durcheinand! Bist denn nit der Vevi z' Lassing ein ihriges Kind?“

„Däs nit, Vota“, wehrt der Verkannte betroffen ab, „ih bin der Hansl, und mein Muata war die Hagenbauern Mirz, die vor etla zwoanzg Jahren auf d' Steirerseealm g'fahren is — wann sih der Vota noh drauf b'sinna kunt.“

„Was sagst?“ — Mit einem Satze rumpelt der Einhandel in die Stube. „Von der Mirz bist — von der Mirz? Und da gibst dih du für mein Suhn aus?“ — Es muss eine stürmische Erinnerung sein, die das Männlein so gewaltig erregt, dass die Lippen unter dem borstigen Schnurrbarte zucken und die starke Linke nach einem Halt suchend auf der Schnitzbank hintastet. Dem Jungen hat die Frage das Blut in die Stirne getrieben, allein er bezwingt sich und antwortet nachdrücklich: „Mir hat's die Muata nit anders g'sagt, und däs war nit lang vor ihrn Versterben. 'bald ih Enk aber nit ansteh —“

„Na na, bleib nur!“ stößt der Einhandel hervor, der keinen Blick von dem frischen Gesichte wendet. „Wann ih dih anschau — die Augen und 's ganze Wesen hast von ihr. Stundst mr nit schlecht an, Bursch, aber —“ Er fällt müde auf einen Stuhl. „Sie hat dir's nit anders g'sagt? Aft muss ih's eppa doh wohl glauben ... gleiwohl's a Zeit geben hat, wo ih's nit glaubt hätt — die Zeit, solang du auf der Welt bist. — Heut siachts ihm neama gleich, was ih für a Bursch bin gwen! Ih hätt 'n Teufel 's Federl von Huat ohag'rissen, und die Dirndln haben mein g'hört, soweit ih s' kennt han. Dein' Muata war die Schönste von allen, und die Jager haben mehr die Mirz auf's Korn g'nommen als 's Wildbrat. Von den han ih die schönsten Stückl wegpfeffert; war ja ah 's Gamsgebirg so lusti glei neben der Alm! Und so bin ih halt ah amol in der Nacht mit ein starken Bock bei der Mirz zukehrt. Gach klopft's bei der Thür — d' Jager stehn draußt. Heraßa, hiaz geht's los! Mirz, wispel ih, 'bald die Luft wieder rein is untertags, aft schreist mr zwoamal — und hiaz auf die Thür! — Mein Büchsen in der Faust rumpl ih außi, brich durch und fahr wie der

weil mr d' Leut in Wörschach, wo ih Enk nachg'fragt han, gsagt habn, dass — dass Ös —"

„Nur außa damit — dass ih der Oanhandel bin? Mein Gad, däs g'wöhnt mr. No, schau dih um, da bin ih dahoam; da steht mein Schnitzbank, da hängt mein Zeug, und dort drein is mein Schlafstüberl. Wie bei ein Grafen schaut's nit aus, aber 's Hungerleiden is bei mir ah nit der Brauch, wann ah die Leut hiaz schon Meerschaumene und Porzlanköpf liaber rauchen als meine g'schnitzten. Nimm dir oha die zwoa Pfeifen von der Stell, auf dass d' siachst, was dein Vota kann!"

Der Sohn folgt dem Geheiß und betrachtet mit Wohlgefallen die kunstvolle Arbeit. „Schau, däs is gar a Indianer, der ein Bären hetzt? Und dö erst! Däs is a Fuchsjagd — wie natürli! Moan thut mr frei, die Hund springen davon! Und däs hat der Vota alls mit der linken Hand g'macht?"

„Freili wohl", bekräftigt der Erfreute, „in den Fäustl steckt, seitdem ih die ander einbüßt han, die doppelte Kraft —"

„Halt ja", fällt der Bursche lachend ein, „däs han ih schon drunt auf der Straßen gspürt. An solchen Griff is mr bei ein Menschen in Enkern Jahren nit g'wöhnt. Aber wie schön — wie schön!"

Indes er sich in Betrachtung der kleinen Kunstwerke vertieft, rumort der Alte verwirrt im Schlafstübel um und brummt in sich hinein: „Sikra, sakra, hiaz is däs gar a meiniger Suhn — und ih woaß nit, der welche! Is 's der Franzl, der Sepp oder der Florl — oder gar eppa der Hiasl von der Ramsau drent? He du" — schreit er durch die offene Thüre — „wie geht's der Muata allweil?"

„Der Muata?" Der Angerufene legt die Pfeife hin. „D' Muata is ja schon vor etla Jahren g'storben. Ös moants 'leicht mein' Bäurin?"

„Freili, freili", beeilt sich der Einhandel zu bestätigen, „wegen was bist denn fort von dein Platz?"

„Ja mein, däs war halt so a Sach. Die Bäurin hat a Tochter, und dö is a saubers Dirndl; und da hätten s' mr halt 's Fensterln verwiehrt. Han ih mr denkt: 'bald ih enk z' leicht[1]) bin, geh ih fort — wird sih schon in Ennsthal ah wo ein Ort für mih finden, möcht eh mein Votern amol aufsuchen — und hiaz bin ih da."

„Recht hast ghabt, dass d' fort bist", nickt der Alte, „die schönsten Bräuch möchten s' abschaffen! Wär's Fensterln nit, aft wärst du gar nit auf der Welt." — Und wieder schüttelt der bedrängte Vater den Kopf. „Hiaz kenn ih mih erst nit aus! Die Seff, han ih ghört, is g'storben, und die Vevi soll ah neama am Leben sein — is 's hiaz der Franzl oder der Sepp? So geht's, wann mr a armseliger Häuter is

---

[1]) zu gering.

Mit zweifelnder Miene schaut der Einhandel auf. „So wär's gwen? A so? Und für dö boshafte Lumperei hätt ih Jahr und Tag dieselb verflucht, dö mir die liebste war?"

„Nit anders hat mir d' Muata g'sagt. Ihr haben s' ja ah verzählt, der Vota wär in Spital drein verstorben. Nach etla Jahren is sie aft 'n Thalbauern sein Weib worden, der mih aufzogen hat. Sie hat's nit am besten troffen und ah nit lang dermacht. Vor'n Sterben is d' Muata inna [1]) worden, dass alles Lug und Trug is gwen, und dass der Vota lebt. Aft hat sie mir von Enk verzählt. Aber wie's halt schon geht — ih han Enk ah nit ehnta auffsuchen können." — —

Mit schweren Schritten hat der alte Mann die Stube durchmessen, dann hält er an und starrt vor sich hin, stumm und regungslos. Endlich bezwingt er den Sturm seines Gemüthes. Er legt die Hand auf die Schulter des Sohnes und seine Miene klärt sich auf.

„Hansl", beginnt er mit bitterem Lachen, „ih sag dir, 's Leben is a Narrenthurm. Wie wir Lust und Load verwinden, drum kümmert sih koa Seel. Deswegen sag ih dir, nimm dir nix hart in Leben und verlern mr 's Juchezen nit, verlern's nit! — Und hiaz wöllen wir drüber schlafen; ih bin so abg'schlagen, als wär mir a Lahn [2]) übern Buckel gfahren."

Es ist nicht mehr viel geredet worden, bis die beiden das Lager auffsuchten und der Einhandel seine aufgescheuchten Erinnerungen und Zweifel in Schlaf wiegen konnte.

Plötzlich erwachte er wieder. Der Mond sah durchs Fenster und goss die breite Flut seiner Strahlen über die Diele. Der Schlaftrunkene richtet sich auf. Ein banger Traum hat ihn gequält, seine Augen sind feucht. „Ja mein Mirz", flüstert er, „ih glaub dir's wohl, und hiaz is alles recht — der Bua is mein und er steht mr gut an — " Da blendet ihn der helle Schein, er blickt um sich — der Platz an seiner Seite ist leer. — „Hansl!" Es regt sich nichts. Mit beiden Beinen springt der Alte aus dem Bett. „Er is nit da? Is er eppa gar davon? Sein Binkerl is weg — fort is er, fort!"

Rasch fährt der Bestürzte in sein Gewand, schlüpft in ein Paar Holzschuhe und eilt vor die Thüre. Er umkreist das Haus und späht über die Matte hin. Keine Spur von dem Vermissten. Da überfällt den Einsamen ein Gefühl banger Wehmuth. „Ih war hart mit ihm, hart! Nit a oanzigs guts Wörtel han ih ghabt, und drum — frali wohl, ih wär ja ah nit blieben."

Anfangs zögernd, dann immer schleuniger verfolgt er den Weg gegen das Dorf hinab.

---

[1]) sie hat erfahren. [2]) Lawine.

Blitz gegen die Löckern[1]) zu. Gflucht und nachpulvert haben s' freili, hihi, aber alle Kugeln treffen nit, und wie ih droben bei der Traglwand verschnauf, da han ih s' ausg'lacht, die Hascher! — Tags drauf in der Fruh pirsch ih mih umi zun Steirerthor — gach dudelt's unt bei der Hütten — aft noh amol — und hiaz han ih mih sicher verhofft. Ih stell mih aufs Thörl, stolz schwenk ih mein Hütel übri ins Todte Gebirg und schick ein Juchezer ohi in d' Röll, so oan, wie ih'n erst heut wieder ghört han — ja, dein Juchezer, Bursch, den hättst von mir! — Auf amol, sikra, sakra — pitsch — pfeift was neben meiner — aft krachts! — da bin ih schon drunt g'legen auf der Schütt. Haben mih dö Hund dena dapasst! G'spürt han ih's noh, wie mein Arm scharrezt und 's hoaße Blut außafahrt, aft is mr würfli wordn. — — — Wie ih mih wieder kennt han, stehen ihrer drei bei mir, stößen mih auf und treiben mih gethal wie a Stückl Viech. D' Finger han ih mr blutig bissen vor Schmerz und Wuth; da sagt gach so a rothbarteter Judas: Schau amol, wie dein Schatz froh is, dass s' amol a Ruh hat vor dir! Der san d' Jager schon lang lieber als so a lumpiger Wildbratler... Mir gibt's ein Riss, ih lug zruck zur Hütten — hõllteufel, was sehen meine Augen? Steht die Mirz unter der Thür und halst ein Jager voller Lust, und der Lump lacht und juchezt, und meine drei Schinderknecht lachen mit. Bursch, da hat mih ziemt, ih muss die ganze Welt in Erdboden stampfen — ah! falsch is däs Dirndl? Mit dö Augen falsch?" — — —

In leidenschaftlicher Erregung hat der Erzähler die Hand vor das Gesicht geschlagen. Nach einer Weile streift er über die Augen, als wolle er ein quälendes Bild verscheuchen und fährt fort: „In Spital haben s' mir mein Arm wegg'schnitten, nacher han ih mein Straf abbüßt, und aft haben s'n halt auslassen — 'n Oanhandel... Etla Jahrl bin ih in der Fremd umg'walgen, bis mih's Hoamweh zruckzogen hat. In Liezen han ih's Schnitzen ang'hebt und vor a zehn Jahren däs Häusl kauft. Mein lustige Weis' is nach und nach wiederkema, aber dass ih die alten Täg verbringen soll wie a oanschichtiger Bock, däs han ih nit vermoant."

Mit wachsender Theilnahme hat der Bursche zugehört. Mehrmals wollte er den Eifernden unterbrechen, nun tritt er vor ihn. „Mir hat d' Muata die Gschicht anders verzählt. Wohl hat sie g'schrien, wie d' Jager über die Tauplitzalm dahin san; das hat sie nit wissen können, dass däs oan Theil durch die Löckern z'ruckpirscht, und das ander Theil — dö haben d' Muata überfallen und in d' Milchkammer g'sperrt. Der oan hat aft ihr Kittelwerch von der Stang ohag'rissen, hat's anzogen und mit sein Kameraden die Komödi g'spielt, auf dass der Vota glauben soll, es wär die Mirz."

[1]) Krummholz.

längst auf der Landstraßen, hätts mih beim Brunn nit noh amol z'ruck-griffen, weil's Fensterl von der Cenzi gar so schön glanzt hat. Lasts mih fort, Vota, Ös habts koa Freud nit an mir —“

„Koa Freud nit an dir?“ schluchzt der Einhandel auf, „zehn Stund rennt der Sakra daher und mih ziemt, hundsmüad kunt er sein — steht er nit auf und geht durch, weil er mr koa Last sein will? Aft derwisch ih 'n beim Fensterln, und zletzt prügelt er gar noh sein Votern — und da sollt ih koa Freud nit haben? Dummer Bua, du Sikra, Sakra du —“ damit schlingt er den Arm um den Hals des Burschen und die Thränen schießen ihm über das Gesicht — „hiaz kenn ih's ja dena und mag's neama leugna — von Kopf bis zun Fuß bist es, bist mein trutziger, lebfrischer Bua!“

Und wieder hallt ein Juchschrei nachts hin über das Thal der Enns — —.

Der Hausdost.

Eine Gestalt aus dem steirischen Volke von **Rosa Fischer.**

Wie er so an dem regnerischen Septembertag unter den triefenden Bäumen im langen, waschnassen Gras dahin buckelt, das Gesicht mit den kurzen braunen Bartstoppeln und dem kurzen braunen Pfeifen-stummel zu Boden gewendet, einen alten, niedergekrämpten Filzhut auf dem Kopf, — mit einer der knorrigen, groben Hände die Enden des blauen, hausleinwandenen „Fürtuches“ zusammenhaltend, mit der anderen die abgefallenen Äpfel aus dem Gras und in die Schürze klaubend, und mit den Füßen in den groben, plumpen Stiefeln dahinwischend, so mit Händen und Füßen suchend und mit den Augen, von denen eines braun und klar, das andere aber weiß überzogen und trübe ist, dazu guckend, — so ist er in seinem alten dämmigen Lodenrocke halt der alte Seppl, — der alte Seppl, der im „Haus auf d' Welt 'kommen und aufg'wachsen ist“, und halt sein Tag beim Haus sein „Bleibens“ haben wird.

Dieser alte Seppl, — wer kennt ihn nicht, und doch, wem g'hört er zu?! — Hat er Anverwandte, die ihn lieben, hat er noch Vater und Mutter? Nein. — Die Mutter, die beim Haus „Küahdirn“ ge-wesen ist und die „alte Sefferl“ hieß, die ist auch schon lange todt. Vater aber hat er keinen gehabt, denn seine Mutter hat nie verrathen, wer ihr den kleinen Buben „angehängt“ hatte.

Sie wird ja ihrerseits ihr Kind lieb gehabt und betreut haben, so gut es eine arme, beschränkte Dirne halt vermag im Dienst, und

Die Waldbestände werfen ihre dunklen Schatten weit über die thauglänzenden Wiesen, die Luft ist klar wie Krystall, scharf heben sich die kühnen Formen der Ennsthaler Berge vom fernen Himmel ab, und in kalter Ruhe bestrahlt das Gestirn der Nacht die weite Thalniederung mit dem glitzernden Flusse.

„Auf der Landstraßen siach ih noh nix“, flüstert der Alte, „eppa is er doh noh nit weit! Mir davongeh'n! Du stolzer Bua du!“ — Nun hat er das erste Anwesen erreicht, dasselbe, das er wenige Stunden zuvor den „schreiaden Hof“ benannt hat. Behutsam forschend tappt er um den Stall — da horch — klingt es nicht unweit wie heißes Gelispel? Sein Schritt stockt, er lauert und lauscht — „Sikra, sakra, wann er's gen wär? Eppa hat's 'n doh zuwig'rissen — a orntlicher Bua lasst koa G'legenheit nit aus —“

Ein Holzstoß klimmt zu einem Fenster des Hauses hinan, und auf den Scheitern, wahrhaftig, da kniet zusammengekauert der Flüchtling und wispert inbrünstig durch die Scheiben:

„Dixbuschen, Daxbuschen,
Hörst mih nit dahertuschen
Mit mein sakrischen Federbuschen?
Hm, Dirndl, sei nit so stolz,
Dein Bett is eh grad von Holz,
Aber meins is aus Sammet und Seiden,
Mag doh koa Nachtl dahoambleiben.“

Vergnügt hat der Einhandel die letzten Worte mitgeflüstert, dann kichert er in sich hinein: „Han ih dih wieder, du Vogel Fliegaus, hiaz lass ih dih neama davon!“ Er legt die starke Faust an die Stützen des Holzstoßes, ein mächtiger Ruck, und — hui, krachen und kollern die Scheite in jähem Sturz durcheinander.

Mit einem kecken Satz springt der Überraschte aus dem Wirrsal, wirft sich blindlings auf den Störenfried — ein stummes Ringen und Stampfen, ein heißes Athmen —

„Haltaus! Was is däs für a Griff? — Jessas, Vota — Ös seids es!“ Erschrocken hat der Blindwüthige losgelassen und starrt verdutzt den unerwarteten Gegner an. „Sei stad“, flüstert der, „und schau, dass wir weiterkeman, ehwenn das ganze Drachennest z'wurln anhebt!“ Eilig zieht er den Zögernden fort, bis die erste Waldgruppe hinter ihnen liegt.

„Sag mir, Hansl“, beginnt nun der Alte beklommen und hält an, „wegen was hast fort wöllen von mir?“

Der Verlegene schaut über die Wiesen hin.

„Nehmts mir nix für übel, Vota! Ih han's g'wahrt, dass Enk nit ih alloan hoamg'sucht han. Mit mir san schware Gedanken kema, in Schlaf habt's g'redt davon — da hat's mih neama g'litten. Auf bin ih und dahin. Is mr nit leicht ankema; ih han ja ah neamd auf der Welt. Trüabseli bin ih ohi auf Weißenbach zu und wär wohl schon

beißt man nix owa,[1]) und 's Brot anbau'n kann man so auch, — da braucht man nit g'studiert sein dazu."

Und so hat der Seppl halt das „Brotanbauen" und alle andere Bauernarbeit gelernt. Und wie's einem etwas „schweren" (schwerfälligen) Menschen schon geht, ist wohl immer und immer die z'widerste und schmutzigste Arbeit dem Seppl gewiss gewesen, wohl schon von Kindheit auf.

Er hat das mit dem Gleichmuth eines abgehärteten Menschen ertragen, der, aufgewachsen „am Busen der Natur", schon von Kindheit auf Sonnenbrand und Frostesschauer kennen lernt, und so manches andere Übel auch. Und, als zum Haus gehörig, hat er gethan und als selbstverständlich hingenommen so manches, wogegen sich ein anderes gesträubt hätte. Aber der Seppl ist halt der Seppl, dessen Heimstatt eben auch sein Geburtshaus war und bleiben sollte, und dessen Wohlfahrt sich auch naturgemäß mit dieser Heimstatt verband.

Freilich ist er auch nicht immer gefügig und nachgiebig gewesen, — o nein. — Wie oft hat er im Hinblick auf eine unliebsame Arbeit oder sonstige Zwidrigkeit geschaut, so sauer, „wie 's saure Äpfelkoch", — oder „als ob er den Essig allen aus'trunken hätt'", — und wie oft hat er seinem Unmuth Luft gemacht mit dem zornigen Ausruf: „Das is mei' Gall", oder: „Das is a G'frett zan (bei) uns", oder wenn's schon gar arg ist, mit dem Fluch: „Der Teufel soll schon all's hol'n!" Wie oft hat er sich auch mit seinen Dienstkameraden „zerkriegt",[2]) oder sich heftig gegen die „Herrenleute" aufgelehnt, aber immer wieder ist er der Versöhnende gewesen, und nach einem „Putzer"[3]) von Seite des Hausvaters war der Seppl wieder der beste Mensch für lange Zeit.

Übrigens hat er ja etwas, das ihn tröstet und beglückt in so mancher Widerwärtigkeit — sein Pfeiferl. Was ist ihm diese braunröhrliche und braunsaftige Kameradin für ein Herzenstrost in allen Tagen, und doch, — was hat er um sie für Ängsten schon ausgestanden und bittere Entsagung. Wie oft, wenn ihm, dem „ung'fahren"[4]) Menschen wegen Feuersgefahr das Rauchen im Stall verboten wurde, oder auch wenn er es sich um des Hustens oder der schmerzenden Augen willen „abthun" wollte, aber da ist dann der gute, alte Seppl so traurig und krank geworden, bis er wieder zu seinem „Suzzerl" griff.

Wie oft hat er nun auch Leid getragen, wenn er zum Beispiel die Pfeife verlegte oder Tabakbeutel und Zündholzbüchserl verlor im Stallmist oder irgend wo auf der Weid, und wie manchmal ist ihm ein liebes Stück gebrochen, oder hat der Hund die „Tabakblader" (Blase) zerrissen; wie hat er da mit Ängsten gesucht oder sich über das „Hunds-

[1]) herunter. [2]) gestritten. [3]) Verweis. [4]) unachtsamen.

dass der Bub im Haus nach altem Brauch sein Brot und sein Bleibens und einstiges Ableben haben würde, das war auch zu erwarten, und so hat die alte Sefferl wohl auch um seine Zukunft keine weitere Sorge getragen, und hat ihm auch nicht die paar hundert Gulden zuschreiben lassen, die sie auf dem Hause ihres „befreundeten“ (verwandten) Dienstherrn liegen gehabt.

Sie mochte ja wohl einsehen, dass das Geld ihrem Buben, der als uneheliches Kind keinen Anspruch darauf hatte, nicht viel helfen würde, wenn sie es ihm auch „vermachte“, und ihm selber wird's wohl auch so vorgekommen sein, oder haben sie alle zwei geglaubt, es gilt so auch, — geschrieben und geändert ist nichts worden an der Sache.

Übrigens, was hätten sie auch viel thun können, — ein paar ungelehrte Leut'[1]) die nicht aus und nicht ein wussten.

So hat halt die alte Sefferl ein paar Jahrl „herumgeserbelt“, (gesiecht) — ist grantig gewesen und hat nichts recht's mehr thun mögen, und ist schließlich zwei Tage im Kuhstall liegen geblieben. Und wie die Leut wissen und schau'n haben wollen, wie es ihr geht, da haben sie freilich gleich geschwind droben im Haus, im „hintern Stübl“ das Bett „hergerichtet“ und haben die Sefferl hinaufgetragen und in die neugewaschenen Leintücher gebettet. Denn es hat der Arzt und der Geistliche kommen müssen, und es war schon höchste Zeit, — und richtig, wie ihr der Doctor was verschrieben hatte für den Leib, — und für das Leben, und wie der Priester sie „versehen“ hatte mit seinem Himmelsbrote für die Reise in die Ewigkeit, da hat auch baldigst die Seele der armen, alten Magd diesen unbekannten Weg angetreten, — so recht einsam, — und einsam ist ihr Bub zurückgeblieben auf der Welt. —

Wie lang das her ist, — der Seppl weiß es nicht; er weiß auch nicht, wie alt er ist, und meint nur, wenn er sich an das rebellische Achtundvierzigerjahr erinnert: „Wie die Krowot'n durchmaschiert san, das is g'wiss schon a zwoahundert Jahr. I bin durt just an nutzer Holterbua g'wen!“

Also kann der Seppl nicht einmal zählen, ist gewiss nie in die Schule gegangen? —

Doch, sein Dienstherr hat ihn in die Schule geschickt, und vielleicht zuweilen recht nachdrücklich, denn der damalige Hausvater hat nach gutem altem Brauch, wenn's noth that, auch handgreiflich über sein Gesinde regiert, aber der gute kleine Seppel hat halt nichts gelernt. Vielleicht darum, weil halt gar nichts unter den dunklen Schopf hineinwollte, oder vielleicht auch, weil er sich nach gutem alten Sinn gedacht hat: „Was braucht denn ein Bauersmensch lesen und schreiben können. Von so was

[1]) Ohne Schulunterricht aufgewachsen.

Himmel, da möchte der Seppl wohl aus der Haut fahren vor Grimm, und es sind nicht immer freundliche und andächtige Worte, die da auskommen.

Es ist ja eigentlich begreiflich; ein tauber, beschränkter Mensch, der nicht aus weiß. Übrigens geht er doch immer wieder und wenn er heimkommt, seiner Sorgen los und ein Frühstück vor Augen, da ist er wohl ein glücklicher Mensch.

Bei so einer Gelegenheit, es war zur Missionszeit, da hat er vor lauter „Harbsein“ [1]) über das Beichtengeh'n sich mit dem jungen Mitknecht gestritten und schließlich gerauft, so dass sie ein Küchenfenster einschlugen. Der nächste Tag aber sah den Seppl schon wieder als reuigen Abbitter vor seinem Kameraden und bereit, beichten zu gehen.

Er ist auch gegangen und hat stundenlang gewartet, bis er in den Reihen der letzten seiner Sünden losgesprochen wurde. Und als letzter ist er zum Speisgitter getorkelt, einen „Rosenkranz“ mit haselnussgroßen „Groll'n“ [2]) in Händen, — ein beschränkter, armer Mensch, von dem man kaum glaubt, dass er auch ein Seelenleben hat.

Nun, der Himmelvater wird ihn wohl gekannt haben. —

Das größte Ereignis in seinem Leben hat den Seppl in seinen alten Tagen betroffen; da war es ihm noch vorbehalten, ein wenig die Welt zu sehen und auf der Eisenbahn zu fahren, weil er nach Graz musste, um sich das Auge, den „Star“, operieren zu lassen.

Er hat freilich müssen begleitet werden, und es war so ein kleines Kreuz mit ihm, aber er hat auch, als er wieder kam, Thränen vergossen beim Überschreiten der heimatlichen Schwelle und beim Begrüßen seiner Hausleute, die ihm wohl gerade damals als seine Angehörigen erscheinen mochten, wo er soviel Sehnsucht nach daheim getragen hatte.

Und was da der alte Seppl zu erzählen wusste. Wie er sich gefürchtet hatte, als die Doctoren kamen und er herhalten musste zur Operation; wie es anfangs weh gethan hätte, bis er plötzlich nichts mehr fühlte, — wie er es in der einen Abtheilung gut hatte, und in der anderen Hunger leiden musste. Und wie er ein so weißes Bett hatte und weiße Wäsche, und wie ihn die „Klosterfrauen“ gepflegt hätten.

Er konnte gar nicht aufhören zu erzählen, und so oft er mit jemand Bekanntem oder Fremdem zum „Dischkurieren“ kam, so fieng er halt immer wieder an: „Wie ih z' Graz bin g'wen im Spital“, — oder sonst: „Du wurd'st schau'n, wennst so auf Graz kamest“, — oder wenn er was auszustellen hatte an jemand: „Du passerst eini auf Graz!“

---

[1]) Bösesein. [2]) Korallen.

vieh“ abgeärgert. Aber doch, was ist es auch wieder für eine Freude, wenn er sich eine neue Pfeife kauft oder ertauscht, oder wenn er ein neues Zündholzbüchserl zu „spendieren“ kriegt, und schon gar, wenn ihm eine gute Hand die Tabakblader mit einem schönen Banderl „einbandelt“. Und soviel hat er halt doch rechnen und das Geld kennen gelernt, dass er die fünf Kreuzer für ein Packl „Tawag“ und „a Packl Strafhölzl“ zusammen bringt.

Im übrigen ist der Seppl kein Verschwender, — nein; er hat sich vielmehr von seinem bescheidenen Trinkgeld — Lohn hat er keinen, er dient „um's G'wand“, — gar manches Stück Wäsche oder sonst etwas Nützliches eingeschafft, und geht Sonntags höchstens auf ein Viertel Wein und „a Gschnoatl“ (Gehacktes) ins Wirtshaus, ausgenommen am Josefitag, wo nebst dem Fest des Landespatrones auch dem Seppl sein „Tag“ ist, sein Namenstag. Dem zu Ehren hat er wohl schon manchmal einen „Fahn“ heimgetragen, sonst aber nicht. Nur fürs Tabakrauchen hat er sein Lebtag so ein kleines Vermögen geopfert.

Und selbst über das Alltagsleben hinaus begleitet ihn dieses Herzensglück, das heißt, wenn er Sonntags in die Kirchen geht, — und er geht fleißig, — da „krallt“ [1]) er in den Thurm hinauf und betreibt mit verschiedenen Gleichgesinnten ein Kauf- und Tauschgeschäft, und es fällt ihm gewiss nicht ein, dass dies eine Sonntagsentheiligung könnte sein.

Nein, gewiss nicht. Der Seppl ist ja taub und halbblind auch. Er sieht nicht hin zum Altar auf die heilige Handlung, und seitdem der gemeinschaftliche Kirchengesang abgekommen ist, hört er nichts.

Sonst ist er ja kein „Kalter“, das nicht! Er hat in früheren Jahren gar manchmal, wenn der Hausvater nicht daheim war, beim Essen vorgebetet, so gut, wie er es halt gelernt hatte, aber das war so ein „Dallerwatsch'n [2]) dass die zuhörenden Kinder immer zum Lachen kamen, bis schließlich der Seppl nicht mehr laut beten durfte.

Seitdem hört er halt zu, hält die Hände gefaltet und schaut geduldig drein, bis die anderen die gewohnten Vaterunser und den „Engel des Herrn“ gesprochen haben und das „Kreuz“ machen. Dann macht er's auch.

Nur ein Ding ist dem Seppl beim „Glauben“ von Herzen zuwider, — das Beichtengeh'n.

Wenn da die österliche Zeit kommt oder der Advent, da schaut er wohl schon jeden Tag sauerer drein, bis endlich wirklich der Hausvater mit der Mahnung kommt: „Na, was ist's denn mit dir? Gehst nicht beicht'n?“ —

[1]) steigt, klettert. [2]) Kauderwälsch.

Ein Händeregen am Tag und ein Rasten zur Feierstunde, — ein Werktagsleben voll Müh und ein Ruhen am Sonntag, wo dann der Seppl in der warmen Küche oder in seinem Bett im Stall sein Pfeiferl raucht und die Zeit verdämmert, indes er im Frühjahr sich in der Sonne „baht“ (bäht, wärmt) und im Hochsommer im grünen Gras unterm Baume liegt und schlaft. Und kommt ihm dann, wenn er munter wird, eine Katze oder ein Hund in die Nähe, dann streichelt er wohl mit der braunen, knorrigen Hand über das weiche Fell und sagt schmeichelnd dazu: „Muzzerl“, „Maunga“, oder: „Katur“, „Dachserl“, und zuweilen leiht er sich wohl auch von den jüngeren Buben ein „Mundhammerl“ (Mundharmonika) und versucht es, darauf eine Weise zu spielen. Er kann nichts, — es ist nur wie das Tändeln eines Kindes, aber der Seppl schaut glückselig dabei, und wenn andere Leute lächelnd sagen, es sei schön, so kriegt er wässerige Augen. Und wässerige Augen hat er wohl auch schon manchmal gekriegt, wenn zum Beispiel beim „Woazobschälen“ [1]) die jungen Leute in seiner unmittelbaren Nähe jubelten und sangen; da hat er wohl, wenn sie aufhörten, leise und schüchtern einen Bekannten gebeten, sie möchten wieder singen. — Und wenn auch ein Mensch der rauhen niederen Arbeit, — ein Blümlein hat er doch zuweilen am Hut oder ein grünes Blatt. [2])

Im übrigen ist er mit seinem Los zufrieden. Er geht mit dem Rechte eines Familienmitgliedes zum Laib Brot und Krug Most, und hat es auch in anderen Dingen manchmal nicht genau gerechnet. Doch sagt er gelegentlich wohl bittend: „Bitt gar schön Frau, um a dicki Mühli“, [3]) oder wohl auch mit sinndelnder, halbweinerlicher Stimme: „Bitt' gar schön Herr, kafens mir a Hos'n“, worauf er nach Empfang des Erbetenen „Gelt's Gott“ sagt, bei einem Kleidungsstücke aber nach altem Brauch gar niederkniet und, das Kleidungsstück schon in Händen, noch einmal spricht: „Bitt' gar schön Herr um a Hos'n“, und sodann mit zufriedenem „Gelt's Gott“ die Hand des Gebers küsst.

Im ganzen ein schlichter, alter Knecht, der trotz verschiedener Schwächen und sonstiger Unbildung noch festhält an der Sitte, die man ihn dereinst gelehrt, und an der Treue für seinen Herrn, — ein schlichter, alter Bauernknecht, dessen Leben arm war an Abwechslung und Glanz, aber auch verschont von Elend und Noth, — ein Mensch, dessen größtes Glück zeitlebens seine Gesundheit war.

[1]) Ausschälen der Kukuruzkolben, eine gesellige Nachtarbeit.

[2]) Liebschaft hat er wohl sein Lebtag keine gehabt. Das Nachbarsmädl, das ihm aus Gefälligkeit das Gewand flickte, nannte er scherzend sein „Mensch“. Aber fürs Näh'n zahlen wollte er nicht, — „wenn ih eh Zwirn und Fleck hergib“, meinte er. Doch sagte er, er habe noch eine andere „Dirn“ gehabt, — „aber wie's g'heirat' hat, hab' ich s' steh'n lass'n.“

[3]) Sauere Milch.

Das hat lange Zeit gedauert, und wenn ihm die jungen Leute mit irgend etwas neckten, rief er wohl fast weinend: „Wenn's dir so gangnet mit deine Aug'n, du wurdest nit lachen."

So sind seitdem ein paar Jahre vergangen. Das operierte Auge ist gut geblieben, das andere hat sich mit einem weißen Häutchen überzogen und weil der Seppl doch nicht dazu kam, auch dieses operieren zu lassen, so ist es ihm nach längerem Leiden erblindet. Und so ist er auf diese Weise der „halbblinde Seppl" geworden.

Der „tärrische Seppl" war er schon längst, denn sein Taubsein hat schon in jungen Jahren begonnen und sich immer mehr verschlimmert; der „alte Seppl" aber ist er so allgemach geworden, ohne dass er's spürte. Wie sollte er auch nicht, wo der alte Hausvater, unter dem er Kind gewesen, schon lang unter der Erde liegt und sein Sohn, der mit dem Seppl jung gewesen und die Wirtschaft übernommen hatte, nun auch schon als weißhaariger Vater „übergeben" und bereits auf einen kleinen Enkelbuben zu „schauen"[1]) hat.

Und so muss es der Seppl wohl glauben. Er hat die alten Herrenleut zu Grab geleiten helfen, wie seine eigene Mutter. Er hat die junge Frau seines zweiten Hausvaters einzieh'n gesehen ins Haus und nach wenigen Wochen im hölzernen Kämmerlein wieder scheiden für immer, und er ist nach dreißig Jahren still, mit großen Augen an der lichterumschimmerten Bahre ihrer Nachfolgerin gestanden. Er hat die Kinder heranwachsen gesehen und hat Hochzeitskrapfen gegessen, und er hat dann manchmal schüchtern, mit ungelenkem Tasten nach einem kindlichen Patschhändchen gegriffen.

Und so ist er allgemach der halbblinde, tärrische, alte Seppl geworden.

Ob darum auch ein „Hascher"? — Nein, noch ist er's nicht. Nicht einmal weiß ist sein Haar, und nicht hinfällig sein Körper, — er hat noch Kraft in den Gliedern. Er arbeitet fleißig, verlässlicher als junge Leute, soweit sein Augenlicht es erlaubt.

Freilich, wo das nicht ausreicht, darf er nicht angestellt werden, nicht im Haus und nicht im Feld, — zu einer heiklichen Arbeit nicht. Aber wo würde nicht die grobe Arbeit ausreichen im Bauernhaus, und zumal für so einen alten Seppl?!

Er steht noch eichentreu auf seinem Posten, wie in jungen Jahren, — sei es im Frühjahr, wo es im sanften Lüfteweh'n hinausgeht auf die Weid zu Reisigduft und Erdgeruch, — sei es im Sommer bei Sonnenbrand und Erntefreud, — sei es im Herbst im milden Sonnenschein und rauhen Frostesschauer, und sei es im Winter mit seinem vielen Schnee, mit seinem Holzhacken und den traulichen, langen Nächten.

---

[1]) hüten.

nennen, — der alte Seppl, mit dem man sich oft so viel ärgern muss, weil er „nit siacht und das zehntemal nit recht versteht“ und noch dazu immermal recht ein „stetiger“ (störrischer) Mensch ist, mit dem nichts zu machen ist, — und doch wieder der alte Seppl, der treu, verlässlich und anspruchslos seine Pflicht thut und fast gar nicht zum „grath'n“ (entbehren) wäre.

Wohl, er hat treu gedient, er hat das Brot „anbaut“ und tagtäglich in seiner Weise gebetet: „Gib uns heute unser tägliches Brot“; er hat in seiner Jugend wohl den „Palmbesen“ [1]) zur Weihe getragen, wie bislang noch am Johannitag den Wein, [2]) am Stefanitag Wasser [3]) und Salz [4]) und er hat am Ostersonntag wohl die geweihten Kreuzlein in die Ackerfurchen stecken geholfen und Weihwasser darüber gesprengt, indes er betend mit entblößtem Haupte seinem Herrn folgte. Er hat sich gefreut, wenn die Saaten grünten und er hat wohl geweihte Palmenzweige in's Feuer gegeben, wenn ein Wetter in den Lüften zog. [5]) Und er hat wohl dereinst als junger Christenmensch das Evangelium verkünden gehört: „Wer von euch bittet seinen Vater um ein Brot und erhält von ihm einen Stein?! — Bittet, und es wird euch gegeben werden.“

Und nun er alt geworden ist und wenn er hilflos würde und krank, könnte da eines „Nullerls“ Wort: „Wer andern Leuten 's Brot anbaut, den hungerns hint' nach aus“ auch auf ihn Anwendung finden?! — Ja, wenn er nicht pflichtbewusste Herrenleute hätte. — Gesetzliche, menschenwürdige Altersversorgung gibt es für einen armen Bauersmenschen nicht.

[1]) Zur Segnung der Felder. [2]) Zur Weihe des Trunkes im Keller. [3]) Zum Schutze des Hauses und seiner Bewohner. [4]) Für das Vieh, besonders für neugeborne Thiere. [5]) Er hat auch nach alter abergläubischer Sitte während des Gewitters im Hof draußen Sensen und Gabeln aufgesteckt, damit sich die etwa niederfallenden Wetterhexen daran spießen; und er hat am Christtag und am Ostertag Speisetheilchen in den Herd, in den Brunnen und auf den Gartenzaun gelegt, als Opfergaben für die Elemente Feuer, Wasser und Wind.

Der verlorene Sohn.

Es saßen stumm in einem Kämmerlein
Zwei alte Leute bei der Lampe Schein.
Sie lachten nicht, sie freuten sich nicht mehr —
Der dritte Stuhl an ihrem Tisch war leer.
Dort saß vor kurzem noch ihr einz'ger Sohn,
Der plötzlich in die Fremde war entfloh'n.

Er war so jung! Ein übermüth'ges Blut!
That in der Schule nie, zu Haus nie gut.
Am liebsten strich er draußen vor dem Thor
Als echter Taugenichts durch Wald und Moor.
Und als er endlich in die Lehre kam
Zu einem Steinmetz, der es ernster nahm,
Da hielt er's länger nicht im Zwange aus.
Sein Dämon trieb ihn aus dem Vaterhaus.

Er schlich sich fort an einem Regentag.
Auf seiner Liegerstatt ein Zettel lag,
Drauf stand: „Da 's mir daheim nicht mehr gefällt,
Geh' ich, mein Glück zu suchen, in die Welt!“ —

So saßen nun in ihrem Kämmerlein
Die beiden Alten bei der Lampe Schein.
Der Vater las. Wie zäh die Zeit verrinnt!
Die Mutter nähte. — Draußen pfiff der Wind.
Da hielt sie träumend in der Arbeit ein
Und seufzte plötzlich laut: „Wo mag er sein?“

Der Vater sagte finsteren Gesichts:
„Sprich mir nicht mehr von diesem Taugenichts!“

Wie aber, wenn sich dieses ändern sollte, wenn der halbblinde, tärrische alte Seppl auch noch ein kranker Seppl würde?! —

Er hat ja nie viel Pflege verlangt, wenn er manchmal ein paar Tage krank in seinem Stallbette liegen blieb; ein Schalerl Kaffee oder Thee, eine warme Hülle und später der Sonnenschein, das hat ihn immer wieder gesund gemacht. Selbst damals, als er den Stalldunst nicht mehr vertragen konnte und ins hintere Stübl hinauf gebettet werden musste, hat er noch keinen Doctor kommen lassen. Nur gewaschen und frische Wäsche angelegt hat er sich und einen kühlen Umschlag um den Kopf binden lassen. Und sein sorgsam gehütetes, mit einer Lederschnur zusammengezogenes Geldbeutelchen mit einer kleinen Hand voll Silbermünzen hat er hergegeben: „Wenn's eppa was brauchen sollt's für mich", — und auch den Schlüssel zu seinem Kasten auf den Boden droben, in dem er sein Sonntagsgewand bewahrt, sowie die grobe, neugewaschene Wäsche und das „feine Kirahemad" (Kirchen-, Sonntagshemd), und in dem Ladl die Beten, Bildeln und das lichtblaue, blumige Sonntagshalstüchel, indes an der Innenseite der Thür auch noch bunte Bildlein hängen, wie sie der Seppl in alter und neuerer Zeit als Wallfahrtsandenken erhalten hatte, — eine Muttergottes, — eine heilige Barbara mit dem Kelch, — einen heiligen Florian, wie er aus dem „Sechter" auf ein brennendes Haus Wasser gießt, — einen heiligen Josef, — Heiligenbilder, die der Seppl nach verschiedenen Zeichen kennen gelernt hat. Und damals, als er so krank war, hat der arme alte Mensch vielleicht wohl an den Tod gedacht.

Still, mit über der Brust gefalteten Händen ist er tagelang dahingelegen, als ob er ergeben einen erwarten wollte, der schattenhaft und unverhofft einmal herantritt an jedes Menschen Seite; als er aber diesmal doch nicht kam und in dem Stübel der blecherne Ofen so gar keine Hitze anhalten wollte, da ist der Seppl langsam wieder aufgestanden, hat seine Stiefel angezogen und ist hinabgeschlichen in den Stall zu seinem Bett, wo er dann noch eine Weile herum gesessen und herumgelegen ist und in schlaflosen Nächten über Schmerzen jammerte, und wenn's nur gleich einmal „aus" wäre.

Dann aber, als der warme Sonnenschein kam und so schön anschien bei der Stallmauer, bei der Holzhütten und beim „G'staudahaufen" (Reisighaufen), da ist der Seppl wieder immer eine Weile in der Sonne herumgelehnt, hat sodann ein Schnoatmesser genommen und zum Prügel- und Grasserhacken angefangen.

Und seitdem ist er wieder der alte Seppl, — der „Hausdoft", wie manche Leute sagen, — der „Moasta",[1]) wie sie ihn scherzhaft

[1]) Meister.

die man anwendete, um die neue Bewegung zu ersticken, misslangen. Das Entziehen aller Schulen, damit die Leute des Lesens unkundig blieben, hatte sich noch am besten bewährt, doch unterhielten viele Familien heimlich ihre Lehrer und bildeten sich aus in christlichen Religionswahrheiten. Die Haupteigenschaften dieser Gebirgsbauern waren Rechtlichkeit, Hochhalten des Manneswortes, Verlässlichkeit und Tüchtigkeit, starker Familiensinn, ein trockener Humor und Gelassenheit auch in schwerem Unglück.

Damals regierte in Salzburg der Erzbischof Firmian als geistlicher und weltlicher Herr zugleich. Er hatte die Macht sozusagen über Seele und Leib seiner Unterthanen. Obschon der Erzbischof persönlich ein ziemlich gutmüthiger Herr gewesen sein soll, der bei einem guten Glase Wein die wohlwollendsten Absichten für sein Volk hegte, so waren es — wie das häufig zu gehen pflegt — seine Prälaten, Dechanten und Pfleger, die gegen die neuerwachende evangelische Bewegung mit härtester Strenge aufgetreten sind. Die Bewohner, die sich zum Evangelium Jesu Christi freimüthig bekannten, oder auch nur im Verdachte standen, heimlich das Evangelium zu lesen, wurden als Ketzer bezeichnet und verfolgt. Die Evangelischen hatten geglaubt, sicher zu sein; denn der westphälische Friede hatte klar und deutlich festgesetzt, dass Unterthanen, wes Standes sie auch seien, ihre Augsburger Confession, d. h. das protestantische Bekenntnis nach Luther, frei ausüben dürften.

Nun aber wurde am 31. October 1731, also just am Luthertage, für das Erzbisthum ein welterschütterndes Patent unterzeichnet. Dieses Patent befahl, dass alle Protestanten aus ihrer Heimat im Salzburgerlande auswandern müssten, die Unangesessenen binnen acht Tagen, die Angesessenen binnen längstens drei Monaten. Bitten um Verlängerung der Frist blieben unberücksichtigt. Gerade in der schärfsten Winterszeit sollten sie ins Ungewisse hinauswandern müssen. Als die Protestanten und die ihnen freundlichen Mächte sich auf den westphälischen Frieden beriefen, hieß es, dieser habe wohl den Anhängern der Augsburger Confession den Schutz zugesprochen, aber die Salzburger Bauern gehörten dieser Confession nicht an, sie seien eine besondere Secte; auch seien sie Empörer und Friedensbrecher, folglich wäre die Ausweisung noch eine Gnade für sie, eigentlich sollte man sie bei Leib und Leben strafen. Die Auslegung war ganz unrichtig. Wie es sich später durch strenge Religionsprüfungen von Seite lutherischer Geistlicher herausstellte, bekannten die Salzburger Protestanten sich klar nach der Augsburger Confession und wussten in der lutherischen Bibel, wie auch im lutherischen Katechismus überraschend guten Bescheid. Von Empörung war keine Spur. Sie wehrten sich allerdings um ihr Glaubensbekenntnis, insofern sie es trotz des Verbotes ausübten; in weltlichen Dingen

Die Mutter sprach: „Mir bleibt in meinem
Schmerz
Ein einz'ger Trost: er hat ein gutes Herz!"

Da pocht' es an die Thür! Ein Bote rief:
„Hier bring' ich euch aus Wälschland einen
Brief!"
Die Mutter that ihn auf. Er war aus Rom.

„Es grüßt uns", sprach sie, „unser alter Ohm!
Er ist, so schreibt er, rüstig und gesund
Und freut sich seiner stillen Tage und — —"

Da starrt' ihr Auge plötzlich wie gebannt,
Es zitterte das Blatt in ihrer Hand.
Sie las die Worte:
„Und nun rathet mal!
Wen traf ich neulich vor dem Quirinal?
Doch rathet nicht zu lang! Ich sag's euch schon!
Den Wildfang traf ich, euern tollen Sohn!

Ha, wie ihr staunt! Ihr glaubt es nicht? Nun ja,
Ich schwör's euch feierlich, dass ich ihn sah!
Hübsch groß gewachsen, und vom heißen Kuss
Der Sonn' Italias braun wie eine Nuss.
Ein Lederschürzchen trug er ums Gewand,
Und Steinmetzwerkzeug wog er in der Hand.

Als ich ihn sah, da hielt ich an und sprach
Zu mir im Stillen nun: Du schleichst ihm nach!

Ich schlich ihm nach. Er gieng den Pfad entlang
Erhob'nen Haupts und mit beschwingtem Gang.
In eine Seitengasse bog er ein —
Da saß ein Bettelmann auf einem Stein.
Er gieng zu ihm, und als er in der Näh',
(Bescheiden that er's, dass ihn niemand seh')
Zog er sein Beutelchen und gab dem Mann
Zwei Kupferstücke. Weiter schritt er dann.

In seine Werkstatt schritt er. Doch genug.
Ich wollt' euch melden nur mit Recht und Fug:

Was er gethan, war nur um Gotteslohn!
O nennt ihn nimmer den verlor'nen Sohn!
Er hat sich Eins bewahrt: sein gutes Herz!
Ist das das höchste Gut nicht allerwärts?

Er hat an euch gesündigt, schwer und viel!
Ich aber sage euch: er kommt ans Ziel!
Den Pfad beschreiten hab' ich ihn geseh'n,
Den nur die Guten und Gerechten geh'n.

Franz Carl Ginzkey.

Die Vertreibung der Evangelischen aus dem Salzburgerlande.

Von **Leopold Retmayer.**

Bei der gegenwärtigen „Los von Rom"-Bewegung wird bisweilen auf unsere Vorfahren hingewiesen, wie vor dreihundert Jahren der größte Theil der Steiermärker, Kärtner und Salzburger aus Überzeugung evangelisch gewesen, wie nachher die Schwächeren mit Gewalt wieder katholisch gemacht wurden, während die Überzeugungsstarken aus dem Lande getrieben worden, ihre alte Heimat, ihre Scholle und ihren Besitz aus Liebe zum Evangelium im Stiche gelassen haben und in ferne unbekannte Länder gezogen sind.

Unter den Zurückgebliebenen hat aber trotz aller Maßregeln das reine Evangelium nie mehr ganz ausgerottet werden können. Äußerlich haben viele die römisch-katholischen Gebräuche mitgemacht, im Geheimen jedoch haben sie, so wie die ersten Christen, das Wort Gottes gepflegt, das Abendmahl gehalten. Das Evangelium musste sorgfältig verborgen gehalten werden; wo die kirchliche Obrigkeit ein solches Buch aufstöberte, da wurden die Eigenthümer oft um mehrere hundert Gulden bestraft oder gar ins Gefängnis geworfen. Trotzdem ist im achtzehnten Jahrhundert der Evangelismus neu und kräftig aufgewacht, besonders unter den Salzburger Bauern, im Lungau und Pongau. Die Mittel,

Ketta un Banda wor mein Ehr,
Um Jesu willa z'dulda,
Un dises mocht die Glaubens-Lehr
Un nit mein bös Verschulda.

Gott, wie du wilt, i gib mi drein,
Bei dir will i verbleiba,
I will mi gern dem Willa dein
Geduldig unterschreiba.

Mueß i glei in das Elend fort,
Will i mi do nit wehra,
So hoff i do, Gott wird mi dort
Oh gute Fründ beschera.

Mueß i glei fort in Gottes Nom,
Und wird mir alls genoma,
So waß i wol, die Himmels-Cron
Wer i onmahl bekomma.

So mueß i heut von meinem Haus,
Die Kinderl mueß i losa,
Mein Gott! es treibt mi Zähren aus
Zu wandern frembde Strosa.

Mein Gott, führ mi in eine Stodt,
Wo i dein Wort kan hoba,
Darin will i mi früh und spot
In meinem Herzel loba (= laben).

Soll i in diesem Jammerthol
Noch länger in Armuth leba,
So hoff i do, Gott wird mi dort
Ein beßre Wohnung geba.

Der dieses Liedel hot gemocht,
Der wird hie nit genennet,
Des Papstes Lehr hat er veracht
Un Christum frei bekennet.

Die ersten Züge bewegten sich durch Baiern, dem protestantischen Württemberg zu, wo viele in Arbeit einstanden und verblieben. Andere wendeten sich dem Frankenlande zu, dem Rheine, und Hannover. Andere zerstreuten sich. Große Züge wanderten nach Holland und sogar nach Amerika, woher nach Jahren manche gute Kunde in die alte Heimat drang.

Die Wanderschaft ins Ungewisse dieser tausend und tausend armer, oft kranker, unerfahrener Leute war in erster Zeit furchtbar schwer. Viele Städte schlossen ihre Thore, wenn so ein abenteuerlicher Zug von Fremden nahte. Die Wanderer, müde, hungrig und verfroren, mussten in kalter Jahreszeit oft im Freien übernachten. Wie viele sind unterwegs zugrunde gegangen! In anderen Städten freilich wurden die evangelischen Märtyrer mit größter Liebe aufgenommen, verpflegt, beschenkt. Die Auswanderer blieben in guten Tagen bescheiden, in schlimmen geduldig, betrugen sich — wie alle Aufzeichnungen darthun — als echte Christen, die sogar über den Salzburger Erzbischof nur in versöhnlichem Tone redeten. Unter größten Beschwerden und planlos oft suchten sie mit Zuversicht und gelassenem Frohmuth eine neue Heimat.

König Friedrich Wilhelm I. von Preußen hatte auch von diesen Massenauswanderungen in den Alpen gehört. Anfangs hatte er der Sache kein rechtes Vertrauen entgegengebracht, endlich, als er von der Tüchtigkeit der heimatlos Gewordenen und von ihrem Ernste im Christenthum vernahm, begann er sich für diese Leute warm zu interessieren. In Ostpreußen war weites, schwach bevölkertes oder ganz ödes Land, da konnte beiden Theilen geholfen werden. Als die „Exulanten“ von des Preußenkönigs geneigtem Sinn erfuhren, sandten sie bäuerliche Abgeordnete nach Berlin, die vom König gnädigst aufgenommen und von den Berlinern sehr geehrt wurden. Die Abgeordneten mussten sich dort auch einer Religionsprüfung unterziehen, die sie so gut bestanden, dass einer der prüfenden Pastoren bemerkte, zum geistlichen Berufe fehle ihnen

ließen sie sich alles gefallen, waren die geduldigsten und fleißigsten Unterthanen. Das Erzbisthum nun aber wollte die „Ketzerei" einmal draußen haben, damit dieselbe im Lande nicht um sich griffe, und so ist jener ungeheuerliche Rechtsbug geschehen, der das arme Alpenland seiner besten geistigen und materiellen Kräfte beraubt hat, der unserem Alpenvolke Wunden schlug, aus denen es heute noch blutet. Einst sind diese Alpenländer in der Cultur voran gewesen; die Vertreibung der evangelischen Bekenner aus ihrer uralt angestammten Heimat hat die kräftigsten Culturelemente ausgestoßen zum eigenen Verhängnisse, aber zum größten Vortheile der Länder, in denen die Vertriebenen Zuflucht fanden.

Anfangs hatten die Salzburger Protestanten die grausame Verordnung vom 31. October 1731 nicht fassen können. Sie glaubten nicht, dass es der Kirche mit einer solchen Lieblosigkeit ernst sein könne. Als aber in den Häusern die Soldaten erschienen, zuerst die armen Knechte, Mägde, Bergknappen, Handwerker davontrieben, so rasch, dass sie kaum ihr Gewand mitnehmen, von ihren Bekannten und Verwandten sich verabschieden konnten, da merkten es auch die Haus- und Hofbesitzer, dass es blutiger Ernst sei. Eines hätte nur geholfen, dass sie in ihrer Heimat bei ihrem Besitze hätten verbleiben können, aber das wollten sie nicht. Dem Evangelium wollten sie nicht abschwören, einer Kirche, von der sie innerlich nicht überzeugt waren, konnten sie nicht angehören. Die Besitzenden suchten ihr Habe zu Geld zu machen, aber das gelang nicht in so kurzer Zeit, die Monate verstrichen und so mussten auch sie fort, die meisten wenige Gulden nur im Beutel, aber an der nackten Brust ihr Theuerstes bergend, für das sie alle Verfolgung erduldeten — das Evangelium. Die heutige Zeit kann einen solchen Heroismus kaum begreifen. —

Also sind sie mit Gewalt losgetrennt worden von ihrem Boden, die schlichten, ganz weltunerfahrenen Leute, durch Reiter über die Grenze befördert, und dort hat man sie ihrem Schicksale überlassen. Im selbigen Jahre 1731 sind in 32 Transporten 20.694 Personen in die Fremde gestoßen worden.

Im unerschütterlichen Gottvertrauen zogen sie unter Schnee, Sturm und Kälte in die weite Welt, das Wenige, was sie hatten, unter sich theilend. Zur Erbauung sangen sie unterwegs Lieder, mit Vorliebe das „Exulantenlied", welches einer der Schicksalsgenossen gedichtet hatte:

I bin ein armer Exulant,
A so thu i mi schreiba,
Ma thuet mi aus dem Vaterland
Um Gottes Wort vertreiba.

Das waß 'i wol, Herr Jesu mein,
Es ist dir ah so ganga,
Jtzt will i dein Nachfolger sein,
Herr, mach's nach deim Verlanga.

Ei Pilgrim bin i holt numehr,
Mueß rasa fremde Strosa,
Das bitt i di, mein Gott und Herr,
Du wirst mi nit verlosa.

Den Globa hob i frey bekennt,
Des dorf i mi nit schäma,
Wenn mo mi glei ein Ketzer nennt,
Und thuet mirs Leba nehma.

und für ein Kind zwei Groschen (oder sieben und einen halben Kreuzer) gereichet, ihnen auch bei ihrer Etablierung in Preußen alle diejenigen Freiheiten, Privilegia, Rechte und Gerechtigkeiten, welche andern Colonisten daselbst competiren und zustehen, ebenfalls zugute kommen sollen.

Daferne auch wider alles besseres Erwarten sie an dem Abzuge verhindert, oder auch, daß sie an ihrem hinterlassenen Vermögen verkürzet oder beeinträchtiget, und des vollständigen Genusses der friedensschlußmäßigen Beneficiorum widerrechtlich priviret werden wollten; so wollen Wir solches nicht anders, als wenn es Unsern angeborenen Unterthanen widerfahren wäre, achten und halten, und sie desfalls durch die dazu überflüssig in Händen habenden Mittel und Wege schad- und klaglosstellen, in der gesicherten Hoffnung, es werden alle Evangelischen Puissancen, wo nicht bereits ein gleiches darunter resolviret haben, dennoch Unserem Exempel folgen, und Uns allenfalls in dieser Sache mit allem behörigen Ernst und Nachdruck, wenn es dessen bedürfen sollte, assistiren und beistehen.

Des zur Urkund haben Wir diesen offenen Brief eigenhändig vollzogen und mit Unserm Königl. Insiegel bestärket, denselben auch zum Druck zu befördern und die gedruckten Exemplaria überall wo es nötig, insonderheit aber oft bemeldeten Emigranten, zu ihrem Schutz und Consolation, auch Versicherung, zu distribuiren und auszuteilen befohlen.

Berlin den 2. Febr. 1732.

Friederich Wilhelm

H. v. Podewils Thulemeier."

Der König sicherte ferner den Salzburgern in seinem Lande besondere Privilegien zu, schenkte denen, die da kamen, in Ostpreußen Land, Baumaterialien, Vieh, Geräthe u. s. w., so dass sie bald zu geordneten Wirtschaften kommen könnten.

Also ergossen sich von nun an die Hauptzüge der Auswanderer nach Preußen. Da geschah es wohl auch, dass an der salzburgischen Landesgrenze Kapuziner an die Emigranten Ansprachen hielten: „O ihr guten Leute, kehret um, bleibet bei der katholischen Religion, bei der ihr geboren und erzogen! Wollet ihr denn dem Teufel zu?" Einmal soll es, wie Fr. Arnold in seiner Geschichte dieser Auswanderer erzählt, gelungen sein, solche Seelsorger mit einem Glase Wein zu beschwichtigen. Die Scharen der Auswanderer, oft aus sieben- bis achthundert Personen bestehend, wurden jetzt zu wahren Triumphzügen. Alle Thore der Städte, durch die sie zogen, standen offen, die Honoratioren der Ortschaften kamen ihnen entgegen und führten sie unter Glockengeläute in ihre Stadt. Das Bürgerthum riss sich um die Ehre, solche Märtyrer des Evangeliums willen zu beherbergen, fürstliche Personen bewarben sich um Pathenstellen

nichts als das Decret. (Von den Erlebnissen und Abenteuern, die diese Abgesandten aus dem Salzburgerland auf ihrer weiten Reise nach Berlin zu bestehen hatten, dürfte der „Heimgarten" ein anderesmal erzählen.)

Am 2. Februar 1732 erließ der König von Preußen das folgende Patent:

„Wir Friederich Wilhelm, von Gottes Gnaden König in Preußen, Markgraf zu Brandenburg, des heil. römischen Reichs Erzkämmerer und Kurfürst ꝛc. ꝛc. Thun kund und fügen hiemit zu wissen, dass Wir aus christ-königlichem Erbarmen und herzlichem Mitleiden gegen Unsere in dem Erzbischoftum Salzburg auf das heftigste bedrängte und verfolgte evangelische Glaubensverwandte, da dieselben bloß und allein um ihres Glaubens willen und weil sie demselben wider besseres Wissen und Gewissen abzusagen sich nicht entschließen können noch wollen, ihr Vaterland zu verlassen gezwungen werden, ihnen die hülfliche und mildreiche Hand zu bieten, und zu solchem Ende dieselben in Unsere Lande aufzunehmen und in gewissen Ämtern Unseres Königreichs Preußen unterzubringen und zu versorgen Uns resolviret haben.

Weshalb dann auch nicht nur an des Herrn Erzbischofs zu Salzburg Liebden durch die von Unserm zu Regensburg subsistirenden Gesandten Dero dortigen Comitial-Ministro gethane diensame Vorstellung, Unser freundliches Suchen ergangen, dass diesen Dero emigrirenden Unterthanen, welche Wir, so viel deren nach Unsern Landen sich zu begeben gewillet und vorhabens sind, als Unsere nächstkünftige Unterthanen consideriren und ansehen, zu einem sowohl ungehindert als ungedrungenen Abzug die Pässe frei geöffnet, auch ihrer Habseligkeiten wegen reichsconstitutionsmäßig verfahren werden möge, als welches Wir Unsern Unterthanen römisch-katholischer Religion hinwiderum ersprießlich angedeihen zu lassen geneigt sind;

sondern Wir ersuchen auch alle Kurfürsten, Fürsten und Stände des Reichs, deren Lande durch besagte Emigranten werden berühret werden müssen, dieselben frei, sicher und unaufgehalten passiren, ihnen auch zur Fortsetzung ihrer mühseligen Reise dasjenige, was ein Christ dem andern schuldig, erweisen zu lassen geruhen; gestalt Wir solches bei allen sich dazu findenden Gelegenheiten dankbarlich zu erwidern willig und bereit sind; übrigens aber oft erwähnten nach Unsern Landen gehenden Salzburger Emigranten hiedurch die gnädigste Versicherung erteilen, daß denselben zu Regensburg, wie auch folgends in Unserer Stadt Halle und so weiter durch Unsern zu ihrer Führung abgeordneten Commissarium die ordinären Diäten gleich andern nach Unsern preußischen Landen vorhin abgegangenen Kolonisten, nämlich für einen Mann täglich hiesigen Geldes vier Groschen (oder funfzehn Kreuzer), für eine Frau oder Magd drei Groschen (oder elf Kreuzer einen Pfennig)

ihnen Brot, Käse und Butter auf, eine Milchfrau gab einer leidend aussehenden jungen Salzburger Mutter ihren Tagesverdienst mit dem Wunsche, Gott möge diese Gabe einer armen Witwe, die auch kleine Kinder habe, reichlich segnen. Als eine Salzburgerin mit einem Söhnlein niederkam, erhielt sie soviel Kinds- und Bettzeug, dass davon ein großes Fass voll wurde, so reichlich Geld, dass sie sagte, sie hätte nie soviel Groschen beisammen gehabt, wie nun Ducaten.

Bei der Weiterreise ließen die Salzburger einen von Hans Hoyer aus Saalfelden verfassten Dankbrief zurück. In demselben hieß es nach Aufzählung empfangener Wohlthaten:

„So bedanke ich mich für alle meine Landsleute von Grund meines Herzens durch Gott, in Gott und mit Gott für das Almosen- und Liebes-Stück. Mithin bitten wir den großen Gott und himmlischen Vater durch Jesum Christum, unsern und unser aller Heiland, daß er die hochberühmte Stadt Leipzig und alle Einwohner und Herren Gutthäter, sie sind edel oder unedel, wes Standes oder Profession sie seien, behüten wolle vor Krieg und Aufruhr, vor Sterben und Pestilenz, vor Schwert und Feuer. Gott behüte die berühmte Stadt Leipzig und eines jedweden sein Haus, und alle die da gehen ein und aus.

Hannß Hoyer.

Anstatt der ganzen Familie."

Wie man überall, wohin die Auswanderer kamen, für ihr leibliches Wohl bedacht war, so interessierten sich manche Städte auch dafür, wie es mit ihrem Seelenleben, mit ihrer evangelischen Gesinnung bestellt wäre. Und da gieng den guten Älplern das Herz auf, sie erzählten von der fernen Heimat, wie und warum sie dieselbe verlassen hatten. So berichtete in Nordhausen der Bauer Rupert Ästeck:

Wenn es seine Kinder nicht gethan hätten, wäre er auf seiner Hefen liegen geblieben. Er hatte schon immer emigrieren wollen, als aber der Haufe vorbeizieht, stellt sein Weib ihm vor, es sei doch zu schwer mit den kleinen Kindern. Sie entschließen sich zu bleiben und „Jesu heimlich zu dienen". Dazu hätten sie freilich abschwören müssen. Sie schicken sich an zur Arbeit zu gehen, doch dem Vater ist weh zumuthe. Da werden die Kinder vermisst und endlich im Zuge gefunden; die zwei ältesten führen das jüngste; jedes hat sein Bündelchen mit und einen Laib Schwarzbrot. Von den Eltern gerufen, antworten sie, sie müssten mit den Glaubensbrüdern fort in die evangelischen Lande! Drauf redet der Vater die Mutter an: „Liebe Christine, wir wollen mit", und sie erwidert: „Ja, lieber Mann, wo du hingehst, da gehe ich mit."

Alle Emigranten in Wernigerode versicherten durchgängig, sie hätten nicht rebelliert gegen die Obrigkeit, sondern sich um des Wortes Gottes

neugeborner Salzburgerkinder. Nicht als Dienstbote mehr wurde manch junger Älpler aufgenommen in hohen Häusern, sondern als Kind adoptiert. Wo ein todter „Exulant“ zu bestatten war, geschah es unter großer Theilnahme des Volkes. Der Emigrantencultus wurde geradezu Mode, die Angelegenheit war eine gemeinsame Sache des deutschen Volkes geworden. Arbeiter kamen von den Feldern her, Soldaten traten aus den Reihen, um die Wanderer zu beschenken. Ein katholischer Soldat in Sachsen gab seinen letzten Groschen mit den Worten: „Ich will in meinem Glauben leben und sterben, aber eine solche Verjagung hilfloser Menschen kommt nicht von Gott!“

Viele Züge giengen über Augsburg, Plauen, Leipzig und Halle mit etwa dreißig Raststellen in zweihundertzwölf Marschstunden. Einen Empfang in Leipzig schildert Fr. Arnold in seinem lichtvollen Werke: „Die Vertreibung der Salzburger Protestanten und ihre Aufnahme bei den Glaubensgenossen“ [1]) wie folgt:

Am Einzugstage waren fast alle Läden in der Stadt geschlossen und die Gewölbe verriegelt. Lange vor der Ankunft war die ganze Landstraße bis Connewitz mit einer fahrenden, reitenden und gehenden Menschenmenge bedeckt. Die städtischen Controlschreiber saßen vor dem Thore in einem Zelt und hatten Quartierscheine vor sich liegen, die jeden Fremden an ein bestimmtes Gasthaus weisen sollten; aber sie konnten das Papier ungebraucht wieder mit nach Hause nehmen. Die Leipziger Bevölkerung hat sich damals buchstäblich um die Emigranten gerissen. Ein Kaufmann hatte sich auf fünfzig Salzburger Gäste eingerichtet, ritt nach Connewitz und suchte sie sich dort aus; aber mit Mühe brachte er zwanzig heim, die übrigen wurden ihm unterwegs entrissen, einem anderen angesehenen Bürger schmolz ebenso sein Haufe von vierzig auf eilf zusammen. Dem Hausknecht eines stadtbekannten Traiteurs gelang es zwar, wie ihm befohlen, sechsunddreißig Leute an sich zu ziehen; aber als er ans Thor kam, hatte er nur mehr zwei bei sich. Es kam vor, dass ein Leipziger dem andern Geld für die Fremden bot; aber gerade die kleinen Leute waren von einer eifersüchtigen Rührigkeit beseelt; ein armer Schuster nahm sechs Gäste mit sich, ebensoviel kettete ein Maurergeselle an sich. So blieb kein einziger übrig, der in einem Wirtshaus hätte einquartiert werden müssen. Am Thore ordneten sich die Emigranten aber doch und zogen, wie gewöhnlich, paarweise ein, voran die Männer, dann die Frauen. Ihre vierzig Wagen wurden, gut bewacht, auf dem Rossmarkt aufgestellt. Am Sonnabend nahmen die Gebirgsbauern die Großstadt in Augenschein. Wo sich einer sehen ließ, suchten ihm alle Gutes zu thun. Die zum Markt hereingekommenen Bauern drängten

---

[1]) Verlegt bei Eugen Diederichs in Leipzig. 1900.

Von Berlin aus giengen einzelne Züge auf dem Landwege ihrem Endziel entgegen, andere reisten über Stettin zur See nach Königsberg und weiter nach Littauen. Viele hatten mit unbeschreiblichen Reisebeschwerden zu kämpfen, aber sie trugen alles geduldig, zumeist klaglos und gefaßt. Bis sie endlich in der neuen Heimat anlangten, wo es so anders, so ganz anders war als in der lieben Alpenheimat, die sie nimmermehr sehen sollten.

Während sie sich in jenen fernen, sumpfigen, öden Himmelsstrichen, an der Grenze eines fremden Volkes unter Mithilfe des Staates allmählich einrichteten und einlebten, wurden im Salzburgerlande Gerüchte ausgestreut, wie schlecht es den Exulanten in Preußen gehe! Die wohlhabenden Emigranten hätten ihr Vermögen verloren, andere wären dort von Polen niedergemetzelt worden, den Rest mit Frauen und Kindern hätte der König ersäufen lassen. Etliche hätten sich wohl auch selber ums Leben gebracht, denn das ihnen angewiesene Land sei ganz unfruchtbar, ungesund, habe kein trinkbares Wasser und sei trostlos über die Maßen. Alle Briefe an die alte Heimat wären unterwegs aufgefangen worden. – Diese Gerüchte sollten weitere Auswanderungen verhindern. Sie wurden aber bald Lügen gestraft. Es gab ja in jenem entlegenen halbwilden Lande allerlei Beschwerden und ungeahnte Drangsale; wohl mancher ist jetzt ungeduldig geworden und wollte sich dem strammen Regimente nicht immer fügen. Vor allem war es das Mißtrauen, mit dem die Behörden zu kämpfen hatten. Viele wollten der preußischen Regierung die Papiere nicht ausliefern, durch die diese in Salzburg den zurückgelassenen Besitz eintreiben wollte. Endlich gelang auch das zum größten Theil und die Leute erhielten für ihre Liegenschaften der alten Heimat das Geld. Mit dem wachsenden Wohlstand steigerte sich ihr Muth und Vertrauen und heute ist die Ansiedlung der Salzburger in Ostpreußen eine der kräftigsten und tüchtigsten Völkerschaften des Reiches. Das größte Glück der Älpler in der neuen Heimat bestand in der freien Ausübung des evangelischen Bekenntnisses. Es wurden ihnen zahlreiche, einfache Kirchen gebaut und Geistliche gegeben und das schlichte, starke Christenthum, welches ihnen die Kraft verliehen hatte, die gewaltige Prüfung, die über sie gekommen, zu bestehen — es hat sich segensvoll ausgestaltet für Land und Leute.

Zur Sommerszeit durchwandert heute mancher Ostpreuße das schöne Salzburgerland und besucht die alten Heimstätten seiner Vorfahren. Er findet ein gutes, liebenswürdiges Volk, in dem er hinsichtlich der Confession nur eins vermißt: den offenen Freimuth und die opferfrohe Thatkraft.

willen nur gegen den falschen Glauben aufgelehnt. Essen und Trinken hätten sie im Salzburgischen genug gehabt, deswegen hätten sie nicht nöthig gehabt, auszuziehen; sondern um des Wortes Gottes willen kämen sie.

Ein Salzburger erzählte, sie hätten lange Zeit bei dem öffentlichen Gottesdienst der Katholiken mitgeheuchelt und sich mit Weihwasser besprengt; aber um Jacobi (25. Juli) des Jahres 1731 wären sie fest geworden. Ein anderer rühmte, wie Gott an diesem Jacobitage große Barmherzigkeit an seiner Seele gethan hätte, nachdem er sein Elend sehr fühlen und empfinden müsse. Ein dritter sagte auf Befragen, wie lange Gott an seiner Seele gearbeitet? „O, wohl schon zehn Jahr; aber ich bin ein Heuchler gewesen bis auf Philippi Jacobi, da habe ich was erfahren! Eine solche Freudigkeit, dass ich Kühe und alles konnte stehen und fahren lassen.“ Noch mehrere andere gaben diesen Tag als den an, da ihren Seelen besonderes Heil durch lebendige Erkenntnis Jesu Christi widerfahren sei. Einige beweinten, dass sie so lange vor Menschen geheuchelt und nicht eher das Wort öffentlich bekannt hätten. Ein alter Mann betheuerte, dass er dafür Gott sonderlich lobe, dass er diese Verfolgung geschickt, weil sonst die Wahrheit bei einigen wohl gar wäre zurückgegangen, bei anderen nicht recht durchgebrochen; diese Trübsal habe jedoch bei diesen alles wieder erweckt, und durch sie seien noch mehr herzugetreten. Ein anderer brach mit Thränen in diese Worte aus: „Heuchler, Heuchler wären wir geblieben, wenn uns der liebe Gott durch unsern Erzbischof nicht so aus Babel ausgetrieben.“

Viele der Emigranten bejahten die Frage, ob sie um des Evangeliums willen auch ihr Leben gelassen haben würden. Dabei wird ausdrücklich hervorgehoben, dass keine Selbstgerechtigkeit bei ihnen zu finden war: „Wir sind noch böse Leute, Gott hat uns nicht anders bringen können.“

Als im August 1732 der Rathsherr Stötzer zu Quedlinburg Emigranten beherbergte, fand er, dass einer ein Buch in einem Futteral von Eisenblech mit sich führte. Auf Befragen erklärte jener, dies habe er aus Noth so verfertigen lassen müssen, denn da er das Buch aus Furcht vor Entdeckung und Strafe tief in die Erde vergrub, konnte er es nur so vor Nässe und Moder schützen.

Öfter wird berichtet, dass manche Salzburger die Gewohnheit hatten, nach dem Anhören von Predigten sich an keinem Gespräch zu betheiligen, sondern, wenn möglich, die Zurückgezogenheit aufzusuchen, damit sie alles noch einmal überdenken könnten. Da bildeten sich auch nach den Predigten Gruppen, in denen man zusammensaß, um das zu wiederholen, was von dem guten Samen des Wortes in das Herz gefallen war.

Sie waren sanftmüthig gegen ihre Verfolger, nannten Firmian ihren lieben Erzbischof und versicherten, dass sie, wie ihr Ausdruck lautete, „schrecklich“ für ihn beteten.

äußere Ordnung seiner Religion gegeben; er hätte ein genau bestimmtes Bekenntnis über seine Lehre aufgestellt, sichere Grenzen gegen alle übrigen Religionen, gegen Heiden, Juden und Samariter, gezogen. In diesem Sinne ist aber Christus nicht Religionsstifter gewesen. Jesus hat nichts gethan, als daſs er lebend, lehrend und sterbend der Welt gezeigt hat, wie das religiöse Leben in seiner geistigsten, innerlichsten Gestalt in ihm lebte. Er hat den Menschen den Weg gewiesen, wie auch sie selber zur Vollendung ihres religiösen Lebens gelangen können. Wo dieser allgemeine Grundcharakter christlicher Frömmigkeit gewahrt bleibt, da sind für Jesus die äußeren Einrichtungen des Religionswesens Dinge ganz untergeordneter Natur. So ist es möglich, daſs auf dem Boden christlicher Frömmigkeit die verschiedenartigsten Auffassungen und Einrichtungen Platz haben.

In dieser, aber auch nur in dieser Weise hat das Christenthum confessionelle Unterschiede ermöglicht. Hätte Jesus bestimmte Regeln und Vorschriften der christlichen Religion festgestellt, so hätte man an äußeren Bekenntnissen und Einrichtungen einen Maßstab, nach dem man alles, was christlich ist oder nicht, entscheiden könnte. Wir hätten dann einen festgefügten, einheitlichen kirchlichen Organismus. Aber Christus hat kein Dogma, keine Glaubenssätze aufgestellt. Er verlegt vielmehr den Schwerpunkt christlicher Frömmigkeit lediglich in die Gesinnung und überläſst die äußere Gestaltung des Religionswesens völlig der individuellen Freiheit. Wenn nur Gott im Geiste und in der Wahrheit angebetet wird, so kommt's darauf nicht an, ob die Anbetung in Jerusalem oder auf dem Garizim stattfindet. So ist durch den rein geistigen Charakter des Christenthums allerdings die Möglichkeit gegeben, daſs äußerlich ganz verschieden organisierte Kirchengemeinschaften sich bilden, die dennoch alle, sofern sie nur den Grundcharakter des Christenthums bewahren, wirklich christlich sein können. Auf christlichem Boden haben die verschiedenartigsten Charaktere nebeneinander Platz. Da steht beispielsweise ein Petrus, der Conservative, der mit allen Wurzelfasern seines Daseins noch mit dem jüdischen Boden verwachsen ist, neben einem Paulus, der sich in gewaltigem Seelenkampfe vom jüdischen Gesetz losgerissen hatte. Aber beide reichen einander die Hand in Jerusalem und wenn auch nachher zwischen ihnen ein Zerwürfnis eintritt, so hatte dasselbe keinen dogmatischen, sondern einen sittlichen Grund. Und neben dem Paulus, der die „thörichte" Predigt vom gekreuzigten Christus verkündigt, steht wieder der gelehrte Apollos, gebildet in den Schulen alexandrinischer Religions-Philosophie. Aber Paulus neidet den Apollos nicht, sondern er bittet ihn vielmehr aufs inständigste, er möchte wieder nach Korinth reisen, wiewohl Paulus gerade in dem Apollos einen gefährlichen Nebenbuhler hätte erblicken können. So stehen diese drei Männer nebeneinander,

Zur Versöhnung der Kirchen.

Vor einiger Zeit hörte ich in Wien die Predigt eines evangelischen Geistlichen, aus der in diesem Blatte das Folgende mitgetheilt werden soll. Pfarrer Julius Antonius sprach von der Einigkeit im Geiste und sagte:

„Als der Heiland in der Vorahnung seines Todes sein Lebenswerk in die Hände Gottes seines himmlischen Vaters befahl, da fasste er die ganze Inbrunst seiner fürsorgenden Liebe in die Bitte zusammen, dass seine Jünger eins bleiben möchten, wie er selber mit Gott und seinen Jüngern eins sei. Und schon wenige Jahre nach seinem Scheiden, in den ersten Gemeinden, die nach ihm sich nennen, entbrennt der Hader über ihn und seine Lehre, so dass schon ein Paulus immer wieder zur Einigkeit im Geiste, zum Friedehalten, zur brüderlichen Liebe mahnen und gegen jenen Geist der Zwietracht und der Parteiungen ankämpfen muss. Aber trotz all dieser Mahnungen schweigt der Hader und Streit nicht. Er schreitet vielmehr durch die Geschichte der christlichen Kirche unaufhaltsam fort, wie ein anfänglich kleines Feuer, das, immer weiter und weiter um sich greifend, einen großen Brand der Zwietracht entzündet. Scheint es doch fast, als ob es gar keine einheitliche christliche Religion mehr gäbe, sondern nur eine Anzahl einander befehdender und ausschließender Kirchengemeinschaften, von denen jede das lautere und wahre Christenthum zu haben behauptet. Wie war es nur möglich, dass gerade im Christenthum, der Religion der Liebe und der Versöhnung, die Einigkeit im Geiste so sehr verloren gehen und so viel Hass und Zwietracht entstehen konnte? — Und wie wird es möglich sein, diesem Geist der Zwietracht und des confessionellen Haders zu steuern und zu jener Einigkeit im Geiste zu gelangen?

Worin mag nur die auffallende und nicht zu leugnende Thatsache, dass gerade dem Christenthum mehr als irgend einer anderen Religion die confessionelle Zerrissenheit anhaftet, ihren Grund haben? Ich meine, der Grund dieser Erscheinung liege vor allem im Wesen der christlichen Religion selbst, und zwar setze ich gleich hinzu, durchaus nicht in einem Fehler, sondern vielmehr in einem eigenthümlichen Vorzuge des Christenthums. Wäre Jesus bloß ein Religionsstifter gewesen wie alle übrigen, so hätte er vor allen Dingen bestimmte Regeln und Gesetze über die

ertragen; der Geist wird euch erst in alle Wahrheit leiten", dann meine ich, dürften wir bei denjenigen, die von diesem Jesus zeugen, am allerwenigsten vergessen, dass auch die großartigste, gelungenste Darstellung des Christenthums nie ganz frei sein kann von Einseitigkeiten und Beschränktheiten. Gerade dies aber vergisst ein jeder, der sich in seine Confession abschließt und mit Geringschätzung anderer spricht: „Ich bin katholisch oder lutherisch oder reformiert."

Wenn nun erst eine ganze Confession dem Wahne verfällt, als ob sie allein die volle und ganze christliche Wahrheit verkörpere, dann entsteht allerdings die berechtigte Frage, ob eine solche Confession überhaupt eine christliche genannt werden dürfe. Es ist ja nicht eine einzelne und darum leicht zu entschuldigende Verirrung, wenn die Menschen den christlichen Geist in eine äußere, kirchliche Form abschließen und sagen: „Wer das nicht glaubt, was wir glauben, wer Gott nicht so anbetet, wie wir ihn anbeten, der ist kein Christ;" sondern es ist vielmehr recht eigentlich eine Versündigung an dem Geiste des Christenthums, die auch sofort an ihren Früchten als solche erkannt wird. Denn während die Frucht des christlichen Geistes: Liebe, Freude, Friede, Geduld, Freundlichkeit, Sanftmuth und Demuth ist, hat der einseitige Confessionalismus nichts als Hochmuth, Hass, Unfriede und Bosheit erzeugt; er hat nie dem Christenthum, sondern stets nur sich selbst und seinen Zwecken gedient. Das Christenthum ist so weit, so groß, so reich, dass es keine äußere Form der Gottesverehrung ausschließt, sondern nur den engherzigen Sinn, der da meint, dass die Seligkeit und das Heil überhaupt von einer äußeren Confession abhänge. Das Christenthum ist duldsam gegen alles, was aus wahrem Streben, aus lauterer Liebe geboren ist; es verdammt nur die Unduldsamkeit, die Lieblosigkeit, die Heuchelei. Das, was die Confessionen wirklich von einander trennt, ist nicht der Unterschied der Lehre, des Bekenntnisses und des Cultus. Dieser Unterschied ist — wie sich aus unseren Ausführungen ergibt — ich möchte sagen eine Naturnothwendigkeit und widerstreitet in keiner Weise dem Geiste des Christenthums. Das Trennende liegt vielmehr in der hochmüthigen Gesinnung, die die eigene Confession für die allein richtige Darstellung des Christenthums ausgibt. Gelingt es einmal, diesen unseligen und unheiligen pharisäischen Eigendünkel aus den einzelnen Kirchengemeinschaften auszutreiben, dann wird die Verschiedenheit der äußeren Formen des kirchlichen Lebens die Einheit des christlichen Geistes nimmermehr stören.

Und nun die Frage, wodurch die rechte Einigkeit im Geiste gewonnen und erhalten wird? Die Antwort hierauf ergibt sich zum Theil schon aus unserer bisherigen Ausführung: wenn wir bei aller Anhänglichkeit an unsere Bekenntniskirchen nicht vergessen, dass dieselben nie

ganz entgegengesetzte Auffassungen des Christenthums verkörpernd und doch in Frieden lebend. Petrus erkennt die Gaben des Paulus an und Paulus die des Apollos; keiner verlangt vom anderen, dass er sich nach ihm modele.

So würden auch die verschiedenen Auffassungen des Christenthums, wie sie im Laufe der Geschichte sich gezeigt haben und noch zeigen, in den einzelnen Kirchen friedlich nebeneinander bestehen können. Wer wollte es leugnen, dass die romanischen Volksstämme die Religion anders auffassten, als die germanischen, — dass ein mehr poetisch veranlagtes Gemüth die Religion anders gestaltet, als der nüchterne Denker, — dass es eine conservativere Auffassung der Religion geben kann, die aus innerer, pietätvoller Neigung oder auch aus persönlicher Unfähigkeit den Glauben der Väter in der überlieferten Form festhält, während gleichzeitig die freie, wissenschaftliche Forschung in ernstem Ringen den Glauben zu vertiefen, Glauben und Wissen zu versöhnen trachtet! — Kann nicht bei allen diesen verschiedenen Auffassungen der Religion die rechte Stellung des Herzens zu Gott und zu Christus, auf die ja im Christenthum alles ankommt, bestehen? Ermöglicht, ja ich möchte sagen, fordert dies nicht geradezu — unbeschadet seiner eigenen inneren Einheit — die Vielheit der kirchlichen Confessionen? — Dass aber nun diese Confessionen einander hassen und ausschließen, das kann nur geschehen, indem die Grundsätze des Christenthums geradezu auf den Kopf gestellt und indem ganz fremde Interessen den religiösen Interessen beigemischt werden.

Während Petrus, Paulus und Apollos selbst trotz der Verschiedenheit ihrer religiösen Denkweise durch die Einigkeit des Geistes verbunden bleiben, fangen diejenigen, welche durch Vermittlung eines dieser Apostel das Evangelium kennen gelernt haben, sofort an, sich in Parteiungen zu zerspalten, indem die einen sagen: „ich bin Kephisch", das ist Petrisch, die anderen: „ich bin Paulisch", die dritten: „ich bin Apollisch". — Hier haben wir einen Hauptgrund alles confessionellen Haders, nämlich die Abhängigkeit von menschlichen Meinungen in Dingen der Religion. In der Religion soll der Mensch nur von Gott und seinem eigenen Gewissen abhängig sein, wie Paulus den Christen zuruft: „Ihr seid theuer erkauft; werdet nicht der Menschen Knechte!" Wer sich in Glaubensfragen unter menschliche Autorität beugt, wer sich dazu hergibt, auf irgend eines Menschen, irgend eines Meisters Worte zu schwören — ob dieser nun unfehlbarer Papst oder Luther oder Calvin oder wie immer heißen mag, — der hat schon die Grundlage christlicher Frömmigkeit verleugnet. Menschen sind Diener Gottes, gesandt zu unserem Heil. Aber wenn selbst Jesus zu seinen Jüngern sagt: „Ich habe euch noch viel zu sagen; aber ihr könnt es jetzt nicht

Bevölkerungsziffer auf dem Lande, eine Thatsache, welche einer gedeihlichen Entwickelung der gesammten ländlichen Verhältnisse nichts weniger als förderlich sein kann. Wenngleich es auch dem Charakter einer jeden Culturentwickelung entspricht, fortwährenden Schiebungen unterworfen zu sein, so gilt es doch, die Veränderungen im wirtschaftlichen Leben des Volkskörpers sammt ihren mehr oder weniger krankhaften Begleiterscheinungen in die rechten Bahnen zu leiten; eine Aufgabe, die wohl des Schweißes der Edlen wert ist.

Für heute soll uns die Frage beschäftigen, inwieferne die Dorfschule der zunehmenden Entvölkerung des platten Landes entgegenarbeiten kann. Hat wohl die Volksschule eine Berechtigung, in die Zeitströmungen einzugreifen? Sicherlich! Ihr, als einer Erzieherin des Volkes, können und sollen die Erscheinungen im öffentlichen Leben nicht ein Kräutlein „Rührmichnichtan" bleiben, womit jedoch nicht gesagt sein soll, dass die Schule als ein Allheilmittel für alle möglichen Schäden zu betrachten ist. Darum wird der Lehrer nur *gelegentlich*, wenn es der Unterrichtsstoff mit sich bringt, im Sinne des Themas wirken können. Allerdings kann die Schule zu Gunsten einer Sesshaftigkeit der Landbewohner nur in bescheidenem Umfange wirken, und wie durch des Lehrers Verfahren die Schule zur zielbewussten Streiterin im Kampfe werden kann, soll im Folgenden näher betrachtet werden.

Es kann hierbei nicht Aufgabe sein, die Gründe der zunehmenden Schollenflucht an dieser Stelle einer eingehenden Erörterung zu unterziehen. Eine Thatsache jedoch — und mit dieser hat die Schule *besonders* zu rechnen — wird wohl kaum bestritten werden können: *Der Zug nach den Großstädten lässt einen mehr oder weniger ausgeprägten Mangel an Heimatsliebe, einen Mangel an Verständnis für „heimisches Volksthum", eine gewisse Gleichgiltigkeit für alles, was mit der Heimat zusammenhängt, erkennen.* Darum soll es sich der Lehrer vor allem angelegen sein lassen, bei seinen Schülern die *Heimatsliebe neu zu stärken und zu beleben.* Wie heißt doch ein bekanntes Schlagwort der Neuzeit? „Wo mir's gut geht, da ist mein Vaterland!" Dieses Wort ist aber nur theilweise richtig. Innerlich entbehrt es des rechten sittlichen Gehaltes und birgt nur zu oft eine große Nichtachtung gegen die Heimat in sich. Diese Nichtachtung aber zu bekämpfen, ist entschieden eine Aufgabe der Schule.

Hiernach soll der Geschichtsunterricht „Volksgeschichte, gegründet auf und durchtränkt von Heimatsgeschichte" sein, um „Pflege der Heimatsliebe und Förderung des Verständnisses für heimisches Volksthum, Vergangenheit und Gegenwart" betreiben zu können. Die „wurzelechte" Vaterlandsliebe soll „allein aus einer warmen und treuen Liebe zur

Selbstzweck, sondern lediglich Pflanz- und Pflegestätten, „Mehrerinnen“ des Gottesreiches auf Erden sein sollen; dass bei aller innigen und aufrichtigen Verehrung, die wir unseren großen Gottesmännern und Glaubensheldem zollen, einem Luther, einem Zwingli, einem Calvin u. s. w., diese doch in Sachen unseres Glaubens nie das letzte Wort gesprochen haben dürfen, vielmehr dieses letzte Wort nur Jesus Christus haben kann, auf den jene Männer selbst als ausgewählte Rüstzeuge Gottes hingewiesen haben als den, der die Mühseligen und Beladenen erquickt, der allein auch unseren Herzen Trost und Frieden geben kann; als den, dem wir in voller und freier Hingabe unseres Herzens nachfolgen müssen, in einem richtigen und tüchtigen Leben, in Handel und Wandel, in Haus und Beruf, auf allen Lebenswegen, wenn wir seine Jünger sein wollen.

Wo wir dessen stets eingedenk bleiben, wo wir ohne jede Nebenabsicht es uns stets angelegen sein lassen, in solcher Weise unter den Menschen wahre christliche Gesinnung zu verbreiten, nach dem Vorbild Christi aufrichtige, selbstlose Liebe zu Gott und den Menschen, da werden wir damit immer das kräftigste und wirksamste Mittel handhaben, um die Menschen zu der wahren Einigkeit im Geiste zu führen. Aus dem Born wahrhaft christlicher Gesinnung, christlicher Liebe wird und muss ein neuer Lebensstrom fließen, der reich genug ist, dass alle Menschenherzen daraus trinken können. So müssen allmählich die Schranken fallen, so muss die Erbitterung aus den Gemüthern weichen, die heute noch so sehr die Herzen der Menschen beengt.“

Wenn ich in ähnlichem Sinne einmal auch von einem unserer katholischen Priester sprechen höre, dann soll's ebenfalls mit Freuden berichtet sein. — Die europäische Cultur ist gegenwärtig auf einem gefährlichen Punkt angelangt und nichts braucht sie nothwendiger, als Gottesfrieden zwischen den Kirchen. Das und nur das allein soll der Zeitruf der wieder erwachten Religionsbewegung sein, wenn es uns mit der Liebe zu unserem Volke und zum Christenthume ernst ist. R.

Wie kann die Dorfschule der zunehmenden Entvölkerung der Scholle entgegenarbeiten?

Von **Rudolf Hedler.**[1])

Es kann in unserer Zeit nicht mehr geleugnet werden, dass die Bewohnerzahl der Großstädte in unheimlichem Wachsthum begriffen ist. Die natürliche Folge davon ist eine sich steigernde Abnahme der

[1]) Diesen auch für unsere Verhältnisse passenden Aufsatz entnehmen wir der Zeitschrift „Land“, Berlin. Die Red.

Überfüllung, dem Elend und seinen Folgen, nämlich der Verführung zu lasterhaftem Leben; von den Bauernfängern, von der Hilfe der inneren Mission u. s. w.

Auch im Deutschunterricht bietet sich Gelegenheit, für Weckung und Belebung der Heimatsliebe praktisch zu wirken, indem geeignete Sprachstücke zweckentsprechend ausgenützt werden. So predigt das Freiligrath'sche Gedicht „Die Tanne", wie so mancher, der hoffnungsfreudig in die Ferne zog, sich nach der Heimat zurücksehnte, weil er die Vorzüge derselben zu spät erkannte. In dem Gedicht „Die Auswanderer" spricht Freiligrath von den Enttäuschungen, welche der Auswandernden warten, und schildert in beredten Worten die Schönheiten der Heimat: ein sehr brauchbares Sprachstück. Wie prächtig auch zeichnet „Traute Heimat meiner Lieben" das friedliche Heimatdörfchen. Ganz besonderen Wert erhalten derartige Gedichte, wenn sie sangbar sind. Wie gern singen z. B. unsere Schulkinder: „In der Heimat ist es schön", und die Wirkung dieses Liedchens wird gewiss noch erhöht werden, wenn es gelegentlich eines Schulspazierganges an einem Aussichtspunkte gesungen wird. Liebe zur Heimat spricht auch aus „Des Knaben Berglied" von Uhland; das Gedicht „Nachbar Helm und seine Linde" schildert in sinniger Weise, wie die Menschen mit der sie umgebenden Natur oft innig verwachsen sind. Die Gedichte „Heimweh" von Geibel und „Wenn du noch eine Heimat hast" von Träger, desgleichen das Volkslied „Zu Straßburg auf der Schanz" sollen hierbei als brauchbares Material nicht unerwähnt bleiben, zumal sie auch in Lesebüchern gefunden werden. Wünschenswert wäre es auch, wenn bei der Beschaffung von Jugendlectüre auf idyllische Dorfgeschichten Rücksicht genommen würde. In vielen Lehrbüchern finden sich auch Aufsätze über die Halligen, welche wie geschaffen sind zur Ertheilung von Hinweisen. Dass auch Naturschilderungen, wie sie unsere Schullesebücher enthalten, im Sinne des Themas zu verwenden sind, liegt auf der Hand. Wenn es die Gelegenheit mit sich bringt, könnte vielleicht auch in den Aufsatzübungen ein einschlägiges Thema gestellt werden, z. B.: „Warum sollen wir unsere Heimat lieb haben", oder: „Warum ist das Landleben der Gesundheit förderlicher als das Leben in einer großen Stadt?"

Auch bietet der Deutschunterricht Gelegenheit, zur Wertschätzung der ländlichen Arbeit zu erziehen. Es ist entschieden zu beklagen, dass die Arbeit des Landmannes nicht allseitig so gewürdigt wird, wie sie es verdient. Hier hat jedenfalls das Wort vom „dummen Bauer" viel gesündigt. Und doch ist der Schweiß des Bauern Goldes wert. Wie heißt es doch in Chamissos „Riesenspielzeug?" „Wäre nicht der Bauer, so hättest du kein Brot!" Möge darum dieser Gedanke, welcher der Achtung vor der Arbeit des Bauern entsprang, den Kindern bei geeig-

Heimat hervorwachsen, daſs die Kraft und Stärke dieser Heimatsliebe wiederum durch Kenntnis und Verständnis der heimatlichen Erscheinungen und Verhältnisse wesentlich gefördert werde". Darum ist es vor allem wünschenswert, daſs zum Zwecke einer Gewinnung des einschlägigen Stoffes „mit kundigem Blick und richtigem Verständnis die heimischen Geschichtsquellen erschlossen und in die Schule geleitet werden."

Nächst dem Geschichtsunterrichte birgt auch der Unterricht in Geographie, vornehmlich in der Heimatskunde, Momente in sich, welche einer Pflege der Heimatsliebe dienlich sein können.

Da kann angeknüpft werden an verschiedene Sagen, an den Bau der Häuser, die Tracht, die Feldmark, eine sprichwörtliche Redensart u. s. w. Auch der Hinweis auf historische Ereignisse, die sich auf dem heimatlichen Boden abspielten, ist geeignet, die Heimat als ein schätzenswertes Gut, um welches heiß gerungen wurde, zu bezeichnen. Zu diesem Zwecke sind Schulspaziergänge, an historischen Tagen nach historischen Orten (Denkmal, Schlachtfeld 2c.) unternommen, sehr anzuempfehlen. Ebenso ist es wohl selbstverständlich, daſs die geschichtlichen Ereignisse in den Schulen der Orte, wo sie geschahen, einer eingehenderen Würdigung unterzogen werden. Denn je genauer hierbei die Beschreibungen und Schilderungen gehalten sind und je mehr noch vorhandene stumme Zeugen (Hügel, Baum, Haus) zur Illustration dienen können, desto inniger umrankt das kindliche Gemüth die Heimat mit all ihren Erscheinungen. Im weiteren Verlaufe des Unterrichtes wird u. a. die Erinnerung an die Heimatsliebe der gefährdeten Halligbewohner willkommenen Anlaſs zu geeigneten Bemerkungen geben.

Es ist auch im geographischen Unterrichte Gelegenheit vorhanden, den Kindern die Gefahren der Großstadt vor Augen zu führen. Es kann hierbei nicht Aufgabe des Lehrers sein, die Kinder vor der Großstadt graulich zu machen. Auch wäre dies in unserer Zeit, welche bekanntlich „im Zeichen des Verkehrs" steht, von vornherein ein vergebliches Beginnen. Doch ist eine Nichterwähnung der Großstadtgefahren als eine Unterlassungssünde zu bezeichnen. Ich habe stets, wenn von Berlin die Rede war, bei meinen Schulkindern darauf hingewiesen, daſs sie sich bei etwaigem Verlaufen in der Großstadt nie den „feinen Herren", welche sich mit schönen Worten zum Führer erbieten, anvertrauen sollen, sondern daſs sie dann einzig und allein den Schutzmann zu fragen haben. Auch könnte dann geredet werden von der durch Dunst und Rauch verschlechterten Luft der Großstadt, gegenüber der reinen Landluft; von der oft mangelhaften Beschaffenheit des Leitungswassers, was eventuell zu Epidemien (Hamburger Cholera) führen kann; von den ungesunden, dunklen, feuchten und doch theueren Kellerwohnungen, die den besseren Verdienst illusorisch machen; von dem Arbeitsmangel infolge

und den neu sich bietenden Erscheinungen gezogen werden; eine Thätigkeit, die das Interesse an der heimatlichen Natur nur fördern kann. Da hat die Wiese ein anderes Gesicht erhalten, als zur Zeit des letzten Vorbeimarsches. Ehedem schmückten sie Veilchen, Anemonen und Himmelsschlüsselchen, jetzt ist sie mit gelben Hahnfußblüten, Wucherblumen, Knabenkraut, Wiesenschaumkraut u. s. w. übersäet. Da liegen ferner unter der Kastanie am Wege die Deckschuppen, welche beim letzten Vorübergehen die schwellenden Knospen noch schützend umgaben und nun überflüssig geworden sind, da sich bereits die Blätter voll entfaltet haben. Auch ist das Korn höher gewachsen und ein Schutzmittel für junge Häslein geworden, ein Beweis dafür, wie im Haushalt der Natur alles hübsch ineinandergreift. Ebenso ist hierbei das Erzählen von Pflanzensagen, welche den Natursinn unserer Vorfahren illustrieren, angebracht. Es sei z. B. hier an das Knabenkraut auf der Wiese mit seinen gefleckten Blättern (Marienthränen) und seinen handförmigen Wurzelbildungen (Marienhand, Christushändchen, Teufelskralle), desgleichen an das Johanniskraut mit seinen durchlöcherten Blättern (nach der Sage vom Teufel mit einer Nadel durchstochen) erinnert. Solche Belehrungen, welche gelegentlich einer Rast vorgenommen werden können, zeigen den Kindern, wie unsere Vorfahren die Natur nicht mit gleichgiltigen Augen ansahen, sondern in sinniger Weise betrachteten; eine Thatsache, die das Interesse an der Heimat nur zu fördern geeignet ist.

Selbstredend gilt es auch bei solchen Spaziergängen dem Thierleben sein Augenmerk zuzuwenden; denn auch die Beobachtungen am Thierleben sind geeignet, Interesse an den Erscheinungen in der heimatlichen Natur wachzurufen, zumal wenn die Belehrungen in sinniger Weise erfolgen. Da gibt die Rehfamilie, welche vom Felde sich dem Walde zuwendet, Gelegenheit zu Hinweisen, welche das Schützeramt des Rehbockes betreffen; das Krähen des Hähers lehrt praktisch, wie die Thiere sich gegenseitig vor Feinden schützen; der hämmernde Specht gibt Gelegenheit zu Bemerkungen über seine Zimmermannsarbeit, wie er stets auf seinem Stühlchen sitzt, wie der Schnabel die Axt, die lange Zunge mit der hornigen Spitze den Bohrer vertreten; das Pfeifen des Pirols oder Pfingstvogels gibt Anlass, darauf hinzuweisen, wie man den Vogel nicht nur an seinen Federn, sondern auch an seiner Stimme erkennen kann u. s. w. — Darum heißt es: Schulspaziergänge weise ausnützen, damit sie ein Mittel zur Förderung der Heimatsliebe werden.

Vor allem gilt es auch, die Landleute zur Freude am Werden und Gedeihen zu erziehen. Die ganze ländliche Arbeit ist ja größtentheils eine Beschäftigung, die ihre Freude in sich selbst hat. Der Landmann ist glücklich, wenn die junge Saat aufgeht, wenn Regen und Sonnenschein zu rechter Zeit kommen und das Wachsthum fördern. Mit

neter Gelegenheit gebürend ans Herz gelegt werden. Gellerts Fabel: „Kutschpferd und Ackergaul", welche auch häufig in Lesebüchern vertreten ist, spricht den gleichen Gedanken mit den Worten aus:

„Denn baute nicht mein Fleiß das Feld,
Wo würdest du den Hafer kriegen,
Der deiner Schenkel Stolz erhält?"

Auch eine Gegenüberstellung von Feldarbeit und gesundheitsschädlicher Fabrikarbeit ist sicher geeignet, den Vortheil der ländlichen Arbeit vor der Fabrikarbeit erkennen zu lassen und die Landarbeit schätzen zu lernen. Anlass hierzu könnten — im geographischen Unterricht sowohl als auch im naturkundlichen Unterricht — Erörterungen über Industriebezirke Deutschlands, über die gesundheitsschädliche Arbeit in Glasfabriken u. s. w. geben. Der naturkundliche Unterricht gibt auch Veranlassung, der Wechselwirtschaft auf dem Felde zu gedenken: ein Moment, welches die Arbeit des Bauern als eine Überlegung erfordernde Arbeit erkennen lässt und somit geeignet ist, der Feldarbeit Achtung zu verschaffen.

Doch zurück zu den Schulspaziergängen. Sie sind ganz besonders geeignet, die Kinder zur Freude an der heimatlichen Natur und zu einer sinnigen Betrachtung derselben zu erziehen. „Sie haben Augen und sehen nicht!" Dieses Schriftwort passt nur zu sehr auf unsere Schulkinder, und eben diese Gabe des Sehens soll bei Ausflügen nach Möglichkeit geweckt werden. Wie köstlich athmet sich's in der herrlichen Waldluft; wie fröhlich erklimmt die junge Schar die Anhöhe, um bald wieder in schnellerem Tempo den Abhang hinunterzueilen; wie schön schmeckt die mitgenommene Butterstulle während der Rast auf der Höhe, und wie prächtig ist die Aussicht, auf die der Lehrer besonders aufmerksam macht. Fröhliche Kinderstimmen schmettern mit den Vöglein Lieder um die Wette, in denen der deutsche, der heimatliche Wald gepriesen wird. Da glühen die runden Gesichter in lebhaftestem Roth: ein krasses Gegenstück zu den Großstadtblassgesichtern, welche drunten im Försterhause für theures Geld nach guter Luft und Sonnenschein lechzen; alles Genüsse, die ihnen vielleicht erst nach längerer Reise zutheil werden. Gerade in solchen Fällen sind entsprechende Bemerkungen des Lehrers sehr geeignet, den Kindern die Vorzüge des heimatlichen Landaufenthaltes erkennen zu lassen, dagegen im anderen Falle die Großstadtkinder, welche oft den weißen, langgeschossenen und kraftlosen Kartoffelkeimen gleichen, zu bemitleiden. (Letzteren Vergleich habe ich regelmäßig bei den Erörterungen über Pflanzenernährung oder über Gesundheitspflege herangezogen, wobei immer das besondere Interesse der Schüler constatiert werden konnte.)

Bei Wiederholung von Ausflügen können auch Vergleiche zwischen früher beobachteten Erscheinungen in der Natur

stand er, die Nadelstiche entlockten ihm Schreie des Unmuthes. Und zu seinem Unstern gehörte auch, dass er trotz der Klarheit seiner Ausdrucksweise oft missverstanden wurde, dass er trotz der übergroßen Güte seines Wesens eine Menge boshafter Feinde hatte. Ja selbst seine Freunde und Bewunderer wurden für ihn eine Quelle der Leiden. Unter der Last seiner Krankheit, seiner seelischen Qualen, die kaum je ganz können aufgehellt werden, unter der geistigen Wucht seiner dichterischen Aufgaben führte Hamerling — ich möchte sagen — ein beständiges Gefecht mit den kleinen Misshelligkeiten des Lebens, nicht zum wenigsten mit seinen — Verehrern.

Dieses Gefecht, stets mit feinster Klinge geführt, ist es, was uns in seinen Briefen besonders berührt. Hamerlings Briefe haben eine ganz besondere Eigenthümlichkeit. Vor allem fällt, trotz des Freimuthes, der sich gewiss nicht ableugnen läßt, eine übergroße Rücksichtnahme und Höflichkeit gegen den Correspondenten auf. Die ist so überwuchernd, dass man manchmal stark zwischen den Zeilen lesen muss, dass vorwegs eine genauere Bekanntschaft mit den Charakter des Dichters nöthig ist, um den eigentlichen, den versteckteren Sinn des Briefschreibers genau zu verstehen. Viele verstanden ihn nicht, andere wollten ihn nicht verstehen und so brachte ihm dieser Zug der Güte manchen Ärger. Jedes, auch das harmloseste Missverständnis war für ihn herausfordernd, er hatte keine Ruhe, bis es geschlichtet. Das war ein Fehler seines Wortes, dass es immer vornehm, immer akademisch sein und doch dabei manchmal die trivialsten Dinge abhandeln wollte und musste. Mit solchen höflichen Umschreibungen lud er sich eine Menge von Quälereien und Quälgeistern auf. Er war nicht imstande, zudringlichen Scribiferen, die ihm ihre dichterischen Producte brachten, ins Gesicht zu sagen oder zu schreiben: Das ist Schund, mein Herr! Nein, er fand in den „Poesien immerhin ein gewisses Talent, obschon man den Gedanken nicht wird nachsagen können, dass sie gesucht seien und durch ihre Eigenart verblüfften, obschon die geäußerten Gefühle mehr anempfunden, als ursprünglich sind und obschon der Dichter fast noch weniger Gewicht auf eine schulmäßige Form als auf einen bedeutenden Inhalt gelegt hat." — Natürlich fand auf eine so „schmeichelhafte Kritik" der Skribifex wieder den Muth, dem großen Dichter die neuen Poesien zur Beurtheilung vorzulegen. Und Hamerling schreibt, um dem Schmierer ja nicht weh zu thun, dass „die neuen Gedichte im ganzen wieder recht leserlich seien, gleichwohl sie nicht ganz an die vorhergehenden hinanreichten". Mit einer solchen Methode, den Tadel mit wohlklingenden Worten zu verdecken, hatte Hamerling sich ein Dilettantenvolk gezüchtet, das ihn zudringlich mit Manuscripten überschüttete und theilweise nachgerade ungeduldig und grob wurde, wenn der kranke überlastete Mann die Sachen

freudiger Hoffnung durchschreitet er am Sonntag nachmittags seine Fluren, die ihm den Lohn für seine Arbeit verheißen. Schon die erwähnten Schulspaziergänge und das hierbei vorgenommene Vergleichen verschiedenzeitiger Erscheinungen in der Pflanzenwelt sind geeignet, bei den Kindern Freude am Werden und Gedeihen zu wecken. Auch die Betrachtung des Schulgartens, geleitet vom Lehrer und in gewissen Zeitzwischenräumen vorgenommen, kann hier Gutes wirken. Da zeigen z. B. die keimenden Bohnen, wie das junge Pflänzchen seine Nahrung der stärkehaltigen Mutterbohne entnimmt, um die erste Zeit seines Daseins gleich einem Säugling an der Mutter Brust zu fristen. Nach einigen Tagen kann darauf aufmerksam gemacht werden, wie der Keimling grüne Blätter erhalten und sein Hütchen, nämlich die schützende, ausgesogene Bohnenhülse, abgeworfen hat. Derartige Hinweise können gelegentlich während der großen Pause — also beim Verzehren der Frühstücksstulle — mit kurzen Worten geschehen. Mit noch größerem Interesse aber werden die Schüler beobachten, wenn sie nach Anleitung des Lehrers mit eigener Hand Veredelungen an Obstbäumchen vorgenommen haben. Kein Tag wird vergehen, an dem nicht Knabenaugen nach einem Lebenszeichen des gepfropften Reises erwartungsvoll ausspähen werden. Und welche Freude wird herrschen, wenn der erste Versuch gelang! Ja, die Erziehung zur Freude am Werden und Wachsen ist ein nicht zu unterschätzendes Moment, um bei der Jugend mehr Interesse am Landleben zu erwecken. Dass der Lehrer auf dem Lande auch für Bienenzucht, Weinbau, für Anbau von Beerensträuchern, für zweckmäßige Einrichtung eines Gemüsegartens ꝛc. bei passender Gelegenheit wirken kann, soll ebenfalls nicht unerwähnt bleiben. Vielleicht könnte auch der Lehrplan in diesem Sinne — unbeschadet des übrigen Lehrstoffes — eine Abänderung erfahren. Ein gewisses Maßhalten ist hierbei natürlich immer geboten, da sich der Lehrer stets der Hauptaufgabe der Schule (Entwickelung der inneren Kräfte) bewusst bleiben muss.

Hamerling-Briefe.

Die schweren Leiden, die das Schicksal über Robert Hamerling verhängt hatte, fast ununterbrochen durch sein ganzes Leben — mit bewunderungswürdiger Geduld hat sie der Dichter ertragen. Seine Klage darüber hatte eine milde Wehmuth, nie aber ein haderndes, trotziges Auflehnen. — Wesentlich anders ertrug er die kleinen Leiden, die Alltagsleiden, die Widerwärtigkeiten, Schiefheiten, Bosheiten und Missverständnisse im Verkehr mit seinen Zeitgenossen. Den Keulenschlägen

mögen uns in der Phantasie alles hundertmal schöner zu denken, als das ist, was uns je geschenkt werden kann, brauchen nicht erst darob anderer Schuldner zu werden, noch weniger die Schätze täglich abzustauben."

Was nun die Mehrzahl solcher Briefe Hamerlings anbelangt, so besagen sie, ob in oder zwischen den Zeilen immer wieder das: Ich bin krank, ich vermag nicht auf alles einzugehen, ich bin bedürfnislos und will Ruhe haben, so lasset mich in Ruhe. Ich bin ja dankbar für alles, aber noch am dankbarsten, wenn ihr mich nicht belästiget.

Einigermaßen von diesem Alltagskampfe Hamerlings gegen seine Verehrer abweichend sind die Briefe dieses Dichters, die vor kurzem, von Böck-Gnadenau sorgfältigst redigiert in der „Allgemeinen Nationalbibliothek" des C. Daberkow in Wien erschienen sind. Diese sehr zahlreichen noch ungedruckten Briefe Robert Hamerlings, die mit kurzen Biographien der betreffenden Correspondenten, anderen Notizen und mit Bildern aus dem Hamerlingkreise versehen sind, richteten sich (ich nenne nur wenige Namen) an Prof. Franz Raab, Josef Lewinsky, Eduard von Hartmann, Dr. Wilhelm Kienzl, Karl Debrois van Bruyck, Gustav Starcke, Felix Weingartner, Prof. Hans Brandstetter, Helene Stöckl, Josef Dobernig u. s. w. Diese Briefe, welche in glänzendstem Stile sich theilweise in Leben und Kunst beträchtlich vertiefen, zeigen einige Charakterzüge Hamerlings auf. Wir wollen auszugsweise etliches aus ihnen mittheilen.

Hamerling, der stolze Dichter, war ein demüthiger Mensch; er gehörte zu jenen, die sich von ihren Mitmenschen lieber bedauern als beneiden lassen. Ersteres entspricht der Liebe, letzteres der Bosheit. — Seine Noth hatte er nicht bloß mit seiner schweren Krankheit als solcher, sondern auch damit, es den Leuten immer wieder begreiflich zu machen, wie sehr solche Krankheit ihn hindere, Besuche zu empfangen oder sonst wie den Anforderungen der Leute nachzukommen. So schrieb er an seinen alten Schulcollegen Dr. Schwingenschlögl:

[Correspondenz-Karte aus Graz, 23. März 1886.]

Also „nicht ganz wohl" bin ich, und habe eine „Aversion gegen Besuche"? Hochgeehrter Freund, welch ein beneidenswertes Ideal von mir stellst du vor mir auf! Wie glücklich wäre ich, wenn noch einmal eine Zeit käme, wo ich „nicht ganz wohl" bin! Ich nehme den reizenden Ausdruck als ein pium desiderium, als ein Glückwunsch zum Geburtstag mit „anticipierter" Erfüllung! Habe besten Dank dafür von deinem warm ergebenen — Robert Hamerling.

Ferner der Brief vom 16. Februar 1889, als der Dichter schon auf dem Sterbebette lag und die Anforderungen an ihn immer noch kein Ende nehmen wollten:

Hochgeehrter Freund! — Ihr lieben Wiener scheint nicht die allerentfernteste Ahnung davon zu haben, wie es mir geht und in welchem Maße ich der Schonung

nicht binnen wenigen Tagen erledigen konnte. Er mühte sich im Schweiße des Angesichtes mit den Erzeugnissen eitler Herrchen und hysterischer Dämchen aus aller Welt.

War es wirklich Interesse an den Sachen, oder war es Gutmüthigkeit, oder am Ende gar Besorgnis, sich durch Nichtbeachtung des Eingesandten Feinde zu machen[1]) — Thatsache ist, dass er ein wertvolles Stück seines Lebens für ein Nichts geopfert hat. Mit Ausnahme von ein paar Fällen sind die Poesiebeflissenen durch ein so ermunterndes Entgegenkommen nur in ihrer Eitelkeit bestärkt oder von ihren ursprünglichem Berufe abgelenkt worden, ohne dass sie in der Dichtkunst etwas leisteten. Noch in den letzten Wochen seines Lebens hat Hamerling bedauert, so viele unfruchtbare Arbeit gethan und mittlerweile die Vollendung seines großen philosophischen Werkes verabsäumt zu haben.

Die Stuben populärer Dichter werden gerne für Auskunftsbureaux. Vermittlungsbureaux, Versorgungsanstalten u. s. w. gehalten, die unglaublichsten Zumuthungen werden von ganz fremden Leuten an Poeten gestellt, nach deren Schriften man vermuthen will, dass sie ein gutes Herz haben. Unbefangenere kommen bald darauf, dass auf solche Zuschriften Schweigen die richtigste Antwort ist. Hamerling war befangen von der Anschauung, der Nothwendigkeit, jedem Bengel und jedem Backfisch, dem es gefiel, ihm in irgend einer, oder oft auch gar keiner Sache zuzuschreiben, höflichst zu antworten, oft recht ausführlich die Gründe anzuführen, weshalb er einen Wunsch unerfüllt lassen musste und sich aufs äußerste zu entschuldigen. Da ist dann sein ewiges Klagen über seine Unzulänglichkeit, die Correspondenz zu bewältigen, und vielen Briefen sieht man's an, unter welcher Anstrengung und wie wiederwillig sie geschrieben wurden.

Das Schlimmste waren ihm noch die Geschenke. Bücher ließ er sich noch zur Noth schenken, obschon er es natürlich nicht vermochte, sie alle zu lesen und darüber brieflich, oder gar, wie es oft verlangt wurde, öffentlich sein Urtheil abzugeben.[2]) Wenn jedoch die Albums kamen, in die er hineinschreiben musste, die Blumensträuße, die verwelkt waren, die Torten, die er nicht aß, die Frauenarbeiten, die er nicht brauchte, die Photographien und Bilder ganz Fremder, die für ihn keinen Wert hatten und die hunderterlei von Geschenken, die alle beantwortet, bedankt, womöglich durch Gegengaben wett gemacht werden sollten, da war der kranke Hamerling nicht selten in heller Verzweiflung. Er war kein Freund von all den kleinen Dingen, die anderen das Leben zieren. „Wir Poeten“, sagte er einmal zu einem Collegen, „ver-

---

[1]) Letzteres kaum anzunehmen. Die Red.

[2]) Gesagt muss werden, dass Hamerling allen Zweigen der Literatur ein wirklich tiefgehendes Interesse entgegenbrachte. Die Red.

[Nachdem er über den verbitterten Kürnberger gesprochen hatte]: Zu jenen Verbitterten gehört auch Seligmann Heller. Auch er hat einen „Ahasver“ geschrieben, der nicht wie meiner auf eine bestimmte Epoche beschränkt bleibt, sondern durch die ganze Weltgeschichte spaziert, und er kann mir nicht verzeihen, dass meine Dichtung im Gegensatze zu der seinen einen ungewöhnlichen Erfolg davongetragen hat. Und so hat er denn meinem Roman „Aspasia“ übel mitgespielt; er sagte, in demselben befinde sich nicht ein guter Gedanke. Nun sehen Sie, einen guten Gedanken hat gewiss auch das schlechteste Buch aufzuweisen: zudem hätte er wenigstens diejenigen Gedanken anerkennen müssen, die ich aus dem Griechenthum entlehnt habe.

Weitaus die interessantesten Briefe dieser Sammlung sind die an den Componisten Karl Debrois van Bruyck. Dieser hatte eine Anzahl Lieder von Hamerling vertont, in einer meisterhaften Art, worüber der Dichter entzückt war. So hatte sich zwischen ihm und dem geistreichen van Bruyck eine Correspondenz entwickelt, die von 1877 bis 1889, also bis zum Tode des Dichters währte. Van Bruyck hatte es verstanden, durch allerhand Einwendungen, ausgespielte Missverständnisse und anreizende Bemerkungen intimere Dinge aus der Brust des Poeten hervorzulocken, oft recht persönliche Anliegen.

So hatte Hamerling am 27. April 1877 unter anderem zu schreiben:

Schmerzlich berührt haben mich die Andeutungen über Ihre persönliche Lage, um so schmerzlicher, da ich Ihnen nicht helfen kann. Was ein verfehltes Dasein bedeutet, weiß ich nur zu gut. Sie nennen sich einen Pechvogel; für mich wäre dieser Name noch ein bisschen zu harmlos. Die beiden ersten Decennien gehören der Noth, der bitteren Entbehrung jeder Art; das dritte der Krankheit, die mir kaum eine Stunde ruhigen Behagens ließ; mit dem vierten nahm ein anderer düstrer Dämon von mir Besitz, ein seelisches Ungemach, das meine Existenz schmählich verbitterte und vergiftete. So giengen meine besten, nie wiederkehrenden Blütenjahre hin! Glauben Sie mir, ich hätte hundertmal mehr als Dichter geleistet, wenn mein Leib gesund, meine Seele frei und entlastet gewesen wäre! Meine Subsistenz ist auch nur für den Moment zur Noth gesichert; die Zukunft ist ungewiss, der Erwerb, bei meiner Kränklichkeit, fraglich, die Begründung häuslichen und ehelichen Glückes unmöglich.

Dann am 1. Mai 1877:

Ihr Anerbieten, nach Graz zu kommen, und mir persönlich die Kenntnis Ihrer Schwanenlied-Composition zu vermitteln, würde ich mit Freuden acceptieren, wenn ich — ja wenn ich über ein Gastgemach und über ein Gastbett verfügte. Ihnen zuzumuthen, sich meinethalben in Auslagen zu stürzen, wäre doch eine Schande. Vielleicht ändern sich aber die Umstände und es wird später möglich, was für den Augenblick nicht angeht. Wenn Sie mich auf „seltenere Briefe“ vorbereiten zu müssen glauben, so thun Sie unrecht. Sie schreiben zu oft und zu viel; wie kann man das gebürend erwidern? Es ist mir recht angenehm, viele und ausführliche Briefe zu erhalten, aber auch die Post thut nichts umsonst. — Gelegentlich möchte ich auch einmal von Ihnen erfahren, was ich mir unter „dämonischem Nachtleiden“ denken soll. Der Ausdruck stachelt meine Neugier.

bedürftig bin. Allerdings muſs ich aus innern und äußern Antrieben noch arbeiten, dichten, drucken lassen und Geld verdienen. Aber die Augenblicke, wo ich arbeiten kann, sind selten, und deshalb für mich überaus kostbar. Ein paar Verse hinzuwerfen, wirst du sagen, könne mir doch nicht schwer fallen. Aber wenn ich etwas leiste, so verlangt man, und verlange ich selber, daſs es was Gutes sei, und das schüttelt man nicht immer so aus dem Ärmel. Aber selbst wenn ich, um dir nichts abzuschlagen, mein Gehirn zermartern wollte, könnte ich es aus dem Grunde nicht thun, weil man, wenn ich außer dem was man gedruckt von mir liest, auch mit Gelegenheitsgedichte für Privatkreise, die mir persönlich ferne stehen, mich vernehmen ließe, die schwindelhaftesten Begriffe von meinem Kraft- und Zeitüberfluſs Platz greifen, und die Anforderungen dutzendweise auf mein Krankenbett niederregnen würden. Habe also freundliche Nachsicht mit deinem — warm ergebenen aber invaliden — alten Collegen — Robert Hamerling.

An den Hofschauspieler Gustav Starcke schrieb Hamerling:

[Graz, 25. März 1884.]

Aber lieber, hochgeehrter Freund, was fällt Ihnen ein, daſs Sie mir einen Strauß schicken, als wäre ich eine schöne Dame? Ich will schriftlich nicht so grob sein, als ich es mündlich werde sein müssen, wenn ich Sie wieder sehe, um Sie zu überzeugen, daß es nicht Ziererei ist, sondern bitterer Ernst, wenn ich sage, daſs ich Geschenke dieser Art hasse. Wollen Sie mir einmal durchaus wieder etwas schenken, so schenken Sie mir tausend Gulden — oder eine Photographie — aber die Ihrige hab' ich schon — also vielleicht die des schönen Fräuleins Barkany. Für diesmal verzeihe ich Ihnen und danke Ihnen sogar, denn Sie meinten es ohne Zweifel gut. — Herzlich ergeben — Ihr — Rob. Hamerling.

Bezeichnend ist ein Schreiben an den Reichsrathsabgeordneten J. Dobernig, der dem kranken Dichter am 14. Februar 1885 einen Besuch abgestattet hatte:

Sehr geehrter Herr! — Als Sie heute mittags von mir fortgiengen, machte ich zu meinem nicht geringen Schrecken die Entdeckung, daſs ich auf meinem Krankenlager eine ganze Stunde lang ohne mein Wissen und Wollen einen defecten Hemdärmel Ihrer Betrachtung dargeboten hatte. Ein vorher von mir nicht bemerkter kleiner Riſs scheint sich im Eifer unseres Gespräch unter den Bewegungen meines Elbogens zu einem großen und immer größeren erweitert zu haben. Ich wäre trostlos, sehr geehrter Herr, wenn Sie glaubten, daſs ich Besuche für gewöhnlich in solcher Toilette zu empfangen pflege. Ich kann im Nothfalle durch Zeugen erhärten, daſs, obgleich ich deutscher Dichter bin, dennoch das Loch im Ärmel, das Sie gesehen, nur als ein Ausnahmsfall betrachtet werden darf. — Bitte, bemühen Sie sich nicht etwa, kaum von der Reise zurückgekehrt, mit einer Erwiderung dieser Zeilen. Ich weiß, was ein höflicher und liebenswürdiger Mann wie Sie darauf sagen kann, und betrachte es als gesagt. — Es grüßt Sie mit aller Hochachtung — Ihr — ergebener — Robert Hamerling.

Daſs die zeitgemäße Kritik unserem Dichter schwer und ungerecht mitgespielt hat, ist bekannt. Hamerling, durch die Krankheit und andere Miſsgeschicke herabgestimmt, litt mehr darunter, als die Sache an sich bedeutet. In seinen Briefen spielt er häufig auf seine Kritiker an. So äußerte er gegen Fritz Lemmermayer:

Dichternamen stolz gewesen. Was ich dagegen unleugbar zu besitzen glaube, und worauf ich auch stolz bin, wenn ich es überhaupt bin, ist, dass ich eine gewisse Universalität des Geistes besitze, einen nach allen Richtungen gleichmäßig aufgeschlossenen Sinn, gesunden Verstand, eine ruhige, klare, unparteiische, nicht einseitige, nicht individuell beschränkte Anschauung der Menschen und Dinge. Dass eine solche Eigenschaft sich auf allen Gebieten vortheilhaft bethätigen könnte, ist meine Meinung, und dieser Meinung gab ich einen paradox-scherzhaften Ausdruck, wenn ich sagte, daß ich ebenso gut Industrieller, Heerführer, Minister u. s. w. sein könnte, als Poet. Sie irren, wenn Sie glauben, dass ich eine unpraktische Dichternatur sei. Was ich für das poetische Schaffen mitbrachte, eine unbefangene Anschauung des Geistes und Sinnes der Dinge, das hätte ich allen Ernstes vielleicht als Minister besser bethätigen können, als in der poetischen Schriftstellerei, denn auf diesem Gebiete ist mein Versuch, mich verständlich zu machen und zu wirken, offenbar wegen Unzulänglichkeit des specifischen Talents, — sehr unvollkommen gelungen. — Sie sehen, dass ich meine „Begabung" preisgebe, um meinen „gesunden Menschenverstand" zu retten, der, ich sage dies mit Stolz, viel seltener ist als hervorragende specifische Begabungen. Und wenn dies „Größenwahn" ist, so leide ich an Größenwahn, aber an keiner anderen Art desselben, als an dieser; belieben Sie dies wohl zu bemerken, und halten Sie mich mich nicht für so dumm, sondern bloß für ungeschickt. Sehr ungeschickt war es, mit einem Scherze brieflich vor Ihnen zu debutieren, der, schwarz auf weiß, Ihnen gestattete, sich einen Menschen dabei vorzustellen, dem bei seiner Gottähnlichkeit nächstens bange werden muss was nicht möglich gewesen wäre, wenn Sie mich dabei persönlich gegenüber gehabt hätten. — Nun seien Sie mir wieder gut, rehabilitieren Sie mich wieder in Ihrer Achtung, erholen Sie sich von dem Schrecken, den Ihnen mein letztes Schreiben einflößte, und erfreuen Sie späterhin, wenn Sie Zeit haben, mit den neuesten Sträußchen von Liederblüten — Ihren — warmen Freund — Hamerling.

Im Schreiben vom 24. December 1878 schreibt Hamerling unter anderen an van Bruyck:

Sie beklagen sich über Schlaflosigkeit. Vielleicht sind Ihnen meine Erfahrungen in Betreff des Nachtschlafes nicht ohne Interesse. Ich glaube, dass eine zum größten Theile schlaflose Nacht doch nur dann erheblich schadet, wenn man sie außer dem Bette zubringt. Mir kommt zu statten, dass ich gewohnt bin, im Bette zu lesen und zu arbeiten. Fast alle meine Werke sind im Bette entstanden, hauptsächlich in den frühen Morgenstunden. Die vollkommene Ruhelage des Körpers macht Studium und geistige Arbeit leichter und weniger aufreibend. Da ich mir Theater- und Gesellschaftsbesuch aus mehr als Einem Grunde versagen muss, auch zum Arbeiten abends nicht aufgelegt bin, so gehe ich früh zu Bette und schlafe dann meist bis Mitternacht. Der Rest des Nachtschlafes geht von da an mehr oder weniger in die Brüche. Ich nehme aber in den wachen Stunden ein Buch zur Hand, lese und studiere, schlafe ermüdet wieder ein, erwache und lese wieder u. s. f. Das Bett verlasse ich aber keinesfalls vor 6—7 Uhr. Ich schreibe auch, concipiere Poesie und Prosa im Bette, mit dem Bleistift, und in stenographischer Schrift, an die ich von früher Jugend gewöhnt bin.

[Brief vom 17. November 1883.]

Sie thun mir unrecht, hochgeehrter Freund, wenn Sie meine Art, mich in Briefen kurz zu fassen, als ein „Manierchen" bezeichnen, wie deren jedes „Thierchen" an sich hat. Wer viele Briefe zu schreiben hat und dabei leidend ist,

Am 4. Mai 1877:

Merci! — Bei dem „dämonischen Nachtleiden“ dachte ich an Mondsucht, Gespensterseherei oder dgl. — Mein Ausdruck bezüglich des „zu viel und zu oft“ Schreibens war ungeschickt; das „zu“ hatte nur den Sinn wie in der Redensart: „Sie sind zu gütig!“ Der Entschuldigung gegenüber, dass künftig die Briefe seltener sein würden, deprecierte ich: „Sie schreiben ohnedies öfter und mehr als ich verdiene und gebürend erwidern kann.“

Am 27. December 1877:

Ihre Mittheilungen las ich, wie immer mit warmer Theilnahme. Aber was kann ich Ihnen zum Dank dafür von mir erzählen? Nichts, als dass ich vor Jahresschluss noch 10 Verfassern freundlich zugesendeter Büchlein sagen soll, dass ich sie mehr oder weniger bewundere, und 30 Gymnasiasten auf Grund übermittelter Manuscripte präcise Auskunft geben muß, ob sie ihre Studien noch ein wenig fortsetzen, oder sich sofort ausschließlich der Poesie widmen sollen. Glauben Sie mir, hochgeehrter Herr, es gibt Existenzen, die noch monotoner sind als die Ihrige. Mein Brief ist kurz, aber auch er ist ein Lebens-, und weiß Gott, ein Freundschaftszeichen — Ihres aufrichtig ergebenen — Rob. Hamerling.

Im Briefe Hamerlings vom 26. October 1878 findet sich Folgendes:

Sie bezeichnen sehr schön die Rolle, welche die Musik, nach Ihrem Wunsch und Rath, in meinem Leben spielen sollte. Nun, es wird Ihnen angenehm sein, zu vernehmen: eben diese Rolle spielt die Musik thatsächlich seit Decennien in meinem Leben. — Weniger erfreulich wird Ihnen die Antwort sein, die ich zu geben habe auf Ihren wohlmeinenden Rath, mich nicht mit philosophischen Speculationen zu befassen. Dieser Rath kommt um drei Decennien zu spät. Ich konnte seit meiner frühen Jugend nicht umhin, mich gerade um die höchsten speculativen Fragen sehr zu kümmern. Dagegen bekenne ich mich in dem sogenannt praktischen, ästhetisch-, culturhistorisch- und religiös-philosophischen Gesalbader sehr gerne als Neuling. Seit 20 Jahren lasse ich langsam ein Werk in mir ausreifen, das meine motivierten Ansichten über die ersten und letzten Dinge enthalten wird; vieles davon ist längst niedergeschrieben. Möglich, dass die philosophische Thätigkeit in mir der poetischen Eintrag thut. Das ist aber, wenn meinen Recensenten zu glauben ist, kein großer Schaden. Ich bin kein exclusiver Dichter, keine wandelnde Dichtmaschine, ich bin ebensogut Musiker, Maler, Bildhauer, Kunstreiter, Großindustrieller, Staatsmann, Heerführer. Nur dass mir für diese Künste und Berufszweige theils die bestimmte Ausbildung, theils ein Feld der Bethätigung fehlt, und so betreibe ich nur die zwei, zu welchen die wenigsten Vorbedingungen gehören: das Dichten und das Denken. — Lachen Sie so viel Sie wollen; dass ich nicht wenigstens Minister bin, ist Österreichs Untergang.

[Brief vom 2. November 1878.]

Hochgeehrter Herr! — Ihre Persiflage der scherzhaften Prahlerei meines letzten Schreibens ist sehr geistreich, aber nicht treffend. Denn sie beruht auf einem Missverständnis — einem Missverständnis, dem keiner entronnen wäre, der mich nicht persönlich kennt. Jener übermüthigen Scherze ernster Kern ist folgender: Ich besitze gar kein specielles Talent, auch nicht einmal für Poesie; denn die Art meiner Wirkungen als Dichter auf die Zeitgenossen belehrt mich über die Unzulänglichkeit meiner Kräfte und Ausdrucksmittel. Ich bin niemals auf meinen

Parnass getragen! Ihrer Ansicht nach gräme ich mich und jammere ich bloß deshalb, weil die „Deutsche Zeitung" und just die „Deutsche Zeitung" meinen „Abendstern" und just den „Abendstern" zu erwähnen unterlassen hat! — Sie gehen noch weiter und schließen hieraus, dass ich mich für nicht genug von der Zeitungskritik „gewürdigt" halte, während doch „wenigstens" die österreichische Kritik mich im ganzen jederzeit mit den „ausgezeichnetsten Ehren" überhäufte. Ich sprach nicht von Würdigung; mein Ausdruck war, dass ich den Journalisten im Lyrischen niemals etwas „zu Danke mache". Dieser Ausdruck lässt es vollkommen dahingestellt, ob die Schuld auf meiner, oder auf Seite der Recensenten sei. — Dass es mir trotzdem von einem gebildeten und mir befreundeten Manne widerfährt, für einen Gecken gehalten zu werden, der über Verkennung klagt, weil eines seiner Gedichte in diesem oder jenem einzelnen Blatte nicht hervorgehoben worden ist — das übertrumpft alle meine bisherigen Erfahrungen im brieflichen Verkehr. Missverstehen konnten Sie mich nicht, denn ich sprach aufs allerausdrücklichste von einer allgemeinen Erfahrung und Regel — von einer Thatsache, die paradox klingt, aber zufällig in einem fast unglaublichen Maße wahr ist. Unrecht hatte ich jedoch, dies gebe ich zu, mir durch Ihr begeistertes Lob des „Abendstern" eine Äußerung entlocken zu lassen, die als Empfindlichkeit gedeutet werden konnte. Das kommt vom Schwatzen — und wenn man sich in Briefen nicht auf das Nothwendigste beschränkt. Zur Strafe zwingen Sie mich nun, einen noch viel längeren Brief zu schreiben!

Brief vom 4. October 1887:

Sie verharren auf Ihrer Ansicht, „etwas empfindlich" sei ich doch, und ein „Sonderling" müsse ich mir wohl auch in dem Sinne zu sein gefallen lassen, wie es Dichter, Künstler u. dgl. häufig sind. Sie irren: man kennt mich im Kreise meiner Freunde durchaus nicht als empfindlichen Menschen, und namentlich in Fällen, wenn man Streit mit mir sucht, entwickle ich eine Gelassenheit und Ruhe, über welche mir wiederholt die Bewunderung der Zeugen ausgedrückt worden ist. Auch von Sonderlingsmanieren dürfte in meinem einfachen Wesen wohl noch niemand etwas bemerkt haben. In dieser Beziehung bin ich ganz Philister, sowie z. B. auch in Beziehung auf Pünktlichkeit, Gewissenhaftigkeit und Verlässlichkeit. In diesen und ähnlichen Dingen nehme ich gar keine licentia poetica für mich in Anspruch.

Geschlossen seien diese Auszüge mit dem Briefe vom 17. Jänner 1888 an Karl Debrois van Bruyk:

Hochgeehrter Freund! Ich danke Ihnen für Ihre wohlwollenden brieflichen Auslassungen über den Homunkel. Sie finden meine Satire scharf; aber Sie werden, wenn Sie näher zusehen, wohl einräumen, dass die starken Hiebe immer nur aufs Allgemeine gehen, und je mehr ich mich aufs Besondere einlasse, der Ton um so milder wird, wie namentlich in der literarischen Walpurgisnacht, und dass ich im ganzen Werke von allem Persönlichen mich so viel als möglich fern gehalten. Wie man den achten Gesang trotz des auf den ersten Seiten desselben Gesagten für „antisemitisch" im heutigen Parteisinne ausschreien konnte, ist mir unbegreiflich. Eine rechte Freude, hochgeehrter Freund, würden Sie mir machen, wenn Sie mir die Stellen näher andeuten wollten, an welchen ich, wie Sie sagen, mich selbst „nicht geschont zu haben" scheine. Glauben Sie ja nicht, dass Sie mich damit irgendwie verletzen könnten; ich würde Ihnen im Gegentheil den heitersten Dank dafür zollen.

der kann sich den Luxus langer brieflicher Herzensergießung nicht gönnen. Und so kurz mein letztes Schreiben war, Sie haben es doch nicht recht gelesen. Ich erwähnte — wie schon öfter — meines philosophischen Werks und des Epos „Homunculus", dessen 1. Gesang Sie kennen. Nun fragen Sie, ob Homunculus der Titel des philosophischen Werkes? So schwer ist es, sich brieflich zu verständigen. Sie fürchten überdies, ich könne, wenn ich ein philosophisches Werk schreibe, als Dichter etwas versäumen. Ist das Ihr Ernst? Besteht im deutschen Publicum ein Bedürfnis nach neuen Versen, und insbesondere nach neuen Versen von mir? Glauben Sie das, oder glauben Sie, dass ich es glaube? Ich erweise der Menschheit entschieden einen besseren Dienst, wenn ich zur Klärung der Begriffe auf dem Gebiete der Erkenntnis etwas beitrage, als wenn ich einen neuen Band Verse herausgebe.

Im Lauf der Jahre beschwert sich Hamerling mehrmals, dass van Bruyck seine Briefe nicht aufmerksam genug lese, von wichtigen und vertrauensvollen Mittheilungen kaum Notiz nehme und doch immer sehr lange Briefe haben wolle:

„Ihre Behauptung, wer 10 Zeilen schreiben kann, könne ebensogut 30 schreiben, wage ich nicht zuzugeben, da man ja dann auch sagen könnte: wer 30 Zeilen schreibt, kann sechzig, und wer 60 Zeilen schreibt, kann 90 Zeilen schreiben u. s. w., was namentlich für denjenigen nicht gleichgiltig sein könnte, der eben nicht bloß einen, sondern 2, 3, und mehr Briefe oder Briefkarten auf einmal vom Krankenlager aus zu expedieren hat. Leider mache ich im persönlichen Verkehr ebenso peinliche Erfahrungen, als im brieflichen. Kam da neulich eine Frau mit Tochter in meine Wohnung, ließ mir ihre Visitkarte übergeben und wünschte mit mir zu sprechen. Nun empfange ich zwar jeden männlichen Besuch im Bette; aber Frauen im Bette zu empfangen, hielt ich bisher (wenigstens Fremden gegenüber) für eine Unhöflichkeit gegen sie selbst. Ich ließ also mit Bedauern zurückmelden, dass ich die Damen, weil eben das Bett hütend, nicht empfangen könne. Darauf sie: wann sie wiederkommen dürften? — Seltsame Frage! Ich ließ erwidern, da mein Aufstehen von meinem Befinden abhänge und ich fast immer bettlägerig sei, könne ich mit Sicherheit Tag und Stunde nicht bestimmen, wann sie mich außer dem Bette treffen würden. Sie entfernten sich, aber nach einer Viertelstunde kam die Tochter wieder: Der Papa lasse bitten, wenn ich die Mama durchaus nicht empfangen könne, möge ich die Visitkarte zurückgeben. Man forderte mir also die abgegebene Visitkarte wieder ab! — Lieber Herr und Freund, wir Menschen sind alle geborene Egoisten und uns in die Lage eines andern zu versetzen, gelingt uns nun einmal nicht. Es sollte deshalb jeder, der den geselligen Anforderungen nicht entsprechen kann, sich in eine Wüste zurückziehen und den Verkehr mit den Menschen lieber ganz als zur Hälfte aufgeben. — Ihr warm ergebener — Robert Hamerling."

Am 24. October hatte Hamerling an van Bruyck zu schreiben:

Hochgeehrter Herr und Freund! — Sie erwidern meine Äußerung, dass lyrische Gedichte von mir, wenn sie auch noch so großen Erfolg beim Publicum haben, doch niemals von der Kritik beachtet werden, mit der Bemerkung, Sie könnten auf den Umstand, dass die „Deutsche Zeitung" in der Besprechung des 1. Heftes der „Deutschen Dichtung" meinen „Abendstern" nicht hervorhob, kein so großes Gewicht legen. Diese Erwiderung beweist mir zu meinem großen Schrecken, dass Sie mich für den eitelsten Gecken halten, den jemals der deutsche

Eure Dichter, die in göttlicher Sprache die Gluten der Seele besungen, — Eure Künstler, die das Schöne zum Ausdrucke gebracht, — Eure Gelehrten, die etwas vom Wahren entdeckt, — Eure Philosophen, die die ganze Arbeit des Geistes zusammengefaſst und von Jahrhundert zu Jahrhundert das wechselnde Denken der Menschheit über sich selbst und Gott wiedergegeben haben.

So viele Völker wir sind, wir helfen alle mit an einem Werk ohne Ende.

Das sind viele Gründe der Brüderlichkeit.

Haltet mich jedoch nicht für einen Prediger des Kosmopolitismus. Das Verschwinden des Begriffes vom Vaterland, wenn es möglich wäre, würde der Menschheit Verderben bringen, denn sie lebt von der Mannigfaltigkeit unserer Gaben, von unseren Verschiedenheiten und Wettstreiten. Unsere Contraste, in ihr harmonisiert, sind die höchste Schönheit der Erde.

Ein Vaterland ist das gemeinschaftliche, geheimnisvolle Werk der Natur und des Menschen. Das Band, das Euch an die heimatliche Erde kettet, Ihr fühlt es so stark in Euch, weil es natürlich ist; die Gewöhnung an den Himmel, der Euren ersten Blicken geleuchtet, sie ist so sanft, weil sie natürlich ist. Ihr habt in der Vergangenheit Eures Volkes Freude und Trauer, die Ihr liebt, Helden, die Ihr bewundert, Sagen, die Euch entzücken. Ihr habt eine Fahne, deren Ehre Euch theurer ist als Eurer Leben. Ihr steht auf und entblößt Eure Häupter, um eine Nationalhymne anzustimmen. Der Patriotismus ist eine herrliche Pflicht, die noch den Vorzug hat, sehr klar und bestimmt zu sein. Aus unseren Seelen genommen, welche Leere ließe er zurück!

Hütet ihn fromm; aber während Ihr jetzt beisammen seid, sagt Euch, Studenten jeder Nation: Auch diese, die eine andere Sprache reden und andere Farben tragen, sie fühlen das starke Band, das sie an die Heimat kettet, sie haben die Pietät ihrer Erinnerungen, sie verehren ihre Vorfahren. Und sie haben ihre Fahne und ihr Lied, das die Stirne ernst werden läſst. Was wir in uns selber ehren, ehren wir's in ihnen! Nie wollen wir anderen das zumuthen, was wir selber nicht leiden möchten. Jede Heimat ist jeder andern Heimat Achtung schuldig.

Seid Ihr von diesen Gefühlen beseelt, so bereitet Ihr Euch vor, eines der großen Probleme unserer Zeit zu lösen: zugleich Vaterland und Menschheit lieben und beiden dienen.

Dies Problem ist nicht nahe daran, gelöst zu werden. Zählt nicht auf die Ursachen, die man gewöhnlich angibt für den allgemeinen Frieden der Zukunft: Vervielfältigung, Leichtigkeit, Schnelligkeit der Verbindungen, gemeinschaftliche Interessen diesseits und jenseits der Grenzen, Solidarität im Streben nach dem Besitz des Reichthums. Dem Gelde ist die Macht versagt, eine erhabene Moral zu schaffen.

Trotz solcher Anstachelungen, die der Dichter von dem Componisten erfuhr, und trotz der manchmal piquierten Vertheidigungen, athmen die Briefe des ersteren doch immer eine große Güte, Herzlichkeit und Verehrung für den Freund. Am häufigsten beklagt Hamerling sich darüber, dass der in kümmerlichen Verhältnisse lebende Componist ihm Geschenke macht, dieselben sogar allemal auf der Post frankiert, dieweilen der Dichter sich nicht anders als durch Gegengabe seiner Werke zu revanchieren weiß.

Während des Durchlesens Hamerling'scher Briefe, wie solche allerorts schon, und zwar vielfach ohne Auswahl, veröffentlicht worden sind, fragte ich mich, ob es wohl auch im Interesse des Dichters ist, wenn von den Kleinlichkeiten seiner Menschennatur allzuviel in die Öffentlichkeit dringt? Nun hat man aber gerade bei den Hamerling-Briefen den Eindruck, als seien sie mehr oder weniger mit Hinblick auf eine mögliche Veröffentlichung geschrieben worden und als habe der Dichter manches, was er scheinbar im Vertrauen dem Freunde mitgetheilt, gleichzeitig auch ein wenig zum Fenster hinausgesprochen. Er verfolgte damit wohl die Absicht, vielfach falsche Gerüchte über seine Person, sein Privatleben zu zerstreuen und zu corrigieren. Ist diese Annahme richtig, dann, aber auch nur dann, rechtfertigt sich die Herausgabe all dieser Briefe, Briefchen und Karten, die an und für sich mit einer groß angelegten Dichternatur nichts zu thun haben.

A. W.

An die Studenten.

Freier Brief an die in Paris versammelten Studenten von Professor **E. Larisse**, Ehrenpräsident des Pariser Studentenverbandes. Deutsch von **E. Hermann.**

Meine Freunde, während Ihr beisammen seid, betrachtet einander, studiert Euch gegenseitig recht. Unter der Verschiedenheit des Antlitzes und der Kleidung suchet und findet, worauf die Brüderlichkeit sich gründet, die Euren Herzen Bedürfnis ist.

Die Jugend, sie ist in allen Ländern die Kraft, das Vertrauen, die Hoffnung: alle miteinander liebt Ihr das Leben, Ihr seid eins in der Liebe und Freude zum Leben.

Eure Jugend, Studenten, sie ist auch die Einweihung in die große Arbeit des Geistes, seit den urfernen Anfängen. Ihr kennt das lange Ringen des Menschen mit seiner eigenen Barbarei, seinem Bändigungskampf mit der Natur, deren furchtsamer und feiger Sclave er zuerst war. Heute zählt er seine Siege nicht mehr, heute ist er Herr und König.

Am Aufrichten dieses Königthums haben alle Völker gearbeitet, die Ihr vertretet, jedes mit seiner Kraft und seinem Genius. Alle habt Ihr

Vorsehung gewollt sei. Aber gebt diesen Anhängern des Krieges die Macht, ihn loszulassen, sie werden's nicht wagen, keiner würde es wagen. Diese Furcht ist der Anfang der internationalen Weisheit. Sie ist kein edles Gefühl, aber die edlen Gefühle sind nicht allein wirksam — bei weitem nicht.

Und ferner entrollen sich merkwürdige Begebenheiten vor Euren Augen, ich denke, Ihr merket darauf. Europa wird bedroht, nicht diese oder jene Nation: Europa. Zweimal, in kurzen Zwischenräumen, hat es sich einigen müssen, rathschlagen, den Versuch zur gemeinsamen That machen. Es hat einen europäischen Verein gegeben nach dem armenischen Blutbad und dem griechischen Kriege, es gibt jetzt wieder einen europäischen Verein nach dem Blutbad in China. Seltsame Vereine: damals wie jetzt, ein beunruhigender Conflict von Interessen, von Misstrauen und bösem Willen und altem Hasse!

Wie verfrüht der Gedanke an eine Föderation der europäischen Staaten noch ist, die Haager Conferenz hat es übrigens zur Genüge gezeigt: so groß die Absicht, so klein war der Erfolg. Aber jede große Sache hat ihre armseligen und ungeschickten Anfänge und eine so tiefgehende Umwandlung der menschlichen Sitten wird erst dann stattfinden, wenn die klare, langgefühlte Nothwendigkeit alles Widerstreben überwunden hat.

Diese Nothwendigkeit wird sich fühlbar machen. Man hat dem zwanzigsten Jahrhundert mancherlei prophezeit. Etliche meinen, es werde eine Rückkehr zu den Anschauungen und dem Geiste der Vergangenheit bringen, andere sagen den Triumph von Demokratie und Wissenschaft voraus. Fürchtet keinen Rückschritt, hoffet auf keinen zu raschen Sieg der Gerechtigkeit und Vernunft. Mir erscheint als eines der wahrscheinlichsten Ereignisse im zwanzigsten Jahrhundert die Abrechnung Europas mit dem Islam und der gelben Rasse. Islam und Gelbhäute haben mit uns abzurechnen, gesteh'n wir's ehrlich. Beide hassen unsere Cultur, unsere Macht, unsere Oberherrschaft. Dem Islam sind wir Ungläubige, den Himmelssöhnen Barbaren.

Das ungeheuerliche Bündnis dieser beiden gegen uns ist eine Möglichkeit der Zukunft. Doch Prophet sein, ist ein gewagtes Ding. Etwas ist sicher, nämlich, dass unsere Rivalitäten und Zwistigkeiten nicht mehr den einzigen Stoff der Politik bilden können. Freund und Feind haben gemeinschaftliche Gegner. Franzosen, Engländer, Deutsche, Russen, wir können alle von einander, im Gegensatz zu andern, *wir* sagen. Hat nicht der deutsche Kaiser selbst, so stolz auf sein großes Deutschland, zu seinen Seeleuten vom europäischen Einvernehmen gesprochen? Hat er nicht gesagt: Nicht neben den anderen kämpfen, hieße das abscheuliche Kainswort wiederholen: Soll ich meines Bruders Hüter sein? Diese kaiserliche Anerkennung der allgemeinen Brüderlichkeit kam unerwartet.

Überlaſst nicht den Bankiers und Handelsherren die Aufgabe, den Frieden unter den Menſchen zu ſtiften? Hat nicht zu allen Zeiten der Handel Krieg geſtiftet? Haben nicht im Mittelalter die nordiſchen Völker auf dem Baltiſchen Meere um Häringe gekämpft? Und im ſiebzehnten und achtzehnten Jahrhundert, haben nicht große Nationen in ſchrecklichen Kriegen um die Länder geſtritten, wo die Gewürze wachſen? Die Bankherren, um ihre Dividenden zu vergrößern, die Kaufleute, um den Abſatz ihrer Waren zu finden — die große Tagesfrage! — Seid Ihr ſicher, daſs ſie nicht die Welt in Brand ſtecken würden?

Die Wahrheit iſt, daſs ſittliche Umwälzungen, wenn auch durch Intereſſen veranlaſst und unterſtützt, nicht ohne Geiſt und noch weniger ohne Herz vollzogen werden können. Ein Grund zur Beſorgnis iſt — bei dem mächtigen Lärm der Geldwühler und den ungeheueren Unternehmungen, bei den wiederholten Triumphen der rohen Macht — eine Art Schweigen des Geiſtes und eine Ermattung des Herzens. Die großen Hoffnungen werden Illuſionen genannt und in dem Augenblicke, wo die Grenzen zu zerbröckeln ſcheinen, überall durchſchnitten von Eiſenbahnen und Telegraphendrähten — wo Menſchen, Gedanken, Intereſſen fortgeriſſen werden in ſchwindelnder Kreisfahrt — entflammt der Nationalgeiſt ſo übermächtig, daſs er die Menſchheit verleugnet.

Meine Freunde, wir dürfen die Hoffnung nicht aufgeben. Noch einmal, betrachtet einander aufmerkſam, zählt die Gefühle, die Euch allen gemein ſind, erkennt, daſs Eure Seelen ſich gleichen, und von den frohen, gemeinſchaftlich verlebten Stunden nehmt mit den Begriff, die Leidenſchaft, das feſte Wollen der Brüderlichkeit.

Zwar dürft Ihr leider nicht glauben, daſs Euer guter Wille, wie thätig er auch ſei, in die ungeheure Maſſe der Nationen zerſtreut, hinreichen kann, die Welt umzuwandeln. Aber Ihr habt Verbündete aller Art.

Viele lieben und preiſen den Krieg noch, ſie wähnen ſich noch immer in der Zeit, wo er das Gewohnte war und als die naturgemäße Thätigkeit der Regierungen galt, als der einzige Weg zur Größe, die einzige Quelle des Ruhms. Mögen die größten Veränderungen in der Welt ſich vollzogen haben, mögen andere Größen und anderer Ruhm allerſeits anerkannt werden, mag ſelbſt der Krieg von heute den Kriegen früherer Zeiten ſo wenig gleichen, als die Eiſenbahnen den Waldpfaden unſerer wilden Urahnen, ſie wollen all das nicht ſehen. Sie lieben den Krieg übrigens wegen der ſtrengen Zucht, die er auferlegt, der Aufopferung, die er fordert und jener Tugenden, die er unſtreitig fördert. Sie halten noch feſt am alten Begriff eines ſchrecklichen Gottes — einem Begriff, der hinter dem jetzigen Erkennen unſeres Gewiſſens weit zurückbleibt und religionsgefährlich iſt — und ſie lehren, daſs der Krieg wohlthätig, von der

schuldige die Graubärte, wenn sie den jungen Köpfen eine Fernsicht öffnen möchten, auf die mögliche Menschheit der Zukunft. Wohl sehen sie das Lächeln und das schlimme Gerede der Skeptiker voraus, — es ficht sie nicht an.

Junge Männer Europas, Ihr seid auf Erden eine Auswahl. Euer ist alles, was das religiöse und philosophische Denken der Ahnen unserer Cultur erstrebt: Griechenland, die herrliche Schülerin des alten Orient, Jerusalem, das den Gott entdeckt, der der Menschen Vater heißt, Rom, die Gesetzgeberin. Und Ihr kennt auch Verdienste und Genius der Völker, die heute leben. Begreifet, dass sonderlicher Adel Sonderliches von Euch fordert! Kriecht nicht in der Alltäglichkeit dahin. Scharrt Euch nicht, wie in eine Zelle, in die kurzen Stunden der Gegenwart ein. Erhebt Euch zu hohem Denken. Stärkt Euch in Hoffnungen ohne bestimmte Erfüllungsfrist. Und wo Ihr auch lebt und was Ihr thun möget, haltet fest an Eurem Denken und Hoffen. Theilt es andern mit.

Das Beste, was Euch werden kann, ist zwar, aus der Ferne, aus sehr weiter Ferne das gelobte Land zu erblicken. Aber wenn Ihr das Menschheitsideal in Euch hegt und liebt, wird es Euch Labsal sein, zu denken, dass ein Tag kommt, wo das gelobte Land die ganze Erde sein wird.

Ein Bergstieg in den Tauern.

Aus dem Tagebuche des Herausgebers.

Soviel ich mein Lebtag auch im Gebirge umhergestiegen bin, zu einer Touristenausrüstung habe ich's nie gebracht. Mit demselben Spazierstock, der mir in meinem Hausgarten Gesellschaft leistet, klettere ich an den Wänden hinan, fahre ich über Schutthalden ab. Mit denselben Schuhen, die meine Füße auf dem Bürgersteige der Stadt umspannen, wandere ich über das schründige Eis, und an Lebensbedarf nehme ich nicht mehr mit, als was in den Taschen des Rockes und des Übermantels Platz hat. Meine Bergpartien werden eigentlich nie vorbereitet. Das Sommerhaus steht so nahe an der Eisenbahn, dass ich mich oft erst zur weiteren Ausfahrt entschließe, wenn das Signal des ankommenden Zuges schon ertönt. Was man in den wenigen Minuten an dem Nothwendigsten zusammenrafft — das Taschenmesser und eine gute Karte nicht vergessend — das habe ich bei mir auf der Fahrt ins Hochgebirgsland und auf den manchmal tagelangen Wanderungen daselbst. Zumeist fehlt sogar das Notizbuch und der Bleistift. Auch gut. Die merkwürdigeren Eindrücke haften ohnehin von selbst, um die anderen ist's kein Schade, wenn sie unangemerkt bleiben.

Hoffen wir, dass Europa nach und nach sich an gemeinsame Berathung gewöhnen und für gemeinsame Thaten organisieren wird, dass seine Diplomatie, seine Flotte, sein Heer europäisch sein werden, denn sollte es auf seinen Irrwegen bestehen und fortfahren, der gelben Welt zugleich Gründe und Waffen zum Kriege zu liefern, um dann, wenn der Krieg ausbricht, sich in rathloser Zerfahrenheit zu zeigen, es gienge der Schmach des Unterliegens entgegen, es würde seine Hegemonie einbüßen und mit Recht.

Dem zu einem Bunde vereinigten Europa wären alle Hoffnungen erlaubt. Nach und nach könnten die alten Händel vergessen werden, das alte Unrecht, unter denen unser ganzer Welttheil leidet, könnte der Vernunft und dem allgemeinen Interesse weichen. Höret mich recht: Das föderale Europa würde ein Föderalgebiet brauchen. Denkt Euch dies Gebiet allen geschenkt, ein gemeinschaftlich gebrachtes Opfer großer Nationen. Der europäische Staatenbund wäre fest gegründet an dem Tage, wo der europäische Bundesrath sich versammeln könnte dort auf dem Streitpunkt, wo Straßburgs Münster sich erhebt.

Es bliebe dann noch, dass Europa, nachdem es gelernt, gerecht und gut an sich selbst zu handeln, ebenso handelt gegen „die andern“. Seine moralische Überlegenheit gebietet ihm Gerechtigkeit und Güte, verbietet ihm die Lüge gegen die Völker anderer Rasse und Farben. Und ist es denn wahr, dass wir nach China und anderen Ländern gehen, einzig und allein, um unsere Cultur dorthin zu tragen? Sind Opium und Alkohol Culturfactoren? Ist es wahr, dass eine Hauptsorge der Europäer ist, das Christenthum den Barbaren zu bringen? Und wenn diese Barbaren freche Lügner sind, ist das ein Grund, sie wieder zu belügen?

Wenn die europäische Menschheit zustande käme, würde sie die afrikanische und die asiatische Menschheit achten lernen. Sie würde den andern das Recht zuerkennen, nicht zu sein, wie sie selber. Und die Zeit des Friedens unter allen Menschen könnte näher kommen.

Nehmen wir an, dies alles sei nur ein Traum. Aber müssen wir nicht träumen? Und welch bessere Gelegenheit könnte ich finden, als diese Versammlung der Jugend aller Länder, in dem Arbeits- und Friedensfeste, das unser Frankreich der Welt bietet? Der Traum ist der praktischen That nicht unnütz. Er ist ihre Poesie, der ferne Horizont, das Jenseits. Und zeigt er nicht, dieser Traum, ganz zweifellos, was da gethan werden sollte? Und was gethan werden sollte, muss man's nicht sagen?

Meine Freunde! Alte Geschichtsprofessoren wie ich wissen, wie langsam die Dinge fortschreiten. Ihnen heißt morgen die Unbegrenztheit der Zukunft, ein Jahrhundert ist ein Tag im Leben der Menschheit. Der Blick, den sie in die fernste Vergangenheit werfen, ist kurz im Vergleich mit dem, den sie in die Tiefen der Zukunft wagen. Dies ent-

ist die Schobergruppe mit der Greimelhöhe, dem Kleinschober und dem Großschober. Die hohe Pyramide des letzteren fällt dem von Süden kommenden Reisenden schon bei Seiz und Kammern auf, sie steht ganz im Hintergrunde des Hochthales, und nach einer halben Stunde braust der Eisenbahnzug bei Wald an ihrem Fuße vorüber.

Diese östlichen Tauern nennt man die „Niederen Tauern“, ihre Spitzen stehen 1800 bis 2500 Meter hoch. Diese mäßige Höhe ist ein großer Vortheil für Bergsteiger, die eine weite Aussicht suchen. Während in den westlichen Hochgebirgen halbe Tage nöthig sind, um einen Gipfel zu erreichen, der die Nachbarn überragt, genügen bei uns in Steiermark zwei bis drei Stunden, um einen Fernblick zu gewinnen, der nicht minder hochalpin erscheint in der Mannigfaltigkeit seiner Urgebirge und Kalkalpen, über deren Runde die meerähnlichen Flächen der östlichen Länder und die Eisfelder der westlichen Gletschergebiete hereinleuchten.

Zwei Uhr mittags war's, als ich in Wald aus dem Zuge stieg. Was aber nun? Das Wetter heiß, die Luft klar. Eine Wegtafel nächst dem Bahnhof nennt einige Touren. Als nächster Berg westlich des Ortes steigt steil und spitz also der Großschober auf, die Tafel sagt: Bis zur Spitze vier Stunden. Einstweilen eine Tasse guten Kaffees in Pacherneggs Gasthaus, dann war der Entschluss gereift. Um zweieinviertel Uhr begann, in der Tasche ein Stück Rauchfleisch und ein Stück Brot, der Anstieg auf den Schober. Der gut markierte Weg steil und steinig, aber schattig. Kein Schritt umsonst, jeder findet festen Grund und bringt einen höher. Mit je sechs Schritten — rechnete ich — einen Meter zu gewinnen. Auf solche Berge kommt man am schnellsten, wenn man sehr langsam geht. Langsam, ohne zu rasten, ohne auch nur einmal stehen zu bleiben. Das Stehenbleiben und das Wiederangehen bedarf mehr Kraft, als das gleichmäßige Voranschreiten. Mein fast ängstliches Haushalten mit der Kraft schon in den ersten Minuten einer Partie wurde oft verlacht, aber später lachte oben auf hoher Bergspitze einer, während die „Eiligen“ noch tief unten waren und schon vor lauter Schnaufen nicht mehr lachen konnten. Allerdings, wenn bei diesem Gange auf den Schober die Waldlichtungen entzückende Bilder ins Thal und in die jenseits sich entwickelnden Berge boten, da war es schwer, nicht stehen zu bleiben. Und es ist eigentlich auch nicht gut, dass viele ihren ganzen Trumpf auf das Panorama der Bergspitzen setzen und die Einzelbilder unterwegs vernachlässigen. Diese Einzelbilder zeigen sich später lange nicht mehr so schön, als in der Umrahmung von dunklen Fichten, Felsen und Berghängen. Bergpartien haben nicht bloß ein Ziel, sondern auch ein Unterwegs, das nicht übersehen werden soll. Jedes Wässerlein, über das man setzt, jeder Zaunstiegel, über den man steigt, jede Ochsenheerde mit den gehörnten Häuptern, jede Schirmtanne, die uns mit ihrem Riesengeäste

Eine solche gänzlich unvorbereitete Ausfahrt war jene am 1. August des laufenden Jahres. Ich war bloß so in den Zug gesprungen. In Bruck an der Mur wusste ich noch nicht, wohin. Blieb sitzen bis Leoben, dort wusste ich's auch noch nicht, nahm aber eine Fahrkarte bis Wald. — Wald liegt in den Tauern an der alten Salzstraße. Es ist der höchste Punkt der Bahnstrecke von St. Michael bis Selzthal. Das Liesingthal auf dieser Seite steigt, das Paltenthal auf der anderen Seite fällt so sachte, dass man die Höhe des Passes nicht merkt, die 849 Meter beträgt. Die gelben Kornfelder und prangenden Obstbäume bleiben mählich zurück, zwischen den Waldlehnen nur noch feuchtes Wiesengrün. Und auf dieser Alm stehen, eine halbe Stunde weit auseinander, die zwei Kirchen, die evangelische und die katholische. Nach außen unterscheiden sie sich durch die Thurmkreuze, die evangelische trägt das einfache Kreuz, die katholische das römische mit den zwei Querbalken. Die Bevölkerung der beiden Bekenntnisse hat ziemlich den gleichen Charakter und lebt untereinander in guter Verträglichkeit. Evangelischer Pfarrer zu Wald ist seit 1847 Senior Johann Kotschy, ein gott- und weltfroher Mann, der für Erhaltung des Evangelismus in Steiermark reiche Verdienste hat und deshalb von unserem Kaiser schon mehrfach ausgezeichnet worden ist.

Die evangelische Kirche in Wald kommt in ihrer Ausstattung der katholischen Art so nahe, als es die Sache erlaubt; über dem Altare ist ein Abendmahlbild von dem heimischen Naturkünstler Pacher. Das katholische Gotteshaus hat wenig überflüssiges Flitter- und Fahnenwerk, ist — mit Ausnahme einiger alter geschnitzter Heiligengruppen — ganz schlicht gehalten, so dass die beiden Nachbarkirchen dieses stillen Alpenthales ihrer nahen Verwandtschaft sich frei und friedlich bekennen.

Theils hinter waldigen Vorbergen, theils unmittelbar aus dem Thale aufsteigend erheben sich die hohen Berge der Tauern, deren Kuppen und Kegel kahl und braun sind und wenig Gestein haben. Bei der evangelischen Kirche zweigt gegen Westen sich ein tiefgefurchter Enggraben ab, aus dem die junge Liesing hervorkommt. Es ist der finstere Liesinggraben, der drinnen im abgeschlossenen Bergkessel sich von den Tauern niederfurcht. Am Eingang dieses Grabens sollen einst Bauern gegen die einbrechenden Türken gekämpft und diese zurückgeschlagen haben. Die Stelle wird noch heute „auf der Streit“ genannt. Nach dem Siege kamen die Leute wieder hervor, die sich in den Höhlen verborgen gehalten hatten. In eine der Höhlen aber waren Türken eingedrungen und hatten die Flüchtlinge qualvoll zu Tode gemartert. Derlei Türkensagen kommen in Steiermark häufig vor und das Gedächtnis an jene schrecklichen Zeiten wird vielerorts noch erhalten durch Türkenkreuze, Türkenläuten u. s. w.

Rechts vom Liesinggraben, hoch oben zieht sich von der Tauernkette ein Glied gegen Wald vor, wo es jäh abstürzt. Dieser Vorsprung

andern handeln vom lächerlich geringen Preis noch einen Theil herab, also das Naturvergnügen klug mit dem Geschäfte verbindend. — Kaum war ich von den Schwarzbeerhütten über die Matte hinauf ein paar hundert Schritte gegangen, fand sich weder an Baum noch Stein meine blaue Marke. Die Richtung nach links über die frisch gemähte Wiese hin war einladender, doch nach dem Bau des Berges zu schließen, wie er vom Thale aus zu sehen gewesen, musste ich nach rechts. Da gieng's bald in das Dickicht hinein. Immer eine bedenkliche Sache, man will nicht umkehren, nicht an Höhe verlieren, irrt in der steilen Wildnis planlos umher und verthut Zeit und Kraft. Nie fühlt man sich weniger müde und nie ist der Kräfteverbrauch ein rascherer, als wenn man in der Irre umherläuft, nie rieseln die Perlen des Schweißes üppiger. Für meinen Trotz, justament zu den Hütten nicht zurückzugehen, hatte ich eigentlich ein abscheuliches Versteigen in den Zerben und Felsen verdient, statt dessen stieß ich doch wieder zum Fußsteig mit der blauen Marke. Der führte nun allmählich aus geschlossenem Wald, die Fichten standen schütter, waren vermoost und zerzaust. Das Knieholz begann, der Alpenrosenstrauch ebenfalls. Hin und hin hatte der Steig zwischen Rasen sich tief eingefressen in die schwarze Erde mit den weißen Steinen. Die Gegend jenseits des Thales hatte sich groß entfaltet, vom röthlichen Felsenross des Hochreiting eine Reihe grüner und brauner Bergkuppen und hinter denselben eine höhere Reihe grauer Felsengebirge, aus welchem ganz draußen im Norden das Riesenhorn des Admonter Reichensteins dämonisch aufragt. So großartig das ganze Bild ist und sosehr die Füße stolpern im Gestein, dieser Reichenstein reißt das Auge immer wieder an sich.

Endlich mündet der Steig auf den grünen Almboden ein, der zwischen dem Klein- und Großschober liegt. Hier weideten weiße Ochsen, die sich mir vertrauend nahten; hinter dieser lebendigen Staffage that sich der erste Blick in die große Tauernwelt auf. Vor allem oblag mir die völlige Eroberung meines Berges. Der letzte steile Kegel, an welchem stellenweise kleine Steinriffe bloßliegen. Etwas übermüthig hatte ich den glatten Boden verschmäht, und war zwischen den Steinen hinangeklettert und hatte mich dabei in fünf Minuten mehr angestrengt, als auf dem ganzen übrigen Weg. Während ich nach Athem rang und die Beruhigung des Herzschlages ein wenig abwartete, gab es Zeit darüber nachzudenken, wie mit der Bergkraxlerei ein bisschen Thorheit immer verbunden ist. — Endlich war der Berg überwunden. Nach dreieinviertelstündiger Wanderung stand ich auf der Spitze des an 1900 Meter hohen Großschober.

In der Umgebung kahle Kuppen, grüne Mulden, Schneelager. Alles was Wald ist, aus den Tiefen heraufblauend. Das ganze Hochthal, von Seiz an bis nach Rottenmann, liegt offen wie ein Kartenstreifen da mit seinen schimmernden Ortschaften. Jenseits desselben das

beschattet, jedes Wildhuhn, das plötzlich aufflattert, jeder bemooste Felsblock, der vom Hochgewände niedergebrochen ist und nun zwischen Knieholz und Alpenrosenstrauch ruht, ist ein Ereignis für den Naturfreund. Wer Zeit und Mittel hat, der soll das Unterwegs genießen und nicht stets der Stunden gedenken, die das Reisebuch oder die Wegtafel bis zur Spitze vorschreibt. Auch in der Touristik schlägt dem Glücklichen keine Stunde. Nun, ich musste haushalten mit allerhand, die Sonne duckte sich stellenweise schon hinter der Greimelhöhe und den Kleinschober, die hoch und finster über mir in den Himmel hineinragten. Die Großschoberspitze selbst zeigte sich zwischen dem Gewipfel nieder nur ein paarmal und zwar in erschreckender Ätherbläue. Also langsam, nur immer langsam voran.

Noch mehr im Walde als auf der Almmatte fand ich eine Schwaig. Ein kleines Dorf von Hütten, wovon einige kein Dach mehr haben und verfallen. Von Huflattichen und Nesseln umwuchert. Etliche Schweine wühlen in der moorigen Erde und grunzen. Die Schwaigerin scheuert am Brunnen die „Schaffeln", ein junger Bursche dängelt vor der Hütte die Sense. Das sind die Schwarzbeerhütten. Ich kehrte zu auf ein Töpfel Milch, denn mir fiel ein, auf das Mittagessen vergessen zu haben.

„Wie weit noch auf die Spitze?"

„Auf n Hochschober?" Der Junge betrachtete mich vom Kopf bis zum Fuß. „A schlechter Mensch wird wohl noch a zwo Stund brauchen."

Ich belange den Almjodel wegen des Delictes nicht bei Gericht, der steirische Bauer versteht unter einem „schlechten" Menschen in diesem Falle nicht einen bösen, nur einen schwächlichen.

„Wenn es schon finster wird, bis ich zurückkomme, dürfte ich hier übernachten?" Solches Wort war an die Schwaigerin gerichtet.

„Halt auf dem Heu liegen, wenn Er mag. Aber rauchen halt nit. Das leid ich nit auf'm Heu."

Da konnte ich nichts versprechen. Wenn der Lungendampf kommt bei der Nacht, da kann ich eine Stramoniumcigarette nicht meiden. „Sonst könntet Ihr morgen einen Kranken haben."

„Das lieber nit."

„So will ich wieder anrücken."

„Vom Weg kann Er nit ab. Nur alleweil der blauen Mark' nach."

„Ist's genug?" Zwanzig Heller hatte ich für die Milch hingelegt auf das Brett.

„Aber na, dass der Herr gleich jetzt schon das Nachtmahl zahlen will! Das Tröpfel Milch da! Ein Vergelt's Gott ist auch genug."

Es ist noch die alte schlichte Bescheidenheit auf diesen steilen Bergen. Wird schon anders werden. Es kommen allerhand Fremde. Die einen geben für ein Glas Milch das Doppelte dessen, was begehrt wird; die

Drinnen wohnt mit munt'rem Sinn
A schöne Senderin.
Die Sendrin singt so manches Lied,
Wenn durchs Thal der Nebel zieht,
Und sie singt mit munt'rem Sinn:
Auf der Alma, auf der Alma,
Auf der Alma gibt's ka Sünd."

Jetzt redete aber die Wirtin drein, eine weißhaarige, noch frische Frau, die sagte: „Die Weis' ist schön, aber's Lied selber g'fallt mir nit, das hat ein Stadtherr g'macht. Singts lei einmal ein g'rechtes Almerisches."

„Ich weiß schon eins, Mutter", antwortete der Töchter eine und drällerte:

„Da Knia-wiggl-woggl-Hons,
Und da Stroh-Pinggl-Panggl Fronz,
Und ös Klee-blittl-blattl Spielleut,
Gehts geigts mar an Tonz!"

In diesem Tone geht's manchmal her dort im Hospiz an der Salzstraße. — Als uns die trauliche Wirtsstube entließ, war es Mitternacht. — Vom Fenster meines Schlafzimmers aus blickte ich noch die schwarze spitze Masse an, die draußen stand unter den Sternen.

Am nächsten Morgen bin ich — eine behagliche Müdigkeit in den Beinen und eine behagliche Sättigung des Naturhungers — heimgekehrt in meine vier Wände. Aber kaum die Glieder sich ein wenig ausgerastet, ist auch der Hunger wieder da. Ich kann nicht, o mein Gott, ich kann mich nicht satt sehen an deiner unbeschreiblichen Alpenwelt.

Der Tod in den Alpen.

Also nennt sich ein im Wagner'schen Verlag zu Innsbruck erschienenes Büchelchen von Anton Renk. Es ist eine stimmungsvolle Plauderei über Todtensitten, Todtenglauben, Grabinschriften, besonders in Tirol. Zur Probe einiges aus des Volkes Todtenglauben:

„Wenn ein Hund vor einem Hause heult, stirbt darin jemand. Dergleichen ist's, wenn andere Thiere sich hören lassen. So die Habergeis, ein drachenartiger Vogel, das Herdhammerl, die Todtenuhr, die aus der Wand klingt, der Todtlacher, der Unglückskauz, der sein ‚Komm' mit!' durch die Nacht ruft."

„Wenn beim Pflügen die erste Furche gegen die Kirche fällt, stirbt jemand im Hofe während des kommenden Jahres." (Zingerle.)

„Wenn bei der Hochzeitsmesse das Sterbeglöcklein läutet, stirbt eines der Brautleute bald."

massige Urgebirge mit dem Zeiritzkampel als dessen höchster östlicher Punkt. Hinter dieser Bergreihe ragen höher die Kalkwände des Reiting, der Eisenerzer Berge, des Hochschwab, der Johnsbacher- und Admonter-Alpen, als das Hochthor, der große Buchstein, das Sparafeld und vor allem die merkwürdigste Erscheinung des ganzen Panoramas, der schiefe Riesenthurm des Reichensteins. Im Norden fern liegt die graue riffige Bank des Todten Gebirges. Gegen Westen die kahlen Gebirgsketten der Tauern, aus welchen als die höchsten Punkte der Bösenstein, der Griesstein, der Reichardt aufragen. Zwischen unserem Standpunkte und der Reichardtgruppe liegt das tiefe Engthal der finsteren Liesing. Gegen Süden hin, über dem Steinkegel des nahen Kleinschobers, begrenzt unseren Umblick der verschwommene Zug der Murthaler Alpen. Der Rundblick vom Großschober ist weniger weit als plastisch. Mit Ausnahme des cultivierten Liesing- und Paltenthales ist die ganze Gegend wild. Keine Ortschaft ist zu sehen, nur hie und da ein röthlich leuchtender Waldschlag oder eine Almhütte. Der Rasen um uns ist nur stellenweise zerrissen von Eis und Sturm, sonst grünt er frisch und hat helle Blümlein. Der funkelnde Sonnenstern legte im Sinken noch sein reines Licht auf das erhabene Bergrund und gab jedem seine Farbe, dem Urgebirge das sammtene Grün, seinen Felsen das marmorne Braun, den Kalkbergen das silberige Weiß. Und alles im heiligen Schweigen.

Wer kann die Spitze eines Berges verlassen, ohne sich auf den höchsten Stein zu stellen, gedenkend des Engelgesanges: „Ehre sei Gott in der Höhe! — Dann ein Niedersteigen gegen die Wohnstätten: Und Friede den Menschen! —

Bei den Schwarzbeerhütten bin ich nicht zugekehrt, denn die Sonne schien noch golden über das Land hin und meine Beine meinten: Hätten sie bei der Tageshitze schon heraufsteigen müssen, so wollten sie in der Abendkühle auch gerne wieder zu Thale hüpfen.

Auf dem katholischen Thurme zu Wald leutete gerade die Ave-Maria-Glocke, als ich über den Wiesenplan hin zu den Häusern schritt. In Pacherneggs Gasthaus gab's vorerst ein gründliches Waschen der Außenseite und dann ein kaum minder gründliches Befeuchten der Innenseite. Mein Gaumen war sehr bescheiden gewesen, nicht ein einzigesmal auf dem ganzen Wege hatte er zu trinken verlangt, nicht dort, wo Quellen rieselten und nicht dort, wo weitum kein Tropfen zu haben gewesen wäre. Und jetzt auf einmal, in froher Tischgesellschaft, nahe am Bierkeller, gestand er redlich seinen Durst. Auf den Bergen allein, im Wirtshaus zu mehreren, so gleicht sich's fein aus. Völlig entsprach es der Stimmung, wenn die lieblichen Wirtstöchter nun anhuben zu singen:

„Von der Alm, da ragt ein Haus
Still und fein ins Thal hinaus,

gelegt und ganz zugedeckt. Dies im Oberinnthal. Man sollte dagegen einschreiten, denn es liegt eine große Last schwerer Bauernbetten auf dem Todten. Diese Art Aufbahrung geschieht schnell nach dem Tode. Der Todtenbeschauer ist erst auf dem Weg ins stundenweite Bergdorf. Wenn ein Scheintod vorläge, müsste der Kranke ersticken.

Die Nacht hindurch halten die Nachbarn die Todtenwache. Wohl jedes Haus fast schickt einen Vertreter hin. Das ist das ländliche Zeichen des Mitgefühls. Dabei wird gebetet und manches erzählt und getrunken.

„Lang schon hab ich's gewusst, dass es da aus'm letzten Loch pfeift", sagt die Gräbercenz.

„Ja, er hat's glauben müssn. Einmal müssen wir auch einruckn zur großen Armee."

„Er hat alleweil gsagt, wer lang Suppen isst, werd alt."

„Was hat ihm denn gefehlt?"

„Nimmer derschnauft hat er's."

So redet das Volk vom Tode. Es sind viele Redensarten da, manche enthalten schöne Bilder, Hoffnungen, Euphemismen. Andere wollen durch ihren Humor die entsetzliche Wahrheit des Todes mildern, und nicht Gemüthsroheit ists, die manchen derbwitzigen Ausspruch hervorbringt. Bei Behandlung der Grabschriften können wir den Ausdruck des Todgedankens in der Sprache besser beurtheilen, als in einzelnen landläufigen Wendungen.

Bevor eine Leiche aus dem Hause getragen wird, kommen alle Bewohner ins Zimmer. Der Hausvater, in dem Menschenkreis stehend, räuchert mit Kranewittbeeren oder Holz. Wer von den Hausinsassen nicht dabei ist, stirbt nach. (Zingerle.)

Das Begräbnis ist auf dem Lande meist in der Früh, daran schließt sich das Todtenamt. Die Betheiligung ist stets zahlreich. Im Lechthal trägt die nächstverwandte jüngste Person 5 Kerzen, „weitere" Verwandte" 4 und noch weniger. An manchen Orten beobachtet man die Sitte, beim Leichenzug nicht zu beten, damit die Verwandten ungestört ihrem Schmerze sich hingeben können. Ist ein Mädchen gestorben, so tragen meist Jungfrauen den Sarg. Bei dem Todtenamte erfährt der Priester das jenseitige Schicksal des Gestorbenen. Doch niemandem darf er etwas sagen. Wenn er bei der Trauermesse stockt, steht es schlecht um die Seele des Verschiedenen.

Der Sarg sinkt in die Erde. Weihbrunn wird nachgesprengt, dumpf fallen die Schollen in die Tiefe, wie ernste Stundenschläge einer neuen, jetzt beginnenden, unbekannten Zeit, der Zeit des Vergessens. Des Vergessens? Nein, denn das Rechbrett, das Holzkreuz, die Todtenkapelle, das Marterl, die Allerseelenlichter und Blumen zeigen, dass

„Wenn in einem Hause in einem Jahre zwei sterben, folgt noch ein drittes nach.“

„Wenn bei einem Todtenamt eine Kerze vom Altar fällt, stirbt bald eines nach.“

„Wenn ein Himmelbrand, der beim Hause blühte, bricht, stirbt bald jemand.“

„Wenn Hausgeräthe über Kreuz liegen, ist ein baldiger Todfall.“

„Vor dem Tod guter Bekannter hört man raffeln.“

„Wenn Kinder ‚Grab‘ spielen, sterben sie bald.“

„Wer in ein offenes Grab stürzt, muss bald hinein.“

Von einem Grabe soll man keine Blumen nehmen, sonst muss man sterben. (Zingerle.)

Dem Todten muss man die Augen zudrücken, sonst stirbt bald eines nach. (Zingerle.)

„Am Thomastag legt man in eine halbe Nussschale ein Zettelchen mit dem Namen einer Person, ein brennendes Wachskerzl befestigt man. Dann lässt man die Schalen schwimmen. Erlöscht ein Lichtlein, so stirbt der, dessen Namen am Zettel steht, binnen Jahresfrist.“

Und aus den Todtensitten Folgendes:

Matt, mit eingefallenen Wangen, müden Augen liegt der alte Bauer im Bette. Ein Kreuz steht am Tisch, zwei Lichter dabei. Der Priester betet. „Im Kopf hängen drei Blutstropfen“, sagt der Volksmund. „Fällt einer der seitlichen, so wird man gelähmt, fällt der mittlere, so stirbt man.“ Eine heftig keuchende Brust, ein kurzes Röcheln, noch ein Blick mit weit aufgerissenen Augen. Er sinkt zurück. Laut weinend birgt das Nannele ihr Gesicht im Kissen. Es ist vorbei. Der dritte Blutstropfen ist gefallen. Der Tod ist gekommen. Der Priester löscht die Kerzen. Das Nannele drückt den Vater die Augen zu. Wenn man einem Todten die Augen nicht schließt, stirbt bald eines nach. Die Bäurin macht die Thür auf, damit die Seele hinaus kann. Ist nichts offen, so geht die Thüre von selbst auf. Die Seele des Guten fliegt als weißes Wölklein zum Himmel. (Zingerle.) „Zieh dem Vater den Ring ab, Nannele.“

„Wer Schmuck trägt, kann nicht selig werden.“ Es ist eine mächtige Moral, die das sagt. Der Erdentand muss weg. Auch kein Geld darf dabei sein. Der größte Herrscher der Erde, das Geld ist überwunden.

Die Aufbahrung ist verschieden. In manchen Gegenden liegt der Todte bekleidet auf einem Gestell — früher das Rechbett — von re = Leiche. Eine Jungfrau trägt eine Krone, in den gefalteten Händen ist ein Kreuz. An andern Orten wird die Leiche ins Bett

Kleine Laube.

Leitgedanken.

Von Marie von Ebner-Eschenbach.

Eine gescheite Frau hat Millionen geborener Feinde: — alle dummen Männer.

*
* *

Die jetzigen Menschen sind zum Tadeln geboren: vom ganzen Achilles sehen sie nur die Ferse.

*
* *

Wenig Leidenschaft, große Herzenswärme, Verstand, Anmuth, leichte Umgangsformen, Respect vor dem Ernst, Verständnis für den Scherz — summa summarum: — Liebenswürdigkeit.

*
* *

Die Gleichgiltigkeit ist blöde, grausam, frech, geht an der Schönheit vorüber ohne Bewunderung, am Elend ohne Mitleid, am Großen ohne Ehrfurcht, am Wunder ohne Andacht.

*
* *

Jeder Künstler sollte es der Vogelmutter gleich machen: die sich um ihre Brut nicht mehr kümmert, sobald sie flügge geworden.

*
* *

Der Glaube an das Gute ist es, der das Gute lebendig macht, und in dem Zeichen dieses Glaubens werden wir siegen.

Von unserer größten Dichterin.

Vor einigen Wochen bin ich auf einen hohen Berg gestiegen. Der hatte noch grünen Rasen mit allerlei kurzstengeligen Blümlein, und hatte noch einige verwitterte Tannen; doch stand er so hoch über die Waldberge hinaus, dass man ringsum das blaue Felsengebirge sehen konnte, und nach einer Seite hin im fernsten Himmel das Flachland — man sagt, es sei das schöne Land Mähren. Über allem lag ein stiller Sonnenhimmel.

Ich hatte allerlei gute Dinge mit hinaufgetragen im Rucksack. Einmal etwelches Schwarzbrot, aber auch feines Backwerk; dann ein Glas Wein — sehr guten, von der Rheingegend her; dann Cigarren. Und endlich ein Buch von der Maria Ebner-

das Landvolk viel an seine Todten denkt. Noch mehr aber die vielen Sagen von armen Seelen und Bützen künden uns davon. Das Grab des Bauern bildet zu den Festzeiten meist einen glattgestrichenen, dachförmigen Hügel. Darin steckt das Kreuz, Holz oder Eisen mit Flittergold. Der Buchs umrandet die Ruhestätte meistens; auch kleine Nelken und „Ewigkeitsblümeln“ finden sich häufig. Doch auch an anderen Stellen finden wir Denkmale. Sie stehen an Zäunen, oder sind in Stegbrücklein die Rechbretter, auf denen der Todte lag, angebracht. Der Name, die Todeszeit, ein sinnvoller Spruch steht darauf und meist die Bitte um ein Vater unser. In Tirol sind diese Rechbretter nur in Außerfern, bei Lermoos und Reutte, zu finden. Über die Sümpfe sind sie gelegt.

Das germanische Leichenmahl findet noch statt. Zum Schlusse dankt einer meist in einer längeren, formelhaften Rede, die mit dem Sündenfall im Paradiese beginnt und mit dem letzten Opfer der Sühne, dem eben Verblichenen schließt. Es folgt ein Gebet. Darauf danken die Hinterbliebenen für den Beistand. Eine solche Leichenrede findet sich in Zingerles „Sitten, Bräuche und Meinungen“.

Heilig ist der Ort des Grabes. Keine Blume soll man pflücken, ohne für den Todten zu beten. Mit Papierrosen, Georginen werden Figuren eingelegt in die Erde des Hügels. In Blumenmosaik ist ein Herz zu schauen, ein Kranz, der Namen Jesu. So ist's zu Festzeiten. Wenn der Bauer aus der Kirche kommt, spritzt er Weihbrunnen zu beiden Seiten des Weges auf die Gräber aus.

Der Hort der Ruhe, der heilige, wird geehrt. Aber nicht alle finden Ruhe im Grabe, die man hingebettet hat. Eine Lilie sproßte aus dem Grabe des Anderl von Rinn empor, Rosen bedeckten das der wohlthätigen Huberin von St. Nikolaus, die zur Pestzeit so hilfreich war.

Das Nichts hat begonnen. Das Nichts kann sich der Mensch nicht vorstellen. Der Glaube, die Hoffnung, die Gerechtigkeit schaffen eine Traumwelt, die Todtensage. Manch altgermanisches Fleisch ist unter dem christlichen Talare noch verborgen. —

Von all dem und anderem weiß Renks Büchlein: „Der Tod in den Alpen“ uns zu erzählen. Freilich ist der Stoff nicht zu erschöpfen, weil es eben die Volksseele nicht ist.

Der Clerus in Frankreich.

Zu Bourges in Frankreich war vor kurzem ein großer Clerus-Congress. Denn es galt zur religiös-erregten Stimmung, wohl auch zur Übertrittsbewegung der Franzosen Stellung zu nehmen. Vielleicht wird dieser Congress von Bourges ein wichtiger Markstein in der Kirchengeschichte genannt werden, denn in demselben sind Grundsätze aufgestellt und erörtert worden, die auf eine endliche Reform der katholischen Kirche hinzielen.

Generalvicar Birot aus Albi wies unter großer Begeisterung des versammelten Clerus darauf hin, dass die Ursachen der traurigen Zustände in Frankreich in einem Missverhältnisse zwischen der Kirche und der Jetztzeit zu suchen seien. Sein Appell lautete: „Im Grunde ist unsere Zeit von Gott gewollt; die über uns verhängten Prüfungen liegen in der Absicht der Vorsehung, man kann sie also mit Freuden tragen. Sobald man sich dazu entschließt, gewinnen die Dinge einen anderen Anblick, und sie erscheinen nicht mehr so schlimm. Man erkennt, dass man Besseres zu thun hat, als sie zu vernichten, dass man sie sich assimilieren kann, indem man sie reinigt und heiligt. Man soll die Ideen, Menschen und Dinge seiner Zeit lieben. Wenn man die Ideen seiner Zeit liebt, so heißt das nicht, das Irrige in denselben annehmen, wohl aber in den geheimen Sinn ihrer Strebungen und das wahre Princip eindringen, welches den Kern der modernen Geistesbewegung bildet. Man muss dieses Princip aufdecken und zu der Wahrheit in Beziehung setzen. Die Menschen lieben ist eine wesentlich evangelische Pflicht, deren Erfüllung leichter wird durch die Anwendung jenes Satzes Lamys: „Man muss jeden nach seinem Gesetze beurtheilen.“ Manche Handlungen sind verderblich in sich, obwohl von einer guten Absicht ausgehend; viele Menschen scheinen Verbrecher, deren Verbrechen unter dem Gesichtspunkte des Gewissens verdienstlich sind. Übrigens muss der Priester über den Leidenschaften stehen und sich nicht zu persönlichen Streitigkeiten herablassen. Die Einrichtungen und Werke seiner Zeit lieben heißt auch keineswegs die unveräußerlichen Rechte seiner Kirche preisgeben, das heißt vielmehr, sie im Namen der Principien der modernen Gesellschaft geltend machen und für sie eine Form im Herzen der heutigen Gesellschaft suchen. Um alte Positionen zu halten, hat man vielleicht die neuen allzusehr außerachtgelassen, welche der demokratische Boden uns gewährt. Im Hinblick auf die Zukunft muss man auf ihre Eroberung bedacht sein. Was die allerorts, auch außerhalb der Kirche entstehenden Neuschöpfungen zum moralischen und socialen Besten der Menschheit angeht, so muss der Priester denselben seine Theilnahme zuwenden und mit dabei sein, auch wenn sie die Kirche nicht nöthig haben, soweit dies mit seiner Unabhängigkeit und Würde vereinbar ist. Diese Bewegung ist, soweit sie gut ist, auf das Christenthum gerichtet; sie bekämpfen, hieße sich dem Geiste Gottes widersetzen; man muss sie ermuthigen, bis dass alle Gutdenkenden im Schoße der Kirche und im vollen Lichte sich gegenseitig erkennen.“

Man glaubt in diesen Worten wirklich die Stimme des heiligen Geistes zu hören. Es sind Forderungen an die Kirche, die von deutscher Seite ganz besonders lebhaft von unserem „Heimgarten“ gestellt worden sind, ohne kirchlicherseits (wenigstens scheinbar) Beachtung zu finden. Wenn es unser Clerus den Deutschen nicht glaubt, was zur Wiedererweckung des Ansehens der Kirche und eines religiösen Lebens in unserer Zeit nöthig ist, vielleicht glaubt er's den Franzosen.

Eschenbach. Da las ich denn — dann schaute ich auf den Rücken liegend in den Himmel hinein, wo die leichtkrausigen, strahlendurchwobenen Wölklein standen und sann und träumte.

Auf hartem Erdboden lag ich, das war meinen Gliedern recht spürbar, und doch zog mich ein mildes, warmes Licht himmelwärts, beinahe wie Wasser emporsteigt, um dann doch wieder erdwärts zu sinken. Und dachte, so thut's dieses Buch und so ist es. So erdenherb und so sonnenklar dabei.

Wie kann es denn sein, dass eine Frau aus hochgräflichem Geblüt dieses Erdenleben genau so sieht wie etwa ein armer Taglöhner oder ein sorgenvolles Arbeiterweib? Sonst pflegen solche Damen, wenn sie doch einmal aus ihrer Märchenromantik heraustreten, nur die „Gesellschaft" zu sehen, zu schildern und die leichten Tändeleien der Welt, und mit Armut und Elend nur insoferne zu spielen, als dann das Gegentheil um so besser schmeckt. Und d i e s e gräfliche Dichterin! Wie ein Mann, hart im Willen und glühend im Herzen, fasst sie das herbe Leben und schreibt den ganzen, ringenden, irrenden und duldenden Menschen aus sich heraus, als ob er dort wirklich drinnen wäre, der Unglückliche, Verachtete, Gefallene, dem dieses Leben wirklich zur Hölle wird, wie der Starke, Erfolgreiche, Sieghafte, dem die Erde ein Himmel ist. Das sind dunkle Fragen und leuchtende Lösungen, die Maria Ebner in ihren Romanen uns vorführt. Oft auch gar keine Lösungen, die uns ja auch das Schicksal so häufig versagt. Und dann das Sonnenlicht! Die Zuversicht zum Göttlichen im Menschen, der Humor, der die aus Schluchten aufsteigenden Nebel aufsaugt, wie Mittagssonnenschein!

Ich nenne keines der Werke dieser Dichterin. Ich frage nur, ob du, mein Leser, falls du noch einer der Uneingeweihten sein solltest, dich erinnerst, was du dir vorgenommen hast, als vor Wochen das dankbare deutsche Volk den siebzigsten Geburtstag der Maria Ebner-Eschenbach gefeiert hat, als alle Blätter ihre Lebensgeschichte brachten, ihre Eigenart und ihre dichterische Kraft besprachen und Proben derselben mitgetheilt haben. Damals hast du dir vorgenommen: von dieser Dichterin will ich mir doch einmal etwas anschaffen, seien es die Dorf- und Schlossgeschichten, sei es die Erzählung: Lotti die Uhrmacherin, seien es die Romane: Das Gemeindekind, Unsühnbar, Glaubenslos, oder seien es die Gedichte und Aphorismen. — Nun, und hast du's gethan? — Ich bin kein Agent für den Absatz der Ebner'schen Bücher, ich kenne auch nicht einmal die Dichterin persönlich; ja ich handle sogar strikte gegen die menschliche Natur, wenn ich — selbst Poet — andere Collegen sosehr hervorstreiche. Die bescheidene Frage, ob du schon u. s. w. entspringt nur meinem publicistischen Gewissen. Es soll nichts sein in der deutschen Literatur, nichts Großes, Bedeutendes, auf das der Heimgärtner seine Leser nicht hinwiese. Wenn eine arme Zeitschrift schon selber nicht immer so glücklich ist, ihren Lesern das Allerbeste bieten zu können, so soll sie wenigstens sagen, wo das Beste zu finden ist.

Also mein Freund, ich setze voraus, dass du ein Liebhaber, aber auch ein Versteher ausgezeichneter Geister bist, in der Dichtkunst besonders glänzende, tiefgründige Erzähler liebst — siehe, dann kannst du an Maria Ebner-Eschenbach nicht vorübergehen. Du wirst hernach gar nicht begreifen können, wie es in unserer sonst so reclamelustigen Zeit möglich ist, dass man gerade von der Ebner so wenig hört, dass diese bedeutendste, vornehmste der deutschen Erzählerinnen schlechterdings erst siebzig Jahre alt werden muss, bis in weiteren Kreisen von ihr die Rede ist. — Siebzig ist schon ziemlich hoch oben. Und es freut einen schließlich doch, so einen seltenen Zeitgenossen nicht ganz versäumt zu haben, ihn nicht erst zu lesen, zu loben und zu lieben, wenn er fortgegangen ist — sondern etwas früher. R.

Wie man in Amerika Trunkenbolde behandelt.

Es gibt in Amerika eine unglaublich große Anzahl von Instituten und Privatpersonen, welche sich die Heilung der Trunkenbolde zur Berufsaufgabe gemacht haben, und dies in weiteren Kreisen durch Zeitungsanzeigen, Circulare und Agenten bekannt machen und dabei die Reclametrommel mächtig rühren. In der Stadt New-York geht deren Zahl in die Hunderte, und darunter befindet sich ein Institut, das sogar jährlich Zuschuss von der Stadt erhält. Derlei Institute gibt es auch anderswo, und wenn man diese näher kennen lernt, kann man sich der Überzeugung nicht verschließen, dass es sich hierbei oft weniger darum handelt, Unglückliche von einer widerlichen Krankheit zu heilen, sondern nur einer Anzahl von Beamten und deren Familien die Mittel zum Leben zu bieten. Der einfache Vorgang ist der: ein Patient wird gegen einen gewissen Betrag in Pflege genommen, dort ungefähr wie ein Sträfling behandelt, und nach Ablauf des bedungenen Termines als geheilt entlassen. Das Institut, das städtische Unterstützung genießt, ist verpflichtet, einen Patienten kostenlos aufzunehmen, der von einem Polizeirichter als Gewohnheitstrinker dahin verwiesen wird. Solche arme Teufel haben gewöhnlich viel auszuhalten und brennen bei erster Gelegenheit durch, was von seiten des Institutes vielleicht zuweilen sogar gerne gesehen wird, denn man nimmt sich keine Mühe, den Entlaufenen wieder aufzufinden.

Belustigend ist die Versicherung des Heeres von Hypnotiseuren, die ihre Methode zur Heilung der Trunksucht für die einzig gute und sichere erklären. Die Methode ist auch sehr einfach: Während der Hypnose befehlen sie dem Patienten, dass er keine geistigen Getränke mehr anrühren darf und dass ihm vor denselben ekeln müsse. Diesem Befehl können sie sich dann Zeit ihres Lebens nicht mehr entwinden, es wäre denn, dass sie durch eine andere Hypnose mit entgegengesetztem Befehl davon befreit würden.

In Buffalo hat sich eine Gesellschaft gebildet, welche die Trunksucht nach dem Recept eines Arztes medicinisch curiert. Diese Gesellschaft betreibt ihr Geschäft auf Actien. Jeder Patient hat hundert Dollars zu bezahlen. Das Medicament fabriciert die Gesellschaft selbst und schickt es an die Ärzte in den verschiedenen Städten, welche es dem Patienten einhändigen, der es zu Hause einnimmt und der, worauf das Hauptgewicht gelegt wird, während der Dauer der Cur nicht eine Stunde sich seinem Berufe zu entziehen braucht. Die Kosten für die Medicamente sind kaum nennenswert.

Die Behandlung des Kranken ist der reinste Humbug. Dieser bekommt eine Medicin, welche ihm den Geschmack an geistigen Getränken verekeln soll. Man rechnet dabei wohl viel auf die Einbildung des zu Heilenden. So lange er die Vorschriften befolgt, d. h. die Medicin einnimmt und keine geistigen Getränke genießt, ist der Heilungsprocess ja ein guter, aber in der Regel kommt mit dem Aufhören des Medicinnehmens wieder der Appetit für die geistigen Getränke. Indessen, die Gesellschaft hat ihre 100 Dollars, von denen sie höchstens 40 Dollars für Ärzte, Commission, Bureaumiete, Drucksachen und Reclame auszugeben braucht, und der Gewinn an einer versuchten Cur ist für die Gesellschaft die Hauptsache.

Weder Hypnose, noch die Anwendung von „Ekel-Medicinen“, noch eine sträflingsartige Behandlung können die richtigen Mittel zur Heilung eines Trunksüchtigen sein. Einzelne Heilungsfälle, die erzielt werden mögen, beweisen nichts für die Regel. Meiner Meinung nach werden die größten und dauerndsten Erfolge doch nur durch moralische Einflüsse wohlwollender Menschen erzielt, welche aus Liebe zu zahllosen

Aber Blimel-Blamel ließen wir uns keines vormachen, die Umkehr und Aufrichtung müsste offen, ernst und treu sein. Die clericale „Kölnische Volkszeitung“ meint bei einer anderen Gelegenheit, dass ein Umschwung in großem Stile nicht mehr fern sei. Sie versteht aber unter einem solchen Umschwung, wie sie selbst angibt, dass die Ordensgeistlichen zu ihren strengen Ordensregeln zurückkehren, dass die Weltgeistlichen sich scharenweise zu den Exercitien drängen, dass die Jesuiten ein großes Feld ihrer Wirksamkeit erhalten, katholische Bürgervereine, Casinos, errichten, dass bei den Predigten die Glaubenslehren in den Vordergrund, die Sittenlehren in den Hintergrund gestellt werden, u. s. w. — So sieht die katholische Reform beim deutschen Clerus aus.

Ein Urtheil über Nietzsche.

Professor Dr. Alfred Freiherr von Berger sagt über den vor kurzem verstorbenen Philosophen Friedrich Nietzsche unter anderem Folgendes:

„Ein innerlich verunglückter, der Natur misslungener Künstler, das war Nietzsche. Daher kommt sein Glanz, daran ist er zugrunde gegangen. Darum sind auch seine Schöpfungen undurchdringlich für den geraden, klaren, logischen Kopf. Er spielte sich auf den ganz selbständigen Geist, der nur auf sich steht und ruht, nur aus sich schöpft. Aber gerade das war er nicht. Er war ein Verneiner, und jeder Verneiner ist ein Parasit dessen, was er verneint. Er lebt davon, wenn er ihm auch dadurch die Kraft stiehlt, so dass es absterben muss. Er lebte von fremden Gedanken, namentlich von den Gedanken Schopenhauers, er war nicht freier von ihm als etwa ein Nachahmer. Nur dass der Nachahmer sein Werk ähnlich macht dem Werke, in dessen Bann er denkt und dichtet, während der Verneiner den Gegensatz, den Widerspruch zu dem fremden Werke, das ihn beherrscht, zu gestalten sucht. Für oberflächliche Augen gibt das den Anschein der Ursprünglichkeit und Selbständigkeit. Ich nenne solche Geister negative Nachahmer. Ihre Werke können nur verstanden werden, wenn man die Werke kennt, an welchen sich der Widerspruchsgeist des negativen Nachahmers inspiriert hat. Goethe sagte einmal: Das ausgesprochene Wort erweckt den Gegensinn. Es gibt Menschen, welche nur die polemische Stimmung schöpferisch macht, ihnen Gedanken und Einfälle gibt. Sie werden sich ihrer eigenen Ansichten nur bewusst, wenn sie Gedanken vernehmen, die ihnen wider die Natur gehen, ihr Geist gibt nur Funken, wenn man ihn wider den Strich streicht. Für solche ist ein Buch, aus dem ein ihnen antipodischer Geist redet, Entladung, Erlösung, und oft sind solche Menschen so schwach und beeinflussbar, dass sie bei jedem Buche, das sie lesen, jedem Menschen, mit dem sie reden, jeder Gesinnung, jedem Streben in die entsprechende antipodische Stimmung gerathen. Diese ihre Schwäche deuten sie als Symptom ihrer starken, sich gegen jede äußere Einwirkung behauptenden individuellen Eigenart, während sie doch nur eine wunderliche Spielart sind jener geistigen und seelischen neurasthenischen Schwächlinge, die, ob sie wollen oder nicht, sich immer in den verwandeln müssen, mit dem sie gerade sprechen, der auf ihre sensiblen Nerven Eindruck macht, so starken Eindruck, dass sie die Art und Weise des anderen unwillkürlich mimisch copieren.“ „Die Wage.“

---

der Kugel ist schneller als die Nervenleitung; der Tod ist eingetreten, ehe im Bewusstsein eine Schmerzempfindung ausgelöst werden konnte. Oftmals hat man sogar feststellen können, dass im Kampfe der Verwundete erst durch das rieselnde Blut oder dadurch, dass er niederstürzte, darauf aufmerksam gemacht wird, er sei verwundet; gefühlt hat er nichts von dem Geschoss, erst nachträglich kommt der Schmerz. — Das Gleiche können wir wohl in allen jenen Fällen annehmen, wo irgend eine andere urplötzlich einwirkende physische Gewalt das Leben abschneidet, so wenn ein Felsblock den Körper zermalmt, die Guillotine, das Schwert des Scharfrichters den Kopf vom Rumpfe trennt, beim Tod durch Blitzschlag, durch Ertrinken, durch Abstürzen aus großer Höhe u. v. m.

Zweifellos ist, dass einzelne Sterbende fast bis zum Ende dulden müssen, obwohl in den wirklich letzten Augenblicken auch bei ihnen zumeist das Bewusstsein umnachtet wird. Solche Fälle bilden aber doch die entschiedene Ausnahme, und bei ihrer Beurtheilung bezüglich unserer Frage ist auf das allerschärfste eine Thatsache hervorzuheben: Diese Schmerzen und Qualen treten ja nicht während des Sterbens auf, sondern gehören dem Krankheitsprocesse an; nicht das Sterben, sondern die Krankheit ist hier qualvoll.

Der mächtige Trieb zum Leben, die unabwendbare Nothwendigkeit des Sterbens — wie überbrückt die Natur diese flammenden, diese harten Gegensätze? O, sie ist eine bewunderungswürdige Künstlerin! Käme ihr Walten stets rein zur Geltung, würde sie nicht zumeist gewaltsam in ihrem Wirken unterbrochen, so würde uns diese ihre Größe und Güte noch viel eindrucksvoller zum Bewusstsein kommen. „Was empfinden Sie?“ fragte man den sterbenden hundertjährigen Fontenelle. „Gar nichts, als dass es mir schwer wird, zu leben.“ Und als Brillat-Savarin einer sterbenden 93jährigen Verwandten ein Glas Wasser reichte, sagte diese: „Vielen Dank für den letzten Dienst! Wenn Du so alt werden solltest, wie ich, so wirst Du einsehen, dass der Tod für den Menschen ebenso sehr ein Bedürfnis ist, wie der Schlaf.“

Die Organe werden welk, atrophisch; alle Functionen werden träger, müder, und damit wird der Trieb zum Leben schwächer, erlischt völlig. Das ist das Geheimnis, warum wir beim wirklichen, naturgemäßen Ablauf des Daseins sanft und friedvoll entschlafen; es bedarf hier nicht einmal ethischer Einflüsse und religiöser Vorstellungen, um das Sterben aller Schrecken zu entkleiden. Geberden, die auf Schmerz hindeuten, krampfhafte Zuckungen, selbst das fürchterlich klingende Rasseln in den Lungen, erscheinen uns nur schrecklich, sind es aber nicht für den Sterbenden, weil er dann meistens bereits in jenem apathischen Zustand ist, in dem alle Eindrücke in verringerter Energie oder gar nicht mehr empfunden werden. Und falls der Tod bei klarem Bewusstsein eintritt, was relativ selten geschieht, so wird oft ganz unerwartet, ohne alle Vorboten für den Betroffenen, der Lebensfaden abgerissen — eine plötzliche Herzlähmung, und der Zeiger steht still. Die grauenumwobenen Anschauungen über das physische Sterben existieren also zumeist bloß in der Vorstellung. Wirklich grauenvoll ist es nur in wenigen Fällen, und gerade diese schafft zum Theil der Mensch selbst seinen Mitmenschen: Feuertod und Folterqualen. Die Natur aber ist meist barmherziger als der Mensch.“

Nicht physisch also ist das Sterben qualvoll — qualvoll ist die seelische Todesangst. Und diese kann der Mensch sich vielfach verringern. Das beste Mittel dagegen ist und bleibt die willige Hingabe an den treuen Gott.

gefährdeten Gewohnheitstrinkern selbst sich jeden Alkoholgenuss versagen und durch Schrift, Rede und Beispiel im Privatverkehr, in Vereinen oder an öffentlichen Orten auf ihre trinkenden Mitmenschen **persönlich** einzuwirken suchen. Selbst eine schwache Willenskraft kann durch eine andere Person oder durch ein Ereignis moralisch umgewandelt und durch das Beispiel enthaltsamer Freunde geheilt werden. Vor allem ist es verfehlt, den Trunksüchtigen mit schweren Vorwürfen zu quälen, denn er fühlt in nüchternen Augenblicken sein Unglück tief genug und macht auch Anstrengungen, den Ruin, dem er entgegeneilt, aufzuhalten. Nur hat er nicht mehr die nöthige moralische Kraft dazu. Vor allem sollte er, ohne dass es gewaltsam geschieht, den verlockenden Gelegenheiten zum Trinken entzogen werden. Ist das Ehrgefühl in ihm wieder rege gemacht, ist der Appetit nach Speisen wiedergekehrt und die Lust zu einer regelrechten Beschäftigung wieder vorhanden, dann ist der Fall ja hoffnungsvoll. Allein eine wichtigere Aufgabe als die Heilung von Trunkenbolden ist eine Volkserziehung, welche der wüsten Verheerung durch diesen Fluch der Menschheit früh entgegenarbeitet. Unterricht in den Volksschulen über die Wirkung des Alkohols ist nicht so verwerflich, wie das „liberale Element“ in Amerika es hinzustellen beliebt. Nur muss es eben belehrender Unterricht, nicht fanatisches Gepolter sein. Ferner wäre zu wünschen, dass die Presse weniger scherzhafte Lobhymnen auf das unmäßige Trinken singt. Diese Scherze sind von sehr ernster Wirkung. Auch der Beginn des Trinkens hat gewöhnlich einen Scherz zum Anreger, und mehr im Scherz als aus Bedürfnis wird weiter getrunken. Jemand, der damit prahlt, ungemein viel essen zu können, ist nirgends besonders beliebt. Für einen Vielfraß hat man keine Achtung, und es wandelt wohl niemanden die Lust an, diesen zu übertrumpfen. Aber große Quantitäten trinken zu können, gilt noch in vielen Kreisen als eine Ehre, und der Wunsch, den Säufer noch überbieten zu können, regt sich gar gewaltig bei den staunenden und — bewundernden Zusehern. Wenn einmal die Zeit kommt, da der prahlende Säufer auf genau derselben Stufe der — Missachtung steht wie heute der Vielfraß, dann werden die Vieltrinker ebensowenig Schaden in der menschlichen Gesellschaft anrichten, wie jetzt die Vielfresser.

Ob wir je dahin kommen? Es bedarf langer Arbeit und Mühe und des Zusammenwirkens aller, denen das Wohl der Menschheit am Herz liegt!

Thut das Sterben weh?

Sie leiden ihr Leben lang an Todesangst? Dann beruhigen sie vielleicht ein wenig die Worte des Professors Nothnagel über das Sterben. Der Gelehrte sagt unter anderem:

Was empfindet der Todeswanderer während des Sterbens, was duldet und leidet er in den Tagen, Stunden, Augenblicken, die wir als seine letzten bezeichnen? Ist das Sterben physisch schmerzhaft und qualvoll? Die Anhaltungspunkte liefert uns die schlichte, treue Beobachtung der Natur. Wenn in dem Gewühl der Schlacht der Führer an der Spitze seiner Mitkämpfer vorwärts stürmt, wenn ihm in der Siedhitze des Kampfes alle geistige Energie, alles Wollen und Empfinden auf einen Punkt concentriert, der als momentan höchstes Ziel ihm vorschwebt; und jähe stürzt er nieder, von einem Geschoss, das in rasendem Flug seinen Kopf durchbohrte, urplötzlich hingestreckt, sofort getödet — dann ist hier das Sterben absolut ohne physisches Leid erfolgt, ja nicht einmal in dem Moment, wo die Kugel seine Stirne berührte, hat der Gefallene einen Schmerz gefühlt. Denn die Fluggeschwindigkeit

Alpenrosen.

Als einst die Lieb' vom Paradies gestoßen
Und sie sich sah auf kahlen Alpgesteinen,
Da überkam sie wohl ein bitt'res Weinen,
Von Thränen war 's Gestein bald überflossen.

Und wo sie fielen, diese ersten Zähren,
Begann der Fels zu grünen und zu blühen,
Mit Rosennetzen sich zu überziehen,
Um so die Lieb' und ihren Schmerz zu ehren.

Gebell-Ennsburg.

Wie es kam.

Er pochte an manche Herzensthür,
Und drinnen rief's: Herein! —
Er bat um einen Bissen Brot,
Man gab ihm einen Stein! — —

Und so bekam er Stein für Stein. —
Er trug sie heimatwärts
Und baute sich ein Mauerwerk
Rings um sein eig'nes Herz! — — —

Franz Karl Ginzkey.

Drei großmüthige Herren und ein kleinmüthiger Diener.

In einer großen Stadt war's. Drei junge Herren, frisch aufgelegt zum Leben, kehrten in einem feinen Gasthof ein, ließen sich ein Extrazimmer geben und hielten wacker Mahlzeit. Der Champagner wurde nur ganz frisch beliebt, die zweite Hälfte jeder Flasche beinahe kam dem Aufwärter zu, der daran sein tiefes Wohlgefallen hatte. Es kam zum Zahlen. Jeder der drei jungen Lebemänner wollte die ganze Rechnung allein begleichen; ein edler Wettstreit entbrannte; jeder wollte die beiden anderen zu Gaste geladen haben und jeder bestand nur darauf, das Mahl aus seinem Beutel zu bestreiten. — Sie stritten sicher heute noch, wären sie nicht auf den Gedanken gekommen, gewissermaßen das Los entscheiden zu lassen. — „Nehmen wir dazu unseren Freund hier, den Aufwärter!“ rief Einer. „Angenommen, er soll sich die Augen verbinden, und jener von uns, den er zuerst ergreift, soll die Ehre haben, zu zahlen.“ — Vor Lachen schüttelte sich der Diener, als die leutseligen Herren ihm das Tuch vor die Augen banden. Jetzt werden sie sich all' drei an ihn drängen, jetzt wird er den erstbesten erhaschen — 's ist ein Gaudium! — Heute wandert der gute Mann schon lange wieder mit offenen Augen umher und sucht kleinmüthig seine Zahler: — wenn er sie bis zum nächsten Hefte gefunden haben sollte, so wird's bekannt gegeben werden.

Ein Mann, der täglich seinen Knecht verkauft.

Was ist denn das mit dem Kohlenhändler B.? Er ist doch sonst ein ehrlicher Mann, aber seine Kohlenfuhren wiegen gar zu häufig um neunzig Kilogramm zu wenig. — Es wird ihm vorgeworfen, aber Herr B. läßt sich derlei nicht nachsagen. „Sie können sich überzeugen, meine Herrschaften, dass mit strengster Gewissenhaftigkeit gewogen wird, bitte nur in mein Magazin zu kommen.“ — Man kommt, die Arbeiter sind Zeugen, dass es heute genau wie jedesmal zugeht. Die Kohlenfuhr wird geladen und gewogen. Im Gegentheil, sie wiegt zu schwer. „Patriz!“ ruft Herr B. seinem Knecht zu, „spring' hinauf und schaufle Kohlen herunter!“ Der Patriz thut's, schaufelt Kohlen von der Ladung, bis sein Herr „Halt!“ ruft. „Bitte, jetzt ist das Gewicht genau richtig!“ — „He“, ruft ihm ein Freund zu, „du bist ja nicht gescheit, das Kilogramm Fleisch um denselben Preis, wie das Kilogramm Kohlen zu verkaufen!“

Poetenwinkel.

Der Erlöser.

Sein Blick ist dunkel
Und unergründlich,
Er ist ein König
Und unüberwindlich,
Zu dir auch kommt er
Einst still gegangen,
Er küsst dir die Stirn
Und die bleichen Wangen,
Er küsst dir die Augen —
Ihr Glanz wird trüber,
Er rührt an dein Herz —
Und du schlummerst hinüber.
Gelöst ist das Räthsel
Der Welt und des Lebens,
Der Zweck deines Seins
Und das Ziel deines Strebens,
Worüber du weintest,
Worüber du lachtest —
Und doch wie so anders
Als du dir dachtest . . .

Herm. Wenkebach.

Die Heide blüht.

Die Heide blüht. Ein weites Meer
Von rothen Wellen ringsumher,
Die wonnig ruh'n und träumen.
Ein Kiebitz nur, der ferne ruft,
Ein gold'ner Dunst steigt in die Luft,
Die müden Bienen säumen.

Die Heide blüht. Kein Lüftchen geht,
Die Sonne hoch am Himmel steht —
Ein Feiertag voll Frieden.
Der Heiland selbst am Wege dort
Legt still die Dornenkrone fort
Und schmückt sein Haupt mit Blüten.

Joh. Alboth.

Wohlthun.

Beim Mondschein pflügt' ich meines Nachbars Acker —
Die Seuche fraß des Armen letzte Kuh —
Nun ist das Feld bestellt, ich hielt mich wacker,
Schon kräht der Hahn dem jungen Morgen zu.

Ich danke euch, ihr meine guten Gäule,
Dass ihr so treu das Werk mit mir vollbracht,
Und danke dir, hoch auf des Weges Säule,
Mein Heiland, für die Wonne dieser Nacht!

Nun geht es heim; und einen vollen Metzen
Bekommt ihr Gäule heut zum Morgenschmaus.
Ich aber will mich an dem Anblick letzen,
Geht heut der Nachbar auf das Feld hinaus.

Joh. Alboth.

Dickens achtete das nicht. Da warnte ihn auch die Polizei: Es gebe zur Nachtzeit Diebe und noch ärgere Strolche dort; ein einsamer Spaziergang sei nicht rathsam! — Dickens gieng nach wie vor zur Abendzeit in sein Colosseum. Da geschah es in einer Nacht, dass aus einem Winkel der ungeheuren Ruine plötzlich eine in einen Mantel gehüllte Gestalt hervorkam, heftig an Dickens Brust stieß und davoneilte. Dickens fährt mit der Hand sogleich in seine Tasche, richtig, die Uhr fehlt! — Rasch stürzt er dem Verhüllten nach, erfasst ihn und: „Orologgio! Orologgio!“ (Uhr! Uhr!) ruft er auf italienisch. Der Unbekannte gibt Dickens die Uhr und entflieht.

Was geschieht? Als Dickens höchst aufgeregt von dem Abenteuer nach Hause kommt, findet er dort seine Uhr, die er vergessen hat zu sich zu stecken. Und in seiner Tasche trägt er eine wunderschöne Chronometer-Uhr, die er — geraubt hatte. Schier in Verzweiflung eilte er in die Polizeistube. Dort trifft er einen fluchenden Mann, der eben einen Straßenraub anzeigt. „So ein Schurke!“ poltert der Fremde in schlechtem Italienisch, „beim Colosseum war's, auf mich gestürzt ist er wie ein Tiger, hat mir die Taschenuhr abgefordert. Dass ich nur noch mein Leben gerettet habe!“

Dickens erkennt in dem Manne seinen von ihm Beraubten; sogleich klärt er die Sache auf; Entschuldigungen und Gelächter. Und der Beraubte ist ein Landsmann Dickens'. Gut Freund wurden die Beiden, und von der Zeit an giengen sie allabendlich mitsammen ins Colosseum zurück; einer allein getraute sich nicht mehr.

Große Herren haben große Füße.

Der gute Kaiser Ferdinand fuhr einst über Land. Es war ein prächtiger Frühsommertag und die Gegend ringsum war grün und frisch, dass einem das Herz konnte lachend werden. Der Kaiser ließ seinen Wagen halten und stieg aus, um im Grünen seines geliebten Böhmens zu wandeln. Er schritt ein wenig abseits vom Straßenstaub auf dem Grase der Au, und athmete frei in der klaren Luft und hörte die trillernde Lerche im Himmelsbau. Da überkam dem guten Kaiser ein Gefühl der Dankbarkeit gegen Gott, der diese Erde den Menschen so herrlich bereitet habe und feuchten Auges gelobte er, dass auch er als Mächtiger den Mitmenschen das Leben nach Möglichkeit verschönen wolle.

Aus solch edlen Gedanken wurde der Spaziergänger durch eine scharfe, keifende Stimme gestört, die hinter einem Busche laut geworden war: „Wart, Strolch, dich will ich lehren, über mein Flachsfeld zu gehen! Ist das nicht mein einziger Anbau das Jahr, den mir die Hasen nicht fressen? Warte ich nicht schon mit beid' Händen auf das Fächel Leinwand? Und jetzt lungert so ein Herläufer, und stampft mir mit seinen Pfoten den Segen Gottes in den Erdboden hinein? Ja freilich, da kunnt der Herrgott nach der Ellen ein guter Mann sein, wenn so ein nichtsnutzig Stromervolk alles wieder verdirbt. — Wirst dich trollen, du herrischer Stadlschnackel, du!“ — Und gleichzeitig mit diesem Geschrei kam ein Weib mit einem abgerissenen Baumast herbei, und ihre Augen funkelten, und ihre Locken flatterten, und ihr Anzug war allerdings derart, dass ein „Fächel Leinwand“, wie es hier in den ersten Sprossen grünte, sehr willkommen sein mochte.

Der Kaiser stand still und sah die Furie an sich herankommen. Von der Straße aber stürzte schon die Begleitung des Monarchen herbei, und ein paar Männer fielen das Weib an und entwanden ihm den Knüttel.

Jetzt gieng das Gezeter erst los und die urwüchsigen Titel, mit denen die Herren nun beehrt wurden, können bei Hofe schlechterdings nicht benützt werden.

Lieder des Mädchens aus dem Volke.

Von Grete Baldauf.[1])

Vorbei.

Es gab eine Zeit da glänzte die Welt
Im herrlichsten Frührothscheine,
Ein Lenzesschauer gieng über das Feld,
Die Veilchen sprossten im Haine.
Da suchten sich Augen zum innigen Gruß,
Da fanden sich Lippen zu seligem Kuss,
Die Vögelein sangen. — Es blühte der Mai,
Verklungen — verweht. — Vorbei — vorbei!

Vorüber der Lenz und der liebliche Schall,
Der Frühlingsreigen verklungen,
Entfremdet der Arm, der überall
Dereinst in Lieb' mich umschlungen.
Nun weht durch die Felder ein eisiger Wind,
Er wehte ins Herz auch dem zitternden Kind,
Es gab eine Zeit, da blühte ein Mai,
Verklungen, verweht. — Vorbei — vorbei!

Den Pedanten.

Mögt Ihr auch mein Lied bekriteln,
Meinetwegen thut es immer!
Mögt's nach eurer Art betiteln,
Meinen Frieden stört ihr nimmer!
Lacht und spottet nur, ich lache
Oftmals selber meines Lebens,
Manche nächtlich heiße Wache
Hat's bestanden — und vergebens.
Wilden Veilchen gleich entstehen
Meine Lieder — und Ihr lächelt!
Nie hat Lieb' und Lenzeswehen
Wahrhaft eure Brust durchfächelt!

Wohl! Es mag die wilden Ranken
Euer Blick verächtlich streifen,
Wenn ihr täglich voll Gedanken
Könnt durch Rosenbüsche schweifen.
Doch aus einem Schöpfertriebe
Sind sie all' hervorgegangen,
Und die große Mutterliebe
Der Natur hält sie umfangen.
Und ich neig' zu allen Zeiten
Ihr mein Haupt im stummen Lauschen,
Hör' ich doch aus Ewigkeiten
Manchen Ton herüberrauschen.

An Jenny von Reuß.

Wer seine Lieder so in Glut zu tränken
Verstand wie Du, zu seiner Liebe Preise,
In seiner Sprache Wohllauts süße Weise
Die ganze Seele so hinein zu senken,
Den bannen Menschen nicht in ihre Kreise,
Ein Herz mit solchem Fühlen, solchem Denken,
Stolz kann es seinen Flug zum Äther lenken.

In seinem Lieben blüh'n ihm Lorbeerreise.
O singe nur, ich lausche Deinem Sange
So wie ein Kind, dem holde Märchen klingen,
Doch nicht vermag's nach seinem inn'ren Drange,
Bewundernd Dir das rechte Wort zu bringen!
Mit off'nem Munde und erglühter Wange
Hört's staunend rauschen Deines Geistes Schwingen.

[1]) E. Pierson. Dresden 1900. Die kleine Sammlung enthält eine Reihe sinniger und lieblicher Gedichte, die zwar nicht viel eigenartiges aufweisen, doch echte Gemüthstöne sind. Die Verfasserin, geborene Sächsin, ist eine junge Kellnerin in Baden-Baden. Mehrere Freunde haben sich zusammengethan, dem braven bescheidenen Mädchen eine Ausbildung und bessere Lebensstellung zu verschaffen. M.

Eine Räubergeschichte.

Von dem englischen Schriftsteller Charles Dickens wird folgendes Geschichtchen erzählt.

Dickens hielt sich einmal in Rom auf, in dieser merkwürdigen Stadt, in welcher das alte Heidenthum und das Christenthum so friedlich nebeneinander stehen. Er gieng abends gerne in das Colosseum (Ruine eines Riesentheaters aus der alten Kaiserzeit) und blieb dort bis zur späten Stunde. Seine Freunde bedeuteten ihm: Gehe nicht so spät in jenem öden Stadttheil herum, es ist unsicher! —

Verhältnis zu kommen. Das war eine norddeutsche Familiengeschichte, bei der ich das Gefühl hatte, es sei am besten, sich nicht drein zu mischen. Vielleicht zu früh, schon bei der vierzigsten Seite habe ich das Buch weggelegt. Um jedoch den Verlag zu entschädigen, kaufte ich Sudermanns berühmte „Frau Sorge", 46. Auflage! — Das war allerdings etwas anderes. Eine Familiengeschichte war wohl auch das, aber sie fesselt gleich anfangs und heischt gebieterisch unsere Theilnahme. Der Mittelpunkt ist ein armer, guter, einfältiger, demüthiger, willensschwacher, ängstlicher, grüblerischer und doch heldenhaft opferfähiger Bauernjunge Paul. Die übrigen Gestalten, ein besoffener, herrischer, großmäuliger, rachgieriger Vater, eine still duldende Mutter, ein gutmüthig derber, alles schlichtender Gutsbesitzer, ein liebendes Schlossfräulein u. s. w. sind mehr oder weniger Romanfiguren. Ganz meisterhaft gezeichnet jedoch sind Pauls gutmüthige und leichtfertige Schwestern und ihre Verführer, besonders aber dieser Paul selbst, der unter der ewigen Last der Sorge verkümmert und durch sein Herz voll glühender Menschenliebe gerettet wird. Wie diese Rettung vor sich geht, wie die unendlich traurige Geschichte schließlich gut ausgeht, dass es nach dem Zuchthause sogar noch zu der ersehnten Heirat kommt, das ist stellenweise conventionell, stellenweise mit kräftiger Eigenart erzählt. Die Gegenüberstellung des faulen prahlerischen Vaters und des schlicht und unermüdlich arbeitenden Sohnes ist prächtig. Die Katastrophe erinnert mich an eine Kalendergeschichte: „Die guldene Gret", die ich vor siebenundzwanzig Jahren — sagen wir — gelesen habe. Ich rechne das Buch durchaus nicht zu den ersten Romanen der Deutschen, begreife aber seine vielen Auflagen. R.

Ein „Arme Leut'=Dichter." Im Jahre 1894 erschienen bei Pierson G. A. Ressels „Wiener Vorstadtgeschichten", ein nett ausgestatteter Band, dem A. Müller=Guttenbrunn das Geleitwort geschrieben hatte. Treue Beobachtung, mit dem echten Wiener Humor gezeichnete Volkstypen gewannen für den Verfasser, der schon in diesem Buche besonders mit den Erzählungen „Der Hahnwirt" und „Späte Begegnung" seine Hauptstärke verrieth, die warmherzige Vertiefung in das Seelenleben der Enterbten des Schicksals. Von diesem wehmüthigen Schimmer verklärt sind die meisten und besten Geschichten in G. A. Ressels gleichfalls bei Pierson 1900 erschienenen Buche „Arme Narren". Wohl lacht man oft laut auf über den bitteren Humor des „armen achtzigjährigen Greises", über die „Vereinsmeier" oder über die drolligen Studenten in „Das erste Duell" — aber das mitleidsvolle, ernste Auge der Entsagung senkt uns bald wieder den trüben Blick in die tiefste Seele. Mit mehr Wahrheit und zarterer Empfindung hat noch kein Schilderer des Volkslebens „Noth und Elend" in den dürftigen Stübchen der Vorstadt gezeichnet. „Die Aushilfe", „Ins Armenhaus", „Keine Hilfe" und „Die alte Lechnerin" sind Cabinetsstücke feinster, mit dem Herzblute gemalter Stimmungsbilder. In dem Capitel „Sibyllen" und in der Erzählung „Der Troadaherr" betritt der Autor auch mit Erfolg das Gebiet des Dorflebens. Nach diesem Buche ist es zu verwundern, dass G. A. Ressel, dessen Volksstück „Der junge Herr" in der laufenden Saison im Wiener Stadttheater zur Aufführung gelangt, noch immer nicht die Geltung erlangt hat, die dieser liebenswerte Poet unter den Wiener Volksschilderern verdient. H. F.

Asche. Von Hermann Hango. (Verlag A. Hartleben.) Zu jenen hervorragenden selbstständigen Poeten, deren Bedeutung die große Leserwelt erst jetzt gerecht zu werden beginnt, gehört Hermann Hango, der in all seinen gedankenschweren, formvollendeten und von der Kritik mit hoher Achtung begrüßten Dichtungen stets den „ewigen Sieg des Lebens" kündet. Im Buchhandel erschienen aus der Feder H. Hangos bei Ad. Bonz „Mehr Licht!" 1890; bei A. Hartleben: „Neue Gedichte" 1894, das großangelegte, in classischen Stanzen verfasste Epos „Faust und Prometheus" 1895, das im Raimundtheater mit großem Erfolge aufgeführte Trauerspiel „Nausikaa" 1897 und die jüngste Gedichtsammlung „Asche" 1899. Hango ist kein Goldschnittlyriker, dessen Verse schwärmerische Mädchen in schwülduftigen Geißblattlauben zum Monde seufzen lassen; er ist ein Dichter starker Seelen, ein Poet der Männer und jener Frauen, die nichts wissen von Sentimentalität und Blaustrumpfigkeit. Hoher sittlicher Ernst, freie Weltanschauung und tadellose Form stellen alle seine Schöpfungen auf eine hohe Stufe. Während seinen ersten Gedichtsammlungen ideenschwere Last kosmischer Betrachtungen nicht selten die Flügel hemmte, schwingt sich aus Hangos letztem Band „Asche" ein Schwarm singender Lerchen empor, deren Nest in den kräftig duftenden Schollen des deutschen Bodens lag. Es ist schwer, einzelne Gedichte hervorzuheben, die Sammlung ist ein einheitlicher, stolzer Sang, und das haben auch die Tondichter bereits ausgespürt, die in Hermann Hangos Gedichten den Schatz musikalischer Klänge erkannten. Und das ist recht, denn unsere edlen Dichter wollen gelesen und gesungen sein. H. F.

Die Einführung der erzwungenen Ehelosigkeit bei den christlichen Geistlichen und ihre Folgen. Ein Beitrag zur Kirchengeschichte von Johann Anton und Augustin Theiner. Bevorwortet von Professor Dr. Fr. Nippold. Verlag von Hugo Klein in Barmen.

Die eben genannte Verlagsbuchhandlung, die schon eine ganze Reihe wertvoller Werke

„Gelassen, gelassen!“ flüsterte man der erzürnten Bäuerin zu, „das ist ja Seine Majestät der Kaiser!“

Da wurde die Stimme des Weibes sofort etwas gedämpfter, doch gebrochen war ihr Muth bei weitem nicht. „Wenn er's auch ist“, brummte sie, mein Flachs ist doch vertreten und etwan mehr, als wär' ein Bettelbursch darüber gesprungen. Große Herren haben große Füße . . .“

„Pst! aberwitzige Frau, nehmt eure Schmähworte wieder zurück!“ gebot einer der Höflinge.

„Ich bin keine Frau nicht, und ich nehm' nichts zurück, — weil's wahr ist. Die Steu'er soll eins doch schwitzen für den Acker, und ist's wer als der will, ich weiß recht gut, dass ich mir so was nicht gefallen zu lassen brauche.“

„Gewiss nicht, liebes Weib“, sagte jetzt der Kaiser lächelnd, der Schade ist euch aber nicht absichtlich zugefügt worden; muss zu meiner Schand gestehen, hab' es redlich nicht bemerkt, dass ich über einen Flachsacker trabe. Was verlangt ihr Schadenersatz?“

„Zahlt der Herr Kaiser für sich allein oder für die da auch?“ fragte das Weib, auf das Gefolge deutend, welches ebenfalls auf dem Flachsfelde stand.

„Auf wie viel Leinwand erwartet ihr diesjährig die Ernte?“ fragte einer der Höflinge dazwischen.

„Etliche Hemden für die Kinder muss sie tragen und einen Bettüberzug für meinen kranken Mann“.

Jetzt langte der Kaiser mit fast zitternder Hand der Bauersfrau zehn Ducaten hin. Einige des Gefolges zerrten sie an den Kleidern nach rückwärts, sie müsse eher die bösen Worte widerrufen, als sie das kaiserliche Geschenk annehme.

„Nix, nix“, drängte der Kaiser, „da, gute Frau, da habt ihr eure Dinger. 's ist kein Geschenk. Ist euer Mann bettlägerig? und schon lang?“

„Du blutiger Heiland, zu Philippi ist's zwei Jahr' gewesen, dass er sich hat niedergelegt“, antwortete das Weib.

Steckte ihr der gute Kaiser mit wohlwollendem Gebrumme weitere zehn Ducaten bei, klopfte ihr auf die Schultern: „Nur schön pflegen und warten! Behüt' Gott, behüt' Gott!“

Und er eilte der Straße zu.

„Alleluja!“ jubelte das Weib, und wog in ihrer hohlen Hand die schweren Füchse, „dasmal ist ein fruchtbares Jahr, soviel wie heuer hat mir das Flachsfeld noch meiner Tage nicht eingetragen!“

Der Kaiser aber rollte weiter in seinem Wagen auf staubiger Straße, da ihm die grüne Au nicht gegönnt war. — Möge auf diesem zertretenen Flachsacker noch so viel Frucht gedeihen, dass ein Hemd des Glücklichen daraus werde! — so wünschte er in seinem gütigen Herzen.

Bücher.

Frau Sorge. Roman von Hermann Sudermann. (Stuttgart. Cotta'sche Verlagshandlung.) Ich bin in der neuen Literatur sehr rückständig. Nun drängte es mich aber, einmal etwas Erzählendes von Sudermann kennen zu lernen, denn die fabelhaft hohen Auflagen seiner Romane verfehlten auch auf mich die Wirkung nicht, ich ward neugierig. So schrieb ich an den Verlag um ein Recensionsexemplar des Romans „Es war“, 28. Auflage. Ich begann zu lesen, aber — der Fehler mochte wohl an mir liegen — wusste zu der Sache in kein

Gedicht-Reigen. Von W. A. Hammer. (Braumüller. Wien.) Ein schlichtes Heftchen gedankenvoller Lieder, von denen manches sanglich anmuthet, so „Liebesglück“ und „Die letzte Rose“. Eine weitaus höhere Begabung aber hat der junge Autor auf dem Gebiete literar-ästhetischer Essays bewiesen. H. F.

Echte Tirolerlieder. Von F. F. Kohl. (Wien, XVIII. Canongasse 19.) Es ist schwer, diesem herrlichen Werke gegenüber nicht überschwenglich zu werden. Wer die Tiroler nicht kannte, muss sie lieben lernen nach Lesung dieser Volkslieder, an denen man sich nicht satt hören kann und die kleinen Gesangvereinen ein ganzes Archiv ersetzen. Der sie in jahrelanger Mühe und Begeisterung gesammelt, ist ein ganzer Mann; das beweist sein ernstes Meisterstück eines Vorwortes und die Überweisung des Erträgnisses an nationale Körperschaften. Auf die Volksliedschätze, die John, Kohl, Neckheim, Pommer und Reiter aus unserem Heimatboden gehoben, können wir Deutsche mit Recht stolz sein — nun wollen wir die Lieder auch singen! H. F.

Warum? Roman von Max Kretzer. (Dresden. E. Pierson.) Als heiteres Sommeridyll setzt die Erzählung ein mit einer Schilderung des sonnigen Liebesglückes zweier junger Menschenkinder, um nach mannigfachen Wandlungen und Wendungen mit dem Selbstmorde des Helden zu enden, dessen fein organisierte Seele dunklen Mächten verfallen ist und die „Stein' und Schleudern des wüthenden Geschicks“ nicht erdulden will und kann. E.

---

* Der letzten Serie läſst die rühmlichst bekannte Hendel-Bibliothek eine Reihe von Perlen der Weltliteratur folgen. So hat der bevorstehende Hundertjahr-Geburtstag Michael Beers Anlaſs gegeben zu einer neuen Ausgabe seiner Trauerspiel-Dichtung „Struensee“. Es folgt die Dichtung „Max Havelaar“ oder die Kaffee-Versteigerungen der Niederländischen Handels-Gesellschaft von Multaluli (Eduard Douves Dekker). Diesem Erzeugnis der holländischen Literatur folgt ein ebenfalls hochbedeutendes der dänischen: „Carit Etlar“, Erzählungen aus fremden Landen. Den Abschluſs bilden die Gedichte des provençalischen Dichters Frederi Mistral.

Zur **Allgemeinen National-Bibliothek** (C. Daberkows Verlag in Wien), welche nunmehr bis zur Nr. 259 gediehen ist, sind wieder zwei Bändchen mit hervorragenden Namen gekommen und zwar Hebbels Tragödie „Genoveva“ und Hamerlings „Ungedruckte Briefe“.

---

* **Das Thierleben der Erde.** Von Wilhelm Haacke und Wilhelm Kuhnert. Illustrationen und chromotypographische Tafeln. — Vollständig in 40 Lieferungen. (Martin Oldenbourg in Berlin.) Allerdings besitzen wir eine ganze Reihe ausgezeichneter und bereits volksthümlich gewordener Bücher auf diesem Gebiete, aber keines weist einen so großartigen, farbigen Bilderschmuck auf, wie das vorliegende. Dem Laien ist es nicht darum zu thun, eine erschöpfende Darstellung jeder Thiergattung nach allen ihren Species und Individualitäten zu bekommen, er will vielmehr in die lebende Natur eingeführt werden, will erfahren, was ihm sein heimischer Wald bietet, seine Wiese, der Bach, der sie durchschlängelt, er will durch den Urwald und durch die Wüste der fernen Erdtheile geführt werden und kennen lernen, was da kreucht und fleucht; er will nicht in einem Capitel durch die ganze Erde gejagt werden, sondern sich in ein Fleckchen vertiefen und es nach allen Seiten hin erschöpfen, denn nur so hat er wahren Genuſs, nur so bleibt ihm dauernder Gewinn. Solch ein Buch fehlte uns bisher und Wilhelm Haacke blieb es vorbehalten, diese Lücke auszufüllen. V.

Büchereinlauf:

Ahasverus in Rom. Drama in fünf Acten. Dichtung von Robert Hamerling. Für die Bühne bearbeitet von Julius Horst. (Hamburg. Verlagsanstalt u. Druckerei-Actien-Gesellschaft. 1900.)

Otto Ludwigs Werke in sechs Bänden. Herausgegeben von Adolf Bartels. (Leipzig. Max Hesse.)

Nikolaus Lenaus sämmtliche Werke in zwei Bänden. Herausgegeben von Eduard Castle. (Leipzig. Max Hesse.)

Jungbronnen. Novelle von C. Julius Saar. (E. Piersons Verlag. Dresden.)

Stiefmütterchen. Von L. Jüngst. (Leipzig. Ed. Wartigs Verlag. 1900.)

Monte Carlo und andere Novellen von Guy de Maupassant. Deutsch von Max Pannwitz und Wilh. Thal. (Stuttgart Franckh'scher Verlag.)

Aus Indiens Glut. Von Rudgard Kipling. Deutsch von Max Pannwitz. (Stuttgart. Franckh'scher Verlag.)

Gedichte von J. Resa. (Königsberg i. Pr. Thomas & Oppermann. 1900.)

Schläsche Pauerbissen. Geschichten und Gedichte von Hermann Oderwald. (Breslau. Hönsch & Tiesler. 1900.)

Ein deutscher Jesus. Ein Kraftwort an alle Deutschen von Georg Reinhardt. (Münden. Reinhold Werther. 1899.)

Evangelisten-Fahrten durch Nordböhmerland. Ein Beitrag zum Verständnis und Wachsthum der Los von Rom-Bewegung von Pfarrer Bleckmann. (Barmen. D. B. Wiemann.)

im Dienste des evangelischen Christenthums herausgegeben hat, ließ kürzlich eine Neubearbeitung des noch viel zu wenig bekannten Buches der Gebrüder Theiner, der beiden Geschichtschreiber des Concils von Trient, veranstalten und erscheinen. Zu dieser neuen Ausgabe hat der emsige Forscher und Kirchenhistoriker Dr. Nippold in Jena eine vortrefflich orientierende Vorrede geschrieben. Das Buch selbst, das in der katholischen Reformbewegung in den zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts einen hervorvorragenden Platz hatte, war im Buchhandel fast völlig vergriffen. Seine umfassende Quellenbenützung machte es jedoch sowohl für wissenschaftliche Zwecke wie für den praktischen Gebrauch der Polemik u. s. w. ganz unentbehrlich. Der Neudruck ist deshalb mit Freuden zu begrüßen. Erfreuliche Bilder werden allerdings nicht gezeichnet. Das Resultat ist immer wieder das eine, dass der Cölibat auf den sittlichen Zustand des geistlichen Standes und indirect des gesammten Volkslebens unberechenbar schädigend eingewirkt hat. Die Darstellung ist umso überzeugender, als die Verfasser nur durch die Übermacht der Thatsachen zu ihren Ergebnissen gedrängt erscheinen; jede Voreingenommenheit liegt ihnen gänzlich fern. Aus dem reichen Inhalte dieses Quellenwerkes selbst heben wir nur zwei Stellen hervor, die beide auf Seite 373 des letzten (dritten) Bandes zu lesen sind, nämlich erstens die Worte des Cardinal-Staatssecretärs Pallavicini: „Wenn man den Geistlichen die Ehe gestattet, so ist die römische päpstliche Hierarchie zerstört, das Ansehen und die Hoheit des römischen Bischofs verloren; denn verheiratete Geistliche werden durch das Band der Frauen und Kinder an den Staat gefesselt uud hören auf, Anhänger des römischen Stuhles zu sein, werden auch genöthigt, dem Interesse der Fürsten beizustimmen. Man wird auch bald wahrnehmen, dass warme Verehrer und Vertheidiger des Heiligen Stuhles sich in öffentliche Widersacher desselben verwandeln. Die Staatsklugheit legt es also Eurer Heiligkeit und dem heiligen Collegium auf, niemals dergleichen Anträgen Gehör zu geben"; sodann zweitens die Worte des Cardinal-Kämmerlings Rezzonico, der dem Papste also vorstellig wurde: „Da die päpstliche Kammer ziemlich erschöpft sei und noch überdies manche bisherige Zuflüsse jetzt und vielleicht für immer auszubleiben drohen, möchte es wohl das beste und ergiebigste Mittel sein, der Kammer aufzuhelfen, wenn jedem Priester, der darum anhielte, zu heiraten erlaubt würde, sobald er für die erlangte Dispens eine Zechine sogleich erlegte und dann noch jährlich ein paar Thaler nachzuzahlen angeloben würde." Daraus entnehmen wir einerseits, dass jener souveräne Grund, den niemand Geringerer als der Cardinal-Staatssecretär Pallavicini offen ausgesprochen, bisher noch immer alles niedergeschlagen hat, was bis herein in die Gegenwart katholische Priester und einsichtsvolle Fürsten an der Beseitigung des Cölibats gearbeitet haben; andererseits wie man heutzutage trotzdem diese Einrichtung der katholischen Kirche wieder aus der Welt schaffen könnte. Wäre es nämlich nicht sehr angezeigt, an Stelle der unwürdigen, bei jeder Gelegenheit, bei jedem kirchlichen Jubiläum, jedem Katholikentag &c. immer wiederkehrenden Bettelei um milde Gaben für den heiligen Vater, um Beisteuer für den „Peterspfennig" unsere Geistlichen mit je „einer Zechine und noch jährlich ein paar Thaler" zu Gunsten des Papstes zu besteuern, dafür aber ihnen zu gestatten, heiraten zu dürfen? Dann hätte das Oberhaupt der Kirche eine würdige, gesicherte und reichlich ergiebige Einnahmsquelle, die Welt aber wäre endlich einmal den leidigen Cölibat los. Gott walte es und lasse diesen Gedanken baldigst zur That werden! Ein katholischer Geistlicher.

Mein Himmelreich. Erfahrungen, Bekenntnisse und Geständnisse aus dem religiösen Leben von Peter Rosegger. (Leipzig. Verlag von L. Staackmann 1901.) Das Buch muss für sich selber sprechen. Bemerkt sei nur, dass es unter verschiedenartigen Erlebnissen, Eindrücken und Stimmungen entstanden ist. Trotzdem wird es im Ganzen einheitlich sein, weil es hervorgeht aus einer bestimmten, ich möchte sagen, angeborenen Weltanschauung — die freilich auch zwischen irdischer Schwerkraft und himmlischer Anziehungskraft ihre Ebbe und Flut hat. Eine eigentliche Absicht zu belehren und zu bekehren ist nicht vorhanden. Nur Gleichgesinnte werden gesucht und ich glaube, ihrer werden zu finden sein in der katholischen wie in der evangelischen Welt. Nicht was die Menschen und Kirchen trennt, wird hervorgehoben, vielmehr das, was sie einigt. Ob manche dieser Gedanken etwa schon anderswo besser dargestellt wurden, das hat den Verfasser nicht gekümmert. Ein Schriftsteller, der eigenes sagen will, soll keine fremden Bücher vor sich offen liegen haben, er soll nicht mit anderer Leute Gehirn denken. Vielleicht war ihm gegeben, manches zu sagen, was bisher noch nicht freimüthig ausgesprochen worden ist und doch in vieler Menschen Seelen dämmert. Das Buch nennt sich: „Mein Himmelreich." Es könnte vielleicht bescheidener und treffender „die Himmelsleiter" heißen, denn im Himmelreiche sind wir noch nicht, nur erst auf dem Wege dahin. Nun denn — solange wir Gott nicht gefunden haben, muss halt das Suchen nach ihm unsere Seligkeit sein. In diesem Sinne möge man den Inhalt des Buches verstehen, seine Gottes- und Menschenfreude erkennen und seine etwaigen Irrthümer entschuldigen. M.

Heimgarten

December 1900.

3. Heft. 25. Jahrg.

Weltgift.

Ein Roman von **Peter Rosegger.**

Heute endlich bin ich gestorben.

„Kein Schade um den Dummian!“ wird die Leichenrede meiner Bekannten lauten. Mein armer Papa! — unwillkürlich rollen einem solche Phrasen aus der Feder. Möchte jeder, der sein Kind überlebt, so leicht getröstet sein, als mein guter Papa es ist! Gut war er ja doch, das ist keine Phrase. Wenn's nach seinem Willen gienge, wäre ich jetzt ein reicher, von aller Welt hochgeachteter Mann, hätte eine stattliche Frau, und falls ich nicht ganz zufrieden mit ihr wäre, irgendwo noch eine Favorite. Als vielfacher Verwaltungsrath großer Unternehmungen säße ich an grünen Tischen herum, auch in der Börse, vielleicht sogar im Parlament. Und so weiter! Ein beneidenswerter Herr, wenn ich gut gethan hätte. Es hat Mühe gekostet, bis mein Vater mich enterbte.

Nun ist es aus. Und ich lege Rechenschaft ab über mein vergangenes Leben. Es muss aber doch das Herzblut zu scharf in die Nerven schießen, denn ich sehe alles so ganz verschwommen. Über allem liegt eine rostbraune Rauchschichte, die sich in dünnen Fäden und schwarz aufwirbelnden Stricken aus dem Schornsteinwald spinnt. Zwischen den Fabriken Flächen mit staubigem Buschwerk, man nennt sie Gärten. In diesen Gärten die Herrenhäuser mit allem ausgestattet, „was das

Maria nach den vier Evangelien. Ein Liederkranz von Klara K. Herausgegeben von G. Bauernfeind. (Gnadau. Universitäts-Buchhandlung.)

Religion–Illusion–Intellectualismus. Ein Bau- und Zimmerplatz der Weltanschauung von Ernst Franz. (Cöthen. Otto Schulze. 1900.)

Der Himmelsbogen, das Urbild heutiger Licht-Erkenntnis. Ein neuzeitlicher Schöpfungsbericht, entstanden durch Vergleichen der biblischen Stetigkeitsverheißung mit den Ergebnissen der modernen Lichtstrahlenzerlegung. (Verlag von Hilmar Bennewitz, Leipzig.)

Gedächtnisrede auf Friedrich Nietzsche. Von Ernst Horneffer. (Göttingen. Fr. Wunder.)

Leo Freymann. Sociales Zeitbild in vier Aufzügen von Ernst Gutfreund. (Wien. M. Breitenstein. 1900.)

Die Künstler-Arche. Skizzen aus der Leipziger Bohême von Michael Sawka. (Linz. Österreichische Verlagsanstalt. 1900.)

Fahrten und Abenteuer des Herrn Steckelbein von Julius Kell. (Leipzig. F. A. Brockhaus. 1900.)

Erlebnisse und Bekenntnisse eines kunstfreundlichen Juristen von Konrad Hafftler. (Zürich. Orell-Füßli.)

Deutsche Gaben. Ein Festspiel zum „Deutschen Tag" von Konrad Nies. (St. Louis. NO. L. Witter'sche Buchhandlung. 1900.)

Deutsch-Belgien. Von Gottfried Kurth. (Brüssel. 1900.)

Der Tourist am Gardasee. Praktisches Reisebüchel von D. Ewald Haufe. (Riva. 1901.)

Ernährung und Volksnahrungsmittel. Sechs Vorträge, gehalten von Professor Dr. Johannes Frentzel. Mit Abbildungen. „Aus Natur und Geisteswelt." Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen aus allen Gebieten des Wissens. (Leipzig. B. G. Teubner. 1900.)

☛ **Vorstehend besprochene Werke 2c. sind durch die Buchhandlung „Leykam", Graz, Stempfergasse 4, zu beziehen und werden, wenn nicht vorräthig, schnellstens besorgt.**

Postkarten des „Heimgarten".

Eine Berichtigung. „Berlin, 4. October. Bei der Generalversammlung des evangelischen Bundes in Halberstadt überbrachte Superintendent Meyer Grüße von Rosegger mit der Mittheilung, dass dieser nur durch Familienrücksichten verhindert sei, sich der ‚Los von Rom'-Bewegung anzuschließen und zum evangelischen Glauben überzutreten." — Diese Depeiche stand vor kurzem in vielen Zeitungen Deutschlands und Österreichs. Sie ist vollständig erlogen und gieng wohl von einer Seite aus, der daran gelegen ist, in diesen Angelegenheiten Wirrnisse zu verbreiten. In so wichtigen Dingen lasse ich mich weder von Familien- noch anderen Rücksichten leiten. Übrigens ist meine Familie völlig damit einverstanden, wenn ich mitwirke, in den Alpen das Evangelium zu verbreiten. Das thue ich schon seit vielen Jahren und gedenke es zu thun, solange ich lebe. Peter Rosegger.

* **Chinesenthum.** Sich durch eine Mauer abzuschließen von fremden Völkern, die nicht passen — das ist orientalisches Chinesenthum. Sich in fremde Angelegenheiten zu mischen und fremden Völkern eine Cultur aufnöthigen zu wollen, in der man selber nicht zufrieden ist — das ist europäisches Chinesenthum.

J. F. Z., Wien. Sie wollen „das manchmal vielleicht nicht ganz Gelungene" Ihrer Dialectgedichte damit entschuldigen, dass der Homer, der alte Herr, halt manchmal schliefe. Ja, ja, der alte Herr, der Homer soll schlafen, aber der Humor, der Norr, soll wachen!

* Aus Prag theilt man uns mit, dass im Verlage J. Otto in Prag Hamerlings „Ahasver in Rom" ins Tschechische übersetzt erschienen ist und um dreißig Kreuzer verkauft wird. Wie kommt es, dass die Deutschen das Werk eines deutschen Dichters zehnmal so theuer bezahlen müssen als die Tschechen?

A. Sch. Maschinist, Budweis. Haben Sie Dank für Ihr Schreiben, das so viel Wahres enthält und einen so abgeklärten Blick für die großen Menschheitsfragen verräth. Andere Parteien befassen sich mit Zeit- und Ortsfragen, der Socialismus ist eine Menschheitsfrage.

☛ **Wir machen immer wieder aufmerksam, dass unverlangt geschickte Manuscripte im „Heimgarten" nicht abgedruckt werden. Dieselben nehmen wir entweder vom Postboten gar nicht an oder hinterlegen sie, ohne irgendwelche Verantwortung zu übernehmen, in unserem Depot, wo sie abgeholt werden können.** ☚

Redaction und Verlag des „Heimgarten".

(Geschlossen am 15. October 1900.)

Für die Redaction verantwortlich: **P. Rosegger.** — Druckerei „Leykam" in Graz.

nach — ich weiß nicht was, ist Papa der gesunde, glückliche, feine Weltmann, der aussieht wie ein schöner ernstfreundlicher Abbé. Gewiss, für einen solchen ist er schon gehalten worden, wenn er in seinem schwarzen Anzug, mit der weißen Halsbinde, dem breitkrempigen Rundhut, dem wohlgerötheten, glattrasierten Gesicht und den lebhaften Augen feierlich einherschritt — der Chef der Weltfirma Hausler u. Comp. Die Compapnie besteht nicht mehr, die hat der energische Mann längst in sich aufgesogen. Hingegen ward es bei zunehmendem Alter sein Lieblingswunsch, „Guido Hausler und Sohn“ zu machen.

Und das hat er nicht durchgesetzt.

Ich war nicht gewillt, mein ganzes Leben an diese Stahlwarenfabrik zu ketten. So hat der Zwiespalt begonnen. Er war der liebende Vater, der mein Bestes wollte, ich war der ungerathene Sohn. Es war ja etwas ganz Selbstverständliches, was er wollte: seiner Familie für die Zukunft diese großartige Existenz-Grundlage zu sichern, sie zu einem Fürstengeschlechte des Geldes zu gestalten, das oft mächtiger ist, als politische Dynastien — und damit seinen Namen in der Geschichte des Landes stabil zu machen. Aber woraus besteht denn seine Familie, du lieber Himmel! — Nun, und was ich wollte, das war auch natürlich, ich wollte das Leben genießen, wohl nicht im Sinne reicher Leute, denn in diesem hatte ich es schon genossen, vielmehr in froher freier Sorglosigkeit mitten in der Natur — niemands Herr und niemands Knecht. Ein solches Edelleben war mein Anbild seit den Studienjahren, und meine Mutter hatte sogar einmal den schwachen Versuch gemacht, mich für die Forst- und Landwirtschaft zu bestimmen. Damals hatte ihr Papa bloß lächelnd auf die Schulter geklopft: „Meine Liebe! Wer nur ein Kind hat, der wirft es nicht hinaus zu den Hirschen und Rindern.“

Das einzige Kind! Manchen Morgen, wenn im Bureau wieder die Arbeit mit dem Cassabuch angieng, habe ich fast fromm wie ein Knabe gebetet: Herrgott, schicke mir einen Bruder, der mich ablöst. Schicke mir Geschwister, die mich ausschalten! — Es ist Verdammnis, das einzige Kind eines Geschäfts-Millionärs zu sein!

Also vollzog es sich sachte bis zu diesem letzten Tage, der mich frei und — heimatlos gemacht hat.

Heute hat Guido Hausler seinen einzigen Sohn verloren. Und wie sich dieses zugetragen, das soll hier verbucht werden. Denn es soll auch in einem anderen Leben, das nun angefangen werden wird, Buchhaltung sein.

„Was ich dir sagen wollte, lieber Sebald“, sprach er an jenem Tage zu mir, „wenn du mit dem Überschlag fertig bist, dann mach Toilette und empfange. Wir haben abends Gesellschaft.“

Leben ziert". Rußige, störrische Arbeiter in Massen, verwahrloste Kinder in Rudeln, vierspännige Herrschaftswägen, glänzende Gesellschaften mit liebenswürdigen Höflichkeiten, kriechende Verleumdung und lauernde Eigensucht, üppige Mahlzeiten, fein verdeckte Sondervergnügungen, drohende Arbeiterstrike, beständig klingelnde, in alle Weiten greifende Geschäftsstuben, Courszettel, Concurrenzfinten und Geld, Geld, unendliches Geld — das sind so die Dinge, die ich aus dem rostbraunen Rauch hervorschimmern sehe. Und wenn ich nach Freuden suche in diesem Brodem? Vergnügungen die Menge. Echte Freuden? Ich sehe ihrer weder mit freiem Auge, noch mit der Lupe. Es seien denn ein paar aus Kindeszeit. Leiden? Auch eigentlich Leiden nicht, außer dem einen, als man die todtkranke Mama fortgeschleppt hatte nach Corfu, wovon sie nicht wieder zurückgekehrt ist. — Ärger jedoch über die Maßen, er grenzte manchmal geradezu an Schmerz, so zum Beispiel, wenn die Fabrik wieder und immer wieder vergrößert wurde, wenn neue Dampfmaschinen aufgestellt, neue Schlote gebaut wurden, dass die Sonne am Himmel nicht mehr anders zu sehen war denn eine rothe Scheibe, wie durch rauchiges Glas. Ärger, wenn das Geschäft glänzend gieng, und Ärger, wenn zeitweise Stillstand eintrat und ungünstige Conjuncturen herrschten. Einige große Reisen, die ich gemacht hatte, sie waren wie ein seliger Flug in die Welt, allein auch sie wurden fast nur von Geschäftsinteressen geleitet. Nie als Mensch war ich in Italien, oder in Frankreich, oder in Russland, immer nur als Vertreter der Firma Hausler u. Comp. Rostiges Eisen war an mein Wesen geschmiedet, dass es sich nicht erheben konnte zum harmlosen, frohen Leben.

Unbegreiflich war mir nur, wie Papa diese Gefangenschaft niemals empfunden hat. Je mehr Rauch über unserer Fletz, je vergnügter war er. Im Trüben ist gut fischen, pflegte er scherzhaft zu sagen, und er fischte seinen Vortheil aus allen Gründen, in allen Weiten. Trotzdem stets correct. Den Arbeitern eine väterliche Hand, die aber von Eisen war. Den Geschäftsfreunden gediegene Ware, die bei jeder Gelegenheit im Preise gesteigert wurde. Der Ruf der Firma stieg von Jahr zu Jahr, das Wachsen unseres Vermögens gieng so rasch und üppig, dass es mich ängstigte. Es gehört eine besondere Heldenhaftigkeit dazu, es ruhig und gleichmäßig zu ertragen, wenn man jährlich um eine Million reicher wird. Ob dieser Heldenhaftigkeit muss ich meinen Vater aufrichtig bewundern. Der wird immer ruhiger und ebenmäßiger, es ist, als ob Gold ihm die Nerven härtete. Seit Jahren habe ich ihn nicht mehr erregt, zornig oder gefühlsselig gesehen. Er ist der Mittelpunkt des großen Geschäftes und arbeitet still und correct wie eine Maschine. Während mir bei meinen vierzig Jahren immer eine nervöse Unruhe anhaftet, ein Unbehagen und Unbefriedigtsein, ein beständiges Plangen

Wie rettest du nur dein ferneres Leben hinüber in eine menschenwürdigere Existenz? Deinen Vater, der niemanden hat, als dich, bei seiner Lebensaufgabe verlassen? Im Stiche lassen dieses große Werk, die Schöpfung eines genialen Geschäftsmannes? Nein, das wäre frivol. Das wäre brutal. Und hier in dieser Rauch-, Geld- und Sorgenwüste das Leben zubringen mit dem Bewusstsein, du bist für anderes auf der Welt! — Wohl an fünfzigmal bin ich den Rundweg durch den Garten gegangen unter finsteren Bäumen, die manchmal beleuchtet waren von einem feuerspeienden Schlot. Und da fiel mir auf, dass in den Zimmern meines Vaters noch Licht war, dass in denselben ein Schatten hin und her strich, wieder und immer wieder. Die Gesellschaft hatte sich längst verloren. War's nicht schon zwei Uhr morgens? Und als ich in mein Schlafzimmer gehend an seiner Wohnung vorbei kam, hörte ich drinnen Schritte und wie ich horchte, war es manchmal wie ein Stöhnen. Ich klopfte an, er öffnete. Noch im Festanzuge war er. „Du, Sebald? Ich glaubte es wären Depeschen. Was willst du?"

„Ist dir nicht wohl, Vater?" Wie merkwürdig dieses Wort war, das ich da sprach! Hatte es nicht jener Franz Moor gesagt? Nein, rief es in mir, das ist nicht Heuchelei; es ist aufrichtige Theilnahme für den armen Vater. Und wie sah er aus? Verstört und verfallen — da er doch wenige Stunden vorher noch der heitere Lebemann gewesen.

„Es ist gut, dass du da bist, Sebald", sagte er und zerrte mich am Rock zu seinem Schreibtisch. „Wenn bis fünf Uhr morgens die Nachricht aus London nicht einlangt, so sind wir ruiniert."

„Ich hatte gedacht, die Gefahr sei vorüber. Du gabst doch einen Gesellschaftsabend und warst sorgenlos."

„War ich? Ein Wickelkind bist du. Wenn ich das Klageweibgesicht hätte, wie du, bedürfte es keiner politischen Katastrophen, um den Credit der Firma Hausler und Comp. zugrunde zu richten. Dieser Gesellschaftsabend — es war der abscheulichste meines Lebens."

„Und morgen derselben Gesellschaft eingestehen müssen: Gestern noch pures Geflunker eines Komödianten — durch den ihr euer Vermögen verloren habt?"

Auf diese meine Bemerkung griff er sich hastig an die Halsbinde, sie riss entzwei, der Goldknopf sprang an die Wandtäfelung. Es war in dem Leben dieses glücklich gepriesenen Reichen nicht das erstemal, dass die Sorge und die Angst vor drohendem Bankerott ihm die Kehle schnürte. Doch wie diesmal, so hatte er sich noch nie geberdet. Nun langte er mit tastender Hand nach dem Schlüssel der Schreibtischlade.

„Mein Sohn. Von fünf Uhr ab ist hier die Hauptcasse.

Er zog die Lade auf. Zwei Revolver."

Ich war von meiner unmuthigen Stimmung schon so sehr erfüllt, dass mir Folgendes über die Lippen kam: „Du wirst keine Klage führen können, Papa, dass ich mein Amt vernachlässigte. Wenn aber das Tagewerk aus ist, dann will ich's nicht schlimmer haben, wie der Arbeiter, dann will ich für mich sein."

„Für dich willst du sein?" darauf er mit Befremden; „ja, mein Freund, sage mir doch einmal, was fängt man denn eigentlich mit sich an, wenn man für sich ist?"

„Wenn diese Frage ernst gemeint ist, dann bedauere ich. Und wenn sie Spott sein soll, dann — antworte ich nicht."

„Das thut nichts, mein Sohn. Du wirst doch die Güte haben, die Honneurs zu machen."

Und ich machte sie. Lachte wieder, wo ich hätte knirschen mögen, schmeichelte wieder, wo ich hätte ausspucken mögen und beneidete meinen Vater um sein leichtes, frohes Wesen, das an diesem Tage noch liebenswürdiger war mit den Gästen, als sonst, voll Aufmerksamkeit nach allen Seiten, voll Zuvorkommenheit und heiterem Übermuthe — so dass ich mir sagen musste: Er ist doch ein stärkerer Mensch, als — andere. Ich weiß, dass er seine Sorgen hat. Ist nicht auch das Aufopferung, wenn man sich selber zurückdrängt und bestrebt ist, anderen einen frohen Abend zu machen? Als der Diener auf silberner Tasse die Post brachte — wie wichtig war sie uns in diesen Tagen! — winkte der Vater gleichmüthig ab. Ei doch, das Abendblatt verlangte er und sich eine Cigarre anzündend, schnarrte er behaglich zwischen den Zähnen die Frage hervor, was denn wohl der Krieg mache? Extrablatt war keines da, doch konnte die Kriegserklärung jeden Augenblick publiciert werden. Die Gesellschaft war in nicht geringer Aufregung, mein Vater that einen kaum hörbaren Seufzer: „Die armen Eltern, die Söhne draußen haben! Übrigens, meine Damen und Herren, ich glaube, Josef hat zum Souper commandiert." Mit jugendlicher Elasticität bot er seinen Arm einer Dame, alles rauschte und trippelte in den Speisesalon, wo sich ein lustiges, fast ausgelassenes Gehaben entwickelte bis in den späten Abend. Ich habe mir wenig Mühe gegeben, meine schönen Tischnachbarinnen, die sehr reizend waren, zu unterhalten. Anders zu sprechen, als man denkt, das hat mir noch immer den Appetit am Nachtmahl verdorben. Dann, sobald es möglich war, verschwand ich. Die Unart ist an dem Sonderling wohl nicht mehr aufgefallen. Unter den alten Bäumen strich ich hin im Garten. Anstatt der Nachtigallen das dumpfe Getöse der Werkstätten ringsum. Und nun plagte mich wieder der Gedanke: Sebald! Wie kannst du dieser traurigen Existenz entkommen? Selbst wenn der Reichthum was wert wäre, würde er zehnfach aufgewogen von der beständigen Sorge um den Verlust.

war rauchig und roch nach Schwefelwasserstoff. Die Schlote dort drüben standen wie Stifte in ein schmutziges Morgenroth hinein. Der Pförtner brachte eine Zeitung herauf, ein Extrablatt.

„Die Kriegserklärung?“ fragte mein Vater. In der Stimme lag jetzt weniger Angst als Neugierde. Er durchflog die großgedruckten Zeilen, dann legte er das Blatt auf den Schreibtisch. — Hernach legte er die Waffe in die Lade, rieb sich die Hände und sagte: Ich denke, man kann noch ein paar Stunden schlafen.“

Das Blatt berichtet, dass die Mächte mit Erfolg interveniert hatten. — Das drohende Unheil war vorübergegangen an der Welt — auch an der Firma Hausler und Comp. Und dieser Mann, der vorher in dumpfer Verzweiflung zusammengebrochen war, er hatte keinen Freudenruf, nicht einmal einen befreienden Athemzug, als er die Nachricht von der Rettung las.

Wenn ich darauf schwören müsste, ob der Auftritt in jener Nacht sich wirklich begeben hat — es wäre mir fast bedenklich. So ganz und gar ausgelöscht ist er. Mit Ausnahme der günstigen politischen Wendung ist alles wie es war. Die Post kommt und geht mit ihren schweren Nummern wie früher, die Fabrik ist in vollstem Gange wie früher, in den Kanzleien wird mit Hunderttausenden so gleichgiltig gerechnet, wie mit Fünfern und Zehnern, der Chef hat seine gleichmäßige Ruhe und Heiterkeit wie immer.

Nur ich allein. Mir ist noch banger als vorher. Ich ahne nun, auf welch thönernen Füßen dieser Koloss steht. Mein Vater hat so leichthin die Absicht geäußert, dass er sein Etablissement in Zukunft auf Waffenfabrikation ausdehnen wolle, damit auch aus dem Kriege Vortheil gezogen werden könne. Dann wieder ließ er etwas fallen von einer Umwandlung der Firma in eine Actiengesellschaft. Das könnte mir Erlösung bringen.

Eines schönen Sommernachmittages hat er mich eingeladen, mit ihm nach Stöckel zu fahren. Ein Dorf, das wir mit den flinken Pferden in einer halben Stunde erreichten. Es waren für mich sehr gleichgiltige Dinge, die unterwegs besprochen wurden. Vom Börsencours und von Geschäftsconjuncturen. Aber im Wirtsgarten zu Stöckl wurde es anders. Wir hatten uns Landwein und Hausbrot geben lassen und der Vater blickte angelegentlich ins sonnige Hügelgelände hinaus, wo zwischen Weingärten weiße Winzerhäuschen standen und wo auf einer zum Theile bewaldeten Anhöhe ein stattlicher Bauernhof lag.

Als wir in den Garten getreten, waren dort zwei Männer in Wortstreit gewesen.

„So hol' dich der Teufel!“ rief der eine, der ältere, und lief hastig davon.

„So??!“ sagte ich fragend.

„Oder vermagst du es, die Ehre des Hauses zu vermissen? Ein windiger Lump unter den Stiefelabsätzen der Gläubiger herumzukriechen?“

„Kein Mann vermag das“, sagte ich, „und darum weiterstreben, um die Ehre des Hauses zu retten und den Beschädigten Genugthuung zu geben nach Menschenmöglichkeit.“

Wie du großartig bist! applaudierte ich im Geheimen mir selber zu. Der Alte hat mich kalt angeblickt, und voller Hohn.

„Verstehe mich, Vater. Dann erst hätte dieses Leben, so nichtig es mir jetzt ist, wieder Wert. Die Ehre unseres Namens zu retten, — dafür würde ich arbeiten, sei es im Bureau, sei es als gewöhnlicher Arbeiter an der Esse. Das hätte Sinn. Aber so —.“

Seine dünnen Haare standen ihm wirr empor, sein Gesicht eingefallen, schlotternd die ganze Gestalt, die sonst so stolz gewesen.

„Wenigstens eins nimmst du mir weg“, sagte er matt, „den Schmerz ums Kind. Wenn du dich tröstest! Aber angenehm ist es nicht, so eine — eine Creatur zurückzulassen, auf die nachher alle Welt mit Fingern zeigt: Seht, das ist der Lump, der Hausler, der Sohn des Cridars. — Nein, ich denke — — Horch! Kommt nicht jemand die Treppe herauf? Vielleicht doch —“

Die Depesche war es nicht. Es kam niemand die Treppe herauf. Ein Blick zum Fenster hinaus in die Nacht, wo weitum aus hundert Rachen Rauch und Funken stoben. Ist der Tod dieses Ungeheuers nicht nicht schon beschlossen? Und es pfaucht und speit fort und will nicht verenden.

„Nein, ich denke“, sagte mein Vater, „Sebald, du kommst mit mir.“ Und hielt mir mit krampfhaft zuckendem Arm einen der Revolver vor. Ich nahm ihn und steckte ihn in den Sack. Und streckte meine Hand nach der zweiten Mordwaffe aus.

„Nein, mein Kind. Das ganze Vermögen fällt dir nicht zu, das da gehört noch mir.“ In einem Lehnstuhl war er zusammengeknickt, und den Revolver hielt er so fest umklammert, dass die Adern blau anliefen an seiner Hand.

Ich stand neben seiner und schaute zum Fenster hinaus und dachte: Zweitausend Menschen athmen in diesem Pfuhl, neunzehntel davon so arme Teufel, daß sie übermorgen hungern, wenn heute die Arbeit endet. Ob auch nur einer von ihnen an den Revolver denken wird?

„Willst du nicht schlafen gehen?“ fragte er.

„Nein, Vater, ich bleibe jetzt bei dir.“

Ein gutes Wort wollte ich ihm sagen — es fand sich keines. Vielleicht gieng es ihm nicht anders.

„Ich muss ins Freie!“ murmelte er plötzlich und stand auf. Im Hofe schellte die Glocke. Ein Fenster auf. Kühle Luft strömte herein, sie

Seine Kleidung und seine Haar- und Bartfrisur waren durchaus landesüblich, aber das half ihm nichts, jede Bewegung, die er machte, jeder Laut, den er von sich gab, verrieth in ihm das Geblüt der Auserwählten. Sein halbes Glas Wein hatte er sehr sparsam getrunken. Nun verzehrte er die letzte Schmulle Brot, noch vorher mit derselben die Krümmchen auftupfend, die auf dem Brette lagen. Jetzt gieng mein Vater hin und setzte sich zu diesem Menschen. Der Hausierer wollte sofort allerhand Höflichkeiten veranstalten, dass der Chef des Hauses Hausler und Comp. ihm die hohe Ehre erweise, dieser aber drückte ihn an der Achsel auf seinen Sitz zurück.

Das Gespräch entspann sich um den Bauernhof, der dort auf dem Hügel lag und den jener Knecht „Lahm-Fritzl-Hof“ genannt hatte.

„Sie könnten mir da 'ne Gefälligkeit erweisen, mein Lieber. Gelegentlich zu erkundschaften, ob der Hof käuflich wäre. Gegen übliche Provision, natürlich. Brauchen nicht zu sagen, wer etwa darauf reflectieren möchte. Sie verstehen mich wohl.“

„Aber, Euer Gnaden! Wir, und nix versteh'n! Ein Vetter von mir, will ich ihm sagen, ein Kleinbäuerle aus der Rachau, oder woher, hat sich mit Fleiß ein kümmerlich Gütel erspart und möcht' sich jetzt so ein Höfel kaufen um einen Preis, der recht und billig ist.“

„Na denn — Adieu, Leeb!“

Nun wollte mein Vater einen Spaziergang machen gegen den Hügel hin, durch den Wald und so ein wenig herum.

„Dass ich doch einmal ernstlich mit dir spreche, Sebald“, sagte er unterwegs, „du wirst endlich auch formell in die Compagnie treten.“

„Wenn ich in der Compagnie bin, dann wird manches nicht geschehen, was jetzt dem Chef noch vornehm genug ist.“

„Sprich dich aus, wenn du etwas meinst.“

„Es wird gut sein, das Geschäft mit dem Juden früher zu machen, denn wenn ich mitverantwortlich bin, dann wird kein armer Bauer durch ein unwürdiges Schelmenstück übervortheilt.“

Der Alte blieb trotz dieser Herausforderung ruhig. Ein bisschen Schwarzes sah er unter seinem Fingernagel und das stach er mit einem Federkiel hervor.

„Willst du das Gut haben, so geh doch offen zum Bauer, frage was es kostet, und sage, was du ihm hiefür bieten willst.“

Auch auf diese Äußerung antwortete er nichts anderes, als: „Geschäftsmann bist du allerdings keiner, mein lieber Sebald. Deshalb würdest du als Compagnon leicht zu entbehren sein. Ich aber sage dir, dass ich nicht mehr länger gewillt bin, alle Last und Verantwortung persönlich zu tragen.“

Der andere, der bei einem Glase Wein saß, rief ihm so über die Achsel hin nach: „Da kann er gleich einen Zweispänner nehmen, dass der nothige Lahm-Fritzl auch Platz hat.“

Dieser Mensch, der am langen Brettertisch saß, hatte ein braunes Tuchgewand an, einen grünbebänderten Filzhut auf und eine große Tabakspfeife im Mund, aus der er jetzt sehr lebhaft stinkenden Rauch hervorzog. Neben ihm auf der Bank lag ein Kleiderbündel, durch dessen Bindung ein blauer Regenschirm stak. Er beobachtete uns, die wir bei einem runden, mit rothcarriertem Tuch bedeckten Tische saßen. Plötzlich stürzte er den Inhalt seines Glases in die Gurgel, stand auf, trat gegen uns heran, lüpfte den Hut, wobei er beim Wiederaufsetzen den Kopf nicht genau traf und sagte mit breiter Stimme: „Ech habi die Erre!“ Man merkte es leicht, dass sein Schnabel eher für ein „Grüß Gott“, als für ein „Habe die Ehre“ gewachsen war.

„Mit Verlaub schon, Sie san der Herr Hausler?“ fragte er meinen Vater. „Wissens, ich möcht' in die Fabrik gehen.“

„Wer sind Sie denn?“

„Ich? Derweil bin ich Knecht gewesen da oben beim Lahm-Fritzl.“

„Ah, das ist der Lahm-Fritzl?“

„Ja der Hof selm, der auf dem Bergl steht. Steht sauber da. Heißt's halt auch: auswendig hui und einwendig pfui! Ja, das wohl. Ein nothiger Hungerleidbauer ist's. 's ganz Jahr hart arbeiten und hat nix als wie Erdäpfeln und Milchsuppen. Da hab ich mir denkt: Gehst in die Fabrik.“ Dann redete er in die leere Luft hinaus gegen den Hof: „Kommst mir eh bald nach, Lahm-Fritzl, das weiß ich. Halt'st dich nimmer lang auf deinem Steinbühel. — Also was ist's, gnädiger Herr, kann ich Arbeit haben in der Fabrik?“

„Melden Sie sich 'mal beim Director an“, beschied mein Alter.

Der Bursche packte sein Bündel auf die Schulter und trottete zum Gartenthor hinaus. Da rief ihm der Wirt nach: „He, Franzl! Fallt dir nix ein?“

„Ja so“, knurrte der Knecht, „zahlen muss man auch“, und warf eine Münze auf den Tisch. „Behüt Gott miteinand.“

Mein Senior drehte sich eine Cigarette und, auf den Hof am Hügel hindeutend, sagte er: „Stünd' nicht übel, dort, so ein Landhaus — wie? So ein artiges Sanssouci. Telegraph und Telephon aus der Fabrik, damit man jederzeit im Laufenden bleibt.“

Telegraph und Telephon. Und das nennt er Sanssouci!

Nun geschah etwas, das mich anfangs sehr wunderte. Am hinteren Rande des Gartens, an der rostbraunen Stallwand saß bei seinem Warenballen ein Hausierer. Er hatte das Bündel nicht ins übliche dunkelgrüne Tuch geschlagen, er hatte es vielmehr in einem grauen Sack.

Am nächsten Tage ließ er mich in sein Bureau rufen. Es war halb zwölf Uhr. Er empfieng mich schweigend und feierlich. Die Thür schloss er hinter mir ab. Dann gieng er an seinen Tisch, entfaltete einen Bogen Papier und sagte gelassen: „Das wäre zu unterschreiben. Außer —." Er stockte — „außer es würden gewisse Dinge und Äußerungen aus letzter Zeit widerrufen."

„Meinerseits dürfte nichts zu widerrufen sein", war meine Antwort.

„Dann bitte!"

Er hielt mir das Papier vor. Ich brauchte es kaum zu lesen, ihn kaum anzusehen, um zu wissen, woran es war.

Ich war enterbt. Universalerbin war Fräulein Helene Durassel.

Die Erklärung, gegen diese Bestimmung keinerlei Schritte zu unternehmen, unterzeichnete ich mit einem kräftigen Namenszug.

„Danke!" sagte er und faltete den Bogen zusammen. „Ihr Pflichttheil steht beim Herrn Doctor Kerbholz von dieser Stunde an zur Verfügung."

Wir verneigten uns vor einander — gemessen und schweigend. Den Rückweg aus seinem Zimmer nahm ich nicht, wie ich gekommen, durch die Geschäftsstuben, sondern durch die Thür, die nach dem äußeren Corridor führt.

— — —

Also bin ich gestorben — meinem Hause, meinem Vater. Auch dieser dummen Welt? Oder gar mir selbst?

Mir bin ich neugeboren. — — —

Die vorigen Blätter schrieb ich noch gestern im Hotel. Wehe, wenn ein fremdes Auge auf sie fällt! Wie rechtfertige ich mich? — Soll ich mich von der Beamtenschaft des Etablissements verabschieden? Das würde zu meinem bisherigen Verhältnisse gar nicht stilvoll sein. — Ein Sonderling war er und als Sonderling ist er eines Tages davon. Kein Mensch weiß, warum. Diese Nachrede ist mir von allen möglichen noch die angenehmere. Doctor Kerbholz dürfte Näheres wissen. Was kümmert's mich?

Der Doctor war sehr discret, hat mir das Meinige ohne weiteres verabfolgt und nicht ein Wort gefragt, weshalb und was nun?

„Es ist zwar leider nur das Pflichttheil", sagte er gemüthlich, „aber das Pflichttheil eines Millionärs läſst beim besten Willen kein aufrichtiges Bedauern aufkommen. Lieber von einem Papa Hausler enterbt sein, als des Universalerbes irgend eines anderen Mannes in der Fletz sich zu erfreuen. Darf ich gratulieren?"

„Gratulieren ist schön", sagte ich, „wenn Sie mir das Zeug gut verwalten möchten, Herr Doctor, so wäre das noch schöner. Aber keine Papiere, wenn ich bitten darf. Die allerbesten am wenigsten und schon

„Du hast dir sie selber aufgeladen. Ich habe dir Jahr für Jahr gerathen, das Geschäft in kleinerer Ausdehnung zu führen. Der Mensch lebt doch nicht allein vom Rechnen und Speculieren.“

„Ich bitte dich ergebenst, behalte solche Weisheiten für dich. Ob du der große Philosoph bleibst, bis es sich ganz um deinen eigenen Sack handeln wird? Dann werden diese Herren oft verdammt geschäftskundig. Nun denn. Glaubst du, dass ich vor dir kniefällig werde: Ich beschwöre dich, mein theurer Sohn, nimm die Mitverwaltung, nimm die Millionen gütigst an, die ich durch ein thatenreiches Leben dir erworben habe. — Weißt du, was ich bloß thue? Ich verkaufe den ganzen Plunder an eine Actiengesellschaft, basta!“

Da werde ich auf dem Wege stehen geblieben sein, ihm ins glattrasierte Gesicht geblickt haben.

„Vater, wenn du das thust, so segne ich dich bis zu meinem letzten Athemzug.“

Dann verzog er seine Züge und zwinkerte mit den Augen — es hätte ein Lächeln sein sollen.

„Wie rührend, wenn das Kind den Vater segnet! — Dann ist's soweit ja abgemacht. Nur eins habe ich dir noch mitzutheilen. Du sollst deinen Willen haben und nach eigenem Gefallen dein weiteres Programm machen. Hoffentlich findest du eine Thätigkeit, in der deine — du verzeihst schon — Verschrobenheit weniger schadet, als in einem großen Geschäfte, das einen ganzen, fixen Kerl braucht. Was mich betrifft, ich ziehe mich, falls ich mir nicht etwa den Directorposten vorbehalte, mit Helene auf einen Ruhesitz zurück.“

„Na also — endlich ist es heraus!“ rief ich laut auflachend. „Um die Kasse geht's. Darum soll ein Bauer betrogen werden, dass auf seinem Boden ein — ein Ruhesitz gegründet werden kann. Darum soll ein Compagnon eintreten, die Sorgen und die Verantwortung tragen, damit der Chef mit seiner Zote ein vergnügliches Leben führen kann. Ich gratuliere!“

Das schien endlich genug gewesen zu sein. Ohne auch nur noch ein Wort zu verlieren, wendete er sich um und schritt zwischen den Gärten dem Wirtshause zu, wo der Wagen stand. Er blickte nicht nach mir um, er ließ sofort einspannen und fuhr der Fletz zu.

So ist das gekommen. Es war der Abschluss eines abscheulichen Verhältnisses, das Jahre lang zwischen Vater und Sohn geherrscht hatte. Warum es an Ehrerbietung so grob mangelte, das würde freilich nur ein Mensch begreifen können, der es wüsste, was mir dieser Mann gethan hat.

---

spotteten ihn, sie trieben Schabernack mit ihm, aber sie liebten ihn, denn er war Briefträger geworden. Die Briefpost für zweitausend Personen der Gewerkschaft hatte er zu besorgen, und das that er, weitschrittigen Ganges, mit einer Gewissenhaftigkeit und Feierlichkeit, als trüge er zu jedem das Allerheiligste hin. Solches hinderte aber nicht, dass er die jungen Weibsbilder neckte — was er ihnen heute wieder für einen brächte! Aber da wäre Postnachnahme zu entrichten — ein Küssel. Und etliche gab es in der Fabrik, die diese Postnachnahme prompt entrichteten, worauf er allemal mit der Zunge seine Lippen leckte, um auf den Geschmack zu kommen. Und wenn er befragt wurde, wie's schmeckt, so antwortete er: „Es zahlt sich völlig nit aus, dass man so viel davon redet."

Diesen Jungen habe ich mir zum Kutscher genommen.

„Aber du musst nicht fragen, Schackerl, wohin wir fahren."

Und trällerte er darauf: „Ich komm und weiß nit woher, ich fahr und weiß nit wohin, derowegen ich so lustig bin. — Aber ein Gebitt hätt' ich, gnädiger Herr. Thun's mich nimmer den Schackerl heißen, das bin ich nit gewohnt. Thun's mich Tschapperl heißen — weil ich halt eins bin. Und wenn ich Narrheiten mach, so thun's nit bös sein, weil's eh wissen, dass ich ein Tschapperl bin. Wissen's, gnädiger Herr, ich mag nit gescheit sein, da werden einem die Dummheiten so viel schwer aufgemessen."

„Du bist schlau! Weißt, Tschapperl, es gibt zweierlei Dummheit. Die eine kannst treiben, so viel du willst. Wenn du aber von der andern Gattung eine machst, so verjage ich dich. Na, na, du weißt schon, wie ich's meine. Dann noch eins. Als Gegendienst für den Tschapperl wirst du mich nicht gnädiger Herr nennen. Ich bin bloß dein Herr, und manchmal wahrscheinlich ein recht ungnädiger."

„Ist recht, Herr."

„Gut. Und nun mach dich fertig, in zwei Stunden reisen wir. Nimm Abschied von Vater und Mutter, von Bruder und Schwester, von Weib und Kind, denn du wirst nie mehr zurückkehren!"

„Ich hab' nur — eine Mutter, die ist zwar nit die richtige, aber sie ist auf dem Kirchhof."

Nun also, die Pferde sind gesattelt.

Ich saß im Wagen, mein Tschapperl im grauen Anzug und Federhut auf dem Bock, und die Pferde stampften ungeduldig auf dem Pflaster.

„Vorwärts, Kutscher!"

auf gar keinen Fall etwaige Actien der Stahlfabrik Hausler und Comp. Ich begnüge mich mit sehr geringen Percenten."

Dann haben wir uns für drei Sparcassen entschlossen.

„Über eine solche Misswirtschaft würde Ihr Herr Papa Sie zwar neuerdings enterben, wenn es zweimal geschehen könnte."

„Ich will für mein Geld auch gut schlafen können."

Die Pferde sind gesattelt. Zwei braune Ungarn, stolz die Köpfe haltend, übermüthig mit den Vorderfüßen strampfend, wenn sie drei Minuten auf dem Hofpflaster stillstehen sollen. Diesen leblustigen Hengsten spanne ich ohne menschlich Rühren den neuen Landauer an, mit dem Lederkoffer hinten — dem Felleisen eines armen reisenden Millionärs.

Und der Kutscher?

Es war einmal ein Stallknecht. Ein kleiner, rundlicher Bursche mit lichtgelbem Flachshaar, das immer hübsch nach rückwärts gekämmt, hinten lang hinabhieng bis zur Schulter und dort in gerader Linie abgeschnitten war. Wenn der Junge — er ist wirklich kaum über achtzehn hinaus — den Kopf lebhaft bewegte, wie es seine Art war, so baumelte das weiche, dicke Gelocke hin und her. Vorwitzige Leute nannten ihn deswegen den „Fliegenwachel". Das Gesicht rundlich und blass, beinahe mädchenhaft. Weil er einfältig war, so machten sie sich gerne über ihn lustig, aber er verstand's doch zurückzugeben, ordentliche Leute, meinte er, bleiben nichts schuldig. Trotzdem hatte er nicht gerade gern zu thun mit den großmäuligen Schmieden und Kohlenschleifern.

Zu den Pferden konnte er sich besser schicken, als zu den Leuten. Und wenn wilde Thiere im Stall standen, mit denen keiner was zu schaffen wusste, der Schackerl verkehrte spielend mit ihnen. „Man muss halt nit wie ein Mensch zu ihnen sein", sagte er, „das können die zehnten Vieher nit leiden. Man muss mehr ihresgleichen sein." Nun fraß er allerdings nicht mit den Pferden Hafer, aber im Futterbarren lag er thatsächlich des Nachts und tätschelte sie mit der Hand, wenn sie ihn beschnupperten oder sein Haar für Heu nehmen wollten. Mit dem Schackerl war's am allersichersten auszufahren, aber Papa Hausler wollte „den ausgestopften Kund", wie er sagte, nicht auf dem Bock sehen. Dem stand die Livree mit den großen Silberknöpfen wie dem Kasperl die Generalsuniform. Was half es, dass man diesen einfältigen Jakob — Jacques nennen musste; es ward daraus das Schackerl und aus diesem im Handumdrehen das „Tschapperl". Mit so was konnte der Chef des Hauses schlechterdings nicht auf die Straße fahren. — Dieser arme Schackerl also wurde degradiert, er kam von den Pferden zu den Leuten. Allerdings als einer, der von jedem gern gesehen ist. Sie ver-

„Ja, das weiß ich nit. Ich weiß nur, dass meine Mutter, wann ich fortgegangen bin, gefragt hat: Hast deine sieben Sachen? — Und jetzt hab ich nur sechs mit. Er zählte noch einmal: „Der Wettermantel, der Wäschsack, das Ledermappel, das Taschenmesser, der Geldbeutel, die Sackuhr. Sind sechs und sind nur sechs!"

„Du hast die Kleider nicht gezählt."

„Kleider sind keine Sachen", entschied er kurz. Und es ist wahr, Kleider gehören zur Person.

„Wird mir schon noch einfallen, was fehlt", sagte er, schnalzte mit der Zunge und die Pferde zogen flinker an.

Schackerls sieben Sachen machten mich wieder nachdenklich. Eben hatte ich mich emporgehoben wegen meiner Bedürfnislosigkeit. Im Vergleiche mit des Burschen Habseligkeiten schleppe ich in meinen Koffern und Ledertaschen eine Welt von Sachen mit mir. Und trotzdem gieng es mir wie ihm — als hätte ich zu Hause noch etwas vergessen.

Nach einer Stunde gieng's an den Schabelberg. Da windet die Straße sich sachte zur Passhöhe hinan und dort oben, wo auf der Säule die Radschuhmahnung steht, ließ ich halten und blickte zurück in das Fletzthal. Ein rostbrauner Dunstqualm weit und weit hin, aus dem die Schlote kaum sichtbar aufstiegen. Und im Horizont dort hinten — die von Nord nach Ost im Halbrund sich hinziehende graue Nebelbank, das ist keine Nebelbank, das ist der Brodem der Metropole. Dort, in der Dämmerung der Dünste liegt das Häusermeer mit seinen hunderttausend Höhlen — noch meiner Meinung ein Ort für die Nacht, aber nicht für den Tag. — Mein Kutscher war vom Bock gestiegen, duckte sich und schaute zwischen den ausgespreizten Beinen hinaus. Das sei sein „Perspectivi". „Wem eine Gegend langweilig geworden ist, der muss just einmal durch so ein Perspectivi gucken, nachher ist sie wieder schön."

Und als auch ich es versuchte, war's zum Aufschreien vor Überraschung. Mit umgekehrtem Auge — man erkennt sein Heimatsthal nicht wieder. Wie plastisch das Hügelland! wie durchsichtig die fernen Berge! gleich als wären sie aus färbigem Glase geschnitten! Wie wundersam leuchtend der weite Gesichtskreis! Selbst die rauchige Fletz war schön, fast zu sehen wie ein großartiges Städtebild, über dem das blendend lichte, blaugrünlich schillernde Firmament ist. — Und wie mir diese Gegend jetzt mit umgekehrtem Auge gefällt, so gefällt sie anderen mit umgekehrtem Herzen. — Du weltberühmtes Werk in der Fletz, du stolze Firma Hausler und Compagnie, in deren brausendem Getriebe ich all jene Jahre verkümmert und vergallt habe, die man die schönsten des Lebens nennt! Du allbeneidetes Los des Reichen, dich spiele ich freudig aus für eine unbekannte Zukunft. —

Da wendete er sich halb seitlings um und sagte: „Herr, Sie haben einen Kutscher, der so gescheit ist, dass er nit weiß, wohin er fahren soll.“

„Und du hast einen so gescheiten Herrn, dass es ihm gleichgiltig ist, wohin er fährt.“

„Vielleicht wissen's die Rösser!“ meinte der Bursche und schlängelte ihnen den Leitriemen über den Rücken. Sie trappten mitten auf den großen Platz hin.

„Siehst auf dem Dach die Windfahne?“

„Aber ja, Herr!“

„Wohin zeigt sie?“

„Gegen die Sonnenseite, Herr!“

„So fahr' in die Sonne hinein.“

Dann gieng es glatt voran gegen Süden.

An den Angern, die haufenweise bedeckt sind mit rostigen Kesseln, Blechplatten, zerfressenen Röhren und anderem alten Eisen, begegnete mir Papa's Wagen. Er saß drinnen. Ich lüpfte schweigend meinen Hut, er that dasselbe, wie sich Fremde grüßen. Ich hätte gerne umgeschaut, zu sehen, ob er sich nach mir etwa umschaute. Ich unterließ es aus Besorgnis, er könnte es sehen, dass ich nach ihm umgeschaut hätte.

Dann hinter den Eisenbahndämmen, auf welchen ununterbrochen die Lastwaggons hin- und hergeschoben wurden, kamen die Felder; die hohen gelben Halme neigten ihre schweren Ähren in Bogen. Der Rasenstreifen am Straßenrand war thaunass. An den Hügeln strich noch einiger Rauch von der Fletz her. Aber die Luft wurde klarer und duftete nach frischem Grase, das ein Mann neben der Straße schnitt. Mir war wonnig nicht zu sagen. Ein gesunder, freier Mann, der in die weite Welt hineinfährt! Wie losgeschält fühlte ich mich aus all dem Wust und Tand und Schund, und was man so die täglichen Bedürfnisse nennt. Ein frischer Mensch, der links und rechts freien Raum hat, um die Arme rühren zu können — jauchzen hätte ich mögen. Das waren aber nur Hochwellen; hatten sie sich verflüchtigt, so war mir nachdenklich zu Sinn und in meiner Brust stieg bei jedem Herzschlag ein Wehehauch auf. Na, da wollte ich mich doch lieber mit dem Tschapperl unterhalten.

„Kutscher, hast du deine Sachen mit?“

Er blickte sich nach allen Seiten hinab an, er betastete die Taschen, er zählte die Finger, er schüttelte den runden Kopf. Dieweilen die Pferde langsamer trabten, begann er halblaut aufzuzählen: Der Wäschsack, der Wettermantel, das Taschenmesser, das Ledermappel, die Sackuhr, der Geldbeutel und — und — „Ich hab' was vergessen, Herr!“

„Was hast du vergessen?“

Darauf erwiderte die junge Frau, halb lächelnd, halb ärgerlich: „'s ist sehr unangenehm, der Mensch verleidet mir mein Eis."

Der Gatte zuckte die Schulter und sagte:

„Bah, acht nicht drauf! Wollte man sich mit jedem Unverschämten, der einem in den Weg kommt, einlassen, so hätte man nie Ruhe."

Doch der Vicomte war mit einem Ruck aufgefahren. Er konnte nicht dulden, dass dieser Fremde einer Dame das Eis, zu dem er eingeladen hatte, verleiden sollte. Gegen ihn richtete sich die Beleidigung, da seine Freunde nur auf seine Aufforderung und um seinetwillen das Café betreten hatten. Ihn allein gieng daher auch die Sache an.

Er trat auf den Mann zu und sagte:

„Mein Herr, Sie haben eine Art, diese Dame ins Auge zu fassen, die ich nicht dulden kann. Ich bitte Sie, das gefälligst zu unterlassen."

Der andere versetzte:

„Lassen Sie mich in Ruhe, Sie!"

Heftig stieß der Vicomte zwischen den zusammengepressten Zähnen hervor:

„Mein Herr, nehmen Sie sich in acht, oder Sie zwingen mich, besondere Maßregeln zu ergreifen."

Der Fremde antwortete nur ein einziges Wort, ein gemeines Wort, das von einem Ende des Café's zum andern schallte und die Anwesenden wie mit mechanischer Gewalt eine plötzliche Bewegung ausführen ließ. Alle, die den Rücken gedreht hatten, wandten sich um, alle andern erhoben den Kopf, drei Kellner drehten sich auf ihren Hacken wie Kreisel um, und die beiden Cassierinnen fuhren jäh in die Höhe und machten dann eine Wendung mit dem ganzen Rumpfe, als wären sich zwei Automaten, die demselben Triebwerk gehorchen.

Ein paar Secunden herrschte völlige Stille, worauf ein eigenes klatschendes Geräusch die Luft durchschnitt: Der Vicomte hatte seinen Gegner ins Gesicht geschlagen. Alle standen auf, sich zwischen die Streitenden zu werfen, die ihre Karten wechselten.

* * *

Nachdem der Vicomte in seine Wohnung zurückgekehrt war, durchmaß er ein paar Minuten lang sein Zimmer mit lebhaften großen Schritten. Er war zu aufgeregt, um einen klaren Gedanken zu fassen, denn sein Geist wurde nur von der einen Vorstellung des Duells erfüllt, ohne dass diese eine besondere Empfindung in ihm hervorgerufen hätte. Er hatte gehandelt, wie er handeln musste, und sich als der erwiesen, den man in ihm erwarten konnte. Gewiss würde man davon reden, ihm Beifall zollen, ihn beglückwünschen. Mit lauter Stimme wiederholte er, wie man es unter der Herrschaft eines mächtigen, das klare Denken beeinträchtigenden Eindruckes thut: Was für ein roher Mensch!

„Herr!“ rief der Kutscher, „ist die Tabakspfeife eine Sache?“

„Nein, Tschapperl, die ist ein Stinktiegel.“

„Nachher hab' ich halt doch was vergessen daheim.“

„Lass es in Gottsnamen vergessen sein.“

Und der Wagen rollte auf seinen Gummirädern die weiße glatte Straße gegen das südliche Gelände — der Sonne zu!

(Fortsetzung folgt.)

Das erste Duell.

Eine Novelle von **Guy de Maupassant.**[1])

In der Gesellschaft hieß er „der schöne Signoles“, auf seiner Karte stand: Vicomte Gontran — Joseph von Signoles.

Waise und Herr eines ansehnlichen Vermögens, spielte er in der Gesellschaft eine Rolle. Er besaß feine Formen und die Haltung eines Weltmannes, war redegewandt genug, um als geistreich zu gelten; dazu gebot er über eine gewisse natürliche Anmuth, eine vornehme, aristokratische Erscheinung und hatte, was den Frauen besonders gefällt, einen kriegerisch aussehenden Schnurrbart und sanfte Augen.

Als Salonheld und vielbegehrter Tänzer flößte er den Männern die unter verbindlichen Formen sich verbergende Gegnerschaft ein, die man gegen Gesellschaftslöwen empfindet. Insgeheim sagte man ihm Liebesabenteuer nach, die ihn fast als Don Juan erscheinen ließen; aber nichts störte ihn in seinem zufriedenen Epikuräerleben, denn es war bekannt, dass er den Degen gut zu führen und noch besser mit der Pistole umzugehen verstand.

Beim Duell, sagte er, werde ich auf Pistolen fordern. Mit dieser Waffe bin ich sicher, meinen Gegner zu tödten.

Nun hatte er eines Tages zwei ihm befreundete junge Frauen mit den zugehörigen Gatten ins Theater begleitet und lud sie nach der Vorstellung zu einem Teller Eis bei Tortoni. Ein paar Minuten nach ihrem Eintritte bemerkte er, dass ein Herr am Nebentisch eine seiner Damen hartnäckig mit den Blicken verfolgte, was ihr peinlich zu sein schien. Endlich fragte sie ihren Gatten:

„Der Mann dort fixiert mich. Ich kenne ihn gar nicht, kennst du ihn?“

Ihr Gatte, der nichts gesehen hatte, blickte hin, erklärte aber:

„Nein, ganz und gar nicht.“

---

[1]) Aus der in der Franckh'schen Verlagsbuchhandlung zu Stuttgart erschienenen neuen Sammlung „Monte Carlo und andere Novellen von Guy de Maupassant. Deutsch von Max Pannwitz und Wilh. Thal.“

Er sprach als Ergebnis seines Nachsinnens vor sich hin:

Es heißt demnach fest sein; er wird Angst haben.

Beim Klange seiner Stimme fuhr er zusammen und schaute sich um. Er fühlte sich sehr nervös. Nachdem er noch ein Glas Wasser getrunken hatte, fieng er an, sich auszukleiden, um schlafen zu gehen.

Sobald er im Bette lag, blies er das Licht aus und schloss die Augen.

Er dachte:

Es bleibt mir morgen ein ganzer Tag, alles Nöthige in Ordnung zu bringen. Schlafen wir zunächst, um volle Ruhe zu gewinnen!

Es war ihm unter seinen Decken sehr heiß, und er konnte nicht zum Einschlafen kommen. Er wand sich hin und wand sich her, blieb fünf Minuten auf dem Rücken, dann legte er sich auf die linke Seite, um sich bald wieder auf die rechte zu wälzen.

Immer noch war sein Durst nicht gelöscht, und er stand auf, um zu trinken. Dann ergriff ihn ein beunruhigender Gedanke:

Wie, sollte ich Furcht haben?

Warum schlug sein Herz so laut bei jedem ihm doch bekannten Geräusch im Zimmer? Wenn die Uhr zu schlagen anhob, schreckte er bei dem leisen Knacken des ausholenden Räderwerkes zusammen, und er musste den Mund aufmachen, um ein paar Secunden leichter athmen zu können, so bedrückt fühlte er sich.

Er suchte sich darüber klar zu werden, ob es etwa möglich sei, dass er Furcht hätte.

Ganz gewiss nicht, dachte er. Er konnte gar keine Furcht haben, da er ja entschlossen war, bis zum letzten Ende zu gehen, da er den ganz entschiedenen Willen hatte, sich zu schlagen und nicht zu schwanken. Dennoch fühlte er eine so tiefgehende Beunruhigung, dass er sich fragte:

Kann man gegen seinen Willen Furcht haben?

Und dieser Zweifel, diese Unruhe, dieser Schreck bemächtigte sich seiner mehr und mehr. Wenn eine Kraft, mächtiger als sein Wille, eine beherrschende, unwiderstehliche Kraft ihn überwältigte, was sollte da aus ihm werden? Ja, was sollte da aus ihm werden? Gewiss, er würde sich am verabredeten Platze einstellen, da er den Willen hatte, hinzugehen. Aber wenn er zitterte? Wenn er die Besinnung verlor? Und er stellte sich im Geiste die Lage vor, er dachte an seinen Ruf, an seinen Namen.

Auf einmal ergriff ihn ein sonderbares Verlangen, aufzustehen und in den Spiegel zu sehen. Er zündete eine Kerze an, und als er sein Gesicht im Spiegel erblickte, erkannte er sich kaum wieder, und es war ihm, als hätte er sich noch niemals gesehen. Seine Augen kamen ihm riesig vor, und er war bleich; gewiss, er war bleich, sehr bleich.

Dann setzte er sich und fieng an, nachzudenken. Er musste also gleich am Morgen seine Zeugen suchen. Wen sollte er wählen? Er dachte an die gewichtigsten und angesehensten Personen seiner Bekanntschaft und wählte endlich den Marschall von Schwarzenberg und den Obersten Bourdin, einen Vertreter des Hochadels und einen Militär. Er war mit dieser Wahl sehr zufrieden, sicher würden sich die Namen in den Blättern sehr gut ausnehmen.

Es kam ihm inzwischen zum Bewusstsein, dass er Durst hätte, und er trank, Zug für Zug, drei Gläser Wasser aus; dann fuhr er fort, auf und ab zu schreiten. Er fühlte sich voll von Energie. Wenn er sich schneidig, zu allem entschlossen zeigte, wenn er scharfe, gefährliche Bedingungen forderte, wenn er auf einem ernstlichen, sehr ernstlichen, einem furchtbaren Duell bestände, so war es ihm wahrscheinlich, dass sein Gegner kneifen und Abbitte leisten würde.

Er nahm noch einmal die Karte, die er aus seiner Tasche gezogen und auf den Tisch geworfen hatte, in die Hand und las den Namen, wie er ihn schon im Café mit schnell streifendem Blick und unterwegs in der Droschke beim Scheine jeder Gaslaterne gelesen hatte: Georg Lamil, Monceystraße 51 — weiter nichts.

Lange starrte er auf die Buchstaben vor sich hin, die ihm eine unbestimmte geheimnisvolle Bedeutung zu haben schienen. Georg Lamil? Wer war dieser Mensch? Was trieb er? Warum hatte er diese Frau mit seinen Blicken verfolgt? War es nicht empörend, dass ein Fremder, ein Unbekannter so mit einem Schlage unser Leben mit Unruhe erfüllt, weil es ihm beliebte, seine Augen in anmaßender Weise auf eine Frau zu richten? Und der Vicomte wiederholte noch einmal mit lauter Stimme:

Was für ein roher Mensch!

Dann verharrte er eine Weile regungslos an derselben Stelle, beständig den Blick nachdenklich auf die Karte heftend. Es stieg in ihm ein Zorn gegen dies Stückchen Papier auf, ein hasserfüllter Zorn, in den sich noch ein sonderbares unbehagliches Gefühl mischte. Es war das doch eine recht dumme Geschichte! Er ergriff ein auf dem Tische liegendes offenes Federmesser und stach damit mitten in den Namen, als wenn er einen erdolchen wollte.

Schlagen mußte er sich also! Sollte er — denn er sah sich natürlich als den Beleidigten an — Degen oder Pistole wählen? Beim Degen war die Gefahr nicht so groß, forderte er aber auf Pistolen, so trat der Gegner vielleicht zurück. Ein Degenduell endet selten tödtlich, denn gegenseitige Vorsicht hält die Kämpfenden ab, sich so nah aneinander auszulegen, dass die Spitze zu tief eindringen kann. Bei Pistolen setzte er sein Leben ernstlich aufs Spiel; aber es bot sich auch die Möglichkeit, unter voller Wahrung der Ehre, und ohne dass es zum Äußersten kam, die Geschichte abzuthun.

Auf dem Wege wiederholte er beständig:

Ich muſs energisch, sehr energisch sein. Ich muſs zeigen, daſs ich keine Furcht habe.

Seine Zeugen, der Marquis und der Oberst, stellten sich ihm zur Verfügung, und nachdem sie ihm kräftig die Hand gedrückt hatten, kamen die Bedingungen zur Sprache.

Der Oberst fragte:

„Sie wollen ein ernsthaftes Duell?“

Der Vicomte antwortete:

„Ein sehr ernsthaftes.“

Der Marquis ergriff das Wort:

„Sie bestehen auf Pistolen?“

„Ja.“

„Sie lassen uns im übrigen freie Hand?“

Mit trockener, kurz abgebrochener Stimme declamierte der Vicomte:

„Zwanzig Schritte, auf Commando mit erhobener, nicht gesenkter Waffe. Kugelwechsel bis zu schwerer Verwundung.“

Sehr befriedigt erklärte der Oberst:

„Das nenne ich mir vorzügliche Bedingungen. Sie schießen gut und haben die besten Aussichten.

Hierauf trennten sie sich, und der Vicomte kehrte in seine Wohnung zurück, um seine Zeugen dort zu erwarten.

Seine momentan zurückgedrängte Aufgeregtheit nahm jetzt von Minute zu Minute zu. An den Armen entlang, an den Beinen, in der Brust empfand er ein fortgesetztes leises Beben; es duldete ihn nicht an einem Platze, weder im Stehen noch im Sitzen. Im Munde hatte er das Gefühl, als wäre sein Speichel völlig ausgetrocknet, und fortwährend machte er eine hörbare Bewegung mit der Zunge, als wollte er sie, die am Gaumen festklebte, losreißen.

Er wollte frühstücken, vermochte aber nicht zu essen. Da kam ihm der Gedanke, sich Muth zu trinken; er ließ sich eine Flasche Rum bringen und stürzte in sechs Zügen sechs Gläschen hinunter.

Eine brennende Wärme durchzog ihn, der alsbald eine Art von Betäubung folgte. Da dachte er:

Jetzt hab' ich das Mittel, das wird helfen.

Aber nach Verlauf einer Stunde hatte er die Flasche geleert, und der Zustand der Aufregung, in dem er sich befand, wurde unerträglich; er hätte sich wie toll auf dem Boden wälzen, schreien, um sich beißen mögen. Endlich sank der Abend herab.

Als er plötzlich die Hausglocke schellen hörte, fühlte er eine Beklemmung, daſs er zu ersticken glaubte und nicht die Kraft hatte, sich zu erheben und seine Zeugen zu empfangen.

Er blieb wie gebannt vor dem Spiegel stehen und streckte unwillkürlich seine Zunge heraus, als wollte er sehen, ob sie belegt sei. Da durchzuckte ihn blitzartig der Gedanke:

Übermorgen um diese Stunde bin ich vielleicht todt.

Und dabei fieng sein Herz wieder an, entsetzlich zu klopfen.

Übermorgen um diese Stunde bin ich vielleicht todt. Dieses Wesen mir gegenüber, dieses Ich, das ich hier im Spiegel vor mir sehe, wird nicht mehr sein. Wie! Hier bin ich, ich schaue mich an, ich empfinde Leben, und in vierundzwanzig Stunden werde ich auf diesem Bette liegen, todt, mit geschlossenen Augen, kalt, leblos, abgeschieden.

Er wandte sich dem Lager zu und sah sich deutlich auf dem Rücken unter denselben Decken liegen, die er soeben verlassen hatte. Und aus seinem hohlen Gesichte schaute der Tod, und den schlaffen Händen sah man an, dass sie sich nie wieder regen sollten.

Nun fürchtete er sich vor seinem Bett, und um es nicht mehr vor Augen zu haben, gieng er ins Rauchzimmer. Mechanisch griff er nach einer Cigarre, zündete sie an und nahm wieder seine Wanderung durchs Zimmer auf. Es war ihm kalt, und er gieng zur Klingel, um seinen Diener zu wecken, aber er hielt die schon zum Klingelzug erhobene Hand an, indem er halblaut sagte:

Der Mensch wird merken, dass ich Furcht habe.

Er schellte daher nicht und machte selbst Feuer. Doch seine Hände befiel, wenn er etwas anrührte, ein nervöses Zittern. Der Kopf war ihm eingenommen, seine Gedanken verwirrten sich, flossen ineinander und wurden abgerissen und schmerzhaft, ein Taumel ergriff seinen Geist, als hätte er zu viel getrunken.

Dabei fragte er sich unaufhörlich:

Was soll ich thun? Was wird mit mir werden?

In krampfhaften Stößen durchlief ein Zittern seinen ganzen Körper. Um seine Unruhe durch irgend etwas abzulenken, trat er zum Fenster und zog die Vorhänge zurück.

Der Tag brach an, ein schöner Sommertag. Des Himmels rosiger Schein ließ die Stadt, die Mauern, die Dächer rosig wiederstrahlen. Als wollte das aufgehende Tagesgestirn sie liebkosend streicheln, umfasste es mit mächtigen Sonenstrahlen die erwachende Welt, und mit diesem Lichtschein zog jäh und unvermittelt eine frohe Hoffnung in das Herz des Vicomte. War er ein Thor, sich so von der Furcht überwältigen zu lassen, noch ehe etwas entschieden war, ehe seine Zeugen die Zeugen dieses Georg Lamil gesehen hatte, ehe er auch nur wusste, ob es überhaupt zum Schlagen kommen würde.

Nachdem er sich gewaschen und angekleidet hatte, verließ er festen Schrittes seine Wohnung.

Chateauvillard. Dann fragte er sich: Ob mein Gegner die Schießplätze fleißig besucht hat? Ist er bekannt? Hat er einen Namen als Schütze? Wie soll man das erfahren?

Er erinnerte sich an das Buch des Barons von Vaux über berühmte Pistolenschützen und durchflog es von einem Ende bis zum andern, aber kein Georg Lamil war darin erwähnt. Denn wenn dieser Mensch kein Schütze wäre, hätte er wohl diese gefährliche Waffe und diese tödlichen Bedingungen augenblicklich angenommen?

Als er bei einem Marmortischchen vorbeischritt, blieb er stehen, öffnete seinen darauf stehenden prächtigen Pistolenkasten und nahm eine der Pistolen heraus; dann stellte er sich in Positur und erhob den Arm. Aber er zitterte am ganzen Körper, und der Lauf schwankte nach allen Richtungen.

Da sagte er sich:

Es ist unmöglich. In diesem Zustande kann ich mich nicht schlagen.

Er betrachtete das kleine schwarze und tiefe, todspeiende Loch am Ende des Laufes und dachte an die Schande, an das Zischeln in den Gesellschaften hinter seinem Rücken, das versteckte Lachen in den Salons, an die Missachtung der Frauen, an die Anspielungen in den Blättern, an die Frechheiten, die sich die muthig gewordenen Feiglinge gegen ihn erlauben würden.

Noch immer betrachtete er die Waffe und sah plötzlich, als er den Hahn etwas aufzog, ein Zündhütchen wie eine kleine rothe Flamme darunter glänzen. Die Pistole war zufällig geladen geblieben! Bei dieser Wahrnehmung erfüllte ihn eine unbestimmte, unerklärbare Freude.

Wenn er dem andern gegenüber nicht die ihm zukommende vornehme und ruhige Haltung einnahm, so war er auf immer verloren. Er war befleckt, ehrlos, von der Welt geächtet. Und diese ruhige und entschiedene Haltung würde er, wie er wusste, wie er sicher fühlte, nicht aufbieten können. Aber er besaß doch Muth, da er sich schlagen wollte! . . . Er besaß doch Muth, da er . . . . . . Den Gedanken, der in ihm aufgieng, dachte sein Geist nicht einmal aus, sondern, den Mund weit aufmachend, setzte er plötzlich den Lauf der Pistole auf den Schlund und berührte den Drücker . .

Als sein Kammerdiener, von dem Knall herbeigezogen, eintrat, fand er den Vicomte todt auf dem Rücken liegen. Von dem Blutstrahl war das weiße Papier auf dem Tische bespritzt, und ein großer rother Fleck unter die Worte gesetzt:

Dies ist mein letzter Wille.

— —— · —

Er wagte nicht einmal zu sprechen und ihnen ein einziges Wort zum Gruße zuzurufen, aus Furcht, sie möchten aus dem veränderten Klange seiner Stimme alles errathen.

Der Oberst begann:

„Alles ist Ihren Bedingungen entsprechend geregelt. Ihr Gegner beanspruchte zuerst, als Beleidigter seinerseits die Bedingungen stellen zu können, er ließ jedoch den Anspruch fast augenblicklich fallen und erklärte sich mit allem einverstanden. Seine Zeugen sind zwei Officiere."

Der Vicomte stieß hervor:

„Danke."

Der Marquis setzte hinzu:

„Entschuldigen Sie, wenn wir fast nur kommen und gehen, aber wir haben noch so unendlich viel zu erledigen. Wir müssen einen guten Arzt haben, da nur eine schwere Verwundung dem Kampfe ein Ende setzen soll, und Sie wissen, dass die Kugeln keinen Scherz treiben. Wir müssen einen Standort wählen in nächster Nähe eines Hauses, wohin wir den Verwundeten, wenn es noch nöthig ist, tragen können, und was weiß ich; kurz, zwei bis drei Stunden haben wir noch gut zu thun."

Mühsam presste der Vicomte noch ein zweitesmal hervor:

„Danke."

Der Oberst fragte:

„Sie fühlen sich wohl, sind ruhig?"

„Ja, sehr ru — hig, dan — ke."

Die beiden empfahlen sich.

* * *

Als er sich wieder allein fühlte, glaubte er wahnsinnig zu werden. Nachdem sein Diener die Lampen angezündet hatte, setzte er sich an den Tisch, um Briefe zu schreiben, aber kaum hatte er eine Seite überschrieben: Dies ist mein letzter Wille —, so schnellte er wieder empor und trat vom Tische weg, da er sich außerstande fühlte, zwei Gedanken zusammenzubringen oder irgend einen Entschluss zu fassen.

Also, er sollte sich wirklich schlagen, es ließ sich auf keine Weise mehr vermeiden! Was gieng nur in ihm vor? Er wollte sich doch schlagen, es war dies seine feste Absicht, sein unerschütterlicher Entschluss, und dennoch, trotz aller Anstrengung seines Geistes, trotz aller Anspannung seiner Willenskraft war er sich völlig bewusst, dass er nicht einmal imstande sein würde, die nothwendige Kraft aufzubringen, um sich nur bis zur Walstatt zu begeben. Er suchte sich den Kampf vorzustellen, seine Haltung dabei und die seines Gegners.

Von Zeit zu Zeit schlugen ihm die Zähne leicht klappernd im Munde zusammen. Er wollte lesen und griff nach den Duellgesetzen von

schaden, so macht es ihm sicherlich mehr Spaſs, ein junges Geschöpf zu wählen, als sich mit einem keifenden alten Weibe herum zu zanken.

Die Wetterhexen sind aber auch gefürchtet im Lande, und wenn jemand im Rufe der Hexerei steht, trachtet jedermann, mit dieser Person auf gutem Fuße zu stehen.

Ich erzähle nicht etwa von längstvergangenen Zeiten. O nein! Es leben heute noch Leute im Hochgebirge, die für Hexen gehalten werden und eine Hexe habe ich sogar selbst persönlich gekannt. Doch zuvor will ich über den Hexenglauben in der Bergwelt im allgemeinen aus meinen eigenen gemachten Beobachtungen erzählen.

Steigen an den Bergen finstere, gewitterschwangere Wolken auf, so sagen die Leute: „Gott sei ins barmherzi, die Hex schuibt a Wetter zammen.“ Wird die Wettergefahr drohender, so facht die Bäuerin das auf einem rechtschaffenen Hofe nie verlöschende Feuer an und wirft am Dreikönigtage geweihten Weihrauch und am Palmsonntag geweihte Palmzweiglein hinein.

Dem Wetter voran kommt fast immer Wind und kann man auf staubigen Wegen, oder wenn kurzes, dürres Bergheu auf den Wiesen liegt, kleine Wirbel bemerken.

In einem dieser Wirbel saust die Hexe einher. Jeder Bauer trägt ein im Griff feststehendes Messer in einer Lederscheide, welches leider oft bei Raufereien in Anwendung kommt. Diese Messer sind fast immer mit einem Drudenzeichen versehen.

Mit dem Spruche: „In Gott's Namen, ich stich die Hexen zamen“, schleudert der Bursche sein Messer mit der Spitze voraus in den Wirbel. Hört er einen Schrei, hat er die Hexe getroffen. So that auch einmal ein Bursche, der einzige Sohn einer Müllermeisterin, die Stütze und die Hoffnung ihres Alters.

Ein unglücklicher Zufall wollte es, daſs im selben Augenblicke irgendwoher ein Schrei ertönte. Erschrocken griff der Bursche sein Messer auf und eilte nach Hause und was sah er da? Seine eigene Mutter stand am Brunnen und wusch sich eine Wunde aus, die sie sich unglückseligerweise mit einem Messer beigebracht hatte.

Der Sohn verschwand noch in derselben Nacht und das arme Weib blieb geächtet, bis sie es selbst vorzog, den Ort zu verlassen. Die Mühle kam in Verruf und Verfall, bis erst vor wenigen Jahren ein unternehmender Holzhändler dort eine Brettersäge aufstellte.

Diese Mühle steht, oder stand in der Umgebung von Meran in den Vierzigerjahren und heute kann man noch Leute mit voller Überzeugung sagen hören: „Ja, die Müllerin, die hat können in drei Stund' drei Wetter machen!“

Hören die Leute dann den ersten Donner, da eilt der Meſsner in den Glockenthurm, um den „Wetternstroach“ zu läuten.

Die Zenoburger Hexe.

Von **Karl Wolf** in Meran.

Kaum irgendwo wird sich der Aberglaube in der mannigfaltigsten Form so verbreitet finden wie unter den Bewohnern der Alpenwelt, die sehr zum Mysticismus geneigt sind. Die großartigen Naturerscheinungen, welche sie zu jeder Jahreszeit beobachten können, drängen die Leute zum Glauben nach höheren, geheimnisvollen Gewalten. Die Lawinen werden von Berggeistern in Bewegung gesetzt. Das fürchterliche Krachen und Dröhnen der Gletscher verursacht der „Eisnorg" (Eiszwerg), wenn er zürnt. Alpenglühen entsteht, wenn die „Jürgelen" im Berginnern das Gold aus dem Gestein schmelzen.

Erkundigt man sich, wie diese oder jene Mure oft mitten im schönsten Bergwalde entstanden sein mag, so ist es ein Stier gewesen mit feurigen Augen, der zuerst dort mit seinen Hörnern den Berg aufgerissen hat. Oder ein böser Bauer hat dem Nachbar, um ihn zugrunde zu richten, einen Bergquell versenkt und muss nun zur Strafe so lange im Erdreich wühlen nach seinem Tode, bis er das gestohlene Wasser wieder zutage fördert.

Zerklüftetes Gebirge hat ein Riese in seinem Zorn auseinander gerissen, weil es ihm misslang, ein „Salinger Fräulein" zu rauben. Verfolgt von dem Riesen, hatte sie sich auf einen Baumstrunk gerettet, in welchem ein Holzknecht drei Kreuze eingehauen.

Fällt ein Knecht einen Baum im Walde, so wird er dieses Zeichen anzubringen nie unterlassen, um den Salinger Fräulein Schutz vor Verfolgung der Zauberer zu schaffen.

Selbstverständlich hat die Natur mit Gewittern gar nichts zu schaffen, denn Gewitter machen nur die Hexen.

„Wetterhex" ist auch ein arges Schimpfwort im Gebirge, und merkwürdigerweise ist der Begriff „Hexe" nicht immer mit einem alten, hässlichen Weibe verknüpft, wie man in den Märchen zumeist liest, sondern unter Hexen gab es auch junge blühende Frauen und Mädchen.

Die Burschen in der Alpenwelt finden das auch ganz begreiflich. Bemüht sich der Teufel, aus einem Menschenkinde eine Hexe zu machen, erstens zur eigenen Beute und dann, um den Leuten möglichst viel zu

Dass Hexen und Hexenmeister nicht nur allein Wetter zu machen verstehen, sondern auch sonst allerlei Stücklein an Mensch und Vieh, davon will ich ein andermal erzählen.

Heute soll die Geschichte der Zenoburger Hexe, die ich selbst gekannt habe und die mir sogar gewogen war, daran kommen.

Hinter einer imposanten Brücke, welche im mächtigen, hohen Bogen die Passer überspannt, öffnet sich das Juwel der Curanlagen Merans, die Gilf mit den prächtigen, im Freien überwinternden Palmen, Magnolien, Bambus und anderen südlichen Pflanzen und dem wie Unkraut allenthalben wuchernden Epheu. Hoch auf steilen Felsen, weit hinausschauend in das Thal steht das Schloss Zenoburg, auf welchem einst König Heinrich von Böhmen so fröhlich Hof gehalten. Es ist kaum zu zweifeln, dass der schroffe Felsenkegel wegen seiner dominierenden Lage einst als Vorwerk zur römischen Station Maja am Südabhange des Küchelberges gehört hat. Der mächtige viereckige Thurm des Schlosses weist auf römische Zeit zurück. Heute ist das einst so prunkvolle Schloss eine Ruine, von welcher nur noch die dem heiligen Zeno geweihte Kapelle unter Dach steht.

Der Schlosshof ist überwuchert von Buschwerk und Bäumen, ein Lieblingsaufenthalt der Nachtigallen. Mitten im Hofraume steht ein verfallenes Gebäude, welches viel später errichtet wurde und vielleicht als Wohnhaus den Leuten dienen mochte, die die wenigen Weinzeilen, welche außerhalb der Burgmauern angepflanzt sind, betreuten und vielleicht eine Kuh oder einige Ziegen unterhielten.

Der Oberbau des Hauses ist schon längst zusammengestürzt. Nur das Erdgeschoss ist noch erhalten, weil es von einem starken Gewölbe geschützt ist. Eine schmale Thüre führt in den dunklen Raum, der heute auch verlassen und öde ist und vielleicht auch von Leuten, welche die Zenoburger Hexe kannten, gefürchtet wird. Hier wohnte noch Ende der Fünfzigerjahre die Zenoburger Hexe. Ich erinnere mich noch ganz genau, wie es aussah in der „Hexenhöhle", wie der Bau allgemein genannt wurde, denn ich war mit meinem Vater zweimal dort. Mein Vater bekleidete damals das Ehrenamt eines Armenpflegers und suchte die Hexe auf, da herumgeredet wurde, sie liege krank und verlassen auf dem Schlosse Zenoburg.

In einer Ecke war ein Haufen Steine aufgeschichtet, überdeckt mit einer Steinplatte, das war der Herd. Ein kleiner Metallhafen, eine Pfanne, einige Scherben und Löffel bildeten das Wirtschaftsgeräthe. In den Erdboden waren drei Pflöcke eingeschlagen und einige, der liebe Himmel mag wissen aus welchem Grunde, im Dreieck zusammengenagelte Bretter bildeten einen Tisch, auf welchem ein Zinnbecher stand mit zwei Würfeln und ein Spiel abgegriffener Karten.

Mit der größten Glocke werden erst drei einzelne Schläge gegeben, und dann folgt eine Pause. Ist der Thurmknecht besonders couragiert, dann setzt er zwischen der ersten und der folgenden „Wetternstroach" möglichst lange aus, weil nach dem Volksglauben die Hexe, welche das Wetter gemacht hat, so lange den Athem einhalten muss.

Wehe aber, wenn er nicht einen gut und kräftig geweihten Rosenkranz, oder einen Muttergottespfennig bei sich hat, oder ein gutes Scapulier um den Hals trägt!

Dann dreht ihm die Hexe den Kragen um.

Einzelne Glocken im Lande haben eine ganz besondere Wetterkraft. So steht auf der großen Glocke in St. Pauls, der Guss stammt aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts:

Anna Maria heiß i!
Alle Wetter weiß i!
Alle Wetter vertreib i!
In St. Pauls bleib i!

Am Eingange des Passeierthales, fast ober Golz, klebt wie Schwalbennester ein Dörfchen an den abschüssigen Wiesen. Das kleine Kirchlein hat eine Wunderglocke, an deren Wetterkraft die Leute heute noch mit voller Überzeugung glauben.

Das Dörfchen heißt Vernur und hatte einst eine gefürchtete Hexe. Ein frommer Kapuziner machte oft den Versuch, sie zu bekehren, aber der Teufel hielt dem Hexensegen stand.

Da weihte der Pater die Glocke des Kirchleins ganz besonders kräftig gegen Wetter. Und als die Hexe wieder einmal ein Wetter anrichtete, welches die ganze Ernte zu vernichten drohte, da klang plötzlich das Glöcklein von Vernur. Aus den Wetterwolken klagte aber die Stimme der Hexe:

Übern Pater sei Segen hab i lei g'lacht,
Die Vernurer Schelle aber hat die Macht,
Dass die Vernurerin kein Wetter mehr macht!

Das Wetterläuten wird im ganzen Burggrafenamte aus zweierlei Gründen sehr gewissenhaft ausgeübt. Erstens ist das Vertrauen der Bevölkerung auf die Kraft der geweihten Glocken ein unerschütterliches. Und wenn auch die Seelsorger unablässig belehren, dass der Glockenklang nur ein Ruf zum Gebete sein soll, dass der liebe Gott die Fluren vor Unwetter beschützen möge, so ist der Glaube des Volkes, der Ton der geweihten Glocke vertreibe die Hexen, nicht zu unterdrücken.

Die Kirchenknechte aber haben ein altes Recht, auf Sammlung auszugehen, wenn der Etschländer klar wird in den kühlen Kellern. Hat nun das Unwetter Schaden angerichtet, so müssen sie sich alle möglichen Anspielungen über versäumte Pflicht gefallen lassen.

den Mauern zu reißen. Die Zenoburger Hexe, durch das lärmende Treiben der Kinder aufgestört, wollte dieselben verjagen. Aber lieber Gott, was vermochte das alte Weiblein gegen die Jugend. Sie wurde verlacht, verspottet und ein besonders kecker Bursche warf sogar mit einem Steine nach ihr. Da drohte die Hexe mit dem Stocke hinauf gegen den klaren, wolkenlosen Himmel und schrie: „Verflucht sollt ihr sein, ihr Fratzen, und das Unwetter soll euch morgen die Hütten fortschwemmen.“ So herrlich der Tag vorher war, ein so gräslsiches Wetter herrschte am Frohnleichnamstage selbst. Seit den frühesten Morgenstunden goss es in Strömen und das Wasser ruinierte alle Decorationen und die im Freien aufgestellten Altäre. Die Canäle füllten sich und konnten das Wasser aus den Dachtraufen nicht mehr fassen und überall drang es ein. Die Abhaltung der großen Procession war unter solchen Umständen unmöglich und der Ruf der Wetterhexe auf der Zenoburg, welcher der Zufall, oder auch genaue Kenntnis der Wetterzeichen zu Hilfe kam, gefestigter als je.

*

* *

Sonst gewöhnlich pflegen nach den Erzählern die Hütten oder die Häuschen, in welchen verrufene Personen wohnen, einsam außerhalb des Dorfes zu stehen, an einem unheimlichen Orte, am Rande eines düsteren Waldes oder in einer Schlucht. Das Häuschen, von dem ich erzählen will und in welchem die missliebigsten Leute des Dorfes wohnen, steht mitten unter den Häusern der reichen Bauern. Der Nachbar rechts ist der Grubhofer, der Gemeindevorsteher, der Nachbar links das Pfarrhaus. Zwischen diesen ansehnlichen Gebäuden steht ein kleines, schmuckes Häuschen. Es hat nur ein Erdgeschoss und darüber ein Giebelstübchen, an dessen Fenster immer frischrothe Nelken blühen. Das Häuschen hat einen hellblauen Anstrich, an den Fenstern sieht man Vorhänge, der Platz ringsum ist reinlich und sauber gehalten, nur ein Umstand fällt auf. Ganz entgegen der allgemeinen Sitte, ist die Hausthüre immer geschlossen und ein geschmiedeter Thürklopfer zeigt an, dass die Hausleute erst gerufen sein wollen, ehe sie einem Menschen Einlass gewähren.

Allerdings hat das Häuschen auch einen Eingang von der Gartenseite, der in den späten Abend- und auch Nachtstunden nicht selten benützt wird.

Das Häuschen bewohnt die „Kräutler-Leni“ mit ihrer Tochter. Sie war eines schönen Tages plötzlich aufgetaucht mit einem vierjährigen Mädchen und hatte das Häuschen bezogen, welches sie, wie sie durch Kaufacte nachweisen konnte, in der nahen Stadt vom Besitzer erstanden hatte.

Sie lebte still und zurückgezogen mit ihrem Kinde, beschäftigte sich mit Näharbeiten, konnte vortrefflich Karten aufschlagen und die Leute

Die Zenoburger Hexe hatte eine große und zeitweise sogar sehr vornehme Kundschaft als Kartenaufschlägerin. Nie besuchte sie aber jemanden im Hause. Entweder mussten sich die Neugierigen in das „Hexenloch“ verfügen und wagten sie dies nicht, so wartete die Hexe auf ihre Kunden auf einem einsamen Felsen, mit einem großen Kreuze geziert, hinter dem Schlosse.

In der anderen Ecke war eine Art Bettstelle zusammengenagelt aus Brettern. Moos und Laub bildeten die Unterlage für einen mit Maisstroh gefüllten Sack, ein Polster und einige alte Decken vollendeten das nicht sehr einladende Lager. Ein abgesägter Baumstock versah die Stelle des Stuhles und auf Stangen zum Dörren gehängt sah man allerlei Kräuter, denn die Hexe war auch eine in sehr verwickelten Fällen vielgesuchte Heilkünstlerin.

Ist doch ein gut Theil der Krankheiten angehext oder durch den bösen Blick angezaubert, wie viele Leute wissen wollen. Was soll da ein Arzt ausrichten? An der Wand hieng ein Schneidebrett, wie es die Bauern gebrauchen, um den nassen Rolltabak zu schneiden. Die Zenoburger Hexe war eine passionierte Raucherin, die selten ohne das kleine eiserne Pfeifchen im zahnlosen Munde herumstieg.

An der Wand hieng ein rother Fetzen. Hinter demselben war ein kleines Bild, die schmerzhafte Mutter Gottes darstellend, verborgen. Verborgene Hexen, welche mit dem Teufel einen Pact geschlossen haben, dürfen denn doch keine Heiligenbilder verehren.

An der Wand befand sich eine eiserne Klammer zum Befestigen der Kienspäne, wenn sie gerade keine Kerze hatte.

Wenn die Zenoburger Hexe herunterstieg in die Stadt, so war sie vielfach die Zielscheibe des Spottes der Kinder, wenn auch die besorgten Mütter abwehrten. Nun ja, so eine Hexe konnte einem Kinde zeitlebens einen Schaden anwünschen.

Nach einer Begebenheit aber hatte die Hexe auch von den Kindern Ruhe; sie giengen ihr schon von weitem scheu aus dem Wege. Das Frohnleichnamsfest mit der feierlichsten und größten Procession des katholischen Kalenders ist ein Freudentag für die Kinder. Da werden die Häuser geschmückt, die Mädchen ziehen mit weißen Kleidchen, mit Kränzen in den Locken auf, die Knaben mit Blumensträußen und wehenden Fahnen.

Zur Ausschmückung der Häuser wird der überall massenhaft wuchernde Epheu verwendet und da ziehen die Kinder am Tage vor dem Feste nach allen Seiten hinaus in die Umgebung Merans, um diese Decorationspflanze zu holen. Ganz besonders schön findet sich der Epheu an den Mauern der Ruine Zenoburg und so war auch eine Schar Kinder dort beschäftigt, die wuchernden Stränge und Zweige von

langt hätt. Ja dem Teufel, denn Menschenfurcht geht dem vor Gottesfurcht. Wär' die letztere ihm eigen, hätt' er a armes, gebrochenes Menschenkind aufgerichtet und nit erdrucken wollen.

Von der Zeit an hab i 's Kirchenbsuchen aufgeben, weil mir der Glauben an Gott und seine Gerechtigkeit und seine Barmherzigkeit abgstorben ist.

Ha, gelt dös begreifen Sie nit. Da lesen Sie lei die Unterschrift, nachher reicht's schon!" Entsetzt prallte der Pfarrer zurück, als er einen Blick auf die Unterschrift geworfen und von diesem Tage an hatte die Leni von kirchlicher Seite Ruhe.

Es verflossen Jahre, der Ruf der Kräutler-Leni wurde immer schlechter, aber die Kundschaft größer. Jetzt spitzten nicht nur die abergläubischen Weiber nach dem kleinen Häuschen zwischen dem Grubhofer und dem Pfarrhofe, sondern auch die jüngeren Burschen, welche steif und fest behaupteten, die Kräutlerin sei zwar eine arge Hexe, viel ärger aber noch Marie ihre Tochter.

Das Kind der Hexe hatte sich glücklich durch die Schule durchgeringelt, denn sie wurde von allen Kindern verfolgt und verspottet.

Diese Behandlung verbitterte ihr junges Herz und nun, herangewachsen zu einer blühend schönen Jungfrau, rächte sie sich an ihren Feindinnen aus der Kindheit. Und die junge Hexe hatte gefährliche Waffen, die Schönheit. Sie war ganz anders geartet, als die übrigen Dorfdirndeln. Sie hatte die feurige, bestrickende Schönheit einer südländischen Zigeunerin. Sie richtete mit ihren dräuend schwarzen Augen, mit denen sie so lieb schauen konnte, viel Unheil an und hatte sie heraus gebracht, dass ein Bursche mit einem Mädchen ein Verhältnis anknüpfte, so war sie sofort dahinter und verdrehte dem Anbeter den Kopf.

Viel Verdruss war deswegen schon im Dorfe entstanden und kamen die Mütter zur Kräutler-Leni, um sich zu beklagen, so lachte diese über die Streiche ihrer Tochter aus vollem Herzen. „Ja, was wollt ihr denn von an Hexndirndl anderst haben, als dass sie enkere Buabn verhext?" —

Der Grubhofer, der zweite Nachbar der Dorfhexe, hatte einen einzigen Sohn, der einstens als Erbe das große Anwesen übernehmen sollte. Der Bauer war stolz auf ihn und führte den Jungen nicht nur in alle Angelegenheiten der Bewirtung des Gutes ein, sondern gestattete ihm auch Einsicht in die Gemeindeverwaltung, denn er sah in ihm auch seinen einstigen Nachfolger als Vorsteher der Dorfgemeinde. Die Mutter hielt schon lange Umschau im Dorfe nach der zukünftigen Grubhofer-Bäuerin, denn die konnte nur aus einer hochangesehenen Familie sein.

munkelten bald, die Kräutler-Leni verstünde mehr, „als wie viel drei mal drei sei“.

Die Leni war ein kluges Weib und wusste recht geschickt Umstände und Dummheit auszunützen. Langsam, aber immer bestimmter verbreitete sich das Gerücht, sie verstünde aus den Karten die Zukunft zu lesen, sie verstünde angewünschte Krankheiten zu bannen, sie verstünde Liebestränke zu brauen und dergleichen Zauber mehr. Zufall, angeborener Scharfsinn und genaue Kenntnis der Art der Leute, die sie aufsuchten, ermöglichten ihr einige Wundercuren, und als sie nun gar einmal wegen Curpfuscherei acht Tage eingesperrt wurde, war ihre Position eine gesicherte. Der erste heftige Gegner, mit welchem die Leni zu kämpfen hatte, das war der Pfarrer. Die Kräutlerin besuchte nie das Gotteshaus und empfieng auch zur Osterzeit nicht die heiligen Sacramente.

Da machte ihr der Pfarrer eines schönen Tages einen Besuch, stellte sie zur Rede und ermahnte sie, ihre religiösen Pflichten zu erfüllen, da er sonst mit seinem ganzen Ansehen, mit seiner ganzen Kraft sich einsetzen werde, ein so böses Beispiel aus seiner Seelsorge zu entfernen.

Da stand die Kräutlerin vom Stuhle auf und strich, wie um sich zu beruhigen, mit der Hand einigemale über ihr blasses Gesicht, in welchem nun die dunklen Augen wie Kohlen funkelten.

„Das hat schon wo amal einer zu mir g'sagt, nachdem er mi in Ehrlosigkeit und Schand g'stoßen hat. Sag', was du verlangst, hat er g'sagt, und nachher geh'. Geh', dass mein Ansehen nit leidet, geh', dass dein Anblick nit die Reu' allwegs erweckt in mir.

Und er hat gemeint, wenn er mich mit Peitschen züchtigt wie an Hund, dann werd' i kuschen, wie a solchener.

Ja, hab' i g'sagt, geh'n thu' i, denn wenn i di weiter sehen müsst', so könnt i mi nit verwundern genug, dass so viel Schlechtigkeit no die Sonnen bescheint. Aber 'vor i geh', will i Zeil für Zeil', von deiner Hand geschrieben, lesen können, wie du Teufel a unschuldiges Kind zu einer — aber na Herr Pfarrer, es thät si nit schicken, so weiter zu reden, wie's mir damals im Herzen gegrollt hat und wie es heut' no thut.“

Aus einem tiefen Schrein holte sie nun ein Schriftstück hervor. „Und sehen Sie, Herr Pfarrer, Buchstaben für Buchstaben hat er abgeschrieben, was i ihm aufgesetzt hab, a Siegel hat er drunter gedruckt, das eigentli auf so an Schriftstück nit hintaugt und wissen Sie, zwegen warum er's than hat? Weil i gschworn hab, am Sonntag auf offenem Kirchplatz verles' i de Schrift, wenn er si zu schreiben weigert. Da hätt der feige Mensch sein Seel dem Teufel verschrieben, wenn i's ver-

Athem auf seinem Gesichte fühlen konnte. Tief schaute sie dem Geliebten in die Augen und mit bebenden Lippen flüsterte sie: „Schau Hans, es muss sein, gewiss, so muss es sein. Wie könnt i nur sagen, dass i di lieb, dass i di gern hab, so unendli gern, wollet i mein verwunschenes Leben an das deine hängen. I weiß was du sagen willst: Deine Lieb' sei so groß, so mächti, dass d' alles auf di nehmen willst.

Und ist dein' Lieb' noch so mächti, noch so groß, so ist sie auf die Dauer denno nit stark genug, um die Schand zu ertragen, dass die Leut sagen, die Grubhofer-Bäurin sei a Hex. Na na, mei lieber Hans, in Schand und Unehr' muss man geboren sein, wenn man Dummheit und Spott verlachen will. Wenn man Kopf hoch unter die Leute ummer gehen will, von denen man weiß, sie fürchten einen, sie verachten einen und sie hassen einen.

Bist frei oft eifersichti gwest, armer Hans, wenn i andern schöne Augen gmacht hab; gelt, eifersichti?

Schau, von de Narren könnt i an jeden heiraten, weil i kein mag. An jeden thät i den Spott gunnen, dass er a Hex zu an Weib hat."

Da schluchzte der arme Teufel tief auf und ließ seinen Kopf auf jenen des Mädchens sinken.

Sie schmiegte sich fest an ihn und flüsterte: „Aber dös könnt i ja döcht nit, weil i nur di, ganz allein di gern hab, Hans. Und schau, so groß ist meine Lieb', so groß, dass i sie aufopfer' für dein Lebensglück. Es werden harte Stunden für di kummen, i weiß es, weil d' mi gern hast. Aber die Zeit wird dein Weh mildern, du wirst frei oft an mi denken, aber in Dankbarkeit. Heut' siehst's no nit ein.

Und jetzt Hans, leb wohl. Schau mir no a mal in die Augen und sag: i hab' di gern, Marie." —

Zwei schwere Thränen rollten über die Wangen Maries, dann machte sie sich los und war im nächsten Augenblick verschwunden.

Und verschwunden blieb sie lange Zeit. Die Ortsvorstehung machte die behördliche Anzeige, aber sie gab sich keine sonderliche Mühe, der Verschwundenen habhaft zu werden.

Erst in späteren Jahren tauchte ihr Name wieder auf. Sie war unter die „Törchen" gegangen, wie jener eigenthümliche Volksstamm in Tirol genannt wird, welcher, den Zigeunern gleich, im Lande herumzieht, ohne feste Wohnstätte, ohne bestimmten Erwerb. Bald hausierend, bald Handel treibend mit Obst, mit Schleifsteinen, Körbe flechtend, als Pfannenflicker, oder dergleichen.

Oft wurde sie wegen Landstreicherei aufgegriffen und auch abgestraft. Sie wanderte in das Zwangsarbeitshaus und kam wieder auf freien Fuß.

Wie ein Blitz aus heiterem Himmel traf die Leutchen nun die ihnen vertraulich gemachte Mittheilung, dass ihr Sohn Hans allnächtlich mit der Hexen-Marie geheime Zusammenkünfte im Garten hinter dem Häuschen habe.

Der Bauer schäumte vor Wuth und wurde schier sprachlos, als Hans ihm ruhig erklärte, er liebe Marie aus innigstem Herzen und seine Liebe werde von dem Mädchen ebenso erwidert.

Die Mutter kniete vor ihrem Sohne nieder und bat ihn mit aufgehobenen Händen, von dem verrufenen Mädchen abzulassen.

Hans blieb unerschütterlich bei seiner ersten Rede, er könne und wolle die Marie nicht mehr lassen.

Der Gemeindevorsteher setzte nun alle Hebel in Bewegung im Schlimmen und im Guten, die Kräutlerin zu bewegen, ihm ihr Häuschen zu verkaufen und den Ort zu verlassen. Alles umsonst!

Das ganze Dorf kam in Aufregung und man war nur einer Überzeugung, der Grubhofer Hans sei verhext, die Kräutlerin hätte ihrer Tochter den ersten, vornehmsten Hof der Gemeinde einfach erhext.

Der Pfarrer, welcher auch um Hilfe angegangen wurde, und der war nach der Meinung aller doch berufen, Hexereien zu verhindern, lehnte zum Erstaunen der Weiber ab, sich in diese Angelegenheit zu mengen.

Da erschien ein unerwarteter, aber energischer Anwalt, der Sensenmann.

Der strich der Kräutler-Leni mit seiner Knochenhand über die Stirne, sie legte sich hin und starb in wenigen Tagen an einer Lungenentzündung.

Kurz vor ihrem Ende ließ sie den Pfarrer herbeirufen und übergab ihm eine Mappe mit verschiedenen Schriften, mit der genauen Anweisung, wohin selbe geschickt werden sollten.

In aller Morgenfrühe wurde die Kräutlerin in einer stillen Friedhofecke begraben und als der Pfarrer laut betete: „Herr gib ihr die ewige Ruhe und das ewige Licht leuchte ihr", da seufzte er erleichtert auf.

Der Hexen-Marie wurde ein Vormund eingesetzt, und zum allgemeinen Staunen war fast gar kein Vermögen vorhanden.

Der Grubhofer erstand das Häuschen, und Marie sollte im X-Thale bei einem Großbauern als Magd untergebracht werden.

So beschlossen die Weisen im Rathe.

Anders aber die Hexen-Marie. Es war eine herrliche, mondhelle Nacht. Tief im Gebüsche im Garten hinter dem kleinen Häuschen saß auf einer niederen Bank der Grubhofer Hans. Vor ihm auf dem Boden kniete Marie. Beide Hände hatte sie auf den Nacken des Burschen gelegt und so zog sie seinen Kopf tief herab, dass er ihren heißen

Ein Reichsdeutscher über das katholische Leben in Österreich.

Was wir Österreicher uns alles nachsagen lassen müssen! Und das Schlimmste, dass wir uns gar nicht dagegen wehren können, weil es oft leider die Wahrheit ist. So findet sich in der Octobernummer der Zeitschrift „Pfarrhaus" in Leipzig der längere Bericht eines evangelischen Geistlichen über seine persönlichen Befunde auf der Reise, die er im vorigen Sommer durch Österreich gemacht hat. Er studierte das römisch-katholische Leben, soweit er hierin Einblick gewann. Die flüchtigen Beobachtungen können freilich nur mehr äußerlicher Natur sein, aber sie zeigen genug. Für uns ist es interessant und lehrreich zu sehen, wie das religiöse Leben unseres Volkes nach außenhin dem Unbefangenen erscheint, der es das erstemal wahrnimmt und wie man es beurtheilt. Wir beabsichtigen mit der Wiedergabe des Folgenden keine Polemik, noch viel weniger eine Herabsetzung kirchlichen Lebens. Deshalb haben wir auch alle starken Äußerungen weggelassen oder gemildert und geben nur das Thatsächliche wieder. Die Absicht, die wir mit solchen Darstellungen verfolgen, ist bekannt, wir wollen mitwirken zur Abschaffung großer Schäden unserer Kirche, mitwirken zur Reform, deren Nothwendigkeit eine so heiße Frage des Tages geworden ist.

Der reichsdeutsche Beobachter schreibt unter anderem:

„Wenn es mir zunächst darum zu thun war, das römische Kirchenthum genauer kennen zu lernen, so darf ich sagen, dass ich an Erfahrungen und Erlebnissen reich zurückgekehrt bin. Ich weiß nun, was praktischer Kotholicismus ist; denn aus Büchern lernt man das nicht, nur durch eigenes Hören und Sehen. Es ist wahr, die römische Kirche tritt in Österreich, wie überall, wo sie die Herrschaft hat, äußerlich imponierend auf. Wo wären die Kirchen so zahlreich, wie dort! Gegen die Dome und Kathedralen, gegen die bischöflichen Paläste, Klöster und Priesterseminarien nehmen sich die kirchlichen Bauten in evangelischen Landen oft kläglich aus. Dazu kommt die Pracht des Gottesdienstes, die Fülle von Kunstwerken, die unermesslichen Geldmittel, die große Zahl von Geistlichen und anderen kirchlichen Persönlichkeiten, die gewaltige, durch tausend Fäden vermittelte politische und sociale Macht. Man braucht nur ein paar Tage in Österreich gewesen zu sein, um zu fühlen: die römische Kirche ist eine gewaltige Beherrscherin der

Endlich, in ihren alten Tagen ließ sie sich auf der Schlossruine nieder, in ihrer Art ein ruhiges Leben führend.

War ihr doch die verfallene Hütte eine herrliche Wohnstätte, sie hatte ja hundertemale im Freien genächtiget. Der Aberglauben der Menschen war ihr doch eine fürsorgliche Ernährerin, die sie nie eigentlich Mangel leiden ließ.

Und welche Fülle von Vergnügen und Zeitvertreib bot ihr die Beschränktheit und die Dummheit der lieben Nebenmenschen, die sich aus den Karten die Zukunft deuten ließen, aus den Linien der Hand ihre geheimsten Wünsche errathen und vor der schlauen Hexe alles auskramten, was sie bedrückte und beängstigte.

Und in einem so kleinen Städtchen, wo das ganze Leben und Treiben, das ganze Streben, Sinnen und Trachten so eng verschlungen und verwoben sind, wie der Epheu, welcher die Mauern des Hexenloches umspann, da konnte die schlaue Hexe gar oft mit ihrem Wissen die Kundschaften verblüffen und Geheimnisse zu Tage fördern, die man ängstlich gehütet hatte.

Auf meinen Wanderungen durch das Tiroler Land fand ich da und dort zerstreut die einzelnen Glieder der Kette, welche die Geschichte meiner Hexe bildeten.

Ich sammelte sie sorgfältig und füllte Lücken aus, um die Verbindung mit den einzelnen Gliedern zu finden.

Erst vor wenigen Tagen habe ich das Hexenloch auf der Zenoburg aufgesucht, und hätte ich das alte, harmlose Weiblein dort noch gefunden, so würde ich ihr von einem stattlichen Bauernhofe erzählt haben, in welchem ein gar wackerer Mann lebt in einem sonnigen Stübchen und freundlich lächelt, wenn er sein Enkelkind so emsig wirtschaften sieht.

Wie Sonnenschein aber zieht es über sein faltiges, ehrwürdiges Gesicht, wenn die Abendglocke läutet, und im kleinen Häuschen nebenan öffnet sich die Thüre.

Eine Klosterfrau erscheint und theilt ihre kleinen Schützlinge, welche die Kleinkinder-Bewahranstalt besuchen, in Gruppen ein, und schickt sie mit Ermahnungen, ja recht achtzugeben auf dem Wege, nach Hause.

Es ist doch eine Hexe gewesen, du liebes, altes Weiblein. Hast der armen Dorfjugend eine Zufluchtsstätte gezaubert und zauberteſt dem alten Bauern, er schlummert lange schon auf dem Friedhofe, so viele glückliche Stunden der Erinnerung an seine Marie.

Tages für das clericale Wien. Er ist die Seele der christlich-socialen Partei und hat die Losung ausgegeben: Heraus mit dem praktischen Christenthum! Das praktische Christenthum aber besteht für ihn darin, dass er eifrig für clericale Wahlen und für Wallfahrten wirkt. Eine Jesuitenpredigt zu hören, welchen evangelischen Geistlichen sollte das nicht reizen, die Füße in Bewegung zu setzen. Also auf nach St. Augustin! Als ich eine gute halbe Stunde vor Beginn das Gotteshaus betrat, das durch das wirklich schöne Grabdenkmal für Maria Christine von Canova berühmt ist, fand ich es schon voll besetzt. Mehr als tausend Gläubige, meist Männer, waren gekommen, um den Ohrenschmaus zu genießen, denn, wenn Pater Abel predigt, so gibt es stets einen solchen. Das wissen sie alle in Wien. Doch welch ein Schall dringt mir aus der weiten Kirche entgegen? Sie halten Gebetsandacht! Ein Ave Maria, ein Vaterunser nach dem andern wird von tausend Stimmen hergesagt in rasender Eile, so dass das Ohr den Worten kaum zu folgen vermag. Niemals im Leben hatte ich derartiges gehört. Was ich oft in Büchern las über das Beten der Katholiken, hielt ich für eine Übertreibung. Hier hörte ich es mit meinen eigenen Ohren: es ist wirklich so. Mir ward schwül zumuthe in dieser Umgebung. Allmählich gewann ich die Kaltblütigkeit, meine Uhr herauszunehmen und zu zählen, wie lange diese „Beter" eigentlich zu einem Vaterunser brauchen. Am Tage vorher hatte ich in einer evangelischen Predigt gehört: „Das Vaterunser ist das kürzeste Gebet, man kann es in einer Minute beten." Hier lernte ich mit der Uhr in der Hand, dass man noch nicht ganz zehn Secunden dazu braucht. Sechs Vaterunser in der Minute von einer tausendköpfigen Menge mit lauter Stimme so disharmonisch als möglich heruntergebetet und das eine halbe, eine ganze Stunde lang! es kam mir wie eine Entweihung des Gotteshauses, wie eine Verletzung meiner heiligsten Gefühle, wie ein Hohn auf das Gebet, wie ein Faustschlag ins Angesicht dessen vor, der uns das Vaterunser gelehrt. Schon wollte ich weggehen, aber die Jesuitenpredigt spornte zum Ausharren. Es schlug acht Uhr, und erleichtert athmete ich auf.

Pater Abel erschien auf der Kanzel. Wohl kaum hat er je einen eifrigeren Zuhörer gehabt als den evangelischen Pfarrer, der dicht unter der Kanzel stand, eingekeilt zwischen Männern und Frauen, und jedes seiner Worte so gut sich ins Gedächtnis prägte, dass er alsbald die ganze Predigt in sein Büchlein schreiben konnte. Die Predigt lautete folgendermaßen: „Meine lieben Wiener Männer! Heut' will ich euch net lang aufhalten, heut' werd' ich's kurz machen. Es ist schon viel, dass bei der Hietz so viele Wiener Männer kommen san. Nur zwei Fragen will ich beantworten: Wofür wollen wir danken, und warum wollen wir beten in Mariazell? Erstens Wofür wollen wir danken? Es gibt ja viele,

Geister, ein Staat im Staat, eine Institution, die ihre eiserne Hand auf alles legt. Und doch fehlt diesem Kolosse eins, aber gerade das Beste! Das reine Evangelium. Der Eindruck, den das katholische Kirchenthum auf den Beobachter macht, ist der der vollendeten Weltlichkeit.

Gleich in Wien, heute die Hochburg des Clericalismus, trat mir das in abschreckender Weise entgegen. Wenn ich durch die Kirchen schritt, so war mir's, als wenn ich in die dunkelsten Zeiten des Mittelalters versetzt wäre, etwa ins zehnte Jahrhundert, das die Kirchengeschichtsschreiber das saeculum plumbeum sive obscurum nennen. Im Stephansdom fand ich eine Schar von Frauen mit stumpfem Gesichtsausdruck vor einem vergitterten Marienbilde knien, vor welchem ein eiserner Ständer mit einem Walde brennender Kerzen aufgestellt war. Wenn die Beterinnen mit ihrer Andacht zu Ende waren, schritten sie auf das Marienbild zu, berührten das Gitter mit der Hand, küssten es, ließen ihre Geldspende in die Opferbüchse verschwinden und entfernten sich. Auf meine Frage, was es mit diesem Bilde auf sich habe, antwortete mir ein seltsam aufgeputzter Kirchendiener ohne Lachen: aus den Augen eines Marienbildes seien einmal wirkliche, echte Thränen geflossen, dies Marienbild stehe hinten am Hochaltar, weil solch ein wunderthätiger Gegenstand zu kostbar sei, um dem Volke zur täglichen Andacht dargeboten zu werden, „damit es aber vorn a nöt fehlt", habe man eine Copie anfertigen lassen, und das sei das Bild, dem die Gläubigen hier ihre Verehrung zollen. So betet man also hier nicht vor Gott, auch nicht vor Maria, auch nicht vor ihrem wunderthätigen Gnadenbilde, sondern vor einer — Nachbildung desselben!

Nicht besser war der Eindruck, den ich in anderen Kirchen empfieng. Ich besuchte die Votivkirche, einen glänzenden Bau in gothischem Stile. So erhebend das Bauwerk, so niederdrückend das, was ich dort sah und hörte. Zwei junge Priester sagten die Litanei in so eintöniger Weise, dass ich die Ausdauer der Gläubigen bewunderte, die regungslos in den Kirchenbänken saßen. Es lag mir auf der Zunge, die jungen, kräftigen Gestalten dort am Altar zu fragen: Wisst ihr denn nichts anderes zu thun? und zu den Andächtigen zu sagen: Lasst euch einmal ein Capitel vorlesen aus dem Neuen Testament. — Den Gipfel des Ganzen sollte ich in einer dritten Kirche kennen lernen. In allen Kirchen fand ich einen rothen Maueranschlag, auf welchem zu einer Predigt in der Augustinerkirche eingeladen war, die der Jesuitenpater Abel zur Vorbereitung auf die achte Wiener Männerwallfahrt nach Mariazell halten werde. Von Pater Abel hatte ich schon gehört. Er ist ein würdiger Genosse des bekannten Pater Deckert, der die Schmähschrift von Luthers „Selbstmord" geschrieben hat. Getragen von der immer wachsenden christlich-socialen, das heißt clericalen Strömung, ist Abel heute der Mann des

wie sie zu mir kommen san, da hab' ich mit beiden Händen zugegriffen. In Baiern san vor einem Jahre viertausend Veteranen von 1870 mit nach Altötting zur Mutter Gottes gangen. Hoffen wir, dass auch viele mit nach Mariazell gehen, Maria hat so viel für Österreich gethan; und die Ehrenzeichen anlegen, das g'hört sich bei so aner G'legenheit: legt man sie doch auch an, wenn man von Seiner Majestät zu einer Audienz befohlen wird. Dann wollen wir beten für unsern hochwürdigen Herrn Bischof, der achtzig, und für den heiligen Vater, der neunzig Jahre alt wird. Endlich hat a jedes sein — Packerl, net da (Redner beugt den Nacken und weist mit der Hand auf den Rücken), aber da (Redner weist auf die Brust — Heiterkeit in der ganzen Versammlung), und da ist a jed's froh, wenn er's ablegen kann und mit fröhlichem G'sicht wieder heimkehrt zu Weib und Kind. Und nun geb' unser Herrgott a gut's Wetter, net z' heiß und net z' regnerisch zur Wallfahrt nach Mariazell! Amen." In unmittelbarem Anschluss daran nahm Redner einen Zettel zur Hand und fuhr fort: „Und nun noch a paar Bemerkungen. Zum erstenmal soll dies an öffentlicher Auszug sein. Wir versammeln uns zur festgesetzten Stunde in den Kirchen und ziehen dann nach dem Westbahnhof. Und dann noch eins. Niemand vergesse, seinen Mundvorrath mitzunehmen. In den Wirthshäusern wollen sie Euch Wiener — schnüren. Es ist aner vorausg'reist und hat mir mitgetheilt, die Portion kost' fünfundsechzig Kreuzer und ist dabei so kloan, dass man drei essen könnt', und man ist noch net satt. Was wir trinken, das — woll'n und müssen wir zohln; was wir essen, a kolt's Fleisch, a Brot, das nehmen wir mit."

Das ist die Predigt des Jesuiten! Ich war starr vor Entsetzen, meine Wange glühte vor innerer Erregung. Das also wagt man, der Gemeinde zu bieten! Ohne Bibel tritt dieser Mann auf die Kanzel, es fällt ihm gar nicht ein, ein Gotteswort an die Spitze zu setzen, im reinsten Wiener Jargon redet er eine halbe Stunde lang von den Wiener Gemeinderathswahlen, von den Wolfianern und den Herren Sozi und unterhält wie der Kapuziner in Schillers Wallenstein die Gemeinde mit Dingen, die die Lachmuskeln reizen, ja er bringt es zuwege, den Seinen die Mitnahme eines kalten Fleisches als besonders wichtig von der Kanzel aus ans Herz zu legen! Und die tausendköpfige Menge lauscht diesen Ausführungen wie einem Evangelium! Solche Dinge machten mich allerdings um eine Erfahrung reicher. Wenn das in der Hofpfarrkirche von Wien möglich ist, dann lasst alle Hoffnung fahren, das Volk von Österreich wieder für das Evangelium zu gewinnen.

Wie eifrig auch sonst in Österreich gearbeitet wird, das sollte mir Mariazell selbst zeigen, denn ich versäumte natürlich nicht, mir das Leben in dem vielgerühmten Gnadenorte anzusehen, wenn ich auch die

die uns heftig angreifen, dass wir uns an Maria wenden und a Wallfahrt machen. Aber die Herren Protestanten sollen ja net z'viel sagen. Die protestantischen Herren Pastoren sind der Meinung, wir brauchten bloß Einen Mittler, Jesus Christus. Den hob'n wir auch, Katholiken wie Protestanten. Sünder san wir alle, auch die Protestanten. In Sachen der Erlösung brauchen wir nur den Herrgott. Aber das werden'S wissen, wann S' verheiratet san: wenn die Kinder was ausrichten wollen, da stecken sie sich hinter die Frau Mama. So stecken wir uns hinter die Mutter Gottes. Und wenn die Eltern den Namenstag haben, bei den Protestanten den Geburtstag, da erfüllen sie die Bitten der Kinder lieber denn sonst. So ist auch Maria an g'wissen Tagen und G'legenheiten milder. Darum machen wir zu ihr a Wallfahrt nach Mariazell. Wofür wir ihr danken? Zuerst für den Ausfall der Gemeinderathswahlen in Wien, für den Sieg der Christlich-Socialen. Vor fünf Jahren haben wir gebeten in Mariazell, dass wir siegen. Die fünf Jahre san um, und die schönen Tage der Herren Judenliberalen — san auch um. (Schallendes Beifallsgelächter in der ganzen Kirche.[1]) Dafür danken wir. Sodann aber für den Eindruck, der diesen Sieg im Lande g'macht hat. Ich war neulich gesundheitshalber in der Kneipp'schen Curanstalt in Brixen. Da hab'n's g'sagt: Hochwürden, wir gratulieren Ihna. Ich musste sagen: Ich hab' ka Verdienst dabei. Ihr seid's, denen man gratulieren muss, ihr Wiener Männer, ihr habt's das g'macht. Nun wollen wir aber auch von den Feinden lernen, fernerhin einig zu sein, denn Einigkeit macht stark. Auf der einen Seite die Sozi, die Herren Wolfianer, die abgefallenen Katholiken, auf der anderen Seite wir Christlich-Socialen! Endlich danken wir noch für etwas. Es ist neulich an Einspänner zu mir kommen und hat g'sagt: Ich mach a mit nach Mariazell. Ich hab' an Sohn, der drohte, blind zu werden. Da hab' ich zu meiner Frau g'sagt, wenn dem san Augenlicht erhalten bleibt, dann geh ich mit nach Mariazell. Und sehng' S', hat er g'sagt, der hat halt jetzt an Aug' so schön wie an Adler (Heiterkeit). Wer für so was zu danken hat, der geh' mit uns nach Mariazell. Lach'n S' net, mein Herr Wolfianer, oder abgefallener Katholik, dir kann's auch amal kommen. Jetzt bist g'sund, aber wann dein Kind krank ist und der Doctor sagt: Ich kann für nix mehr stehn — dann gehst du auch mit nach Mariazell. Zweitens. Und nun noch ganz kurz: Worum wollen wir beten in Mariazell? Unser Kaiser Franz Joseph wird am 18. August siebzig Jahr; da wollen wir für ihn beten um Gottes Gnade. Da ist's denn erfreulich, dass heuer zum erstenmale auch die Veteranen von 48 mit nach Mariazell gehen. Ich hab' nix dazu gethan, aber g'wünscht hab ich's, und

[1] ? Die Red.

will in katholischem Sinn, sendet einen mehr oder minder wertvollen Gegenstand in die Schatzkammer von Mariazell. Dass Millionen hier aufgehäuft sind, soll nicht geleugnet werden; dass dies alles auf die Menge seine Anziehungskraft ausübt, ist klar; aber was dieses barocke Museum in einer Kirche soll, sieht man nicht recht ab.

Doch was treiben die Wallfahrer denn eigentlich in Mariazell? Man hört die Messe, man legt die Beichte ab und holt sich Ablass, man betet den Rosenkranz, man setzt sich unter die Kanzel und lässt sich von den Wundern erzählen, die am Gnadenorte geschehen sind, man kauft sich einige der vielen Devotionalien, die dort in den ungezählten Buden zu haben sind und lässt sie weihen, man wandert zum „heiligen Brunnen“ und nimmt eine Flasche Wasser zum Andenken mit, man betheiligt sich am „Lichterumgang“ und glaubt mit alledem fromme, Gott wohlgefällige Werke gethan zu haben. Einen Lichterumgang habe ich mit angesehen. Nach einer sehr langen Messe vor dem Gnadenbilde reihten sich etwa zweihundert Frauen zum Zuge, jede in der einen Hand eine brennende Kerze, in der anderen das Wallfahrtsbuch und den Rosenkranz. Ein Kirchendiener reicht ein gedrucktes Lied herum und drückt auch dem protestantischen Beobachter aus Deutschland ein Exemplar in die Hand. Mit kreischender Stimme intoniert der Vorsänger, der Zug beginnt. Unter Vorantritt der Geistlichkeit und weißgekleideter Mädchen, die unter einer Art Bänderbaldachin dahinschreiten, setzt er sich in Bewegung, durchmisst die Kirche und verliert sich in der Umgebung derselben. Ich lese das Lied durch und verfolge den Gesang. Die Katholiken haben keine wirkliche Predigt, keine Wortverkündigung, das hatte ich in Wien gesehen. Hier sehe ich, sie haben auch kein Kirchenlied.

Aber ist denn Mariazell nur ein Ort für fromme Übungen? Ganz und gar nicht. Sind die kirchlichen Handlungen vorüber, dann — amüsiert man sich. In den Abendstunden macht Mariazell den Eindruck eines Vergnügungsortes. In allen Restaurants, wie unter freiem Himmel geht es laut her. Man scherzt, lacht, singt, musiciert, schwatzt und trinkt, dass es eine Art hat, bis tief in die Nacht hinein. Den classischen Ausdruck hierfür fand ich in einem Gedichte, das in einem ersten Hotel des Ortes an hervorragender Stelle unter Glas und Rahmen hieng und sofort meinem Notizbuche einverleibt wurde. Es lautet so:

Mariazell, du Ort der Gnaden,
Sei mir gegrüßt mit Herz und Mund;
In diesem Bergeskranze baden
Sich Leib und Seele erst gesund.
Wenn in der Städte hast'gem Treiben
Der Mensch sich selber oft verliert,
Wer kann da immer schuldlos bleiben,
Wenn die Versuchung ihn umschwirrt?
Drum ziehen viele Pilgerscharen
In dieses Thal des Segens her,

Männerwallfahrt nicht mitmachte, die der Jesuit so marktschreierisch anpries. Wer keinen Wallfahrtsort gesehen hat, der hat noch nicht den rechten Begriff vom Katholicismus. Mariazell ist ein hochgelegener, herrlicher Ort, der seit Jahrhunderten Tausende von „religiösen Reisenden" angezogen hat. Um die Mitte dieses Jahrhunderts sollen jährlich 270.000 Waller dorthin gezogen sein. Heute dürfte die Zahl nicht mehr erreicht werden. Aber man bemüht sich, wieder auf die alte Höhe zu kommen. In einer Druckschrift, die ich mir kaufte, heißt es: „So wie das Vertrauen zu der heiligsten Gnadenmutter nicht abnimmt, immer mehr erblüht, so nimmt auch die Zahl der Wallfahrer nicht ab, und an manchen Tagen sieht man in Zell alle Provinzen Österreichs vertreten." Die officielle Liste der größeren und Jahr für Jahr regelmäßig erscheinenden Processionen aus Österreich-Ungarn umfasst allein ziemlich zweihundert Nummern. Dazu hat neuerdings jede Gemeinde Steiermarks Weisung erhalten, jährlich einmal eine Sonderwallfahrt nach dem steirischen Heiligthum zu veranstalten, und die Zahl sonstiger Pilger und Touristen ist nicht klein. Kein Wunder, dass in dem „deutschen Loretto", wie man Mariazell genannt hat, fast jedes Haus ein Gasthaus ist; der ganze Ort lebt von den Pilgern, es ist beständiger Jahrmarkt dort, und nirgends isst und trinkt man besser, als in dem frommen Ort. Das Interesse der Gläubigen concentriert sich um ein achtzehn Zoll hohes, aus Lindenholz geschnitztes Madonnenbild mit dem Kinde, das in einer besonderen Grotte, kaum sichtbar, aufgestellt ist. Von diesem Bilde gehen nach dem Glauben der Katholiken wunderbare Wirkungen, namentlich Errettungen und Krankenheilungen aus, von denen viele auf den zahlreichen, meist entsetzlich geschmacklosen und künstlerisch wertlosen Votivgemälden an den Wänden dargestellt sind. Die Kirche macht keineswegs einen besonders bedeutenden Eindruck. Die Überladung mit Gold und Silber stößt ab, die dick mit Wachs, das von den Kerzen herabgelaufen ist, besudelten Kirchenbänke bieten einen widerlichen Anblick, die stumpfen Gesichter der Betenden, das Treiben der auf- und abwogenden Menge, das alles berührt unsympathisch. Nicht weniger seltsam nimmt sich eine Raritätensammlung aus, die „Schatzkammer" genannt, welche in vielen Schränken allerlei Gegenstände birgt, die man hierher gestiftet hat. Da findet man Monstranzen, Gebetbücher, Kelche, Brillanten, Kronen, Kreuze, Leuchter, Kerzen, Porträts, Uhren, Broschen, Brautkränze, Kleider, Blumen und ähnliches. Hier sieht man nicht nur Gerippe in Glaskästen, sondern auch den Schleier, in welchem eine bekannte Fürstin unserer Tage ihren evangelischen Glauben abgeschworen hat, neben einem silbernen Lorbeerkranz der Schauspielerin Josefine Gallmeyer, eine goldene Schreibfeder des Dichters Zacharias Werner. Wer fromm sein

gegeben. Die armen Eltern warfen sich auf die Knie und riefen weinend: Heilige Mutter Mariatrost, breite deinen heiligen Schutzmantel über das Kind. Wir verloben uns mit einer eifrigen Kirchfahrt und Opfertafel. Als das Feuer verloschen war, wurde der Schutt weggeräumt, um nach dem Leichnam des Kindes zu suchen. Doch, o Wunder! Mitten im Kohlenhaufen war eine umgestürzte Truhe, unter derselben das Knäblein unverletzt. Es sagte: eine überaus schöne Jungfrau hat mich hieher geführt und gesagt, ich und meine Eltern sollen eine Kirchfahrt nach Mariatrost anstellen, dann werde mir nichts geschehen." „Einst kam einem Protestanten im Traum der Nacht vor, er liege in einem mit großen Nägeln ausgeschlagenen Fasse und werde unter den furchtbarsten Schmerzen in die Hölle hinabgerollt. Er versprach, den katholischen Glauben anzunehmen, wenn er durch die Fürbitte Mariä aus seiner unerquicklichen Lage befreit würde. Am Morgen fühlte er wirklich entsetzliche Schmerzen am ganzen Leibe und erkannte daraus, dass der Traum keine Täuschung gewesen sei. Er erfüllte sein Versprechen und legte in der Kapelle von Mariatrost das katholische Glaubensbekenntnis ab, worauf er von seinen Schmerzen befreit ward und durch sein ganzes Leben ein eifriger Verehrer der allerseligsten Jungfrau Maria blieb." Mariatrost rettet vom Tod des Ertrinkens, heilt Augenleiden, Typhus, Cholera, Tollwuth, Wahnsinn, Brüche, Brand und Vergiftung, zieht verschluckte Nadeln schmerzlos heraus und entfernt Fischgräten, Knochensplitter, Erbsen und Bohnen aus Hals, Nase und Ohr. „Besonders zeigt sich die gute Mariatroster Mutter freigebig gegen kranke, sterbende, ja auch schon, und besonders ohne Taufe verstorbene Kinder, so dass mehrere wieder zum Leben und zur Taufe kamen. Eins war sogar schon zur Aufbahrung bereit. Ein viele Jahre ganz gelähmter und dem Tode scheinbar schon ganz geweihter Knabe wurde bei der Kirchthüre hereingetragen, sprang aber von seinen Trägern beim Anblicke der lieben Muttergottesstatue auf den Fußboden herab, lief zu seiner Mutter mit den Worten: O Mutter, Mariatrost hat mir geholfen, ich kann ganz gut laufen. Ein todtgeborenes Kind ist einst hier auf Fürbitte der Gnadenmutter Mariatrost wieder lebendig geworden, so dass es hier getauft werden konnte." Wo stehen diese Wundergeschichten? In einem Märchenbuche? In einem mittelalterlichen Fabelbuch? Nein, sie stehen wörtlich in der „Beschreibung des Wallfahrtsortes Mariatrost, nach historischen Aufzeichnungen zusammengestellt von Josef Stolz", gedruckt in diesem Jahr „mit Approbation des fürstbischöflichen Ordinariats Brixen", feilgeboten in Mariatrost und von dem armen Volke fleißig gekauft.

Zu dem, was ich in diesem Büchlein las, stimmte trefflich, was ich in der Wallfahrtskirche selbst beobachtete. Die zahllosen Marienbilder waren mir nichts Neues, sie bewiesen nur, dass Maria der eigentliche

Das ew'ge Heil sich zu bewahren,
Zu machen sich von Sünden leer,
Doch ist dem frommen Sinn genüget
Und ist das Herz von Schlacken rein,
So kommt's, dass gern man sich vergnüget
Und kehret dann beim — Bosse ein.
Da ist man trefflich aufgehoben
Und sicher wie im Mutterschoß.
Denn Wirt und Wirtin sind zu loben,
Nur kommt man nie des Abends los.
Wer wird denn auch zu Bette gehen
Bei guter Kost und frischem Krug?
Wenn Wirt und Gäste sich verstehen,
So ist's für beide Lob genug.

Man sieht, Herr Lueger hat Recht: der Katholicismus ist eine Religion, wie sie fürs lustge Volk in Österreich passt; auch das Wallfahrten nach Mariazell ist eine amüsante Sache: vormittags a Mess und a Beicht und abends a Hetz und a Gaudi.

Meine Kenntnis des Wallfahrts- und Heiligenwesens wurde vervollständigt durch den Besuch einer anderen Gnadenstätte, Mariatrost bei Graz. Das ist auch ein vielberufener Wallfahrtsort, aber nicht so besucht wie Mariazell. Dort kaufte ich mir ein zierlich gedrucktes Blatt, durch welches die katholische Behauptung widerlegt wird, dass man die Heiligen wohl „anrufe", aber nicht „anbete". Also, was der Christ dem Heiland zuschreiben muss, wird darin der Maria zugeschrieben. Sie ist völlig an die Stelle des Heilandes getreten, aus dem Christenthum ist in der römischen Kirche Marienthum getreten, eine völlig andere Religion.

Welche Wunder Mariatrost zu thun vermochte und vielleicht heute noch zu thun vermag, ersah ich aus einem Büchlein, das ich mir anschaffte: „Geschichte und Beschreibung des Wallfahrtsortes Mariatrost. Nach historischen Aufzeichnungen von Josef Stolz." Hiernach kann Mariatrost noch mehr als Mariazell. „Im Jahre 1680 rettete Mariatrost Graz vom Untergange durch die Pest." „Josef Schmidt, ein Mariatrost-Verehrer, hatte schon öfters wunderbare Hilfe in seinen Zornausfällen durch Mariatrost erhalten. Einmal nahm er in einem Wuthanfalle ein starkes Gift, da reute es ihn ernstlich, er rief zur Gnadenmutter, dass sie ihm nur noch einmal helfen möchte, und wirklich gab er gleich darauf das Gift unverletzt von sich." „Ein Militärschneider in Graz musste einen schönen damastenen Rock reparieren, stieß aber die Öllampe darauf um, so dass alles beschmutzt ward und eine Reinigung ganz unmöglich schien. Aus Verzweiflung darüber wollte er durchgehen. Doch auf der Flucht rief er Mariatrost um Hilfe an, kehrte um und fand alles ganz schön und rein, als wenn nichts geschehen wäre." „Am 1. Mai 1699 schlug der Blitz in ein Haus ein. In wenigen Augenblicken stand es in hellen Flammen. Ein Kind war in dem brennenden Hause zurückgeblieben und dem qualvollen Feuertode unrettbar preis-

Christi stammend gezeigt wird, auf einen Haufen legte, es entstände ein Bau, so hoch wie der Stephansthurm", so sagte er unter lautem Beifall der Umstehenden und schloss mit den Worten: „Es fehlt hier nur noch ein Stück egyptischer Finsternis in einer Glasflasche." — Lehrreich war mir der Blick in die ultramontane Presse, das „Vaterland", das „deutsche Volksblatt", die „Reichswehr". Diese Blätter kämpfen eifrig für ein bigott katholisches Österreich. Wie eine Satire kam mir in dem an schwarzen Hüten überreichen Salzburg eine Annonce vor, die ich in der dort erscheinenden „Chronik" las: „Die echten römischen Hüte für die hochwürdigen Priester, genau wie solche in Rom getragen werden, sind in allen Größen und Qualitäten sowohl weich wie halbsteif zu den billigsten Preisen zu haben bei Leopoldo Terrassini, Hutniederlage." Wie ein Klang aus Tetzels Zeiten war mir die unverblümte Ankündigung unvollkommener und vollkommener Ablässe, die man sich gegen allerhand kleine Leistungen in jeder Höhe verdienen könne von 100 Tagen bis zu 7 Jahren und 280 Tagen. Ich fand solche Preiscourante fast in allen Kirchen angeschlagen. — Eigenthümlich berührte mich nicht minder die ziemlich unverfrorene Geldmacherei. Die römische Kirche, welche gerade in Österreich im Reichthum fast erstickt und bereits außer kolossalen Geldmitteln einen großen (?) Theil alles liegenden Besitzes in ihren Händen hat, verschmäht es nicht, sich immer größere Mittel zu verschaffen. In den Kirchen stehen allenthalben große Büchsen für den heiligen Vater, „zum Kirchenschmuck" und wie die frommen Zwecke alle heißen. In einer Kapelle auf dem Semmering fand ich gleich am Eingang ein aufgeschlagenes Buch in Folio mit der naiven Bemerkung: „Spenden von mindestens einer Krone gewähren das Recht zum Eintragen des Namens in das hier aufliegende Gedenkbuch. Man bittet, dieselben dem Meßner abzugeben. Spenden unter einer Krone bittet man, in die Opferbüchse zu legen." Diese Opferbüchse war nicht klein. Daneben stand eine zweite, nicht minder große mit der freundlichen Mahnung: „Nimm deine Zuflucht zu dem großen Wunderthäter Antonius von Padua und versprich ihm eine Spende zu guten Werken." An beiden Enden der großen Moldaubrücke in Prag las ich über ungemein großen Geldkästen in deutscher und czechischer Sprache die Bitte: „Nur einen Kreuzer zum Dombau" und dachte, wenn der reiche Erzbischof nur ein Percent von seinen unermesslichen Einkünften zum Dombau gibt, so ist das mehr, als was das ganze Jahr über durch diese Kreuzersammlung einkommen kann. — Schließlich sei erwähnt, dass ich noch einen drastischen Zug zur Kenntnis des Klosterwesens kennen lernte. In der Familie eines mir bekannten Geschäftsmannes verkehrt seit Jahren ein Herr, den ich Callini nennen will. Eines Tages kommt eine Nonne in das Geschäft und bestellt etwas. „Ehrwürdige Mutter, darf ich um Ihren Namen

Heiland der Katholiken ist, die gedruckten oder geschriebenen Widmungen zeugten laut von der Naivetät der Spender. Eigen berührte es mich, nicht nur Verse und Prosa an den Marienbildern zu finden, sondern Gegenstände, die zumal im Gotteshause geradezu unästhetisch wirkten. Ich fand Haarzöpfe und Haarbüschel an den Bildern hängen, durch die Länge der Zeit mit Staub und Schmutz bedeckt, ein ekelerregender Anblick. Was ich bisher noch nicht beobachtet hatte, das waren in solchen Kirchen Opfergaben aus Wachs, die man vor die Bilder der Maria hängt, Herzen, Beine, Augen, Ziegen, Rinder, Schweine u. a. m. Hat jemand ein krankes Bein, das er durch Marias Hilfe geheilt haben möchte, oder ist er von seinem Fußleiden geheilt worden, so opfert er der Gnadenmutter ein Wachsbein; besitzt einer ein Hausthier, dessen Gedeihen zu wünschen übrig läſst, so hängt er dessen Conterfei in Wachs vor dem Marienbilde auf, damit die Mutter Gottes den Gegenstand seiner Sorge nicht aus den Augen verliere, ein Lamm oder ein Schweinchen. Diese Wachsfiguren sind in den Verkaufsständen für billiges Geld zu haben, fünf Kreuzer das Stück. Sie gehen reißend ab, hängen zu Dutzenden in der Kirche vor den Marienbildern, werden nach einer gewissen Zeit zu Kerzen eingeschmolzen oder wandern wohl auch, wie das in Italien geschieht, durch die Hand des Meßners zum Verkäufer zurück, um zum zweitenmal verkauft und als Opfer verwandt zu werden. Ich konnte der Versuchung nicht widerstehen, mir in dem Verkaufsstand einige solche Wachsfiguren zu erwerben, um sie mit nach Hause zu nehmen und den Freunden in der Heimat durch Vorführung dieser Cultusgegenstände das Unglaubliche glaublich zu machen. Ich hatte mein Augenmerk auf Thiere gerichtet und hätte gar zu gern ein Zicklein gehabt. Da dieser Artikel wegen allzu reger Nachfrage gerade ausgegangen war, muſste ich mich mit einem Bein und einem Herzen begnügen. Ich bewahre sie gut und kann nun an diesen Anschauungsmitteln meinen Freunden praktisch demonstrieren, was Katholicismus ist.

Es führt zu weit, über alle sonstigen Beobachtungen mit gleicher Ausführlichkeit zu berichten. Nur einige Andeutungen noch. Betrüblich war mir's, auch an rein weltlichen Stätten römischen Reliquien-Aberglauben gepflegt zu sehen. So fand ich unter den Raritäten der kaiserlichen Schatzkammer zu Wien in reicher goldener Fassung einen Nagel vom Kreuze Christi, ein Stück Lendenschurz des Herrn, ein Stück Tischtuch vom Abendmahl und einen Zahn Johannes des Täufers; und gerade diesen Dingen wandte sich die Aufmerksamkeit der Besucher zu. Nicht alle indes mochten an die Echtheit dieser Sachen glauben. Eine Gruppe äußerte offen ihre Zweifel an der Echtheit des Zahns. Es freute mich, als ein verständiger Mann auf sie zutrat und alles für Täuschung erklärte: „Wenn man all das Holz, das als vom Kreuze

gar keine Cultur angenommen, sondern stehen zum mehrsten Theile auf jenem Culturniveau wie irgend ein Bauernhirt. (?) Manche Geistlichen haben täglich vierundzwanzig Stunden freie Zeit. Theils trinken sie herum, spielen Karten, unterhalten sich mit Freundinnen und lauern auf Sparcassebücher. Diese Leute, die keine Sorge haben weder um das tägliche Brot, noch um die Familie, noch um ihren Beruf, sind unfruchtbar wie der Karstboden und können sonst nichts als Zwistigkeiten anzetteln."

Genau so urtheilen die Leute im mündlichen Verkehr. Ich bin in gebildeter Gesellschaft gewesen und äußerte, sobald das Gespräch auf kirchlich-religiöse Gegenstände kam, oft genug: „Ach, Sie sind Katholik, da werde ich mich selbstverständlich mäßigen." Die Antwort lautete fast immer: „O bitte schön, wenn Sie nur wüssten, wie — ich über den Katholizismus denke." Und nun fielen Äußerungen, wie ich sie nicht vermuthet, ja nicht einmal selbst über die Lippen zu bringen gewagt hätte. Nirgend Achtung vor den Priestern, überall wegwerfende Urtheile über das katholische Ceremonienwesen, ja Hohn und Spott über das, was man dort Religion und Gottesdienst nennt. Viele gebildete Herren und Damen versicherten mir, seit ihrer Firmung nie mehr zur Beichte gewesen zu sein und seit langer, langer Zeit keine Kirche betreten zu haben. Ein Herr frug sehr angelegentlich, ob bei den Protestanten die Kirche auch solch ein Finanzinstitut sei wie bei den Katholiken, wo alles aufs Zahlen zugeschnitten ist. Sehr harte Urtheile fällt die gebildete Welt über den Cölibat der Geistlichen. Ähnlich stellte sich die Sache bei den niederen Schichten. Ich fuhr eine Strecke mit der Eisenbahn mit zwei schlichten, aber verständigen Arbeitern. Sie unterhielten sich über den Mord König Humberts, der eben geschehen war. Ich wagte nicht, mich ins Gespräch zu mischen. „Die traurigen Zustände in Italien sind an allem schuld", sagte der eine, „die Pfaffenherrschaft bringt nichts Gutes." „In Spanien ist es a nöt anders", versetzte der andere, „und bei uns in Österreich ist es nöt weit davon." So mochten sie etwa eine Stunde geredet haben; da fand ich für mich Gelegenheit, in die Unterhaltung einzugreifen. „Was Sie vorhin sagten", bemerkte ich, „ist richtig. Österreich ist nahe daran, dem Schicksale Spaniens und Italiens zu verfallen. Die Ursache liegt gewiss im Kirchenwesen. Sehen Sie auf das protestantische Deutschland!" Die Augen meiner Reisegefährten blitzten, das schien in ihren Herzen gezündet zu haben. Wir rückten näher zusammen, und nun kamen wir vom König Humbert zur kirchlichen Frage, zu dem Contrast zwischen dem Auftreten der Kirchenfürsten und dem Auftreten Christi und der Apostel. Ich säumte nicht, das heiß gewordene Eisen zu schmieden und zu betonen: die Bibel, das Neue Testament bietet uns das wahre Christenthum, die „Religion ohne

bitten?" sagt die Frau des Geschäftsmannes. „Mein Name ist Callini." – „Ach, da heißen Sie ja gerade so wie der liebe Herr, der als Hausfreund bei uns aus- und eingeht; er ist Photograph." – „Das ist mein Bruder, Sie kennen ihn? Wie mag es ihm gehen?" – „Wie es ihm geht? So fragen Sie mich? Ich sollte meinen, das müssten Sie als Schwester noch besser wissen als ich?" — „Nein, nein", antwortet die Klosterfrau kalt, „seitdem ich ins Kloster gieng, sind alle Fäden zwischen uns zerschnitten, wir pflegen keine Gemeinschaft mehr mit unseren Familien." Dieser eine Zug war mir lehrreicher als Bände. Er bedarf keines Commentars. — —

Es war ein dunkles Gemälde, das ich hier vom katholischen Kirchenthum Österreichs entworfen habe; ich kann es nicht ändern, ich musste es so zeichnen, wie es mir erschien. Wer heute in Österreich reist und seine Augen und Ohren aufmacht, der bemerkt jedoch manche Änderung. Ein viel größerer Procentsatz als in der evangelischen Kirche hat in der römischen allen Zusammenhang mit dem kirchlichen Boden gelöst. Die Ergebenheit gegen die Kirche ist in Verachtung und fanatischen Hass umgeschlagen. Wenn man nichtclericale und doch gleichwohl von Katholiken geschriebene Zeitungen liest, man staunt über den Ton, der da gegen die Geistlichkeit und Kirche angeschlagen wird. Man nimmt sich kein Blatt vor den Mund und deckt rücksichtslos die Schäden und Sünden der Kirche und ihrer Vertreter auf. Ich will gar nicht reden vom „Scherer" und den „Pfeilen aus der Ebernburg", noch von den „Unverfälschten deutschen Worten" und der „Ostdeutschen Rundschau"; selbst gemäßigte Blätter sagen Rom oft recht derb die Wahrheit. Die „Grazer Tagespost" gab unter eigener lebhafter Zustimmung das vernichtende Urtheil eines slovenisch-liberalen Blattes über die römische Geistlichkeit in Krain wieder, welches also lautete: „Hätte das slovenische Volk seinen Bau auf jener Grundlage aufgebaut, welche das (von den Deutschen in Graz angeregte) protestantische Zeitalter, jene herrlichste Zeit in unserer ganzen Geschichte, geschaffen hat, so wären die Slovenen heute eine große, starke, eine Culturnation. Das nationale Bewusstsein stirbt dort ab, wo die Geistlichkeit herrscht. Das sieht man auch bei anderen Nationen: Die katholischen Slovaken lassen sich ohne Widerstand magyarisieren, die katholischen Deutschen haben kein rechtes Nationalbewusstsein. Alle Kämpfe mit nationalen Gegnern hat die weltliche Intelligenz ausgefochten; die Clericalen spielten in diesen Kämpfen gewöhnlich die Rolle der Schlachtfeldhyänen, welche nach geschlagener Schlacht auf die Walstatt schleichen, um den Todten und Verwundeten die Säcke auszuleeren. Die Clerisei macht der weltlichen Intelligenz den Vorwurf, dass sie ihr Wissen aus der deutschen Cultur geschöpft habe. Die Cleriker haben zwar Gymnasien und Seminar besucht, aber dort

Deutsch, das Deutsche in allen Mundarten, Bayrisch und Schwäbisch, Westphälisch und Ostpreußisch, man sieht um sich Menschen aller Classen und Lebensstellungen, Geistliche und Weltliche, Bauern und Städter, Gebildete und Ungebildete, aber keinen theilnahmslos, keinen, dem die Darstellung nichts sagte. Ich möchte wohl wissen, welches Drama, es mag an künstlerischem Wert und an Darstellungsmitteln aufbieten was es will, imstande wäre, wie dieses Spiel viertausend Menschen in regungsloser Aufmerksamkeit mit kurzer Unterbrechung fast zehn Stunden lang festzuhalten. Wodurch wird das erreicht? Dadurch, dass die Darstellung den größten Inhalt unseres geschichtlichen Lebens, das Leiden und Sterben dessen, mit dem der Abschnitt der Geschichte, dem auch die Gegenwart noch ganz angehört, anhebt, in schlichtester Form zur Anschauung bringt. Wie verschieden dieser Inhalt von den Verschiedenen aufgefasst und angeeignet werden mag, was immer theologische Deutung in ihn hineingetragen haben mag, eines bleibt darin unauslöschlich, es ist die Seele des Christenthums: dass des Menschen Sohn die Kraft in sich besaß, der Gottesstimme in sich folgend allen Mächten dieser Welt sich entgegenzustellen und im schmählichsten Untergang den Glauben an seine göttliche Berufung festzuhalten. Das ist die segensreiche Kraft des Christenthums; es stellt den Menschen, der seiner göttlichen Bestimmung gewiss ist, auf sich selbst und macht ihn allen Autoritäten, geistlichen und weltlichen, gegenüber unüberwindlich. Es kann niemand dieser Darstellung beigewohnt haben, dem nicht in irgend einer Form dies zum Bewusstsein gekommen wäre: alle Autoritäten einig, dass dieser ein Verderber des Volkes und ein Feind Gottes ist, er selbst, der eine, gewiss, dass er der Sohn des Vaters und der Bringer des Heils ist; und dieser eine der ganzen Welt gegenüber im Recht, Gott selbst durch die fernere geschichtliche Entwicklung sich zu ihm bekennend.

Nicht katholisch ist dieser Stoff und nicht katholisch seine Behandlung im Oberammergauer Spiel, beinahe könnte man sagen: es ist antikatholisch, wenn man das Wesen des Katholischen in die Unterordnung des Einzelnen, seiner Vernunft und seines Gewissens, unter die Autoritäten setzt. Es hat nie einen größeren und besseren Protestanten gegeben als den, der vor dem hohen Rath der Juden und vor dem Gericht des kaiserlichen Statthalters sich zu seinem von ihnen verworfenen oder verlachten Messiasberuf bekannte. Und hievon hat Text und Spiel schlechterdings nichts verwischt, im Gegentheil, es bringt den Gegensatz auf alle Weise zu lebendiger Anschauung: alles äußerlich Große und Glänzende und Geltende auf jener Seite, auf dieser ein schlichter Mann in schlichter Umgebung, auf keine Weise äußerlich als der Berufene erkennbar. Ich weiß nicht, ob in der Gegenwart ein von allem specifisch Katholischen so freier Text hätte entstehen können als der am Anfang

Ceremonien", der der ältere meiner Reisegefährten lebhaft das Wort redete. So vergieng rasch die Stunde. „Ach, hätten Sie doch früher angefangen, mit uns zu reden", so sagten Sie, „mit Ihnen können wir uns so gut verständigen." Als der Zug hielt und sie ausstiegen, blickte mich der eine noch einmal forschend an und sagte: „Sie müssen uns umtaufen!" — „Das ist nicht nöthig", versetzte ich, „die Zwanzigtausend, die sich jetzt der evangelischen Kirche zugewandt haben, sind nicht umgetauft, sondern nur umgeschrieben worden." Ein warmer Händedruck, und wir trennten uns. Vielleicht habe ich doch ein Samenkorn in die Gemüther der treuherzigen, schlichten Menschen gesenkt, das einmal aufgeht und Früchte trägt."

Das Oberammergauer Passionsspiel und ein Gegensatz.

In der Zeitschrift „Die christliche Welt" ist vergangenen Sommer ein Streit entbrannt über das Oberammergauer Passionsspiel, das in diesem Jahre wieder abgehalten worden ist. Eine Partei war gegen das Passionsspiel, es sei nicht würdig und christlich genug, es sei theatralisch, es sei geschäftsmäßig, es sei nur eine Curiosität, die ein frivoles Publicum aus aller Welt an sich ziehe. Dieselbe „Christliche Welt", die ja so reich an religiösen Anregungen ist, bringt dann einen Aufsatz von Friedrich Paulsen, das Oberammergauer Passionsspiel und den angedeuteten Streit betreffend. Der Aufsatz ist so treffend und schön, dass er hier abgedruckt werden soll. Paulsen sagt:

Berichte, die vor Wochen in der „Christlichen Welt" erschienen, hätten mich beinahe von dem Besuch des Spiels abgehalten. Nun bin ich doch in Oberammergau gewesen, und es würde mir sehr leid sein, wenn ich mir durch jene Berichte den Besuch hätte verleiden lassen.

Am allerunverständlichsten ist mir, wie jemand im Namen des Protestantismus gegen das Spiel Einwendungen erheben konnte. Freilich ist dasselbe nur auf katholischem Boden möglich; aber gerade das hat mir diese Darstellung aufs lebendigste zum Bewusstsein gebracht, dass die Christenheit als solche, ohne Ansehung der confessionellen und nationalen Verschiedenheiten, einen wirklich großen Gemeinbesitz hat: die lebendige Erinnerung an das Leiden und Sterben Jesu. Dass diese Erinnerung das bedeutsamste und wirksamste Stück des Gemeinbesitzes der europäischen Völkerwelt ist, dessen sich inne zu werden, gibt das Oberammergauer Spiel eine einzigartige Gelegenheit: man hört beständig Menschen aller Zungen reden, Französisch und Englisch fast so oft als

den Freund des Volkes, den Genossen der Unreinen und Verachteten, der Sünder und Zöllner, verachtet. Sein Vornehmheitsinstinct hätte ihn zu den Hohenpriestern und Würdenträgern hingezogen; wie er in Luther den Bauernsohn verachtete, so hätte er in Jesus den Zimmermannssohn verachtet: Was will dieser Plebejer?

Nietzsche war ein Mann von Welt und ein Mann für die Welt, ob er selbst es gemeint hat oder nicht; und darum geschieht es ihm recht, dass er seine Verehrer unter den Leuten von Welt findet. Jesus war nicht ein Mann von Welt und für die Welt, und so waren es seine Verehrer nicht; und darum konnte Nietzsche nicht unter ihnen sein. Die Welt aber und die Leute von Welt vergehen mit ihrer Lust und mit ihren Gedanken und Phantasien, sie wechseln mit der Mode und werden vergessen. Dass in hundert Jahren das Passionsspiel in Oberammergau aufgeführt werden wird, wie in diesem, dessen bin ich gewiss. Ob in hundert Jahren noch jemand von Nietzsche wissen wird, von dem heute alle Welt redet, die etwas von ihm wissen und die nichts von ihm wissen, dessen bin ich nicht gewiss. Oder vielmehr, ich glaube, dass dann von ihm nur wissen wird, wer aus der Geschichte der Zeitstimmungen des neunzehnten Jahrhunderts ein Studium macht: Christ und Antichrist, die ewige Sonne, und ein plötzlich aufleuchtendes und schnell verlöschendes Meteor. Friedrich Paulsen.

Die Veredlung der menschlichen Rassen.

Von **Prof. Dr. Max Haushofer.**[1]

Die Geschichte zeigt, dass einzelne der menschlichen Rassen ihre wichtigsten Eigenschaften durch Jahrtausende bewahrt haben, während andere Rassen unzweifelhaft einer Verschlechterung unterlagen. Diese Thatsache rückt uns die wichtigen Fragen nahe, welche Einflüsse es sein mögen, die auf eine Verschlechterung oder Veredlung der Rassen hinarbeiten, und ob wir auch imstande sind, diese Einflüsse abzulenken, abzuschwächen oder gar zu verstärken. Menschliche Cultur und Veredlung der menschlichen Rasse sind ganz verschiedene Vorgänge. Cultur ist geistige und sittliche Hebung, Rassenveredlung eine Verbesserung der physischen Eigenschaften. Aber zu diesen physischen Eigenschaften dürfen wir nicht bloß Schönheit, Gesundheit, Kraft, Schnelligkeit, Ausdauer u. s. w. rechnen, sondern wir müssen dazu auch gewisse andere Eigenschaften

[1] Die Zeitschrift „Die Woche" in Berlin, dieses einzigartige Bilderbuch der Deutschen, enthält auch manchen bedeutsamen Aufsatz. Der vorstehende ist ihr entnommen. Er sagt fürchterliche Wahrheiten, die der Beherzigung wert sind. Die Red.

des Jahrhunderts von einem Benedictiner, Pater Weiß, verfasste; das ist gewiss, dass in dem Spiel, wie es vorliegt, abgesehen von ein paar dem Leser der Luther'schen Bibelübersetzung nicht geläufigen Wendungen, kaum eine Spur sich findet, die auf den katholischen Ursprung hindeutet. Oder also vielmehr: das Spiel und der Text sind „katholisch", aber in dem Sinn, dass sie den lebendigen Gemeinbesitz des Christenthums zur Anschauung bringen.

Und „katholisch" in diesem Sinne kann man die Darstellung noch in einer anderen Beziehung nennen: sie ist ganz getragen von den großen Traditionen der noch allgemeinen Kunst des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts. Die dargebotenen Bilder sind ganz in dem Stil der großen Meister gehalten, die uns die Typen der heiligen Geschichte geschaffen haben, in Antlitz und Haltung, in Form und Farbe des Gewandes. Es sind gar keine Concessionen an die „Modernen" gemacht. Und dasselbe gilt von dem Text: auch hier keine Concession an moderne Versuche der Dramatisierung der heiligen Geschichte. Ebenso die Spieler: nicht der geringste Versuch einer modern-theatermäßigen Behandlung. Die ganze Darstellung besteht eigentlich aus einer Folge lebender Bilder mit begleitendem Text: theils sind es lebende Bilder im eigentlichen Sinn, zu denen der Chor den Text spricht oder singt, theils sind es lebende Bilder, deren Figuren sich in bescheidenen Grenzen bewegen und selbst den Text zur Action sprechen. Aber alles in streng gebundenem Stil, ohne alles Theatralische in Action und Rede. Es ist die einzig mögliche Art der Behandlung dieser Dinge im Spiel, vollkommen in ihrer Art. —

Als ich von Oberammergau zurückkehrte, fand ich die Nachricht von dem Tode des Mannes vor, der sich in die Rolle des Antichrist, oder besser des historischen Thronfolgers des Nazareners hineingeträumt hatte, des armen Nietzsche. Eine Theatervorstellung in Bayreuth hatte einst in seinem Leben Epoche gemacht; sie führte zum Bruch mit Wagner und Schopenhauer, zur Zerbrechung der Bilder, die er bisher verehrt, zur acuten Feindschaft zugleich gegen das Christenthum, zur persönlichen Feindschaft gegen den Propheten von Nazareth. Wie hätte das Spiel dieser bayrischen Bauern auf ihn gewirkt, wenn ihn ein Zufall nach Oberammergau geführt hätte? Ob es ihn zu überzeugen vermocht hätte, dass der Christus, von dem als dem Propheten der kleinen Leute er mit Widerwillen sich abwendete, noch etwas mehr als dies war? Ob es ihn von dem Wahn hätte heilen können, dass das Christenthum die Religion der Herdenmenschen sei? Ob er hätte gewahr werden können, dass es von einem großen Einsamen ausgegangen ist, dass es die höchste Selbständigkeit den Mächten der Welt gegenüber darstellt und gibt. Schwerlich; er hätte die Bauern und ihr Spiel verachtet, und er hätte Jesum,

Ein weiterer Factor der Rassenverschlechterung ist die Erblichkeit neuropathischer Anlagen. Die „erbliche Belastung“ ist nicht umsonst eines der gebräuchlichsten Schlagworte bei der Beurtheilung von Charakteren, Zuständen und Handlungen geworden. Wir wissen genügsam, dass in Familien, wo eine Neigung zu Nervenkrankheiten besteht, dieselbe bei den einzelnen Familiengliedern in verschiedenen Formen auftreten kann. Ob dagegen die Zahl der wirklich Geisteskranken, wie von anderer Seite behauptet wird, im Zunehmen ist: darüber kann erst eine durch Generationen fortgesetzte Statistik der geistigen Erkrankungen in ferner Zukunft Aufschluss geben. Das wäre freilich eine höchst bedenkliche Form von Rassenverschlechterung.

In weiten Kreisen herrscht die Anschauung, dass die Trunksucht einen erheblichen Antheil an der Verschlechterung der Rassen habe, während von anderer Seite die Trunksucht nicht so sehr als Ursache wie als Symptom einer schon eingetretenen Rassenverschlechterung angesehen wird. Auch in dieser Hinsicht hat der obengenannte Forscher höchst bemerkenswerte Sätze aufgestellt. Die Trunksucht selbst als specifische Anlage ist wohl kaum in dem Umfange vererblich, als man gewöhnlich annimmt; sicher aber ist jene Charakterschwäche vererblich, die dem Hang zum Trunk keinen genügenden Widerstand entgegenstellt; und sicher ist auch, dass das böse Beispiel und der Zwang der Trinksitten einen stärkeren Einfluss auf die Verbreitung der Trunksucht nehmen als die Vererbung.

Die Gesellschaft der Culturvölker nöthigt dem Einzelnen, der ihr angehört, ständig gewisse Mengen an Giftstoffen auf: an Alkohol und Nikotin und anderm. Sie zwingt ihn, diese Gifte einzuschlürfen — weil er in ihrem Kreis leben will. Sie umflirrt den Gesunden mit ihren Krankheitskeimen von allen Seiten; sie vergiftet ihn durch den Teppich, auf den er tritt, durch den Willkommbecher, den sie ihm reicht, durch den Händedruck, mit dem sie ihn begrüßt. Verderbliche Luft, von fein vertheilten Giftstoffen erfüllt, durchwallt die Straßen unserer Städte, brütet in den Mauern der Häuser, qualmt in den Wirtsstuben und umwogt, mit indischen Wohlgerüchen versetzt, in den Salons liebkosend die Nerven.

Was Väter und Großväter an solchen Giftstoffen getrunken und eingeathmet haben, geht uns ins Blut. Die höllische Apotheke vererbt sich. Ihr sind die Menschenleiber wie Schwämme, durch die sie hindurchsickert. Der Rausch, den der Ahn sich getrunken hat, kann im Enkel zum tödlichen Katzenjammer werden; und die Mutter, die ihr rosiges Kind an die Brust legt, läßt es Tropfen einer unheimlichen Erbschaft einsaugen, die, Leib und Seele vergiftend, den Keim legen zu Zuständen und Handlungen, die in die Nacht des Irrenhauses oder des Gefängnisses, in Elend und Verkommenheit, zu frühem Siechthum und Tod führen.

rechnen, die wir auf den ersten Augenblick wohl als moralische bezeichnen möchten, die aber bei näherer Betrachtung nicht ausschließlich dem Menschen zukommen, sondern auch bei Thieren sich finden: Muth, Energie, Spürsinn, Freiheitsdurst, Lebenslust u. dergl.

Diese physischen Eigenschaften und dazu noch eine Reihe anderer kommen den verschiedenen menschlichen Rassen in ungleichem Grade zu. Und innerhalb jeder einzelnen Rasse sind auch die einzelnen Individuen in sehr verschiedenem Grade damit ausgestattet. Beim Individuum lassen sich die guten, tüchtigen Eigenschaften der Rasse steigern durch Pflege, Erziehung, Nahrung und zweckmäßige Lebensweise; aber solche Förderung des Individuums kommt seinem Nachkömmling nicht unbedingt und ohneweiters zugute.

Jede Veränderung einer ganzen Rasse wird durch Auslese herbeigeführt, d. h. durch die Kinderlosigkeit einer Anzahl von Individuen. Sind es die tüchtigsten Individuen, die die Rasse fortpflanzen, während die untüchtigeren ohne Nachkommenschaft hinwegsterben, so ist das Ergebnis eine Hebung der Rasse; im entgegengesetzten Fall eine Verschlechterung. Der Grundsatz aller Fortschritte in der Thierzucht ist die Auslese: das Auswählen derjenigen Thiere, für die Paarung, die den Zwecken des Züchters am passendsten erscheinen. Ob es neben der Auslese noch andere Umstände gibt, die die Rassenveränderungen beeinflussen, kann hier ununtersucht bleiben. Jedenfalls ist die Auslese der mächtigste unter diesen Einflüssen. Und man darf nicht so hochmüthig sein, den Menschen als ein Wesen zu betrachten, das in seinen rein körperlichen Beziehungen ganz andern Naturgesetzen unterworfen sein sollte, als die Thiere.

Es entsteht nun die wichtige Frage: sind diejenigen menschlichen Rassen, die wir vor allem als Träger der menschlichen Gesittung betrachten, in einer Verbesserung oder Verschlechterung begriffen? Welche Einflüsse sind es, die das eine oder das andere herbeiführen, und welche Mittel besitzt die Civilisation, um auf eine Verbesserung der Rassen hinzuarbeiten?

Eine hervorragende britische Autorität, Prof. J. B. Haycraft, behauptet eine Verschlechterung der Culturrassen aus mehreren Gründen. Der erste dieser Gründe ist jene Verbesserung der Gesundheitspflege, durch die schwächliche und kränkliche Individuen künstlich am Leben erhalten werden. Die tuberkulösen, scrophulösen und andern üblen Körperanlagen dieser physisch minderwertigen Individuen gehen auf ihre Nachkommen über. Bei jener grausameren, rücksichtsloseren Behandlung, die die Minderwertigen bei uncivilisierten Völkern finden, scheiden sie frühzeitig aus dem Leben. Es tritt also die Humanität in einen Gegensatz zur Rassenverbesserung; und die Forderungen der Humanität sind die stärkeren, mehr berechtigten.

Man hat auch, um die Sorge vor einer Verschlechterung der Rassen zu begründen, auf die „Unfruchtbarkeit der Leistungsfähigen“ hingewiesen; auf die Thatsache, dass in den gebildeten Classen und in den Kreisen hochstrebender Menschen seltener und später geheiratet und daher ein geringerer Nachwuchs erzielt wird, und dass auf diesem Weg die Talente seltener, die Aristokraten des Geistes von einer fruchtbareren Demokratie von Durchschnittsbefähigten verdrängt würden. Diese Befürchtung aber darf uns wohl nicht ernsthaft kümmern. Denn die Erfahrung zeigt deutlich genug, dass alle hervorragendsten Geister des Menschengeschlechts durchaus nicht wieder von hervorragenden Menschen abstammen müssen. Im Gegentheil — wir sehen immer wieder aus Schichten, die durch Generationen hindurch in Dunkel und Bescheidenheit gelebt haben, führende Geister hervorgehen; wir sehen Talente, entsprossen aus Familien der platten Mittelmäßigkeit. Wenn hervorragende Gelehrte, Künstler, Staatsmänner und Erfinder vielleicht auch weniger Kinder und insbesondere weniger Söhne hätten, als bei einer gleich großen Zahl von Bauern oder Fabriksarbeitern sich finden, so ist damit in keiner Weise nachgewiesen, dass die geistige Befähigung auf den Aussterbeetat gelangt. Die Geistesaristokratie ergänzt sich nicht durch die Kinder der Geistesaristokraten, sondern aus den mittleren und selbst aus den tieferen Schichten der Bevölkerung heraus. Familien, die durch alle Jahrhunderte der Culturgeschichte hindurch bloß Mittelmäßigkeiten in die Welt gesetzt haben, können plötzlich einen geistig ganz hervorragenden Menschen in die Reihen der Mitwelt senden, während gerade die Kinder von geistig sehr hervorragenden Menschen an geistiger oder physischer Mittelmäßigkeit, ja Schwäche, an Nervosität, Verbildung oder Einseitigkeit zu leiden haben. In dieser Hinsicht scheint ein weises Gesetz der Natur auch das Geistesleben zu beherrschen, dahin gerichtet, dass geistige Fähigkeiten sich nicht nothwendig von Generation zu Generation steigern müssen, wenn sie sich auch eine Zeitlang mit einem Auf- und Niederschwanken ihres Grades fortvererben können.

Wir brauchen auch kaum ernsthaft zu besorgen, dass durch die Progenitur der sogenannten bedenklichen Classen, der Bettler, Vagabunden, Gauner und Verbrecher, eine Verschlechterung der Rassen eintritt. Gerade bei diesen bedenklichen Classen wirkt das Naturgesetz der Auslese am stärksten. Der weibliche Theil dieser Classen, der Prostitution verfallen, wird durch sie zur Unfruchtbarkeit verurtheilt; bei den Männern vollziehen der Alkoholismus, die Gefängniskrankheiten und anderes die nöthige Auslese. So konnte der englische Forscher Dilke nachweisen, dass das Element der ehemaligen Deportierten unter der heutigen Gesellschaft Australiens kaum noch bemerkbar ist. Die üblen Eigenschaften der in jene Colonien einst verschickten Verbrecher haben sich keineswegs auf die jetzige

Abgesehen von diesen vererblichen Giften, von denen wohl ein sehr großer Theil durch gesunde Individuen ausgestoßen oder unschädlich gemacht wird, ist die ganze Unnatur des modernen Culturdaseins eine beständige Ursache des Rassenverderbs.

Unnatur beherrscht mehr und mehr unser ganzes Arbeitsleben — mit Ausnahme weniger Berufskreise. Nur in den Berufskreisen der Land- und Forstwirtschaft, einzelner Bau- und Verkehrsgewerbe, der Jagd und Fischerei spielt in das menschliche Arbeitsleben noch die Natur herein mit ihren Wettern und ihrem Sonnenbrand, mit ihrem Winterfrost und ihrem Lenzkuss. Unser ganzes übriges Arbeitsleben ist denaturiert und sät in unser Dasein die Keime frühen Alterns, mannigfachen Siechthums, verzehrender Nervosität.

Wir sitzen in Schulen zusammengepfercht und erwerben Bildungscapital auf Kosten unserer Lebenskraft. Wie viele, die diesen Bildungsgang hinter sich haben, sind dann noch körperlich und geistig vollkommene Menschen? Betrachten wir beim Schulschluss die aus den Schulhäusern strömende Jugend: hier ist einer zu dürr, einer zu fett; schmalschultrig und engbrüstig sind viele, blutarm, kurzsichtig, schief gewachsen auch nicht wenige. Gang und Haltung sind bei vielen schlottrig und träge, bei andern geziert und verkünstelt. Den vereinten Ausdruck von Kraft, Grazie und Gesundheit — bei wie wenigen findet man ihn!

Und was die Schule begann, setzt das Arbeitsleben fort: die körperliche Verkümmerung der Rasse. Diese Rassenverschlechterung nimmt zu unter der städtischen Bevölkerung. Nicht als ob wir da eine auffallend große Anzahl von Krüppeln entdeckten. Nein — das Schlimmste, was den Menschen verunstaltet und untauglich macht, wird von der ärztlichen Kunst sorgsam und energisch bekämpft. Aber ein sehr großer Theil der Gesellschaft repräsentiert sich als Halbnarren, Halbkrüppel, Halbinvaliden; als körperliche Ausschussware, die zwar auf den ersten Anblick erträglich aussieht, aber bei näherer Prüfung als degeneriert sich erweist: mit körperlichen Schäden aller Art behaftet, empfindlich, widerstandsunfähig, verweichlicht.

Und dazu die Überreizung im Arbeits- und im Genussleben. Im Arbeitsleben für ganze Classen der Bevölkerung eine Abstumpfung durch vielstündige, geistlose und einförmige Arbeitsthätigkeit, für andere wiederum der stets hetzende und jagende Sporn erbarmungsloser Concurrenz! Und im Genussleben tausendfältige Gelegenheit zur Überladung des Magens, zur Überreizung der Sinne, zur Verschlechterung der einzuathmenden Luft, zur Ausfüllung arbeitsfreier Stunden mit schädigenden Thätigkeiten!

Rasseechte Individuen vertragen dieses Treiben der Unnatur sehr lang; die schon Theilweise Degenerierten gehen den Weg der körperlichen Entartung weiter, und ihre Kinder und Enkel nur um so rascher.

Gründen der Rassenverbesserung entgegentritt. Zu beklagen ist es, wenn körperlich und geistig sonst vollwertige Männer nicht den Muth haben, eine Familie zu begründen, weil sie fürchten, in ihrem Vorwärtsstreben dadurch gehindert zu werden, oder nicht „standesgemäß“ leben zu können. Zu beklagen ist es, wenn bei dieser Thatsache wiederum die Gesellschaft mit ihren eitlen und oberflächlichen Repräsentationsansprüchen die eigentliche Ursache ist. Das Glück, geistig und körperlich tüchtige Kinder heranzuziehen — wenn auch manchmal unter Entbehrungen — und sie der Welt zu hinterlassen, ist größer als alle Genüsse, die ein elegantes Wohlleben gewähren kann. Von diesem Gesichtspunkte sollte jeder Einzelne und die Gesellschaft bei der Beurtheilung der Lebens- und Vermögensverhältnisse ausgehen.

Eine stete Verbreitung der Einsicht, dass es das größte Verdienst um die Gesellschaft und ihre Zukunft ist, ihr wohlgestaltete, leistungsfähige Kinder zu überliefern, und dass es dagegen ein schwerer Fehler ist, sie mit untüchtigen, krankhaft veranlagten Nachkommen zu belasten: das ist die nächste Aufgabe der Gesellschaft in der Richtung der Rassenveredlung. Die Ehrung des Tüchtigen und Leistungsfähigen, gleichviel ob er aus tieferen oder aus höheren Schichten der Bevölkerung stammt, hängt damit innig zusammen. Das Ziel, gesunde Geister in gesunden Körpern zu erziehen, muss bei allen Staats- und Gemeindeeinrichtungen noch mehr in den Vordergrund treten als bisher. Vor allem muss die Gesellschaft danach trachten, das Schlimmste, was der großstädtischen Bevölkerung droht: die zunehmende Nervosität, hervorgerufen durch rastlose Concurrenzhetze, durch leidenschaftliches Erwerbsjagen und sinnlose Vergnügungswuth, nicht ständig sich steigern zu lassen.

Sonst kommt die Culturwelt mit all ihren großartigen Errungenschaften schließlich in die Lage, nicht mehr genug Irrenhäuser, Asyle und Spitäler bauen zu können für das Heer der Entarteten und Unbrauchbaren.

Im Cabinet.

Fürst: Also drohende Übervölkerung.

Kanzler: Leider, Majestät.

Fürst: Ja mein Gott, was ist denn da zu machen? Krieg?

Kanzler: Ausgezeichnet, Majestät, Kriege sind gut. Aber im eigenen Lande gefährlich — bisweilen. Wenn die Bestie einmal los ist — man kann nicht wissen.

Fürst: Ganz recht. Nur keine Erschütterungen. Unsere erlauchten Vorfahren auf ihren festen Burgen konnten ruhig sein. Wir sind nicht

australische Volksgesellschaft ausgedehnt, sondern wurde im Wege der Auslese mehr und mehr beseitigt, und der Rest von erblich belasteten Desperados hat sich wohl größtentheils in den Goldfeldern zutode getrunken.

Immerhin bleiben als chronisch wirkende Ursachen der Rassenverschlechterung für die europäischen Culturvölker der Alkoholismus, die vererblichen Volkskrankheiten, die Denaturierung des Arbeits- und Genusslebens. Und es frägt sich, was Gesellschaft und Staat etwa gegen eine Verschlechterung und für eine Verbesserung der Rasse zu thun vermögen?

Nun — wir dürfen annehmen, dass, so wie die Ärzte und die Sociologen durch Einsicht und Beobachtung zur allmählichen Erkenntnis derjenigen Ursachen gekommen sind, die die Rassen zu verschlechtern drohen, auch in allen rasseechten Individuen ein instinctives Empfinden für jene Schäden vorhanden ist. Dieses Empfinden bewahrt sicher sehr viele Individuen vor einer haltlosen Hingabe an schädigende Einflüsse; auch vor einer Paarung mit degenerierten Individuen. Es handelt sich zunächst darum, dieses Empfinden möglichst zu steigern und zu verallgemeinern.

Was bei unsern Hausthieren zur Rasseveredlung möglich ist, die Auswahl bloß der Tüchtigsten für die Fortpflanzung, das ist ja bei den menschlichen Rassen nicht möglich. Kein menschliches Gesetz kann es dem mit erblicher Anlage zur Schwindsucht oder zur Geisteskrankheit Behafteten verbieten, eine Familie von ebenfalls erblich Belasteten zu begründen; kein Gesetz kann dem körperlich und geistig Tüchtigen vorschreiben, sich mit einer gleich tüchtigen Lebensgefährtin zu verbinden, um ein Geschlecht von vollkommenen Menschen in die Welt zu setzen. Der Drang des Culturmenschen nach vollster Lebensfreiheit ist stärker, als die Rücksicht auf die mögliche Veredlung oder Verschlechterung der Rasse.

Irgendein rechtlicher Zwang, der die Einzelindividuen zur Verbesserung der Rasse und zur Verhütung einer Verschlechterung enthält, ist also undenkbar. Denkbar aber ist ein moralischer Zwang, der, ohne grausam zu sein, mit hinreichender Kraft auf die Einzelnen wirkt, um sie zu veranlassen, ihr Leben nach der Richtung der Rassenveredlung hin einzurichten. Schon heute enthalten sich zahlreiche Personen, die wissentlich eine unglückliche erbliche Anlage in sich tragen, der Familiengründung, um nicht ihre Mängel ihren Kindern zu übertragen. Das geschieht freilich nur dann, wenn den Belasteten ein hoher Grad von Einsicht und Gewissenhaftigkeit eigen ist, oder wenn ihre Familie, nicht mit gefühlloser Härte, sondern mit liebender Fürsorge sie zum freiwilligen Cölibat erzieht. Diesen Mitgliedern der Gesellschaft ist diese immer zu besonderem Dank verpflichtet. Andererseits ist es immer zu beklagen, wenn vollwertige und leistungsfähige Mitglieder der Gesellschaft sich der Familiengründung enthalten. Das geschieht bekanntlich in den gebildeten Classen sehr häufig, wo das Hagestolzenthum aus ökonomischen

Fürst: Unter hoher Cultur hatte ich mir immer ein social wohl organisiertes, sittlich und intellectuell entwickeltes Volk gedacht. Wenn ich nun Eure Excellenz recht verstehe, so wäre die Civilisation vor allem vorhanden, um der Industrie aufzuhelfen. Wohl, ich begreife, wenn ein ganzes Reich durch die Industrie gestützt wird, so muss auf sie Rücksicht genommen werden. Wie aber, wenn endlich der Zeitpunkt eintritt, wo thatsächlich in allen Industrieländern die Production den Bedarf weit übersteigt, damit der Absatz aufhört, die Einnahmsquellen versiegen? Abgesehen von der socialen Gefahr, die durch Arbeitslosigkeit der Menge entsteht.

Kanzler: Majestät, ich kann mich nicht enthalten, meiner Bewunderung Ausdruck zu verleihen. Es ist eine Freude, auf allerhöchster Stelle einen solchen Weitblick zu begegnen. Gewiss, Majestät, der Fall kann eintreten. Und er würde sogar sehr bald eintreten, wenn nicht Vorsorge getroffen werden würde. Wir müssen uns im Auslande Absatzgebiete erschließen. Natürlich nicht in Ländern, die ihre eigene Industrie haben, zwischen solchen und uns könnte es sich höchstens um einzelne Artikel handeln, die etwa ungleich erzeugt werden. Nein, wir müssen unser Auge auf fremde Welttheile richten, auf Naturvölker, die selbst noch keine Industrie haben.

Fürst: Wie aber, wenn diese Naturvölker keine Bedürfnisse haben nach Industriewaren?

Kanzler: Diese Bedürfnisse müssen erzeugt werden, Majestät. Wir müssen zuerst bedacht sein, Cultur zu tragen in jene Länder, die wir später als Absatzgebiete verwerten wollen. Wir müssen jahrelang, jahrzehntelang in jenen Ländern Agenten, Missionäre unterhalten, die das fremde Volk allmählich in unsere Religion und Gesittung einführen, in unsere Lebensweise einweihen. Die Bedürfnisse kommen dann schon von selbst, es kommt nur darauf an, dass wir sie fix erfüllen. Es ist gar nicht nöthig, dass die Waren besonders gediegen sind, je billiger der Preis, je allgemeiner die Einführung. Haben sich nachher die Dinge ein bisschen eingelebt, dann kann man strammer anspannen.

Fürst: Das ist ja Weltpolitik in großem Stile, Excellenz! Na, ich freue mich. Glauben Sie nicht, dass es sehr schwer halten wird, solchen fremden Völkerschaften ihre oft uralte Cultur, ihre Religion zu nehmen und ihnen eine ganz neue Art des Lebens zu dictieren?

Kanzler: Majestät, wir haben zwei unfehlbare Mittel: Klugheit und Macht. Durch zuvorkommende Artigkeiten wird es unfehlbar gelingen, mit den betreffenden Regierungen in Contact zu kommen, mit ihnen unter Zusicherung von Gegenleistungen Verträge zu schließen, die unter harmloser Form weittragende Consequenzen enthalten. Werden dann seitens des Contrahenten solche Verträge nicht genau eingehalten, so nehmen

in dieser Lage. Wollen Excellenz nicht darauf vergessen. — Sie haben übrigens wohl schon Maßregeln getroffen?

Kanzler: Gegen die Übervölkerung? Muss offen gestehen, Majestät, die Erscheinung ist eine völlig neue. Die Städte wachsen ins Riesenhafte, das platte Land hingegen verwildert, die Landbevölkerung verkommt, läuft in die Culturcentren zusammen.

Fürst: Also, an der gleichmäßigen Vertheilung mangelt's.

Kanzler: Wenn Majestät allergnädigst geruhen wollen, meinen Plan anzuhören!

Fürst: Ah, Sie haben ihn schon ausgearbeitet? Na, schön, lassen Sie hören.

Kanzler: Mit unserer Naturproduction geht's abwärts. Sie kann mit der billigen Einfuhr, besonders aus Amerika, nicht mehr concurrieren. Es wäre am besten, die ländliche Scholle ganz der Waldcultur anheimzugeben. Das würde prächtige Jagden geben. Die natürlichen Bedingungen für die Jagd sind nirgends so günstig als gerade bei uns.

Fürst: Freut mich zu hören.

Kanzler: Auch unsere Nachbarländer kommen von der Landwirtschaft mehr und mehr ab, verlegen sich auf Industrie und gedeihen dabei vorzüglich.

Fürst: Wie weit sind wir?

Kanzler: Ich denke, Majestät, wir müssen den Bauernstand abkommen lassen und die Industrie fördern.

Fürst: Aber Graf! Den Bauern abschaffen und die Industrie begünstigen? Dann müsste sich das Bevölkerungsverhältnis ja noch mehr verschieben. Die Städte und Industrieorte würden sich abscheulich übervölkern und auf dem Lande würden menschenleere Einöden sein.

Kanzler: Es ist genau so, Majestät. Allein die Erfahrung lehrt, dass auf der Viertel-Quadratmale eines Industrieortes so viele Leute leben können, als auf zwei Quadratmeilen Agriculturboden. Daraus erhellt, wie viel wir an Raum für die Bevölkerung gewinnen, wenn wir einen Industriestaat einrichten.

Fürst: Ich zweifle nicht. Nur frägt sich's, wie es mit der Ausfuhr der Industriewaren stehen wird, wenn auch unsere Nachbarländer Industriestaaten sind und auf Ausfuhr speculieren. Da wird ja die Concurrenz alles zu Schanden drücken und der Bedarf wird überall gedeckt sein.

Kanzler: Das wäre thatsächlich eine Gefahr, Majestät — die übrigens von der Civilisation selbst neutralisiert wird. Diese macht in der Bevölkerung die Bedürfnisse steigen. Auf die Regierung kommt es an, einen möglichst hohen Culturstand anzustreben. Je höher die Cultur, je höher die Bedürfnisse.

wir, anstatt fremde Gebiete, unser eigenes Land einmal erobern, das heißt, es fruchtbar machen, es in allen seinen Theilen wieder bevölkern und mehr Gewicht auf die Naturproduction legen.

Kanzler: Wenn man seinem gnädigsten Herrn abgenützte Scheidemünzen vorlegen dürfte, so könnte hier vielleicht die Phrase angebracht werden, dass der Rückschritt stets unmöglich ist.

Fürst: Sehr wohl. Man hört häufig die Bilder anwenden, dass die menschliche Geschichte sich nicht ringförmig, vielmehr aber spiralförmig vollzieht. Wäre es nicht denkbar, dass man wieder zur Landwirtschaft zurückkehrt? Aber nicht so, als wollte man den alten Schlendrian neuerdings beginnen, sondern so, dass man mit allen Erfahrungen der Wissenschaft, der modernern Technik arbeitet und dass auch das Haus des Landmannes wohl ausgestattet eine menschenwürdige Existenz bietet. — Dann sollte sich doch jeder Großstaat so stellen, dass er unter Umständen andere Staaten entbehren und aus sich selber leben kann. Dazu gehört Naturproduction.

Kanzler: Ich bin unendlich betrübt, die Zufriedenheit meines Souverains nicht erlangen zu können und bitte um gnädige Enthebung.

Fürst: Aber so ist es ja doch nicht gemeint. Ich bewundere Eurer Excellenz weitgreifende Pläne und da Sie auch mit den Wünschen meines Volkes in bester Fühlung stehen, so ist kein Grund vorhanden, Ihrer Politik Schwierigkeiten zu machen. Die Mehrung des Reiches bedeutet ja auch Befestigung der Dynastie. Ich hätte nur ein Bedenken gehabt, das Sie mir zerstreuen sollten. Man hört, dass die ostasiatischen Völker, die jetzt von den Europäern angegriffen werden, diesen an Bevölkerungszahl unendlich überlegen sein sollen. Wäre es nicht denkbar, dass jene ungeheuren Massen sich einmal gegen Europa in Bewegung setzen könnten? Es sind uralte Culturvölker, — wie, wenn sie kriegerische Einrichtungen und Mittel hätten, die wir nicht kennen, denen wir auf die Länge nicht gewachsen sind? Wie, wenn sie — durch uns aufgeregt und locker geworden — gegen Westen vordrängen, uns mit Millionenheeren überfluteten und die ganze europäische Civilisation in den Boden stampften? In der Geschichte wäre eine solche Katastrophe nicht beispiellos. Dann allerdings, wer etwa noch übrig bliebe, wäre um die Spirale herum und begänne eine zerstörte Cultur wieder aufzurichten, aber wohl nicht durch Industrie, sondern durch Landbau.

Kanzler: Ich bezweifle nicht, Majestät, dass Europa durch sein Vordringen im Osten sich einen mächtigen Feind schafft, von dem wir bisher keine Ahnung gehabt, mit dem aber die Politik der nächsten Jahrhunderte wird rechnen müssen. Und die endgiltige Entscheidung einst wird sicher zu Gunsten der Massen ausfallen, wenn eine in ihnen seit Jahrtausenden latente Kraft explodiert. Das kann aber an der Noth-

wir unser Recht mit Gewalt und besetzen, um weitere Ungebürlichkeiten zu verhindern, das Land mit Soldaten. Viel Gewicht lege ich bei solchen Gegnerschaften auf das Christenthum. Die Erfahrung lehrt, dass junges Christenthum ein Volk nachgiebig, geduldig und mitleidig macht, während die europäischen Völker längst wieder hart geworden sind. Dieses Verhältnis kommt uns zugute. — Um Eurer Majestät kostbare Zeit nicht allzulange in Anspruch zu nehmen, habe ich mich erkühnt, den Plan in aller Kürze anzudeuten. Eine solche Entwicklung braucht ja selbstredend viele Jahre und wir haben stets nur darauf zu achten, dass unser successives Vorangehen vor aller Welt correct erscheint.

Fürst: Und das Ende vom Liede ist wohl die gänzliche Besitznahme des betreffenden Landes?

Kanzler: Wodurch wir entweder ein großes Absatzgebiet für unsere Industrie gewinnen, oder ein Ansiedlungsgebiet für unsere Auswanderer.

Fürst: Was denken sich aber Eure Excellenz für den Fall, als gerade auch ein anderer Industriestaat auf dasselbe Land aus denselben Gründen die Hand legt?

Kanzler: Für diesen Fall denke ich, Majestät, dass eine Verstärkung der Wehrmacht dringend geboten ist. Sowohl das Landheer als besonders auch die Marine müssen allen Anforderungen der Zeit entsprechend ausgestaltet werden. Darin liegt auch das Gute, dass wieder die Industrie beschäftigt wird.

Fürst: Schön — schön, Excellenz. Aber Sie verzeihen schon, ich sehe noch nicht ganz klar. Sie werden jedenfalls mit Ihrem ausgezeichneten Plan nur an eine leider nothwendige Übergangsepoche denken, der eine friedliche und natürliche Entwicklung zum Wohle der Völker folgen muss.

Kanzler: Ein Fürstenwort, dessen hoher Adel mich rührt! Eurer Majestät gütevolles Herz will übersehen, dass die Geschichte keine friedliche Entwickelung zum Wohle der Völker kennt und dass die natürliche Entwickelung nichts ist, als eine ewige Reihe von Kämpfen, bei welchen die Starken siegen und die Schwachen unterliegen. Doch Pardon, meine Sache ist nicht, zu philosophieren, vielmehr in redlicher Realpolitik den erhabenen Absichten Eurer Majestät zu dienen.

Fürst: Um es offen zu gestehen, lieber Graf. Gerade einem Industriestaate zuliebe fremde Völkerschaften zu unterjochen, das war eigentlich nicht meine Absicht. Und mir scheint, in der Rechnung wird ein Fehler stecken. Zu einer Zeit, wo so viel von Übervölkerung die Rede ist, sehe ich große Theile meines Landes unbewohnt, sehe ich aus Mangel an Arbeitskräften die Scholle zur Wildnis werden. Sollte das in Ihrer Rechnung nicht der falsche Posten sein? Vielleicht könnten

über welchen uns gleich aus fernem Thalhintergrunde die Gletscher des Sonnblicks entgegenschimmerten. Nach eiligem Mittagsessen — auf Bergtouren ist meine Ungeduld, rasch emporzukommen, groß — begann ich den Anstieg. Mutterseelenallein! Der wandert nicht einsam, nicht verlassen, den die Mutterseele begleitet. Und sie begleitet jeden, der sich hingibt der Mutter Natur, vertrauend und liebend. Und so kroch das winzige Körperlein, Mensch genannt, langsam, mühsam, frohsam empor durch den dunklen, im Tauernwinde rauschenden Bergwald gegen die Almen, die Felsen, die Eisfelder des hohen Gebirges, das zwischen dem schluchtartigen Devantthal und dem Möllthale hineinzieht zu dem Stocke des Großglockners. Des gewaltigen Glockners, der wie ein ungeheuerer Seestern nach allen Seiten seine eis- und steingepanzerten Fänge ausstreckt über drei Länder. An einem solchen Fänger eben arbeitete ich mich hinan, auf hoher Alm einem Zaun entlang, der Tirol und Kärnten scheidet. Zwischen einzelnen sturmzerzausten Fichten weideten Pferde. Das ist der „Rossboden", aus dem der Verfertiger meiner Touristenkarte — „Groß-Bohn" gemacht hatte. So geht es den Herren, die ihre Wissenschaft bei der örtlichen Bevölkerung holen müssen, ohne deren Mundart zu verstehen. Also haben die Geographen aus dem „Hohen Aar" einen „Hoch-Narr" gemacht. Und als jener Landmann in Südtirol auf die Frage, wie der Berg heiße, treuherzig zur Antwort gab: „Dös woaß ih nit", schrieb der gelehrte Herr ebenso treuherzig: Desoa-Sinit. Seitdem heißt der Berg in der Karte für alle Welt der Desoa-Sinit.

Nun, ich war auf dem „Groß-Bohn". Einen mir begegnenden Knaben rief ich an, ob nicht eine Quelle in der Nähe sei?

„Das dechter nit", war die Antwort, aber vor dem fuchsigen Ross sollte ich mich inacht nehmen! Das fuchsige Ross, ein Koloss von einem Pferd, kam allerdings auf mich zu, hob hoch sein Haupt, dass die Mähne flog und wieherte kampflustig. Da ich keine andere Waffe bei mir hatte, als die des Schwachen, die Vorsicht, so flog ich vor dem drohenden Feinde nach Kärnten, das mit einem Sprung über den Zaun bequem erreicht war.

In der nördlichen Tiefe ist der Ellbogen des endlosen Möllthales; der untere Arm geht nach Osten, aus dessen letzten Gegenden die Eisfelder des Elends und des Ankogels glänzen. Der obere Arm führt nach Heiligenblut ins Glocknergebiet.

Auf meinem Berge weiter oben stand die Ruine einer Halterhütte; sie war nicht mehr zu brauchen als Schutz vor dem heftigen Wind, denn durch die weiten Fugen der Zimmerung und durch die bretterlosen Dachsparren sang der Athem des Tauern ein grausig schönes Alpenlied. Ich stieg hinan gegen die Felsen des Petzeck, hinter welchen sich

wendigkeit unserer gegenwärtigen Politik nichts ändern. Jedenfalls wird der drohende Feind im Osten ein festeres Zusammenschließen der europäischen Culturvölker zur Folge haben, also dass die Kriege außerhalb unserer Bereiche verlegt werden. Das, Majestät, ist ein Factor, den man gar nicht hoch genug anschlagen kann.

Fürst: Da haben Sie recht. Verlegen wir die Kriege nach außen. Verschaffen wir unserer überzähligen Bevölkerung einen guten Abzug nach fernen Territorien. Lenken wir auch die unzufriedenen Elemente dahin ab, damit das Innere Europas sich ganz friedlicher Arbeit widmen kann.

Kanzler: Also, darf ich die im Parlamente durch meine Initiative beschlossenen Gesetze Eurer Majestät zur Sanction vorlegen?

Fürst: Aber natürlich. Wenn ein gewissenhafter Herrscher gleichwohl alles nach allen Seiten hin erwägen muss — ungefähr meine ich doch dasselbe, was Eure Excellenz so bewunderungswürdig zur Verwirklichung bringen und wofür ich Ihnen meine größte Anerkennung in geeigneter Form zu beweisen nicht verfehlen werde.

Der Fürst unterschreibt ein Gesetz zur Begünstigung der Industrie auf Kosten der Landwirtschaft. Dann ein Gesetz zur Verstärkung des Heerwesens, besonders der Marine. Ferner ein Gesetz zum Schutze der Missionäre in China. Und endlich einige Gesetze zur Erwerbung, Besitzergreifung und Ausbeutung von Colonien in fernen Welttheilen.

Fürst: Soviel ich sehe, ist in diesen Gesetzen von einer Auftheilung Chinas nicht die Rede! Ich hätte doch gemeint. Wenn schon, denn schon.

Kanzler: Eurer Majestät offene Art, immer gerade Wege zu gehen, ist bewunderungswürdig. Indes habe ich dem Wunsche der Mächte, die Auftheilung einstweilen nicht zu betonen, mich fügen müssen.

R.

Vier Tiroler Tage.

Aus dem Tagebuche des Herausgebers.

Nach zehnstündiger Nachtfahrt in Dölsach, der ersten Eilzugsstation in Tirol. Der Zug hatte mehrere Touristen ausgeworfen, die nun um Wägen feilschten zur Fahrt nach Heiligenblut. Der Himmel war klar, ein kühles Tauernlüftchen versprach schöne Tage. Ich setzte mich zu meinem Dölsacher Wirt Eder ins Wäglein — 's ist noch der muntere Bursch von früher. Von seinen achtzehn Pferden, die mit Reisenden aus aller Welt ins Glockner Hochthal giengen, war ein einziges übrig geblieben, mit dem wir nun auf den Iselberg fuhren, dem tausend Meter hohen Pass zwischen dem Drau- und dem Möllthal,

mit den Seinen zur Sommerszeit hoch oben in wilder Alpeneinsamkeit lebt. In Mühlbach, von wo täglich ein Bote das Nöthige hinaufträgt, schützen sie ihren berühmten Liebling vor fremden Besuchern so gut sie können und man erfährt es nicht leicht, welcher Weg zu ihm führt. Weiter oben in Spinges habe ich die kleine Kirche gesehen, deren Eingang im Jahre 1795 ein Bauernmädchen mit der Stallgabel gegen die anstürmenden Franzosen vertheidigt hatte. Die Bauern hatten dort eine Schlacht geliefert und den Feind zurückgeworfen. Es war ein entscheidender Sieg, von dem heute noch der Denkstein mit dem Kreuze erzählt, das in der Nähe des Ortes vor einigen Jahren errichtet wurde. Zu Ehren des heldenhaften Mädchens nennt das Dorfwirtshaus sich „zur Jungfrau von Spinges". Der kleine Ort macht einen recht armseligen Eindruck. In der dumpfigen Stube des Wirtshauses saß der Wirt ganz allein, vor sich ein großes Glas mit Rothwein und eine Pfanne mit Eierkuchen, woraus er langsam ein Stück ums andere hervorstach, während die Fliegen Glas- und Pfannenrand über und über besetzt hielten. In diesem Hause trieb ich einen Wegweiser auf nach dem versteckten Bergasyle des Freundes. Ein Knabe von etwa acht Jahren war's, der um einen Silberling treuherzig den Verräther spielte. Ob Spinges konnte ich die Aussicht betrachten in das tiefe, breite Thal, wo die Bischofstadt Brixen liegt und das Gelände, wo Peter Mayr, der Wirt an der Mahr, gelebt hatte und heldenhaft gestritten für die Freiheit des Landes. Und dann gieng es steil aufwärts auf schlechtem Bauernwege, der hin und hin mit Steinplatten ungefüg gepflastert war. Und hoch oben dort an vierzehnhundert Meter fand sich etwas, das man anderswo nur im tiefen Grunde zu treffen gewohnt ist — eine Holzsäge, und am Wege hin der Reihe nach ein Halbdutzend Bauernmühlen. Denn von der Bergeshöhe herab sprengt ein rauschender Bach. An diesem Bache giengen wir eine Stunde lang bergwärts. Dann zieht sich der Weg durch Wald unsteil dahin, immer näher den kahlen Tauerngruppen zu. Die Sonne war schon hinübergegangen hinter den Bergkamm. Plötzlich bog mein Junge vom Wege ab und links hinan zwischen Gebüsch und Steinen.

„Wohin gehst du?" fragte ich den Kleinen.

„Da hinauf", antwortete er.

„Wie weit ist es noch zu dem Hause?"

„Da oben."

„Kennst du ihn aber auch richtig, den Professor?"

„Ja."

„Bist du schon einmal oben gewesen bei seinem Hause?"

„Ja."

„Aber da kann's doch nicht recht sein, da ist ja gar kein Weg?!"

Spitze an Spitze reiht und in deren nördlichen Mulden das Gradenkees und das Klammkees ruhen. Die hinterste dieser Bergspitzen, dort oben, wo das kahle Devantthal zu Ende geht, heißt das Böse Weibl. Das geberdet sich mit seinen ungeheuren Wänden und mit seinem ewigen Schnee gar wüst und starr, schier wie der Glockner selbst, aber der liegt noch weit hinten, der ist überall im Hintergrunde, von allen Seiten, stets der Unerreichbare, der Heilige, der Hohe!

Unter einer Felsbank geschützt, wo Gezirm wucherte und Alpenrosen blühten, noch Mitte August, ruhte ich aus und schaute hin. Jenseits des Devantthales, dessen weißer Wildbach sich in der Tiefe so niedlich hinschlängelt, die ruppige Felskuppe des Schleinitz und die speerartige Spitze des Hochschobers, lauter hohe Dreitausender, einer wie der andere. Von Westen hinein, dort, wo die Drau aus der Lienzerklause hervorkommt, auch aus geheimnisvollem Hintergrunde, leuchtet das weiße Dolomitgebilde des Schusterkofels — der fernste Punkt, den mein Auge von dieser Stelle aus erreichen konnte. Nahe im Süden starren die Unholden, aus tiefem, dämmerndem Thale steigen sie hervor, hoch über mich ragen sie in den Himmel. In ihren Schründen hängt dunkelblaue Nacht, ihre Riffe und Zinnen sind wie Silber, so weiß leuchtend in der Sonne. So starrt das Gebirge in großartiger Plastik. Mit Ausnahme des Möllthales, das sich hier oben darthut, ist die Aussicht nicht viel weiter, als unten im Drauthale, aber sie ist entwickelter, dieselben Berge sind gegliederter und höher. Unsere Standhöhe von zweitausend Metern kommt keinem der umstehenden Berge auf. An vierzehnhundert Meter war ich aus Dölsach emporgekommen und doch stand ich nur auf einem Hügel im Gegensatze zum hohen Gebirgsrund.

Plötzlich wurde es grau um mich, die Sonne war eine weiße Scheibe, der man mit freiem Auge ins Gesicht schauen konnte. Ein paar Augenblicke später stak ich mitten in einer Wolke, die aus einer Scharte des Petzecks still und tückisch auf mich herabgeflogen war. — Jetzt aufgepasst! Festhalten im Kopf die Himmelsrichtungen, sonst steigst du unrecht ab und verirrst dich in die Wände. — Erzählte mir doch erst an demselben Tage ein Dölsacher, ein mit diesen Bergen seit Kindheit wohl Vertrauter, dass er vor kurzem auf der Suche nach Schafen vom Nebel überrascht, in einer Felsspalte hätte übernachten müssen, fast verkommend vor Frost und Angst. Ich fand bald den Grenzzaun und war geborgen. Drei Stunden später vom Thal aus war es recht behaglich zu sehen, wie oben die Gipfel und Zinnen von fliegenden Wolken umsponnen wurden. —

Am nächsten Morgen tiefer hinein nach Tirol. Und dort, wo die Rienz an die Eisack stößt, stieg ich wieder bergan. Das gieng zu einem lieben Freund, der auf einige Wochen der Großstadt entflohen,

großen, versunkenen Stadt. Von jener Stadt, die ihnen den Sommer über wirklich versunken ist, im Herbste aber wieder auftaucht und wie ein Magnet die Familie aus dem Hochgebirge an sich zieht zu neuem Schaffen und Genüssen, zu Kämpfen und Ehren. Und dann wird es umgekehrt sein, dann, in der glanzvollen Stadt gedenken sie manchmal nicht ohne Wehmuth des Märchens von dem Hause im Zirmkieferwald auf hohem Birg, wo sie an milden Sommerabenden einst gesessen sind am traulichen Feuer. So führen sie ein reiches Doppelleben, wo durch den, ich möchte sagen, künstlerischen Gegensatz, eines das andere hebt und vertieft.

Froher Naturschau und körperlicher Arbeit geben sie sich hin da oben; schmackhafte und nahrhafte Tiroler Bauernkost hat den städtischen Tisch unterbrochen und die zeitweiligen Unbilden des Wetters sind dem alten, wetterharten Tiroler und den jungen Recken eher ein Vergnügen, als eine Widerwärtigkeit. Und abgeschlossen von aller Welt müssen sie sich unter allen Umständen selbst helfen in der Wildnis mit dem Muthe und der Findigkeit eines Robinson. Selbst vor plötzlichen Erkrankungen bangen sie nicht. Die reine Luft, der warme Sonnenschein, das frische Wasser ist da, Weichsel-, Kirsch-, Kranabetbranntwein und andere gute Geister sind da — was kann geschehen? Die Krankheit schämt sich, so arglose Almleute angepackt zu haben, und nach wenigen Stunden ist sie weg. — Wie sehr eine solche radicale Unterbrechung der Stadtcultur Körper und Geist stärkt und das Herz erfrischt, das werden die Defregger noch in späteren Jahren spüren.

Dass es jedoch durchaus nicht so frugal hergeht, als man glauben möchte, das habe ich schon in der ersten Stunde meines Aufenthaltes im „Hoch-Kasern“ erfahren. Da gab's auf meinem Tisch Milch, Butter, Käse, Honig, Waldbeeren, Thalobst, Geräuchertes, Brot und Wein. Und zum Abendmahle kam der allberühmte Bauernkaffee, die herrliche Brennsuppe, Sauerkraut, Speckknödeln, Eierspeise und Bozener Rothwein von der Gattung, wie man eine bessere nimmermehr findet. Recht in meinem Element war ich und sind wir in munterem Geplauder beisammen geblieben bis Mitternacht. Wie die beiden Alten so beieinander saßen, jeder hinter sich eine Gebirgsbauernjugend und einen absonderlichen Lebensweg, da freuten wir uns der Welt, und die hoffnungsvoll nachwachsende Jugend leistete uns bei dieser Freude tapfer Gesellschaft.

Das will ich auch nicht vergessen, dass wir an demselben Abende von dem Berge aus noch eine — Bergpartie gemacht haben. Selbander bestiegen wir die Höhe des „Alt-Karl“, es war ja kaum eine halbe Stunde hinauf. Und wie that sich da oben die Welt auseinander! Die Eisackschluchten, das Valserthal, die waren zu tief unter unseren Füßen; aber von ferne her, aus dem Pusterthal, aus der Brixener Gegend, schimmerte

„Wohl, wohl!“

So sind wir weiter gestiegen auf Kuh- und Ochsensteigen, die sich verzweigten, theilweise in den Sträuchern verloren und doch immer wieder vorhanden waren. Und da der Knabe nun ein paarmal still stand, den Hals reckte und unentschlossen hin- und herschaute, so war mir nicht anders: Der Junge hat den Weg verloren und wir irren planlos. Da sah ich zwischen den Zirmbäumen eine flinke Bäuerin herabkommen, diese wollte ich fragen nach dem Hause, und was sie glaube, ob man es wagen dürfe, dort vorzusprechen und die köstliche Waldeinsamkeit mit einem Besuche zu stören. Denn aus eigener Erfahrung weiß ich, wie solche Störungen schmecken. Da that meine vermeintliche Bäuerin einen lustigen Schrei und rief meinen Namen, die Frau des Freundes war's. Sie nahm mich am Arm, jauchzte hell, wie eine Almerin jauchzen kann, und rief in den Wald hinein: „Rathet, wen ich bringe?“

Im Walde stand das Haus. Ein Tiroler Berghaus mit flachem, steinbeschwertem Schindeldache. Im offenen Vorraum Männer in kurzen Lederhosen — und ohne weiteres war ich mitten in der Familie des Meisters Franz von Defregger.

Soll ich die Idylle kurz darthun?

Früher hatte Defregger sein Sommerhaus gehabt auf dem Ederplan, nahe seinem Geburtshause. In der fremdenreichen Gegend hatte es dem ruheliebenden Künstler wohl nicht recht behagen mögen. Er wollte für die paar Sommerwochen ein ungestörtes Heim haben, und so hat sich auf diesem abgeschiedenen Berge ein Jagdhaus ergeben, das er zu einem Sommeraufenthalte herrichtete. Da lebt er mit seiner trefflichen Gattin, die sich in das älplerische Wesen bewunderungswürdig hineinfindet und die ländliche Neigung ihres Mannes versteht und theilt. Und lebt da oben zeitweilig mit den fünf Söhnen, fast alle schon erwachsen, echte Tiroler Burschen, die sich in die Lodenjoppe mit derselben Unbefangenheit schicken, wie in den Frack, dem sie zu München wohl zeitweilig verfallen sind. Aber ich wette, dass ihnen die Lodenjoppe lieber ist. Das Haus steht ganz mitten im Walde, in der Nähe ist die Grenze der Vegetation, zweitausend Meter hoch. Es hat mehrere Bauernstuben und eine Küche mit dem großen Kessel über dem Herd. Neben dem Hause ist eine Hütte mit Tischlerei, an der sie gerade an demselben Tage gebaut hatten. Der Hausvater hatte just: „Feierabend, Buben!“ commandiert, als die Hausmutter mit dem ungebetenen Gaste kam. An der anderen Seite des Hauses, hinter einem üppig in den Trog sprudelnden Brunnen, steht ein Halter-Schutzhüttel aus Baumrinden gemauert. Darin sitzen sie des Abends um ein offenes Feuer herum und erzählen sich manchmal das Märchen von der

Am Abende bin ich nach Hochpusterthal gefahren, zur Frau Emma in Niederdorf. Wer hätte nicht von dieser berühmtesten aller Wirtinnen gehört! Seit fünfzig Jahren hört man von ihr und sie lebt immer noch. Freilich hat sie die Wirtschaft schon lange den Kindern übergeben, aber am Abend findet sich das schlichte Frauchen mit dem grauen Haar gerne ein und plaudert mit den Gästen, mit Bauern und Fürsten in gleicher Weise — freundlich, natürlich und klug. Auch bei mir ist sie ein Stündlein gesessen in der Bauernstube und hat, freilich durch mich veranlasst, erzählt von ihrer Vergangenheit und der Geschichte ihres Hauses.

Als Tochter eines Einkehrhausbesitzers an der Salzburgerstraße im unteren Innthal hatte sie 1842 den Wirt Hellenstainer zu Niederdorf geheiratet, 1858 war sie Witwe geworden und hatte seither die große Wirtschaft allein betrieben. Anfangs habe es ihr im öden Pusterthale gar nicht gefallen, und wenn sie ihren Mann nicht so lieb gehabt, wäre sie wohl wieder heimgegangen nach Kitzbühl. Das Hellenstainer Gasthaus habe damals zwei Stuben gehabt, eine für die Bauern und Fuhrleute, eine für die besseren Gäste, wenn der Pfarrer, der Schulmeister, der Rentmeister oder einmal eine durchreisende Herrschaft hier einkehrten. Die Thür, welche diese Stuben verband, musste des Abends immer offen stehen, weil am oberen Pfosten die Öllampe hieng, die beide Stuben beleuchtete.

Und als die junge Frau Emma eines Abends in der Herrenstube ein paar Kerzenleuchter auf den Tisch stellte, wie es im unteren Innthale der Brauch war, ließ sie die Frau Schwiegermutter Hellenstainer zu sich rufen und sagte zu ihr: „Liebe Emerenzia, das wird's nit tragen! So nobel können wir's nit geben im Puschterthal! „Und vollends, als Emerenzia einen zufällig mitgebrachten Fenstervorhang aufspannen wollte, wurde die alte Frau ernstlich böse: „Mit dem herrischen G'schlamp pack' nur gleich zsam. Wir Puschterthaler haben's noch lang nit noth, dass wir die Fenster verhängen, wenn wir beieinand sitzen!" — Das war damals. Und heute? Wenn die alte Frau Hellenstainer heut aufstünde und den großartigen Gasthof sähe, der unter dem Namen „Frau Emma" einen Weltruf hat! Wo im Sommer im großen, elektrisch beleuchteten Speisesaal hundert feingeputzte Gäste tafeln! Desweg braucht man schon auch kein Fenster zu verhängen. — So weit hat's eine Frau gebracht. „Man hat halt immer ein bissel was gehabt, wenn aus der Nachbarschaft Herrschaften gekommen sind, sei es Geflügel, was Aufgeschnittenes, was Gebackenes. Ein gutes Tröpfel Wein auch immer. Auf die armen Studenten hat vorzeit mein Mann was gehalten, die oft abgemüdeten Hascherln sattgefüttert und nachher mit einem Kobelwagen weiterführen lassen. Man hat halt gethan, was möglich war, und so sind nach und nach auch Fremde gekommen, Touristen, Stadtfamilien über den Sommer. Aber wenn der Herrgott seinen Segen

mancher Kirchthurm, manche Ortschaft, manches Wasser. Im Norden standen die kahlen, finsteren Gipfel des Vorgebirges zu den Zillerthaler Alpen; auf dem südlichsten Ausläufer dieses Gebirgszuges standen wir ja. Die Franzensfeste in der waldigen Tiefe ist der Schlusspunkt. Nach Osten hin, jenseits des Valserthales, steht die glatte Kuppe des Gitschberges, zu seinem Fuß auf sonniger Hochebene der kleine Ort Meranzen. Dann das langgezogene Pusterthal, aus dessen Hintergrunde der Helm blaut. Hernach im Süden über langgestreckte Waldhöhen die Dolomiten, von der Schusterspitze im Osten bis zum Rosengarten im Süden. In weiter Ferne leuchten sie still in den Himmel auf, wie Silberleuchter am Hochaltar! Im Südwesten die dunklen Massen der Schrothorngruppe und im Westen die wilde Eiswelt der Stubaier. Diese aber war voll grauer Nebel, hinter welchen die Sonne betrübt niedersank — so dass die Hochfeuer der Dolomiten vorzeitig verlöschten. Blass und verschwommen standen die Felsschroffen in den wässerigen Abendhimmel auf. Wir hatten den Lohn dahin und stiegen fröhlich zum Hause herab.

Am anderen Morgen standen die Berge, die vom Hoch-Kasern aus sichtbar sind, zwar ohne Nebelhauben, aber die ganze Gegend war in trübem Grau, von den Bäumen tropfte es, vom Himmel „nieselte“ es. Nach der glorreichen Brennsuppe mit Schwarzbrot, nach einer vom ältesten Sohne, dem Dr. Robert, vollzogenen photographischen Aufnahme, die ein theueres Erinnerungszeichen ist an diesen köstlichen Tag bei Defregger auf der Alm, und nachdem die Hausfrau mir noch ein frisches Blumensträußlein an den Hut gesteckt hatte, — hieß es: Lebewohl! Gesundbleiben! Auf Wiedersehen! Meister Defregger hat mich trotz Regens und Bergessteilheit begleitet bis herab nach Spinges. Und habe ich ihn dann noch heimlich beobachtet, wie er rüstig bergan stieg — jeder Zoll ein Alpensohn — und keine Spur der dreiundsechzig Jahre, die er auf den Schultern hat! Wie anderswo die Leute über Ebenen und Hügel hin- und hereilen, so steigt der Tiroler gleichmäßig flink an den Zwei- und Dreitausendern auf und nieder, als ob nichts wäre.

Für mich war nach den zwei Bergwanderungen dieser steile Niederstieg ziemlich anstrengend gewesen, umso behaglicher habe ich mich in Stegers vortrefflichem Gasthofe zu Mühlbach einige Stunden ausgeruht. In Mühlbach läuteten die Glocken, knallten die Pöller, wehten die Fahnen: denn es war der Maria-Himmelfahrtstag, die Kirche war voller Rosenduft und die Sommerfrischler aus dem Norden, die Mühlbach bevölkerten, waren vor Staunen außer sich über den großartigen, stimmungsvollen Marien-Cultus, der in Tirol getrieben wird. Bei der Table d'hôte hörte ich eine Frau sagen, das hätte sie nie geglaubt, dass die katholische Kirche einen solchen Himmel entfalten könne; wenn auch ein heidnischer, ein Himmel sei es doch. —

Kleine Laube.

Religionsfrevel im Volke.

Unsere in diesen Blättern seinerzeit ausgesprochene Wahrnehmung und Meinung, dass im katholischen Landvolke die „Religionsfrevel“ nichts Seltenes, dass sie aber zumeist harmlos gemeint sind, wird wieder durch zwei drollige Stückchen erhärtet, die uns aus der südwestlichen Steiermark zukommen.

Das Kapuzinerweibl.

Weit oben in der Einöd hat Hansl, der Hauptbetheiligte in dieser Geschichte, das Licht der Welt erblickt. Außer den Eltern war die alte Botenfrau der einzige Mensch, den Hansl in seinen ersten Lebensjahren zu Gesicht bekam.

An einem schönen Sommertage — Hansl war beinahe schon sechs Jahre alt — waren Vater und Mutter im Walde beschäftigt und der Bub musste allein zu Hause bleiben. Hansl verzehrte eben mit ungeheurem Hunger sein Vesperbrot, als an die Stubenthür geklopft wurde und gleich darauf ein Kapuziner eintrat.

Der fromme Frater war Almosen sammelnd umhergezogen und ist so auch zu der weitentlegenen Hütte gekommen, welche Hansls Eltern gehörte. Mit offenen Augen und offenem Munde starrte Hansl die neue Erscheinung an.

Der Priester forderte den Knaben auf, er möge schnell die Mutter rufen. Pfeilschnell sprang der kleine Bursche in den Wald und rief der arbeitenden Mutter zu: „Mutter, geht's schnell mit, daheim ist a Leit, 's ist ka Mann und ka Frau, es hat wohl an langen Kittel, aber auch an langen Bart!“ Die Mutter eilte nicht wenig erstaunt heim und gab dem wartenden Frater das gewünschte Almosen.

Kaum hatte sich dieser dankend entfernt, bestürmte der Kleine die Mutter, sie solle ihm sagen, was das für ein „Leit“ sei. Die Mutter erklärte: „Weißt Hansl, das war ein gar frommer Mann, ein Kapuziner; wenn du dein neues Gwand kriegst, darfst du mit nach Schwanberg; denn da drunten haben die Kapuziner ein großes Kloster mit einer schönen Kirche . . . . .“

Einige Wochen waren vergangen, da geschah es, dass Hansl wieder allein daheim war; denn seine Eltern waren auf der Wiese mit der Bergung der letzten Heuernte beschäftigt. Der Zufall wollte es, dass wieder ein Mönch um Almosen heischend vorsprach; doch diesmal war es ein Franciscaner, der zwar die gleiche Tracht mit dem Kapuziner trug, aber keinen Bart hatte.

Auf den Wunsch des Geistlichen gieng der Knabe auch heute aus, um seine Mutter zu suchen. Von weitem schon schrie er der Gesuchten entgegen: „Mutter, Mutter! kommts gleich heim, heute ist das Kapuzinerweibl da!“

nit hätt' mögen geben, so hätt's freilich allmiteinander nichts geholfen." — Nun ist's so weit gekommen, dass, wenn es in Amerika oder in Japan einem Weltreisenden einfällt, einen Brief abzuschicken bloß „an die ehrengeachtete Frau Emma in Tirol" — der Brief nach einer Weile unfehlbar in Niederdorf ankommt bei Frau Emerenzia Hellenstainer.

Solche Gasthöfe sind es, die uns vorläufig Tirol noch so heimlig machen. Wenn einmal die feinen Hotels, die in ganz Europa einander ähnlich sind, wie ein Kellner dem andern, auch in diesem Lande allgemein werden, dann wird für Volks- und Naturfreunde Tirol einen wichtigen Anziehungspunkt verloren haben.

Am nächsten Morgen — das war der vierte Tiroler Tag — bin ich mit einem Einspänner hinaufgefahren nach Neuprags. Dieses Thal, weniger wild als malerisch — zwischen Wäldchen, Almen und Äckerlein, kleine Gehöfte und ein paar Kirchdörfer — muthet steirisch an. Die Hochalpe, der Herrstein, der Seekofel, sie dräuen allerdings wüste hinter den Vorbergen, waren jedoch an diesem Tage größtentheils vom Nebel bedeckt, so dass die wilde Hochgebirgsgegend zur freundlichen Waldlandschaft wurde, auf die — um sie frisch zu erhalten — leichter Regen niedertröpfelte. Diese Naturerscheinung machte auch meine beabsichtigte Fußpartie nach Altprags über den Plätzwiesenpass nach Schluderbach zu Wasser. Mein Weg am Bade Neuprags vorbei und hinauf zum Pragser Wildsee, wo die Hellenstainer ein neues Hotel gebaut haben. Das ist in seiner inneren Ausschmückung allerdings so chinesisch secessionistisch gerathen, dass ein normal schriftkundiger Europäer die Bergpartien, die an den Säulen geschrieben stehen, platterdings nicht lesen kann. Aber das macht ja nichts, die secessionistische Schrift ist nicht da, um gelesen zu werden.

Ich bin den Wildsee entlang gestrichen. Und wie hinter ihm die finsterblauen Wände aufstiegen und zur halben Höhe die schweren Nebel niederhiengen, die grauen, gedunsenen Nebelsäcke, und unterhalb derselben an den Wänden die blaue Nacht — da war ich mit dieser Stimmung gar sehr zufrieden. Ich weiß nicht, was die Leute eigentlich denken, dass sie alle Landschaften nur bei heiterem Himmel sehen wollen. Besonders Hochgebirgsbilder gibt es, an denen die dämmernden Schatten tiefer an unser Herz greifen, als das banale Licht der „schönen Tage". Dass man bei den dämmernden Schatten und hängenden Wolken leicht nass wird bis auf die Haut, ist freilich auch wahr, doch der waschechte Naturfreund muss die Natur nicht bloß von ferne sehen wollen, sondern auch an seinem eigenen Leibe ertragen können.

Ich hab's ertragen. Und das Ende vom Lied war, dass ich, stark erkältet, in der nächsten Nacht mich nach Steiermark zurückzog.

Poetenwinkel.

Bergwanderung.

Wir wollen einmal in die Berge steigen,
Wenn in den Thälern noch die Nebel weh'n,
Wir wollen durch die Wunder geh'n und schweigen,
Bis uns die Wunder durch die Seelen geh'n.

Wir wollen steigen bis zur höchsten Spitze,
Bis sich der Himmel unser'm Blick erschließt,
Und bis die Sonne mit dem ersten Blitze
Das eine Wort in uns're Seelen gießt. —

Anton Renk.

Allerseelen.

„Erzähle mir“ . . . Was soll ich dir erzählen?
Siehst du ins Thal sich trübe Nebel senken?
Wir wollen beide an die Todten denken,
Mein liebes Kind, — denn heut' ist Allerseelen.

Das war ein Blick — ein fesselloser, weiter,
Das war ein Mai, ein blütenüberschneiter:
Wir giengen beide wortlos, Hand in Hand.
Wir giengen unter rothen Pfirsichzweigen,
Wir sahen Lilien am Wege warten,
Wir sahen Flieder sich herniederneigen,
Wir kamen immer tiefer in den Garten
Und immer weiter in das Märchenland.

Von diesem allen will ich dir erzählen,
Von jenem Tag – du weißt es wohl – wir haben
An jenem Tage unsern Mai begraben. —
Siehst du ins Thal sich trübe Nebel senken?
Wir wollen heute an die Todten denken,
Mein liebes Kind, — denn heut' ist Allerseelen.

Anton Renk.

Als Atra[1]) starb.

Wenn Menschen uns der Tod entreißt,
Die nahe uns gestanden,
So fesselt uns wohl Herz und Geist
Der Schmerz mit starren Banden.

Doch wär' gewesen noch so gut,
Den wir zur Ruhe tragen —
Er hat uns doch mit leichtem Muth
So manche Wund' geschlagen . . .

Du aber, kleines, sanftes Ding,
Hast uns nur Freud' gegeben,
Und darum tief zu Herzen gieng
Dein Scheiden mir vom Leben.

Von deinem kurzen Leben! ach,
Nach Schmerzen, qualvoll bittern,
Als dir das frohe Auge brach
Im letzten Todeszittern.

Sollst ruhen, armer kleiner Wicht,
Still unter Blütenranken;
Begreift es auch dein Seelchen nicht,
So wird es Gott mir danken.

Der Gott, der Klee dem Häslein bot
Und läßt die Sonne scheinen,
Wird auch nicht lächeln, dass dein Tod
Mich ließ von Herzen weinen.

Hermann Gschwendl.

[1]) Schwarzes Häslein.

Lied.

Stört bei Nacht des Tages Lärm
Stille Sammlung nimmer,
Wach' ich gern im Kämmerlein
Bei der Lampe Schimmer.

Sehe gern zum Fenster aus
Nach dem Schein der Sterne —
Denke an ein liebes Haus
In der Heimat ferne.

Denke an ein holdes Kind,
Das in diesem wohnet,
Wie jetzt Schlummer, weich und lind,
Süßen Frieden lohnet.

Und ich bete leis' und bang
— Gott wird mich erhören —
Möge nimmer frevle Hand
Deinen Frieden stören!

Theodor von Kraftil.

Die Hollerstrauben.

Es war am Vorabend des Frohnleichnamsfestes. Jung und alt waren bemüht, die Straßen und Fenster zu schmücken, welche die Procession morgen passieren sollte. Beim Maurer-Peter — einem beliebten Gasthause — hatte sich eine lustige Schar Trinkgesellen versammelt. Nachdem die Gläser schon einigemale geleert worden waren und die Gesellschaft schon sozusagen „zu allen Schandthaten bereit war", machte einer den Vorschlag, man solle zur „würdigen" Feier des kommenden Tages etwas ganz Besonderes unternehmen. Einstimmig ward der Vorschlag angenommen. Aber welchen Ulk soll man nur aufführen? — — —

Gleich neben dem Gasthofe — nur durch eine schmale Straße getrennt — befindet sich der Pfarrgarten. In einer Ecke desselben stand an jenem denkwürdigen Abend ein Hollunderbaum, dessen blühende Zweige über den Zaun auf die Straße heraushiengen.

„Was meint ihr denn", ließ sich einer vernehmen, „wenn wir Hollerstrauben auf dem Baume backen thäten?" Jubelnder Beifall! Die dicke Wirtin musste augenblicklich einen Straubenteig herrichten und die lustigen Zecher mit den nöthigen Koch-Utensilien ausstatten. Inzwischen war es spät geworden, die Straßen waren still und menschenleer, die meisten Bewohner hatten sich schon zur Ruhe begeben.

Es wurde noch gewartet, bis der Nachtwächter Runde gemacht hatte, dann gieng man ans Werk.

Der erste mit dem heißen Schmalzpfandl in der Hand pflanzte sich unter dem Baume auf. Der zweite mit einem Bündel brennender Späne hielt dieselben unter das Pfandl, dass das heiße Schmalz nicht abkühle. Inzwischen hatte der dritte den Baum erstiegen und tauchte die Holunderblüte zuerst in den Teig, welchen ein vierter in einem Heferl zu ihm emporhielt, und dann in das heiße Schmalz.

So mühten sich die vier Recken, bis eine stattliche Anzahl Strauben den Baum schmückte; dann begaben auch sie sich auf den Heimweg in voller Befriedigung der eben vollbrachten Heldenthat . . . .

Am anderen Tage war reges Treiben am Kirchplatze. Alles eilte und hastete, um zur Procession ja nicht zu spät zu kommen, und niemand warf einen Blick nach oben. Auch als die Schar der Betenden beim Pfarrgarten vorbeizog, waren alle so sehr in Andacht versunken, dass niemand den sonderbar geputzten Baum bemerkte. Nach einem Rundgang durch den ganzen Ort kehrte der Zug auf dem gleichen Wege zurück.

Den Betheiligten war es inzwischen recht langweilig geworden, und man suchte sich dadurch zu zerstreuen, indem man bald rechts, bald links blickend die verschiedenen Ausschmückungen bewunderte. Doch welch ein Erstaunen ergriff die fromme Menge, als sie des wunderbaren Baumes ansichtig wurde.

Die Procession stockte, die Betenden verstummten; alles blickte auf diesen noch nie dagewesenen Aufputz. Der Pfarrer, der weiter hinten war, fragte ärgerlich, wer die Störung verursacht habe.

Man benachrichtigte ihn über die Ursache der allgemeinen Aufregung. Seufzend meinte er: „Das haben wieder die Lumpen gethan."

Nach Beendigung der kirchlichen Ceremonie trat ein schlichtes Bäuerlein auf den Pfarrer zu und bat treuherzig: „O Hochwürden, könnten Sie mir nicht ein Pelzer von dem Baum geben, wo gleich die gebackenen Strauben wachsen?"

Die Antwort des ohnedies ergrimmten Pfarrers lässt sich denken.

Solche Stückchen werden hier nicht mitgetheilt, etwa um über religiöse und kirchliche Gegenstände zu spotten, sondern um unser Landvolk zu kennzeichnen, das eben ist, wie es einmal ist.

obschon er unseren Standpunkt nicht begreift. Wir sind kein Schriftmacher, der sein Handwerk stets neu zu beleben trachtet. Wir sind ein Schriftleser, der es aber nicht thut, um sich an den schönen Buchstaben zu ergötzen, sondern um etwas Geistiges an sich zu nehmen.

Der Mann wirft uns Unkenntnis der Schriftgattungen vor, von denen wir sprachen. Wir haben aber gar nicht behauptet, ein Typograph zu sein, wir haben nur gesagt, dass uns die oder die Schrift in ihrer heutigen Entartung nicht gefällt. Es können einem doch auch Dinge missfallen, deren technische Bezeichnung nicht geläufig ist. Auch eine Krankheit, die man nicht kennt, kann weh thun. — Unser Verlangen nach möglichster Einfachheit der Buchstaben wird verglichen mit dem thörichten Verlangen nach einem Lodenrock, der beileibe keine Verzierungen haben solle! Ein recht unglückliches Beispiel. Bei einem Rock verdirbt die Verzierung nichts, ein verzierter Rock kann seinen Zweck zu bekleiden ebensogut erfüllen als ein unverzierter. Eine verzierte Schrift erfüllt ihren Zweck, leicht gelesen zu werden, nicht. Verziert man denn Feldzeichen, Eisenbahnsignale? Und warum nicht auch diese, wenn das Verzieren gar so wichtig ist?

Würden wir, heißt es einmal, mit unserem Wunsche nach einfacher Schrift durchdringen, so müssten ganze Industriezweige aufhören zu bestehen. Wachsen uns deshalb Haare im Gesicht, damit die Bartscherer leben können oder gibt es Bartscherer, weil uns Haare im Gesichte wachsen? Wir werden uns doch nicht der Buchstabenindustrie zulieb alle möglichen und unmöglichen Buchstaben gefallen lassen müssen, die den Herren so in den muthwilligen Griffel kommen! — Selbst dem „Heimgarten“, meint unser kunstsinniger Gegner, würde eine etwas mehr künstlerische, eine modernere Ausstattung recht wohl bekommen. Wir hingegen erinnern uns an hunderte von künstlerisch ausgestatteten, schmuck- und bilderreichen Zeitschriften, die während unserer fünfundzwanzig Jahre entstanden sind und die unsere bescheidene, einfach ausgestattete Monatsschrift überlebt hat.

Der Gegner will für jede Arbeit die entsprechende Schrift wählen. Es ist selbstverständlich, dass ein lateinisches Lehrbuch mit Lateinlettern und ein deutscher Roman mit der gewohnten deutschen Schrift gedruckt werde. Und es ist schließlich auch recht, wenn das krause Zeug unserer um jeden Preis modernisierenden Literaten mit krausen, um jeden Preis modernisierten Schriftzeichen zum Ausdruck gebracht wird. Aber wenn die Classiker-Ausgaben, die Fachbücher für Landwirtschaft, die alten Volkskalender vor der Secessionistenschrift nicht mehr sicher sind, dann kann man schwerlich sagen, dass jede Arbeit in ihrer entsprechenden Schrift gedruckt wird.

Endlich wundert der Gegner sich über den gereizten Ton in unserem Aufsatz gegen die moderne, unleserliche Schrift. Als ob uns die Sache nichts angienge! Täglich werden uns Bücher, Broschüren u. s. w. auf den Tisch geworfen, wovon wir gerade die unleserlichen Titelblätter lesen und anzeigen sollen. Täglich schreien uns auf der Straße, in öffentlichen Gebäuden Plakate an in Zeichen, die wir nicht enträthseln können, oder für deren Entzifferung wir Zeit opfern müßten, die für Wichtigeres bestimmt ist. Diese beständige Herumfuchtelei fremdartiger Zeichen vor dem Auge macht wirklich nervös, und es ist schon geschehen, dass derlei abscheuliche Dinger, die sich für Buchstaben ausgeben und die prätendieren, ihretwegen unsere A-B-C-Kenntnis und unseren Geschmack zu ändern, ganz unmittelbare Ursache waren, wenn das Buch in den Ofen flog.

Nebenbei meint unser Schalk so beiläufig, ein Schriftsteller, der durch die Buchstaben berühmt geworden, solle doch nicht gegen die Buchstaben auftreten — das sei wohl undankbar. Wir erinnern uns nicht, dass durch die secessionistischen Buch-

An der Bahre eines Kindes.

Du lieblich' Kind, du lächelst wie im Schlummer,
Als hätt' der Tod die Stirn dir nicht geküsst —
Dein Auge nicht zum letztenmal gegrüßt
Das Mutteraug', das trüb von Gram und Kummer.

Früh schiedst du, doch mit Lächeln auf den Lippen,
Noch sah dein Schifflein nicht des Lebens Klippen,
Vor denen oft der kühnste Schiffer zagt!

Schlaf' süß! Dir hat des Herzens grüne Triften
Der Leidenschaften Brandung nicht zerstört;
Noch konnte nicht, von Falschheit tief empört,
Heißglüh'nder Haß die Seele dir vergiften!

Schlaf' süß, mein Kind, auf deinem Unschulds-kissen!
Schlaf' süß, mein Kind! Es hatte dein Gewissen
Der schwarze Wurm der Schuld noch nicht benagt!

Theodor von Kraštil.

Zwiesprache.

In traurig dunkler Novembernacht
Zwei Glocken weithin streiten.
Bald klingt es schallend hell, mit Macht,
Bald dumpf wie Grabesläuten.

Mein Ton, die eine jetzo gibt
In lauter Zwiesprach' kund,
Die Freude meldet ungetrübt
Dem ganzen Erdenrund!

Mein Ton klingt jedem Fest, er fehlt
Bei keiner Hochzeitshymne,
Bei keinem Glück, drum in der Welt
Hab' ich die erste Stimme!

„Was Feste, Hochzeit! All das Glück
Der Welt, 's ist ohne Dauer",
Gibt dumpf die and're Glock' zurück,
Ihr Grundton bleibt die Trauer.

„Ich hab'", so fährt sie brummend fort,
„Mit meinem Grabgeläute
Doch allerorts das letzte Wort."
— — — — — — — — —

Franz Reddi.

An Lebemänner.

Tief drunten im Thal stand euere Wiege,
Dort opfert ihr euch den Götzen der Zeit,
Ich aber liebe die Höhenzüge
Mit ihrer fürstlichen Einsamkeit.

* * *

Die Menschen kann ich nur wenig achten,
Die alles verkleinern, was sie betrachten,
Die auch am Besten noch etwas vermissen
Und sich den Anschein zu geben wissen,
Als wollten sie von allem Bösen
Demnächst die thörichte Welt erlösen!

Noch einmal die modernen Diebszeichen.

Mit unserem Aufsatz „Aufgewärmte Altschrift und moderne Diebszeichen", Seite 43, haben wir jemanden aufgeregt. Keinen Buchleser, sondern einen Buchdrucker oder Schriftmacher. Ein solcher meldet sich in dem „Berliner Graphischen Local-Anzeiger" (5. October 1900), indem er unseren Aufsatz abdruckt und bekämpft. Wir wollen es zugeben, dass er von seinem Posten aus in manchem recht hat,

herantreten und ihnen in der Literatur den gebürenden Platz weisen. Ich aber freue mich im Namen des unvergesslichen Freundes und im Namen unseres edler Dichterwerke bedürftigen deutschen Volkes, dass diese Volksausgabe ins Leben tritt. Möge sie die Wege finden zu allen, die classischen Vollklang der Poesie lieben und die heute verzagt mit der Laterne nach großen Dichtern suchen.

Peter Rosegger.

Der Franzl. Fünf Bilder eines guten Mannes. Von Hermann Bahr. (Wiener Verlag. 1901.) Der alte oberösterreichische Dialectdichter Franz Stelzhamer hat auf den verdienten Ehrenkranz lange warten müssen, endlich aber wurde er ihm geflochten und dargebracht, und zwar von einem — Modernen. Freilich von dem Bedeutendsten derselben. Und so sollen wir demnächst auf der Bühne etwas erleben. Dieses Buch, „Der Franzl", ist ein Theaterstück, nicht in fünf Acten, sondern in fünf Bildern, wodurch der Riegel vorgeschoben wird allen Recensenten, die fast bei jedem neuen Volksstück die tiefe Weisheit bloßlegen, es sei kein Stück, es sei eine Reihe von losen Bildern. Nun, da gibt der Dichter eine Reihe von losen Bildern und will nichts anderes geben, und doch wird's ein echtes Volksstück sein mit der Aufgabe, den Lebenslauf, die ganze Persönlichkeit eines seltenen Menschen und genialen Dichters zu charakterisieren. Der eine Act wird nicht auf den andern spannen, und die Leute werden doch sitzen bleiben, gefesselt durch die Persönlichkeit, die frisch und natürlich durch alle Bilder schreitet. Lachen und weinen werden sie genug. Und zum Schlusse wird der Zuschauer empfinden, der Abend war ein Gewinn. Man sollte es diesem modernen Großstadtgeist nicht zutrauen, dass er das Landvolk von Oberösterreich, freilich seine Landsleute, so sicher erfasst hat, so echt und klar wiederzugeben weiß. Den Helden, Franz Stelzhamer, hat er zwar aus des Dichters Gedichten herausgedichtet, aber die Gestalt ist wahr geworden, weil die Gedichte wahr sind, und so fügt sie sich wunderbar ein in die Gruppen der Dorfleute, die Hermann Bahr aus dem Leben gesammelt. Stellenweise wird der Baum von dem Gesträuche überwuchert und da muss der Förster mit der Rode kommen. Das Stück hat im Buche 375 Druckseiten, aber das ist nicht so schlimm, es wird weniger gesprochen als gemeint, und die Handlung in allen ihren Bewegungen, Mienen, Verrichtungen ist so genau vorgeschrieben, dass der Text in den Einklammern mehr Raum einnimmt, als das gesprochene Wort. Der Schauspieler wird über dieses Misstrauen in seine Kunst etwas verblüfft sein, dem Leser aber kommen die Bemerkungen und Beschreibungen zustatten wie eine Erzählung. — Der Verlag legt auf den Umschlag des Buches und die Schwabacherlettern Gewicht. Der Umschlag ist zwar so geschmacklos als möglich, würde aber trotzdem das Buch nicht retten, wenn es keine anderen Vorzüge hätte.

M.

Wiener Bilder von Vincenz Chiavacci In den neuesten Bändchen von Philipp Reclams „Universal-Bibliothek" finden wir einen lieben Wiener Bekannten, der sich unter den Großen der Weltliteratur gar nicht schlecht ausnimmt. Unser Chiavacci, der Classiker des Wienerthums, einer der echtesten Humoristen, den die Kaiserstadt je gehabt hat. Diese „Wiener Bilder" sind eine bunte Reihe von Scenen und Gestalten aus dem Volksleben, zumeist aus den „unteren Classen", obschon auch „bessere Leut'" dabei sind. Ernstes und Heiteres aus dem Wiener Volksleben. Viele reisen nach Wien und wissen nicht, was die Wiener sind. In diesem Büchlein wird man ihrer manche finden, nicht erdichtete, nicht idealisierte, vielmehr echte Menschen — gute, schlimme, tragische und lächerliche, wie sie in Wien wachsen, und gerade nur in Wien. Für den Fremden eine wunderliche, für den Einheimischen eine liebenswürdige Gesellschaft, denn im Buche sind selbst solche Leute noch erträglich, die es im Leben nicht sind.

M.

Kriegsvolk und Radvolk. Bunte Geschichten von Karl Pröll. (Berlin. 1899. Thorman & Goetsch.) Recht nette, unterhaltende Novellen, deren Inhalt zumeist Liebesgeschichten sind, wie sie Officiere in kleineren Garnisonsorten und junge radfahrende Damen mit vieler Wahrscheinlichkeit zu erleben pflegen. Namentlich um der letzteren willen ist diesen bunten Geschichten ein möglichst zahlreicher Absatz in den Kreisen des weiblichen Radvolkes zu wünschen. Wie beim Essen der Appetit, so kommt einem beim Lesen dieser Geschichten der Gusto, auch die sonstigen Schriften Prölls kennen zu lernen, deren eine schwere Menge auf der Innenseite des Buch-Umschlages verzeichnet stehen und verlockend-packende Titel führen.

Wg.

Aus meinen Welten. Ein Buch für stille Menschen. Von Karl Röttger. (Leipzig. 1900. P. Friesenhahn Nachf.) Eine Sammlung von Gedichten, die ganz und gar im Geiste heutiger secessionistischer Richtung gehalten sind, nur mit dem Unterschiede, dass sonstige Producte dieser Art, sei es in Kunst oder Litteratur, zumeist weder an eine Form sich halten noch auch einen Inhalt haben, hier dagegen in diesem „Buch für stille Menschen" eine gehaltvolle Poesie und ein reiches, tiefes Gemüth den Leser fesseln und im hohen Grade befriedigen.

Wg.

Friede sei mit Euch! Ein Wort an die Christen beider Confessionen von *** (Berlin.

staben irgend ein Schriftsteller „berühmt" wurde; wer es ward, der ward es durch den Inhalt eines Buches und nicht durch dessen Ausstattung.

Schließlich wundern wir uns über Eines. Die Fach-Zeitschrift in welcher unser geschätzter, sonst sehr liebenswürdiger Gegner seiner Entrüstung gegen uns Luft macht, ist unter geringster Ausnahme mit alter, ganz schlichter Schrift gedruckt, wie sie auch vor fünfzig Jahren im Gebrauche war. Es war dem Manne wahrscheinlich weniger darum zuthun, dass in seinem Aufsatze die Schrift bewundert, vielmehr, dass sie gelesen wurde.

Hans Malser.

Bücher.

Hamerlings Werke. Volks-Ausgabe in vier Bänden. Ausgewählt und herausgegeben von Dr. Michael M. Rabenlechner. Mit einem Geleitwort von Peter Rosegger. Vollständig in 35 Lieferungen. Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter) in Hamburg.

Als vor nun mehr als dreißig Jahren Robert Hamerling im jungen Ruhme seines „Ahasver" stand, war zu Graz, wo der Dichter lebte, ein Bauernbub vorhanden, der ein Paket von Liedeln in steirischer Mundart in der Tasche trug und mit denselben nichts anzufangen wusste. Zu diesen Mundartengedichten hat damals Hamerling ein Vorwort geschrieben, unter dessen Schutz und Schirm sie nachher glücklich auf die Wanderschaft gegangen sind. Seither haben die Umstände sich so gestaltet, dass jener steirische Mundartsänger den Werken des Ahasverdichters ein Geleitwort mit in die Welt geben darf. Zu gegenwärtiger Einbegleitung gehört allerdings weniger Muth als zu den hoffnungsfrohen Worten, mit welchen der große Dichter den wilden Zither- und Hackbrettmann einst in die Literatur eingeführt hat. Denn heute handelt es sich nicht darum, ein noch zweifelhaftes Talent zu legitimieren, sondern vielmehr, um das Erscheinen eines Wiedererstandenen zu verkünden. Robert Hamerling war bei dem etwas ungeberdigen Ansturm der Modernen einen Augenblick in den Hintergrund gedrängt worden. Er gehört aber glücklicherweise zu jenen Auserwählten, die nie aus der Mode kommen können, weil sie nie in der Mode waren. Ich sehe im deutschen Dichterreigen von heute ja manch bedeutende Kraft, manch titanisches Wollen, aber — er ist nicht erreicht. Seit Hamerling ist keiner mehr aufgestanden, der mit classischem Schönheitssinne und doch ganz eigener Art so tief aus deutscher Seele heraus- und in die deutsche Seele hineingesungen hat als er. Seine Werke, sie mögen nun in Rom oder Athen, in Münster oder Paris spielen, oder im Teutoburger Wald oder in den Bereichen modernen Homunkelthums — immer durchwogt sie der ungestüme Pulsschlag des Riesengeisterkampfes der Gegenwart. Keiner ist kundiger in Liebeslust und Seelenleid, keiner bekennt so glühend das menschlich Schöne, so feierlich das göttlich Gute, als Robert Hamerling, der einsame Sänger, es gethan hat. Und wie er einerseits dem tiefen Herzensweben und der hohen Weltanschauung des deutschen Volkes Ausdruck und Glanz verliehen hat, so hat er andererseits unser nationales Ringen, unsere volkliche Entwickelung mit seinem begeisterten und begeisternden Saitenspiel begleitet, aber auch nicht vergessen zu mahnen, zu warnen und mit scharfem Spotte zu strafen dort, wo er sein Germanenvolk auf Abwegen sah. Nein, ich weiß keinen, dessen Herz stürmischer mitgeschlagen hätte bei den Schlachten in Frankreich und in den Kämpfen um die sittlichen Güter unserer Nation, — der ihrer geistigen Größe ein treuerer Mehrer und Hüter gewesen wäre, als Robert Hamerling. Und darum können wir ihn nimmer missen. Er darf nicht bloß der Dichter für die Auserlesenen bleiben, die seine Bedeutung erkannt haben, er muss — wie es ja stets des Barden Wunsch und Lust ist, des Volkes eigen werden. Also hat der Verlag sich entschlossen, eine schöne und billige Volksausgabe der Werke Robert Hamerlings zu veranstalten, deren Redaction, im Einverständnisse mit des Dichters Erben, Hamerlings getreuem Biographen Professor Dr. Michael Maria Rabenlechner anvertraut worden ist. Der Verlag gibt mit dieser Ausgabe dem Dichter, was des Dichters und dem Volke, was des Volkes ist. Was außergewöhnlichen Geistern gerne passiert, Hamerling ist von mitstrebenden und von gegensätzlichen Kräften einst leidenschaftlich umstritten worden. Nunmehr, da die Persönlichkeit verklärt ist, wird die Kritik ruhiger und gerechter an seine Werke

Büchereinlauf:

Frei geboren. Roman von Friedrich Spielhagen. (Leipzig. L. Staakmann. 1900.)

Karl Konegens Verlag. Wien. 1900:

Iphigenie. Schneewitchen. Zwei Erzählungen von Dora Hornau.

Eine Liebesheirat. Lebensbild von A. Baumberg.

Die Rose aus der Vendée. Novelle von C. Weisek.

Fünf Märchen für große Kinder. Von Fritz Michael. Mit Illustrationen von Leo Diet. (Graz. Hans Wagner.)

Ein Königs-Märchen. Von Ernst Edler von der Planitz. (A. Piehler u. Co., Berlin.)

Frau Sage im Todtenmoos. Von Josef Ruf. (Waldshut. H. Zimmermann. 1900.)

Leute-Noth. Erzählung von Philo vom Walde. (Großenhain. Baumert u. Ronge. 1900.)

Hinter den Bergen. Gestalten und Gewalten im hannover'schen Bergland von Heinrich Sohnrey. (Göttingen. Vandenhoeck & Ruprecht. 1900.)

Opfer der Liebe. Cyclus von J. Resa. (Königsberg i. P. Thomas & Oppermann. 1900.)

Stimmen des Mittags. Neue Dichtungen von Otto Ernst. (Leipzig. L. Staakmann. 1901.)

Lieder des Lebens. Neue Verse von Martin Bonlitz. (Dresden. E. Pierson. 1900.)

Neue Lieder eines Mädchens aus dem Volke. Von Grete Baldauf. (Dresden. E. Pierson. 1901.)

Karl Winters Verlag, Heidelberg 1901:

Fresken. Neue Dichtungen v. Heinrich Vierordt.

Flutwellen. Neue Gedichte von Otto Frommel.

Jan Waclawiczek. Ein böhmisches Märchen von G. P. (Breslau. R. S. Schottländer. 1898.)

John Ruskin: Die sieben Leuchter der Baukunst. Aus dem Englischen von Wilhelm Schorlermann. (Leipzig. Eugen Diederichs. 1900.)

Das Evangelium der Natur. Ein Buch für jedes Haus von Heribert Rau. Achte Auflage. (Leipzig. Theod. Thomas.)

Greift nur hinein . . . Neue Aphorismen von Georg von Oertzen. (Karl Weiter. Heidelberg.)

Des wahren Christen einziger Weg und Wandel oder **Wie und inwieweit kannst Du Gott erkennen?** Erkannt und niedergeschrieben von einem gläubigen Laien. (München 1900. Pössenbacher'sche Buchdruckerei.)

Aus dem Verlage Ernst Röttger, Kassel:

Bausteine zu den Evangelien des Kirchenjahres. Tropfen aus dem Meere. — Gedanken, Bilder und Erzählungen. Gesammelt von F. Kliche.

Dringender Aufruf an unsere katholischen Brüder v. Schoulepnikoff. Aus dem Französischen von H. Knaut.

Gedanken über das Heiraten. Von E. Schrenk.

Zionisten und Christen. Ein Beitrag zur Erkenntnis des Zionismus. Von Emil Kronberger. (Leipzig. M. W. Kaufmann. 1900.)

Kleines Marktbüchlein für Deutsche in Deutschland. Von Franz Kießling. (Horn. Ferd. Berger. 1899.)

Eine Sittenlehre für das deutsche Volk. Von J. K. Schott. (Leipzig. Siegbert Schnurpfeil.)

Vernünftige Tugendlehre. Von Dr. Gotthard Schnerich. (Leipzig. Wilhelm Friedrich.)

Kunstgeschichte im Grundriss, kunstliebenden Laien zum Studium und Genuss. Von M. von Broocker. (Göttingen. Vandenhoeck und Ruprecht. 1900.)

China, Tien-tsin, Hongkong und Kanton. Mit Illustrationen. Schmidt & Günther's Weltbibliothek. (Leipzig. Schmidt & Günther.)

Maria von Ebner-Eschenbach. Nach ihren Werken geschildert von Moriz Stecker. (Berlin. Georg Heinrich Meyer. 1900.)

Pour la Finlande. Par W. van der Vlugt. (Paris. L'Humanité Nouvelle. 1900.)

Auswahl geeigneter Jugendschriften. Für Schüler-Bibliotheken und Bürgerschulen. Von Johann Drescher. Ein Verzeichnis. (Graz. Hans Wagner.)

Die Volksbildung im alten und im neuen Jahrhundert. Eine ernsthafte Betrachtung von Dr. Ernst Schultze. (Stettin. H. Dannenberg & Cie. 1900.)

Der wirtschaftliche Ruin des Mittelstandes im Bezirke St. Gallen (Obersteiermark). Beleuchtet von Camillo Kurtz. (St. Gallen. Camillo Kurtz. 1900.)

Willst du gesund werden? Eine Betrachtung und innere Erfahrungsthatsache aus dem Leben eines gläubigen Laien. (München. Pössenbacher'sche Buchdruckerei. 1900.)

Frauenreiz. Licht- und Schattenbilder aus dem modernen Frauenleben von Amand Freih. von Schweiger-Lerchenfeld. Mit Abbildungen. (Wien. A. Hartlebens Verlag.)

Was fangen wir heute an? Oder das neueste und beste Unterhaltungsbuch an langen

Hans Friedrich.) Ein höchst empfehlenswertes Schriftchen, besonders für unsere Zeit. Nicht Vereinigung der beiden Confessionen, das ist nicht möglich, aber Duldung, Liebe, soweit es sich um den christlichen Glauben zu beiden Seiten handelt. Allerdings auch die entschiedenste Ablehnung jener politischen Wesenheit der Kirche, die der modernen Culturentwicklung zuwiderläuft. Das der Grundgedanke dieser Schrift. M.

Ferdinand Kürnberger's literarische Arbeiten gehören zu den glänzendsten der deutschen Literatur; es ist der „Allgemeinen National-Bibliothek" (C. Daberkow's in Wien) gelungen, fünf wertvolle Arbeiten des geistreichen Schriftstellers in die Sammlung aufnehmen zu können: „Quintin Messis". Die Novellen: „Die Sängerin von Augsburg"; „Der Schulmeister Krachenberger"; „Die Kinder der Vornehmen"; „Aug und Ohr". V.

Chronika eines fahrenden Schülers. Von Clemens Brentano. Fortgesetzt und vollendet von A. von der Elbe. 8. u. 9. Auflage. (Heidelberg. Karl Winter.) Es ist bedauerlich, dass gerade das anmuthigste und harmonievollste Werk des Romantikers ein Fragment geblieben ist, und deshalb um so dankenswerter, dass sich ein begabter und geschichtskundiger Schriftsteller gefunden, der den reizenden culturhistorischen Roman fortgesetzt hat. Wir dürfen dem Fortsetzer das Lob zollen, dass ihm dies im Geiste des Dichters gelungen ist. V.

Vogls Volkskalender, den August Silberstein viele Jahre lang gut redigiert hat, ist nun zu einem ganz ausgezeichneten Leiter, zu einem echten und rechten Kalendermann gekommen. Unser Josef Wichner, oft der österreichische Peter Hebel genannt, den die Heimgartenleser lange schon kennen und lieben, gibt nach Silbersteins Tod von jetzt ab diesen Volkskalender heraus. Der Jahrgang für 1901 ist ganz prächtig gerathen. Wichner selbst hat Geschichten, Plaudereien u. s. w. gespendet und darin seine warme Herzhaftigkeit und seinen köstlichen Humor schon ein wenig spielen lassen. Einen schönen Nachruf hat der neue Kalendermann dem alten geweiht, dem lieben August Silberstein, dessen wohlgetroffenes Bild das Volksbuch ziert. Endlich hält Wichner eine kurze Rundschau über die wichtigsten Ereignisse des Jahres. Eine Anzahl anderer namhafter Mitarbeiter hat Belehrendes und Unterhaltendes geliefert. Auch Silberstein erzählt uns übers Grab her noch eine seiner schönen Dorfgeschichten: „In den Bergen." Die Illustrationen sind eines Volkskalenders würdig. Was aber hat die Secession mit ihrer abscheulichen Schrift in einem Volkskalender zu thun? — Möchte eine große Zahl von Lesern dem Verleger Karl Fromme in Wien in den Stand setzen, dem Herausgeber all die Mittel zu bieten zur literarisch und künstlerisch einheitlichen Ausgestaltung dieses alten Volkskalenders. Die moralischen Mittel zu einem echten Volksbuch bringt der neue Herausgeber selbst mit. R.

Christlicher Volks-Kalender für Österreich-Ungarn auf das Jahr 1901. (Verlag der Diaconissen-Anstalt Kaiserswerth a. Rh.; in Commission bei Stähelin & Lauenstein, Wien, Hohenmarkt 5.) Die Kalenderzeit ist wieder da und bringt — heuer zum erstenmal ohne den vertheuernden Stempel — — jene Lectüre ins Haus, die an manchen Orten bei groß und klein oft die einzige ist und bleibt und schon deshalb gut und brauchbar sein soll. Der vorliegende Kalender ist im evangelischen Geiste gehalten und verdient und erwartet freundliche Aufnahme in allen Familien, die in solchem Geiste leben. Mit zahlreichem Bildwerk geziert, hat er einen reichen Inhalt, der auch den Landwirt und den Kaufmann mitbedenkt und deshalb u. a. auch ein Verzeichnis der Jahrmärkte und Messen enthält. Es ist schon sein 60. Jahrgang. In seinem zweiten Theile, der ein „Jahrbuch" bildet und kleinere Erzählungen, Novellen, Gedichte, das Wichtigste aus der Staats- und Kirchenchronik bringt, ist heuer die Geschichte und die Geschicke des Matthias Claudius, des Wandsbecker Boten, in sehr ansprechender und belehrender Darstellung gebracht. Zum Schlusse werden dann noch „2 Brennpunkte christlicher Barmherzigkeit" der Beachtung empfohlen: das Diaconissenheim zu Gallneukirchen bei Linz und das Rettungshaus in Waiern bei Feldkirchen in Kärnten. Wg.

Eine hochmoderne, künstlerisch ausgeführte Toilette hat die altbewährte Zeitschrift „Das Blatt der Hausfrau" zum Beginn ihres elften Jahrganges angelegt. Der Inhalt der Zeitschrift, die wöchentlich erscheint, zeigt in der überraschenden Vielseitigkeit mannigfache Veränderungen und Erweiterungen, und rechtfertigt den Untertitel „Oesterr.-Ungar. Zeitschrift für die Angelegenheiten des Haushaltes, sowie für Mode, Kindergarderobe, Wäsche und Handarbeiten". „Das Blatt der Hausfrau" kommt nicht bloß den Anforderungen unserer Frauen in jeder Beziehung entgegen, sondern sorgt auch für künstlerische und literarische Anregung in reichem Maße. V.

Heimgarten

4. Heft. Jänner 1901. 25. Jahrg.

Weltgift.

Ein Roman von **Peter Rosegger.**

(1. Fortsetzung.)

In demselben Thale, durch das ich mit meinem munteren Kutscher so weltflüchtig dahinfuhr, zog auch die Eisenbahn mit ihren endlosen Güterzügen, mit ihren fliegenden Eilzügen, mit ihren Drähten, in welchen die Weltereignisse, die Börsenberichte, die Defraudationen, die Selbstmorde von Land zu Land zuckten. Mich gieng das nichts mehr an, und doch wollte ich baldigst aus dem Bereich dieser Stränge sein. Es fröstelte mich. Mein kalter Blutstropfen!

„Nur rasch voran, Tschapperl, sollst dann ein gutes Trinkgeld haben.“

Darauf murmelte er etwas vor sich hin, das ich nicht verstand.

„Was meinst du, Kutscher?“

„Na, ich hab' mir nur denkt.“

„Was hast du dir denkt.“

Bog er den Kopf etwas seitwärts. „Halt so. Dass der Herr das gute Trinkgeld den Pferden geben könnt'. Denn anziehen müssen die, wenn's rasch vorangehen soll.“

Der Junge hat nicht unrecht. Dreißig Jahre lang fährt man und fällt es einem kaum einmal ein, wer da unser lustiges Dahinrollen büßen muss. Und wenn's einem doch einfällt! Pah, die Pferde sind dazu da.

Abenden im Winter und auf Ausflügen im Sommer. Eine Anweisung, kleinere oder größere Gesellschaften durch Spiele, humoristische Declamationen, Vorlesen pikanter Anekdoten, Witze, Einfälle, Gedichte, oder leicht auszuführende Kunststücke äußerst angenehm zu unterhalten und zu erheitern. Herausgegeben von Hermann Keßler. Neunte, vermehrte Auflage. (Wien. A. Hartleben.)

O. Hübners Geographisch-statistische Tabellen für 1900. Herausgegeben von Universitäts-Professor Dr. Fr. von Juraschek. (Frankfurt. Heinrich Keller.)

Der Lotse. Hamburgische Wochenschrift für deutsche Cultur. Erster Jahrgang. (Hamburg. Alfred Janssen.)

Volksthümliches Handbuch des österreichischen Rechtes von Dr. J. Ingwer und Dr. J. Rosner. (Verlag der Wiener Volksbuchhandlung.)

Grazer Schreibkalender für 1901. 117 Jahrgang. (Graz. „Leykam".)

Südmark-Kalender auf 1901. Geleitet von K. W. Gawalowski und Aurelius Polzer. (Graz. Deutsche Vereinsdruckerei.)

Der Wanderer. Kalender für das Jahr 1901. Redigiert von U. Kollbrunner. (Zürich. Hermann Goeßler.)

Lichtstrahlen-Kalender für 1901. (Wiener Volksbuchhandlung.)

Jugend-Gartenlaube. Illustr. Zeitschrift zur Unterhaltung und Belehrung der Jugend. Herausgegeben von Otto Albrecht. XVII. Band. (Leipzig. E. Kempe.)

☞ Vorstehend besprochene Werke 2c. sind durch die Buchhandlung „Leykam", Graz, Stempfergasse 4, zu beziehen und werden, wenn nicht vorräthig, schnellstens besorgt.

Postkarten des „Heimgarten".

Dr. M. A., Wien. Friedrich v. Hausegger ruht auf dem St. Peter-Friedhof in Graz. Das Grabmal, von Meister Brandstetter geschaffen, ist im Stile der Freikunst mit feinem Geschmack durchgeführt. Das Marmor-Relief (Profil-Porträt) ist von großer Ähnlichkeit. Zu dem Monument hätten wir nur auch monumentale Schrift gewünscht. Der Spruch unter dem Porträt ist für Hauseggers Geist wunderbar bezeichnend, er lautet:

> Sind es Träume, sind es Lieder,
> Die mein Herz ergriffen hat.
> Echte Träume werden Leben,
> Echte Lieder werden That.

M. H., Graz. Die „Renaissance", herausgegeben v. Josef Müller wird nächstes Jahr als Monatsschrift erscheinen. Jahresbezug Mark 4 = Kronen 4·80. Gerade als Katholike, der es aufrichtig mit seiner Kirche meint, sollen Sie diese Zeitschrift lesen.

H. L., Wr.-Neustadt. Beglückwünsche Sie zur guten Anlage der „Ostmark". Und dann noch eins, halten Sie den Johann Leitner warm. Der Mann verdient mehr, als das Los eines Localdichters, er hat Kern und Herz. Er steht hoch über manchem Homunkeldichter unserer Tage.

M. A., St. Pölten. Wir Leute von der Feder haben keine andere Tapferkeit als die des Freimuthes. Wenn wir die auch nicht üben, dann verdienen wir uns nicht das Salz zur Suppe. Und dann mangelt dieses auch anderen, denn wenn wir nicht das Salz sind, dann geht die ganze Gesellschaft in Fäulnis über.

Dr. M. W., Salbach. Das „Neue Wiener Tagblatt" vom 8. November d. J. bringt einen trefflichen Aufsatz von Alfred Clar über die Furcht vor dem Banalen. Der passt für Ihre Bedenken. Lesen Sie ihn.

N. S., Wien. Neue Bücher, deren Titel anstatt mit Buchstaben mit modernen Diebszeichen bedruckt sind, können bei uns nicht angezeigt werden.

Volksthümliche Inschriften. Gasthaus in Winklern bei Oberwölz, 1790:

> Komm herein, mein lieber Gast,
> So du Geld im Beutel hast,
> Hast du eins, so setz dich nieder,
> Hast du keins, so scheer dich wieder.

An einem Wohnhause in Oberwölz:

> Als die Jungfrau ohne Makel geboren,
> Uns zu einer Patronin haben auserkoren,
> Da waren wir gar bald getröst,
> Und von der leidigen Pest erlöst.

☞ Wir machen immer wieder aufmerksam, dass unverlangt geschickte Manuscripte im „Heimgarten" nicht abgedruckt werden. Dieselben nehmen wir entweder vom Postboten gar nicht an oder hinterlegen sie, ohne irgendwelche Verantwortung zu übernehmen, in unserem Depot, wo sie abgeholt werden können. ☜

Redaction und Verlag des „Heimgarten".

(Geschlossen am 15. November 1900.)

Für die Redaction verantwortlich: P. Rosegger. — Druckerei „Leykam" in Graz.

Hätte ich mich nicht geschämt, gerade dem Beispiele des Tschapperl zu folgen, so würde ich mich hinten an den schweren Wagen gestemmt und nachgeschoben haben. Doch nein, auch der edelste Herr darf nicht alles nachmachen, was der Diener thut, das wäre außer der Weltordnung. Ich schob also lieber nicht an. Da kam ein Missgeschick. Über einen großen Stein stolpernd, kraxte es und vom linken Vorderrade waren drei Speichen gebrochen. Der Kutscher starrte mich an, und da ich dastand und schwieg, begann er zu fluchen.

„Was hast denn?“ fuhr ich ihn an.

„Aber einer muss doch schelten, wenn so ein Malheur passiert.“

„Wieso?“

„Nun eben. Hätte der Herr geflucht, so wollt’ ich gesagt haben: Das Schreien thut’s nit, da muss der Mensch zugreifen.“

Freilich haben wir jetzt zugegriffen, und mit vieler Mühe den Wagen ins Thal zurückgebracht und einen Wagnermeister gesucht. Wären wir vorhin ohneweiteres durch Schluttenthal gefahren, so hätten wir in einer halben Stunde darüber hinaus sein können, so aber mussten wir in dem verhassten Industrieorte übernachten. Da ging’s aber merkwürdig still her, heißt das, was den Maschinenlärm betrifft. Die hohen Schlote hatten sich, wie mein Rosselenker deutelte, auch das Rauchen abgewöhnt. Hingegen waren alle Straßen und Plätze voll von Arbeitern. So leidlich diese rußigen Kerle sich in den Blaublousen ausnehmen, wenn sie bei der Arbeit sind, so schrecklich erscheinen sie darin im Müßiggang, oder wenn sie, die rothe Nelke im Knopfloch, gar revoltieren. Besonders wenn sie Schlägel, Feuerstößer und anderes Arbeitswerkzeug mit zur Hand haben, wo es doch nichts zu bearbeiten gibt, als etwa die „Bourgeois“. Auf Ecksteinen und Brunnenständern standen schreiende Männer. Sie verlangten in wilden Worten Arbeitszeitverkürzung und Lohnerhöhung. Und das Beifallsgeschrei pflanzte sich fort von Gasse zu Gasse. Die Wirtshäuser waren mit rothen Fahnen geschmückt und in denselben surrte es wie in Bienenkörben und manch kreischende Stimme stach hervor: „Nieder mit dem Capital!“ „Und mit den Capitalisten!“

Die Herren- und Directionshäuser hatten ihre Thore und Fenster fest geschlossen und schienen wie ausgestorben zu sein. Stellenweise strichen Gendarmerieabtheilungen dahin; die Spitzhauben waren aber recht nachsichtig gegen den lärmenden, drohenden Haufen, der ihnen wohl hundertfach an Zahl überlegen sein mochte. Als uns diese Situation klar geworden, schoben wir freilich unser Fahrzeug zum hinteren Thore einer alten Scheune hinein und versteckt hinter der Bretterwand nahm ich wahr, wie auf der Gasse große Rotten in plumpen Schritten dahinpatschten, die laute Losung schrien: „Auf ins Fletz! Dort gibts einen fetten Bissen!“

„Fahre langsam!“

„Wohin fahren wir denn eigentlich, gnädiger Herr?“

„Zwei Gebote übertrittst du auf einmal. Soll ich dich erinnern?“

„Ah richtig. Wenn der Herr nit so gnädig ist, dass er mir's Fragen erlaubt, wohin ich fahren soll, nachher ist's eh kein gnädiger Herr.“

Wahrlich, ein drolliger Junge. Bis auf das schlechtgerathene Stumpfnäschen eigentlich ein ganz hübsches Gesicht. Ich weiß nur nicht, an wen mich dieses Gesicht erinnert. Mich dünkt, das hätt' ich schon einmal sonst irgendwo gesehen. Nur kann ich mir's nicht mehr reimen, ob's auf einem Knaben oder einem Mädel gesessen ist. Nun, jetzt sitzt's auf meinem kleinen Kutscher. Und einige Kunst hat er sich angedeihen lassen, also, daß er stets bebürstet und gescheuert aussieht. Und die Tabakspfeife! Wenn sie keine Sache sei, meinte er, sondern ein Stinktiegel, der nicht wohlgefällig ist — so wolle er 's Rauchen sein lassen.

Also voran, voran! Da lag weit und luftig die Gegend. Sonst hatten wir, Hausler und Sohn, auf Landfahrten alles drauf hin angesehen, was es wert sei, und wie wir es unauffällig an uns ziehen könnten. Jetzt, wenn ich ein Gehöfte, ein fruchtbares Feld, einen sprossenden Wald sah, dachte ich, wie etwa die Menschen darin leben und sich freuen könnten. Ich habe doch ein gutes Herz. Die vielen brachliegenden Gründe und verkommenen Wirtschaften fielen mir auf, und die wenigen Leute, die da und dort verdrossen arbeiteten. Hatten sie doch die schöne, freie, gesunde Landnatur, lohnte doch die Scholle jeden fleißigen Spatenstich mit einer Gabe, so dass die Güter sich häufen, und die Scheuern sich füllen konnten. War es nicht ein wahres Edelmannsleben im Vergleich zum Arbeiter- und Frohnwesen in den Fabriken und Stadthöhlen? Soll's doch wahr sein, dass unser Landvolk morsch zu werden beginnt? Dann müsste es neu aufgefrischt werden.

„Fahrt's nur eini!“ rief uns ein Bettelmann an der Straße zu. „Da drinnen gibt's was!“

„Und hier auch was!“ da hatte er ein Silberstück im Hut.

Gegen Abend dieses Tages verengte sich uns das Thal und in der Enge stand ein großer Fabriksort. Es waren die Kohlen-, Erz- und Graphitwerke Schluttenthal, denen sich Leder- und Papierfabriken anschlossen. Wir suchten einen Seitenweg, denn mir wurde ganz übel in der Vorstellung, jetzt wieder in den Rauch, Ruß und Gestank eines Industrieortes niedertauchen zu müssen. Der Seitenweg führte über einen Bergrücken und war sehr steinig und holperig. Mein Kutscher stieg aus und da ich, über das Weltelend nachsinnend, sitzen blieb, so befestigte er rasch einen Riemen an der Deichsel und spannte sich den Pferden vor. Das war doch so dick, dass ich's merkte und aus dem Wagen sprang.

Schluttenthal und sagst: Genossen, striken wir auch! Ich, wenn ich als Frau dreinreden kunnt, denen wollt' ich's schon zeigen. Kein Meister soll einen Gesellen mehr aufnehmen und das Schuhwerk um hundert Percent theurer!

„Geh geh, Alte, lass dich nit auslachen. Wir Kleinschuster brauchen uns nit selber umzubringen, das besorgen schon die Schuhfabriken."

Da schrie sie: „Jetzt ist's mir schon alles eins. Wenn sie anheben, ich nehm' die Ofengabel und thu' mit."

„Lang werd' ich mir's auch nit überlegen", sagte der Meister bockig.

Und als wir, der Kutscher und ich, später nach einem arg hausbackenen Abendbrot in der Strohkammer auf dem Schaub lagen, sagte ich: „Ja, mein lieber Jakob, jetzt heißt es, mitgefangen, mitgehangen."

„Nit gefangen und nit gehangen, Herr. Wir machen's wie die Schustersleute und thun mit. Gelt?"

Besonders angenehm habe ich ihn demnach nicht gefunden, diesen ersten Abend in der schönen freien Welt. Aber die sonderbare Tagesschicht war noch nicht aus. Der Schackerl hatte bereits seinen Abendsegen ins Stroh gemurmelt, als vor der Kammerthür die Schustersfrau anhub auf uns hereinzusprechen: „Will nit fragen, wer der Herr ist. Aber lieber wär's mir schon, wenn er ein anderes Nachtquartier wollt' suchen. Bei den unruhigen Zeiten da, man kann nit wissen, was geschieht. Der Lampelwirt nimmt Ihnen gern, der hat gewiss ein Bett. Und mir ist's allzeit recht, wenn ich die Thür hinter Ihnen kann zumachen, ich sag's wie's wahr ist."

Weiter jedoch trieb sie's nicht. Der Schackerl wälzte sich langsam auf die andere Seite und knurrte: „Wegen meiner, ich bleib' liegen. Und wenn wer kommt, so geb ich mich nit zu erkennen. Und wenn's den Herrn fragen, wer er ist, so will ich sagen, das ist mein Bedienter."

„Soweit sind wir zwar noch nicht, mein Freund."

„Soweit sind wir zwar schon, mein Herr! Vor acht Tagen freilich nit, dass ich mir das Glück hätt' träumen lassen, ich sollt einmal unserem Chef sein Diener werden. Na, jetzt bin ich halt der Diener und er der Bediente."

„Ich meine, du sollst jetzt den Mund halten, Schackerl!" war mein Rath. Anderseits that es mir doch wohl, dass der Junge noch so spaßen konnte in dieser Nacht. Natürlich! Freilich bin ich der Bediente, weil er mich bedient. Des weiteren blieb ich ruhig liegen, denn beim Lampelwirt drüben, wohin unsere Hauswirtin uns ablasten wollte, war ein Hauptlager der Rothen. Der Lärm drang herüber.

Nicht lange, so entstand vor der Strohkammer ein heller Lärm. Schreien und Lachen angeheiterter Leute. Einer pochte mit der Faust an die Thür und parodierte in gewaltsamem Hochdeutsch eine Ansprache:

Bei einer Schustersfrau fanden wir Versteck. Ihr Mann und die Gesellen waren in irgend einem der Herrenhäuser, um irgend welche Schätze zu bewachen oder sie in den Kellern zu verbergen. Ihre paar Gesellen wären noch brav; aber sonst wären die Leut rein wahnsinnig geworden, jammerte die Schustersfrau. Der Taglohn wäre hoch genug, ein braver Bauernknecht hätte in der Woche nicht so viel. Und die Arbeitszeit wäre eher zu kurz als zu lang; hätten diese Herrschaften noch mehr freie Zeit, dann würde freilich der Lohn zu wenig, weil sie alles versöffen. Freilich, theuer sei es schon, in so einem Fabriksort, theuer!

„Wenn sie schon so gar nicht glauben auskommen zu können in der Fabrik", sagte ich, „weshalb verdingen sie sich denn nicht in Bauernhöfe, wo Mangel an Arbeitskraft ist. Wegs her und her habe ich gesehen, wie die Wirtschaften leer stehen, die Felder verwildern."

Mit breitem Munde, recht häslich hat mir die Schustersfrau ins Gesicht gelacht: Was ich denn dächte, in die Bauernhöfe! Von dort kämen sie eben her. Und es sei gar kein Wunder. „Ich hab' einen Buben bei den Bauern gehabt, in vier Wochen ist er bei dreien gewesen, und zum aushalten, sagt er, wär's einmal nit. Bei Tisch ein Gfraß und arbeiten wie die Rösser und nachher, wenn das Bett kommt, warten schon andre drinnen, die es besorgen, dass einer zu keinem rechten Schlaf kommt. Unreinlichkeit in allen Winkeln, zuwidere Gesichter überall und keine Kameradschaft. Und erst wenn ihn Gott straft, dass er alt wird, der Bettelstab ist keinem Menschen nit verbrunnen, ein Bauernknecht aber, der schnitzelt sein lebtag d'ran, ich sag's wie's wahr ist. Ein Zuchthäusler hat's besser wie oft so ein Bauernknecht, und wie soll er sich helfen, als dass er fortgeht und in die Fabrik, wo er ihrer genug findet, dass sie zusammenhalten und sich ihrer Sach' wehren können. Kein Wunder ist's nit."

Als es dunkelte, kam der Meister nach Hause. Den braunen Lederschurz um, die Hemdärmel über die derben Arme und Ellbogen zurückgestreift, als ob er just bei der Arbeit gewesen wäre.

„Wo hast denn die Gesellen?" fragte sie schneidig.

„Die sind futsch."

„Ja, Thor, haben sie nit gesagt, dass es ein Unsinn wär', und dass sie's denen, den Rothen, schon zeigen wollten!"

„Ja freilich, diese Spitzbuben! Wie wir auf den Platz gekommen sind, wo der Krisel predigt, tritt mir der Lump, der Altg'sell auf Spannweite unters Gesicht: Von heut' ab zwanzig Procent Lohnerhöhung oder ausstehen!"

„Und du lasst dir das gefallen von diesen Knochenbohrern, denen eh der Hunger aus den Augen gewinselt hat, wie sie bei uns um Arbeit gebettelt! Und du gehst nit zu den übrigen Schuhmachermeistern in

„Armer Kerl!“

— Bei Gott, das war kein schlechtes Pranger-Sitzen. Ich habe mir nur gedacht: Wettere dich aus, verdammte Canaille. „Nicht geblinzelt, glaube ich, haben meine Augen, und weil ich alles so ruhig über mich ergehen ließ, so ist ihnen das bald langweilig geworden. Sachte ließen sie mich hinabrutschen auf den Erdboden, dass ich im Dunkel der Vergessenheit wieder meine Strohkammer aufsuchen konnte.

Die Ratte schläft! dachte ich, allein es war nicht so. Der Bursche irrte in der Nacht umher und suchte mich. Gegen Morgen hörte ich ihn in dem Stallgelasse, wo die Pferde standen, gröhlen: „Unsern Herrn! Unsern Herrn haben's derschlagen!“

„Tschapperl!“

Am nächsten Morgen war es ruhig in Schluttenthal. Dort und da auf dem Rasen, auf der Bank lag ein Übernächtiger. Und war auch ruhig. Der Gemeindediener klebte grüne Papierzettel an die Straßenecken. Eine halbe Stunde Arbeitverkürzung bewilligt. Die Erwachenden rieben sich mit den Fäusten die Augen, lasen dann den Zettel und murrten.

Unser Rad war fertig, und als der Wagen davon rollte, zogen manche den Hut.

Den Schackerl hat diese Ehrerbietung wieder ausgesöhnt mit dem schrecklichen Schluttenthal. —

An demselben Tage fuhren wir nur fünf Stunden und nahmen früh Herberge. Der Gasthof, den wir gefunden, gefiel uns. Es war ein altes Hospiz an der Reichsstraße, und der Schackerl schlug mir vor, dieses Haus sofort zu kaufen, denn es hatte einen schönen, geräumigen und luftigen Pferdestall. Hier wollten wir uns für die Unbilden der vergangenen Nacht entschädigen. Der Bursche hatte die Koffer und Taschen auf mein Zimmer geschleppt und untersuchte die Thürschlösser. Nach dem Abendessen, das wir an dem gleichen Tische eingenommen hatten, stand er lange an meiner Thür.

„Wünschest du noch etwas?“

„Herr! Der Stallknecht ist ein ausgezeichneter Mensch. Des Wirts Pferde! Die glänzen über und über wie Sammt und Seide. Das mach' ich ihm nit nach. Ich möcht' meine Pferde keinem vertrauen, aber dem schon, dem. — Gelt'ns Herr, ich darf heut' nacht in dem Nebenstübel schlafen?“

Feigling! — Aber ich bin sehr froh, dass er für alle Fälle in meiner Nähe ist. So habe ich es ihm — falls die Pferde in guter Hand wären — gestattet, neben meinem Zimmer im Cabinet auf dem Sopha zu nächtigen. Da meinte der Bursche, dem Sopha traue er nicht. Die weichen Sophas wären alle so katzenfalsch; sobald man sich

„Pardon, recht schön! Wir sind schon so frei, wohnen dahier nicht der hochwohlgeborene gnädige Herr von Hausler und Compagnie?“

„Die Compagnie, das bin ich!“ flüsterte der Schackerl.

„Muss ich dich erwürgen, dass du ruhig bist?!“ stieß ich ihn an.

Und draußen mehrere. Sie riefen unter einander: „Die Compagnie geht uns nichts an dieweilen, aber dem Herrn Chef möchten wir gerne unsere Aufwartung machen. Müssen wohl um Vergebuug bitten, dass jetzt nicht Besuchszeit ist. Wenn die Herrschaften Besuchszeit haben, müssen wir arbeiten. O, Entschuldigung, da ist was gebrochen!“ Denn sie hatten die Thür aufgerissen, dass die Bretter nur so auseinanderfielen. Mit einer qualmenden Lunte leuchteten die rüden Gesellen in die Kammer. Ich war aufgestanden, fragend, was zu Diensten stünde!

„Wird schon feinere Schlafgemächer gehabt haben, der gnädige Herr“, sagte einer. „Du lieber Gott, was muss man sich nicht gefallen lassen an Unbequemlichkeit und so — wenn man ein bissel spionieren will.“

„Wer will spionieren!“ fuhr ich auf.

„Beleidigt soll niemand werden!“ rief ein anderer. „Wollen einmal mit aller Gemüthlichkeit beieinander sein. Schickt sich so wunderselten, dass wir Arbeiter das Vergnügen haben, mit unseren geschätzten Arbeitsgebern ein Glas Wein zu trinken. Ist gewiss ein guter Weinkenner, der Herr von Hausler. Die Bouteille zu zweiunddreißig Gulden, wie man hört. Recht hat er! Die Blume! Wir kommen nach! Wir sind so frei, wir führen den Herrn, dass er nit fallt über die Stiegen.“

Mit solchen Bemerkungen haben sie mich auf die Gasse gezerrt, wo ein ohrenzerreißendes Gejohle entstand, als es hieß, Hausler sei da. Gendarmen versuchten die Menge auseinanderzutreiben, denen klopfte man auf die Achseln: „Sein's beruhigt, Herr Justizrath. Es geschieht nix, geschieht nix. Ein bissel Generalprobe — weiter nix.“

Der Platz war mit Fackeln beleuchtet. Dort hoben mich zwei baumstarke Kerle auf die Achseln, damit ich mich dem Volke zeigen könne.

Da schrie einer aus der Menge: „Der ist es ja nit! Das ist nit der Arbeiterschinder! Das ist ein anderer!“

„Sein Sohn ist's!“

„Ah, der Sebaldl?“

„Na, den lasst's nur aus. Ist eh ein armer Teufel, der. Dass ich als Kettenhund bei der Geldcasse müsst wachten, das wär' schon gar mein Letztes.“

„Der hat wohl eh nix Gutes neben seinem Vater.“

„Sogar 's Mensch hat er ihm weggenommen.“

„Wer? Wem?“

„Der Alte dem Jungen.“

„Bei mir ist das anders gewesen“, sagte er. „Einmal in der Früh, wie meine Mutter in die Vorkammer geht zum leeren Obstkörbel, liegt ein kleinwinziges Kindl drinnen. Ein Windel-Findel-Kindel. Soll ich's gewesen sein, hat die Mutter gesagt, ich weiß aber nichts mehr davon.“

Man wird nachdenklich, wenn junge Leute solche Geschichten erzählen. — —

„Und wie alt, Schackerl?“

„Das hab' ich mir wohl gedacht, Herr. Allemal fragen sie, wie alt. Und ich weiß es nit genau. So vierzig Jahr — oder sechzig. Ich kann's nit so genau sagen.“

„O Tschapperl! Vierzig! Sechzig! Du kannst doch nicht älter, als höchstens achtzehn Jahre sein!“

„Zu dienen, Herr. Ich kann auch siebzehn sein. Mir ist das alles eins.“

Es ist schwer zu unterscheiden, was an ihm Dummheit und was Schelmerei ist. Ich sagte, nun solle er nicht thöricht sein und sich aufs Sopha legen. Die Koffer würden nicht abhanden kommen. Dann gieng ich auf mein Zimmer und legte mich ins Bett. Das war freilich besser wie jenes in der vorigen Nacht. Und doch konnte ich nicht einschlafen. Es kommen manchmal so allerlei Gedanken. — Ein Findelkind. Bei solchen Geschöpfen weiß man's nie, ob's nicht irgend ein Vetter ist. Oder ein noch näherer Verwandter.

Im sonnigen Zimmer rüsselten längst die Fliegen über mein Gesicht, als ich aufwachte. Ich wollte einmal die Stiefel anziehen mit den hohen Glanzröhren, brachte sie aber nicht an die Beine, und der Schackerl war nicht da. Auf dem Sopha lag noch sein Wettermantel. Ich gieng an das Rasieren. Dabei im Spiegel mein Gesicht betrachtend fiel mir auch die Frage ein: Dreißig oder sechzig? Wenn einer Tag für Tag seine Visage sieht, da merkt er's nicht, wie es sachte altelt. — Vor ein paar Tagen habe ich mit meinem Taufschein zu thun gehabt. Der war sehr artig. Ich hätte kaum geglaubt, nicht mehr als vierzig Jahre im Rückgrat zu haben. Das wäre schließlich ja noch nicht aller Tage Abend. Das Blut ist auch warm. Nur ein einziger Tropfen rollt durch die Adern, ein eiskalter. Einmal ist er da, einmal dort. Das schauert —! Aber nur ein einziger kann es sein, nur ein einziger. Vierzig! Das ist ja gar nichts. Vielleicht läſst sich's gar auf dreißig herabdrücken, wenn man sich recht glatt rasiert. Es thut sich ja. Das Haar ist braun wie die Kastanie und hat nicht einen weißen Faden. Das wollen wir schlichten — der ruppige Schnurrbart muſs weg. Ohne

darauf hinlegte, um fleißig zu wachten, wäre man auch schon der Sägeschneiderbub'. Er schob die Koffer aneinander, breitete seinen Wettermantel darüber und legte sich darauf. „So! Jetzt sollen sie nur kommen!" — Doch bevor er einschlief, redete er noch durch die offene Thür zu mir her, der ich an meinem Tagebuch schrieb: „Herr! Sollt' ich daheim nit mein Kugelschnellerl vergessen haben?"

„Hast eines?"

„Das schon. Irgendwo. Aber halt gekauft ist es noch nit."

„Gut, wenn du nicht ungeschickt bist damit, so will ich dir demnächst einen Revolver kaufen."

„Wenn ich nur wüsst', was ich einzig daheim vergessen hab'! Da hat meine Mutter allemal gesagt, morgens wenn ich in die Schul' gegangen bin: Jackerl, hat sie gesagt, hast deine sieben Sachen? Und wenn ich fort in die Kirche geh' oder sonst wohin: Jackerl, hast deine sieben Sachen? — Und jetzt mag ich zählen, wie ich will — es sind ihrer nur sechs."

„Hast du die Treue schon gezählt? Die Treue zu deinem Herrn?"

„Ist das eine Sache?"

„Die beste, die es gibt."

„Na, nachher hätt' ich sie alle sieben beieinander."

Ich habe meinen Stift hingelegt, bin hinübergegangen und habe mich ihm gegenüber aufs Sopha gesetzt.

„Bleib immerhin liegen, Schackerl."

„Wenn ich Verlaub han", antwortete er und legte sich den rechten Arm unter den Kopf. Er hatte ein weitärmeliges Hemd an, das weiß und mit feinen Streifen leicht carriert war. Er schaute mich mit den grauen Guckern ganz munter an. Es schien ihm Spaß zu machen, dass er liegend sich mit seinem Herrn unterhalten konnte.

„Schackerl, jetzt sage mir einmal, du sprichst immer von daheim. Wo bist du nur daheim?"

„Halt auch in der Fletz. Oder in Johnsdorf, oder anderswo. Ich weiß es nit genau."

„Und deine Eltern?"

„Mein Gott!" sagte er und zuckte die Achseln. Dann hat er mir erzählt, seine Mutter, die sei ein altes Jungfräulein gewesen, unten in Johnsdorf. Sie habe geöbstelt, er habe gebretzelt, das heißt, sei mit frischen Bretzeln hausieren gegangen außer der Schulzeit. Es gäbe keinen so guten Menschen mehr auf der Welt, als es die Kirchner-Mutter gewesen, das alte Jungfräulein. Aber nach der Mutter Tod sei er zu den Pferden gegangen.

„Und der Vater?"

Er schüttelte den Kopf: Nix.

Also, wie die Käs-Gundl zu Johnsdorf, meint er, knüpfte ich im Gedanken an. Denn bei diesem gleichmäßigen Wagenrollen, bei diesem träumerischen Wasserrauschen und bei diesem Hinlehnen in der warmen Sonne regen sich sonderlei Gedanken. Die Käs-Gundl, das ist eine alte Frau, die mit Käse handelt, eine lange Nase hat und gern einen Filzhut trägt. Einmal ist sie in der Fabrik Wäscherin gewesen, soviel ich mich erinnere. Ein Töchterlein hat sie gehabt, ja ja, dieselbe, dieselbe! Jetzt erinnere ich mich. Hat das Ding nicht Agathl geheißen? — Was man doch alles vergessen kann. Wenn mir recht dämmert, ist sie in jungen Jahren gestorben. Halt doch — jetzt weiß ich auch, an wen mich Schackerls Gesicht erinnert.

— — — Dummheiten!

Wenn's so viele Leute gibt auf der Welt, kann nicht jedes anders aussehen.

Am Nachmittage begann es zu regnen. Ganz sachte aus leichten Wolken. Der Schackerl meinte, es wäre ein Glück, dass es nach so heißen Tagen nicht grob käme. Im selben Augenblick rollte es in den Wolken, das war mehr ein Röcheln, als ein Donnern. Der Junge nahm seinen Lodenhut ab und löste von ihm die graue Hahnenfeder. „Dass's nit einschlägt“, sagte er.

„Fürchtest du dich vor Gewittern?“

„Wenn ich der Blitz bin und in den Wolken sitz' und herabschau, und auf der Straßen fahrt ein Wagen, und auf dem Bock sitzt ein Kutscher, der eine Feder auf dem Hut hat, so denk' ich mir: Probierst einmal, ob du sie triffst.“

Nun ist freilich die Natur selten so boshaft, als der Mensch nach eigenem Maße oder bösem Gewissen glaubt. Es war der erste und der letzte Donner gewesen, der Regen jedoch schien sich bequem einrichten zu wollen in der Gegend. Anfangs legte sich der Nebel nur so über die Bergkämme herein und in breiten Säcken an den Hängen nieder. Dann stieg er aus den Schluchten auf und regnete wieder herab, und endlich war der graue Nebel ringsum und wir mitten drin. Der Kutscher hatte den Wagen zugeklappt und seinen Wettermantel umgeworfen. Ich saß im Kobel und sah zu den Fenstern hinaus. Der Nebel war unbeweglich geworden. Die Straße war stellenweise lehmig, stellenweise neugeschottert. Es gieng wie durch eine Ebene, weil man keinen Berg mehr sah; neben der Straße Felder, auf denen Hafer stand, noch grüner Hafer, von dessen Rispen es troff. Hier stand ein wilder Birnbaum, dort eine Lärche, und im Astwerk sickerten die Tropfen. Weiter hin nichts als lichtes Grau. Der Wagen gieng recht uneben und der Schackerl redete durch die vordere Fensterlücke herab: „Herr! Jetzt wird wohl bald ein Rasttag sein müssen. Die Pferde lassen schon den Kopf hängen, und der rechte, scheint mir, ist gar krumm.“

Wichswachs spitzt er sich nicht, und herabhängend, wie bei einem alten Janitscharen — das mag ich nicht. — Und habe ich mir den Schnurrbart zuerst mit der Scheere und dann mit dem Messer weggethan. — Ah, meine Achtung! Ein Jüngling mit lockigem Haar!

Warum soll der Mensch nicht einmal ein bisschen eitel sein. Wer ein neues Leben anfängt, der muss unten anfangen — mit dem Kindischsein.

Dann gieng ich im Hofe herum, das Findelkind zu suchen. Natürlich, der Junge war bei den Pferden. Auf dem Sopha, erzählte er, sei kein Liegen gewesen. Abscheulich weich, wie Straßendreck. Und weil ich so gut geschlafen hätte und die Koffer so fest und ruhig dagestanden wären, so sei er in die Remise gegangen, um nach dem Wagen zu sehen. Hernach in den Stall und habe sich in den Pferdetrog gelegt. Nun stand er im Hofe am Brunnen und wusch sich. Mit den hohlen Händen schüttete er das Wasser ins Gesicht und sprudelte es wieder von sich, und als die Tropfen nicht mehr über die Augen rieselten, sah er plötzlich mein Antlitz. Hell auf schrie er und krümmte sich vor Lachen.

„Ein ganz klein bisschen Respect, mein lieber Schackerl!"

„Aber! Aber!" lachte er und klatschte mit den flachen Händen auf die Oberschenkel ein, „der Herr hat ja seinen Schnurrbart verloren bei der Nacht!"

„Du hast es gestern in Schluttenthal gesehen, wie misslich es ist, wenn sie einen Hausler erkennen." Selbst war ich überrascht über diese Begründung. Sie konnte sich wirklich hören lassen.

„Von Herzen gern will ich den schuldigen Respect haben für meinen gnädigen Herrn. Aber eins muss ich noch sagen — bitt' unterthänigst, wenn ich's dürft' sagen. Sonst muss ich dran ersticken." Er gurgelte vor Lachen.

„Alsdann, so sag's in Gottesnamen."

„Der gnädige Herr, der —", keuchend lachte er es hervor, „der schaut aus, wie die Käs-Gundl in Johnsdorf."

„So. Na, ich danke dir."

„O, ich muss mich bedanken, dass ich's hab' sagen dürfen."

Darauf sind wir zum Frühstück gegangen, die Koffer wurden an den Wagen geschnallt und nachher — Weiterfahrt. Wir fuhren an einem Wasser dahin. Die Berge waren nicht hoch, aber üppig mit Erlen- und Brombeersträuchern bewachsen. An der Flussseite stürzten sie in felsigen Terrassen ab. An der Straße bisweilen eine Steinschlägerhütte und von Strecke zu Strecke eine runde Meilensäule.

Wendete sich der Junge einmal um: „Wie weit fahren wir denn noch?"

„Ja, lieber Schackerl, wenn du's nicht weißt. Ich weiß es nicht."

„Ich weiß es schon", antwortete er und schlängelte die Leitriemen. Dann gieng's wieder voran.

arbeitet hast du eigentlich auch. Nur gelebt hast du nicht. — Von nun an sollst du leben, ein schönes, freies, frohfriedliches Leben. Dann wird die eiskalte Ratte, die mir manchmal über den Rücken läuft, schon crepieren. Der Sorgen bist du ja ledig, über die conflictspinnenden Jahre bist du hinaus — was kann dir noch geschehen? — Und so ist mein Gedanke weitergestiegen von Traum zu Traum, von Wunsch zu Wunsch. Aber keiner hat sich so weit verdichtet, dass ich gleichsam mit Händen anfassen und formen könnte. — Sachte muss ich eingeschlummert sein, denn am Morgen, unmittelbar vor dem Erwachen fand ich mich tief in einer unzugänglichen Wildnis. Ringsum Dorngestrüpp und Sumpf, so weit das Auge reicht. In einer Felsenhöhle glost ein Haufen moderiges Gefällsholz, an diesem Feuer hockt ein verkrümmter, bärtiger Mensch, in ein Thierfell gehüllt, und brät den Hintertheil eines erschlagenen Wildschweins, und freut sich — fern von allem Gifte der Welt — des Lebens.

Brr! Das habe ich abgeschüttelt, bin aufgestanden, habe Toilette gemacht.

Und als der ganze Mensch wieder hergestellt war, hinaus in den Sonnenmorgen. Alles feucht, kühl und klar. Ein Thalkessel mit Roggen-, Haferfeldern und Wiesen. Ringsum ein weiter Bergkranz in sanft geschwungenen Linien, bis hinauf bewaldet, so dass das Blau der Wälder und das Roth des Morgens ineineinander einen zauberhaft veilchenfarbigen Schimmer gibt.

Das weite Thal hat wenig Ortschaften, und strichweise ist es bräunlich wie eine Heide. Nahe hinter dem Dorfe beginnt ein Wildpark von alten Buchen und Eichen, der sich weit hin bis an den Fuß des Gebirges erstreckt, auf dessen langgezogenen Höhen dieses wundersame Licht liegt. Dort, wo der Park an den Berg zu stoßen scheint, sehe ich eine weiße Zinne ragen, und wie ich auf den Kirchhügel steige, thut sich unter der Zinne ein vielfenstriges Gebäude auseinander, aber so entfernt, dass ich die Gliederungen nicht erkennen kann. Ein Schulmädchen gibt mir Bescheid, es sei das Gut Finkenstein. Hinter demselben eine Schlucht, durch die ein Weg und ein Wasser führen soll. Durch das Dorf Gug schießt in steinigem Bett ein fast ungestümer Bach daher, und wie mir schien, bergan. Ich bin jener Täuschung unterworfen, die so manchen Reisenden verwirrt, der in einer fremden Gegend oben und unten verwechselt, so dass ihm die Wässer bergwärts statt thalwärts zu rinnen scheinen. Der gestrige Nebel hat mich so ziemlich um die Orientierung gebracht. Wenn ich heute morgens, bevor mich die Karte belehrte, weiter gefahren wäre, nach meinem Dafürhalten gegen Süden hin, so hätte ich am dritten Tage leicht wieder an der Fletz sein können. Gott behüte uns vor allen Irrfahrten!

So habe ich am Eingang einer Ortschaft mit Erwägung die Straßentafel gelesen: „Dorf Gug, politischer Bezirk Breitengrub.“ Es waren zumeist Holzhäuser mit steilen Bretterdächern. Die Wandfugen und Fensterpfosten waren mit weißem Kalk verkleistert. Dann kam ein großes, gemauertes Haus mit dicken Wänden und kleinen Fenstern. In einigen standen Blumentöpfe. Über dem breiten Rundbogen des Einfahrtsthores ein Ochsenkopf. Vor dem Thore stand ein behäbiger Mann mit grünem Käppchen, weißer Schürze und einem daran niederhängenden baumelnden metallenen Messerwetzer. Er bewegte sich nicht. Der Wagen stand still, der Schackerl öffnete den Schlag, der Mann rührte sich nicht.

„Ist hier ein Wirtshaus?“ rief ich ihn an.

„Wie Ihr wollt“, antwortete er mit sanfter Bassstimme.

„Kann man Zimmer haben?“

„So viel Ihr wollt.“

„Wir möchten also dableiben.“

„So lang Ihr wollt.“

Und nun sitze ich in einer großen, niedrigen Stube. Der Fußboden hat feine Kratzer von dem Sande, mit dem er gescheuert wird. An der Decke sind Stuckornamente ausgeführt und übertüncht. Im großen, viereckigen Kachelofen schnalzt, von einem drallen Hausmobil manchmal geschürt, ein Feuer, und an den sechs Fensterchen schwitzen die Scheiben. In der Bettstatt sind vier Schichten von rothen Kissen aufgebaut. Der klobige Ahorntisch ist so breit, dass ich morgen darauf all meine Sachen auszukramen gedenke. Ich will ein paar Tage hier Rast halten. Es ist gar hochgemuth, sich vorzustellen, wie weit man von den Schloten ist und vom Telegraphen und von der Post. Briefe, die in der Fletz auf mich warten, werden nach einiger Zeit nach den Absendern zurückgehen mit dem Vermerk: „Adressat unbekannt wo.“

Wenn dieser Klotz wüsste, welch außergewöhnlichen Menschen er in seinem alten Hospitium beherbergt! — Das soll man mir nachmachen.

—

Die Nacht war nicht übel. Eine merkwürdige Heimlichkeit, so sehr auf der Gasse auch die Hunde bellten in der ersten Hälfte und die Fuhrleute lärmten in der zweiten. Diese Zerstreuung war wohlthätig, denn ich wäre sonst zu tief ins Grübeln gekommen. Ich hielt in dieser Nacht Generalrath mit mir selbst. Denn eigentlich — ach, das wird sich geben.

Drei Tagreisen bin ich gefahren von der Fletz bis hieher. Alle Brücken hinter mir sind abgebrochen. Was nun?

Ins Planlose, Ungewisse weiter? — Du wirst ja noch über vierzig Jahre leben wollen, habe ich mir gesagt. Was soll das Ziel dieses Lebens sein? Genossen, das hast du, so was man genießen nennt. Ge-

In einem hölzernen Lusthause, das schon ein wenig schiefwinklig steht, bemerkte ich zwei alte Frauen mit weißen Haaren unter den Hauben und schwarzem Anzuge. Ein halberwachsenes Mädchen brachte vom Gebäude her eine Kaffeekanne mit Tassen. Ich wollte seitabbiegen, war aber schon bemerkt worden. Die eine der Matronen trat aus dem Häuschen und sagte, wenn ich das Gut besehen wollte, sie stünde zur Verfügung. Nachdem ich mich artig vorgestellt hatte, luden sie mich zu einer Tasse Kaffee, ließen ein mit Silber beschlagenes Holzkästchen kommen und boten mir Cigaretten. Sie bäten, ungeniert zu rauchen, sie seien das von ihrem armen Bruder längst gewohnt. Ja, das wäre freilich eine schöne Zeit gewesen, als ihr guter Bruder, der General noch lebte. Wie gerne war er auf Finkenstein gewesen! Nicht um drei Laxenburgs, habe er oft gesagt, gebe er sein Finkenstein her. Ach der Gute, Arme! Im Grabe würde er sich umdrehen, wenn er wüsste, wie dieses schöne Gut nun an Fremde verkauft werde müsse. Aber leider Gottes, die Verhältnisse! Wenn es wenigstens ein verständiger Mann erstünde, der nicht alles gleich stürzen und wenden wollte, das Unterste zu oberst, wie es neue Herrschaften so gerne belieben. Der aus Pietät den gegenwärtigen Zustand respectieren wollte. Ach, es wäre ein so lieber, poetischer Aufenthalt zu Finkenstein. Und erst im Frühjahre — das Schloss habe den Namen nicht umsonst.

So ergiengen sich die zwei alten Damen, die eine hatte ein zartes Schnurrbärtchen, redselig über das Gut, das sie verkaufen müssten, das sie schon in den Zeitungen angezeigt hätten. Es kämen wohl Leute, um es anzusehen, giengen aber wieder fort, und wenn nicht bald ein guter Schick wäre, so müsse es binnen kurzer Zeit unter den Hammer kommen.

Nein, mehr Aufrichtigkeit kann man nicht verlangen. Ein wenig hatte ich mich herumführen lassen. Vor allem machten die Damen mich aufmerksam auf den Festsaal. Der war mit spiegelglatten Parketen belegt, mit vergoldetem Edelholz getäfelt und zwischen rothen Marmorsäulen an den Wänden die Ahnenbilder derer von Finkenstein — Generäle, Staatsmänner, Bischöfe. Wie durch die breiten, hohen Fenster die niedergehende Sonne so licht hereinschien auf die Goldrahmen und eingelegten Tische und auf den prachtvoll geformten Ofen, der weiß wie Porzellan war — da leuchteten wohl auch die alten, runzligen Angesichter der armen, verkrachten Aristokratinnen — voll Stolz auf eine große Vergangenheit und voll Weh über eine glanzlose Zukunft.

Dieser Festsaal war das Prunkstück, dann kam nichts Erfreuliches mehr, so viel schadhafte Steintreppen erstiegen, so viel feingeschnitzte, wurmstichige Thüren auch geöffnet wurden. Es gab ja mancherlei Dinge, an denen ein Antiquar seine Freude gehabt haben würde. Mir widerstrebt denn einmal die Staub- und Moderstimmung, und mein Erstes,

Von den Stallungen her kam mir der Schackerl entgegen. Sein Rundgesicht strahlte und auf dem Hute stak wieder die Feder.

„Herr!“ rief er mir zu, „dahier ist's lustig. Die Pferde sind frisch, nur der Fuß, der eine, braucht noch einen gebotenen Feiertag.“

„Den soll er haben. Und du mit ihm.“

„Herr, ich kann nit stehen bleiben, muss alleweil umeinandergehen. Das ist eine Frischen! Und weithin kein Rauchröhrl! Und ein' Luft zum Rauschigwerden!“

„Kleiner Kerl, du schwärmst ja Natur!“

„Bin heut schon weit spazieren gewest. Dort unten beim selben G'schloss. Ist aber nix. Auswendig schöner wie einwendig. Eine große Küche hab' ich gesehen, wachsen Brennesseln drin. Ausschauen thut's in dem G'schloss, als müsst die weiß' Frau umgehen. Im Garten hab' ich zwei schwarze gesehen, sonst keinen Menschen und keine Katz. Aber der Hafern, Herr! Der Hafern, hinten an der Bergleiten! Wenn meine Pferdeln diesen Hafern sehen möchten — mit der Zung' müssten sie schnalzen.“

Das einer der Berichte von Schackerls Forschungsreisen in der Umgebung von Gug.

Und nach Tisch. Heute war er üppig. Die Wirtin bekommt man nicht zu sehen, aber den schmackhaften Schweinsbraten und die reschesten Kaiserkrapfen hat sie uns aus der Küche geschickt. Der Wirt sagt fast auf jede Anschaffung: So viel ihr wollt! So fein's euch freut! So groß ihr's braucht! — Seine Vorräthe und Leistungen scheinen unbegrenzt sein. Und so brachte er auch einen Wein auf die Tafel, der sogar dem Schackerl ein Kopfnicken abgenöthigt hat. Dem Jungen schüttelt's sonst den ganzen Oberkörper, wenn er einen Schluck Wein nimmt und muss darauf allemal die Gurgel auswaschen. Er weiß noch nicht, was gut ist.

Also nach Tische machte ich mich auf zu einer Wanderung. Der Heckenzaun um den Wildpark war schon zerrissen, ich brauchte nur durch ein Loch zu kriechen. Die Wege durch den Park sind mit filzigem Moos bewachsen und mit niedergebrochenen Ästen verrammelt. Ein großer Teich ist theils vertrocknet, in der zurückgebliebenen Lache treiben Kröten ihr Spiel. Nach einer Stunde hatte ich mich durchgearbeitet und vor mir stand die Front des Gebäudes. Sie ist lange nicht so weiß, als es von der Ferne scheint, die Mauern haben feuchte Flecken und rauhe Steinfelder, von denen der Mörtel niedergebrochen. Die Wirtschaftsgebäude verödet, im Hofe wachsen breite Lattichblätter und Germen. Auf dem weiten Anger, der noch Reste von Blumenbeeten und Rosenranken zeigt, schießt ein Springbrunnen scharf und hoch auf, die einzige Regsamkeit ringsum, mit Ausnahme der Mücken, Hummeln und Falter, so die Luft belebten. Und ein großer Sonnenfrieden über allem.

an den Ärmeln und am Halse schimmerten schneeweiß, auch hatten sie hellrothe Halsmaschen, so dass die drei frischen Bengel gut anzusehen waren.

Nun also, der Lindwurm von Sesam!

„Da san ma wieder!" sagte der Alte — er hatte eine breite, etwas schnarrende Stimme, „gibst uns a Hütten über Nacht, Franzwirt?"

„Aber so viel ihr wollt!" sagte dieser.

Sie bekamen die große Stube mit den sechzehn Betten angewiesen, die an mein Zimmer stieß.

Dann in der Gaststube stellte sich der Bergbauer auch mir vor: „Der Lindwurm von Sesam! Und die drei, das sind die jungen Lindwürmer. Denen thun wir halt a bissel Bildung lernen lassen. Sollen drei Stadtherren draus gemacht werden, dass sie's einmal besser haben als ihr Vater. Drei Doctorn, was sagn's dazu, Herr! Der ältere da, der Toni, das ist der Medicindoctor. Nachher der zweite, der Bertl, das ist der Gscheite, der Professor! Der lernt Philosophie. Und der Kleine da, der Michel, — aber Michel, so grüß' den Herrn ordentlich!" verwies er dem Jungen das feixende Gesicht, — „das ist der Doctor der Rechte, kann auch einmal Minister werden, wenn er will. — Aber Geld kosten sie, die Saggra!"

„Na, schön. Und Ihr reiset jetzt mit den Söhnen in die Stadt?"

„Ich begleit' sie nur ein bissel, weil die Vacanzen vorbei sind. Na, gelt, Michel", packte der redselige Bergler weiter aus, „die Vacanzen sollten halt 's ganz' Jahr dauern! Der will mir immer einmal nit recht fort vom Ochsenstall daheim. Kommt jetzt schon in die siebente. Na, brav lernen, da fahlt sich nix!"

„Weshalb aber lasset Ihr ihn studieren, wenn er nicht fort will vom Ochsenstall?"

„Hat a gscheits Köpfel. Wär' Sünd und Schad. Schon in der ersten Volksschulclass' hat's der Schulmeister g'sagt: Der Michel muss den Brüdern nach. Die Lindwürmer, hat er gsagt, werden Zierden des Staates! Will mich nit prahlen, Herr, sag nur, was der Schulmeister gsagt hat. — Franzwirt, die große Flasche nimm mit, wenn du in den Keller gehst!"

„So groß du willst!"

Dann zu mir und seinen Söhnen: „Haben zwar da oben beim Staudenhansel eine Maß getrunken. Aber ein g'rechter Tropfen schmeckt alleweil gut, gelt Buben!"

Die Buben erklärten, dass ihnen Bier lieber wäre.

„Na ja freilich, Studenten! Ich für mein' Theil halt's wieder mit meinem Vater. Sein Lebtag ein gut's Weinl und zuletzt ein klein's Schlagerl, hat er gern gsagt. Und ist auch wahr geworden bei ihm."

wenn ich in solch ein alterthümliches Gemach trat, war, dass ich zum Fenster hinausblickte auf die grüne Landschaft. Die Wohngemächer der Matronen habe ich trotz freundlicher Aufforderung nicht betreten. Nach der Verabschiedung gieng ich noch allein eine Weile umher und redete mehreres mit einem alten Hausmann oder Beschließer, der im rückwärtigen Hof mit der Axt einen alten Wandschrank zerkleinerte, um Brennholz zu schaffen.

Den Rückweg ins Dorf habe ich über die Felder und Wiesen genommen, und bei einer Herde braungefleckter Rinder fiel es mir ein, daß nicht bloß die Pferde und die Hunde und die Papageien sehenswerte Thiere seien. Ich beschaute also die Kühe von allen Seiten, wusste mir aber doch nichts Rechtes dabei zu denken.

Am zweiten Abend in Gug kamen muntere Gäste an, die sogar unseren wortkargen Wirt gesprächig machten. Schon als der Schimmel mit dem Steirerwäglein herantrabte, jauchzte der Wirt hell auf: „Jesses, da kommt ja der Lindwurm von Sesam!“ Blieb aber an der Thürschwelle stehen und gieng den Ankömmlingen auch nicht einen Schritt entgegen. Das Steirerwägelchen war ordentlich vollgepfropft. Außer allerlei Kistlein und Taschen saßen auf dem Wagensitz zwei Burschen und auf dem Kutschsitz ein Knabe und ein älterer Mann, der das Pferd leitete. Da es hier keinen Hausknecht oder dergleichen zu geben scheint, so machte sich mein Schackerl nützlich, der an dem Schimmel echten Pinzgauerschlag erkannte und ihn tätschelnd in den Hof führte. Der ältere Mann sprang zuerst vom Bock, flink und würdig zugleich. Ich beobachtete ihn von meinem Fenster aus mit Wohlgefallen. Hätte er in seinem rothen Gesichte einen braunen Vollbart gehabt statt des weißen, buschigen Schnurrbartes, es wäre der ganze Andreas Hofer gewesen. Die kernige Gestalt mit den derben Bundschuhen, weißen Wadenstrümpfen, kurzen Lederhosen, dem rothen Brustfleck, dem grünen Hosenbande und den breiten Grobhemdflügeln darüber, mit der braunen, messingknöpfigen Lodenjoppe und dem wuchtigen Schlapphut, an dem der Gemsbart und ein sichelförmiger Auerhahnschwanz aufgestrammt war. So stand der Kerl. Um den rundlichen Bauch trug er einen breiten, weißbesteppten Ledergurt, in welchem die steiflederne Messerscheide stak, wohl als Schildwache vor der Geldkatze. Die zwei Burschen so in ihren ersten Zwanzigerjahren und der Knabe von etwa sechzehn, waren richtige Bauernjodeln; die älteren besaßen schon falbe Schnurrbärtchen, an denen sie natürlich zupften, um sie womöglich in die Länge zu ziehen; der jüngere hatte ein rundes Blasengelgesicht. Alle drei waren gleich gekleidet, mit grauem, städtisch geschnittenem Tuchgewand und schwarzen, schmalkrempigen Rundhüten. Die Hemden

Nachbarschaft hatte ich befürchtet, allein die vier Lindwürmer mussten in ihren sechzehn Betten liegen wie die Säcke, nur ein immerwährendes Rauschen war zu hören, das ich für das des Baches von draußen gehalten hatte, bis es um vier Uhr morgens plötzlich verstummt war. Beim Ankleiden waren sie geräuschloser, als beim Schlafen.

Mit einem gellenden Peitschenknalle verabschiedete sich bald darauf der Lindwurm und rollte mit seinen Jungen davon, aus frischer, klarer Bergesluft der großen Stadt zu. —

An diesem folgenden Tage bin ich wieder viel herumgestrichen, über die Felder, durch den weiten Park, habe in Finkenstein mit dem Hausmann geplaudert, habe unweit vom Schloss in einem kleinen Wirtshaus, „zum Jager-Wastel" genannt, einen Eierkuchen gegessen und sauren Wein dazu getrunken, bin dann die Berghalde hinangestiegen in die Jungwälder bis zu den Matten. Habe von solcher Höhe einen entzückenden Blick gehabt über das ganze Breitengruberbecken und über den Vorbergen sogar ein paar rissige Felswuchten aufragen gesehen. Erst gegen Abend kam ich zurück ins Dorf. Mein Junge war schon in großer Angst gewesen. Den ganzen Tag, erzählte mir der Wirt, hätte er keinen Bissen gegessen. Nun erklärte der Schackerl, wenn ich noch einmal so fortgienge und zur rechten Zeit nicht nach Hause käme, ohne etwas zu sagen, so müsse er mir den Dienst künden. Denn einen solchen Tag wie diesen, wolle er nicht wieder durchmachen.

Ich versicherte, in Zukunft mich ordentlich aufführen zu wollen.

„Wo wird jetzt mein Michel schon sein!" rief er abends plötzlich aus. Und theilte mir bekümmert mit, wie der kleine Student ihm weinend anvertraut habe, er wolle auch lieber auf den Knien heim zu, als auf dem Wagen ins Gymnasium. Er, der Schackerl, hätte ihm aber einen guten Rath gegeben.

„Nun, welche Weisheit hast du ihm denn geschenkt?"

„Ich hab' gesagt: Michel, da hilfst du dir leicht, dass du wieder nach Sesam zurückkommst. Lern' schlecht, fall' durch!"

„Da wird dir sein Vater recht dankbar sein."

„Das ist schon möglich."

„Einstweilen, denke ich, du sorgst nur für deine Pferde."

Über diese Zurückweisung stutzte der Junge ein bisschen, dann sagte er bescheidentlich: „Herr, die Pferde sind in Ordnung. Morgen kann gefahren werden."

„Morgen wird nicht gefahren werden, Schackerl. Morgen kann ich dir vielleicht eine Neuigkeit sagen."

(Fortsetzung folgt.)

„Woher geht denn die Reise?“ wollte ich wissen.

„Von Sesam herab. Der Herr weiß doch, wo Sesam liegt! Nit? Ist Er noch nie oben in Sesam gewesen? Na, da heißt's wohl nachholen. Und nur dem Lindwurm nachfragen. Das ist mein Hof. Fehlt uns soweit nix. A bissel spat ist die Gegend, aber ein schönes Vieh haben wir.“

Zum Nachtmahl wurde ein ganzes Ferkel bestellt, „mit Krautsalat, wenn er schon wär'“. Als aufgetragen war, musste man den Michel suchen. Der war im Stall beim Schimmel und beim Schackerl, mit dem er bereits Freundschaft geschlossen hatte.

Jetzt erst zog der Lindwurm seinen großen Hut vom Kopf, er hatte graues, kurz geschnittenes Haar. „Meinen Pelz, wenn du hättest!“ rief er dem kahlköpfigen Wirt zu, „der thät für zwei langen. Ei ja, das fahlt sich nit bei uns in Sesam.“ Dann setzten sie sich zusammen und schmatzten ihren Braten hinunter und dem alten Lindwurm rann das Fett von den Mundwinkeln, dieweilen er von Sesam erzählte.

„Schmeckt's, Buben? Na halt ja. Junge Leut' im Wachsen, da muss man fleißig einfeuern. Fehlt uns zwar daheim auch nix, gelt? Wenn die Mutter mit dem Gselchten kommt und Knödeln dazu, da sag' ich vergelt's Gott für den feinsten Braten. Und Holzapfelwein dazu. Wie ich sag', abgehen lassen wir uns nix, in Sesam oben!“

Während solchen Erzählens hatte der Kleine die Gabel auf den Teller gelegt.

„Na, Michel, ist das heut alles? Den Doctor der Rechte muss man ja erst aufpappeln. Magst lieber mager?“

Der Michel schob langsam den Teller von sich und um seine Mundwinkeln war ein bedenkliches Zucken zu merken.

„Gelt, der Sesamhof daheim und die Mutter!“ rief der Alte lustig, damit schlug er dem Fass den Boden aus. Der Kleine brüllte laut auf. Thränenbäche ergossen sich über seine glührothen Wangen.

„Habt Ihr noch andere Kinder?“ fragte ich von meinem Tisch hinüber den Lindwurm.

„Eh na. Das heißt, a Madel noch.“

„Und wollt Ihr den Stamm nicht fortführen auf dem Lindwurmhof? Dass Ihr diese prächtigen Jungen in die Stadt schickt?“

„Ich bitt' Ihnen! Ist eh nix mehr z'machen bei den Bauern heutzutag. Und wenn die Tochter einmal einen braven Mann nimmt, so werden ihnen die Brüder von der Stadt aus gewiss besser an die Hand gehen können, wie als arme Bauernschlucker? — Mögt's noch a Mehlspeis, Buben?“

Die älteren drehten sich schon Cigaretten. Trotzdem hörte ich später von meinem Zimmer aus noch schmoren in der Küche. Eine unruhige

Stelzhamer: Dass Sie da — weg von z'haus und —

Gusti (entschieden): Weil s' mich z'haus zu schlecht behandelt habn!

Stelzhamer: So?

Gusti (wie oben): Ja.

Stelzhamer: Ja, was habn s' Ihna denn than?

Gusti: O schrecklich!

Stelzhamer: Zum Beispiel?

Gusti (einfach): No, ich bin hald — schaun S', ich bin doch eine höhere Natur —

Stelzhamer: Ah so!

Gusti: Ich vertrag' das nicht! Diese Menschn, die so gar keinen Sinn für das Höhere habn — nur immer in die Küch' und die Haushaltung und Strümpf' stopfn — da krieg ich eine solche Wuth! Und dann hald die Sehnsucht!

Stelzhamer: Sehnsucht?

Gusti (einfach, leise): Ja! — schon wie ich noch a ganz a kleines Mädl war, hab ich mich so gesehnt! Nicht zum Beschreibn! (Den Kopf zurücklehnend): Fürchterlich gesehnt!

Stelzhamer: Nach was denn?

Gusti (mit einer vagen Handbewegung): No hald — so! Wie's hald in den Bücheln steht! Da is doch alles viel schöner als bei uns! So möcht ich's auch habn!

Stelzhamer (lacht leise wehmüthig auf): Ha! So möchtn Sie's auch habn?

Gusti: Ja.

Stelzhamer (leise, humoristisch): Accurat a so?

Gusti (rasch): No, wenigstens beiläufig —! (Eifrig erzählend): Schaun S'! Da is voriges Jahr — der Expeditor von der Post, der hat einen Bubn in Linz, der studiert dort — und der hat mir voriges Jahr ein Büchl gebracht, da hab ich zum erstenmal was von Ihnen glesn! (Von der Erinnerung ganz verklärt): Ja, mein Gott, das is hald — da is mir gwesn, ich kann Ihnen das gar nicht sagn; in dem Augenblick hab ich ja erst gwusst, wie schön 's auf der Welt is — mein Gott! (Nach einer kleinen Pause in einem anderen Tone, scharf, rasch): Aber nicht bei uns — bei uns is alles verbotn! Da hab ich einen solchn Zorn ghabt: wann man da liest, wie das Leben eigentlich is, wie wunderschön — und wenn ich das mit dem z'haus vergleich' — (ausbrechend) na, das halt i nöt aus, das geht nicht mehr!

Stelzhamer (der ihr mit großen Augen zuhört, in einem zwischen Ironie und Mitleid schwebenden Tone): Wirklich?

Gusti (immer leidenschaftlicher und erregter, aber sehr leise): Ich halt es nicht mehr aus! Habn Sie denn eine Idee? Wie die Leut bei uns

Stelzhamer und die Gusti.

Aus **Hermann Bahrs** Lebensbild „Der Franzl“ (Wiener Verlag[1]).

Ein hübsches Bauernmädchen ist seinen Eltern durchgegangen, kommt gelegentlich eines Volksfestes zum Dichter Franz Stelzhamer, überreicht ihm einen Blumenstrauß und klagt sein Anliegen.

Stelzhamer: Also — jetzt — sagn S' m'r jetzt nur — also — war's Ihnen denn z'haus gar so zwider?

Gusti: Schrecklich!

Stelzhamer: Gehn S'!

Gusti: Ganz krank werd' ich, wenn ich bloß dran denk'! All's thuat m'r weh und thuat mi drückn —

Stelzhamer: Die Krankheit kenn i, mir scheint! (Leise citierend, indem er die Worte gleichsam improvisiert):

Ollweil thuat's mi drucka,
Oft gat's mar an Riss;
As schmöckt ma koan Oessen,
Wann's was dawöll is.

Gusti (indem sie zustimmend mit dem Kopfe nickt): Ja, so is es!

Stelzhamer:

As freut mi koan Aracht,
Vodroißt mi ma Gwand,
Und so zwida von Herzn
Is mar olls mitanand.

Gusti (naiv): Woher kennen S' denn das so genau? Accurat so is es!

Stelzhamer (immer näher, mit der Hand auf ihrem Arm): I hab's ah amal g'habt, deine Krankheit! Weißt d', was d'r failt?

Gusti (treuherzig, Stelzhamer fest in die Augen blickend): Nein.

Stelzhamer (ganz dicht bei ihr, leise): Dei Herzerl — dei kloans Herzerl is krank.

Gusti (schlägt die Augen nieder, leise): Glaub'n S'?

Stelzhamer (immer näher): Sicher!

Gusti (indem sie die Augen wieder aufschlägt, mit leiser Koketterie): Ja, was — was thuat ma denn da?

Stelzhamer (eindringlich): Wie is Ihna denn das eingfalln?

Gusti (fragend): Dass i —?

---

[1]) Siehe Seite 237.

dass ich noch amal — (Leidenschaftlich Stelzhamers Hand ergreifend): Schick'n S' mich nöt weg, lass'n S' mich doch da! Lass'n S' mich bei Ihnen bleib'n! Mach'n S' mit mir, was S' woll'n — aber schick'n S' mich nicht zurück! (Wie ein Kind, das sich auf etwas capriciert; rührend): Ich möcht' bei Ihnen bleib'n, bitt' schön!

Stelzhamer (sehr gerührt betrachtend, herzlich): Ja, mei liab's Mädl! Liebes, dummes Mädl! (Er schüttelt leise den Kopf, löst behutsam seine Hand aus der ihren, steht auf, tritt nachdenklich vom Tische weg nach rechts vorn, bleibt hier stehen, wendet ihr den Rücken zu und schüttelt wieder langsam den Kopf.)

Gusti: (sieht Stelzhamer ängstlich nach und verfolgt jede seiner Bewegungen; dann schüchtern, sehr einfach): Wenn ich vielleicht was g'sagt hab', was sich nöt passt — das dürfen S' nicht so genau mit mir nehmen, ich kann nix dafür! Schaun S', ich hab' ja nie jemand'n g'habt, mit dem ich mich hätt' a bissl aussprech'n können — da kenn' ich mich hald noch gar nicht recht aus! Sind S' m'r desweg'n nöt bös, sind S' nöt beleidigt!

Stelzhamer (dreht sich rasch nach ihr um und sieht sie gütig an; wehmüthig lächelnd): Na! — (Er streicht sich mit der rechten Hand die Haare aus der Stirne, die ihm hereingefallen sind; dann mit Energie, indem er wieder an den Tisch tritt, doch ohne sich zu setzen; mit dem Finger drohend, in einem spasshaften Ton): Jetzt sag m'r amal Mädl — aber nöt lüg'n!

Gusti: Was denn?

Stelzhamer: Genau die Wahrheit sag'n!

Gusti (indem sie den Blick Stelzhamers tapfer aushält; ernst): Ja.

Stelzhamer: Sag m'r amal: wie hast d'r du den Franzl eigentlich vorg'stellt?

Gusti (verlegen, indem sie den Kopf senkt): Mein Gott —

Stelzhamer: Du wirst d'r doch nach dem Büchl a Bild an ihm g'macht hab'n — nöt?

Gusti (wie oben, leise): Ja.

Stelzhamer: Also wie denn?

Gusti (wie oben): No —

Stelzhamer (drängend): No? (Da sie schweigt, lächelnd, indem er mit dem Finger auf sich selbst zeigt): So? (Da sie schweigt, nach einer Pause): So oder mehr — anders?

Gusti (mit einem halben Blick auf Stelzhamer, kleinlaut): Schon eher mehr —

Stelzhamer (ihren Satz vollendend, lächelnd): Anders — gelt?

Gusti (kleinlaut, treuherzig): Nach'n Büchl is's hald schwer!

Stelzhamer (wehmüthig mit dem Kopfe nickend, langsam, indem er Gusti forschend betrachtet): Ja — nach'n Büchl is's wol schwer, dös glaub' i d'r schon!

Gusti (schlägt unter seinem Blick die Augen nieder.)

Stelzhamer (sieht Gusti noch einen Moment prüfend an, fährt sich dann mit der rechten Hand über die Stirne, tritt einen Schritt vom Tische weg vor, lehnt sich vorne

lebn — dass ma sich schämen muss! Dass ma weinen möcht — wann ma dann liest, wie 's anderswo is! — Nicht a bissl für's Herz, für's — für's Gemüth! Das möcht ma hald doch habn! Hie und da doch a bissl für's — für's — (hält einen Moment ein, das Wort suchend; dann leise, mit Nachdruck) ein bissl Poesie hald, ein ganz ein kleins bissl! — (Lauter, wie sich vertheidigend): Das is doch nix Schlechts, wann ma sich das wünscht! Wann's andre habn dürfn, warum denn nur ich nicht? Grad ich nicht? Aber immer und immer — in der Früh aufräumen und dann in die Küch, und Nachmittag einsiedn oder Strümpf stopfn, oder höchstens amal einen Tratsch, immer und immer, alle Tag', jede Wochn, jahraus, jahrein, und gar keine Hoffnung, und denkn, dass das nie anders werdn soll, das ganze Lebn nicht — (Tief aufathmend, energisch den Kopf schüttelnd, mit einer heftigen Bewegung der Hand; scharf): Na! (Außer sich, indem sie am ganzen Körper zittert): Das kann i nöt — i kann nöt! Eher ins Wasser!

Stelzhamer (rasch, fast gleichzeitig mit ihren letzten Worten, stark): Mädl! (Nach einer kleinen Pause, begütigend): Aber Mädl! Scham' dich! (Väterlich strenge, sehr leise): So was sollst d' nöt amal denkn!

Gusti (senkt den Kopf und sieht auf den Tisch; nach einer kleinen Pause, ganz leise, flehentlich): Sie wissn hald nicht, wie mir oft is! Keinen Menschn habn, mit dem man amal vernünftig redn könnt', nix erfahren, wie 's draußt im Lebn eigentlich is — der Vada immer nur in seinem Amt, die Mutter in der Küch, und wann ma was fragt, wann ma was wissn möcht', weil ma sich schämt, weil ma was lernen und sich a bissl ausbildn will, da heißt's gleich: ma is verdreht und das passt sich nicht — (Ausbrechend): Alles, was ma möcht', passt sich bei uns nöt! Das is ja doch ka Lebn! — Ah, wenn ich denk: damals, wie ich das erstemal in dem Büchl von Ihnen g'les'n hab, da is m'r erst Alles klar g'word'n! Jetzt weiß ich, was m'r fehlt! Das wär's — das dort! (Mit reiner und inniger Empfindung): So a schönes und reines Leb'n, das ordentlich glanzt und spiegelt von Glück, wo ma wirklich was spürt dabei — so hald, wie — wie in Ihnern Büchl! — Und von dem Augenblick an hat's m'r keine Ruh' mehr geb'n! Fort, fort — hier geh' ich ja z'grund! Und täglich hab' ich mir g'sagt: Wann i nur mit ihm amal red'n könnt', ein einziges Mal, wann ich ihm das sag'n könnt', wie mir is — er möcht' m'r helf'n, er möcht sich erbarmen! Fort, fort! Keine ruhige Stund' hab' ich mehr g'habt — es is ja schad' um oan' jed'n Tag, den ich noch da bin — nur fort von hier, fort! Er wird m'r schon helf'n, er wird sich erbarmen! Und ich hab' nöt mehr schlaf'n können, ich hab' an nix anders mehr denk'n können, ich hab' mit die Leut' nöt mehr red'n können, — ich hab' ja so oan' Hass auf alles dort, auf das ganze Leb'n! Und wenn ich jetzt denk,

Awa während der Zeit'
Hat dar 's Löbn a Schenheit
Dass's dein Seel nuh furt freut
In der Ewigkeit.

(Die Worte: „Geh z'haus" bei jeder Wiederholung stärker und eindringlicher betonend): Geh z'haus — 's wird anderswo a nöt besser sein, 's is überall gleich, nur der Mensch is verschied'n: der oan' nimmt's so, der oan' anderst! Geh' z'haus und nimm's g'scheit — denk' d'r was Schön's dabei! Was d'r denkst, is schen — bald ernst und bald g'spaßi, awer immer, ob's di wana oder lacha macht, immer is schen! Nur derleb'n muaßt ös nöt woll'n, dös is' 'm Menschen nöt vergunnt! (Indem er aufsteht und sich wieder ganz zu ihr wendet, über den Tisch hin, fast bittend): Geh' z'haus, Madl! (Er fühlt, dass er ihren Anblick nicht länger erträgt, schüttelt den Kopf und macht zwei Schritte nach links gegen die Mitte hin, indem er fast grob zurückruft): Geh z'haus, geh, geh! (Er nimmt ein großes, blaues Tuch aus der Tasche und wischt sich schwer athmend, den Schweiß von der Stirne.)

Als die Großmutter sterben wollte.

Von **Heinrich Sohnrey.** [1])

„Guten Tag, Großmutter Schaper!"

„Größten Dank, auch!"

„Noch immer fleißig bei der Arbeit?"

„Ach, es will so recht nicht mehr, Herr Brosebach! Wenn man erst die siebzig überschritten hat, lassen die Kräfte nach."

„Großmütterchen, Sie haben ja noch Rosen auf den Wangen."

„Ach, Herr, das sind Kirchhofsrosen."

„Aber, Großmutter! Sie sind eine Poetin."

„Ich wollte nur, ich wäre wenigstens heute um zehn Jahre jünger, denn ich glaube, es gibt morgen einen guten Trockentag. Unsere junge Frau sitzt wieder mit der Gicht, und die Kinder, die einem schon Bate (Hilfe) leisten könnten, müssen fast den ganzen lieben langen Tag in der Schule und hinter den Büchern zubringen; 's ist arg, was die heute alles lernen sollen."

Die alte Frau, welche über den Brunnentrog unter der mächtigen Thilinde gebückt steht und Linnen schölt, [2]) führt das Gespräch mit einer Hast, als sorge sie bei jedem Worte etwas zu versäumen; sie hält mit ihrer Hantierung auch nicht ein einzigesmal inne und hebt auch nur

[1]) Aus dem volksthümlich hochinteressanten Buche: „Die hinter den Bergen. Gestalten und Gewalten aus dem Hannover'schen Berglande." Von Heinrich Sohnrey. Göttingen. Vanderhoek & Ruprecht. 1900.

[2]) Im Wasser schwenken.

rechts an den Tisch und sagt vor sich hin, ohne sie anzusehen, in einem sehr eindringlichen Ton, dem man doch die Mühe anmerkt, die es ihn kostet, sich zu beherrschen): Nach'n Büchl is's wohl schwer — und jetzt pass auf, Madl, i werd' d'r was sagn: mit'm Büchl is' überhaupt nix — dös is all's derlog'n und nöt wahr!

Gusti (widersprechend, indem sie lebhaft den Kopf hebt): Aber bitte —

Stelzhamer (unterbrechend, mit der rechten Hand abwehrend): Pscht! Lass mi ausred'n? (Stark, ohne laut zu werden): All's d'rlog'n und nöt wahr! (Nach einer kleinen Pause, immer in einem aus Ironie und Wehmuth gemischten Tone): Schau d'r den Franzl amal an — den da, den echt'n, wie er wirklich is! (Auflachend): Ha! So a graupater, 'zauster Kund', mit oan' Ranz'nbart, oan langmächtig'n, schaut aus wia a g'füchslada Koda — und d' Haar' staub'n ihm vom Kopf — i bitt di gor schön! Wo hast d' denn den g'fund'n, wurd's heiß'n — wo hast d' denn den her? Ujeh, ujeh! Schamerst d' di denn nöt? Aber freili, im Büchl — ja der! Der is oan anderer Bursch! (Wehmüthig citierend):

„Allweil kreuzlusti und trauri gar nie,
Steht da wie da Kerschbam in ewiga Blüh!"

Springt d'r und tanzt d'r und hat d'r oan' lüstig'n Gang — der kann scho a so a kloans Herzerl verdrahn, der schon! — Sei g'scheit, Madl: halt di an den dort, im Büchl — und schau, dass den alten Z'widerling da bald wieder vergisst! Mit dem is's nix, Madl — bleib' bei dem dort, im Büchl; i main d'r 's guat! (Er setzt sich auf dem Sessel vor dem Tische rechts, Gusti halb den Rücken kehrend und spricht das Folgende vor sich hin, immer ernster und lehrhafter werdend): Und fixt d' es — a so is's mit all'n! Accrat so! Nöt bloß mit'n Franzl — dös is no sei Trost: mit all'n is's so! Was in die Büchln so schön is — derfst eahm nöt in die Näh' kumma, sonst is's aus! Wia's in die Büchln is, findst d' es nirgends — sonst brauchat ma ja die Büchln nöt, hau! In die Büchln is's so, wie's schön war', wann's war'; wia ma's möcht', dass's sein sollt'; und wia's hald nier niernert g'wes'n is und nier niernert sein wird! Desweg'n hat ma s' ja, die Büchln! (Nach einer kleinen Pause, wehmüthig lächelnd, indem er die Achseln zuckt): Wann's du mein Leb'n kenna möchst, um das du mich so beneidst, dös Leb'n, das so glanzt und spiegelt — o mei! Aber Madl, an mei Leb'n liegt's nöt, sondern — (Mit großem Nachdruck, aber sehr einfach): i denk' m'r hald was Schön's dabei! Dös is die Kunst! (Indem er sich im Folgenden allmählig wieder zu Gusti wendet): Probier's, mach's wiar i: denk' d'r was Schön's dabei! — Geh z'haus — nimm's hin, wie's d'r b'stimmt is — spreiz di nöt geg'n 's Schicksal, es nützt d'r do nix. es is oll's umsunst!

„Olls währt nur an Eichtl,
Steigt af und föllt ab,
Mit oan' Fuß no im Wiagerl,
Mit 'n andern in Grab.

doch wenn es so ist bei den jungen Leuten, da können sie nicht mehr gut hinter sich sehen und fragen, wer da noch sitzt. Darum ist mein Gebet, dass der liebe Gott auch rechtzeitig zu mir kommen möchte; aber wie ich sagte: unsern Großvater möchte er doch vor mir hinnehmen."

Sie schweigt und schwenkt emsig das Linnen im Wasser. Laut ertönt das schölende Geräusch; lauter aber ertönt das eigene Geräusch ihrer Gedanken in meinem Herzen nach. Sie hat sich ausgesprochen, nicht in thränender Rührung, nicht mit weltschmerzlichem Ach und Oh, auch nicht in Gram oder Groll, wie etwa diese Niederschrift vermuthen lassen könnte, sondern mit einer Nüchternheit, Absichtslosigkeit und Ergebung, wie sie nur ein alles scharf bedenkender, jeden vermutheten Fall voraus erwägender Geist zu geben vermag; die alte linnenschölende Bauersfrau erinnerte mich ein wenig an die alten Philosophen.

Ich will von ihrem merkwürdigen Sterben erzählen; aber meine Gedanken bleiben haften an ihrem Leben.

Ein bäuerliches Eheleben von nahezu fünfzig Jahren. Hut ab, ihr Leute, denn hier vor allem gilt des Psalmisten Wort: „Und wenn es köstlich gewesen ist, so ist es Mühe und Arbeit gewesen." —

Als der Großvater die Großmutter nahm, war diese — so erzählte mir nachher eine greise Nachbarin über den Gartenzaun — ein junges, sehniges Mädchen von kaum achtzehn Jahren; aber sie that es schon damals den tüchtigsten Hausfrauen gleich, denn es steckte ein tüchtiger Trieb zum Schaffen und Sparen in ihr, und sie konnte schon damals ebensowenig eine Gänsefeder wie einen Bettler auf der Straße liegen sehen; die Feder nahm sie auf, dem Bettler gab sie so viel zu thun, dass er sich satt essen, seine Blößen bedecken und weiter gehen konnte. Ihr Mann, nun der alte stümperige Karlvetter, war von Haus aus mehr den langsamen, schlotterhaften Gang gewöhnt; allein als sie ihr erstes Kind kriegten, hatte sie ihn schon völlig umgekrempelt und ihm einen ganz neuen Geist eingehaucht, dass man sich überall verwundern musste und sagen: Seht euch doch den Schaperkarl! Und als sie ihr vierzehntes hatten, da meinte schon mancher: er thäte doch gar zu gefährlich und dächte gar nicht mehr, dass man auch Mensch wäre. — Als sie Hochzeit hielten, war der Schaper'sche Hof in einem so erbärmlichen Zustande, dass es beinah' keinem Bettelmann einfiel, dort an die Thür zu klopfen — und als sie den Hof ihrem Ältesten übergaben, war's einer der angesehensten im Dorfe. — Und dabei vierzehn Kinder aufgezogen? Jawohl, vierzehn Kinder! Freilich, da muss einer auch schon die Kunst verstehen, Kinder zu kriegen. Und die Schaper'sche verstand's. Länger als zwei oder drei Tage hatte sie niemals im Kindbett zugebracht und am dritten konnte man sie schon wieder am Herde finden. Um so mehr aber gewöhnte sie die Kinder gleich ans Liegen, denn die

ein einzigesmal die Augen flüchtig zu mir auf. Dieser flüchtige Augenaufschlag aber erinnert mich unwillkürlich an die Behauptung der Dorfleute, daſs Groſsmutter Schaper „zu viel Weiſses im Auge“ hätte.

Indem höre ich es oben auf dem Wege stapfen und „rintscheln“; ich sehe auf und gewahre einen alten Bauersmann, der ein angeschirrtes Joch Ochsen vor sich her treibt. Er hat eine dunkle Schirmkappe auf, einen abgeblaſsten blauen Leinenkittel und eine grauliche Leinenhose an, die bis zu den Knien in graue Gamaschen geknöpft ist. Den breiten Kappenschirm hat er tief über die Stirn gezogen, so daſs das Kappenzeug hoch aufsteht. Zur Erde geneigt, nicht rechts, nicht links blickend, wie voll tiefer Gedanken, so geht er hinter seinen gemächlich arkäuenden (wiederkäuenden) Ochsen her.

„Ei, sieh, Groſsvater Schaper! Ist der Mittag vorbei?“

Er sieht nicht auf, erwidert auch nichts.

Groſsmutter Schaper hält nun doch einen Augenblick mit dem Linnenschölen inne und wendet dem dahinstapfenden Alten einen sorglich prüfenden Blick zu; dann sagt sie zu mir, und wie mich dünkt, nicht ohne ein gewisses Ergriffensein: „Er hört nicht gut; der liebe Gott hat ihn erinnert.“ —

„Aber er ist im übrigen noch recht rüstig und Ihrem Sohne noch viel wert“, bemerke ich.

Die schon wieder eifrig hantierende Groſsmutter schüttelt den grauen Kopf. „Ach, lieber Gott, er ist doch schon recht stuppelig geworden, unser Groſsvater. Er iſst auch nicht mehr viel, sein Vesperstück bringt er gewöhnlich wieder nach Hause; er kann’s nicht mehr beiſsen. Das biſschen Branntewein muſs ihn erhalten. Wenn ihn nur der liebe Gott vor mir hinnehmen wollte! ’s könnt’s ihm doch kein anderer mehr zu Danke machen. Nahezu fünfzig Jahre haben wir zusammen gelebt; da ist man so aneinander gewöhnt, daſs man’s nicht mehr anders mag. Wenn ihm bloſs ’mal unsere junge Frau oder die Groſstochter die Strümpfe gestopft oder den Kittel ausgebessert oder ’s Frühstück zurecht gesetzt hat, so merkt er’s gleich und meint, ’s wäre nicht ordentlich. Ich wollte auch sonst nicht, daſs er den Kindern ’mal in die Hände sehen müſste. Haben uns ja ’ne ausreichende Leibzucht vorbehalten, und die Kinder sind auch gewiſs nicht schlecht; aber man weiſs wohl: ’n alter Mann, der keine Frau mehr hat, sitzt leicht überall am unrechten Platz, und wenn er dann kindisch wird . . . Überdies, wenn er doch nichts recht’s mehr nütze ist auf der Welt, dann lieber todt. Die jungen Leute haben ihre Last doch. Ich habe vierzehn Kinder aufgezogen; unsere jungen Leute haben erst halb so viel, aber manche Frau kommt mit sieben Kindern nicht so weit wie manche mit doppelt so vielen. Ich will ja nichts auf unsere junge Frau sagen; sie kann nichts dazu, daſs sie soviel dasitzen muſs;

Nacht wieder, und zwar nun allein auf der Stätte, die sie seit fünfzig Jahren mit dem Manne getheilt hatte. Die landläufige Furcht vor dem Wiederkommen kannte sie nicht; die Gedanken dieser Nacht hat jedoch niemand erfahren.

Einige Zeit darauf treffe ich die alte Witfrau wieder einmal, und es fällt mir sogleich auf, dass sie etwas gebückter geht und angegriffen aussieht, auch mit matterer Stimme redet. „Ich werde unserem seligen Großvater nun bald folgen", sagte sie, „und ich bin froh darüber, denn meine Stärke ist hin, ich gebe nichts mehr für mich. Möge der liebe Gott nur kommen; er findet eine, die mit Freuden zur Ruhe geht, nachdem sie so lange die Sorgen des Lebens getragen hat. Die jungen Leute müssen auch sehen, dass sie fertig werden."

Als ich ihr die Todesgedanken ausreden will, streift sie den linken Ärmel ein wenig zurück und deutet auf zwei braune Fleckchen, die sich gegen die übrige Hautfarbe scharf abheben. „Das sind Todtenflecke", erklärt Großmutter Schaper mit aller Zuversicht, und da ich ihr auch diese Meinung ausreden will, hält sie mir weiter entgegen, dass sie schon seit drei Nächten beständig von ganz reifen, dicken, schwarzen Zwetschen geträumt habe; zudem höre sie die Todtenuhr seit einigen Nächten wieder in ihrer Bettwand gehen. Sie bleibt unerschütterlich in dem Glauben an die gottgewollte Bedeutung all dieser Zeichen, zumal da ich zugeben muss, dass sie vor dem Tode ihres Mannes die „Zeichensprache Gottes" richtig gedeutet hat. Die Großmutter ist mit dieser Naturanschauung jung gewesen und alt geworden, und ich komme zu der Überzeugung, dass es gegenüber diesem abgeschlossenen Volksgemüthe eine zwecklose Zudringlichkeit wäre, wollte ich noch weiter dagegen eifern.

Zu den alljährlichen Leibzuchtsgegenständen der Großmutter gehörten u. a. anderthalb Stiegen Linnen, ein Paar Schule und ein Beiderwandsrock. Das Linnen nahm sie noch einmal, um es ihren Töchtern, die hinausgearbeitet hatten, zugute kommen zu lassen; aber auf den Beiderwandsrock und weitere Bekleidungsstücke verzichtete sie, und als die Schuhe in Frage kamen, sagte sie: „Das Geld sollt ihr sparen; ich geh 'r nicht lange mehr."

Großmutter Schaper wurde wirklich krank, ja so krank, dass sich, etwas ganz Unerhörtes, in ihrem ehernen Antlitze nur der Ausdruck der Zufriedenheit auszuprägen schien, der Zufriedenheit darüber, dass sie am Ziele war. Sie wünschte nichts mehr; ihr bangte nur, dass sie noch leben sollte, wenn sie nichts mehr thun könnte; darum war ihr einziger Wunsch und Wille, dass „der liebe Gott es kurz machen möchte, damit nicht zu viel um sie versäumt würde".

Als ihre Kinder darauf drangen, den Arzt zu holen, sträubte sie sich hartnäckig dagegen und sagte: „Macht euch ja diese unnützen Kosten

müſsten ſich ordentlich ausliegen, pflegte ſie zu ſagen. Muſste ſie ins Feld, ſo band ſie ihr Kleinſtes auf den Rücken und machte ihm draußen am ſonnigen Acker unter dem Haſelnuſsſtrauche eine Hütte zurecht, und die Lerchen ſangen das Wiegenlied. Späterhin natürlich muſsten die größten immer die kleinſten warten. Und war ein Junge confirmiert, ſchon den andern Tag nahm ihn die Mutter an die Hand und brachte ihn zu einen Meiſter, den ſie für tüchtig und ſtreng genug hielt, in die Lehre. „Den Hof kann nur einer kriegen“, ſagte ſie, „aber das Handwerk hat auf dem Lande auch noch einen goldenen Boden.“ — Die Mädchen dagegen wurden friſch vom Hofe weggeheiratet und kamen faſt alle in gute Bauernſtellen, denn jeder wollte gern eine Schaper'ſche haben.

So meine alte Nachbarin über den Gartenzaun.

Eines Tages finde ich die Großmutter in ihrem wohlgepflegten Kohlgarten. Sie hält ein abgeriſſenes Kohlblatt in der Hand und ſieht ganz gegen ihre Gewohnheit eine Weile unthätig darauf. „Ich habe ein weißes Blatt gefunden“, läſst ſie ſich bei meinem Herankommen vernehmen, und als ich ſie darauf fragend anſehe, fährt ſie fort: „Ein weißes Blatt am jungen Kohl — das bedeutet, es wird einer ſterben in unſerer Familie.“ Und noch andere Erſcheinungen von gleicher Bedeutung führt ſie an: Geſtern ſchon habe ſie ein weißes Bohnenblatt gefunden, und beim letzten Back wäre die Oberrinde eines Brotes gekloben; auch ginge die Glocke ſeit einiger Zeit ſo traurig; das ſeien gewiſſe Zeichen.

„Aberglaube, Großmutter.“

„Nein, Herr Broſebach“, erwiderte ſie ruhig, wie nur der erwidern kann, der ſeiner Sache völlig gewiſs iſt, „das iſt die Zeichenſprache Gottes.“

Wirklich gieng es kurze Zeit darauf mit dem Großvater zu Ende, und als ich nun die Großmutter ſah, zeigte ſie ſich von einer ſo ruhigen Seite, daſs mancher ſie für gefühllos halten muſste, der ihr nicht ins Innere ſah, in ihrem Äußern nicht die natürliche Folge ihres einfachen Denkens und fürſorglichen Wünſchens erkannte. „Er iſt wohl daran“, ſagte ſie und gieng unverdroſſen ihrem Tagwerke nach. Als am andern Morgen der Todte „ausgeläutet“ wurde, brach ſie zum erſtenmal in Weinen aus, und als man am dritten Tage den Sarg vom Hofe trug, kam die zweite heftige Bewegung über ſie; als ſich aber der Hügel über dem Sarge wölbte, trocknete ſie mit der Schürze die Augen und ſchien nur noch zu denken: „Lieber Gott, nun iſt unſer Großvater in Sicherheit; nun kann's an mich kommen.“ Noch einmal weinte ſie und dann nicht mehr.

Der Leichnam hatte in dem Altentheilsſtübchen auf dem Stroh ihres gemeinſamen Bettes gelegen; jetzt trug die alte Frau das Stroh hinaus, friſches Stroh und Bettwerk hinein und ſchlief ſchon die folgende

Die Heilandskirche in der Waldheimat — vollendet.

Vor ungefähr einem Jahre gab es im Mürzthale Kirchenstreit. Bei Kindberg auf einem Hügel steht die alte St. Georgen-Kirche. Sie ist Privateigenthum eines evangelischen Gutsbesitzers, dessen Hof unmittelbar hinter der Kirche steht. Die katholische Pfarre Kindberg hat seit altersher das Recht, in dieser Kirche jährlich mehrmals Gottesdienst zu halten, doch geschieht das fast nie, da ohnehin zwei katholische Kirchen in nächster Nähe sind. Die etwas entlegene St. Georgen-Kirche steht unbenützt da. Als nun im Mürzthale sich eine evangelische Gemeinde zusammenfand, die keine Stätte hatte, um ihren Gottesdienst halten zu können, stellte der evangelische Eigenthümer diese Kirche zur Verfügung, dass darin das Evangelium gepredigt werden könne. Das geschah einmal, dann klagte die katholische Kirche bei Gericht. Sie habe das Recht, in der Georgen-Kirche jährlich sechsmal Gottesdienst zu halten und könne deshalb auch die übrige Zeit den evangelischen Cultus darin nicht dulden, weil er die Kirche entweihe und sie dann nicht mehr ihren katholischen Gottesdienst darin halten könne. Das Landesgericht entschied zu Gunsten der Evangelischen, aber die oberste Instanz erklärte endgiltig, dass der Eigenthümer der Kirche nicht das Recht habe, sie seinen Glaubensgenossen für die Zeit, da sie von den Katholiken unbenützt bleibe, zur Verfügung zu stellen. Denn durch die Ausübung des evangelischen Gottesdienstes würde die Ausübung des katholischen in derselben unmöglich, die katholische Kirche also in ihrem Rechte gestört.

Zu jener Zeit war von dem Baue einer evangelischen Kirche in Mürzzuschlag die Rede, doch schien es eine Weile, als sei der Ausgang des Kindberger Processes dafür bestimmend. Wenn die Georgen-Kirche der evangelischen Gemeinde zur Mitbenützung zugesprochen würde, so entfiele wohl die Nothwendigkeit eines neuen Kirchenbaues. Und ich glaube, dass, wenn die katholische Kirche jene auch in anderen Ländern vorkommende Duldung geübt und das Georgen-Kirchlein den Evangelischen zeitweilig oder ganz überlassen hätte, in Mürzzuschlag heute die schöne Heilandskirche nicht dastünde. Eins ergibt sich aus dem andern.

Man verlangt ja nichts, was die Kirche nicht erfüllen könnte oder dürfte; alle ihre Eigenthümlichkeiten werden geachtet, wenn nur das Evangelium im Vordergrunde steht. Ich habe seit vielen Jahren, etwa vor sechsundzwanzig Jahren das erstemal, das Evangelium öffentlich bekannt und gefordert. Ich habe gebeten, habe verlangt, dass es uns

nicht, das sage ich euch. Der Doctor nimmt mindestens zwei Thaler für den Weg und helfen kann er mir doch nicht. Und dann erst der Ap'theker! Das wollte eine schöne Rechnung geben." Wirklich musste man es dabei bewenden lassen, denn sie ließ sich nicht herumkriegen, und etwas gegen ihren Willen zu thun, unterstand sich niemand.

Dagegen verlangte Großmutter, als die Sterbensnoth größer und größer wurde, nach dem Seelsorger, damit er ihr das heilige Abendmahl reiche. Sie hatte sich in ihrem Leben stets als eine Frau von strenger Frömmigkeit gezeigt, als daß sie sich keines Morgens oder Abends bewusst war, an dem sie nicht „Richtigkeit" gemacht hätte mit ihrem Gott. Zur Kirche pflegte sie regelmäßig jeden Sonntag zu gehen, obgleich ihr die Zeit, die sie da müßig sitzen musste, manchmal fast leid that, denn es war, wie wir wissen, ihre Art, zu hören und zu reden, ohne in der Arbeit innezuhalten. Wenn es nach ihr gegangen wäre, wer weiß, da hätte man in der Kirche Strümpfe stopfen oder Hosen flicken müssen.

Der Geistliche kam, rüstete sie aus mit dem heiligen Sacrament, segnete sie und sagte: „Fahre hin in Frieden."

Der dies erzählt, stand auch an dem Sterbelager und musste erstaunen über den Sterbenseifer und die starke Himmelshoffnung, die Großmutter Schaper in Wort und Miene ausdrückte. Sie dankte für alles, was man an ihr gethan hätte, mahnte, dass die üblichen Gebüren richtig bezahlt würden und erwartete in großer Zuversicht das selige Ende. — —

Im Volksmunde geht das Wort: Wenn ein Schwerkranker das heilige Abendmahl empfangen hat, da wird es sich bald entscheiden: Entweder er stirbt, oder wird wieder „zurecht".

Und wie entschied sich's bei Großmutter Schaper? Ei, sie wurde wieder „zurecht" und brauchte sowohl die neuen Schuhe, als auch den neuen Beiderwandsrock noch und hat beides noch manchmal gebraucht. — An ihrer abergläubischen Naturanschauung ist sie aber dennoch nicht irre geworden; sie hätte, wie sie wiederholt versichert, die Zeichen nur irrthümlich auf sich bezogen. Und der Tod gab ihr recht.

Darnach ist ein halbes Jahrzehnt vergangen. Großmutters Schwiegertochter, die stille, gute, nur nicht so arbeitsstarke Frau, starb eines schweren Todes, als sie ihrem neunten Kinde das Leben geben wollte; sie ruht längst im kühlen Grabe. Der Bauer hat sich den erschütternden Fall sehr zu Gemüthe gezogen und ist oft nahe daran, allen Lebensmuth zu verlieren. Die Großmutter aber, so krumm und runzlig sie auch geworden ist, steht vom frühesten Morgen bis zum spätesten Abend am Ruder, tröstet und treibt und bewahrt das Hauswesen vor dem Untergange.

Die Kirche fasst sechshundert Personen; an diesem Tage hätte sie fünfmal größer sein müssen, um die Leute aufzunehmen, die aus nah und ferne gekommen waren zur Einweihung. Es war ein milder, sonniger Spätherbsttag, die Wiesen grünten frisch, die Wälder prangten in bunten Farben, die Hochalpen blauten klar und herrlich herab aus dem Neuberger Thale. Während in der überfüllten, festlich geschmückten und beleuchteten Kirche die Einweihung, sowie die Einführung des neuen Pfarrers in die Gemeinde vor sich gieng, während deutscher Weihegesang das Gotteshaus wie Frühlingsföhn durchbrauste, wurde draußen im Freien der tausendköpfigen Menge eine Bergpredigt gehalten, wie man eine solche in diesem Thale wohl schon lange nicht mehr gehört hat. Drinnen sprach der Redner von den drei Hütten, die Petrus auf dem Berge Tabor bauen wollte, weil es da „gut sein ist". Diese drei Hütten deutete der Prediger als die drei christlichen Kirchen, die evangelische, die katholische und die altgriechische. — Wie sehr heimelt eine solche brüderliche Auffassung an! Wie wäre aller Streit und Hass gestillt bei solcher Deutung von den drei Hütten Christi! —

Gottsuchende Weltkinder, sie mögen was immer für einer Confession angehören, werden finden, dass es auch in dieser Hütte auf dem Ölberge zu Mürzzuschlag gut sein ist, um manchmal ein wenig zu rasten. Zu rasten an stiller Stätte zur Einkehr in sich, zur Sichbesinnung, was dieses Leben und wir selber denn eigentlich bedeuten.

Der Raum in der neuen Kirche ist licht und heimlig. Auf dem Altar ein großes Crucifix, der Christus aus weißem, das Kreuz aus schwarzem Marmor. An beiden Seiten je drei Leuchter mit Wachslichtern. Zur Rechten von uns die Kanzel mit den vier Evangelisten, zur Linken ein schönes, überaus liebliches Bild Mariens, der Heilandsmutter. Es ist eine genaue, vom Original in Dölsach kaum zu unterscheidende Nachbildung von Defreggers berühmtem Bilde „Die Heilige Familie", gemalt von J. Böhm in München, einem der talentiertesten Schüler Defreggers, unter persönlicher Mitwirkung des Meisters. Das Bild wurde eigens für die Heilandskirche angefertigt und gibt nun zu dem ernsten Kreuz am Altare einen wunderbar idyllischen Gegensatz. — Sechs große Fenster mit glühenden Glasmalereien lassen ein warmes Licht hereinströmen. In den schmalen Fenstern am Altar die Bildnisse der Weltapostel Petrus und Paulus, in den breiten Fenstern der Seitenschiffe die Bilder des Säemanns und des Guten Hirten. An der Außenseite über den Fenstern die großen Reformer und über dem Eingang die Heilandsgestalt. Das ist der wesentlichste Bilderschmuck der neuen Kirche. Der Fußboden zeigt eine hübsche Mineralmosaik. Die Sitzbänke sind schlicht, der Musikchor hingegen hat eine sehr zierliche Holzstructur mit Schnitzwerk. Mitten in der Kirche hängt ein kostbarer

in Kirche, Schule und Haus unverkümmert gegeben werde. Und seit vielen Jahren werde ich deswegen verlästert und verhöhnt. Aber während auf der einen Seite das trutzige Nein starrt, vollzog sich auf der andern ein gesegnetes: Ja. Eines der kühnsten meiner Jugendideale ist erfüllt, in der Waldheimat steht die Heilandskirche, in welcher, wie zur Zeit der ersten Christen, die frohe Botschaft vom Heile, vom Himmelreiche rein verkündet wird.

Meine Mitwirkung an diesem Gotteshause konnte sich wohl nur darauf beschränken, dass ich, anstatt zu geben — nahm. Aber diesmal war, wie so oft in der Welt, nehmen seliger als geben. Es war eine frohe Zeit, als die Gaben aus allen Gegenden des Deutschen Reiches und der Schweiz geflogen kamen, von Armen und Reichen, von Vornehmen und Geringen, von Geistlichen und Weltlichen, aus allen Kreisen der Gesellschaft. Sie waren stets begleitet von Briefen. Und was schrieben die Spender? Nicht einer von solchen Briefen ist mir erinnerlich, der etwa ein politisch Lied sang. Man glaubt es kaum, wie sehr in diesem starken Volke da draußen die Christusfreude noch lebendig ist! Die Briefe sprechen mit froher Begeisterung von Christus, von seinem Evangelium, von der Allgemeinsamkeit dieses göttlichen Gutes, von der jungen Gemeinde im Mürzthal; diese Briefe werden aufbewahrt als Zeugnis, dass die neue Heilandskirche nicht auf politischer, sondern auf religiöser Grundlage steht. Aus politischen Gründen Religion betreiben, das wäre jesuitisch. Dass die evangelische Kirche, eben weil sie nach der Lehre Christi politisch neutral sein will, dem deutschnationalen Gefühle besser entspricht als die römische, die positiv gegen den Nationalismus ankämpft, das ist ja wahr. Sobald es sich aber um wirkliches Glauben und Christenthum handelt, bleiben die Radicalen hier wie dort zurück und wissen mit der Kirche nichts anzufangen. Und wie auch anders? Einen politischen Heiland sucht man nicht in der Krippe zwischen Ochs und Esel. — Wir benöthigen vor allem einen socialen Heiland, der uns wieder die Demuth und die Nächstenliebe lehrt. — Nur in diesem Sinne ist allen zu danken, die mitgeholfen haben, diese Heilandskirche zu gründen.

Bei der Weiherede wurde gesagt, dass hier ein Wunder geschehen sei. Knapp fünf Monate nach der Grundsteinlegung steht die Heilandskirche vollendet. Auf dem Hügel über dem Orte Mürzzuschlag, von dem aus ein geradezu herrlicher Blick ins Hochgebirge offen ist, ragt sie gegen Himmel, röthlich leuchtend — ein gothischer Bau mit schlankem Thurm, der in allen Feuern glänzt. Als an diesem 18. November vom Thurme zum erstenmale die Glocken klangen, da ist uns wohl allen warm geworden ums Herz und feucht im Auge! — Über dem schönen Portale steht die lebensgroße Heilandsgestalt, und das Wort: „Kommet alle zu mir, die ihr mühselig und beladen seid!“ lädt uns ein.

culturelle und humanitäre Zwecke verwendet werden. Man denkt an volksthümliche Vorträge, unterrichtenden, zu geistigem Leben anregenden Inhaltes, natürlich innerhalb des Christenthums stehend, man denkt an deutsche Liederabende und sonstige Musikaufführungen, besonders aber sollen in der Kirche alljährlich Christbaumfeste abgehalten werden für Kinder armer Leute. Das so nahe dem Ort gelegene, geräumige und heizbare Gotteshaus eignet sich für solche Zwecke prächtig und so wird die Heilandskirche in Mürzzuschlag ein Ausgangspunkt des praktischen Christenthums werden. — Leute, die etwa noch gleichgiltig sind, bald werden sie sehen, was diese wie durch ein Wunder entstandene Kirche bedeutet!

R.

Nur ein kleines Stüberl.

Morres „Nullerl" hat den Städtern die Augen darüber geöffnet, wie es den armen alten Leuten, den Einlegern, auf dem Lande ergeht. Man nennt sie Einleger, weil sie in die Bauernhäuser zur Kost und Pflege eingelegt werden auf kürzere oder längere Zeit, je nach Größe des Hofes. Diese Einlegerschaft ist zumeist recht ungern gesehen, verwahrlost; oft gar unsauber kommen die Leutchen an, um womöglich in demselben Zustand weiter geschoben zu werden. Mancher dieser Armen zieht, wenigstens während des Winters, den Kotter vor, dem elenden Leben im Bauernhofe, wo er sein Lebtag lang gearbeitet hat und nun in Alter und Siechthum der Verlassene und der Verachtete ist. Das schlechteste Gewand muss er tragen, die verdorbenen Bissen muss er essen, mit gänzlich ungepflegtem Körper muss er häufig im Stall wohnen beim Vieh. Gerade hungern läßt der Bauer niemanden, aber sonst ist er oft hart. Hart gegen die, denen er manchmal seinen Wohlstand verdankt. Und wenn er selber verarmt und dann von anderen hart behandelt wird, so findet er's zwar auch selbstverständlich. Aber weh thut's doch.

Und nun das Merkwürdige. So schlecht es dem Einleger in den Bauernhöfen geht, fort will er doch nicht, außer der eine oder der andere als Halblump in den Kotter, wo es manchmal mit gleichgesinnten Gesellen guten Zeitvertreib gibt. Man baut Siechenhäuser, Versorgungshäuser, wahre Paläste oft — wenigstens nach außen — aber die Leutchen wollen nicht hinein. Aus mancherlei Gründen. Sie sind das Zusammenleben mit vielen anderen nie gewohnt worden, sie fürchten die strenge Ordnung, sogar den Zwang zur Reinlichkeit. Sie vermissen die Freiheit, in Wald und Flur umherzugehen und bei gutherzigen Menschen bisweilen einen Bissen zu ergattern, weil das Erjagte und Erbettelte halt besser schmeckt, als was für gewöhnlich so in die Schüssel

schmiedeiserner Kronleuchter mit 24 Flammen, aus den Wänden stehen sechs Armleuchter, auf dem Orgelchore zwei Standleuchter — zusammen über 50 elektrische Flammen. Diese Kircheneinrichtungen sowie Taufstein, Altar- und Kanzelbekleidungen, die Weihegefäße u. s. w. sind besondere Stiftungen. Die Orgel ist noch nicht fertig und kann erst im nächsten Frühjahre aufgestellt werden. Der Thurmglocken sind vier; sie tragen folgende Inschriften, und zwar die größte: „Ach, bleib bei uns, Herr Jesu Christ!" Die zweite: „Ein' feste Burg ist unser Gott!" Die dritte: „Wir Deutsche fürchten Gott da droben, aber nichts auf dieser Welt?" Das Sprüchlein der vierten Glocke, von Toni Schruf verfasst, lautet: „Es klinge steirisch Erz, es dringe steirisch Herz himmelwärts!" Die hellen Glocken mit ihrem reinen Zusammenklang tönen dreimal des Tages weit in drei Thäler hinaus und hoch zu den Almen empor. Die Leute sagen, so weit wie dieses Geläute höre man keines im ganzen Mürzthale. Und auf ein schönes, weit austönendes Geläute halten sie was. Überhaupt findet diese Kirche in der Bevölkerung viel Wohlgefallen. Nach dem ersten Gottesdienste äußerten ein paar katholische Bergbauern, sie wüssten nicht, weshalb es denn so groß gefehlt sein sollte, in eine solche Kirche zu gehen; sie hätten scharf ausgeguckt und gehorcht, aber nichts gesehen und gehört, was in der katholischen Kirche nicht sein dürfe. Die Predigt und die Gesänge und die Litanei und der Segen, das könne wohl gerade so auch in der katholischen Pfarrkirche vorkommen. Worauf ein anderer, der daneben stand, sprach: „Ja, ja, was da ist, das ist schon recht, aber fehlen thut was. Ich meine, die evangelische Kirche hat wohl in der katholischen Platz, aber die katholische nicht in der evangelischen." Man müsse sich halt denken, die neue Heilandskirche sei eine Kapelle, in der nicht Messe gelesen und nicht Beicht gehört wird. Aber beten könne man doch drin. — Ein fürwitziger Almer zischelte halb zum Nachbar, halb in seinen Hut hinein, die lutherischen Schwarzen wären noch schwärzer, denn sie blieben auch in der Kirche schwarz. Auf der hohen Alm oben mit dem Herrgott allein sein, das sei ihm am allerliebsten.

Von solcher Gattung gibt es nach meiner Erfahrung in Obersteier schon ziemlich viele. Und der Herrgott, so ihnen im Wald oder auf hoher Alm begegnet, wird schon auch der rechte sein. Wer jedoch der Meinung ist, dass für den einzelnen und für die Gesellschaft kirchliches Leben und gemeinsamer Gottesdienst ein Segen sei, der — ob Katholik oder Protestant — kann sich nur freuen über jede Stätte der Gottesverehrung, die den Menschen manchmal auf ein Weilchen dem Alltäglichen entrückt und in ein höheres geistiges Bereich führt.

Außer dem Gottesdienste, der von nun an regelmäßig in der Heilandskirche stattfindet, dürfte der schöne Bau auch noch für andere

Kinder, wo alle an einer Tafel essen, in einem Saale schlafen müssen, wo jeder und jede einzig nur darum da zu sein scheint, damit sie die Ordnung einhalten. Die Ordnung, eine ganz neue Ordnung, die sie erst jetzt, mit siebzig, achtzig Jahren sich angewöhnen sollen. Und was trotz der strengen Hausordnung doch stets vorhanden ist unter den verschiedenartigen Einwohnern: das Misstrauen gegeneinander, die Scheelsucht, die Zanksucht, die Bosheit, Hohn, Spott und andere Unarten, mit denen sie sich quälen und denen keines entfliehen kann im gemeinsamen Raum. Diese Armen haben keine Feinde, als sich untereinander, aber die sind oft schlimm, und so kann ein solches Zusammenleben zur Hölle werden. Und dazu noch das Heimweh, die Sehnsucht nach den freien Weiden, nach dem grünen Wald, nach dem Leben im Bauernhofe, nach der schlechten Kost, nach dem schlechten Bett, nach dem Fluchen des Bauers, nach dem Greinen der Bäuerin, nach dem Necken der Kinder, nach den Grobheiten des Gesindes, nach allem, was sie ein ganzes Leben lang genossen und ertragen hatten. Aber am Thore ist der Pförtner, der läfst niemanden hinaus, oder es ist das Thor zugesperrt, wie in einem Gefangenhause. Kommt einmal ein Verwandter auf Besuch, so lauert die Umgebung, was gesprochen wird, und kriegt er vielleicht sogar einen altgewohnten Bissen zum Essen mit, so wird untersucht, ob er wohl auch nach der Regel ist. Der Besucher bewundert anfangs das schöne Haus, die bequeme Einrichtung, „und wie gut ihr's da habt's!" Bald jedoch wird ihm langweilig, das Getrappel und Umherhuschen der Pfründner macht ihn nervös, er geht wieder davon, hinaus in die freie weite Welt — und der andere bleibt doppelt traurig und hoffnungslos in der Anstalt zurück.

Die Wärter oder Wärterinnen sind ja gut, der „Herr Director" ist ja gerecht, es kann über nichts eigentlich geklagt werden, aber die alten Leute sind und bleiben mit ihren Gebrechen, mit ihren unausgesprochenen kindischen Wünschen fremd, und ihr bisschen Seele verkümmert und verdorrt, oder verblutet sich.

Und da habe ich mich manchmal gefragt, ob sich da nicht etwas machen ließe in einem solchen Armenleut-Heim? Ihre altgewohnte Bauernwelt kann man ihnen nicht nachtragen, von ihren Bauernsitten und Unsitten kann man ihnen manche nicht gewähren, ihre besonderen thörichten Verlangen kann man ihnen gar oft nicht erfüllen. Aber eines könnte man vielleicht. Dass man ihnen Gelegenheit gebe, manchmal ein wenig für sich selbst zu sein. Dass man jeder Person eine Kammer für sich gebe, in welcher Bett, Tischchen und Strohstuhl Platz hätte. Mit billigen Bretterverschlägen könnten solche Stübchen abgetheilt sein. Und da zöge sich nach gemeinsamem Spaziergang, nach gemeinsamem Gottesdienst, nach gemeinsamem Mahl das alte Männlein oder Weiblein nach Gefallen zu-

gethan wird. Im Versorgungshaus, im Siechenhaus sind sie ja gut aufgehoben, sie sehen es ein. Aber die Empfindung: Jetzt ist es aus, jetzt hast du nichts mehr zu erwarten, du gehörst zu den alten Krüppeln, Kranken, bist lebendig begraben — diese Empfindung läſst sie nicht mehr los. Auf dem Bauernhof draußen könnten sie doch manchmal noch ein wenig mitthun. In altgewohnter Arbeit vergessen sie auf Stunden ihres traurigen Zustandes und hegen Hoffnung: Vielleicht wird's wieder besser mit mir, so daſs ich als Knecht oder Magd meine Sach' leiste und wieder ins gewohnte Leben komme. Das ist im Siechenhause nicht. Da müssen sie nach der Hausordnung leben, eins wie das andere, und immer sind die Aufseher da, die Herren Doctoren, die Ärzte, wovon doch keiner gesund machen kann. Im Garten spazieren gehen ist ihnen zu langweilig, zum stillen Hinträumen fehlen die lauschigen Winkel, zu einem traulichen Geplauder fehlen die alten Bekannten. Es ist eine Geselligkeit, in der man sich nicht zerstreuen und eine Einsamkeit, in der man sich nicht sammeln kann. Es ist das bei den Bauern seit jeher gescheute Kasernleben.

Viel thut die allgemeine Wohlthätigkeit heutzutage, um den Armen solche Zufluchtsstätten zu bauen und zweckmäßig einzurichten. Licht, Luft, Reinlichkeit, gesunde Nahrung, gleichmäßige Wärme, Ruhe und Ordnung — alles ist da, um den alten Leutchen das Leben zu verbessern und zu verlängern.

Und was sagt die Erfahrung?

Die Erfahrung sagt, daſs Bauersleute, die in solche Versorgungshäuser und Siechenanstalten kommen, in diesen bald sterben. Daſs sie es verhältnismäßig weniger lang aushalten, als daheim in ihrem gewohnten Elende.

Wie es eben den alten Bäumen geht, wenn man sie versetzt. Da mag der Boden noch so gut sein, sie gehen alsbald zu Grunde.

Ich glaube, es gibt auch Gemüthsursachen, die da stark mitspielen. Was die Gewohnheit über den Menschen für eine Gewalt hat — wir wissen es alle. Und je weniger geistig einer veranlagt ist, je sicherer verfällt er der Gewohnheit. Trotzdem es in der Bauernschaft gemeinsame Arbeit und gemeinsame Wohnung gibt, leben die Leute doch mehr oder minder jeder so für sich dahin. Jeder, auch der letzte Knecht, weiß im Hof einen Winkel, der ihm gehört, wo er seine Gewandtruhe hat und wohin er sich in der freien Stunde einmal zurückziehen kann. Auch auf dem Felde, im Walde ist er oft allein und läſst sich gehen. Und wenn jemand mit ihm meistert, so ist's seinesgleichen, ein Bauersmensch, das geht nicht stark in die Nerven und man thut im täglichen Geleise willig oder vielleicht auch ein wenig störrisch mit. Und jetzt auf einmal die Kaserne, wo man numeriert wird, wo man von fremden, herrischen Aufsehern commandiert wird wie Recruten, gescholten und gestraft wie

In Adolf Pichlers Dichtungen ist Mann und Künstler oft vereinigt, aber nicht immer. Bisweilen hat er so elementar etwas zu sagen, dass er Form und Spiel außeracht läßt, dass er gerade und derb seine Natur ausspricht. Da ist er ganz Mann und als solcher mir am liebsten. Man muss den Mann persönlich gekannt haben, um manche seiner Schriften just so zu verstehen, wie sie gemeint sind. Ich wäre beinahe um diesen Vortheil gekommen. So viele Briefchen und Kärtchen im Laufe der Jahre auch hin- und herflogen zwischen Steiermark und Tirol, so oft wir uns auch Stelldichein gaben, persönlich begegnet sind wir uns doch nur dreimal. Das erstemal etwa vor zwölf Jahren in München. In ein Kaffeehaus hatten wir uns zusammenbestellt, beide trafen wir genau zur Stunde ein, fanden und erkannten uns aber lange nicht. Ich hatte mir den Professor als Stadtherrn gedacht und er sich den Waldpoeten als bärtigen Bauernkerl. In der That: den Verfasser der „Hymnen“, der „Tarquinier“, der „Marksteine“ u. s. w., der in den Revolutionszeiten die Freiheitsfahne schwang, der dann so und so lang als Naturforscher in den Bergen umherhämmerte und in den Lehrsälen docierte, und dessen Name mir seit Kindheit bekannt als Halbvergangener erschien, — diesen Mann stellte ich mir vor als gebrechliches Greislein mit weißem Haar und eingekniffenem Mund. — Aber der Recke, der dort am Pfeiler saß, wo die Mäntel hiengen, den breiten Schlapphut auf dem Kopf, das Gesicht oft nach dem Eingange wendend -- er kam mir doch nicht recht vor. Das braune Gewand, mehr Bauernloden als Herrentuch, war gebirglerisch, das Glas Milch, das er vor sich hatte und in das er vorhin sein Brötchen getaucht, wies weniger auf einen Bergbauer als auf einen Poeten. Kurz, ich stand auf und gieng langsam gegen seinen Tisch hin. Er fasste mich ins Auge, erhob sich ebenfalls und sagte: „Sind wir's oder nicht?“

„Ich denk', wir sind's.“

Und wir waren es. Ein stattlicher, aufrechter Mann mit breiten Schultern und mächtigem Haupte, das noch dunkle Haar reich über den ein klein wenig vorgeneigten Nacken wallend, das längliche, markige Gesicht mit schlichtem Bart, das Auge buschig und mild, der Mund zart voller Zähne, die sich bei seinem Lächeln zeigten — so stand er da, und der alte Tiroler Dichter Adolf Pichler. — Er hatte sich an mir wohl in der umgekehrten Weise getäuscht. Solche Überraschung hatte uns beide einigermaßen gedämpft und wir nebelten längere Zeit mit banalen Redensarten umher, von der Reise, vom Wetter, von der Gesundheit. Dann fielen Bemerkungen über Anzengruber, den er einen Hauptkerl nannte, und über Hamerling, dem er nicht gerecht wurde. Dann kam das Gespräch auf die Ähnlichkeiten und Verschiedenheiten der Tiroler und Steirer, auf den ewigen Kampf der freisinnigen und clericalen

rück. Wie warm würde bald das Heimatsgefühl der Leute zu ihrem Zimmerchen erwachen, in welchem sie ihren Besitz beisammen hätten, die paar Kleidungsstücke, den Nähkorb, das Gebetbuch, ein Zimmerchen, das sie je nach Lust und Geschick schmücken könnten mit Bildchen und Flitter, und in welchem ihnen niemand dreinreden möchte. „Nur a kloans Stüberl wenn ih hätt!“ kann man sie seufzen hören, die armen Fremdlinge im Versorgungshaus. So arm, so alt, so gebrechlich sie auch sein mögen, ganz sind sie ja doch noch nicht Sache geworden, ein bisschen sind sie ja doch noch Menschen mit den alten Neigungen, Wünschen und Freuden des Herzens. Es kommt ja auch nicht allein darauf an, ihnen das sogenannte Leben so lange als möglich zu erhalten, sondern auch, um ihnen dieses Restchen Leben so angenehm als möglich zu machen. Möge man diesen Lebenden wenigstens das noch gönnen, was jeder Todte hat — eine eigene Kammer!

Wie ich die Leute kenne, besonders die Steirer, viele würden fast ein wenig aufleben, wenn sie in der großen volkreichen Anstalt ein solch eigenes Heim hätten. Ein kleines Heim, in welchem sie ihre Individualität noch einmal ein wenig auspacken könnten, wo sie unbeobachtet ihren lieben, rührend nichtigen Kram unbelauscht, unbeneidet betasten, betrachten könnten, wofür sie endlich, unbehelligt von der Umgebung, krank sein und sterben könnten.

Also ein Zellengefängnis! spottet man vielleicht. Ich denke aber, dass gar mancher dieser Spötter von der menschlichen Gemeinsamkeit und Geselligkeit nicht die hohe Meinung hat, um nicht bisweilen das einsame, beschauliche Stübchen vorzuziehen. Sogar die Gesellschaft leidlich glücklicher und guter Menschen ist für die Länge unausstehlich, wie erst eine aus lauernden, greinenden, oft boshaften armen Leuten! Und gar am Feierabend des Lebens, wo man so viel mit sich selber zu sprechen hat, mit sich und seiner Vergangenheit und seiner nahenden Ewigkeit — wie thut da ein ruhiges Stübchen wohl! Und wenn so ein alter abgerackerter Mensch schon nichts mehr zu sprechen weiß mit sich und Gott, nichts mehr zu denken hat, wenn er nichts mehr zu thun vermag als schlafen — auch dem thut das ruhige Stübchen wohl. R.

Eine Erinnerung an Adolf Pichler.

Es gibt Bücher, hinter denen ein Künstler steht, und es gibt Bücher, hinter denen ein Mann steht. Des Künstlers Werk ist Form und Spiel, des Mannes Werk ist Geist und That. Der Künstler will überreden, der Mann will überzeugen. Wo Künstler und Mann sich vereinigen, da gibt's Vollendung.

wurde. „Österreich so weit!“ murmelte Pichler. Dann richtete er sich, mit dem Ellbogen stützend, ein wenig auf, und das Donnerwetter, das aus ihm losbrach, darf ich nicht beschreiben! — Mit rücksichtsloser Schärfe bezeichnete er die Grundursachen solch politischer Katastrophen in Österreich. Niemals zuvor hatte ich an einem Greise diesen wilden Zorn gesehen. Die lodern dsten Proteste und Kraftreden seiner Gedichte, hier waren sie, ins Grandiose gesteigert, in wenigen Sätzen zum Ausdrucke gekommen! —

In dieser schlichten Poetenstube, deren einziger Schmuck die Sonne war und die Bilder des Hochgebirges, die zum Fenster hereinleuchteten, wohnte das Feuerherz, an dem die jungen Poeten des Alpenlandes sich entzündeten.

Dass er mit den Deutschen, die er doch so sehr liebte, gar besonders zufrieden war, kann man nicht behaupten. Auf den Absatz seiner Bücher anspielend, sagte er: „Gibt es einen schundigeren, launenhafteren Herrn als den deutschen Michel? Seine angebliche Verehrung für Poesie — nur Heuchelei, in seinem Herzen kniet er nur vor zwei Göttern: dem hohen Titel und dem Geldsack. Ich verdanke mein bescheidenes Einkommen dem Hammer des Geologen.“ Er hatte außerdem noch in seinen letzten Jahren schlechte Erfahrungen mit Verlegern gemacht. „Die Schriftstellerei“, schrieb er mir schon früher einmal, „verleidet's mir nach und nach, man muss nur der Mode huldigen und dazu habe ich nicht das Zeug. Liegt mir auch nichts dran, ich treibe lieber geologische Allotrias.“ Ein anderesmal, als ich ihm vorgehalten, dass der „Heimgarten“ wieder lange nichts von ihm bekommen, antwortete er: „Was haben Sie denn zu klagen, Sie alter Bär! Ich bin alt, ein Schlagfluss hat mich heimgesucht. Kommen Sie lieber nach Tirol! Müssen Sie denn immer an der Schürze der Mutter Styria hängen?“ — Nun, so hatte ich ihn endlich vor mir, und in dieser einen Stunde des persönlichen Verkehres zeigte es sich, wie traut wir uns unvermerkt geworden waren. Seine Tochter Mathilde, die ihm das Haus besorgte, die ihn pflegte, man merkte ihr's an, wie froh sie war über die geistige Frische und Wärme ihres Vaters. „Wir wollen auch was zu lachen haben“, sagte er plötzlich und zeigte mir ein clericales Tiroler Blatt, in welchem er heftig angegriffen war. „Solche Ergötzlichkeiten fehlen auch mir in Steiermark nicht“, darauf meine Bemerkung, „sie können uns nur stärker und zielbewusster machen. Besonders ich habe von Zeit zu Zeit solche Gifttraktätlein nöthig, um nicht in Vertrauensseligkeit einzuschlafen.“ Er lachte und citierte einen bekannten Spruch Mephistos. Als ich mich verabschiedete, sagte Pichler: „Allzulang dürfen Sie nicht ausbleiben, wenn Sie mich noch einmal sehen wollen.“

Und zwei Jahre später, da sah ich ihn noch einmal. Er hatte die Ehren des achtzigsten Geburtstages hinter sich; das deutsche Volk,

Elemente in Tirol, auf die Vor- und Nachtheile des Fremdenzuflusses. Der Achensee, wo er bei der Scholastika die Sommer zuzubringen pflegte, war ihm bereits verleidet worden. Er gehe nicht auf Sommerfrische, um den Berliner Schöngeistern und den Wiener Juden die Honneurs zu machen oder von den Dresdener Blaustrümpfen angestaunt und um Autographen angebettelt zu werden. Er gehöre zu den Tirolern, und auch da wieder nur zu den Steinschädeln, die Funken geben, wenn man auf sie schlägt. Ja, der alte Pichler war einer von denen, deren trotzige Kraft durch Anfeindungen geweckt wird, einer der Feuersteine, die in der weichen Hand kalt bleiben und erst sprühen, wenn sie geschlagen werden. Im Grunde friedfertige Menschen, aber der unbändigsten Opposition fähig, wenn ihre geraden Wege tückisch durchkreuzt werden.

Nach etwa einer Stunde trennten wir uns und jeder mochte nachher gesagt haben: Ich habe mir ihn anders gedacht. Die Briefe und Karten, die wir wechselten, waren seit dieser Begegnung nicht länger geworden. Die seinen, oft mit Bleistift auf Papierschnitzeln geschrieben, waren schwer zu entziffern, aber es lohnte sich der Mühe. Irgend eine treffende Bemerkung über Zeitfragen, ein Kernspruch, ein Zuruf, manchmal auch ein kräftiger Fluch über moderne Dummheiten. Dem „Heimgarten“ war er ein ständiger Mitarbeiter, besonders auch als Vertreter der jungen Tiroler Poeten, denen er ein verehrtes Vorbild und ein herzhafter Ermuthiger gewesen. „Unsere jungen Leute dürfen nicht auf Abwege kommen“, schrieb er einmal, „was wir begonnen, müssen sie vollenden. Es ist unsere Rebe, es ist unser Gähren, es wird unser Wein.“ Er hat die Freude gehabt, eine junge, urkräftige Tiroler Literatur um sich erstehen zu sehen, die — ich denke besonders an den Scherer-Kreis — „sich nur erst selber bändigen muss, um die widerstrebenden Geister des Tages bändigen zu können, die noch einen großen Schritt zu machen hat aus der Verneinung zur Bejahung, aus dem Kritischen zum Schöpferischen“.

Meine zweite persönliche Begegnung mit Adolf Pichler war vor drei Jahren in Innsbruck. Er lag auf dem Krankenbette an einem gichtischen Leiden. Aber sein Geist, obschon nahe dem achtzigsten Lebensjahre, kam mir frischer, munterer vor, als damals in München. Er hörte noch gut und verstand zu hören; sein Sprechen hatte nichts Greisenhaftes, es war lebhaft, deutlich, klar, bestimmt. In leichter Tirolerbetonung gab er von den Gedankenschätzen, den Erfahrungen, den überzeugten Meinungen, die ein langes, reiches Leben in ihm gezeitigt hatte. Wir waren übrigens beide aufgeregt, denn es war nach den beispiellosen Vorgängen im Abgeordnetenhause, an dem Tage nach dem Sturze Badeni's. Ich war gerade aus Graz gekommen, wo die Menge durch die Straßen tobte und wo von bosnischen Soldaten auf das Volk geschossen

Man steht auf und sieht einen langen Tag vor sich, die Stunden kommen und gehen so langsam, so inhaltsleer. Die Sorge um die Wirtschaft, und die Besuche und die Wege in die Stadt füllen sie nothdürftig aus. Man trifft überall dieselben Menschen, sie reden von denselben Dingen, das ist so zwecklos. Warum lebt man denn da? Ich finde keinen Sinn heraus.

Wie eine Mauer steht manchmal das Leben vor mir, eine hohe unbezwingliche, gegen die ich ankämpfen soll, und ich habe keine Kraft. Warum auch. Es bringt mir ja nichts mehr. Und wenn ich denke, ich müsste nun noch dreißig, vierzig Jahre so weiter leben! Da presst mir Entsetzen, qualvolle Angst die Kehle zusammen. Das kann ich nicht.

Meine gute Schwester liebt unsere Art zu leben. Sie hat im Haushalte zu thun genug, bis alles so glänzt, wie sie es wünscht und nachmittags hat sie ihr Spielchen, spricht über Stadterlebnisse und ist ganz zufrieden. Ich quäle sie mit meinen Launen, meinen Stimmungen, die sie so gar nicht versteht.

„Deinem Leben fehlt der Inhalt", hat man mir schon gesagt und mir gerathen, irgend eine Kunst zu treiben oder mich irgendwie hilfreich und thätig zu zeigen. Es gibt ja Armenvereine und Kleinkinderschulen, in denen man wirken kann. Sie haben recht: der Inhalt fehlt meinem Leben! Aber ich finde keinen, der mich beglücken könnte. Talente besitze ich nicht und ich bin auch zu alt, um zu lernen. Mama hat uns in häuslichen Künsten wohl erzogen, sonst hat sie uns nicht viel Unterricht angedeihen lassen. Und jetzt in meinen Jahren ist's zu spät dazu. Ich brachte es doch nur zu einer schwachen Mittelmäßigkeit. Es kann mein Leben nicht ausfüllen, wenn ich Blumen male oder Potpourris spiele. Und für Armen- und Kinderpflege habe ich keine Anlage. Ich liebe das Schreien und Tollen nicht und den üblen Geruch, den Schmerz, die Gefahr vor ansteckenden Krankheiten. Fühle mich auch gar nicht verpflichtet der Menschheit gegenüber. Thut sie was für mich? Warum soll ich meine Kräfte hinopfern, habe doch keinen Dank dafür.

Ja, wenn ich's könnte, dann wollte ich mein Leben schon gestalten. Mich mit Schönheit umgeben, reisen, Kunst genießen! Unser kleines Vermögen reicht gerade aus, um in der kleinen Stadt einfach zu leben. Für Lebensgenuss bleibt da nichts über. Ein paar Theaterabende ist alles, was ich mir gönnen kann. Und ich habe doch so viel Sinn für alles Schöne. Und kann nichts haben, gar nichts.

Warum denn weiterleben? Marie wird es besser haben können, wenn ich nicht mehr bin und ich werde Ruhe finden, das Einzige, das ich mir noch wünsche.

Ich hab's wieder gefühlt, was in mir sein könnte, was für Leidenschaft, Begeisterung und Lebensglut, in diesen herrlich schönen Wagnerauf-

besonders aber die Tiroler, hatten sich erinnert daran, was Adolf Pichler bedeutet. Er hatte noch einmal die Fahne umarmt, unter der er einst den Freiheitskampf mitgerungen, er war ein begeisterter Mitarbeiter des jungen deutschnationalen Kampfblattes „Der Scherer“ geworden — er fühlte sich wieder jung. Schlank aufrecht im bequemen Hausrock mit lustigem Willkommgruß empfieng er uns, als wir, der Dichter der „Sonnenlieder“ und ich, bei ihm eintraten. Mit theils mildem, theils scharfem Humor leitete er das Gespräch, in seinem Wesen lag eine ebenmäßige Überlegenheit über Welt und weltliche Werte. Aber die Glut für das deutsche Vaterland und seine Freiheit war noch vorhanden. Mancherlei brennende Tagesfragen wurden besprochen, darunter der Hirtenbrief gegen den „Scherer“. Pichler machte gleich ein paar Epigramme über die „Los von Rom“-Bewegung und blitzenden Auges sagte er: „Nun, nun, Freunde, ich wollt' schon noch dreinschlagen! Aber das Gerüst ist morsch.“

Als ich mich erhob, um wieder der Steiermark zuzutrachten, stand er hochaufgerichtet vor mir und bei dem Händedrucke sagte er: „Leben Sie wohl! Auf dieser Welt sehen wir uns nicht mehr — gewiss aber in einer anderen.“

Die Berufung auf dieses Stelldichein war sein Glaubensbekenntnis. So unversöhnlich Adolf Pichler gegen den Ultramontanismus stand, so innig war er im Herzen Christ. Sein Beruf als Naturforscher hinderte ihn, wie er mir einmal schrieb, nicht einen Augenblick, an ein ewiges Leben der Menschenseele zu glauben. Für sein Grab erbat er sich ein einfaches Holzkreuz.

Acht Monate nach jenem Abschiede ist es aufgerichtet worden.

Peter Rosegger.

Was mich die Berge lehrten!

Tagebuchblätter von **Andrea Maria Biernbacher.**

„Hotel Bodenbauer“, im Juli 1900.

Nun bin ich also wirklich hier. Und wie mir das wohlthut: der schöne Ausblick, die Einsamkeit und die Ruhe.

Weltabgeschieden liegt das Haus im Kreis der hohen Berge. Es sind ein paar Sommerparteien hier, aber niemand, der mich kennt, der etwas will von mir. Und das ist's, nach dem ich mich sehnte. Nur keine Bekannten! Das fortwährende Besprechen derselben alltäglichen, unwesentlichen Dinge macht mich so ungeduldig. Krank macht es mich, verzweifelt; das Leben überhaupt, das ich führe, tagaus — tagein.

einander und auch ich könnte mich ihnen anschließen. Aber ich bin so zurückhaltend, wie nur möglich. Wie man sich doch ändert. Als junges Mädchen war ich frisch und fröhlich wie nur eine. Da fühlte ich nicht die nagende Unzufriedenheit in mir. Da glaubte ich so fest, die Zukunft müsse schön werden. Nun bin ich ein müdes, verblühtes Ding geworden und kann nicht an die Zukunft denken, ohne dass mich die Verzweiflung packt. Und die Vergangenheit! Mein Gott, wie leer scheint mir die. — So leer wie mein jetziges Leben.

Ich liebe es, stundenlang vor dem Hause zu sitzen. Da zieht das Leben und Treiben an mir vorüber, wie im Theater. Fuhrleute kommen auf der Landstraße gezogen, denn noch weiter drinnen im Thale steht eine Dampfsäge. Man hört schon von weitem das Knallen der Peitschen, die Zurufe. Dann halten sie vor dem Hause und trinken ein Glas Wein. Neben dem Hause liegt ein kleiner Platz, von den Wirtschaftsgebäuden umgeben. Das ist die Bühne. Unter den hohen Bäumen, durch deren Laub die Sonne bricht, waschen die Mädchen am fließenden Brunnen und die Kutscher reinigen ihre Wägen. Im Hintergrund ragen die hohen Berge darüber. Da gibt's immer fröhliches Lachen und Plaudern, wenn die Fuhrwägen durchziehen. Dann kommt wohl die Herde zum Trunke mit schwerfälligem Schritt und Kinder laufen spielend vorbei. Auf all dem liegt Sonnenlicht und Sommerfreude. Ich sitze da und sehe zu, wie jemand, den es persönlich nichts mehr angeht und muss staunen über die ruhige Zufriedenheit all dieser Leute. Die wissen eben nichts von der Sehnsucht, die mich verzehrt.

Einen wunderschönen Spaziergang habe ich heute gemacht. Hoch hinauf, über Hänge und durch den Wald bis auf einen einsamen Einschnitt zwischen hohen Felsen. Rechts und links senken steil die Alpenwiesen herab, vor mir stieg der Weg bis zu einer kleinen Passhöhe auf. Aber war das eine Flora. Zwischen den weißen Felsen und den dunklen Legföhren heraus schimmerte es im leuchtendsten Roth. Teppichartig bedeckten die Alpenrosen die Abhänge, ranken sich über die Steine, lugen zwischen den dunklen Nadelbüscheln hervor. Eine Steinplatte habe ich gesehen, die sie rings umschlingen, die aussieht wie eine Grabplatte. Die möchte ich haben für mich. Sie sollte stehen bleiben in der blühenden Wildnis und hinauf sollten sie schreiben: „Hier ruht eine, die das Leben müde gemacht hat und Ruhe in den Bergen fand." Ich saß lange und sah dem Ziehen der Wolken zu. Ein kühler Wind strich manchmal herab. Und mir kam die Sehnsucht, jetzt in all der Ruhe,

führungen. Und nach all dem Jubel der Rückschlag, die Verzweiflung. Ich kann nicht mehr leben. Ich halt's nicht aus, wenn solche Stunden öfter kommen! Und dann hab ich es endlich durchgesetzt, dass sie mich haben allein hieher gehen lassen. Es hat manchen Familienrath gekostet und ich habe meine ganze Energie dazu gebraucht. Das hat mich müde gemacht. Und ich will jetzt hier ein paar schöne Tage verleben und dann in der Stimmung hinübergehen.

Als ich noch ein halbwüchsiges Mädel war, kam ich einmal mit meinen Eltern hieher. Damals hat mich die ernste Schönheit der Berge ergriffen, wie eine Offenbarung. Ich habe geträumt davon, wie von einem Paradies. Hier werde ich nun noch herumgehen, die schönen Melodien im Ohr und dann aus! Gott sei Dank!

Und was ich jetzt noch denken und fühlen werde, das schreibe ich nieder. Meine Cousine, die Schriftstellerin, sucht nach Stoffen. Da soll sie einen haben. Vielleicht war ich dann doch zu was nütze.

— — — — — — — — — — — — —

Ja, es ist wirklich schön hier, wie ein Traum. Was waren das heute für Stunden auf der einsamen Trawiesalpe. Ganz weltverlassen liegt sie da, von hohen starren Felszinnen umgeben. Ein paar unbewohnte Jagdhütten, sonst nichts. Da sitze ich still auf einer Bank und sinne vor mich hin. Schmetterlinge gaukeln auf der farbig schönen, üppigen Blumenpracht. Wie da alles gedeiht! Die großen gelben, glänzenden Butterblumen und die rothen hohen, leuchtenden Dolden, deren Namen ich nicht kenne. Süßer Duft strömt aus, wenn die Sonne darauf brennt. Und um die Bergriesen ziehen die Nebel leicht und rasch. Die Bäume, die vereinsamt noch aufragen, sehen aus wie Geisterarme und schimmern nur so geheimnisvoll verstohlen aus den Wolken heraus.

Stundenlang kann man da sitzen und dem Nebeltreiben zusehen. Und es ist traumhaft still, nur von ferne her klingt das Rauschen eines Wasserfalles. Und dann reißen die Nebel plötzlich, und wie die Zinnen einer Götterburg ragen über ihnen starre große Felsmassen in den klaren Himmel auf. Walhall! In meinem Ohre klingt das feierlich schöne Walhallmotiv nach und ich denke, es müsste jetzt und jetzt der Wanderer erscheinen im leuchtend blauen Mantel.

Wie das für mich zusammenklingt, die Natur hier und die Erinnerung an die Festspiele. Und so genieße ich doch noch einmal für kurze Zeit. Dann will ich hinauf auf einen dieser Gipfel, nach Walhall und dann ein Moment — ein Sprung — und es ist aus.

Eine wohlthuend friedliche Stille herrscht hier. Die paar Familien, die Aufenthalt genommen haben, stören mich nicht. Sie verkehren unter-

nun im weichen Gras, aus dem ein betäubend würziger Duft aufstieg und um mich war das Summen und Flattern von tausenderlei kleinem Gethier. Am Himmel zogen langsam schwebend weiße Wölkchen vorbei. Da kommt märchenhaft süße Stimmung über einen, man vergisst sich ganz, verliert sich im All, löst sich auf in der Natur. Nichts kommt dem süßen Frieden solcher Stunden nah, die man auf einsamer Alpe verträumt. Wenn das Leben immer so sein könnte, im langsamen, wunschlosen Auflösen, Vergehen, ein wonnig schönes, ich könnte es wieder lieben.

Heute ist unangenehme Unruhe rings ums Haus und in den Wäldern. Sonntag!

Wagen auf Wagen kommen angerollt, die Tische sind alle reich besetzt. Es sind uninteressante Menschen, die eingreifen in den stillen Sonntagsfrieden. Ich fühle Hass gegen sie.

Warum müssen sie meine Ruhe stören. Widerliche Philister sind's, behäbige Männer, denen man's ansieht, dass kein höherer Gedanke je in ihnen aufkeimt. Frauen in geschmacklosem Sonntagsstaat und lärmende Kinder. Das sitzt nun da in der schönen Natur und trinkt Bier, isst Backhühner, spielt Tarok und schwatzt mit hässlichen Stimmen. Warum kommen die nur daher in die schöne Gegend? Tarok spielen und Backhühner essen können sie daheim auch.

Ich bin vor ihnen geflohen auf die Berge und Alpen und überall waren solche Friedensstörer zu finden, die mit rauhen Händen die schönen Alpenrosen ausreißen und die butterbefleckten Papiere liegen lassen, zur Erinnerung an schöne Stunden beim Essen und Trinken verbracht. Pfui!

Nun sitze ich endlich auf meinem Zimmer wie ein böser Gefangener hier und irgend etwas zwingt mich immer hinabzusehen. Es schüttelt mich in allen Gliedern, eine ohnmächtige Wuth fasst mich. Und ich weiß es schon, das, was folgt, ist eine schlaflose Nacht, in der die Verzweiflung an mir hinaufkriechen wird und mich fassen und schütteln wird. O, morgen aber, da sind die Berge wieder rein und frei, da steige ich hinauf und sage der Welt ade!

Nun regnet's in Strömen. Die Berge verschwinden ganz hinter ziehenden Nebelschleiern, der Platz vor dem Hause liegt verödet.

Die Nacht war qualvoll, wie ich es vorher geahnt; ich bin nun müde, elend und zerschlagen, und aus meinen kühnen Entschluss, der so fest schon stand, wird nichts. An einem so grauen, trostlosen Tag will ich nicht sterben. Schön und sonnig muss es sein, dann oben stehen auf einer Zinne, die Welt grüßen zum letztenmale und ihr entsagen. Da finde ich Größe und Schönheit drin.

der Blütenpracht zu vergehen. Ich sah zu den Zacken empor, die hatten aber so was seltsam Ablehnendes, Kaltes, das mich beengte, mich abhielt, hinauf zu klettern. Es war eine lange Ruhe ringsum.

Am Waldweg, der zur Trawiesalpe führt, liegt eine kleine Köhlerhütte. Schon von weitem weht einem der harzige Duft entgegen. Und in einem kleinen Häuschen aus Rinden und Balken wohnt ein uralter Köhler. Meist sitzt er unter dem Vordach und raucht sein Pfeifchen. Die schwarze Gestalt hebt sich kaum vom schwarzen Häuschen ab, nur die Augen, die hell aus dem berußten Gesicht herausleuchten und das Aufglimmen des Pfeifchens verräth einem, dass da ein Mensch ist. So sitzt er stundenlang, wenn sein Meiler ihm nichts zu thun gibt. Wie so ein Mensch wohl fühlt und denkt, der jahraus jahrein einsam im Walde lebt, ganz auf sich angewiesen. Ich denke, er muss ganz verdummen oder ein Weiser werden.

Heute, als ich von meinem Lieblingsspaziergang zurückkam, stand eine Dame neben ihm, die unten im Hotel wohnt. Sie brachte ihm Wein und Fleisch. Ganz glückselig war der Alte darüber. Dann plauderte sie noch ein wenig mit ihm und gieng. Ich wartete das ab und schenkte ihm dann ein Geldstück, denn mich interessierte der Köhler sehr. Er konnte sich gar nicht fassen vor Glück und erzählte, wie gut die Dame sei, jeden Tag bringe sie was und er sei über fünfundsiebzig Jahre alt und kränklich. Aber was für frohe Zuversicht noch in ihm lag. Und wie er von seiner Arbeit sprach. Er ist von ihrer Nothwendigkeit und Nützlichkeit so überzeugt, man sieht, er brennt seine Kohlen förmlich mit Liebe. Und was hat nun der vom Leben gehabt? Nichts als Arbeit und ist doch noch immer lebensfreudig. Sollte die Arbeit denn wirklich ein Segen sein und einem hinweghelfen über vieles? Der Gedanke geht mir nun nach. Aber es gibt keine Arbeit, die mein Interesse ganz in Anspruch nehmen würde, und nur arbeiten, um gerade den Tag hinzubringen. Warum habe ich denn keine Talente? Ich darf an mein Leben, an das, was ich hinter mir gelassen habe, nicht denken, da kommt wieder die trostlose Stimmung über mich. Ja, ja, ihr Berge, ihr leuchtet da so schön zum Fenster herein, als wolltet ihr mich rufen. Ich komme bald.

Heute habe ich ein paar Stunden auf einer wonnig schönen Almwiese verträumt. Der Rasen war wie besät mit kleinen Rosa-Bergnelken und auf den Abhängen blühte in reicher Pracht die rothe Doldenblume. Aus blauem Himmel leuchteten die hohen Felsgipfel auf und von ferne her klang wie verträumt das Glockenklingen einer Herde. Da lag ich

wenn ihnen der Gedanke freundlicher ist. Ich bedauere es unendlich, meiner Schwester solchen Schmerz bereiten zu müssen, aber nur um anderer willen leben kann ich nicht.

In mir ist's nun ganz ruhig, nach letztem qualvollen Kampf. Ich werfe etwas ab, das mir zu schwer war. Ich bin müde vom Kampf, ich kann und will nicht mehr. Nach Ruhe schreit alles in mir. Und so sage ich der Welt und allen Menschen Lebewohl. Vorwürfe braucht sich niemand zu machen. Vielleicht, vielleicht wäre es anders gekommen, wenn man mich zur rechten Zeit gelehrt hätte, einen Inhalt in mein Leben zu bringen, wenn man mich ausgebildet hätte. Man hat mich nur für die Ehe erzogen, und nun, da ich nicht verheiratet bin, bin ich mir und allen anderen völlig nutzlos. Vielleicht können andere daraus eine Lehre ziehen. Ich habe nie so recht darüber nachgedacht, nun fühle ich, als ob man an Mädchen schweres Unrecht thäte. Man sollte uns vor allem zu Menschen erziehen, die durch sich selbst bestehen können. Wir werden dann auch bessere Ehefrauen werden; so warten wir immer auf den Mann, und wenn er dann nicht kommt, bricht unser Leben zusammen, wir wissen nicht, was thun damit, denn zum Lernen ist's dann zu spät. Ich habe mich nie viel um Frauenbewegung gekümmert, aber nun in meinen letzten Stunden begreife und schätze ich sie. Es ist mir so seltsam klar zu Muthe.

Und nun will ich gehen.

Nun schreibe ich doch noch einmal. Meine Hand ist noch schwach und zittert, aber jetzt, gerade jetzt, da alles so deutlich in mir lebt, will ich es niederschreiben, für später. Wenn mir wieder der Muth sinken sollte, dann will ich an die vergangenen Stunden denken; das wird mich retten.

Ich bin gestern hinaufgegangen auf die Trawiesalpe, ruhig, ganz ruhig. Es war starre Verzweiflung. Dem Hause habe ich mein letztes Lebewohl zugenickt, und dem Köhler noch ein Geschenk gebracht. Die Dame, die ihn immer unterstützt, fand ich bei ihm. Sie sprach ein paar freundliche Worte mit mir, aber ich antwortete kaum und lief weiter. Wollte mich nicht aus meiner ruhigen Stimmung bringen lassen. Und jedes Wort hätte mich stören können.

Oben auf der Alpe war es traumhaft schön, wie immer. Eine Weile saß ich vor den Jagdhütten und da, in der Stille, dachte ich noch einmal mein Leben durch. Es erschien mir so trostlos, arm, so arm, dass meine Ruhe schwand und ich aufweinte in jäher Verzweiflung.

Dann stieg ich durch die Felstrümmer weiter empor. In mir war tolle, wilde Anklage gegen das Schicksal und ich lief bergan, um ihm

Von unten herauf klingt gedämpftes Zitherspiel. Der Musikant ist ein sonderbarer Kauz. Ein dicker, untersetzter Mann mit rundem, wohlgenährtem, glattrasiertem Gesicht. Er trägt landesübliche Tracht mit Kniehosen und Lodenrock, dazu türkische Schuhe und ein regenverwaschenes grünes Hütchen, von dem kühn eine lange Feder nickt. Sieht aus wie ein Original und ist eines. Wenn der Sommer kommt, reißt's ihn hinaus aus der Stadt in die Berge, dann zieht er mit seiner Zither in den Alpendörfern umher. Mit seiner sonderbaren Figur, mit seinem urwüchsigen Humor ist er überall gerne gesehen.

Nun spielt er unten in der Gaststube auf, und weiß für jeden Eintretenden ein fröhliches Wort. Das ist nun auch einer, dem's das Leben nicht so eingerichtet, wie er es gewollt und der es kühn in die Hand nahm und nach seinem Wunsche formte. Warum kann ich das nicht?

Vom Corridor klingt frohes Kinderlachen, die jungen Frauen unterhalten ihre Kinder. Alle haben sie etwas, das ihr Leben ausfüllt, sie zufriedenstellt, und nur ich habe nichts, gar nichts. Ich könnte mich niederwerfen und schreien: „Gebt mir mein Leben, warum gerade ich so ausgestoßen, so zwecklos alles!“ — Wenn's wieder klar wird, dann muss es sein.

Warum hab ich's nur wieder nicht gethan? Der Tag ist herrlich und ich gieng hinauf auf die Trawies mit dem festen Entschluss, ein Ende zu machen. Da wo die Berge zusammentreffen und der Alpe einen jähen Abschluss geben, da strebte ich hin. Was ist das für eine starre Wildnis. Ringsumher ragen die Wände auf, und das Ende des Thales ist ein Gewirr von übereinandergewälzten Felstrümmern. Und aus dem weißen erstarrten Steinmeer blüht der Alpenmohn empor und das tiefblaue Vergissmeinnicht. Die Sonne brannte, und als ich zum „gehackten Brunnen“ gekommen, sank ich erschöpft zusammen, um Kraft zu sammeln zum letzten Aufstieg.

Da bin ich nun liegen geblieben, wohl einige Stunden lang und habe auf die Wände gestarrt. Nur hin und wieder ein fernes Rollen, ein Vogelschrei. Und als dann beim Sonnenuntergang die Zacken aufleuchteten, von goldig röthlichem Scheine überhaucht, da fand ich das zu schön. Überwältigend war es.

Ich stand auf und gieng still zu Thal. Noch ein paar Tage lang muss ich die Schönheit genießen. Es ist nun wohl das letztemal, dass ich schreibe. Diesmal wird es wirklich Ernst. Meine Schwester hat mir angekündigt, dass sie nächster Tage kommen will. Dann legen sich die Fesseln wieder um mich und ich habe nicht oft die Kraft, sie zu zerreißen.

Meine Sachen habe ich alle geordnet, doch nicht so, dass es nach Absicht aussieht. Es soll ihnen möglich sein, an einen Unfall zu glauben,

volles Leuchten in sie, die schreckliche Finsternis schwand und dann, ja dann rissen sie plötzlich, sanken zu Thal und ich sah blauen Himmel durchschimmern, sah die Felsgipfel auftauchen vom ersten Sonnenstrahl beglänzt, der Tag war da. Und in mir war solcher Jubel, dass ich wieder ihn sehen durfte, dass er selbst das Grauen über meine Lage überwand. Ich kauerte hoch oben an einer starren Steinwand, den Abgrund zu meinem Füßen; auf einem schmalen Rasenband hatte ich gelegen. Wie ich da heraufgekommen begreife ich nicht. Nur in sinnlos treibender Angst konnte das geschehen sein. Ein paar Schritte weiter aber nahm das Band ein Ende.

Nun trat die qualvolle Frage auf: „Wie kommst du da wieder hinunter?" Ich wagte nicht mich aufzurichten und begann wieder zu beten, begann zu bitten um Menschenhilfe. Hätte ich nur einem von ihnen gesagt, wohin ich gehe, sie würden mich vielleicht suchen. Aber der freundlichen Dame beim Köhler habe ich nicht geantwortet in meinem Menschenhass. Nun war ich bestraft. Der Jubel war schon lange verronnen, ich blieb liegen in dumpfem Dahinbrüten. Es schien mir eine Strafe Gottes zu sein, dass ich dem Tod nicht entrinnen konnte, den ich so sehnsüchtig gesucht.

Dann weckte mich ein Laut von meinem Hinbrüten; es war ein fernverhallender, schwacher Ton. Aber er kam näher und wurde stärker; es waren die Jodler, die langdahingezogenen Rufe von Menschen. Wie mir das klang! Dann sah ich sie tief unter mir dahin klettern. Ich fand die Kraft zu einem Hilfeschrei. Sie hörten mich und thaten alles, um mich zu retten. Ihr Leben setzten sie daran, um meines zu bewahren; diese Menschen, die mich nicht kannten, denen ich doch gar nichts war. Endlich brachten sie mich an eine sichere Stelle, ein junger, starker Jägersbursche hatte mich herabgeschleppt. Denn ich konnte mich kaum regen. Sie labten mich mit Brantwein, rieben meine steifen Glieder und waren so froh, mich wieder zu haben, so besorgt. Ich konnte kaum danken, schwach wie ich war.

Dann trugen sie mich hinab zu den Jagdhütten, legten mich auf eines der Lager, deckten mich zu und ich sank vor Erschöpfung in einen dumpfen Schlaf. Als ich wieder erwachte, mit schmerzendem aber klarem Kopf, stand die freundliche Dame vor mir, gegen die ich so ungezogen gewesen, gab mir heißen Thee zu trinken und bemühte sich voll Sorgfalt um mich. Sie erzählte mir, dass man abends mich vermisst und wegen des furchtbaren Sturmes sehr um mich gebangt habe. Noch in der Nacht waren Führer und Jäger auf die Suche ausgezogen, aber infolge des dichten Nebels war es unmöglich, mich zu finden. Sie war wie eine Mutter zu mir und freute sich über meine Rettung. Und ich bin ihr doch so fremd.

ja zu entrinnen. Beim Brunnen sank ich wieder erschöpft zusammen und blieb liegen, ich weiß nicht wie lange. Bis plötzlich ein heftiger Windstoß über mich hinfuhr. Ich sprang auf; es war dunkel geworden, und von allen Seiten brachen mit elementarer Gewalt Nebel herein.

Ich kann den Eindruck nicht wiedergeben. Der Nebel kam daher wie eine Schar jagender Schatten, verhüllte die Zacken in unbegreiflicher Schnelle und jagte zu Thal vom Sturme getrieben, der mit seltsamem Klageton dahertobte, so wild, dass ich mich an den Felsen halten musste, um nicht zu stürzen. Ich war nicht mehr allein, um mich wallte und seufzte es, wie ein Gespensterheer. Und ich fühlte: da ist nun der Tod, den du gesucht, du findest nicht hinunter ins Thal, und die Nacht im Freien kannst du nicht ertragen.

Es war plötzlich eiskalt geworden, und der feuchte Nebel drang in die Kleider ein. Und nun, — ja das ist das Seltsame. Mit der Gewissheit der Gefahr, da kam die Angst. Da war kein Gedanke mehr an das Sterben, nur Anklammern an das Leben. Und wie getrieben lief ich bergab. Und mit mir der Wind und die jagenden Nebelfetzen. Ich fiel auf diesem felsigen Weg, raffte mich wieder auf, und die Angst schnürte mir die Kehle zusammen. Und dann — in dem dichten Nebel fand ich den Weg nicht, kletterte bergauf, bergab, klammerte mich an die Felsen, wann plötzlich aus irgend einer Ecke der Sturm mit unheimlicher Gewalt geflogen kam; meine Hände bluteten; unter mir rollten Steine und ich hörte sie tief unten auffallen, manchmal fühlte ich, als ob das Erdreich unter meinen Füßen schwankte, ich tastete mich nur mehr vorwärts, dann sauste plötzlich eine Steinmasse an mir vorbei und ich hörte das donnernde Auffallen. Da sank ich zu Boden und blieb zusammengekauert liegen. Die Nebel trieben an mir vorbei, der Sturm sauste und toste, von allen Seiten hörte ich polternd die Steine fallen und in meine leichte Kleidung drang Nässe und Kälte ein. Da lernte ich wieder beten.

In meiner zuckenden Angst habe ich um mein Leben gefleht, wie um das köstlichste Gut. Da war kein Gedanke mehr an Nutzlosigkeit und Lüge, nur leben, athmen, die Sonne wieder sehen!

Ich weiß nicht, wie lange das dauerte. Die Glieder erstarrten mir im Frost, ich wagte mich nicht zu bewegen, die Sinne fühlte ich mir schwinden und biss die Hände zusammen, dass ich vor Schmerz wieder erwachte, denn dann wäre ja alles verloren gewesen. Nie vergesse ich die Stunden und ihr maßloses Grauen, aber ich danke ihnen, denn sie haben mich das Leben wieder lieben gelernt, mir gezeigt, wie ich daran hänge.

Es schien eine Ewigkeit. Dann ließ die Gewalt des Sturmes ab und die Nebel schwebten langsamer dahin. Dann kam seltenes, geheimnis-

Beim alten Egger.

Eine Skizze aus unserem Bergvolk von **Victor Zack.**

Ende der Achtzigerjahre war's, dass ich nach alter Gewohnheit den größten Theil der Sommerferien in meinem lieben Heimatsorte Vordernberg zubrachte, wo ich freundliche Aufnahme und gar gute Herberge bei meinem alten Freunde fand.

Eines Tages sagte mir mein Gastfreund, er habe dem alten Egger schon vor längerer Zeit versprochen, mich, wenn ich auf Ferien komme, zu ihm hinzubringen, und nun habe der Alte schon mehrmals gefragt, ob ich noch nicht da sei.

Der alte Egger! — Mein Freund, der Doctor hatte mir von ihm schon erzählt. Es war ein siebzigjähriger Arbeiter, ein gar armer Teufel, der nun schon über zwölf Jahre ohne Unterbrechung ans Siechenlager gefesselt war. Der Luftdruck von einer Lawine hatte ihn seinerzeit auf dem Präbichl wo angeworfen; dabei ist ihm das Rückgrat verletzt worden. Seither lag er die ganze lange Zeit in dem Bette, das am Fenster stand, freute sich, wenn der Sonntag oder gar ein Jahrmarktstag kam, da er sich dann damit unterhielt, das Treiben der Leute auf der Straße von seinem Lager aus durchs Fenster zu betrachten. Meist war er guter Laune, doch kamen freilich oft auch recht trübe Tage: da überfiel ihn der Lebensekel, da wollt' er von nichts hören und jagte in solchen Anfällen wohl auch die getreue Pflegerin, sein gutes Weib, aus der Stube. — Das größte Vergnügen konnte man ihm bereiten, wenn man ihn aufforderte, einige von seinen alten Liedern zu singen. Da rückte er dann mit lustigen und traurigen Gesängen heraus, mit heiligen und unheiligen; da brachte er Schelmereien und Schnurren und vergaß indes all seines Elends. —

Soviel erfuhr ich über den Alten. Als ihm der Doctor nun einmal erzählte, dass ich ein besonderer Freund und Schätzer der Almlieder sei, verlangte es ihn gleich lebhaft, mich einmal bei sich zu sehen und zu unterhalten.

Und so führte mich denn mein Freund, nachdem er eine Flasche Wein zu sich gesteckt, zu dem Alten.

Wir traten in die niedere Stube und fanden ihn sitzend im Bette: eine angenehme Greisengestalt mit schütteren, silberweißen Haaren über

Gegen Abend, als ich mich etwas erholt hatte, gieng es langsam zu Thal. Die Dame führte mich und plauderte liebevoll mit mir. Es that mir sehr wohl.

Der Köhler nickte mir freudig zu, als ich an ihm vorbeikam und brachte eine Brantweinflasche herbei, um mich zu laben. Unten im Thal kamen mir schon die Menschen aus dem Hotel entgegen. Und alle drückten mir die Hände, freuten sich und wollten mir hilfreich sein. Mich rührte dieses Wohlwollen, das ich nicht verdient hatte, unendlich und ich brach in Thränen aus. Meine Beschützerin brachte mich zu Bett wie ein kleines Kind, und ich schlief tief und traumlos.

Leuchtend sehen heute die Berge zu mir herein, wie immer, aber ich bin eine andere geworden. Ich habe das Leben wieder lieben gelernt. Ich denke nicht mehr daran, es wegzuwerfen, auskosten will ich es bis zum letzten Tropfen. Es hat keinen Inhalt gehabt. Ich will ihm einen geben. Es soll nicht mehr leer sein, und ich weiß nun, wie ich es ausfüllen kann. Das haben mich die Menschen hier gelehrt und vor allen meine Beschützerin. Sie haben gebangt und gesorgt um fremdes Leben, ich will ihnen danken, indem auch ich für andere sorge. Ich werde mir Arbeit suchen und sie auch finden. Wie viel gibt es zu thun, zu helfen. Ich werde nicht mehr stundenlang sitzen und an mein verlornes Leben denken, ich werde es anderen lebenswerter machen.

Ja das will ich. Und wenn ich dann wieder einmal ein wenig müde werden sollte, dann suche ich Erholung in meinen heimatlichen Bergen. Sie haben mich viel gelehrt. Morgen winke ich ihnen einen Abschiedsgruß zu, dann eile ich hinaus in ein neues Leben — ein neuer Mensch.

Fund im Hause.

Ein altes Buch, das ungelesen blieb
Gar manches Jahr, das hab' ich nun so lieb,
Dass es des Nachts an meinem Lager ruht
Und an der wunden Seele Wunder thut.

Wie bin ich reich durch solchen reichen Fund,
Doch regt sich wehmüthig im Herzensgrund
Die Frage: ob denn nicht in meiner Näh'
Ein Mensch einst stand, der heilen konnt' mein Weh?

Ein Menschenkind, das unbeachtet blieb,
Ob reich an Innenleben, reich an Lieb',
An treuer Lieb', von der ich kaum geahnt,
Bis segnend es und schweigend mir verschwand.

B. L. Armstrong.

Das Weihnachtshirtenlied des alten Egger.

1. Gehts Bua-ma stehts g'schwind auf zum Hir - tn und
schauts enk das Wun-der-ding an. I siach schon von
wei - tn a Liach - tn, gehts gehn ma und schaun ma's uns
an. 's wird sein a Ko - met - stern, ja, ja, Bua, i
glaubs gern, es wird halt be - deu - tn an Kriag.
Und af - tn, wanns sein sollt, so gehn ma, wer
woaß, was uns ep - pa no gschiacht.

Hiazt geht ma mei Tram schon von statten,
Hiazt kimmt schon an Engerl daher;
Mir derfen ja gar net lang rathen,
Er schreit schon von weiten daher:
„Seid's fröhli, ihr Hirtn,
Ihr derft's euch net fürcht'n,
I sag enk's nur gleich einen G'spoaß —
Einen Gloria dem Hergott im Himmel,
Ja, weil er will halten sein G'hoaß."

„Jetzt gibt Gott, die Welt zu erlösen,
Sein allerbest's Guat was er hat!"
Das sagt halt der Engel zum ersten,
Der koan ruhig's G'wissn net hat.
„Sein Sohn wird er schickn,
Bua, den wern's daslickn,
Er hat's profezeit und hat's g'sagt,
Sei Leb'n wird er geb'n für die Schoferln,
Damit uns da Wolf koans datappt."

Hiazt wer' ma halt fruahla hinrennan,
Damit ma das Kinderl dafrag'n;
In Betlehem war's halt am schönern,
Dort wissen's uns eppa schon z'sagn.
Geh, Hiasl, geh voran!
I denk ma 's ja eh schon,
Mir san schon ganz nachend dabei.
Ja, Hiasl, du hast es darathen,
Dort segn ma 's schon liegn auf'n Heu.

Hiazt möcht i mi harbn zum Plunda!
Was habn ma vergessen, han, Bua!
Hiazt ham ma koa Opfer mitgnumma,
Hiazt kumma ma larer dazua.
I nimm was zum Essn!
Und i han's vagessn?
Und i nimm a Pinkerl voll G'wand
Und etli' Maßl Bier in an Plutzer,
Damit ma auf d' Feiertag was habnt.

der schönen, hohen Stirne und einem langen, wallenden Patriarchenbart. Bei unserem Erscheinen wendete er etwas müde den Kopf gegen die Thür, erkannte den vorantretenden Doctor sogleich, hob seine schmale, weiße Hand langsam zum Gruße und sagte gutmüthig: „Grüaß Gott, Herr Doctor.“ Da aber hinter ihm noch einer nachkam, reckte er den Oberkörper etwas lebhaft empor, die Augen giengen ihm weiter auf, und nachdem er mich neugierig einen Augenblick — ich möchte fast sagen — angestarrt, fragte er: „Is das der?“

„Ja, das ist der Herr, der Ihnen gern zuhören möchte.“

„Freili, freili! Schau, schau, — habn's 'n doch amal mitbracht!“

Ich gieng hin, streckte ihm die Hand entgegen, die er ruhig nahm, während er mich mit einem freundlich forschenden Blick ansah, ohne auf meine begrüßenden Worte viel zu erwidern.

Der Doctor hatte indessen den Wein auf das Tischchen neben dem Bette gestellt, fragte ihn um sein Befinden und gieng dann kurzweg auf den Zweck unseres Besuches los.

„Ja, ja“, meinte der Alte, „i kann a Menge schöne Liada, aber die Stimm' versagt halt schon gern, und zuwisingen thuat ah neamd.“

„I wer schon mitthun“, sagte ich. „Sö —? Ja —“ meinte er gedehnt, „Sö wer'n meine Liada nöt kinan.“ — „I wer mi schon drein finden“, versicherte ich.

Da räusperte er sich ein paarmal, und nachdem der Doctor einwarf: „Wissen's, das Hirtenlied!“ blickte er eine Zeit lang vor sich, faltete (halb Gewohnheit, halb Gebet) die Hände und fieng mit einer dünnen, doch angenehmen Stimme an:

„Geht's Buama, lassts' enk sag'n,
Es thuat schon tag'n.“

„Na“, rief der Doctor, „singen's uns z'erst das andre!“

„'s andre? — Na, 's welche denn?“

„Na, wissen's, das vom Bier im Plutzer und vom Handerlgeben!“

„Ah so, das wolln's hörn? Schon recht!“

Und nun begann er das köstliche Hirtenlied, das ich hier mittheile. Doch unterbrach er sich nach einigen Takten mit einem Huster und meinte: „I kimm heunt net auffi“ und fieng das Lied nochmals etwas tiefer an; ich summte zur Noth die zweite Stimme dazu, während ich auf einen Schrank gestützt, den Text in unauffälliger Weise mitschrieb.

Hier ist das Lied; ich will es nennen:

„Na, das vom ‚Grab'nschmeißen' meinte ich.

Da lachte er hell auf und hüstelte noch ein wenig lustig nach: „Ja, ja, freili wohl lang her — aber g'wesen sein kann's schon; i war amal a tulla Kampl!"

Und nun trank er noch einen Schluck, während er uns schelmisch anblinzelte, ließ aber dann das Glas wegstellen — den Rest will er abends austrinken.

„Und da bin i so lusti und so leichtsinni auf mein' Sterbbett — das is's ja" — setzte er mit einem merkwürdigen Blick hinzu, „und da sing i so Liadln, dö si überhaupt für an alten Mann net schick'n, und gar für mi!" — Und nach einer längeren Pause meinte er: „O, du liaba Gott! Es is ja eh allweil so trauri bei mir da, und meine Sünd'n, dö wir i wohl dö Jahr'ln her schon a weni abbüaßt hab'n, dass für drent'n net z'viel überbleibt!"

Er sang noch ein paar Hirtenlieder und wäre auch zu Weiterem aufgelegt gewesen, hätte der Doctor nicht zum Aufbruch gedrängt: der Alte musste nun Ruhe haben; er hatte sich ohnehin schon etwas übernommen.

Beim Abschied merkte ich erst, welche seltene Freude ich ihm durch meinen Besuch und meine Theilnahme gemacht hatte: er sah ja jahraus jahrein in seiner traurigen Stube niemanden, als sein Weib und hie und da den Doctor. Ich musste ihm versprechen, während der Zeit meines Ferienaufenthaltes wieder zu kommen, und ich that es von Herzen gern, hatte mir auch fest vorgenommen, mein Versprechen baldigst einzulösen. — Ich kam nicht dazu.

Wie es so oft geht — es wurde versäumt. Und alles, was ich ihm heute noch bieten kann, ist — ein Gedenkkreuzlein im „Heimgarten".

Die Antrittsbesuche.

Ein Bild aus der heutigen Zeit von **Franz Heitzer.**

Das neuübersetzte, noch junge Bezirksrichter-Ehepaar hatte beschlossen, heute mit den Antrittsbesuchen zu beginnen. Das erste Opfer waren Doctors.

Das Oberhaupt letzterer Familie war allerdings nicht zugegen, aber um so bestürzter war die erst kurz verheiratete Frau des Hauses, welche vom Anfange an am ständigen Dienstbotenjammer zu leiden hatte.

Gerade am Morgen des verhängnisvollen Besuchstages hatte die Frau Doctor wieder gewechselt und war um halb zwölf Uhr mittags noch

Hiazt bin i mit mein Sacherl beinander,
Hab's Ranzerl doda bei mir,
Und Gott grüaß Enk von Herz'n beisamma!
So fall'n ma halt g'schwind auf die Knia.
Sö than 's Ranzerl aufmachn,
Das Büaberl wird lachn,
Hiazt hats ma 's schön Handerl schon gebn.
Der Plutzer voll Bier g'hört in Bodan,
Da Muatta was z'essen daneb'n.

Was gebn ma denn hiazt dem kloan Büaberl,
I woaß schon voll Freud net, wo aus!
Und weil er is wor'n unser Brüaderl,
So mach' ma eahm an Almarischen auf.
Geh Jodl, nimm d' Pfeif'n!
I thua schon drum greif'n
Und i lass mein Dudlsack dröh'n,
Und da wer'n ma bein Kripperl was sing'n,
Aft habn ma schon Zeit, dass ma geh'n.

O Jesus! Mir fall'n dir zu Füaß'n,
Verleih uns die göttliche Gnad!
Wenn mir von der Welt scheiden müassn,
Dass a jeder in Himmel g'wiss hat.
Wir wollen dich preis'n,
Lob, Ehr, Dank erweis'n,
Mir schenken dir 's Herz zun an Pfand,
Und das lass ma dir bei dein Kripperl,
Und mir müaßen wieder auf's Land!

Bei dem letzten Gesätz war der Alte in Anbetung versunken; mir war's, als sähe ich einen jener schlichten, frommen Hirten, die als erste dem göttlichen Kinde die Huldigung darbrachten, leibhaftig vor mir.

In dieser andächtigen Stimmung verblieb er noch eine Weile, bis der Doctor das Schweigen brach und sagte: „So, Egger, jetzt stärken's Ihnen ordentlich und thun's Ihnen a bissl anfeuchten"; er nahm ein Trinkglas aus dem Glaskastl, ergriff die Weinflasche und schenkte ein.

„Nur die Halbscheid! ich bitt, Herr Doctor! Net mehr, net mehr! — Is schon z'viel! Dass i glei an Rausch kriagat! — So, und hiaz a Wasser dazua; dort steht eh die Wassaflasch'n, schaun's, Herr Doctor, dort am Fensterbankl!"

Er trank dann einige Schluck, brachte unsere Gesundheit aus, ich dankte ihm für das Lied, und er fieng ganz unaufgefordert gleich ein paar mir zum Theil bekannte Almlieder zu singen an vom Wildbratschützen und vom Derndl, vom Fensterln und vom Busserlgeb'n; die wenigen Schluck gewässerter Wein hatten ihn lebendig gemacht, und als ihm in das noch nicht geleerte Glas nachgeschenkt wurde, erhob er es mit der Linken vor sich, breitete die Rechte wie beschwörend drüber aus und mit einer schalkhaft feierlichen Miene begann er eine Weinbeschwörungsformel zu sprechen, die etwa so lautete:

„O du liaba Wein,
I beschwör di fein,
Dass du mir in Leib bleibst
Und net in' Kopf treibst!
Du wirst wiss'n,
Du hast mi letzthin in Grab'n g'schmiss'n!
Alſo, marsch ins Maul hinein!
Das soll deine Strafe sein!"

„Das wird aber schon lang her sein", sagte ich lachend.
„Was moanan's, was is lang her?" fragte er.

säumte Zeit doppelt hereinzubringen, indem sie mit wahrhaft mitrailleusenartigem Schnellfeuer ihrer Beredtsamkeit eine Reihe von Entschuldigungen vorbringt, sie sei gerade heute nicht angezogen gewesen, weil die Küche ausgeräumt wurde, um frisch gefärbelt zu werden u. s. w."

Und, während sich die redelustige Frau Notar „unendlich freut, die Bekanntschaft des werten Ehepaares zu machen", beschließt sie im Stillen, dem Dienstmädchen später einige Grobheiten zu sagen, weil sie nicht so findig war, zu sagen, es sei niemand zu Hause.

In einer kleinen Redepause der Hausfrau empfehlen sich Richters, indem sie sehr bedauern, gerade heute gestört zu haben.

Unten auf der Straße macht sich jedoch der Ärger Luft. — „Es ist unglaublich", findet der Herr Richter, „dass man uns so lange warten ließ, — irgend etwas wird diese Frau Notar doch am Leibe gehabt haben, dass sie uns hätte empfangen können."

„Das verstehst du allerdings nicht", erwidert die Gattin, „ich weiß am besten, wie man oft vormittags bei einer Putzerei aussieht; aber leider können wir nun wirklich nicht mehr daran denken, heute noch einen Besuch zu machen, denn es ist inzwischen sehr spät geworden."

„Das auch noch", poltert er, „wegen zwei Besuchen muss ich um elf Uhr aus der Kanzlei laufen, obwohl ich gerade vormittags Parteien habe; ich denke, wir machen alle anderen Besuche nachmittags."

„Was dir einfällt", unterbrach ihn seine Frau, „das wäre eine schöne Beleidigung für die nächsten auf der Besuchsliste; die würden glauben, wir seien so ungeschliffen, dass wir nicht wissen, wann ein Etikettsbesuch zu machen sei — das Opfer musst du schon bringen; — glaubst du denn, mir ist's ein Vergnügen, in der Küche alles zu richten, bevor ich fortgehe? — ich weiß nicht, wo mir der Kopf steht vor lauter Eilen und Hasten; — dazu immer noch die Angst, dass unser kleiner Wildfang in der Küche etwas anstellt; — die Magd kann neben beim Kochen auch nicht überall die Augen haben — unser jetziges Dromedar schon gar nicht, — und wie leicht schüttet sich der übermüthige Bub heißes Wasser über sich oder verbrennt sich am Herde." —

Von plötzlicher Angst um den Liebling getrieben, eilt das Ehepaar der Wohnung zu und athmet erleichtert auf, als ihr etwa vierjähriger, reizender Junge ihnen noch frisch und munter entgegenspringt.

Noch am selben Tage hat sich die Kunde von den Besuchen Herrn Richters und seiner Frau Liebsten in jedes Haus verbreitet und den weiblichen Theil der Honoratioren des kleinen Landstädtchens K. in nicht geringe Aufregung versetzt. Man hatte dies Ereignis nicht so rasch erwartet und gedacht, dass dieselben noch einige Zeit brauchen dürften, bis sie sich in ihrer Wohnung häuslich niedergelassen und zum Empfange der Gegenbesuche gerüstet hätten.

immer damit beschäftigt, dem neuen Mädchen für alles die nothwendigsten Handgriffe beizubringen.

Als sie eben die unumstößliche Gewissheit erworben hatte, dass die „Lisi“ gar keine Ahnung vom Kochen besitze, ertönt die Glocke, und ehe es die Frau Doctor verhindern konnte, stürzt Lisi mit noch nicht gesehener Geschwindigkeit hinaus, um die Herrschaften herein zu führen, gerade auf die Küche zu, wobei sie mit liebenswürdiger Gutmüthigkeit erzählt, die „gnä Frau“ sei in der „Kuchel“ d'rin!

Inzwischen kommt die Herrin in tödlicher Verlegenheit heraus und während sie die sehr belustigt dreinschauenden Gäste in den Salon führt, stammelt sie mit bibbernden Lippen etwas hervor — von neuen Dienstboten, noch nicht abgerichtet, Tolpatsch u. s. w.

Selbst als sie schon sitzen, kann sich die etwas schüchtern angelegte Hausfrau noch immer nicht ganz unbefangen der Unterhaltung hingeben, denn sie hat das Gefühl, dass alles, was sie bis zur Stunde gekocht hat, unter den Händen ihrer „Köchin“ nunmehr unaufhaltsam dem Verderben entgegensteuere.

Und ihr Gefühl betrog sie nicht, denn als sie nach den üblichen zehn Minuten erleichtert die Gangthüre hinter den Gästen schließt und ihr erster Weg zur Küche führt, kommt sie gerade noch zurecht, um den schönen guten Kalbsbraten halbverbrannt, wie Moskau im Jahre 1812, aus dem Rohre zu ziehen.

Ihre Gehilfin hatte sich nämlich in ihrer Abwesenheit besonders nützlich erweisen wollen, und hatte inzwischen derart geheizt, dass die Herdplatte vor Hitze hintereinander die kärntnerischen Landesfarben, roth und weiß, spielte.

„Ach, diese unglückseligen Vormittagsbesuche!“ seufzte die arme Frau Doctor, denn ihr hungriger Gatte ließ keinen Besuch als Ausrede für ein verdorbenes Essen gelten, am allerwenigsten, wenn sein Himmel voll Kalsbraten hieng.

Inzwischen meinte Herr Bezirksrichter Arnold zu seiner Frau: „Na, gerade ein Geisteskind scheint diese junge Frau nicht zu sein, sie war ja rein wie auf den Mund geschlagen“, welche Äußerung das getreueste und begeistertste Echo bei seiner besseren Hälfte fand.

Nun gieng's zum Herrn Notar.

Das Dienstmädchen dort schien bereits besser in die nothwendigsten Formen eines feinen Hauses eingeweiht zu sein, denn sie führte das Ehepaar nach artigem Gruß anstandslos in das Empfangszimmer — wobei der Ausdruck *anstandslos* nicht etwa ironisch aufzufassen ist.

Man hört im Nebenzimmer hastige Schritte, Kastenthüren aufreißen, Läden auf und zu schieben, das eilige Plätschern mit Wasser, und nach zehn Minuten kommt die etwa vierzigjährige Frau Notar Wellberg, hochroth im Gesicht, athemlos hereingestürmt und sucht die ver-

Das Dienstmädchen stürzt ins Zimmer und wird mit einem förmlichen Sprühregen von Vorwürfen über Nachlässigkeit beim Thürenzumachen u. dgl. empfangen und schließlich endet die Unterredung, welche jedoch nur auf Seite der Hausfrau in Fluss erhalten bleibt, mit einer vollständigen Kündigung. — O diese Dienstmädchen! Schreien könnte man laut vor Wuth drei Tage hintereinander von fünf Uhr morgens bis halb zwölf Mitternacht!

Während alledem haben Richters durch die schon früher offenstehend gefundene Eingangsthüre den Rückzug angetreten und können sich trotz des gescheiterten Besuches des Lachens nicht erwehren. Der Anblick der von der Natur etwas zu verschwenderisch ausgestatteten Frau im kurzen Rocke mit Bartwisch und Farbentopf in den Händen war doch eigentlich zu komisch gewesen.

Nun zeigt die Liste der Auserwählten auf den Herrn Forstcommissär, wo die Besucher jedoch zum allseitigen Vergnügen nicht vorgelassen werden und — fort geht es zu Adjunct Nieberger.

Dort ist die junge Frau soeben beschäftigt, ihrem einjährigen Töchterchen das Mittagessen zu verabreichen.

Es ist zwar ihre stete Gewohnheit, Vormittagsbesuche nicht zu empfangen, weil ihr kleiner Liebling, daran gewöhnt, nur durch die Mutterhand das gute Supperl zu bekommen, keinen Bissen von der Magd anrührt. Doch hatte der gestrenge Gebieter ausdrücklich gewünscht, dass die junge Frau bei seinen Vorgesetzten eine Ausnahme mache, um einer etwaigen Verstimmung vorzubeugen.

Als es nun läutet, übergibt mit einem Seufzer die zärtliche Mama das herzige Greterl der ungewohnten Pflegerin, um die Gäste zu begrüßen. Die Folge davon ist ein indianisches Geheul, welches während der ganzen Besuchsdauer anhält und, trotzdem das Herz der Mutter blutet, erklärt sie doch lächelnd, dass dies nur Vergnügungsausbrüche ihres süßen Mäderls seien. — Die Frau Richter besteht nun darauf, das kleine Mädchen zu sehen und nähert sich der Eingangsthüre zum Kinderzimmer.

Kalter Angstschweiß steht auf der Stirn der geängstigten Hausfrau, denn vormittags kommt sie so schwer dazu, Ordnung zu machen und thut dies gewöhnlich erst unter Mittag, wenn das Mädi schläft.

Wie peinlich wäre es nur für die tödlich Erschrockene, wenn die Frau Richter einen höchst unliebsamen Blick in ihre innerste Häuslichkeit würfe! — Wie begreiflich ist daher der Gesichtsausdruck der Frau Adjunct, welcher darauf hindeutet, „nur über meine Leiche geht der Weg in dieses Zimmer“ und welcher in seltsamem Widerspruch steht mit ihrer Äußerung, dass es ihr zum Vergnügen gereichen würde, ihren kleinen Liebling aufzuführen, wenn es nicht Schlafenszeit für das Kind wäre und die Kleine durch fremde Gesichter aufgeregt würde.

Bei einigen Familien beginnt nun eine fieberhafte Thätigkeit. — Da ist unter anderen die Frau des Advocaten Dr. Wippling, welche in der ganzen Stadt als ein Muster an Nettigkeit und Reinlichkeit gilt. Man kann an Vormittagen hinkommen wann man will, sie und das Dienstmädchen putzen oder klopfen immer an irgend einem armen Möbelstück, das sich der erbarmungslosen Hiebe nicht erwehren kann, herum.

Nur des Nachmittags gönnt sie sich Ruhe und empfängt da ihre befreundeten Frauen, welche mit Neid feststellen könnten, dass alles blitzblank und kein Stäubchen zu sehen sei.

Als nun Dr. Wippling die beim Abendschoppen vernommene große Neuigkeit heimbrachte, hatte dessen Gattin die felsenfeste Absicht, gleich am nächsten Morgen den Salon, welcher infolge eines leichten Unwohlseins der Hausfrau seit vollen vierzehn Tagen die beschaulichste Ruhe genoss — auszuputzen. Kaum graute der Morgen, als auch schon der ganze Inhalt des doctorlichen Empfangszimmers auf den Gang befördert und mit verbissenster Ausdauer nach allen Seiten hin bearbeitet wurde.

Als es gegen elf Uhr gieng, schärfte Frau Dr. Wippling dem Mädchen wiederholt ein, dass für den Fall eines Besuches „die gnädige Frau spazieren gegangen sei“, denn sie dachte, „lieber gar nicht empfangen, als fremde Gäste in ein ungeputztes Zimmer führen! — der erste Eindruck ist doch immer maßgebend“.

Eifrig strich die hochgeschürzte Hausfrau den Fußboden mit selbstgekochter Farbe an, denn so wie sie, hätte es das Dienstmädchen ja doch nicht getroffen. —

Da ertönen plötzlich Schritte im Vorhaus und durch die geöffnete Salonthüre schauen in eleganteſtem Besuchskleide Herr und Frau Bezirksrichter Arnold auf die in stimmverschlagender Verlegenheit dastehende Frau des Hauses. — Secundenlang starrt die vollständig Verblüffte die Angekommenen wie eine Vision an, bis Herr Arnold, noch gänzlich im Unklaren darüber, wen er vor sich hat, in etwas herablassendem Tone fragt, ob die Gnädige zu sprechen sei? — Da findet dieselbe auf einen Moment die Sprache wieder und während ihr jetzt erst das ganze verzweifelte Trauerspiel, in dem sie die leidende Hauptrolle spielt, offenbar wird, stößt sie nur mit ersterbender Stimme das Wort hervor „nein“ und verschwindet in der nächst gelegenen Thüröffnung, wie ein ausgeblasenes Nachtlicht. —

Drinnen in ihrem Schlafgemach sinkt sie voll Ingrimm auf einen Sessel und — weint; — augenblicklich glaubt sie, die Schande nicht überleben zu können, dann besinnt sie sich doch und die schrille Klingel der elektrischen Glocke tönt unheilverkündend durchs ganze Stockwerk.

Das traute Heim.

Die Stärke des Mannes ist thätig, fortschreitend und vertheidigend. Er ist vor allem der Ausführer, der Schöpfer, der Entdecker und Vertheidiger. Sein Geist beschäftigt sich mit Nachdenken und Erfinden; seine Energie mit Abenteuern, Krieg und Eroberungen, wenn der Krieg gerecht und die Eroberungen nöthig sind. Aber die Stärke der Frau liegt im Herrschen, nicht im Kämpfen — und ihr Geist ist nicht für Erfindung und Schöpfung, sondern für sanfte Ordnung, Einrichtung und Bestimmung angelegt. Sie sieht die Eigenschaften der Dinge, ihre Ansprüche und die Stellen, an die sie gehören. Ihre Hauptthätigkeit ist das Loben und Preisen; sie tritt nicht in den Kampf ein, erkennt aber unfehlbar die Siegerkrone zu. Durch ihren Beruf und ihre Stellung ist sie vor jeder Gefahr und Versuchung geschützt. Der Mann muss bei seiner rauhen Arbeit in der Öffentlichkeit jeder Gefahr und Prüfung entgegentreten; — ihm werden daher Fehlschläge, Kränkungen und unvermeidliche Irrthümer zutheil; er muss häufig verwundet, besiegt, irregeleitet und stets abgehärtet werden. Aber er schützt die Frau vor diesem allen; in sein von ihr beherrschtes Haus braucht, wenn sie es nicht selbst aufsucht, weder Gefahr noch Versuchung, noch irgend eine Ursache für Irrthum oder Kränkung zu dringen. Das ist die wahre Natur des Heims — es ist der Ort des Friedens; die Zuflucht nicht nur vor aller Verletzung, sondern vor allem Schrecken, allem Zweifel und aller Spaltung. Wenn es dies nicht ist, so ist es kein Heim; wenn die Sorgen des äußeren Lebens hineindringen und der widersinnigen, unbekannten, ungeliebten oder feindseligen Gesellschaft der äußeren Welt durch den Mann oder die Frau gestattet wird, die Schwelle zu überschreiten, dann hört es auf, ein Heim zu sein; dann ist es nur noch ein Theil der äußeren Welt, den sie überdacht und in dem sie bloß ein Feuer angezündet haben.

Ruskin.

Diese Aussprüche des großen Engländers unterschreiben gerade wir Deutsche mit besonderer Lebhaftigkeit. Und zwar in einer Zeit, in der die Frau vielfach heimflüchtig wird und mit allen Fühlern ihres Wesens in die Welt hinausdrängt. Niedersteigt sie von der Stelle der Herrscherin des Hauses zur Stelle einer Knechtin der Welt, für die ihr die natürlichen Waffen mangeln. — Freilich, wenn die Männer ehrflüchtig werden, dann fällt die Schuld an der Entartung der Frau — nicht ihr zu.

Ein gleichzeitiger energischer Stoß des Herrn Richter, der nur allzugern auf das Vergnügen verzichtet, den schreienden Fratzen kennen zu lernen, bringt die Gattin von ihrem Wunsche ab.

Man geht um zwei Häuser weiter, um die Frau Verwalter gerade beim Speckauslassen zu überraschen. Während man zum zwanzigstenmale versichert, es gefiele beiden in der neuen Heimat außerordentlich, um den Localpatriotismus nicht zu kränken, schaut Herr Arnold angelegentlich aus, wo man sich bei einer etwaigen Feuersbrunst retten könnte, denn die Frau Verwalter weiß soeben gar zu entsetzliche Geschichten zu erzählen, die sich alle durch unvorsichtiges Gebaren bei der edlen Schmalzgewinnung ereignet haben.

Die weiteren Besuche an den nächstfolgenden Tagen verursachen zwar auf das rundreisende Ehepaar keine so nachhaltigen Eindrücke, hinterlassen jedoch noch manches Unheil in Küche und Kinderstube.

Endlich sind alle „besucht“. — Noch ist aber der Leidenskelch nicht vorübergegangen, denn jetzt kommt erst die Erwiderung!

Durch volle drei Wochen muss die Bezirksrichterfamilie an einem kleinen Tischchen im Kinderzimmer speisen, weil die Wohnung sehr beschränkt ist und deshalb Salon und Speisezimmer zusammengezogen werden mussten. Und da man jeden Tag eines Besuches gewärtig ist, so wollen sich Richters beim Essen nicht gerade überraschen lassen.

Endlich nach dieser langen Prüfungszeit kann sich das Ehepaar der wirklichen Gemüthlichkeit hingeben; — die Frauen tauschen nun längere Nachmittagsbesuche aus, wo sie sich ungezwungen unterhalten können und sich erst in Wirklichkeit kennen lernen.

Drum fort mit den Vormittagsvisiten! [1])

Manches verdorbene Essen würde zu Nutz und Frommen aller daran Betheiligten wohlschmeckend auf den Tisch kommen, wenn die Hausfrau unter Mittag statt im Salon, in der Küche wäre. Und manche Frau Dr. Wippling brauchte nicht sich selbst zu verleugnen und darnach in ihrer Verzweiflung, in Thränen aufgelöst, ernstlich dem Gedanken nachzuhängen, ob es nach der soeben erlebten „Blamage“ nicht am besten sei, auf dem Bartwische reitend aus der Haut zu fahren. —

---

[1]) Wir geben dieses recht trostlose Bildchen aus dem Leben unseren Leserinnen zur Begutachtung. Hoffentlich stimmen sie mit unserer Meinung überein, dass solche und andere „Visiten“, falls sie nicht einem wirklichen praktischen oder geistig anregenden Zwecke entsprechen, eigentlich auch nachmittags überflüssig wären. Die Red.

Gutmüthig, heit'ren Spotts zuckt sie die Achseln,
Ob meines Irrthums. „Na, von jeher nit,
I hon amal a schön's A'wes'n g'heit,
An braven Mo', fünf Kinder — ja amal!"
„Fünf Kinder? Hab' und Gut? Und steht allein
Und arm jetzt in der Welt?... Wie gieng das zu?"
„No, schiefri ebba. 's Unglück hat uns hoamgsucht,
Verbrunna san mer aa", gab sie zur Antwort
Und schien zu denken: Ei, was kümmert's dich?
Doch mählich eines bessern sich besinnend,
Hob leise seufzend sie von neuem an:
„Vor dreizehn Jahren — warten's — na, vor achtzehn,
Ja wirkli, achtzehn — wie die Zeit vergeht!
Da is bei uns das großi Feuer g'west.
In d' Tenna ei'g'schlag'n hat der Blitz von Himmi —
Und voll mit Troad wie's war, so is verbrunnen,
Und aa der Mo', sex Küh, zwoa Kinder, all's verbrunna."
„Wie? Verbrannt?"

„Ja, ja, verbrennt.
Mi selba hat der Nachbar no am Zopf,
Der damals armsdick war — wer möcht dees glaub'n? —
Herauszerrt aus 'n licht'rloh'n Flammen.
Die Gloabiger hon sie den Grund biholten,
Und wiar i gang'n, wiar i g'stand'n bin,
So bin i von der Brandg'stätt weiterzog'n."
„Mit Euren Kindern?"

„Jo, mit denen drei,
Die übri blieb'n san, zwoa Diendln und
An kloan Bueb'n", entgegnet sie gelassen.

„Und dann? Wie habt ihr dann Euch fortgeholfen?"
Sie hob den Kopf empor: „No, ehrli halt.
Viel g'arbeit, viel, und aa a bissl bet',
A bissl nur, denn damaln, wissen's, Frau,
Da war i bös mit unserm lieben Herrgott
Und bin's aa blieben no a lange Weil',
Denn oans vo meini Diendln is schlecht g'rat'n
Und leit da drauß'n vor der Kirchhofmauer,
I mach en Umweg, mueß i dort vorbei."
„Die zweite aber? die?"

„Die hat an Bauern
In Hammerau, an reich'n, is versorgt."
„Und sorgt für ihre Mutter, will ich hoffen."
„Für mi? Was denken's denn? Sie hat den Mo',
Hat ihm ins Haus koan rotn Heller bracht
Und wird aa koanen 'naustrag'n — dees hoff' i."
„Und Euer Sohn?"

„Seidat war 'r Schandarm..
I sag, er war, jetzunder is er todt,
Erschoss'n von an Pascher an der Grenz'.
Im letzten Hirgscht hon i die Nachricht kriegt."

Sie sprach es langsam, leise, unbewegt,
Sann nach ein Weilchen; wie ein Lichtstrahl flog's
Erhellend freudig über ihr Gesicht.
„Der is mit mir gar oft in d' Erdbeer' ganga,
Wiar er a Bua no war und später aa,
Der hat die Berg so guat g'kennt wiar i."

Sie blickte in die Weite, ganz verklärt
Vom sanften Glück des lieblichsten Erinnerns,
Und wandt' zum Gehen sich mit kurzem Gruß.
Doch plötzlich hielt sie an. Die lichten Augen
Erglänzten wild und tobten Zornesfunken.
An uns vorbeigeschritten kam ein Knabe,
Der in der Hand ein Schüsslein voll mit Beeren,
Armsel'gen, halbgereiften, trug. — „Du Lump",
Rief ihm die Alte zu, „kannst's nit derwart'n,
Dass d'Erdbeer roth wern, muaßt die greanen rupf'n?"

Mit hocherhobner Faust bedroht sie ihn,
Und ein gewaltig Fluchwort flog ihm nach,
Als schleunig er und still die Flucht ergriff.
Dann aber ganz erregt von Schmerz und Grimm
Sprach sie: „Dees is mei allerirgster Kumma,
Wenn's d' Erdbeerbrock'n unreif und kloan leizi,
Ma mirkt's ja deutli, 's thuat der Pflanzen weh.
Sie wehrt si drum, was sie nur ko, die Armi,
Just wier a Mutter um ihr liebis Kind,
Do' wenn die Frucht recht zeiti wor'n is,
Geit's geduldi her; no jo, sie hat
Das Ihre redli tho' und denkt ihm halt:
Jetzt werst der endli aa dein Frieden gunna."

Da stockte sie und sah mich fragend an,
Bestürzt beinah ob dieser Worte Sinn,
Der dämmernd nur ihr zum Bewusstsein kam.

„Wo wohnen's?", sprach sie hastig. „In St. Zeno."
„Da kimm i lei am nächsten Sunnta hin,
Und Erdbeer bring i Ihna, solchi haben's
No niemal koane g'seg'n. Bfüth Ihna Gott!"

Ges. Schriften. Berlin. Geb. Partel.

Kleine Laube.

Die Erdbeerfrau.

Gedicht von Marie Ebner-Eschenbach.

„A loadi's Erdbeer-Jahr, natürli, gel'?
Am Bennotag, der Frost, der hat's dawischt!"
Sprach sie mich an und lächelte dazu
Mit welkem Mund und wasserblauen Augen,
So harmlos wie ein Kind, die dürre Alte.

„Recht schlimm für uns, und schlimmer noch für Euch",
Erwidert' ich „Ihr kommt um den Verdienst,
Den besten wohl im Sommer."

„I? No wiss'ns,
Geit's ihrer weni, wern's halt besser zahlt
Die Erdbeer, gar die schönen, aus'm G'stoan,
Wie ebba selli da!"

Sie rückt hinweg'
Den Deckel ihres Korbs, und drinnen lagen
Auf Tannenreislein und auf frischen Blättern
Erdbeeren duftend und so purpurroth,
Dass schon ihr Anblick eine Labung war.
Der Alten bot er wahren Hochgenuss:
„Die wachs'n auf'n Stauf'n, in den Schlucht'n",
Sagt sie und hebt voll Finderstolz ihr Körbchen.

Ich hätte seinen Inhalt gern erworben;
Er war verkauft. Vom Berge kam die Frau,
Nach langem Tagewerk, war hungrig jetzt,
Ein wenig müd' und sehnte sich nach Hause.
„Es warten Euer", meint' ich, „Eure Kinder
Und kleine Enkel dort."

„Auf mi wart' koa's,
I bin alloa", gab sie zerstreut zurück,
Und mit der Rechten ihr Auge deckend,
Blickt' in die Sonne sie, die goldig flutend
Soeben hinter Bergeshöhn versank.

„Da schaug'ns hin, zum Zwisl schaug'ns hin,
Da bin i morg'n um die Zeit scho' g'west.
Gon Ab'nd hoast's zur Alm no auffikrabin,
Im Heubüh drob'n schlaft ma woltern guat
Und fruh um zwoa geht's eini scho in d' Staud'n."

Und wieder lag auf ihrem greisen Antlitz
Das Kinderlächeln, das mich gleich bezwang,
Als sie nun sprach von ihren Wanderungen
Im Morgendämmern und bei Sonnenaufgang
Durch Waldesdunkel, durch das Felsgeklüft,
Und drob so Müdigkeit vergaß wie Hunger.
Ein Jäger nur erzählt mit solcher Freude
Von seinen Abenteuern auf der Pirsch,
Wie von den ihren sie „beim Erdbeerbrocken".

Mit stillem Neide horcht' ich. Aus der Noth
Nicht eine Tugend nur, auch Glück zu machen,
Das ist die allerhöchste Lebenskunst.
Ihr freilich mag sie leicht geworden sein,
Der schlichten alten Freundin der Natur,
In diesem Dasein, halb im Traum geführt,
Dem Kampf der Welt entrückt, von Leiden frei.

„G'sund bin i, Gott sei Dank!", schloss sie vergnügt
Und zwinkert' nach den glutumsäumten Bergen
Voll Liebe hin, „und hon aa koani Sorg'n".
„Im Sommer, doch wie sieht's im Winter aus?"
„Mit Gottes Gnad', halt ja, a bissl wüscht,
Ma hofft halt immer, dass bal' Frühling wird.
An Onaschichts bringt sih scho' so kloanweis furt."
„Das ist der Trost der Einsamen", sagt' ich,
„Wie Ihr es seid, und wohl von jeher war't?"

und der Ewigkeit näherten, so waren es Philosophien des Alterthums, unverstandene Hegelsche Schriften, und vor Allem Spinoza's anscheinend mathematische Klarheit, in denen ich Beruhigung über das suchte, was menschlichem Verstande nicht faßlich ist. Zu anhaltendem Nachdenken hierüber wurde ich aber erst durch die Einsamkeit gebracht, als ich nach dem Tode meiner Mutter, vor 6 bis 7 Jahren, nach Kniephof zog. Wenn hier anfangs meine Ansichten sich nicht erheblich änderten, so fing doch bald die innre Stimme an, in der Einsamkeit hörbarer zu werden, und mir manches als Unrecht darzustellen, was ich früher für erlaubt gehalten hatte. Immer indeß blieb mein Streben nach Erkenntniß in den Cirkel des Verstandes gebannt, und führte mich, unter Lesung von Schriften wie die von Strauß, Feuerbach, Bruno Bauer, nur tiefer in die Sackgasse des Zweifels. Es stellte sich bei mir fest, daß Gott dem Menschen die Möglichkeit der Erkenntniß versagt habe, daß es Anmaßung sei, wenn man den Willen und die Pläne des Herrn der Welt zu kennen behaupte, daß der Mensch in Ergebenheit erwarten müsse, wie sein Schöpfer im Tode über ihn bestimmen werde, und daß uns auf Erden der Wille Gottes nicht anders kund werde, als durch das Gewissen, welches er uns als Fühlhorn durch das Dunkel der Welt mitgegeben habe. Daß ich bei diesem Glauben nicht Frieden fand, brauche ich nicht zu sagen; ich habe manche Stunde trostloser Niedergeschlagenheit mit dem Gedanken zugebracht, daß mein und andrer Menschen Dasein zwecklos und unersprießlich sei, vielleicht nur ein beiläufiger Ausfluß der Schöpfung, der entsteht und vergeht, wie Staub vom Rollen der Räder.

Etwa vor 4 Jahren kam ich, seit meiner Schulzeit zuerst wieder, in nähere Berührung mit Moritz Blanckenburg, und fand an ihm, was ich bis dahin im Leben nicht gehabt hatte, einen Freund; aber der warme Eifer seiner Liebe suchte vergeblich mir durch Ueberredung und Disputation das zu geben, was mir fehlte, den Glauben. Durch Moritz wurde ich indeß mit dem Triglafer Hause und dessen weiterem Kreise bekannt, und fand darin Leute, vor denen ich mich schämte, daß ich mit der dürftigen Leuchte meines Verstandes Dinge hatte untersuchen wollen, welche so überlegne Geister mit kindlichem Glauben für wahr und für heilig annahmen. Ich sah, daſs die Angehörigen dieses Kreises, in ihren äußern Werken, fast durchgehends Vorbilder dessen waren, was ich zu sein wünschte. Daß Zuversicht und Friede bei ihnen wohnte, war mir nicht überraschend; denn daß diese Begleiter des Glaubens seien, hatte ich nie bezweifelt, aber der Glaube läßt sich nicht geben und nehmen, und ich meinte, in Ergebung abwarten zu müssen, ob er mir werden würde. Ich fühlte mich bald heimisch in jenem Kreise und empfand ein Wohlsein, wie es mir bisher fremd gewesen war, ein Familienleben, das mich einschloß, fast eine Heimat. —

Ich wurde inzwischen von Ereignissen berührt, bei denen ich nicht handelnd betheiligt war, und die ich als Geheimnisse Andrer nicht mittheilen darf, die aber erschütternd auf mich wirkten. Ihr factisches Resultat war, daß das Bewußtsein der Flachheit und des Unwerthes meiner Lebensrichtung in mir lebendiger wurde als je. Durch Rath Andrer wie durch eignen Trieb wurde ich darauf hingeführt, consequenter und mit entschiedner Gefangenhaltung einstweilen des eignen Urtheils, in der Schrift zu lesen. Was in mir sich regte, gewann Leben, als sich bei der Nachricht von dem tödlichen Erkranken unsrer verstorbenen Freundin in Cardemin das erste inbrünstige Gebet, ohne Grübeln über die Vernünftigkeit desselben, von meinem Herzen losriß. Gott hat mein damaliges Gebet nicht erhört, aber er hat es auch nicht verworfen, denn ich habe die Fähigkeit, ihn zu bitten nicht wieder verloren, und fühle, wenn nicht Frieden, doch Vertrauen und Lebensmuth in mir, wie ich sie sonst nicht mehr kannte.

Bismarck wirbt um seine Frau.[1])

Verehrtester Herr von Puttkamer!

Ich beginne dieses Schreiben damit, daß ich Ihnen von vorn herein seinen Inhalt bezeichne; es ist eine Bitte um das Höchste, was Sie auf dieser Welt zu vergeben haben um die Hand Ihrer Fräulein Tochter. Ich verhehle mir nicht, daß ich dreist erscheine, wenn ich, der ich erst neuerlich, und durch sparsame Begegnungen Ihnen bekannt geworden bin, den stärksten Beweis von Vertrauen beanspruche, den Sie einem Manne geben können. Ich weiß aber, daß ich, auch abgesehn von allen Hindernissen in Raum und Zeit, welche Ihnen die Bildung eines Urtheils über mich erschweren können, durch mich selbst niemals im Stande sein kann, Ihnen solche Bürgschaften für die Zukunft zu geben, daß sie den Einsatz eines so theuren Pfandes von Ihrer Seite rechtfertigen würden, wenn Sie nicht durch Vertrauen auf Gott das ergänzen, was das Vertrauen auf Menschen nicht leisten kann. Was ich selbst dazu thun kann, beschränkt sich darauf, daß ich Ihnen mit rückhaltloser Offenheit über mich selbst Auskunft gebe, soweit ich mir selber klar geworden bin. Ueber mein äußerliches Auftreten wird es Ihnen leicht sein, Nachrichten durch Andre zu erhalten; ich begnüge mich daher mit einer Darstellung meines innern Lebens, welches jenem zu Grunde lag, und besonders meines Standpunktes zum Christenthum. Ich muß dazu weit ausholen. Ich bin meinem elterlichen Hause in frühster Kindheit fremd, und nie wieder völlig darin heimisch geworden, und meine Erziehung wurde von Hause her aus dem Gesichtspunkt geleitet, daß alles der Ausbildung des Verstandes und dem frühzeitigen Erwerb positiver Kenntnisse untergeordnet blieb. Nach einem unregelmäßig besuchten und unverstandenen Religionsunterricht, hatte ich bei meiner Einsegnung durch Schleiermacher, an meinem 16ten Geburtstage, keinen andern Glauben, als einen nackten Deismus, der nicht lange ohne pantheistische Beimischungen blieb. Es war ungefähr um diese Zeit, daß ich, nicht aus Gleichgültigkeit sondern in Folge reiflicher Ueberlegung aufhörte, jeden Abend, wie ich von Kindheit her gewohnt gewesen war, zu beten, weil mir das Gebet mit meiner Ansicht von dem Wesen Gottes in Widerspruch zu stehn schien, indem ich mir sagte, daß entweder Gott selbst, nach seiner Allgegenwart, Alles, also auch jeden meiner Gedanken und Willen, hervorbringe, und so gewissermaßen durch mich zu Sich Selbst bete, oder daß, wenn mein Wille ein von dem Gottes unabhängiger sei, es eine Vermessenheit enthalte, und einen Zweifel an der Unwandelbarkeit, also auch an der Vollkommenheit, des göttlichen Rathschlusses, wenn man glaube, durch menschliche Bitten darauf Einfluß zu üben. Noch nicht voll 17 Jahr alt ging ich zur Universität nach Göttingen. In den nächsten 8 Jahren sah ich mein elterliches Haus selten; mein Vater ließ mich nachsichtig gewähren, meine Mutter tadelte mich aus der Ferne, wenn ich meine Studien und Berufsarbeiten vernachlässigte, wohl in der Meinung, daß sie das Uebrige höherer Führung überlassen müsse. Sonst blieben mir Rath und Lehre Andrer buchstäblich fern. Wenn mich in dieser Periode Studien, die mich der Ehrgeiz zu Zeiten mit Eifer treiben ließ, oder Leere und Ueberdruß, die unvermeidlichen Begleiter meines Treibens, dem Ernst des Lebens

[1]) Aus dem neuen, bei Cottas Nachfolger in Stuttgart erschienenen Buche: „Fürst Bismarcks Briefe an seine Braut und Gattin". Herausgegeben vom Fürsten Herbert Bismarck. „Das Herz Bismarcks" hat man diese interessanten Briefe genannt. Die Red.

Meine Tochter Elsa hatte es sich in den Kopf gesetzt, den ländlichen Sängern auch für gemischten Chor gesetzte Volkslieder einzuüben. Ihrem Fleiße und dem Lerneifer ihrer Schüler gelang es denn auch, einige Lieder ganz gut herauszubringen, als: „Es war einmal ein feiner Knab'“, „Das Früahlings-Almlied“, „Die Senndrin“, „Greane Fensterl“ u. m. a. Natürlich sangen wir, ich, mein Sohn Otto, meine Tochter Frida und die Sangmeisterin Elsa im Chore mit, getreu meinem Grundsatze, die unselige Kluft, die heutzutage im deutschen Volke „Gebildete“ von „Ungebildeten“ trennt, wo irgend möglich zu überbrücken.

Die Pommer-Familie sang ihren Wirten überdies im Soloquartett (Elsa: Sopran, Frida: Alt, Otto: Tenor, der Vater: Bass) aus den Flugschriften des Deutschen Volksgesangvereines vor, was sie nur konnten. Der Bauer, seine Geschwister, seine Mägde und Knechte, der schalkhafte alte Vater und die noch rührige, von allen geliebte Mutter bildeten den andächtig lauschenden Hörerkreis.

Da fragte ich denn bei Gelegenheit, welches von all den herrlichen deutschen Volksliedern ihnen am besten gefalle, oder sie baten wohl auch selber, dass wir ein bestimmtes Lied singen oder wiederholen sollten. Am besten gefiel ihnen — und namentlich der theilnehmenden alten Mutter — das Lied von den unglücklichen Königskindern. Und als ich, verwundert über diese ernste Geschmacksrichtung, die ich bei den heiteren, einfachen Landleuten gar nicht erwartet hatte, nach dem Grunde dieses Wohlgefallens fragte, antwortete die weißhaarige Mutter gerührt: „Weil's soviel traurig is.“

Macht dies Urtheil und seine Begründung, die uns den offenen Sinn des Volkes für die Poesie der Trauer zeigt, dem Geschmacke und dem Gefühlsleben dieser einfachen Bauern nicht hohe Ehre? Ihr „Gebildeten“, die ihr nur leichter Unterhaltung nachjagt und jeder ernsteren Gefühlsregung scheu aus dem Wege geht, nehmt euch ein Muster!

Sprüche.

Von Otto Promber.

Seichte Menschen und breite Gewässer
Fallen wohl auf. Doch zehnmal besser
Sind tiefe Brunnen, deren Gaben
Tausend durstige Wand'rer laben.

* * *

Einen festen Charakter, eine fleißige Hand —
Begeist'rung für's Schöne — ein wenig Verstand —
Edle Gesinnung — nie wankenden Muth —
Strahlende Augen und jungfrisches Blut —
Des Tags eine Hoffnung — einen Freund zum Geleite,
Für die Tücke ein blitzblankes Schwert an der Seite;
Wer mit diesen Waffen durchs Leben sich ringt,
Ist würdig, dass ihn ein Dichter besingt!

* * *

Schlürfst du des Lebens Freudenwein —
Halt ein!
Trifft dich des Lebens Sturmgebraus —
Halt aus!

Welchen Werth Sie dieser erst zwei Monat alten Regung meines Herzens beilegen werden, weiß ich nicht; nur hoffe ich, soll sie, was auch über mich beschlossen sein mag, unverloren bleiben; eine Hoffnung, die ich Ihnen nicht anders habe bekräftigen können, als durch unumwundene Offenheit und Treue in dem, was ich Ihnen, und sonst noch Niemandem, hier vorgetragen habe, mit der Ueberzeugung, daß Gott es den Aufrichtigen gelingen lasse.

Ich enthalte mich jeder Betheurung über meine Gefühle und Vorsätze in Bezug auf Ihre Fräulein Tochter, denn der Schritt, den ich thue, spricht lauter und beredter davon, als Worte vermögen. Auch mit Versprechungen für die Zukunft kann Ihnen nicht gedient sein, da Sie die Unzuverlässigkeit des menschlichen Herzens besser kennen als ich, und meine einzige Bürgschaft für das Wohl Ihrer Fräulein Tochter liegt nur in meinem Gebet um den Segen des Herrn. Historisch nur bemerke ich, daß, nachdem ich Fräulein Johanna wiederholt in Cardemin gesehn hatte, nach unserer gemeinschaftlichen Reise in diesem Sommer, ich nur darüber im Zweifel gewesen bin, ob die Erreichung meiner Wünsche mit dem Glück und Frieden Ihrer Fräulein Tochter verträglich sein werde, und ob mein Selbstvertrauen nicht größer sei als meine Kräfte, wenn ich glaubte, daß sie in mir finden könne, was sie in ihrem Mann zu suchen berechtigt sein würde. In der jüngsten Zeit ist aber mit dem Vertrauen auf Gottes Gnade auch der Entschluß in mir fest geworden, den ich jetzt ausführe, und ich habe in Zimmerhausen nur deshalb gegen Sie geschwiegen, weil ich mehr zu sagen hatte, als ich mündlich zusammenfassen kann. Bei der ernsten Wichtigkeit der Sache, und der Größe des Opfers, welches Sie und Ihre Frau Gemahlin durch die Trennung von Ihrer Fräulein Tochter dereinst zu bringen haben würden, kann ich kaum hoffen, daß Ihre Entscheidung ohne Weitres günstig für meinen Antrag ausfallen werde, und bitte nur, daß Sie mir die Gelegenheit nicht versagen wollen, mich über solche Gründe, die Sie zu einer abschlägigen Antwort bestimmen könnten, meinerseits zu erklären, ehe Sie eine definitive Ablehnung aussprechen.

Es ist gewiß noch vieles, was ich in diesem Schreiben nicht, oder nicht vollständig genug gesagt habe, und ich bin natürlich bereit, Ihnen über Alles, was Sie zu wissen verlangen werden, genaue und ehrliche Auskunft zu geben; das Wichtigste glaube ich gesagt zu haben.

Ich bitte Sie, Ihrer Frau Gemahlin meine ehrerbietige Empfehlung darzubringen, und die Versicherung meiner Liebe und Hochachtung mit Wohlwollen aufzunehmen.

Bismarck.

Adresse:

Schönhausen

bei Fischbeck an d. Elbe.

Bauern-Geschmack.

In der Zeitschrift „Das deutsche Volkslied“ erzählt Dr. J. Pommer, der so hochverdiente Förderer des Volksliedes, Folgendes:

„Im Vorjahre und auch heuer verlebte ich mit meiner Familie die Sommermonate in der herrlichen Ramsau bei Schladming am Fuße des Dachsteins.

Der Stiererbauer, bei dem wir uns eingemietet hatten, liebt und übt die Musik. Er selber, der gutmüthige Sepp, sein jüngster Bruder, der Rüepei, heuer schon Obermoar, seine Nichte, die schlanke Kunei mit dem goldigen Kraushaar, im Vorjahre auch die dralle Magd Lisei und der saubere, bewußt urwüchsige Moarknecht Hans, sangen und jodelten oft, gern und gut zusammen.

— Was aber thut der heilige Büßer auf der Säule? Er steht und denkt über die Größe Buddhas (Gottes) nach, bis er durch dieses Stehen und Denken in Buddhas Schoß aufgenommen wird. Er setzt und legt sich niemals nieder auf seiner hohen Säule. Wenn er schlafen will, fällt er nicht herab und bricht sich den Hals? Nein, nach dem Glauben der Inder geht vom Himmel eine unsichtbare Schnur herab, die den Büßer stets aufrecht erhält. Der Heilige rührt sich nicht, steht wie in Stein gehauen da, jahraus, jahrein. — So glauben es die Gläubigsten im indischen Volke.

Aus den Reisen des ungarischen Schneidergesellen Andreas Jelky können wir Folgendes, wenn auch nicht verbürgen, so doch erzählen. — Andreas besuchte in Indien eines Tages einen Säulenheiligen, der auf der Felsnadel einer Bergschlucht stand. Er betrachtete mit Verwunderung die vom Säulenschaft gerade aufragende Gestalt, in ihrer vollständigen Bewegungslosigkeit zu sehen, wie aus Erz gegossen. Die Arme des Heiligen hiengen thatlos, willenlos herab, die Augen starrten unverwandt ins Blaue; nur im langen, weißen Barte fächelte der Wind. Um seine Füße nisteten Schwalben.

„Mann Gottes!“ redete ihn Andreas an, „wie ich hörte, sollst du überaus weise und heilig sein und alle Geheimnisse des Schicksals und der Natur kennen!“ — Der Heilige blieb stumm. — „Bin ich nicht wert einer Antwort“, sagte Andreas, „das höchste Wesen selbst redet durch die Propheten mit seinen Geschöpfen und du sollst keine Zunge haben?“ — Der Heilige blieb starr und stumm. Aber in seinen düsteren Zügen begann es gar seltsamlich zu zucken, wie ein Krampf gieng es durch seine Glieder.

„Fremdling“, sagte endlich mit dumpfer Grabesstimme der Säulenheilige, siehst du jene Stange, die neben meiner Säule im Boden steckt?“ — „Ich sehe sie“, antwortete Andreas. — „Ergreife jene Stange, Fremdling, und kratze mir damit den Rücken“, sagte der Heilige, dessen Unbeweglichkeit bereits brennende Ungeduld zeigte. — Jetzt war Andreas vor Verwunderung regungslos. — „Kratze mich, kratze mich, Fremdling!“ rief der Säulensteher. Da ergriff Andreas die Stange und kratzte mit deren Spitze den ganzen Rücken des Heiligen, so kräftig er konnte. Dieser holte aus voller Brust Athem, so wohl that's ihm. „Genug“, sagte er endlich, „nun stecke die Stange wieder ins Loch und wisse: Jeder Mensch, der zu Buddhas Glauben sich bekennt, hat die Pflicht, so oft er an einem Säulenheiligen vorübergeht, die in den Boden gepflanzte Stange zu ergreifen und damit den Heiligen zu kratzen. Denn wisse weiter: Nicht Hunger und Durst, nicht Hitze und Kälte ist die größte Pein, sondern das Jucken.“ Andreas begriff es. „Aber warum kratzest du dich nicht selber?“ fragte er. — „Mein Gelübde verbietet es mir“, antwortete der Heilige.

Da schritt Andreas von hinnen und lobte seine Religion, deren Heilige nicht auf Säulen stehen müssen, sondern in den friedlichen Mauern des Klosters leben können, wo sie sich von Fremden nicht den Rücken kratzen, sondern höchstens redlich ernähren lassen.

—

In ein Stammbuch.

Mach' dich gut, mach' dich froh,
Denn es kreiset immer so.
Du wirst ewig leben. R.

— —

Nur nicht verbittern, vertrauern, verkümmern!
Lieber zermalmt von stürzenden Trümmern!
Lieber erschlagen von jähen Gewittern!
Nur nicht verkümmern, vertrauern, verbittern!

* * *

Bete und wache,
Dass dich die Rache
Nie und nimmer
Zum Sclaven mache!

* * *

Gehst du des Abends hinaus ins Weite,
Wird der herrlichste aller Sterne
Weniger leuchten, als neben dir
Eine winzige Öllaterne —:
Lieber ein kleines Glück an der Seite,
Als ein großes in weiter Ferne!

* * *

Was dich durchzittert, was in wilden Ängsten
Die Seele schreit, des Herzens Stimme spricht —
Schreibt dir die Zeit mit ihrem scharfen Griffel
In Runenzügen auf das Angesicht!

Die räthselvolle Lebensinschrift deuten
Kann der nur — der des Lebens rauhe Hand
Mit ihren Streichen, Schicksalsschlägen
Und ihren Griffelzügen selbst empfand.

* * *

Mich freut der Witz, doch lieber lauscht mein Ohr
Dem Göttersohn, dem herzigen Humor!
In seinem Schutze fühl' ich mich geborgen,
Da schwinden alle Qualen, alle Sorgen,
Da ringt mein Geist sich wunderbar empor!

Kratze mich, Fremdling!

Jede Religion hat ihre Heiligen und unter den Heiligen gibt es mitunter sonderbare Käuze. Im Morgenlande lebt ein Volk (die Inder), in welchem die Selbstpeinigung der Gottheit zuliebe oder aus Furcht vor derselben im höchsten Grade ausgebildet ist. Der Fromme in Indien verehrt denselben Gott wie wir, und doch einen andern; er liebt ihn nicht, er fürchtet ihn. Durch die Peinigung seines Leibes trachtet er seinen Gott zu versöhnen. Er fastet, er hungert, er zerfleischt sich mit Dornen und Nägeln, er schmiedet sich an eiserne Ketten, oder er steht Tage, Monate, Jahre, ja das Leben lang auf einem und demselben Flecke, und streckt die Hände in die Glühhitze des morgenländischen Himmels aus. So stirbt er ab, und das Volk verehrt ihn als Heiligen.

Da soll es Heilige geben, die ihr lebtag lang unbeweglich auf einer Säule stehen, so dass die Vögel nisten können in ihren Achselhöhlen und in ihren Haaren.

Beobachtung, den graziösen Stil, den künstlerischen Aufbau, den übermüthigen Humor, die mächtige Phantasie, die vor allem in der Beschreibung eines wilden Bergstieges zur Geltung kommt. Die zwölf Seiten dieser Schilderung ließen mich fast athmenlos, in der Angst, durch einen Hauch den beispiellos kühnen Kletterer in den Abgrund zu stoßen. So sehr auf die Spitze getrieben ist die Gefahr, die doch wieder durch ihre Naturwahrheit beklemmend wirkt. Aber um so befreiender, wonniger, als sie vorüber ist. Eine geistvolle und herzlose Hedda Gabler ist es, die den Anbeter versucht; nicht in den Abgrund zu den wilden Thieren schleudert sie den Handschuh, auf hoher Bergspitze hat sie ihn vergessen und der Liebhaber wählt gerade den unerhörtesten Weg an den senkrechten Wänden empor, um den Handschuh zu holen. Dieses Wagestück eines sonst ruhig empfindenden, vernünftig denkenden Mannes unserer Zeit ist nicht leicht glaubwürdig zu machen, doch dem Erzähler gelang es völlig. Die besondere Wendung am Schlusse der Novelle mag ich nicht verrathen. Ein derber Tiroler Bildhauer ist es, der dem Leser das zornige Herz erleichtert. Der Dichter deutet in der Schlusszeile an, dass seiner Asta-Hedda-Gabler noch andere Männer verfallen werden! Also wer sie begegnet — er hüte sich! Endlich die Novelle: „Walpurga". So sehr ich den „Handschuh" bewundern muss, diese Geschichte ist mir doch noch lieber. Sie ist voll tiefer, heiliger Poesie vom Anfang bis zum Ende, sie hat das Echte, Heiße, Urgewaltige, wie man es in unserer Literatur nur noch selten begegnet. Die erste Erzählung „Mistral" und die letzte Novelle „Walpurga" — welche Gegensätze! Dort das krankhaft sensitive Liebeswehen der Übercultur, hier die kerngesunde Liebe des Naturkindes. Dort hat dem Dichter wohl das Erbarmen die Feder geführt, hier die Lebensfreude. Wird dieses Buch eines Autors, der meines Wissens in Graz lebt, in den weiten deutschen Landen den Preis finden? Oder wird es noch länger währen, bis der hochbegabte Poet die ihm gebürende Stelle nahe bei Gottfried Keller angewiesen erhält? H. v. M.

Flachsmann als Erzieher. Eine Komödie in drei Aufzügen von Otto Ernst. (Leipzig. L. Staakmann. 1901.) Der Schulmeister ist bisher in der dramatischen Dichtung kaum ernst genommen worden. Er bildet nur so nebenbei meist eine komische Figur, was ich oft genug als eine große Gedankenlosigkeit und Undankbarkeit empfunden habe. Nun ist diese echt deutsche Komödie geschrieben worden: „Flachsmann als Erzieher". Sie nimmt den Schulmeister ernst genug. Fast zu ernst für eine Komödie. Die Corruption in der Volksschule! Allerdings ein Thema, an dem Aristophanes und Molière ihre Freude gehabt hätten. Der Stoff lag am Wege und man sah ihn nicht. Nun ist er dramatisiert und wird auf unseren Bühnen sehr viel Lachen und sehr viel Nachdenken erregen. Der alten Verrottung, Pedanterie, Rechthaberei, Gleichgiltigkeit, Angeberei, Ränkesucht und Schlimmeres ist entgegengesetzt ein warmer starker Mensch, ein geborener Pädagoge, ein froher Kinderfreund und unbeugsamer Charakter, der rücksichtslos nach allen Seiten mit den Schülern so verfährt, wie er's fürs Beste hält. Und es ist wohl auch das Beste. „Herr Flachsmann!" sagt der Lehrer Flemming zu dem alten Schulpedanten, „wir sind zwei unvereinbare Gegensätze. Sie wollen das Alterprobte millionenmal wiederholen, ich will Neues erproben. Das ist ja das Greuliche an unserer Schulmeisterei, dass kein Ikarusflug darin ist, kein Wagemuth, kein Sturm, kein Drang. Wer Großes leisten will, muss Unmögliches wollen. — Ihnen ist die Schule ein Handwerk, mir ist sie eine Kunst. Sie meinen, Sie könnten den rechten Unterricht ‚verfügen', Herr Flachsmann, aber mit einer Million von ‚Verfügungen' kommen Sie an das Werk eines Lehrers nicht heran. Wenn ich vor meinen fünfzig Jungen stehe, dann steigen fünfzig Seelen und fünfzig Werke vor mir auf. Wenn die fünfzig Herzen mir entgegenstreben und ich ihnen das Beste, Schönste gebe, was ich habe, dann ist jeder Dritte ein Eindringling, dann quillt mir das Gesetz meines Schaffens aus meiner Kraft! Wenn ich vor meinen fünfzig Jungen stehe, dann sind einundfünfzig Essen im Gang, in deren Feuer Zukünftiges geschmiedet wird, nicht Vergangenes." Man sieht, dass dieser Flemming keiner von der Schablone ist und nicht nach der Schablone erzieht, vielmehr nach der Anlage und Eigenart des Zöglings. Im Leben pflegen solche Schulmänner gemaßregelt zu werden und schließlich zugrunde zu gehen. Doch in unserer Komödie gibt es einen Schulrath Prell, einen strengen, gescheiten, vorurtheilslosen, hochherzigen Mann, der uns Lesern und Zuhörern das Vergnügen macht, mit dem alten Schlendrian gründlich aufzuräumen und den genialen Pädagogen in Recht und Macht zu setzen. Es wäre nicht gerade nöthig gewesen, den alten Flachsmann geradehin zu einem Betrüger und Fälscher zu machen, dadurch verliert er an allgemeiner Giltigkeit, da er ja doch für einen Typus gelten soll, und kommt dem Theaterbösewicht etwas zu sehr in die Nähe. Wie glänzend übrigens die handelnden Personen gezeichnet sind, das wird sich demnächst zeigen, wenn das Stück auf der Bühne zu uns herantritt mit den zwei in dieser Art völlig neuen Bühnengestalten eines schlechten und eines guten Schulmeisters. R.

Ein Traum.

Mir träumte, dass alle Religionen und Kirchen in einen großen Kessel zusammengeworfen wurden. Dann heizte man tüchtig unter. Die Masse löste sich auf, die Materie lagerte sich ab zu einem trüben Bodensatz, der Geist (Gottes) destillierte über ins Menschenherz. R.

Neujahr.

Neujahrsmorgen! Mag der Sturm
Eisig durch die Lande fegen,
Hoch herab von jedem Thurm
Ruft die Glocke Heil und Segen.
Mag sich über Wald und Flur
Dicht der Schnee zur Hülle weben,
Fort pulsiert in der Natur
Wie im Herzen und das Leben.
Glaube, Liebe, Hoffnung ist
Neu erwacht an diesem Tage,
Der Bedrückte selbst vergisst
Seine Bürde, seine Plage;

Denn aus jedem Munde tönt
Uns der Wunsch: „Dir sei beschieden
Alles, was das Sein verschönt,
Wohlsein, Freude, Glück und Frieden".
Und der lieben kleinen Schar
Mit der Herzchen lautem Pochen
Bringt uns als Gelöbnis dar,
Was sie uns schon oft versprochen.
In das Heim aus West und Ost,
Süd und Nord, aus fremden Reichen
Fliegt uns manche Freundschaftspost,
Manch Erinnerungs-Liebeszeichen.

Ist das Fest auch bald verrauscht
Und der Becherklang verklungen,
Hat doch Gruß um Gruß getauscht
Manches neue Band geschlungen.
Freude stets ist gute Saat
Und im menschlichen Gemüthe
Sprießt sie oft zur schönen That,
Wie das Samenkorn zur Blüte.
Fühlen wir im Feierkleid
Nicht die Herzen wärmer schlagen?
Ja, es schlummert Hass und Neid
Ein an hohen Festestagen.

Wilhelm Nord.

Bücher.

Mistral. Novellen von Emil Ertl. (Stuttgart. J. G. Cotta'sche Buchhandlung. 1901.) Den rauhen Nordwestwind, in Frankreich Mistral genannt, nimmt der Verfasser zum Symbol seines Buches. Er soll die harten Charaktere und rauhen Geschicke andeuten, die in den Novellen vorgeführt werden. Er ist rauh und doch küsst er die Blüten wach, ganz wie das Leben. Just alles lässt sich zwar nicht unter das Zeichen dieses Wetterhahns stellen; das Gedicht: „In dunkler Nacht erblüht" gehört einem anderen Winde an. Die fünf Erzählungen, so verschieden sie sein mögen, eine so weite Scale künstlerischen Könnens sie offenbaren, werden ganz gut unter dem Mistral segeln. Die erste Novellette „Mistral", so überaus fein sie durchgeführt ist, ließ mich kühl. „Ich fand kein Verhältnis zu ihr", wie die neueste Ablehnungshöflichkeit lautet. Umso lebhafter riss mich die „Stadt der Heiligen" an sich, die als genial bearbeitete Legende eine große Philosophie ausspricht. Die „Auswanderer" werfen ein blutrothes Licht in die Welt der Socialdemokratie. Dann kommt der „Handschuh", eine Erzählung, in welcher der Dichter mit liebenswürdigster Souverainetät alle ihm eigenen Vorzüge spielen lässt: Die feine

der weltberühmte Alexander v. Humboldt, der Geschichtsschreiber Ranke, Betina v. Armin, kurz die bedeutendsten Männer und Frauen der Residenz verkehrten im Hause Varnhagen. Rahel stand mit einer großen Zahl noch anderer in Briefwechsel und gerade diese ihre Briefe sind als bemerkenswerte Documente ihres Geistes zum Theile an die Öffentlichkeit gelangt. Als diese bedeutende Frau starb, hat der sie überlebende Gatte das Buch: „Rahel, Ein Buch des Andenkens für ihre Freunde. Berlin 1833" heraus- und damit auch den weitesten Kreisen von ihrer reichen und tiefen Gedenkblatt kundgegeben. Es sind später verschiedene Arbeiten über Rahel und ihren Kreis erschienen, auch Schriften, welche aphoristische Gedanken von ihr enthalten. Später aber gerieth diese merkwürdige Persönlichkeit mehr in Vergessenheit. Dem Verfasser des vorliegenden Buches gebürt die hohe Anerkennung uns ein großes übersichtliches Lebensbild von Rahel Varnhagen geschaffen zu haben; Otto Berdrow hat alle Briefstellen, welche für sie charakteristisch erscheinen und ihr scharfes Denken kennzeichnen, in diesem Buche zusammengestellt, er erzählt uns den Lebenslauf der Rahel und macht auf alle Momente desselben aufmerksam, die darin beachtenswert erscheinen, er läßt alle die großen Männer an uns vorbeiziehen, welche mit Varnhagens in Verbindung standen und namentlich dem Geiste dieser Frau huldigten, kurz er hat hier eine vortreffliche Biographie geboten, welche jedem ernsten denkenden Leser auf das wärmste empfohlen werden kann. Im Anhange sind auch Aphorismen aus Rahels Briefen und Tagebüchern beigegeben. Ihr Bildnis und die Porträts verschiedener, welche mit ihr im geistigen Verkehre standen, wie Wilhelm und Alexander v. Humboldt, Fichte, Goethe, F. v. Gentz und a. m. sind dem schön ausgestatteten Buche beigegeben.

A. Schlossar.

Stimmen des Mittags. Neue Dichtungen von Otto Ernst. (Leipzig. L. Staackmann. 1900.) Wenn vom Verfasser des Lustspiels „Die Jugend von Heute" ein neues Buch erscheint, so greift man rasch danach. In diesem Bändchen finden wir ihn als Lyriker. Abgesehen, dass es stellenweise stark „goßlert", sind es warm menschliche Empfindungen und Stimmungen, die, zumeist in freiem Stile, sich uns offenbaren. Besonders anmuthend die Kinderbilder.

M.

Fünf Märchen für große Kinder. Von Fritz Michael. (Graz. Hans Wagner.) Diese Dichtungen unterscheiden sich von vielen anderen Märchen durch frische Erfindung und classisch schöne Sprache. Der Verfasser versichert, dass es echte, rechte, erlogene Märchen sind. Dem „erlogen" möchte ich insofern widersprechen, als die darin vorkommenden „Lügen" eine tiefere Lebenswahrheit haben dürften.

M.

Moderner Gschnas und andere Wiener Skizzen. Von Ed. Pötzl. (Wien. Robert Mohr. 1901.) „Der Gschnas ist los, der Gschnas ist los und Fastnacht immer fort!" — Aber die „Moderne", die schrecklich ernst genommen werden will, wird über diese Bosheiten nicht erbaut sein. Vielleicht, dass einer oder der andere Freikunstmaler und Dichter beim Lesen des Büchleins lachen muss — die beste Lösung des Conflictes: Gegenseitiges Gelächter? — In den Wiener Skizzen begegnet uns wieder unser alter lieber Pötzl.

H.

Weltgeschichte. Von F. Seckler. In Wort und Bild dem Volke dargeboten. Reich illustriertes volksthümliches Prachtwerk mit über 320 Illustrationen, darunter 56 ganzseitige Kunstdruckbeilagen, nach Originialen von Camphausen, Werner, Richter, Kaulbach, Lenbach, Bendemann, Braun und anderen ersten Künstlern aller Zeiten und Länder. (Konstanz, Karl Hirsch. 1900.) Diese einzigartige Weltgeschichte, die vom christlichen Standpunkte in frischer, kerniger, volksthümlicher und fesselnder Sprache geschrieben ist, zeichnet sich durch gründliches Urtheil vortheilhaft aus. Die übersichtliche Gruppierung und Anordnung des reichen Inhalts gestalten die Lectüre nicht nur zu einer Quelle ernster Belehrung, sondern auch zu einem wahren Genusse. Der angedeutete prächtige Bilderschmuck besonders in lebenswahren Porträts nach den besten gleichzeitigen Aufnahmen, Gemälden oder Stichen, vorzüglichen und genauen Abbildungen historisch getreuer Darstellungen denkwürdiger Ereignisse der Geschichte sind nach Gemälden der hervorragendsten Meister aller Zeiten und Länder. Der Verfasser versteht es, durch seine packende und volksthümliche Schreibweise allen Ereignissen der Weltgeschichte eine derartige Beleuchtung zu geben, dass die Vergangenheit vor dem Geiste des Lesers wieder lebendig ersteht und der sittliche Inhalt der Geschichte lebenserweckend erfasst wird.

V.

Das jüngste Deutschland. Zwei Jahrzehnte miterlebter Literaturgeschichte. Dargestellt von Adalbert von Hanstein. Unter dem Schlagwort „Das jüngste Deutschland" hat man sich gewöhnt, die Literaturbewegung der zwei Jahrzehnte 1880 bis 1900 zusammenzufassen, einer Zeit, in der die Literatur die Gährung mit durchmachen musste, die das deutsche Volksleben und unsere Denkweise überhaupt in so vielen Beziehungen wesentlich umgestaltet hat. Indem Adalbert

Unsere deutschen Meister Bach, Beethoven, Mozart, Wagner. Von Friedrich von Hausegger (F. Bruckmann, A.-G. München.) Wie die gesammte musikalische Production und Reproduction, so steht auch die Wissenschaft, welche die Ergründung des Wesens der Tonkunst zum Gegenstande hat, heutzutage durchaus unter dem Zeichen Richard Wagners. Unter denen, die als Jünger des Bayreuther Meisters die Philosophie der Tonkunst bearbeitet haben, gebürt Friedrich von Hausegger der Zeit wie der Bedeutung nach unstreitig der erste Platz. In seinen beiden Hauptschriften „Die Musik als Ausdruck“ und „Das Jenseits des Künstlers“ ist er den von Wagner zuerst beschrittenen Weg erfolgreich weiter gegangen und hat damit die musikalische Ästhetik um ein Beträchtliches gefördert. Die Wirkung auf die breite Masse des musikalischen Publicums, die den ästhetischen Schriften des Verfassers ihres wissenschaftlichen Charakters wegen in der Hauptsache versagt bleiben musste, auszuüben, scheint nun das vorliegende hinterlassene Werk Hauseggers „Unsere deutschen Meister“ in hohem Maße berufen zu sein. Es wendet sich nicht an den beschränkten Leserkreis der Fachleute, sondern ausgesprochenermaßen an das gesammte deutsche Volk, soweit es überhaupt mit der Kunst, die seit jeher als die specifisch deutsche gegolten hat, in Fühlung steht. Die Resultate seiner ästhetischen Untersuchungen hat Hausegger hier in einer Form niedergelegt, die einzig und allein jene weittragende Wirkung auf das reale Leben der Kunst zu gewährleisten vermag, ohne die alles Ästhetisieren eine eitle Luxussache unfruchtbaren Gelehrtenthums bleibt. Und da nirgends so sehr die Wahrheit des: Exempla docent gilt als in der Populärwissenschaft, hat Hausegger überaus glücklich den im Leben und Wirken der vier großen Meister Bach, Mozart, Beethoven und Wagner culminierenden Entwicklungsgang der deutschen Tonkunst dazu benutzt, um an ihm die Wahrheit des Satzes: Musik ist in ihrem Grundwesen Ausdruck zu erweisen. Dabei ergibt sich eine enge und innige Beziehung des Wesens der Tonkunst zu dem Wesen des deutschen Geistes. Sie erscheint als die specifisch deutsche Kunst, als die eigenthümlichste Offenbarung deutschen Geistes auf dem Gebiete der Kunst. Aus dem Schlusscapitel „Was ist deutsche Kunst?“ in welchem der Verfasser die Ergebnisse der vorangehenden geschichtlichen Betrachtungen zusammenfasst, ersehen wir, wie seit Urzeiten in der Seele des Deutschen ein Streben nach Kundgebung seines innersten Eigenwesens angelegt war, das einzig und allein in der Musik vollkommene und rastlose Befriedigung finden konnte. Was der Deutsche an seiner Musik besitzt, was er mit ihr verlieren würde, wenn er jemals aufhören wollte, sie im Geiste seiner großen Meister treu zu pflegen, und wie sie mit das wichtigste Hilfsmittel ist, das dem deutschen Volke zur Erfüllung seiner welthistorischen Sendung zu Gebote steht, diese Erkenntnis dürfte schließlich der schönste Gewinn sein, den wir aus dem Studium dieses Werkes zu ziehen vermögen. V.

Rahel Varnhagen, Ein Lebens- und Zeitbild von Otto Berdrow. (Stuttgart. Grainer & Pfeiffer. 1900. 8°.) Das vorliegende stattliche Buch will die jetzige Generation mit einer Frauengestalt bekannt machen, welche zu Ende des 18. und anfang des 19. Jahrhunderts, ohne gerade selbst schöpferisch thätig zu sein, eine gar bedeutende Rolle im literarischen Leben Deutschlands gespielt hat, sie kann wie der trefflich orientierte Verfasser der schönen Arbeit im Vorworte sagt, der modernen Frau zeigen, welch ein großer, an Segen reicher Wirkungskreis dem Weibe offen stand zu einer Zeit, der eine Frauen-Emancipation im heutigen Sinne noch unbekannt war.“ In der gewaltigen Zeit, in welcher sie gelebt, hat Rahel — unter diesem kurzen Namen kennt sie jeder Literaturkundige — mit den bedeutendsten Geistern, mit Poeten und Gelehrten und großen Männern auf anderen Gebieten persönlich und schriftlich verkehrt. Im Jahre 1795 hat sie in Teplitz Goethe, den von ihr schon lange Bewunderten getroffen und dieser That später den Ausspruch über sie: „Die ist ein Mädchen von außerordentlichem Verstand, die immer denkt und voll Empfindungen — sie ist stark in jeder ihrer Empfindungen und doch liegt in jeder Äußerung — sie ist in jedem Augenblicke sich gleich, immer in einer eigenen Art bewegt und doch ruhig — kurz sie ist, was ich eine schöne Seele nennen möchte; man fühlt sich, je näher man sie kennen lernt, desto mehr angezogen und lieblich gehalten.“ Und damals war Rahel, die Tochter des Geschäftsmannes Marcus, 24 Jahre alt. 1814 vermählte sie sich mit dem bekannten Dichter, Schriftsteller und Staatsmann Karl August Varnhagen von Ense, welchem die geistvolle Frau geistig gleichwertig, ja vielleicht überlegen war. In ihrem Salon in Berlin verkehrte schon vor ihrer Vermählung Schlegel und Tieck, W. v. Humboldt und Fichte, sowie viele andere der berühmtesten Persönlichkeiten, welche daselbst hohe geistige Anregung fanden. Als nach der Zeit des Wiener Congresses, an dem Karl August Varnhagen als hohe Persönlichkeit theilgenommen hatte und nach einen mehrjährigen Aufenthalt als Ministerpräsident in Karlsruhe Varnhagen 1819 wieder als Legationsrath nach Berlin kam, bildete die geniale Frau wieder den Mittelpunkt ihres in jener Stadt neu begründeten Salons, Meister der Philosophie wie Hegel und Eduard Gans,

Unser Liederbuch. Unter diesem Titel erschien im Verlage von B. Schotts Söhne in Mainz ein prächtiges Kinderliederbuch. Es bietet die bekanntesten und beliebtesten Kinderlieder in sorgfältigster Auswahl. „Fuchs, du hast die Gans gestohlen", „Ringel reihe", „Alles neu macht der Mai", „O Tannenbaum", „Stille Nacht", „Mit dem Pfeil, dem Bogen", „Ich hatt' einen Kameraden", „Ein Männlein steht im Walde", „Schlaf' in guter Ruh'", alle diese herzigen, naiven Kinderlieder und noch viele andere findet man in der Sammlung. V.

Die beiden letzten Walzer von Johann Strauß. Abschieds-Walzer (F-dur) und Ischler-Walzer (A-dur) sind soeben im Musikverlag von Hermann Seemann Nachfolger in Leipzig für Clavier zu zwei Händen erschienen. Neben dem Ballet „Aschenbrödel" sind diese Walzer die einzigen im Nachlass des verewigten Wiener Meisters vorgefundenen Compositionen, welche ein wirklich in sich abgeschlossenes Ganze bilden. Sie gehören nach dem Ausspruch allerersten musikalischer Capacitäten zu dem Besten, was der „Walzerkönig" geschrieben hat. V.

Kalender aus der Verlagsanstalt „Leykam" für 1901. Unter der Hochflut der Kalenderliteratur stehen die Kalender der Verlagsanstalt „Leykam" wie alljährlich so auch heuer durch gediegene Ausstattung bei billigen Preisen in erster Reihe und tragen dem Bedürfnisse aller Kreise Rechnung. Davon erscheint der „Grazer Schreibkalender" schon im 117. Jahrgange und ist in der That ein Familienhausbuch mit einer reichen Auswahl von Aufsätzen zur Belehrung und Orientierung des Staatsbürgers, Geschäftsmannes und Ökonomen, sowie für Handel und Industrie. Wertvolle Erzählungen, Gedichte und Aufsätze lieferten u. a. Rosegger, Ferdinand Ebhardt, Dr. Franz Martin Mayer, Anna Werchota, Gustav Budinsky, Karl Reiterer, Hans Fraungruber u. a. Außer dem Farbendruckbilde „Der Hauptplatz in Graz zu Anfang des XIX. Jahrhunderts" enthält der Kalender noch eine Fülle von Textillustrationen. Von den beliebten Blockkalendern sind „Leykams Wochen-Notizblockkalender" mit vollständigem Kalendarium, Ziehungstagen, Coupon-, Stempel-, Post- und Telegraphentarifen zum Aufhängen und Stellen eingerichtet, und der kleinere „Tages-Blockkalender" wegen ihrer ebenso praktischen wie eleganten Ausstattung sowohl für den Salon als auch für das Bureau berechnet. „Leykams eleganter Taschenkalender" in dunkelgrünem Leinwandbande mit Goldschnitt. Das Bild der Fürstin Hohenberg ist selbem beigegeben. „Leykams Brieftaschenkalender", „Grazer Taschenkalender" gebunden, mit Schuber, die unentbehrlichen, reizend ausgestatteten „Leykams Portemonnaiekalender" mit Goldschnitt und je einer Photographie, in Metallband und Lederband. „Leykams Blattkalender", aufgezogen, zum Aufstellen auf dem Schreibtisch. „Wandkalender", aufgezogen, große und kleine Ausgabe, sind nicht minder beliebt und verbreitet. Der altehrwürdige „Neue Bauernkalender" (Mandelkalender) mit seinen naiven Tagesmarken, von Rosegger in seinem prächtigen Buche „Die Älpler in ihren Wald- und Dorfgestalten" durch eine liebenswürdige Abhandlung auch dem Interesse und der Würdigung der Städter erschlossen, findet noch heute immer seinen Weg bis in die einsamste Holzknechthütte Steiermarks und Kärntens. Er ist selbstverständlich im Wandel der Zeiten unverändert geblieben. V.

Büchereinlauf:

Die Dorfkokette. (Illustrirt.) Von Friedrich Spielhagen. (Verlag von Karl Krabbe in Stuttgart.)

Südliches Blut. Von Richard Voß. (Verlag von Karl Krabbe in Stuttgart.)

Fra Alperne. Fortällinger af Peter Rosegger. Autoriserte Oversättelse ved Axel Garde og Marius Sorensen. (Kobenhavn. V. Oskar Sotoftes Forlag. 1901.)

Der kleine Pastor. Roman von J. M. Barrie. Übersetzt von M. Barnewitz. (Berlin. Edwin Runge.)

Herzog Heinrich IV. Historischer Roman von Karl Jaenicke. (Breslau. W. Gottlieb Korn. 1901.)

Der Mönch von Sanct Blasien. Roman von Franz Rosen. (E. Pierson. Dresden.)

Durch fremde Schuld. Roman von Sophie von Keller. (Dresden. E. Pierson.)

Cornelius und Virginia. Roman von Albert Kinzler. (E. Pierson Dresden.)

Arme Narrn. Neue Wiener Geschichten von S. A. Ressel. (Dresden. E. Pierson. 1900.)

Ahasver. Von Robert Jaffé. (Berlin. Siegfried Cronbach. 1900.)

Zur linken Hand. Roman von Ursula Zöge v. Manteuffel. Zwei Bände. (Dresden. E. Pierson.)

Ein Gottesmann. Roman in zwei Bänden von Marie Bernhardt. (Dresden. E. Pierson.)

Das zweite Vaterland. Von Julius Verne. (A. Hartleben. Wien, Pest u. Leipzig.)

Fortunats Roman. Erzählung von G. v. Berlepsch. (Bielefeld. Velhagen & Klasing. 1901.)

Aus dem Verlage Otto Hendels, Halle a. d. S.:

Schlichte Geschichten aus den indischen Bergen. Von Rudyard Kipling.

Neidhardt von Reuenthal, der Roman eines Minnesängers. Von Edward Stilgebauer.

von Hanstein, ein ehemaliger Mitstreiter und Mitdichter der Jüngstdeutschen, jetzt mit der sicheren Ruhe des gereiften Mannes es unternimmt, die äußere und innere Geschichte jener zwei Jahrzehnte zu schreiben, tritt er mit einer ganz eigenartigen, vielversprechenden Art der Darstellung auf. In lebensvoller, geistreicher Form läßt er seine Leser die von den meisten ja wirklich miterlebte Zeit im Geiste nochmals erleben. Sein Buch liest sich wie eine Erzählung, die in Verbindung mit einer Menge von Leseproben und mit der Menge von Bildnissen das jüngste Deutschland und seine Größen dem Leser „menschlich nahe“ bringt. Die Ausstattung des Buches ist äußerst vornehm und sympathisch. V.

Fürst Bismarcks Briefe an seine Braut und Gattin. Herausgegeben vom Fürsten Herbert Bismarck. (Stuttgart. J. G. Cottas Verlag 1900.) Eine einfache Anzeige dieses Werkes genügt. Die Lücke der großen Bismarckliteratur ist ausgefüllt und so tief läßt kein Werk über den großen Mann ins Herz blicken, als dieses. Hochinteressante Porträts zieren das Buch. M.

Walhall, die Götterwelt der Germanen. (Martin Oldenburg, Berlin.) Während die Götter Griechenlands schon vor Jahrhunderten überall heimisch waren, besonders weil sie durch eine blühende bildende Kunst uns überliefert wurden, sind die Göttergestalten unserer Altvordern uns verhältnismäßig fremd geblieben. Wollen wir aber das Denken und Fühlen unserer Vorfahren recht kennen lernen, so müssen wir uns in ihre religiösen Vorstellungen und Dichtungen vertiefen. Der Germane besaß eine reiche und kühne Phantasie. Er wusste Göttergestalten zu erfinden, die Abbilder seiner selbst waren und doch über alles Menschliche weit hinausragten. Wohl sind Versuche gemacht worden, die Götterwelt der alten Deutschen zu beleben, aber alle scheiterten, da sich dem Schriftsteller nicht ein Künstler zugesellte, um so die schwankenden, phantastischen Gestalten uns näher zu rücken und verständlicher zu machen. Diesem Mangel scheint jetzt abgeholfen. Professor E. Doepler d. J., der mit der germanischen Gewandung und den Resten germanischer Baukunst wohl vertraut ist und sich in die Quellen der Götterlehre liebevoll vertieft hat, hat in 50 Originalgemälden, die die Textseiten unseres Buches zieren, mit vollendeter Meisterschaft die eigenartigen Figuren der alten Götter in den Rahmen der Kunst gebannt. Jeder deutsche Vater, der bei seinen Kindern die Vorstellung der Götter unserer Altvordern und damit einen Hauptheil ihrer Gedankenwelt beleben will, wird in diesem Buche das beste Mittel hierzu finden. V.

Rother Mohn und andere Erzählungen in Versen von Paula Gräfin Coudenhove. (Paderborn. Ferd. Schöningh). Warmherzige Dichtungen, empfehlenswert. M.

Die Halben. Ein Roman aus unserer Zeit von Jeannot Emil Freiherrn von Grotthuß. (Stuttgart. Greiner & Pfeiffer 1900). Ein empfehlenswerter Roman, dessen Charakterisierung wir uns auf eine ruhigere Zeit vorbehalten, damit dem Buche sein Recht werde. M.

Hauffs Werke. Textabdruck der illustrierten Prachtausgabe, herausgegeben von Dr. Cäsar Flaischlen. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.) Nur eine kurze Lebensbahn war Wilhelm Hauff beschieden, dem liebenswürdigen Dichter, der mit einigen seiner Lieder sich in das Herz unseres Volkes geschrieben hat, dessen Erzählungen auch auf das heutige Geschlecht den Reiz einer echten, frischen, ursprünglichen Poesie ausüben. Nicht einmal das volle Mannesalter erreichte er, und seiner glücklichen Veranlagung wären gewiss noch viele köstliche Blüten zu danken gewesen, aber auch dasjenige, was Wilhelm Hauff in dem Raum weniger Jahre geschaffen hat, sichert ihm einen dauernden Platz im Bücherschatze des deutschen Hauses. Ein fesselnder Erzähler, ein gemüthvoller Lyriker ist er uns noch heute, und die Feinschmecker erfreuen sich an seinen Satiren. An den berühmten Roman „Lichtenstein“, in dem sich ein so fesselndes Stück württembergischer Geschichte wiederspiegelt, schließen sich die Novellen und Märchen, die weinfröhlichen „Phantasien im Bremer Rathskeller“ und die geistvollen satirischen Schriften. Die besten der Skizzen und die volksthümlich gewordenen Gedichte machen den Beschluss des starken Bandes. V.

Heinrich Seidels erzählende Schriften. Erscheinen vollständig in 53 Lieferungen. (Stuttgart. J. G. Cotta'sche Buchhandlung.) Von Heinrich Seidels „Erzählenden Schriften“ liegen nun die Lieferungen bis 46 vor. Den Erzählungen von Leberecht Hühnchen, den „Vorstadtgeschichten“ und den „Heimatgeschichten“ folgt damit die vierte Gruppe, die uns, unter dem Titel „Phantasiestücke“ zusammengefaßt, eine neue, ganz besonders liebenswürdige Seite des vielseitigen Dichters zeigt.

Schiller und die deutsche Gegenwart. Von Karl Weitbrecht. (Stuttgart. Adolf Bonz & Comp.)

Schillers Frauengestalten. Von Julius Burggraf. (Stuttgart. Verlag von Karl Krabbe.)

Goethe. Von Dr. S. M. Prem. (Leipzig. Eduard Wartigs Verlag. Ernst Hoppe.)

Goethes Frauengestalten. Von Lewes. (Stuttgart. Verlag von Karl Krabbe.)

Goethes „Faust“. Erster u. zweiter Theil. (Stuttgart. Verlag von Karl Krabbe.)

Offenbarungen des Wachholderbaumes. Von Bruno Wille. (Leipzig. Verlegt bei Eugen Diederichs.)

Der Himmel auf Erden. Von Salzmann Chr. Gotth.) (München. Ph. L. Jung.)

Merksteine auf dem Wege des Lebens. Vorträge auf dem Gebiete der Lebensphilosophie. Von Jung L. (München. Ph. L. Jung.)

Zur Harmonie des Lebens. (München. Ph. L. Jung.)

Bausteine zu den Evangelien des Kirchenjahres. II. Hälfte. Von F. Kliche. (Kassel. Ernst Röttger.)

Christus oder **der mittlere Weg.** Heiliges Drama von Professor Lucian Pusch. (Leipzig. Wilhelm Besser.)

Vom Tabor bis Golgatha. Zum Verständnisse der Leidensgeschichte Jesu Christi. Von K. Wagner-Groben. 6. Auflage. (Basel. Missionshandlung.)

Grundsatz der altkatholischen Glaubens- und Sittenlehre. Von Wilhelm Schirmer, Pfarrer in Constanz. (Constanz.)

Geschichte des Christenthums in seinem Gang durch die Jahrhunderte. Von Friedrich Oehninger. (Verlag von Karl Chirsch. Emmishofen—Constanz. New-York.)

John Ruskin: Sesam und Lilien. Aus dem Englischen von Hedwig Jahn. (Leipzig. Eugen Diederichs..)

Die Sprüche des guten Meisters. Von Bruno Eelbo. (Leipzig. C. F. Amelang.)

Das Werden der Welt. Als Entwicklung von Kraft und Stoff. Von J. Hörhager. (Leipzig. Ernst Günther. 1901.)

Der kommende Mensch. Neue Ausblicke auf die Zukunft des Menschen. Von K. Haberkalt (Leipzig. E. Günther. 1901,)

Liebesleben in der Natur. Von W. Bösche. (Leipzig. Eugen Diederichs.)

Monographien zur deutschen Culturgeschichte. Alterthümliche Ausgabe. 5. u. 6. Bd. Von Georg Steinhausen. (Leipzig. Eug. Diederichs.)

Lösung der Jahrhundertfrage mit dem Zirkel. Von einem Deutschen. (Dresden. Gerhard Kühtmann.)

Wie das Volk denkt. Allerlei Anschauungen über Gesundheit und Kranksein. Vom Standpunkte des Arztes beleuchtet von Dr. Robert Rumpe. (Braunschweig. Friedrich Vieweg & Sohn. 1900.)

Der Kinderspitals-Process (Affaire Paul Kellbogen). (Wien. Paul Kellbogen. 1900.)

Unter roth-weißem Banner. Aufsätze verschiedenen Inhaltes von Wilhelm Ritter von Piwonka. (Wien. Commissionsverlag von Heinrich Kirsch. I. Singerstraße 3.)

Katechismus des guten Tones und der feinen Sitte. Von Constanze v. Franken. (Leipzig. Max Hesse.)

Lexikon zur Schiller-Literatur. Biographisches Nachschlagebuch über diejenigen Personen, mit welchen Schiller vorzugsweise verkehrt oder über welche derselbe in seinen Schriften ein Urtheil gefällt hat, und über die Schriftsteller, welche „über ihn“ geschrieben haben. Von Emil von Großheim. (Quakenbrück. Edm. Eckhart. 1900.)

Die Pflege des Kindes im ersten Lebensjahre. Von Dr. med. Marie Heim-Vögtlin. (Leipzig. Raimund Gerhard.)

Volksthümliches Handbuch des österreichischen Rechtes. Von Dr. J. Ingwer und Dr. J. Rosner. (Wiener Volksbuchhandlung.)

Festschrift zum 50. Geburtstage des ostmärkischen Dichters Anton August Staff. Herausgegeben vom literarischen Verein „Scheffelbund“, geleitet von Oskar Pach. (Wien und Heidelberg. Verlag des „Scheffelbund“. 1900.)

„Hinaus aufs Land!“ Monatschrift zur Förderung ländlicher Siedlungsthätigkeit. („Eden“, Oranienburg bei Berlin.)

Jahresbericht des Deutschen Volksgesangvereines in Wien über das zehnte Vereinsjahr vom 1. Jänner bis zum 31. December 1899. Im Auftrage der Vereinsleitung zusammengestellt von Karl Kronfuß. (Wien 1900. Verlag des Deutschen Volksgesangvereines.)

Thierschutz in Schule und Gemeinde. Die entsittlichende Wirkung der Thierquälerei, ihr schädlicher Einfluss auf das Zusammenleben der Menschen und ihre Bekämpfung durch die Schule im Anschlusse an den bestehenden Lehrplan, sowie durch Einwirkung des Lehrers auch auf die Erwachsenen in der Gemeinde. Von Philipp Klenk. (Verlag Deutscher Lehrer-Thierschutzverein.)

Universitätsreform! Einheitlicher Aufbau des gesammten Staats- und Gesellschaftslebens auf der Naturerkenntnis der Gegenwart. Von Professor Lehmann-Hohenberg. (Kiel. Lipsius & Tischer. 1900.)

Festschrift zur Feier des 25jährigen Bestehens der Section Hamburg des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins. 1875—1900.

Plautus Zwillinge. Lustspiel. Neu übersetzt von Dr. Gustav Schmilinsky.

Marjorie Daw. Von Thomas Bailey Alárich.

Die Abenteurer Tom Sawyers. Von Mark Twain.

Heinrich Seidels erzählende Schriften. (Stuttgart. Cotta'sche Buchhandlung Nachf.)

Ein bekannter Herr. Humoristische Geschichten von Anton Tschechoff. Übersetzt von Wladimir Czumikow. (Leipzig. Eugen Diederichs. 1901.)

Snurrig Lüd. Snaksche Snurren ut Stadt un Land. In Rimels von Paul Warnke. (Leipzig. R. Voigtländer.)

Thüringer Dorfgeschichten. Von R. Braune. (Altenburg, S. A. Stefan Geibel.)

Das Erdbeben in Winderby und anderes. Sechs Novellen von Sophus Bauditz. (Leipzig. Gebrüder Reinecke. 1900.)

„Und manche liebe Schatten steigen auf.“ Gedenkblätter an berühmte Musiker von Karl Reinecke. (Leipzig. Gebrüder Reinecke. 1900.)

Was ist Wahrheit? — Ein Zusammenbruch. Novellen von Emil Kullberg. (E. Pierson. Dresden.)

Der geheimnisvolle Mönch. Eine Erzählung aus der Zeit der drei Gottesplagen in Steiermark. A. Groner. (Ulrich Mosers Buchhandlung, Graz.)

Schnurpfeifereien. Ein Strauß gemüthlicher Prosascherze von Emil Fallner. (Arau. H. R. Sauerländer & Co. 1900.)

Honsjörgls - Geschichten. Von Josef Schmidt. (Selbstverlag in Morchenstern i. B.)

Wiesbadener Volksbücher. Nr. 1: Riehl, W. H., „Der Stadtpfeifer.“ Nr. 2: Hansjakob, H., „Valentin der Nagler.“ Nr. 3: Rosegger, P., „Das zugrunde gegangene Dorf.“ Nr. 4: Dickens (Boz), „Der Weihnachtsabend.“ Nr. 5: Stifter, Ad., „Der Waldsteig.“

Erlauschtes und Erlebtes. Wiener Geschichten und anderes von Hans Schönfeld. Dresden. E. Pierson. 1900.)

Aus dem Tagebuch einer Frau. Roman von M. Immisch. (Dresden. E. Pierson. 1900.)

Vater und Sohn auf der Weltreise. 1874—1875. Erste wissenschaftliche Expedition des Deutschen Reiches. Von Hermann Krone. (Halle a. d. S. Verlag Otto Haidel.)

Die irdische Gerechtigkeit. Schauspiel in vier Aufzügen von Friedrich Haas. (Zürich. Caesar Schmidt. 1901.)

Eine beschränkte Frau. Tragikomödie an einem Tage und in drei Acten von Julius Baer. (E. Piersons Verlag. Dresden.)

Einer für alle. Eine Tragödie in fünf Acten. Von Friedrich Jukmeyer. (München. Stangmeyrs Verlagshandl. 1901.)

Minna. Dramatische Skizze in einem Act von Ferdinand Glunz. (Breslau. R. Dülfer. 1900.)

Weihnachten. Ein dramatisches Festspiel von F. v. Schweinitz. (Breslau. Evangelische Buchhandlung.)

Japanische Dramen, Terakoya und Asago. Von Prof. Dr. R. Florenz. (Amelangs Verlag. Leipzig.)

Buch der Lieder. Von Heinrich Heine. (Stuttgart. Karl Krabbe.)

Gedichte. Von Emil Hügli. (Zürich. Caesar Schmidt. 1901.)

Fahle Blätter. Von Justinus Menura. (E. Pierson. Dresden.)

Dunkelflammen. Neue Gedichte von Eugen Stangen. (Zürich. Caesar Schmidt. 1901.)

Aus Vorhof und Heiligthum. Von Wilhelm Wilms. (Offenbach a. M. E. Kaufholz & Co.)

Neues Leben. Dichtungen von Karl Henckell. (Zürich und Leipzig. Verlag von Karl Henckell.)

Gedenkblätter. Dichtungen von Konrad Gustav Steller. Dresden. E. Pierson.)

Drei Weihnachtslieder. Von Karl Attenkofer. (Leipzig u. Zürich. Gebrüder Fug & Comp.)

Weihnachtslied. Von Peter Cornelius, componiert von Hermann Zumpf. (Leipzig u. Zürich. Gebrüder Fug & Comp.)

Vier Lieder für eine Singstimme. Von Paul Kiengel. (Leipzig u. Zürich. Gebrüder Fug & Comp.)

Sieben Weihnachtslieder. Nach älteren Texten componiert von Hans Löw. (Leipzig u. Zürich. Gebrüder Fug & Comp.)

Zehn zweistimmige Lieder. Bearbeitet von Moriz Vogel. (Leipzig u. Zürich. Gebrüder Fug & Comp.)

Myrthen und Rosen. Achtzig der schönsten Lieder, Arien und Duette von Moriz Vogel. (Leipzig u. Zürich. Gebrüder Fug & Comp.)

Sanderson-Album. Lieder aus dem Repertoire Lilian Sanderson. (Leipzig u. Zürich. Gebrüder Fug & Comp.)

Fräulein Johanna. — Auf der Alm. (Illustriert.) Von Paul Heyse. (Stuttgart. Karl Krabbe.)

Grabschriften, Marterl-, Bildstöckl- und Todtenbrett-Verse, Haus-Inschriften. Gesammelt, geordnet, sowie mit einleitender Abhandlung versehen von Anton Dreselly. Zweite starkvermehrte Auflage. (Salzburg Ant. Pustet.)

Maria von Ebner-Eschenbach. Biographische Blätter von Anton Bettelheim. (Berlin. Gebrüder Paetel. 1900.)

Schillers Leben und Werke. Von Emil Palleske. (Stuttgart. Verlag von Karl Krabbe.)

Heimgarten

5. Heft. Februar 1901. 25. Jahrg.

Weltgift.

Ein Roman von **Peter Rosegger.**

(2. Fortsetzung.)

Finkenstein habe ich gekauft.

Nun ist der Wirkungskreis gegeben und, wie ich glaube, ein wichtiger. Die Blätter bringen bereits eine Anzeige, dass für Gut Finkenstein ein Verwalter gesucht wird. Mit meinem Namen will ich zurückhalten, die Welt soll nicht witzeln, dass Herr Sebald Hausler ein Musterbauer geworden ist. Das wird aber keine besondere Kunst sein, wenn man die Bücher hat. Eine ganze Serie landwirtschaftlicher Werke habe ich mir bestellt. Die Leute hier können ja nicht wirtschaften. Alles verrottet, und wie der Urgroßvater, treibt's der Enkel. Als ob seit hundert Jahren die Zeit stehen geblieben wäre. Ich will ihnen einmal etwas vorwirtschaften. Das kann eine Mission werden und den Wohlstand der ganzen Gegend bedeuten. Vor allem will ich die Scholle chemisch untersuchen lassen, damit man weiß, was wachsen kann. Ich denke, es wird bei diesem Klima auf Viehzucht hinauskommen, damit ist noch eine Concurrenz möglich. Dann intelligente und fleißige Dienstboten. In Gug womöglich eine wirtschaftliche Sonntagsschule, in welcher besonders auch die Vortheile des Landlebens gegenüber der Fabrikexistenz betont werden sollen. Man muss sich seine Leute erziehen. Welch herrliche Aufgabe ist mir geworden! Nun bin ich mit allem ausgesöhnt, was mich bisher

Postkarten des „Heimgarten“.

* Da las ich vor Kurzem in einem liberalen Blatte, dass die neue Zeit der Industrie und des Fortschrittes dem Bauernstande so viel Glück gebracht habe. Man müsse nur einmal denken, wie armselig und unfrei der Bauer früher gelebt hätte und jetzt habe er seinen Sparherd, seine Petroleumlampe, seinen Kaffee, seine landwirtschaftlichen Maschinen, seine seidenen Cravatten, seine Freiheit u. s. w. — Ich bin blamiert. Denn ich habe allzuoft und laut gesagt, dass es mit dem Bauernstande abwärts gehe, dass der Bauer keine Ehre und keine Freude mehr daran finde, Bauer zu sein, dass er schollenflüchtig werde, dass er womöglich in die Fabrik gehe, um als — Socialdemokrat sich an jener Cultur zu rächen, die ihn — so glücklich gemacht hat. — Denn zum Sparherd will der Mensch auch das Sofa haben, zum Kaffee den Braten, zu der seidenen Cravatte den ganzen Stadtherrnanzug, und wenn er seine Freiheit hat, so will er eben so frei sein, sich seine Existenz zu verbessern. Der Bauernstand geht dabei zugrunde. Vielleicht ist es kein Unglück. Ein Unsinn aber ist es, wenn man behauptet, Industrie und Fortschritt hätten dem Bauernstande so viel Gutes gebracht. R.

* Ein abscheuliches Verbrechen hat nach dem Wiener „Vaterland“ Vogl-Wichners Volkskalender begangen. Dieser Kalender, der bisher ein gutes Renommee besaß, vergaß sich so weit, eine Erzählung Roseggers abzudrucken. Und was für eine! Der Inhalt ist nicht wiederzugeben. Wer sich von der Verworfenheit dieses Schriftstellers einen richtigen Begriff machen will, den verweisen wir auf den „Heimgarten“, XXIII. Jahrgang, Seite 561. Dort ist die Erzählung abgedruckt. Sie führt den Titel: „Die Familie Nagerl auf der Bergpartie.“ Das ultramontane „Vaterland“ warnt eindringlichst vor diesem Schriftsteller und fordert die gesinnungsverwandten Blätter auf, ihn zu boycottieren. Dieses wackere Vorgehen trägt auch bereits Früchte. Der Verlag des betreffenden Kalenders hat, wie wir hören, sofort eine neue, größere Auflage veranstaltet.

P. Bl., Wien. Unter dem „Monumentalen“ in der Kunst habe ich immer verstanden, dass ein Denkmal, ein Bauwerk u. s. w. nebst dem Künstlerischen den Eindruck des Bleibenden, Unzerstörbaren mache. Die secessionistische Schrift kann deshalb nicht monumental sein, weil sie eine Modeschrift ist, die nur kurze Zeit vorhalten wird, während die Inschrift auf Denkmälern aus Buchstaben bestehen soll, die beständig und allgemein sind, z. B. den lateinischen. Die Secessionistenschrift, die mit der Freikunst heute nur das Willkürliche gemein hat, sonst mit ihr in keinem geistigen oder künstlerischen Zusammenhange steht, entwickelte sich nicht, sondern wurde eines Tages gemacht. Deshalb wird sie eines Tages wieder von der Bildfläche verschwunden sein. R.

W. A., Graz. Erinnern Sie sich, Gnädigste, daran, was Ruskin über die moderne Erziehung sagt: Sie gebe den Leuten die Fähigkeit, über jeden wichtigen Gegenstand — falsch zu denken.

Fidelis. Aber das Buch war doch nicht zum Kaufe geboten, es sollte eine bescheidene Spende sein. — Ein paar Incorrectheiten werden bei neuen Auflagen berichtigt. Ihre Zuschriften freuen mich, obschon ich sie nicht immer zu beantworten vermag. Dass ich den ganzen Clerus für die mir zugefügten Ungerechtigkeiten seiner Presse verantwortlich machte, fällt mir gar nicht ein. R.

J. P. Der „Hagenstab“ befindet sich im Buche „Der Waldvogel“. „Das ewige Licht“ ist ein Band für sich, beide bei Staackmann in Leipzig. — „Zionisten“ nennt man jene Juden, die sich zur Aufgabe gestellt haben, in Palästina, ihrer alten Heimat, einen Judenstaat zu gründen.

* In dem neuen Buche: „Mein Himmelreich“ ist ein verwirrender Fehler zum Vorschein gekommen. Auf Seite 35, Zeile 8—9 von unten, heißt es „das Bild der unbefleckten Empfängnis“, soll aber richtig heißen: das Bild der „Verkündigung“. — Vom eilften Tausend ab wird im Buche dieser Fehler berichtigt sein.

* Viel ist im Laufe des letzten Jahrzehents bei uns geleistet worden an politischer Niedertracht. Doch die abscheulichen Mittel der letzten Wahlkämpfe stellen alles in Schatten. Ich kann mir keine verderblichere, entsittlichendere Schule denken, als eine solche Wahlperiode, wenn die Parteien einmal in so hohem Grade erregt sind. Sie wirkt furchtbar verheerend auf die Volksseele. R.

(Geschlossen am 15. December 1900.)

Für die Redaction verantwortlich: P. Rosegger. — Druckerei „Leykam“ in Graz.

Herr selbst mit ihm abmacht. Wir sind in solchen Dingen nicht sehr praktisch.“

Die guten Frauen! Das hätten sie wirklich nicht zu versichern gebraucht. Ich wies Herrn Frommberg an meinen hartgesottenen Doctor Kerbholz, um zu seiner Sache, aber auch nur zu dieser zu gelangen.

Die Matronen staken kopfüber in Sorgen. Sie hatten sich entschlossen, das Schloss sofort zu räumen und in die Residenz zu übersiedeln. Sie hielten die großartigsten Berathungen über Packung, Transport und Reise, schließlich stellte es sich heraus, dass sie nichts weiter mitzunehmen hatten, als einen großen Kleiderkoffer, zwei Hutschachteln, eine lange Kiste mit alten Waffen und heraldischen Emblemen und ein Eisenkästlein mit Documenten. Das sollte auf das sorgfältigste befördert werden, und für ihre persönliche Reise stand mein Wagen zur Verfügung. Ich machte mir noch den Spaß zu sagen: In Ermanglung eines Kutschers wird der Stallmeister fahren.

Mit wärmsten Dankesbezeigungen nahmen sie es an, doch an diesem Morgen, als es zum Abschiednehmen kam von ihrem alten Schlosse Finkenstein, da konnte sich ein Stein erweichen. Anfangs, als die Pferde schon angespannt waren, huschten die schwarzen, gebückten Gestalten, ihre Schleier über das Gesicht herabgelassen, noch so in den Gängen herum, huschten auch in den großen Festsaal, in demselben von einer Ecke zur anderen, die eine gluckste ein wenig, die andere fuhr mit der schwarz behandschuhten Hand an der Wand und den Ahnenbildern herum, als ob sie das Kreuzzeichen darüber machen wollten, dann hasteten sie noch einmal in ihr Wohnzimmer, wo vom Packen Papier und Sägespäne herumlagen, sanken dort halb ohnmächtig an die Wand hin und brachen in ein lautes Jammern und Klagen aus. Da bin ich hineingegangen: „Aber meine verehrten Damen! Das ist ja begreiflich. Doch wer hindert Sie denn, hier zu bleiben? Es wird mir ein großes Vergnügen sein, die Damen als meine lieben Gäste zu wissen, so lang es gefällig ist. Sie sehen ja, wie viel Raum zur Verfügung steht in diesem Hause. Diese Zimmer würden ganz und gar unbenützt bleiben. Ich habe meine Gemächer gegen die Wirtschaftsgebäude hin gewählt. Diese Zimmer sind sonnig und trocken, Sie sind in denselben heimisch geworden, wie Sie es in einer anderen Wohnung so leicht nicht wieder werden. Ich bin in den weitläufigen Gebäuden fast allein, und wenn Sie manchmal ein Plauderstündchen nicht verschmähen wollen mit einem beschäftigten Landwirt —. Kurz, ich bitte Sie sehr, meine Damen, ohne alle Umstände auf Finkenstein weiterzuleben, wie Sie es gewohnt worden sind.“

Es kam mir wirklich vom Herzen. Es ist erstaunlich, wie „die Stille der ländlichen Flur“ den Adel der Gesinnung fördert! — Die alten Frauen, die einst glänzende Tage gesehen — so arm und heim-

gedrückt hat, und ein klares Zielbewusstsein ist der erste Schritt zum Erfolg. Sie, die heute lachen, weil ich „davongelaufen“ sei, werden mir noch einmal ein Denkmal setzen und mich als den Regenerator der Landwirtschaft preisen. Bei meiner freudigen Zuversicht soll mir aber nicht der Idealismus mit der ruhigen Bedachtsamkeit durchgehen, durchaus nicht. Im Grunde bin ich doch ein Hausler.

Wie gewohnt, so will ich nun auch in und über Finkenstein ein bisschen Tagebuch führen. Sollte es lückenhaft werden, so ist's besser, das Tagebuch ist es, als das Hausdach. Darum arbeiten auf den Wirtschaftsgebäuden bereits die Dachdecker.

Vor zwei Tagen sind wir eingezogen. Als wir mit den Pferden in den Hof gefahren waren und der Schackerl sich nothdürftig einen Stall zurecht gerichtet und durch den Franzwirt in Gug Futter verschafft hatte, kam er mir mit einer Bitte. Sehr tief und demüthig schlug er die Augen dabei zu Boden, ich erwartete nichts Geringeres als das Bekenntnis einer Verliebung, Verlobung oder dergleichen Menschliches. Der Schackerl bat sehr unterthänig, ob er sich auf Finkenstein nicht Stallknecht nennen lassen dürfte. Er wolle was Festständiges sein und seinen ganz bestimmten Beruf haben. Also Ehrgeiz. Gut. Soll ausgenützt werden.

„Sie, Alter! Hausmann! Weisen Sie dem Stallmeister hier eine Wohnstube an. Lassen Sie sie ihm selbst nach Belieben einrichten.“

Nun sah ich zu meiner nicht geringen Überraschung, dass solche Standeserhöhung ein wahres Mittel zum Wachsthum ist. Dieser kleine dicke Schackerl, den Chef Hausler nicht auf den Kutschbock lassen wollte, weil er keine Figur gab, er gieng jetzt ganz augenscheinlich in die Höhe und der Stallmeister war gut um einen halben Kopf größer, als es der Tschapperl gewesen, das arme Findelkind.

Gestern war ein sehr artiger Herr bei mir. Er kam vom Dorfe zu Fuß über die Felder her, mit einem Knotenstock, an dem ein ledernes Schlinglein hieng. Das Beinkleid in die Stiefel gesteckt, damit es nicht nass würde im Grase. Er stellte sich als Leo Frommberg vor und er habe gehört, ich hätte das Gut Finkenstein gekauft. Ob ich es bar auszuzahlen gedächte oder Hypothek machen wolle. Er sei der Hauptgläubiger und es würde ihm zur größten Ehre gereichen, dem neuen Herrn von Finkenstein dienen zu dürfen.

Alle Achtung! Kaum hatte ich meinen Jungen befördert, war ich auch selbst in den Adelsstand erhoben. Und im Grunde, bin ich's nicht? Bin ich nicht Herr von Finkenstein?

Die alten Gräfinnen ließ ich zu mir bitten, und ob sie damit einverstanden wären, dass ich mit dem Herrn Gläubiger selbst verhandelte?

„Der Herr Frommberg! Aber mein Gott, natürlich. Sind dem Herrn ja recht viel Dank schuldig, aber uns ist's lieber, wenn der

gewohnt, wie Gäste behandelt zu werden, und besondere Zuvorkommenheit würde nur ihre weiteren Ansprüche steigern.

Ein Kunstgärtner mit Gehilfen arbeitet im Garten und kann gar nicht genug wunders sagen, was sich da alles machen ließe. Ein halb Dutzend Arbeiter säubert den Wildpark von Bruchholz. Ein anderes halb Dutzend erntet die Feldfrucht ein, die armselig genug steht. Das soll im nächsten Jahre anders sein! Und ein drittes halb Dutzend mauert, hobelt und hämmert in den Gebäuden umher. Ich lasse mir hofseitig eine Kanzlei und doch nach vorne heraus den ganzen ersten Stock herrichten. Wenn schon, denn schon, es soll nicht lumpig hergehen auf Finkenstein.

Der Verwalter Frank hat es auch verstanden, mich in kurzer Zeit mit Küche und Keller zu versorgen, und sein Geschmack ist ganz vorzüglich. Nebenbei ist er bei Tisch ein guter Gesellschafter. So dienstbereit er dem Herrn ist, so schneidig weiß er bei den Leuten dreinzugehen, wenn es noth thut. Sind sie fleißig, so ist er freundlich. Zum Beispiel, da machten sie Spätheu, die Männer lüpften ihre Hütte, als wir herankamen, die Weiber gaben sich umso emsiger der Arbeit hin.

„Nun, Leni, ist das Heu trocken?“ redete der Verwalter eine an.

„Jo—o—o!“ antwortete sie gedehnt, und schob mit dem Rechen, dessen Stiel sie sich an den Bauch stemmte, eine Flotze Heu voran.

„Ein fester Brocken das!“ sprach er dann zu mir. Dabei schupfte er eine Aster hin und her, die er am Stengel zwischen den Zähnen hielt. Nun habe ich erst hingeblickt. Eine stattliche Person in kurzem, schwarzem Kittel und scharlachrother Jacke. Der volle Busen hieng nicht herab wie bei anderen. Glühende Rundwangen und aufgekraustes, röthliches Haar.

„Ein starkes Weibsbild“, sagte ich, um etwas zu sagen.

„Gehört, glaube ich, dem Schwarzen dort, der keine Schuhe an den Füßen hat.“

„Verheiratet?“

„Es scheint.“

Der Verwalter hat auch noch Pferde angeschafft, weil bei den Renovierungen viel Fuhrwerk nöthig ist. So musste für den nächsten Winter Heu und Hafer gekauft werden. —

Endlich ist der Schackerl wieder zurückgekommen mit Ross und Wagen. Er war abgebräunt, und ich fragte ihn, ob er unterwegs etwa wieder avanciert wäre, weil er mir neuerdings gewachsen vorkam.

„Auch Trinkgeld macht groß“, antwortete er. Denn die Gräfinnen hatten ihm einen Ducaten geschenkt, weil er gut gefahren wäre. So habe er den Pferden unterwegs in Wein getauchtes Schwarzbrot gefüttert. Die alten Frauen wären im großen Wagen zusammengehockt wie zwei

los geworden! Sie aber schüttelten den Kopf, das könnten sie nicht annehmen, und weinten und weinten. Sie sollen sich aber nicht gedemüthigt fühlen, dachte ich und versuchte eine andere Art.

„Und damit Sie durchaus ungeniert sind, Gräfinnen, so treffen wir ein Abkommen. Es wird Ihnen ja überhaupt nichts anderes übrig bleiben, als mit einem Geschäftsmann zu verhandeln. Versuchen Sie es mit mir. Ich vermiete Ihnen die Wohnung auf Jahr und Tag. Sie bewegen sich frei auf Finkenstein, wie bisher und ich wie meine Leute sollen Ihren Wünschen zu Diensten sein.“

Sie pressten immer ihre weißen Sacktücher an den Mund, wimmerten und schüttelten den Kopf: Sie könnten nicht und könnten nicht.

Auf dem Schlosse ihrer Ahnen als Mietlinge zu wohnen, dagegen empört sich der Adelsstolz. Ich drang nicht mehr weiter in sie. Schwerfällig, unsicher stiegen sie endlich die Treppe herab und wankten zum Wagen. Noch nach meiner dargebotenen Hand hasteten sie und stöhnten Dankesworte. Zum Schlosse aber blickten sie nicht mehr auf. Der Schackerl schlängelte den Leitriemen, voran gieng's. Eine Weile habe ich dem Wagen nachgeschaut, über dessen Rücklehne die zwei schwarzen Köpfchen der Frauen ein wenig hervorstanden und auf dessen Bock der Federhut des Jungen florierte.

Ich war allein auf Finkenstein.

Der Verwalter ist angekommen. Ein untersetzter Mann mit rothem Gesicht, das viele blutunterlaufene Striemchen zeigt und einen rothen, kurzgeschnittenen Vollbart trägt. Auf der scharfgebogenen Nase funkelnde Brillen, denn man könne — meint er — in einer großen Wirtschaft nicht scharf genug dreinsehen. Er hat glänzende Zeugnisse, die seine Verlässlichkeit rühmen. Nur das Zeugnis seines letzten Dienstes fehlt noch, weil es ein Zerwürfnis mit dem Herrn gab. Der Herr hat den Vertrag nicht eingehalten, so hat der Verwalter den Dienst aufgesagt und auch sofort verlassen. Er thue das Seine und lasse sich keine tauben Nüsse bieten! Der Mann gefällt mir. Ist auch sehr zuvorkommend und aufmerksam und kann sich nicht genug wundern über die praktischen Kenntnisse und den wirtschaftlichen Weitblick eines bisher ganz anderen Fächern lebenden Gentlemans.

Herr Frank hat bereits eine größere Anzahl Dienstboten aufgenommen. Lieber höheren Lohn zahlen, als faules, unverlässliches Gesinde haben — bin ganz damit einverstanden. Man muss die Leute natürlich auch besser halten, als die Bauern in der Umgebung es thun; ich wäre dafür, dass sie täglich ihr frisches Fleisch und ihren Wein bekommen, das billigt nun aber der Verwalter nicht; sie seien nicht

auf die Tafel. Der Franzwirt ist auch so einer, so viel du willst, borgt er, derweil steht man schon auf dem Brett und lasst einen Jahr und Tag draussstehen, wenn er auch sein' Sach' längst wieder hat. Der Stallmeister auf Finkenstein bist? So, so. Ein junger Stallmeister. Wenn du so gut bist — ein paar Fetzerln — bis auf die nächst Wochen!" — Possierlich hat es der Junge vorgebracht. Und wie er ihm den Ducaten geborgt habe. „Du verschwefelter Kerl!" soll der Bauer in seiner Überraschung ausgerufen haben, als er das pure Gold auf der Hand liegen sah.

„Hast eine Schrift darüber?" fragte ich den Jungen. „Du hast dir nichts geben lassen? Wenn man Geld ausborgt —"

„Ich borg' keins aus", antwortete er. „Ich mag mich nit sorgen um das Zurückbekommen. Da schenk' ich's lieber gleich."

Das ist dumm von dem Jungen. Aber weise von ihm. Den Ducaten will ich ihm gelegentlich verdoppeln. — Kaum nun der Schackerl wieder zu Hause war, gab's Beschwerden. Der Verwalter hatte die neugekauften Pferde in den Stall der Braunen gestellt, das wollte sich der Stallmeister nicht gefallen lassen.

„Der Stallmeister bin ich!" sagte dieser.

„Der Verwalter bin ich!" sagte der andere.

„Und der Herr bin ich!" war meine Entscheidung. Dann aber setzte ich diplomatisch bei: „Der Herr Verwalter hat vollkommen recht, denn dieser Stall passt seiner Lage wegen besser für die Wirtschaftspferde. Wenn es jedoch der Stallmeister nicht für gut findet — ich will ihm nicht dreinreden. Ich will keinem in sein Fach dreinreden. Nun, so soll es, denke ich, beim Alten bleiben." Und der Junge hatte wieder seinen Stall.

Als der Schackerl am selben Tage für seine Pferde frisches Heu holen wollte vom Übergeschoss, fiel ihm der Verwalter in den Arm: „Junger Mann, das Heu, das ist mein Fach!"

Nun schien es für mich schwer, Richter zu sein. Da war's der Junge. Er bat um Geld, dass er für die Pferde Heu kaufen könne. Ich gab's und klopfte dem Verwalter auf die Achseln: „Haben Sie die Güte, Herr Frank, dem Stallmeister für meine Pferde Heu zu verkaufen. Das Geld führen Sie dann gefälligst an die Wirtschaftscasse ab."

In diesem Reiche, das ist mir schon klar geworden, herrscht man nicht mit Gewalt, sondern mit Schlauheit. Eine Waffe, die uns modernen Menschen — ein tolles Schlagwort übrigens, „der moderne Mensch" — ja recht handlich ist.

Heute habe ich etwas entdeckt, etwas mir ganz Neues. Den stillen Tag.

Hühnchen und in den Wirtshäusern hätten sie immer Angst gehabt vor dem Ermordetwerden. In der Stadt wären sie gar nicht abgestiegen, sondern in einen Vorort hinausgefahren. In der Nähe großer Gerbereien und einer Seifenfabrik hätten sie eine hofseitige Wohnung genommen mit einem Zimmer und einem Cabinet. Dort seien sie denn verblieben.

So träumen sie, die letzten eines großen Geschlechtes, nun in ihrer dunklen Kammer, unter Millionen einsam, von schönen Zeiten. —

Von der Fletz wusste der Junge nichts zu erzählen, denn sein Weg war ihr ausgewichen. Hingegen soll in Schluttenthal wieder alles bei der Arbeit sein, nur hätten die unterschiedlichen Streiks im Orte die Lebensmittelpreise zu einer unglaublichen Höhe emporgesteigert. Auf dem Heimweg hatte der Schackerl einen Bekannten begegnet. Mitten auf der Straße war er festgesessen. Der alte Lindwurm. Aber gar nicht in der stolzen Stimmung, wie damals beim Franzwirt in Gug. Fluchend hieb er auf den Schimmel ein, dieser saß auf dem Schotter, schlug bei jedem Streich den Kopf zurück, zeigte sich aber nicht willens aufzustehen. — „Vater Lindwurm“, soll mein Junge gesagt haben, „der Schimmel ist in der Fremde gewesen und hat gesehen, wie es zugeht in der Welt. Nun will er halt auch seine Aufbesserung haben. Gebt ihm ein Trinkgeld und er wird schon wieder fleißig werden.“ Dann hätte er, der Schackerl, ein großes Stück Brot in die Weinkanne gesteckt, die er mit sich führte, und hätte es dem Schimmel als Extraeinnahme in das Maul gesteckt. Hernach sei das Thier auf die Beine gekommen. Der Lindwurm habe dann erzählt, wie er auf dieser Reise Malheur gehabt. Die drei Buben habe er allerdings glücklich in die Stadt gebracht. Dort sei ihm aber das Pferd auf zwei Füßen krumm geworden, er habe tagelang warten müssen und dabei sein Geld verthan. Und als es endlich doch zur Heimfahrt gewesen wäre, sei der Michel erkrankt und er habe über eine Woche bei ihm bleiben müssen. Es sei ein Kreuz mit diesem Buben, seit die Brüder nicht mehr auf derselben Anstalt, wolle sich's nicht thun. Er sei ganz hintersinnig und falle von Fleisch ab und der Arzt hätte gesagt, der Junge müsse sich in die Stadtluft erst wieder eingewöhnen. Der Lindwurm hätte meinem Schackerl gestanden, dass ihm recht hart sei um den Buben. Aber der ältere, der Toni, habe es zeitweise auch so gemacht und wäre doch ein recht braver Student geworden. Da der Lindwurm angedeutet, dass er Tag und Nacht fahren müsse, um heimzukommen nach Sesam, so ist der Schackerl auf die Vermuthung gekommen, der Bauer hätte kein Geld mehr in der Katze. „Donnersbub!“ soll der Lindwurm gesagt haben, „wie weißt denn du das? Ja so, weil ich's gesagt hab'. Na sein thut's halt so, bei den Wirten macht man nit gern Schulden, die kreiden einen vor allen Leuten

anstatt noch länger hinzublicken in die wunderbare Landschaft, an der ich mich den ganzen Tag nicht satt zu sehen geglaubt hatte, und anstatt den Frieden des stillen Tages zu genießen, begann ich zu lesen vom Kriege der Engländer, vom Streik der Bergarbeiter, von den Umtrieben der politischen Parteien, von Eisenbahnzusammenstößen, Schiffsbränden und Corruptionsprocessen. Und endlich den Courszettel.

Ja du mein Gott, ist denn die Menschenseele vergiftet worden, dass sie sich nicht mehr harmlos freuen kann an der Weltschönheit und Seelenruhe! Ich bin ja doch allem entflohen, ich habe doch allem entsagt. Oder packt mich der Jammer, mit dem die Blätter angefüllt sind alle Tage? Ist es Mitleid zu den Menschen? Wenn ich mich strenge prüfe, es ist die eitle Neugierde, die Sensationssucht, sogar manchmal ein Bisschen die Schadenfreude, die mich in den Blättern alles suchen lässt, was man sonst im Leben von sich schieben möchte. Was soll man denn thun, um diesen Satan herauszukriegen? — Nein, man kann's nicht verlangen, dass es so schnell geht, man darf auch kein anachoretischer Simpel werden. Es ist überhaupt nicht gut, so in seinem eigenen Wesen zu wühlen. Sei zufrieden mit dem, wie du bist. Es ist ja heldenhaft! Heldenhaft! — Steigen wir wieder einmal hinab nach dem lieben Finkenstein.

Es war bereits dunkel, als ich in den Hof kam. Unter der großen Linde saß schon das Gesinde beisammen um den viereckigen Tisch und verzehrte bei dem Schein einer Talgkerze das Abendmahl. Über die sechste Stunde hinaus, sagt der Verwalter, wollen sie nicht arbeiten. Plump, den Oberkörper auf die Ellbogen gestützt, saßen sie da, Männer und Weiber durcheinander, und ihr Körperdunst roch zu mir herüber, der hinter der Zaunhecke stand und sie heimlich ein wenig beobachtete. In großen, trogartigen Schüsseln hatten sie Milchbrei und Kartoffelnocken vor sich. Träge und doch auf Massenbeute bedacht, fuhren sie mit Blechlöffeln oder Gabeln in die Schüssel. Die Unterhaltung war dumpfig und brummig.

„Menschel!“ sagte ein schnauzbärtiger Knecht zu einem halb aufgeschossenen Mädchen, „du kunntst zum Herrn Verwalter hinaufgehen und sagen, er sollt' doch um den Bader schicken, der Milchbrei hätt' die Wassersucht.“

Einige lachten darüber gröhlend auf, denn es war ein Spott auf den wässerigen Brei.

„Es sind auch die Nocken nit gesund“, ließ sich ein junger, großknochiger Bursche vernehmen, „die werden noch die Auszehrung kriegen, so hundskruspelmager sind sie.“

„Mit dem Schmalz fettet der Herr Frank halt seinen Geldbeutel ein“, witzelte eine Magd.

Ich war hinaufgegangen durch meinen Jungwald bis zur grünen Matte. Ein ebener Platz, hinter welchem der Berg steiler und steinig emporsteigt. Es ist diese Steinlehne kein eigentlicher Fels, es sind moosgraue Steinblöcke aller Größen, die gleichsam aus dem Berg quellen und auf der Oberfläche locker liegen. Dazwischen einiges Gestrüpp und verkümmertes Nadelholz. Das der Hintergrund. Auf der ebenen Matte selbst stehen ein paar alte Buchen, die ausgehöhlte, theils im Innern sogar verkohlte Stämme haben und doch in allem Geäste dicht und frisch grünen. Unter diesen Buchen liegen auch etliche Steinblöcke herum, die vom Hange niedergerollt sein mögen, und auf einen dieser Steine habe ich mich hingesetzt. Und hinausgeschaut in den weiten Thalkessel. Ich habe nie gewusst, dass der Herbst so sein kann. Die Gegend ist eine ungeheure Farbenpalette. Braun, das sind die reifen Haferfelder, hellgrün, das sind die Rübenäcker, gelb, das sind die Ahorne, roth, das sind die Buchen, dunkelgrün, das sind die Wiesen, blau, das sind die Nadelwälder in der Ferne. Die feucht gewordene Sonne lässt alle diese Farben noch klarer prangen, noch tiefer glühen. Und über diesem buntgefleckten Garten, soweit das Auge reicht, ruht der stille Tag. Man sieht unten in den Vierecken der Gemarkungen die Leute milbenartig herumkriechen. Man sieht die lichten Rauchfächer und Säulchen von den Feuern, die Hirten auf ihren Weiden angemacht haben; man sieht die schneckenartig hinkriechenden Heu- und Gemüsewägen. Man weiß, wie die Hirten johlen und die Fuhrleute knallen, aber selten ein Schall dringt herauf zu meiner Höhe. In solchen stillen Tagen nun möchte ich den ganzen Tag hier sitzen bleiben, wer kann diesen Frieden, diese Fernsicht satt kriegen? Die letzten Streifen dort, wassergrau wie erblindetes Glas, sind wenigstens zwanzig Meilen fern. Und nach der anderen Seite hin die blauen Massen. Wie hoch mögen diese Berge sein? Wie weit und wie hoch? Ohne Ziffern thut's der Mensch nimmer, schreibt er sie nicht in die Geschäftsbücher, so schreibt er sie an die Berge, in die Tiefen, in den Himmelsäther. Auf der lebendigen Landkarte, die zu meinen Füßen ausgebreitet ist, die mit ihren rechteckigen Feldern, Wiesen und Gärten stellenweise auch einem Schachbrett ähnlich sieht, messe ich die Wege, die Entfernungen, vor allem aber die Ertragfähigkeit des Bodens. Mein Finkenstein! Wie herrlich liegt es da, ein wahrer Fürstensitz. Schade, dass man die einzelnen Werke und Verbesserungen nicht sehen kann, die Tag für Tag neu erstehen. — Ich dachte ans Geld, das es schon gekostet haben muss, und dass der Verwalter eigentlich jeden Samstag Rechnung legen könnte. — Wie, erst eine halbe Stunde soll ich dasitzen? Will denn auch die Zeit einschlafen an diesem stillen Tage? — Es wäre langweilig, wenn man nicht Lectüre bei sich hätte. Die neueste Zeitung zog ich aus dem Sacke und

„Ich bitt' Sie, Herr!" antwortete er munter. „Man rauft sich um eine Stelle auf Finkenstein. Täglich muss ich Leute abweisen, die von den Bauernhöfen herabkommen und bei uns in Dienst treten möchten."

„Ich hörte, dass man sich über die Kost beklagt hat."

„Das ist unter allen Umständen wahrscheinlich. Natürlich, jeder will sich's besser machen, als er's hat, der Mensch ist einmal so. Ich bin auch so. Dass es nicht täglich Fleischkrapfen gibt, das ist schon, möchte ich sagen, der Zucht wegen nöthig. Die Leute würden zu üppig. Und schon aus Coulanz gegen die Nachbarschaften dürfen wir von der landläufigen Kostordnung nicht zu weit abgehen. Übrigens habe ich es jedem bei der Aufnahme gesagt: Wie die Arbeit, so die Kost. Und wenn sie faul sind, die guten Leutchen, und tagsüber auf dem Heu liegen, statt es unter Dach zu bringen, dann dürfen sie bei Tisch allerdings nicht Speckklöße und Schmalznudeln erwarten."

Das leuchtete mir völlig ein. Dann fragte ich ihn noch, wie es mit den Handwerkerposten stünde.

„Nur Geduld, Herr!" lachte er lustig auf, „werde früh genug kommen mit der Rechnung. Einstweilen habe ich noch Geld. Man muss es den Leuten nicht gleich vorschütten. Ich pflege die Löhne stets erst auszuzahlen, wenn die Arbeit zur Zufriedenheit hergestellt und auch eine Garantie für die Haltbarkeit geleistet ist."

„Das finde ich sehr klug, Herr Frank."

„Bei dieser Gelegenheit", sprang er nun über, denn er liebt, alles gerade und kurz abzuthun, „erlaube ich mir, eine Kleinigkeit zur Sprache zu bringen. Unser Schackerl. Ich habe den Burschen recht lieb gewonnen. Er ist ein gutmüthiger, kindlicher Junge. Eigentlich ganz Kind noch. Und sein Mutterwitz belustigt mich nicht selten. Aber mit dem Gesinde macht er sich zu gemein. Das taugt nicht. Auch schwätzt er manchmal, wie mir scheint. Die Leute dürfen der Herrschaft nicht in die Karte sehen. Mir erschwert das die Ordnung, für die ich verantwortlich bin. Dann mit dem Pferdestall wird's doch nicht gehen. Ich habe wieder Kühe gekauft und brauche Raum. Vor allem das Praktische. Das Pferd zehrt, die Kuh nährt, sagt ein gutes Bauernsprichwort. Ich würde beinahe rathen, die Braunen ganz wegzugeben. Denn für grobes Fuhrwerk sind sie nicht zu brauchen, und für Wagenfahrten? Sagen Sie selbst, Herr, ob Sie seit den drei Monaten öfter als zweimal ausgefahren sind."

„Ich werde mir das überlegen, Frank. Haben Sie sonst noch etwas?" — Nein.

Es ist mir unangenehm, das mit den Pferden.

„Wenn ich wieder auf die Welt komm'“, sagte ein anderer, „so werd' ich kein Bauernknecht, das weiß ich. Schon noch am wenigsten bei einem Herrnbauern. Da ist's heilig bei einem Almbauern noch besser, wo der Hausvater selber muss mitessen mit den Dienstleuten, wenn's Erdäpfel und Bohnen gibt. Oder noch gescheiter, ein andersmal werde ich ein Herr, der sich den ganzen Tag hübsch ausrasten kann, damit er abends recht viel gebrat'ne Händeln schmausen kann. Und ungarischen Wein dazu trinken.“

„Ja, oder noch einen besseren. Hab' gesehen, wie vorhin der Herr Frank zwei Flaschen mit Silberköpfeln im Brunnentrog eingekühlt hat.“

„Das wird vielleicht Medicin sein. Der gnädige Herr ist ja krank, wie man hört.“

„Krank? Wer hat denn das gesagt?“

„Der Stallmeister hat mir's gesagt.“

„Der Stallmeister, ich bitt' dich gar schön! Ein Rotzbub' ist's noch. Schaut eh aus, wie ein junger Zigeuner, mit seinem langen Haar.“

„Unter den dreien ist er einem alleweil noch der liebere. Der Schackerl schamt sich wenigstens nit, eine Arbeit anzugreifen. Heut' hat er den ganzen Tag im Heu geholfen.“

„So soll er jetzt auch mit uns essen.“

„Mein Gott“, sagte die Magd mit der rothen Jacke, „wenn mich der gnädige Herr bei seinem Tisch mitessen lasst, werd' ich mich auch nit lang spreizen.“

„Du schon nit, das glaub' ich“, sagte ein bissiger Knecht. „Kunnt besser sein für die armen Dienstboten, wenn's unter ihnen nit auch solche thät geben, die 's mit den Leutschindern halten.“ —

Nun hatte ich genug und schlich hinter der Hecke ins Schloss.

„Gibt's heut' nicht Sect?“ fragte ich nach dem Souper so leichthin.

„Ach in der That!“ rief Herr Frank, ich hatte wirklich eine Flasche eingekühlt. Nach einem so heißen Tage, habe ich gedacht, und wenn man von der Bergpartie zurückkommt, da frischt Kohlensäure, da frischt sie.“

Er stellte nun vor mich ein Schalenglas hin, natürlich ist auch den beiden Tischgenossen eingeschenkt worden, und der Schackerl mag sich den Kopf zerbrochen haben, weshalb es heute Sect gab. Weiß Gott, was ihm dabei zu Sinne kam! Viel Anmuthiges mag's kaum gewesen sein, denn er trank seinen Schluck rasch aus, stieß das Glas derb auf den Tisch und gieng schlafen.

Es scheint, der Junge verliert seinen Humor.

—

Heute morgens, als Herr Frank mir den Wirtschaftsbericht erstattete, gab ich meinem Bedenken darüber Ausdruck, ob die Leute wohl auch immer zufriedengestellt seien?

Heute, am frühen Samstagabend, habe ich den Jungen zu mir kommen lassen. Er bleibt hart an der Thür stehen und frägt, was ich befehle. Da weiß ich's schon, dass er wieder das lichte Beinkleid anhat mit dem schwarzen Tuchfleck auf der Abachseite. Er bessert sich die Kleider selber aus, ich habe ihm's aber aufgetragen, nicht so abenteuerlich geflickt herumzugehen. Bei einer groben Stallarbeit nun wollte er wieder einmal Kleider sparen, und so zeigte er seine Abachseite nicht, sondern machte Miene, nach Entgegennahme meines Befehles rücklings zur Thür hinauszugehen.

„Komm' nur näher, Schackerl. Der schwarze Welttheil lässt sich ja doch nicht verheimlichen. — Sage einmal, Junge, willst du noch wachsen?"

Er schaute befangen drein. Zu viel Vergeistigung entstellt sein Gesicht gerade nicht. In der Hand hatte er das Lodenhütlein, das schlenkerte er hin und wieder, sehr heftig, als hienge Großes davon ab, den Hut auszuschlenkern. Armer Junge, was ist dir denn? dachte ich. „Herr", sagte er dann, und kurz hervorgewürgt kamen die Worte. „Zu wachsen verlang ich mir gerad' nit mehr. Ich fürcht' nur, dass wer ist, der mich kleiner machen will." Und nun kam es ihm heraus, dass der Herr Verwalter etwas gegen ihn haben müsse.

„Herr Frank hat sehr freundlich von dir gesprochen."

„Weil er falsch ist. Ich sag' nichts weiter, Herr, ich will nichts weiter sagen. Ein falscher Mensch ist das! Ein ganz falscher Mensch ist das! Ich will nichts weiter sagen."

„Freund, das ist ohnehin reichlich genug."

„Falsch ist er!"

„Beruhige dich. Merkte es ja schon lange, dass ihr beide kein Zusammensehen habt. Besonders im Hofe nicht. Man muss euch auseinander bringen. Und deshalb will ich dich fragen, Schackerl, ob du nicht noch einmal wachsen magst. Vom Stallmeister zum Kammerdiener, wie?"

Er schaute mich hilflos an. Ein rührendes Auge war es, mit dem er mir ins Gesicht blickte. Umarmen und küssen hätte ich ihn mögen. Wie einsam ich bin, wenn er nicht in meiner Nähe ist! Er kann es ja nicht wissen und darf es nicht wissen. —

„Nämlich, mein Junge", sagte ich gottlos gleichmüthig. „Ich bedarf eines Menschen, der mir meine täglichen Kleinigkeiten besorgt. Bist du in deinem eigenen Anzug gleichwohl nicht der Ordentlichste, so denke ich, wirst du auf die Sachen und Wünsche deines Herrn ein größeres Gewicht legen. Außerdem ist manchmal ein Briefchen zu schreiben, eine Rechnung zu stellen, du bist ja soweit nicht ungeschickt. Sonntage sind die Anfangstage. Kannst deinen neuen Beruf gleich morgen antreten."

Heute lese ich im „Reichs-Tribun“ keine geringe Neuigkeit. Aber man konnte es erwarten. „Der Großindustrielle Herr Guido Hausler hat seine ausgedehnten Etablissements in der Fletz an eine Actiengesellschaft verkauft. Herr Hausler senior, der in letzter Zeit getrübter Familienverhältnisse wegen das große Geschäft ganz allein geleitet, gedenkt sich völlig ins Privatleben zurückzuziehen.“

Nun also. Wie discret doch so eine Zeitung ist! Getrübter Familienverhältnisse wegen. Mehr braucht das geschätzte Publicum nicht zu wissen. Das genügt vollkommen, um den Herrn Hausler senior als Märtyrer erscheinen zu lassen. Es ist ein großes Wunder, dass die Blätter ob meines Verschwindens nicht größeren Lärm geschlagen haben. Über die Vermuthung, dass Herr Sebald Hausler geschäftsmüde geworden sei und eine Weltreise angetreten habe, sind sie nicht hinausgekommen.

Wenn sie nur dabeibleiben. Herr von Finkenstein wird nicht berichtigen. Soweit man mich kennt, bloß der Finkensteiner. Das genügt.

„An Herrn Sebald Hausler, Wohlgeboren, derzeit auf Schloss Finkenstein, letzte Post Gug. In der Hochländ.

Indem ich gehört hab', dass Sie den Jackerl jetzt zu Ihnen genommen haben, so ist das wohl schön von Ihnen und möcht's meiner armen Tochter wünschen, dass sie das hätt' derleben können. Dem Vatern hat sie sich mit dem Kind nicht an den Hals werfen mögen, weil wir arme Leut halt auch unsern Stolz haben, wenn einer selber nicht fragt, was er schuldig worden ist. Und haben den armen Wurm, weil die Agathel, wie Sie wohl wissen werden, dabei gestorben ist, und nix und niemanden haben gehabt, in der Verzweiflung der guten Kirchnerin hingelegt, als wenn uns der lieb Herrgott den Gedanken hätt' eingegeben. Denn was diese Ziehmutter für's Kind hat gethan, das kann ich und kann der wohlgeborne Herr nicht derstatten. Sonst hätt' der Jakob wohl an Leib und Seel zugrund gehn müssen. Und die Ursach meines Schreibens, dass ich Ihnen kniefällig bitt', schaun's gut auf den Buben, dass er nit verdorben wird in so einem Haus. Ob 's ihm geht wie der will, wenn er nur so weit brav verbleibet. Immereinmal hab' ich ihm bissel was zustecken können zweiter Hand, denn der weiß nix und soll auch nix wissen, was er dahinter hat. Dass ich ihn jetzt nimmer sehen kann, ist eh mein Herzleid, und dass ich mich mit diesem Brief vorwag', ist die Bitt', um Gotteswillen, lassen's ihn nicht verderben. Ist eh das wenigste, was man verlangen kann.

Ich beschließe die paar Zeilen, wünsch' alles Gute und verbleibe

Kunigunde Fürtner.

Vorort Johnsdorf.“

---

mer war, kam er nachgeschlichen, klopfte sehr leise an die Thür; in den Augen feuchte Feuer, so hat er mich angeschaut: „Ich bitt', Herr, wenn ich darf, ich bleib' da."

Ewiger Gott! In diesem Augenblick ist mir anders geworden. Nein, so etwas kann man nicht aufschreiben. Und könnte man's, so dürfte man's nicht. Nein — das hatte ich nicht gewusst, dass es dergleichen gibt.

—

Die Kleider hat er mir auch früher besorgt. Mit welcher Würde klopft er aber jetzt das Tuch aus! Die Stiefel, meine ich, sollte eine Magd putzen. Da schaut er mich an, ob sein Herr wohl auch bei Trost sei. Auch die Zimmer will er fegen und abstauben und die Fenster und Spiegelscheiben mit Pulver klären, obschon es mir lieber wäre, er befasste sich mit Büchern und Schreibzeug, oder mit der Jagdflinte, oder mit der Fischangel. Denn mit solcher Waffe streichen wir selbander manchmal durch den Wald oder am Bach entlang bis hinten in die Rabenschluchten, wo der Bach aus nichts als aus Katarakten und Tümpeln besteht.

Aber der Junge ist nicht munter. Wenn er mit der Gerte auffährt und an der Schnur die Forelle schwänzelt, dann löst er sie von der Angel los, läſst sie in die Lagel gleiten, ohne eine seiner lustigen Bemerkungen zu machen. Von den Braunen sagt er kein Wort und doch hält er die Fischgerte nicht wie ein Fischer, sondern wie ein Kutscher die Peitsche hält.

Und eines Morgens, am Tage des Allerheiligenfestes, ist mein Schackerl nicht da. Weil sein Zimmer, an meine Wohnung stoßend, nicht fertiggestellt war, so hatte er einstweilen noch in der Stallkammer geschlafen. Und aus der Stallkammer trat er an diesem Morgen nicht hervor, von seinem Bette hieng die blaue Decke über den Rand herab und es war leer.

Herr Frank kam mit bedenklicher Miene zu mir: Ich hätte es nicht geglaubt, gnädiger Herr. Ist ein leichtes Tuch. Ist nicht weit her. Wissen Sie, was ist? In seinem Bette sind zwei Gruben! Zwei Gruben nebeneinander, ich bitte sich nur selbst zu überzeugen."

Das habe ich gethan und kann's nicht leugnen, im Strohsack neben einander zwei längliche Gruben! Seine Sachen sind im Schrank, nur der graue Reiseanzug ist fort. — Und im Bette die zwei Gruben. Herr Frank war in solcher Aufregung, dass er nachgerade um die Polizei schicken wollte, um den Befund zu documentieren. „Das ist ein Strick, dieser Schackerl! An dem hat man sich nicht schlecht getäuscht! Die Gendarmen muss man benachrichtigen."

So tragisch nahm ich's nun gerade nicht. Obschon —. Es ist auch ganz unerklärlich, man hat nie etwas gehört. Aber möglich ist

Er schüttelte seinen Kopf, dass an der Stirn die blonde Haarlocke aufflog.

„Sollte dir der Kammerdiener zu lumpig sein, so kannst du ja den Secretär haben. Finkensteinischer Privatsecretär, das wäre, dächte ich, ja nicht so übel.“

Ob Kammerdiener, ob Secretär, auf das ließ er sich gar nicht ein. Er machte nur mit seinem Hut einen letzten Schlag in die Luft und entgegnete kurz: „Von den Pferden geh' ich nit weg.“

So hat er die Pferde dem vorgezogen, der ihm am nächsten — stehen möchte. Es war eine bittere Pille. Indessen muss Wandel geschaffen werden. Herr Frank hat mir neuerdings dringend empfohlen, die Pferdepolitik aufzugeben und bei den Rindern das Heil Finkensteins zu suchen. Ich glaube, er hat sogar schon einen schwunghaften Milchhandel angebahnt mit dem Curorte Kieshofen. Die Milch will er aber mit Maulthieren transportieren lassen. Pferde könnten nicht über den Berg. Es ist ja wahr, er überschaut alles und weiß für alles Rath.

Der Franzwirt hat die Braunen gekauft.

An demselben Tage — ich war gerade im Garten bei dem Gärtner, um das Einstrohen der Rosenstämme zu überwachen — kommt der Schackerl rasch auf mich zu, um sich zu verabschieden. Er gehe mit den Pferden.

„Aber Tschapperl!“ rief ich. „Dich habe ich ja nicht mitverkauft!“

„Ist mir ganz gleich. Ich bleib' bei meinen Pferden.“

Sein Gesicht ist blass, seine Wangen sind eingefallen, auf der Stirn eine geschwollene Ader. Zornig sieht er aus.

„Nein, mein Kind, dich lasse ich nicht fort.“

„Wird mich niemand halten können. Zu den Pferden bin ich aufgenommen worden. Und auf Finkenstein hab' ich nichts mehr zu thun.“

„So soll ich also deinetwegen diese Pferde wieder aufnehmen?“

„Das hab' ich nit gesagt. Ich hab' g'rad gesagt, dass der Herr mich der Pferde wegen aufgenommen hat.“

„Aufgenommen vielleicht. Aber bei mir behalten hätte ich dich gerne aus — aus einem anderen Grund. Solltest es wirklich noch nicht gemerkt haben, Jakob, dass ich es gut mit dir meine? Von Herzen gut. Undank — den hätt' ich von dir am wenigsten erwartet.“

Ich glaube, es war nicht überflüssig, dass ich mich rasch abwendete, um einen Rosenstrauch niederzubiegen. Er gieng aber nicht davon, blieb stehen neben der Hecke wie festgebannt. Als ich später auf meinem Zim-

Hatte ich denn wirklich nicht lieber Todten zu gedenken? Unzählige Bekannte, Verwandte, Freunde waren hingestorben seit so und so viel Jahren. — Sind sie todt, so sind sie eben todt. Das ist ja natürlich, was soll's denn weiter? Höchstens ein paar gehen mir nach. Auf dem einsamen Muttergrab in Korfu wird kein Licht brennen. Auf dem Friedhof zu Johnsdorf wird die Käs-Kundel eine Kerze angezündet haben. — — Dieser Schackerl ist eigentlich ein schrecklich blöder Junge.

Über den Hof kam mir Herr Frank entgegen. Seit die Sachen unter Dach sind, macht er ein sehr vergnügtes Gesicht. „Nun kann der Schnee kommen, wie er will." Es ist immerhin ein Glück, den richtigen Mann gefunden zu haben, dem man die Sorgen überlassen kann. Natürlich muss man dann manchmal auch ein Auge zudrücken.

Er theilte mir mit, dass wir Gäste bekommen hätten. Ein Herr und eine Dame seien angekommen, mit Wagen, den sie in Gug beim Franzwirt gelassen, und hätten gebeten, das Schloss besehen zu dürfen. Nun, jetzt könne es sich ja schon sehen lassen. Er habe sie umhergeführt, dann habe der alte Herr, dem Aussehen nach müsse es ein Geistlicher sein, gefragt, ob der Besitzer der Herrschaft nicht zu sprechen wäre. Ja gewiss, aber er sei fortgegangen und müsse bald zurückkehren. So hätten sie gewartet, und da es mittlerweile Abend geworden und der Wind zu einem wahren Orkan ausarte, so habe er die Fremden eingeladen, mit einer Nachtherberge auf Finkenstein fürlieb zu nehmen. Da sie in der Gegend ganz unbewandert, so hätten sie die Einladung angenommen.

„Ich denke, es ist dem Herrn nicht unlieb", rechtfertigte sich der Verwalter noch, „scheinen feine Leute zu sein."

„Und die Dame?"

„Ich spreche nicht, Herr!" antwortete der Verwalter vielsagend.

„Sorgen Sie für ein gutes Souper."

(Fortsetzung folgt.)

Der Besuch.

Eine Familiengeschichte von **Josef Wichner**.

Es war im Frühherbst . . . . nach dem Mittagessen.

Der Gerichtsadjunct Karl Frietmacher griff nach der Zeitung, die er mit seinem Nachbar, einem Realschulprofessor, gemeinschaftlich hielt, und Rosa, sein junges Frauchen, schickte sich an, den Tisch abzuräumen.

Das junge Paar musste sich, auf des Mannes Gehalt angewiesen, nach der Decke strecken, und so behalf sich Frau Rosa mit einer Bedienerin (Reinmache-Frau" nennen's die Norddeutschen) und war im übrigen

alles. — Bei dem Gesinde ist herumgefragt worden, keines wusste etwas; die Knechte schmunzelten, die Weibsbilder duschelten umher und waren außer sich. Eine, die Kuhdirne, wollte gestern spät abends noch bei einem kranken Kalb zu thun gehabt haben und da sei es ihr vorgekommen, sie habe aus der Stube des Stallmeisters ein leises Reden gehört. Sie hätte gedacht, das sei doch noch einer von den Braven, der halte noch ein Nachtgebet. Dann ist in Gug herumgefragt worden, ob er vielleicht im Wirtshaus wäre bei den Braunen. Nichts. Nur ein Viehtreiber, der am Vormittage vom Gebirge herabkam, wusste zu sagen, dass ihm in der Schlucht zwei junge Leute begegnet wären, jeder mit einem Stocke, und seien rasch aufgetreten, so dass er bei sich gemeint: die sind auch früh aufgestanden, wenn sie überhaupt gelegen. Wenn man's allemal wüsste, warum es die Leute so eilig haben! Aber da es noch finster gewesen, könne er weiter nichts angeben.

Mir war schlecht zumuthe. Nicht in meinen Zimmern ließ es mich bleiben, und im Hofe ekelte mich alles an. Im Freien gieng ich herum, im schneidenden Herbstwind. Der Himmel war trüb und an den Berghöhen wälzten sich Nebel nieder. Die Buchen und Ahorne im Wildpark waren zerrissen und kahl und immer noch flogen die welken Blätter herab. Sie flogen im Winde wie gelbe Schneeflocken und wirbelten auf dem Boden weiter und raschelten. Der Wind toste stoßweise durch das ruppige Astwerk, das seit gestern sich entkleidet hatte. Auch von den Büschen und Hecken flogen die Blätter los und tanzten auf der Erde, und der Blick drang immer weiter durch die nackten Gerippe des Wildparkes hin. Es ist — offen gestanden — abscheulich öde. Ich hatte das erstemal den Pelz am Leibe. — Es gibt Leute, die keinen Pelz haben und obdachlos im Lande umherirren. Dumme Leute, die ein so gutes, sicheres Heim hätten — und laufen davon.

Von Gug herüber trug der Wind manchmal einen Ton der Kirchenglocken, sie läuteten schon seit dem Nachmittage. Als es dunkelte, sah ich von der Anhöhe aus drüben einen glühenden Streifen liegen. Er verbreitete einen röthlichen Schimmer über Stäbe und Täfelchen, die aus der Erde ragten, und er zitterte ein wenig. Die Entfernung war zu groß, um die Ursache dieses Schauspieles sehen zu können. Es war eigentlich, als ob in der Ferne eine Stadt in Feuer stünde.

Ins Gehöfte zurückgekehrt, fragte ich eine Magd, die im Sonntagsstaat vom Dorfe heimgekehrt war, was denn das heute sei in Gug, dieses Läuten fortwährend, und der feurige Streifen an der Ortschaft. Die Magd antwortete, sie könne sich's nicht denken, wie ein Mensch nicht wisse, dass Allerseelen ist. Da gienge halt die Procession auf den Kirchhof und die Leute zündeten auf allen Gräbern Lichter an. Und ob ich denn kein Verstorbenes hätte?

„Ja freilich zum guten Ton!“ fuhr Karl ärgerlich auf und maß mit festen Schritten das kleine Gemach. „Es gehört zum guten Ton, und so hast du, ich möchte wetten, während der vier Urlaubswochen wenigstens hundert Familien zu uns geladen, die wir uns in den vier Wänden selbst kaum rühren können!“

„Aber“, suchte Rosa zu beschwichtigen, „lass mich doch ausreden! Es gehört ja auch zum guten Ton, dass man solche Einladungen .... nicht annimmt.“

„So .... ja warum macht man sie denn? Man belügt sich also gegenseitig, und wenn einer einmal so naiv ist, den artigen Nachbarn beim Wort zu nehmen, dann ärgert man sich, wie wir uns jetzt über diesen Klampsch ärgern, den wir ein einzigmal im Leben gesehen haben, dessen Vergangenheit und dessen Charakter uns ein mit sieben Siegeln verschlossenes Buch ist. Kind, Kind, du bist doch sonst so wahr, so natürlich ... warum hast du dieses Gift gesellschaftlicher Lüge in dein Blut aufgenommen?“

„Ach, wenn's nur jetzt nicht wär'“, seufzte die Arme und fuhr mit dem rechten Zeigefinger, vorsichtig tastend, an die geschwollene Lippe. „Könntest du ihm nicht abtelegraphieren?“

„Ja ... wohin denn? Das Telegramm ist in München aufgegeben, und also radelt der Unglücksmensch schon wie rasend auf uns zu ...“

Also blieb nichts übrig, als sich ins Unvermeidliche zu schicken!

Die Rosa verbiss ihren Schmerz und verwandelte den winzigen „Salon“ für alle Fälle in ein Gastzimmerchen, der gute Karl gieng tags darauf, seine Kanzleiarbeit immer und immer wieder unterbrechend, wohl zehnmal auf den Bahnhof, um den Gast zu erwarten, und der Gast, der kam richtig erst einen Tag später, da der Karl sich bereits mitten unter Actenstößen in der Hoffnung wiegte, der Kuckuck habe ihn nach Ungarn verfrachtet.

Der Herr Klimpsch fand aber ... leider auch ohne Karl das richtige Haus, und er hatte es offenbar nicht auf eine bloße Anstandsvisite abgesehen; denn ein Lohndiener trug ihm einen umfangreichen und gewichtigen Reisekoffer nach, und nach der Begrüßung war es das Erste, dass er Frau Rosa ersuchte, sie möge ihm doch einen Hängekasten für die Kleider, einen Legekasten für die Wäsche und ihres Mannes Schreibtisch für seine Musikalien ausräumen.

Ob wohl ein gutes Clavier da sei? Nicht? Das sei höchst bedauerlich ... ein Clavier sei für ihn das tägliche Brot ... er müsse jeden Tag etliche Stunden üben ... da müsse er schon recht sehr bitten ...

„Ach ... o, der Karl wird schon dafür sorgen, Herr v. Klimpsch, er wird eins mieten, oder er wird den „Braunen Bären“-Wirt ersuchen, dass Sie in seinem Saale üben dürfen.“

Köchin und Zimmermädel, Näherin und Putzmacherin in einem, und ihr guter Karl versagte sich seit einiger Zeit sogar die Mittagscigarre und den Tischwein, da der im Gebirge verbrachte Urlaub die Ersparnisse eines Jahres völlig aufgezehrt hatte.

Da klingelte es .... der Telegraphenbote stand vor der Thüre.

Mit nervöser Hast öffnete Karl das geheimnisvolle Brieflein, indes Rosa ihrem Manne neugierig-ängstlich über die Schultern blickte .... der Draht bringt ja selten etwas Gutes!

„Komme morgen.

Klimpsch.“

Das war der Inhalt des Telegrammes.

„Ja .... was soll denn das heißen?“ brummte Karl halblaut vor sich hin. „Klimpsch? Klimpsch? Wer ist denn dieser Klimpsch? Und wer kommt, ich oder er? Zum Teufel ... ich kann jetzt, da ich die Rückstände aufarbeiten muss, da ich bis zum Hals herauf in den Acten sitze und nicht weiß, wo mir der Kopf steht, keinen Klimpsch brauchen, und wenn er der Stiefvater meiner Schwiegermutter wär'!

Frau Rosa litt seit zwei Tagen infolge einer Verkühlung an einer schmerzlichen Zahngeschwulst. Unter der rechten Hälfte der Oberlippe hatte sich etwas wie ein hartgesottenes und noch nicht abgekühltes Hühnerei eingelegt, und das kleine Fieber hatte das Gesichtchen äußerst gut gefärbt.

Nun aber wurde das Gesichtchen noch röther, da sie im Bewusstsein ihrer Schuld zaghaft erwiderte:

„Aber ... Karl ... erinnerst du dich denn nicht mehr an die schönen Abende, die wir im Thalgauer Brauhause verlebten? Es war doch eine so nette Gesellschaft, Einheimische und Sommergäste, und der harmlosen Scherze, des Singens und jeweils auch des Kegelspieles wollte oft kein Ende werden.“

„Na .... ja .... schön war's schon .... mein Geldbeutel weiß davon zu erzählen; was hat das alles aber mit diesem Herrn Klimpsch — Klampsch — Klumpsch zu schaffen?“

„Ja ... hast du denn ganz vergessen, wie uns eines Abends ein Tourist mit goldigem Gelocke, scharf geschnittenem Gesichte und langen, durchgeistigten Fingern durch sein reizendes Clavierspiel entzückte? Das war eben der Herr von Klimpsch. Solch einer Gabe gebürt doch wohl ein artiger Dank, und da ... da habe ich ...“

„Ah so“, unterbrach Karl unwillig, „das war der Herr von Klimperling, und du hast ihn halt nach deiner leidigen Gewohnheit eingeladen, uns zu besuchen! Na ... sag' mir einmal aufrichtig, Weiberl, die wievielte Einladung mag das im heurigen Sommer gewesen sein?“

„Ich bitte dich, Karl, sei nicht böse! Was soll man denn thun, wenn man liebe Leute kennen lernt? Es gehört doch zum guten Ton ...“

Kunstliebhaber des Städtchens in den Schatten stellte; der Künstler, da es an lautem Beifall und warmen Worten der Anerkennung nicht fehlte.

An der auf das Concert folgenden gemüthlichen Unterhaltung nahm übrigens Herr Klimpsch wenig Antheil. Er starrte gegen die Decke des Saales, seine Finger zuckten in nervöser Erregtheit, stumm ließ er sich von Herren und Damen den Hof machen ... er war außerordentlich interessant.

Auch Frau Rosa kam auf ihre Rechnung .... sie lag mit verbundenem Kopfe, ein Kleiensäckchen an der schmerzenden Wange, im Bette und weinte still vor sich hin.

Auf dem Heimwege lobte auch Karl seinen Gast und dankte ihm im Namen der Stadt für den großen geistigen Genuss. Herr Klimpsch fand alles in der Ordnung; nur hätte Herr Karl jedem Zuhörer eine gedruckte oder wenigstens geschriebene Vortragsordnung in die Hand drücken und sodann einen geschlossenen Wagen bestellen sollen. Er sei infolge des Spieles so erhitzt, dass bei der rauhen Octobernachtluft eine Verkühlung kaum ausbleiben und er genöthigt sein werde, mindestens acht Tage das Bett zu hüten und so seinen liebenswürdigen Wirten beschwerlich zu fallen.

Dem Karl standen bei der trostreichen Aussicht die Haare zu Berge, er fühlte es deutlich, wie sie den Hut in die Höhe hoben; ein schwarzer Plan reifte in seinem Innern.

„Du“, sagte er zu seinem armen, schuldbewussten Frauchen, das noch kein Auge geschlossen hatte, „morgen bleibst du liegen, und ich hole den Arzt ....“

„Aber unser Gast ...?“

„Ich werde ihn schon begasten! Ich werde ihn lehren, bei dir Töne anschlagen zu wollen! Ich werde ihn lehren, den ganzen Tag bei dir zu sitzen, dich zu quälen und dich in der Leute Mäuler zu bringen, indes mir der Actenstaub die Luftröhre verlegt! Ich werde ihn lehren, uns in Schulden zu stürzen ... den Schinken hast du sicher ankreiden lassen! Ich ...“

Ohne Zweifel, etwas eifersüchtig war der Karl auf den interessanten Herrn von Klimpsch auch noch ... das befriedigte und beruhigte die kranke Rosa dermaßen, dass sie bald einschlief.

Am andern Morgen erschien Karl noch in völlig weißer Gewandung im Gastzimmerchen.

„Lieber Freund“, sagte er, „meine Frau ist heute so schwer leidend (das Geschwür war in der Nacht aufgebrochen), dass ich den Arzt rufen muss und dass sie vor drei Wochen unmöglich aufstehen kann. Unter so traurigen Umständen vermag ich Ihnen leider nicht einmal ein Frühstück, geschweige denn ein Mittagsmahl im Hause anzubieten und mein Amt gestattet es auch nicht, Ihnen Gesellschaft zu leisten ...“

Inzwischen kam der Karl, den die Bedienerin verständigt hatte, mit sehr gemischten Gefühlen aus der Amtsstube. Er lud den Gast zu einem Spaziergange ein, um seiner Frau die Vorbereitungen aufs Mittagsmahl zu ermöglichen; am Nachmittage machten die zwei Herren, die Bahn benützend, einen Ausflug in ein benachbartes Stift, abends speisten sie im Gasthause.

„Ich betrachte mich selbstverständlich ganz als Ihren Gast“, sagte Herr v. Klimpsch bei der Personencassa und als der Zahlkellner mit den weißen Zettelchen herannahte.

Tags darauf lief der gute Karl, nachdem er dem Gaste den Kaffee ins Bett gebracht hatte, von Pontius zu Pilatus, einmal des Übungsflügels halber, sodann, um alle Bekannte und Kunstfreunde zu einem Concerte einzuladen, das Herr Klimpsch zu geben sich freundlichst bereit erklärt hatte.

Karl fühlte sich als Mäcen und ... schwitzte auch darnach; denn in einer Kleinstadt muss jeder persönlich eingeladen und darf keiner übersehen werden, sonst gibt's unendliche Verdrießlichkeiten.

Als Karl todtmüde heimkam, saß der Clavierkünstler mitten in der Küche und schaute zu, wie die Erdäpfel geschält, das Feuer geschürt, und der Braten besorgt wurde.

„Ach“, sagte er zum Herrn Karl „hier ist's schrecklich langweilig unter den Zwiebeln und Kohlrüben, und Ihre Frau, lieber Freund, hat leider sehr wenig musikalische Bildung ... man schlägt jeden Ton vergebens an ... könnten wir nicht alle miteinander spazieren gehen und im Hotel speisen?“

Der gute Karl hatte einen Fluch auf den Lippen, die gute Rosa, welche vor Schmerz die Engel singen hörte und also doch wohl etwas musikalisch sein mochte, Thränen in den Augen ... beide schluckten aus Artigkeit noch vor dem Mittagessen, was dem Gehege der Zähne zu entschlüpfen bereit war.

Am Nachmittage übte Herr Klimpsch, am Abend gab's kalten Schinken .... er war ausgezeichnet ... so rosig, wie das Ohrläppchen der Venus, wenn die Sonne hindurch scheint.

Der Gast hatte die Güte, seine Zufriedenheit durch die That zu erweisen und in Worte zu kleiden; aber ... mehr als einmal in der Woche könne er unmöglich kalt soupieren.

Und Frau Rosa hatte einen ganzen Schinken aus der Delicatessenhandlung holen lassen!

Am fünften Tage oder vielmehr Abende fand das Concert im „Braunen Bären“ statt.

Es kamen alle auf ihre Rechnung, der Wirt zuerst, da die Gäste den Speisen und Getränken wacker zusprachen; die Gäste, da Herr Klimpsch, der Wahrheit die Ehre, wirklich Bedeutendes leistete und alle

— das sind recht eigentlich die „ledigen Leut'", sie sind es aber wahrhaftig nicht gern. Von den Bauernkindern kommt gewöhnlich nur eins, der Älteste oder Tüchtigste, ans Hoamat, das in seinem Bereich keine zweite Familie verträgt; die Nachgebornen, sofern sie nicht „ausgeheiratet" werden, müssen „in den Dienst gehen", sinken daher fast ganz zu den Knechten und Mägden herab. 's Hoamat ist also ein gar kostbares Ding; wer es verwirkt, handelt leichtsinnig, und wer einen andern darum bringt, ist sicherlich kein Ehrenmann. Und an Hans Kloiber ist es so ausgegangen.

Ich kannte ihn, den Johann Kloiber, vom Forellenbache her. Er hatte mich, ein ferienfrohes Studentlein, ans Schwaigalmwasser mitgenommen und mir die Lagel anvertraut. Solange sie leer war, macht' ich Staat mit ihr; je mehr sie sich aber füllte und bevölkerte, desto weniger reichten meine Kräfte hin, sie von Tümpel zu Tümpel zu tragen. Sie baumelte ungefüg' um meine Schenkel herum und zog mich am breiten grünen Band zur Seite nieder.

Tags zuvor war ein Gewitterregen niedergegangen und der Bach floss noch trüb davon. Das kam dem Fang zugute und in der That schnellte die Angelruthe ein zappelndes, glitzerndes Ding nach dem andern auf den feuchtgrünen Ranft heraus: das Auslösen des grimmen Häkleins und die frische Beköderung desselben war meine Sache. Meine Finger waren blutig, aber froren.

Ehe wir heimwärts aufbrachen, überraschte uns ein Nachguss vom gestrigen Überflusse und durchnässte uns in kürzester Zeit bis auf die Haut; unser Gehen war ein Wassertreten, denn zu den Schuhen schwabbt' es ein und aus.

Endlich nahm uns die trockene Stube auf; aber meine Verlegenheit war groß, denn mein Ränzlein enthielt keinen zweiten Anzug. Johann wusste Rath; er langte sein Sonntagsgewand aus der Truhe und bekleidete das pudelnasse Bürschlein damit. Freilich ergab das einen unfreiwilligen Mummenschanz; denn der kleine Lateiner musste sich die fremden Beinkleider hoch aufstülpen und vollends um seine Mitte schlotterten sie so, dass darin bequem ein zweites Kerlchen Platz gefunden hätte. Da half kein Überlangen bis zum Knopf des Hosenträgers; erst ein Stück Halfterriemen als Gürtel stellte die nöthige Festigkeit her.

Johann lachte hell auf über diese Verwandlung, die sein Werk war, und seine braunen Augen lachten mit; ja dieses gemütsheitere, dieses harmlos glückliche Lachen ist mir zeitlebens unvergesslich geblieben.

Der Kloiber Hans war der prächtigste Bursch des ganzen Örtleins, und was noch mehr, er war die gute, belebende, lustigste Seele desselben. Er sang, und an Kunstfertigkeit darin, an Schönheit der Stimme kam ihm kein anderer gleich. Er spielte die Zither, und wenn

„Ah", entgegnete der Gast, „da ist's wohl das Beste, ich fahre ab . . ."

Der gute Karl zuckte die Achseln:

„Ich hätte es nicht gewagt, Ihnen diesen Vorschlag zu machen; da Sie aber selbst . . . der nächste Zug geht um neun Uhr siebzehn Minuten ab . . . zur Bahn könnte ich Sie allenfalls noch begleiten . . .!"

„Damit er mir nur ganz sicher fortkommt!" dachte Karl im stillen und trug eigenhändig den gewichtigen, umfangreichen Reisekoffer seines Gastes.

Und Herr v. Klimpsch fuhr wirklich ab.

Nur ein Bündel gebrauchter Leibwäsche ließ er zurück. Die wurde zum Reinigen „außer Haus" gegeben und dann nachgeschickt.

Zwei Monate hindurch musste die Familie ganz entsetzlich sparen . . . dann war sie wieder „auf gleich".

Frau Rosa machte sich einen Knopf in die Zunge, um unüberlegten Einladungen vorzubeugen.

's Hoamat.

Eine Geschichte von **Hans Grasberger.**

Die Heimat ist nicht immer auch ein Hoamat.

Eine Heimat hat jedermann. Niemand kann derselben verlustig werden. Einen Heimatlosen gibt es nicht. Wenigstens mit der Erinnerung, mit der Sehnsucht gehört jeder Mensch der Heimat an, auch heimatfern. Der Verbannte, der Flüchtling darf die heimatliche Scholle vielleicht nicht ungefährdet betreten; es ist vielleicht sein Fluch, seine Strafe, der Heimat nicht wieder froh werden zu dürfen: aber dieselbe ist und bleibt auch fortan das Licht, das er am liebsten und immer enger, der Motte gleich, umkreist und darüber seine Flügel einbüßt. Man kann eine zweite Heimat finden, unmöglich aber die erste, wahre, einzige vergessen . . .

's Hoamat ist viel seltener. Die Menschen, welche ein sicheres Hoamat besitzen, sind die minderen an Zahl und erscheinen als die Bevorzugten. Beim aufrechten Bürger in der Stadt, beim Gutsbesitzer auf seiner Herrschaft und insbesondere beim erbgesessenen Bauer läst sich's Hoamat erfragen, beim Bauer, der seine Gründe mit Weib und Kind, mit Knechten und Mädchen selbst bewirtschaftet, mit dem Gesinde aus einer Schüssel isst und mit ihm unter einem Dache schläft. Huben, Halblehen und Keuschen geben ein unzureichendes, ein ärmliches Hoamatl ab. Die größere Hälfte der Alpenbevölkerung ist hoamatlos. Die Knechte und Mägde sind es von Haus aus und von Geschlecht auf Geschlecht

So standen die Sachen, als mich am Forellenbach der Regen überraschte und in eines anderen trockene Hülle zu flüchten nöthigte, welche ganz auszufüllen ich mir sogar jetzt noch kaum zutrauen dürfte. Ich habe sie alle noch beisammen in der Erinnerung: den glücklichen Hans, dessen Wesen Heiterkeit verbreitete, die flinke, allzeit sauber waltende Marie und den nüchternen, blickscheuen Sepp, dem selbst die Jugend keine gewinnenden Farben verliehen hatte.

Aber schon ein oder höchstens zwei Jahre nach der gründlichen Wiedertaufe theilte mir, der damals im Wachsthum seinen endgiltigen Schuss in die Höhe machte, ein heimischer Freund brieflich mit: die Marie habe aus dem Hause müssen, der Hans sei an einer hitzigen Krankheit verstorben und der Sepp habe geheiratet, sei auch auf dem besten Wege fromm zu werden.

Die Geschichte focht mich nicht sonderlich an; höchstens des glücklichen Hans gedacht' ich mit einiger Wehmuth. In der Jugend stirbt man ja selber leicht und erachtet es daher auch für kein auffallendes Missgeschick, wenn andere jung sterben.

Für mich kam hierauf die Heimatflucht, die Zeit der Wanderjahre, die oft nicht wenig verführerische Rast in der Fremde, so dass fast ein halbes Menschenalter vergieng, bis ich wieder eine längere Einkehr hielt in den Alpen. Aber nachdem ich mich so, freilich spät erst, der lieben Heimat zurückgegeben, vollzog sich in meinem Inneren etwas Auffallendes: in der Erinnerung erstanden die Todten, die mir Jugendgenossen gewesen, mehr Theilnahme für ihr Geschick heischend, als ich ihnen bisher zugewendet hatte. Und in der vordersten Reihe meiner Auferstandenen gewahrt' ich bald Johann Kloiber, den glücklichen Hans.

Selbstverständlich unterließ ich daher, in die Nähe jenes freundlichen Örtleins gekommen, keineswegs über Hans und seine Marie, sowie über den trockenen Sepp nähere Erkundigungen einzuziehen.

Über den letzteren zuckte man die Achsel, obgleich er zur Zeit Gemeindevorstand war.

Er werde schon wissen, hieß es, wie er an seinem Bruder gehandelt, und Segen habe es ihm just auch nicht gebracht.

„Wieso? Und was es damals gegeben habe“, fragt' ich; „es müsste denn doch noch 'was Rechtes zu erfahren sein.“

„Freilich wohl“, bekam ich zur Antwort, „denn so 'was vergesse man nicht leicht. Und grad' bei Seppens Hochzeit sei's gewesen. Hans hätte bei den Knechten sitzen müssen, sonst hätt' ja der andere, der Duckmäuser, nicht Platz gehabt beim Bauerntisch. Und dort sucht er ihn auch auf, der Hans, mit einem herben Blick, und er stellt sich vor ihn hin, und angeschrien hat er ihn: „Ja, spreiz dich nur, Sepp! Bist ja ein Bauer und fein stellst du's an — hast mich im Handumdrehen

er so in die Saiten griff, füllte sich die kleine, getäfelte Zechstube. Er blies die Clarinette, und dies sein süßes Holz durfte weitum bei keiner Lustbarkeit, bei keinem Tanz, auf keiner Hochzeit fehlen. Es gieng die Rede: „Wenn dem Kloiber Hans die Augen zufallen, dann bläst er einem erst recht die Seele aus dem Leib und den Teufel in die Füß'." In der That griff keiner je die vom Vortänzer angeschlagene Weise, welche Musik werden sollte, flotter, lustiger und beschwingender auf, als eben Johann. Und er hatte auch 'was gelernt, der Hans. Ein Jah r lang ist er auf der nahen Stiftsschule gewesen; weswegen es aber da-, selbst nicht weiter gieng, hab' ich nie erfahren. Ich weiß nur noch- dass mir unter seinen abgethanen Büchern die erste, lateinische Schull grammatik aufgestoßen. Allgemach wurde ihm das klingende Spiel woh lieber als die Arbeit im Wald oder auf dem Feld, doch griff er da einmal zu, so gab's auch aus. An munteren Einfällen und Streichen ließ er's selten mangeln, an schlechte hat er wohl kaum gedacht.

Hans bewirtschaftete mit seinem jüngeren Bruder, dem stillen, scheuen Sepp, das ihnen beiden anheimgefallene Anwesen, und da dieses klein war, fand sich in der Zechstube, welche sie nebenbei hielten, eine willkommene Aushilfe. Wenn Hans daheim war, hatt' er meist auch vollauf zu schenken und zu schwenken; der Gasttisch blieb selten leer, denn wo Heiterkeit den Vorsitz inne hat, kann es nicht an Zuspruch fehlen. So war der ältere Bruder vornehmlich Wirt, der jüngere Bauer.

Jahr für Jahr fragte dieser um die Leitkaufzeit jenen, ob er nun nicht doch Haus und Grund übernehmen wolle. Hans antwortete gewöhnlich: „Thu du's, Sepp! Aber ich dächte, wir halten ein paar Jährchen noch zusammen; es geht ja aufwärts mit unserer Wirtschaft."

„Mir auch recht", pflegte der einsilbige Sepp darauf zu sagen; „sei alsdann du noch länger der Herr und ich der Knecht."

Hans war zu gutmüthig, als dass er eine solche Auffassung des wechselseitigen Verhältnisses zulassen sollte; er wehrte ihr, indem er lachend brummte: „Ei was! Du verstehst die Arbeit besser und ich das Geschäft, und so hat keiner 'was voraus."

Der Aufschwung der Wirtschaft war keine Einbildung. Die Brüder durften auf den Gedanken gerathen, eine förmliche Kellnerin einzustellen. Johanns Augenmerk war bei der Wahl maßgebend und dieselbe fiel auf die flinke Marie, eine schmucke Keuschlerstochter, welche von Haus aus über nicht viel mehr als über etwas Mutterwitz und spröden Sinn gebot.

Dass gleichwohl Hans und Marie einander näher traten, ist kaum zu verwundern — fiel auch nicht sonderlich auf und hatte mit der nahen Möglichkeit einer Heirat die allgemeine Nachsicht für sich. Sepp legte sich des Bruders Schwäche auf seine Weise zurecht; er begünstigte sie eher, als dass er ihr hätte entgegentreten wollen.

sich vom Bruder aufspielen ließ und ihm den Platz an seinem Tisch verweigerte, also plötzlich den Herrn vorkehrte: Dies und anderes waren vorbedachte Kränkungen, die denn auch die traurigen Wirkungen nicht verfehlten. Ein tiefes, vertrauensseliges Gemüth und ein leicht beschwingter Geist ist bald aus dem Geleise geworfen.

Jüngst erst betrat ich die Zechstube wieder, in welcher der kleine Lateiner vor Zeiten seinen Balg gewechselt. Zur Noth erkannt' ich den Raum, die in demselben waltende Seele aber muthete mich fremd und trostlos an.

Der Platz, welcher früher der Zither, unterschiedlichen Notenblättern und Liederheften gebürte, nahmen jetzt fromme, eifernde Drucksachen ein: wem konnt' es in dieser sonst so lauschigen Ecke noch behaglich werden?

Keine Wirtin, kein rosiges Hauskind, keine hurtige Kellnerin ließ sich blicken. Doch ja, trägt nicht ein halbwüchsiges Mädchen dem Gaste Trank und Brot auf? Daſs Gott erbarm', ein scheues, krankes Geschöpf, so jung und so ganz und gar zur Unfreude geboren! Ob es Tochter, Enkelin oder Nichte des Wirtes, ich fragte nicht darnach.

Der letztere selbst, ein früh vergilbtes Männlein mit kaltem, ausforschendem Blicke, leistet mir ungebetene Gesellschaft. Und als wollt' er in mir die Esslust wecken, läſst er sich sein Süpplein bringen, mit einem Stück Bockfleisch darin. Dieses schneidet er mit seinem Besteck, zitternd, betrachtet es sonach als Brocken und löffelt dieselben mit der Brühe aus. Ein karges Mahl für die Mittagszeit. Der Mann ist wohl ein Knauser, der auch dem eigenen Leib nichts vergönnt.

Sonst rührt' und regte sich nichts, als wäre das Haus verrufen und gemieden.

Ich konnte mich nicht enthalten, zu fragen, ob es denn hierorts nie lustiger zugehe?

„Ei ja", meinte das widrige Männlein; „der Markttag bringe Leben, und die Wallfahrer hätten noch alleweil bei ihm Rast gehalten. Es sei hier herum", fuhr er redselig fort, „viel Almwirtschaft, und in seinen jungen Tagen sei er selbst oft dem Vieh nachgestiegen, das bei Neuschnee gern höhenwärts flüchte, und habe trotz einfallendem Nebel manch ein Kalb zu Thal gebracht. Damals habe er noch mit seinem älteren Bruder gehaust, der ein gar lustiger Bursche gewesen, aber halt ein bisschen leicht . . ."

Also er selbst fängt an! Ich horchte auf und versuchte hinter dieser Spinne von einem Manne den einstigen Sepp Kloiber zu entdecken.

„Was denn mit seinem Bruder geschehen? Ob er etwa im Krieg geblieben oder ausgewandert?" fragte ich.

Und das Männlein gab dessen umständlichste Geschichte zum besten: es schien, als erzähle er wundergern von seinem Bruder. Derselbe habe

um's Hoamatl gebracht!" Es ist uns rechtschaffen zu Herzen gegangen, sein letztes gescheites Wort, und wie's gemeint ist gewesen, hat sich ein jeder leicht sagen können. Und hingefallen wär' er, der Hans, wie ein Stück Holz, wenn ihn nicht noch ein paar gute Kameraden aufgefangen hätten. Nachher sei er nur so dahingelegen im hitzigen Fieber, bis unser Herrgott ein Einsehen gehabt und ihn abgerufen habe."

„Und auf derselben Hochzeit beim Tanz", ergänzte ein anderer, „hätt' der Hans auch zum erstenmal falsch gegriffen und das hätt' den ganzen Tanzboden durchgellt, und Paar für Paar hätt', völlig erschrocken, nicht gewusst, ob's weiter tanzen könnt'".

Und wie's denn der Marie ergangen?

„Bis auf den letzten Augenblick hat er's anstehen lassen, der liebe Sepp. Dann sagt' er zur Kellnerin: ‚Marie hat er gesagt, es will sich völlig nicht schicken, dass du im Haus bist, wann die Bäuerin einzieht.' Damit hat er die Seine gemeint gehabt, eine Wirtstochter von da drüben über'm Berg, eine käsbleiche Hopfenstange — aber eine Hand voll Geld hat sie ihm halt eingebracht. Und auf das hin, was thut die Marie? Weil sie ein' Ehr' im Leib gehabt hat, hat sie nichts anderes gesagt zum Sepp als wie: ‚Also ein solcher seid Ihr, Bauer, ein solcher?' und hat ihr Bündel zusammengemacht. Und den Halterbuben ruft sie, gibt ihm ihren Pack und sagt zu ihm: ‚Geh' damit auf den Tanzboden hinauf und lass den Kloiber Hans herausrufen und zeig' ihm meine Sachen und sag' ihm, dass du von mir kommst, und sonst nichts — er wird sich schon auskennen. Und nachher trägst du's Bündel in die Hintermannskeusche — wirst mich dort finden.' Und so ist sie aus dem Kloiber-Haus fort, auf der Stell'! Hat sich auch nie mehr dort sehen lassen."

Und ob wohl noch 'was Rechtschaffenes aus ihr geworden?

„Wie sie's verwunden hat gehabt, hat sie den Schmied im Dorfe geheiratet, und die Leute hausen weiter auch ganz gut miteinander, und gesunde Kinder haben sie grad' nach den Orgelpfeifen herunter; aber freilich, gelacht hat sie kaum wieder, die Marie, seit ihr die Schand' ist angethan worden, so aus dem Haus zu müssen, und wann sie von ihrem Johann reden hört, kommen ihr noch immer die Thränen, so alt sie jetzt auch schon ist."

Nach diesen Andeutungen konnt' ich mir die Geschichte leicht zusammenreimen. Unverkennbar ist dem arglosen Hans vom Rechner und Schleicher Sepp 's Hoamat abgelistet worden. Wieder einmal mochte Johann bei der Übernahmsfrage zum Bruder gesagt haben: „Thu' du's!" und dieser ließ es zunächst wahrscheinlich bei einem halben Ja oder Nein bewenden, betrieb aber insgeheim über Hals und Kopf seine Hochzeit. Die Art, wie er am Hochzeitstage die treue Marie fortschickte, wie er

„Bei wem. Ich begreife.“

Etwas Schnurriges hatte er, der alte Graubart, mit seinem barschen, derben Gehaben und in seiner herablassenden Höflichkeit, in die sich ein bisschen Ironie über sein Schlüsselamt und das hohe Gericht mischte.

„Sind Sie für die Macht oder für das Recht?“ fragte er.

„Für das Recht, natürlich.“

„Dann bitte ich, mich voraustreten zu lassen, denn Macht geht vor Recht.“

„Auch hier?“

„Überall.“

So schritten wir den schmalen, halbdunklen Gang entlang, die Macht voran, das Recht hintendrein. Der Wärter blieb bisweilen stehen, wandte sich zu mir um und erzählte in kurzen, raschen Worten von seinem größten Verbrecher.

„Gehen Sie manchmal in die Kirche? Ja? Auch in die Stiftskirche? Na, dann werden Sie sich an den Alten erinnern, der am Eingang jedem das Thor aufgemacht hat.“

„Der mit der grauen Pelzmütze?“

„Die er allemal höflich abgenommen hat, um den Eintretenden zu grüßen.“

„Und der mit dem breiten, weißstoppeligen Gesichte die Leute immer so schlau angeguckt hat?“

„Das eine Äugel zugedrückt, das andere halb offen.“

„Und immer hübsch sorgfältig angezogen im langen, schwarzen Rock und mit der schwarzseidenen Halsbinde — ?“

„ — und ausgeschaut hat wie ein alter pensionierter Schulmeister.“

„Und der die Almosenkreuzer immer ablehnen wollte?“

„Der allemal: Oh, und aber Herr! gerufen hat, wenn ihm einer die Münze in die offene Hand gelegt.“

„Und sie doch schmunzelnd in die Westentasche gesteckt hat?“

„Genau derselbige.“

„Der gute, komische Alte!“

„Er steht nicht mehr am Kirchenthor.“

„Ist er gestorben?“

„Abgefangen worden. In den Kerker geworfen. Zur Zeit größter Verbrecher, der morgen seinen Tag hat.“

„Aber mein Gott, was hat dieser arme Mensch denn angestellt?“

„Ja, mein lieber Herr! Das ist kein Spaß! Es ist noch nicht alles aufgeklärt. Morgen werden wir ja sehen. — Gebettelt soll er haben!“

„Ha, ha, natürlich!“ musste ich auflachen, „weil er eben ein Bettler ist.“

lieber musiciert, als nach der Wirtschaft gesehen, habe lieber einen Schatz ins Haus genommen, als geheiratet. Und so hätt' denn er Modi machen müssen. Der fremden Person habe er den Laufpass gegeben, die Wirtschaft übernommen und eine richtige Bäuerin heimgeführt. Und grad an seinem Hochzeitstage sei bei dem Bruder die hitzige Krankheit ausgebrochen, die ihn nicht wieder habe aufkommen lassen; „nun ja, das viele Trinken, das unordentliche Leben, das Herumschwärmen bei Tag und bei Nacht . . .“

Länger konnt' ich nicht an mich halten. Ich beglich mit wenig glimpflicher Hast die kaum berührte Zeche und fragte zunächst, ob der Wirt und Gemeindevorstand denn viel Trost und Gewissensberuhigung schöpfe aus den galligen Schriften, die da herumlägen?

Das Männlein sah mich verdutzt an.

Dann fuhr ich fort: „Seit meiner Jugend kenn' ich sie, Eures Bruders Schatz, die flinke Marie. Sie ist ein rechtschaffenes Weib geworden und hat Kinder, die dem Alter zur Freude, zum Segen gereichen. Einst aber ist sie vom Sepp Kloiber mit den vorwurfsvollen Worten geschieden: Also ein solcher seid Ihr, Bauer, ein solcher? Ein richtiger Erzähler darf gerade diesen Umstand nicht verschweigen.“

Das Bäuerlein sprang auf.

Ich drückt' es auf die Bank zurück und schob sein Besteck zur Seite. „Das ist für rüstigere Hände, Herr Bürgermeister!“ sagt' ich. „Und wenn Ihr es nicht wissen wollt, so kann es unsereins bezeugen: Euer Bruder Hans ist ein lustiger, lieber und dabei braver Mensch gewesen. Legt Euch sein Unglück zurecht, wie Ihr wollt, Ihr könnt doch sein letztes Wort nicht ungesprochen machen: ‚Sepp, du hast mich im Handumdrehen um 's Hoamatl gebracht!‘ Das hat er gesagt, und das wird Euch immer wieder aufstoßen, auch wenn Ihr in jenen Schriften lest. Gott gnad' Euch, Kloiber!“

Damit verließ ich das verödete Haus.

Der Keuchen-Ferdl.

Eine Gestalt aus dem Volke von **Peter Rosegger.**

„Und der größte Verbrecher“, sagte der Gefangenwärter, an einer kleinen Thüre rüttelnd, „der größte Verbrecher ist da drinnen!“

Als er seinen Schlüsselbund anstecken wollte, hielt ich ihn zurück: „Warten Sie, bitte! Ich bin nicht gefasst. Der größte Verbrecher, sagen Sie. Da müssen Sie mich doch vorher berichten. Wenn man einen Besuch macht, will man doch erst wissen —“

sich nach ihnen. Sein Lebtag dünkt sich mancher nicht so hoch oben, denn wenn er als Angeklagter im Gerichtssaal steht. Natürlich müssen da auch die Kleider im Glanze sein.

„Dass Ihr Keuchen-Ferdl heißet, Alter, ich wusste es nicht. Den Namen habt Ihr Euch wohl erst dieser Tage beigelegt, seit Ihr da in der Keuchen (im Arrest) sitzet."

„Aber nein!" lachte er mit dünnem Stimmlein auf. „Das ist ein alter Herr, dieser Keuchen-Ferdl. Seit ich meine Jahre abgesessen hab', heißen sie mich halt so. Jawohl! Zwanzig Jahre lang hab' ich keinen Zimmerschlüssel in der Hand gehabt!"

„Gesessen seid Ihr? Zwanzig Jahre lang?" Ich erschrak nun wirklich.

„Nicht wahr? Und so plunzendick verstockt, dass ich mich noch prahlen mag damit. Gelt? Morgen will ich's ihnen ins Gesicht sagen: Ihr Hascherln, ihr könnt mir höchstens drei, vier Wochen auf den Buckel nageln. Da sind das andere Kerle gewesen, dazumal, die mir meine zwanzig Jahre schweren Kerker, mit einem Fasttag und hartem Lager in der Woche angeschustert haben."

„Aber das müsst Ihr mir doch erzählen, guter Freund. Ich höre Kriminalgeschichten für mein Leben gern und besuche deshalb häufig Gefangene."

„Da werden's halt wenig Gegenbesuche bekommen." Dabei, wie er so zusammengeknickt hockte, schaukelte er sich leicht auf seinem Brette.

„Ja, aber um Gottes Himmels Willen! Wie ist denn das zugegangen, dass Ihr so lang im Kerker gesessen seid?"

„Dumm ist das zugegangen."

„Mindestens ein Mord — wie?"

„Sind Sie wirklich recht neugierig?" fragte er schalkhaft. „Beim jüngsten Gericht, morgen, wenn Ihr Euch einfinden wolltet. Da wird's wohl vorkommen, dass der Ferdl schon vorbestraft ist, und wegen warum. Da werden sie Augen machen, die mit ihrem Bagatellgerichtel, da oben!"

Ich dachte aber, dass es im Arrest, unter vier Augen, hinter wohlverwahrter Thür sich heimlicher plaudern ließe und schmeichelte dem alten Ferdl seine Geheimnisse ab. Das Geräucherte, das ich ihm mitgebracht, erfüllte hierin seinen Nebenzweck schlecht, das verstopfte dem Alten eher den Mund, als dass es ihn öffnete. Als nachher jedoch das Glas Wein kam, forderte er mich auf, tüchtig mitzutrinken, damit ich Kurasch bekäme. „Sonst fahren Sie mir am End' beim Ofenloch hinaus." — Er hatte noch so getändelt und geschaukelt auf seinem Brett. Plötzlich neigte er sich vor, streckte auf langem Hals mir sein stoppelbartiges Gesichtlein zu mit den zwinkernden Augen und rief: „Sie, das ist merkwürdig! — die Mühle in Unterdorf, die was bei der Achbrücke

„Herr! wägen Sie Ihre Worte! Ein Bettler ist der Alte nicht. Wenigstens leugnet er's. Darf's auch nicht sein. Die Gemeinde hat endlich das weise Gesetz herausgegeben, dass kein Bettler mehr sein darf. Und weil dieser alte dumme Mensch das Gesetz übertreten hat, so wird er morgen gerichtet!“

„Am Ende wohl gar hingerichtet!“

„Scherzen Sie nicht!“ — sagte der Gefängniswärter und zog sein runzeliges Gesicht erschreckend in die Länge. „Wenn Sie jetzt zu ihm hineingehen wollen! Er wird Zuspruch brauchen.“

„Darf ich ihm auch einen kleinen Schmaus mitbringen?“

„Was Sie wollen. Sie wissen ja, dass der Delinquent am letzten Tage —“

„Alles haben darf, was sein Herz begehrt?“

„Mit Ausnahme des Kerkerschlüssels.“

Als hernach hinter mir die sattsam bekannte „Eichenthür knarrend ins Schloss gefallen war“, stand ich in der etwas allzuschattigen Kammer vor dem Alten. Der hockte gemüthlich auf einem niedrigen Schemel, stemmte die Ellbogen auf die spitzen Knie, das graue Köpflein auf die Fäuste und kicherte: „Hau, einen Kameraden gibt's?“

„Wir kennen uns wohl von der Stiftskirche her“, erinnerte ich.

„Ah, sind Sie auch so einer, der —“ er stockte und setzte gemüthlich hinzu, „der mich zu der Schandthat verleitet hat, hätt' ich bald gesagt.“

„Ich bin nur auf Besuch da, Herr — Herr —“

„Keuchen-Ferdl. Nicht der eigentliche Name. Nur ein Ehrentitel. So, so, auf Besuch. Bitte Platz zu nehmen!“ Behendig erhob er sich von seinem Schemel, „das einzige Fauteuil, bitte! Ich setze mich derweil auf den Divan.“ Und setzte sich auf ein Brett, das über zwei Schrägen lag und wohl den Tisch abgab.

Ich dachte anfangs, er stecke in der Sträflingskleidung, ein leinenes Beinkleid und ein graues Wollenjäcklein hatte er am Leib und blaue Socken an den Füßen. Sein eigenes Untergewand; denn der schwarze Anzug war beim Schneider, um für den Gerichtstag hergerichtet zu werden. Arrestanten pflegen viel Gewicht darauf zu legen, anständig gehalten, gut gebürstet und sorgfältig frisiert vor die Herren zu treten. Mancher betrachtet den Gerichtstag für einen Ehrentag, auch falls er verurtheilt wird. Ist er doch einmal der Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit, die Leute laufen zusammen, die Zeitungen schicken ihre Berichterstatter, die Richter haben ihre feierlichen Mäntel an — und alles des Einen willen, der im Mittelpunkt steht und eine Leibwache an der Seite hat, wie der Kaiser. Die klügsten Köpfe sind beisammen, die schlauesten Rechtsdoctoren, aber was sie erfahren werden, das liegt in seinem Belieben und nach ihm müssen die Herren sich richten, nicht er

betteln gehen in einem solchen Gewand, auf der Stell' packen sie dich wieder zusammen, und du sitzest!"

„Aber Eure Mühle!" warf ich ein, „was ist es denn mit Eurer Mühle?"

„Mühle? Mit der ist es nichts. Alte Schulden darauf. Vergantet worden. — Kritische Zeiten gewesen. Betteln verboten, stehlen nicht erlaubt. Das bissel Kraft, so noch übrig geblieben, hätte ich gerne verkauft. Aber — Sie wissen ja, — alter Arrestant! Keine Arbeit! Der Keuchen-Ferdl! der mag aus dem letzten Loch pfeifen. Hat der Regenschori drüben in der Stiftskirche drüben gesagt: Dagegen gibt's ein Mittel! Ob ich an der Orgel den Blasbalg treten wolle? Gut, sage ich, auf das viele Getretenwordensein will auch ich einmal treten. Hätten die Leute gewusst, dass zu dem schönen Orgelspiel der Athem vom Keuchen-Ferdl kommt, die wollten sich bedankt haben. Mir ist's gut gegangen, habe fürs Treten das schöne Gewand bekommen, das der Herr Regenschori abgelegt hat. Wie ein Graf hab' ich Ihnen ausgeschaut! Auch diese Zeit ist vorbei."

„Nun aber", ich rückte ihm traulich näher, „sagt mir doch einmal, lieber Alter, — der Mord, ist er Euch denn gar nie nachgegangen?"

„Mord? Welcher Mord?"

„Immer an die Straf' denkt Ihr. Und an das Verbrechen? Hat es denn Euer Gewissen gar nie beunruhigt?"

„Nicht einen Augenblick, Herr!"

„Nein, das nenne ich verstockt sein!"

„Ja, das glaub' ich, dass einem so was nachgehen müsst'!"

„Ihr habt doch den Holzmeister erstochen!"

„Fällt mir nicht ein. Ich hab' keinen Menschen erstochen, mein Lebtag nicht! Hab' ihnen's ja gesagt. Haben mir halt nichts geglaubt. Erst wie vor etlichen Jahren der Franz Schienbeiner, wissens, der was so ein Zwerg ist gewesen und so viel kartengespielt hat — auf den Tod ist gelegen, hat er's seinem Beichtvater gestanden, dass er mit dem Messer, das er vorher mir gestohlen, den Holzmeister umgebracht hat — Geldes wegen."

Jetzt muss ich aber arg in die Höhe geschnellt sein vom Schemel, denn der Alte springt auch erschrocken auf und was mir denn wäre.

„Jesus und Maria! Mensch! Du wirst doch nicht zwanzig Jahre lang unschuldig gesessen sein?"

„Was denn! Hab' ihnen's ja eh gesagt. Haben mir halt nichts geglaubt. Aber gute Leut' gibt's halt doch noch auf der Welt. Wie die Wahrheit aufgekommen ist, sind sie für mich sammeln gegangen und haben mir ein rundes Sachel auf die Hand gethan. Viel! Sicherlich hätt' ich noch was davon, wenn nicht die alten Nachbarn gekommen

steht, ist einmal mein gewesen. Aber natürlich! Mein Vaterhaus. Und einmal, am Maria-Verkündigungstag ist's gewesen, in der Früh, ich sitz' just bei der Topfen-Suppe und will in die Kirche gehen, kommen zwei Spitzhauben, fragen, ob ich der Ferdinand Seimer bin. Ja? Na, dann müssten sie mir die Hände schließen. Und wie ein Kalb fortgetrieben in den Arrest. Mir ist das natürlich unangenehm gewesen, war dazumal gerade Bräutigam mit der Beckischen. Mit der schönen Margerl — erinnern Sie sich — die mit dem schwarzen Sammthütel und dem rothseidenen Tuch immereinmal über der Achsel. Ja so — Sie sind damals noch gar nicht auf der Welt gewesen. Macht nichts. Also mit mir in die Keuchen. Und in den Gerichtssaal. Wissen Sie, was ich angestellt hab'?"

Er fasste das Weinglas, hielt es gegen das Fensterchen.

„Wie ein goldener Ring, so hell!" Dann that er einen leichten Schluck, schnalzte mit der Zunge, und goss das ganze Glas auf einmal in die Gurgel.

„Also was, also was, Ferdinand?"

„Also was? Den Holzmeister hatte ich erstochen. Der Margerl wegen, er wollte sie auch haben. Im Rinnwald — mit meinem Taschenmesser. In der Faschingsdienstagnacht. Von hinten in den Nacken hinein. Alles haben sie auf dem Papier gehabt und Zeugen dazu, und mein Leugnen hat nichts geholfen. Nicht zwei Tage lang hat die Verhandlung gedauert. Verurtheilt bin ich worden — zum Tod durch den Strang." Das sagte er leise, fast feierlich. — „Na sehen Sie. Aber hängen haben sie mich doch nicht können, weil ich nichts gestanden hab'. Also halt lebendig eingemauert. Auf hübsch lang. Ja ja, und einmal, wie der Kaiser die große Amnestie erlassen hat, sind sie links und rechts davongelaufen, meine Genossen. Mich haben sie festgehalten. Wer nicht gesteht, hat's geheißen, und nicht bußfertig ist, der verdient keinen Nachlass. Also sitzen bleiben. Herr, das ist ein saurer Tag gewesen für mich, dieser Gnadentag. Zuerst schreckbar gewildet und alles verflucht, bis mir die Stimm' hat versagt. Nachher todt. Hab' mich fallen lassen. Sind's noch zehn Jahre, oder zwanzig, oder fünfzig — wie der will. Keine Jahre, keine Tage hab ich mehr gezählt, mein Elend hab' ich nicht mehr gemessen mit anderer Leute Wohlleben. Abwechslung hat's ja doch gegeben: hab ich gut geschlafen, so war's ein glücklicher Tag, und war ich gar krank und lag im Spital, da gab's Feste — das mögen Sie mir glauben, Herr. Und wie das so fortgeht und fortgeht, wirft mir der Kerkermeister auf einmal das Bündel var die Füße: sollt' machen, dass ich weiterkomme! — Wieso? — Ja, die Zeit ist aus. — Herr, ich sag's, schier nicht glauben hab' ich's können! Ist denn so was möglich? dass auch zwanzig Jahre Kerker ein End' haben können? — Im Bündel meine alten Kleider. Na, die waren nicht schlecht schäbig! Nicht einmal

„Ich bitt', gebettelt hab' ich nicht. Hab' den Leuten nur die Kirchthür aufgemacht, dass man doch nicht ganz umsonst auf der Welt ist."

„Aber der Zeuge sagt aus, dass Sie Almosen genommen haben."

Der Angeklagte kniete nieder auf beide Knie, faltete die Hände zusammen: „Herr Richter, ich bitt', noch mein letzt' Eichtl Zeit möcht' ich in der Tageslichten herumgehen. Ich bitt' Ihnen, schenken Sie mir die Straf'!"

„Bis jetzt haben Sie ja noch gar keine Strafe. Gedulden Sie sich doch bis zur Urtheilsverkündung. Stehen Sie auf."

Dann wurde der Wachmann vorgerufen, der den Alten wegen Bettelns an der Kirchenthür festgenommen hatte. Diesen fragte der Richter: „Also, Zeuge, wie gieng das eigentlich zu?"

Der Wachmann stand stramm aufrecht, legte die Hand an die Schläfe und hielt seinen Rapport: „Der Mensch ist vor dem Eingang gestanden, hat den Leuten die Thür aufgemacht und allemal die Mütze vom Kopf gezogen. Es ist mir auch vorgekommen, als wenn er die Hand offen hingehalten hätt'."

„Ist das wahr, Angeklagter?"

„Aber ich bitt', die Faust kann ich doch den Leuten nicht zeigen. Hat mir ja kein Mensch nichts gethan."

„Haben Sie gehört, Zeuge, dass er die Leute angebettelt hat?"

„Just gehört hab' ich das nicht, aber weil er gar so unterthänig gethan hat, und das Mützenabnehmen und die offene Hand, und halt gar so freundlich beim Thüraufmachen. Wegen was denn sonst, als dass er Geld sollt' kriegen!"

„Nun, Angeklagter, und haben Sie Geld bekommen?"

Der Alte trat einen Schritt vor und gestand mit leiser Stimme: „Ein bissel wohl, immereinmal." Ganz roth war sein Gesicht geworden.

„Und haben Sie es nicht zurückgewiesen?"

„Das hätt' ich mir nicht getraut, Herr Richter. Beleidigen hab' ich sie nicht wollen. Wenn sie vor dem Gotteshaus einem armen Menschen schon was schenken wollen, hab' ich mir gedacht. Ich möcht' ihnen auf dem Weg zum Himmel kein Hindernis sein." —

Dann trat Schweigen ein. Das schwere Schweigen vor dem Urtheilsspruche. Ich war im Auditorium der einzige Zuschauer, aber mir pochte das Herz für zehn. Wird der alte Mann wieder in sein Halbdunkel abgeführt werden? Oder wird er den Rest seines ihm zu schanden processierten Lebens in der „Tageslichten" verbringen dürfen? Findet er es nicht selbst ganz in Ordnung, dass er wieder sitzen wird? Der elementare Aufschrei seines gedrückten Herzens: „Ich bitt', schenkens mir die Strafe! Ich möchte, ehe das dunkle Grab kommt, noch ein wenig im Lichte sein!" Aber, er schämte sich nun fast dieses vorwitzigen

wären und ihr Geld, das ich ihnen noch von der Mühle her schuldig gewesen, zurückverlangt hätten."

„Und das Geld, das wegen des Justizirrthums für Euch gesammelt wurde, habt Ihr alten Gläubigern gegeben?"

„Aber natürlich. Ich bin ihnen ja schuldig gewesen."

— — „Lieber Mann, ich glaube, man muss Euch noch einmal einsperren. Denn zu der heutigen Menschheit, die außerhalb der Kerkermauern gefräßig und gewissenlos hermtrappelt, passt Ihr wirklich nicht."

„Wenn Sie sich noch einen Augenblick gedulden wollten, geehrter Herr, morgen wird alles wieder für längere Zeit in Ordnung gebracht werden. — Ah! hat mir das Weinl geschmeckt!"

„So trinkt doch noch das Restchen aus!"

„Darf nicht, guter Herr, darf nicht. Muss morgen bei Kopf sein!"

Eine wunderliche Unterhaltung! Den haben sie sauber zugerichtet, dacht' ich beim Verlassen des Arrestes. — Am nächsten Tage war ich natürlich bei der Gerichtsverhandlung.

Da stand er und die Leibwache neben seiner. Der Richterstuhl war ein gewöhnlicher, grüngedeckter Tisch mit Cruzifix, Kerzen und einem Bezirksrichter. Er war weder mit Staatsanwalt, Vertheidiger, noch mit Geschworenen ausgeschmückt, also nach der Auffassung des guten Alten, der schon Großartiges gesehen, etwas windig. Der Angeklagte stand in seinem schwarzen Anzug, mit der seidenen Halsbinde und dem weißen Haar schlicht und würdevoll da, wie ein alter Priester etwa, der sich beim Consistorium wegen irgend welcher verkehrten kirchlichen Handlung zu verantworten hat.

„Also, Ferdinand Seimer", begann der Richter, als er sich in seinem Lehnstuhl zurechtgerückt und das Protokoll vorgenommen hatte. „Sie sind zweiundsiebzig Jahre alt, katholisch, ledig, vorbestraft, vacierend. Ist das alles richtig?

„Zu dienen."

„Wodurch bringen Sie sich fort?"

Der Alte schob die spitzen Achseln empor. „Mein Gott, mit Sitzen."

„Sie waren eine Zeitlang in der Stiftskirche Blasebalgtreter. Warum haben Sie diesen Beruf aufgegeben?"

„Herr Richter, mein schwacher Kopf. Jungheit, da geht's, das Auf- und Niederhupfen an den Tretbalken, wie ein Kanarienvogel auf den Sprosseln. Aber wenn man halt mit der Zeit kopfschwach wird — der Schwindel! Der Herr Regenschori wird's selber sagen, wie ich vorig Ostern beim Treten auf einmal hingeflogen bin an den Orgelkasten, dass alles 'kracht hat. Seither lasst er mich nicht mehr dran."

„Gut, gut." Der Richter blätterte in Papieren. „Ferdinand Seimer, es wird Ihnen zur Last gelegt, dass Sie vor der Stiftskirche gebettelt haben."

ihren Bankiers, die sich an den Ersparnissen armer Leute bereichert haben, ihre Thüre zu schließen, unter Umständen, „über die sie keine Controle haben“, und mit einem flüchtigen „verzeihen Sie“ und läßt große Ländereien von Menschen ankaufen, die ihr Geld erworben haben, indem sie mit bewaffneten Schiffen in den chinesischen Gewässern umherfuhren und mit geladenen Kanonen Opium verkauften, wobei sie zum Besten der fremden Nation die gewöhnliche Räuberaufforderung „euer Geld oder euer Leben“, umwandelten in „euer Geld und euer Leben“.

Ich sage, wir haben die Litteratur verachtet. Was machen wir uns, als Nation, aus Büchern? Wieviel glauben Sie wohl, daſs wir alle zusammen auf unsere öffentlichen oder Privatbibliotheken verwenden, im Vergleich mit dem, was wir für unsere Pferde ausgeben? Wenn ein Mann große Ausgaben für seine Bibliothek macht, dann nennt man ihn einen Büchernarren. Aber man spricht nie von einem Pferdenarren, obgleich sich täglich Leute durch ihre Pferde ruinieren, und man hört nie davon, daſs sich Leute durch ihre Bücher ruiniert hätten. Oder um noch tiefer hinabzusteigen, wieviel glauben Sie wohl, daſs der Inhalt sämmtlicher Bücherregale des Landes einbringen würde im Vergleich mit dem Inhalt seiner Weinkeller?

Ich sage, wir haben die Wissenschaft verachtet. „Wie!“ rufen Sie aus, „sind wir nicht bei allen Entdeckungen voraus und wird nicht der ganzen Welt, mit Recht oder Unrecht, schwindlig bei unseren Erfindungen?“ Ja; aber halten Sie dies etwa für nationale Arbeit? Diese Arbeit wird ganz und gar der Nation zum Trotz gethan; durch den Eifer und das Geld von Privatleuten. Wir sind allerdings klug genug, aus der Wissenschaft unsern Vortheil zu ziehen. Wir schnappen gierig genug nach jedem wissenschaftlichen Knochen, an dem sich etwas Fleisch befindet; aber wenn der Mann der Wissenschaft uns um einen Knochen oder um eine Rinde Brot bittet, dann ist das ein anderes Ding. Was haben wir öffentlich für die Wissenschaft gethan? Wir müssen der Sicherheit unserer Schiffe willen wissen, wieviel Uhr es ist, und darum bezahlen wir ein Observatorium; wir lassen uns in der Person unseres Parlaments jährlich dazu zwingen, in schäbiger Weise etwas für das Museum zu thun, in der mürrischen Voraussetzung, daſs es ein Ort sei, an dem ausgestopfte Vögel zur Belustigung unserer Kinder aufbewahrt würden. Wenn jemand sich ein eigenes Teleskop hält und einen neuen Nebelfleck auflöst, dann gackern wir über die Entdeckung, als ob wir sie selbst gemacht hätten; und wenn einer von unsern zehntausend Jagdjunkern plötzlich bemerkt, daſs die Erde doch noch für etwas anderes gemacht wurde, als nur für die Füchse, und er bohrt selbst darin nach und sagt uns, wo sich Gold befindet oder Kohlen, dann begreifen wir, daſs das etwas Nützliches ist, und machen ihn sehr richtiger Weise zum Lord; aber

Wunsches. Ist es nicht leichtsinnig, mit so hochtrabenden Gelüsten eine sichere Altersversorgung zu verscherzen?

Der Richter stand auf, erhob seine Stimme und sprach: „Im Namen Seiner Majestät. Der Ferdinand Seimer ist von der Anklage, an der Thür der Stiftskirche gebettelt zu haben, freigesprochen. — Ferdinand Seimer, Sie können nach Hause gehen."

Da blickte der Alte mit einer komischen Verblüffung um sich: — „Nach Hause?"

Eine Strafpredigt.

Der englische Weise John Ruskin gehört zu jenen Männern, die den Muth haben, ihrem Volke die Wahrheit zu sagen. Wir finden in seinem Buche „Sesam und Lilien", ins Deutsche übertragen von Hedwig Jahn (Leipzig, Eugen Friederichs 1900) ein Capitel, das, obschon es vor mehr als dreißig Jahren in England geschrieben wurde, so ist, als wäre es für den heutigen Tag und auch für uns Deutsche.

Also sprach John Ruskin in edlem Zorne:

Wie ein gebildeter Mensch in nichts besser von einem gewöhnlichen zu unterscheiden ist, so ist auch eine gebildete Nation in nichts besser von dem Pöbel zu unterscheiden, als darin, — dass ihre Gefühle beständig und gerecht sind, was aus richtiger Betrachtung und gleichmäßigen Gedanken entspringt. Man kann den Pöbel zu allem überreden, seine Gefühle sind meist großmüthig und gerecht, aber er hat keine Grundlage dafür, keinen Halt daran. Man kann ihn nach Gefallen zu jedweder Empfindung aufreizen oder stacheln; er denkt größtentheils nur durch Beeinflussung, holt sich eine Ansicht wie eine Erkältung, und nichts ist so klein, dass er nicht wie toll darüber brüllt, wenn der Anfall kommt, — nichts so groß, dass er es nicht in einer Stunde vergisst, wenn der Anfall vorüber ist. Aber die Leidenschaften eines gebildeten Mannes oder einer gebildeten Nation sind gerecht, gemäßigt und beständig. Eine große Nation verschwendet beispielsweise nicht ihren ganzen nationalen Geist daran, monatelang die Zeugenaussagen wegen eines einzigen Mordes, den ein einzelner Schurke begangen hat, abzuwägen, und sieht jahrelang zu, wie ihre eigenen Kinder sich gegenseitig zu Tausenden und Zehntausenden täglich umbringen, und denkt dabei nur, welchen Einfluss es auf den Baumwollenpreis hervorbringen wird, und kümmert sich in keiner Weise darum, festzustellen, auf wessen Seite das Recht liegt. Ebensowenig schickt eine große Nation ihre armen kleinen Jungen ins Gefängnis, weil sie Wallnüsse gestohlen haben, und erlaubt ihren Bankrottmachern, Hunderte und Tausende mit einer höflichen Verbeugung zu stehlen, und

voll liebten, werden von ihnen nur wie die eingeseiften Kletterstangen in einem Bärenzwinger betrachtet, um daran „mit lautem Freudengeschrei“ herauf und herunter zu klettern. Wenn sie nicht mehr schreien können und die menschliche Stimme nicht mehr genügt, ihre Freude auszudrücken, dann erfüllen sie die stillen Thäler mit Sprengpulverexplosionen und stürzen nach Hause, roth von dem Hautausschlag der Überhebung und redselig mit dem krampfhaften Schluckauf der Selbstbefriedigung.

Endlich verachten sie auch das Mitleid. Es sind keine Worte von mir erforderlich, um es zu beweisen. Ich will nur einen von den Zeitungsparagraphen abdrucken, die ich auszuschneiden und in meinen Schubkasten zu werfen pflege; hier ist einer aus dem „Daily Telegraph“, vom Anfang dieses Jahres datiert (ein Datum, das, trotzdem ich es nachlässigerweise nicht darauf notiert habe, leicht ausfindig zu machen ist; denn auf der Rückseite des Ausschnittes steht die Ankündigung, dass gestern der siebente besondere Gottesdienst dieses Jahres durch den Bischof von Ripon in St. Paul abgehalten sei); er berichtet nur eines jener Ereignisse, wie sie auch heute täglich vorkommen; dieses hat zufällig die Form angenommen, in der es vor den Kronrichter kam. Ich lasse den Paragraphen hier drucken. Sie können überzeugt sein, dass die Thatsachen selbst in rother Farbe in ein Buch eingeschrieben sind, in dem wir alle, Gebildete und Ungebildete, eines Tages unsere Seite werden lesen müssen.

Am Freitag wurde durch den Vicekronrichter, Mr. Richards, in der White Horse Tavern, Christ Church, Spitalfields, eine Untersuchung in Bezug auf den Tod Michael Collins, 58 Jahre alt, abgehalten. Mary Collins, eine elend aussehende Frau, sagte, sie habe mit dem Verstorbenen und seinem Sohne in einem Zimmer, Nr. 2 Cobbs Court, Christ Church, gewohnt. Der Verstorbene war Schuhflicker. Die Zeugin ging aus und kaufte alte Stiefel; der Verstorbene und sein Sohn besserten sie aus, und dann verkaufte die Zeugin sie in den Läden für das, was sie kriegen konnte. Das war natürlich sehr wenig. Der Verstorbene und sein Sohn arbeiteten Tag und Nacht, um ein wenig Brot und Thee zu verdienen und die Miete für die Stube (2 Schilling die Woche), so dass sie ihr Heim aufrecht halten konnten. Freitag abend in der vorigen Woche stand der Verstorbene von seinem Schemel auf und schüttelte sich vor Frost. Er warf die Stiefel hin und sagte: „Jemand anderes muss sie fertig machen, wenn ich nicht mehr bin, denn ich kann nichts mehr thun.“ Sie hatten kein Feuer, und er sagte: „Mir würde besser werden, wenn ich warm wäre.“ Die Zeugin nahm daher zwei Paar ausgebesserte Stiefel, um sie im Laden zu verkaufen, aber sie konnte nicht mehr als 14 Pence für die beiden Paare erhalten. Denn die Leute im Laden sagten: „Wir müssen auch unsern Vortheil daran haben.“ Die Zeugin besorgte 14 Pfund Kohlen und etwas Thee und Brot. Ihr Sohn saß die ganze Nacht auf,

ist der Zufall, dass er eine nützliche Beschäftigung für sich herausgefunden hat, uns irgendwie anzurechnen?

Ich sage, sie haben die Kunst verachtet! „Wie!“ werden Sie wieder antworten, „haben wir nicht meilenlange Kunstausstellungen? Und bezahlen wir nicht Tausende von Pfunden für einzelne Bilder? Und haben wir nicht mehr Kunstschulen und Institute, als je eine andere Nation besaß?“ Ja, gewiss, aber alles nur um des Geschäftes willen. Sie möchten am liebsten Ölgemälde wie Kohlen verkaufen und Glas und Porzellan wie Eisen; sie möchten jeder andern Nation das Brot vom Munde wegnehmen, wenn sie es könnten; und wenn sie dazu nicht im Stande sind, ist es ihr Lebensideal, in den Verkehrsadern der Welt wie Ludgater Ladenburschen zu stehen und jedem Vorüberkommenden zuzurufen: „Nichts zu handeln?“ Sie wissen nichts von ihren eigenen Fähigkeiten oder Verhältnissen; sie stellen sich vor, dass sie inmitten ihrer feuchten, flachen, fetten Lehmfelder eine ebenso empfängliche Kunstphantasie haben können, wie der Franzose inmitten seiner sonnengoldigen Weingärten oder der Italiener unter seinen vulkanischen Abhängen. Sie denken, die Kunst kann wie die Buchführung gelernt werden und gibt ihnen, wenn sie gelernt ist, Gelegenheit zu ausgedehnterer Buchführung. Sie machen sich aus Bildern durchaus nicht mehr als aus Rechnungen, die sie an ihre kahlen Wände kleben. Es ist an den Wänden immer Platz vorhanden für Rechnungen, die man lesen — aber nie für Bilder, die man sehen kann. Sie wissen nicht, was für Bilder von Ruf sie im Lande haben, ob sie echt oder unecht, sorgfältig aufbewahrt oder vernachlässigt sind. In fremden Ländern sehen sie ruhig zu, wie die edelsten Kunstschätze der Welt zugrunde gehen.

Sie haben die Natur verachtet, d. h. alle tiefen und heiligen Gefühle für landschaftliche Schönheit. Die französischen Revolutionäre machten Ställe aus den Kathedralen Frankreichs; sie haben Rennbahnen aus den Kathedralen der Erde gemacht. Ihr einziger Begriff von Vergnügen besteht darin, in Eisenbahnwagen um die Schiffe der Kirchen herum zu fahren und von ihren Altären zu essen.

Sie haben eine Eisenbahnbrücke über den Rheinfall von Schaffhausen errichtet; sie haben Tunnels durch die Felsen von Luzern, bei der Tellkapelle angelegt; sie haben das Ufer bei Clarens am Genfer-See zerstört; es gibt kein stilles Thal in England, das sie nicht mit dem Feuer von Schmiedeblasebälgen erfüllt, es ist kein Stück englischen Landes übrig geblieben, auf das sie nicht Kohlenasche getrampelt haben — es gibt keine ausländische Stadt, in der ihre Anwesenheit sich nicht in den schönen alten Straßen und lieblichen Gärten durch eine zerstörende Aussatzkrankheit von neuen Hotels und Parfümerieläden bemerklich macht; die Alpen selbst, die ihre eigenen Dichter so verehrungs-

haus zu hegen, das die Reichen nicht theilen, denn jeder, der eine Pension von der Regierung annimmt, geht, sozusagen, in das Armenhaus großen Stils; nur schließen die Armen- oder Arbeitshäuser der Reichen nicht das Wort Arbeit ein und sollten eher Spielhäuser genannt werden. Aber die Armen mögen gern unabhängig sterben, wie es scheint; wenn wir ihnen die Spitalhäuser angenehmer und netter machten oder ihnen ihre Pensionen zu Hause gäben und sie zu Anfang ein wenig freier mit dem öffentlichen Gelde schalten und walten ließen, dann würden sie sich vielleicht mit den Verhältnissen aussöhnen. Inzwischen bleiben die Thatsachen bestehen: wir machen ihnen unsere Unterstützung entweder so kränkend oder so peinlich, dass sie lieber sterben, ehe sie sie aus unsern Händen annehmen; oder wir lassen sie, als dritte Alternative, so unwissend und thöricht bleiben, dass sie wie unvernünftige, stumpfsinnige Geschöpfe umkommen, ohne zu wissen, was sie thun, oder um was sie bitten sollen. Ich sage, sie verachten das Mitleid; wenn das nicht der Fall wäre, müsste ein solcher Zeitungsartikel in einem christlichen Lande ebenso unmöglich sein, wie der überlegte Meuchelmord auf seinen öffentlichen Straßen nicht gestattet ist.

„Christlich“, sagte ich? Ach! wenn wir nur in gesunder Weise unchristlich wären, dann würde es unmöglich sein; es ist gerade unser eingebildetes Christenthum, das uns hilft, diese Verbrechen zu begehen, denn wir rühmen uns unseres Glaubens und schweigen darin um der äußerlichen Gefühle willen; wir machen ihn uns zurecht wie alle übrigen erdichteten Sachen. Das dramatische Christenthum mit Orgel und Kirchenschiff, Frühgottesdienst und Zwielichterweckung — das Christenthum, das wir uns nicht scheuen, nachäffend in unsern Theaterstücken, die sich um den Teufel drehen, anzubringen, — in unsern Satanella’s, Robert’s, Faust’s; wo Kirchenlieder durch vergitterte Fenster als Hintergrundeffect gesungen werden und das Wort „Dio“ in nachgeäfften Gebeten auf die zahlreichste Weise künstlerisch moduliert wird; (während wir am nächsten Tage Tractätchen vertheilen zum Wohle ungebildeter, fluchender Leute, die sich unserer Ansicht nach an dem dritten Gebot versündigen; dieses gasbeleuchtete und gasbegeisterte Christenthum macht uns stolz und läßt uns den Saum unseres Kleides zurückziehen vor der Berührung mit den Ketzern, die es bestreiten. Aber auch nur den kleinsten Beweis einfacher christlicher Rechtschaffenheit durch Wort oder That zu geben, jede Lebensregel zu einem christlichen Gebot zu machen und eine nationale That oder Hoffnung darauf zu gründen — wir wissen nur zu gut, wieviel unser Glaube dabei nützt! Man könnte eher einen Blitz aus Weihrauchwolken erwarten als wahre Thatkraft oder Hingebung aus unserer modernen Religion.

um die Flickereien zu machen und Geld zu verdienen, aber der alte Mann starb Sonnabend früh. Die Familie hatte nie genug zu essen. — Kronrichter: „Es erscheint mir bedauerlich, dass Sie nicht in das Armenhaus giengen.“ Zeugin: „Wir wollten gern die Bequemlichkeit unseres kleinen Heims haben.“ Ein Geschworener fragte, worin die Bequemlichkeiten bestanden hätten, denn er sähe nur eine kleine Streu in einem Winkel der Stube, deren Fenster zerbrochen waren. Die Zeugin fieng an zu weinen und sagte, sie hätten eine Steppdecke und andere kleine Sachen. Der Verstorbene habe gesagt, er würde nie in das Armenhaus gehen. Im Sommer, wenn die Jahreszeit gut war, verdienten sie manchmal bis 10 Schilling die Woche. Dann legten sie immer etwas für die nächste Woche zurück, die gewöhnlich schlecht war. Im Winter verdienten sie nicht die Hälfte. Drei Jahre lang waren sie so weiter heruntergekommen, — Cornelius Collins sagte, er hätte seinem Vater von 1847 an geholfen. Sie pflegten weit in die Nacht hinein zu arbeiten, dass beide fast das Augenlicht verloren. Der Zeuge hatte jetzt einen Nebel vor den Augen. Vor fünf Jahren hatte sich der Verstorbene an die Gemeinde um Unterstützung gewandt. Der Armenaufseher gab ihm ein vierpfündiges Brot und sagte ihm, wenn er wiederkäme, dann würde er „die Steine bekommen.“ Das ärgerte den Verstorbenen, und er wollte seitdem nichts mehr mit ihnen zu thun haben. Es gieng ihnen immer schlechter bis zum letzten Freitag, wo sie keinen Halfpenny mehr hatten, um ein Licht zu kaufen. Da legte sich der Verstorbene auf die Streu nieder und sagte, er werde den Morgen nicht erleben. — Ein Geschworener: „Sie sterben ja selbst vor Hunger und sollten bis zum Sommer in das Armenhaus gehen.“ — Zeuge: „Wenn wir hineingiengen, würden wir sterben. Wenn wir im Sommer herauskämen, würden wir wie vom Himmel herabgefallene Leute sein. Niemand würde uns kennen, und wir hätten nicht einmal ein Zimmer. Ich könnte jetzt arbeiten, wenn ich etwas zu essen hätte, denn meine Augen würden sich bessern.“ Dr. G. P. Walker sagte, der Verstorbene sei an Entkräftung gestorben, an Erschöpfung und Mangel an Nahrung. Der Verstorbene hatte keine Bettwäsche. Vier Monate lang hatte er nichts als Brot zu essen. Es war keine Spur von Fett an seinem Körper. Er hatte keine Krankheit, und wenn er ärztliche Hilfe gehabt hätte, würde er die Entkräftung und Ohnmacht überwunden haben. Nachdem der Kronrichter seine Bemerkungen über die schmerzliche Art des Vorfalles gemacht, gaben die Geschworenen folgenden Spruch ab: „Der Todte starb an Erschöpfung aus Mangel an Nahrung und an den gewöhnlichsten Nothwendigkeiten des Lebens; auch aus Mangel an ärztlicher Hilfe.“

„Warum wollte der Verstorbene nicht in das Armenhaus gehen?“ fragen Sie. Ja, die Armen scheinen ein Vorurtheil gegen das Armen-

Heiligengestalten und fröhlichen Engeln, bei silbernen Leuchtern und seidenen Fahnen, in weihrauchdurchdufteter Kühle, in der Ruhe der Seligen, in einer anderen Welt, in der er ebenso gut daheim ist, als in seinen rußigen vier Wänden.

Der Mensch hat nicht allein einen sinnlichen Leib, er hat auch eine sinnliche Seele. Und die römische Kirche nennt sich die Beherrscherin der Seelen. Sie wäre es nicht in dem Maße ohne Hilfe der Kunst. Ich verstehe nicht, weshalb unsere norddeutschen Brüder, die Protestanten, auf kirchliche Kunst so wenig Gewicht legen; ist sie doch das beste Mittel, wodurch der Geist auf uns wirken kann. Mit dem Geiste allein wissen sogar die Protestanten nichts anzufangen, sie bedürfen Sinnbilder, sie brauchen das Wasser zur Taufe, das Brot, den Kelch zum Abendmahl; sie haben Glocken, die Gemeinde zu mahnen, zu rufen, sie brauchen die Orgel, den Gesang, das Licht am Altar, um die Seelen in Schwung, Stimmung und Erhebung zu versetzen. Und die Kirche mit den Glasmalereien, mit dem schlanken Thurm, mit dem Kreuze darauf! Das ist ja noch wenig, allein wenn sie Gott nur „im Geiste und in der Wahrheit“ dienen wollen, so ist selbst das schon zu viel![1])

Da die Inconsequenz schon einmal vorhanden ist, warum dieselbe nicht noch ein bischen weiter treiben, bis dahin, wo die Kunst in Kirche und Cultus sich freier entfalten kann. Ist ja doch alles darüber einig, dass die Kunst den Menschen veredle. Nun, dann ist sie doch wohl gut genug, um der Religion zu dienen, ich sage, ihr zu dienen, nicht über sie zu herrschen.

Und ich bin überzeugt, die Protestanten würden vielfach ihre Gotteshäuser ausstatten mit den schönen Künsten, wenn das nicht „katholisch“ wäre. Sie haben recht viel an und für sich Gutes verworfen nicht aus Überzeugung, nicht aus Nöthigung durch die Heilige Schrift, sondern lediglich deshalb, weil es „katholisch“ ist. Die Protestanten denken bei allem, was sie thun und lassen, viel zu viel an die katholische Kirche, manchmal dünkt es mich, Opposition gegen den Katholicismus sei die Haupttriebfeder ihres Kirchenthums. Ich mag mich im Ganzen irren, in einzelnen Fällen aber ist es doch so. Nach meiner Meinung ist die Zeit, die Protestanten bedurfte, vorüber. Soweit man protestieren konnte, ist protestiert worden, und der Evangelismus hat seinen Platz und seinen Rang in der Geschichte behauptet. Heute ist er eine anerkannte christliche Kirche, die ihren Gehalt, ihre Macht und Größe in sich selbst hat, die nicht nach links und rechts zu lugen braucht, was andere thun, um zu wissen, was man lassen müsse.

[1]) Mit dem Schlusse des vorhergehenden Aufsatzes hat Ruskin ja völlig recht. Aber vorausgesetzt den wirklich christlichen Sinn, kann man wohl auch der Form das Wort reden. Mangelt der rechte Sinn, dann ist ja so alles nichts.

Von der Ausstattung des Kirchen-Cultus.

Gieße deinen Wein in meinen Becher!

Die katholische Kirche hat sich mit der Kunst vermählt. Puritaner halten diese Ehe für eine Mesalliance, ich für eine glückliche Convenienzheirat. Denn echte Liebe ist es vielleicht doch nicht allemal, wenn christliche Kirchen sich allzu intim mit den schönen Künsten einlassen, obschon nach meiner Meinung das Christenthum die Schönheit der Welt und die Freude an ihr nicht ausschließt. Bei der engen Vertrautheit der Religion mit der Kunst besteht nur die Gefahr, dass die Form den Geist erstickt, weil eben die Form auf den sinnlichen Menschen eine größere Gewalt zu üben vermag, als der Geist. Insofern die Kunst sich als Dienerin der Religion unterordnet, kann es dieser bei ihrem Werben um die Menschheit nur von Vortheil sein, eine so berückende und bestrickende Lockerin zu haben.

Die schönen Künste, mit denen die katholische Kirche sich verband, haben ihr mehr Bekenner zugeführt, als alle Missionäre des herben Kreuzes zusammen. Nicht davon will ich sprechen, was die Kirche für die Kunst gethan hat in den Städten und Klöstern, in den Domen und Münstern. Nur daran erinnere ich, was sie als Kunstbringerin und -Pflegerin für das Landvolk, das Bauernthum bedeutet. Was hätte dieses Volk von der Kunst, was wüsste es von ihr, wenn die Dorfkirche nicht wäre? Nichts und gar nichts. In der Dorfkirche treten ihm alle Künste nahe. Die Architektur im Kirchenbau, die Bildhauerei und Malerei in den Statuen und Gemälden, die Musik in der Orgel, in der Chorkapelle, die dramatische Kunst in den kirchlichen Aufzügen und die Dichtung endlich in der Unzahl von Mythen, Legenden und Gesängen, womit der kirchliche Cultus so überreich umsponnen ist. Da darf man sich nicht wundern, dass die Leute, besonders unsere kunstsinnigen Älpler, ihre Dorfkirche lieben und in ihr eine Versinnbildlichung des Himmels sehen! Die Kirche mit ihrer Schönheit will der Gemeinde einen Vorgeschmack des Himmels geben, ein Bereich, in das die Seele aus des Tages Prosa und Herbheit bisweilen fliehen kann, einen friedsamen, leuchtenden, klingenden und befreienden Gegensatz zu den Beschwerden des Lebens. Seiner dumpfigen Wohnung, seinem beschwerlichen Acker, seinem unsauberen Viehstall kann der Landmann manchmal entfliehen — die Kirche ist offen zu allen Tagesstunden — und mit ein paar Schritten steht er in einem hohen, hellen Raum vor goldglänzenden Altären, vor bunten

äußerlich den Leuten anpassen, in vielen Dingen katholische Gepflogenheiten anerkennen, dieselben aber evangelisch vergeistigen. Sie soll das Himmelsbrot in einer goldenen Schale bieten, nicht dem Golde zulieb, vielmehr dem Brote zu Ehren. Sie soll frohgemuth die edle Kunst zur Dienerin der Religion machen. Die evangelische Kirche braucht deshalb nicht zu fürchten, der katholischen in eine allzugefährliche Nähe zu kommen. Dafür sind die Hauptprincipien der beiden Confessionen viel zu verschieden. Verschieden besonders im politischen Aufbaue, in der äußeren Begründung, während mir in dem, was in beiden geistig ist, eine Annäherung, eine Verständigung nicht unmöglich erscheint. Um die politische Einrichtung der Kirche kümmert das Volk sich weniger, als um den Cultus, darum ist dieser so wichtig, darum haben es große Volkslehrer zu jeder Zeit eingesehen, dass der Weg zum Geiste durch die Sinne führt. Der Durst nach dem Geiste ist nicht groß. Viele trinken nur, wenn ihnen das Gefäß gefällt. — Gieße deinen Wein in meinen Becher! R.

Was mir als Knaben begegnet ist im Park von Miramar.

Von **Prof. Dr. Vidmar.**

Alle Leute und selbstverständlich auch alle Bücher, die des Volkes Sprache reden und von ihrem Sinnen und Dichten uns Kunde geben, sie kennen keine anderen als nur böse Schwiegermütter, sowie andererseits keine anderen als nur gute Onkel. Da ich erstere leider nie besessen, genossen und kennen gelernt, habe ich aus eigener Erfahrung über dieselben auch nicht ein Wörtchen mitzureden; wohl aber bin ich in der Lage, den Volksglauben, betreffend die guten Onkel, als vollkommen richtig zu bestätigen, insoferne ich mich eben selbst eines solchen zu erfreuen hatte, dessen edlem, gutem Herzen ich alles, was aus mir geworden ist, zu verdanken habe.

Ich bin armer Eltern Kind, aufgewachsen in den Bergen, in Gottes freier Natur. Wenn ich jetzt alljährlich zur Ferienzeit auf einige Tage oder Wochen heimkomme nach dem stillen Dorfe und dem schmucken Hause, wo einstens meine Wiege stand, und begegnet mir da so eine Schaar blökender Schafe und meckender Ziegen, gelenkt von einem barfüßigen Jungen, der mich dabei wie ein halbes Weltwunder anstarrt, dann hab' ich jedesmal einen Repräsentanten jenes Standes oder Berufes vor mir, der auch mein Antheil geworden wäre, wenn nicht der gute Onkel Protzer es gewesen wäre, der als ein kleiner Beamter der k. k. Seebehörde in Triest die Schwester meines Vaters geheiratet und im Jahre des Heiles 1856, da er zum erstenmal auf Besuch der Ver-

Die evangelische Kirche gehört, wie man überall sehen kann, zu jenen Kirchen, die einen öffentlichen Formen-Cultus haben und seiner nicht entbehren können. Äußerlich ist ein evangelisches Gotteshaus von einem katholischen kaum mehr zu unterscheiden, außer dass sein Thurmkreuz einfach, anstatt zweifach ist. Im Innern thun sich viele evangelische Kirchen auf eine gewisse Kahlheit und Nüchternheit etwas zugute. Das hat gewiss auch seine Berechtigung, ist aber einseitig. Der Gottesdienst besteht nicht allein darin, dass man das Wort höre, sondern auch, dass man zu Gott bete, dass man zu der Seele Erhebung und zu Gottes Ehre ein feierliches Opfer bringe, dass man, vom Irdischen befreit, in die Ewigkeit untertauche. Der Mensch ist nicht nur ein Vernunftwesen, bloß für eine correcte Ausführung seines weltlichen Berufes geschaffen, er hat auch eine mystische Anlage, eine Sehnsucht nach dem Geheimnisvollen, einen unstillbaren Drang nach Vereinigung mit der unbegreiflichen Gottheit. Darum wird sein Gottesdienst so gerne zum Mysterium, aus dem für unser Herz ein Glücksgefühl hervorgehen kann, das der nüchternen Vernunft fremd ist.

Diesem menschlichen Bedürfnisse, dem jeglicher religiöse Cultus mehr oder minder Rechnung tragen muss, kommt die katholische Kirche entgegen in ihren Sacramenten, in ihrem Messopfer. Und da die evangelische Kirche eben auch ihren sinnfälligen Cultus hat, so sehe ich nicht recht ein, weshalb sie denselben nicht noch wirksamer sollte gestalten dürfen. Ich würde in der evangelischen Kirche vor dem Altartische unbedenklich die Ampel mit dem „Ewigen Lichte“ stiften — zum Sinnbilde, dass von der Bibel Feuer, Wärme und Licht ausgeht. Ich würde bei den Weiheliedern ohneweiters die Wölklein des Weihrauches aufsteigen lassen — dieses uralte Zeichen der Huldigung und Andacht. Ich würde in der Kirche freimüthig eine Fahne aufstellen zum Symbole des siegreichen Christenthums. Ich würde dem Bildnisse der Jungfrau Maria in der Kirche nicht minder eine würdige Stätte anweisen, als andere biblische Bilder sie einnehmen. Ich würde dieses Sinnbild der Reinheit und der Gotterwählung mit Blumen schmücken, die holde Fraulichkeit mit Gesängen ehren, ohne damit eine Ketzerei zu begehen. Denn alles das, und etwa noch anderes, wäre doch nur ein Weihekranz um den einen Mittelpunkt — der einigen Gottheit.

Es ist nicht denkbar, dass in der ganzen christlichen Welt der Gottesdienst in der gleichen Form gehalten werden könnte. Die Völker, ihre Auffassungen und ihre Neigungen sind zu verschieden. Aus den kunstliebenden, leicht begeisterten Völkerschaften wird sich ein anderer Cultus entwickeln, als aus denen, die kühler und nüchterner Art sind. Wenn nun die evangelische Kirche im Süden der deutschen Erde Fuß fassen will, so muss sie sich — unbeschadet der christlichen Einheit natürlich —

die Brücke geöffnet, der englische Dampfer aber, der quer vor der Canalmündung gelegen war, gewendet werden, damit der Grieche Platz bekam und in die See stechen konnte. Noch jetzt klingt mir das Lachen der schelmischen, hinterhältigen Matrosen in den Ohren, die, mir diesen Umstand verhehlend, sich göttlich vergnügten an dem Gequitsche und Gejammer, das ich in der Meinung, das Schiff gehe mir mitsammt meinen Kleidern und Büchern nach England durch, in meiner Herzensangst drunten im Wasser ausgestoßen habe. —

O nein, die Klagen ob der heutigen Überbürdung der studierenden Jugend sind keineswegs immer übertrieben oder unbegründet! Die Broschüre: „Arbeiterschutz! Warum kein Schülerschutz?“ [1]) hat leider ihre Berechtigung. Da müssen die Jungens vormittags drei bis vier, nachmittags zwei oder drei Stunden in der Schulstube hocken; zu einem Spiel und einer Erholung oder gar zu einem für die Gesundheit so überaus nothwendigen Tummeln im Freien kommen sie bei bestem Willen nicht mehr. Ich nehme an, der kleine studiosus kommt, wenn er überhaupt in loco, wo die Anstalt ist, die er besucht, wohnt, um $^1/_4$ oder $^1/_2$12 Uhr heim und dass er, bis man sich zu Tische setzt, dem Mutterherzen allen Schabernack, den er oder, wie gewöhnlich, nur die — anderen, seine Mitschüler, heute in der Schule aufgeführt, und alle Ängsten vor dem Aufgerufen- und Geprüftwerden und all die übrigen Schulerlebnisse mit ihren Leiden und Freuden fertig erzählt hat, und dass bis $^1/_2$1 Uhr auch schon das Mittagessen vorüber ist, so muss der junge Mann wenigstens jetzt sofort — trotz des alten Spruches: plenus venter non studet libenter, was bekanntlich besagen will, dass Studium und eben gesättigter Magen miteinander sich nur übel vertragen — zum Buch sich setzen; denn nachmittags steht im Stundenplan: 2 — 3 Latein, 3 — 4 Geschichte! Vorlernen konnte er ja nicht, da er ja kaum das Pensum des Vormittags: Latein, Mathematik und — Religion, oder wie sonst im Lehrplan die Gegenstände vorgeschrieben waren, zu bewältigen imstande war. Nachmittag aber nach der Schule und der Jause, wenn er eine solche — je nach dem elterlichen Vermögensstande — überhaupt bekommt, muss er sofort wieder sich hinsetzen, um die drei Gegenstände des nächsten Vormittags wieder seinem gemarterten Hirnkasten sich einzuprägen. Und so geht es fort, einen Tag wie den andern; die beiden Halbtage am Mittwoch und Samstage, wie die Sonn- und Feiertage stehen ja nur am Papiere, weil an ihnen die nichtobligaten Gegenstände: Zeichnen, Turnen, Gesang 2c. gelehrt und gelernt werden und die leidigen Hausarbeiten zu erledigen sind. Und ist das Wissen unserer heutigen Zeitgenossen etwa umfangreicher, tiefer und solider, als dasjenige war und ist, das uns

[1]) Dieser Weckruf an Eltern und Erzieher, von Pater Familias, einem Anonymus, geschrieben, ist bei W. Frick, Hofbuchhandlung in Wien, im Vorjahre (1900) erschienen.

wandten und der Heimat seiner jungen Frau nach dem schönen Pöllanderthal gekommen war, mich kaum ersehend, auch sofort schon liebgewonnen hätte, was schließlich zur Folge hatte, dass er mich an Kindesstatt zu sich nach Triest, und später, zum Handels-Ministerium versetzt, nach Wien mitnahm und studieren ließ.

Kein Zweifel, der Onkel muß bei seiner Erziehungsweise, die er mir hatte angedeihen lassen, von dem richtigen Gedanken geleitet gewesen sein, dass man ein Kind aus den Bergen nicht ganz ins Zimmer sperren dürfe, dass man ihm vielmehr Muße und Gelegenheit bieten müsse, in Wald und Flur sich auszutollen und lustig umherzutummeln. Darum gieng er an jedem Sonn- und Feiertag oder sonst an schulfreien Tagen mit mir nach dem boschetto, dem bekannten Stadtwäldchen von Triest, wenn wir nicht vielleicht Gäste waren auf einer Villa eines ihm befreundeten Gutsbesitzers, wo ich mir die süßen Trauben und Feigen und die sonstigen Früchte des ausgedehnten Gartens, der sich ein wenig unterhalb der Höhe von Občina fast in der ganzen Breite des Thalkessels dahinzog, nach aller Herzenslust pflücken und zu Gemüthe führen durfte.

Onkel und Tante hielten strenge an der Regel fest: „Früh mit den Hühnern zu Bette und auf mit dem Hahn um die Wette.“ Sobald die wärmere Jahreszeit gekommen, ward ich oft schon um vier Uhr morgens aufgetrommelt, und hinaus gieng's nach St. Andrä, wo jetzt nächst dem Staatsbahnhofe das Volks-Freibad errichtet steht. Damals war das Ufer dort noch häuserfrei, und dort nahmen wir täglich unser erquickendes Morgenbad. Ja, Morgenbad; denn an einem solchen fehlte es mir auch nach der Schule an Nachmittagen nicht. Es dauerte nämlich gar nicht lange, so war ich mit den im Hafen vor Anker liegenden großen und kleinen Seglern und Dampfern bekannt, deren Bemannung mich gerne an Bord ließ und ebenso gerne mir's gestattete, dass ich, Bücher und Kleider ablegend, mich dann kopfüber in die Fluten stürzte, um nach also genommenem Bade die Strickleiter hinanzuklettern und nun erst heim zur Jause zu — hüpfen; denn ein Junge aus dem Pöllanderthal, von wo aus man in circa fünf Stunden in Idria ist, hat viel zu viel Quecksilber-Natur in sich, um ruhig seines Weges dahin zu gehen.

War das ein lustig, freies, heiteres Sein und Leben! Einmal freilich, da war mir arger Schreck in die Glieder gefahren. Es war ein englischer Schraubendampfer, von dem aus ich in gewohnter Weise wieder einmal mein Freibad aufgesucht hatte, ganz in der Nähe des ponte rosso, jener rothen Brücke über den Canal, der sich in die Stadt hinein bis knapp vor die kuppelbedeckte Kirche S. Antonio vecchio hineinzieht. Da just so ein Schmutzfink von einem griechischen Lastschiff, das seine angurie, seine Wassermelonen schon an den Mann gebracht hatte, aus dem Canal hinaus in den Hafen und absegeln wollte, musste

„Nun, das lobe ich mir. Darf man auch wissen, was du da eben so eifrig gelernt hast? Zeig' mir einmal dein Buch!

Potz tausend! Bist ja noch recht ein kleiner Knirps und lernst schon Latein! Nicht wahr, das Meer heißt in der Sprache der alten Römer: mare?“

„Das schon; die Dichter aber übersetzten dieses Wort auch öfters mit pelagus, das sie abwechselnd mit mare gebrauchen, wie wir im Deutschen statt ‚das Meer‘ lieber ‚die See‘ schreiben und sagen“, setzte ich erklärend bei, mit meinem Wissen keineswegs bescheiden hinterm Berge haltend.

„Pelagus — richtig! Nach welcher Declination geht dieses Wort und welches Geschlecht hat es? Weiß er das auch?“

„Pelagus, mein Herr, geht nach der zweiten Declination und ist sächlichen Geschlechtes, weil es eine Ausnahme ist; denn regelmäßig wäre es männlich, wie es die Reimregel bestimmt, wenn sie sagt:

Er, ir, ur, us sind mascula,
Um steht allein als neutrum da.

Die Ausnahmen aber gibt uns folgender Gedächtnisvers an:

Die Städt' und Bäume auf ein us
Man weiblich nur gebrauchen muss;
Von anderen Wörtern merke man
Sich alvus neben humus an.
Doch sächlichen Geschlechts auf us
Sind vulgus, virus, pelagus.“

„In welcher Classe bist du denn, dass du schon so viel weißt? Und wie heißt du?“ fragte mich der Herr, während er dabei aus der Brusttasche seines Rockes ein Notizbuch hervorzog, gerade so eines, wie ich es mir schon längst zum Christkind gewünscht hatte. „Geh! schreib' mir gleich selbst deinen Namen auf dieses Blatt da her. Möcht' doch auch sehen, wie du schreiben kannst! Auch sag' mir, wer und was deine Eltern sind.“

War mir nichts so erwünscht, als solche Fragen zu beantworten. Natürlich erzählte ich dabei fast mehr als von Vater und Mutter von meinem lieben, guten Onkel Protzer. Als ich so treuherzig plaudernd zu berichten wusste, wie der mich zu sich genommen, meinen Eltern Grund und Boden gekauft, das Haus und den Stall gebaut und ihnen auch zwei schöne Kühe hineingestellt habe, da sah ich ganz deutlich ein Feuchtes in seinem Aug' erglänzen.

„Bist du nicht vor einer Stunde drüben im Glashaus bei dem Gärtner gestanden?“

„Ja; ich gehe immer, wenn ich heraus nach Miramar komme, zum Gärtner, weil er mir alle Pflanzen und Blumen erklärt. Mir ist auch in der Schule die Botanik das Liebste.“

seinerzeit bei einem bloß vormittägigen Unterricht und vielfach schulfreien Donnerstag beigebracht wurde? Ich möchte es auf eine Probe nicht ankommen lassen! Auch scheint es, als ob auf jener Culturstufe, welche das heutige Jugendbildungswesen erreicht zu haben wähnt, die Gesetze der Natur ihre Berechtigung verlören. Naturen von wenig physischer Widerstandsfähigkeit brechen früher oder später unfehlbar unter der erdrückenden Last und Aufgabe des heutigen Schulwesens zusammen.

Umso freundlicher ist der Rückblick in die eigene goldene Jugendzeit, die mir nur dadurch in etwas vergällt war, als ich nach dem Willen der guten Tante niemals gänzlich müßig sein durfte und von ihr zu dem Behufe sonderbarerweise auch zu — weiblichen Handarbeiten, zum Stricken und Sticken u. dgl. angehalten wurde! Doch bleiben wir bei der Sache!

Als ich mit dem Herbst 1861 in die Lateinschule eingetreten war, zumal als ich im Jahre darauf in der zweiten Classe die ersten botanischen Studien zu machen hatte, war das häufige Ziel meiner Sonntagsausflüge das märchenhafte, zauberisch schön gelegene Schloss Miramar geworden. So artig und wohlgesittet war ich schon, dass ich nie ein Blättchen oder Blümchen eigenmächtig abgerissen hatte. Dafür stand ich mit den Gärtnersleuten auf gutem Fuße, befragte sie und erhielt Belehrung und Auskunft über jedes Gewächs, über jede Blume, jeden Strauch und Baum des wundervollen Gartens, den sie zu hegen und zu pflegen hatten. Meine Mitschüler und selbst Professor Raab, der uns nebst Latein auch Naturgeschichte tradierte, wussten sich's nicht zu erklären, woher ich mein erstaunliches botanisches Wissen haben möchte. Ich aber wahrte mein Geheimnis und gieng, wofern das Wetter nicht allzu hinderlich war, immer wieder hinaus nach Miramar und seinem Zaubergarten.

So war es auch am Sonntag in der ersten Maienwoche 1863. Nachdem ich bei einem Besuche der Gewächshäuser meine Kenntnisse in der Pflanzenkunde wieder um ein Bedeutendes bereichert hatte, setzte ich mich auf eine der Bänke in den nach Norden hin gelegenen schattigen Laubgängen und nahm die mitgenommene Latein-Grammatik zur Hand, um für den nächsten Tag die entsprechende Lection zu memorieren und mir eigen zu machen. Ich saß in der Ecke, am Ende der Bank. Als ich mit dem Studium schon bald zu Ende war und bereits an das Heimgehen dachte, gesellte sich, durch den Laubgang langsam daherschreitend, ein Herr mir zu, der auf der Bank platznahm und mit mir zu discurieren anfieng.

„Kleiner! Was ist dein stilles Thun dahier? Hast gewisslich einen Robinson zum Lesen, der dich so interessiert, dass du gar nicht aufhören magst.“

„Nein, Herr! Ich habe meine Aufgabe für morgen gelernt.“

ohne jede Aufsicht mir allein überlassen war, andererseits so große Nüchternheit, dass ich, ehe man mir wie anderen Kindern ein Märchenbuch in die Hand gegeben hätte, als Heilmittel gegen jeden Müßiggang, wie schon vorhin bemerkt, ungeschickterweise lieber zu Arbeiten herangezogen wurde, die wohl mehr einem Mädchen als einem Knaben geziemen. Solch ein Ding, ein Märchen, war mir bis zu jenem Sonntag noch gänzlich unbekannt. Da freilich begreift sich die weihevolle Stimmung und der geradezu verklärte Blick, wenn ich immer wieder auf jenen Tannenbaum vor dem Stall in Betlehem zu sprechen kam und dabei um tausend Dinge zu fragen hatte, auf die man mir noch bis heute die Antwort schuldet.

„Hab' ich nicht recht?", sagte die nicht allzu poetisch veranlagte, doch sonst gewiss gute Frau Tante, „dass die Märchen für die Kinder nichts taugen, ja ihnen vielmehr noch schaden. Das sieht man ja bei uns, wo der Bub jetzt ganz närrisch ist und man sich rein fürchten muss, dass er uns nicht gar noch umschnappt."

Wahr ist's schon: es hat nimmer viel gefehlt, ich wäre wirklich bald umgeschnappt, aber nicht des Märchens, sondern dessentwegen, wie ich mit dem Herrn, der es mir erzählt gehabt, einige Tage darnach etwas besser bekannt geworden war.

Niemand hatte mich gefragt, wer denn jener Märchenerzähler eigentlich war, nicht einmal, wie er ausgesehen, ob jung oder alt und was der Fragen leicht mehr gewesen wäre. Doch sollt' ich's bald erfahren, in derselben Woche noch.

Diese hatte wie ihren Sonntag, mit dem sie angefangen, so auch ihren Samstag mit *seinem* Zaubermärchen. In der Schulstube war es just so still, als wie damals zu Bethlehem, wo nicht einmal die Engelein mit ihren Flügeln rauschten. Da aber klopft es an der Thür und bittet der Schuldiener den docierenden Herrn Professor auf einige Augenblicke hinaus auf den Corridor; es wünsche ihn jemand zu sprechen. Es war der Diener des damaligen Polizeirathes und hatte für jemand eine Vorladung überbracht. Nach beendetem Unterricht aber wurde ich in ganz unauffälliger Weise zum Katheder hinausgerufen; dort erhielt ich ein Blatt Papier, die eben erwähnte Vorladung, in die Hand, mit der ich zur Polizeidirection gehen und dort etwas abholen sollte. Zu meinen Leuten heim aber schickte der Herr Professor zur Vorsicht einen der Mitschüler, durch den er ihnen sagen ließ, ich käme heute etwas später nach Hause, da ich für ihn einen Gang zu besorgen hätte.

Für ihn? — Nein, es war für mich selbst; nur durfte ich nicht vorzeitig um die Freude der Überraschung gebracht werden.

Zu schildern vermag ich sie ohnehin nicht, als mir in einer der vielen Kanzleien des Polizeigebäudes ein freundlicher alter Herr mit

„Dann bist du mir besonders lieb; denn auch ich habe nichts so gerne als die botanischen Studien. Sieh' mal her! Unter was für einem Baume sitzen wir da?"

„Unter einer Tanne."

„Richtig! Und du wirst mir wohl auch den Unterschied zwischen einer Fichte und Föhre und einer Tanne angeben können — nicht wahr? Hast du aber auch schon gehört, warum wohl diese letztere zum Christbaum taugt?

Nicht! Dann höre und merke dir auch die Geschichte, die ich dir noch schnell erzählen will!

Die Gottesmutter sang einst, als sie mit dem Jesuskind noch im Stall zu Betlehem weilte, dasselbe in Schlummer. Tiefe Stille herrschte vor dem Stalle. Die Vöglein setzten sich zur Ruhe und die Schäflein legten sich nieder; selbst die Engelein, welche über dem Stalle schwebten, nahmen an der Stille Antheil, denn sie rauschten nicht mit ihren Flügeln. Der Jesuknabe entschlummerte süß und seine heilige Mutter deckte ihn mit ihrem Schleier zu.

Plötzlich entstand ein Brausen und Rauschen in der Luft und um den Stall klang es wie Heulen und Hohngeschrei, das aus den nahen Bäumen kam. O erbarmt euch! rief die Gottesmutter den lärmenden Bäumen zu, erbarmt euch des schlummernden Kindes, gönnet ihm Ruhe; es wird euch segnen dafür! Aber die Bitten Marias waren umsonst, die Bäume schüttelten ihre Wipfel und tobten erbarmungslos weiter. Doch siehe da! Ein Baum theilte nicht den Lärm seiner Genossen: es war die — Tanne. Sie breitete ihre Äste schützend über den Stall und wehrte dem Lärm das Eindringen in denselben, so dass die Ruhe des göttlichen Kindes nicht gestört wurde.

Dankend schaute die Gottesmutter zu der schlanken Tanne auf und sprach: Ewiges Grün soll dich von nun an schmücken und ewig sanftes Säuseln soll durch deine Wipfel ziehen. Mit deinem Odem sollst du die kranke Brust erquicken und der müde Wanderer soll deinen Schatten als Ruheplätzchen sich auswählen,

Du sollst der Kinder Lieblingsbaum,
Du sollst bei Tag ihr freudig Denken,
Sollst sein bei Nacht ihr schönster Traum;
Denn an dem heiligen Weihnachtsabend
Soll allen Kindern hochentzückt
Mein liebes Christuskind bescheren
Ein Tannenbäumchen lichtgeschmückt!"

So jener Mann im Garten von Miramar. —

Noch jetzt mache ich mir meine Gedanken ob der Eigenart meiner Erziehung, die mehr in der Hand der Tante als in der des Onkels gelegen war. Auf einer Seite so viel Freiheit, dass ich zumeist ganz allein hinaus nach Miramare gehen durfte und so halbe Tage lang

„Strizzi."

Ein Bildchen aus dem Wiener Leben von **Vincenz Chiavacci.**[1])

Meine Frau ist an ihrem Geburtstag immer glücklich. Sie hat eine frohgestimmte Gemüthsart. Sie kann nicht enttäuscht werden; denn jede, auch die geringfügigste, ja die denkbar unpassendste Gabe macht ihr aufrichtige, ungeheuchelte Freude. Sie freut sich auf die Freude und darum kann sie der Gegenstand an ihrem Rechte, sich zu freuen, nicht irre machen. Diesmal aber sollte sie ihren legitimen Grund haben, vor Freude außer sich zu sein.

Karl, der Bruder meiner Frau, kam gerade noch rechtzeitig, um unseren Frühstückstisch zu bewundern. Ein Frühstückstisch zum Rasendwerden — vor Vergnügen. Ein neues Damasttischtuch, ein großer Gugelhupf, ein „Gegangener" und dann die Blumen: von mir ein Strauß, von ihrer Freundin desgleichen und kleine Bouquets von den Dienstleuten. Dazu kamen noch die Geschenke, worunter eines in einem kleinen Etui. Da hatte Karl — darauf war er schon gefasst — lange zu schauen und zu bewundern. Er war aber, da er seine Schwester liebt, an dem Tage so milde gestimmt, dass er sich sogar ihren Wäscheschrank zeigen ließ und ihn laut bewunderte. Den Wäscheschrank muss nämlich jeder anschauen, der uns besucht; die Verwandten natürlich machen keine Ausnahme; die ihn jedesmal anschauen, wenn sie kommen. Sie hatte ihrem, sonst nicht so geduldig zuhörenden Bruder eben erklärt, aus wieviel Dutzend Servietten und Handtüchern, Lein- und Tischtüchern dieses Leinwandbergwerk zusammengesetzt ist, als sie einen sonderbar quietschenden Laut hörte, der aus nächster Nähe zu kommen schien. Meine Frau sah ihren Bruder Karl erstaunt an und dieser griff feierlich in die Tasche seines Überziehers und brachte ein junges Möpschen hervor, nicht größer als eine Faust.

Hierüber großes Entzücken! Meine Frau, die seit Wochen von nichts anderem gesprochen hatte, wunderte sich darüber, dass Karl ihre geheimsten Gedanken und Wünsche errathen hatte. Schwager Karl, vor dessen sportlichen Kenntnissen wir alle den größten Respect haben — ich halte ihn, nebenbei gesagt, auch für den Paganini des Tarokspiels — erklärte uns in längerer Rede, was für einen Fang wir mit dem Mops-

[1]) Aus „Wiener Bilder. Heiteres und Ernstes aus dem Wiener Volksleben von Vincenz Chiavacci." Leipzig. Philipp Reclam jun.

schneeweißem Bart und Haar nach einigen Fragen, die ich ihm beantworten musste: Wie heißt du, Kleiner? Gehst du ins Gymnasium? In welcher Classe bist du? Hast du in Miramar einem Herrn pelagus und mare erklärt? schließlich die Eröffnung machte: Nun, dieser Herr, den du nicht erkannt zu haben scheinst, ist der Besitzer von Miramar, und hat er dir für deinen Christbaum das da, was in dem Couverte liegt, durch meine Kanzlei überschickt. Unterschreibe dich auf diesem Bogen und bestätige so den richtigen Erhalt von 20 fl. Auch lässt jener Herr dir sagen, dass du auch fortab fleißig und brav bleiben sollst, damit du deinen Eltern und besonders auch deinem lieben Onkel viel Ehr' und Freude machest."

Du mein Gott! Damals habe ich freilich nur auf den schnöden Mammon, auf mein erstes Geld, auf meine zwanzig Gulden geschaut und gedacht und rein gar nicht auf deren Übersender, selbst auf sein schönes Märchen nimmer. Das ist heute wohl anders und will mir schier jeden 19. Juni mein Herz von neuem bluten, wenn ich gedenke, wie an solchem Tage im Jahre 1867 in aller Morgenfrühe der Besitzer von Miramare als Kaiser Max von Mexico, verkauft und verrathen von seinem Oberst Miguel Lopez, in Queretaro erschossen wurde, auf einem weitumschauenden Hügel, dem Cerro de las Campanas, als sich die strahlende Sonne der Tropen über die Berge erhob. Es wurde ihm, dem großen Freunde der Natur, wenngleich anders, als er gemeint hatte, erfüllt, was er vor Jahren auf dem Altan seines unvergleichlich schönen, von der Adria umspülten Schlosses stehend, als seinen Wunsch geäußert hatte:

„Ich möchte nicht im Thal verderben,
Den letzten Blick gehemmt durch Zwang;
Auf einem Berge möcht' ich sterben,
Im gold'nen Sonnenuntergang!"

Dieselbe Fregatte Novara, die den Kaiser nach Veracruz gebracht hatte, führte nach dem blutigen Drama von Mexico seine Leiche nach Triest zurück. Am 18. Jänner 1868 wurde sie dann in die Capuzinergruft zu Wien, wo, mit den Ahnen unseres Kaiserhauses eingesargt, die Weltgeschichte schläft, zur ewigen Ruhe beigesetzt und bestattet.

Wie aber im Wechsel der Zeiten so manches auf dieser Welt sich ändert, so auch erhält jetzt, wie die Blätter des Langen und Breiten unlängst zu erzählen wussten, in Wien eines erlauchten Erzherzogs Sohn von einem Schottner den naturhistorischen Unterricht, während dem Schreiber dieses, der auch ein Schottner ist, vor Jahren solchen Unterricht ein — Erzherzog gegeben hatte, der unglückliche Kaiser von Mexiko, in seinem Park von Miramar, im Schatten einer breitästigen Tanne, dem Lieblingsbaum der Kinder — groß und klein.

---

zurückkam, knusperte er ganz vergnüglich an meinen Pantoffeln herum und hatte ein für seine kleinen Zähne recht großes Loch hineingebissen.

„So, Strizzi", sagte ich, „aus diesem tiefen Weidling mit der glatten Wand kommst du mir nicht heraus." Ich legte ihn in den Weidling, deckte ihn mit der Peluchejacke meiner Frau zu und versuchte, weiterzuschlafen. Aber nach wenigen Minuten wurde es in dem Weidling lebendig; es kribbelte und krabbelte, als ob zwei Dutzend Solokrebse nach einem Ausweg suchten. Ich hörte genau, wie er es versuchte, mit Hilfe der Peluchejacke bis zum Rande emporzuklimmen, dann aber den Halt verlor und auf seinen Krallen wie auf Skischuhen über die glatte Fläche herunterrutschte; das erzeugte aber auf der Lasur einen Ton, von dem sogar eine Mumie von der vierten Dynastie den Veitstanz bekommen könnte.

„Ich hab' noch kein Auge geschlossen", jammerte meine Frau. „Ich bitte dich, was sollen wir denn mit dem Vieh anfangen?"

„Enden!" antwortete ich mit der finsteren Stoa der Verzweiflung. Noch nie hatte ich die Berechtigung des Wortes „Mordlust" so klar erkannt, wie in diesem Augenblicke. Aber ich versuchte das Letzte noch. Ich ging abermals in die Küche und schleppte das große blecherne „Häfen" herbei, in dem die Wäsche gesotten wird. Da hinein versenkte ich unseren „Strizzi", deckte das Häfen gut zu, so dass sein Geheul nur wie aus weiter Ferne tönte, und trug ihn in das Badezimmer.

So hatten wir für den Rest der Nacht Ruhe. Freilich erzählte uns am anderen Tage unsere Köchin, als sie vom Einkaufen zurückkam, eine schreckliche Geschichte. Die Hausleute hatten gegen Mitternacht das Wimmern eines Kindes gehört und eine mitleidige Nachbarin hatte den Hausmeister geweckt, der sofort die Canalräumer herbeirief, welche die ganze Nacht nach einem in verbrecherischer Absicht weggelegten Kinde forschten. Das Kind fand man nicht; dafür aber glaubte man die unnatürliche Mutter entdeckt zu haben und es hätte wenig gefehlt, so wäre meine brave Köchin als Kindesmörderin verhaftet worden.

„Strizzi" war am andern Tage der jovialste und liebenswürdigste Kerl; zutraulich und fidel. Er zeigte nur eine genialische Gleichgiltigkeit gegen die Beobachtung gewisser Anstandsregeln, die anderen Geschöpfen zur zweiten Natur geworden sind. Er ließ zwar der ersten freien Lauf, wollte aber von der zweiten nichts wissen. Da wir die fernere Erziehung vertrauensvoll in die Hände unserer bewährten Köchin gelegt hatten, so kamen uns bald Klagen über Klagen über die schlechten Sitten „Strizzis" zu Ohren. Während sein Gemüth immer mehr verwilderte, machte sein äußerer „Hund" sichtliche Fortschritte. Nach acht Tagen war er doppelt so groß, nach acht Wochen hatte er die Größe eines glattgeschorenen Merinoschafes erreicht. Onkel Louis verglich ihn mit einem Seifensieder-

säugling gemacht hätten. Ich merkte mir davon nur soviel, dass unser Adoptivsohn einem der edelsten Mopsgeschlechter des Landes angehörte; seine edle Geburt verrathe sich schon dadurch, dass er das Schwänzlein nach der linken Seite aufwärts geringelt trage; diese aristokratischen Allüren und zwei schwarze Warzen auf der Schnauze wurden vom Schwager Karl besonders gepriesen. Ich muss gestehen, ich fühlte infolge dieser Enthüllungen eine gewisse Befangenheit im Umgang mit unserem neuen Hausgenossen und empfand wieder einmal recht bitter meine schlichte Geburt. Freilich wurde ich später durch die Thatsache ernüchtert, dass alle seine Vorfahren bis zu den Kreuzzügen diese adeligen Merkmale getragen haben, aber auch niemals zimmerrein gewesen sind. Schwager Karl, dessen Bicycle im Hofe ungeduldig wieherte, empfahl sich nun eilig und wurde mit unseren Dankversicherungen überschüttet, die auch nicht wärmer und herzlicher dem leibhaftigen Storch gegenüber hätten lauten können.

Wir sahen uns diese Handvoll Hund näher an. Es war ein lieber Kerl. Zwei große dumme Glotzaugen guckten hinter dem schwarzen Schnäuzchen hervor; die Stirne zeigte ein paar Denkerfalten und das Ganze, auf die Füße gestellt, wackelte so putzig herum und überpurzelte sich so ungeschickt, dass uns keine Ahnung aufdämmerte, dass sich dieses Kerlchen in der Nacht als ein trojanisches Pferd, vollgefüllt mit vielgestaltigen Tücken, entpuppen werde.

Als die Nacht herankam, bettete ihn meine Frau im Schlafzimmer so warm und weich als möglich in einem Korbe. Wir wünschten ihm gute Nacht und sagten ihm, er möge sich drei Nummern träumen lassen, und „Strizzi“, so hatte ich ihn ahnungsvoll benamset, that wirklich so, als ob er schlafen wollte.

Wir waren kaum eingeschlafen, als uns ein schauerlich gespenstischer Ton weckte, der beiläufig klang, als ob jemand einer nachtwandelnden Ahnfrau auf die Hühneraugen getreten wäre. Gleich darauf hörten wir ein Knistern und Rauschen, dann fiel ein Korb um und etwas mit Holznägel Beschlagenes gieng unter den Betten spazieren; jetzt schien es meine Pantoffeln anzuhaben und schlürfte damit durchs Zimmer. Meine Frau verkroch sich unter die Bettdecke; ich aber zeigte dasselbe, was auch der Mameluck bei ähnlichen Gelegenheiten zu zeigen pflegt, sprang mit beiden Füßen zugleich aus dem Bett und trat auf etwas Weiches, das sofort die Sterbearie aus Lucia von Jammernor zu singen anfieng.

„Siehst du, Strizzi“, sagte ich in väterlichem Tone, „jetzt habe ich Dir wahrscheinlich ein paar Rippen eingetreten. Was hast du davon, wenn ich jetzt „Pardon“ sage? Man geht eben nicht mitten in der Nacht in einer fremden Wohnung mit anderer Leute Pantoffeln spazieren.“

Glücklicherweise schien „Strizzi“ keinen Schaden genommen zu haben; denn als ich nach einiger Zeit mit dem großen „Weidling“ aus der Küche

Belohnung und „Strizzi“ wurde mit den Ehren eines Triumphators empfangen.

Aber es dauerte nicht lange, so wurde sein zügelloser Lebenswandel neuerdings Gegenstand des Ärgernisses. Es wurde Familienrath gehalten. Schwager Karl erklärte, er getraue sich ihn noch auf den rechten Weg zurückzuführen. Als Güte nichts nützte, wendete er Strenge an. Da kam es zur Katastrophe. „Strizzi“ war auf Prügel nicht eingerichtet. Das edle Geschlecht der „linksseitigen Ringelschwänzler“ konnte die Schmach der Prügel nicht geduldig ertragen. „Strizzi“ war über diesen Affront aufs tiefste empört; das musste blutig gerochen werden; seine ohnehin gequollenen Augen traten ganz aus den Höhlen und sahen aus wie ein paar Tollkirschen — seine Haare sträubten sich und das geringelte Schwänzchen wurde starr und spitz wie ein Dolch; jeder Zoll ein Seifensiederlöwe! So stand er da, als Schwager Karl zum zweitenmal zum Schlag ausholte. Aber es kam nicht mehr dazu. „Strizzi“ hatte seinen Wohlthäter in den Finger gebissen und Schwager Karl zog selbstverständlich die Hand von ihm ab. Jetzt war „Strizzi“ der Blutrache der Familie verfallen. Er musste aus dem Hause. Ein Fiakerkutscher erklärte sich bereit, ihn als ersten Stallaufseher anzustellen. Am Abend werde er kommen, ihn abzuholen. Es herrschte eine sehr gedrückte Stimmung, als der Bösewicht abgeholt wurde. Die weiblichen Hausgenossen vergossen sogar Thränen. „Strizzi“ aber sprang fröhlich bellend auf den Kutschbock und sah sich beim Davonfahren nur einen Moment nachlässig nach den mit den Tüchern wehenden Hausgenossen um. Er hatte ein verhärtetes Gemüth. — Von da an war es wieder ruhig in unserem Hause.

Von „Strizzi“ erfuhr ich später, dass er immer tiefer und tiefer gesunken ist; nachdem er die Lieblingskatze des Kutschers ermordet hatte, verschenkte ihn dieser an den Verwalter des Armenhauses in Ybbs. Dort wurde er ein gefürchteter Wilderer. Und als er eines Tages auf der Hasenjagd in flagranti ertappt wurde, schoss ihn der Jäger nieder.

Er wurde schon früher seines Adels verlustig erklärt und seinen Nachkommen verboten, das Schweiflein nach links oben geringelt zu tragen.

Von dem schmachvollen Tode „Strizzis“ habe ich aber meiner Frau, um sie nicht aufzuregen, nichts erzählt.

Löwen und in der That hatte er eine frappante Ähnlichkeit mit diesem heraldischen Thiere, das gewöhnlich mit einem Bündel Kerzen in der Pranke abgebildet erscheint.

Die Köchin fand jeden Tag einen neuen Anlass zur Klage. Einmal hatte sie aus Schlagobers Schnee geschlagen und wurde auf einen Moment abberufen. Gleich darauf kam „Strizzi" mit der Miene eines Geschöpfes, das gar keinen Wunsch mehr hat, ins Zimmer. Seine schwarze Schnauze war wie zum Rasieren eingeseift — er hatte das ganze Schlagobers ausgeleckt. Ein andermal hatte er eine künstlich geformte Rosette von Sardellenbutter so glatt geleckt, wie eine halbe Billardkugel. Unsere Köchin behauptete steif und fest, dass „Strizzi" mondsüchtig sei und in mondhellen Nächten auf und abgehe und mit sich selbst spreche.

Die meisten Sorgen machte uns jedoch „Strizzi", als er zu mutieren anfieng und bald darauf seine Männlichkeit mit aller Energie zum Ausdruck brachte. Das war eine schwere Zeit für diejenigen, die ihn auf seinen Promenaden zu begleiten hatten; denn „Strizzi" gieng im Verkehr mit seinesgleichen oft weit über die Grenzen des guten Geschmacks. Der kleine possierliche „Strizzi" war inzwischen ein Riese mit einem Stiergenick geworden, der seine Begleiter an der Leine zog, wohin er wollte. Manchmal riss auch die Leine und dann verschwand er mit der Geschwindigkeit eines Luftballons und ließ sich auch ebenso leicht zurückrufen, wie dieser.

Eines Tages kam er nicht mehr zurück; meine Frau und mein Hausgesinde weinten sich die Augen wund. Es vergieng ein Tag, und ein zweiter und er kam nicht. Jetzt erst erfuhr ich von meinen Angehörigen, was dieser „Strizzi" für Tugenden besessen hatte. Man wurde nicht müde, alle seine lieben Eigenschaften zu preisen. Da fuhr ich, mehr um sie zu trösten, mit der allerdings gemüthsrohen Bemerkung dazwischen, dass um den Kalfakter eigentlich nicht schade wäre.

Schwager Karl, in seinen heiligsten Gefühlen als erster Ziehvater verletzt, gieng stumm zur Thür hinaus. Meine Schwiegermutter — sonst meine eifrigste Partisanin — sah mich mit einem Blicke an, als wollte sie sagen: „Und das will ein Vater werden? Es gibt Männchen, die ihre Jungen auffressen."

Ich bereute meine Gemüthsroheit, lief ins „Tagblatt" und inserierte: „Mops verlaufen — hört auf den Namen „Strizzi," wenn er will. Gegen gute Belohnung abzugeben."

Es waren traurige Tage. So oft meine Frau eine abgebissene Vorhangquaste oder ein angenagtes Stuhlbein, oder einen zerbissenen Stiefel fand, stürzten Thränen aus ihren Augen.

Am fünften Tage kam er, verwahrlost, zerbissen, abgemagert, ohne Halsband, ohne Hundemarke. Der Überbringer erhielt eine fürstliche

Die Dackln.[1])

Die Mirz hat noh koan Dackl gsegn,
Drum macht s'an Eselsgschroa,
Wia znachst der Jager zuawikimt,
Der hat glei eahna zwoa.

„Uh mei Gad", schreit s' „dö arma Hund!
Hörst, Jager, dö daschiaß —
Dö habn nix Guats nit auf der Welt
Mit eahnre brochna Füaß."

[1]) Dachshunde.

Die Bekehrung.

'n Nazn, den vadriaßt sein Lebn,
„Hiaz", fluacht r, „wird's mr z'dick —
Ih henk mih auf, und auf der Stell,
Glei kaf ih mr an Strick!"

Und wia r aft zun Kramer kimt,
Da is eahm koana recht,
„Na", schreit r, „däs is doh a Welt,
Sogar die Strick san schlecht!"

Auf oamol gibt's 'n Buam an Riss —
Er hat erst in sein Gnäd[1])
Nit gsegn, dass gstatt der Kramerin
A saubre Dirn dasteht.

Hiaz guckt r halt. „Was is'n däs?
Bist du leicht[2]) da dahoam?"
„Na", moant s', „von Ennsthal bin ih her,
Die Kramerin is mein Moahm."

Der Bua, der draht'n Schnauzbart auf
Und gamt[3]) auf's Dirndl hi —
„Hörst, sag amol, hast schon an Schatz?"
„Na", lacht's, „wer möcht'n mih!"

Da fallt'n Naz ihr Fensterl ein,
Und's Herzload is begrabn —
„Was", fahrt r auf, „a Strickl? Na —
A Loata möcht ih habn!"

[1]) Eifer. [2]) vielleicht. [3]) liebäugelt

Mein Muata.

Wia mag's dena sein,
Dass du go so guat bist,
War dein Red und dein Güat
Doh so oft umasist!

So oft umasist
War dein Red und dein Güat,
Aber d'Muataliab wird
Halt's Vazeichn net müad.

O Muata, mein Muata,
Bin dena dein Kind,
Und ih woaß, dass ih ninderscht
Koa besserne find.

Hast gwoant üba mih,
Han ih d'Zacherln[1]) gspürt,
Hat an iads auf mein Herzn
Wia a Gluattröpfl glüaht.

Aft war ah dein Red
Und dein Güat net umsist,
Aft hat mr mein Gwissn
Wohl gsagt, was d' mr bist!

[1]) Thränen.

Ja — die Schul!

„Na", schreit der Kirchnvota neuli,
„Wia's in der Schul zugeht, is greuli!
Was da oan Fratz von andern hört,
Dass mr sih's Dörischsein begehrt!
A so a Bengel hat a Sprach,
Da kimt eahm unseroans nit nach;
A so a Bratl bringt schon Nam',
Dass's oan'n Magn umdraht, hoam;
A Mäul hat so a Rackersbua,
Und scheltn thuat der Nigl dazua . . .
Höllsaprament, a so a Grull — —"
Wo lernen s' däs? — No, in der Schul!

Bei uns dahoam.

Gedichte in steirischer Mundart von Hans Fraungruber.[1])

Von der Weiten.

Wia ih mein Schatz han kenna glernt,
Däs warn schware Zeiten!
All Wochn oamal hat's mr glückt,
Dass ih die Gretl han dablickt,
Und däs glei — von der Weiten.

Uns alle zwoa hat's so viel druckt
Da auf der linken Seiten,
Doh koans hat sih nix zjagn traut;
Mir habn uns glei valiabt angschaut
Ganz hoamli — von der Weiten.

Bis endla in Jakobitag,
Da mach ih gach an Gscheiten:
Zerst han ih ihr an Kirta kaft,
Aft zwegn der Gretl höllisch grafft,
Und däs nit — von der Weiten.

Hiaz is s' mein Weib, hiaz denk ih oft
An dö varruckt'n Zeiten —
Ja, kunnt's nit noh amol so werdn!
Hiaz sahet ih mein Lebta gern
Dö Gredl — von der Weiten.

Die Ausred.

Der Kropfmoar treibt amol in d'Stadt
A Kaibl zan vakaufn,
Und wia der Handel ohgmacht is,
Aft hebt er an zan saufn.

Und wia er hoamkimt mit an Rausch,
Da schreit sein Weib voll Zorn:
„Du Lump, wo hast 'n's Geld hinbracht?"
„Ja mein", sagt er — „valorn!"

„So", schreit's, „valorn willst es habn —
O halige fünf Wundn —
Wo hast'n aft den Rausch herkriagt?" ...
„Den", sagt er, „han ih gfundn!"

Mir thuat die Welt so weh!

Woher ih kim, wohin ih geh,
Allweil däs gleiche Liad:
Es is koa Freud am Lebn mehr,
Die Welt wird alt und müad!
Was is mit deiner Schöpfung gschegn?
's is neama so wia eh,
Du liaba God, ih sag dr's frei —
Mir thuat die Welt so weh!

Die Menschn lebn in Neid und Streit,
Magst hinschaun wo derwöll,
An iada will'n Himmel habn
Und gunt sein Nachbern d'Höll.
Däs is a Gjagad und a Hetz!
Wia auf a flüchtads Reh,
So rennen s' Lust und Reichthum nach —
Mir thuat die Welt so weh!

Ih han an altn, süaßn Tram:
Hoch üba Schnee und Eis,
Da wart auf uns viel tausnd Jahr
's verlorne Paradeis.
Ös Narrn, suacht's enk brüaderli
Die Straßn hin auf d'Höh!
Da fahrn s' drunt in Grabn um —
Mir thuat die Welt so weh!

---

[1]) Stuttgart. Adolf Bonz & Comp. Diese köstlichen Gedichte bedürfen wohl keines Wortes der Empfehlung; sie sprechen für sich selbst. Gerade mit dieser Sammlung hat Fraungruber alle seine mundartlichen Mitsänger überflügelt. Die Red.

Was die Frauen thun sollen.

Seit Jahrhunderten ist unser Volk derart an den Genuss geistiger Getränke gewöhnt, dass die Mahnungen durch Wort und Schrift, das Verbot, die Einrichtung von Trinkerheilanstalten nicht mehr genügen. Das Tempo dieses Kampfes steht nicht mehr im Verhältnis zu der wachsenden Größe des Verderbens. Die ungeheure Woge hat alle künstlichen Dämme niedergerissen; die entfesselte Flut lässt sich nicht mehr willig lenken und leiten. Durch Gesetze, durch Einschränkung der Wirtshausconcessionen, durch Änderung der bisherigen Volksbelustigungen kann das Übel wohl abgeschwächt, beschränkt, aber nicht vernichtet werden. Der einzige Weg, eine durchgreifende Besserung zu erzielen, ist in der ernstlicheren Behandlung gesundheitlicher Fragen zu suchen. Ein solches Vorbeugen kann nur durch eine Erziehung von Jugend auf geschehen; eine Erziehung, die nicht durch Gesetze, sondern durch eine Veränderung der Auffassung des eigenen Lebens geschieht. Diese wichtigste, lohnendste und schönste Aufgabe im Kampfe gegen die Trinksitten, gegen das Gewohnheitstrinken, gegen den Alkoholismus überhaupt, die rettende That, fällt den Frauen zu.

„Die Hand, welche die Wiege schaukelt, regiert auch die Welt.“ Jedenfalls ist der Einfluss der Mutter der nachhaltigste auf die ganze geistige und körperliche Entwicklung des Kindes. Es handelt sich nicht allein um die Wohlfahrt der Frauen, sondern um die Wohlfahrt, die Gesundheit und das Glück des ganzen Volkes und um die Zukunft des Vaterlandes. Auch kann eine Cultur, welche eine wirkliche innere Bereicherung und Veredlung der Menschheit anstrebt, sich nicht ohne die Frauen vollziehen. „Die Frau ist das Medium, das der Genius der Menschheit zu Hilfe rufen muss.“

Der Glaube an die Unentbehrlichkeit alkoholischer Getränke wird heute noch förmlich mit der Muttermilch großgezogen; zur Angewöhnung von Kindesbeinen an kommt dann noch die Nachahmungssucht der Menschen, die sogar (nach Dr. Bunge) die Hauptursache der Trinkgewohnheit ist. Professor Dr. Friedrich Paulsen, der berühmte Ethiker und Pädagoge, urtheilt sehr richtig: „Willst du Kinder kindlich erhalten, so gib ihnen Milch zu trinken; willst du aufgeregte, naseweise, frühreife und früh abgelebte junge Greise, so gib ihnen reichliche Spirituosen und nähre sie mit gewürzter Fleischkost.“

Der Vaterlandsvertheidiger.

Der Seppl kimt von Militär
Auf Urlaub in sein Dörfl her,

Schaut d'Leut all üba d'Irxn an,
Ja, a Soldat is halt a Mann!

Und wia r auf der Hausbank sitzt,
Da habn die andern Buama gspitzt.

Na Seppl, hast brav exaziert?
„Ih han mein Hauptmann d'Hund ausgführt."

Na Seppl, habn s' dih urntli gstutzt?
„Ih han mein Hauptmann d'Stiefeln putzt."

Na Seppl, hast dih wacker gschlagn?
„Ih han mein Hauptmann Briaf austragn."

Na Seppl, hast koan Schuss nit kriagt?
„Ih han mein Hauptmann Kina[1]) gwiagt."

[1]) Kinder

A guata Tröster.

Der Wagner hat schon seit an Eicht[1])
An Lungldampf, an festn,
Da kimt amol der Schmied auf d'Nacht
Und will sein Nachbern tröstn.
„Du Saprawolt", so schreit r'n an,
„Was san denn däs für Sachn?
Die ganzen Leut in Dörfl sagn,
Du möchtest schon ahkrachn!"
„Oho", wiehrt sih der Wagner stad,
„Is gar koa Red von Mögn . . ."
„Dih werdn mr fragn", schreit der Schmied,
„'bal's is, gibt's nix dagögn."
„Mir feit[2]) ja nix — als wia — der Luft —
Ih kann halt frei — nit pfnausn . . ."
„Ui je, bal oans nit pfnausn kann,
Da thuat mr eh schon grausn!
Und stechn thuat's dih gwiss ah wo?"
„A weng — da auf — der Seitn . . ."
„No alsdann, 'bal's dih stechn thuat,
Däs hat was zan bedeutn.
Hiaz mach nur glei dein Testament,
Und lass dr d'Ölung gebn!
Nutzt nixi, schau, mein liaba Freund,
Ma kann nit ewi lebn." —
So sagt der Schmied, und vo der Thür
Da moant r noh auf d'lösst[3]):
„Siachst, Wagnerin, hiaz han ih halt
Dein Mann a weni tröst."

[1]) seit einer Weile. [2]) fehlt. [3]) zuletzt.

kehr, denn die gesellschaftliche Täuschung, wie sie gegenwärtig besteht, ist eine der hässlichsten Unsitten, unter denen wir zu leiden haben.

Es fragt sich nun, auf welchem Wege und mit welchen Mitteln man den Alkohol am besten bekämpfen und zu einer Veredlung der Geselligkeit gelangen kann? Das erste Mittel ist die Erkenntnis der Alkoholgefahr und ihre Abwehr durch Einführung gesunder Ersatzgetränke und edlerer geselliger Sitten, sowie die Anregung zu geistigen Interessen, eine Reform der Geselligkeit und endlich die Entwicklung des Arbeitstriebes beim einzelnen. Nur hierdurch kann ein Ersatz für das Wirtshaus- und Kneipenleben gegeben werden, nicht nur für die wohlhabenden Classen, sondern auch für die Arbeiter, überhaupt für alle. Die Fürsten, die höheren Stände, die Officiere, die Wohlhabenden müssen aber damit beginnen; die Damen dieser Stände müssen in diesem Sinne wirken, dann werden die übrigen Stände schon nachfolgen. Dr. Grotjahn-Berlin („Der Alkoholismus") sagt hierüber sehr zutreffend: „Gelingt es erst einmal, die öffentliche Meinung in den oberen Gesellschaftsclassen zu einer wirksamen Ächtung aller Trinksitten zu bestimmen, dann wird schon von selbst auch in den niederen und mittleren Schichten der Gesellschaft eine energische Stellung den geistigen Getränken gegenüber eingenommen werden. Das scheint mir die erste und dringendste Aufgabe zu sein."

Noch wichtiger als Verbot und Strafe ist die Erziehung, eine Erziehung, die nicht nur die Kindheit, sondern das ganze Leben umfasst. Der Begriff „Erziehung" setzt die Bereitwilligkeit dessen, auf den eingewirkt werden soll, voraus; diese Bereitwilligkeit wird sich in Bezug auf das Trinken ganz von selbst ergeben, wenn ein Kind den Alkohol überhaupt nicht kennen gelernt hat, wenn ihm die Schädlichkeit der alkoholischen Getränke in der Familie, in der Schule, in der Öffentlichkeit gelehrt, und wenn ihm kein schlechtes Beispiel gegeben wurde. Gegen die Macht der Gewohnheit anzukämpfen, ist unendlich schwer und gewöhnlich aussichtslos. Alles will gelernt sein, auch das Leben ohne Alkohol. Solange die Schädlichkeit der geistigen Getränke nicht von jedem einzelnen im Volke richtig erkannt ist und jeder einzelne aus sich selbst heraus diese Überzeugung gewonnen hat, ist freilich das Zwangsverfahren, das Gebot, d. h. die Einschränkung des Schnapsverkaufes an gewissen Tagen und Zeiten und bis zu einem gewissen Alter nöthig. Wir müssen es uns aber klar machen, dass dies Verbot oder eine Drohung vor Strafen den Genuss alkoholischer Getränke nur bis zu einem gewissen Grade verhindert, denn gerade das Verbot erzeugt Unwillen, der Unwille hat den Missbrauch zur Folge. Die Einsicht und die Überzeugung, dass der Genuss dieser Getränke ungesund und schädlich ist und zu unserem Nachtheil gereicht, ist das einzige, wirklich wirksame Mittel zur Verhinderung.

Eine Neigung zum reichlichen Genuss alkoholischer Getränke existiert zwar bei allen Völkern der gemäßigten und kalten Zone. Aber der hauptsächlichste Grund, weshalb gerade bei uns Deutschen die Gewohnheit des Trinkens mehr als bei anderen Völkern verbreitet ist, liegt in dem regelmäßigen und anhaltenden Wirtshausbesuche, sowie in der Verquickung alles freundschaftlichen Verkehres mit dem Genusse alkoholischer Getränke. Eine Form der Geselligkeit, wo Männer zusammenkommen, ohne zu trinken, ist in Deutschland kaum mehr denkbar. Jene Trinkgeselligkeit aber ist ein Attentat auf die Gesundheit, besonders für diejenigen, die sich durch das Beispiel anderer angeregt fühlen und schon an sich zur Unmäßigkeit neigen. Und die Zahl dieser ist eine große. Unsere Ahnen tranken zwar auch viel, aber im allgemeinen doch nur Getränke von geringem Alkoholgehalt; auch nahm die breite Masse nicht täglich und gewohnheitsmäßig, wie heute, daran theil. Das ausgeprägte Kneipen- und Stammtischwesen, wie es in allen Schichten der Bevölkerung heute üblich und gebräuchlich ist, war unseren Ahnen fremd.

Man wird allerdings vorerst darauf verzichten müssen, Studenten, Officiere und Soldaten, die gegenwärtig nun einmal in jungen Jahren an alkoholische Getränke gewöhnt sind, in großer Anzahl zur völligen Enthaltsamkeit vom Alkohol zu bekehren — aber man darf gerade in der Gegenwart, die einer gesunden Erhaltung und Zusammenfassung aller Volkskräfte dringend bedarf, nicht unterlassen, vor jeder Übertreibung, z. B. vor einer Beibehaltung der Gewohnheit des Früh- und Abendschoppens zu warnen. Wenn nur erst die Erkenntnis von der Schädlichkeit des Alkohols weitere Verbreitung gefunden haben wird, und die höheren Stände die Verpflichtung fühlen werden, den übrigen Volksclassen (und namentlich der Jugend) ein besseres Beispiel zu geben, so wird auch das deutsche Volk, wie andere Völker, sich allmählich von seinen Trinkunsitten befreien. Einen ganz besonders wichtigen Einfluss können die Officierskreise und die akademisch gebildeten Stände und in ihnen wieder die Frauen auf die übrigen Berufsclassen ausüben.

Man sollte dem Übel einer lediglich alkoholischen Männergeselligkeit endlich von Seite der deutschen Frauen durch anregendere, feinere Formen des Zusammenkommens von Männern und Frauen entgegenwirken, und gerade die tonangebenden Frauen des deutschen Volkes sollten den Anfang machen mit einer Geselligkeit, bei der nicht mehr das Essen und Trinken die Hauptsache ist. Wir müssen diesen Zwang, diese engherzige Unduldsamkeit, die Nachäfferei, die Unnatur in unseren gesellschaftlichen Verhältnissen abstreifen. Das „Menu" darf nicht mehr die Hauptsache sein, offen und einfach müssen wir mit einander verkehren — das darstellen, was wir sind — und uns freimachen von allem unnatürlichen Schein. Wir müssen zurückkehren zu einem ehrlichen, zwanglosen, harmlosen Ver-

eine bedeutende Ersparnis erzielt wird. Frauen, die eine Thätigkeit suchen und dem Volke wirklich wohlthätig sich erweisen wollen, sollten ähnliche Einrichtungen überall begründen.

Freilich darf es den Frauen allein nicht zugemuthet werden, die Trinksitten und mit ihnen die Trunksucht zu bekämpfen. Es muss vielmehr versucht werden, dass alle rettenden Kräfte unter einander Fühlung nehmen. Diese rettenden Kräfte können in erster Linie die Fürsten, die Minister, die höheren Stände, die Hofgesellschaft, die Gelehrten, Geistlichen, Lehrer, Schriftsteller, Künstler und vor allem die Ärzte sein. Aber der classische Ausspruch Professors Hiltys in Bezug auf die Trinksitte kann nicht oft genug wiederholt werden: „Wenn in einem Lande irgend ein Missbrauch überhand nimmt, so haben die Frauen, die Hüterinnen der Sitte, nicht ihre Schuldigkeit dagegen gethan."

Mögen die Leserinnen dieses Artikels nicht nur zum weiteren Nachdenken über diese Sache angeregt werden, sondern auch zur thätigen Mitwirkung und zum Handeln sich dadurch veranlasst sehen. Ein gründliches Studium der Alkoholfrage ist allerdings hierzu nothwendig. In allzu kurzer Zeit werden sie freilich auch durch ihre Einwirkung keine sichtbare Änderung und Abnahme der Trinksitte bemerken können. Sie müssen sich damit begnügen, die augenblicklich herrschende Ansicht über die Trinksitte zu verbessern, die Kinder bereits vom frühesten Alter an vor dem Genuss geistiger Getränke zu bewahren und weiterhin vor den Gefahren Alkohol enthaltender Getränke zu warnen, so dass diese im späteren Leben selbst vermeiden, was ihnen nur Unheil, Kummer und Krankheit bereitet. Wenn sie so wirken, wird ihre Arbeit lohnend sein.

R. v. Lücken.

Merks.

Lerne, weißt du auch nicht, wofür,
Spare, weißt du auch nicht, für wen.

M.

Die Erziehung soll den Alkoholgenuss nicht an-, sondern aberziehen. Die Erziehung muss der treibende Factor, das bewegende Element in unserem Volksleben sein und kann allein ein geordnetes Gemeinschaftsleben erwecken. Die Erziehung ist das Universalmittel zur Hebung der Volksgesundheit und zur Sicherung der nationalen Wohlfahrt. Es wird in unserer Zeit viel für Volksaufklärung und Bildung gethan. Wie aber Kinder körperlich, geistig, vernunftgemäß zu erziehen und zu ernähren sind, wird selten gelehrt, obgleich davon das ganze Wohl und Wehe der Völker abhängt. Hierüber sollten vor allem mehr Vorlesungen gehalten, mehr Flugschriften verbreitet werden. Die Jugend ist die Zukunft; auf ihr ruht die zukünftige Größe, Gesundheit und Wohlfahrt des Vaterlandes. Wahre Bildung besteht in Gesittung, und nicht im Wissen. „Ist unser Volk im ganzen überhaupt erzogen? Ist es überhaupt in irgend einem Lande versucht worden, das Volk im ganzen zu erziehen? Nein! Einzelne von uns sind zuweilen durch Eltern, Lehrer oder Erzieher erzogen, aber nirgends ist es versucht worden, das Volk als Ganzes so zu erziehen, dass der einzelne das thut, was das Interesse der Mitmenschen erfordert, und was die Gesetze vorschreiben.“ (M. v. Egidy: Über Erziehung.)

Die Verknüpfung der Formen des gesellschaftlichen Lebens mit dem Genuss geistiger, Alkohol enthaltender Getränke ist das größte Hindernis für eine edlere Geselligkeit. Deshalb handelt es sich darum, einen Ersatz für das Trinken und Wirtshausleben auch für die unteren Kreise zu finden. In den Volksheimen, wie diese durch Herrn Professor Dr. Böhmert in Dresden eingeführt sind und auch in anderen Theilen Deutschlands mehr und mehr Eingang finden, wird der Jugend und den Erwachsenen in der freien Zeit und an Sonn- und Festtagen eine erfrischende, belebende, geistige Unterhaltung geboten, damit der Sinn für das Gasthausleben gar nicht erst angeregt wird. Die winterlichen Unterhaltungen und Vortragsabende in diesen Volksheimen und die Volksunterhaltungsabende während des Winters in den größten Sälen der Stadt, sowie die „Heidefahrten“ im Sommer und die Theatervorstellungen im Naturtheater werden von Tausenden besucht. Die ärmere Bevölkerung der Hauptstadt findet hier Gelegenheit, sich von ihrem eintönigen Dasein zu erholen und frische Lebensfreude zu schöpfen.

In Zürich besteht seit 1894 ein „Frauenverein für Mäßigkeit und Volkswohl“, der die Bekämpfung des Wirtshauslebens zum Zweck hat. Der Verein hat in den verflossenen fünf Jahren sieben alkoholfreie Wirtschaften errichtet, die sämmtlich gut gedeihen. Darunter befindet sich ein besseres Restaurant „zu Karl dem Großen“. In diesem Local essen täglich über zweitausend Menschen, die dabei die Erfahrung machen, dass durch die Ernährung ohne Alkohol der Gesundheitszustand gehoben und

unserer deutschen Nation. Aber es ist zu befürchten, dass in diesen Kriegen die Keime zu künftigen, die innere Entwicklung störenden Katastrophen liegen. Denn diese Kriege haben eine ungeheuere Wehrmacht geschaffen und ausgebildet, andererseits den Rachegedanken aufgestachelt und die nimmer schlummernde Beunruhigung in die Völker geworfen — so dass von Vervollkommnung wirtschaftlicher Cultur und geistiger Anlagen noch lange nicht wird die Rede sein können.

Das neue Jahrhundert wird sicher Ungeahntes vollbringen, ob es jedoch auch das Nothwendigste leisten und vollenden wird?

Das Nothwendigste dünkt mich Folgendes zu sein. Erstens politische Gleichberechtigung aller arbeitenden Classen. Zweitens Umkehr zum einfacheren, bedürfnisloseren, natürlicheren Leben auf dem Lande. Die großen Städte müssen zurückgehen, alle wirkliche Cultur muss über das Land verbreitet werden. Drittens muss Schule und Erziehung sich völlig reformieren. Viertens müssen sich die Menschen überzeugen von ihrem ewigen Ichbewusstsein und von dem liebenden Weltgeiste.

Wenn diese vier Hauptpunkte sich vollziehen, dann werden hundert andere Reformen, die den Leuten heute im Kopf stecken, überflüssig sein. R.

Der Mann mit dem gesunden Menschenverstande.

„Zweimal fünf ist zehn", sagte ich zu einem Kaffer.

Der Kaffer betrachtete seine Finger und sagte endlich: „Ja!"

„Zweimal zehn ist zwanzig", sagte ich hierauf.

„Dies kann niemand wissen", antwortete der Kaffer.

„Zähle es an deinen Fingern und Zehen ab."

Der Kaffer zählte seine Finger und Zehen, war sehr erstaunt und sagte schließlich zögernd: „Ja!"

Dann fuhr ich fort: „Ist fünfmal zehn fünfzig?"

„Welcher Unsinn! rief der Kaffer aus. „Dies ist ja der reinste Mysticismus. Mein gesunder Menschenverstand sagt mir, dass kein Mensch so viele Finger und Zehen hat."

Er war eben ein Kaffer. Volkserzieher.

Der Tappnachi.

Lieber Heimgärtner!

Du fragst an, warum ich mich in meinem letzten Schreiben einen „alten Tappnachi" genannt habe. Das ist sehr einfach. Ich bin nämlich ein gewissenhafter Mensch, der überall gern dabei sein und mitthun möchte, der alleweil mit dem Schock vorantraben möchte und doch immer hinten bleibt — „nachitappt", wie bei uns die Bauern sagen. Zum Beispiel:

In den Sechziger Jahren habe ich noch gefunden, dass in der Politik der conservative Standpunkt der verlässlichste sei, weil man ihn schon erprobt hat und die alten Conservativen oft Grafen, Bischöfe oder gar Vorbeter geworden sind. Da höre ich auf einmal, die gescheiteren Leute wären liberal. Fortschrittlich liberal. Leute, die über die alten Vorurtheile sich hinaussetzen, mit der Wissenschaft vorangehen, jedem in der Wirtschaft, Politik und Religion die Freiheit sichern und alles einem gesunden Wettkampfe überlassen. Das gefiel mir, das fand ich anständig und

Kleine Laube.

Die neue Zeit.

Endlich sind wir eingetreten in das neue Jahrhundert. Der Wandel am letzten Sylvestertage vollzog sich ruhiger, als nach dem Streite über den Jahrhundertbeginn, der vorher zehn Jahre lang gedauert hatte, zu vermuthen war. In der Neujahrsnacht auf 1901 vollzog sich der Übertritt amtlich, kirchlich und gesellschaftlich, und auch in unserem Gemüthe. Die Volkszählung, die stets zum Jahrzehnten-Wechsel einsetzt, fiel in die Jahrhundertwende. Die Gottesdienste und Geläute um Mitternacht waren in unseren Ländern etwas noch nicht Erlebtes. Nur aus Bozen wird berichtet, dass der dortige Pfarrer den Mitternachts-Gottesdienst nicht abhalten ließ, weil er — Unruhen befürchtete. In Tirol! — Die Sylvesternacht hatte diesmal eine besonders erhöhte Stimmung. Wenn man ein neues Jahrhundert anfängt, so geschieht es im Bewusstsein, dessen Ende nicht zu erleben. Obschon wahrscheinlich Kinder unter uns sind, die dabei sein werden, wenn einst die Glocken das einundzwanzigste Jahrhundert einläuten.

Die Wende war selbstverständlich und sicher und wenn wir zurückdenken an die wüstumstrittene Frage, ob das alte Jahrhundert mit 9 oder mit 10 aufhöre, so erscheint uns das wie ein Aufsitzer. Der Spuk ist vorüber und dass wir nun im zwanzigsten Jahrhundert leben, bestreitet niemand.

Allein, nun taucht ein ganz andere Frage auf, eine erdenschwere, himmelgroße Frage: Was haben wir im zwanzigsten Jahrhundert zu thun? Nicht, was habe ich zu thun? Das Ich muss zurücktreten; je höher die echte Gesittung, je völliger tritt das Ich zurück. Die menschliche Gesellschaft! Das Menschengeschlecht! Das ist unsere große Sache. Was haben wir zu thun im zwanzigsten Jahrhundert?

Erst einmal einen Rückblick: Was ist geschehen im neunzehnten Jahrhundert? Nicht, was einzelne geleistet, wie es einzelnen ergieng, vielmehr was für die Gesammtheit geschaffen, inwiefern sich das menschliche Leben in großen Zügen geändert hat, das ist uns wichtig. Die Befreiung des Volkes von der Oberherrschaft des Adels. Die Befreiung des Gewissens und des Gedankens von den Vorschriften der Hierarchie. Die großen Anfänge des Naturerkennens. Die Dienstbarmachung vieler Naturkräfte. Die Einführung eines gewaltigen Verkehres um die ganze Erde. Die Errichtung einer grandiosen Industrie. Die beispiellos rasche Vergrößerung der Städte. Das sind Hauptzüge des neunzehnten Jahrhunderts. Von den politischen Änderungen spreche ich deshalb nicht, weil es noch nicht ausgemacht ist, ob und inwiefern sie zur Entwickelung der Menschheit im ganzem von Einfluss waren. Die großen Kriege, die geführt wurden, haben vieles umgestaltet, besonders zum diesweiligen Vortheile

Die Hamerling-Ausgabe vollendet.

Die Volksausgabe der Werke Robert Hamerlings (Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G.) ist durchgeführt. Sie umfasst vier stattliche Bände: I. Ahasver in Rom. Der König von Sion. II. Homunkulus. Amor und Psyche. Germanenzug. Danton und Robespierre. Teut. III. Venus im Exil. Sinnen und Minnen. Blätter im Winde. IV. Aspasia. Biographie Robert Hamerlings von M. M. Rabenlechner. Im Verhältnisse zu den bisherigen Ausgaben ist der Preis von 24 Kronen ein billiger. Bei neuen Auflagen dieser Volksausgabe könnte vielleicht an der Eintheilung eine Änderung getroffen werden. Jetzt ist der dritte Band zu dünn und der vierte zu dick. Es könnte in den dritten Band die Aspasia kommen, und in den vierten Band Venus im Exil, Sinnen und Minnen, Blätter im Winde und die Biographie. Bei der überaus fleißig abgefassten Biographie wäre zu wünschen, dass jene partei-politischen Darstellungen betreffs Schönerers wegblieben, die seinerzeit allerdings zur Aufklärung nöthig gewesen sind, die auch in dem ausführlichen biographischen Werk über Hamerling Platz finden sollen, die aber in der Volksausgabe nichts zu thun haben. Dieser Dichter ist für alle und es soll von keiner Seite ein Gegensatz geschaffen werden zwischen ihm, einer Partei oder einer Persönlichkeit.

Übrigens haben wir dem Herausgeber von Herzen zu danken. Von allen Freunden des Dichters, ob sie nun seine Werke verbreiten oder ihm Denkmäler bauen, hat keiner so viel geleistet, als Professor Rabenlechner, der, bei seiner wenigen freien Zeit als Lehrer, mit der größten Gewissenhaftigkeit und Selbstlosigkeit gearbeitet hat, bis die schöne Ausgabe endlich vollendet war. R.

Ein sonderbarer Schwärmer.

Ein Vagabund war aus dem Wasser gezogen worden. Der war darüber nicht wenig ungehalten. „Was geht's dich an, wenn ich fort will aus dieser lumpigen Welt!"

„Ha, ha, bist ja wohl selber ein Lump!" wurde ihm entgegnet, denn er sah in seiner Zerfahrenheit danach aus.

„Natürlich bin ich einer, weil ich auf dieser lumpigen Welt habe leben müssen, und darum will ich fort!

„Geht's dir denn so schlecht?"

„Gut geht's mir nicht, das siehst du. Aber deshalb wäre das Gewand nicht nass geworden. Viel ist mir nie gelegen gewesen an der Sache. Seitdem aber das mit den Buren ist — dass sie so angefallen werden und beraubt und gewürgt wie von Straßenräubern, und die Könige und Kaiser schauen zu und thun nichts, und die Völker sind empört und jeder weiß, dass die Buren im Recht sind und die Engländer im Unrecht und keiner von den großmächtigen Moralprotzen rührt den Finger — na, seitdem schäme ich mich, ein Zeitgenosse zu sein und will fort".

Die Zeitungen brachten über den Fall pikante Notizen und nannten den Mann einen „sonderbaren Schwärmer".

Dass der Handwerksbursche keine Arbeit fand, dass er hablos und obdachlos war, dass er betteln musste — er hatte es ertragen. Über seine Drangsal hinaus hatte er täglich nach den Burennachrichten hingehorcht, und als sie von Sieg zu Sieg gingen gegen die europäischen Heimats- und Freiheitsräuber, da war ihm das eine persönliche Genugthuung. Dass ein schwaches Volk sich erwehrt gegen die rohe Übermacht, das war ja geoffenbarte Gerechtigkeit. Vielleicht setzt die Gerechtigkeit

ich bemühte mich, die alte Art allmählich abzulegen und in den Liberalismus hineinzusegeln. Leicht geht's nicht, so mit allem aufzuräumen und sich eine ganz andere Seele anzuschaffen, aber endlich hatte ich mich modernisiert, war liberal.

Und nun hörte ich, der Liberalismus sei schon abgethan, er habe nur das Kleingewerbe ruiniert, das Volk verdorben und es wären überall die Juden dazwischen gekommen. Die einzige Rettung sei der Antisemitismus. So! Wenn das ist, dann heißt's umsatteln. Ich wusste zwar nicht recht, wie man das anzufangen habe, antisemitisch zu sein. Man kriegt doch am leichtesten beim Juden Geld, kauft doch am billigsten beim Juden ein, liest doch am liebsten die jüdischen Zeitungen und lebt doch am scrupellosesten nach jüdischer Manier. Nun sah ich, dass alles das auch die Antisemiten thaten, dass der Antisemitismus einstweilen nur darin bestehe, gegen die Juden Stimmung zu machen. Recht tapfer über die Juden schimpfen, sie bei jeder Gelegenheit wacker anrempeln, vor allem aber die Judenliberalen gründlich verachten — das wird man doch zusammenbringen. Na, ich ward Antisemit und hab's als solcher tüchtig getrieben. Nach dem Vorbild meines Leibblattes hatte ich auf der Straße immer nur mit Saujuden herumgeworfen und — obschon als Angestellter einer jüdischen Actiengesellschaft — stets: Kauft nur bei Christen! ausgerufen.

Wie ich jedoch nun wieder einmal meine antisemitische Zeitung las, fand ich darin sehr wenig gegen die Juden, im Gegentheil, es waren auch die Juden willkommen, wenn sie mitthaten gegen die Tschechen und Clericalen — denn Hauptsache sei der Nationalismus.

Ich hatte mich in meinen Antisemitismus gerade so schön eingeschossen gehabt, und nun hieß es wieder übersiedeln. Ich nahm mir vor, ein strammer Nationaler zu werden und abonnierte mich neu auf mein deutschnationales Blatt. Und wie ich es wieder einmal aufmerksam durchlese, ist das ehrenwerte Journal socialdemokratisch.

Mit Schrecken meine lässige Zurückgebliebenheit gewahrend, trachtete ich nachzutappen. Der Socialdemokratismus, das wird schon das Richtige sein. Warum sollen die fleißigen Arbeiter schlecht gestellt sein und die Faulenzer schlemmen und prassen? Warum sollen nicht auch die Arbeiter ihre politischen Rechte haben? Mit glühender Überzeugung ward ich Socialdemokrat, bis mir mein Greißler, bei dem ich den Käse kaufe, eines Tages ins Gesicht lacht und sagt, ich sollt' mich nicht auslachen lassen. Der Socialdemokratismus sei so viel als abgethan, alle anständigen Leute heutzutage seien christlichsocial. Ich setze mich sofort zu meinem Bier, nehme mein Blatt zur Hand um mir Rathes zu erholen und siehe — der Wisch ist christlichsocial.

Nun will ich aber einmal stehen bleiben und mich ausschnaufen. Morgen kommt wahrscheinlich socialnational dran, übermorgen liberalökonomisch, dann christlichsemitisch, etwas später ökonomischinternationalistisch. Ich warte, bis die Reihe wieder einmal herum ist, dann mache ich den Tanz neuerdings mit und werde — weidlich politisch geschult — im öffentlichen Leben hoffentlich einer der Ersten werden, ein charakterfester Abgeordneter, oder gar ein gesinnungstüchtiger Leitartikler mit halbjähriger Überzeugungs-Kündigungsfrist, keineswegs aber der alte Tappnachi, als der sich heute noch zeichnet Dein

ergebener

X. X.

Der Sohn des Hauses.

Ein Bild aus der guten alten Zeit.

In dem kleinen, aber wohlbestellten Hofe eines Hochthales waltet ein schöner, kräftiger Jüngling.

Er ist ein Bursche, wie jeder seine Freude an ihm haben kann.

Sein Vater und seine Mutter lassen für ihn ihre Habe, ihre Gesundheit, und wenn es sein muss, in Gottesnamen auch ihr Leben. Die Geschwister tragen ihn auf den Händen und auf Gold möchten sie ihn betten. Das Gesinde liebt und ehrt ihn. Die Tauben des Hofes fressen ihm aus der Hand und die Schwalben bauen ihre Nester gerade über seinem Bette.

Er ist der Sohn des Hauses.

Drin' im Stüblein ist seine Wiege gestanden; schier zwanzig Jahre sind seitdem vergangen und das ganze Haus hat es gesehen, wie er aus dem lieben, lebhaften Kind zum tollen Knaben und endlich zum freundlichen Jüngling geworden ist. Nun ist er junger Herr im Hause, aber er thut, als ob er es nicht wüsste. Er trägt mit den Knechten die gleiche Kleidung, die grobe Tuchjacke, die kurzen Lederhosen, die Bundschuhe, er verrichtet mit ihnen die gleiche Arbeit, er isst mit ihnen an demselben Tische.

Man meint, junge Leute hätten einen guten Schlaf, aber er sitzt oft in seiner Kammer und sieht zum Fenster hinaus in die Mondnacht. Er ist in Gedanken, er zieht sich gar an, mitten in der Nacht und verlässt still das Haus.

Ein Nachtwandler? Rufet ihn zurück! Rufet ihn beim Namen! — Georg!

Der Vater ist alt, die Mutter gebrechlich; Georg wird wohl bald eine junge Wirtin heimführen, so verlangt es das Haus und so steht es geschrieben.

Aber — da steht auch noch was anderes geschrieben. Auf einem kleinen bläulichen Brieflein steht's, in ungefügen, leichtsinnigen Federstrichen. Und Streusand klebt daran.

Wer hat den Zettel gebracht? — Der Amtsbote hat ihn gebracht; rauh und derb war er durch das Haus gepoltert, ängstlich waren die Tauben umhergeflattert im Hofe — nun ist er wieder fort.

Der alte Bauer hält das Brieflein in der Hand. Was mag's wohl sein? Er wischt seine Augengläser ab, dann streicht er den Streusand weg, dann buchstabiert er mühsam die Worte zusammen. — Dann lacht er überlaut, dann legt er die Hand an den Backen und starrt finster vor sich hin, dann geht er zu seinem Weibe, lacht wieder, und sagt: „Den Buben wollen sie uns abstellen!“

Georg jauchzt, wie er's liest, dann aber geht er in seine Kammer und lehnt sich an den Stuhl und sinnt. Hernach, wenn er über die Gasse schreitet, flattert ein buntes Band an seinem Hute. Die Leute sehen ihm nach; andere Bursche, die auch den Zettel bekamen, die auch das Band auf dem Hute tragen, die Knechte, oder Holzschläger, oder auch Söhne des Hauses sind, gesellen sich zu ihm, legen ihre Arme um seinen Nacken und sagen, wie halb triumphierend: „Du bleibst, du bist Kaiserlicher!“

Dann stürmen sie ins Wirtshaus, und jetzt wird getrunken auf den Kaiser, auf das Vaterland. Und:

„Phüat dih Gott, mei kloans Diandl,
Es muaß a so sein:
Mei Leb'n g'hört in Koasa,
Mei Herzerl g'hört dein!

doch auch einmal anderswo ein, dass ein braver Arbeiter zu seinem Theil kommt. Und nun die Wendung. Das Recht unterlag, das rothe Gold siegte und die „gesitteten" Völker, die „christlichen" und „allerchristlichsten" Fürsten schauen thatlos zu und die Führer denken: Was gehen uns die Buren an, wenn die schlimmen Engländer nur uns nichts thun. Keine Gerechtigkeit auf Erden, keine, keine. Also ins Wasser. —

Was nur Wilhelm II. zu diesem sonderbaren Schwärmer sagt?

Poetenwinkel.

Besuche.

Ich wandere landein, landaus,
Kann nirgends Ruhe finden;
Das Mutterhaus, das Vaterhaus —
Ach, alles musst' verschwinden!

Fast alle, die mir lieb und wert,
Sind schon dahin geschwunden;
Wo ist der theure eig'ne Herd,
Wo sind die trauten Stunden!? —

Die Eltern todt, Geschwister todt,
Viel Freunde fortgezogen,
Und alt und krank, was kämpft in Noth
Noch auf den Lebenswogen.

Besuche sind nun bald gemacht,
Ich brauch' nicht weit zu gehen;
Dort, wo der ew'ge Friede wacht,
Kann ich — die Namen sehen.

Ich geh' und suche Kreuz und Stein
An heil'ger Ruhestätte,
Und les' und lese, wein' und wein'
Auf manchem grünen Bette.

Da drunten liegt die Lieb' verscharrt,
Kann nicht sie wiedersehen;
Umsonst hab' ich gehofft, geharrt —
Herr, lass mich „schlafen" gehen!

Hans Fürnschuß.

Letzter Wunsch.

Nicht ekle Würmer soll mein Leib einst nähren,
Die reine Flamme nur soll ihn verzehren;
Ich liebte stets die Wärme und das — Licht,
Darum verbrennet mich — begrabt mich nicht!

Hans Fürnschuß.

Ich frug dich doch ...

Ich frug dich doch,
Was ich dich niemals fragen sollte,
Ein Dämon war es, der es wollte —
Ich frug dich doch!

Wie bebte ich
Vor jenem Wort aus deinem Munde,
In dieser qualvoll bitt'ren Stunde
Wie bebte ich!

Du sprachst es nicht,
Das Wort, vor dem ich stand in Bangen,
An dem mein Glück und Leid gehangen —
Du sprachst es nicht.

Und nur dein Blick
Ist bang und schuldbewusst gewesen,
Und schaudernd habe ich gelesen
In jenem Blick.

Er sprach zu viel —
Ich schlug vors Antlitz mir die Hände,
Mein schönster Traum war jäh zu Ende —
Du sprachst zu viel!

Anna Besser.

Der Bursche hört es nicht, er stürmt fort mit den anderen und ist übermüthig, wie die anderen.

Der Alte will zusammenbrechen vor Herzleid. — War das sein Sohn, sein guter Sohn mit dem zarten Gemüthe, der stets so ruhig war und immer mit Überlegung handelte?

Aber es hat ihn der Wahn und die Tollheit erfasst. Recrutierung ist, wenn auch die Angehörigen klagen und die Mädchen weinen, was ein frischer Bursche ist, der muss auf und davon und hinaus in die Welt.

Es gibt ohnehin wenige Dörfer, in denen kein Schandflecken wäre. Zufall ist es nicht, dass mancher Bursche just um die Zeit der Recrutierung sich mit der Axt in das Bein fährt und sich mancher an dem Zeigefinger schwer verwundet, so dass er unfähig ist fürs Schießgewehr. Den sieht auch kein ordentliches Mädchen mehr an, in seinem ganzen Leben.

Umso höher stehen die anderen, umso mehr thun die anderen für die Ehre des Dorfes.

Und am Tage der Assentierung ziehen sie fort. Noch immer berauscht, singen sie Abschiedslieder. Jauchzend sagen sie Lebewohl, im Taumel der Begeisterung ziehen sie davon und die alten Eltern bleiben zurück in Verlassenheit.

Zügellos ist die junge Schar.

In Muthwillen und Ausgelassenheit zieht sie die Straßen entlang, jeder will der Tollste, will der „Teufelskerl“ sein. Wenn Mädchen auch gerne durch die Fensterchen lugen, so schließen die Leute doch ihre Häuser zu und Handwerksburschen und Hausierer weichen der Straße aus — unsicher ist die Gegend, durch welche die „Vaterlandsbeschützer“ wandern.

Wandern? Marschieren heißt es nun, marschieren in Reih' und Glied, und

„Wer will unter die Soldaten?“

Und endlich nahen sie der Stadt. Kein Kranz, kein Triumphbogen zum Einzug; an dem Hause der Assentierung steht eine Compagnie finsterblickender Soldaten mit aufgepflanzten Bajonetten. So ziehen sie ein durch das weite Thor, und das Thor rasselt hinter ihnen, und fällt schwer in das Schloss. Jetzt sind sie gefangen.

Officiere, steif und kalt wie Eisenmänner, schreiten durch den Saal, fassen einen oder den anderen Burschen derb an, geben ihm einen Stoß, dass er richtige Stellung annehme, heißen ihn „Lümmel“ und fluchen über die Bauerntölpel.

Da werden die guten Burschen schweigsam und es kühlt die Begeisterung. Nicht ohne Bangen entledigen sie sich ihrer Kleider und treten in den Musterungssaal.

Und hier stehen sie — Menschen ohne Menschenrecht?

Eine Ware sind sie und müssen über sich entscheiden lassen. Und der edle Menschenleib, einst so liebreich bewahrt, so treu gepflegt von Mutters Händen, so heilig gehalten von Mutters Herzen, wird leichtsinnig gemustert.

„Die Schönheit und die Stärke sei königlich vereint,
Wer auf dem weiten Felde will streiten mit dem Feind!“

Die Schönheit und die Stärke für die Kugel? —

Das empfindet der Recrut, und nun geschieht es wohl auch, dass er plötzlich lahm oder taub wird. Die Bauernburschen können sich trefflich verstellen, sie sind schlau, aber ihre Finten gelingen doch nur selten, die Herren sind noch schlauer.

Viele ziehen wieder heim, und jetzt erst johlen und jauchzen sie recht von Herzen. Andere sind aufgeschrieben, und wenn sie zur Thüre hinaus wollen, so halten ihnen Wächter die gezogenen Bajonette entgegen. Sie sind abgeschnitten von

Und mei Herzerl, dös loss ih
Dahoam in dein' Haus,
Sist traf's leicht a Kugl,
Nun (rann) d' Liab olli aus?"

Ein allebendiger, flammender Geist ist in die Burschen gefahren. Sie mögen singen und trinken. Der Alte lässt einspannen und fährt zum Kreisgerichte. Das Hütlein unter dem Arm und die grauen Haare über die Stirne gekraust, so klopft er schier zitternd an die Thür; er stolpert über die Schwelle hinein zu den Herren und bittet tausendmal um Verzeihung, dass er gestolpert, er sei da, weil man ihm seinen einzigen Sohn zu den Soldaten nehmen will und er sei ein alter, mühseliger Mann, und er knie nun nieder, und bitte, und stehe nicht eher auf, als bis man seinen Georg in dem Recrutenbriefe ausgestrichen habe.

Aber sie geben ihm kaum eine Antwort, sie weisen gegen die Thür, dass er gehen möge, sie winken einem Diener, dass er den Alten hinausführe.

Da ruft der Greis: „Ich geh' nicht! Du Herrgott im Himmel, ich lass mir meinen Sohn nicht wegnehmen. Mein ist der Georg, ich hab' ihn auf den Händen getragen, ich hab' ihn gepflegt, beschützt, erzogen, er ist mein Blut, er ist der einzige Trost meiner alten Tage. Gott weiß es, ihr Herren!"

Der alte Mann kann nicht weiter sprechen, er bricht in Thränen aus.

Da tritt ein strammer, graubärtiger Oberst auf ihn zu: „Was soll das Gewinsel? Heißt das Vaterlandsliebe?"

„Vaterlandsliebe!" entgegnet der Bauer, „in meinem Grundbuche steht's aufgemerkt; ich zahl' ja allweg meine Steuern und ich thu' es zu tausendmal gern, ich zahl' sie doppelt, dreifach — und ich —" leiser spricht er es, „ich schau heut' tausend Gulden nicht an!" Er fährt mit der Hand krampfhaft in die Brusttasche.

„Bestechen!" schreit der Officier, „Marsch hinaus!"

Und der alte Mann wankt davon und fährt wieder seiner Heimat zu.

Sein Weib holpert ihm entgegen: „Gelt, Alter, bist glücklich gewesen?"

Er mag sie nicht anblicken. „Vaterlandsliebe!" lacht er, „ei, das ist freilich was anderes, da geben wir gern unser Hab und Gut, da schicken wir gern unsere Kinder aufs Schlachtfeld — das Vaterland gibt uns ja den steinigen Boden! O, das getrau' ich mir zu sagen: Mein Sohn gilt mir mehr, wie mein Vaterland, wie alles auf der Welt! Und da stellen sie ihn hin und schießen auf sein Leben! — O Gott, o Gott im hohen Himmel droben, dich ruf' ich an: wer hat das Recht!"

Das Weib schlägt die Hände ineinander: „Mein Mann ist halb närrisch, was hat sich zugetragen?"

Die Recruten ziehen vorüber und johlen und jauchzen; sie brechen Zaunstangen ab und knüpfen rothe Sacktücher daran, sie schleppen Fässer und Holzkübeln herbei und trommeln, und sie stürzen im Übermuthe Fuhrwägen um, und das Dorf ist in Aufregung.

Der alte Bauer reißt das Fenster auf und ruft den Namen: Georg. Aber der Bursche hört ihn nicht, er schwingt sein Fähnlein und johlt und jauchzt: „Der Kaiser, das Vaterland!"

Da eilt der Alte hinaus, reißt seinen Sohn aus der tollen Schar: „Georg, dein alter Vater!"

„Lebt wohl, lebt wohl, es ruft mich mein Kaiser, wir schützen das Vaterland!"

„So gehen wir alle, mein Sohn; dann nimm ich alter Mann auch noch den Prügel. Jetzt aber ist Ruh' und Fried' auf der Welt, und die Menschen sollen zu ihrer Arbeit."

Erdenleben zu suchen und von einem Leben jenseits keine Rede sein kann. Es ist dem Jungen ernst mit seiner Lehre, er will nur Gutes, was er jedoch Schlechtes damit stiftet, das ist der Hauptinhalt des Schauspiels. Wie es bei solchem Gegenstande kaum anders möglich ist, kommen auch Widersprüche vor. Die Gestalten übrigens sind plastisch herausgearbeitet, wenn bisweilen auch das Theatralische auf Kosten der Naturwahrheit in den Vordergrund tritt; im ganzen ist doch, besonders was die Sprechweise betrifft, echte und packende Volksthümlichkeit vorhanden. Enggefügte Handlung und längenlose Dialoge sind Hauptvorzüge dieser Arbeit eines jungen Talentes. R.

Herrisch und bäurisch. Volksposse in fünf Aufzügen von Hans Hauer. (Selbstverlag des Verfassers, Wien, IV/1, Floragasse 4, durch alle Buchhandlungen zu beziehen.) Das Friedrich Kaiser'sche Volksstück „Der Viehhändler aus Oberösterreich“ könnte dem vorliegenden Stücke vielleicht gegenübergestellt werden, insoferne es sich um einen Gegensatz zwischen Stadt und Land handelt. Denn auch hier ein sonderbares Zusammentreffen: ein Bauer will eine vermögendere Städterin heiraten, um seinem Hauswesen einigermaßen aufzuhelfen, und umgekehrt, eine reiche, etwas übertragene Städterin, welche in der Großstadt schon stark vernachlässigt wird, einen gesunden kräftigen Landwirt gewinnen. Wer wird aber von beiden Theilen den kürzeren ziehen? Ist es, dass der Bauer sofort ja sagen wird, sobald er nur die Stadtfrau mit ihren 100.000 Gulden in Augenschein genommen? Fehlgeschossen! Der Holzner — so heißt nämlich der Held unseres Stückes — zahlt lieber noch 100 fl. Reugeld darauf, dass er die männernärrische Heiratswerberin wieder los- und an einen anderen Mann bringt. Das Opfer ist diesmal zur Abwechslung der Schulmeister des Ortes. Die Frage, ob eine Städterin für einen Landmann zum Eheweibe passt, wird also vom Verfasser unseres Volksstückes entschieden verneint. Etwas anders allerdings dürfte die Antwort lauten auf die Frage, ob nicht etwa ein hübsches aufgewecktes Landdirndl an der Seite eines vornehmen Stadtherrn auch einmal eine Gnädige in der Stadt spielen könnte? Zum Spielen nämlich gehören weit weniger Erfordernisse als zum Arbeiten und Rackern. Indessen lässt diese Seite der Auffassung der Inhalt des Stückes selbstverständlich völlig unberührt, es soll vielmehr die Lösung dieses Problems, wie wir hören, die Vorlage für ein Stück desselben Verfassers, genannt „Stadtfieber“, bilden. Wer also mehr als einmal herzlich lachen will, nehme das Büchlein getrost zur Hand; es wird vielleicht selbst als sogenanntes Lesedrama seinen Weg machen, falls kein Theater dasselbe zur Aufführung bringen sollte. H.

Der deutsche Bauer in Wort und Bild. Adolf Bartels, Der Bauer in der deutschen Vergangenheit. Mit 168 Facsimiles alter Holzschnitte und Kupferstiche. (Leipzig. E. Diederich.) In einer Zeit, wo unsere schöne Literatur sich darauf besinnt, in dem Heimatgefühl, in dem tieferen Wurzelschlagen in Stammesart und Volksthum neue Kräfte zu gewinnen, ist es doppelt erfreulich, wenn uns der Vorkämpfer dieser Bewegung, der Dithmarsche Adolf Bartels, den Blick öffnet, um den deutschen Bauer in seiner Entwickelung zu verstehen. Er thut dies im sechsten Band des von Dr. Georg Steinhausen herausgegebenen nationalen Monumentalwerkes „Monographien zur deutschen Culturgeschichte“. Will man von einem deutschen Bauer reden, so kann man es erst nach dem Jahre 1000, denn die germanischen Freien waren zur Zeit der fränkischen Könige meistens zu Hörigen herabgesunken und zur Zeit Karls des Großen war der Großgrundbesitz derart angewachsen, dass 12 Procent des Landes im Besitz des Königs waren, 9000—18.000 Morgen in einer Hand waren gewöhnlich, 30—60.000 keine Seltenheit. Auch die Zeiten der fränkischen und salischen Kaiser brachten nicht viel Gutes, bis dann im elften Jahrhundert die Entwickelung der Hörigen soweit vorgeschritten ist, dass sie mit den wenigen Freien verschmolzen Hofgenossenschaften bilden, deren Rechte sowohl, als die der Grundherren, gegenseitig begrenzt sind. Doch mit der Entwickelung des Geldwesens steigen Grund und Boden in ihrem Wert, der Dienstadel, der sich aus den tüchtigsten bäuerlichen Elementen recrutiert, entsteht, die Klöster gehen jetzt besonders stark in der Colonisation vor, die deutsche Bauernkraft steigt im Wert und man kann sagen, dass zur Hohenstaufenzeit die Blütezeit des Bauernstandes war. An dieser Stelle setzt auch der Verfasser mit einer lebendigen Schilderung des bäuerlichen Lebens ein. Es wird behandelt Anlage und Bauart der Dörfer mit Häusern, Zäunen, Bäumen; innere Einrichtung des Hauses; Arbeit, Essen, Trinken, Kleidung, Sitte und Brauch bei der Arbeit, Viehzucht; das sociale Leben des Dorfes mit Brautschaft, Ehe, Schätzung des Weibes, Kinder, Tod; Gemeinderechtverhältnisse; Antheilnahme am Gericht, Abhalten des Dings, Dorffrieden; Dorffeste mit Tanzen, Spielen und Raufen. Zwar gibt es noch keine gleichzeitige Kunst, die den Bauern bildlich veranschaulicht, aber dafür schildern später unsere besten Künstler wie Beham, Burgkmair, Dürer, Hopfer, Hollar, Rembrandt u. a. das bäuerliche Leben so unübertrefflich realistisch, dass diese Bilder das Gesagte gut illu-

den Ihren, von der Heimat; sie müssen bleiben in der öden Kaserne, müssen sich zu strengem Dienste bequemen, ungewohnte Entbehrung leiden, müssen die Launen und Gewalthabereien schweigend ertragen, und müssen gar fort in ein fremdes Land.

Georg ist geblieben. Der Hauptmann sagt von ihm: „Das ist ein Bursche, wie jeder seine Freude an ihm haben kann!“

Und als der Sohn nicht zurückkehrt ins Heimatshaus, da weinen die Schwestern, da beginnt Vater und Mutter zu siechen. „Vaterland!“ ruft der alte Mann oft, „ich bin dir treu gewesen in der Familie, in den Angelegenheiten der Gemeinde, in der Arbeit all meiner Tage; jetzt hast du mir mein Bestes und Einziges genommen, und läßt mich verderben!“

Das Gesinde geht auseinander, die Wirtschaft stockt; es fehlt der rege Geist im Hofe, es fehlt der Sohn des Hauses. Im nächsten Jahre kommen auch die Schwalben nicht mehr, und die Nester bleiben leer über dem einsamen Bette.

Zu seltenen Zeiten kommt wohl ein Brief von Georg. Er rühmt nicht, er klagt nicht, er erzählt nur, wie weit die Welt, wie wunderlich die Menschen — und bittet um ein paar Gulden.

Der Vater schickt dem Sohne alles Geld, über das er verfügt, und bittet zu tausendmalen, dass er doch bald heimkomme.

Aber die Welt ist weit und die Menschen sind wunderlich; Georg marschiert in dem Heere herum in fernen Ländern, hilft Saaten zertreten und Städte verwüsten, und zieht durch ruhmreiche Pforten.

Von der Heimat werden Briefe an ihn geschickt, Briefe voll Klage und trauriger Botschaften; sie finden ihn nicht. Es ändern sich die Zeiten. Das Heer hat Verluste, wird in unbekannte Gegenden verschlagen, verfolgt und zerstreut.

Erst nach Jahren kehrt Georg zurück. Ein Krüppel und zerfetzt wie er ist, bettelt er sich durch die Gegenden, um endlich in den Armen der Seinen zu ruhen. Aber auf den heimatlichen Feldern wachsen Erlen, und sein Vaterhaus ist verlassen und eine halbe Ruine. Lange steht er in dem Hofe, in welchem Sauerampfer und Brennesseln wuchern. Da kommt wohl ein altes Weiblein, das einst hier gedient hatte und sagt zu dem Bettler: „Wenn Ihr hier eine Gabe sucht, so seid Ihr unrecht; alle Menschen, die da gewohnt, haben sich zerstreut, und die alten Leut' sind gestorben. — Fehlt Euch was? Maria und Josef, ihr seid ja bleich bis in den Mund hinein! Einen Trunk Wasser mag ich Euch wohl reichen. Woher kommt Ihr denn, wohin wollt Ihr denn?“

Jetzt überblickt Georg sein verlorenes Leben, gebrochen sinkt er auf das Gras und ruft die Worte:

„Ich bin der Sohn des Hauses!“

Bücher.

Der Wegmacher. Schauspiel in drei Aufzügen von Richard Freiling. (Berlin. Ernst Litfass' Erben. 1900.) Dieses Drama, das in einer protestantischen Dorfgemeinde Oberösterreichs spielt, behandelt den Conflict zwischen Religion und Naturwissenschaft, freilich, ohne ihn zu lösen. Ein junger Theologe ist ausgesprungen, Naturforscher geworden und kommt heim, um den armen, gläubigen Leuten seine Heilslehre zu verkünden. Seine alte todtkranke Mutter will er überzeugen, dass alles Glück nur in diesem

körpers aus den Rohstoffen durch Stoffwechsel sich vollzieht, so erfolgt die Umwandlung der rohen Naturkraft in den Geist des Menschen durch Umsatz der Bewegung, durch bewusste oder unbewusste Thätigkeit. Damit erhält die bewusste Thätigkeit — die Arbeit — ihre entwicklungsgeschichtliche Bedeutung und diese Erkenntnis führt „zu der Weisheit letztem Schluss": „Nur der verdient sich Freiheit wie das Leben, der täglich sie erobern muss." — Also die Meinung dieses Buches. D. V.

Das Buch der Frau. Ein Rathgeber für die deutsche Frau. Herausgegeben von Anna Plothow. (Leipzig. J. J. Arnd. 1901.) Die Frau als Gattin und Mutter, die Erziehung, Hygiene, Kleidung der Frau, die Hausfrau, das Haus, die Gesellschaften, die Handarbeiten, die Frau im öffentlichen Leben, Stellung der Frau im Rechte, Frauenliteratur, — das alles und anderes ist in diesem wertvollen Buche mit Geschick behandelt. Wir können unseren Leserinnen das Werk allerwärmstens empfehlen. M.

Heinrich Seidels Erzählende Schriften. Wohlfeile Gesammt-Ausgabe. Jetzt vollständig in 53 Lieferungen oder in sieben elegant gebundenen Bänden. (Stuttgart. J. G. Cotta'sche Buchhandlung.) Die letzten Lieferungen, den siebenten und letzten Band der Buchausgabe enthaltend, sind autobiographischen Charakters. In dem Hauptstück ist die Lebensreise des Dichters aus liebereicher Erinnerung zusammenhängend dargestellt unter dem Titel „Von Perlin nach Berlin" — ein Wortspiel des Schicksals, durch das Seidel geradezu zum Humoristen prädestiniert scheint. Freilich liegt dem feinen Humor seiner Schriften nichts ferner als billiger Wortwitz: Seidels Humor ist der eines edlen Optimisten, der das Schöne, Gute und Heitere in allen menschlichen Verhältnissen zu erkennen und zu schätzen weiß, besonders aber in den kleinen, bescheidenen, die dem zersetzenden Einfluss einer überfeinerten und überhasteten Cultur weniger ausgesetzt sind. V.

Letzte Geschichten und Gedichte von Josef Willomitzer. (Berlin. Concordia. Deutsche Verlags-Anstalt. 1901.) Das letzte Buch eines der liebenswürdigsten und begabtesten humoristischen Dichter, deren sich die moderne deutsche Literatur erfreuen durfte. Am 3. October 1900 ist Josef Willomitzer, der tapfere Leiter der Prager „Bohemia", nach kurzem Leiden in der Blüte seiner Kraft dahingeschieden. Das vorliegende Buch bringt, von Karl Emil Franzos gesichtet, von Alfred Klaar eingeleitet, das Beste aus seinem reichen Nachlass. Es enthält eine Auswahl der von Willomitzer anspruchslos „Scherzgeschichten" betitelten zehn Geschichten, die eine Blütenlese der verschiedensten Humore repräsentieren, des drastischen wie des feinen, des phantastischen wie des derb-realistischen, des ausgelassenen wie des wehmüthigen, des satirischen wie des gutmütigen Humors. Daran schließt sich eine Auswahl der Gedichte des Autors, in denen gleichfalls das Heitere weitaus überwiegt. Ernsthaft gehalten sind nur die nationalen Lieder, in denen der Dichter den Empfindungen seiner bedrängten deutschen Stammesgenossen in Österreich Ausdruck gibt. V.

Im Verlage von Robert Mohr in Wien erschienen:

Vincenz Chiavacci, der Schilderer des kleinbürgerlichen Wieners, bringt unter dem Titel: **„Wiener Leut' — von gestern und heut"** eine Sammlung prächtiger Skizzen aus dem Wien von heute und dem Wien zur Zeit unserer Väter und Großväter.

Eduard Pötzl tritt diesmal schneidiger und schärfer auf, als man es sonst gewohnt ist; seine Skizzen: „Der Herr von Demolierer", „Das Kunstamt", „Die moderne Wohnung", „Das neue Kaffeehaus", „Das Überbein" gehen den Auswüchsen der moderner Richtung scharf zu Leibe; dabei leuchtet überall sein sieghafter Humor durch. V.

Ein neues Buch für die reifere Jugend können wir heute unsern Lesern ankündigen, und zwar das soeben erschienene Werk **„Der Wald"**, Charakterbilder aus der heimischen Thier- und Pflanzenwelt von Ed. Feldtmann. (Ravensburg. Otto Maier.) Es will den Naturfreund mit den Geheimnissen und Wundern des Waldes, mit seinem Leben und Weben vertraut machen und als kundiger Führer den Weg zur Erkenntnis der heimischen Natur weisen, und zwar in lebendigen Darstellungen. V.

Heimatklänge aus deutschen Gauen. Für jung und alt ausgewählt von Oskar Dähnhardt. Mit Buchschmuck von Robert Engels. 1. Aus Marsch und Heide. Niederdeutsche Gedichte und Erzählungen. 2. Aus Rebenflur und Waldesgrund. Mitteldeutsche Gedichte und Erzählungen. 3. Aus Hochland und Schneegebirg. Oberdeutsche Gedichte und Erzählungen.

Das Riesengebirge im Winter. Von Berthold Lessenthin. (Breslau. Verlag der Schlesischen Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt v. S. Schottlaender.) Die Fülle des Stoffes und der Abbildungen dürfte „Das Riesengebirge im Winter", zumal es das einzige Werk ist, welches sich ausschließlich mit den Winterverhältnissen des Riesengebirges beschäftigt, den Freunden unserer Bergwelt empfehlenswert machen. Wenn auch „Das Riesengebirge im Winter" in erster Linie der Hebung des Wintersports dient, so bietet es doch so viel des allgemein Interessanten.

strieren. Wir sehen die Braut feierlich in die Kirche ziehen, den Hochzeitsschmaus, den Tanz bei Schalmeien, Streit und Unmäßigkeit mit ihren Folgen; den Bauer, der als Wärwolf herumläuft und Menschen frisst, Überfall des Dorfes und Mord, die Wundererscheinungen, die die bäuerliche Vorstellungswelt beschäftigten, Marktscenen, Dorfinterieurs, den Bauer bei der Feldarbeit und seine Ackergeräthe, kurz alles, was mit seinem Leben zusammenhängt, findet auch bildlich seine Darstellung. — Ergreifend und warm ist die Geschichte des großen Bauernaufstandes mit seinen Greueln und Blutbädern geschildert, nach denen die trübste Zeit des Bauern begann, die Zeit des 30jährigen Krieges und die des Absolutismus. Erst das Zeitalter der Aufklärung und die Einwirkung der französischen Revolution führten zur Befreiung des Bauernstandes von den mittelalterlichen Lasten und zu seiner aufsteigenden Entwickelung im 19. Jahrhundert. Das Buch ist im besten Sinne zeitgemäß. V.

Maria von Ebner-Eschenbach. Biographische Blätter von Anton Bettelheim. (Berlin. Gebrüder Partel. 1900.) Nur kurz hinweisen wollen wir auf diese mit großer Wärme verfasste glänzende Beschreibung des Lebens und der Werke unserer edlen Dichterin. Die Schrift gibt ein klares Bild der Persönlichkeit und der Dichtungen und (was bei solchen Büchern wohl die Hauptsache sein muss) sie führt den Leser zu den Werken. Das Buch ist mit mehreren Bildern, darunter auch dem lieblichen Jugendporträt der Dichterin geziert. M.

Herbstblüten. Lieder eines schlichten Mannes von Wilh. Heinr. Luckau. (Magdeburg. Creutz'sche Verlagshandlung. 1901.) Lieder eines schlichten Mannes für schlichte Leute, wie der Verfasser selber sagt. Kaum neue Gedanken, aber edle Gedanken, keine moderne Form, sondern die traute sangliche Liederform der Deutschen. Die Poesie dieses Unbekannten hat mich vielfach gerührt. M.

Leo Freymann. Sociales Zeitbild in vier Aufzügen von Ernst Gutfreund. (Wien und Leipzig. 1900. M. Breitenstein.) Wir möchten diese schöne, sehr zeitgemäße Dichtung ein gelungenes Seitenstück zu Gerhard Hauptmanns „Weber" nennen. Der Verfasser will bereits mit seinem offenbaren Pseudonym-Namen schon andeuten, dass er mit seinem neuesten Opus wie ein guter Freund es meint, wenn es auch ernste Worte sind, die er uns zu hören, beziehungsweise zu lesen gibt. Ob sein Drama zur Aufführung im Theater kommen wird? Wir möchten es wünschen, bezweifeln es aber, weil es wohl zu sehr aufregend — nicht aufreizend — wirken dürfte, während es als Lectüre die größte Beachtung und weiteste Verbreitung verdient. Namentlich die Arbeiter könnten daraus die nöthige Vorsicht in der Wahl ihrer Führer lernen. Je weniger sich um die Aufführung auf der Bühne erwarten läßt, umso öfter geht solches Drama leider im wirklichen Leben in Scene. Wir sehen einen leibhaftigen Arbeiter-Ausstand vor uns mit all seinen Einzelheiten, später eine spannende Arbeiter-Versammlung; lernen in dem früheren Aufzuge die diplomatischen Künste des gräflichen Regierungscommissärs bewundern, der die Idee eines staatlichen Vermittlungsamtes vordemonstriert, aber dann nicht imstande ist zu verhindern, dass in die strikenden Arbeiter geschossen wird, und die Sache in das Röcheln der Sterbenden und schwer Verwundeten ausklingt. In nicht misszuverstehender Absicht hat der Verfasser eine Rolle auch dem Pfarrer zugewiesen, dem die eigene Tochter des bedrängten Fabriksherren auf dessen Befürwortung der schärferen Maßregeln gegen die vor dem Hause tobende Menge die Worte ins Angesicht schleudert: Wenn Sie Ihr Amt und den Glauben, den Sie predigen, wahrhaft auffassen würden, dann stünden Sie nicht hier, sondern dort unten an der Seite der Bedrückten und Geknechteten." Wg.

Das Werden der Welt als Entwicklung von Kraft und Stoff. Ein Beitrag zur einheitlichen Weltanschauung von J. Hörhager. Ausgehend von der Erkenntnis, dass alles Bestehende geworden ist, wird die Lehre von der Entwicklung auch auf Kraft und Stoff angewendet. Darnach sind die sogenannten Kraftformen, ebenso wie die chemischen Grundstoffe nicht auf einmal entstanden, sondern allmählich aus einander hervorgegangen, und die Erforschung dieses Entwicklungsganges nach rückwärts ergibt im Weltäther und dessen Bewegung den gemeinsamen Ursprung von Kraft und Stoff und damit die Einheit der Welt. Die Weiterentwicklung von Kraft und Stoff — der Substanz Spinozas — erfolgt durch das Leben, welches Ordnung und Gleichrichtung der Kräfte und Verfeinerung des Stoffes bewirkt. Durch den scheinbar leblosen Stein, durch den Körper von Pflanzen und Thieren hindurchgehend, wird die Kraft — in der gegenwärtig höchsten Form — endlich zum Geist des Menschen. Durch diese Ableitung des Geistes aus den rohen Formen der Naturkraft wird die Einheit der Welt — der Monismus — auch für das weite Reich des Geistes und seiner Gedanken begründet und da hiemit das Naturgesetz von der Erhaltung der Kraft auch auf den Geist und seine Werke ausgedehnt wird, so wird letzteres zur Grundlage der sittlichen Weltordnung; nichts auf der Welt geht verloren, und nichts ist umsonst zu erlangen, sei es nun etwas Stoffliches oder Geistiges. Wie die Bildung des Menschen-

Unter Habsburgs Kriegsbanner. Felderlebnisse aus der Feder von Mitkämpfern und Augenzeugen. Gesammelt und herausgegeben von Fr. Deitl. VI. Band. (Dresden. E. Pierson. 1900.)

Die Marchfeldschlachten von Aspern und Deutsch-Wagram im Jahre 1809. Allen Österreichern und Vaterlandsfreunden erzählt von Anton Pfalz. (Korneuburg, Julius Kühkopf. 1900.)

Am sausenden Webstuhl der Zeit. Übersicht der Wirkungen der Entwicklung der Naturwissenschaften und der Technik. Von Launhardt. (Leipzig. B. G. Teubner.)

Geschichte der italienischen Literatur. Von Dr. Karl Vossler. (Sammlung Göschen.)

Hemmungen des Christenthums. Orthodoxien und Gegner. Von Alexander Otto. (Berlin. J. A. Schwetschke & Sohn. 1900.)

Das Gebet des Herrn. Eine Laienauslegung von M. Rieger. (Freiburg i. B. J. C. B. Mohr.)

Petrus in Rom und der päpstliche Primat. Von Prof. W. Soltau. (Hamburg. Druckerei A.-G. 1900.)

Heilig ist mir die Sonne. Montagsansprachen von Otto Schroeder. (Leipzig. B. G. Teubner.)

Römische und evangelische Sittlichkeit. Von Prof. Dr. W. Herrmann. (Marburg. N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung. 1901.)

Gänge durch Jammer und Noth und einiges andere. Ein Weckruf an das deutsche Herz und Gewissen von Arnulf Lieber. (Heilbronn. Eugen Salzer 1901.)

Der freie Samstag-Nachmittag. Von G. Benz. (Basel. Friedrch Reinhardt. 1901.)

Offenbarungen des Wachholderbaumes. Von Bruno Wille. Zweiter Band. (Leipzig. Eugen Friedrichs 1901.)

Meisterbilder fürs deutsche Haus. Herausgegeben von Kunstwart. (München. Georg D. W. Callwey.)

Neues Skizzenbuch. Von Heinrich von Schullern. (Wien. Österreichische Verlagsanstalt. 1900.)

Kinderbilder. Von Emma Croon-Mayer. 2. Auflage. (Dresden. E. Pierson.)

Alte Gedanken neu gedacht und in Knüttelverslein gebracht für jung und alt zu mäß'gem Genuss. Von Till Eulenspiegel posthumus. (Göttingen. Franz Wunder.)

Die Perle Antiums. Von Hugo von der Palten. 1900.

Unsere Müllern. Ernstes und Heiteres aus dem Leben einer alten Postmeistersfrau. Von Karoline Hertzog. (Dresden. E. Pierson. 1901.)

Theodor Körners Grabstätte. Von Prof. Dr. Eugen Wildenow. (Dresden. E. Heinrich. 1901.)

Rede auf Adolf Pichler. Gehalten auf dem akademischen Trauer-Commers in Innsbruck von Josef Seemüller. (Innsbruck. Wagners Universitäts-Buchdruckerei. 1900.)

Festgabe zur Enthüllung des Wiener Goethedenkmals (Wien. Alfred Hölder. 1900.)

Materie nie ohne Geist. Vortrag von Dr. Bruno Wille. (Bern. Dr. John Edelheim. 1901.)

Weihegesang der Deutschen in Österreich. Männerchor und Clavierbegleitung von Rudolf Pensler. Dichtung von Franz Füssel. (Komotau. Anton Stumpf.)

Offener Brief eines deutschen Flüchtlings an den König von Württemberg und seine Collegen. Von G. Zürn, Fideris. (Graubünden Selbstverlag des Verfassers. 1899.)

Volksthümliches aus dem Königreich Sachsen, auf der Thomasschule gesammelt. (Leipzig. B. G. Teubner.)

Unsere Stellung zur Socialdemokratie. Rede von Dr. Otto Lecher. (Brünn. 1900. Verlag des Reichsrathswahl-Ausschusses der vereinigten deutschen Parteien.)

Ein Freiwilligenjahr für Frauen in der Krankenpflege. Erfahrungen und Urtheile von Schwestern des Ev. Diakonievereines, mitgetheilt von Prof. D. Dr. Friedrich Zimmer. (Berlin-Zehlendorf. 1900. Verlag des Ev. Diakonievereines.)

Jakob Kulles Sammlung schwedischer Muster für Kunstgewerbe und Stickereien. (Verlag Stockholm. Ferdinand Heyl.)

Arco in Südtirol. Die Geologie, Flora, Fauna und das Klima des Thales von Arco, seine Bevölkerung und Geschichte, sowie der Curort selbst mit seiner Umgebung in Skizzen von Dr. Max Kuntze. (Arco. E. Eurer. 1898.)

Vogtländische Monatsblätter. Zeitschrift für Freunde des Vogtlandes. Herausgegeben in Verbindung mit namhaften Mitarbeitern von R. Merkel und Dr. E. Gerbet. Erscheint monatlich einmal. (Leipzig. R. Merkel.)

Jahrbuch für die evangelische Landeskirche Baierns. 1901. Herausgegeben von Siegfried Kadner. (Erlangen. Fr. Junge.)

Rohrers Kalender-Handbuch. 1901. (Brünn. Rud. Rohrer.)

Allgemeines Fremdwörterbuch, enthaltend die Verdeutschung und Erklärung der in der deutschen Schrift- und Umgangssprache, sowie in den einzelnen Künsten und Wissenschaften vorkommenden fremden oder nicht allgemein bekannten deutschen Wörter und Ausdrücke mit Bezeichnung der Abstammung, Aussprache und Betonung von Friedrich Wilhelm Looff. Vierte, vielfach vermehrte Auflage, besorgt von Dr. Fr. Ballauff. (Langensalza. Hermann Beyer & Söhne.)

Ein Blick in den Katalog der „**Hendel-Bibliothek!**“ — das haben die eben verflossenen Festwochen wieder gezeigt — ist für jeden, der ein gutes Buch zu mäßigem Preise erwerben will, ein zweckmäßiger Gedanke. Das Beste aus dem Schriftthume aller Völker findet sich hier in schönen neuen wohlfeilen Ausgaben dargeboten Zur Jahrhundertfeier der Geburt Vörösmartys, des Dichter-Heros Ungarns, erscheint das großartige Epos desselben „Zalans Flucht“. Es folgt Lord Byron's geistvolles Werk „Manfred“. Schubarts, des Gefangenen auf Hohenasperg, zumtheil tiefergreifende „Gedichte“.— In dem folgenden Bande die Fortsetzung der Flavius Josephus-Ausgaben mit der Geschichte des Jüdischen Krieges“.

Aus Frommes Verlag sind uns folgende empfehlenswerthe **Kalender für 1901** vorgelegt worden: Neuester zwanzig Heller-Schreibkalender. Frommes Wiener Taschenkalender. Frommes Geschäfts-Notizkalender. Frommes Wiener Portemonnaie-Kalender. Frommes Wandkalender. Frommes Abreiß-Blockkalender. Fromme, Kalender für die elegante Welt.

Die Zeitschrift: „**Renaissance**“ erscheint von jetzt an monatlich. Aus dem Inhalt: Das sexuelle Leben der alten und modernen Culturvölker. – Das Bild (die Metapher) in der Dichtung. – Referate über den katholischen Gelehrtencongress in München, den Reformcongress in Bourges. — Neukatholicismus betreffs der Ehe. — Studien über Tolstoi, Dostojewsky, Huysmoos und die modern-katholische Dichtung in Frankreich, Nietzsche rc. — Katholicismus und ethische Cultur. — Die kirchlichen Zustände in Österreich. — Socialismus und Christenthum. — Die Reform des Doctorats rc. Herausgeber: Dr. Josef Müller, Pasing, Gaterburghof.

Büchereinlauf:

Der Dorfapostel. Hochlandsroman von Ludwig Ganghofer. (Adolf Bonz & Comp.)

Tragische Novellen. Von Rudolf Schäfer. (Dresden. E. Pierson.)

Das große Schweigen und andere Novellen von Paul Robran. (Leipzig. Ernst Keils Nachfolger.)

Der Freiherr. Regulus. Der Heiland der Thiere. Drei Novellen von Prinz Emir von Schoenaich-Carolath. (Leipzig. G. J. Göschen'sche Verlagshandlung.)

Wilde Rosen. Novellen von Oswald Bergener. (Raudnitz. August Hoffmann. 1901.)

Amata. Neue römische Novellen von Richard Voß. (Stuttgart. Adolf Bonz & Comp. 1901.)

Bis ans Ende. Ein vergessener Kuss. Novellen von Agnes Harder. (Magdeburg. Faber'sche Buchdruckerei.)

Erzählungen eines Dorfpredigers. Bilder und Skizzen vom Lande. F. A. Feddersen. (Hanau. Clauß & Feddersen.)

Folgt ihm nach. Drei Erzählungen von Henryk Sienkiewitz. (Wiener Verlag. 1900.)

Das grobe Hemd. Volksstück in vier Acten von C. Karlweis. (Wiener Verlag. 1901.)

König Gabin. Schauspiel in fünf Aufzügen von Josef Orel. (Brünn. Deutsches Haus. 1900.)

Frühlingsblumen. Märchen und Geschichten für große Kinder von Karl Lampl. (Prag. Gust. Neugebauer. 1901.)

Jugendschriften herausgegeben vom Lehrervereinshaus in Niederösterreich:

Das kalte Herz. Märchen von Wilhelm Hauff.

Märchen der Brüder Grimm. Auswahl.

Wiener Verlag: **Zwischenspiele in Versen** von L. Ysaye.

Boubouroche u. s. w. Von Georges Courteline.

Die Reise ins Blaue. Von Otto Roquette. (Leipzig. Robert Baum.)

Früh am Morgen. Studien von Gallus Walz. (Leipzig. Robert Baum.)

Gedichte von Johannes Trojan. (Stuttgart. J. G. Cotta. 1901.)

Gedichte von Rud. Jul. Lehner. 1. Auflage. (Selbstverlag. 1900.)

Aus meiner Waldecke. Gedichte von Karl Ernst Knodt. (Berlin. Deutsche Verlagsanstalt. 1900.)

Klänge aus Bosnien. Von Eduard Koller. (Dresden. E. Pierson. 1901.)

Einsamkeit. Gedichte von M. Scherlag. (Dresden. E. Pierson. 1901.)

Durchs Herz. Gedichte von Friederike Rohrbeck. (Zürich. Caesar Schmidt. 1901.)

Am Kirchsteig. Gesammelte Lieder von Dora Naumann. (Leipzig. A. Feichert'sche Verlagshandlung. 1901.)

Lieder für Kinderherzen. Von Egon Hugo Strassburger. (Dresden. E. Pierson.)

Heimgarten

6. Heft. März 1901. 25. Jahrg.

Weltgift.

Ein Roman von **Peter Rosegger.**

(3. Fortsetzung.)

Das war keine kleine Überraschung — beiderseits.

Sie sollen in der That nicht gewusst haben, wer auf Finkenstein haust.

Die Kleine, im schwarzen Sammtkleide, detto Sammthütchen mit einem ausgestopften Vögelchen, trat zuerst ins Speisezimmer, da war es schon zu spät zur Flucht, sie hatte mich erkannt und wandte sich rasch um nach ihrem Begleiter. Fräulein Durassel!

Hausler senior zog sich auf das glänzendste aus der Affaire.

Anfangs stand er da und spielte eine freudige Erregung.

„Wie? Was sehe ich? Ah — das ist ja nicht möglich! Sebald! — Helene, sieh ihn doch an — ist er's denn nicht?"

„Mein Gott, Herr Sebald!" rief die Dame, doch mitten im Ausruf versagte ihr die Stimme.

„Ja, Sohn, und — und wie du jünger geworden bist! Aber bist denn du der Finkensteiner? Dann nimm zwei müde Pilgrime für diese Nacht in deine Burg auf."

Gut, dachte ich, es ist jetzt am bequemsten, auf diesen Ton einzugehen. Ich begrüßte sie höflich, reichte ihnen die Hand, die der Alte fest und die Junge zart kneipte.

Postkarten des „Heimgarten“.

Z. L., Wien. Groß wollen Sie sein? Nun, so seien Sie groß, Sie können es. Wie sagt Goethe? Versuche deine Pflicht zu thun. Was ist aber deine Pflicht? Die Forderung des Tages.

P. St., Berlin. Nein. Es schiene mir gar nicht so ungeheuer schwer, den Zunftliteraten interessant zu sein und die Ästhetiker zu befriedigen. Aber dahin geht mein Ehrgeiz nicht. Menschen, die aus des Lebens Trangsal manchmal zur Schrift und Dichtung flüchten, die möchte ich ergreifen, erquicken, ergötzen und erbauen. Wenn mir das gegönnt wäre! Ob ein „literarisches“ Verdienst dabei ist oder die papierene „Unsterblichkeit“ daran hängt, das ist mir gottlos gleichgiltig. Also beruhigen Sie sich man. R.

J. M., Troppau. Nur nicht zu weichmüthig. Das Leben packt uns hart an, so muss man's wieder hart anpacken. In Ihrer Sache können Sie nur bei denen Unterstützung finden, die Sie und Ihre Fähigkeiten kennen.

P. H., Hannover. Bei den vielen, theilweise allerdings berechtigten, theils aber auch unberechtigten Abdrücken aus meinen Schriften, und den Wiederabdrücken der Abdrücke, ist es schwer, solche verzweigte Nachdrücke zu controlieren, beziehungsweise die Berechtigten vor Schaden zu schützen. Nach der ersten Veröffentlichung im „Heimgarten“ hat nur ein einziges Haus für eine bestimmte Zeit das Nachdrucksrecht. R.

H. St. Wien.

> „Und alles neigt sich voll Vertrauen
> Vor seiner himmlischen Gestalt,
> So geht der Herr durch seine Auen,
> So geht der Herr durch seinen Wald.“

Ist hübsch gesagt, erinnert aber zu sehr an ein Gedicht von Eichendorff. Die Gegenwart verlangt vom Lyriker besondere Eigenart. Es müssen tief menschliche Gefühle und Stimmungen in neuer Form gesagt werden. In der alten ist ja schon alles gesagt.

* Der zuerst gemeinte Grazer Dichter braucht diesen Zuspruch nicht, also nach wo andershin adressiert zur Feier eines dramatischen Misserfolges:

> Tapfer ertragst du
> Der Bühnenwelt Tücke
> Auf schwankender Brücke,
> Nach aufwärts die Blicke,
> Zum Himmel fragst du:
> Warum meine Stücke,
> O Himmel, schlagst du? —
> Der Ob're gibt Antwort:
> Ich weiß es, warum.
> Ein Gift ist der Ruhm.
> Geh sei nicht so dumm,
> Zu glauben, die Kunst,
> Sie mache glückselig,
> Und ist doch nur Dunst.
> Und kommt sie schon zu dir,
> So kost't sie die Ruh' dir.
> Natur nicht gefällig?
> Die hast du umsunst.

M. G., Linz. An der Thatsache, dass so viele gebildete Katholiken noch nicht zum Evangelismus übergetreten sind, ist die clericale Presse ganz unschuldig. Sie thut ihr Möglichstes.

Gr. P. Das Weihnachtsfieber, von dem Pfarrer Cordes spricht, das sich nicht um die Christfreude dreht, sondern nur ums Verdienen, Hasten und Jagen, grassiert nicht bloß bei den Protestanten. In den katholischen Ländern ist es um kein Haar anders.

N. O., Wien. Die gefräßige, immer langweilige Bestie reißt dreimal den Rachen auf: Wenn sie Reclamgebrüll ausstößt, wenn sie verschlingt und wenn sie gähnt.

J. L., Dresden. Das Gedicht: „Mit Brettern verschlagen“ finden Sie in „Zither und Hackbrett“, Graz 1894. — Das andere haben Sie wohl unrichtig bezeichnet, es ist uns nicht in Erinnerung.

H. E. P., Wr.-Neustadt. Edith Salburg in Görz dürfte Ihrem Wunsche besser als wir zu entsprechen imstande sein.

C. K., Wien. Vielleicht später.

* Leider nicht den zehnten Theil der eingeschickten Bücher vermögen wir zu besprechen. Wie viele gute, empfehlenswerte Werke und Schriften gäbe es darunter, doch uns mangelt es vor allem an Zeit und Raum. Wer sich mit kurzen Anzeigen nicht begnügen kann, der möge die Sendung von Recensionsexemplaren unterlassen.

☛ Wir machen immer wieder aufmerksam, dass unverlangt geschickte Manuscripte im „Heimgarten“ nicht abgedruckt werden. Dieselben nehmen wir entweder vom Postboten gar nicht an oder hinterlegen sie, ohne irgendwelche Verantwortung zu übernehmen, in unserem Depot, wo sie abgeholt werden können. ☚

Redaction und Verlag des „Heimgarten“.

(Geschlossen am 15. Jänner 1901.)

Für die Redaction verantwortlich: **P. Rosegger.** — Druckerei „Leykam“ in Graz.

längst auch mein Ideal, so 'n Gut zu haben und mich der Idylle des Landlebens widmen zu können. Aber ein Mann, wie der Kettenhund ans Haus gefesselt! Nun, endlich habe ich mir's anders gemacht. Du wirst vielleicht gehört haben, dass ich die Fabrik verkaufte!"

„Ich glaube, es in der Zeitung gelesen zu haben."

„Nun bin ich Freiherr und suche mir eben auch so 'nen Landsitz. Aber ich sage dir, es ist äußerst schwer, etwas Rechtes zu finden."

„Vielleicht wäre es mit einem Vermittlungs-Bureau zu versuchen", meinte Herr Frank.

„Die verkäuflichen Güter sind zumeist in einem elenden Zustande."

„Nicht wahr! Na, wie hat's auf unserem Finkenstein auch ausgesehen? Was?" Der Verwalter wendete sich an mich zur Bestätigung. „Herr von Hausler, ich sage Ihnen, Sie würden Finkenstein nicht wieder erkennen, wenn Sie es in dem Zustande vor drei Monaten sehen möchten! Das hat Sorgen und Arbeit gekostet — ich bitte Sie. Schon manche Wirtschaft habe ich eingerichtet, so eigentlich zufrieden jedoch bin ich nur mit dieser. Allerdings, ein Verweser, der einer so vernünftigen Herrschaft sich erfreut, hat leichtes Spiel. Denken Sie sich einen Herrn, der nichts versteht und der überall und in allem dahintersteht: So wünsche ich's! So muss man es machen! — und wenn's misslungen ist, dem Verwalter die Schuld gibt. Das ist schon gar reizend!"

„Frisches Wasser!" bestellte ich von der Magd.

„Ich gestehe offen", sagte Senior, „Finkenstein würde ich kaufen."

„Es ist nicht feil", sagte ich.

„Man könnte ärgerlich werden", lachte er, „im ganzen Land findet man keinen Besitz, der begehrenswert erschiene und alle wollen verkaufen. Und der erste, den man haben möchte, ist nicht feil. Vielleicht machen wir doch noch ein Geschäft, Hausler und Sohn. Ob das Gut nun billig wäre oder kostspielig, es käme nicht aus der Familie."

„Frisches Wasser wünsche ich!" Und ein heftiges Schellen mit der Tischglocke. Da verstand man.

Das Fräulein hatte mit dem Nussknacker einige Haselnüsse zersprengt, aber keine verzehrt. Ihr Auge schlug sie kaum mehr auf und ich hätte eigentlich wissen mögen, ob noch dieser verdammte Funke drinnen ist. Das längliche, zarte Gesichtchen, das auf dem schlanken, weißen Halse saß und so niedliche Dinge an sich hatte, war nicht die Hauptsache; nicht einmal der Mund, dessen Lippen sich so reizend auseinanderfalteten in der Mitte, nach unten und nach oben, so dass man ein feines Zähnchen hervorblicken sah — das war nicht die Hauptsache. Der lichtglasige Augenfunke, der so sprühend war und doch so weich, nicht brennend, nur warm anglühend, *der* war des Teufels an diesem

Ich lud zu Tische: „Mögen die Herrschaften fürlieb nehmen mit dem Geringen, was wir zu bieten vermögen. Es fehlt noch an manchem.“

„Und vor allem an einer Hausfrau, wie ich sehe“, sagte Senior, und zwar mit einer Unbefangenheit, als ob es nie einen andern Tag gegeben hätte.

„Bitte sich zu bedienen, meine Gnädigste!“ Damit hielt ich ihr die Forellenschüssel hin.

„Ah, das sind ja Prachtexemplare!“

„Wohl gar aus dem Finkensteiner Gewässer?“

„Gewiss. Auch Mayonnaise gefällig?“

Der Verwalter trat ein.

„Verwalter Herr Frank. Die Herrschaften haben sich ja schon begegnet!“

„Sind bereits Bekannte!“ versetzte Hausler senior. Und dann:

„Du erlaubst schon, dass ich mir etwas Bordeaux nehme.“

„Bitte doch!“

„Eine seltene Marke, wie ich sehe. Superb! Darf man die Quelle wissen?“

„Damit wird Herr Frank dienen können.“

So gieng es noch eine Weile fort mit den Phrasen. Dem Fräulein Durassel war aber, wie mir schien, nicht ganz so glatt zumuthe, wie dem alten Herrn. Sie beschäftigte sich eifrig mit den Fischgräten, wobei sie ihr Haupt mit dem aufgelockerten Haar soweit vorneigte, dass ihr geröthetes Gesicht kaum zu sehen war. Auch Herr Frank schien etwas eigenthümlich davon berührt, dass der fremde Herr, der ihm gar nicht eigentlich vorgestellt war, einen so vertraulichen Ton anschlug und mich sogar duzte. Bald jedoch lichtete es sich so weit, dass er wusste, es sitze der Chef der Firma Hausler und Compagnie bei Tisch, der Herr Papa!

Senior ermuthigte das Fräulein, auch ein Gläschen Wein zu kosten und nannte sie „mein liebes Kind“. Sie dankte, schob die goldene Kette mit dem Kreuzchen zurecht, die sie am Halse trug. Ein ganz kurzer Blick aus ihrem glasgrauen Auge flog auf den Alten und dann auf mich, mir war er mehr fühl- als sichtbar. Ich hielt mich in strenger Zucht, so sehr in mir allerlei kochte.

„Ein Stückchen Huhn? Ich bürge nicht für eine allzugroße Güte.“

„Aber das Wildkirschen-Compot ist zu empfehlen“, setzte Herr Frank bei.

„Es muss herrlich sein, wenn man mit Früchten eigener Wirtschaft so den Tisch decken kann!“ rief Senior aus.

„Es ist herrlich“, war meine Antwort.

„Na, mein Sohn, du bist früher auf den Geschmack gekommen“, sagte er und legte mir traulich seine Hand auf die Achsel. „Das war

seine Ecken hiengen hinab bis zu den Knöcheln. Über den Kopf war es so weit vorgeschlagen, dass das Gesicht tief drinnen fast verdeckt schien.

Nur die Augen leuchteten hervor, wie zwei Phosphorlichter für sich. Und dann begann sie zu flüstern: „Sebald, vergib mir und denke nichts Schlechtes. Ich muss dich sprechen. Er schläft, ich habe das Schloss umgedreht. Ich will dich warnen. Weißt du, wie er von dir denkt?"

„Das weiß ich. Wenn Sie nichts anderes zu berichten haben —"

„Es war mir empörend, wie schlangenlind er sich heute an dich heranznahen wollte. Ich danke dir, dass du ihm nicht Gehör gegeben hast. Lasse dich durchaus nicht mit ihm ein. Der kann kein Schloss mehr kaufen."

„Nun", sagte ich, „wenn es so wichtige Dinge zu besprechen gibt, da wollen wir doch neben einander Platz nehmen. Bitte schön. Wenn es sehr wichtige Dinge sind, da entschuldigt sich auch das Negligé. Was sagt Hauslers Erbin? Er kann kein Schloss mehr kaufen?"

„Eben ja, ich meine nur. Ich weiß es ja nicht, wie das zugeht. Mir scheint, er macht alle Bestimmungen wieder rückgängig. So muss er doch nichts mehr haben."

„Hat er am Ende auch — Sie enterbt?"

Sie schrak ordentlich zusammen. „Aber nein", hauchte sie. „Wie du mir nur vorkommst, Sebald! Warum sagst du denn — Sie zu mir? Ich weiß ja, dass ich nicht ohne Fehler bin. Mein Gott, wer wäre es denn? Ich vermuthe es auch nur und es bleibt unter uns. Aber, dass er sich bei dir wieder einschmeicheln will, um das Vermögen an sich zu reißen, das er dir nothgedrungen gegeben hat — es scheint mir völlig sicher. Du weißt nicht, wie er über dich spricht. Er hasst dich, so wie ich ihn hasse. Dich will ich retten, Sebald. Ich bin furchtbar unglücklich deinetwegen, wie ich dich da gefunden habe in diesem alten Landschlosse, lebendig begraben. Sebald!"

Das Tuch sank ihr über das Hinterhaupt zurück, mit den nackten Armen, so wie sie mich einst auf dem Balle umarmt, umschlang sie jetzt meinen Nacken. „Sebald, lass Vergangenes vergessen sein und lass mich wieder bei dir sein."

Lechzend hat sie mich angeschaut.

Da bin ich natürlich weich geworden, und ein Humor, der seit langem nicht mehr mein war, flog mich an.

„Mich dünkt, du bist wirklich das süße Kätzchen noch. Nein, bei einem solchen darf man das Du nicht verlernt haben. Das wäre dumm. Du bist ja sehr schlau, und das gefällt mir. Siehe, einst hat ein thörichter Bursche um die Liebe einer Schönen gebettelt. Dabei hat sie ihm gerade ein bisschen in die Taschen geguckt. Und als sie gesehen, dieselben wären nicht ganz so vollgespickt, als jene des Herrn Papa —

Mädel. Ich hätte gerne gewusst, ob er noch da ist, aber sie hielt die Lider herabgesenkt und knackte Haselnüsse.

Senior hatte sich weidlich eingeschenkt und wurde immer gemüthlicher.

„Du erlaubst schon, Sebald, dass ich mich hier fühle, wie daheim!"

„Ist mir ein Vergnügen. Ich hoffe, dass mein umsichtiger Hauswart die Herrschaften gut untergebracht hat. Wenn etwas gewünscht wird, bitte ich, sich an Herrn Frank zu wenden. Und ich — für den Fall morgen früh, wenn die Herrschaften abreisen, schon die Pflicht gerufen haben sollte, denn es gibt jetzt im Walde zu thun — möchte mich gleich heute verabschieden."

Nun war das frische Wasser da. Senior hatte zusammengezuckt wie ein Pudel unter kaltem Gusse, als er sich so schnöde hinauscomplimentiert sah. Aber er capitulierte nicht.

„Abreisen", sagte er, „das wird sich noch finden. Einstweilen wollen wir schlafen gehen und etwas Gutes träumen. Und das mit Finkenstein — überleg dir's, mein Sohn. Du würdest es nicht zu bereuen haben."

„Wünsche wohl zu ruhen!"

Als Herr Frank die Gäste in ihre Appartements untergebracht hatte, kam er noch zu mir, um zu sehen, ob das Zimmer wohl durchwärmt sei. Dann wühlte er mit dem Haken in der Ofenglut und beim Fortgehen meldete er, die Leni bestimmt zu haben, fürder meine Kleider zu besorgen und die Fußbedeckung zu reinigen. Ich habe ihm etwas unwirsch gute Nacht gesagt. Die Sachen sind wohl auch früher ohne Leni besorgt worden.

Es war eigentlich ein abscheulicher Tag, das. Indem man es so zu Papier bringt und überblickt, ist es, als verdichteten sich die zufälligen Einzelheiten zu einem Schicksal. Und der Herbststurm wird nicht müde, an meinen Fenstern zu rütteln. Heute das erstemal ist mir unheimlich auf Finkenstein. Wie? Auch noch um Mitternacht keine Ruhe? — Es klopft.

Jawohl, es hatte geklopft in jener Mitternachtsstunde, ganz leise zuerst an der Thür, dann vernehmlicher, und dann nicht mehr. Ich warf das Tagebuch zu, zerrte mir die Stiefel von den Füßen — es geht auch ohne Schackerl — und wollte gerade die Lichter auslöschen, als die Thür kraxte und eine Spanne weit aufgieng.

„Was ist?!"

„Da öffnete sie ganz und trat ins Zimmer. Die Durassel, fast im Nachtkleide, nur mit einem Tuche eingehüllt, vom Kopf bis zu den Füßen. Das Tuch hielt sie mit der Hand vorne krampfhaft zusammen,

„Unbekannt.“

„So hol euch der —“

Seniors sonst so weltmännischer Tact soll beim Abschiede einiges zu wünschen übrig gelassen haben.

Vom Fenster meines Zimmers aus blickte ich dem offenen Wagen nach. Der alte Herr saß sehr aufrecht. Die Durassel schmiegte sich in die Ecke, dass ihr Sammthütchen mit der Vogelleiche kaum zu bemerken war. Und als der Wagen hinter der Ecke der Parkmauer verschwunden, gieng ich hinaus in die reine Luft.

Es war ein krystallklarer Herbsttag. An den fernsten Bergen glaubte man die einzelnen Bäume und Steine sehen zu können. Die Höhen leuchteten in frischem Schnee. In den Schatten des Gebäudes lag Reif und der Hofbrunnen hatte Eiszapfen. Die Luft war ganz ruhig, von den halbkahlen Bäumen tänzelte dort und da ein Blatt nieder, und als die Sonne höher stieg und den Frost löste, da war das Spiel wie gestern, und doch ganz anders. Knisternd begannen an den Bäumen die gelben Blätter zu fallen, dichter und dichter, senkrecht auf die Erde, dass unter jedem Baum, der noch Laub gehabt hatte, bald eine feuchte Schichte lag. So erntet der Herbst — unerbittlich.

Mitten im sonnigen Garten blieb ich stehen und gab acht darauf, wie mir war. Gab's nicht auch in mir Eiszapfen, wo gestern noch warmes Blut rann? Und dieses Weib wollte ich einst zu meiner Frau machen! Es wäre geschehen, wenn mir sie Senior nicht entwunden hätte. — Man sollte seinen Eltern immer dankbar sein. Ich gieng in die Stallkammer, ob nicht der Schackerl heimgekehrt sein würde. Er war nicht da. Und sein Bett war auch nicht mehr da. Herr Frank hatte es aufheben lassen.

Sechs Tage nach seinem Verschwinden ist ein Brieschen da:

„Wohlgeborner Herr Hausler!

Ich bin halt verführt worden, bei der Nacht abgefahren und hab' nicht die Kurasch, dass ich heimgeh'. Ich bitte um Verzeihung und danke für alles Gute. Dem Peter seinen Schreibnamen weiß ich nit, ich lass ihn grüßen und ersuchen, er sollt' so gut sein und mir, wenn er Zeit hat, meine Sachen zum Franzwirt tragen. Die Kleider sind im Bedientenzimmer, ein paar Stiefel sind noch in der Stallkammer. Dem gnädigen Herrn wünsche ich alles Gute, werd's wohl mein Lebtag nimmer so gut haben, und bin mit Dankbarkeit

der Jakob.“

Da haben wir's denn. Verführt ist er worden und deswegen muss der Thor bei Nacht und Nebel davon. Bei solcher Mode gäbe es in

da hat sie gemeint, die Alten hätten treuere Herzen als die Jungen, und hat sich an den Papa gehalten. Und hat ihm wohl auch die Augen geöffnet, dass der Junge ein Taugenichts ist, ein halbverrückter Mensch, ein Schwärmer, der für nichts weniger als ein großes Geschäft tauge, der nur Unheil und Unfrieden stiftet und der sich mit einer kleinen Abfertigung auf seinen erträumten Glückweg machen solle. Wie?"

„Aber nein, Sebald, das habe ich nicht gethan, das habe ich wirklich nicht gethan", antwortete sie in flehendem Tone.

„Aber Katze, wer sagt denn, dass du das gethan hättest! Du bist ja eine reizende Katze. Ich erzähle nur eine kleine Geschichte. — Und siehe, also ist die Schöne beim Alten geblieben. Da trug es sich zu, dass der Alte sein Geld verlor, verspielte oder sonst verthat und dass der Junge ein hübsches Schloss hatte. Siehst du, und was die schlaue Schöne jetzt that, das gefällt mir. Weil der Alte schlief, sperrte sie ihn ins Zimmer ein, gieng zum Jungen zurück und gestand ihm, dass sie ihn liebe."

„War sie noch jung und schön?" fragte mich die Katze.

„Und ob sie schön war!"

„Nun, und was hat der Junge gesagt, als sie zu ihm kam?"

„Herzlein, das will ich dir schon erzählen."

„Sei lieb, Sebald!" schmeichelte sie und hat sich enge an mich angerankt, dass der süße Duft ihrer Haare mich fast ersticken wollte.

„Nun, was er gesagt hat, meinst du? Er hat gesagt: Schöne, du bist mir sehr willkommen. Aber bedenke, es kann morgen irgendwo einer sein, der zwei Schlösser hat — du sollst nicht gebunden sein."

„Quäle mich nicht, Sebald. Ich kann ohne dich nicht leben."

„Nun, vielleicht geht es doch. Etwas wird dir der Alte doch aussetzen können."

„Du glaubst es nicht, wie sehr ich ihn verabscheue!"

„Ich kann mir's beiläufig denken. Ein bankerotter Mann."

„Aber das allein ist es ja nicht."

„Ich verstehe dich, und du siehst, dass ich Mitleid mit dir habe." —

Am nächsten Morgen hatte Herr Frank Auftrag, aus Gug den Wagen holen zu lassen. Mittlerweile erwachten die Gäste, machten sorgfältig Toilette und frühstückten. Als dieses geschehen war, machte der Verwalter aufmerksam, dass im Hof ihr angespannter Wagen stehe. Senior protestierte, er habe mit seinem Sohne zu sprechen.

„Der gnädige Herr sind früh morgens verreist."

„Wohin?"

„Unbekannt."

„Wann kehrt er zurück?"

„Wenn ich im nächsten Jahr das Pflugführen lernen kann, so ist's mir recht. Will mir nimmer nachsagen lassen, dass ich nur Brot essen kann, aber keins anbauen. Ja, das haben sie gesagt!"

„Ich dächte, du könntest auch anderes lernen. Zum Beispiel die Buchführung, oder eine fremde Sprache. Oder etwas Naturgeschichte."

„Wenn ich die Landwirtschaft lernen könnte und vielleicht ein bissel geigen."

„Geigen?"

„Der Lindwurm-Michel kann auch geigen."

Nun, das war der erste Theil unserer Verständigung. Unterwegs nach dem Schlosse wurde er fröhlich über die „verzuckerten" Bäume und Sträucher, die weiß im grauen Nebel standen. Vom armen Sünder war verdammt wenig zu merken. Ich habe es länger nicht ausgehalten und ihn unmittelbar befragt nach seinem Vergehen. Er möge mir nur treuherzig alles mittheilen, auch mir wäre die Menschennatur nichts Neues —

Nun, so hat er mir treuherzig alles mitgetheilt und ich will versuchen, es ordnungsgemäß zu erzählen.

Schon seit paar Wochen habe er einen Briefwechsel gehabt und habe der Michel geschrieben, ehe wenn er an seinem Brustleiden in der Stadt stürbe, gieng' er heim nach Sesam. Und er, der Schackerl, habe darauf geantwortet: Recht hast. Krank oder gesund — geh' heim! — Und dann am Abende zu Allerheiligen, als der Schackerl nach dem Nachtmahl in seine Stallkammer geht — oft, denkt er sich, werde er hier nicht mehr schlafen, weil er Kammerdiener ist — merkt er, dass im Hofe, hinter der Streumoosschichte, etwas hockt. Er guckt, und ist's der Lindwurm-Michel.

„Da bin ich", sagt dieser, „jetzt sorge, dass ich irgendwo schlafen kann. Ich hätte ja in Gug übernachten können, habe aber kein Geld. Mein Schaltuch hab' ich schon verkauft, sonst hab' ich nicht viel mit."

Der Schackerl ist zuerst nicht wenig erschrocken und denkt, jetzt lauft dieser kranke Mensch bei solchem Wetter herum.

„Wohin willst denn?"

„Aber natürlich heim nach Sesam. Du musst mir weiterhelfen, sonst weiß ich mir niemand. Meinen Brüdern hab' ich nichts gesagt, die sind so viel stolz geworden. Ich mag nicht mehr bleiben in dieser schrecklichen Stadt. Ich will heim und Bauer werden."

„Aber — dein Kranksein?"

„Jetzt ist's schon besser. Ich gehe ganz leicht, bin gar nicht müde, am liebsten möchte ich die ganze Nacht laufen, um morgen früh daheim zu sein."

Diese Worte lallt er fast nur mehr und im nächsten Augenblick schläft er. Der Schackerl bringt ihn mit Noth in sein Bett und legt

der Nacht mehr Wanderer, als am Tage. Ein Kind, das aus Sodom und Gomorrha rein hervorgeht, wird von einer ländlichen Unschuld verführt. Und soll man jetzt mit ihm „Adam wo bist du?" spielen. „Heim" nennt er Finkenstein. Dieses Wort ist mir ein Licht, ihn zu suchen! — Der Peter, das ist der Ochsenknecht, von dem weiß er den Schreibnamen nicht und er selber — hat keinen. Die Mutter konnte ihm keinen geben und der Vater wollte ihm keinen geben. Hat seine Ziehmutter, die Obstlersfrau, nicht Kirchner geheißen? Also einstweilen: „Lieber Jakob Kirchner! Der Peter wird dir deine Sachen nicht bringen. Du wirst persönlich kommen, um sie zu holen und mit deinem Herrn abmachen, wie es Schick ist."

Allein, bevor diese Zeilen abgeschickt wurden, nahm ich Hut, Mantel und Stock und gieng selber. Es gibt ja eigentlich nichts zu thun für mich, als etwa verführte Knaben heimzuholen. Im Tage lag dichter, frostiger Nebel, die kahlen Baumzweige und die dürren Halme hatten kleine Borsten bekommen auf und auf — feine Eisnadeln. Auf dem Feldweg waren Tapfen von Menschen und Thieren hart gefroren, dass sie fast klangen an den Schuhen. Mir war frisch und wohlgemuth.

„Ist nicht ein Schackerl hier?"

„So viel Sie wollen!" antwortete der Franzwirt. Der Junge arbeitete im Stall. Die Braunen waren nicht zu Hause, er hatte gebeten, ob er den Pferden nicht frisches Stroh in den Stall legen dürfe. Jacke und Hut hatte er an die Stallthürklinke gehangen, in seinen weiten Hemdärmeln hantierte er flink, zerrte mit einer Kraue das Haferstroh zurecht, das er den Pferden gestreut hatte. Sein Haar hieng nicht mehr in einer langen Locke nach rückwärts, es war kurz geschnitten, nur an der Stirn stand ein Schöpfchen auf. Das ist wohl der Kamm, der diesem Hahne nun gewachsen zu sein scheint. Sein munteres Gesicht sah nicht besonders büßermäßig aus. Als er mich in der Thür stehen sah, richtete er sich auf, lehnte den Krampen an die Wand und machte eine Handbewegung, als ob er den Hut vom Kopfe ziehen wollte.

„Schackerl, was treibst du denn?"

„Ich hab' dem gnädigen Herrn einen Brief geschrieben", sagte er, gleichsam, als ob alles weitere Gerede überflüssig sei.

„Junge, du wirst mit mir nach Finkenstein gehen."

Der Ton dieses Wortes war zu weich — mehr Bitte als Befehl. Der Schackerl antwortete: „Wenn mir der Herr nichts nachtragt, so gehe ich schon mit. Aber mit dem Frank will ich nichts zu thun haben."

„Der geht dich nichts an. Du bist für mich. Er hat sein Gesinde und da soll ihm nicht dreingeredet werden. Du gehörst nicht dazu. Ich will dich um mich haben. Du wirst freie Zeit haben und kannst sogar etwas lernen, wenn du willst."

das Herdfeuer ins Haus zu tragen. Da sieht sie die beiden daher kommen und erkennt ihren Michel. Die Scheiter fallen aus ihren Armen, dann läuft sie ins Haus, kommt sogleich wieder hervor, streicht mit der Schürze ihre rechte Hand ab und gibt sie dem heimkehrenden Sohn.

„Was ist denn das?“ sagte sie. „Ist denn das Jahr schon aus? Eper aussehen thust!“

Der Junge eröffnet ihr unumwunden, durchgegangen wäre er. Nun sei er da, und gehe nicht mehr fort, und eher ließe er sich schlagen. Geschluchzt hat er dabei und sie — die Mutter — man kann sich's denken.

Und als sie in der Stube beisammen sind, sagt sie: „Gott sei Lob, dass du daheim bist. Ich hab' keine ruhige Stund' gehabt, weil ich dir's wohl angesehen, wie hart du von heim fort bist und dass du krank bist gewesen. Und hab' mir's wohl gedacht, dass es so wird kommen. Der da ist leicht auch ein Student?“

„Der heißt Jakob und ist mein Freund.“

Nun aber der Vater! Er ist im Augenblick nicht da, ist in der Kornmühle.

„Heut' kannst dich ihm nit aufzeigen, ist in schlechter Laune, weil er wieder einen Brief bekommen hat, dass die zwei älteren Studenten Geld brauchen. Schon wieder Geld und alleweil Geld. Und daheim ist niemand zum Verdienen. Da wird er halt auch verzagt.“

Und erlaubt sich der Schackerl zu sagen: „Vielleicht ist gerade darum jetzt der rechte Zeitpunkt, dass er's erfährt: Ein geldfressender Sohn weniger, und ein Verdienender daheim mehr.“

Und wie der Alte hernach kommt, recht tief gebeugt von dem Mehlbottich, den er auf dem Rücken hat, da sieht er wohl gar nicht so lustig drein, der Lindwurm, wie dazumal beim Franzwirt in Gug. Vielleicht ist es auch der Mehlstaub, der ihn blass macht, oder die Arbeit, weil die Dienstboten an solchen Tagen nicht angreifen wollen und der Bauer selbst sein bester Knecht sein muss.

Nun sieht er den Michel. Er schaut ihn an und sagt nichts.

Der Michel hält ihm die Hand hin: „Lieber Vater. Es soll das letztemal gewesen sein, dass Ihr am Feiertag Mehl tragen müsst.“

„Michel! — Aber Michel! Du wirst mir doch keine Schand' machen und etwan gar ausspringen?!“

„Mein Gott, Schand machen!“ ruft die Mutter dazwischen. „Wo uns eh die Nachbarsleute schon ausgelacht haben, dass wir die starken Buben in die Stadt schicken und uns alte Leut' selber zu Tod rackern.“

Und was geschieht jetzt? Der Lindwurm stolpert rasch zur Thür hinaus und bleibt fort, bis es finster wird. Und wie der Michel in der Stube die Talgkerze angezündet hat, dann seine Stiefel auszieht und sich

sich dann zu ihm. Fünf oder sechs Stunden werden sie selbander geschlafen haben wie zwei Rübensäcke, da regt sich der Michel und steht auf.

„Gib Ruh', Michel und schlaf!"

„Ich mach', dass ich weiter komm."

„Jetzt willst du fort, jetzt bei der stockfinstern Nacht?"

„Ich kann nicht mehr schlafen. Bin ganz frisch und heut' mittags will ich daheim sein."

„Michel, da kannst du machen, was du willst. Du bist krank gewesen, und allein lass' ich dich nicht weiter."

„So geh' mit, Schackerl."

„Gut, Michel, ich geh' mit dir. Meine Pferde haben sie mir ohnehin weggenommen. Hab' eh nix zu thun, als dem Herrn die Hosen ausklopfen, das kann wer anderer auch thun — ich gehe mit dir, bis du daheim bist."

Demnach sind sie auf- und davongegangen und das war's, wie der Junge verführt worden ist. So hatte ich mir die Geschichte nicht gedacht. Als es tagte, hatten sie die stundenlangen Rabenschluchten schon hinter sich, aber dort legte der Michel sich plötzlich ins feuchte Heidekraut. Armselig soll er dagelegen sein in seinem grauen, verschobenen Studentengewand, abgemüdet und verhärmt. Was soll man jetzt machen? Soll man in dieser Wildnis den armen Menschen versterben lassen?

„Geh voran, Schackerl", murmelt er, „beim Staudenwirt kannst auf mich warten. Ich komm' schon nach." Und liegt mit halbgeschlossenen Augen dahin. Der Schackerl hebt mit seinem Hute aus dem Bach Wasser und gießt es dem Ohnmächtigen in das Gesicht. Der zuckt ein wenig, hebt den Arm: „Lump! Was hab' ich — dir gethan?"

Der Schackerl läuft rathlos wegs auf und ab und ist ihm weh, dass der Freund den Wasserguss für eine feindselige That gehalten. Endlich, hinter der Bergböschung sieht er ein Haus. Dort heißt es „zum Staudenhansel" und ist 's ein Wirtshaus. Und dort hat er Leute aufgetrieben, die ihm den Studenten ins Haus tragen halfen, und Nahrung, um den Erschöpften, der weiß Gott wie lange schon nichts gegessen, zu laben.

Am Mittag wandern sie weiter, einem rasenden Sturmwind entgegen, der aus den Hochthälern hervorbricht. Gegen Abend sind sie in eine freie Gegend gekommen, in eine Hochebene, die von finsteren Bergsockeln begrenzt ist; wie hoch diese Berge aufsteigen, habe man nicht sehen können, denn die Wolken hiengen tief herab. Da gibt es Bauernhöfe und das ist Sesam.

Dann hat mein Schackerl mit großer Lebhaftigkeit die Ankunft im Lindwurmhof erzählt. — Die Hausmutter ist eben vor der Thür beschäftigt gewesen, an einem Holzstoß Scheiter aufzunehmen, um sie für

langen Haare leiden könne. Und weil der Hausvater schon einmal bei der Schur gesessen, habe sich auch der Schackerl der überflüssigen Hauptsachen entledigen lassen.

Am dritten Tage läſst sich der Schackerl nicht mehr länger halten und der Lindwurm begreift es, daſs ein dienender Geist, und selbst wenn es ein Stallmeister oder gar Kammerdiener wäre, füglich nicht viel länger als vier, fünf Tage ohne Erlaubnis ausbleiben kann!! Er läſst also den Michel den Schimmel an den Schlitten spannen, denn Sesam ist in Schnee gedeckt, und seinen Freund herabkutschieren bis zum Staudenhansel. Dort hört der Schnee auf und der Schlitten muſs umkehren. Natürlich hat der artige Schackerl versprochen, bei nächster Gelegenheit wieder beim Lindwurmhof vorzusprechen. —

Der Weg von Gug bis Finkenstein war noch nie so kurzweilig gewesen, als unter diesen Erzählungen des Jungen. Jetzt ist mir nicht mehr bange, daſs die Zeit vergeht, auch an Winterabenden. Wenn er nur erst warm wird, mein Junge, dann packt er vielleicht doch auch intimere Geschichten aus. Noch nichts erlebt haben in solchen Jahren — lächerlich!

Herr Frank hat viele Anschaffungen gemacht und besonders auch Jungvieh und Futter für dasselbe über den Winter, ebenso Roggen, Weizen, Fett und einen Schlagochsen für Haus und Gesinde. Solche Einkäufe sind jetzt am günstigsten. Im nächsten Jahre hofft er ohne sie auszukommen. So ist er heute bei mir gewesen, um Geld in Empfang zu nehmen. Bei dieser Gelegenheit deutete er sein Erstaunen an, daſs der Stalljunge (das war sein Ausdruck) wieder aufgenommen worden ist. Die Knechte hätten gelacht über seinen gerupften Schädel und daſs er jetzt schon aussehe, wie der richtige Galgenvogel.

„Lassen Sie das gut sein, Herr Frank.“

„Aber natürlich geht's mich weiter nichts an, als daſs ich eben auch für die Moral auf dem Hofe, für den Vortheil der Wirtschaft, besonders aber für die Sicherheit meines Herrn zu sorgen habe.“

— Die Sicherheit —?

An der Thür klopfte jemand. Auf das Herein erschien der Kopf einer jungen Magd, der sich jedoch im Augenblick wieder zurückzog.

„Es ist nicht so leicht, unter den Leuten Ordnung zu halten“, bemerkte der Verwalter noch, „man glaubt nicht, wie viele Corruption und Intrigue auch schon unter dem Gesinde herrscht. — Ich danke, Herr, den Empfangschein werde ich heraufschicken.“

„Der Ordnung wegen — gut.“

Als er hierauf durch die Nebenthür abgegangen war, kam die Magd unsicher, ängstlich herein. Sie hatte ein schwarzseidenes Tuch um

auf die Bank legt und dem Freunde räth, er soll es auch so machen, da kommt der Alte herein.

„Wo ist er denn?“ brummt er und blickt scharf umher, „ah, da auf der Bank lasst er sich's gut sein, natürlich! Du Michel, jetzt hör', was ich dir sag'. Du taugst nit in die Stadt, du gehst mir nimmer hinein. Kein Wort will ich hören, du bleibst von heut' an daheim im Lindwurmhof und wirst arbeiten gleich einem Knecht! Hast's gehört?“

Das ist nicht übel, Lindwurm, ich halte dich für einen klugen Mann. Jetzt werden die Sesamer nicht sagen, der Junge ist aus der Schule gesprungen. Jetzt wird es heißen, im Lindwurmhof geschieht es doch noch immer, wie der Alte will. Du wirst Bauer! hat er gesagt zum Studentl, und heim hat er müssen!

Am nächsten Frühmorgen regiert der Michel schon in den Ställen herum, begrüßt vor allem den Schimmel, streichelt die Kälber, die Kühe, die Ochsen und versichert sie, nun gänzlich bei ihnen bleiben zu wollen. Dann zeigt er dem Schackerl, der an diesem Tage fort wollte, aber nicht fortgelassen wurde, alle Merkwürdigkeiten des Hofes, mischt sich fröhlich unter die Dienstboten, hantiert in der Tenne mit dem Dreschflegel, in der Streuhütte mit der Stallgabel, in der Futterkammer mit dem Strohschneidestock, mit dessen scharfem Messer er sich ohne weiteres eine Figerspitze wegschneidet. Das Blut quillt nur so hervor, die Mägde wollen es mit Spinnweben stillen, die Knechte rathen, dem Michel kaltes Wasser an den Nacken zu gießen, der Schackerl reißt seinen Riemen vom Leib und will den Arm unterbinden. Der Michel aber lacht und meint, sie sollten's nur herauslassen, das wäre lauter Stadtblut. — Zum Verwundern frisch und lustig ist der Bursche, der wenige Tage vorher noch so bedenklich brustleidend gewesen sein soll.

Dann ist es recht gemüthlich worden im Lindwurmhof, der Schackerl ist als alter Gläubiger des Bauers anerkannt, dann aber auch ausbezahlt worden. Und nun bleibt er im Hof noch fast drei Tage lang, und der Michl geigt auf seiner „alten Raunzen“ dem Freunde zu Ehren lustige Landler. Der Lindwurm ist in seinem verschlissenen Werktagsgewand viel demüthiger, als wenn er mit dem Schimmel und drei Buben in die Großstadt fährt. Und sie, die Wurmin ist gar ein gütiges Weib, das keinem Käfer etwas zuleide thun kann, geschweige einem Wurm, sei es nun Vater oder Sohn. Die Thiere laufen ihr nur so zu; wenn ihre Stimme lockt, da ist alles um sie voll Kälber, Schafe, Schweine, Hühner und selbst die Kaninchen kommen aus ihren Verstecken hervor und machen auf den zwei Hinterfüßen der Hausfrau ihre Aufwartung. — Dann noch das Haustöchterlein, aber von dem hat mein Schackerl auffallend wenig erzählt. Nur ganz nebenbei bemerkt, dass der Michel seine Studentenhaar stutzen gemusst, weil das Liserl keine

mir Herr Frank auf den Eschbaum geködert hatte. Ist auch nicht viel Spaſs daran. Für den Jagdsport bin ich zu wenig brutal. Finde kein Vergnügen an diesem Hinmorden unschuldiger Thiere und das umso weniger, als man wunderselten eines trifft.

Was gäbe ich jetzt manchmal für das Café Centrale! —

Und da die Tage immer noch kürzer und die Abende immer noch länger werden, so hat Herr Frank ein besonderes Wintervergnügen für mich ersonnen.

Theater! Aus dem Gesinde und etwa aus Leuten umliegender Bauernhöfe will er eine Truppe zusammenbringen, die Komödie spielt. Einige waren sofort dafür zu haben; sie hatten, glaube ich, schon früher mitgethan, wenn etwa „Genofeva“, oder „der bairische Hiesel“ zur Darstellung kam. Herr Frank will höher hinaus, nach seinem Kunstprincipe ist das Theater kein Hörspiel, sondern ein Schauspiel.. Nicht was dabei gesprochen wird ist wesentlich, sondern was es zu sehen gibt. Ich finde das sehr richtig. Vor allem schöne Menschengestalten — dem Grundsatze nach, daſs der Mensch das Schönste der Schöpfung ist. Natürlich nicht verunstaltet durch Kleider, am wenigsten solche, wie sie in unserer Zeit modern sind. Es ist reiner Vandalismus, ein schönes Frauenbild mit Tüchern oder Leinwandlappen zu verunzieren. Herr Frank hofft, daß die Dorfschönen — immerhin mit Ausnahmen natürlich — weniger prüde sind, als so manches Stadtdämchen, dessen Sittlichkeit lediglich in einem guten Decorum besteht. Wie die Leute von der „schönen Helena“ hören, sind sie Feuer und Flamme. „Ist halt doch ein christlicher Mann, unser Herr Verwalter“, sagte der alte Simon, „daſs er auf die heilige Helena was gibt, die das Kreuz erfunden hat.“ Dieser Irrthum steht wohl nur vereinzelt da.

Die Proben sollen nächstens beginnen. Der große Festsaal wird hergerichtet, und soll die gründliche Ausheizung bald beginnen.

Mein Intendant stößt auf Schwierigkeiten. Dieses Landvolk ist aber auch zu beschränkt. Und wie sehr fehlt's an Bildung! Nicht ein einziger ist, der die Historie von Paris und der schönen Helena kennt, geschweige von der Operette eine Ahnung hätte. Als ihnen Herr Frank die Sache kurz erklärt, wollte es nicht in den Kopf und sie thäten nicht mit. Er versprach ihnen Spielhonorar, dessen Höhe er bei den Weibern von der Schürzung der Röcke abhängig machte. Denn insoweit hätte er einige beisammen, die man der Königin nöthigenfalls als Hofdamen beistellen könnte, bei denen aber freilich die griechische Schönheit durch die bäuerliche Gesundheit ersetzt werden muſs. Aber sie wollen nicht. Der Hinweis darauf, daſs die Vorstellung in geschlossenem

den Kopf gebunden und unter dem Kinn geknüpft, wie die Weiber es an Sonntagen für den Kirchenweg machen.

„Suchen Sie den Herrn Verwalter?“

„Gott behüte mich. Den gnädigen Herrn suche ich auf, weil ich gehe.“

„Fort wollen Sie? Meine Liebe, das geht mich nichts an, das haben Sie alles mit Herrn Frank abzumachen.“

„Einzig nit. Und wenn Sie mir den Kopf abreißen.“

„Was gefällt Ihnen denn nicht auf Finkenstein? Ist Ihnen der Lohn zu gering, oder die Arbeit zu stark, oder die Kost zu schlecht?“

„Wenn ich reden darf: Der Lohn ist nit hoch, die Arbeit nit leicht und die Kost nit gut. Deswegen will ich mich aber nit beklagen, weil's anderswo auch nit alles gut ist. Just darum meld' ich mich beim gnädigen Herrn, gegen den wir keines was haben, und dass er nit glauben soll, ich wär' ein hoffärtiges Ding.“

„Ja, also, warum wollen Sie denn fort?“

„Mehr kann ich nit reden und will ich nit reden. Bedank' mich schön für alles und wenn ich das Bissel Lohn vom Herrn Frank seiner Hand nehmen soll, da pfeif' ich lieber drauf. Von dem will ich nichts. So, jetzt hab' ich's gesagt.“

Also gegen den Verwalter haben Sie etwas. Wissen Sie, meine Liebe — ich mische mich da nicht drein. Ich mische mich wirklich nicht drein. Vielleicht ist er nur zu knauserisch, der gute Herr Frank, wie? — Die Tugend soll auf dem Dorfe ja größer sein, als die in der Gesellschaft, nun so wird sie auch etwas theurer zu stehen kommen.

Das ist ja ganz verteufelt langweilig, auf einem solchen Landnest im Winter. Außer dem allerdings recht liebenswürdigen Geplauder des Herrn Frank bei Tisch keine Anregung; außer den Geigenübungen Schackerls im Nebenzimmer keine Kunstgenüsse. Lectüre? Pah, Romane sind nur erträglich für Leute, die noch nicht Welt kennen. Ist alles dummes, unmögliches Zeug, was die Herren zusammenschreiben. Die landwirtschaftlichen Studien, sehe ich ein, werden aus Büchern allein nicht gemacht, sie müssen auf den Sommer verschoben werden, wo man sie gleichzeitig auch praktisch betreiben kann.

Der Verwalter ahnt diese tödliche Leerheit. Etwas Nimrod wollte er in mir züchten, aber der gedeiht nicht recht. Vor einigen Wochen habe ich einen Rehbock getroffen, nein, das war zu komisch, dass ich ihn wirklich traf! Habe das Vergnügen aber mit einem Schnupfen bezahlen müssen, den ich heute noch nicht los bin. Vom Fenster aus habe ich mit dem Schrotgewehre ein paar Wildtauben geschossen, die

darf, weil von ihr der Schlusseffect abhängt. Der Erzengel, der mit flammendem Schwert das gefallene Menschenpaar aus dem Paradiese treibt. Die ganze Gesellschaft verlangte den Kammerdiener, Herr Frank konnte weiter nicht widerstreben, doch der Schackerl wollte nicht dabei sein. Fast verdarb diese Weigerung auch anderen die Freude und stellte das ganze Unternehmen in Frage. Da beredete ich den Jungen, er solle doch nicht fade sein und schon „aus Liebe zur Sache“ die Rolle übernehmen. Oder glaube er, für den Erzengel nicht schön genug gewachsen zu sein? — Auf diese Spindel ist er geflogen.

Heute erzählte mir Herr Frank von der ersten Probe. Das sei zum Verrücktwerden. Komischeres könne nicht mehr gedacht werden, als wie diese quatschigen Stimmen das geschraubte Zeug herabschreien zu hören im Predigerton. Die Dichtung sei ja zum Davonlaufen. Darum alles Gewicht auf das Schauspiel. Oh, diese Figuren! der Schneider Mandel arbeite nach den Angaben, nur dünke ihm der Stoff zu wenig. „Denn hier habe ich sehr gekargt!“ raunte er mir bedeutsam zu. Recht gut machen werde sich die Kleine. Alles verderben aber werde der Kammerdiener, der mit dem alten Franzosensäbel wie verrückt umherhaue.

„Ja, mein lieber Herr Frank, das ist recht schön, doch, wenn alles spielt, wer soll denn Publicum sein!“

Da macht er eine artige Verbeugung vor meiner Person.

„Ich allein soll Publikum sein! Vielleicht wollen wir doch auch die Herren von Gug einladen, den Pfarrer, den Lehrer.“

„Ich glaube, gnädiger Herr, es wird besser sein, wir halten das ursprüngliche Programm ein und bleiben unter uns.“

Die Weihnachten hatte ich gefürchtet. Nicht etwa wegen des mangelnden Familienkreises, so sentimental ist man nicht mehr, Gott sei Dank. Allein die Gesellschaft wird vermisst in solchen Zeiten, da die Welt aus ihren gewöhnlichen Behältern überschäumt.

Nun hätten auch wir ein bisschen Leben auf Finkenstein, dank der bevorstehenden Theateraufführung. Alles rüstet sich darauf, alles sucht zu überbieten und plant heimliche Tricks, um zu überraschen. Es ist doch eigentlich sehr hübsch, wie sie bestrebt sind, mir diesen abscheulichen Winter erträglich zu machen. Nun ja, schließlich — wozu sind sie denn da, als um ihrem Herrn zu dienen?

Tritt mich heute im Garten der Verwalter an: „Wissen Sie schon das Neueste, Herr? Die Aufführung muss verschoben werden. Wenn ein

Zirkel, „ganz unter uns“ stattfinden würde, hat nicht die mindeste Wirkung. Selbst die Männer opponieren so stark, dass außer einem Paris keiner zu haben ist; am wenigsten wäre ein Menelaus aufzutreiben. Hingegen, beim Krippelspiel, beim Passionsspiel, beim Paradiesspiel hatte man schon mitgethan. Eine unglaubliche Versumpfung!

So muss Herr Frank die schöne Helena fallen lassen. An das Paradiesspiel denkt er. Das ist die bekannte Geschichte von Adam und Eva und dem Sündenfall. Das Textbuch haben sie von einem alten Häusler. Es sei eine sehr einfältige, theils ganz bigotte Bauernmache, sagte mir der Verwalter, aber es sei etwas daraus zu machen, das sich sehen lassen könnte. Bis Neujahr getraue er sich die Sache auf die Bretter zu stellen. Um die Wiederholungen sei ihm nicht bange. Ich erbot mich, Costümbilder kommen zu lassen. Der Verwalter meint, man brauche keine. Die Vielseitigkeit des Mannes ist wahrlich zu bewundern. Und diesen Muth, der alle Schwierigkeiten überwindet.

Ich bin nun wirklich einigermaßen in Spannung auf unsere Theatersaison.

Die Rollenvertheilung hat stattgefunden. Das war eine Ochsenarbeit! Am wenigsten Schwierigkeiten machte Gott Vater. Der alte Simon übernahm ihn bedingungslos und studiert schon die Rolle. Bei dem Adam dachte ich an den Schackerl, davon wollte aber der Intendant schlechterdings nichts wissen, dieser Mensch würde alles verderben. Der Sohn des Leinwebers zu Gug gibt den Adam. Für die Eva meldete sich das gesammte Frauenpersonal, mit Einschluss der alten Dorl. Herr Frank hat Humor genug gehabt, dieser Bewerberin zu sagen, mit größtem Vergnügen würde er sie bevorzugen, wenn es ihrer großen Familie zuzumuthen wäre, die Pflegerin so lange zu entbehren, bis diese die schwere Rolle lerne und über die zahlreichen Proben hinauskomme. Geschmeichelt hat sich die Alte zurückgezogen zu ihren Schweinen. Schwieriger war es schon, die Leni zu beruhigen. Ihre Eva wäre zu massiv ausgefallen, aber sie verzichtete erst, als der Intendant sie zur Chorführerin der Engel ernannte. Die Eva bekam ein junges, schmächtiges Mädchen, das erst der Schule entwachsen ist. Es versieht sonst im Hofe den Dienst einer Küchengehilfin. Vom nächsten Frühjahre ab hat der Verwalter sie als Weidmagd bestimmt, mit Aufbesserung. Der Chor der Engel kam mühelos zusammen, dazu eignen sich sowohl Knaben als Mädchen. Die größten Unannehmlichkeiten machte der Teufel. Den wollte keiner spielen, und ist doch eine so dankbare Rolle. Schließlich übernahm sie Herr Frank selber. „Aus Liebe zur Sache“, wie Schackerl munkelt. Als das nun gut war, stellte es sich heraus, dass auf eine wichtige Rolle vergessen wurde, die im Paradiesspiel durchaus nicht fehlen

betraf, so kehrten öfters Fremde bei ihr ein, die weit in der Gegend herumkamen und manchmal einen kleinen Umweg nicht gescheut hatten, um in dem berühmten Wirtshause ihres Leibes zu pflegen. Jedoch immer hieß es dann: „Ja, ja, recht gut, aber die Wirtin im ‚Silbernen Rofs' zu Goldberg versteht es doch noch besser." Darüber verzehrte sich die junge Frau fast vor Neid und Ehrgeiz, denn mit aller Mühe konnte sie dies nicht ändern und trotz aller Übung und alles Fleißes blieb sie in ihren Lieblingskünsten immer nur die zweite.

Da geschah es eines Tages, dafs ein vornehm gekleideter Mann, der auf einem glänzenden schwarzen Röfslein ritt, in das Gasthaus zu Bornau einkehrte. Die Wirtin, die gerade am Fenster stand, konnte sich nicht genug verwundern über die zierliche Leichtigkeit, mit der sich dieser Mann vom Pferde schwang, während er bei Berührung des Bodens sogleich wieder ein wenig in die Höhe schnellte, als hätte er Sprungfedern in den Beinen. Sodann warf er dem herbeigeeilten Hausknecht die Zügel zu und trat mit so leichten Schritten in das Haus, dafs der jungen Wirtin voller Verwunderung der Gedanke kam, sie sehe heute zum erstenmal in ihrem Leben, was wirklich gehen heiße. Als der Fremde der Wirtin ansichtig wurde, begrüßte er sie mit einer Verbeugung von so außergewöhnlicher Schönheit, dafs es die junge Frau heiß überlief und sie stotternd vor Verwirrung über die Ehre, die ihr der Fremde erwies, ihn in das Herrenzimmer nöthigte und ihn nach seinem Begehren fragte. Da mufste man nun wieder sehen, wie er einen Stuhl mit leichter Handbewegung zurechtrückte, sich niedersetzte und die wohlgeformten Beine übereinander schlug — um einen Begriff zu bekommen, dafs sich selbst die gewöhnlichsten Handlungen im Leben so ausführen lassen, dafs sie den Eindruck vollendeter Schönheit machen. Die Wirtin nun gar war durch alles dies wie verzaubert, denn dergleichen war ihr nie begegnet, und sie starrte den schlanken Fremdling an wie ein Wunder. Dieser ließ sich davon wenig beirren, sondern bestellte ein gutes Essen und eine Flasche vom Besten, indem er zugleich in zierlicher Wendung einflocht, dafs er von der Kochkunst der jungen Frau bereits manches Rühmliche gehört habe. Da gedachte diese ihre ganze Fertigkeit aufzuwenden, um den vornehmen Herrn zu befriedigen, eilte in die Küche und bereitete das Beste für ihn zu, das im Hause nur zu finden war. Den Tisch ließ sie ihm decken mit dem feinsten Linnen, das sonst nie gebraucht wurde, sondern nur, um gelegentlich besehen und bewundert zu werden, in dem lavendelduftigen Leinenschranke ruhte, und sogar das alte Erbsilberzeug gab sie heraus, so hatten es ihr die feinen Manieren dieses Mannes angethan. Dieser unterhielt sich derweil dadurch, dafs er in einem Taschenbuche blätterte, das in rothem Corduan gebunden war und allerlei Namensunterschriften enthielt, die mit einer seltsamen röth-

Todter im Hause ist, sagen sie, wollten sie nicht spielen. Und die ganze Todtenwoche hindurch nicht."

Es ist in dieser Nacht nämlich ein alter Bettelmann verstorben, der gestern zusprach, und dem der gütige Herr Frank gestattet hatte, auf dem Stroh zu schlafen. Nun ist die Ungelegenheit fertig. Zwei Knechte sollen an den Verwalter das Verlangen gestellt haben, die Leiche landesüblich aufbahren zu lassen. Und wenn es nicht von der Herrschaft aus geschehe, so wollten sie zusammenschießen, um den alten Riegler anständig zu begraben, denn er sei ein braver Dienstbote gewesen und ihnen selber — gleichwohl sie für einen reichen Mann arbeiteten — könne es auch einmal so ergehen, dass sie auf einem Strohhaufen verstürben.

Um solchen Vorstellungen ein Ende zu machen, hat Herr Frank das einzig Richtige gethan und veranlasst, dass der Todte sofort nach Gug in die Todtenkammer überführt wurde. Nun giengen diese Knechte zu den übrigen herum und wollten sie zu einem gemeinsamen Ausstande bewegen. Herr Frank bedeutete ihnen, dass sie damit nicht etwa ihm einen Possen spielten, als vielmehr sich selber. Im Winter brauche man ohnehin keine Leute, und er werde recht froh sein, wenn sie ihre Bündel schnürten. Sollen sie gelacht und gesagt haben, der Schwächere müsse immer nachgeben und sind geblieben. — Die Winterpfründe sei noch immer zu fett für diese Leute, meinte der Verwalter. Ich sagte, er solle das hingehen lassen, und trachten, dass es bald zur Aufführung käme. „Mich macht nicht bald etwas gespannt, aber eine solche Komödiantentruppe, von einem solchen Director geleitet, wird doch der Mühe wert sein."

„Das wird's auch, Herr. Vielleicht haben wir das Vergnügen, alle Erwartungen zu übertreffen."

(Fortsetzung folgt.)

Die Wirtin von Bornau.

Von **Heinrich Seidel.**[1])

In Bornau war eine junge, hübsche Wirtin, die besonders gut tanzte und wegen ihrer Kochkunst ringsum berühmt war. Damit war sie jedoch nicht zufrieden, denn der Ehrgeiz plagte sie, besser kochen und besser tanzen zu können als irgend jemand in der ganzen Gegend. Dies war aber nicht der Fall, denn die schöne, braunäugige Tochter des Teichmüllers, die so zierlich auf den Füßen gieng wie eine Bachstelze, tanzte noch besser, so leicht wie die Luft und so flink wie ein Vogel, weshalb alle Leute ihr den Preis zuerkannten. Und was nun das Kochen

[1]) Aus „Heinrich Seidels erzählende Schriften". Stuttgart. J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

aus der Residenz und auch in der edlen Kochkunst nicht unerfahren, ich könnte Euch beide Dinge wohl lehren in kurzer Zeit."

„Was verlangt Ihr dafür?" fragte die Wirtin von Bornau begierig.

„Nicht viel, nur eine Kleinigkeit", sagte der Tanzmeister, indem er sanft sein rothes Buch ein wenig auf- und zuklappte, „ein Ding, was man nicht sehen kann, ein Ding so gut wie Luft, und dies auch erst nach zwanzig Jahren. Ihr braucht nur Euren Namen in dies kleine Buch zu schreiben, das genügt. Er steht da in großer und guter Gesellschaft."

Aber ein katzenhaft grünliches Blitzen seiner dunklen Augen war der jungen Frau dabei doch nicht entgangen, und mit jähem Schreck kam ihr plötzlich die Eingebung, wen sie vor sich habe. Obwohl es sich um die Erfüllung ihres brennendsten Wunsches handelte, so erschienen ihr diese Kunstfertigkeiten mit der Hingabe ihres unsterblichen Theiles an den alten und pfiffigen Seelenfänger doch zu theuer erkauft. Dieser, der ihr Zurückfahren und Zaudern wohl merkte, sprach so verloren und gleichmäßig vor sich hin: „Zwanzig Jahre ist eine schöne lange Zeit für ein Leben voller Ruhm und Herrlichkeit. Wollt Ihr aber immer, solange Ihr lebet, hören und erfahren, wie des Müllers flinke Bachstelze oder irgend eine andere Euch vorgezogen wird, wollt Ihr immer wieder das Lied hören von der Wirtin in Goldberg? Denkt nur, ein kleiner Federzug, und niemand kann Euch mehr den Ruhm rauben, am besten zu tanzen im ganzen Lande, selbst des Königs oberste Ballettspringerin nicht, und was das Kochen anbetrifft, so soll des Königs erster Koch kommen, um von Euch zu lernen, hier vor Euch soll er stehen und Euch demüthig bitten, ihn zu belehren."

Es ist nicht festgestellt, ob es Hilfsgesellen des Meisters Urian in der Gaststube waren, die jetzt in der Gestalt zweier Reiter an dem geöffneten Fenster der Gaststube langsam vorüberkamen, so dass man ihr Gespräch vernehmen konnte. Der eine sagte: „Wollen wir einkehren, hier ist ein berühmtes Gasthaus." — „O nein", sprach der andere, „unsere Pferde sind noch frisch, und wenn wir uns dazuhalten, können wir noch vor Abend im ‚Silbernen Ross' zu Goldberg sein, dort ist es unvergleichlich, dort wird am besten gekocht in der ganzen Gegend." Dazu schnalzte er bewundernd mit der Zunge, und beide ritten vorüber.

Die junge Wirtin schritt hastig auf den Fremden zu und rief: „Ist es wahr, was Ihr mir versprecht?"

„Soferne es sich nicht bewährt", sagte der Fremde, „soll unser Vertrag null und nichtig sein. Ihr wisst doch, dass ich bei solchen Dingen mein Wort zu halten pflege."

„Gebt her die Feder!" sagte die Frau.

lichen oder ins Gelbliche verblassten Tinte geschrieben waren. Zuweilen rechnete er dann ein wenig, und hätte die Frau Wirtin das böse Lächeln gesehen, das dann seine schmalen Lippen kräuselte, so wäre ihr wohl sonderbar zumuthe geworden.

Endlich, nachdem schon das ganze Haus von köstlichem Küchendufte erfüllt war, trug die junge Frau das Essen auf und wünschte dem Gaste eine gesegnete Mahlzeit. Dieser aber, wie es oft die Art vornehmer und verwöhnter Leute ist, genoss von allem nur ein wenig, lobte aber die Gerichte in wohlgesetzten Worten, jedoch in einer solchen Weise, dass das ehrgeizige Gemüth der Wirtin nicht vollständig befriedigt ward, und sie alle Augenblicke die ihr so verhasste Redensart von ihrer Nebenbuhlerin in Goldberg zu hören erwartete. Dies ereignete sich jedoch nicht, sondern am Schlusse sagte der Fremde, indes er leicht mit den weißen, schlanken Fingern auf dem Tisch dazu trommelte: „Nun, ich habe erfahren, dass das Gerücht über Eure Kochkunst der Begründung nicht ganz entbehrt, allein noch weiteres sagt man von Euch, dass Ihr nämlich auch im Tanze so geschickt seid, wie man es selten findet. Da Ihr nun meinen Leib so wohl gepflegt habt, wie wäre es, wenn Ihr auch mein Auge durch eine Probe dieser Eurer Kunstfertigkeit ergötzen möchtet.“

Die Wirtin wollte anfangs nicht, denn sie schämte sich vor dem feinen Herrn, der gewiss schon genug berühmte und vornehme Tänzerinnen gesehen hatte, deren Kunst und Gunst man mit Säcken Goldes bezahlt, aber ehe sie es sich versah, hatte der Fremde eine flache Tanzmeistergeige hervorgezogen und begann so wunderseltsam zu spielen, dass es ihr in alle Glieder fuhr und sie tanzen musste, ob sie wollte oder nicht. Und während sie nun zierlich das Kleid mit den Fingerspitzen fasste, sich drehte und wandte und gar behende die Fußspitzen warf, ward das Geigenspiel immer wilder und aufreizender, dass der jungen Frau das Blut feurig durch die Adern rieselte und ihre Augen vor Lust blitzten. Es war ihr, als würde sie von den Tönen getragen und tanze ganz von selber.

Als der Fremde nun mit seinem Spiele aufhörte und die Wirtin athmend stand, um ihr vom heftigen Tanze verwirrtes Haar zu ordnen, da sagte jener: „Nicht übel, nicht übel! Ihr tanzt und kocht wohl am besten in der ganzen Umgegend?“

Da wurde die junge Frau erst bleich, dann roth, und das vom Tanze erhitzte Blut gab ihr wohl den Muth, so plötzlich mit ihrem Lieblingswunsche herauszufahren: „Nein, leider nicht, aber dies zu können, ist der höchste Wunsch meines Lebens.“

Der Fremde wiegte sanft den Kopf hin und her und sprach: „Nun, dazu kann wohl Rath werden. Ich bin der Tanzmeister Diabelli

kaltblütig hinein und versank immer tiefer, bis auch der Deckel seines spitzen Hutes verschwunden war. Einige große Blasen blubberten noch empor, und Wellenkreise schwangen sich in immer sanfteren Ringen ans Ufer, bis endlich der Teich wieder so schwarz und blank dalag, als wäre nichts geschehen.

Der Ruhm der jungen Wirtin von Bornau verbreitete sich in kurzem durch das ganze Land. Die Besitzerin des „Silbernen Rosses“ in Goldberg bekam vor Ärger die Gelbsucht, denn nun hatte die Sache sich umgedreht und sie musste die unliebsamen Vergleiche hören, und die schöne Müllerstochter wurde aus lauter Neid vor der Zeit alt und hässlich. Das Wirtshaus bekam einen ungeheuren Zulauf und manche Feinschmecker aus der Residenz scheuten sogar eine kleine Reise nicht, um sich an der unvergleichlichen Kochkunst dieser Frau zu ergötzen. Alle Hochzeiten aus weitem Umkreise wurden zum großen Zorn der übrigen Wirte der Umgegend in dem Gasthause zu Bornau gefeiert, und zuweilen holte man fast gewaltsam die junge Frau aus der Küche zum Tanz. Obgleich sie dann nicht im Staat war und die Küchenschürze nicht ablegte, so tanzte sie doch so, dass die Augen der Greise leuchteten und sich die Herzen der jungen Männer begeisterten. Ja selbst die Mädchen und Frauen konnten nicht umhin, ihr Beifall zu spenden. Nun geschah es eines Tages, dass ein vornehmer Graf, der in geheimer Sendung an den Hof des Königs gieng, bei ihr einkehrte und sie diesen unter anderem mit einer von ihr neu erfundenen Entenpastete bewirtete, dergleichen köstliches Gericht dieser noch niemals gegessen zu haben glaubte. Es trug sich ferner zu, dass, als dieser Mann später an der Tafel des Königs speiste, ebenfalls eine Entenpastete aufgetragen ward, in deren Bereitung der königliche Oberkoch seinen höchsten Ruhm suchte. Da konnte sich nun der Graf nicht enthalten, die Kunst der Wirtin von Bornau zu preisen, die in der Bereitung dieses Gerichtes einen so hohen Meister wie des Königs obersten Koch noch übertreffe. Darob runzelte der strenge Herrscher die Stirn, denn in solchen Dingen verstand er keinen Spass und erachtete es als eine heilige Pflicht, in Sachen der Kunst dem Volke als ein Beispiel voranzuleuchten. Wie sollte aber das geschehen, wenn sein berühmtester Kochkünstler sich schon von einer einfachen Landköchin übertreffen ließ. Dem Oberkoch fuhr die ihm bewiesene Ungnade so in die Glieder, dass er sich nicht anders zu helfen wusste, als heimlich mit den schnellsten Pferden nach Bornau zu fahren und sich bei der gerühmten Wirtin Rath zu holen, den diese, auch von Stolz geschwellt, dem fetten, weißlichen Manne mit den drei Unterkinnen freundlich gewährte, so dass er bald imstande war, seinen erschütterten Ruf wieder herzustellen.

Mit großer Geschicklichkeit bemächtigte sich der Gast ihrer Hand, ritzte den Arm mit einem verborgen gehaltenen Messerchen so zierlich, dass nur ein einziges Tröpfchen Blut zum Vorschein kam, tauchte die Feder ein und bot sie mit verbindlichem Lächeln der schönen Frau dar. Ohne sich weiter zu besinnen, schrieb diese ihren Namen in das Buch. Der Fremde dankte, und während er auf die Schriftzüge blies, um sie schneller zu trocknen, fuhr er mit der schmalen weißen Nase witternd darüber hin, scheinbar wollüstig den Duft des frischen Blutes einsaugend.

Sodann ergriff er wieder ihre rechte Hand und betrachtete sie sorgfältig. „Es fehlt an dem richtigen Gefühl", sagte er dann, zog eine kleine, feine Raspel hervor und begann zart und sorgfältig die Fingerspitzen abzuschleifen, bis die Haut so dünn war, dass das Blut rosig durchschimmerte. „So", sagte er, „nun werdet Ihr Euch nimmermehr vergreifen in Maß und Würze."

Dann zog er ein Döschen mit köstlich duftender Salbe hervor und fuhr fort: „Hier, nehmt dies, meine weise Großmutter kochte dieses Arcanum aus Zauberkräutern des indischen Gebirges. Morgen haben wir Neumond. Da nehmt ein Bad um Mitternacht und salbet Euch danach den ganzen Körper mit dem Inhalt dieses Döschens. Das wird Euren Gliedern Geschmeidigkeit und Euren Geberden Anmuth verleihen, und niemand im Lande wird Euch mehr im Tanze gleichkommen. Und somit empfehle ich mich. Auf Wiedersehen in zwanzig Jahren!"

Bei diesen letzten Worten ließ der Gast die ihm lästige Maske des geschniegelten Tanzmeisters fallen. Die Züge seines Gesichtes wurden ledern und faltig und unter den buschigen, zusammengewachsenen Brauen hervor funkelte sein Blick in katzenhafter Tücke. Er glich nun ganz einem alten, häslichen und ausgedorrten Zigeuner, verließ mit schlürfendem Schritt das Zimmer und ritt gleich darauf mit grinsendem Nicken am Fenster vorbei. Auch sein Pferd war nicht mehr das glatte schwarze Rösslein von vorhin, sondern ein rauher und hagerer Klepper, der von seinen Hinterbeinen nur eines benutzte, während er den anderen Schenkel an den Leib zog und der untere Theil wie zerschossen hin- und herbaumelte. Die Wirtin befiel ein Grauen und eine furchtbare Angst über ihre That, sie rannte schnell hinaus und hinter dem Fürchterlichen her, indem sie rief: „Hier, nehmt alles wieder und gebt mir meine Schrift zurück." Der andere aber ritt ruhig im Schritt weiter, zog nur zuweilen die Schulter hoch, und man sah an dem Schüttern des Leibes, wie er in sich hineinkicherte. Und obwohl die junge Frau rannte und rannte, so schaffte es sie doch nicht vorwärts, sondern sie blieb immer zehn Schritte hinter dem humpelnden Pferde zurück. Endlich kamen sie an einen von düsteren Eichen beschatteten Teich an dem Dorfe, den man „das schwarze Soll" nannte. Der Fremde ritt, ohne sich umzusehen,

„Dies that ich", sagte der Pfarrer, „unbedachtsam einer sündlichen Regung meines Herzens folgend, allein im nächsten Augenblicke schon gieng ich hinüber und trug den Stein auf meinen Acker zurück."

Der Schwarze knirschte vor Wuth mit den Zähnen, dass es draußen vor der Thür zu hören war, dann aber fasste er Muth zu einem neuen Angriff:

„Am sechsten November, abends sieben Uhr einunddreißig Minuten, habt Ihr Eure hübsche Dienstmagd geküsst!" sagte er dann, schob leise wiehernd das Kinn vor und blinzelte triumphierend den Pfarrer an.

„Es ist wahr", sagte dieser unbeirrt, „das Mädchen hat die Gestalt meiner Frau, und als ich an diesem Abend voller Sehnsucht nach den Meinen von längerer Reise zurückkehrte und eilends die Treppe hinaufgieng, da kam es mir entgegen; im Halbdunkel habe ich beide verwechselt und gethan, was nicht in meiner Absicht lag. Nur Gott irrt sich niemals!"

Nun aber wusste der Teufel nichts mehr, und der Pfarrer setzte ihm alsbald mit den kräftigsten Beschwörungen also zu, dass sich der Schwarze wand und krümmte wie ein Wurm und man bald sah, er könne auf die Dauer so kräftigem geistlichem Zuspruch nicht standhalten. Er begann Ausflüchte zu machen und mit dem Prediger zu handeln, allein alles half ihm nichts, er musste die Unterschrift herausgeben und nur der eine Wunsch ward ihm zugestanden, dass er durch die Wand hinausfahren dürfe. Der einst so zierliche und schöne Tanzmeister Diabelli erschien jetzt in seiner greulichsten Gestalt mit Hörnern, Hufen und Klauen, und mit gräslichem Geheul und entsetzlichem Geprassel fuhr er jetzt mit dem Kopfe voran gleich einer Kanonenkugel durch die Wand hinaus. Das Loch, wo er hindurchgesaust ist, wird noch heutigen Tages im Wirtshause von Bornau gezeigt. Man hat es mit Brettern zugeschlagen, denn so oft es auch am Tage vermauert wurde, in der Nacht sind immer die Steine wieder herausgeflogen. Die Wirtin von Bornau hat aber von nun an ein Leben geführt, der Frömmigkeit und guten Werken gewidmet, und ist hernach eines seligen Todes gestorben.

Der schlaue Bürgermeister.

Eine Dorfgeschichte von **Peter Rosegger.**

Warum gerade beim Birnbaumwirt? Hatten sie doch ihre Gemeindestube, wo sie tagen und sitzen konnten nach Herzenslust und wo der Gemeindediener und der Beamte alles in bester Ordnung hielt. In den alten Ledersesseln berieth es sich doch bequemer, als auf den Holz-

So lebte die Wirtin von Bornau herrlich und in Freuden und ihr Ruhm mehrte sich von Tag zu Tag. Aber immer rascher schienen ihr die Jahre hinzuschwinden, je mehr die Zeit herannahte, da sie einlösen musste, was sie mit der verhängnisvollen Unterschrift versprochen hatte. Und je näher dieser dunkle Tag heranrückte, desto mehr verlor sie die Lust an den sonst so gerne geübten Künsten. Zuletzt war sie kaum noch zum Tanze zu bewegen und stand oft wie abwesend in ihrer Küche am Herde, von schweren Sorgen geplagt. Des Nachts quälten sie böse Träume, und als nun das letzte Jahr herangenaht war, kam sie aus den angstvollen Gedanken gar nicht mehr heraus. Am Ende konnte sie diese ewige Gewissenspein nicht mehr ertragen, fasste sich ein Herz und klagte ihre Noth einem Pfarrer in der Nachbarschaft, der wegen seiner ausbündigen Frömmigkeit in großem Rufe stand und schon manchen bösen Geist für ewig zur Ruhe gebannt hatte. Dieser, der ihre tiefe Reue sah und die große Pein, die sie bereits erlitten hatte, redete ihr liebreich Trost zu und flößte ihr neuen Muth ein, indem er seine Hilfe an dem schweren Tage zusagte, so dass die Wirtin dessen Herannahen mit leichterem Herzen entgegensah. Als nun die zwanzig Jahre um waren, fand sich an dem bestimmten Tage der fromme Pfarrer ein und auch der Teufel ließ nicht lange auf sich warten. Er kam in Gestalt eines alten Advocaten in einem Einspänner vorgefahren und trug einen Stoß Acten unter dem Arm, darunter man auch das rothe Buch mit den Unterschriften bemerkte. Als er nun in der Gaststube einen seiner schlimmsten Feinde, den frommen Pfarrer, bemerkte, da verzerrten sich seine Züge zu einem scheußlichen Grinsen, allein er verlor nicht den Muth, denn konnte er seinem Gegner auch nur die kleinste unrechte Handlung vorwerfen, so vermochte dieser nichts über ihn. Deshalb blätterte er, als der Pfarrer seine Beschwörungen begann, ganz gemächlich in den Acten, und als eine kleine Pause eintrat, fragte er, indem er einen Ton widerlicher Sanftmuth in seine Stimme legte:

„Erinnert Ihr Euch wohl noch an jenen siebenzehnten September vor acht Jahren, Herr Pfarrer? Da zogt Ihr eine Rübe aus fremdem Felde, putztet sie säuberlich ab und verzehrtet sie mit großem Appetit, obwohl es gestohlenes Gut war.“

„Ich erinnere mich dessen sehr wohl“, sagte der Pfarrer, „und auch dessen, was ferner geschah. Ich gieng auf der Stelle zu jenem Bauern, dem das Feld gehörte, und bezahlte ihm die Rübe mit einem Groschen.“

Der Teufel blätterte emsig weiter und sagte dann: „Am vierzehnten April vor fünf Jahren, als Ihr den Stand Eurer Feldfrüchte besahet, nahmt Ihr einen großen Stein von Eurem Acker und warft ihn über die Grenze auf das Nachbarfeld, das könnt Ihr nicht leugnen.“

Der Scherl war ein Mann der Gerechtigkeit. Ein großer Vertilger war er und lebte davon. Er vertilgte auf Feldern und Wiesen die Scheren (Maulwürfe), er vertilgte die Feldmäuse, die Maikäfer, die Ratten, die Wanzen, auch die verdächtigen Hunde und die gichtischen Pferde. Jeder, der etwas zu vertilgen hatte, rief den Scherer, er war so beinahe der Scharfrichter von Knollbach. Es war noch zu verwundern, dass er nur vom Arrest sprach, nicht gleich vom Galgen. Sofort wollte er jetzt aufs Telegraphenamt, der Bürgermeister musste ihn gewaltsam am Rockschößel festhalten.

„Geh, lass mich, alter — jetzt hätt' ich bald etwas gesagt, wenn du nicht der Bürgermeister wärest", knurrte er. „Wer stiehlt, der wird eingenäht! Auf der Stell'! Wir wollen Strafe!"

„Strafe?" fragte der Bürgermeister betroffen, „na, Scherer-Lodl, Strafe? Das kann uns gleich sein. Wir wollen unser Geld."

„Ein grundverdorbenes Gesindel seid ihr!" rief der Scherer. „Anstatt Gerechtigkeit Geld. Pfui. Die Schaben sollen euch fressen."

Der Bürgermeister von Knollbach ist ein kluger Mann, und so einer braucht sich nicht zu erhitzen, er richtet auch mit ruhiger Rede was aus.

„Du Scherer", sagte er daher überaus ruhig, „hast du noch nie darüber nachgedacht? Einen, der eine Schlechtigkeit oder eine Dummheit gemacht hat, gleich einsperren, das ist das Allerverkehrteste. Im Arrest, da kann er gerade am allerwenigsten was gutmachen. Wer stiehlt, der muss zurückgeben, das ist das Wichtigste, und wer ihn daran hindert, der macht sich selber mitschuldig. Verstehst?"

„Wenn ich den Dieb einsperr', so bin ich mitschuldig?"

„Denk' wohl! Weil der Bestohlene seine Sach' am allerwenigsten kriegt, wenn der Dieb sitzt und nichts thun kann. — Manner, ich glaube, wir machen's anders. Wenn wir etliche Wochen Zeit lassen, so verhoff' ich, dass wir wieder zu unserem Geld kommen."

„Und ich fange ihn doch ab, den Spitzbuben!" rief der erregte Scherer.

„Lodl, sei du ganz ruhig. Du magst deine Scheren und Marder einfangen, den Gemeindeschreiber und Cassenwart aber lass' uns in Ruh' — ich muss schon bitten."

Der Scherer sagte nichts mehr, gieng nur bis zum Stubenwinkel, rang dort die Hände und klatschte sie auf seine Glatze nieder. — Wohin mit der Welt, wenn die Stehler und Hehler frei herumlaufen!

Der löbliche Gemeinderath von Knollbach hat hernach berathen, und endlich sind sie aus der Hinterstube des Birnbaumwirtes hervorgegangen, so gelassen und gleichmüthig, als ob nichts gewesen wäre. Selbst der Scherer. Wenn er innerhalb des Rathes auch der scharfe

bänken der Hinterstube beim Birnbaumwirt. Der Bürgermeister ist ja doch sonst kein Wirtshaussitzer. Aber diesmal hatte er die sechs Räthe gerade beim Birnbaumwirt um sich versammelt.

„Sind unser alle, so können wir anfangen.“

„Der Gemeindebeamte fehlt noch, der faule Zach!“

„Der Gemeindebeamte kommt nicht“, sagte der Bürgermeister, „und den brauchen wir auch nicht. Wir wollen unter uns sein. Hansel-Höfer, sei so gut, mach' die Thür zu und dreh den Schlüssel um.“

„Was hat er denn heut'?“ fragte der Zugnagel und schaute die Rathsgenossen an, einen nach dem andern.

„So, Männer“, sagte der Bürgermeister und wendete noch einen Blick auf die Fenster, ob sie wohl auch gut zugemacht seien und nicht irgendwo ein unberufenes Ohr hervorstehe. „So, wenn wir allein sind und alle beisammen, nachher kann ich reden. Männer, ich habe euch eine wichtige Mittheilung zu machen.“

„Oh!“ sagte der Zugnagel.

„Oho!“ sagte der Hansel-Höfer.

Der Bürgermeister dämpfte seine Stimme: „Meine Herren! In der Gemeindecasse fehlt Geld!“

„Wär' nit schlecht!“ sagte der Rothbrand leise und schaute um sich.

Der Bürgermeister stützte seine Ellbogen auf den Tisch, neigte sich weit über denselben hin und wiederholte fast zischend: „In der Gemeindecasse ist ein Abgang von achthundert Gulden.“

Sie waren sprachlos, der Scherer-Lodl hieb die Faust auf den Tisch. Jetzt verstanden sie, weshalb diese Sitzung nicht in der Gemeindestube war.

„Wer hat's?“ fragte der Zugnagel. Einen scharfen, nahezu beleidigenden Rundblick machte er.

„Haben wird's der Beamte“, sagte der Bürgermeister. „Sonst kann außer meiner niemand in die Casse.“

„Freilich, freilich“, sprach der Rothbrand gelassen, „alsdann hat's der Gemeindebeamte oder der Bürgermeister.“

Der Bürgermeister würdigte diese Bemerkung keiner Antwort. Der Hansel-Höfer sagte hingegen: „Rothbrand, lass dich eingraben mit deinem dummen Witz.“

„Einen Verdacht hab' ich schon lang' gehabt. Der Mensch spielt“, sagte der Bürgermeister.

„Auf der Stell' anzeigen!“ verlangte der Scherer. „Auf der Stell' um die Gendarmen telegraphieren! Der schlechte Lump! So ein Lump da! Dem doppeln wir fünf Jahr' Arrest hinauf!“

„Ja, ja, fünf Jahr' Arrest!“ sagte der Bürgermeister brummend. „Was haben wir, wenn er sitzt.“

zweimal, als ob sie durch doppeltes Zählen sich verdoppeln könnten — aber der Teufel blieb los.

Davongehen? Wohin jetzt zu Beginn des Winters? Wohin ohne Geld, ohne Zeugnis? — Selbstmord? Nein, so tragisch will er's nicht nehmen. Sechs Wochen hat's ja Zeit. Die Gemeinderathswahl ist doch erst um Weihnachten angesetzt. Mittlerweile kann viel geschehen. Es kann eine Feuersbrunst geben, es kann eine Überschwemmung geben. Ist ja der Himmel voll von unerhörten Zufällen — einer wird doch herabfallen! Vielleicht ist's nur ein Spuk, ein dummer Traum, dass wir Gemeindegeld angegriffen und verspielt haben. Man träumt ja manchmal so dumm. Und schließlich und endlich — der Mensch hat gute Bekannte, Freunde. Verzagt sein, lächerlich! Hundert Auswege gibt's. Die Lage ist anregend, nichts weiter. Angenehm aufregend, spannend — wie ein Spiel. Du spielst ja doch so gern. Ein sechs Wochen langes Spiel um Geld, um Ehre, um Freiheit, was willst denn mehr! — Die beiden Arme schlang er lustig aus. Jetzt ist's doch wieder einmal der Mühe wert, dass man lebt!

Und in den nächsten Tagen begegnen wir den Gemeindebeamten beim verwegenen Spiele.

Aber nicht beim Kartenspiel. „Das mag ich nicht mehr!" sagte er zu seinem Kameraden, dem Sattler Franz. „Immer kann der Mensch nicht leichtsinnig bleiben. Er muss auch einmal an die Gründung einer Existenz denken, an einen eigenen Haushalt. So eine Gemeindeschreiberstelle, weißt du, ist immer etwas Unsicheres. Was hilft mir das Vertrauen, das ich genieße, wenn das Gehalt so miserabel ist! Nicht einmal ein Vertrag. Wenn die neuen Herren Rappelköpfe sind, so kann ich jede Stunde entlassen werden. Das passt mir nicht. In Schlägelau ist eine Bezirksbeamtenstelle ausgeschrieben, mit Pension. Äußerst vortheilhaft. Aber Caution wird verlangt. Gott, wenn mir ein guter Freund jetzt tausend Gulden borgen wollte! Oder wenigstens achthundert. Ein gemachter Mann wäre ich und in drei Jahren alles zurückbezahlt."

„Ja, Freund, da kann ich nicht helfen."

„Erinnerst du dich noch, Kamerad, wie wir vor zwei Jahren dem frommen Viehhändler das Wort Teufel haben aussprechen gelehrt? Mit den gekratzten Karten?"

Nein, tausend Gulden konnte der Sattler Franz nicht. Achthundert auch nicht.

„Aber fünfzig Gulden, höchstens hundert, wenn dir damit gedient wäre!"

„Mein Gott, Franz, mein Lebtag lang wollt' ich dir's gedenken. Bleib' mir stehen auf hundert. Vielleicht finde ich sonst noch gute Leute."

Oppositionsmann ist, nach außen hin hält er's so fest zum Rath, wie der Reifen zum Fass.

Eine Stunde später kam der Bürgermeister in die Gemeindestube, wo der Schreiber emsig kritzelte und für den Eintretenden nur einen flüchtigen Gruß hatte.

„Wie geht's, wie gehts, Herr Secretär!" fragte der Bürgermeister leutselig. „Ist viel Arbeit da?"

„Nicht zu klagen, Herr Bürgermeister. An Arbeitslosigkeit verrosten wir nicht."

„Muss sein. Muss halt sein. Haben Sie den Grundbuchauszug vom Bezirksgericht zufällig bei der Hand?"

„Da haben wir ihn!" sagte der Beamte und legte ein schweres Bündel Schriften auf den Tisch.

„Gut, gut. Alles in Ordnung", sagte der Bürgermeister. „Ordnung ist die Hauptsache im Amt. Haben Sie was dagegen, Herr Secretär, wenn wir Ihnen von Neujahr ab in Ihrem Gehalt eine kleine Zulage bewilligen?"

„Ich kann's brauchen, Herr Bürgermeister", antwortete der Beamte in seiner natürlichen Schlichtheit.

„Das sind die Raiffeisen-Scheine, nicht wahr? Die können zugestellt werden, wenn der Diener Zeit hat. Sonst nichts Neues? Na, dann grüß Gott, derweil. Übermorgen ist Sitzung."

„Weiß es, Herr Bürgermeister."

„Ja richtig, was ich noch sagen wollte, Herr Wieselböck. Vor der nächsten Gemeinderathswahl — Sie wissen ja. Nur des Brauches wegen — Cassenschau."

„Ja — — ja", sagte der Beamte, legte sehr emsig die Kanzleibogen übereinander und hustete.

„Da schauen Sie halt, dass nicht zu viel Kleingeld vorhanden ist, der Einfachheit wegen, umso mehr großes, nicht wahr? Die Pfandbriefe sind ja auch in Ordnung."

„Ganz wohl, Herr Bürgermeister."

Aber Herrn Wieselböcks Antlitz war nicht mehr zu sehen. Es gab plötzlich so viel Arbeit auf dem Tisch, in dem Laden, er hatte kaum Zeit, guten Abend zu sagen, als der Bürgermeister davongieng.

Und als er davon war, richtete der magere Herr Wieselböck sich starr auf, sein Gesicht war schmal und fahl, seine Augen strebten hervor, sein dünnes Blondhaar sträubte sich.

„Jetzt ist der Teufel los!" sagte er heiser. Dann stürzte er zur Lade, erraffte die Schlüssel, sprang an die Thüre, um sie zu schließen, an die Casse, um sie zu öffnen. Riss die Mappen heraus und zählte die Scheine, diese noch vorhandenen waren alle vinculiert. Er zählte sie

Luftschloss ist. Um solchen Verdrießlichkeiten auszuweichen, wäre doch vielleicht eine größere Reise vorzuziehen. Allein mit den etlichen hundert Gulden springt man nicht weit. Unter zwanzig, dreißigtausend in der Tasche fragt selten einer an, was drüben die neue Welt kostet. Zudem hat der Bürgermeister ihm von Neujahr ab eine Aufbesserung zugesagt. Die Verlässlichkeit seines Charakters wird ja neu erhärtet, wenn man die Casse in bester Ordnung findet. Wenn bishin die Bezirksbeamtenstelle in Schlägelau von anderwärts besetzt ist, wenn das Haus in Spindelgrub mittlerweile in feste Hände übergegangen ist, wer kann dafür? Ein gewissenhafter Beamter läuft auch nicht in erster Stunde davon, wenn anderswo Günstigeres winkt. Das Verhältnis zu Frau Ida und ihrem Eisenkästchen wird kaum viel darunter leiden.

Wieselböck denkt, dass er bleiben wird. Fest und treu auf seinem Posten. —

Als denn die sechs Wochen ihrem Ende nahten, wurde der Bürgermeister neuerdings liebenswürdig. Er that, als ob er sich um die Casse gar nicht kümmere, hatte aber doch nächtlicher Weile Nachschau gehalten, ob die fehlenden achthundert Gulden schon da wären. Sie waren nicht da. Nur die vinculierten Papiere fanden sich — sonst nichts.

Aber das Geld musste kommen.

„Nein“, sagte er laut lachend, „der Sparcassecassier zu Spindelgrub — an dem seiner Stell’ möchte ich jetzt nicht sein. Wissen Sie, Herr Wieselböck, was dem passiert ist? Von zwei Spitzhauben ist er gestern in den Kotter geschleift worden. Vom Strick hatten sie ihn geschnitten noch zur richtigen Minute. In der Casse fehlt Geld. Seine sechs Jahre kriegt er mindestens und ist ihm die ganze Zukunft verschandelt. So ein Leichtsinn! Als ob einer — wenn er sich schon so dumm vergessen hat — nicht unter der Hand Geld schaffen könnte! Gar so viel ist’s ja nicht. Alles lasst sich ordnen, ohne dass es wer zu erfahren braucht. Aber wenn einer so bockbeinig in sein Unglück rennt, da ist nicht zu helfen. Na, ich sag’s! Froh soll jeder sein, der verlässliche Leut’ um sich hat!“

Wieselböck hatte zu dieser Erzählung nichts gesagt, es gab wieder so viele Arbeit mit den Papieren.

„Richtig, Herr Wieselböck, in vierzehn Tagen ist Gemeinderathswahl. Sind auch die üblichen Förmlichkeiten damit verbunden — na, Sie wissen ja alles.“

„Ganz wohl, Herr Bürgermeister.“

Und an einem grauen Nebelmorgen im December. Die Herren Gemeindeväter kamen in langen Mänteln und wulstigen Pelzen die Gassen heran.

An einem der nächsten Tage machte der Gemeindebeamte wieder einmal einen Besuch bei Frau Ida Wolfsmilch. Die war gerade nicht schön, aber gut. Besser als ihr Name. Sie war die Witwe eines Rentiers, der vor einigen Jahren Knollbach als Sommerfrische gewählt hatte, aus Neigung zu dem schönen Ort dort geblieben war und aus Anhänglichkeit für ihn sich dort begraben ließ. Dieser Frau Wolfsmilch entwickelte Herr Wieselböck einen Plan. Er gedenke sich zu verheiraten. Weil er selber schon in den Dreißigen sei, so wolle er kein junges Schlamperl nehmen, sondern sich mit einer etwas gesetzteren Dame, und selbst wenn es eine junge Witwe wäre, verehelichen. Doch das Los eines prekären Gemeindebeamten zu theilen, das könne er seiner Erwählten nicht zumuthen, niemals! Und da denke er nun daran, in Spindelgrub ein Haus zu kaufen. Es sei dort eins auf der Gant, mit Ökonomie und Wirtsrecht. Er besitze ein kleines Vermögen und bis zehntausend gienge er mit. Doch müsse er für alle Fälle noch irgendwo etliche hundert Gulden auftreiben, um das Gut sofort auszahlen zu können.

Frau Ida Wolfsmilch war gerührt, dass ein Mann, der das Vertrauen der Gemeinde besaß, ihr so herzensfreimüthig entgegenkam. Sie schoss ihm fünfhundert Gulden vor. Anstatt des Schuldscheines begnügte sie sich mit einem Eheversprechen unter dem Gesichtspunkte: Mein' Sach' dein Sach.

Als aber dieses Geschäft abgeschlossen war, blieb Herr Wieselböck noch im Zimmer stehen, und er habe halt noch etwas auf dem Herzen. Falls er heut' oder morgen abberufen würde — er fühle sich zwar durch und durch gesund, wie eine Gemse. Doch das Leben des Menschen stehe in Gottes Hand — könne er den Gedanken nicht ertragen, eine mittellose Frau zurückzulassen. Ein Haus ohne etwas Kleingeld sei eine Last. Deshalb wolle er für die liebe Frau sein Leben versichern lassen, dazu bedürfe er freilich noch ein paar hundert Gulden, die ihn und sie aber gänzlich sorglos machen und unter Umständen sich hundertfach lohnen würden.

Frau Ida Wolfsmilch gieng noch einmal an ihr eisernes Kästchen, nahm dreihundert Gulden heraus und glaubte, mit diesem Assecuranzbetrag sich des Mannes, der gesund wie eine Gemse war, völlig zu versichern.

Wieselböck wunderte sich nicht wenig, dass es auf einmal so leicht gehe, Geld aufzutreiben. Man musste das eben beim richtigen Hefte anfassen. Jetzt hatte er mehr, als zur Deckung des Casseabganges nöthig war. Oder — sollte er nicht durchbrennen? Der Sattler Franz wird es ihm bitter verargen, wenn die vorgeschützte Bezirksbeamtenstelle in Schlägelau nicht vorhanden ist, und Frau Ida wird ungehalten darüber sein, wenn sie erfährt, dass das Haus in Spindelgrub ein

— „Haben Sie fertig geschrieben, Herr Wieselböck?“ fragte der Bürgermeister. „Dann seien Sie so gut und bringen uns einmal den Casseschlüssel.“

Der Secretär löste von seiner Uhrkette ein Schlüsselchen, sperrte eine Lade auf, nahm den Schlüsselbund heraus und überreichte ihn dem Bürgermeister mit einer so gleichgiltigen Gelassenheit, als wäre es die Streusandbüchse.

Der Rothbrand war schwerathmig, aber jetzt, als sie zur Casse traten, die der Bürgermeister unten und oben aufschloss, hörte man nicht das leiseste Schnaufen. Der Scherer fasste den Secretär ins Auge, der sich in der Nähe des Ausganges zu schaffen machte.

„Was machen Sie dort an der Thür!“ herrschte er ihm zu. „Sie haben an der Casse zu sein!“

„Ich bitte!“ sagte Herr Wieselböck, da stand er auch schon am eisernen Kasten und legte die Hand ganz militärisch an die Stirn.

Der Kasten gieng auf, bedachtsam hob der Bürgermeister Pakete heraus und legte sie vor den Augen des Rathes auf den Tisch. Gemeindeurkunden, Katastralmappen, vinculierte Wertpapiere, Sparcassebücher, Pfandbriefe. Eine hölzerne Schale mit Silber- und Goldmünzen. Eine Ledertasche mit Banknoten. — Die Männer zählten alles nach und verglichen mit dem Inventar und den Rechnungen.

„Es stimmt nicht!“ rief der Scherer plötzlich mit kreischender Stimme.

„Aber, es stimmt ja ganz genau“, sagte der Bürgermeister. „Ich bitte, doch ruhig zu sichten, es fehlt nicht eine Nummer, nicht ein Knopf. Es ist alles in Ordnung.“

Sie guckten, sie zählten, sie verglichen, sie legten endlich die Sachen zusammen auf einen Stoß und sagten:

„Es ist alles in Ordnung.“

Der Scherer hieb sich die Hand auf seinen ledernen Oberschenkel, dass es klatschte. Sagte aber kein Wort mehr.

Als die Schätze wieder geborgen waren in der Casse, setzten sie sich der Reihe nach an den Tisch und unterzeichneten den richtigen Befund. Dann nahm der Bürgermeister eine feierliche Miene an.

„Meine Herren“, sagte er, „ich glaube, wir sprechen unserem Secretär und Cassenwart, Herrn Wieselböck, Dank und Absolution aus.“

Keiner redete dawider.

„Dem Secretär und Cassenwart Herrn Wieselböck wird für die Mühewaltung im verflossenen Geschäftsjahre Dank und Absolution ausgesprochen.“

„Danke, meine Herren. Werde mich auch in Zukunft befleißigen —“

„Hat einer der Herren sonst etwas vorzubringen?“ fragte der Bürgermeister, in die Runde blickend. „Wenn das nicht der Fall ist, so erkläre ich die Sitzung für geschlossen.“

„Heut' werden wir was erleben", sagte der Scherer-Lodl zum Rothbrand. „Der Bürgermeister wird einmal Augen machen. Ich habe die kaiserkönigliche Gendarmerie verständigt."

„Ich glaub' nicht, dass es so schlimm wird. Ich vertraue unserem Bürgermeister."

„Ich traue niemandem."

„Hörst du, Lodl, das ist grob! Aber dir muss man verzeihen. Wer alleweil nur mit so Bestien und Mistviehern zu thun hat, wie du, der kann sich gar nichts Gutes mehr vorstellen."

„Mit euch nehm' ich's in dieser Sach' just noch auf, mein Lieber! Ihr seid Pfennigfuchser. Anstatt nach Gerechtigkeit geht ihr nach Geld. Anstatt dass ihr den Dieb gleich festgenommen hättet, wartet ihr zu, bis er noch mehr stiehlt, bis er die ganze Gemeinde ausraubt. Saubere Rathsherren das — ich küss' die Hand!"

Durch eine andere Gasse trabten würdigen Schrittes der Hansel-Höfer und der Zugnagel.

„Wenn der Vogel kein Gimpel ist, so finden wir den Käfig leer", sagte der eine. „Dem Bürgermeister möcht' ich's gunnen. Höchste Zeit, dass Änderung gemacht wird."

„Ich bin neugierig", gab der andere bei. „Davon ist er nicht, weil ich ihn vor einer Stunde noch aus dem Friseurladen gehen sah. Frisch rasiert."

„Frisch rasiert?"

„Rasiert und ein breit angelachtes Gesicht. Defraudanten hab' ich mir anders vorgestellt."

„Meinst du nicht, dass er gerade in der Abreise begriffen sein konnte?"

„Er grüßt vom Fenster herab."

Herr Wieselböck hatte von der Gemeindestube herab die ankommenden Räthe artig mit einem Kopfnicken geehrt.

Wenige Minuten später hatte die Sitzung begonnen. Erster Gegenstand war der Herr Pfarrer, der vom Pfarrhof bis zur Kirche um einen Holzsteg ansuchte. Er wurde durchgepeitscht. Zweiter Gegenstand das Gesuch der Birnbaumwirtin um die Erlaubnis, am Gemeindebach ihre Wäsche schwemmen zu dürfen. Sie wurde durchgepeitscht. Ohne Debatte rasch bewilligt, so dass Herr Wieselböck kaum mit seiner Feder nachkommen konnte. Dann eine Eingabe des Kirchenbäckers mit der Beschwerde, dass am Sonntag die Bauern so wenig Respect vor seiner Hausecke hätten, und es möchte sich der Gemeinderath dreinlegen.

„Alter G'spass. Nix da!" rief der Zugnagel drein, „wir können nicht an jeder Hausecke einen Wachter aufstellen?"

„Zurückgewiesen."

Doch träumend ich mich gern bescheide,
Und gern lass ich die Lust dem Born,
Wogt mir zu Häupten das Getreide
Mit reifem, schwerem, gold'gem Korn.

Der Gott, der das Gepflügte feuchtet,
Und Sonnenstrahl und Regen gibt,
Mit ewigen Gestirnen leuchtet,
Hat segnend mich zumeist geliebt.

Siehst du am Berg die Traube stehen?
Ich spende Brot, ich spende Wein:
Ja, wer zum Himmel ein will gehen,
Muss erst zur Scholle worden sein! —

Dankbar gedacht' ich ihrer Spenden,
Die oft gewürzt des Lebens Glück,
Und legte sie mit frommen Händen
Ans Herz der Erde sanft zurück.

Anzengruber-Briefe an den Herausgeber.

Dem Wunsche von Freunden des Dichters nachkommend, veröffentliche ich hier einen Nachtrag zu den Anzengruber-Briefen, die im „Heimgarten", Jahrgang XV, XVI und XX erschienen sind. Von großen Charakteren, und Anzengruber war ein solcher, sind ja auch die kleinsten Charakterzüge interessant.

Wolkersdorf, den 3. Februar 1874.

Verehrter Freund!

Erst jetzt komme ich dazu, Ihnen für Ihre „Geschichten aus den Alpen" zu danken, ich habe dieselben auch während der Zeit gelesen — und ich werde sie wieder lesen. Ich sage Ihnen Dank für den Genuss, den diese „Geschichten" mir verschafft haben, dieselben lassen in der künstlerischen Gestaltung, sowie in ihrer tiefangelegten Tendenz oder andernfalls in ihrer tiefgemüthlichen Schilderung des localen Lebens nichts zu wünschen übrig.

Wenn Eines — ich wüsste aber nur das und nichts anderes — mich als etwas unwahrscheinlich und daher nicht in den Rahmen passend berührt hat, so ist das im „Adel im Dorfe" (dieser prächtigen Erzählung) das Geständnis des „Wagnerfaltl" (herrliche Figur) vor der Dorfjugend. Sie zeichnen dasselbe ja selbst als ein Geschehnis, das zu nichts führt, was auch in dem Begriffsvermögen der anjetzt lebenden lieben Dorfjugend nur zu begründet ist. Das sollte Ihr „Wagnerfaltl" nicht selbst einsehen? O gewiss — eine testamentarische Enthüllung nach dem Tode dieses Wackeren würde das gewünschte Resultat bei den Kindern derer, an welche ein offenes Geständnis nutzlos verschwendet ist, ganz sicher hervorrufen oder zum mindesten mit mehr Wahrscheinlichkeit.

In diesem Punkte war mir der Pfiffikus zu naiv. Und es wirkte auf mich fast wehthuend, als ich den alten Mann ohne Nutz vor den Dorffratzen sich demüthigen sah, wo die ältesten Bengel und reifsten Menschen darunter, ja eben nur bis zu seinen Bundschuhen reichen und kein Verständnis haben.

Das war für mich die einzige heikle Stelle. Ob ich sie ganz weg wünschte oder in angedeutetem Sinne umgestaltet? Verehrter Freund, niemals, wenn Sie es nicht drängt, Hand anzulegen oder Sie vielleicht bessere Gründe für die Haltbarkeit der beregten Scene haben. Ich achte stets an jedem Autor das Niedergeschriebene und eher denke ich, dass ich auf falscher Fährte bin, als er. Bitte jedoch zu bemerken, wenn ich sage bei jedem Autor, so meine ich eben einen Schriftsteller, den ich achte, schätze und hochhalte, der eben einer ist — ich aber liebe Sie als Autor und auch als Menschen, als Autor selbander ist mir der „Wagnerfaltl" etwas in

Als sie wieder ihre Mäntel und Pelze anzogen, wartete der Secretär, um dem Bürgermeister bei dem seinen zu helfen.

„Danke, lieber Wieselböck, ich ziehe noch nicht an. Ich habe hernach in der Kanzlei noch eine Kleinigkeit zu ordnen. Seien Sie so gut.“

Den Räthen aber nickte er ausdrucksvoll zu: Wir haben unser Geld wieder!

Vor dem Gemeindehause standen zwei Gendarmen.

„Was macht's denn da? Wir brauchen euch nicht!“ knurrte ihnen der Scherer zu und gieng eilig gassab in Begleitung des kleinen Leilasser-Buben; der Leilasser-Vater hatte schön bitten lassen — sie wüssten sich vor lauter Ungeziefer nicht mehr zu helfen.

Der Bürgermeister war in die Kanzlei gegangen, hatte hinter sich langsam die Thür zugelehnt und war zum Tisch getreten, wo der Secretär auf seinem Stockel saß und jetzt fragend die treuen Augen erhob — was noch sei.

„Wieselböck“, sagte der Bürgermeister und schaute ihn ruhig an, „Sie sind entlassen. Sie können gleich gehen. Sie wissen warum.“

— Warum, das wusste er freilich, aber wohin, das wusste er nicht. Ich weiß es auch nicht.

Die Scholle.

Gedicht von Heinrich Vierordt.[1])

An nebligem Octobertage,
Das Herz von Herbstgefühl geschwellt,
Trat ich aus junger Eichen Schlage,
Recht in Gedanken auf das Feld.

Blieb lange stehn, mich still vergnügend
Rings an der Ack'rer schönen That;
Gar emsig säend, eggend, pflügend
Bestellten sie die Wintersaat.

Da brach ich aus der Furche Falten
Ein bröckelnd Stücklein Ackerland,
Mich deucht', ich hätte just gehalten
Die ganze Erde in der Hand.

Ich hob empor die dunkle Scholle,
So wurzelfasrig, pflugzerzaust,
Als drückt' ich eine schwielenvolle
Und sommerbraune Bauernfaust.

Welch Tönen, wie aus Abgrundfernen,
Berauschend flutet' um das Ohr!
Sang's der Krystall? Quoll's aus den Sternen?
Aus Körnern Sandes schwoll's hervor.

Die Scholle sprach: Am Herzen liegen
Der Erde — welch ein köstlich Los!
Die Riesen und die Götter stiegen
Zum Licht aus meinem nächt'gen Schoß.

Ich bin der Völker herbe Wiege,
Ich bin der Völker rauher Sarg,
Den Ruhm und seine welken Siege
Und auch die Schmach ich schweigend barg.

Was weltdurchschreitend mir entsprungen,
Die mit dem Pflug, die mit dem Schwert,
Ich habe sie hinabgeschlungen —
Sie alle sind noch heimgekehrt.

Doch Muth! Ob auch zerklüftet, starrend,
Das Schicksal weist sein Angesicht,
Sei wie die Erde, zäh beharrend,
Sei wie die Erde fest und schlicht! ...

Wohl mocht' ich oft die Welle neiden
Am wolkenhellen Sommertag,
Dass sie, bekränzt von Schilf und Weiden,
Das Bild des Himmels spiegeln mag.

---

[1]) Aus „Fresken. Neue Dichtungen von Heinrich Vierordt“. Heidelberg. Karl Winters Universitätsbuchhandlung. 1901.

weil dös nit der Fall ist, komme ich erst heute dazu Ihren Brief vom 16. d. M. zu beantworten. Ich habe soeben den dritten Act eines Trauerspieles für das Burgtheater bestimmt und betitelt Hand und Herz vollendet und stehe vor dem vierten und letzten Acte dieser Arbeit und brauche nunmehr Erholung, und nun bin ich in der Lage zu sagen: Ich komm!

Da Sie sich stets bereit erklären, wird es keinen Schwierigkeiten unterliegen, einer Aufforderung von uns (Schlögl und mir) Folge zu leisten. Denn ich schreibe dem Schlögl unter einem. Meine kleine Frau bringe ich mit und führe ich auch, zum erstenmal in ihrem Leben, in die Alpenwelt ein. Gekraxelt wird aber von mir und meiner Frau nicht ihr verbietet es ein dritter und i, i mog net.

Aber angesichts der Berge wollen wir wieder einmal lustwandeln, plaudern, essen und trinken — kurz thun, was sich thun läſst, aber so nicht in der Stadt.

Natürlich schreibe ich sofort nach Abmachung. Ich grüße Sie und die Ihren von mir und den Meinen aufs beste. Ihr L. Anzengruber.

Vielleicht nächste Woche, dann benachrichtigt Sie wohl der F. S.

Wien, den 20. September 1874.

Verehrter Freund!

Schlögl schreibt mir, er habe Sie von unserem Wiedner Theater-Erfolge benachrichtigt, ich kann jetzt weiter nichts schreiben, als daſs ich Ihnen in der Anlage das Stück übersende, daſs ich hoffe, daſs Sie und die lieben Ihren in bestem Wohlsein sich befinden, auch meinen Lieben geht es erträglich und mit vielen Grüßen und Empfehlungen verbleibe ich Ihr getreuer L. Anzengruber.

Wien, den 7. März 1875.

Theurer Freund!

Meinen herzlichen Dank für Ihre Zeilen vom 4. d. M., für die liebevolle Theilnahme, die aus denselben spricht.

Was Ihr Kleines betrifft, das an diesem Tage das Licht der Welt erblickt, so wollen wir hoffen, daſs es ihm so gut werden soll, als es eben hier thunlich, wir wollen nicht sagen, daſs es ob früh ob spät *nicht anders werden kann*, sondern hoffen, und wünschen, es möge so viel Freude genießen als jener guten lieben Frau[1]) beschieden war, nur möge ihr ein ruhigerer, schmerzloserer Heimgang dereinst, spät, beschieden sein.

Mögen Sie und Ihre gute Frau viel Freude an den beiden Kleinen erleben, dies wünschen wir, ich und meine kleine Gattin, aufrichtig und mit dem besten Gruße verbleibe ich Ihr getreuer Freund L. Anzengruber.

Werter Freund!

Es ist eine geraume Zeit her, daſs Sie mir ein Schreiben schuldig sind, ich hoffe, daſs Sie an Schreibeunlust litten und daſs nicht ein anderer Umstand Sie zum Schweigen veranlaſst, kurz, daſs wir für Sie nichts zu befürchten brauchen, in dieser Hoffnung, und darauf bauend, daſs wir Ihnen doch wieder einmal ins Gedächtnis kommen werden, benachrichtige ich Sie, sehr beschäftigt mit diesen wenigen Zeilen, daſs ich nicht mehr Wehrgasse wohne, sondern VI., Hofmühlgasse Nr. 2, 2. St., Th. Nr. 16. Mit herzlichem Gruß Ihr L. Anzengruber.

Den 4. Juli 1875.

Wien, den 25. Juli 1875.

Werter Freund!

Ihre Empfangsbestätigung über mein Aviso von meiner neuen Wohnung haben wir erhalten und uns damit getröstet, daſs Sie wenigstens noch unter den

1) Anzengrubers Mutter. Die Red.

seiner Angelegenheit aufgefallen, als Mensch (Irren ist menschlich) überlasse ich es Ihnen, von diesem meinem Bedenken das Beste zu denken.[1])

Von mir und den Meinen an Sie und den Ihren die besten herzlichsten Grüße, nochmals meinen Dank. Schaffen Sie freudig weiter und muthig, vor Ihnen liegt ein großer Weg, jedes neue Buch von Ihnen ist ein Zeugnis Ihres Fortschrittes, jedes ist ein anmuthiges Rastplätzchen, zu dem die Lesewelt auch dann noch immer zurückkehren wird, wenn Sie auch schon sehr weit vorgeschritten sind, denn Sie gehen einen recht schönen, hübschen, geraden Weg, müde werden Sie nicht so bald, lieber Bergsteiger, so wünsche ich Ihnen für allzeit nur das beste Wetter, reinen, heiteren, häuslichen Himmel dazu. Ihr Sie hochschätzender und liebender

L. Anzengruber.

Wolkersdorf, den 23. Februar 1874.

Vielwertester Freund!

Für Ihr liebes Schreiben meinen herzlichen Dank. Ich und Mutter und Frau wünschen viel, recht viel Glück zu dem kleinen Sepp, auf dass er gedeihe, heranwachse zu seiner lieben Eltern Freude.

Der Frau Gemalin meinen Handkuss, Grüße von meinen Lieben an Sie und Ihre werte Frau. Dass ich Sie grüße und für Ihr Schweigen durch eine solche kleine, himmelschreiende Ursache entschuldigt halte, ist selbstverständlich.

Mehreres habe ich heute nicht in der Feder, viel nicht im Kopfe, oder wenn Sie wollen umgekehrt, weil ich mehr im Kopfe habe (ich versuche nämlich fleißig zu sein), so kommt mir nicht mehr in die Feder. Aber von Ihrem freundlichen Aviso musste ich alsogleich Notiz nehmen und so sei denn Ihr kleiner Sepp bei seinem Eintritte in dieses Dasein bestens von mir gegrüßt. Gehe es ihm recht wohl.

Seinen Vater aber grüßt dessen getreuer Freund L. Anzengruber.

Wolkersdorf, den 13. Mai 1874.

Liebwertester, verehrter Freund!

Vorerst herzlichen Dank für Ihr aufklärendes Schreiben (Ihre Neugierde zu befriedigen, schalte ich ein, dass „Gwissenswurm“ erst nächsten Herbst zur Aufführung gelangt), dann aber erlauben Sie mir herzlichst zur Jahresfeier Ihrer Vermählung zu gratulieren.

Ein Wiedersehen ist mir leider nicht gestattet, abgesehen davon, dass der Himmel sich mit einem recht abscheulichen Wetter meinem Ausfluge nach dem Semmering entgegenstellt, ist der Gesundheitszustand meiner Frau ein sehr angegriffener, der mir, recte uns derartige weite Ausflüge dermalen noch nicht gestattet. Allein aber auch mindestens zwei Tage kann ich gegenwärtig die Meinen nicht lassen. Daher wünsche ich von ganzem Herzen, Sie mögen den Tag in recht freudiger und freundlicher Stimmung zubringen und nicht vergessen, dass Sie in der Ferne einen theilnehmenden Freund besitzen an Ihrem Sie schätzenden L. Anzengruber.

PS. Herzliche Grüße und Gratulation von Mutter und Frau, sowie von mir Achtung und Empfehlung an Frau Gemalin. Der Obige.

Wolkersdorf, den 30. Juli 1874.

Werter Freund!

In Anbetracht Ihres letzten Schreibens lasse ich alle andere Controverse fallen, es ist schon solange her, dass Sie jedenfalls nimmer wissen, was Sie geschrieben haben, ich mache nur darauf aufmerksam, dass Sie in einem Punkte sich gewaltig irrten und das ist, als Sie meinten, ich „faulenzete“ — oho, eben darum,

[1]) Bewusste Erzählung ist nicht wieder aufgelegt worden. Die Red.

der Beilage des „Figaro", aber bei mir hat er sich weder vor-, noch nachmittägig sehen lassen.

Von Schum weiß ich auch nichts und von Martinelli nicht viel mehr, als dass er lebt, da er am Theaterzettel steht, also spielen dürfte, was doch eine Äußerung der Lebenskraft ist.

Ich bin sehr neugierig, was das neue Jahr dem Staat, dem Lande, der Stadt, meiner Theaterdirection bringt, was es mir bringt, geht alles hin, so grob wie das vergehende und Samstags schon vergangene, kann es mir nicht mehr mitspielen, armer Freund, Ihnen wohl auch nicht!

Es würde ein bitterer Sylvester, wenn wir die Summe dieses Jahres ziehen wollten, thun wir es lieber nicht! Es ist genug, dass ich für meine Person das kommende Jahr nicht fürchte, dass ich nichts von ihm hoffe, was könnte es mir bringen, darüber ich mich so recht aus Herzensgrund erfreuen könnte? Ich wüsste nicht was.

Werter Freund! Ich wünsche Ihnen alles Gute in dem 1876er Jahre, verbleiben Sie mein Freund und bedenken Sie mit ein paar Zeilen

Ihren getreuen L. Anzengruber.

Verehrter Freund!

Damit es Sie nicht drückt, mein Mädel so arm zu wissen, so gebe ich Ihnen hiemit bekannt, dass dasselbe im Besitze eines kleinen silbernen Trinkbechers ist, den sie als Pathengeschenk bei der Taufe erhielt und dass sie nach ihrer Großmutter, männlicherseits, Marie heißt.

Sie sammt Mutter befindet sich wohl, seien Sie herzlichst von uns gegrüßt.

Ostersonntag ist das erstemal am Carltheater „'s Jungferngift".

„That's fleißig beten, ös Leut!"

Sobald ich Exemplare bekomme, schick' ich Ihnen eins.

Ihr Freund L. Anzengruber.

Wien, 27. October 1876.

Verehrter Freund!

Für Ihre freundliche Benachrichtigung wegen meines Stückes, Aufführung und Aufnahme in Graz, meinen besten Dank.

Hätte Ihnen schon lange gerne geschrieben, muss es aber, weil von Arbeit überhäuft, aufschieben; das konnte nicht mit dem Dank für Ihre Freundlichkeit geschehen. Ausführlicheres behalte mir also vor, über Ihr Unternehmen[1]) insbesondere, für nächstens. November ist Kunstpause, da schreib' ich. Frau und Kind sind wohl. Erstere läßt Sie grüßen. Hoffe Sie und Ihre Kleinen auch wohlauf. Es grüßt Sie auf das beste L. Anzengruber.

Wien, den 29. October 1877.

Vielwerter Freund!

Ich athme nicht, ich bin jetzt Schreibmaschine, dramatische Schreibmaschine, ich habe nichts als Conflicte in der Seele, Figuren im Kopfe und vor den Augen, seelenerschütternde Reden im Herzen und anders erschütternde in der Gegend des Zwerchfells.

Ich habe die Absicht, Ihnen sobald es mir möglich werden wird, etwas zu schicken, da Sie ohnehin die freundliche und freundschaftliche Absicht hegen, nach Wien zu kommen, so werde ich Ihnen das Nähere sagen können, denn vorher, das ist vor der von Ihnen zu diesem Zwecke in Aussicht genommenen Zeit, d. i. No-

---

[1]) Gründung des „Heimgarten". Die Red.

„Vegetierenden“ weilen! Sie vermeinen auf Ihrer Karte bald eine fröhliche Nachricht aus meinem Hause zu hören — —

Sie sehen, dass auch ich mit fröhlichen Nachrichten nicht dienen kann, dazu fehlt mir auch meine Heimgegangene allüberall — ich brüte dahin — und bin auf dem besten Wege, gemüthskrank zu werden, ich kann nicht arbeiten und sonst zerstreut mich gar nichts, das, lieber Freund, ist meine gegenwärtige Lage. Warum ich gerade Ihnen das offen schreibe, weil Sie es verstehen werden, und ich will darum Ihretwegen nicht zu deutlich werden, es grüßt Sie auf das beste Ihr

L. Anzengruber.

Wien, den 18. September 1875.

Werter Freund!

Ich bemerke mit wahrer freundschaftlicher Sorge, dass Sie noch immer Ihrem Schmerze, Ihrer Trauer sich hingeben, Sie haben die ganze Zeit über nichts von sich hören lassen und hätte Sie der „Kalender“ nicht gezwungen, Ihr Schweigen zu brechen, Sie hätten wohl noch nicht geschrieben.

Ich habe Ihnen von Wien nichts Neues zu berichten, ich leide unter einer Verstimmung, man könnte sie eine „großstädtische“ heißen, ich erlahme, alle Talentlosigkeit ist mir um eine Nasenlänge vor, meine Verhältnisse verschlechtern sich, andere verstehen es doch besser; es ist eine wahre Anmaßung, für das Gesunde, das Echte und Rechte sich einzusetzen, man hat nichts als Anfeindungen davon. Meine Frau befindet sich wohl, ich gönne es ihr, sie ist selten ganz ohne Anfechtung irgend eines Übels, sei dasselbe auch nicht von Bedeutung, so ist es doch unangenehm genug. Ich bitte Sie, das Nöthige wegen der Retournierung zu veranlassen und grüße Sie aufs herzlichste von mir und von meiner Frau

Ihr freundschaftlichst gesinnter L. Anzengruber.

Wien, den 29. December 1875.

Werter Freund!

Wenn ich auch erst heute die Feder ergreife, wenn ich auch erst heute Ihnen den „Doppelselbstmord“ sende, so geschieht es nicht, weil ich nicht Ihrer gedacht hätte, sondern weil ich heute erst zur Sammlung komme, ich weiß nicht, letztere Zeit peitscht mich ein unruhiger Geist rastlos von Plan zu Plan, von Ort zu Ort, ich find' nicht Halt noch Ruhe, dabei kommt aber gar nichts weiter; so z. B. zögerte ich so lange um Ihnen unter einem, den für ihren Kalender bestimmten Aufsatz „Wie manche mit ihrem Herrgott umgehen“ zu senden, aber sehen Sie, ich komme auch mit dieser kleinen Arbeit nicht fort und muss Sie bis etwa Ende Jänner vertrösten.

An jenem Abend, wo Sie das letztemal in Wien mit mir zusammensaßen, da ist der Geist der Frotzlerei in mich gefahren und ich habe mich über Ihre „Zirbeltanne“ oder wie sie heißen wird, lustig gemacht, aber schon am nächsten Morgen waren Sie furchtbar gerächt, denn dieses Kopfweh! Für jeden freundschaftsmörderischen Witz bekam ich einen Stich oder ein Gebohr, es war schändlich, ich habe daraus die weise Lehre gezogen, dass ich entweder nicht mehr „frotzeln“ oder nicht so viel Wein dazu trinken darf.

O es war bitter!

Ich habe Ihnen diesmal außer unseren Grüßen, dem meinen und dem meiner Frau, auch den meines Schwagers Franz Lipka mitzubestellen. F. S. ist wieder in Wien, doch das werden Sie ja wissen, denn er arbeitet ja mit an „Wiener Luft“,

Indes nehmen Sie meinen besten Gruß und auch der Frau Gemalin meine Empfehlung von dem sehr ergebenen

L. Anzengruber,
jüngster Possendichter Deutschlands.

Werter Freund!

Ich komme kaum dazu, Ihnen auf Ihre freundlichen Zeilen zu antworten.

Also bleibt mir nichts anderes über, als vorläufig dem Redacteur des „Heimgarten" zuzurufen: „Geduld, Geduld, wenn's Herz auch bricht" — hoff' aber, dass Sie das letztere ganz behalten.

Januar kann ich keinen Federstrich neben thun, ich muss fürs Theater arbeiten, sehr mit Abneigung — aber ich muss.

Besten Gruß

17. Jänner 1880.

L. Anzengruber.

„Heimgarten" habe bis jetzt regelmäßig erhalten. Im letzten „Die beseßene Trautel" möcht ich selber geschrieben haben, — nicht wegen dem Honorar.

Sehr verehrter Freund!

Ich ergreife den doppelten Anlass, erstens: dass mir „Heimgarten" dies Monat nicht zugegangen, zweitens: dass ich von Hartleben nicht ein Heft Ihrer Werke (wie Sie gütigst mir versprachen, sollte ich alle kriegen) zugeschickt erhielt, drittens: um diese Zeilen an Sie zu richten, denn ich möchte auch ein paar von Ihnen erhalten, um zu wissen, wie es Ihnen geht. Mir geht es leidlich. Mein Fuß spielt zwar „Barometer", mein Kopf ist zwar durch Arbeitsüberhäufung in Anspruch genommen, aber der Rumpf ist soweit von zufriedenstellender Lebensäußerung, als er sich nichts Übles merken lässt.

Ich grüße Sie aufs beste

Ihr freundgesinnter

11. Februar 1881.

L. Anzengruber.

Wien, den 4. März 1881.

Verehrter Freund!

1. Haben Sie wohl Ihren, von mir durchgesehenen Pfarrer von Kirchfeld-Artikel erhalten?

2. Denken Sie doch daran bei Ihrem nächsten Schreiben und theilen Sie mir die Stelle wortgetreu mit, derowegen man das Heft des „Heimgartens" confiscierte.

3. Theile ich Ihnen mit, dass Sie, wenn es Ihnen gelegen ist, nunmehr „Ein Verschollener" aus dem Lahrer Kalender zum Abdrucke im „Heimgarten" bringen können, ich habe mir vom Verleger das Recht erwirkt, die betreffenden Artikel ein Jahr nach ihrem Erscheinen weiter verwerten zu dürfen.

4. War meine Frau krank, befindet sich dermalen aber wieder wohl, hoffe es wird dies mit Ihnen und den Ihren auch der Fall sein.

5. Grüßt Sie aufs beste

Ihr freundgesinnter
L. Anzengbuber.

Wien, den 8. Juli 1881.

Verehrter Freund!

Anbei erhalten Sie einen kleinen Beitrag, den Sie für das bewusste Jahrgangs-Eröffnungsheft benützen mögen. Das Ihnen zugegangene kleine Gedicht können Sie nun nach Ihrem Ermessen früher oder später verwenden.

vember oder December, könnte ich ohnehin keine Feder ansetzen. Den Abend sollen Sie haben, wie Sie ihn wünschen, ich bin ja übrigens gar nicht der, der unseren Kreis zu einem zahlreichen macht, Freund Schlögl ist es, der Ihre Verehrer avisiert — Eben jetzt sehe ich auf das Datum, das Ihr Schreiben trägt und sehe mit Schreck einen 10. October mich anstarren, da sehen Sie selbst, ich glaubte Ihr Brief sei noch neu — ich bitte Sie, zürnen Sie nicht Ihrem Sie herzlichst grüßenden, freundgesinnten

L. Anzengruber.

Perchtoldsdorf, den 11. Juni 1879.

Verehrter Freund!

Diesmal ist Ihr Vorwurf, dass allemal Sie anfangen müssen, ein ungerechter, ich musste doch erst abwarten, bis Sie wieder in Ihr Heim zurückgekehrt, dann hatte ich die Absicht Ihnen zu schreiben, ich habe daher bei Ihrem Herrn Verleger angefragt, wo Sie weilen. Als ich die Karte mit der Rückantwort erhielt, waren Sie allerdings schon in Krieglach, aber früher konnte ich es doch nicht wissen und dann kam schon fast unter einem Ihr lieber Brief.

Was ich Ihnen zu schreiben vorhatte, das war mit wenigen Worten gethan und ich hole es jetzt mit nicht mehr, als zu dieser Einleitung erforderlich, nach; aufrichtig wünsche ich Ihrem neuem Hausstande das beste Gedeihen. Empfehlen Sie mich „ung'schauter“ Ihrer Frau Gemalin als Ihren Freund, Sie können das thun! Grüßen Sie die Kinder.

Aus Ihrem Schreiben ist mir nur die eine Stelle unliebsam aufgefallen, wo Sie von Ihrer Kränklichkeit sprechen, ich hoffe, dass Sie nun darüber weg sind. Sie sagen selbst, jetzt wird's schon besser gehen und in dieser Erwartung möge Ihnen ein freundliches Geschick vollkommen recht lassen.

Was einen Beitrag ob groß, ob mitter ob klein anlangt, so muss ich Ihnen offen gestehen, geht es, so kommt einer, aber zusagen kann ich nichts. Ich arbeite mich jetzt hart.

Ich bin sehr abgespannt und ich weiß es wahrhaftig nicht woher. So bleiben dürfte es gar nicht, da ich für die Wiedener Bühne feste Verpflichtung eingegangen.

Gesund wären Frau und Kinder. Soweit also alles gut. Nur ich bin müde, ohne gearbeitet zu haben. Das ist nicht gut.

Wollen ja sehen.

Herzlich grüßend Ihr

L. Anzengruber.

Perchtoldsdorf bei Liesing, Hochstraße 133.

Wien, den 11. November 1879.

Verehrter Freund!

Habe durch Herrn Manz Ihre Geschichten zu Defreggers Bildern erhalten und danke Ihnen bestens dafür, wie ich auch unter einem Ihrem Verleger danke.

Ich freue mich sehr über das Geschenk, und lasse es für etliche Zeit unberührt liegen, um es dann bei Muse und Stimmung vorzunehmen und in einem Zuge durchzulesen.

Was ich Ihnen dann über Ihr Geisteskind, das sich in so lockender Außenseite präsentiert, zu sagen habe, werde ich Ihnen nicht vorenthalten.

Ich denke mir, dass ich den alten werten Freund Rosegger darinen finde, und darum verspare ich mir auf eine gemüthliche geraume Weile die Lection auf, als gälte es ein Zusammensein mit Ihnen selbst.

Verehrter Freund!

Mit Dank bestätige ich den Empfang des Honorars. Freue mich, dass Ihnen der Beitrag gefällt, er ist doch, glaube ich, unleugbar von mir, und darauf kommt es doch vor allem Ihnen als Redacteur an. — Mit besten Grüßen von Haus zu Haus

Ihr

20. Juli 1885.

L. Anzengruber.

Werter Freund!

Es war gar nicht nothwendig, nachzufragen oder zu entschuldigen, mein Raimund-Gedicht stand jeder Zeitung nachzudrucken frei, es freut mich, dass es Ihnen gefiel.

Wenn Sie im October kommen, werden Sie mir, wie auch zu sonstiger Jahreszeit, willkommen sein.

Befinde mich gegenwärtig in nicht günstigen Gesundheitsverhältnissen, obgleich ich durch selbe das Verderben jedes Partners in Piquetspiele wäre, — ich glaube 14 Ass ansagen zu können.

Bestens grüßend

27. September 1886.

L. A. in Penzing.

Was die Leute über das Buch „Mein Himmelreich" sagen.

Nun will ich etwas thun, das sich nicht schickt. Über mein eigenes Buch in meinem eigenen Blatte Berichte abdrucken. Aber von Autoreneitelkeit soll sie sicher nicht Zeugnis geben, diese Auswahl der Besprechungen über das neue Buch „Mein Himmelreich". Es handelt sich um etwas ganz anderes. Es ist ein „unerhörtes Buch", auf das die Recensenten nicht vorbereitet waren, für das sie keine Schlagworte und kein Fach hatten. Die Fachrecensenten schwiegen daher vorwiegend. Umso charakteristischer sind solche, die nicht schwiegen. Ferner erhoben ihre Stimme die Leser, denen das Buch etwas angethan hatte. Die einen legten in Briefen und Zeitschriften ihren begeisterten Dank nieder, die anderen schrien vor Ärger auf und stampften mit den Füßen und ballten die Fäuste: wie ein Mensch es nur wagen könne, in unserer Zeit ein solches Buch herauszugeben!

Den Vortritt soll Seine Gestrengen in der „Kölnischen Zeitung" haben. Der schrieb alsbald nach Erscheinen des Buches:

„Peter Rosegger hat bei L. Staakmann in Leipzig ein Buch ‚Mein Himmelreich' erscheinen lassen, in dem er die Öffentlichkeit über seine religiösen Anschauungen unterrichtet. Rosegger tischt uns da mit einer wunderlichen Selbstgefälligkeit einen theologisch-philosophischen Dilettantismus schwächlichster Art auf. Man findet ähnliche Meinungen bei gebildeten Katholiken nicht ganz selten. Liebe Gewöhnungen, sentimentale und ästhetische Gemüthsstimmungen halten an gewissen Einrichtungen, Sitten u. s. w. des Katholicismus fest, man macht sich nicht gern von so hübschen Dingen los, aber den starren Ernst des Dogmas, die strenge Zucht der Kirchengebote und dergleichen schiebt man mit leichter Hand beiseite. So sichert man sich sein Plätzchen hüben und drüben, beim Pfarrer und beim Doctor. Das

Ich hoffe, daſs Sie sich doch relativ wohl befinden mögen, man gibt sich, je älter man wird, mit je weniger zufrieden. Ich thu's auch.

Herzlichen Gruß

Ihr
L. Anzengruber.

Wien, den 11. Juli 1882.

Mein sehr verehrter Freund!

Ich habe Ihnen eigentlich nichts besonderes zu schreiben, wenn Sie wieder einmal nach Wien kommen werden, so plaudern wir eins, das ist jedenfalls für beide Theile angenehmer. Auch Schreiben geht an, wenn man sich was zu berichten hat, diesmal aber habe ich Ihnen weiter nichts bekannt zu geben, als daſs Ihnen nächstens etliche Gedichte von einer Dame, Namens Mathilde P., zugehen werden, ich habe etliche davon gelesen und diese wohl einer Aufnahme wert gefunden, habe aber selbst, da es Dialect-Dichtungen sind und die „Heimat" solche nicht bringt, von einer Verwendung absehen müssen. Das ist alles!

Können Sie etwas von den Einsendungen brauchen, so werden Sie's ja ohnehin nehmen.

Ich hoffe, daſs Sie dieses Schreiben wohlauf trifft, das wäre mir das Erfreulichste.

Ihr getreuer
L. Anzengruber.

Wien, den 2. August 1883.

Verehrter Freund!

Jetzt, da ich alles einlade am neuen Jahrgang, der mit October beginnt, mitzuarbeiten, kann ich als Herausgeber eines Blattes doch nicht an Ihnen vorübergehen; man könnte mir das als ein Pflichtversäumnis aufrechnen; daher bitte ich Sie denn, falls Sie etwas für die „Heimat" Taugliches liegen haben, oder in nicht allzu langer Zeit fertig bringen, an mich zu denken.

Wie geht's denn Ihnen?

Ich arbeite wie — es gibt gar keinen Vergleich, wie ich arbeite. Befinde mich übrigens den Umständen angemessen, es ist das einer der schönsten Zustände, und selbst einer, der aufs Rad geflochten ist, kann den Umstehenden diese beruhigende Auskunft geben.

Es grüßt Sie

Ihr
L. Anzengruber.

Erhielt ein sehr liebenswürdiges Schreiben von Hamerling, das mich sehr erfreute.

Wien, den 5. November 1884.

Mein verehrter Freund!

Leider sind wir, Schlögl und ich, nicht in der Lage, in Ihrer Gesellschaft diesmal den Abend zuzubringen. Schlögl ist, bedauernswerterweise, so leidend, daſs er nicht ausgeht, er bittet mich, Sie davon zu verständigen.

Ich habe heute Zusammenstellung des „Figaro", die mich, ich weiß es nicht wie lange, beschäftigt. So ist denn heute eine Zusammenkunft nicht möglich. Ich bringe Ihnen das zur — mir selbst unangenehmen — Kenntnis.

Ich grüße Sie auf das beste und hoffe auf ein andermaliges Wiedersehen in Frohsein und Gesundheit.

Ihr Freund
L. Anzengruber.

steller Rosegger ein wahres testimonium paupertatis, ein Zeugnis von schiefem, confusem Verständnis der Probleme deutscher Denkarbeit, dass wir, als alter Verehrer Roseggers, von einer wahren Bestürzung ergriffen sind. W. K."

„Confuses Verständnis der Probleme", das ist nicht schlecht. Übrigens ein Philosoph, der uns erst vor kurzem seine für sich selbst zusammengetüftelte Religion vorgelegt hat, könnte etwas mehr Objectivität und Toleranz aufbringen, wenigstens so viel, dass er die Persönlichkeit eines anderen, wenn auch nicht verstehen, doch gelten lassen möchte. Darin hat der Mann allerdings recht, dass es mir nicht in erster Linie darauf ankommt, was geglaubt wird, sondern vor allem mit Goethe, dass geglaubt wird. Manches Glauben macht allerdings — dämlich. So wenn Wolfgang Kirchbach glaubt, das Recht persönlicher Meinungsäußerung gebüre nur ihm allein.

In Magdeburg erscheint ein evangelisches Blatt unter dem Titel „Aus unsers Herrgotts Kanzlei". Das schreibt über mein neues Buch wie folgt:

„Überall tritt uns hier ein keusches, religiöses Empfinden entgegen, und darin unterscheidet R. sich von den hundert Modeschriftstellern, für die es eine Religion überhaupt nicht mehr gibt, oder die mit keinem Worte das religiöse Gebiet streifen. Salonluft — Jockeyclub — Coulissenwelt — unlautere Ehen — freie Liebe; wer das sucht, darf nicht bei dem ehrlichen Peter anklopfen. Aber wer Gedanken lauschen will, wie sie trotz der Moderne an manche Schläfe klopfen — wer sich mit Fragen beschäftigt, die abseits des Salons liegen, mit der Frage nach einem unbefleckten Gewissen, mit dem Frieden mit Gott, nach dem ewigen Heil der Seele, der mag bei Rosegger eintreten.

Rosegger ist kein Theologe — und ich glaube, eben darum lauscht ihm gern eine große Gemeinde, wenn er von religiösen Dingen redet; man hat den Eindruck, dass hier einer spricht, der das Religiöse, das Christliche nicht durch Schulung, nicht durch Begriffe u. s. w. kennen gelernt, sondern durch Erfahrung in Besitz genommen hat. Er kennt weder die Ursprache des alten und neuen Testamentes, noch die vielverzwickte Exegese des Schriftwortes, er weiß nichts von Dogmengeschichte und Dogmenbildung, nichts von historischer Kritik — — er kennt nur eines: Die Kritik des Herzens. Und darum ist uns sein neuestes Werk, das er, bezeichnend genug, ‚sein Himmelreich' genannt hat, außerordentlich wertvoll."

Vom dogmatischen Standpunkte aus, sagen auch andere protestantische Blätter, müsste man dem Verfasser an hundert Stellen widersprechen. Aber dogmatisch wolle er ja gar nicht sein. Er wolle nur sein religiöses Herzensleben, und gerade seines darlegen, ohne Absicht, andere dahin zu bekehren. „So bin ich. Wer mich nicht mag, wie ich bin, der kann ja vorübergehen."

Einer beklagt sich über die allzugroße Gemüthlichkeit, die in „Meinem Himmelreich" herrsche, er könne es nur schwer vertragen, dass der Verfasser bei dem zwölften Glaubensartikel ausrufe: „Ein ewiges Leben — juchhe!" — Darf ich auch hier gestehen, dass mir wirklich zum Jauchzen ums Herz ist bei der Zuversicht, dass mein Ichbewusstsein

mag man nun im Privatleben halten, wie man will. (!) Aber ein Buch darüber zu schreiben und es dem ernsten deutschen Publicum bieten, das ist doch mehr als überflüssig. Oder meint Herr Rosegger, er sei wirklich ein gar so bedeutender Mann, dass solche Spielereien seines Denkens für die deutsche Nation von Wichtigkeit seien, weil eben er so denkt? Ganz im Gegentheil! Gerade auf diesem Gebiete können Pfuschereien und Tändeleien am wenigsten geduldet werden. Gerade hier wollen wir ernste Arbeit sehen. Es liegt durchaus nicht etwa im Interesse des Liberalismus, solche seichten, sentimental mit den größten Fragen des menschlichen Denkens spielenden Halbheiten im großen Publicum Einfluss gewinnen zu lassen. Damit wird erst recht eine schlaffe Gesinnungslosigkeit großgezogen, die, nicht rechts, nicht links stehend, wenn es schwere Kämpfe gibt, in der Mitte zwischen den Kämpfenden durchschlüpft und im Hintergrunde abwartet, wie der Kampf ausläuft."

Nicht wahr, das ist schlimm! Mit wenigen Keulenhieben ist der Verfasser gerichtet und sein Buch vernichtet. Mich interessiert nur der Grundton der Recension — es ist die Besorgnis, dieses „Himmelreich" könne dem Liberalismus schaden. Der Recensent eines heimischen Blattes war von derselben Furcht durchdrungen, er wünschte, dass der Verfasser das Buch nur seinen Verwandten und persönlichen Freunden gewidmet haben möchte, denn sonst würde es sehr, sehr viel gelesen werden! — Bücher, die Gefahr laufen, viel gelesen zu werden, soll man also nicht veröffentlichen. Es könnten ja die Liberalen verführt werden!

Die Unduldsamen und Schiefseher fanden sich diesmal wieder im liberalen Lager. Entweder wüstendürre Gleichgiltigkeit, oder nervöse Aufgebrachtheit darüber, dass es noch immer Leute gibt, die an Gott glauben. Das können die Liberalen nicht vertragen. Religiöse Dinge sind ihnen unendlich langweilig. Weit mehr Neigung für religiöses Leben und tiefere Auffassung ist in der jüngeren Schichte, bei den Nationalen zu finden, auch bei jungen Philosophen und Literaten. Der katholische Clerus hingegen lehnt wohl principiell jede religiöse Regung ab, die nicht geradewegs von ihm ausgeht, ihm ist der schweigende Atheist tausendmal lieber, als der bekennende Christ, wenn dieser nicht haarscharf mit den römischen Dogmen stimmt.

Aber auch ein Philosoph ist bei dem Buche kopfscheu geworden. Derselbe schrieb in der Berliner Zeitschrift „Das Land" Folgendes:

„Hätte sich Peter Rosegger beschränkt, uns eine objective Schilderung des volksthümlichen Katholicismus seiner Heimat zu geben, so hätten wir wohl ein wertvolles, brauchbares, dauerhaftes Buch erhalten können. Aber leider hat es ihn gereizt, unter die Religionsstifter zu gehen. Er predigt einen Katholicismus, den er sich so recht zum Privatgebrauch zurechtgemacht hat, in dem nicht ohne einen naiven Jesuitismus die Dogmen, Heiligenverehrung, Mariendienst in ein halbphilosophisches Symbolisieren hinübergezaubert werden. Rosegger ist naiv genug, den Mariencultus auch den Protestanten zu empfehlen. Es kommt ihm gar nicht darauf an, was der Mensch glaubt; wenn er sich die Sätze des Apostolicums auf seine symbolisch-dichterische Weise zurechtgemacht hat, dann glaubt er, auch dieses sein ‚Himmelreich' als besonderes Heilmittel empfehlen zu können. Das Buch ist für den Schrift-

zu wollen, in den gottseligen Frieden seines Innern blicken. Und das, was wir da sehen, benimmt uns die Lust zu jedem Widerspruche, zu jedem Wortgefechte, das diesen heiligen Frieden entweihen könnte. Es zwingt uns, vor dieser harmonischen, echt herzensgläubigen, von wahrer Menschenliebe und edlem Gottesbewusstsein durchdrungenen Individualität die Waffe, die sich etwa zum Streite erheben wollte, nicht nur zu senken, vielmehr mit einem Freudenrufe aus der Hand zu werfen, um — diesmal nicht dem Dichter, auch nicht dem klügelnden Philosophen, der er ja nicht ist und nicht sein will — sondern dem lieben, guten Menschen, der uns da in seiner heiteren Ruhe und Herzensmilde so sympathisch entgegentritt, in Verehrung die Hände zu drücken. Wahrlich, wir verstehen jetzt nur umso besser, warum Rosegger auf seine Zuhörer noch so bedeutend inniger einzuwirken versteht, als auf seine Leser: in dem lebendigen Worte des Dichters gelangt ein gut Theil seiner Persönlichkeit am deutlichsten und unmittelbarsten zum Ausdrucke: eben jene Seite seines Ich, die ihn in seiner neuesten Gabe uns so liebenswert erscheinen läſst. Und jeder, der das vorliegende, nicht nur gut christliche, sondern g'radaus katholische Glaubensbekenntnis Roseggers mit Verständnis und Aufmerksamkeit liest, wird zugeben, dass ein solches Credo mehr glaubensfähige Menschen zum Glauben zurückzuführen vermöchte, als ungezählte — „Missionspredigten“. Denn „jene Dinge, die buchstäblich genommen“, sagt er — „Unsinn sind, deute ich mir eben zum Rechten“, und so findet er sich nach seiner Art unschwer mit ihnen ab, indem er ihnen solch tiefen, anziehenden, religiösen Sinn zu geben und sie aus ihrer starren, wunderlichen Form so glatt und schön herauszuschälen weiß, dass man diese starre, wunderliche Form beinahe als gut und schön und angemessen anzuschauen gezwungen wird. In seiner seelischen Anschauung kommen Glaube und Wissen nie in unlösbaren Widerspruch; er betrachtet beide nicht als heterogen, sondern gleichsam nur als verschieden entwickelte Blüten ein und desselben Stammes, dessen Wurzeln sich an der Grenze unserer menschlichen Erkenntnis alle gleichmäßig in demselben mystischen Dunkel verlieren. „Der Glaube ist das Wissen des Herzens“, sagt er an einer Stelle.

Und dieses an sich meist subtile und doch manchen Lebenslauf so gewaltig bestimmende Gefühl, es ist nicht nur eine angeborene, bei jedem Individuum verschieden ausgebildete Eigenschaft, es ist nicht nur die Grundlage und Bedingung jeder Religion, es ist die Religion selbst. „Religion kann man nicht sagen, nicht thun, man muss sie haben. Sie besteht nicht in Gedanken, nicht in Leistungen, sondern in einer persönlichen Eigenschaft.“

Der „Pester Lloyd“ sagt unter anderem:

„Roseggers ‚Mein Himmelreich‘ ist ein merkwürdiges Product der Zeit. Es enthält ‚Bekenntnisse, Geständnisse und Erfahrungen aus dem religiösen Leben‘, die der Autor im Laufe der Jahre gesammelt hat und die nun im Zeitalter der ‚Los von Rom‘-Bewegung sozusagen actuell geworden sind. Zwar gegen eines sträubt sich Rosegger mit allen Kräften: ihm widerstrebt es, die Religion in den Dienst des Parteikampfes zu stellen, und wenn er jenen, die „Los von Rom!“ rufen, grundsätzlich nicht abgeneigt zu sein scheint, so ist dies auf Gefühlsmomente zurückzuführen; er will in der Kirche seine Muttersprache hören, unter reinem Orgelklang deutsche Weihelieder vernehmen, mit einem Worte, er begreift, dass der nationale Gedanke den ersten Anstoß zur neuen Bewegung gegeben hat. Und schließlich geht aus allen seinen Darlegungen hervor, man müsse mehr Gewicht legen auf den Wein als auf den Krug. In der Vorrede weist er darauf hin, wie sich „im Gemüthe eines an Himmelheimweh leidenden Weltkindes die ewigen Dinge und ihr irdischer Abglanz widerspiegeln“. Mit der Weltkindschaft Peter Roseggers

nie verloren gehen wird, dass ich ewig leben und der Gottheit immer näher kommen werde? — Was das die Welt zu wissen braucht? Viele Hunderte haben mir gedankt für das Buch. „Es sei ihnen zum Troste, zur Erhebung geworden.“

In der „Internationalen Literaturzeitung“ (Leipzig) sagt Gustav Adolf Erdmann:

„Das Buch enthält wirklich ehrliche Bekenntnisse und Geständnisse, und wenn man alles, was Rosegger da schrieb, zusammenfasst, so ergibt das wirklich ein ‚Himmelreich‘, in dessen Besitz sich Rosegger wohlfühlen kann. Aber ich bemerke gleich: dies Himmelreich hat sich Rosegger für sich selbst geschaffen, die Pforte, die zu ihm führt, ist nicht für jede Individualität passierbar. Es ist ein individuelles Himmelreich, das man wohl anschauen, und an dessen Existenz man sich herzlich erfreuen kann; aber doch wird sich mancher gleichzeitig sagen: für mich passt es nicht, ich müsste es mir anders einrichten, um mich wohl darin zu fühlen! Gut, so thue! Rosegger wird niemandem davon abrathen, sich seinen eigenen Himmel zu bauen, er will vielleicht dadurch, dass er sein Himmelreich zeigt, nur den Menschen zurufen: wie ich mir mein Himmelreich gründete, so kann es jeder von euch auch thun und sich wohl dabei fühlen. Also folgt meinem Beispiel, meinem Denken und Fühlen braucht ihr nicht zu folgen!

Außerdem ist seine Auslegung des Glaubensbekenntnisses, wenn auch oft nicht mit der Wissenschaft in Einklang stehend, doch menschlich schön und tief ethisch, so dass ich sie trotz aller Proteste doch gern gelesen habe. Es thut nichts zur Sache, dass mein Himmelreich ein anderes Aussehen hat, die Hauptsache ist und bleibt, dass der Mensch schon hier auf Erden sein Himmelreich haben kann und hat, dies Zugeständnis ist mir tausendmal wichtiger, als alles andere.“

J. V. Widmann widmet dem „Himmelreich“ im Berner „Bund“ eine schöne und ernste Besprechung, in welcher unter anderem gerügt wird, dass die „unbefleckte Empfängnis Mariens“ Seite 35 missverstanden werde. Ich habe bereits im Jännerheft dieses Blattes erklärt, dass hier ein Druckfehler mitspielt, der bei neuen Auflagen berichtigt wird. Leider konnte es erst vom fünfzehnten Tausend ab geschehen.

Eine ausführliche, verständnisvolle und vornehme Besprechung brachte das „Grazer Tagblatt“ von Dr. Seelich. Aus dessen Charakterisierung des Buches:

„Rosegger betont seinen Glauben mit dem ruhigen, freudigen Bewusstsein eines Mannes, der mit jenem in uns Menschen unversieglichen, ebenso echt menschlischen als göttlichen Drange nach der Wahrheit gesucht und sich endlich etwas errungen hat, was er als seinen größten Schatz, als sein höchstes Heiligthum hütet, liebt und, wenn es noththut, auch vertheidigt: es ist seine Wahrheit, sein Glaube — sein Himmelreich.

Nicht eine aus kaltem Verstande geborene, religiös-philosophische Abhandlung ist es, was Rosegger im ersten Abschnitte seines Buches uns bietet — er versucht auch nicht, Beiträge zu einer Apologetik des Christenthums zu schreiben, wie ihm ja überhaupt alles Scholastische und Dogmatische tief innerlich verhasst ist — er entschleiert nur seine eigene religiöse Persönlichkeit vor unseren Augen und lässt uns anspruchslos und ohne besondere Absicht, ohne uns befehden, widerlegen, bekehren

‚Ich bin noch immer ein gar weltlicher Mensch. An keiner, keiner einzigen Sünde bin ich ganz unversehrt vorbeigekommen. Zur Erde schauend, fühle ich das Schicksal der Unseligen. Ich irre, ich leide, ich bange. Aber der Blick zu den Sternen rettet mich — ich glaube.‘

Gleich bei dem ersten Artikel leuchtet uns das einfältige, sonnig frohe Gottvertrauen strahlend entgegen. Die rechte christliche Hoffnungsfreudigkeit des Gotteskindes überwindet sieghaft alle Einwände des Zweifels und des Unglaubens. Das Schönste aber und der sichere Grund, auf welchem alles ruht, ist der Glaube an Jesus.

Bei seinem persönlichen, freien Standpunkt nimmt Rosegger das Recht für sich in Anspruch, alles in seinem Sinne zu deuten, was ihm, buchstäblich genommen, als Unsinn erscheint.

Als ein beredter Prophet und Volksprediger hat uns Rosegger sein Paradies in den glänzendsten Farben geschildert und dem Katholicismus eine so ideale Fassung gegeben, wie evangelische Christen es kaum für möglich halten mochten.

Da folgen zunächst auf das ‚Glaubensbekenntnis‘ drei ‚Legenden‘. Am tiefsten empfunden ist die zweite, in welcher der Heiland vor seinem Leidensgange noch einmal die letzte Rast, das Haupt im Schoße der schmerzensreichen Mutter sanft gebettet hält.

Das künstlerisch wertvollste Stück der ganzen Sammlung scheint mir die Erzählung: ‚Christ auf der Heide‘ zu sein. Hier schildert uns Rosegger mit gewohnter Meisterschaft sein Ideal. Eine einsame Gebirgsgemeinde tritt zum Protestantismus über. Sie bittet den ehrwürdigen, alten Pfarrer, mitzugehen. Er vermag das nicht. Trotzdem aber sorgt sie in treuer Liebe für seinen Lebensabend und räumt ihm in der evangelisch gewordenen Kirche einen Seitenaltar ein, an welchem er für die wenigen Katholiken Messe lesen kann.

Schier unerschöpflich ist der Dichter dann im Lobpreis ‚unserer lieben Frau‘, die ihm, dem armen Waldbauernbuben, geradezu eine zweite Mutter geworden ist. Man möchte es fast bedauern, dass alles Schöne und Herzbewegliche, was darüber gesagt wird, doch thatsächlich nur irrende Frömmigkeit und Menschenvergötterung genannt werden kann.

Den Schluss bildet ein letzter, köstlicher Lobpreis der Religion. Sie ist die Demuth im Menschen und der Hochmuth in Gott, ein Schutzorgan gegen die unendliche Trostlosigkeit dieses Lebens. Wer sie hat, dem kann nichts geschehen. Denn das Äußerste, was ihm widerfahren kann, ist sterben müssen. Und gerade darin liegt seine Erneuerung.

So ist ein religiöses Leben schön, gut und glücklich. Es müsste selbst dann gehegt und gepflegt werden, wenn Gott und ewiges Leben zweifelhaft wären, eben weil es schön, gut und glücklich macht. Das Modechristenthum, wie es jetzt vielfach wieder droht, ist Rosegger ein Greuel. Ja, ein redlicher Gottesleugner erscheint nach ihm auch vor Gott tausendmal mehr wert, als ein gleißnerischer Christ. Aber ‚wer reinen und treuen Herzens in seiner Weise nach dem Hohen strebt, der steht an der Schwelle des Himmelreiches. Und indem er etwa in heißem Wissensdurste trotzig den Schleier zerreißt, um die Wahrheit zu sehen, steht die Gottheit vor ihm in einer so unermesslichen Größe, Schönheit und Güte, dass der Mensch sein Zweifeln und Haschen vergisst und anbetend niedersinkt aufs Knie.‘

Ohne Frage, wir freuen uns über jedes mannhafte Zeugnis für den Glauben in dieser glaubensarmen Zeit. Es ist uns eine Stärkung, wenn ein Mann von so anerkannter Bedeutung kühn dem Aberglauben entgegentritt, als wäre es jetzt nicht mehr zeitgemäß, religiös zu sein, als müsste sich jeder Gebildete nur der Verwesung und des ewigen Stoffes trösten. Auch das gewichtige Wort, das in diesem

war es seit je nicht so weit her. Wie gern auch der steierische Dichter von irdischen Dingen fabuliert, ein Zug nach dem Transcendentalen findet sich in jeder seiner Schriften, und auch der Mysticismus blieb ihm nicht fern. So gilt denn ein wesentlicher Theil seines Buches den Glaubensartikeln und Bibelsprüchen, und mit dem ganzen Aufwand der Beredsamkeit seines Herzens sucht Rosegger nachzuweisen, dass er glaube, innig glaube, brünstig glaube, wenn auch nicht den Worten, so doch dem Sinn der Schrift. Er offenbart in seinem neuesten Werke sich als eine Art süddeutschen Egydis, dem das Gezänke über spitzfindige Dogmen zuwider ist und der seiner Seele Heil in einer allgemeinen, Alle umfassenden Kritik findet. Insoweit wäre das Buch weniger von literarischem, als von persönlichem Interesse. Aber was der Dichter fühlt, wird zum Gedicht, und so hat auch Rosegger manchem von dem, was er denkt und was er empfindet, so schönen poetischen Ausdruck verliehen, dass man an Propaganda und Tendenz vergisst, und die einschlägigen Capitel mit derselben Empfänglichkeit liest, wie etwa die altchristlichen Erzählungen Tolstois. Und dabei kommt einem noch Roseggers Persönlichkeit zu Hilfe, welcher den Schalk selbst dann nicht zu verleugnen vermag, wenn er vom Himmelreich spricht."

Das evangelische Blatt „der alte Glaube" in Leipzig widmet dem Buche eine eingehende Abhandlung, in der es bei verständnisvoller Charakterisierung unter anderem heißt:

„Der Mann hat die Tiefen und Höhen der Menschheit wie einer durchmessen. Aus dem armen Waldbauernbuben, dem ehemaligen Schneiderlehrling, ist ein Dichter geworden. Wenn irgendwo, so lag bei ihm die Versuchung nahe, in dem, was er geworden, zu verachten und zu verleugnen, was er gewesen, dem engen Gesichtkreis seiner Jugend hochmüthig und völlig den Abschied zu geben. Mehr als andere hat er unter dem harten Joche der ertödtenden kirchlichen Sitte und des Gebetszwanges geseufzt, schärfer als irgendjemand die Schäden des Aberglaubens erkannt. Aber auf dem Gipfel seines Ruhmes ist er doch immer mehr zum Glauben seiner Kindheit zurückgekehrt, ein ernster ‚Gottsucher', ein treuer Sohn seiner Kirche. Bei der freimüthigsten Bekämpfung unleugbarer Missstände gestattet ihm die Pietät doch nicht, aus einer Gemeinschaft endgiltig zu scheiden, welche ihn längst verketzert und zu den Todten geworfen hat. Im Gegentheil, er hofft noch immer im kindlichen Sinn, dass diese unverbesserliche Kirche ‚durch vernünftige Reform die unwiderstehlichste auf Erden werden könne.'

Aber die Krone von allem bleibt doch das neueste Werk. Hier spricht der Dichter wirklich zu seiner großen Gemeinde als ein Volksprediger im Laiengewande. Nicht eine Streitschrift, sondern ein bescheidenes Bekenntnis seines inneren Lebens will er darbieten. Was er selbst in seinem reichen Leben erfahren und erprobt hat, wird, wie es bei einer rechten Predigt sein muss, in schlichter und doch herzandringender Form vorgetragen.

Schon der Titel ist bezeichnend. Der berühmte Volkswirtschaftslehrer Roscher schrieb die ‚Geistlichen Gedanken'. Der Culturhistoriker Riehl hinterließ uns ‚Religiöse Studien eines Weltkindes'. Der Dichter Rosegger preist uns ‚sein Himmelreich'.

‚Er hat auch gottlos viel zusammengelesen', was über diese geheimnisvollen Dinge geschrieben ist. Aber das legt er alles beiseite, um allein zu sein mit sich selbst. Denn die Buchstabentüftelei zersetzt den Glauben. ‚Wollte ich', sagt er, ‚fremde Meinungen, Schriften und Dogmen mit hereinziehen, so würden zu meinen eigenen Irrthümern sicherlich auch noch fremde kommen und die Verwirrung wäre noch heilloser. Ich verlange nicht, dass man mir stets beistimmt, bin zufrieden, wenn man mich versteht.'

nicht in voller Klarheit vor Augen liegt, der Weg, den ungezählte evangelische Christen nach einer Jahrhunderte währenden Gnadenzeit noch nicht einmal so ernstlich suchen wie er."

Im Weiteren wissen zahlreiche evangelische Blätter genug Unbefangenheit aufzubringen, um das Buch im katholischen Sinne wohlwollend zu beleuchten. So schreibt der „Schweizerische Protestant":

„Man weiß, wie Rosegger über Gott, Christus, Bibel, Kirche denkt. Er redet sehr aufrichtig heraus. Dabei ist das Hervorstechende, dass er für die katholische Kirche eine außerordentlich große Liebe und Pietät hat, in der er ihr alles zum Guten auslegt. Auch in der Messe, in der Ohrenbeichte, in der Marienverehrung findet er Heiliges, denn er fasst alles von der schönsten, idealsten Seite. Indem er das apostolische Glaubensbekenntnis Artikel um Artikel durchgeht, findet er alles schön, tiefsinnig, wahr, auch die Höllenfahrt Jesu, die unbefleckte Empfängnis und die Auferstehung des Fleisches. Warum? Weil er in alles sein eigenes, kindlich frommes, poetisch vertiefendes Rosegger-Gefühl hineinlegt. Auch er ‚weiß, wie nach den uns bekannten Naturgesetzen es nicht möglich ist, dass ein todter Menschenleib als solcher lebendig werden kann"; er ist im Grund so aufgeklärt wie irgend jemand, aber wo ein anderer bloß Aberglauben sieht, findet er, es bedeute doch immer noch etwas und zwar Gutes, Großes. Alles wird ihm Symbol und als Symbol wertvoll. Vor dem Beweisen empfindet er Angst; eine Religion, die sich beweisen ließe, wäre ihm keine Religion mehr. Wie jeder tiefangelegte Mensch findet er an der Wurzel aller Dinge ein unlösbares Geheimnis. So ist Rosegger der beste, treueste Katholik, der sich denken lässt."

In diesem Sinne sind die meisten der Besprechungen gehalten. Ignoriert wurde meines Wissens das Buch bisher größtentheils von der liberalen Großstadtpresse und ausnahmslos von den clericalen Blättern. Diese drücken sich an dem Buche vorbei, ihm nur gelegentlich einen Rippenstoß versetzend, ohne den Muth zu haben, ihm offen ins Auge zu schauen. So pflegt diese Presse aus eingehenden Besprechungen (mit gewissenhafter Umgehung anerkennender Theile) die tadelnden Stellen gegen mich abzudrucken, ohne aber das Buch je mit Namen zu nennen. Trotzdem dürfte von den bisher gestellten 25.000 Exemplaren wohl ein Drittheil in die katholischen Länder gewandert sein — hoffentlich nicht zum Schaden des religiösen Lebens. Dem rein dogmatischen Maßstabe wird und *darf* dieses Buch nicht entsprechen. Nicht Unkenntnis, sondern Zurücksetzung der Kirchendogmen wird ihm vorzuwerfen sein — und das verantworte ich.

Peter Rosegger.

Buche für die evangelische Bewegung in Österreich bei aller zarten Schonung und Pietät gesprochen wird, ist der Beachtung wert. Wer weiß, ob die gewohnte Unduldsamkeit der Priester nicht doch schließlich auch diesen milden Geist aus seiner unhaltbaren Mittelstellung heraus und ganz in das evangelische Lager drängen wird!

Und doch ist unsere Freude an dem Buche getheilt. Der durchaus moderne Zug, der durch das Ganze weht, die schrankenlose Willkür in religiösen Dingen, die ihm den größten Beifall in weiten Kreisen des liberalen Protestantismus eintragen wird, offenbaren sich gerade hier als eine ernste Gefahr. Wo alles, sei es auch in noch so schöner Weise, nach den Grundsätzen kindlicher Pietät und geistvoller Ästhetik beurtheilt wird, gewiss, da läſst sich manches tragen, treffend versinnbildlichen und in seinen Einwirkungen auf das Menschenherz preisen. Aber der feste Grund der thatsächlich gegebenen Wahrheit fehlt. Und an dem schönen, glänzenden Gebäude, das der Glaube errichtet, um in ihm selig zu leben, wird der Ungläubige doch wohl erst recht achselzuckend vorübergehen, wird mit Goethes Faust sagen: ‚Gefühl ist alles! Name ist Schall und Rauch, umnebelnd Himmelsgut.'

Ein anderes kommt aber hinzu. Hier fehlt, was einem Luther die rechte persönliche Freiheit gegenüber allem starren Kirchenglauben des Mittelalters verlieh, jene eine Erfahrung, ohne welche kein Mensch in das Paradies des vollen, bewussten evangelischen Glaubens dringt. Ich meine die ernste Erfahrung von Sünde und Gnade. Sie mangelt bei Rosegger nicht ganz. Aber in der vollen Tiefe, wie ein Luther, ein Paulus sie nach dem Evangelium gemacht und gepredigt haben, suchen wir sie bei ihm vergebens.

Das ist der schwächste Punkt des Buches, das auch hier wieder eine merkwürdige Verwandtschaft mit den modernen Anschauungen der liberalen evangelischen Theologie verräth. Rosegger kennt keine Erbsünde.

Darum ist seine Predigt von der Gnade ganz die katholische. „Wir müssen die begangenen Sünden möglichst gut machen. Soweit seine Kraft reicht, soll der Mensch selbst dem guten Gewissen zustreben. Und erst, wo sie aufhört, die Verdienste Jesu anrufen. Aber nicht gleich in vornherein auf Rechnung der Verdienste Jesu drauf lossündigen, um hinterher bloß ‚büßend' auf die Brust zu klopfen: Herr, sei mir armem Sünder gnädig! Jesus wollte den Menschen doch nicht erniedrigen zu einem sich in unendlichem Schuldbewusstsein windenden Wurm, sondern erheben zu einem gerechtfertigten, jauchzenden Kinde Gottes.'

Diese Sätze reden eine deutliche Sprache. Sie zeigen uns: Bei allem treuen Ringen hat Rosegger den Kern des Evangeliums doch nicht erfaſst. Das Wunder des Glaubens, daſs Jesus gerade den in unendlichem Schuldbewusstsein sich windenden Wurm ohne Verdienst, allein aus Gnaden, rechtfertigt und zum Kinde Gottes macht, bleibt ihm fremd.

‚In einer religiös aufgeregten Zeit erscheint dieses Buch. Es schaukelt gleichsam wie ein Schifflein auf dem Meere zwischen der Flut himmlischer Anziehungskraft und der Ebbe irdischer Schwerkraft'; so schreibt unser Dichter in dem kurzen Vorwort.

Ohne Frage, wir haben unter der Kanzel dieses Volkspredigers etwas gespürt von jener Flut, welche mit mächtigen Wogen die Seele aufwärts hebt. Wir kennen auch alle die Ebbe des Zweifels, des trotzigen Weltsinnes und des kleinmüthigen Verzagens, welche so oft vor den dunklen Fragen des Lebens die Seele abwärts zieht. Keiner von uns darf es wagen, den Mann zu richten, der hier freimüthig sein Schwanken bekennt, keiner sich wundern, wenn ihm der Weg zum Leben noch

vierzigjähriges Regierungsjubiläum war, blieb er ruhig auf diesem Schlosse sitzen und gieng nicht heim in sein Reich. Die wichtigste Körperschaft des Landes ist der landwirtschaftliche Verein, der zur Feier des vierzigjährigen Regierungsjubiläums Seiner Durchlaucht eine Viehprämie für Zuchtthiere stiftete. Seit seiner vierzigjährigen Regierung soll der Fürst nur zweimal dort gewesen sein. Aber wenn sie was brauchen daheim, sei es für Verkehrsmittel, für Landwirtschaft, Schulen, Wohlthätigkeitsanstalten, Elementarschäden, so hat er eine offene Hand. Auch wenn Landsleute in fremden Ländern an seinen Schlössern anklopfen, so geschieht es nie vergebens, falls er anwesend ist.

Daheim hat der Fürst seinen ständigen Landesverweser — derzeit Cabinetsrath Freiherr Karl von In der Maur auf Strelburg und zu Freifeld. Der Verweser hat zwei Landräthe, einen Secretär und einen Landtag von fünfzehn Mitgliedern zur Seite — und das ist die Regierung. Aber nichts weniger als eine absolutistische. Drei Landtagsabgeordnete werden allerdings vom Fürsten ernannt, zwölf aber vom Volke gewählt. Jeder Liechtensteiner, der vierundzwanzig Jahre alt und im Genusse der bürgerlichen Ehrenrechte ist, hat das Wahlrecht und — nun höre man aber! — auch die Wahlpflicht! Sie müssen wählen. So schlecht steht es um die bürgerliche Freiheit im Fürstenthum Liechtenstein. — Die fünfzehn Volksvertreter werden auf vier Jahre gewählt und beziehen Tagesgelder. Gezankt und geschimpft wird in diesem Parlamente nicht, bloß gearbeitet. Denn nun kommt noch ein Mangel, der in keinem der modernen Staaten zu finden ist: In Liechtenstein gibt es keine Parteien. Wie Karl Gußmann in einem Berichte sagt und der „Türmer" beigibt, dem wir diese Darstellung ablauschen, herrscht im Parlamente zu Vaduz ein grundsolider, verständiger, im besten Sinne conservativer Ton. Es gibt weder einen Radicalen, noch sonst einen Oppositionisten, nicht einmal einen „Genossen", obschon das Ländchen auch eine Industrie hat, nämlich zwei große Spinnereien. — Und das nennt sich ein Parlament?

Wo steckt aber der Fehler? Es mangelt in diesem unglücklichen Lande der Hauptculturträger — die Presse! Im ganzen Lande gibt's nicht eine einzige Druckerei, nicht eine einzige im Lande hergestellte Zeitung. Ein „Liechtensteiner Volksblatt" für amtliche Kundgebungen, das wöchentlich einmal erscheint, wird drüben in der Schweiz gedruckt. Ferner gibt es keinen Culturkampf, denn das ganze Reich ist katholisch, hat aber nicht einmal einen Bischof. Es gehört zum schweizerischen Bisthum Chur. Ein klein bißchen Nationalismus spielen sie nur insoferne, als zwar der allergrößte Theil der Bevölkerung alemannisch ist, ein kleiner Theil aber, die Triesenberger, als aus dem Walserthal eingewandert gelten, demnach im Verdachte stehen, etwa romanisches Blut in sich zu haben. Das wird manchmal betont, aber deswegen keine Feindschaft nicht.

Ein Staat am Rhein — klein aber fein.

Wie „nothwendig" die großen Staaten sind, das beweist so recht klar das Fürstenthum Liechtenstein.

Dieser kleinste der Kleinstaaten liegt eingezwängt da hinten zwischen Vorarlberg und der Schweiz. Wir glücklichen Bürger eines Großstaates empfinden es ordentlich, wie sie zwischen den beiden Mühlsteinen gequetscht werden, die armen Liechtensteiner. Sie selber scheinen von Quetschung und Druck nicht viel zu empfinden.

Allerdings, dass es in diesem Fürstenthum keine Steuer gäbe, ist ein liebliches Märchen. Zu unserer Beruhigung sei es gesagt, es gibt nichts Steuerloses auf der Welt, als etwa — ein untergehendes Schiff. Aber die Liechtensteiner wissen, wofür sie ihre geringen Steuern leisten. Das Liechtensteinische Staatsbudget von 1896 stellt sich so: Einnahmen 207.251 Gulden, Ausgaben 199.538 Gulden. Activvermögen 194.484 Gulden! Also ein Reich ohne Staatsschulden! Und so etwas will am Ende auch noch mitthun! — Es könnte freilich noch mehr Geld haben. Da sind schon Anfragen gekommen an den Fürsten, ob er nicht Spielbanken errichten lassen wollte, die wie in Monaco, San Marino jährlich Millionen von Steuern zu zahlen erbötig wären. Diese sauberen Herren sind so schroff abgewiesen worden, dass sie sobald nicht wieder kommen werden. Der Fürst ist eben zufällig auch ein Edelmann.

Das Fürstenthum prägt sein eigenes Geld nach österreichischer Währung, aber das verschwindet auf dem Weltmarkt, wie Tropfen auf heißem Eisen. Die Sammler geben hohes Agio dafür. Zu Neujahr 1899 erfolgte die Ausgabe von 1500 Zwanzigkronen-, 1500 Zehnkronen-, 5000 Fünfkronen- und 50.000 Einkronenstücken. Auch diese sind heute schon in den Sammelkästen verschwunden. Wenn das Fürstenthum anstatt österreichische Briefmarken liechtensteinische hätte — was wäre das für ein Balgen darum bei den Sammlern!

Dieser Staat ist ein Curiositätenstück, schon darum, weil er — keine Schulden hat. Kein Welttheil hat eine Staatensammlung, in der ein so wertvolles Stück vorkäme! Und das Fürstenthum hat auch keine Civilliste. Der Fürst besorgt das Regieren gänzlich kostenfrei. Nur einen Fehler hat dieser Fürst, der den getreuen Staatsbürgern viel Herzeleid macht: Er ist fast nie daheim, lebt immer außer Landes, am liebsten zurückgezogen auf seinem Schlosse Eisgrub in Mähren, wo er vor sechzig Jahren geboren worden ist. Sogar, als vor zwei Jahren sein

wüsten gar oft große Strecken des schönen Alpenthales, und Hunderttausende müssen alljährlich aufgewendet werden, um das Unheil einzudämmen. Aber durch das völlig einheitliche Zusammenwirken wird auch der Riese gebändigt. So dass die Bewohner dieses Landes in ruhiger Arbeit und in frohem Genusse des Lebens friedlich ihre Tage genießen können.

Soweit kann es kommen, wenn ein Staat altmodisch nur seinen bürgerlichen Pflichten genügen will, nicht nach äußerer Macht strebt, wenn er klein bleibt, ohne König, ohne Militär, ohne Bischof, ohne Zeitung, ohne — Schulden.

Hans Malser.

Hausmittel.

Von **Dr. Ernst Schneider.**

Gewöhnlich versteht man unter Hausmitteln solche Mittel, die man im Hause halten und ohne complicierte Geräthschaften zubereiten kann, die auch ohne ärztliche Verordnung gebraucht werden, und, wenn falsch angewendet, keinen erheblichen Schaden anrichten können. Diese Anschauung hat schon viel Unheil angerichtet: es sind keineswegs alle Mittel an sich ungefährlich — es sei an das Ricinusöl, die Arnica erinnert — und selbst das an sich harmloseste Mittel kann verhängnisvoll werden, wenn man mit seiner Anwendung die Gelegenheit versäumt, das gerade im vorliegenden Falle einzig helfende Medicament oder den rettenden chirurgischen Eingriff zur rechten Zeit wirken zu lassen. Dabei spreche ich hier keineswegs von Geheimmitteln und Sympathiemitteln, von denen die einen nicht controlierbar sind, die anderen lediglich bei eingebildeten Krankheiten abergläubischer Personen Erfolg haben können, und deren Spender die Speculation auf die Dummheit und Hilflosigkeit der Menschen gemeinsam haben. Auch erwarte der Leser nicht, im Folgenden eine Anleitung zur Behandlung der Krankheiten mit Hausmitteln zu finden. Das hieße ein leichtsinniges und gefährliches Spiel treiben; denn die Kunst und Wissenschaft, Kranke zu behandeln, lernt man durch Lectüre ebensowenig, wie etwa die Fertigkeit, eine in Unordnung gerathene Maschine, z. B. eine Uhr instand zu setzen. Zu dem einen wie zu dem anderen gehört Wissen, geübte Beobachtungsgabe und Erfahrung. Es kommt mir hauptsächlich darauf an, an Beispielen die Bedeutung der Hausmittel auch in der heutigen Heilkunde nachzuweisen.

Dabei drängt sich zuvörderst die Wahrnehmung auf, dass die einfachsten und am leichtesten zu erlangenden Mittel die wichtigsten sind. Jedem ist bekannt, welche große Rolle das Wasser in seinen drei

Alle Welt steht heute unter dem Zeichen des bewaffneten Friedens, das Reich Liechtenstein aber unter dem Zeichen des waffenlosen Krieges. Obschon es kein Militär hat, soll es mit Preußen im Kriegszustande leben! Und zwar noch von 1866 her. Damals sollen die Preußen vergessen haben, mit dem Fürstenthum Frieden zu schließen. Dieses hatte bis dahin zur deutschen Bundesarmee zwei Officiere, fünfzig Scharfschützen und einen Trommler zu stellen, im Kriegsfalle sogar eine Armee von einundneunzig Mann. Dieses Heer nun zog im Jahre 1866 mit Trommelschlag und Hörnerschall aus, um zur Tiroler Landwehr zu stoßen und gegen Preußen ins Feld zu ziehen. Auf dem Arlberg angelangt, hörten sie das Wörtchen „Königgrätz!" Das genügte. Die Heersäule machte rechtsumkehrt und zog wieder heim nach Vaduz. — Dieses Geschichtchen ist wohl nur zum Spott erfunden worden, weil nicht bloß einer, der den Schaden, sondern auch einer, der den Nutzen hat, unter Umständen für den Spott nicht zu sorgen braucht. Übrigens wird behauptet, dass der Beschluss des deutschen Bundestages, der auch die Liechtensteiner ins Feld rief, dem Wortlaute nach nicht gegen Preußen gerichtet gewesen sei. Nun — gut für Preußen!

Die einzige bewaffnete Macht des Landes besteht aus fünfzig österreichischen „Finanzern", Zollbeamten, die im Hochgebirge die Pascher und Schmuggler abzufangen haben und dafür vom Ländchen besoldet werden.

Das Fürstenthum Liechtenstein kann genau das Datum nennen, wann es gegründet worden ist. Vor zweihundert Jahren kaufte Fürst Johann Adam Andreas Liechtenstein dem halbverkrachten Grafen Jakob Hannibal von Hohenembs-Gallara-Vaduz die Herrschaft Schellenberg ab, für 115.000 Gulden — und damit waren Land, Staat und Nation Liechtenstein gegründet. Bald darauf ist der junge Staat zum deutschen Reichsfürstenthum erhoben worden. Die liechtensteinischen Schulkinder, sind sie nicht zu beneiden um eine solche Einfachheit der vaterländischen Geschichte? Und auch der Geographie. Sechzehn Ortschaften. 10.000 Einwohner. Stadt keine. Auch die Metropole Vaduz (Vallis dulcis, das liebliche Thal) ist ein Dorf mit 1200 Einwohnern.

Meine schöne Leserin! werden Sie nicht das Näschen rümpfen über diesen Staat? Ganz ohne Militärmacht! Gemach, vielleicht beneiden Sie noch die Liechtensteinerinnen, denn da es dort weniger Frauen als Männer gibt, so ist nach ersteren größer Nachfrage und wenn eine trotzdem „alte Jungfer" bleibt, so habe sie — meint der „Türmer" — es sich selber zuzuschreiben.

Die einzige große Sorge des Fürstenthums ist der Rhein. Der schöne deutsche Rhein! Für den Liechtensteiner hat die „Wacht am Rhein" eine besondere Bedeutung. Die Wildwässer dieses Stromes ver-

Kaltes Wasser, in größeren Quantitäten getrunken, vermindert, wenn auch nicht erheblich, die erhöhte Körperwärme und wird daher, mit Fruchtsäften, wie Citronen-, Apfelsinen- oder Himbeersaft vermischt, als altbewährtes Fiebergetränk geschätzt. Sterbenden spendet man mit frischem Wasser die größte Erquickung, die ihnen kein anderer Trank auch nur in annäherndem Maße verschaffen kann. Noch mächtiger als durch Wassertrinken wird das Fieber mit kalten Bädern, kalten Packungen und Umschlägen bekämpft; daher dieses einfache Mittel, dessen Technik und wissenschaftliche Begründung jedoch eingehendes Studium verlangt, in allen fieberhaften Krankheiten ausgedehnte und mannigfache Verwendung findet. Besonders haben die Erfolge des kalten Wassers in der Behandlung des Typhus großes und berechtigtes Aufsehen gemacht und das Grauen vor dieser immerhin gefährlichen Krankheit vermindert. Vielen „Nervösen" und wirklichen Nervenkranken haben kalte Abreibungen, Douchen und Bäder Hilfe und Linderung gebracht. Nie sollte bei ernsteren Leiden ein Laie die Form und die Temperatur der Wasseranwendung bestimmen, weil Übertreibungen ebenso schädlich sein können, ja noch schädlicher als gänzliche Unterlassung; kranke Nervensysteme oder kranke Blutgefäße vertragen extreme Temperaturen schlecht.

Behaglicher als das kalte Wasser pflegt den meisten das warme zu sein. Warmes Wasser, auf die Haut appliciert, bringt die Blutgefäße der Haut zur Erweiterung, macht also die Haut blutreicher und erhöht ihre Thätigkeit. Dadurch wird das Blut aus den tiefer liegenden Theilen nach der Haut abgeleitet. Es ist demnach verständlich, wieso heiße Umschläge unter Umständen denselben Erfolg haben können, wie kalte: sie machen beide tiefer liegende Theile blutleer. Doch ist daraus nicht die Folgerung abzuleiten, dass es gleichgiltig sei, ob man heiße oder kalte Umschläge anwende. Der bekannte Prießnitz'sche Umschlag, mit Recht eines der beliebtesten Hausmittel, wirkt anfangs als Kälteanwendung, nimmt aber bald die Wärme des Körpers an und gleicht dann dem warmen Umschlage. Er hat vor dem heißen Umschlage den Vorzug, dass er sich nicht abkühlt, sondern erwärmt, und deshalb länger liegen bleiben kann; heiße Umschläge dagegen müssen öfter erneuert werden, wirken dafür allerdings intensiver. Der Prießnitz'sche Leibumschlag bewirkt, indem er das Blut nach der Haut des Unterleibes und des Rumpfes zieht, eine relative Blutleere des Gehirns und gilt deshalb als ein gutes Schlafmittel, das vor den leider zu leicht erhältlichen Brompräparaten den Vorzug der Unschädlichkeit für die Nerven voraus hat.

Um die Wärme länger zu erhalten, kann man entweder das wärmende Mittel in dickerer Schicht auflegen, also die sehr praktischen Leinsamen- und Breiumschläge anwenden, oder die heiße Compresse in

Aggregatzuständen in der Heilkunde spielt. Es ist eben das bequemste Mittel, um jede beliebige Temperatur auf den Körper einwirken zu lassen. Das Eis, gewöhnlich mittels eines Gummibeutels appliciert, bewirkt eine Zusammenziehung und somit Verengerung der Blutgefäße; infolgedessen erhalten die von ihnen versorgten Organe weniger Blut. Das ist von außerordentlicher Wichtigkeit bei allen heftigen und schmerzhaften Entzündungen, die ja mit Überfüllung des entzündeten Organs mit Blut und Veränderungen der Gefäßwände einhergehen. So ist das Eis z. B. bei Bauchfell- und Gehirnhautentzündungen nicht allein segensreich, weil es den Schmerz stillt, sondern auch, weil es die Ausbreitung der Entzündung hindert. Diese Fähigkeit, die Blutgefäße zusammenzuziehen, macht auch die Erfolge des Eises bei der Stillung der Blutungen innerer Organe, z. B. der Lunge oder des Magens erklärlich. Der Blutungen äußerer Theile freilich kann man unmittelbarer Herr werden. Ebenso ist die Beruhigung, die der Eisbeutel den an Blutwallungen zum Herzen oder zum Kopf Leidenden spendet, seiner Wirkung auf die Blutgefäße zuzuschreiben.

Ist das Eis hauptsächlich für den schon Erkrankten von großem Segen, so vermag das frische, kalte Wasser viel zur Verhütung von Krankheiten beizutragen, da es das hauptsächlichste Abhärtungsmittel ist, das sich ja zwar stetig wachsender, aber noch nicht genügender Verbreitung erfreut. Es bedarf zur Abhärtung keiner kostspieligen Geräthschaften. Eine Wanne, ein Schaff, mit Wasser in einer Schicht von 1 bis 2 Decimeter gefüllt, genügt; hat man noch einen großen Schwamm, umso besser. Wer jeden Morgen nach dem Aufstehen, in dieser Wanne stehend[1]) und aus ihrem Wasser schöpfend, schnell — in einer oder zwei Minuten — seine ganze Körperoberfläche mit Wasser bespült, sich dann unter kräftigem Reiben abtrocknet und, um nach der plötzlichen Wärmeentziehung durch Bewegung wieder warm zu werden, sich schnell anzieht, der wird frisch sein Tagewerk beginnen und mancher Erkältung Trotz bieten können. Eine solche Morgenwaschung ist ein wirkliches Hausmittel, nützlicher als mancher Kräutertrank, und in dem kleinsten Haushalt durchführbar; sie ist umso schätzenswerter, als sie immerhin einigen Anspruch an Selbstüberwindung und Energie stellt und so auch erzieherischen Wert hat. Dazu möchte ich jedem, besonders den Leuten mit sitzender Lebensweise, rathen, nüchtern ein großes Glas Wasser zu trinken. Das ist außerordentlich günstig für die Function, in der mit Narciß viele andere eine Vorbedingung zum glücklichen Leben sehen, für die Verdauung, und macht Brandt'sche Schweizerpillen und Haberecht'schen Thee meist überflüssig.

---

[1]) Es ist rathsam, hierbei die Füße wassertretend in Bewegung zu halten. (Die Red.)

Wenn man den Magen mit zu vielen oder schwer verdaulichen Speisen überladen hat, ist heißes Wasser, in großen Zügen getrunken, nützlich, indem es entweder zum Erbrechen oder somit zur Entleerung der schädlichen Massen führt oder sie wenigstens im Magen verdünnt. Anstatt dessen pflegt man in solchen Fällen mit einem Cognac oder einem anderen alkoholischen Getränk, das den überreizten Magen zu neuer Thätigkeit anregen soll, das Tüpfelchen auf das i zu setzen, das heißt, den Magen erst recht zu verderben. Ist dieser Zustand aber erst einmal eingetreten, so ist Fasten, bis sich mächtiger Hunger regt, das beste Hausmittel und überdies das billigste. Häringe, „magenstärkende" Tropfen und Schnäpse und dergleichen sind zum mindesten überflüssig. Dabei ist nicht genug vor dem leichtsinnigen Gebrauch des Ricinusöls, das sich leider immer mehr als Hausmittel einbürgert, zu warnen; denn es ist überhaupt kein Mittel für den Magen, sondern für den Darm, und ist auch da sehr häufig durch die viel harmloseren Wassereingießungen zu ersetzen, die freilich etwas mehr Ansprüche an die Umgebung des Kranken stellen, als das Eingeben des widerlich schmeckenden Ricinusöls.

Wasserdämpfe werden zweckmäßig, um zähen Schleim zu verflüssigen, zu Einathmungen bei Erkrankungen der Athmungswege und an Stelle von Sitzbädern zu schmerzstillenden Bähungen bei Stuhl- oder Harnzwang benutzt; zu diesem Zwecke setzen manche dem heißen Wasser die getrockneten Blüten der Katzenpfötchen oder der Kamillen zu, was unschädlich, aber auch unnöthig ist. Auch bei von Erkältung stammenden Ohren- und Zahnschmerzen haben Bähungen zuweilen Erfolg.

In der großen Vielfältigkeit der Anwendung kommt die Milch dem Wasser gleich. Weil sie alle zum Leben nothwendigen Stoffe in einer leicht verdaulichen und bequem abzumessenden Form darbietet, ist sie gerade für den geschwächten Körper ein unübertreffliches Nahrungsmittel, und weil ihre Verarbeitung die angegriffenen Organe nur wenig in Anspruch nimmt, ein Mittel zu ihrer Schonung, also geradezu ein Heilmittel. Es gibt daher kaum eine Krankheit, bei der man den Milchgenuss nicht empfohlen hat; nur bei Durchfällen ist sie nicht verwendbar, und wo viele Flüssigkeit schlecht vertragen wird, zum Beispiel bei Magenerweiterungen. Allgemein bekannt sind die Erfolge, die man bei Lungenleidenden, Blutarmen, Nierenkranken, bei gewissen Magenkrankheiten mit einer Milchcur oder wenigstens mit reichlichem Milchgenuss erreicht hat. Immerhin stellt die Milch an die Verdauungsorgane doch einige Anforderungen, so dass man nicht kritiklos jedem Kranken ohne weiters und ohne Einschränkung Milch verordnen kann. Menschen, die eine unüberwindliche Abneigung gegen Milch haben, kann man sie durch Zusatz geringer Mengen von Kaffee, Gerstenschleim, Cognac, Kalkwasser

einen schlechten Wärmeleiter, wie Flanell einhüllen. Die Domäne der heißen Umschläge und der warmen Bäder sind Krankheiten mit krampfartigen Schmerzen, also Magen- und Darm-, Blasen- und Nieren-Koliken, Rheumatismus und Gicht. Aus der physiologischen Wirkung des warmen Wassers erklärt sich auch die Wohlthat warmer Bäder nach körperlicher und geistiger Überanstrengung; das kalte Bad würde dann an den geschwächten Organismus nur eine neue Anforderung stellen. Es ist daher eine uralte Volkssitte, dem Gastfreunde, der eine längere Reise hinter sich hat, ein warmes, nicht ein kaltes Bad anzurichten. Die Erfrischung, die ein warmes Bad gewährt, wird durch Zusatz von Pflanzenabkochungen, von Kamillen, Pfefferminze und den in Gebirgsgegenden beliebten Fichtennadeln- oder Krummholznadelabsuden, erhöht. Ein solches Bad nach einer anstrengenden Hochgebirgstour beruhigt die Aufregung des Herzens und der Nerven, verwandelt die Erschöpfung in ein wohliges Ruhebedürfnis, reinigt die Haut von Schweiß und Staub und regt sie, besonders durch die in ihm enthaltenen aromatischen Stoffe, zu lebhafter Thätigkeit an. In manchen Gegenden werden mehr die ähnlich wirkenden Ameisenbäder gebraucht.

Leider sind die warmen Bäder mehr ein Hausmittel für wohlhabendere Leute, als für das „Volk". Der „kleine Mann", besonders der Proletarier der großen Stadt, kann nicht zu Hause baden. Es wäre die dankbare Aufgabe einer hygienischen Bauordnung, dafür zu sorgen, dass in jedem Stockwerke einer Mietskaserne ein oder mehrere Baderäume den Mietern zur Verfügung stehen müssen.

Handlich und sehr brauchbar zu längerem Warmhalten einzelner Glieder sind die schon den alten Ägyptern bekannten Ein- oder Umhüllungen mit heißem Sand. Sand nimmt mehr Wärme auf und gibt sie langsamer ab als das Wasser; daher verträgt ein Körpertheil höhere Wärme in einer Umhüllung von heißem Sande, der überdies noch das Gute hat, durch seine Trockenheit und seine unzähligen Körnchen die Haut kräftig zu reizen.

In genügender Menge getrunken, vermehrt heißes Wasser die Schweißabsonderung und die Harnausscheidung. Das ist wohl auch der Hauptgrund, warum gewisse Thees, wie Flieder- und Lindenblütenthee, deren Wirkungen Zusatz von Zucker- und Citronensaft unterstützt, als Hausmittel gegen Erkältungen so geschätzt werden; kalt genommen, würden sie wenig nützen. Der Schweiß lindert die hauptsächlichsten und lästigsten Symptome einer Grippe, die Eingenommenheit des Kopfes und die Abgeschlagenheit, und heilt vielleicht auch, indem er mancherlei schädliche Stoffe — modern ausgedrückt: Stoffwechselproducte der Bakterien — aus der Haut wegschwemmt. Der Zusatz der genannten Theearten zum heißen Wasser ist nicht unbedingt nöthig, erhöht aber zweifellos die Wirkung.

Nährwert haben. Auch bei Reizzuständen des Kehlkopfes und der Luftröhre scheinen sie gut zu thun.

Einen den Schleimsuppen entgegengesetzten Einfluss auf die Verdauungsorgane hat das Obst, das seit alten Zeiten, weil es wegen seines Gehaltes an Zucker und Pflanzensäuren abführend und harntreibend wirkt, von Leuten mit träger Verdauung, aber doch im wesentlichen gesunden Verdauungsorganen mit gutem Erfolge gebraucht wird. Einige Arten, wie Pflaumen, Äpfel, rohe und gekochte, sowie Weintrauben, sind besonders beliebt. Dieser Erfolg wird noch befördert durch Schrotbrot, also Brot, das die nahrhaften Eiweißkörper der äußeren Schicht, aber auch die unverdaulichen, den Darm mechanisch reizenden Zellstoffbestandtheile der Hülse des Getreidekorns enthält. Viele preisen daher eine derartige Diät, aus Dankbarkeit für die Befreiung von den ihnen lästigsten und auffallendsten Verdauungsbeschwerden, als Panacee gegen alle möglichen anderen Leiden. Früher hielt man die Erdbeeren für besonders heilbringend den Gicht- und Steinkranken, doch kann man ihnen bei strengerer Kritik nur Wohlgeschmack und Unschädlichkeit nachrühmen. In den letzten Jahren fand die mit großem Lärm und vielfacher Begeisterung als neu eingeführte, aber in Wahrheit alte und längst verlassene Citronencur wiederum Eingang beim großen Publicum. Es sollten Leber-, Magen-, Nierenkrankheiten mit Sicherheit geheilt werden, wenn man täglich neun und noch mehr Citronen genösse. Das ist ungesund, weil die Aufnahme einer so großen Säuremenge — eine Citrone enthält bis neun Procent Citronensäure — die Schleimhäute des Magens und Darmes schädigen kann, und auch unrichtig, wie viele Misserfolge gezeigt haben. Auch ist es nach kurzer Zeit wieder stiller geworden von der Citronencur. Immerhin ist die Citrone eine Frucht, die kein Arzt bei der Krankenbehandlung entbehren möchte, da sie ein wesentlicher Bestandtheil der erquickenden und wohl auch ein wenig temperaturerniedrigenden Limonade ist. Nebenbei bemerkt, das Saugen an einer zerschnittenen Citrone kann ich als ein vorzügliches Mittel zur Stillung des Durstes, zur Erfrischung und zur Abkühlung bei körperlichen Strapazen, wie Bergbesteigungen, langen Märschen, rühmen; das kann in solchen Fällen, wo Trinkwasser nicht gerade immer zur Hand ist, für viele Stunden jede andere Flüssigkeitszufuhr entbehrlich machen. Bekannt ist, dass Abreibungen mit Citronenscheiben, übrigens auch Essigwaschungen, die entkräftigenden Schweiße, unter denen Lungenkranke oft leiden, erheblich mildern, und dass Frostbeulen gut abheilen, wenn man sie mit Citronenscheiben bedeckt; das rührt daher, dass Citronensäure und Essigsäure, in verdünnten Lösungen kurze Zeit angewendet, die kleinen Blutgefäße einer erschlafften Haut sich zusammenziehen lassen und die Absonderung und Zersetzung des Schweißes hindern.

erträglich machen. Weniger verbreitet, als ihrem Werte entspricht, sind die Buttermilch, bei uns schon ein altes, und der Kefyr, ein neueres, sich erst einbürgerndes Hausmittel. Die Buttermilch, an Nährstoffen, besonders an Fett, ärmer als die Vollmilch, stellt noch immer ein gutes Nahrungsmittel dar und hat wegen ihres Reichthums an Milchsäure einen vielen zusagenden, frischen Geschmack und leicht abführende Wirkung, was außer bei der Behandlung der habituellen Stuhlverstopfung auch bei vielen fieberhaften Krankheiten sehr willkommen ist. Der Kefyr, ursprünglich ein Nahrungs- und Heilmittel kaukasischer Bergvölker, ist das Product der Einwirkung der Kefyrkörner auf die Milch. Die Kefyrkörner bestehen aus Hefezellen und einer Art von Bakterien, die die Milch bei bestimmter Temperatur in saure und alkoholische Gährung versetzen. Der, zumeist gebrauchte, junge (vierundzwanzigstündige) Kefyr enthält dieselben Nährstoffe wie die Milch, nur etwas weniger davon, aber etwas Kohlensäure, Milchsäure und Alkohol, Substanzen, die ihm den erfrischenden süß-säuerlichen, an Champagner erinnernden Geschmack und die anregende, leicht abführende Wirkung verleihen. Diese Eigenschaften erklären, warum er Reconvalescenten, Blutarmen, Lungen- und Magenkranken oft so gute Dienste thut. Seines Alkoholgehaltes wegen wurde er Trinkern, die ja fast alle an Magenkatarrhen leiden, als anfängliches Mittel „zum Abgewöhnen“ empfohlen und hätte sich wohl auch dieser Empfehlung würdig gezeigt; doch scheinen Versuche nach der Richtung nicht angestellt worden zu sein.

Warme Milch mit oder ohne Selterser-Wasser oder mit Honig wenden viele tüchtige Hausmütter bei Entzündung der Luftwege an. Das ist zweckmäßig und „verschleimt“ nicht, wie man so häufig hört, sondern die warme Milch löst vielmehr den zähen Schleim und befördert den Auswurf. Milch wegen ihrer fettigen Beschaffenheit zu Schönheitspasten und erweichenden Umschlägen zu gebrauchen, ist zwar nicht unrichtig, aber unrecht, weil man mit Salben und Breiumschlägen ohne Milch dasselbe erreicht, die Milch aber würdiger und besser verwenden kann.

Ähnliches gilt vom weißen Käse, auch Topfen oder Quark genannt, den Kneipp als vorzügliches Hausmittel zu Umschlägen bei Entzündungen, zum Beispiel der Augenlider, des Brustfells preist. Dass er kühlt, ist begreiflich, aber dass er irgend eine geheimnisvolle Kraft haben sollte, „die schlechten Säfte herauszieht“, ist widersinnig; andere kühle Umschläge wirken ebenso gut.

Unter den Hausmitteln der einfachen Küche sind die Getreidemehlsuppen, besonders die Gersten- und Haferschleimsuppe, von jeher sehr angesehen. Sie sind, wenn mit Sorgfalt zubereitet, reizlos und beruhigend für die Verdauungsorgane und deshalb bei Erkrankungen des Magens und Darmes sehr verwendbar, um so mehr, als sie einigen

eine Verunreinigung der Wunde leicht möglich, die Spinnenwebe als Blutstillungsmittel daher zu verwerfen. Auf dem Lande werden langsam heilende Wunden und Ausschläge mit den unglaublichsten Dingen, wie Kuhmist, Harn, Gartenerde misshandelt; wenn sie trotzdem zuweilen darunter heilen, so ist das kein Beweis für die Heilkraft dieser Dinge, sondern nur für die Widerstandsfähigkeit der menschlichen Natur, die übrigens den Landleuten in ihrer reinen und gesunden Luft auch manche andere Sünde gegen die Hygiene ungestraft durchgehen lässt. Das Eiweißhäutchen wirkt, wenn überhaupt, ähnlich wie das Heftpflaster: es klebt die Wundränder zusammen. Durch die Homöopathen haben sich Umschläge mit Arnica-Tinctur, besonders bei Quetschungen, eingebürgert, so dass der Begriff der Quetschung oder Verstauchung sich bei manchen so unwillkürlich mit Arnica verbindet, wie bei anderen der des verdorbenen Magens mit Cognac. In großer Verdünnung mögen diese Umschläge zwar nicht schaden, doch sieht man nach Arnica-Anwendung häufig juckende Ausschläge, sogar Blasen und Pusteln entstehen, und die Wunden werden gereizt und verschmiert. Jedenfalls ist die Arnica entbehrlich. Blutungen aus der Nase, die ja bei jungen Leuten so häufig sind, sucht man durch Auflegen eines kalten Schlüssels oder eines kalten Umschlages auf den Nacken, auch durch Aufziehen von kaltem Wasser zu stillen, zuweilen mit Erfolg. Wirklich kann auch der plötzliche Kältereiz durch Vermittelung der Nerven die Zusammenziehung der Blutgefäße der Nasenschleimhaut veranlassen. Viel sicherer und schneller kommt man zum Ziel, wenn man einen Wattepropf in die blutende Nasenhälfte stopft, womöglich einen mit Citronensaft oder Essig getränkten; beide Substanzen bewirken ja unmittelbare Zusammenziehung der Blutgefäße. Wenn dies nicht zur Hand ist, kann man aus einem reinen Taschentuch eine solche Wicke drehen oder es mit einfachem Zuhalten der blutenden Nasenhälfte versuchen. Etwas Geduld gehört auch zum Erfolg; man muss dem Blute Zeit zum Gerinnen lassen und die Pfröpfe nicht fortwährend wechseln.

Die Furunkel, Blutschwäre, ein bei jung und alt häufiges Leiden, aber doch vornehmlich bei Leuten, deren Hautpflege zu wünschen übrig lässt, werden mit einer unheimlichen Zahl von Pflastern malträtiert. Manche Blutschwär würde, ohne zu vereitern, abheilen, wenn sie mit Watte bedeckt und, vom Druck der Kleidung befreit, sich selbst überlassen bliebe. Anstatt dessen wird sie, damit sie sich „zertheile“, mit irgend einem Pflaster bekannter oder unbekannter Herkunft, zum Beispiel dem sogenannten Hamburger Pflaster, beklebt. Damit wird das Entgegengesetzte erreicht; denn diese Pflaster, deren wichtigster und ständigster Bestandtheil Terpentin ist, reizen die Hautstelle, auf der sie liegen, führen ihr noch mehr Blut und Gewebssaft zu, als sie ohnehin hat, und be-

Dem Essig schreibt man die Fähigkeit, Krankheitskeime zu vernichten, also zu desinficieren, zu; daher oft der lästige Essiggeruch in Krankenzimmern. Fleißige Lüftung und peinliche Reinigung, wenn nöthig mit Hilfe der grünen Seife, machen zwar mehr Umstände, vermindern aber Krankheitskeime ebenso sicher und belästigen den Kranken weniger. Dasselbe gilt von der Karbolsäureverschwendung, die man gerade da am öftesten bemerkt, wo die Sauberkeit am meisten zu wünschen übrig läßt. Es kann gar nicht oft genug betont werden, dass die stärksten Desinfectionsmittel und besten Desinfectionsmethoden dem Kranken ohne genügende Zufuhr frischer Luft und ohne eine bis ins kleinste gehende Sauberkeit nichts nützen, dass aber gute Luft und Reinlichkeit häufig die Desinfection überflüssig machen können.

Essig zu trinken, um sich zu einem blassen, „interessanten“ Teint zu verhelfen, wie thörichte junge Mädchen zuweilen thun, ist verwerflich, weil die so erzeugte Blässe der Haut mit einer schweren Schädigung des Magens durch den Essig erkauft und durch sie zum Theil bedingt wird.

Die, selbst nur summarische Besprechung der gesammten nicht diätetischen Hausmittel, also solcher, die gewöhnlich in Küche und Keller nicht vorhanden sind, würde einen dicken Band füllen. Jedes Land, ja jede Landschaft hat ihre eigenen Hausmittel. Zudem gibt es viele gleichwertige, unendlich viele veraltete und überflüssige, viele geradezu schädliche darunter. Es sei gestattet, im Folgenden nur von einigen, besonders viel gebrauchten zu reden.

In der Behandlung kleiner einfacher Wunden und anderer oberflächlicher Verletzungen wurde von jeher viel und wird noch heute gesündigt, wenn sich auch die Erkenntnis allerwärts Bahn bricht, dass die beste Gewähr für schnelle und ungestörte Heilung durch peinlichste Sauberkeit geleistet wird, welche die in der Luft schwebenden oder den Gegenständen anhaftenden Fäulniskeime fernhält und zerstört. Wenn keine Schlagader verletzt ist, was sich durch rhythmisches Spritzen des Blutes aus der Wunde zu erkennen geben würde, lasse man ruhig die Wunde einige Zeit ausbluten, reinige sie, wenn antiseptische Mittel nicht vorhanden, mit reinem Wasser und verbinde sie mit reiner Leinwand, besser noch mit Verbandgaze und Watte, Stoffe, die in jedem Haushalte vorhanden sein und an geschützter, staubfreier Stelle geschlossen aufbewahrt werden sollten. Statt dessen wird noch immer häufig Spinnengewebe oder ein Häutchen von Eiweiß zur Blutstillung gebraucht. Das Spinnengewebe bringt allerdings eine kleine Blutung zum Stehen, weil an seinen Fasern das Blut gerinnt, und das Gerinnsel die Wunde verstopft. Doch ist das Gewebe mit Staub bedeckt — Spinnweben sind ja ohnehin kein gutes Zeugnis für die Sauberkeit in einem Haushalte — und daher

bungen seine Zuflucht. In Berlin ist das heiße Bügeleisen, mit dem man den mit Flanell bedeckten leidenden Theil bearbeitet, ein noch nicht ganz außer Gebrauch gekommenes Hausmittel; es vereinigt Wärme und Massage und ist nicht widersinnig, aber etwas gewaltsam. Der Neger am Senegal soll sich, wenn er von Kopfschmerzen geplagt wird, die Stirn mit einer lebendigen Kröte reiben. Auch nicht übel! Die Kröte ist glatt und kalt, kühlt also den Kopf ab und mag etwa wie der Migränestift, dessen Hauptbestandtheil das kühlende Pfefferminzöl ist, wirken. Die Einreibungen, unter denen wohl das flüchtige Liniment die volksthümlichste ist, nützen hauptsächlich durch die mit ihrer Anwendung verbundene Massage, werden aber häufig zu früh gebraucht, da entzündete Muskeln oder Gelenke vorerst der Ruhe bedürfen. Eine gewisse Hautreizung mag wohl die Wirkung der Einreibungen verstärken.

Eine größere Menge von schmerzstillenden Hausmitteln wird gegen Magen- und Darmbeschwerden gebraucht. Leider gehört auch das Ricinusöl dazu, das als ein zu längerem und wiederholtem Gebrauch sich durchaus nicht eignendes Medicament in der Apotheke nur auf ärztliche Verordnung und in den Droguenhandlungen gar nicht abgegeben werden sollte. Von den beruhigenden, krampfstillenden Theesorten sind für diese Zwecke der Kamillen- und der Baldrianthee, der erste auch zu warmen Umschlägen, die verbreitetsten und nützlichsten. Doch hüte man sich auch hier, mit unnützer Anwendung solcher Mittel die Wirksamkeit einer später doch nothwendigen ärztlichen Behandlung zu erschweren; hinter dem „verdorbenen Magen“ verbirgt sich nur zu oft eine ernstere Krankheit. Ein überladener Magen wird vom Laien am besten durch Hunger curiert, nicht durch Brechmittel und Abführmittel. Abführmittel besonders werden viel zu häufig angewendet. Die Verbreitung der habituellen Stuhlverstopfung, die Bedeutung, die man ihr beilegt und die verkehrtesten Ansichten über ihre Bekämpfung sind daran schuld. Stuhlträgheit, mag sie eine Folge sitzender Lebensweise, allgemeiner Körperschwäche oder von Schwäche des Darmes und Schlaffheit der Bauchmuskeln sein, oder mag sie auf unrichtiger Ernährung, meist wohl zu reichlichem Fleischgenuss, beruhen, muss in erster Linie durch Änderung der Lebens- und Ernährungsweise bekämpft werden. Körperliche Übungen, Obst und Gemüse und andere diätetische Mittel, Massage und Wasseranwendungen können oft genug selbst die vorübergehende Anwendung von Abführmitteln, die freilich dem Patienten bequemer sein mögen, überflüssig machen. Weitaus die meisten Abführmittel versagen bei längerem Gebrauch, weil sich der Darm an sie gewöhnt und immer größere Gaben und stärkere Mittel verlangt; sie machen also das Übel auf die Dauer schlimmer, anstatt es zu heilen. Das gilt auch von den Brandt'schen Schweizerpillen, Aloë-Pillen, die vor anderen Abführmitteln durchaus keinen Vor-

fördern so die Eiterung. Wenn sie überhaupt Sinn haben, so nur dann, wenn der Furunkel so ausgebildet ist, dass er nur durch Eiterung heilen kann. Aber das wird mit warmen Umschlägen irgend einer Art, wie den sehr bequemen französischen Breiumschlägen besser gefördert und ohne Verschmierung der Haut. Zu solchen warmen Umschlägen werden eine Menge Hausmittel gebraucht: Compressen mit heißem Wasser getränkt, das sauberste, aber nicht genügend lange vorhaltende, Leinsamenbrei mit oder ohne Milch, Hafergrütze, Foenum Graecum (Bockshornsamen), Kamillen, Bohnenmehl u. a. Ihre Wirkung ist im ganzen die gleiche; die Breiumschläge aber halten noch länger warm, besonders, wenn sie mit Flanell bedeckt sind, und spenden feuchte Wärme, lindern daher mehr die Spannung, weshalb sie bei oberflächlichen Entzündungen am zweckmäßigsten sind. Von größerer Bedeutung als die Heilung der Furunkel ist die Verhütung dieses kleinen, aber sehr unangenehmen Übels. Fleißig baden, und, namentlich am Halse, keine beengenden und unsauberen Kleidungsstücke tragen, sind die Hauptgebote. Häufig wiederkehrende Furunkel können ein Symptom eines inneren Leidens sein, worüber ein Arzt zu befragen ist.

Das Heer der Pflaster spielt in der Volksmedicin eine übergroße Rolle, weil sie oft angewendet werden, wo sie überhaupt zwecklos sind oder keinen Zweck mehr haben. Das stärkste Zugpflaster kann keinen Zahnschmerz, dessen Ursache ein hohler, faulender Zahn ist, auf die Dauer heilen, oder einen größeren Flüssigkeitserguss in die Brusthöhle verschwinden machen. Da sind andere Eingriffe erforderlich, die nicht versäumt werden dürfen. In Berlin erfreut sich das Oxycroceum-Pflaster, ein harziges Safran-Pflaster, gewöhnlich „Executius-Pflaster" genannt, einer unberechtigten Beliebtheit. Wie erwähnt, machen alle diese Pflaster die unter ihnen liegenden Hautstellen blutreicher, natürlich auf Kosten der tiefer liegenden Gewebe. Daraus eben erklärt sich die schmerzstillende Wirkung solcher Pflaster, dass sie aus Geweben, in denen sich entzündliche Vorgänge abspielen, überschüssiges Blut ableiten. Bei solchen Erkrankungen, zum Beispiel beginnenden Entzündungen des Brustfells, Entzündungen oberflächlicher Nervenstämme, Muskelrheumatismen können Zugpflaster gewiss wertvoll sein, doch sollte man die Entscheidung über ihre Anwendung dem Arzte überlassen. Senfpflaster, Senfteige, Senfbäder finden als hautreizende und ableitende Hausmittel zur Linderung von Blutstauungen und Athembeklemmungen bei Laien und Ärzten großen Anwert und haben den Vorzug, dass sich ihre längere Anwendung durch ihre Schmerzhaftigkeit verbietet. Senfmehl, innerlich mit warmem Wasser genommen, reizt den Magen und erregt Erbrechen. Außer zu Pflastern nimmt das Publicum zur Linderung, besonders rheumatischer Schmerzen, vernünftigerweise auch zur Wärme und den Einrei-

Föhren und Lärchen gewonnenen Saftes, mehr auf ärztliche Anordnung, weniger als Hausmittel zur Verminderung lästigen Auswurfes verwendet, meist, indem man einige Tropfen davon, auf heißes Wasser gegossen, einathmen läſst; bei anderen Krankheiten wird es innerlich gebraucht. In den österreichischen Alpenländern dagegen spielt das mit ihm fast identische „Pechöl", die Rolle eines Allheilmittels.

Nicht gering ist auch die Zahl der Hausmittel zur Vertreibung der Wassersucht, die bekanntlich keine Krankheit für sich, sondern ein Zeichen ungenügender Wasserausscheidung durch die Nieren ist und die mannigfachsten Ursachen haben kann, zum Beispiel Herz-, Nieren- und Leberleiden. Birkenblätter-, Bohnenhülsen-, Katzenpfötchen-, Hagebutten-, Wacholder- und Bärentraubenthee, Petersilienwasser sind die bekanntesten und harntreibenden Mittel, die auch von Ärzten geschätzt werden. Auch hier kann unnütze, gedankenlose Anwendung, Unwissenheit und halbes Wissen viel Unheil stiften. Schmerzhafter Harndrang wird durch warme Sitzbäder, auch durch Bähungen mit Wasserdämpfen allein oder mit Abkochungen der genannten Pflanzen gelindert. Weicht aber der quälende Zustand nicht bald, so muſs ärztliche Kunsthilfe zur Harnentleerung in Anspruch genommen werden.

Es ist selbstverständlich, daſs Hausmittel, die ja zum Ressort der Hausfrau gehören, auch zur Kräftigung schwächlicher Kinder versucht werden. Freilich sind gute und passende Nahrungsmittel, überhaupt gute Körperpflege, trockene, luftige und helle Wohnung, ausgiebiger Aufenthalt im Freien die Haupterfordernisse, ohne die die Medicamente nichts leisten, die aber oft ohne Medicamente alles leisten können. Schwächliche, sogenannte scrophulöse Kinder mit schlaffer Haut badet man oft in warmem Wasser, dem Kamillen, Kalmuswurzeln, Staſsfurter Salz, Kleie oder gar — überflüssigerweise — Wein zugesetzt werden. Das ist nicht zu miſsbilligen, weil diese Stoffe die Thätigkeit der Haut reizen und einen lebhaften Blutzufluſs zu diesem wichtigen Organ veranlassen. Bei solchen Kindern wirkt auch der Leberthran gut, und zwar gerade bei den Kindern ärmerer Leute, vornehmlich wohl, weil er ein leicht verdauliches und nahrhaftes Fett ist. Möglich, daſs auch seine anderen Bestandtheile, wie Jod, dabei von Bedeutung sind. Schwächliche Kinder, wie es früher geschah, Walnuſsblätter-Thee trinken zu lassen, in der Absicht, die schlaffen Fasern der Körpergewebe fester zu machen, ist unrichtig, weil die in den Blättern enthaltenen zusammenziehenden Stoffe in solcher Verdünnung in das Blut und die Gewebssäfte gelangen, daſs sie die beabsichtigte Wirkung nicht mehr ausüben können.

Aus der großen Zahl der Hausmittel habe ich nur einige von Bedeutung herausgerissen. Von den an sich schon widersinnigen möchte ich als abschreckendes Beispiel nur eines für viele erwähnen: Man hört

zug haben, aber den Nachtheil vieler Geheimmittel, dass sie, weil ihre Zusammensetzung wechselt, in ihrer Wirkung nicht zu controlieren sind. Für dieses und andere Abführmittel schwärmen viele jungen Leute, denen ihre „unreine Haut“ oder ihr „unreines Blut“ Kummer macht. Die Möglichkeit, dass dieses Übel im Zusammenhange mit Verdauungsstörungen steht, ist nicht von der Hand zu weisen, doch haben sie auch hier mehr von allgemeiner Besserung der Lebensweise, diätetischen Mitteln und sorgfältiger Hautpflege zu erwarten, als von Pillen und Tränkchen. Die Wahl des einzuschlagenden Heilverfahrens überlasse man also dem Arzte; erscheint aber einmal ein Abführmittel durchaus und sofort nothwendig, so ist ein Wasserklystier mit oder ohne Zusatz von Essig oder Seife harmloser und zweckmäßiger. Gegen Durchfälle werden u. a. Abkochungen von Heidelbeeren, Hammelfleischbrühe, Haferschleimsuppe, ein schon den Römern bekanntes Hausmittel, mit Nutzen gebraucht. Hämorrhoiden, hauptsächlich ein Leiden von Leuten mit sitzender Lebensweise und von Frauen, sind in ähnlicher Weise wie die habituelle Stuhlträgheit zu behandeln. Überdies sind Bäder und peinliche örtliche Sauberkeit unerläſslich. Jüngere Hämorrhoidarier mögen das Radeln allen Haus- und Apotheker-Mitteln vorziehen.

Erkältungen, die ja meist die Luftwege befallen, werden im Beginn oft mit schweißerregenden Proceduren, wie bereits erwähnt, erfolgreich bekämpft und abgekürzt. Heißer Grog erscheint einigen, wenn nicht wirksamer, so doch genießbarer, als heißer Thee. Gegen den quälenden Husten, der sich häufig einstellt, wenden pflanzenkundige Hausmütter warmen Eibisch-, Wollblumen-, Leinsamen-Thee gerne an oder den käuflichen Brustthee, der die erstgenannten Sorten auch enthält. Sie mildern in der That den Hustenreiz und regen den Schweiß an, sie sind also häufig brauchbar. Doch soll sich der Laie hüten, sie versehentlich bei Lungenentzündungen anzuwenden. Den Rauch von verbrennenden Blättern der Tollkirsche und des Stechapfels läſst man, namentlich das Landvolk, Leute einathmen, die vom „Lungendampf“ (Asthma) gequält werden. Es sind in diesen Pflanzen Stoffe enthalten, die die Lungennerven beruhigen. Die in den Apotheken käuflichen Asthma-Cigaretten enthalten diese Mittel in bequemerer Form und sind brauchbar, doch immerhin nicht ohne Bedenken, weil man die Menge der Stoffe in der einzelnen Cigarette nicht genau kennt. Mit Unrecht wird der von den Homöopathen viel empfohlene Aconit (Sturmhutknolle) bei Erkältungskrankheiten der Athmungsorgane geschätzt; die durch ihn bedingte Reizung der Hautnerven wird zwar als Wärme empfunden, doch tritt der Schweiß häufig erst unter Herzklopfen und Angstgefühl ein. Aconit ist unter Umständen ein Herzgift, deshalb kein geeignetes Hausmittel. Bei uns in Deutschland wird das Terpentinöl, ein Product des aus den Tannen,

oder kleinen Maßstabe vergönnt ist, Gutes zu thun, dabei sicherlich nicht den Hintergedanken haben, Dank ernten zu wollen oder sich selbst eine Stufe zu dem Himmelreich damit zu vergewissern, wenn es sich auch nicht in Abrede stellen lässt, dass es eine Kaste gibt, bei der nur persönliche Eitelkeit die Humanität und die Municifenz des Gebens hervorruft. Der Begriff „Gutes thun" ist ein relativer; der eine sieht es darin, wenn er mit vollen Händen von seinem Überflusse spendet, aber er thut dies in einer Weise, durch die er weit eher verletzt, als Wohlthaten übt; der andere, Feinfühlendere, weiß, dass er mit einem Blick, mit einem Wort, mit einem Händedruck im rechten Moment eine größere Wohlthat übt, als mit der Verabfolgung kostbarster Schätze, denn für das Seelenleben bringt nicht der Mammon Glück. Die spendende Hand und das spendende Herz, sie beide rechnen nicht auf Dank, sie begehren ihn nicht, sie geben, weil das in ihrer Natur liegt und der Mensch immer nur nach dieser thun kann. Das mindeste aber, was der Gebende beanspruchen kann und soll, das ist der Mangel an Undank; er braucht nicht der meist Gehasste zu werden, wie das unzähligemal der Fall ist, weil er der Gebende gewesen. Ich begreife eher, dass man ein Geldgeschenk vergessen kann, als dass man je das gute Wort übersieht, den liebenden Blick vergisst, welcher uns in Stunden des Leidens aufgerichtet und getröstet hat! Das Kind, dem Fremde Wohlthaten erweisen, dem Fremde zu Seelenverwandten wurden und das als erwachsenes Wesen dessen vergessen kann, ist eine rohe, niedere Seele, die niemals ideale Ziele erreichen, niemals edlem, hehrem Vorbilde nachstreben wird, ist ein Ichling, der in den ernsten Stunden des Lebens doch alleinsteht!

Dankgefühl, Würdigung von erwiesenen Wohlthaten, ist ein Ding, das im Blute liegt, von keinem Leitfaden der guten Erziehung angedrillt werden kann und dessen Mangel den nicht vorhandenen wahren Seelenadel beweist! Wenn mir jemand auf dem dornigen Pfade des Lebens Gutes thut, oder wenn ich mit Berechtigung auch nur eine solche Absicht ahne, so wird mein Dankgefühl dafür ein so lebhaftes sein, dass ich dessen stets eingedenk bleibe, selbst wenn der oder die betreffende Person, mir im weiteren Verlauf des Lebens harte Worte gibt, oder mir vermeintlich unrecht thut. Das Bewusstsein des mir erwiesenen Guten wird immer die Oberhand behalten und mich veranlassen, da versöhnlich zu schweigen, wo sonst vielleicht eine heftige Entgegnung mir auf die Lippen treten könnte. Viele empfinden das Bewusstsein, Dank zu schulden, als eine Last, welche sie gerne abschütteln, ohne zu bedenken, dass sie dadurch nur sich selbst als niedere Seele stempeln, denn mit dem bloßen Dankeswort ist der echte Dank nicht abgethan. Er lebt in vornehm veranlagten Naturen bis zum letzten Herzschlag weiter, ja er geht von

noch immer, dass Leute kleine Körperchen, die ihnen ins Auge gekommen sind, zu entfernen suchen, indem sie Krebssteine oder Krebsaugen, Kalkconcremente aus den Magentaschen des Krebses, ins Auge bringen. Das ist ein thörichter Unfug. Kann man den Störenfried nicht mit dem Taschentuch oder mit einer kleinen Rolle angefeuchteten Papiers entfernen, so suche man den Arzt auf, der, nöthigenfalls mit der Lupe und mit Hilfe eines schmerzstillenden Mittels, die kleine Operation vornimmt. Das Auge ist denn doch zu wichtig und edel, als dass es nicht mit aller Kunst und mit aller Sorgfalt behütet werden sollte. —

Vom Danken.

Von **Max von Weißenthurn.**

„Wer von den Menschen Dank erwartet, wenn er ihnen Wohlthaten erweist, hat nur die Hälfte seiner Pflicht gethan!"

„Grüßen ist Höflichkeit, danken ist Schuldigkeit."

Diese beiden Citate aus gelehrtem Munde kennzeichnen die zwei verschiedenen Richtungen, von welchen aus der wahrhaft Gebildete den Begriff des Dankes ins Auge fassen kann und soll. Der eine dieser Begriffe hat es gewissermaßen nur mit der gesellschaftlichen Form zu thun, aber er ist deshalb doch ein interessanter Wegweiser, und die Art des Dankes auf einen gesellschaftlichen Gruß, der an und für sich ja nur eine jener Nebensächlichkeiten ist, die zum großen Ganzen gefügt, das Leben bildet, ist wohl eine Charakterstudie, welche Beachtung verdient. Wer Umschau hält in den verschiedenen Gesellschaftskreisen, dem wird sich nach und nach die Überzeugung aufdrängen, dass im wechselseitigen Verkehre der Menschen, sowohl unter Gleichstehenden, als unter verschiedenartig Situierten, die Verbitterung eine große Rolle spielt, dass sie manchen Genuss vergällt, manche Thräne erpresst. Unwillkürlich stellt man sich die Frage, woher das kommen möge und ob jener, der über den Parteien steht, wohl berechtigt ist, den Stab zu brechen über dieses Gefühl, das Schmerz erzeugt und demjenigen, welcher es hegt, auch Schmerz bereitet. Die Empfindung mag nicht recht sein, aber sie ist menschlich und verzeihlich, das wird man sich, wenn man die Dinge leidenschaftslos betrachtet, eingestehen müssen.

„Thu' Gutes um des Guten willen, das ist der Liebe Religion" — sagt Oskar von Redwitz, und zur Ehre der Menschheit will ich auch fest daran glauben, dass die meisten derjenigen, denen es im großen

Herzens gehört nie, wer des wahren Dankes unfähig. Die äußere Form des Dankes aber, den gesellschaftlichen Drill des höflichen Grußes, das Dankeswort für eine erwiesene zarte Aufmerksamkeit von Gleichstehenden oder Untergebenen, die kann und muss in der Kinderstube eingelernt werden, will man sich dieselbe fürs Leben wahren. Auf den devoten Bückling eines in sich selbst zusammenknickenden Untergebenen gar nicht, oder nur mit nonchalanter Geringschätzung denken, ist ebenso unwürdig, als wenn man selbst nach oben kriecht und in Heuchelei erstirbt, um nach unten zu treten. Gesellschaftliche Formen gehören genau ebenso zum Leben, wie das Waschen, das Kämmen, das Anziehen. Ich will zugeben, dass sie, genau beleuchtet, nicht jenen Wert haben, welchen man ihnen oftmals beimisst, aber sie nehmen unstreitig für denjenigen, welcher sie übt, ebenso sehr ein, wie der Mangel derselben peinlich berührt, deshalb müssen sie dem Kinde eingeimpft werden, damit sie dem Erwachsenen zweite Natur seien, und zur Grundbedingung gesellschaftlicher Form gehört unstreitig der höfliche Gruß, welcher, unentwegt um Laune und Stimmung, stets der gleiche zu bleiben hat, ehrerbietig gegen oben, ohne dabei kriechend zu sein, freundschaftlich gegen Gleichstehende, wohlwollend gegen Untergebene, ohne jene Familiarität, die so häufig zu Missdeutungen Veranlassung gibt und den Halbgebildeten dazu veranlasst, über die Grenzen dessen hinauszugehen, die er sich zu stecken hat.

Unter der glorreichen Regierung des Grafen Wutsch.

Ein Dorfbild.

Das war der Graf von Wutsch. Der hatte weit draußen in einem Bauerndorfe sein Schloss stehen und war voller Sorgen. Denn er war reich, also die Sorge, dass der Reichthum nicht weniger werde, sondern mehr. Er wollte imponieren, also die Sorge, dass männiglich vor ihm sich neige. Er hatte viele Zeit, daher die Sorge, wie dieselbe mit Vergnügungen ausgefüllt werde. Er wollte, dass alles nach seinem Sinne gehe, hatte aber im Gemeinderathe nur eine Stimme und im Reichsrath gar keine. Daher zog er über alles los, und es war ihm nichts recht. Was die Regierung that, das war allemal schlecht, was sie unterließ, das wäre gut gewesen. Was die Reichsboten beschlossen, das war allemal sehr dumm, was er selber verordnet haben würde, das wäre gescheit gewesen. Alle anderen waren Schwindler und Betrüger, er allein war der ehrliche Mann. In seiner Gemeinde machte er sich erst recht scharfeckig, der Gewerbsmann war ein Esel, der Bauer ein Ochs, und der Gemeindevorstand war beides in einer Person.

Generation auf Generation über. Freilich sind solche Fälle selten. Mir ist in einer ziemlich langen Lebenslaufbahn ein einziger vorgekommen und eben weil er eine solche rara avis ist, verdient er in wenigen Strichen festgehalten zu werden. In höherer militärischer Stellung, als Personaladjutant des einst so populären Erzherzogs Johann Reichsverweser, kam mein Vater in die Lage, einem seiner Untergebenen, einem Schreiber in seiner Kanzlei, eine Anstellung im Civilstaatsdienste zu verschaffen. Durch eigene Kraft und Tüchtigkeit, durch Pflichttreue und Fleiß arbeitete sich der Mann empor und war zuletzt Telegraphendirector in Graz. Natürlich brauchte das Jahre, aber keines derselben gieng zur Neige, ohne dass er meinem Vater Dank gesagt, ihm Segenswünsche für das kommende Jahr dargebracht hätte. Nie verabsäumte er eine Gelegenheit, um seinem „Wohlthäter", wie er meinen Vater nannte, eine Aufmerksamkeit zu erweisen, und als der Tod ihm endlich seine müden Augen schloss, betraute er seine Tochter noch mit der Mission, meinem Vater seinen letzten Gruß und Dank über das Grab hinaus zu sagen.

Das war ein ausgeprägtes Gefühl für Dankbarkeit, wie man es selten findet, ein Gefühl, das in der Brust eines schlichten Mannes gelebt, der in einfachen Kreisen aufgewachsen. Wenn ich also sage, das Dankgefühl sei ein Ding, das im Blute liegt, so meine ich damit nicht in jenem Blute, das blau durch die Adern schlägt und von der entsprechenden Ahnenreihe repräsentiert wird, sondern in jenem, welches das Herz richtig pulsieren lässt und ihm eingibt, was wahres Gefühl sei. Das Vergessen findet Gelegenheit, im Leben der Menschen eine große Rolle zu spielen, ohne dass wir es nothwendig hätten, je des Guten zu vergessen, das uns erwiesen wurde. Man erlebt so viele Enttäuschungen, so viele Bitternisse, so viele unschöne Dinge, die man gut daran thut, nicht dem Gedächtnisse einzuprägen. Diese zu vergessen und sich durch dieselben nicht von dem Wohlwollen abschrecken zu lassen, das man den Menschen entgegenbringen sollte, ist lobenswert, Worte und Thaten aber in den Sand zu schreiben, die uns selbst zunutzen kamen, ist ein Attribut niederer Denkungsweise, dessen jeder Gebildete sich schämen sollte. Ich verstehe unter dem Worte Bildung nicht allein die Schulweisheit, sondern jenes angeborene noblesse oblige, welches das Herz dictiert und das stets den rechten Weg zeigt, ob man nun unter der seidenen Decke oder in der Hütte der Armut geboren. Das Verständnis für den Begriff des Dankes in des Wortes höherer Deutung kann nach meinem Dafürhalten nicht leicht anerzogen werden und zu beklagen sind jene, denen es abgeht.

„Gezählt, gewogen und zu leicht befunden" — könnte man ihnen bei einer Wertschätzung menschlicher Tugenden sagen, denn zur Elite des

hergerichtet. Opposition litt er keine, und „wenn's der Herr Graf will, so muss man halt ja sagen, man hat ihn allemal zu brauchen und darf's mit ihm nicht verderben."

Aber der Pamperl-Hans saß halt gar nicht drinnen und so glaubte er, dürfe der Mensch seine Meinung auch anderswo sagen. Dem war nicht so. Eines Tages wurde der Hans vorgeladen, dass er sich einfinde zu einer Gemeinderathssitzung. Das einfältige Bäuerlein glaubte, nun werde es dort Sitz und Stimme haben und freute sich dessen.

Fürs erste, als der Hans hineinkam und der Rath schon beim langen Tische saß, hieß ihn niemand niedersitzen, so blieb er stehen. Der Graf war eine gar imponierende Gestalt; er wandte sich zum Alten und herrschte ihn an: „Pamperl-Hans! Wie wir hören, schimpfet Ihr in den Wirtshäusern umher über unsere Gemeindewirtschaft!"

„Ah, das nit, schimpfen nit", antwortete das Bäuerlein ganz erschrocken und verlegen. „Bitt, Herr Graf, der Mensch thut halt auch bisweilen gern ein wenig plaudern."

„Wisset Ihr was?"

„Wissen nit gar viel, aber spüren, Herr Graf, oft schon höllisch spüren."

„Saget einmal, Hans, wie viel haben wir jetzt Gemeindeumlagen?"

„Nau, wir werden halt haben, so beiläufig ihrer fünfzig Procent."

„So. Und wie hoch sind sie früher gewesen?"

„Früher? So viel ich weiß, an dreiunddreißig, höchstens fünfunddreißig Procent", meinte der Hans.

Da stand der Graf schon auf, trat stramm hin vor den buckligen Alten, schrie ihm ins Gesicht: „Ich werd' Euch was sagen, Hans. Wer was reden will, der muss was wissen. Ihr seid ein unwissender Tölpel! ein nichtsnutziger Strick! Und wenn Ihr noch ein Wort sagt, so in den Kotter mit Euch!" Fasste ihn am Kragen und warf ihn im Angesichte des ganzen Gemeinderathes zur Thür hinaus.

Nun, was sagt Ihr dazu? War das nicht prächtig vom Herrn Grafen? So legt man den Maulhelden das Handwerk.

Nur eine Kleinigkeit möchte ich dazu bemerken. Um hundert Jahre früher hätte der Herr Graf seine Heldenthat ausüben sollen; heute ist's erlaubt, dass jeder über die öffentliche Wirtschaft seine Meinung sagt, auch wenn er nicht im Rathe sitzt. Ist die Meinung gescheit, so kann sie nützen, und ist sie dumm, so kann man sie auslachen, und gut ist's. Ja, Herr Graf, wenn Sie außerhalb des Rathes jede Meinungsäußerung unterdrücken wollten, dann hätten Sie viel zu thun, heutzutage. Sie müssten alle Wirtshäuser und Kaffeehäuser und Vereinslocale räumen lassen in Stadt und Land, Sie müssten die Zeitungsredactionen amtlich versiegeln lassen und die Buchdruckereien und die Theater und die Partei-

Da dachte nun aber der Gemeindevorstand, er wolle die Würde doch lieber dem Herrn Grafen überlassen und dankte ab. Darauf haben die Bauern und Gewerbsleute den Herrn Grafen zu ihrem Oberhaupte gewählt.

Das war schon gar vornehm, jetzt hatten sie einen Grafen zum Vorstande, und da merkte man's gleich, die Dorfgemeinde wurde auf den Glanz hergerichtet. Die Misthaufen durften nicht mehr so vor den Häusern liegen, sondern hinter denselben; das war in der That gescheit; aber die Jauche durfte nicht mehr frei auf die Felder und Wiesen hinausrinnen, sondern musste in Canäle abgeleitet werden. Die Besoffenen durften nicht mehr im Straßengraben schlafen, sondern unter Dach und Fach im Gemeindekotter. Die Burschen durften nicht mehr in den Wirtshäusern raufen, sie mussten einander vorschriftsmäßig verklagen, dann wurden sie ruhig eingesperrt oder konnten zahlen. Die Dirnen durften nicht mehr zu Hause entbinden, sondern mussten ins Gebärhaus, und die Dorfarmen wurden zu Bausch und Bogen in eine Siechenanstalt gesteckt.

Also hatte der neue Vorstand einmal ordentlich ausgefegt in der Gemeinde und ein strammes Regiment eingeführt. Jetzt war den Bauern das aber nicht recht. Die neuen Einrichtungen kosteten heidenmäßig viel Geld. Und da war ein altes Bäuerlein, das hieß der Pamperl-Hans. Und das saß gerne im Wirtshaus, nagte an seinem Pfeifenstummel und raisonnierte: „Uns Bauern", sagte er „bringt diese Grafenwirschaft um. Was brauchen wir die neue Wasserleitung vom Karwald herab? Wir haben jeder seinen eigenen Brunnen beim Haus, und der Graf soll sich in seinem Garten den Springbrunnen selber zahlen. Was brauchen wir die Gemeindejagd und den Förster? Wenn der Graf jagen will, so soll er selber für die Kosten aufkommen. Was brauchen wir die kostspieligen Straßen! Wir haben doch keine so schönen Wägen und feinen Rösser wie der Graf, und unser Bauernzeug ist das Holpern und Stolpern schon gewohnt. Wir müssen alleweil für das zahlen, was wir nicht brauchen, oder was wir uns billiger könnten anschaffen. Seit dem neuen Vorstand sind die Gemeindeumlagen gestiegen wie ein Geier, eh er auf die Hühner niederstoßt. Und die Umlagen sind auch so ein Geier, werdet es schon sehen, der wird auch bald niederstoßen und uns auffressen."

In solcher Art hat der Pamperl-Hans sich ausgelassen in den Wirtshäusern und dabei alleweil einen sehr beistimmenden Zuhörerkreis gefunden. Dem Grafen kam das zu Ohren, da ließ er sich vernehmen: „Wer etwas vorzubringen und etwas einzuwenden hat, der soll's im Gemeinderathe sagen. Im Gemeinderath wird geredet! Im Wirtshaus hat die Canaille zu schweigen!"

Nun saß der Pamperl-Hans aber nicht im Gemeinderath, jeder kann ja nicht drin sitzen, und die drin saßen, die hatte sich der Graf schon

Kleine Laube.

Zwei alte Scherzgeschichten.

Von einem, den wir nicht vergessen können.

Die Bekehrung.

Zwei Brüder im Westfälinger Land lebten miteinander in Frieden und Liebe, bis einmal der jüngere lutherisch blieb, und der ältere katholisch wurde. Als der jüngere lutherisch blieb, und der ältere katholisch wurde, thaten sie sich alles Herzeleid an. Zuletzt schickte der Vater den katholischen als Ladendiener in die Fremde. Erst nach einigen Jahren schrieb er zum erstenmal an seinen Bruder. „Bruder“, schrieb er, „es geht mir doch im Kopfe herum, dass wir nicht einen Glauben haben, und nicht in den nämlichen Himmel kommen sollen, vielleicht in gar keinen. Kannst du mich wieder lutherisch machen, wohl und gut, kann ich dich katholisch machen, desto besser.“ Also beschied er ihn in den „rothen Adler“ nach Neuwied, wo er wegen eines Geschäftes durchreiste. „Dort wollen wir's ausmachen.“ In den ersten Tagen kamen sie nicht weit miteinander. Schalt der Lutherische: „Der Papst ist der Antichrist“, schalt der Katholische: „Luther ist der Widerchrist.“ Berief sich der Katholische auf den heiligen Augustin, sagte der Lutherische: „Ich hab' nichts gegen ihn; er mag ein gelehrter Herr gewesen sein, aber beim ersten Pfingstfest zu Jerusalem war er nicht dabei.“ Aber am Samstag aß schon der Lutherische mit seinem Bruder Fastenspeise. „Bruder“, sagte er, „der Stockfisch schmeckt nicht giftig zu den durchgeschlagenen Erbsen“; und abends ging schon der Katholische mit seinem Bruder in die lutherische Vesper. „Bruder“, sagte er, „euer Schulmeister singt keinen schlechten Tremulant.“ Den anderen Tag wollten sie miteinander zuerst in die Frühmesse, danach in die lutherische Predigt, und was sie alsdann bis von heute über acht Tage der liebe Gott vermahnt, das wollten sie thun. Als sie aber aus der Vesper und aus dem „grünen Baum“ nach Hause kamen, ermahnte sie Gott, aber sie verstanden es nicht. Denn der Ladendiener fand einen zornigen Brief von seinem Herrn: „Augenblicklich setzt Eure Reise fort. Hab' ich Euch auf eine Tridenter Kirchenversammlung nach Neuwied geschickt, oder sollt Ihr nicht vielmehr die Musterkarte reiten?“ Und der andere fand einen Brief von seinem Vater: „Lieber Sohn, komm heim, sobald du kannst, du musst spielen.“ Also giengen sie noch den nämlichen Abend unverrichteter Sache auseinander, und dachten jeder für sich nach, was er von dem anderen gehört hatte. Nach sechs Wochen schreibt der jüngere dem Ladendiener einen Brief: „Bruder, deine Gründe haben mich unterdessen voll-

redner und endlich, Herr Graf, müssten Sie mit Ihrem großen gräflichen Siegel sich selber den Mund verpetschieren — wenn nicht mehr raisonniert werden darf. Wie ich höre, sind Sie mit der Staatsregierung durchaus nicht und gar nie einverstanden und Ihre gottlob sehr gesunde Lunge bringt Ihre scheidewasserscharfe Gegenmeinung zu drastischestem Ausdruck.

Das alte Bäuerlein ist nachdenklich seines Weges nach Hause gegangen. Ich an seiner Stelle wäre anderswo hingegangen, hätte dem Herrn Grafen, der in dieser Sache seit hundert Jahren zu schlafen scheint, aufwecken lassen, hätte vor Gericht aber auch meine Unrichtigkeiten corrigiert und ziffernmäßig klar gestellt, dass früher die Gemeindeumlagen nicht dreiunddreißig oder fünfunddreißig, sondern thatsächlich nur achtundzwanzig Procente betragen haben, und dass dieselben seit der glorreichen Regierung des Herrn Grafen Wutsch nicht fünfzig, sondern vierundfünfzig einhalb Procent ausmachen.

Aber der Pamperl-Hans ist ein dummer Bauer. K.

Der Kastelbauer auf Freiersfüßen.

Der Kastelbauer steigt gemächlich zur Thür herein in die Pfarrersstube.

Pfarrer: Schau, schau, der Kastelbauer! Wie geht's immer? Setzen Sie sich.

Kastelbauer: Oh — ah. Guat ja weit. Kon mih nit beklogn.

Pfarrer: So setzen Sie sich doch!

Kastelbauer: Kon eh stehn ah, Herr Pforrer. Hon hiaz nit viel Zeit zan Sitzn.

Pfarrer: So, so. Was haben Sie denn vor, Kastelbauer?

Kastelbauer: Wada nix exrigs. Bittn hon ih wölln, dass mih da Herr Pforrer va da Konzl schmeissn that.

Pfarrer: Von der Kanzel schmeissen! Aufbieten! Heiraten? Sapperlot, da gratulier ich. Was haben Sie sich denn für eine ausgesucht?

Kastelbauer: Wos moanens, Herr Pforrer? Rothns amol. Nit? Nau, in Großheischer seine.

Pfarrer: Die Ältere?

Kastelbauer: Na, die hon ih nit mögn. Die Jüngere pock ih her.

Pfarrer: Das ist wohl eine gute Partie? Wie?

Kastelbauer: Glaub wul. Kriagg a tulle Aussteuer. A Truhn vul Leinwad, a por Sau und fünfhunerd Guldn Vorgeld.

Pfarrer: Da schau her! Und sonst? Hat sie einen guten Charakter? Dass Sie wohl glücklich mit ihr leben werden?

Kastelbauer: D'rum is ma nit bong, Herr Pforrer, gor nit. Sie woaß mit die Kälber und Sau guat umzgehn.

(Nach Freudenthals: „Dat Upgebot".)

---

dass Sie mich einen nach dem andern genießen lassen. Geben Sie mir zum vierten den fünften gleich, so bin ich des Genusses los, und der Fuchs weiß, an wen er sich zu halten hat."

Da sagte der Officier: „Sohn Jakobs, auf den fünften könnt Ihr lange warten", und stellte das hispanische Rohr ganz ruhig an den Ort, wo er es genommen hatte, und alles Bitten und Betteln um den fünften Prügel war vergebens.

Da lachten alle Anwesenden, dass man fast das Haus unterstützen musste, der Hebräer aber wendete sich an den Notarius, er solle ihm zum fünften Prügel verhelfen, und hielt ihm die Verschreibung vor. Der Notarius aber sagte: „Jekeffen, was thu ich damit. Wenn's der Herr Baron nicht freiwillig thut, in der Verschreibung steht nichts davon, dass er muss." Kurz, der Hebräer wartet noch auf den fünften Prügel und auf den Fuchs.

Peter Hebel.

Die zwei Brüder.

Volkslied aus Obersteier. (Vermittelt durch Thomas Ortner.)

Hansl: Brüderl, ich hab' g'hört
Du hast a Weib dir g'nomma.
Seppl: Es ist ja kaum sechs Wochen her,
Ist dir zu Ohr'n schon komma.
Hansl: Ja willst denn du das besser hab'n?
Seppl: O ja, das will ich glauben.
Hansl: Es lebt sich wohl vergnügt mitsamm'.
Seppl: Ja grad' als wie zwei Tauben.
Hansl: Ich möcht' schon nicht verheirat' sein,
Nit um a Million.
Schaut man nur so a Heirat an,
Da siecht man's Elend schon.
Seppl: Und ich vertausch' mein Weiberl nit,
Nit um a Million,
Und schaut ma nur das Weiberl an,
So lacht am's Herzerl schon.

Hansl: Du wirst dir wohl verheirat' hab'n
A drei, viertausend Gulden.
Seppl: 's Geld krieg'n wir erst, wann d' Mutter stirbt,
Derweil mach'n wir halt Schulden.
Hansl: Kommst aber einmal in die Noth,
Seppl: Dann thun wir d'rauf vergessen,
Hansl: Und habts einmal kein schwarzes Brod,
Seppl: So thun wir Kipfeln essen,
Und ich vertausch' mein Weiberl nit,
2c. 2c.

Hansl: Wenn du aber sollst einmal
So a Familie kriegen —
Seppl: Ja, da mach' ich mir nix draus,
Thu' ich halt Kinder wiegen.
Hansl: Bei Rahm und Milch da geht viel auf.
Seppl: Ich thu' mir keine nehma.
Hansl: Ja, ziehst sie denn beim Wasser auf?
Seppl: Ich thu's auf Brantwein g'wöhna —
Und ich vertausch' mein Weiberl nit,
2c. 2c.

Hansl: Was hast denn mit dem großen Topf
Dort auf der Gassen wollen?
Seppl: Ja, das hat zum Frühstück g'hört,
Ich muss mir's selber holen.
Hansl: Ja, trinkt dein Weib so viel Kaffee?
Seppl: Da wird nix übrig bleiben.
Hansl: Ja, thut das denn dein Sack nit weh?
Seppl: Wir lassen all's aufschreiben.
Und ich vertausch' mein Weiberl nit,
2c. 2c.

Hansl: Wie werd's denn die Wirtschaft führ'n,
Kochen werd's doch könna?
Seppl: Lassen's aus dem Wirtshaus holn,
Was soll' ma Holz verbrenna?
Hansl: Habts vielleicht ka G'schirr im Haus?
Seppl: Ja, nit anmal a Schaln,
Hansl: Mit deiner Wirtschaft is schon aus.
Seppl: Ja, Bruder, mir thut's g'fall'n —
Und ich vertausch' mein Weiberl nit,
2c. 2c.

Hansl: Dein Weib wird dir ja dennoch z'Haus
Fleißig stricken und schlingen.
Seppl: O, Bruder, das hat's gar nit noth,
Than allweil lustig singen.
Hansl: Wer flickt dir deine Hemden aus?
Seppl: Ich hab' ja noch ka z'riss'n.
Hansl: Was thuats denn nachher sonst noch z'Haus?
Seppl: Das kunntst scha välli wissen.
Und ich vertausch' mein Weiberl nit,
2c. 2c.

kommen überzeugt. Ich bin jetzt auch katholisch. Den Eltern ist es insofern recht. Aber dem Vater darf ich nimmer unter die Augen kommen." Da ergriff der Bruder voll Schmerz und Unwillen die Feder. „Du Kind des Zornes und der Ungnade, willst du denn mit Gewalt in die Verdammnis rennen, dass du die seligmachende Religion verleugnest? Gestrigen Tages bin ich wieder lutherisch geworden." Also hat der katholische Bruder den lutherischen bekehrt, und der lutherische hat den katholischen bekehrt, und war nachher wieder wie vorher, höchstens ein wenig schlimmer.

Fünf Prügel ums Ross.

Wenn nicht in Salzwedel, doch anderswo, hat sich folgende wahrhafte Geschichte zugetragen, und der Hausfreund hat's schriftlich.

Ein Cavallerieofficier, ein Rittmeister, kam in ein Wirtshaus. Einer, der schon drin war, und ihn hatte vom Pferd absteigen gesehen, ein Hebräer, sagte: „dass das gar ein schöner Fuchs ist, wo Ihro Gnaden darauf hergeritten sind."

„Gefällt er Euch, Sohn Jakobs?" fragte der Officier.

„Dass ich hundert Stockprügel aushielte, wenn er mein wäre", erwiderte der Hebräer.

Der Officier wedelte mit der Reitpeitsche an den Stiefeln. „Was braucht's hundert", sagte er, „Ihr könnt ihn um fünfzig haben."

Der Hebräer sagte: „Thun's fünfundzwanzig nicht auch?" — „Auch fünfundzwanzig", erwiderte der Rittmeister — „auch fünfzehn, auch fünf, wenn Ihr daran genug habt."

Niemand wusste, ob es Spass oder Ernst ist. Als aber der Officier sagte: „Meinetwegen auch fünf", dachte der Hebräer: „Hab' ich nicht schon zehn Normalprügel vor dem Amtshaus in Günzburg ausgehalten und bin doch noch koscher. — Herr", sagte er, „Sie sind ein Officier. Officiersparole?" Der Rittmeister sprach: „Traut Ihr meinen Worten nicht? Wollt Ihr's schriftlich?"

„Lieber wär's mir", sagte der Hebräer.

Also beschied der Officier einen Notarius und ließ durch ihn dem Hebräer folgende authentische Ausfertigung zustellen: „Wenn der Inhaber dieses von gegenwärtigem Herrn Officier fünf Prügel mit einem tüchtigen Stocke ruhig ausgehalten und empfangen hat, so wird ihm der Officier seinen bei sich habenden Reitgaul, den Fuchs, ohne weitere Lasten und Nachforderungen, alsogleich als Eigenthum zustellen. So geschehen da und da, den und den."

Als der Hebräer die Ausfertigung in der Tasche hatte, legte er sich über einen Sessel, und der Officier hieb ihm mit einem hispanischen Rohr mitten auf das Hintertheil dergestalt, dass der Hebräer bei sich selbst dachte: „Der kann's noch besser, als der Gerichtsdiener in Günzburg", und laut auf Auweih schrie, so sehr er sich vorgenommen hatte, es zu verbeißen.

Der Officier aber setzte sich und trank ruhig ein Schöpplein. „Wie thut's, Sohn Jakobs?" Der Hebräer sagte: „Na, wie thut's, gebt mir die andern auch, so bin ich absolviert."

„Das kann geschehen", sprach der Officier, und setzte ihm den zweiten auf, dergestalt, dass der erste nur eine Lockspeise dagegen zu sein schien, darauf setzte er sich wieder und trank noch einen Schöpplein.

Also that er beim dritten Streich, also beim vierten. Nach dem vierten sagte der Hebräer: „Ich weiß nicht, soll ich's Euer Gnaden Dank wissen oder nicht,

Das große Schweigen und andere Novellen von Paul Robran. (Leipzig. Ernst Keils Nachfolger.) Diese junge Dichterkraft erscheint hier nicht das erstemal vor der Öffentlichkeit. Und gewiss nicht das letztemal. Die Novelle „Das große Schweigen“ lässt noch Bedeutendes von ihr erwarten. Diese Novelle, voll Naturwahrheit und Tragik des Alltags, ist besonders jungen Männern zu empfehlen. Warum, das merken sie dann schon. M.

Höhenfeuer. Gedichte von Franz Eichert. (Stuttgart und Wien. Josef Roth'sche Verlagshandlung. 1901.) Lieder voll echter und frommer Poesie, wie sie in unseren Tagen nur selten noch erklingen. Religiösen Gemüthern besonders zu empfehlen. R.

Der als Jean Paul-Forscher, Autor der „Keuschheitsideen“, einer „Philosophie des Schönen“, „Pädagogik auf modern-wissenschaftlicher Grundlage“, eines „Systems der Philosophie“, des „Reformkatholicismus ꝛc. bekannte Theologe Dr. Josef Müller gibt eine Zeitschrift für Culturgeschichte, Religion und Belletristik: „**Renaissance**“ (Augsburg, Lampart & Comp.) heraus. Sie erscheint als Monatsschrift (in je zwei Bogen). Das Journal ist ein Organ für Gebildete und soll speciell der Erneuerung des religiösen Lebens dienen. Bei dem Druck, der gegenwärtig auf jeder selbständigen Regung im katholischen Lager lastet, wofür wir erst vor kurzem ein drastisches Beispiel erfahren haben, ist ein literarischer Centralpunkt die erste Bedingung zu einer Besserung unserer kirchlichen Zustände. Die „Renaissance“ ist das einzige Organ seiner Art in Deutschland und hat die Zierden der katholischen Wissenschaft zu Gönnern und Mitarbeitern. Wenn der Geist noch eine Macht ist, dann muss das Organ auch in weiteren Kreisen Platz gewinnen und den Bann durchbrechen, in dem eine innerlich hohle, aber äußerlich mächtige Richtung das katholische Leben krampfhaft gefangen hält. Die Renaissance brachte im vergangenen Jahr eine längere Arbeit über „Das sexuelle Leben der Naturvölker“, der in diesem Jahr „Das sexuelle Leben der modernen Culturvölker“ folgen wird — ein Thema, das zum erstenmal als Specialarbeit nach den umfassendsten Quellen und auf Grund einer immensen Literatur bearbeitet wird. Weitere größere Abhandlungen sind: „Reformkatholicismus im Mittelalter und zur Zeit der Glaubensspaltung“. Dazwischen wechseln kleinere Arbeiten über Tolstoi, Dostojewsky, Nietzsche, Huysmans und die modernkatholische Dichtung in Frankreich, Referate über den Gelehrtencongress in München, die kirchlichen Zustände in Österreich, Katholicismus und ethischen Socialismus und Christenthum ꝛc. Schon dieser Überblick wird belehren, dass die Renaissance keineswegs ein theologisches Fachorgan ist, sondern weitesten Kreisen, auch nichtkatholischen, Belehrung und Anregung gibt. Jeder Gebildete möge dies Unternehmen unterstützen, welches der Krystallisationspunkt zu einer Wiedergeburt des christlichen Lebens in zeitgemäßem Sinn zu werden geeignet ist.

Moderne Opfer. Drei Bilder aus dem Lehrerleben der Jetztzeit. Nach der Wirklichkeit gezeichnet von Wilhelm Schwaner. (Berlin, M. Glünicke). Der Verfasser sagt im Vorworte: Weder Sensationslust noch Speculation auf einen etwaigen Reinertrag ließen mich dies Büchlein schreiben, sondern es leitete mich bei Zeichnung dieser der Wirklichkeit entnommenen Bilder lediglich die Liebe zu dem Stande, aus welchem ich hervorgegangen. Wird die Mahnung, welche in diesen erschütternden Erzählungen liegt, an der richtigen Stelle beherzigt, gibt man der Schule endlich die zu einer gesunden Entwicklung dringend nothwendige Freiheit, schützt man den Lehrerstand, der neben dem Stande der Ärzte in erster Linie zur Lösung der socialen Frage durch Heranziehung eines neuen, an Leib und Seel' gesunden Geschlechts berufen ist, gegen die äußerste Noth, so würde ich mit Freuden einst auch ein Büchlein über Lehrerfreud' schreiben.“ Damit ist der Geist des Büchleins, das besonders der Lehrerwelt wichtig sein muss, angedeutet. V.

Büchereinlauf:

Das edle Blut. Eine Erzählung von Ernst v. Wildenbruch. (Berlin. G. Grote).

Das Kaser-Mandl. Eine Erzählung von Ludwig Ganghofer. (Berlin. G. Grote).

Fata morgana. Sociales Drama in vier Aufzügen von Georg Wilhelm Peters. (Dresden und Leipzig E. Pierson).

Orchideen im Lößgrund. Geschichten von Pauline Wörner. (Freiburg im Breisgau. Paul Waetzel.)

Alm-Disteln. Hochlands-Novellen von Adam Alber. (Dresden. E. Pierson. 1901.)

Herz. Ein Buch für die Jugend von Edmondo de Amicis. Autorisierte Übersetzung von Raimund Wülser. 24. Tausend. (Basel. Adolf Geering. 1901.)

Vom Stamme der Eiche. Westphalenbuch von C. Hüter. (Essen. G. D. Baedeker.)

Die erste Geige von Markneukirchen. Historisches Schauspiel in drei Aufzügen von Friedrich Punger. (Markneukirchen. F. A. Hofmann. 1900.)

Mein Frühling. Kleine Geschichten von Egid v. Filek. (Linz. Österreichische Verlagsanstalt. 1900.)

Eine Zuschrift.

Zur Hebung des Fremdenverkehres in den österreichischen Alpenländern.

Ende Jänner d. J. fand im Eisenbahnministerium in Wien eine Besprechung uber die Einleitung einer umfassenden Action zur Hebung des Reiseverkehres aus dem Auslande nach den österreichischen Alpenländern statt. An der Besprechung nahmen außer den Functionären des Eisenbahnministeriums theil: Vertreter der in den Alpenländern bestehenden Landesverbände zur Förderung des Fremdenverkehres, dann der betheiligten Verkehrsanstalten, des Vereines für Alpenhotels in Tirol, sowie anderer am Fremdenverkehr interessierten Körperschaften. „Seitens des Eisenbahnministeriums wurde bei dieser Besprechung" — so lesen wir — „insbesondere die Frage der planmäßig fortgesetzten Veröffentlichung von Beschreibungen österreichischer Alpengegenden in ausländischen Zeitungen durch nach Österreich zu entsendende Correspondenten solcher Zeitungen, ferner der Errichtung von österreichischen Reisebureaux in den hervorragendsten Verkehrscentren des Auslandes, sowie der Ausstellung von Bildern mit Ansichten aus den Alpengebieten in ausländischen Städten zur Discussion gestellt. Die Anregungen des Eisenbahnministeriums wurden von sämmtlichen Theilnehmern an der Besprechung beifälligst aufgenommen und wurde ein engeres Comité eingesetzt, welches mit der Aufgabe betraut ist, bestimmte Vorschläge für die durchzuführende Action auszuarbeiten."

Die Maßnahme, wonach ausländische Correspondenten zu uns kommen sollen, um über heimische Alpengebiete für ausländische Zeitungen Berichte zu schreiben, ist nicht recht zu verstehen. Unserer Ansicht gemäß können gründliche und richtige Schilderungen von Land und Leuten heimischer Alpengebiete doch nur wieder von heimischen Schriftstellern, welche die Alpenwelt und ihre Eigenthümlichkeiten einerseits, Sprache, Sitten und Gebräuche der Bewohner andererseits durch jahrelangen, intimen Verkehr genau kennen gelernt haben, gemacht werden. Oberflächliche Skizzen aus der Feder Ortsunkundiger, die sich erst mühsam Orientierung verschaffen müssen, haben nur geringen Wert. Deshalb wäre es gut, wenn dieser Beschluss baldigst eine zweckentsprechende Änderung erfahren würde.

Franz Goldhann.

Bozen, im Februar 1901.

Bücher.

Kunstwart. Rundschau über Dichtung, Theater, Musik und bildende Künste. Herausgegeben von Ferdinand Avenarius. Monatlich zwei Hefte. (München. Georg D. W. Callwey.) Da kann man weit gehen, um ein so durchaus ehrliches, freimüthiges Kritikblatt zu finden, wie der „Kunstwart" es ist. Schon manchen neuen Gesichtspunkt hat er eröffnet und Anregungen nach vielen Seiten des Kunstlebens gegeben. Bei einem Kreise vortrefflicher Mitarbeiter bringt fast jedes Heft einen Aufsatz aus der glänzenden Feder des Herausgebers selbst. Rücksichtslos gegen Corruption aller Art in der Künstlerwelt, ist er ein wohlwollender Freund jedes redlichen Kunstbestrebens. Ein kerndeutsches Blatt, dessen stillem, ernstem Wirken die Deutschen bereits mehr verdanken, als manchem täglich erscheinenden politischen Schreihals. Jedes der handlichen Hefte bringt Bilder- und Musikbeilagen, gleichsam als Belege für das im Text Behandelte. Es ist wahre Pflicht des Kunstfreundes, den „Kunstwart" verbreiten zu helfen.

R.

Heimgarten

7. Heft. April 1901. 25. Jahrg.

Weltgift.

Ein Roman von **Peter Rosegger.**

(4. Fortsetzung.)

Diese Erzählung ist bisher in der ursprünglichen Aufzeichnung des Tagebuchs mitgetheilt worden. Das Tagebuch wird aber im weiteren so zerfahren, dunkel und mangelhaft, andererseits auch so ungezügelt in der Darstellung, dass es zur wörtlichen Veröffentlichung sich nicht mehr eignet. Auch ist der Tagebuchschreiber zu selbstgefällig und zu schönfärberisch, einer der sich zu wenig kennt und zu sehr liebt. Die Schrift kann im Verlaufe wohl als Hauptquelle der Erzählung dienen. Aber es mussten auch andere Berichte und Zeugenschaften mit hereinbezogen werden, um von dem unseligen Manne Sebald Hausler und seinem Lieblinge, dem Schackerl, ein getreues Bild geben zu können.

Das Tagebuch bricht ab bei der gespannten Erwartung des „Paradiesspiels“, wie es der Verwalter Frank geplant hatte und die Erzählung fährt fort zu berichten, wie die Unternehmung für diesmal zu Wasser wurde.

Denn es erschienen zwei Knechte, Abgeordnete, und sie erklärten, überhaupt nicht spielen zu wollen. Es wäre des Todten wegen, aber nicht darum allein. Das Paradiesspiel sei ein heiliges Stück und in früherer Zeit ganz anders aufgeführt worden. Da hätten Adam und Eva und die Engel weiße Hosen getragen. Anders nicht. Nein, anders

Hansjörgels Geschichten. (Nordböhmische Mundart.) Von Josef Schmidt. (Selbstverlag in Morchenstern i. B. 1900.)

Menschenbilder. Von Ludwig Kurowski. (Wien. Wittasek. IX. Universitätsstraße 19.)

Die deutsche Lyrik des neunzehnten Jahrhunderts. Von Theodor v. Sosnosky. (Stuttgart. J. G. Cotta'sche Buchhandlung, Nachfolger.)

Einsamkeit. Gedichte von M. Scherlag. (Dresden. E. Pierson. 1901.)

Herzblut. Neue deutsche Lieder von Adolf Grafen von Westarp. (München. Verlag der deutschen Buchhandlung.)

Deutsche Lieder. Von Adolf Grafen von Westarp. (München. Verlag der deutschen Buchhandlung.)

Ergebnisse. Ein Buch Lyrik von Karl Ginzberg. (Wien. Karl Stetter.)

Die sieben Worte der Jungfrau Maria. Von P. Constantin Vidmar. (Wien. H. Kirsch.)

Der Lehrer als Dichter. Gesammelte Dichtungen aus der Lehrerwelt Deutsch-Österreichs. Mit einem Geleitwort von Peter Rosegger und vier Bildertafeln in Lichtdruck. Herausgegeben von Herm. Clem. Kosel und Emil Hofmann. I. Band. (Neurode. Leuschner & Tesch. 1901.)

Adolf Pichler, der Dichter und Mensch. Von Dr. S. M. Prem. (Innsbruck. Wagner'sche Universitäts-Buchhandlung.)

Die Frau der Gegenwart im Umgang und Verkehr (weiblicher „Knigge"). Von Zoë v. Reuß. (Berlin. Wilhelm Möller.)

Allerlei brauchbarer Unsinn. Welt-Perpetuum. Märchen oder Ernst. Verfasser: der Einfall. Das Werkzeug des Verfassers: Arthur Kurz. (Meran. F. W. Ellmenreich.)

Der Spielmann. Monatsblätter für deutsche Dichtung. Herausgegeben von Ernst Wachler. (Berlin. Fischer u. Franke.)

Das Banner der Freiheit. Von Gottfried Schwarz. (Heidelberg. Selbstverlag des Verfassers.)

Der gute Kamerad. Illustrierte Knabenzeitung. (Stuttgart. Deutsche Verlagsgesellschaft „Union".)

Karte des Afrikander-Aufstandes im Caplande. Bearbeitet von Paul Langhans. (Gotha. Justus Perthes.)

Agrarische Presse. Organ der deutschen Bauernpartei. (Budweis. Verlagsanstalt „Moldavia".)

☛ Vorstehend besprochene Werke 2c. sind durch die Buchhandlung „Leykam", Graz, Stempfergasse 4, zu beziehen und werden, wenn nicht vorräthig, schnellstens besorgt.

Postkarten des „Heimgarten".

* In der „Ärztlichen Reformzeitung" (Wien) keift mich jemand giftig wie ein eifersüchtiges altes Weib an, weil ich seinerzeit den Aufsatz „Gotteslästerer, Umstürzler und Curpfuscher" veröffentlicht. Wenn der Mann erst wüsste, wer diesen schlimmen Artikel geschrieben hat! Ich bin, wie viele andere Redacteure, nur schuldig der Veröffentlichung. Sehr leicht zu verantworten ist der bezügliche Sinn jenes Aufsatzes: Wer einen Kranken heilt, ist der Arzt, wer ihn verpatzt, ist der Curpfuscher. — Der hämische Herr hätte besser gethan, sich — nicht getroffen zu fühlen. R.

W. J., Salzburg. Mehr kann niemand studieren, als Tolstoy studiert, und doch sagen seine Gegner (vorwiegend die Orthodoxen), er sei unwissend. Das sagen sie ja von jedem, der ihnen nicht passt und auf ihre scholastischen Sophistereien nicht eingeht. Die alten Satzungen und Verordnungen in der Theorie zu lernen ist wahrlich kein Kunststück, aber es genügt bloß nicht. Welt und Menschen kennen lernen, das ist's.

M. G., Salzburg. Doch nicht ganz, wie Sie meinen. Im Jahre 1898 zählte das Königreich Baiern 860 evangelische Pfarreien mit 1,243.319 Seelen.

A. N., Graz. Natürlich verdammt der „Heimgarten" die Vivisection auf das lebhafteste und hat das oft und rückhaltslos zum Ausdrucke gebracht.

J. P., Neudörfel. Vielen Dank. Kann mich aber im „Heimgarten" nicht ansingen lassen. Am liebsten auch anderswo nicht. R.

Treuer Abonnent, München. Wegen Überladung mit Arbeit zur Zeit nicht möglich.

☛ Wir machen immer wieder aufmerksam, dass unverlangt geschickte Manuscripte im „Heimgarten" nicht abgedruckt werden. Dieselben nehmen wir entweder vom Postboten gar nicht an oder hinterlegen sie, ohne irgendwelche Verantwortung zu übernehmen, in unserem Depot, wo sie abgeholt werden können. ☚

Redaction und Verlag des „Heimgarten".

(Geschlossen am 15. Februar 1901.)

Für die Redaction verantwortlich: P. Rosegger. — Druckerei „Leykam" in Graz.

„Aber gewiss.“

Der Schackerl gieng um diese Zeit täglich nach Gug zum Geigenunterricht beim Schullehrer. Es that sich gar nicht schlecht und manchmal in der Abenddämmerung spielte er in seinem Zimmer ganz grausame Melodien. Sebald schauerte manchmal davor zusammen; wenn aber der Junge versicherte, es wäre Mozart, dann hob er die Augenbrauen und nickte mit dem Kopf. Im Tagebuch findet sich folgende Stelle: „Es ist ein Unwesen oft. Auch der Mozart ist schrecklich. Manchmal aber, manchmal doch! Da kommt ein Klang, ein zarter, leiser, trauriger. Und da fällt mir ein: Er ruft seine Eltern.“

Und einmal zur gewohnten Stunde, da wartete Sebald, und der Junge spielte nicht. Weil er wusste, dass der Schackerl auf seinem Zimmer war, gieng er in den Vorgang und horchte an der Thür. Es war ganz still. Das reizte ihn und er trat rasch ein.

Der Schackerl sprang auf und wurde roth, als decke das ganze Gesicht ein einziges Feuermal. Auf der Lederbank war er gelegen und aus einem gelben Heft hatte er gelesen.

„Ei, Junge, du amüsierst dich.“

„Man kann nit aufhören“, antwortete der Junge, sich entschuldigend.

„— Süße Sünderinnen. — Woher hast du das?

„Gestohlen!“ lachte er. „Dem Küchenmädel entwendet.“

„Aber nein! Wie kommt die Kleine zu solchem Lesefutter?“

„Der Jäger soll ihr's geborgt haben.“

„So, so.“

„Man soll so was wirklich verbrennen“, sagte der Schackerl. „Ich will's nur noch vorher zu Ende lesen.“

„Wenn es nicht dein Eigenthum ist! Ich werde die Sache prüfen.“

„Ich möcht' nur wissen“, sagte der Junge, „warum einem solche Sachen gefallen. Man sieht, sie sind schlecht — und gefallen einem doch.“

„Ja, mein Lieber, da muss man stark sein“, sagte Sebald groß überlegen. „Lesen kann der Mensch alles, aber stark sein! Ein sittlich gereifter Charakter kann alles vertragen. Und alles thun.“

„Ist es wahr, dass ganz Gesunden kein Gift schadet?“

„Man sagt es.“

„Mich däucht, früher, wie ich noch klein war, bin ich stärker gewesen als heut'. —“

„Im gewissen Sinne magst du schon recht haben. Doch der Mensch soll sich stets in seiner Gewalt haben“, sagte Sebald großartig.

„Es werden halt nit alle gleich sein“, meinte der Junge. „Wird vielleicht auch auf die Gattung ankommen. Immer einer hat's halt leicht

nicht. Das möchte ein sauberes Gerede werden. Kurz und gut, sie spielten nicht.

Da wurde Sebald ganz plötzlich zornig: „Wenn ich's aber befehle!"

Sie zuckten die Achseln, lachten und giengen davon.

„So jagen Sie doch das ganze Pack davon!" rief er dem Verwalter zu.

Dieser machte ein verschmitztes Gesicht. Das eine Auge drückte er zu, das andere ließ er halb offen.

„Vor dem Gerede haben sie Angst," sagte er. „Weiter nichts. Lassen Sie mich nur machen. Aufgeschoben ist nicht aufgehoben. Fortjagen möchte ich sie schon darum nicht, weil ein paar unersetzliche Kräfte dabei sind — wissen Sie?" Die letzten Worte wurden fast unverständlich gemurmelt. „Die Zeit wird schon kommen. Ehe das Jahr um ist — ei, was sage ich, das Jahr! Wollen gelegentlich fleißig Proben halten. Ich setze meinen Kopf drein, dass wir unser Schauspiel haben werden."

Von dieser Zeit an ließ Frank es sich angelegen sein, auf die Bildung der Leute hinzuwirken. Die Zeitungen des Schlossherrn giengen lange schon von Hand zu Hand, sogar bis Gug hinüber. Der Franzwirt hatte sich sogar auf eine abonniert, da die Leute daran Gefallen fanden. So that Frank ein Übriges. Monatlich einmal kam ein Mann in die Gegend, mit Lieferungswerken. Um lächerlich billigen Preis konnten sie bezogen werden von Heft zu Heft, und wunderschöne Geschichten standen drin. Frank bestellte solche Schriften und abends wurden sie in der Gesindestube vorgelesen. Anfangs ganz kurze Erzählungen, allmählich längere, und endlich war ihnen nichts mehr lang genug. Das war kein schlechtes Gegreine bei den Frauenzimmern, wenn es gerade an den außerordentlichsten Stellen hieß: Fortsetzung folgt. Sie konnten es gar nicht genug unter einander besprechen, wie „unteressant", wie „rumantisch", wie „reizend" die Sachen seien, sie drückten sich gewählt aus und zeigten Verständnis. Nur die Kleine, die künftige Eva, that manchmal eine kindische Frage, bei der die übrigen nur schmunzelten. Ein oder der andere Bursch machte sich erbötig, ihr die dunklen Stellen einmal näher zu erklären.

„Natürlich", sagte Frank einmal bei Tische. „Lectüre bildet Geist und Herz."

„Wohl lauter Gediegenes, Classisches", meinte Sebald.

„Aber selbstverständlich. Da möchte ich die Verantwortung am allerwenigsten tragen. Allerdings auch gut realistische Sachen. Ein edler Realismus wird auch der Komödie nicht schlecht bekommen."

„Glauben Sie, dass es noch dazukommt?"

Boden. Kohlschwarzer Humus und Erdschmalz dran! Wenn wir ein paar Jährchen fortfahren, diese dankbare Scholle noch zu verbessern, so ist der Wert des Gutes in kurzer Zeit verdoppelt."

„Gut, gut, also wie viel denn?"

„Zweimal hundert. Ich bescheide mich auf's äußerste."

„Nehmen Sie, was Sie brauchen."

Frank zog zwei Scheine aus dem Päckchen und legte es wieder in die Eisencasse zurück. „Noch etwas, gnädiger Herr, zu meiner Beruhigung. Der Casseschlüssel — er wird wohl sorgfältig aufbewahrt? Nein, nicht das! Ich will nicht wissen, wo. Muss protestieren! Ich meine nur im allgemeinen. Der Herr sind zu vertrauend. Ich halte es für meine Pflicht —."

„Es geschieht nichts, lieber Frank." —

Das junge Jahr gieng an. Es kam der laue Wind, aus allen Gräben heraus kamen die Schneewässer, durch die Rabenschluchten herab wogte ein trübrother Strom, über welchem Raubvögel hin- und herschossen, weil es Beute gab. Alles knospete und schwoll, alle Düfte wurden wach aus verwesenden und werdenden Dingen. Auch die Leute wurden wach aus ihrer Winterdämmer.

Ihrer sieben, die drei stärksten Knechte und die drei keckſten Weibsleute traten vor den Verwalter: „So, Herr Frank, jetzt gehen wir."

„Was soll das heißen?"

„Ganz so, dass wir jetzt gehen und uns einen anderen Platz suchen."

Er wüthete. Jetzt, nachdem sie über den Winter fettgemästet worden, nachdem die Arbeit beginne, wollten sie laufen! Ob sie nicht wüssten, dass auf solchem Vertragsbruch das Zuchthaus steht!

Da hatten sie die Dreistigkeit zu antworten, man brauche sich ja nicht aufzuregen, man könne es auch ruhig bereden. Sie verlangten doch nichts Ungebürliches. Der Herr Verwalter habe sie zu Weihnachten ja selber fortschicken wollen, ohne zu fragen, ob es ein Vertragsbruch sei. Damals sei er obenan gewesen und hätten sie nachgeben müssen. Jetzt seien sie obenan, weil die Arbeit verrichtet sein wolle, und mit zwanzig zu hundert Tagesaufbesserung seien sie zufrieden.

„Und ich sage euch, dass wir nicht einen Heller bessern!"

„So macht's auch nichts, Herr Verwalter. Jetzt finden wir überall Arbeit. Oder wir gehen gleich am liebsten nach Schluttenthal in die Fabrik."

— wenn nix angreift. Aber unsereins, so ein armes Findelkind. Wer weiß, was für Haderlumpen meine Eltern gewesen sind!"

„Deine Eltern —." Sebald machte ein paar Schritte durch das Zimmer und kam wieder zurück an die Stelle. „Hast du gar keine Ahnung, Jakob, wer deine Eltern gewesen sind?"

Der Junge zog die eine Achsel auf: „Haben sie sich nit gekümmert um mich, so kümmere ich mich auch nit um sie."

„Jakob — —. Wenn dir irgendwo plötzlich einmal eines entgegenkäme, die Mutter, oder — der Vater —?"

„Weiß Gott. Immer einmal ist es doch traurig, wenn man denkt, wie man so allein dasteht — so mutterseelenallein — auf der weiten Welt . . . ."

Als er diese Worte gesagt hatte, so fast nur für sich hin, begann in Sebald etwas zu zittern. Er langte nach des Jungen Hand. Da sprang dieser auf, erfasste das gelbe Heft und mit dem Wort: „Es ist zu dumm!" schleuderte er es in die Glut des Kamins. Dann gieng er ins Freie.

— Bin ich auch einmal so gewesen? fragte sich Sebald. Er begann zu träumen. Er hatte Durst nach einer großen Betrübnis, empfand aber nur Öde. Er war zu unglücklich, um sich unglücklich zu fühlen.

Gegen Ende des Monats Februar wurde aber doch etwas in ihm beinahe rebellisch. Er dachte an den Carneval. Das braust und schäumt da draußen — und hier? Im eisernen Kasten ein Paket Banknoten. Doctor Kerbholz hatte wieder einmal Kräfte geschickt. Was könnte man für diese Fetzen alles haben, dort in der schönen, großen, schäumenden Stadt! Die Lüste hatte er sich gemerkt, die Katzenjämmer schon vergessen.

Doch auch hier auf Finkenstein verschaffte ihm das Geld eine Zerstreuung. Denn besser als Langweile ist Ärger.

Kam wieder einmal der Gutsverwalter mit seiner Kümmernis.

„Nichts peinlicher", sagte er unmuthig, „als immer nur nehmen müssen und nie geben können."

„Andere hinwiederum möchten lieber nehmen als geben", entgegnete Sebald. „Sie brauchen wohl wieder Geld!"

„Aber das soll nun bald ein Ende haben. Jetzt müssen wir Kalk und Guano kaufen, ferner Samenkorn und endlich noch einige Geräthe. Es thaut schon der Föhn über die Berge. Wenn wir, was Gott gebe, ein fruchtbares Jahr haben, dann soll sich der gnädige Herr einmal wundern. Für jedes Körnchen hoffe ich eine volle Ähre zurückgeben zu können. Ich steche manchmal gern mit dem Stock in den aufgeweichten

sie. Und wär's für den größten Herrn keine Schand, haben sie gesagt. Alsdann, die Rederei ist mir zuwider und sag ich, der gnädige Herr ist halt ein bissel krank auf der Brust."

„Aber — woher hast du denn das?"

Er antwortete nicht mehr, sondern kraute wieder Dung in die Furche.

Wenn man wen gern hat, so legt man ihm alles zum Guten aus und trifft damit meistens das Richtige. So auch Sebald. Er grübelte nach, was denn der Junge gemeint haben mochte mit dem „Kranksein". Er ahnte wohl, die Bauersleute mögen in arbeitsnöthiger Zeit keinen Nichtsthuer sehen und der Junge schämt sich und entschuldigt den Herrn mit Kranksein. Wenn der Bauer nicht selber sein bester Knecht ist, so geht's nicht, hatte der alte Simon gesagt. Auf diesem Gut aber will der Bauer ein großer Herr sein, und dafür gibt es keine andere Rechtfertigung, als — „Kranksein". Sebald Hausler fühlte es ja selber oft genug, dass er nicht so war wie andere. Überschwung oder Stumpfheit. Und das Eiskorn im Blut. Ein einziges Feuer noch manchmal, doch — es fröstelt ihn über den Rücken. Ein invalider Großstädter. Dann kommen sie mit ihrem isländischen Moos und lachen dumm. Die sollen es noch erfahren, dass der Stadtherr nicht bloß einen Kopf, sondern auch Arme hat!

Mit energischen Zügen wurde der Entschluss festgenagelt im Tagebuche.

Und eines Tages im Heuen, nach dem Mittagsschläfchen gieng er rüstig hinaus auf die Wiese. Ein glühender Julitag lastete über den welken Matten. Und gerade in solcher Hitze muss das Heu geheimt werden. Aber er sah die Leute nicht gleich. Sie saßen in zusammengeschobenen Heuhaufen, aßen Weißbrot und tranken Wein, sich ihrer erstrittenen Rechte freuend. Eines gab dem andern den großen Krug in die Hand und ein paar übermüthige Mägde rangen darum, gleich nach dem Mannsbild zu trinken — wenn der Krugrand noch nach Bart rieche. Sebald wäre sie gerne näher angeschlichen, da erhob sich aus einem abseitigen Nest der Verwalter, unweit von ihm die kleine Küchenmagd, dann allmählich auch die anderen. Als sie den Herrn sahen, riefen ein paar überlaut: „So, a bissel gelabt haben wir uns, jetzt wieder an die Arbeit!" Und griffen munter zu ihren Heugabeln und Rechen.

Sebald hatte nach dem Jakob ausgeschaut, er sah ihn nicht und fragte nach ihm den Verwalter.

„Der Kammerherr!" entgegnete Frank spöttisch, „den darf der Herr nicht bei der Arbeit suchen."

„Aber er ist ja da!" rief ein Knecht dazwischen. „Er hat seit aller Morgenfrüh gearbeitet."

Der Verwalter sagte gemessen: „Ich bleibe bei meinem Wort. Nicht einen Heller. Wenn der gnädige Herr aufbessern will — meinetwegen. Ich will mit ihm reden."

Mit allem Zorn, der aufzutreiben war, kam er zu Sebald: „Herr, wir haben Räuber im Hause! Und müssen sie noch mit Glacéhandschuhen bedienen, diese Lumpen, diese Gauner, diese Tagediebe! Zwanzig Procent Aufbesserung verlangen sie!"

„Nicht bewilligen!"

„Dann schneiden sie uns die Gurgel ab. So viel als die Gurgel ab, wenn wir jetzt nicht ackern können."

„Also bewilligen." —

Schon am nächsten Tage konnte der Schlossherr sich der Anhänglichkeit freuen, mit der seine Dienstboten ihm ergeben waren.

Auf der Treppe begegnete ihm die Magd Leni. Sie wollte gerade zu ihm gehen, sie hatte im Körbchen Isländer Moos.

„Ich bitt' Ihnen, Euer Gnaden, sein's nit bös'. Aber ma' kann's nit ansehen, wenn wer so krank ist, einwendig. Und da hätt' ich halt ein gutes Mittel für die Brust."

„Was soll's! Ich brauche kein Mittel für die Brust."

„Aber mein Gott, der Herr Kammerherr hat doch gesagt, dass der gnädige Herr so krank sind!"

„Der Jakob hat das gesagt?"

„Aber freilich hat er's gesagt."

Sebald stand zu ihr, legte ihr seine Hände auf die vollen Achseln und sagte leise: „Ich krank? Soll ich dir den Gegenbeweis liefern?"

Wie Sonnenschein in den Hundstagen hat sie ihn angelacht, ist dann mit ihrem Körbchen munter treppab und über den Hof gelaufen in ihr Stübchen.

Sebald gieng und suchte den Schackerl. Der war draußen auf dem Acker und kraute mit dem Eisenkrampen Dung in die Furche.

„Du Schackerl! Hör' mich einmal an. Was soll denn das heißen? Du hast der Magd Leni gesagt, dass ich krank sei."

„Das ist nit wahr", begehrte der Junge auf.

„Du hast es also nicht gesagt?"

„Gesagt hab ich's schon, aber nit der Leni."

„Wieso kannst du sagen, dass ich krank bin?"

Der Junge stemmte sich mit dem Ellbogen auf den Krampenstiel, that einen frischen Athemzug und sprach: „Herr, das ist halt so. Jetzt gibt's alle Händ voll zu thun, man glaubt es gar nit. Und da thun mich die Leut alleweil fragen, warum denn der Herr nit auch ein bissel thät arbeiten helfen. In Gug geht zur Anbauzeit und bei der Fexung sogar der Pfarrer aufs Feld mit und steht ihm nit schlecht an, sagen

Weltordnung ist schon richtig. Es muss Herren und es muss Knechte geben. — Aber mit dieser Philosophie war es nicht abgethan. Nun kamen an den Händen die Schwielen, an den Gliedern die Schmerzen, die Arme thaten ihm weh, das Kreuz that ihm gar sehr weh. Am nächsten Morgen vermochte er nicht einmal, sich den Rock anzuziehen, der Schackerl musste ihm dabei helfen.

„Ja, mein Junge, das ist umgekehrt. Nicht weil ich krank bin, kann ich nicht arbeiten, sondern weil ich gearbeitet habe, bin ich krank. — Übrigens, du warst gestern auch mit der Sense draußen."

„Mir ist's eh zuwider, dass ich eingeschlafen bin."

„Das kannst du dir gönnen. Arbeiten, dafür sind ja die Dienstboten da, die kosten ein schweres Geld! Warum sollst du dich noch für sie plagen?"

„Ich hab' ja Zeit dazu. Wenn ich nit immer einmal ein bissel arbeite, so hab ich keinen Schlaf. Und g'freut mich auch sonst nix." —

Eines Tages schritt Verwalter Frank auffallend laut die Treppe hinan und klopfte lebhaft an die Thür. Er war in gehobener Stimmung.

„Auch dieser Tag ist gekommen", rief er anstatt des Grußes dem Herrn entgegen. „Einen Eid darauf, ich erwartete ihn schwerer als Sie. Die weiße Fahne muss man auf den Giebel stecken. Ich bringe Geld!"

Ein schweres Paar Ochsen hatte er verkauft. Die Banknoten, in Zehnguldenscheinen, deckten fast die ganze Tischfläche.

„Ich könnte es heute verdreifachen", sagte er und seine Stimme schnarrte vor Vergnügen. „Wenn ich das Jungvieh verkaufen wollte. Ziehe aber vor, im nächsten Jahre es zu versechsfachen."

Sebald schüttelte ihm warm die Hand: „Ich dank' Ihnen für Ihre redlichen Bemühungen."

Dann allerdings kam der Verwalter auch mit einem Anliegen. Es waren Steuern fällig, wofür er sich Geld erbitten müsse.

„Sie haben doch nicht alles fatiert?"

„Aber! Was denken Sie!" Beinahe entrüstet war er über die Frage. Er beruhigte sich aber bald und begann darzulegen, dass der Aufschwung der Viehzucht den Bau eines großen Stadls bedinge, wozu bereits Holz und Zimmerleute bestellt seien. Dann denke er auch an eine Kornmühle. Es sei unverantwortlich, an fremden Mühlen mahlen zu lassen, da es auf der ganzen Welt keine günstigere Wasserkraft gebe, als in Finkenstein. Das Bachbett liege höher und könne das Wasser vermittelst einer einfachen Rinne ins Gehöfte geleitet werden. Jetzt, da die Wirtschaft endlich in Schwung komme, sei es sogar eine Freude, Geld auszugeben, man wisse wofür. Die Nachbarn fiengen schon an, ihre Köpfe zu erheben und herüberzugucken auf Finkenstein, um zu sehen, wie auch heute noch eine Landwirtschaft Früchte trage, wenn sie gut

Im Schatten eines Eschbaumes lag er. Auf dem Rücken lag er, den Arm unterm Kopf, ein Knie aufgestemmt. Die Augen zu, der Mund offen und eine sportslustige Heuschrecke hüpfte über Berg und Schlucht, über Nase und Mund hin und her. Sebald hatte auf ihn hingeblickt, wohlgefällig und schadenfroh, den Jungen auch einmal bei einem „Kranksein“ ertappt zu haben. Er ließ ihn schlafen, nahm ihm aber die Heugabel von der Seite. Diese Gabel war ein ungefüges langstieliges, dreispießiges Ding. Sebald fasste sie tapfer an und mischte sich unter die Arbeiter. So wie sie, kraute er die dünne Heuschichte zusammen in Häufchen, wie sie schob er diese zu großen Haufen, wie sie baute er das Heu um eine aufrechtstehende Stange, an der es ein ringsumlaufender Knabe festtrat. Die Leute staunten und arbeiteten mit größter Emsigkeit. Er warf nun den Rock weg und wie sie in Hemdärmeln — diese nur weißer wie die ihrigen — schupfte er die knisternden Mahden. Auch Frank griff lebhaft zu. Eine schweigende Beweglichkeit über die ganze Wiese hin, und so schnell war der weite Plan wohl noch niemals aufgeräumt worden, als an diesem Nachmittage. Nachdem Sebald sehr lange so gearbeitet hatte, zeigte seine Taschenuhr, dass es kaum eine Stunde war. Aber er hielt aus, bis das ganze Heu in Schöbern stand.

Der Schackerl war aufgewacht. Rasch erhob er sich, nahm eine der Sensen, die im Strauchwerk am Rain verborgen gewesen, und gieng hinüber, wo noch das lange Gras stand. Auch die Knechte thaten dasselbe. Sebald hatte gemeint, es würde nach dem Schobermachen Feierabend sein, nun konnte er aber doch nicht ausspringen. Weil es mit der Gabel so gut gegangen, machte er sich auch an die Sense.

„Den gnädigen Herrn müssen wir schon voran lassen“, sagte einer der Knechte und Sebald ahnte nicht, wie viel Tücke in dieser Ehrerbietung lag. Als er sich weitbeinig und gekrümmt anstellte, kicherten sie schon über die Figur. Er wollte lind wie die andern Mähder seine Sense durch das sinkende Gras streichen, da zeigte sich dieses Werkzeug als sehr plump und ungeschickt. Zwei dumm angebrachte Stiele, ein halbgekrümmtes Riesenmesser — eine Waffe für Barbaren. Als er damit den ersten Hieb that, duckte sich das Gras, so dass die Sense darüber hinwegglitt. Die folgenden Hiebe waren glücklicher, da fiel Gras, und die Knechte stimmten ein Lobgeschrei an. Das hob ihn sichtlich und es gieng ein Weilchen ganz gut. Plötzlich aber stak die Sensenspitze tief im Rasen, dass Erde aussprühte. Heftig riss er das Werkzeug heraus, that neuerdings einen scharfen Hieb, da war die Sense entzwei. Mitten entzwei und am Hebel war der gebrochene Stumpf. Er warf das Zeug ins Gras, lachte überlaut, als sei es ein Spiel gewesen und gieng davon.

Er hatte genug. Wie ein Sträfling war er sich vorgekommen bei dieser Verrichtung. Nein, für einen Culturmenschen ist das nichts. Die

scheuen Blick, war nur einer, so blieb er stehen und betrachtete das schöne Weib und den ungezogenen Jungen.

Sebald freute sich an dem „Aufzucken des göttlichen Funkens“, wie es im Tagebuche heißt. Auch nahm er sich vor, persönlich Kunst zu treiben. Weshalb sollte er sich nicht im Modellieren versuchen, im Malen? Der Thon ist so schmiegsam, die Farbe willig, im freien Ermessen der Hand liegt es, was zu machen ist. Modelle werden wohl auch zu gewinnen sein, wenn Vorurtheil und Prüderie einmal gebrochen ist.

Wenn man in diesem Arkadien wieder ein classisches Griechenthum aufwecken könne! Im warmen Menschenblute muss es ja schlummern — das Götterleben!

Man sieht, Sebald hatte Gedanken und er freute sich manchmal darüber, dass er weise werde. —

Mittlerweile waren ringsum die grünen Felder gelb geworden, die Schnitter standen der Reihe nach am reifen Korn und legten die Garben. Da war es eines Tages, dass vom Bergwalde her ein alter Mann kam, am wogenden Felde hinstrich, manchmal einen Halm in die Finger nahm, eine Ähre zerdrückte und das weiße Köpfchen schüttelte. Und als er zu den Schnittern kam, rief er ihnen mit einem dünnen Kinderstimmlein zu: „Euer Korn hat ja 's Braune!“

„Was geht das dich an!“ wies ihn ein Knecht lachelnd zurück.

Der Alte wackelte ohne Unterlass mit dem Kopf, seine runden Äuglein that er sehr weit auf und sagte: „Das geht mich freilich wohl was an, weil's zu meinem Korn auch hierüber kommen wird und weil's aufs Jahr in der ganzen Breitengrub krank sein wird. Es ist der Brand. Ihr habt schlechten Samen gehabt. Es ist der Flugbrand!“

Der Alte gieng vorüber. Die Leute lachten nicht mehr. Als hernach der Verwalter den Rost an einigen Halmen sah und einige Körner zwischen den Fingern zerrieb und die Finger davon schwarz wurden, sagte er überlaut: „Ei wo! Flugbrand! Halmrost ist's und nichts weiter. Das schadet nicht.“

Dann rieth er den Leuten, sie möchten das vom Flugbrand nicht weiter sagen. Ein bisschen Vitriolbeize im nächsten Frühjahr, für den Samen, und die Sache habe sich gehoben.

„Es ist fabelhaft!“ sagte Sebald Hausler zum Schackerl. Sie saßen im wohldurchwärmten Zimmer beisammen am Tisch und hatten geschrieben. Vor den Fenstern wirbelten Schneeflocken.

„Winter! Wieder Winter! Es ist fabelhaft, wie die Zeit rast. Die Stunden kriechen und die Jahre fliegen. Kaum eine Erinnerung.

geleitet werde. Ein Großbauer in Kieshofen habe sogar unter der Hand anfragen lassen, ob er nicht den Vorknecht haben könne. Der Mann würde wissen wollen, wie es gemacht wird. Als ob's an einem Vorknecht läge.

„Ich weiß, an wem es liegt", sagte Sebald freundlich, hieß den Verwalter das Geld wieder zusammenstreichen und gab das Fehlende dazu. Dann sprach er von der Nothwendigkeit der Mühle und von einem Missverständnis, das er mit dem Müller in Gug gehabt habe. Es sei geschrieben worden um acht Säcke Weizenmehl, und es sei Maismehl geschickt worden.

„Die Confusion kommt wieder einmal vom Schackerl", sagte Frank. „Haben Sie doch die Gnade, die Correspondenz persönlich zu besorgen. Sollte es gewünscht werden, wäre auch ich dazu bereit. Ordnung ist die Hauptsache."

„Guten Abend, Herr Frank!"

Na, da konnte er ja gehen. Wenn er auf den Jungen zu sprechen kam, da hieß es immer gleich: Guten Abend!

Es ist bekannt, dass im Landvolke das Ideal vom Guten mehr gilt, als das vom Schönen. Je ursprünglicher ein Volk, je mehr lebt es in der tüchtigen That, je weniger hat es mit der Kunst zu schaffen. Je mehr ein Volk sich verfeinert, umso sicherer entfernt es sich von dem Begriffe Tugend, umsomehr nähert es sich der Kunst. In den Städten macht Tugend fast niemandem mehr Freude, nur wenigen Ehre, sie ist verachtet wie eine altväterische Sache und an ihre Stelle ist vielfach Schönheitssinn getreten.

Sebald fand, dass der Bevölkerung dieser schönen Berggegend aller Kunstsinn abgehe. Außer rohen Heiligenbildern nichts. „Die Häuser auswendig ohne Sachen, und inwendig ohne Schulden", wie der Schakerl sagte. Auch in Finkenstein fand sich außer den Herrlichkeiten des Rittersaales nichts vor, als im Park ein plumper Herkules. Da hatte der Herr auf Finkenstein den Einfall, zur ästhetischen Bildung des Volkes beizutragen.

In einer Kunstausstellung hatte er einmal eine überlebensgroße Aphrodite gesehen. Auf deren Schulter ein schelmischer Amor, ihr etwas ins Ohr flüsternd, dieweilen er einen Fuß über ihren Busen hinablegt und dort mit der Zehe ein Grübchen drückt. Diese Gruppe konnte Sebald nicht vergessen, bis er sie nun ankaufte und nach Finkenstein bringen ließ. Und als sie vor dem Schlosse stand, nahe dem Wege, der nach Gug führt, da machte es dem Eigenthümer einen besonderen Spass, manchmal die Vorübergehenden zu beobachten vom Hinterhalte. Waren ihrer mehrere, so streiften sie die Gruppe nur mit einem

„'s ist doch der Herr Frank da!"

„Das gehört nicht hierher."

„Der ist ja viel unterhaltlicher als ich."

„Das zu unterscheiden ist meine Sache. Herr Frank ist ein braver Mann. Aber — weißt du, Jakob, man möchte — jemandem möcht' man gern so recht herzlich gut sein dürfen. Begreifst du das?„

Der Junge fuhr sich mit seinen Fingern ins Haar und wurde unruhig. „Ja freilich, ja freilich . . ."

„Sprich, Jakob."

„Weiß nit, was man da sagen soll."

„Nun in Gottesnamen, so sage gar nichts. Höre mich bloß an und glaube, dass — eigentlich, es spricht sich wirklich schwer. Die Sache ist die, du bist ein guter Kerl und ich habe dich lieb."

Unbeweglich, wie eine Holzfigur saß der Junge da und ließ es über sich ergehen. Und als ihm Sebald die Hand auf die Achsel legte: Ein bisschen — ein klein bisschen gerne, nicht wahr, das hast du mich auch?"

Jetzt sprang der Schackerl auf und wendete sich gegen das Fenster und sagte: „Da geschieht einem g'rad hart. Freilich weiß ich's, wie viel Dankbarkeit ich schuldig bin."

Sie giengen auseinander und was hätte geschehen sollen, es ist wieder unterblieben. Auf dem Blatte des Tages steht: „Dieser Mensch ist mir die einzige Freude und die einzige Pein. Was die Zunge nicht vermag, muss die Feder verrichten. Demnächst das Testament. — Übrigens, welcher Mann ist in dieser Sache ganz sicher?

———

Als das Jahr immermehr in die Winternacht versank, da begannen neuerdings die Proben zum Paradiesspiel. Und nun gieng es.

Bei den Proben gab's Wein. Der stärkt das Gedächtnis, meinte Herr Frank, gibt Muth und macht die Glieder geschmeidig. Das Jahr vorher wäre es ein steifledernes, lamentables Bauernspiel geworden, diesmal konnte es eine Schaustellung geben, die sowohl Mitwirkenden als Zuhörern zum Vergnügen werden sollte. Die Gesellschaft war mit wenigen Ausnahmen die gleiche. Die Eva, verrieth Frank dem Herrn, habe sich ganz überraschend gebessert. Ihm sei leider die Rolle zugefallen, die am allerwenigsten für ihn passe. Aber was könne man machen. Er gedenke einen möglichst ergötzlichen Teufel zu schaffen. Ausspringen wolle bloß einer — natürlich wieder der Schackerl. Sebald beschwor diesen bei seiner Liebe, das wirkte nicht. Er beschwor ihn bei seinem Worte, das er früher gegeben und das als gutes Manneswort doch wenigstens auf ein Jahr vorhalten würde! Das wirkte. Der Junge nahm den Erzengel auf sich, sagte aber, er stehe für nichts. Es habe alles seine Grenzen.

„Und leere Säcke liegen platt“, entgegnete der Junge. Sebald verstand das nicht.

Man kann die Zeit festhalten, wenn man sie in That umsetzt. In der Gestalt eines geschaffenen Werkes umgibt die Zeit des Großvaters noch den Enkel. Das ist Leben. Sebald? Er dürfte nicht nachdenken, that's auch nicht allzu oft. Was war er? Was wollte er? Was that er? Auf dem Papier suchte er manchmal das Flüchtige festzuhalten, auf dem Papier suchte er das aus sich zu machen, was im Leben nicht gelang. Und die Schrift las er nie wieder. Als er noch in der Geschäftsstube der Fletz gesessen war, gab er die Schuld dem Gelde, der Jagd nach dem Gelde, der Angst vor dem Wiederverlieren. Nun war ja das alles fort. Und doch blieb es öde, wurde immer noch öder. Wenn er sein Inneres durchwühlte nach irgend einem Gute — nichts als Lappen, Lumpen, verdorrte Brosamen. Aber Gelüste noch, häsliche Fettflecke, üppiger Zeiten Rest. In früher Jugend schon hielt er es für eine mannliche und löbliche Eigenschaft, die Sünde zu lieben. „Vor dem Laster der Tugend haben mich die Götter behütet“, heißt es in einem der Blätter. Aber die Tugend des Lasters hatte ihn nicht selig gemacht. Alle seine Versuche, aufzustehen, sich einer geregelten, ernsten Thätigkeit hinzugeben, waren bisher missglungen. Mit Gier hatte er manch Neues, Ersprießliches begonnen, um es an einem der nächsten Tage wieder fallen zu lassen. Viele Regungen und wenig Fähigkeit. Heute Entzücken für das, was ihm morgen zum Ekel wurde — und auch umgekehrt. Und immer wieder der eiskalte Tropfen im Innern. Daneben aber — und das gehört zu dem Beständigen des Unbeständigen — als zartes, glühendes Fünklein die Neigung zu dem einen Menschenkinde. Diese Neigung war seltsam süß und warm, erfüllte ihn aber auch mit Unruhe, mit Angst vor Verlust.

„Bleibe noch sitzen, Jakob. Nimm dir eine Cigarre. Ach, du kannst sie noch immer nicht vertragen. Dann lieber nicht. Mich dünkt übrigens, du hättest einmal Pfeife geraucht. Und dir's abgewöhnt — ich glaube gar, mir zuliebe —?“

„Ja, und weil mir davon allemal übel geworden ist.“

„Na, siehst du, was die Liebe vermag! Will dir mal Cigaretten kommen lassen. So für die Plauderstunden. Es plaudert sich besser beim Rauchen.“

„Wenn's nit leicht geht, kann man's ja sein lassen“, meinte der Schackerl.

Sebald fand den Jungen manchmal keck — aber das behagte ihm. Nach einer Weile sagte er: „Du gehst hin und plauderst mit anderen. Hast du noch nie darüber nachgedacht — ich meine so nachgedacht — was ich für ein armer, einsamer Mann bin? — — Ich habe niemanden auf der Welt.“

Stimmlein: „Erschrecket nicht, ich bin die Schlange wohlbekannt und gebe euch einen Apfel in die Hand, so ihrer auf dem Baume wachsen." Sagt der Adam: „Was sind das für Faxen! Die Äpfel sind ja sper (bitter), so gib ihn endlich her!" Die Eva meint, verbotene Früchte seien süß und sie wage einen Biss. Sie reizt den Adam zum Kosten, er weigert sich, schiebt den Apfel mit beiden Händen weit von sich, bis er denselben mit beiden Händen muthig anfasst und zum Munde führt.

Sebald fand diese Scene reizend, nur war er mit der Costümierung nicht ganz zufrieden. Eine noch größere Einfachheit, meinte er, würde eine noch größere Wirkung erzielen.

In der weiteren Verwandlung ein Buschwerk, hinter welchem das junge Paar sich versteckt hält, laut jammernd, auch nicht einen Faden Gewandung zu besitzen. Da pfaucht ein schwarzes, zottiges Ungethüm heran, mit rothen Glotzaugen, einem blökenden Mund, heraushängender Zunge, mit gekrümmten Bockshörnern und einem langen, sich schlängelnden Schwanz. Der Teufel waltet sofort seines Amtes und macht den armen Sündern die Hölle heiß. Er sei der Fischer, „den Apfel an der Angelstangen, um junge schmackhafte Menschlein zu fangen und im höllischen Feuer zu braten." Das Paar verkriecht sich angstvoll noch tiefer ins Gebüsch, aber der Teufel, lüstern nach den schimmernden Fellen, sucht sie hervorzuzerren. — Diese Scene war bestimmt gewesen, recht realistisch ausgesponnen zu werden, da erscheint zu früh der Cherub. Hoch und schlank in langem, weißem Hemde, sein junges Gesicht leuchtet in heiligem Zorn, in der Hand hält er gezückt ein krummes Schwert. Der Teufel duckt sich und kichert: „Packt der sie am Kragen, brauch ich mich nicht zu plagen, die Hölle ist ihnen doch gewiss."

Der Engel wendet sich gegen den Adam und spricht:

„Hinaus aus diesem Paradies,
Weil du ein armer Sünder bist.
Verflossen ist die Gnadenfrist,
Hinaus aus diesem Garten."

Das Menschenpaar huscht nach hinten davon.

Sebald ist erfreut über die Würde des Cherub und denkt, das möchte man dem Schackerl nicht zutrauen. Da wendet der Engel sich gegen den Teufel, seine Augen lodern, sein ganzer Körper bebt, als er mit einer Stimme, die durch alle Nerven dringt, hinschmettert:

„Hinaus aus diesem Paradies,
Dieweilen du ein Schurke bist,
Voll Unzucht und voll Hinterlist.
Hinaus aus diesem Garten!"

Der Teufel, in höchster Verblüffung, scheint Einspruch erheben zu wollen, sucht aber statt dessen davon zu huschen. Mit einem wuchtigen Hieb haut ihm der Engel den Schwanz ab.

„Ist schon gut, Schackerl. Du wirst das Spiel nicht verderben.“

„Lassen Sie mich wirklich nicht los, Herr? Wenn ich noch einmal bitte?“

„Unsinn, Junge, du gibst den Engel!“

„Na — gut.“

„Und am dritten Weihnachtsfeiertage ist dann die Komödie losgegangen. Der Erzähler muss vorwegs sagen, dass sie nicht zu Ende gespielt wurde.

Im Festsaale war die Bühne errichtet worden. Ein blutrother Vorhang war durch Schnüre auf- und zuzuziehen, was schon einmal eine tragische Stimmung gab. Davor als Rampe eine Reihe Wachslichter. Der Bühne gegenüber an der Wand ein erhöhter Sitz mit Baldachin. Das war die Hofloge und zugleich das ganze Auditorium. Der Saal war übermäßig geheizt und völlig still. Nun erschien Sebald. Er war in weitem Hauskleide und setzte sich behaglich auf den Thron. Hinter dem Vorhang geheimnisvolle Unruhe, Flüstern, Kichern. Die vergnügte Kunst! Sebald fühlte nachgerade etwas wie Beklommenheit. So gespannt war er.

Es klingelt. — — Ruhe. Stille. Nichts rührt sich. Plötzlich ein Gepolter, dann wieder Stille. Die Kerzen flackern und senken ihre flammenden Lanzen, als verneigten sie sich vor dem Schlossherrn. — Es klingelt noch einmal. Der Vorhang spaltet sich auseinander. Man sieht den Himmel — nichts Geringeres. Im Hintergrund ein blaues Tuch mit güldenen Sternen besetzt. Im Vordergrund ein paar Wolkenballen, hinter denen Engel schweben. Wenn man bei Engeln von Realismus sprechen könnte — sie sind danach. Auf erhöhtem Wolkenthron, der an Stricken hängt und leider ein wenig schaukelt, sitzt der Allvater mit langem Barte, erschafft mit einigen Knittelversen den Adam und schärft ihm ein, keinen Apfel zu essen. — Nach dem Scenenwechsel sieht man das Paradies. Das kann natürlich vor unbeschreiblicher Schönheit nicht beschrieben werden. Unter einem Baum ruht Adam, mit einer Schafshaut bekleidet. Er erwacht, schaut um sich, bewundert das Paradies und klagt bald darauf über Langeweile. Er spricht in Reimen und schläft aus Langeweile wieder ein. Da erscheint der Allvater, gehüllt in ein rothes langes Schlepptuch, und während er feierlich erklärt, dass er dem Adam aus der Rippe eine Gehilfin mache, kraucht aus dem Tuch die kleine Eva hervor. Sie ist verhüllt mit langem, losem Haar und auch mit Laubwerk, das ist aber winterdürr und raschelt. Das junge Wesen schmiegt sich an den Adam und macht ihm Vorwürfe, dass er so lange geschlafen habe, wogegen er ihr vorhält, dass sie ihn so lange warten ließ. Der häusliche Zwist löst sich in Hunger auf, da zirpt vom Baume herab ein dünnes

„Das ist kein Komödienscherz, Herr! Das ist ein vorsätzlicher Schimpf. Der ist auf mich berechnet gewesen.“

„Mein Gott, das denkt doch kein Mensch auf der Welt! Ha, ha, dass Sie ein — ich weiß nicht was —. Ich kann mich wirklich nicht mehr erinnern, wie der Ausdruck gelautet hat.“

„Geben Sie sich keine Mühe, Herr Hausler, Ihren jungen Herrn werden Sie nicht rechtfertigen. Ich kümmere mich nicht darum, in welchem Verhältnisse Sie etwa zu diesem Menschen stehen, und wie es kommt, dass jeder unbescholtene Mann bei Ihnen im Unrecht ist, der sich gegen diesen — ich will das richtige Wort unterdrücken — kurz, der sich gegen ihn zu wehren hat. Haben Sie die Güte, mir das Meinige auszufolgen. Mit dem — Andern werde ich meine Abrechnung halten.“

„Nun — mein Herr! Wenn die Sache für Sie wirklich ein so schweres Gewicht hat, dann wollen wir doch auch den Angeklagten vorladen und zur Rede stellen.“

„Das ist mir gleichgiltig. Damit Sie aber nicht glauben, dass nur hinter seinem Rücken — gut. Ob es mir aber gelingen wird, jene Mäßigung beizubehalten, die Sie wahrscheinlich wünschen — das kann ich nicht versprechen. Versuchen will ich es.“

So ist der Junge gerufen worden. Als er eintrat und den Verwalter mit dem Herrn zusammen sah, nahm sein Gesicht einen fremden Ausdruck an. Die Augensterne wurden klein, mit den Oberzähnen biss er auf die Unterlippe. Im weiteren blieb er ruhig.

„Komm her, Jakob“, sagte Sebald mit kalter Gemessenheit. „Herr Frank beschwert sich, dass du ihn gestern auf offener Scene und ins Gesicht beschimpft hättest.“

Dem Jungen zuckten jetzt die Mundwickel. Dann that er verblüfft. „Ich? Den Herrn Frank? Bei offener Scene ins Gesicht? Aber — Herr Frank war ja gar nicht da.“

Trat der Verwalter vor: „Sie haben Ausdrücke gebraucht, die nicht im Texte enthalten sind.“

„Das ist schon möglich. Ich hab' mein Blatt verloren und nachher die Sachen so hersagen müssen.“

„O nein, mein Lieber! Absichtlich haben Sie den Text gefälscht.“

Nach kurzem Schweigen entgegnete der Schackerl: „Wenn Sie mir so kommen, Herr Verwalter, alsdann will ich Ihnen auch was sagen. Den Text haben Sie gefälscht. Durch das ganze Stück. Jawohl! Da soll man nur einmal vergleichen, wie es im Büchel steht und wie Sie es den Leuten eingelernt haben. Im Büchel steht keine Schweinerei, Herr Verwalter! Und wie die Komödie gespielt werden muss, das steht ganz anders im Büchel. Ich hab' mich geschämt für alle jungen Leut', die dabei gewesen sind.“

Der Vorhang fällt plötzlich. Auf der Bühne Getrampel, wirre Stimmen. Ein Fehler sei gemacht worden, ruft laut die Stimme Franks.

„Ich hab' keinen gemacht!" schreit die kleine Eva.

„Ich hab' auch keinen gemacht!" schreien andere. Alles läuft in der Vermummung oder halbnackt durcheinander, auseinander.

Als der Schackerl, im langen Hemde noch, die Treppe hinab gieng, flog ihm ein Kuhschwanz auf den Rücken, dass es klatschte. Das war des Teufels abgehackter. Andere Kränze wurden dem Mimen nicht geflochten.

Ein besonders leckeriges Abendbrot war veranstaltet gewesen, aber der Verwalter erschien nicht. Der Schackerl suchte sich harmlos zu gehaben. Gelang aber nicht ganz.

„Du hast etwas Coulissenreißerei getrieben, mein lieber Schackerl!"

Der Junge schwieg behaglich vor sich hin.

„Das kann Unannehmlichkeiten geben."

„Hab's ja gesagt, dass es was geben wird."

Und am nächsten Morgen erschien er. Sebald war noch kaum ordentlich angekleidet, als Frank sich melden ließ, es erleide keinen Aufschub. Feierlich und gemessen trat er ein, im schwarzen Anzuge, so wie vor anderthalb Jahren, als er die erste Aufwartung gemacht.

„Herr Hausler, Sie werden sich wohl nicht wundern, mich heute in dieser Verfassung zu sehen. Ich muss um mein Zeugnis bitten."

„Wieso, Herr Frank?" fragte Sebald mit argloser Minne, die aber gekünstelt war.

„Sie haben es ja gehört — gestern."

„Na, na. Sie werden doch des bisschens Übertreibung wegen —. Allerdings hat der Junge in der Schlussscene etwas zu viel Temperament entwickelt, auch nach meinem Geschmack. Obschon ich mich sonst ganz ausgezeichnet amüsiert habe, ich versichere Sie. Und ich bin Ihnen wirklich dankbar, dass Sie sich so viele und erfolgreiche Mühe gaben, mir den angenehmen Abend zu verschaffen. Leider war er nur viel zu kurz. Einige der lebenden Bilder hätte ich wiederholt gewünscht. Nun, das gibt sich ein nächstesmal. Ich muss nur immer Ihre Vielseitigkeit bewundern, Herr Frank, ein wahrer Tausendsassa. — Aber gewiss!"

„Lassen wir das. Dieser Mensch hat Worte gebraucht, die nicht im Texte stehen."

„Wie? Extemporiert hat der Schlingel?!" lachte Sebald überlaut.

„Er hat, wie Sie recht gut gehört haben werden, Worte gebraucht, die mich auf das tiefste beleidigen mussten. Von dem Gespötte, dem ich ausgesetzt bin, gar nicht zu reden."

„Herr Frank, ich bin in der größten Verwunderung. Wie Sie, sonst ein so kluger Mann, diesem Komödienscherz so viel Gewicht beilegen können."

— offen gesagt — dieses Gut zu lieb. Wenn man etwas, ich darf wohl sagen, so völlig aus nichts geschaffen hat, zum mindesten in den Stand gesetzt — es wächst einem ans Herz. — Nur um eines möchte ich bei dieser Gelegenheit ersuchen, für die Zukunft. Lassen Sie nicht von anderen, die weder Schick noch Blick haben, geschäftliche Briefe besorgen. Das bringt allerlei Verdrießlichkeiten und erschwert mir mein Amt. Jetzt zum Beispiel beklagen sich die Leute, dass sie statt Weizenklöße Maisbrei essen sollen und geben mir die Schuld. Und Ursache ist die briefliche Confusion des — des — Kammerherrn, wenn man schon so sagen soll. Nein, wenn schon alles andere auf meinen Schultern ruht, so überlassen Sie mir doch auch die Correspondenz, Herr Hausler."

Sebald fand dieses Begehren durchaus billig. Er dachte, mich enthebt es der Mühe, ihm erleichtert es die Verwaltung.

„Aber ganz selbstverständlich, Herr Frank. Ich begreife es vollkommen, dass der Steuermann alle Radhebel in der Hand haben muss. — Wollen Sie sich nicht bedienen?"

Frank nahm aus dem gebotenen Kästchen eine Cigarre, und die Angelegenheit war geschlichtet.

Sebald hatte darüber ein rechtes Wohlgefallen. Auch mit dem Jungen war er zufrieden. Wie schlau und stolz er sich aus der Schlinge gezogen hat! Ja, ja, es liegt im Blute!

Dann war es einmal, dass Verwalter Frank zu spät zum Mittagstisch kam — zu spät um eine ganze Stunde. Er musste mit Aufgewärmtem vorlieb nehmen, hingegen hatte er Geld gebracht. Mit einem Holzhändler war er im Walde gewesen, um Lärchen aufzusuchen und zu verkaufen.

„Ich bitte nur um Entschuldigung, mich so sehr an der Tageszeit geirrt zu haben. Es ist doch nicht auf mich gewartet worden?"

„Geht denn Ihre Uhr nach?"

Da gestand Frank lachend, er hätte gar keine. Er hätte seine Uhr verkauft.

„Aber wie kann man seine Uhr verkaufen?" fragte Sebald.

„Ja —" machte achselzuckend der Verwalter. „Es gibt eben Umstände!" Einen kurzen Blick auf den Schackerl, dann schwieg er von der Sache. Dem Herrn fiel das auf und als er später mit Frank in den Wirtschaftsgebäuden umhergieng, um sich Vorräthe zeigen und auf dem Merkbrett die Stundung der Arbeiter erklären zu lassen, brachte er ihn noch einmal auf die Uhr.

„Sie können doch unmöglich die Taschenuhr entbehren. Darf ich Ihnen die meinige borgen?"

„Nun, nun“, sagte Sebald. „Das ist etwas anderes, das gehört nicht hierher. Gestrichen und geändert wird auf dem Theater nach Belieben. Auf jedem. Und ist zum Mitspielen auch niemand gezwungen worden. Jetzt handelt es sich darum, ob du den Herrn Frank mit Absicht lächerlich gemacht hast —“

„Nicht bloß lächerlich gemacht!“ rief Frank dazwischen, „beschimpft, verleumdet!“

„Also — beschimpft hast, als du in der letzten Scene die Worte an ihn gerichtet, und ihm gewaltsam einen Theil der Vermummung abtrenntest —“

„Ja, den Kuhschwanz!“ lachte der Schackerl auf.

„Was im Buche durchaus nicht vorgeschrieben ist und war! Und das ihm niemand eingelernt hat!“ rief der Verwalter.

„Nun, Schackerl, was sagst du dazu?“

Da antwortete der Junge: „Ich hab' schon gesagt, dass der Herr Frank gar nit da war, und dass von ihm auch keine Rede gewesen ist. Das werden alle sagen, die dabei waren. Ich hab's just einmal mit dem Teufel zu thun gehabt, mit diesem falschen, unzüchtigen Schurken. Dem hab' ich den Kuhschwanz abgeschlagen, und wenn ein anderer auweh schreit, so kann ich nix dafür.“

„Es ist also ein Missverständnis“, fand Sebald für gut, jetzt zu sagen. „Ein Missverständnis, das sich völlig aufgeklärt hat. Ich hoffe, Herr Verwalter, dass Sie zufrieden sind und die Sache ist abgethan.“

„Sie ist abgethan, wenn mir der junge Herr Abbitte leistet,“ begehrte Frank.

Darauf sagte der Schackerl: „Abbitten? Da lass ich mir lieber die Händ' und die Zung' abschneiden,“ und gieng zur Thür hinaus.

„Natürlich“, sagte Sebald stets beschwichtigend, „er kann natürlich nur den Teufel gemeint haben und könnte also höchstens der eine Abbitte verlangen. Ich denke, das ist seine Sache, das geht uns nichts an. Vielmehr ist es so, lieber Frank, Sie hatten eine undankbare Rolle. Dankbar hingegen ist die Rolle, die Sie als Verwalter auf Finkenstein zu spielen haben. Wüsste nicht, wer Sie ersetzen könnte. Thun Sie mir den Gefallen und lachen Sie über die dumme Geschichte.“

Er war überaus mit sich zufrieden und auch Frank schien zuletzt nicht unzufrieden zu sein mit der guten Verfassung, in welcher der Herr sich befand. Der Verwalter schwieg nun und starrte zu Boden. „Es mag ja richtig sein“, sagte er endlich, „den Kopf voller Sorgen, wird man eben manchmal unwirsch. Welche Absicht er bei der Sache gehabt hat, kann mir schließlich gleichgiltig sein. Mir genügt es zu wissen, dass Sie die richtige Auffassung haben. So will ich mich bequemen. Mir ist

„Alles das nicht. Aber Sie sitzen schlecht. Sie rutschen hinten hinab. Rücken wir den Schaub. So. — Wissen Sie, schuld bin ganz allein ich. Doch eben — wer kann für seine Natur, für sein Temperament! Die Sache ist die: Frauenzimmern bin ich verpflichtet. Dass ich nur alles mittheile, in Kieshofen steht eine. In der Passing sind ihrer zwei. Das junge Gewürm, wenn man es ja anständig besorgen lassen will, kostet Geld. Nun hat sich auch in Gug eine gemeldet. Man kann's natürlich nie wissen, allein, bei einem ehrlichen Kerl — es gibt auch keine Ausflüchte. Nun, der letzte Fall gieng an die Uhr, und das ist die ganze Geschichte."

Sebald hatte mit voller Hingabe zugehört und sagte nun: „Ich danke Ihnen für Ihr Vertrauen, Herr Frank. Und da Sie mich einmal zum Vertrauten gemacht, werden Sie auch vielleicht gestatten — gelegentlich eine Beisteuer —."

„Niemals", antwortete Frank trocken und erhob sich.

Sebald fand sich an demselben Abende nachgerade gehobenen Gemüthes. Dieser schöne Freimuth! Nur schade, dachte er, dass Jakob das Geständnis nicht gehört hat. Das müsste ihm sein Vorurtheil zerstreuen. Ein Mensch, der an die Herrschaft gewissenhaft das Geld abliefert, einen völlig unvorhergesehenen Erlös für ein paar alte Bäume, und gleichzeitig seine Taschenuhr verkauft, um seiner Ehrenpflicht nachzukommen! Das schlägt wohl doch jeden Argwohn ein- für allemal zu Boden. — Ich glaube, der gute Schackerl wird ihm noch einmal ordentlich Abbitte leisten müssen.

Und trotzdem. Der Conflict verschärfte sich von Woche zu Woche und endlich stand er auf des Messers Schneide. Früher hatten sie manchmal zu dreien abends ein Kartenspielchen gemacht. Dazu brachte Sebald sie jetzt nicht mehr zusammen. Kam der eine, so entschuldigte sich der andere. So saßen sie wieder einmal allein beisammen, Sebald und sein Liebling. Jakob war ein hübscher Bursche geworden, an Lebensart jedoch — dünkte es den Herrn — habe er eher verloren, als gewonnen. Wortkarg, unlustig saß er da und mischte die Karten. Er mischte sie schlecht, gab unrichtig aus und spielte zerstreut.

„Aber Schackerl!" rief Sebald. „Du treibst ja Selbstmord."

Jakob legte die Karten weg und sagte: „Nein, das ist nichts. Ich hätt' gern einmal etwas besprochen."

„Es soll dir leicht werden, Jakob", sprach Sebald und hielt ihm die Hand hin.

„Wissen's, mich g'freuts nimmer da. Ich weiß nit, wozu ich bin. Und überhaupt —. Schon auch des Verwalters wegen, ich kann nix dafür, dass kein Zusammsehen ist mit dem."

„Weisst du etwas Schlechtes über ihn?"

„Diese goldene? Nein. Wenn Sie ein bescheideneres Werkchen hätten, — nichts weiter, nur Verläßslichkeit beanspruche ich —. Würde bitten, mir sie von der nächsten Gehaltsrate abzuziehen.“

„Aber sagen Sie mir doch, Frank, wie man seine Taschenuhr verkaufen kann! Ebenso gut ja auch das Taschenmesser, das Taschentuch.“

„In der That, ja!“ lachte der Verwalter. „Doch wie gesagt — Verhältnisse. Lässt sich schwer darüber reden. — Das ist ein strammer Geselle, nicht wahr?“ Bei diesem Wort hieb er seine flache Hand auf den Rücken eines grauen Stieres, der in der Herde eben über den Hof getrottet kam. „Von dem verspreche ich mir etwas. Oberländerrasse. Das Geheimnis in der Viehzucht ist, gute Rassen zu erzielen. Einige Geduld, dann aber hat man — ich möchte sagen — eine nie versiegende Quelle des Wohlstandes.“

Sebald aber dachte an die Sackuhr, und da müsse was dahinter sein. Er kam wieder darauf zurück.

„Nun, Herr, wenn Sie es durchaus wissen wollen“, sagte Frank. „Dann aber bitte ich Sie, in meinen Salon zu treten.“

Er führte den Schlossherrn in die Strohkammer und auf einem der großen Schaube, wie sie dalagen, war es nicht minder gut sitzen als auf einem Sammtsofa. Sie setzten sich darauf und lehnten sich an die Wand.

„Ich habe“, begann Frank, „keinen Grund, Ihnen meine Verhältnisse zu verschweigen, Herr Hausler. Es ist nicht meine Sache, mich besser zu machen, als ich bin. Von Haus aus arm, habe ich mich nur durch Arbeit und Fleiß emporgebracht und mir im Leben Kenntnisse erworben, so dass ich mich getraue, jedes Gut, auch das größte, zu leiten. Erfreue mich auch stets eines anständigen Gehaltes, und doch — um es kurz zu sagen, ich kann auf keinen grünen Zweig kommen. Gerade dass man knapp, ohne Schulden machen zu müssen, auskommt. Von irgend einem Luxus kann bei mir keine Rede sein. Werden Sie mir glauben, dass ich im ganzen nur zwei Anzüge besitze? Und nicht einen Lappen mehr.“

„Wohl ein bisschen — ein bisschen spielen?“ meinte Sebald etwas schüchtern.

Der Verwalter lachte grell auf, würdigte aber die Bemerkung keiner weiteren Antwort. „Mir geht es auch gerade nicht in die Nerven“, fuhr er fort, „ich mache mir nichts draus. So lange man anständig auftreten kann. Und seinen Verpflichtungen nachkommen könnte —.“

„Sie haben also Verpflichtungen.“

„Bis an — die Taschenuhr.“

„Eine Familie? Arme Verwandte?“

Rentier Himmelstoß auf der Alm.

Eine Erzählung aus dem Kärntner Oberlande von **Karl Krobath**.

Der Rentier Thaddäus Himmelstoß hatte sich glücklich seiner besseren Ehehälfte entledigt. Ein mitleidiger Arzt hatte mit seinen ehelichen Leiden Erbarmen gehabt und ihm eine Sommerfrische im Möllthale als unumgänglich nothwendig empfohlen. „Aber recht hoch muss sie gelegen sein, nahe an der Grenze des ewigen Schnees!“ hatte der einsichtsvolle Äsculap ausdrücklich bemerkt. In eine solche Höhe konnte nämlich Frau Eulalia Himmelstoß, die ihrem Ehegespons eine rührende Anhänglichkeit bezeigte, demselben zu ihrem größten Bedauern doch nicht folgen, da sie sich eines recht respectvollen Körperumfanges erfreute und an Kurzathmigkeit — allerdings nicht in der Gesellschaft ihrer Kaffeeschwestern und im Schutze der Gardine — litt.

Vor der Abreise aber schärfte sie Herrn Himmelstoß noch nachdrücklich ein, keine Hochtouren zu unternehmen, da dies halsbrecherisch, und noch weniger schönen Sennerinnen den Hof zu machen, da dies ehebrecherisch sei. Dann war er, den Scherssack am Rücken, den Bergstock in Händen, wohlausgerüstet fortgezogen und athmete auf, als sei ihm eine Centnerlast vom Herzen gefallen.

Frei wie der Vogel in den Lüften, überglücklich, für längere Zeit den Rosenketten und allen fesselnden Eigenschaften Eulaliens entronnen zu sein, zog der Rentier seines Weges und konnte bald sein mit „biconcav Nr. 5“ bewaffnetes Auge an den Schönheiten der majestätischen Alpenwelt weiden. Der frische Gottesodem der dunklen Nadelwälder machte selbst sein in fünfundzwanzigjähriger, ununterbrochener Ehe und niemals gebrochener ehelicher Treue etwas dickflüssig gewordenes Blut schneller pulsieren und seine Brust hob sich nicht mehr in unterdrückten, bangen Seufzern. Vielmehr suchte er sich die Stunden der goldenen Freiheit möglichst angenehm zu gestalten und setzte sich gerade über das, was ihm seine besorgte Gattin am eindringlichsten verboten, am schnellsten hinweg, getreu dem Wahrworte, dass verbotene Früchte doppelt gut schmecken. Auf die schroffsten Felsenzinken „kraxelte“ er, um Edelweiß und Enzian zu pflücken. Doch nicht genug an dem. — Nach Verlauf einer Woche hatte Himmelstoß auch schon — ein Dutzend echter Gebirgsküsse gesammelt. Sechsmal war ihm dieser geistige Ehebruch mit einem vertraut klingenden „Alter Esel!“ und dreimal mit einer kosenden

„Nein“, antwortete der Junge fest.

„Nun also!“

„Ich muss nein sagen. Weil ich noch keine Beweise hab'. Es geht mich weiter nix an. Aber was mich angeht: Ich hab' keine rechte Arbeit da. Allerweil im Sonntagsgewand soll ich herumgehen. Und kommts mir vor, ich sollt' zum Faulenzen abgerichtet werden. Das passt mir nit. Nit einmal Gewand ausstauben und Stiefel putzen. Ich krieg' viel und verdien' nix. Das mag ich nit. Am liebsten möcht' ich zum Vieh, und das geht da nit. Wenn ich geh' — Arbeit gibt's überall. Nachher im Frühjahr fortgehen, da möcht's gleich heißen: Im Winter hat er sich mästen lassen. Da geh' ich lieber jetzt, und will's auch sagen wohin. Ich geh' ins Sesam hinauf.“

Und dann hat er einen tiefen Athemzug gemacht, als hätte er eine Last los.

„— — Also, fort willst du“, sagte Sebald, die Stimme war gedämpft.

„Dass es dem Herrn nicht recht sein möcht', das ist halt mein Anliegen. Weil er mir's immer gut gemeint hat. Aber einmal muss es doch anders werden und das hab' ich halt bereden wollen.“

„Jakob. Gebunden bist du bei mir nicht. Es ist dein freier Wille. Wenn — wenn du mich verlassen kannst ....“

Jakob war aufgestanden und stand hilflos da. — Wenn er so spricht, da kann man nit. — Das Herz that ihm weh.

„Junge, ich will dir etwas sagen“, sprach Sebald. „Die paar Wintermonate bleibe noch. Die bleibe noch. Arbeit weiß ich dir. Es muss da oben im Dachboden einmal Ordnung gemacht werden, unter den alten Möbeln, Kisten und Papierwerk. Das Zeug ist sogar feuergefährlich. Es könnten auch Sachen von Wert darunter sein.“

„Wenn's mir geschafft wird, so werd' ich's ja thun“, antwortete Jakob. „Aber lieber wär's mir, wenn ich draußen im Hinterschoppen die Holzscheiter klein schneiden dürft'. In der frischen Luft.“

„Gut, du sollst Scheiter schneiden. Was du willst. Dann, wenn der Winter um ist, will ich —. Ich meine, wenn das Frühjahr kommt und wir einmal mitsammen einen größeren Spaziergang machen —. Ich will dir einmal etwas mittheilen.“

Und der Junge blieb. Als er dann allein umhergieng, draußen, lange so umhergieng, ärgerte er sich. Warum bleibe ich wieder da? Warum geh' ich nit fort? Da ich doch will und mich kein Mensch halten kann. Warum geh' ich nit fort? Warum kann ich nit!

(Fortsetzung folgt.)

Lage einladender, als unter anderen Umständen ein mit allem Comfort eingerichtetes Hotel ersten Ranges. Hoffte er dort doch, ungeachtet der späten Stunde, Unterkunft zu finden und einen tüchtigen Imbiss zu bekommen. Man wird es daher wohl sehr begreiflich finden, dass er, so schnell ihn die Füße nur tragen konnten, auf das Ziel seiner Sehnsucht lossteuerte und herzhaft an einen hölzernen Fensterbalken pochte. — Merkwürdig schnell bekam er Antwort.

„Was is denn das für Heidenlärm?“ fragte eine weibliche Stimme in vorsichtigem Flüstertone. „Bist du's, Franzl?“

Herr Himmelstoß war sich zwar wohlbewusst, dass er Thaddäus, und nicht Franz heiße. Jedoch die Erwartung der Dinge, die da kommen sollten, versetzte ihn in eine derartige Spannung, dass er ohne sonderliche Gewissensbisse seinen Namenspatron verleugnete. Mit der nämlichen Vorsicht wie die Fragestellerin, schon um sich nicht durch die Stimme zu verrathen, antwortete er deshalb: „Ja, i bin's!“

Dabei tastete er, weil er die Sennerin bei dem herrschenden Zwielicht nicht sehen konnte und sich doch mindestens gerne überzeugt hätte, ob sie alt oder jung sei, nach der Stelle, woher die Stimme gekommen war. — Er hatte mit seiner Entdeckungsreise Glück, denn er griff auf eine volle, weiche, warme Wange.

„Aber schön warm is bei dir!“ lispelte er angenehm überrascht, indem er tüchtig in das Occupationsgebiet kniff.

„Geh' Franzl, lass die Faxen!“ wurde ihm etwas verdrießlich zur Antwort. „Sollt' i mit neunzehn Jahrln schon ka Blut hab'n? Und sollt' i kalt sein, wenn der Bua kimmt?“

An diesen Aufklärungen fand Himmelstoß nichts auszusetzen, da sie sich mit seinen eigenen Ansichten darüber völlig deckten. Er entgegnete deshalb eifrig: „Recht hast — ganz recht! Aber a warme Liab lasst nit lang af a herzhaft Busserl warten.“

Und wirklich! Ehe er es sich recht versah, hatte ein Paar schwellender Lippen den süßen Sold der Liebe gespendet. — Er hatte den dreizehnten, unverfälschten Gebirgskuss bekommen, der sich von seinen Vorgängern dadurch in angenehmer Weise unterschied, dass er freiwillig gegeben wurde und weder einen „alten Esel“, noch einen „Händedruck“ im Gefolge hatte und auch nicht mit Fersengeld bezahlt werden musste. Himmelstoß dachte gar nicht daran, dass es der dreizehnte, der unglückverheißende Kuss gewesen war. Vielmehr ließ er demselben noch so viele schallende Namensbrüder folgen, dass die Sennerin endlich dem Treiben durch eine Bewegung nach rückwärts ein Ende machte und verwundert sagte: „Aber bist du heut' g'schnappig af's Busserlgeb'n! Das schnalzt ja so, dass man's in's Dorf hören könnt! Mir scheint's, du kriegst mi immer lieber, und d' alte Wurzel-Sepha hat g'logen, die g'sagt hat,

Berührung seines Gesichtes durch eine ausdrucksvolle Hand belohnt worden. Dreimal aber hatte er sein Heil in schleuniger Flucht suchen müssen. Das hatte ihm jedoch keineswegs die kühne Unternehmungslust zu rauben vermocht. Er fuhr unverdrossen fort, seinen struppigen Bart zu schwärzen und mit wohlriechender Bartwichse stolz aufzuwirbeln, wie auch seinen Augen durch feine Kohlenstriche an den Liderrändern einen künstlichen Glanz zu geben. Um aber die sich schon kreuz und quer in seinem Antlitze breit machenden Furchen, die er leider nicht mit dem Rasiermesser wegschaben oder durch Reismehl ausfüllen konnte, vergessen zu machen, hatte er ein probates Mittel: eine wohlgespickte Geldkatze, die er besonders in Gesellschaft junger und sauberer Dirnen stark in Anspruch nahm. Obwohl bisher seine Liebenswürdigkeit so schmählich belohnt worden war, gieng er doch mit unentwegter Freudigkeit neuen Abenteuern entgegen.

Eines Tages hatte Himmelstoß eine weite Tour ins Gebirge unternommen und sich tüchtig verirrt. Die Sonne war schon hinter die Berge, die den Saum des tiefblauen Firmamentes bildeten, gesunken und die tiefe Stille der Nacht, nur zeitweilig durch den kläglichen Ruf eines Käuzchens unterbrochen, senkte sich auf Baum und Busch. Nur das unsichere Licht der Sterne stahl sich durch das Gezweige und kalte Schauer durchrieselten den für seine körperliche Zuträglichkeit besorgten Sommerfrischler in der geheimnisvollen Einsamkeit. Kalter Schweiß perlte sich auf seiner Stirne, als er nach stundenlangem Suchen noch immer keinen thalwärts führenden Weg fand. Mit immer erhöhter Angst wand er sich durch das Niederholz, welches zwischen den Baumriesen den Durchgang erschwerte, stolperte oft über hervorstehende Wurzeln und machte bei dieser Gelegenheit einigemale unfreiwillige Verbeugungen, welche seine stattliche rothe Nase mit dem Erdboden in unzarte Berührung brachten. Zu allen diesen Beschwerden gesellte sich noch ein Gefühl des Hungers, als hätte sich ein Dutzend Krebse in seinem Magen etabliert, und an seine ohnehin klapperdürren Fortbewegungsorgane hefteten sich die Bleigewichte der Ermattung. Er hätte daher vor Freuden aufjauchzen mögen, als sich endlich das Waldesdunkel lichtete und eine freie Stelle vor ihm ausbreitete, deren saftige Kräuter im Vereine mit dem frischen Gras wohl den wiederkäuenden Sommerfrischlern als Nahrung dienten. Geschwätzig plätscherte ein Bächlein dahin, einen kühlen Labetrunk verheißend, und der weiche, duftige Teppich zu den Füßen des verirrten Touristen konnte im Nothfalle ein prächtiges Ruheplätzchen abgeben. Doch die Blicke des überseligen Himmelstoß richteten sich vor allem auf eine Sennhütte, die sich ganz deutlich vom nächtlichen Himmel abhob. Es war zwar nur ein sehr kleines Hüttchen aus Holz, ohne Prunk und Bequemlichkeitsvorrichtungen, und doch schien es ihm in seiner fatalen

„Was flennst denn, wia a alt's Weibl. Wer will dir denn 's Leben nehmen? — Sei g'freuzigt wirst!" gab einer der Burschen trostreiche Auskunft.

Herr Himmelstoß hatte manches „Ecce homo!" in Bildergalerien und an Wegkreuzen gesehen. Er konnte sich daher von den Leiden, die seiner harrten, eine ziemlich lebhafte Vorstellung machen. Kalter Schweiß drang ihm aus allen Poren.

„Das die Stadtleut' sich all's so z' Herzen nehmen!" meinte der nämliche Bursche phlegmatisch. „'s ja nit so viel dabei. Wer „brenteln[1]) geht, muſs 's Kreuzig'n sich a g'fallen lassen!"

Das unglückliche Opfer der Volksjustiz verwünschte seinen Leichtsinn, der es in eine solche unangenehme Situation gebracht hatte. Er, der ehrsame Rentier Thaddäus Himmelstoß, sollte auf schmähliche Art gekennzeichnet werden für immer, sollte öffentlich auf den Pranger gestellt und lächerlich gemacht werden! Und das alles — wegen eines kleinen Seitensprunges. Er verwünschte diese gefühls- und rücksichtslosen kärntnerischen Dorfbarbaren, er verwünschte seine Hochtour und er verwünschte sich selbst. Was hätte er darum gegeben, wenn er dem Strafgerichte des Himmels entrinnen und wieder wohlbehalten an der Seite seiner Eulalia hätte sein können! Doch daran war nicht zu denken. Das belehrten ihn die derben Hände, die ihn wie mit Eisenklammern festhielten und jede freie Willensbethätigung seinerseits unmöglich machten. Dennoch machte er einen letzten Rührungsversuch. Mit weinerlicher Stimme wandte er sich an die Folterknechte.

„Habt do' Erbarmen, junge Herr'n, und belastet Euer Gwissen nit mit einem Mord, der aner armen Ehefrau die männliche Stütze raubt. Wär' i schuldig, so wollt' i a büßen. Aber i hab' ja gar nit für mi ‚g'brentelt', sondern für an andern.

Dadurch hatte sich Himmelstoß erst die Hölle recht heiß gemacht. Er wollte noch weiter sprechen, aber ein allgemeiner Zornesausbruch des Burschen verhinderte ihn daran.

„Er schaut uns wohl für solche Teppen[2]) an, wie er selber aner is! An seiner Lug' soll er ersticken!"

„So a krahschinketer Stadttschinkel[3]) will uns über die Diandlan geh'n und uns no obendrein anplausch'n. Das soll ma ihm g'höri austreib'n!"

„Durchklösch'n[4]) ihn!" knurrte kategorisch eine rauhe Stimme.

So und noch ärger schwirrte es durcheinander, und der in tausend Ängsten schwebende Gefangene wäre wohl vor der „Kreuzigung" noch weidlich durchgeprügelt worden, wenn sich nicht ein ruhiger, denkender

---

[1]) Fensterln. [2]) Idioten. [3]) Tschinkel, gleichbedeutend mit „Fex". [4]) Durchprügeln.

dass du zur Bergkoff-Sennerin liaber als z'mir giengst und mi bald ganz im Stich lass'n wirst."

„G'logen hat sie, natürl', die alte, krahschinkete Hex!" betheuerte der falsche Franz mit überzeugender Entrüstung. „Wia könnt' ma no z'aner andern Dirn geh'n, welche könnt' an denn no g'fallen, wenn man di zum Schatz hat! — Nur dein is mei Herz und soll's a ewig bleib'n."

Man sieht, dass Himmelstoß Wilhelm Müller vortrefflich in die kärntnerische Mundart zu übertragen und jungen Dirnen zu schmeicheln verstand. Der Lohn für seine wohlgesetzten Worte sollte nicht lange auf sich warten lassen, denn er wurde von weichen Armen umfangen und bekam unaufgefordert ein „Busserl", wie ihm ein solches seine Eulalia, deren Oberlippe übrigens noch ein recht ansehnlicher Schnurrbartanflug zierte, Zeit ihres fünfundzwanzigjährigen Ehebestandes noch nicht gegeben hatte. Der Rentier schwebte im „siebenten Himmel". Es war doch ein köstlicher Spass, auf die Tage seines Spätherbstes noch das „Fensterln" bei einer nach allen Wahrnehmungen zweifelsohne schönen Sennerin erlebt zu haben. Seiner Gattin hätte er allerdings nicht gerne Mittheilung von demselben gemacht.

„Geh', Franzl, werst nit draußen steh'n in der kalten Nacht. I will dir die Thür aufmach'n, damit einer kannst. Dann woll ma no a Stünderl plaudern!" sagte die verliebte Maid nun ziemlich laut.

Himmelstoß fand die Nacht zwar gar nicht kalt. Doch gefiel er sich immer mehr in der Rolle des mit Minne so reich bedachten Franz und er würde dieselbe wohl noch weiter gespielt haben, wenn sein galantes Abenteuer nicht mit einemmale einen unvermutheten Abschluss gefunden hätte. — Eben schickte er sich an, der Aufforderung Folge zu leisten, als er sich äußerst unsanft am Kragen erfasst fühlte und mit verschiedenen Püffen in einen Kreis von etwa zehn Bauernburschen gezerrt wurde. Vergeblich war sein Protest gegen eine solche Behandlungsweise in einem Culturstaate, nutzlos sein verzweifeltes Zappeln und Winden unter den festen Fäusten der Gewalthaber. Selbst seine kläglichen Hilferufe und Bitten schlugen nur an taube Ohren und unbewegliche Herzen. Er sah nur noch, dass die Sennerin mit dem angstvollen Aufschrei: „Jesus, Maria und Josef! Jetzt kreuzigens mein' Franzl!" den Fensterbalken schloss. Dann wurde er fortgezerrt.

Gekreuzigt sollte er werden! Dem unglücklichen Thaddäus würden die Haare zu Berge gestanden sein, wenn er noch welche gehabt hätte, und in blutigen Bildern trat ihm die Passionsgeschichte vor Augen. Seine Knie schlotterten und mit erlöschender Stimme flehte er um Gnade für sein hoffnungsvolles, zwar nicht mehr junges, aber dafür zähes Leben.

Wieder stimmte der volle Chor ein. Im Dorfe aber öffneten sich im Fluge alle Thüren und Fenster. Verschlafene Gesichter mit Zipfelmütze oder Kopftuch, Männer und Frauen im nothdürftigsten Anzuge wurden sichtbar. Ja, die Dorfrangen liefen scharenweise herbei und machten Witze, die weit über ihre Jahre hinausgiengen.

Kurz, alles wollte den „Gekreuzigten" sehen, und an beißendem Spotte fehlte es besonders nicht, weil dieser ein „Herrischer", ein Städter war, denen man schon ob ihrer geistigen Überlegenheit keine besonderen Sympathien entgegenbrachte. Nun hatte sich Einer blamiert, trotz seiner geistigen Überlegenheit, und dazu noch so jammervoll! Das war Wasser auf die Dorfmühlen. — Der beklagenswerte Thaddäus Himmelstoß, dessen verzerrtes Gesicht das fahle Licht des eben aufgegangenen Mondes leichenhaft erscheinen ließ, glaubte vor Schande in die Erde sinken zu müssen. Wie ein Nachtwandler schritt er mechanisch einher. Die Bäume, die Häuser, die Menschen — alles drehte sich um ihn und er hatte das Gefühl, als weile er gar nicht mehr unter den Lebenden, sondern sei schon zu den Vätern heimgegangen.

Wohl eine gute Stunde hatte der sonderbare Umzug gedauert, als er dadurch ein Ende fand, dass der zu Tod gehetzte Sommerfrischler zusammenbrach. Aufs äußerste erschöpft von den Strapazen der Bergpartie, gepeinigt vom wüthendsten Hunger, zermalmt von der erlittenen Demüthigung konnte der arme Rentier nicht mehr weiter. Seine Peiniger trugen ihn zu einem Raine und ließen ihn dort in thaunassen Grase liegen. Mit Worten des Hohnes entfernten sie sich von dem modernen Ahasverus, der sich nur mit Mühe des Stockes entledigen konnte, der zur „Kreuzigung" gedient hatte. Wie Jakob im alten Testamente, versank unser Held bald in erquickenden Schlummer. Doch gaukelte ihm der Traumgott keine Himmelsleiter vor, sondern das Conterfei eines wohlbekannten, weiblichen Wesens, welches den „Karawatsch" über einem Manne schwang, der dem Träumer auf ein Haar ähnlich sah. — —

Mit der neubelebenden Sonne des jungen Morgens erwachte auch Himmelstoß. Nachdem er sich mühsam die Kleider gereinigt hatte, schleppte er sich mit der letzten Kraft zu einem Wirtshause, um nicht als das Opfer der Volksjustiz erkannt zu werden. Thatsächlich erkannte ihn niemand. Doch während er sich gerade nach Herzenslust an „hausgeselchten" Würsten, delicater Butter und mehreren Gläschen Schwarzbeerbrantwein labte, näherte sich der Wirt dem guten Gaste und erzählte ihm mit größter Ausführlichkeit, dass in der verwichenen Nacht im Dorfe ein „Brentler" „gekreuzigt" worden sei. Im Anschlusse daran schilderte er sehr anschaulich den Hergang bei einer „Kreuzigung", und um nicht Verdacht zu erregen, musste der Rentier mit kochendem Groll

Bursch vor ihn hingestellt und seinen Kameraden von ihrem Beginnen abgemahnt hätte.

„Lasst's ihn nur. Wenn wir so a Krispindl durchledern wollten, könnten wir z'guater letzt no seine Knochen z'sammenklauben. Kreuzigen wir ihn jetzt erscht recht, dass ihm 's Lugnau und 's ‚Brenteln' das nächst' Mal vergeh'n wird. Das is Straf gnua!"

Die Worte fanden Eingang. Doch war es für den armen Himmelstoß nur ein schwacher Trost, den Prügeln entgangen zu sein, um dennoch gekreuzigt zu werden. Verzweifelt folgte er seinen Henkern und beschloss, fern von jeder polizeilichen Hilfe, den letzten Gedanken an seine Eulalia gerichtet, möglichst muthig zu sterben. Dass er die Schande überleben werde, glaubte er nicht annehmen zu können.

Der Marsch hatte schon gegen eine halbe Stunde gedauert, als sich ein Dorf in unmittelbarer Nähe zeigte und die Burschen nun an die Ausführung ihres Planes schritten. Doch glücklicherweise kam es anders, als es sich die rege Phantasie des geängstigten Rentiers so gräulich ausgemalt hatte. Es wurde ein tüchtiger Stock abgeschnitten und ihm hinter dem Rücken durch beide Rockärmel gesteckt, so dass er am freien Gebrauche der Arme behindert war und ungefähr das Bild eines Gekreuzigten bot. — Das ist im Kärntner Oberlande die Strafe für jene Burschen, die — von Nebenbuhlern oder anderen, ihnen nicht wohlgesinnten Personnen verrathen — beim „Fensterln" ertappt werden.

„Was haben die Unholde nun weiters mit mir beschlossen?" fragte sich Himmelstoß nach seiner „Kreuzigung" mit banger Erwartung. Er sollte darüber nicht lange in Zweifel bleiben. Die Burschen nahmen ihn in die Mitte und einer derselben stimmte das Spottlied an:

„Der Esel hat g'schrier'n
Zur Wiesen hin.
Der Esel war grau
Und d' Wies'n war grün.

Zum Diandl bin i's gangen,
Zum Fensterl, zur Thür';
Da hoben's mi g'fongen
Und gekreuzigt dafür. — Juhu!"

Das Lied wurde von allen wiederholt. Eine unbändig heitere Stimmung hatte bei den Burschen platzgegriffen, und das Jauchzen, Hüteschwenken und Spotten wollte kein Ende nehmen. Endlich setzte sich der Zug gegen das Dorf zu in Bewegung und einer sang:

„Wärst nit aufe g'stieg'n,
Wärst nit ober g'foll'n,
Wärst nit häng'n blieb'n
Af der Kommerschnoll'n."

Höhle lag? Aber er lag nicht immer, wenn du's dachtest. Eines Morgens, es hub kaum erst an zu grauen auf den schneebedeckten Bergen, stand er unter der Fichte, zwanzig Schritte von dir, und von seinem Gewehre hättest du selbst bei Tageslicht nichts gesehen, als ein kleines schwarzes Loch — weißt du? Du wolltest rasch in eine andere Weltgegend reisen, brachest aber mit jedem Sprunge tiefer in den Schnee, bis der Jäger gemüthlich herüberrief: „Aber Franzl, was plagst du dich denn so kindisch! Es geschieht dir ja nichts. Gib bloß einmal dein Gewehr her."

Und du? „Mein Gewehr", riefest du zurück, „das kriegst du schon lang' nicht, mein lieber Jäger."

„Wir wollen es gleich haben", sagte der Jäger und fängt an, herüberzusteigen.

Du rufest ihm entgegen: „Jäger, ich sag' dir's. Wenn du mich nicht in Fried lasst, so schieß ich! Anzeigen kannst mich, wenn du schon drauf anstehst. Wer ich bin, siehst du ja."

„Der Prandtner Franzl bist halt", sagt der Jäger, „ich werd' dich schon kriegen, du kommst mir nicht aus."

Darauf ist er davongegangen und du bist wieder dein eigener Herr gewesen. Es ist immer schön, wenn Jäger und Wildschütz gut auseinanderkommen, ohne dass es kracht.

Drei Tage später sind die Spitzhauben schon dagewesen, aber du hast ihnen ins Gesicht gelacht. „Wie? Ich soll auf dem Schottsattel gewesen sein, am Andreastag in der Früh? Na, dieser Jäger muss Schusterpech im Kopf haben anstatt Augen. Wo bin ich am Andreastag gewesen! O du lieber Gott! Da bin ich in aller Früh zu Trewang gewesen beim Engelamt. Wo ist Trewang und wo ist der Schottsattel!"

Dieweilen hat dir das aber nicht viel geholfen. Du hast mitspazieren müssen und in den Untersuchungskotter. Da hast du wieder gelacht. Einem geplagten Bauersmann schadet ein paar Tage Sitzen nichts und mit deinen Kameraden hast du es gut verabredet. In so was verläßt einer den andern nicht. Keiner weiß, ob er nicht auch einmal eine verläßliche Zeugenschaft brauchen kann. Bei der Gerichtsverhandlung sind sie alle dagewesen, die Zeugen, die du aus der Nachbarschaft verlangt hast. Nach deinem Sprichwort kann ich schwören darauf, dass es lauter gewissenhafte Leute sind — aber wetten mag ich nichts! — Nun also hat einer wie der andere, haben alle übereinstimmend der Wahrheit gemäß ausgesagt, dass du an jenem Andreas-Frühmorgen in Trewang bist gewesen, beim Engelamt. Wenn man in Trewang beim Engelamt ist, so kann man zu derselben Stunde nicht auf dem Schottsattel sein, hat der Richter gemeint, und ich hätte auch so gemeint. Der Jäger hat scharf einen Eid verlangt. So frägt der Richter sänftiglich, ob sie auch

im Herzen den redelustigen Mann aussprechen lassen, obwohl jedes Wort desselben unangenehmste Erinnerungen in seinem Busen wachrief.

Wohl wäre Herrn Himmelstoß das vollste Recht zugestanden, wegen „Einschränkung der persönlichen Freiheit eines Menschen“ strafrechtliche Anzeige zu erstatten. Doch er fand es rathsamer, Gras über die fatale Geschichte wachsen zu lassen, denn sonst hätte höchstwahrscheinlich Frau Eulalia Himmelstoß nähere Details aus dem Sommerfrischleben ihres Gatten erfahren, und dann — hätte es eine zweite „Kreuzigung“ gegeben. Soweit wollte es Thaddäus aber nicht kommen lassen, denn er hatte noch die eine in frischer Erinnerung. — Da ihm die Sommerfrische gründlich verleidet worden, kehrte er zu seinem Eheweibe zurück, welches, ehe es noch dem Erstaunen über diese unvermuthet frühe Heimkehr Ausdruck gab, ihn auf das Gewissen fragte, ob er wohl keine Hochtouren unternommen oder die Lippen eines fremden Weibes im sündigen Kusse berührt habe. Entrüstet über diese Zumuthung, legte Himmelstoß die Hand auf die Herzseite zur Betheuerung seiner Unschuld.

* * *

Der Erzähler hat nur noch hinzufügen, dass in der Nacht, in welcher Himmelstoß „gekreuzigt“ worden war, auch der wirkliche Franz noch zum Fenster seiner Herzliebsten kam. Es gab dann zwischen den beiden eine heftige Auseinandersetzung, an deren Schlusse der Bursche ausrief: „Die alte Wurzel-Sepha hat do d' Wahrheit g'sagt. I geh' justament zur Bergkoff-Sennerin, denn bei dir wer'n jetzt die Burschen der Reihe nach „gekreuzigt!“

Und er gieng fortan wirklich nur mehr zu Bergkoff-Sennerin.

Der Prandtner Franz und seine Kameraden.

Eins aus dem Waldleben von **Peter Rosegger.**

Prandtner Franz — was soll man dir auf deinen Bierkrug schreiben? Fürst Toppsteinischer Jäger, ist dir das genug? Andere haben auf ihrem Thon schöne Sprüchlein von Muth und Treue und allerlei sonstigen Eigenschaften, deren Gedenken den Trunk erst weiht. Na — du bist Fürst Toppsteinischer Jäger — auch gut. Erinnerst du dich gern daran, wie du's geworden bist?

Darf man davon sprechen, wie der Prandtner Franz nächtig in den Wald gieng, nicht um Wildschützen zu fangen, wie jetzt, sondern um Böcke zu schießen, solange der Jäger wo möglich noch in seiner

Höhle lag? Aber er lag nicht immer, wenn du's dachtest. Eines Morgens, es hub kaum erst an zu grauen auf den schneebedeckten Bergen, stand er unter der Fichte, zwanzig Schritte von dir, und von seinem Gewehre hättest du selbst bei Tageslicht nichts gesehen, als ein kleines schwarzes Loch — weißt du? Du wolltest rasch in eine andere Weltgegend reisen, brachest aber mit jedem Sprunge tiefer in den Schnee, bis der Jäger gemüthlich herüberrief: „Aber Franzl, was plagst du dich denn so kindisch! Es geschieht dir ja nichts. Gib bloß einmal dein Gewehr her."

Und du? „Mein Gewehr", riefest du zurück, „das kriegst du schon lang' nicht, mein lieber Jäger."

„Wir wollen es gleich haben", sagte der Jäger und fängt an, herüberzusteigen.

Du rufest ihm entgegen: „Jäger, ich sag' dir's. Wenn du mich nicht in Fried lasst, so schieß ich! Anzeigen kannst mich, wenn du schon drauf anstehst. Wer ich bin, siehst du ja."

„Der Prandtner Franzl bist halt", sagt der Jäger, „ich werd' dich schon kriegen, du kommst mir nicht aus."

Darauf ist er davongegangen und du bist wieder dein eigener Herr gewesen. Es ist immer schön, wenn Jäger und Wildschütz gut auseinanderkommen, ohne dass es kracht.

Drei Tage später sind die Spitzhauben schon dagewesen, aber du hast ihnen ins Gesicht gelacht. „Wie? Ich soll auf dem Schottsattel gewesen sein, am Andreastag in der Früh? Na, dieser Jäger muss Schusterpech im Kopf haben anstatt Augen. Wo bin ich am Andreastag gewesen! O du lieber Gott! Da bin ich in aller Früh zu Trewang gewesen beim Engelamt. Wo ist Trewang und wo ist der Schottsattel!"

Dieweilen hat dir das aber nicht viel geholfen. Du hast mitspazieren müssen und in den Untersuchungskotter. Da hast du wieder gelacht. Einem geplagten Bauersmann schadet ein paar Tage Sitzen nichts und mit deinen Kameraden hast du es gut verabredet. In so was verläßst einer den andern nicht. Keiner weiß, ob er nicht auch einmal eine verlässliche Zeugenschaft brauchen kann. Bei der Gerichtsverhandlung sind sie alle dagewesen, die Zeugen, die du aus der Nachbarschaft verlangt hast. Nach deinem Sprichwort kann ich schwören darauf, dass es lauter gewissenhafte Leute sind — aber wetten mag ich nichts! — Nun also hat einer wie der andere, haben alle übereinstimmend der Wahrheit gemäß ausgesagt, dass du an jenem Andreas-Frühmorgen in Trewang bist gewesen, beim Engelamt. Wenn man in Trewang beim Engelamt ist, so kann man zu derselben Stunde nicht auf dem Schottsattel sein, hat der Richter gemeint, und ich hätte auch so gemeint. Der Jäger hat scharf einen Eid verlangt. So frägt der Richter sänftiglich, ob sie auch

im Herzen den redelustigen Mann aussprechen lassen, obwohl jedes Wort desselben unangenehmste Erinnerungen in seinem Busen wachrief.

Wohl wäre Herrn Himmelstoß das vollste Recht zugestanden, wegen „Einschränkung der persönlichen Freiheit eines Menschen“ strafrechtliche Anzeige zu erstatten. Doch er fand es rathsamer, Gras über die fatale Geschichte wachsen zu lassen, denn sonst hätte höchstwahrscheinlich Frau Eulalia Himmelstoß nähere Details aus dem Sommerfrischleben ihres Gatten erfahren, und dann — hätte es eine zweite „Kreuzigung“ gegeben. Soweit wollte es Thaddäus aber nicht kommen lassen, denn er hatte noch die eine in frischer Erinnerung. — Da ihm die Sommerfrische gründlich verleidet worden, kehrte er zu seinem Eheweibe zurück, welches, ehe es noch dem Erstaunen über diese unvermuthet frühe Heimkehr Ausdruck gab, ihn auf das Gewissen fragte, ob er wohl keine Hochtouren unternommen oder die Lippen eines fremden Weibes im sündigen Kusse berührt habe. Entrüstet über diese Zumuthung, legte Himmelstoß die Hand auf die Herzseite zur Betheuerung seiner Unschuld.

* * *

Der Erzähler hat nur noch hinzufügen, dass in der Nacht, in welcher Himmelstoß „gekreuzigt“ worden war, auch der wirkliche Franz noch zum Fenster seiner Herzliebsten kam. Es gab dann zwischen den beiden eine heftige Auseinandersetzung, an deren Schlusse der Bursche ausrief: „Die alte Wurzel-Sepha hat do d’ Wahrheit g’sagt. I geh’ justament zur Bergkoff-Sennerin, denn bei dir wer’n jetzt die Burschen der Reihe nach „gekreuzigt!“

Und er gieng fortan wirklich nur mehr zu Bergkoff-Sennerin.

Der Prandtner Franz und seine Kameraden.

Eins aus dem Waldleben von **Peter Rosegger.**

Prandtner Franz — was soll man dir auf deinen Bierkrug schreiben? Fürst Toppsteinischer Jäger, ist dir das genug? Andere haben auf ihrem Thon schöne Sprüchlein von Muth und Treue und allerlei sonstigen Eigenschaften, deren Gedenken den Trunk erst weiht. Na — du bist Fürst Toppsteinischer Jäger — auch gut. Erinnerst du dich gern daran, wie du’s geworden bist?

Darf man davon sprechen, wie der Prandtner Franz nächtig in den Wald gieng, nicht um Wildschützen zu fangen, wie jetzt, sondern um Böcke zu schießen, solange der Jäger wo möglich noch in seiner

Etliche Tage nachher bist du Fürst Toppsteinischer Jäger geworden. Allen Respect! Und wahrlich, Seine Hoheit hat sich nicht geirrt. So viele Wildschützen hat keiner erwischt und eingeführt als du, dieweilen du ihre Schliche allzugut kennst.

Aber der Sager Mirtel war doch einer, der sich von dir nicht fangen lassen wollte, oben damals auf dem Edelanger. Seine Rohre waren schon losgepfeffert, so hat er ein anderes Mittel versucht, um den fürstlichen Jäger zu bändigen.

„Du Franzl!" hat er gesagt. „Weißt du, wo du jetzt wärest, wenn wir, deine Kameraden, nicht für dich Zeugenschaft abgelegt hätten?"

„Du meinst, im Kotter dürfte ich sein", darauf deine gemüthliche Antwort, „du, das wäre schon möglich. Aber was willst du denn? Ich bin halt zufällig nicht im Kotter, bin der Herrschaftsjäger und habe jetzt einen gutgeladenen Doppelstutzen in der Hand."

Darauf der andere, der freche Besen: „Und glaubst du nicht, dass wir dir schaden könnten, wenn wir jetzt aussagen, dass du damals halt doch auf dem Schottsattel gewesen bist?"

Er hat geglaubt, niederwerfen wird er dich mit solcher Rede, du aber hast ihn frisch ausgelacht.

„Schau, Mirtel", hast du gesagt. „Du bist zwar ein durchtriebener Schelm. Du wärest es schon imstand, einen andern ins Unglück zu stürzen, wenn er nicht ein bissel gar zu fest thät' stehen. Aber für so schlecht hätte ich dich nicht gehalten, dass du dich selber auf sieben Jahr ins Zuchthaus bringen wolltest. Ein falscher Eid kostet so viel, kannst mir's glauben."

„Du bist ein Teufel!" hat der Mirtel geknirscht.

„Das ist übertrieben", sagst du, „ich bin bloß ein Jäger, der jetzt den Wildschützen ins Thal treibt. Na, wirds?"

Und hast ihn vor dir hergetrieben, immer den Finger auf dem Hahn, falls der Mirtl was Ungebürliches gegen dich hätte unternehmen wollen. Und das war eins. Wirst dich mit Vergnügen erinnern, wie du im Lauf der Zeit alle jene Zeugen, die dich damals herausgelogen hatten, als Wilderer in den Kotter geführt hast. Dafür ist deine Hoheit, das heißt Seine Hoheit schon erkenntlich gewesen und hat dir ein gülden Verdienstkreuzlein, oder so was, an die Lodenjoppe geheftet.

Ist auch feiner und angesehener, als wenn beim Wirt auf deinem Bierkrug das Sprüchlein stünde: „Ehrlich und treu und tapfer dabei." — Du gehst überhaupt nicht mehr zum Wirt, weil dort deine früheren Kameraden immer stänkern und weil einige Gefahr vorhanden ist, du könntest auf dem Heimweg bei der Nacht einmal durchgeprügelt werden. So Spitzbuben wären imstand und legten nachher darauf, dass sie's nicht gewesen, einen falschen Eid ab. — Adieu, schlechter Kerl! Nichts für ungut.

einen Eid könnten ablegen, die Zeugen, darauf hin, dass sie den Prandtner Franz wirklich in der Kirche gesehen hatten? Haben sich die Zeugen einen Augenblick etwas absonderlich angeschaut. Sollten wir jetzt nein sagen, wo wir früher ja gesagt haben? Sollten wir als Lügner heimgehen? Sollten wir den Kameraden im Stich lassen, wo es doch heißt: deinen Nächsten sollst du lieben? — Natürlich schwören sie den Eid, einer wie der andere, alle, und was wahr ist, das muss wahr bleiben, der Franz ist in der Kirche gewesen zu Trewang.

„Auf das ist leicht schwören!" fährt der Jäger drein. „Die Hauptsache, dass er damals ist dort gewesen, in diesem Jahr am Andreastag, um sechs Uhr früh morgens. Schwört, wenn ihr könnt!"

Und sie haben darauf den Eid abgelegt, einer wie der andere, alle.

Dem Jäger ist blau geworden vor den Augen, er hat nicht gewusst, wie ihm geschieht. Aufs Crucifix hat er geschaut, ob der Herrgott nicht den Arm loslöst und dreinschlägt. Mit leiblichen Augen hat er den Prandtner Franz gesehen auf dem Schottsattel, im Schnee stecken mit dem Gewehr; es war ja schon taglicht, hat mit ihm gesprochen und der Franz selber hat gesagt: Wer ich bin, das siehst du ja. — Und das alles soll nicht wahr sein. — An den Kopf hat er sich gegriffen mit beiden Händen. Ist es möglich? Ist es möglich?

„In der Dämmerung kann sich jeder irren und am Frühmorgen ist der Mensch noch verschlafen", hat der Richter gesagt, „sie haben den Eid abgelegt, da läßt sich nichts mehr machen."

Sohin hat der Jäger mit Schand und Spott abziehen müssen. Ein anderer an seiner Stelle würde wohl auch einen Schwur gethan haben, dass er keinen Wildschützen mehr laufen läßt, dass er jedem das Merkzeichen aufs Fell brennen wird. Nicht so der alte Jäger. Den hat's zu arg geekelt und er hat zu seinem Herrn gesagt: „Hoheit, halten zu Gnaden. Wenn es so zugeht auf der Welt, da mag ich nicht mehr mitthun. Ich bitte unterthänigst um meinen Abschied."

Und nachdem er das drittemal um den Abschied ersucht, hat den der Fürst nicht verweigern können. Und war jetzt die Verlegenheit da. Woher sogleich einen Jäger nehmen? Die Wilderer mehren sich von Tag zu Tag, das ganze Revier verdirbt, wenn kein Jäger ist.

Solcher Zustände hast du dich erbarmt, lieber braver Prandtner Franz. Und hast es dem Fürsten in schicksamer Weise wissen lassen, dass du dich vielleicht bewegen ließest, falls Seine Hoheit einen tüchtigen und verlässlichen Jäger suchte.

Der Fürst hat sich gedacht: Soviel man hört vom Prandtner, ist er ein tüchtiger Kerl, der vor einiger Zeit sogar den Process gegen einen Jäger gewonnen hat. Und sei es, dass der Mann wirklich wildert, so wissen wir, dass gerade die passioniertesten Wildschützen später die besten Jäger werden.

hiengen schlapp am Körper herab, klebten an den Armen, an den Beinen, der Hut war mit einem Taschentuch an den Kopf gebunden, den Oberleib vorgebeugt, wie ein stoßender Bock; als ob er mit dem Kopf der Luft ein Loch rennen wollte, so hastete er voran. Als der Wagen diese Gestalt einholte, nahm mein Reisegefährte dem Kutscher den Leitriemen aus der Hand und ersuchte mich mit merkwürdiger Entschiedenheit, auch diesen Mann auf den Wagen zu nehmen. Er sei sein Kamerad, er sei der so und so — den Namen natürlich verstand ich nicht, er müsse ebenfalls höchst nothwendigerweise auf den Bahnhof, ja bei den Strapazen und dem schlechten Wetter sei er nachgerade in Gefahr, zu erkranken. Neben dem Kutscher auf dem Bock habe er ja wohl Platz.

„Nun denn schon, in Gottes Namen!“ Aber sonderbar fand ich sie, diese Dreistigkeit. Doch, was sollen sie denn machen, wenn kein anderer Wagen zu haben ist und sie mittags auf dem Bahnhofe sein müssen. Der neue Passagier auf dem Bock hatte den schwammigen Rockkragen so hinaufgezogen, dass von seinem Gesicht nichts zu sehen war als die Nasenspitze und ein sprühendes Auge. Allem Anscheine nach war der Mann weniger gefährlich als erbarmungswürdig, besonders als ich merkte, wie er vor Frost am ganzen Körper bebte. Ich dachte schon d'ran, ihm meinen Übermantel anzubieten, der unbenutzt auf meinen Knien lag, weil ich einen Schirm gespannt hielt, da griff mein Beisasse schon eigenmächtig nach dem Mantel und hüllte damit seinen Kameraden ein. Der Arme, solcher Dinge nicht gewohnt, sei in höchster Gefahr einer Lungenentzündung. Der Schüttelfrost sei schon da. Übrigens entwickelte mein Nebensasse einen trockenen Humor, der die lustigsten Dinge mit hohem Ernste und die ernstesten mit ruhigem Gleichmuthe behandelte. Das war drollig, wie er es ausmalte, wenn da ein Felsblock, wie sie schon zu Dutzenden umherlagen, niederbräche und uns zu vieren in den Erdboden dippte, als ob gar nie was gewesen wäre. Die Rienz würde uns allmählich gratis mithinaus nehmen in die Etsch und aufs Adriatische Meer. Der auf dem Bock jedoch schien mir zu knirschen vor irgend einer Wuth, die mir unbekannt war.

Mir war schon ganz unheimlich geworden, andererseits freute ich mich doch wieder, diesen Leuten etwas Menschliches erweisen zu können und der eine an meiner Seite zeigte sich auch dankbar.

Auf raschem Trabe hielten wir nach einer Stunde vor dem Hotel Ampezzo in Toblach nächst dem Bahnhof. Da gab es nun, sowohl für mich, der über den Brenner wollte, als auch für die beiden Herren, die nach Klagenfurt zielten, Zeit zu einem behaglichen Mittagessen. Im Angesichte desselben und bei einem feurigen Italiener wurden wir selbander lebendig. Die Kleider trockneten verwunderlich rasch und jetzt konnte ich mir auch den zweiten Reisegenossen, der meinen Mantel der Wärme halber noch

Die Geschichte von den zwei — —.

Na, das wäre doch wenigstens mal ein Abenteuer gewesen. Wochenlang sich mutterseelenallein im Hochgebirge umhertreiben ohne abzustürzen, ausgeraubt oder ein bisschen erschlagen zu werden — das wird auch langweilig. Dieser frevelhafte Gedanke fuhr mir durch den Kopf, als ich von Schluderbach auf einem Steirerwägelchen straßab fuhr gegen Doblach. Trotz Regens und Wind, die mir entgegenströmten vom Urgebirge her, war ich recht fidel bei mir selber. Die Dolomitenpartie war doch zu entzückend ausgefallen. Nun gieng's nordwärts, und für eine allfällige Langweile am letzten Tage sollte auch noch gesorgt werden.

Fürs erste wurde mein Geldbeutel pikant. Zwei güldene Zwanzig-Markstücke alles in allem — nun ja, wenn's geht, so kann's gehen. Fürs zweite bekam ich Reisegesellschaft. Bald unter Landro stapfte ein Mensch wegshin, an dessen etwas zerfahrener Gewandung der Regen den Staub abzuschwemmen trachtete, ein löbliches Trachten, aus dem — Dreck entstand. Mein Schimmel trabte tapfer voran, aber der Mensch stellte sich mitten auf die Straße, so dass der Kutscher halten musste. Da war jener auch schon bei mir und bat eindringlich, ihn auf dem Wagen mitzunehmen bis Doblach. Er wäre erschöpft, müsse den Mittags-Eisenbahnzug nach Klagenfurt noch erreichen, was dem Fußgeher bei dem Hundewetter platterdings unmöglich sei.

„Setzen Sie sich mal 'rauf!" sagte ich und rücke. Er nannte einen Namen, ich den meinen: Professor N., Architekt aus Berlin. Er war soweit ein leidlicher Kerl, machte sich an meiner Seite bequem und guckte mich mit klugem Auge ganz gemüthlich an. Nur bisweilen wollte es scheinen, war sein Auge nicht recht bei der Sache, sondern flog wegshin, wo es meines Erachtens nichts zu thun hatte. Dabei hatte er mit mir in äußerst harmloser Weise ein Gespräch über Geldangelegenheiten begonnen. Die Fahrpreise wurden erörtert, die bis Klagenfurt und die bis Innsbruck, Kufstein und Berlin. Nach wenigen Minuten war mein neuer Reisegefährte in Kenntnis meiner Zwanzig-Markstücke. Er ertheilte auch Rathschläge, wie man billig reist, worin besonders die dritte Wagenclasse gute Dienste thue.

Während solchen Gespräches der Wildnis entlang zwischen Wasser und Felsen und Wald fiel mir auf, dass vor uns auf der kothigen Straße ein Individuum dahinhuschte von nachgerade tragikomischer Gestalt. Die tropfnassen Kleider, sonst wohl grau, jetzt völlig schwarz,

stand der kluge Berliner da. Eine Depesche an die Polizei? Vielleicht konnten die Herren in Lienz oder in Villach noch feierlich empfangen werden. Nein, für so naiv durften sie mich nicht halten, die Erzgauner, die doch gewiss schon in Innichen oder in Silian ausstiegen, um die Naturschönheiten des Sextenthales zu bewundern. Man sollte es nicht glauben, dass es im biederen Alpenvolke so geriebene Spitzbuben gibt. Sogar der Residenz an der Spree würden sie Ehre machen. Der Blamierte thut am besten, von der Blamage weiter kein Aufhebens zu machen, so halten es wenigsten wir Berliner und fahren gut damit. Ich habe das Diner für die beiden Reisegefährten ruhig bezahlt, man sollte nicht ahnen, in welcher Gesellschaft sich der forsche Architekt aus Berlin befunden hatte. Der Ärger kam erst später, als sich in den Reiseauslagen die Beklemmungen bemerkbar machten und in kühler Nacht der Mantel fehlte.

Damit, meine Herren, glauben Sie das Abenteuer zu kennen? Warten Sie erst auf die Spitze, denn die kommt nach. Als ich nach einer Woche wieder zu Hause im Atelier sitze, bringt mir der Postbote einen Brief aus Graz, den besitze ich noch und steht darin geschrieben:

„Mein geehrter Herr!

Der Unterzeichnete ist fest überzeugt, dass Sie sich noch der beiden Reisegefährten bei Doblach erinnern werden — nur möchte er nicht gerne untersuchen, mit welchen Gefühlen. Gewiss werden Sie in Freundeskreisen eine lustige Geschichte von zwei Erzlumpen und dem geprellten Berliner erzählen wollen, sehen Sie, und diesen Spaß muss ich Ihnen verderben. Jene zwei Reisegenossen waren soweit ganz redliche Leute, aber einerseits im Rausche der Naturschönheiten, womit das Ampezzothal die Reisenden benebelt, andererseits im Drange der unaufschiebbaren Weiterreise, endlich in der Verwirrung wegen des abscheulichen Wetters haben sie Dinge vollführt, die ihnen nachträglich selbst geradezu ungeheuer vorkommen. Mit der Ungeschicklichkeit haben Zufälligkeiten so zusammengespielt, dass Sie gar nicht anders denken können, als es sei auf eine Prellerei abgesehen gewesen. Indem gegenwärtig Ihre Auslagen annähernd beglichen werden, und zwar mit allerwärmstem Danke für Ihre Bereitwilligkeit und nicht zum wenigsten dafür, dass Sie uns keine Gendarmen nachgeschickt haben, wollen sich die zwei Gesellen Ihnen endgiltig vorstellen. Der Schreiber dieser Zeilen, der das Vergnügen hatte, im Wagen an Ihrer Seite zu sitzen und nachher Sie um Begleichung der Zeche zu ersuchen, ist wohlbestallter Arzt zu Graz in Steiermark, bisher völlig unbestraft. Der andere, der Ritter vom Bock und nachträglich wüthender Apfelstrudelesser, ist ein berühmter Mann, der im Concertsaale allerdings besser Bescheid weiß, als bei Regenwetter in der

am Leibe behielt, mal zu Gemüthe führen. Ein blasser, bartloser, roth-blondhaariger Bursche, an dem mir nur eine beständige Unruhe und Hast auffiel, besonders sein starrer, durchbohrender Blick. Etwas studentisch Kraft-genialistisches war in ihm. An dem anderen, dem Behäbigen, glaubte ich immer noch zu bemerken, dass sein Auge manchmal forschend auf mir ruhte. Wir bestellten ein Mittagsmahl, und zwar zur Feier des glücklichen Eintreffens in Doblach, wie meine Begleiter sagten, ein gutes. Ich hatte ihnen eine Visitkarte von mir gereicht in der Meinung, auch die ihren zu bekommen; sie suchten in den Taschen so eine Weile herum und der eine brachte endlich eine Karte hervor, die nebst des mir fremd klingenden Namens mit Zahlen und anderen Zeichen beschrieben war und schon durch mehrere Hände gegangen zu sein schien. Der andere behauptete, dergleichen Sachen nicht bei sich zu führen.

Bier war sofort gekommen, der Österreicher kann nicht eine Minute lang beim leeren Tisch sitzen; nun, und der Berliner? der findet, dass die Lebensführung seiner deutschen Brüder im Süden vielfach nachahmenswert ist.

Ich will nunmehr auch den Speisezettel ewig machen, den die beiden Herren abgegessen haben, er ist mir noch gut erinnerlich. Na, denn also: Suppe mit Leberknödeln, Schinken mit Meerrettig, Rindfleisch mit Essigtunke, Schweinsbraten mit italienischem Salat, Apfelstrudel, Käse mit Obst, schwarzen Kaffee mit Cuba-Cigarren. Alles war vorzüglich, nach übereinstimmendem Urtheile meiner Reisegenossen. Ich hatte in Anbetracht meines pikanten Geldbeutels nur das erste Drittheil der Speisekarte abgegrast. Der Apfelstrudel besonders soll so köstlich gewesen sein, dass jeder sich noch eine zweite Portion bestellte und hübsch in Papier einschlug zur Zehrung unterwegs.

Somit wurde es aber Zeit, nach der Uhr zu sehen. Der eine fragte mich, wie viel ich auf der meinen hätte, sie dürften den Zug keinesfalls versäumen.

„Fahren die Herren gegen Kärnten?" fragte der Kellner.

„Aber natürlich. Machen Sie uns aufmerksam, wenn der Zug kommt!"

„Aber, der steht ja schon auf dem Bahnhof! Es ist die höchste Zeit, wenn Sie mitfahren, er hält nur fünf Minuten."

Herrgott! Wie die beiden Bursche jetzt emporsprangen und ihre Hüte und Stöcke zusammenrafften! Der eine auf mich ein: „Zahlen Sie einstweilen für uns, ich bitte Sie! Ich bitte Sie recht sehr!" Der Zug pfiff. „Adieu! Nochmals Dank!" — und dann waren sie fort.

Ja, dann waren sie fort. Und ich konnte vom Fenster aus bequem sehen, wie der Schaffner die Kerle mit einem Gepäck, das sich auf einmal zeigte, noch ins Coupé warf und der Zug abdampfte. — Nun

Versuchung.

Blutroth im Korn der wilde Mohn —
Die volle Ähre neigt sich schon
Gereift und schwer des Schnitters Hand,
Dem trieft die Stirn im Sonnenbrand.
Still ist's im Dorf. Schon früh hinaus
Zur Mahd ist alles froh aufs Feld.
Als wär' allein sie auf der Welt,
Sitzt eine junge Dirn' zu Haus'.
Sie weint sich fast die Augen aus,
Ihr ist so bang, so recht verzagt,
Denn morgen früh schon soll sie fort,
Fort in die Stadt als Herrschaftsmagd.
Ein schluchzend Lied die Drossel singt,
Der Tauber girrt im Hof und klagt — —
Dass alles heut' so trüb doch klingt! —
Da schreckt sie auf — ein Tritt im Flur —
Er ist's — wie sie den Ton erkennt!
Der reichste Bauernsohn im Ort,
Der jüngst beim Tanz ihr Liebe schwur.
Ihr Busen fliegt, ihr Antlitz brennt —
Sie weiß, dass der sie nimmer freit,
Und doch wird ihr so licht, so weit,
Sie möchte jubelnd schrei'n vor Lust
Und fühlt sich doch in Furcht erglüh'n.
Er tritt herein — so siegeskühn,
Reißt sie empor an seine Brust
Und küsst sie heiß und sinnentoll.
Sie weiß nicht, wie sie's wehren soll
Und läst's geschehn halb unbewusst. —
Da sieht sie — und fast will ihr's grau'n
Ihr altes Muttergottesbild
Mit strengem Blick herniederschaun'n.
Dies Auge, sonst so engelsmild,
Es scheint entflammt in heiligem Zorn,
Es blickt so vorwurfsvoll, so wild —
Und tief erschrocken, bleich, entsetzt
Springt sie empor und flieht durch Dorn
Und Feld dahin, bis sie zuletzt
Ermattet hinsinkt auf die Knie.
Fromm faltet sie die Hände jetzt
Und spricht: „Bedankt sei du, Marie!"
— — — — — — — — —
Du arme Dirn, du heißes Blut,
Heut' standst du noch in heiliger Hut —
Wird, bist du in der Stadt allein,
Maria immer bei dir sein!

Verwelkte Veilchen.

Halbwelke Veilchen fallen
Aus deinem Brief.
Ich saug' ihn ein, den süßen Duft,
So tief — so tief! — —
Und hohe Buchenkronen seh' ich wallen,
Ein mittagsmüder Vogel ruft
Im goldverbräunten Laub;
In breiten Streifen tanzt der Sonnenstaub
Und malt verzitternd Ring auf Ringe.
So still! Zwei gelbe Schmetterlinge
Nur übertaumeln sich verliebt und lüstern,
Der Wald, vollsonnentrunken,
Scheint ganz in tiefen Schlaf versunken.
Da hör' ich heiße Liebesworte flüstern,
Ich fühl' ein Herz dicht an dem meinen hämmern,
Ein sonnig Glück nach langem Schmerzesdämmern,
Zwei Lippen, wild auf meinen Mund gepresst,
Umschlungen meinen Leib so fest, so fest!
Zwei heiße Augen voll Begehr
Und Seufzer — Küsse —
Ein Liebesmeer — —
— — — — — — — — —
Ein Veilchen glitt aus meiner Hand —
Ich schau um mich — allein, allein —
Kein Buchenwald, kein Sonnenschein.
Ein starres Bild an kahler Wand,
Und deines Briefes todte Worte gähnen
Mich spottend an — kein Liebespfand,
Nur Thränen — Thränen — —

Das letzte Gebet.

Die zarten Birken zittern schmeichelnd, leise,
Geschwätzig flüstert's hoch im Ahornbaum,
Die greise Fichte nur — sie rührt sich kaum,
Sie kennt sie längst — die alte, traute Weise.

Doch heute muss sie jäh erschrocken lauschen,
So seltsam tönt der wohlbekannte Sang,
So dumpf und trüb, wie er noch nie erklang,
Wie einer Klage ängstliches Verrauschen.

Ein armes Menschenherz liegt dort zertreten,
Und heiße Thränen trinkt der Waldesgrund,
Zum Himmel steigt aus tiefer Todeswund'
Für seinen Mörder noch ein zärtlich Beten.

Wildnis. Sie haben auf der Straße bei Landro den Componisten Hugo Wolf aufgehoben, in ihrem Wagen nach Doblach gebracht und für ihn dort das opulente Mahl bezahlt. Die beiden Kumpane danken nochmals und hoffen, Ihnen in freundlicherer Erinnerung zu bleiben, als es die beiden problematischen Gestalten hätten sein können.

Wir werden Ihre Güte nicht wieder vergessen.

Mit deutschem Gruße

Graz, am 30. August 1898. Dr. H. P . . . .

Ist es nicht jammerschade, wenn man auf solche Weise um ein köstliches Abenteuer gebracht wird? Eine Geldnote lag dem Briefe bei, die die Romantik zuschanden machte. Einen Tag später kam das Paket mit dem Überrock. Zwei redliche Leute anstatt ein paar geriebener Gauner — wie prosaisch! Zudem — weil der Architekt zwar einen Sinn für Harmonie im Stil, aber keinen für Harmonie in Tönen hat — bin ich unmusikalisch, so dass mir der ganze Hugo Wolf nichts nutzt, außer ich baue Concertsäle für seine Lieder. Der andere, der Dr. H. P., soll, wie ich seither erfahren, der Enkel eines deutschen Dichters sein. Also zu schämen brauch' ich mich meiner Reisegefährten eigentlich nicht, und somit ist alles auf das Beste planiert. Wüsste unsereiner nur mit der Feder umzugehen, aus dem Materiale ließe sich eine spannende Geschichte bauen, mit schönen Ornamenten und einem pyramidalen Thurm. Als Rosette der Dichterenkel und als Knauf Hugo Wolf — wie?

Gedichte.

Von Jenny von Reuß.

Sonnentag.

Des Frühlings Wundermächte weben
Den Pappeln schon ein duftig Kleid,
In blauen Fernen siehst du weit
Auch nicht ein einzig Wölkchen schweben.

Und Stille — Stille rings. — Weit offen
Des Himmels glühend Auge thront,
Wir schau'n empor, thöricht gewohnt,
Von dort ein irdisch' Heil zu hoffen.

Mir bangt in diesem Gottesfrieden,
Ich ahne einen Donnerschlag —
Weiß ich es doch, es ist kein Tag
Voll reinen Glückes uns beschieden.

land. Seit 1846 vermählt, genoss Leitner ein Jahrzehnt späten, aber ungetrübten ehelichen Glückes. 1857 wurde ihm die geliebte Gattin auf einer Reise durch Italien in Pisa durch den Tod entrissen. Den Schmerz über diesen Verlust hat er lange nicht verwunden. Es scheint, dass in ihm die Wurzel der spiritistischen Neigungen und Studien zu suchen ist, denen sich Leitner im Alter vielfach hingab. Sein 70. und 80. Geburtstag gaben Gelegenheit zu reichen Ehrungen des Dichters. Wenige Monate, ehe er den 90. hätte begehen können, starb er nach kurzem Krankenlager am 20. Juni 1890 in Graz. Fünf Tage vorher hatte er sein letztes Gedicht geschrieben.[1])

Schon 1825 war Leitner mit seiner ersten selbständigen Sammlung „Gedichte" hervorgetreten, aber erst 1857 erschien die zweite, stark vermehrte Auflage, die den wichtigsten Theil seines Schaffens umfasste. Später folgten noch „Herbstblumen" (1870) und „Gedichte und Novellen" (1880). Nicht unbedeutend ist Leitners Nachlass, den er in seinem letzten Willen der Obhut seines Freundes Fritz Pichler anvertraut hat. Er enthält einen Band „Jugendpoesien aus den Jahren 1816 und 1817", zahlreiche Novellen, einen Band „Zeitgedichte und Nachklänge", das Trauerspiel „König Tordo", von dem 1833 nur ein „Abriss" im Drucke erschienen war, ein zweites Trauerspiel „Der Richter von Galway", das der Dichter erst wenige Monate vor seinem Tode vollendet hatte, Entwürfe und Bruchstücke mehrerer anderer dramatischer Werke, von denen nur „Medeas Heimkehr", „Friedrich der Streitbare", „Johann Hus" und „Ladislaus Hunyady" genannt seien; endlich sehr umfangreiche Vorarbeiten zu einem steiermärkischen Schriftstellerlexikon. Hoffentlich wird bald durch Herausgabe einer geschmackvollen, mit Sorgfalt zusammengestellten, wirklich volksthümlichen Auswahl der besten Schöpfungen Leitners, wie sie A. Schlossar vorbereitet, ein Herzenswunsch des Dichters erfüllt.

Was Leitner von seinen Werken selbst bei Lebzeiten veröffentlicht hat, das ließe sich alles bequem in einen, allerdings umfangreichen Band zusammenfassen. Aber, wie so oft, stehen auch bei Leitner der äußere Umfang und der innere Wert des Gebotenen im umgekehrten Verhältnisse: einer Kette echter edler Perlen gleich, reihen sich die einzelnen Dichtungen aneinander auch heute noch in unvermindertem Glanze Herz und Gemüth aller jener erquickend, die imstande sind, sich an dem Schönen um des Schönen willen zu erfreuen.

[1]) Eine liebevolle erschöpfende Darstellung von Leitners Lebensgang hat Franz Ilwof in den Mittheilungen des historischen Vereines für Steiermark (Heft 41, Gedenkbuch) gegeben, während Anton Schönbach (in den Gesammelten Aufsätzen zur neueren Literatur, Graz, 1900, Seite 199—211) und R. M. Werner (in dem Buche „Vollendete und Ringende", Minden, 1900, Seite 3—14) das Schaffen des Dichters in gehaltvollen Aufsätzen beleuchtet haben.

Karl Gottfried Ritter von Leitner.

Von **Karl W. Gawalowski.**

Knapp vor Thorschluss des neunzehnten Jahrhundertes gab der hundertste Geburtstag des Dichters Karl Gottfried von Leitner der Steiermark Gelegenheit, das Gedächtnis eines ihrer besten Söhne in stiller, aber würdiger Weise zu begehen. Wie so viele seiner österreichischen Sangesgenossen war auch Leitner zur Zeit seines besten Schaffens minder als billig beachtet worden und erst spät gelang es ihm, die ihm gebürende Stellung in der Geschichte unseres Schriftthumes zu erringen. Dass er diese Anerkennung seines Wirkens und Schaffens überhaupt noch erlebte, das verdankt er dem hohen Alter, das ihm ein gütiges Geschick zu erreichen gewährte: volle neun Jahrzehnte durfte er unter den Menschen seiner Heimat wandeln und seine schöne sinnige Begabung ganz ausleben lassen. So ragt die Gestalt des Mannes, der in seiner Kindheit den Einfall der Franzosen miterlebte, noch in unsere Tage herein, und der Zeitgenosse Kalchbergs und Fellingers, der Freund Anastasius Grüns und Johann Gabriel Seidls ist auch der Gefährte Hamerlings und Roseggers gewesen.

Aus einem altadeligen Geschlechte am 18. November 1800 als Sohn des ständischen Rechnungsrathes und Schriftstellers Kajetan Franz von Leitner in Graz geboren, verlebte der Dichter seine Knabenjahre theils auf dem obersteirischen Schlosse Rothenfels bei Oberwölz, theils in seiner Vaterstadt, wo er auch als Zögling des k. k. Convictes das Gymnasium und später die Universität besuchte. Leitner wendete sich, wie damals üblich, zunächst dem Studium der Philosophie und Geschichte, dann als Beruf dem der Rechtswissenschaften zu. 1825 wurde er zum provisorischen Gymnasiallehrer in Cilli ernannt und im folgenden Jahre in der gleichen Eigenschaft nach Graz versetzt. Die geringe Aussicht, die zu jener Zeit die Laufbahn eines Gymnasiallehrers bot, bestimmte ihn jedoch, in die Dienste der Stände zu treten, deren Körperschaft er vermöge seiner Geburt selbst angehörte. Anfangs im Archive des Joanneums, dann als Conceptsbeamter bei der Landesverwaltung beschäftigt, wurde er 1836 vom Landtage zum zweiten, 1837 zum ersten landständischen Secretär ernannt. In dieser Stellung wirkte er verdienstvoll bis zu seiner 1854 erfolgten Pensionierung. Erholungsreisen führten ihn nach Deutschland, Frankreich, England und Schott-

über allem. Es ist, als ob wir in der durchsichtigen Dämmerung einer mondhellen Frühsommernacht dahinwandelten: leise duften die Blumen, und aus der Ferne klingt das Lied einer Nachtigall zu uns herüber. Trauer und Glück, Lust und Schmerz — alles klingt in gedämpften Tönen wieder, die schließlich in einem weichen Moll-Accorde verhallen. Wie Justinus Kerner, mit dem er wohl auch sonst am nächsten verwandt ist, beschäftigt sich auch Leitner gerne mit Gedanken an Tod und Sterben und an die übersinnlichen Dinge: ruhig heitere, mit innigem Gottvertrauen gepaarte Ergebung ist fast immer der Schluss, zu dem er gelangt.

Überaus ernst ist es dem Dichter um seinen Beruf zu thun; das spricht besonders schön die Schlussstrophe des tiefempfundenen Gedichtes „Dichter und Taucher" aus:

Eins ist noch tiefer als die tiefe See
Und hüllt Versunk'nes mehr noch in sein Schweigen,
Die Menschenbrust; — und da hinabzusteigen
Ist Dichterpflicht, und ach! — sein stilles Weh!

Kürzere Gedanken liebt Leitner im Sonette zum Ausdrucke zu bringen, dessen Formen er mit großer Meisterschaft handhabt und mit edlem Inhalte erfüllt, nie aber zu leerem Reimspiel missbraucht. Zu den schönsten Gedichten dieser Gattung gehören die fünf „In Pisa" überschriebenen; den Tod der geliebten Gattin behandelnd, üben sie eine erschütternde Wirkung, so vor allem das dritte, das zugleich als eine Probe für die Echtheit und Tiefe der Leitner'schen Lyrik dienen möge:

„Zu Ende gieng die Nacht, am Äthersaume
Brach matt die Dämm'rung an; doch du, die immer
Mit Ungeduld ersehnt des Tages Schimmer,
Lagst theilnahmslos in deiner Kissen Flaume.

Da zuckte leis dein Mund, umher im Raume,
Wie grüßend, wandtest du des Auges Flimmer,
Riefst theure Namen, froh, als trät' ins Zimmer
Manch lieber Gast, längst nur erblickt im Traume.

Entzückt vernahmst du sel'ge Harmonien,
Sahst hold vor dir verklärte Blumenwiesen,
Und lächelnd dann entwalltest du auf diesen. —

Ich aber lag gebrochen auf den Knien,
Die Arme nachgestreckt mit glüh'ndem Sehnen
Und flehte fruchtlos: ‚Bleib!' mit tausend Thränen!"

Neben der Liebe zu der ihm so früh entrissenen Gefährtin seines Lebens ist wohl die Liebe zum Vaterlande das stärkste Gefühl, das Leitner beherrschte; vor allem ist ihm jener Theil desselben ans Herz gewachsen, den er mit Stolz seine Heimat nannte — die Steiermark. Sie zu preisen, wird er nie und nimmer müde:

Die dichterische Entwickelung und das erste Auftreten Leitners fallen ungefähr in die erste Hälfte des dritten Jahrzehntes unseres Jahrhundertes. Aus dem mit großer Erbitterung geführten Kampfe zwischen Classicismus und Romantik war eine neue, vermittelnde Richtung hervorgegangen, die gleich dieser das nationale Wesen mächtig zum Ausdrucke brachte, aber von jenem den strengeren Formsinn angenommen hatte. Schwärmerische Liebe zur Natur, insbesondere zu der der eigenen Heimat, und die Wiedererweckung der vom Zauber der Sage umsponnenen ruhmreichen Vergangenheit bilden die Grundzüge dieser neuen, bald allenthalben, namentlich aber in dem gemüthreicheren Süddeutschland volksthümlich gewordenen Dichtweise. Hier im Süden lebten auch die hervorragendsten ihrer Vertreter, Uhland, Justinus Kerner, Schwab u. a., nach deren engerer Heimat sie denn auch in der Geschichte unseres Schriftthums als „schwäbische Schule" bezeichnet worden ist. Sie ist auf die Entwickelung des jungen steirischen Dichters von größtem Einflusse gewesen; nach ihren Grundsätzen hat er, wie auch sein Altersgenosse, der Deutschböhme Karl Egon von Ebert, singen und sagen gelernt und ist diesen Grundsätzen, die so sehr dem Wesen seiner eigenen dichterischen Persönlichkeit entsprachen, zeitlebens treu geblieben.

Nicht zum Himmel stürmende Titanengedanken und gewaltige Phantasie begegnen uns in Leitners Dichtungen, sondern zarte Innigkeit, wahre Empfindung und herzliche Gemüthstiefe, nicht mächtige Gestaltungskraft und nur wenig dramatisches Leben, aber behaglich erzählte, anschauliche epische Bilder. Auch die tröstliche Gabe jenes echt deutschen, etwas trockenen und doch schalkhaften Humors, der die Trauer im Wappen trägt, ward Leitner zu theil. Nicht allzu umfangreich ist das Gebiet, aus dem der Dichter seine Anregung schöpft. Er findet sie zumeist in der eigenen Brust, in der ihn umgebenden Natur, auf der heimatlichen Scholle. Philosophische Erwägungen und Betrachtungen pflegt er nur selten anzustellen.

Leitners Lyrik ist anspruchlos, zart und innig, in ihrer Schlichtheit und Unmittelbarkeit warm zum Herzen sprechend. Wenn wir die ungekünstelten, meist einfach gebauten Verse lesen, ist es, als schauten uns zwei blaue Augen treuherzig an, und eine warme Freundeshand streckte sich uns entgegen zu verständnisinnigem Drucke. Des Dichters Seelenleben zieht an uns vorüber; tiefe, durch keinen Zweifel getrübte Religiosität, Sehnsucht in die Ferne, Reiselust, Liebe zur Natur, Erinnerungen aus der Kindheit, Freiheitsliebe, ein echt männliches Liebesleben von seltener Reinheit und Keuschheit, unerschütterliche Treue für die Geliebte auch über das Grab hinaus, häufiges Gedenken an liebe und werte Freunde. Nirgends lodert uns die verzehrende Glut unbändigen Lebensdranges entgegen. Ein Hauch sanfter Verklärung liegt

Nicht mit fremder Zwangsgeberde
Blickt um euch; auch dieser Grund,
Er ist heil'ge, deutsche Erde,
Deutsch das Herz, das Wort im Mund.
Seid uns doppelt denn willkommen,
Doppelt freuderfüllten Muth's!
Seid als Brüder aufgenommen
Eines und desselben Bluts.

Je älter Leitner wurde, desto schärfer und bestimmter tritt sein nationales Bewusstsein zutage. Die großen Ereignisse der endlichen Einigung Deutschlands hat auch seine Leier mit schwungvollen Liedern begleitet. Während sich auf 1866 keines seiner Gedichte bezieht, lässt er 1870 den Vater Rhein über die Siege der deutschen Heere aufjubeln und „laut erbrausen, seit links und rechts von seiner Flut nur deutsche Brüder hausen". In dem schönen Gedichte „Der deutsche Österreicher 1870" wird der Dichter vollends zum Seher und sagt das deutsch-österreichische Bündnis schon damals voraus, also zu einer Zeit, da kaum jemand es für möglich gehalten hätte:

„Und ihr denn, deutsche Fürsten!
Den Siegern reicht die Hand,
Und schafft, wonach sie dürsten,
Ein einig Vaterland.

Will's Gott, steht an den Marken
Euch Östreich dann zur Seit',
Den Arm, den wieder starken,
Zu Schutz und Trutz bereit.

Dann wollen fest wir, Rücken
Gestemmt an Rücken, steh'n
Und einer Welt von Tücken
Furchtlos ins Auge seh'n.

Für den Reichthum der Leitner'schen Lyrik an musikalischem Gehalte zeugt, dass viele seiner Lieder von Meistern ersten Ranges vertont worden sind, so eine ganze Reihe von dem unsterblichen Könige des deutschen Liedes, Franz Schubert, andere von Anselm Hüttenbrenner, dem viel zu wenig gewürdigten steirischen Tondichter, mit dem den Dichter innige Freundschaft verband, von Konradin Kreutzer, Franz Lechner, Siegmund Thalberg, J. H. Metzger, anderer namhafter Vertoner nicht zu gedenken.

Die Dichtungen, die Leitners Namen zuerst in weitere Kreise getragen haben, sind jedoch nicht seine Lieder, sondern seine Balladen und Romanzen gewesen. In ihnen zeigt sich die volle Stärke seiner Begabung. Ihre Zahl ist denn auch nicht gering. Fast die Hälfte aller Gedichte Leitners gehören ihrer Gattung an. Sehr abwechslungsvoll sind die behandelten Stoffe: am liebsten entnimmt sie der Dichter der steirischen und deutschen Sage und Geschichte, wobei das Mittelalter besonders bevorzugt wird, das bei ihm ebenso wie bei den anderen Sängern der Spätromantik in

Dir weih ich, was ich hab' und bin,
Du bist mein höchstes Gut,
Für dich entströmt mein Lied der Brust
Und, thut es noth, mein Blut.

Schon das erste Lied, das er in die Welt schickte, preist in sinniger Auslegung ihre Farben „weiß und grün“:

Wie schön sich dort am Fahnenband
Das Weiß und Grün vermählet!
Hast wohl, du liebes Steirerland,
Die Farben gut gewählet!

Weiß glänzt der Alpen Silberhaupt
In deines Nordens Gauen,
Und heiter rings mit Grün belaubt
Der Lenz des Südens Auen.

Nicht minder weiß er der Heimat Eisen, ihren Wein, die Gemsjagd und das Almenleben, die Berge und Wälder und nicht zuletzt sein liebes „Grätz“ zu rühmen.

Die traurigen politischen Zustände, der schwere Druck, der auf dem gesammten Geistesleben seines engeren Vaterlandes während der größeren Hälfte seines Lebens lastete, erfüllten den Dichter mit schwerem Unmuthe, der sich mit herben Worten aus seinem sonst so gütigen Herzen losringt:

In eine schlimme Zeit fiel, ach! die meine;
Jed' mannhaft Wort ward kerkerwert zum Fehle
Und Häscher fragten streng, wenn's kaum aus Kehle
Und Feder trat, nach seinem Kundschaftscheine.

So schwieg ich denn und frohnt am Actenschreine,
Ein Dienstknecht, unbefragt, ob's ihn nicht quäle;
Doch nicht vertrocknet noch ist mir die Seele
Wie meinem Schreiberkiele hier die seine.

Allein verfrohnt ist doch das schöne Leben,
Der Früchte bar die lange, herbe Mühe,
Und niemand mehr vermag Ersatz zu geben.

Bald werd' ich in die Gruft hinab auch steigen,
Die dich, geliebtes Weib, mir barg so frühe,
Und uns bedeckt Vergessenheit und Schweigen.

Rückhaltlos hat Leitner stets sein Deutschthum bekannt und sein nationales Denken und Fühlen in einer Reihe von Gedichten, die aus den verschiedensten Zeiten seines langen Lebens stammen, edel und würdig zum Ausdruck gebracht. So heißt er schon 1843 die deutschen Naturforscher, die sich damals in Graz versammelten, mit den Worten willkommen:

Kommt und sehet selbst, durchschreitet
Rings das gasterfreute Land,
Euch zum Gruß entgegenbreitet
Mancher Biedermann die Hand.
Drückt sie, treu, nach deutscher Sitte,
Deutsches Blut ja rollt darin,
Und in unserer Berge Mitte
Blieb uns treu der Väter Sinn.

Dichter gespannt bis zu dem immer wirkungsvollen Schlusse folgt. Niemals verliert sich die Handlung im Sande lehrhafter Betrachtungen. Das Ende bildet stets auch den Höhepunkt der Erzählung.

Ich greife aufs Gerathewohl als Beispiel den Ritter Weißeneck heraus:

Von seiner in der Nähe von Graz gelegenen Burg zieht der Ritter mit seiner Meute auf die Jagd. Da hört er aus einer Waldkapelle Orgelton. In frevlem Übermuthe bricht er während der Messe in das Gotteshaus und entreißt dem Priester den heiligen Becher, damit ihm an dem kühlen Morgen der feurige Wein sein „kalt Gedärme durchwärme“:

„Nun leer ich, Gott und Teufel
Zum Trotz, den gold'nen Krug,
Bis rein der Boden blinket.“
Und trinket,
Und trinket Zug um Zug.

Doch mehr stets dünkt zu schwellen
Der Wein ihm dunkelroth,
Er neigt den Goldkelch über, —
Und über, —
Und stürzt sich rücklings todt.

Die Lösung rascher, knapper, erschütternder herbeizuführen ist wohl kaum möglich. Meisterhaft weiß Leitner auch den Kehrreim zur Unterstützung der beabsichtigten Wirkung zu verwenden. So spricht in der Romanze „Der Herr des Meeres“ aus dem stets wiederholten Schlussverse „Und laut erbrausen die Wogen“ nicht nur die Majestät des Meeres, sondern auch die der göttlichen Allmacht überzeugend zu uns. Nicht minder glücklich ist der Vers „Das Schifflein schwanket und wanket“ in der „Überfahrt“ verwendet, die Napoleons Donauübergang nach seiner Niederlage bei Aspern schildert. Auch in der Wahl des Versmaßes bekundet Leitner einen feinen Künstlersinn, stets schmiegt sich die metrische Form dem Inhalte genau an.

So ausgerüstet, können Leitners Balladen wohl in jeder Beziehung mit den Schöpfungen seiner besten Zeit- und Sangesgenossen verglichen werden. Die hervorragendsten Stücke aber, wie „Diez von Schweineburg“, „Ritter Weißeneck“, „Der Bauerntod“, und vor allem das unvergleichliche „Der Herr des Meeres“ gehören zu den Perlen der Gattung in unserem gesammten Schriftthume.

Verwandte Züge mit den Balladen zeigen die Novellen des Dichters, die, obwohl erst im Alter veröffentlicht, gleichwohl seinen ersten Mannesjahren entstammen; man könnte fast sagen, sie seien Balladen in Prosa, kleine Geschichtchen, mit dem Zug ins Anekdotenhafte, in besonderer Weise erzählt. Auch hier die nämliche Vorliebe für das Seltsam-phantastische, Schaurige und Grausenerregende, das durch eine leiden-

idealisierter Beleuchtung erscheint. In diese Gruppe gehören unter anderen „Die Sage von Grätz", worin in sinniger Weise die Gründung der Stadt baierischen Auswanderern zugeschrieben wird, „Ulrich von Lichtenstein", „Ritter Weißeneck", „Die Bergknappen zu Zeiring", der Romanzenkranz „Die Sennerin von Kaiserau", „Diez von Schweineburg", „Herzog Inguos Mal", „Die Hunde von Kuenring", „Der Venediger", „Liutwinde von Silberberg".

Neben der heimischen, deutschen Vergangenheit gibt auch ihm der Norden mit seinen eisernen Reckengestalten und eigenthümlichen Landschaftsbildern willkommene Anregung, so in den Stücken: „König Hackons letzte Meerfahrt", „Das Gastgebot zu Gömör", „Schloss Dumbar", „Die Wettfahrt", „Der Herr des Meeres", „König Hans von Falster". Anderes wieder ist allgemein in das Mittelalter versetzt, ohne jede Zeit- und Ortsfärbung, so z. B. „Des Greises Schlaflied", „Des Harfners Meisterstück", „Das Kloster", „Hirtin und Schlange", „Die Erbtheilung". Aber auch aus dem Leben der eigenen Zeit versteht es der Dichter, uns prächtige Bilder mit packender Naturwahrheit vorzuführen; man lese nur Stücke, wie „Die Seiltänzerin", den dem pflichttreuen festen Sinne des Bauernstandes so schön gerecht werdenden „Bauerntod", „Die Königin des Balles" und den „Kleinen Holzsammler", ein Gedicht, das längst einen Platz in den Lesebüchern unserer Jugend, die mit so viel minderwertigem Ballast überladen sind, verdient hätte. Auch einige Legenden in der Hans Sachs-Goethe'schen Weise finden wir, und bedauern von ganzem Herzen, dass Leitner ihrer nicht mehr geschrieben hat. Man wird sich kaum ein hübscheres Gedicht dieser Gattung denken können als das in seiner Einfachheit so anmuthige „Maria spinnt". Nicht minder gelungen sind „Vergissmeinnichtblau" und „Die Erschaffung der Preiselbeeren". Dass der Grundton der Balladen — natürlich abgesehen von den eben erwähnten Legenden — im allgemeinen düster und schaurig ist, das liegt wohl zum Theile in dem ursprünglichen Wesen dieser Dichtungsform, zum Theile aber gewiss in dem Geschmacke der Zeit ihrer Entstehung. Die Beschäftigung mit grauenerregenden Dingen war damals geradezu eine Art Gegengift geworden gegen die entsetzliche Öde und stumpfsinnige Ruhe, die dem öffentlichen Leben von den absolutistischen Regierungen aufgezwungen worden war. Dass Leitner aber auch humoristische Stoffe zu behandeln verstand, bezeugt vor allem der treffliche „Bürger zu Hildesheim".

Der Art des Stoffes weiß der Dichter stets die Behandlung anzupassen. Mit wenigen, aber kräftigen Strichen wird die Lage, in die wir versetzt werden, umrissen, alles ist überaus anschaulich, aber knapp gehalten — kein Wort mehr, als unbedingt nothwendig ist. Rüstig schreitet die Handlung fort, so dass der Leser nirgends ermüdet, sondern dem

Ende. Etwas von der Stimmung der Erzählungen Ernst Theodor Amadäus Hofmanns liegt in der „Geschichte meines Hundes“, der eigentlich von Haus aus kein Hund, sondern ein Uhrmachergeselle aus München ist. Erst zur Strafe für seine allzuweitgehende Treue wurde er in einen Pudel verwandelt und erzählt nun in der Walpurgisnacht seinem Herrn die Geschichte seines Lebens als Mensch und Hund. Ein allerliebstes, kleines Geschichtchen mit heiterem Ausklang, das in seiner sinnigen Harmlosigkeit so recht aus dem Rahmen des vormärzlichen Österreich herausgeschnitten erscheint und von allen Leitner'schen Erzählungen am erfreulichsten zu lesen ist, ist „Der Asternkranz“. Die duftlose Blume des Herbstes gibt Veranlassung zum Wiedererwachen einer verschollenen Jugendliebe:

Wenn die Veilchen verblüht,
Wenn die Rosen verglüht,
Nur warten! nur warten!
Oft blumen noch Astern den Garten!

Auch in den übrigen, minder bedeutenden Novellen, zu denen auch die erst kürzlich aus dem Nachlasse an die Öffentlichkeit gekommene „Wie viel Uhr?“ zu zählen ist, offenbart sich jene große Erzählungskunst des Dichters, der es einzig und allein zu danken ist, dass die Leitner'schen Novellen, als sie ein halbes Jahrhundert nach ihrer Entstehung doch noch gesammelt herauskamen, die Theilnahme einer Lesewelt zu erregen vermochten, die den veralteten Stoffen fast ganz fremd gegenüberstand und in dieser Beziehung inzwischen andere Bedingungen zu stellen gewohnt war.

Nicht viel lässt sich über Leitner als Dramatiker sagen, da außer der zur Eröffnung des neuen ständischen Schauspielhauses in Graz 1825 verfassten Gelegenheitsallegorie „Styria und die Kunst“ und dem Texte zu Anselm Hüttenbrenners Oper „Lenore“ nur ein für die Beurtheilung unzulängliches Bruchstück des Trauerspieles „König Tordo“ gedruckt vorliegt. Soweit aus diesem und einer kurzen Inhaltsangabe geschlossen werden kann, knüpfen in dem in Skandinavien spielenden Stücke allerlei Missverständnisse, Misstrauen und Eifersucht den Knoten, den schließlich ein verhängnisvoller Zufall im tragischen Sinne löst. An Leitners lyrische und epische Schöpfungen reichen jedenfalls seine dramatischen Versuche nicht heran.

Wie bereits erwähnt worden ist, hat Leitner auch eine Reihe von Prosaaufsätzen verfasst, die nicht in das Gebiet der schönen Literatur gehören. Sie sind meist in steirischen Zeitschriften erschienen und behandeln entweder geschichtliche und staatsrechtliche, die Heimat betreffende Gegenstände, oder schildern Leben und Wirken von Männern, die sich um die Steiermark verdient gemacht haben. Zu der erstgenannten Gruppe gehören die beiden wertvollen Abhandlungen „Die Erbhuldigung im Herzogthum

schaftslose, völlig objective Darstellung noch ergreifender auf den Leser wirkt. Es ist etwas von der Erzählungskunst eines Heinrich v. Kleist in diesen ruhig dahinfließenden Sätzen, die in keinem Worte eine Antheilnahme des Dichters erkennen lassen. Die erschütternden Ereignisse spielen sich gleichsam unmittelbar vor unseren Augen ab, so dass wir des hinter den Coulissen stehenden Dichters ganz vergessen. Wenn er aber einmal plötzlich hervortritt, wie im „Meister Kunbert", dann ist auch die Wirkung eine ganz besondere. Auf Wunsch des Bürgermeisters verfertigt Kunbert einen kunstvollen eisernen Thurmhahn, der stündlich den Thurm umschreitet und den Bürgern durch sein Krähen die Zeit verkündet. Als sich das Werk bewährt hat, lässt der Bürgermeister dem Künstler zwar den vereinbarten Lohn ausbezahlen, aber ihm auch die Augen ausstechen, damit er nicht etwa für eine andere Stadt ein ähnliches, noch kunstvolleres Werk schaffe. Da ruft der Erzähler plötzlich in die Klagen des armen geblendeten Kunbert hinein: „Aber lieber Meister! wo steht es denn geschrieben, dass Ihr gerade außerordentliche Erfindungen und geniale Kunstwerke machen sollt? Windet Garn ab, schleißet Federn, oder treibet andere dergleichen nützliche Beschäftigungen; thun es doch auch andere ehrliche Leute und sind dabei gesund und zufrieden. Und überdies, was schreit Ihr denn? Seid Ihr denn nicht ein seltener Prophet im Vaterlande? Hat man Euch nicht aus bloßer Anerkennung Eures Talentes die Augen ausgebrannt? Was wollt Ihr denn noch mehr? Hätte man Euch etwa auch noch die Hände abschlagen sollen, um Euren Ehrgeiz zufriedenzustellen?" Ob wohl die Wiener Censur, als sie 1830 die beabsichtigte Sammlung der Leitner'schen Novellen verhinderte, den bitteren Hohn gemerkt hat, der sich aus diesen Worten über die Zustände des vormärzlichen Österreichs ergoss? Einen ähnlich gräslichen Eindruck hinterlässt „Der stumme Reiter", während „Die Gedächtnistafel auf dem Traunstein", „Die seltsame Maske" und „Monsieur François" durch allerlei Fährlichkeiten und Schrecken schließlich doch zu einem guten Ende führen. Besonderes Lob verdient namentlich die zuletzt genannte Erzählung, die das unerwartete Wiederfinden von Vater und Tochter nach einer Reihe herber Schicksale behandelt. Die Vorgeschichte ist mit vielem Geschick geschürzt, die Erkennungsscene ergreifend geschildert. Zu trüber Ergebung in das Schicksal führt „Das Hausaltärchen". Ein Jüngling wird von seiner Mutter über die Treue der Geliebten getäuscht und dadurch zum Eintritt in die Gesellschaft Jesu bewogen. Kaum aber ist dies geschehen, wird der Orden aufgehoben. Der junge Priester kehrt in die Heimat zurück und findet das geliebte Mädchen wieder; treu, aber dem Tode verfallen. Als sie stirbt, weiß er sich durch einen befreundeten Arzt ihren Finger, an dem noch sein Verlobungsring steckt, zu verschaffen und verwahrt nun diese seltsame Reliquie in einem Hausaltärchen bis an sein

bekümmert ob dem Wirrsal der Zeiten. So mag denn auch mit Zuversicht der Hoffnung Ausdruck gegeben werden, dass das Beste, was Leitners Muse in ihren heiligen Weihestunden geschaffen hat, in unverwelklicher Frische auch das zwanzigste Jahrhundert hindurch und darüber hinaus unserem Volke erhalten bleiben werde, als ein köstliches Kleinod von Geschlecht zu Geschlecht!

Die Leuchter der Baukunst.

Dem Weltweisen John Ruskin sind die Leser des „Heimgarten" schon wiederholt mit Vergnügen begegnet. Heute erscheint er mit einem geradezu herrlichen Buche, mit einem Buche über die Baukunst, das unseren Baumeistern noth thut, von denen Ruskin sagt, dass die modernen Baumeister nur wenig können und das Wenige nur halb thun. Es nennt sich „Die sieben Leuchter der Baukunst". Deutsch von Wilhelm Schorlemann, verlegt bei Eugen Diederichs in Leipzig. Doch nicht bloß für Freunde der Baukunst wurde es geschrieben; seines allgemeinen Standpunktes wegen, der viele wichtige Felder oft wunderbar beleuchtet, ist es auch für solche wertvoll, die wünschen, es möchte in allem Wichtigen des menschlichen Lebens stets das Richtige, Wahre gedacht und gethan werden.

Wir lassen aus den sieben Leuchtern einige Streiflichter in unsere Bereiche fallen. Wissen, was man zu thun hat, und es thun — darin besteht nach Ruskin der ganze große Mensch. Wir können stets fühlen, was recht, aber nicht immer was möglich ist, und alle geschriebenen Gesetze sind Erläuterungen des Sittengesetzes. Damit ist das Buch gerechtfertigt.

John Ruskin sagt über bauliche Pracht und Zier:

Ich möchte gerne jeden möglichen Aufwand an Schmuck, Glanz nnd Schönheit eingeführt sehen; aber ich möchte nicht die unnützen Ausgaben für unbeachteten Zierat und Formenkram, Karniese an der Zimmerdecke und Marmorieren der Thüren, Befransen der Fenstervorhänge und tausenderlei Dinge, die thörichter- und gefühlabstumpfenderweise zur Gewohnheit geworden sind — Dinge, von deren allgemeiner Anwendung und Nachfrage ganze Handelszweige abhängen, aus denen aber noch niemals der Segen wirklicher Freude entsprungen ist, noch der entfernteste und geringfügigste Nutzen; Dinge, welche die Hälfte der Ausgaben verschlingen und mehr als die Hälfte des häuslichen Behagens zerstören, dabei auf die Männlichkeit, Frische, Anmuth und Ehrenhaftigkeit der Lebensführung nachtheilig einwirken. Ich spreche aus Erfahrung:

Steiermark" und „Über den Einfluss der Landstände auf die Bildung in Steiermark", worin insbesondere die Verdienste des steirischen Adels um Volkserziehung, Wissenschaft und Kunst während des 16. Jahrhunderts, da er zum größten Theile dem evangelischen Bekenntnisse angehörte, in hellem Lichte erscheinen.

Unter den Lebensbeschreibungen nimmt wohl die des Erzherzogs Johann den ersten Platz ein, die in liebevoller Weise dem Wesen des volksthümlichen Prinzen gerecht wird. Doch auch die Erinnerungsblätter, die Leitner seinen Freunden, dem Tondichter Anselm Hüttenbrenner, dem Theosophen Lorber und den Dichtern Karl Schröckinger und Anastasius Grün, sowie einer Reihe heimischer Gelehrter (Wartinger, Anker und Göth) gewidmet hat, zeichnen sich durch warme Herzlichkeit aus. Außerdem finden sich noch Schilderungen herrlicher, damals noch der großen Menge fremder Gegenden der Heimat, schlicht wiedererzählte Volkssagen u. a. m. aus seiner Feder vor. Alle diese Schriften athmen in jeder Zeile die große Liebe des Dichters zur heimatlichen Scholle wieder, in der sein ganzes Sein und Schaffen fest wurzelt.

Mit dem heiligen Ernste, mit dem Leitner seinem Dichterberufe oblag, steht auch die große *sprachliche* Sorgfalt, die er auf seine Schöpfungen verwendete, in vollem Einklange. Unablässig glättete, feilte und verbesserte er, um seinem edlen Werkzeuge, der deutschen Sprache, das Beste für seinen dichterischen Zweck abzuringen. Hiebei war er sich wohl bewusst, dass auch auf dem Gebiete des sprachlichen Ausdruckes wahre Größe nur in der Einfachheit erreicht werden kann. Voller Erfolg belohnte des Dichters Streben: wie glücklich vermag er mit wenigen schlichten, aber schön und treffend gewählten Worten Stimmungen festzuhalten, die wiederzugeben so mancher unserer modernen Dichter ein ganzes Arsenal von prunkenden Neubildungen und an den Haaren herbeigezogenen Zusammensetzungen in üppigem Redeschwall vergeblich aufwendet. Den Jungbrunnen, der aus unseren Mundarten quillt, kannte Leitner gar wohl und versäumte auch nicht, daraus zu schöpfen. Nirgends verleugnet er den Steirer. Das gibt seiner Sprache den Reiz der Ursprünglichkeit und verleiht ihr etwas von dem herben Dufte der frischgebrochenen Scholle.

Über ein Jahrzehnt schon ruht nun der Dichter in der heimischen Erde. Fort hastet die Zeit hinweg über das Alte, neuen Zielen, neuen Idealen zu. Andere Zeiten, andere Lieder. Heftig tobt wieder einmal auf dem deutschen Parnass der Kampf um die Dichtung der Zukunft, und viel flüchtige Spreu fliegt dabei zwischen dem Weizen umher. Sei's darum! Was nach den launischen Gesetzen der Mode für den Tag geschaffen wurde, das mag mit dem Tage wieder vergehen, was aber den Stempel der Unsterblichkeit an der Stirne trägt, das wird dauern, un-

Trugschluss; die patriotische Lüge des Historikers; die vorsorgliche Lüge des Staatsmannes; die eifernde Lüge des Parteipolitikers; die barmherzige Lüge des Freundes und die leichtfertige Lüge jedes Menschen gegen sich selbst, die den schwarzen geheimnisvollen Trauerflor über die Menschheit breiten. Jedem, der ein Loch in diesen Schleier reißt, sind wir dankbar, wie wir dem danken, der einen Brunnen in der Wüste gräbt. Wohl uns, dass noch der Durst nach Wahrheit uns geblieben, nachdem wir eigenwillig uns von ihren Quellen abgewandt haben.

Fabrik-Ornament stellt einen Arbeitswert dar, den es nicht besitzt, und darum ist es eine Unverschämtheit, eine Pöbelhaftigkeit und eine Sünde. Nieder damit! Mahlt es zu Pulver und lasst seine Stelle lieber kahl an der Wand. Ihr habt nicht dafür bezahlt — mit eurem Sein — und darum braucht ihr es nicht. Niemand braucht Ornamente in dieser Welt, aber jeder braucht Echtheit und Ganzheit. Lasst eure Wände so kahl wie ein gehobeltes Brett, oder baut sie aus gebackenem Straßenschmutz oder gehacktem Stroh, wenn's sein muss, aber beklebt sie nicht mit Lügen!

Ferner spricht Ruskin vom Natürlichen: Alle Schönheit beruht auf den Gesetzen natürlicher Formen. „Natürlich" ist das, was am leichtesten und gewöhnlichsten gesehen wird.

Dann räth der Denker, nicht die Dinge zu schmücken, die zum Gebrauch des täglichen, thätigen und beweglichen Lebens gehören. Wo du ausruhen kannst, da schmücke, wo Ruhe verboten oder unmöglich, da ist auch Schönheit verboten und unmöglich.

Das dürften sich gar manche zu Herzen nehmen, besonders auch unsere modernen Buchstabenmacher, welche die nur praktischen Zwecken dienenden Schriftzeichen derart „verzieren", bis sie unleserlich werden.

Ferner sagt Ruskin, dass alte gute Arbeit freie Handarbeit sein müsse. — Ich habe gesagt, dass Handarbeit stets von Maschinenarbeit unterschieden werden kann, gleichzeitig bemerkend, dass Menschen sich in Maschinen verwandeln und ihre Arbeit bis zum Niveau der Maschine herabwürdigen können. Solange aber Menschen als Menschen arbeiten und mit Herz und Seele ihr Äußerstes hingeben, so macht es nichts, wie ungeschickt sie auch arbeiten mögen, in der Behandlung wird ein gewisses Etwas sein, das nicht bezahlt werden kann: man wird erkennen, dass einige Stellen mehr Freude gemacht haben als andere — dass ein Innehalten, ein Überlegen, ein Sorgen und Sehnen dabei war; und dann werden auch nachlässige Stellen kommen, und feste und flotte und flüchtige; dort wird der Meißel hart, hier leichter und da wieder viel schüchterner eingeschlagen haben; und wenn des Menschen Geist mit seinem Herzen zugleich bei der Arbeit waren, so werden alle Hammerschläge an der richtigen Stelle sitzen.

ich weiß, was es heißt, in einem Landhäuschen mit einem Fußboden und Bretterdach aus Fichtenholz und einem Feuerherd aus Glimmerschiefer zu wohnen; und ich weiß, dass dies in vieler Beziehung gesunder und zufriedener macht, als zwischen türkischen Teppichen unter goldverzierten Plafonds zu leben, mit einem Feuerrost aus Stahl und einem blankpolierten Kaminvorsetzer. Ich sage nicht, dass solche Dinge am rechten Ort keine Berechtigung haben.

Nehmen wir an, wir hätten so und so viel ausgesetzt für decorative Zwecke; dann müssen wir aber zum ersten Bildhauer seines Zeitalters gehen und ihn beauftragen, eine einzige Statue, oder einen Fries oder ein Capitäl zu liefern mit der einzigen Bedingung, dass es das Allerbeste sein soll, was er leisten kann; bringen wir das Kunstwerk an einen Platz, wo es am meisten zur Geltung kommt, und damit gut. Alle andern Capitäle mögen einfach behauene Quadrate sein, alle übrigen Nischen leer bleiben, — das schadet nicht viel, besser nicht vollzählig und unvollendet, als ganz schlecht. Für den Fall, dass wir keinen Schmuck von so ausgesuchter Art wünschen, so wählen wir einen weniger ausgebildeten Baustil und, wenn ihr wollt, auch einfacheres, roheres Material. Das Gesetz, worauf wir stehen und bestehen müssen, verlangt, dass das, was wir zu thun und zu geben beabsichtigen, immer nur das Beste in seiner Art sei. Nehmt darum ruhig normannischen Stein statt des Frieses und der Bildsäule aus Marmor, aber von der solidesten Arbeit, und Granitstein aus dem besten Bruch; und wenn nicht Steine, dann Ziegeln, aber von den allerbesten Ziegeln, die gebrannt werden; immer das Gutgearbeitete in einem einfacheren Material dem minder Guten in einem besseren vorziehend; denn dies ist nicht nur das einzige Mittel, jede Art von Arbeit zu verbessern, und jedes Material zur höchsten Ausnutzung zu bringen, sondern es ist auch ehrlicher und unaufdringlicher und in Übereinstimmung mit den männlichen und gerechten Grundsätzen.

Wir haben uns zu sehr daran gewöhnt, Falschheit nur in ihrer schwärzesten Gestalt und durch die Brille ihrer verwerflichsten Absichten zu betrachten. Die Empörung, die wir über Verrath als solchen empfinden, beschränkt sich in Wirklichkeit nur auf böswilligen Verrath. Wir sind entrüstet über Verleumdung, Heuchelei und Verrätherei, weil sie uns schaden, nicht weil sie unwahr sind. Zieht von der Unwahrheit die Schädigung, die Verkleinerung unseres Selbst ab, und wir sind wenig gekränkt; verwandelt sie in Lob, und wir sind vielleicht ganz zufrieden damit. Und doch richten weder Verleumdung, noch Verrath den meisten Schaden in der Welt an, weil sie fortwährend niedergekämpft und nur empfunden werden in der Bekämpfung. Es ist die glitzernde und sanft ausgesprochene Lüge; die freundliche Ungenauigkeit; der einschmeichelnde

Gedanken zu bewegen. Und was das directe und einfache Copieren anbelangt, so ist das eine handgreifliche Unmöglichkeit. —

Die Baukunst eines Volkes ist groß nur dann, wenn sie so allgemein und feststehend ist wie seine Sprache, und wenn die provinziellen Stilabweichungen nichts weiter sind als Dialecte. —

Unter die Quellen ernstester Befriedigung, die ich in der Verfolgung eines Gedankens gefunden habe, rechne ich diejenige, die mich nach reiflicher Überlegung zur Erkenntnis geführt, wie merkwürdig falsch die Auffassung, wie unsinnig die Verfolgung jenes verrätherischen Trugbildes ist, das die Menschen Freiheit nennen: trügerischestes aller Trugbilder! Denn der kleinste Strahl der Vernunft könnte uns sicherlich zeigen, dass nicht nur das Erreichen, sondern überhaupt das Sein der Freiheit unmöglich ist. Es gibt kein solches Ding im Weltall und kann es niemals geben. Die Sterne haben es nicht; die Erde hat es nicht; das Meer hat es nicht; und wir Menschen nur das Spottbild und den äußeren Schein davon zu unserer schwersten Strafe. —

Diese Andeutungen, die uns zu denken geben, schließen wir mit Ruskins Ausspruch: Vielleicht hat alles, was wir zu thun haben, nur den Zweck der Übung von Herz und Hand und ist im übrigen nutzlos.

Nach meinem Tode.

Von **Ferdinand Groß.**[1])

Vor einiger Zeit hatte ich die Absicht, mich umzubringen. Weshalb? An Gründen fehlte es mir wahrlich nicht. Ich wüsste tausend für einen anzugeben: Migräne, schlechte Verdauung, die Aussicht, ein sechsbändiges Romanmanuscript lesen zu müssen und so weiter. Überhaupt meine ich, sollte man die meisten Menschen lieber befragen, warum sie sich nicht umbringen: sie kämen vielleicht in Verlegenheit, vernünftige Gründe anzugeben. Aber der Selbstmord ist ganz und gar Geschmacksache, und man soll deshalb nicht darüber streiten. . . . . Genug daran also, ich stand im Begriffe, mich aus der Welt hinauszubefördern. In einer fashionablen Waffenhandlung hatte ich mir einen zierlichen Revolver gekauft, ein wahres Bijou, eine Zierde für jeden Gueridon. Der Lauf blinkte wie ein Spiegel, es lag in dem reizenden kleinen Ding etwas Einladendes . . . Und nun, in der Abenddämmerung, legte ich den Revolver vor mich hin und beschloss, eine Cigarre, Regalia de

[1]) Diese köstliche Selbstironie des vor kurzem verstorbenen Wiener Schriftstellers Ferdinand Groß entnehmen wir den „Wiener Bildern". Die Red.

Weitere Aussprüche:

Ich behaupte, wenn Menschen wirklich wie Menschen lebten, so würden ihre Wohnhäuser Tempel sein, Tempel, die wir kaum wagen würden zu schädigen und in denen leben zu dürfen uns heilig machen würde. —

Der Gedanke der Selbstverleugnung um der Nachwelt willen, gegenwärtige Sparsamkeit zu üben für künftige Gläubiger, die noch ungeboren sind, Wälder zu pflanzen, damit unsere Nachkommen unter ihrem Schatten leben können, oder Städte für kommende Geschlechter zu erbauen, wirkt vermuthlich als treibende Ursache fast nie bei den öffentlich anerkannten Bestrebungen. Dennoch sind dies auch Pflichten der Lebenden; unsere Aufgabe auf Erden ist nicht erfüllt, wenn der Umfang unserer beabsichtigten und vorbedachten Wohlthaten bloß die Gefährten und nicht die Nachfolger unserer Pilgerfahrt mit umfasst. Gott hat uns die Erde für Lebenszeit gegeben: sie ist ein großes Fideicommiss. Sie gehört ebensowohl denen, die nach uns kommen und deren Namen schon ins Buch der Schöpfung eingetragen sind, wie uns; und wir haben kein Recht, durch unser Thun oder Unterlassen ihnen unnöthige Opfer aufzuerlegen, oder sie der Vortheile zu berauben, die ihnen zu hinterlassen in unsere Macht gegeben war. Und dies umsomehr, weil es eine von der Vorsehung bestimmte Bedingung der Menschenarbeit ist, dass die Fülle der Frucht im Verhältnis steht zur Zeitdauer zwischen Aussaat und Ernte; und das demnach, je weiter wir unser Ziel setzen und je weniger wir selbst die Zeugen unserer Errungenschaften sein wollen, je weiter und breiter wird das Maß unserer Erfolge sein. Man kann kaum denen so nützen, die mit uns sind, wie denen, die nach uns kommen; und unter allen Kanzeln, von denen die Stimme des Menschen je vernommen ward, giebt es keine, von wo sie weiterreicht, als vom Grabe. —

Weder vom Publicum, noch von denen, deren Obhut die öffentlichen Baudenkmäler anvertraut sind, wird die wahre Bedeutung des Wortes „Wiederherstellung" (Restaurierung) verstanden. Heute bedeutet sie die vollständigste Zerstörung, aus der keine Bruchstücke gerettet werden können, von einer falschen Vorstellung des zerstörten Werkes begleitet; falsch auch in einer parodistischen Weise, die verabscheuenswerteste aller Falschheiten. Täuschen wir uns doch nicht über diesen wichtigen Punkt: es ist ganz unmöglich, so unmöglich, wie die Todten zu erwecken, irgend etwas wiederherzustellen, das jemals groß oder schön in der Baukunst gewesen ist. Das Leben des Ganzen, der Geist, der nur durch die Hand und das Auge des Arbeiters übertragen wird, kann niemals wieder zurückgerufen werden. Ein anderer Geist mag durch eine andere Zeit gegeben werden, und dann ist es ein neues Gebäude; aber der Geist des todten Handwerkers kann nicht zurückgerufen werden, um andere

Hinscheiden, sondern weil das Weinen ihnen Befriedigung verschaffte. Wer den von Frauen betriebenen Thränensport kennt, der weiß, was ich meine.

Nach Verlauf einer halben Stunde erschienen Vertreter der Behörde, ich wurde in die Leichenkammer transportiert, in meiner Wohnung legte man allenthalben Siegel an, nachdem man ein Inventar des Vorhandenen aufgenommen. Von Verwandten lebte ein Vetter, eine Tante und ein Stiefbruder. Sie alle geberdeten sich gerade untröstlich. Ihre Verzweiflung kannte keine Grenzen, und je mehr sie die Fassung verloren, desto befriedigter fühlte ich mich. Die Eitelkeit gehörte zu dem, was nach dem Tode in mir lebendig geblieben war, und so sagte ich mir denn mit dem Gefühle tiefer Genugthuung: „Es ist doch ein schönes Bewusstsein, einigen Menschen unersetzlich zu sein und nicht aus der Welt zu gehen, ohne eine Lücke zurückzulassen. So lebt man weiter in dem Gedächtnisse derer, die uns wahrhaft und selbstlos geliebt." Über dieses Moment freute ich mich, bis der Tag der Eröffnung meines Testamentes kam. Meine theueren drei Verwandten, in tiefe Trauer gekleidet, fanden sich beim Handelsgerichte ein. Die Tante im rückwärts lang hinabwallenden schwarzen Schleier sah besonders herzbewegend aus. Die edle Trias ergieng sich in Lobpreisungen meiner trefflichen Eigenschaften. Die Tante versicherte, sie hätte gern die Hälfte ihres Lebens gegeben, um das meine zu verlängern. Es war wirklich ergreifend. Die Verlesung des Testamentes brachte einen kleinen Umschwung hervor. Meinem Vetter hatte ich mein Porträt, das er sich so oft gewünscht, meinem Stiefbruder eine Taschenuhr, meiner Tante eine kleine Rente vermacht. Mein eigentliches Vermögen fiel einem Hospitalfonds zu. Kaum waren diese Bestimmungen mitgetheilt worden, so einigten meine drei Verwandten sich dahin, dass ich zeitlebens ein herzloser, erbärmlicher Geselle gewesen; der Vetter verzichtete auf das Porträt, das für ihn keinen Wert habe, der Stiefbruder erklärte sich mürrisch bereit, den Chronometer anzunehmen, die Tante protestierte mit Zetergeschrei und sprach sofort den Entschluss aus, gegen mein Testament durch ihren Rechtsanwalt Einsprache zu erheben. Dann begaben die drei sich nach Hause, legten die Trauerkleider ab — die Tante tröstete sich damit, dass man eine schwarze Toilette immer verwenden könne — und der Vetter kaufte vor Wuth sogar eine rothe Cravatte mit blauen Streifen. Ich brauche wohl nicht erst hervorzuheben, wie unangenehm die Wendung mich berührte. Aber ich überlegte, dass die Verwandten meistens auf Bereicherung ihres Säckels hoffen, wenn jemand von den ihren stirbt. Warum sollten gerade die meinen besser sein? Richtige, wohlwollende Anerkennung findet man doch nur bei Kameraden, bei Berufsgenossen, bei Gleichgesinnten und Mitstrebenden ... Zwei Stunden,

la Reina, zu rauchen, ehe ich ans Werk gieng. Es drängte mich ja niemand, und wenn ich mich um eine halbe Stunde später erschoss, so gieng das nur mich allein an. Dass ich aber gleich gestehe: ich habe mich nicht erschossen. Weshalb ich von meinem Plane abgekommen, das sei hier in Kürze mitgetheilt.

Während des Rauchens gerieth ich in eine Art von Halbschlummer — in jenen traumhaften Zustand, in welchem verblasste Gestalten wieder aufleben, Erinnerungen die Form realer Gegenwart annehmen, und auch ein Schimmer aus der Zukunft auf uns fällt, damit wir ein wenig errathen können, was die kommenden Tage bringen werden ... Während ich im Fauteuil lehnte, die blauen Ringelchen der Cigarre zur Decke emporsendend, dabei sinnend und erwägend, legte sich ein zarter, leichter Schleier mir auf die Augen und ich sah, was ich nie zuvor gesehen: mich selbst als todten Mann.

Ich hatte mich erschossen. Die Kugel war mir geradeaus ins Herz gedrungen — ein kurzer Todeskampf, und das Leben war vorüber. Aber nachdem alle körperliche Schwere von mir genommen war, functionierten mein Gehör und mein Gesicht mit erhöhter Schärfe. Die Schranken von Raum und Zeit schienen gefallen zu sein, ich machte an mehreren Orten zugleich meine Wahrnehmungen, und was sich mit Pausen von Tagen und Wochen abspielte, gieng innerhalb Minuten wie eine Wandeldecoration an mir vorüber. . . .

Nachdem ich einige Zeit auf dem Boden gelegen war, trat mein Diener ein. Er wollte mich aufheben, betrachtete mich genau, fühlte mir den Puls, und nachdem er sich überzeugt, dass ich todt, griff er mit beiden Händen in meine Cigarrenkiste — wie gesagt: Regalia de la Reina, jedermann zu empfehlen — nahm etwa fünfundzwanzig Stück für seinen gewöhnlichen Gebrauch heraus, eilte dann ins Vorzimmer und begann zu weinen und zu heulen. Alsbald füllte die Stube sich mit Nachbarn, und ich hörte Äußerungen, wie die folgenden: „Etwas anderes war von ihm nicht zu erwarten, ein Mensch ohne Religion und Gefühl; unlängst hat er sich zum Hauseigenthümer darüber beklagt, dass meine Amalia nach Mitternacht noch Clavier zu spielen pflegt!" . . . „Ich glaube, er hat ein ziemlich wüstes Leben geführt. Er war mit Schauspielerinnen bekannt und ist keinen Abend vor elf Uhr nach Hause gekommen" . . . „Wie schrecklich er aussieht, ich werde die ganze Nacht von ihm träumen" . . . „Na, schön war er nie. Er sah immer blass und übernächtig aus" . . . „Was war er denn eigentlich?" . . . „Wer kann das wissen? Man hat ihn ‚Herr Doctor' genannt, und in seinem Meldzettel figurierte er als Schriftsteller. Aber davon kann man doch nicht leben?" . . . . „Natürlich nicht!" . . . Einige bejahrte Damen vergossen bittere Thränen, aber offenbar nicht aus Schmerz über mein

tödtete sich an seinem Schreibtische, während noch die nasse Feder vor ihm lag.“ Es erschienen überhaupt sehr viele rühmliche Nekrologe. Noch schöner waren die Kränze, die man für meinen Sarg schickte, große Kränze mit breiten und langen Atlasschleifen und Inschriften in Goldbuchstaben, einer sogar von dem Heldenspieler Z., der niemals Zeitungen liest, Lorbeer und Palme, auf dem stattlichen Bande die Worte: „Der Mime flicht als Nachwelt Kränze.“ Ein Notizensammler verzeichnete die Kränzespender genau und theilte sie den Zeitungen mit. Da hatten sie, die Spender, was sie gewollt ... An meinem Grabe sprach der Dramatiker K. Er hatte sich im Laufe der Jahre daran gewöhnt, bei solchen Gelegenheiten mühsam, aber nicht vergeblich gegen die auf ihn eindrängende Rührung anzukämpfen. So machte er es auch diesmal. Er brauchte einige Minuten, um sich zu sammeln. Dann lobte er mich geradezu unverschämt. Was er im Kaffeehause über mich geäußert, musste seinem Gedächtnisse entschwunden sein, denn er schloss seine Grabrede mit den Worten: „Kein Gebiet des literarischen Schaffens war dir fremd. Im Drama wie in der Erzählung stelltest du mit Meisterhand die Kämpfe der menschlichen Seele dar. Deine kleineren Arbeiten waren Muster an Ursprünglichkeit und Originalität. Und nun ist es zu Ende mit deinem Wirken und Schaffen, nun bist du uns entrissen. Aber in unserem Angedenken lebst du weiter für alle Zukunft. Fahr' wohl, theuerer Kamerad!“ Sein Glück, dass ich todt war, denn ich hätte ihm sonst vor Wuth über seine Zweizüngigkeit eine Ohrfeige versetzt. In den Berichten über das Leichenbegängnis wurde den Rednern überschwänglich Weihrauch gestreut.

Nur in einem einzigen Hause fiel ein Wort aufrichtigen Bedauerns über mein Hinscheiden. Ich war bei dem reichen Fabrikanten E. zum Nachtessen geladen. Mein plötzlicher Tod bereitete der Hausfrau Verlegenheit. „Ich bin“, äußerte sie zu ihrem Gatten, „über diesen Fall ganz entsetzt. G. war zwar ein langweiliger Gesellschafter, aber ich brauchte ihn diesmal als vierzehnten. Wir können nicht zu dreizehn zu Tische gehen.“ Herr E. wusste Rath, er lud an meiner Stelle seinen ersten Buchhalter ein, und Frau E. fand in diesem Gedanken einigen Trost ... Aber ich bin ein Undankbarer, denn das Erfreuliche habe ich noch nicht erwähnt. Wohin ich spähen mochte, ich gewahrte keinen Schmerz über meinen Tod, ich erschien mir wie ein Blatt, das der Wind vom Baume herabgeweht hat; da fiel mein Blick auf ein junges Mädchen, auf Auguste mit den tiefschwarzen, milden Augen. Sie legte keine Trauerkleider an, denn dazu hatte sie kein Recht, sie war weder mit mir verwandt, noch verlobt. Sie gieng nicht mit meinem Leichenbegängnisse, und sie hielt keine Rede. Nur ihrer Mutter vertraute sie an, dass ihr in mir das Liebste auf Erden geraubt sei und dass sie

nachdem ich mich ermordet, war in einem bekannten Künstler- und Schriftsteller-Kaffeehause viel von mir die Rede. Am lebhaftesten gestaltete sich die Discussion, als der Heldenspieler Z. eintrat. „Was sagen Sie dazu“, rief ihm der Lyriker B. entgegen, „dass der G. sich umgebracht hat?“ — „Ich habe nie etwas von ihm gelesen, ich lese keine Zeitungen.“ — „Er war den Schauspielern nicht sehr günstig gesinnt.“ — „So?“ — „Schade um ihn, er hat immerhin etwas Talent besessen.“ — „Aber auch wirklich nur etwas. Seine Lustspiele fielen regelmäßig durch, seine Novellen boten kein Interesse, und die Feuilletons, mit denen er die Zeitungen überschwemmte, die hatte er den Franzosen abgeguckt.“ Diese letztere wohlwollende Würdigung kam von dem Dramatiker K., dessen Werke ich immer mit übertriebener Gutmüthigkeit gelobt. „Ich glaube sogar“, schloss der Kunsthistoriker F. sich an, „er hat die Feuilletons direct abgeschrieben.“ — „Ich könnte darüber Aufschluss geben“, bemerkte Duzfreund L., „aber de mortuis nil nisi bene. Garçon, noch einen Cognac!“ — „Es war ein bloßer Routinier“, warf ein Jüngling mit wallenden blonden Locken ein, „ein Handwerker ohne höhere Absichten, bar jedes idealen Strebens.“ — „Er war nicht ohne Begabung, aber er hatte zu wenig gelernt, und das rächte sich. Einmal soll er Nero und Caligula miteinander verwechselt haben.“ Allgemeine Heiterkeit belohnte diese Enthüllung. Hierauf fragte der Blondgelockte: „Wer von euch geht mit dem Leichenbegängnisse?“ — „Alle, alle“, antwortete der Chor; „da darf niemand fehlen.“ Nachdem sie sich verabredet hatten, eine Viertelstunde vor dem Begräbnisse in einer renommierten Weinstube zusammenzutreffen, giengen sie auseinander. Mein Duzfreund L. gehört zu der Redaction einer Zeitung, mit welcher ich nie auf gutem Fuße gestanden. Er begnügte sich deshalb, für die Rubrik „Hof- und Personalnachrichten“ neben der Meldung, dass jemandem eine serbische Medaille verliehen wurde, die kurze Nachricht hinzusetzen: „Der Journalist G., der für verschiedene Zeitungen thätig war, ist heute plötzlich gestorben.“ Der Blondgelockte dagegen eilte in ein anderes Redactionsbureau und erbat sich dort die Erlaubnis, mir, an dem er gehangen mit allen Fibern, einen Nachruf zu widmen (er zerdrückte mühsam eine Thräne). Er setzte sich und schrieb Dinge, die ich nicht wiederholen könnte, ohne mich schämen zu müssen. Nach diesem Nekrolog war Goethe ein kleines Kind gegen mich. In einer allgemein gehaltenen Einleitung sagte der Verfasser: „Der Journalist ist ein Soldat, ein Kämpfer. Wenn er fällt, tritt ein anderer an seine Stelle. C'est la guerre! Unser unvergesslicher G. stand auch in der Bresche; er mag nicht mehr die Kraft in sich gefühlt haben, gegen den Feind anzustürmen, und so richtete er die Kugel gegen die eigene Brust. Aber er hat geendet auf dem Felde der Ehre — er

Und dann wieder:

„Schutzengel mein,
Lass mich dir befohlen sein,
Alle Tag und alle Stund,
Bis meine Seel' in den Himmel kummt'."

Oder:

„In Gott's Nam' gehn ma schlafn,
Schutzengerl wird wach'n,
Die liebe Frau wird uns nit verlassn."

— — — —

Lange schon, ehe die Kinder reden können, faltet man ihnen die Händchen, zeigt ihnen die Bilder von Jesus und Maria und fragt sie dann: „Wo ist der Himmelvater?" — „Wo ist die Himmelmutter?"

Welche Freude, wenn das Kleine das Händchen ausstreckt, auf die Bilder zeigt und schmeichelnd sagt: „Da, da."

Und es geht der Glaube, dass Kinder, die besonders freudig nach den heiligen Bildern verlangen, nicht groß werden, sondern als unschuldige Engel in den Himmel aufgenommen werden. Jenen aber, die am Leben bleiben, erzählt man vom Schutzengel, der sie behütet vor Unglück und Leid, und man hängt ein liebes Bildlein über das kindliche Lager, ein Bild, auf dem ein schöner Engel ein Kind auf gefahrvollem Wege schützt und leitet.

Und die Kinder ihrerseits, wie nehmen sie diese Engels- und Himmelvaterslehre auf? Mit gläubigem Herzen und glückseligem Gemüthe.

Dieser sichtbare und verheißende Himmelsglaube ist ihnen fassbarer als das heilige und ernste Vaterunser, und kindliche Aussprüche und Plauderworte verrathen zuweilen, wie das unschuldige und unwissende Gemüth glaubt und fühlt und sehnt.

So sagte unser damals dreijähriger Tonerl, dessen älterer Bruder „Willibald" heißt, jedesmal beim Vaterunser: „dein Willibald geschehe", und der ebenfalls dreijährige Ruperterl sprach und spricht seinen Schutzengel statt: „Engel Gottes, Hüter mein", beständig mit: „Engel Gottes, hinter mein", an.

Das Vaterunser fassen die Kinder überhaupt schwerer; sie verstehen die weihevollen Worte nicht, lassen manche aus und Willi, der in die erste Classe geht, spricht das Gebet des Herrn in einem gewissen lauten Leierton. Anders aber die gereimten Gebetlein, die die Mutter lehrte, und die der Willi von der Schule heimbringt.

Da sind die Kleinen ganz Hingebung, leicht und freudig lernen sie — innig, mit gefalteten Händchen und großen, sehnsüchtigen, glänzenden Augen beten sie allabendlich im Bettlein ihr: „Lieber Gott, ich bitte dich", und ihr: „Schutzengel mein" und „Jesukinderl, bleib' bei mir", oder auch das andere, von der Schule heimgekommene:

sich als meine Witwe betrachte. Das brachte sie schlicht und einfach vor; wer sie hörte, der konnte an dem tiefen Ernste ihrer Worte nicht zweifeln. Es that mir unsäglich wehe, das schöne Mädchen, das ich geliebt, ohne auf Erwiderung zu hoffen, unglücklich zu wissen, so wehe, dass ich wieder zu klarem Bewusstsein kam.

Die Cigarre war kalt geworden, wie der Ofen. Ich lebte noch, der Revolver lag unbenützt. „Nein“, sagte ich zu mir selbst, „bringe sich um, wer da Lust hat, ich aber nicht. Meinen Freunden und Collegen will ich nicht den Spass machen, Anlass zu boshaften Glossen und zu wohleinstudierten Grabreden zu liefern. Johann soll nicht meine guten Cigarren rauchen, meine Verwandten sollen nicht um mein Vermögen katzbalgen, Frau E. soll nicht in Angst gerathen wegen des fehlenden Vierzehnten. Auguste aber soll mein Weib werden, mit ihrer Witwenschaft hat es Zeit bis später einmal . . .“ Ich erhob mich, entlud den Revolver und gieng damit zu dem Waffenhändler, bei dem ich ihn gekauft. Gegen entsprechenden Nachlass möge er ihn zurücknehmen. Darauf gieng er ein. Mit dem Erlöse in der Tasche gieng ich in ein vornehmes Restaurant, ließ mir eine Flasche „Heidsick Monopole“ geben und leerte das erste Glas auf das Wohl des einzigen Sohnes meiner Mutter. Das zweite Glas weihte ich seiner zukünftigen Gattin. Am nächsten Tage warb ich nämlich um Augustens Hand. Die Antwort war kurz, aber gut. Sie lautete: „Ja!“ Die Leser entschuldigen also gütigst, dass ich mich nicht erschossen habe.

Kinderplaudern.

Von **Rosa Fischer.**

> Lieber Gott, ich bitte Dich,
> Ein frommes Kind lass werden mich;
> Und wenn ich dieses nicht sollt' werden,
> Nimm mich lieber von der Erden,
> Nimm mich auf in Dein Himmelreich
> Und mache mich den Engeln gleich.

Kinderlippen sprechen allabendlich beim Schlafengehen diese Worte, und Kinderaugen unschuldig und gläubig scheinen den Himmelvater und die Engel zu suchen und zu sehen, denn „Himmelvatersglaube“ und Engelssehnsucht“ wird von liebenden Müttern und Pflegerinnen wohl mit wenig Ausnahmen in die kindlichen Herzen gelegt.

Wo ist wohl die bäuerliche und bürgerliche Familie, wo nicht die kleinen Gebetlein daheim wären:

> „Jesukindlein, bleib bei mir,
> Mach ein frommes Kind aus mir,
> Mein Herzerl ist klein,
> Kann niemand hinein,
> Als du, mein lieb's Jesulein.“

Die Kinderplauderei, dass ein Engel den Peterl aus dem Grabe holen werde, glaubte er nicht, und alles andere glaubte er nicht, bis ihm die ganz ernsthafte Lehre von der Ruhe des Leibes und dem jenseitigen Leben der Seele begreiflich gemacht wurde. Darüber hat er nun seine Zweifel aufgehoben und hat als Sechsjähriger zu Allerheiligen recht andächtig den Friedhof besucht und an den Gräbern seines Schwesterleins, der Großmutter und des kleinen Peterls gebetet und Lichter brennen geholfen. Und er ist gewandert durch die Reihen der fremden Gräber und hat sich nicht gewundert, dass die Leute da unten schlummern. Aber als die Mutter ihm erzählte, dass am Allerseelentage die „armen Seelen" frei hätten, am andern Tage aber wieder zurück müssten ins Fegefeuer, da meinte der Willi mit recht tiefem Gerechtigkeitsgefühl: „Warum denn g'rad' die Armen, — die sind ja auch nicht schlechter wie die Reichen."

Auf die Erklärung, dass man halt sagt, die „armen Seelen", weil sie für ihre Sünden im Fegefeuer büßen und leiden müssen, da meinte der Willi zur Beschreibung dieser Leiden: „Ja, da thut der Himmelvater auch Leut' martern." —

Andererseits hat er, als er noch ein kleiner Bube war und kaum sprechen konnte, einmal einen ausgestopften Hutvogel gefunden, hat ihn zum Großvater getragen und klagend gesagt: „Aber, Vogerl Augerl ausstecht, das is Sünd'!" — Ein kleiner Grübler, der die Barmherzigkeit auch im Glauben sucht.

Der Rupertel aber ist kürzer angebunden. Der sagt ganz einfach: „Wer lüat (lügt), kummt in d' Höll'."

Was er unter Hölle versteht, weiß man nicht, aber wenn der schwarze Kaffee in sein Milchpaperl gegeben wird, ruft er scherzend aus: „Der schwarze Gangerl is einistieg'n" — und wenn er abends zu Mond und Sternen aufblickt, meint er wohl sinnend: „Im Himmel hab'n 's auch schon viel Lichterl anzünd', und a toße (große) Lamp'n a."

Wo der Mond beim Aufgang herkommt, erklärt er mit dem Blick auf den Horizont, wo Firmament und Erde sich einen: „Dort wo der Himmel 'broch'n is."

Die Allmacht Gottes erklärt der Tonerl ganz leicht: „Wann der Himmelvater die Schnur da knüpfen will, kann er's g'schwind, und wann er die Schachtel z'samm'bind'n will, is 's schon g'macht."

So gläubig wie der Himmelslehre horchen die Kinder auch den Märchenerzählungen, und es kommt wohl nicht leicht ein traulicher Winterabend ohne die Bitte: „Mutter, — Tant', G'schichten erzählen".

Und da können sie so heißbegehrend und ungestüm sein, dass zur Vertröstung auf morgen der Rupertel ganz einfach sagt: „Wenn du mir heut' nit erzählst, morg'n hei (hör') ih nit zu."

„Schutzengel mein
Lass mich dir befohlen sein,
In allen Nöthen steh mir bei
Und halte mich von Sünden frei.
Bei Tag und Nacht, ich bitte dich,
Behüte und bewahre mich.“

Oder:

„Kommt die Nacht mit ihren Sternen
Hört das Kindlein auf zu lernen,
Legt sich still ins Bett hinein,
Betet fromm und schlummert ein.
Und die Englein steigen nieder,
Singen ihm viel schöne Lieder,
An dem Bettlein leis und sacht,
Wachen sie die ganze Nacht.“

Zuweilen wollen die Kinder auch nicht beten und muss die Furcht vor dem „Nikolo“ und das Verlangen nach dem weihnächtlichen „Christkindl“ sie dazu bringen, anderseits aber sprechen sie wieder selber zuweilen so besondere „Glaubensansichten“ aus.

So meinte der damals drei- oder vierjährige Willi mit einem Blick zum Firmament einmal nachdenklich: „Mutter, wo ist denn das Loch, wo man in den Himmel hinein kann?“

Und ein andersmal sagte er recht ernsthaft, er möchte gerne sterben, und Vater und Mutter, und alle seine Lieben sollten auch sterben, damit sie in das Grab gelegt würden und dann in den Himmel kämen.

Dieser schöne Glaube aber ist dem Kinde einmal jählings wankend geworden.

Beim Onkel draußen war ein Kindlein gestorben, der kleine Peterl. Und als er auf der Bahre lag, kamen die anverwandten drei Buben und schauten den reglosen Kleinen an, der im weißen Kleiderl mit blauen Bändern unter Blumen und durchsichtiger Hülle auf weißem Kissen ruhte. Er mochte den Kindern wohl erscheinen wie ein friedlich schlummender Engel, und neugierig und angelegentlich haben sie ihn betrachtet und schüchtern angefühlt, — vielleicht glaubten sie wohl, dass er vor ihren Augen in den Himmel auffliegen werde.

Am andern Tag aber durfte der Willi beim Begräbnis das Kreuz tragen und sah er den kleinen Leichnam in den Sarg legen und später in das Grab senken. Und als dann in den nächsten Tagen einmal der Ruperterl so recht treuherzig sprach: „Mutter, gelt, Peterl ist schon im Himmel“, da fiel ihm der fünfjährige Willi ganz bestimmt ins Wort: „Gar keine Red'. Wie kann er denn im Himmel sein, wenn er in die Erden eingraben ist word'n.“

Der Rupertel war über diesen Raub seines schönsten Glaubens-Ideales so empört, dass er mit seinem Patschhanderl dem Bruder ins Gesicht zu schlagen versuchte. — „Du sagst, Peterl nit im Himmel.“ —

Aber es hat auch später noch eine Weile und Mühe gebraucht, den Zweifler wieder an die Auferstehung und Himmelfahrt glauben zu lehren.

Kleine Laube.

Gleiches Recht an geistigen Gütern.

Seit ein Paar Jahren werde ich von Arbeiterkreisen eingeladen, in Industrieorten den Arbeitern meine Vorlesungen im steirischer Mundart zu halten. Ich leiste solchem Ruf nach Möglichkeit recht von Herzen gerne Folge und lese den Arbeitern — ob schwarz oder roth — mein Bestes, so gut ich kann. Nirgends lese ich lieber, als bei den Arbeitern; in Bürgers- und Adelskreisen finde ich nicht überall dasselbe Verständnis für den Ernst des Lebens, sowie für den harmlosen volksthümlichen Humor, als bei diesen Menschen, denen die Welt so hart und herbe ist, dass sie in jedem Gruß der Poesie eine heißersehnte Labe finden. Natürlich gibt es auch in der Arbeiterschaft rohe, frivole, blasierte Leute, die lieber in der Schnapsstube, bei Spielkarten, im Tingl-Tangl und bei derlei Ergötzlichkeiten sitzen, als in einem Vorlese- oder Concertsaal oder im Theater. Und es gibt unter den Arbeitern auch solche glücklich zu preisende Menschen, die, des Lebens höchste Poesie nicht übersehend, ihre freie Zeit am liebsten daheim bei Weib und Kind zubringen. Ein sehr großer, ich glaube wohl der größte Theil unserer Arbeiter jedoch empfindet und bethätigt den lebhaften Drang, sich zu bilden. Bethätigt den Drang, nicht bloß zu politischem, zu wirtschaftlichem und gesellschaftlichem Einfluss zu gelangen, sondern auch für sich ein erhöhtes geistiges Leben zu führen, das Herz an Literatur und Kunst zu erfreuen.

Wäre es nicht eine schöne Aufgabe unserer Literaten und Künstler, zu den Arbeitern zu gehen, um unser deutsches Schriftthum, unsere Kunst, unsere Ideale ihnen zu bringen? Es gibt ja viel Besseres und Bedeutsameres zu bieten als das, was ich vermag. Die Arbeiter haben das vollste Anrecht, nicht minder als andere, an dem ganzen geistigen Leben der Nation; aber sie haben weniger Gelegenheit, die Wissenschaft zu pflegen, die Kunst zu genießen. Für sie sind unsere Lehrsäle zu schwer erreichbar, unsere Theater und Concerte im allgemeinen zu kostspielig. Für die Arbeiter ist nicht bloß das Beste gut genug, sondern auch das Billigste theuer genug. Der Bauer ist lange nicht so bildungsdurstig als der Arbeiter, und doch sind wir immer lebhaft bestrebt, dem Bauern Bildung beizubringen. Das ist höchst wohlgethan! Warum aber nicht auch den lernfrohen und aufnahmsfähigen Industriearbeitern von unseren unermeßlichen Geistesschätzen mit vollen Händen theilen? Es ist ja wahr, sie haben Misstrauen gegen die Gesellschaftsclasse, die diese Schätze verwaltet und sie glauben vielfach, man wolle sie damit nur ködern und für das Bürgerthum gefügig machen. Aber ich meine, der

Und erzählt muss werden in der „Muttersprache", das heißt in der alltäglichen Mundart und in der Form der Vergangenheit; das Vorlesen im Hochdeutsch und in der Mitvergangenheit ist den noch nicht schulbesuchenden Kindern unverständlich. Da halten sie sich die Ohren zu und rufen widerstrebend und sich sträubend: „Ih hör' nix, ih hör' nix."

Aber wird halt dann erzählt vom „Aschenbrödel" und „Dornröschen", vom „Schneewittchen" und „Rothkäppchen", vom „Schneeweiß und Rosenroth" und von den „weißen Schwänen", von Bären und Zwergen, von „Hansel und Gretel" und all den herzinnigen Märchengebilden, ach, da lauschen die Augen und Ohren, da lauschen die kleinen Herzen; — die Seligkeit, die vom deutschen Märchen ausgeht, hält wohl dem Engels- und Himmelsglauben die Wette.

Aber so gern Klein-Rupertel erzählen hört vom Zwerg und vom großen „Bei" (Bär) und vom Rothkäppchen und so vielen anderem, am liebsten hört er doch immer wieder das eine — „Aschenputerl". Und wenn man ihm's gerad' erzählt hat und und fragt ihn wieder: „Was soll ich erzählen?" so ist die schüchterne, sehnsüchtig glückliche Antwort: „Aschenputerl."

Und so gerne er auch hört von den Täuberln, die dem verlassenen Mädchen geholfen haben, Linsen aus der Asche klauben, und so sehr er sich freut über die schönen Kleider und Schleier und Schuhe, die vom Bäumlein am Grabe der Mutter fielen, — so silbern wie der Mond, so golden wie die Sonne und so schön, wie die Sterne am Himmel, — auf eins hat er am meisten acht, das ist ihm ans Herz gewachsen — wie das Mäderl am Grabe der Mutter gebetet hat.

Da schaut der Ruperterl, der selber seiner Mutter oft so schutzsuchend zuläuft und im Winter wie oft wohl die frierenden Händchen unter die Arme der Mutter hält mit der hilfesuchenden Bitte: „Lass' mich unter Dein Fügerl (Flügerl) einehalt'n" — aufmerksam und sehnsüchtig darein — und bleibt von ungefähr oder absichtlich unerwähnt, dass das Aschenbrödel am Grabe der Mutter gebetet hat, da kommt der Rupertel wohl jedesmal mit der kindlich sehnsüchtigen Frage: „Und aft'n (nachher) hat's nit 'bet'?"

— Ein Kinderplaudern, ein Märchenträumen und Himmelssehnen von stammelnden Kinderlippen, ein Mahnen an den Ernst des Lebens und des Glaubens, wie ein Ergeben und Anklammern an einen treuen, schlichten Hort.

Über unsere Kraft.

Eben komme ich heim vom Schauspiel: „Über unsere Kraft“. Nicht eine einzige Liebesscene, und doch lautere große Liebe. Und eine große Lection. Es handelt von der Religion, vom Glauben, zum Ärger unserer liberalen Recensenten, die in dem schon fast mitteralterlich gewordenen Aberglauben befangen sind, dass Religion und Glaube eine längst abgethane Sache sei. Während es doch heute neuerdings angeht, und zwar ein erhöhtes Glauben. Das Stück war vor fünfzehn Jahren, als es geschrieben wurde, noch fast unmöglich, und heute hat es das größte Interesse der Gebildeten. Allerdings zumeist derer, die es missverstehen, als hätte der Dichter sagen wollen: Ihr seid mit eurem Gottesglauben auf dem Holzweg. Nein, nach meiner Auffassung besagt das Stück nichts anderes, als: Ihr könnt' nicht höher hinauf, seid aber mit eurem Glauben um eine Etage zu tief. Ihr wollt' nur an Gott glauben, wenn er euch für ein eigensüchtiges Verlangen Wunder wirkt, z. B. eine kranke Person gesund macht von heute auf morgen. Und auf das läßt sich Gott nicht ein, er weiß warum. Er hat's mit Menschen zu thun. Zwar sagen die immer: Nur ein handgreifliches Wunder, und wir glauben an dich! Wehe, wenn Gott darauf eingienge! Dann müsste er jedem Menschen jeden Tag alle besonderen möglichen und unmöglichen Wünsche erfüllen, auch solche, die anderen zum Verderben sein würden, oder der Verdruss wäre fertig immer von neuem. Wenn Gott ein Wunder wirkte und keines weiter, so würden sie schreien: Er kann's und thut es nicht, er ist boshaft! Und das letzte Ärgernis wäre schlimmer, als das erste. Also mit ein paar Wundern in kleinem Sinne wäre gar nichts Gutes erreicht, nur Schlechtes.

Nein, der Glaube muss höher und gewaltiger stehen. Nicht die kleinen Wunder, die dem Egoismus der einzelnen Person fröhnen, dürfen uns maßgebend sein, sondern die großen, die das ganze Menschengeschlecht, die ganze Welt umfassen, und alle Unendlichkeit. Die Wissenschaft mag allen Dingen und Geschehnissen engherzige Erklärung und Namen zuschreiben wie sie will, sie steht doch bald an der Grenze alles Erkennens. Und das große Wunder ist da. In unserem engeren Lebenskreise schon, der Frühling, der Winter, das Geborenwerden, das Sterben — ach, wie gewöhnlich! Und doch unermessliche Wunder, tausendmal größer, als wenn ein Kranker plötzlich gesund würde. Das ist ja Natur! sagen sie. Nun, Natur ist eben das größte Wunder. Da alles im Gleichgewichte lebt und webt und nichts verloren geht. Und wird irgendwo das Gleichgewicht scheinbar zerstört, sei es anderswo oder im menschlichen Leben, sofort ist die Kraft da, alles wieder auszugleichen. Es ist Gerechtigkeit! Diese Tendenz nach Gleichgewicht, nach Gerechtigkeit nicht in unserem alltäglichen, sondern im großen Maßstabe, ist für mich die Offenbarung Gottes. So hat's auch Christus gemeint mit dem Werke des Vaters. Aber auf das Wunderwirken, das die Kleingläubigen verlangen, hat er sich nicht immer gerne eingelassen. Es mag ja sein und ist thatsächlich, dass das Geschöpf in einem Leben zu kurz kommt, dass es die Gerechtigkeit nicht erwarten kann, dass es früher sterben muss. Aber er kann mit absoluter Gewissheit erwarten, dass im anderen Leben das Fehl ausgeglichen wird. Und dieses Wunder ist das große, ewige, göttliche Wunder, auf das sich unser Glauben beziehen muss, wenn es ein großes, hohes, seligmachendes Glauben ist. Von diesem Glauben einer ewigen Gerechtigkeit müssen alle zeitliche Wissenschaft und alle pessimistische Weltweisheit schließlich ihre Fahnen neigen, weil sie — bei dem besten Willen, die Menschenseele so recht unglücklich zu machen — kein Mittel besitzen, um die ewige Gerechtigkeit, die Unsterblichkeit unseres Ich, die gütige Vorsehung für alle Zukunft hinaus zu widerlegen.

Dichter, der Künstler hat gar keine Ursache, die Arbeiter zu „ködern“, er hat von den Arbeitern keine Vortheile zu erwarten. Aber er empfindet gerade so gut mit dem Arbeiter Brüderlichkeit, als mit dem Bürger und mit dem Fürsten, ihm ist niemand zu hoch und niemand zu niedrig, ja er kennt hoch und niedrig an sich gar nicht, ihm ist alles gleich, was Mensch heißt. An uns Schriftstellern und Künstlern, nicht weniger auch an Geistlichen und Lehrern wäre es, den Arbeitern so lange, so opferfroh, so innig und treu entgegenzukommen, bis sie endlich alle davon überzeugt sind, dass wir von ganzem Herzen ihr geistiges wie leibliches Wohl fördern helfen wollen. Von ihren besonderen Fehlern und Irrthümern lassen wir uns nicht zurückschrecken, weil wir den großen Fonds edler Geistes- und Herzenskraft erkennen, der in ihnen noch halb verborgen liegt. Ohne Proselytenmacherei für Sonderzwecke sollen wir diese Kraft wecken und auf ansteigende Bahnen lenken.

In manchen Städten sind Theatervorstellungen für Arbeiter aufgekommen, die besten Stücke zu den billigsten Preisen. Auch in unserem Graz ist nach Eröffnung des neuen Stadttheaters dieser gute Brauch eingeführt worden. (Siehe „Heimgarten“, XXIV. Jahrgang, Seite 233.) Der Grazer Verein „Arbeiterbühne“ vermittelt den Arbeitern Eintrittskarten zu billigen Preisen. Auch hatte er schon für bestimmte Tage alle Theaterplätze angekauft, um sie dann an Arbeiter gegen denkbar geringes Entgelt abzulassen. Das ist sehr erfreulich und in vielfacher Beziehung von günstigster Wirkung. Leute, die sonst jahraus jahrein nicht ins Theater kamen, denen diese Art von Erholung, Unterhaltung und Erhebung ganz fern lag, sie kamen nun dazu und wurden dafür warm. Freilich, sie mussten erst sehen, hören, verstehen lernen, aber dann war es auch eine Freude, diese andächtige Gemeinde zu beobachten, wie sie nicht aus Langeweile, oder um das Publicum zu beäugeln oder selbst gesehen zu werden, oder um die Schauspielerinnen zu charmieren, oder aus Lust zu nörgeln da waren, sondern naiv und kunstgläubig wie Kinder sich der Bühnenwirkung hingaben. Zu viel Theater, zu viel Kunst überhaupt, übersättigt die Leute, macht sie kritisch oder gleichgiltig und kann wohl sogar den Charakter verderben. Alles das ist beim Arbeiter nicht zu befürchten, für ihn wird die Kunst immer das bleiben, was sie sein will und soll — ein außerhalb des Gewöhnlichen stehender, lebenserhöhender Genuss, der die Seele mit neuem Lichte erfüllt. Glücklich zu preisen jeder Künstler, der ein naives Publicum hat! Und glücklich zu preisen der naiv Genießende, er empfindet etwas, das den anderen längst abhanden gekommen ist.

Was nun in Graz geschieht durch Vermittlung des Vereines „Arbeiterbühne“ und durch die hochherzige Bereitwilligkeit der Theaterdirection, das sollte auch anderswo möglich sein, überall, wo Wissenschaft, Kunst und Industrie nahe beisammen wohnen. Alle, die Gelegenheit haben, der Arbeiterschaft Geistes- und Gemüthsbildung zu bringen, sollten da freudig mitthun. Das ist die erfolgreichste Bekämpfung der gefürchteten Socialdemokratie und die segensreichste Ausgleichung der Stände. Mit der gleichmäßigen Auftheilung der materiellen Güter ist es nichts, dabei würde jeder arm und keiner reich werden, während heute der Ärmste und Geringste die Möglichkeit hat, mit Fleiß und Tüchtigkeit zu was zu kommen. Das hat auch die Arbeiterschaft längst eingesehen. Aber die Gleichberechtigung auf die geistigen Güter der Welt ist die große socialdemokratische Idee. Diese Gleichtheilung macht keinen arm und jeden reich. R.

wirkt. Sein äußeres Leben in der Welt war also wohlgeordnet. Aber wie stand es mit dem inneren Leben? Er hatte es mir ja schon gesagt. Er glaube an gar nichts. „Durch Lüste im Irrthum verderbet.“ Diesen Spruch hätte man als Motto auch über seinen Lebenslauf setzen können. Seit seiner Confirmation — es mochten seitdem fünfzehn Jahre vergangen sein — war er nicht zum Abendmahle gewesen, die Kirche besuchte er nur zu Trauungen und Beerdigungen. Aber das Leben des Genusses war ihm zum Ekel geworden, die Berufsarbeit machte ihm keine Freude, Weib und Kind hatte er nicht, an Verwandten und Freunden lag ihm nichts. So beschloss er die Last dieses Lebens von sich zu werfen und griff zum Messer. Jetzt aber war ihm das Licht aufgegangen, mit tiefer Reue beklagte er nur sein verlorenes Leben, mit der letzten Kraft seiner erwachenden Seele griff er nach dem Rettungsseil, das ihm von armer Menschenhand zugeworfen wurde, gnadenhungrig und heilsdurstig vernahm er nun das Evangelium von dem, „der gekommen ist, zu suchen und selig zu machen, das verloren ist“. Jetzt bat er mich um das Mahl des Herrn als Siegel der auch ihm gewährten Vergebung der Sünden. Er war, wie ich aus seinem Lebenslauf ersehen hatte, reformierten Bekenntnisses. Ich fragte ihn, ob er nicht lieber bei dem Prediger der reformierten Gemeinde communicieren wolle, der ihn auch confirmiert hatte, und erklärte mich bereit, denselben sogleich zu benachrichtigen. Nein, seine Stunden seien gezählt, er wolle sogleich das Abendmahl empfangen.

Von Natur nicht schwärmerisch, eher etwas kritisch beanlagt, misstraute ich ein wenig der plötzlichen Bekehrung, wollte dem Reuigen jedenfalls Zeit zur fernerer Selbstprüfung, zur Vertiefung und Klärung schaffen. Da kam gerade der Arzt zum abendlichen Rundgang im Krankenhause. Als er den Zustand des Kranken geprüft hatte, folgte ich ihm auf den Corridor, theilte ihm den Wunsch des Kranken und mein Bedenken mit. Der Arzt sagte: „Ich würde Ihnen rathen, ihm heute das Abendmahl zu reichen. Die letzte Veranlassung zu seinem Selbstmordversuche war hochgradige Nervosität. Er hat vierzehn Tage nicht geschlafen, nicht einen Augenblick, und ich habe ihn jetzt so aufgeregt gefunden, wie noch nie, seit er bei uns ist. Sein Puls stieg und ich fürchte: Entweder er stirbt diese Nacht, oder er verliert den Verstand. Daher ist nicht zu zögern.“

Ich kehrte zu dem Kranken zurück und spendete ihm das Sacrament mit tiefer innerer Bewegung. Er empfieng es mit ernster Andacht und großer Freudigkeit. In das Schlussgebet wagte ich — der Herr hat's mir wohl selbst so eingegeben — die Bitte einzuflechten, der Herr möge zum Zeichen, dass er auch diesen armen Sünder noch in der zwölften Stunde angenommen, ihm ein wenig Schlaf bescheren. Nachdem der Segen gesprochen war, nahm ich von dem Kranken, der strahlenden Auges dalag, herzlichen Abschied „Auf Wiedersehen“.

Drei Stunden hatte ich bei ihm verbracht, vier Stunden waren vergangen, als ich zu Hause ankam. Meine Frau war schon ganz unruhig. „Ob mir etwas widerfahren wäre?“ Ja, es war mir etwas widerfahren, ein seliges Erlebnis hatte ich gehabt — es war aber noch nicht zu Ende. An meiner Predigt habe ich an dem Abende nicht mehr viel gearbeitet. Solch eine Erfahrung ist auch eine Vorbereitung. Am folgenden Tage fuhr ich nach beendetem Gottesdienste natürlich sofort wieder hinaus. Als ich von dem Hauptgange in den Seiten-Corridor, an welchem das Zimmer des Kranken lag, einbiege, kommt mir — die Stelle ist mir unvergesslich, oft bin ich später tiefbewegt an derselben vorübergegangen — die Krankenpflegerin entgegen, mit Blick und Geberde Schweigen gebietend. „Er schläft“, flüstert sie. „Wann ist er eingeschlafen?“ „Kaum, dass Sie gestern fort waren, schlief er gleich ein, nur zweimal ist er aufgewacht und hat zu

Und das ist das große Glauben, auf das der Dichter des Schauspieles „Über unsere Kraft" vielleicht die Menschheit verweist. Der Glaube an kirchlich gepredigte Wunder geht über unsere Kraft, weil wir immer wieder erfahren müssen, dass sie sich nicht erfüllen. Der Glaube jedoch an die ewigen Wunder, die nicht an Personen, sondern an dem ganzen Menschengeschlecht, an der ganzen Welt gewirkt werden, zum endlichen Heile aller Geschöpfe — dieser Glaube geht nicht über unsere Kraft, er ist vielmehr ein Ausdruck unseres Wünschens und Hoffens, unseres Glückbedürfnisses, unserer Sehnsucht nach Ausgleich, nach Gerechtigkeit — der Ausdruck unserer Natur.

Rosegger.

Heim zu ihm!

Gelegentlich der Erörterungen über Björnsons Schauspiel „Über unsere Kraft" ist dem „Heimgarten" die folgende Mittheilung geworden, die als Beispiel hier Platz finden möge.

An einem Sonnabend nachmittag, den 15. Februar 1869, erhielt ich die dringende Aufforderung, in das weit entfernte Stadthospital zu kommen, um einem schwer Kranken das heilige Abendmahl zu reichen. Etwas missmutig machte ich mich auf den Weg. Die anderthalb Stunden, welche eine solche Fahrt immer beanspruchte, hätte ich so schön zur Predigtarbeit verwenden können. Indes — ein Sterbender! Da ist keine Zeit zu versäumen.

In einem Einzelzimmer fand ich den Kranken. Auf meine ersten Fragen gab er keine Antwort. Da bemerkte ich, dass er mit Leintüchern an sein Bett angebunden sei. Ich nahm die Krankenpflegerin beiseite und fragte, weshalb er gebunden sei. Da erzählte sie mir, er habe einen Selbstmordversuch gemacht, gegen zehn Schnitte hatte er sich mit dem Rasiermesser beigebracht. Keiner war tödlich gewesen. So war er ins Krankenhaus gebracht worden. Dort war er angebunden worden, weil er die feste Absicht ausgesprochen hatte, die Verbände der Wunden abzureißen und sein Vorhaben auf diese Weise auszuführen. Ich kehrte zum Kranken zurück, richtete einige freundlich mahnende, aber doch ernste Worte an ihn, und erhielt wenigstens eine Antwort, aber freilich keine ermuthigende. „Geben Sie sich mit mir keine Mühe, Herr Pastor", sagte er, „mich werden Sie doch nicht bekehren. Ich glaube an gar nichts." Auf meine Frage, ob er wenigstens erlaube, dass ich ihm etwas vorlese, erwiderte er im Tone unendlich gelangweilter Gleichgiltigkeit: „Lesen Sie, wenn Sie wollen!" Ich schlug das 23. Capitel des Lucas-Evangeliums auf und las die Leidensgeschichte mit kurzer Auslegung der einzelnen Abschnitte, besonders bei den ersten Kreuzesworten der Fürbitte des Herrn für die, welche nicht wissen, was sie thun, und vor allem bei der Geschichte des bußfertigen Schächers, der in der zwölften Stunde seines Lebens Gnade gefunden, verweilend. Nie in meinem ganzen Leben habe ich eine ähnliche Wirkung des Wortes Gottes auf eine Menschenseele wahrgenommen. Wahrlich, „das Wort Gottes ist lebendig und kräftig und schärfer denn ein zweischneidiges Schwert, und durchdringet, bis dass es scheidet Seele und Geist, auch Mark und Bein, und ist ein Richter der Gedanken und Sinne des Herzens". Mit steigender Aufmerksamkeit hatte der Unglückliche zugehört, allmählich fieng er an, kurze zustimmende Bemerkungen hinzuwerfen, sein fast erlöschendes Auge leuchtete auf und als ich geendet — es mochte eine Stunde gedauert haben — da fing er an zu reden und legte mit bebender Stimme, mit thränendem Auge eine Beichte ab, eine lange Generalbeichte.

Der Selbstmörder stammte aus einer guten Familie, hatte Gymnasium und Universität mit gutem Erfolge absolviert und hatte als Lehrer der Geschichte ge-

Sünde.

Die Bäume ringsum noch bereift
Und Schnee, wohin das Auge streift;
Doch in den Lüften schon ein Duft,
Und wie die Amsel zärtlich ruft!

Schneerosen an des Baches Hang,
Im Eise schon des Wassers Klang,
Der Kätzchen Zier am Haselstrauch
Und Sonnenblitz durch Höhenrauch.

Der Sünder, der nicht jubeln will,
Geht sinnend hin, betroffen-still;
Er höret, wo er lauschen mag:
Ein leises Lachen tönt im Hag.

Ein Lachen, das dem Thoren gilt,
Der über Los und Leben schilt,
Und der in seines Wesens Bann
Nicht einmal eben — leben kann.

Erlösung, die er finden wollt',
Sie fliehet, wo ein Wesen grollt,
Und weilet gleich und sinket mild
Auf alle Demuth ins Gefild!

Hermann Hango.

Mein Weh.

Mich flieht die lichte Jugendlust
Gleich einem zagen, scheuen Reh.
Ein Gast wohnt still in meiner Brust:
Ein dunkles, tiefes Weh.

Nicht zeigt es mir sein Angesicht,
Umsonst fleh' ich nun manche Nacht.
Man fragt mich, und ich weiß es nicht,
Was mich so elend macht.

Ich weiß nur: Es ist gar so treu,
Begleitet mich, wohin ich geh'.
Ich weiß nur: Es ist gar so scheu,
Mein tiefes, dunkles Weh.

Franz Floth.

Spinnt langsam!

Spinnt langsam, ihr Parzen,
Das Kind lacht hell
Wenn es Steine gesammelt, am rieselnden Quell.
Es jauchzet, wenn es den Schmetterling hascht
Der aus der duftenden Blüte genascht,
Nicht sieht es die Jahre kommen und gehen,
Drum lasset die Spindeln sich langsam drehen.

Spinnt langsam, ihr Parzen,
Der Jüngling träumt,
Wo die Zinnen des Schlosses von Grün umsäumt
Hernieder leuchten ins liebliche Thal,
Geküßt von dem scheidenden Sonnenstrahl,
Von der Zukunft Glück, von dem Liebchen hold,
Oh, hemmet die schimmernde Spindel von Gold.

Spinnt langsam, ihr Parzen,
Der Mann, er schafft,
Es fordert die Welt seine ganze Kraft,
Nicht jedem fiel 's Glück vom Himmel herab,
Er ringt und trotzt es dem Schicksale ab,
Sorg' und Enttäuschung zehren am Mark,
D'rum spinnet den Faden des Lebens stark.

Spinnt langsam, ihr Parzen,
Still sinnt der Greis,
Wie so schnell geworden das Haar ihm weiß,
Wie im Frühlingsschmuck und im Winterkleid
So manche Freude gewechselt mit Leid,
Erinnerung und Jugendhauch ihn umweh'n,
Bis endlich die Spindel wird stille stehn.

Jakob Sommer.

Der Selbstmörder.

Da stirbt einer neulich
Von eigener Hand —
Er hat halt wahrscheinlich
Verlorn' in Verstand.

Jetzt wär's von Herrn Pfarrer
A christliche Pflicht
Die Verwandten zu trösten
Mit an milden Gericht.

Aber gfehlt, lieber Peter!
Der schimpft nur und schreit:
I will nix mehr wissen
Von solcherne Leut'!

Der geht gar nit eini
Ins selbige Haus
Und auch auf'n Friedhof,
Da geht er nit naus.

So habn's 'n halt eingscharrt
Wie an räudigen Hund
Und das war auf der Kanzel
Zum Fluchen a Grund.

Verliert aner im Unglück
San ganzen Verstand,
So war's do — ma glaubert's
Für'n Herrgott ka Schand.

Weißenegg

trinken verlangt. Kommen Sie, sehen Sie!" Ich trat ins Krankenzimmer an sein Bett. Man hatte seine Bande gelöst, die Gefahr war geschwunden. Auch die Bande seiner Seele waren gelöst, der Knecht der Sünde war zum Kind Gottes geworden. Er schlief so sanft und süß, mit regelmäßigen Athemzügen, wie ein Kind an der Mutter Brust. „Lobe den Herrn, meine Seele, und vergiss nicht, was er dir Gutes gethan hat. Du erhörest Gebet, darum kommt alles Fleisch zu dir!" So klang's in mir in stillem Gebet. Ich ließ ihn natürlich nicht wecken und kehrte heim, um noch eine selige Erfahrung reicher. Am Montag, gleich nachdem ich meine Stunde in der Schule — es war damals immer die erste — gegeben, machte ich mich wieder auf den Weg ins Stadthospital. Er war heimgegangen. Nachmittags war er noch einmal aufgewacht, hatte zu trinken verlangt und war wieder eingeschlafen — um auf Erden nicht wieder aufzuwachen. In der Morgenfrühe des Montags hatte er seinen letzten Athemzug gethan. Ich habe ihn nicht wiedergesehen.

Die Wahrheit dieses Erlebnisses verbürge ich mit meinem vollen Namen, der dem Herausgeber dieses Blattes wohlbekannt ist. P. E.

Poetenwinkel.

Das Bildstöcklein.

Wir wanderten mit frohem Sinn
Durch blumenreiche Triften hin.
So sonntagsstill war die Natur
Und reich an Düften Wald und Flur.
Die Berge ragten hoch, in blauen
Umrissen scharf und klar zu schauen.

Ein Bildstöcklein am Kreuzweg stand,
Das hatte eine treue Hand
Mit einem frischen Strauß geschmückt,
Den sie im nahen Feld gepflückt.
Die Blumen zu des Heilands Füßen
Bedeuteten ein frommes Grüßen.

Der Göttliche, der tiefstes Weh
Gelitten in Gethsemane,
Der treu uns liebte bis ans Grab
Und der für uns sein Leben gab,
Ist von den Seinen nicht vergessen;
An diesen Blumen lernt's ermessen!

Erfüllt von freien Wanderns Glück
Des Weges kamen wir zurück,
Zum Bildstöcklein, das leer jetzt stand;
Es hatte eine freche Hand
Den Blumenstrauß herausgerissen;
Wir mussten schmerzlich ihn vermissen.

So reißt von manchem Herzen aus
Der Lieb' und Andacht Blütenstrauß
Des grimmen Zweifels rauhe Hand,
Der kalte, harte Weltverstand.
Ach! Nie ersetzt das eitle Wissen
Was dem Gemüthe ward entrissen!

Luise Hitz.

Frage.

Kennst du des Schiffers Weh
Auf wüsten Ozeans Weiten,
Wenn die gold'nen Abendwogen
Zur fernen Heimat gleiten?

Kennst du des Menschen Weh
In öder Welten Weiten,
Wenn goldner Träume Schatten
Zur fernen Jugend gleiten?

Franz Reddi.

---

nacht zur Mette Tannenzweige. Am Johannestage (27. December) ist das „Schappen", so sagte man mir, und ich wurde sogar eingeladen, mitzuschappen.

Der Johannestag brach an. Kein Wölklein schwebte über das weiße Haupt des „Mittagskofels". Ein reges Leben gab es im sonst stillen Dörflein Uggowitz.

Alles schrie plötzlich — es war vormittag — an den Hausthüren: „Die Schapper kommen!" — „Šaparji pridejo!"

„Aufg'schaut!"

Ich sah nun einen großen Zug von jungen, starken Burschen singend und gegenseitig sich neckend durch das Dorf ziehen. An der Spitze war ein Laternenträger — bei Tag — mit einem geschmückten Bergstock, den er schleifend trug. „Bum — trrr, bum — trrr, bum — trrr!"

Dann kam die Hauptsache, der „Schapper", der eigentliche „Schapp". Das war ein im Tannenwald ausgesucht buschiger Ast in Monstranzenform, steirisch eine „Dasche" genannt. Diese Dasche trug ein selbstbewusst aussehender Bursche, der „Schappenführer". In der Mitte des Astes war ein kleiner Spiegel befestigt und ringsumher hatten sämmtliche Burschen des Ortes ihren Schmuck gehängt, so dass um den Spiegel eine Auswahl von silbernen Uhrketten, Medaillen, alten Thalern und Zwanzigern, Silberstöckeln, Petrusschlüsseln, Gamskrickeln en miniature, silbergefasste Gebisse u. dgl. m. gar wunderlich und überraschend hiengen. Der „Schapp" glänzte also weit entlang der Straße.

Die Burschen der Alpenländer stecken ihr erspartes Geld zum guten Theile in schwere, silberne Uhrketten, um zu zeigen, dass sie immerhin so viel verdienen zu schwerem Uhrschmucke. Mit diesen Artikeln prangen auch die Canalthaler, beziehungsweise die Uggowitzer, und heute — beim „Schapp", sieht man, dass sie auf das, mit was sie sich geschmückt, auch stolz sind.

So zogen sie durch das Dorf. In jedem Hause, auch im Pfarr- und Schulhaus, kehrten sie ein. Ein Harmonikaspieler spielte dabei seine Ländler, an denen Kärnten sehr reich ist. Der Hausvater musste den „Schapp" ansehen und ein Guldenstück präsentieren, welches durch künstlerische Hand der Mädchen in die bereitgehaltenen Fassungen aus Seide gefasst und zu den übrigen Gegenständen des „Schapps" geheftet wurde. So gelangten viele gefasste Silbergulden auf den „Schapp".

Hübsche Mädchen, die man ehren wollte, sollten in den „Schapperspiegel" sehen. Wäre es nicht Sitte des Dorfes, seit langen Jahren würde sich eine jede vor dem „Schapp" verstecken, denn es ist allgemein bekannt, dass junge Mädchen vor Zuschauern nicht in den Spiegel gucken wollen, obwohl sie es heimlich gerne thun. Eine Uggowitzerin, die sich nicht getraut, in den „Schapperspiegel" zu sehen, erleidet durch das ganze Jahr einen Spott. Andere hingegen bilden die vielumworbenen Tänzerinnen beim „Schappertanz". Solche Gründe bewegen also jede Uggowitzerin, in den vorgehaltenen, mit Uhrketten und Gulden behangenen Spiegel zu blicken, was auf den Fremden einen sonderbaren Eindruck macht. Ich musste lachen und gestehe: Noch nie habe ich die Eitelkeit der Jugend in so ausdrucksvoller, volksthümlicher Weise beobachtet, als im schlichten Brauch der „Schapper" in Uggowitz.

Am Sonntag nach Dreikönig ist regelmäßig „Schappertanz" in Uggowitz. Da geht es hoch her, denn die Gulden auf dem „Schapp" gestatten es. Auf die Dauer des Tanzes hängt der vollständige „Schapp" in seinem Glanze über den Köpfen der Musikanten.

Als Bua und Greis beim Edelweis.

Als Bua bin i gstondn am Felsn,
Und hob so in's Thal obi gschaut,
's woa ollas so still und so heilig,
Hob' z'redn mi völli nit traut.
Da Himml, da Mond und die Steandl'n,
Woarn olle so nahe bei mir,
Hät's oft kinnan holf'n und bußl'n,
Hät ghobt i koa Diandl dafür.
Selm woa i recht froh und zufried'n,
Und 's Lebn des hot mih so g'freut,
Als Bua zwischn Stoana und Fels'n
Des woa holt mei glücklichste Zeit.

Die Zeit, jo wia schnell is vagong'n,
Daweil i valossn mei Nest,
Als Greis steh' i wieda am Fels'n
Just duat, wo i ehnta bin g'west.
Auf d'Olm, wo die Kuhlröserl'n wachsn
Auf Stoana das Edelweiß blüaht,
Is ollas dem Herrgott viel näher
Und hot a an onderes G'müath.
Jeds Stoandl, jeds Blüaml nnd Blatl,
Des mocht an jo doh viel mehr Freud,
Als ollas des Schöni und Großi
In unsara giftign Zeit.

Hob gwiss a wos mitgmocht im Lebn,
Woa zwamol sogoa übam Meer,
Und dou woa ma ollas zu ebn
Und ollas so trauri und leer.
Nit epa nua des wos um mih woa,
Na drinnan im Herzn hot's gfehlt,
Die Sehnsucht noch z'haus, noch da Hoamat,
Jo de hot so sakrisch mi quält.
Do hiatz, wo i wieda dahoam bin
Und siach, wia das Edelweiß blüaht,
Hiatz bin i im Olta no munta,
Hob wieda mei jugndlichs Gmüat.

Wia guat, dass er is insa Herrgott,
Wia schön hoda d' Welt repariat
Die Stodtleut, de lossta hübsch druntn
Und mi hoda do aufagfüat.
Und recht hoda ghobt, insa Herrgott,
Zum Frackmochn keat a a Schnitt
Moan selba da unt' bei die Nobln
In d' Stodt eini passat i nit.
Und umkeat, die Stadtleut von d'runtn,
De kearn a sei Lepa nit rauf,
Sist follatns olle no obi
Und bald herat d' Welt nocher auf.

Walter Gregoritsch.

Die Schapper in Uggowitz.

Von Josef Steiner-Wischenbart.

Das kärntnerische Canalthal ist unstreitig eines der romantischesten der Monarchie. Gleich Mauern steigen die julisch-karnischen Alpen zu beiden Seiten des Thales auf, und wehe dem einsamen Wanderer auf der Reichsstraße in finsterer Winternacht, wenn ihn eine der häufigen Schneelawinen ereilt. So große Gefahren und Schäden der Winter dort dem Thale bringen mag, so lustig ist dem Canalthaler im Winter das „Heuziehen" und — das Schappen.

Der Name „Schapper" läſst sich weder von einem deutschen, noch von einem slavischen Worte ableiten. In unserem Sinne bedeutet es gleichviel mit: Liebestanz, Damenwahl &c.

Ich war in den letzten Weihnachtsfeiertagen im Dorfe Uggowitz. Fast eingezwängt liegt es zwischen den steilen Berghängen mit seinen niederen, hölzernen Häusern und wie ein Spiegel vor dem Angesichte starrt die hohe Felsenwand der Nebria dem Dorf in die Dächer. Auch dort inmitten hoher Felswand ist ein „Teufelsloch", wohin der Teufel einst geflohen sein soll, weil er in Uggowitz zuviel böse Weiber vorfand.

Ein kräftiger slovenischer Stamm bewohnt die Hütten von Uggowitz. Die Burschen, stark und blühend, sind über den Sommer auf Holzarbeit in den Nachbarländern, im Herbste kommen sie mit ihren Ersparnissen in die „heimatlichen Wigwams", wo es viele gesunde „Dirndlan" gibt. Und in der That: Uggowitz hat viele Mädchen von seltener Schönheit.

In der Christnacht sah ich viele Burschen neben den herausfordernden Schildhahn- und Reiherfedern auf dem Hute Tannenzweige tragen. Ich hielt dies für ein Weihnachtssymbol, wurde jedoch aufgeklärt, dass dies der „Schappenbuschen" ist, denn alle Burschen, welche an dem „Schapp" theilnehmen, tragen in der Christ-

Kleine Einfälle.

Von Franz Goldhann.

Die Triebfeder des Fortschritts heißt: Unzufriedenheit.

*
* *

Viele Haus-frauen sind mehr — Aus frauen.

*
* *

Ein Ministerium ist zuweilen ein Mysterium.

*
* *

Wir müssen dahinwirken, dass arme Einleger — Einleger bei den Sparcassen werden.

*
* *

Wer Eigensinn in kleinen Dingen zeigt,
Zur Willenlosigkeit im großen neigt.

*
* *

Knaben spielen gerne mit „Drachen"; Männer hingegen verzichten auf dieses — Vergnügen.

*
* *

Ob arm oder reich,
Bleibt sich ganz gleich;
Wenn nur kein Jammer
In der Herzkammer.

*
* *

Ein Palast wird zuweilen zum Ballast.

*
* *

Wer wenig leiden will, muss kurz leben.

Zur Hebung des Fremdenverkehrs in den österreichischen Alpenländern.

Was Herr Franz Goldhann-Bozen in Nr. 6 des „Heimgarten" bezüglich der Berufung fremder Zeitungscorrespondenten zur Verfassung von Artikeln über österreichische Alpengebiete seitens des österreichischen Eisenbahn-Ministeriums schreibt, ist vollkommen richtig. Auch ich habe mich über den betreffenden Beschluss gewundert, weil dieser Beschluss beweist, dass man im Eisenbahn-Ministerium einmal vom Presswesen eine irrige Meinung hat, und dann von einer Action sich Erfolg verspricht, der gar nicht eintreten kann, solange ein solcher Modus eingehalten wird. Die ausländischen Zeitungen werden sich energisch gegen die Zumuthung sträuben, dauernd Schilderungen von Landleuten zu bringen und den oft kostbaren Raum zu vergeuden. Denkt man in Wien etwa, diesen Raum bezahlen zu können? Welch

Der Schofhalter.

Von J. G. Frimberger.

Wer kimmt denn daher da,
Dass 's staubt, wia nit g'scheit?
Der Schofhalter is 's;
No, der lasst iahm schön Zeit!

Schleicht just, wier a Schneck so,
Wia d'Schof und sei Hund,
Und de staub'n mitanand,
Dass oam übel wer'n kunnt.

Und wier er ner ausschaut
Der Mann — o du mein —
So z'samm'g'richt't, er derfat
Wo auskema sein!

Sei Huit hat koa Krempen,
Und nach'r dös G'wand!
Und z'rafft [1]) is er, kurz,
Wier a Bedler beinand.

Dazui rauckt er aus an
Oelendigen G'stiam, [2])
Und glaubt's m'r's, der Mann
Hat an Himel in iahm!

Ja, mei Hof, dös is d'Welt,
Und der Himel mei Zelt,
Und dös is überall,
Und mei' Burg is a Stall.

Und a Stoa is mei Thron,
Und de Sunn is mei' Kron,
Ja, mei Kron, dös is d'Sunn,
Und mei' Keller a Brunn.

Und der Schipsel, mei' Hund,
Steht m'r bei alli Stund,
Is mei' Leibadjutant
Und mei Hofmusikant.

Und de Lerchan und Grüll'n
Than a fleißi' aufspül'n;
Doh, dös is noh nit gnui,
Ih pfeif' selber dazui.

Und da lieg'n meini Leut'
Und parier'n, 's is a Freud,
Schmausen Gras und an Klee,
Ich schrei „juh" und se „mäh"!

Holladio, di—e,
Hab koan Knopf Geld,
Weg'n den is doh a Freud
Auf derer Welt!

Holladio, di-e,
Leut', seid's fidel,
Nachh'r dalöst's ganz g'wiss
An armi Seel!

Holladio, di-e,
Ner nit z'vül thoa,
Essen und trinka
Und schlafa alloa!

Holladio, di-e,
Braucht wer a Schneid?
Der kriagt's vo mir umsunst —
Her da, ees Leut!
Jwi-juh-hu-hu-hu!

Der Schofhalter bin ih,
Vo Mühlhaus der Kini,
Der Kini vo d'Schof,
Und de Welt is mei' Hof.

Koan Streit gibt's bei mir
Und koan Kriag scho' gar nia,
Meini Leut', de san stüll
Und than all's, was ih wüll.

Ja und kam is 's recht Ta(g),
San m'r draust, ih hint' na(ch),
Ja, die Leuteln voran,
Und ih tauch hinten an.

Und der Schipsel, der schaut,
Dass sih wegga koans traut.
Und wo 's grean is und frisch,
Is mein Leuten iah Tisch.

Und ih steig' auf mein Thron,
Mit der sunngoldern Kron',
In mein lüftigen Zelt,
Tausch mit niam auf der Welt...

Tausch mit niam auf der Welt,
Hätt' er no so vül Geld;
Aber moan thui-r-ih schier:
—'s tauschert eh niam mit mir!

(„Ostmark.")

[1]) Zerrauft. (Haare und Bart). [2]) Pfeife.

das Leben in den Großstädten, der Kampf der Deutschen gegen Slaven und Ungarn, die Frauenemancipation, die Journalistik in ihren Auswüchsen, das Studium der griechischen Sprache, die Ausartungen des Studentenlebens, die Sucht nach Orden und Auszeichnungen, die Missgriffe bei der Erziehung der Kinder, die Fürstengunst, die Übertreibungen des Thierschutzes, das Radfahren, die Bergfexerei u. a. Ist man vielleicht mit manchem, was Wittenbauer hier tadelnd und strafend schildert, auch nicht ganz einverstanden, so ist doch alles treu und ehrlich gemeint, in gute Form gegossen und bei dem meisten kann er der Zustimmung unbefangener Leser, deren die „Schnabelwetze" recht viele zu finden verdient, sicher sein. F. J.

Ergebnisse. Ein Buch Lyrik von Franz Ginzkey. (Karl Stetter. Wien, IX/2 Alserstraße 22.)

Dichterregel.

Trink aus Herz und aus Natur
Stets in vollen Zügen —
Diese beiden sind es nur,
Die uns nicht betrügen.

Halt nicht von den andern viel,
Von den Basen, Vettern!
Suche dir auch nie dein Ziel
Unter Lorbeerblättern!

Kommt ein Lob, so halte still,
Und es wird dir frommen.
Doch wenn es nicht kommen will,
Braucht es nicht zu kommen.

Wer da buhlend singen kann
Um die Gunst der Menge,
Steht als Leierkastenmann
Bettelnd im Gedränge.

So leitet er sein Buch ein, der Dichter, den die Heimgartenleser lange schon kennen, dem sie manches tiefe, innige Lied verdanken. Dieses Büchlein enthält reine Poesie, nicht von gewöhnlicher Abkunft. Und weil in solchen Dingen Probieren immer vor Recensieren geht, so theilen wir aus der Sammlung einige Proben mit:

Die Rose.

Soll ich die Rose, die sie heut' mir gab,
Schon heute pressen in ein Büchergrab?
Sie lächelt noch so hold, und süßer Duft
Schwebt märchenhaft durch meines Zimmers Luft.
Sie lächelt noch — o wie sie mich erfreut,
Die mir ein Gott auf meinen Pfad gestreut!
Sie ist ein Stück von diesem Sonnentag,
Ist wie das Herz, an dem ich heute lag.
Gewiss — sie soll noch blüh'n die kurze Zeit,
Zum Welken bleibt ihr eine Ewigkeit!

Hans und Peter.

Einen Schwächling wie den Hans,
Werdet ihr sobald nicht finden!
Seinen Schmerz, mit dem er rang,
Wusst' er nicht zu überwinden!

Als die Grete ihn verließ,
Ist in Thränen er zerflossen.
Als er nicht mehr weinen konnt',
Hat er sich durchs Herz geschossen!

Ach, wie lob' ich mir dafür
Meinen Freund, den wackern Peter!
Der verachtet aus Princip
Jedes Liebesschmerzgezeter.

Nichts beirrt sein ruhig Blut,
Selbst die Venus nicht von Milo!
Unversehrt und wohlgenährt
Wiegt er schon an hundert Kilo.

Brav und treu dient er dem Staat,
Frei von jedem Seelenleide. —
Heut begruben sie den Hans
Unter einer Trauerweide.

Schritt zur Weisheit.

Heut ist wieder so ein Tag vergangen,
So ein Tag, wie tausend schon vergiengen,
So ein Tag voll Bangen und Verlangen!
Welcher wird mir, was ich hoffe, bringen?

Hoffe nichts mehr, das ist wohl das Beste!
Denn den Seelen, welche nichts erwarten,
Macht ein Blümchen schon den Tag zum Feste,
Wenn sie's blühen seh'n in Nachbars Garten!

Sächsische Volkskunde. Herausgegeben von Dr. Rob. Wuttke. Zweite, vermehrte Auflage. (Dresden. Schönfeld. 1901.) Der Verfasser der vorliegenden Anzeige wollte das obige vortreffliche Buch sofort nach dem Erscheinen zur Besprechung bringen, da war es aber auch schon vergriffen und wenige Monate darauf wurde diese zweite Auflage vorgelegt. Diese Thatsache allein dürfte schon den Wert und die Bedeutung des Werkes feststellen, das unter Mitarbeit einer Reihe ausgezeichneter Kenner der sächsischen Lande Robert Wuttke herausgegeben hat. Unter den verschiedenen Arbeiten, welche in der neueren Zeit zur Volkskunde eines deutschen Gebietes erschienen sind, ist der vorliegende Band jedenfalls die hervorragendste. Dies hat auch die sächsische Regierung durch die That anerkannt, indem sie gegen 3000 Exemplare der ersten Auflage zur Vertheilung an Schulen 2c. ankaufte und hiedurch die erwähnte Auflage so rasch vergriffen war. „Das Buch wirbt um Liebe zum Volksthum", schreibt der Herausgeber im Vorwort, es zeugt aber auch von Liebe und Hingebung für das Volksthum auf jeder seiner 578 Seiten. Die bewährtesten Fachleute schildern in einzelnen Abschnitten zunächst das Land und die geschichtliche Besiedelung desselben, sodann den Stand und das Wachsthum der Bevölkerung, hierauf das geistige Leben des sächsischen Volkes: Dichtung und Mundart, Volkssitten, Gebräuche und Aberglauben auch in der wendischen Bevölkerung des Gebietes und endlich die Anlage von Haus, Hof und Kirche, die Tracht und die bäuerliche Kleinkunst. Die treffliche Einleitung über das sächsische Land entstammt der gewandten Feder D. Ruges, einige Capitel über die Bevölkerung hat der Herausgeber selbst beigetragen. Gelehrte wie H. Dunger, C. Gurlitt, L. Schmidt und andere sind die Verfasser der übrigen Abschnitte, aber die

grandioser Irrthum! Es wird jede anständige Redaction eine solche Zumuthung entrüstet zurückweisen. In Wien scheint man des weiteren nicht zu wissen, dass trockene Schilderungen nicht gelesen werden. Das gleiche Schicksal haben bekanntlich die auffallend „ledernen" Reisehandbücher und Beschreibungen der Staatsbahnlinien, die dem Reisenden in praxi soviel wie nichts nützen und der Frequenz auch nicht. Gleichwohl scheint man auf derartige Publicationen in Wien großes Gewicht zu legen!

Die Errichtung von Reisebureaux in hervorragenden Verkehrscentren ist an sich keine üble Idee, wird aber, wenn es gemacht wird, wie z. B. in München, nicht viel nützen; die alte Schablone ist zu sehr verbraucht. Praktischer wäre es, wenn ein Bureau mit Fachleuten für Bahnverkehr im österreichischen Alpengebiete, für Touristik im Speciellen gegründet würde und zwar in der Weise, dass jedes mündliche und schriftliche Ersuchen um Auskunft, Zusammenstellung von Rundreisen, Touren zu Fuß und Rad &c. kostenlos ertheilt wird. Dieses Bureau hätte aus eigener Initiative jede praktisch mögliche und lohnende Zusammenstellung von Rundreisen, Ausflügen, Touren, mit allen nöthigen Details über Unterkunft, Preise u. s. w. zu bethätigen und heftweise in Druck zu legen, so dass auf Ansuchen jedermann den gewünschten Theil eines Alpengebietes als (illustr.) Brochure erhalten und auf die Reise mitnehmen kann. Circa 200 Anfragen und Bitten um Rath in alpinen Angelegenheiten laufen jährlich bei mir ein, und können, so ehrend das in mich und meine Alpenkenntnis gesetzte Vertrauen von mir fremden Leuten auch ist, natürlich nicht beantwortet werden. Ausnahmsweise habe ich allerdings manchen Leuten geholfen und Rath in oben angedeuteter Weise ertheilt; die Consequenz war ein noch stärkerer Briefeinlauf vor Beginn der nächsten Saison. Würde in Wien ein derartig organisiertes Bureau mit dem Princip errichtet, dass jedermann in Verkehrsangelegenheiten gratis bedient wird, so würde ein nachhaltiges Interesse für die österreichischen Alpengebiete in breiten Schichten des reiselustigen Publicums erweckt, es würde sich hiedurch der Verkehr steigern und schließlich — ich gestehe das gerne ein — würde ich entlastet.

Die Sache muss aber praktisch, nicht bureaukratisch angefasst werden. Der Versuch einer Heranziehung fremder Journalisten, die vom Leben in den Alpen keine Ahnung haben können, ist ein Unsinn.

München, im März. Hofrath Arthur Achleitner.

Bücher.

Schnabelwetze. Zeitmärchen von Ferdinand Wittenbauer. (Wien Karl Konegen. 1901.) „Difficile est, satiram non scribere", oft ist es in der That schwer, nicht satirisch zu werden, nicht eine Satire zu schreiben, besonders in der Jetztzeit, bei den Zuständen und Verhältnissen in Staat und Gesellschaft, leider besonders in unserem schönen Vaterlande. Und doch ist es schwer, darum erscheinen deren auch so wenige. Wittenbauers Zeitmärchen sind vorwaltend satirisch gehalten und treffen scharf und schlagend zahlreiche Einrichtungen, Sitten, Übelstände unserer Zeit. Sie heißen „Schnabelwetze", denn solange, bis nicht ein kleiner Vogel einen mächtigen Felsen, der aus dem Meere emporragt und in dem die Mutter Weisheit wohnt, durch das Picken mit seinem Schnabel zerstört haben wird, solange werden die Thorheiten der Menschen fortdauern. Es ist eine reiche Auswahl, die der Dichter in seinem kleinen Büchlein darbietet: die Secession,

Von **Nestroys Possen** gelangten in der „Allgemeinen National-Bibliothek" (C. Daberkow, Wien) wieder drei köstliche Werke zur Ausgabe: „Das Mädl aus der Vorstadt", „Der Zerrissene", „Glück, Missbrauch und Rückkehr". — Vor kurzer Zeit erschien im selben Verlage „Die Dialectdichtung der deutsch-österreichischen Alpen" (ausgewählt und eingeleitet von Karl Bienenstein).

Büchereinlauf:

Aus dem tollen Jahre. Eine Erzählung aus 1849 von Hans Blum. (Heidelberg. Karl Winters Universitätsbuchhandlung. 1901.)

Die schwarze Madonna. Geschichten aus Kleinrussland von Hans Weber-Lutkow. (Linz. Österreichische Verlagsanstalt.)

Auf dem Pfade zum Ruhm. Roman von O. Heller. (Berlin. E. Ebering. 1901.)

Verlorene Leute. Erzählungen von Maxim Gorki, deutsch von A. Scholz. (Berlin. Paul Cassirer. 1901.)

Allerhand Geschichten von Adolf Frankl. (Söchau, Steiermark. Selbstverlag des Verfassers.)

Waldskizzen aus Oberösterreich von Maurice Reinhold von Stern. (Linz. Österreichische Verlagsanstalt. 1900.)

Der Sclavenkrieg. Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen. Von Karl Hilm. (Naumburg a. S. A. Rietz & Sohn.)

Irrlichter. Drama in drei Theilen. Von Elisoir von Kupffer. (Berlin. E. Ebernig. 1900.)

Osterglocken. Ein Schauspiel von Paul Remer. (Berlin. Schuster und Löffler. 1901.)

Chryses. Märchendrama in drei Acten von Josef Trübswasser. (Dresden. E. Pierson. 1901.)

Vogelfang. Märchen aus dem Wienerwald. Erzählt von W. A. Hammer. (Linz. Österreichische Verlagsanstalt.)

Von Lenz zu Herbst. Gedichte von Hermann Schuster. (Leipzig. Hermann Haacke. 1900.)

Lieder und Balladen. Von E. Roller. Neue Folge. Mit Anhang in Prosa. (Heilbronn. Julius Determann. 1900.

Stimmen und Gestalten. Gedichte von Adolf Vögtlin. (Zürich. Müller, Werder und Comp. 1901.)

Trutz England. Lieder der Erbitterung von Ferdinand Wittenbauer. Graz. Deutsche Vereins-Druckerei. 1901.)

Adolf Stern und seine dichterischen Werke. Eine Studie von Richard Stiller. (Dresden. C. A. Kochs Verlag. 1901.)

John Ruskin, sein Leben und Lebenswerk. Ein Essay von Sam. Saenger. (Strassburg. J. H. Heitz.)

Lebendige Bildung und ihre wahren, ernsten Grundgesetze. Beitrag zur Volkserziehung von Alfred Wolf. (Leipzig. Julius Klinkhardt. 1901.)

Pfarrer Gustav Benz: **Ein Stück eigen Land.** Betrachtungen über das Eine, was noth thut. Neue Folge. (Basel. Friedrich Reinhardt, Verlagsbuchhandlung.)

Um Josefs II. Erbe. Von Wilhelm Schirmer. (Bonn. Karl Georgi. 1901.)

Die katholische Kirchenreform und der Altkatholicismus. Von L. K. Moos und Engelbert A. Zdenek. (M.-Schönberg. Im Selbstverlage von Engelbert Zdenek. 1900.)

Der religiöse Friede der Zukunft und seine Anbahnung durch die altkatholische Kirche. Mit einem Anhang über die Vor- und Nachspiele der Liguorischen Controverse von Friedrich Nippold. (Leipzig. Karl Braun. 1901.)

Der Beruf der Jungfrau. Eine Mitgabe für Töchter bei ihrem Eintritt ins Leben. Von Henriette Davidis. Sechzehnte Auflage. (Leipzig. Eugen Twintmeyer.)

Deutsche Sprachinseln in Südtirol und Oberitalien. Eine volkskundliche, sprachwissenschaftliche Untersuchung von Alfred Baß. (Leipzig. Wiesenstraße. Selbstverlag. 1901.)

Schilderungen aus dem Isergebirge. Von Gustav Leutelt. (Reichenberg. Paul Sollors.)

Rudolf Bergner. Ein Beitrag zur Lebens- und Leidensgeschichte eines Thierfreundes und Idealisten von G. W. Geßmann. (Leipzig. Karl Richter, Verlagsbuchhändler.)

Mein Hausfreund. Mehr als achthundert Winke und Rathschläge für alle Gebiete des häuslichen Lebens. Gesammelt, aus eigener Erfahrung ergänzt und mit Unterstützung einschlägiger Fachleute herausgegeben von Rose Stolle. (Berlin. Wilhelm Möller.)

Jahresbericht über das Evangelische Diaconissen-Mutterhaus in Gallneukirchen bei Linz für die Zeit vom 8. September 1899 bis 8. September 1900. (Linz. Der oberösterreichische evangelische Verein für Innere Mission. 1900.)

Leben und Treiben einer Feriencolonie. Vortrag von Karl Fickenwirth. (Dresden. VIII. Bürgerschule.)

Die socialdemokratischen Reichsrathsabgeordneten in Bildern. (Wien. Ignaz Brand. 1901.)

„Hendel-Bibliothek." Heute liegen vor uns die soeben erschienenen Nummern: Albert Lindners „Kurprinz von Brandenburg", N. A. Nekrassows „Russische Frauen", Plautus „Schiffbruch", Lustspiel, übersetzt von Dr. G. Schmilinsky; L. Passarge, „Drei neupersische Lustspiele"; Wilkie Collins' „Detectivgeschichten"; Lothar Schmidt, „Luigi Casarelli".

Darstellung wendet sich durchaus an das Volk selbst, und nicht etwa an den engeren Kreis der Gelehrten, sie ist frisch, eingehend und auf Grundlage des besten Materiales abgefasst, welche ja vielfach von der eifrigen Lehrerschaft Sachsens im einzelnen zusammengetragen wurde. Eine reiche Zahl belehrender schöner Abbildungen ziert den schönen stattlichen Band, dem auch eine Karte und mehrere Farbendrucktafeln beigegeben erscheinen. Dass in den bezüglichen Abschnitten reichlich Proben von Volksliedern, Sprichwörtern, Mundartstücken geboten werden, ist beinahe selbstverständlich. Kurz, man kann dieses Werk ein Ehrenbuch des sächsischen Volkes nennnen, das auch bei andern Freunden volksthümlichen Lebens die beste Aufnahme verdient und zweifellos finden wird. Wie schön wäre es, wenn auch unsere heimische Mark ein ähnliches Werk aufweisen könnte. An Material würde es nicht fehlen, und tüchtige Kenner wären ja auch da, also – ? (Diesem Wunsche ist bereits seit länger durch die Werke von Ferd. Krauß [Graz, Leykam] entsprochen. Die Red.) Dr. A. S.

Martin Greif. Von Dr. Karl Fuchs. (Wien. Karl Gerolds Sohn. 1900.) Die Bedeutung Martin Greifs ist bereits in einigen Monographien ins rechte Licht gesetzt worden. Dieser Dichter hat die widersprechendsten Urtheile erfahren und sein Name wurde fast zum Feldgeschrei. Das spricht schließlich für seinen Wert, denn nur über Wertloses sind die Menschen derselben Anschauung. Vor kurzem erschien nun eine neue Monographie, die in durchwegs kritischer Weise das Schaffen Greif's bespricht und ebenso sicheres Urtheil wie ästhetischen Geschmack verräth. Dass bei einem Poeten wie Greif die Besprechung der Lyrik eine eingehende ist, verwundert nicht; sind doch fast alle und auch die gegnerischen Stimmen hier einig, dass der Dichter ein bedeutendes und reines Talent für die Lyrik habe. Den weit umfangreicheren Raum der Broschüre nimmt die trefflich geschriebene Analyse der dramatischen Dichtungen Greifs ein. Der Autor schließt seine interessante Abhandlung, indem er die erziehliche Bedeutung des Dichters hervorhebt. Dr. Karl Fuchs hat mit seiner Monographie eine tüchtige Arbeit geliefert. S.

Fortunats Roman. Von Goswina v. Berlepsch. (Bielefeld. Velhagen u. Klasing.) In das gemüthliche Wien, in ein altes gutes Zinshaus, abseits von der großen Heerstraße der modernen Ringe, führt uns die Verfasserin, um ein Stück intimen Wiener Lebens in köstlich gezeichneten, oft fein humoristisch gefärbten Zügen vor uns zu entrollen. Im Mittelgrund der fesselnden Handlung steht Herr Fortunat, der von seiner Mutter am Gängelband zärtlicher Liebe geleitete Haussohn, der nie zur rechten Selbständigkeit gelangen kann und dessen ganzes Lebensglück darüber zum Scheitern zu kommen droht. Wie sich das Schifflein des armen Fortunat nach mancherlei süßen und herben Erlebnissen, Liebesfreud und Liebesleid denn schließlich doch noch zum rechten Hafen findet, das ist reizend geschildet. V.

Das Veverl von Walchensee. Oberbairische Volkssage in drei Aufzügen. (Bayreuth. Lorenz Ellwanger. 1900.) Ein in gebundener Form mit reizend volksthümlicher Ungebundenheit verfasstes, tiefpoetisches Gedicht. Der Stoff alt romantisch, was verschlägts, wenn ein Künstler ihn formt! M.

Geschichte des Christenthums in seinem Gang durch die Jahrhunderte. Von Friedrich Oehninger. (Konstanz. Karl Hirsch.) Das ist ein Buch, das uns fehlte. Wahrlich, die Kenntnis der Kirchengeschichte sollte zu den vornehmsten Stücken der Bildung eines Christen gehören; denn was ist die Kirchengeschichte anders, als der Kampf des Glaubens mit dem Unglauben und Aberglauben? Nächst dem Studium der Bibel ist nichs so erbaulich und belehrend, wie das Studium der Geschichte des Christenthums. V.

Die Ligouri-Moral und die geheime Sitzung des österreichischen Abgeordnetenhauses. (Wien. Stähelin u. Lauenstein.) Die Broschüre will den confessionellen Streit nicht schüren; sie will im Gegentheil der Versöhnung der Parteien dienen, indem sie die Sachlage der Wahrheit gemäß bespricht. V.

Spiel und Arbeit. (Ravensburg. Otto Maier.) Der Herausgeber Professor H. Cranz gibt wackeren Jungen in einer klar und leicht fasslich gehaltenen Anleitung Mittel und Wege an die Hand, ein schmuckes, seetüchtiges Segelschiff sich selbst herzustellen. V.

Der Tabak und das Rauchen von Pilz. Ernstes und Heiteres aus der Culturgeschichte. (Leipzig. Gustav Weigel.) Das Buch enthält alles, was der Forscher über den Tabak und das Rauchen, von der ältesten Zeit bis auf die Gegenwart entdecken konnte. Da entrollt sich ein farbiges Culturbild, reich an ernsten und heiteren Scenen. Manche Erscheinungen sind beim besten Willen — nicht ernst zu nehmen und daher ist auch der Humor gerechtfertigt, der das Buch theilweise beherrscht. V.

Alpine Majestäten und ihr Gefolge. Die Gebirgswelt der Erde in Bildern. Monatlich ein Heft. (München. Vereinigte Kunstanstalten.) So ziemlich das Vollkommenste an Gebirgsbildern in Lichtdruck. Wir wollen später noch darüber sprechen.

Heimgarten

8. Heft. Mai 1901. 25. Jahrg.

Weltgift.

Ein Roman von **Peter Rosegger.**

(5. Fortsetzung.)

Ueber Finkenstein war eine sehr unlustige Zeit gekommen. Auf den Wiesen blühten schon die Dotterblumen neben den Maulwurfshaufen, auf den Feldern die Maßliebchen neben Sand, dürrem Gestrüpp und anderen Winterresten. Kein Rasen noch gebrochen, keine Handvoll Korn in die Erde gestreut. Die Karren, Pflüge und Eggen standen im Hofe bereit zur Ausfahrt und — kein Arbeiter vorhanden! Die einen hatten den Dienst aufgesagt und waren davongelaufen, die anderen hatten ihn nicht aufgesagt und waren auch davongelaufen. Fort waren alle — bis auf den alten Simon.

„Ist denn auch die Kleine davon?" fragte Sebald. Und die Antwort Franks: „Niemand ist unersetzlich."

Der Verwalter blieb guter Dinge und nahm Taglöhner auf. Da waren zwei Ungarn mit flatternden Linnenhosen und aufgeringelten Filzhüten. Da waren drei „Katzelmacher" aus Welschland mit grobzwilchigen Joppen und schwarzbärtigen Gesichtern. Da war eine Zigeunerfamilie, wovon das Weib einen verschlissenen Berghalterrock und der Mann einen narbenreichen Seidencylinderhut trug. Die braune Tochter mit dem glänzend schwarzen Haar kaute den ganzen Tag Tabak, zwei halbnackte Kinder huschten im Hof herum und suchten

Postkarten des „Heimgarten“.

* Wie wäre es, wenn die Geistlichen beider Confessionen einmal ganz bei der Stange blieben? Wenn die Protestanten das Evangelium verkündeten, als ob es gar keine römische Kirche gebe, und wenn die katholischen Priester predigten, als ob es gar keine Protestanten und Altkatholiken gebe? Die gegenseitige Polemik bringt das bisschen noch vorhandenen Kirchenglauben ganz und gar um. Nun vielleicht muss es so sein.

* Das in Stettin erschienene Büchlein „Auszüge aus der von den Päpsten Pius IX. und Leo XIII. ex cathedra als Norm für die römisch-katholische Kirche sanctionierten Moraltheologie des Heiligen Dr. Alphonsus Maria de Liguori und die furchtbare Gefahr dieser Moraltheologie für die Sittlichkeit der Völker von Robert Graßmann“ ist in Österreich verboten. Die clericalen Zeitungen warnen das Volk vor dieser Moraltheologie, vertheidigen und erheben sie aber zugleich als höchst unentbehrlich für junge Beichtväter. Dann sagt man wieder, genannte Moraltheologie sei für jene Zeit geschrieben worden und heute nur schwer verständlich. Wäre es nicht am besten, diesen auch bei den Katholiken in Verruf gekommenen Liguori ganz fallen zu lassen? Er ist ein Ärgernis nach allen Seiten.

J. Sch., Innsbruck. Bismarck war ein großer Bibelfreund. Wie er sich gläubig zu diesem einzigen Buche verhält, welchen Einfluss die Religion auf sein Handeln genommen hat, das fänden Sie in dem Aufsatz: „Bismarcks Bekehrung“ von Christian Rogge, Türmer. Märzheft 1901. Stuttgart.

Dr. P., Graz. Nach unserer Meinung ist es auch ein falscher Eid, wenn ein Confessionsloser oder ein Atheist bei dem Gott jener Kirche schwört, in der er zufällig geboren und erzogen wurde. Denn er schwört bei etwas, das ihm nichts gilt. Wie bestraft unser Gesetz solche Eide? Es bestraft sie nicht, es verlangt sie unter Umständen.

F. im Moor. Unverfälschte deutsche Worte: Der „angeblich authentische“ Brief Hamerlings, sowie auch andere eigenhändige Briefe des Dichters stehen Ihnen zur Einsicht bereit. Vielleicht kommen Sie dabei auch zur Einsicht, dass Hamerlings nationaler Standpunkt mit dem Kesseltreiben der Parteien nichts gemein hat, und dass es Freundespflicht war, seinerzeit gegen den Missbrauch seines Namens zu protestieren. — Was wollen Sie sagen mit dem „Nichtverstehen“ und den „unangenehmen Erfahrungen“? Meine Auffassung der nationalen Sache, die stets die gleiche bleibt, konnte mir nur angenehme Erfahrungen bringen, besonders da man sie endlich allgemeiner verstehen lernt. Über die neue Hamerlingausgabe und deren Herausgeber siehe „Heimgarten“, Seite 389.
R.

* Bitten die letzte Notiz unten zu beachten.

S. P., Villach. Wird denn die Südbahn gelobt? Lesen Sie doch, bitte, genau, um zu finden, dass nur die herrlichen Gegenden gepriesen werden, durch die die genannte Bahn fährt und die dem Verfasser zugänglich sind.

H. M., N.-Österreich. Ihre Briefe immer herzlich willkommen, sie geben Licht und Wärme, beides für die Gesundheit vortheilhaft.

O. B., Dresden. Das Gedicht „Der Herrgott liabt d'Welt“ finden Sie in „Zither und Hackbrett“, vierte Auflage, Graz. Leykam.

H. St., Wien. Und wären die Gedichte noch so gut, uns fehlt der Raum zur Veröffentlichung. Und wären die Briefe noch so lieb, uns fehlt die Zeit zur Beantwortung. Haben Sie Dank. Sinnig ist Ihr folgendes Sprüchlein:

Auf jedem Blatt steht Gottes Schrift,
Auf dass sie achte Mensch und Thier.
Er schrieb es drauf mit grünem Stift:
„Der schöne Wald, der ist von mir!“

☛ **Wir machen immer wieder aufmerksam, dass unverlangt geschickte Manuscripte im „Heimgarten“ nicht abgedruckt werden. Dieselben nehmen wir entweder vom Postboten gar nicht an oder hinterlegen sie, ohne irgendwelche Verantwortung zu übernehmen, in unserem Depot, wo sie abgeholt werden können.** ☚

Redaction und Verlag des „Heimgarten“.

(Geschlossen am 15. März 1901.)

Für die Redaction verantwortlich: P. Rosegger. — Druckerei „Leykam“ in Graz.

Herr. Sein guter verrückter Herr, der ihn nicht brauchen konnte und ihn doch nicht von sich ließ. Nun wollte er sich aber den letzten „Anrand“ nehmen und sich mit einem Rucke befreien. Da kam eine Überraschung.

Es war ihm schon früher aufgefallen, dass der Schneider mit dem Faden an seiner Gestalt mancherlei Forschungen getrieben hatte. Und nun, eines Tages, als er auf sein Zimmer kam, fand er, über Stuhllehnen gelegt, zwei neue Anzüge. Einen schwarzen Salonanzug und einen Reiteranzug mit Pumphosen und hohen Stiefeln. Das Reitpferd, berichtete ein beiliegender Zettel, würde nachkommen.

Das verstand der gute Schackerl nicht. Und noch weniger verstand er es, als der Herr ihm durch den alten Simon sagen ließ, er solle sein schwarzes Kleid anziehen, die weiße Cravate umbinden, mit dem Kamm hübsch sein Haar ordnen und dann auf das Zimmer des Herrn kommen. — Da gibt's was! dachte sich der Junge. Eine Hochzeit kann's nicht sein, vielleicht ist es eine Scheidung. Er that sich feierlich zusammen und gieng hinüber.

Sebald stand an seinem Tische. Auch er war in schwarzem Anzug — im Frack sogar, und am Halse die große Brillantnadel, die er dem Schackerl zwar einmal gezeigt, die er aber noch nie so an seinen Leib gesetzt hatte. Er kam dem Eintretenden mit feierlicher Gehobenheit entgegen.

„Du bist da, Jakob. Komm nur her.“ Er geleitete ihn zum Sofa und setzte sich hin. „Ich will endlich einmal etwas mit dir besprechen. Willst du dich nicht setzen?“

„Ich will stehen bleiben“, sagte der Junge.

„Nun, dann muss ich mich auch erheben. — Du bist schnell gewachsen, Jakob, und ein stattlicher Bursche geworden. Streber bist du keiner, nein, durchaus keiner. Und hast es doch schon weit gebracht. Vom Kutscher bis zum — Kammerherrn, wie sie sagen.“

Der Junge zuckte die Achseln. Es schien ihm unbehaglich zu sein. Als ob der Herr ihn foppen wollte.

„Willst du nicht noch größer werden?“

„Es ist schon genug. Große Leute bücken sich schwer bei der Arbeit.“

„Nämlich, Jakob. Ich habe dich gerufen, um mich von meinem Kammerherrn zu verabschieden.“

„Ja —?“

„Und —. Aber, du musst mich ruhig anhören. Die Menschen haben oft sonderbare Schicksale, nicht wahr, das weißt du?“

„Das weiß ich.“

„Einmal hat es etwas gegeben, das hieß: Hausler und Compagnie. Die Firma existiert nicht mehr. Aber — ich möchte wieder so etwas

Cigarrenstümpfchen oder bettelten den alten Simon an um Pfeifensatz. Mit solchen Leuten begann Frank die Arbeiten. Sie kosteten, sagte er zum Herrn, zwar das Doppelte, leisteten aber das Dreifache im Vergleich zu den früheren faulen Lottern, die man mit Glaubersalz einpökeln müsse, sollten sie nicht riechend werden. Es sei ein Jammer, aber es werde besser werden, bis das neue Gesetz komme. Es war zur Zeit nämlich von einem Retter des Bauernstandes eine Gesetzvorlage eingereicht worden, des Inhaltes, dass die Sträflinge aus den Zuchthäusern in die Bauernhöfe commandiert und dort für landwirtschaftliche Arbeiten verwendet werden sollten. Ein lieber Staat, dem die Landwirtschaft gerade noch als Strafanstalt gut genug ist, mochte der Herr Frank sich gedacht haben. Na, wenn von oben herab so viel geschieht, um den Bauernstand zu heben und zu veredeln, dann braucht sich unsereiner — kein Gewissen zu machen. Dann sind *wir* ganz an der rechten Stelle.

Sebald Hausler wurde aber nachdenklich. Wie einst gewohnt, wollte er einmal den Stand der Geschäftsbücher prüfen, aber es war mit Ausnahme gelegentlicher Aufmerkungen nichts vorhanden. Der Bauer, sagte Frank, müsse die Felder linieren, auf die Äcker Korngarben, auf die Wiesen Heuschöber und auf die Weiden Herden setzen, das seien seine Geschäftsbücher. Von Ziffern auf dem Papier habe der Landwirt nichts, die fräßen nicht einmal die Ferkeln. Dagegen regte sich in Sebald aber doch der alte Kaufmann und er nahm sich vor, demnächst den Verwalter zu einer klaren Darlegung des Soll und Habens auf dem Gute zu veranlassen. Für alle Fälle. Es sei ja keines Menschen Leben garantirt. Wie wenn Frank stürbe? Wer könnte die tausend Fäden so wieder zusammenfassen und beisammenhalten als er? Sebald fühlte sich manchmal gereizt gegen Frank, der so ganz eigenmächtig wirtschafte. Besonders aber seines Betragens gegen *Jakob* halber. Da hatte er einmal vom Fenster aus gesehen, wie der Verwalter den Jungen mit der Peitsche aus dem Stall jagte. Das war so: Es stand ein Maulthier im Stall, das für den Milchtransport nach Kieshofen gekauft worden war. Dieses Thier liebte der Junge nun wieder einmal, gab ihm Streu, striegelte es und gieng bisweilen nachsehen, ob ihm nichts mangle. Da fand der Verwalter, ein windiger Kammerherr oder was er sei, habe im Stall nichts zu suchen und ließ hinter ihm die Peitsche pfeifen. Kein Wunder, dass es zur Zeit dem Jungen einfiel, er soll es auch so machen, wie andere und — unbemerkt abreisen.

Der Schackerl war ja nicht wehleidig und fand es eigentlich ganz natürlich, dass Frank zeitweilig Neigung verspürte, den Kuhschwanz zu rächen. Unheimlicher war ihm — wenn er's manchmal bedachte — sein

Nun gieng über Jakobs blass gewordenes Gesicht ein seltsames Licht. Betroffenheit in seinen Zügen, so schaute er dem Herrn starr ins Auge. Dieses zuckte.

„Jakob, mein Kind!" fuhr Sebald fort. „Nenne mich Vater, Bruder, Freund — wie du willst. Und bleibe bei mir. Denke, wie du mich wohl auch einmal brauchen könntest, wie es in der Welt doch auch von Wert ist, nicht ganz allein und hablos dazustehen, nicht immer den Launen anderer, der Bosheit feindseliger Menschen hilflos ausgesetzt zu sein. Schlag ein, Junge! Halten wir fest!"

Was in diesem Augenblick vorgegangen sein mag in Jakobs Herzen, ob er fühlte oder erwog und was ihn bestimmte — das ist nicht ganz zu ergründen. Er hob langsam seine Hand, schlug ein und sagte frisch: „Halten wir fest. Grüß' dich Gott, Bruder!"

All seiner Tage wusste Sebald keine Stunde, in der ihm so wohl und warm gewesen ums Herz, als jetzt. War es, weil er den Jungen endlich an sich gebunden, oder war es, weil er sich ausgesprochen hatte, weil er Werte und Tiefen in sich entdeckt, von denen er bisher nichts gewusst. Klar war er sich nicht. Einmal auf dem Genfersee war er in einem Kahn gelegen und hatte sich von hochgehenden Wellen dahintragen lassen — auf und nieder — auf und nieder. Fast so kam's ihm jetzt vor, ein planloses Hinwogen und eine süße Betäubung. Fast zufällig kam es ihm bei: Du musst noch etwas thun, du musst es doch vollenden. Er schafft ja so gerne, übertrage ihm alles, dann freue dich deiner Sorglosigkeit, die du wahrlich längst verdient hast.

Zwei Tage später entlehnte Sebald beim Franzwirt die Braunen mitsammt dem Wagen. Dann fuhren sie hinaus nach Breitengrub zum Notar. Die Papiere waren da, es gab nicht viele Umstände. Als Jakob seinen neuen Namen zu unterschreiben hatte, guckte er vorher nur ein wenig auf die Federspitze, ob nicht etwa ein Härchen an derselben hänge. Und dann schrieb er die zwei Worte friedsam hin und machte hinter dem letzteren einen kühnen Schnörkel. Auf dem Rückwege hieß der Junge Jakob Hausler — Sebald Hauslers erklärter Universalerbe. Jakob saß auf dem Bocke und war recht munter — denn er hatte seine Rösslein wieder. Unter Zungenschnalzen trabten sie flink voran.

Plötzlich wandte er seinen Kopf nach rückwärts: „Bruder Sebald! Weißt du was? Die Braunen kaufen wir wieder zurück."

„Einverstanden! Heißt das, wenn auf Finkenstein ein geeigneter Stall aufzutreiben ist."

„Das werde ich schon machen."

Sie kehrten beim Franzwirt zu um die Pferde zu kaufen. Jakob feilschte natürlich, die Thiere wären rund um ein Jahr älter geworden."

gründen. Und nun frägt dich, Jakob — frägt dich Sebald Hausler, ob du in Zukunft sein Compagnon sein willst? — Nein, Freund das ist kein Scherz. Ums Scherzen geht es mir jetzt gar nicht, weiß Gott. In allem heiligen Ernst, Jakob, ich möchte dich bitten um dein Vertrauen, um deine Kameradschaft für das weitere Leben. Ob Natur oder Zufall oder freie Wahl uns zusammengeführt hat, das untersuchen wir jetzt nicht. Ich möcht dich nur ganz enge an mich schließen, so eng, so treu, als es sein kann. Ich möcht dich zum Miteigenthümer von Finkenstein machen und — dir meinen Namen geben."

So sprach Sebald, selbst überrascht und gerührt von seiner Rede. Dann blickte er auf Jakob. Und dieser? Die schweren Worte hatten ihn nicht erschüttert. Die Befangenheit von vorher war weg. Die Hand, die er in der Tasche gehabt, zog er hervor und ließ sie hinabhängen. Die andere Hand hielt er ans Knie, wie um den vorgeneigten Kopf zu stützen.

„Du hast wohl verstanden, Jakob, was ich gesagt habe?"

Dann begann Jakob leise zu sprechen. Leise und stockend: „Wie soll ich das verstanden haben? Das kann man ja nit verstehen. Ich weiß nit, was Sie mit mir haben. Ich bin als Knecht aufgenommen worden. Und jetzt als Kindesstatt, oder so was — ich kann's nit verstehen."

„Verstehe ich's? Verstehe ich's?"

„Sie haben Mitleid, weil ich ein Waisenkind bin. Aber das macht ja nichts. Das bin ich schon gewohnt. Nur die gute Kirchnermutter kann ich nit vergessen. Die hat mir's wohl gut gemeint. Und jetzt soll ich ihren Namen hergeben?"

„Du sollst deiner braven Kirchnermutter dankbar bleiben", sagte Sebald. „Aber hindert dich denn das, auch mit mir ein wenig gut zu sein, mit dem verlassenen, kranken Mann? Ja ja, ich bin krank, vergiftet durch und durch und weiß nicht woher. Schon in der Jugend. Mein ganzes Leben ist missrathen. — Jakob! Einmal ist ein armes Mädchen gewesen, das hat wegen meiner sterben müssen. Das habe ich erst später erfahren, denn ich hatte es verlassen. Vielleicht hätte mich später eine andere retten können. Dieselbe liebte ich, oder auch nicht. Vielleicht habe ich mir's auch nur eingebildet. Aber den Willen hatte ich damals. Da ist sie mir von jemandem verdorben worden. Von da ab hat's angefangen. Keinem Menschen kann ich mehr vertrauen."

Antwortete der Jakob gelassen: „Der Herr thut nur allzuviel vertrauen."

„Nicht einmal dem eigenen Vater! — Auch ich bin ein armes Waisenkind, mein lieber Jakob! Also siehe, darum ist es so gekommen. Mehr kann ich dir nicht sagen. Vielleicht findest du selber das letzte Glied der Kette, die uns verbindet."

Eistropfen, ich bringe ihn nicht los. Man sagt, so ein Egypterweib hätte geheime Mittel."

„Wer glaubt, wird selig", antwortete der Verwalter. Er war auffallend wortkarg und zurückhaltend geworden. Wenn Jakob ihn über dies und das befragte oder sonst zur Rede stellte, so gab er keine Antwort, oder eine spöttische. Und als jener eine Zifferbelegung über die Tagwerker verlangte, sagte Frank kurz ab, die lege er vielleicht einmal dem Herrn und niemand anderem. Das beobachtete Sebald, und sachte begann der Verdacht zu wachsen.

Jakob forschte bei den nachbarlichen Bauernhöfen, wie sie es treiben. „Wir müssen von ihnen lernen, anstatt sie von uns", sagte er. Man sehe ja, wie sie's machen. Kein einziger der Grundbesitzer im ganzen Breitengruberkessel spiele den Herrn oder halte sich einen Verwalter. Jeder arbeite als der erste und der letzte mit seinen Leuten, und esse mit ihnen und trage dasselbe Gewand. Bauernhäuser, wo es so sei, stünden fest, die andern purzelten. Finkenstein sei freilich ein besonderes Ding, ein zweiköpfiges Kalb, halb Bauernhof, halb Herrschaft. Bauer und Knecht könne man sein zu gleicher Zeit, Graf und Knecht nicht. Und wenn er alles Geld hätte, um was die hohen Herren von ihren Verwaltern betrogen würden, er könne sich dafür das Königreich Baiern kaufen.

Ja, wenn das so wäre, meinte Sebald, da müsse freilich an eine Änderung gedacht werden. „Arbeite gelegentlich mal einen Wirtschaftsplan aus, Jakob, dann sprechen wir darüber."

Da ward Jakob unmuthig. — Immer Pläne machen und sprechen? Anfangen soll man, zugreifen soll man. „Nicht im Fragen und Wägen, nur im Wagen ist Segen."

Und plötzlich war das Verhängnis da, das unvorhergesehenste und schrecklichste — Finkenstein in Schutt und Trümmern.

Da standen sie an jenem schwülen Juliabende im Zimmer, die „Brüder Hausler". Das Licht war ausgelöscht, Sebald stand an dem einen Fenster, Jakob an dem andern. Die Fenster waren offen, sie schauten hinaus in die stille, todte Nacht. Die Luft war schwer zu athmen. Vom Bache herüber hörte sich das Rieseln des Wässerleins, das fast versickern wollte, denn es hatte wochenlang nicht mehr geregnet. Und doch flüsterte es herüber. Hinter fernen Höhen zuckte manchmal ein leichter Blitzschein.

Sebald war in weichmüthiger Stimmung. Er gieng leise zum andern Fenster hinüber, wo Jakob stand. Er hätte gerne den Arm um seinen Nacken gelegt, er dürstete nach einem zärtlichen Worte. Manchmal

„Und ich rund um ein Jahr gescheiter“, lachte der Wirt.

„Ihr müsset nachlassen!“

„So viel Ihr wollt! So viel Ihr wollt, mögt Ihr feilschen, ich lass doch nix nach.“

Sie gaben das Verlangte. „So, Trapperln, und jetzt sind wir wieder beisammen!“ Nun erst leuchteten Jakobs Augen keck in die Welt. Nun war er's wieder.

Der Wagen rollte über die Brücke uud hinab gegen das Schloss. Das lachte mit seinen hellen Fenstern dem Jungen heute besonders vielsagend entgegen, aber er schien nicht viel darauf zu geben. Er fuhr dem Wirtschaftshofe zu und zwischen den Gebäuden hinein. An der Ecke stand der Verwalter und schalt einen Taglöhner.

„Sie, Frank!“ rief ihm Jakob vom Bock springend zu, „räumen Sie den vorderen Stall für diese Pferde!“

Frank erstarrte. Bewegungslos wie eine Thorsäule stand er da und richtete sein Auge fragend auf den Schlossherrn, und ob der noch lange säumen würde, dem kecken Jungen die Zurechtweisung zu ertheilen.

„Haben Sie verstanden? Den Stall sollen Sie räumen!“ wiederholte Jakob.

Dem Herrn schien das einigen Spass zu machen, er stieg behaglich aus dem Wagen und sagte: „Herr Verwalter, hier stelle ich Ihnen meinen Compagnon, Herrn Jakob Hausler vor.

Jetzt wurde Frank wieder lebendig und machte eine Verneigung. Aber sie war zu tief gerathen — der Kopf stand tiefer als der Rücken, und das besagte auch etwas. Jakob war schlau genug, um auch diese Zeichensprache nicht ganz misszuverstehen.

Äußerlich änderte dieses Ereignis nicht viel auf Finkenstein. Der junge Mitherr machte sich mit den Pferden zu schaffen, oder mit den Taglöhnern. Vor allem hatte er sich beim Krämer in Gug ein Notizbuch angeschafft, in welches alle wirtschaftlichen Dinge, besonders Einnahmen und Ausgaben aufgeschrieben wurden. Frank wollte von dieser Zeit ab nicht mehr am Tische der Herrschaft speisen, er müsse stets bei den Arbeitern sein und sie überwachen. Besonders abends des Feuers wegen. Wenn er nicht zur Stelle gewesen wäre, läge Finkenstein seit acht Tagen als Schutthaufen da. „Lag der besoffene Zigeuner im Stroh und rauchte die Pfeife!“

Und gelegentlich, als Frank über die Leistungen der Tagwerker Bericht erstattete, fragte Sebald: „Ist die Zigeunerin noch da?“

„Die alte und die junge.“

„Sagen Sie, Frank, was halten Sie von den Zigeunerkünsten? Von den Heilkünsten? Es ist ganz verdammt. Sie wissen ja, der

hinaus. Am Himmel wogten Wolken und hinter den Bergen stieg eine schwefelgelbe Wand auf. Aus den Büschen heraus war es, als rühre sich irgendwo ein einziges Blatt. Alles schläft im weiten Hause, nur einer wird morgen zerfahren und zerrissen sein, und nach solchen Nächten ist die Zeit, da friedlose Menschen ihre Selbstmorde begehen. — Nun schlief er unversehens. Auf dem Lehnstuhl war er eingeschlummert. Aber grausam wurde er geweckt von einem schmetternden Knall. Der Fensterflügel schlug heftig hin und her, in den alten Bäumen toste es, das Grauen des kalten Tropfens rieselte durch seinen Leib. Er schloss das Fenster, aber die Scheiben zitterten vor den Schlägen, vor dem Sturme draußen. Sebald suchte den Winkel am Kamine auf und besann sich, ob das Schloss Blitzableiter hätte. Er konnte sich nicht erinnern. — Das soll ein Tod sein, von dem man nichts weiß, so urplötzlich. Jetzt ist man noch, denkt man noch, bangt man noch — und auf einmal nichts. Aber, warum hat man denn Angst, wenn es so ist? Es wird einem doch nicht leid thun um ein solches Leben? — Dann fiel es ihm ein, ob jenes junge Weib wohl auch so gerne gestorben sein mochte? Und fiel ihm ein, ob es nicht irgendwo einen alten Mann gebe, der vielleicht ebensosehr nach dem Worte „Vater“ dürsten mochte. — Und diese Gedanken peinigten ihn. —

Das Getöse wurde immer mächtiger, es ächzten die mächtigen Trambäume an der Zimmerdecke. Wie! Durch das wüste Brausen, hört man nicht Menschenstimmen? Es war wie ein kurzer, greller Schrei gewesen. Sebald gieng wieder ans Fenster. Bei den grün und schwefelgelb lohenden Lüften sah er, wie die Baumwipfel rasten, da waren sie schon verschleiert in Wasserstürzen. Und dann die unermesslichen, die unversiegbaren rauschenden Wasser. Vom Dache nieder brach ein langer, dunkler Körper und nachgoss ein Schleier, der alles verdeckte. Die Dachrinne war gebrochen und der Sturm warf die Güsse ans Fenster. Wieder ein Schrei. Vom Hofe kam er.

„Das Wasser! Das Wasser ist da!“

Sebald warf ein Kleid um und eilte in Jakobs Zimmer. Der Junge war schon fort. Sebald lief hinab, und nur mit aller Anstrengung konnte er das große Thor öffnen; das daran drückende Wasser, nun schoss es auch schon herein in die Vorhalle, und der Wind pfiff wie hundert schwingende Peitschen. Im Hofe giengen Männer mit Laternen umher, deren Lichter in den Pfützen sich zuckend spiegelten. Sebald watete hindurch und rief nach Jakob.

„Der ist beim Vieh!“ schrie der alte Simon, der mit einer langen Stange das untere Hofthor aufzustoßen suchte, um dem Wasser Abfluss zu geben.

„Zur Brücke sollen sie hinauf!“ rief jemand.

früher hatte er geträumt: wenn der Junge das liebe Haupt nur einmal hinlegen wollte an seine Brust, wenn er es nur einmal an sein Herz ziehen könnte! Daran dachte er jetzt, als er im Dunkeln neben ihm am Fenster stand. Aber es geschah nur, dass er mit seiner Hand leise Jakobs Arm berührte; der Bursche schien es nicht zu merken, er schaute hinaus und schwieg. Die Blitze in den Wolken am Horizont zuckten in kurzen, dünnen Feuerstäbchen senkrecht auf und ab. Und alles blieb still. Hoch am Himmel die flimmernden Sterne.

„Nicht wahr, kommen wird nichts?“ fragte Sebald leise.

„Ich hab' mir's gedacht“, sagte Jakob. „Es sind die Schwalben so niedrig geflogen, den ganzen Tag.“

Dann schwiegen sie wieder und blickten hinaus in die Nacht. In tiefer Ruhe lag der Hof nach dem heißen Tage. Selbst der Springbrunnen im Garten lag dahin, denn das Vieh hatte alles Wasser ausgetrunken oben im Behälter. Nur ein Rieseln vom Bache her.

„Ja, mein lieber Jakob, so geht's auf der Welt?“ seufzte Sebald. Es war ihm allzubange, er musste Menschenstimme hören.

„Ich will doch schlafen gehen“, sagte Jakob. „Gute Nacht!“

Sebald tastete nach seiner Hand: „Wenn du schon gehst — schlaf' wohl!“

An der Thür war Jakob ein wenig stehen geblieben und hatte leise gesprochen: „Gute Nacht, Vater!“ Dann gieng er auf sein Zimmer, lehnte sich an den Schrank und dachte: das war nicht gut, was ich jetzt gethan habe. —

Ohne Licht anzuzünden, gieng auch Sebald zu Bett. Der Schreck hatte ihn zittern gemacht. Das Blut war heiß in alle Fingerspitzen und in den Kopf gezuckt, und so heftig, dass es weh gethan hatte. Endlich! Endlich dieses Wort! — Jahrelang hatte er es ersehnt und — gefürchtet. Und auch er fragte jetzt: War das gut? War das gut, Jakob? — Auch das! Auch das ist Qual.

Schlafen konnte er nicht. Die Luft! Es war keine Luft da, um athmen zu können. Ohne Decke, kaum mit leichtem Linnen überhüllt lag er. Das Blitzen war häufiger geworden. Immer wieder sprangen die Zimmerwände mit den Bildern und der Uhr grell vor ihm auf, um dann plötzlich wieder in Nacht zu versinken. Die Scheine waren gelb, grünlich, manchmal fast weiß, immer in kleineren Zwischenpausen, endlich verschwanden sie kaum mehr, sondern glühten ununterbrochen fort. — Sebald musste endlich doch ein bisschen eingeschlummert sein, er verlor sich ein Weilchen, um wieder durch die glühenden Schläge geweckt zu werden, die an sein Auge prallten. Fort und fort lohten die Lüfte und manchmal war's wie ein Donnerrollen aus der Ferne. Sebald konnte es nicht mehr aushalten, er stand auf und blickte neuerdings zum Fenster

untersuchte er rasch die Beute, ob sie gut genug wäre, um sie für sich zu verbergen.

Endlich graute der Tag. Er enthüllte erst ganz den Jammer. Die Gebände, die Einfriedungsmauern, die noch ragten, die Bäume, der Wildpark hin und hin — alles stand in einem unendlichen braunen See. Wo er ruhig war, da drehten die Sachen sich langsam um und nm, wo reißende Strömung war, da glitten die Geräthe rasch dahin. Die Luft war ruhig geworden, aber ununterbrochen regnete es aus bleigrauem Himmel. Über den Tahlgrund hin rollte das hohle Donnern der wogenden Wasser.

Die Leute besannen sich, ob jemand fehle. Der Verwalter! Er war nirgends zu sehen, auch nicht oben am Bergbach, wo Bauern aus der Nachbarschaft mit Lebensgefahr arbeiteten, um die Brücke einzureißen und dem stauenden, zum Schlosse niederfahrenden Wasser regelrechten Abflufs zu verschaffen.

Da wurde Sebald gewahr, dass im inneren Hofe noch Rinder schwammen, hoch über die Flut reckten sie ihre Köpfe und röhrten gräßlich. Wo ein Kopf niedersank, da gurgelte das Wasser in Blasen. Einige der Thiere wurden an die Ecke getrieben, wo sie angstvoll mit ausgreifenden, strampelnden Beinen Stütze suchten, bis auch sie hinausgetragen wurden auf die fürchterliche See, wo die todten Körper dahinrannen. Sebald sprang vom Rain auf eine Terrasse, von dieser konnte er den rückwärtigen Theil des Schlosses erreichen. Er versuchte auf sein Zimmer zu kommen, um Papiere zu retten, aber es war die Treppe eingestürzt und der Schutthaufen lag im quirlenden Wasser. Er kehrte um, wieder ins Freie. Und nun sah er, wie plötzlich der rückwärtige Giebel des Gebäudes wankte. Nur wankte, dann blieb er schief geneigt stehen. Und dort — außerhalb der Hofecke, war dort nicht ein Mensch, der im Wasser zappelte? Der bemüht war, ein widerstrebendes Maulthier den Fluten zu entreißen? Das Thier hatte noch den Kummetriemen um den Kopf, bei dem fasste es der kühne Mensch; selbst in der Flut schon gleitend, das Haupt noch mühsam emporhaltend und eingedrungenes Wasser aus der Kehle sprudelnd, so zerrte uud riss er, um das Maulthier gegen die Gartenmauer ans Ufer zu bringen.

Dem Schlossherrn schien, Jakob sei es. Es sah nun klar, Jakob war es. Er rief ihm zu, auszuhalten! Er schrie schmetternd laut! Jener hörte nichts und rang. Sebald gieng ins Wasser. Es stieg ihm bis zum Knie, bis zu den Lenden, bis zur Brust, es hob ihn empor; noch ein Stoß nach vorne, da erhascht er den Riemen des Maulthieres und reißt es mit sich ans Ufer. Jakob ist verschwunden. Weiterhin reckt sich ein Arm aus dem Wasser, Sebald läuft die Mauer entlang. „Nicht hineinspringen! Nicht hineinspringen!“ ruft man ihm zu — er springt

„Ach, lasset jetzt die Brücke!“ sagte Sebald, „die mag hin sein.“

„O mein gnädiger Herr!“ schrie der alte Simon, „wenn sie hin wäre, wolle es Gott! Wenn die Brücke nit bricht, so ist es aus mit uns.“

Und einer der Welschen berichtete mit allen Geberden des Schreckens, an der Brücke habe es Treibholz angeschwemmt, das Wasser könne nicht durch und ergösse sich schon zum Schlosse herab.

„Zur Brücke hinauf, Männer!“ schrie der Alte. „Nehmt's Krampen und Hacken mit, nehmt's Pulver mit!“

„Wo ist der Verwalter?“

„Der wird schon oben sein!“

Jakob jagte die Rinder aus den Ställen, die Pferde, doch als diese zwischen Scheune und Schoppen hinauswollten, schreckten einige mit wilden Sprüngen zurück. Ein hohler surrender Ton drang herein, wie man ihn noch nie gehört hatte.

„Ins Haus! Ins Haus! Das Wasser ist da!“ lärmten Leute, die mit Fackeln erschienen waren.

„Nit ins Haus!“ schrie der alte Simon. „Auf den Rain! Auf den Rain! Auf den Rain!“

Während sie durch die quirlenden Tümpel und gießenden Fälle nach dem höher gelegenen Rain flüchteten, begannen die Fluten schon zu den Fenstern der Erdgeschoße hineinzugurgeln und an den Ecken und Grundfesten lockerte sich Stein um Stein. Die Blitze leuchteten zu allem: wie das Hausgeräthe im Hof um sich selber tanzte, wie es hinausglitt durchs Thor und rasch davon, wie Säulen fielen und Mauern lautlos niedersanken, zu allem leuchtete der Blitz. Im Hause waren noch einige Weiber, kreischend und jammernd warfen sie ihre Kleider zu den Fenstern hinaus ins Wasser, dann die leeren Koffer nach, dieweilen sie selber in höhere Stockwerke flüchteten.

Sebald, halb betäubt, taumelte so dahin. Er fühlte sich kaum mehr aufgeregt; wenn er später nachdachte, wie ihm zur Stunde gewesen, so erinnerte er sich fast nur an die Stimmung eines Zuschauers. Er wusste nichts mehr von Wind, Regen und Hagel, oder dass er Anordnungen getroffen oder selbst mit Hand angelegt hätte. Er stand oben und schaute her auf die mit dämonischer Gewalt sich entwickelnde Verheerung. Umso öfter hörte man die Stimme Jakobs, und jemand sah ihn ringen mit einem Pferde, das wild geworden, ins Verderben wollte. Die zwei Magyaren wateten im Wasser umher und däuchten sich viel zu leisten, wenn sie mit ihren hochgehobenen qualmenden Lunten zeigten, wie die Bauwerke stürzten, die Wägen, Karren, Pflüge davon getragen, die schrecklich röhrenden Thiere von den Wogen fortgerissen wurden. Auf der Mauer des Gartenwarmhauses stand ein brauner Gesell, bestrebt, mit einem Krampen allerlei Gegenstände aus dem Wasser zu haken. Dann

„Es ist nit zu sagen, Herr. Halt auch ein Menschenleben wird's gekostet haben. Der Herr Verwalter wird vermisst. An der Brücke hat man seinen Hut gefunden."

Dann stieg der Alte wieder hinab.

„Der Hut ist gefunden."

„Er wird leer sein."

„Was denkst du, Jakob?

„Das allerbeste."

Lange jedoch blieb Jakob nicht sitzen auf dem Zimmer. Nun hatte er kaum mehr zu klagen, dass es nichts für ihn zu thun gab. Die Verwüstung war unbeschreiblich. So groß war sie, so gar alles zerrissen, zerstört, so unmessbar war das Wirrsal, dass Sebald sagte: „Mir ist ordentlich wohl ums Herz."

Denn übergroßes Unglück macht auch ruhig.

Das Schloss stand noch, mit Ausnahme weniger gebrochener Wände. Von den Wirtschaftsgebäuden standen Theile, aber sie waren halb verschüttet und verschlammt, stellenweise begraben in Sand und Schutt und in das angeschwemmte Gewüste von Baumstämmen, Sträuchern, Gewurzel, Scheitern, Heu, Garben, verklemmten Brettern und Zimmerbalken. Hie und da eingeklemmt ein todtes Thier, mit gebrochenem Auge ins Nichts hinausstarrend. In den Tiefungen standen noch die Tümpel, durch den Hof schoss noch ein trüber Bach herab, der von der Brücke her einen wüsten Graben gerissen hatte. An den Bäumen des Wildparkes hieng Stroh und anderer Wust. Um die schöne Marmorgruppe der Aphrodite war eine gelbe Lache, in der Kröten hin- und herpatschten. Aus Gug und anderen Ortschaften waren Leute gekommen, standen da und betrachteten die Verwüstung. Sie äußerten Meinungen und Rathschläge. Einige sagten, der beste Rath sei: davonlaufen. Andere erklärten mit etwelchem Behagen, sie wären bloß einmal neugierig, was der Finkensteiner jetzt beginnen würde.

Als Sebald lange auf den Ruinen hin- und hergestiegen war, kam ihm vor, als sei das eine ersprießliche Arbeit gewesen. Auf seinen früheren Gängen durch die Wirtschaftsgebäude hatte er nie so viel erfahren, als diesmal. An der Linde traf er mit Jakob zusammen. Diesen fragte er leise: „Was werden wir jetzt machen?"

„Ich hab' mir's schon ausgedacht."

„Hast du gehört, was die Leute munkeln? Sie sagen, der Frank wäre —"

„Glaubst du's jetzt?"

Es gieng das Gerücht, dass in der unteren Au ein angeschwemmter Mensch gefunden worden wäre. Aber ein Mann, der im Holzhandel umgieng, erzählte, dass er den Frank drüben bei Kieshofen gesehen hätte.

hinein. Er sinkt sofort unter, taucht auf, sinkt unter, so treibt es ihn hin gegen entwurzelte Baumstämme, noch einmal sucht er den Kopf zu heben, aber im gießenden Wasser ist alles verschleiert. Er kann noch denken: Also das! Also jetzt — — dann nichts mehr. —

Wir finden eine merkwürdige Tagebuchstelle, die auf diese Stunde Bezug hat. Sie lautet: „Es war wieder einmal gestorben. Fast so viel als gestorben — alles abgethan. Leute, die uns in die ewige Ruhe schicken, werden bestraft. Und die uns ins Elend zurückschleudern, gegen unseren Willen, sollen frei ausgehen? Aber Jakob hat sich gerächt. Ich hatte ja einst auch nicht gefragt, ob es ihm recht sei ....“

Ein absonderlicher Tanz war das gewesen, im Wasser. Jakob hatte sich auf einen schwimmenden Baumstamm geschwungen, von da aus in nächster Nähe den untergehenden Mann gesehen und nach ihm niedergegriffen. Sie rangen miteinander und jeder soll in diesem Augenblick die Empfindung gehabt haben, als wolle ihn der andere verderben, bis gleichsam der Instinct die Aneinandergeklammerten an das Ufer warf.

Nun lag Sebald hingelehnt an eine alte Ulme, sein Gewand, sein Gesicht voller Schlamm, und Schlamm ringsum. Leute umgaben ihn und einer kraute ihm mit dem Sacktuchknollen Sand und Schlamm aus dem Munde. Aber auch mit einem andern beschäftigten sie sich, der weiters abseits lag im Gesträuch.

„Der gnädige Herr wird uns bleiben“, sagte einer, „er hat wollen den Bruder herausziehen und hat das Maulthier erwischt. Darauf ist er noch einmal hinein, nachher hat ihn der junge Herr herfürgebracht. Tapfere Leut'!“

Das war so schön, wie eine Leichenrede. Aber Sebald lebte.

„Auch der junge Herr bleibt uns!“ rief jemand in der andern Gruppe.

Zu den Fenstern hat man sie hinein schaffen müssen in ihre Zimmer, die unversehrt geblieben waren. Sie erholten sich beide rasch. Schon am nächsten Tag saßen sie am Fenster beisammen, aber ihr Gespräch stockte und wollte nicht in Fluss kommen.

„Die Pferde sind hin“, sagte Jakob.

„Finkenstein ist ruiniert“, entgegnete Sebald.

Dann Schweigen.

„Du hast das Maulthier herausgezogen“, sagte Jakob.

„Ich muss lachen“, sprach Sebald. Lachte aber nicht.

Dann wieder Schweigen.

Der alte Simon kam herein. Über eine Leiter hatte er Nahrung heraufgebracht.

„Wie sieht's aus im Hof, Simon?“

und wenn sie sich von ihm hätten beschwatzen lassen, so wäre dies ihr eigener Schaden. Und wo der Mann sich gegenwärtig befinde, das wisse die Herrschaft Finkenstein eben auch nicht, Frank habe durch die Flucht den Vertrag gebrochen, somit sei er nicht mehr Verwalter auf diesem Gute, also könne Finkenstein auch nicht für ihn verantwortlich gemacht werden.

Die Gewerbsleute lächelten nur über solche Ausflüchte und meinten sehr bescheidenen Tones, darüber wollten sie an dieser Stelle kein Wort weiter verlieren. Jakob gieng mit ihnen anders um, er bat sie nur um Geduld von einer Woche, dann würden sie das ihrige endlich erhalten. Schuldner sei die Herrschaft Finkenstein, das stehe fest wie der Amboss beim Schmied.

Er baute nämlich auf die Versicherungssumme, die für alle zugrundegegangenen Güter sofort ausbezahlt werden musste. Die Anzeige der Verheerung war ja gleich gemacht worden, aber es traf weder die Schätzungs-Commission ein, noch das Geld. Die Versicherungsscheine, die beim Notar liegen sollten, waren nicht vorhanden. Frank hatte gar nichts versichern lassen, sondern die Prämiengelder eingesteckt.

Endlich erschien noch der alte Ehrenpreis, ein Getreide- und Holzhändler, und zeigte höflich einen Schuldschein mit dem Gutsstempel Finkenstein auf, in welchem diese Herrschaft sich verpflichtet zur Rückerstattung von fünftausend Gulden binnen drei Jahren und zur Zahlung von zehn Percent Zinsen. Frank hatte das Geld heimlich aufgenommen und unterschlagen.

So war der Verwalter Lebrecht Frank ein interessanter, viel gesuchter Mann geworden und an seine Verunglückung beim Hochwasser wollte kein Mensch mehr glauben — es wäre zu schade um dieses wirthschaftliche Genie. Sebald aber schrieb in sein Tagebuch: „Ruiniert! Das heimelt an. Das riecht nach Welt.“

Auf Finkenstein wohnten noch vier Personen. Die „Brüder Hausler“, der alte Simon und eine alte Magd. Der Alte sagte, er hätte sich's für seine letzten paar Jahre gerne bequem gemacht und im Armenhause Unterkunft gesucht, aber weil er achtundvierzig Jahre lang auf Finkenstein Knecht und Hauswart gewesen sei, auch in guten Zeiten, so wolle er es sich nicht nachsagen lassen, dass er in schlechten Zeiten sein Bündel schnüre. Die alte Magd hatte sich aus Christenpflicht herbeigelassen, den zwei „armen Haschern“ die Suppe zu kochen, den Ofen zu heizen und die Strümpfe zu flicken.

Nun saßen sie einmal draußen auf der Wiese, die fast ohne Schutt war und weideten das Maulthier. Das war ihr lieber Besitz.

Freilich nur mit einem Blick, denn als er zur Thür einer Steinschlägerhütte hineingetreten, sei jener zum hinteren Thürchen hinausgehuscht. Er habe zu den Leuten noch gesagt, das müsse ja der Verwalter von Finkenstein gewesen sein. Sie behaupteten, ihn nicht gekannt zu haben. Weiter keine Spur von dem Mann.

Die Taglöhner meldeten sich beim Schlossherrn. Sie sähen, dass hier nichts mehr zu machen sei und bäten um ihren Lohn.

„Ihr seid doch wöchentlich ausbezahlt worden?"

„Für die erste Woche ja. Seit einem Monat haben wir nichts mehr bekommen."

Sebald begehrte derb auf. Das könne jeder sagen. Der Verwalter habe die Arbeiterlöhne regelmäßig in die Hand bekommen, um sie auszuzahlen.

Sie zuckten die Achseln. „Wenn's der Herr nicht glauben will, müssen wir unser Recht anderswo suchen."

„Wir glauben es euch ja", sagte Jakob.

Dann suchten sie geschäftliche Aufzeichnungen, aber es fand sich nicht ein Blättchen. „Das Wasser wird's vertragen haben", sagte Jakob nicht ohne Schalkheit.

Sebald wollte nicht vergessen, dass Frank für Finkenstein auch viel geleistet habe. „Er hat immer das Beste gewollt und man muss nicht gleich das Schlimmste annehmen."

„Eben, weil er das Beste genommen hat, müssen wir das Schlimmste annehmen", entgegnete Jakob fast lustig. Übrigens mochte er es dem Sebald weiter nicht unter die Nase reiben, wie sehr dieser mit seiner Vertrauensseligkeit aufgesessen war, und müsse man, meinte er, noch alle zehn Finger abschlecken, den Mann so billig losgeworden zu sein.

Der Junge kam nicht in die Lage, auch nur einen Finger „abzuschlecken".

Da fuhr er mit dem geretteten Maulthier und einem ausgegrabenen schiefwinkeligen Karren hinüber nach Gug, um Lebensmittel zu holen. Und dort ward ihm mitgetheilt, dass Frank seid Jahr und Tag Mehl, Fett, Obstwein, Reis und Salz auf Credit genommen hatte. Alles stand unbezahlt in den Büchern. Ferner kamen Maurer und Zimmerleute zum Schlossherrn und fragten an, was es nun mit ihrem Guthaben wäre? Der Herr Verwalter hätte sie immer vertröstet, hätte ihnen für das Zuwarten Zinsen versprochen, höher als je eine Sparcasse zahlen könne. Nun die Veränderung eingetreten, wollten sie sich doch bekümmern um ihre Sache.

Immer wieder versuchte es Sebald, die Leute an Herrn Frank zu zu verweisen. Der habe das Geld zur Auszahlung pünktlich bekommen

gehalten hat. Sebald, solang du keinen Bessern hast, verlass' ich dich nit. — Schau, seit Finkenstein beim Kuckuck ist, hab' ich wieder Hoffnung. Jetzt haben wir nichts mehr, als uns selber. Schau, musst es nit schlecht nehmen, was ich gesagt hab'. Wenn du auch wolltest, du kannst nimmer zurück. Das Hochwasser hat alle Brücken fortgerissen. Wir wollen zusammenhalten, wie zwei gute Kameraden. Schau! Ich hab' ja auch viel verloren." — Sprach es aber nicht aus, dass er die Braunen meinte.

Also redete Jakob und legte seine Ellbogen auf Sebalds Achseln und schaute ihm innig ins trübe Auge. Jetzt, dachte er, muss ich viel thun, um die harten Worte von vorhin wieder gutzumachen.

Sebald waren weder die einen, noch die anderen Worte tief zu Herzen gegangen. Wenig Feuer und viel Asche. Das war seit dem Unglück noch schlimmer geworden. „Was du willst", sagte er nun, „mir ist alles eins."

„Ich weiß schon, was wir thun", sprach Jakob, „Wir gehen ins Sesam hinauf. Dort brauchen sie alleweil Leut! Wir werden unser Brot selber verdienen, gelt, das ist dir recht? Nachher sind wir unser's selbst und brauchen weiter niemand."

Wie aus einer Betäubung erwacht wendete Sebald sein zerfahrenes Haupt und sagte sehr lebhaft: „Gut, Jakob, ich will arbeiten. Ich will kein Hundsfott mehr sein. Ich will arbeiten — was es auch sein mag. Gehen wir hinauf, noch weiter ins Gebirge. Ich will arbeiten, arbeiten!"

Alles lebte und bebte in seinen Mienen, so mächtig war die plötzlich aufflammende Begeisterung, und den ganzen übrigen Tag murmelte er noch hundertmal: „Ich will arbeiten!"

Im Tagebuche steht: „Nein, seine Verachtung wäre nicht zu ertragen. Er ist mir jetzt Freund, Bruder, Sohn — Vater. Seine Hand fahren lassen und ich bin verloren. Er soll einmal sehen! Ich will arbeiten. Wenn schon nicht Steine graben, so kann ich doch Mineralogie treiben. Wenn schon nicht Gras mähen, so kann ich doch die Pflanzen studieren. Naturgeschichte, Volkskunde, Alpinistik — ein neues Leben! Wie einen zerschlagenen Giftkrug lassen wir Finkenstein an der Straße liegen und gehen nach Sesam. Ein Mensch, der kaum vierzig ist!" —

Im Schlosse meldete sich Herr Ehrenpreis, artig, rücksichtsvoll. Er möchte nur mit dem gnädigen Herrn sprechen, nicht mit — dem andern. Aber als er eintrat, schob Jakob in der Thür sich hinten nach. Er wolle auch bei der Unterhaltung sein.

„Nein, Herr von Finkenstein, der Mann ist nicht so schlimm, als sein Ruf!" Mit diesen Worten führte der Händler sich anmuthig ein.

Selbst Sebald streichelte es gern. Es war ja sein, ganz sein, er hatte es sich so sehr verdient, dass nach seinem Dafürhalten nicht einmal die Gläubiger ihre Hand darauf legen dürften. Er hatte das Thier ja vor dem Ertrinken gerettet.

„Gelt, dass du eine Freude hast daran“, sagte Jakob. „An dem, was man sich persönlich erworben, hat man immer eine Freude!“

Sebald dachte, darauf ließe sich jetzt ein gutes Wort geben.

„Du Jakob! Hast nicht auch bei diesem Hochwasser du etwas erworben?“

„Ja. Und darum hab' ich dich seither auch lieber“, antwortete der Bursche und schaute ihm treuherzig ins Gesicht.

„Ich war damals sehr böse, dass du mich herausgezogen hattest.“

„Oha, Halbeselein!“ rief Jakob, denn das Maulthier wollte abseits lenken und zerrte am Strick, an dem er es hielt.

„Und hast auch dir nichts Gutes damit eingebracht“, setzte Sebald bei. „Dieses Maulthier, wenn du willst, schlägst du besser los als mich. Du bist gut mit mir, weil du glaubst, es läge bei Doctor Kerbholz noch etwas. Das ist nicht, mein Lieber. Seit dem Wasser ist ganz aufgeräumt worden. Wenn die Gläubiger alle befriedigt werden, so ist das ein Glücksfall. Was willst denn noch mit mir, Jakob? Bei mir heißt es wohl auch: graben kann ich nicht und zu betteln schäme ich mich. Ei, Junge, so thue doch, wie es die Knaben machen, wenn sie beim Fischen anstatt der Forelle einen Kopen erwischen. Sie werfen ihn wieder ins Wasser.“

Jetzt sprang Jakob auf. Stramm und zornig stand er da in seinem Reiteranzuge.

„Das ist gottlos, so ein Reden!“ rief er aus. „Warum beschimpfst du mich? Als wäre ich einer, der dem Geld nachläuft. Hättest du lieber von einem andern so schlecht gedacht, als jetzt von mir! Ich hab' dieses Finkenstein schon lang' verflucht und vermaledeit. Schon wie du es gekauft hast, ist's mir gewesen, das nimmt kein gutes End'! Mit deinen Stadtgewohnheiten hast nur Unglück gestiftet bei den Leuten da herum. Und der andere, der Lump, hat dir dabei geholfen. Du bist ein fauler Mensch, der nit weiß, was er will, du gehörst hin, wo du hergekommen bist. — So, das hab' ich dir sagen müssen.“

Sebald tastete nach seiner Hand, als ob er sie aus Dank drücken müsse. „Du hast recht, Jakob, du hast recht“, sagte er dumpfig. „Verachte mich.“

„Verachten nit!“ rief der Bursche heftig. „Wie wir zwei zu einander stehen, das mag ich nit denken, gut bist zu mir gewesen, und zu deinem Bruder hast mich gemacht. Und ich wäre dir doch davongegangen. Aber erbarmt hast du mir so, oder was mich bei dir fest-

Als Jakob merkte, mit der Ausübung des Hausrechtes sei hier nicht viel gethan, ließ er sich auf eine Unterhandluug ein. Aber während Ehrenpreis die Kauflust verlor und sein Angebot drückte, steigerte der Bursche seine Forderung hinauf. Endlich sagte er unwirsch, das Gut sei überhaupt nicht feil, und wenn, so gebe es Käufer genug, und seine Zeit die habe er nicht gestohlen. Hierauf empfahl sich der Händler mit dem Ausdruck des Bedauerns, dass der junge Herr mit seinem, wenn auch an und für sich löblichen Optimismus den Vortheil übersehe. Im Hofe, der öde und noch ganz vermuhrt war, stand er eine lange Weile und schaute mit mehrmaligem Achselzucken die Verwüstung an. „Nein, nein", murmelte er endlich, aber doch immerhin so, dass es der vorbeischreitende Jakob vernehmen konnte, „man kann's nicht übers Herz bringen. Es muss etwas geschehen. Zu leid thut es einem, denn ich kann nichts sehen verderben. Leichtsinnig will ich sein!" — Und er begann sein Angebot zu steigern.

Zehn Minuten später war Finkenstein verkauft. Jakob hatte noch einen Überschuss erzielt.

Den Hausler's stand es frei, sofort auszuziehen, oder den nächsten Winter über im Schlosse wohnen zu bleiben.

(Fortsetzung folgt.)

Sein besseres Ich.

Eine Geschichte von **Josef Willomitzer.**[1]

Der Mann, den wir Nikodemus nennen wollen, besitzt ein besseres Ich, das wirklich ein prächtiger Junge ist, selbstlos, großmüthig, durchdrungen vom menschlichen Solidaritätsgefühle, dabei aber von einem unglaublichen Leichtsinn, der von Nikodemus fortwährend gezügelt werden muss. Aber zum Glück ist Nikodemus ein sehr strammer Herr, der sein besseres Ich immer rechtzeitig zu bändigen weiß.

Wäre dies nicht der Fall, so würde Nikodemus längst ein Bettler sein, so aber wird man ihn, sobald sich die österreichische Kronenwährung vollends eingebürgert haben wird, mit Fug und Recht einen Millionär nennen können. „Es" — so sei der Kürze halber sein besseres Ich genannt — es regt sich in ihm fortwährend und will ihn zu den

[1]) Aus Willomitzers vor kurzem in der deutschen Verlagsanstalt „Concordia" zu Berlin erschienenen „Letzten Geschichten und Gedichten". Der unwiderstehliche Reiz dieser Geschichten zeigt uns neuerdings, wie viel wir an Josef Willomitzer, er starb am 3. October 1900, verloren haben. Wie ein heiteres Abendroth leuchtet der Genius seines Humors uns noch zurück.
Die Red.

„Sie sitzen auf dem Trümmerhaufen, wie weiland Jeremias auf den Ruinen Jerusalems. Wie soll man da können hart sein. Was werden Sie machen? Ich will kommen zu meinem Geld, und die anderen werden auch wollen kommen zu ihrer Sache. Wie denken Sie, Herr? Werden Sie sitzen bleiben auf Jerusalem, oder werden Sie losschlagen?"

„Wir werden losschlagen", redete Jakob drein, und die Hand hinter dem Rücken machte eine Faust.

Sebald fragte ernsthaft: „Wollen Sie das Gut kaufen?"

„Warum denn nicht? Sie sind ein zu kluger Mann, als dass Sie aufs Verganten warten. Das ruiniert den Credit. Nach den Lasten, die auf Finkenstein liegen, habe ich mich erkundigt, die sind wild. Herr, die sind wild. Ersparen wir uns die Unannehmlichkeiten und machen wir unter der Hand einen christlichen Preis. Ich bin ein muthiger Mann und nehme das Gut für die darauf haftenden Lasten."

„Das glaub' ich", sagte Jakob. „Herr Ehrenpreis, heut' sind Sie umsonst aufgestanden. Finkenstein um das bissel Schulden, das glaub' ich."

„Schön. Sie haben recht. Es ist einfacher — Ihnen das Gut, mir das Geld."

„Kommen Sie, bis Ihr Vertrag abgelaufen ist. Jetzt handeln wir nix", entgegnete Jakob.

„Der junge Herr ist ungemüthlich", sagte der Händler mit weinerlicher Stimme. „Ich erlaube mir aber, nur beim gnädigen Herrn vorzusprechen. Ein einsichtsvoller Mann. Wir machen was recht ist unter Brüdern."

„Danke verbindlichst!" sagte Sebald.

„Bei meiner Treu. Wir alle sind Brüder, nicht wahr? Denken Sie an Hausler und Ehrenpreis, zur weiblichen Seite — spreche ich."

Sebald war ungeduldig geworden und sagte: „In geschäftlichen Angelegenheiten bitte ich, sich an meinem Compagnon zu wenden." Dann gieng er ins Nebenzimmer. Jakob aber blieb ungemüthlich. Er empfahl dem Händler, falls er ernstlich an einen Kauf denke, das Gut näher kennen zu lernen.

„Besser nicht, junger Herr, besser nicht. Es könnte mich gereuen. Vom Dachgiebel bis zum Grundstein — alles verlottert."

„Ah, Sie haben es also schon besehen."

„Nicht minder, wie Ihr Soll. Vom Hauptdebet nicht zu sprechen, sind Sie geklagt vom Krämer in Gug auf siebenhundert Gulden, vom Franzwirt auf hundertsechzig, von den Taglöhnern auf hundertdreizehn, von Gewerbsleuten auf sechzehnhundert, von —"

„Wollen Sie nicht trachten, dass Sie weiter kommen?"

„Und von mir auf sechstausend Gulden — ab morgen."

erst mal beschlafen!" Und als er die Sache beschlafen hatte, da wurde ein Compromiss daraus.

„Weißt du was?" sagte er zu seiner inneren Stimme, „nächstens ist der große Ziehungstag, und ich habe eine ganze Menge von diesen Lospapieren. Wohlan, ich schwöre dir's zu: wenn ich diesmal das große Los gewinne, dann soll der gute Paul den halben Haupttreffer haben, so wahr mir Gott zu dem anderen halben helfe! Das wird doch wenigstens für den armen Burschen und seine vielen Kinder eine gründliche Hilfe sein. Wenn schon etwas geschehen soll, dann soll es etwas Ausgiebiges sein. Paul soll sehen, dass er damals keinen Schubjack aus dem Eiswasser herausgezogen hat!"

„Sehr schön, sehr schön", entgegnete das bessere Ich, „allein wenn nun der Haupttreffer nicht kommt? Das ist doch immer eine sehr unsichere Sache . . ."

„Wenn er nicht kommt, dann wollen wir weiter miteinander reden!" sagte Nikodemus. „Indessen es liegt gar kein Grund vor, mit Bestimmtheit anzunehmen, dass der Haupttreffer nicht kommen wird."

Die gute innere Stimme hätte ja gern noch allerlei Einwendungen vorgebracht, aber sie war daran gewöhnt, unterdrückt zu werden, sie fügte sich also, wenn auch mit Widerstreben.

Das Nächste, was Nikodemus that, war, dass er in die Kirche gieng. Ja, das that er, und das thut er nicht selten, denn wenn er auch bisweilen das Jenseits im Verdachte hat, dass es gar nicht vorhanden sei, so pflegt er sich doch in seiner Besonnenheit immer wieder zu sagen, man könne das unmöglich ganz genau wissen, und am besten sei es doch, für alle Fälle vorzusorgen und es sich nicht ganz zu verderben mit dem Jenseits.

Diesmal aber hatte sein Kirchgang einen ganz besonderen Zweck. „Lieber Gott", so flehte er in der Betbank knieend, „thu's dem armen Paul zulieb, und lass diesmal den Haupttreffer kommen! Du siehst ja in mein Herz, und weißt, dass mein Vorhaben rechtschaffen ist! Dem armen Paul, der mich aus dem Eiswasser gerettet hat, thu's zulieb, denn ich hab's ja Gott Lob nicht so nöthig, und es liegt mir weniger an meiner Hälfte vom Haupttreffer, als an der seinigen . . ."

Nach diesem Gebet fühlte Nikodemus eine wunderbare Zuversicht. Er gieng nach Hause und schrieb dem Paul: „Lieber alter Freund! Geld schick' ich dir zwar heute nicht, aber vielleicht nächstens desto mehr. Vernimm: ich habe ein Gelübde gethan, dir, wenn ich nächstens einen Haupttreffer gewinne, die Hälfte davon zu schenken. Und ich habe das feste, frohe Vorgefühl, dass diesmal wirklich" — u. s. w. u. s. w. Das war der kurze Inhalt des Briefes an den armen Paul.

unsinnigsten Ausschreitungen der Wohlthätigkeit verleiten. Jeden Bettler am Wege will es beschenkt wissen. „Sieh doch den armen Teufel an“, so ruft es seinem Besitzer zu. „Sieh, wie er klappert in dieser grimmigen Kälte! Sieh, wie der Hunger und die Sorge ihn zernagen! Hilf, Nikodemus, hilf, hilf!“ Aber der besonnene Nikodemus läßt sich nicht hinreißen. Er sagt sich, dass er selber bettelarm werden müsste, wenn er allen armen Schluckern helfen wollte. Einmal aber hat „es“ doch in ihm gesiegt, und das soll hier erzählt werden.

Nach Tisch war's, er hatte sehr gut gegessen, rauchte eine Henry Clay, stand am Fenster und sah hinaus in das Schneeflocken-Gewimmel. Da fiengen er und „es“ miteinander zu plaudern an und Folgendes war ihr Zwiegespräch:

Es: Sieh, wie die kleinen, rothwangigen Jungen mit ihren Schlittschuhen, mit ihren schneeverbrämten Kappen lustig vom Schleifplatze nach Hause geh'n! Erinnerst du dich noch, Nikodemus, wie auch du einst so ein kleiner lustiger Schlittschuhläufer warst? Und wie du eines Tages mitten im fröhlichen Eislauf beinah ein trauriges Ende gefunden hättest? Auf dem Schwanenteich war's, da schwankt plötzlich der Boden unter dir, alles stiebt schreiend auseinander, nur du bleibst zurück und steckst bis zur Brust im eisigen Wasser. Da kommt dein Mitschüler Paul mit einer Stange, er schiebt sie dir zu und klammert sich, selber halben Leibes im Wasser, daran fest! . . . Erinnerst du dich, Nikodemus? Und dieser Paul, dein Lebensretter, der ist jetzt selbst in großer Noth. Es geht ihm schlecht mit seinen vielen Kindern, nun ist es an dir, ihm eine Stange hinzuschieben.

Er: Ach was, es wird so schlimm nicht sein. In dem kleinen Nest, wo er wohnt, lebt man sehr billig. Und die vielen Kinder sind seine eigene Schuld. Wenn er ledig geblieben wäre wie ich . . .

Es: Nikodemus, bedenke: Weihnachten ist nicht gar fern, und du brauchst nicht einmal allzutief in die Tasche zu greifen, um einen Schimmer des Glücks über den armen Paul und seine Kinder zu breiten.

Er: Warum schreibt er mir nicht, wenn er in Noth ist.

Es: Er wagt es nicht . . .

Er: Dummer Bettelstolz hält ihn ab.

Es: Dich aber soll nichts abhalten, dem Menschen zu helfen, der dir das Leben gerettet hat.

So sprach Nikodemus mit der inneren Stimme seines besseren Ichs. Da wird ein Brief gebracht, der dem Streite, warum Paul nicht schreibt, ein Ende macht. Der Brief kommt von Paul, und sein kurzer Inhalt ist: Hilf, Nikodemus, hilf!

Das bessere Ich freute sich gar sehr über diesen Brief, Nikodemus aber zerknüllte das Briefblatt und brummte ärgerlich: „Wollen die Sache

für den armen Paul, aber das gieng doch wohl nicht an. Einem Menschen, von dem er zum Teufel gewünscht worden, zum Dank ein Vermögen zu schenken — so viel Edelmuth kann selbst sein besseres Ich von Nikodemus nicht verlangen. . . .

Leben.

Novelle von **Paul Robran.**[1]

An den Firsten der Häuser kämpfte das schwache Abendlicht gegen die heraufstrahlenden künstlichen Lichtfluten.

Laut lärmte das zuckende Großstadtleben auf der geraden Straße, deren Enden sich im Dunstschleier verloren. Schnurrend sausten die Wagen der elektrischen Straßenbahn und sprühten meterlange blaue und grüne Funken knisternd unter den Rädern hervor; Lastwagen polterten über das Steinpflaster; zwischen ihnen drängten sich die flinkeren Droschken mit ihren weißhütigen Kutschern hindurch.

Auf den Fußsteigen hastete und schlenderte die Menge: Arbeiter in graugrünen, verschossenen Anzügen; Maurer, deren blasse Gesichter vom Steinstaub roth getupft waren und die mit ungeschickten, steifen Schritten nach Hause giengen; hübsche und häßliche Fabrikmädchen ohne Hüte, aber mit modern frisierten Haaren, zu dreien und vieren untergefasst, kreischend, lachend und verlangend, dass man ihnen ausweiche; Männer im bürgerlichen Anzug, von denen viele am ledernen Riemen missmuthig ihren Musterkoffer schlenkerten, den sie nun schon den ganzen Tag von Geschäft zu Geschäft getragen hatten.

Mitten im Treiben des arbeitenden Berlins eilten Soldaten nach der nahen Kaserne, voller Sorge, ob sie sich nichts bereits um ein paar Minuten verspätet hatten.

Auf dem Pflaster brütete die schwüle Luft des Sommertags. Die unteren Fenster der Häuser waren noch geschlossen; aber in den oberen Stockwerken hatte man sie bereits geöffnet, in der vergeblichen Hoffnung, einen frischeren Hauch in die dumpfen Zimmer zu bekommen.

Der Generalmajor Heydeking hatte die Scheiben längst aufgestoßen. Unbeweglich saß er schon seit Stunden an seinem Schreibtisch, die Uniform aufgerissen, die Hände schlaff auf den Knien liegend und den weißhaarigen Kopf mit dem langen blonden Bart tief auf die Brust gefallen, die sich in schweren, keuchenden Athemzügen hob und senkte.

---

[1]) Aus „Das große Schweigen und andere Novellen" von Paul Robran. Leipzig. Ernst Keils Nachfolger.

Wie wohl fühlte sich Nikodemus nunmehr, während der grimmige Winter ringsum nach der Pfeife seines Windes die armen Leute auf der Straße hüpfen und tanzen ließ, wie wohl fühlte sich Nikodemus in seinem warmen Pelze und in dem Gedanken an die schöne Weihnachtsbescherung, die er dem lieben Paul und seinen Kindern zu bereiten willens war! Er ward nicht müde, sich alles bis ins kleinste auszumalen.

Aber wie groß auch seine Zuversicht gewesen, so überlief es ihn doch siedend heiß, als der so fest erwartete Haupttreffer wirklich und wahrhaftig kam. „Bei Gott", rief er dann, „es bleibt dabei: Paul bekommt die Hälfte, natürlich die kleinere Hälfte. Ich habe ja nicht gesagt, dass wir den Treffer in zwei gleiche Hälften theilen werden, und es geschieht in Pauls eigenem Interesse, wenn ich ihm eine mäßig abgerundete Summe sende, nicht die ganze Hälfte, denn wiederholt schon soll es vorgekommen sein, dass arme Schelme, wenn sie plötzlich eine gar zu große Summe Geldes bekamen, vom Schlag getroffen wurden oder überschnappten. Das wäre eine nette Weihnachtsbescherung für die armen Kinder, wenn der Vater vor Freude stürbe oder in den Narrenthurm käme. Nein, nein!"

Und er begann darüber nachzugrübeln, wie viel von Pauls Hälfte in dessen eigenem Interesse abzuzwacken wäre.

Aber da kam er schön an. Sein besseres Ich, das so lang zurückgedrängte, bäumte sich gewaltig auf und wurde sogar grob gegen Nikodemus. „Hüte dich!" rief es ihm zu. „Hüte dich vor Winkelzügen, denn diesmal könnte dir das schlecht bekommen. Niemand kann genau sagen, ob es kein Jenseits gibt, und wenn du dem Paul nicht alles gibst, was du der Vorsehung versprochen hast, dann kann sich dies an dir bitter rächen!"

Das sah denn auch der besonnene Nikodemus ein. Sein besseres Ich trug den Sieg davon.

Aber unsere Geschichte ist leider noch nicht zu Ende.

Nikodemus war gerade mit schweren Seufzern darüber her, den halben Haupttreffer an den armen Paul abzusenden, da kam ein Brief von der Post. Es war Pauls Antwort auf den tröstlichen Brief, den Nikodemus nach jenem Kirchgang ihm geschrieben hatte.

Mit großer Bitterkeit wies Pauls Brief die Vertröstung auf den zu erwartenden Haupttrefferantheil zurück. „Hol' dich der Teufel! Ich pfeif dir auf deinen Haupttreffer!" so schloss der Brief.

Da fiel dem Nikodemus ein Stein von der Brust. Die voreilige Großmuth seines Vorsatzes war durch die voreilige Ablehnung unschädlich gemacht. Nikodemus rieb sich vergnügt die Hände. Aber sein besseres Ich war sehr betrübt. Gern hätte es noch einmal das Wort ergriffen

das Bild seiner heißgeliebten, nie vergessenen Frau. Dies war die erste Stunde seit ihrem Sterbetag, wo er sagte: „Gott sei Dank, dass sie todt ist.“

Er zuckte zusammen, hakte mit hastigen Fingern den Kragen ein, knöpfte den Rock zu bis auf die rothe Generalsklappe und zog die Uniform glatt.

Draußen hatte es geklingelt. Es konnte nur eine Ordonnanz sein; aber es konnte auch — Die Fäuste schwer auf den Tisch gepresst, der unter seiner zitternden Wucht bebte, stand der General da und horchte mit angehaltenem Athem auf den schweren Schritt von Laluschek, dem polnischen Burschen, der über den teppichlosen Corridor mit seinen Commissstiefeln nach der Thür stampfte.

Er fasste sich vorn in den Kragen. „Warum kommen sie nicht?“ murmelte er erstickt. „Warum kommen sie nicht?“

Secunden vergiengen. Draußen auf dem Corridor unterdrückt heftiges Sprechen, ein Geräusch wie von ringenden Menschen. Der General nahm die Fäuste vom Tisch und gieng zur Thür, die er aufriss.

Da stand ein junger Officier mit ausgebreiteten Armen vor der Glasthür nach der Treppe, Erich vor ihm und Laluschek in der Ecke, dummes Staunen auf seinem stumpfsinnigen Gesicht.

„Erich!“ grollte der General.

Erich wich zurück und hieng den Kopf, jetzt erst in sein Schicksal ergeben. Willenlos ließ er sich den eisernen Griff am Handgelenk gefallen und hineinziehen in das Zimmer, während der junge Lieutenant hinter seinen Fersen gieng, um ihm die Flucht zu wehren. Von draußen machte Laluschek die Thür zu, behutsam, wie es ihm anerzogen war.

Drinnen ließ der General die Hand seines Sohnes los; er schleuderte sie von sich wie ein ekles Etwas. Erich lehnte sich an den Thürpfosten, das hübsche, leichtsinnige Gesicht von Angst und Scham entstellt, mit zitternden Gliedern.

Durch eine Handbewegung wehrte der General der Meldung des jungen Officiers ab, der stramm vor ihm stand. „Ich danke“, sagte er heiser. „Haben Sie einen besonderen Auftrag?“

„Zu Befehl! Ich soll alle Informationen geben, die der Herr Generalmajor befehlen!“

„Ich — ich danke. Was ich wissen muss, steht in dem Brief. Das andere — wird er mir selber sagen. Sonst noch etwas?“

„Zu Befehl, Herr General. Wir hatten keinen Civilanzug. Darf ich gehorsamst bitten, dass der Herr General uns gelegentlich die Uniform des Cadetten zurückzusenden die Güte hätten?“

„Soll pünktlich geschehen. Ich danke Ihnen.“

Seitdem er am Mittag den Brief aus dem Cadettencorps bekommen und ihn in ahnungsvollem Schrecken geöffnet hatte, saß er so da und starrte auf das weiße Blatt, das nun im Dämmerlicht für seine blutunterlaufenen Augen nur noch ein Fleck war mit zackigen, bunten Rändern. Die Schrift war nicht mehr zu erkennen.

Schwerfällig tastete er nach den Streichhölzern, nahm eins heraus und strich es an. Das Licht blendete ihn so, dass er die Augen schließen musste und im Dunkeln nach der Lampe griff, deren Cylinder in seinen bebenden Händen gegen die weiße Glocke klirrte.

Nun hatten sich seine geblendeten Augen wieder an die Helligkeit gewöhnt; er konnte die steile Schrift lesen.

Pah, er brauchte den Wisch nicht mehr; er kannte ihn auswendig. Was darin stand, hatte sich ihm glühend in die Seele gebrannt, und die hochachtungsvollen Floskeln von tiefem Mitempfinden eines alten Kameraden, die Tröstungen von schlechter Gesellschaft und Verführung — das war alles fauler Zauber. Der Kuckuck sollte es holen!

Er sprang auf, reckte die mächtige Gestalt und schlenkerte mühsam die eingeschlafenen Glieder, bis das Blut in die Adern zurückströmte. Dann gieng er mit unregelmäßigen Schritten auf und ab.

Der langen Rede kurzer Sinn war eben, dass der Junge gemaust hatte. Einen Thaler! Um einen elenden Thaler war der letzte seines Hauses und seines Stammes zum Dieb geworden, um einen Thaler, den er in Berlin verjubelt hatte mit dem anderen sauberen Früchtchen, dem Wartsleben, den sie schon vor einem Jahr aus dem Corps geschafft hatten. Zu Ende die Soldatenlaufbahn, ehe der Junge sie nur angefangen hatte. Mit achtzehn Jahren, dicht vor dem Examen zu Ende. In den Schmutz gestampft alle Hoffnungen, alle stolzen Träume, aller Ehrgeiz, den er für Erich gehabt hatte. Nun war Erich weiter nichts als ein nichtswürdiges Mitglied der menschlichen Gesellschaft, jemand, der immer tiefer hinabgleiten würde, um eines Tages in der Zeitung aufzutauchen unter der Spitzmarke „Was Berlin verschlingt“.

Der alte Mann ballte die Fäuste, und die Adern an seiner Stirn schwollen an. „Das nicht!“ schrie er laut in das einsame Zimmer, „das nicht, und wenn ich's mit eigener Hand thun müsste!“

Hastig trat er an den Schreibtisch, drehte den Schlüssel um und zog den Kasten heraus. Da lag ein kleines Lederfutteral. Er nahm es und drückte auf den unsichtbaren Knopf. Das matte Licht der Lampe blitzte auf dem silberbeschlagenen Griff des Revolvers. Er untersuchte ihn — die Waffe war geladen.

Behutsam legte er sie auf die Tischplatte und deckte sein Taschentuch über das blitzende Ding. Es lag gerade vor dem Bilde seiner Frau, das in einem bescheidenen Rahmen auf dem Schreibtisch stand,

„Wer ist denn noch schuld, Junge?"

Erich stöhnte, dann richtete er sich auf und sah dem Vater gerade in die Augen.

„Du!" sagte er leise.

Der Alte lachte höhnisch; dann sah er Erich wieder von oben bis unten an, wie ein seltenes Thier in der Schaubude. „Darauf — bin ich wirklich neugierig", sagte er mit kaltem Spott. „Erzähle. Aber setz dich erst, denn die Memme zittert wie Espenlaub. Natürlich, alle Diebe sind feig. Dahin setz dich!"

Von seiner strammen Stellung erlöst, die ihm noch den letzten Halt gegeben hatte, knickte Erich auf einem Stuhl zusammen. Er schlug die Hände vor das Gesicht und stützte die Ellbogen auf die Knie, so dass die weiten Ärmel von den mageren Handgelenken zurückfielen.

Der General zog die buschigen Augenbrauen zusammen; die Mundwinkel sanken ihm herab, und er starrte mit gesenktem Kopf auf den Sohn. Wie ähnlich der Junge seiner Mutter war! Dieselben schmalen Handgelenke, das gleiche Oval des feinen Kopfes.

Er griff nach der Wasserflasche, schenkte sich ein Glas ein und trank mit gierigen Schlucken, trank das wilde Schluchzen herunter, das in der Kehle heraufdrängen wollte. Dann gieng er schweigend auf und ab, bis er fühlte, dass er seine Stimme wieder in der Gewalt hatte.

„Sprich", sagte er endlich kurz. „Ich bin schuld, behauptest du. Das möchte ich doch wirklich wissen, wie du das herausdrehen kannst."

Erich nahm die Hände vom Gesicht. Nasse Spuren zogen sich von den Augen herunter zu den zuckenden Lippen, die von Durstqual fast zerrissen waren. „Ich wollte nicht Officier werden. Du hast mich dazu gezwungen. Ich passe nicht da hinein in den Drill."

Der General lachte höhnisch. „Jawohl — ein Maler wolltest du werden — ein Pinseler. Den Unsinn hab' ich dir gründlich ausgetrieben. Und deshalb hast du gestohlen? Du wolltest dir wohl Farbe kaufen, he?"

Erich hieng den Kopf.

„Angesehen!" commandierte der General. „Sag mir die Lüge noch einmal ins Gesicht!"

Erich sah in dumpfem Trotz auf. „Nein, das hab' ich nicht gethan. Aber man will doch auch mal ein Mensch sein, wenn man achtzehn Jahr ist. Wenn wir auf Urlaub waren, hatten alle Kameraden Geld, nur ich hatte nichts."

„Weil du es vorher vernascht hattest — natürlich."

„Sie hatten alle mehr, sie konnten was unternehmen, sie konnten sich amüsieren."

Der General lachte schnaufend. „Also amüsieren wollte sich der junge Herr, was unternehmen. Sehr schön. Und wie hast du dich

Der Lieutenant war entlassen; aber er zögerte unmerklich. Sein Blick irrte von dem harten Gesicht des Alten nach der bebenden Gestalt, die da so haltlos am Thürpfosten lehnte. „Gestatten mir Herr General noch einige Worte", sagte er hastig und leise.

Der General neigte den Kopf.

Der Lieutenant trat zu Erich und legte ihm die Hand auf die Schulter. „Leben Sie wohl", sagte er laut, „lassen Sie den Muth nicht ganz sinken. Ich war einmal Ihr Erzieher, und ich habe Ihre guten Gaben immer anerkannt, trotzdem ich Sie oft wegen Ihres Leichtsinns warnte. Werden Sie jetzt ein braver Mensch nach der furchtbaren Lehre. Ihr Herr Vater wird Ihnen seine schützende Hand reichen, halten Sie sich an der fest."

Erich bewegte tonlos die Lippen.

„Bedank dich", sagte der General mit eisigem Ton.

„Danke gehorsamst, Herr Lieutenant", stammelte Erich.

Der junge Officier fühlte, dass er kein Wort mehr sagen durfte, dass das schon zu viel gewesen war vor dem strengen Mann, der wie aus Stein gemeißelt regungslos dastand, Hohn in den düsteren Augen. Eine kurze Verbeugung, seine Hacken klappten zusammen, und er war fort.

Als die Thür hinter ihm zugeschlagen war, machte Erich eine hastige Bewegung — ihm nach, der doch wenigstens Mitleid hatte, fort von den blutunterlaufenen Augen des Vaters.

„Du bleibst", sagte der General kurz. „Komm her!"

Erich gehorchte mit einem Ruck. In militärischer Haltung stand er vor dem General in Uniform, der seine Hände auf dem Rücken verschränkte und ihn von Kopf bis zu Fuß schweigend musterte und den Athem schnaufend durch die zitternden Nasenflügel blies. Erich rührte sich nicht.

„Also so sieht ein Dieb aus — Warum antwortest du nicht?"

„Zu Befehl", sagte Erich mechanisch.

Der General lachte grimmig. „Zu Befehl", sagte er mit beißendem Spott. „Hab' ich dir das befohlen, Junge? Ich habe dir befohlen, du solltest mir und unserem Namen Ehre machen. Und was hast du gethan", fuhr er fort, während seine alte Commandeurstimme zu dem schmetternden Klang vor der Front anschwoll. „Schande hast du mir gemacht! Schande! Schande! Schande!"

Erich wich vor den geballten Fäusten und dem furchtbaren Ton zurück.

„Stillgestanden!" donnerte der alte Mann. „Feigling! So sprich doch endlich, du Lümmel! Wie hast du das thun können?"

Erich bewegte die weißen Lippen, vergeblich. „Ich bin nicht allein schuld", sagte er endlich tonlos.

nicht herausgekommen — die Kameraden waren eklich böse auf den Müller."

Der General fuhr auf und schüttelte die Hand ab. „Schweig! Du bist nicht schlecht? Grundschlecht bist du, du bist nicht nur ein Dieb, du bist ein Feigling. Ob's herauskam oder nicht, das war deine einzige Angst. Vor dir selber hättest du nicht mehr leben dürfen — vor deinem eigenen Ehrgefühl."

„Vater!"

„Und ein Lügner bist du auch. Selbst jetzt willst du mich noch belügen. Du denkst wohl, ich weiß nicht alles? Deine Kameraden waren nicht böse auf Müller, sondern auf dich. Drei Wochen lang hast du den Verdacht auf einem ehrlichen Menschen liegen lassen, ohne dich zu rühren. Du hast es zugegeben, dass die Ordonnanz in Haft saß. Du hättest geschwiegen, wenn er deinetwegen zu einer entehrenden Strafe verurtheilt worden wäre. Du willst nicht schlecht sein? Pfui!"

Er spie Erich vor die Füße, wandte sich kurz um und riss das Taschentuch von der Pistole.

„Da", keuchte er, „wenn du überhaupt noch so viel Muth hast. Bist du auch dazu zu feige, willst du weiterleben trotz der Schande — weißt du, was aus dir werden wird? ‚Von Stufe zu Stufe', so steht immer in den ekelhaften Gerichtsverhandlungen, wenn ein Mensch aus guter Familie im Zuchthaus endet. Mit kleinen Betrügereien haben sie alle einmal angefangen, und als vollkommene Schufte enden sie. Nimm! Wenn ich dich nicht ganz verachten soll!"

Erichs Hand griff nach der Waffe. Stumm klappte er das Kästchen zu und nahm es in die Hand, und dann stand er regungslos im Licht der Lampe.

Der General trat an ihn heran. „Deine Uniform werde ich morgen zurücksenden. Wo dein Herz ist, wird ein dunkler Fleck sein. Bring vorher deine Sachen in Ordnung, geh!"

Erich sah auf. In seinen schönen Jünglingsaugen lag der Blick eines verhetzten Thieres. „Vater!" sagte er flehend.

„Ich habe keinen Sohn", sagte der alte Mann heiser. „In einer Stunde werde ich wieder einen Sohn haben. Dem Todten vergebe ich — dem Lebenden nicht."

Mit gesenktem Kopf gieng Erich.

Mächtig arbeitete es in der Brust des Alten.

„Erich!"

Dann presste er die Lippen fest zusammen und winkte mit der Hand ab.

„Später", sagte er rauh, „später. Geh — mein Sohn!"

Solch eine heiße, bange Angst in dem Wort Sohn — und Erich verstand diese Angst.

amüsiert? In Uniform bist du von mir weggegangen und hast dich bei Wartsleben umgezogen. Mit diesem Hunde hieltest du dich nicht für zu gut zu verkehren. Weiß der Teufel, wo ihr sauberen Bürschchen euch heimlich herumgetrieben habt. Dich hast du selber auf dem Gewissen, und vielleicht auch der Wartsleben."

Erich griff gierig nach diesem Namen. „Ja, es war immer Wartsleben, der mir zuredete. Er hat für mich bezahlt, und zuletzt wollte er nicht mehr. Da hab' ich die Dummheit begangen — es thut mir ja leid, furchtbar leid. Ich schwöre dir, ich wollte den Thaler zurücklegen, sobald ich mein Taschengeld von dir bekam. Cadet Müller zählte sonst niemals sein Geld nach — diesmal hat er's gerade gethan. Und so kam's heraus."

Der junge Mann schluchzte laut auf. Stromweis liefen ihm die dicken Thränen über die blassen Backen.

Der Oberst trommelte mit den Fingern auf der Tischplatte. In seinem strengen Gesicht arbeitete es furchtbar.

So hatte seine Mutter geweint — in der letzten Stunde.

„Sagen Sie ihr nichts vom Sterben, sie ist völlig ahnungslos", hatte der Arzt gesagt. „Lassen Sie sie so still hinüberschlummern — es wird ohne Todeskampf geschehen."

Der Mann hatte von seinem Standpunkt als Arzt gesprochen. Aber er war ihr Gatte; er war für ihre Seele verantwortlich, die er nicht unvorbereitet vor den Richter treten lassen konnte. Nicht ohne Abendmahl durfte sie hinübergehen.

Und er hatte sanft ihre Hand genommen, die schon so kalt war und sie leise gebeten, ganz vorsichtig, ob er nicht zu seinem Trost den Prediger mit dem Abendmahl kommen lassen dürfe, um es mit ihr zu genießen.

Da hatte sie die Augen in wahnsinnigem Schrecken aufgerissen. „Sterben", hatte sie mit heller Stimme geschrien, „ich muss sterben! Ich will nicht sterben. Du bist schlecht."

Was er auch noch gesagt, wie er gebeten und sie vorzubereiten gesucht hatte, sie hatte ihn nicht mehr hören wollen. In ein wildes Zittern war sie verfallen, und zitternd war sie gestorben, von ihm abgewandt, das Todesgrauen in den brechenden Augen.

Vor zehn Jahren die Frau — heute den Sohn. Er stöhnte laut. Erich hörte es. Ein Hoffnungsschimmer blitzte in seinem vergrämten Gesicht auf. Scheu legte er die Hand auf den Ärmel des Vaters.

„Vater", sagte er stockend, „ich will ja auch ein ordentlicher Mensch werden! Ich gebe dir mein Wort, ich will nun ehrlich arbeiten, ich — ich bin doch nicht schlecht, Vater! Es war ja nur so dumm von mir! Und hätte der Müller nicht gleich gepetzt, wäre es ja auch gar

zielen und lebte womöglich als Krüppel mit einem Auge weiter. Wo saß das Herz genau?

Die Pistole schlaff in der rechten, herabhängenden Hand, die Linke auf die Brust gepresst, stand er und fühlte sein Herz klopfen.

Da saß es! Wie es dumpf gegen die Rippen pochte.

Also dahin musste er zielen.

Er legte sich lang auf das Bett und legte die Pistole neben sich auf den Stuhl.

Wie's wohl sein würde? Eine Minute oder eine Ewigkeit? Ein rasender Schmerz oder gar keiner?

Sterben!

Er biss die weißen Zähne zusammen. Sterben — und nicht gelebt haben! Nur immer den Hunger nach Leben, das erst anfangen konnte, wenn er aus dem verfluchten Drill heraus war, in dem man ihn um seine Jugend und um seine Kindheit betrogen hatte. Ochsen, immer ochsen, fortwährend unter Aufsicht, und hinter den rothen Mauern lag die Freiheit und das lockende Glück.

Wartsleben hatte die Schande überlebt. Der hatte auch keinen Vater mehr, nur eine gute, kränkliche Mutter, und er kümmerte sich nicht darum, dass sie sich fast die Augen um ihn ausweinte. So ein Hund! Der war an allem schuld mit seinem ewigen: „Komm mit! Sei nicht so dumm! Dein Alter merkt's ja nicht; du musst es nur ein bisschen schlau anfangen."

Sterben!

Ein heißer Schauer überlief ihn, ein Lebensschauer seiner Jugend und seiner Kraft.

Wahnsinnigen Durst hatte er! Er sprang auf und öffnete die zweite Flasche. Ach, wie das wonnig durch die verbrannte Kehle rannte, wie so ein elendes Glas Bier einem schmeckte!

Ordnung sollte er vorm Sterben machen; beinahe hätte er das vergessen.

Er nahm den Schlüssel aus der Hosentasche und schloss den obersten Commodenkasten auf. Da lagen alle seine Heimlichkeiten: ein rothes Band, ein paar Glasperlen, die er Mizi vom Ärmel gerissen hatte, halb bezecht und wahnsinnig verliebt.

Ob er's wohl Mizi schreiben sollte? Oder noch einen Brief an Wartsleben und dem einen Gruß an die schöne Kellnerin auftragen?

Da lag auch noch in einem dünnen, goldgeränderten Couvert die Schnellphotographie: er und Wartsleben in Civil, auf dem Tisch sitzend. Wie ein paar richtige Bummler sahen sie aus, die verknitterten Hüte schief auf dem Ohr und Cigarren im Mund.

Straff nahm er sich zusammen und gieng hinaus ohne einen letzten Blick.

Er gieng. Über den kleinen Corridor, an der Küche vorbei, wo die beiden Burschen saßen und ihre Knöpfe putzten, stumpfsinnig, mit gelangweilten Gesichtern, hinein in das kleine Zimmerchen, das er immer bewohnt hatte, wenn er auf Urlaub zu Hause war.

Es war ein sehr kleines Zimmer und hatte gerade nur Platz für das Feldbett, einen eisernen Waschtisch, einen Schrank und eine Commode.

Laluschek hatte die Lampe auf die Commode gestellt und daneben zwei Flaschen Bier und ein paar Butterbrote. So war es jedesmal, denn zunächst hatte Erich immer furchtbaren Hunger und Durst, wenn er nach Haus kam.

Hunger hatte er nicht, aber Durst! Die Zunge klebte ihm am Gaumen. Bier — Gott sei Dank!

Er bog den eisernen Flaschenverschluss zurück, die Porzellankapsel sprang mit einem Schnalzen auf, das warmgewordene Bier schäumte heraus. Erich goss es in das Glas und tauchte die brennenden Lippen lechzend in den Schaum.

Ach, wie wohl das that!

Und noch ein Glas, ebenso rasch getrunken bis auf die Neige. Kein Tropfen mehr drin; nur am Rand klebte der bräunliche Schaumstreifen.

Schon wollte er die zweite Flasche öffnen; da fiel ihm ein, dass das ja der letzte Trunk in seinem Leben sein würde, und schaudernd zog er die Hand zurück. Er setzte sich auf den Bettrand und starrte ins Leere.

Sterben!

Er hatte ja sterben wollen in der Nacht, nachdem am Abend alles herausgekommen war, und er so in die Enge getrieben wurde, dass er beichten musste. Keine Waffe hatte er gehabt, und draußen vor der Thür patrouillierte die Wache.

Da hatte er sich zum oberen Fenster hinausgewunden und hinabgesehen in den steinernen Hof hoch oben vom dritten Stockwerk. Als er in die schwarze Tiefe sah, hatte er es nicht gekonnt und war zurückgekrochen in sein Bett. Hätte er es doch gethan! Dann wäre ihm wenigstens die Scene vorhin erspart geblieben, und sterben musste er ja doch.

Erich nahm behutsam die Pistole heraus und setzte die Mündung an die Stirn. Jetzt nur nicht denken, ein leiser Ruck mit dem Finger — und vorbei war's. Nein. Der Vater hatte befohlen, er solle sich ins Herz schießen. In den Kopf war auch dumm. Man konnte vorbei-

Jetzt dachte er nur daran, dass es Gold war.

Ein langes Sammtband hieng daran, an dem man noch die Druckstellen der Schleife erkennen konnte, wo es immer zugebunden gewesen war.

Er steckte das Kreuz in die Hosentasche; als er die Hand herauszog, quoll das Band mit hervor. Ungeduldig stopfte er es zurück, und wieder kam es mit der Hand heraus. Endlich saß es darin.

Auf den Zehenspitzen schlich er hinaus, lauschte einen Augenblick an der Thür des Vaters und schlich weiter zu der Corridorthür, die er mit Herzklopfen öffnete, vorsichtig, sehr vorsichtig, dass sie nicht knarrte.

Nun stand er auf der Treppe und hielt den Thürknopf in der Hand. Das Schloss schnappte hart ein.

Der General hörte es. In einer Agonie von Schmerz hatte er auf den furchtbaren Ton gewartet, der ihm sagen sollte, dass er sich seines Sohnes nicht mehr zu schämen brauchte. War es jetzt eben geschehen?

Aber nein. Das hatte ja lauter klingen müssen, selbst durch die Thüren, und trotzdem er in seiner Qual beide Ohren mit den Händen bedeckt hatte.

Taumelnd stand er auf und tastete sich zu Erichs Zimmer. Die Thür war offen. Friedlich brannte die kleine Lampe. Da lag die Pistole an dem zerwühlten Bett, da standen die leeren Flaschen, und über der Stuhllehne hieng die Uniform. In einem Augenblick hatte es der alte Mann begriffen.

Mit ein paar großen Sätzen stürzte er in sein Zimmer und beugte sich zum Fenster hinaus. Eine Gestalt trat eben aus dem Hausflur und sah sich um.

„Erich!“

Seine mächtige Stimme drang nicht hinunter in den Straßenlärm. Die hellen Wagen sausten und glitten funkensprühend über die Schienen, rasselnd fuhr ein Wagen vorbei, der mit eisernen, knatternden Trägern beladen war. Da hasteten dichte Menschenscharen — und unter ihnen verschwand Erich — spurlos.

Mit einem furchtbaren Lachen, das seinen ganzen Körper krampfhaft erschütterte, stand der General da und starrte hinunter in das Getriebe.

Wieder einer mehr verschlungen von der Großstadt, die täglich so viele kranke Existenzen in ihrem Riesenmund zermalmt. Ob ihn die Flut ganz in den Schlamm wühlte, ob sie ihn noch einmal an die Oberfläche tragen würde, für ihn war der Sohn gestorben in dem Augenblick, als er nicht den Muth hatte, seine Schuld mit seinem Blut abzuwaschen.

Und plötzlich stahl sich in seine Seele eine wilde Freude, dass der Junge nun doch nicht todt war, das Vatergefühl, das er seinem Stande

Das war alles von dem tollen Nachmittag, zu dem er den Thaler genommen hatte und damit sein Leben verspielt. Wenn ihm das einer in dem Augenblick gesagt hätte!

Und dabei hatte Wartsleben so viel ausgegeben, dass es ihm auf den Thaler auch nicht hätte anzukommen brauchen.

Wo der nur all das Geld her bekam? Denn so viel konnte ihm ja seine Mutter gar nicht geben, wie er bloß alle Tage vertrank und verrauchte.

Er war eben ein ganz gemeiner Kerl. Er spielte mit Gott weiß wem „meine Tante, deine Tante", auch mit Buchmachern und Jockeys, wenn er sonst keinen anderen Kumpanen fand.

Alles, was noch gut und anständig an ihm war, hatte sich immer gegen Wartsleben gesträubt.

So frech saß er da mit einem breiten Grinsen in dem schwammigen Gesicht, das richtige Bummelgenie, maßlos dick durch das viele Biertrinken.

So frech!

Aber das richtige, pralle Leben — und kein Tod.

Herrgott im Himmel! In den Adern diese Kraft, den ganzen Körper so zucken zu fühlen vor Lebensmuth und hineinmüssen in die dunkle Grube um einen einzigen dummen Streich!

Und wenn er es nun machte wie der andere? Rasch die Uniform ausziehen, in den Civilanzug kriechen und hinaus auf die Straße?

Aber wovon leben? Er hatte keinen Groschen Geld, keinen Verwandten und keinen Freund — außer Wartsleben. Der würde ihm für die ersten Tage helfen — und dann?

Auch spielen — meine Tante, deine Tante, gerade wie der andere „von Stufe zu Stufe"?

Aber leben — leben, und nicht sterben müssen!

Mit fliegenden Fingern riss er den Schrank auf und nahm den Civilanzug heraus. Er war ihm zu eng geworden. Die Knöpfe passten nicht mehr.

Da knarrte eine Thür.

Athemlos stand er und horchte. Es war nur Laluschek, der über den Corridor stampfte. Wenn ihn der Vater geschickt hatte?

Nein. Er gieng vorüber, und nun war wieder alles still. Erich nahm den Hut und blieb dann überlegend stehen. Auch nicht einen Groschen Geld hatte er.

Das goldene Kreuz fiel ihm ein, das der Mutter gehört hatte und das ihm der Vater bei der Confirmation als Andenken gab. Wie oft hatte er es in schwärmerischer Inbrunst geküsst, sich in seinem liebeleeren Leben nach der Mutter gesehnt!

So pflegte er auch die Bransch der Sämereien. In einer Vorstadt war ein Gärtner — der, wenn man auf dem Schlossberge stand — ganz gewaltig hereinfunkelte. Das heißt, der Gärtner selber funkelte nicht, auch die Augen seines Töchterleins konnte man ganz so weit nicht funkeln sehen, aber die Glashäuser funkelten, in denen der Gärtner seine Tropenwelt hatte. Also dort fand sich der Gustel öfter ein mit seiner Kraxe, um Samen zu kaufen für die fruchtbare Gartenerde zu Oberbach. Und wenn der Gärtner manchmal nicht zu wege war, so gieng er mit der Mitze so zwischen den Beeten hin, bewunderte die üppigen Kohlköpfe und die leuchtenden Theerosen und die Kakteen hinter den Glaswänden und die —. Es kann nicht mehr länger verschwiegen werden, dass der Gustel ein hübscher junger Mann war und dass die Mitze bisweilen eine rothe Nelke pflückte, um sie ihm ins Knopfloch zu stecken. Sehen Sie, liebe Leserin, und auch diese Nelken bewunderte er. Und wenn er Salatsamen, Kleesamen, Rübsamen gekauft hatte, gab ihm die Mitze als Draufgabe noch ein volles Dütchen mit, da war der „Allerlei-Blümel-Samen“ drin. Er möchte ihn nur einmal säen in seinem Garten zu Oberbach, dann würde er schon sehen, was da hervorkäme!

Und hernach im Frühsommer, als alles im wilden Prangen war im Gebirge, was kam hervor aus dem Samen, den der Gustel in einer Ecke seines kleinen Hausgartens eingehegt hatte? Lauter blaue Vergissmeinnichte und brennend rothe Herzlieberln! — Na, das hat den Gustel nicht schlecht nachdenklich gemacht. Da könnte man ja ein Geschäft machen. Die Nachbarinnen werden gewiss auch gern solche Gartenzier haben mögen, da will er doch nächstens auch Allerlei-Blümel-Samen einkaufen. — Und als er dann wieder in der Stadt war und wieder in der funkelnden Gärtnerei, da kam ihm die Mitze noch viel liebenswürdiger entgegen und fragte, was denn aus ihrem Samen gewachsen wäre? — Ob die Mitze hübsch war? Ich bitte Sie! Ein Gärtnerstöchterlein, das immer mit Blumen und Rosen zu thun hat, und nicht hübsch sein! Die beiden giengen Arm in Arm und saßen in der Laube, und der Gustel fragte sie, was sie meine, ob nicht das Wetter umschlagen würde. Seine Meinung wäre, dass es regnen solle, auf der Straße habe es schon einen abscheulichen Staub.

Ob es in Oberbach auch staubig wäre?

Es wäre auch in Oberbach staubig.

Sie gedenke einmal nach Oberbach zu kommen, um zu sehen, wie er lebe.

Das wäre schön. In Oberbach gebe es aber dies Jahr sehr viele Weißlinge. Dann im Herbste die Raupen. Vor drei Jahren hätten die Raupen ihm fast den ganzen Kohl gefressen.

und seinem Namen geopfert hatte. Zornig über seine eigene Schwäche, kämpfte er es nieder. Für ihn gab es kein Leben ohne Ehre.

Der einsame Mann brach an dem geöffneten Fenster zusammen.

Zu ihm herein drang das Hasten und Rollen und Raunen, der Pulsschlag der Menschheit, die täglich wächst und mehr und mehr die Erde erfüllt, weil sie dem großen Naturgesetz gehorcht, das den Tod mit dem schaffenden Leben überwindet.

Das Ehehindernis.

Eine überflüssige Geschichte von **Rosegger.**

Die Dorfkaufleute schelten sich bei guter Laune selbst gerne „Krämer“. Das vertragen sie ganz gut. Wenn sie aber gelegentlich ein anderer so nennt, das vertragen sie nicht. Und sie haben recht. Sie zahlen Steuer als Kaufmann und gehören wohl auch zur Handelskammer. Also — wenn sie sich selber „Krämer“ nennen, so ist das Bescheidenheit, und wenn sie andere so nennen, so ist das Unverschämtheit. Manche von ihnen reisen jährlich mehrmals in die Stadt, um Großeinkäufe zu machen. Hier nehmen sie einen Sack Reis, dort ein Kistel Zibeben, da ein Fässlein Kaffee, hier drei Zuckerhüte, dort eine ganze Schachtel mit Zwirn und Bändern, da etliche Buch Kanzleipapier u. s. w. Jawohl! Da sind sie ganz Großkaufmann, dieweilen sie sich daheim natürlich als „gemischte Warenhandlung“ auf den Kleinverschleiß verlegen müssen. Aber das macht nichts. So hatten sie alle angefangen, auch jene Handelsherren, die später in Großstädten ihre riesigen Warenhäuser, in den Häfen ihre Docks und auf den Meeren ihre Schiffe haben.

Der Gustel von Oberbach will's ja auch noch so weit bringen, das heißt, er selber ist mit der Krämerei zu Oberbach vollauf zufrieden, aber sein Sohn einmal, wenn er Glück hat — ! Der Gustel sitzt mit seinem Oberbach in einem Landwinkel, in welchen bisher noch keine Eisenbahn hingefunden hat, so sehr sie auch im Lande umherkriecht durch Berg und Thal, um womöglich alle schönen Ortschaften an ihre Schnur zu fassen. Oberbach duckt sich hinten oben zwischen den Bergen und meint ganz leise, es wäre vortheilhafter, wenn Oberbach auf die Eisenbahn pfeife, als umgekehrt. Und so ist der Gustel noch einer von denen, die mit ihrer Kraxe über Berg und Thal gehen, um in der Stadt die Großeinkäufe zu machen. Dort wusste er gute Quellen. Im Denken und Reden war er sonst etwas schwerfällig und nicht der Geschickteste, aber was das Geschäft betraf, da stellte er seinen Mann, und sein Handel breitete sich aus über unterschiedliche „Branschen“.

verstellen. Ich weiß ja so schon von der Sache. Ich sage Ihnen das Eine, Sie haben bloß zuzugreifen."

„Ich? Wo?"

„Das Mädel gefällt Ihnen doch!"

„Die Mitze. Ein liebes Mädel ist's, ich sag's gleich, wie ich mir's denke."

„Also machen Sie Ernst."

„Mit der Mitze, meinen Sie?" fragte der Gustel, nicht wenig verwirrt. „Das wird halt doch nicht gehen."

„Wieso nicht gehen? Bis über die Ohren verliebt ist das Mädel in Sie. Und die Alten sagen: In Gottesnamen. Verlassen Sie sich auf mich. Und kriegen ein par Tausend Gulden mit auf die Hand. Nicht zu verachten — was?"

„Wohl wahr, nicht zu verachten", gab der Gustel bei.

„Nun sehen Sie: Und fleißig ist das Mädel auch. Den ganzen Tag auf den Füßen und laufen wie ein Wiesel, im Haus, im Garten, überall, wo's noth thut. Das wird eine Muster-Hausfrau. Sie können keine bessere kriegen."

Der Gustel kratzte sich hinter den Ohren, im aschfalben Haar, und meinte: „Es ist halt so eine Sach'! Es wird nicht gehen. Es wird nicht gehen."

„Sie glauben, dass sich das Mädel nicht auf das Land wird schicken können. Oh, ich sage Ihnen, die schickt sich in alles. Die wird Ihnen das Haus und das Geschäft gerade so gut versorgen, wie den Garten."

Der Gustel trank einmal, wischte sich mit dem Ärmling die Lippen ab und sagte: „Ich glaub's ja, ich glaub's ja. Aber — es ist halt ein Ehehindernis."

„Ja — ist sie Ihnen etwa blutsverwandt?"

„Na, das glaub' ich nicht. Aber, wissen Sie, Herr Grammel", er unterbrach sich und trank, und stellte das Glas wieder hin und wischte sich die Lippen diesmal mit der Rückseite der Hand ab, „wissen Sie, ich bin halt schon seit drei Jahren verheiratet."

Sie wollte ihm schon auf den Garten schauen.

Ja, man glaube nicht, was selbst ein Kohlgarten für Arbeit brauche.

So eine eigene Wirtschaft zu haben, das wäre ihre größte Freude.

Sie mache schon auch Sorgen. Wenn's halt wieder einmal regnen thäte. —

Weiter kamen sie nicht.

Im darauffolgenden Herbste erhielt der Gustel in Oberbach einen Korb Pfirsiche „von einer guten Freundin", wie es auf beiliegendem Zettel hieß. Zu Neujahr kam ein Brief, in welchem sich ein nacktes Kindlein befand. Das Christkind konnte mit diesem Bild kaum gemeint sein, weil das Kindlein einen Bogen und einen Pfeil hatte. Der Gustel wusste nicht recht, was er sich davon denken sollte, versteckte aber den Brief, dass ihn niemand sehen konnte.

Im selbigen Nachwinter kam der Gustel wieder einmal in die Stadt. Der Geschäftsfreund, bei dem er Zwirn, Bänder und rothe Strickwolle einkaufte, hieß ihn niedersitzen, und dieweilen er ihm für den Korb das Paket zusammen machte, legte er gelinde die Frage hin: „Brauchen Sie heuer nicht wieder Gartensamen?"

„Wird eh sein, dass ich wieder einen brauche", antwortete der Gustel.

„Ich glaube —" sagte der Kaufmann, dann hielt er ein und guckte den Landkrämer schalkhaft an. „Mich däucht, Sie werden ohnehin schon wieder erwartet draußen in der Gärtnerei."

„So! Hat er heuer besonders guten Samen?"

„Ich denk' schon. — Gut ist's, da haben Sie Ihre Sachen." Damit warf er das Paket in den Korb und setzte sich zu seinem Kunden, zu dem mittlerweile auch eine Flasche Wein gekommen war. Er schenkte zwei Gläser voll.

„Leben sollen's, Herr Gustel!"

„Ebensoviel!"

Sie stießen an und tranken.

„Ah, der Wein ist aber gut", sagte der Gustel.

„Wollten Sie mich nicht einmal mitgehen lassen hinaus zum Gärtner?"

„Warum denn nicht", sagte der Gustel. „Der Weg ist breit genug für allzwei."

„Vielleicht könnt' ich mir einen Pelz verdienen. Wär' mir nicht zuwider, jetzt im Winter."

„Einen Pelz kann man recht gut vertragen", antwortete der Gustel.

„Herr Gustel", sagte der Kaufmann und legte ihm die Hand recht freundlich auf die Achsel: „Vor mir brauchen Sie sich nicht zu

Narrenlied.

Fortschritt und Wissenschaft,
Bildungsverfeinerung,
Wohlstand, Gesetzeskraft,
Roheitsverkleinerung,
Völkerfried', Weltenglück
Sonnenerhellt! —
Ich blieb allein zurück,
Pfeif' auf die Welt!

Bin just kein Sonntagskind
Grad so wie die.
Frag' wo ich Wahrheit find',
Treffe sie nie.
Fried' und Gerechtigkeit
Erdenvermählt?!
Floh'n wohl schon lange Zeit
Fort aus der Welt!

Höher noch, weiter noch!
Gilt heut' der Preis.
Mütterchen Erde doch
Dreht sich im Kreis.
Sagt, wo Zurück und Vor,
Anfang und End' gestellt?
Kam wer durchs Todesthor
Wieder zur Welt?

Wie sie um's Kalb sich
Wirbeln und drehn,
Sehen schon halb sich
Als Herrgötter stehn!
Täglich gescheiter!
Hui, wie das gellt!
Kommen nicht weiter
Doch auf der Welt!

Komm, alter Weinkrug,
Hervor aus dem Schrank!
Du machst allein klug,
Stark ohne Wank.
Lass nur der Schar
Was ihr gefällt —
Ich bleib' ein Narr
Und pfeif' auf die Welt!

Höhe und Tiefe.

Im Luftballon auf schwanker Gondel fliegt
Der Forscher auf zu unermess'nen Höh'n;
Er sieht des Himmels Blau und Glanz vergeh'n,
Und kaltes Nichts um seine Sinne liegt.

Tief in des Meeres tiefsten Gründen wacht
Der Taucher um versunk'ner Schätze Hort;
Es dräut die See in grauenvoller Nacht,
Das ew'ge Schweigen bricht kein Laut, kein Wort.

Hoch über Dem liegt warmer Sonnenschein,
Tief unter Jenem Leben, Luft und Glück —
Was kann die Höhe, was die Tiefe leih'n?

Das blüh'nde Leben schwand dem Forscherblick,
Die starre Einsamkeit nur hüllt sie ein
Und gibt die off'nen Fragen stets zurück.

Glaube.

Auf der Höhe beim Lindenbaum
Sitzt ein sinnender Greis.
Enkelein spielt am Wegessaum
Lustig nach Kinderweis'.

Hinter dem Berg im Flammenkuss
Sonne schied von der Welt,
Leuchtend streifet ihr letzter Gruß
Über Wälder und Feld.

Kindchen spricht: „Großvater, schau
Dort das goldene Thor;
Hinter dem Wald so dunkelblau
Strahlt es glänzend hervor.

Dort ist der Weg zum Himmel, gewiss,
Gern möcht' den Himmel ich seh'n,
Wo der liebe Gottvater ist,
Und die Engelein steh'n!"

Streicht der Alte mit der Hand
Ihm durch's goldene Haar:
„Nur ein kleiner Hügelrand
Trennt uns davon, fürwahr.

Sitzt auf goldenem Himmelsthron
Unser Gottvater im Saal —
Bist du brav, so kommst du schon
Auch zu ihm einmal.

Hab' einst durchreist die ganze Welt,
Schaute von Stern zu Stern,
Suchte die Kraft, die alles hält,
Suchte des Wesens Kern.

Weiß ward mein Haar, wie Wahnsinn mein Geist,
Irrend und blind der Blick —
Wissen ist Qual, gar trügend umgleißt —
Glaube, mein Kind, ist Glück!"

Kimmung.

Lieder von Gottfried Rickl.[1])

Kimmung.

Oft auf dem weiten, unbegrenzten Meer,
Wenn See mit Luft verschwimmt zu blauem Licht,
Siehst strahlend winken du von Ferne her
Mit einemmal ein wundersam Gesicht.

Ein Eiland schön, wie nie dein Aug' geseh'n,
Mit Bergen, Buchten, Hafen, Mastenwald.
Du rufst entzückt. Es lacht der Capitän:
„Ja, wie das gleißt und grüßt, — man glaubt' es bald!

„Und doch sind lang wir schon daran vorbei,
Die Kimmung gaukelt vor uns nur den Trug!
Totale Reflexion und mancherlei —
Sie hörten sicher drüber schon genug!"

So locket auch des Sängers Wort hervor
Viel schöne Bilder der Vergangenheit;
Wenn längst manch reiches Eiland sich verlor,
Gibt noch die Spiegelung uns das Geleit.

Was einst die Zeit gebracht an Lust und Qual,
Er hielt es fest, zu Rhythmen hold vereint,
Im Spiegelbild der Dichtung, dessen Strahl
Entschwund'ne Fernen traulich widerscheint.

Es rauscht der Kiel. Da steigt empor es, schau!
Dahingegossen liegt der Zaubertraum,
Verschwimmend in des Himmels Azurblau
Und in der Meereswogen weißem Schaum.

Es ist das Leben — und das Leben nicht,
Es ist die Wahrheit — und doch Trug zugleich,
Die Kimmung treibt ihr Spiel, das Seegesicht!
Sie lockt und schimmert. Tretet in ihr Reich!

Genesung.

Komm her, mein krummer Wanderstab,
Ich will hinaus ins Freie,
Lag lang genug in dumpfem Grab,
Der Monde ihrer dreie,
Aufs Krankenlager hingestreckt,
Mit Salben, Pflastern wohl verpflegt —
Nun kann ich ihrer Thaten
Entrathen!

Du lieber, heller Sonnenschein,
Von dir will ich gesunden,
Du klare Luft so kühl und rein,
Umfächle meine Wunden!
Ihr sollet mir doctores sein,
Ich folg' euch bis aufs Tüpflein,
Will täglich zu euch wallen
Vor allen!

Wie still und tief der Himmel blaut,
Und wie die Knospen sprießen,
Wie grün der Wald vom Berge schaut,
Und wie die Quellen fließen!
Es trinkt das Aug' die Herrlichkeit,
Die es entbehrt so lange Zeit,
Tief saugt die Brust die Lüfte
Und Düfte!

Und Leben, Leben überall,
Soweit die Blicke schweifen,
Mit heller Kehlen Jubelschall
Die Kinder hinterm Reifen;
Die Dämchen heben ihren Rock,
Die Alten wanken an dem Stock,
Die Jungen aber fahren
Zu Paaren.

Bin selber, ach, ein Alter nun,
Muss hinken, statt zu springen,
Doch weiß ich einen Jugendbrunn,
Den will ich mir erringen.
Der soll gar fein vermischet sein
Mit frischer Luft und Sonnenschein,
Und gar voll Kraft und Weihen
Im Maien!

„Geduld!" die liebe Sonne lacht,
„Es wird schon alles werden!
Es geht nun einmal mit Bedacht
Das Gute hier auf Erden.
Heut' kriecht ein Räupchen noch gering —
Wie balde fliegt der Schmetterling!
Verstanden, caro mio?
Addio!"

[1]) Diese Gedichte eines jungen heimischen Talentes glaube ich besonderer Beachtung empfehlen zu sollen. Rosegger.

noch vieles zu sagen, aber die Zeit erlaubt es nicht mehr; ich muss mich kurz fassen; kann nur eines oder das andere andeuten", würde ich wohl jetzt zu Beginn auch die Beziehungen meines Gegenstandes zu den Bestrebungen des Volksbildungsvereines erörtern. So aber glaube ich besser zu thun, gleich in medias res, ohne weitere Einleitung auf die Sache selbst einzugehen, und da meine ich: Würde jeder, der dem Alkoholismus huldigt, das Ende bedenken, wohin es noch mit ihm kommen werde oder müsste, dann hätte die Unsitte bald ein Ende und man dürfte wohl die Laterne des Diogenes zur Hand nehmen und man fände keinen mehr, der dem Genuss geistiger Getränke und der Trunksucht sich hingeben würde.

Da ich nun heute bei meinem Vortrage der Kürze halber öfter das Wort „Alkoholismus" gebrauchen muss und will, so sei vor allen Dingen dessen Begriff fest- und vorangestellt. Man versteht unter Alkoholismus die Summe derjenigen krankhaften Erscheinungen, welche durch langen fortgesetzten übermäßigen Genuss geistiger Getränke hervorgerufen werden.

Die Geschichte des Missbrauches geistiger Getränke ist ein Stück Culturgeschichte der Menschheit. Wenn auch im Alterthume und bei unseren Vorfahren — die Germanen tranken ja immer noch eins, ehe sie giengen — gewiss starke Excesse dem Bacchus zu Ehren vorkamen, so übten dieselben nicht jenen verderblichen, zerstörenden Einfluss auf das körperliche und geistige Wohlbefinden der breiten Massen des Volkes aus, wie das Laster der Trunksucht in der Neuzeit. Was unsere Altvordern tranken, war Wein und Bier, und noch dazu von geringem Alkoholgehalt.

Der Missbrauch der geistigen Getränke wurde erst zu einem Volkslaster mit der Einführung des Brantweines. Die Darstellung desselben ist, wie schon der Name (al-cohol) andeutet, auf die Araber in Spanien zurückzuführen. Der arabische Arzt Abul Kasim in Cordova († 1106) spricht mit Bestimmtheit von gebranntem Wein, der durch Destillation gewonnen wurde.

In Deutschland wurde der Brantweingenuss sehr gefördert durch den dreißigjährigen Krieg, wenn auch das Laster der Trunksucht schon in dem vorhergehenden Jahrhundert an vielen deutschen Fürstenhöfen ein weit verbreitetes war, wie aus den Schilderungen eines Kleinpaul, Wier, Janssen u. a. hervorgeht.

Die verderblichen Folgen der Trunksucht liegen klar zutage, insoferne sie krankheitserregend wirkt auf das Individuum auf leiblichem und psychischem Gebiete, wie desgleichen zerstörend in ethischer und socialer Richtung, also in leiblicher, in geistiger, in sittlicher und gesellschaftlicher Beziehung.

Natur.

Zur Höhe starren rings die Felsenschroffen,
Zerriss'ne Wände, wild und grau und kahl —
Als läg' ein grüner Himmel drunter offen,
Schmiegt sich an ihren Fuß das reiche Thal.

Die muntern Bächlein, die smaragd'nen Matten,
Die gold'nen Felder und der dunkle Wald,
Vom warmen Sonnenscheine überstrahlt —
Hoch um die Schroffen nur weh'n Wolkenschatten.

Natur, du Mutter alles Seins, in Fülle
Hast du gekleidet dich im Thal fürwahr,
Als ob nur Lust und Friede sei dein Wille —

Doch grau und düster starrt das wüste Kar —
So bist du, wenn du fallen lässt die Hülle,
So groß und hart, so wild und unnahbar!

Föhn.

Der warme Föhn braust in das Land
Und will was Neues bringen.
Der alte Winter hält nicht stand
Dem urgewalt'gen Ringen.
Was Herbst und Frostesnacht gedorrt,
Das dürre Reisig reißt er fort,
Juhei, mit Pfeifen und Singen.

Den Hut vom Kopf, und um die Stirn
Lass brausen Gesell, lass brausen!
Es ist so gut für ein fiebernd Hirn
Im freien, lüftigen Sausen.
Was im Herzen verdorret, modrig und alt,
Die wogende stürmende Lenzgewalt,
Die wirbelt's nach außen, nach außen!

Warum und wie soll man die Trunksucht bekämpfen?

Von **Prof. Dr. Vidmar.**

Auf dem Marktplatze von Athen war bekanntlich eines Tages der Cyniker Diogenes als Kaufmann erschienen. Er richtete eine sehr geschmackvolle Bude auf, über welcher mit großen Buchstaben geschrieben stand: „Hier ist Weisheit zu verkaufen.“ Diogenes selbst stand in derselben und lud alle Vorübergehenden mit beredten und feurigen Worten ein, von seiner unschätzbaren Ware zu kaufen. Ein vornehmer Müßiggänger jener Stadt sah und hörte das; er rief seinen Diener und sagte ihm: „Gehe einmal hin und frage den Mann dort, wie viel Weisheit er für drei Sestertien verkaufe.“ Diogenes nahm von dem Diener jene paar Groschen in Empfang und gab ihm dafür folgende Lehre mit: „In omnibus respice finem. Bei allem denke an das Ende.“

Hochgeehrte Versammlung! Dieser schöne Spruch ist wie geschaffen für den heutigen Vortrag.[1]) Wäre nicht das Ende zu bedenken, wo ich dann nicht als Phrase, sondern von der Fülle des Stoffes gedrängt, leicht in die Lage käme, schließlich bemerken zu müssen: „Wohl hätte ich

[1]) Derselbe wurde bei einem vom „Allgemeinen niederösterreichischen Volksbildungsverein“ in Krems a. D. veranstalteten Vortragscyklus gehalten. Wir bringen ihn hiermit zum Abdrucke, einerseits im Interesse seines beachtenswerten Inhaltes, anderseits unter dem Eindrucke der kaiserlichen Worte in der Thronrede bei Eröffnung des jetzigen Reichsrathes, betreffend die culturell-sittlichen Aufgaben des Parlamentes dem grassierenden Laster der Trunksucht gegenüber, zu deren Bekämpfung vom 9. bis 16. April d. J. in Wien der VIII. internationale Antialkoholcongress getagt hatte. Wie uns der Verfasser gelegentlich der Übersendung seines Vortrages mitgetheilt, hat er bei Abfassung desselben außer der im Texte angeführten Broschüre von Trull namentlich noch die Schrift des Bischofs Augustin Egger von St. Gallen: „Der Clerus und die Alkoholfrage“ (Freiburg, Herder), wie für den fachärztlichen Theil die Pastoral-Medicin von Dr. Ferd. Marx (Paderborn, Schöningh) S. 216 ff. benützt.

direct durch die Einführung des reizenden Getränkes betroffen wird. Es stellen sich bald Rachen- und Magenkatarrh ein, der Appetit ist gemindert, das Durstgefühl gesteigert. Bei nüchternem Magen, besonders morgens, besteht Brechneigung und Würgen. Weiterhin wird die Leber verändert. Dieselbe zeigt eine krankhafte Fettablagerung. Bei vorgeschrittener Trunksucht, besonders bei Schnapstrinkern, erfolgt schließlich eine Schrumpfung des Organs, die neben der selten fehlenden Mitleidenschaft der Nieren den Grund allgemeiner Wassersucht bildet, die sogenannte Brantweinleber. Diese Krankheit, oder die Tuberkulose der Lungen bilden das gleich häufig in die Erscheinung tretende Schlusstableau bei dem durch die Trunksucht ruinierten Körper.

Die Trunksucht untergräbt ferner nicht bloß die Gesundheit des Trinkers; ihre verderbliche Wirkung erstreckt sich auch auf die Nachkommenschaft der Trinker.

Zunächst ist durch die Beobachtung gewiegter Forscher als festgestellt anzusehen, dass Kinder, die im Zustande des Rausches gezeugt sind, in hohem Grade zu Geistesstörung disponiert sind, oder mit Idiotie (Blödsinn) zur Welt kommen, oder an Lebensschwäche bald zugrunde gehen.

Nach Darwin sterben die Familien von Säufern in der vierten Generation aus. Für den Einfluss der Trunksucht der Eltern auf die Lebensfähigkeit und Gesundheit ihrer Nachkommen bringt der Bernerarzt Demme folgendes Beweismaterial vor. Er stellt zehn Trinkerfamilien zehn anderen gegenüber, über deren nüchternes Verhalten kein Zweifel war. Die directe Nachkommenschaft der Trinker belief sich auf 57, die der Nichttrinkerfamilien auf 61 Kinder; während von den 57 Kindern der ersteren (Trinker) nur 10, also 17·5% eine normale Anlage und Entwicklung hatten, zeigten sich von den 61 Kindern der enthaltsamen Familien 50, also 81·9%, normal beanlagt und entwickelt. Wie viele Opfer des Alkoholismus werden sich dann wohl z. B. unter den Pfleglingen der niederösterreichischen Landes-Pflege- und Beschäftigungsanstalt für schwachsinnige Kinder in Gugging und anderwärts in dergleichen Anstalten befinden, wo (in Gugging) bis jetzt gegen 230 solcher Kinder im Alter bis zu sechzehn Jahren untergebracht sind?

Aus dieser traurigen Scala des menschlichen Elendes geht weiterhin hervor, dass die Trunksucht erblich ist und sich von Generation zu Generation, bis zum endlichen Aussterben dieser defecten Rasse, überträgt, wie auch Darwin dies gefunden und nachgewiesen hat.

Folgen der Trunksucht in der **psychischen** Sphäre in Bezug auf Geist und Seele des Menschen.

Der Alkoholmissbrauch schädigt in hervorragender Weise das Organ des Seelenlebens, das Gehirn, sowohl in seinem Aufbau als auch in

Wirkungen der Trunksucht im **leiblichen** Gebiete, in Bezug auf Leib und Gesundheit.

Personen, welche dem Missbrauche geistiger Getränke ergeben sind, erkranken viel häufiger, als Mäßige und Nichttrinker. Der Alkohol, gewohnheits- und übermäßig dem Körper zugeführt, bringt eine Verschlechterung der gesammten Constitution hervor. Dadurch wird die Lebensfähigkeit und Widerstandskraft des menschlichen Organismus krankmachenden Einflüssen gegenüber herabgesetzt. Zur Zeit von Seuchen (Cholera, Pest, Ruhr, Pocken 2c.) erkranken Trinker zuerst und in größerer Zahl und erliegen der Krankheit unverhältnismäßig zahlreich.

Jeder Trinker erliegt ferner viel leichter jeder akuten, fieberhaften Krankheit als ein Nichttrinker.

Diese Thatsache wird ziffernmäßig bewiesen, u. a. durch die Ergebnisse einzelner englischer Lebensversicherungsgesellschaften, bei denen zwei Abtheilungen bestehen: eine für solche Versicherte, die sich vollständig aller geistigen Getränke enthalten, und einer anderen, der diejenigen Personen angehören, die dem Enthaltungsprincip nicht huldigen.

In der Section der Enthaltsamen treten, wie ein gewisser Dr. Baar festgestellt hat, in einer 10jährigen Periode nur 71% der erwarteten Todesfälle ein, in der anderen Abtheilung dagegen 97%. Es sind also von den ersten, von den Nichttrinkern, 26%, d. h. ein Viertel Personen weniger gestorben, als bei den letztern.

Dr. Baar hat ferner eine Vergleichung der Sterblichkeit männlicher Personen, welche als Schank-, Speise- und Gastwirte, Brauer, Brenner, Kellner u. s. w. an den missbräuchlichen Genuss berauschender Getränke mehr oder weniger gewöhnt waren, mit den in demselben Lebensalter verstorbenen männlichen Personen aus der Gesammtbevölkerung und den gesundheitsschädlichen Berufsarten angestellt. Das Resultat, das sich ergeben hat, ist folgendes:

Die schwerste Arbeit, durch welche der Mann sein tägliches Brot verdient, übt einen weit weniger uugünstigen Einfluss aus, als der Alkoholmissbrauch. Schlechte Ernährung, schlechte Kleidung, schlechte Luft, schlechte Wohnungen schaden weniger als der Alkohol. Selbst die Bleiarbeiter, die giftiges Material verarbeiten, sind besser daran als die Brauer, Wirte und das Personale der Schankwirtschaften.

Der unmäßige Genuss alkoholartiger Getränke wirkt in acuter Weise auf das Individuum in der Art, dass nach einer anfänglichen erregenden Wirkung der körperlichen und geistigen Leistungsfähigkeit alsbald und unausbleiblich eine Lähmung der willkürlichen Muskeln und der Gehirnthätigkeit eintritt — Rausch- und Alkoholvergiftung. Bei den höchsten Graden der letzteren ist der Tod durch Schlagfluss nichts Ungewöhnliches.

Die chronische Wirkung des Alkoholmissbrauches macht sich an erster Stelle in den Verdauungsorganen bemerkbar, deren Schleimhaut

vermindert und nach und nach ganz aufgehoben. Das Gefühl für Ehre. Pflicht, Anstand und gute Sitte geht dem Gewohnheitstrinker allmählich verloren.

Im Rausche ist die Selbstbestimmung geschwächt, Neigungen und Triebe treten stärker, gebieterischer hervor, deren Hemmung und Beherrschung durch Urtheil und Überlegung ist ausgeschaltet. Das im Rausche gesteigerte Selbstgefühl führt zur Zanksucht, zu gesteigerter Empfindlichkeit und diese wieder zu schnellerem unüberlegten Handeln, zu sofortiger Ahndung und Rache für vermeintliche oder wirklich zugefügte Kränkungen. Daher ist dem Kriminalisten und Strafrichter der Causalnexus „Trunksucht und Verbrechen“ nur zu bekannt und wird ihm durch seine tägliche Erfahrung nur immer wieder vor Augen geführt.

Ein vielerfahrener Strafanstaltsdirector (Dr. Krohne) schildert den Zusammenhang zwischen Trunksucht und Verbrechen folgendermaßen:

„Von den Verbrechen gegen Leib und Leben sind die einfachen und schweren Körperverletzungen sämmtlich, die fahrlässigen Körperverletzungen fast sämmtlich, Todtschlag und fahrlässige Tödtung mit wenigen Ausnahmen auf den Brantwein zurückzuführen. Auch beim Mord ist in vielen Fällen der Brantwein die Ursache des Verbrechens; wenigstens pflegen sich Mörder öfters zu ihrer That erst die nöthige Courage anzutrinken. Die Verbrechen gegen die Sittlichkeit — mögen sie wie immer heißen — haben fast ausschließlich ihre Ursache im Brantwein.“

Derselbe Beobachter gelangt dann zu dem Resultate, dass 70% aller Verbrechen oder Vergehen mehr oder weniger in ursächlichem Zusammenhange mit dem Brantwein stehen.

Folgen der Trunksucht in socialer und gesellschaftlicher Hinsicht.

Die Trunksucht ist die erfolgreichste Ursache des — Pauperismus. „Überall, wo die Unmäßigkeit herscht“, sagt der Franzose Picard, „folgt Armut und Elend bald nach, wie der Schatten dem Körper; an dem Tage, wo die Trunksucht verschwunden sein wird, wird mehr als die Hälfte des Pauperismus verschwunden sein.“

Dieser Zusammenhang zwischen materieller Nothlage und Trunksucht darf nicht wundernehmen, wenn man bedenkt, dass viele Arbeiter bis ein Fünftel und mehr von ihrem täglichen Arbeitsverdienst für ihren täglichen Schnaps- oder Bierbedarf verausgaben. Wovon sollen noch Miete, Kleidung, Nahrungsmittel ꝛc. bestritten werden?

Die Trunksucht untergräbt jedes Familienleben! Der Trinker findet in seinem Heim, in seiner Familie, keine ihm genügende Erholung, er muss und will ins Wirtshaus. Durch den Wirtshausbesuch versäumt er Pflichten, die ihm zu Hause obliegen. Das Bedürfnis für Alkoholica

seinen Funktionen. Die Auffassungskraft, die Verstandesschärfe des Trinkers wird stumpfer, die Willenskraft erlahmt.

Die Trunksucht spielt als ätiologisches Moment, d. h. als veranlassende Ursache bei den Geisteskrankheiten eine hervorragende Rolle. Ein Viertel aller in den Irrenanstalten aufgenommenen Geisteskranken sind Trinker, nach der übereinstimmenden Beobachtung aller erfahrenen Irrenärzte, ja einem statistischen Ausweis zufolge, in den ich dieser Tage Einsicht zu nehmen Gelegenheit fand, sind bereits 40% von den in den niederösterreichischen Landes-Irrenanstalten Aufgenommenen infolge von Alkoholvergiftung geisteskrank geworden. Auf dem Boden des chronischen Alkoholismus entwickelt sich in vielen Fällen eine eigene Psychose, die nur der Trunksucht ihr Entstehen verdankt.

Bei bestehender Anlage zu Erkrankungen des geistigen Theiles im Menschen wirkt der Alkoholmissbrauch fördernd auf die Ausbildung der schlummernden Krankheit ein. Solche Individuen sind auffallend intolerant gegen spirituöse Getränke; bei ihnen genügen schon ganz kleine Mengen, um schwere Rauscherscheinungen hervorzubringen, den sogenannten pathologischen Rausch.

Eine der häufigsten Erkrankungen beim chronischen Alkoholismus ist das bekannte delirium tremens.

Wie schon der Name andeutet, sind seine Grunderscheinungen Delirien und Zittern, denen als weitere Symptome Schlaflosigkeit und Hallucinationen hinzutreten.

Als Gelegenheitsursachen zum Ausbruch der Krankheit sind alle schwächenden Momente anzusehen, die das ohnehin schon widerstandsunfähige Gehirn des Trinkers treffen. Die wichtigsten dieser Gelegenheitsursachen sind gehäufte Alkoholexcesse (a potu nimio), Entbehrung des Alkohols als gewohnten Nervenreizes (a potu intermisso), ungenügende Ernährung, acute fieberhafte Krankheiten, namentlich Lungenentzündung, äußere Verletzungen, Knochenbrüche. Nachdem mehrere Tage Vorboten der Krankheit, als: Reizbarkeit, Beklemmung in der Herzgrube, unruhiger Schlaf, Kopfweh, Schwindel vorausgegangen sind, bricht die eigentliche Krankheit: das Delirium, aus. Das Bewusstsein ist getrübt, das Delirium, der Säuferwahnsinn, dreht sich um Hallucinationen, die anfangs nur in der Dunkelheit, später auch bei Tage auftreten und vorzugsweise in Thiervisionen bestehen: die Kranken sehen Massen von Ratten, Mäusen, Hunden, Pferden, die sie umwogen und bedrängen. Der Schlaf fehlt vollständig, durch dessen eventuellen Eintritt aber dann die Heilung erfolgt.

Wirkungen der Trunksucht in ethischer, sittlicher Richtung.

In der gewohnheitsmäßigen Trunksucht werden, wie die Erfahrung lehrt, in specifischer Weise zuerst die sittlichen Eigenschaften des Menschen

des Alkoholismus ins Einvernehmen zu setzen und dem hohen Landtage darüber in der nächsten Session Bericht zu erstatten."

Wer sich über die Verheerungen des Alkoholismus einmal klargeworden, wird diese Bestrebungen gewiss aufs freudigste begrüßen und sehnlichst wünschen, dass die Lösung einer für die Gegenwart so eminent wichtigen ethischen und socialen Frage nicht mehr lange auf sich warten lasse. Wenn die Gesetzgebung die Errichtung von Trinkerasylen ins Auge fasst, dann beweist die Thatsache, dass die Trunksucht ohne Übertreibung bereits zu einem Krebsschaden der Gesellschaft geworden ist, den man wo nur möglich beheben, demselben aber auch vorbeugen sollte.

Um dem Übel vorzubeugen, wird und ist es namentlich nothwendig, die Hebel schon früh anzusetzen, bei der heranwachsenden Jugend schon. Diese ist vor den Folgen der Trunksucht als eines Körper und Geist schädigenden Lasters zu warnen. Auf diesem Gebiete kann selbstverständlich die Schule gelegentlich durch Belehrung und Gewöhnung ungemein die Mäßigkeitssache fördern. Ich sage „gelegentlich", damit man nicht glaube, ich wäre der Meinung, es solle der Schule auf Kosten der allgemeinen geistigen, sittlichen und religiösen Bildung, etwa durch Ansetzung ganz besonderer Stunden, eine neue Last aufgebürdet und ihre Thätigkeit nach dieser Richtung zersplittert werden. Nein, bei jedem Gegenstande werden sich Gelegenheiten finden, ohne in den Vordergrund zu treten, fördernd für die Mäßigkeit und Enthaltsamkeit vom Genuss geistiger Getränke einwirken zu können. (Schluss folgt.)

Kunstsinn im alten Bauernhaus.

Von **Rosa Fischer.**

In unserem Heimathause hängt im Vorhause, das einstmals „Lab'n" (Laube) genannt wurde, an der nach neuer Manier im Quadrate gestrichenen, roth und weiß bespritzten Wand ein Bild im schlichten schwarzen Holzrahmen, ein nacktes Menschenpaar — ein weinender Mann und ein verzweifelt blickendes junges Weib mit welligem Haar — hinter den beiden aber ein Engel mit dem Flammenschwert, der die Verstoßenen aus der Pforte eines Gartens treibt.

Die Unterschrift des Bildes lautet: „Adam wurde aus dem Paradiese getrieben und an die Pforte desselben der Cherub mit dem flammenden Schwerte gestellet."

Eine uralte Geschichte. Und wie dieses Bild an den Anfang des Menschengeschlechtes erinnert, so ist es auch in anderem Sinne eine Erinnerung an vergangene Menschen und vergangene Zeiten, denn wo sind

absorbiert bald alle Geldmittel, die Angehörigen gerathen in Noth und Elend. Bei der Rückkehr nach Hause steht der Trinker unter der Wirkung des Alkohols, vielleicht regt sich auch noch eine Spur von Gewissen bei ihm, aber er ist gereizt und läśst nur zu oft dieser gereizten Stimmung gegenüber seinen Familienangehörigen die Zügel schießen. Die Leiden, die Weib und Kind bei Trunksucht des Familienhauptes auszustehen haben, sind in vielen Fällen ein wirkliches Martyrium und spotten jeder Beschreibung. In anderen Fällen treiben die Verzweiflung und das böse Beispiel diese Familienangehörigen ebenfalls der Unmäßigkeit in die Arme.

Als Noah den Weinstock gepflanzt hatte — sagen die Araber — kam der Teufel und begoss ihn mit dem Blute eines Pfauen. Sobald der Stock Blätter trieb, begoss er ihn mit dem Blute eines Affen; als die Beeren sich zeigten, begoss er den Weinstock mit dem Blute eines Löwen; als die Trauben fast schon reif waren, begoss er ihn mit dem Blute eines Schweines. Der mit dem Blute dieser vier Thiere getränkte Weinstock — sagt die arabische Sage weiter — hat die Eigenschaft dieser Thiere angenommen. Deshalb wird der Trinker, nachdem er einige Glas Wein getrunken hat, selbstvertrauend, ruhmredig und stolz; das Blut des Pfauen bringt diese Wirkung hervor. Steigen die Dünste des heimtückischen Getränkes dem Trinker in den Kopf, so springt er wie ein Affe. Wird er betrunken, so gleicht er einem wüthenden Löwen. Ist die Trunkenheit am stärksten, so fällt er und wälzt sich und treibt es den Schweinen gleich. —

Bei diesen verheerenden Wirkungen der Trunksucht sind von jeher Theologen, Juristen, Ärzte, Socialpolitiker einig darüber gewesen, dass zur Abwehr der Trunksucht etwas geschehen müsse. In dieser Hinsicht ist der Erwähnung wert die Sitzung des niederösterreichischen Landtages vom 14. Jänner 1898, da dieselbe unter anderem auch die Errichtung eines Trinkerasyles zum Gegenstande der Verhandlung hatte. Ernste diesbezügliche Bestrebungen datieren schon aus der vergangenen Landtagsperiode her, wo über Anregung unseres (niederösterreichischen) Landesausschusses die Schweiz, Deutschland und England, welche Länder des Continentes bereits derartige Anstalten aufzuweisen haben, zum Zwecke von Fachstudien bereist wurden. Unter den Anträgen, welche in der oberwähnten Landtagssitzung namens des Verwaltungsausschusses gestellt wurden, heißt es im Punkte 3 und 4: „Der Landesausschuss wird beauftragt, die Frage der Schaffung von Trinkerasylen fortgesetzt im Auge zu behalten und im geeigneten Zeitpunkte, womöglich in der nächsten Session, gemäß der Beschlüsse vom 22. März 1892 und 23. März 1893 mit der Errichtung eines solches Asyles vorzugehen. Der Landesausschuss wird weiter aufgefordert, sich mit der Regierung behufs Ergreifung von gesetzlichen und administrativen Maßregeln zur Eindämmung

Zeichnungen beklebt — die Mariazeller Kirche, die Abbildung einer Schlacht an der Moldau mit einer alterthümlichen Unterschrift und bunten Gruppen auf einander losmarschierender Soldaten, dann ein Blatt mit Bildlein von der Geschichte der Geburt Christi, Weiblein mit blauen oder rothen Röcklein und Jacken, mit bunten Tüchern und bloßen Armen und Füßen, mit Körben auf dem Kopf oder am Arm, Hirten mit Stäben, Könige mit Kronen, Hunde mit Schäflein, und Ochs und Eslein in einem Stall mit Krippe und Futterleiter. Und dann wieder grüne Palmen und Engel mit Flügeln, und unter einem Stern glückselig ein Mann und eine Mutter und ein unschuldiges Kind.

Kindlich fromme Darstellungen. Abwechselnd mit diesen sind auch ein paar Jagdbilder mit wildkläffender Meute und angstvoll fliehendem Wilde zu sehen gewesen. Die Bildlein aber, die die Innenseite der Kastenthüren zierten, waren wieder „heilige“, — Muttergottes, Floriani, Barbara, Theresia, und verschiedene farbenbunte, und sehr anspruchslos gegebene Darstellungen heilig verehrter Personen. Andenken von Kirchtagen und Wallfahrten.

Und farbenfroh und bilderreich war wohl auch die übrige Ausstattung des alten Bauernhauses.

Selbst die harten, nussholzenen Betten im schönen Zimmer — „Seitenstübl“ — erhielten in das polierte, abgerundete Vorderblatt eine licht- und dunkelbraun gehaltene Verzierung, Musikanten mit Hirschen und Harfen und Trompeten, die „weichen“ Kästen aus angestrichenem Holz aber waren mit rothen Rosen, mit Blumensträußen und roth und grün und schwarzer Marmorierung geschmückt, und ein grüner, einthüriger Kasten erhielt in der Thürverzierung rothe Blumen und das Abbild der „Zeller Muttergottes“.

Und wie das rückwärtige Zimmer, wo die ledigen Dirndeln schliefen, das „hintere Stübl“ hieß, so hätte es auch das „grüne“ Stübel heißen können, denn grün war der runde Tisch, grün der Schubladenkasten mit den „vergatterten“ (mit einem Holzgitter verzierten) Aufsatzthürln, — grün das Mauerkastlthürl nnd grün die an der Wand hinlaufende „Teller-Rem“ (Rahmen), an der die blumigen Teller und Krüge lehnten und hiengen.

Grün war auch die Thür, außen schwarz und roth marmoriert, innen mit rothen Rosenbuschen geziert, und wenn der grüne Kachelofen wohlige Wärme gab, dann mag's wohl zur Feierzeit behaglich gewesen sein im „Stübl“.

Und behaglich war es wohl auch in der „vordern“ oder „großen Stub'n“, wo am Durchzug[1]) die Namen der Besitzer zur Seite eines Stammbaumes eingezeichnet waren, — wo abends die Kienleuchte brannte

[1]) Trambaum unter dem Holzplafond.

sie nun, die einstigen Bewohner dieses Hauses, die „alten Leute“, die einmal ihr schöneres Zimmer mit diesem Bilde schmückten?

Und wie dieses „Adam- und Evabild“ ist wohl noch manch andere Erinnerung an die Voreltern bewahrt geblieben, und wenn schon jüngere Menschenkinder sich ihre Heimstatt nach eigenem Sinne behaglich machen wollten, ganz hat man auch die alten Sachen nicht vernichtet, und so vieles auch im Laufe der Jahre verloren gegangen ist, Überbleibsel sind doch geblieben und die Erinnerung dazu als Zeugnis von Fleiß, Behaglichkeit und Kunstsinn im alten Bauernhaus.

Gegenüber vom Adam und Evabild hängt eine andere Zeichnung im braunen, leicht verzierten Rahmen: „Die Strafe des Schlafes“, — ein junger Mann, der unter einem Baume eingenickt ist, und ein junges Weib, das mit schelmischem Lächeln den Schlafenden mittelst eines Strickes an den Baum bindet.

Auch dieses Bild ist zu der Voreltern Zeiten als eine Zirde im Zimmer gehangen, sowie manch anderes im Holz- oder Glasrahmen. Ein „Maria-Hilf-Bild“, ein krausköpfiges Christuskind mit der Weltkugel in den Händen, ein „Johannes mit dem Lamm“, ein „Johann von Nepomuk“, ein Bild „Selig sind die Armen im Geiste“, „Herz Jesu“ und „Herz Maria“ umgeben von kleinen Darstellungen aus dem Leben und Sterben des Erlösers, eine Zeichnung des Kreuzes mit den Marterwerkzeugen, ein dornengekrönter Heiland mit blutigen Malen und schmerzlich gesenktem Kopfe ans Kreuz geschlagen, auf Glas gemalt der heilige Floriani, wie er Wasser gießt auf ein brennendes Haus, und ebenso auf Glas gezeichnet das Bild des Gekreuzigten, umgeben von feuerrothen Rosen.

Alle diese Bilder sind den alten Leuten heilig gewesen, und heilig war ihnen wohl auch das Christkindlein aus Wachs, das in einem Glaskastl unter künstlichen Blumen und Blättern und Gold- und Silberfäden auf seidenem Kissen ruhte und als „Altarl“ die Zimmerecke über dem Tisch und den Wandbänken schmückte.

Dieses kleine Heiligthum ist auch in späteren Jahren noch lang an seinem Platz gewesen und hat den ruhelosen Kindern viel Freude gemacht, weil das pausbackige Christkindlein, wenn man am Glaskasten an einem Schnürl zog, das Zungerl und die Augen bewegte.

In einem anderen kleinen Glaskasterl stand ebenfalls unter dürren Blumen und Blätterwerk eine Figur des heiligen Johannes von Nepomuk, hinter der unter dem bunten Kram ein Blatt Papier verborgen war mit Schriftproben von kindlicher Hand — die mehr als hundert Jahre alte Schularbeit eines im jugendlichen Alter verstorbenen Hauskindes.

Bunte Bilder haben unsere Vorfahren wohl geliebt, und was nicht unter Glas und Rahmen war, hat man anderswie befestigt. So ist sogar der Deckel der Mehltruhe auf der Innenseite mit farbenreichen

Und man freut sich eines ausgeschlungenen weißen feinen Tüchels, das einst vielleicht einen jungen Mädchenkopf schmückte und heute freundlich und frisch ein neues Schubladenkästchen deckt, und freut sich eines weißen, feinen Tischtüchleins, das einst vor langen Zeiten eine fleißige Hand gestickt und geschmückt hat mit Zacken und Sträußerl und einem Paradiesvogel an den Enden, — schlicht, fleißig und schönheitsfreudig.

Huzel und Pochel.

Ein Nachtstück von **Berthold Auerbach**.

Das ganze Dorf hat damals über die Geschichte gelacht, und jetzt lachen wohl noch viel mehr darüber. Es kann keiner mehr sagen, wann die Namen zuerst aufgekommen sind, aber zutreffend waren sie, und man konnte sich's gar nicht denken, dass die beiden alten Weiber je anders geheißen, je anders heißen konnten, als Huzel und Pochel.

Draußen am Ende des Dorfes, abseits in der kalten Gasse, Scheubuss genannt, da steht ein kleines Haus. Selbst der Weidenbaum scheint da nicht gern daheim zu sein, denn er wendet sich eigenwillig ab von dem Häuschen, er möchte auch gern fort, aber er kann nicht, und wie mitleidflehend streckt er die Arme nach der Straße zu den dort Vorübergehenden und will sagen: Nehmt mich mit, ich bin hier schrecklich gebannt, ihr könnt's gar nicht glauben, was ich alles hören muss, und muss dazu still halten. Von anderen Bäumen holen doch noch die Kinder eine schwanke Gerte, mir aber müssen sie verholzen und verdorren, weil alles glaubt, von diesem Ort kann nichts kommen, was gut thut. Nur die Vögel allein wissen, dass ich unschuldig bin, und kommen bei mir zu Gaste und singen mir was vor. Und wenn ich's recht betrachte, sind denn meine beiden Herrinnen eigentlich so bös?

Ja, das waren sie, da kann der Weidenbaum nichts dreinreden, das weiß das ganze Dorf besser.

Da in der unteren Stube, sie hat nur ein Fenster, und auch vor diesem war meist der Laden zu, da wohnte die Pochel; sie war selten zu Haus, denn in dem großen Dorf — es ist reine Bosheit der Kreisregierung, dass man das Dorf noch nicht zum Marktflecken erhoben hat — wo nahezu 1800 Seelen leben, da sterben auch mehr als in einem kleinen Ort, da hat die Leichenfrau viel zu thun, und die Pochel ist Leichenfrau. Natürlich ward sie dadurch den Menschen unheimlich, und ihre Gestalt und ihr Wesen that nichts dazu, sie liebenswürdiger zu machen. Sie war groß und starkknochig, sah immer unwirsch drein, und niemand konnte sich rühmen, je ein freundlich Wort von ihr gehört zu haben, am wenigsten ihr verstorbener Mann, der ein Korbmacher gewesen.

und die Spinnräder schnurrten, wo die Betten für Eltern und Kinder standen sammt der niederen Schaukelwiege und dem Gatterbett für die Kleinen, und wo am Ofen ein niederes Kindertischerl mit zwei angemachten kleinen Bänken seinen Platz hatte.

Und behaglich war es wohl auch im Ausnahmstübel droben, wo an der Decke die Zeichnung und die Anfangsbuchstaben des „Süßen Herz Jesu" eingemeißelt waren, — wo der lederüberzogene hochlehnige, mit einer Schnitzerei verzierte „Großvaterstuhl" stand, und am hoch und alterthümlich gebauten, mit einer hohlen Vase gekrönten, gelblich weißen Thonofen eine weibliche Figur Blumen streute und eine andere eine Harfe spielte.

Und manch anderes Andenken an den bescheidenen Wohlstand und die Schönheitsfreude der Voreltern ist in jüngere Hände übergegangen, zum Beispiel Zinnteller und Schüsseln mit den eingravierten Anfangsbuchstaben der großelterlichen Namen und einem zuweilen recht alten Datum, blumige Krüge mit Sprüchen, eine Flasche mit dem Spruch: „Braut und Bräutigam sollen leben", zwei Trinkgläser dazupassend mit den Worten: „Braut" und „Bräutigam", farbenbunte, geschliffene „Seit'lstutzen" mit eingravierten Buchstaben, große Thonkrüge mit Zinndeckel, ein Türkenkopf mit rothem Turban und langem Schnurrbart, der einmal die Schlittenlehne zierte und die kleinen Kinder schreckte, dann ein Spiegel mit roth-schwarz gesprenkeltem Glasrahmen und einem trüben Hauch über die Scheibe, ein „Todtenhauch", der sich einmal beim Hinscheiden eines jungen oder alten Menschenkindes über die unbedeckte Spiegelscheibe wie eine traurige Erinnerung legte.

Und sind auch von diesen Andenken an vergangene Zeit und vergangene Menschen bei so mancher Veränderung viele verloren gegangen; haben auch andere neuen Einrichtungsstücken platzmachen und zurückweichen müssen in abgelegene Räume und auf den Dachboden hinauf, wo sie vermodern und verstauben, findet auch ein fremdes Auge kaum mehr eine Spur vom alten Bauernhaus, — Kind und Kindeskinder haben doch im uralten „Gatterbetterl" geschlafen und die Urenkel schlafen wieder drin, und wie sie am „Kindertischlein" spielten und aßen, so stellt die junge Hausmutter auch heute noch Zinnschüssel und Teller aus der alten Zeit auf den Tisch, und wenn die jungen Enkelmädeln sich einmal mit übrig gebliebenen Seidenbändern kindlich tändelnd schmückten und mit dem gestreiften Nadelpolsterl, das an der Innenseite einer Kastenthür aufgehängt war, und mit großköpfigen Stecknadeln spielten, so haften wohl heute reifere Blicke mit einer Art Andacht an dem aufbewahrten Hemd eines Urgroßvaters, an dem so überaus feinen, weißgebleichten Linnen und der feinen Handnäherei, und betrachten wohl aufmerksam das Bruchstück eines Tischläufers aus Hauslinnen mit überaus sorgsamer rother Stickerei und mit Garnspitzen am Rand.

der Huzel. Das vornehme Wesen hatte sie indes von beiden Eltern. Der Vater war ein Mann gewesen, der erzählen konnte, wie es „in Paris drein“ aussah, und nur ein unglückliches Schicksal hatte ihn in das Dorf versetzt und ihn darin verkommen lassen. Die Huzel selber aber hatte auch etwas Vornehmes, sie sah immer zierlich aus; freilich war sie auch unheimlich. Wenn sie einem begegnete, da war's immer, als ob ein längst verschollenes Märchen aus dem Boden herauskäme. Sie war blass und hatte immer etwas räthselhaft Geheimnisvolles, wie wenn sie daheim Hühner hätte, die gold'ne Eier legen.

Wenn man sie im Dorf über die Feindschaft mit der Pochel neckte, zuckte sie immer mitleidig die Achseln über den „Gaul“, denn der allgemeine Schimpfname war ihr nicht gut genug, sie nannte die Pochel nie anders als Gaul.

Woher die Feindschaft der beiden Weiber gekommen? Frage lieber: seit wann der Weiher dort am Ende des Dorfes ist? Er ist da. Eine dunkle Sage will behaupten, die Huzel habe einmal: „Mein Haus“ gesagt, während sie doch nach allgemeinem landesüblichem Recht nicht anders sagen durfte, als: „Unser Haus“. Von da an soll die Feindschaft der beiden stammen, und an Nahrung dazu fehlte es nie. Die Huzel lebte fast nur von Kaffee, während die Pochel wirklich fressen konnte wie ein Gaul, und es war ihr eigentlich gleichgiltig was es war, wenn's nur recht viel und derb war. Die Hauptfeindschaft der Pochel wendete sich vielfach dahin, dass sie auf die Himbeere schimpfte, die immer für sich war und sich um keines Menschen Leid und Freud kümmerte. Wie die Huzel sie nie anders als Gaul nannte, so wurde sie dagegen immer „Himbeere“ geschimpft, wozu der Pochel einmal das Gesicht der Huzel das volle Recht gab.

Es war natürlich den Leuten im Dorf eine große Freude, die beiden auf einander zu hetzen. Da that jeder gern mit, denn Losziehen auf andere ist für viele nach einem Gespräch oft wie der Käse nach dem Essen; und manche lassen sich diesen Käs als Hauptspeise genügen.

Ein besonderes Fest war es, wenn Briefe aus der Ferne kamen; manchmal schrieb der Jos, manchmal die Martina, das war die Tochter der Huzel. So oft nun eine der Frauen einen Brief von ihrem Kind bekam, gieng jede mit dem Brief im ganzen Dorf umher und ließ ihn vorlesen; nur die nächste Nachbarin, die doch am begierigsten darauf war, die durfte nichts davon haben. Die Huzel hatte nicht unrecht: die Martina schrieb viel schönere Briefe als der Jos, das wusste die Huzel, obgleich sie nie einen von Jos gesehen oder gehört hatte. Dessen konnte man aber sicher sein: Jede trug den empfangenen Brief so lang in der Hand herum, bis die andere gesehen hatte, dass sie einen Brief bekommen, und dann sollte sie sich ärgern, weil sie nichts davon erfuhr.

Es ist bekannt, dass unter den Raubvögeln das Weibchen immer das stärkste und grausamste ist. So war die Pochel immer bös auf ihren Mann gewesen, weil er ihr nicht stark und herb genug war, und man sagt, sie soll besonders schuld sein, dass ihr Mann, bevor seine achtjährige Strafe um war, nicht daheim starb. Nur ihr einziger Sohn, Jos genannt, soll gutmüthig von ihr behandelt worden sein; gesehen hat's nie jemand, aber seitdem er als Metzger in der Fremde war, sprach sie immer mit einer gewissen Zärtlichkeit von ihm.

Es ärgerte sie zwar, dass Jos sein Handwerk aufgegeben und „in der Stadt am Meer“ — in Havre — Koch geworden; und die Leute ließen es nicht fehlen ihr vorzurechnen, welche schmackhafte Speisen der Jos gewiss jetzt koche und brate, und wie seine Mutter nicht einmal etwas davon rieche. Es verdross die Pochel besonders, dass Jos ein Handwerk angenommen, mit dem er sich nie im Dorf niederlassen konnte, und sie wollte auf ihre alten Tage — sie war jetzt bereits sechzig, sprach aber von ihren alten Tagen, als ob die noch weit, weit hinaus lägen — wie gesagt, sie wollte auf ihre alten Tage doch noch gern ihren Sohn mit seiner Familie im Dorf haben, besonders um die Huzel dadurch zu ärgern.

Man hätte aber nicht viel von der Pochel gehört, wenn nicht über ihr das grausamste Geschick gewaltet hätte; denn ihre Erzfeindin rumorte ihr auf dem Kopf herum, und das war die Huzel. Sie bewohnte nämlich den oberen Stock des Häuschens und konnte nicht vertrieben werden, denn die Hälfte des Häuschens gehörte ihr eigen. Wenn man ein hochbeiniges Pferd und eine Kuh zusammenspannt — so sähe das aus, wie wenn man sich die Huzel und Pochel nebeneinander denkt. Die Huzel war ein kleines Weibchen, dessen Gesicht aus lauter Falten bestand, mit lebhaften, unruhigen Eidechsenaugen; sie soll in früheren Zeiten sogar einmal hübsch gewesen sein, denn sie hatte auch den Namen „das porzellanene Teufele“. Die Huzel war auch eine Witwe, und zwar eine ehrsame Schneiderswitwe, und seit dem Tod ihres Mannes lebte sie still und spann jahraus jahrein, wenn sie nicht in ihrem eigentlichen Gewerbe zu thun hatte. Sie war Bauschmacherin — Bausch nennt man hierzulande den ausgestopften Wulst, den man zum Korbtragen auf den Kopf legt — und sie wusste die Bäusche zierlich aus Lappen zusammenzusetzen und mit gezackten Kränzen und Einnähten zu versehen. Es war ausgemacht, dass eine Last viel leichter war, wenn man einen Bausch von der Huzel hatte. Auch die Huzel hatte ein Kind, und zwar eine Tochter; aber das treulose Mädchen hatte die Mutter verlassen, um sich in Amerika ein Glück zu suchen. Böse Leute sagen, sie habe sich geschämt, die Tochter der Huzel zu sein, denn es war ein stattliches Mädchen mit etwas übertriebener Vornehmigkeit; das kann aber nur Verleumdung sein, auch in Amerika blieb sie ja doch nur die Tochter

Die beiden Weiber schauten zu gleicher Zeit zum Fenster heraus und jede fragte die Magd des Schullehrers, die geklopft hatte:

„Was gibt's?"

„Was willst du?"

„Ich weiß nicht. Ihr sollt beide miteinander gleich zum Schullehrer kommen. Ich glaube, er hat was."

„Ich komme nicht!"

„Und ich auch nicht!"

Und wieder war es still, und während oben und unten Feuer angemacht wurde, horchte die eine hinauf, die andere hinab. Die Pochel war froh, daſs sie im untern Stock wohnte. Wenn die falsche Huzel nun doch hingehen will, kann sie nicht vorbei, ohne daſs sie gesehen wird, und dann soll sie die Angst bezahlen, die sie mir vergangene Nacht verursachte.

Und wieder hatte Huzel Angst, daſs Pochel davonschleiche, ohne daſs sie was merke. Sie stand schon einmal an der Treppe, um dem Gaul hinabzurufen: Sie möge doch gescheit sein, man könne doch nicht wissen, ob nicht was Wahres an dem Geschwätz der Leute sei, und vielleicht habe die Sendung des Schulmeisters etwas Derartiges zu bedeuten! Aber sie war wieder stolz genug, dem Unhold nicht das erste Wort zu gönnen, und so trank sie im stillen ihren Kaffee.

Die Pochel erlauschte den Augenblick, da ihre Erzfeindin in die Stube gegangen war, und wischte schnell die Erbsen von der Stiege ab. Jetzt war es Tag, am hellen Tag konnte sie doch nicht mit ansehen, daſs die Huzel sich zu Tode falle.

Richtig! Nach einer Weile kam die Huzel, wie immer ordentlich gekleidet, die Treppe herab. Die Pochel stand mit dem Rücken gegen die Thür gewendet und schaute die Huzel nicht an; aber als sie fort war, rannte sie ihr nach. Das porzellanene Teufele sollte sich nicht wieder wohl dran machen bei den Menschen, daſs sie den Anschein gewinne, als ob sie auf den Ruf anderer folge und immer friedliebend sei. Mit zerzausten Haaren und nur nachlässig gekleidet rannte Pochel der Nebenbuhlerin nach, die sich nicht umwendete. Während des ganzen Weges schimpfte sie in sich hinein auf die Schlechte, und am Schulhaus schimpfte sie erst recht, wie schlecht die Huzel sei, daſs sie ihr nicht einmal Zeit lasse, sich ordentlich anzukleiden.

In der Stube des Schullehrers schauten die beiden einander Auge in Auge, und die Eidechsenäuglein der Huzel flimmerten in ganz besonderem Glanze, da sie ihre Feindin so verwahrlost sah. Diese schimpfte nun wieder, aber die Huzel sagte klugerweise:

„Ich brauch' dich nicht zu schimpfen. Sieh dich in den Spiegel, da brauch' ich dich nicht zu schimpfen. Herr Lehrer, erlauben Sie, daſs sie sich im Spiegel ansieht? Er wird nicht schmutzig davon."

Nun aber, es war gegen Fastnacht, verbreitete sich das Gerücht im Dorf — Ausgewanderte sollten es nach Hollmaringen geschrieben haben — dass der Jos in Amerika sei und Jos und Martina sich in Amerika mit einander verlobt hätten. Das war nun eine rechte Lust, die beiden so grundmäßig auf einander schimpfen zu hören. „Wie könnt ihr nur glauben, dass mein Sohn eine zusammengeflickte Schneiderstochter heiraten wird?“ und — „ich gehe selber hinüber nach Amerika und ich reiße sie auseinander.“ — „Wie kann eine so stolze Prinzessin, wie meine Tochter, eines Krattenmachers Buben nur ansehen?“ So hieß es hin und her. Am Fastnachtssonntag schimpften die beiden Weiber vor aller Welt am Rathhausbrunnen einander seit vielen Jahren zum erstenmal Aug' in Auge. Das ganze Dorf kam herbeigesprungen, wie Huzel und Pochel einander heimbezahlten, und die Pochel schrie immer: „Eh' ich das zugebe, dass mein Jos deine Tochter heiratet, du Huzel, eh' häng' ich dich auf am Weidenbaum vor unserm Haus.“ Die Stimme der Pochel tönte wie die eines großen Bullenbeißers, und die der Huzel wie die eines kläffenden Spitz; er hat keine so gewaltigen Töne, aber er gibt nicht nach und kann fortmachen, wenn dem andern der Athem lange ausgegangen.

„Ich hätte Angst, mit der allein in einem Haus zu wohnen“, erlustigte man sich, um den Zorn und die Furcht der Pochel zu reizen. Die Huzel sagte schelmisch: „Der Gaul weiß schon, dass er mir nichts thun kann. Er soll nur kommen. Ich habe Mittel, dass er nicht Hand und Fuß rühren kann.“

Alle Leute wichen zurück, denn glaubte man auch nicht mehr an Hexen, so war doch das gewiss, dass die Huzel geheime Zauberkünste kannte, und jetzt hat sie sich verrathen. Wie hat sie so unheimlich gelacht, und den schweren Kübel auf dem Kopf hat sie heimgetragen, wie wenn's nichts als eine Haube wäre!

Auch die Pochel konnte sich eines Schauders nicht erwehren, aber sie that, als ob sie sich nichts darum kümmere, und in der Nacht hörte der Weidenbaum, wie in der untern Stube geflucht und gebrummt wurde, und in der oberen Stube wurde gesungen, und die Pochel hörte ganz deutlich, wie zwei Spindeln sich drehten, und doch war niemand bei der Hexe; aber sie hat gewiss einen Geist, der ihr spinnen helfen muss. Und horch, wie sie jetzt lacht. Gibt's denn Menschen, die allein lachen können? Nein! Nein!

Die Pochel schimpfte jetzt auf sich selber, dass sie sich fürchte, aber sie schlich doch hinaus und streute Erbsen auf die Treppe, dass die Huzel zusammenstürze, wenn sie herabkäme; dann stellte sie die Axt ihres verstorbenen Mannes an das Bett.

Am andern Morgen früh klopfte es am Haus.

Sie hatte recht, so zu klagen, denn draußen — von der Lehrerin und deren Kindern benachrichtigt — stand das halbe Dorf versammelt und jubelte und jauchzte über das lustige Ereignis. Man wollte mit dem Hauptspass nur warten, bis die Schwiegermütter herauskämen; und als sie endlich herauskamen, erscholl unaufhörliches Vivat! und Hurrah! Die Huzel weinte, die Pochel aber schlug den ersten, der an ihr zerrte, so stark auf die Brust, dass er niedertaumelte. Während sich alles mit Lachen nach dem Niedergestürzten wendete, flog sie mit raschen Schritten eilig durch das Dorf hinaus, und alle Leute sprangen ans Fenster und riefen nach: Was gibt's? Aber sie antwortete nicht und eilte heimwärts, und die Hunde, die die Pochel immer nicht leiden konnte, bellten hinter ihr drein, aber sie achtete nicht darauf. Sie konnte kaum in das Haus, so voll von Rauch war es. Weil nichts ihr die Thränen aus den Augen treiben konnte, so musste es jetzt der Rauch thun. Sie jammerte, wie verlassen sie sei, denn sie hungerte, und dabei schimpfte sie auf die Huzel, die so klug gewesen war, vor dem Gange zum Schulmeister ordentlich zu frühstücken. Ja, die ist hinterhältig! Und wo sie nur jetzt sitzen mag? Sie ist wie in den Boden hinein verschwunden.

Wirklich kam die Huzel den ganzen Tag nicht nach Haus, und am Abend hörte die Pochel plötzlich ihre Spindel auf dem Boden tanzen und surren und hatte doch niemand ins Haus gehen sehen. Gewiss spinnt jetzt der Geist, den sie im Dienst hat, ganz allein. Theils aus Schauder, theils aus Neugierde, um zu sehen, ob das wirklich sei, wollte die Pochel die Treppe hinaufgehen, aber es war besser, sie gieng vor das Haus und schaute nach, ob Licht oben ist. Richtig, es war da. „Warum will denn jetzt niemand sterben, dass ich aus dem Haus komme?" klagte die Pochel in die stürmische Nacht hinein, in der der Schnee aufwirbelte. Der Weidenbaum schüttelte sein Gezweige hin und her.

Die Pochel saß still in der Stube und wünschte sich vor Zorn und Ärger jetzt selbst den Tod. Aber nein, da hat's ja die Huzel zu gut, da geht sie zu den Kindern und lebt in Saus und Braus. Aber warum rückt die Huzel oben heut' abend so oft den Stuhl? Warum macht sie so oft die Thür auf und zu? Still, so raschelt's, wenn sie zu Bett geht.

Nochmals geht die Pochel vor das Haus. Richtig! das Licht ist ausgelöscht. Wie sie aber wieder in die Stube kommt, hört sie die Spindel oben tanzen, sie schleicht leise hinauf, wer weiß, ob nicht die Huzel das Bild hat; nein, die darf es nicht haben. Sie horcht an der Thür, hört aber nur ein Murmeln, und nicht was die Huzel redet. Sie schleicht wieder hinab und legt sich ins Bett, aber sie kann nicht schlafen, die Treppe knackt. „Was ist das? . . . Die Axt! . . . So, jetzt komm." Es raschelt an der Thür, es greift nach dem Schloss. „Alle guten

Der Lehrer hieß alle seine Angehörigen die Stube verlassen, dann sagte er zu den beiden Weibern, dass sie fortan besser mit einander sein müssen, denn — und er zeigte dabei einen Brief und ein Päckchen — was das Gerücht wunderbarerweise vorhergesagt, ehe es wahr gewesen, sei nun eingetroffen, Jos und Martina seien in Neu-Orleans bereits verheiratet. Er las den Brief den beiden vor, den sie theils an den Schullehrer, theils an die Schwiegermütter geschrieben hatten, und zwar Jos an die Huzel und Martina an die Pochel.

Sie hörten ruhig zu, aber mitten im Lesen schüttelte die Huzel den Kopf, und die Pochel wollte es ihr nicht gönnen, dass sie etwas mehr that als sie: sie schüttelte auch den Kopf. Als der Brief zu Ende gelesen war, sagte die Huzel:

„Herr Lehrer, das gefällt mir nicht von Ihnen, das schickt sich nicht für Sie; zu so etwas dürfen Sie sich nicht hergeben. Das ist ein Fastnachtsschwank, den man sich mit uns armen Witwen gemacht hat."

Der Lehrer wollte erwidern, aber die Pochel schrie laut und schimpfte auch den Lehrer aus; er kam nicht zu Wort. Da öffnete er das Päckchen und hielt den beiden in goldenem Rahmen ein Bild entgegen. Sie waren plötzlich stumm, und —

„Herr Gott, mein Jos!" — „Herr Gott, meine Martina!" riefen sie, aber — „Weg, lass mich sehen!" hieß es gleich darauf, und die Pochel stieß die Huzel von sich, dass sie in eine Ecke fiel. Der Lehrer hob sie auf, nahm der Gewaltthätigen das Bild und gab es der Huzel. Sie betrachtete es stumm staunend, und ihre Lippen murmelten etwas dazu, aber niemand hörte, was sie sagte. Wirklich waren hier die beiden Kinder in einer gemalten Photographie ganz deutlich wiederzusehen. Sie hielten einander an der rechten Hand, und fast an jedem Finger glänzte ein Ring. Wie stattlich sah Martina aus in dem blauseidenen Kleide mit der großen goldenen Kette, der Brosche und den Ohrringen, und man mag sagen was man will, auch der Jos ist ein hübscher Bursch, und er ist so dick geworden, dem muss es gut gehen, und er hat auch eine goldene Kette an der Uhr und eine goldene Nadel auf der Brust. Nein, nein, da kann nicht mehr von Fastnachtsposse die Rede sein.

Die Huzel wollte auch der Feindin jetzt das Bild zeigen, aber sie brachte sich nicht dazu. Sie gab es nur dem Lehrer zurück, und dieser fragte: „Nun seht ihr doch, dass hier nicht von einer Fastnachtsposse die Rede sein kann? Wer von euch will das Bild mitnehmen?"

„Wenn man's auseinanderschneiden könnt, möcht' ich meine Hälfte haben", sagte die Pochel. Und die Huzel sagte: „Behalten Sie's, Herr Lehrer. Wenn ich nur schon daheim wär' und niemand vor mir sehen müsst', niemand als meine Katz'."

halten, wie meinst du?“ Die Huzel streckte die Hand aus, aber die Pochel hielt die ihre unter der Decke und sagte: „Ja, ja, es ist nicht gut, wenn man so aufeinander schimpft; man weiß nicht, wie man endlich doch zusammenkommt“, worauf die Huzel erwiderte:

„Du bist gescheiter, als ich gewusst habe.“

„So, du verdorrte Himbeere! Wie kannst du das sagen? Wo hast denn du dein Doctorexamen gemacht? Wie kannst du mich loben? Brauch' ich von dir ein Lob? Wer gibt dir das Recht dazu? Hinaus aus meiner Stube! Ich will nichts von dir.“

Die Huzel bot alles auf, sie zu beruhigen, und sie verstand das, was unvermeidlich war, als pure Güte darzustellen, und wie die Kinder, die wohl wissen, dass die Mütter heute den Brief bekommen, eben jetzt die Stunde feiern bei gutem Essen und Trinken. Die Pochel, die heute vor Zorn und Ärger noch gar nichts Ordentliches gegessen hatte, sagte unversehens: „Ich will aufstehen und was zu essen machen.“

„Ja!“ rief die Huzel, „wir wollen auch die Hochzeit unserer Kinder feiern.“

Die Pochel machte nun Kaffee, und als die beiden am Herd standen, jammerten sie darüber, wie man so lange zweimal Holz verbrannt, man hätte ja an einem Feuer kochen können. Der Kaffee war fertig, und die beiden saßen nun und tranken mit einander. Huzel lobte das Geschirr und lobte den Kaffee, aber innerlich sagte sie: „Das ist ein Kaffee für den Gaul!“ Sie würgte ihn aber doch um des Friedens halber hinab.

Zuletzt sagte die Huzel: „Halt! Auf Kaffee schläft man schlecht. Wart', ich hole, was dir gut thut.“ Sie gieng hinauf und brachte kichernd und lachend — denn sie hatte schon in der Stube davon gekostet — ein langes Glas, darin saure Kirschen auf Brantwein gesetzt waren. Sie schenkte der Pochel ein, aber diese wollte nicht trinken.

„Nein, Schwiegermutter, du musst trinken“, ließ Huzel nicht ab zu bedrängen. Endlich mit Todesverachtung nimmt die Pochel einen Schluck, aber schnell, als ob sie einen Husten bekäme, speit sie alles wieder aus, denn sie fürchtet sich, dass die Huzel sie vergiften wolle. Nun aber trinkt die Huzel mit großer Fertigkeit, und die Pochel bekommt Muth, sie genießt auch gern Fremdes und thut sich gut daran; eine trinkt der anderen immer frisch zu, und so lachen, singen und tanzen sie miteinander in der Stube herum. Die Pochel wird ganz taumelnd, sie muss sich auf einen Stuhl setzen, aber Huzel hört nicht auf und tanzt ganz allein herum, äußerst zierlich, und singt dabei und hält sich das Röckchen mit beiden Händen.

Der Weidenbaum vor der Thür kam sich ganz närrisch vor über das, was er manchmal hörte, und er bedauerte jetzt aufrichtig, dass er sich

Geister loben den Herrn, und dich hol' der Teufel!" ruft die Pochel, springt rasch nach der Thür und öffnet sie. Richtig, da steht die Huzel.

„Was willst du?" ruft die Pochel, die Axt erhebend, „thu' mir was, wenn du kannst."

„Ich will nichts, ich hab' dich nur fragen wollen, ob du vielleicht doch das Bild vom Lehrer geholt hast. Es ist doch mein Kind auch dabei und es gehört dir nicht allein."

„Was stehst du so unter der Thür?" schreit die Pochel. Sie will aber nicht sagen: komm doch herein; und die Huzel wartet darauf. Es friert sie, denn sie ist nur dürftig bekleidet, und nach zehn Jahren zum erstenmal tritt sie über die Schwelle. „Wo hast du das Bild?" fragt sie jetzt.

„Ich hab' nichts!" schreit die Pochel und springt schnell in ihr Bett. Die Huzel fängt an ruhiger zu sprechen und sagt: „Leider Gottes ist etwas da, was wir mit einander haben." Pochel aber geht nicht darauf ein und fragt nur: „Was willst du denn? Wo warst du denn den ganzen Tag? Kannst du wirklich in den Boden verschwinden? Kannst du wirklich etwas, dass man dir nichts thun kann in der Nacht?"

Die Huzel gibt klugerweise sehr ausweichende geheimnisvolle Antworten. Warum soll sie auch sagen, dass sie den ganzen Tag im Schafstall gesessen und gestrickt hat? Sie will die Starkknochige noch in Furcht lassen und sich dadurch schützen. Sie sagt jetzt: „Weißt du noch die Geschichte vom König Salomo, der alle Weisheit und alle Zauberei verstanden hat?"

„Nein, das sind deine Sachen, davon weiß ich nichts."

„Es geht uns auch so wie den beiden Weibern, die vor ihn gekommen sind. Ich kenn' dich, du möchtest lieber, dass unsere beiden Kinder sterben, weil sie uns das angethan, und ich will, dass sie leben sollen, wenn ich auch nichts von ihnen mag."

„Stell' dich nicht so gutmüthig, du hast dein Lebenlang für keinen Menschen was gethan, aber frage nach im ganzen Dorf, und du wirst hören, dass man in jeder Noth auf mich rechnen kann."

„Das ist wahr, du bist eben auch stark, und — was ich dir habe sagen wollen? Höre mich doch ordentlich an, lass mich da ein bisschen auf dein Bett sitzen, es ist mir so kalt."

Die Pochel freute sich innerlich, dass die Huzel vor Kälte zähneklapperte, als sie jetzt fortfuhr: „Es ist schon arg genug, dass wir uns und unsere Kinder so vor den Leuten verschimpft haben."

„Du hast immer zuerst angefangen", schrie Pochel.

„Ja, ja, das läßt sich jetzt nicht mehr auseinanderbringen; aber wie meinst? Du hast ja gesehen, wie unsere Kinder einander die Hände

Am Mittag las die Huzel den Brief erst recht vor. Die beiden Kinder baten die Mütter inständig, dass sie zu ihnen kommen möchten. Der Jos hatte eine große Speisewirtschaft errichtet, und die beiden Mütter sollten in der Küche helfen und auf alles acht haben, denn man könne hier zu Land fremden Leuten nicht trauen. Er wolle Geld schicken, wenn der Erlös des Hauses und der Fahrnis nicht ausreiche.

Es waren noch schwere Sachen zu überwinden, und vor allem wurde festgesetzt, dass man vor der Welt die alte Feindseligkeit bewahre; denn die Neckerei, die man sonst zu ertragen habe, wäre nicht auszuhalten.

Vor den Leuten also thaten sie immer feindselig, still zu Hause indes war wirklicher Friede, und der wurde am besten dadurch bewirkt, dass die Pochel zu der alten Feindin sagte: „Du bist wirklich gescheiter als ich."

Es wurde nun berathen, dass man die Fahrnis verkaufe, und auf das Häuschen war schon längst ein Angebot gethan. Die Huzel gab an, dass sie allein auswandere, die Pochel, dass sie zurückbleibe. Insgeheim aber verschaffte sie sich doch einen Pass, und zur Versteigerung der Fahrnis in der oberen Stube wurde in der Nacht alles, was die Pochel von Wert hatte, hinaufgeschleppt, damit es als Eigenthum der Huzel versteigert werde.

Nun aber kam noch das Schwerste. Wie verlässt man das Dorf, ohne Spießruthen zu laufen durch Spott und Hohn?

Es war in der Nacht zum ersten Mai, da kam die Huzel mit einem Bündel unterm Arm herab in die untere Stube und sagte: „Schwiegermutter! Ich hab' was Gutes!"

„So? Hast du noch von deinem Brantwein?"

„Nein. Wir haben jetzt Geld und haben Pässe, jetzt schläft alles im Dorf; mach' deine Sachen zusammen und geh' mit; sie sollen morgen früh sich die Augen reiben und nicht wissen, was geschehen ist. Denk' nur, wie es werden soll, wenn eines von uns oder wenn wir gar miteinander fortgehen? Ich habe gehört, dass die Musikanten im Dorf sich bereit halten und das ganze Dorf will uns mit Musik das Geleite geben. Schau, der Mond ist so hell, es ist alles so still, kein Mensch merkt was; komm, ich helf dir!"

„Ich kann schon allein, ich brauche keine Hilfe, hab' nie eine gebraucht. Aber wie ist's mit den Sachen die wir doch noch zurücklassen, und mit dem Verkauf des Häuschens?"

„Ich schicke von der Stadt aus einen Brief an den Schullehrer, dass er alles verkaufen soll. Da sieh', ich habe ihm schon geschrieben . . ."

Der Weidenbaum am Häuschen schüttelte im leisen Frühlingswinde die ergrünenden Zweige, als er die beiden miteinander das Haus ver-

so hartnäckig von dem Häuschen abgewendet hatte; wäre er nach der anderen Seite hin gewachsen, wäre ihm kein Wort von allem entgangen.

Mit den Worten: „Morgen, wenn wir gesund sind, trinken wir Kaffee miteinander!“ war Huzel in ihre Stube hinaufgegangen und die Pochel lag fiebernd im Bett.

In der Stube tanzen Flämmchen, und ein Mann und eine Frau, die haben lauter goldene Ketten an um und um. Der Pochel wird schwer bang; gewiss, das porzellanene Teufele hat sie vergiftet und sie schreit plötzlich auf: „Hilfe, ich bin vergiftet!“ „Das porzellanene Teufele hat mich getödtet!“ Sie springt aus dem Bett, sie findet die Kreide und schreibt auf den Tisch: „Wenn man mich morgen todt findet, muss man die Huzel köpfen, sie hat mich vergiftet!“

Und draußen am Weidenbaum stand eine große Menge Menschen, und der Wind pfiff, und der Schnee wirbelte auf, und am Weidenbaum hieng ein Gehenkter . . .

Am Morgen, als die Pochel erwachte und zum Fenster hinausschaute: Was ist das? Das ist ja wirklich ein Gehenkter, und sie selbst lebt ja noch! — Sie schreit laut auf, und die Huzel kommt herunter. Sie sehen, was geschehen ist: man hat ihnen zum Possen das wahr gemacht, was die Pochel gedroht. Man hatte eine Gestalt, ganz ähnlich bekleidet wie Huzel, als Fastnachtsmummenschanz an die Weide gehenkt.

„Da siehst du, wie weit es gekommen ist“, sagte die Huzel, „und was sind das für Zeichen, die da auf den Tisch geschrieben sind? Was steht denn da?“

Die Pochel wischte es schnell ab mit der Hand, und jetzt reichte sie die kreidige Hand — die die Spuren vom Todesurtheil trug — versöhnt ihrer Erzfeindin.

Die Pochel gieng hinaus und trennte die Puppe vom Baum ab. Die Huzel wollte ihr helfen, aber sie sagte: „Nein, die Leute dürfen nicht sehen, dass wir versöhnt sind; sonst hört das gebrannte Leiden hier nicht auf.“ Die Huzel wollte wieder sagen, dass sie gescheit sei, aber sie behielt es diesmal für sich.

Sie verschlossen das Haus und tranken zum erstenmal gemeinschaftlich in Frieden den Morgenkaffee, den aber diesmal die Huzel bereitete; denn sie verstand's besser.

Nun wurde ausgemacht, dass die Huzel das Bild holen sollte, und auch den Brief, denn sie hatten ihn noch nicht ordentlich gehört. Der Lehrer wollte zwar das Gemeinsame nicht herausgeben, bis auch die Feindin es bewilligt, aber er fügte sich doch endlich auf Bitten seiner Frau, die Angst hatte, dass die Hexe ihr oder ihren Kindern was Böses anthun möchte, wenn man nicht willfahre.

klaren, frischen Flüssen der nahen Alpen ausstrecken. Und so sind im Semmering- und Schneeberggebiete Quellen, Flüsse aufgefangen worden, um sie durch gewaltige Canäle nach Wien zu leiten. Ohne dieses Alpenwasser müsste Wien verkommen, wenigstens würde es nicht so weiterwachsen können.

So wie das Land, die Bevölkerung aus- und aufgesogen wird von der Großstadt, so werden es nun auch die Berge. Semmering, Rax und Schneeberg und der ganze Wienerwald haben nicht mehr genug Wasser für Wien. Nun hat die Stadt tief in die Alpen hinauf gegriffen, ins Salzagebiet. Dort hat sie Quellen und Flüsse aufgekauft, um sie nach Wien zu leiten. Hundert Radkräfte sollen an jedem Tag den Alpen verloren sein und der Großstadt zugeführt werden. Aber das ist noch immer zu wenig, viel zu wenig. Wien lauert neuerdings nach allen Richtungen aus nach Wasser. So ist es auch auf unser steirisches Mürzthal verfallen, um in absehbarer Zeit die Mürzquellen anzukaufen. Diese liegen der Wienerstadt zwar jenseits der Berge, doch bei den ultramontanen Neigungen der lieben Wiener ist ihnen das gerade recht. Man schlägt durch die Berge ein Loch, durch welches die Mürz hinausfließen kann nach Wien.

Jedoch denke ich, bei diesem Trunke wird man die Rechnung ohne den Wirt gemacht haben. Die Mürzthaler werden ihre Mürz nicht hergeben, auch nicht den Mürzursprung, auch nicht einen Seitenfluss — nicht einen Tropfen. Mögen andere Leute das Anrecht ihrer Nachkommen, Wasser und Luft, für Geld verkaufen, der Mürzthaler wird das nie thun — niemals! Das Wasser gehört so gut zum Heimatlande, als die Scholle. Für die heimische Scholle geben wir unter Umständen unser Blut, und der heimischen Scholle heilige Quellen sollen wir uns auf ewige Zeiten für Geld abschachern lassen? Das Wasser gehört zum Land, und wir Steirer proclamieren feierlich die Unveräußerlichkeit des Heimatlandes! —

Der Jurist hätte vielleicht zu sagen, dass man Kraft für Jahr und Tag verkaufen könne, niemals aber für unbegrenzte Zeit. Dazu wäre kein Geld auf Erden ausreichend. Vielleicht ist festzusetzen, dass Wässer wohl auch von einem Besitz auf den andern übergehen, und zu den verschiedensten Dienstleistungen benützt werden können, aber nur innerhalb des Landes. Die Wasserquellen, die unseren Vorfahren Wiesen und Felder befruchtet, Mühlen und Eisenhämmer getrieben, die Luft befeuchtet und den wohlthätigen Regen erzeugt haben — sie sind unveräußerlich, so gut wie der Brunnen am Vaterhause, den wir unseren Nachkommen vererben.

Denn das Heimatland ist nicht bloß Eigenthum des gegenwärtigen Geschlechtes, sondern auch der Nachkommen. Wir brauchen Geld, es ist

lassen sah. Sie giengen hinten am Dorf herum durch die Wiesen den Berg hinab, still und redeten kein Wort. Erst als sie das Dorf hinter sich hatten, athmeten sie auf; vom Thurm schlug es zwölf und die Pochel sagte jetzt: „Gib mir nur dein Bündel, mir macht's nichts, ich kann noch mehr tragen."

„Nein, gib mir deines!" erwiderte die Huzel höflich, „du wirst doch nicht glauben, dass ich mir von der Älteren mein Bündel tragen lasse? Gib nur her!"

Aber keine fasste das Bündel der anderen an; die Huzel dachte im stillen: Sie wird doch so viel Lebensart haben, dass sie mich noch einmal bittet! Und die Pochel dachte in sich hinein: Meinetwegen kann die Huzel niedersinken; sowie sie noch einmal ein Wort sagt, bürd' ich ihr alles auf.

Es redete keine mehr ein Wort, bis der dunkle Wald sie verschlang.

Im Dorf aber staunte man zuerst, wie die beiden Hexen verschwunden waren, bald aber hieß es, dass in der Hexennacht der Teufel sie geholt habe.

Sie sollen indes wohlbehalten in einer großen Küche in New-Orleans sein und kochen und braten, aber sie selber werden schwerlich weichgekocht. Nur gegen ihre Kinder sollen sie etwas von menschlicher Güte zeigen. Die Pochel soll sogar mit den Schwarzen fertig werden, und wer zu diesen beiden in Dienst kommt, kann mit Recht sagen: er kommt in des Teufels Küche.

Die Mürzquellen sind nicht feil!

In einigen sonst schönen Thälern Niederösterreichs gibt es Bäche ohne Wasser. Bachbette mit viel Stein und Schutt, aber wenig rinnendem Wasser. Das ist öde und traurig anzusehen, die ganze Gegend hat eine andere Stimmung bekommen. Statt klarer Bäche, grüner Matten, reiner Luft — vertrocknete Rinnsale, vergilbter Rasen und kohlenrauchige Luft, weil alle Gewerke mit Kohlen, anstatt mit Wasser betrieben werden müssen.

Wohin aber ist das Wasser gekommen? Es hat sich dem Zeitgeist angeschlossen — alles strömt in die Stadt. Eine Großstadt kann nicht Wasser genug haben; der unendliche Durst wird allerdings zumeist mit anderen Flüssigkeiten (die wieder ohne Wasser nicht möglich sind) gestillt, aber der unendliche Schmutz! So vermag es selbst die Donau nicht mehr, Wien rein zu waschen, eben weil sie selber nicht rein ist. Um noch reines Element zu bekommen, muss Wien seine Hände nach den

Kleine Laube.

Von künstlerischer Gestaltung Gottes.

Lieber Freund und College!

Wir haben bei unserem letzten Zusammensein in Wien ein so tiefphilosophisches Gespräch miteinander geführt, dass wir vor lauter Weisheit völlig thöricht geworden sind und schließlich, jeder von seinem Standpunkte aus, beinahe das Gegentheil der ursprünglichen Behauptungen mit Leidenschaft vertheidigten. Das geht häufig so, und besonders Poeten geht es so, die im rein begrifflichen Denken keine Übung haben.

Wir sprachen — billiger thut man das jetzt nicht mehr — von Gott. Wir waren beide sehr begeistert für ihn. Sie hatten eine Gottheit, ich einen Herrgott. Letzterer war Ihnen auf die Dauer zu körperlich. Sie sprachen von einem „Ich und alles, jetzt und ewig" und nannten es Gott. Und dann meinten Sie, diesen unfassbaren, gestaltlosen Allgott in das Volk zu tragen, sei die Aufgabe der Erziehung und Bildung. Auch ich war mit dem „Geiste" völlig einverstanden, nur verständigten wir uns schwer und suchten unserer Ausdrucksweise immer mit Beispielen nachzuhelfen. Mit anschaulichen, sinnlichen Beispielen, durch die wir unsere subtilen Gedanken einander begreiflich zu machen trachteten.

Und nun denke ich darüber nach, wie wir den rein geistigen Gott in das Volk tragen sollen, wenn wir ihn selber gar nicht aussprechen, nicht fassen können! Er ist zu ätherisch, er verflüchtigt sich unter der Hand. Selbst die großen Philosophen müssen ihre Ideen an Materien knüpfen, um von Nichtphilosophen verstanden zu werden. Und wir, Leute von der Kunst, deren Aufgabe und Bestreben es ist, Geistiges, Ideales sinnlich zu gestalten, in sicht- und greifbare Formen zu bringen — wir sollten gerade das, was uns alle am meisten angeht, beiseite liegen lassen, nicht zu künstlerischem Ausdruck bringen wollen?

Weil das Volk, zu dem wir reden, ein Kind ist, immer ein Kind war und immer eines bleiben wird, ihr möget erziehen und bilden, wie ihr wollt, darum muss man zu ihm kindlich sprechen. Und weil wir Dichter die Gedanken und Ideen verdichten sollen in fassbare Gestalten, so müssen wir künstlerisch zum Volke sprechen. Und das Kindliche und Künstlerische wird hier eins. Wenn nun der Künstler zu den Menschen von Gott sprechen will — und da er so innig glaubt an den Geist, wie wir uns versichert haben, so wird er wohl manchmal das Bedürfnis haben, von ihm zu sprechen — wie soll er das thun? Er muss den Geist Gottes personificieren, so wie er die Tugend, die Gerechtigkeit, die Liebe oft genug in Gestalten gebracht

wahr, wir haben viele Schulden gemacht, aber mit dem Rechte der Zukünftigen dürfen wir sie nicht bezahlen. Es ist ein Unding allerersten Ranges, die Flüsse wie eine Ware übers Land hinaus zu verkaufen — es wäre ein Hochverrath an der Heimat. Nein, von unserer Steiermark verkaufen wir auf solche Weise nichts. Die Herren der Großstadt sollen nicht glauben, dass um Geld alles zu haben sei. Die Mürzquellen kriegen sie nicht!

Wenn eine Großstadt zu wenig gutes Wasser hat, so ist das ja schlimm. Doch wer trägt die Schuld als sie selbst, da sie immer wieder die Landbevölkerung an sich herbeilockt, und wer ist schuld als die Leute, die der Bequemlichkeit und des Genusses wegen in die Stadt ziehen, wo sie alles Mögliche haben, nur das Wichtigste nicht. Wenn die Großstädter gutes Wasser haben wollen, so ist es am einfachsten, sie kehren zurück aufs Land, zu den natürlichen Quellen des Wassers und der Gesundheit.

R.

Sinngedichte.

Von Otto Promber.

Hüte dich vor allen denen,
Die sich immer danach sehnen,
Einen Menschen hinterm Rücken
Schlau und frech herabzudrücken,
Ihn mit leichten, niederträcht'gen
Vorurtheilen zu verdächt'gen
Und aus sicheren Verstecken
Seinen Namen zu beflecken.
Diese dunkeln Triebe zeigen
Sich zumeist an jenen feigen,
Grundverlogenen Gesellen,
Die vergeblich darauf sinnen,
Wie sie klüglich es beginnen,
Sich in bess'res Licht zu stellen.

Schmäht mir die frische Begeisterung nicht,
Wie auch die Jugend stürmet und hastet;
Schon manchmal brachte sie klärendes Licht,
Wo klügelnde Vorsicht im Dunkeln getastet!

Immer nur fröhlichen Muth! —
Für alle leuchtet der Sonnenschein;
Am End' blüht dir auch ein Röselein!
Dann soll dein Bangen vergessen sein
Und alles alles wird gut.

Das sind stets niedrige Charaktere,
Die keiner Arbeit Beifall zollen,
Die immer nur die eigene Ehre,
Doch niemals fremde schützen wollen,
Die, wenn sie schreiendes Unrecht seh'n,
Mit schielenden Augen vorübergeh'n
Und pfiffig denken: Was geht's mich an!
Seh' jeder, wie er sich wehren kann!

Liebschaften kommen oft Glaskugeln gleich,
Wie sie zuweilen bei Rosenhecken
An Silber und leuchtenden Farben reich
Auf hohen Stangen in Gärten stecken.
Behandle sie zärtlich, wo es auch sei,
Damit dich recht lange ihr Glanz erfreue!
Denn bricht in blöder Tändelei
Schalk Übermuth die Kugeln entzwei,
Gibt es nur Scherben, Wunden und Reue.

Herzen gibt's wie Sprudelquellen,
Die dem durst'gen Leidensbruder
Immer neuen Nektar spenden!
Ihre Kraft hat keine Schranken,
Ihre Treue kann nicht wanken,
Ihre Liebe kann nicht enden.

Der lebte schön, der lebte *lang* hienieden,
Von dem es heißt: er ist *zu früh* geschieden!

Es fand schon mancher Possenreißer
In buntem Harlekinsgewand
Die Wahrheit, die vor ihm ein Weiser
In bitterster Erkenntnis fand,
Und manches Wort aus Kindermunde
Pries von umkränztem Podium
Ein großer Mann in ernster Stunde
Als neues Evangelium!

Ein frisches Geblüt,
Ein herzlich Gemüth —
Sie sind mir beide
In Lust und Leide
Das schönste Geschmeide!

Verlass sei, dass im Evangelium an sich das Göttliche nicht zu erkennen sei, dass kein Mensch wüsste, das Evangelium sei echt und göttlich, wenn die römische Kirche nicht dafür garantiere. Das ist der klare Sinn der allerdings etwas umschriebenen Stelle im „Grazer Volksblatt". Was aber heißt das? Es heißt den Zweifel an das Evangelium aufwecken, und zwar in demselben Moment, wo man sich als den einzigen Hüter der heiligen Schrift hinstellen will. Diese Erregung des Zweifels an das Evangelium ist ein neuer Schritt der römischen Politik auf ihrer verhängnisvollen Bahn.

Wenn das Evangelium göttlichen Ursprungs ist, so muss man seine Echtheit und Macht unmittelbar aus ihm heraus empfinden, wie es bei christlich religiösen Menschen auch wirklich der Fall ist. Da braucht man keine weiteren Bürgen, am wenigsten Bürgen solcher Art, denen die Kirche alles, und das reine Wort Gottes wenig gilt. Der Heiland hat Beweisbedürftige wohl oft auf das Alte Testament verwiesen, nie aber auf eine römische Kirche. Die ersten Christen und Märtyrer waren des Evangeliums sicher, bevor es noch eine römische Kirche gegeben hat, und ich glaube ganz entschieden lieber den vier Evangelisten als dem Herrn Andreas Hamerle C. SS. R.

Nur Schade, dass gerade wieder einmal zu dem hohen Feste das Ärgernis geschehen musste. R.

Unwahrheit bringt Rosen.

Der Curat: Grundfalsch ist es, wenn die böse Welt den Jesuiten nachsagt, dass diese den Wahlspruch hätten: Der Zweck heiligt die Mittel! Denn was schlecht ist, das bleibt schlecht und kann durch nichts beschönigt werden, und nimmer wird ein Priester grundsätzlich Böses vertheidigen.

Ich: Sie halten gewiss auch die Unwahrheit für ein unheiliges Ding.

Curat: Unwahrheit, Lüge ist die Mutter alles Bösen, unter allen Umständen.

Ich: Ich besitze hier ein hübsches Bildchen, das ich recht in Ehren halte; es stellt die heilige Rosa von Viterbo vor. Ich besitze es seit meiner Kindheit; damals hat es mir der Herr Katechet geschenkt und hat uns Schülern auch die Legende erzählt, die dazu gehört. — Zur Zeit Kaiser Friedrichs II. war in der Stadt Viterbo große Hungersnoth, und besonders die von jenem Kaiser unterdrückten Christen hatten nichts zu essen. Da war Rosa, eines reichen Bürgers Töchterlein, welches oftmals eine Schürze voll von Brotstücken aus dem Hause des Vaters trug, um es heimlich unter die hungernden Christen zu vertheilen. — Eines Tages begegnete der mitleidigen Jungfrau auf diesem Wege hoch zu Ross der Tyrann und fragte sie, was sie in der Schürze trage. — „Ich trage Rosen", antwortete das Mädchen in seiner Angst vor dem Christenverfolger. — „Will wissen, ob es auch wahr ist!" rief der Reiter, „öffne das Tuch!" Sie weigerte sich, ihre Lüge aufzudecken. „Öffne das Tuch!" schrie der Tyrann ergrimmt. Sie that es mit zitternder Hand und siehe, sie selbst wollte ihren Augen nicht trauen; nicht Brot hatte sie in der Schürze, sondern thatsächlich Rosen. — Seht, liebe Kinder — schloss der Katechet — ein solches Wunder hatte der Herr an seiner frommen Dienerin vollzogen; darum lasst euch gesagt sein — —." Herr Curat, er stockte, der Herr Katechet, er stockte sehr und wir Kinder warteten auf die Moral, die er seinen Geschichtchen stets anzuhängen pflegte. Er brachte sie doch nicht über die Lippen.

hat, er muss Gott in eine Gestalt bringen, die dem Menschen am nächsten und am höchsten steht — in die menschliche.

Nun sagen Sie, damit käme man ja wieder in den Aberglauben hinein, den wir doch ausrotten sollen! — Mein Freund! Wenn alle Verköperungen des Geistes Aberglaube wäre, dann würde die Kunst ein großer Aberglaube sein. Die Religionsstifter waren Dichter, Künstler, die den Geist verkörperten; das hindert ja nicht, dass der Reformer den Körper wieder vergeistigt! Muss denn der Körper, die Form deswegen fallen? Bedarf der sinnliche Mensch nicht des Sinnbildes? Ist nicht sein eigener Leib das Sinnbild einer geistigen Persönlichkeit, die hinter ihm steht?

Überlassen wir die pure Vergeistigung Gottes der Wissenschaft; unsere, des Künstlers, des Dichters Sache ist die Verkörperung Gottes. Und finden wir es doch natürlich und gut, wenn ein künstlerisches Gemüth, und gehöre es dem modernsten Menschen an, in der Religion auch den Cultus liebt. Und freuen wir uns, dass die neue Kunst sich wieder der Symbolik, der sinnlichen Formung des Geheimnisses zuwendet. Und wirken doch auch wir — gerade wir zwei Volkspoeten — mit, im Kunstwerk das Zeichen Gottes wieder in das Volk zu tragen — in jene Theile des Volkes, die zur rein geistigen Religion sich nicht emporzuschwingen vermögen und die Gott doch nicht in der schmutzigen Materie des Thieres, des Goldes anbeten sollen.

Der Weltschöpfer sogar bedurfte Lehm, um ihm Geist einhauchen zu können. Ein Baum, der himmelwärts wachsen soll, muss erst auf festem Erdboden gründen; eine Flamme, die lodern und leuchten soll, muss erst einen Docht haben, und ein Gott, der uns in ein geistiges Himmelreich führen soll, muss erst — Mensch geworden sein.

Und dann — kann es denn wahr sein, dass Gott nur im Geiste ist? Ist das nicht am Ende auch ein Aberglaube? Kann, ja muss der Allesumfassende, Allesdurchdringende nicht auch im Körper, in der Form sein? Denket doch nicht zu gering von der Materie, als ob sie bloß der Sitz aller Sündhaftigkeit wäre. Die Materie ist der Leib des Geistes, nicht bloß bei dem Menschen, auch im Stein, in der Blume, im Wassertropfen, in allem, was wir kennen. Wie also soll uns Künstlern die Materie zu niedrig sein, um aus ihr Altäre zu bauen, Bildnisse zu schaffen, um sie mit unserer Gottessehnsucht, mit unserer warmblütigen Himmelsfreudigkeit zu beseelen?

Kurz gesagt, der Dichter, der Künstler, der wirklich und wahrhaftig Gottheit fühlt, soll nur auch einmal dreist versuchen, sie zu gestalten — für sich und andere.

Wenn nicht früher, so wird er während des Gestaltens inne werden, was ich meine.

Wir sprechen noch davon.

Ihr

Graz, December 1900. R.

Ein Ärgernis.

Das clericale „Grazer Volksblatt“ hat es zuwege gebracht, vielen seiner Leser in diesem Jahre die christliche Osterfreude gründlich zu verderben. Am Charsamstag brachte es einen Leitartikel, überschrieben: „Der Bock als Gärtner, oder die Protestanten als Hüter des Evangeliums.“ Von P. Andreas Hamerle C. SS. R.

In diesem Aufsatz, der sich hauptsächlich gegen Luther richtet, wird unter anderem halb versteckt dargethan, dass auf die heilige Schrift, auf das Evangelium an sich kein

Die Bedeutung der kleineren Nationen.

Von Prof. Rudolf Eucken.

Ins Große, Gewaltige, Gigantische gieng der Zug des 19. Jahrhundertes, geht die Bewegung der Gegenwart. So vor allem in der Technik, dieser Führerin des modernen Lebens, so aber auch, unter Verbindung der Kräfte zu immer größeren Complexen, auf den anderen Gebieten; überall tritt vor das Individuum die Organisation, vor das Einzelerlebnis die Gesammtleistung. Diesen Zug ins Große zeigt auch die Politik, nicht nur in der Steigerung der Aufgaben und Leistungen der inneren Verwaltung, sondern auch im gegenseitigen Verhältnis der Nationen und dem äußeren Wachsthum der Staaten. Dies Wachsthum hatte so lange eine natürliche Grenze, als dabei der Zusammenschluss zersplitterter Theile eines einzigen Volkes zu einem gemeinsamen Körper, die nationale Einigung, in Frage stand, wie in Deutschland und Italien. Aber die Bewegung zur Größe und Macht geht darüber weit hinaus, namentlich seitdem aus der europäischen Politik mehr und mehr eine Weltpolitik geworden ist. Nun scheint nur der Staat seinen Bürgern die volle Entfaltung und Verwertung ihrer Kräfte bieten zu können, der seine Macht über den Erdball ausdehnt und seinem Willen an jeder Stelle Geltung verschafft. Wer das nicht kann, muss sich vorsichtig zurückhalten oder bescheiden unterordnen, er tritt damit in die zweite Linie. So ist der alte Begriff der Großmacht hinfällig geworden; nur diejenigen Staaten scheinen noch diesen stolzen Namen zu verdienen, welche stark genug sind und sich stark genug fühlen, um an jener Weltpolitik thatkräftig theilzunehmen. So eine wesentliche Verschiebung der alten Masse, eine schärfere Scheidung von groß und klein, ein stärkerer Drang nach Entfaltung alles Vermögens. Das sind Thatsachen, die uns alle umfangen. Zugleich aber eilen den Thatsachen Neigung und Phantasie oft weit voraus, alles, was in der Richtung jener Bewegung liegt, wird als vernünftig sanctioniert und mit dem Glanz des Rechts umkleidet; zugleich schwelgt die Vorstellung im Ungeheuren, das Streben nach Geltung in der Welt scheint nothwendig anschwellen zu müssen zu einem Kampf um die Herrschaft über die Welt; in diesem Kampf aber wird sich die Zahl der Mitbewerber nach und nach verringern, bis schließlich die Sache auf einen einzigen großen Gegensatz kommt und nach heißem Ringen ein einziges Volk Herr des Feldes bleibt. Wie solches weltgeschichtliche Schicksal sich vollziehen mag, das dünkt manchen der Hauptinhalt und die Hauptspannung der Zukunft.

Solche von den Vorstellungen der Macht und Größe berauschte Denkweise hat keinen Platz für die kleineren Völker und Staaten, das äußerlich Kleine gilt hier auch als kleinlich und der Erhaltung unwert. Über jene scheint die Flut der Weltgeschichte unbekümmert um ihr Wohl und Wehe dahinzubrausen, die Zeit ihrer Existenzberechtigung, so meint man, ist vorbei, so müssen sie sich wohl oder übel gefallen lassen, ein Opfer des Expansionsdranges der Großen zu werden. Eine solche Überzeugung lähmt, ja ertödtet alle Sympathie, mit den Bestrebungen der Kleineren ihre Selbständigkeit zu erhalten; was könnte es helfen, dem Rade der Weltgeschichte in die Speichen zu fallen, wie thöricht wäre es, eine Bewegung anhalten oder abzulenken zu wollen, die sicher und unaufhaltsam ihrem Ziele zustrebt! So ist auch bei der Erörterung finnländischer Angelegenheiten nicht selten die Meinung geäußert, das Schicksal habe hier den Ereignissen zwingend den Weg vorgeschrieben, es sei verkehrt, sich dagegen zu wehren, sich darüber aufzuregen.

Alkohols Sündenregister.

Wer sind die Götzen uns're Männerwelt?
Es ist der Alkohol und dann das Geld.

Was untergräbt des Vaterlandes Wohl?
Es ist der große Mörder Alkohol.

Wo wird das Wohl des Volkes schwer verletzt?
Wenn man dem Schankrecht keine Schranken setzt.

Was kostet mehr als alles Militär?
Fürs Trinken gibt man vier- bis fünfmal mehr.

Wer tödtet mehr als selbst die größte Schlacht?
Der Alkohol hat viel mehr umgebracht.

Wer ist der Mann, der nie kann glücklich sein?
Der täglich sich berauscht mit Bier und Wein.

Wer schlägt sich selbst die allertiefsten Wunden?
Ach, dieser Thor wird hinterm Glas gefunden.

Wem ist die größte Straße nicht zu breit?
Das ist der Mann in seiner Trunkenheit.

Wer macht sich zum Gespött der Gassenjungen?
Das ist dem Trunkenbold schon oft gelungen.

Wer lallt und stammelt wie ein kleines Kind?
Das thun die Männer, die voll Weingeist sind.

Wem tanzen vor den Augen Schreckgestalten?
Dem Mann, der sich des Trunks nicht kann enthalten.

Wer legt den Grund zu manchen Leibsgebrechen?
Wer mit der Sucht zu trinken nicht kann brechen.

Wer muss im Alter oftmals Mangel leiden?
Wer den Besuch der Kneipe nicht kann meiden.

Von wem sagt man, er sei im Glas ertrunken?
Dem Wirtshausschilder nie umsonst gewunken.

Wer macht das Haus zu einer Hölle wohl?
's ist niemand anders als der Alkohol.

Wer wird die Kinder nicht an Zucht gewöhnen?
Die Väter, die dem Trunksuchtslaster fröhnen.

Wo gibt es wohl die meisten Idioten?
Wo man dem Kinde Schnaps hat angeboten.

Wer bringt sein Weib vor Kummer früh ins Grab?
Wer 's Glück des Hauses schwemmt den Hals hinab.

Wer wird Beruf und Amt nicht recht verwalten?
Wer sich nicht selber kann im Zaume halten.

Wer hat zum Worte Gottes keinen Zug?
Der, den der Bacchus ganz in Fesseln schlug.

Wer spottet über das Geläut der Glocken?
Wer sich viel lieber lässt ins Wirtshaus locken.

Wer wird die Lust zum Beten ganz verlieren?
Wer sich vom Saufdämon lässt ganz regieren.

Wer muss zuletzt an Leib und Seel verderben?
Die Säufer werden Gottes Reich nicht erben.

Wem steht des Irrenhauses Pforte offen?
Dem Trinker, den 's Delirium hat getroffen.

Wem öffnen sich zumeist die Strafanstalten?
Es sind die jungen Säufer sammt den alten.

Wann nimmt der Richter Mildrungsgründe an?
Wenn das Verbrechen ward im Rausch gethan.

Ist das Betrinken nicht auch ein Verbrechen?
Drum sollte man ein schärfer Urtheil sprechen.

Auf Island trifft man kein Gefängnis an,
Weil man darauf kein Wirtshaus finden kann.

Was käme wohl dem Fiscus sehr zugute?
Wenn jeder Trunkenbold bekäm' die Ruthe.

Ach, käm' doch bald die schöne Zeit herbei,
Die uns're Männer alle machte frei!

O Menschenfreunde, helft dem Übel wehren,
Dass sich noch Tausende vom Trunk bekehren!

Mit alten Trinkern ist nicht viel zu machen!
Drum reißt die jungen aus dem Molochsrachen!

Ergreift die Waffen und bekämpfet sie,
Den Mörder Alkohol und Compagnie!

Die Noth zu schildern kommt man an kein Ende,
Die Trunksucht ist das Elend der Elende!

solche Unterstützung verspricht eine selbständige Entwicklung auch der kleineren Völker. Denn dass hier das Interesse an den großen Weltkämpfen mit ihren Leidenschaften nicht so direct erregt wird, muss der Ruhe der Betrachtung und Gerechtigkeit des Urtheils zugute kommen; es lässt sich von hier aus zur Verständigung und Ausgleichung der Gegensätze wirken, auch können hier die allgemeinen und reinmenschlichen Probleme mit besonderer Kraft durchlebt und gefördert werden. Eine Mannigfaltigkeit individueller Bildungen wird sich hier eher nebeneinander vertragen, als da, wo alles zu großer gemeinsamer Leistung zusammendrängt; endlich sind Versuche zu Neugestaltungen in günstigerer Lage, als da, wo es ungeheure Massen zu bewegen gilt.

Wie viel freilich von solchen Möglichkeiten zur Wirklichkeit wird, das liegt an den einzelnen Völkern selbst; nur eine Verbindung von Anlage und Energie kann sie zu geistigen Individualitäten machen und ihrem Streben einen Wert für das Ganze verleihen. Dass aber in der That auch jetzt noch kleinere Völker eine solche Stellung erreichen und behaupten können, das lehrt die Erfahrung des 19. Jahrhunderts mit unwidersprechlicher Deutlichkeit. Wie ließe sich die innere Geschichte dieses Jahrhunderts verfolgen, ohne der Theilnahme der Schweiz zu gedenken, ohne die zahlreichen Anregungen zu würdigen, die von dort den verschiedenen Gebieten des Lebens zugegangen sind, ohne die gegenseitigen Mittheilungen und Ausgleichungen anzuerkennen, welche dort große Nationen gefunden haben? Und an die Schweiz reihen sich würdig andere Völker. Die Niederlande haben ihren alten Ruhm tapfer aufrechterhalten. Sie blieben nicht nur im Colonialwesen und Wasserbau die Lehrer der Völker, in den verschiedensten Gebieten der Wissenschaft giengen sie ihre eigenen, auch den anderen wertvollen Wege; so fiel z. B. hinsichtlich der Theologie vor einiger Zeit seitens eines hervorragenden deutschen Gelehrten die Äußerung, noch heute folge in der protestantischen Theologie an Bedeutung der deutschen Literatur unmittelbar die niederländische, dann erst komme die englische; fürwahr ein deutliches Zeugnis, dass die bloße Ausdehnung nicht alles macht. Und wie mächtig hat in den letzten Jahrzehnten das entlegene Norwegen durch seine Literatur in die geistige Bewegung Europas eingegriffen, mit welcher Kraft hat es der modernen Cultur neue Probleme vorgehalten! Auch Schweden und Dänemark bereicherten den geistigen Besitz des Jahrhunderts durch hervorragende Leistungen. Dass kleinere Nationen auch heute noch das Vermögen besitzen, der Menschheit wertvolle Dienste zu leisten, ja, dass wir diese Dienste nicht wohl entbehren können, steht demnach außer Zweifel.

Bei solcher Überzeugung werden wir uns auch zur Frage der nationalen und geistigen Existenz Finnlands minder skeptisch stellen, als jene von Macht und Größe berauschten und zugleich einer fatalistischen Denkweise verfallenen Gemüther. Finnland hat gerade im 19. Jahrhundert mit bewunderungswürdiger Kraft sich zu einer geistigen Individualität entwickelt und dabei eine durchaus eigenthümliche Art der Natur, des Volksthums, der historisch-politischen Lage eingesetzt. Von allen Culturländern am meisten nach Norden vorgeschoben, hat es einen harten Kampf gegen eine rauhe Natur zu führen, aber indem es diesen Kampf mannhaft bestand, erfuhr es auch den Segen einer inneren Erstarkung des Lebens. In dem Volksthum aber verbindet sich hier in einzigartiger Weise eine von Westen kommende germanische Cultur mit einer durchaus urwüchsigen, schon durch ihre wunderbare Volkspoesie eine eigenthümliche geistige Art bekundenden Nation aus dem ural-altaischen Völkerstamm. Mag es bei solchem Zusammentreffen nicht an Spannungen und Gegensätzen fehlen, in der Hauptsache ward eine Einigung erreicht, und es entwickelte sich ein gemeinsames nationales Bewusstsein; wie vortrefflich schwedische Form und

Die Voraussetzungen dieses Gedankenganges mit seinem Fatalismus seien hier dahingestellt; nur das sei bemerkt, daſs das Bild der Zukunft, welches er uns vorhält, sehr trüber Art ist. Immer ausschließlicher würde der Gedanke der Macht die Gemüther einnehmen, immer crasser sich der Egoismus der Nationen gestalten, immer mehr würden die Fragen der inneren Cultur vor den Leidenschaften jenes Kampfes zurückweichen. Nicht nur äußerlicher, auch ärmer und einförmiger würde bei solcher Wendung das Leben der Menschheit werden. Die Härte jenes Schicksals verbirgt sich der Empfindung der Individuen und auch der Völker, weil jedes sich selbst in aufsteigender Bahn und nur die anderen dem Niedergange, ja Untergange verfallen denkt. Aber man verlasse solchen Standort der Partei und überschaue das Ganze, wird dann nicht jenes Ergebnis der weltgeschichtlichen Arbeit weniger ein Triumph der Vernunft, als der Unvernunft scheinen?

Doch wir brauchen uns über solche Aussichten nicht aufzuregen, enthält doch jenes Bild weniger Thatsachen, als Möglichkeiten, weniger die eigene Bewegung der Dinge, als ein höchst subjectives Beleuchten, Zurechtlegen, Ausmalen der Wirklichkeit. Das Gewebe des menschlichen Lebens ist nicht so einfach, daſs sich alles Geschehen an einen Faden reihen ließe; große Bewegungen erwecken, ja erzeugen leicht Gegenbewegungen, und oft erscheinen ganz ungeahnte Widerstände; die Erfahrung begrenzt, was im bloßen Gedanken keine Schranken kannte; so ist gewöhnlich den Dingen ihr Maß gesetzt, und die wirkliche Gestaltung kommender Zeiten pflegt von den Entwürfen der Menschen recht weit abzuweichen.

Lassen wir also jene Phantasien und halten uns an die Wirklichkeit, der sie so weit vorauseilen; bei dieser gestaltet sich der Gegensatz viel weniger scharf und die Stellung der kleineren Völker weit günstiger. Gewiſs ist eine bedeutende Veränderung der Gesammtlage anzuerkennen. Das Verhältnis der Großen und Kleinen hat sich verschoben, das Große hatte die Richtung auf Macht und Expansion genommen, und der Kampf um die Geltung auf dem Erdball bringt sein Übergewicht vollauf zur Geltung. Weiter, kraftvoller, bewegter ist hier das Leben geworden. Aber folgt daraus, daſs die kleineren Völker wertlos geworden seien, daſs ihnen nichts anderes übrig bleibe, als in jene überlegenen aufzugehen? Könnte nicht gerade die schärfere Ausprägung jener Art eine Ergänzung durch eine andere wichtig und erwünscht machen? Wie überall in menschlichen Dingen Gewinn durch Verlust erkauft wird, so ist auch jene Wendung zur Größe für die Betheiligten selbst nicht ohne Gefahren und Nachtheile. Mit der Größe der Complexe wächst die Schwierigkeit, den einzelnen zur freien Entwickelung und vollen Geltung gelangen zu lassen, Massenwirkungen dienen der Gleichförmigkeit und Verflachung, auch die innere Beweglichkeit des Lebens leidet unter der Steigerung der Verhältnisse ins Riesenhafte, jenes läuft wie mechanisch in den einmal eingeschlagenen Bahnen fort, so daſs Umwandlungen und Erneuerungen auch da dem stärksten Trägheitswiderstande begegnen, wo ihnen die Gesinnung der Individuen schon gewonnen ist. So enthält jene Wendung ins Große bei allem, was sie für die Erweckung und Stählung der Kraft bedeutet, für die innere Cultur die Gefahr einer Vergröberung und Verflachung. Dazu kommen besondere Miſsstände von daher, daſs das bewegende Ideal vornehmlich das der Macht und Herrschaft ist. Denn hier liegt nahe eine Erzeugung gewaltiger, die Einzelnen mit sich fortreißender Leidenschaften, eine Trübung gerechten und besonnenen Urtheils, ein Messen nach zwiefachem Maß und Gewicht, je nachdem die Sache uns selbst oder andere angeht.

Das alles sind Gefahren, denen widerstanden werden kann und denen widerstanden wird. Aber wer sie ernst nimmt und große Güter bedroht glaubt, der wird jede Unterstützung willkommen heißen, die in jenem Kampf geboten wird. Und eine

der sonst so ungewöhnlich brutale Davoust, der sich nicht scheute, in Gegenwart Marmonts eines Tages das Empörende zu äußern: „Wenn der Kaiser zu mir sagte, die Interessen seiner Politik erforderten es, Paris zu zerstören und keinen Menschen entwischen zu lassen, so würde ich, aus Furcht, das Geheimnis zu verrathen, Frau und Kinder darin lassen."

Die Haupttriebfeder für die Belobungen und Belohnungen des Empereurs bildete vielfach nur das Maß der persönlichen Ergebenheit, woher es auch kommt, dass der furchtbare Imperator, trotz seiner vielen abschreckenden und schurkenhaften Schattenseiten, an Charakter dennoch colossal über jenes Geschlecht hinwegragt, dessen Thaten und Schandthaten sich unauflöslich an den Namen Napoleon knüpfen.

Napoleon war gewohnt, nichts als Sclaven um sich zu sehen; in der Leidenschaftlichkeit seines Gemüthes behandelte er die Hohen und die Niedrigen völlig gleich, und im Grimme zertrat er den König wie den Bettler. „Man gewinnt die Völker nicht durch Liebkosungen und in einem eroberten Lande ist Güte inhuman", schreibt er am 23. März 1805 an seinen Bruder Josef in Neapel. Der Krieg hatte ihn großgezogen und der Krieg hatte ihn auf den Thron gesetzt, roh, wild und grausam, wie dieser, fühlte er weder Mitleid noch Achtung gegen die Menschheit. Barsch und grob verfuhr er gegen die Fürsten des Auslandes, wie gegen seine persönlichen Diener: er hätte gerne jeden zermalmt auf den er zürnte. Er schonte weder Ansehen noch achtete er hohe Würde. Er sprach wegwerfend von den Königen und that alles, sie in der Meinung des Volkes herabzuwürdigen.

Nachmittags, den 4. December 1805 war eine Zusammenkunft des Kaisers Franz mit Napoleon, Sieger von Austerlitz in der Mühle Spaleny bei dem Dorfe Nasiedlowitz erfolgt, aus welcher der österreichische Kaiser so recht als ein Begnadigter hervorgieng. Nach langem Schweigen äußerte er sich zum Fürsten Johann von Liechtenstein, mit seinem bekannten Ausdruck höchsten Zornes in den Augen und Mundwinkeln in seinem gewohnten Wiener Dialecte: „Jetz' weil I'n g'seg'n hob, konn I'n gor nimmer leid'n!" Am 15. August 1808, als alle Diplomaten zur Feier des unter päpstlicher Autorität eingeführten Gedächtnistages des „Heiligen" Napoleon[1]) bei Hofe erschienen, gieng Napoleon auf Metternich, damals Gesandter in Paris, zu und fuhr ihn brutal an: „Was will denn Ihr Kaiser?" — „Er will, dass Sie seinen Gesandten respectieren", erwiderte Metternich.

Napoleon sah alle anderen Feldherrn weit unter sich. Er kritisierte Friedrich den Großen scharf, nannte den feurigen, alten Blücher nur einen „betrunkenen Husaren", den Erzherzog Karl brutal einen „Dummkopf", Wellington „ebenso anmaßend als mittelmäßig". Jede ihm ungelegene Volksbewegung hieß er schimpflich Räuberei. Der Herzog von Braunschweig war ihm ein Räuberanführer, — „le nommé Chasteler angeblich General in österreichischen Diensten", ein Räuberhauptmann und Mörder französischer Kriegsgefangener, Andreas Hofer ein Bandit, — ein „gewisser Schill" auch eine Art Räuber, der schon im letzten Preußenkriege mit Verbrechen bedeckt und den Grad eines Obristen erlangt hatte . . . u. s. w. den höflichen und zuvorkommenden Brief, welchen Erzherzog Karl nach der Schlacht von Regensburg an Napoleon schrieb, hatte dieser an Davoust mitgetheilt und in gewohnter Übermüthigkeit beigefügt: „vielleicht antworte ich einmal darauf, wenn ich eben nichts Besseres zu thun habe. Dieses

[1]) In den Schulen des Kaiserreiches wurde ein Katechismus gelehrt, worin es ausdrücklich hieß, dass Gott, Napoleon den Großen „zu seinem Bilde auf Erden bestellt habe", weshalb folgerichtig alle die „gegen unseren Kaiser treulos handeln, der ewigen Verdammnis schuldig und verfallen sind." — Dieser Katechismus war auch in Deutschland, bei den Rheinbundsfürsten eingeführt, und eine deutsche Ausgabe wurde 1808 in Trier gedruckt.

finnischer Inhalt in ein harmonisches Ganzes zusammengehen können, das zeigt mit siegreicher Klarheit die Lebensarbeit eines Runeberg. So hat das finnländische Volk als ein inneres Ganze an der geistigen Bewegung des Jahrhunderts und an seinen Problemen lebhaft theilgenommen, rasch verstand es die Fortschritte der Cultur sich anzueignen, in Wissenschaft und Kunst, in Technik und Industrie drang es muthig vor, und die Solidität seines Strebens bekundete deutlich seine eifrige Fürsorge für das Erziehungs- und Unterrichtswesen. Es durfte sich dabei einer besonderen Gunst der politischen Lage erfreuen, indem die Anlehnung an eine Großmacht nach außen hin schützte, ohne die Selbständigkeit seiner inneren Entwicklung zu gefährden. Es hat sich durch ein allzeit loyales Verhalten jener Gunst würdig gezeigt und durch sein eigenes Wachsthum auch die Macht jenes Großstaates gesteigert. Es durfte auf die Fortdauer jener Lage vertrauen, da dadurch kein fremdes Interesse Schaden litt und zudem feierliche Versicherungen die Erhaltung des alten Rechtes verbürgten. Nun ist es doch anders gekommen; immer rücksichtsloser wird nicht nur die politische Selbständigkeit, sondern auch die nationale Eigenthümlichkeit Finnlands angegriffen. Dass das letzte Ziel der Gegner eine innere Vernichtung dieser aufblühenden Volksindividualität ist, darüber kann keine Unklarheit mehr walten. Was der Draußenstehende dem hartbedrängten Volke bringen kann, ist nichts anderes, als maralische Zustimmung und menschliche Sympathie. Das ist äußerlich und unmittelbar wenig oder nichts, und doch wäre es traurig um eine Zeit bestellt, welche solche geistigen Mächte mit ihrem stillen Wirken glaubte ignorieren oder gar verspotten zu dürfen. In diesen Dingen wird das Ganze verletzt, wo dem einzelnen Unbill widerfährt, denn das Leben überhaupt wird innerlich herabgedrückt, wenn die Macht von Treue und Glauben, von Recht und Wahrheit in den Angelegenheiten der Völker eine Erschütterung erleidet. Es war der größte und klarste Denker der Neuzeit, der das Wort sprach: „Wenn die Gerechtigkeit untergeht, so hat es keinen Wert mehr, dass Menschen auf Erden leben.“ Sollte ein Volk, das mannhaft und auf dem Boden des Gesetzes für sein Recht kämpft, nicht die Achtung und Theilnahme aller derer verdienen, welche mit Kant an den Gütern festhalten, die allein das Leben des Menschen lebenswert machen?

Vom großen Menschenfeind.

Noch immer begegnet man im Leben und in der Literatur, selbst in der deutschen (!), Verhimmelungen Napoleons „des Großen“! Auch wir reden von Napoleon dem großen Menschenfeind. Und soll Folgendes[1]) eine kleine Entgegnung sein auf die Hymnen der Napoleon-Anbeter. Gerade die Frauen haben am allerwenigsten Ursache, diesen Mann hochzuhalten. Davon hier nichts weiter. Nur ein par Streiflichter auf seine geschichtliche Thätigkeit, die ihr Unheil noch bis in unsere Zeit erstreckt.

Das bekannte Napoleon'sche Motto: „Jede Laufbahn offen dem Talente!“ findet sich nicht immer bewahrheitet und es ist ebenso übertrieben als lächerlich, wenn vielfach behauptet wird, Napoleon habe nie in die Lage kommen wollen, auf den Ruhm irgend eines seiner Marschälle eifersüchtig zu sein. Den thatsächlichen Verhältnissen entsprechend, waren dieselben ja doch nur der Sockel, auf dem seine eigene Größe riesig sich abhob.

Der Kaiser Napoleon hatte die „Helden der Revolution“ gezähmt, und zwar bis zur sclavischen Mamelukenschaft. Der Mameluk aller Mameluken aber war

[1]) Aus dem interessanten Büchlein: Die Marchfeldschlachten von Aspern und Deutsch-Wagram im Jahre 1809. Von Anton Pfalz. (Commissionsverlag Kühkopf, Korneuburg.)

Touristen als Pionniere des Deutschthums.

Seit Jahren ertönen ununterbrochen die lauten Klagen über die arge Gefährdung des Deutschthums, sowohl im Süden der deutschen Alpenländer durch Welsche und Slovenen, als auch in den Gegenden Nordböhmens durch die unaufhaltsame Minierarbeit der Czechen. In hunderten von Leitartikeln wurde das alles gründlich besprochen, viele dankenswerte Anregungen zur Abhilfe wurden von warmen Freunden des Deutschthums vorgebracht, nationale Schutz- und Trutzvereine entstanden, wie die „Nordmark" und „Südmark" mit ihrer erfreulicherweise immer mehr wachsenden Zahl von Ortsgruppen, Schulvereine entstanden in Deutschland sowohl wie in Österreich, und viel Gutes haben wir auch allen diesen Bestrebungen zu danken, aber was bis jetzt geschehen, ist noch lange nicht genug — die Bewegung muss eine viel mächtigere, tiefgreifendere werden, will man wirklich große, dauernde Erfolge erringen. — Und da könnte gerade ein Factor mächtig wirksam eingreifen: die Touristik, diese moderne Völkerwanderung, die alljährlich Hunderttausende aus kerndeutschen Landen hinführt in jene Gegenden, wo das Deutschthum im schweren Kampfe mit welschen und slavischen Gegnern liegt.

Wie viel könnte da an moralischer Unterstützung ohne Phrasen- und Leitartikel-Bombast geleistet werden, indem deutsche Touristen jene Orte aufsuchen, die am ärgsten unter dem fremdländischen Ansturm zu leiden haben; indem sie dadurch jene Orte wirtschaftlich stärken, verhindern sie vor allem, dass deutscher Grund und Boden fortgesetzt aus deutschen Händen in den Besitz von eingewanderten Fremdlingen übergeht. Wenn der deutsche Bauer auch kein Schlemmer und Prasser ist, so sind seine Anforderungen an das Leben und die Art der Nahrung denn doch bedeutend höher, als namentlich die der Welschen, die mit wenigen Pfennigen für Polentamehl auszukommen vermögen und die wirtschaftlich nach keiner Richtung hin dem Lande, wo sie sich festsetzen, von Vortheil sind. Es wird dem deutschen Touristen, der gewillt ist, in aller Stille für das Deutschthum zu wirken, z. B. auch nicht schwer werden, eine welsche Osteria in Südtirol zu meiden und lieber ein gut deutsches Gaststüblein aufzusuchen. Ganz ebenso ist es mit den Hotels oder mit den kleineren und größeren Bädern, von denen sich schon viele in welschen Händen befinden.

Eine dankenswerte Anregung hat da auch kürzlich die „Ostdeutsche Rundschau" in Wien gebracht. Ein kleines Bad in der Nähe von Brixen sollte versteigert werden und da zu befürchten war, dass speculative Italiener dasselbe um einen Schleuderpreis an sich bringen würden, so sandten einige Deutschnationale an jenes Blatt einen Aufruf, es möchten sich deutsche Wirte finden, die sich an der Versteigerung betheiligen, um die Verwelschung zu verhindern. So sollte es in allen Fällen gehen, dann würde der Verwelschung in Südtirol ein wirksamer Damm errichtet.

Sehr beherzigenswert sind auch die Ausführungen, die ein wahrhaft deutsch Denkender kürzlich in den „M. N. N." veröffentlichte und die wir hier wiedergeben: „Nicht lange mehr dauert es, da werden gar viele unserer Mitbürger nach Süden ziehen, dem Frühling entgegen, den sie hier am rauheren Nordsaume der Alpen nicht mehr erwarten können. Und die herzlichsten Wünsche geben wir ihnen auf ihre Reise mit. Aber auch eine nicht minder herzliche Bitte.

Die meisten unserer Leser wissen, dass in Südtirol der Boden ist, auf dem das Welschthum einen zähen, hartnäckigen Kampf führt gegen das Deutschthum. Besonders das Etschthal ist es, wo die Parteien sich am erbittertsten befehden. Hier sind es die gemischtsprachigen Gemeinden, in denen die Lega nationale mit staunenswerter Opferfreudigkeit Schulen und Kindergärten gründet, Bücher und Geldmittel

Volk — die Österreicher nämlich — ist bei der mindesten Hoffnung ebenso aufgeblasen, als beim ersten Unfall muthlos und kriechend.

Die Geister der Zerstörung arbeiteten geschäftig in ihm selbst. Dass er schlecht war, ein Bösewicht im Purpur, das wussten Millionen. Die Menschen und Völker waren ihm geworden wie Brettsteine, die er hin- und hersetzte. Achtung vor menschlicher Tugend, vor Leben und Glück der Nationen war ihm verloren und war ihm zugleich die Fähigkeit, sich selbst zu beschränken, Zeit und Raum abzuwägen und eigene und fremde Kraft vollständig zu berechnen abhanden gekommen. Und in diesem verwüsteten Geist hatte eine höhere Gewalt, welche das Schicksal der Menschen und der Völker mit furchtbarer Genauigkeit abwägt nach ihren Gedanken und Werken, endlich dem Tyrannen den Weg gewiesen auf dem er verderben sollte, unerhört, abenteuerlich, wie sein ganzes Leben gewesen.

Wenn in der Regel von Millionen und Millionen hingeopferter Menschen geredet wird, so ist dies keineswegs als abgeschmackte Übertreibung anzusehen. Die unbestreitbarste amtliche französische Quelle der „Moniteur" von 1805 bis 1814 gibt die Belege, dass der Napoleonismus nur an französischen Soldaten allein, also die polnischen, rheinbündischen, italienischen u. s. w. gar nicht gerechnet, binnen zehn Jahren d. i. von 1804—1814 nicht weniger als 2,200.400 Mann verbraucht hat. Diese Summe müsste sich aber furchtbar steigern, wenn die im Dienste gefallenen nicht französischen Truppen dazu gerechnet würden; ins Ungeheure aber führen, wenn man dem Eroberer überhaupt alle während seiner Kaiserschaft umgekommenen Kriegsleute auf Rechnung setzen wollte.[1]) „Ich brauche bloß Soldaten und Bauern, die Gelehrten und die Kaufleute sind blos Schmarotzerpflanzen des Landes" ist ein vielfach geäußerter Ausspruch Napoleons. — „Ich stelle die Gelehrten und die Menschen in dieselbe Linie mit den Koketten. Man muss sie sehen und mit ihnen plaudern; aber diese nicht heiraten und jene nicht zu Ministern machen." (Napoleon an seinen Bruder Josef. 1806.) — Wie weit die cynische Rücksichtslosigkeit Napoleons reichte geht aus folgender Äußerung hervor: „Der Mensch hat keine Freunde, nur das Glück hat welche. Es gibt bloß zwei Hebel, womit man die Menschen in Bewegung setzt, Furcht und Eigennutz. Freundschaft? Bah, das ist nur ein Wort. Was mich angeht, ich liebe niemand; nicht einmal meine Brüder. Den Josef allenfalls ein wenig; aber es geschieht nur aus Gewohnheit, weil er mein älterer Bruder ist."

Das eigentliche System der Napoleonischen Kriegführung war die Aussaugung der Länder, die Belohnung seiner Getreuen durch Raub, die Aneiferung des gemeinen Soldaten durch Plünderung und das Preisgeben ganzer Dörfer den Flammen um der Mannschaft ein wärmendes Lager zu verschaffen. Immer stoßen wir bei Buonaparte auf die Unmenschlichkeit. Mit seinem Despotismus hieng es zusammen, dass er glaubte, seinen vornehmen Dienern Raub und Amtsmissbrauch auf feindliche Kosten nachsehen zu müssen. Nur Feldherren mit schlechtem Herzen sind es, welche meinen, das eroberte Land sei nicht zu schonen und dem übermüthigen Soldaten müsse man durch die Finger sehen.

So wie Napoleon, hat sich noch keiner aus dem Staube zu solcher Höhe emporgeschwungen. Niemand hat einen so weitreichenden Einfluss auf die Völker der Erde geübt, — aber auch niemand hat so kläglich geendet wie er.

---

[1]) Man könnte ihn als „Friedenskaiser" preisen, den er hat gar viele zum — ewigen Frieden geführt.

Zur Hora nur eilen die Mönche,
Wie Geister im nächtlichen Reig'n,
Der Mond lauscht blass und kläglich
Zum Chor der Kapelle hinein.

Wenn oben die Sternlein erbleichen,
Der Zauber des Morgens erwacht,
Was kümmert's die lebenden Leichen
In ihrer ewigen Nacht.

Dem Alpenmann greift's zur Seele,
Von goldenen Strahlen umweht
Stürzt er auf das Knie zur Erde
Und weint und jauchzt im Gebet.

Nicht klingt ihm ein ehernes Zeichen,
Er braucht nicht Chor und Altar,
Es wird von selbst im Busen
Das Heilige ihm wahr.

Gebell-Ennsburg.

Frage.

Meine Träume weh'n um gold'ne Zinnen,
Einer fernen, wohlbekannten Stadt,
Geigentöne durch den Abend rinnen,
Von dem Glück, das nur die Liebe hat.

Bei dem letzten Abendrothversprühen
Frage ich den Himmel goldenweit,
Ob dort oben, wo die Wolken glühen,
Mehr noch ist von Menschenseligkeit?

Anton Renk.

Vorfrühling.

Noch ist der Wald im Winterschweigen,
Die Felswand eisig überzinkt,
Und manchmal von den Tannenzweigen
Die Schneelast in die Gründe sinkt.

Dort drüben an dem braunen Hügel
Erblüht die erste Heide schon,
Und zitternd schwebt mit schwachem Flügel
Zu mir der erste Vogelton.

Das erste Lied der Tannenmeise,
Die erste rothe Erica
Verkündet meiner Seele leise:
Nun ist die Liebe wieder da!

Anton Renk.

Letzte Gabe.

Und wäre wirklich unser Glück zu Ende,
Und gönntest du mir keinen Abschiedsblick
Und gäbst mir nie mehr deine weißen Hände
Und kehrtest nimmermehr zu mir zurück,
Du kannst mir doch nicht alles, alles rauben,
Du rufst mir nicht die Leere in das Herz,
Denn dieses Herz hört niemals auf zu glauben
Und wird nur gütiger durch jeden Schmerz.
Und eines wirst du mir zum Abschied geben, —
Weil Geben seliger denn Nehmen ist, —
Die Lieder, welche weinen, beten, beben
Und leise fragen, ob du glücklich bist.

Anton Renk.

Ostern.

Es läuten die Osterglocken,
Das blaue Veilchen sprießt,
Und durch die offenen Straßen
Ein Langstrom sich ergießt.

Der Christ ist auferstanden!
Die Menge geht geschmückt,
Von neuer Frühlingshoffnung
Im Innersten beglückt.

O hoffe immer weiter,
Du arme Menschenwelt!
Ob auch ein Narr der Hoffnung,
Der Mensch ist doch ein Held.

Er muss den Kreuzstamm tragen,
Mit Dornen reich bekrönt,
Von Wahn und Narreteien
Gefesselt und verhöhnt.

Bis er am finstern Thore
Einst schauernd angelangt,
Vor dem er steht und zaudert
Und einzutreten bangt.

Lasst nicht die Hoffnung fahren,
Es heult kein Hund davor!
Aus des Vergessens Strome
Taucht ihr versöhnt empor!

Schwebt auf zu lichten Höhen,
Wo Schuld und Unglück schweigt,
Und der Erlöser lächelnd
Und liebend auch sich neigt!

Die Osterglocken läuten
Und klingen von Ort zu Ort —
Du schwergeprüfte Menschheit,
Hoff' osterfröhlich fort!

Fritz Lemmermayer.

spendet, um die meist wenig bemittelten Bauern für italienische Sprache und Sitte zu gewinnen. Hier ist es aber auch, wo der Gegenverein, der Allgemeine deutsche Schulverein, nicht minder rührig mit ähnlichen Mitteln den deutschen Besitzstand vertheidigt. Denn um eine Vertheidigung handelt es sich hier, nicht um einen Vorstoß, um eine Abwehr des Welschthums, das schon hart vor den Mauern Bozens sich breit macht. Da ist St. Jakob, kaum eine Stunde Weges südlich von Bozen, ist Leifers, nur eine halbe Stunde weiter, und wieder eine Stunde Branzoll, und ihm gegenüber auf dem rechten Etschufer das vielumstrittene Pfatten, wo nur mit Mühe durch Kindergarten und Schule die echt deutsch fühlende Geistlichkeit Hand in Hand mit dem Allgemeinen deutschen Schulverein die Verwelschung aufhält. Diese Orte aufzusuchen, möchten wir alle diejenigen bitten, die in den Wochen im blühenden Etschthal weilen. Wir möchten sie einladen, bei den Pfarrern und Lehrern der bedrohten Dörfer einzukehren und durch herzliche Theilnahme an ihren Kämpfen und Erfolgen diese Ausdauer und Kampfesfreude zu stärken. Nicht um Geld handelt es sich bei diesen Besuchen. Es ist die moralische Unterstützung, die wir damit den Streitenden zutheil werden lassen. Und solche moralische Hilfe hat oft nicht geringeren Wert, als klingende Summen.

Und weiter gegen Süden liegt das schwerbedrängte Auer, liegt das hart umkämpfte Laag und das stattliche Salurn. Auch hier stehen meist die Geistlichen an der Spitze der deutschen Vertheidigung und mit Stolz und Dank würde es sie erfüllen, wenn sie Deutschen aus dem Reiche zeigen könnten, was ihr Eifer und ihre Beharrlichkeit in den letzten Jahren für die nationale Ehre geleistet haben.

Wen aber sein Weg nach Meran führt, der nehme sich einen Tag und wandere nach dem nahegelegenen Burgstall und nach Gargazon, und überzeuge sich, wie die Kindergärten blühen, die als Bollwerke für die deutsche Sprache hier errichtet worden sind. Der rüstige Fußgänger aber wandere hinaus in das Nonsthal, wo der allzufrüh verstorbene Pfarrer Mitterer so erfolgreich für die deutsche Sache gewirkt hat, und sehe zu seiner eigenen Erquickung, was zielbewußte, treue Arbeit schaffen.

Das ist die Bitte, die wir denen, die jetzt nach dem Süden ziehen, mit auf den Weg geben. Ihre Erfüllung birgt den Lohn in sich. Ich wenigstens wüßte kein erhebenderes Schauspiel, als ein Kampf, den ein Volk kämpft um sein Bestes, um seine Sprache und um seine Sitte, um seine nationale Eigenart. Es ist etwas Erfrischendes, etwas Stolzes um solch einen Kampf. Er adelt nicht nur diejenigen, die ihn kämpfen, er adelt auch diejenigen, die ihn als bewundernde Zeugen mitfühlen, miterleben."

„Deutsche Alpenzeitung."

Poetenwinkel.

Alpe und Kloster.

Hoch oben auf der Alpe
Alltäglich steht ein Mann,
Es hat's ihm einst ein Morgen
Mit seinem Zauber gethan.

Tief unten im stillen Thale,
Umdämmert vom Nebelflor,
Hebt scheu die grauen Thürme
Ein altes Kloster empor.

Der Mann von der freien Alpe
Blickt düster zum Kloster hinab,
Hier oben, meint er, ist's Leben,
Da unten ist das Grab.

Wenn unten das Glöcklein läutet
Und klingt zur Alpe hinan,
Mit schmerzlich flehenden Tönen,
Nicht kümmerts den einsamen Mann.

hat. Die Innigkeit Schwinds vereinigt sich mit der Weihe eines Cornelius in diesen Momentbildern. „Sonnengold“, der Titel eines der reizendsten derselben, scheint mir auch der passendste Titel für das ganze Buch, dessen Verfasser liebenswert erscheint, wie der Jünger Johannes. Es wäre billig, wenn der Verlag mit der glücklichen Anlage zu guter Auswahl auch die entsprechende Vertriebskraft zu verbinden wüsste. H. E.

Dantes göttliche Komödie. In deutschen Stanzen frei bearbeitet von Paul Pochhammer. Mit einem Dante-Bild nach Giotto von E. Burnand. (Leipzig. B. G. Teubner.) Diese Übertragung giebt das unsterbliche Gedicht in vollendeter Form wieder. Die Verse fließen leicht und glatt dahin, rein und voll quellen die Reime hervor, und ungesucht ergeben sich die Ruhepunkte, so dass das gewählte Versmaß der Stanze als natürlich und nothwendig erscheint. Was Carlyle vom Original sagt, das gilt auch von der Übertragung: überall ist Musik. Man fühlt, dass Dante hier eine Persönlichkeit gefunden hat, die, sich ganz in sein Wesen versenkend, aus der Fülle des innerlich Geschauten heraus schafft und daher auch der plastischen Gestaltung, dem künstlerischen Aufbau und dem tief innerlichen Gehalt des Werkes in gleicher Weise gerecht wird. So ist es möglich, dass die Übertragung sich fast wie eine ursprüngliche Dichtung liest, dass sie ganz unmittelbar wirkt durch die Fülle ihrer poetischen Kraft. Der Leser ist daher auch mit dem Dichter allein gelassen, er wird nicht in jedem Augenblick durch ablenkende Ausführungen des sonst üblichen Commentars in Anspruch genommen. Doch bringen die erläuternden Beigaben in gedrängter Kürze alles, was über Dante und sein Werk in erster Linie wissenswert ist und zugleich dem Suchenden ein tieferes Eindringen ermöglicht. V.

Die moderne Heilwissenschaft. Wesen und Grenzen des ärztlichen Wissens. Von Dr. E. Biernacki. Deutsch von Dr. S. Ebel. (Leipzig. B. G. Teubner.) Das Buch behandelt die geschichtliche Entwicklung der medicinischen Grundbegriffe, die Leistungsfähigkeit und die Fortschritte der modernen Heilkunst, die Beziehungen zwischen der Diagnose und der Behandlung der Krankheit, sowie die Grenzen der modernen Diagnostik in allgemein verständlicher Weise. Besonders hebt der Verfasser die Rolle der psychologischen Factoren in der Entwicklung der Medicin und in der Berufsthätigkeit des Arztes hervor. V.

Tiroler und Buren. Von Anton Renk. (Innsbruck. Schererverlag. 1901.) Der so naheliegende Vergleich zwischen den Heldenkämp en, jenen 1809 in Tirol und jenen der Gegenwart in Südafrika, hat ein echter Dichter aufgegriffen. In einem dünnen Büchlein bietet der Tiroler Sänger Anton Renk etliche Trutz-, Treu- und Kampflieder zum Preise der Helden, zum Schimpf der Tyrannen. M.

Buren-Lieder aus der Bierzeitung der scharfen Deutschen Ecke zu Capstadt in der Zeit des Freiheitskrieges der südafrikanischen Republiken. (München 1901. J. F. Lehmann.) Diese Sammlung von Buren-Liedern ist in einem kleinen Kreise deutscher Männer „Scharfe deutsche Ecke zu Capstadt“ entstanden. Die einzelnen Lieder geißeln mit scharfem Spotte die Unfähigkeit der Engländer und lassen ihrer grausamen Roheit und ihrer frechen Heuchelei die gebürende Verachtung zutheil werden. Auch die Verhältnisse im Deutschen Reiche werden gelegentlich einer herben Kritik unterzogen. V.

Anweisung zum seligen Leben. Von Joh. Gottlieb Fichte. **Morgen- und Abendbetrachtungen.** Von A. v. Platen. (München. Ph. L. Jung.) Beide Schriften sind von so bekannten Verfassern, dass es nicht nöthig ist, etwas Neues zu dem bisherigen wohlverdienten Lobe hinzuzufügen. Der Verleger hat sich auch hier wieder sehr verdient gemacht, dass er zwei sehr wertvolle Werkchen neu herausgegeben hat, um dieselben auf diese Weise der Vergangenheit zu entziehen. V.

Hendel-Bibliothek. Interessant und mannigfaltig ist wiederum die Signatur der neuen Serie. Die Reihe eröffnet eine Gesammtausgabe der Gedichte von Novalis (Friedrich von Hardenberg). Paul Flemings ausgewählte lateinische Gedichte, übersetzt und mit Einleitung versehen von Prof. C. Kirchner. Zur zweihundertsten Wiederkehr des Geburtsjahres Liscows erscheint eine von August Holder besorgte Auswahl seiner Werke. Den Begründer des modernen französischen Sittenromans Balzac führt der folgende Band mit dem Meisterwerk „Eugenie Grandet“ ein. Dann zwei Birch-Pfeiffer'sche Stücke „Der Goldbauer“ und „Pfeffer-Rösel“ und den Abschluss bildet das Schauspiel „Die Anna-Lise“ von H. Hersch.

Gesammelte Erzählungen. Von Magdalene Thoresen. In diesen Erzählungen der Schwiegermutter Henrik Ibsens ist die großartige Natur Norwegens, Berg und Fels und Wald und Wasserfall — das Meer mit seinen Schrecken und der Charakter des norwegischen Volkes getreu gezeichnet. (Berlin. O. Häring.)

Büchereinlauf.

Merlin. Ein modernes Epos von Friedrich Werner van Östuren. (Berlin. Georg Heinrich Meyer.)

Sehnsucht.

Ein Schmerz durchzuckt, ein unbekanntes Grauen
Mein Innerstes, undeutbar liegt's in mir;
Mich zieht's zurück mit unsichtbaren Klauen,
Unstet mein Geist, weilt er bald dort bald hier,
Ein ungefühltes Zagen ohn' Vertrauen
Erfüllt mein Herz mit ängstlichem Gewirr.

Ich mühe mich, die Fesseln zu zersprengen,
Umsonst jedoch, zu schwach ist meine Kraft
Ich zieh' zurück auf der Gedanken Fängen —
Die Willenskraft liegt in Gefangenschaft —
Wie lange noch soll dieses bange Drängen,
Das mich umgibt mit finst'rer Geisternacht?

Ein leiser Hauch weht jetzt durch meine Seele,
„Verzage nicht“, ruft's tröstend mir ins Ohr,
„Es heilt dein Schmerz an deiner wunden Stelle,
Blick muthig zu den Sternenreih'n empor,
Dann lindert sich das Sehnen deiner Seele,
Die schmachtend sich ein schönes Ziel erkor.“

Franz E. Langer.

Bücher.

Spartaner Jünglinge. Von Paul von Szczepanski. (Leipzig. G. Wigand.) Wochenlang lag das Büchlein auf meinem Tisch, ohne dass es beachtet wurde. Ich habe Misstrauen gegen neue Erscheinungen, besonders wenn sie modern ausgestattet sind; die auffallende Ausstattung will zumeist über den nichtigen Inhalt hinwegtäuschen. Eines Tages machte ich eine Eisenbahnfahrt und schob das Büchlein in die Tasche, um es unterwegs durchzusehen. Und ahnte nicht, welch erschütternde Stunde mir bevorstand. Die unübertreffliche Schilderung eines vierzehnjährigen Cadeten, der seiner „Maming“ in Briefen das Institutsleben beschreibt, bis — nein, ich will durch Andeutungen die erschütternde Wirkung des Ganzen nicht vermindern. Lieber, warmherziger Leser, und bist du eine herzige Leserin, umso besser — du solltest mir in diesem Augenblick versprechen, die „Spartaner Jünglinge“ zu lesen. Es ist deinetwegen, ich möchte, dass du wieder einmal etwas lesest, das dir nimmer aus dem Gedächtnis entschwindet. Aber ohne Thränen geht's nicht ab, das sage ich dir im voraus. R.

Österreichische Verlagsanstalt Linz—Wien—Leipzig. Dieser Verlag hat das neugeprägte Wort „Provinzkunst“ in energische That umgesetzt und dem Leserkreise eine Reihe strebsamer Autoren wie Ettmayer, Ficker, Fraungruber, Greinz, Hagenauer, Schullern u. a. in schönen Ausgaben bekannt gemacht. Der weltkundige M. R. v. Stern, der als Lyriker und Satiriker längst seinen Namen zur Geltung gebracht hat, zeichnet in „Waldskizzen“ mit flottem Griffel etliche Gestalten, die ihm in seiner Sommerfrische Anlass zu stimmungsvollen Studien geboten. Für die Unwahrscheinlichkeit der zwei letzten Figuren entschädigt die meisterhafte Zeichnung des „Kohlenbrenner Franzl“, des Holmsen in „Der verwilderte Garten“ und die kräftig duftigen Naturbilder der ersten Skizze. Weber-Lutkow, dessen Band „Schlummernde Seelen“ die psychischen Zustände des kleinrussischen Landvolkes mit beklemmender Genauigkeit geschildert, verwickelt auch in der neuen Sammlung „Die schwarze Madonna“ mit schonungsloser Realistik einen Blick in wildwachsende Seelen, deren fessellose Leidenschaften und dämonische Triebe die Sehnsucht nach dem Maß sittlicher Selbstbeherrschung und Erkenntnis wecken. Der Schilderer zeichnet schwarz auf dunklem Grunde, aber seine Kohle ist feingespitzt, und die führende Hand von unheimlicher Sicherheit. Auch Bienensteins achtes Volksstück „Die Heimatsscholle“ ist ein düsteres Bild aus dem Daseinsringen der Bauernschaft; aus den wirksamen Scenen jedoch weht uns das Rauschen der deutschen Forste entgegen, und die schlichte Kraft und Gemüthsstärke unserer Stammesart greift ans Herz. Hätten wir noch ein unverdorbenes Lesepublicum, dann wäre der hochbegabte Karl Bienenstein längst einer seiner Lieblinge, wie es Franz Himmelbauer werden müsste, dessen „Waldsegen“ Gedichte in Prosa bietet, die ein von Menschheitsliebe und Schönheit trunkenes Gemüth in Feierstunden gebetet

Heimgarten

9. Heft. Juni 1901. 25. Jahrg.

Weltgift.

Ein Roman von **Peter Rosegger.**

(6. Fortsetzung.)

Nach den Aufzeichnungen Sebald Hauslers war dieser letzte Winter auf Finkenstein nicht nach seinem Geschmacke. Das war eine ungute Zeit. Die letzten Vorfahren auf dem Schlosse, die zwei alten gräflichen Schwestern, hatten noch ein stolzes Weltleben geführt im Vergleiche zu diesem Wüsten-Sein mitten im Schutte. Hohl und traurig wiederhallten die Schritte, wenn er manchmal durch die großen frostigen Räume gieng. Wenn Jakob auswärts zu thun hatte, da wollte Sebald vor Langeweile verkommen. „Schade, dass kein Gott ist", schrieb er zur gesegneten Stunde in sein Buch, „für diesen Jungen wäre er nicht genug zu bedanken. Das ist ein unentbehrlicher Mensch. Und wenn jetzt einer käme und nachwiese: Dein ist er nicht! So würde ich ruhig sagen: Das macht nichts, mein ist er doch. — Seit dem Unglück ist er anders."

War Jakob da, so saßen sie oft beisammen im durchwärmten Zimmer und der Junge erzählte von seiner lustigen Kindheit. Voller Sonnenheiterkeit war die Jugend dieses Waisenknaben im Gegensatze zu dem bunten, üppigen, anspruchsvollen Wechseltanze, den Sebald, der Sohn des reichen Hauses geführt hatte, und der in jene pestartige Er=

Foma Gordjejew. Roman von Maxim Gorjki. Aus dem Russischen übersetzt von Klara Brauner. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.)

Fastnachtsfreuden, oder die Stiefzwillinge der Komödie „Johannisfeuer" von Hermann Sudermann II. Theil. Ein literarisch-ästhetisch-dramatisch-moralisch-analytisch-parodistisch-satirischer Katzenjammer in einem Act von Hermann Nordermann. (Dresden. E. Pierson. 1901.)

Menschenbilder. Von Ludwig Kurowski. II. Theil. (Wien, Mühlfeldgasse 16. Selbstverlag.)

La lumière éternelle. Aventures d'un curé exilé dans la Montagne. Récit extrait de ses papiers par Pierre Rosegger. Traduction autorisée d'après la dix-neuvième édition par L. Egger, maître secondaire. (Bienne. Louis Egger. Éditeur. 1901.)

Lieder für das deutsche Volk. Von August Kellermann. (Berlin. Richard Taendler.)

Singende Jugend. Gedichte von Friedrich Borgwardt. (Berlin. Herm. Woyte. 1900.)

Regenwetter. Plauderstunde bei einem Poeten. (Berlin. Fr. Sensenhauser'sche Buchhandlung. 1901.)

Lyra Passionis. Lieder vom Leiden des Herrn. (Basel. Adolf Geering.)

Kinderlieder in Basler Mundart von Marie Müller. (Basel. P. Kober.)

Napoleon I. und Eugenie Désirée-Clary-Bernadotte. Roman aus dem Leben einer Königin. Nach bisher theilweise noch kaum bekannten Quellen bearbeitet von Moritz von Kaisenberg. (Leipzig. Schmidt & Günther.)

Ideale Lebensziele. Kritisches, Geschichtliches und Philosophisches von Adalbert Svoboda. Zwei Bände. (Leipzig. L. G. Naumann. 1901.)

Luthers Auffassung der Gottheit Christi. Von Konstantin von Kügelgen. (Leipzig. Richard Wöpke.)

Wie ist Luther seiner Seligkeit gewiss geworden? Von F. Herbst. (Barmen. Elim Buchhandlung.)

Millenniums-Tagesanbruch. I. Band: Plan der Zeitalter für Bibelforscher. (Richtersweil. Schweiz.)

Über die Lage der Gebirgsbauern in den Alpen. Von Rudolf Anton Jugoviz. (Wien. Buchdruckerei Helios. 1901.)

Wie werde ich Officier? Von Hans Ritter von Weiß, k. u. k. Hauptmann. (Triest. F. H. Schimpff.)

Rede über Klimt. Von Hermann Bahr. (Wiener Verlag.)

Wissenschaftliche Zeitschrift für Xenologie. Zur exacten Erforschung der sogenannten occulten Thatsachen und der zur Zeit noch fremden Energieformen im Menschen und in der Natur. Von Ferdinand Maack. (Hamburg.)

☛ Vorstehend besprochene Werke ꝛc. können durch die Buchhandlung „Leykam", Graz, Stempfergasse 4, bezogen werden. Das nicht Vorräthige wird schnellstens besorgt.

Postkarten des „Heimgarten".

* Zur Benennung der „Rosegger-Warte" auf dem Ruckerlberg bei Graz hat Rosegger seine Einwilligung gegeben, aber nur mit dem Wunsche, dass ein Theil des Ertrages gemeinnützigen Zwecken zukomme. Die Aussicht von der Warte ist allerdings entzückend, besonders in den Vormittagsstunden. Ein Großstadtbild und ein Gebirgsbild in wunderbarer Harmonie vereinigt.

* Die Frauen klagen so sehr über die Kleider und Putzsucht der Dienstmädchen; man unterscheide den Dienstboten am Gewand nicht mehr von der „Gnädigen". Eine äußere Unterscheidung halte ich auch für nöthig, und dafür gäbe es ein gutes Mittel. Wenn sich die Dienstmädchen aufbauschen und aufdonnern, um der „Gnädigen" gleich zu sehen, so sollen die Frauen anfangen, sich schlicht und einfach zu kleiden.

J. B., Reichenberg. Wir glauben nicht, dass das bewusste clericale Blatt ein Jesuitenblatt ist. Dafür ist es viel zu ungeschickt gemacht. Unsere Geistlichkeit verdiente wahrlich eine bessere Zeitung. Vor kurzem gestand ein Übergetretener in Steiermark, die protestantischen Schriften hätten ihn nicht heben können, nachdem er aber drei Monate lang das betreffende clericale Blatt gelesen, sei er reif gewesen zum Abfall. Dieses Blatt müsste eigentlich der Gustav Adolf-Verein subventionieren für die vielen Dienste, die es dem Protestantismus leistet.

R. N., Dresden. Den Aufsatz „Im Thale des Gottsuchers" finden Sie im „Heimgarten" XX, Seite 132.

(Geschlossen am 15. April 1901.)

Für die Redaction verantwortlich: P. Rosegger. — Druckerei „Leykam" in Graz.

sind davon gezogen. Jetzt hatte er sie, die siebente Sache, der gute Schackerl — es war das Halbeselein. In über dem Rücken zusammengebundenen und an beiden Seiten hinabhängenden Säcken trug das Thier bequem alles Eigenthum der beiden Häusler. Jakob schritt voran und führte die Besitzung, die bequemerweise so mobil geworden war; am Rücken trug er im grünen Umschlag seine Geige und in der Hand den rothen Regenschirm. Sebald gieng hintendrein. Er trug am Leibe den feinen Salonanzug, darüber einen grauen Lodenmantel und einen Jägerhut. Ein zierliches Spazierstöcklein hatte er in der Hand, mit dem er das Thier manchmal ein wenig an die Pflicht erinnerte. Der Weg durch die Rabenschluchten war vom Hochwasser her noch so arg zerrissen, dass sie oft an Wiesenrainen und Waldhängen fürbass schreiten und sich mühsam durch kratzendes Buschwerk arbeiten mussten. Jakob hatte nur die einzige Besorgnis, sein Begleiter — der zweibeinige — könne unwirsch werden. Aber der wurde es nicht, er schritt schwerfällig und theilnahmslos hinterdrein. Er ließ sich führen wie das Thier, so stumpf, so gleichgiltig für das Wohin, Wasnun. — Nur dass er den Mantel immer höher knöpfte, je tiefer sie ins Gebirge kamen.

Endlich waren sie ins Hochthal gekommen. Bei einigen Häusern schloss man die Thüren, als die seltsamliche Gruppe heranzog. Ein altes Weib hörte man schreien: „Schüttet ihnen G'haspel nach!" Jakob verstand wohl den Sinn dieser Worte. Fremdlingen, denen böse Künste zugemuthet werden, pflegt man Küchenspülicht, G'haspel genannt, nachzuschütten, um damit die schlimme Macht zu bahnen.

Geradewegs dem Lindwurmhof strebte Jakob zu und dort wurde er aufgenommen, wie ein alter Bekannter. Der Michel hatte ihn zuerst erkannt. Der hatte alle Stadtblässe längst abgelegt und war ein brauner pausbackiger Bauernjodel geworden. Alsbald nahm er sich des Maulthieres an und brachte die Sachen in Gewahrsam. Die Lindwurm-Mutter stand im Vorraum und streute aus einem Korb Körner auf die Erde, unter das Hühnervolk, das sie schnatternd und flatternd umschwirrte und einander im Kampf um die Brosamen befeindete. Die Ankömmlinge waren schon gemeldet gewesen, so durfte der Michel bloß sagen: „Mutter, da sind sie."

Die Bäuerin war ein wenig befangen wegen des Schlossherrn von Finkenstein, den sie zu begrüßen hatte; sie wusste nicht recht, wie man das macht und sagte daher nur: „Zu uns herauf ist's halt hoch."

Sebald hatte Bedenken gehabt, ob er — zu Bergbauern gehend — nicht doch am Ende zu tief herabstiege. Und nun kam ihm die Frau — von oben herab entgegen.

Aus einem Holzgelass kam der alte Lindwurm. War er's? War das der rundliche, frischlustige und ein wenig großsprecherische Mann

scheinung auslief, dass der Kranke gleichzeitig Heißhunger und Ekel empfand. In solche Erinnerungen ließ Jakob seinen Genossen aber nicht zu tief versinken, er führte ihn hinaus in den tiefen Schnee, oder sie saßen im Stalle bei dem Maulthier, das sie sich als ihr eigen vorbehalten hatten. Schweigend schauten sie dem Thier zu bei seinem Heufraß und Wiederkauen und bei seinem behaglichen Hingestrecktsein auf dem Stroh. „In meinem Kopfe“, schrieb Sebald, „bildete sich dabei so etwas, wie ein Maulthiergehirn aus, ich dachte mich ganz prächtig in den Heugenuss, und wie ein solcher Wiederkäuer in der angenehmen Lage sei, Genossenes — zu wiederholen. Wenn unsereiner seine Vergangenheit wiederkäuen könnte, mit der richtigen thierischen Behaglichkeit . . . Eh na! . . .“

Jakob hatte in seinem Brieftäschchen ein gemaltes Bild, das Sebald einmal betrachtete, weil er es für einen Talisman hielt. Es war ein Andenken von der Kirchnermutter, und stellte in bunten Farben einen Heiligen dar. Unterhalb stand das Sprüchlein: „Wirke, so lange es noch Tag ist, denn es kommt die Nacht, wo du nicht mehr wirken kannst.“

Ein gewöhnliches Bildchen, wie sie die Schulkinder vom Katecheten bekommen. Sebald gab es gelangweilt zurück: „Das Bild ist schlecht.“

„Aber das Sprüchel ist gut“, sagte Jakob. Der Junge nahm es wahr. Kein Augenblick, da er sich nicht etwas zu thun machte. Seine Bewegungen waren stets in einem gleichmäßigen Rhythmus, nicht zu langsam, nicht zu schnell, und keine war überflüssig, jede verrichtete irgend etwas. Er schnitt Späne oder er säuberte vor den Thüren den Platz, oder er schaufelte aus dem Wege den Schnee, befreite den Brunnen von Eis oder gieng nach Gug, Lebensmittel zu holen, die er dann auskochen half. Die Nächstenliebe der alten Magd war auf eine harte Probe gestellt worden, als der gnädige Herr mehrmals ihren Reisbrei und den Schöpsbraten und den eingebrannten Kohl zurückwies und den Jakob mit dem Kochen betraute. Ihre einzige Genugthuung war, dass auch der junge Herr in der Kochkunst bei ihr Unterricht nehmen musste. Der alte Simon hinwiederum, der konnte überhaupt nicht begreifen, dass man des Kochens wegen Geschichten mache; er fand alles gut, was zu verdauen war, und verdauen konnte er ziemlich alles, auch Kieselsteine, wenn sie klein geschlagen und gut geschmälzt wären.

Als es endlich gegen das Frühjahr gieng, begann Jakob langsam die Vorbereitungen zum Auszug aus Egypten. Und als um diese Zeit der neue Eigenthümer mit einem aus allen Winkeln zusammengelesenen Gesinde erschien, in den Wirtschaftsgebäuden und auch im Schlosse allenthalben ein entsetzliches Hämmern, Scharren, Schieben, Schleifen und Schreien anhub, da haben unsere beiden Freunde ihre sieben Sachen gepackt und

Am Abend waren sie alle zusammen in der großen vorderen Wohnstube. Alles, was da war, geschah und gesprochen wurde — weltfremd muthete es den Mann an, der einst Weltmensch und Schlossbesitzer gewesen. Als nach dem umständlichen Abendessen das große Gesinde sich verlaufen hatte, blieben der Hausvater, die Hausmutter, der Michel und unsere Ankömmlinge noch am Tische sitzen und besprachen einen Kauf. Doch endlich stand der Lindwurm auf und sprach: „Eh' wenn Ihr den Hochkaser gesehen habt, lasst sich nix sagen. Lasst euch gut träumen, über Nacht. Und solltet Ihr etwan was rumpeln hören — ein bissel Mäuse haben wir."

Aber die Nacht schlug Sebald besser an, als er erwartet hatte. Leidlich frisch stand er auf und gieng in der Morgenfrühe um den Hof herum und guckte wohl auch zu den Thüren hinein. Da war alles schon lebendig. Das ausgebreitete Gebäude, nicht überall im besten Zustande, barg Heu, Stroh, Kornsäcke, Geräthe aller Art, vor allem aber Geschirr. In den Ställen Kühe, Ochsen, Kälber; im Pfränger Schafe und Ziegen; im Jauchenschlamm Schweine, Ferkeln, noch ganz jung und nackt; im Hohlraume unter der Tenne Kaninchen, weiße, graue; in einem Kobel der Kettenhund und Junge an den Zitzen der Hündin; an den Wandvorsprüngen Katzen, nach den Tauben spähend, die durch die Dachluken aus- und einflogen. Im Hofraume selbst gackernde Hühner und in der Wasserlache schnatternde Enten.

„Eine wahre Arche Noahs!" musste Sebald ausrufen.

„Wär' schon bald so!" antwortete lachend eine Magd, die am Schragen Fichtenäste klein hackte. „Die Mutter hat halt ihr Heil damit!"

Dann kam aber auch schon Jakob mit dem Maulthiere über den Hof spaziert — sie giengen zur Tränke. Am rauschenden Brunnen stand eine kleine junge Maid und schwemmte im Trog Leinwand. Sie war also etwas aufgeschürzt und hatte das Hemd weit über die Ellbogen zurückgestreift.

„Darf man da trinken?" fragte Jakob, leichthin das Hütchen lüpfend.

Das Mägdlein antwortete nichts, sondern zog die Leinwand aus dem Troge und schlug am Boden den Zapfen aus, dass das Wasser auf den Sand schoss und der Trog in einer Minute leer war. Jakob stand betroffen da; er hielt das für eine feindselige That. Als jedoch das Mädel den Zapfen einsetzte und in wenigen Minuten der Trog wieder voll war vom klarsten Wasser, das üppig aus dem Rohre schoss, da erst erkannte er ihre Absicht, sein Thier mit reinem Wasser zu tränken.

Dieses freundliche schweigsame Mägdlein wurde gerufen: Lisele und war jene Schwester des Michel, der zulieb damals die beiden Jungen ihr langes Haar gelassen hatten.

von damals in Gug? Der Bauer sah vergrämt aus und hatte graue Bartstoppeln. Um den Bauch hielt er, anstatt der Geldkatze von damals, ein schweres Bündel gebunden. Er sollte eben aufs Feld, um Korn zu säen.

„Der Acker zahlt gut, Vater!“ sprach ihn Jakob an.

„Immer einmal bleibt er's auch schuldig“, antwortete der Lindwurm schwermüthig. „Oho! Das ist ja der Schackerl! Das ist brav, das ist brav!“ Er reichte ihm die Hand.

„Also, Vater Lindwurm, da sind wir.“

„Brav, brav!“ sagte der Bauer auch zu Sebald. „Die Stube ist hergerichtet, so gut und schlecht es halt sein kann.“

Sie wurden in eine geräumige, gut bäuerlich eingerichtete Hinterstube geführt. Diese hatte zwei hochgeschichtete Betten und einen Tisch, auf den die Lindwurm-Mutter Milch, Brot und Butter auftrug. Als sie sich erquickt hatten, führte Jakob seinen Schicksalsgenossen auf den Söller hinaus und zeigte ihm die Gegend. Die Matten weit und frei, aber noch winterlich grau. Nur Wiesenstreifen, die von Wässerlein berieselt wurden, waren schon grün. Auf den braunen Äckern arbeiteten überall Leute, sie pflügten mit Ochsen, eggten mit Pferden, schafften Steine an den Rain, und alles gieng langsam und schwerfällig vor sich. Die Gehöfte standen dünn zerstreut, alle waren aus Holz gezimmert und hatten steile, schimmernde Bretterdächer. Auf den Bergen lag noch Schnee.

„Nun, also das ist Sesam“, sagte Jakob und zog mit der flachen Hand einen Halbkreis, als ob er die Gegend erst aufrollen müsste. Beinahe Stolz lag in dieser Darbietung.

„Und was sollen wir da?“ fragte Sebald.

„Wohnen.“

„Wohnen — dahier?“

„Und leben.“

„Dahier leben? Mein lieber Sohn, wie willst du denn das anfangen?“

„Und arbeiten.“

Sebald sagte nichts weiter, gieng langsam in die Stube zurück und legte sich einstweilen auf eines der Betten mitsammt den Stiefeln über die blaue Wollendecke hin. Er war müde. — Leben? Dahier leben? Da wäre er doch neugierig. Übrigens — es ist ihm gleich. Die Stube war dämmerig, denn draußen über die Fenster nieder gieng das weit vorspringende Dach. Die Luft war stockig und roch nach feuchtem Holz, denn es war erst ausgescheuert worden. Eine Wanduhr tickte unerträglich laut, und im Halbschlummer kam es dem Ruhenden vor, als frage sie mit jedem Tacte: Was — willst? Was — willst? — — —

Der Hochkaser ist in Sesam das höchstgelegene Haus. Es steht im sacht ansteigenden Hochthal ganz hinten oben auf einer Bergböschung. Vor dem Hause liegen die freien Weiden und Wiesen bis hinab zum Lindwurmhof. Hinter demselben steigt Jungwald an bis zu den Almen. Seitlings windet sich ein langer enger Graben hinauf bis zu den steinernen Bergen. Von denselben sieht man nur ein einziges Horn herüberragen über einen Waldrücken, aber es kleben häufig Wolken dran. Vom Hochkaser abwärts treten rechts und links die Berge zurück, so dass das Sesamthal wie in einem Hufeisen ruht und durch die Höhen vor den Eiswinden geschützt ist. Nach dem Aufgang der Sonne hin ist ein freier weiter Ausblick in die Vorderlande, die tief unten nebelhaft grau daliegen.

Der Hochkaser besteht aus einem kleinen Blockhause und einem Stalle. Wenn die Morgensonne dran fällt, leuchten die Wände wie rothes Gold, denn die Zimmerung hat erst der jetzige Lindwurmbauer aufführen lassen, als Raststatt, wenn er sich mit der Seinigen einmal zur Ruhe würde setzen können. Das Haus hat zwei Stuben mit je zwei viereckigen Fenstern, eine Küche mit offenem Herdfeuer und ein Vorgelass, in welchem aus einem Wandrohr der helle Brunnen ins Tröglein sprudelt. An Einrichtung ist nur das Allerwichtigste und Einfachste vorhanden.

„Was sagst du zu dieser Burg?“ fragte Jakob seinen Genossen?

Sebald knullte eine Cigarre, er zuckte die Achsel und antwortete gleichgiltig: „Nun — wenn du willst!“

Und Jakob wollte. Der Überschuss von Finkenstein, den er sich erhandelt, reichte knapp dafür aus. Noch ehe über den Waldbergrücken die Sonne niedergieng, waren sie Eigenthümer des Berghauses, genannt der Hochkaser. Der Kauf hatte noch im letzten Augenblick Schwierigkeiten ergeben. Als der Lindwurm merkte, es wäre ihnen wirklich ernst mit der Sache, wollte er es sich erst noch überlegen. Man gebe von einem alten Besitz nicht gern etwas weg und der geschlossene Hof müsse eigentlich beisammen bleiben. Dabei kam es immer wieder heraus, dass die Geldbedrängnis groß sei, weil halt die Söhne so viel hätten gekostet und noch immer thäten kosten. Das Vieh im Stall gehöre auch nicht mehr ganz ihm und nun wolle er vorher noch mit dem Händler Ehrenpreis sprechen. Mit dem habe er schon viele Geschäfte gemacht, der habe ihm schon oft aus der Geldklemme geholfen und dem würde er doch die Vorhand lassen sollen. Als sie dann wieder im Hofe saßen und auch die Lindwurm-Mutter mitredete, da stellte es sich anders. Der Ehrenpreis, sagte sie scharf, sei ein Wucherer, der ja kaum die Hälfte biete von dem, was der Herr Jakob geben wolle. Verkauften sie

Bei dem Mittagsmahl dieses Tages war auch ein außergewöhnlicher Mensch vorhanden. Halb städtisch angezogen, das Gewand an den Säumen aber etwas verschlissen, die Knopflöcher verdehnt und der Hemdkragen am oberen Bug ein bisschen durchgeschwitzt. Das jugendliche Gesicht leicht geblasst, mit einem schwarzen Bartanflug und mit Augengläsern. Sebald erkannte ihn nicht mehr. Es war einer der damaligen Studenten, der Lindwurmsohn Berthold, nun Doctor der Philosophie. „Auf Vacanzen daheim“, wie der Alte sagte. Berthold machte ein etwas gelangweiltes Gesicht über die Gäste und schob immer wieder die Brillen auf der Nase zurecht.

Um etwas zu sagen, bedauerte Sebald, dass der Herr Doctor wohl auch schon an der Zeitkrankheit leide und kurzsichtig sei.

„Es sind ja nur Fenstergläser!“ verrieth der Michel lachend, „er will nur recht gelehrt ausschauen.“

Doctor Berthold wendete sich mit Verachtung ab und murmelte: „Tropf!“

Die beiden hechelten fortwährend mit einander, wobei die Mutter immer begütigte, das Lisele immer kicherte und der Vater manchmal brummte. Als nach dem Essen der Michel aus dem Wandkasten seine Tabakspfeife nahm, sie aus der „Saublader“ stopfte und dann anzünden wollte, machte der Doctor einen raschen Griff, um ihm das Zeug aus der Hand zu nehmen. Der Michel hielt aber seine Pfeife fest und wehrte sich, sie geriethen aneinander, rangen, fuhren unter dem Gelächter des Gesindes balgend durch die Stube, mit strammen Gliedern, dass die Beinkleider sich zum Bersten spannten. Dann lag der Michel auf dem Boden. Der Doctor hielt die erkämpfte Pfeife hoch in die Luft und rief dem Besiegten schnaufend zu: „Ja mein Lieber! der Stärkere hat recht!“

Der Lindwurm verwies ein solches Benehmen und es wäre gerade keine Kunst, der Stärkere zu sein, wenn man um fünf Jahre älter und gut ausgerastet ist. Er sagte das in einem nahezu noch respectvollen Ton, setzte aber in sich hineinbrummend bitter dazu: „Zum Lachen, wenn ein Doctor der Weltweisheit nichts Gescheiteres zu thun weiß, als raufen mit den Buben.“

Die Mutter entschuldigte den Doctor so gut es gieng: „Ist halt wohl wahr, was die Ahne gesagt hat: Kind bleibt daheim Kind. Und wenn's ein Bischof ist, wenn's heimkommt ist es Kind.“

Das Lisele kam mit dem Wasserbecken, um dem Michel das der Nase entströmende Blut abzuwaschen. Der Doctor saß daneben auf der Ofenbank, schaute zu und schmauchte des Bruders Pfeife. Bald hernach war der Michel auf dem Feld und jodelte seinen Ärger ins Weite. Sebald und Jakob giengen begleitet vom Lindwurm über die Matten hinauf gegen den Hochkaser.

---

mit dem Eisenrechen die Erdschollen zerkleinern oder Dung aus dem Stall tragen wolle. Sebald gieng, so weit er geschoben wurde, und wenn ihn etwas Unbekanntes anstieß, meinte er gleichmüthig, man müsse alles probieren. Nun zog er sein landjunkerliches Werksgewand an und versuchte zuerst das Schollenzerhacken. Dann rastete er. Versuchte das Dungtragen und rastete wieder, bis er gestehen musste, er könne nicht mehr, er sei krank.

Die größere Stube nach der Sonne hin hatte Jakob ihm angewiesen, weil Sebald zu keiner Entscheidung kommen konnte. Plötzlich aber ermannte er sich aus der Gleichgiltigkeit und sprang über zum Angriff. Der Wohnraum war überaus einfach eingerichtet gewesen, aber er ließ auch noch das Wenige, was drinnen war, forträumen. Kein Bild, keinen Krug, keinen Fenstervorhang duldete er. Nur Bettstatt, Tisch und Bank blieben stehen, und die Stube wiederhallte bei jedem Schritt. Hablosigkeit! das war sein neues Ideal. Gänzliche Hab- und Bedürfnislosigkeit. Wie vieles hatte er gewollt und nichts erreicht. Nun wollte er einmal nichts wollen. Eine wahre Lust empfand er in der Vorstellung, bettelarm zu sein. Anstatt Besitzhunger die größte Sorglosigkeit. Das Princip sollte nun gründlich zur Thatsache werden. Er hatte ein Gefühl, als ob von seinen Achseln Lasten, von seinen Armen Ketten abgefallen wären. Auf Finkenstein hatte er noch einen Eisenring gefühlt, der ihm um den Leib geschmiedet gewesen, wie der Reifen um eine berstende Säule. Auch dieser Ring war jetzt gefallen. Es war mancherlei anders geworden in ihm seit jener schrecklichen Nacht. Nichts mehr sein. nichts mehr haben — nichts mehr wollen. Und wie er sich dessen inne wurde in der kahlen Kammer, hätte er aufschreien mögen vor unbändiger Lust. Jetzt konnte ihm nichts mehr geschehen, jetzt war er Herr. In sein Buch schrieb er: „Leicht und lind. Leicht und lind. Selbstlos. Schuldlos. Jetzt gibt es auch einen Gott und seine menschgewordene Vorsehung ist mein Jakob.“

Und dieser Vorsehung gab er sich ohne weiteres anheim und bequemte sich zu einem thatlosen Dahindämmern. Nur eine gute Havana manchmal, und dafür war vorgesorgt.

Nach Jakobs Geschmack war das gerade nicht. Er führte dem Hausgenossen einmal das Maulthier zu Gemüthe. Das erstemal habe es allerdings Gott erschaffen, das zweitemal aber Sebald, als er es aus dem Wasser zog. Für dieses Geschöpf nun müsse er auch sorgen, es pflegen und füttern, es weiden und am Karren führen.

„Muss ich's, so thue ich's“, sagte Sebald, „aber am liebsten ist es mir, du läßt mich einstweilen zufrieden. Ich bin bloß müde, ich bin nervös, ich will jetzt die Luftcur gebrauchen. Du siehst auch, dass ich kalte Hände habe.“

den Hochkaser dem Herrn Jakob, so könnten sie sich wenigstens von dem Händler befreien und da es schon einmal nicht anders sei, als dass sie ihren Altenleutsitz für die Kinder opfern müssten, so sage sie in Gottesnamen: Ja.

Jakob hatte dann ganz bescheiden die Banknoten aus der Tasche gezogen und das kleine Bergbauernhaus erworben für die „Gebrüder Hausler". Schon am nächsten Tage führten sie das Maulthier hinauf und heimten sich ein in ihrem neuen Besitz.

Der Küchenunterricht von der alten, christlich gesinnten Magd auf Finkenstein, der im Lindwurmhofe noch ein wenig nachgebessert wurde, kam nun dem Schackerl, oder, wie er seit der Adoptierung bloß immer genannt wurde, dem Jakob, sehr wohl zu statten. Gleich am zweiten Tage tischte er auf Hochkaser ein großartiges Mahl, dessen Mittel der Vorrathskammer des Lindwurmhofes entstammten, und zu dem auch Freund Michel geladen war. Da gab es geröstetes Roggenmehl in Wasser gekocht und mit Butter geschmälzt, dann gesäuerte Rüben mit Speck eingebrannt, dann Eierkuchen mit Preiselbeerfüllung; ferner gab es goldklaren Apfelwein, Honig, Rahm und andere Dinge, für die den Neulingen der Name fehlte und beziehungsweise auch der Appetit. Sebald hatte sich so lange und so fest vorgenommen, dem Koch zuliebe alles delicat zu finden, bis er beim gesäuerten Rahmbrei plötzlich einen Ausruf that, der das Gegentheil besagte. Jakob that nichts desgleichen, dachte aber, dass es wohl nöthig sein werde, als Küchenjungen den bewährten Kochkünstler Hunger aufzunehmen. Und den sollte die Mutter Arbeit zur Welt bringen.

Zum Hochkaser gehörten mehrere Grundstücke. Vom Hause hin Garten, Acker und Wiese. Ferner ein steiniger Anger, der oben im Berggraben an sonniger Lehne lag und der Brandanger genannt wurde. Bei dem Kaufe war dieser Brandanger kaum bedacht worden, er war auch beinahe steuerfrei, weil nichts darauf wuchs, als kurzes Birstlinggras zwischen den Steinen und Gestrüppe. Jakob nahm sich vor, später einmal anzubinden mit diesem Anger. Jetzt beschäftigte ihn die Wiese, die das Maulthier ernähren sollte, und Feld und Garten, von denen sie fürder selbst leben sollten. Kaum noch hatte er im Stalle das Thier versorgt mit Streu und Heu, als er auch schon im Freien stand. Hut und Jacke hatte er von sich gelegt, in die Hände hatte er sich gespuckt, den Spaten angefasst und zu graben begonnen, dass die Erde flog. Kartoffeln, Kohl, Erbsen, Rüben, Salat zu pflanzen, das war das Programm der ersten Woche. Wo es noth that, musste das „Halbeselein" helfen tragen und ziehen und Sebald war befragt worden, ob er lieber

sühnen und schließlich musste der Michel immer dran glauben, dass er trotz seiner klobigen Hände der Schwächere war. Einmal kam Sebald dazu, wie die feindlichen Brüder auf dem Anger balgten. Der Doctor hatte den Michel auf einen Reisighaufen geworfen, kniete ihm auf den Bauch, drückte ihm den Daumen in die Gurgel und fragte: „Liebes Michelein, was willst du denn von mir?"

Der andere antwortete nicht, es fehlte ihm hiezu zwar nicht der Muth, aber der Athem.

„Armer Kerl, du!" sagte der Doctor mit zärtlicher Stimme, „ich will dir was schenken. Ich schenke dir das Leben. Sage: Dank schön!"

„Hol' dich der Teufel!" schnob der Junge, erhob sich und schüttelte die Spreu vom Leibe. Und am Abende darauf brachte der Michel seinem großmüthigen Gegner zu Ehren ein Ständchen. Er hatte ihn vorher tückisch in den Söller eingesperrt, dann stellte er sich unten hin mit der Geige und strich die kreischendsten, nervenzerkratzendsten Raunzer, die möglich waren. Der Doctor rettete seine Ohren so gut es gieng, nannte den Künstler ein freches Wüstenschakel, das er demnächst unfehlbar tödten werde. Sebald merkte endlich wohl, dass die Fehde nicht ganz so blutigernst genommen werden müsse und er ergötzte sich. Doctor Berthold bedauerte recht oft, dass ihm nichts übrig bleibe, als diesen Burschen wie ein wildes Thier zu behandeln, weil das Kalb ja nicht satisfactionsfähig sei.

Nun aber sah Doctor Berthold sich in der Lage, unter einem Dache mit dem Michel wohnen zu müssen, im Lindwurmhof. Recht unmuthig gieng er hinauf, um im Hochkaser seine Bücher und sonstigen Sachen zu holen.

Sebald hatte gerade einen guten Tag.

„Aber Herr Doctor!" sagte er. „Wozu übersiedeln! Bleiben Sie doch ungeniert und machen Sie sich in der Stube bequem. Sie incommodieren mich nicht im geringsten. Mir wird Ihre werte Gesellschaft großes Vergnügen machen. Ich kann in der Nähe Ihrer geistigen Schätze nur profitieren."

„Gut. Herr Hausler, wenn Sie gestatten." Und der Doctor streckte sich auf die Wandbank, wo Sebald eben vorhin zu eigenem Gebrauch das Bettkissen hingelegt hatte. Und weil er so behaglich lag, brannte er sich mit einem Schwefelholz die Pfeife an und begann zu plaudern.

„Herr Hausler", sagte er, „Sie haben einen besonderen Geschmack. Aus freien Stücken möchte ich mir das Sesam zum Aufenthalte nicht wählen. Ich — nun ja, bei mir liegts anders. Meine Mutter wähnt mit Mehlklößen und Rauchfleisch mich zu versöhnen. Für die Bedürfnisse

Deshalb legte er sie manchmal gerne in die warmen Jakobs, die waren schon derb und schwielig und es lag immer trockener Erdstaub dran. Jakob empfand Freude an dem jungen Besitz, und besonders deshalb, weil er ihn täglich neu erwerben musste. So wie ein anderer tanzt, reitet, schwimmt, ficht, so grub er den Rasen, mähte das Heu, schnitt das Korn. An seine Kammerthür hatte er das bunte Heiligenbildchen geklebt mit dem Spruche: „Wirke, solange es noch Tag ist, denn es kommt die Nacht. . . .“ Wenn er sich dann abends niederließ auf die Bank, that er manchmal einen fröhlichen Seufzer und einmal sagte er: „Ja, arbeiten, das ist freilich lustig! Arbeiten wollt ich, und thät's gleich, anstatt was einzubringen, was kosten.“ Dann aß er seinen Mehlkuchen, trank seine Milch und schlief wie ein Sack. Kaum der Morgen tagte, war er wieder aufrecht.

So vergieng nun Woche um Woche. Jakob brachte mit Beistand von ein paar Nachbarsleuten die neue Wirtschaft ins Geleise. Sebald begann auch mancherlei zu verrichten, führte aber nichts durch. Er war jeden Tag einer anderen Stimmung unterworfen. Das einemal erglühte er für die Natur und schwärmte für den Sonnenaufgang, um ihn das nächstemal wieder zu verschlafen. Dann begeisterte er sich für die Kunst, wollte malen lernen und begleitete an Sonntagen, wenn Jakob und Michel geigten, dieses Spiel mit seinem Gesange. Es fielen ihm, gestand er, allerhand Melodien ein, die er ein nächstesmal leider alle wieder vergessen hatte. Dann kam wieder die Zeit dumpfer Abspannung und Niedergeschlagenheit und hievon stammen auch die großen Lücken in seinem Tagebuche. Dann gefiel es ihm auf einmal, sich unter die Leute zu mischen, ihnen bei ihren Arbeiten zuzusehen, ihnen Rathschläge zu ertheilen, sich mit jungen Mägden zu unterhalten und witzig zu sein. Da lebte er auf und man rühmte seine Leutseligkeit. Auch in Büchern las er manchmal, die Doctor Berthold auf dem Hochkaser zurückgelassen hatte.

Der Doctor war nämlich vor dem Verkaufe des Hauses Bewohner desselben gewesen, soll dort seine Schriften ausgebreitet und schrecklich studiert haben. Es gab überall noch Cigarrenstümpchen und Aschenspuren und vom Apfelweinkrug fanden sich auf dem braunangestrichenen Tisch noch die Ringe. Alles nur nothgedrungen. Die allmähliche Versiegung der heimischen Geldquelle und der Umstand, dass sich nirgends eine Docentenstelle ergeben wollte, hatten den Doctor bewogen, einstweilen ins Sesam zurückzukehren und an den natürlichen Brüsten seines Vaterhauses die tiefsinnigen Studien fortzusetzen. Auf dem Hochkaser war er hübsch ungestört gewesen, außer es kam der Michel in Sicht, der ihm gewöhnlich den schuldigen Respect versagte und mit den Schätzen der Weltweisheit seine Allotrias trieb. Das pflegte der Doctor stets zu

Dann war es einmal am Sonntag vormittags. Sebald war im Lindwurmhof, um zu sehen, was die Mägde machten, die nicht in die Kirche gegangen waren. Sie hatten aber diesmal doch die Kirche besucht, die Weibsleute, weit drüben in Oberbusch. Hingegen war der Lindwurm zu Hause geblieben. Durch das Fenster schien die Sonne auf den Tisch, davor kniete der Hausvater und hielt laut eine Gebetandacht. Jakob war auch vorhanden, er kniete an der Ofenbank neben dem Lisele. Unter die Kniescheiben hatte er sich ein paar alte Fußpatschen gelegt, denn die Andacht dauerte lang. Mit der kleinen Nachbarin hatte er sich auf eine leise Unterhaltung einlassen wollen, aber sie hörte lieber auf das Gebet des Vaters, als auf den Zuspruch des Burschen. Sebald hatte heute wieder einmal sein feines Gewand am Leibe und in dem Salonanzuge hockte er neben dem großen Kasten, dieweilen er nicht wusste, wie ihm vor Langeweile geschah. Er kam sich wie verhext vor. Er, der Hausler junior in Sesam Psalter leiern zu müssen! Zum Glücke gabs eine Abwechslung.

Als die Andacht beendet war, gieng zur niedrigen Stubenthür der schlanke Doctor herein.

„Warum duckest dich denn so, Berthold?“ fragte ihn der Vater geschmeidig.

„Ich? Weil man sich sonst den Schädel anstoßt“, gab der Doctor zur Antwort.

„So ist's“, gab der Lindwurm-Vater bei. „Schau, und bei der Himmelsthür ist's auch so, mein Kind. Wer sich nit ducken und beugen will im demüthigen Gebet, der rennt sich den Schädel an und kommt nit hinein. — Wo bist denn gewesen? Du weißt ja, dass wir um neun Uhr beten.“

Eine Zurechtweisung, die der Philosophie-Doctor sich nicht gefallen lassen konnte. Umsoweniger, als er verbittert war in dem Bewusstsein, er wäre zu Hause überflüssig, und als er vollgeladen war mit Einwänden gegen diese alten, thörichten, geisttötenden Sitten, die ihm von Tag zu Tag zuwiederer wurden.

„Beten — — Beten“, sagte er mit Hohn. „Die kleinen Kinder beten. Die Schwachen beten. Die Starken verlangen.“

„Wie soll ich mir das reimen?“ fragte der Vater.

Da begann der Doctor. Anfangs noch vorsichtig, durch des Alten Widerspruch aber gereizt, bald heftig, schrankenlos. Er hasse das Bitten und Winseln, das Anrufen von Barmherzigkeit. Das sei Sache der Wichte und der sogenannten Demüthigen. Die Demuth aber sei eine falsche Tugend, sie mache nachgiebig, schwach, und der Schwache gehe unter. Der Weltgeist, oder wie er sagen solle, verachte den Schwachen, vernichte den Schwächling, den Starken liebe und erhebe er. In der

eines alten Studenten jedoch ist kein Verständnis — nirgends. Apfelsaft, hier Wein genannt — haha! Bier kennen Sie kaum dem Namen nach, diese Kaffern. Wahrlich, solche Rassen sollte man ausrotten."

„Sind denn nicht Sie auch einer aus Sesam?" fragte Sebald, der unbequem auf seiner Bettkante saß.

„Allerdings", antwortete der Doctor und lachte gutmüthig. „Das ist auch nicht so schlimm gemeint. Anders steht es mit dem geistigen Leben hier. Was haben diese guten Leute für eine Weltanschauung, du mein lieber Himmel! Längst abgestandene Moralsimpeleien, und immer nur Brotjägerei, Berufsschusterei, arbeiten, arbeiten — als ob der Mensch zum Arbeiten auf der Welt wäre!"

„Das ist sehr richtig!" gab Sebald bei und nun saß er schon besser auf seiner Bettkante. „Ich sehe auch nicht ein, weshalb die Leute so viel auf's Arbeiten halten."

„Jetzt verderben sie mir natürlich meine paar Monate hier mit dem ewigen Gejammer: Stelle suchen, Stelle suchen! Wenn sich keine findet, was kann ich dafür! Privatdocentenstelle ja, wenn der Alte das Geld hergeben will. Na, da komm' ich zum Rechten! Es ist ja richtig, er hat kein Geld. Es ist eine Bettlergemeinde, dieses Sesam, meiner Seel'! Eine degenerierte Rasse. Man sollte das ganze Bauernvolk schmerzlos vertilgen."

So redete er halb im Scherz, halb im Ernst und blies den Rauch in die Stube. Sebald hatte kein Vergnügen daran, dass der Doctor seinen guten Platz verlag und das Zimmer mit Gestank erfüllte. Er schaute zum Fenster hinaus und sagte: „Mir scheint, es wird Regen kommen."

„Ah, Sie meinen, dass ich noch vor demselben in den Hof hinabgehen soll. Nee. Ich bleibe liegen, bis er vorüber ist." Und lachend setzte er bei: „Ich glaube, Herr Hausler, Sie wollen die Bank haben. Ich will aber Ihrer gütigen Einladung die Ehre anthun, in der Hoffnung, dass sie ernst gemeint gewesen ist. Wenn nicht, dann erst recht. Denn wissen Sie —"

Und dann that er einiges von seiner Lebensphilosophie dar. Für die schönen Worte sei er nicht, außer sie wären zufällig auch wahr. Er sei für die starke That. Und darum bleibe er liegen.

Für die Länge, dachte sich Sebald, möchte er gerade keinen solchen Stubengenossen haben. Als Jakob vom Felde kam und den Doctor sah, rief er: „Das ist gescheit. Ich brauch' just einen starken Mann, der mir die Kornfuhr aufheben hilft; sie hat umgeschlagen."

Alle drei giengen sie hinaus und der Doctor verzog sich. Er habe nicht dreizehn Jahre lang studiert, um Kornfuhren auf die Räder zu heben.

eh, dein Vater mag's überhaupt nit leiden, wenn zu viel solche Sachen geredet werden, die unsereins nur zuhalb oder gar nit verstehen mag. Sollst wohl anders sein mit deinem Vater. Er ist eh nit gut darüber, dass du alleweil noch keine Anstellung hast, wo es bei uns so karg hergeht. Schau doch nur um Gotteswillen dazu, dass du bald was findest und du deinem Vater beweisen kannst, dass er 's Geld für dich nit umsonst ausgegeben hat."

Der Doctor blieb liegen, hielt sich immer noch die Augen zu. „Kann ich dafür? Geht's nicht hundert anderen auch so, die ausstudiert haben und nichts finden! Außer man ist dumm genug, dann gibt's auch zu fressen. Überall dasselbe: der Ochse wird gefüttert, der Löwe muss sich durch die Wüsten schlagen."

Als die Mutter weinend hinausgegangen war, sprang er auf und stieß seinen Fuß zornig in den Boden.

Noch am nächsten Tage war er nicht im Gleichgewicht. Er fühlte sich hier ganz allein mit seiner Weltanschauung, und das beunruhigte ihn. Er gieng neuerdings zum Hochkaser hinauf, um Verbündete zu werben. Ob sie denn nicht richtig sei, die Lehre vom Übermenschen? Ob sie sich überhaupt widersprechen lasse? Und ob es denn etwas Neues sei, ob die anerkannte Lehre von der natürlichen Zuchtwahl nicht ganz auf dasselbe hinaus käme?

Sebald musste zu seiner Schande gestehen, dass er weder Darwin, noch Nietzsche kenne. Dem Übermenschen, soviel er gelegentlich von ihm wisse, könne er nicht recht geben, weil man seinem Henker nicht gerne den Strick drehe.

„Natürlich — Schwächling. Wie wir modernen Menschen alle", sagte der Doctor. „Doch warum uns den Strick drehen? Wir müssen die Henker unserer Henker werden. Die Schwäche, das Mitleid, die sclavische Unterordnung, diese unsere Henker sollen baumeln."

Darauf entgegnete Sebald: „Mich dünkt, Herr Doctor, diese Ideen sind wirklich schon etwas übertragen. In Paris sah ich vor Jahren eine Komödie, in welcher ein alter Sonderling, der mit solchen abgestandenen Gedanken hausieren gieng, lächerlich gemacht wurde."

„Abgestandene Gedanken! Als ob nicht jeder alte Gedanke, der durch das Blut und die Nerven eines Denkers und Dichters geht, wieder frisch würde! Wissen Sie Herr Hausler, dass Sie sich mit dem Übermenschen nicht befreunden können, ist zu verstehen."

„Ganz unrecht hat er nicht, der Doctor", sagte Jakob, der gerade dazugekommen war. „Nur wer schafft, der ist der Herr."

Sebald fand auf diese Bemerkung nichts zu erinnern. Er wusste schon lange, wer auf Hochkaser der Übermensch war.

Gegen Abend begann es so heftig zu regnen, dass an den Fensterfugen das Wasser herab und auf dem Fußboden ein Zickzackbächlein

ganzen Natur sei es so, und der Vater werde gewiss auch nur die starken Kälber züchten, die schwachen aber dem Fleischhauer verkaufen.

Darauf wendete der Lindwurm ein, dass Vieh und Mensch kein Vergleich wären. Das Vieh lebe für das Fleisch. Der Mensch für die Seele. Der Mensch lebe aus Barmherzigkeit und für Barmherzigkeit.

Barmherzigkeit! rief der erregte Doctor und schlug die Hände zusammen. Barmherzigkeit sei ein Krebsschaden. Sie päpele die Kranken und Krüppel auf, wodurch das Menschengeschlecht immer mehr herabkomme. Die Geduld sei ein Unding, weil sie der Unzulänglichkeit Vorschub leiste. Alle sogenannten Wohlthätigkeitsanstalten seien von Übel, weil sie den Menschen beugen nach etwas, das nicht der Mühe wert ist. Das sogenannte allgemeine Menschenrecht sei eine Thorheit, weil nur der ein Recht habe, der etwas leistet. Der Starke sei im Recht, und der allein, und sein Recht und seine Pflicht sei, die Schwachen auszurotten und sich nur mit Starken zu verbinden. So sei es und er hätte da was gesagt, das jeder Gebildete längst wisse! — Bei dieser Preisrede auf die Kraft hatte er sich in eine so nervöse Aufregung hineingeredet, dass seine Hände zitterten. Wie ein Gifthauch schauerte es durch den ganzen jungen Menschen.

Als es so war, trat der alte Lindwurm zu ihm heran, betastete seine Schultern und sagte heiser: „Ist das mein Bertel?"

Die Anwesenden standen betroffen da.

„Nit gscheit bist", fuhr der Alte fast kläglich fort. „Das ist ja aus der Weis. Na, na, Bertl, das ist nit. Das ist wohl nur ein Gedicht. Geh', sag's, dass es nur ein fürwitziges Gedicht ist. Sonst — sonst wär' das ja der lautere Antichrist." Und laut auffahrend: „Sakra, auf so einen Doctor wollt' ich pfeifen. Der wär' sein Geld wert."

Der studierte Sohn merkte nun wohl, dass er sich zu weit hatte hinreißen lassen. Doch sein Herz war so voll davon, oder mindestens sein Kopf. Gewisslich aber das Buch, das in seiner Kammer aufgeschlagen lag. — Er schwieg nun und gieng hinaus.

Als hernach die Mutter von der Kirche heimkam und von dem schluchzenden Lisele hörte, was es gegeben, gieng sie den Doctor suchen. In seiner Bodenkammer lag er auf der Bank und verdeckte mit der Hand die Augen.

„Aber, Bertel! Bertel!" rief sie. „Dass du schon wieder einen Verdruss angerichtet hast! Ich weiß es gleichwohl, dass ein Student auch solche Sachen wird lernen müssen. Aber ausreden, hinpredigen sowas, wie ein Wort Gottes, wer wird dann das thun! Dein Bruder, der Toni, muss ja auch alle Giftpflanzen lernen. Er wird doch nit hergehen und den Leuten die Giftpflanzen als wie eine Nahrung geben. Weißt

„War sie denn nicht schon fertig?"

„Nein, gerade die Kohlpflanzen haben noch gefehlt. — Gib einmal acht, Bruder, ob du nichts spürst. Du musst es ja an dir selber wahrnehmen, wie jetzt die Pflänzlein in der Erde Wurzel fassen und wachsen."

In der That, er spürte so was — wenn's ihn nicht trog. Ein absonderliches Prickeln an allen Gliedern.

„Wohl, wohl, man spürt's mit, wenn's wachst, man spürt's mit", versicherte Jakob.

Allein — das Schöpfungswerk war immer noch nicht vollendet. Das Wetter war schön und heiß geworden, die eingesetzten Kohlpflanzen legten ihre Blättchen weich und welk auf die Scholle hin. Da sagte Jakob: „Sie dürsten zum Verschmachten, wir müssen ihnen zu trinken geben."

Er schleppte in Kübeln Wasser aufs Feld, und Sebald musste daraus schöpfen und mit der Seichkanne die Pflanzen begießen. Und so oft eine Pflanze trank, that Jakob den Mund auf. Der spasshafte Gedanke, dass man seine Kindlein auch säugen müsse, hielt Sebald aufrecht, dass er ein paar Stunden goss. Plötzlich aber warf er die Kanne fort, gieng nach Hause auf seine Ruhebank und rauchte eine Cigarre.

Die Kohlpflanzen standen von nun an frisch gegen Himmel. Jakob gieng jeden Tag zu ihnen hinaus, blickte sie zärtlich an. Und später, als Sebald einmal längs des Ackers hin spazieren gieng und sah, wie die dünnen Pflanzen sachte zu strammen Kohlköpfen geworden waren, empfand er Stolz darüber. Diese Kohlköpfe waren sein Werk! Er schrieb ins Tagebuch: „Kein Beruf so groß, so schöpferisch, so gottähnlich als der des Landmannes. Wahrhaftig, der Bauer ist Edelmann. Ich fühle es an mir selbst." Dann gieng er nach Hause auf seine Bank und streckte sich hin.

Und Jakob rastlos thätig. Er ackerte, jätete, schnitt, gieng umher und beobachtete die Entwicklung seiner Culturen. Jeden Tag merkte er einen neuen Fortschritt, jetzt am Stamme, jetzt am Blatte, jetzt an der Blüte, und endlich offenbarte sich die Frucht. Auch Sebald hatte in seiner Art offene Augen. Drückte er eines Tages seine Verwunderung aus über die Kartoffeln. Da hätte er immer gemeint, bei diesen sei die Frucht unter der Erde, und nun sehe er die Knollen, obschon sie noch ganz grün wären, hoch im Kraut. „Wisse, Bruder", sagte hierauf Jakob, „die Knollen in der Erde sollen mein sein, und die auf dem Kraute sollen dein sein." Sebald schüttelte den Kopf, das verstand er nicht genau. Er werde doch einmal im Botanikbuche nachsehen müssen, wie sich das verhält. Übrigens — es war ihm gleichgiltig.

umherrann. Ein scharfer Wind warf Wasser in alle Winkel. Da der Doctor bei solchem Wetter nicht fort konnte, so ersuchte er, unter Dach bleiben und die Nacht auf dem Haferstroh zubringen zu dürfen.

„Keine Barmherzigkeit!“ rief Jakob munter aus. „Ich bin ein Übermensch! — Und deswegen“, setzte er gemüthlich bei, „deswegen, weil ich ein Übermensch bin, kann ich auch auf dem Haferstroh liegen neben dem Halbeselein. Legen Sie sich in mein Bett.“

Das that der Doctor. Er legte sich mitsammt den Kleidern in des Burschen Bett und schämte sich heimlich.

Am nächsten Tage war er ärgerlich. Er stand so herum auf dem Hochkaser und schaute dann dem Jakob zu. Der hämmerte am Pfluge. Der Doctor fragte ihn: „Was machen Sie denn da?“

„Ich regle den Arling. Er furcht zu tief.“

„Natürlich. Nur keine Tiefe!“ spottete der Philosoph. „Ihr Pflug und Ihre Gedanken sind von der gleichen Seichte. Sechs Zoll tief — höchstens.“

„Ha, ha!“ lachte Jakob. „Da möchte was Rechtes herauskommen, wenn der Pflug tiefer thät' greifen. Sie sind ja ein Bauernsohn. So wissen Sie doch, dass in der Tiefe die Steine sind. Die fruchtbarste Erdschichte ist auf der Oberfläche. Mit den Gedanken wird's halt auch so sein.“

Der Doctor dachte nun ein bisschen nach und sagte dann: „Mich däucht, jetzt hätten Sie beinahe einen tiefen Gedanken ausgesprochen. Beinahe.“

Die fruchtbarste Erdschichte ist auf der Oberfläche.

Es regnete nun tage- und tagelang. Und da sagte Jakob, das wäre das richtige Wetter, um Kohl zu pflanzen. Dazu brauche er aber einen Gehilfen, der Löcher in den Boden bohre, damit er hinterher die Krautpflänzchen einsetzen könne. Ob Sebald sich nicht den Spass machen wolle, ihm zu helfen. Mit einer spitzen Stange in der aufgeackerten Erde der Reihe nach Löcher zu machen, das ist nicht arg und bedarf auch keinerlei geistigen Anstrengung. Sebald gab sich dazu her, warf den Regenmantel über und bohrte so hin und hin. Hinterdrein kam Jakob mit den zarten Pflänzchen, die er im Garten gezogen hatte; er tauchte sie mit den Wurzeln in den bereitstehenden Jauchenkübel und setzte sie ins Loch. Am Nachmittage war das Äckerlein vollgepflanzt, Sebald streckte sich auf die Bank und war's zufrieden.

„Ich glaub' dir's“, bemerkte Jakob, dieweilen er sich am Brunnen die Hände reinigte, „du hast ja heut' dem Herrgott geholfen beim Welterschaffen.“

Gegen Abend kam die Botin und brachte zwei Sachen. Eine Steuervorschreibung, die gab Sebald sofort an Jakob ab. — Und einen Brief. — Als er diese Handschrift sah, barg er sie rasch in seine Brusttasche. Bei verschlossener Thür las er das Schreiben.

„Lieber Sebald!

Du erlaubst schon, dass ich einmal etwas von mir hören lasse. Man erinnert sich gerne an alte Freunde, in einem Fall, wie ich bin. Mir geht es sehr schlecht. Mit dem Alten ist es aus für mich, der sagt, in früherer Zeit wären Näher- und Wäschermädchen amüsanter gewesen als heutzutage die feinen Damen. Das hat er mir ins Gesicht gesagt. Aber ich habe ihm darauf geantwortet: Denke nach, alter Herr, wo der Fehler liegt. Das hat er sich gefallen lassen müssen. Natürlich gibt er sich jetzt mit viel besseren Sachen ab. Denke dir, Fasanen jagen, sollst es nur sehen, wie er mit der Flinte in den Auen streicht und wackeln ihm die Beine. Und eitel wie ein Frauenzimmer. Von einem Bildhauer läßt er sich jetzt in Marmor aushauen und reckt sich dabei wie eine Giraffe, weil er seinen Söhnen, sagt er, ein gutes Bildnis hinterlassen will. Weißt du vielleicht, wo diese Söhne alle sind? Ich kenne nur einen. Und endlich hat der Alte eine Wohlthätigkeitsanstalt gegründet, ein Asyl zum Schutze armer Mädchen. Da hat er freilich kein Geld für unsereins. Ich bin also ganz verlassen und weiß schon oft nicht mehr, was anfangen. Adrett angezogen soll man doch auch sein. Nach deiner Adresse habe ich lange umfragen müssen. Theurer Freund, du bist jetzt noch meine einzige Hoffnung und du wirst mich nicht verlassen. Beliebe mir Geld zu schicken, sobald es sein kann, sie wollen mich schon deloschieren, weil keine Rücksicht mehr ist mit den Damen, und mit der Polizei habe ich auch schon zu thun gehabt. Wenn ich mir einmal nimmer ausweiß, dann ist mein letzter Weg zu dir, du hast mich vor zehn Jahren zu finden gewusst, ich werde dich jetzt zu finden wissen und glaube, dass wir doch noch für einander bestimmt sind. Vergiss nicht deiner dichliebenden

Helene.

Schanzgraben, Friedelsteig Nr. 119."

Der erste Eindruck beim Lesen war für Sebald der des Schreckes. Sie kommt! Bei näherem Nachdenken wurde es ihm klar: Sie kann nicht kommen, sie kann nicht mehr. Der Brief besagt viel, aber diese Wohnungsangabe sagt noch mehr. „Schanzgraben, Friedelsteig Nr. 119." Sie ist am Rande. — Die Gegend war ihm nicht unbekannt.

Sofort hatte Sebald den Entschluss gefasst, sich von dem Wische weiter nicht beunruhigen zu lassen. Doch schließlich brachte er nicht einmal soviel Kraft auf, um ihn ins Herdfeuer zu werfen. Man soll das Kochfeuer nicht vergiften. Dann laut zu sich: „Diese Nachrichten

Ein paarmal war Jakob auch schon oben gewesen im Berggraben, bei seinem Brandanger. Der lag so gut an der sonnigen Lehne, und die Erde zwischen den Steinen war so schwarz, dass er nachsann, wie sich dieses Grundstück nutzbar machen könnte. Jetzt war nicht daran zu denken, seine Äcker und Wiesen am Hause nahmen ihn fest und weil jeder Mensch, auch der glücklichste, einen ganz besonderen Wunsch hat, so wünschte er sich sechs Hände. Sebald hatte deren zwei überflüssig; er pflegte sie, wusch sie mit einer wohlriechenden Seife, feilte sorgfältig die Nägel und behauptete entschieden wieder, Haue, Axt und Pflug seien einer Menschenhand nicht zuträglich.

Der Mann wollte nicht arbeiten, und er wollte nicht. Allerhand Kindereien trieb er manchmal, um sich zu ergötzen.

Eines Tages kam Jakob dazu, wie er just das Maulthier prügelte. Sebald hatte dem Thiere in einem Korb Kartoffelkraut vorgesetzt und wollte, dass es fresse. Das Maulthier aber fraß nicht das Kraut, sondern Disteln, die am Zaune wucherten. Ob dieses Eigenwillens züchtigte er es mit der Gerte.

„Ja, Herr Compagnon, was treibst du denn?“ rief Jakob.

„Sieh dir einmal das Vieh an“, sagte Sebald erregt. „Es will nicht folgen. Da hab' ich ihm das Leben gerettet und es will mir nicht einmal den Gefallen thun, Kartoffelkraut zu fressen. Das ist ein Luder!“

Jetzt hielt ihm Jakob den Korb hin: „Lieber Bruder oder was du bist. Thu' mir den Gefallen und iss Kartoffelkraut. Nit? Aber schau, so undankbar sein! Ich hab' dir einmal das Leben gerettet und du willst mir nit einmal die Freude machen, Kartoffelkraut zu essen!“

Da lachten sie beide.

Und nun kam jener Brief. Schon tagelang vorher war das Gerücht umgegangen, dass auf der Post zu Oberbusch für Herrn Sebald Hausler ein Brief liege. Zuerst sagte er: „Was geht das mich an!“ Und doch suchte er einen Boten aufzutreiben, der ihm den Brief holte. Das gelang. Der Lindwurm hatte gefälligerweise eine alte Magd hinübergeschickt, die auch sonst einiges besorgen sollte. Wie gespannt war nun Sebald auf den Brief! Er, dem einst Correspondenz die Qual des Tages gewesen. Schon von Mittag ab guckte er zum Fenster hinaus. Von wem konnte der Brief sein! Von Papa? Undenkbar — das war vorüber. Oder wollte er ihn am Ende zurück haben? Das musste man überlegen. Vielleicht wäre es das Vernünftigste. — Oder schreibt die Kunigunde Fürtner, die Mutter der armen Agathel? — Oder am Ende eine polizeiliche Mittheilung wegen des Defraudanten Frank? Es gibt zwar keine Gerechtigkeit auf der Welt, aber dem Sebald Hausler zuliebe könnte doch wohl eine Ausnahme stattfinden.

Der Vogel hüpfte ihr auf das braune Kopftuch, dort that er etwas und flog davon. Der Michel gröhlte auf vor Lachen und das Lisele stimmte hell mit ein.

Die Mutter merkte etwas und sagte dreist: „Ich weiß eine Zeit, Kinder, da habt ihr es auch nit anders gemacht mit mir."

Als die Schatten lang wurden, steckte das Lisele die Sichel ins Holzjoch und gieng Garben tragen. Da machte sich der junge Herr von Hochkaser in ihrer Nähe zu thun und redete sie an: „Lisele, du sollst die Garben nit so nachschleifen, sonst schleift sich das Korn aus."

„Wenn ich groß wär', wie du, da wollt' ich sie schon höher tragen."

„Und wenn ich so klein wär', wie du, da wollt' ich gar nit Korn tragen. Lass' mich's thun."

„Dank schön. Kleine Leut' werden nit leicht müd'."

„Wenn ich vorher gesagt hab', dass du klein bist, so hab' ich's nur gethan, weil du gesagt hast, dass ich groß bin."

„Schade, dass wir zwei so ungleich sind", sagte sie. Das war ihm für diesmal genug.

Sebald strich zu Jakob und flüsterte ihm zu: „Die musst du anders fassen, mein Junge. Der dürfte es schon bald recht sein."

Als hernach der alte Lindwurm die Garben in Hütchen zusammenstellte, fiel ihm ein rostbrauner Halm auf. Er pflügte ein Körnchen aus der Ähre und zerdrückte es mit den Fingernägeln. Es hatte im Innern einen schwarzen Punkt.

— „Wird doch nit der Flugbrand da sein!" murmelte er und ward nachdenklich. — „Will denn alles zusammenkommen über das arme Sesam? Fremde Leut', fremde Lehr', fremder Brauch, und Flugbrand auch noch?"

Sebald schien der stille Sommer bisher gerade nicht schlecht bekommen zu haben. Nun aber machte sich die Veränderung bemerkbar in erhöhter Weise. Er war oft sehr aufgeregt, launisch, dann wieder abgemattet und doch lauernd, abenteuerlich aufgeregt. Mit Jakob suchte er manchmal verfängliche Gespräche anzuknüpfen, wobei Jakob roth, Sebald aber ganz blass ward. Vom Arbeiten keine Rede mehr. Jakob hatte Kummer, was denn das noch werden solle. Ein Mann mit vierzig Jahren, und in solchem Zustande!

Eines stillen Nachmittags schlich Sebald neben den Büschen des Rains hinab gegen den Lindwurmhof. Die Leute arbeiteten jetzt auf der Wiese, nur das Lisele war nicht unter ihnen. Das musste also im Hof sein. Am Flachsfeld pflückte er eine verspätete Blüte, dann zog er sich gegen den Hof. Die Hündin wolle knurren, schwieg aber, als sie die wohlbekannte Jägergestalt sah. Unter der Tenne schlüpften und hüpften

vom Senior. Dem geht es also doch gut! Und kümmert sich nicht um den Sohn. So war er immer. Ein harter Mensch, ein Egoist. Und auch sie wirft er weg. — Gut! Gut! Sie soll kommen . . . .

Wenn sie wirklich käme! Es wäre böse."

Im Hochsommerbrand ruhte der Lindwurmhof. Ein einziger war im Hause, schrieb Briefe an Lehranstalten, an Freunde und einflussreiche Persönlichkeiten um Erlangung einer Docentenstelle. Als die Briefe fertig waren, gieng er auch fort, um sie nach Oberbusch zu tragen.

Alle übrigen Bewohner des Hofes waren draußen auf dem Kornfelde. Der Schafbube wie der Hausvater, die Magd wie die Mutter — alle waren der Reihe nach angestellt und schnitten Korn; die Weiber nicht minder fest und aushaltend wie die Männer. Sebald saß unter der Esche und schaute ihnen zu und nun verstand er die Gleichberechtigung der beiden Geschlechter auf der Bauernschaft. Gleiche Leistung, gleiche Rechte, Jakob sagte es ja auch. Wie niedrig stand ihm in diesem Augenblick das Weib des Städters! Aber schon im nächsten stellte er sich vor, wie unvergleichlich huldreicher die Dame ist, als so 'ne Bauerntrine.

Auch Jakob half ernten. Er bedurfte für den Hochkaser in den nächsten Tagen ein Fuhrwerk, um Winterholz vom Walde herabzuschleifen. Der Lindwurm hatte es ihm zugesagt und dafür half der Bursche Korn schneiden. Trotz der schweren Arbeit ergötzten die Leute sich dabei. Das Lisele hatte plötzlich einen Schrei und einen Seitensprung gethan. Eine Maus! Eine Feldmaus war über ihren Fuß gehuscht und nun hielt ihr Bruder Michel Jagd, um das kleine Gespenst mit der Sichel zu tödten. Da fuhr die Lindwurm-Mutter dazwischen: „Ihr Thoren! Ihr werdet das arme Thier doch nit umbringen wollen! Das thut ja keinem Menschen was. Nein, Michel, ich leid's nit. Gottesgeschöpf, wie wir allmiteinander."

Sie ließen ab, stellten sich wieder ans Korn und schnitten. Bald aber hub der Michel an zu kichern. Der Mutter, die vor ihm her war, saß ein Sperling auf dem Rücken. Das Vögelchen zuckte seinen kleinen Kopf hin und her und begann einen Spaziergang zu machen vom Nacken bis zur Rundung und wieder zurück.

„Was kuderst denn, Bub?" sagte sie, ohne von der Arbeit aufzublicken.

„Weil der Mutter ein Spatz auf dem Buckel steht", lachte der Junge.

„Der wird mich nit todttreten."

Nun ward der sinnende Meister einer gemächlich heranrollenden feinen Hofkutsche gewahr. Er sah schärfer zu und nach einem Blick in den geschlossenen Glaswagen riss es ihn zu einem tiefen Compliment hin, darin er unwillkürlich verharrte, als wollt' er versteifen.

— „Ei, ei, Magisterlein, was habt Ihr denn so großes geschaut?" fragte den Verzückten lächelnd ein stattlicher alter Herr, welcher, auf seinen rundlichen Beinen wohl etwas zipperleinschwach, an der Seite seines erwachsenen Sohnes aus der Seitengasse einbog.

„Halten zu Gnaden, Herr kaiserlicher Rath!" erwiderte, nun in sanfterem Bogen sich herwärts schnellend, der Angeredete. „Ihro Majestät die Kaiserin . . ." Und er wies die Mariahilfer Straße entlang. Die Hofkutsche entschwand an der Linienkapelle vorüber soeben den Blicken.

„Schon auf dem Wege nach Schönbrunn? Und bei diesem Wetter? Das sollte mich wundernehmen", entgegnete der Stattliche an des Andern Seite.

Pierre wollte antworten, aber eilig aus der Hausflur herbeikommend schnitt ihm die rüstige Ehehälfte das Wort ab: „Guten Tag, Herr von Gruber! Guten Tag, Monsieur!" begann sie leicht knixend, und in einem Athem fuhr sie fort: „Was schwatzt er denn wieder, der Perückenstock? Und die Ladenthür lässt er offen, dass der Staub hineinfliegt — 's geht dann wohl weniger Puder auf, gelt? Wer hätte sich einen solchen Mai erhofft! Meine Vesi hat vorgestern durchaus in den Prater hinunter wollen. Nichts da! hab' ich gesagt — dass du eine ganz falsche Idee kriegst von der Praterfahrt etwa? Sie ist noch jung und kann warten. Die Blauveigerlfarb' ist heuer in der Mod' und selbst die Laufer sollen blau angelaufen gewesen sein, hör ich."

„Und doch", fiel sichtlich erlustigt der Rath ein, „und doch zieht die Kaiserin schon auf's Land!"

„Wer sagt das?" Wer hat es gesehen — mein Mann etwan? O der sieht, wenn's d'rauf ankommt, bei hellichtem Tag Geister. Und in dem einfachen Kutschenwagen vielleicht gar, im zweispännigen, der eben vorüber ist ohne Vorreiter, ohne Leiblakaien hinten auf?"

„Aber", wagte Pierre einzuwenden, „ich kenne doch wohl Ihro Majestät; habe schon, ein ganz kleines Ragazzo, Evviva geschrien, wie sie Einzug gehalten in Florenz als Arciduchessa . . ."

„Ja, und das vergisst sie dir nicht, und das sind deine Hauptmeriten, und derentwillen fährt sie dir just an der Nase vorbei in ihren Sommerpalast!"

„Frau Tant', es hat schon seine Richtigkeit", sagte ein Neuherangetretener, ein auffallend hübscher Bursch, ruhig.

„Halt' dich grad!" fuhr Frau Babett', sich nach ihm kehrend, fort. „Du siehst aus, als ob du die Stadtguardia oder das Rumorhaus

Kaninchen und beschnupperten einander. Er bog um die Hausecke und sah eine hochgeschichtete Kornfuhr, auf der das barfüßige Lisele stand und mit einer langstieligen Gabel Garben spießte und sie zur Dachluke hineinwarf. Er grüßte sie artig, sie erschrak und ward roth. — Roth werden, aha, das stimmt. Es ließ sich wagen.

„Aber Mädel! Ist es denn nicht schade um deine Pfötchen, dass sie von den Halmen gestochen werden?"

„Das ist umgekehrt, Herr Hausler, ich steche die Halme!" entgegnete sie, spießte wieder eine Garbe und warf sie in die Dachluke.

Sebald stieg auf eine Radspeiche des Karrens, um ihr die Flachsblüte hinanzureichen. „Als ich sie unterwegs sah, fiel mir eine ein, die so himmelblaue Augen hat . . ."

„Ja, schön Dank, wenn's mir vermeint ist."

Er dehnte seinen Hals zu ihr hinauf und flüsterte: Darf ich dir ein bischen helfen, Lisele? Ja? Aber ja — nicht wahr! —"

Und in dem Augenblick, als er zu dem neuerdings erschrockenen Mädel hinanklettern wollte, sprang aus der Dachluke Jakob hervor und rief hell: „Nein, Herr Compagnon! In Sesam wird nit dreispännig gefahren!"

(Fortsetzung folgt.)

Der Schlossgärtner von Schönbrunn.

Von Hans Grasberger.

Meister Denucci trat vor seine Bude heraus.

Er hört es gern, wenn man die erste Silbe seines Namens betont, läßst sich lieber Pierre als Peter rufen, lieber Parrucchiere als „Balbierer" schelten.

Gewisse Nachmittagsstunden sind darnach angethan, dass man frische Luft schöpfen darf, indem man nach Kunden ausblickt. Es weht zwar, stoßweise Staub aufwirbelnd, ein garstiger, kalter Wind; das Frühjahr hat sich arg verspätet; und „che Maggio!" seufzt der Haarkünstler. Aber für die mustergiltige Lockenrolle seiner Perücke braucht er doch nicht zu fürchten.

Denucci ist zwar ein dürres, trockenes, aber zierliches Männlein, das allzeit auf ein blankes Jabot sieht, und dem Strumpf und Schuh gut sitzen. Er läßst, selbst wenn er hantiert, die Berloques baumeln und wenn er über die Gasse geht, guckt unter dem galonirten Rock richtig der Degen hervor. Wie hätt' er sonst auch die schöne Jungfer Babett', eine Schöberlin und Hausherrntochter von der Laimgrube, heimführen können? Lang' her ist's freilich schon.

reden und über kurz oder lang wird's auch keine „Hetz" mehr geben dürfen bei den Weißgerbern unten. Wird die Welt nicht immer langweiliger? Und daran sind die gelehrten Herren schuld?"

Damit wandte sich die Frau Babett' der Hausthür zu, aber der kaiserliche Rath wusste sie noch zurückzuhalten, indem er sagte: „Eine kleine Berichtigung, Frau Denucci! Der ‚Luftspringer' ist nicht wirklich gezwickt worden; man hat ihm nur mehr die glühenden Zangen vorgewiesen . . ."

„Schad', hätt' ich bald gesagt; aber man kann doch nicht wissen, ob der Herr Rath nicht noch selber ein Staberl zu brechen hat. Ist's vielleicht auch nicht ganz wahr, daß ich, ein wildes Ding, durch die Säulen bei der Borromäi-Kirchen durchgekrochen bin? Sie sind hohl, ganz hohl, kann ich sagen."

Der Herr Rath lachte, und Muki rief wie plötzlich erleuchtet: „Frau Tant', ich weiß, was ich zu thun habe."

„Hast uns auch lang genug drauf warten lassen."

„Ich geh' nach Schönbrunn fragen; der Schlossgärtner Schoot hat mich ja sonst gut leiden können."

„Nimm dir einen Haudrer vor der Linie, wenn dir um deine langen Beine leid ist. Und hörst, Muki, kehr bei uns zu, wenn du etwas neues erfahren."

Der Bursch empfahl sich; nicht ohne Wohlgefallen blickte ihm die Spötterin nach, und zu den Herren gewendet, bemerkte sie: „Er ist sonst nicht auf den Kopf gefallen, der Muki." Dabei wiegte sie sich leicht in den Bouffanten und dass sie des Haarkünstlers würdige Gattin, beweist der tadellose Herisson.

Nun trat aber Vesi aus dem Haus und flüsterte der Frau Mutter einige Worte zu — vielleicht betrafen sie die Putzwäsche und das Bügeleisen; eine schlechte Wienerin, die im Häuslichen nicht Bescheid wüsste! Vesi hatte in der Eile ihr Köpfchen in ein Fichu gehüllt, das ihr reizend stand. Artete sie mehr der Mutter oder dem Vater nach? Das prüfende Auge entdeckte zunächst nur eine glückliche Mischung. Doch ja, Frau Babett' hat einen butterweißen, weichen Arm; Meister Denucci wird es mit Vergnügen bestätigen. Was aber Vesis Stutzärmel zum Vorschein kommen läßt, ist ein zierliches, schlankeres Gebild aus Goldbronce. Ob wohl auch ein hitziges Äderchen darin?

Für die fremden Herren hatte sie kaum einen Blick, oder sollte ihr dunkles Schelmenauge doch den schlanken jungen Mann gestreift haben? Wenigstens erröthet dieser und sollte sich doch schon fühlen als unbesoldeter Practicant beim Lottogefälle, das eine Zukunft hat.

„Jungfer Vesi", sagte der alte Herr launig, „nächstes Jahr machen wir zusammen die Praterfahrt mit."

hinter dir hättest. Das ist der kaiserliche Rath, Herr v. Gruber, der eine Reverenz verdient — Was man den jungen Leuten nicht alles beizubringen hat!"

Und zum Rath gewendet, setzte sie ihre Vorstellung fort: „Er ist meiner Schwester, der Riegerin, ihr Sohn und Gärtnerjung, und heuer kriegt wohl noch früher der Schneeschaufler 'was zu thun als er. Und muss der eingebildete Mensch nicht Muki heißen? Wie lang ist's denn her, dass sie den neuen Heiligen aufgebracht haben und dass er beim Schanzel unten seine Kapellen hat? Red also, was du weißt!"

Und Muki erzählte: Schon heute vormittags seien mehrere Wagen mit Hofdames und Kammermenschern zur Hundsthurmer Linie hinausgefahren, und auf den Bock der Hofkutsche, welche da vorübergekommen, habe er den alten Leopold, der Kaiserin ihren liebsten Leibkutscher, erkannt und dass dieser die Pferde nicht überjage, das wisse man eh auch.

Das war Wasser auf die Mühle der redseligen Frau. „Sag' ich nicht immer", rief sie aus, „dass die hohen Herrschaften nicht mehr viel geben auf ihr Ansehen? Im Zweispänner ohne Vorreiter und Leiblakeien — wo kommen wir noch hin, wenn's so weiter geht? Kaum dass die Frohnleichnamsprocession übrig ist. Und was für eine schöne Leich' hat doch der Prinz Eugenius gehabt — just in demselben Jahr, wie die Kaiserin geheirat't hat gehabt! Mein Gott, und jetzt ist schon wieder ihr Seliger, der gute Kaiser Franz, an die vierzehn, fünfzehn Jahr todt! Sie hat wohl schon viel auszustehen gehabt, unsere Kaiserin — die vielen Krieg' und die vielen Kinder! Mir macht schon meine Vefi genug zu schaffen . . ."

Und der feschen Frau feuchteten sich die Augen.

Aber der Wind sprang ebenso rasch wieder um. „Wie ich sag", fuhr sie fort, „zwei Stunden hat der Zug gedauert aus der Himmelpforten in die Kärntnerstraßen, beim Kärntnerthor an der Wacht vorbei, die Augustinergassen aufwärts, übern Kohlmarkt, Graben, Stockameisen-Platz in die Stefanskirchen. Und das weiße Leibross mit dem aufgebundenen Harnisch haben zwei Reiter geführt, und die übrigen Handpferde sind eins wie's andere mit schwarzen Tüchern umhüllt gewesen. Da hat man sich doch satt schauen können . . ."

„Und einen heilsamen Schrecken und Grausen hat's abgegeben, wie sie den Malefizmenschen, den „Luftspringer", haben auf den hohen Wagen gesetzt, bei der Schranen als an der Richtstatt mit glühenden Zangen gezwickt, alsdann auf die Gänsweid' geführt, mit dem Schwert hingerichtet, auf dem Scheiterhaufen verbrannt und seine Aschen in den Donaustrom geworfen! Und heut? Nicht einmal ein gewissenloser Bäck wird mehr geschupft und ins Wasser getunkt. Das Bauern- und Hochzeitsspiel ist uns verboten worden, den „Wurstl" wollen sie uns aus-

Als sich ihm Muki näherte, sagt er: „Du kommst mir wie gerufen, Rieger! Sag, was hältst du vom Wetter?"

Der Bursch nahm sich zusammen, denn ein Gärtner muss ja Wind und Wetter zu deuten wissen, und entgegnete wichtig: „Morgen kriegen wir Sonnenschein und nächster Tage warmen Spritzregen, mein' ich."

„Das stimmt, du bist ein Goldjunge!"

„Garten und Park braucht's eh auch; so hat's um diese Zeit hier herum noch niemals ausgesehen."

„Ja, lieber Muki, Ihre Majestät hat es auch übel vermerkt. Schoot, hat sie gesagt, heuer ist Er arg im Rückstand. Ein bischen Grün hätt Er Uns denn doch aufstecken können! Wir brauchen Frühling, Wir brauchen ihn . . .

„Und ich armer Tropf, was konnt ich erwiedern? Tief und tiefer hab ich mich gebückt, denn meine Augen standen voll Wasser . . ."

„Du glaubst also, dass das Wetter sich bricht und dass wir in der Früh keinen Reif haben werden?"

„Ich getraute mich fast einen Bittgang zu veranstalten."

„Also ließe sich's wagen! . . . Aber wo nehm ich die Vögel her? Die Amsel singt gerade auf den kahlsten Wipfeln am liebsten und die übrigen Schreier kommen auch nicht auf den Pfiff herbei."

„Vögel braucht Ihr, Onkel Schoot? Zum Auslassen im Park?"

„Dann hätten wir sie ja wieder nicht bei der Hand. Weißt, Muki, allerlei Singvögel, Singvögel im Käfig . . . leihweise, sagen wird auf vierundzwanzig Stunden."

„Onkel Schoot, es gilt! Die verschaff ich Euch . . . hübsch viele auch noch."

„Nun, so rühr dich, Herzensjunge! Das Thor beim oberen Stöckel wir offen sein und meine Wohnung auch. Aber red nicht viel herum und komm selber auch mit . . ."

Die Hauderer an der Linie bekamen diesen Tag in der That noch späte Fuhren. Ein solcher Wagen sollte vierundzwanzig Personen fassen, aber der Reifröcke wegen fanden kaum achtzehn Frauen darin Platz.

Und diese Insassen scheinen sammt und sonders Geflügelhändlerinnen zu sein; nur waren statt der groben großen Körbe allweg niedliche Vogelbauer zu sehen und dieselben wurden, sorgsam verhüllt, von den Herrinnen auf dem Schoß gehalten.

Wie fiel dieser und jener der zeitweilige Abschied von ihrem Lieblinge schwer!

Und wie rühmte jede die Sangesgeschicklichkeit ihres Gefangenen!

Und wie umständlich wurde dargethan, was alles der Canarienvogel hier und der Krummschnabel dort, der Stieglitz und das Zeiserl ins „Nürscherl" bekommen!

„Die Barbierstochter wird sich hüten, Ew. Gnaden beim Wort zu nehmen“, lautete die klangvolle Antwort.

Und eh die Frauen in den Laden verschwanden, traf den Rath ein triumphierender Mutterblick.

Längst schon hätte sich der Subject von der oberen Apotheke gern den Männern genähert, und nun er keine scharfe Gegenrede von Seite der Frau Babett' zu fürchten hatte, konnt er seinen Witz anbringen und seine Neugierde befriedigen.

Maria Theresia habe auffallend ernst und nachdenklich ausgesehen an der Seite ihrer Tochter Marie Christine, berichtet er, und diese selbst habe auch ein trauriges Gesicht gemacht.

„Nicht traurig“, wehrte Meister Denucci; „sanft, gut!“

„Die glorreiche Herrscherin, die herrliche Frau . . . o dass sie uns der Himmel doch noch recht lang erhalten möchte!“ seufzte der Rath.

„Der Kaunitz soll's schon mehr mit dem jungen Kaiser halten“, fuhr der Apotheker einfältig thuend fort.

„Wie könnt ihr solchen Aberwitz glauben?“ brauste Gruber auf. Als ob uns der unersetzliche Verlust nicht ohnehin schwer genug treffen würde!“

Der Jüngling drückte leise des Vaters Hand. Es war unnöthig, denn der Alte hielt ohnehin schon an sich. Er nahm eine gedankliche Prise, bot seine Tabatière auch den Männern dar, grüßte den Dreispitz lüftend und stampfte quer über die Straße eben dem Palast des Staatskanzlers zu.

Wollt' er dem Mächtigen selbst nahen? Kaum. Eher mochte sein Gang dem Secretär desselben, Doctor Binder, gelten und bei diesem konnt er leicht mit anderen Patrioten, mit den Männern „der deutschen Gesellschaft“ zusammentreffen.

Unterwegs nahm der Sohn das Wort: „Herr Vater“, sagt' er, „Ihr thatet ja völlig, als ob wir uns auf den Kaiser Josef zu fürchten hätten.“

Ehrliche Parteinahme röthete seine Wangen.

„Das nicht, bei Gott nicht!“ entgegnete der Alte. „Kaiser Josef hat ein goldenes Herz und ist eine Leuchte des Jahrhunderts. Aber seine Weise däucht mir zu hastig, zu ungestüm. Ich will's nicht erleben, dass er gethane Schritte ungethan wünschen sollte. Bleib meiner Worte gedenk und häng ihm treulich an . . .“

Um diese Stunde war's nicht so leicht, an den Schlossgärtner Schoot heran zu kommen. Er stand auf der Gloriette-Anhöhe von Schönbrunn und hielt Wetterschau. Eine hagere, doch nicht eckige Erscheinung, ist er wortkarg, tiefgründig, mitunter derblaunig, also nicht umsonst ein Landsmann Van Swieten's und Schuppen's.

Die Heimfahrt.

Ein Aufzug aus dem Drama des Lebens von **Peter Rosegger.**

Personen:

Simon. Kranzbauer.
Kathrin. Sein Weib.
Constant. Schullehrer. Sein Bruder.
Ein Schaffner.
Ein Arbeiter.
Ein Handwerksbursche.

Zeit: Gegenwart. — Ort: Ein Eisenbahnwagen.

Coupé dritter Classe. Mehrere Abtheile, in welchen ärmlich gekleidete Reisende lehnen und liegen, theils schlafend. Nacht. Coupé in gewohnter Weise matt beleuchtet. Der Zug ist in Bewegung, an den Fenstern fliegt manchmal ein Licht vorüber. Man hört beständig ein dumpfes Rollen, das aber nicht störend ist. — In dem Abtheil links, zwischen einer großen, vollgepackten Ledertasche, einem großen Handkorb, rothen Regenschirm, Lodenmantel und anderem Gepäck liegt der Kranzbauer, ein stattlicher, noch jugendlicher Mann mit rothem, rasierten Rundgesicht, halb älplerisch, halb flachländlerisch gekleidet. Er schnarcht, bewegt sich, murmelt halbverständlich den Namen „Kathrin" und schnarcht weiter.

Der Schaffner. Zum offenen Fenster herein. Meine Herren! Die nächste Station ist München!

Kranzbauer. Erregt, fährt sich an den Kopf. Was? Schon München? Na, das heißt geschlafen. Reckt die Glieder. Gähnt. Da muss man jetzt seine sieben Sachen zusammensuchen.

Ein alter Handwerksbursche erhebt sich träge, sieht zum Fenster hinaus. Mir scheint, das Nest ist nimmer weit weg. Es stinkt schon die Luft. Auch den Lichtschein sieht man schon.

Ein Arbeiter. Blickt auch hinaus. Meiner Seel, der ganze Himmel ist roth; man glaubt, es kunnt a Feuersbrunst sein.

Handwerksbursch. Ja, wie gestern bei der Nacht. Muss was gebrannt haben, gestern bei der Nacht. Da oben, dem Gebirg zu. Ist eine abscheuliche Röthen gewesen. Bei Pasing sind die Leut' aufg'standen und haben g'schaut. Kann eine größere Ortschaft sein gewesen.

Arbeiter. Gehört hat man nix.

Kranzbauer. Steigen die Herren auch aus, in München?

Handwerksbursch. Ich denk schon.

Kranzbauer. Mit Verlaub, sind Sie bekannt in München?

Handwerksbursch. Wär' nit schlecht! Wenn man ein geborner Münchner ist.

Kranzbauer. Dann könnten Sie mir vielleicht einen guten Gasthof anrathen. Ich bin unbekannt und möchte mich gerne ein paar Tage in München aufhalten.

Wenn sich die geborgten Sänger zur rechten Stunde auch nur halb so eifrig erweisen werden wie ihre Lobrednerinnen auf der Fahrt nach Schönbrunn, dann steht's gut. —

Im Schlosspark spukt es die Nacht über und in den dichtesten Stunden derselben zumeist.

Gärtner wissen leis' und schonend aufzutreten, gleichwohl hatten Schoots Leute die Schuhe mit weichem Zeug umwunden; denn der Boden war stellenweise noch hart, die Nacht hatte keine Lichter ausgesteckt und Laternenschein hätte leicht zum Verräther werden können.

Wer wagte, sorgte und bangte wie etwa ein Feldherr, der eine Entscheidungsschlacht zu bestehen hat, das war der Schlossgärtner Schoot.

Und nun ist alles an Ort und Stelle; nun graut der Morgen; nun röthet sich der Himmel; nun theilt ein Sonnenstrahl das leicht, das höhenwärts entweichende Gewölk: Victoria, der Frühling bricht an, und was man als seine Vorhut aufgeboten, wird nicht zuschanden!

Nun thu' dich auf, exotische Farbenpracht! Nun tiriliert und schmettert, Sänger, die ihr heute die gewohnte Herrin vermisst und einer höheren dient! Morgengold, weicher, schmeichelnder West, Frühlingsjubelschall, stiehl dich durch die geschlossenen Jalousien hinein in der geliebten Kaiserin Schlafgemach!

Als Maria Theresia ans offene Fenster trat, erblickte sie ein weithin gedehntes, grünes, blühendes Gefild; sie athmete würzige Luft und lauschte nahem, doch völlig verborgenem Vogelgesang. Palmen fächerten im Morgenhauch; es glitzerte das dunkle Laub der Goldorange; große, prächtige Blüten erschauderten mit nichten im Sonnenstrahl.

Die Lenzwelt überraschte, befremdete; aber der Vogelgesang muthete traut und heimisch an.

Die Kaiserin erhob den Blick zum Morgenhimmel und wer ihr den Frühlingstraum gewoben, errieth sie unschwer.

Die Glashäuser von Schönbrunn standen in dieser Frühe leer, und manch bürgerliches Stübchen vermisste den gewohnten Weckruf. —

Das Jahr darauf stellte sich der Frühling vorzeitig ein, die große Kaiserin aber war entschlafen.

Landestrauer gleicht einer allgemeinen Dürre; nur an stillen, besonders gehüteten Stellen sprosst und blüht es. Solche Schattenplätzchen sind Menschenherzen, in welche lenzartig die Liebe Eingang gefunden. O ja, ein hitziges Äderchen hatte immerhin Schönvefi Denucci, und der junge Gruber vertraute darauf, dass das Lottogefäll' eine Zukunft hatte.

Kranzbauer, aus dessen Handkorb einige Äpfel fallen, während er ihn hebt. Oha! Wir steigen aus, meine lieben Äpfel. Wörishofner Äpfel. Für meine Kinder. So was gibt's nit in Brachstein. Wie Butter. Freuen sich ja allemal, die Knörpeln, die kleinen, wenn der Vater was mitbringt.

Arbeiter. Wieviel haben's ihrer denn?

Kranzbauer. Nach'm Kilo.

Arbeiter. Kinder, meine ich.

Kranzbauer. Ah, wieviel Kinder, meinen's. Zwei, derweil. A Bübel und a Mädel. Man freut sich eh schon auf die Fratzen, wenn man sie sechs Wochen lang nicht gesehen hat. Gesund, so weit, ist alles, schreibt meine Alte. — Ah, mir scheint —

Der Zug geht langsamer, an den Fenstern gleiten zahlreiche Lichter vorbei. Der Kranzbauer packt seine Sachen zusammen.

Handwerksbursch. Darf ich helfen? Will's nachher hinausgeben.

Kranzbauer. Dank' schön. Dank' schön. Hab' meinen eigenen Diener bei mir. Bedient sich selbst. Der Zug steht, man schickt sich an auszusteigen.

Schaffner. Von draußen. München! Fünf Minuten. Nach Freising, Plattling, Regensburg, Passau umsteigen!

Kranzbauer. Herr Conducteur, ich bitt' schön, ich steig' hier aus. Bitt' schön, aufmachen!

Arbeiter. Rufen's nur nach dem Omnibus vom Stern. Steigt aus.

Handwerksbursch. Macht sich an den Kranzbauer, der immer mit Umständlichkeit seine Sachen aufpackt. Gengen's doch, ich hilf Ihnen ja. Überhaupt, was hat sich dieser Vagabund dreinzumischen — mit seinem Stern! Ich kenn' das Beisel. Nicht einmal von der Polizei ist man dort sicher. Gehn's lieber zum Hund, da sind Sie gut aufgehoben. Kommen's gleich mit mir.

Kranzbauer. Rüttelt am Fenster. Aufmachen, Conducteur! Aufmachen!

Handwerksbursch. Warten's, das werden wir gleich haben. Da muss man sich zu helfen wissen. Macht auf. So. Steigen's nur aus.

Draußen Bahnhof. Gepäcksträger u. s. w. gehen hin und her. — Wie der Kranzbauer aussteigen will, erscheint an der Thür Constant, der auf das Trittbrett gestiegen ist. — Constant, der Schullehrer aus Brachstein, dunkel, halb städtisch gekleidet. Das etwas blasse Gesicht mit der Brille von einem grauenden Vollbart umrahmt. Hohe Stirn, die oben spitzig zuläuft, nun aber von einem breitkrämpigen Hut bedeckt ist. Rückwärts geht das dünne, graue Haar bis über die Achseln hinab. Er trägt auf der einen Achsel ein Plaid und in der Hand ein Ledertäschchen.

Constant. Ruhig und ernst. Da bist du ja, Bruder!

Kranzbauer. Noch im Coupé, in höchster, freudiger Überraschung, breitet die Arme aus. Wa— Waas?! Der Constantl! Der Constantl! Lachend. Ja, Schulmeister, wie kommst denn du her? Will aussteigen.

Handwerksbursch. Gasthof? Beim weißen Hund!

Arbeiter. Brummig. Eh, beim weißen Hund! Ist a Spelunken. — Beim Stern in der Schlossergasse. Habens nur drei Minuten hin.

Kranzbauer. Vom Bahnhof?

Arbeiter. Vom Bahnhof habns a Viertelstund. Zum Hofbräuhaus habns nur drei Minuten, vom Stern aus.

Kranzbauer. Seine Sachen zusammenstellend. Bin schon so neugierig auf das München. Die landwirtschaftliche Ausstellung soll so schön sein, sagens. Nachher will ich auch in die Bildergallerie, weil sie gar so viel reden davon.

Handwerksbursch. Bildergallerie? Gibt's in München a Bildergallerie?

Arbeiter. Er meint die Pinakothek.

Handwerksbursch. Ah ja so, die. Gleich vom Spatenbräu hinüber, weiß schon. — Woher kommens denn?

Kranzbauer. Sein thu ich von Brachstein und kommen thu ich von Wörishofen.

Handwerksbursch. Seins krank?

Kranzbauer. Jetzt nimmer, Gott sei Dank. Aber gewesen. Verdammt, die Gicht hab ich g'habt, schon seit drei Jahren. Unser Doctor daheim hat nix mehr z'machen gwusst. Wäre schon bald fürs Herz gefährlich, hat er gsagt, wissens weil ich a bissel ein Herzfehler hab — und hat mich zum Vater Kneipp geschickt.

Handwerksbursch. Und der hat Ihnen den Teuxel ausgetrieben.

Kranzbauer. Den sollt' man in Gold einfassen, den Vater Kneipp. Man glaubt's nit. Ich hätt's nie geglaubt. Wie neu geboren ist man. Glauben's, ich hätt' einmal so schlafen können? Seit Jahren hab' ich in kein' Federbett nimmer so gut geschlafen wie jetzt da auf der Holzbank.

Arbeiter. Ja ja, die Gesundheit ist das beste.

Kranzbauer. Das ist wohl wahr. Also beim Stern, haben Sie gesagt.

Arbeiter. Werden zufrieden sein. Richten's einen Gruß aus von mir. Vom Schertl-Franz, sagen's. Und er soll Ihnen ein gutes und billiges Zimmer geben.

Kranzbauer. Sich aufrichtend. Wissen's, auf ein paar Groschen mehr kommt's mir nicht an. Man muss sich auch einmal ein paar gute Tage anthun.

Handwerksbursch. Geschmeidig und über die Sitzlehne gebeugt. Wenn der Herr einen Führer sollt' brauchen in München. Ich recommandiere mich. Bin ein geborner Münchner —

Arbeiter. Ja, der nicht einmal von den Bildergallerien was weiß.

Handwerksbursch. Roh. So viel, wie so ein Kesselflicker, ein lumpiger, weiß ich auch noch, Gott sei Dank!

Constant. Auch dieser Herr fährt nach Brachstein. Bitte ihm eine Karte zu besorgen. Und wenn es möglich ist, uns allein zu lassen. Er macht ein Zeichen des Gebens.

Schaffner. Wollen sehen, was sich thun lässt. Verschwindet.

Constant. Wie willst du sitzen?

Kranzbauer. Unmuthig. Nach vorn. Aber das Fenster schließen.

Constant. Wollen wir's nicht lieber offen lassen? Frische Luft.

Kranzbauer. Wenn du sie nöthig hast. Weiß gar nicht, was du willst. Eine wahre Gewaltthat, das. Wo ich der Kathrin gestern geschrieben, dass sie mich erst Samstag erwarten soll. Es ist doch wohl nichts los, zu Hause?

Constant. Vorsichtig. Das, mit dem Kettenhund weißt du ja.

Kranzbauer. Mit dem Kettenhund? Wieso?

Constant. Deinem Kettenhund ist das Bein ab. Ganz ab, das hintere Bein. Wie am Strickel zieht er's nach.

Kranzbauer. Mein Sultan? Geh, was du sagst! Wie wär' denn das zugegangen?

Constant. Der Wasserwagen ist drübergegangen. Putz ab.

Kranzbauer. Der Wasserwagen? Was für ein Wasserwagen?

Constant. Nau, wie die Feuerspritze angefahren ist.

Kranzbauer. Wird aufmerksam. Sein Gesicht verändert sich in Spannung. Ich weiß nit, Bruder. Ich weiß nit. Mich deucht du redest — von mir daheim. Was ist denn das? Von einer Feuerspritze hast was gesagt.

Constant. Es ist nämlich — kein Mensch weiß, wie's hat sein können — gestern bei der Nacht dein Heustadl abgebrannt.

Kranzbauer. Aber doch nit! Es wird doch nit der Stadl, der bei den Kirschbäumen steht —

Constant. Knapp hinter den Stallgebäuden. Natürlich, derselbe. Und ist der Wind stark gegangen.

Kranzbauer. Herrgott! Was müssen da die Leut gearbeitet haben, dass es nicht weitergegriffen hat. Gelt du! Gelt du!

Constant. Erhebt sich, legt dem Kranzbauer die Hand auf den Arm. Mein lieber Bruder. Du kannst dir's wohl schon denken, weswegen ich dir entgegengereist bin. Hab' dir leider die Nachricht zu überbringen, dass gestern dein Wirtschaftsgebäude ein Raub der Flammen geworden ist. Mitsammt den Vorrathskammern.

Kranzbauer. Kreischt auf. Jess' Maria und Josef! Wird doch das nit sein. Aber ich bitte dich gar schön!

Constant. 's wär ja vielleicht anders ausgefallen, wenn der abscheuliche Sturm nicht gewesen wär. Innerhalb von zehn Minuten, sagen die Leut, wär alles in Feuer gewesen. Das Wohnhaus hat an drei Stellen zugleich angefangen.

Constant. Bleib drinnen. Ich steig' auch ein. Wir fahren miteinander heim, Simon. Steigt ein, nimmt dem Kranzbauer Sachen ab und legt sie auf die Wandstelle.

Kranzbauer. Wehrt sich lustig dagegen. Na, das gibt's nit. Du bleibst bei mir in München, die paar Tag. Bist mein Gast. — Nicht wahr, wie ich ausschau! Pumperlgsund, sag' ich dir. Erst wollen wir jetzt ins Kaffeehaus, es wird wohl schon eins offen sein. Aber sag' mir doch, Constantl, wie kommst du denn nach München?

Constant. Dir entgegen, Bruder.

Kranzbauer. Gerührt. Guter Kerl!

Handwerksbursch im andern Abtheil für sich. Da ist nichts zu machen. Steigt aus.

Constant. Wie ich nach München komm'? Es gibt manchmal Umstände. — Sag' mir, Simon, das Zeug hast du also aus den Beinen.

Kranzbauer. Hab' euch's ja geschrieben. Wunder wirken thut dieses Wörishofen. In Gold fassen muss man den Kneipp, ich kann's nicht anders sagen.

Constant. Und — dein Herz?

Kranzbauer. Ich muss sagen, ich fühl' mich gesund.

Constant. Bist also nicht erschrocken, wie ich so auf einmal vor dir stehe!

Kranzbauer. Aber Kindlein, dummes! Erschrocken! Ich glaub', wenn meine Kathrin jetzt so dagestanden wär', eine größere Freud hätt' ich nicht haben können. Die hätt'st halt noch mitbringen sollen.

Constant. Immer ernst. Es ist immer gut, wenn man Überraschungen gewachsen ist. Es kann allerdings Zufälligkeiten geben auf der Welt. Das beste ist halt die Gesundheit, und die hast jetzt.

Schaffner. Von außen, schlägt die Thür zu. Fertig!

Kranzbauer. Ich glaub' gar — er fährt schon. Aber mein Gott, wir steigen ja aus. Aufmachen! Um Gotteswillen, wir steigen ja aus! Der Zug rollt. Die Lichter draußen fangen an zu gleiten.

Constant. Zieht ihn zurück. Nein, mein lieber Bruder, wir steigen nicht aus. Wir fahren nach Hause.

Kranzbauer. Hoch erregt. Ich habe ja gar keine Karte.

Constant. Das macht nichts. Bin froh, dich getroffen zu haben. Bist du denn aufgeregt? Man soll sich nie aufregen, weißt du. Es kann ja jeden Augenblick was passieren. Der Mensch muss immer gefasst sein.

Kranzbauer. Aber mein Gott. Du hast mir doch selber gerathen, auf der Rückfahrt München anzusehen.

Schaffner. Zur Thür herein. Ist hier jemand eingestiegen?

Constant. Jawohl. Weist seine Fahrkarte.

Schaffner. Markiert sie, gibt sie zurück. Nach Brachstein.

Kranzbauer. In sich hineinwimmernd. Mein Hof! Mein Hof! — — Bruder! Bruder Constant! Bist du da? Bist du nicht bei mir da? Sag' mir einmal, kanns denn wahr sein? Wenn man sein Lebtag so fleißig gearbeitet hat. Und kein unrecht Gut. Und ein Herrgott im Himmel, wie kann denn das sein? — So sag' doch was, du gescheiter Schulmeister!

Constant. Lass' es sein, so zu reden, Bruder. Was niedergebrannt ist, das kann man wieder aufbauen.

Kranzbauer. Mit Verachtung. Dir merkt man's an, dass dir kein Hof niedergebrannt ist.

Constant. Da hast du recht. Mir kann kein Hof niederbrennen. Es lebt sich allemal vergnügter, mein Lieber, wenn man nichts hat, wo das Unglück anfassen kann.

Kranzbauer. Natürlich. Die Faulpelze und Habenichtse, die nichts schaffen mögen, reden alle so. Weil sie sich's nit können vorstellen, wie es ist, wenn einer was aufbringt, was vorher nit gewesen ist. Wie einer zusammenwachst mit seinem Besitz. Dreißig Jahr an Müh' und Sorgen gelangen bei mir nit. — Im Jammerton. Und alles hin. Auf einmal alles hin. — Es ist nit zu ertragen.

Constant. Man kann sich auch verständigen, mein lieber Simon. Du weißt recht gut, was dir noch geblieben ist. Du bist doch all Sonntag in die Kirche gegangen. Man hat gemeint, du wärst ein Christ. Hast nicht selber nach dem Gottesdienst gesagt, noch heuer zu Pfingsten, wie schön doch unser Pfarrer thät predigen. Und was hat er damals gepredigt, als dass der Christ dankbar sein soll, nicht grad für den Gottessegen und die guten Zeiten. Auch für das Unglück. Weil mit dem Unglück der Mensch oft näher gegen Himmel kommt als mit lauter Gedeihen und Gelingen. — Dazumal in guten Tagen hat dir das gefallen. Oder hast gemeint, dich gienge das nicht an und er thät nur für die Armen predigen, damit sie mit ihrem Nichtshaben lieber zufrieden sein sollen?

Kranzbauer. Geh geh, spar dir das Evangeli für deine Schulbuben. Probier du's einmal und verlier das Liebste, was du hast und versuch, ob dir eine Predigt das Loch ausfüllen kann. Zum Fenster hinaus, weinerlich. Schau, wie sie dastehen, die schönen Wirtschaften rechts und links, und wie lustig die Leut das Tagwerk anheben, dass der Besitz alle Tag größer wird. Und mich soll daheim eine Brandstatt erwarten! Und ich soll nicht muxen dürfen, geduldig und blöd wie ein Thier anfangen neuerdings zu arbeiten, wenn ein schlechter Wicht den Ameishaufen zertreten hat.

Constant. Aber mein Gott, Bruder, ich begreife es ja.

Kranzbauer. Herb. Nix begreifst du! Nur ein Schauspiel ist's für dich und deinesgleichen, wenn dem Wohlhabenden auf einmal so ein

Kranzbauer. Furchtbar erregt, hält sich mit beiden Händen den Kopf, fährt im Gelass hin und her. Das Wohnhaus! Das auch! Der Stadl, die Stallungen, die Vorrathskammern. Und das Wohnhaus. Niedergebrannt! Der ganze große Hof! Das ist nicht wahr! Das ist ganz dumm erlogen! Das ist erlogen!

Constant ihn zu besänftigen suchend. Bruder, sei ein Mann.

Kranzbauer. Mein schöner Hof. Mein schöner großer Kranzhof. Seltsam giftig. Was schaust mich denn so an? Weißt etwa noch was? Weißt noch was?

Constant. Ein Todter ist nicht zu beklagen.

Kranzbauer. So! Sollen am End' meine Leut' auch hin sein, allmiteinander! Nit wahr, das wär dir halt recht, dass du mir solches auch noch könntest ins Gesicht schleudern.

Constant. Man muss dirs verzeihen. Du denkst nur an dein Unglück. Ist natürlich. Dass ich mein Lebtag keinen so harten Tag gehabt habe, als den heutigen, wo ich dir die Nachricht habe überbringen müssen, bevor du's selber siehst und der Schreck dir schaden thut — wer denkt dran. Verlang's auch nicht. Aber eine solche Red!

Kranzbauer. So. Soll ich mich vielleicht gar schön bedanken bei dir, dass du mir die Freudenbotschaft überbracht hast. Nit einmal den Tag in München hast mir gegönnt, auf den ich mich schon solang gefreut hab. Hast schon nit mehr derwarten mögen, hast mir mein Unglück ins Gesicht geworfen wie einen Gluthaufen. Wie einen Gluthaufen, ich kanns nit anders sagen.

Constant. Auffahrend. Bruder! Resigniert. Nein doch. Will nicht vergessen, dass Unglück ungerecht macht.

Kranzbauer. Jammernd. Mein Gott, dieser schöne Hof. Zehntausend Thaler hätte ich dafür haben können, noch vor drei Monaten. Das Doppelte ist er wert gewesen. Und jetzt eine Brandstatt!

Constant. Du bist ja doch gut versichert gewesen.

Kranzbauer. Nit der halbe Theil wird vergütet. Die Hunde geben nix. Stecken nur ihre Prämien ein und geben nix. Betteln gehen kann man.

Constant. Sind dir denn auch deine Felder und Wiesen, deine Waldungen verbrannt?

Kranzbauer. Red' nit so dumm. Als ob ein Mensch im Wald hausen, auf den Wiesen grasen kunnt! Du vielleicht. Ich nit.

Constant. Resigniert. Du hast recht.

Draußen tagt es. Bisweilen fliegt ein Baum, ein Haus u. s. w. an den Fenstern vorüber. Allmählich zeigen sich durch die Fenster Gebirge, die langsamer vorbeiziehen als die nahen Gegenstände. — Der Kranzbauer brütet zeitweise vor sich hin. Constant sitzt ihm beklommen gegenüber.

sollte es nicht wirken? Daſs er nicht mit einem Wort nach Weib und Kind gefragt hat! — Dafür sollst du exemplarisch gestraft werden, kleinherziger Großbauer! — Dann wird er mir aber erst recht ans Fenster wollen. Einen Haken muſs man schon anbringen, der ihn zurückhält. Der Zug steht.

Schaffner. Holzkirchen! — Station Holzkirchen!

Ein Weib und ein Mann wollen einsteigen.

Das Weib öffnet die Thür zu Kranzbauers Gelaſs. Kreischt: Uh Joses und Anna! Da liegt einer nach allerlängs!

Der Mann: Pardon! Ein Krankencoupé!

Constant. Bitte, es ist Platz!

Jene machen die Thür von außen zu. Der Zug beginnt neuerdings zu rollen. Es ist ganz Licht geworden. Bisweilen fliegt Rauch an den Fenstern vorüber, bisweilen Berglehnen, Wald, manchmal von der Sonne beschienen, die, um Biegungen anzuzeigen, schräge an der Wand hinläuft, wieder verschwindet und wieder erscheint.

Constant, stets für sich. Am Tage ist alles anders. Die Morgensonne gibt immer Muth.

Kranzbauer. Regt sich, streckt sich, macht die Augen auf, sieht Constant, erhebt sich halb. Du, Constantl? Wie denn das?

Constant. Du hast gut geschlafen, Simon.

Kranzbauer. Und abscheulich geträumt. — Willst dich nit fortmachen, Unglücksmensch?! Sonst träume ich wieder. Daſs mir mein Hof —? Hast du das gesagt?

Constant. Schau, Simon, es ist wieder lichter Gottestag. Fasse Vertrauen. Zu dem da oben. Und zu uns Menschen.

Kranzbauer. In Verzweiflung. Halt doch niedergebrannt. — Alles hin!

Constant. Für sich. Also in Gottesnamen. — Zum Kranzbauer, unsicher. Alles hin, sagst du? So weißt du auch schon das Letzte, das Schlimmste, was ich dir niemals zu sagen gewagt hätte.

Kranzbauer. Wird anders. Er beugt sich langsam vor. Sein Gesicht wird kantig, rissig, fahl, feucht wie Lehm. Die Augen treten hervor, die Lippen werden dünn, schnappen nach Luft. Tonlos stammelt er. Nit — nit zu sagen gewagt? Das Schlimmste? Was denn?

Constant. Du weißt vom Unglück daheim und fragst nicht nach Weib und Kind. Das wundert mich.

Kranzbauer. Zugrund gegangen, hast du gesagt, ist — niemand — !

Constant. Das soll ich gesagt haben? Eher meine ich, daſs ein Todter nicht zu beklagen ist.

Kranzbauer. Das hast du gesagt, ja, das hast du gesagt. Kein Todter zu beklagen.

Constant. Zu beklagen sind nur die Lebenden. Auf dieser traurigen Welt.

Schlag trifft. Und wie ergötzlich das ist, wenn er sich vor Jammer die Haar ausreißt! Oder wie rührend, wenn er geduldig leidet und in seinen alten Tagen wieder anfangt zu arbeiten. Nachher kommt er in euer Schulbuch. Als gutes Beispiel. Kann er leben davon?

Constant. Aber ich bitte dich, Simon. Du hast ja vollständig recht. Du wirst nicht doch erst von mir, deinem leiblichen Bruder, hören wollen, wie sehr ich dein großes Unglück bedaure! Wie du überzeugt sein möchtest von meiner aufrichtigen Theilnahme! — Es wäre zu lächerlich.

Kranzbauer. Gewiss wär's lächerlich. Weil's nit wahr ist, nit wahr sein kann, dass der, dem nix geschehen ist, grad so mitleidet wie der, den 's Unglück getroffen hat. Derowegen ist's mir lieber, wenn ich nix davon hör', von so einem Mitleid.

Constant. Achselzuckend. Nach einer Pause. Ich denke, Simon, du legst dich noch ein wenig hin und versuchst zu schlafen. Es würde dir gut thun. Gelt, du erlaubst, dass ich dir mein Shawltuch auf die Bank breite.

Kranzbauer. Ist aufgestanden, starrt zum Fenster hinaus. Constant beobachtet ihn gespannt. Kranzbauer ist in einer eigenthümlichen Bewegung. Leise, doch merkbar, bebt sein ganzer Körper. Plötzlich ein Schwung auf das Fenster.

Constant. Reißt ihn zurück. Simon!

Kranzbauer. Gedämpft, schmeichelnd. Lass' mich machen. Schau! — Schau. Ich hab dich ja lieb, Schulmeister. Aber die Pein, die du mir gebracht hast — lass' sie löschen. Ich kann sie nit tragen.

Er sucht sich sachte loszureißen. Beide ringen miteinander, während das Dröhnen und das rasche Vorbeifliegen der Gegenstände draußen das schnelle Gehen des Zuges anzeigt. Der Kranzbauer will immer ans offene Fenster, Constant zerrt ihn immer wieder zurück. Es ist ein schweres, krampfhaftes Ringen. Der Kranzbauer stöhnt.

Constant. Laut rufend. Hilfe! — Nirgends ein — Nothsignal. Hilfe! Mit aller Kraftanstrengung schleudert er den Kranzbauer auf die Bank, wo dieser regungslos und erschöpft liegen bleibt. Constant knurrend für sich. Bestie du! — Armer Mensch! — Eine solche Verzweiflung — das hätte ich nicht geglaubt. Sonst so gescheit und so gutmüthig. Nein, das hätte ich nicht geglaubt, dass der so arg von seinem Besitz besessen ist. — Was soll man denn machen? Plötzlich erhebter sich rasch, leise, greift mit der Hand an die Stirn und setzt sich wieder hin. Gut. Gut. Das thu' ich. Es geschieht ihm recht. — Wenn ihm das Unglück zu groß ist, so soll's noch größer werden. Vielleicht erträgt sich's dann leichter. Der Zug pfeift und geht langsamer. Mir scheint, eine Station. Vielleicht doch, dass Leute einsteigen. Für alle Fäll' wär's mir lieb. Er ist ja von Sinnen. — Schlummere, Simon. Vielleicht strahlt dir im Traum ein besserer Stern. Vielleicht erwachest du gefasster. Wenn nicht, dann —. Wenn du ohnehin nicht die beste Meinung von dem Schulmeister hast! Was dich bisher getroffen, dafür kann ich nichts. Was dir jedoch die nächste Stunde bringt, das liegt in meiner Hand. Oder

Kranzbauer. Guckt unsicher, schreckig unter der Achsel Constants durch's Fenster. Der Zug steht still. Von draußen Kinderstimmen, frisch und hell. Der Oheim Constant! Hast du den Vater mit?

Constant. Ja, Kinder, den hab' ich mit.

Am Fenster erscheint Kathrin, noch jugendlich, in bäuerlichem Sonntagsstaate, ruhig, aufrecht.

Kranzbauer. Schleudert mit hellem Schrei die Arme empor.

Kathrin. Am Fenster. Gott willkommen, Simon. Also dir geht's gut, du bist gesund!

Kranzbauer. Und ihr? Und ihr?

Kathrin. Alle frisch und gesund, Gott Lob und Dank! Und 's andere, was geschehen ist, verwind' es. Ich hab's auch verwunden. Die Arbeiter räumen schon den Platz für den Neubau. Na aber — so gib mir doch meinen Kuss, Alter!

Kranzbauer. O glückseliger Tag! Springt zur Thüre hinaus in die Arme der Seinen.

Constant. Die Sachen zusammenraffend. Na, das glaub' ich. So glückselig wird der wohl noch nie ausgestiegen sein auf dem Brachsteiner Bahnhof als heut. Aber morgen, Bauer, kriegst du's. Kinder, Äpfel gibt's! Springt hinaus.

Schaffner. Fertig!

Vorhang fällt.

Wie der Ochsenhannes zu seinem Namen und seinem Weib gekommen ist.

Eine Dorfgeschichte von **J. Palmer.**

Hannes, sagte die alte Steinhuberin eines Tages zu ihrem schläfrigen Sohne, den sie fest unter dem Daumen hielt, „Hannes, jetzt hab' ich lang genug geschafft und mich geplagt für dich, jetzt rühr' dich und halt Umschau nach der Rechten, pass aber wohl auf, was ich dir sage: Nimm keine zu Reiche und keine zu Arme. Hat sie mehr als fünf Tausend, dann darfst du nimmer über den Tisch gucken und bist bloß ihr oberster Knecht. Ist sie aber arm, dann ist es noch schlimmer, da gibt es magere Bissen dein Lebelang, die mit Zank und Streit geschmalzen sind, denn Armut ist eine Haderkatz. Wähl' auch keine Schöne, denn die nimmt öfter den Spiegel als den Besen zur Hand und gefällt nicht bloß dir, sondern auch andern und das taugt nicht. Gehst du aber mit einer Häßlichen an den Altar, dann lachen die Leute hinter euch drein, und solch' eine hat gar feine Ohren, und der Spott

Kranzbauer. Faſst Conſtant an beiden Armen. Bruder! Was bedeutet das? Was bedeutet dein Reden? — — Iſt mein Weib auch verbrannt? Sind meine zwei Kinder auch verbrannt?

Conſtant. Simon. Du kannſt nicht einmal den Verluſt des Hofes ertragen, der in einem Jahre wieder aufgebaut ſein wird. Wie würdeſt du erſt eine ſolche Botſchaft ertragen!

Kranzbauer. Wild ſchreiend. Alſo ſind ſie verbrannt?!

Conſtant. Die kleine Eliſe, meine ich, wird noch leben. Für ſich. Das iſt der Haken.

Kranzbauer. Verloren ſtöhnend. Lebt noch? — Lebt noch? — Und die andern todt? —

Lange Pauſe. Der Zug rollt. An den Fenſtern zieht eine Kirche vorbei, ein Friedhof mit weißen Denkmälern, auf denen Sonnenſchein liegt.

Kranzbauer. Im Vordergrunde auf die Bank niedergebrochen, gleichmäßig, wie ſich einlullend. Meine Kathrin todt. — Mein Hans todt. — — Kathrin todt. — Hans todt — todt. Geld — Gut. Roth — todt. — Ich hab' ſie verſäumt.

Conſtant. Für ſich. Iſt das zu verantworten? Mit einem Wort könnte ich ſie wieder auferſtehen machen. Wer bürgt, ob mir nicht ein Herzſchlag zuvorkommt?

Kranzbauer. Gleitet zu Boden, auf die Knie, nimmt wie zufällig eine betende Stellung an. Mein Weib todt — mein Kind todt — — Vater unſer . . .

Conſtant. Er betet. Gottlob, er betet. — Simon, wie klein und zahm biſt du jetzt geworden! Das Fegefeuer thut weh, aber warte noch ein wenig, vielleicht erleben wir Freuden.

Kranzbauer. Aus der Betäubung, hell, faſt feierlich. Bete mit mir, Bruder Conſtant, daſs mir der Herrgott verzeiht! Daſs ich ſo geläſtert hab! — Jetzt, wenn mir einer thät kommen und ſagen: dein ganzer Beſitz iſt hin, der Hof verbrannt, die Wieſen verſchwemmt, der Wald vom Sturm gebrochen, aber Weib und Kind ſind geſund — keinen glücklicheren Menſchen thät's geben auf der ganzen Welt.

Conſtant. Für ſich. Jetzt ſind die Schlacken weg. Der reine Menſch iſt da. — Simon! — Simon! — Hörſt du? Ich glaube, er verzeiht dir. — Thu' dich jetzt zuſammen, binde dein Halstuch und ſuche deinen Mantel. Wir ſind bald in Brachſtein.

Der Zug rollt langſamer. Draußen ſonnige Waldgegend.

Kranzbauer. Verdeckt ſein Geſicht mit den Händen. Laſs mich, ich will vorüberfahren.

Conſtant. Du muſst dir auch das Haar ein wenig glätten. Ich glaube, es ſind Leute am Bahnhof. Er blickt vorgebeugt zum Fenſter hinaus. Wenn ich recht ſehe, auch gut bekannte.

heftig, als er den Blümlesberg erstieg, wo der große Hof des reichen Wiesbauern lag, von dessen Tochter Resi der Krappenbauer gesagt hatte.

Auf der Hochebene angekommen, sah Hannes zwei stattliche Höfe vor sich liegen und wusste nun nicht, ob er nach rechts oder nach links seine Schritte lenken solle. Überlegend stand er vor dem zunächst gelegenen Gebäude still. Das Haus war groß, die „Miste" schön; vom Stalle her hörte man vielstimmiges Muh und die Hühner gackerten laut und wichtig im grasigen Hofraum. Wie Hannes so stand und alles betrachtete, wurde das Fenster geöffnet und der Hofbauer rief den Prüfenden leutselig an, grüßte und fragte nach seinem Begehr. „Wohnt hier der Wiesbauer?" frug Hannes, der klopfenden Herzens schon hinter den Scheiben einen frischen, blonden Mädchenkopf entdeckte. „Der wohnt dort drüben," war des Bauern Antwort. „Was willst Du denn beim Wiesbauer?" „Der soll eine Tochter haben, die soll Resi heißen und die soll ich freien," legte Hannes freimüthig los. „Wenns weiter nichts ist," — meinte der Bauer — „dann könnt Ihr euch die paar Schritte sparen und euch erst bei mir umschauen. Ich habe auch ein paar Mädel im Haus, von denen Ihr die Älteste, die Annamarei, haben könnt, nebst sechshundert harten Thalern Heiratsgut und zwei flotten Stierlein obendrein. Und an Jakobi kann die Hochzeit sein, das heißt, natürlich bloß wenn Ihr einen anständigen Hof und im Stall zum wenigsten vier Kühe und ein paar Ochsen dastehen habt. So thu' ich's, und anders nicht und wenn das stimmt, dann kommt herein und schaut dem reichen Bergbauern sein Sichlein an." Hannes kratzte sich wieder verlegen hinter dem rechten Ohr, denn er dachte an seine zwei mageren Kühe, die mit der dürren Gais den Stall theilten, und sein kleines, halbverfallenes Haus nebst Zubehör fiel ihm schwer auf's Herz. Aber die sechshundert harten Thaler und die flotten Stierlein obendrein und der blonde Kopf da drin waren so verlockend, dass er, ohne recht zu wissen, wie es zugieng, schon unter der Stubenthüre stand, als der Bergbauer die Kammerthüre hinter den sechs jüngeren Töchtern ins Schloß drückte und nun aufmunternd der Ältesten zuwinkte, bis sie verschämt auf den Besuch zugieng und ihm die Hand reichte.

Das Mädchen war weder schön noch hässlich, nicht zu groß und nicht zu klein, ihr „Grüß Gott auf dem Berghof" klang nicht grob und nicht fein, und zu arm und zu reich war sie auch nicht, da war also so ziemlich alles beisamen, was Hannes suchte, und der Brautzug am Morgen gab ihm Hoffnung, dass diesmal weder der Vater, noch die Tochter, noch alle beide „nein" sagen würden. Die mageren Kühe und die Gais und der verkommene Hof waren vergessen, und er schaute so glücklich und treuherzig in des Mägdleins Augen, dass sie gerne ihre Hand in der seinen ließ, als er sich neben sie auf die Bank setzte.

der Leute macht sie zu einem Drachen im Haus. Nimm keine zu Große und keine zu Kleine. Eine Große hat starke Fäuste und könnten die Nachbarn leicht blaue Flecken auf deinen Backen sehen, was das Ansehen verringert. Bei den Kleinen aber heißt es: ‚Kleine Töpfe laufen bald über.‘ Wähl' auch keine Grobe, denn diese treibt das Gesinde vom Hof, und nimmst Du eine Feine, so paßt ihr gar schlecht zusammen. Auch soll sie nicht zu gescheit sein, kannst dir an den Fingern abzählen, warum. Ist sie aber dumm, dann will sie alles am besten wissen, und dann sind statt einem zwei Dumme im Haus, und das ist zu viel. Nimm keine Leichtsinnige und keine Fromme, weil die eine zu viel auf dem Tanzboden ist, und die andere zu oft in der Kirche sitzt, was beides den Haushalt nicht voranbringt. — Jetzt, Hannes, geh' aus und such' die Rechte und behalt dabei immer den goldenen Mittelweg im Auge."

Der Hannes kratzte sich verlegen hinter dem rechten Ohr. „Und wo soll ich die finden, Mutter?"

„Schafskopf, in's Maul fliegen dir die gebratenen Tauben nicht und hier herum bekommst du freilich keine, das hast du schon lange merken können, also geh' hinaus und fang' drei Stunden hinter dem hiesigen Zehnten an," belehrte ihn die Mutter. Hätte der Krappenbauer den letzten Rath gehört, so hätte er gesagt: „Recht habt Ihr, Steinhuberin, hier herum klopft der Hannes, wegen der Schwieger, die er beibringt, vergeblich an, doch besser noch ist es, er versucht sein Glück erst fünf Stunden hinter dem heimatlichen Zehnten draußen." Aber der Krappenbauer hatte nichts gehört und nichts gerathen und drum fieng der Hannes am folgenden Sonntag mit der Nachfrage drei Stunden hinter dem Grenzstein von Norden zu an. Er lief sich Sonntag für Sonntag die Füße wund und hatte, obwohl er auch gen Osten und Süden gewandert war, noch keine Braut gefunden. Entweder entsprach die, die er ins Auge gefaßt hatte, seinen Anforderungen nicht, oder da, wo er den goldenen Mittelweg beisammen fand, so wie die Mutter es wünschte, sagte der Vater oder die Tochter, oder sagten gar alle beide nein.

Hannes kehrte jeden Sonntag abend müder und hoffnungsloser in sein verfallenes Höflein zurück, das die paar Tausend der Gesuchten restaurieren sollten. Mit schwerem Herzen und zerrissenen Sohlen trat er am Sonntag vor Peter und Paul seine Wanderung gen Westen an und zwar fünf Stunden weit über den Grenzstein hinaus, wie ihm der Krappenbauer, dem er abends zuvor sein Leid geklagt, gerathen hatte. Im ersten Dorfe, das er passierte, begegnete ihm ein fröhlicher Hochzeitszug, was er für ein gutes Zeichen aufnahm. Sinnend sah er demselben nach, bis sich die Thüren des kleinen Kirchleins hinter ihm geschlossen hatten, dann zog er rüstig seines Weges weiter und sein Herz klopfte

gehört; nicht einmal das laute Lachen, das im letzten Dorfe aus dem mit Immergrün geschmückten Wirtshaus herausschallte, war an sein Ohr gedrungen. In seinem Kopfe bewegte sich nur eine Frage, die sich wirbelnd drinnen drehte und für die er keine Antwort fand: Wie kann ich bis Peter und Paul zu zwei weiteren Kühen und einem Paar Ochsen kommen?

Die Mutter lag schon im ersten Schlafe, als Hannes zu später Stunde die Stube betrat. Er zog den geblümelten Bettvorhang zurück, setzte sich auf den Stuhl am Bett, rüttelte die Mutter etwas unsanft wach und schrie ihr zu: „Ich hab' sie jetzt gefunden, droben auf dem Blümlesberg und alles stimmt, nur nicht die vier Kühe und das Paar Ochsen in unsrem Stall."

Die Mutter rieb sich die Augen, zog die roth- und weißgetupfte Schlafhaube von den Ohren, schaute den Sohn etwas missmuthig ob der Störung an, dann sagte sie: „Jetzt schlag' los, Hannes, aber mach's kurz." —

Und der Hannes legte los, erzählte von A bis Z, aber kurz war es nicht, doch der Steinhuberin wurde es nicht zu viel, der Schlaf war völlig verschwunden, bis Hannes seinen Bericht mit den Worten schloß: „Alles wär' recht, Mutter, aber wenn der Bauer die Schecken und die Gais und die leeren Plätze im Stall sieht, dann geht die ganze Hochzeit zum Teufel." Der arme Kerl fuhr sich mit dem Wammsärmel über die Augen.

„Schafskopf!" sagte die Mutter wieder, wie damals, als sie ihn zum Freien anstiftete, „ich sag' dir, an Peter und Paul stehen vier Kühe und ein Paar Ochsen im Stall und der Bergbauer sagt ja, und an Jakobi ist Hochzeit, und dabei bleibt's."

Vor Hannes' Augen schwankte der Mutter Bettstatt auf und nieder, er musste sich am Pfosten halten und sein Gesicht drückte solche Rathlosigkeit aus, dass der Mutter Bezeichnung nicht schlecht auf ihn passte. „Und wie soll das zugehen?" raffte er sich endlich zu fragen auf.

„Nichts ist einfacher als das," gab die Steinhuberin mit Schmunzeln zurück. „Pass' auf und nimm deine fünf Sinne zusammen, denn diesmal heißt's: Hellauf oder die Braut ist weg." Sie richtete sich im Bette auf und entfaltete vor dem erstaunten Hannes ihr ganzes Programm für den Peter und Paulbesuch. „Vor ein Uhr mittags kommen sie nicht", sagte sie — „also gehst du um elf Uhr zum Bachvetter hinunter und bittest, dass er dir seine zwei Schwarzgefleckten zu einer Fuhr in die Mühle leiht, weil unsre Schecken lahm und die große Fuhr für eine Kuh zu schwer sei. Und wenn die Schwarzgefleckten neben den Schecken im Stalle stehen, dann gehst du ins obere Dorf zum Kirchbauern und fragst, ob er dir nicht sein Paar Ochsen zum Holzholen überlassen

Der Bauer sah in Hannes Eintreten die Bejahung seiner Fragen, von der die Verbindung abhängen sollte, drehte den Schlüssel zur Kammerthüre herum, damit der Freier an den sechs Schwägerinnen, die drinnen am Schlüsselloch horchten, nicht scheu werden sollte und gieng nun mit einem großen Kruge zum Keller. Der Hannes nützte diese Zeit gut aus, sagte der Annamarei, dass er schon lange eine suche, gerade wie sie, nicht zu schön und nicht zu hässlich, nicht zu reich und nicht zu arm, nicht zu groß und nicht zu klein, nicht grob und nicht fein, nicht dumm und nicht gescheit. „Und wie ist es denn mit dem Leichtsinn und dem Kirchengehen?" fragte er und legte leise den Arm um sie. Die Annemarei war bis unter die Stirnhaare roth geworden, was ihm zeigte, dass sie brav und schüchtern war. Und als sie antwortete: „Leichtfertig bin ich nicht, aber zum Kirchgang hatte ich leider nicht viel Zeit; der Vater sieht's nicht gern." Da war auch hier der goldene Mittelweg vorhanden, und in der Freude seines Herzens drückte er einen Kuss auf ihre kirschrothen Lippen und war gerade damit fertig, als der Bauer mit dem Kruge wieder in die Stube trat.

Die zwei jungen Leute saßen Hand in Hand und tranken sich zu, und Hannes hätte alles andere vergessen, wenn ihn der Bauer nicht gemahnt hätte, Haus, Hof und Viehstand zu beschauen.

„Die Stierlein da, die will ich euch geben," sagte der Bergbauer, als sie den Stall besichtigten und schlug einem schönen, jungen Zugpaar stolz auf die breiten Rücken. Annemarei trat zurück und wischte sich heimlich eine Thräne aus dem Auge.

Als die Sonne nur noch einen kurzen Schein in die Stube warf, stand Hannes auf — er hatte ja vor Nacht noch den Blümlesberg und fünf Wegstunden bis zum heimatlichen Zehnten zurück zu legen.

„Also an Peter und Paul komm' ich mit der Annemarei deinen Hof zu besehen," rief der Bergbauer vergnügt dem Abziehenden nach, dem Annemarei bis zum Hofgatter das Geleite gab. Hannes war bei diesen Worten, wie schon etlichemale an diesem Tage, blaß geworden und sein Blick war traurig und bittend, als er der Annemarei die Hand drückte und sagte: „An Geld und Gut allein liegt's nicht, meinst nicht auch, Annemarei?"

Jetzt glänzten des Mädchens Augen heller und zuversichtlicher auf, als bei allen Plänen und Versprechungen des Vaters, bei denen sie nicht die Augen aufzuschlagen gewagt hatte. Sie stand noch lange am Gatter und schaute dem Burschen nach, und ihre Lippen bewegten sich in dem Seufzer: „Herr Gott, verzeih' mir das Unrecht, aber ich hab' ihn halt so gern."

Wie Hannes den weiten Weg zurückgelegt hatte, war ihm selber nicht klar, er hatte von der Welt um sich nichts gesehen und nichts

Er holte die Mutter vom Bodenscheuern weg und führte sie ohne ein Wort zu sagen vor die armselige Dunglege.

„Bist du doch selber noch draufgekommen?“ sagte diese und schlug die Hände vor Verwunderung zusammen. „Ich glaube, das Freien hat dir den Verstand gehellt. Aber um Abhilfe zu finden, so weit reicht er noch nicht aus, da muss schon ich wieder bei der Hand sein. Bub dummer“, fuhr sie gereizt weiter, als Hannes sie hilflos anschaute, „mach' eine tüchtige Unterlage von Brettern und Schutt, leg' den Mist schön sauber rings auf und der Bauer kann morgen gut und gern seine sechs Stück Vieh und etliche Schweine dran abzählen.“

Andern Tages führte Hannes der Mutter Vorschriften pünktlich aus, und als des Berghofbauern Schimmel mit dem grüngestrichenen Wägelein, dem Bauern und der erröthenden Annemarei am Steinhuberhöfchen anhielt, da präsentierte sich dasselbe auf das vortheilhafteste. Die Staffel war mit Tannengrün bestreut, das Loch am Giebel verdeckten der Bäuerin beste Kleider, die sie an zwei Stänglein zum „Verluften“ herausgehängt hatte, und auf dem stattlichen Düngerhaufen gluckten und gackerten die Hühner und Gänse der ganzen Nachbarschaft, angelockt von den Würmern, die die Steinhuberin gesammelt nnd beim ersten Pferdegetrappel dort ausgeschüttet hatte.

Der Berghofbauer zog die Nase hoch, als er vom Wagen sprang. „Groß ist es nicht,“ sagte er und gab sich keine Mühe, seine Enttäuschung zu verstecken.

„Aber mir gefällt's,“ fiel ihm Annemarei in die Rede und nickte Hannes freundlich zu.

„Aber mir gefällt's,“ dies blieben fast die einzigen Worte des Mädchens, die sie bei jeder geringschätzenden Bemerkung des Vaters wiederholte.

„Aber mir gefällt's so,“ sagte sie auch wieder, als man die Kammer besah, die für das junge Paar bestimmt war und die, da sie bisher nur für altes Geschirr und Gerümpel benützt wurde, nicht sehr behaglich aussah, so dass der Berghofbauer in derben Worten seinem Missfallen Ausdruck gab und sofort einspannen und das Heiratsproject abbrechen wollte.

„Aber mir gefällt's doch, Vater,“ schluchzte sie und drückte das Gesicht verschämt in den üppigen Hirschgeranien, der am halbblinden Kammerfenster stand und den großen Sprung im Glase verdeckte.

Der Berghofbauer ließ sich herumkriegen; gar zu viel wollte er im Grunde seines Herzens der Heirat nicht in den Weg legen, er hatte noch weitere sechse unterzubringen, das verlor er nicht aus dem Auge und ehe der Schimmel eingespannt wurde, war der Ehecontract geschrieben und beiderseitig unterzeichnet, und an Jakobi fuhren der Hannes und seine Mutter auf des Metzgers Sauwägelein zur Hochzeit auf den Blümlesberg.

könnt'; aber heut' müßte es sein. Die Ochsen werden dann an die vordere Raufe gekettet und die Gais muss die paar Stunden in den Schweinestall, dass dort sich was regt und Leben verräth."

„Wenn sie aber meckert," fiel ihr Hannes ängstlich ins Wort.

„Sie meckert nicht, dafür lass' mich sorgen, ich bind' ihr das Maul zu, dann thut's wie grunzen", wehrte die Steinhuberin ab. „So wird's gemacht und so kann's nicht fehlen."

„Und nachher, wenn an Jakobi die Annemarei aufzieht und der Bauer die zwei Stierlein in den Stall führen will, was dann?" gab Hannes, in dem Hoffnung und Hoffnungslosigkeit immer noch die Wage hielten, einem weiteren Bedenken Ausdruck.

„Dann hat die Annemarei schon Ja und der Pfarrer Amen gesagt, und der Bauer kann höchstens schimpfen und wettern, aber dann sagst du, du habest die Ochsen verkauft, um den Stierlein Platz zu schaffen, und die Kühe, die habe der Nachbar heute zu einer Fuhr in die Mühle geliehen."

„Aber die Annemarei sieht nachher, dass alles nicht wahr ist", fuhr Hannes in seinem Scrupeln weiter.

„Ach was, die Annemarei, die ist Nebensach; wenn du nur 'mal die sechshundert harten Thaler und die Stiere obendrein hast, dann kann das andere gehen wie es will", sagte die Mutter, zog die getupfte Nachthaube wieder über die Ohren und legte sich wohlbefriedigt in die Kissen zurück.

Auch der Hannes gieng jetzt schlafen, doch fand er lange keine Ruh'. Er seufzte viel und schwer in seinem Bett, aber wenn die Annemarei sein werden sollte, dann gab's keinen anderen Ausweg, als den die Mutter ihm vorgeschlagen hatte.

Schon am nächsten Morgen stand Hannes beim ersten Morgengrauen an der Umfriedung seines kleinen Besitzes, schlug die winkeligen Pfosten tief und flickte den Zaun so gut es angieng heraus. Dann klopfte er an Haus und Stall verschiedene Kloben ein, um die Laden, die schon Jahr und Tag schief gehangen oder ganz losgerissen waren, wieder ordentlich an den Platz zu bringen. Er entwickelte bei der Verschönerung und Ausbesserung seines Gütchens einen Eifer, wie man solchen bei dem schläfrigen Burschen noch nie erlebt hatte, aber die ausgetretene Staffel konnte er nicht ebnen, das große Loch im Giebel nicht ausmauern, und so noch Hunderterlei nicht aus dem Wege räumen, was ein wohlhabender Besitz nicht aufweisen darf.

Am Abend vor Peter und Paul besah er nochmal sein Werk, und er wäre beinahe zufrieden gewesen, wenn ihm der kleine Düngerhaufen nicht ins Auge gefallen und zu einem neuen Sorgenstein geworden wäre, denn derselbe musste, trotz des vollen Stalles, dem Bergbauern alles verrathen.

„Ja, ja", brauste die Gegenschwieger kampfbereit auf, „aber Ihr könnt dazu zweihundert Thaler mehr zum Heiratsgut legen, Bauer."

„Ich meine, das könnte ich am besten mit dem Hannes ausmachen, der ist mein Tochtermann, mit dem hab' ich's zu thun und sonst mit niemand nicht." Damit schlug der Bauer die Thüre vor der Gegenschwieger Nase zu und gieng zum Wagen zurück, um beim Abladen behilflich zu sein.

Ja, die Situation hatte sich gegen den ersten Besuch im Steinhuberhöfchen völlig geändert. Der Berghofbauer war ziemlich kleinlaut heute, während die Steinhuberin bei jedem Stück, das ins Haus getragen wurde, ihr Missfallen und ihre Unzufriedenheit in unzweideutiger Weise kundthat, was aber Hannes mit den nämlichen Worten der Annemarei: „mir gefällt's; mir ist es ganz recht so", abzuschwächen suchte, wobei er seinem jungen Weibe glückstrahlend zunickte, die ihn immerzu mit ängstlichen Blicken anschaute.

Als alles an Ort und Stelle stand und der Bauer das Anspannen befahl, sagte die Steinhuberin in bebender Hast: „Bauer, vergesset das Heiratsgut nicht."

Der Bauer schnallte langsam seine Geldkatze los und Annemarei schlich sich leise in die Kammer hinein.

„Hannes", sagte der Bauer, die Gegenschwieger völlig übersehend, „Hannes, ich hab' dir mein Bestes in Haus und Hof gegeben, die Annemarei." Hannes nickte ihm dankbar zu.

Ja, das habt Ihr und ich will sie in Ehren halten all mein Lebelang."

„Hannes", fuhr der Bauer etwas unsicher werdend weiter, „du weißt, dass ich noch sechs Mädels daheim habe, die alle essen und versorgt sein wollen. Dazu ist dies Jahr die Kirschenernte schlecht ausgefallen, der Wieswachs ist nur fingerslang geworden und die Äcker geben mir kaum die Aussaat wieder — und drum bin ich nicht imstand, dir die versprochene Summe ganz auszubezahlen, ich kann dir mit dem besten Willen nicht mehr als dreihundert Thaler geben."

Aus der Kammer war ein weher Aufschrei gedrungen. Hannes sprang auf, ließ Bauer und Geld im Stich und eilte, nach dem jungen Weibe zu schauen.

Der Bauer zählte dreihundert Thaler auf den Tisch und schnallte die leere Katze wieder um den Leib. Das war ja über Erwarten gut abgelaufen.

Die Steinhuberin stand am Tisch und ließ keinen Blick von dem Bauer. Endlich brach sie die Stille. Und mit diesen lumpigen dreihundert Thalern glaubt Ihr wegzukommen?" zischte sie mit verhaltenem Athem. „Bauer, da habt Ihr die Rechnung ohne die Steinhuberin gemacht.

Beim Hochzeitszuge zum Kirchdorf schritten sechs Schwestern hinter der Braut her, zur großen Verwunderung und Missbilligung der Steinhuberin. „Hattest du nicht von ein paar Schwestern gesagt und jetzt sind's sechse?“ flüsterte sie beim Heimwege grollend ihrem Sohne zu.

„Ich werd' mich wohl überhört haben, damals,“ meinte der Bräutigam, den nichts aus seiner seligen Stimmung bringen konnte.

Das Mittagessen schien der Steinhuberin etwas knapp für einen reichen Bauernhof und die Leinwand und das Genähte zur Aussteuer ebenfalls, doch würde das in den nächsten acht Tagen bis zum Aufzug noch vervollständigt werden, tröstete sie sich, es war ja alles so schnell gekommen.

Zu später Stunde erst wurde das Metzgerwägelein angespannt. Der Hannes nahm zärtlichen Abschied von Braut, Brautvater und den sechs ledigen Schwägerinnen. Die Steinhuberin aber hatte ein steifes Genick bekommen, weil der Bauer, als sie sich bereit erklärte, die versprochenen sechshundert Thaler in Empfang zu nehmen, sie mit dem Bescheide abgewiesen hatte: „Wer das Maul füttert, dem gehört das Geld; acht Tage ist sie noch unter meinem Dach und an meinem Tisch.“

Die Heimfahrt verlief still. Hannes träumte von seinem jungen Weibe, und die Steinhuberin überlegte sich, wie sie diesen Tort dem Bauern heimzahlen könne.

Acht Tage später war das ganze Dorf in Aufregung, in Erwartung der großen Hochzeitswagen vom Blümlesberg.

Die Steinhuberin wurde grün vor Zorn und Scham, als sie nur ein einziges, mäßig beladenes Gespann des Weges kommen sah, auf dem vorne droben der Berghofbauer und seine Tochter saßen. Hannes hob sein junges Weib vom Wagen und führte sie glückstrahlend über die wieder mit Tannengrün bestreute Staffel. Die Steinhuberin aber trat mit zornigem Blick auf den Bauer zu und fragte: „Ist das der ganze Hausrath der Berghoftochter, und wo sind denn die Stiere?“

Die Situation hatte sich gegen Peter und Paul vollständig geändert. Der Bauer trat mit etwas verlegener Miene über die Schwelle. „Ja, das ist alles, mehr kann ich meiner Ältesten nicht geben, ich habe noch sechse zu Hause, die alle auch einen Mann und eine Aussteuer haben wollen. Und was die Stiere betrifft, so habe ich ja bei meinem letzten Besuch gesehen, dass solche keinen Platz mehr hätten im Stall.“

„So? so? hat der Bauer gedacht,“ höhnte die Steinhuberin. „Wenn aber der Hannes um Platz zu schaffen die Ochsen verkauft hätte, was dann?“

„Das wär' mir leid, denn dann müsste er sich eben wieder andere anschaffen, das ist des Jungbauern Sorge.“

letztemal soll es gewesen sein, dass eines das andere hintergangen hat, das wollen wir uns fest und treu versprechen in dieser ersten Stund'! Ist's auch aus Lieb' geschehen, ein Unrecht ist es doch."

Der Hannes hat fest und ehrlich eingeschlagen, und beide haben ihr Versprechen treu und redlich gehalten.

Die Steinhuberin hatte recht gehabt, das Freien hat dem Hannes den Verstand gehellt. Er war rühriger, umsichtiger und überlegter als vordem, und wenn er auch nicht der Hellste wurde, der Annemarei war er schon recht, so wie er war. Lieber brav und einfältig, als übergescheit und boshaft, wie die Schwieger — dachte sie bei sich.

Die Schwieger versalzte der Söhnerin gar manche Suppe, aber diese schwieg zu allen bösen Reden still, sie sagte zu Hannes nach jedem Sturme beschwichtigend: Lass' sie nur, etwas Ungutes haben wir schon verdient damals, du und ich."

Ehe ein Jahr vergieng, fiel aber auch dieses weg. Die Steinhuberin zog zu einer Schwester in ein entferntes Dorf. Es behagte ihr nimmer im Hause, seit der Hannes selber dachte und eingriff, und höchstens noch seine Annemarei fragte. Als sie Hannes die Hand zum Abschied bot, konnte sie die Bemerkung nicht unterlassen: „Die Rechte hast du halt doch nicht gefunden, sie ist zu arm und sie läuft, seit sie im Kirchspiel wohnt, zuviel in die Kirche." Der Hannes schob die Pfeife vom rechten in den linken Mundwinkel und sagte: „So ist mir's g'rad recht, Mutter; ein frommes Weib, heißt ein braves Weib, und was die Armut betrifft, so meine ich, es ist am besten, wenn keines dem andern was vorwerfen kann."

So ist dem Steinhuberhannes das Freien also auf's beste ausgefallen. Der Spottname aber, den es ihm eingetragen, ist ihm für alle Zeiten verblieben, der nachher auf seinen Sohn und sogar auf den Enkel übertragen wurde, welch' letzterer aber nicht nur zum Spott, sondern mit Recht der „Ochsenhannes" hieß, denn sein Stall voll Vieh konnte sich sehen lassen, wie auch das schön hergerichtete Wohnhaus mit dem behaglichen Ausding für Ähne und Ahne und der ganze stattliche Steinhuberhof.

Wenn Ihr bis morgen nicht die fehlenden dreihundert auf das Heiratsgut legt und zweihundert Thaler für die Stiere obendrein dazu, dann schick' ich Euch die Polizei auf den Hals wegen Lug und Trug und falscher Vorspiegelung. Und wenn Ihr die Steinhuberin kennt, wie ich jetzt den Geizhals vom Blümlesberg kenne, dann wisst Ihr, dass die nicht nachgibt, bis Ihr zahlt oder im Loch drüben sitzt."

Der Bauer lachte heiser auf. „Und wenn ich im Loch sitze wegen falscher Vorspiegelung, so weiß ich, wen ich dort antreffen und mit wem ich die freie Herberge theilen werde. Horcht ins Dorf hinein und sechs Stunden über den Zehnten hinaus und überall werdet Ihr die Spottreden hören über den „Ochsenhannes", dem seine Mutter gar billig einen Stall voll Vieh und ein Weib zu verschaffen verstanden hat. Also Steinhuberin nur schön stät und fein, wir zwei sind quitt."

„Quitt, quitt!" schrie die Steinhuberin außer sich vor ohnmächtiger Wuth. „Wer hat den Schaden bei der Sach' und wer den Profit? Habt nicht Ihr ein Maul weniger am Tisch und wir eines mehr, das satt sein will Tag für Tag und Jahr für Jahr? Wer das Maul füttert, der soll das Geld haben, habt Ihr gesagt. Also 'raus mit dem Geld oder Ihr könnt die Annemarei sammt den lumpigen Dreihundert gleich wieder auf den Wagen laden."

Das junge Weib stand drinnen am Kammerfenster und schluchzte herzbrechend. Bei der Steinhuberin letzten Worten fuhr sie auf: „Hannes, jag' mich nicht fort; ich hätt' es ja verdient, denn ich hab's gewusst, dass der Vater nicht halten werde, was er versprochen hat. Ich hab' geschwiegen dazu und hab' alles kommen lassen, wie's kam. Verzeih' mir's, ich that's ja nur aus Lieb' zu dir."

Der Hannes zog die untröstlich Schluchzende an sich. „Annemarei, Gut und Geld thut's nicht allein. So hab' ich damals gesagt, als mich meine Armut der reichen Bauerstochter gegenüber gedrückt hat, und so sag' ich erst recht jetzt, da wir beide arm vor einander stehen."

„Hannes, der Vater ist nicht arm, er könnt's dir geben, was er versprochen hat, aber er ist geizig, so geizig, dass er mit Lug und Trug sein Kind verkaufte, um sie von Tisch und Hof zu haben."

„Mit Lug und Trug sein Kind verkaufte" sagte mit nachdenklichem Kopfschütteln Hannes, und herrisch, als wollte er sich einen Stein vom Herzen wälzen, schrie er: „Und ich hab' mit Lug und Trug mir ein Weib erkauft." Er beichtete seiner verständnislos dreinschauenden Annemarei seine eigene Gewissensnote, die ihn noch zu keinem rechten Glücke hatte kommen lassen.

Als er fertig war, streckte ihm Annemarei beide Hände entgegen. „So haben wir uns also beide was zu verzeihen", sagte sie mit mehr verklärtem als zerknirschtem Antlitz. „Aber gelt, Hannes, das erste- und

Warum und wie soll man die Trunksucht bekämpfen?

Von Prof. Dr. Vidmar.

(Schluss.)

Wie dies geschehen könnte und sollte, hat der Volksschullehrer Ernst Trull in seiner Broschüre, die er im Auftrage des hohen k. k. Landesschulrathes von Schlesien geschrieben hat, und die den Titel führt: „Was kann die Schule für die Mäßigkeitssache thun?" ausführlich zur Darstellung gebracht.

Der Verfasser zeigt in seiner eben erwähnten Schrift, wie ein jeder Lehrgegenstand der Volksschule unserer in Rede stehenden Sache sich dienstbar gestalten ließe, sogar der — Schreibunterricht, wenn man beim Rechtschreiben und bei den Schönschriftübungen die Dictate aus dem reichen Schatze unserer Sprichwörter wählen würde, die für die Mäßigkeit ihre Stimme erheben. Solche nun wären:

„Besser Wasser getrunken und erworben, als Wein getrunken und verdorben."
„Ist der Brantwein im Manne, ist der Verstand in der Kanne."
„Tanz und Gelag sind des Teufels Feiertag."
„Halt' rechtes Maß in Speis' und Trank, so wirst du alt und selten krank."
„Frohsinn, Mäßigkeit und Ruh' schließt dem Arzt die Thüre zu."
„Viel Zechen und Gasten leert Beutel und Kasten."

Bei dem Kampfe gegen den Alkoholismus von Seite der Schulbildung ist selbstverständlich der dazu geeignetste Lehrgegenstand die Religion, die das sittliche Verhalten des Menschen zu regeln und in die rechten Bahnen zu leiten hat. Sie lehrt uns, wie wir die Gebote Gottes halten sollen. Dem Unmäßigen aber ist kein Gebot heilig, schon gleich das erste nicht; denn wer dem Trunke ergeben ist, mag nicht mehr beten, und nirgends wird mehr über Religion gespottet, als hinter dem Schnapsglase.

Z. B. zweites Gebot. Der Trunkene missbraucht in seinen wüsten Zornesausbrüchen den Namen Gottes zum Schelten. Wie viele Flüche kommen nicht aus seinem Munde! Er hat keine Ehrfurcht mehr vor Gott und es scheut sich der Trunkenbold auch wohl nicht, einen falschen Eid abzulegen.

Drittes Gebot. Der Trinker vernachlässiget den sonntägigen Gottesdienst und sitzt lieber den Sonn- und Feiertag bis spät in die Nacht im Wirtshause, lärmt, flucht und treibt Unfug aller Art. Er entheiligt den Tag des Herrn; ja Raufereien und Morde ereignen sich vielfach an einem Sonntage.

Der letzte Ritt.

Gedicht von Karl Krobath.

Schmücke deine dunklen Locken,
Schminke deine blassen Wangen,
Denn dein Brautmann ist gekommen —
Denn der Tod will dich umfangen.

Noch einmal in die Arena
Spreng' hinaus, den Tod im Herzen;
Rings die rauch'gen Circusfackeln
Flackern schon als Sterbekerzen.

Sieh, die Gaffer, wie sie lachen!
Alle sind sie guter Dinge,
Denn der Clown macht schlechte Witze,
Blöde Fratzen, tolle Sprünge.

Doch nun kommt an dich die Reihe,
Reiterin im kurzen Kleide;
Vor des Todes hoher Weihe
Sei noch einmal — Augenweide.

Hoch auf edlem Feuerrosse
Sprengt die Reit'rin in die Schranken,
Graziös nach allen Seiten
Weiß sie für Applaus zu danken.

Sinnberückend, schönheitstrahlend
Macht sie glänzende Bravouren,
Lächelt huldreich zu den Dandys,
Die ihr ew'ge Liebe schwuren.

Und sie läßt sich Rosen streuen
Und entfacht des Volkes Jubel.
Ach, sie möchte gerne leben —
Leben für den wüsten Trubel.

Doch ihr Lächeln ist erzwungen,
Und es ist ein letztes Ringen,
Dieses Reiten, dieses Winden,
Dieses Lächeln, dieses Springen.

Bald wird man an ihrer Bahre
Letzte Lenzesgaben streuen,
Bald ihr junges Leben schwinden
Wie der Blütenduft im Maien.

Rasend jagt sie in der Runde,
Über Stangen nnd durch Reifen,
Denn sie fühlt schon unerbittlich
Kalt den Tod zum Herzen greifen.

Insgeheim fleht sie zum Himmel,
Dass ihr langer Ritt gelänge,
Dass das Leben triumphiere
Vor dem düst'ren Sterbgepränge.

Endlich — endlich ist's vollendet,
Ist der letzte Ritt gelungen.
Ach, das schöne Weib am Rosse
Hat schon mit dem Tod gerungen.

Jubelnd schmettern die Trommeten,
Wüthend jauchzt das Volk ohn' Enden,
Und es muss sein Liebling immer
Letzte Dankesgrüße senden.

Doch, noch kaum in der Baracke,
Sinkt die Reiterin vom Pferde,
Und sie röchelt nur noch leise,
Und sie stirbt auf bloßer Erde.

Schminke deckt die bleichen Wangen,
Lächelnd danken noch die Züge;
Und der Mund, er scheint zu sprechen
Eine große Lebenslüge.

Ja, das war die letzte Täuschung. —
War es doch dein Zweck auf Erden,
Reiterin im kurzen Kleide,
Täuschen und getäuscht zu werden.

Aus der Rennbahn dröhnt noch Lachen,
Denn der Clown läßt sich nicht spotten,
Und der Jubel klingt so schaurig,
Klingt wie Hohn der schönen Todten.

Der Director steht mit Bangen,
Schüttelt dann das Haupt voll Kummer;
Und er spricht als Sterbgebete:
„Ach, mir starb die beste Nummer!"

Scheu durch eine Leinwandritze
Stiehlt das Mondlicht sich, das bleiche,
Und es küsst mit keuschem Kusse
Liebevoll die schöne Leiche.

Die Rechenbücher und Aufgaben an Mädchenschulen sollten auch mehr Rücksicht auf den späteren Hausfrauenberuf der Schülerinnen nehmen. Das Eintheilen der Einnahmen auf die verschiedenen häuslichen Bedürfnisse, das Berechnen der Ausgaben für Kleidungsstücke und Haushaltungsgegenstände, für Wohnung, Heizen, Waschen, Nutzen der Barzahlung unter Rabattabzug, die Sparcassenverhältnisse, die Anlage eines einfachen Wirtschaftsbuches &c. könnten mehr als bisher Beachtung und Verwertung beim Unterricht finden.

Die Weltgeschichte ist zwar für Volksschulen eng begrenzt, doch wird es auch in diesem engen Rahmen möglich sein, ohne jede Aufdringlichkeit der Mäßigkeitssache zu dienen. Da haben wir „Unser Vaterland in alter Zeit“ und kommen auf unsere germanischen Väter und Ahnen zu sprechen. Wir rühmen die Vorzüge der Deutschen, tadeln aber auch die tief eingewurzelte Neigung zu Trunk und Spiel, sowie die große Stammeseifersucht. Die Schule braucht diese Untugend nicht zu verschweigen, wohl aber verdient hervorgehoben zu werden, dass Schnaps und andere gebrannte Getränke den kräftigen Menschenschlag nicht ruinieren konnten, weil solche ebensogut unbekannt waren, wie schwere Biere; dass ferner in späteren Jahrhunderten wohl einzelne Stände ihren Humpen schwangen, Bauer und Bürger aber zumeist kein anderes Durstlöschungsmittel als Wasser hatten.

Mit der Geschichte der Deutschen ist die der Römer eng verknüpft, deren mächtiges Reich zugrunde gieng, weil seine Einwohner durch Völlerei und andere Laster entkräftet waren. Rühmen doch römische Schriftsteller die Sitten der Deutschen, indem sie sagen: „Bei uns Römern wird die Sitte gelehrt, aber bei den Deutschen wird sie gehalten.“

Von Karl dem Großen sagt die Geschichte, dass er im Essen enthaltsam war, doch mehr noch im Trinken; seine gewaltige Körperkraft gibt Anlass zum Vergleich mit den durch Trunksucht entnervten Gestalten der Gegenwart.

Es werden die Greuel des 30jährigen Krieges besprochen und die Kinder hören, dass das Elend, das derselbe über unser Vaterland gebracht, längst geschwunden ist. Wir fühlen aber noch heute seine Nachwehen; weil seit dieser Zeit nur das von Kranken benutzte aqua vitae, d. i. Lebenswasser, der Brantwein, nun auch von Gesunden getrunken wird.

Die Geschichte erzählt ferner von Napoleons kläglichem Rückzuge aus Russland. Nicht nur der Feind und die grimmige Kälte haben seine Scharen vernichtet, sondern auch der Schnaps hat mitgeholfen. Man fand viele Franzosen auf den Eisfeldern Russlands mit der Schnapsflasche in der Hand erstarrt daliegen.

Insbesondere wird die Naturgeschichte geeignet sein, die unnatürliche Genussucht der Zeit in gesündere Bahnen zu lenken, ins-

Ich meinerseits möchte da an eine Fabel erinnern, die ich einmal gehört, und die hieher passt. Wohlgemerkt, es ist nur eine Fabel, aber sie enthält sehr viel Wahrheit. Sie lautet: Einst kam der Gottseibeiuns zu einem Kalendermacher und bat ihn, er möchte ihm doch auch einige Tage im Jahre zuschreiben, an welchen ihm gedient würde. Der Kalendermacher sagte es zu und setzte ihm die Sonn- und Feiertage an, in der Meinung, da werde Satan nicht viel Gewinn haben, weil sie ja Tage des Herrn sind. Aber nach Jahresfrist kam der Satan daher und bedankte sich, indem er noch beifügte, bessere Tage hätten ihm gar nicht gegeben werden können, als die Sonn- und Feiertage. Darüber, so schließt die Fabel, schämten sich die Sonn- und Feiertage, und das sei der Grund, weshalb sie jetzt im Kalender roth stehen. —

Berühren wir noch ein oder das andere Gebot, z. B. das fünfte. Nicht mit Unrecht bezeichnet man den Schnaps als den Jagdhund des Todes; er hetzt und jagt ihm die Menschen scharenweise zu. Der Trinker vergiftet sein Leben. Wie viele werden infolge unsinniger Saufwetten nicht vom Schlage gerührt, erfrieren, verbrennen oder stürzen ins Wasser! Wer zählt die Unglücksfälle, die im Rausche oder durch Berauschte herbeigeführt werden? Welch namenloses Unglück kann ein Kutscher, Weichensteller, Eisenbahnbeamter, Fabriksaufseher oder Bergbeamter anrichten, wenn er ein Trinker ist.

Sechstes und neuntes Gebot. Der Trunkene singt garstige Lieder und spricht unflätige Worte; wären die geistigen Getränke nicht auf der Welt, dann gäbe es nicht so viele Verführungen und Sünden wider die Herzensreinheit; denn

„Es spricht im Rausch' der Mann
Das Schlimmste, was er sprechen kann!“

Der Rechenunterricht tritt insoweit in den Dienst der Erziehung zur Mäßigkeit, als wir durch Zahlen auf den großen Schaden hinweisen, den der Alkohol in jeder Form in der menschlichen Gesellschaft anrichtet. Statt den oft recht verschrobenen, rein theoretischen Aufgaben könnten und sollten mit größtem Nutzen mehr praktischere Beispiele gewählt werden, etwa nach folgenden Mustern:

1. Jemand gibt täglich 20 h für Brantwein aus: a) wie viel macht das jährlich? b) wie viel Kilo Rindfleisch zu 1·20 K könnte er dafür kaufen? c) wie viel Liter Milch zu 16 h? d) wie viel Eier zu 5 h?

2. Josef trinkt täglich für 30 h Bier, Paul legt dieselbe Summe in die Sparbüchse: a) wie viel wird er nach 15 Jahren erspart haben? b) wie viel würde das Capital mit Zinseszinsen wert sein, wenn er den Betrag jährlich in die Sparcasse getragen hätte und mit $3\frac{1}{2}\%$ verzinst erhalten hätte? c) wie viel, wenn er den Betrag halbjährig eingelegt hätte?

Damit im Zusammenhange steht ein zweiter Unterschied zwischen Nahrungsmittel und Alkohol. Wenn man diesen rein, d. h. ohne Beimischung von Wasser genießt, so hat derselbe eine tödliche Wirkung. Man kann Nahrungsmittel, z. B. Milch, condensieren und concentrieren so lange man will, dieselbe wird niemals zum Gifte werden. Der Alkohol dagegen als solcher wirkt tödlich und erst durch die Verdauung werden seine nachtheiligen Folgen vermindert.

Endlich ist noch das Verhalten des Alkohols im Blute beachtenswert. Dort wird er durch einen Verbrennungsprocess zersetzt, der eine doppelte Wirkung hat. Momentan erzeugt diese Verbrennung Wärme, Hitze, Aufregung, eine Art kleinen Fiebers im Verhältnisse des genossenen Quantums. Diese Erregtheit wird von unwissenden Leuten als Stärkung empfunden und geschätzt. Die eigentliche Wirkung ist das Gegentheil von Stärkung und Ernährung, indem durch diese Verbrennung das Blut und die Gewebe geschwächt werden. Je nach dem Maße des eingedrungenen Alkohols müssen nicht bloß Hunderttausende, sondern Millionen von Blutkügelchen die rothe Farbe preisgeben und die weiße annehmen. Von dem Sauerstoff, durch den das Blut in den Lungen erfrischt wird, wird ihm bei der Verbrennung des Alkohols wieder eine bestimmte Menge entzogen. Der Alkohol ist darum das gerade Gegentheil eines Nahrungsmittels. Er nährt nicht, er stärkt nicht, sondern er regt auf und reizt, und die Reizung beschleunigt den Kräfteverbrauch. Daher kommt es, dass die modernen Sportsleute, Bergsteiger, Turner, Radfahrer &c. wieder, wie die Wettkämpfer bei den alten Griechen, aller geistigen Getränke sich enthalten und von den Aushängschildern: „Radfahrer-Rast“ und dergleichen sich nicht irre machen lassen. Das gleiche bestätigen auch die von der Militärverwaltung einiger Staaten im Großen angestellten Massenexperimente, welche zur Evidenz gezeigt haben, dass die Soldaten in Kriegs- und Friedenszeiten in jeglichem Klima, bei Hitze, Kälte und Regen, alle Strapazen der angestrengten Märsche am besten ertragen, wenn man ihnen vollständig alle alkoholischen Getränke entzieht. Dieselbe Erfahrung hat man bei den Nordpolexpeditionen gemacht.

Es dürfte nicht überflüssig sein, auch noch wissenschaftliche Autoritäten anzurufen. So hat Dr. A. Fick, Professor der Physiologie in Würzburg, sein Urtheil in folgende bündige Worte zusammengefasst: „Es ist ganz unzweifelhaft, dass jede, auch die mäßigste Dosis Alkohol die Arbeitskraft vermindert. Alles, was man von der stärkenden Wirkung alkoholischer Getränke behauptet, beruht auf Täuschung. Das berühmte Gläschen des armen Mannes während der Arbeit ist ganz unzweifelhaft schädlich. Jeder Heller, den der Arbeiter für alkoholische Getränke ausgibt, ist nicht bloß verschwendet und hinausgeworfen, sondern destructiv zum eigenen Verderben verwendet.“

besondere dort, wo mit dem Unterrichte in der Schule auch die sogenannten Schulwanderungen verbunden werden. Bloßes Behaupten und Beschreiben oder Vorzeigen getrockneter Pflanzen und ausgestopfter Thiere genügt für diesen Lehrgegenstand nicht; man führe die Kinder hinaus in die herrliche Gotteswelt, hinaus aus der engen Schulstube in das große und lebendige Lehrzimmer; hier offenbaren die Lebewesen ihre wahre und volle Physiognomie, hier nur sprosst der Keim, treibt der Saft, duftet die Blume, reift die Frucht, rauscht der Wald, schwirrt der Käfer und singt der Vogel. Der bloß in der Schule ertheilte naturkundliche Unterricht entseelt die Natur, aber die wandernde Schülerschar vernimmt ihr Weben und Walten und spürt den warmen Herzschlag der göttlichen Schöpfung. Ein solcher Unterricht wird auch über die Schuljahre hinaus wirken, so dass die Erwachsenen Sonntags, anstatt die von Alkoholdunst erfüllten Kneipen aufzusuchen, sammt Weib und Kind in der Natur wieder ihre Freude suchen werden. Sie werden dann in Wald und Feld ein reiches Maß der reinsten Genüsse finden. Liebe zur Natur führt den Arbeiter in seinen Mußestunden in den Garten, verleiht ihm Freude an den Blumen, womit er sein bescheidenes Heim schmückt. Ein kleiner Viehstand, ein Vogel am Fenster, ein Bienenstock und dergleichen bewirken, dass der kleine Mann sein ärmliches Besitzthum der besten Schenke vorzieht.

Die Lehre vom Bau des menschlichen Körpers macht es nothwendig, die Kinder gleichzeitig damit bekannt zu machen, wie man sich vor Krankheiten schützt. Da ist so recht der Platz, auf die schädlichen Folgen hinzuweisen, welche die Unmäßigkeit und namentlich das Brantweintrinken nach sich zieht.

Es ist besonders dem Aberglauben entgegenzuarbeiten, als sei der Brantwein ein Nahrungs- und Stärkungsmittel. Seine Wirkung wird treffend verglichen mit der, welche die Peitsche auf das abgemattete Zugthier oder das Fieberfeuer in den Adern auf den Kranken ausübt. Dass der Alkohol kein Nahrungsmittel ist, dürfte schon daraus ersichtlich sein, dass die Victualiengeschäfte an einem Sonntage gesperrt werden müssen, während die Schnapsläden offen bleiben dürfen.

Dass aber der Alkohol kein Mittel der Ernährung und Stärkung, dafür sprechen seine Eigenschaften, welche ihn von allen Nahrungsmitteln wesentlich unterscheiden, nämlich:

Alle wirklich nährenden Stoffe werden von den Verdauungsorganen verdaut, d. h. so zersetzt und verändert, dass sie zur Blutbereitung beitragen können. Das ist nun beim Alkohol nicht der Fall. Mit Ausnahme einer geringfügigen Kleinigkeit wird er im Magen nicht zersetzt, er geht als Alkohol in das Blut über, nicht als Nahrungsstoff, sondern als fremder Körper mit den gleichen Eigenschaften, die er im Glase hatte.

Vortheil hat, der reizt zum Genusse, um möglichst viel zu gewinnen. Daher kommt es, dass die Wirtshäuser und Schenken wie Pilze aus dem Boden schießen, dass die Blätter voll sind von Reclamen für das Wirtshaus, von Einladungen zu Vergnügungen und Genuss im Wirtshaus — alles ein Werk gewinnsüchtiger Speculation.

Dabei aber sind Production und Verkauf des Alkohols auf dem letzten Wege, in die Hände des Großcapitals überzugehen. Die selbständigen Geschäfte müssen immer mehr großen Actienunternehmungen Platz machen. Während man für viele hundert Millionen mehr Bier produciert, hat sich die Zahl der Brauereien um viele Tausende vermindert. In Nord-Deutschland zählte man 1873 noch 13.561 Brauereien, im Jahre 1892 nur noch 8460 und seither hat ihre Zahl Jahr für Jahr wieder um einige Hundert abgenommen. Auch die Zahl der selbständigen Wirte ist in Abnahme begriffen. In einigen Städten sind darum die Wirtschaften schon zur Hälfte nur mehr Schenkstellen, die Wirte Schenkknechte der Brauer. In ähnlicher Weise hat das Großcapital auch den Handel mit Wein und Brantwein zum großen Theil bereits erobert.

So wächst für die Zukunft eine neue Macht heran, welche mit Milliarden spielen kann und kein anderes Interesse kennt, als neue Milliarden zu gewinnen. Die Production und der Verkauf geistiger Getränke gleichen in den Händen des Großcapitals einem ungeheueren Pumpwerke, welches mit gewaltiger Kraft daran arbeitet, den Völkern den Alkoholismus mit all seinem Elend in die Adern zu gießen und ihnen dafür jährlich Milliarden Gold zu entziehen. Rücksicht auf die Folgen kennt man dabei keine. Die Actien haben kein Herz und kein Gewissen. Mag unser Volk durch den Alkoholismus seinen Wohlstand, seine physische und moralische Kraft einbüßen, man lässt das Pumpwerk herzlos weiter arbeiten, nur umso energischer und rücksichtsloser, je mehr Procente und Dividenden es trägt.

So groß und mächtig aber auch Feind Alkohol immerhin ist, so dürfen und brauchen wir keineswegs muthlos sein und verzweifeln. Der Alkoholismus ist eben eine Krankheit, die wie jedes andere Leiden zum Tode führen, aber auch geheilt und behoben werden kann. Das Angebot der geistigen Getränke wird von selbst aufhören, sobald keine Nachfrage mehr darnach sein wird. Wer es gut meint mit sich, mit seiner Familie, wer noch einen Funken Liebe empfindet für das Wohl und Wehe der Menschen, der fasse männlich den Entschluss, geistigen Getränken zu entsagen. Um standhaft zu bleiben, werde er allenfalls ein Mitglied des sehr beachtenswerten „Österreichischen Vereines gegen Trunksucht“, dessen Sitz in Wien ist: Innere Stadt, Plankengasse 5; Geschäftsführer und Präsident desselben ist Herr Advocat Dr. Adolf Daum. Der mindeste Jahresbeitrag beträgt eine Krone; wer aber jährlich zwei Kronen einzahlt, erhält das

Sind geistige Getränke niemandem zuträglich, so gewiss am wenigsten den Kindern, und so wenig und eher noch weniger als wir den Kindern das Rauchen gestatten, so wenig sollte man sie Alkoholica — auch Bier nicht — trinken lassen. Am besten wäre es, diese Enthaltung bis zur vollendeten Entwicklung währen zu lassen, jedenfalls sollte sie bis zum fünfzehnten oder sechzehnten Lebensjahre dauern. Dass übrigens durch die Angewöhnung an Wein oder Bier von Kindesbeinen an der Glaube an deren Unentbehrlichkeit großgezogen und vielfach der Keim zu späterer Unmäßigkeit gelegt wird, liegt auf der Hand. Es gibt bekanntlich Fälle und Familien, wo Säuglinge das Bier aus der Milchflasche bekommen. Das ist eine Versündigung gegen die Gesundheit der Kinder.

Wenn nun einerseits der Alkoholismus so schädlich und verderbenbringend ist, wie kommt es denn, dass ihm so vielfach gehuldigt wird? Es ist von Interesse, den Ursachen dieser Erscheinung nachzugehen. Sie liegen in den socialen und wirtschaftlichen Verhältnissen unserer Zeit.

Der Alkohol oder Weingeist hat sich so tief und allseitig eingewurzelt, dass kein kirchliches oder öffentliches Fest, kein freudiges oder trauriges Familienfest oder -Ereignis, kein gesellschaftliches Beisammensein mehr denkbar ist, ohne den Weingeist in seinen verschiedensten Formen, als Wein, Bier, Brantwein &c. Auch für uns gelten die Worte Professor Bunges': „Die Menschen trinken, wenn sie sich wiedersehen; sie trinken, wenn sie Abschied nehmen; sie trinken, wenn sie hungrig sind, um den Hunger zu betäuben; sie trinken, wenn sie satt sind, um den Appetit anzuregen; sie trinken, wenn es kalt ist, zur Erwärmung; sie trinken, wenn es heiß ist, zur Abkühlung; sie trinken, wenn sie schläfrig sind, um sich wach zu halten; sie trinken, wenn sie schlaflos sind, um einzuschlafen; sie trinken, weil sie traurig sind; sie trinken, weil sie lustig sind; sie trinken, weil einer getauft wird; sie trinken, weil einer beerdigt wird." Sie trinken, sie trinken, weil — andere trinken, unter dem Drucke der alles beherrschenden Trinksitten.

Das Bedenklichste aber bei der ganzen Sache ist der Umstand, dass der Alkoholismus, wie er jetzt vor uns steht, nicht bleiben wird und damit stehen wir bei der wirtschaftlichen Seite unserer Frage. Entweder muss man den Alkoholismus zurückdrängen oder er wird noch gewaltiger, noch verderblicher. In solchen Dingen gibt es keinen Stillstand. Laut der diesbezüglichen statistischen Daten ist der Verbrauch von von Alkoholica in Deutschland in den letzten sechs Jahren um 800 Millionen Mark gestiegen! Hiefür spielt das Gesetz von Angebot und Nachfrage eine ganz verhängnisvolle Rolle, indem zwei der mächtigsten Leidenschaften im menschlichen Herzen: die Gewinnsucht und die Genussucht einander in die Hände arbeiten. Dem Genuss auf der einen Seite entspricht ein Gewinn auf der anderen Seite. Wer von dem Genusse einen

„Der Ehestand ist gut bestellt,
Wo jeder Theil sein Scepter hält.
Die Frau regiere Herz und Topf,
Der Mann die Wirtschaft und den Kopf."

Dann steht zu erwarten, dass der von der Arbeit heimkehrende Vater keine keifende Mutter, umgeben von schreienden Kindern, keine Frau im vernachlässigten Anzuge und übelster Laune, keine rauchige, schmutzige, dunsterfüllte Wohnstube, keine durch Ungeschick halb verdorbene Speise findet. Im Gegentheil: ein freundliches Heim, von zwei lieben Augen erleuchtet, wie die Frühlingsflur vom warmen Sonnenschein, bewahrt ihn davor, wo andere bei Alkohol nnd Schnaps und ausgelassenen Kumpanen ihr häusliches Elend zu vergessen suchen.

Hochverehrte Freunde! Auch unsere Cultur wird einmal zugrunde gehen. Die Gelehrten aber werden nach Jahrtausenden die Spuren unseres Lebens und Treibens wieder entdecken und durchforschen, wie wir es betreffs der Vergangenheit gethan haben. Wie wird man dann unsere Zeit bezeichnen?

Möglich, dass man wegen der Steinkohlen wie der verschiedenen Überbleibsel von Maschinen und Drähten, die man in jenen zukünftigen Culturresten finden wird, unsere Zeit die des Dampfes und der Elektricität nennen wird. Ich fürchte aber, dass die große Zahl der Humpen und Scherben von Gläsern und Krügen mit ihren Trinksprüchen, die man gleichfalls in schwerer Menge finden wird, neben den vielfachen Bauresten von Kellern und Bierhallen die Forscher bestimmen werden, die Jetztzeit kurz als die — Alkoholperiode der Menschheit zu bezeichnen.

Beugen wir doch solch übler Nachrede damit vor, dass jeder und die Gesammtheit sich entschließt: allen Arten und Gattungen von Brantwein, heiße er Schnaps, Cognac, Liqueur, Chartreuse oder sonstwie vollständig zu entsagen, beim Genusse von Wein und Bier aber stets mäßig zu bleiben. Der Volksmund sagt: Das erste Glas ist Gottes, das zweite der Welt und das dritte des Teufels. Also halten wir es mit Gott und der Welt, der Teufel jedoch mag uns hübsch vom Halse bleiben!

Sinngedichte.

Kannst du kein Paradies durchschreiten,
Schaff' dir ein Glück — aus Kleinigkeiten.

Gar mancher, der uns „Herr Nachbar" nennt,
Bleibt uns doch fremd bei aller Bekanntschaft,
Und and're wieder, durch Meere getrennt,
Sind uns längst nahe durch Seelenverwandtschaft.

Otto Promber.

Monatsblatt „Volksgesundheit“ und die gehaltvollen, belehrenden, ja vielfach unterhaltenden „Blätter zum Weitergeben“ gratis zugestellt. Man fördert die Zwecke des Vereines und erhält noch überdies für sich eine interessante, anregende, bildende Lectüre ins Haus.

Außerdem aber müssen wir auch endlich wieder aufräumen mit der Genuss- und Vergnügungssucht, diesem Feinde des häuslichen Glückes, der heutzutage in allen Schichten der Gesellschaft zu finden ist, heutzutage, wo verfrühte Geselligkeit, wo Kindertheater, Kinderbälle und Kindergesellschaften die Vergnügungssucht großziehen, wo auch Frauen anfangen, den weiblichen Abscheu gegen das Kneipenleben zu überwinden und allwöchentlich im Wirtshause kühn an die Öffentlichkeit treten und zuweilen eine männliche Thatkraft im Genusse geistiger Getränke offenbaren. Erklärlich ist es dann auch, wenn der Arbeiter gleichfalls der neuen Mode huldigt und sein Weib mitnimmt an den Ort seiner Orgien, während die Kinder vielfach ohne jede rechte Aufsicht zuhause bleiben oder gar die Eltern begleiten; dass zuweilen sogar die Frau dem Manne nachlauft, damit er nicht zu spät heimkehre, aber schließlich aus seinem Schutzengel selber ein — Saufteufel wird.

Es ist ein bekannter Erfahrungssatz, dass jede Sitte von oben nach unten wirkt. So lange z. B. der einfache Mann den bessergestellten bei jeder Gelegenheit in Wein und Bier schwelgen, der Arbeiter den Herrn ganze Abende und halbe Nächte in den Wein- und Bierstuben zubringen sieht, wer will da von ihm fordern, dass er von seinem Gläschen oder Fläschchen Schnaps sich trenne, und das Trinken lasse!? Wenn es den bildungslosen Arbeiter entehrt, sich in Brantwein zu betrinken, dann ist für den Gebildeten und Wohlhabenden Unmäßigkeit oder gar Rausch eine doppelte und dreifache Schande.

Man wird vielleicht sagen, dass der Genuss- und Vergnügungssucht gegenüber Worte und Moralpredigten nichts oder nicht viel vermögen. Mag sein, und mögen Worte, wie hier die meinigen heute, oft auch vergeblich sein: etwas nützen sie doch immer; denn Gott lässt viele sinken, doch nicht alle ertrinken. Auch hege ich nicht die Meinung, es sei besonders nöthig, gerade den unteren Ständen Moral zu predigen; dagegen halte ich's für äußerst nothwendig, überall wieder das männlichstolze Bewusstsein zu wecken, an die Tugenden zu erinnern, die den Mann zieren. Als solche betrachten wir zunächst den Sinn für ein edles und schönes Familienleben. Die Menschen klagen, dass dieses Leben gar so arm sei an Glück. Und doch sträuben sich so viele gegen das reinste, herrlichste Glück, gegen das häusliche. Wer das gefunden, sucht gewiss Aufheiterung und Zerstreuung nicht auswärts und im Wirtshaus. Zwar wird man dem Mädchen und der Braut das Wort der heiligen Schrift ans Herz legen: „Er soll dein Herr sein,“ aber nicht minder auch den Spruch:

welcher nicht gestattete, dass zwischen seinem Volke und dem königlichen Herzen ein Blatt Papier eingeschoben werde. Der Minister des Innern eilte sofort zu Humboldt, um seine Freude und Überraschung auszusprechen. Dieser entgegnete: „Mein Gott, man will eben auch Carriere machen.“ Das war boshaft, aber zutreffend, denn die Regierung hatte durch die erkünstelte Union der Lutheraner mit den Calvinisten wider den Geist ihres großen Königs Friedrich II. eine Art Cäsaropapismus angebahnt; und wo dieser herrscht, ist die Frömmigkeit ein nützliches Geschäft und die Verdächtigung ein wirksames Ruder, um das Lebensschiff eines Aspiranten vorwärts zu bringen. Adam Smith empfiehlt in seinem berühmten Werke: „Über die Ursachen des Nationalreichthums“ auch für die Förderung der religiösen Interessen die freie Concurrenz; er sagt: fette Pferde leisteten wenig und dies gelte auch von den fetten Pfründen der Staatskirche, es seien daher recht viele religiöse Secten zu wünschen, denn diese würden den religiösen Eifer aufstacheln. Allerdings eine gar zu materielle Auffassung; allein, wenn man die ersten drei Jahrhunderte des Christenthums ins Auge fasst, dazu den energischen Glaubenseifer der confessionellen Secten in den selbstisch materiellen nordamerikanischen Freistaaten und diesen Erscheinungen entgegenhält den beinahe in Atheismus übergehenden Unglauben am päpstlichen Hofe des Mittelalters, einen Blick auf die frivole Freigeisterei zur Zeit der frömmelnden Maitressen-Wirtschaft in Paris wirft — so wird man dem kühnen Vorschlage des genialen Schotten eine gewisse Berechtigung nicht versagen können. Denn die auf der Straße von dem nächsten besten Bierfasse, welches sie zu einem Predigerstuhl improvisiert hatten, eifernden Glaubenszeloten thaten dem Christenthum kaum so viel Schaden, als die schleichenden lüsternen Abbés mit ihren Maitressen.

Kurz, die Confessionalität des Staates ist nicht das richtige Mittel, das religiöse Bewusstsein in dem Volke erstarken zu machen. Dennoch laufen zur Stunde alle europäischen Staatswagen auf dieser schiefen Ebene, sich damit begnügend, von Zeit zu Zeit einen populären Zettel auszuwerfen, auf welchem geschrieben steht: Glaubens- und Gewissensfreiheit. —

Als Ferdinand II. seine Gegenreformation begann, saß auf dem steirischen Landtage unter lauter Lutheranern ein einziger katholischer Edelmann; als Ferdinand starb, war das Verhältnis gerade ein umgekehrtes: unter lauter Katholiken saß ein Protestant. Ist es denkbar, dass diese Bekehrungen aus dem Innern der Bekehrten kamen oder aber von äußeren Verhältnissen erkauft und erzwungen wurden? Freilich, die Kirche, als ein mit dem Staate um die weltliche Macht ringendes Institut, hatte ihren Zweck erreicht. Wenn am heutigen Tage der religiöse Sinn im modernen Erwerbs- und Genussleben unterzugehen droht, so kann er

Der Staat confessionslos.

Von **Josef Freiherrn von Kalchberg.**

Das steirische Geschlecht derer von Kalchberg hat dem Vaterlande manchen bedeutenden Mann gegeben. Einer dieser hervorragendsten war der Staatsmann, Philosoph und Schriftsteller Dr. Josef Freiherr von Kalchberg, der nach einem arbeits- und erfolgreichen Leben erst vor kaum zwei Jahrzehnten in Graz gestorben ist. Josef Freiherr von Kalchberg war geboren im Jahre 1801. Zum hundertjährigen Gedächtnisse an diesen Mann sei aus seinem literarischen Nachlasse hier ein Aufsatz veröffentlicht, der, in den Siebzigerjahren entstanden, eines unserer großen Anliegen so klipp und klar berührt, als wäre er heute geschrieben worden.

Kalchberg, eine durchaus christlich-human angelegte Natur, spricht über die Confessionslosigkeit des Staates. Er sagt:

Wer am heutigen Tage ein politisches Glaubensbekenntnis aussprechen will, muss vorerst über das Verhältnis von Staat und Kirche sich erklären und so den Stier bei den Hörnern fassen. Ich will es thun. Eine gesunde Politik treibt weder Freigeisterei, noch Theologie. Der Staat als solcher ist nicht confessionell, soll es nicht sein, ebensowenig als er Homöopath oder Allopath oder Hydropath zu sein oder für Spinoza oder Kant oder Schelling oder Hegel oder Darwin zu kämpfen einen Beruf hat. Er ist das rechtssichere Wohnhaus und Asyl für alle, aber keiner von ihnen darf für sich den Hausherrn spielen. Die Religion ist eine hochwichtige Gesellschaftsangelegenheit, aber sie ist keine unmittelbare Staatssache. Die Confessionalität des Staates, insbesondere wenn sie in einer privilegierten Staatskirche ihren Ausdruck findet, ist eine Quelle des Unfriedens. Sie erzeugt Misstrauen, Eifersucht und Verdächtigungen der Confessionen untereinander und gefährdet dadurch die gesellschaftliche Eintracht: der confessionelle Glaubenseifer wird ausgebeutet, um daraus Nutzen zu ziehen, und so entstehen Heucheleien und Anfeindungen, weil der Glaube als Mittel dient, Vortheile zu erlangen und andern den Rang abzulaufen; was man bekämpfen will, befördert man: den Indifferentismus, und zwar in seiner widrigsten Maske, indem er sich als Zelotismus verkleidet. Aber es gibt einen Indifferentismus, welcher noch viel verderblicher ist als der religiöse und confessionelle. Das ist der Indifferentismus gegen Recht und Wahrheit, und der Staat ist von ihm in höherem Grade bedroht und gefährdet als von jenem. Der greise Alexander von Humboldt erschien einstmals gegen seine Gewohnheit bei einer festlichen Kirchenfeierlichkeit. Es war zur Zeit des frommen Königs,

der Geist, welcher sie selbst geboren und geschaffen hatte, erhob sich gegen den Missbrauch, den sie übte. Kunst und Wissenschaft, welche aus den Hinterlassenschaften der hochgebildeten Griechen und Römer in die chaotische Zeit herübergedrungen waren, fanden bei den christlichen Priestern und Mönchen ein schützendes Asyl und sorgsame Pflege; Kunst und Wissenschaft leisten jedoch auf die Dauer nicht Sclavendienste, sie strebten daher, die Fesseln der Kirche abzustreifen. Es begann der Kampf für die Freiheit des Geistes auf allen culturellen Gebieten und führte zu einem Kampfe gegen die knechtende Allmacht der Kirche, und die Idee der Menschheit verlangte eine sie anerkennende und schützende Organisation insbesondere vom Staate, und so kam der Begriff und die Mission des modernen Culturstaates auf das Programm der Neuzeit. Der Staat musste für sich das Recht beanspruchen und die Pflicht anerkennen, für die civilisatorische Aufgabe der Menschheit selbstthätig einzutreten. Da musste er denn vieles an sich ziehen, was die christliche Kirche damals in ihre Hand und Gesetzgebung genommen hatte, weil es der Staat nach seiner beschränkten historischen Auffassung vernachlässigt hatte. Der mittelalterliche Staat und die römische Kirche giengen daher in steten Ringkämpfen selbständig neben einander. Wenn man das canonische Recht durchblättert, so findet man auf jedem Blatte die Bestätigung, dass die beiderseitigen Wirkungssphären undefiniert und streitend neben- und ineinander liefen, sowie dass die Kirche Siegerin blieb, das Recht des Geistes für sich beanspruchend gegenüber dem Körper, welcher ihr der Staat war, wie es in der Bulle Bonifacius VIII. kategorisch ausgesprochen ist. Erst in der Neuzeit wurden Wind und Sonne anders vertheilt, indem der Staat an der Hand der emancipierten Philosopie behauptete, dass es ihm obliege, die Freiheit des Geistes zu vertreten, welche die Kirche zu knechten suche. Das ist der Culturkampf der Neuzeit. Kann es die Kirche tadeln, wenn die öffentliche Meinung dem Staate eine höhere edlere Sendung zur Pflicht macht; wenn sie von ihm begehrt, dass er den höheren Menschheitszwecken diene, der allgemeinen Gesittung und Wohlfahrt und dem Rechte, das dem gottähnlichen Menschen in die Brust geschrieben ist? Widerspricht diese Mission dem Geiste des Christenthums? Ja, trat dieses nicht selbst als Vorkämpfer auf, weil der historische Staat, wie er eben war, die höchsten Interessen der Menschheit vernachlässigte? Das dogmatisch wohl begründete „Non possumus“ der römischen Kirche macht sie unfähig, den modernen Staat zu regieren und deshalb verlor der römische Papst seine weltliche Herrschaft.

Der Staat hat als Hort des sittlichen Lebens aber ein unmittelbares Interesse daran, dass das religiöse Leben und Bewusstsein nicht verkomme, denn nur aus diesem heraus vermag sich das sittliche Bewusstsein und Pflichtgefühl in weiten Kreisen zu entwickeln und einzubürgern, deshalb

nur wiedergeboren werden durch die Erweckung und Bethätigung aufopfernder Nächstenliebe, welche im Gottesbewusstsein gipfelt, aber nimmermehr wird diese Umwandlung durch zelotischen Hass, noch durch die Förderung alten Köhlerglaubens erzeugt werden; ebensowenig wird sie aus dem ehrgeizigen und habsüchtigen starren Kampf für kirchliche Vorrechte hervorgehen, selbst wenn man einräumen muss, dass die Kirchengewalt in den ersten Zeiten der christlichen Ära eine berechtigte höhere Sendung ausübte, indem sie der ihre Pflicht versäumenden Staatsgewalt mit Kreuz und Inful herrisch entgegentrat. Die Wiedergeburt des religiösen Lebens muss aus der Gesellschaft selbst oder richtiger aus dem religiösen Bedürfnis des menschlichen Herzens hervorgehen; der unberufene Eingriff der Staatsgewalt verdirbt und entheiligt diese Wiedergeburt. Auch die Protestanten machten diese Erfahrung, als sie zur Leitung ihrer religiös-sittlichen, reformatorischen Bestrebungen sofort mit dem Grundsatze: „cujus regio, illius est religio“ die herrische Hand der Staatsgewalt herangezogen, denn sogleich begann die Zerbröckelung und Versumpfung in dem religiösen Leben des Protestantismus und der Rückschlag blieb nicht aus, als der hochbegabte General des Jesuitenordens, der Neapolitaner Aquaviva, eine Gegenreformation in Bewegung setzte, welche dem verweltlichten, politisierenden Protestantismus ein mächtiges Halt gebot (vergl. Leopold Ranke: „Geschichte der römischen Päpste“). — Der Ordensgeneral beschränkte sich aber nicht darauf, die Kirche dem Staate beizuordnen, sondern verlangte und erstrebte folgerichtig die volle Unterwerfung des Staates unter die Kirche. Der Jesuitenorden war ihm die streitende Kirche und er verstand es, zu siegen. „Sint, ut sunt, aut non sint!“ Aber der Orden begnügte sich nicht, die Gesalbten und ihre Höfe sich unterthan zu machen, sondern suchte seine Herrschaft dadurch für immer zu sichern, dass er das Monopol des Unterrichts in allen Zweigen des Wissens eroberte. Der mit vielem Prunk in Scene gesetzte Grundsatz der „freien Kirche im freien Staate“ ist nur eine Mystification, wenn man unter der „freien Kirche“ vor allem die mit mannigfaltigen Vorrechten ausgerüstete herrschende Kirche im Auge hat, weil diese infolge ihres geschichtlichen und gesetzlichen Übergewichtes die anderen Confessionen, sowie den Staat selbst unfrei macht, oder er ist die Politik der Freigeisterei.

Die römische Kirche war einst die demokratische Potenz in dem großen Weltkampf. Es lag nahe, dass sie ihre äußere Macht zu befestigen und zu erweitern trachtete und trachten musste, was ihr auch in vollem Maße gelang, so dass sie im Verlaufe der Jahrhunderte zwei Schwerter in ihren Händen führte und eine dreifache Krone auf ihr Haupt setzen konnte. Es darf meines Erachtens nicht vergessen werden, dass die Urquelle ihrer Macht geistigen und zugleich demokratischen Ursprunges gewesen. Sie missbrauche ihre Macht, wie dies in der Menschennatur liegt, aber

vorsichtig-spärlich in meinen Studienjahren die Brosamen der Wissenschaft uns gereicht wurden, wir daher als Autodidakten das Versagte oder Verkümmerte zu ersetzen bemüht waren, somit gleich Freigelassenen erst recht freisinnig wurden; wenn ich mich unter anderem erinnere, wie man den Hörern der Philosophie nach Frind's Handbuch die Religionswissenschaft docierte und darin die sogenannten Freidenker Kant, Fichte, Hegel, Schelling, Dr. Paulus und seinen „Sophronizon" erbarmungslos niedermetzelte, wir aber nur umso eifriger den Aussprüchen dieser Ketzer nachliefen, so sage ich mir und sagte es mir schon damals, dass es unklug war, Laien-Studenten zu halben Theologen machen zu wollen. Die scholastische Verchristlichung der Wissenschaft ist Unnatur, weil unlogisch; man lasse jedem Theile seine Bahn frei, sie werden sich in den Bedürfnissen des Herzens und des Lebens zusammenfinden; der Kampf aber, man mag dies thun oder lassen, ist unvermeidlich. Allein jede Partei führe ihn auf ihrem Boden und mit ehrlichen Waffen, damit der Unbefangene sich orientiere und nach seinem Gewissen und seinen Bedürfnissen die Wahl treffen könne. Dem Staate kommt es zu, durch das Gesetz zwischen beiden, der Wissenschaft und dem confessionellen Glauben, einen rechtlichen modus vivendi zu schaffen. Die Kirche soll als Lehrerin nicht abdicieren, aber sie beschränke sich auf ihr Gebiet. Wenn sie aber unklug die Gegner auf einem Gebiete herausfordert und angreift, wo diese eben die Stärkeren sind, so ruft sie nur den Spott wach, denn wie will sie mit einem Nikolaus Kopernikus contra Josua und mit einem Gallileo Gallilei mit seinem „E pur si muove", wie mit den neueren Geologen und Chemikern fertig werden? Die dogmatische Hartnäckigkeit im Kampfe verwirrt nur den unbefangenen Gläubigen, die nothwendig mitdiscutierende Jugend wird dadurch vorlaut und absprechend. Freilich, wenn die Emancipation der Wissenschaft — wir haben es erlebt — dahin führt, dass ein Halbwisser, in selbstischem Dünkel schwelgend, gute Sitte und Pietät als borniertes Zeug beiseite wirft, so ist dies widerwärtig und ekelhaft. „Halb Diebsgelüste, halb Rammelei" möchten wir mit Faust sagen, und man muss auf ein Gegengift bedacht sein. Ich erinnere mich, dass ein sehr selbstbewusster Lehrer an einer Mädchenbildungsanstalt sich in so schlüpfrigen physiologischen Erörterungen über die Genesis des Menschen ergieng, dass nicht nur das Sittlichkeitsgefühl, sondern selbst der gesunde Menschenverstand über solche Taktlosigkeit erstarren musste. Leider belehrt uns jedoch die Geschichte des Schulwesens und der Pädagogik, dass es an derlei Verirrungen auch in den best-christianisierten Schulen nicht mangelt; sie drängen sich, weil an dem Schmutze der Individualität haftend, in die confessionelle wie in die confessionslose Schule. Ich nehme keinen Anstand, auszusprechen, dass die Mission der Schule alle anderen Staatsaufgaben überrage, man darf

ist es die Aufgabe aller einzelnen Confessionen, in ihrem Kreise dies anzustreben und der Staat muss hierbei allen gleiches Recht einräumen und gewährleisten. Der confessionslose Staat, wie ich ihn verstehe, ist daher nicht ein Staat des Atheismus, des Unglaubens oder des Indifferentismus, sondern während er seine eigene große, culturelle Aufgabe selbständig im Auge behält, zählt er und hofft er auf die sittigende Mitwirkung aller Confessionen.

Heutigen Tags darf sich die Staatsgesetzgebung nicht in scholastischen Spitzfindigkeiten ergehen, sondern muss mit dem geläuterten Rechtsgefühl übereinstimmen. Eine solche Spitzfindigkeit ist z. B. unser „Ehehindernis des Katholicismus", welches von dem Katholiken verlangt, dass er eine zwischen Protestanten bestandene und nach dem Gesetze normal aufgelöste Ehe vor seinem Gewissen dennoch als zu Recht fortbestehend betrachte! Man darf der Thatsache die Augen nicht verschließen, dass Gesetze, welche nicht mehr im Rechtsbewusstsein des Volkes wurzeln, missachtet werden und absterben wie die Pflanzen, welche in dem Boden die Stoffe nicht mehr finden, durch welche sie gedeihen und Früchte tragen. Dieser anormale Zustand ist gefährlich, denn er untergräbt die Achtung vor dem Gesetze und der Autorität.

Wer wollte bestreiten, dass die Beziehungen der Geschlechter, die Stellung von Mann und Weib und die Gestaltung der Familie von unmessbarem Einflusse sind auf die sociale und staatliche Entwicklung? Nicht minder wird jeder, der die Geschichte des Menschengeschlechtes kennt, zugeben, dass das Christenthum dem Ehebande erst eine Weihe gab und das eheliche Bündnis aus der sensualistischen Versumpfung auf eine sittliche Höhe emporhob. Das Eherecht steht aber auch mit den confessionellen Beziehungen im nahen Zusammenhange und wird von demselben wesentlich beeinflusst. Der Rechtsstaat, wie wir ihn auffassen, kann daher bei seinem Grundsatze: volle Glaubens- und Gewissensfreiheit, der einen confessionellen Genossenschaft nicht verweigern, was er den andern zugesteht; er kann jedoch nicht einräumen, dass jede Confession nach ihrer Auffassung das Eherecht gestalte, kann nicht zugeben, dass jede Confession dasselbe nach ihrem Ermessen feststelle; es kann ihm nicht zugemuthet werden, dass er sich als Rechtsvollzieher dem füge, was der Jude, der Islamite, der Mormone in Ehesachen verfügen. Hieraus folgt, dass der Rechts- und Culturstaat die Ehegesetzgebung vollständig in seine Hand nehmen muss, insofern nämlich, als er gesetzlich feststellt, welche Art von ehelicher Verbindung er anerkennt und mit welchen Rechten und Pflichten dieselbe als ein sociales und staatliches Rechtsinstitut geschützt werden soll. Dies ist für den Staat nicht nur ein Recht, sondern vielmehr eine Pflicht.

Noch tiefer greift der Competenzstreit um die Schule in das staatliche Recht und in das politische Leben ein. Wenn ich zurückdenke, wie

fessionslosigkeit, der Lüsternheit das Wort geredet, welche heiratslustig den bestehenden Gesetzen ein Schnippchen zu schlagen bemüht ist.

Ich wage zu hoffen, dass die gebildete Welt nach wenigen Generationen nicht mehr begreifen werde, wie man im verhimmelten neunzehnten Jahrhundert das Bestreben in der Staatspolitik, auch die Ethik zur Geltung zu bringen, als revolutionär, als irreligiös und vor allem als unchristlich verschreien konnte. Freilich der Psycholog und Geschichtsforscher haben es verlernt, über irgend eine menschliche Verkehrtheit zu erstaunen.

Gedichte.

Von Dor. Waldau.[1])

Flirten.

Es war nicht Ernst, es war nicht Spass,
Es war ein süßes Ichweißnichtwas
In unserem Liebesgekose;
Zum Ernste zu frei, —
Zum Scherze zu scheu, —
Zu dauernder Liebe zu lose.

Was ihr Mund verneint, hat ihr Aug' bejaht, —
Was jener mir lächelnd verschwieg, das hat
Mir dieses stumm gestanden.
War's Ernst? — War's Scherz? —
Ich weiß nur: mein Herz,
Das quälte sie lächelnd zu schanden! —

Falschheit.

Dein Blick ist falsch, dein Herz ist falsch,
Und was du sprichst ist Lüge;
Stell' ich mir Falschheit gestaltlich vor,
So trägt sie deine Züge.

Dein Scherz ist falsch, wie auch dein Ernst,
Dein Lächeln, wie deine Thränen;
Ich traue auch deinem Haar nicht mehr
Und nicht mehr deinen Zähnen.

Zum Lügner hast du auch mich gemacht,
— Das ist dir wohl gelungen! —
Und meine größte Lüge hab'
Ich eben hier gesungen.

Lächle nicht!

Ach, verlach mich armen Thoren,
Der zum Liebchen dich erkoren,
— Aber lächle nicht!

O verhöhne, tritt mich nieder,
Und ich komm' vielleicht nicht wieder,
— Aber lächle nicht!

Sprich, Geliebte, sprich es offen,
Soll entsagen, soll ich hoffen,
— Aber lächle nicht! —

[1]) Aus „Jugendsünden“. Gedichte von Dor. Waldau. Verlag Romuald Schally. 1900.

vielleicht sagen, in sich aufnehme; darum muss die Gesetzgebung für dieselbe Staatsgesetzgebung sein und bleiben, und wo der Staat einen Mandatar delegiert, muss er das Beaufsichtigungsrecht stramm in seiner Hand behalten, und eben deshalb gehört sie in Staaten, welche von föderalistischer Zerbröckelung bedroht sind, nothwendig zur Reichsgesetzgebung.

Die Schulfrage ist aber vor allem eine Machtfrage; denn die Schule ist der Maßstab der Intelligenz und in dieser liegt die Macht, und daraus erklärt sich auch die Hartnäckigkeit und Bitterkeit des Kampfes; so ist denn der sogenannte Culturkampf vor allem ein Kampf um die politische Macht.

Wer wird im Laufe der Zeiten Recht behalten? Der anstürmende Superintendent von Leipzig, oder der diplomatische Oberhofprediger von Dresden, oder der fromme Pastor an der böhmischen Kirche, oder der Jesuit am Hoflager, oder die schaukelnden Bureaukraten, oder Moses Mendelssohn, der in dem berühmten Briefe an seinen hohen Gönner, den Herzog von Braunschweig, welcher nicht begreifen wollte, wie der Philosoph Jude bleiben könne, dem Fürsten antwortete: dass es ein Rückschritt wäre, wenn er Christ würde; oder der große König und Philosoph, welcher mit Humor einem Soldaten, der von einem Gnadenbilde der Muttergottes den Schmuck gestohlen hatte und beharrlich behauptete, dass die Muttergottes ihm denselben ausdrücklich geschenkt habe, bedeuten ließ: er möge für diesmal frei ausgehen, aber wenn er sich wieder etwas von der Muttergottes schenken lasse, so werde er gehenkt werden, — vielleicht wäre das Zuchthaus gerechter gewesen. Wer wird Recht behalten? Ich antworte: Der Staat wird es, aber nicht der confessionelle Staat, nicht der Staat der Bartholomäusnacht, noch jener der oligarchischen Knechtung der katholischen Irländer, sondern der Staat, welcher auf dem Boden humanistischer und christlicher Moral emporgewachsen ist, dessen Gesetze auf dem geläuterten Rechtsbewusssein fußen, welcher über die Gesittung jenes Theiles des Menschengeschlechtes, der sich auf seinem Gebiete zusammengefunden hat, hinausblickend, auch einem besonnenen Kosmopolitismus sich nicht verschließt.

Unter diesem gemeinschaftlichen Dache sollen also die mannigfaltigen Confessionen neben einander frei und friedlich bestehen, und dies zu bewirken ist Aufgabe der Staatspolitik in Gesetzgebung wie in Verwaltung. Sie wird daher verhindern, dass die Gleichberechtigung der einzelnen neben einander stehenden Glaubensbekenntnisse weder offen noch verdeckt beeinträchtigt werden; sie wird verhindern, dass das persönliche Recht des einzelnen nicht durch unzulässigen Zwang gefährdet werde. Daher muss es jedem Staatsbürger auch gestattet sein, keiner Confession sich anzuschließen, wie im Parlamente der „Wilde“ gleiches Stimmrecht hat mit jenem, der einer Partei angehört; dadurch wird nicht der Con-

„Schom dih!“ brumelt da Schuaster, „dei Vogl is gscheida, wia du. Der woaß ’s bessa, wos an Menschn guat oda schlecht thuat, as wiar a so a Dürmagler, der a Wirt sei will. Henks afn Nogl, dei Gwerb, wanst as nit vastehst!“

„Ah vastehn that is schon“, moant da Wirt und setzt eahm a großi Weinfloschn hin, „meintswegen sauf mei großes Foß aus, dass d amol gnua host. Do, do host noh a Moß, schwoab der owi dein ormi Seel gor in Bauch, mir kons recht sein, wan ih na mei Geld kriag und meini Stiefel.“

„Däs is a Red! Lebn sullst, Kraxnwirt! Geh kim, setz dih her za mir, olts Haus. Sulst leben! Und wanst du z stulz bist, dass dih zan ormen Schuachmochermoasta setzt, sa — sa schick ma die Kellnerin, de Gredl, de is ma liaba wia du — he, he! Sei nit sa neidi mit dein Bröckl Weibsbild. Du Krauderer, du olta!“

Wia da Schuasta ba sein Wein a so rebazt und stugazt (rülpst), da kimbb sei Lehrbua daher: „D’Frau Moasterin losst sogn, da Moasta möcht gschwind hoamgehn, as sein Leut kema. Herrn sein kema, de wölln in Moasta hobn. Und wan er gschwind möcht hoamgehn.“

Da Schuasta will aufstehn, oba nit zan hoamgehn, in Kniaream suacht er, do loachts n (dreht es ihn) zan Gläserkastl zuwi, dass schebert.

„Jessas Maron, meini Gläser!“ jammert die Kellnerin.

„Schau, dass d weiterkimst!“ schreit da Schuaster in Lehrbuabn zua. „Suln na za mir kema, d Herrn, wans wos wölln va mir. Habn nit weiter her wiar ih hin! Ih loss ma nix schoffn, ih! Bin da Moaster Friedbocher, ban Kraxnwirt zfindn, wans wos wölln va mir. Nau! Sul ih da weiterhelfn!“

Da Lehrbua lafft gschreckt davon.

„Ollaweil irgern muaß ma sih!“ brumelt da Schuasta. Und aftn mit schwarer Zung zu da Kellnerin: „Geh, Kathrin, geh her a wenk zu mir. Dass mar — ah a Freud hobn mitanond, mir zwoa. Weilst — weilst a muatsauberer Kerl bist — gel jo! Mir zwoa! A so a — so a fester Brockn Weibsbild do!“

„A Weibsbild, wanst hobn willst — selm kimbb oans“, sogg da Wirt, weil doscht entn über die Bochbruggn d Schuastamoasterin daherlafft.

„Mein Olti? Wos will dan de?“

Däs hot er gleih ghört, wos s will. Laut jamerts daher, er sul doh gschwind hoamgehn, die Pfänder warn do, der Omtmon, a Standar, thatn olls vapetschiern, die Truchan und Kastn, sogor s Speiskastel in da Kuchl hätns scha vapetschiert. „Olls geht af Schadn, daweil der olti Lump in Wirtshaus sitzt.“

„Wer is a Lump!“ begehrt da Schuaster auf, „wer is a Lump?!“

„Du bist oana!“ schreit sei Weib. „Zu der Orbat zfaul, nar ollaweil saufn in gonzn Tog, oan wiar olli Tog! Hiast konst as scha

Oba na ka Wossa nit!

A Gschichtl in da steirischn Gmoansproch.

Da Kraxnwirt hot an Popagei kafft. Von an krumpn Spielmon. Weil er sa schön plauschn hot kina — da Spielmon. Dass er sa fein plauschn kunt, hot er plauscht, da Spielmon. Bar ana schön Dame war er gwen, in Schlofzimer, da Popagei, und do hät er holt aftn ollahond plauschn glernt, ollahond so merkwürdigi Sochn, und aftn war er ihr auskeman, und da Spielmon hätn ohgfongg und an guatn Freund verkaffert ern um fünf Guldn, a schlechter müaßad s Dreifachi zohln. Da Kraxnwirt, na, der is holt in Spielmon sei guata Freund gwen, und derawegn hot er n kafft. Mei, wan da Popagei sa gut hät kina plauschn wia da Spielmon! Gor nix hot er kinen, an oanzigs Sprüchel hot er kinen: „Oba na ka Wossa nit!“

Für an Wirt passads jo eh. Und richti, do seins gleich kemen, d Nochbarsleut und dass holt in grossn Vogl kuntn plauschn hörn. Und akrat wiar a Mensch hot er gschrian: „Oba na ka Wossa nit!“

In Rumpel-Schuaster is däs scha gor kamodt gwen, hiaz hot er an Ausred, wenn er ins Wirtshaus gehn will — in Vogl muaß er plauschn hörn. Na wegn an Wein oder Schnopps geht er nit zan Kraxnwirt, däs hot er sein Weib vasprochn, amol in ana schwochn Stund. Sa geht er hiaz holt va wegn an Vogl ins Wirtshaus.

„Oba na ka Wossa nit!“ A gscheits Viech dos! Viel redt er nit, ob guat redt er, als wia wan er wissn kunt, wias an Menschn is, wan er Durst hot und wan s Weib saudum mit ar an Wossakruag daherkimbb. Koan guatn Freund und koan Boder und koan Pforer hot da Rumpel-Schuasta so fleissi gfulgg, als wiar in großn Vogl ban Kraxnwirt, a so, dass da Wirt selber — und däs is viel! — nochn fünftn Glos scha gsogg hot: „Moanst nit, Moasta, dass heint schon amol gnuag war?“

„Scher du dih um deini Leut, Wirt! Wons gnuag is, das woaß schon ih selber!“ Is sist a guata, gmüatlicha Mensch, da Schuasta und hört ma die gonz Wochn kan ungschoffns Wort van eahm. Ober wan er an Wein in eahm hot, do is er rein wiar ausgwechselt, wia bsessn. Afn Wirt sei guats Zuaredn, hiaz wars aufrichti scha gnua, er sult amol hoamgehn und eahm seini Stiefel vorschüachn, er brauchats scha — do wird da Schuasta hölldamisch, haut mit da Faust afn Tisch: „Ob deini Stiefel vorgschüacht wern oda nit, däs geht dih gor nix on. Wan ih an Wein valong, sa bringst mar an Wein. Verstehst mih! Sist hau ih da dein Gläserkostn zsom, dass da d Scherbn vorn eini und hintn aussifliagn.“

„Oba nur ka Wossa nit!“ schreit da Popagei.

Kleine Laube.

Warum ich die Blumen hasse.

Das Erste, was ich fast zitternd ihr in die Hand gab, war ein Veilchen. „Fräulein!“ stotterte ich, „nehmen sie's an, bitte, nicht böse sein!“ Nicht im Veilchen lag die Liebeserklärung, nicht im Worte, das ich sprach. Aber in meiner Verlegenheit. Sie war dunkelroth im Gesicht geworden, nahm das Blümchen und sagte kaum hörbar: „Danke!“ Sie steckte es nicht an ihren Busen, sie warf es nicht weg, sie hielt es zwischen den Fingern — das beobachtete ich aus der Ferne, wie sie in der Gesellschaft schweigend dahingieng.

Ein halbes Jahr später gab ich ihr eine Nelke und steckte diese schon selbst an ihren Busen. Es war am Tage der Verlobung. Und wieder ein halbes Jahr später wand man ihr die Myrte in's Haar.

Und dann begann das Blühen des Glückes. Nie kam ich nach Hause, ohne ihr eine Blume mitzubringen, eine selbstgepflückte oder eine gekaufte. Sie liebte die Blumen sehr. Auf ihrem Schreibtische stand stets die kleine Glasvase, in der meine Blume stak, im Wasser noch ein Weilchen gefrischt, bis sie welkte und durch eine neue ersetzt wurde.

Zu Lieb' der Blumenfreundin gewann auch ich die Blumen immer lieber und führte mit ihnen kleine Gespräche, wenn ich sie brach, und wie sie auserwählt wären, dem herrlichsten Menschenkinde zur Freude zu sein.

Dieses Menschenkind war selbst eine Rose, die — zu welken begann. Sie wurde blaß und schmächtig und müde; ihre Augen wurden immer größer, sie schaute mit einer sanften Traurigkeit in die Welt hinaus, aber diese Augen wurden lebendiger und froher, so oft sie in meiner Hand das Blümchen oder Röslein sah, das ich ihr täglich heimbrachte.

In meiner großen Bangigkeit war mir weh für Alles. Das grenzenlose Erbarmen mit meinem hinsiechenden Weibe hatte ein großes Mitleid in mich gebracht mit allen Wesen, die ich leiden sah oder leidend wähnte. Jede frische Blume, die ich sah auf der Flur, erinnerte mich an mein Weib, jede welkende Rose erinnerte mich an mein junges, krankes Weib.

Und eines Tages, als ich am Waldraine dahingieng und meine Hand ausstrecken wollte nach einem wilden Rosenknösplein, hielt ich ein und dachte: Du hast dich noch gar nicht entfaltet, Röselein, und sollst schon sterben! Nein — lebe. — So gieng ich vorüber und als ich nach Hause kam, schaute mein Weib von ihrem Lager her, mir mit den großen, milden Augen entgegen, warf auch einen Blick auf meine Hand, die heute keine Blume brachte. Aber nichts weiter, sie sagte nichts, und ihr betrübtes Auge fragte nicht.

Am nächsten Frühmorgen ist sie gestorben.

sechn, wia weit as d'as brocht host mit dein gottvermoledeitn Leichtsinn. Afn Bedlstob host uns brocht allmitanond. Geh na hoam hiaz, wanst as sechn willst, dass ma petschiert sein."

Do noagg da Schuastamoasta sein borstadn Kopf vor und sogg gonz gschmiert: „Afn Bedelstob warn ma kema — sogst? Wer is dan Schuld dron — han? Freilih wul ih, weil ih a Bedlerin hon gheiratt!"

„Schmeißt er ma s schon wieda afn Kopf, dass ih nix mitbrocht hon", woant sie laut auf. „Hot mei Schwester wos ghobb, wia s in Maurer gheiratt hot? Nit um an Kreuzer mehra, wiar ih! Und hobn eahner a Wirtschoft derhaust, hobn zwoa Küa und a Sau und koani Schuldn. Weils fleissi und sporsum sein gwen ollzwoa."

„Wos geht mih dei Schwester on!" begehrt er auf. „Du host olls vertrantschlt (verthan). — Bischgurn olti! Mit dein Greinen und Keifn in gonzn Tog! Do kon oana freilih ka Freud hobn dahoam und geht ins Wirtshaus —"

„Jo, und schmiert mit da Moosch um!"

„Du! die Kellnerin loss ma mit Fried!"

„Däs Luada, däs schlechti!" schreit sie.

„Du Robnbradl! Ih — ih —! Nit amol s Schuachbandl mochst ihr auf, da Kathrin! Du nit! Du scha long nit!"

„Hoam gehst ma!" schreit sie und pocktn ban Janggaflügl. „Dei obscheuligi Moosch do. So a Moosch, an obscheuligi! Pfui Teufel! Hoam gehst ma!"

Do nimbb der Rumpel-Schuaster d Weinfloschn von Tisch und haut ihrs übern Schädl, dass Scherbn und Bluat spritzn.

„So mei Liabi! Hiaz wirst wul gnua hobn — nit?!"

An Heschatza mocht sei Weib und follt zsom wiar a Bloch.

„Sas Maria! Daschlogn hot ers! Sei Weib hot er daschlogn!" schrein s auf, d Leut. Er steht do und schaut — und siacht, wos hiaz gschechn is.

„Nau olßa, hiaz war ih fiati!" sogg er dämpfi und geht aussi ba da Thür und hin übern Onger, über d Wiesn.

D Wirtin kimbb und richt die orm Schuasterin von Fletz af d Höch, und stellt ihr s Bluat, und lobb s mit Essig und Weingeist, bis s wieder zu sih selber kimbb. Da Boder is ah scha do. 's Loch in Kopf is tiaf, ober afs Leben gehts nit. Na, weil na däs nit is! Weil na däs nit is! So kons olls wieder guat wern.

Do stürzt a Knecht in d Stubn, koan Othn hot er, koa Stimm. Grod sa viel steßt er ausser: „Helfts Leut! Helfts Leut! Da Moasta! Da Moasta is — is ins Wossa gonga!"

„Owa na ka Wossa nit!" schreit da Vogl.

Waldsang.

Gedichte von K. E. Knodt.[1])

An meinen schweigenden Wald.

Das große Schweigen hier in meinem Wald —
Das weckte mir die vielen kleinen Lieder.
Auf grünem Fittich schwebte die Gestalt
Der Poesie durch Tag und Traum hernieder.

Brach ich ein Blatt, so fühlt' ich einen Klang.
Auf jedem Lichtstrahl in den dunklen Zweigen
Lag mir ein Lied ... Der Wald ward ein Gesang,
Und ein Gebet das große Wälderschweigen.

Von den ew'gen Bergen.

Noch jetzt strahlt mir ins Herz hinein
— Nach vielen langen Jahren
Und heller als sie waren —
Der Alpen heilig-klarer Schein.

Wer einmal sah ins Licht hinein,
Das jene Höhen tragen —
Will er sein Klarstes sagen,
Wird es ein Bild vom Alpenschein.

Und werd' ich lebenssatt einst sein
Und müd von all dem Wandern
— Ich träum' von keinem andern
Als ew'gem Alpenschein.

Die todte Sonne.

Die Sonne starb.
Da traf die Firnen all' der Tod,
Die noch ein letztes Abendroth
Verträumt umwarb.

Mir starb sie auch —
Und mit ihr jener goldne Glanz,
Der lang das Herz erfüllt, so ganz
Mit warmem Hauch.

Die Liebe starb ...
Im Dunkel geht seitdem mein Pfad,
Dem fürder keine Leuchte naht,
Seit sie verdarb.

Ins ew'ge Licht hinein!

Nun bin ich durchgedrungen
Durch alle Nacht und Noth.
Es hat sich heimgeschwungen
Mein Lied ins Morgenroth.

Mit goldgemaltem Flügel
Schwebt's hin am Himmelsrand,
Fliegt's über Thal und Hügel
Zum fernsten Meeresstrand.

Fliegt's über alle Meere
Und durch den Morgenschein
— Los aller Erdenschwere —
Ins ew'ge Licht hinein ...

---

[1]) Aus der schönen Sammlung: „Aus meiner Waldecke." Gedichte von Karl Ernst Knodt. Berlin. Deutsche Verlagsanstalt. 1900.

Die falsche Liebe zu den Blumen hat mich die echte zum Menschen versäumen lassen. So lange ich lebe, werde ich den Blick nicht vergessen, mit dem sie am letzten Tage in meiner Hand die Blume suchte, als ein Zeichen, dass ich ihrer hätte draußen in der Weite.

Seitdem hasse ich die Blumen, die mich treulos gemacht haben. R.

Die Sonntagspuppe.

Von Paul Remer.

In einer halben Stunde wird der Leichenwagen kommen —

Die Mutter liegt halb knieend über dem kleinen Sarge und hält ihn fest, krampfhaft mit beiden Armen umklammert — sie will, sie kann ihn ja noch nicht fortlassen! Und aus ihren rothgeweinten Augen fällt hin und wieder eine dicke Thräne auf das weiße Gesichtchen im Sarge; es ist fast, als weine die kleine Leiche . . . .

Der Vater aber steht hinter ihr und schaut bleich, in wort- und thränenlosem Jammer, auf das Bild zu seinen Füßen: er hat doppelt zu tragen, den eigenen Schmerz und den Schmerz seines Weibes . . .

Langsam, müde, gleich einer Schwerkranken, erhebt die Mutter sich jetzt vom Sarge und lehnt sich still an ihren Mann, der tröstend seinen Arm um ihre Schultern legt. Beider Augen haben sich aber nicht einen Augenblick von der Leiche abgewandt; es sind ja nur noch Augenblicke, dass sie ihr Liebstes sehen dürfen . . .

„Wie schön unsere Käthe ist!“ sagt die Mutter nach einer Weile, und ein Lächeln huscht über ihr thränendes Antlitz — schnell, flüchtig, ein Sonnenstrahl, der im Regenwetter nicht nass werden will . . .

„Und sieh mal!“ plaudert sie leise weiter, in den Anblick ihres Kindes verloren, „sieh mal die Sonntagspuppe neben ihr im Arme! Das treue Ding hat seine großen Puppenaugen auch zugemacht wie seine kleine Herrin!“

Ihr Mann schauert zusammen. Er muss an den Augenblick denken, da seine zitternde Hand der kleinen Herrin die starren Augen zudrückte —

„Weißt du,“ fuhr die Mutter fort, „es ist doch gut, dass wir damals unserer Käthe, wie sie sich's wünschte, eine Puppe zu Weihnachten schenkten, die schlafen konnte. Ja, es hätte hässlich ausgesehen, die offenen Glasaugen der Puppe da neben unserer schlafenden Käthe!“

„Erinnerst du dich?“ flüsterte sie, „es war ihre Lieblingspuppe! Noch kurz vor ihrem Tode sprach sie von ihr. Ich pflegte sie ihr des Sonntags auf ein paar Stunden zu geben. O, das war immer ein Jubel, die kurze Zeit! Aber wenn Mama ihr die Puppe dann wieder verwahren wollte, damit Käthing sie ja nicht zerbräche, dann fielen immer erst ein paar Thränen, ehe sie sie hergab . . .“

Die Mutter schwieg. Vor ihren Augen, die noch immer auf den Sarg gerichtet waren, wurden die fünf Jahre wieder lebendig, die sie nun ihre Käthe gehabt hatten. O, ihr Alles, ihr Alles war das kleine, artig-unartige Ding gewesen, ihr kleines Glück, ihre kleine Sonne, um die sich ihre ganze kleine Welt gedreht hatte. Fünf Jahre? . . . Ja, das war auch wie ein paar Sonntagsstunden gewesen, und sie und ihr Mann, zwei große Kinder, hatten sie mit ihrer Sonntagspuppe Käthe gespielt, so glücklich, so glücklich! Und jetzt? . . .

„Du,“ sagte sie leise mit sterbender Stimme, indem sie sich fester an ihren Mann schmiegte, „du, ich glaube, unser Herrgott hat uns unsere Sonntagspuppe auch nur genommen, — damit wir sie nicht zerbrechen sollten!“

derlei gesehen, wie sie solchergestalt kaum mehr auf einer Dorfbühne entsprechen würden. Alles, sagt ein bekannter Schriftsteller, ist heutzutage auf dem Theater schon elektrisch, nur — die Blitze sind es noch nicht.

In Björnsons „Über unsere Kraft“, erster Theil, kommt ein Bergsturz vor, der umso leichter darstellbar wäre, als er sich außerhalb des Scenariums abspielt. In einem großen Theater, wo ich diese Scene sah, hörte man einen heftigen Donner mit der gewöhnlichen Maschine, weiter nichts. Das ist aber zu wenig. Wenn draußen ein Bergsturz sich ereignet, so beginnt ein dumpfes Rollen, das immer mehr anschwillt, bis zum höchsten Brausen, es beben die Wände, es springen die Fenster, es wirbelt Staub und Schutt zu den Fenstern herein, es entstehen matte Feuerscheine, bis alles allmählich wieder abnimmt und zur Ruhe kommt.

In einem anderen Theater sah ich den zweiten Theil von „Über unsere Kraft“. Hier wird bekanntlich ein Schloss in die Luft gesprengt, während in seiner Halle die Scene vor unseren Augen sich vollführt. Da es die Zuschauer einige Minuten im voraus wissen, was geschieht, so ist die Spannung eine außerordentliche. Aber die Katastrophe enttäuscht uns gewaltig. Aus den Versenkungen springen die üblichen Flammengarben hervor, einige Wände beginnen sich zu bewegen, werden emporgezogen, von oben fallen einige Stücke herab, alles unter dem Geräusch, als ob Theaterdocorationen in Unordnung gekommen wären, dann sinkt der Vorhang. Und das soll heißen: jetzt ist das Schloss in die Luft gesprengt worden. Die Stimmung ist gründlich zerstört, die Tragödie ist in eine Coulissenreißerei übergegangen. Man zeigt bei diesem Vorgang zu viele Einzelnheiten, während gerade durch die Verhüllung derselben das Größte zu erreichen wäre. Wie müsste ein solches Indieluftsprengen angedeutet werden, gerade bei diesem Stück? Zuerst müsste die Scene dunkel gehalten sein. Plötzlich ein heftiger Blitzeffect von allen Seiten zugleich, ein dumpfer Schlag, dann dichter Rauch, aus dem man nur das Einstürzen h ö r t. Man entziehe alles dem Auge, was sich nicht naturgemäß darstellen läſst, der richtige Lärm ist leichter zu machen, obschon auch damit leicht eine lächerliche Wirkung erzeugt werden kann. Niemals soll man auf dem Theater große Naturereignisse und Zerstörungskatastrophen im Vordergrunde darstellen, immer halb verdeckt im Hintergrunde. Selbst das Bisschen, was man durch ein Fenster herein sehen kann, wirkt mit geringen Mitteln mehr, als ein mit großem Apparat in Scene gesetztes ganzes Bild in nächster Nähe. Ein Schneefall auf der ganzen Bühne wird sich nie so natürlich machen, als wenn man denselben durch den engen Rahmen eines Fensters sieht.

Den Menschen können wir freilich bis aufs äußerste imitieren, weil wir selber Menschen sind; die Naturerscheinungen sind schwerer zu machen, es soll hierin nur das dargestellt werden, was sich mit besten Mitteln täuschend machen läſst. Was leicht unnatürlich und kindisch wirken kann, das lasse man lieber vollends weg. So wirksam das erstere, das Einfache, Ungesuchte, die Dichtung unterstützt, so gründlich kann sie durch einen misslungenen Theatereffect zu schanden werden.

Mich hat es oft gewundert, dass die deutschen Theaterrecensenten nicht auch den Maschinenmeister in das Bereich ihrer Kritik ziehen, dass sie, die oft so viel Gewicht legen auf das Costüm der Schauspieler, auf das, was sonst ins Auge fällt, nicht die Naturerscheinungen, nicht die Coulissenkatastrophen schärfer mit ins Gebet nehmen. Die Maschinerie eines modernen Theaters ist ja kostspielig und großartig ausgebildet, sie muss also auch Großartiges leisten. Die Theatermaschine steht eben auch im Bereiche der dramatischen Kunst. K.

Ein Bekenntnis.

Von Tolstoj.

Gott ist für mich dasjenige, wonach ich mich sehne, wonach ich strebe, derart, dass in diesem Streben mein ganzes Leben besteht. Und daher existiert Er für mich, Er ist; aber Er ist durchaus ein solcher, dass ich Ihn weder begreifen, noch nennen kann. Wenn ich Ihn begreifen, wenn ich Ihn erreichen würde, so hätte ja das Streben keinen Zweck und ich würde nicht leben. Aber — und das mag als ein Widerspruch erscheinen — obwohl ich Ihn nicht begreifen und nennen kann, so kenne ich Ihn doch, das heißt ich kenne die Richtung zu Ihm. Und von allen meinen Kenntnissen ist diese sogar die sicherste.

Ihn selbst kenne ich ja nicht, und doch wird es mir immer bange, wenn ich ohne Ihn bin, und es ist mir nur dann nicht bange, wenn ich mit Ihm bin. Noch seltsamer ist das, dass Ihn mehr und besser zu kennen, als ich Ihn jetzt kenne, für mein jetziges Leben auch gar nicht nöthig ist. Ihm näher kommen, das kann und will ich, und darin besteht mein Leben, aber diese Annäherung vergrößert nicht meine Kenntnis und kann sie auch nicht vergrößern.

Jeder Versuch, sich einzubilden, dass ich Ihn erkenne (z. B. dass Er der Schöpfer sei, oder gnädig, oder etwas ähnliches), entfernt mich von Ihm und hemmt meine Annäherung an Ihn.

Seltsam ist auch, dass wirklich lieben, d. h. mehr als sich selbst und als alles lieben, ich nur Ihn allein kann; nur in dieser Liebe ist kein Stillstand, keine Abnahme (im Gegentheil, immer nur Zunahme), keine Sinnlichkeit, keine Schlauheit, keine Liebedienerei, keine Furcht, keine Selbstzufriedenheit. Alles Gute liebt man nur durch diese Liebe, wodurch denn noch resultiert, dass man also nur durch Ihn und in Ihm allein liebt und folglich auch lebt.

So also denke ich oder besser gesagt — fühle ich.

Dieses Bekenntnis des großen russischen Dichters wird von vielen nachempfunden werden.

Maschinelle Theatereffecte.

Es ist gesagt worden, dass die Schauspielkunst im Sinken, die Ausstattungstechnik des Theaters im Steigen sei. Das ist nun aber nicht richtig. Erstens gibt es noch immer Schauspieler erster Classe, die nicht Theaterfiguren, sondern Menschen darstellen, und zweitens bleibt heute die Ausstattungstechnik weiter zurück, als früher, schon auch darum, weil sie sich des Effectes willen so gerne von der Natur entfernt. In der Decorationsmalerei und den Beleuchtungsmitteln haben wir es freilich weiter gebracht, als alle Zeiten vor uns, aber die Theatermaschinerie arbeitet oft schlecht, was im Zeitalter der Maschinen besonders zu verwundern ist. An Versenkungen, Gewittern, Feuersbrünsten, Häusereinstürzen u. s. w. lässt das Publicum sich das Allerkindischeste bieten und gefallen. Und dem Kunstfreund verderben solche Coulissen-Katastrophen regelmäßig die Stimmung, anstatt sie zu erhöhen. Wenn man derlei nicht der Natur täuschend nachmachen kann, so sollte man's lieber ganz bleiben lassen. Aber die Meininger haben gezeigt, dass es auf der Bühne nicht bloß möglich ist, Menschencharaktere, sondern auch Naturstimmungen, Katastrophen rc. täuschend nachzuahmen. Also, warum wird das nicht allgemeiner geübt?

Ich habe in großen Theatern, Hoftheatern, in denen das Kleid mancher Sängerin oft hunderte von Kronen kostet, Gewitter, Versenkungen, Schiffahrten und

ansprechenderen Motiven, darf selbstverständlich ebensowenig auf weiteres Verständnis hoffen, wie der Humor in Ertl's Legende „Der Wolf von Gubbio", aus der gewiss mancher in vollkommener Verkennung künstlerischer Beweggründe irgend eine Tendenz, sei es eine kirchliche oder eine antikirchliche, heraus deutet. Ebensowenig sind die klangvollen, nur mit dem Gefühl erfassbaren Gedichte von Graf, Kollar und Ubell einer weiteren Volksthümlichkeit gewidmet. Und doch bieten besonders die gleitenden, wie musikalische Accorde vorüberrauschenden Rhythmen Ubells dem Kenner zweifellos Echtes und Wertvolles. Gedanklicher und darum verhältnismäßig leichter ist die Lyrik A. v. Drasenovich's, der mit einer ruhigen und vornehmen, hauptsächlich auf die bildende Kunst bezüglichen Einleitung das Heft eröffnet. Die Musik des Bandes haben wir von Sigmund von Hausegger spielen und — wie er sich ausdrückte — mit „der bekannten Componistenstimme" singen hören. Auch hier echte Kunst, deren Reize aber keineswegs an der Oberfläche haften, sondern errungen, erobert sein wollen. Hausegger, Kienzl, Peters haben je ein Lied beigesteuert. Entzückende musikalische Gedanken! Und prächtig auch ist Hugo Wolf's Opern-Bruchstück, eine innige, triumphierende Musik, leicht hinschreitend und verhältnismäßig rasch erfassbar. Durchwegs künstlerisch und nur theilweise allgemein empfehlenswert ist auch die bildnerische Kunst vertreten. Einen wunderschönen Linienfluss, eine originelle, neue Auffassung zeigt die „Magdalena" von Winkler, dargestellt in halberhabener Modellierung. Die Lithographien von Presuhn sind etwas scharf und keck in der Farbe, aber es sind doch gelöste Probleme. Das Schabblatt von Schad-Rossa muss die Freude jedes Kenners der Technik bilden, auch erschließt es seinen Stimmungsinhalt, wenn man, ebenso wie es bei der Literatur und Musik des Heftes nöthig ist, darnach ringt. Dasselbe gilt von der Lithographie „Heimat" und dem Titelblatt, gleichfalls von Schad. Wir haben diesen Namen zu spät genannt. Er hat nicht nur die bildende Kunst redigiert, sondern auch das Ganze geleitet, war überhaupt die Seele des Unternehmens. In der Redaction sind ihm der junge, als Dichter und Essayist ausnehmend begabte Hermann Ubell für Literatur, der Componist Wilhelm Kienzl für Musik verdienstvoll zur Seite gestanden. Von Schad stammt größtentheils der holzschnittartig wirkende, von der üblichen modernen Geschmacklosigkeit freie Buchschmuck. Auch Konrad hat solchen geliefert, dessen singende Steirer (Lithographie) zu den guten und dabei leichtansprechenden Blättern gehören. Auch Louise v. Drasenovich. Auch Margarethe Suprian, deren blaue Klamm mit Knüppeldamm uns schätzbar scheint. Aber alles nicht landläufig, nicht photographisch genug — so macht man keine Geschäfte. An gute Plakate erinnert die „Hohe See" von Supanchich. — Wir halten es für hübsch, dass einmal aus dem südlichsten größeren deutschen Culturcentrum solch' ein Gruß hinausgeflogen ist in die weiten deutschen Lande, Zeugnis gebend, dass auf diesem exponierten Posten der ideale künstlerische Gedanke selbstlose Förderung findet. Wie wird der Wiederhall sein? Von Seiten der jeweiligen Kunstgenossen, denken wir, ganz freundlich. Von Seiten der Kritik oberflächlich und nichtssagend, wie meistens. Von Seiten des größeren Publicums kühl oder abweisend. Damit haben wir das Werk genügend gekennzeichnet. Überredet worden ist niemand, es zu kaufen. Wer nicht mag, soll es nur um Gottes willen bleiben lassen! Nahezu sämmtliche Erscheinungen des deutschen Buchhandels dürfen bekanntlich fast ausnahmslos „unter keinem deutschen Weihnachtsbaum" oder „in keiner deutschen Familienbibliothek" fehlen. Von der „Grazer Kunst" gilt dies durchaus nicht. E.

Gesetzliche Rechte und Pflichten der Frau als Tochter, Gattin, Mutter und Dienstherrin. Allgemeinverständlich erläutert und begründet von Mantey. (Berlin. Wilhelm Möller.) Wenn jede verheiratete und unverheiratete Person dieses Werk besitzen, recht aufmerksam lesen und darnach handeln wollte, viel Sorgen würden erspart und mancher kostspielige und aussichtslose Rechtsstreit vermieden. V.

Siegen oder sterben. Von Friedrich Rompel. (Stuttgart. Anton Hoffmann.) Der Verzweiflungskampf der Buren gegen die britische Weltmacht fesselt seit vielen Monaten die Aufmerksamkeit der Welt aus tiefster Theilnahme, voll Bewunderung, Mitleid und Entrüstung: Bewunderung der Tapferkeit des kernhaften, kleinen Volkes, das nach der Losung „Siegen oder sterben" mit echtem Heldensinn entschlossen ist, seine schwer errungene Freiheit, sein vielversprechend erblütes Staatswesen, seinen heimischen Herd mit dem letzten Blutstropfen zu vertheidigen; Mitleid mit den Angehörigen dieser Streiter, mit ihren Frauen und Kindern, die von den Engländern barbarisch misshandelt, verlassen, vertrieben, in beständiger Angst, Sorge und Noth dahinleben und doch ihre Gatten, Söhne, Väter, Brüder draußen zum Aushalten im Kampfe anfeuern; Entrüstung über den goldgierigen Feind, der sich der höchsten Civilisation rühmt, aber sich nicht scheut, mit seiner Übermacht zwei ganz auf ihre eigene Kraft angewiesene Republiken, die vorbildlich für wahre Civilisation heißen können, widerrechtlich der edelsten Güter zu berauben und in den Staub zu treten. Welcher Geistes- und Sinnesart sind nun

Bücher.

Goethe. Von Dr. S. M. Prem. Dritte Auflage. (Leipzig. Ernst Hoppe. 1900.) Über den literarischen Wert dieser fleißigen und verdienstlichen Darstellung von Goethe's Leben und Schaffen hat sich die Fachkritik schon beim Erscheinen der ersten und zweiten Auflage in sehr günstiger Weise ausgesprochen, und die erfreuliche Thatsache, dass es nunmehr in einer dritten nnd völlig veränderten Auflage vor uns liegt, hat diese Urtheile glänzend gerechtfertigt. Es ist an Gründlichkeit und Ernst der Forschung und an gewissenhafter Berücksichtigung der neuesten Fachliteratur eines der besten Bücher, die über Goethe's Leben und Schaffen in jüngster Zeit geschrieben worden sind, und die treue und streng geschichtliche Darstellung, die ohne Schönrederei und Phrasen die Bedeutung und das Wirken des großen Dichters ins Licht rückt, sichert ihm vor vielen anderen einen unbestrittenen Vorzug. Erhöht wird der Wert des Buches durch eine ungemein reiche Anzahl von Porträts und Abbildungen, darunter einiger, die vom Verfasser nur mühsam herbeigeschafft werden konnten und durch manches Neue, was zu den einzelnen Perioden Goethe'schen Lebens und Schaffens, namentlich seiner späteren Jahre beigebracht wird, so dass das verdienstliche Werk in keiner Schul- und Hausbibliothek fehlen sollte. Dr. Ernst Gnad.

Grazer Kunst. (Graz. Hans Wagner. 1901.) Die „Grazer Kunst“ soll „als Buch, in zwangloser Folge“ erscheinen. Herausgeber ist der Grazer Künstlerbund, also eine Vereinigung von Malern, Bildhauern, kurz, bildenden Künstlern. Musik und Literatur sind geladene Gäste. Denn die eigenartige Idee des Werkes ist, eine Vereinigung der drei Künste zu bringen, wie sie auf steirischem, auf Grazer Boden in die Erscheinung treten. Vollständigkeit konnte hiebei selbstverständlich nicht erreicht werden. Ob sie im Ganzen überhaupt angestrebt wird, wissen wir nicht. Wahrscheinlich in demselben Sinne, wie sie von jeder Redaction angestrebt wird: innerhalb des gegebenen Raumes das zu bringen, was man für gut hält und bekommen kann. K o s t e n l o s bekommen kann — wäre für die „Grazer Kunst“ hinzuzufügen. Denn wie das gesammte Unternehmen nicht auf Gewinn berechnet ist, so ist auch die Mitarbeit eine selbstlose. Nur die manuellen Hersteller, Drucker u. s. w. kommen auf ihre Kosten. Rein künstlerische Gesichtspunkte sind bei dieser Publication maßgebend, dies erkennt man sofort aus dem anfangs Mai erschienenen ersten Buche. Und zwar in zweifacher Hinsicht erkennt man es, in materieller und im geistigen Gehalt. Noch niemals sind in einem Druckwerke, das Verleger, Herausgeber, Redacteure und Mitarbeiter nähren sollte, elf Originallithographien, zwei Netztondrucke, vier umfangreiche Beiträge in tadellosem Notenstich — gar nicht zu reden von zahlreichem Buchschmuck und der vornehmen, durch die Deutsche Vereinsdruckerei hergestellten typographischen Ausstattung auf starkem, gutem Papier — um den Preis von acht Kronen in den Handel gebracht worden. Materiell genommen, ist das erste Buch der „Grazer Kunst“ ein Geschenk an das Publicum. Ob auch in künstlerischer Hinsicht? In künstlerischer Hinsicht ist es insofern ein Danaergeschenk, als ja das größere Publicum dem rein Künstlerischen mit leiserer oder lauterer Feindschaft gegenüberzustehen pflegt. Es mag es nicht recht leiden, wenn der Darsteller nur in sich hineinhorcht, es möchte ihn ein wenig gefällig wissen, der Stimmung Rechnung tragend, in welcher der Leser nach dem Abendessen eine Novelle liest, in welcher der Beschauer zwischen der „Woche“ und den „Wiener Caricaturen“ einen Blick in eine künstlerisch sein wollende Kunstzeitschrift wirft, oder der Stimmung, in welcher der Hörer, abgerackert von ber Tagesarbeit und noch ganz erfüllt von dem ärgerlichen Zank, den er soeben mit seinem Vorgesetzten oder seinem Untergebenen hatte, einen Concertsaal betritt. Diese Forderung des Publicums, das Kunstwerk möge sich dem praktischen Gebrauch anpassen und einen Zweck erfüllen, ist durchaus gerechtfertigt, denn wir alle sind Menschen. Aber der Künstler kann sich nicht auf den Kopf stellen, er muss schließlich sein, wie er ist, und manchmal will's halt der Zufall, dass er anders ist, als es den meisten passt. Blätter, wo dies nicht erlaubt ist, nennt man Familienblätter. Die „Grazer Kunst“ ist nicht weniger als ein solches. Die Novelle „Vom schönen Lenerl“ ist eines der packendsten Volksbilder, die R o s e g g e r jemals entworfen. Aber diese grandiose Rücksichtslosigkeit der Schilderung wird manchen erschrecken, ja abstoßen. „Darf“ man das? „Soll“ man das? wird es heißen. Der unbezwingbare künstlerische Trieb, der jenseits alles Dürfens nnd Sollens in der Darstellung einer sozusagen gigantischen Gemeinheit dieselbe Befriedigung findet, wie in freundlicheren und

Lebensspiegelungen in Vers und Prosa von Clara Voigt. (Dresden. E. Pierson. 1900.)

Einsame Gesänge von Theodor Lessing. (Dresden. E. Pierson. 1901.)

Das Lied vom Protzen Kilian. Ein heiterer Sang aus der Ostmark von V. Krackowizer. (Linz a. D. E. Mareis.)

Worte der Seele. Ein Gedichtbuch von Erich Sachs. (Dresden. E. Pierson. 1900.)

Drheeme is drheeme. Gedichte in schlesischer Mundart von Wilhelm Oehl. (Grulich. Selbstverlag. 1900.)

Deutsch-österreichische Literaturgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Dichtung in Österreich-Ungarn. Schlussband. 1. Lieferung. Herausgegeben von Dr. J. W. Nagl und Prof. Jakob Zeidler. (Wien. Karl Fromme.)

Hinauf zur bildenden Kunst! Laiengedanke von Adolf Thiele. (Chemnitz. Selbstverlag des Verfassers. 1901.)

Der Kampf um die Wohlfahrt von Dr Karl Paruer. (Leipzig. H. W. Theodor Dieter. 1901.)

Der Kampf um das Deutschthum. Heft VII. „Tirol" von H. Nabert. (München. J. F. Lehmanns Verlag.)

Ludwig Vogel, der deutschvölkische Arbeiterführer. Von J. M. Brauner. (Brüx. Deutschvölkischer Arbeiterbund „Eiche".)

Dr. Martin Luther in Wort und Bild für Jung und Alt von Dr. Julius Disselhoff. (Kaiserswerth. Diakonissen-Anstalt.)

Jahrbuch für christliche Unterhaltung. 1901. (Kaiserswerth am Rhein. Diakonissen-Anstalt.)

Christlich-Theosophisches Gebetbuch als Wegweiser zur Wiedergeburt des Geistes. Empfangen vom Herrn und herausgegeben von Franz Schumi. (Bitterfeld. Verlag des Herausgebers. 1900.)

Die Religion der Zukunft. Von Th. Schultze. (Frankfurt a. M. Neuer Frankfurter Verlag. 1901.)

Reformkatholicismus im Mittelalter und zur Zeit der Glaubensspaltung. Von Dr. Josef Müller. (Augsburg. Lampart & Comp.)

Das sexuelle Leben der Naturvölker. Von Dr. Josef Müller. (Augsburg. Lampart & Comp.)

Was ist altkatholisch? Kurze Erläuterung des Wesens und der Ziele der altkatholischen Bewegung. Darlegung und kurze Begründung der durchgeführten Reformen zur Belehrung für Altkatholiken und solche, die es werden wollen. Von Josef Ferk, Pfarrvicar der altkatholischen Gemeinden in Steiermark. (Graz. Verlag der altkatholischen Seelsorge. 1901.)

Das Beste in der Welt. Von Theodor Zollmann. (Dresden. Gerhard Kühlmann.)

Allerlei Hobelspäne aus meiner Werkstatt. Gesammelte Aufsätze allgemein-pädagogischen sowie didactischen Inhaltes, geschrieben für Lehrer und Erzieher von Franz Mohaupt. II. Band. (Böhmisch-Leipa. Johann Künstner. 1901.)

Wann der Auerhahn balzt! Lieder und Gedichte von Franz Unger. (München. Franz C. Mickl. 1901.)

Der Vogelfreund. Unsere einheimischen Vögel in Wort und Bild. Von K. G. Lutz. (Stuttgart. Lutz' Verlag.)

Führer für Glarnerland und Walensee. Herausgegeben vom Verkehrsverein des Cantons Glarus, verfasst von Dr. Ernst Buß. (Glarus. Bäschlin.)

Nach Italien mit der Gotthardbahn. Von J. Hardmeyer. (Zürich. Orell Füßli. 1901.)

Bericht über die Thätigkeit der landwirtschaftlich-chemischen Versuchsstation der k. k. Landwirtschafts-Gesellschaft für Kärnten in Klagenfurt im Jahre 1900. Von Dr. H. Svoboda, Vorstand der Versuchsstation.

Bibliothek der Gesammtliteratur. (Halle S., Otto Hendel.) Oskar Linke „Neue Milesische Märchen". Flavius Josephus, Kleinere Schriften (Selbstbiographie, Gegen Apion, Über die Makkabäer). Oskar Linke Platos unsterbliches „Gastmahl — Gespräch über die Liebe". Die Baumann'schen Singspiele aus den österreichischen Bergen im Volksdialekt (Das Versprechen hinterm' Herd. — Der Freiherr als Wildschütz — 's erschti Busserl) von Demetrius Schrutz. Wilma Lindhé: „Durch die Brandung und andere Erzählungen", autorisierte Übersetzung.

Allgemeine National-Bibliothek. (Wien. C. Daberkow.) „Faust" von Nicolaus Lenau; ausgewählte Dialect- und hochdeutsche Dichtungen von Karl Adam Kaltenbrunner. Johann Rautenstrauch's: „Jurist und Bauer", „Das Versprechen hinterm Herd", von Alexander Baumann.

diese südafrikanischen Buren im Frieden und im Kriege? Wie ist ihr Land beschaffen, wie leben sie in ihrem Transvaal, in ihrem Oranje-Freistaat? Und ihre beiden Präsidenten, der greise Staatsmann Krüger, der kraftvolle Patriot Steijn mit ihren Räthen und Gesandten, dann ihre De Wet, De la Rey, Botha, Herzog und die anderen Generale und Helden, deren unternehmende Strategie von den kriegskundigsten Europäern angestaunt wird — welche Gestalt haben sie an Leib und Seele? Während des bisherigen Verlaufes des Krieges sind über die Buren und ihre Führer die mannigfachsten Urtheile laut geworden. Niemand hat aber wohl ein besseres Recht sein Urtheil abzugeben, als der Autor von „Siegen oder sterben", der seit vielen Jahren, auch während des Krieges, als Landesgenosse in beständigem lebendigem Verkehre mit den Buren und ihren Häuptern steht und sich der engsten persönlichen Beziehungen zu den maßgebenden Männern erfreut. — Deshalb sind auch seine Biographien und Schilderungen der Burenhelden bis zum einfachen Kämpfer hinab so wertvoll. V.

Universal-Volkslexikon, zur Aufklärung und Belehrung für jedermann. Unter Mitwirkung geistlicher und weltlicher Fach- und Volksmänner herausgegeben von phil. dr. Nikolaus Thoemes. (Nordhausen. Vincentius-Buchhandlung.) Eine Voraussetzung aller socialen Reformen, denen unsere Zeit offenbar entgegenstrebt, ist zweifelsohne ein höheres Maß von Volksbildung. Ein unentbehrliches Mittel derselben sind u. a. auch die populären, encyklopädischen Werke. Während man auf diesem Gebiete allenthalben in regem Eifer an der Arbeit war, wurde auf katholischer Seite lange fast jede Gegenarbeit vermisst. Umso freudiger begrüßen wir das vorliegende Universal-Volkslexikon. Dasselbe will, laut ausgeschicktem Prospecte, die reichen und kostbaren Schätze, welche die kirchliche wie profane Wissenschaft aller Gebiete in den bedeutendsten Werken der Neuzeit aufgestapelt hat, bei einem mäßigen Umfange in durchwegs leichtfasslichen und klaren Artikeln zum Gemeingut weitester Volkskreise machen. Es ist daher eine reiche Quelle der Belehrung für jeden, der sich über Welt und Wissen in Vergangenheit und Gegenwart, unter besonderer Berücksichtigung katholischen Wirkens und Strebens, katholischer Welt- und Lebensanschauung unterrichten will. Das Werk kommt einem dringenden Bedürfnis entgegen, weil es sowohl handlich als auch sehr billig ist, während die großen vielbändigen Conversations-Lexika, in ihrer Schreibweise zu hoch gehalten und viel zu theuer, thatsächlich nur wenigen Auserwählten zugänglich sind. Es ist ein zeitgemäßes und nützliches Werk, welches sicher seinen Weg zum Herzen des Volkes finden und sich voraussichtlich überall einbürgern wird. Es sei dasselbe hiermit auch unsererseits auf das wärmste empfohlen, schon darum, weil es auch ein Scherflein zur Hebung der Bildung unseres Volkes beitragen will. Dr. V.

Unterm Regenbogen. Von Paul Remer. (Berlin. Schuster und Löffler. 1896.) Das diesem Hefte einverleibte Stückchen „Die Sonntagspuppe" ist eine Probe von der eigenartigen Poesie des Büchleins. M.

Napoleon I. am Schluss seines Lebens von Lord Rosebery, nebst Illustrationen, den Aufenthalt Napoleons auf St. Helena betreffend. Übertragen von Oscar Marschall von Bieberstein. (Leipzig. Schmidt & Günther.) Das Werk eröffnet neue Einblicke ganz eigener Art in die Seelenthätigkeit Napoleons, dieses Mannes, dessen Andenken noch für lange Zeit die Welt beschäftigen wird. V.

Deutsche Export-Revue. Unter diesem Titel wird demnächst eine neue Vierteljahrs-Zeitschrift in der Deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart zu erscheinen beginnen, die regelmäßig über die Fortschritte auf industriellem und technischem Gebiete Deutschlands berichten und ausschließlich dem deutschen Export dienen soll.

Büchereinlauf.

Wolken und Sunnschein. Gesammelte Dorfgeschichten von Ludwig Anzengruber. (Stuttgart. J. G. Cotta'sche Buchhandlung. 1901.)

Unter den Frauentürmen. Roman aus dem Münchner Leben von Maximilian Krauß. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.)

The Forest-Schoolmaster. By Peter Rosegger. Anthori-zed Translation by Frances E. Skinner. (New-York and London. G. P. Putnams Sons. 1901.)

Das Licht ist geboren. Eine Jahrhundertgeschichte in sechs Ausschnitten von A. Süren. (Dresden. E. Pierson.)

Zu Haus. Schleswig-Holstein'sche Novellen von Luise Schenk. (Dresden. E. Pierson. 1901.)

Jürgen Piepers. Niederdeutsches Volksstück von Fritz Stavenhagen. (Hamburg. August Harms. 1901.)

Judas Ende. Historischer Roman aus den Anfängen des Christenthums von Anton de Waal. (München. Allgemeine Verlagsgesellschaft. 1901.)

Heimatsklänge von Georg Vogel. In Heften. (Eisenstein. Selbstverlag des Verfassers. 1900.)

Ebbe und Flut. Gedichte von Anton Bruckner. (Stuttgart. Jos. Roth'sche Verlagshandlung. 1901.)

Heimgarten

Juli 1901.

10. Heft. 25. Jahrg.

Weltgift.

Ein Roman von **Peter Rosegger.**

(7. Fortsetzung.)

In Sebald Hauslers Tagebuch findet sich folgendes Blatt:

„Mir scheint, es naht das Ende. Mit diesem Menschen ist es nun aus. Wie der Profoß dem Arrestanten, so reicht er mir täglich mein Essen, kalt und wortlos. Ernst wird er mich wohl nie genommen haben, wenn er abwechselnd Compagnon, Vater, Bruder, Kamerad zu mir sagte. Nun bin ich ihm zu Verachtung. Und das zerschmettert mich. Ich habe ihn einmal lieb gehabt. Jetzt ist das auch weg. Nicht dreispännig gefahren Sesam! Nicht so wie in der Fletz? Es ist der verdammte Blutstropfen der Hausler. — Wie der Profoß den Arrestanten — genau so.

Also endgiltiger Bankerott der Firma Hausler. — Nun heißt es eine kluge Wahl treffen. Ich glaube, der Strick wäre das empfehlenswerteste. Der wird am häufigsten beliebt. Aber —. Jeden Tag hält mich etwas anderes ab. Und aus diesem feigen Lumpenpack will er Übermenschen machen? Man sagt, mit der Entartung werden die Selbstmorde zunehmen. Ich fürchte das nicht. Aus dem heroischen Aufbäumen wird ein ängstliches Zappeln. Es bleibt kaum noch die Kraft, um zu jammern über die Schlechtigkeit, über das Weltelend; zu einem Druck

Aufruf zur Errichtung eines Adolf Pichler-Denkmals in Innsbruck.

Im November 1900 ist Adolf Pichler, die Edeltanne im deutschen Dichterwalde, niedergebrochen.

Unsterbliche Hymnen hat er gesungen, Gestalten geformt aus dem Thon schlichter Größe und voll treuer Hingebung an die Wirklichkeit; seine Bergheimat hat er geschildert mit liebender Künstlerhand und die Ruhe des Weisen erquickt uns in seinen Werken.

Geologe von Fach, war Adolf Pichler mit unbefangenem Forscherblick begabt und seine Weltauffassung quillt aus dem Boden froher Naturbegeisterung.

Seine Kraft wurzelt im deutschen Volksthum, das er hochgehalten unentwegt mit flammenden Worten, aber auch mit wehrhafter That, als er im Jahre 1848 als Hauptmann der Studentencompagnie, den Stutzen in der Faust, die deutsche Südmark vertheidigte und dann den bedrängten Brüdern in Schleswig-Holstein zu Hilfe eilte.

Diese bergtrotzige Männlichkeit seines Wesens, die ursprüngliche Frische und Gesundheit seiner Gedanken machen ihn vorbildlich für alle Zeiten und stempeln seine Schöpfungen zu einem mächtigen Erziehungsfactor im deutschen Volksleben.

Darum soll uns Adolf Pichler, der Dichter und Weise, der Held und Forscher, wiedererstehen im Bilde aus Erz gegossen; wir wollen ihm ein Denkmal setzen, da, wo er gelebt und gewirkt: in Innsbruck, wohin jährlich Tausende pilgern, die Alpen zu schauen. Und allen Deutschen soll er vom granitenen Sockel herab Mahnung sein, einen Trunk der Gesundheit zu thun aus dem Jungbrunnen seiner Dichterwerke.

Nicht gering sind die Kosten des Denkmals, aber das ganze deutsche Volk wird zur Errichtung beitragen und mit Freuden ein Opfer niederlegen auf dem Altare der Kunstverehrung.

Spenden sind erbeten unter der Anschrift: Adolf Pichler-Denkmal-Comité in Innsbruck.

Die Redaction des „Heimgarten" aber würde bei dieser Gelegenheit besonders dazu einladen, Pichler's Werke zu kaufen und zu lesen. Ein Denkmal, das der Dichter sich selber gesetzt hat, ist doch das wichtigste.

Postkarten des „Heimgarten".

* Rosegger bittet, alle geschäftlichen „Heimgarten"-Correspondenzen an den Verlag „Leykam" in Graz zu richten, Manuscripte unaufgefordert überhaupt nicht zu schicken, weder an den Verlag, noch an den Herausgeber. Rosegger bedarf den Sommer über zur Erholung großer Ruhe und Zurückgezogenheit.

H. St., Wien. Die Angaben über Adalbert Stifters Geburtsjahr differieren zwischen 1805 und 1806. Auf dem Projecte des zu errichtenden Stifterdenkmals in Linz steht als Geburtsjahr 1805. Vielleicht wird die Zahl bei dieser Gelegenheit endgiltig festgestellt. – Was die „Österreichisch-ungarische Monarchie" über den „Heimgarten" sagt, ist uns nicht bekannt. — Sie fragen, was Sie lesen sollen, um Theaterstücke schreiben zu können? Zum Dichten ist weniger eine gute Lectüre nöthig, als ein gutes Talent.

W. J., Frankfurt a. M. Das Anstrengende bei meinen Vorlesungen für mich liegt nicht im Vorlesen selbst, sondern in dem fatalen „Gefeiertwerden", in den umständlichen Empfängen, in den Gastfreundschaften, in dem Vielsprechenmüssen außerhalb der Vorlesungen. So muss man z. B. nach der Vorlesung müde und erschöpft an einer lauten Unterhaltung theilnehmen, bei welcher von allen Seiten auf einen eingesprochen wird; oft ist sogar noch Musik dabei, die durch das Sprechen überschrien werden muss. Von den lästigen und ermüdenden Autographensammlern gar nicht zu reden. Wenn man sich bei solchen Geselligkeiten langweilt, das ist noch das beste; wenn man sich aber angeregt fühlt, wenn man sich ausgibt, dann ist für die folgende Nacht der ohnehin schlechte Schlaf gänzlich weg und am nächsten Tage ist man gebrochen. Mit vielen anderen Vorlesern sage ich es: Öfter könnte man sprechen, wenn keine Formalitäten dran hiengen, wenn man unmittelbar vor der Vorlesung ankommen könnte und unmittelbar nach derselben wieder verschwinden dürfte. Aber damit sind die Leute nicht zufrieden. R.

(Geschlossen am 15. Mai 1901.)

Für die Redaction verantwortlich: P. Rosegger. — Druckerei „Leykam" in Graz.

sagt. Die Vieher sind besser wie die Leut'." Nun wollte er seinen Ochsen auch etwas Erfreuliches sagen. Vom Toni etwas, dem Mediciner. Freilich habe der das meiste Geld gekostet, das ärztliche Studium sei das allerlängste. Aber nun gehe es ihm schon gut und er werde bald zu einem Erwerb kommen. „Und wenn's auch nur ein Bader wird, so hat er's besser als so ein Weltweiser, der mit seiner Weisheit hausieren geht und dem keiner eine abkauft. Gescheitheit kauft keiner. Gesund ist nit jeder, aber gescheit ist jeder, wenigstens glaubt er's. Ich hab's auch einmal geglaubt von mir selber. Dazumal, wie der alte Zimmermann, der Christian, gesagt hat: Lindwurm, gib sie nit in die Stadt, deine Buben, gib sie nit fort, du kriegst sie nimmer zurück, futsch sind sie. Nichts frisst die Stadt lieber, wie Bauern! — Aber natürlich ich in meiner Hoffart: Studieren, nur studieren lassen die Buben! So geht's halt, wenn man zu weit oben hinaus will. — Seid ihr schon bald satt?" fragte er die Rinder. „Nachher gehen wir heim, dass auch ich zu meinem Kraut komm'."

Bevor er sich noch erhob von seinem Steinbühel, fiel ihm eine Gestalt auf, die den Fußsteig entlang langsam herankam, immer näher und näher. Ein Mann war's, der einen Rucksack trug und in der Hand am Henkel ein Holzkofferchen. Als er ganz nahe war, blieb er vor dem Lindwurm stehen und rief aus: „Wie? Was? Ist das nicht das Vaterl? -- Ist es das? Dann grüß Gott! Ich bin's."

Der Bauer stand schwerfällig auf: „Wenn diese Stimme richtig ist?" Unsicher, zagend sagte er es.

„Ja Vater, sie i s t richtig. Der Toni muss doch einmal nachschauen gehen, wie es euch geht, mit einand. Gut, natürlich!"

„Gut, sagst", entgegnete der Lindwurm, „nun, wenn du's eh weißt —"

Der Ankömmling legte seinen Arm um den mageren Mann: „Also, da wär'n wir ja wieder beisammen! — Oho! Mir scheint — mir scheint, das rundliche Bäuchlein ist weg. Darf euch nicht leid sein drum. Wenig Fett, feste Muskeln — das sind die gesündesten Leute. Und das Mutterl? Na, die wird hupfen. Und denkt euch, jetzt kann ich eine Weile bei euch bleiben, jetzt soll's einmal gemüthlich werden auf dem alten Lindwurmhof."

Der alte Bauer fand anfangs kaum die Sprache. „Ist brav, ist brav, Anton", sagte er dann hastig, erregt, wie es sonst nicht seine Art war. „Doctor muss man jetzt schon sagen. Bist du zu Fuß her? Doch gefahren? Schön Wetter haben wir jetzt, gelt?" Sie giengen, die Ochsen vor sich herleitend, dem Hofe zu. „Zu Fuß bist?"

„Freilich zu Fuß. Dafür bringe ich auch einen musterhaft ausgewachsenen Appetit mit. Ja, man könnte ihn ohne Großsprecherei

am Zünglein reicht sie entschieden bald nicht mehr aus. Die feige Bestie der Civilisation. Wenn man wenigstens den Muth hätte, ein gründlicher Bösewicht zu sein. Aber man bringt es bloß zum Spitzbuben — im besten Fall. — Wie der Profoß dem Arrestanten, so schiebt er mir die Nahrung hin. Hohe Zeit! Hohe Zeit! Ich will gehen."

Aber er gieng nicht. Einsam, furchtsam strich er in der Gegend umher, halb im Jägergewand, halb im verschlissenen Salonanzug, Haar und Bart verwildert, die Gestalt bisweilen schwankend. In kurzer Zeit war er so geworden, und die Leute wussten nicht, was sie sich denken sollten.

An einem Herbstabend saß auf einem Steinbühel der alte Lindwurm und eichtete ein Ochsenpaar, das tagsüber am Karren gewesen. Es war schon so dunkel, dass der Vollmond von den Rindern leichte Schattenbilder warf. Der alternde Bauer sprach halblaut mit sich selber und klagte sich sein Anliegen. — „Es geht halt abwärts. Das Geld für den verkauften Hochkaser ist gewesen wie ein Tropfen auf heißes Eisen. Zisch hat's gemacht, weiter nichts. Den Schimmel verkauft, die Uhrkette verkauft, sogar am Hut den Gamsbart verkauft. Lauter kleinwinzige Tropfen — zisch machts und nix ist's." Er und die gute Mutter könnten nicht mehr anziehen. Die Dienstboten thäten nicht gut, der Michel und das Lisele seien die besten Arbeiter. Die Mutter thäte nur zu viel verkochen, fettes und reichliches Essen auf den Tisch, das sei immer ihr „Heil" gewesen. Fremde Leute bewirten, den Kleinhäuslern der Nachbarschaft Brot, Mehl und Speck zutragen, das sei immer ihr Fehler gewesen. „Und den Hunden und Hühnern die reine Leutekost. Sie ist halt ein ganzer Thiernarr. Die Vieher wären ihr lieber als die Leut', sagt sie und streut ihnen alles für. Sie verthut viel. Aus lauter Gutherzigkeit." Früher habe es das auch getragen, aber jetzt sei es kleber — kleber. Und wenn etwan auch noch der Flugbrand sollte kommen übers Korn, nachher könnten sie gleich gute Nacht sagen und ihre Bündeln packen. Etliche Nachbarn thäten klagen, dass sie sich nicht mehr satt essen könnten. Diese Klage habe er nicht. Er sei oft schon satt, bevor er zu Tisch gehe, vor Sorgen. Was einem die Studenten für Kummer machen mögen, das könne man nicht glauben. Das viele Geld, was in die Stadt geschickt und getragen worden sei! Und der eine sitze jetzt da und habe keinen Verdienst. Damals, wie der Michel ausgesprungen sei von der Studie, habe er gerade geglaubt, er müsse alles zerreißen vor Zorn? Jetzt? Wie stünde es mit dem Lindwurmhof, wenn der Michel nicht zurückgekommen wär'!

Die Ochsen grasten mit ihren großen Schnauzen nahe um ihn herum und er hörte, wie sie mit den Zähnen das Gras abrissen. Es that ihm wohl, dass sie so traulich waren, ihn däuchte fast, als hätten sie Theilnahme mit seiner Bedrängnis. „Wird eh so sein, wie die Mutter

Die kleine Schwester packte er an den Armen: „Aber Lisele! Willst du denn immer noch nicht in die Höhe? Und es warten schon die Männer auf dich. Soll ich dir einen verschreiben?“

„Aus der Apotheke vielleicht? Dank schön.“

Dem Michel, der vom Holzschneiden kam und sich mit dem Ärmling den Schweiß vom Gesicht wischte, rief er zu: „Aber Micherl! So schwitzen! Hast du dein Griechisch und Latein denn immer noch nicht verschwitzt?“

Den Doctor Berthold, der lässig am Thürpfosten lehnte, begrüßte er als den achten Weltweisen.

Der Philosoph reinigte mit dem Sacktuch seine Augengläser und gab mit classischer Ruhe der Meinung Ausdruck, dass Sesam nun bald seine Universität haben würde, zwei Facultäten wären auf dem Lindwurmhof schon beisammen.

Der Mediciner hatte unterschiedliche Dinge mitgebracht im Rucksack und Kofferchen, die er an der Tischbank ablegte. Er war in einer Art Touristenanzug, hatte blondes, kurzgeschnittenes Haar und ein rundes, wohlgeröthetes Gesicht, dem weder Stadtluft noch Bücherstaub viel hatte anhaben können. Seine frohe Stimme erscholl durchs ganze Haus. Die Mutter machte auch ein lächelndes Gesicht, später aber stand sie mit ihrem Mann im dunklen Vorgelass und sagte leise: „Aber du mein Gott und Herr, jetzt ist der auch da!“

„Er hat noch keinen Futtertrog gefunden“, sagte der Lindwurm.

„Jetzt, was fangen wir an? Zwei gesunde Mägen mehr, die machen schon was aus. Von Herzen gern, dass ich alle daheim hab’. Nichts lieber, als ihnen was geben, wenn man’s nur hätt’. Mein Gott, mit den Kindern ist wohl ein blutiges Kreuz!“

„Dass neuzeit alles in die Stadt thät laufen, heißt’s“, sagte der Alte mit bitterer Ironie. „Ich find’ das nit. Mich deucht, die Stadtleut’ laufen auf’s Land. Wenn’s Hunger haben.“

„Aber gelt, Vater, vorhalten thust es ihnen nit, gelt? ’s ist ihnen eh selber nit gut und dem Toni sieht man’s an, wie er sich mit dem Lustigsein trösten will. Es wird doch wohl eine Veränderung nehmen. Was der Herrgott schickt, muss man halt tragen.“

Während die Alten im Vorgelass bekümmert waren, schmorte am Herdfeuer schon der Eierkuchen in Schmalz.

„Und schlafen müsst ihr halt beisammen in der Dachkammer oben.“

„In der Dachkammer? Aber Mutterl, wir sind ja keine deutschen Dichter.“

Wenn diese Bemerkung im Lindwurmhof auch nicht allgemein verstanden wurde, so erlitt des Mediciners Heiterkeit doch keine Einbuße. Doctor Berthold jedoch war durchaus nicht erbaut darüber, mit dem

geradezu Hunger nennen. Aber gewiss, Vaterl! Und wohnen werde ich wieder auf dem Hochkaser."

„Der ist ja verkauft. Hab' ich dir das nicht geschrieben?"

Der Ankömmling blieb wie festgewurzelt stehen uud sagte: „Ich bin starr! Ihr werdet doch den Kochkaser nicht verkauft haben! Ja, Leute, seid ihr denn von Sinnen?"

„'s wohnt auch dein Bruder jetzt bei uns im Hof."

„Der Michel, dieser Hallodri."

„Der Berthold."

„Wie? Der Berthold ist da? Der Berthold ist bei euch, dieser hochgelahrte Brahmane? Ja um des Himmelswillen, was treibt denn der in Sesam?"

„Er hat noch keine Stelle."

„Der hat noch keine Stelle?! Na hört einmal, dann ist er selbst schuld. Dann ist's die Größe seiner Weisheit, die in keinem Lehrsaal Platz findet. Ich habe mir's übrigens gedacht."

„Weil nur du aus dem Wasser bist, Anton — —" sagte der Bauer, gleichsam tastend, unsicher den Fuß voransetzend, ob der Boden wohl fest sei.

„Aus dem Wasser — so weit ja", meinte Doctor Anton, „aber noch nicht ganz im Trockenen. Die Sache ist nämlich so: Die erstbeste Futterkrippe will man nicht annehmen. Unter Dreitausend — das ist aber schon die schandbarste Tiefe — kann in unserer Zeit kein Mensch vegetieren, geschweige existieren. Übrigens ist es immerhin gut, sich noch ein wenig weiterbilden zu können, in der Stille, versteht ihr. In der Klinik merkt der junge Arzt erst, was noch fehlt. Das will ich nun nachholen."

Da sagte der Bauer geradehin: „Also zu deutsch, mein lieber Toni, du hast auch noch keine Stelle. Du hast sechs Jahr' studiert und kannst noch nix."

„Aber Vaterl, was soll ich darauf nur sagen? Man kann sich doch nicht selber loben. Große Männer sind immer bescheiden. — Jetzt aber passt einmal auf, wie Mutschgerl springen wird!"

So hatte Doctor Anton sich mit gutem Humor eingehakt. Während der Lindwurm im Hof die Ochsen versorgte, fiel der Heimkehrende der Mutter um den Hals und erhob ein solches Freudengeschrei, dass die Hühner auf der Stange aus ihrem Schlafe schreckten und zu gackern begannen.

„Hau, die Biberln!" rief er lustig: „Mir scheint, die haben schon Angst vor dem Gebackenwerden. Ja, meine lieben Hühner, da kann ich euch nicht helfen. Wenn der Herr Doctor heimkommt, da heißts Aufwartung machen in der Schüssel!"

niederträchtiger ist.“ Auch der Doctor hatte also die Thiere lieb, spielte manchmal mit den Hündchen und Kaninchen und trieb mit ihnen allerlei Abrichtungsversuche. Nur die Katzen wussten seine wohlwollenden Annäherungen nicht zu würdigen, sie flohen vor ihm über den Dachfirst hin, von gesicherter Stelle schnurrten sie auf ihn herab und machten grünglühende Augen.

Mit dem Lisele standen die Doctoren gut. Anton neckte sie gerne mit dem Heiraten, während Berthold sagte: „Schwester, nur das nicht. Die Gattung ist zu degeneriert, um eines Weiterbestandes wert zu sein, verstehst du?“

„Das ist mir zu gescheit“, antwortete sie.

Eines Tages waren im Schachen zwei Knaben aneineinder gerathen. Der Kleinere hatte zum Größeren gesagt: „Du bist ein dummer Mensch!“

Darob versetzte der Größere ihm eine Ohrfeige.

Der Kleinere: „Du bist ein grober Mensch!“

Der Größere spuckte ihm ins Gesicht.

Der Kleinere: „Du bist ein frecher Mensch!“

Der Größere packte ihn, schleuderte ihn zu Boden und würgte ihn.

Der kleine Misshandelte konnte kaum noch gurgeln: „Du bist ein lieber Mensch! Du bist ein lieber Mensch! Franzel, lass mich aus!“

Der Größere ließ locker.

Die beiden Doctoren hatten dem Handel heimlich zugesehen. „Siehst du“, sagte Berthold, „so gehts. Der Schwache darf nicht einmal die Wahrheit sagen, darf nicht freimüthig sein, darf nur solche Tugenden haben, die dem Starken gefallen. So wird er heuchlerisch, kriecherisch, tückisch und noch allerhand anderes. Also ausrotten, die Missgeburt!“

„Aber Junge!“ lachte Anton. „Du hast ja gerade an den zwei Gassenbuben gesehen, dass den Einen der Freimuth in die Gefahr gebracht, die Heuchelei aber gerettet hat. Folglich ist der Heuchler und der Kriecher der Stärkere.“

Berthold legte ihm sanft die Hand aufs Haupt: „Ich segne dich, mein Kind. Nur thue mir den einzigen Gefallen, nicht zu philosophieren. Du blamierst dich.“

Das war allemal der Schlusseffect des Philosophen, wenn er sonst nichts zu sagen wusste.

Den aus der „Studie“ gesprungenen Michel behandelten die beiden Brüder von oben herab. Der Philosoph herrisch, der Mediciner heiter frotzelnd. Wenn der Michel auf dem Felde den zähen Rasen umgrub, lag der Toni manchmal am Rain und schaute ihm behaglich zu. „Das muss eine Vieharbeit sein“, sagte er dann. Der Michel überhörte es, grub und grub.

Ein gutes Zusammensehen hatte der Mediciner mit dem jungen Hochkaserer. Jakobs stillbehagliche Heiterkeit, die sogar manchmal in

„Jodoform-Rüpel“ in einem Bette schlafen zu müssen, zumal er sich in diesem nicht als der absolut Stärkere wusste. Und um den Ereignissen vorzugreifen — der Mediciner hat den Philosophen nicht schlecht an die Wand gedrückt.

Denn die beiden standen sich nun auf dem Heimatshause einander im Wege, und gerade im Bette empfand jeder das feindliche Lager. Der Philosoph suchte darin seine älteren Rechte geltend zu machen, stemmte stets Arme und Beine an die Wand, um den Eindringling mit dem Rücken über die Kante hinauszudrängen. Der Mediciner jedoch umarmte fest seinen Leib und sagte: „Bitte, nach Ihnen, mein Herr!“

Berthold rächte sich durch Aussprüche. „Um zur menschenwürdigen Cultur zu gelangen“, sagte er einmal, „müsste man euch Giftmischer überhaupt tödten. Was wollt ihr denn? Das Leben vergiftet ihr, anstatt es zu stärken. Wer nicht gesund ist, verdient überhaupt nicht zu leben.“

„Freund“, antwortete der Mediciner, „du bekommst auf die Stirn einen kalten Umschlag und Rhabarber.“

Eines Morgens fand die Lindwurm-Mutter das Bett in Trümmern. Sie forschte nicht weiter nach der Ursache, seufzte nur: „’s ist halt ein Kreuz mit den Kindern!“ — Sie behauptete immer, all’ ihre Kinder gleich lieb zu haben. Sie fürchtete sich zu versündigen durch das Zugeständnis, dass der Toni ihrem Herzen um nächsten stand. Der war als Kind viel krank gewesen, hatte ihr den meisten Kummer gemacht. Jetzt war er Doctor, und sie ertappte sich bei dem frevlerischen Wunsch, einmal ein bischen krank zu sein, um sich vom Toni heilen zu lassen. Sie redete gern über körperliche Leiden zu ihm und was es denn sei, dass der Mensch so auf einmal Seitenstechen haben könne? Und was die Ursache sei, dass man husten müsse, und ob es wohl wahr sei, dass man sich keinen Schnupfen vertreiben soll und welches wohl das beste Mittel gegen die Gicht wäre? Aber es kam nichts rechtes heraus. Der Doctor sagte lateinische Namen und erklärte die alten Hausmittel lachend für Unsinn. Das Schlimmste entstand, wenn die Mutter vom Bader in Oberbusch sprach. Da verlor unser Toni seinen Humor. Die Bader seien alle Quacksalber, man müsse sie hängen, sie seien geradezu gemeinschädlich — wenigstens für junge Doctoren.

Gemeinsam mit seiner Mutter hatte der Mediciner die Thierfreundlichkeit. Wenn sie davon sprach, dass der Mensch Wachsamkeit vom Hunde, Reinlichkeit von der Katze lernen solle; oder von der Dankbarkeit der Hühner, die nach jedem Bissen, den sie schlucken, den Kopf gegen Himmel erheben; wenn sie in allen Thieren die gute Seele sah, die sie selber war, da legte ihr Doctor Anton zärtlich den Arm um den Hals: „Mutterl, du hast ganz recht, Mensch und Vieh — es kommt aufs Gleiche hinaus. Nur daß der Mensch immer einmal ein klein bissel

um sich wieder einmal aussprechen zu können, denn Jakob war immer noch der wortkarge „Profoß"; zweitens um etwa durch kluge Aushorchungen darauf zu kommen, wie man schmerzlos ans Ziel gelangen könne.

Die Gelegenheit ergab sich an jenem Tage, als der Mediciner bei einem Waldgange Sebald im feuchten Moose schlafend fand. Er rüttelte ihn auf: „Das geht nicht, Herr Hausler, das ist nicht gesund!"

Obschon Sebald eigentlich nicht geschlafen hatte, that er doch, als ob er erwache und war erstaunt, den jungen Doctor vor sich zu sehen. Sie kamen in ein Gespräch und der Mediciner äußerte sein Bedenken über Sebalds schlechtes Aussehen. Es war bald so weit, dass er ihm den Puls fühlen, ihn an der Brust beklopfen und sonstige Untersuchungen anstellen konnte. Dabei vermochte er seinen Schrecken nicht ganz zu verbergen.

„Das ist doch seltsam, seltsam!" sagte er endlich mit der ernstesten Miene. „Eine Constitution, dass Sie damit Methusalem der zweite werden könnten. Und doch dieses Übel, dieses abscheuliche Übel!"

„Welches Übel, Herr Doctor?"

„Herr Hausler", sagte der Mediciner. „Sie können sich jeden Tag versteigern lassen an den Kliniken. Ihr Eingeweide kommt in Spiritus für künftige Geschlechter. Der Fall ist zu selten. Sie haben den Herzschwamm."

„Den Herz—." Das Wort erstarb ihm im Mund. Jetzt war ihm alles klar, sein ganzes Leben, sein ganzes Schicksal. Er hat den Herzschwamm.

„Da gibt es natürlich keine Hilfe?" fragte er lauernd.

Der Mediciner zuckte die Achseln. „Gewöhnlich keine", sagte er dann. „Das Leiden hat seine Wurzel fast immer schon in der Jugend. Im Laufe der Zeit, durch das unnatürliche Leben, das wir arme Culturmenschen besonders in den Städten führen müssen, steigert es sich. Das Herz wird matt, wulstig, unempfindlich, blutleer und fett und mit der Zeit schwammig. Bis natürlich der Patient geistig und körperlich zugrunde gehen muss."

„Gewöhnlich keine Hilfe, sagten Sie, Herr Doctor. Also doch nicht g a n z ausgeschlossen . . ."

„Fast so viel, als ganz. Das heißt: Ein Mittel gibt es, und gerade für diese besondere Erscheinung ein fast unfehlbares Mittel, aber leider — in unseren Apotheken fehlt es. Weil es sich nämlich nicht aufbehalten lässt. Es muss von dem Leidenden frisch, wie es gefunden wird, angewendet werden. Es ist die uralt bekannte Radix Mandragora, auch unter dem Namen Alraunwurzel bekannt."

„Alraun!" fiel Sebald lebhaft drein, „ich hörte davon, das soll ein sehr wunderbares Ding sein. Mein Gott, und kommt sie denn so selten vor?"

Übermuth aufgieng, gefiel ihm. Wenn Jakob an Sonntagen nachmittags sich mit anderen Burschen zusammenthat, mit ihnen sang und jauchzte, zu allerlei Schabernack aufgelegt war und jedes Äderchen an ihm zuckte vor Lebenslust, da gesellte sich auch der Doctor gerne bei, und sie unterschieden sich nicht von anderen herlebigen Bauernjodeln. Jakob war ganz Bauer geworden, als wäre er aus Sesam-Lehm gekrochen — ein jungfrischer Adam. So zuwider ihm der alles bekrittelnde Philosoph war, so gerne hielt er sich an den Mediciner, der trotz aller Widerwärtigkeit auf dem Lindwurmhof überzeugt war, dass die Welt gut eingerichtet ist.

Besonders das, dass andere arbeiten mussten, damit er des Lebens froh sein konnte. Auch Jakob fand es in Ordnung, dass die Arbeit getheilt war, denn er hegte die Meinung, dass der Mediciner manchmal rasend studiere. Auch wenn er scheinbar spazieren gieng. „Solche Herren sind immer thätig, arbeiten sie selbst nicht, so arbeitet es in ihnen.“ Der selbst so unermüdlich Arbeitende vermochte sich einen Nichtsthuer kaum vorzustellen. In diesem Punkte verließ ihn der Humor.

Darum klagte er eines Tages dem Mediciner seine Noth mit dem Bruder Sebald. Sein Kamerad auf dem Hochkaser sei trotz allerlei Versuche und Anläufe nicht zu einem regelmäßigen Arbeiten zu bringen. Aus Unthätigkeit, Langeweile und den sich daraus ergebenden Dingen sei es mit ihm weit gekommen. Körperlich und geistig. Es sei schwer, alles zu sagen. — Allmählich fand sich der Mediciner aber doch eingeweiht in die Verhältnisse der „Brüder Hausler“ und in den Zustand des haltlosen Schwächlings. Der Fall war ihm interessant und war gleich ein willkommenes Object, besonders um psychologische Studien zu machen.

„Nit zu reden davon, dass er mir ganz krank wird“, sagte Jakob. „Aber so gar nix thun, so gar nix — das ist nit mit anzusehen. Wo auf Hochkaser in allen Winkeln und auf jedem Fleck die Arbeit liegt, und eine, die sich auszahlt. Da hab' ich im Berggraben oben einen Acker, das heißt, es ist noch keiner, kann aber einer werden und wird einer werden, bis die Steine wegkommen. Wenn jemand alle Tag' ein paar Stund' thät Steine graben — in einem halben Jahr wär's gethan — das beste Kornfeld!“

„Wollen Sie von diesem Menschen verlangen, dass er Boden rodet?“ fragte der Mediciner. „Glauben Sie, dass so etwas möglich wäre?“

„Ich glaub's nicht“, sagte Jakob.

„Ich auch nicht“, lachte der Doctor. „Aber — wissen Sie was — probieren wir's. Wenn wir ihn nur zu irgendeiner regelmäßigen körperlichen Thätigkeit bringen, so ist viel gewonnen. Aber Sie dürfen mir das Spiel nicht verderben.“

Zur Zeit war es mit Sebald wirklich so weit, dass er sich mit einem Arzt zu besprechen wünschte, und zwar aus zwei Gründen. Erstens

da rief drinnen der Anton: „Jetzt kann ich niemanden brauchen da, ich bin im Studieren und will ungestört sein.“

„Was thust du drinnen!“ rief sie und rüttelte mit aller Kraft, bis das Thor aufsprang.

„Ah, Mutterl, das ist nichts für euch. Geht nur wieder kochen“, sagte der Mediciner lachend und wollte sie zum Thor hinausschieben. Sie sprang hin zum Schragen und sah es. Mit beiden Händen fuhr sie sich über die Augen, ob sie recht sehe —. Das festgenagelte Thier zuckte und zitterte krampfhaft, es lebte! Und unter dem Ohr, tief im Fleisch stak jene Nadel, die er vorher glühend gemacht hatte. Die Bäuerin taumelte, sie wollte sprechen und konnte nicht. „Ein Messer, ein Messer!“ Diese Worte stieß sie stöhnend hervor, und als das Lisele ein Küchenmesser brachte — der Doctor glaubte einen Augenblick, die Mutter sei rasend geworden — durchschnitt sie mit zwei heftigen Schnitten die Gurgel des Thieres.

Während das Blut sachte vom Schragen niedertroff, standen sie sich gegenüber — schweigend. Er war ein wenig blass geworden. Sie sprach endlich seinen Namen aus, aber in einem Tone grenzenloser Bestürzung. Er wollte den Mund öffnen, um sich zu vertheidigen, da unterbrach sie ihn gewaltig: „Ja Mensch, hat dich der Herrgott verlassen?! — Nein, nein, mir steht der Verstand still. Das ist doch mein Kind nit! Das ist doch mein Toni nit!“ Und noch wüthender fuhr sie ihn an: „Wo hast du dieses Thierpeinigen her? Anton! Wo hast du dieses Thierpeinigen her? Das hast du nit daheim gelernt. Unter schlechte Leut' bist mir gerathen! Was willst denn damit? Mein heiliger Jesus, Kind, so sag mir doch, was willst denn mit diesem Laster? Hab' ich richtig meinen Verstand verloren, dass mir so was unterkommt? Es kann ja nit sein, dass ein Mensch das thut. Ein Wesen, das niemandem was vermag, das sich voll Vertrau hingibt. Und so was thut ein Mensch, der selber von Barmherzigkeit muss leben alle Tag, die Gott vom Himmel gibt! Und das ist mein Kind, meines! O himmlischer Vater, was hab' ich dir denn gethan, dass ich so etwas muss erleben.“

Auf dieses Geschrei waren die Leute zusammgekommen vom ganzen Hof. Der Lindwurm-Vater sprang ihr bei, sie sank erschöpft vor ihm zu Boden und stöhnte: „So krank bin ich worden . . .“

Sie wurde in das Haus gebracht. Der Mediciner begann sich zu rechtfertigen. Das sei doch keine absichtliche Thierquälerei, das sei eine Sache, die der Arzt für sein Studium unbedingt nöthig habe. An den lebendigen Thieren müsse man den Menschen studieren, weil man den lebendigen Menschen nicht aufschneiden dürfe. Das bischen Schmerz, das ein solches stumpflebiges Wesen etwa empfindet, komme dem Menschen

„Je nachdem“, sagte der Doctor. „Ich kann mich noch erinnern aus meiner Jugend, dass es hieß, da hinten oben im Berggraben wäre eine Stelle, wo Alraun wächst. Richtig doch, meine Mutter muss in ihrem Kasten noch so eine Alraunwurzel liegen haben, die einst eine alte Magd im Berggraben, auf dem sogenannten Brandanger ausgegraben hat. Dort wachsen sie, davon spricht man allgemein in Sesam. Da wäre ja wohl gerade der Umstand, dass Sie in diese Gegend verschlagen wurden, ein wahrer Glücksfall. Wenn wir frischen Alraun finden, so sind Sie gerettet.“

Mit steigender Begeisterung hatte Doctor Anton so gesprochen und mit steigender Erregung hatte Sebald ihm zugehört. Noch an demselben Tage kam Hausler in den Lindwurmhof, um die alte Alraunwurzel zu sehen. Der Mediciner hatte sie schon hergerichtet; ein verdorrtes, haariges Würzlein, das, näher betrachtet, aussah, wie ein winziges, bärtiges Waldmännlein. Sehr komisch. Sie mussten lachen, obschon sie das verdorrte Würzlein mit sichtlicher Ehrfurcht beguckten. Alle im ganzen Hause bestätigten, dass auf dem Brandanger Alraunwurzeln zu finden wären. Da meinte Sebald, es würde am Ende doch nur Aberglaube sein.

Der Mediciner lachte lustig auf: „Aberglaube! Das mag ja sein. Was liegt denn dran — wenn's nur hilft!“

Schon am nächsten Tage konnte man sehen, wie Sebald Hausler in seiner Jägergewandung und mit dem Spaten auf der Achsel gegen den Berggraben hinaufgieng. Er schritt weit aus. Oben erreichte ihn Jakob, der nachgegangen war. Er führte ihn auf den Brandanger und wies ihm die Stellen, an welchen etwas zu finden sein müsse. Sebald solle nur alles locker graben und die Steine in die Schlucht hinabwerfen. Dann gieng Jakob davon, und Sebald begann zu graben nach der Alraunwurzel.

Doctor Anton war übrigens nicht gesonnen, seine medicinische Thätigkeit auf Wundercuren zu beschränken. Ein anderes Bild soll beweisen, dass er auch die realistischen Studien nicht aus den Augen ließ.

Dem Lisele war schon einigemal aufgefallen, dass der Anton am Herdfeuer eine lange Stecknadel glühend machte. Da dachte sie einmal, was denn das bedeute? Und als er mit der Nadel davoneilte, schlich sie ihm nach hinaus in die Tenne. Mit einem schrecklichen Bericht kam sie in die Küche zurück zur Mutter. Auf dem Kornschleuderschragen sei ein weißes Kaninchen festgenagelt — ausgestreckt und festgenagelt an den vier Beinen und an den Ohren!

„Bist denn närrisch worden!“ schalt die Lindwurm-Mutter das Mädchen und lief auf die Tenne. Das Thor war verriegelt. Sie rüttelte,

meindeschneider hatte seit etlichen Wochen ein feines Mädel aus dem Riesleuthofe. Dieses Kind aber wollte der Gemeindeschuster haben. Als nun das Liebespaar beim Staudenhansel war und zur Erhöhung der Herzenssüßigkeit gezuckerten Wein trank, kam der Schuster herbei, warf dem Schneider ein Scheit an den Kopf und nahm ihm das Mädel weg.

„Ein Holzschnitt zur Lehre vom Herrenmenschen und der natürlichen Zuchtwahl“, docierte der Philosoph. „Recht so!“

Nun war aber der Mediciner niedrig denkend genug, dem Schneider das Blut zu stillen, die Wunde zu verbinden und der schwachen Creatur wieder auf die Beine zu helfen. Es war der erste Patient in Sesam, und da er den ziemlich arg zugerichteten Schneider bald auf den Glanz herstellte, so kam nun die ärztliche Praxis.

Um Mitternacht wurde er aus dem Schlafe geweckt: „Geschwind aufstehen, Herr Doctor! Zum Zimmermeister Christian.“ Fast mit allen Vieren vor Freude sprang er aus dem Bette. „Sei gnädig, Toni, bleib da, schenk ihm's Leben!“ rief ihm der Philosoph nach, der Arzt verstand jetzt keinen Spass und in unglaublich kurzer Zeit war er beim Kranken. Der lag in der dumpfen, stickigen Stube im Schüttelfrost und ächzte. Der Doctor riss das Fenster auf. Das Weib jammerte: „Mein Gott, wenn's nur nit schadet!“ Nachdem er den Kranken untersucht hatte, war sein Dafürhalten: „Ich glaube, es wird eine Lungenentzündung sein.“ Kaum gelang es ihm, seine Freude zu verbergen. Eine Medicin verordnete er nicht, nur kalte Umschläge, womöglich Eis. Das Weib war darüber völlig gebrochen. „Keine Medicin? Wie kann er denn da gesund werden! Und kaltes Wasser? Eis? Das bringt ihn ja um!“ Die Nachbarschaft sagte dasselbe. Man müsse ihn nur kennen, den alten Christian, ein dürres, eingeschrumpftes Männlein, das schier kein Blut mehr in den Adern hat, immer fröstelt und sein Waschwasser jahraus jahrein in der Herdpfanne wärmt. „So ein Mensch jetzt kalte Umschläge? Die jungen Ärzte sollte man wohl in Säcke stecken und in den Bach schmeißen.“

Am fünften Tage starb der Zimmermeister. Beim Leichenzug führten die Leute während des lauten Gebetes leise Gespräche:

„Hätt' auch noch eine Weil' leben können.“

„Ja wohl. Das Alter war's bei dem noch nit.“

„Wenn er richtig behandelt worden wär'. Kalte Umschläge bei einer Lungenentzündung — hast so was schon gehört? So viel versteht eine alte Kuh, dass das gefehlt ist!“

„Der Tod will halt seine Ursach' haben.“

„Dass er aber just im neugebackenen Lindwurm-Doctor seine Ursach' sucht.“

„Uh mei, bei dem wird der Tod noch oft Ursach' finden.“

zugute. Die Fortschritte der Chirurgie, wem seien sie denn zu verdanken? Was er hier gethan, es sei gewissenhafte Arbeit, um die Leiden der Menschen zu lindern. In den chirurgischen Lehrsälen geschehe das an allen möglichen Thieren alle Tage.

Die Mägde wendeten sich mit Abscheu seithin, die Knechte brummten davon, dass man so einen doch selber einmal über den Schragen spannen sollte, er müsse wohl auch stumpflebig sein. Von der Scheune herab schrie der Michel: „Sieben Fuhren Haferstroh sind nicht so dumm und neun Sumpflaken nit so schlecht, wie so ein Thierschinder!"

Alles stimmte bei, nur Doctor Berthold, der Philosoph, machte ein ärgerliches Gesicht über das „sentimentale Geraunze eines venerischen Hasen wegen. „Ist das Thier über, so bringt es eben den Menschen um. Und als ob es nicht Leutschinder gebe, die es weit schlimmer treiben! Und der weichherzige Michel, peitscht er nicht selber die Ochsen beim Pflug? Mit welchem Recht denn? Sind's nicht auch Geschöpfe Gottes?"

Jetzt wollte der Michel was sagen. Schon lange drückte ihn etwas, aber noch einmal dämpfte er es nieder, denn der Vater trat vor.

„Es ist gerade ein Geschrei, als ob ein Verbrechen begangen worden wäre", sprach der Lindwurm. „Wo er doch selber sagt, dass es halt just einmal nothwendig ist und dass es allenthalben geschieht. 's wird doch etwan besser sein, ein Vieh geht zu Grund, als ein Mensch — nit? Wird's doch sogar vom Menschen alleweil verlangt, dass er sich sollt' aufopfern für andere. Und so ein Thier, das gar keine Seel hat, sollt' nit dürfen geopfert werden? Wer ist denn mehr wert? Für was hat Gott die Thiere denn geschaffen, als dem Menschen zu Nutz? Wenn wir das Thier schlachten und essen dürfen — warum nit auch das? Für's größte Gut, für die Gesundheit. Hätt's ja auch können sein lassen, da bei uns, angenehm ist's nit. Für mich wär' so etwas mein Letztes. Wird ihm wohl auch selber kein Vergnügen gewesen sein. Aber wenn morgen von ihm verlangt wird, er soll helfen, so wird er's auch müssen gelernt haben. Jetzt geh Toni und putz auf der Tenne das Zeug weg."

„Ich will auch noch was sagen!" rief der Michel.

„Geh an deine Arbeit, Bub!" wies ihn der Lindwurm zurecht. „Die Rederei macht den Hasen nit mehr lebendig."

„Da hat der Vater recht", murmelte spöttisch Doctor Berthold und drehte sich lässig um seinen Stiefelabsatz. —

„Toni, du bist eine Bestie! Eine Bestie! Eine Bestie! Eine Bestie!" Dieser Ruf erscholl noch zur Thür herein. Dann wurde es still.

Bald darauf — an einem Sonntage war's — kamen die jungen Doctoren auf dem Lindwurmhof zur ungeahnten Geltung. Der Ge-

Sebald Hausler wollte verzagen. Es war der Spätherbst gekommen, es lag Reif auf dem Grase, der Rasen begann zu frieren und er hatte noch immer die Alraunwurzel nicht. Jeden Tag war er — oft schon früh morgens — hinaufgegangen zum Brandanger. Wühlte die Erde auf, grub Steine heraus, riss allerlei schlechtes Gewurzel hervor, aber er fand nichts. Trotz der Maßregel Antons, nur immer hübsch ruhig und beharrlich zu graben, sich nicht zu übereilen und nicht fahrlässig zu werden, war er endlich in eine große Hast gerathen. Schon einen breiten Fleck hatte er umgearbeitet, jede Scholle hatte er zerschlagen, ob nicht vielleicht in ihr die kostbare Wurzel verborgen sei. Jeden Knollen und jedes Bodengeflechte untersuchte er genau, aber es war nichts. Weil das geheimnißvolle Mittel, an dem sein Leben hieng, vor dem Schneefalle noch aufgefunden werden musste, so wollte er Mitarbeiter haben. Da half ihm manchmal Jakob, grub Steine aus, verbrannte Gestrüpp und freute sich heimlich, wie sein Brandanger sachte gerodet wurde.

Sebald betrachtete manchmal seine Hand. Ein Jammer, wie sie schwielig und braun geworden war! Die schöne schlanke Hand! Aber den Milchbrei kochte Jakob besser, als früher. Und wenn er nicht immer von der Alraunwurzel hätte träumen müssen, wäre auch der Schlaf leidlich gewesen.

Und eines morgens war der weiße wirbelnde Winter da. Um die blätterlose Esche, die vor dem Hause stand, tanzten die feinen Flocken, die Bäume am Rain steckten ihre Besen in den Nebel auf und alles Weitere war verhüllt, versunken in unendlichen, schneienden Nebel. Im Tagebuch heißt es:

„Es ist verspielt. Dem Tode geweiht. Bin ich noch jemand? Es scheint doch, daß ich bin, denn ich habe Angst. Ich bin ein Sünder wider die Natur. — Jakob, er spricht wieder, aber es ist nichts mehr. Ich glaube, dieser Mensch ist so geschmacklos, glücklich zu sein. Ein halbes Jahr habe ich nun mitgelogen in diesem Bergwinkel. Mitgelogen je nach Laune, die, las ich irgendwo, der Wille der Schwachen ist. Es ist alles so ekelhaft. Und Schuld an allem Unglück ist der Alte."

Der reiche Hausler, bei einem einfältigen Bauernburschen das Gnadenbrot genießen. Und sucht die Alraunwurzel. Das Leben ist schön — aber dumm."

Da hob er einmal seinen Kopf: „Jakob, wie stehts mit uns Zweien? Wir kommen nicht mehr zusammen."

„Wir sind immer beisammen."

„Wir sagen nichts mehr."

„Weil wir nichts zu sagen haben."

„Bist du zufrieden?"

„Ich arbeite."

„Und dazu muss der Mensch vierzehn Jahre lang studieren und einen Bauernhof kosten. Ich thu' das umsonst, Leut' ausblasen, wenn's mir erlaubt ist."

„Sein Bruder sagt's ja. Die alten kranken Leut' hätten nix mehr zu thun auf der Welt. Die werden schon aufräumen, allzwei. Kann eine Freud haben, der Lindwurm, mit seinen Buben."

Die so redeten wurden unterbrochen. Knapp hinter ihnen war der Michel gegangen, der sagte nun, sie möchten diese Sachen doch ein anderesmal besprechen, wenn auch seine Brüder zuhören könnten! Darauf fragten jene, was sie denn gesagt hätten? sie hätten gar nichts gesagt, hätten nur gebetet.

Hernach bei dem Todtenmahl gab's viel zu trinken. Die Witwe tröstete sich so gut sie konnte und als wieder von den kalten Umschlägen gesprochen wurde, zischelte sie weinselig einer Nachbarin zu: „Aber was glaubt's denn! Ich werd' ihm kalte Umschläge geben! So dumm sein! Ich hab's ja gar nit gethan."

Der Michel war fleißig. Er hätte den Toni zwar manchmal am liebsten — er wusste nicht was. Aber seine Ehre muss man doch retten. Am nächsten Tage wusste es ganz Sesam, dass der Christian gestorben, weil sein Weib die Anordnungen des Arztes nicht befolgt habe. Und nun konnte der Mediciner sein Haupt leidlich hoch umhertragen und nebenbei den Rücksichtsvollen und Bescheidenen spielen. Der Christian hätte natürlich so wie so Nacht machen können — mit neunundsiebzig Jahren. Man müsse nicht glauben, ein Arzt könne Wunder wirken. Wenn man ehrlich sein wolle, so müsse man gestehen —. Er gestand es aber doch nicht. Er sagte nur gerne, der Arzt sei weniger dazu vorhanden, um gesund zu machen, als um gesund zu erhalten. Darum bekämen die chinesischen Ärzte für jeden gesunden Tag ihrer Herrschaft fünf Ducaten und für jeden kranken fünf Prügel. — Doctor Anton gieng manchmal zu den Bauernhöfen umher und ertheilte ihnen mancherlei Rathschläge, wie sie wohnen, essen und sich kleiden sollten, um gesund zu bleiben. Die wertvollsten Einnahmsquellen für den Dorfarzt seien die Stalljauche vor der Hausthür, der Dunghaufen über der Wasserleitung, das ranzige Fett in dem Kübel und das schimmlige Stroh, auf dem die Leute schliefen. Er glaube aber auf solche Einnahmsquellen verzichten zu sollen.

Der Herr Doctor ist halt nobel! dachte der Michel bei sich. Ist leicht nobel sein, solange man von anderer Leute Arbeit lebt. Der alte Lindwurm geberdete sich nun aber doch ein wenig stolz auf den Sohn und seine kalten Umschläge, die nicht befolgt worden waren.

„Sind euch die Leut' bei Tisch immer noch zu wenig?“ fragte Jakob.

„Wo ihrer dreizehn sitzen, haben auch vierzehn Platz.“

Als der Bauer davon war, erschien an der halb offenen Thür Sebald, der gehorcht hatte.

„Man darf gratulieren!“ sagte er heiser lachend.

„Wie so?“

„Er wirft dir das Mädel ja nachgerade an den Kopf!“

„Davon hat er nichts gesagt.“

„Nichts. Nun, wie du's nimmst. Meinen Segen habt ihr. Und mich braucht ihr nicht. Stattlicher Knabe, zum essen sollst du hinabkommen.“

„Sie werden nit zu dreizehn sitzen wollen,“ meinte der Bursche.

Am Christtage war großer Schneefall eingetreten. Sebald ließ danken. Jakob brauchte, im tiefen Schnee watend, fast eine Stunde bis zum Lindwurmhof hinab und kam doch noch zu früh. Das ganze Haus roch nach Krapfen und Braten. Die Lindwurm-Mutter war hochgemuth und frohgeröthet im Gesicht. Kochen, braten und rösten, einer Bäuerin höchste Lust. Nun war sie fertig und gieng von einem Fenster zum andern um zu sehen, ob die Leute denn noch immer nicht von der Kirche kämen. Es schneite und schneite, und sie kamen nicht. In der großen Stube am Tisch waren die zwei Doctoren und spielten Karten. Der eine saß, der andere stand auf einem Fuß, mit dem zweiten kniete er auf der Bank.

Die Mutter kam, um den Tisch zu decken und sagte zu den Söhnen: „An einem so heiligen Tag wär's wohl schöner, ihr thätet Psalter beten als wie Karten spielen.“

„Aber Mutterl,“ rief der Mediciner munter, „den Psalter haben wir ja schon gebetet.“

„Wenn Ihr gebetet habt, dann seid ihr brav“, entgegnete sie mit Beruhigung und gieng in die Küche.

„Anton,“ sprach missmuthig der Philosoph, „hast du nicht den Muth, die Wahrheit zu sagen?“

„Warum hast du sie nicht gesagt.“

„Angelogen würde ich sie nicht haben, wenn sie mich gefragt hätte. — Schellzehner!“

„Das ist sehr tugendhaft von dir, mein weiser Sokrates von Sesam. Aber wisse: Angelogen habe auch ich sie nicht. Den Psalter haben wir ja doch einmal gebetet. Sie hat ja nicht gefragt, wann? — Gestochen mit Ass!“

„Sprich mir das Wort arbeiten nicht mehr aus. Es kratzt wie ein Reibeisen. Mich dünkt, du willst heiraten und ich bin dir im Wege, sprich's nur aus. Du fürchtest, daß ich dir das Lisele ableibe. Du hast die Alraunwurzel versteckt. Du hast sie ausgegraben und versteckt, gestehe es nur. Jetzt will ich aber erst recht leben. Justament!"

Jakob sagte kein Wort. Es graute ihm. Wenn's keine Beschäftigung gab, war es doch noch schlimmer. Jakob wollte ihm eine alte Person zur Pflegerin nehmen. Dagegen lehnte Sebald sich auf! Er lehnte sich auf, er hatte einen eigenen Willen. Sollte das nicht schon ein Erfolg der wochenlangen Arbeit auf dem Brandanger sein? Üble Laune sei ein besseres Zeichen als Stumpfheit, meint Doctor Anton. So sagte Jakob einmal: „Bruder Sebald. Im nächsten Frühjahre mußt du zeitlich anfangen. Ich will dir helfen. Wir finden sie sicher."

„Was finden wir?" fragte er träge entgegen. „Mir ist's einerlei." Und verstumpfte wieder.

Eines Tages erschien der alte Lindwurm. Er müsse doch wieder einmal den Hochkaser anschauen. Jakob führte ihn überall herum, zeigte ihm die Vorrathskammer, die stattlich gefüllt war, die Kuh, die er längst gekauft hatte und reichlich Milch gab, das Maulthier, das wohlgepflegt eine fast glänzende Haut hatte und den Kopf so vornehm emporhielt wie ein Pferd. „Bei gutem Wohlsein wird sogar ein Halbesel adelsstolz", sagte Jakob.

„Du musst einen braven Stallknecht haben", lobte der Lindwurm.

„Ja der Stallknecht bin ich."

„Und eine fleißige Kuhmagd."

„Die bin ich."

„Aber du bist doch der Hausherr."

„Und auch ein bissel die Hausfrau", sagte Jakob, dieweilen er Anstalt traf, den Bauer mit Brot und Apfelwein zu bewirten. Dann wollte der Lindwurm wissen, wo er den Apfelwein beziehe, wie er Fett, Salz und anderes einschaffe, und ob er das schmackhafte Brot selber gebacken habe. Die Auskünfte befriedigten ihn. „Da muss man Achtung haben!" sagte er, „nur eins, wenn ich dableiben müsst', zu still wär's mir bei euch."

„Gar laut ist es nit", entgegnete Jakob.

„Weib und Kind gehören her", rief der Lindwurm fast feierlich aus. „Der Hochkaser wachst. Ich fürchte, Jakob, bald ist auch mein alter Lindwurmhof wieder beim Hochkaser. Leider ja, mein lieber Nachbar, ich werd' verkaufen müssen. Ich hab' die Kurasch verloren. Möglich, dass es mein Michel noch wagt. Thut halt gute Nachbarschaft halten miteinand. Ja so, jetzt hätt' ich bald vergessen. Am nächsten Erchtag haben wir Christtag. Da sitzt man nit gern allein, der Mensch braucht eine Aufheiterung. Komm zu uns zum Essen. Nimm auch den Herrn mit."

stäuben. Die Männer traten mit weißen Hemdärmeln in die warm geheizte Stube, die Weibsleute zogen trockene Joppen an, und nun gieng es endlich zum Essen. Beim gemeinsam gesprochenen Tischgebet stellten sich die Doctoren, als thäten sie mit, markierten aber doch so, dass man merkte, für sie sei das lediglich Formel und nichts weiter. Den Michel wurmte das. Gerade diese Faullenzer hätten doppelt Ursache, demüthig um Speise und Trank zu bitten. Der alte Lindwurm setzte sich mit würdiger Miene in den Winkel unter die Heiligenbilder. Die Doctoren an je ein Fenster. Jakob war neben das Lisele zu sitzen gekommen. Aber das Mädel hatte mit dem Bedienen zu thun und konnte nicht „drei Vaterunserlang" ruhig sitzen und essen. Die Schüsseln und Pfannen stellte sie durchaus nicht gerade so auf den Tisch, dass an Jakobs Seite die schlechtesten Bissen zu liegen kamen. Das Christmahl kommt alle Jahre nur einmal. Da gab es gesottenes Fleisch, gebratenes Fleisch, Klöße, Nudeln und Krapfen, Tunken, gekochtes Obst und Obstwein, der im gemeinsamen Krug um die Runde gieng. Über dem Tisch an einer Schnur hieng die Öllampe, an der Bilderleiste stand im Blechleuchter das Talglicht.

Das Tischgespräch war anfangs einsilbig und schläfrig gewesen; der Festgottesdienst in Oberbusch, der große Schnee wurden mit halben Sätzen besprochen.

„Zur Predigt bist zu spat gekommen, Michel!" sagte der Lindwurm in ruhigem aber doch verweisendem Tone zum Burschen.

Dieser entgegnete gereizt: „Ich weiß Leut', die gar nit in der Kirche gewesen sind."

Doctor Bertholds Augen blitzten den Bruder an: „Nur Kurasch, Micherl! Nenne sie nur, diese Leute, es geschieht dir nichts."

Der Michel nagte an einem Knochen des Schweinsbratens, ernstlich bemüht, seinen Groll hinabzuwürgen.

„Nun, Brüderchen, warum redest du nicht?"

Dazu der Mediciner: „Er kennt halt den Brauch, dass Kinder bei Tische schweigen sollen."

Michels Stirnader schwoll an, seine Finger, mit denen er den Knochen an den Mund hielt, bebten, während des Nagens und Schlingens begann er zu sprechen — stoßweise: „Was habt ihr denn alleweil mit mir, ihr zwei? So viel Kurasch hab' ich schon noch! Kinder, die bei Tisch schweigen sollen. Aber Holz hacken im Wald, das müssen sie, dass die Herren Doctoren nit erfrieren beim Ofen. Und Brocken herschaffen, das dürfen sie auch, diese Kinder, dass die fürnehmen Cavaliere was zu beißen haben."

„Genier' dich nicht, Kleiner", reizte der Mediciner, „sonst verschlägts dir die Galle und du bist morgen gelb wie ein Chineser."

„Jesuit!“

„Weil ich's gern hab, mein Mutterl,“ sagte Anton. „So will ich sie nicht kränken. Ein Arzt muss wohlthun. Die Wahrheit thut selten wohl und um sie zu sagen, sind die Philosophen da. — Eichelsiebener!“

„Gut, und die Wahrheit ist, dass ihr ein Lumpengesindel seid. — „Trumpf!“

„Ihr? Wer sind diese ihr? Etwa die Ärzte? Mein Freund, an mich kannst dich verknusen nach Belieben, das ist mir Wind. Aber meinen Beruf lass' ungeschoren — will ich ergebenst gebeten haben!“

So knuselten sie während des Kartenspiels. Jakob saß daneben und suchte durch lustige Bemerkungen das gereizte Gespräch immer wieder ins Spasshafte zu leiten. Die Lindwurm-Mutter war schon ganz aufgeregt worden. — „Wenn die Leute nicht heimkommen, da verdirbt ja das Essen! — Es dunkelte der Abend, es schneite und schneite, und sie kamen nicht.

Der Philosoph zündete die Öllampe an, es war noch eine mit Rüböl. Der Mediciner erheiterte sich darüber, dass in diesem Hause noch immer das Petroleum nicht eingeführt sei. Petroleum, das fand der Philosoph zu philisterhaft.

„Die Herren von Dunst sind halt fürs Gas,“ sagte der Mediciner.

„Und die Herren von Dusterer haben vom elektrischen Licht noch nichts gehört,“ versetzte Doctor Berthold. So ergiengen sie sich nun über die verschiedentlichen Licht- und Leutegattungen und welches die vollkommenste Art sei.

„Das ist alles noch nix“, redete Jakob drein. „Ich weiß ein Licht, dass alle anderen Arten übertrifft. Es stinkt nit wie das Rüböl, rußt nit wie das Petroleum, platzt nit wie das Gas, verdirbt die Augen nit wie das Elektrische. Man kann's überall mitnehmen, ohne Umstände jeden Augenblick in Betrieb setzen.“

Na, das Licht möchten sie einmal sehen. — Gut, sagte Jakob, in fünf Minuten bringe er die ganze Fabrik in vollstem Gang zur Thür herein.

„Aufgeschnittenes gibts!“ lachte der Mediciner. „Wir werden uns damit den Appetit verderben für das Christmahl.“

Jakob war hinausgegangen und kam in kurzer Zeit zurück mit dem Lichte, das alle aufgezählten Vorzüge hatte. Es war eine Talgkerze.

Dieser kleine Auffitzer brachte beide Brüder in Humor. Der Mediciner fand ihn sogar sinnig und treffend, der Philosoph suchte aus der Lade eine alte Lichtscheere hervor, und so rüsteten sie den Tisch aus, bis man vom Vorhause her endlich das Abklopfen der Schuhe hörte und die Leute da waren. Vier Stunden hatten sie gebraucht von Oberbusch her und Mühe kostete es, aus allen Kleidern den Schnee zu

habend fährt er ihm in den Schlund — im nächsten Augenblick gurgelt, röchelt, pfaucht es wieder und der Doctor hält an der Lichtscheere den hervorgeholten Knochen hoch vor aller Augen hin.

Ein Freudenschrei geht durch das Haus.

Als der Michel hernach auf der Bank lag, aus Mund und Nase blutend, aber ruhig athmend — da verlangte er den Bruder Anton zu sich. Er sagte nichts, er hielt ihm nur die Hand entgegen.

„Kindskopf!" sagte der Doctor und schüttelte sie derb.

(Fortsetzung folgt.)

Unterwegs.

Eine wahre Geschichte von **Louise Seidl-Derschmidt.**

„Wer raunzt, dem sollst was nehmen — und wer prahlt, dem kannst was schenken."

Das Sprichwort ist mir wieder einmal eingefallen, wie mir mein Holzbauer die Geschichte vom neidigen Hansmann-Mörtl erzählt hat.

Da ist's zugetroffen, dass das Sprichwort zweimal gepasst hat, denn der Mörtl war auf der einen Seite ein Raunzer, auf der anderen ein Prahler; und trotz seinem guten Auskommen hätt'st ihm getrost einen Kreuzer schenken können, — er hätt' ihn angenommen.

Ich bin mit meinem Holzbauern nach G . . . . gefahren und wir sprachen von der schönen Gegend am linken Donauufer, die wir nebstbei rechts und links von unserer Straße bewundern konnten.

Bei dem Schauen fiel mir ein schönes Bauerngut auf, das auf einer kleinen Anhöhe lag, umgeben von sanfthügeligen, üppigen Feld- und Wiesengründen, während dahinter finsterer Fichtenwald emporstrebte.

„Das gehört dem Hansmann-Mörtl", sagte mein Begleiter. „Da auf der rechten Seite, das Ausnahmstöckel ist schier von Pfundäpfel- und Kaiserbirnbäumen verdeckt, und an der Hauswand das Grüne, — das sind gar Weinreben. Die Luderwies'[1]) kann er viermal mähen, der Mörtl. Der hat leicht lachen g'habt, so schön hat ihm sein Vater 's Haus übergeben. Ist aber auch ein Mann gewesen, wie er noch Bauer war, wie man ihn weitum nicht findet.

Warst in einer Geldnoth, so hast ihn heimsuchen können, und war keine Penzerei wegen dem Zurückzahlen, wenn er nur g'sehen hat, dass keine Lumperei mit dem Geld ist getrieben worden. Freilich, wenn er so was g'spannt hätt, da hat er keinen Spass verstanden; — ehe er's gelitten hätt', dass mit seinem Geld, das er sich mit Müh' und in

[1]) Hauswiese zum Grünfüttern.

„Die Farbe stimmt ja!“ gab der Philosoph bei.

„Nit tratzeln am heiligen Tag!“ mahnte der Vater.

„Ich will Frieden haben,“ sagte der Michel.

„Er hat angefangen,“ erinnerte der Mediciner.

Jakob sprang für seinen Freund ein und gab zu bedenken, dass der Michel von den anderen immer gereizt werde.

„Die Frotzlereien, ich hab' mir sie lang genug gefallen lassen“, sagte der Michel und nagte, um zur Noth die Aufregung zu verbergen, krampfhaft an seinem Knochen. „Schon ausgelacht haben mich die Leut', dass ich mir alles so thät' gefallen lassen von den Herrenbrüdern. Die alles Schlechte wissen und nix Gutes können. Der eine lehrt das Leutumbringen, der andere thut's. Und probieren thut er's bei den Hasen, Katzen und Hühnern. O ja! O ja!“ fuhr der Bursche zum Mediciner gewendet grell und heftig fort, „Im Schachen drüben, weißt du! Der Henne lebendigerweise das Hirn herausgeschnitten. Weil du selber keins hast. Und wie du dem Ferkel den Hals hast verstopft mit dem Wollenknäuel, weißt du! — Und solcher Leut' wegen muss der Lindwurmhof zugrund' gehen. Und sitzen die Taugenixe da wie zwei Pfründner, nur dass sie nit so schlechte Bissen kriegen! Dabei zerplatzt der eine alleweil vor Gift und Gall und der Andere ist der Hans Narr und macht den Leuten Späße vor, dieweil er sie um —“

„Still bist mir!“ schrie der Vater.

„O ja! Werd' gleich still sein, weil ich geh! Wenn *sie* nit gehen, so geh' *ich*! Bei einer solchen Luderei bleib' ich nit. Wenn ich die Herren füttern soll — mit meiner Arbeit. Ich thu's nit mehr, ich bleib' nit. Ich — ich geh!“ — — Die letzten Worte in erstickten, gurgelnden Luftstößen. Der Bursche keucht, stöhnt, röchelt, fährt sich mit dem Finger in den Rachen.

„Jesus Maria!“ schreien sie und springen empor. Mit flachen Händen, mit Fäusten auf seinen Rücken schlagen sie, dieweilen er mit den Armen krampfig umherfährt. Die Augen sind ihm hervorgequollen, dunkelroth angetrieben das Gesicht — das Gurgeln zuckt ab.

„Er erstickt! Alle heiligen Nothhelfer, bittet für uns, er erstickt!“

Der Mediciner schüttelt den Burschen mit aller Macht, knetet ihm die Gurgel, fährt ihm mit einem Löffelstiel in den Schlund. Vergeblich.

„Unser Michel — er geht“, sagte einer der Knechte leise — aber man hört es doch und das verstärkt den Jammer. Am ruhigsten ist die Mutter. Sie benetzt des Sterbenden Antlitz ununterbrochen mit Wasser und Essig. Der Vater will ihn auf den Kopf stellen. Da hat der Mediciner an der Wandleiste die Lichtscheere erfasst, daran das Gehäuse losgerissen und biegt jetzt den Erstickenden rücklings über den Tisch. „Halt'ts mir seinen Mund auf!“ Die Lichtputze wie ein Zänglein hand-

Luder her, und noch schönere Titeln und Schläge könnt's erfragen, wenn's nicht gleich stad ist."

Wie mein Fuhrmann so erzählte, hörten wir auf einmal hinter uns ein Fuhrwerk. Kaum dass er noch auf die Seite fahren konnte, so schnell prellt's daher und die Peitsche knallt auf das arme Pferd, dass es nur so saust.

„Wer ist denn der Viehschinder?" fragte ich.

„Wenn man den Pumerl nennt, so kommt er grennt!" war die Antwort, „der Hansmann-Mörtl ist's."

Und vorbeipritscht ist ein Einspänner an uns. Darauf saß ein junger Bauer, von dem ich nur das rothe Stiergenick mit dem strohfarbenen Hinterhauptshaar sehen konnte. Aber das Gesicht muss einen üblen Ausdruck gehabt haben, denn wir hörten ein paar kräftige Schelter, von denen wir nicht gewusst haben, wen er damit verdammen wollte, sein Ross oder unser Fuhrwerk oder am Ende gar sich selber.

In G .... beim Lerchenwirt sind wir mit ihm zusammengekommen, weil dort die meisten Leute von unserer Gegend einstellen.

Mein Holzbauer hat sich eine Suppe geben lassen und war im besten Gespräch mit dem Wirt wegen des letzten Paar Ochsen, die er ihm kürzlich verkauft hatte.

Wie sie so reden vom Viehpreis und vom Heu, das in der letzten Zeit ein wenig nachgelassen hat, reißt wer die Thür auf und trampelt herein.

Der Hansmann-Mörtl ist's und jetzt kann ich auch sein bartloses rothes Vollmondgesicht sehen und das zuwidere Geschau aus den zusammengezwickten Schweinsäuglein.

Er grüßt niemanden, thut natürlich den Hut nicht ab und setzt sich gleich an den Herrentisch.

„Freund! Der hat sich leicht nicht g'spreizt!"

Wie er zum Reden anfängt, war jedes zweite Wort von der Wirtschaft und vom Herrenzeigen im Hause; von den unnöthigen Fressern, die zu der Arbeit nichts mehr taugen und doch noch gern fein leben thäten.

„Das Magenwasser könnt' einem aufsteigen bei dem Schwefel" — flüsterte mir mein Holzbauer zu.

Da ist mir eben das Sprichwort eingefallen vom Prahler und vom Lamentierer.

Prahlt hat er, wenn er von sich selber geredet hat — und gejammert, wenn er erzählt hat, was seine Leute brauchen und wie viel Geld aufgeht.

Wie es zum Fahren geworden ist, hat er um den Hafer gehandelt, den sein Rössl gefressen hat und auch seine Flecksuppe ist ihm zu theuer gewesen.

„Spannen wir auch gleich ein", sagte mein Begleiter und Fuhrmann, — „ich möcht' hinter ihm nachfahren; vielleicht, wenn er unter-

Ehren erworben hat, wär Schindluderei ausgeübt worden, eher hätt er so ein' Schuldner pfänden lassen, wenn gleich der letzt' Nagel vom Häusel hätt' hermüssen.

Jetzt, seit er im Ausnehmen ist, der alt' Hansmann, jetzt ist er erst weißschädlig worden; wenn er jetzt ums Haus herum geht, pfeift er nimmer dazu, sein Tabakspfeiferl hat er die längste Zeit 'im Maul und vergisst auf's Rauchen und kennt's nicht, dass lang 's Feuer ausgangen ist. Dazu lasst er den Kopf hängen bis auf die Brust; man weiß nicht, zählt er in einemfort seine silbernen Leiblknöpf' oder bet' er.

Seit den fünf Jahren, dass der Hof seinem Sohn gehört, ist halt alles anders worden.

Eine frische saubere Bäurin hat er ins Haus 'bracht, der Junge, und Geld hats gehabt gewiss ein halbs Dutzend Tausender.

Aber es ist erzählt worden, dass die junge, brave Fellhuber Lori das Lachen verlernt hat, seit s' Hausmannin worden ist. Die Kapelln hat ihr wohl gefallen, aber der Heilige drin halt nicht. Kann ihr's auch gar nicht verdenken, denn der Mörtl ist alleweil angrob gewesen und neidig, und —, (man soll's nicht laut sagen), wie's zum Kindelbett worden ist, soll's an der schlechten Wartung z'grund gangen sein. Gott tröst's!

Dann ist eine zweite Bäurin kommen. Diesmal war's keine „schwere", nein, eine ganz arme Dirn vom Hof selber. Drüber hat sich alles gewundert, denn man hat g'wusst, wie der Mörtel auf's Geld geht.

Aber auf einmal hat's g'heißen: Hochzeit ist, obwohl die Erste kaum ein Vierteljahr unter der Erd' war mitsammt ihrem Dirndl; die Trabigkeit[1]) muss wohl ihren Grund gehabt haben, sonst hätt' er so eine Arme gewiss nicht genommen. Aber da war der Alte da, der hat auf eine Ehr' und auf ein Gewissen was gehalten.

Aber die zweit' Bäurin macht dem Mörtl auch nichts recht, so wenig wie der alt' Vater. Immer hat er was mit dem Alten: Er arbeit' ihm halt zu wenig und isst zu viel, und die junge Bäurin kriegt alle Tag' den Speiszettel vom Bauern, der fängt mit der Stosuppe[2]) an und hört mit Kraut und Erdäpfeln auf, nur manchsmal, zu heiligen Zeit gibt's was Besseres.

Er selber schaut schon, dass er was Gutes kriegt. Vorkommen ist's, dass er zu Mittag, wenn ihm die Leut' zu fest dreinghaut haben, — kurz, ehe abgegessen war, — ins Beten angehebt hat, — mit der halbleeren Knödelschüssel abgefahren ist und dem Rest selber weitergeholfen hat.

Drum bleibt ihm auch kein Dienstbot'; und wenn die Bäurin was sagt, dann nennt er's ein Bettelmensch hin und ein hereingeschlichenes

---

[1]) Eile. [2]) Ordinäre Suppe.

„Die Hoffnung wird sich auch nicht erfüllen“, sag’ ich zu meinem Fuhrmann, wo sollen da bessere Zeiten herkommen, wenn eines krüppelhaft ist und ohnedies zehn andere auf einen Verdienst warten, die die Arbeit schneller und besser ausführen können.“ Derweil hören wir schon wieder den Mörtl, wie er zu der Alten sagt: „Na schau, Mutterl, da hast ja Aussicht, dass du öfter was kriegst. Da musst mir schon ein Viertel zahlen beim Brandlwirt.“ — Wir sind gerade ins Bad eingefahren bei den schönen Häusern vorbei, die der Wiener Doctor hat herrichten lassen für die Kranken.

„Wie wär’s denn, fährt der Mörtl fort, wenn ich dich hätt’ liegen lassen?“

„Na ja!“ sagte das Weiblein kleinlaut, „weil du schon so gut gewesen bist, will ich schon meine Schuldigkeit thun.“

Jetzt ist mir ein Licht aufgegangen über des Hausmann-Mörtls Barmherzigkeit.

Aber es sollte noch dicker kommen.

Beim Brandlwirt haben wir wirklich eingestellt und er hat das erpresste Viertel Wein gesoffen, das die Alte mit ihren armseligen Kreuzern hat zahlen müssen.

Aber der Mörtl hat noch größeren Durst und lässt sich ein Viertel ums andere einschenken.

Wir sitzen schon etwa eine halbe Stunde, es wäre Zeit zum Weiterfahren, aber der Mörtl hebt sich nicht.

Die Alte hat penzt und gebeten ums Heimfahren, weil sie noch drei Viertelstunden zu Fuß zu gehen hätt’ — der Mörtl hebt sich nicht.

„Geh’ halt heim, wenn du’s schon so trabig hast, glaubst ich schind’ mein Rössl zugrund’ wegen einer so alten Gratschen? Wenn du mir nicht die zwei Viertel noch zahlst, die ich trunken hab’ — so lass ich dich nimmer aufsitzen und du kannst bleiben, wo du bist oder heim g e h n.“

Was hat das arme Weiblein thun sollen?

Zitternd hat sie ihre Sechserlein hervorgefangen und hingelegt, aber geseufzt hat sie genug dabei. Wo soll sie jetzt ein Geld hernehmen für eine Suppe in den nächsten Tagen? Zwei Sechser und vier Kreuzer hat’s nur mehr.

Wie der Mörtl ihr das Geld hat abgejagt, hat er sich zum Einspannen gerichtet und wir haben auch wieder weitergetrachtet.

Nun hat der Mörtl die Zeit wieder hereinbringen wollen, die er beim langen Sitzen versäumt hat, und ist gefahren wie ein Schwärzer. Eine Stunde war schon noch zuzubringen bis in unser Dörflein und es ist schon völlig finster geworden.

Wie wir beim Wirt in der Grub, unserem heimatlichen Stammwirtshause, halten, steht des Mörtls Ross schon da, zitternd und schweiß-

wegs wo still hält, kann ich ihm ein paar Wörtlein sagen vom vierten Gebot. Man sollt's gar nicht glauben, wie weit der Neid den Menschen treibt."

„Gut", sag' ich, „fahren wir; vielleicht erleben wir noch allerhand."

So sind wir dem Hansmann-Mörtl nachgefahren und haben ihn gleich draußen vor der Stadt beim Kreuzstöckel, wo der Berg anhebt, eingeholt.

Da sitzt ein altes Weiblein auf der Bank, die zum Beten vor dem Kapellchen steht, — ganz matt sitzt es da und der Stock zittert ihm in den Händen, wie es sich darauf stützt.

Sie läßt uns vorbeifahren, dann erhebt sie sich auch, will das Gehen probieren — aber beim zweiten Schritt ist sie zusammengesunken mit einem wimmernden Wehlaut.

Wir halten still und schauen, was es gibt, und wie ich die Alte will anreden, schreit der Mörtl zurück: „Na, Stenzerin, willst aufsitzen?"

Er hat nichts geladen gehabt und das Wägelchen war leicht; drum ist's wohl ein natürliches Anbieten gewesen, aber von einem solchen Menschen hat mich doch die christliche Nächstenlieb' arg gewundert.

Das Gesicht von dem Weiblein vergess' ich mein Lebtag nicht. Zu bitten hätt' sie sich nicht getraut, weil's den Mörtl gekannt hat und dem hat noch niemand nachgesagt, dass er jemanden einen Gefallen gethan hat, bei dem kein Vortheil herausschaut.

Darum hat es auch nicht gewusst, wie 's nur danken soll und ihr Herz ist ihr auch gleich aufgegangen, oder noch besser gesagt — ihr Mundwerk.

Ihr ganzes Elend hat's erzählt, vom Sohn, der vor zwei Jahren durch einen Baumstamm, der ihm den Fuß abgeschlagen hatte, zum Krüppel geworden war; von seinem schweren Verdienst als Taglöhner und Wegmacher.

Und so erzählte sie auch ganz treuherzig, dass ihr dieser Sohn sechzig Kreuzer gegeben habe, die er sich erspart habe beim Schotterschlagen.

Wir haben jedes Wort gehört, weil die Fuhrwerke dort gegen die Badeanstalt einen langen Berg hinankriechen müssen, und so ist eines hinter dem andern langsam gefahren.

„Ja, mein Bub", sagte die Alte, „der hat ein gut's Herz für seine alte Mutter; der hat mich gern g'habt und noch kein' Verdruss gemacht, so lang er lebt. Drum hat er mir die sechs Zehnerl geopfert und ich mag wieder auskommen eine zeitlang. Mehr hab' ich nicht, hat er g'sagt, und musst es für heute schon genug sein lassen. Vielleicht gibt mir der Herrgott bessere Zeiten und Gesundheit, dann wird's für uns alle zwei besser."

„Bravo!“ hat der Schulmeister geschrien und alle haben jetzt eingestimmt, gelacht und fast gejauchzt; mir selber hat das Herz im Leib' vor Freuden gepocht. Bin sonst nicht gerade schadenfroh, aber dem Neidszapfen hab' ich die Lection gegönnt.

Noch mehr aber hat mich ein anderes Ding erfreut. Steht auf einmal der alte Bader auf und sagt: „Wisst ihr was, meine Herren, ob wir heut' um eine Halbe mehr oder weniger trinken, das hat bei keinem von uns was zu sagen; deswegen wird keiner ärmer oder reicher. Opfern wir ein Glasl dem alten Weibel da, das um ihr gutes Geld kommen ist durch den noblen Bauern da!“

Und gleich hat er die paar Semmeln, die in dem Brotkorb am Tisch gestanden sind, aufs Tischtuch heruntergestreift und ist mit dem Brotkörbel absammeln gegangen; gleich hat's Zehnerl und Fünferl hineingeregnet, grad genug!

„So“ hat der Bader gesagt und hat das Geld der Alten auf den Tisch ausgeleert, „da, steck's ein, du kannst's brauchen und wir können's leicht entbehren. Und brock' dir nur deine Kräuteln und Wurzeln! Da bin schon ich da, wenn's wo eine Klag' gäb' wegen Curpfuscherei, und solang' ich nichts find' und sag', braucht sich niemand aufzuhalten. Wegen dein' Kramperlthee da wird noch kein Apotheker zugrund' geh'n und kein Arzt auch nicht. Und jetzt schau, dass d' heimkommst.“

Und er hat das Weiblein, das nicht gewusst hat, soll's lachen oder weinen, zur Thür hinausgeschoben.

Durch dieselbe Thür ist auch der um fünf Gulden ärmere Mörtl schon längst heimlich abtaucht. Heut' war nicht der richtige Tag mehr zum Großthun und Aufschneiden im Wirtshaus, das hat er eingesehen und ist abgefahren.

Das hat sich vor Jahren zugetragen.

Wie es heute steht um den Hansmannhof, kann man auf der schwarzen Gemeindetafel sehen. Nächsten Mittwoch wird er verpfändet zum erstenmale.

Wie es möglich geworden bei dem schönen Anwesen, bei dem übrigen Geld, darüber ließe sich wieder eine eigene Geschichte schreiben:

Wie der Mörtl seinen Eltern die Feier der goldenen Hochzeit verweigert aus Neid, wie er sein Weib und seine Kinder schlecht gehalten, wie er selber aber doch gern überall dabei war, wo's hoch hergieng und fein, wie er dann, ein Unglück ums andere über ihn hereingebrochen, Missernte, Scheunenbrand, Viehkrankheit — und wie er bei alledem doch nur das zwar harte aber gerechte Urtheil der Mitwelt: Recht geschieht dir! — zu erwarten hatte.

bedeckt, dass wir es rauchen haben sehen in der kühlen Abendluft, wie wir mit unserer Wagenlaterne in die Nähe gekommen sind.

In der Gaststube sitzt der Mörtl richtig wieder da und das Weiblein am letzten Tisch bei der Thür hat mit sich selber geredet.

„Um vier Kreuzer krieg' ich schon eine warme Suppe; hab' den ganzen Tag nichts gegessen und ein warmes Tröpflein thät' einem alten Leut wohl; weil's mich so viel drucken thut im Magen. Darnach mach' ich mich auf die Füß'; der liebe Gott wird schon wieder weiterhelfen."

Sie hat aber ihre Rechnung ohne den Hansmann-Mörtl gemacht. Der hat ja noch zwei Zehnerl bei ihr gewusst und die haben ihn gestochen.

Wie sich das Weiblein bei ihm verabschieden soll, so sagt er: Ja mein du, ein Viertel oder zwei musst noch zahlen, sonst zeig' ich dich an; weißt schon, wegen was! Glaubst ich weiß es nicht, dass du curpfuschen thust?"

„Um Gottswillen", rief die Alte fast weinend und mit gerungenen Händen, „das wird doch kein Unrecht sein, wenn ich den Nachbarinnen ein bissel Kamillenthee geb' oder Eibischwurzeln gegen das einwendige Wehthun, oder wenn ein Kind sich den Magen verdorben hat. Das hat man zu allen Zeiten thun dürfen; zu was ließ denn unser Herrgott die Kräuter wachsen auf dem freien Feld?"

Die Gäste haben Maul und Augen aufgerissen, weil sie sich nicht recht ausgekannt haben; ich aber hab' gemeint, ich muss unter den Tisch sinken, denn für so schlecht hätte den Mörtl doch niemand angeschaut. Jetzt hat mein Holzbauer dann kleinweise die ganze Geschichte erzählt.

Auf das hin hat der neidige Bauer wohl was zu hören bekommen, daran er zeitlebens denken wird. Da war's nun freilich aus mit der Prahlerei.

Und einer von den Stammgästen hat die Stube verlassen und ist erst nach einer Viertelstunde wieder gekommen. — Steht nicht lang an, geht die Thür noch einmal auf und der Gendarm tritt ein — gradwegs auf den Hansmann-Mörtl zu.

Er frägt ihn um seinen Namen, und wie der ein sauersüßes Gesicht macht und sich doch nicht recht aufzubegehren traut, so sagt der Mann des Gesetzes: „Fünf Gulden Straf' habt's zu zahlen, weil man im Finstern kein Ross ohne Latern' draußen stehen lassen darf, und weil der Bräunl sammt dem Wagel davon ist in des Nachbars Hof hinein. Dort haben wir ihn gefunden beim Futterbarren. Es wird ihn halt gehungert haben."

Wie er das gesagt hat mit einem etwas spöttischen Gesichte, mit seiner ausgiebigen Bassstimme — Freund, da hättest eine Maus rennen hören können, so still war's in der Stube.

Aber gleich darauf haben alle die Rede wiedergefunden.

geballten Faust. — Aber sie denkt ja gar nicht ans Heiraten. Denn Herren, wie sie meinte, gibt es nicht mehr. Eine ausgestorbene Rasse. Wie nur gerade die Starken aussterben müssen! —

Der Maiwind riss immer mehr Blüten von ihrer Schönheit, und sie fand keinen, das heißt, sie wollte keinen. — Und plötzlich hatte sie einen.

Auf ihrem Hofe war Rindviehschule gewesen. Hinter der Wegplanke auf dem Felde hatten sie die Lehranstalt eingerichtet. Zwei Knechte hatten ihre Jacken weggeworfen, ihre Hemdärmlinge aufgestreift und geberdeten sich wie Thierbändiger. Es handelte sich darum, den Rindern das Pflügen zu lehren. Wie sie, an den Pflug gespannt, in der Furche gleichschrittig hintrotten sollen, beim „Hi!“ anziehen, beim „Hott!“ stehen bleiben, beim „Hittoh!“ rechterhand, beim „Ehah!“ linkerhand umkehren müssen. Zuerst war eine Kuh d'ran gekommen, die war so weit gelehrig und folgsam, nur das Rechterhand und Linkerhand wollte sie nicht begreifen, bis einer der Knechte d'raufkam, dass die Kuh ja gar keine Hand hatte, also unpädagogische Begriffe angewandt worden waren. Dann kam ein junger Ochs dran, der war zwar begriffsstützig, besonders sah er nicht ein, weshalb man just in der schmalen Erdfurche dahintrotten müsse, während daneben der schöne Grasacker lag; aber endlich, als der Knecht bei den Hörnern anfasste, fiel ihm wohl die alte Weisheitsregel ein, dass der Gescheitere nachgebe, ließ sich ruhig führen und zog den furchenden Pflug hinter sich her.

Anders aber der schwarze Stier, der nun dran kam. Der schnob gerade einmal, als ihm der Knecht das Joch auf den Nacken band. Er wendete den großen Kopf nach dem Pflug, schüttelte die schlottrige Fahne an seinem Hals und schnob wieder. — Was soll denn hier werden? Soll ich mich dazu hergeben, unsere Nahrung, das grüne Gras, einzuackern, damit die da, die Tyrannen, ihre Nahrung anbauen können? — Ich glaube nicht, dass der Stier diese wirtschaftliche Frage erwog, aber etwas anderes, sein Mannesstolz lehnte sich dagegen auf, hier in der Knechtschaft von Creaturen zu sein, die sich mit ihm beiweitem nicht messen konnten. Als der Knecht dem an dem Pflug gespannten Stier das erste, schneidige „Hi, Schwarzer!“ zurief, rührte er sich nicht. Als der Knecht ihm einen Peitschenhieb versetzte, machte er einen so heftigen Sprung, dass der Pflug aus der Furche geschnellt wurde, und dann stand er wieder still und schnob, dass der Rauch aus den Nüstern stäubte. Der zweite Knecht packte ihn bei den Hörnern, na, das hatte der Stier gerade einmal abgewartet, mit einem Sprung schleuderte er den Knecht von sich, dass dieser über die Schollen purzelte. Der hintere Theil des Pfluges stak fest in der Erde, der vordere Theil mit den Rädern hüpfte wie toll hinter dem Thiere her, das in wilden Sprüngen über das Feld lief.

Wo das Mitgefühl und die Ehrfurcht vor dem Alter fehlen, wo der Neid eingewurzelt ist und die Habsucht, da fehlt eben der Gottessegen, und fehlt auch die Theilnahme der Menschen, wenn das Unheil ankommt und dem Hartherzigen mit demselben Maße zurückgibt, wie er ausgemessen.

Die Männerwahl.

Von **Peter Rosegger.**

Fräulein Kibitz von Kibitzheim war schon zwanzig Jahre alt gewesen — früher einmal. So gottlos lang konnte das ja nicht her sein, ihre Schönheit stand noch in voller Blüte, nur von Zeit zu Zeit, dass der Maiwind ein rosiges Blättchen davonwehte. Viel zu früh war's aber doch nicht mehr, nach einem Manne auszuschauen.

Sie schaute auch tapfer aus und war stolz genug, einzugestehen, dass sie sich nicht wählen lasse, vielmehr, dass sie selber wählen werde. Nun war der hübschen Kibitzin die Wahl aber schwer, nicht etwa deswegen, weil zu viele begehrenswerte Männer vorhanden, nein, sondern weil sie gar keinen Mann sah — nicht einen einzigen. Männchen genug, alle Kirchenbänke zur linken Hand waren voll davon, alle Wirtshäuser waren voll, alle Kegelbahnen, alle Schießstände, alle Reitplätze, alle Jagdreviere -- voll von Männchen. Aber kein Mann darunter.

Auch dort, wo die Arbeit war, suchte sie, im Waldschlag, auf den Holzflößen, auf den Eisenbahnen, in den Landhöfen und in den Werkstätten — lauter Männchen. Manches that erschreckend männlich, es griff derb an, es polterte und fluchte, es stritt und schlug und stach — aber es war kein Mann. Die Jungen wollten sich zu erkennen geben mit Tabakrauchen; wenn der Schlot dampft, wird doch Feuer in der Esse sein. Andere wollten sich zu erkennen geben mit stattlichen Schnurrbärten; wenn ein Wisch ausgesteckt ist, wird's wohl ein Wirtshaus sein. Wieder andere wollten sich zu erkennen geben, indem sie ohne Weiteres die Frauenzimmer mit beiden Händen am Kopf nahmen und sie unbändig auf die Lippen küssten. Auch bei der Kibitzin hatte mancher so sein Bekenntnis schon ablegen wollen — na, da war er an die Richtige gekommen!

Die Herrschernatur, die trotzige, starke, die alles bezwang: die Arbeit, die Leute, das Weib, sich selbst — das war ihr der Mann. Sie gerieth nachgerade in Wuth, wenn sie sich vorstellte, es wäre einer der anderen Gattung ihr Mann. Den wollte sie zerfleischen! Ein weibisch eitler, weichmüthiger, nachgiebiger Mann! Ihre Zähne kraxten, wenn sie nur daran dachte, ihre Fingernägel gruben sich in das Fleisch der

Schaum tropfte ihm vom Maul, bis es sein Rasen aufgab, fast bewegungslos dastand und die Schläge über sich ergehen ließ.

„So mein Lieber!“ sagte er endlich schnaufend und senkte den Stock, „weißt du's jetzt, wer von uns der Stärkere ist?“

Die Kibitzin hatte diese Sache mit gemischten Gefühlen besehen, jetzt rieselte ihr ein seltsamer Schauer durch den Leib! — Das ist ein Mann! Zwar ein brutaler Geselle, aber sieghaft! sieghaft!

Das Thier war schier zahm geworden. Der Bändiger stand daneben und drehte mit zwei Fingern seinen Schnurrbart auf.

„So, Junge, nachdem wir uns gegenseitig vorgestellt haben, wollen wir mitsammen an die Arbeit gehen.“ Mit diesen Worten löste Meister Absang den Stier vom Baum und ihn mit beiden Händen fest an den Hörnern haltend, führte er ihn zum Pfluge und spannte ihn ein.

„Hi, Schwarzer!“

Der Stier stand und rührte sich nicht.

Der Schmied riss dem Knecht die Peitsche aus der Hand und ließ sie niederpfeifen auf den Rücken des Thieres. Das machte einen Sprung aus der Furche, stand still und schnob.

„Mir scheint, du willst noch einmal tanzen!“ knurrte der Schmied, zornroth im Gesicht. Und neuerdings ließ er die Peitsche dreinsausen über das Thier. Mit schmetterndem Gebrüll riss dieses aus, die Strangwage erfasste den Mann und schleifte ihn eine Strecke lang auf dem Boden hin, bis er in einer Furche liegen blieb, während der Stier mit gehobenem Schwanz, wild wie ein angeschossener Eber davonraste.

Die erste, die über den Wegbalken sprang, dass alle Röcke flogen, war Fräulein Kibitz von Kibitzheim. Sie fand den tapferen Meister Absang noch am Leben. Er krabbelte aus der Furche hervor, schlenkerte sich mit den Armen die Erde vom Rücken, von den Schenkeln, von den Ellbogen, von der Nase und schlichtete seinen Schnurrbart. Auf ihre Frage, ob ihm doch nichts geschehen sei, antwortete er trotzig: „Nein!“ und schritt stolz aufrecht fürpass. Am Hofthore blieb er noch stehen, hob nach der Richtung, die der Stier geflohen war, die Faust: „Rabenvieh! Wir sehen uns wieder!“

Als die Gaffer auseinandergiengen, sagte der kleine Uhrmacher zu einem Nachbar: „Müsste doch erlogen sein, dass dieses Thier nicht zu zähmen wäre!“

„Willst das nicht du unternehmen?“ sagte der andere. Es war in einem Tone gesprochen, der einen Wehleidigen zu Tode verletzt hätte; der kleine Uhrmacher merkte es gar nicht. Er antwortete: „Probieren könnt' man's ja.“

An demselben Abende wurde der Kibitzin berichtet, eingefangen wäre der Stier, aber Rache schnauben thäte er noch. Seinen Schwanz

An der Wegplanke hatten sich Leute angesammelt, die „hei!“ und „hau!“ und „oh!“ riefen und allerhand Rathschläge ertheilten, wie das Thier zu bändigen sei. Dann zog man aus dem Schoppen einen anderen Pflug und räumte die Trümmer des zerrissenen weg. Hernach versuchten die Knechte, den Wildling einzufangen, der mit den Pflugrädern an der Achse immer noch über das Feld raste von einer Planke zur anderen, von dem Hüpfen und Anprallen der Räder an den Hinterbeinen immer neu erschreckt und aufgeregt.

„Ihr bringt ihn nicht!“ rief ein Mann an der Wegplanke. „Das will ich doch einmal sehen!“ Er riss eine Latte aus dem Zaun, sprang damit über die Planke und hin gegen die feindlichen Parteien. Es war ein jugendlicher, stattlicher Mann mit glühendem Auge und aufgestrammtem schwarzen Schnurrbart. Es war Meister Absang, der Schmied im Dorfe. Der nahte sich nun langsam dem Stiere. Dieser stand still und glotzte den Gegner forschend an. Der Meister schnitt die Stränge ab und legte den Strick sachte um die kurzen, dicken Hörner. Der Stier wühlte mit den Klauen des Vorderfußes die Erde auf, dass sie weithin stäubte, ein dumpfes Brüllen ließ er hören. „Lieber Freund!“ sagte der Schmied, „wir wollen uns schon noch verständigen“, that ganz gelassen um, bis mit Hilfe der beiden Knechte das Thier an den Baum gebunden war.

Die Kibitzin hatte diesen Vorgang mit großer Hingabe beobachtet. Jetzt wollte sie einmal sehen, wer der Stärkere sein wird. Der Schmied prüfte seine Zaunlatte, sie war zähe, auf sein Umbiegen schnellte sie scharf zurück. Er that einen Hieb durch die Luft. Das pfiff.

„Nicht schlagen!“ schrie ein dünnes Stimmlein vom Wege her, „schlagen nicht!“

Da lachten die Leute. „Hau! Der gradnasete Florl!“ Der kleine Uhrmacher! Ein Mensch, wohl schon an die Dreißig, ein zartes Bürschchen mit fast bartlosem Gesicht und großen Kinderaugen. Auffallend in seinem Antlitz war nur die Nase, die von der Stirn herab eine völlig gerade Linie bildete, weshalb er den Spitznamen „der g'radnasete Florl“ trug.

Der Rath „nicht zu schlagen“ wurde also belacht.

„Vielleicht soll man der Bestie gar das Goderl kratzen!“ spottete Einer. Die Antwort des Schmiedes war, dass er den Stock schwang und dem Thiere einen wuchtigen Hieb in die Weichen versetzte. Der Stier schlug mit dem Hinterleib in die Höhe, auf dem Baum zitterte das Laub, aber der Strick hielt stand.

„Tanzen und springen!“ knirschte der Schmied, „wart Kerl, ich will dir tanzen und springen lernen! Du sollst mir noch die Hand küssen!“ Damit begann er nun auf das Thier dreinzuhauen; dieses brüllte laut, schlug mit den Beinen aus, riss wüthend am Strick, weißer

Da sank ihm der Arm mit dem Hammer und er stand da. Stand da und schaute sie an — die vielumworbene Gutsbesitzerin — —

„Wenn's ernst wär', Nachbarin —?"

„Was soll's denn sonst sein? Aus Spass heiraten —. Schmied, mit dir möcht' ich's wagen."

Sein Gesicht war breit geworden und seine Stimme weich wie Butter, als er sagte: „Wenn ich dich beim Wort nehm', Kibitzin?!"

„So nimm mich!"

Also hatte sie geworben um ihren gewaltigen Herrn. Die Stolze, dass sie sich demüthigen konnte vor diesem Manne! Ein Zeichen, dass es der Rechte war, der starke, gewaltige Herr, dem sie bisher nur im Traume begegnet, sonst nirgends.

Schon am nächsten Morgen erhielt sie einen Brief. Seidenpapier, am Rande mit Rosen bemalt. Die Buchstaben hingegen waren klobig und spießig wie Eisenhaken. Verse waren es, Verse! und sie lauteten:

„Es grüßt dich herzhaft Josef, dein Geliebter!
Denn wisse nur, ich liebe dich so sehr.
Ich bin betrübt und werde noch betrübter,
Da ich von dir seit gestern nichts mehr hör'.
Des Morgens, wenn ich wache auf vom Schlummer,
Da denke ich, wo wird die Süße sein!
Den ganzen Tag erfüllt mich banger Kummer,
Ob die Geliebte wohl auch denket mein.
Und abends, wenn ich geh' in meine Kammer,
Da denk' ich immer, immer nur an dich,
Einsam und allein bin ich, o Jammer!
Ich liebe dich, ich liebe dich ganz inniglich!"

In solcher Herrlichkeit gieng es fort vier Seiten lang. Die Kibitzin war starr! — Dieses Liebesgewoisel! — Nein, gefoppt war sie worden, das konnte nicht vom Schmied kommen. Eine schlechte Studentenmache war das. Die Schrift verglich sie mit der Schmiederechnung über beschlagene Räder, die sie erst kürzlich erhalten hatte. Sie war's doch! Aus Liebe winseln, das darf kein Mann. Aber auch nicht ihrer spotten! Eines von beiden hat der Absang gethan. Sie wird ihm den Kopf waschen, dieses blöden Spasses halber. Als sie ihn bald darauf durch die Gasse schreiten sah — ein Bündel Eisenstangen trug er auf der Achsel, vorn und hinten federten sie auf und nieder — er blieb schlank aufrecht und die Beine schienen so elastisch, als berührten sie den Boden kaum. 's ist halt doch ein Mann!

An demselben Tag hatte der schwarze Stier wieder Unterrichtsstunde. Ruhig ließ er sich in die Furche führen und an den Pflug spannen, aber bei dem ersten Hieb mit der Peitsche schoss er wild voran und bohrte den Kopf in die Erde. Nun trat aus den Zuschauern, die wieder an der Wegblanke standen, der kleine Uhrmacher hervor. Schmal und flink in seinem grauen Zwirngewande, sah er beinahe aus wie ein Knabe.

hielt er wie eine Kriegsfahne in die Lüfte und mit den Vorderbeinen scharre er die Erde auf, gleichsam, um seinen Todfeinden ein Grab zu graben. Die Kibitzin hatte in derselben Nacht Gesellschaft. Der stramme, derbe Schmied war bei ihr, allerdings nur im Gedanken und im Traume. Durch die ganze Nacht bändigte er den Stier, das glühende Eisen und die Weiber. Er war der einzige, der mit Muth angriff. Die anderen hatten kaum so viel vermocht, um das Thier in Wuth zu bringen. Heldenhaft haben beide gerungen, der Absang und der Schwarze. — Mit diesem Gedanken war sie eingeschlafen und der Traum unternahm es, den Schmied und den Schwarzen zu einer einzigen Persönlichkeit zu vereinigen, an der sie großes Vergnügen hatte.

Am nächsten Tage gab es zu lachen. Der kleine Uhrmacher habe sich bereit erklärt, den Stier zu zähmen. Die Kibitzin blieb auf ihrem Gang in die Gärten vor der Schmiede stehen und gieng endlich zum Thore hinein in den von der sprühenden Esse rosig beleuchteten Raum. Mit klobiger Wucht arbeitete der Schmied am Amboss. Die muskelstrammen Arme nackt, den Schnurrbart aufgewirbelt. Er war ganz Hammer. Nicht Amboss, sondern Hammer! Die Kibitzin legte ihre Hand vor die Augen, weil die brüllende Flamme der Esse sie blendete, mit der anderen Hand hob sie ein wenig das Kleid, dass es nicht auf den Boden streifen konnte. So schaute sie vorgeneigten Kopfes dem Recken zu und fragte endlich, ob er gestern wirklich nirgends Schaden gelitten hätte.

„Nein!" antwortete er und hieb mit dem Hammer auf ein glühendes Stück Eisen, dass die Kibitzin zurückzuckte vor den Funken, die ihr ans Gesicht stoben.

„Was wird denn das?" fragte sie.

„Was denn! Ein Kettenglied."

Unwirsch war er, aber das gefiel ihr.

„Ein Kettenglied. So, so. — Das kann schon stark werden, wenn du's so fest klopfest."

Er schwieg und hämmerte.

Da hub sie an mit dem Köpfchen zu wiegen und drillerte:

„Ma kauft nur a Ketten,
Di stark is und schwar is,
Die doppelt und dreifach
Verklenkt is und starr is:
Jetzt, Schmied, schmied' uns z'samen,
Mei Büabel und mih."

Er fuhr sich mit dem Ärmling über die tropfige Stirn und warf mit einem Finger die Schnurrbartspitze in die Höhe, die während der Arbeit über den Mundwinkel herabgesunken war.

Diesen kleinen Umstand benützte sie, um zu sagen: „Absang, was ist's denn mit uns zweien? Sollten wir nicht zusammenheiraten?"

dem Recken zugemuthet werden, sich die Knöpfe selbst einzuheften! Dann aber erst die Wäsche! Gott, wie nöthig dieser Mensch ein Weib braucht! — Was ist denn das?" Im Nachtkästchen hatte sie ein kleines, zartes Ding gefunden — aus Gaze und mit Bändchen. „Was ist denn das, Abfang?"

„Ah, nichts weiter. Nur zufällig so. Liegt schon lang so herum, weiß gar nicht, woher."

„Aber es muss zu etwas sein. Ich will es wissen."

Na, da hat er ihr's gesagt. Eine Schnurrbartbinde.

„Eine Schnurrbartbinde?! Bei der Nacht umbinden? Dass er berganwächst? Dass er sich aufrichtet? Dass er nicht hängend wird? — Ah, das gefällt mir!" Einen grellen Lacher that sie.

Es war beinahe das letzte Wort gewesen, das sie zu ihm gesprochen. Rasch hatte sie ihr Tuch über die Achseln gelegt, den Sammthut aufgesetzt und ums Kinn gebunden. Hastig, fast schreckig that sie es, als ob's im Haus brennte. — Eine Schnurrbartbinde hat der! — Da hat sie gerade genug. Heiliger Valentin, wie man sich an den Männern täuschen kann. Glaubt man ihrem Aussehen nach, es wären Männer. Schlagen und woiseln kann er. Und den Bart muss er künstlich auffrischen! Nein. Das glaube ich, dass der Schwarze vor so Einem keinen Respect hat. Ich hätte auch keinen. Keinen Respect vor dem baumstarken Laffen. Und dem kleinen Uhrmacher ist er willig gefolgt. „Weil er hat müssen!" — Dem wollte ich auch müssen. —

Und jetzt war's der Uhrmacher, der ihr im Kopf umgieng, so ungeniert, als ob er drin daheim wäre, mit seiner geraden Nase. In ihrem Schlafzimmer hatte sie eine Schwarzwälderin. Sie nahm den eisernen Gewichtknollen von der Schnur, da schlug das Pendel noch einigemale lautlos hin und her und blieb stehen. Schickte die Kibitzin zum Uhrmacher: sie ließe bitten, es hätte die Uhr einen Fehler bekommen.

„Natürlich", sagte er, „weil das Gewicht fehlt!"

„Aber merkwürdig, dass ich das nicht gesehen habe! Ja, bist schon fertig? Hast's so eilig? — Du, was ich sagen wollte, Florian, sollten wir zwei beide nicht zusammenheiraten?"

Er schob noch ein wenig an der Uhr, dass sie richtig hieng und sagte nebenbei: „Zusammenheiraten? Ich glaube nicht, es dürfte ein Ehehindernis geben."

„Mensch! Bist du einer andern in Pflichten?"

„Einer in Pflichten? Gott sei Dank, nein."

„Oder stünden wir in Verwandtschaft miteinander?"

„Von Vaters und Mutters Seite. Von Adam und Eva her."

Ob seiner Schalkheit zupfte sie ihn am Ohr.

„Du Spitzbub! Was denn für ein Ehehindernis?"

„Jetzt geht just einmal weg", sagte er zu den Knechten, „ganz weg und lasset mich machen."

Sie lachten und gaben ihm die Peitsche in die Hand.

„Die brauch' ich nicht." Er trat gelassen ans Thier und fasste mit der rechten Hand sein Horn und blickte ihm ins große Auge. Man hätte das zarte Gesicht mit der geraden Nase in dem pechschwarzglänzenden Rindsauge sich gut spiegeln sehen können. Und als er das Thier lange so angeschaut und mit der Hand gestreichelt hatte, gestreichelt am Halse, gekraut zwischen den Hörnen, hinter den Ohren, da begann er mit seiner weichen Stimme fortwährend: „Hi! Hi!" sagend, Schritt für Schritt der Furche entlang zu gehen — und der Stier trottete behäbig mit. So führte er ihn ein paarmal über das Feld hin und her und dann stellte er sich rückwärts an den Pflug. „Hi!" sagte er ruhig, „hi!" —. Der Stier schritt allein in der Furche voran, der kleine Uhrmacher leitete an den Hebeln den Pflug, der den Rasen schnitt und umlegte.

Die Kibitzin hatte von ihrem Fenster aus durch den Feldstecher den Vorgang beobachtet. Anfangs hatte sie schon hinausrufen wollen, man solle den Kleinen doch nicht zum wilden Vieh lassen. Dann war ihr sein gelassenes Wesen aufgefallen und wie dabei auch der Schwarze ruhig ward. Und wie der Bursche das Rind so treuherzig anblickte, da fand sie, dass er mit seiner starken Nase, die von der Stirn herab eine schnurgerade Linie bildete, ein schöner Mensch sei. — Und nun ackerte er allein mit dem Stier, den die kräftigen Knechte und der gewaltige Schmied nicht bändigen konnten.

„Aber Florl!" rief sie ihm am Abende zu, als er den Schwarzen vom umgebrochenen Acker in den Stall führte, „wie hast du denn das angestellt?"

„Er hat halt müssen", antwortete der Uhrmacher.

Und nun stellte sich der Schmied auf: Das sei freilich keine Kunst gewesen jetzt, da das Thier schon von ihm gebändigt worden wäre. „Na, Schwarzer, kennst du mich noch?"

Wohl, er kannte ihn noch, denn als der Schmied den Schwarzen derb bei den Hörnern fassen wollte, lag er auch schon auf dem Streuhaufen. Unter dröhnendem Gebrüll hatte das Thier einen Sprung gethan, mit dem Hinterbein ausgeschlagen, da krümmte der Schmied sich auf dem Reisig und glaubte es, dass er den Stier nicht gebändigt hatte.

Am nächsten Tage machte die Kibitzin einen Besuch beim Schmied, um sich nach dem Verlaufe seiner Verletzung zu erkundigen. Er lag im Bett und rauchte die Pfeife. Ein verrenktes Bein, weiter nichts. Sie fand in der Stube Unordnung und räumte ein wenig auf. Sie untersuchte die Kleider, da fehlten Knöpfe; das fand sie erklärlich; wie sollte

Freilich bestritt der Kaiserjäger nicht, dass auch er selbst einst dort lebte, ja sogar dort geboren und assentiert wurde; aber Thatsache blieb es auch, dass er Minna schon länger als ein Jahr nicht mehr gesehen hatte.

Wenn der Oberst und die „Austria" im Cabinet waren, so stand Josef im Vorzimmer oder er saß wohl auch und sann. Was er sann, das wäre schwer wiederzugeben, weil er sich dessen selbst nur dunkel bewusst war; aber er ahnte es und ich ahne es auch, umsomehr, da er aus seinem Brüten nicht selten plötzlich aufsprang, einen Fensterflügel aufriss und gegen die Karawanken hinauf rief: „Minna, ich halt es nicht mehr aus, ich desertier!"

Es lässt sich nicht gut annehmen, dass Minna in Mürzzuschlag dergleichen Ausrufe gehört haben sollte; aber doch war es dem Josef immer, als ob er durch die Lüfte her die Antwort vernommen hätte: „Ja, komm nur!"

Zwar nicht zu selten schrieb er ihr Briefe mit Versen und blumigen Rändern, aber die letzte Zeit her wurden ihm ein paar gar nicht beantwortet. Er zweifelte zwar nicht an ihrer Treue, aber vielleicht hatte sie dieselbe im Laufe des Jahres einem andern geschworen. Haben nicht gerade die treuesten Mädchen der schönen Tugend genug, um viele damit zu beglücken?

Im Frühjahr wars, da wurde plötzlich das Regiment nach Wien abberufen. Josef jubelte über diesen Befehl — jetzt fährt oder marschiert er in wenigen Tagen an Mürzzuschlag vorüber, sieht seine Heimat und auch Minna wieder. Dafür muss aber der Alte, der Oberst, seine Austria verlassen, so wendet sich das Blatt.

Ei, der Kaiserjäger denkt, und der Oberst sagt: „Josef, das Regiment geht nach Wien, auch ich werde per Eilzug nach Wien abreisen; bleib Er indes da und hüte Er das Haus, längstens in zwei Tagen bin ich wieder hier. Was glotzt Er denn so blöd drein, Er Er —" Er gab dem Diener einen zweideutigen Namen, der indes Josefs inneres Leidwesen weder vermehrte noch verminderte.

Der Kaiserjäger war so aufgeregt, dass er dem Alten nachschwor: „Geh nur, Oberst, ich vernichte dir derweil deine Austria!"

Aber die Austria gieng auch mit nach Wien, nur die wahrhafte Austria, das Bild blieb, und der arme Josef blieb in diesem Krain, das — wie zum Trotze — alles Schöne sonst hatte, nur seine Minna nicht.

Der Oberst und seine Herrin waren fort, Josef war in den weiten, öden Gemächern allein. — Vielleicht kommt jetzt doch meine Minna und bleibt bei mir, bis der Alte zurückkehrt, dachte er, dann schlug er sich auf die Stirne und brüllte: „Wenn ich närrisch werde, so ist dieser Oberst schuld!"

„Mein Willen.“

„Dein Willen? Den sollst ja haben.“

„Eben drum heirate ich nicht.“

„Aber Liebster, mir gefällt ja der Mann, der einen Willen hat.“

„Mir auch. Desweg bleib ich ledig.“

Nach solchem Zwiegespräch fragte sie ihn, was er bekomme für den Gang?“

„Zwanzig Heller.“

Kurz und gut, die Stolze — dann blieb sie ledig. Aber nicht, weil sie hat wollen, sondern „weil sie hat müssen!“

Sie hatte sich das „Müssen“ anders gedacht.

Dieweilen der Obrist in Wien war.

Das Regiment lag in Laibach. Josef Fallner war dem Regimente zugetheilt, aber er war befreit vom Tagesdienste und theilweise auch vom Reglement, weil er in Diensten des Obersten Wenisch stand. Anfangs war das dem Josef nicht lieb, denn er hätte das Gewehr lieber und sicherer geführt wie den Kehrbesen; er hatte zur Fahne geschworen, und nun musste er des Morgens mit der Bettblache eines alten Brummbartes wirtschaften. Indes gab sich das; denn im Laufe der Zeiten fiel ihm mancher Zwanziger in den Sack und der überklang das Gebrumme des Obersten stets bei weitem.

Freilich ist das nicht die ganze Geschichte von unserem Kaiserjäger, sondern nur erst die Einleitung.

Josef Fallner war jung und verliebt, der Oberst Wenisch aber war alt und auch verliebt. Wenn ich nun die beiden Männer in eine und dieselbe Maid . . . kurz, es wäre eine närrische Combination und eine tragische Situation. Indes die Thatsachen sprechen anders. Die Erwählte des Obersten war eine große, dicke Dame, die in manchen Stücken lebhaft der Austria ähnelte, welche der Alte in seinem Zimmer aufgehangen hatte, nur dass sie viel jünger war und viel älter aussah als besagte Allegorie. Josefs Herzensgebieterin aber war sehr jung und sehr schön und durch und durch sehr liebenswürdig. Alle Augen im ganzen Krainerland zusammen waren nicht so schön als die ihrigen, und in ganz Laibach war keine Zuckerbäckerin, die so süße Küsse hatte als sie. Nur einen sehr bedeutenden Fehler hatte sie, welchen Josef nicht verwinden konnte; sie war nämlich nicht in Laibach, sondern auf einem Bauerngut bei Mürzzuschlag in Steiermark.

Diese Worte waren wie ein Zauberspruch. Wie aufs Commando ließen die Hände und die Stöcke ab, und drei Stimmen riefen zugleich: „Himmel und Erde, der Josef! Aber Josef, wie kommst denn du hieher?"

Der schob sich den Rock zurecht und brummte.

„Wenn wir dich etwa geschlagen haben, Josef, so verzeih uns, wir haben gemeint, du bist der Bachnatzl, der in jeder Nacht zum Fenster unserer Schwester kommt und Minna keine Ruh lässt."

Da rief der Kaiserjäger lustig aus: „Schwäger, grüß euch! Na, dem Bachnatzl hat's golten? Ja, kommt der noch immer zum Fenster her? Schon recht, Schwäger, hättet ihr ihn nur noch kräftiger durchgebläut, hättet ihr ihm seine Säbelbeine nur abgeschlagen, diesem verdächtigen Mauser!"

Die Chronik erzählt, dass Josef jubelte, — jubelte über die Schläge, die er von den Brüdern seiner Minna erhalten, sie waren ja dem verhassten Nebenbuhler zugedacht. Wohl erzählt die Chronik auch von blauen Flecken hinter einem grauen Mantel; aber dies alles tritt in den Hintergrund, nachdem Josef in der Stube bei Minna sitzt und die Versicherung vernimmt, dass sie freudig auf ihn warten will, bis er seine Jahre ausgedient haben werde.

Die drei Brüder Minnas wollten das ganze Haus aufwecken und schreien: „Der Josef ist da!" aber dieser verbat sich's. Kaum dass er Minna ein paar ruhige Augenblicke in den Armen hielt, so war's schon wieder Zeit zum Aufbruch. Am Bahnhofe schlug das Signal des Zuges nach Süden.

Zwölf Stunden später steckte der Kaiserjäger den Schlüssel an die Thüre des Vorzimmers; es war alles noch wie gestern.

Noch an demselben Abend kam auch der Oberst von Wien zurück: „Was hat Er gemacht, Josef, während meiner Abwesenheit?" frug er seinen Diener.

„Geschlafen, Herr Oberst," war die Antwort, „aber mir hat viel derweil geträumt."

„Was hat Er denn für blaue Ballen hinter den Ohren?"

„Weiß Gott, Herr Oberst, ich steige im Traum oft so umher, dann muss ich mich wo angestoßen haben!"

Aber das Heimweh war gedämpft; Josef wartete ruhig auf seinen Abschied, und Minna wartete ruhig auf Josef.

Viel später hat ein Sohn dieses Paares solche Mär laut gemacht.

Jetzt wirbelte der Tambour. Die Musik klang, das Regiment zog durch die Gassen dem Bahnhofe zu.

In diesem Moment kam unserem verzweifelten Kaiserjäger ein herrlicher Gedanke; er überlegte ihn nicht erst, er führte ihn gleich aus. Er warf seinen Mantel und seine Patrontasche um, er stülpte den Czako auf den Kopf, er schloss die Thür des Vorzimmers ab, eilte auf die Gasse und marschierte in „Reih und Glied" mit den anderen dem Bahnhofe zu.

Die Ausführung des Planes gelang so leicht und ohne alles Hindernis, dass einem schreibseligen Schriftsteller hier kaum etwas zu bemerken übrig bleibt. Selbst in Mürzzuschlag gieng um Mitternacht das Aussteigen, ohne bemerkt zu werden, das Sichverlieren in den Hallen des Bahnhofes und das Hineilen über die Flur gegen das bewusste Bauernhaus hinauf einfach und ohne die geringste Beschwerde.

Jetzt wirst du an das wohlbekannte Fensterlein klopfen, Josef, und Minna wird es öffnen und ausrufen: „Josef, du, Josef! Ei, das ist nicht möglich!" — Aber es ist doch möglich und du bist da, und wenn du sie umarmest und küssest, so wird sie es begreifen und dann — aber in zwei Stunden musst du wieder am Bahnhofe sein.

Josef ist glückselig.

Er athmet die frische Alpenluft, er sieht und fühlt die Heimat wieder, wenn auch im Dunkel; das Heimatland ist selbst mitten in der Nacht schöner als die Fremde im klaren Sonnenschein. Und dieses Süße und Wohlige war doch nur Zierde und Umrahmung zum bewussten Fensterlein; ich halte es für meine Pflicht, noch einmal zu bemerken, dass Josef glückselig war.

Jetzt kommt er zum Hause, naht der rückseitigen Kammerwand und klopft ans Fensterlein. Es bleibt still. Er klopft mehreremale und lauter; jetzt hört er etwas im Innern, es ist ein langgezogenes Schnarchen. „Minna!" ruft er leise und klopft noch stärker; wenn er wegen Minna einmal von Laibach nach Mürzzuschlag fährt, so schlägt er wohl auch noch die Scheibe ein!

Unserem Kaiserjäger steigt schon der Ärger auf, aber in dem Momente wird seine Aufmerksamkeit vom Fenster ab und auf was anderes gewendet. Plötzlich packen ihn nämlich ein paar rauhe Hände am Rockkragen, reißen ihn zurück und schon sausen verschiedenartige Körper auf seinen Rücken nieder. Er stemmt, er wehrt sich, aber der feindlichen Hände sind vier und sechs geworden. Es läst sich in einer solchen Situation nicht viel Vernünftiges denken, aber unter all den lebhaften Eindrücken, welche die sonderbare Umgebung auf Josef machte, rang sich in ihm doch die Frage empor: Teufel, wer prügelt mich da?

ferner lasse sich eine Flüssigkeit nicht aus einem in ein anderes Gefäß schütten und widerstehe der Schwere, so dass letztere keineswegs eine allgemeine Eigenschaft der Körper sein könne. — Wollte aber dieses kleine Menschlein etwa die Wärmeerscheinungen studieren, so entstände ihm eine unüberwindliche Schwierigkeit daraus, dass es auf mechanischem Wege keine Temperaturerhöhungen zustande bringen kann. Auch auf chemischem Wege kann es kein Feuer machen, da es ihm unmöglich ist, Flüssigkeiten aus dem einen in ein anderes Gefäß zu gießen und ihm also die zur chemischen Analyse nothwendigen Manipulationen ewig unmöglich sind. Wenn also dieses Menschlein auch an Verstandesschärfe uns weit überlegen wäre, so würde ihm doch, lediglich infolge seiner körperlichen Winzigkeit die Natur ein mit sieben Siegeln verschlossenes Buch bleiben müssen.

Aber wie, wenn das denkende Wesen in Riesengröße auf der Erde wandelte, wenn dieser Menschenriese an Volumen sich zu uns verhielte, wie wir zu dem mikroskopischen Menschlein? Dann wäre dieser Riese übel daran, sowohl was seine Erhaltung, als was auch sein Verhältnis zu der umgebenden Natur anbelangt. Wenn das mikroskopisch kleine Menschlein z. B. unter keinen Umständen imstande ist, Feuer zu machen, so kann der Riese kaum eine Bewegung machen, ohne dass Funken sprühen. Das Erdreich, das er mit der Faust vom Boden zusammenrafft, würde sich lediglich durch die Zusammenpressung bedeutend erhitzen, ja, unser Riese müsste zu der Überzeugung kommen, dass alle Gesteinsmassen der Erde, die härtesten Felsen nicht ausgenommen, die Eigenschaft besitzen, durch geringe Reibung in Glut zu gerathen und leuchtend zu werden, wie wir dies vom Phosphor sagen.

Die einfachen Veränderungen der Größenverhältnisse des Menschen müssen also, wenn sie bis zu einem gewissen Grade reichen, den ihn umgebenden physikalischen und chemischen Erscheinungen ein wesentlich anderes Gepräge verleihen. Diese Größenverhältnisse aber sind offenbar durch die Schwerkraft an der Oberfläche der Erde bedingt und so müssen auf fremden Weltkörpern, deren Schwere wesentlich größer oder geringer ist als die irdische, schon allein aus diesem Grunde lebende Wesen von den irdischen verschieden sein."

Diese Darstellung eines Denkers, die leicht um viele Beispiele erweitert werden könnte, erscheint mir bedeutungsvoll. Man kann sie tiefer fassen. Sie beweist wieder einmal, dass es in gewisser Beziehung eine absolute Wahrheit nicht gibt. Nur eine beziehungsweise. Der ganze Mensch sieht die Welt mit seinen Augen, empfindet sie mit seinem Herzen, denkt sie mit seinem Gehirn, darum gibt es so viele verschiedene Welten, als es verschiedene Persönlichkeiten gibt. Oder anders gesagt: Wir Menschen haben nicht die Welt, wie sie an und für sich ist, sondern,

Die Welt als unveräußerliches Privateigenthum.

Vor einiger Weile las man in den Zeitungen zur Anregung und Ergötzung das Folgende: „Der englische Naturforscher William Crookes hat den Nachweis geführt, wie die Größenverhältnisse des Menschen den Anblick der Natur beeinflussen. Er entwickelte zunächst die Erscheinungen, die sich einem Beobachter darbieten müssten, wenn er so mikroskopisch klein wäre, dass die Molekularkräfte, deren Wirksamkeit wir im gewöhnlichen Leben kaum bemerken, für ihn augenfällig und gewaltig würden. In diesem Falle müssten seine Wahrnehmungen ihn verleiten, an der Richtigkeit sehr vieler, wenn nicht der meisten uns bekannten Naturgesetze zu zweifeln, ja er würde fast gezwungen sein, ganz andere an ihre Stelle zu setzen. Setzen wir mit Crookes solch ein mikroskopisch kleines Menschlein auf ein Blatt, neben einen Thautropfen; neugierig nähert es sich dem Tropfen und berührt ihn. Dabei findet er, dass die glänzende Kugel des Thautropfens dem Druck nachgibt wie ein Kautschukball und überhaupt elastisch ist. Will aber irgend ein Zufall, dass die äußere Oberfläche stärker eingedrückt oder zerrissen wird, so ergießt sich aus der Kugel eine flüssige Masse, die das Menschlein ergreift und rasch mit sich fortreißt. Nachdem es eine große Strecke weit fortgeschleudert, tritt ein Ruhezustand der fließenden Masse ein und das Menschlein findet sich an ihrer Oberfläche mit großer Kraft festgehalten, ohne dass es ihm möglich wird, sich zu befreien. Mehrere Stunden vergehen, während deren das Menschlein die Beobachtung macht, dass die Masse, von der es festgehalten wird, immer mehr abnimmt und zuletzt völlig verschwunden ist, womit ihm seine Freiheit wiedergegeben ist. Es gelangt auf seinen weiteren Forschungsreisen an einen großen See, den wir allerdings nur für einige verschüttete Wassertropfen erklären würden. Dieser See zeigt nun die merkwürdige Eigenschaft, dass seine Oberfläche zwar horizontal ist, sich aber am Rande rundlich abdacht. Der kleine Mensch beschließt nun, etwas Wasser in ein Gefäß zu schöpfen. Diese Aufgabe erfordert indess eine große Anstrengung und es dauert geraume Zeit, ehe es gelingt, etwas von der zähen Masse zu erobern. In dem Gefäße hält aber die Flüssigkeit sich so fest, dass es nur durch heftige Stöße gelingt, etwas von ihr wieder herauszubekommen. Aus all diesen Versuchen wird der kleine Mensch zu der Überzeugung gelangen, dass im Zustand der Flüssigkeit die Materie Kugelgestalt annimmt oder doch eine stetig gekrümmte Oberfläche zeigt;

Schmerzenskind geworden, nicht bloß wie damals politisches, sondern religiöses und in jeder Beziehung. Wenn nur die rechten Ärzte und die wahre Diagnose sich fänden, wenn nur nicht soviel Quacksalberei und Beschwichtigungsmacherei im Gange wäre! Es sind ja nur 10.000, nicht 100.000 und Millionen Apostaten! Ist es nicht entsetzlich, so etwas zu hören, wenn man bedenkt, was der Heiland von dem Wert einer Seele gesprochen, und sei es die des niedrigsten Sünders und von der Thätigkeit, die der echte Hirte sich kosten läſst, sie zu gewinnen? Sind das Priester, die so sprechen? Und selbst Reden kann man hören und lesen, wie: Es ist ja nicht schade um solche abgestorbene Katholiken; die werden dem Protestantismus auch wenig Freude machen! Spricht so ein Seelsorger, dem das Wort leuchtend vor dem Gewissen schweben sollte: „Ich habe bewahrt in Deinem Namen, die Du mir gegeben hast und es ist keiner von ihnen verloren gegangen"? Und muſs nicht der Priester Rechenschaft geben über die anvertrauten Seelen, wie Paulus einschärft; was wird am Tage der Verantwortung jener vorschützen, dem die Herde zum großen Theil davongelaufen ist? Und wenn selbst an den Apostaten nicht viel läge, sind die unschuldigen Kinder auch nichts wert, die nach Tausenden und Tausenden sammt allen ihren Nachkommen der Kirche verloren gehen? Und handelt es sich nicht um die qualitativ höher stehende Classe der Gebildeten, an denen wir Katholiken ohnehin nicht Überfluſs haben? Ist es denn nicht beschämend, daſs der Katholicismus fast nur noch für alte Weiber und Bauern als tauglich gilt?

Einst eroberte der Katholicismus im Sturm die Welt; heute hat er Noth, seine Glieder kümmerlich zusammenzuhalten; ja die Verbindung ist eine so lose, daſs bei dem geringsten Anlaſs sogleich der Austritt ins Auge gefaſst wird. Man muſs auch berücksichtigen, daſs mit den offen Abgefallenen die Reihe der ihrem Glauben feindlichen Katholiken noch bei weitem nicht erschöpft ist. Viele halten es gar nicht der Mühe wert, äußerlich ihren Austritt zu nehmen, oder sie wollen aus geschäftlichen oder Avancementrücksichten ihren Abfall nicht der Öffentlichkeit preisgeben; auch melden sich Tausende nicht bei Schönerer und Consorten an und treten in der Stille über, und schließlich, ist es denn nicht scandalös, wenn Priester sich ganz damit zufriedengeben, wenn äußerlich in den statistischen Listen so und so viele Namenskatholiken aufgezählt werden, ohne daſs diese innerlich durchsäuert, mit Herz und That lebendige und freudige Glieder am Leibe Christi sind? Wie viele aber gibt es solche in Deutsch-Österreich? Und wer trägt die Schuld daran?

Auch anderswo steht es schlecht mit der Kirche; aber in Frankreich z. B. ist doch der katholische Geist eins mit dem nationalen Bewuſstsein und bekommt von dieser Seite, von den Wurzeln des Volkes neue Kraft; auch die Laien, sogar Dichter und Künstler, schließen sich wieder enger

wie wir sie uns vorstellen. Nur Schablonenmenschen, anderen nachlebende Leute, und das ist die Menge, sind zu haben für die Lehren Einzelner und nehmen die Vorstellungen der Führer leicht an. Eigenbegabte und eigenständige Menschen haben in ihren ursprünglichen persönlichen Vorstellungen eine Welt für sich. Sie können noch so viel lernen an wissenschaftlichen Theorien, oder sie können alle möglichen Erfahrungen machen, im Grunde bleibt ihre Weltanschauung für sie bestehen, denn ihr Auge und ihr Gemüth und ihr Gehirn können sie nicht ändern oder austauschen. Also der Versuch, etwa durch Schulung und Bildung alle Leute gleich zu machen, ist ganz aussichtslos. Man kann die Herde kriegen, aber die Wichtigen, die Persönlichkeiten, die Charaktere kriegt man nicht auf das Niveau. Die haben ihre eigene Lebensanschauung, eine völlig rechtmäßige, es sind Götter, die ihre besondere Welt haben, sei es nun eine gute oder eine schlimme, — solche Welt ist ihr unveräußerliches Eigenthum, das ihnen nicht zur Last gelegt werden kann.

Was folgt daraus? Dass wir gegen Andersdenkende tolerant sein sollen. M.

Ein katholischer Priester über die kirchlichen Zustände in Österreich.

Vor einiger Zeit brachte der „Heimgarten“ die Beobachtung und Betrachtung eines reichsdeutschen Pastors über das katholische Leben in Österreich. Die strenge Kritik wurde von römischer Seite recht missliebig vermerkt, konnte aber nicht in einem einzigen Punkte widersprochen werden. Um nicht parteiisch zu sein, wollen wir nun über denselben Gegenstand einem reichsdeutschen katholischen Geistlichen das Wort frei lassen. Es ist kein Geringerer, als der Theologe Dr. Josef Müller, der in seiner „Renaissance“ (Augsburg, Lampert & Co.) über die kirchlichen Zustände in Österreich unter anderem das Folgende sagt:

Beim Frankfurter Bundesschießen 1862 brachte der Darmstädter Anwalt Metz einen Trinkspruch auf die drei deutschen „Schmerzenskinder“: die Kurhessen, Schleswig-Holsteiner und die Deutsch-Österreicher aus. Sofort protestierte Professor Wildauer aus Innsbruck gegen diese Bezeichnung. „Wir sind keine Schmerzenskinder!“ erwiderte er. „Wir haben zu Hause Friede, bei uns ist Eintracht zwischen unserm Herrn und unserm Volk.“

Wie ein prophetischer Lichtblitz kommt uns jener Vorgang heute vor. Jetzt wird kein Österreicher jene selbstbewusste Entgegnung auf die fatale Benennung wagen; jetzt ist Österreich in unermesslichem Grade mehr

Priester meinen, die Priesterwürde entkleide sie der Pflicht, Mensch zu sein. Ganz anders Paulus: Freut euch mit den Fröhlichen und weinet mit den Weinenden! Ich bin allen alles geworden, um alle selig zu machen. — Bei freudigen Ereignissen z. B. Trauungen, bei schmerzlichen wie Begräbnissen, dürfte die menschliche Seite des Priesters, das opus operantis oder evangelistae mehr hervortreten, damit die heilige Handlung nicht als eine geschäftsmäßige Erledigung der Amtspflicht empfunden wird. Es ist dies ein peinlicher Punkt; da aber allzu oft Beschwerden in unseren Tagen gehört werden, dass kirchliche Functionen nach Automatenart verrichtet werden, so ist ein offenes Wort wohl berechtigt." Dies ist ein wichtiger Punkt, den Manning, Schell und ich auch schon dargelegt. Es ist unbedingt nothwendig, dass Leichenreden und Volksgesang eingeführt werden. Es ist entsetzlich öde, wenn am Grab ein paar Psalmen mit näselnder Stimme abgeleiert werden und die Leidtragenden gar kein Trostwort in ihrer Sprache vernehmen; soviel ich weiß, geht in Wien der katholische Geistliche gar nicht einmal ans Grab, sondern es wird die Aussegnung schon in der Kirche abgewurstelt. Alle Ausreden, wie scheinbar auf strenge Kirchlichkeit pochende, sind Bemäntelungen der Faulheit und dem Beispiel Christi und der Patristik entgegen. Ebenso wichtig ist der Volksgesang. Der Gläubige will auch mitwirken und die an sich ja großartige römische Liturgie ist ihm unverständlich. Auch das Vorbild der inneren Mission, von der die österreichischen Geistlichen so wenig wissen, hält Verfasser als Muster vor. (Nun folgt von Diefenbach ein schwerer Vorwurf gegen die österreichische Lehrerschaft, der absolut unberechtigt ist. Unsere Lehrerschaft nimmt der Kirche gegenüber beiläufig den Müller'schen Standpunkt ein. Die Red.)

Verfasser wünscht vor allem Steigerung der Bildung bei den Theologen, besonders Universitätsbildung.

Sehr gut ist, dass er die politische Seite der Frage in ihrer Bedeutung nicht überschätzt, denn bei den Slaven mache sich dieselbe religiöse Erstorbenheit geltend. Man dürfe ja nur an die Hussitenverherrlichung und den Sieg der Jungczechen denken. (Auch bei den Czechen machen sich Abfallgelüste geltend. Ein Dr. Iska wirkt mit Erfolg für Lostrennung von Rom und Anschluss an die altkatholische Kirche. Diese, die sonst stets den deutschen Charakter betont, nimmt die czechischen Gemeinden als Filialen auf. Synode zu Wien 10. September 1900.) Der Hass zwischen Deutschen und Czechen kommt also nicht einmal bei letzteren der Kirche zugute, ein Beweis, dass politische Rücksichten nicht den Ausschlag geben. — Nicht die gegnerische Politik, sondern Rom ist der Feind! Daher heißt es „Los von Rom!" Das möge man auch in Rom beherzigen, wo dem heiligen Vater vorgespiegelt wurde, es handle sich nur um nationale Streitigkeiten. Wegen nationaler Streitigkeiten

an die Kirche, wenn auch die Theologen selbst durch ihre mangelhafte Bildung wenig erreichen.

Ich habe ein Schriftchen in der Hand, das sich „Die Wahrheit über die Los von Rom-Bewegung“ betitelt und vom Inspector Diefenbach in Frankfurt verfasst ist. Die Broschüre enthält noch bei weitem nicht die ganze „Wahrheit“ und ist sehr ruhig gehalten, hat aber trotzdem lauten Widerspruch bei den Männern des Schlendrians erregt. Rühr mich nicht an! spricht der Patient, wenn der Arzt seine Wunden untersucht. So spricht auch der kranke Mann an der Donau, dem gegenüber jetzt selbst der „kranke Mann an Bosporus“ in den Hintergrund getreten ist. Es wird fortgewurstelt, fortgelogen, fortgewirtschaftet, bis der Katholicismus ganz am Ende ist, das ist einmal österreichisches Maxime. Hören wir nun, was Diefenbach sagt, dann wollen wir aus unserer Information auch einige Rathschläge geben.

Diefenbach gibt zunächst eine lange politische Einleitung über den Niedergang Österreichs, die wir übergehen können. Als Hauptursachen für den geringen Einfluss der Kirche bezeichnet er:

1. die geringe Zahl und schlechte Qualität der deutschen Geistlichen, dann ihre unvollkommene Ausbildung an den Seminarien. Der geringe Zugang zum geistlichen Stand werde wieder verschuldet durch die schlechte Bezahlung und Behandlung der Geistlichen seitens ihrer Oberen, so dass wenige von wahrem Beruf, die meisten nur aus Armut und wegen geringer Geistesgaben zu ihm kämen. Dies habe wieder die Verachtung zur Folge, die in keinem Land wie in Österreich so gegen den Theologen herrsche. „Clerical gilt dem liberalen Österreicher als Schimpfwort.“ (Musste sich doch die christlich-sociale Partei ausdrücklich verwahren, dass sie „clerical“ sei!) Der Protestantismus gilt durchweg für vornehmer. Der protestantische Prediger steht in höherem Ansehen als der Priester, ob Säcular, ob Mönch. „Er gilt als Gebildeter.“

2. Autor ist auch nicht gut auf die Orden zu sprechen, denen die Pfarrseelsorge nicht anvertraut werden sollte und hat nicht übel Lust, einen Theil der Klöster zur Aufbesserung des Weltclerus zu säcularisieren.

3. Autor kommt dann auf die mangelhafte Übung der Seelsorge, hält die Zulassung unreifer Kinder mit zehn Jahren zur heiligen Communion für einen Missstand. (Mit Recht! Wie ganz anders und viel intensiver ist die Vorbereitung zur protestantischen Confirmation? Das Gepäppel mit der „Unschuld“ sollte doch einmal aufhören. Heutzutage braucht’s Verstand, nicht bloß Unschuld!)

4. Ein wichtiger Punkt ist die Scheu des österreichischen Clerus vor der Berührung mit den Pfarrkindern in ihren Freuden und Leiden. „Es ist merkwürdig, wie so manche

gehen; denn abgesehen von den Klöstern würde auch der Weltclerus seinen Mann stellen; das wären aber dann nicht Gezwungene, sondern wirklich aus freier Tugend Feststehende, und jene Scandale und Bloßstellungen vor der Öffentlichkeit hätten ein Ende. Wem das zu weit dünkt, der denke an Pauli Wort, der wohl gewusst, was zu einem Priester gehört und an die Heldenzeit der ersten Jahrhunderte, die keinen Cölibatszwang auferlegte.

Was ich noch besonders betonen möchte, ist: Vorsicht und Zurückhaltung in der Politik. Der Geistliche soll nicht Politik treiben; er soll nicht politische Gegner als schlechte Katholiken brandmarken, wie es auch bei uns geschieht. Kein Mensch läst sich das gefallen; er ist dann schon am Rand des Abfalls. Man lerne von den protestantischen Clerikern! Keine Partei heißt sich dort ausschließlich protestantisch oder evangelisch. Nur bei uns wimmelt es von „katholischer Volkspartei", „katholischem Centrum" ꝛc. Das hat der katholischen Sache ungeheuer geschadet; denn alle Sünden der Partei werden dann der katholischen Religion aufs Conto gesetzt und sie muss dafür büßen. Wäre ich Bischof, ich würde gegen die Anmaßung einer politischen Clique, allein unter allen Bürgern im Staat das Christenthum oder den Katholicismus zu vertreten, energisch Einspruch erheben. Demokrat, Liberaler, Feudaler, Aristokrat, Freihändler, Schutzzöllner, alles hat Platz im Katholicismus und keine Richtung darf sich ausschließlich zu „echten Katholiken" erheben und die andern als schlechte brandmarken. Man weist auf die Kirchenfeindlichkeit der Liberalen u. s. w. hin, aber bedenkt nicht, dass man diese Kirchenfeindlichkeit erzeugt hat, indem man die Katholiken daraus zurückzog. Früher waren bei uns die Liberalen nicht kirchenfeindlich; waren doch Windthorst, Reichensperger, Waldeck u. a. ursprünglich liberal.

Auch die Protestanten haben Parteien in ihrer Religion, liberale und orthodoxe. Aber auch die Liberalen und Aufgeklärten sind gern in ihrer Kirche, weil sie nicht verketzert werden. Sie fühlen sich als Protestanten, bringen Geldopfer für Kirchen, für Propaganda, und lassen, wenn sie eine gemischte Ehe eingehen, um keinen Preis die Kinder katholisch werden. Unsere liberalen Katholiken, die immerfort als schlecht verschrien werden, einzig weil sie nicht dem Centrum angehören, werden der Hetzereien satt, verlieren die Freude an ihrer Religion, gehen gern gemischte Ehen ein und lassen ihre Kinder protestantisch werden. Wer Wind säet, erntet Sturm! — —

Das sind freimüthige Worte eines katholischen Priesters, der freilich deshalb von den Jesuiten aufs äußerste angefeindet wird. Und so wie Dr. Josef Müller, denken und sprechen auch andere katholische Geistliche und täglich mehren sich die Stimmen in der Kirche selbst, die uns zeigen, wieviel da faul ist. Nichts ist bei einem religiös angelegten Volke,

verleugnet niemand seinen Glauben; die Franzosen stritten jahrhundertelang mit den Österreichern und wurden doch nicht häretisch; dies geschieht nur, wo der Glaube innerlich schon längst verhasst ist und nur ein äußerer Anlass den letzten Stoß gibt. Man betrachtet Rom als Centralsitz der Herrschsucht, des Despotismus, der Geisterknechtung und beruft sich dabei auf alles, was von Rom aus in der letzten Zeit geschehen ist! Der schlechte Eindruck der heimatlichen Geistlichkeit gegenüber dem gewandteren Auftreten der protestantischen gibt dann noch den Rest.

Ist es nicht ein trauriger Gedanke, dass der katholische Clerus, so arm, so entsagungsvoll, selbst auf das höchste Glück auf Erden verzichtend, doch nichts erreicht, ja durch seine Niedrigkeit noch verachteter wird? Der Clerus bekommt keinen guten Nachwuchs, weil er elend bezahlt wird, er kann sich keine Bücher[1]) kaufen und steht darum geistig nicht hoch. Man glaube ja nicht, dass die äußere, finanzielle Stellung unwichtig ist. Man erwäge einmal, wie die Lehrer sich social und wissenschaftlich durch die gute Bezahlung gehoben haben. Es greift eines ins andere. Mehr Gehalt bedingt größeren und besseren Zugang, reichere Möglichkeit, sich Bildung zu verschaffen, größere Achtung beim Volk (denn wer achtet einen Schlumper, der wie ein Landstreicher daherkommt? Der Pfarrer gibt dem Kaplan nicht einmal den Herrentitel). Überall dringt man auf Besserung der Bildung, auf Erschwerung der Anforderungen und nur beim Geistlichen will man die Anforderungen mildern, angeblich um mehr Leute zu bekommen. Man bekommt aber nur den Abhub. Denn wer wählt einen Pariastand? Bessere man nur gründlich auf und behandle man den Geistlichen als Charakter, dann kommen Leute genug.

Die Errichtung von Knabenseminarien und ähnliche Palliativmittel halte ich nicht nur für unnütz, sondern für positiv schädlich und unsittlich. Man soll nicht ein Kind für einen so schwierigen Beruf prädestinieren. Man soll nicht „mausfallenartig“ von Jugend an Cleriker einfangen; ich halte das für eine große Verantwortung. Eher noch würde ich, wenn es nicht anders geht, die Aufhebung des Zwangs zum Cölibat befürworten, der heutzutage doch, wie Figura zeigt, keine große Achtung erweckt und auch oft genug übertreten wird, was dann den Respect derart zu Ungunsten des Clerus mindert, dass alle Priestertugend der andern die Sache nicht ins Reine bringt, da man sie nicht glaubt. Auch wäre dann für Nachwuchs aus dem Clerus selbst gesorgt und es brauchten die Züchtungsmaschinen nicht ins Werk zu treten, die doch nur einen wissenschaftlich armseligen Ertrag liefern. Und auch die Aufbesserung und Gleichstellung mit den protestantischen Clerikern müsste dann erfolgen. Der ascetische Geist im Katholicismus würde deswegen nicht verloren

---

[1]) Warum errichtet man keine Decanats- und Diöcesanbibliotheken?

religiöse Bedürfnis nicht verwechselt werden. Ja, das religiöse Bedürfnis! Warum treten denn so viele zum Altkatholicismus über? Warum entstehen überall theosophische Vereine, warum steigert sich das Interesse für den Buddhaismus? Es geschieht aus innerem religiösen Bedürfnisse. Es gährt die Religion. Warum ist es den Clericalen so ganz und gar unfassbar, dass etwas aus rein religiösem Antriebe geschehen kann? Ist das nicht gerade, als ob sie an eine innere Religion selbst nicht mehr glaubten? Als ob sie es gar nicht für möglich hielten, dass aus den Formkatholiken noch einmal wirkliche Christen werden könnten?

Es ist aber doch so. Die Menschen wollen wieder Christen werden. Man beobachte das geistige, das wissenschaftliche, das künstlerische Leben unserer Zeit, wie reich und immer reicher es durchsetzt wird von christlichen Motiven und Sentenzen, wie überall und überall religiöse Werke und Zeitschriften herauskommen, wie groß in gebildeten Kreisen das Interesse für Religion geworden ist. Warum verhält sich gegen diese hocherfreuliche Erscheinung gerade die römische Kirche so skeptisch? Wer Glauben predigt, muss auch selber glauben, kann sich der Macht auch des evangelischen Glaubens nicht verschließen.

Der religiöse Streit geht heute nicht um Kirchen, vielmehr um's Christenthum, von den Kirchen die christlichste behauptet den Sieg.

Wem das Schicksal der katholischen Kirche am Herzen liegt, wer freudig gehofft hatte, sie würde sich aus der Verrottung emporarbeiten zur Vergeistigung, den erfasst Unmuth und Trauer. Die Kirche kann den Menschen entgegenkommen, sie that es oft, sie kann es auch heute. Wir verlangen doch nicht, dass sie die ihr eigenthümlichen Merkmale verleugnen soll, aber in zweiter Linie müssen dieselben gestellt werden, in erster steht für jeden Christen das Evangelium. Alle Achtung vor der Kirche patriarchalischen Organisation, wenn sie sich von Weltpolitik fern hält. Alle Ehrerbietung vor den Sacramenten und den erhebenden Sinnbildern, wenn vor allem das Evangelium gepredigt wird.

Von dieser Forderung aber stehen wir nimmermehr ab!

R.

Ohm Paul und seine Sanna.

Skizze aus dem Burenlande von **Frederik Rompel.**[1])

Ende Mai 1899 bekam ich den Auftrag, mich nach Bloemfontein zu begeben, wo die Conferenz des Präsidenten Krüger mit Sir Alfred Milner, dem englischen Obercommissär für Südafrika, abgehalten werden sollte. Ich war der einzige Journalist, der im Eisenbahnzug des

[1]) Aus „Siegen oder Sterben. Die Helden des Burenkrieges.“ Von Frederik Rompel. Stuttgart. Anton Hoffmann.

wie es die Deutschen sind, zur Zeit religiöser Selbstbesinnung natürlicher, als dass es sich endlich auflehnt gegen diese Wirtschaft, dass es immer lauter nach Reform verlangt, und wenn die Reform nicht kommt, zum Abfall schreitet!

Die „Los von Rom-Bewegung“ nimmt immer größere Dimensionen an. Wie rüstet sich dagegen die römisch-katholische Kirche? So ungeschickt als möglich. Man sollte meinen, sie würde zeigen wollen, wie hoch sie an Würde und Gesittung über dem Gegner steht. Dagegen zeigt der Clerus in seiner Presse alle jene niedrigen Mittel des Zankes, des Hohnes, der Verdächtigung und Verleumdung, wie etwa eine zungenfertige Greislersfrau, wenn sich in ihrer Nähe ein Concurrent etablieren will. Man sollte meinen, die römische Kirche würde nun Diejenigen Lügen strafen wollen, die da ihre Abkehr vom Evangelium behaupten, sie würde ihre so oft betheuerte Evangeliumliebe hervorkehren auf den Kanzeln und strenge Sittenlehre predigen, damit die Welt sehe, dass sie christlich ist. Anstatt dessen stellt sie noch aufdringlicher als sonst die außerchristlichen Dinge in den Vordergrund, gerade jene, die stets am meisten Ärgernis gegeben haben: das seelenlose Lippengebet, das Wallfahrten, das Ablasswesen, die Heiligendienerei, den Formencultus überhaupt. Immer nur äußere Verrichtung wird betont, fast nie innere Frömmigkeit. Immer ist die Rede von der Kirche, selten von Gott; immer vom Glauben, nie von der Liebe.

Sieht man denn nicht, dass die Menschen sich wieder zu sehnen beginnen nach Gotteskindschaft, nach Christenthum? Auch die Gebildeten. Aber das, was ihnen heute in den katholischen Kirchen geboten wird, können nur die Wenigsten brauchen. Wie fragt der katholische Theologe Josef Müller? Ob es nicht beschämend sei, dass der Katholicismus fast nur noch für alte Weiber und Bauern als tauglich gilt?

Die Clericalen bestreiten immer, dass die Übertrittsbewegung eine religiöse sei. Weil manch Einzelner, was ja nicht geleugnet wird, aus Atheismus abfällt, so verallgemeinern sie es, Los von Rom heiße: Los von Gott! Los vom Christenthum! und verleumden damit alle christlichen Kirchen, die außerhalb stehen. So schaffen die Clericalen mit ungeschickter, unfruchtbarer Polemik sich immer neue Feinde und wundern sich dann, dass sie von Feinden umgeben sind.

Weil bei uns eine politische Partei den äußeren Anstoß gegeben, so behaupten sie, die Bewegung sei eben nur politisch, ja — antiösterreichisch. Diese Pauschalverdächtigung ist denn doch zu stark. Sehen wir nicht in Deutschland selbst die religiöse Bewegung? Sehen wir sie nicht in Frankreich, in Belgien, in Spanien, in Portugall? Keinem Menschen fällt es ein zu behaupten, dass in jenen Ländern die Los von Rom-Bewegung antipatriotisch sei. Und sie ist es auch in Österreich nicht. Mit gelegentlichen politischen Parteischlagwörtern darf das wiedererstarkte

Major Albrecht, der Commandant der freistaatlichen Artillerie, die den Präsidenten in Viljoensdrift empfangen hatten, brachten wieder einige Fröhlichkeit in die Gesellschaft.

Am folgenden Tage, auf der Weiterreise, machte mich wieder derselbe trübe Ernst Ohm Pauls betroffen. In Bloemfontein aber, wo er sich nicht mehr mitten in seiner gewohnten Umgebung befand, kam der Diplomat bei ihm wieder zum Vorschein. Bei der Begrüßung bemühte er sich, stark zu erscheinen. Mit seinem eisernen Willen gelang ihm das auch, aber den Menschen, die ihn sahen, entgieng es nicht, dass er alt geworden war.

Bei dem Empfang schien er sogar wohlgemuth zu sein, und die Leute, die dieser Feierlichkeit beigewohnt hatten, um aus seinen Mienen die politische Lage zu beurtheilen, kehrten beruhigt nach Hause zurück.

Ohm Paul war munter, Ohm Paul hatte Vertrauen. Es war hier nicht das erstemal, dass Präsident Krüger der Welt gezeigt hat, dass er in seinen Mienen nicht lesen lässt, was in seinem Herzen vorgeht. Beim „Rout“ im Hause des Präsidenten Steijn wiederholte sich dasselbe meisterhafte Benehmen.

Bis spät in die Nacht hinein waren dann die beiden Präsidenten und ihre Räthe beschäftigt.

Erst zwei Tage später sah ich den Präsidenten Krüger in seiner eigenen Umgebung wieder. Es war Sonntagmorgen.

Ohm Paul saß draußen auf der Veranda. Es fiel mir sofort auf, dass er ohne seine sonst von ihm unzertrennliche Pfeife war. Er saß ganz allein, auch gegen seine Gewohnheit. Seine Lider waren feuerroth und die Augen geschwollen. Ich sah, dass er geweint hatte.

Dr. Heijmans erzählte mir später, dass er zu ihm gesagt habe: „Präsident, Sie haben geweint, das ist sehr schlimm für Ihre Augen.“ — „Ja“, war die einfache, tieftraurige Antwort gewesen, „ich schlafe nicht mehr, ich weine die ganze Nacht.“

Ich setzte mich zum Präsidenten, aber das Gespräch stockte fortwährend. Das waren lange Pausen, voll trüber Stille. Zuletzt stand er unter dem Vorwande, dass ihn das Sonnenlicht geniere, auf und gieng ins Haus.

Ich gesellte mich zu Danie Wolmarans, der auch allein im Garten promenierte. Auch er hatte Thränen in den Augen, nur mühsam bezwang er das Zittern seiner Stimme. Aus einem anderen Theile des Baumgartens kam Schalk Burger heran. Die wachsbleiche Farbe seines Gesichtes bildete einen eigenthümlichen Contrast mit dem Schwarz seines Haupt- und Barthaares.

Eine tiefe Traurigkeit ergriff nun auch mich. Es war ein schmerzliches Gefühl, diese großen, starken Männer mit ihrer Vergangenheit

Präsidenten die Reise mitmachte, auch sollte mir während des Aufenthaltes in der freistaatlichen Hauptstadt, als einzigem Berichterstatter, der Zutritt in das Haus des Hochedlen nicht verwehrt werden.

Es war ein prächtiger Tag, voll lachenden Sonnenscheines. Wir standen im Beginn des afrikanischen Winters, und die Temperatur war mild und warm. Die angenehme Bewegung des Eisenbahnwagens, die frische Luft, der Blick auf die freie Natur brachten mich in eine behagliche Stimmung. Ich war mir der hohen Bedeutung dieser Conferenz recht wohl bewusst. Ich wusste auch, dass ein resultatloser Verlauf der Zusammenkunft den Krieg unvermeidlich machen würde; aber meine Jugend verjagte die finsteren Gedanken, und gemüthlich saßen wir — der Augenarzt des Präsidenten, Dr. Heijmans, der Herr W. J. Fockens, der Secretär und ich — auf der Plattform des Präsidentenwagens und plauderten. Hinter uns, im Salon des Wagens, saßen Ohm Paul, der Staatsprocurator J. Ch. Smuts und die Herren A. D. W. Wolmarans und Schalk Burger.

Unsere Unterhaltung hier außen wurde immer lebhafter, oft lachten wir laut. Wir näherten uns eben einer Station. Ich stand auf, um zu sehen, wo wir uns befänden, da streifte mein Blick zufällig den alten Präsidenten.

Ich erschrak. Noch nie hatte ich ihn so ernst gesehen. Drinnen im Salon herrschte peinliche Stille. Die Augen des Präsidenten Krüger waren stärker entzündet, als sie es in der langen Zeit, seit ihn Dr. Heijmans behandelte, je gewesen waren. Weg war auf einmal meine muntere Stimmung, und ein trübes Gefühl erfasste auch mich. Ich kannte Ohm Paul, wenn er auf Reisen war, nur als gemüthlichen Gesellschafter, stets zu Scherzen und Erzählungen aufgelegt... Ich kannte ihn als einen Mann, der auch die längste Reise mit seinen Berichten von Jagdabenteuern und persönlichen Erinnerungen zu kürzen verstand... Ich kannte ihn als einen, der so herzlich und echt zu lachen vermochte, dass auch andere miteinstimmen mussten, obschon von seinen Worten oft vieles verloren gieng, weil er so undeutlich spricht.

Wir waren an der Station vorbeigedampft. Eine Anzahl Menschen hatte auf dem Bahnsteig gestanden und ehrerbietig das Haupt entblößt. Se. Hochedeln hatte diesen Gruß wohl erwidert, aber — nicht wie sonst freundlich, mit einem Lächeln im Gesicht. Geistesabwesend und traurig war sein Gruß gewesen. Unser Gespräch kam nicht mehr ins rechte Geleise. Die großartige Natur, die uns umgab, kam bei uns nicht mehr zur Geltung. Die gute Stimmung war verflogen und kehrte erst viel später wieder zurück, als wir in Kroonstad, wo der Zug, um den Schlaf des Präsidenten nicht zu stören, über Nacht stehen blieb, im Stationskaffeehaus zusammensaßen. Landdrost Papenfuß von Bloemfontein und

Corps unter Dr. H. J. Coster noch am Leben wären, seien in die Hände des Feindes gefallen. Von Stunde zu Stunde lauteten die Berichte ungünstiger. Gegen Mittag empfieng die „Volksstem" ein sehr ausführliches Telegramm ihres Specialcorrespondenten, aus dem hervorgieng, dass die Lage beiweitem nicht so bedenklich war, als man sie sich in der Residenz vorstellte. Ich gieng unmittelbar mit diesem telegraphischen Bericht zum Präsidenten, wo der Landdrost von Pretoria mit niedergeschlagenen Gesichtern versammelt war, ohne zu sprechen. Es war der Beginn des Krieges und die erste Niederlage. Ohm Paul saß ruhig da. Er, der Älteste, der Mann, der den Verlust am meisten fühlte, gab noch den andern den Rath, zu warten, bis glaubwürdigere und ausführlichere Nachrichten kämen. Die ersten Berichte wären von Flüchtlingen überbracht worden. „Einer, der flieht", sagte der Präsident, „sieht einen Baum für den Teufel an; ich habe niemals den Berichten von Ausreißern Glauben geschenkt."

Die Thatsachen gaben dem Präsidenten glänzend recht.

Denselben Abend um 11 Uhr erschien noch eine Extra-Ausgabe der „Volksstem", und nun stellte sich heraus, dass man die ersten Berichte geradezu empörend übertrieben hatte, und dass die unglückliche Schlacht von Elandslaagte doch eine ruhmreiche Waffenthat unserer Landsleute war.

Auf der Redaction der „Volksstem" sahen wir an diesem Tage ein, dass es nöthig werden dürfte, das Blatt auch an Sonntagen erscheinen zu lassen und so eine etwa böswillig verursachte Panik zu unterdrücken.

Das transvaalsche Volk ist aber von Herzen christlich, und wir wollten nicht gern die religiösen Gefühle anderer verletzen. Ich gieng also erst, die Erlaubnis einzuholen, im Falle der Noth eine Sonntagsausgabe drucken zu dürfen. Staatssecretär Reitz hatte keine Bedenken dagegen, er wünschte nur, dass ich auch mit Präsident Krüger darüber spräche. Der „fanatische Calvinist", wie ihn die Engländer mit Vorliebe nennen, begriff gar nicht, warum mich der Staatssecretär noch zu ihm geschickt hatte. Dergleichen Veröffentlichungen lägen doch im Interesse des Landes. Er billigte den Plan mit aufrichtiger Überzeugung.

* * *

Im Volksraad blieb der neben dem Sessel des Vorsitzenden stehende große Armstuhl des Präsidenten häufig unbesetzt.

Die laufende Arbeit war gewöhnlich nicht sehr belangreich, gerade wie in anderen Ländern auch. Sobald jedoch der Präsident eintrat, konnte man den beklemmenden Eindruck, den seine Gegenwart machte, recht wohl fühlen. Der Abgeordnete, der gerade beim Wort war, hielt plötzlich inne, der Secretär wendete den Blick über seine rechte Schulter.

von Leiden und Streiten, so im tiefsten Herzen betrübt zu sehen. Ich werde den Morgen niemals vergessen.

Als ich weggieng, hörte ich noch, wie Danie zu Fockens sagte: „Und wenn wir es so gemacht hätten, so wären sie doch nicht zufrieden gewesen."

Am 5. Juni kehrten wir mit Sonderzug von Bloemfontein zurück. Abends um 8 Uhr reisten wir ab. Der Präsident begab sich sogleich zur Ruhe. Am folgenden Morgen sah ich ihn wieder. Er war nicht mehr so traurig. Ich fühlte, dass er die Überzeugung nach Prätoria zurückbrachte, alles gethan zu haben, was er thun konnte und durfte, und dass er noch nicht alles für verloren hielt, nachdem das Freistaatliche Parlament am vorigen Tag in geheimer Sitzung die politische Haltung der beiden Präsidenten gebilligt hatte. Er ist des Vertrauens der Schwesterrepublik in den weiteren Verhandlungen würdig geblieben.

* * *

Der 10. October, des Präsidenten Geburtstag! Dr. Engelenburg, Chefredacteur der „Volksstem", war bereits mit den ersten Commandos nach dem Südosten der Republik abgerückt. Ich gieng, um dem Staatsoberhaupt Glück zu wünschen und war zu gleicher Zeit mit dem Consul beim Präsidenten. Der Krieg war unvermeidlich. Das transvaalsche Ultimatum war bereits abgeschickt. Am folgenden Tag, um 5 Uhr nachmittags, war der festgesetzte Termin verstrichen.

Wie gewöhnlich an seinem Geburtstag, saß Präsident Krüger in seinem tiefen Sorgenstuhl im großen Empfangssalon. Hoch aufgerichtet saß der Vierundsiebzigjährige da. Wohl war sein Gesicht mehr gefurcht als gewöhnlich; aber der Mund zeichnete sich noch energischer als sonst in seinen kräftigen Zügen ab. Die Würfel waren gefallen; der Streit musste ausgefochten werden. Einige Wochen früher, als die Lage noch nicht hoffnungslos war, hatte der Präsident gesagt: „Sollte es nun zum Kriege kommen, dann wird uns England nicht loslassen, bevor es uns abgewürgt hat. Gott allein", setzte er dann hinzu, „wird uns retten können".

Mit dieser Überzeugung in seinen Mienen wartete er an jenem 10. October auf die Antwort, die das mächtige britische Reich auf die Herausforderung des aufs äußerste gebrachten kleinen Volkes geben würde.

* * *

Es war nach der Schlacht von Elandslaagte (21. October 1899). In Pretoria herrschte vollständige Panik; allerlei unwahre Gerüchte machten die Runde. Das deutsche Corps unter Oberst Schiel sollte in die Pfanne gehauen sein. Die wenigen, die vom Holländer-

hauptung der Engländer, dass der Präsident dem Volksraad seinen Willen aufnöthige.

Ohm Paul konnte vermöge seines Einflusses im Volksraad oft seine Meinung durchsetzen, wo andere dies schwerlich fertiggebracht hätten. Mochte auch das Volk einmal durch die frevelhaften Aufreizungen der Ausländer-Jingos starrköpfig werden, Ohm Paul, der alte Starrkopf, wie ihn unsere überseeischen Nachbarn so gerne nannten, suchte ihre Beschwerden, so gut er nur konnte, zu befriedigen. Mühe, Sorge und Kopfzerbrechen hat ihn dies oft gekostet, doch sein eiserner Wille trug meist den Sieg davon. In solchem Fall war er allerdings eigensinnig, was ihm aber die Engländer keineswegs zum Lob auslegten.

Eine der Maßregeln, wogegen sich das Volk im Anfang aufbäumte, war der Gesetzentwurf, wonach die englischen Kinder in den ersten Classen der Schulen in den Goldfeldern Unterricht im Englischen erhalten sollten. Das Volk begriff diese Maßregel nicht, es glaubte, darin eine Verletzung der Landesgesetze zu finden. Außerdem war dem Volke der schändliche Verrath des Jameson-Einfalles noch zu gut im Gedächtnis, als ihm der Gesetzentwurf zur Beguthеißung vorgelegt wurde. Aber Präsident Krüger vertheidigte trotzdem das Schulgesetz für die Goldfelder, und es gelang ihm auch nach vielen stürmischen Auftritten, das Volk mit diesem Gedanken zu versöhnen. Ohne weitere Erörterungen und mit allgemeiner Zustimmung wurde zuletzt das Gesetz angenommen.

Dank dafür hat jedoch Präsident Krüger von englischer Seite nicht geerntet; im Gegentheil: Chamberlain meinte noch kurz vor den südafrikanischen Verwicklungen, dass der Unterricht in der Südafrikanischen Republik nur im Holländischen ertheilt werde. — Nur ein Abgeordneter Johannesburgs gab als Vertreter der Ausländer seiner Anerkennung mit den aufrichtig gemeinten Worten Ausdruck: „Im Namen der Bevölkerung der Goldfelder spreche ich der Regierung und dem Unterrichts-Superintendenten für das, was sie mit dem Gesetz für die Ausländer erreicht haben, den Dank aus."

So ließen sich noch zahlreiche Beispiele zum Beweise anführen, wie harte Kämpfe Ohm Paul im Volksraad gegen verschiedene Strömungen durchzufechten hatte, und wie er stets danach trachtete, den Ausländern entgegenzukommen.

* * *

Nach dem Einfall zu Derdepoort, District Rustenburg (25. November 1899) — wo die Linchwe-Kaffern 17 Familienmitglieder des Präsidenten ermordet haben sollten — kam ich wieder in das Haus Seiner Hochedeln. Frau Präsident Krüger war tief niedergeschlagen. Der Präsident selbst unterdrückte seine Entrüstung und seinen Schmerz, um

Der Vorsitzende gab einen kurzen Schlag mit seinem Hammer auf den Tisch, der Präsident gieng mit gedämpften Schritten seinem Stuhle zu, die Anwesenden mit einem „Guten Tag, meine Herren" begrüßend. Alle Mitglieder erhoben sich von ihren Sesseln, und das Staatsoberhaupt nahm neben dem Vorsitzenden, dem er die Hand reichte, Platz. Ob nun die Ursache der allgemeinen Beklommenheit, die sich eingestellt hatte, die ernste Begrüßung war, oder die Wichtigkeit der Dinge, die vom Präsidenten zu erwarten waren, konnte nicht beurtheilt werden.

Stets fiel mir die stolze Haltung des Präsidenten auf, sobald er sich in der Sitzung befand, im Gegensatz zu seiner Gelassenheit im eigenen Hause. Hochaufgerichtet saß er da, mit dem ersten besten Stück Papier spielend, das er auf dem Tische fand, scheinbar auf nichts um ihn her achtend, und doch so aufmerksam, dass ihm auch nicht das kleinste Vorkommnis um ihm her entgieng. Wurde eine Frage an ihn gestellt, so war er stets mit der Antwort bereit, außer wenn sein Bescheid längere Überlegung erforderte. Hatte er aber wegen seiner Schwerhörigkeit einen Redner nicht verstanden, so wandte er sich an den Vorsitzenden um Wiederholung des Gesprochenen.

Ein zäherer, mit größerer Ausdauer begabter Vertheidiger eines Vorschlages als Ohm Paul ist schwerlich zu finden. Die Geschäftsordnung des Volksraads gibt ihm das Recht, so oft zu sprechen, als er für nöthig hält, während die Mitglieder zu jedem Gegenstand nur einigemal das Wort nehmen dürfen. Jedem Mitglied darf er besonders antworten, und es kam vor, dass er in derselben Sache nicht weniger als achtundvierzigmal das Wort ergriff.

Wie heiß gieng es oft im Raad her, wenn der Präsident anwesend war! Bei all seiner Besonnenheit in diplomatischen Unterhandlungen gerieth er im Raad doch oft in heftige Erregung und sprach dann mit erhobener Stimme, wodurch er den aufbrausenden Charakter, der ihm eigen ist, verrieth. Wenn jedoch eines der anwesenden Mitglieder den Präsidenten auf seine Heftigkeit aufmerksam machte, sah er seinen Fehler sofort ein. Bemerkenswert war in solchen Augenblicken das Auftreten von Danie Wolmarans, als dieser noch Mitglied des Volksraads war. „Wir sind hier, um unsere Meinungen auszutauschen, Präsident, und dies muss mit Ruhe geschehen können", sagte er einmal rund heraus, nachdem er die Rede Ohm Pauls angehört hatte. Seine Hochedeln war durch diese aufrichtigen Worte offenbar besänftigt und selbst unzufrieden über seine Aufgebrachtheit, denn Danie hatte den rechten Ton zu treffen gewusst; seine Worte bewiesen ebensoviel Entschlossenheit, als Ehrfurcht vor Ohm Paul, dem Staatsoberhaupt.

Dass ein von dem Präsidenten befürworteter Regierungsvorschlag nicht angenommen wurde, kam oft genug vor und entkräftet die Be-

meisten Buren und Burenfrauen hat sie mehr Furcht vor der Kriegsgefangenschaft als vor dem Tod auf dem Schlachtfelde.

In früheren Jahren hatte Tante Sanna alle Gefahren mit ihrem Gatten getheilt. Auch seine Sorgen hat sie mit ihm getragen, obgleich sie sie oft nicht einmal recht kannte und sie nur in seinem Angesicht las. Sie hat ihr Land ebenso lieb wie er; sie kennt ihr Volk so gut, wie er es kennt; sie will dafür leiden, wie auch er allezeit dafür gelitten hat, und wenn Gott einst Rettung schickt, wird sie das Freudenfest feiern wie er — dankbar für den göttlichen Schutz, auf den sie vertraut hatten.

Ich habe mir Präsident Krüger nie ohne Tante Sanna denken können. Sie ergänzen einander. Er, eisern an Körper und Willen — sie, die schwache Frau, mit dem felsenfesten Glauben an ihn, mit ihren Sorgen um ihn. Und doch ist die traurige Trennung über sie gekommen, eine Trennung, die englische Blätter mit ihrem Spotte zu entweihen suchten.

Die Honoratioren.

Eines Tages entfloh ich wieder einmal meinem Sommerhause, das an der Heeresstraße steht, um mich hinten, ganz hinten oben im Gebirge zu verstecken. In einem kleinen stillen Marktflecken siedelte ich mich ein, und zwar im alten Einkehrhause „zum Schwanenwirt". Dort gab es gute Verpflegung und dort versammelten am Abende sich die Honoratioren des Ortes. Obschon man auf der Weltflucht ist — wenn das friedliche Herz den ganzen langen Tag in den Einsamkeiten der Wälder und Höhen herumgeführt wird, so wandelt der Friede sich allmählich zur Langweile und man ist froh, am Abend gemüthliche Ansprache zu finden.

Das Extrazimmer beim Schwanenwirt ist recht heimelig eingerichtet. Einer der Tische ist mit lackierter Wachsleinwand überzogen, darüber hängt die Petroleumlampe mit dem weißen Schirm. An der Innenseite der Thür hängt der Gambrinuskalender; die Polizeiordnung ist an der Außenseite festgenagelt, in der großen Zechstube bei den Bauern, Fuhrleuten und Holzknechten. Wir bleiben natürlich an der Innenseite beim schwelgenden König Gambrinus. Im Gläserkasten stehen der Reihe nach die Bierkrüge der Stammgäste, mit Jaghunden, Schießscheiben und schönen Frauen fein bemalt und mit dreisten Sprüchlein geziert. An Wandnägeln hängen lange Tabakspfeifen mit allerlei Silberbeschlägen und mit baumelnden Quasten.

Beim Mittagsmahle war ich in diesem Gemache ganz allein, wenn undankbarer Weise die Stubenfliegen nicht gezählt werden, die auf den

sofort im Ausführenden Raad Pläne zu besprechen, die eine Wiederkehr solcher durch die Engländer veranlassten Unthaten verhindern sollten.

Er zwang sich auch äußerlich zur Ruhe und war der Gelassenste von uns allen. Seine beiden Enkel, Piet Grobler und Hans Malan, die im Rustenburgischen geboren sind, waren leidenschaftlich erregt und dachten nur an Racheplähne. Der Präsident versicherte ihnen, dass die Züchtigung der Linchwe-Kaffern gewiss nicht ausbleiben würde; doch sei die Zeit dafür noch nicht gekommen. —

So ist der Präsident unerschütterlich, stets festen Sinnes, ruhig und gemüthvoll. Der Einfluss, der von ihm ausgeht, wirkt wie ein Zauber auf seine ganze Umgebung, sein ganzes Volk, und macht sich in diesem langen, bangen Streite besonders bemerkbar. Voll Vertrauen auf Gott, der allein sein Volk retten kann, wird er fortfahren, zu streiten, gefasst im Unglück, dankbar im Siege — Transvaalern und Freistaatlern allezeit ein Vorbild. —

Die Gesinnung ihres Gatten theilt auch Frau Präsident Krüger. Aber Ohm Paul hat nicht, wie der heimgegangene General Joubert, eine Aufmunterung und Ermuthigung von Seite seiner Frau nöthig.

Mit seiner Riesennatur ist er in allen Lagen der Stärkere. Aber die Anwesenheit von Tante Sanna, wie Frau Präsident Krüger bei den Bürgern genannt wird, kann er nicht gut entbehren. Ihre Sorgfalt, ihre Hingebung, ihre erprobte Anhänglichkeit sind ihm Bedürfnis geworden. Von politischen Angelegenheiten hält er seine Frau fern, und nie holt er sich in Geschäften des Landes Rath bei ihr, wie es General Jouberts Gepflogenheit war.

Tante Sanna findet ihre Stärke und ihr Vertrauen in der Kraft ihres Mannes, und nächst ihrem zuversichtlichen Glauben gibt ihr seine Ruhe den Muth, die schweren Verluste, die ihr dieser Krieg zugefügt hat, zu tragen. Man muss es bewundern, wie sie zu ihrem Gatten aufschaut und sich auf seine Kraft stützt.

Sehr niedergeschlagen war sie, als der Bericht einlief, dass in einem der ersten Gefechte zehn unserer Bürger gefallen waren. Sie hatte sich den Krieg so wie die alten Kaffernkriege vorgestellt, in denen es beinahe gar keine Verluste auf Seite der Buren gab. Als ihr dann Ohm Paul bemerkte, dass sie sich glücklich schätzen müsste, wenn der Krieg nicht 10.000 Mann kostete, verstummte sie und verschluckte jede weitere Bemerkung. In diesem Augenblick begriff sie zum erstenmal, was dieser Krieg zu bedeuten hatte.

Als ihre Kinder und Enkel fielen und verwundet wurden, trug sie das Unglück aus Liebe zum Lande und mit standhafter Ergebung. Die Gefangennahme zweier Enkel hat ihr der Präsident lange verschwiegen; denn wie die

meinem Tisch auch ihre Karten auseinanderthaten — Landkarten, und die hie und da eine Frage an die Spielgesellschaft stellten, der Wegverhältnisse und der Entfernungen halber. Diese Fragen wurden recht kurz und nebensächlich beantwortet, man merkte, dass die Honoratioren sich unangenehm gestört fühlten. Nur der Lehrer gab ein par weitere, aber zerstreute Auskünfte während des Kartenwerfens, wobei er das Spiel verlor.

Am dritten Abend war anfangs die Gesellschaft für das Spiel nicht vollzählig, so versuchte ich mit den Herren ein Gespräch anzufangen. Die Zeitung hatte Nachricht von einem Burensieg gebracht, ich äußerte darüber meine Freude, sie blieben dabei ruhig und zurückhaltend. — Es ist ja wahr, dachte ich, wer kann sich über solche Tageserfolge der armen Buren freuen, die den Krieg nur verlängern. So warf ich die Frage auf, welche Aussichten im Thale wohl die bevorstehenden Reichsrathswahlen hätten? Da wendete sich der Oberförster nach mir um und sagte in recht gutmüthigem Tone: „Wissen Sie, lieber Herr, politisieren thun wir aus Princip nicht.“

Und der Arzt setzte bei: „Nämlich, es kommt nichts dabei heraus. Ist man sich einig, so ists eh recht und braucht man nicht zu reden. Und ist man sich nicht einig, dann wird gestritten. Was sollen wir denn streiten? Wir wollen gemüthlich beisammenleben.“

„So ists!“ bestätigte der Herr Pfarrer.

Das gefiel mir eigentlich, ist auch ein Standpunkt, dachte ich mir. Mittlerweile hatte sich der behäbige Wirth selbst zum Tisch gesetzt, um in Abwesenheit des Lehrers, der nicht jeden Tag ins Wirtshaus gehen kann, für diesen einzuspringen. Und dann begann wieder das Spiel. Lautlos, feierlich still, nur manchmal ein lebhafteres Aufschlagen des Kartenblattes oder ein halb unterdrückter Ausruf der Überraschung des Ärgers. Gelegentlich ein leichtes Schäkern mit der danebenstehenden Kellnerin.

Am nächsten Tage war es ähnlich. Während ein paar der Herren aber ihre „Bäuscherln“ aßen, benützte ich von meinem Tische her die Pause und fragte, ob in dem Dorfe nicht eine Section des Deutschen und österreichischen Alpenvereines sei. Der Lehrer antwortete, vor einigen Jahren wäre eine solche wohl gewesen, habe sich aber aus Mangel an Betheiligung wieder aufgelöst. Und sie spielten weiter.

Dass es um Geld gieng, und nicht um ein geringes, braucht wohl kaum gesagt zu werden. Glück wie Unglück trugen sie mit dem gleichen Stoïcismus. Nur der Pfarrer that manchmal einen Ausdruck des Unwillens, der mit Fuhrmannsflüchen Ähnlichkeit hatte, wenn man bei Geistlichen vom Fluchen überhaupt sprechen dürfte. Und schließlich brach der eine und der andere unwirsch auf und trug gallischen Ärger mit heim in sein Bett — als Frucht des stundenlangen Hinsumperns beim Spieltisch.

Rändern der Teller und Gläser herumhockten und mir Gesellschaft leisteten. Die schlanke und mürrische Kellnerin hätte ascetisch angemuthet, wenn das geröthete Gesicht nicht doch etwas Leben verrathen haben würde. Nur dünkt es mich schier, es war das Anglühen eines versteckten Ärgers, oder gar die Morgenröthe eines Zornes, der plötzlich aufgehen konnte. Weidlich unwirsch schob sie mir das Esszeug vor, dass es klirrte, und ich dachte: Warum die Jungfer nur so trutzig ist, sie kann es ja noch gar nicht wissen, dass sie kein Trinkgeld kriegt.

Am Abende jedoch war das anders. Erstens saßen an dem Tische vier Herren, in jeder Weltgegend einer, und tarokierten. Es war der Herr Pfarrer mit dem freundlichen Vollmondgesicht, der Herr Lehrer mit dem hohen Haarschopf, der Herr Oberförster mit dem rothen Vollbart und der Dorfarzt mit dem Nasenzwicker. Jeder hatte vor sich den Bierkrug, im Mund die Pfeife, die dem Doctor gar bis unter den Tisch hinabhieng, und in der Hand den Fächer der Kartenblätter. Als ein Bot aus war, trat ich bescheiden hin, um mich vorzustellen. Sie waren „sehr erfreut“ und da der Arzt gerade abgerufen wurde, luden sie mich ein, mich am Spiele zu betheiligen.

Nein, die Herren möchten sich doch nicht stören lassen! Dass ich die Tarokkarten gar nicht lesen kann, brauchten sie nicht zu wissen. „Also die Fräuln Sefferl!“ rief der Herr Pfarrer lachend, „kommen Sie an meine grüne Seite!“ Und rückte den Sessel des Arztes für die Kellnerin zurecht. Der Lehrer wollte vorher vom Fräuln Sefferl noch Bier haben, da sie später nicht „zu haben sein“ werde. Der Oberförster meinte, seinen Krug könne sie auch gleich mitnehmen. Der Herr Pfarrer trank rasch seinen Rest aus, um ebenfalls nachfüllen lassen zu können. „Die Fräuln Sefferl“ war sehr dienstbereit und zuthunlich. Als der Oberförster sie an der Hand fasste, that sie, als suche sie sich ihm zu entwinden, wobei sie ihre Finger immer mehr in die seinen verschlang, bis der Schullehrer mahnte, es sei ausgegeben. Und als die frische Tränke da war, begannen sie zu vieren zu spielen.

Ich hatte ein altes Zeitungsblatt durchgelesen, das mich gar nichts angieng, mich dann zusammengepackt und auf mein Zimmer getragen. Mein „Gute Nacht“ hatten sie sehr freundlich, fast zuvorkommend erwidert. Zwei der Herren waren dabei sogar aufgestanden. Ich versprach mir von dieser Gesellschaft für die nächsten Abende, wenn nicht Spielabend sei, eine recht gemüthliche Unterhaltung. Am nächsten Tag jedoch war wieder Spielabend. Die vier Herren saßen gerade wieder so beisammen und spielten gerade wieder so Tarok. Gar ernsthaft, wortkarg gaben sie die Karten herum, warfen sie aus, nur dass mancher bisweilen ein galantes Wort an „die Fräuln Sefferl“ richtete, wenn sie mit den Bierkrügen ab- und zugieng. An diesem Abend waren zwei norddeutsche Touristen angekommen, die an

Die Scholle ist hart, die Welle ist weich.

Eine Plauderei.

Es ist ausgemacht, die Welt wird zu klein. So furchtbar hat die Statistik noch nie gesprochen, als bei der letzten Volkszählung. Im neunzehnten Jahrhundert hat die Bewohnerzahl Europas sich verdoppelt. Die Zeitungen verbuchen es mit Jubel — je mehr Leute, je mehr Abonnenten! Aber dass sie sich etwa einander auffressen könnten? Und es geschieht, sie fressen sich auf, zuerst die Zeitungen einander und dann die Abonnenten. Wenn sie es nicht vorziehen, Colonien gattern zu gehen. Wer sich einmal zurückziehen wollte, um bei sich selber zu sein! Wohin denn? Wo es wohnbar ist, gibt es schon überall Leute, und sogar Gebildete! Zeitungsleser!

Möchte wissen, wie oft ich schon gefragt worden bin, ob es denn nicht um Gotteswillen irgendwo einen Weltwinkel gäbe, wo man mit der wilden Natur allein bei sich selbst sein kann? Unter den Fragestellern war auch ein Millionär und dem ward Rath. Gehe hin und baue dir ein Schiff. Nimm, was dir lieb ist mit hinein und fahre aufs hohe Meer. Das Meer ist noch unbevölkert und dein Eigenthum, wohin du kommst — wo es am größten und weitesten ist, wird dir kein feindlicher Ellbogen begegnen.

Und wer sich kein Schiff bauen kann, der mache es wie ich. Manchmal, wenn mir das Land zu enge wird und die Erde zu hart, gleite ich hinab zur Adria und fahre hinaus in die feuchten, sonnigen Einöden. Das Land ist hart, das Meer ist weich. Dorthin verfolgen sie mich nicht, die unbarmherzigen Quäler, die thörichten Handschriftensammler und Poetenwinkler, und die anderen, die anderen, wovon mir jeder für sich lieb ist, die aber schrecklich sind, wenn sie sich Tag für Tag an die Thürklinke reihen, um sich vom armen Poeten schließlich doch nichts zu holen als — Enttäuschung. — Die Scholle lädt überall, wo man auf sie tritt, ein zum Arbeiten, sie strotzt von Schätzen, aber ungebeten, ungeliebt will sie nichts geben. Darum macht sie den Menschen so schätzedurstig, so umarmungsgierig, so wahnsinnig lechzend nach Erdengut, bis er in der Scholle Armen endlich ohnmächtig liegen bleibt. In der Scholle frischestem Halm und schönster Blüte ist Weltgift. Glanz, Ehre, Ruhm, die nur in der Gesellschaft zweifelhaften Wert haben, für den Einsiedler aber belanglos sind. Tückisch lockt die Scholle dazu hin, rasend hetzt sie, bis der arme heiße Mensch — Schlacke ist.

Bauern bei ihren Kartenspielen entwickeln einen gewissen Humor. Sie begleiten die Kartenauswürfe mit oft ganz witzigen Bemerkungen, so dass man ein Weilchen ganz gerne zuhört. Nur bei wirklichen Spielern ist die Leidenschaft so groß, dass sie jede gemüthliche Regung erstickt.

Es kam der Sonntag. Da würden die Herren Ruhetag halten, dachte ich, und es würde ein geselliges Zusammensein werden. Das war schlecht gerathen. Anstatt um sieben Uhr kamen sie am Sonntage schon um vier Uhr zusammen uud spielten sechs Stunden ununterbrochen. Ich war zum Grabenwirt hinübergegangen, dort war es nicht so fein, dort saßen lauter Bauern und Gewerbsleut und tranken aus großen Gläsern Apfelwein. Aber sie führten ein geistiges Leben. Sie plauderten miteinander über Viehhandel, Kälberzucht, über Holzverkauf, über die Feldfrucht, über einen Brückenbau, über eine Ackermaschine, die sich jemand angeschafft hatte und mit der es allerhand Unannehmlichkeiten aber auch Erfolge gab. Sie besprachen ein Großfeuer, das im Nachbardorf sich zugetragen hatte und wobei ein alter Einleger aus dem brennenden Stadl gerettet worden war. Ein alter Schuhmachermeister erzählte von seinen Reisen als Handwerksbursche, zur Zeit, als es noch keine Eisenbahn gab. Bis Hamburg war er gekommen und hatte mancherlei Abenteuer erlebt. Ein alter Bauer, der schweigend sein Pfeifchen genossen hatte, that nun auch einmal den Mund auf und meinte gar nicht ungeschickt, so wie heutzutage der Telegraph und die Zeitungen, hätten dazumal voreh die Schuster und Schneider den Neuigkeitsverkehr vermittelt zwischen den Ländern. Der reisende Handwerksbursche als Culturvermittler! — Wenn ich bei den „Honoratioren" die ganze Woche über nur einmal, ein einzigesmal zu einem ähnlich wesentlichen Gedanken angeregt worden wäre! Hier bei den Bauern und Gewerblern unterhielt ich mich ganz prächtig und lernte mancherlei.

Nur Schade, dass sie an den Werktagen nicht ins Wirtshaus kamen, so dass ich meine Ergötzung doch wieder beim Schwanenwirt suchen musste. Ich fand sie fürder dort auch, aber nicht bei den Honoratioren, sondern bei einem schwarzen Kesselflicker, mit dem ich ganze Abende lang draußen am Brunnentroge zusammensaß. Der Mann erzählte mir seine Lebensgeschichte. Er war in Ungarn ein Gutsbesitzer gewesen, habe aber alles mit den Spielkarten verthan, dann habe er sich an seine alterlernte Kunst, das Kesselflicken gemacht, passiere jetzt in aller Herren Länder so herum und sei zufrieden. Die Honoratioren drinnen am Spieltisch haben zum Glücke ihren festen Beruf, sonst könnte es ihnen leicht einmal schlimmer ergehen, denn das Kesselflicken hat sicher keiner gelernt.

darauf und der erste Gedanke, wenn sie den Fuß aufs Schiff setzt, ist: ach, ich werde gewiss seekrank werden! Man ist nachgerade enttäuscht, wenn es ruhig und glatt dahinzieht an den malerischen Küsten und wenn man bei der gedeckten Tafel Teller und Gläser ohne jede Schutzvorrichtung dastehen sieht, wie auf jedem andern Tisch. Aber der Quarnero! Der schlimme Quarnero, wo die Wasserströmung des Golfes von Fiume ihr Wesen hat, wo man nach allen Seiten nur mehr das hohe Meer sieht, das tintenblaue, mit seinen ungeberdigen Wellen, mit seinem Brausen und Gischten, so dass der entsetzte Neuling glaubt, er sei mitten im grausen Sturm! Die meisten Reisenden, auch Frauen, freuen sich aber gerade auf den Quarnero, weil dieser Strich zu den schönsten Partien der österreichischen Adria gehört. Leben und Energie des Wassers und des Dampfers. Da steige ich gerne an die letzte Spitze des Schiffes hinaus, wo es langsames und redliches Aufund-niederschaukeln gibt, während die Bewegungen in der Mitte des Fahrzeuges unsicherer und tückischer die Nerven antasten. Übermüthige Reisende halten was darauf, von den aufspringenden Gischten manchmal ein bisschen angegossen zu werden. Aber das Deck ist hoch und lange nicht bei jeder Fahrt gelingt die Taufe. — Bei der prächtigen Meerschau auf so zahmem Rosse zu reiten, wundert man sich völlig, dass die Vergnügungsfahrten auf der Adria nicht schon mehr Mode geworden sind.

Eine meiner letzten Lloydfahrten gieng nach der istrischen Insel Lussin. Hat man hinter Pola den Leuchtthurm des Cap zurückgelegt, um der hohen See sich endlich zu erfreuen, taucht fern im Südosten ein länglich gestreckter Berg auf, der Ossero. Ganz majestätisch steht er da. Aber die Sohle unserer steirischen Alpenthäler ist häufig höher, als die 588 Meter hohe Spitze dieses Berges. Er thut was er kann, um sich Respect zu verschaffen; pathetisch legt er die Falten seiner Felswände und nicht selten trägt seine Spitze eine Wolkenhaube, auch wenn sonst, so weit das Auge reicht, der Himmel blaut. Den Touristen wird gerathen, sich mit festen Schuhen zu versehen; dann aber, wenn sie ein gutes Auge oder Fernglas mithaben, können sie im Westen das unendliche Meer Lügen strafen und die italienische Küste schauen. An drei Stunden braucht der geschwinde Dampfer, um den Ossero endlich zur linken Seite zu haben. Auch zur rechten tauchen Inseln auf, unter denen bald ein steil aus dem Meere springendes felsiges Eiland auffällt, erinnernd an Helgoland. Es ist Sansego, die Weinquelle am Quarnero. Dann geht's in die Bucht von Lussinpiccolo. Mit wahrhaft orientalischer Verve steigt die Stadt dem halbkesselförmigen Berg hinan, so dass die Fenster jedes rückwärtigen Hauses über der Achsel des vorderen herabschauen auf den Hafen, um den die Riva sich hufeisenförmig zieht. Die halbe Bevölkerung ist lärmend, als gäbe es eine Feuersbrunst, am Landungsplatze versam-

Die Scholle ist hart, das Meer ist weich.

Das Meer weckt im Menschen keine Leidenschaften, es wiegt ihn im süßen Nichtsthun, seine ewig lebendige Größe zeigt ihm lachend oder drohend, wie klein er ist und dieweilen der Mensch sich doch immer mit dem Meere messen will, wird er selber größer. Ich fange keine Seeungeheuer, lege keine Kabel, versuche nicht den drahtlosen Telegraphen, tauche nicht in den Meeresgrund, liefere keine Seeschlachten und denke, das wird man mir ohne weitere Beweise glauben — und doch fühle ich mich auf dem Meere fast ein wenig wesentlicher, als auf dem Lande. Dort auf der Welle bin ich nichts sonst als Mensch und das ist, ernsthaft gesprochen, doch etwas mehr als Hofrath oder General oder Cardinal. Mensch sein ist etwas Ungeheuerliches. Nie sieht man sich so riesengroß, so mächtig, so ewig, als wenn man nichts ist und nichts thut als Mensch sein. Als sich einmal so recht gründlich an sich selbst zu erinnern.

Und darum gleite ich so gerne hinab zur Adria und hinein in ein Lloydschiff. Ob es nun nach Venedig geht, dem vergessenen Wunder der Romantik, oder nach Pola, der Rüststätte künftiger Marinenherrlichkeit (für den Kriegsfall sind wir immer optimistisch, denn man kann ja gleich bis Lissa fahren). Oder ob mein Kiel nach dem sich immer amüsierenden Abbazia sticht, wohin außerhalb der Backhendelzeit die Wiener Karten spielen gehen; oder nach Fiume, der ungemüthlichen ungarischen Antwort auf die Triesterfrage. Oder nach dem stillen lachenden Eilande Lussin, oder nach dem altimperatoristischen Spalato, oder nach dem entzückenden Ragusa, oder nach dem wilden Cattaro am Saume der Schwarzen Berge -- oder wohin sonst an den istrischen und dalmatinischen Küsten, immer sind wir versucht auszurufen: Nicht bloß die Scholle, auch die Welle gibt Schätze.

Die siebzig Schiffe des Lloyd bieten eine große Auswahl schwimmender Burgen, in denen man sich heimisch fühlen kann. Schon das Schiff als solches ist dem Landwurm ein Ereignis. Die Bauart der Schiffe und die innere Einrichtung ist gar verschiedenartig und jedes hat seine besondere Eigenart. Um just von den Lloydschiffen zu sprechen, an leidlicher Reinlichkeit sind sich fast alle gleich und dass man nirgends köstlicher Table d'hote speist als auf dem Österreichischen Lloyd ist bekannt. Die zumeist italienisch sprechende Bemannung und Bedienung ist stets höflich und die Officiere trachten den Reisenden die Fahrt angenehm zu machen. Nun also, und das ist hier die ganze Menschheit. — Und die See! Auf manchem Meere habe ich's erlebt, dass Reisende über Bord gebeugt, meinen Spruch zuschanden seufzten: Das Land sei gut, das Meer sei hart! Auf der Adria habe ich selten einen bedenklichen Fall von Seekrankheit gesehen. Es pflegt sonst von dieser Sache zu viel gesprochen zu werden, manch ängstliche Dame wartet gewissermaßen schon

war diese Bucht voll italienischer und französischer Kriegsschiffe, die sich hier versammelt und organisiert hatten, um Venedig zu erobern. Österreich aber steifte sich darauf, bei Lissa zu siegen und Venedig freiwillig abzutreten. Großmüthiger kann man schon nicht mehr sein.

Und welch ein anderes Bild gegen Osten hin, wenn man vom Hafen zwischen den Steinwällen an fünfzig Meter hinaufsteigt. Die Fläche des Quarnerolo. Zu Füßen der buchtenreiche Strand mit Lussingrande, St. Martino, und links hin die niedrigen Ausläufer der Insel Cerso. Aber, was steht dort fern über dem Meere aufgebaut? Ist es eine lang hingezogene graue Wolkenwand mit Sonnenstreifen und weißen Rändern? Nein, es sind die Berge von Dalmatien, es ist der Velebit mit seinen Schneefeldern.

Und wieder grundverschieden das Bild nach Westen hin. Die kleine Bucht Cicale im Westen der Insel, an zwanzig Minuten von Lussinpiccolo entfernt, ist der beliebteste Ausflugsort der Curgäste. Dort beginnen wieder die Einsamkeiten der hohen See. Selten ein rother oder weißer Segler, noch seltener ein Dampfer. Immer und immer gleiten die blaugrünen Wellen heran, immer dem Strande zu, so dass ein einfältiger Landmensch wohl fragen möchte, wie denn das kommt, dass das Wasser dort draußen nicht weniger und hier am Gestade nicht mehr wird. Ob das Heranfließen nur scheinbar ist, ob trotz alles Hin- und Herwogens die Wassermassen nicht doch mehr oder weniger an der gleichen Stelle bleiben? Es scheint, dass auch ich die närrische Frage gestellt, denn urplötzlich hatte ich an mir den Beweis, dass die Wasser laufen und springen, eine Gischtwelle warf sich über die Strandfelsen zu mir herauf und übergoss mich pudelnass von oben bis unten. So — nun gehe hin und erzähle es deinen Lesern, dass die Wasser nicht an der gleichen Stelle hocken bleiben.

Das Meer hat Humor, es blinzelt, es lacht, schupft dich von einem Rücken auf den andern und scheinest du zu sinken, so fängt es dich doch allemal wieder auf in den weichen Schoß. Im stürmischen Zustande ist es weit harmloser, als es sich stellt, im stillen aber tückisch. Wenn man dem Segler ruhige See wünscht, so wird er grob. Weit draußen auf der glatten Wassertafel müsste er verhungern. Sein einziger Freund ist der Wind. Und auch der unsere: Die glatte Fläche, die keine Narbe hat und keine Farbe, die so leb- und streblos hinliegt und sich am Horizont vom Himmel nicht unterscheidet — das ist die große wässerige Langweile. Auf jener Fahrt nach Sansego wäre sie unfehlbar eingetreten, wenn einige Jahrhunderte früher an der südlichsten Spitze von Lussin nicht Seeräuber gehaust hätten. Diese Seeräuber rief nun mein Gondelführer zuhilfe, um die Langweile der stillen See zu verscheuchen. Er erzählte, wie die Wackeren immer ausgezogen seien nach Kauffahrern und nach den

melt, um bei Ankunft eines Schiffes als Packträger oder Ciceroni ein paar Soldi zu verdienen. So gleichmüthig sie den ganzen Tag den lieben Gott einen guten Mann sein lassen, so energisch regt sich die Erwerbslust, wenn die geldgespickten „Tedesci“ kommen.

Lussinpiccolo ist eines unserer jüngsten Curorte für Brustkranke, aber auch den Gesunden schadet es nicht. Es schadet dem Culturmenschen gar nicht, einmal etliche Tage oder Wochen von seiner Erwerbsjagd abzulassen und zu sehen, wie man unter der Sonne Gottes bei süßem Nichtsthun in classischer Daseinsfreude lebt, wenn man bedürfnislos ist. Die Zeiten sind vorüber, da in dieser Stadt der Schiffbau in Blüte gewesen; anderswo können sie das jetzt besser und so ziehen die Lussiner auf fremden Meeren oder liegen daheim auf ihren Steinfliesen, sich damit begnügend, dass sie leben. In ganz Lussinpiccolo, es zählt bei fünftausend Einwohnern, hört man kein Wagenrad rollen; ein einziges Pferd, so geht die Sage, existiere in dieser Stadt, und dieses soll ein Maulesel sein. Der Herr, der die Vögel nährt und die Blumen kleidet, hat hier also ziemlich viel zu thun; er jagt den Einwohnern die Fische in die Buchten, eine unglaubliche Anzahl von Arten, er jagt sie ihnen in die Netze, an die Angeln, wonach sie bloß anzuziehen brauchen; er überspinnt den Steinhaufen, Lussin genannt, ganz wunderbar mit Ölbäumen, Orangen-, Mandarinen- und Citronenbäumen, mit Feigen- und Dattelbäumen und mit Weinreben, er ziert ihn mit Kiefern und fabelhaften Cacteen und sonstigen Spielarten der Tropen. Allerdings, umsonst hat der Mensch auch das nicht, jede Parcelle der fruchtbaren rothen Erde musste den Steinen abgerungen werden, den grauen Blöcken klein und groß, wie sie überall und überall aus dem Boden hervorquellen, genau so wie im Kaar des Hochgebirges. In hohen rohen Mauern und Wällen sind diese Steine, mit denen man nicht weiß wohin, aufgeschichtet an jedem Wege, um jedes Gärtlein, um jeden Pfränger, in dem eine elegische Ziege oder ein einsames Schaf steht. Dazwischen stets von dem mattgrünen Ölbaum bestanden rauhe Felsen. Mancher Felsriff ist so alpin, dass man jeden Augenblick glaubt, eine Gemse herüberlauern zu sehen. Aber wunderbar, was am Strande das Wasser macht aus diesen Steinen! Die Zacken und Runsen, die phantastischesten Aushöhlungen im großen und kleinen ist nicht zu beschreiben. Und nicht die Welt der Thiere, die in solchen Löchern und Spalten und in den grünlichen Untiefen hausen.

Lussinpiccolo bietet drei grundverschiedene Seebilder. Nach Norden hin den Hafen und die Bucht, scheinbar ein abgeschlossener Landsee, ringsum mit hügeligem, größtentheils kahlem Karstgebiete umgeben. In der Ferne ein paar höhere Berge, so der Monte Asino mit seiner alten Festung und das herüberragende Haupt des Ossero. Im Jahre 1859

was noch mehr ist, er glaubte daran, und hätte wahrscheinlich aus der Art geschlagen, wenn jemand so unvorsichtig gewesen wäre, ihm zu sagen, dass eine Locomotive nichts mehr sei, als eine Maschine. Er pflegte zu sagen, dass jede Maschine ihren eigenen Charakter und ihre besonderen Fähigkeiten habe, und dass es gute und schlechte Maschinen gebe, und dass eine schlechte Maschine ärger wäre als ein Eisenbahnräuber. Was die „Martha Washington“ anbelangt, so war es aller Welt bekannt, dass Bill in sie bis über die Ohren verliebt war. Sie war eine unserer größten Maschinen, mit einem Paar Räder von fünf Fuß Durchmesser, und sie hatte die Gewohnheit, in ihren Federn so arg zu rütteln und zu schütteln, dass die meisten Locomotivführer sie nicht leiden mochten; Bill aber schwor darauf, dass sie die hübscheste und beste sei, die jemals gebaut wurde. Er führte sie nun schon drei Jahre lang, und ich muss sagen, dass er es wohl verstand, sie zu lenken.

Die Sorgfalt, welche Bill seiner „Martha Washington“ angedeihen ließ, war der Gesprächsstoff der ganzen Strecke. Wenn der Feuermann sie reinigte, befriedigte dies Bill niemals, und so oft ihre Fahrt vorüber war und die Maschine wieder in das Heizhaus kam, machte er sich daran, sie zu putzen und zu scheuern und zu polieren, und er setzte dies so lange fort, bis die „Martha Washington“ aussah, als ob sie eben aus einem Juwelierladen herausgekommen wäre. Wenn er glaubte, mit ihr allein zu sein, hörten ihn die Leute zu ihr sprechen. Er nannte sie seinen „Liebling“ und gab ihr alle Arten zärtlicher Namen, und erzählte ihr von den anderen Maschinen alle Neuigkeiten, die er wo immer aufschnappen konnte, und er dachte, dass sie dies interessieren würde. Manchmal saß er da, mit seinen Armen um den Rauchfang, natürlich vorausgesetzt, dass derselbe nicht zu heiß war — und er tätschelte die „Martha“ und sagte ihr, dass es auf der ganzen Welt keine Maschine gebe, die wert wäre, mit ihr in einem Athem genannt zu werden.

Der Mann wurde von Tag zu Tag verrückter. Sein Feuermann erzählte mir, dass Bill die Gewohnheit habe, hie und da in die Feuerung seiner Maschine ein Stück Zucker zu werfen, weil, wie er sagte, „Martha“ Süßigkeiten liebe.

Nach einer Weile drangsalierte Bill seine Maschine mit Poesie und declamierte ihr alle möglichen lyrischen Gedichte vor. Bill sagte, dass „Martha Washington“ für Poesie viel Sinn habe und dass sie immer besser gienge, wenn er ihr Verse aufsage. Aber ich glaube, wenn dies auf Wahrheit beruhte, so beschleunigte sie nur deshalb ihr Tempo, weil sie vor seinen Gedichten davon laufen wollte.

So lange Bill die „Martha Washington“ führte, war es keinem anderen, den Feuermann ausgenommen, gestattet, sie zu berühren; und selbst der Feuermann musste sehr vorsichtig sein und durfte sich ihr

blühenden Städten des Mittelmeeres, um etwas zu erobern. Zu rauben, sagte man unhöflich genug, und Piraten nannte man zeitweise solche Männer, die in Schulbüchern manchmal auch Kriegshelden heißen. Nun, und einmal hatten die Herren Seeräuber von Lussin gehört, dass in der wundervollen Stadt Venedig eine Massenhochzeit stattfinde, dieweilen eine größere Anzahl Patriziersöhne sich junge Weiber erkieseten. Solches Gerücht machte unsere Seeräuber leckerig und sie zogen mit Wehr und Waffen gen Venedig, um den Hochzeitszug zu überfallen und die schönen Bräute zu erobern. Das galante Unternehmen fiel aber unglücklich aus, denn das Lagunenvolk wehrte sich mannhaft und nahm die Seehelden gefangen. Dann kam das Strafgericht der Dogen, das von beispielloser Grausamkeit war. Zur Abschreckung für alle Zeiten! Die Seeräuber, so die jungen Bräute rauben wollten, wurden verurtheilt, die — Schwiegermütter zu heiraten, mit der Verschärfung, dieselben in ihr fernes Felsenschloss auf Lussin zu entführen. — Für mich gab der Gondeliere dieser Geschichte noch eine andere Pointe. Er hielt, als wir in Sansego landeten, die Hand auf. Ich gab und war bloß froh, kein Seeräuber auf Lussin gewesen zu sein.

R.

Der verrückte Locomotivführer.

Von **W. L. Alden**.

Wir Passagiere des Expresszuges waren in Jericho hoffnungslos eingeschneit und ich saß im Bureau des Stationschefs und wärmte meinen inneren Menschen durch unterschiedliche höllisch heiße Getränke, deren Namen mit dieser Geschichte nichts zu thun haben.

Es ist nämlich eine Geschichte, welche mir der Stationschef folgendermaßen erzählte:

Der beste Locomotivführer, den wir jemals auf dieser Strecke hatten, war so verrückt, wie der gediegenste ausgewachsene Narr in einem Narrenhause. Bill Spreckles hieß dieser närrische Locomotivführer. Zu jener Zeit pflegten wir unseren Maschinen Namen zu geben, während sie jetzt nur Nummern haben. Bill führte die beste Maschine auf der Strecke, die „Martha Washington“, welche den Blitzzug zwischen Athen und Neu-Konstantinopel zu befördern hatte. Bill war damals etwa 30 Jahre alt, ein einfacher Mann, der niemals trank oder spielte, oder zu den Wettrennen gieng, oder an Sonntagen fischte. Aber Bill hatte in Bezug auf Maschinen im allgemeinen oder hinsichtlich seiner Maschinen im besonderen seine eigenen, sozusagen verrückten Ansichten. Er behauptete, dass eine Locomotive ebenso lebendig sei wie ein lebendiges Wesen, und

und selbst in das Spital musste. Er fieberte stark und kam ins Delirium und rief immer nach „Martha". — „Ich muss „Martha" sehen," rief er, „saget ihr, dass sie zu mir kommen soll. Ich sterbe, wenn sie nicht kommt." So suchte mich denn einer der jungen Ärzte aus dem Spitale auf, und da er wusste, dass ich ein Freund Bill's sei, so sagte er: „Ich wünschte, Sie könnten Bill's Martha aufstöbern und zu uns ins Spital bringen, damit er sie sieht. Vielleicht wird ihn das beruhigen, wenn sie eine Zeit lang bei ihm sitzt."

„Wenn „Martha" über die Treppen des Spitals hinaufkäme und neben Bill's Bett säße — Sie würden sich einigermaßen verwundern," sagte ich, „denn „Martha" ist eine Maschine, und zwar die größte auf der Strecke. Bill war ihr Führer, und ich denke, er fürchtet sich, den Platz auf ihrem Tender zu verlieren."

Und gerade das war es, was er verlor. Eine Eisenbahngesellschaft kann eine Maschine nicht feiern lassen, wenn ihr Führer krank ist, und die „Martha Washington" musste ihre Arbeit verrichten, ob nun Bill auf dem Posten war oder nicht. Der neue Führer, den sie ihr gaben, schien ihr mehr zu behagen als Bill, und nach einer Weile machte sie mit ihm sogar eine viel bessere Zeit als jemals zuvor. So geschah es, dass man Bill, als er aus dem Spitale kam, anstatt der „Martha Washington" eine andere Maschine, die „Sarah Siddons" gab, eine ganz gewöhnliche Hilfsmaschine.

Natürlich war Bill außer sich über den Verlust „Martha Washingtons." Hatte er seine Tagfahrt gemacht, so lungerte er in unserer Station herum, um „Martha" zu sehen, wenn sie Jericho auf ihrem Wege passierte, oder wenn sie von Athen zurückkam, um in das Heizhaus gebracht zu werden. Aber sie schien nichts mehr von ihm wissen zu wollen; sie schien ihn rein vergessen zu haben, und eines Tages, als er sie umkreiste, spuckte sie aus einem ihrer Ventile aus und verbrühte ihm die Hand. „Es war nicht der Schmerz, der mir wehthat", sagte Bill nachträglich zu mir, „denn ich mache mir nichts aus solchen Kleinigkeiten; aber das Bewusstsein, dass sie das Herz hatte, mich auf eine solche Weise zu behandeln, das thut weh. Sie denkt an nichts als an ihren neuen Führer, obwohl sie noch immer meinen Verlobungsring trägt."

„Gib' sie auf", sagte ich, „sie ist eine Kokette. Denke nicht mehr an sie und begnüge dich mit der „Sarah Siddons". So viel ich höre, ist sie ja eine sehr gute Maschine."

„Ja, ja, die „Sarah Siddons" ist eine ganz respectable Maschine", sagte Bill, „aber sie und ich werden uns niemals verstehen lernen, und wenn ich fünfzig Jahre neben ihr wäre. Sie ist eine gute, sichergehende Maschine, aber sie hat keinen Verstand und keinen Charakter in sich. Sie

gegenüber keine Freiheiten herausnehmen. Eines Tages fiel es Bill ein, dass das Öl, welches die Gesellschaft lieferte, für „Marthas" Bestandtheile nicht gut genug sei und er kaufte eine Quantität allerbesten Bärenfettes, von der Sorte, wie es die Mädchen oben in Athen für ihr Haar benützen, und er befahl dem Feuermann, sie nur mit diesem Fett zu ölen. Aber das Bärenfett that ihr nicht gut und der Feuermann weigerte sich, es zu benützen und machte bei dem Oberinspector die Anzeige von der Anordnung Bill's, und der Oberinspector befahl, dass alles beim Alten zu bleiben habe. Nun verlegte sich Bill darauf, die Hebel seiner Maschine mit wohlriechender Seife zu waschen uud „Martha Washington" über und über mit Kölnerwasser zu bespritzen, und ich glaube, dass Bill, wenn es die Gesellschaft erlaubt hätte, im Stande gewesen wäre, dieser Maschine ein Seidenkleid anzuziehen und ihr einen Modehut mit gelben Bändern und ausgestopften Vögeln auf die Spitze ihres Rauchfangs zu setzen.

Wenn die „Martha Washington" über Nacht in das Heizhaus gebracht wurde, was dreimal in der Woche geschah, so wollte Bill auf ihrem Tender schlafen. Aber dies war gegen die Vorschriften und er durfte es nicht thun. Infolge dessen kam er in mondhellen Nächten hinunter zum Heizhause, stellte sich vor einem der Häuser auf und that etwas, was er singen nannte. Er sagte, dass Martha für Musik großes Interesse hege und für kleine Aufmerksamkeiten, wie zum Beispiel für eine Mondschein-Serenade, schwärme. Bill's Stimme hatte einen Klang wie eine Mischung von dem Geräusche einer Sägemühle und dem einer Dampfpfeife, und es war ein Glück für ihn, dass während seiner Serenade niemand anderer in der Nähe des Heizhauses war als der Wächter, der gewöhnlich so gesund schlief, dass ihn nichts geweckt hätte als höchstens eine Dynamitexplosion.

Well, Bill verliebte sich immer mehr in seine Maschine und schließlich kam es ihm in den Kopf, dass er sie heiraten müsse. Er schickte den Feuermann hinunter nach Detroit, damit er ihm einen großen Messingring kaufe, und er putzte an diesem Ringe solange herum, bis er ihn glänzend kriegte wie Gold, und dann befestigte er ihn um den Rauchfang der Maschine und sagte, dass es ein Verlobungsring sei. Einige seiner Collegen versuchten es, ihn wegen dieses Ringes aufzuziehen, aber er überzeugte sie, dass er im Rechte sei, und als er wieder aus dem Spitale herauskam, sagten sie, Bill könne sich ganz nach seinem eigenen Belieben unterhalten und sie hätten nicht die Absicht, die Gefühle eines Gentleman zu verletzen.

Die Erwähnung eines Spitals erinnert mich daran, dass Bill bald, nachdem er seiner Maschine den Verlobungsring auf den Rauchfang gesteckt hatte, sich bei dem Überschreiten eines Wechsels den Fuß brach

gieng der Dampf aus. Aber schließlich kriegte sie Bill wenigstens so weit, dass er den Zug bis Athen bringen konnte und dort kuppelte er sie ab und fuhr nach Jericho. Ich befand mich auf dem Perron, als er hier ankam; aber anstatt zu halten, fuhr er mit einer Geschwindigkeit von guten siebzig Meilen in der Stunde weiter. Entweder war die Maschine mit ihm, oder er mit ihr durchgegangen. Wie immer auch die Sache war, so musste sie ein böses Ende nehmen. Und richtig, Bill fuhr etwa zehn Meilen von hier in einen Auswandererzug hinein, und man sah niemals eine Maschine so großartig in kleine Stücke zersplittern, wie „Martha". Bill und sein Feuermann wurden getödtet, und so konnte man etwas Genaues über die Geschichte nicht erfahren. Ich hege aber nicht einen Schatten von Zweifel darüber, dass Bill die Maschine und sich absichtlich tödtete, um zu verhindern, dass sie ein anderer Maschinführer bekomme. Bezüglich des Unfalles wurde keine besonders scharfe Untersuchung eingeleitet, denn auf dem Auswandererzug kamen nur etliche Dutzend Italiener um, und es war nicht der Mühe wert, über dieselben eine Todtenbeschau zu halten.

Das ist die Geschichte von dem verrückten Locomotivführer, und ich bin mir noch heute nicht klar darüber, ob Bill die ganze Zeit über verrückt war, oder ob einige Wahrheit in seiner Behauptung steckte, dass die Maschine ihn kannte und Gefühle hatte und dergleichen. Wie dem auch sei, es bleibt immerhin eine sonderbare Sache, dass die „Martha Washington", nachdem sie einen hübschen jungen Führer gehabt hatte, mit Bill nichts mehr zu thun haben wollte. Aber es gibt sehr wenige Menschen, welche Locomotiven und Frauen verstehen.

* * *

Diese merkwürdige Geschichte fand sich eines Tages in unserer Redactionsmappe, ohne dass wir wissen, wer sie geschickt oder gebracht hat. Ihr angegebener Verfasser W. L. Alden ist uns nicht erreichbar und so bleibt nichts übrig, als auf diesem Wege unseren Dank zu sagen.

Die Red.

langweilt mich, und es würde mir nie im Traume einfallen, ihr Verse vorzudeclamieren; sie verstünde mich nicht."

Bill grämte sich beinahe zu Tode um den Verlust von „Martha Washington", bis eines Tages ihr neuer Führer mit ihr in einen Zug hineinrannte und dabei sein Leben verlor. Die Maschine kam mit einigen Beulen davon und nachdem sie repariert worden war, gab man sie wieder Bill zurück. Ihr hättet ihn sehen sollen an dem Tage, als er sie in Besitz nahm. Er hatte ein Paar weiße Glacéhandschuhe an und band um „Martha's" Aschenkasten einen großen Gürtel aus roth-weiß-blau-gestreifter Seide. Er war sehr glücklich. Aber es dauerte nicht lang.

Er konnte versuchen, was er wollte — die Maschine that alles Mögliche, um ihn los zu werden. Einmal brach sie einen Zapfen, das anderemal verlor sie eine Schraube, ein drittes Mal wurde ein Ventil untauglich, und so verbitterte sie ihm jeden Tag mit einem anderen Schabernack das Leben. Es hat niemals einen besseren Locomotivführer gegeben als Bill, und er hatte den besten Feuermann auf der Strecke, aber diese Maschine war ihnen beiden gewachsen. Die Passagiere begannen ärgerlich zu werden, weil der Expresszug so oft Verspätung hatte, und der Oberinspector ließ Bill holen und sagte ihm, dass er, wenn er mit der „Martha Washington" nicht auskommen könne, durch einen anderen Maschinisten ersetzt werden würde.

Darüber brach beinahe Bill's Herz. „Sie trauert um diesen verdammten Führer, den sie hatte, als ich im Spitale war", jammerte Bill. „Ich that alles, was sich thun läßt, aber es ist nutzlos. Sie hat ihr Herz an diesem Burschen verloren und sie will nicht glauben, dass er todt ist. Wenn ich ihr sagen würde, dass er vor sechs Wochen in Stücke zerrissen worden ist, würde sie höchstens husten, was so viel heißt: „Erzählen Sie diese Geschichte jemandem andern." Ja, ja, er war jünger und hübscher als ich und sie verliebte sich in ihn. Das ist es, was es ist."

Die Geschichte mit der „Martha Washington" und Bill wurde immer schlimmer und schlimmer und eines Tages befahl der Oberinspector, dass das nächstemal, wenn der Expresszug wieder eine Verspätung haben sollte, die „Martha Washington" einen neuen Führer bekommen und Bill einer Hilfsmaschine zugetheilt werden müsse. Bill sagte nicht ein Wort, als er von diesem Befehle Kenntnis erhielt, aber ich kannte ihn gut genug, um zu wissen, dass er durch keinen Befehl der Welt von dem Tender der „Martha Washington" herabzubringen sei. An diesem selben Nachmittage traf der Expresszug anstatt um 4 Uhr 18 Minuten erst um 6 Uhr 9 Minuten hier ein. Es war kein Hindernis auf dem Wege, es hatte sich nicht der geringste Unfall ereignet, aber das Feuer im Kessel wollte nicht recht brennen und der „Martha Washington"

Liebe, ist seine Partei. Ein unbrauchbarer Politiker und doch der richtige Socialist. Der richtige Socialist, weil seine Sache die über alles hinaus bestehende, menschenveredelnde und gesellschafterhaltende ist. Er ist so gesinnungslos, wie die Tageszeiten, einmal Licht, einmal Dunkel; so gesinnungslos wie die Jahreszeiten, einmal Hitze, einmal Frost, und doch eine Kraft und Einheit, in der alles keimt, blüht und reift. Wetterwendisch wird er gescholten von solchen, die nicht ein halbes Jahr leben könnten, wenn es keine Wetterwende gebe, die nach den ersten drei Wochen wolkenloser Tage schon nach Regen wimmern.

Die starre Gesinnungsfestigkeit in kleinen wechselnden Dingen ist Eigensinn, sie ist unfruchtbar wie ein regenloser Sommer, sie ist die Consequenz einer Wagenradsperre, die nicht bloß bergab, sondern auch bergauf das Rad festhängt, sie ist die stramme Consequenz eines politischen Parteimannes, der aus Parteidisciplin die aufgelegteste Thorheit begeht. Verachten kann man auch solche Leute nicht, weil sie immer noch in guter Absicht handeln. Die eigentlichen Gesinnungslumpen aber sind die, so ihre Meinungen, Gesinnungen und Handlungen nur in den Dienst ihrer persönlichen Vortheile stellen.

F

Das Bekenntnis.

Ist es einem Sprachkundigen erlaubt, ein Bekenntnis zu machen über ein Wort, das im Laufe der Zeit umgewandelt ist in Beicht? Da das Sündenbekenntnis als kirchliche Form und Vorschrift unter den Christen anfangs nicht vorhanden war, so darf man nach dem Wort im Neuen Testamente selbst noch nicht suchen. So sagt Grimm in seinem deutschen Wörterbuche. Für confessio, confiteri peccata bediente sich die altdeutsche Kirche des Wortes pijehan (von jehan, d. h. sagen), woraus im mittelhochdeutschen bigiht, neuhochdeutsch Beicht ward. Die Bekenner nannte man bejichter. Beichten ist also gleich bekennen.

Schon in den ersten Jahrhunderten des Christenthums ward es Gebrauch, dass ausgeschlossene Gemeindeglieder, um wieder aufgenommen zu werden, als Anfang ihrer Buße das Vergehen vor der versammelten Gemeinde bekannten. Aber auch die Mitglieder der Kirche selbst pflegten bald vor dem Genusse des Abendmahls sich durch Sündenbekenntnisse bei einem besonderen Bußältesten (presbyter) zu erleichtern. Dies war die Entstehung der Privatbeichte und der priesterlichen Absolution. So entstand die Ohrenbeichte. Bei den Protestanten ward eine allgemeine Beichte üblich. Der Beichtstuhl fand erst im 17. Jahrhundert aus Italien in Deutschland Eingang. Vergleiche Ranke, Päpste, II, 119; Ranke, Reformation, I, 158 fg.

Th. Vernaleken.

*
* *

Diesen kurzen Geschichtsblick unseres verehrten Germanisten auf die vielen Anfragen über das Wesen der Beichte, die uns zugehen. Ein Bild von der Ohrenbeichte finden die Leser im „Heimgarten“, XXIII. Jahrg., Seite 496. Die Red.

Kleine Laube.

Ich bereue nichts.

„Ich bereue nicht die Sünden, die ich je begangen,
Ich bereue jene Sünden, die ich nicht begangen.“
Wohl der Weise spricht's?

Ich bereue nicht die Sünden, die ich je begangen,
Ich bereue nicht die Sünden, die ich nicht begangen.
Ich bereue nichts.

Das Muss ist Herr und sein die Schuld an allem Irren,
Erst die lahme Reue würde mich zur Mitschuld führen.
Ich bereue nichts. R.

Gesinnungslos.

Manchem wird das Wort „Gesinnungslosigkeit“ ins Gesicht geschleudert, und der Schimpf ist so groß, dass er unter „Satisfactionsfähigen“ mit Blut abgewaschen zu werden pflegt.

Was ist Gesinnung? Die einheitliche, beständige, in Leben und That bethätigte Überzeugung oder Weltanschauung. Wer sie hat, der ist ein Charakter. Nun kommt es sehr oft vor, dass einer es z. B. heute mit einem Deutschen hält, morgen mit einem Slaven, heute mit Clericalen, morgen mit Liberalen, heute mit der Regierung, morgen mit der Opposition, heute mit der Kunst, morgen mit der Kritik. Im gewöhnlichen Leben sind das gesinnungslose Leute. Unter Alltagsmenschen ist das ganz entschieden Gesinnungslosigkeit.

Es kann aber auch sein, dass einer mit seiner Weltanschauung höher steht, als all diese und ähnliche Dinge sind; dass er über den Parteien steht; dass er das ihm echt und zweckmäßig Erscheinende bei jeder Partei und Richtung anerkennt, das Falsche und Verderbliche an jeder Partei und Richtung bekämpft. Er wird's heute mit der Sache eines Religiösen halten, morgen mit dem Werk eines Atheisten; heute wird er gegen den Capitalismus streiten und morgen eine socialdemokratische Ausartung bekämpfen. Seine Unbeständigkeit im kleinen entspringt nur seiner Beständigkeit im großen. Das Gute an sich, das Hohe und Wahre, vor allem die

Neue Kunde von Münchhausen.

Zur lustigen Zeitung.

Von dem alten, wegen seiner außergewöhnlichen Wahrheitsliebe berühmten Freiherrn von Münchhausen liegt ein eigenhändiger Brief vor, den in unserer wahrheitsarmen Zeit zu veröffentlichen man nicht für überflüssig halten kann:

„Lieber Vetter!

Du weißt, wie es die Klatsch- und Lästerzungen der Menschen lieben, das Leben und Wirken ehrenwerter Männer zu entstellen — da habe ich an mir gleich die glänzendsten Beweise. Da ich aber nicht will, dass du etwas von mir glaubest, was entstellt oder ganz unrichtig ist, so erlaube ich mir, dir einiges aus meinem bewegten Leben kurz und der Wahrheit getreu mitzutheilen.

Mein Vater war ein ehrenwerter Mann. Er war ein Waidmann, er hat oft und viel Mühsal gehabt. Einmal fand er auf einer hohen Eiche ein riesiges Vogelnest, in welchem ein schönes, buntes, pfundschweres Ei lag. — Aha, dachte mein Vater, Vogel Greifs Familienstube! und der Alte ist nicht zu Hause. — Das Ei gefiel ihm und er nahm es mit sich. Er freute sich schon auf das Hervorschlüpfen des jungen Vogels. Aber mein Vater war umsichtig. — Halt, dachte er bei sich, das Ei ist ja nicht vollständig ausgebrütet, was ist zu machen? Er hatte es bald. Er nahm es mit in sein Bett und brütete es achtzehn Tage lang mit der Wärme seines Leibes. Und siehe, am neunzehnten Tage borst das Ei und — kein Vöglein Greif kroch heraus, sondern ein kleines, herziges Büblein. Das war ich. Mein Vater war hocherfreut, aber als ich größer wurde, da staunte er, anstatt Haare wuchsen mir Federn. Federn, steife, spröde Federn, sag ich dir! Ein Federbusch am Haupte, ein Federstrauß unter der Nase — du wirst es unglaublich finden, aber es gibt Naturwunder! Ich war ein lustiger Vogel, aber daheim lachten sie mich aus mit einem solchen Schmucke. Das verdross mich, ich gieng zum Militär. Und siehe, beim Militär machte ich mein Glück. In der Stadt Mausingen war's, das Nest war belagert, ringsum die feindlichen Truppen, wenig Besatzung, keine Lebensmittel. Freilich, draußen, weit hinter den Belagerern stand das Heer der Unsern, aber wie sich mit diesem verständigen? wie ihm die Blößen des Feindes, die uns bekannt waren, zu entdecken? — Ich war ein Kreuzkopf. Ich wichste mir meine Federn, trat hin zum Commandanten. ‚Herr General, ich habe eine Idee.' — ‚Hat Er?' — ‚Hab' ich, Herr General; ich will über das feindliche Lager zu den Unsern hinaus.' — ‚Er vorlauter Federfuchser! Will Er vielleicht gerupft sein?' — ‚Pardonieren, Herr General, nein. Aber mein Plan ist folgender: Ich setze mich über den Schlund einer Kanone, wie sie an den Wällen aufgestellt sind; sie wird gegen unsere Verbündeten gerichtet, abgefeuert, und ich hüpfe in dem Augenblick auf die hinausfliegende Kugel, halte mich fest und reite auf derselben schnell wie der Blitz zu den Unsern.' — Der General war kurzsichtig genug, das einen schlechten Witz zu nennen. Aber ich gieng auf den Wall, führte meinen Plan aus, flog in das Lager der Unsern, vermittelte wichtige Kunden und noch an demselben Tage war die Stadt Mausingen gerettet. Ich wurde belohnt mit hundert Ducaten. Ich entzog mich der Ehren, die man mir, als dem Retter, sonst noch anthun wollte, gieng in eine entlegene Schenke und löschte meinen Durst. Bier für hundert Ducaten löscht jeden Durst, das getraue ich mir ohne jegliche Übertreibung zu behaupten. Als ich so meinen Ehrenlohn vertrunken hatte, dachte ich: ein bisschen Bewegung dürfte nicht schaden, und gieng spazieren hinaus auf die Wiesen. Da kam ich zu einem einsamen Teich mit Goldfischchen. Goldfischchen waren von jeher meine Passion. Ich dachte: ein offenes Nehmen ist nicht Diebstahl, und fieng mir ein Dutzend so rothe Dinger-

Aus stillen Tiefen.

Sprüche von Otto Promber.

Wie ähnlich auch die Menschen reden —
Nur selten ist ein Herz dem andern nah!
Der Eine weilt im blüh'nden Garten Eden,
Der Andre steht auf Golgatha.

Im Lebensmai zerpflücken wir
Aus Übermut die schönste Rose,
Doch naht das Alter, bücken wir
Uns gern nach einer Herbstzeitlose!

Bei rosigen Wangen und lockigem Haar
Streben wir trotzig von Jahr zu Jahr
Nach immer besserem Lohne;
Im Spätherbst wird uns erst offenbar:
Was uns im Frühling zu wenig war,
War unseres Glückes Krone!

Du bist fürwahr im Greisenhaar noch jung,
Kannst du dich deiner Jugendzeit erinnern
Und lodern dir wie damals noch im Innern
Die Seelenfeuer der Begeisterung!

Gar mancher von „illustrem" Namen
Wird über sein Verdienst geehrt
Und manches — Bild in schlechtem Rahmen
Wär' einer bessern Fassung wert.

Ewiges Tasten und haltloses Schwanken,
Sclavische Achtung vor Reichthum und Pracht,
Faule Begierden und feige Gedanken —
Kläglich der Mann, ders nicht weiter gebracht!

Jugend, freu dich deines Seins!
Aber such' aus frühen Jahren
Einen Becher goldnen Weins
Für das Alter aufzusparen.

Wer überbürdet ist mit eigner Schuld,
Trägt fremde sicherlich mit Ungeduld.

Spotte allen Hindernissen!
Schlage Funken aus dem Stein!
Aber lasse dein Gewissen
Zart wie eine Blume sein.

Menschen gibt's, die man erst dann verehrt,
Wenn man recht nahe mit ihnen verkehrt
Und andre, die man nur achten lernt,
Wenn man sich recht weit von ihnen entfernt.

Stunden sind wie Eintagsfliegen,
Die an uns vorüberhasten;
Jahre sind wie stille Wolken,
Welche kommen und vergehn —
Aber was du ehrlich schaffteſt,
Kühn erbautest — liebend wirktest,
Wird im großen Lebenstempel
Als ein Ewiges bestehn!

Schlägt an die Glocke der Klöppel an,
Hör' ich, wie schmerzlich sie tönen kann;
Höre ich eines Dichters Gesang,
Tönts mir von ferne wie Glockenklang.

Das Leben ist keine Maskerade,
Noch eine flüchtige Promenade.
Bringe Gehalt und Verdienst hinein!
Lass es ein wertvolles Künststück sein!

Ein jeder lernt auf seiner Lebensreise:
Die Wahrheit ist nur immer eine Waise,
Doch wird sie noch so bitterlich verstoßen,
Sie kommt zurück und klopft ans Pförtchen leise
Dort wieder an, wo man der Obdachlosen
Schon hundertmal versagte Trank und Speise!

Ein heitrer Blick gießt Sonnenschein
Selbst auf das häßlichste Gesicht,
Ein Schelmenmund trägt Rosen ein,
Wo uns das Leben Dornen bricht;
Ein frohes Herz gleicht goldnem Wein,
Der jedem Müden Kraft verspricht —
Drum, fängst du einmal Grillen ein,
So denk' an dieses Sinngedicht.

Dem Thiere zu Schutz, dem Menschen zu Nutz.

Ich höre eine alte Satzung lehren:
O Mensch, du sollst deine Eltern ehren!
Und ein neues Gesetz die Weisung gab:
O Mensch, du stammst vom Thiere ab!

Die Moral davon, die liegt nicht weit,
Du sollst schützen die Thiere zu aller Zeit.
Und erkennst du sie schon als Stammeltern nicht,
So ist es als Mensch deine heilige Pflicht,
Den Thieren, die dir ihr Dasein weih'n,
Ein gütiger, milder Schutzherr zu sein.
Das Thier hat ein fühlendes Herz wie du,
Das Thier hat Freude und Schmerz wie du.
Das Thier hat einen Hang zum Streben wie du,
Das Thier hat ein Recht zum Leben wie du.
Nicht viel sind dir, Mensch, der Tage gegeben,
Doch noch weit kürzer des Thieres Leben.
Und muss es dein armer Sclave schon sein,
In dunkler Nacht wie im Sonnenschein,
Und opfert es dir seine Kraft und Ruh,
Und wendet dir all seine Treue zu
Und ist es dir in inniger Liebe ergeben,
Oder macht es die bange Furcht erbeben:
O sei sein Schutzherr! Es kann nicht klagen
Den Schmerz, kann dir seinen Dank nicht sagen.
O sieh sein flehendes Auge an,
Es blickt dich eine verwunschene Seele an.
Schon vor vieltausend Jahren die Alten
Haben bedeutsam an dem Glauben gehalten:
Die Menschenseele müsse wandern,
Von Thier zu Thier, von einem zum andern.
's ist was Wahres dran; der Mensch ist geschaffen
Aus ähnlichem Stoff wie Vögel und Affen.
Die Thierexistenz und das Menschenleben
Ist einem und demselben Geschick untergeben;
Wir haben mit jedem Wurm gemein
Das Kämpfen und Ringen ums irdische Sein
Und wenn wir auch manches Hohe erwerben,
Wir haben mit jedem Thiere gemein:
Das Leiden und Sterben! Das Leiden und Sterben!
O glaubt mir doch, es nimmt besseren Lauf,
Der Mensch hebt das Thier zu sich hinauf,
Als, er stiege durch Rohheit und herzlose Thaten
Zum niedrigsten Thiere hinab in den Schatten.

(1872.)

Bücher.

Hergottsfäden. Roman von Ernst Zahn. (Stuttgart. Deutsche Verlags-Anstalt.) Einen Roman von urwüchsiger Kraft bietet Ernst Zahn, der kernige Schweizer Dichter, mit diesem seinem neuesten Werke. Im Vordergrunde der reich bewegten Handlung steht der Präses (Schultheiß) eines Hochalpendorfes, der beinahe wie ein König über seine Gemeinde herrscht und wahrlich nicht zu deren Nachtheil. Aber er ist ein fanatischer Anhänger des Althergebrachten, ein erbitterter Feind jeglicher Neuerung, und wer ihm hierin widerstrebt, den bekämpft er bis zur Vernichtung. In diesem Starrsinn zerstört er sogar das Lebensglück seiner Tochter, die ihr Herz einem armen Burschen geschenkt hat, und er ruht nicht eher, bis er diesen und seine Sippe mit Schimpf und Schande aus dem Dorfe vertrieben hat. Die Bestrafung für diese That bleibt nicht aus, denn nach Jahren kehrt der Verjagte, nunmehr ein reicher Mann, in die Heimat zurück, mit der ausgesprochenen Absicht, Rache zu üben, und in der That gelingt es ihm, den stolzen Gegner auf das ärgste zu schädigen und zu demüthigen. Eine Katastrophe von tiefer Tragik scheint sich vorzubereiten, aber die Liebe des jungen Volkes schlägt die Brücke der Versöhnung zwischen den beiden feindlichen Parteien. Mit sicherer Hand zeichnet der Dichter die Charaktere der fesselnden Erzählung und bekundet sich auch in seinem neuesten Werke als ein Meister der Naturschilderung. In leuchtenden Farben malt er die Herrlichkeit der Alpenwelt und entwirft zugleich reizvolle Bilder von dem Leben, den Anschauungen und Sitten der Hochgebirgsbewohner. V.

Die Alpen. Von Professor Dr. Robert Sieger. Sammlung Göschen. (Leipzig 1901.) Ausgehend von der Schilderung einer kurzen Alpenwanderung und den Ausblicken, die man von einem hohen Thurme des Vorlandes, einem Vorberg, einem Kalkalpen- und einem Uralpengipfel genießt, entwickelt der Verfasser die allgemeinen Züge der Gestalt und Gliederung des Gebirgs. An diese kurze Charakteristik der Alpen als Ganzes, in ihrer Weltlage und ihren Beziehungen zu ihrer Umgebung, anknüpfend, wird die Frage nach

chen heraus. Aber wie sie nun lebendig nach Hause bringen ohne Wasserbehälter? Halt, denke ich, mein guter Magen ersetzt den Behälter und ein gutes Bier sicher auch das Wasser. Ich that die Fischlein in den Mund. Hei, wie sie den Gerstensaft gleich rochen und wie sie durch die Gurgel lustig in den Magen schlüpften! So gehe ich ruhig nach Hause und lasse die Thierchen drinnen lustig schwimmen und plätschern. Zu Hause schüttete ich sie hernach in ein Wasserbecken.

Und so wusste ich mir überall zu helfen und könnte dir hundert ähnliche Dinge erzählen. Das waren dir Zeiten, Vetter! — Sie sind vergangen. Seitdem ich mir von einem Pariser Schneider die Haut wenden ließ, so dass nun alle Federn einwärts wachsen. Nur eine wuchs mir zu den Fingern heraus; ich erwerbe mir damit mein Brot wie viele andere, wenn es auch nicht alle Federnleute so genau mit der Wahrheit nehmen wie Dein

Münchhausen."

Aus jungen Jahren.

Waldsängers Klage.

Die Kämpfer ringen,
Die Sänger singen,
Dem Vaterland zum heiligen Streiten;
Doch ich bin arm, was soll ich bringen?
Das blinkende Eisen, ich kann's nicht schwingen,
Ich weiß es nur als Pflug zu leiten!

Sie mögen ringen,
Sie mögen singen,
Ich bau' das Feld in heiteren Scherzen,
Denn meine Zither, sie will nicht klingen;
Sie weiß nur Lieder von lustigen Dingen;
— Und jetzt fließt Blut — es brechen Herzen!
(1870.)

Eisen.

I.

Ja, Silber und Gold wohl schlummert im Schoße der Erde,
Das ziehen die Menschen hervor und bauen ihr Glück.
Ein wunderlich Klirren und Klingen, ein stolzes Gelingen,
Doch all' dieses fiel' auseinander, wär' nicht der eiserne Reif!
(1870.)

II.

Ich gebe gerne
Dem Landmanne den Pflug,
Dem Werker den Hammer,
Dem Krieger das Schwert!
Ich gebe gerne
Dem Weisen die Feder,
Den Zirkel, zu messen
Die Himmel und Welten.
Doch nimmer geb' ich
Die Ketten, zu fesseln
Den menschlichen Geist!
(1870.)

Alle Ehren der Tonkunst! Doch höher noch preise ich die himmlische Musik die nur dreimal auf Erden Dir glücklichen klingt. — Wenn deine Mutter dich ruft: Du gutes Kind! — Wenn dein Bräutchen dir flüstert: Ich liebe dich! — Wenn dein Kind das erstemal den Namen „Vater" stammelt. — Es ist Musik ohne Noten und Instrument, von Allen doch verstanden, als das ewige Lied der Menschheit. Es ist ein goldener Hammer, der dreimal an die Glocke unseres Herzens schlägt.
(1871.)

Opfer.

Ists nicht Glück, so sei es Schmerz
Was du trägst auf deinen Wegen;
Nur kein ödes, leeres Herz
Bringe deinem Gott entgegen.
(1874.)

Kunst.

Freund, das Beste, was dir konnte werden,
Ist die Kunst — zur Lab' im Weltgetümmel,
Voll heit'rer Milde in der Stund' des Leides.
Wärst du König, hättest du die Erden,
Wärst du Priester, hättest du den Himmel,
Bist du Künstler, hast du beides.
(1875).

Lebensalter.

Fünf Jahr: ein Guck in die Welt,
Zehn Jahr: ein Hupfinsfeld,
Zwanzig Jahr: ein Obenaus,
Dreißig Jahr: zurück ins Haus,
Vierzig Jahre: Thatenmann,
Fünfzig Jahre: stille stahn,
Sechzig Jahre: Erntezeit,
Siebzig Jahre: Zufriedenheit,
Achtzig Jahre: Körpersnoth,
Neunzig Jahr: das Abendroth,
Hundert Jahr — Gnad vor Gott!
(1875.)

Büchereinlauf.

Weiße Seele. Roman von Paul Oskar Höcker. (Leipzig. Paul List.)

Funken unter Asche. Roman von Nina Meyke. (Leipzig. Paul List.)

Kloster und Herd. Roman von Charles Reade. Deutsche Bearbeitung. (Stuttgart. Robert Lutz.)

Hendels Bibliothek der Gesammtliteratur des In- und Auslandes: **Ohne Dogma.** Roman von Henry Sienkiewicz. — **Marienburg.** Schauspiel nach Philipp Josef von Rehuns. Bearbeitet von L. Passarge. — **Geld und Geist.** Eine Erzählung von Jeremias Gotthelf. — **Preciosa.** Schauspiel von Pius Alexander Wolf. — **Der Gföllherr.** Geschichte aus den Tiroler Bergen von Rudolf Greinz.

Schlimme Ehen. Novellen von Emil Marriot. (Berlin. G. Grote'sche Verlagshandlung. 1901.)

Wiener vom Grund. Bilder aus dem Kleinleben der Großstadt von V. Chiavacci. (Stuttgart. Adolf Bonz & Comp.)

Andreas Hofer. Schauspiel in vier Aufzügen von Franz Kranewitter. (Linz. Österr. Verlagsanstalt.)

Und Friede den Menschen. Eine Christnachtstragödie von Ludwig von Ficker. (Linz. Österr. Verlagsanstalt. 1901.)

's Julerl. Original-Volksstück in fünf Bildern von Franz Johann Leitner. (Wr. Neustadt. Karl Blumrich.)

Des Sittenmeisters Aergernisse. Eine Comödie in drei Acten von Friedrich Jukmeyer. (München. Staegmeyr'sche Verlagshandlung. 1901.)

Wen die Götter hassen. Bürgerliches Volksstück in drei Aufzügen. Von Hans von der Schwarzau. (St. Pölten. „Germania".)

Die Brandschatzung zur Franzosenzeit 1809—13 in Illyrien oder Die gestörte See-Idylle. Melodram in drei Acten von Ludwig Germonik. Musik von Alfred Khom. Mit einem fantastischen Seemärchen-Intermezzo. Nach einem älteren illyrischen Schauspiel neu bearbeitet. (Neurode. Leuschner & Tesch.)

Abendlicht. Neue Gedichte von Maurice Reinhold von Stern. (Linz. Österreichische Verlagsanstalt.)

Lyrische Blätter aus meinem Tagebuche. Von E. Atram. (Dresden. E. Pierson. 1901.)

Gedichte. Von Hennie Fock. (Dresden. E. Pierson 1901.)

Stimmeu der Freiheit. Blüthenlese der hervorragendsten Schöpfungen unserer Arbeiter und Volksdichter. Herausgegeben von Konrad Beißwanger. (Wiener Volksbuchhandlung 1901.)

Im Wechsel der Zeiten. Allegorisches Gedicht von Rudolf Meißner. (Wien. W. Braumüller & Sohn.)

Herbstfäden von Nah und Fern. Dichtungen und Nachdichtungen. Von Albert Weiß. (Dresden. E. Pierson. 1901.)

Am Strande der Adria. Gedichte. Von Franz X. Mitis. (Wien. Ed. Hassenberger.)

Benedeks nachgelassene Papiere. Herausgegeben von Heinrich Friedjung. (Leipzig. Grübel & Sommerlatte.)

P. Maurus Lindemayr. Ein österreichischer Dichter des XVIII. Jahrhunders. Von Julius Miklau. (Marburg a./Dr. Im Selbstverlage des Verfassers.)

Jesus von Nazareth. Ein Epos von E. Rutenberg. (Bielefeld. Velhagen & Klasing.)

Die Briefe des Neuen Testamentes, zu leichterem Verständnis für den Erbauung suchenden Leser im jetzigen Deutsch wiedergegeben. (Rostock. Wilh. Werthers Verlag.)

Alpine Majestäten und ihr Gefolge. Die Gebirgswelt der Erde in Bildern. — Monatlich ein Heft. (München. Verlag der Vereinigten Kunstanstalten A.-G.)

Deutsche Mundarten. Zeitschrift für Bearbeitung des mundartlichen Materials. Herausgegeben von Dr. Johann Willibald Nagl. (Wien. K. u. k. Hofbuchdruckerei und Hof-Verlagsbuchhandlung. 1891.)

Der Kampf um Wohlfahrt. Von Dr. Karl Baruer. (Leipzig. W. Theodor Dieter. 1900.)

Deutsche Dichtung und Kunst. Herausgegeben vom Deutschen Vereine zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse in Prag. Nr. 2 Ebert-Heft. Zum hundertsten Geburstag des Dichters, 5. Juni 1901. (Prag. Haerpfer'sche Buchhandluug.)

Die Volkspoesie im Unterricht. Von Harold Arjuna Graevell van Jostenode. (Leipzig. Buchhandlung Gustav Fock. 1901.)

Die zehn Gebote des Germanen. Von Harald Arjuna. (Braunschweig. Fr. Vieweg & Sohn. 1901.)

Die Zimmergymnastik, ihre Bedeutung und Anwendung mit besonderer Berücksichtigung der schwedischen Heilgymnastik. Für gebildete Laien leicht faßlich dargestellt von Dr. med. Grünfeld. (Berlin. Wilhem Möller.)

Jahrbuch deutschvölklicher Arbeiter für das Jahr 1901. (2014 seit dem ersten Auftreten der Germanen in der Weltgeschichte. Geleitet von Franz Stein. (Hamburg. Hanseatische Druck- und Verlagsanstalt.)

ihrem Aufbau aufgeworfen; die Spuren, welche die Vorgänge der Gebirgsbildung im Gebirge selbst gelassen haben, werden eingehend dargestellt und daraus eine kurze Entstehungsgeschichte der Alpen abgeleitet. Wir sehen das Gebirge aber heute umgeformt durch die abtragenden Kräfte und wenden nun unsere Aufmerksamkeit der Arbeit der letzteren zu. Das Klima, das fließende Wasser, Schnee und Eis werden so insbesondere behandelt, wir sehen aus der Hand dieser Umbildner die Alpen in ihrer heutigen Gestalt hervorgehen. Ein Capitel ist dieser gewidmet, wobei den Thälern und Pässen als den Wegen des Verkehrs besondere Aufmerksamkeit zugewendet wird. Thier- und Pflanzenwelt sind der Gegenstand des nächsten Abschnittes, in dem die Höhengrenzen besonders erörtert werden. Da sie vom Klima und von der menschlichen Culturarbeit beeinflusst erscheinen, ist so der Übergang zur Betrachtung des Menschen in den Alpen gewonnen. Die Bevölkerung der Alpen wird kurz vorgeführt, ihre Siedlungen eingehend besprochen; die bäuerlichen bodenständigen Siedlungen entspringen der Landwirtschaft, deren Betrachtung deshalb vorangeschickt wird, die „städtischen“ Siedlungen aber beruhen auf Bergbau und Industrie. Der Faden der Darstellung geht daher auf diese über und von ihnen auf Verkehr und Verkehrshindernisse, und die Bildung von Thalschaften, Territorien und Staaten. In diesen letzten Abschnitten hat der Verfasser, auf das Capitel über die heutige Gestalt der Alpen vielfach zurückgreifend, versucht, die Fülle anthropogeographischer und historischer Thatsachen nach geographischen Gesichtspunkten zu ordnen und zu erklären. V.

Geschichte der deutschen Literatur im 19. Jahrhundert. 2 Bände. Von Carl Weitbrecht. Sammlung Göschen. (Leipzig. 1901.) Es konnte nicht die Absicht des Verfassers sein, einen mit vielen Namen, Daten, Titeln, gespickten, auf äußerliche Vollständigkeit Anspruch machenden Leitfaden der deutschen Literatur des 19. Jahrhunderts zu liefern. Fruchtbarer schien es ihm, die literarische Entwicklungsgeschichte des Jahrhunderts in großen Zügen und im Zusammenhang mit der Gesammtentwicklung der Nation zu zeichnen und in diesen Rahmen möglichst anschauliche Bilder der bedeutendsten literarischen Einzelerscheinungen einzusetzen. Die trotz dieser Beschränkung noch erforderliche Gedrängtheit der Darstellung brachte es mit sich, dass häufig die Begründung gefällter Urtheile ausschließlich durch deren Formulierung gegeben werden musste; umsoweniger durfte der Verfasser die Bestimmtheit einer einheitlichen persönlichen Auffassung des Stoffes vermissen lassen. V.

Der Siegeszug der Wahrheit. (Die Affaire Dreyfus.) Von Emile Zola. Aus dem Französischen übersetzt von Paul Seliger. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.) Zola beleuchtet in seinen Ausführungen alle Seiten des Processes, in dem „Sendschreiben an Frankreich“ namentlich auch die Gefahren, die Frankreichs innerer Entwicklung von dem Militarismus und Clericalismus, die sich beide der Revision des Processes widersetzten, drohten, aber durch die allseitige freie Behandlung des Gegenstandes beseitigt wurden. Besonderes Interesse wird in Deutschland die Mittheilung erregen, dass Eszterhazy dem deutschen Militärbevollmächtigten in Paris, Herrn von Schwartzkoppen, mehrere Actenstücke geliefert hat, und dass somit Deutschland den Beweis von Dreyfus' Unschuld und Eszterhazys Schuld in Händen habe. Den Schluss des Bandes bildet die Zurückweisung der schmählichen Angriffe, die man gegen das Andenken seines verstorbenen Vaters gerichtet hatte, um in und mit diesem den Sohn zu treffen. Alles in allem ist das Werk von hohem Interesse. V.

Der Ablass in der römisch-katholischen Kirche. Eine evangelische Antwort auf den diesjährigen Fasten-Hirtenbrief des Herrn Erzbischofs Simar von Köln von Dr. theol. Bernhard Rogge. (Barmen. J. B. Wiemann.) Der Kölner Erzbischof hat sich sehr viele Mühe gegeben und seine ganze Klugheit aufgeboten, um den Ablass der römischen Kirche den Christen verständlich und glaubhaft zu machen. Und Bernhard Rogge, der evangelische Geistliche, hat ihn mit dieser Schrift doch so gründlich geschlagen, dass er schweigen muss. Was der eine mit all den bekannten Kniffen aufbaute, das warf der andere mit dem einfachen Worte des Evangeliums nieder. Die Schrift Rogges ist klar und fein zu lesen. M.

Eine Böcklin-Mappe für anderthalb Mark. (München. J. W. Callwey.) Die Publication ist eine jener Kunstwart-Unternehmungen, welche unter der Garantie eines bemittelten Kunst- und Volksfreundes erscheinen, um gediegene Kunst in die weitesten Volkskreise zu verbreiten. Die Blätter sind auf gethöntem Grund in Folioformat gedruckt; ausgeschnitten und etwa auf graues Papier geklebt, gibt jedes von ihnen ein gutes Wandbild. So wird denn auch die Kunst dieses deutschen Malers unserer Zeit bald von den Palästen bis zu den Hütten dringen. V.

Das kleine Klosterfräulein. Von Johanna Klemm. (Berlin, Leipzig. Wilhelm Süfferott.) Eine hübsche und kindliche Erzählung für junge Mädchen und für solche, denen die Jugend lieb ist. M.

Heimgarten

11. Heft. August 1901. 25. Jahrg.

Weltgift.

Ein Roman von **Peter Rosegger.**

(8. Fortsetzung.)

Wehe dem, der den Poeten aufsitzt! Zurück zur Natur. Ländliches Leben. Glück der Einsamkeit — Wahnsinn! Seit die Welt irrt, hat sich kein Mensch so dumm verfahren, als ich auf meiner Flucht in die Idylle. Warum nicht lieber ins Kloster gegangen oder Seiltänzer geworden? Ich wollte es ja. Oder als Matrose übers Meer. Die Stürme. Ich dürste nach Stürmen. Fieberdurst. Ekel vor dem Trank und doch immer trinken müssen. Keine Rast auf dem Lager und doch nicht sich erheben können. Dieser Junge ist mir widerwärtig geworden und bin ihm ganz hingeworfen. Nein, ich kann keinen glücklichen Menschen sehen. Ich glaube nichts, ich liebe nichts, ich kann nichts, ich habe nichts. Und ich bin nichts. — Schuld an Allem ist der Alte.“

Solche Ergießungen wiederholen sich in Sebald Hauslers Tagebuch immer wieder. Nach außen hin war er völlig schweigsam geworden, er brachte die meiste Zeit in seiner Stube zu und dämmerte dahin. Und beobachtete, wie sein eiskalter Blutstropfen schauerte und wie sein Herzschwamm anschwoll. Ein einzigesmal, an einem kalten, stürmischen Nachwintertage war er fortgegangen gegen das Hochgebirge hinein — pfadlos, planlos. Nein, planlos nicht. Er wollte wandern bis zur Erschöpfung,

Postkarten des „Heimgarten“.

Sinnlichkeit im Geistesleben. Es gibt Menschen, die so sinnlich veranlagt sind, dass sie ihre eigenen Gedanken und Eingebungen sich nur dann merken, ins Gedächtnis bekommen, wenn sie dieselben geschrieben sehen oder sprechen hören. Darum müssen sie alles, was sie bewegt, aufschreiben oder aussprechen, erst dann wird's ihnen selber klar. Erst wenn sich etwas irgendwie sinnlich gestaltet hat, wird's ihr Eigenthum. — Ein solcher Mensch bin ich. R.

K. C., Prag. Wir beanspruchen bei unseren Correspondenten keine allzugroße Höflichkeit, doch wenn sie sich einer recht leserlichen Schrift befleißigen wollten, würden sie uns verbinden.

L. U., Wien. Sie fragen, ob Sie Blättern, mit deren Haltung Sie nicht einverstanden sind, Feuilletons liefern dürfen. Ja warum denn nicht? Vorausgesetzt natürlich, dass Sie Ihre Feder nicht in den Dienst des betreffenden Blattes stellen, dass Sie vielmehr in Ihrem Beitrage freimüthig Ihre eigene Anschauung vertreten. Dann ist es für Ihre Sache sogar ein Gewinn, wenn Sie auf fremdem Gebiete Fuß fassen.

C. F., Leibnitz. Wohlthätige Spenden öffentlich zu quittieren? Manchmal gehts nicht anders, um eine Sammlung in Fluss zu bringen. Wenn anstatt Kranzspenden ein Almosen für die Armen geleistet wird, so liegt die Veröffentlichung in der Natur der Sache. Es haben ja auch Todtenkränze den Zweck öffentlicher Ehrung. Wenn die anstatt Kranzspenden eingelaufenen Almosen in die Blätter kommen, so geschieht es allerdings auch zu dem Zwecke der Nachahmung und damit diese schöne und edle Sitte, dem Todten zu Liebe Nothleidenden zu helfen, sich bald einbürgere. Und endlich, wenn unsere Zeitungen Tag für Tag so viel unerfreuliche Menschenthaten zu veröffentlichen haben, warum nicht auch die erfreulichen als gute Vorbilder aufzeigen? Sobald's aus persönlicher Eitelkeit und Prahlsucht geschieht, stinkts freilich.

W. J., Wien. Lassen Sie sich nicht anfechten. Das deutsche Volk mag uns deutsche Dichter und Künstler nun darben lassen, oder uns mit Autographenbettel ehren, oder uns mit Jubiläen todtfeiern, oder uns bei noch lebendigem Leibe versteinern oder vererzen, oder endlich — meine Phantasie versteigt sich hoch — unsere Bücher kaufen; unter keinen Umständen dürfen wir um seine Gunst buhlen, unter allen Umständen schulden wir ihm Treue und Wahrheit.

J. J., St. Louis. Folgen Sie nicht denen, die der sogenannten „Wahrheit“ das Glück des Lebens opfern. Die „Wahrheit“ ist der Aberglaube des Freigeistes. Er denkt dabei nicht an die ewige Wahrheit, die die Liebe ist, sondern an das intelligente Verstehen aller Dinge. Etwas absolut Unerreichbares anzustreben halte ich nicht für sittlich. Die Wahrheit können wir niemals finden, wohl aber das Glück, und das macht uns besser. R.

U. O., Zürich. Bleiben Anfragen, ob man uns Manuscripte schicken dürfe, unbeantwortet, so bedeutet das natürlich Ablehnung. — Für unverlangt eingeschickte Handschriften, auch wenn solche recommandirt sind, übernehmen wir keinerlei Verantwortung. Wir haben das schon hundertmal erklärt.

B. C., Leoben. Jene Widmung zur vierten Auflage von „Zither und Hackbrett“ lautet:

Mögt ihr ihn leiden,
Wenn er wiederum kommt im rauhen Gewande,
Der derbe Geselle,
Der Zither- und Hackbrettspieler vom oberen Lande?

Es ist noch der alte
Tollwitzige Bursche im Schwätzen und Scherzen,
Ein Spitzbub durchaus
Mit redlichem Sinn zwar und deutschtreuem Herzen.

Und doch ist's ein anderer!
Es ist nicht der hehrste, es ist nicht der leerste,
Besehet ihn nur recht,
Ein anderer Kerl ist's doch wie der erste.

A. K., Wien. Besten Dank. Natürlich nur ein „Druckfehler“. Ein „wiederkäuendes Maulthier“ könnte kein Schriftsteller auf die Länge verantworten.

☛ **Wir machen immer wieder aufmerksam, dass unverlangt geschickte Manuscripte im „Heimgarten“ nicht abgedruckt werden. Dieselben nehmen wir entweder vom Postboten gar nicht an oder hinterlegen sie, ohne irgendwelche Verantwortung zu übernehmen, in unserem Depot, wo sie abgeholt werden können.** ☚

Redaction und Verlag des „Heimgarten“.

(Geschlossen am 15. Juni 1901.)

Für die Redaction verantwortlich: P. Rosegger. — Druckerei „Leykam“ in Graz.

Eines Tages war der Lindwurm-Michel mit einem Ochsenpaar nach Gug hinausgefahren. Er führte Hafer zum Franzwirt. Auf dem Rückwege hatte er eine Frauenperson eingeholt, die, ein blaues Bündel am Arm, laut jammernd mit ihren Sammtschuhen durch den Schnee wollte und nicht mehr weiter konnte. Einen weiten langen Mantel hatte sie an, aus grüner, verblasster Seide, mit weißem Pelz gefüttert. Innerhalb, das schwarze Kleid war so eng und schleppig, dass die Person nicht ordentlich ausschreiten konnte. Die Stoffe waren fein, aber stellenweise schäbig und ausgefranst. Auf dem Kopf war ein schwarzes Cylinderchen ins Haar genadelt, davon gieng ein grüner Schleier über das Gesicht, aus dem ein paar Augen glosten, die so sanft waren, dass man — wie der Michel fand — der fremden Dame nichts versagen konnte. Sie trat, um den Schlitten vorfahren zu lassen, seitlings, wobei sie in den tiefen Schnee fiel. Der Junge half ihr auf, fragte, wohin sie wolle und lud sie dann, weil ihre Reise nach Sesam gieng, auf den Schlitten. Der Michel dachte, das würde was für seine Herren Brüder sein. Vielleicht hätte einer von ihnen das „G'spiel" in der Stadt vergessen und jetzt liefe es ihm nach. Oder was die Stadtherrschaften jetzt doch alle suchen an diesem Sesam öffne dich?

Und war das auf dem Lindwurmhof kein schlechtes Gezischel und Gewispel, als, von den trägtrottenden Ochsen geschleift, der Michel angefahren kam mit seiner grünen Schönen. Die Meinungen waren getheilt. Eine Zigeunerin? eine Kunstreiterin oder sonstige Komödiantin, oder — eine Hexe. Die Lindwurm-Mutter war der Ansicht, sei die Fremde was immer, jedenfalls werde sie frieren und Hunger haben.

Als Sebald Hausler hörte, im Lindwurmhof sei ein abenteuerliches Frauenzimmer angekommen, wurde ihm ganz hundemäßig zu Muthe. Und am nächsten Morgen, als er die Thür öffnete, stand sie vor ihm.

„Will nicht fürchten, dass du erschrickst, Sebald!" Sie hob ihre Hand, dass der weite Ärmel des grünen Pelzes zurückfiel und warf den Schleier seitlings. Die Wangen nicht mehr so rundlich und rosig, unterhalb der Augen rostbraune Schatten.

„Nein. Aber nein, aber nein", stotterte Sebald.

„Freund, du wunderst dich über mich. Was soll erst ich über dich sagen? Ja, um Alles im Himmel und auf Erden, Sebald, wie dumm bist denn du in dieses Bärenland gekommen?"

Er machte eine stumme Geberde — wehrlos, rathlos.

„Aber ich bleibe jetzt bei dir. Wir sind arm geworden und können einander nicht entrathen. Mache nur keine Umstände. Das ist dein Salon, nicht wahr? Gemüthlich." Sie warf Hut und Pelzmantel auf sein Bett. „So zünde doch in dem Ofen und lasse Frühstück kommen. Und falle mir doch endlich um den Hals!"

und im Schnee rasten. Ein solches Erfrieren, hatte er gehört, wäre ein schmerzloser Tod. Aber nach einigen Stunden kam er wieder zurück auf den Hochkaser — verschmachtet, ohne essen, müde, ohne schlafen zu können.

Jakob erleichterte eines Tages sein Herz vor Doctor Anton. Er sei ja selber Ursache, dass Sebald in diese Gegend gekommen. Er habe gedacht, den friedlosen, willensschwachen Mann in der herben Natur retten zu können. Aber anstatt Heil zu finden, habe der unselige Mensch Unheil verbreitet. In Finkenstein seien viele verdorben worden! Auch hier — er sei wie Gift. Jener Jäger im Märchen, dessen Fußstapfen überall den Rasen versengt hat.

„Aber Jakob ist doch immun geblieben", sagte der Doctor.

„Jakob ist nicht immun geblieben", antworte dieser und gestand ein, dass allmählich eine Verzagtheit und Bitterkeit komme, die ihm alles verleide.

Und so besuchte Doctor Anton eines Tages Sebald in seiner Stube.

„Es singen schon die Finken, Herr Hausler. Es wird bald wieder Zeit sein. Auf dem Brandanger geht der Schnee weg."

„Nie wieder!" rief Sebald aus.

„Aber mein Gott, Sie werden doch nicht zu Grunde gehen wollen! In Ihrem Alter, wo das Leben erst Wert gewinnt."

„Es ist Unsinn. Die ganze Alraungeschichte ist Unsinn!"

„Na dann —. Sie wollen also nicht mehr graben auf dem Brandanger? Ich glaube, es hätte Ihnen gut bekommen und Sie wären einem qualvollen Zustand entgangen. Einem sehr qualvollen, lieber Herr! Wollen Sie denn nicht lieber gesund sein und das Leben neuerdings beginnen in der schönen Welt?"

Sebald weinte plötzlich laut auf: „Ja! Ja! Ja!"

„Nun also, dann versuchen Sie 's noch einmal." —

Zur Zeit vertraute der Lindwurm Michel seinem Freunde Jakob, dass er allmählich Respect bekomme vor seinem Bruder Anton. Er wolle es ihm nur nicht ins Gesicht sagen, damit sein Kamm nicht noch höher wachse. Aber das, wie er ihm den Knochen aus dem Schlund gezogen habe mit der Lichtscheere, sei ein Stück gewesen! Und das, wie er jetzt den armen Herrn Hausler mit Wurzelgraben heilen wolle, sei auch ein Stück. Ein feines! Einem Menschen, der was verstehe und mache, müsse Manches zu gut gehalten werden. Sicher sei, dass man nicht Jedem, der ohne zu ackern Eierkuchen isst, für einen Taugenichts halten dürfe. So Michels Bekenntnis. Und Bruder Anton. Weil schon allenthalben auf Erden die kindische Wertschätzung für Selbstgeschaffenes herrscht, so hatte er seit jenem kritischen Christtagsmahle den Michel lieb, nicht mehr wie einen störrischen Bruder, vielmehr wie einen eigensinnigen Sohn.

versorgt, geachtet, zufrieden wie tausend andere. Ihr habt mich zu Grunde gerichtet, ihr, die Hausler. Du hast mich, das unerfahrene Mädchen, an dich geködert. Hast mich zum Weib gemacht, und dein Vater aus dem Weib zur Dirne. Und dann weggeworfen, hingeworfen, bis —"

„Bis auf den Friedelsteig?"

„Bis auf den Friedelsteig. Ganz recht. Und wenn dann die Bettlerin kommt, die verachtete — blamieren!"

Sebald suchte sie zu beruhigen, da kam Jakob herbei und erstaunte nicht wenig, jene Dame von damals auf Finkenstein hier zu sehen. Sie schlug die Augen auf zu dem frischen Burschen, die sanften, die traurigen Augen, als ob sie ihm klagen wollte, wie schlecht die Männer sind, und als ob sie ihn fragen wollte, ob auch er so schlecht sein könne. Sie schwiegen alle drei. Plötzlich raffte die Durassel Hut und Mantel zusammen und eilte zur Thür hinaus in den Schnee.

„Soll ich sie zurückrufen?" fragte Jakob.

„Was fällt dir ein!"

„Aber im Winter! Das Weibsbild!"

„Laßt mich zufrieden!" —

Einen Tag später, und auch die Durassel saß fest in Sesam. Bei der Witwe des Zimmermanns Christian hatte sie die Stube gemietet. Die Alte war stolz darauf, eine Frau im Hause zu haben, die einen grünseidenen Pelz besaß und so geheimnisvoll war. Der Märchen von verirrten Prinzessinnen erinnerte sie sich. Und während die Prinzessin in den Tag hineinschlief, nahm die Alte ihr heimlich die Kleider fort und zeigte sie den Weibern der Nachbarschaft, so die Seiden und Spitzen und Schleifen andachtsvoll betasteten, beguckten und berochen. Aber was dahinter war, sie kamen nicht darauf. Die Witwe erzählte, dass die Fremde ein Silberlöffelchen bei sich führe, mit dem sie den Kaffee und die weichen Eier esse. Auch eine Hexensalbe habe sie, mit der sie sich das Haar schmiere und einen rosenrothen „Stub", den sie auf die Wangen stäube. Es sei ganz aus der Weise mit dieser schönen Frau! — Ihr Stübchen hatte sie wirklich nicht übel hergerichtet. Die Wände mit Tannengewinden geziert, bunte Papierblumen dabei, die sie selbst geschnitzt hatte. Das Bild der heiligen Jungfrau in der Wandnische war mit Preißelbeerkraut bekränzt. Tischchen, Stuhllehnen und Bettkissen mit Handstickereien belegt. Aus der Holzbank hatte sie vermittelst der rothen Bettdecke ein Canapee gemacht. Ein langes, lichtes, leichtes Hauskleid und das goldige Kraushaar ließ ihr gar königlich!

Recht bald kam der alte weißköpfige Riesleuthofer mit dem langen Stabe und erkundigte sich als Gemeindevorstand nach ihren Ausweisen. Sie antwortete artig, er möge nur den Herrn Hausler fragen, der wisse alles. Sie sei Näherin und wolle in Sesam eine kleine Nähschule

Jetzt faltete er vor ihr die Hände: „Helene! Ich bitte dich! Hier kann ich dich nicht brauchen. Ich bin sehr krank. Gehe doch zu deinem Alten."

„Zu meinem Alten? Ach, der schießt Fasanen und erzieht junge Mädchen zur Sittsamkeit. Der hat nicht Zeit für lüderliche Frauenzimmer. Auch Armenrath ist er geworden."

„Dann soll er dir nur rathen."

Sage mir, Sebald, warum hast du nur auf Finkenstein deinen Verwalter fortgeschickt? Das war undankbar und unklug. Du könntest heute ein reicher Mann sein."

„So", sagte Sebald. Sonst sagte er nichts. Für eine Weibsperson war's auch genug. „Weißt du vielleicht, wo jener Verwalter sich jetzt befindet?"

„Natürlich weiß ich es. Wir schreiben uns ja. Er hat ein eigenes Gut. In Grübau an der Lehm."

„Der Frank? Ein eigenes Gut?"

„Der Verwalter Krenn. Krenn heißt er."

„Ach, was du schwätzest. Das ist ein Anderer."

„Aber er ist bei dir Verwalter gewesen. Ich habe ihn ja gesehen, damals auf Finkenstein. Sei so gut, Sebald, mir mein Zimmer anzuweisen."

„Kind, ich habe keins. Nicht einmal diese Kammer ist mein. Das Haus gehört meinem Sohn."

„Wie, du hast einen Sohn? Einen Sohn hast du?" lachte sie auf. „Nein, wie komisch!"

„Oder Compagnon, was geht's dich an."

„Sebald!" hauchte sie mit gespielter Verblüffung auf. „Aber Sebald! Das ist ja unartig."

Es ist wahr, dachte er, ich muss feiner sein mit der Dame. Er interessierte sich noch für sie, denn sie schien etwas von dem durchgebrannten Verwalter zu wissen. Gekochte Milch und Weißbrot setzte er ihr vor. „Nicht wahr, Helene, du wirst mich nicht blamieren?"

„Wie sagst du?"

„So lass' mich doch! Und trinke deine Milch."

Nun dehnte sich ihr schlanker Hals, in ihrem wildaufgekrausten Blondhaar schienen die Granen zu zucken, ihr Näschen bekam eine spitze Form, ihre glasigen Augensterne wurden ganz klein. „Was?" sagte sie dann leise, gedehnt. „W a s hast du gesagt?! Blamieren? Ich dich? Sebald, soll ich dich erinnern?"

„Nur keine Scene, mein Kind."

„Nein, die Männer sind doch grenzenlos schlecht," sagte sie staunend, um dann aber aufzubrausen: „Was könnte ich heute sein? Ein Weib,

wie es nachher angewendet werden müsse. Das war einfach, er brauche es nur in der Westentasche mit sich zu tragen und immer das Sprüchlein zu sagen: „Alräunl ich grüß' dich, bin frisch und gesund und freu' mich des Lebens alle Tag' und Stund'." — Man kann's ja thun, dachte sich Sebald, bin nicht so dumm, d'ran zu glauben. Nützt's nichts, so schadet's nicht.

Und jählings hatte er es. Wenigstens sah es dem, das die Lindwurmmutter in ihrem Kasten aufbewahrte, dem verdorrten Würzchen ähnlich. Es hatte Haar und Bart und das Knöllchen bildete bei genauer Betrachtung ein menschliches Gesicht. Ein ganz verschmitztes Gesicht. Er reinigte es von Erde, steckte es in die Westentasche, murmelte: „Alräunl, ich grüß' dich, bin frisch und gesund —" und gieng hinab ins Thal zum Hause des Zimmermanns Christian, wo sie wohnte.

„Erlaubt einzutreten?"

„Ich kenne den Herrn nicht", war ihre Antwort.

„Umso zweckmäßiger, mein Fräulein."

Er war da. Sie fächelte mit dem Sacktüchlein, als wäre ein übler Geruch fortzufächeln.

„Heimelig hast du's hier. Wollen wir nicht plaudern?"

„Geben Sie sich keine Mühe, Herr Hausler, ich habe Sie nicht im mindesten lieb. Weder Vergnügen noch Versorgung ist bei Ihnen zu holen. Aber trösten Sie sich, mein zärtlicher Herr, Sie haben Ihr Theil längst ab und kamen noch billig davon. Sie existieren nicht." Den grünen Mantel warf sie um sich.

„Grausam, Helene."

„Aber nicht feige. Haben Sie auch nur einen Finger gerührt, als mich der Alte liebte? Beschimpfungen waren Ihnen geläufig, im übrigen war's Ihnen wohl recht angenehm, Ihre Schuld auf Papa überwälzt zu sehen. So steht unser Conto, mein Herr Hausler. Und später — wie ich mich Ihnen hinwarf — die einzige Thorheit, die ich mir nie verzeihe. Aber die Gelegenheit wahrzunehmen, das verstehen Sie wie ein Gauner. Nein — Sie können mir leid thun."

Das wirbelte ihm nun im Kopfe. Das war etwas Neues. Wohl stets nur an ihm wäre es, abzuweisen oder gnädig zu sein, hatte er gemeint. Er war wüthend.

„Du grüne Secessionsdame!" Dieses Wort warf er ihr hin und verließ, schlotternd vor Erregung, das Haus.

„Empfehlen Sie mich Ihrem Sohn!" rief sie ihm lustig nach.

Die richtige Alraunwurzel war es also nicht gewesen. Das Vertrauen sank in Sebald neuerdings. Als er missmuthig wieder einmal hinaufstieg in den Berggraben, schloss sich ihm unterwegs der Mediciner an.

errichten. Na, das wäre schon recht, meinte der Vorstand und gieng würdevoll seines Weges. Nicht lange, und es erschienen zwei Burschen, um bei der neuen Näherin Hemden zu bestellen. Nun gestand sie, grobe Leinwandarbeit nicht gewohnt zu sein.

Da sei ja ein feinerer Stoff, sagte einer und zeigte auf die Spinngewebe im Stubenwinkel, aus diesem Gewebe wünsche er Nachthemden.

Die beiden Schelme waren Jakob und sein Freund Michel. Und die beiden Doctoren fanden, dass endlich einmal ein Menschenherz nach Sesam gekommen sei. Besonders der Philosoph saß gerne im Stübchen, um mit ihr von herrschender Kraft und dienender Liebe zu plaudern, bis es sich manchmal beinahe herausstellen wollte, dass es auch eine herrschende Liebe und eine dienende Kraft gibt. Fast that es dem Doctor der Philosophie leid, dass er gerade jetzt fort sollte von Sesam. In der Handelsschule einer Provinzstadt hatte sich nämlich eine Lehrstelle für deutsche Sprache und Literatur ergeben.

Die Nachbarinnen brachten der neuen Näherin kleine Nahrungsmittel, die sie mit Gier, aber ohne weiter zu danken, hinnahm, und fragten an, ob sie ihre Töchter in die Nähschule schicken dürften. Und so hatte sie bald einen Kranz junger Mädchen um sich. Sie wusste nett zu plaudern. Kleine Geschichten, schelmische Sprüchlein und Vierzeilige wusste sie und erklärte den tieferen Sinn solcher Liedchen, die in Sesam bisher ohne viel Nachdenken gesungen worden waren. Aber sie belehrte auch und warnte die Dirnlein vor den anklettigen und herlebigen Buben, denen nie zu trauen sei. Anfangs hätten sie gutmüthige Ansprache, harmlos scheinende Scherze, meinen hingegen thäten sie ganz was anderes. Eine vom Stengel gebrochene Rose, ein Lebkuchenherz sei ja immerhin etwas sehr Süßes, aber Gefährlicheres und Süßeres als den weichen Schnurrbart an der Männerlippe gebe es nimmermehr. — So warnte sie die lauschenden Hühnchen vor den Geiern, dieweilen mancherlei Handarbeiten gethan wurden, als Sticken und Stricken, häkeln und nähen. Und manches Mägdlein stickte während obiger Warnungen süße Namensbuchstaben in einen kameelhaarenen Hosenhalter.

Als am Brandanger die Primeln blühten, war Sebald Hausler schon da und grub. Er hatte die Durassel ja fortgeschickt, aber da sie in Sesam geblieben, so musste er doch manchmal an sie denken, ja eigentlich recht oft. Er wurde unruhig, und seitdem sie wieder so in seiner Nähe war, wollte er durchaus gesund werden. Er rodete das Gestrüpp, er stach den zähen Rasen um, er grub Steine aus, um das Alräunchen zu suchen. Manchmal, wenn ihm so ein drolliges Wurzelknötchen angrinste, schien ihm schon, er habe es. War aber doch nicht das richtige. Bei Doctor Anton hatte er sich natürlich längst erkundigt,

überall aus und gab auf seine Ansprachen gar keine oder eine trotzige Gegenrede. Schnippisch ab und ihres Weges! Das war ein rechter Ärger gewesen, monatelang. Seit sie jedoch zur grünen Lehrerin gieng, um schöne Handarbeiten machen zu lernen, war sie ganz anders. Und als der Michel sie jetzt unter dem Kirschbaum sah, und sie erröthend wieder einmal um ihr kleines Herz angieng, da sagte sie ihm dreist und lachend ins Gesicht, den Büblein traue sie nicht, die wären alle falsch. Da hatte der Bursche leichtes Spiel. Wenn sie nur erst plaudern! Dann steht dem Verständnis weiter nichts im Wege, falls Einer nicht gar zu ungeduldig ist. Und das war der Michel nicht. Zum Heiraten war Zeit, er hatte noch gar kein Nest. Aber wissen will man's, die Seinige kennen will man, um sich nicht an andere Weibsleute hinauszuwerfen. Es war wohl schon die Rede davon, dass der Vater ihm den Hof verschreiben werde, und vielleicht bald. Na dann —

Jakob hatte es ohne Beihilfe der neuen Lehrerin so weit gebracht, dass das Lisele gegen ihn zwar trotzig blieb, aber nicht davonlief, wenn er nicht fürwitzig war, sondern ernsthaft mit ihr redete.

Das Mädel war in den hübschen, freundlichen und fleißigen Burschen heimlich so verliebt geworden, dass es — in süße Traumseligkeit versunken — den Hühnern anstatt Haferkörner aus dem Schustertrühelchen Schuhnägel hinstreute. Dem alten Lindwurmpaar fiel es wohl auf, und eigener Jugend gedenkend hat es ein zweifaches Ja gesagt, als Jakob feierlich anfragte, ob im Herbst die Hochzeit sein dürfe. Als solches festgenagelt war, setzte Jakob seinen eigenen Kopf auf, den mit Eisen beschlagenen, und verbot dem Mädel, die Schule der Durassel zu besuchen. „In dieser Stick- und Strickschule", sagte er zum Michel, „wird die Zucht erstickt und das Mädel bestrickt. Ich, meinetwegen", setzte er schmunzelnd bei, „will das grüne Fräulein schon aufsuchen, nur nit die Mädeln hinlassen. Wir müssen trachten, dass wir die Person wieder fortbringen."

„Wie stellen wir das an?"

„Wart' nur, es wird schon gehen."

Das gieng aber nicht so leicht. Der Durassel gefiel es in Sesam, wo sie von den Bäuerinnen gehätschelt und gefüttert wurde, und der Gemeindevorstand hatte auch nichts an ihr auszusetzen, er saß gerne da und schaute ihr zu, wie schön sie stickte und strickte, die Kinder in allerlei Künsten unterrichtete, und mit ihnen feine Operettenlieder sang. Er meinte geradeaus, je mehr ein junger Mensch lerne, je besser sei es — und hatte damit ganz recht. Der bildungsfreundliche Mann wird demnächst wieder gewählt.

Der war ein einsamer Spatz geworden.

Sein philosophischer Bruder war fort in die Handelsschule gezogen, wo der Übermensch für die Zukunft bestimmt war, den jungen Dütendrehern Wörter zu declinieren und Verszeilen der alten Schmöker an den Fingern zu scandieren. Anton that es nun leid um den Bruder, er vermisste die tragisch-komischen Bosheiten, mit denen sie sich gegenseitig geneckt hatten. So schloss er sich anderen Leuten an und gerade Sebald Hausler, der Sonderling, der Hypochonder, der Pessimist, der Welt- und Arbeitsflüchtling, war ihm heute willkommen.

Es blühten die Kirschbäume, es sangen die Meisen und Finken, es jodelten Burschen und Mädchen.

„So geht es wieder an, das Gedusel vom wunderschönen Monat Mai“, sagte Sebald.

Darauf der Mediciner froh begeistert: „Aber sehen Sie denn nicht dieses herrliche Grünen und Blühen überall?“

„Warum soll ich's denn nicht sehen? 's ist eben Frühjahr. Da gibts grüne Bäume und grüne Weiber genug.“

Der Brandanger war mehr als zur Hälfte umgewühlt.

„Sie packen ja schon recht tüchtig an, Herr Hausler, und sind schon weit. Sehen auch viel kräftiger aus. Hoffentlich kommen Sie an's Ziel, bevor ich fortgehe.“

„Wollen auch Sie fort, Herr Doctor?“

„Ich habe die Stelle eines Gemeindearztes in Oberbusch bekommen. Sesam ist für den Arzt kein gesunder Aufenthalt. Wäre mein gutes Mutterl nicht, so möchte mir schon die Weste zu weit geworden sein. Oder ich müsste Ihnen den Brandanger roden helfen — für die Kost im Hochkaser.“

Darauf antwortete Sebald: „Weiß ja, dass ich der Gefoppte bin.“

„Wieso, Herr Hausler! Wer etwas leistet, ist nie der Gefoppte. Setzen Sie Ihre Arbeit nur ruhig fort.“ —

Je unzufriedener Sebald Hausler mit der neuen Mädchenlehrerin war, je zufriedener waren mit ihr andere. Die Bauernweiber fanden es ganz in Ordnung, dass nun auch ihre Töchter allerlei feine Handarbeiten sollten lernen können. Auf der nothigen Bauernschaft werde doch nicht jede bleiben können und um besseren Orts wo anheiraten zu können, wären solche Fertigkeiten gewiss sehr wertvoll. Auch das Benehmen der Dirnlein war schon ein merklich anderes geworden. Sie waren gesprächiger und zuthunlicher gegen jedermann, seit sie bei der grünen Lehrerin in die Schule giengen. Besonders zufrieden mit ihr war der Lindwurm-Michel, obschon seine Schwester den Unterricht nicht besuchte. Und das war so. Der Michel hatte heimlich einen Schatz. Er thäte das Töchterlein des Reisleuthofers gerne haben; das Mädel aber wollte nicht, wich ihm

„Mein Gott, das Kind hat sich schon so gefreut auf die Alm.“

„Ich glaub', 's is der Michel auch nix mehr nutz“, sagte der Lindwurm. „Viel zu viel thut er mir mit der Riesleuthoferischen um.“

„Da möcht' man noch nit einmal so arg greinen — bei zwei Verlobten“, meinte die Mutter.

„Na freilich, denen hältst du wieder die Stange. So was hätt' ich vor dreißig Jahren nur bei dir wagen sollen! Da wär' ich schon 's letztemal dein Verlobter gewesen. G'rad weil sie seine Braut ist, soll er sie ehren. Für's G'spiel giebt's Andere genug.“

„So?!“

„Ich hab' mir halt immer gedacht, bei Anderen fürchtet man sich vor der Schand' und um die Eigene thut's einem leid. Die ist einem alleweil noch gewiß.“

„Ich meine“, sagte die Mutter, „bei der neuen Näherin lernen Sie nichts Gutes. Die Riesleuthoferische hat mir früher freilich besser gefallen, eh' sie Bildung lernen ist gegangen. Wenn sie diese Bildung nit wieder ausschwitzt, dann thut er mir wohl erbarmen, der Michel. Was braucht eine Bäurin Tüchel sticken und Bandl flechten und papierene Blumen machen? Das wird ein Trantsch! Wenn die mir bei der Hochzeit papierne Blümeln auf dem G'wand tragt, nachher lauf' ich davon, so weit mich die Füß' tragen. Und wenn sie später anstatt brav zu arbeiten mit Flitterwerk umthut und allerlei scheckige Fetzen an den Leib hängt, nachher lauft auch der Michel davon.“

„Wirst schon recht haben, Mutter. Dem Michel sollst es sagen.“

„Hab' ihm's eh' g'sagt. Wirst noch denken, Michel, hab' ich g'sagt, was ich g'sagt hab'!“

Der alte Lindwurm kraute sein graues Haar. Es war ihm ungleich um's Herz. Er wollte noch etwas vorbringen.

„Ob's wahr ist, was man sagt. Dass dieses Frauenzimmer wegen ganz Anderem in's Sesam gekommen wär. Nit von wegen der Näherei. Dem Hansler soll sie nachgelaufen sein, dem Sebald.“

„Mir ist schon lang so was vorgegangen. Das sind alles verdächtige Leut'. Man kennt sich nit aus. Gegen den Jakob kann man ja nix sagen. Aber dass er dem Andern sein Bruder ist!“

„Soll auch nit wahr sein. Die Leut' reden allerhand. Am End' sind wir doch zu voreilig gewesen mit dem Mädel.“

Das waren so die besonderen Erwägungen des alten Lindwurmpaares, ihre Kümmernis bei Tag und ihre Schlafbrecher bei Nacht. Für Jakob standen aber der Michel und der Mediciner ein, diese sagten, wenn der Jakob mit dem Andern, dem Sebald, dick Freund wäre, dann hätten auch sie Bedenken. Aber das seien grundverschiedene Menschen,

Eines Morgens im Juni erhob sich in Sesam eine ferme Procession. Aus allen Höfen, über die Feldwege, durch die Hohlwege, den Rainen entlang, überall zogen die Reihen der Kühe und Kalben, der Stiere und Ochsen — weiß und braun, grau und gesprenkelt. Je die vorderen hatten Blechglocken um den Hals und Kränze um die Hörner geschlungen. Das ganze Thal war erfüllt von dem frohen Geschelle, Gebrülle der Rinder und Jodeln der Leute. Denn mit den Herden zogen die Hirten und Hirtinnen, Bauern und Knechte in mächtigen Wetterhüten, belastet mit Körben, Butten und Kraxen, mit Sensen und Hacken und anderem Werkzeug. Junge blühende Dirndlein auch und alte Mägde, unter Gekreisch und Gelächter, Ziegen, Schweine und Hühner vor sich herjagend. All diese Reihen bewegten sich höhenwärts, durch den Berggraben oder an steilen Waldwegen den Almen zu.

Eine der bunten Reihen kamen am Hochkaser vorbei. Das Lisele war darunter. Es hatte ein kurzes, blaues Kittelchen an und ein schneeweißes Hemd, und einen weißen Strohhut auf. Aus dem rosigen Gesichtlein leuchtete die helle Bergfreude, denn im Sommer auf der Alm zu sein, das ist eines jungen Bauernherzens höchste Lust.

Jakob gieng hinaus, fasste das Glockenrind an den Hörnern, dass es stehen bleibe und lud das Lisele ein, in's Haus zu treten und zu sagen, wie das alles eingerichtet werden solle bis zum Herbst, wenn sie zurückkomme und bei ihm einkehre. Aber das Lisele that fremd. Es war kurz und kühl gegen den Burschen, fieng mit ihren Kühen an zu sprechen und trieb sie mit dem Birkenzweig an.

„Halt' dich gut auf der Alm. Ich besuch' dich einmal." So rief er ihr nach. Dieser Abschied war nicht nach seinem Sinne. Dass sie so fortgehen kann und kein liebes Wort hat! Er klagte es dem Michel. Dieser antwortete schmunzelnd, das hätte er seinem Schwesterlein nicht zugetraut, dass es so schlau sei. Ein besseres Mittel, ihn recht bald bei sich auf der Alm zu sehen, hätte es nicht finden können. Man brauche nicht just bei der grünen Lehrerin zu studieren, man treffe es schon auch so, die Buben zu locken. — Eine solche Auslegung hat den jungen Herrn auf Hochkaser nicht wenig getröstet.

Das alte Ehepaar auf dem Lindwurmhof hatte aber auch Bedenken. Ob es wohl in Ordnung ist, solch ein junges Blut auf die Alm zu schicken, in die einschichtige Hütte — Monate lang! Wenn die Mutter auch der Meinung war, bei dem lieben Vieh, das sie um sich hatte, könne ihr so leicht nichts geschehen, der Vater war nicht beruhigt. „Wie jetzt überall die fremden Leut herumlaufen. Es geht nix mehr sicher auf der Welt. Überall verdächtige Stadtzodeln, und glauben, Berg und Thal gehört schon ihnen. Und plangen nach den Weibsbildern. Alte, ich sag' dir's, mir graust. Ich denk', wir rufen das Mädel wieder heim."

schaffen Sie denn immer, Herr Hausler? Thun Sie auch immer einmal was Gutes?"

Sebald schaute verblüfft und unsicher drein und entgegnete: „Thue ich denn was Böses? Geht mir mit solchen Sachen! Gutes Thun! Die Leute sollen sich bloß gegenseitig nichts Schlechtes thun!"

„Eper ausschaut der Herr!" redete die Lindwurm-Mutter drein. „Es muss doch die Luft nit gut thun, bei uns. Oder das Wasser."

„Das Wasser, Frau. Es war keine Milch dabei und kein Kaffee. Nämlich — mein Jakob ist verreist."

„Jakob? der Jakob? Ja, wohin denn?"

„Ich weiß es nicht. Schon zwei Tage lang."

Das Ehepaar schaute sich betroffen an. Was ist denn das schon wieder? —

Sebald gieng über die Felder und Wiesen und durch den Waldschachen hinüber gegen das Haus des Zimmermeisters Christian. Vielleicht, dass dort jemand etwas von Jakob wusste. Vielleicht auch, dass — man soll sich aussöhnen. Es giebt ja keine Freundschaft, in der nicht manchmal ein Sturm vorgeht. Man soll allemal wieder Friede machen. — Als er durch das Thörchen der Umzäunung trat, kam ihm die Witwe mit gerungenen Händen entgegen.

„Ist etwas geschehen? Ist wieder jemand gestorben?"

„Wie hart es mich verfolgt!" rief sie klagend aus. „Jetzt hab' ich auf dieses Geld gewartet, wie auf's letzt' Stückel Brot. Und jetzt geht sie mir durch!"

„Wer geht durch?"

„Mit dem Stubenzins geht sie mir durch. Diese falsche Person, diese grünglasierte!"

Dann hat Sebald den verlassenen Schauplatz angesehen. Eine Hutschachtel, bunte Papierabfälle, Bänderreste, Kehricht. Das Bett aufgewühlt und die Lappen hängen auf den Boden heraus.

Sebald Hausler sagte nichts. Er gieng wieder durch den Schachen, über die Felder und sang vor sich hin: „So, so. — So, so. Zu Zweien. Nicht übel." Und schrieb auf sein Blatt: „Jetzt kann er anfangen dort, wo ich aufgehört habe. Nun also. —"

Damit schließen die Bücher der Firma Hausler und Compagnie.

(Schluss folgt.)

und einer möge den andern nicht. Der Michel behauptete klipp: Der Eine sei weiter nichts als ein Narr.

In Sebald Hausler's Tagebuch steht aus dieser Zeit das folgende Blatt:

„Jakob wird es bereuen, mich so zu vernachlässigen. Dass ich ihm unbequem bin — natürlich. Er soll mich abthun — heimlich, einmal in der Nacht. Sie werden ja meine Stube brauchen. So viel kindliche Liebe sollte man ihm zutrauen dürfen, dass er mir das Sterben erspart. Der Herzschwamm allein wird's ja grausam machen wollen, sagt der Doctor. Ganz über alle Beschreibung langweilig! Es wiederholt sich alles, ganz dumm wiederholt es sich. Die Natur! Da knicken sie ein wie die Pagodeln. Gibt es etwas Borniertereres als die Natur? Wie sie sich alljährlich selber nachäfft; in diesen verhimmelten Frühlingen, nicht ein einziges neues Motiv, nicht ein einziges. Und die Naturleute sind auch danach. Nicht einmal im Sündigen sind sie originell, immer der alte Trott, von Anfang bis ans Ende der Welt. Da lobe ich mir doch die Culturmenschen. Die bringen Abwechslung in die Bude. — Vielleicht versuche ich's noch einmal. Wenn aber, dann Abrechnung mit ihm! Ich werde schon dran kommen. Ich werde schon Muth finden. Oh ja! dazu werde ich den Muth finden. Und das junge Ehepaar soll die Stube haben. Schade eigentlich."

Und eines Morgens war Sebald Hausler in großer Bedrängnis. Es war der Milchbrei nicht gekommen. Im Stalle röhrten die Kuh und das Maulthier. Kein Jakob zeigte sich. Es war Mittag, es war Abend. Den Thieren hatte Sebald Gras in den Trog geworfen und für sich versuchte er es, von der Kuh Milch zu bekommen. Die schlug seine Bemühung kurzer Hand, oder vielmehr langen Fußes aus. Er war auf die Streu hingepurzelt. Dann wollte er Kartoffeln kochen, allein es gelang ihm nicht Feuer anzumachen, auch waren keine Kartoffeln auffindbar. Endlich goss er in eine Schüssel Wasser, schnitt Brot hinein, gab Salz dazu. Er hatte schon bessere Mahlzeiten erlebt. Aber auch die Thiere waren unzufrieden, sie röhrten in ihrem Stall dann die ganze Nacht, es war ein Klagelied um den verschwundenen Ernährer. Aber Jakob erschien auch am nächsten Tage nicht, hingegen kam der Michel und betreute das Vieh.

Sebald wusste sich nicht anders zu helfen. Er schlich hinab in den Lindwurmhof, zur rückwärtigen Thür hinein und als er die Hausmutter nahen sah, sank er ohnmächtig zusammen. Damit erlangte er Labung, ohne gerade zu betteln. Als er gesättigt war, setzte sich der alte Lindwurm zu ihm an den Tisch und knüpfte ein Gespräch an. Er wollte es fein machen, um zu erfahren, welchen Leuten er eigentlich sein Kind zu geben im Begriffe sei. Da brach es ganz ungeschickt los: „Was

„Ich heiße Josef Maier!“ gab der Kauz etwas verschnupft zur Antwort; denn seinen Spitznamen hört er nicht gerne. Da ich es jedoch leider versäumt hatte, mich ebenfalls vorzustellen, so fragte er nicht ohne Neugierde: „Und wer san denn Sö?“

„Ich bin der neue Oberlehrer.“

„Ah so, ah so! Da raucht's außa! Bin auch in die Schul' gangen, Sö Vetter, han aber nichts gelernt. Und wenn mich der Schulmeister hat hauen wollen, hab' ich allemal gesagt: Ich bitt' dich, thu mir nichts, ich gib dir einen rothen Apfel! Hahaha!“

„Du musst ein rechter Strick gewesen sein!“

„Strick? Freili, aber soviel dumm, soviel dumm: da raucht's außa! — Packl Wack, Sö Vetter, Packl Wack!“

„Aber schämst dich denn nicht, so herumzubetteln?“

„Ach, ich thu mich nicht schämen, ich nicht! — 's Rauchen ist soviel gut! Na, Vetter, Sö, Packl Wack! Ich bitt' schön, ich bitt'!“

„Aber mein Lieber, ich hab' gehört, dass du ohnehin mehr Geld hast als ich . . .“

„Nisch, nasch, das darf ich nicht anrühren! Aber die Lehrer sind reich! Da raucht's außa! — A Packl Wack, Vetter, Packl Wack! Ich bitt' gar schön!“

Im nächsten Augenblicke lag er auch schon vor mir auf den Knien und bat nochmals mit aufgehobenen Händen um ein „Packl Wack“.

Hartherzigkeit ist nun eine Eigenschaft, die mir, Gott sei Dank, vollkommen fremd ist, und wenn mir auch aus meiner weder feuer- noch einbruchsicheren „Wertheimer“, welche ich als hoffnungsvoller „Unter“ einmal aus einer alten Franck-Kaffee-Schachtel recht fein und säuberlich hergestellt hatte, zeitweilig eine recht „gähnende Leere“ entgegenstarrt, so mache ich doch gerne so einem armen Teufel eine kleine Freude.

Als ich daher den Moar-Diepl vor mir auf den Knien sah und er mich anguckte, als wenn er mir eine Liebeserklärung machen wollte, da griff ich rasch nach meiner Börse, um dem Wunsche des Bittenden zu willfahren.

„Hahaha, da raucht's außa, da raucht's außa!“ rief der Moar-Diepl aufspringend und hielt mir die Hand erwartungsvoll entgegen.

Und als ich ihm nun acht Heller in seine Riesentatze legte, da leuchteten seine spitzbübischen blauen Augen vor Freude und sein breiter Mund verzog sich zu einem behaglichen Grinsen.

„Gelt's Gott, Vetter, gelt's Gott?“ rief er und schob das Geld seelenvergnügt in den Sack.

In diesem Augenblicke gieng ein hübsches Mädchen an uns vorüber.

Der Moar-Diepl lachte es freundlich an und warf ihm Kusshändchen zu, was ihm von der Schönen eine gerade nicht sehr schmeichel-

Der Moar-Diepl.

Von **Adolf Frankl.**

Heißen thut er eigentlich Josef Maier!

Da wäre nun weiter nichts dabei, denn Maier gibt es nachgerade genug auf der Welt. Soll es doch sogar vorgekommen sein, dass sich einer vorstellte: „Ich heiße Maier!" und ihm darauf lächelnd erwidert wurde: „Macht nichts!", während eine ahnungsvolle Seele bei einer solchen „Maier-Vorstellung" schmunzelnd ausgerufen haben soll: „Ich hab' mir's wohl gedacht!"

Also ein gewöhnlicher Maier, sei es jetzt einer mit ai, ei oder y oder gar ein Angst-Maier, würde kaum die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf sich lenken. Unser Söchauer Maier, genannt Moar-Diepl,[1]) ist jedoch ein so außergewöhnlicher, durch ganz absonderliche Eigenheiten ausgezeichneter Maier, dass es sich gar wohl der Mühe lohnt, seine werte Bekanntschaft zu machen.

Auch mir sollte dieses Glück zutheil werden!

Es war am Tage meiner Übersiedlung nach Söchau und zwar „im Jahre des Heiles" 1898. Ich stand gerade vor meiner Wohnung und gab betreffs der abgeladenen Möbel einige Anordnungen, als plötzlich ein älterer, mittelgroßer, etwas nach vorne gebeugter Mann schlürfenden Ganges auf mich zugeschritten kam.

Der Ankömmling stak in einem alten langen Winterrocke von zweifelhafter Farbe, dessen Seitentaschen weit abstanden, weil sie mit mancherlei Dingen vollgepfropft waren. Die Rockzipfel hiengen tief hernieder, zeitweilig an die blauleinene Hose anschlagend, deren beide „Biagl" sich in ungleicher Länge an die großen Stiefel anschmiegten. Auf dem Kopfe saß ein rundes schwarzes Schmierkäpplein, das zu dem ziemlich gutmüthigen, mit grauen Haarbüscheln besetzten Gesichte ganz vortrefflich passte. Von den Lenden hernieder wallte ein blaues Fürtuch und unter dem Arme trug der Alte einen wuchtigen Stock.

„Grüß Gott, Sö Vetter! Packl Wack,[2]) Packl Wack! Da raucht's außa!" rief er plötzlich und kam ganz nahe.

„Ah, du bist gewiss der Moar-Diepl!" rief ich, belustigt über diese drollige Erscheinung, von der mir, noch ehe ich sie zu Gesichte bekommen hatte, schon manches erzählt worden war.

[1]) Moar ist der mundartliche Ausdruck für Maier, und Diepl bedeutet: roher, grober Mensch.

[2]) Tabak.

Erschütterung zu befürchten hat, noch die Herzen holder Schönen rascher schlagen macht. Und wenn er auch den Diandln und selbst manchem unbekannten Fräulein bisweilen in „ritterlicher Artigkeit“ noch minnigliche Kusshändchen zuwirft, so ist ihm jetzt doch, wenn es darauf ankommt, ein Packl Tabak lieber als die schönste Maid des Kitscheinthales.

Obwohl er nun schon zum „alten Eisen“ gehört und in letzter Zeit tüchtig z'sammgeht, so will er doch vom Sterben durchaus nichts wissen, und wer ihn recht bös machen will, der darf ihm nur sagen:

„Moar-Diepl, jetzt musst dein Testament machen!“ oder — „Moar-Diepl, jetzt musst sterben!“

„Geh zum Teixl, Dodl!“ Das ist das Mindeste, was so ein „Anz'widerer“ dann zu hören bekommt.

Wenn aber der Moar-Diepl einmal „wild“ ist, dann ist mit ihm nicht zu spassen, und es ist schon vorgekommen, dass er in solchen Fällen sogar von seinem Stocke ausgiebigen Gebrauch machte.

So sehr sich der Moar-Diepl vor dem Sterben fürchtet, so wenig Angst hat er vor den Todten, und wenn es im Dorfe oder in der Umgebung eine Leiche gibt, geht er gewöhnlich „wachten“.

Die Verstorbenen an und für sich sind ihm zwar zumeist ziemlich gleichgiltig, und ihretwegen würde er sich kaum in fremde Häuser bemühen; doch beim „Wachten“ wird nicht nur für das Seelenheil der Dahingeschiedenen gebetet, sondern auch auf das leibliche Wohl der „frommen Beter“ gebürend Bedacht genommen, und ist es auch nichts weiter als Most und Brot, was den Wächtern geboten wird, dem Moar-Diepl ist es trotzdem „Nektar und Ambrosia“.

Ist endlich genug, d. h. soviel gebetet worden, dass die „Wächter“ genug haben, was in der Regel so um Mitternacht der Fall ist, dann tritt an Stelle der Andacht und des düsteren Ernstes mit einemmale ein frohes Geplauder, welches oft nur zu bald in munteres Scherzen und Lachen oder gar in tolles, ausgelassenes Treiben übergeht.

Da ist nun der Moar-Diepl eine willkommene Zielscheibe der derbsten Späße und während er als Halbnarr angesehen und behandelt wird, geberden sich die andern nicht selten wie ganze Narren.

Dass in nächster Nähe ein Todter liegt, thut dem tollen Treiben nicht den geringsten Abbruch.

Anlässlich solcher Todtenwachen hält der Moar-Diepl gewöhnlich auch Nachschau, ob es nicht etwas zu — erben gibt. Hiebei denkt er nicht an große Vermächtnisse und wertvolle Hinterlassenschaften, sondern nur an unbedeutende Kleinigkeiten und wenn es auch nur ein altes, ausgebranntes Tonpfeifchen ist, es ist ihm doch sehr willkommen und macht ihn vielleicht glücklicher als manchen Erben ein kleines Vermögen.

hafte Bemerkung eintrug. Er jedoch lachte nur dazu und warf ihr noch ein paar „Handbusserln“ auf den Buckel.

„Aber was fällt dir denn ein?“ rief ich hierauf. „Solche Dummheiten schicken sich doch nicht für so einen alten Schiepel!“

„Ist ja ein sauberes Diandl!“ erwiderte Maier mit einer gewissen Wichtigkeit, und lachte verschmitzt vor sich hin. Dann erinnerte er sich wieder der acht Heller in der Tasche und da ihm ein Pfeifchen Tabak über alles gieng, so bot er mir noch rasch ein „Pfiat Gott, Sö Vetter!“ und trollte sich gemächlich von hinnen, halblaut vor sich hinsprechend: „Jetzt kauf' ich mir ein Packl Wackl, Packl Wackl! Da raucht's auẞa! Hahaha!“

Dieses helle „Hahaha“ gehört auch zu seinen vielen Eigenthümlichkeiten. Ich kann es oft, wenn er in der Nachbarschaft „auf Besuch“ ist, bis in mein Zimmer hören.

Einmal kam er aber ganz verschüchtert in meine Wohnung, blieb in der Nähe der Thüre stehen und sagte, als er mich am Schreibtische sitzen sah, halblaut:

„Grüß Gott, Sö! Allweil fleißig, soviel fleißig!“

Ich schaute ihn verwundert an. Merkwürdig, heute vergaß er mich sogar um ein „Packl Wack“ anzubetteln! Dafür aber sagte er nach einer Weile, die Augenbrauen hoch emporziehend, langsam und bedächtig und mit sichtlicher Angst:

„Sö, Vetter, wettern thut's! Seg'ns, jetzt hat's schon wieder blitzt und dunnern thut's auch gleich soviel! So ein Wetter, ein schiach's! Da raucht's auẞa!“

„Thust du dich leicht vorm Wetter fürchten?“

„Freilich thu ich mich fürchten! Könnt' ja einschlag'n! — Ui, wie's blitzt, wie's blitzt! Und wie's dunnern thut, dass 's frei aus ist!“

Da ich jedoch gerade etwas Dringendes zu schreiben hatte und mich mit dem Moar-Diepl nicht weiter abgeben konnte, ihm aber doch auch nicht jene Pforte zeigen wollte, hinter der man so gerne ungebetene Gäste verschwinden sieht, so überließ ich ihn ganz sich selbst und seinen tiefsinnigen Betrachtungen und horchte nur zeitweise nach seinem Selbstgespräche, welches sich hauptsächlich um das Wetter drehte und reichlich mit „da raucht's auẞa!“ gespickt war.

Endlich verzog sich das Wetter und mit ihm auch mein „hoher Besuch“.

In jungen Jahren war der Moar-Diepl auch ein großer und nicht ungefährlicher Verehrer des „Ewig-Weiblichen“, und manches saubere Geschichtlein erzählt man sich davon. Heute ist er jedoch ein ganz harmloser Hagestolz, der zwar die „Weiberleut“ noch immer gerne anguckt, aber dabei weder für den süßen Frieden seiner Seele eine bedenkliche

Der Moar-Diepl war aber hierüber so wüthend geworden, dass er sich gewaltsam frei machte, eine Hacke ergriff und die beiden Missethäter unfehlbar erschlagen hätte, wenn sie nicht schleunigst geflohen wären.

Seit jener Zeit ist ihm die ganze Stadt verhasst, und es will nicht einmal ihr Name recht über seine Lippen.

Dafür spricht er jedoch umso lieber von seinen einstmaligen — Liebesabenteuern und von einer nächtlichen Wanderung über Berg und Thal!

Von ersteren ist es jedoch besser zu schweigen als zu sprechen, aber letztere — ja die soll noch erzählt werden.

War da einmal — es ist schon recht lange her — aus einer Nachbarpfarre ein Pfarrer hier in Söchau bei seinem Amtsbruder auf Besuch, und wie er ans Heimgehen denkt, da war es ganz unvermerkt Abend geworden.

Der Weg war weit und in der Dunkelheit nicht gerade leicht zu finden, und der Nachbarpfarrer zudem kein besonderer Freund von einsamen Märschen in finsterer Nacht. So sah er sich denn nach einem Begleiter um. Es fand sich bald ein solcher, nämlich der Moar-Diepl.

Wie nun gerade der dazu kam, das weiß ich nicht; doch sei dem wie immer, der Moar-Diepl war da, und der Pfarrer musste sich in Ermanglung eines andern Führers mit dem Halbpelzer begnügen.

So giengen sie denn gemüthlich zusammen durch das nächtliche Dunkel dahin, und der Pfarrer musste über seinen drolligen Begleiter oft herzlich lachen, weil der in seinen halblauten Selbstgesprächen allerlei spassiges Zeug schwatzte und dabei immer wieder sein „da raucht's außa!" hören ließ.

„Wo raucht's außer?" fragte endlich der Priester lachend.

„Ah, nisch, nasch! Finster ist's soviel, Herr Pforra! Da raucht's außa! Packl Wack, Sö!"

„Ich hab' keines bei mir, aber wenn wir daheim sind, dann kriegst eines!"

Plötzlich kam ein Mädchen des Weges. Der Moar-Diepl wollte es abfangen und rief übermüthig:

„Herr Pforra, da raucht's außa!"

Das Dirnl kreischte laut auf und eilte erschrocken von hinnen.

„Ja, aber — aber, was ist denn das?" rief der Pfarrer verweisend. „Weißt du denn nicht, dass das eine schwere Sünde ist?"

„Ah, nich, nasch! — Sappera, Sappera, das war ein mullerts Diandl! Sö, dö hat Holz bei der Hütt'n!"

„Bist nicht still! Wennst solche Reden führst, kommst in die Höll'!"

„Ist schön warm in der Höll', soviel warm! Aber ich komm' nicht hinein, ich nicht!"

Anspruchslosigkeit ist ihm überhaupt in hohem Maße eigen; dies erhellt nicht nur aus seiner Kleidung und seiner Rolle als „lachender Erbe“, sondern aus seiner ganzen Lebensweise. Ein Pfeifchen Tabak versetzt ihn in den „siebenten“ Himmel und den berüchtigten „Hansel“, dessen verrätherische Spuren uns stets mit der tiefsten Entrüstung erfüllen und so manchem Deutschen die „schönsten Stunden“ verleiden können, diesen „Hansel“ schlürft er mit demselben Wohlbehagen, wie der Münchner sein Pschorr-, Löwen- oder Spatenbräu oder wie nicht minder verwöhnte Gaumen das „köstliche Pils“!

Das Sprichwort: „Wer nicht heikel ist, hat oft einen guten Tag!“ hat sich an diesem Sonderling schon unzähligemal bewahrheitet.

Auch für seine Dienstleistungen beansprucht der Moar-Diepl zumeist nur geringen Lohn. So geht er zum Beispiel für ein „Packl Wack“ stundenweit, um irgend eine „Post“ auszurichten oder dies und jenes zu überbringen, und ist er auch keiner von den Schnellsten und könnte mitunter auch eine Schnecke sein Vorreiter sein, so kommt er doch, wenn schon nicht am selben Tage, so doch wenigstens tags darauf wieder glücklich zurück.

Er ist daher auch in den meisten Orten des Ritscheinthales und der Nachbarthäler eine wohlbekannte „Persönlichkeit“.

Ein Ort hat es jedoch mit ihm gänzlich verdorben und zwar gerade derjenige, in dessen Mauern das Süßeste, was ihm in seinen alten Tagen die Welt noch zu bieten hat, erzeugt wird, nämlich — der Tabak. Dieser „Unglücksort“ ist kein geringerer, als die Stadt Fürstenfeld. Ihr hat er ewige Feindschaft geschworen und um keinen Preis der Welt, auch nicht um mehrere Packl Tabak würde er sich bewegen lassen, die alte Grenzstadt an der Feistritz jemals wieder mit seinem „hohen Besuche“ zu beehren.

So „betrübend“ dies auch für die Bewohnerschaft Fürstenfelds sein mag, so hat sie sich doch bereits mit dem Gedanken vertraut gemacht, ihre gastlichen Mauern für immerdar von unserem Moar-Diepl gemieden zu sehen.

Nun, die Stadt hat die Stürme der Kuruzzen und Türken überdauert, es wird ihr auch der Zorn des Moar-Diepl nichts anhaben.

Und woher stammt dieser grimmige Zorn und Hass?

Vor vielen Jahren war der Moar-Diepl bei einem Gange durch die Stadt auch in eine Schlachtbank gekommen und sah da eine Weile dem Treiben zweier Fleischergehilfen zu. Die Beiden trieben mit dem drolligen Kauze bald allerlei Kurzweil und Schabernack und giengen in ihrem Muthwillen schließlich soweit, dass sie sich sogar an seiner Menschenwürde versündigten und ihn — wie einen zu schlachtenden Ochsen behandelten.

Nach einer Weile sprach der Pfarrer zu seinem Begleiter:

„Du, wenn dich der Wildschütz getroffen hätte und du jetzt sterben müsstest, wie möcht' es dir denn drüben in der Ewigkeit gehen?"

„Nisch, nasch! Ich thu nicht sterben, Herr Pforra, ich nicht!"

„Ja glaubst denn du, dass du allein übrig bleiben wirst?"

„Ach, geh' zum Teixel! Da raucht's außa!"

„Ja, mein Lieber, auch für dich wird einmal die Stunde kommen, wo du von der Welt Abschied nehmen musst, und wenn du deine Sündenlast nicht früher ablegst, dann wird dich wohl der Teixel holen!"

„Da raucht's außa! — Könnt' Ihnen auch erwischen! Hahaha!"

„Du, ich sag' dir's — werde mir nicht keck! Das leid' ich nicht! — Übrigens, weil du ein so großer Sünder bist, so möcht' ich dich gleich fragen, wie es bei dir eigentlich mit dem Beichten steht?"

„Nisch, nasch! ich nix beichten, ich!"

„Was, vom Beichten willst auch nichts wissen? Bist leicht noch gar nie gewesen?"

„Ach, unser Pforra hat gemeint, ich wär' viel zu dumm dazu!"

„So, aber gelt, zum Sündigen bist gescheit genug?"

„Sel wohl, Herr Pforra, sel wohl!"

„Jetzt wirst mir aber auf der Stell' beichten, was du schon alles angestellt hast!" sagte der Pfarrer launig.

„Nit, nit! Herr Pforra, ich geh' z'ruck, ich geh' z'ruck!"

„Was, du wirst mich jetzt doch nicht mitten im Wald im Stich' lassen?"

„Wohl, wohl, ich geh' z'ruck, ich geh' z'ruck!"

„Ja, aber Freunderl, du wirst doch einen Spass verstehen!"

„Ich thu nichts beichten, ich nicht! Himmelkruzifix!"

„Wirst nicht still sein! Möcht' er da schelten auch noch! Und jetzt vorwärts, sonst komm' ich heut' nicht mehr heim!"

„Da raucht's außa! Aber beichten thu ich nicht! — Schön brav sein, Herr Pforra, sonst geh' ich z'ruck!"

„Ist schon gut, du Tschappel! Und jetzt tritt ein bischen besser aus! Du steigst ja daher wie eine kranke Schnecke!"

„Ja, Schneck'n! Da raucht's außa!"

Der Moar-Diepl behielt seinen trägen, gemächlichen Gang bei und brummte zeitweilich unverständliches Zeug vor sich hin. Die nächtliche Wanderung schien ihm unangenehm zu werden.

„Himmelkruzifix! Wenn's nur im Wald nicht so finster wär'!" sprach er endlich unwillig. „Und knopperig ist's auch soviel, frei nicht zum gehn! Da raucht's außa!"

„Haben wir noch weit?"

„Halt ja! Saug'spiel eins!"

„Jawohl kommst in die Höll', wenn du den Mädeln keine Ruh' gibst!"

„Nisch, nasch, ich komm' in den Himmel, ich wohl, ich!"

„Ja, dich könnt' unser Herrgott grad' brauchen!"

„Da raucht's außa! — Sö, Herr Pforra, sind im Himmel auch saubere Diandln?"

„Jetzt hör' mir einmal auf mit deinen talkerten Reden!"

„Nisch, nasch! Ich hab' die Diandln soviel gern! Und die Sefferl mag mich auch! Da raucht's außer!"

„Wer ist die Sefferl?"

„Sel, sel sag' ich nicht! Sö, Herr Pforra, die Sefferl mag nur mich allein!"

„Sie soll aber auch dich nicht mögen und du sie auch nicht! Denn das ist eine schwere Todsünd'! Verstanden?"

„Nisch, nasch! Nisch, nasch! Himmel-Sappera! Sö, Herr Pforra, mein' Sefferl dürfen Sie mir nicht abwendig machen! Ich sag's Ihnen!"

Hierauf haben die Beiden eine Weile geschwiegen. Der Pfarrer sah ein, dass mit diesem verstockten Sünder nichts anzufangen war.

„Da raucht's außa! Da raucht's außer!" flüsterte der Moar-Diepl nach einiger Zeit wieder; dann fragte er den Priester plötzlich ganz vertraulich: „Sö, Herr Pforra, hab'n Sö die Diandln auch gern?"

„Jetzt halt einmal dein loses Maul, sonst geb' ich dir eines auf's Dach!" rief der Pfarrer unwirsch.

„Nit, nit, Herr Pforra! Ich hab' auch einen Stecken! Da raucht's außa!"

Der Priester hätte seinen ungefügen Führer am liebsten zurückgeschickt, aber in dem Dunkel der Nacht hätte er sich auf den ihm wenig bekannten Wegen unfehlbar verirrt und so blieb ihm nichts anderes übrig, als dem Moar-Diepl die Führerstelle zu belassen und ihm bergauf und -ab, waldein und -aus, vorsichtig nachzutrotten.

Plötzlich erscholl in der Nähe ein Schuss.

„Da raucht's außa!" rief der Moar-Diepl und blieb erschrocken stehen.

„Was thätest du jetzt, wenn ich von einem Räuber überfallen würde?" fragte der Pfarrer leise.

„Geh' zum Teixel! Da lauf' ich davon!"

„Wenn man aber dich anfallen thät?"

„Dann müssten Sö mir helfen!"

„Ah so! Na, du wärst mir ein lieber Held!"

Der Schuss hatte nur einem Wilde gegolten und war jedenfalls von einem Wildschützen abgegeben worden. Die beiden nächtlichen Wanderer konnten daher ihren Weg unbehelligt fortsetzen.

„Dann beeil' dich ein wenig!" sprach der Pfarrer und lachte vergnügt vor sich hin; denn jetzt hatte er gewonnenes Spiel!

Der Moar-Diepl kam rasch näher und rief:

„Sö, Herr Pforra, Packl Wackl, zwei Packl Wack!"

„Aber ich hab sie ja nicht bei mir!"

„Ah, ich mag eh ein Geld auch!"

„Ah so! Aber weißt, jetzt ist's halt so viel finster. . . . Und dann, was ist's? Gehst du heute wieder zurück nach Söchau oder bleibst du bei uns über Nacht?"

„Ich geh' mit! Darf ich bei Ihnen schlafen?"

„Nun, bei mir grad nicht, aber auf meinem Heuboden oder in der Streukammer schon, — das heißt, wenn du mir nicht herumzündelst!"

„Nisch, nasch! Ich gib eh schön acht! Da raucht's außa!"

„So und jetzt musst du aber ordentlich ausgreifen, wenn du mitgehen willst!"

Der Pfarrer schritt rüstig weiter und ließ seinen Begleiter bald hinter sich.

„He, Sö, Herr Pforra, nit so gach! Ich will ja auch mit! Saggara, Saggara!" rief der Moar-Diepl und humpelte, so schnell als es eben gehen mochte, hinterdrein.

Der Pfarrer lachte recht herzlich über seinen Begleiter und strebte mit flinken Schritten dem nahen Dorfe zu.

„Saggara, Saggara! da rauchts außa! He, langsam — langsam! Hab'n S' g'hört, Sö? Ah, geh' zum Teixel, Pforra! Packl Wack, zwei Packl Wackl! Saggara, Saggara! . . ." So sprach der Moar-Diepl bald laut und bald leise und bemühte sich vergeblich, den Priester einzuholen.

In seinem ganzen Leben hatte er noch keinen solchen Dauerlauf gemacht.

Und dann noch die Angst, es könnte ihm der Pfarrer am Ende gar — durchgehen!

Hätte er geahnt, dass dem Priester nur der Schalk ein bisschen im Nacken saß, und dass das ganze „Wettrennen" nichts weiter als eine kleine Strafe für die unterschiedlichen losen Reden, für das langsame Gehen und die kleinen Erpressungsversuche sein sollte, — fürwahr, der Moar-Diepl hätte sich nicht so abgerackert und geärgert!

Endlich war der Pfarrer in seinem stattlichen Heim angelangt. Einige Zeit darauf verrieth ein mächtiges „Pumpern", dass auch der Moar-Diepl angerückt war. Man ließ ihn ein und sein erstes war:

„He, Sö, Herr Pfarra, zwei Packl Wack!"

„Wie weit denn?“

„Weiß nicht! Da raucht's außa!“

Plötzlich blieb er stehen und rief:

„Geh' zum Teixel, Pforra! Ich geh' z'ruck!“

„Ja, aber was hast denn auf einmal?“

„Ich geh' z'ruck! Geh' zum Teixel!“

„Aber so mach' doch keine Dummheiten! Du kriegst ja von mir ein gutes Trinkgeld!“

„Da raucht's außa! Packl Wack!“

„Ja natürlich, ein Packl Tabak auch noch!“

„Aber nit lüag'n, Herr Pforra!“

„Na, na, sorg' dich nicht! Und jetzt greif' nur tüchtig aus, dass wir endlich einmal an's Ziel kommen.“

Und der Moar-Diepl schritt wieder gemächlich fürbass.

Doch mit des Geschickes Mächten ist kein ewiger Bund zu flechten und mit dem Moar-Diepl auch nicht; denn er schritt immer langsamer und jählings blieb er wieder stehen und krächzte mit heiserer Stimme:

„Ach, geh' zum Teixel, Pforra! Ich geh' z'ruck! Da raucht's außa!“

„Ei, zum Kuckuck! Ein Stückel wirst doch noch mitgehen — wenigstens so weit, bis wir auf der Fahrstraße sind!“

„Wenn ich noch ein Packl Wack krieg! Da raucht's außa!“

„Weißt du, dass das eine ganz gemeine Erpressung ist?“

„Nisch, nasch! Packl Wack!“

„Gut, also so sollst noch eines haben! Aber wenn du jetzt nicht flinke Beine machst, dann werde ich mit meinem Stock ein wenig nachhelfen!“

„Nit, nit, Herr Pforra, sonst hau' ich auch zu!“

„So, das möcht ich sehen! Aber jetzt vorwärts, dass wir weiter kommen!“

„Geh' eh fleißig — eh fleißig! Packl Wack! Hahaha!“

Der Moar-Diepl griff nun wirklich etwas besser aus; er schien doch des Pfarrers Stock ein wenig zu fürchten.

Endlich waren beide auf dem Fahrwege angelangt. Da blieb der Moar-Diepl wieder stehen und rief:

„Ah, geh zum Teixel, Pforra! Ich geh' z'ruck! Geh zum Teixel!“

„So, jetzt kannst du von mir aus zum Teixel gehen!“ rief der Priester lachend und setzte seine Wanderung auf der ihm wohlbekannten Fahrstraße munter fort.

„He, Sö, Herr Pforra, warten S' ein bissel, ich geh' ja auch mit!“ schrie nun der Moar-Diepl ganz verblüfft.

klein' Acker mit Grundbirn und af all'n zwei'n mehr Mäus', als s' drein und drauf unterbringen kann. Vor 'm Jahr war's, da is ihr a alte Katz' krepiert, z'erst hat s' im ganzen Haus h'rumg'sucht und glockt: ‚Mitzi, Mitzerl! Wirst doch kein' schlechte Mutter machen und deine Kinder verlassen? Mein schön's, lieb's Mitzerl — und wie sie's liegen sieht, sagt s': — ‚Ach mein, jetzt is dös Mistvieh richtig hin wurd'n.' Na, mit einer todten Katz' war nix anz'fangen; wann sie s' aber af ihr'm Feld eingrabt, so is dös a Dunger wie a anderer. Weil sie sich doch g'scheut hat, dass sie s' so ledig anfasst, bind't sie s' fein sauber in a alt's Tüchel, nimmt 's Packerl unterm Arm und geht schön langsam nach ihr'm Acker.

Nit weit davon steht die Hütten, wo der Domini drein haust mit Weib und Kinder, wo dö schrei'n, so krieg'n s' von der Mutter d' Lotteriezetteln zum Spiel'n und vom Vadern Schläg', und dös wird fürs Schulgehn abg'rechnet. Na, 'n selben Abend is der Domini just fuchsteufelswild am Feldweg g'standen, wie allmal mit ein' großen Durst, aber — wie oftmal — mit kein' klein' Groschen im Sack. Steht da und fahrt sich a öften, wie sein Brauch is, mit der Linken übers Kreuz, was ihm g'wiss nöt vom viel'n Arbeiten weh 'than hat, und rasaunt herum: ‚Kein Herrgott hilft unserein'm, wann mer ihm gleich alltag' sein Vaderunser oder a paar bet't.' — Muss aber auch a Freud' für 'n Herrgott'n sein, wann ihn so a Schnapsbruder Vader heisst! — Und schreit er: ‚Himmelsapperment, hitzt gilt mer schon all's gleich, ich thu' was!' Schon a Zeit hat er die Bräuningerin dahersteigen g'seh'n und bemerkt, dass s' was tragt, und wie s' ganz nah is, fasst er mit der Linken ans Kreuz und mit der Rechten nach 'm Paket: ‚Her damit, Alte', und fort war er und dö wär's auch gern g'west, aber nach der anderen Seiten zu, doch aus Angst hat s' nit von der Stell' können, wie s' spater g'sagt hat, ‚nit um a G'schloss', ich mein' aber, sie hätt' gehn oder laufen mög'n, sie hätt' kein's dafür kriegt, einer Alten gibt mer doch fürs Davonrennen kein G'schloss, ehender verheißt mer's einer Jungen fürs Zulaufen. Mittlerweil is der Domini, schier ein' Kopf größer, in sein' Hütten treten. ‚Da schaut's her, was 's für ein' Vadern habts', schreit er sein' Leuten zu und wirft 's Packel af 'n Tisch; wie aber 's Mit'brachte näher is ang'schaut wordn, da sein s' alle miteinander ausg'rennt, so ein Eil habn s' g'habt, dass s' in d' frische Luft kommen.

Ich kann's nit sagen, wer dö Sach' verzunden hat, aber mit einmal krieg'n wir allz'samm' a Vorladung vors Kreisgericht, der Domini, d' Bräuningerin, ich und noch a paar, dö von näher oder von weiten 'n ganzen Attack mitang'schaut hab'n. No, dö Bräuningerin hat einer von uns af 'n Wagen g'nummen, und so sein wir halt ins G'richt g'fahren.

„Schau, schau, hätte mir gar nicht gedacht, dass du so geschwind sein könntest!“ sprach der Priester lachend und gab dem Moar-Diepl ein gutes Trinkgeld.

Dieser besah das Geld mit leuchtenden Augen und rief dann freudetrunken:

„Da raucht's außa: Ah! Viel — viel Packl Wack! Da raucht's außa! Hahaha!“

Für d' Katz.

(Eine derblaunige Geschichte von **Ludwig Anzengruber**.[1])

„Gut'n Abend, Wirt!“

„Auch so viel, Hausiererjokl. Wieder einmal anschau'n lassen?“

„Jo, all' heilig Zeit halt. Früher hat das Österkommen taugt, dass mer 'n Leuten mit der War' unter die Augen herum'gangen is, bis s' Lust kriegt hab'n zum Kaufen; hitzt, wo 's Geld rar is, muss mer sich aufs Seltenwerd'n verlegen, muss ihnen mit 'm Kram völlig aus 'm G'sicht gehn, dass s' Angst krieg'n und schleuni zum Feilsch'n anheb'n, weil's nit wissen können, ob ihnen unser Herrgott 's Leben schenkt, bis mer wieder einmal mit ein'm gleichen Stückel 's Weg's kommt.“

„Bist a Schlauer, verstehst 'n Vorteil.“

„Gib du mir deine fetten Bissen, lass' ich dir gleich mein' Kraxen dafür, sammt der Schlauheit und 'm Vortel. Was ich sag'n wollt', 'n Tagwerker Domini bin ich g'rad' begegnet.“

„Is just kein' Ehr'.“

„Er war auch mit einer Begleitung, die keine bringt. Ein Schtandar hat 'n eing'führt. Er soll beim Grindelbauer eing'brochen hab'n.“

„So, so? Na schau', das nimmt mich gar nit wunder. Is ja nit sein erst's Stückl in derer Weis'.“

„Was d' sagst! War er denn schon mal eing'sperrt g'west?“

„Dös nit. Damal is er ganz heil davon kommen. War a lustige G'schicht. Weißt es nit? Na, los zu. Wird dir taugen. Kannst's unter d' Leut' bringen. Kennst ja wohl die alte Bräuningerin, 's selbe alte, zaundürre Weiberl, was d' Kitteln so im Griff hat? Sie fürcht' sie allweil, dass sie s' vor Mägrigkeit verliert, und da krampft sie sich randweis in d' B'satz ein und ruckt all's miteinander af d' Höchen. In der Brunngassen hat's ein klein's Häuserl und weit davon ein'

[1]) Aus der in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachf. in Stuttgart neu erschienenen Sammlung: Wolken und Sunnschein. Gesammelte Dorfgeschichten von Ludwig Anzengruber.

Eine Abreise.

Von S. Elbing.

Schon angethan mit dem sandfarbenenen, schmucklosen Reisekleide steht die Witwe eben auf von dem zierlich gedeckten Frühstückstisch und verabschiedet sich mit verbindlichen Worten aus dem kleinen Kreise befreundeter Ehepaare. Dann geht sie die Stufen der Hotelveranda hinab, über die kiesleuchtenden Wege, vorüber an dem mit schon erstarrten Spätherbstblumen umgebenen Springbrunnen, lang hin an der Säulenreihe, zu der grauen Steinbrücke, die in kurzem, kräftigem Bogen den seichten Fluß überspannt und zu den sparsam ineinandergebauten Lädchen auf der anderen Seite führt. Hier öffnet sie eine der in rascher Reihe aufeinander folgenden schmalen Thüren und aus dem engen Raume dringt ihr nach der herbstfrischen Morgenluft eine warme Welle entgegen. Sie tritt an den Ladentisch.

„Was kostet dieser Schleier?"

„Einen Gulden das Meter."

„Ich finde ihn sehr dicht gemustert."

„Aber er verschleiert gut, meine gnädige Frau."

Da beugt sie das Gesicht über die gepunkteten Tüllwolken, vielleicht um das Muster deutlicher zu sehen, vielleicht auch um ein flüchtiges, spöttisches Lächeln weniger deutlich sehen zu lassen, und sagt:

„Wenn er gut verschleiert, dann geben Sie ihn mir."

Sie nimmt ihn und legt ihn vor das Gesicht und die zierliche Verkäuferin hilft dabei, indem sie, auf den Fußspitzen sich streckend, die beiden Tüllenden über den knappen Hut fest ineinanderzieht und mit behutsam tupfenden Fingern unter die steifen Taffetrosetten drückt.

Die Dame bezahlt und verläßt den Laden und geht weiter an dem Geländer des tiefliegenden Flüßchens hin, zögernd, unentschlossen, wie zu ihren Füßen die Wellen, die so träge die röthlich hervorragenden Steinplatten im engen Bett überspülen, und wie die Wellen, wie die Schritte, so langsam bewegen sich ihre Blicke. Sie geht, als ob ihre Seele sich weigerte, durch dies graue Thal den trüben Weg des Abschiednehmens mit ihr zu gehen. „Auch der verschleiert gut," denkt sie bei sich und betrachtet den dichten Nebel, der die umliegenden Höhen noch weich umdeckt. „Auch der verschleiert gut, denn von den wildflammenden Büschen läßt er nur einen sanften Schein durchleuchten, und die tristen, braunen Äste mit den tausend aus dem Reif einer

Der Domini hat z' Fuſs gehn können, is auch gleich in aller Fruh von daheim fort, war ihm juſt nit leid, daſs er ein' ganzen Tag hat feiern können und ein'm löblichen Kreisgericht daran d' Schuld geben. Wie wir dort hintreffen, weist mer uns gleich in d' Stub'n zun Herrn Adjunct; is a g'ſpaſſiger Mann g'weſt, derſelbe Herr. Er dürft' mal, daſs er über alles B'ſcheid weiß, auch probiert hab'n, wie 's Aufhängen thut, denn er hat allweil um ſein' Hals h'rumg'fingert, als ob 'n dort noch 's Strickel einſchneiden thät'.

Gleich nach uns tappt der Domini herein, und wie er d' Bräuningerin anſichtig wird, ſagt er zu der: ‚Ah, haben ſ' dich ſchon eing'liefert, du alte Hex? Dös is mer lieb. So is halt doch noch a Gerechtigkeit im Land. Du haſt mich nit ſchlecht betrogn! Herr Adjunct', ſagt er drauf zu dem, ‚freiwillig hat ſie ſich von mir berauben laſſen, hat auch a rechtſchaffen's Binkerl mitg'führt, was war aber drein?'

‚Jeſſas, du diebiſcher Raubmörder', belfert die Bräuningerin, ‚beklag du dich noch! Ducaten hätten leicht drein ſein ſollen? A vereckt' Vieh war drein, und dös war dir vergunnt'.

Auf dös hat 'n Adjunct der Hals kitzelt, und er ſagt: ‚Lieb'n Leut! Woll'n annehmen, 's war alles doch nur ein G'ſpaſs.'

No zetert d' Bräuningerin: ‚A ſauberer G'ſpaſs, wo eins d'rüber ſiech könnt werd'n vor Schrecken, oder hin auch gleich!'

‚Hätt' dir auch nit g'ſchad't', eifert der Domini geg'n ihr und d'rauf zun G'richt: ‚Ah na, Herr Adjunct! Denken S' Ihnen, Sö hätten heim Weib und Kind hungern und gehn in der ehrlichen Abſicht vom Haus, eins anz'packen, und krieg'n nix als a todte Katz! Dös laſſ' ich nit für ein G'ſpaſs gelten!'

Dösmal muſs aber 'n Herrn Adjunct 's Strickl höllmentiſch eing'ſchnitten haben, denn er is in d' Höh' g'fahren. ‚Du biſt a Vieh!' ſchreit er 'n Domini an. ‚War's kein G'ſpaſs, ſo iſt's Raub g'weſt und dafür kriegſt bei aller Gnad' und Barmherzigkeit a paar Jahr'.

‚Für d' Katz?' fragt der Domini ganz dumm.

‚Für d' Katz', ſagt der Adjunct.

‚So, ſo? no, no!' ſagt der Domini. ‚Schier mein' ich ſchon ſelber, 's wär' nur a G'ſpaſs g'weſt'.

Drauf hat er ſo a deppets Gelachter ang'hebt, daſs mer ſich alle miteinander nit anders hab'n helfen können und mitlachen muſsten. Und ſo is's zu ſein' guten Glück fürs erſt' Mal dabei 'blieb'n und all's für die Katz g'weſt. Dösmal aber wird wohl der Herr Adjunct nit lachen, der Grindelbauer auch nit, und am allerwenigſten der Domini. Hab' mir's doch gleich damal ſchon denkt, dö Katz laſst Haar', und davon bleibt 'was anhängen."

— —

nehmen, mit weinerlichen Gesichtern einsehen musstet, dass die vielen braunen Sparpfennige es immer noch nicht leisten konnten, wie habt ihr dann aufgeregt an den Fingern gerechnet und seid kurz entschlossen in die feuchtschauerlichen Tiefen des Kellers gestiegen und habt in den weißen Batistschürzchen alle leeren Weinflaschen, die staubigen, mit den dicken, gefährlichen Spinnweben zusammengetragen und in der schwarzen Tasche die klirrenden Lasten die lange Dorfstraße hin zum Krämer geschafft! Berauscht von dem Segen, der auf euren geschäftlichen Abmachungen lag, seid ihr dann klimpernd, beinahe protzig, breit eingehenkelt auf der Mitte der Straße zurückgegangen und habt nichts gefühlt von den blutunterlaufenen Striemen in euren runden, fleischigen Ärmchen, so wenig als ihr es jetzt fühlt, wenn die spitzen Nadeln die Fingerkuppen zerstechen. Ihr fühlt, ihr denkt ja nur das eine: „Was sie nur sagen, was sie für Augen machen wird“ und „ob sie schon unterwegs ist?“

Nein, sie ist nur erst vor das Haus gekommen und steigt eben die Windung der rothen, teppichbelegten Stufen hinan, und leiser noch als ihr Tritt und ängstlicher auch, klingt die Frage: „Wie soll es gehen?“ Da antwortet ihr der Spiegel auf der halben Treppe: „Er verschleiert gut!“

Ein scherzendes Wort, ein flüchtiger Blick, ein verbindlicher Gruß . . . ja, es geht! nicht eine Miene, die Wimper nicht, nur das Herz hat gezuckt und das konnte er nicht sehen. Und von nun an soll es still sein — und mechanisch macht die Frau in dem Zimmer des hochgelegenen Hauses die letzten Zurüstungen zur Abreise.

Prüfend schiebt sie noch einmal die leeren Fächer auf und zu. Kniend schließt sie die Koffer und rückt sie mit Hilfe des Stubenmädchens schon immer in die Nähe der Thür. Langsam setzt sie den Hut auf, zieht zögernd die Hutnadel aus dem kleinen Kissen und steckt sie tastend ein. In der Mitte des Zimmers wartend, wirft sie einen letzten, langen Blick über die glitzernden Dächer der guten Stadt. Da rauschen Glockentöne von der Kirche im Thale so voll und rein durch die friedliche Klarheit der Spätherbstsonne darüber hin. — „Ist der Wagen schon da?“

Aber nun wird sie bald kommen, Kinder, eure Mutter, nun werdet ihr euch wieder haben! Und was sie über eure „veredelte Tanne“ für große Augen machen wird! die junge, zarte Tanne, die Kindesliebe ihr an das Thor gepflanzt! — Nur pflegt sie auch gut, dass sie tief, heimlich tief wurzeln und alles, alles überschattend emporwachsen kann . . . . dann geht's. —

kalten Herbstnacht hervorgegangenen Thränen, verhüllt er völlig.“ Sorglich verhüllt die Natur, den eisigen Hauch des Morgenfrostes fürchtend, ihre Thränen in einen undurchdringlichen Nebelschleier — in ein undurchdringliches Lächeln wir Menschen so oft die unseren, den eisigen Hauch des Spottes fürchtend.

Aber wird auch heute das Lächeln es schaffen können? Barmherziger Gott, wie soll es denn gehen, dass sie ihm die Hand zum Abschiede reicht, ohne dass ein Zucken ihrer Lippen sie verräth .... er verschleiert ja gut! ... Denn verrathen, nur verrathen dürfen sie nie diese ängstlich verschwiegene, mit abwehrenden Händen von der Schwelle ihres Herzens verwiesene Liebe, die mit heimlich suchenden Schritten dennoch, dennoch den Eingang erspürt!

Allen Frostahnungen entgegen tritt die Sonne hinter goldumsäumten Wolken vor und unter den bläulichen, breiten, schräg einfallenden Strahlenbündeln sind die grauen Nebel lebendig geworden. Schlüpfrig, noch nassglitzernd hebt sich immer deutlicher der Felsblock heraus und schon sieht man an seinen Umrisslinien dünne, gelbe Halme im leichten Morgenwinde wehen. Von dem weißen, dampfenden Gewoge löst sich ernst die Tanne ab, die einsame Tanne, die ihre saugenden, klammernden Fasern gerade um diesen Stein legen musste und ohne alle Nahrung dennoch, dennoch tief, heimlich tief wurzeln und hoch, alles überschattend emporwachsen konnte — durch welche Kraft? Und warum nur steht die Frau so träumend da und kann von der Tanne den Blick nicht wenden? Warum geht sie in nie gekanntem Zwiespalt grübelnd ihre Wege hin? Darum, weil sie sich sagt, dass sie jetzt wie auf Flügeln eilen müsste, wo jede Minute sie ihren Kindern näher bringt, denselben treuen Kindern, die am fernen Hause auf den besonnten Treppenstufen so zuversichtlich harrend sitzen. Hold aneinandergeschmiegt arbeiten sie schier fieberhaft, mit ungelenken Händchen störrisches Tannenreis zusammenzufügen zu duftigen Guirlanden. Wie sie binden und winden und wenden und greifen mit den zur Seite gelegten Köpfchen, einmal von rechts, einmal von links ihre wichtige Arbeit prüfend bestaunen! Wie die fleißigen Gesichtchen glühen, wie in den Frieden des Gartens hinein die letzten Rosen blühen! So blickt doch einmal auf, Kinder, und seht und freut euch, wie in dem Funkeln der Sonne die blaue Lybelle zitternde Kreise um eure Tanne zieht, eure Tanne, die neue, junge, zarte, die ihr der Mutter zum Willkommen an das Gartenthor gepflanzt! Gelt, das hattet ihr euch fein ausgedacht, und dass ihr euer Bäumchen auch gerade an den Eingang gesetzt! — nun muss sie immer, wenn sie ein und aus geht, daran denken. —

Sauer genug habt ihr es euch auch werden lassen, bis eure „veredelte Tanne“ beisammen war, und wie ihr damals, mitten in eurem Unter-

Herrschaft des bösen Geistes. In der ganzen Geschichte des Christenthums ist wohl kein Mann von kirchlichem Einfluss zu nennen, bei dem der Teufel und der Satanismus eine solche Bedeutung hatte, wie bei Luther.

Man sollte deshalb nicht über dem Jesuitismus und Ultramontanismus in der katholischen Kirche das vernunft- und fortschrittsfreundliche Princip verkennen, das die persönliche Selbständigkeit neben der Autorität, das Innere gegenüber dem Äußeren betont. Der Protestantismus zeigt dieselben Gegensätze, nur viel extremer; sie sind schon in den beiden Grundsätzen vom Heilsglauben und der Schriftforschung ausgesprochen. Mönchische Weltverachtung und weltfreudiges Streben sind in Luther und seiner Stiftung vereint. Die beiden protestantischen Grundrichtungen können eigentlich nur abwechselnd zur Entfaltung kommen: — so sehr sind sie miteinander unvereinbar.

Der gegenwärtige Protestantismus verdankt seine Macht nicht der Mystik und dem Satanismus, sondern der wissenschaftlichen, vernunft- und weltfreundlichen Richtung, dem rationalistischen Princip der freien Forschung, das auch dem starren Schriftwort gegenüber die Überlegenheit des Lebens beweist. Allein was heute vorherrscht, tritt später wieder in den Hintergrund: der Protestantismus wird kaum jemals seinen Ursprung aus der Klosterzelle verleugnen. Der mystische Pessimismus und Satanismus wird sich auch wieder stärker geltend machen und mit ihm die puritanische Unterdrückung der freien Persönlichkeit. In der langen Geschichte der katholischen Kirche hat sich das Autoritätsprincip wohl noch nie so hart und drückend fühlbar gemacht, wie in den orthodoxen Zeiten des Protestantismus seit den Tagen der Kirchenordnung durch Luther und Calvin.

Der Beurtheiler muss den religiösen Bewegungen gerecht werden; das geschieht dadurch, dass er alles wesentliche darin würdigt. Es ist mir darum unmöglich, bei dem Culturfortschritt der protestantischen Völker als die eigentliche Ursache den Protestantismus selber zu erkennen. Das verbietet die feindselige Stellung zur Natur, Vernunft und Willensfreiheit, die Luther und die gesammte Reformation sofort einnahm und dem Protestantismus als Erbtheil hinterließ.

Wohl aber gebe ich ein Zweifaches zu: Jede Erregung des geistigen Lebens, intensiv und extensiv, ist als solche ein mächtiger Vortheil und bringt die schlummernden Kräfte und Bestrebungen bei Freund und Feind zur Entwicklung. So geschah es bei allen geistigen und politischen Umwälzungen. Mag auch der ursprüngliche Inhalt und Zweck der Erregung verkehrt und unhaltbar sein: die mächtig aufgerüttelte Geistesthätigkeit stößt die gröberen Irrthümer und Mängel bald aus.

Dazu kömmt bei der Glaubensspaltung des 16. Jahrhunderts noch ein Zweites. Der Protestantismus wollte eine Vereinfachung des Christen-

Die Cultur der Neuzeit und der Protestantismus.

Von Dr. Hermann Schell.[1])

Dem Protestantismus als solchem kann ich das eigentliche Verdienst der weltlichen Regsamkeit der protestantischen Völker nicht zuerkennen, und zwar deshalb nicht, weil dem die ursprünglichen Grundsätze der Reformation gegenüberstehen. Mag sein, dass Luther dabei zuerst von richtigen Zielen und Absichten ausgieng und dass er sich nur durch die Heftigkeit des Kampfes gegen die Missbräuche dazu fortreißen ließ, das biblisch und vernünftig Berechtigte mit zu verwerfen: allein er hat es eben gethan und seinen Bannfluch nicht bloß auf Missbräuche geschleudert, sondern auch auf die guten Werke und auf die Willensfreiheit selber. Wäre Luther bei dem Kampf gegen die Missbräuche geblieben, so wäre deren Abschaffung vielleicht umso eher und gründlicher herbeigeführt und das Übel der Kirchenspaltung, sowie unsägliches Elend für Deutschland erspart worden.

Wie kann man die Reformation als die Ursache der weltlichen Regsamkeit der protestantischen Völker preisen, nachdem dieselbe die Lehrsätze von der Entbehrlichkeit der guten Werke, von der Unfreiheit des Willens, von der vollständigen Verdorbenheit der menschlichen Natur durch die Erbsünde aufstellte, sowie von der unwiderstehlichen Gewalt der Gnade und des Teufels über den unfreien Willen?

Die Überspannung des Gegensatzes von Seiten Luthers ist umso bedauerlicher, je mehr man die Vorzüge seiner Persönlichkeit schätzt. Thatsächlich hat der Protestantismus damit ein vernunftfeindliches, naturfeindliches Princip, eine mystische und zugleich satanistische Neigung als Erbtheil mitbekommen, nnd zwar viel radicaler und stärker, als es bei den einseitigen Grundrichtungen im Katholicismus zu finden ist. Dr. Luther sah in der Natur wie in der natürlichen Sittlichkeit, in der thatsächlichen Entwicklung der Kirche zum Papstthum geradezu die reine

[1]) Diesen Aufsatz drucken wir aus Müllers „Renaissance“ ab, nicht allein, um in der Religionsbewegung der Gegenwart auch katholischen Stimmen das Wort zu lassen, sondern vielmehr um zu zeigen, dass auch katholische Schriftsteller in evangelischem Geiste und in edler, milder Form auftreten können, wenn sie nur wollen. Diese Art der Rechtfertigung würde nicht nur bei den Gebildeten, sondern auch im Volke sicher viel mehr wirken, als das abscheuliche Geschimpfe gegen den Protestantismus, wie es heute auf den Kanzeln zu hören, in den ultramontanen Blättern zu finden ist. Wir dürfen überzeugt sein, dass die Mehrzahl der Priester innerlich so denkt und empfindet, wie Schell; hätten sie nur auch die Selbstständigkeit, den Muth und die Fähigkeit, es offen und klar auszusprechen. Der Jesuitismus wird mit solch objectiver, liebreicher und gewissenhafter Darstellung allerdings nicht einverstanden sein. Schell steht mit einem seiner Werke auf dem Index, das hindert ihn doch nicht, ein freier, christlicher Geist zu bleiben.

Erhebung des Geistes über alle Güter und Aufgaben, welche den Christen befähigt, trotz der gewissenhaftesten Pflichterfüllung in der Welt, in Familie und Beruf, mit ungetheilter Hingebung Gott allein als dem eigenen und allgemeinen Lebenszweck aller Seelen anzugehören und thatkräftig dienstbar zu sein. Der Geist des neuen Bundes war im Urchristenthum nicht schon da, wenn man sich über die Übungen und Vorschriften des mosaischen Gesetzes einfach hinaussetzte: sonst gäbe es nichts leichteres, als die Erfüllung des christlichen Religionsideales. Gerade so bedurfte es im 16. Jahrhundert keiner geistigen Erhebung, um sich mit Geringschätzung und Spott über die Abtödtungen und Fastengesetze, über die Beicht- und Gebetspflichten, über Sacramente und Ordensgelübde, über die Forderungen der Kirchengebote hinweg zu setzen. All das nicht zu thun, war sehr leicht; aber damit war eben noch lange nicht ein Gottesdienst im Geist und in der Wahrheit gegeben! Nichts ist leichter, als die Christus- und Heiligenbilder zusammen zu schlagen, die kostbaren Geräthe des kirchlichen Cultus zu säcularisieren, die Bußübungen und die Heiligenverehrung zu verspotten, alle Pflichten des äußeren Gottesdienstes als ungiltig zu vernachlässigen: allein die Gottesliebe im Geist und der Wahrheit ist damit noch nicht im geringsten bekundet oder bethätigt. Bei allen äußeren Andachtsformen und kirchlichen Übungen, bei dem frommen Gebrauch der Bilder und bei der Verehrung der Heiligen innerlich frei zu bleiben, ja gerade umso kraftvoller mittels derselben sich zum unmittelbaren Geistesverkehr mit Gott zu erheben und ihn, den allein wahren Gott mit ungetheilter Seele glaubend, hoffend und liebend zu umfassen, das ist Religion im Geist und in der Wahrheit. Noch mehr, hiezu der geschöpflichen Mittler psychologisch nicht zu bedürfen, und trotzdem — ohne die Jacobsleiter der geschöpflichen Mittler sachlicher oder persönlicher Art mit Christus in Gott als dem Zielpunkt alles Glaubens, Hoffens und Liebens zu leben, das ist die Religion der Vollendung.

Es ist keine besondere Schwierigkeit, es bedarf keines besonderen Gebotes und keiner übernatürlichen Offenbarung, um die Gebildeten und die Menschheit überhaupt zu geregelter Berufsthätigkeit und productiver Culturarbeit zu bestimmen: dazu helfen zahllose Bundesgenossen zusammen, vor allem die Nothdurft des Lebens, das Bedürfnis nach einem Lebensinhalt, die vielfache Unerträglichkeit eines berufslosen Müßigangs, die Scheu vor dem Alleinsein mit sich selber, das natürliche Verlangen nach einer sicheren Lebensstellung, nach Genuss, Besitz, Macht nnd Ansehen. Die Schwierigkeit liegt darin, dass der Mensch in diesen Bestrebungen nicht ganz und gar aufgehe, sich der Ewigkeit und ihren Anforderungen nicht entfremde und infolgedessen schon auf Erden schweren Schicksalsschlägen gegenüber nicht widerstandsunfähig werde. Die Aufgabe und der Zweck des Evangeliums zielt dahin, den Menschen mit einer solchen

thums. Dies konnte geschehen durch die Vertiefung und Steigerung des religiösen Lebens zu einer Gottesverehrung im Geist und in der Wahrheit. Das wollten natürlich die führenden Geister. Allein die große Masse findet es zu diesem Zweck genügend, wenn die äußeren Religionsübungen abgeschafft oder wenigstens freigestellt werden. Dazu bedarf es keiner geistigen Anstrengung und Erhebung: nichts ist leichter, als äußere Übungen zu unterlassen, besonders dann, wenn innen nicht viel Geist und Wahrheit lebendig ist.

Die Reformation hatte demnach keine Mühe nothwendig, um den Beifall der Massen für ihren Kampf gegen die Ascese und die guten Werke zu finden.

Diese Verwerfung der Ascese und der werkthätigen Frömmigkeit, Abtödtung und Wohlthätigkeit, sowie die Freigabe des Gottesdienstes hatte zur unmittelbaren Folge eine unleugbare Verwilderung der Sitten, die niemand mehr beklagt hat, als Luther selbst. Eine andere Folge war, dass für die weltlichen Berufsaufgaben mehr Raum und Zeit, aber auch höhere Wertschätzung da war — trotz der entgegengesetzten Lehre von der vollen Naturverderbnis durch Erbsünde und Teufel. Die Unvernunft dieser Lehren war so groß, dass sie nicht lange in der ernstlich gemeinten Überzeugung der Protestanten die Herrschaft behaupten konnten.

Gerade das reiche und strebsame Bürgerthum der freien Städte nahm mit Bereitwilligkeit eine Religionsbewegung auf, welche es von den lästigen und anspruchsvollen Idealen des katholischen Christenthums befreite und die religiösen Verpflichtungen auf das allergeringste äußere Maß zurückführte.

Ins Innere ließ sich das reichsstädtische Bürgerthum nicht viel hineinreden: dazu gab ihm der Grundsatz der evangelischen Freiheit sogar ausdrücklich das Recht. Für diese Kreise, denen die Zukunft gehörte, bedeutete die Reformation die Emancipation des industriellen Bürgerthums von den lästigen Ansprüchen der katholischen Vielbeschäftigung um das Jenseits; man nahm die Reformation gerne an, insofern sie das Christenthum viel anspruchsloser machte und den Menschen der Erde zurückgab.

Allein, dass dies der Kern und Endzweck des Evangelismus sei, wird man wohl kaum behaupten wollen. Die Lehre Jesu zielte gewiss nicht darauf hinaus, den Menschen der Erde zurückzugeben, sondern gerade zur Weltverleugnung umzustimmen und ganz und gar für das Himmelreich zu gewinnen. Woher kommen denn die Vorwürfe, wie „Lazzaronimoral“, „Culturfeindlichkeit“ gegen die allereigenste Lehre Jesu?

Die evangelische Freiheit des neuen Bundes bedeutet freilich nicht Vernachlässigung der Pflichten im irdischen Lebenskreis, sondern innere

keit, Innigkeit, sittliche Reinheit und Aufopferungskraft der katholischen Völker verkennen oder geringschätzig beurtheilen?

Dass die hierarchisch-sacramentale Kirche vor allem auf das Unsichtbare und Übernatürliche als die höhere und schwierigere Lebensaufgabe des Menschen hindrängt, ist verständlich, sie ist ja nur als Organisation der übernatürlichen Lebensaufgabe dem Staate gegenüber selbständig berechtigt. Je mehr eine Kirche im Staate untergeht, umso weniger betont sie den selbständigen Wert des Übernatürlichen. Hieraus mag es sich erklären, dass die Entwicklung der katholischen Völker mehr in der Richtung von Cultus und Ascese vor sich gieng, diejenige der protestantischen Völker mehr in der Richtung der bürgerlichen Culturaufgaben.

Die Triebkräfte zu beidem sind älter als das 16. Jahrhundert: es sind die christlichen Ideen der göttlichen Offenbarung selber, welche sich in mannigfaltiger Weise dem Zeitenlauf entsprechend wirksam erweisen. Darum sei Dem allein die Ehre, welcher der Lehrer dieser Ideen war und ist.

Das Verdienst der katholischen Kirche, ein Jahrtausend lang sich darum abgemüht zu haben, diese göttlichen Ideen des Christenthums und seiner Nächstenliebe bei den Völkern Europas heimisch zu machen, bleibt unzweifelhaft bestehen, mag man über Luthers That urtheilen wie immer. Ich möchte sagen: Die einzelnen Menschen, Völker und Zeiten sind fast zu eng und beschränkt, um das Religionsideal des Evangeliums ganz und vollkommen zu verwirklichen. Eine Richtung, wie Cultus und Ascese, oder wie Humanität und Bürgertugend nimmt oft einseitig den Menschen, ja ganze Völker und Zeiten gefangen.

Die Erhebung der Reformatoren gegen die Hierarchie, die Ascese und den Cultus musste naturgemäß jenen Kräften zugute kommen, welche im Dienst der natürlichen und socialen Sittlichkeit stehen, und weniger Abtödtung nnd Selbstverleugnung, als Bessergestaltung der Verhältnisse anstreben. Der ascetische Geist treibt dazu an, sich im Dienst des Elends abzutödten und Opfer der Nächstenliebe zu bringen; der schaffensfreudige Geist drängt dazu, über die Ursachen der Übelstände, Krankheiten, Hungersnöthe, Verheerungen wissenschaftlich nachzuforschen und auf planmäßige Abhilfe zu sinnen. Leicht kann es dazu kommen, dass man von diesem Standpunkt aus die Pflege des Cultus und der Ascese als Hemmnis der Culturentwicklung bekämpft; Protestantismus, Aufklärung, Freimaurerei sind die wichtigsten Formen dieses Gegensatzes. Aber ihre eigenen positiven Ideale sind christlichen Ursprungs; auch sie leben von der göttlichen Offenbarung. Den katholischen Geist hindert nichts, was wahrhaft katholisch ist, dass er dasjenige pflege, was den protestantischen Culturnationen in neuester Zeit einen Vorsprung gegeben hat.

Erkenntnis und Liebe Gottes als dem allein Wahren und Guten zu erfüllen, dass er trotz aller Arbeit und Pflichterfüllung in Familie und Vaterland, im Dienste der irdischen Cultur, aber auch trotz aller Unglücksfälle, durch all das nicht bloß im unmittelbaren Dienste Gottes und des gemeinsamen Seelenheiles innerlich nicht gestört und gehemmt, sondern geradezu gefördert und angeregt wird. Das Bewusstsein der Bürgerpflicht im Himmelreich wird dann zu einer Läuterung, Befruchtung und Verklärung der Bürgerpflicht auf Erden. Die Weltcultur wird als Provinz des Gottesstaates erkannt und gepflegt.

Ob die Förderung der weltlichen Berufsthätigkeit und der irdischen Culturaufgaben innerhalb des protestantischen Machtbereiches wirklich im Dienst des religiösen Geistes und der lebendig erfassten Verpflichtung für das Himmelreich und die innere Gottesgemeinschaft stehe, oder ob sie eine Verweltlichung der christlichen Gesellschaft im Denken und Leben darstelle, das wäre zu untersuchen. Wenn wir nun die protestantischen Stimmen hierüber vernehmen, wird sich dann eine solche Beantwortung dieser heikeln Frage ergeben, dass die Reformation als ein Princip des Fortschrittes in der innigeren, eifrigeren, allgemeineren und thatkräftigeren Verwirklichung des Evangeliums erkannt würde?

Leere Kirchen und die Glaubensentfremdung weiter Kreise, die Zersetzung des apostolischen Glaubensbekenntnisses und die Herabstimmung des Evangeliums, seiner Geheimnisse und der heiligen Handlungen zum Gewöhnlichen ist gewiss keine Erfüllung des Ideals Christi, so wenig als die Überwucherung in äußeren Formen, Mitteln und Gebräuchen.

Wenn es ein Recht gibt, irgendwo von einer äußeren Ersatzleistung für die eigentliche Religion zu sprechen, so ist das gewiss dort der Fall, wo die ansehnlichen Beitragsleistungen für kirchliche Zwecke, die äußeren Gunsterweisungen und Förderungen der eigenen Confession vielfach eine Kundgebung des Dankes dafür sind, dass man persönlich und mit dem inneren Menschen nicht in lästig empfundener Weise für die Religionsübung in Anspruch genommen wird. Man mag über die Kasuistik der jesuitischen Geistesrichtung im Katholicismus urtheilen wie man will, die katholische Kirche selber nimmt in ernster Weise den ganzen Menschen und die Persönlichkeit selber für die Religion in Anspruch — so dass ihr gerade (insbesondere bei Ehe und Begräbnis) vielfach der Vorwurf der Intoleranz gemacht wird.

Auch die Frage muss gestellt werden: Hat der Katholicismus seit der Glaubensspaltung und dem Trienter Concil nicht eine ganz gewaltige und durchgreifende sittlich-religiöse Erhebung in Clerus und Volk bewirkt, eine unvergleichliche Steigerung der Gewissenhaftigkeit und Sittenreinheit, eine unerschöpfliche Fruchtbarkeit an Werken der Nächstenliebe wie der Frömmigkeit? Kann man protestantischerseits die Lebendig-

verspüren, Weltverbesserer zu werden und sich zu tadelnden und schroffen Richtern ihrer Nächsten aufzuwerfen. Tout comprendre, c'est tout pardonner! Dieses ebenso wahre als weise Citat, welches den Schlüssel des Friedens in sich birgt, sagen sie sich nicht.

Im großen Bilderbuch des Lebens gibt es seltsame Käuze in Hülle und Fülle und ein altes deutsches Sprichwort sagt, vom dem Standpunkte ausgehend, dass der Mensch das oberste der Thiere sei, nicht mit Unrecht: „Der liebe Gott hat einen großen Thierstall". In diesem Bilderbuch nun begegnet man Menschen, welche aus Furcht vor der Phrase, aus Scheu davor, zuviel zu sagen und von der Wahrheit abzuweichen, sich selbst systematisch zu Lümmeln beiderlei Geschlechtes heranbilden, denn sie missachten die Grenzen elementarer Lebensart, um nur ja nicht „falsch" zu scheinen. Man könnte meinen, sie wollen sich einschmeicheln durch conciliante Art, das führen sie zur Rechtfertigung ihrer Unart an, vergessen aber dabei, dass süßlich einschmeichelnde Heuchelei und jene Lebensart, die eine Grundbedingung im Verkehre mit allen Gesellschaftsschichten ist, zwei grundverschiedene Dinge sind. Bei jungen Leuten und bei Menschen in abhängiger Stellung ist der mit der Unart stammverwandte Wahrheitsdrang, welcher jede Rücksicht meidet, immer ein Geistesarmuts-Zeugnis, weil er der naturgemäße Ausfluss jener Selbstüberschätzung ist, welche in jeder Lebenslage unerträglich wird, für alle diejenigen, welche darunter zu leiden haben, er ist auch stets und immer zurückzuführen auf Mangel an Erziehung, auf ein Manco an Selbstbeherrschung, die speciell beim Weibe eine Grundbedingung zum Glücke ist, denn jene Frau, welche es nicht gelernt hat, das eigene Temperament zu zügeln und ihre Umgebung mit Launen und Stimmungen peinigt, ist in der Ehe ein Ding der Unmöglichkeit, ein Wesen, welches nur Unglück bringt und somit auch selbst auf die Dauer kein Glück spenden kann.

Hohl, schal und nichtig, im Charakter hinter den Wahrheitshelden zurückstehend, sind auch die Verbreiter der Phrase, jene aalglatten Naturen, welche für alles eine hübsche Redewendung, eine lügenhafte Floskel bereit haben. Im flüchtigen Leben des geselligen Verkehres wird man ihnen vielleicht weniger aus dem Wege gehen, wie jenen anderen, weil man schließlich lieber eine Schmeichelei als eine Grobheit hört, aber da, wo der Ernst des Lebens mit seinen Kämpfen und Schicksalsschlägen an uns herantritt, wählen wir in der Regel von zwei Übeln das geringere und ziehen den Lümmel dem Heuchler vor; vollberechtigt und angenehm ist er aber sicherlich deshalb doch nie. Dass das Leben der beste, wenigstens der strengste und gründlichste Lehrmeister sei, ist gewiss nur allzuwahr, aber wenn wir erst durch dessen Schule zu erfassen haben, was wir thun, was wir meiden müssen, dann lernen wir es

Wahrheit und Phrase.

Von **Max von Weißenthurn.**

Im gesellschaftlichen Leben sind die Apostel der Wahrheit unbeliebte Erscheinungen, die Helden der Phrase tonangebende Lieblinge der Salons! Es hat dies seine, in der menschlichen Schwäche und Eitelkeit zu suchende, naturgemäße Begründung! „Scheue die Phrase, denn sie betrügt immer" sagte Laube und mit ihm manche ruhig und klar denkende Menschen, während andere nach ihr lechzen, selbst wenn sie wissen, dass sie nur Lüge in sich birgt! Sie wollen belogen werden, weil ihre Eitelkeit sich dadurch angenehm berührt fühlt und die Achillesferse der Eitelkeit ist ein Ding, gegen das die wenigsten unempfindlich sind. Fast immer, wenn Contraste sich schroff gegenübertreten, liegt weder auf der einen noch auf der anderen Seite das Recht, es ist in der goldenen Mitte zu suchen. So auch hier!

Versteht man unter dem Begriff „Apostel der Wahrheit" Menschen, wie wir sie unter Gebildeten und noch mehr unter Halbgebildeten nur allzu häufig begegnen, die unter dem Deckmantel der Wahrheitsliebe der Zügellosigkeit und Unart ihres Temperamentes und ihrer Stimmungen freies Spiel lassen, so darf es uns nicht Wunder nehmen, wenn die Mehrzahl dieser Gattung von Wahrheitshelden mit Vorliebe aus dem Wege geht. Viele sind berufen, aber wenige sind auserwählt! Zum Pädagogen, der sich mit Berechtigung die Aufgabe stellt, Welt- und Menschenverbesserer zu sein, muss man geboren werden; man kann dieses Amt nicht allein deshalb üben, weil man das Talent in sich verspürt, die Fehler anderer schonungslos zu rügen, und sich selbst so lange zu verhimmeln, bis man seiner Umgebung unausstehlich wird. Nebstbei gibt es kein Gebot, welches einzelne Menschen verpflichten würde, sich allerorts unbeliebt zu machen, weil sie immer alles zum Ausdrucke bringen müssen, was sie denken, unbekümmert darum, ob man damit andere verletzt oder nicht. Nichts zu sagen, was man *nicht* denkt, mag Pflicht sein, *alles* zu sagen, was man denkt, ist roh, abgesehen davon, dass man zahllosemale Gefahr läuft, ungerecht zu werden, denn kleine Seelen mit beschränktem Gesichtskreis denken klein und legen den Maßstab ihrer mangelhaften Auffassung auch an jene, die einem höheren Fluge huldigen, wodurch sie naturgemäß ungerecht werden und verletzen, nicht aus Böswilligkeit, sondern aus Unverstand. Seltsamerweise sind es stets jene, welche selbst am unerzogensten sind, die das lebhafte Bedürfnis in sich

Was nun die süßlichen, einschmeichelnden, zur Phrase ohne Wert hinneigenden Naturen betrifft, so sind sie insoferne auch nicht leicht zu behandeln, als es eine harte Aufgabe ist, ihnen eine Gefühlstiefe einzupflanzen, welche sie thatsächlich nicht besitzen, sie von jener unverlässlichen Oberflächlichkeit zu heilen, die sich nur in der Phrase, nie in der That documentiert, die in Schwüren von Liebe und Treue gipfelt, welche angesichts der ersten That, durch welche sie ihr Empfinden beweisen sollen, nicht stichhältig sind und sich nur hinter hohlem Wortreichthum verbarrikadieren. Was aber nützt mich das Wort, wenn ich nicht felsenfest auf dasselbe bauen kann? Was die Liebe, die Freundschaft, das Wohlwollen, welches sich nicht bethätigt? Wenige Menschen haben, mit denen man näher verkehrt, aber felsenfest zu diesen halten, solidarisch für die haften und ihrer gleichen Treue sicher sein, das gilt weit mehr und ist weit höher zu stellen als süßliche Rede im Munde führen, sie auch dankend quittieren, Dutzendfreundschaft zu besitzen, dieselbe zu spenden und beim ersten rauhen Windstoß allein zu stehen und auch eiligst Fersengeld zu nehmen, wenn jene, die auf unsere Freundschaft bauen, an dieselbe appellieren wollen. Man stehe ein für alles, was man thut, denkt und sagt, man habe den Muth, es vor der Welt, und was mehr gilt, vor dem Forum des eigenen Gewissens zu vertreten, man komme der Menschheit im allgemeinen mit Wohlwollen und Liebe entgegen, dann wird man sich weder versucht fühlen, durch schroff an den Tag tretende Wahrheit zu verletzen, noch durch Phrase zu heucheln.

Alles verstehen, heißt alles verzeihen! Ich wüsste keinen Ausspruch, der geeigneter wäre, milder zu stimmen und in der Milde welche sich mit der Pflichterfüllung und Gewissenhaftigkeit paart, liegt die sicherste Gewähr, dass man befriedigend den Platz ausfüllen könne, auf welchen Schicksal und Verhältnisse uns gestellt, ohne durch rohe Art anzustoßen oder durch heuchlerische Phrase peinlich zu berühren. Herz und Geist wecken, pflegen, behüten, darin liegt die sicherste Bürgschaft des Glückes, denn glücklich ist man selbst ohne äußere Zeichen des Glückes, ohne Reichthum und Ansehen, wenn man den Frieden der Seele besitzt und den idealen Glauben an das Gute und Edle in den Menschen, welcher die Phrase ebenso sehr scheut, wie die brutale Art. Mögen die Realisten lachen und spötteln, glücklich ist doch nur, wer die Menschheit mit dem Herzen liebt, wer alles verzeiht, weil er alles versteht.

auch unter tausend Schmerzen, während, wenn wir schon in der Kinderstube das richtige Vade mecum mit auf den Weg bekommen, wir doch manche Klippe umschiffen, an welcher sonst unser Lebensglück zerschellt. Es genügt nicht, dass man dem Kinde lehre, artige Knixe zu machen, auf seine Kleider zu achten, zierlich zu essen und hübsch französisch zu plappern, man muss vor allem sein Herz heranbilden, es weich, feinfühlend und modulationsfähig machen und das, was man dem Kinde lehrt, mit Rücksicht auf seine angeborenen Fehler und Unarten d e n k e n d abtönen. Den vorlauten kleinen Rangen, welche den Hang haben, mit allem herauszuplatzen, alles zu bekritteln und rücksichtslos zu tadeln, was nicht sie selbst sind, diesen Kindern, welche ganz gewiss mit der Zeit präpotente, unliebenswürdige, rechthaberische Besserwisser werden, welche stets das letzte Wort haben, wenn die Hand der Mutter sie nicht rechtzeitig zurückzuhalten weiß auf der abschüssigen Bahn, jenen im Grunde genommen unglücklichen und bedauernswerten Charakteren muss man den erhabenen Bibelspruch, in welchem die höchste Lebensmoral liegt: „Richtet nicht, auf dass ihr nicht gerichtet werdet“, so recht eindringlich und anschaulich zu Gemüthe führen. Sind es denkende Menschen, so werden sie nach und nach begreifen lernen, dass der Einzelne nie das Recht hat, alles schroff zu verdammen; dass man sich durch diese Untugend auf den Isolierschemel stellt und selbst nicht glücklich wird. Sind es Thoren, Menschen, die über schwache geistige Fähigkeiten verfügen, und aus Dummheit alles besser wissen und ewig streiten, so muss man ihnen, wenn nicht anders, so aus Furcht vor Strafe, schon in der Kinderstube den Mund schließen lernen. Besonders für weibliche Wesen ist, wenn sie nicht Gelegenheit haben zu heiraten, das beginnende Alter ein gar gefährlicher Wendepunkt, in dem sie gar zu leicht allem Jammer dieser Erde in einer überfließenden Bissigkeit Luft machen, welche sie „Wahrheitsliebe“ nennen und die speciell jüngeren Menschen gegenüber auf das unliebsamste und unduldsamste zur Geltung kommt. Es spielen da physische Motive, Hysterie und derlei unliebsame Appendixe des weiblichen Geschlechtes auch mit, für welche man die Ärmsten allerdings nicht verantwortlich machen kann, die aber nie zur vollen Entfaltung kommen, wenn einem schon in der Kinderstube der richtige Drill angelegt wird. Die bissige alte Jungfer, welche sich und ihrer Umgebung das irdische Dasein vergällt, ist leider keine mythenhafte Sage, sondern ein altgewordenes Kind, welches es in jungen Jahren nicht gelernt hat, sich zu beherrschen, sich zu fügen und im Alter eine gefürchtete Friedensstörerin wird, die immer das letzte Wort hat, immer im Recht ist, immer aggressiv wird, immer Rücksicht verlangt, sie aber selbst nie übt und deshalb mit Vorliebe gemieden wird, was naturgemäß ihre Bissigkeit noch erhöht.

wir der Jugend schon den rechten Sinn für das Wirkliche von früh an durch Erziehung mitgeben sollen. Durch unser ganzes Erziehungs- und Schulleben von heute geht ein Suchen und Sehnen nach neuer Art, die einer neuen Zeit mit so eingreifenden Neuforderungen entspricht. Das Alte wird anerkannt in dem Ungeheuren, was es zum Geistes-fortschritt geleistet. Aber ein dunkler Drang steigt aus den Dingen selbst: die Entwicklung selbst nimmt uns beim Schopf, und wir müssen mit.

In den unzähligen Verbesserungsvorschlägen nun, die wir überall vernehmen und hier und da sogar schon in die Praxis eintreten sehen, scheint mir eine Richtung am meisten Linien auf sich zu sammeln. Ich höre davon, dass der Unterricht in den Naturwissenschaften, besonders auf den höheren Schulen, verbessert werden soll, und es wird unverkennbar schon daran gearbeitet, dass er verbessert wird. Ich höre auch das Wort „Anschauungsunterricht“; das trifft schon alle Schulen bis zur schlichtesten hinab. Es soll weniger aus dem Buch abstract auswendig gelernt und dafür mehr gesehen werden. Es gibt eine Reformrichtung nach dieser Seite, die dem Zeichenunterricht eine große Rolle verspricht. Und damit verknüpft erscheint fast nothwendig eine Tendenz, den Unterricht nach Kräften aus der dumpfen Schulstube ins Freie hinaus zu verlegen. Womit sich abermals Ideen verbinden, die von der medicinischen Seite stammen und im echten Sinn moderner Allgemeinanschauungen den ganzen Körper mehr und mehr zu einer gesundheitlichen Erziehung heranziehen möchten, anstatt der alten Methode, die ein Arzt einmal hübsch illustriert hat: „Schulstube mit heißen Köpfen und kalten Füßen.“ Ueberblicke ich nun alle diese Experimente, so scheinen sie mir ein Gemeinsames zu haben, das aber nicht auf eine einzelne Reform aus einem der bestehenden Lehrzweige eigentlich hinausläuft, sondern auf einen rechten und echten neuen Lehrzweig. Und die Dinge verdichten sich mir in ein Wort, das ich seit Jahren gewissermaßen als ein eigenes Schlagwort hege: Wirklichkeitsunterricht.

Ich will erzählen, wie ich dazu gekommen bin. Seit Jahren quält mich eine merkwürdige Empfindung. Ich sitze in meinem Arbeitszimmer und beschäftige mich mit irgendeinem wissenschaftlichen oder ästhetischen Problem, lese, finde allerhand Ideen und freue mich wohl, wie herrlich weit wir Menschen es gebracht haben, und wie groß das leicht zugängliche, überall aufgespeicherte Wissen in Büchern schon ist. Ja, in Büchern. Ich freue mich in solchen Augenblicken meiner Erziehung, die es mir ermöglicht, solche Bücher zu lesen und einigermaßen zu verstehen, sogar Bücher in mehreren Sprachen, Bücher aus alter Zeit, zu deren Lectüre ein Rahmen von Geschichtskenntnis nöthig ist, und so weiter. Aber ich stehe auf und gehe durch das Zimmer. Und auf einmal wird mir wunderlich zu Muth. Ja, du mit deiner Bildung und Erziehung. Da

Wirklichkeitsunterricht.

Von **Wilhelm Bölsche.**

Vom alten Goethe erzählt uns Eckermann, dass eine seiner staunenswertesten Eigenschaften der nie erlahmende Sinn für jede Einzelheit des Wirklichen um ihn her war. Er, dessen Gehirn den Faust vollendete, ging doch an keinem Holzfäller oder Steinklopfer vorüber, ohne nach der Art zu fragen, wie sie ihr Gewerbe betrieben, ohne aus dem zerspaltenen Steinfragment und dem Holzscheit sich einen weiteren Ausblick über noch unbekannte Gebiete des großen Lebens- und Arbeitskreislaufs der Wirklichkeit zu verschaffen. Seine ganze Weltanschauung, die nur eine einzige, einheitliche Welt anerkannte und in den Dingen kein Groß und Klein sah, steckte in dieser Art. Aber es war noch etwas mehr darin. Der Mensch unseres Jahrhunderts reckte sich schon in ihm mit aller Wucht empor. Die Zeit war um, da der ästhetisch feine, schöngeistige Mensch mit einer gewissen Absichtlichkeit den größten Theil des Wirklichen um sich her verachten zu müssen glaubte.

„Was liegt mir an Drähten, die man über mein Dach spannt, an den Röhren, die in die Straße vor meiner Thür eingelassen werden, an dem Kollern nnd Dröhnen der Räder Wand an Wand mit mir? Ich lebe in meiner Innenwelt und frage nach diesem Getriebe nicht!" Diese Stimme verhallt in unserm Jahrhundert. Das Jahrhundert der Technik heißt es. Die ganze gröbere Wirklichkeit um uns her ist in Fluss gekommen durch diese Technik. Aber noch bedeutsamer als diese Technik selbst erscheint die zunehmende Abhängigkeit unseres intimsten, feinsten Geisteslebens von dieser Technik und ihrer neuen Wirklichkeit, die Tag um Tag mehr ins Leben tritt. Wir, die wir in elektrischem Wagen dahinsausen, den Klang unserer Stimme im Telephondraht über Berg und Thal senden, durch die Abgründe des Oceans hindurch im Kabel die Gedanken von Erdtheilen austauschen — wir denken und dichten auch anders als unsere Vorfahren. Tief bis in unser Innerstes reicht zwangsweise die Macht dieser neuen Wirklichkeit, und wer sich ihr noch so fest verschließen möchte, den durchzuckt ihr Funkenspiel gewaltsam, wie das todte Metall ohne seinen Willen durchzuckt wird von dem Telegramm, das den menschlichen Gedanken trägt.

Goethe erwarb sich seine Anschauungen nach dieser Seite immer stärker im Alter. Die folgenden Generationen wuchsen immer mehr in sie hinein, und jetzt allmählich stellt sich die Frage vor uns, inwiefern

und frisch ist, die Dinge der Wirklichkeit und das Gehirn, das sie spiegeln soll! Es ist ja ein riesiger Sprung, so in die „Wirklichkeit“. Aber was macht nicht eine stolze, junge Seele? Heute trotte ich mühsam nach. Ich hole mir eine Flora der Mark Brandenburg und bestimme mir den Baum vor meinem Fenster. Einsam und ungewohnt solcher Arbeit, sagen wir's nur: verzweifelt dumm. Wenn ich mir dagegen ein Dutzend lustiger junger Köpfe denke und einen Lehrer, der das alles kennt und erklärt!

Und das Wörtlein „Wirklichkeitsunterricht“ gewinnt mir wirklich Gestalt. Wir wollen niemand so ins Detail hinein erziehen, dass er etwa später schon sein „Fach“ kennt. Bewahre! Aber es giebt eine Allgemeinwirklichkeit so und so vieler Dinge um uns her, die jeder wissen müsste. Das ist erst in Wahrheit die neue Zeit: dass ich nicht bloß in der Eisenbahn sitze, sondern auch weiß, was eine Eisenbahn ist. Dass ich als erste Grundlage meiner Erziehung mein Zimmer, mein Haus, meine Straße, meine Stadt und meinen Acker und Wald „besitze“, geistig besitze. Es bedarf thatsächlich keines Wortes, wie viel ein solcher Wirklichkeitsunterricht überall helfen würde. Dem Gedanken und damit der Freude am Denken muß er ungeahnte Gebiete im Nahen und Nächsten wecken. Welchen Gewinn aber allein: irgendeine Freudenquelle mehr für jeden, auch den, der nur die schlichteste Volksschule durchgemacht hat. Dann die zunehmende Achtung vor dem „Alltäglichen“! Auf wie viel Arbeit ruht es. Ich möchte hier geradezu einen socialen Friedensfactor sehen. Ein Wirklichkeitsunterricht dieser Art führte uns von früh auf in etwas hinein, was unserer Zeit verzweifelt noth thut: Achtung vor jeder Arbeit, Achtung vor dem großen Geistesfunken, der durch jede, auch die scheinbar geringfügigste Arbeit hindurchströmt. Wir haben — als „Gebildete“ — Achtung eingeimpft bekommen vor dem alten Cicero oder Horaz etwa. Sie erscheinen uns als etwas Höheres, Genien der Menschheit. Wenn wir von einem fleißigen Mönch späterer Zeit hören, der ihre Werke durch Abschrift gerettet hat, so preisen wir das Andenken dieses Mönchs. Was aber ist uns, die wir ohne Wirklichkeitsunterricht aufgewachsen sind, ein Stuhl oder Tisch oder ein „gedrucktes Buch“ als solches? Und doch ist jeder, der uns das liefert, auch ein Vermittler großer Menschheitsgedanken.

Mir scheint „Wirklichkeitsunterricht“ ein Wörtlein, wert hinausgeschrien zu werden. Nicht zum Zwist, sondern zum Frieden. Denn jene Empfindung, die ich subjectiv hier entwickelt habe, muss einfach eine Unmenge Menschen von heute ebenso haben, wenn sie sich nur einen Augenblick ihrer klaren Stimmung hingeben. „Die Woche.“

steht eine Wirklichkeit um mich herum, die ich täglich benutze und die ich doch unvergleichlich viel weniger kenne als all jenen Bücherinhalt. Ich weiß kaum oder gar nicht, aus welchem Holz dieser Tisch gemacht ist. Weiß nicht, wie er gemacht ist. Ich habe keine Ahnung, wie die türkische Decke meines Tisches, der Teppich meines Bodens zustande kamen. Woher stammt das Glas meiner Fensterscheiben? Woraus wird meine Tinte bereitet? Ich blicke durchs Fenster. Was für eine Art Baum ist es, den ich da draußen seit zehn Jahren stehen, Blätter ansetzen und verwelkte Blätter abwerfen sehe?

Ich gehe aus, durch die Großstadt. Woher stammen diese Pflastersteine? Was ist das für ein blauer Funken, der da an der elektrischen Bahn blitzt? Doch ja — das weiß ich doch? In meinem Kopf schwirren allerlei Reminiscenzen — das hast du doch mitten zwischen andern ernsthaften Dingen dir auch mal oberflächlich angeeignet. In der Zeitung steht doch so was gelegentlich, von all den neuen Dingen, elektrischen Straßenbahnen, Röntgenstrahlen, Pestbacillen. In diesem Augenblick empfinde ich aber nun doch nicht jenes Gefühl der Befriedigung. Ja, wir haben es herrlich weit gebracht. Aber ich weiß verzweifelt wenig davon. Meine Schulerziehung — da fehlte doch hier eigentlich alles. Hat der Lehrer wohl einmal gesagt: Jungens, jetzt legt die Bücher, beiseite und seht euch um, bloß mit den klaren Augen, wie sie die Natur geschaffen hat. Und dann lasst euch erzählen. Hier vom Tintenfass und seiner Geschichte. Von der Schiefertafel und der Kreide, ein Stück Urgeschichte der Erde, ein Capitel aus der Tiefsee-Thierwelt, der uralten Kreidezeit, da die Thiere lebten, deren Schalen mikroskopisch-klein heute die Kreide zusammensetzen und deren technische Verwertung jetzt so und so ist. Diese Schulbank kam zustande durch folgende Stufenleiter technischer Dinge. Dort der Baum am Fenster, was ist das? Wir haben jetzt elf Uhr vormittags, wie kommt das? Seht euch die Sonne dort an. Und so weiter. Nun geht der Herr Lehrer mit den Schülern auf die Straße. Erklärt ihnen die Großstadt, ihr eigenes Haus von der Kellerwand bis zu den Sternen, die nächtlich über dem Giebel strahlen. In den Wald hinaus. Und so weiter und weiter. Bis der ganze Horizont des gewöhnlichen „Wirklichen“ in allem Alltäglichsten begriffen ist.

Habe ich davon wirklich jemals etwas gelernt? Wo war die Schulstunde, die das gab? Das Schulfach? Ich bin von der „Schule“ hier einfach im Stich gelassen worden. Gewiss habe ich mir dies und das später aneignen müssen. Das eine schlug unmittelbar in mein Fach. Das andere habe ich mir gelegentlich angelesen aus Zeitungen und Büchern. Aber die Lücken sind greulich. Und wenn ich denke, wie ich als Junge Freude daran gehabt hätte, in den Jahren, wo alles neu

bewusstes, ein frohes. Wie ein Spiel schien es der Mensch getrieben zu haben und doch war es in entscheidender Zeit ein Ringen um Sein und Nichtsein.

Die Aufzeichnungen sind eigentlich ganz zufällig und höchst lückenhaft. Sie bestehen größtentheils aus Briefen. Hielt der Schreiber gleich die erste Niederschrift für genügend und gelungen, so wurde sie ohne weiteres abgeschickt. War eine zweite, eine „Reinschrift“ nöthig, so blieb die erste Niederschrift zurück — und aus solchen Blättern bestanden nun die alten Schriften, aus denen mir eine halbvergessene oder ganz vergessene Vergangenheit wieder auftaucht. Manches ist anders gewesen, als ich's, durch eine beständig webende Phantasie entstellt, im Gedächtnisse habe. Manches wieder ist das schnurgerade Hinzielen des jungen Menschen auf den Punkt, wo später der Mann stand und noch steht.

Mir scheinen die alten Urkunden eines Werdenden wichtig genug, dass etliche derselben in meinem jetzigen Tagebuche, im „Heimgarten“, angemerkt werden können. Und da dieselben in der Selbstbiographie eine Lücke ausfüllen, so werden mir vielleicht meine Freunde die kleine Rückschau zugute halten.

Mir ist ganz wunderlich zumuthe, lachen und weinen möchte ich heute über den Jungen, der — in der einen Hand den Bettelkorb, in der anderen den Degen — ein doppelter Fechter war. Sein Glück kam bald ungesucht zu ihm, aber er hatte sich dessen zu wehren.

Die Blätter sind scheinbar zusammenhanglos, zielen aber doch auf Eines ab.

Blatt I. Schreiben vom Jahre 1869 an einen Gönner besagt: Die vier Jahre der Akademie für Handel und Industrie seien zurückgelegt. „Die Schulzeugnisse so wohlwollend, dass das wirkliche Wissen und Können ihnen kaum entspricht. Als Rechner oder Buchhalter wäre ich noch nicht zu brauchen, höchstens als Correspondent. Es zeigt sich für mich noch keine Stelle als Schreiber oder Commis. Ich wäre leicht zufrieden, nur nicht verkommen will ich. Als Bettelstudent habe ich mir ein paar Gulden erspart, die kann ich jetzt aufzehren, dann ist mein Latein zu Ende.“

Blatt II, 1869. Buchdruckereibesitzer Josef Pock in Graz wird gebeten, ein Büchlein von Gedichten in steirischer Mundart zu drucken und zu verlegen. Der Dichter Robert Hamerling schrieb dazu eine Vorrede. Es wird gleich gewünscht, dass das Büchlein bis Anfang Juni 1869 fertiggestellt sei, damit es dem Gesuche um ein Landesstipendium beigelegt werden könne.

Blatt III, 1869, erlaubt sich einem hohen Landes-Ausschusse die Skizze des Bildungsganges und eine Probe mundartlicher Dichtungen

Alte Schriften.

Noch einmal etwas Autobiographisches von **Rosegger.**

An einem trüben Winternachmittag schloss ich mich in mein Zimmer ein. Auf stundenlang. Als sie mich spät zum Nachtmahl gerufen hatten — es wird behauptet, dreimal und laut — und ich in die Familienstube trat, leuchtete mir meine Frau mit befremdeter Miene ins Gesicht, fragend, ob mir denn was wäre?

„Weiter ist mir nichts, meine Liebste. Alt geworden bin ich. In diesen wenigen Stunden. Aus meinen alten Schriften habe ich gelesen."

„Man sagt doch sonst nur, die Kinder machen alt!"

„Nein, Weib, die Kinder machen jung. Wenn ich bei meinen Kindern bin, ob klein oder groß, da träume ich mit ihren Kindsköpfen, da schwärme ich mit den jungen Geistern, da lebe ich mit ihrem warmen Blut und schaue mit Wonne in den sonnenlichten Nebel ihrer Zukunft hinein, als ob ich nicht längst an mir wüsste, wie eine solche Zukunft im günstigsten Falle aussieht. Nein, da fällt es mir gar nicht ein, den Abstand zu vergleichen zwischen ihnen und mir. Aber die alten Schriften! In denen man sich eigenhändig festgenagelt hat in ferner Vergangenheit, aus der man fast gespenstisch herüberschaut in diese späten Jahre. Man erschrickt. Nur weiß ich nicht, ob davor, wie man ist, oder davor, wie man war. Oder vor der dunklen, heiligen Macht, die uns geführt hat, vor der dreisten Tapferkeit, mit der man sich durchschlug. Aber noch mehr erschrickt vor der großen Müdigkeit, der man verfallen, vor der Ahnung, dass man alt geworden ist."

Ähnlich mochte ich gesprochen haben zu meiner Frau, der mein verstörtes Aussehen aufgefallen war. So, als ob man aus einem Traume geweckt wird. Die älteste Tochter hatte ihre Hände zusammengeschlagen über den Qualm, der in meinem Zimmer fast den Athem erstickte. Die übermäßig aufgedrehte Lampe hatte stundenlang den dicken, rußigen Rauch aus dem Glascylinder gesponnen. Der Leser hatte es gar nicht bemerkt, er war dreißig Jahre weit weg in der Vergangenheit gewesen.

Die Mappe war in einer Staubschichte des alten Kastens vergraben gewesen. Die Blätter waren verworren, vergilbt, die veilchenblaue Tinte verblasst, aber noch deutlich war der Pfad der Stahlfeder, die einst ein junger Mensch kühn über's Blatt und ins Leben hinein geführt hatte. Es war ein Ringen mit dem Schicksal gewesen, ein un-

Sie erzwecken wollten. Dass ich Ihretwegen nicht den Weg der Bildung verlassen und heim zu den Bauern laufen werde, um dort wieder die „Ablassgebeter“ zu beten, am Samstag-Mittag mich des Fleischessens zu enthalten und abends zu den „Menschern“ zu gehen! — das werden Sie wohl selber nicht glauben. Ich komme hier mit mehreren Theologen zusammen und die sagen auch, Sie sollen in Krieglach das Hetzen gegen mich bleiben lassen. Ich habe Ihnen nichts gethan. Und Ihr Amt? Erst wenn Sie wissen, dass ich schlechter bin als Sie selber sind, und dass ich mit meiner Schlechtigkeit Leute verführe, dann mag es Ihres Amtes sein, gegen mich aufzutreten. Jetzt haben Sie's schlecht gemacht. Sie haben meinen Eltern höllisches Feuer in das Herz geworfen, Ihre Sache ist, es nun wieder zu dämpfen.“

Darunter findet sich mit Bleistift geschrieben:

„Zu scharf. Den Eltern zuliebe gemäßigter.“

Blatt IX, 1869. An Freund Robert Wagner, Schriftsetzer: „Mein ehemaliger Professor B. an der Handelsakademie gibt jetzt für die Studenten ein lithographiertes Monatsblatt „Der Akademiker“ heraus und mich hat er zum Redacteur desselben gemacht. Die hohe Polizei nimmt diese Sache ernster als ich und hat mich heute schon das drittemal vorgeladen, dass ich ihr alles erzählen soll, was der arme, kleine, in achtzig Exemplaren lithographierte „Akademiker“ bringen wird. Ich weiß das aber selbst nicht. Für den „Akademiker“, da muss einer ja akademisch sein, und das mag ich nicht. Magst Du's? — Da mir das Heizmaterial ausgegangen ist, so müssen wir für den Rest dieses Eismondes unsere Lesestunden auf den Schlossberg verlegen, oder auf den Ruckerlberg oder auf den Schöckel oder irgend wohin, wo es wärmer ist als in den Apartements Deines“ u. s. w.

Blatt X. Stoff für eine Erzählung: Ein bigotter Halbcretin hört irgendwo, dass das Reich Gottes nur im Kindesherzen zu finden ist. Als hernach ein Kind begraben wird, scharrt er den Leichnam aus und schneidet ihm das Herz aus der Brust, um darin für sich das Himmelreich zu suchen. Als Gegensatz ein Arzt, der in der Aufopferung für seine Kranken das Reich Gottes findet.

Blatt XI, 1870? Bitte an den Grafen Meran, Sohn des Erzherzogs Johann und der Gräfin Anna aus Aussee, um Einräumung eines Wohnstübchens im Brandhof. „Die Liebe zu unserer Steiermark weiß niemand besser zu würdigen als Euer Excellenz, und dieser Steiermark möchte ich gerne ein Liebeslied singen vom Hochschwaben aus, wo im stillen Naturfrieden Ihr herrlicher Brandhof steht. Und in einem Kämmerlein dieses Brandhofes möchte ich deswegen gerne ein paar Wochen wohnen, denn ich habe keine Mittel, mir ein Quartier zu kaufen“ u. s. w.

vorzulegen. „Meine Vorliebe für literarische Studien und für die Dichtkunst wurde während meines nun fünfjährigen Aufenthaltes in Graz zur unwiderstehlichen Sehnsucht. Ich möchte mich ausbilden als freier Hörer auf der Universität, aber das wäre nur möglich, wenn der hohe steiermärkische Landes-Ausschuss mir zur Fristung meiner Existenz ein bescheidenes Stipendium bewilligen wollte. Mit der Versicherung, mich einer solchen Wohlthat würdig zu zeigen u. s. w."

Blatt IV, 1869, ist so etwas wie eine Liebesgeschichte. „An einem Zeitpunkte, wo die Bettelei im Großen angeht, hat das Herz, das arme, heiße Herz, kein Recht zu mucksen. Willst du, mein süßes Mädchen, auf mich warten, dann warte ich leicht und muthig. Kannst du mir das nicht versprechen, so sag's offen, wir wollen uns treu sein im Nein- wie im Jasagen."

Blatt V. Bittschrift an die Herren Geschichtsprofessoren J. B. Weiß und Philosophieprofessor Nahlowski um die Erlaubnis, ihre Vorlesungen auf der Universität unentgeltlich besuchen zu dürfen.

Blatt VI, 1869. Dank an Anastasius Grün für geborgte Bücher. „Herr, mir ist bange. So hoch komme ich nicht hinauf. Je schöner eine Dichtung, die ich lese, desto muthloser macht sie mich. Nur die Volksgeschichten von S. förderten mich, die sind so, dass ich's besser machen kann."

Blatt VII, 1870. Brief an Vater und Mutter. Sie sollten doch beruhigt sein, „so schlecht, wie der Caplan meint, bin ich nicht. Ich habe es in Graz mit guten Menschen zu thun und wenn ich hier z. B. solche Allotrias treiben wollte, wie es Burschen meines Alters daheim bei Euch thun, so wär' ich am nächsten Tage davongejagt. Ich muss mich mit Bravsein forthelfen, mir bleibt gar nichts anderes übrig. Freitag und Samstag esse ich nicht Fleisch, außer wenn es mir, wo ich eingeladen bin, vorgesetzt wird; da kann ich nicht anders und darf die Herrschaft nicht beleidigen. Da mach' ich mir beim Fleischessen halt heimlich einen guten Gedanken zu unserem Herrgott und denke, Krapfen wären mir eh lieber. Ob's dem Caplan recht ist oder nicht, wir wollen alle miteinander in den Himmel kommen."

Blatt VIII, 1870? Briefaufsatz an den Caplan R. in Krieglach: „Hochwürden, vor ein paar Tagen hätte ich Sie verfluchen mögen, wenn ich das sogut könnte wie Sie. Meine Mutter war da und weinte mir vor, weil Sie ihr und dem Vater gesagt haben, ich wäre in Graz unter schlechte Leute gerathen und vom Glauben abgefallen. Zwei arme, alte Leute, die keine Freude mehr haben auf der Welt als die Liebe und das Vertrauen zu ihren Kindern! Und das wollen Sie zerstören! Ich glaube nicht, dass Sie solches aus Bosheit gethan haben, aber aus Edelsinn haben Sie's gewiss auch nicht gethan. Möchte nur wissen, was

Im Geiste liegt die Sittlichkeit, in der Natur (dem Stoffe) die Schönheit. Ein Kunstwerk geht nicht auf seinen Schöpfer über, es ist für sich selbst schön. Der Künstler wird davon nicht schön. Ein gutes Werk hingegen macht den Vollbringer gut. Wollen ist Gesinnung, das beständige Ausführen des Wollens: Charakter. Ungutes wollen und aus Pflichtgefühl Gutes ausführen: Opfer. Der Gehorsam aus Furcht ist Sclaverei, der Gehorsam aus Erkenntnis ist edelste Selbstbestimmung. — Aber Emil, denke nach, ist es nicht merkwürdig, dass das Schöne und Gute einander auszuschließen scheinen? Schönheit ist für die Sinne ein Genuss, das Gutsein ist für sie stets ein Abbruch, eine Abhärtung. Schönheit schwächt, Gutsein stärkt.“ — — So geht es weiter, an sechzig Seiten lang, am Rande kleine Bleistiftbemerkungen, Correcturen, wahrscheinlich von Professor Nahlowski.

Blatt XV, 1870. Erzählungsentwurf: Ein junger katholischer Priester liebt heimlich und leidenschaftlich ein Bauernmädchen seines Sprengels. Um der Versuchung zu entkommen, bittet er seinen Bischof um Übersetzung in eine andere Pfarre. Wird nicht bewilligt. Da will er fliehen, aber am letzten Tag seiner Seelsorge erscheint bei seinem Beichtstuhl das betreffende Mädchen und klagt ihm eine heiße Herzensangst. Sie habe insgeheim einen Mann lieb, auf Leben und Sterben lieb, den sie aber niemals besitzen könne, weil er — geweiht sei. Anstatt Absolution ein Kuss. In der folgenden Nacht fliehen sie gemeinsam, unterwegs wird das Mädchen sich der Ungeheuerlichkeit dieser Liebe und Flucht bewusst und wie es das Unglück des Priesters sei, den sie verführe. Sie geht in der Dunkelheit hinter ihm über einen Steg und stürzt sich in die Tiefe.

Blatt XVI. 1869. Ein Gedicht in der Väter Mundart:

Ollahond Bidelleut.

O mei Gad, o mei Gad, wos fong ih dan on!
Ih möcht sa gern heiratn, und gfollt ma ka Mon.
Da Hons is ma z ladschad, da Lipp is ma z dum,
Da Natz is a Beangn, sein d Füaß olli krum.
Da rothhorad Toni, wan er schworzhorad wa!
In bugladn Hiasl, den kriagad ih ah.
Da loanladi Luidl, der hot ma zwenk Lebn,
Kon an Kopf nit datrogn und kon d Füaß nit dahebn.
Aft nahm mih da dickbauchad Seppl in der Au,
Der fraß ma jo grod olli Wochn a Sau;
Da weitgoschad Jogl, der passt ma nit recht,
Der schlickad mih, wan ih n a Bussl gebn mecht.
Der oanaugad Fronz is scha gor nit für mih,
Der Nor siacht mit oan Aug jo mehr as wiar ih!
Ih will enks beweisn, s is wohr un s is klor:
Ih siach ban eahm oan Aug un er ba mir zwoa.
Nar oan mecht ih hobn — just in rombschladn Paul,
Oba der sogg, ih that scheangln und hät a schelchs Maul.

Blatt XVII, 1870. Ein Brief an J. S. in Kindberg: „Ihr Zeitungsartikel hat mich nicht extra gefreut. Der stimmt nicht mit den

Blatt XII, 1869. „Unterzeichneter bestätigt hiermit, dass er von dem, ihm durch den löblichen steiermärkischen Landes-Ausschuss für das Jahr 1869—70 bewilligten Stipendium von 300 fl. die erste Hälfte von 150 fl. mit heutigem Tage richtig erhalten hat“ u. s. w.

Blatt XIII. Entwurf:

Ih kriagad mei Nochbarsdirn
Leicht olli Tog.
De nim ih expressi nit,
Weil ihs nit mog.
Wan ih nur d' Miazerl hät,
De wa nit schiach,
Ih heirats expressi net,
Weil ih s — nit kriag.

Blatt XIV, 1870. Philosophenspäne von der Universität. — „Vom Schafhirten zum Philosophen, Emil, mach' dein Compliment, denn ich bin bereits Docent. Also höre mich: Was ist Philosophie? Sie ist auf Grund eines Gegebenen das Forschen nach einem Unbekannten. Oder besser: Die Empier-Wissenschaft ist der Docht, die Philosophie das Lichtlein daran. Der Astronom entdeckt mit dem Fernrohr Sterne. Empirik. Nach diesen mit einem kleinen Rohre gefundenen Sternen schließt er, dass auch noch andere Sterne in der Himmelstiefe sein müssen, die er nur deshalb nicht sieht, weil sein Rohr unzulänglich ist. Philosophie. — Noch ein Beispiel. Ich sehe den Kreislauf der Himmelskörper, die gebogene Bahn der Erde um die Sonne, die Ovalform der Erde u. s. w. Alles geht im Kreislauf. Empirik. Ich schließe aus diesen Erfahrungen, dass es überhaupt im Weltall keine gerade Linie gibt. Philosophie. Du lachst und sagst, schon der Strich, mit dem dieser Satz unterstrichen, ist schnurgerade. Gemach! Verlängere diese Linie, verlängere sie immerfort auf dem Papiere und weiter, so werden sich ihre Enden treffen wie bei einem Reifen. Die scheinbar gerade Linie schmiegt sich um die Erde. Du sagst nun wieder, mathematisch genommen, gelte diese gerade Linie als Tangente, die die Erde nur an einem Punkte berührt. Und mit deiner mathematisch genommenen Linie stehst du mitten in der Philosophie. Und auch die Philosophie ist nicht die gerade Linie, die sie scheint, sondern ein Kreis, in dem man immer wieder an den alten Punkt herumkommt. Anaxagoras: Der Geist ist alle Ursächlichkeit der Welt und ihrer Ordnung. Die Pythagoräer: Die Zahl ist das Wesen aller Dinge. — Thales: Das Wasser ist alles und in Wasser kehrt alles zurück. — Anaximenes: Die Luft ist alles. — Die Eleasten: Nur das Sein und das Nichtsein ist, das Werden ist gar nicht. — Schalkus: Nur das Werden ist, das Sein und Nichtsein ist gar nicht. — Weiter: Das Ich ist alles, außer dem Ich ist nichts. Das Ich ist aber nur ein Begriff. Begriff ist Geist. Rundumadum.

stehen mit spießiger Feder die Worte hingeschrieben: „Peter, Peter, Du bist ein Kalb!“

Blatt XIX, 1870. Ein Aufruf an das deutsche Landvolk in Österreich. „Die großen Tage des Jahrhunderts sind angebrochen. Deutsche Helden ziehen über den Rhein, um den neuerdings drohenden Erbfeind zu schlagen. Ihr wisset, was die Franzosen wollen, unser Heimatsland haben sie zertreten vor sechzig und siebzig Jahren, unsere Väter haben unter ihnen geblutet und geknirscht — wir müssen sie rächen. Steirer! Schließt euch an den Heldenscharen der Deutschen und lasst die Stutzen knallen! Und wer das nicht vermag, nicht kann, nicht darf, der spende Liebesgaben. Bald werden endlos lange Eisenbahnzüge heimwärts rollen über die Brücken des Rheins, angefüllt mit Verwundeten, Sterbenden. Helfet um Gotteswillen!“

Blatt XX, 1870. An den Verlag Leykam-Josefsthal, Graz. „Natürlich begreife ich, dass Sie bei diesen politisch aufgeregten Zeiten kein neues Buch in Verlag nehmen wollen. Was ich mit meinem Bande: „Geschichten aus Steiermark“ thun werde, weiß ich wohl. Was ich aber mit mir selber thun werde, nachdem diese einzige Handhabe zerbrochen ist, das weiß ich nicht.“

Blatt XXI, 1870. „Ein offener Brief an die Männer des öcumenischen Concils.“ Ein Protest gegen die päpstliche Unfehlbarkeits-Erklärung — ein ehrlicher Zorn, ein kindisch Beginnen. Heute Veröffentlichung undenkbar.

Blatt XXII, 1870. Entwurf zu einem Volksdrama. Über dem Titelblatt steht mit neuerer Schrift: „Ein Drama, wie es nicht sein soll!“ In diesem „Drama“ war noch einmal die ganze Knabenhaftigkeit des Verfassers hervorgebrochen. „Ha! Räuber! Mörder meiner Ehre, Du sollst es büßen!“ „Um Mitternacht, die Geisterstunde!“ „O Geliebter mein, im kühlen Grab werden wir beisammen sein!“ u. s. w.

Blatt XXIII—XXVIII, 1870. Studienhefte für Geschichte und Naturgeschichte. In ersterer die Revolution, Napoleon und die Freiheitskriege eingehender behandelt und mit oft wunderlichen Bemerkungen versehen. — Bei Darwin heißt es: „Das Darwin'sche Entwicklungsprincip ist religiös und trostreich. Eine Menschheit, die aus der Urzelle durch das Pflanzen- und Thierreich ins Himmelreich hineinwachsen kann — nicht ein übernatürlicher, sondern ein natürlicher Weg zum Himmel — was willst Du mehr?!“ — Dann kommt aber auch eine große Kraft-Stoffelei.

„Kraft und Stoff, unzertrennlich, unzerstörbar — kein Anfang und kein Ende der Welt. — Der Mensch ist alle vier Wochen aus anderen Atomen zusammengesetzt, der Stoff wechselt, das Verhältnis bleibt. Auch der Mensch lebt nach Naturgesetzen, hat also keinen freien

persönlichen Versicherungen Ihrer Freundschaft. Mündlich schmeicheln und öffentlich die Brücke untergraben, die ich mir so schwer zimmern muss, das ist nicht „landsmännisch". Meine Mundartschreibung wird Fehler haben, ja ich kenne diese Fehler sogar, nur sind sie schwer abzubringen. Aber die von Ihnen genannten Fehler hat sie gerade nicht. Weil man in Kindberg „gongen" spricht, glauben Sie, es sei unmöglich, dass sie in Fischbach und Ratten „gonga" sagen. Wissen Sie nicht, dass die Bauernmundart fast in jedem Thale ihre Abweichungen hat, dass die deutsche Steiermark wenigstens sieben Dialecte aufweist, die sich von einander mehr unterscheiden, als etwa die nordoststeirische Mundart von der niederösterreichischen? Auch in anderen Ländern ist es so. Stelzhamer und Kaltenbrunner, beide schreiben in „obderennsischen Mundart", und wie grundverschieden sind die beiden Schreibweisen. Trotzdem kann man keinem von beiden eine falsche Mundart vorwerfen, der Stelzhamer schreibt strenge bäuerisch und der Kaltenbrunner märktlerisch. — Und wenn Sie, warmer Freund ins Gesicht und hämischer Kritikus hinter dem Rücken, behaupten, mein Gedicht „Olahond Bidelleut" sei abgeschrieben, so nennen und bringen Sie mir das Original. Ich besitze von der Frau Gräfin Meran sechs Ducaten, ganz neue, für sechs Vierzeilige hat sie mir sie verehrt, die kriegen Sie, wenn Sie mir nachweisen, dass ein anderer als ich das Gedichtel „Olahond Bidelleut" oder ein ähnliches verfasst hat. In der Veitsch, schreiben Sie, hätten Sie etwas ähnliches schon gehört. Sie haben in der Veitsch vielleicht die bezeichnenden Benennungen der Leibfehler gehört, Sie können in der Veitsch seit den letzten drei Monaten das ganze Gedicht gehört haben, m e i n Gedicht — nichts weiter. So, jetzt ists wieder gut."

Blatt XVIII, 1870. Brief an das geehrte Fräulein N. N. Das Wort „geehrte" durchstrichen und das Wort „liebe" darüber geschrieben. „Haben Sie nochmals Dank für Ihr Vertrauen, mir ist Ihr trauriges Geschick zu Herzen gegangen. Dass Sie von Natur aus nicht schlecht sind, wusste ich von dem Augenblicke an, als ich Sie das erstemal sah. Dieses große, dunkle, schöne Auge kann nur der Spiegel einer guten Seele sein. Dass Ihr Geliebter Ihnen untreu geworden ist, Sie verlassen hat, dass Sie dann, arm nnd ohne Stütze, gesunken und gesunken sind bis —, das sollen gerade die Männer verstehen und entschuldigen. Wenn nun jemand käme, der Sie lieb hätte, der Sie retten möchte und wieder emporziehen — würden auch Sie ihn lieben und treu sein können? Antworten Sie ganz offen und freimüthig Ihrem aufrichtigen Freund."

Ob dieser oder ein ähnlicher Brief wirklich abgeschickt wurde, kann nicht mehr ermittelt werden. Sicher ist, dass das Blatt XVIII unter ein fremdes Auge und unter eine bösartige Hand kam. Denn unterhalb

könnte mir den Humor verderben. Mein größter Vorzug ist, dass ich nichts zu verlieren habe. Aber alles zu gewinnen — und das will ich. Vor allem will ich Dich gewinnen, Dich in mein Gemach führen und Dich herzlich mein machen. Du sollst nicht meine Rippe sein, sondern mein Herz. Und ich bin Dein Kopf. Und nie sollst Du Kopfweh haben. So, das wäre abgemacht und nun erscheine!"

Blatt XXX, 1870. Schreiben an Gustav Heckenast in Pest. „Ich habe den Dichter der ‚Studien' nur einmal gesehen, ein Jahr vor seinem Tode. Er hat den ihn in Linz besuchenden fahrenden Schüler freundlich empfangen und ihm sein Bild geschenkt. Stifter war im Schlafrock, sah sehr leidend aus, blass und eingefallen, mit ungepflegtem Haar und hatte keine Ähnlichkeit mit dem Porträt, das seinen Studien beigegeben ist. Aber sein Auge schaute gut auf mich her. — Sie fragen mich, ob ich Ihnen ein Buch in den Verlag geben wolle? Mit Freuden ja! Eine Sammlung von Novellen unter dem Titel: „Geschichten aus Steiermark" ist fertig. Der Krieg hat mir sie zurückgeworfen und nun soll ich das Glück haben, sie im Verlage des herrlichen Adalbert Stifter erscheinen zu sehen!"

Blatt XXXI, 1872. Entwurf zu einem Aufsatz über Anzengrubers „Kreuzelschreiber". Eine classische Komödie, naturwahr, dem heutigen Tag auf den Leib geschrieben, und doch wird, muss es hinausragen über unsere Jahre. Anzengruber ist ein Kämpfer gegen die Geisteskuechtschaft des Volkes, aber auch gegen den alten Schlendrian des Volksstückes. Wird die Kanzel zur Bühne gemacht, so muss die Bühne eine Kanzel werden. Wem der Sinn für sittliche Tendenz in der Kunst fehlt, der soll Anzengrubers Stücke fern bleiben."

Blatt XXXII, 1872. Brief an die Redaction der Grazer „Tagespost". „Die heutigen Tagespostleser werden lange Gesichter gemacht haben. Ihr Kritiker H. J. ist also beleidigt, weil ich Anzengrubers Stück gelobt habe! H. J. ist ein Gelehrter, aber hier möge er schweigen, in diesen Dingen verstehe ich mehr als er. Er hat gegen das Volksthum ein Vorurtheil, und wer das Leben nicht kennt, kann die Kunst nicht verstehen. Zwischen sinnlicher Derbheit und „Zotte" (wie er sagt) ist ein großer Unterschied. Die Stadtleute sind in dieser Beziehung Heuchler. J. hat auch den „Pfarrer von Kirchfeld" als ein „ganz thörichtes Stück" verurtheilt. Und das Stück hält gegenwärtig seinen Siegeszug durch Deutschland. Will sich J. etwa heute noch vor die Räder werfen? Wirkliche Poesie könne sich mit dem Volke nie beschäftigen, schreibt mir J. So. Und ein sicherer Homer? Ein Goethe mit „Hermann und Dorothea"? Ein Schiller mit „Wilhelm Tell"? Nein, es ist zu blöde. Und wo J. mit einer Logik nicht auskommt, da greift er zum alten Kniff und will mich lächerlich machen. Natürlich werden wir die Bühne nicht mit Cretins

Willen, kann also nicht verantwortlich gemacht werden. Er ist frei, wie der Vogel im Käfig. — Was man freien Willen nennt, ist nichts anderes als das Resultat der stärksten Motive. — Salande hat den ganzen Himmel durchsucht und keinen Gott gefunden. Warum suchte er ihn denn nicht in sich selber? In seinem unendlichen Drange nach Wahrheit? — Dem Menschen gehört nichts auf der Welt, als das, was er sich selbst erkämpft hat. Das Recht zu sein, liegt in der Stärke. — Im Gehirn findet man die Eindrücke in thatsächlichen Gestalten als Bäume, Berge, Thiere u. s. w. — Das Gehirn der Frau wiegt nach Büchner 44 Unzen, das Gehirn des Mannes 50 Unzen. Und das Gehirn des Ochsen? — Die Gebildeten brauchen größere Hüte als die Ungebildeten, sagt Büchner. Und Humboldt sagt, edlere Rassen hätten kleinere Köpfe als unedle. Wie stimmt das? — Der Gedanke ist der Effect des Zusammenwirkens verschiedener Stoffkräfte. Vermuthlich steht die Elektricität mit Gedanke und Seele in engster Verbindung. — Es gibt nichts an sich Schönes, nichts an sich Gutes, das wird es erst, je nachdem es dem Menschen wohlgefällig oder nützlich ist. — (Je fähiger ein Mensch, desto weniger kann er den Gedanken an ein künftiges, ewiges Nichtsein ertragen. Der Geniale will ewig leben.) — Büchner denkt an eine Möglichkeit, Menschen in der Retorte herstellen zu können. (Menschen nach s e i n e m Ebenbilde!) — Wenn ein Philosoph den menschlichen Geist gar zu sehr von stofflichen Zufällen abhängig macht, dann muss er sich's gefallen lassen, wenn man auch seinen Geist darnach schätzt."

Blatt XXIX, 1870. „Schreiben an meine künftige Gattin. Meine liebe Unbekannte! Nachdem ich herausgebracht, dass auch mir die eine bewusste Rippe fehlt, so erhebe ich ebenfalls Anspruch auf ein Weib. Da ich aber meine mir abhandengekommene Rippe nach Gefallen bewerten kann, so begehre ich dafür die Beste, die Schönste. Ich begehre D i c h. Zwar weiß ich nichts weiteres von Dir, und lieben — das wirst Du begreifen, mein Kind — kann ich Dich erst, bis ich Dich einmal gesehen habe, bis ich weiß, dass auch Du mich liebst. Alles gegenseitig, umsonst wirst Du von mir nichts bekommen. Für mein Herz das Deine, für mein Opfer das Deine, für meine Treue die Deine. Ich will nicht Dein Herr sein und nicht Dein Ritter, Du wirst mir weder als Knechtin dienen, noch mich mit Launen beherrschen. Ich werde Dein Mann sein und Dein Freund. Ich will für Dich leben, denken, sorgen. Wenn Du mich nicht genau so bedienst, dann sollen die schlechtere und die bessere Hälfte wieder getrennt werden. Ich bin ein Knabe von zwanzig und so viel Jahren und habe lockiges Haar. Aber sieh Dich vor, in diesem Jüngling steckt der Greis mit der Glatze. Ich bin beständig heiter und kann jauchzen, dass die Wände gellen. Traue nicht, ein schlimmes Weib

man denkt nicht, dass sich auf demselben etwa gut Hütten bauen ließe. Was haben doch die Leute gegen diesen Berg? Ist ihnen thatsächlich der Name nicht recht? Gut, so ändern wir ihn. Vor der Nase verwandle ich ihn euch, mittels eines jener Taschenkunststückchen unserer Philologen. Wie heißt also unser Berg? Doch nicht etwa Plabutsch — Blawutsch — Belawutsch — Bellewutsch — Bellevue!

Bellevue also, ah, das lässt sich hören! Dem Bellevue wird gleich alles zuströmen und schon in Algersdorf und am Steinbruch wird man die schöne Lage bewundern; und nach den Schluchten und Lehnen hinan wird man entzückt sein, über die hohen, finsteren Fichten, über den Buchenwald, der sich verflicht zu einer endlosen Laube, oder sich wölbt wie hellgrüne Mosaikkuppeln aus Smaragd. Hier hat die Natur ihren geheimnisvollen Waldestempel mit grünprangenden Schleiern überzogen, auf dass kein sengender Sonnenstrahl aus öden Himmelsfernen und kein Kohlenstäubchen der nahen, tobenden Stadt den heiligen Frieden der dämmernden Waldeinsamkeit entweihe.

Schwulstig wird man in seinen Lobhymnen, noch ehe man die Höhe erreicht. Da öffnet sich plötzlich die Pforte des Waldes und man steht auf einem freien Anger, und vor uns liegt jetzt ein Stück Welt, das sich sehen lassen darf. Von weitem und von oben herab nimmt sich dieses Graz wunderbar aus, und wenn man so auf das lieblich bunte Bild herabblickt, so meint man, „ein einig Volk von Brüdern“ müsste hier wohnen. Allein weiß Gott, es gibt keinen so hohen Berg auf Erden, von dem aus man es bequem sehen könnte, das einige Volk von Brüdern. Indess ändert das zum Glücke nichts an der Naturherrlichkeit, und die östlichen Hügel von Graz schwellen vor Welt- und Frühlingslust, und die Wälder singen und säuseln, als ob in ihnen kein einzig dürres Blatt aus dem letzten Herbste umherraschelte, eine Ahnung und Mahnung, dass ein ähnliches Schicksal — ach, wie sehr ich mich bei diesem Anlass stemmen muss gegen rührende Sentimentalität! — am Plabutsch-Bellevue wächst nämlich Heidekraut, Rittersporn und Weltschmerz.

Die Thürme von Maria-Trost hingegen blinken nur ein wenig über die buschigen Hügel und sie stehen da in der Umarmung und kosen so traulich miteinander, wie ein Brautpaar in den Flitterwochen. Die Platte ist eifersüchtig und wendet uns den Rücken zu, der Schöckel thut dasselbe, dieser alte Riese gar fürchtet sich vor der Concurrenz. Umso freundlicher lächeln uns die Berge von Weiz und der Kulm mit seinem weißen Wallfahrtskirchlein zu, die guten Höckerchen bilden sich ordentlich was darauf ein, dass sie von Graz aus gesehen werden können.

Weiter rechts in größerer Ferne erblicken wir einen halbverschobenen, blauen Würfel mit einem leuchtenden Silberglümchen; das ist der Berg

bevölkern, aber wohl auch nicht mit blutlosen Kritikastern. Ich hätte mit meinem Eingesendet ihm auf die Hühneraugen getreten, behauptet Ihr Recensent. Aber wozu das Geschrei! Wozu brauchts die Welt zu erfahren, dass H. an Hühneraugen leidet!"

Blatt XXXIII, 1872. An einen Freund in Wien: „Seit unserer letzten Begegnung hat sich bei mir vieles geändert. Im vorigen Winter haben sie meine Mutter begraben. Sie war jahrelang leidend, aber meinetwegen hatte sie sich getröstet, hatte dem eigenen Kinde mehr vertraut, als den Zeloten. Umso tiefer gehts bei meinem Vater. Auch er kränkelt. Den Tod der Mutter, die ihm doch alles gewesen ist, hat er mit wundervoller Ergebung ertragen. Aber der Floh, den gewisse Leute ihm meinetwegen ins Ohr gesetzt haben, ist ihm tief ins Herz hineingehüpft und beißt dort wie ein böses Gewissen. Er glaubt für mein Seelenheil, dass jene mir absprechen, verantwortlich zu sein. Er kann sich nicht einmal recht freuen an der glücklichen Fügung, die es jetzt mit mir genommen hat. Ich arbeite munter, an Gustav Heckenast in Pest habe ich einen hochherzigen Verleger gefunden und meine Bücher finden fast überall warme Aufnahme. Dieser Tage habe ich den Plan zu einem größeren Werke gemacht, das ich wahrscheinlich „Die Schriften eines Waldschulmeisterleins" nennen werde. Und als letzte und beste Neuigkeit melde ich Ihnen, dass ich mich vor Kurzem mit einer jungen Grazerin verlobt habe."

Von einem verschollenen Berg.

Der Plabutsch — freilich wohl ist der Name slavisch — aber da kann ja der Berg nichts dafür. Es gibt keine lohnendere Partie um Graz, als diesen schönen, hie und da gar ein wenig „urwüchsigen" Wald, und als diese Höhe mit der wundervollen Aussicht, ein Wildpark im großen und eine Hochalpe im kleinen. Aber trotzdem ein Ausflug auf den — Plabutsch, das klingt nicht gut, zudem soll auf diesem Berg auch einmal Einer erschlagen worden sein. Aber heute spricht man weder von dem einen noch von dem anderen, der Berg ist verschollen.

Gösting, der Buchkogel, die Platte, je nun, das ist freilich ganz was Anderes, nur sieht man von Gösting aus nicht nach Süden, weil der Plabutsch vorsteht, vom Buchkogel nicht nach Norden, weil der Plabutsch vorsteht, und man sieht von der Platte nicht in die anmuthigen Thäler des Westens, weil sich wiederum dieser anmaßende Plabutsch dazwischen drängt. Man ärgert sich über den düster bewaldeten Berg, aber

Von der Koralpe mitternachtwärts beginnt nun der kuppenreiche Zug der steirischen Alpen. Da haben wir von Köflach hinein den Schober der Stubalpe und den Rachauer Sattel, hinter welchem der sargförmige Gressenberg emporragt. Man soll in jener Richtung auch die Spitze der Seethaler Alpen sehen, allein bei nicht ganz ruhiger Witterung liegt oft eine Wolkenbank davor, sonst aber gießt die Sonne gewöhnlich eine solche Fülle ätherischen Lichtes nieder auf die Gegend, dass man vor lauter Lichtgeweben die ferneren Punkte nicht mehr sieht.

An die Rachauer Alpe reiht sich die Terenbachalpe, dann die Gleinalpe mit dem hohen Speikkogel. Nun geht der bläuliche, wellenförmige Gebirgszug in einer großen Halbrunde das mittelsteirische Hügelland begrenzend bis zur Hochalpe bei Leoben, wo er, von der Mur durchbrochen, sich jenseits des Flusses weiterschiebt, bis an die ungarische Grenze.

Herrlich ist der Anblick der fernen, wildzackigen und schneeblinkenden Schwabenkette im Norden, mit und hinter welcher die gewaltige Großartigkeit der Alpen erst recht beginnt.

Mild und lieblich hingegen ist der Ausblick des Thales von St. Stefan und der Waldgegenden von Rein und Peggau. Hinter letzteren rechts macht der kahle Lantsch einen langen Hals; gar so gerne möchte er den Schlossberg sehen, ist aber nachgerade vergebens.

Die Ruine Gösting duckt sich so nah' an den Fuß des Berges, dass man sie gar nicht sieht; sie hüllt sich immer und immer tiefer ein in den Wald, sie will mit der Welt und den Leuten nichts mehr zu schaffen haben, sie ist mit sich selbst in Zerfall.

Was man — wenn man allein wandert — nebst dieser Aussicht auf dem Plabutsch noch genießt, das darf durch eine Offenbarung nicht entweiht werden. Es liegt ein Schatz verwahrt auf dem Berge; zwei lustige Touristen werden ihn nicht heben, eine tolle Schar von Vergnügungszüglern noch weniger, nur dem einsamen Wanderer, der still sinnend hinwandelt unter den hohen Fichten und den schlanken Buchen, ausruhend von dem Kampfe ums Dasein, leichten Herzens dem säuselnden Zephyr athmend — ihm wird er zutheil.

Die Mühe oder den Weltschmerz meine ich nicht, auch nicht den Rittersporn. Gebe sich keiner Mühe zu simulieren; wer sonst zufrieden ist mit meinem neuentdeckten Berg bei Graz, der nehme einen Stock und ein Schweißtuch und steige hinan zum Plabutsch-Bellevue, oder wenn er ein guter Deutscher ist, zur schönen Aussicht! P. G.

und das alte Schloss Riegersburg. Noch weiter rechts sind die Zwillingskögel von Gleichenberg. Am Rande des Gesichtskreises löst sich das Hügelland in eine mattblaue, unermessliche Ebene auf; das träumende Auge meint, es erblicke die hohe See.

Gegen die Mittagsseite hin wird es schon wieder heimeliger; da bohrt sich vor allem die Eisenbahn über das Grazfeld schnurgerade in den Süden hinein und — sollte es ein nachbarlicher Gruß sein? — Wildon zeigt uns einen funkelnden Knauf herauf. Im Hintergrunde lehnen sich in malerischen Abstufungen der Wildoner Berg, die Sausaler Höhen und der Bacher; sie sind hier die letzten Wellen und die Windischbüheln die letzten Tropfen, in welchen der gigantische Strom der Centralalpen versickert.

Wir plaudern und vergessen, dass wir noch nicht auf der Höhe der Situation sind. Wir haben noch einige hundert Schritte durch reizendes und wangenkratzendes Dickicht zu gehen. Da schießt uns die Nachmittagssonne schon einige Liebespfeile entgegen, und plötzlich stehen wir vor einem Steinwall. Dort stand die Warte.

Im Juni des Jahres 1830 bestiegen der Kaiser Franz mit Gemahlin, der Erzherzog Johann und der Herzog von Reichsstadt den Plabutsch. Zur Erinnerung an diese Excursion und „beseelt von Dankgefühl und Triebe, den Ort zu heiligen, wo Franz einst stand, hat Eggenbergs und Göstings Volk die Hand geboten, dieses Denkmal ihrer Liebe der Nachwelt noch in später Jahre Reihen als freudige Erinnerung zu weihen. Und was des Kaisers Auge hat entzückt, die Westaussicht bleibt frei und unverrückt, und soll dem Wand'rer noch in späten Zeiten des Anblicks schönste Augenlust bereiten."

Hat man sich endlich auf das Plateau des Steinwalls hinaufgeringelt, so ist es wahrhaft an der Zeit zu jubilieren. Da unten — gerade uns zu Füßen — liegt auf grüner Au die Ortschaft Thal mit ihrem nussbraunen zackigthürmigen Schloss und mit ihrem „Kirchenmichel." Weiter rückwärts ragt ein Recke der Vorzeit — Plankenwart auf. Man kann die Thäler, die hier zu sehen, nicht alle zählen und in jedem stehen zerstreut weiße Häuschen und Höfe und hie und da ein Kirchthurm „lieblich zu schauen, wie Maßliebchen auf grünenden Auen." Die waldigen Höhen am Abhange des Plabutsch noch so frischgrün, werden immer dunkler und treten endlich in jenen einförmigen bläulichen Duft, der uns glauben lässt, es sei nichts als Urwald und Urwald, was sich halb verschwommen hinzieht in sonnigen Fernen.

Weit drüben macht sich das Kainachthal breit und hinter demselben beginnen die Terrassen der Hochstraße, des Rosenkogels, der Schwanberger Gebirge und der Koralpe an der Grenze unseres Landes.

Überlieferungen, schwerfällig und misstrauisch, gedrückt durch die Steuerlast, geschädigt durch ein höchst mangelhaftes Creditwesen und die Fahnenflucht der arbeitsfähigen Jugend, klammert sich der Bauer, nunmehr auf die Landwirtschaft angewiesen, an die Subsidien von einst, an seinen Wald, an sein Feld und seine Alm, er klammert sich aber auch mit aller Gewalt an die Rechte, welche er an fremden Grund und Boden, zunächst im fremden Walde hat.

Ich möchte die Lage, die unter den hilflosen und unbeholfenen armen Leuten entstand, geradezu eine Verwirrung nennen. Vielfach wurde in derselben die erste Hilfe in einer völligen Ausnutzung des eigenen Waldbesitzes gesucht; die durch die neue Zeit entstandene Absatzmöglichkeit für jegliches Holzsortiment kam hiebei gleißnerisch entgegen.

Aber nicht allein die Einnahme für das Holz, häufig so groß, dass sie übermüthig machte, sondern auch die Vermehrung der Weideflächen durch die Holzschläge war und ist für den kurzsichtigen Bauer Veranlassung zu rascher Ausnützung seiner Sparcasse, seines Waldes.

Es brach sich zwar sehr bald die gewiss richtige Meinung Bahn, dass nur aus einer rationellen Viehzucht Ersatz für die bedeutenden Einkommenverluste aus dem Montanbetriebe zu suchen sei, aber wie diese von der Natur gebotenen und von jeher ziemlich ergiebigen Hilfsquellen richtig zu nutzen seien, das hat der Bauer von seinen Eltern nicht, in der Schule aber schon gar nicht gelernt; ein Fachwissen, wie es heute jeder braucht, soll er nicht untergehen im hohen Gange der Zeit, hielt der Bauer für sich und die Seinen, hielt man aber auch maßgebendenorts für ihn lange für überflüssig.

Ja es gibt heute noch Leute, die behaupten, so wie es der Bauer von altersher mache, so sei es recht, so sei es erprobt und am besten, die heute noch immer und ausschließlich von außen Hilfe haben wollen für unsere Bauern, anstatt dass sie ihm sagen: Du Bauer, du musst ganz umstecken, wenn du zu was kommen willst, du musst gründlich aufräumen in der alten Wirtschaft, du musst dir, ihr müsst euch selber helfen, ihr müsst euch anpassen der Zeit, in der ihr lebt.

Bis in die allerneueste Zeit hat es an mustergiltigen Beispielen, an Musterwirtschaften gefehlt, an welchen die Bevölkerung aus der Anschauung hätte lernen können. Dagegen hat der fast überallhin reichende Verkehr die Leute mit der Außenwelt bekannt gemacht, jeder Schritt in die Fremde vermehrte die Ansprüche und die Unzufriedenheit, sah man doch, wie es fast allen anderen besser gehe als dem Bergbauern und seinen Dienstboten; fühlte man doch, wie die Schulden immer größer wurden und es an dem nothwendigsten Bedarfe gebrach, während die Städter jährlich mehr zu verdienen schienen und sich alljährlich Erholung gönnen können auf dem Lande. Selbst der Sohn des Bauern war kaum

Unsere Gebirgsbauern.

Immer noch gibt es Leute, die nicht glauben wollen, dass es mit dem Bauernstande, besonders dem im Gebirge, niedergeht. Sie halten das für ein Geraunze der „stets unzufriedenen Bauern“ und für eine poetisch-elegische Klage der Poeten. Umso merkwürdiger ist die Schrift „Über die Lage des Gebirgsbauern in den Alpen“, von Rudolf Anton Jugowiz. (Wien. Buchdruckerei Helios. 1901.) Der Verfasser ist weder ein unzufriedener Bauer, noch ein elegischer Poet, sondern ein praktischer Forstmann. Förster pflegen sonst gerne an Seite der hohen Herren und Jäger zu stehen, dieser jedoch hat sich sein klares Auge für die Thatsachen bewahrt und sein Büchlein ist lehrreich.

Zur Kennzeichnung der Lage sagt unser Autor unter anderem Folgendes:

Durch den Niedergang der Eisenindustrie in den Alpen und durch den Übergang von dem Holzkohleneisen zu dem Kokseisen wurden Bauernwirtschaft und Forstwirtschaft aus der dienenden Stellung befreit und auf eigene Füße gestellt.

War dies für die Forstwirtschaft, deren Hauptproduct, das Holz, durch die im letzten halben Jahrhundert entstandenen Bahnen ein Welthandelsartikel wurde, ein ganz außerordentlicher Gewinn, so war dies andererseits für die vom Montanbetriebe lebenden Gebirgsbauern unserer Alpenländer ein ganz außerordentlicher Schlag, der umso empfindlicher und umso tiefer saß, weil er unvermittelt traf.

Während der denkende Forstmann seit der Verwertungsmöglichkeit für Nutzholz die Kohlholzwirtschaft als eine Verlustwirtschaft betrachtete und den Augenblick herbeisehnte, von welchem an er nicht mehr gezwungen würde, sein bestes, wertvollstes Holz im Dienste des Bergbetriebes, fast ohne Verdienst zu Kohle zu verbrennen, während der Forstmann sich in der Regel schon bereit hielt für den Moment der wirtschaftlichen Befreiung, und seinen Betrieb der fortschreitenden Erkenntnis im Fache sowie dem Markte anpasste, dank der technischen Schulung, die er genossen, war für den Bauer, dessen wirtschaftliche Grundlage das Hüttenwerk war und der unvorbereitet der neuen Zeit gegenüberstand, das Verschwinden der Montanindustrie aus den Gräben eben gleichbedeutend mit einer Entziehung der Existenzbedingungen.

Völlig unerzogen für das neue Leben, erfüllt von vorgefassten Meinungen über alles Neue, zäh und festhaltend an den wirtschaftlichen

Bauern freie Existenz lebenskräftig zu erhalten und die Verwälderung des Grabens zu verhindern?

Es sei mir hier nur noch gestattet, auf die Lage des Bauern der Jagd gegenüber hinzuweisen, denn gerade im Servitutswalde stoßen heute Waldbesitzer, Jäger und Bauer am häufigsten aufeinander. Es ist begreiflich, dass letzterer in seinem Verlangen, jeden Grashalm seiner Weiderechte seinem Vieh zukommen zu lassen, alles, was ihn in der Erfüllung dieses Wunsches hindert, hasst, obgleich von Haus aus selbst jägerisch und waldfreundlich gesinnt.

Ich finde es begreiflich — und wäre die bäuerliche Wirtschaft auf jener Höhe, auf welcher ich sie gerne sehen möchte, so fände ich es auch berechtigt — wenn der Bauer sich empörte und wenn er über die moderne Hochwildmassenzucht flucht beim Anblicke einer Schonungsfläche, aus welcher sein Vieh verjagt oder gepfändet wurde, in welcher aber ein Trupp Hochwild äst, dem Bauer zum Nachtheil, dem Forstmann vielleicht zu noch größerem Schaden. Der übermäßige, durch künstliche Überhegung entstandene Hochwildstand auf freier Wildbahn ist mit dem fortgeschrittenen Culturzustande eines Landes und wohl auch mit den Begriffen des echten Weidmannes unvereinbar, und es ist eine Sünde an Land und Volk, die Jagd zu pflegen auf Kosten der Land- und Forstwirtschaft; unverantwortlich ist es, die materielle Noth des Bauern auszunützen zu Gunsten der Jagd. Es ist moralische Pflicht des wirtschaftlich Starken, den Schwachen zu stützen, auf dass auch er erstarke und ein nützliches Glied des Staates werde!

Verbrecherprocesse und die Tagespresse.

In der letzten Zeit hat, wie schon so oft, auf's neue eine gewisse Sorte der Presse, die in diesen Blättern wiederholt nach Gebür gekennzeichnet worden ist, den Beweis erbracht, dass sie bei ihrer sich über alle Sitte und Sittlichkeit hinwegsetzenden, auf die niedrigste Sensationssucht des gebildeten und ungebildeten Pöbels berechneten Geschäftsmache vor keiner noch so jämmerlichen Handlungsweise zurückscheut.

Es ist wohl an der Zeit, die öffentliche Aufmerksamkeit auf einen Unfug zu lenken, der mit der Veröffentlichung der abscheulichsten Nichtswürdigkeiten getrieben wird, insbesondere mit der journalistischen Ausbeutung der Gerichtsverhandlungen. Auch dem unaufmerksamen und flüchtigen Leser der Tagespresse kann es nicht entgangen sein, zu welchem gewichtigen Bestandtheil des täglichen Inhalts gewisser Blätter sich die Wiedergabe von Gerichtsverhandlungen ausgewachsen hat. Ganze Spalten,

mehr auf dem Besitze zu erhalten, denn er glaubte zu wissen, dass er als Arbeiter in der Stadt oder in der Fabrik mehr verdient und besser lebt, denn der Bauer, geschweige denn als Knecht. Ja, Knecht zu werden, Magd zu werden, hat das Bauernkind heute mit Recht keine Lust, selbst das ledige Kind der Magd zieht jeden anderen Dienst dem Bauerndienste vor. Wer die Lage der bäuerlichen Dienstboten kennt, die der Besten aus unserem Volke einer, unser Morre, so treffend gezeichnet hat, der wird diese Fahnenflucht begreifen. Karger Lohn für strenge, schwere, langandauernde Arbeit im Mannesalter, Bettlerkost und Bettlerelend im Greisenalter, das kann wohl keinen Menschen, selbst nicht den für das Ideale im freien Bauernthum Begeisterten locken, und der, der da halb höhnend, halb rühmend hervorhebt, wie gesund die bäuerliche Arbeit sei, würde bald mürbe werden im Bauerndienste, auf dem Strohlager eines Knechtes, beim elenden Mahle eines Einlegers.

Der alte Bauernstolz, der in der Freiheit des Daseins, in der eigenen Herrlichkeit und im Bewusstsein, die Säule des Staates zu sein, fußte, der etwas sympathisch Unbeugsames, Felsenfestes hatte, gleich des Bauern Grundeigenthum, wo kam der hin, wo finden wir ihn heute noch?

Die Hilflosigkeit und Noth im wirtschaftlichen und geistlichen Leben des Bauern haben fast allenthalben seine naive Einfalt zur Thorheit, seine Wahrheitsliebe, Ehrlichkeit und Offenheit zur Grobheit, Rüdigkeit und Verschlagenheit, die Religiosität zum Aberglauben, die Gutmüthigkeit zur Schwachsinnigkeit, den Ernst zum unbeholfenen Trübsinn gemacht. Nur schwer gelingt es uns heute, den guten Kern unter diesen faulen Schalen zu finden, doch es gelingt, ich bin davon überzeugt und glaube noch fest an die Möglichkeit einer Wiedererhebung unseres Bauerncharakters.

Ich glaube nicht zu viel zu behaupten, wenn ich sage, dass die Mehrzahl der Gebirgsbauern, wenn es so fort geht, in naher Zeit um billiges Geld zu haben sein wird, wenn sie nicht gründlich umkehren.

Es mag sich Mancher im Interesse der Waldausbreitung und der Ruhe, die dann in die Gräben einziehen wird, darüber freuen, das Volk und der Staat haben diese traurige Erscheinung bitter zu beklagen und alles aufzubieten, um dieser Entvölkerung der Alpenthäler, wie wir sie manchenorts beginnen sehen, vorzubeugen. Ich gebe zu, dass eine rationelle Forstwirtschaft dem Staate und dem Einzelnen in klingender Münze mehr leistet als eine herabgekommene Bauernwirtschaft, ich meine aber, dass diese noch immer mehr leistet als eine gute Jagd auf gleicher Fläche und frage: muss denn die Bauernwirtschaft so herabgekommen sein; muss es Bauern geben, die an Wildschadenersatz mehr einnehmen als von ihrer Wirtschaft; gibt es denn keine Mittel, um des

eines Verbrechens ermöglicht wurde — eines Verbrechens, das ohne diesen Wink wahrscheinlich unausgeführt geblieben wäre, weil der Verbrecher aus sich selbst heraus niemals Mittel und Wege gefunden hätte. Eine Statistik darüber, wie viele durch die lebendige Schilderung eines Sensationsprocesses, durch die Lectüre von Blut- und Mordgeschichten zum Verbrecher geworden sind, fehlt und wird wohl kaum zu erwarten sein. Aber ich bin überzeugt, dass sie Zahlen aufweisen würde, über die man erschrecken müsste. Die Bestie liegt mehr oder weniger tief versteckt in jedem Menschen, und bei manchem bedarf es nur des geringsten Anreizes, sie aufzuwecken.

Es ist eine bekannte Thatsache, dass zu Zeiten gewisse Arten von Verbrechen geradezu epidemisch auftreten, ja dass dann die Art ihrer Ausführung in allen Fällen zum Erstaunen ähnlich ist. Soll ich an die Attentatsjahre 1878—1881 erinnern, wo gegen eine ganze Reihe europäischer Fürsten ganz ähnlich ausgeführte Mordversuche ausgeführt wurden? Oder an die Briefträgermorde zu Anfang der Achtzigerjahre, die in Plan und Ausführung eine überraschende Ähnlichkeit aufwiesen? Oder an die Lustmorde und Sittlichkeitsverbrechen Ende der Achtziger- und Anfang der Neunzigerjahre? Und sollte wirklich Jack the Ripper, der jahrelang das Ostend Londons in Angst und Schrecken hielt, immer ein und dieselbe Person gewesen sein, wie man annimmt? Das erscheint mir denn doch auf Grund einer Reihe psychologischer Erwägungen mehr als zweifelhaft. Dass diese Verbrechen immer genau in derselben Weise mit denselben Schnitten und Verletzungen an den Opfern ausgeführt wurden, beweist nicht das mindeste für die Annahme, dass sie alle von ein und derselben Person verübt worden seien. Die Londoner Tagesblätter brachten ja so eingehende, mit anatomischer Genauigkeit registrierte Schilderungen der Verletzungen, dass es niemand schwerfallen konnte, bei einer so instructiven Anleitung ebenfalls ein Frauenzimmer genau in derselben Art abzuschlachten.

Ich bin weit entfernt davon, den Anlass zu derartigen Verbrechen in den Schilderungen der Presse allein zu suchen. Die Lectüre allein macht keinen Verbrecher, ebensowenig wie sie aus abenteuerlustigen Jungen Robinsons oder Indianer machen kann. Dass aber ein gut Theil der Schuld daran, wenn sich ähnliche Verbrechen innerhalb kurzer Zeiträume wiederholen, auf die Lectüre eingehender Schilderungen solcher Verbrechen zurückzuführen ist, das bedarf für den Kenner keines Beweises. „Das Dichten und Trachten des menschlichen Herzens ist böse von Jugend auf," an diesem Wort des alttestamentlichen Weisen hat noch keine moderne Cultur und Civilisation etwas zu ändern vermocht; das „Dichten und Trachten" aber kann zur bösen That werden, wenn es einmal lebhaft angeregt worden ist. Und in vielen Herzen geschieht diese Anregung durch die Lectüre der Blut- und Mordprocesse.

ganze Seiten und mehr werden mit den ausführlichsten Erzählungen von den Verhandlungen der Gerichte ausgefüllt. Der Name des Angeklagten erscheint häufig nicht nur voll angegeben, er wird sogar gesperrt gedruckt, und mancher arme Teufel, der einmal irgend einer Versuchung erlegen ist, ist schon dadurch, dass er auch noch von der Presse öffentlich an den Pranger gestellt worden ist, um sein ganzes späteres Lebensglück gekommen. Warum muss der Name des bestraften Menschen nun auch noch gebrandmarkt werden, wo es sich vielleicht um einen gestohlenen alten Rock, um die Unterschlagung weniger Mark und um ähnliches handelt? Thut es die Anführung einiger Buchstaben nicht ebensogut? Und ist es nöthig, dass durch solche Mittheilungen, die niemand nützen, bei der satten Tugend und zahlungsfähigen Moral der Klatsch wachgerufen wird und nicht nur der Verurtheilte, sondern auch seine ganz unschuldigen Angehörigen zum Gegenstand der Aburtheilung gemacht werden?

Aber dieses Aufrühren und Ausrufen des fremden Elends und der fremden Schuld ist es nicht, worüber wir hier reden wollen; unser Thema ist noch ernster. Ich habe schon gesagt, dass die Wiedergabe von Gerichtsverhandlungen in einer großen Zahl von Tagesblättern einen Raum einnimmt, der in keinem Verhältnis zu der öffentlichen Bedeutung der Dinge steht, die da verhandelt werden. Aber noch mehr: je schmutziger, ekelerregender und grauenhafter der Gegenstand eines Processes ist, desto mehr wird er bis in seine abscheulichsten Einzelheiten hinein breit getreten; alle Einzelheiten der Greuelthat werden skrupellos aufgezählt und mit Vergnügen und Stolz, als seien es die kostbaren Perlen eines Halsschmucks, aneinandergereiht. Es scheint mir, als habe dieser widerwärtige Unfug unserer Scandalpresse noch lange nicht ihren Höhepunkt erreicht. Die neueste Errungenschaft in dieser Beziehung ist eine förmliche Eintheilung des Stoffes in Capitel, so dass jedes Stadium des Processes durch eine eigene fett gedruckte Überschrift ausdrücklich hervorgehoben und dem sensationssüchtigen Leser dadurch als besonders interessant bezeichnet wird.

Als vor mehreren Jahren der Process Koschemann in Berlin spielte, brachten die Blätter, und es haben damals selbst große und durchaus anständige Blätter bei diesem Sport mitgethan, eine Beschreibung der angeblichen Höllenmaschine Koschemann's, die so gründlich und detailliert war, dass jeder nicht ganz auf den Kopf gefallene halbwüchsige Bengel in der Lage gewesen wäre, sich auf Grund dieser Beschreibungen ebenfalls eine Höllenmaschine zu construieren, um dann bei Gelegenheit damit irgendwelche nichtsnutzigen Streiche zu vollführen. Wozu in aller Welt eine solche eingehende Beschreibung eines Mordinstruments? Exempla trahunt; es ist schon mehr als einer erst in dem Augenblick zum Verbrecher geworden, wo ihm durch irgendwelchen Fingerzeig die Ausübung

erstatten; ihre ausführliche Schilderung der Mord- und Schandthaten, die vor den Gerichtsschranken zur Verhandlung kommen, entspricht lediglich der Speculation auf die niedrigsten Triebe eines sensationslüsternen Publicums. Und diese Speculation trügt nie.

Es ist allemal ein untrügliches Zeichen des sittlichen Niederganges eines Volkes, wenn solche schwülstigen Schilderungen von Mord, Raub, Unzucht dargeboten und entgegengenommen werden. Die Fabrikation dieser Artikel ist ein einträgliches Geschäft; der Straßenverkauf der Blätter ist zum Beispiel in Berlin bei solchen Gerichtsverhandlungen viel größer als sonst. Und man betrachte nur einmal an diesen Tagen das Treiben in den Cafés, wo viele Zeitungen gehalten werden!

Es ist eine unbestreitbare Thatsache, dass Geschmack und Gemüth der großen Masse immer mehr verrohen, und ich meine, hierin liegt die Gefahr, die einzudämmen wohl der Arbeit aller anständigen Menschen wert wäre. Wie zur Genesung aus körperlicher Krankheit die erste Bedingung das entschiedene Fernhalten aller schädlichen Einflüsse ist, genau so ist es bei einer sittlichen Krankheit; alle Medicamente, alle Heilmittel, die tüchtigsten Ärzte, die besten Pfleger werden und müssen versagen, wenn ihre Einwirkungen immer wieder durch eingeführte Gifte aufgehoben werden. Ein solches Gift für die Volksseele, für das Volksgemüth sind diese frivolen Schilderungen aus den Gerichtssälen.

Gebieterisch fordern das öffentliche Interesse und die Volksgesundheit, den gefährlichen Missbrauch einzudämmen, der mit dem entsittlichenden publicistischen Breittreten des Thatbestandes von Gerichtsverhandlungen getrieben wird. Es ist klar, dass bei Processen, die ein hervorragendes Interesse haben, bei Processen, die in Bezug auf politische Zustände, auf Regierungs- und Verwaltungsangelegenheiten und ähnliche Dinge bedeutsam erscheinen, auch eine möglichst ausführliche Berichterstattung nicht nur am Platze, sondern auch geboten ist. Aber ganz und gar nicht ist das der Fall bei Processen, in denen nichts anderes als die längst bekannte Bestialität der Menschennatur aufgedeckt wird. Hier kann in wenigen Zeilen der wohlverstandenen Pflicht einer ehrlichen Presse vollauf genügegeschehen. Alles, was in solchen Fällen über eine knappe und ruhige Berichterstattung hinausgeht, ist vom Übel und sollte durch irgendwelche Maßregeln unmöglich gemacht werden. —

„Die Grenzboten“ haben diesen Aufsatz veröffentlicht. Er passt unter Weglassung einiger Stellen genau auch für unsere Kreise. Fort mit der Verbrecherschule in unseren Zeitungen!

Wenn — ich erwähne Thatsachen — bei der Schilderung eines Mordprocesses in der Zeitung ausführlich erzählt wird, wie der Mörder sein Opfer im Bett überraschte, ihm die Kehle zudrückte, wie er dann, ehe er den tödlichen Schnitt that, zunächst die Schärfe seines Messers dadurch prüfte, dass er sich damit langsam über die eigene Handfläche fuhr; wenn in dem Process Bechtel in München die dortigen Schmutzblätter in geradezu raffinierter Weise die Ermordung der Frauen schildern, wenn im Process Gönczi in ekelerregender Art das bestialische Verhalten des Mordbuben breitgetreten wird, so sind solche nichtswürdige Schilderungen für die öffentliche Sitte und Sittlichkeit hundertmal gefährlicher als die Ausstellung nackter Bildwerke. Denn derartige Schilderungen verrohen unfehlbar das Gemüth des Einzelnen, reizen die niedrigsten Triebe der Masse und ziehen mit apodictischer Gewissheit eine frivol-wollüstige Sensationshascherei und ein Interesse am Ekeln groß, die schließlich jeden Trieb nach höherer, edlerer geistiger Nahrung, der ohnehin in der großen Menge nicht sehr rege ist, ersticken müssen. Keine Volksbibliotheken, keine Vereine für Volksbildung, keine öffentlichen Vorträge können auf die Dauer der vergiftenden Macht derartiger bodenlos verworfener Schilderungen die Wage halten, und alle Mühe und Arbeit edler Geister, die Masse des Volkes zur Bildung und Sitte emporzuziehen, wird vergeblich sein, wenn solchen instructiven Einflüssen länger Raum gelassen wird. Hier wäre für die lex Heinze ein Paragraph nöthig gewesen, und wenn tausendmal von gewisser Seite über „beabsichtigte Knebelung der Presse“ geschrieben worden wäre.

Man wende nicht ein, dass solche ausführliche Schilderungen von Gerichtsverhandlungen nöthig seien, um das Publicum in zweifelhaften Fällen, wo die Angeklagten ihre Schuld hartnäckig bestreiten, in die Lage zu setzen, sich auf Grund eines eingehenden Referates selbständig ein Urtheil zu bilden. Auf die sehr ernste Frage, ob und wann es nöthig werden könnte, die öffentliche Meinung zu einer Mitwirkung beim Finden eines Urtheils oder zur Abänderung eines schon ergangenen in Bewegung zu setzen, will ich mich hier nicht einlassen: gewiss, die eingehende Erörterung eines Rechtsfalles in der Presse kann einem sehr idealen Zweck dienen. Aber nie und nimmer verfolgen einen solchen Zweck die Blätter, die aus der Wiedergabe der Gerichtsverhandlungen und des dabei zu Tage tretenden Schmutzes einen Sport machen. Gerade die Blätter dieses Schlages waren es bekanntlich, die sich seinerzeit in witzig sein sollenden Bemerkungen nicht genug thun konnten, als der Vertheidiger Bechtel's seinen Zweifel an der Schuld seines Klienten erregt aussprach, oder als Gönczi beharrlich dabei blieb, die ihm zur Last gelegte That zu bestreiten. Schon aus solchen kleinen Zügen geht hervor, dass diese Blätter keineswegs im Interesse einer objectiven Rechtspflege Bericht

nicht. Ihr regiert auf dem Papier und sie thun was sie wollen. In unserem Land ist der Völkerstreit ausgebrochen, das Haus voller Feind', sie möchten hinaus und können nicht, das Thor ist fest zu. Sie fallen nachher gegen einander her. Zum Religionskrieg haben wir auch nicht mehr weit. Alles ist aus der Weis und ihr wisst euch nicht zu helfen. Hab' ich recht oder nicht?!"

Der Herr schaute so drein, gar ernsthaft und doch fast ein wenig schmunzelnd und sagte dann leise: „Sie haben recht. — Aber was thäten denn Sie?"

„Einspannen, Excellenzherr, einspannen."

„Einspannen?"

„Ich will die Leut nicht mit dem Vieh vergleichen", sagte der Bergführer. „Es ist nur ein Beispiel, was ich sage. Wir sind unterwegs dem vielen Vieh begegnet; die Ochsen haben untereinander immer gerauft, mit den Beinen ausgeschlagen und mit den Hörnern gestoßen. Da kommt der Bauer mit dem Joch, spannt sie ein und alles ist gut. Die feindlichsten Thiere gehen friedlich neben einander her und ziehen am Pflug."

„Sie meinen also —?"

„Meinen thue ich eigentlich nichts. Denn, weil das nicht passt. Es wäre nur, dass die Leute auf andere Gedanken kommen."

„Das wäre wünschenswert."

„Ich will dem Excellenzherrn eine kleine Geschichte erzählen. Darf ich? Derweil hört nachher der Regen auf. Es ist schon weit hinten in der Zeit, bin ich einmal monatelang auf einem alten, hölzernen Kaufmannsschiff gefahren, als Matrose. Nach Brasilien hinunter. Ein weiter Weg. Unser sechzig Mann sind auf dem Schiff gewesen und ganz verträglich gieng es her. Da eines Tages wird ein Reisender, der unterwegs eingestiegen ist, schwarz und stirbt. Bald darauf ein zweiter, ein dritter. Sind blau angelaufen und gestorben, und heißts: Die Pest! Jetzt hat man was erlebt. Wie die Leute durcheinander gefahren sind vor Angst und Verzweiflung! Die Pest auf dem Schiff! Eine Rotte von Wahnsinnigen kanns nicht schrecklicher treiben; einer ist über Bord gesprungen; ein anderer hat sich in der Kajüte erhängt, wieder andere sind sich gegenseitig wie rasend angefallen, ganz sinnlos, als könne die Pest bezwungen werden, wenn man die Leute, die etwa schon angesteckt sind, erwürgt. Der Schiffscapitän war ein gescheidter Mann, der hat den Kopf oben behalten. Und wie er gesehen hat, dass es immer heilloser wird auf dem Schiff und eine allgemeine Meuterei droht, ohne dass Einhalt gethan werden kann, kommt er plötzlich vom Schiffsraum herauf aufs Deck und verordnet mit schrecklich kaltem Ernst, alle Mann an die Arbeit, an die Pumpen, an die Eimer. Das Schiff habe einen Leck bekommen, die Tiefräume wären bereits voll Wasser und wenn die Auspumpung und die Verstopfung nicht gelinge, so müsse in kurzer Zeit das Fahrzeug sinken. In der nächsten Minute ist alles an der Arbeit gewesen. Nach gutem Seemannscommando haben sie gepumpt, Eimer geschleppt, ausgeschöpft tage- und tagelang. Denn das Wasser im Schiffsraum wurde nicht weniger, wenn auch nicht mehr. Das Schiff schwebte immer noch in Gefahr, die Leute arbeiteten angestrengt aber mit guter Ordnung und die beständige Thätigkeit erweckte immer bessere Hoffnung, Schiff und Leben noch zu retten. An die Pest hatten alle vergessen und erst als wir die Insel San Piedro erreichten, verstopfte der Capitän heimlich die Lücke, die er früher heimlich geöffnet hatte, um Wasser in das Schiff zu lassen und die Leute zur Thätigkeit zu zwingen. — Vielleicht ist Euere Excellenz dieser Fall ohnehin nicht unbekannt, er hat zu seiner Zeit Aufsehen gemacht."

„Ich glaube, lieber Lorenz, Sie wollen mit Ihrer Geschichte sagen, dass man auch auf dem Staatsschiffe, wenn die Völker rebellisch zu werden drohen, eine

Kleine Laube.

Einspannen.

Schon weit waren sie über die Waldregion hinaus, der Tourist und sein alter Bergführer, als es zu regnen begann. In einer verlassenen Hirtenhütte nahmen sie Unterstand. Aber anstatt dass der Regen aufhörte, gieng er in Sturm und Strömen über, und die beiden Männer mussten in der Hütte verweilen. Der Tourist, ein älterer Herr, wollte es anfangs mit dem Ärgern versuchen. Als dieses aber nichts nützte, das Unwetter nur immer noch ärger wurde, holte er seinen Humor hervor, begann sich unter dem rußigen aber sicheren Dache häuslich einzurichten und schlug dem Führer vor, dass sie ganz ungeniert zu einander sein wollten und wie Mensch zum Menschen plaudern könnten.

Das sei ihm auch recht, meinte der alte Bergführer, er heiße also Lorenz Übersang, sei in jungen Jahren Soldat gewesen, habe etwas von der weiten Welt gesehen und trachte, seine alten Tage mit Korbflechten zu verbringen, so lange ihm die Augen treu blieben und mit Fremdenführen, so lange ihn die Füße nicht verließen. Als er sich solchergestalt vorgestellt hatte, erwartete er auch von seinem Touristen ein gleiches Entgegenkommen, wenn sie schon „Mensch zum Menschen" sein wollten. Da dieser jedoch nichts desgleichen that, so sagte der Führer, nachdem er die mitgebrachten Esvorräthe ausgepackt hatte und von dem Touristen eingeladen worden war zuzugreifen: „Ja, mit Verlaub Herr. Mit einem Minister habe ich eh schon lange nicht mehr gespeist."

Der Herr stutzte, er war erkannt. Dann sagte er launig: „Es ist wohl auch nicht viel Besonderes, mit einem Minister den Imbiss einzunehmen, deren im Ruhestande gibt es auf allen Wegen und Stegen."

„Na", meinte der Alte schlau, „soweit haben es Euere Excellenz doch noch nicht gebracht."

„Was nicht ist, kann bald werden", sagte der Excellenzherr, bereit auf die Unterhaltung einzugehen.

„Ich glaubs, dass einem so ein Handwerk zuwider werden kann", sagte der Bergführer. „Geschweigens zu dieser Zeit und bei uns. Da gehört schon der heilige Geist dazu. Weiß es wohl, wies hergeht. Immereinmal schon hab ich mir gedacht, Lorenz, wenn du jetzt Staatsminister wärest, was thätest du?"

„Nun?" Der Excellenzherr stützte seinen Ellbogen auf den Bretterschragen und beugte sich gegen den Alten vor.

„Meine Herren!" sagte der Alte, als ob er vor einer Reichsversammlung redete, „euch wachsen die Leute über den Kopf. Ihr schafft an und sie folgen euch

Ein Buch der Hochtouristik.

Lieber Leser! Ich warne dich vor dem Lesen! — O, bitte, so ist das nicht gemeint, dass du gleich den „Heimgarten“ bei Seite legen sollst. Der kostet, gleichmäßig vertheilt, täglich kaum zehn Minuten, während du dir täglich eine Stunde für Literatur gönnen magst. Eine Stunde bedächtigen Lesens täglich bringt dich voran, macht dich größer.

Nur vor dem zu vielen Lesen warne ich dich. Ich gebe keinen Rath, den ich nicht selber erprobt habe und so muss eingestanden werden, dass mich das viele Lesen verdorben hat. Zwar haben mich „schlechte“ Bücher nicht viel schlechter und „gute“ Bücher nicht viel besser gemacht — geschadet hat mir nur das Lesen als solches. Das zu viele Lesen, das zu flüchtige Lesen, das Durcheinanderlesen von allem Zeug, das einem zufällig in die Hand kommt. Vom Zeitunglesen rede ich gar nicht, das ist überhaupt kein Lesen, das ist wie das Grasen laufender Schafe — hier rasch ein Blatt abgebissen, dort hastig einen Halm, und weiter, weiter. Ich rede von Büchern aller Art, unterhaltenden, belehrenden, wissenschaftlichen, von classischen Werken und von Schundliteratur, von weltlichen und geistlichen Schriften. Derlei las ich in meiner Jugend ohne Auswahl und ohne Plan unermesslich viel. Als Heimgartenmann nachher musste ich die Recensionsexemplare der zeitgenössischen Literatur lesen und die Manuscriptsendungen von Schriftstellern und Dilettanten und sogar — meine eigenen Werke. Die Folge davon war ein bodenloser Abscheu gegen das Lesen, gegen alle Bücher überhaupt. Jedes bedruckte und beschriebene Blatt Papier, das mir ins Haus flog, regte mich auf, verursachte mir Unbehagen. Ich habe mich mein Lebtag nie übergessen, aber ich habe mich überlesen. Ganz abgestumpft war ich zeitweilig und gleichgiltig selbst gegen gute Bücher. Wenn ich Nachschau hielt, was ich mir seit den dreißig Jahren in die Seele gelesen hatte — so fand sich wenig Gewinn, es waren halb verwischte Eindrücke vorhanden, aber sie waren nicht zu brauchen, bei Zeiten merkte ich es, dass sie nicht bildend, nur verflachend gewirkt hatten. Zum Glücke war das meiste ganz und gar vergessen, so dass es wenigstens der persönlichen Entwicklung nicht allzustark im Wege sein konnte.

Da habe ich denn die Enthaltungscur versucht. Mehrere Jahre lang las ich gar nichts. Ich las keinen Classiker und keinen Modernen, ich beleidigte die liebenswürdigsten Dichterinnen, indem ich ihre neuen Poesien nicht las, ich empörte die Einsender von Manuscripten, dieweilen ich ihre Schriften ganz und gar unbeachtet in große Kisten legte oder ungelesen zurückgab. Zu meiner Freude merkte ich die sachte Versimpelung und Ignoranz, die nun bei mir eintrat. Ich kannte keine neue Erscheinung, musste nicht mitzusprechen über aufsehenerregende Schriften — that nichts als naturbummeln und das unmittelbare Leben anschauen.

Nach langer Zeit begann es in mir frischer zu werden und es regte sich die Leselust. Ich befriedigte sie, aber mit Vorsicht. Sie verlangt nicht mehr so viel als einst, aber ich habe sie auf schmale Kost gesetzt. Alltäglich eine Lesestunde, aber nicht so, dass sie jeden Tag wie ein Brevier abgelesen werden muss; es kann sein, dass ich drei Tage lang nicht eine Zeile lese, hingegen am vierten vier Stunden lang. Ich lese mit Auswahl, nur das, was meiner Natur, meiner Wissensbegierde, meiner Arbeitsstimmung entspricht, ich lese mit Sammlung und Bedacht. Es kommt ja immerhin vor, dass man gedankenlos über einige Sätze dahinliest — sobald ich das merke, gleich Wiederholung mit strengerer Gedankenzucht oder — das Buch zumachen. Man muss darauf kommen, dass das Lesen etwas Wertvolles ist, dass dazu eine völlige Hingabe nöthig ist, dass der Genuss dann aber auch umso größer, der Nutzen umso nachhaltiger ist.

Ablenkung finden soll, um die Leute auf andere Gedanken zu bringen, sie für andere Sachen zu interessieren, ihre vollen Kräfte in anderer Weise zu beanspruchen, sie —"

„Sie einzuspannen. Excellenz! Wenn Sie von Ihrer Bergpartie gut nach Hause kommen, so machen Sie schnell und stellen den Staatsbürgern eine große Aufgabe. Eine sehr große, die fast ihr Gut und Blut verschlingt."

„Sie würden wohl einen Krieg vom Zaune brechen?" fragte der Excellenzherr.

„In früherer Zeit haben das die hohen Herren recht gern gethan. Den einwendigen Krieg mit dem auswendigen ersticken. Ist aber nichts nutz. Das Leutumbringen muss man ihnen abgewöhnen, das ists ja eben, sonst könnt' man sie auch im eigenen Haus miteinander raufen lassen. Eine große Arbeit müssen die Leut' haben. Nur für sich selber sorgen und Gütersammeln, das ist schlecht. Das ist soviel als Müßigang, und Müßigang ist aller Laster Anfang. Wenn die Leut' sonst nichts haben, um es anzugreifen, so greifen sie sich selber an. Werfen Sie ihnen doch einmal einen ordentlichen Brocken hin, dass sie eine Weil daran zu nagen haben. Eisenbahnen bauen was Platz hat. Die Alpen durchstechen, dass die Donau ins adriatische Meer kann rinnen. Und wenns nicht kleckt, das ganze Großglocknergebirge abtragen, Eis und Steine ins Meer werfen und auf dem leeren Platz Korn anbauen. Was es auch sein mag, nur riesengroße Arbeit. Vieles werden sie durchsetzen, um so besser; vieles werden sie nicht durchsetzen, macht auch nichts, die überschüssige Kraft ist doch aufgebraucht worden, ohne dass sie Schaden gethan hat."

Der Excellenzherr hatte dem einfachen Mann mit seinen faustischen Gedanken geneigt zugehört. Und dann sagte er: „Mein Lieber! Würden die Völker, von denen Sie selber sagen, dass sie der Regierung nicht mehr folgen wollen, sich zu solchen Arbeiten gleich so commandieren lassen? Würden die ungeheuren Steuerlasten nicht gerade das veranlassen, was verhindert werden soll — die Revolution? Und gesetzt, das alles wäre zu machen, würden die Menschen durch die unfruchtbare Arbeit sich nicht aufreiben? Würden bei einer solchen Sclavenarbeit die Leute nicht geistig verderben? Nichts wirkt so entsittlichend als erfolglose Anstrengung. Nein, den Großglockner müssen wir einstweilen noch stehen lassen, doch — übrigens, mich dünkt, der Sturm hat nachgelassen, das Wetter hellt sich auf. Wir wollen marschieren."

Auf dem Rückweg von derselben Bergpartie ließ der Excellenzherr seinen Führer vorangehen. Er wollte allein sein, er hing einem Gedanken nach. Als er nach Hause kam, begann er eine Gesetzvorlage auszuarbeiten. Es war das Gesetz für Wasserstraßen.

Blumenlicht.

(An die Bergaurikel.)

Noch umbraust die hohen Zinken,
Ist's auch Frühling schon im Jahre,
Eis'ger Sturm und peitscht die Wogen
Grauer Nebel durch die Kare;
Kommt ein Sonnenstrahl gezogen,
Siehst du noch das Schneefeld blinken,
Doch auch leuchten von den Wänden,
Frühlingstrost hinab zu senden,
Einer Blume wunderholde,
Goldigschimmernd-volle Dolde.

Steh ich dort im Heiligthume,
Felsendomes düster'm Dunkel,
Seiner Schauer ganz umfangen,
Und es streuet ihr Gefunkel
Durch der Nebelflöre Hangen
Von den Simsen jene Blume,
Glüht in Sehnsucht auf mein Leben,
Muss ich Tod verlachend streben,
Über Klüfte, Abgrundsgrüfte,
Nach dem Anhauch ihrer Düfte.

Trifft der goldne Strahl mein Auge,
Rührt er's wie der Blick der Liebe;
In der Nebel Rauch vergehen
Ahn' ich alles Erdgetriebe
Und ein höh'res Reich erstehen,
Wie beseelt von Duftes Hauche . . .
Aus dem kalten Stein zu Golde
Über mir blüht jene Dolde:
Siegend aus der Welt des Raumes
Steigt das Reich des Dichtertraumes!

Hermann Hango.

es dem Verfasser durch viele Feinheiten, die etwas romantisch angelegten Gestalten glaubhaft und durchaus sympathisch zu machen. Was die Hauptsache an diesem Buche ist, bleibt die unübertreffliche Schilderung der Hochgebirgsnatur. Da sieht man doch, dass die Alpenfreude etwas mehr ist als Bergfexerei, dass sie im Menschen ganz neue ungeahnte Kräfte erweckt an Leib und Seele.

— — Sie standen auf einer der Bergspitzen hoch über Zermatt wie auf einer kleinen Insel inmitten des schwach bewegten Luftmeeres. Und unter ihnen lagen die Reiche der Welt und ihre Herrlichkeit.

Elisabeth faltete die Hände. Ein einziger Gedanke lebte in ihr, ein stummes Gebet: ‚Herrgott, ich danke dir, dass du mich das schauen ließest!'

In unermessliche Weiten schweifte ihr Blick. Von den Reisfeldern der Lombardei bis zu den Rebenhängen Tirols, von den grünen Wellen des Genfer Sees bis zu dem Tannendunkel des Schwarzwaldes, entrollte sich ihr die Erde. Wohl schwebte über diesen Niederungen ein schwerer Dunst. Wolken zogen darüber hin und ließen nur unbestimmt die Lage der Länder und Seen errathen. Aber aus diesem rauchigen Untergrund hob es sich tausendthürmig, in leuchtenden Zacken empor. Ein Schneegipfel schob sich hinter den anderen, eine Kette schloss sich der nächsten an. Was hier in dem alten Europa groß und gewaltig war, was über das Mittelmaß der Erde hinausragte, das reihte sich hier zu einem unermesslichen Kreis von flimmernden Firnen, von wild aufstarrenden Felsspitzen, zwischen denen sich in blendendem Weiß die Schneefelder, in flammendem Farbenspiel die Gletscher über die röthlichbraunen Unterberge hinab in das Bereich der Nebel und der Wälder, hinab zu den Thälern der Menschen senkten.

Da standen sie, die Riesen des alten Erdtheils, in starrer Majestät, sich über Firn und Wolken grüßend.

Dicht vor den einsam athmenden Wesen da oben bäumte sich die satanische Gestalt des Matterhorns in wüthendem Trotz gegen den Himmel auf und mit dem Ungeheuer strebten seine Nachbarn, das Rothorn und die weißleuchtende fürchterliche Dent-Blanche empor zum ewigen Blau.

Zur anderen Seite krümmte das sanfte, große Breithorn den geduldigen Rücken. In blendenden Zacken schimmerte drüben die lange Reihe der italienischen Seealpen. Und von ihnen weg zog der Blick in immer weitere Fernen. Dort, wo der unschöne Koloss des Domes sich wölbte, dort flimmerte es weit hinten in der klaren Eisluft von kühn ragenden Gipfeln und endlosem Schnee. Dort scharten sich die Giganten des Berner Oberlandes um ihre Königin, die Jungfrau, die im Strahlenglanz aus ihrer Mitte sich erhob. Um sie herum die riesigen Recken . . . alles überragend als mächtigster Vasall das Finsteraarhorn, neben ihm des Groß-Schreckhorns ungefüge Gestalt und die Lauteraarhörner. Auf der anderen Seite, im Eisglanz gleißend, die tückische Blümlisalp und, schauernd, in ihren Schneepelz gehüllt, die weiße Frau.

Hinter dem Matterhorn her stieg, eine weiße Märchenwelt, ein ungeheurer Eiswall mit himmelstürmenden Zinnen aus dem Gewühl der Hochwelt empor. Über Europa herrschend prangte da der Montblanc und seine höchste Spitze, der Monarch, grüßte ins Oberland hinüber zur jungfräulichen Königin dieser erdentrückten Pracht. Gegenüber, dort im Osten, trotzten die Tiroler Berge den mächtigeren Schweizer Genossen. Die Ortlergruppe wölbte sich aus dem Getümmel der niederen Spitzen, der zackige Großglockner stand in leuchtendem Glanz und zwischen alledem schimmerten wie der Wiederschein des Himmels, tiefblau durch die Nebelfetzen die Fluten des Lago Maggiore.

Kein Laut . . . keine Bewegung in der zahllosen Schar der Gipfel, die ihr beschneites Haupt zum Himmel aufheben.

Es gibt genau genommen weder gute noch schlechte Bücher, auf die guten oder schlechten Leser kommt es an und auf das, dass der rechte Mensch zu rechter Zeit das rechte Buch liest. Dann kann der Gewinn ein ungeheurer sein.

Was man nothgedrungen liest, als z. B. Bücher, um sie zu recensieren, Manuscripte, um sie zu schulmeistern, dem wird man nie gerecht. Die Neigung muss dich zum Buche ziehen und was dir an „schöner Literatur“ widerwärtig oder auch nur gleichgiltig erscheint, das lasse liegen. Es kann ja sein, dass Vorurtheile spielen und dass ein gleichgiltig erschienenes Buch im Laufe des Lesens hohes Interesse erregt — oft ist mir das nicht vorgekommen. Ohne Stimmung zum Lesen hat mich selten ein Buch gepackt, auch das beste nicht; ist aber frische Leselust vorhanden, dann erwärmt man sich leicht für ein Buch, dann wird das unbedeutende zu einem guten Buche und gibts schon nichts herauszulesen, so liest man etwas hinein.

Für ein Buch gehören also zwei Talente, eins, das es schreibt, das zweite, das es liest. Und wer die richtige Art und Eignung zum Lesen hat, dem wird das Buch eine Vervollständigung des Daseins bedeuten, die Erzählung wird ihm zum Erlebnis.

Vervollständigung des Daseins. Einer kann nicht mit seiner leiblichen Wesenheit die Welt und die Menschen durchleben, so sehr ihn auch manchmal dürsten mag, alles kennen zu lernen, zu versuchen, zu genießen. Da muß z. B. ich auf die Reise über den atlantischen Ocean verzichten, werde nie die Wunder des Morgenlandes sehen, werde wohl auch nie im Hochgebirge der Schweiz wandern, nie von der Spitze des Matterhorns aus auf Mitteleuropa niederblicken, nie die Empfindungen eines Hochtouristen erleben, der in der fürchterlichen Majestät des ewigen Eises in Seligkeit und Todesnoth der Gottheit nahe ist. Nun kommt mir in die Hände ein Buch: „Der weiße Tod“, Roman aus der Gletscherwelt von Rudolph Stratz (Stuttgart, Cotta). Und dieses Buch wird mir zum Erlebnis. Durch das wenige aber concentrierte Lesen ist die ausgeruhte Phantasie eine viel regere und schärfere geworden, ich lebe das Buch. Ich klettere ins Gewände empor, ich lasse mich über die Schneefelder führen, über die Gletscher seilen, ich zwänge mich durch Kamine hinan, ich trotze dem Sturm, dem Schneegestöber, dem Steinschlag, ich empfinde die Schrecken verfehlter Anstiege und das Grausen des Absturzes, das Jauchzen des in Zagen und Gefahren erkämpften Muthes, die Wonnen der Höhe endlich, wenn der Sieg errungen ist. Kein Buch hatte ich bisher gefunden, das die Gletscherwelt so wunderbar anschaulich schilderte als dieses grandiose Berggemälde „Der weiße Tod“. Wüßte auch nicht, wo auf so engen Raum gedrängt alle Charakteristik des schweizerischen Touristenwesens in seinen mannigfaltigsten Seiten fixiert sein könnte, als in diesem Buche, das ich als das Meisterwerk der Gletscherpoesie bezeichnen möchte. Dann will ich auch die Schnur verrathen, an die die Perlen der Naturschilderung angereiht sind. Eine jugendliche Ehefrau aus Deutschland macht, um einmal ein ganzer Mensch sein zu dürfen, Hochgebirgstouren, bei welchen sie einen rauhen tapferen Alpenfreund kennen lernt, der ihrem Herzen sofort näher kommt als ihr Ehegatte, dem der Muth zur Bergbesteigung fehlt. Schon ist sie im Begriff, den Gatten zu verlassen, um sich dem Kraftmenschen, der nur in wilder freier Natur hochgemuth leben kann, hinzugeben, da bringt sie ihr Kind noch zur Besinnung. Diese Fabel hat Schwächen. Es ist nahe der Bergfexerei, wenn ein sonst sehr anständiger und liebenswürdiger Mann als ehrlos feig erklärt wird, weil er — im Hochgebirge überhaupt gänzlich unbewandert — bei einer gefährlichen Bergpartie auf halbem Wege umkehrt. Nur diese Feigheit wird bei ihr vorgeschoben als Grund, ihm untreu zu werden, während der wichtigere Umstand, dass er auf dieser Bergpartie sein Weib in Gesellschaft eines Fremden lässt, auf den er ohnehin schon Verdacht hat, zu wenig betont wird. Doch gelingt

bei, wenn sie aus Gefälligkeit oder um einen Dränger loszuwerden, ihren Namen auf einen beschriebenen Papierbogen setzen. Wenn nachher der Zahlungsauftrag kommt, die Pfändung, Schätzung und Execution, dann laufen sie mit gerungenen Händen umher und klagen Gott und den Menschen das Unrecht, das ihnen geschieht! Freilich geschieht ihnen ein himmelschreiendes Unrecht im Sinne des wirklichen, moralischen, des natürlichen, des empfundenen Rechtes — aber im Sinne des bürgerlichen Gesetzes geschieht ihnen kein Unrecht; das Gesetz hält es nachher mit denen, die schlau zur Namensunterschrift verleitet haben, die eine solche Unterschrift in Händen haben; das Gesetz nimmt dem, der unterschrieben, unerbittlich alles weg, was unter Umständen herzugeben er sich einmal schriftlich verpflichtet hat, das Gesetz ist imstande, den, dem's nicht recht ist, einzusperren, es läſst nicht gelten die Entschuldigung: „Ich hab's nicht gewuſst, ich hab's nicht verstanden, ich hab nicht gedacht, daſs es so weit kommen wird.“ Das Gesetz verlangt: „Mich muſst du kennen!“ Es verlangt das nicht bloß vom Advocaten, sondern auch vom stumpfsinnigen Waldbauern. Unkenntnis des Gesetzes entschuldigt niemanden.

Dasselbe Gesetz, das so unerbittlich darauf besteht, daſs man es kennen müsse, trägt es wohl auch Sorge, daſs man es kennen lernt? Nein, diese Sorge trägt es nicht, sonst müſste es längst in der Volksschule einen Rechtscurs eingeführt haben, bei welchem wenigstens die wichtigsten Gesetzparagraphen jedem Schüler eingeprägt werden.

Zu diesem Gedanken veranlaſst mich das kleine Erlebnis eines meiner Nachbarn auf dem Lande. Den besuchte wiederholt ein junger zuthunlicher Mann, drängte ihn, sich in eine Unfallsversicherungsgesellschaft aufnehmen zu lassen und sagte die Bedingungen. Der Bauer erklärte ganz entschieden, daſs er sich unter solchen Bedingungen nicht aufnehmen lassen wolle, der Agent ließ handeln und machte die Bedingungen günstiger. Der Bauer wollte nichts davon wissen, verschmähte aber leider das einzige Mittel, das sonst häufig beliebt wird, solcher Zudringlinge loszuwerden. Der Agent wurde immer noch liebenswürdiger und stellte dem Bauern, wenn er eintrete, immer noch größere Vortheile in Aussicht. Um ihn loszuwerden, erklärte endlich der Bauer, er trete in die Versicherung, wenn er gleich auch für seine verwundete Hand, an der er zur Zeit litt, während der Zeit der Arbeitsunfähigkeit täglich einen Gulden bekäme. Darauf, meinte er, würde der Agent nicht eingehen. Aber dieser sagte ihm auch das zu und legte eine Schrift vor, daſs sie der Bauer einstweilen unterschreibe, bevor man endgiltig abschließe, was erst geschehe, nachdem ein Arzt die Verwundung der Hand bestätigt haben würde. In der Stube dämmerte der Abend, der Agent hatte es endlich eilig und der Bauer unterschrieb die ihm drängend vorgelegte Schrift mit seinem Namen wie eine bloße Formsache in der Meinung, daſs der eigentliche Geschäftsabschluſs erst nach dem ärztlichen Zeugnisse gemacht werden würde. Der Agent reiste ab und nach wenigen Tagen wurde dem Bauer der Auftrag zur Zahlung der ersten Prämie zugeschickt. Der Bauer staunte über diesen Zahlungsauftrag, da nach seiner Meinung die Sache noch gar nicht abgeschlossen war, und noch mehr staunte er, als er die Polizze sah. Diese stimmte in keinem Punkte mit der mündlichen Verabredung. Die zu zahlende Jahresprämie war um ein gutes Drittel höher als ausgemacht worden, von der Unfallsvergütung für die verwundete Hand war mit keiner Silbe die Rede, und anstatt für ein Jahr, wie der Bauer angenommen hatte, war der Vertrag für fünf Jahre geschlossen. Für wieviel Jahre, davon war überhaupt keine Rede gewesen. Aber der Bauer hatte das alles unterschrieben. Unterschrieben, ohne es gelesen zu haben, ohne vom Agenten zum Lesen aufgefordert worden zu sein. Nicht einmal das Vorlesenlassen durch den Agenten (allerdings auch eine faule Sache) war beantragt worden. Der Bauer ist nun als Strafe für seine Ver-

Starr und fürchterlich wie die Ewigkeit stehen sie da, durch trüben Wolkendunst von der Welt da unten geschieden. Was kümmerte sie Erdenlust und Erdenleid? So haben sie gestanden, lange vor dem ersten jenes Zwerggeschlechtes, das ihnen jetzt seinen Fuß auf den Nacken setzt, so werden sie stehen, wenn der letzte der Pygmäen in der Gletscherwüste verkommt, die einst von ihren Hängen herab langsam über den erkalteten Erdball kriechen wird.

Auf Länder und Meere sehen sie hinab. Dort drüben liegt das Deutsche Reich, da ganz hinten Österreich. Hier ringsum die Schweiz und da nahe dabei Italien . . . da Frankreich . . . Aber die Berge blicken in starrer Verachtung auf das blühende Leben unten. Und aus ihrem Sturme spricht die Stimme der Ewigkeit: Seit Jahrtausenden schauen wir dem bunten Spiele zu. Die Völker kommen und gehen. Es ebben und fluten die Zeiten. Es drängen sich die Dinge. Nichts ist beständig als der Tod. Nichts bleibend als der Wechsel. Das wissen wir, die ewig Dauernden, die Leblosen . . . Winzig und vergänglich ist alles, was ihr Menschen da unten treibt . . . thöricht euer Thun und Hoffen, ein Nebeldunst das alles, was euch da unten groß und gewaltig erscheint und ihr selbst ein armseliges, im Tage vergehendes, im Tage verwehendes Geschlecht.

Unwillkürlich suchten die beiden einsamen Menschen da oben einander mit den Händen. Die verschränkten sie fest und blickten hinaus in die fürchterliche Pracht.

„Am liebsten möcht' ich niederknieen und beten!“ sagte Elisabeth endlich leise.

Der Freund nickte: „Da wölbt sich über Kirchen und Bergen der wahre Himmelsdom. Und wenn wir 'runtersteigen, wissen wir's: wir waren d'rin . . . Und unsre Augen haben Gott geschaut!“ — —

Ich habe es miterlebt, war mit dabei. Und wem es versagt ist, dass er auf einem vierzehntausend Fuß hohen Berge steht mit seinen leiblichen Füßen, der nehme in Demuth das Buch zur Hand und danke dem Himmel, dass es so einfache Mittel gibt, die Erlebnisse anderer mitzusehen und mitzugehen. Nur missbrauche man solche Mittel nicht zu oft für Alltäglichkeiten und Läppereien. Dafür ist die Lesekunst und unser Gehirn zu gut. R.

Bauernfängerei.

An unsere Volksschule hätte ich nebst manch anderem Wunsch auch den einen, dass den Kindern die wichtigsten Grundzüge der Rechtskunde beigebracht werden sollten, die jeder Mensch kennen muss, um nicht Unrecht zu thun oder zu leiden. Nicht die Grundsätze der Moral meine ich, die verstehen sich in der Schule von selbst, sondern vielmehr jene Paragraphen des bürgerlichen Gesetzes, auf denen die Existenz und der Schutz jedes Staatsbürgers begründet ist. Vielleicht dass es hie und da doch geschieht, aber gehört habe ich noch niemals, dass unseren Schülern z. B. gesagt wird: „Nun also, lesen und schreiben könnt ihr, aber leset, bevor ihr schreibt. Unterschreibt niemals ein Schriftstück, das ihr vorher nicht genau gelesen habt! Merkt euch das.“ Und Jahr für Jahr müsste diese wichtige Mahnung wiederholt werden; sie ist wichtiger als Weltgeschichte und Geographie, als Chemie und Physik — besonders für den Geschäftsmann und nicht zuletzt für den Bauern.

Die Statistik sollte es nur einmal aufschreiben, wie viele Existenzen daran zugrunde gehen, dass die Leute Schuldscheine, Wechsel und andere Verpflichtungen unterschreiben, wodurch sie dann um ihr Hab kommen. Sie wissen gewöhnlich nicht, was sie unterschreiben, sie lesen vorher das Schriftstück nicht oder verstehen es nicht, sie lassen sich blindlings überreden, sie legen der Sache keine besondere Bedeutung

Wie der Bau'r auf'n Kaiser wart'.

Nach einer Thatsache in Obersteiermark im Sommer 1856.

In Bergn umanand
Ent in'n Steirmarerland
Bin i ganga den Summer
Han g'hört allerhand.

A Dörfel ham s' aufputzt
Mit Grasset und Fahn',
Aus'n Dachlukern siecht ma
Ents — Leintuecher wah'n.

„Was gibt's denn da?" frag' i;
„Na," stigatzt a Bue,
„Der Kaiser ist ang'sagt, —
Hietzt woaßt derweil gnue!"

„Du sappara!" sag' i,
„Der Kaiser, — ja geh'?
Da wart' i, da bleib' i
Glei steh'n, wo i steh'!"

„Marsch dani!" sagt Oaner,
Mit an Aufschlag am Krag'n, —
„Aus'n Wög da, — denn d' Straß'n
Muess Platz ham für'n Wag'n!"

„All's zubi zu'n Häusern!
Und bleibt's dort hibei!
's Mäul halten! — und schreit's,
Wann er kimmt, — er kimmt glei!"

„I geh' ja schon!" sag' i,
Und loahn' mi wo an;
Nar a Bau'r g'rad, der steht
Auf der Straß'n hidan.

A handföster Man
Mit an grundehrlign G'schau,
Und so knopfet und g'sund
Wie's da drinn is der Brau!

In der greanlodnen Jopp'n,
Von Störschneider g'macht,
Mit an Huet wie a Dach
Für eahn Siebm oder Acht.

Mit an Leibel, feu'rroth,
Drüber d' Hosenkrax'n
Und an Beigürtel, ausgnaht
Mit Nam' und Schnax'n.

A Höserl a gamshäuters,
Pechelte Schuech
Und recht sakrische Wadl
In'n grean'n Strümpfen dazue.

Und sunst was si g'hört —
A paar Dübeln in'n Hals,
's Nas'nwarmerl in Mäul
Recht schön z'sammstandi all's!

Der steht so und kümmert si
Weiter um neam,
Is auf's Warten schon eing'richt', —
Hat an Brotloab ban eahm.

Glei kimmt der Oan wieder
Und schreit auf'n Bau'rn:
„Z'ruck! und — duck' Di dort hint
Mit dein unsinnig'n Schnaurn!"

„I lass' mi nöt schandeln,"
Sagt der Bau'r, „wög'n mein'n Kropf!
Er wachst uns halt so da,
Der zwiefache Kopf!"

Sagt der Oan wieder: „Zubi da!
Stöll' Di dort an!"
„Na, den möcht' i sehgn,
Der mi wögschaffa kann!"

So pfnaust er derwildnt,
Der Steirmarerbau'r;
Er loahnt auf'n Steken,
Und steht wier a Mau'r.

„Fünf Stund bin i ganga
Von Wildenbachgrab'n,
Will 'n Kaiser dafür
Als a ganzer heunt habn!

I thue um nix bedeln,
Wo mar ös ja nix göbt's!
I will 'n öbn sehgn,
Nöt ansinga um öbbs.

Will 'n sehgn, wier a dasitzt
Mit Zepter und Kron,
Broatmächti in'n Wagen drin
Als wier auf'n Thron.

trauensseligkeit (ich hätte einen passenderen Namen dafür) verurtheilt, fünf Jahre lang eine wahnsinnig hohe Prämie für eine unbedeutende Unfallsvergütung zu zahlen. Das Gesetz kann er nicht anrufen, weil es sagen würde: „Bauer, du hast unterschrieben, du musst zahlen!" Er ist wüthend. Mit List zugefügtes Unrecht, das vermag der älplerische Bauer nicht zu verwinden, und wenn auch noch das Gesetz auf Seite des Überlisters steht, dann fühlt er sich verlassen und verloren in einem Rechtsstaat, der doch gerade den Bauer mit den drückendsten Steuern belastet.

Der Staat kann aber nichts dafür, wenn der Bauer so dumm ist. O ja, er kann dafür! Seine Pflicht ist es, jeden Staatsbürger, wenn nicht vor Übervortheilung zu schützen, so wenigstens so weit zu belehren, dass jeder sich selbst zu schützen vermag. Darum Unterricht in der Volksschule über die allerwichtigsten Rechtssachen.

Die hier erzählte kleine Geschichte ereignet sich mit Variationen hundertfach; selbst während dieses geschrieben wird, vernehme ich zwei weitere ähnliche Fälle in der gleichen Gegend.

Ich hoffe, das wird einstweilen genügen. Wenn nicht, so nenne ich Namen.

R.

Zum Kirchenstreite.

Das Aprilheft des „Heimgarten" brachte folgende Postkartennotiz: „Wie wäre es, wenn die Geistlichen beider Confessionen einmal ganz bei der Stange blieben? Wenn die Protestanten das Evangelium verkündeten, als ob es gar keine römische Kirche gäbe, und wenn die katholischen Priester predigten, als ob es gar keine Protestanten und Altkatholiken gäbe. Die gegenseitige Polemik bringt das Bischen noch vorhandenen Kirchenglaubens ganz und gar um. Nun, vielleicht muss es so sein."

Mit dieser Notiz beschäftigt sich der evangelische Vicar von Stainz, Herr Friedrich Hochstetter, im „Christlichen Alpenboten" (Juni 1901). Er stellt in Abrede, dass auch auf den evangelischen Kanzeln geschimpft werde, während sich freilich außerhalb der Kirchen das Schwert gegen den stets angreifenden Feind nicht vermeiden lasse. Nun muss wohl zugestanden werden, dass auf evangelischen Kanzeln unvergleichlich weniger gegen die römische Kirche polemisiert wird als umgekehrt. Aber wahr ist, dass die Protestanten, wenn auch in zumeist sachlicher und anständiger Form unausgesetzt gegen die römische Kirche p r o t e s t i e r e n. Nun freilich, was sollen die Protestanten anderes thun als protestieren? Es ist eine Nothwendigkeit, aber man muss bedauern, dass es eine ist. Proteste müssen stets kritisch sein, doch die Kritik löst den Glauben auf. Was im Streite die Kirche etwa gewinnt, das verliert der Glaube. Die Religion soll nichts als unser Verhältnis zu Gott sein, uns zu Trost, Erhebung und Beseligung. Sie soll nicht nach rechts und nicht nach links auf weltliche Zustände blicken und die Gemeinde eines christlichen Predigers soll am besten nicht daran erinnert werden, dass es auch andere Kirchen gibt. Der menschliche Streit um die Kirchen soll auf weltlichem Bereiche, nicht aber beim Gottesdienste ausgetragen werden. Vicar Hochstetter hat recht und bestätigt nur unsere Forderung, wenn er und seinesgleichen am Sonntag beim Gottesdienste predigt, als ob es gar keine römische Kirche gäbe, sondern lauter hungernde und dürstende Seelen, die das Evangelium hören wollen. — Wohl jedem Geistlichen, der das von sich sagen kann.

R.

Hants mein! a Soldat —"?
O, i Hirsch mit acht End'!"
Aft roast er schön stat
Und wo d'Wög vonand gehnt,

Da draht er si z'ruck,
Und humst: „Nöt amal Er
Hat si wögzapfa küna
Von 'n Militär?!"

K. A. Kaltenbrunner[1]).

[1]) Aus „Dichtungen von Karl Adam Kaltenbrunner. Allgemeine Nationalbibliothek, Wien. C. Daberkow. Von des Dichters Tochter, Frau Hedwig Kaltenbrunner-Radics uns freundlich übermittelt. D. R.

Ich habe mich kläglich gegirret.

Es galt eine große Wette zwischen zwei jungen Gelehrten Deutschlands, was der Reinheit der Sprache entsprechender sei, „geessen" oder „gegessen". Adelungs Wörterbuch wurde als Schiedsrichter angeführt und entschied für „gegessen". Der Überwundene zahlte die Wette und legte folgendes Quodlibet bei:

Ich habe mich kläglich gegirret,
Ich finde mich tüchtig gegäffet,
Das hätt' ich niemals gegahnet!
Es hat sich die Sprache gegändert,
Sie hat das Gemeine gegadelt,
Und setzt für geessen gegessen.
D'rum sei dir die Gabe gegopfert,
Nach der du die Lippen gegöffnet.
So sind nun die Berge gegebnet,
So ward mir das Schiffchen gegentert,
So hast du die Lorbeern gegerntet,
So wirst du nun von allen gegehret,
Und ich von niemand gegachtet,
Es haben die Ochsen gegackert,
Die Söhne die Väter gegerbet,
So ist die Geschichte gegendet.

Bücher.

Arbeit. Roman von Emile Zola. Aus dem Französischen übersetzt von Leopold Rosenzweig. 2 Bände. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.) Zola hat in seiner Welt- und Kunstanschauung in der jüngsten Zeit eine sehr merkwürdige Wandlung durchgemacht. Aus dem Realisten ist ein Idealist, aus dem Pessimisten ein Optimist geworden, und der Dichter beschränkt sich in seinen neuesten Werken nicht mehr darauf, die socialen Schäden der Gegenwart aufzudecken und eine scharfe Kritik an den bestehenden Verhältnissen zu üben, sondern er stellt der Welt positive Ideale vor Augen, denen sie zustreben soll.

Sein G'sicht sach i gern,
Was so rundscheibli g'wiss
Und so dick wie da Mondschein
Von Bratlössen is.

Will 'n sehgn in sein Gwand,
Was so fungatzt und glanzt,
Dass, wie wann ma in d' Sunn schaut,
Vor 'n Augnen alls tanzt.

'n Kobel und d' Röder
Will i sehgn vo sein' Wag'n,
Und — versteht si — ah d'Ross,
Und dös Gschirr, was dö trag'n.

Und sei Sprach' will i hör'n,
Wann er öbba was sagt,
Dass i's accarat nachmach',
Wann 's Weib dahoam fragt.

Han mein Löbta koan'n gsehgn
Da in'n Grabmen herin,
Und drum steht heunt auf nix
Als auf'n Kaiser mein Sinn."

Es nutzt Di nix, wög da!"
Sagt wieder der Oan;
„Und i bleib', sagt der Steirer,
„Ös därft's ma nix thoan!

„D'Katz schaut 'n Bischof an!"
Sagt der kleanst Fratz,
I schau' 'n Kaiser an,
Na, und wem schadt's?

„Sein Unterthan bin i,
Von Land da a Kind,
Und ös därft's Am nöt jag'n
Wie a herg'loffers G'sind!

Da steh' i, und lass mi
Von da nöt vertreib'n!
Und justament da —
Auf der Strass' — will i bleib'n!"

Der Oan, der nix ausricht',
Brummt: „Bruckschlöglkopf!"
Und der Bau'r sagt: „Geh', drah' Di!"
Und lacht aus'n Kropf.

Er wart' mit'n Leuten
Nu guete zwo Stund,
Bis d'Wag'n amal kemman, —
Da kemman s' hietzund!

Drei Wagen nachanander,
Und Vivat schrei'n d'Leut'; —
Der Baur aber moant:
„Wög'n a Kaiser hat's Zeit!

Dö Leut' in den Wagnen,
Dö sehgnt mi nöt an, —
Sand öbba d'Quartiermacher?
Mehr is nöt dran!"

Er stellt sie hietz mitten
Auf d'Strassn hidan,
Und 'n Krag'n in d'Höh röckt er
So hoch als er kan.

So schaut er und tröst si:
„Hietz wird's wohl ge glei?
Und da mag er ma nöt aus,
Da muss er vorbei!"

Er wart' in oan'n warten! — —
„Hm! 's war' nimmer z'bal"
Aften fragt er: „Wann kimmt denn
Der Kaiser amal?"

„Der Kaiser? Han, Gack;
Bist du tramhapet? Wie?
Hast nöt Aug'n und nöt Ohren g'habt?
Er is ja schon für!"

„Wer?!" — „Na, wer denn? Der Kaiser!"
„Wie war denn dös g'schehgn?!
„Da, leibhafti vor unser,
Du hast'n ja g'sehgn!"

„'n Kaiser?!" — „Ja, sag' i!
Du brauchst nöt lang z'frag'n."
Und da deut' er eahm nachi:
„Der allererst Wag'n!"

A Gsicht macht der Bau'r,
's wann s' eahm Mostessi gab'n, —
„Moanst dö — eahna Zween,
In an Mantel, an grab'n?"

„Der rechter Hand g'söss'n is, —
„Der jung' Offacier?
Mit 'n Kappel? — „Na freili!
Fünf Schritt kam vo Dir."

Langmächti nöt findt
Den grean Joppenmann d'Sprach', —
Denn sein Löbta nöt hat'n
So g'wundert a Sach'.

Schmidt & Günther.) Der Verfasser hat über ein Jahrzehnt in der Lagunenstadt gelebt, und seine genaue Kenntnis des venetianischen Dialectes hat ihm Quellen erschlossen, aus denen bisher Ausländer so gut wie nicht geschöpft hatten infolge mangelnder Kenntnis dieses äußerst complicierten und seltsamerweise auch zu diplomatischen Actenstücken in Anwendung gekommenen Volksidioms. V.

Mit einem hervorragenden Bändchen eröffnet die **Hendel-Bibliothek** ihre neueste Reihe. Es ist der Roman von Multatuli (Ed. Douwes Dekker): „Die Abenteuer des kleinen Walther." Aus dem Holländischen von Karl Mischke. Dem Holländer folgt der ehrwürdige Walter Scott mit dem Roman „Das Kloster". Dann Schillers unsterbliches „Lied von der Glocke" in der Bühneneinrichtung des Wiener Hofburgtheaters, illustriert mit lebenden Bildern von Franz Freiherrn v. Dingelstedt. Musik von Lindpaintner. Herausgegeben und mit Vorbemerkung versehen von Paul Sonnekalb. Den Abschluss bildet das Charakterbild eines anderen internationalen Großen: „Camoens" von Friedrich Halm. Bühnenbearbeitung von Paul Sonnekalb. V.

Büchereinlauf.

Aus dem Leben eines Glücklichen. Eine Erzählung von Heinrich Hansjakob. (Stuttgart. Josef Roth.)

Doppelliebe. Novelle von Elisär von Kupffer. (Zürich. Caesar Schmidt. 1901.)

Das Dombaufest zu Köln. Eine Erzählung aus den Octobertagen des Jahres 1880. Von Ernst Pasqué. (Breslau. S. Schottlaender.)

Aus vergangenen Tagen. Erzählungen von Ernst Pasqué. (Breslau, S. Schottlaender.)

Wie ich Radfahrerin wurde und anderes von Clara Anhuth. (Leipzig R. Maeder.)

Weiße Nächte. Märchen von Robert Heymann. (München. Verlag „Frührot". 1901.)

Xia. Weiteres vom Orient und Occident. Von Kerimée Hanoum. (Breslau. S. Schottlaender.)

Aus dem Herzen eines Thierfreundes. Von Karl Wartenburg. (Gera. Richard Kalb. 1901.)

Der Todsucher. Bluette in drei Aufzügen von Ludwig Berndl. (E. Pierson. Dresden. 1901.)

Edelwild. Drama in einem Acte von Franz Grundmann. (Friedland in B. Verlag des „Rübezahl". 1901.)

Der Lotse. Hamburger Drama in einem Act von Fritz Stavenhagen. (Hamburg. August Harms.)

Geträumtes und Erdachtes. Von Emmy Baudiss-Mercy. Mit einem Geleitwort von Felix Dahn. (Prag. Gustav Neugebauer. 1901.)

Frühling der Liebe. Eine Sammlung moderner Lyrik. Herausgegeben und geschmückt von Richard Grimm. (Leipzig. R. Voigtländer. 1901.)

Aus zwei Welttheilen. Dichtungen von K. Dove. (Heidelberger Verlagsanstalt und Druckerei.)

Es werde Licht! Ein neues Lied vom Luther, von Tim Klein. („Schertlinghaus." Burtenbach bei Augsburg. 1901.)

Nicht rasten und nicht rosten! Jubiläums-Jahrbuch des Scheffelbundes für 1900. Geleitet von Oskar Pach. (Wien. Verlag des Scheffelbundes.)

Geschenke des Abends. Gesammelte Skizzen von Friedrich Bierlein-Altmona. (Wesel. Karl Hermann Düms.)

Jean Finot: Die Philosophie der Langlebigkeit. Aus dem Französischen von Alfred H. Fried. (Berlin. Hermann Walther. 1901.)

Die moderne Literatur in Gruppen und Einzeldarstellungen von Arthur Moeller-Bruck. 9. Band: Stilismus. (Berlin. Schuster und Loefler. 1901.)

Im Lande der Noth. Von Rosa Pomeranz. (Breslau. S. Schottländer. 1901.)

Evelyns Lehrjahre! Roman von Martin Bauer. (Breslau. S. Schottländer. 1901.)

Memoiren aus meinem Künstlerleben als Primadonna in Deutschland, Österreich und Italien von Elisa von Asztalos. (Hamburg. Verlagsanstalt und Druckerei A.-G.)

Im Verlage von E. G. Naumann in Leipzig ist das Werk **Gestalten des Glaubens,** Culturgeschichtliches und Philosophisches von Prof. Dr. Adalbert Svoboda, soeben in zweiter, stark vermehrter Auflage erschienen.

Evangelisches Erwachen im katholischen Canada. Von P. J. L. Morin. (München. J. S. Lehmann. 1901.)

Aus Höhen und Tiefen. Ein Jahrbuch für das deutsche Haus. Herausgegeben von Dr. Karl Kinzel und Ernst Meinke. (Berlin. Martin Warneck. 1902.)

Bauer! Versichere auch dich! Von Konrad Walcher. (Villach. Selbstverlag des Verfassers.)

Verlag Max Spohr, Leipzig: **Enthaltsamkeit** und außerordentliche Bedeutung des sittlich enthaltsamen Lebens für unser eigenes Wohl, wie das der Allgemeinheit. Von Norbert Grabowsky. **Die Magenleiden und ihre Bedeutung.** Von Norbert Grabowsky. **Die Lösung der Welträthsel.** Ein Reformbuch aller Religion, Wissenschaft und Kunst. Von Norbert Grabowsky. **Kant, Schopenhauer und N. Grabowsky.**

Wie er in „Fruchtbarkeit", dem ersten Theile der „Vier Evangelien", der gesunden, natürlichen Vermehrung der Völker das Wort geredet und eine gewaltige Hymne auf die ewig fruchtbare Natur gesungen hat, so tritt er in seinem neuesten Werke, „Arbeit", dem zweiten Theil der „Vier Evangelien", als Verherrlicher der Würde und segensreichen Bestimmung der Arbeit auf. Die Arbeit soll in Zukunft nicht mehr wie bisher ein Fluch und eine Qual, sondern eine Freude und eine Quelle lauteren Glückes sein; dem gequälten Proletariat schlägt die Stunde der Freiheit, und in die bisher durch Classengegensätze zerrissene bürgerliche Gesellschaft zieht mit der gerechten Vertheilung von Arbeit und Besitz der Friede ein. Nicht durch Aufruhr und Revolution vollzieht sich diese Erneuerung der Gesellschaft, sondern durch friedliche Evolution der liebenden und denkenden Menschheit, und vor allem durch die Fortschritte der still aber unaufhaltsam am Glück der Menschen arbeitenden Wissenschaft. „Arbeit" ist das idealistische Gegenstück zu Zolas naturalistischem Meisterwerk „Germinal"; der hinreißende Idealismus, der sittliche Ernst, die Größe der entrollten Bilder und die gewaltig wirkende Kraft der Darstellung lassen das Buch als eines der interessantesten Werke des großen Dichters und als bleibendes literarisches Denkmal der socialen Zustände und Bestrebungen unserer Zeit erscheinen. V.

Hans Georg Portner. Eine alte Geschichte von August Sperl. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.) Der Dichter versetzt die Leser in die Zeit des dreißigjährigen Krieges, und wenn er dessen Schrecken um der historischen Treue willen auch nicht umgehen konnte, so stellt er ihnen doch Scenen von idyllischer Anmuth gegenüber, und über dem Ganzen ruht verklärend der Hauch echter Poesie. V.

Sidera cordis. Ein Roman aus Friaul. Von Otto von Leitgeb. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.) Von einer vielumstrittenen Hafenfeste in Friaul nach dem noch in stolzer Blüte prangenden Venedig hinüberführend, entwirft die Dichtung Bilder aus der Zeit des Cinquecento, welche die Königin der Adria im alten Glanze neu erstehen lassen. Das gesellschaftliche und künstlerische Leben Venedigs, in dessen Mittelpunkte der große Tizian erscheint, entfaltet sich vor unseren Augen, und im Gegensatz zu diesen reich bewegten Scenen aus der großen Welt stehen die Schilderungen aus dem entlegenen Hafenstädtchen. Dem Idyll stellt der Autor Scenen von dramatischer Kraft gegenüber, und gern gewährt er auch dem fröhlichen Humor breiteren Raum. V.

Literarische Essays. Von Dr. Ernst Gnad. (Graz. Leuschner & Lubensky. 1901.) Goethe, Deutschthum in „Hermann und Dorothea", Schiller und die moderne Dramatik, Heinrich von Kleist und die Penthesilea, Gerhard Hauptmanns Märchendramen, Ada Negri und Gabriele D'Annunzie — das sind die Stoffe, die der geistvolle Essayist vornehm und gefällig zugleich behandelt. M.

Die „Los von Rom"-Bewegung in Steiermark. Von Pfarrer P. Bräunlich. (München. J. S. Lehmann. 1901.) Diese Schrift ist von reichstem Interesse für unsere Tage, sie behandelt die religiöse Bewegung unseres Landes und ihre hervorragendsten Erscheinungen, besonders zu nennen die Abschnitte über die Heilandskirche in Mürzzuschlag, über den Kindberger Kirchenstreit, über die Altkatholiken und ihren Seelsorger Ferk. Zwei kleine Karten von Steiermark, die eine von etwa Neujahr 1899, die andere von jetzt, Sommer 1901, geben ein anschauliches Bild von der überraschenden Zunahme evangelischer Pfarreien und Predigerstellen in diesem Lande. Nach wenig mehr als zwei Jahren sind aus 18 Orten, die für die evangelische Zukunft des Landes Bedeutung hatten, deren 50 geworden. Vor 2½ Jahren waren acht evangelische Geistliche, jetzt sind deren 18. Die unzähligen evangelisch Gesinnten aller Stände nicht zu rechnen, sind in dieser Zeit in Steiermark rund 2000 Übertritte erfolgt. Was den religiösen Geist anbelangt, trifft der Ausspruch eines Grazers das Richtige: Die Religion war uns gleichgiltig und ist uns gleichgiltig, solange wir römische Katholiken sind, und wird uns wichtig, sobald wir evangelisch werden. M.

Ein Todtentanz. Von Hans Meyer. (Berlin. Neumann & Comp.) Das Werkchen besteht aus zwölf eigenartig gezeichneten, tief ergreifenden Bildern. „König Tod." „Mönch." „Einsiedler." „Wanderer." „Greisin." „Alter Mann." „Kind." „Mädchen." „Steinklopfer." „Holzknecht." „Schnitter." „Todtengräber." Wie zu all diesen Leuten der Tod kommt und sie mit sich führt. Eines der sinnigsten dieser Bilder: „Mädchen". Sechs schöne Mädchen spielen Ringelreia, mitten im Kreise steht der Tod mit verbundenen Augen, der nach der Schönsten hascht. Oder: „Schnitter". Während der mähende Arbeiter sich den Labetrunk gönnt, mäht ihn der Tod nieder. Die Darstellungen haben nichts Beängstigendes, vielmehr Versöhnendes und Beruhigendes, wie es in derlei Gegenständen Aufgabe der Kunst ist. — Die Bilder sind mit mehr oder minder gelungenen Gedichten versehen. M.

Napoleon I. in Venetien. Nach authentischen Daten von Henry Perl. (Leipzig.

Heimgarten

12. Heft. September 1901. 25. Jahrg.

Weltgift.

Ein Roman von **Peter Rosegger.**

(Schluss.)

Und nun muss das Schelmenstück erzählt werden.

An Feierabenden, nach vollbrachtem Tagewerk, gieng Jakob gerne hinab in die Mädchenschule. Da gab's immer Schalkereien und Gesang und neckisches Geflüster. Auch andere Burschen der Nachbarshöfe fanden sich ein und thaten mit. Einmal sangen sie just aus der „Schönen Helena" das Abschiedslied des Königs Menelaus, da er nach Kreta geschafft wird, als Jakob eintrat. Ob er nicht etwa der Prinz Paris wäre, fragte ihn Helene schelmisch. Er verstand nicht und antwortete, er sei nie in Paris gewesen. — Sie betrachtete ihn glosend. Sie war schon im Reinen. Anstatt des andern wolle sie diesen nehmen. Denn einer der Hausler gebüre ihr entschieden. Hatte Sebald sie verstoßen, so wolle sie ihm dafür seinen Liebling rauben. Eine heroische Rache.

Und einfältig war er zum Küssen.

Auf ihre Ermahnung, artig zu sein, fragte Jakob, wie man denn das anfange? Statt aller Antwort blickte sie ihn verliebt an. Er schmunzelte, dass an seinen braunen Wangen zwei Grübchen entstanden. Dann drehte er mit zwei Fingern an dem Bartflöckchen herum, das über dem Mundwinkel stand und flüsterte ihr ins Ohr, sie möge ihre

Das Recht der Laien gegenüber den Aerzten. Von Magnus Schwantje. (Berlin. Hugo Bermühler.)

Das Bedürfnis größerer Sauberkeit im Kleinvertrieb von Nahrungsmitteln. (Frankfurt a. M. Fr. Mahlau & Waldschmidt. 1901.)

Deutsche Export-Revue. Herausgegeben von Adalbert Blom. Jährlich erscheinen 4 Hefte. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.)

Die Heilkunde der Waldheilkraft. (Fichtenlohcuren.) Von Franz Hoffmann. (Felsenstadt Wekelsdorf, Böhmen.)

☞ Vorstehend besprochene Werke 2c. können durch die Buchhandlung „Leykam", Graz, Stempfergasse 4, bezogen werden. Das nicht Vorräthige wird schnellstens besorgt.

Postkarten des „Heimgarten".

T. G., Graz. Wohlthätigkeit steht über den Parteien. Wenn eine gegnerische Partei einmal etwas wahrhaft Gemeinnütziges plant und thut, so kann man, ohne seinem eigenen Parteistandpunkte untreu zu werden, getrost und freudig mitthun. Ansonsten wäre es ja gegnerischen Parteien möglich, uns lahmzulegen. Sie brauchte nur das Richtige zu thun, um uns die Ausübung desselben unmöglich zu machen. Es darf auch nie den Anschein haben als geschähe das Gute, das wir thun, nur aus Trotz gegen andere Parteien. Eine solche Trutzpolitik und Trutzwohlthätigkeit ist läppisch und bleibt ohne Segen. R.

P. F., Feldkirch. Der Deutsche zeigt sich überall als Herrenmensch, nicht als Herdenmensch. Er macht nicht gerne gemeinsame Sache mit anderen. Er siedelte sich seit jeher nicht in geschlossenen Dörfern an wie andere Völker, sondern in Einzelhöfen mit scharf umgrenztem Eigen. Der Deutsche baut nicht große Städte und wo in deutschen Landen solche entstehen, spielen fremde Völkerschaften mit. Der Deutsche bildet nicht gern ein großes gemeinsames Reich, sondern gefällt sich in Kleinstaaten, in denen sich die Sonderheiten der einzelnen Stämme besser entwickeln können. Damit hängt nun auch das deutsche Dienstbotenelend zusammen; niemand will dienen, jeder sein eigener Herr sein. Die deutsche Uneinigkeit ist eine nationale Eigenschaft und entspringt dem persönlichen Freiheitssinne.

Zur Rettung Dalmatiens. Der „Heimgarten" hat in einer Reiseplauderei (Jahrgang XXIV, Seite 762) erzählt, dass es in Ragusa — Türken gäbe. Darob sind croatische Blätter ganz außer sich, sie ziehen mit Spieß und Sporen aus, um den hochverrätherischen Reiseplauderer zu vernichten. Um dem großen Volke der Südslaven seinen nationalen Frieden und seine innere Ruhe wiederzugeben, sagen wir halt, dass es in Ragusa außer den Tabakskrämer-Türken keinerlei Türken gibt! Die Türken sind hinten in der Türkei — links um die Ecke. Die in Ragusa als Türken umhergehen, sind lauter verkleidete — Crawaden.

A. L., Wien. Es gibt jetzt nur eine Partei, die wirklich und stramm aristokratisch ist. Das sind unsere Socialdemokraten. Denn sie folgen blindlings ihren Führern und lassen sich von ihnen beherrschen.

J. H. Riesengebirge. Lesen Sie den Aufsatz „Vertragen sich Naturforschung und Kirchenglauben?" von Wilhem Bölsche in der „Zeit", 13. Juli 1901. Der todte, buchstäbliche Bibelglaube wird auch dort verurtheilt, die tiefe, symbolische Bedeutung und Kraft der Schrift aber nicht geleugnet.

Z. A., Innsbruck. Solange man noch nicht schreiben und lesen konnte, war es schon deshalb angezeigt, Dichtungen in gebundener und gereimter Rede zu verfassen; solchergestalt blieben sie besser im Gedächtnis. Gebundene Büschel trägt man leichter als lose.

B. F., Wien. Wer sich auf sein Gedächtnis nicht verlassen kann, der muss besonders streng wahrhaftig sein in Wort und Leben, sonst ist des Widerspruchs kein Ende. Haben Sie denn ganz vergessen, was Ihr Schreiben vom 19. September 1900 enthält?

S. B., Berlin. Ich dichte wie ich kann, und Sie recensieren wie Sie wollen. R.

☞ **Wir machen immer wieder aufmerksam, dass unverlangt geschickte Manuscripte im „Heimgarten" nicht abgedruckt werden. Dieselben nehmen wir entweder vom Postboten gar nicht an oder hinterlegen sie, ohne irgendwelche Verantwortung zu übernehmen, in unserem Depot, wo sie abgeholt werden können.** ☜

Redaction und Verlag des „Heimgarten".

(Geschlossen am 15. Juli 1901.)

Für die Redaction verantwortlich: **P. Rosegger.** — Druckerei „Leykam" in Graz.

„Nichts zu danken", sagte Jakob und führte sie bergan durch Forst und Strupp.

Sie unterhielten sich nicht gerade schlecht unterwegs, aber auch nicht extra gut. In den ersten Stunden philosophierten sie. Der Mensch sei für Freuden erschaffen, darüber waren sie einig. Dann jedoch giengen die Meinungen auseinander. Jakob zählte zu seinen Freuden die milchende Kuh, den jungen Lindenbaum, den er vor dem Hochkaser gepflanzt hatte, und Kohlköpfe, recht schöne, große, buttergelbe Kohlköpfe. Die Durassel war verwundert, dass ein junger Mensch sich über solche Sachen freuen könne, sie wisse etwas ganz anderes. Sie warf Scheiter in den Ofen, aber es wollte nicht brennen. Sie brach Steinnelken und schmückte damit sein Knopfloch. „Das ist mein Hausorden, den verleihe ich dir in Gnaden. Verdient hast du ihn bisher nicht."

Ihm fiel das Lisele ein, das trutzige. Wenn die so wäre! Nein — Kirschen, die selber vom Baum fallen, die lässt man liegen, und die ganz oben am Wipfel sind die besten. Als es heiß geworden war, schlug sie vor, auf der Matte zu rasten. Sie legte ihren Hut hin, lehnte ihr Haupt an seine Schulter, zupfte an seinem Ohrläppchen und fragte ihn, ob er das liebe. Er fand das Rasten verfrüht, da sie noch nicht müde wären. Die Durassel hatte immer mit ihrem Mantel zu schaffen, mit ihrem Haar, an ihren Schuhen und war schwer weiter zu bringen.

„Wohin führst du mich?" fragte sie ihn liebevoll.

„Du wirst staunen!" sagte er. „Denke zuerst gerade einmal ins Rothwasserthal, dort ist ein gutes Wirtshaus zum Ausruhen. Nachher fort in die schöne weite Welt."

„Hast du Geld mit?"

„Wo frägt ein Liebespaar nach Geld!"

„Sei nicht geschmacklos, Jakob."

„Ganz unbesorgt, Maid, wir haben nichts zu verlieren."

„Alles ist mir recht, weiß ich nur, dass du mich liebst. Nicht wahr, Jakob?"

„Aber davon spricht man gar nicht", wies er ernsthaft zurecht.

Damit war sie einverstanden. Der glühenden Liebesversicherungen hatte sie genug erfahren. Sie halten nicht lange warm. Stumme Liebe ist verlässlicher.

Es war schon hoher Mittag, als sie auf den Pass kamen, wo das Jochwirtshaus steht. Dieweilen Jakob vor dem Hause stand und in die schroffen Berge des Rothwasserthals hinüberschaute, an deren Scharten und Karen die Nebel hereinhiengen, hatte die Durassel sich im Wirtshause umgesehen. Es gefiel ihr und sie wollte gleich eine Stube aufnehmen. Dann setzten sie sich in das dumpfig mürfelnde Gastzimmer und bestellten zu essen und zu trinken.

Sachen zusammenpacken und an einem Frühmorgen oben beim Steinkreuz auf ihn warten. Das erstemal, als er so sprach, traute sie ihren Ohren nicht. Als er jedoch mit großer Ernsthaftigkeit versicherte, dass er wirklich den ganzen „Krempel“ im Stich lassen und mit ihr in ein schönes Land ziehen wolle, umarmte sie ihn so plötzlich, dass er nicht mehr vorzubeugen vermochte und auf ja und nein sein Gesicht voll Puder hatte.

Und mitten im Sommer, da man glaubte, Jakob würde alle seine Hände hervorsuchen und arbeiten im Garten, auf der Wiese und auf dem Brandanger, sagte er zum Michel: „Sei so gut und schau einmal auf dem Hochkaser zu meinem Vieh, dass es was zu fressen hat. Ich werde die grüne Prinzessin entführen.“

„Thust du's wirklich?“

„Hurra, hurra, hop, hop, hop, gehts fort im rasenden Galopp!“ declamierte Jakob munter.

„Dem Lisele werde ich das nicht sagen dürfen?“ neckte der Michel.

„Ich werde sie früher sehen als du.“

Das steinerne Kreuz ist eine der alten Pestsäulen, wie man deren in der Gegend manche findet, als Buß- und Dankopfer aus Zeiten der Noth. Es steht am hinteren Raine, wo die Sesamböden aufhören und die Waldberge anheben. Von dort aus geht der Weg durch Forste und Strüppe, über Matten und Steinkare hinauf zum Bergjoch und jenseits desselben hinaus in das Rothwasserthal. An dieser Stelle also sind sie zusammengekommen, der Jakob und die Durassel. Es war noch die kühlfeuchte Morgendämmerung und in den Kesseln und Mulden von Sesam lag weißer Nebel. Ein paar Vöglein waren schon wach, sonst alles still und feierlich. So feierlich, dass Jakob, als er noch allein am Rain entlang gieng, den Hut abzog und seinen Morgensegen betete, wie ihm Mutter Kirchner einst gelehrt hatte und wie er stets that des Morgens, wenn er an die Arbeit gieng. Wegen der Arbeit, die ihm heute bevorstand, war ihm ein wenig unheimlich. Er hätte lieber auf der Wiese Heu gemacht, oder den Rest des Brandangers gerodet, auf dem er im Herbst Korn säen wollte. Aber — das heutige Tagewerk war nothwendiger. Das Halbsonntagsgewand hatte er an, wie sie es tragen auf Wallfahrten und weiteren Wegen. Sollte das doch eine Reise werden mit ihr — ins schöne Land! Dort an der Säule stand sie, den grünseidenen Mantel hatte sie von oben bis unten zugeknöpft und den Cylinder mit einer rothen Schleife unterm Kinn festgebunden. Das röthliche Haar umwucherte reich ihr Gesicht, das heute dem Jakob schmal und blass und schmachtend vorkam. Am Arm trug sie ihr Bündel, das Jakob ihr sofort abnahm und am Stock über die Achsel legte.

„Ich danke dir, mein Theurer“, hauchte sie und hieng sich in seinen Arm.

„Recht ist's."

„Gut, dann hebe ich mich sofort auf die Socken. Vergnügte Reise!"

Als die Durassel in frischem Glanz wieder in die Gaststube zurückkam, war Jakob davon. Anfangs vergoss sie Thränen, dann klagte sie ihren Schmerz dem Lausel, gerieth in Zorn und versicherte, so grundfalsch wie diese Hauslerbrut sei nichts, von der ersten bis in die neunte Hölle hinab. Der Lausel pflichtete theilnehmend bei, tröstete sie und machte sich erbötig, ihr Ritter sein zu wollen. Hernach aßen und tranken sie miteinander und wurden so vergnügt, dass sie beschlossen, die Reise gemeinsam miteinander zu machen. Ladislaus gestand, schon lange vorgehabt zu haben, einmal in die Stadt zu reisen, diese gute Gelegenheit und liebenswürdige Reisegesellschaft wolle er sich nicht entgehen lassen. Er sei überhaupt im Begriff, endlich einmal recht brav zu werden. Dann beglich er die Zeche, gab der Kellnerin ein gutes Trinkgeld, nahm das Bündel seiner neuen Begleiterin an den Stock, ähnlich wie es früher Jakob gemacht hatte. Hernach machten sie sich auf den Weg niederwärts gegen den Rothwassergraben.

Und Jakob — als er hingieng über die grünen Matten — schlänkerte die Arme aus, wie ein befreiter Vogel, der die Flügel blädert. Aufkreischen musste er vor Lust, er konnte gar nicht anders. Allerdings fiel dann dieser Gang auf die Alm anders aus, als er sich gedacht hatte. — Er gieng über die Höhen hinan, einen Fußsteig entlang, der von Rinderklauen ausgetreten war. Erlbüsche und Wachholdergesträuche bedeckten den Berghang. Dazwischen gieng er hinan. Einen alten Wurzner begegnete er:

„Geht's hier recht nach der Rauschalm, wo die Sesamhütten stehen?"

„Recht geht's schon, aber weit ist's."

„Wie weit?"

„Kunnt's nit genau sagen. Wer gut geht, kommt früher hinauf."

„Dank schön für die Auskunft."

Gestrüppe, steiniger Boden und immer so fort. Dann begann kahler Almboden, von den Kuppen nieder flogen leichte Nebelschleier. Die ersteren kamen und verflogen, die weiteren Nachschübe waren dichter, dunkler und auf einmal fand Jakob sich in feuchten Nebel gehüllt. Nicht fünf Schritt sah er vor sich. Sachte kam auch die Abenddämmerung, die Jakob schon in der Almhütte zuzubringen gehofft hatte. Rascher setzte er seine Beine aus, die Viehsteige verzweigten sich, verloren sich, er schritt aufs geradewohl dahin. Im Nebel flackerte manchmal ein rother Schein auf, dem eine Art Röcheln folgte in der Luft. Im übrigen war es still, kein Lüftchen strich und der Nebel lag unendlich da. Es war so finster geworden, dass der Bursche über den ruppigen Rasenboden stolperte. Beim rothen Schein, der immer wieder aufflackerte, manchmal kurz und

Nun war in diesem Jochwirtshause ein junger, etwas verknitterter Mensch vorhanden. Der hatte noch keinen Schnurrbart und schon eingefallene Wangen. Hingegen war sein braunes Haar auf den Glanz gefettet und über den Ohren sichelförmig nach vorne gestrichen. Es war der Kaufmannssohn aus Oberbusch, Ladislaus, auch der schöne Lausel genannt. Jakob war mit ihm schon von einer lustigen Kirchweih her kameradschaftlich. Er genoss den Ruf eines lustigen, leichtlebigen Burschen jener Gattung, die Unglück im Spiel und Glück in der Liebe haben. Der nun machte sich bald an die neuen Gäste, und auf Jakobs Frage, wohin seine Reise gehe, gab er zur Antwort, das wolle er erst sehen. Einstweilen ruhe er sich über die heiße Mittagszeit im Wirtshaus aus. Die Wirtshäuser seien ihm nämlich zur Buße auferlegt worden. Im vorigen Jahre auf einer Wallfahrt habe ihm der Beichtvater aufgetragen, doch ja die schlechten Wirtshäuser zu meiden. So müsse er nun alle Wirtshäuser daraufhin studieren, ob sie schlecht oder gut wären. Zum Beispiel das Staudenhansel-Wirtshaus sei schlecht, da frage der Wirt gleich allemal vorhinein, ob man Geld im Sack habe. Solche Frage sei nachgerade sittenverderberisch, denn sie verleite zum Lügen. Das Jochwirtshaus hingegen sei gut, weil er diesmal keinen Credit brauche. Zum Belege dafür zeigte er seine gespickte Brieftasche auf. So fröhlich plauderte der Ladislaus, dieweil er aus großem Glas abgestandenes Bier trank und an einem Cigarrenstumpfe sog, der nicht recht brennen wollte. Er hatte sich der Duraffel gegenübergesetzt; unter dem Tisch die Beine ausspreizend, über den Tisch vorgebeugt, so begann er der „fürnehmen Dame“ den Hof zu machen. Die Duraffel ward sichtlich angeregt und zog sich für ein kurzes Weilchen auf die Stube zurück, um eilig Wangen und Augenbrauen zu restaurieren.

Während ihrer Abwesenheit sagte Jakob zum Ladislaus: „Freund, du könntest mir einen Gefallen thun.“ Dann rückte er nahe, um leiser sprechen zu können. „Ich bin eben daran, dieses Frauenzimmer über die Grenze zu befördern. Du weißt warum. Nit der Männer wegen ist es, aber der Weiber wegen. Bist eh’ einverstanden, gelt? Jetzt, denk dir, ich hab’ hart Zeit, hätt nothwendig auf der Alm zu thun. Sei fesch, Lausel, nimm sie mir ab und speditier sie weiter. Freut’s dich, so kannst dich bezahlt machen. Von mir kriegst extra was.“

Der Ladislaus sann einen Augenblick, dann sagte er: „Es gilt. — Wohin soll ich sie denn bringen?“

„Wohin du willst. Nur recht weit fort.“

„Wenn ich sie aber dann nicht loskriege?“

„So gibst sie bei der Polizei ab. Ich hätt’s auch so gemacht. Dann kommt sie auf den Schub in die Hauptstadt, wohin sie gehört. Ist’s recht?“

nicht anbinden. Und während er Helfer sucht, fliegt der Geier ab. Locken muss man ihn, locken mit Hühnern. Aber die Stimme verstellen. Und lügen, was das Zeug hält.

„Bei der Schoder-Hütte sind Sie wohl nicht gewesen?“ fragte er mit leicht verstellter Stimme, eine schalkhafte Lüsternheit spielend. „Wer ein gutes Nachtlager sucht, der muss bei der Schoder-Hütte vorsprechen. Die Schoder-Sennin, die versteht auch einen kleinen Spass, wissen Sie. Allgemein bekannt.“

„Hat wohl auch eine Stallgabel?“ fragte jener angeregt.

„Haben thut sie schon eine. Hat aber die Spitzen umgebogen und Haken daraus gemacht, zum Angeln — verstehen Sie?“

„Wo ist denn diese Schoder-Hütte?“

„Gar nicht weit von der Rauschalm — gleich dahinter. Na, mir ist's gleich, und jetzt will ich schlafen.“

Jakob sagte kein Wort mehr, schlief aber nicht, sondern lauerte. Der andere hatte sich ein paarmal umgedreht im knisternden Heu, dann war er ruhig und fieng an zu schnarchen. Und Jakob wachte. Jetzt, dachte er, wenn mir der Spitzbub nicht auskommt, kann's eine Wendung nehmen. Beim ersten Tagesschimmer wollte er auf und davon, um Leute zu holen. Aber wo findet er ihrer? Wo sind die Hütten? Der Riesleuthofer soll jetzt seine Hütte eindecken auf der Rauschalm. Da sind sicherlich Männer oben. Oder könnte man's nicht allein wagen? — Der Bursche hieng diesem Gedanken lange nach, kam aber doch zum Entschluss, Helfer zu suchen, die ihn festnehmen. Eher als erwartet, begann durch die Bretterfugen der Morgen zu schimmern. Jakob kroch aus dem Heu hervor, in dem er ganz trocken geworden war. Den andern hörte er tief schnarchen. Leise mit aller Vorsicht kroch er über das gehäufte Heu, es war schon so licht, dass er ihn liegen sah. Aber der Mensch lag auf dem Bauch, das Gesicht aufs Futter gelegt, dass es nicht zu erkennen war. Er war angekleidet, hatte die eine Hand auf dem Rücken liegen, die andere an der Seite. Wenn man — fiel dem Jakob ein — ihm die Hände jetzt auf den Rücken bände, während er schläft? Aber wenn er's am Ende doch nicht ist! — Mit dem Knie griff der Bursche aus und schwang sich noch näher hin, so nahe, dass er genau den Kopf und das rothblonde Haar sehen konnte, und das eine Ohr mit dem plattgebogenen Oberrand. Er war es, der Frank! Er war es ganz bestimmt. — Jakob hörte auf zu denken und begann zu handeln. Leicht ergriff er am Schlummernden die Hand, die auf dem Heu lag und bog sie sanft und sachte über den Rücken hin. Einmal zuckte sie. Er wartete ein Weilchen und lauerte, ob der Mann fest weiter schliefe. Dann nahm Jakob neuerdings die Hand und legte sie sachte, ganz sachte kreuzweise über die andere. Sie blieb liegen, wie er sie hingelegt. Nun löste Jakob

scharf, manchmal sachte und matt, war es, als wandle er in einer kühlen, feuchten Glut dahin. Nie sah er einen Strahl, immer nur den Wiederschein, der auf Augenblicke alles durchglühte. Auf unbekannter Höhe, mitten in einer Wetterwolke. Jakob dachte nicht viel darüber nach, höchstens, dass es ihm hier immer noch lieber war als am Vormittag bei der Durässel. Er gieng und gieng. Seine Kleider waren feucht, obschon es nicht regnete.

Als er stundenlang umhergeirrt war in Nacht und Nebel, „die der Herrgott nur mit flüchtigen Streichholzzündern beleuchtete", standen vor ihm im Feuerschein urplötzlich schwarze Riesengestalten. Es waren Schirmtannen. Bei den nächsten Schritten in der Finsternis prallte er an die Hüttenwand. Aber die rechte war es nicht. Einer jener Bretterschoppen war es, in welchen das Bergheu gesammelt und aufbewahrt wird. Er tastete rings um die Wand und kam zum Thürchen. Es war halb offen. Er kroch hinein und grub sich ins Heu, dass nur der Kopf frei blieb. Und wie er sich wohlgemuth dachte: das macht sich ja und morgen werd' ich die Richtige schon finden! Da vernahm er vom andern Winkel her ein Geräusch.

„Wer ist da?" rief er mit scharfer Stimme.

„Das habe ich gerade auch fragen wollen", antwortete es drüben.

„Ich gehe zu den Almhütten hinauf und will hier schlafen", sagte Jakob.

„Wohl auch ein Tourist?" fragte jener drüben mit merklichem Behagen. Vielleicht war es ihm lieb, in dieser Bergeinsamkeit eine mitfühlende Seele gefunden zu haben.

Jakob stutzte. Es war ihm, als kenne er die Stimme.

„Tourist? Nein, ich nit. Ich geh' nur hinauf nachschauen," antwortete er.

„So, Sie sind von der Gegend," sprach der in der Ecke und begann Missmuth zu entladen: „Na, ich muss schon sagen, etwas gastfreundlicher wenn euere Senninnen wären, das ist ein indolentes Volk. Mit der Stallgabel hat mich so eine Hexe bedroht, da drüben in den Hütten, als ich um Nachtquartier ersuchte. Und das nennt man Bauerngemüthlichkeit. Wenn sie wirtschaftlich zugrunde gehen, diese Hottentotten, so geschieht ihnen recht!"

Diese Stimme! Diese Stimme! musste Jakob immer denken. Es war ihm, als habe er diesen Laut oft schon mit Widerwärtigkeit empfunden. War es nicht — sann er weiter und spannte seine Erinnerung an — war's nicht auf Finkenstein? Gottsheilig und wahrhaftig ja, das ist der Frank, das ist der durchgegangene Gutsverwalter Frank! — Der lang Verfluchte und Gesuchte, dort in der Ecke liegt er. — — Was ist jetzt zu machen? Jetzt heißt's gescheit sein. Allein kann er mit ihm

macht hatte, gegen den Berghang hin. Jakob hatte ihn schon am Arm erfasst und hielt ihn fest. Sie führten ihn in die Hütte, wo er sich auf den Trog eines Schleifsteins setzen sollte. Der Riesleuthofer setzte sich an den Herd, der Zimmermann mit den bockigsteifen Lederschurz auf die Bank, der Hochkaserer, wie Jakob genannt wurde, auf einen umgestürzten Kübel, und das Gericht begann. Jakob erzählte die Geschichte vom ungetreuen Verwalter auf Finkenstein. Sie machten nicht viel Umstände, sondern verurtheilten den Gutsverwalter Lebrecht Frank zu zwei — Gendarmen. Nach diesen wurde sofort ein Halter hinabgeschickt nach Rothwasser. Den Delinquenten wollten sie mit Milch und Brot bewirten; da er solches Mahl aber nicht eigenhändig zum Munde führen konnte, die angebotene Löffelzufuhr Jakobs aber zurückwies, so wurde nichts draus. Dann haben sie ihn in einen Stall gesperrt.

„Das hast wohl fein angestellt, Hochkaserer! Das hast tapfer gemacht!“ lobte der Vorsteher.

„Wenn's aber der rechte nit ist?“ gab der Zimmermann zu bedenken, „wenn's ein falscher ist?“

„Grad weil's ein falscher ist, ist's der rechte!“ lachte Jakob, der freilich allen Grund hatte, gut gelaunt zu sein. Sollte er an diesem Tage der Gerechtigkeit einen Dienst geleistet und seinem Compagnon Sebald Hausler das veruntreute Gut vermittelt haben, so durfte er nun füglich auch an seinen eigenen Vortheil denken.

Vor der Riesleuthofer-Hütte war ein Auflauf entstanden. Alle Halter und Almerinnen der Hütten waren zusammengekommen, den Eingefangenen zu sehen, der umso interessanter war, als niemand recht wusste, welches Verbrechen er begangen hatte. Nur eine der Almerinnen war nicht zu sehen, und sie hatte doch so nahe von ihrer Hütte her, die dort auf der Matte stand. Jakob hatte sicher erwartet, sie werde kommen und seine Heldenthat bewundern, vor der er selbst erstaunte. Lob war ihm sonst zuwider, er fand Genüge am Werk allein; aber diesmal dürstete er nach Beifall aus ihrem Munde, schier als ob er seiner Sache nicht ganz sicher wäre. Aber das Lisele kam nicht herüber. So fand auch er es nicht für nöthig, mit einem Besuche bei ihr sich zu beeilen. Er wollte thun, als ob er wichtigere Dinge zu verrichten hätte und schleppte sich ein paar Stunden lang mit der ungeheuersten Langweile herum, bis er jähling mit großen, schnellenden Sprüngen über den Moorboden hinlief und vor ihr stand.

„Mädel,. jetzt bin ich da! Aber, so lang' mir doch dein Pratzerl her und sag': Grüß' dich Gott, mein Schatz!“

Sie barg ihre Hand unter die Schürze und that trutzig. Auf seine schalkhafte Anfrage, ob sie keinen Melker und Käser brauche, antwortete sie, er wäre nicht der erste, dem sie mit der Stallgabel den Weg zeige.

seinen Leibriemen los, steckte ihn sehr vorsichtig unterhalb der Hände durch, schlang ihn um sie, schnallte ihn ein und zog langsam aber sicher zusammen. Der Schlummernde zuckte mit den Armen. Jakob zog den Riemen mit scharfem Ruck fest, der Mann schnob, bewegte sich, wollte sich aufrichten — aber die Hände waren auf den Rücken gebunden, Jakob drückte ihn ins Heu zurück und sagte: „Guten Morgen, Herr Frank!"

Die Augäpfel des Erwachten drehten sich um sich selber über. Die Überraschung war so gewaltig, dass er in ein Wimmern ausbrach, welches bald in ein Schnauben grenzenloser Wuth übergieng. Rasend arbeitete er, um los zu kommen, die Arme renkte er sich aus, der Riemen blieb fest. Seinen mit Eisen beschlagenen Bergstock sah er in der Hand des Feindes. Als er Jakob erkannte, seinen Erbfeind seit jeher, stieß er einen schrillen Laut aus, ein abscheulicher Fluch konnte es gewesen sein. Jakob verstand ihn nicht und fragte auch nicht nach. Dann gab der Gefangene sich einstweilen auf und sagte kein Wort mehr. Er war eine zu praktisch angelegte Natur, um nicht zu wissen, dass in solcher Lage Geschrei und Widerstand zwecklos ist.

Der Morgen war sonnig, die Berggipfel ragten klar und scharf in den Himmel auf. Bei der Hüttenthür heraustretend, wollte Frank sich hinter her ducken. Da sagte Jakob: „Bitte, mein Herr, nach Ihnen! Sie müssen vorausgehen und so gut sein, mir den Weg nach der Rauschalm zu zeigen. Und sollten Sie etwa davonlaufen wollen, so kriegen Sie Ihren eigenen Stecken an den Kopf. Heut bin ich der Verwalter."

Noch andere Scherze fielen ihm ein, die er aber nicht zur Anwendung brachte, er wollte die polizeiliche Würde wahren, die ihm so unerwartet zugefallen war. Frank war in einem braunen Touristenanzug, am Lodenhut eine hochgeschwungene Hahnenfeder. Auch einen Rucksack hatte er bei sich gehabt, der war einstweilen im Heuschoppen geblieben. Wie ruhig schritt er dahin, als hätte er das beste Gewissen. Aber seine Gedanken und Augen zuckten hin und her, um die Möglichkeit zum Ausreißen zu erspähen. Doch er erwog, welcher der beiden im Berglaufen wohl geübter sein mochte und versuchte nichts, sondern gieng gefügig den Rauschalm-Hütten zu.

Diese lagen bald vor ihnen, am Fuße einer steinigen Kuppe. Bunte Herden mit ihrem Geschelle belebten den Hochboden. Auf einem der Hüttendächer saß ein Mann und nagelte Bretter fest. Ein anderer stand auf der Erde und reichte sie ihm hinauf. Das war der Riesleuthofer.

„Nit schlecht, dass gleich der Gemeindevorsteher da ist," rief ihm Jakob zu. „Da bring' ich einen Herrn, der ins Zuchthaus g'hört, bisher irrthümlich frei herumgegangen ist und Leut' betrogen hat. Oha!" Das letzte Wort galt dem Frank, der plötzlich einen Seitensprung ge-

verschlungen hielt. Er erzählte ihr mancherlei aus dem Sesam herauf, besonders aber die Auswanderung der grünen Prinzessin und nun die Abfassung des Gauners Frank. Den letzteren Bericht behandelte er ausführlicher als den ersteren, und es war die Rede vom Schlosse Finkenstein, von Sebald Hausler und seinen Sonderbarkeiten.

Das Lisele hob den Athem, als ob es etwas sagen wollte — that's aber nicht.

„Was wollt'st du sagen?" fragte er und lehnte seine Achsel an die ihrige.

„Aber du drückst mich ja ganz auf die Seite," beschwerte sie sich. „Was ich sagen wollte? Ich hab' dich schon lang' einmal fragen wollen, Jakob, wie stehst du denn eigentlich mit dem Sebald Hausler? Ist das dein Bruder, oder wie?"

Der Bursche antwortete: „Lisele, mir ist's recht, dass wir davon reden. Aber denk' dir, wie das närrisch ist: Ich weiß selber nichts rechtes. Es ist etwas, aber ich kann nit drauf kommen. Er hat oft angefangen darüber zu reden, ist aber allemal stecken geblieben. Er kann's nit sagen, oder will's nit sagen — ich komm' nit drauf. Zuerst hat er mich als Kutscher aufgenommen, nachher auf Finkenstein — das muss ich dir einmal alles genau erzählen. Dass er mich an Kindesstatt angenommen hat, hab' ich dir schon gesagt. Weil ich ein Findelkind bin. Das einemal haben wir uns wie Vater und Sohn angeredet, nachher wieder als Brüder, und so. Ich kenn' mich selber nit aus, weiß kaum, wer ich bin und wie ich heiß'. Hausler oder Kirchner oder wie. Meinetwegen, ich bin halt ich und nix weiter. Gelt! Gelt, das ist spassig! — Wie noch das Vermögen da war, hat er für mich gesorgt, und jetzt sorg' halt ich für ihn. Er hat ja sonst niemand. Sein Vater lebt noch, ist aber ganz mit ihm übers Kreuz, weißt."

„Sag' mir, Jakob, hast du ihn gern?"

Da gestand er: „Es ist ein Fehler von mir. Er hat mir's gewiss gut gemeint. Aber — es geht gegen meine Natur. Er ist so ganz anders. So ganz anders ist er. Ich versteh' ihn nit und er mich nit. Und doch wieder das Erbarmen. Er ist halt krank und wird mit Jahr und Tag schlechter. Und sonst auch — wie's halt geht, wenn einer verdorben worden ist. Schon in der Jugendzeit. Und wieder andere verdirbt. Kein Vertrau'n kann ich haben. Ist eine Zeit gewesen, wo er hat Gutes thun wollen und ist allemal zum Schlechten gerathen. Ist grad, als ob er alles thät anstecken. Ein lauteres Elend mit ihm."

„Ist es wahr, dass er den Herzschwamm hat?" fragte das Mädel.

„Ins Arbeiten haben wir ihn bringen wollen," entgegnete Jakob. „Ich hab' gemeint, das Arbeiten könnt' ihm gut thun. Aber wenn's halt widerwillig geschieht, hilft's auch nix. Nur dass er mir den Brandanger rodet."

Und sie sei so schlimm, weil sie halt nicht zu der grünen Nähterin in die Schule gegangen wäre. So tränkte sie ihm sein damaliges Verbot ein. Ihr derbes Gehaben machte ihn schier zaghaft, und erst als er demüthig und kleinlaut vor ihr dastand, wurde sie zuthunlicher und fragte ihn, ob er Hunger habe.

Da kam von der Riesleuthof-Hütte ein Halter gelaufen. Der Hochkaserer möchte doch schnell hinüber gehen, es seien die Gendarmen da und sie wollten den Gefangenen frei lassen, denn es wäre nicht der richtige, es wäre ein ganz anderer! — Als Jakob hinüberkam, hörte er aus der Hütte schon die laute, wüthende Stimme. Der Verwalter ward just verhört, und wenn er vorhin stumm und dumpf hingebrütet hatte, so entwickelte er jetzt eine mächtige Beredsamkeit, um sich zu rechtfertigen und seine Entrüstung gegen den gewaltsamen Überfall und den bübischen Eingriff in seine persönliche Freiheit auszulassen. Er habe sich über den beispiellosen Schurkenstreich anfangs gar nicht fassen können, nun aber verlange er selbst das Gericht, um beweisen zu können, dass er nicht Lebrecht Frank heiße, niemals Gutsverwalter auf Finkenstein gewesen wäre, sondern der Johann Krenn, Grundbesitzer an der Grübau an der Lehm sei. Er wäre ins Gebirge gegangen, um Jungvieh zu kaufen, und wie man in dieser Gegend arglose Wanderer bei Nachtzeit meuchlings überfällt, das werde noch Aufsehen machen im Lande.

„Mit dem haben wir uns geschnitten!“ munkelte der Zimmermann dem Riesleuthofer zu, und dieser war dafür, den Mann sofort frei zu lassen. Da kam Jakob, schaute dem Verwalter Frank, dem rothhaarigen Menschen, in sein von feinen Blutstriemchen durchzogenes Gesicht und sagte mit aller Sicherheit: „Nur zum Gericht mit ihm, ich fürcht' mich nit. 's ist der Frank, der uns mit dem Geld durchgegangen ist.“

Der Gefangene wandte sich an den Bauer: „Herr Gemeindevorstand — diesem verrückten Menschen gegenüber verliere ich kein Wort —, ich mache nur aufmerksam, dass Sie Unannehmlichkeiten haben werden!“

Sagte der Zimmermann: „Aha, jetzt redet er schon anders. Jetzt verlangt er nit mehr zum Gericht.“

„Nur fort mit ihm,“ sagte der Riesleuthofer zu den Gendarmen. Diese fesselten ihn regelrecht und führten ihn thalwärts gegen Rothwasser.

Hätte Jakob mit seinem zweiten Besuch in der Lindwurm-Hütte sich etwas mehr beeilt, so würden sie nicht so in der eitlen Nacht haben nebeneinander sitzen müssen auf der Bank vor der Thür. Zum Glücke war die Luft mild und stand am Himmel der weiße Mond, der das junge Paar nicht aus den Augen ließ. Das Lisele schien soweit ausgesöhnt zu sein, hatte nichts dagegen, dass er seine Finger in die ihrigen

auf die Bank und zwängte den Kopf zum engen Fensterchen hinein. Es gieng bis knapp an die Achseln und weiter nicht. Sie drinnen im Gefühle ihrer Sicherheit packte ihn an beiden Ohren, drückte ihr Gesicht an das seine und gab ihm einen herzhaften Kuss. Dann gieng sie in ihre Nebenkammer. Der Bursche zog seinen Kopf mit den heißen Ohren und Lippen zurück. Also, kein Erbarmen! — Er gieng zur Nachbarshütte, suchte auf dem Heu ein Lager und schluchzte vor Freude und Ärger.

Der Mond lächelte vergnügt. —

Am andern Morgen war auch Jakob vergnügt. Erstens, weil er gut geschlafen, und zweitens, weil er ein so tapferes Mädel hatte. „Schön Dank, Lisele!" rief er noch zu ihrem Fenster hinein. Sie ahnte es wohl, das war der Dank für die geschlossene Thür, und in ihrem Herzen war es freudig.

Jakob hüpfte thalwärts, frisch wie eine Gemse, seinem Hochkaser zu. Dort im Stall war der Michel und fütterte das Vieh. „Ist der Bruder da?" fragte Jakob hastig.

„Bruder Anton ist gestern nach Oberbusch übersiedelt. Denke dir, er hat dort schon zwei Patienten."

„Aber den Sebald meine ich doch! Eine Neuigkeit für ihn. Den Frank haben wir!"

„Den Frank habt ihr? Und den Sebald suchst du? Aber der ist ja gar nit da. Der ist ja fort!"

„Wie fort? Wo fort? Wann fort?"

„Wir haben doch gemeint, dass er euch nach ist, dir und der Grünen?"

Die Stube war leer. Auf dem Tisch der Milchtopf, im Winkel ein paar schiefgetretene Stiefel, in der Lade alte Wäsche und Schriften. Obenan lag ein Blatt, flüchtig und wirr geschrieben:

„Es ist nichts. Der Apfel fiel zu weit vom Stamm. Also, auch hier betrogen. Und von wem? Es ist klar, klar, klar. Wenn du zu einer andern Todesart zu — bequem bist. Sebald Hausler, nun kannst du dich todt lachen. Das letztemal sterben, lachend. — Aber vorher Rechnungsabschluss Hausler und Compagnie."

Als Jakob diese Zeilen gelesen, war ihm unheimlich zumuthe. „Wir müssen eilig dran, ihn zu suchen," sagte er und der Michel stellte sich dazu bereit.

Als im Baue des Hochkaser alles durchspäht war, suchten sie im Schachen, in der Schlucht, auf dem Brandanger. Dort stak der Spaten im Rasen und reckte seinen Stiel quer auf. Sie fragten in allen Häusern von Sesam, sie fragten in Oberbusch, im Rothwasserthal, in Gug, im Schlosse Finkenstein umher. Sie muthmaßten, dass er von der Verhaftung

Darauf sie: „Das hab' ich mir gedacht. Just wie du's gesagt hast, so hab' ich mir's gedacht. Mir ist es gar nit recht, dass du neben seiner bist."

„Das macht mir soweit nix. Mich macht er nit besser und nit schlechter als ich bin. Schon eher deinetwegen. Muss dir's wohl sagen, Lisele, das damals auf der Haferfuhr, das kann ich nit vergessen!"

„Fürcht' dich nit, ich derwehr' mich! Lang wird er's wohl eh nimmer machen?"

„Es kann auch eine andere Veränderung nehmen," sagte Jakob. „Wenn er jetzt etwan sein Geld wieder kriegt, dann geht er ja fort — ins Stadtleben, wohin er gehört, und wir zwei," der Bursche legte seinen Arm um ihren Nacken, „wir zwei sind allein, Lisele — ich wart' schon hart auf dich." Er lispelte ihr's ins Ohr.

Jetzt stand auf ihr wieder das Trotzköpfel: „Was denkst denn eigentlich? Hast mich schon einmal ernsthaft gefragt, ob ich dich gern hab'?"

„Ist nit nöthig, weil ich's eh weiß," antwortete er ganz gelassen.

„Wenn du's schon für gewiss sagst, so wirds auch richtig sein," gab sie ebenso gelassen bei. „Ich bin dir mein Lebtag lang gut gewesen."

„Dein Lebtag lang kennst mich ja gar nit," lachte er.

„Ich kenn' dich mein Lebtag lang. Einen Mann, den ich gern haben kunnt, hab' ich mir nie anders vorgestellt als du bist. — So, jetzt weißt es und jetzt geh! Gute Nacht!"

Da war er doch verblüfft. — „Geh? Gute Nacht? Aber Lisele! Wenn du mich gern hast, wie kann denn das sein?"

„Morgen, wenn die Sonn' scheint, reden wir weiter."

„Da braucht's keine Sonn' und braucht's kein Reden . . ." hauchte er mit stockendem Athem, mit heißem Athem, und suchte ihr Haupt an seine Brust zu drücken. Da stand sie rasch auf und sagte scharf und bestimmt: „Bübel! Wir stehen heut' nit anders miteinander als gestern. Wenn wir im Herbst zueinander in die Kirche gehen werden, will ich dir die Treue mitbringen — verstehst du? Will dir jetzt nit untreu werden mit dir selber. Wirst froh sein später, wenn du weißt, dass du dich auf mich verlassen kannst."

„Aber schau, Lisele," schmeichelte er, „wir haben uns ja schon versprochen."

„Versprochen, aber nit gegeben!"

Sie huschte in die Hütte und schlug hinter sich die Thür ins Schloss. Jakob war nicht der Mann, sich von dem ersten Misserfolg abschrecken zu lassen. Er wartete ein Weilchen ganz ruhig, dann kniete er

dem Riesleuthofe hatte einstweilen die Hinterstube im Lindwurmhof bezogen.

Die Verwandten saßen noch beisammen, träge, übernächtig und übersatt. Die Männer mit gerötheten Augen und hängenden Schnurrbärten, beim Sprechen lallend, beim Schweigen rülpsend. Aber zum Heimgehen schien es ihnen doch noch zu früh. Die Weiber drängten dazu, und weil das nichts half, so lehnten sich einige an die Wandwinkel hin und duselten ein.

Ein paar noch Regsamere saßen in der Nebenkammer. Sie hatten Karten gespielt und als das langweilig wurde, angefragt, ob nicht Bier vorhanden sei. Es waren der Mediciner und der Philosoph. Sie nahmen nun die Ledermappe vor mit Sebald Hauslers Tagebuchblättern. Diese hatten ihnen schon manchen „Spaſs" gemacht.

„Man sollte sie eigentlich drucken lassen," meinte Dr. Anton.

„Unsinn," brummte Professor Berthold.

„Natürlich, weil dieser Sebald an sich ein Unsinn war. Doch, unseres Schwagers Jakob halber. Der hat ja einen ganzen Roman durchgemacht. Vor dem darf man Respect haben."

„Allerdings, dem Schwächlichen entgegengestellt — der reine Übermensch."

„Wenn du die besondere Gefälligkeit hättest, Bruder, den Übermenschen aus dem Spiel zu lassen — ja? Ich sehe keinen. Bisher sind sie alle gehenkt worden. Schwager Jakob that, was wir auch thun — redlich arbeiten. Das hat ihn immun gemacht. Könnte im Buche ausgeführt werden zu Nutz und Heil."

„Die Moral hübsch abgesotten, wie deine Apothekertränklein."

„Also zu Schad und Unheil, wenn du willst. Das wäre eine Arbeit für dich."

„Danke ergebenst," sagte der Philosoph.

„Ich meine, für einen Literaturprofessor, der Sinn für Unsterblichkeit hat."

„Na — für einen Mediciner wäre das allerdings nichts. Aber das Geserres möcht ich hören! Dieser giftige Sebald Hausler mit seinem Herzschwamm. Und das grüne Frauenzimmer! Und etwa gar ein Doctor Berthold mit seinem ††† Übermenschen! Wäre denn nicht zu fürchten, daſs sie auch die frommen Seelen anstecken könnten?"

„Ich würde nur beantragen," sagte der Mediciner, „als Warnung auf das Titelblatt den Todtenkopf."

Franks gehört und sich beim Kreisgericht eingefunden haben könnte. Aber nirgends eine Spur von Sebald Hausler. Auch Anfragen bei Herrn Leo Hausler in der Hauptstadt ergaben keine Anhaltspunkte.

Dann ließ man amtlich suchen mit Gendarmen, mit Steckbriefen und öffentlichen Kundmachungen. Hernach stand in den Zeitungen zu lesen, dass Herr Sebald Hausler sich im Kreisgericht Riedburg einfinden möge, zu einer bevorstehenden Gerichtsverhandlung gegen einen Johann Krenn, recte Lebrecht Frank, gewesenen Gutsverwalter auf Finkenstein. Alles vergebens. Hausler erschien nicht und keine Spur von ihm war zu erforschen. Die Leute schüttelten ihre Köpfe und riethen nur noch auf die Wassertümpel. Der alte Lindwurm ließ dem Jakob sagen, so lange, als dieses Geheimnis nicht aufgeklärt sei, müsse die Hochzeit verschoben werden. Da gieng es dem jungen Hochkaserer heiß und kalt über den Rücken — das erstemal im Leben.

Jakob wurde zur Gerichtsverhandlung in Riedburg vorgeladen. Dabei kam allerhand zur Sprache, im übrigen gieng es ziemlich einfach her. Lebrecht Frank wurde verurtheilt zu acht Jahren Zuchthaus. Von einem Ersatze der Veruntreuung auf Finkenstein keine Rede. Außer etlichen hundert Kronen Tagesschulden besaß der Mann — nichts.

Im Herbst kam ein Urlauber aus der Hauptstadt zurück nach Sesam. Der erzählte, er hätte den Sebald Hausler gesehen. In einem Unterhaltungslocal der Vorstadt. Die grüne Lehrerin habe er bei sich gehabt, auf dem Kopf schief gesetzt einen hohen Cylinder, im Mund eine lange Cigarre und in einem Auge ein Zwickglas. Jakob meinte, nun könne man wohl das Suchen einstellen und die Hochzeit veranstalten. Da kam eine andere Nachricht. Professor Dr. Berthold schrieb an seinen Bruder Michel über einige Familienangelegenheiten und wusste nebenbei auch etwas von dem verschollenen Hausler. Der sei in eine Irrenanstalt geworfen, eines Tages aus derselben entflohen, in die Wohnung seines Vaters, des alten Rentiers Leo Hausler gedrungen. Dort habe er die Jagdflinte ergriffen und, weil der Alte abwesend, auf dessen Marmorbüste geschossen. Die Kugel sei zurückgeprallt an seinen eigenen Hals, habe die Schlagader verletzt, so dass der unselige Mensch noch an demselben Tage gestorben sei.

Näheres hat man nie erfahren können. Den Tod des Mannes bestätigte auch das Gericht, dieweilen Jakob, der Hochkaserer, eine behördliche Zuschrift erhielt mit der Frage, ob dieser die Erbschaft seines Adoptivvaters Herrn Sebald Hausler antreten oder darauf verzichten wolle.

Der Hochkaserer bestätigte seine Verzichtleistung mit der eigenhändigen Unterschrift: Jakob Kirchner. — —

Die Doppelhochzeit war vorüber. Jakob mit seinem Lisele war zeitlich auf den Hochkaser gegangen. Michel mit der Seinigen aus

hellen Gestalten im flackernden Schein der Glühlämpchen. Dann und wann flog wohl ein Pärchen gar weit dahin, bis es erhitzt innehielt, sich allein sah in dem grünen Dämmer, und um sich abzukühlen, wandelten sie noch tiefer in die dunkeln Gänge hinein, in die nur hie und da bleicher Mondesschimmer fiel. Wenn dann der Tänzer seine glühende Partnerin an sich zog und auf den rothen Mund küsste -- — war das Sünde?

Es gab aber Menschen, denen dieses Tafeln und Singen und Tanzen großes Ärgernis schien.

Am anderen Ufer des Baches, an der Berglehne, stand ein Kloster, das einer Gemeinschaft von Bettelmönchen gehörte.

Abends kamen die Brüder von ihren Bittgängen in den Dörfern heim und brachten dem Prior die gesammelten Gaben. Sie leerten ihre Säcke vor ihm aus und er musterte den Inhalt. Wenn er das trockene Brot, die kümmerlichen Kartoffeln, die paar Eier und das bisschen Butter sah, dann runzelte er finster die Brauen.

Durchs geöffnete Fenster klang das Lachen von der Mühle herüber. Da hob er den Arm empor und klagte über die sündige Menschheit, die für fromme Brüder nichts übrig hatte, aber ihr Hab und Gut in lasterhaftem Treiben verprasste.

Im Abendschein nahm er sein Brevier und schritt hinaus, um auf einem einsamen Spaziergange zu beten. Da sah man die hohe, massige Gestalt in der braunen Kutte den Bach entlang wandeln und eifrig im Buche lesen. Aber nicht einmal diese fromme Stunde blieb dem Prior ungestört.

Er murmelte lateinische Worte vor sich hin, — da drang ihm feiner Bratenduft in die Nase. Er blieb stehen und sog den Duft mit Wehmuth ein! Wahrhaftig, Rebhühner!

Wie lang war's her, dass er solche gegessen hatte. Ha! Da lief einem ja das Wasser im Munde zusammen. Die schöne Müllerin könnte ihm auch einmal solche zukommen lassen. Na — vielleicht ließ sich das bei der nächsten Gelegenheit einflechten.

Er stand und blickte mit Sehnsuchtsaugen auf die Insel hinüber! Dann raffte er sich auf: „Oh, diese Sündhaftigkeit, -- diese Sündhaftigkeit!"

Hob voll Ärgernis die Arme zum Himmel empor und versenkte sich wieder in sein Buch.

Nach einer Weile zog's ihn doch zur Insel zurück: „Ich muss das böse Treiben ansehen, damit ich umso besser dagegen wüthen kann".

Die Müllerin goss gerade aus einer hohen Kanne Wein in die Pokale! Das war gewiss von dem guten Rothen, den der Müller nur

Johanniskäferchen.

Eine Sage aus den österreichischen Alpenländern von **Andrea Maria Birnbacher**.

In einem kühlen, schönen Thale stand eine große Mühle.

Das Wasser des breiten Baches wurde eine Strecke oberhalb abgeleitet in einen ruhigen Canal, der dann die Räder trieb und später wieder in den Bach zurückgeführt wurde. Auf der kleinen Insel, die von den beiden Wasserarmen gebildet wurde, standen alte Bäume mit breiten, dichtbelaubten Ästen.

Da war's immer kühl, auch an den heißesten Tagen; vom Wasser wehte frischer Hauch, und von ferne klang das Stampfen der Räder, das Donnern der herabstürzenden Wassermassen.

Es war so recht ein Platz zum frohen Genießen; Tische und Bänke standen auf der grünen Wiese bereit, und an schönen Mai- und Juniabenden kam auch stets eine fröhliche Gesellschaft aus der Stadt herausgezogen. Denn der Wein des Müllers war sehr gut, und seine junge, schöne Gattin verstand es, die Fische, die der Bach lieferte, und das Wild aus dem anstoßenden Wäldchen gar schmackhaft zu bereiten.

Die Tische wurden dann mit weißem Linnen überdeckt, darauf standen alle die guten Gerichte, und der Wein glänzte in schweren Krystallflaschen. . . .

Die Müllerin schmückte die Tafel mit Blumen aus ihrem Garten, und auf den Baumzweigen wiegten sich rothe und blaue Laternchen, die sie magisch beleuchteten.

Das wurde nun ein frohes Treiben. Die Gesellschaft bestand aus jungen Männern der Stadt mit ihren Frauen und Schwestern und Freunden. Die waren alle voll überquellender Lebenslust und dachten nur daran, wie sie die schöne Jugendzeit nach Möglichkeit genießen könnten.

Die schöne Müllerin bediente. Sie trug die Gerichte herbei und schenkte den goldigen Wein in die Gläser. Und sie trank auch selber mit. Silbernes Lachen ertönte, die Augen blitzten und grüßten mit zu, dann stimmte wohl jemand ein Lied an, alle fielen ein, und der Gesang klang jubelnd hinaus in die Nacht, eine Botschaft allen einsamen Wanderern von Lebenslust und Glück.

Oder einer aus der frohen Schaar spielte zum Tanze auf, und auf dem weichen Rasen unter dem Laubzelt der Bäume wirbelten die

Braten und ein Fässchen Wein. Das war ihm die Müllerin schuldig, der er in der letzten Beichte auch gehörig zugesprochen hatte.

Aber als die Brüder am Samstag abends von ihrem Sammelgang heimkehrten, da brachten sie nur ein paar magere Hühnchen, ein kleines Tönnchen Wein schickte die Müllerin auch wirklich, aber es war saurer Landwein. Da stieg im Herzen des Priors der heilige Zorn empor, wie noch nie. Sein Antlitz glühte, seine Augen blitzten, er reckte die Arme und drohte zornig mit den Händen nach der Insel hinüber. Dann unternahm er einen Spähergang am Bachufer entlang.

Würden die Lasterhaften auch heute, am heiligen Vorabend des Festes, sich nicht abhalten lassen? Richtig, da saßen sie ja schon um den Tisch herum und pokulierten.

Das Fastengebot hielten sie zwar ein, aber dafür hatte die Müllerin die schönsten Fische aufgetischt.

Die Leutchen waren heut noch toller als sonst. Die Becher klangen aneinander, der Wein floss über, ein frohes Lied ertönte nach dem andern, dann sprang ein Geselle auf, holte eine Fiedel, setzte sich auf den Tisch hinauf und begann aufzuspielen; und hin wirbelten die Paare.

Da tanzte ein schlanker Bursche mit der schönen Müllerin. Wie die Röcke flogen, wie die Wangen glühten, wie sie die volle Brust in seinen Arm hineinpresste! Dem Prior auf seinem Aufsichtsposten wurde ganz heiß.

Er schlich über das kleine Brückchen, das auf die Insel führte und verbarg sich dann im Gebüsch.

Da kam die Müllerin mit ihrem Tänzer daher; er hatte den Arm um ihre Taille gelegt und flüsterte ihr heiße Worte zu! Ihr Athem flog, als sie ihm lauschte.

Dann machte sie sich plötzlich los und stieß heraus aus übervoller Brust: „Ach was, und wenn's auch Sünde ist — ich hab' dich lieb!“ Und sie flog auf den Burschen zu, warf die Arme um seinen Hals und küsste ihn in wilder Leidenschaft.

Da wurde es dem Prior zu arg. Das war zu viel! Wie oft hatte er der Müllerin in der Beichte zugesprochen, sie sollte sich nicht zu den leichtfertigen jungen Männern halten, lieber Trost und Beistand bei frommen Brüdern suchen.

Er konnte seinen Zorn nicht mehr bemeistern und sprang mit dem Aufschrei: „Sündige Brut!“ hervor.

Die Beiden schrien auf und flohen.

Er eilte ihnen nach auf die Festwiese hin, so dass die tanzenden Paare erschreckt auseinander stoben, sprang auf den Tisch hinauf und sprach, das Kreuz seines Rosenkranzes in der Hand emporhaltend, einen schrecklichen Fluch:

besonderen Gästen gönnte. Oh, das war ein Wein! Der Prior spitzte die Zunge und legte die Hand auf die Brust, als schlürfe er ihn ein.

Nur mühsam riss er sich wieder los. Aber immer verfolgte ihn das Lachen und Singen und die frohe Tanzmusik. Da wirbelten diese verderbten Menschen dahin, — — wie fest sie sich umschlungen hielten!

Er spähte neugierig hinüber, sein Brevier war vergessen, so sehr hatte ihn heiliger Zorn erfasst. Er sah einzelne Paare unter den Bäumen dahinwandeln, immer tiefer ins Dunkel hinein, bis dann wieder an einer mondbeglänzten Stelle die hellen Kleider aufleuchteten. Und gerade an einer solchen Stelle mussten zwei sich küssen, — er konnte genau den zarten Nacken des Mädchens sehen, das sich zurückbog, ihre schlanken Arme, die sich um den Geliebten legten.

Die Lippen hielt sie seinen entgegen — er beugte sich herab und küsste sie, nicht einmal, — nein — wieder und wieder —

Der Prior stand auf den Zehenspitzen, vornübergebeugt, um ja nichts zu verlieren von dem Anblick. Seine Augen funkelten — ob das auch heiliger Zorn war? — sein Athem gieng rasch —

Armer Prior! Wie schrecklich, wenn man ausgeht, um in tiefer Andacht zu beten und wird durch solchen Teufelsspuk gestört.

Bis in die Träume hinein verfolgten ihn die bösen Bilder. Er schnalzte mit der Zunge, weil er von den herrlichen Rebhühnern träumte, und spitzte dann den Mund, denn nun erschien ihm in Gestalt eines holdseligen Engeleins ein Mädchen und er streckte ihr die Arme entgegen — natürlich nur in tiefer Demuth und Verehrung. — —

Und so gieng's ihm Tag für Tag, — alle Abend, wenn er sein Brevier betete, wurde er gestört, — er hätte zwar einen anderen Weg einschlagen können, um sich von Versuchung zu bewahren, aber er war so großmüthig, sich ihr auszusetzen, nur um nach gründlichem Studium des Lasters durch eine umso feurigere Bußpredigt die Menschen auf die rechte Bahn zurückzuführen.

So kam die Pfingstzeit heran. Am letzten Sonntag vor dem Feste hatte er in beweglichen Worten von dem schrecklichen Laster der Völlerei gesprochen.

„Meine lieben Brüder in Christo! Hütet euch vor dem Teufel und seinen Versuchungen, denen ihr leider zu oft erliegt. Hütet euch vor Völlerei! Wie oft bahnt sich der schreckliche Feind den Weg zu eurer Seele durch euren Magen! Lebet einfach! Statt dass ihr euer Geld hinwerft für sündhafte Gelage, opfert es dem Herrn und seinen Dienern — — u. s. w."

Er erwartete sich, da er auch die Höllenstrafen in schlimmen Farben geschildert hatte, für die Festtage wenigstens einen recht guten

Gesellschaft zu leisten, denn im Himmel war große Putzerei. Die Engerln flogen geschäftig bei der Himmelsthüre aus und ein und schüttelten ihre großen Tücher aus. Der Staub fiel auf die Erde hinab, — — senkte sich auf Bäume, Sträucher und Wiesen, dass sie aufleuchteten in hellen Farben.

Im Vorbeifliegen nickten sie ihm zu, dann brachte ihm eines einen Teller mit frischgebackenem Festgebäck, einen Krug mit Wein dazu und ließ ihn wieder allein. So hatte er Muße, sich der Beobachtung zu widmen. Er schüttelte immer wieder und wieder den Kopf, es wurde ihm auch ein bisschen zu toll. Als er gar sah, wie die Müllerin den Burschen küsste, da sprang er zornig auf und schlug mit der Faust auf den Tisch, dass es dröhnte: „Ah! das ist denn doch — Na, wartet nur“ — Da erstarb ihm das Wort im Munde, und er blieb unbeweglich stehen; so verblüfft war er über das Auftreten des Priors. Erst als der seinen Fluch beendet hatte, kam wieder Leben in den Alten, aber nun war es zu spät. Nun konnte er den Fluch nicht mehr ungeschehen machen, denn gegen etwas, was im heiligen Zorn im Namen Gottes geschehen war, hatte er keine Macht.

Als er sah, wie die jungen Gestalten da unten sich in Kröten verwandelten, wurde ihm aber ganz traurig zu Muthe.

Sündhaft war ihr Treiben ja gewesen — besonders das mit der Müllerin — na — aber — solche Strafe hatten sie doch nicht verdient.

Ja — aber was war nun zu thun? —

Und der Heilige versank in tiefes Sinnen, die Krapfen und den Wein rührte er gar nicht an, so sehr nahmen ihn die Gedanken gefangen. Erst als die Engerln herausgeflogen kamen, um die Sterne auszulöschen, riss er sich los.

Denn nun war ihm ein Einfall gekommen. Ganz gut machen konnte er nicht mehr, aber doch ein wenig helfen. Dann warf er sich schnell in sein Sonntagsgewand, denn es begann das Fest im Himmel. Erst gegen Abend konnte er sich losmachen. Bei der Tafel, als Gott Vater recht gütig aussah, da hatte er ihn um Erlaubnis gebeten, den Armen helfen zu dürfen. Gott Vater hatte sie ihm gewährt, denn der heilige Petrus ist ihm einer der liebsten.

Und so vertauschte der heilige Petrus sein Festkleid mit dem Pilgermantel, nahm einen Stock in die Hand, ließ sich den Heiligenschein befestigen und stieg auf die Erde hinab, direct auf die Insel zu.

Da bot sich ihm ein trauriger Anblick. Noch stand die gedeckte Tafel, auf der die Überreste der Speisen verdarben, und um sie herum hüpften eklige Kröten. Die Mühle lag finster und todtenstill.

Der Heilige rief die Kröten an sich heran, und sie saßen um ihn herum und glotzten zu ihm auf.

„Im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes, dessen Fest ihr schändet; ihr habt nur Sinn für die niedere Lust des Lebens, kriecht sündhaft auf der Erde, anstatt eure Gedanken zum Himmel zu erheben. Darum sollt ihr nun in Kröten verwandelt werden. Die Mühle aber soll zerfallen, der ganze Platz gemieden werden als eine Stätte böser Geister, und an lauen Sommernächten sollen eure Stimmen unheimlich erklingen als Mahnung für andere Menschen."

Sprach's, und weil ihm die Stimme zu fehlen drohte, denn er hatte mit aller Macht geschrien, ergriff er einen Pokal und trank ihn auf einen Zug aus. Dann kehrte er befriedigt heim.

Die armen, aufgestörten Leutchen standen wie erstarrt und konnten sich nicht vom Platze rühren; langsam schrumpften ihre Glieder ein, sie wurden kleiner und kleiner, nahmen eine häßliche Farbe an, und als der Pfingstmorgen strahlend aufstieg, da hüpften eklige Kröten auf dem Festplatz umher und stießen klagende Töne aus. —

Da wär's nun um die Armen schlecht bestellt gewesen, wenn nicht — —

Und das kam so.

Noch ein anderer frommer Mann hatte das Treiben mit Interesse beobachtet, und das war kein geringerer, als der heilige Petrus. Wenn er auf seinem Posten vor der Himmelsthüre saß und auf Seelen wartete, wurde ihm oft die Zeit lang, denn sie kamen sehr spärlich. Hin und wieder ein altes Mütterchen, oder ein alter Mann, eine gottselige Jungfrau, auch nicht mehr in den ersten Jahren — oder ein Kind. —

Die andern alle, die hübschen Frauen und stattlichen Männer, zogen auf der Höllenstraße dahin.

Das war nun für den guten, alten Petrus recht traurig, er sah lieber gar nicht hin und wandte seine Augen lieber der Erde zu. Da war ihm auch die frohe Tafelrunde auf der Müllerinsel aufgefallen, und manchmal gieng ihm gar sein Pfeifchen aus vor lauter Hinsehen. Es war ja auch zu toll.

Er schmunzelte immer wieder über die Leutchen und sein liebes Gesicht strahlte vor Wohlwollen. Manchmal schüttelte er aber auch erstaunt und unzufrieden den Kopf, wenn's gar zu übermüthig zugieng und brummte vor sich hin: „Sind nicht zu bessern diese Menschen, nicht zu bessern."

Auch unseren Prior faßte er ins Auge und trotz heiligem Eifer gefiel ihm der nicht recht. Er drohte ihm gar manchmal mit dem Finger: „Na, warte du!"

Auch am Abend vor dem Pfingsttag saß Petrus auf seinem Posten gar einsam; keines von den Engeln oder Heiligen hatte heute Zeit, ihm

Seel-Weck.

Ein Geschichtlein aus dem obern Mühlkreis von **Louise Seidl-Derschmidt.**

Ein einsames Häuslein auf fahler Herbstwiese, ein kahler Kraut- und Kartoffelacker, worauf nackte Strünke und welke Blätter als Rückstand der Ernte liegen geblieben sind, einige besenartige Mostäpfelbäume daneben, etwas ferner der immergrüne, ansteigende Fichtenwald, durchsetzt von Granitfelsengruppen — so lag das Heim des „Wetzelsberger Hans" auf einer der welligen Hochflächen des Mühlviertels.

Der Hausvater weilte aber nicht daheim, der war den ganzen Sommer über „drenta der Donau" beschäftigt als Maurer. In der engen, ärmlichen, doch sauberen Stube seines Häusleins aber wohnte ein düstrer unheimlicher Gast, der sich einen bleibenden Platz hier suchen wollte — die Sorge.

Man merkte zwar den rothbackigen, zahlreichen Kindern nichts an, welche im bunten Gewimmel die Stube füllten — aber desto schwerer drückte sie auf das Gemüth des noch jungen Weibes, welches mit einer Flickarbeit beschäftigt war und der sechzehnjährigen Tochter nebenbei Anweisungen gab.

„Du musst schon angreifen, Nani," sagte sie, „siehst ja wohl, dass ich krank bin und nicht kann. Jetzt bring' die Erdäpfel in den Keller, dann weichst die Wäsche ein, dass d' am Abend waschen thust — und danach putz' das Geschirr von Mittag und lass' mir fein kein' Ruß am Pfandl!"

„Ja, Mutter."

„Und schau, dass d' heut noch die Stuben hinauswaschen magst. Leicht kriegen wir allerhand Leut' herein, dann soll's doch sauber ausschauen."

„Wer soll denn kema, Muatta?"

Die Ältere fragte es und die Jüngeren horchten auf. In mannigfaltiger Form gieng nun die Wiederholung der Frage aus neugierigem Kindermunde:

„Wer kommt denn?"

„Fragt's nicht! — Sind übrigens heilige Tage zu erwarten, da muss man doch ausputzen! Morgen ist Allerheiligen-Fasttag, da könnt's ihr Kleinen um Seel-Wecken gehen."

Darob herrschte großer Jubel.

Die Sitte des „Seel-Wecken"- oder „Allerheiligen-Strietzel"-Spendens ist beim Landvolke noch sehr gebräuchlich, zumal an der Grenze gegen

„Meine Lieben,“ begann er, „Strafe habt ihr verdient, das ist gewiss, aber — der Prior hat's doch ein bisschen zu arg gemacht. Widerrufen kann ich den Fluch nicht mehr, aber unser lieber Herrgott hat mir erlaubt, dass ich euch eine schönere Gestalt verleihe. Ich hab' mir schon was ausgedacht für euch. Alle Jahre, wenn die Maienzeit kommt und die lauen Nächte, dann sollt ihr zu einem kurzen, aber frohen Leben erwachen. Als leuchtende, kleine Käferchen sollt ihr da zwischen den Büschen herumtanzen, dass sich die einsamen Wanderer freuen an euch, so wie sie sich an eurem Lachen und Singen erfreut haben.

Unser lieber Herrgott will ja gar nicht, dass auf seiner schönen Welt alle traurig herumgehen, als hätte er ihnen das Lachen nicht geschenkt. Wenn die Menschen jung sind, sollen sie sich des Lebens nur freuen, können ja trotzdem noch gute Menschen sein. So, lebt wohl!“

Und als er die Arme hob, da verschwanden ganz plötzlich die ekeln Kröten und zierliche, leuchtende Käferchen umtanzten den Heiligen.

Eine Zeit lang sah er dem Spiele zu, dem Wirbeln und Leuchten im Busch und auf der Wiese und nickte befriedigt.

Als er dann heimwärts gieng, da sah er über die Brücke ein Liebespärchen kommen. Als das Mädchen die tanzenden Lichtchen erblickte, blieb es überrascht stehen: „Schau nur, schau, als ob die Sterne vom Himmel gefallen wären.“

Da nickte der Heilige befriedigt und freute sich! So sollte es sein. Und mit einem frohen Lächeln kehrte er in den Himmel zurück.

Allabendlich tanzen nun die Leuchtkäferchen auf der verlassenen Insel, sie funkeln an den Büschen wie Diamanten und liegen wie Sterne am Wiesenrand.

Die Pärchen aus der Umgegend gehen am liebsten dorthin. Die Mädchen haschen nach den Würmchen und setzen sie sich ins Haar und die Burschen bewundern sie dann in ihrer Pracht. Und wenn ein Wanderer auf der nächtlichen Straße dahinzieht, so bleibt er wohl einen Moment lang stehen und freut sich über die zierlichen, leuchtenden Pünktchen im Gebüsch. „Johanniskäferchen“ nennt sie das Volk, weil sie um Johanni herum ihr tanzendes Treiben beginnen.

Auch zum Kloster hinab fliegen sie und umgaukeln den Prior auf seinen abendlichen Spaziergängen. Aber er mag sie nicht leiden.

Denn entzückend sind die Johanniskäferchen anzusehen, wenn man die Liebste im Arm hält, oder einsam dahinwandelnd von ihr träumt, — aber wenn man alt und mürrisch ist und kein Verständnis hat für Jugendglück, dann hat man auch kein Auge mehr für dieses anmuthige Spiel der Natur.

Nun gar, wenn man ein solcher Prior ist! — — —

mit der Zahlung zuwarten, wir haben kein' Kreuzer Geld im Häusl und der Vater — —"

„Sei nur stad, Dirndl, es wird nöt so schier! Wir machen enk kein' große Roat. Und dö Weiber von der Nachbarschaft, dö hab'n g'sagt, sö zahl'n z'samm für'n Doctor. Aber hiazt geh eini, kriegst a Menge Arbeit."

Als Nani ins Zimmer und ans Bett der Mutter trat, lächelte diese.

Die Gasteigerin aber legte dem Mädchen ein in Windeln gewickeltes Knäblein in die Arme und sagte ein wenig schelmisch:

„So, Nani, da hast auch einen Seel-Weck!"

In der Extrastube des nächsten Dorfwirtshauses war wenige Stunden später eine kleine Gesellschaft versammelt und unterhielt sich, wie gewöhnlich an den langen Spätherbstabenden, durch gemüthliches Plaudern.

Der Lehrer des Ortes, der Doctor, die „Herren von der Grenzwach", sowie die Frauen aller dieser waren anwesend.

Da kam die Wirtin mit der Nachricht:

„Jetzt sinds mit dem Kind da zum Taufen. So ein arm's, klein's Wuzerl. Der Wetzelsberger hat g'flennt, wie er mir's zeigt hat. Der arme Mann hat eh schon den Schübl daheim und doch sagt er, Gottlob, weil's nur gesund is und das Weib davonkommt." — Der weibliche Theil der Gesellschaft eilte gleich ins „Gastzimmer", um das „arme, kleine Wuzerl" anzuschauen, während einer der Lehrer sagte:

„Ja die Wetzelsbergerin, das ist ein ordentliches Weib. Die Kinder kommen rein und nett zur Schule, trotz der großen Armut — besser als von manchem begüterten Bauern- oder Bürgerhaus."

„Der Mann", fuhr die Wirtin fort, „kann nicht genug verdienen mit aller Müh' — schuldig sind's auch auf's Häusl, und seine Verwandten sind so hartherzig und neidig, dass sie ihm nichts geben, obwohl es ihnen gut geht. Ich will der Wetzelsbergerin jetzt alle Tage eine Suppe hinaufschicken. Ihr Dirndl soll's holen, wenn's von der Schul' heimgeht."

„Da thun wir auch was," rief einer von der Gesellschaft, „hier eine Krone für die arme Frau!"

Und er gab das Geldstück der Wirtin.

„Hier auch — und da auch — und da!"

So gieng's in der Runde der Stammgäste.

„Wetzelsberger!" sagte die Wirtin, als sie ins Gastzimmer zurücktrat, wo die Hebamme, der Vater und der Taufpathe des neuen, am Nebentische schlummernden Weltbürgers beisammen saßen, „Wetzelsberger, jetzt da schau her!"

Und sie schüttete das Häuflein Silber- und Nickelgeldes auf dem Tisch vor den Erstaunten, fast Sprachlosen. „Ja, dein ist's! Geh' nur hinein und bedank' dich bei den Herren."

Baiern, wo unsre wahrhafte Geschichte spielt. Es ist ein Act des Wohlthuns und der Nächstenliebe, den ich trotz des Geschrei's der Weltverbesserer nicht missen möchte, welche über das „Bettelvolk“ schimpfen.

Geben ist seliger als Nehmen.
Wer viel hat, gebe demjenigen, der wenig hat.
Was ihr dem Geringsten meiner Brüder thut,
Das sehe ich an, als wäre es mir selbst gethan.

Bethätigt nicht das Volk durch seine Brotspenden an Arme auf das schönste diese frommen Sprüche, welche wohl in aller Mund, aber nicht in aller Herzen sind?

Käme dieser Brauch ab, wie es der Wunsch mancher ist, die von Armut nur nach dem Hörensagen wissen, wie schwer träfe man da die armen Leute!

Es gibt kinderreiche Familien, welche den ganzen Winter an dem Brotvorrath zehren, der ihnen zu Allerheiligen gespendet wird. Werden die vielgestaltigen Wecken, Strițeln und Laibchen gleich hart — in der Suppe und in der Milch erweichen sie schon wieder — und überdies macht hartes Brot gesunde, weiße Zähne.

So giengen auch des Wetzelsbergers Kinder am frühen Morgen des Allerheiligen-Fasttages von Haus zu Haus und sagten ihr Sprüchlein:

„Thät recht gar schön bitten um einen Seel-Weck!
I bitt um ein langen — ein kurzen kann i nöt glangen.
I bitt um ein weißen — ein schwarzen kann i nöt beißen.“

Das weiße Leinensäckchen dick gefüllt, kamen die Kleinen des Abends wieder heim, die Wangen vom scharfen Herbstwind wie Äpflein geröthet, die Stimmen ein wenig heiser vom „Seelweckbitten“.

Doch als sie fröhlich ins Zimmer stürmen wollten, wehrte es ihnen die große Schwester schon an der Hausthür.

„Stad seid's — und heraußt bleibt's! D' Muatta is krank und der Doctor is bei ihr drinn.“

Das Mädchen führte die kleinen Geschwister schluchzend in ein Kämmerlein und hieß sie ihre Brotvorräthe ablegen. Die erst so muntern Kinder hockten nun scheu und traurig nieder und wagten nicht, sich zu rühren.

„Der Vater kimmt a,“ erzählte Nani flüsternd, „i hab das Telegramm af d' Post tragen müssen, weil's g'fährli is. Aus is, was fangen wir an, wenn d' Muatta stirbt.“

Da erschien in der Kammerthür ein Weib: „Nani, sollst einigehn!“

Und leise setzte sie hinzu: „Därffst nimmer verzagt sein, die größer' Gefahr is vorbei. Der Doctor sagt, wenn's obacht gibt, wird's schon wieder recht.“

„Gott sei Dank!“ sagte Nani, die Hände faltend und setzte flehend hinzu: „Bitt' Enk gar schön um Christi willen, Gasteigerin, thut's uns

Darwins Entwicklungslehre und, was man in der Philosophie den Positivismus nennt. Auch bekämpft man so leidenschaftlich nur, was dem eigenen Wesen zugleich entgegengesetzt und verwandt ist.

Eine Zeit lang hatte sich Nietzsche von den modernen Strömungen in Philosophie, Kunst und Politik ergreifen lassen. Er hat jede durchlebt, an ihr gelitten, sie bis an das äußerste Ziel verfolgt und sich aus allen befreit. Der Tiefe seiner anfänglichen Ergriffenheit entsprach die Plötzlichkeit, womit er sich losriss, und die Heftigkeit der schließlichen Gegnerschaft. Er begann mit schopenhauerischem Pessimismus und sah nur in der tragischen Kunst die Rettung vor der Verneinung des Willens und die Rechtfertigung des Daseins. Er schwärmte für Wagner und das „ältere" Griechenthum und setzte überschwängliche Hoffnungen einer „deutschen Wiedergeburt der hellenischen Welt" in das neue Deutsche Reich. Als eins der Werkzeuge dieser Culturerneuerung galt ihm die Zucht des preußischen Soldaten. Aus dieser Romantik seiner Jugend machte er sich mit jähem Ruck frei. Er wandte sich zur Aufklärung um und huldigte zeitweilig dem Geiste der Wissenschaftlichkeit. Im Erkennen schien ihm nun der Zweck des Lebens zu liegen, mit dem „großen Intellect" der Gipfel des Daseins erreicht zu sein. Nicht lange, — und er empfand, wie die Zeit selbst, Ungenügen am bloßen Wissen. Jetzt erst erwachte in ihm ein immer tiefer bohrender Argwohn gegen alle modernen Ideen, gegen deren Quellen und Grundlagen: das Christenthum, die herkömmliche Moral. Er hatte den „Weg zu sich selber" gefunden und dieser führte ihn immer ferner von den Zeitgenossen, über immer steilere Pfade, auf die einsamste Höhe — neben dem Abgrund.

Der Grundton der Philosophie Nietzsches ist schrankenlose, leidenschaftliche Liebe zum Leben; wie in die Farbe des Lebens selbst getaucht, erscheinen die Gedanken und Sentenzen dieser Philosophie.

Nietzsche verherrlicht das Leben, das große, mächtige, aufsteigende Leben, — das Leben, nicht nur, wie es war, wie es ist, sondern vor allem, wie es werden könnte, werden soll. Eine vornehme Rede seines „Zarathustra" lautet: „Was uns das Leben verspricht, das wollen wir dem Leben halten." Es hat im Alterthum einen Philosophen gegeben, den man den „zum Sterben Überredenden" nannte; Nietzsche ist der Philosoph, der zum Leben überreden will. Nichts ist vom Leben abzurechnen, nichts in ihm entbehrlich, am wenigsten aber das große Schicksal, das große Leiden; alles dient, alles soll zu seiner Steigerung und Erhöhung dienen. Hat nicht die Zucht des Leidens allein, des großen Leidens, alle Erhöhungen des Menschen bisher geschaffen? fragt Nietzsche. Der tapfere und stolze Muth, womit er das eigene Leiden ertrug und bezwang, beweist, wie ernst es ihm war mit dieser Wertschätzung des Leidens in der Gesammtschätzung des Daseins. Nietzsche kehrt den Pessi-

„O du lieber Herrgott im Himmel, was gibt es doch noch für gute Leut'! Gasteigerin, jetzt mag ich dich auch gleich zahlen. Und der geistliche Herr hat mir auch nichts genommen für's Taufen, der Messner auch nicht; hätt' eh nicht g'wusst wie ich's füreinand bring'."

Am nächsten Schultage nach dem Unterrichte giengen die Wetzelsberger Kinder fröhlich heim, trotzdem sie vollauf zu schleppen hatten an dem, was ihnen die Wirtin mitgegeben.

Das eine trug ein „Häferl" Krankensuppe, während die andern verschiedene „Binkerl" angehängt hatten, die von den gestern anwesenden Frauen aus dem Entbehrlichen des eigenen Haushaltes zusammengesucht worden waren: Esswaren, alte Kleider und Leinen für Windeln.

Als sie am Heimatshäuschen ankamen und mit leisen vorsichtigen Schritten das Krankenzimmer betraten, als sie die Gaben vor die erfreute Mutter hinlegten und Nani den Vater herzurief, der draußen Holz machte, sagte dieser:

„Kinder, seids dankbar unserm Herrgott und den Wohlthätern! Jetzt mögen wir schon wieder klöcken, und ich arbeit was ich mag, dass keine Noth einreißt und wir euer Brüderl aufbringen.

Und der graue Schatten der Sorge, welcher in dem Häuschen lange quälend geherrscht, schwand lautlos.

Wo Menschenliebe, Erbarmen, treuer Familiensinn und festes Gottvertrauen weilen, ist kein dauernder Platz für solche finst're Gäste.

Nietzsches Werk.

Von **Dr. Alois Riehl.**[1])

In den Schriften Nietzsches gibt sich die moderne Seele zu erkennen; jede ihrer Regungen spiegelt sich in diesen Schriften wieder, jede ihrer Stimmungen kommt darin zu Worte. Selbst die aphoristische Form, das Aufleuchten der Gedanken Nietzsches in Gestalt plötzlicher Eingebungen, erscheint wie ein Symbol der Hast und inneren Unruhe der Zeit und ihres Mangels an einheitlicher, geschlossener Anschauung der Dinge und des Lebens. Zwar bekämpft Nietzsche das moderne Bewusstsein in dessen wesentlichsten Richtungen, er stellt den Idealen der Zeit seine Gegenideale gegenüber; aber noch aus diesem Gegensatz heraus redet das moderne Bewusstsein. Die Waffen dieses „Kämpfers gegen seine Zeit" sind ihm von der Zeit selbst geliefert worden: der Atheismus Schopenhauers,

[1]) Aus der „Zukunft" drucken wir mit Erlaubnis des Verfassers und Verlegers diese klarste und hochherzigste Meinung ab, die wir über Nietzsche gelesen haben. Wir wollen dem starken, wenn auch irrenden Geiste im „Heimgarten" gerecht werden. Die Red.

Es war nicht die Absicht des aristokratischen Denkers, die Menschen von Zucht und Autorität loszubinden, Sitte und Sittlichkeit, im gemeinen Sinne des Wortes, abzuschaffen. Nicht hinter die Moral zurück: über die bisherige Moral hinauf will sein Weg weisen. Die schon sprichwörtlich gewordene „blonde Bestie“ ist nicht ein Ideal Nietzsches, sondern sein Symbol für den Menschen vor der Cultur, den Menschen der Natur, sein Symbol für eine prähistorische, prämoralische Thatsache; was ihm daran anziehend erschien, ist die noch ungebrochene Kraft der Natur, nicht das Bestialische dieser Natur. Rousseaus Ruf: Zurück zur Natur! verwandelt sich in seinem Munde und nach seinem Sinne in ein: Hinauf zur Natur! Wohl mag er im Ungestüm des Angriffes das Ziel überflogen haben; aber, was er eigentlich beabsichtigte, ist für jeden, der sehen will, deutlich zu sehen. Der Moral der Gleichheit, der „Sclavenmoral“, wie er sie nennt, stellt er seine Moral der Ungleichheit, des Privilegiums und der Rasse gegenüber; und diese „Herrenmoral“ wendet sich mit ihrer höheren Pflicht und Verantwortlichkeit nicht an die Menge, die „Vielzuvielen“, sondern an die wenigen Einzelnen und Auserwählten, die sich von der Menge abheben, über sie erheben. Daſs es noch darüber hinweg eine allgemein-menschliche Moral gibt, übersah Nietzsche. Er kannte nur die moralischen Anschauungen seines „einzigen Lehrers“ Schopenhauer, mit dem Mitleid als Triebfeder, dem allem Leben hohnsprechenden neminem laede als Grundsatz, und außerdem noch das Princip des allgemeinen Nutzens, der gleichen Wohlfahrt aller, das heißt: des Unrechts gegen die Ungleichen. Die Moral des durch die Vernunft autonomen Willens dagegen kannte er nicht. Das heißt: er wuſste wohl davon, hatte sie aber nicht durchlebt. Eine „Umwertung aller Werte“ ist ein unmögliches, der Geschichte widersprechendes Unterfangen; in Wahrheit handelte es sich auch bei Nietzsche nur um eine Neuordnung der Werte.

In den Ernst und die Schwere seiner Betrachtungen mischt der Dichterphilosoph leichte, hohe Töne. Zu einem „Spiel der Gedanken“ wird ihm dann die Verkettung der Erlebnisse; die Nothwendigkeit nimmt die Maske der Grazie vor. Nietzsche will dem Dasein ästhetische Bedeutung geben, unseren Geschmack daran mehren. Die moralischen Urtheile verwandeln sich ihm unter der Hand in ästhetische Urtheile. Er will sich den „Anblick“ des Bösen nicht verleiden lassen. Und wenn er sogar den Wert der Wahrheit „umwerten“ möchte, so redet aus ihm die Vorliebe des Künstlers für die Illusion. Seinen Idealen gegenüber ist Nietzsche ohne allen Fanatismus.

Indem Nietzsche die Forderungen des Lebens immer höher trieb und den Blick auf künftige Möglichkeiten des Lebens hinausschweifen ließ, gerieth er zuletzt über die Grenzen der Menschheit hinaus. Auch

mismus der Lebensverneinung in den Heroismus der Lebensbejahung um; er ist der äußerste Gegensatz eines pessimistischen Philosophen. Er gibt dem Pessimismus das Thatsächlichste, worauf sich dieser beruft, zu, zieht aber daraus entgegengesetzte praktische Consequenzen. Gerade in den pessimistisch gedeuteten schlimmen Seiten des Daseins sieht er die stärksten Anreize, das Leben zu bejahen, tiefer zu erfassen, umfänglicher zu gestalten. Er will es, auch für sich selbst, immer schlimmer und härter haben und nicht ohne Gefahr leben. Die Freude, die Zarathustra auf Erden pflanzen möchte, ist die Freude des Schaffenden, nicht die des Genießenden, die Freude des Furchtlosen und Unerschrockenen, der das Leben ehrt, weil es ihm den größten Widerstand entgegensetzt. Mit Sucht nach Genuss oder Trachten nach Behagen hat sie nichts gemein. Nichts lag der Natur Nietzsches ferner, nichts ist auch seiner Lehre so fremd wie jede Art von Zügellosigkeit. Wer ihn anders versteht und das Gegentheil aus seinen Schriften heraushören zu können meint, hat ihn falsch verstanden, falsch gehört.

Mit dieser Verklärung des Lebens, diesem Lebensenthusiasmus Nietzsches hängt auch die aristokratische, individualistische Tendenz seiner Philosophie wesentlich zusammen. Nur der große Mensch vermag das große Leben zu ertragen, das Leben groß zu führen. Und soll das Leben gesteigert werden, so ist die höchste Entfaltung des Individuums die Vorbedingung dazu. Das Leben braucht zu seiner vollen Entwickelung die Vielheit der Typen, die Ungleichheit, den Unterschied des Ranges. Das „Problem des Ranges“ erschien Nietzsche eine Zeit lang als das wichtigste Problem, als das Problem des Lebens selber. Nicht um Glück oder Behagen: um Macht und Rang wird der Kampf des Lebens gekämpft; das Princip des Lebens ist der „Wille zur Macht“. Man muss den Willen haben, selbst zu sein, sich abzuheben, man muss, um es mit dem Worte zu sagen, das Nietzsche dafür geprägt hat: das „Pathos der Distanz“ haben. Nietzsche prophezeit einen neuen Adel, eine kommende Aristokratie, nicht des Standes, noch weniger des Besitzes, sondern des Geistes und des Charakters. „Das Beste soll herrschen, das Beste *will* auch herrschen! Und wo die Lehre anders lautet, da *fehlt* es am Besten.“ In der demokratischen Nivellierung sieht Nietzsche das Zeichen des Niederganges, des Verfalles nicht bloß des Staates, sondern des Menschen; und da er überzeugt ist, dass die Grundsätze der herrschenden Moral die demokratische Bewegung begünstigen und sanctionieren, so bekämpft und verwirft er diese Moral. Sein Kampf gegen die Moral entsprang nicht einem Hass gegen die Moral, sondern seiner Liebe zum Leben.

Nietzsche will die Moral nicht einfach nur verneinen, er will sie überbieten, durch eine, wie er dafürhält, höhere Lebensordnung ersetzen.

Unsterblichkeitslehre und zugleich die „höchste Formel der Bejahung“ des Lebens. Zwar irrte Nietzsche in dem Glauben, der erste zu sein, der diesen „mächtigsten“ Gedanken, den Gedanken der Gedanken, wie er ihn nennt, gelehrt habe. Der Ursprung dieses Gedankens ist wahrscheinlich im Orient zu suchen und seit den Pythagoräern taucht er in der griechischen Philosophie immer wieder auf. Wohl aber ist Nietzsche der Erste, der von diesem Gedanken erschüttert wurde und mit ihm rang, bis er ihn sich „einverleibt“ hatte und nun selbst nach ihm begehrte, als nach der „letzten und höchsten Bestätigung und Besiegelung“ seiner Liebe zum Leben. Beweisbar oder auch nur in irgend einem Grade wahrscheinlich zu machen ist die „ewige Wiederkunft“ nicht; aus der Bemessenheit der Summe der Kraft in Verbindung mit der Unendlichkeit der Zeit, worin Nietzsche ihren Beweis suchte, kann sie nicht gefolgert werden, weil auch der Raum unendlich ist. Aber mag sie wahr sein oder nicht: schon der Gedanke ihrer Möglichkeit genügt nach Nietzsche, den, der an sie glaubt, zu verwandeln. Die Frage bei allem, was wir thun: Ist es so, dass wir es unzähligemale thun wollen? ist das „größte Schwergewicht“, das auf unser Handeln gelegt werden kann. Der Glaube an die ewige Wiederkunft schafft den Willen, jedem Augenblick unseres Lebens ewigen Gehalt zu geben. Nietzsche sieht schon im Geiste durch den neuen Glauben ein stärkeres Geschlecht gezüchtet werden und aus diesem den Übermenschen hervorgehen. Nur, wer sein Leben für ewig wiederholungsfähig hält, behauptet er, bleibe übrig; die nicht daran Glaubenden müssen ihrer Natur nach endlich aussterben. Der Glaube an die ewige Wiederkunft ist die Brücke zum Übermenschen, nur der Glaube an den Übermenschen macht den Gedanken der ewigen Wiederkunft erträglich; so hängen bei Nietzsche die beiden Glaubenssätze zusammen. Über seinen hohen Traum der Gottwerdung des Menschen vergaß der Philosoph, an die Gebundenheit alles menschlichen Lebens zu denken. Aber es ist nicht möglich, sich den Eindruck der religiösen Stimmung in der Zarathustra-Dichtung zu verschließen. Denn im Grunde war Nietzsche eine religiöse Natur; er war zur Ehrfurcht geneigt und opferte sich seinem Werke; auch noch sein Atheismus hat religiöse Farbe und Glut.

So berührt sich Nietzsche mit allen Tendenzen der Zeit, auch wo er ihnen entgegentritt oder über sie hinausstrebt. Die Geschichte des geistigen Lebens im letzten Drittel des Jahrhunderts kann nicht geschrieben werden, ohne dass man seine Schriften als unmittelbare Quelle zurathe zieht. Es ist leicht, seine Irrthümer zu sehen, ihm seine Widersprüche vorzuhalten, über die Schroffheit und Feindseligkeit mancher seiner Aussprüche Entrüstung zu zeigen; es mag auch nützlich sein, vor Missverständnissen zu warnen, und mehr noch, dem Missbrauch seiner Sätze entgegenzuwirken. Mehr und mehr aber wird man lernen, ihn aus dem

der größte Mensch musste ihm nun zu klein erscheinen, die aufs höchste gespannten Forderungen zu erfüllen, den Überreichthum jener Möglichkeiten auszuschöpfen. Nur ein übermenschliches Wesen vermöchte über alles Leid, alle Schwere des Lebens zu triumphieren und, „was der ganzen Menschheit zugetheilt ist“, in seinem Selbst zu umfassen, ohne zu zerscheitern.

So entwickeln die wesentlichen Gedanken Nietzsches: der aristokratische Individualismus, die neue Herrenmoral, das Übermenschenthum, alle nur das eine Grundthema seiner Philosophie: die Verklärung und Vergötterung des Lebens.

Die Aufgabe des Philosophen, wie Nietzsche sie erfasste, verlangt, dass er Werte schaffe, Ideale schaffe, das Wohin? und Wozu? des Menschen bestimme. Nietzsches Ideal heißt der „Übermensch“. Den Namen mag Nietzsche unbewusst von Goethe (der ihn zweimal gebrauchte) entlehnt haben; er selbst will ihn „vom Wege aufgelesen“ haben. In seiner Philosophie hat der Glaube an den Übermenschen die Stelle des Gottesglaubens zu vertreten; er ist der eine der beiden Glaubenssätze Nietzsches und seine „höchste Hoffnung“. Eine Art Begründung dafür entnimmt Nietzsche dem Darwinismus. Warum sollte die Entwickelung in der Natur beim Menschen haltmachen, warum muss der Mensch „die Ebbe dieser Flut sein“? Haben nicht alle Wesen bisher etwas über sich hinaus geschaffen? Erwägungen wie diese müssen sich auch Guyau aufgedrängt haben, der es beinahe selbstverständlich findet, dass die organische Entwickelung zu Lebeformen führen wird, ja, auf anderen Wohnstätten des Lebens schon geführt haben muss, die wir im Vergleich zu der menschlichen als göttliche bezeichnen würden. Zur Zeit der Conception des „Zarathustra“ zeigt sich Nietzsche ganz erfüllt, ganz beseligt von dem Glauben an den Übermenschen, die Verkündung Zarathustras. Später, im „Antichrist“, muss er diesen Glauben wieder verloren haben; hier ist der Mensch „ein Ende“ und von der Überart des Menschen nicht länger die Rede. Wie von der Decke der Sixtina Gestalten, über das Maß des Menschlichen hinaus gesteigert, still und erhaben niederschauen, so zeigen sich in der Vision Zarathustras die künftigen Herren der Erde, die Übermenschen und Götter.

Nietzsche möchte die Entwickelung des Menschen zum Übermenschen abgekürzt, beschleunigt sehen; sie soll nicht der unmerklich langsamen und wie zufälligen Wirkung der natürlichen Zuchtwahl überlassen bleiben, sondern durch die auslösende Kraft eines übermächtigen, überwältigenden Glaubens planvoll herbeigeführt werden, — durch die Kraft des Glaubens an „die ewige Wiederkunft“. In dem Kreislauf aller Dinge kehrt auch dieses unser Leben ewig wieder, dieses nämliche Leben: unser Leben — ein ewiges Leben. So lautet Nietzsches zweiter Glaubenssatz, die neue

Die Bergriesen halten Hochwacht. Die Felswände stehen trotzig, gewaltig, bilden die Grenzen der Welt. Auf unwirtlichen Gründen gräbt mühsam der Bauer sein Brot. In den Häusern und Hütten regen und bewegen sich Menschen — junge und alte, lebensfreudige, lebensmüde. Sie weben und streben, jauchzen und klagen, ringen und ruhen, werben und sterben und — werden wieder geboren.

Eine Welt, fix und fertig für sich. Und über den Schroffen und Höhen ziehen die Wolken hin, und die Sonnen- und Sternenwagen fördern Tag und Tage, Jahr und Jahrhunderte vorüber, und Segen und Unheil in buntem Wechsel schauert nieder zu den Bewohnern der Wälder und des Gebirges.

Wenn die Alpenleut' ihren Humor nit hätten, das schöne Gebirg macht ihnen keine Freud', wenigstens nit, so lang' sie's haben.

„Was s' nur mach'n, de Leut'!" sagt der Almhiasl, wenn er einen Touristen sieht, „da steig'n s' um und schau'n die Wänd an. Habn leicht noch kein Steinhaufn gsehn? Hau, saggerisch schön wär die Aussicht ban uns! I dank! Warum bleibts denn nit da? I wollt, 's wär schön ebn, i brauchad kan Berg, das wär weit a bessere Aussicht für mich!"

Derselbe Almhiasl wird auf das Flachland verschlagen. Ach, da wird ihm wind und weh:

„Auf der Ebn, da is ma d Welt viel z breit,
Der Himmel viel z hoch obn.
Jetzt kann ich mirs scho denkn, zwe s' die Berg so lobn!"

Das Heimweh ist das einzige Leid, bei dem ihn der Humor verlasst — da wird er still, singt nix und sagt nix — und muss sterben.

Oft wird — und besonders in unseren Alpen — Humor mit Gemüthlichkeit verwechselt; ist aber leicht voneinander zu unterscheiden.

Gemüthlichkeit lauft Jedem nach, und zwar in Hemdärmeln, ist mit Jedem gut Freund, trinkt aus eines Jeden Glas und isst mit eines Jeden Löffel. Sie nennt sich treuherzig, ist aber im Unglück nicht mehr zu haben und schon in Geldsachen hört die Gemüthlichkeit auf.

„Heut' ist's lustig!" schreit der Bauer auf der Kirchweih, „heut' muss gerauft werden!" Und wenn er einen halb todtgeschlagen hat, so sagt er: „Musst nit bös sein, 's ist nit so gemeint gewest."

Da ist mir die Gemüthlichkeit des Holzknecht Franz schon lieber. Der geht in der Nacht vom Wirtshaus heim und führt folgendes Selbstgespräch: „Du Mond! Ein Musterkerl bist, vergleichs meiner! Ein Mu —. Du bist alle Monat einmal voll. Ich alle Täg. Tralala — wie ist die Welt so wunderschön! — Herrgotts Vater, der Weg ist schmal! Sonnwendkäferl, wann du nit weggehst unter mein'

Ganzen seiner Anschauungen heraus zu verstehen: als den, welchen die Zeit nöthig hatte. Ihren Mängeln hält er seine Ideale entgegen. Er stellte ihr vor allem den Grundwert der Individualität, der starken, selbsteigenen Persönlichkeit, vor Augen und führte ihr die Gefahren des Gleichschätzens und Gleichmachens eindringlich zum Bewusstsein. Er, der Leidende, musste sie erst wieder Liebe zum Leben lehren, zu allem, was darin stark und groß ist, und gab ihr zugleich ein heldenhaftes Beispiel dieser Liebe. Die Tragik seines Lebens wird überstrahlt von der hochgemuthen Stärke seines Willens, der Heiterkeit seiner künstlerischen Seele. Sein Leben ist der einzige wahre Commentar seiner Lehre. Und endlich: man wird ihn lesen und wieder lesen als einen der zwei bis drei ganz großen Stilisten unserer Sprache.

Über den Volkshumor in den Alpen.[1]

Ihr habt mich eingeladen, dass ich euch etwas erzählen soll von dem Humor der Wald- und Gebirgsbewohner in den deutschen Alpen. Das kann ich, ich bin dort daheim, bin Kind gewesen mit den Kindern des Waldbauers, des Holzschlägers und Kohlenbrenners, bin jung gewesen mit dem Almhalter, mit der Sennin, mit dem Jägerburschen, mit dem Wurzelmann, mit dem Soldatenflüchtling und mit dem Wildschützen.

Dass es so gewesen, es ist freilich kein Verdienst, aber es ist ein Glück. Mit keinem von euch, die ihr da sitzt, tausch' ich meine Jugend. — Wir Waldleute sind einfältig, und das ist unsere Weisheit, wir sind arm, und das ist unsere Ruhe. Sind wir in Freuden, müssen wir schreien vor lauter Lust, müssen jodeln und jauchzen; sind wir im Elend, so machen wir einen Spass darüber. Mit unserm Herrgott sind wir auf du und du, mit dem Teufel auch — und das ist unser Humor.

Menschen, die in den Städten beisammen wohnen, können es kaum glauben, wie es da oben im Hochgebirg ausschaut.

Finstere Bergwälder, lichte Gletscher. Auf den Wiesen Moorgrund, auf den Feldern Steine. Keine Eisenbahn, kein Telegraph. In den Tiefen liegen die Dörfer, auf Hängen und Höhen stehen vereinzelte Hütten. Dort rauscht der Wildbach, dort klingt ein Kuhreigen, dort knallt der Schuss eines Jägers, dort donnert eine niederfahrende Lawine. Vom spitzen Kirchthurm zittert der Ton eines Glöckleins, von der Alm herab schallt das Jauchzen der Sennin.

---

[1] Eine Vorlesung nach Roseggers Schriften, gehalten in verschiedenen Städten Deutschlands.

Der Noe hat sich beim Herrgott beklagt, dass er das Korn in Ähren wachsen lasse, und nicht gleich die Semmel auf dem Halm — hätt der Mensch um eine Müh weniger.

Der Herrgott ist eh nit gut aufgelegt gewest, die Red hat ihn verdrossen. „Noe!“ sagt er, „werd nit keck! Du kannst dich g'wiss nit beklagn! Bist a brav gwest, so weit, und dich nimm i aus, wann i sag: 's Menschengschlecht hat mir noch wenig Freud' gmacht! A schöne Welt han i ihna gebn, z' essn und zu trinkn gnuag, dass 's zfriedn solln sein. Ja, Schneggn, ein Verdruss um den andern machen s mir. Lüagn und betrüagn thuns. Eins bringt s andere um!“

„I bitt,“ sagt der Noe, „ich kann nix dafür.“

„Will euch schon noch helfn, ihr Undankbaren!“ fahrt der Herrgott auf, „dersaufen will ich euch wie die jungen Hund! — Na, dich nehm i aus, Noe, mit dir fang ich noch einmal an. Bin heut desweg da, will dirs sagn, dass d a Haus sollst baun, das auf dem Wasser schwimmen kann.“

Wie das Haus fertig ist, muss er es mit Thieren füllen, die im Wasser nicht leben können. Da beklagt sich sein Weib: „Zu was brauchst denn die Schwaben? Und die Flöh und die Wanzn? Beißen solln s' dich, gschieht dir scho recht!“

„Aber schau Weiberl,“ sagt der Noe, „der Herrgott hat mirs noch extra auftragn, sagt er: „Vergiss mir d Wanzn und d Schwabn und die Gäns und d bösn Weiba nit!“

Da wird der Himmel trüb. Sagt der Noe: „Schau, der Gott Vater hängt scho sein Wettermantel um!“

„Mach jetzt kein Spass, Noe,“ sagt der Gottvater, „ich fang an!“

Also jetzt ist sie kommen, die Sündflut. D Leut auf der Welt haben gflucht über den Herrgott, und warum er d' Leut so sündhaft erschaffen hätt', wenn er sie nachher wieder wegen der Sündhaftigkeit dersaufen wollt. Auf die Berg seins gstiegn, abers Wasser hats wieder ins Thal griffn, und grauscht hats und kracht, und die ganze Welt is finster gwest vor lauter Nebel und Regn.

Der Noe in der Arche, der schaut zum Fenster naus und sagt: „Das is a Sauwetter!“

Nach einer Weil is die Sündflut glücklich vorbei gewest. Die Arche ist festgestanden auf einem Berg, und die neugewaschene Welt ist wieder schön gewest. Der Noe macht ein Dankgebet: „Großer himmlischer Herr, du hast mich beschützt und bewahrt. Vergelts Gott dafür!“

Der Herrgott ist wieder bei Laune. „Noe,“ sagt er, „alles ist hin bis auf dein Haus. Jetzt schau, dass d Welt wieder voll Leut wird!“

Sagt der Noe: „Bin halt a schon ein alter Schippel!“

Füßen! Na, na, todttreten nit! Bist eh a lieber Kerl mit dein Laternl. Hätt ih dei Laternl! zum Heimleuchten. Weil i a Lump bin, a ganz niederträchtiger. — Was Dummheiten! Ernsthaft sein auf dera traurigen Welt. Tralala, tralala!"

Der eigentliche Humor kommt erst mit größerem, wiederholtem Missgeschick oder mit dem Unglück. Mancher, der bei kleinen Unfällen schauderlich poltert und flucht, wird im Unglück ganz witzig, beißend, höhnisch, oft scheinbar ganz lustig.

Als dem Reid-Michel die Kornfuhr das erstemal umfiel, da stieß er einen centnerschweren Fluch auch. Als die Kornfuhr das zweitemal umschlug, da sagte er: „Ah, geht richtig auch der Texel paarweis!" Als sie das drittemal fiel, lachte er: „Ist schon recht, alte Kraxen. Jtzt kannst selber aufstehen, ich leg' mich auch ins Gras."

Ein anderes vom alten Häusler Natz. Der baute Korn an und machte eine Wallfahrt auf die Meinung, dass es wachsen sollt! Aber, als die Zeit um war, stand die Frucht schlecht. „Das Beten hilft auch nichts mehr," klagt er dem Pfarrer. „Aber, lieber Freund," sagt der Pfarrer, „ihr werdet halt nicht gut gedüngt haben!" — „Ja!" ruft der Bauer, „wann ich Mist hätt', brauchet ich unsern Herrgott nit!"

Der Humor ist eine Spätfrucht und bei den Jungen seltener zu finden als bei den Alten. Bei Reichen seltener als bei Armen, bei schön gewachsenen Personen seltener als bei missgestalteten, kurz, im Glücke seltener als im Elend und in der Verlassenheit. Selbst wo das tiefgetroffene Gemüth aufschreit in Weh und Schmerz, ist ein zarter Saitenklang von Schalkheit und Humor dabei.

Als dem alten Maxhofer das Weib gestorben war, gieng er unstet im öden Haus umher und sagte nichts als: „Nur einmal noch! Wenn sie mich nur einmal noch wollt' auszanken, meine Cilla!"

Das geistige Leben des Alpenbauers kommt aus kirchlichen und religiösen Sachen. Der Herrgott ist ihm nicht zu hoch, er macht einen Spaß. Die biblischen Darstellungen übersetzt er in seinen Wald; bei der Geburt Christi erscheinen die Hirten in steirischer Gebirgstracht mit Hirschlederhosen und Federhut und die Engel singen: Gloria in excelsis deo, dulieh, dulieh, dulieh!

In den Salzburger Bergen ist ein alter Wurzelgraber umgegangen, den sie den Bibelreiter geheißen haben, weil er beständig von der Bibel gesprochen und sie nach seiner Weis erklärt hat. Ich hab' von diesem Mann einmal die Geschicht' vom Noe und der Sindfluth gehört und will sie als Beispiel von seinem Humor wiedergeben, so gut sie mir noch in Erinnerung ist.

Das ist beiläufig so gewesen:

Und so wären wir jetzt dort, wo der Älpler eine ganz besondere Art von Humor entwickelt — und zwar in seinem Liebesleben.

In diesem ist er religiös oder leichtsinnig, beides mit Humor. Zu Gott selber haben die Leute nicht viel Vertrauen, der ist ihnen zu streng und zu gerecht, und dass sie mit ihrer Sache nicht immer im Recht sind, das wissen sie recht gut. Da stecken sie sich hinter die Heiligen, die haben selber was erlebt, die wissen, wie es einem gehen kann auf dieser Welt. Mit besonderer Vorliebe halten sie sich an die Mutter Gottes. Das ist ein Weib, bei der greift das Bitten an und sie setzt viel durch. Sind sie in einer Krankheit oder anderen körperlichen Gefahr, so rufen sie die Mutter Gottes. Drohen Hochgewitter, Wassergüsse, Lawinenstürze, so rufen sie die Mutter Gottes. Brechen Räuber ins Haus oder Wölfe in die Herde — sie rufen die Mutter Gottes. In Schreck, in Glück und plötzlicher Lust — sie rufen die Mutter Gottes. Im Sterben und im Geborenwerden, im Sündigen und in stiller Herzenspein der Liebe — sie rufen die Mutter Gottes.

Jener Schafdieb hat der Mutter Gottes in Mariazell zwei Opferkerzen versprochen, wenn der Diebstahl gelingt. Und als er beim Diebstahl erwischt worden ist, sagt er: Die Zeller Mutter Gottes ist auch schon lutherisch worden, weil sie auf geweihte Opferkerzen nichts mehr thut halten.

Da ist mir jenes Dirndel schon lieber, das sich in ihrer heimlichen Liebespein im Wald an ein Frauenbildnis gewendet hat. Ein curioses Gebet hat sie gethan.

Einen Blumenstrauß hat sie dem Bildnis verehrt: „Liebe Jungfrau Maria! Nit weil ich von Dir was haben will, sag' ich's: Wie Du bist, gibt's keine Schönere im Himmel und auf Erden. Meinem Vater getrau' ich's nit zu sagen, und weil mir so viel angst und bang ist, komm' ich zu Dir. Zu tausendmalen bitt' ich Dich, du sollst reden mit Deinem göttlichen Sohn meinetwegen. Dir wird er's nit abschlagen. Dir nit! Und wenn er schon so viel hat gethan, dass er am heiligen Kreuz ist gestorben unsertweg', so wird er sich über meine Bitt' auch nit aufhalten. — Verboten hat er's freilich wohl, verboten. Aber weil er's halt doch einmal derschaffen hat durcheinander, die Büabeln und die Dirndln, so — gelt, Du liebeste Jungfrau Maria, Du bist nit bös, wenn ich's sag': der Peter liegt mir im Sinn!"

Ein wunderthätiges Bild ist's gewesen, auf der Stell' ist sie erhört worden, denn hinter'm Baum war der Peter versteckt gewesen, der hatte alles gehört und nun gewusst, wie er dran ist.

Übrigens geschehen solche Wunder im Walde öfter, aber nicht immer mit derselben Frömmigkeit.

Wo es sich um Liebessachen handelt, da ist der Bauer überaus witzig, und in der Form, wie er Unsagbares anzudeuten weiß, nachgerade geistreich.

Auf das gibt ihm der Herr a Sträußl: „Das pflanzest. Was drauf wachst, macht dich wieder jung!“

Trauben sind dran gewesen. Die hat der Noe presst, und den Wein trunkn.

„Nau,“ sagt er, „da will ich nit schimpfn, das lasst sich trinkn!“ Er trinkt und trinkt. „He saggera mei! I bin a noch da und a Schneid han i a! Bin allerweil a lustiger Bua und s schönst Dirndl han i und heut geh i nit heim!“

Steht auf einmal der Gottvater da.

„Grüaß dich Gott!“ schreit der Noe, „bist d a, Brüderl! Na, ich sag dirs, Alter, heut wird Bruderschaft trunkn. Mir zwei habn beim Wasser zsammghaltn, mir thuns a beim Wein!“

A finsters Gsicht hat er gmacht, der Gottvater. „Noe!“ sagt er, „das Wasser hast überstandn, der Wein wird dich werfn! —“

Und ähnlich so hat wohl auch jener Wurzelgraber die ganze Bibel aufgefasst, und ähnlich so übersetzt der Alpenbauer alles, was er hört aus fremden Reichen, in seine kleine, gemüthliche Welt.

Gerne macht er sich lustig über seine eigenen Gebrechen — ist auch das beste Mittel, sich darüber zu trösten. Die Steirer sind bekannt, dass sie Kröpfe haben, und zwar so große, dass die Himmelsthür zu klein wird und Sanct Petrus eine neue Pforte hat müssen ausbrechen lassen, benannt: Die Steirerlukn, durch die jeder Steirer in den Himmel eingeht.

Nur von einem jungen Burschen wird erzählt, dass er nicht durch die Steirerluken wollte. Führt ihn Sanct Peter zu der gewöhnlichen Himmelsthür, da will er auch nicht hinein.

„Na, was ist denn das?“ fragt Sanct Peter.

„A schöne Bitt hätt ich, Herr Thürwartl!“ sagt der junge Steirer. „I hätt noch wen bei mir, den möcht i halt a gern mitnehmen eini in Himmel. A liabs — a feins — a jungs Dirnderl hätt i bei mir!“

„Was Teufel!“ ruft Sanct Peter aus, „na, na, da wird nix draus. Liebschaften können wir im Himmel nit brauchen!“

Da draht sich der Bursche langsam um, will wieder hinabsteigen gegen die Erden: „Wann — wann ich mei Dirnderl nit mitnehmen darf eini in Himmel, aft nachher mag ich selber a nit eini. Nit bös sein!“

Sanct Peters Herz ist nicht von Stein, und seither ziehen die Steirer nur paarweis in den Himmel.

Da geht ein Sprüchel:

„Der Adam hat d Liab aufbracht,
Der Noe den Wein,
Der Davidl s Zitherschlagn,
Müassn Steirer gwest sein.“

wenn er schon um was bitten dürfe: der Ortsfriedhof habe keine Schutzwehr und thäten im Frühjahre allemal die Schneelawinen herabfahren und so viel die Kreuze niederdrucken.

Den einzigen Wunsch — für die Todten. —

Gemüthliche Leute sind auch die Klosterbrüder, die im Land umgehen und milde Gaben für ihre Klöster sammeln. „Gelobt sei Jesu Christ“, sagen sie eintretend zur Bäurin, „der heilige Antoni (oder wie der Patron des Klosters heißt), lasst dich schön grüßen, du mudelsaubere Schmalzbäurin, du rechtschaffene, und fragen, was dir's Christkindl soll bringen — an braven Mann, oder a faiste Sau, oder a Henn und an Hahn, oder a schneeweißes Büaberl, a kleins mit krausem Haar, alle Jahr eins oder a paar. Und dass ih nit vergess', lasst dih bitten, leicht kunnst ihm a Stückel Butter verehrn, oder a Wutzerl Flachs, oder a Schwarterl Speck, dem heiligen Antoni. Dass er sich a Pfaidel kunnt machen und sein Süppel kunnt schmalzn, der heilige Antoni ....“

Ihr könnt's euch denken, der Klosterbruder geht nicht leer hinweg.

Auch die Hausierer, als der Pechölmann, der Klampferer, der Siebmacher, der Bandelkramer, der Glaserer, wie sie von Haus zu Haus gehen mit ihren Waren, haben ihre schalkhaften Sprücheln, mit denen sie an die Eitelkeiten und Schwächen der Leute klopfen.

Da ist ein alter Krüppel, er ist über und über verbogen. Das Unwetter auf der Alm, und die Gicht hat ihn so arg zugerichtet. Er kann nicht mehr arbeiten, will aber auch nicht kurzer Hand betteln, sondern geht zu den Häusern umher — bringt dort ein armvoll Brennholz mit, dort ein Sträußel Tannenreisig, dass sie sich einen Besen können binden, dort ein Krügel mit Waldbeeren, womit er der Hausfrau oder den Kindern ein Geschenk macht. Da kriegt er nun was zu essen; den Griesbrei, er vertilgt ihn so gründlich aus der Schüssel, dass er dieselbige jetzt hoch aufhebt und zur Hausfrau sagt: „Bäurin, rath' einmal, was ist da drinnen g'west!“

„Hast leicht zu wenig gehabt?“ fragt sie.

„Beileib nit, Bäurin, beileib nit, aber gelt du bist so gut und a bissel ein' Zwirn schenkst mir. Vom Leibel da ist mir der Knopf ausgesprungen, muss ihn wieder einhängen, den Saggra!“

Das Ding ist in Ordnung. Den übrig gebliebenen Zwirnknäuel steckt er in seinen Sack. Jetzt wendet er sich wieder an die Hausfrau: „Ja du, was ich dich noch fragen hab' wollen, du kreuzsaubere Bäurin du, gelt, ein Löffel voll Mehl wirst mir nit gern schenken? Weißt, ich möcht' mir gern einmal a Sterzel kochen. — Schau, das hab' ich ja gewusst. Vergelt's Gott! Gar zwei, drei Löffel voll gibst mir! Alls z'gut thust mir's meinen. Vergelt's Gott!“

Erst im vorigen Sommer habe ich — erzählt der Vorleser — in einer Samstagnacht ein Gespräch belauscht am Fenster einer Dorfschönen. Eine Todtengräberstochter war's, welcher der Bursch seinen Besuch zugedacht, und als ich über den Kirchhof gieng, hatt' ich auch alles eher erwartet als ein solches Liebesgespräch.

Der Bursch' klettert an einem Grabkreuz hinan zu ihrem Fensterl. Das wird aufgethan und sie flüstert heraus: „Mach' kein' Lärm!"

Sagt der Bursch': „Drum sein ja die Knochen mit Fleisch und Blut überzogen, dass sie nit klappern können."

„Stehst fest?" fragt sie.

Und er: „Ich steh' auf dem Todtenkreuz, weil ich mir denk': Wann schon der Mensch so oft das Kreuz muss tragen, so soll das Kreuz auch einmal den Menschen tragen."

„Wann's aber bricht?" sagt sie.

„So lieg' ich unten," sagt er.

„Wollt doch lieber daheim bleiben und auf dem Strohsack liegen, als in solcher Gefahr sein", sagt sie.

„Mich tragen die Engel daher", sagt der Bursch'. „Hab' schon geschlafen. Da weckt mich der Schutzengel auf: ich sollt' zum Dirndel gehen."

„So?" drauf sie, „der meinige, der hat gesagt, ich sollt' Thür und Fenster gut zusperren."

„Ganz recht. Aber erst wann ich drinnen bin, wird er gemeint haben."

Ich habe mich nicht in den Handel gemischt und bin davongegangen hin über die Gräber und habe gedacht bei mir: Mein Gott, die Frühlingsstürme! Und die da unten — haben Rast und Ruh'. —

Freilich gibt es in unseren Alpen auch viel unfreiwilligen Humor. Ich komme eines Tages in ein entlegenes Hochgebirgsdorf. An der Berglehne hockt ein weißköpfiges Männlein in abgenützter Hirschlederhose und einem braunen Lodenjöppel. Er führt eine Ziege am Strick; die Ziege frisst Gras, das Männlein pflückt Heidelbeeren. Ich frage es, ob im Ort auch ein Pfarrer wäre?

„Ja", antwortet er, „'s ist einer."

Ob er jetzt wohl zu Hause wäre?

„Nein, jetzt ist er nit zu Haus."

Wann er vielleicht am besten zu sprechen wäre?

„Bin schon da", sagt das Männlein und hupft vom Hang auf den Weg herab. „Was wollt's denn von mir?"

Derselbe Pfarrer war so arm, dass er in der Stube bleiben musste, wenn er seine Stiefel zum Flickschuster gab. Als ihm einmal ein Tourist einen Wunsch freistellte, war er ganz verlegen und meinte, ihm fehle nichts, die Gemeinde brauche dieweilen auch nichts, aber

zu Thal. Es sind nicht allemal die jüngsten und saubersten, die der Bauer auf die Alm gibt; er wär' auch nicht gescheit. Aber frisch und munter sind sie, oder werden es oben in den sonnigen Lüften. „Auf der Alm gibt's ka Sünd'!" heißt's, aber der Sammerbub sagt: „Wann's ka Sünd' gibt, ist's nit lustig."

Die Holzer steigen gern hinauf der schönen Aussicht wegen; die Jäger steigen gern hinauf der Gamsen wegen; die Wildschützen steigen gern hinauf, dass sie einen Schlupfwinkel finden in der Hütten. Auf solche gibt's Spottliedeln:

„Wia höher die Alm,
Und wia frischer das Kraut,
A jed's Dirndel is a Narr,
Das ein' Jager z'viel traut."

Der verspottete Bursch' nimmt Rache:

„Ih kenn' immer a Dirndl,
Hat a Strickel ban Bett,
Dass's die Buabn kann derhalten,
Sunst bleibn's ihr ja net."

Solche Vierzeilige und Standliedel, wie bei uns die Schnaderhüpfeln heißen, sind im Gebirg' zahlreich wie die Vögerln in den Lüften. Aus dem Stegreif springen sie hervor wie der Funke aus dem Stein bei einem Hammerschlag, wenn das Gemüth bewegt ist — sei es in Lust oder Leid, in Zorn oder Trotz, in Spott oder Scherz — in diesen Standliedln lebt das echt Menschliche, das Volksgemüth, das jauchzende, sehnende, sündigende, weinende. Will hier einige anführen:

„Ih weiß a schön's Dirndl,
Gar reich is 's just nit.
Was hilft mir der Reichthum,
Das Geld half' ih nit."

„Gelt, Dirndel, liabst mih,
Wannst mih liabst, kriagst mih,
Wannst mih treu liabst,
Kannst mih hab'n — wannst mih kriagst."

„An Büabel hab' ih kennt,
Der kein Dirndel hat gliabt,
In Himmel is er kemmen,
Aber — Schläg' hat er kriagt."

„Dreizehn Dirndl thua ih liabn,
Alle sans in an Kranz,
Wann der Teufel ane holt,
Bleibts Dutzend noh ganz."

„Ih thua dih wohl liabn,
Aber sagn därffst es net,
Wanns d Leut amal wissn,
Aft mag ih dih net."

„Wer a Kellnerin liabt,
Is längst scho betrogn,
Wanns zehnmal thuat schwörn,
Is s eilfmal derlogn."

Aber nicht minder ausdrucksvoll, als übermüthige Spottlieder, sind die des Herzwehs:

„Ih weiß s noh, wia heunt,
Hat der Mond so schön gscheint.
Sie hat s Köpferl auf mih glegt,
Hat bitterlih gweint."

Oder:

„Draußen im Wald
Is a Wasserle trüab,
Hast ein andern Buabn ghalsn,
Bist nix mehr so liab —
Hast an andern Buabn ghalsn,
Bist nix mehr so liab
Kannst dih hundertmal waschn,
Rinnt s Wasserle trüab."

Die Gaben senkt er in den Grund seines Korbs, und wie er diesen will auf den Buckel heben, sagt er ganz leise wie für sich: „Schau du, jetzt fallt mir grad was ein. Du Bäurin, du wirst mir's sagen können: Muss zu einem Sterzl nit a Stückel a Schmalz sein? Ja? Schau du, mir ist so was fürgangen. Aber jetzt. Das ist! Das ist! Jetzt weiß ich nit, wo ich a Schmalz werd' hernehmen. Du vahöllte Sau! Muss viel sein? Nit viel, meinst, nur a so a nussgroßes Patzerl!"

Natürlich schenkt ihm die Hausfrau auch das zum Sterz nöthige Rindschmalz, worauf er sich bedankt mit „tausend vergelt's Gott bis im Himmel auffi, und oben bleiben, alleweil oben bleiben und a Freud' wird er haben, der lieb' Herrgott, über so a kreuzbrave, mudelsaubere Bäurin!"

Damit humpelt er zum nächsten Haus. Dort macht er's wieder so. Der Mann leidet keine Noth.

Einen alten Bettelmann habe ich gekannt, der war voll von Sprücheln und launigen Einfällen. Wenn er seinen Bettelsack sorgfältig zuband, sagte er: „So, so, dass mir mein Elend nit davonläuft." Wenn er im Gewitter obdachlos umirrte und endlich einen Baum fand, unter den er sich hinkauerte: „Wie mancher wurd' froh sein, wann er so ein Unterstand hätt'!" Wenn er einen reichen Schlemmer sah: „Ist halt gut eingerichtet auf der Welt. Jeder Mensch hat sein Gschäftl; der ein' thut prassen, der ander' thut fasten."

„Aber lieber", sagte er ein andermal, „lieber ist's mir doch, ich möcht's und hab's nit, als wie, ich hätt's und möcht's nit."

Ein blinder Mann war in unserer Gegend, der suchte jahrlang ein paar Augen, um seinem Brot nachjagen zu können. Endlich verband er sich mit einem lahmen Waisenknaben. Diesen nahm er auf den Arm, ließ sich von ihm Weg und Steg weisen von Haus zu Haus, und hatte also ein paar Augen gefunden.

Bei Aussee lebt noch heute ein alter Steinbrecher, der hat die Gewohnheit, jeder Standesperson, wenn sie irgend was Ernsthaftes sagt, eins zu versetzen. Sagt z. B. der Pfarrer bei der Christenlehre: „Gott ist gegenwärtig überall", so setzt der Steinschlager bei: „Nur nit in Rom, denn dort hat er seinen Statthalter." — Wenn der Dorfrichter ermahnt: „Alles mit Maß!" so sagt der Steinbrecher: „Dasselb' hat auch der Schneider gesagt, wie er sein Weib mit der Ellen todtgeschlagen hat." Macht ihm der Aufseher Vorwürfe, dass er schon wieder müßig gehe, so antwortet er: „Besser müßig gehen als wie faullenzen." —

Einen gar lustigen Humor haben die Senninnen auf der Alm. Im Frühjahre ziehen sie mit ihren Herden hinauf, im Spätherbst, wenn die ersten Schneestürme um die Felswände brausen, fahren sie wieder

Der Bergsohn schiebt das Altwerden hinaus, so lange als möglich — ist oft mit achtzig Jahren noch jung. Und wenn's sein muss, fügt er sich drein.

Als kleiner Bub bin ich einmal zu einem alten Waldhäusler gerufen worden. Der lag im Sterben und wollte noch einmal das Evangelium von der Mutter Gottes hören. Er hatte sich sonst um kirchliche Sachen sein Lebtag nicht viel gekümmert, aber die Mutter Gottes war alleweil seine Freude gewesen.

Wo er auf seinen Waldwegen ein Bildnis der heiligen Jungfrau gefunden, da hat er es gern geziert mit einem Blumenstrauß. Nun im Sterben hat er die liebliche Kunde noch einmal hören wollen, und weil sonst niemand hat lesen können im Waldland, so bin ich gerufen worden.

Da ist er gelegen auf seinem schlechten Stroh, mit seiner Joppen zugedeckt, und das blasse alte Gesicht unter dem schneeweißen Haar hat mich freundlich angeschaut. Ich habe hernach eine Weile gelesen, bis er eingeschlafen ist. Aber ein scharfes Husten hat ihn wieder aus der Ruh' gerissen.

„Das ist, das ist!“ sagt er, und das ist seine ganze Klage. Wendet sich alsdann zu seinem Weib und sagt: „Testament machen, das thu' ich nit. 's ist alles dein, Anna, wirst es leicht dertragen, dein und den Kindern. Thu' sie nit aufwecken, lass sie schlafen, ich hab' im Gedanken schon von ihnen Urlaub genommen. Den Buben lass ich sagen: Nur nit zum Wildern anheben. Nur das nit. Das Sagfeilen sollt' einer lernen. Verdient sich oft einen Groschen damit. — Und sonst weißt eh, die Erdäpfel am Zaunacker anbauen. Und im Mai. Sagen ja die Erdäpfel: Baust mich an im April, komm ich wann ich will, baust mich an im Mai, komm' ich gleih. So Sprücheln thuts euch merken.“

„Frei zu viel reden thut er mir“, sagt sein Weib zu mir, „es ist ein schlimmes Zeichen.“

Wie jetzt wieder ein harter Anfall kommt, will sie die Sterbekerze anzünden.

„Das nit, Anna“, sagt der Kranke, „das noch nit. Aber ein Schlückel Wasser. — So, so. Vergelt dir's Gott, Weibel. Das frisch' Wasser, das ist halt doch wohl gut. Schön auf dem Hausbrunnen Obacht geben. — Ja, und dass ich nit vergess', die schwarz' Hosen thust mir an, und das weiß' Pfaidel. Hinter der Thür dort, auf die Bank legt's mich. Aber nit zu nah' beim Ofen. Der Holzjosel, wann er kommt, hilft mich anlegen. Ich lass' ihn bitten. Was unten in der Pfarrkirchen geschehen soll, das weißt schon. Nit zu lang bimmeln. Kostet Geld und hilft nix. Mein' Joppen da, die schenkst einem Armen. — Musst nit weinen, Anna, musst nit. Du bist mein alles gewest. Dank dir Gott.

Aber bald wird der unglücklich Liebende Philosoph:

„Dirndl, dein Schönheit
Geht ah wohl zum End,
Wia s Bleamel aufm Feld,
Wanns der Reif hat verbrennt."

Der Herrgott meints guat,
Hat die schön' Dirndln aufbracht.
Und da Teufel, der Teufel
Hat die alten Weiber draus gmacht."

Selbst der finstere Wildschütz, nicht bloß der Bauer, der Holzarbeiter, der an Feiertagen und in den Nächten mit Leidenschaft wildert, sondern auch der arbeitslose Geselle, der Flüchtling, der es vielleicht nur noch heute vorzieht, sich an dem Thiere des Waldes als an dem Menschen zu vergreifen — selbst der Wildschütz ist nicht ohne Humor. Er hat seinen Hass gegen Jäger und seine Rachgier, er hat seinen unheimlichen Aberglauben mit den geweihten Such- oder Schickkugeln, mit den Geieraugen, mit den Wurzeln und Kräutern, die er zum Zaubern benutzen will, aber er hat auch wieder jene eigenthümliche Weichheit und Beweglichkeit des Gemüthes, die den Bewohner der Ostalpen überhaupt charakterisiert.

Da ist der Kohlenbrenner Hans auf der Lauer nach dem Auerhahn. Es ist früh morgens, in der Dämmerung schleicht ihn der Jäger Josef an. Mit gespanntem Stutzen steht er vor dem Wildschützen und sagt: „Guten Morgen, Hans!"

Der Andere ist überrascht, versucht aber weder eine Gegenwehr, noch die Flucht, sondern bleibt stehen und sagt trotzig: „Guten Morgen."

„Was willst denn da?" fragt der Jäger.

„Den Hahn will ich schießen", sagt der Wildschütz.

„Wirst mir deinen Stutzen geben müssen," sagt der Jäger.

Der Wilderer macht eine rasche Wendung, sein Gewehr knallt, aber der Jäger fällt nicht, sondern gibt mit dem Kolben seines Stutzens dem Wilderer eins aufs Haupt. Dieser taumelt zu Boden.

„Hast genug?" fragt der Jäger.

„Aber — gar so schlagen," stöhnt der Wildschütz.

„Steh auf," sagt der Jäger.

„Ich wart' auf dich," sagt der Wildschütz.

„Wie meinst das?"

„Wir stehen miteinander auf — am jüngsten Tag ...."

Dieser Sieg über den Wildschützen verursacht dem Jäger viel Herzeleid, denn er hat einen armen Familienvater erschlagen.

Was er wert ist, der echte Humor, das zeigt sich in der höchsten Noth — im Sterben.

Das Sterben können sie besser, da draußen in den Waldbergen, als die feinen, weltgebildeten Herrschaften in den Städten, so die fromme Ergebenheit eingebüßt haben, sich rasend vor dem Tod entsetzen oder aus Verzweiflung eigenmächtig in denselben hineinspringen.

Mit dem Leib macht er keine Umstände.

„Das ist ein störrisches Zeug gewesen“, erzählt der Kräutermann, „sie hat ihr Kreuz mit ihm gehabt. Und ich freilich wohl auch. Achtundvierzig Jahr' sind wir beisammen gewest, aber das muss ich sagen, in dieser langen Zeit, wenn ich zur Beicht gangen bin, hab' ich halt nit eineinzigmal mein Gewissen zu erforschen 'braucht — sie hat mir jeden lieben Tag all meine Sünden vorgehalten. Die erste Zeit probiert man's mit dem Prügeln. Mein Gott, man gibt's bald wieder auf. Dem Weib schlagt der Mann drei Feiertag, sich selber drei Fasttag.“

Ob in dieser Gegend jeder Ehemann seinem Weib eine so schöne Leichenred' hält? Ist meine Frage.

„Schwerlich“, sagt der Mann, „jeder hat die Seinige nit so gern gehabt wie ich. Die Weiber — muss man wissen — sind halt geborne Engel, drum ist kein Menschenverstand von ihnen zu verlangen. Und man sollt' meinen, die Weiber wären unsterblich, weil sie den Geist nit aufgeben können. — Die „meinige“, so fährt der wunderliche Alte fort, „sechs Wochen wird's jetzt aus sein, ist dir auf einmal so lammgeduldig worden. Dass ich noch sag' zu ihr: Brigitta, Brigitta! Du kommst mir nit recht für! — Und richtig, lang' hat sie's nit ausgehalten. — Im Gottesnamen, wär' das auch vorbei.“

Wer begreift den Gesellen? Die Augen standen ihm voll Wasser.

„Aber jetzt“, sagt er, und fährt sich mit der Hand über's Gesicht, „jetzt muss ich sie in die Erden thun, sonst macht sie mir wieder andere Umständ'.“

Am Begräbnistag hat mich derselbe Mann gefragt, ob ich ihm nicht was Lustiges kunnt rathen. „Was Lustiges muss ich jetzt anheben, sonst, sonst kommt die Verzagtheit über mich. Bin sie höllisch gewohnt worden, die Brigitta.“

Was Lustiges will er anheben, der alte verwaiste Mann. Und wir — wenn uns ein lieber Mensch hinstirbt — stecken uns mit Gewalt auch in eine auswendige Traurigkeit, als ob die inwendige nicht genug wäre. —

„Ist nur gut“, sagt der Waldbauer, „dass das Sterben auf die letzt kommt; „denkts euch, wann's anfangs thät kommen, was wär' das?!“ Wer möcht' da Mensch werden? Kein Mensch!

Endlich begleitet in jenen entlegenen Gegenden der Humor den Menschen auch noch über's Grab hinaus. Ob er bewusst oder unbewusst ist, das wäre in manchen Fällen schwer zu entscheiden.

Der Gebirgsreisende kennt es ja, dieses endlose Sterberegister von Verunglückten, auf das wir noch einen letzten Blick werfen wollen. Er kennt die Tafeln an Bäumen und Pfählen und Crucifixen. Je wildromantischer die Gegend, desto mehr solcher Erinnerungszeichen an Men-

Kein Mensch kann's vergelten, was du mir bist gewest. Wann mir unsere liebe Frau beisteht, ich gedenk' dir's im Himmel."

„Seppel", sagt das Weib, „stirb doch nit gar hart."

„Beileib nit", sagt er, „bei mir ist's so, wie bei meinem Vater, leicht gelebt und leicht gestorben. Leg dir's halt auch du nit hart. Zusammengehören thun wir doch, allzwei, und will dir im Himmel schon ein Platzel aufheben an meiner Seiten. — Jetzt — jetzt zünd' das Licht an!"

Das ruft er mit heller Stimme.

Sie thut's und sagt: „Jesus, Maria, jetzt hebt er an zu sterben!"

Er nimmt noch den Wachsstock in die Hand und sagt nichts als wie: „Unsere liebe Frau!"

Das Weib ist scheinbar ganz ruhig und betet: „Ihr Heiligen Gottes, steht ihm bei! Um dein heiliges Leiden, o Jesu! Um dein heiliges Herz, o Maria! Heiliger Schutzengel sein, wann die Seel vom Leib muss scheiden, führ' sie ein zu den himmlischen Freuden."

Ohne Klage betet sie, ohne Thräne. Sie ist ganz die Fürbitterin — sie ist die Heldin.

Jetzt thut er noch einen schweren Athemzug — jetzt wird der Athem langsamer.

„So behüt dich Gott, mein Seppel!" ruft sie ihm zu, „thu' mir meine Eltern und die ganze Freundschaft grüßen in der Ewigkeit ..."

Jetzt ist's so still, dass man den Holzwurm kann nagen hören in der Wand. Das Weib hält das Kerzenlicht vor seinen Mund. Es brennt friedsam und zuckt nimmer.

Jetzt thut sie einen Schrei und hebt an ein herzzerreißendes Weinen. — So sterben sie da oben im Wald. Der Gedanke an die frauliche Milde, an die himmlische Huld, an die Mutter des Herrn ist ihr Letztes. Darüber schlafen sie ein.

Und wie es die Überlebenden tragen, davon weiß ich auch eins.

Auf einem meiner Waldgänge sah ich einen Ameisen- und Kräutermann vor seiner Hütten sitzen. Er beißt in sein Pfeifenspitzlein, bohrt seine Augen in den Boden ein und sagt: „'s ist zum Lachen!"

Was denn zum Lachen wäre? ist meine Frag.

„'s ist zum Lachen!" sagt er, schaut mich aber nicht an. „Im Büchel steht's, der Tod ist der Sold der Sünde. Aber von dem Sold kann keiner leben. — Aber jetzt muss ich meiner Alten die hölzerne Pfaid anmessen lassen. — Vor einer halben Stund bin ich ein alter Witiwer geworden."

„Nein!" sage ich verwundert.

„Ja!" sagt er, „wollt ihr den heiligen Leib sehen? Da drin liegt sie, macht ein ganz freundliches Gesicht. Die Seel' ist schon ausgeflogen."

und glückliche Seelenleben zugrunde geht. Und zu jenen, die im Gebirge bleiben, gesellen sich die Fremden, und wie sie früher den Kampf um's Dasein nur gegen die Elemente geführt haben, so müssen sie ihn jetzt führen gegen die Menschen. Da ist die Ergebung und die innere Heiterkeit nicht mehr am Platz, da müssen andere Waffen sein; das Gefühl wird zur Berechnung, die Weisheit zur Schlauheit, der Humor zum Witz — der Kopf siegt über das Herz.

Es ist ja wahr, dass der Alpenbauer heute besser wohnt, besser isst, sich besser kleidet, mehr Geld verdient und mehr braucht. Aber inwendig ist etwas nicht mehr so, wie es war. Der Zeitgeist hat auch an ihm das seine gethan. Mehr Geld und mehr Elend. Viel Witz und wenig Humor.

Nach Gelde strebt doch Alles.

Von einem armen Poeten.

Gesetzt den Fall, wir wären unsichtbar wie die Göttin Muse, die sein Haupt umschwebt. Das Haupt des Herrn Rochus Ätherkern. Wenn er an schönen Tagen spazieren geht und der Landmann ihn belehren will über die liebe Scholle Erde, hebt er frei sein Haupt und baut Schlösser in die blaue Luft hinein. — Dann wieder sitzt er am Pulte; er schreibt an seinem größten Werke. Manches Pfund, das er nicht vergraben wie der ungerechte Haushalter, prangt in Goldschnitt und Goldrücken auf dem Pulte. Rochus Ätherkern ist umworben von Wochenblättchen, die in den Provinzen erscheinen. Gefällig, wie der Musenliebling ist, sucht er alle Wünsche zu erfüllen.

Wohl beginnt Rochus allmählich an die Redactionen zu schreiben: „In allfälliger Zuerkenntnis eines Honorars erlaube ich mir, meine Adresse, u. s. w.“, oder: „Vielleicht wäre es einer verehrlichen Administration gefällig, mein kleines Guthaben gelegentlich richtig zu stellen“; oder; „Meine Verhältnisse zwingen mich leider, auch die pecuniäre Seite schriftstellerischer Thätigkeit berücksichtigen zu müssen, daher, u. s. w.“

Aber die verehrlichen Wochenblätterredactionen halten derlei Zuschriften nicht für druckfähig und lassen sie in den Papierkorb sinken.

Hält sich dann Rochus Ätherkern an bündigere Formen; „Hochverehrter Herr werden hiemit unterthänigst ersucht, für meine Artikel: „Der blinde Krebs“ und die „Todtenuhr“, die Sie selbst für treffliche Producte zu erklären die Güte hatten, mir gefälligst das kleine Honorar zuzuschicken“, oder: „An unser Aller Erbsünde, nämlich an Geldmangel leidend, wage ich es, u. s. w.“; oder: „Zu meiner Beschämung muss

schen, die zur Stelle zumeist durch der Elemente Gewalt eines unnatürlichen Todes gestorben sind. Martertafeln heißt man sie. Durch eine höchst unbehilfliche und oft geradezu komisch wirkende Malerei ist die Todesart dargestellt, darüber allemal das Bildnis der heiligen Dreifaltigkeit, der Mutter Gottes oder eines Heiligen. Über dem Haupte des dem Tode Geweihten ist stets ein rothes Kreuzlein gemalt. Unten hin stehen die Inschriften, in oft rührender Naivität die Todesart erzählend und schließlich bittend um ein Vaterunser für die arme Seele.

So steht an einer Brücke der oberen Murgegend auf einem Martertaferl zu lesen:

„Frommer Christ, schau in diesen Fluss hinein, da musste das Leben der Maria Reger, vulgo Allerwirtin in Kreuth zu Ende sein. Sie ist über den Steg geglitten und thut um ein Vaterunser bitten."

Auf einem Martertaferl in Tirol steht zu lesen: „Hier ist am 10. März 1861 eine Lawine niedergangen und hat sechs Personen und drei Böhm' derschlagen."

Anderen Sinnes ist jenes Martertaferl, welches ich in der Nähe eines Städtchens in Kärnten gefunden habe. Auf demselben sind sieben aufgebahrte Leichen gemalt, darüber der heilige Lazarus, der seine Strahlen auf die Todten wirft, und darunter folgende Inschrift: „Ich und mein Weib und meine fünf Kinder, das Sterben thut weh, das Verhungern nicht minder. Bin der Schneider Zecke, Haus Numero siebzehn; ich arbeite billig und nehm auch zum Flicken."

In einem Dorfe an der Traun erzählt eine Tafel treuherzig:

„1840 in den Hundstagen
Hat mich der Blitz derschlagen,
Und seitdem bin ich todt."

In derselben Gegend ein anderes Martertaferl, Denkmal eines vom Baum gefallenen Bauers, darauf steht:

„Auffig'stiegn'n,
Abigfall'n,
Hin g'west,
Die Ehre sei der heiligen Dreifaltigkeit."

Ich schließe meine Erzählungen und Beispiele, mit denen ich Euch ein Bild vom Volksherzen des Alpenbewohners zu geben versucht habe. Es sind nur Tropfen aus dem Meere — Thautropfen — Blutstropfen. Und dieses Meer selbst, es beginnt sich zu ebben.

Die Waldungen lichten sich, durch die wilden Schluchten braust das Dampfross, über die Berge sind gespannt die Saiten des elektrischen Telegraphs — und auf diesen Saiten singt die Welt den Waldleuten und Hirten ein neues Lied.

Ein Sirenenlied — es lockt sie in die weite Welt hinaus zu Städten und Fabriken, wo dieses warme, einfältige, und in seiner Einfalt weise

Ein sehr behäbiger Mann kommt angeschnauft, muss sich fortweg mit dem blauen Sacktuch den Schweiß von der Stirne wischen, guckt mit den kleinen Äuglein unstätt drein, frägt endlich mit grunzender Stimme: „Herr von Ätherkern, nicht wahr? Nun, sehen Sie, Herr von Ätherkern, man hat mich zu Ihnen gerathen. Wissen Sie, ich bin der Ochs von der Margarethen-Vorstadt, heißt das, der Besitzer des Hotels ‚zum goldenen Ochsen'. Nun gebe ich morgen einen Fleischhauerball, und weil man das zu jetziger Zeit gern hat, so einen Festspruch, oder so was über der Hausthür anbringen; und das soll heut noch sein. Der Herr von Ätherkern wissen schon selber am besten. In zwei Stunden, wenn ich dürft' herschicken; und die Schuldigkeit wollt' ich gleich jetzt entrichten."

Schon wühlt die rechte Hand des Bittstellers in der linken Brusttasche, da fährt Herr Ätherkern drein: „Mein Herr! für wen halten Sie mich? Bin ich ein Reimschmied?"

„Aber die Leut' sagen 's ja", versetzt der Ochsenwirt, „hören Sie: wenn ich Stiefel brauch', so geh' ich zum Schuster, und brauch' ich was Gedichtetes, so werd' ich wohl zum Dichter gehen; nicht?"

„Gehen Sie, wohin Sie wollen. Ich wünsche, dass Sie ihren Mann finden."

Nachträglich macht sich Rochus aber doch einigen Scrupel, die Gunst des Ochsenwirtes verscherzt zu haben; insonderheit ist es sein Magen, der ihm darüber Vorwürfe hält.

Es klopfen an denselben Tagen noch manche Besucher an des Poeten Thür. Hochzeitsgedichte, Grabschriften, Neujahrswünsche, Ess- und Trinksprüche aller Art werden erbeten. Freilich erfolglos. Schließlich kommt auch ein schämiges Mädchen, das vertraut dem Musenliebling erröthend, sie hätte ein silbernes Herz, das wollte sie halt einem guten Bekannten verehren, früher aber möchte sie was drauf schreiben lassen; — er — der Herr Ätherkern — wisse schon beiläufig, was.

Dieser einzigen Bittstellerin ist gewährt worden. Ein silbernes Herz! ein silberner Grund für einen Vers ist doch Grund genug, den Vers zu dichten.

„Jungfrau!" sagt der Poet, „wollen Sie mir diese vielleicht ungeziemende Anrede vergeben; ich habe nicht die Ehre, Sie zu kennen. Thut aber nichts. Sie sollen auf Ihr Herz was geschrieben bekommen. Doch stehe ich nicht gut für das Silber; meine glühenden Liebesverse schmelzen jegliches Metall."

„Das macht nichts!" rief die Beglückte, „nur recht heiß, wenn's auch brennt."

„Aber dableiben müssen Sie, Jungfrau; wir wollen zusammen dichten. Haben Sie das Herz bei sich?"

ich Ihnen, geehrter Herr, meine Lage gestehen: Der Winter ist vor der Thür, man will einen Überrock haben; wollten Sie mir durch die wohlthätige Wärme Ihres großmüthigen Herzens mein bescheidenes Honorar anweisen lassen."

Vergebens, der Geldbriefträger klopft nicht an. Lässt Rochus sogar die Thür ein wenig offen und ruft dem Genannten leutselig zu: „Guten Morgen, Herr!"

„Morrn!" ist die brummende Antwort und der treffliche Mann eilt vorüber.

Da schreibt Ätherkern der Redaction: „Herr! ich will mein Geld haben!"

„Ah, ja so!" meint die verehrliche Redaction, „ja, das hätten Sie gleich sagen können, wozu sich echauffieren!"

Wenige Stunden später hat Herr Ätherkern die Nachricht: „Geld angewiesen, erhalten es nächster Tage."

Geld! da dehnt sich auch eines Ätherkerns irdische Brust. Geld! endlich haben seine Schriften auch materielle Anerkennung gefunden. Geld! neuer Schaffensmuth, neue Kraft. Und die Tage der Prüfung sind zu Ende.

Es klopft. Offenbar der Geldbriefträger.

„Nur immerhin herein!"

Ein behendiges Männlein kommt hereingetorkelt; ist Aushilfsbeamter in der oder der Kanzlei; in acht Tagen feiert der Herr Chef seinen Namenstag. Thäte daher bitten, wenn — es brauchten ja nur wenige Zeilen zu sein — für ein Transparent . . ."

„Mein Herr, es thut mir leid!"

Am zweiten Tage zur selben Stunde klopft es wieder.

Der Geldbriefträger? „Herein!"

Zwei elegante Herren verbeugen sich.

Da schaut eine Ehre heraus! denkt Rochus. „Was wünschen die Herren?"

— Sind eine Deputation des Vereines „Achherrjerum"; kommen ergebenst zu bitten; — der Verein begeht nämlich über kurz sein dreivierteljähriges Jubiläum, und da — so ein kleines Festgedicht von dem so beliebten Rochus Ätherkern — brauchte gar nicht lang zu sein . . ."

„Muss leider sehr bedauern", entgegnet der theils enttäuschte, theils geschmeichelte Musenliebling, „doch bin ich momentan mit einer größeren Arbeit —, somit nicht in der Stimmung —, leider auch sonst überhäuft; muss dankend die Ehre ablehnen.

Am dritten Tage klopft es wieder.

— Nun endlich. „Herein!"

— „Vogtey", wie sie noch heute zusammenfassend genannt werden, — die ehemalige „Gauerbschaft Treffurt" [1]) im Kreise Mühlhausen in Thüringen. Die drei Dörfer sind uralte volkreiche Siedelungen, und man erklärt ihre Namen wohl als „oberes", „niederes Dornloh" und „langes Loh". Durch ihre natürliche Lage (im Westen und Süden Wald, im Osten ehedem Sumpf, im Nordosten [eine Meile entfernt] die alte durch prächtige Kirchen geschmückte Reichsstadt Mühlhausen) waren die Dörfer vom Strome des Verkehrs abgelegen, und so konnten sich manche gute Sitten und Gewohnheiten erhalten, die anderswo längst achtlos weggeworfen sind.

Es sei mir gestattet, auf Grund kurzer Aufzeichnungen meines Vaters (aus dem Jahre 1874), der in Langula fast fünfunddreißig Jahre lang (von 1864 bis 1899) Pfarrer war, und aus eigener Anschauung die Sitten und Gebräuche der Vogteyer bei Taufen und Trauungen zu schildern.

Beginnen wir mit dem Eintritt des Vogteyer Kindes ins irdische Dasein. Innerhalb zwei bis vier Wochen, oft auch früher, wird das Kind zur Taufe getragen, welche regelmäßig, wenn nicht besondere Gründe vorliegen, im Nachmittagsgottesdienste stattfindet. Tags vorher — in der Abendstunde — kommt der Taufvater in seinem Sonntagsanzuge zum Pfarrer und bestellt die Taufe mit den stehenden Worten: „Einen guten Abend von meiner Frau, und der liebe Gott hat uns mit einem Söhnchen (Töchterchen) gesegnet, und wir sind gesonnen, es morgen zur Christenheit tragen zu lassen!"

Der Pfarrer trägt bei dieser Gelegenheit das Nöthige in seine Acten ein. Der Kindtaufvater dagegen geht zum „Gevatter Lustig", d. h. er benachrichtigt den Betreffenden oder die Betreffende, welche er zu Taufpathen erkoren hat. Der Abend wird hoch gefeiert und doch in allen Ehren. Ladet der Taufvater den erwählten Pathen (immer nur einen), so geschieht es mit der stehenden Rede: „Einen guten Abend von meiner Frau — und der liebe Gott hat uns mit einem Sohn (Tochter) gesegnet — und wir wollten Euch bitten, unserm Kind zur heiligen Taufe zu helfen. Wir wollen auch herzlich gern Euch und Euern Kindern gleichen Dienst erweisen!" Zwischen Vor- und Nachmittagsgottesdienst ladet alsdann die Gevatterin oder, wenn es ein Gevatter ist, dessen Frau oder Schwester, nachdem sie der Wöchnerin eine Flasche Wein und Semmeln gebracht hat, die Gäste ein. Sie begibt sich zuerst in das Pfarrhaus, und zwar in schmuckem Festgewand; ist es eine Jungfrau: in kurzen Ärmeln, Mieder, grünbesetztem kurzen Rock und auf dem Kopfe die gewöhnliche Vogteysche Sonntagsmütze, während sie

[1]) Gauerbe, Miterbe, insbesondere ehedem Mitinhaber einer Gemeinbesitzung mit dem Recht zum Eintritt in die Verlassenschaft aussterbender Mitglieder.

„Freilich, und hab's recht gut eingewickelt", entgegnet das Mädchen und beginnt an ihrem Busen zu kramen.

Da klopft es.

„Teufel, wer ist denn schon wieder draußen!" ruft Herr Ätherkern.

Der Geldbriefträger tritt ein. Rasch ist der Empfangsschein unterschrieben; der schwere, fünfmal versiegelte Brief liegt auf dem Pulte.

„Wollen Sie ein andersmal kommen, Fräulein; wie Sie sehen — Postarbeit!"

Das Mädchen huscht zur Thür hinaus. Rochus Ätherkern verschließt die Thür, setzt sich aufathmend in einen Sessel und wird nun den Brief öffnen.

— Drei Thaler und fünf Silbergroschen.

„W—a—s?! Das ist das Honorar für meine Aufsätze? Und damit soll auch meine epische Dichtung ‚Die Todtenuhr' honoriert sein? — Schmach!"

Bebend reißt er ein Blatt Papier aus der Lade und mit wilder Hast — als schriebe ein Selbstmörder sein Testament — wirft er einige Zeilen auf das Blatt.

Am anderen Tag ist in der Stadtzeitung folgende Annonce zu lesen:

„Rochus Ätherkern, wohnhaft Rosenstraße 25, empfiehlt sich als Erzeuger von Gelegenheitsgedichten aller Art, als: Festgrüßen, Sinnsprüchen, Weihnachts- und Neujahrsgedichten, Grabschriften, Anagrammen 2c. 2c. zu den billigsten Preisen."

Was die Vogtezer bei ihren Taufen und Trauungen treiben.

Von **Th. Just.**

Nicht weit von Eisenach sucht sich die Werra in nordwestlicher Richtung durch waldige Berge ihren Weg nach Hessen. Wenn man den Fluss bei Treffurt oberhalb der mächtigen Ruine Normannstein überschritten hat, tritt man bald in den schattigen Hainichwald, dessen wellige Höhen die Wasserscheide zwischen Werra und Unstrut bilden. Mühelos gelangt man auf den tief zerklüfteten Winterstein, der eine vortreffliche Fernsicht auf die basaltischen und trachytischen Bergkegel des Rhöngebirges und auf den höhlenreichen, breitrückigen Meißner darbietet; vom gegenüberliegenden Sommerstein hat man eine prachtvolle Aussicht auf das ganze Panorama des Thüringer Waldes mit der Wartburg im Vordergrund. Der den Winterstein umgebende Buchenwald gehört den „Laubgenossen", d. h. den mit allen Erbgerechtigkeiten ausgestatteten Hofbesitzern der drei Dörfer Oberdorla, Niederdorla und Langula, der

Pathenpflicht ist nach Vogteyer Sitte außer den allgemeinen Christenpflichten bezüglich des Taufpathen, dass das Pathenkind bedacht wird mit allerlei ortsüblichen Bekleidungsgegenständen; im zehnten Lebensjahre erhält es das Gesangbuch mit dem Namen des Pathen, im dreizehnten Jahre zu Weihnacht Schürze und Jacke für Mädchen, zu Weihnacht vor der Confirmation des Mädchens die Staatsmütze, der Knabe die Confirmationsweste, vier Wochen vor der Confirmation erhält das Mädchen von der Frau Pathin die Abendmahlsmütze, Handschuhe und Knüpftuch, der Knabe Hut, Hemd, Handschuhe. Dagegen müssen folgende Gegengeschenke gegeben werden: Der Knabe schenkt ein seidenes Halstuch oder eine Weste, das Mädchen Zeug zu einer Jacke. Steht das Pathenkind zum erstenmal Gevatter, so wird der Älterpathe eingeladen und schenkt Geld — mindestens einen Thaler.

Verheiratet sich das Pathenkind, so hat der oder die Pathe den Ehrenplatz neben der Braut und schenkt einen Bettüberzug oder eine Bettdecke.

Stirbt das Pathchen als kleines Kind, so schenkt der oder die Pathe das Sterbekleid und lässt mit den Eltern zusammen den Leichenstein setzen.

Das Pathenrecht fordert nach der Sitte, dass die Kuchenportionen an den Ehrentagen des Pathenkindes dem Pathen doppelt zugemessen werden und dass er beim Ableben der Eltern, wenn es nöthig ist, des verwaisten Pathenkindes sich väterlich und mütterlich annimmt oder die Vormundschaft übernimmt. Wie schon gesagt, kommt dem Pathen der Ehrenplatz an der Hochzeitstafel neben der Braut zu; bei anderen Familienfesten, darunter nicht zuletzt beim Schlachtefest (!) darf der Pathe keinesfalls fehlen. Stirbt der Pathe, so wird ein volles Jahr um ihn getrauert. — Zu bemerken ist noch, dass diejenigen, welche sich bisher „Du“ genannt haben, sobald sie Gevatterleute werden, einander mit Dei und Uch (Ihr und Euch) anreden. — —

Verheiratet sich ein Vogteyerkind in Ehren und lassen es die Mittel zu, so wird große Hochzeit gefeiert. An den Aufgebotssonntagen zieht das Brautpaar, der Bräutigam mit seinen Freunden, die Braut mit ihren Genossinnen und weiblichen Verwandten, die sich zum „Schmücken“ eine halbe Stunde vor dem Gottesdienst einstellen, in großer Procession zur Kirche. Die Braut trägt das „Schnürheit“, die Brautkrone aus Goldflittern, bunten Bändern und künstlichen Blumen. Tritt der Pastor vor den Altar oder auf die Kanzel, so erheben sich der Bräutigam und die Braut und bleiben stehen — ebenso, wenn das Aufgebot geschieht. Nach dem Gottesdienste zieht das Brautpaar wieder unter derselben Begleitung heim. An diesem ersten Aufgebotssonntage sind die nächsten Anverwandten im Hause des Bräutigams zu Kaffee und Abendbrot geladen

bei der Taufe und danach die „Schnürheit“ trägt. Die Herstellung eines Schnürheits erfordert viel Mühe und — Wehthaten: Das Haar wird auf der Mitte des Kopfes zusammengefasst und mit einer Goldtresse fest umwickelt; dann wird das mittelkopfs aufgebaute Haar mit kleinen, bunten, künstlichen Blumenzweigen verdeckt, und der ganze Aufbau findet seinen Abschluss nach vorn in einer weißen steifen Spitzenschnurre, die das Gesicht umrahmt und durch eine geblümte seidene Schleife unter dem Kinn geschlossen wird. Das Schnürheit ist bereits in den letzten Jahrzehnten ein seltener Anblick geworden und musste der gewöhnlichen Bändermütze weichen, die mit ihren schwarzen gesteiften Spitzen und dem grünen künstlichen Kranz — ähnlich dem Brautkranz — nicht minder kleidsam ist. Dem Pfarrer oder vielmehr der Pfarrfrau bringt die Gevatterin ein Viertelpfund Zucker und für die Kinder Zuckerschachteln. Dann setzt sie ihren Weg zu den Kindtaufsgästen, die geladen werden sollen, weiter fort — über dem Arm die „Haandswäölln“ (Handwolle?), ein Handtuch aus Wolle oder Baumwolle mit symbolischen Stickereien, die sich auf die Taufe beziehen — gewöhnlich die Taube mit dem Ölzweig im Schnabel. Ladet zuvor den Pfarrer und „de Frai Pastern“ nicht auch der Kindtaufsvater zur Taufe ein, so ist die Einladung der Gevatterin nichts als eine Höflichkeitsform, der weiter keine Folge gegeben wird. Die Taufgäste ziehen mit in die Kirche, wo die Gevatterin im Pfarrstuhl, der Gevatter im Altaristenstuhl Platz nimmt. Die Taufe wird in der allgemein üblichen Form vollzogen. — Ist der Gottesdienst vorüber, so übergibt die Hebamme den Täufling, den sie bisher getragen und bei dem Taufact gehalten, der Gevatterin oder der Assistentin des Gevatters; das Kind wird in den Mantel genommen und darüber von der Hebamme mit Feierlichkeit der sogenannte Johlappen (Ja-Lappen) festgesteckt, auf dem dann bis zum nächsten Tage das Köpfchen des Kindes im Bettchen ruht, dann wird er der Gevatterin oder Assistentin von den Eltern des Täuflings mit einer Kanne Bier zurückgestellt. Sodann zieht die Taufgesellschaft — die Gevatterin mit der Hebamme voran — in Procession nach dem Taufhause.

Zu bemerken ist noch, dass die Gevatterin, bevor sie an den Taufstein tritt, oder die Assistentin des männlichen Gevatters im Mantel eine sogenannte „Gewürzdüte“ trägt, worin sich gestoßener Pfeffer, Ingwer, ein Schächtelchen mit Safran, ein eingewickeltes Geldstück und der Seifengroschen oder ein Stück Seife befindet — gewöhnlich in einem Umschlag von Goldpapier; — offenbar eine sinnige Nachbildung der Gaben der heiligen drei Könige: Gold, Weihrauch und Myrrhen; der Seifengroschen weist hin auf das Wasserbad der Taufe und die Reinigung von aller Untugend.

Das Amt des Pathen mit seinen Pflichten, Rechten und Ehren ist hoch gehalten und wird der Blutsverwandtschaft völlig gleich geachtet.

und eine Fleischportion mit Buchsbaum ausgeputzt, doch erhält nicht die Braut diesen Antheil, sondern die sogenannte „Schmückerschen", d. h. diejenige Person, welche die Bräute zu schmücken pflegt. Den Schluss bildet der Gesang: „Nun danket alle Gott" (ebenso bei Tauffesten). Der Bräutigam pflegt darauf die Gäste vor der Hand mit den Worten zu verabschieden: „Wer von Euch sich nicht satt gegessen, der möge sich am Trunk erholen —; und stellt Euch alle bei Zeit wieder ein!" Die Gäste tragen nunmehr ihre Klemme heim. Jetzt werden die Kinder bewirtet, deren Zahl bei großen Hochzeiten fünfundzwanzig übersteigt; bis zu diesem großen Augenblick waren sie in einem Nachbarhause untergebracht gewesen; im Nu nehmen sie die soeben von den Erwachsenen verlassenen Plätze ein, bekommen die von diesen benutzten und noch nicht gereinigten Teller, Messer und Gabeln und vertilgen ihren nicht geringen Antheil am Festmahl mit Wohlbehagen. — Die Erwachsenen ziehen sich daheim um und kommen dann mit ihren Hochzeitsgeschenken, welche die Brautleute, hinter einer langen leeren Tafel sitzend, in Empfang nehmen. Die kleinen Pathchen schenken — der Knabe dem Bräutigam einen Fleischkessel, das Mädchen der Braut einen Kaffeekessel — beides von Kupfer und im Werte von etwa 15 Mark. Sind sämmtliche Geschenke abgeliefert, so zieht die ganze Hochzeitsgesellschaft mit Musik und Juchhe auf den Tanzsaal.

Am zweiten Hochzeitstage ladet früh neun Uhr die Braut im festlichen Kleid die Hochzeitsgäste zum „Warmbier" ein, das sich je nach Vermögen zu einem Gabelfrühstück gestaltet. Danach Tanz bis vier Uhr nachmittags und sodann Kaffee im Hause der Braut, von wo aus sich die Gesellschaft unter Vortritt der Ortsmusikanten mit den obligaten Brautkuchen in das Haus des Bräutigams begibt, wo das Abendbrot eingenommen wird, das mit dem Lied: „Sei Lob und Ehr' . ." schließt. Darauf abermals Tanz. Die „Brautkuchen", welche von jungen Mädchen (d. h. so viele Kuchen so viele Mädchen) auf dem Kopfe gleich nach der Musikbande mit Stolz getragen werden, vertheilt nun die Braut eigenhändig an die Hochzeitsgäste; doch besteht diesesmal die „Klemme" nur aus einem Stück überaus dickem Butterkuchen ohne Schweinebraten.

Als besondere Vogteyer Kurzweil ist der Gebrauch zu erwähnen, dass — wenn noch ein Brautpaar zugegen ist — der Braut ein Schuh und dem Bräutigam der Hut entwendet und darauf meistbietend unter allgemeinem Jubel verkauft werden, wobei es sich der betreffende Bräutigam ein gut Stück Geld kosten lassen muss. Am dritten Tage wird dafür eine besondere Mahlzeit hergestellt, wobei — wie die Leutchen sagen — die „lederne Hose" des Bräutigams, d. h. die wohlzubereiteten Kaldaunen des Hochzeitsrindes verzehrt werden.

und wird dabei die sogenannte „Lobde“ (Verlobung) gefeiert; am zweiten Aufgebotssonntage sind sie im Hause der Braut zu Gaste und feiern die sogenannte „Bäte“, denn bei dieser Gelegenheit wird von den beiderseitigen Verwandten festgestellt, wer zur Hochzeit gebeten werden soll. Am Donnerstag vor der Hochzeit laden ein Bursche aus dem Hause des Bräutigams, sowie einer aus der Verwandtschaft der Braut die Gäste zur Hochzeit, und zwar schreiben sie mit Kreide an die Stubenthür die Zahl der nach der Sitte zu Bittenden. Wird z. B. ein Pathe eingeladen, so müssen nach der Sitte erstens der Pathe, zweitens dessen Frau und drittens zwei Kinder aufgefordert werden. Sind letztere nicht vorhanden, so müssen sie aus der Verwandtschaft „geborgt“ werden, haben aber alle die Pflicht, ein Hochzeitsgeschenk zu machen. — Bei ihrem Umgang tragen die Hochzeitsbitter den „Betsteckel“ (Bittstock), einen Heroldsstab mit Buchsbaumstrauß gekrönt, in der Hand. — Am Freitag wird vielerlei ins Haus der Braut gebracht: Milch, Rahm, Eier, Butter — in der Gewissheit, eine „Ecke“ Kuchen wiederzuerhalten. — Am Trauungstage zieht das Brautpaar unter Vorantritt der Väter in die Kirche, und zwar ordnet sich der Brautzug in dieser Weise: 1. der Vater des Bräutigams; 2. der Bräutigam; 3. der Vater der Braut; 4. die Braut; 5. die Pathenkinder des Bräutigams und der Braut; 6. die Altpathen; 7. die übrigen Hochzeitsgäste. Der Bräutigam trägt in der Hand einen vergoldeten Rosmarin, am Hut und am Arm einen Strauß von künstlichen Blumen. Die Braut geht im Abendmahlsanzug mit Mantel und geschmückt mit dem Mahlschatz; letzterer — ein Halsschmuck — besteht aus Silber- und Goldmünzen von oft beträchtlichem Wert, da er schon von den Ahnmüttern bei Ehrentagen getragen wurde. Das Haupt der Braut ist mit der Brautkrone geschmückt, in deren Mitte ein Sträußchen von Rosmarin nicht fehlen darf.

Nach der Trauung geht die Procession in derselben Ordnung wie vorher nach dem Hause des Bräutigams. Dort nimmt die Braut den Ehrenplatz, die sogenannte „Brautecke“ ein, während der Bräutigam sich des Sonntagsrockes entledigen und — auftragen muss. Er darf sich nicht setzen und darf nur essen, was ihm die Braut reicht. Das Hochzeitsmahl wird mit Tischgebet eröffnet und besteht gewöhnlich aus einer Fleischbrühsuppe mit Semmel, Rindfleisch mit dickem Reis, Kortoffel- und Rettigsalat, Backobst nebst einem Liqueur, der in einem Glase die Runde passiert. Nach beendigtem Mahle geht es an die Vertheilung des Hochzeitskuchens, der so hoch aufgegangen sein muss wie die Klinge eines Tischmessers — lang ist; ein jeder Gast erhält die sogenannte „Klemme“, d. h. ein Stück trockenen Kuchen und ein ebenso großes Stück Rahmkuchen, als Zugabe ein Stück Schweinebraten, der kalt — oben auf dem Kuchen liegt. Der Braut werden doppelte Kuchenportionen vorgesetzt

Wanderbilder aus der Jugendzeit.

Der Haberknüpfer.

In den Ferien des Jahres 1866 machte ich eine Fußreise über die obersteirischen Alpen. Nach dem längeren Aufenthalt in der Stadt kam mir der rauschende Tannenwald, das kühn anstrebende Felsenhaupt, der tosende Waldbach vor wie eine geheimnisvolle Gestaltenwelt aus dem Wunderreiche des Märchens. Die reine, belebende Alpenluft sog ich gierig ein, wie den Liebeskuss einer freundlichen Fee.

„O dieses Ennsthal ist ein Stück gelobten Landes", rief ich selig aus, als ich, um einen Bergrücken biegend, das herrliche Thal mit seinem fließenden Silberbande, seinen frischgrünen und goldigen Wiesen und Feldern, mit seinen friedlichen Menschenwohnungen, eingerahmt und geschützt von hohen, glühenden Felsmassen, im Abendsonnengolde vor mir liegen sah.

Einzelne Holzhauer verließen eben mit ihren blinkenden Beilen den harzduftenden „Schlag", in welchem die neu gefällten und entrindeten Baumstämme in Kreuz und Quer dalagen, wie die Gefallenen nach einer unglücklichen Schlacht, an ihren Wunden verblutend.

Von den nahen Almen hörte man einzelne „Juhezer" und, wenn die Luft just leise herüberzog, das harmonische Glockengeläute heimziehender Heerden. Ich stützte mich auf meinen Stock und, in Nachdenken versunken, horchte ich diesen Tönen; mir war es schier, als seien diese Glocken da oben die rechten Concordia-Glocken. —

Im Thale war es dunkel geworden. Die letzten, verspäteten Schnitter hatten sich Kornblumen um die breitkrämpigen Strohhüte geschlungen und wandelten schäkernd dem Dorfe zu. Von der Kirche klangen drei Glocken zusammen, und das machte das „Dängeln" der Sicheln in den Gehöften verstummen, die Leute stiegen im Halbsonntagsgewand die Anhöhe zum weißübertünchten Gotteshaus hinan, aus dessen Fenstern Kerzenschimmer und Orgelton drangen. Es war der Festabend vor Maria Himmelfahrt und stille Feier wehte durch das ganze Thal.

Mir selbst war zu Muth, als wandle ich im Reiche der Seligkeit und ich gieng durch den süßen Friedensabend dem nahe Dorfe zu.

Plötzlich bemerkte ich der Straße abwärts auf dem Schnittfelde zwischen den „Haberdeckeln" eine Gestalt sich bewegen und eifrig sich

Zu erwähnen ist noch, dass die Braut am Nachmittag vor dem Hochzeitstage den „Brautkuchen“, der sich durch besondere Größe, Höhe und Güte auszuzeichnen pflegt, in die Pfarre bringt; die begleitende Brautjungfer trägt zwei Kannen Bier. Außerdem überreicht die Braut dem Pfarrer nach der Trauung am Altar das „Brauttuch“ nebst Eingebinde, d. h. einem Geldstück (Gold), Rosmarin (Weihrauch) und Muscatnuss (Myrrhen).

Die Kranken, Wöchnerinnen und Armen werden beim Hochzeitsmahl reichlich bedacht.

Wie bereits erwähnt wurde, spielt der Tanz am ersten und zweiten, womöglich auch noch am dritten Hochzeitstage eine große Rolle. Selbstverständlich gebürt der erste „Rei'n“ (Reigen) dem Brautpaar. Ebenso gebürt dem Koch und dem Metzger in weißer Schürze mit der Köchin ein besonderer Rei'n, wobei ihnen bunte Tücher, die ihnen die Braut hinten angesteckt hat, nachflattern. Diese Tücher dürfen die beiden behalten. Ein unehrenhaftes Mädchen wird beim Rei'n auf keinen Fall geduldet; wollte es sich dennoch mit einem Tänzer, der sich übrigens kaum finden würde, unter die Paare wagen, so würde man ihr sofort und solange mit dem Besen nachkehren, bis sie den Platz räumt.

So viel — für diesesmal von den eigenartigen Sitten der Vogteyer aus der alten Gauerbschaft Treffurt. Als 1874 mein Vater, der Pfarrer Just seine Aufzeichnungen machte, welche diesem Artikel zugrunde liegen, waren die meisten der oben beschriebenen Sitten noch im Gebrauch, besonders die Tracht wurde nur ganz ausnahmsweise verleugnet. Jetzt ist das sehr zum Nachtheil der Vogteyer anders geworden; bald wird die Tracht gänzlich verschwunden sein, oder man wird sich höchstens gelegentlich in die theuern, noch immer stattlichen Prachtgewänder der Großmütter „verkleiden“. Gerade am Schlusse des Jahrhunderts hat sich in dieser Beziehung leider viel geändert; auch ein gut Theil der ehrenfesten Bauernsitten ist morsch geworden. Wer doch dem Volke die Sitte und die Tracht erhalten könnte! Aber — Mode und Zeitgeist sind übermächtige Feinde, deren Zerstörungswuth nur der Chronist einigen Abbruch thun kann, indem er im Vertrauen auf eine bessere, verständigere Zukunft erzählt — aus der guten alten Zeit.

„Das Land.“

blieb er aus und brachte dann eine Schusswunde und ein Ehrenzeichen nach Haus. Aber sein Mutterl fand er nicht mehr, die haben wir drei Wochen früher begraben. Ich war damals ein Bursch' wie Eisen und musste das arme Weib auf den Kirchhof tragen helfen. Das gieng nun dem guten Josef tiefer als die Franzosenkugel und er gieng im Dorf herum, als suche er sich selbst.

Er hielt mit Niemandem Kameradschaft und trat auch nirgends in den Dienst. Die Leute schickten ihm mitleidig Kost in das Häusl oder luden ihn zu Tisch, wozu er aber nie erschien. Der reiche Wiedenhofer — sein Hof lag hinter der Kirche, jetzt ist er an die Herrschaft da drüben verkauft — der Wiedenhofer sag' ich, ließ ihm die Wäsch' versorgen und zeitweilig kam Josef in dieses Haus, und von der Zeit an wurde es mit seinem Grame besser. Aber endlich bemerkten es die Leute; der Josef sah des Bauers Tochter, die Gretl, gern, und das war's, was ihn wieder zu einem frischen Burschen machte. Die Gretl war euch aber auch ein Teufelsmädl; alle Burschen, wie wir damals im Dorfe waren, balgten uns um sie herum, und da ist deswegen auf dem Kirchplatz bei der Linde oben einmal so gerauft worden, dass der ganze Platz hernach von Neuem hat eingeweiht werden müssen. Die Gretl hat aber gar keinen von uns mögen, nur mit dem Josef hat sie gesprochen, bis sie ihr Vater einmal beisammen in der Futterkammer erwischt und sich es geschworen hat, dass dieser Keuschler, wie er Josef genannt, das Mädl nie und nimmer bekommen werde. Nicht etwa, weil er ein Kleinhäuslerssohn sei, sondern weil er in seinem Leben nichts thun wolle und wie ein rechter Tagdieb durch das Dorf strabanze und er jetzt schon betteln gehen müsste, wenn nicht das Häusl noch ein paar Gulden wert wäre.

Seit der Zeit war's aus mit der Liebschaft und Josef konnte Gretl nur mehr über den Zaun sehen. Wir andern Burschen schleckten uns darüber alle zehn Finger ab und waren froh, aber den Josef kriegten wir immer seltener zu sehen und endlich kam er gar nicht mehr in's Dorf. Der gieng derweil mit ganz etwas Besonderem um und er beschloß, ein anderer Mensch zu werden. Der Gretl schrieb er einen Brief, in welchem stand, dass er für sie alles thun wolle und ihr Vater und das ganze Dorf solle sehen, dass er kein Faullenzer sei, und dass er, wenn er nur wolle, allein so viel Dünger aus dem Stall werfe und Korn dresche, wie andere drei, dass er schon selber imstande sei, für sich und Weib und Kind Brot zu verdienen und gewiss vor keiner Thür um ein Stücklein anhalten werde. — Das war gerade im Hochsommer und die Haberfelder waren so reich und grün und die Wiesen so voll von Futter, wie man's sonst selten bei uns erlebt. Es war ein gesegnetes Jahr und der stolze Wiedenhofer

bücken. Es war ein alter Mann mit langen, wild herabwallenden weißen Haaren in halb militärischer Kleidung. „Macht Feierabend, Vetter!“ rief ich ihm über den Straßengraben zu. Der Greis blickte etwas überrascht auf, doch ohne meinen Gruß zu entgegnen, setzte er seine Arbeit fort. Jetzt erst merkte ich mit höchstem Staunen, worin seine Arbeit bestand. Statt bloß die zerstreuten Halme zu sammeln, wie ich anfangs glaubte, war er bestrebt, jeden einzelnen Halm wieder an seinen Wurzelhalm, den Stoppel — anzuknüpfen.

Längere Zeit sah ich dieser sonderbaren Arbeit zu, während ich den Mann ein- um das anderemal fragte, was er doch mache, bis er mir endlich in dumpfen Worten bedeutete, dass diese Haberhalme alle wieder wachsen und reif werden müssten, sonst bekomme er sein Gretle nicht.

Du hast es mit einem Geisteskranken zu thun, dachte ich mir und gieng kopfschüttelnd meines Weges.

Am Eingang des Dörfchens steht ein hölzernes, schindelbedecktes Haus, über dessen Thür neben einem Tannenreisig die Worte aus der Bibel stehen: „Herr, bleib' bei uns, denn es will Abend werden.“

Dort sprach ich ein und bat um Nachtherberge, welche mir der Wirt gleich zusagte.

Nachdem ich mich bei einem Gläschen Bier und Schwarzbrot im traulichen, sorgfältig gescheuerten Stübchen bequem gemacht hatte, erwähnte ich meinem Gastgeber gegenüber des räthselhaften Mannes auf dem Felde.

„Habt ihr ihn auch bemerkt, den Josi?“ sagte der Wirt, sich auf die Bank setzend — „ja, ja, es ist eine eigene Geschichte, und wenn ihr mir zuhören wollt, so mag ich sie euch schon erzählen. Mädl, trag' mir vorerst ein Krügl herauf, bring' auch für'n Herrn — da noch eins mit; — man weiß nicht, wie man euch heißen soll. — Ein Student seid ihr; ist recht schön; und da seht ihr euch jetzt in den Vacanzen die Welt ein Bißl an? Nu, wie g'fällt's euch bei uns da? Morgen schaut euch auch die Kirche da oben an, die hat der reiche Wiedenhofer vor zwei Jahren ganz neu herrichten lassen, weil der kinderlose Mann mit seinem Reichthume sonst nirgends hin gewusst hat. Und seht! — daß wir auf den Josi kommen, gerade der Wiedenhofer hängt mit ihm zusammen. Die Geschichte hat sich vor vierzig Jahren zugetragen und war so:

Die Reithäuslerin, — ihr Häusl ist schon längst verfallen, ihr könnt morgen nur noch den Steinhaufen sehen, wo es gestanden, — hatte einen Sohn, dem sie nach ihres Mannes Tod das Häusl übergeben wollte. Aber da kamen die Kriegsjahre und der Josef, der groß und stark wie ein Fuhrbaum war, musste Soldat werden. Sechs Jahre

Mähen heute doch nicht etwa zu nass sei, kehrte aber ganz erschrocken in's Haus zurück, weckte den Bauer und schrie: „Baur! 's ganz' Haberfeld hinterm Stall is ruiniert, abg'mäht; kein Halm steht mehr!" Bald war alles Volk hinter dem Wiedenhofe und bedauerte, und fluchte über den Frevler und meinte, das hab nur der Neid gethan. — Ich selbst bin n'übergsprungen und hab mir die G'schicht angeschaut; ich sag euch, 's Herz hat ein'm weh 'than, wie der ganze, schöne Haber g'legen und vom Regen einbaschlt und verdorben gewesen ist. Der Wiedenhofer hat heilig geschworen, den Bösewicht, wenn man ihn finde, hängen zu lassen. „Und wer soll's g'wesen sein!" schrie er, „ich hab kein' einzigen Feind im ganzen Dorf als — — aber der kann's nicht 'than haben, der wär' z'faul g'wesen dazu und er war sonst doch kein schlechter Mensch." Er meinte den Keuschler Josef. Es ist kaum fünf Minuten angestanden, hat man den unter der Esche g'funden, wie er noch die Sens' in der Hand hält. Wie wilde Thiere sind jetzt d'Leut über ihn hergfall'n und wie der Josef erwacht, hat er gar nicht gewusst, wo er ist, und ist erst zur Vernunft kommen, wie sie ihn g'stoßen und geschlagen haben, und als er das ruinierte Haberfeld gesehen hat und die Wies', wo das Futter noch stand wie gestern — da hat er einen fürchterlichen Schrei 'than und ist rücklings zu Boden g'fallen. Aber, wir haben noch immer g'glaubt, der Josef hab's dem Wiedenhofer aus Rache than, weil er ihm seine Tochter versagt; wie's aber der Keuschler vor dem Dorfrichter und dem Pfarrer heilig geschworen hat, dass er die W i e s e abmähen wollen, damit's die Leute sähen, dass er kein Faullenzer sei und dass er die Gretl bekomme; dass er sich in der Finsternis geirrt und so wider Willen das Haberfeld verdorben habe; da glaubten wir's erst dem armen Josef. Der Wiedenhofer aber war so sehr beleidigt, und trotz alles Zuredens des Dorfrichters, dass der Josef doch sonst immer ein braver, fleißiger Bursche gewesen und er's wohl auch bleiben werde sein Leben lang und dass er, der Bauer, als reicher Ehrenmann, die jungen Leute, wenn sie sich gar so gerne hätten, doch nur in Gottesnamen zusammengeben möge; trotzdem that der Bauer einen Eid, dass der Keuschler seine Tochter nicht eher bekommen sollte, b i s j e d e r a b g e s c h n i t t e n e H a l m w i e d e r a u f s e i n e r W u r z e l s t ä n d e. — Das gieng nun dem armen Josef schier bis ans Leben und die Erschütterung dieses Vorfalles warf ihn aufs Krankenbett für viele Wochen. Währenddem verheiratete der Wiedenhofer seine Tochter an einen Viehhändler, den sie nie und nimmer gerne haben konnte. Herr! das war eine unglückliche Ehe, welche aber bald aus worden! Die Geburt ihres ersten Kindes war ihr Tod. Wenn ihr morgen zur Kirch n'aufkommt, dort, wo das schwarze eiserne Kreuz mit dem Kettlein am Nagel zum küssen hängt, liegt sie mit ihrem

gieng mit verschränkten Armen durch seine Haberfelder; besonders das Stück Acker hinter dem Haus der Wies' entlang war so prächtig aufgegangen und waren die grünen Halme so lang, dass wir alle sagten: So ein Haber wie der des Wiedenhofer sei in der Gemeinde noch nicht gebaut worden. Der Wiedenhofer hatte seine wahre Freude daran und konnte schon nicht die Zeit erwarten, wo die herrlichen Halme reif sein würden. Aber auch die Bachwiese daneben war heuer eine prächtige Heimse für Wiedenhofers Viehstand. Jakobi war gekommen und der Bauer ließ die Sensen dängeln zur Wiesenmahd. Und am nämlichen Abend, als man im Wiedenhofe die Sensen schärfte, geschah's auch im Reithäusl drüben, aber durch einen Wetzstein, damit man's im Dorf nicht höre.

Wie's nun finster geworden war und die Thurmuhr zehn schlug, verließ Josef mit der scharfen Sense das Häusl und nahm den Weg gegen die Wiese des Wiedenhofers. Es war eine finstere Nacht und einzelne Tropfen fielen vom Himmel. Aber das sollte Josefs Werk nur noch sicherer machen, und — auch viel leichter zu schneiden sei ein nasses Gras. Der Mann hatte sich's nämlich in den Kopf gesetzt, dass die Knechte vom Wiedenhofe den andern Morgen, wenn sie sich an die Wiese machen wollten, dieselbe bis auf den letzten Halm abgemäht finden sollten. Und wer hat das gethan in dieser Nacht? soll dann das ganze Dorf fragen, und dann wolle er, der Josef, zum Wiedenhofer treten und ihm sagen: Ich allein hab's gethan, Bauer, damit ihr wisst, was ich für ein Faullenzer bin und auch mein' Sach' angreifen kann. Und nun gebt mir euer Mädl! — Das sollte denn ein Sieg sein, glänzender noch, als der, den er bei Leipzig mit erfochten, und dann sollten ihm alle Männer im Dorfe die Hand schütteln und sagen, du gehörst ganz zu uns und machst uns Ehre, und die Weiber sollten sich denken: Die Margretl hat's mit ihrer Auswahl verstanden. — Derlei Gedanken machten ihm die Arme stark wie Eisen und schwirrend rauschte die Sense durch das hohe Gras. Josef hat's später einmal erzählt, wie leicht ihm war, und dass ihm noch keine Arbeit so geschlaunt als diese. Er achtete es gar nicht, wenn er mitunter in einen Stein schlug, dass die Funken flogen. Wenn er auch für Augenblicke ausruhte, um die Sense zu wetzen, so bemerkte er doch nicht, wie es regnete; war er ja ohnehin nass vor Schweiß. Oft musste er sogar die Augen anstrengen, um die Mahden unterscheiden zu können, aber Josef war unermüdlich und Liebe und Stolz leiteten die Sense in ihrem trägen Halbkreis, wenn sie in die Erde zu wachsen schien. Endlich noch vor dem Taggrauen war die Wiese ab und erschöpft sank der Mann unter einer triefenden Eiche nieder. — Den andern Tag in aller Früh gieng der Oberknecht hinter den Hof hinaus nachsehen, ob's zum

herum, zur Kirch' hinauf und zeigte mir alle Denkmale der gestrigen Geschichte.

Als ich, von ihm herzlich Abschied genommen, das Dorf verließ, sah ich neben der Straße auf dem Haberfeld jenen Mann wieder, dem nichts übrig geblieben war von seinem Leben als die Hoffnung, aus todten Stoppeln sprießend, als ein an zerschnittenen Strohhalmen hängendes Glück. —

Übers Jahr besuchte ich die Gegend zum zweitenmale und kehrte wieder bei meinem Wirte ein. Das Nächste war, mich um den Haberknüpfer zu erkundigen.

„Der hat Feierabend gemacht, lieber Herr", antwortete der Mann „'s war noch im letzten Jahr, als man ihn draußen unter den Haberdeckeln todt gefunden hat. Er hatte sich einen Strohkranz um die weißen Locken gewunden, mit dem man ihn auch oben neben dem schwarzen Kreuz begrub. — Wenn ihr morgen hinter den Wiedenhof geht, so schaut euch das Haberfeld an; die Halme steh'n so dick und hoch und voll, wie vor einundvierzig Jahren; und der Josef hat die Greti bekommen."

Heut' g'freut's mich.

Wenn über dem triften-, wald- und felsenreichen Hochland ein klarer, blauer Sommertag liegt, so wacht in allen Wesen, die im Hochlande sind, ein freudiges Leben auf. Und wenn gar ein Mensch, der den größten Theil seiner Zeit in düsteren, dunstvollen Städten hinbringt — dabei aber doch eine Seele hat, die bei jeder Schönheit, welche das Zusammenleben gebildeter Menschen in den Städten hervorbringt, und bei jedem Blumenstengel und bei jedem frischen Grashalm und bei jedem Sonnenfaden, den ihm die Natur zwischen die Mauern hinein sendet, in Entzücken aufzittert — wenn ein solcher an einem klaren, blauen Sommertag durch das Hochland zieht, so verliert er sich fast und meint, er sei in einer anderen Welt!

Durch den Theil des Hochlandes, den ich am liebsten besuche, weil er alles in sich faßt, was wir schön, romantisch und wunderbar nennen, und jene Menschen hervorgebracht, von denen wir so tausenderlei lernen könnten, weil sie von uns noch nichts gelernt haben — geht jetzt der Dampfwagen.

Mir ist das unangenehm, weil der Steinkohlenrauch die reine Luft und den wohligen Duft verdirbt, weil das Brausen und Pfeifen der Maschine die erhabene Stille stört oder den Gesang der Vögel und Menschen verwüstet, und endlich, weil durch den Dampfwagen und die große Welt, die auf demselben durch das Land zieht, die Menschen selbst

Kind begraben. Der Wiedenhofer hatte nun noch viele Jahre gewirtschaftet, aber nie mehr ist der Haber hinter'm Stall so schön geworden als in jenem Sommer. Mit der Wirtschaft gieng's abwärts, als ob kein Segen Gottes dabei gewesen wäre, und weil der Bauer kinderlos war, hat er das Grundstück endlich dem Baron Hornbach, der da hinter den Bergen sein Schloss hat, verkauft. Zwei Hinterstuben hat sich der Bauer zur Ausnehmung behalten und dort wohnt er nun mit dem Josef, der sich mit ihm alt gelitten hat, zusammen. Der letztere aber, den wir nun den Josi nennen, mäht auch keinen Haber mehr. Er ist arm genug; seit seiner damaligen Krankheit ist er irrsinnig. So oft man's ihm auch schon gesagt, dass die Gretl todt, so glaubt er's nicht und bildet sich ein, der Wiedenhofer habe sie irgendwo verborgen und gäb' sie ihm erst, wenn die abgeschnittenen Halme auf dem Haberfeld wieder auf ihren Wurzeln ständen, um zu reifen. — Der Wiedenhofer thut dem Unglücklichen alles, was er ihm aus den Augen absehen kann, dafür ist der Kranke auch gutmüthig und ehrt den Bauer wie einen Schwiegervater. Oft aber lag er schon vor ihm auf den Knieen, und bat ihn unter Thränen, ihm seine Braut nicht länger mehr fern zu halten. — Im Frühjahr, wenn das Haberfeld grünt, scheint sich Josi's Zustand immer zu bessern; da geht er Tagelang um dasselbe herum, es zu bewachen. Immer aber verschlimmert sich seine Krankheit im Schnitt, wenn die Halme fallen; da bringt er dann oft Tag und Nacht auf dem Felde zu, sammelt die verstreuten Halme und knüpft sie mit aller Emsigkeit eines Jünglings an die Wurzel. Erschöpft kehrt er dann in seine Stub' zurück, aber es ist ihm wohl. So macht er's seit Gretls Tod alle Jahre und die Leute lassen ihm's machen, wie er will; er schadet ja niemandem und ihm ist's der einzige Trost. Man nennt den Josi, so weit man ihn kennt, den Haberknüpfer. Ihr habt ihn heut' gesehen, Herr, 's ist bedauerlich ihm zuzuschaun. Josi ist sonst ein ganz frommer, christlicher Mann und theilt selbst den Armen von seinem Brot. „Ich bin ja der jung' Wiedenhofer!“ sagt er. In letzterer Zeit steht er öfters sinnend oben im Kirchhof vor dem eisernen Kreuz; schüttelt aber dann jedesmal ungläubig den Kopf und wankt in das Feld hinaus — haberknüpfen.“

Mein Gastgeber schwieg. Ich ebenfalls und reichte ihm stumm dankend die Hand.

Die Leute kehrten vom „Segen“ zurück, standen um den gedeckten Tisch herum, sprachen laut das Tischgebet und setzten sich fröhlich zur Schüssel.

Ich bat um mein Zimmer und der Wirt sagte mir ein trautes „Gut' Nacht!“

Den andern Tag führte mich mein freundlicher Erzähler im Dorfe

rief er laut: „Heut g'freut's mich!“ und endlich hub er gar zu singen an:

„Heut g'freut's mih, heut g'freut's mih,
Ih geh hoam in mei Haus,
Ih geh hoam zu mein Weiberl,
„Geh neamamehr aus!“

Man soll einen Menschen in seiner Seelenlust eigentlich so wenig stören, als in seinem Seelenschmerz, aber ich gewann 's nicht über mich — ich zupfte den Mann ein wenig am Ellbogen und sagte: „Heut g'freut's euch?“

Und wie er das Wort gehört hatte, zog er seinen Kopf vom Fenster zurück, schlug mir seine Hand lustig auf die Achsel: „Meiner Seel, heut' g'freut's mich!“

„'s ist aber auch ein wunderschöner Tag heut'.“

„Schöner Tag hin, schöner Tag her, schöne Tage giebt's wohl mehr! Aber heim zu geh' ich, und zu meinem Weiberl komm ich wieder, und mein kleines Micherl seh' ich, und mein Häuserl hab' ich wieder, und heut' g'freut's mich!“

Der Mann drehte sein Schnurrbärtchen und dann warf er seine flachen Hände auf meine Knie: „Geht's wohl auch heim, he?“

„Habt es errathen. Und mich g'freut's auch, wenn ich die lieben Berge wieder sehe.“

„Ei was, Berge hin, Berge her, Berge gibt's wohl mehr. Habt's ein Haus, frag' ich, und habt's ein Weib und habt's ein Kind? Gelt, das habt's nicht! Aber ich hab's und ich bin schon fünf Tag nicht daheim gewesen, 's hat mich ein wenig versucht, aber Gott sei Lob und Dank, dass es so gut ausgangen ist. Bin ein Flösser von da oben und wir thun Holz hinabschwemmen in die Stadt. 's ist ein Elend in der Stadt und ich könnt' nicht sein drin, aber, wenn man einen ganzen Tag auf dem Wasser ist, so ist man doch recht froh, wenn man den Schlossberg sieht, und wenn man zum Holzplatz anfährt, springt man wohl gleich hinaus und denkt: 's ist ein Glück, dass man da ist. Aber für mich war's letzthin ein Unglück; wie ich vom Floß springen will, verklemm ich mir den Fuß da zwischen zwei Bäume, ich fall', es schnalzt und macht einen tollen Bremsler. Teufel, denk' ich, jetzt ist der Fuß ab! Und richtig, ich kann euch nicht weitergehen, sie müssen mich in ein Haus tragen. Da lieg' ich nun vier Tag und vier Nächt' unter weltfremden Leuten und dem Doctor muss ich alles Geld geben, was ich für's Holz eingenommen hab'. Aber gut ist's doch geworden, der Fuß war nicht ab und heut' brauch ich ihn schon wieder. Meine Nandl wird aber schau'n, wenn ich komm, wer weiß, was sie ihr von mir schon vorgesagt haben. Ist eine gute Haut, meine Nandl; 's ist g'rad zwei Jahr jetzt, dass ich das Haus 'kauft und sie geheirat' hab'. Und

andere werden, als sie sonst waren, was oft sehr zu ihrem Nachtheile ist. Aber ich gehe doch nicht mehr zu Fuß, seitdem die Eisenbahn ist, ich fahre und begnüge mich, daß ich zum Fenster hinaussehe auf die unbeschreiblichen Herrlichkeiten des Hochlandes.

Da ist euch denn so eine Dampfmaschine das allerprosaischeste Ding; sie steht nicht still, wenn ein Punkt kommt, der mehrere Stunden angesehen und bewundert werden müßte, sie bringt kein Lied zustande, wie das Posthorn, das sie verdrängt hat; sie dampft und braust und pfeift nur und stürmt vorwärts, wie ein großer Theil der jetzigen Welt, an manchem Schönen und Edlen vorüber.

Den Menschen, die in den Bergen daheim sind, war anfangs das Dampfross kein willkommener Gast, einmal aus Gründen, die ich schon angeführt habe und dann noch aus vielen anderen; weil ihnen nun aber ihre Rinder, die jetzt in fremde Länder wandern, und ihre Wälder, die nun fallen müssen, besser bezahlt werden als früher, und weil ihnen der Dampfwagen viele nothwendige und angenehme Dinge um billiges Geld aus der Stadt bringt, so sind sie zufrieden und setzen sich gar selbst in die fahrenden Häuser.

Zuerst thaten das nur die Tollkühnen, denn es gieng das Gerücht im Volke, dass diese Reihe Häuser mit all' ihrem Inhalte — eine ungeheuere Last, die sich ohne ein einziges Pferd, oder sonstiges Zugvieh, in rasender Geschwindigkeit fortbewegt — vom Gottseibeiuns gezogen werde. Und dieser thue natürlich so was auch nicht umsonst, er nehme sich dafür von den Menschen und anderen Dingen, die durch die Eisenbahn befördert werden, den zehnten Theil. Da belehrte aber einmal ein lustiger Bahnwächter die Bauern im Wirthshause, dass nach den neuen Gesetzen der Zehent längst aufgehoben sei, und dass auf denselben weder der Pfarrer noch der Teufel Anspruch habe. Seitdem fahren alle auf der Eisenbahn und sind lustig.

Auch an jenem Tage, von dem ich heute eigentlich was erzählen will, waren viele Bauern im Waggon. Sie sprachen von wirtschaftlichen Dingen, scherzten mit den Weibern, die auch mit uns fuhren, und trieben allerhand Kurzweil miteinander. Nur ein jüngerer Mann fiel mir auf, der auch Bauernkleider trug, aber mit den andern nicht sprach und nicht scherzte. Er saß mir gegenüber und blickte gern in das Freie hinaus, wie ich. Er lugte so unter seiner breiten Hutkrämpe hervor, dann pfiff er einen Jodler und dann sah er wieder zum Fenster hinaus, schnalzte mit den Fingern, und jauchzte halb für sich her: „Heut g'freut's mich!“ — Aber es war, als ob das in ihm nicht jene Heiterkeit wäre, wie die draußen im frischen Sommermorgen und wie in den Anderen, und als ob er sich seiner heimlichen Lustigkeit fast schämte. Nur wenn er den Kopf durch das Fenster hinaussteckte,

Wir fuhren eine Strecke, es wollte nicht kommen; doch endlich sah ich die drei Tannen, allein — diese waren versengt und unter denselben stand ein halb eingestürztes, geröthetes Mauerwerk und um dasselbe lag Schutt und Gebrände und hie und da lohte noch ein rothes Flämmlein und aus allem stieg der Rauch auf.

Noch sah ich, wie ein paar Männer die Brände auseinanderzogen und ich sah noch, wie drei andere Männer auswärts gegen das Dorf auf einer Holztrage eine zugedeckte Last trugen, dann war der Zug vorüber und ich blickte wieder in das Hochgebirge, über welches der klare, blaue Sommertag lag.

Im Thal bei Seewiesen.

Noch heute sehe ich das Weiblein wandern auf der staubigen Poststraße.

Es war im Thale bei Seewiesen. Ich schlenderte ruhig dahin in der stillen Alpennatur, blickte auf die zerrissenen Felsen der Schwabenkette und sang: Hoch vom Dachstein!

Lange hinkte, gestützt auf einen Pilgerstock, ein Weiblein vor mir her, alt, arm und mühselig. Ein graues, blaugestreiftes, kurzes Kittelchen trug es und ein Jöpplein aus verblichener Leinwand. An den Rücken hatte es einen mächtigen Bündel geschnürt, um den Kopf trug es ein weißes Tüchlein — die Haare, die unter demselben hervorlugten, waren noch viel weißer.

Ich hatte die greise Pilgerin nicht beachtet, denn derlei Erscheinungen gibt es eine Unzahl auf den Straßen in der Umgebung von Mariazell. Als das Weiblein nun aber seitwärts wankte und sich erschöpft auf einen Schotterhaufen setzte, rief ich ihm zu, ob's denn nicht mehr gehen wolle. Da seufzte es und richtete sein Gesicht zu mir auf. Freunde, ich hab' unter den Lebenden noch kein solches Antlitz gesehen. Nicht die zahllosen, tiefen Furchen, die der Pflug eines kummervollen Lebens hier aufgewühlt hatte, haben mich so sehr ergriffen — die fahlen, vertrockneten Lippen, das erloschene Auge habe ich gesehen . . . sonst sagt das Volk, man sehe kein Gespenst, wenn man nicht daran glaube!

Nein, es war ja doch kein Gespenst, es war ein unglückseliges, lebendes Menschenkind.

Es war aus dem Lande Krain zu Fuß hereingewandert in seinem vierundneunzigsten Jahre. Es war schwach und krank und allein und musste den Löffel warmer Suppe erbetteln. Wie lange es schon auf der Wanderung war, das wusste es selbst nicht mehr recht, es hatte seitdem oft in Scheunen geschlafen und im Freien, unter Bäumen und Garben. Nach Mariazell gieng die Reise.

— nein, aber heut', wenn ich heimkomm', schlag' ich mich wohl gleich auf die Ofenbank hin und die Nandl muss mir einen Sterz kochen. Dem Micherl wird's doch wohl gut gehen — a halt ja! Das wär' ein Jammer gewesen, ihr Herr, wenn ich mir den Fuß abbrochen hätt', wer thät denn was verdienen! Reich sind wir nicht, just dass wir 's Haus auszahlt haben, aber wenn wir gesund sind zusammen, so fürcht' ich mich nicht. Ich tausch' mit keinem in der Stadt und wenn ihr ein Graf seid, so sag' ich euch in's Gesicht, ich tausch' nicht mit euch. Ich hab' das, was ich brauch', und ich hab' noch mehr, und ich krieg' noch mehr und wir richten es uns so ein, dass wir in nichts einen Abgang haben. Wenn der Herrgott im Himmel nur mein Micherl gut aufwachsen läßt! a halt ja, 's wird schon sein und — nein, aber heut' g'freut's mich!"

„Wo ist denn hernach euer Daheim, lieber Mann?" fragte ich, denn ich hör' nichts lieber in der Welt als Worte vom häuslichen Glück.

„Wo? Werden just nicht mehr weit haben hin", sagte er, „gleich bei der nächsten Station steig' ich aus und dann geh' ich noch so eine Viertelstund' zu Fuß und um die Mittagszeit bin ich daheim. Ihr fahrt vorbei an meinem Haus. Links steht's, so einen Büchsenschuss weg von der Eisenbahn, 's ist gemauert uud hat ein neues Schindeldach; vor dem Haus ist ein Garten und hinten stehen drei große Tannen; 's ist kein anderes Haus so, ihr kennt es leicht. Heut', wenn ich heimkomm, thu' ich aber auch den ganzen Tag nichts, als erzählen, ja, heut' halt' ich ganz Feiertag und da sitzen wir zusammen auf der Gartenbank; das einemal hutsch ich 's Micherl auf den Händen, 's anderemal wieder 's Weiberl. Und wenn die Sonn' hinab rutscht, so kocht die Nandl eine gute Milchsupp' und wir setzen uns zusammen und essen rechtschaffen. Ich mein', ich seh's jetzt schon, wie wir zusammensitzen und danach die Nandl das Micherl in die Heidl (Wiege) legt, und dann machen wir uns wohl auch in's Nest — Herrgott, heut' g'freut's mich!"

Der Zug hielt, der Schaffner rief die Station aus, der freudige Mann zog sogleich ein Bündel unter der Bank hervor, sagte mir, dass ich glücklich reisen möge, rüttelte an der Thür und stieg heiter lächelnd aus.

Ich sah noch, wie er die Fahrkarte abgab und dann einen Fußsteig längs der Bahn einschlug. Ich sah noch, wie er ein grünes Kraut und ein paar Mohnblumen abpflückte und sich den Strauß auf den Hut steckte, dann war der Zug vorüber und ich blickte wieder in das Hochgebirge, über welchem der klare, blaue Sommertag lag.

Ich vergaß aber auch nicht, mich nach einem gemauerten Hause umzusehen, das ein neues Schindeldach hat und unter drei großen Tannen steht.

Herzen von der Stund' an, wo ich sie das erstemal an die Brust gedrückt habe, bis zur Zeit, wo sie hinabgerollt sind in die tiefe Grub'. Ich dank' dem Herrgott, wenn's aus ist mit mir, dass ich ruhen kann, aber ich thät gerne noch einmal die Jahre all' durchwandern und durchkümmern, wenn ich sie wiedersehen könnt' im Garten spielen meine Kinder. Ein einziger Urenkel ist mir geblieben und ist mir gefolgt herein über den letzten Winter. 's war ein Büblein in die sechzehn Jahr und frisch wie das Leben mit goldfarbenem Haar; ich hab's geliebt und mich hat's geliebt, und noch einmal hätt' ich mit ihm mögen durch das lange Leben gehen. Da ist der Lenz gekommen, der liebliche Lenz — mein Junge hat mir noch das erste Veilchen gebracht. — 's war ein scharfer Winter gewesen; auf dem Teiche lag noch Eis. Wie es kam, dass es geschah — gesehen hab' ich's nicht, — eingebrochen war das Eis und meinen Jungen haben sie herausgezogen aus dem Teich . . . warum, das weiß ich nicht — etwa, dass es mir das Herz durchschneide — sie haben ihn doch gleich wieder versenkt in die Erde . . .

Und seitdem bin ich allein in dieser Welt, hab' kein Kind und keinen Freund, bin übrig geblieben über mein Geschlecht hinaus. Jesus und Maria, wie hab' ich gebetet Tag und Nacht, dass ich erlöst werde, dass ich sterbe und ruhe bei den Meinen! — Vetter, wie hat mir da in einer Nacht so wunderlich geträumt. Die Zellermutter steht vor mir — sie hat wohl an ein schneeweißes Kleid und auf dem Haupte trägt sie fein einen Kranz von Rosen. Da fall' ich nieder auf die Knie: Gegrüßt seist du, Himmelskönigin! — da hab' ich sie nicht mehr gesehen. Aber wie ich die Augen auf zum Himmel wende, da seh' ich eine Steinwand hoch oben auf dem waldigen Berg und auf derselben sitzen versteinerte Männer und unten durch den Stein ist das Loch — ich blicke hindurch und seh den blauen Himmel. Gleich wach' ich auf und da weiß ich's heilig und gewiss: du kannst nicht sterben, du kannst nicht sterben, vor siebzig Jahren hast du durch jenen Felsen gesehen — du kommst deiner Tage noch einmal nach Zell; — und du bist seit jener Zeit nicht dort gewesen, aber jetzt musst du hin, zu beten um Ruhe, um Erlösung. — So ist's gewesen, Vetter, und ich hab' mein Gut in ein Tuch gethan, hab' noch Weihwasser gegossen auf das liebe, junge Grab und bin fortgewandert gegen das ferne Zellerthal. Was thät ich noch länger auf dieser Welt?"

Lallend, wie im Entschlummern hatte das Weib die letzten Worte gesprochen. Auf den Höhen klang ein Alpenhorn.

„Ihr seid nun nicht mehr weit von jenem Felsen", sagte ich nach einer Weile, „wie, wenn ihr aber wieder durch das Loch seht?"

Das erzählte mir das Weiblein, als ich neben ihm saß; ich hatte Mühe, dass ich die Worte aus zahnlosen Lippen verstand, aber ihr Erzählen gieng mir an's Herz. Vorurtheil und Aberglauben richten so Ungeheuerliches an im Volke — es ist ein Elend mit den armen Menschen.

„Ach, warum, um Gotteswillen, diesen weiten, weiten Weg jetzt in euren alten Tagen?" fragte ich fast entrüstet.

„Wenn ich nicht sterben kann, wenn ich sonst nicht sterben kann!" antwortete sie mit tonloser Stimme und starrte auf die Steine. Dann erzählte sie mir die Geschichte, die ich hier möglichst wortgetreu mittheilen will.

„Siebzig Jahr ist's jetzt vorbei", begann sie, „seitdem ich im Steirischen war bei der Zellermutter. Wenn man vierundzwanzig zählt, ist man wie ein Röselein schön und fein — aber kindisch noch und vorwitzig. Ich war wie ein Röselein und von Gottschee bin ich gekommen nach Mariazell und hab' eine Wallfahrt verrichtet, damit ich einen Mann bekäm', wie 's mein Herz begehrt, — drei Stunden vor Mariazell — das wird der Vetter wissen — ist eine Steinwand hoch oben auf dem waldigen Berg, und auf derselben sitzen drei versteinerte Männer und thun mit einander ein Kartenspiel seit undenklichen Jahren; weil sie einst im Leben mitten in der Christnacht auf den Felsen gestiegen sind, um zu spielen, so hat der Herrgott sie zu Stein gemacht und da müssen sie spielen bis zum jüngsten Tag. Um einen *solchen* Mann hab' ich nicht gebetet am Hochaltar zu Zell und von diesen will ich auch nicht reden. Was anders ist in dem Felsen, auf dem die Spieler sitzen — der Vetter wird's wohl auch wissen; — der Stein hat ein Loch und der Wallfahrer, der, von Zell zurückkommend, von der Straße aus durch das Loch den blauen Himmel sieht, der kommt seiner Tage noch einmal nach Zell, und das ist heilig und gewiß, alte Leut' in meiner Heimat haben's oft und oft gesagt. Wie ich nun zurückkomm' von der Zellermutter und vorbei an der Stelle, sagen meine Gefährten: Mina, schau' hin auf jenen Felsen dort, siehst du das Loch im Stein? — Ja, rief ich vorwitzig, den blauen Himmel seh' ich durch. So preise Gott den Herrn, sagen alle, Mina, du kommst deiner Tage noch einmal nach Zell. Andere, die hinter uns gegangen sind, haben die Öffnung nicht mehr gesehen. Ja, so war's und so komm' ich zurück in's Heimatland. Vetter, das Kirchlein ist schon zerfallen, in welchem ich mit meinem Wendelin in den heiligen Ehstand getreten bin. Ach, so lang', so lang' ist das her — 's ist schon bald nimmer wahr. Dann sind Zeiten gekommen gute und schlechte, und alle sind wieder vergangen. Ich habe Kinder gehabt und Enkel — 's wächst schon lang der grüne Rasen über ihnen. Was hab' ich für Freud und Pein gehabt in meinem

Kleine Laube.

Die Familie ohne Autorität.

Das Haus des Abgeordneten Roysand war berufen in der ganzen Stadt — und zwar wegen der Eigenthümlichkeiten dieser Familie. Zehn Kinder, theils erwachsen, theils unerwachsen, bildeten die Bewunderung und den Ärger der Leute. In Roysands Haus gieng es ganz anders zu, als in anderen Häusern. Da gabs Leben und Kampf und Liebe zwischen den Mitgliedern — immer wurde gestritten, nie gezankt, immer gab es Gegnerschaft, nie Trotz, überall Gegensätze und überall Harmonie. Die Eltern glichen sich nicht und lebten in Eintracht, die Kinder glichen sich nicht, jedes war anders, jedes gieng seinen besonderen Neigungen nach und doch blieb alles in einem einheitlichen Kreise, indem es viele Gestalten und nur einen Geist gab. Zwischen Eltern und Kindern burschikose Kameradschaft. Dieses Haus mit seiner Ehrfurchtslosigkeit und seiner Liebesfrische war eine heitere Anarchie. Den Pädagogen zum Kopfschütteln, den Pietisten zum Ärgernis, dem Weltmanne zur Freude. Und zum Neide allen, die bei größter Genauigkeit und Strenge in ihrem Hause ein solch treues Familienleben nicht zuwege brachten.

Und eines Tages wurde Roysand mit Fleiß befragt, wie er es denn mache, seine Familie so zu erziehen.

Aber, mein Herr, meine Familie erziehe ich ja gar nicht.

Nein, es muss im Hause doch eine Autorität sein.

Gewiss. Und sie ist auch.

Wer hat bei Ihnen die Autorität?

Jeder hat sie. Jeder für sich. Wir sind demokratisch und haben keinen König, wir sind protestantisch und wollen keinen Papst. Bei uns gibts keinen Zwang, als den der Umstände, denen sich jeder fügen muss. Zehn Kinder sind mir verliehen, keinem habe ich Gebote gegeben: so musst du es machen, oder das musst du meiden. So lang sie noch schwach und dumm waren, wurden sie schweigend geführt, aber nicht von vorne, sondern von hinten, so dass sie zwar nicht in den Abgrund fallen, wohl aber dass sie anstoßen konnten. Wenn sie gefehlte Schritte machten, so mussten sie es selbst fühlen und einsehen. Waren sie erwachsen, so überließ man sie ihrer Wege. Kamen sie mit Wunden heim, so wurden sie nicht ausgescholten und nicht bedauert, sie mussten ihre Sache selber leiden. Kamen sie mit Erfolg heim, so freuten wir uns gemeinsam. Das, was Sie Autorität nennen, habe ich selbst nie erfahren, hätte sie auch nicht ertragen. Trotz allen meinen Abhängigkeits-verhältnissen hatte ich das Gefühl: du musst nicht, du kannst es ändern. So habe

Da lächelte das Weiblein. „Ihr freilich“, meinte es, „ihr seht noch frisch und mögt noch lange leben; doch, mein Augenlicht ist schwach, kaum, dass ich den Weg noch finde und das Zellerthal. Ich schau auch nicht mehr auf, was fliegt — Unsereins sieht den Boden an, was kriecht. Dann such' ich mir in diesem Thal auch noch einen Rasen auf.“ —

Eine kleine Gabe reichte ich der Armen, die aus der Ferne in das stille Alpenthal kam, um zu sterben, weil ihr die Ruh' versagt, bis sie den Bann des Aberwitzes lösen sollte, der siebzig Jahre auf ihrer Seele lastete. Mit tausend Wünschen dankte sie mir — sie wollte beten für mich in Mariazell, dass ich lange lebe, aber nicht allein — nicht verlassen und vergessen. — Die Pilgerin ahnte wohl nicht, dass ich hingehen und dem ganzen Lande von ihr erzählen würde.

Und warum habe ich euch die Geschichte erzählt? — Fragt mich nicht, lange genug trug ich sie verschlossen in mir herum, sie ist doch gar zu betrübt!

Heute wird das arme Weib wohl die Ruhe schon gefunden haben, — wir aber wollen heiter sein.

Heinzelmänner.

Aus unsern Bitternissen, unsern Leiden,
Die unbesiegbar uns geschienen, sehen
Wir nun ein reines, hohes Glück erstehen,
Das nie geahnt, geträumt ward, von uns beiden.

Ein Glück, das sie uns alle hämisch neiden,
Vor dem sie mit den falschen Blicken stehen, —
So komm, wir wollen ihm entgegengehen —
Und lass uns von der Nacht der Qualen scheiden.

Mit heißen Küssen will ich dir bedecken
Die Lider, denn du sollst nicht um dich schauen
Und grübeln, — sollst dem Wunderwerk vertrauen.

Wenn es vollendet erst, will ich dich wecken —
Man darf die Heinzelmänner nicht erschrecken
Die heimlich still an einem Glücke bauen.

Anna Besser.

Das harte Leben ist wohl auch keine Autorität in Ihrem Sinne, aber es hat, ich rede nicht von Arrest und Siechenhaus, doch einen erziehlichen Einfluss auch auf solche Naturen, die wir die missrathenen nennen, bei denen wir aber recht oft die misskennenden sind!

Herr Roysand, so sagen Sie mir doch, was hält bei solchen Grundsätzen Ihr Haus zusammen?

Was die ganze Welt zusammmenhält — die Liebe. Liebe macht vielleicht manches junge Herz zu heiß zu leidenschaftlichem Streite, zu begeisterter Vertheidigung persönlicher Ideale aufgelegt, aber besser ein heißes Herz, als ein kaltes. Sie sehen, mein Herr, dass meine Kinder nach allen vier Himmelsrichtungen auseinanderstreben. Sollen nur davonflattern, allemal kommen sie zurück aus Heimweh. Die Freude lockt sie davon, das Leid, wenn in ihnen oder im Elternhause eines ist, zieht sie heimwärts und je ferner sie gewesen waren, je größer ist die Liebe zu Eltern und Geschwistern gewachsen. Gewiss, es ist eine Autorität, die sie zwingt, treu und innig an den Ihrigen zu halten, dem Vorbilde der Eltern nachzustreben und den frohen ehrgeizigen Concurrenzkampf mit den Geschwistern aufzunehmen, es ist eine Autorität, die erzieht und der gehorcht wird — diese Autorität heißt Liebe.

Und woher nimmt man die Liebe?

Sehen Sie, sagte Abgeordneter Roysand, diese letzte Frage erklärt mir Ihre vorhergegangenen. Sie wissen nicht, woher die Liebe ist. Ich schweige. R.

Allerlei Denkzettel.

Von Josef Wichner.

Es genügt nicht, einem die Krücke zu nehmen; man muss auch machen, dass er gehen kann.

* * *

Die Menschen sind weit eher zum Mitleid geneigt als zur Mitfreude; es gibt sogar mitleidige Seelen, die sich heiß darnach sehnen, dass ihrem Mitmenschen ein Leid zustoße . . . nur damit sie ihn recht aus Herzenslust bedauern können.

* * *

Dichter und Baumeister sollen einander nicht ins Handwerk pfuschen; denn der eine lebt von seinen Einfällen, der andere geht daran zugrunde.

* * *

Sehr viele Mädchen verdanken ihre Zukunft der Dummheit der Männer; wenn die Männer gescheiter wären, würden jene nie Frauen, die nicht zu Hausfrauen erzogen wurden.

* * *

Viele Damen lernen offenbar nur deshalb mehrere Sprachen, um ihrem Redebedürfnisse zu genügen; eine Sprache ist ihnen zu wenig!

* * *

Wer Kinder hat, wird nochmal so alt wie der alleinstehende Mensch; denn er lebt sein eigen Leben und das seiner Kinder.

* * *

Ein Weib, die Ariadne, gab dem Theseus den Zwirnknäuel, dass er sich im Labyrinth zurechtfinde, und das war gut, weil den Weibern der Faden nie ausgeht.

ich ausgehalten. Dann noch das: Wer eine fremde Autorität hat, und wäre sie auch gleich Vater und Mutter, der verläſst sich auf diese Autorität und ist geneigt, ihr die Verantwortung zuzuschieben. Gelingt etwas, so glaubt man selber das Verdienst zu haben, miſslingt es, so kommt's auf die Autorität. — In wichtigen Punkten halte ich meine Kinder schon fest — aber sie dürfen es nicht merken. Sie müssen glauben, daſs alles, was sie thun, freiwillig geschieht.

Wer sagt Ihren Kindern, was recht und unrecht ist?

Die redende Autorität gewiſs nicht. Nur das Vorbild. Die Gebote muſs man den Kindern und Untergebenen nicht vorsagen, sondern vorleben. Und wenn sie sehen, daſs die Erfüllung derselben immer zum Vortheil führt, so begehrt es schon ihre Klugheit, denselben Weg zu wandeln. In allen haben sie Freizügigkeit, nur nicht — nach dem Schlechten hin. Dort setzt die Weltordnung ihnen Schranken. Den natürlichen Willen des Kindes soll man gütig zügeln, aber nicht ertödten. Wer nicht in die Schule gehen will, wird zu Hause gelehrt, wer nicht zu Hause lernen will, der geht in die Schule.

Und wer überhaupt nicht lernen will?

Der wird so lange liebevoll dazu eingeladen, so unabläſsig freundlich zur Schule geschoben, bis er annimmt. Allerdings, es ist auch ein Zwang, aber einer, den das Kind nicht merkt, der es nicht kopfscheu macht. Nie habe ich ein Kind körperlich gezüchtigt, so sind mir auch seine Fehler nie verheimlicht worden, ich sah diese Fehler und konnte ihnen nach meiner Weise entgegenwirken mit Rath und Vorbild.

Und hat das Vorbild nie versagt?

Wenn das Vorbild versagt, mein Freund, dann versagt die Gewalt erst recht. Nämlich im sittlichen Sinne, den meinen wir doch. Eine Autorität, die selbst kein Vorbild ist nach dem Rechten, wirkt geradezu demoralisierend. Die Kinder sollen sich entwickeln und ausbilden je nach Naturanlage. Jedes hat einen besonderen Charakter, jedes wählt sich einen besonderen Beruf und jedes — denke ich — füllt seine Stelle aus.

Aber wenn die Unerfahrenen rathlos sind —

Das sind sie natürlich sehr oft, dann kommen sie zu mir. Ich schreibe ihnen nicht vor wie ein Herrscher, sondern rathe ihnen wie ein Freund. Dabei wird in ihnen kein Freiheitsgefühl beleidigt, kein Trotz erweckt und selbst die eigensinnigsten Kinder, die den Befehl schlecht und mit Widerwillen erfüllen, befolgen den freundschaftlichen Rath mit Einsicht und Freude.

Zugegeben, daſs solches bei gutgearteten Kindern am Platze ist, welches Durcheinander aber im Hause, wenn jedes thut, was es will?

Jedes thut durchaus nicht, was es will, denn es merkt sehr bald, wie weit es hierin gehen darf, ohne anzustoßen und sich selbst zu schädigen. Und wenn in kleinen, harmlosen Dingen jedes seine Besonderheit hat — was verschlägts? Es macht das Haus nur mannigfaltig, es führt eine Menge Gesichtspunkte und Aufgaben ins Haus, dieses wird dadurch zu einer Welt im Kleinen, zu einer Vorbereitungsschule für die große Welt.

Wenn nun aber unter Ihren zehn Kindern ein mißrathenes wäre, das nur durch Gewalt gebändigt werden könnte, damit es den übrigen nicht zum Schaden würde?

Wenn ein miſsrathenes Kind dabei *wäre*, angenommen, dann wäre mit Güte allerdings nichts auszurichten, aber auch nicht mit Gewalt. Gewalt erzieht nicht, sie verhärtet. Auch bei dem Miſsrathenen ist es am besten, man überläſst ihn sich selber. Aber wohlgemerkt, nachdem man alle Liebe an ihm versucht hat.

Poetenwinkel.

Unbewusstes Thun.

Die Quelle rinnt und weiß es nicht,
Wohin sie geht;
Der Garten blüht und weiß es nicht,
Dass er in Blüten steht;
Der Sturmwind braust und weiß es nicht,
Wohin er jagt:
So spricht der Mund und weiß oft nicht,
Was er — gesagt.

F. Gschmeidler.

Zwei Seelen ...

Zwei Seelen von gleichem Feuer,
Zwei Herzen von gleichem Schlag,
Die bleiben sich ewig theuer,
Was immer auch kommen mag.

Wo aber äußerer Flimmer
Zwei Menschen im Leben vereint,
Die nur ein täuschender Schimmer
Des Glücks verlockend bescheint.

Da welken die Knospen der Liebe
Bevor sie noch aufgeblüht,
Und alle sinnlichen Triebe
Sind balde, balde verglüht.

Nur einmal können wir walten
Im Segen oder im Fluch,
Drum sollen wir froh gestalten
Das Leben nach diesem Spruch:

Zwei Seelen von gleichem Feuer,
Zwei Herzen von gleichem Schlag,
Die bleiben sich ewig theuer,
Was immer auch kommen mag.

Hans von der Schwarzau.

Ohne Liebe.

Was ist all dein Ringen, Streben,
All dein Kampf und Leiden wert
Ohne Liebe, die das Leben,
Sonnig überstrahlt, verklärt?

Deine Arbeit, deine Mühe,
Deine Lust und deine Pein? —
Nicht ein Thau der Frühlingsfrühe,
Nicht des Regenbogens Schein.

Nicht ein Hauch des Maienwindes,
Der in jungen Blüten rauscht,
Nicht das Lächeln eines Kindes,
Das dem Märchenmunde lauscht.

Nicht der Zauber eines Liedes,
Einer einz'gen Blume Pracht —
Nur ein banges, leidenmüdes
Sterben einsam in der Nacht.

Hans Mittendorfer.

Nicht umsonst weiß die Sage wohl vom Manne im Monde, nicht aber vom Weibe im Monde zu berichten; in letzterem Falle würde niemand singen: „Guter Mond, du gehst so stille!“

* * *

Es gibt Menschen, die gleichen den Saiteninstrumenten: man muss sie fortwährend „aufziehen“, sonst sind sie verstimmt.

* * *

Kinder sind das lebendige Gewissen der Eltern; diese können sich vor ihnen nie genug inacht nehmen.

* * *

Manch ein Sarg verdient die gleiche Überschrift wie etwelche Postsendung, nämlich: „Verschiedenes ohne Wert“.

* * *

Die Vegetarianer sterben jedenfalls am leichtesten, weil sie gerne ins Gras beißen.

* * *

Der Mensch stammt nicht vom Affen ab, wohl aber der Affe vom Menschen, wenn er nämlich des Guten zuviel gethan hat.

* * *

Vergiss nie, wem du gehörst: Gott, dem Vaterland und deinem Volke und als Mensch deinen Brüdern!

* * *

Letzthin begrüßte mich eine zwanzigjährige Schöne: Küss d' Hand! . . . da fühlte ich, dass ich alt werde.

* * *

Das „Erkenne dich selbst!“ am Tempel zu Delphi war ein bewunderungswürdiger Kniff der Priester; da kehrten die Weisen wieder um und die dummen Kerle waren leicht anzuschmieren.

* * *

Das Edelweiß findet man nicht bei den Edelleuten, sondern bei den Bauern.

* * *

Mit den Frauen hat's eine ähnliche Bewandnis wie mit den Zwiebeln... wer mit ihnen zu thun hat, muss weinen und hat sie doch gerne.

* * *

Wie glücklich die Vögel doch sind, da die Natur den Weibchen die Stimme versagt hat!

* * *

Es gibt Menschen, die sind furchtbar in ihrem Hasse, aber noch furchtbarer in ihrer Liebe.

* * *

Wer viel spricht, ist dumm, wer viel schweigt, scheint dumm: lieber will ich dumm scheinen als dumm sein.

„Du, Kleiner“, fing ich an, „sag' mir doch, weshalb regnet es denn gar so lang? Wir Berchtesgadener und Königsseer und Schönauer und wie die Landschaften um euch herum alle heißen, wir vergehen schier vor Regen und werden fast tiefsinnig!“

„Is eh recht!“ knirschte er, „is eh recht! Mit uns Bergen thät alles grad, was es möcht! Alle Jahre schreibens in die Zeitungen: „Die Berge haben wieder mehrere Opfer verlangt!“ Als wenn mir Opfer wollten! Mir!“ (Er legte in dieses „mir“ eine Skala von Entrüstung, Schmerz und Ironie.) „Wenn die Leut' zu unvorsichtig beim Steigen sinn, dann heißt's, mir wollen ein Opfer! Wenn sie net aufpassen, san mir schuld! Als wenn mir dafür könnten, dass uns der Herrgott so g'schaffen hat, dass net alle aufi können und, dass wenn einer zu verwegen is, er abifallt! Der Vatta sagt eh imma, es is a Wunder, dass net mehr passiert! Dass sie net auf der „Mittelspitz“ Schuhplattln thäten, fehlt grad noch, so verrückt san manche, wenn s' droben san. Statt dass sie sich ruhig hinstellen und schauen, schauen und vielleicht die Händ' falten thäten!“

Er athmete tief auf — es kam ihm vom Herzen, was er sagte.

Ich musste ihm ja Recht geben; aber was hatte das mit dem Regen zu thun?

„Das stimmt alles“, entgegnete ich; „wieso hängt denn das aber mit dem Wetter zusammen? Und was soll das heißen, ihr möget nimmer mitthun?“

„Du bist net neugierig“, antwortete der kleine Kerl schnippisch, „aber sagen muss ich's doch einmal ei'm von euch! Dass ihr's wüsst: mir lassen tüchti regnen! Tüchti! Der Untersberg und der Göll hab'n rübertelephoniert, dass sie auch nimmer mögen und tüchtig regnen lassen! Da is neulich in die Zeitung hineindruckt worden, wie in Berchtesgaden a Fest g'wesen is, dass der Watzmann, mei Vatta, nach zwei Tagen no Freudenthränen vergossen hätt', weil das Fest so schön soll g'wesen sein! I bitt di, mei Vatta und Freudenthränen! Des reimt si! Mit uns Bergen treiben's zuletzt noch Schindluderles! Mir wollen net in die Zeitung hinein! Mir san ehrliche Leut, mir vom Watzmann! Kreuz —“

Ich packte ihn beim Arm.

„Nicht fluchen, Kleiner, das steht dir wirklich gar nicht! Sag mir lieber noch, wie ihr das macht, dass es in einem fort gießt?“

Er lachte grimmig in sich hinein.

„Des is sehr einfach: da telephonieren mir dem Untersberg und dem Göll und unserm Nachbar, dem Hochkalter — die Kleinen haben eh keinen Telephon — sie soll'n jed's Wölkle, des am Himmel is, anziehen und festhalten. Und wo ein Wölkle hingeht, da laufen die andern gleich nach — und in ein paar Minuten is der schönst' Landregen ferti! Aber“ — er kraute sich hinterm Ohr, — „jetzt kenn' i mi bald selber nimma aus! I glaub' mir hab'n z'viel Wölkle derwischt! Auf der Österreicher Seiten san no schiach viel Wolken — bis die all' ausg'leert san“ —

„Da regnet es wohl noch lange?“ jammerte ich ihn an. „Schau, es ist ja trostlos, alle Tage nichts als Regen und nichts als Regen zu sehen. Wir Sommerfrischler spüren allerdings elende Frische, aber nichts vom Sommer! Berchtesgaden ist ja recht schön, sehr schön sogar, aber für einen Landregen selbst in Berchtesgaden können wir uns nicht recht begeistern. Curhaus, Curcapelle, Wandelbahn und wie die Curhaus-Annehmlichkeiten sonst noch heißen, harren hier leider erst der Verwirklichung — was sollen wir also anfangen? Siehst, Kleiner, grad komm' ich vom Lesesaal, statt dass ich dir tagsüber einen Besuch gemacht hätte! Könntest denn nicht die Wölkle auf der Österreicher Seite drüben lassen oder hinunterstoßen? Wir haben jetzt schon gesehen, was ein Landregen in Berchtesgaden ist. Geh zu,

Und weiter braust der Zug.

Es blitzen die Laternen
Der alten grauen Stadt.
Er denkt der Zeit, der fernen,
Vom Leben müd' und matt.

Er denkt der schönen Stunden
In frohem Freundeskreis.
Die Zeit, sie ist entschwunden,
Die Haare werden weiß.

Hier hat er es genossen,
Das jugendtolle Glück.
Die Zeit, sie ist verflossen
Und kehrt nicht mehr zurück.

Auf jener Höhe droben
Das alte Haus noch steht.
Der Kreis, er ist zerstoben,
Die Jugendlust verweht.

Er konnte nichts erreichen
Und nahm so hohen Flug! —
Es schallt das Glockenzeichen,
Und weiter braust der Zug.

Franz Floth.

Warum es in den Bergen so viel regnet.

Von Friedrich Bierlein.[1])

Abend war es, als ich unter strömenden Regen der traulichen Villa zueilte.

Die wohlgezählten 111 Stufen beim Hotel „Vier Jahreszeiten" zu Berchtesgaden herunter, über den Bahnhofsteg hinweg zur Adelgundenbrücke und dann unter die schützenden, herrlichen, alten Bäume der Straße nach Königssee.

Vom „Lesezimmer" kam ich, vollgepfropft von geistiger Ausbeute; aber die Ohren klangen mir noch von den Klagen, die ich dort hatte hören müssen; es war des Jammerns kein Ende gewesen ob des langen, traurigen, schnöden Regens.

Auf einmal schritt vor mir ein kleiner, vierschrötiger Bursche her.

Ich holte ihn ein und band mit ihm an.

Und dabei kam es zu folgendem Zwiegespräch:

„Wo gehst denn hin, Kleiner?"

„Zu mei'm Vatta!"

„Wem gehörst denn?"

„Mei'm Vatta!"

„Wer ist den nachher dein Vatta!"

„Der Watzmann!"

„Potz Blitz! Oho!" sagte ich darauf.

Er schaut mich sehr kritisch an.

„Glaubst's vielleicht net?" meint er dann; „kennst net die Ansichtskarten, wo die „Watzmannfamilie" drauf is? Wartet nur, ihr braucht uns nicht zu uzen! Uns hinmalen wie kleine dicke Russen! Und dem Vatta a Pelzmützen aufsetzen! Und hinten purzelt einer 'nunter, als wenn ihn der Vatta 'nunterg'worfen hätt'! Als wenn mir Jemandem was thäten! Mir! Aber wartet nur" — der kleine Kerl wurde ganz erregt und gestikulierte lebhaft darauf los — „mir mögen nimma, mir thun nimma mit! Grad schütten soll's, was vom Himmel schütten kann!"

Jetzt wurde ich neugierig.

Am Ende wusste der kleine Kerl die Ursachen des gegenwärtigen Landregens.

---

[1] Geschenke des Abends. Gesammelte Skizzen von Friedrich Bierlein. Wesel. Karl Hermann Düms.

Bücher.

Über Franz Goldhanns Alpenbüchlein schreibt der „Tagesbote aus Mähren": **„Alpenzauber"**. Naturbilder und Wanderskizzen von Franz Goldhann. Verlag von Friedr. Irrgang. Das Buch des jungen Autors, eines Verwandten des verewigten Dichters Dr. Ludwig Goldhann, hat nach seinem Erscheinen im Vorjahre in literarischen Kreisen lebhaftes Interesse erweckt. Die deutsche Presse zollte dem Werke in reichem Maße Anerkennung, die Blätter heben einmüthig die vollendete Meisterschaft hervor, die der Verfasser bei der Schilderung von Land und Leuten bekundet, und sind einig darüber, dass dieses von Poesie durchhauchte Bändchen wertvoller ist, als manches umfangreiche Reisewerk. Die lebhafte Nachfrage nach dem interessanten Buche hat es bewirkt, dass dessen erste Auflage nahezu vergriffen ist und eine zweite Auflage vorbereitet wird. Das Werkchen ist freundlicher Beachtung und Würdigung wert.

Leoben. Wanderung durch Stadt und Umgebung nebst geschichtlichen Streifzügen von Dr. Max Reich. (Ludwig Nüßler. Leoben. 1901.) Ein treffliches Handbuch für Freunde der schönen Bergstadt und deren herrlicher Umgebung. Mit einem guten Situationsplan, in dem auch die angrenzenden Ortschaften miteinbezogen sind.

Büchereinlauf.

Brave und schlimme Frauen. Moderne Geschichten von Paul von Schönthan. (Linz. Österreichische Verlagsanstalt.)

Neue Ausseer G'schichten von Hans Fraungruber. (Linz. Österreichische Verlagsanstalt.)

Weinlandler Geschichten, Gestalten und Bilder aus Niederösterreich von J. G. Frimberger. (Linz. Österreichische Verlagsanstalt.)

Juda, der Unberühmte. Roman von Thomas Hardy. Aus dem Englischen von A. Berger. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.)

Im Spiel der Sinne. Novellen von Marie Stona. (Breslau. Schlesische Verlagsanstalt.)

Das neue Dorf. Schauspiel von Josef Hafner und Oskar Weilhart. (Linz. Österreichische Verlagsanstalt.)

Um den Schreckenstein. Eine Dichtung aus der Hussitenzeit von Bruno Schönfelder. (Varel. Ad. Allmer's Verlagsanstalt.)

Weltenträume. Von E. O. Hörsting. (Leipzig. G. Gräbners Verlag. 1901.)

Von Fried. Benz sind **„Ausgewählte Gedichte"** und vom gleichen Autor: **„Dunkle Wege"** in 2. Auflage im Verlag Schröder, München, erschienen.

Allerlei Ernstes und Heiteres. Von Otto Klein. (Braunschweig. Richard Sattler. 1901.)

Wald und Feld-Brevier. Ein Schock Liebeslieder. Wien. L. W. Seidel und Sohn.)

„Burenlieder" von Rudolf Bunge. Dem tapferen Heldenvolke und seinem würdigen Staatspräsidenten gewidmet. (Dresden. E. Pierson's Verlag.)

Ich werde nicht sterben sondern leben! Festpredigt von Heinrich Roehling, evangelischen Pfarrvicar in Graz. (Graz. Commissionsverlag von Franz Pechel. 1901.)

Grundriss der katholischen Glaubens- und Sittenlehre. Ein Leitfaden für den altkatholischen Unterricht von Wilhelm Schirmer. (Münster Advena.)

Ernstes und Heiteres für die Jugend. Ausgewählt von Fr. Wiesenberger. (Linz. Lehrerhausverein. 1901.)

Katzensilber. Erzählung von Adalbert Stifter. (Linz. Lehrerhausverein. 1901.)

Englands Politik und die Mächte. Von Prof. Dr. Graf Du Moulin-Eckart. (München. J. F. Lehmann's Verlag.)

Alpine Majestäten und ihr Gefolge. Die Gebirgswelt der Erde in Bildern. — Monatlich ein Heft im Format von 45:30 cm mit ca. 24 feinsten Ansichten aus der Gebirgswelt auf Kunstdruckpapier. Heft IV 20 Folioseiten und 2 Doppelseiten, Heft V 24 Folioseiten. (München. Vereinigte Kunstanstalten A.-G.)

Meisterbilder fürs deutsche Haus. Blatt 7 bis 12. (München. Der Kunstwartverlag Georg D. W. Callwey.)

☞ **Vorstehend besprochene Werke &c. können durch die Buchhandlung „Leykam", Graz, Stempfergasse 4, bezogen werden. Das nicht Vorräthige wird schnellstens besorgt.**

Kleiner — wie heißt du denn eigentlich? — Thu mir den Gefallen und schieb die Regenwölkle hinüber zu den Österreichern, ja?"

Der Kleine sah mich nach dieser langen Rede durchdringend an. „Is ja recht menschenfreundlich der Wunsch!" sagte er. „Übrigens, i heiß Wasso — dass du's weisst. Aber schau — warum kommt Ihr denn alle jetzt im Juni scho? Im September und October is imma 's schönste Wetta. Im Mai klettern's scho zu uns aufi, wenn mir no mitten im Schneeräumen san! I that halt warten, wenn i an Eurer Stell' wär! Schauch eine im Herbst — wirst's eh selber merken!"

„Was hilft mich das, Wasso?" klagte ich. „Es kann halt nicht jeder im Herbst kommen. Meinst nicht, dass es bald besser Wetter werden könnt'? Dann thät' ich dich besuchen — und mit meinem Benehmen auf der Mittelspitze sollst auch zufrieden sein können! Geh', Wasso!"

Da blieb er mitten auf dem Weg stehen, reichte mir die weiße, weiche Hand und sagte:

„I' will' mit mei'm Vatta red'n! Vielleicht hilft's was!"

Und verschwunden war er — — — —

Nun hat Wasso offenbar Wort gehalten und seinen Watzmann-Vatta um besseres Wetter gebeten. Ihm sei eine Dankes-Hekatombe geweiht!

Steirisches

vom alten Zither- und Hackbrettmann.

Schlechts Geld.

A Groschn hot drei Kreuzer ghobb,
Und ih hon a treu's Dirndl ghobb.
Und 's Dirndl, 's treui Dirndl hot
Gonz hoamler a drei Büabla ghobb.
A Groschn is a schlechtes Geld,
Und dena noh drei Kreuzer wert,
A Dirndl, däs drei Büabla hot,
Is — gor nix wert.

Schreibfedern.

Ih hon mei leppa scha viel gschriebn;
Und wos ih mit dem Zeug hon triebn!
Und bol is 's zdumm und bol is 's zschlecht,
Und bol is s dem und dem nit recht.
Ich glaubs nit, dass ih rappeln sult,
Ih moan holt, as sein d Federn Schuld.
Ma kriagg wul gredn koani ah,
De oan grod recht für d Finger wa.
Versuach ihs mit an Ganselstiel,
So schnoderts lei in Leutn zviel,
Und mocht dar aus a Kloanigkeit
A Gschroa daher für longi Zeit.
Und nim ih d Federn von a Taubn,
So muaß ma's Schnobeln ihr derlaubn.
Und is s aus Stohl, is s ah nit guat,
Weils gor sa krotzt und stechn thuat.
De hot da so a schorfi Schneid,
Daß an iada Leser auweh schreit.

Postkarten des „Heimgarten“.

J. H. W., Dresden. Wenn ein fremdes Literaturwerk in die Worte unserer Muttersprache übersetzt wird, so glauben wir es schon zu verstehen. Und wir verstehen es nicht. Es müsste denn auch in unseren Vatersgeist übersetzt werden. Und das kommt selten vor. Das würden die Schulmeister eine „schlechte“ Übersetzung nennen. Was jedoch sein müsste: Ein Werk so zu übertragen, umzuformen, anzupassen, dass das Allgemeine desselben auf uns, die Fremden, genau dieselbe Wirkung erzielte, als es in seiner Ursprache auf sein Volk geübt hat. Deshalb ist es nicht genug, dass der Übersetzer Sprachkundiger ist, er muss auch Geist- und Herzenskundiger, er muss Dichter sein. Nun ahnen Sie wohl, weshalb wir Ihre Übersetzungen nicht brauchen können.

R. G., Mürz. Lyrische Gedichte, wie: „Ich bereue nichts“, sind Stimmungen. Solche haben auch ihre Berechtigung ausgesprochen zu werden. Es wäre eine Art Fälschung des Poeten, wenn er nur immer seine „Tugenden“ hervorkehren, seine gegentheiligen natürlichen Anwandlungen stets verschweigen wollte. Übrigens müssten gerade Protestanten, die an Prädestination glauben, für „Ich bereue nichts“ eine Entschuldigung haben.

A. A., München. Gegen den Vorwurf der „Vielschreiberei“ vertheidigt sich ein geborner Schriftsteller nicht. Nur in des Dilettanten Belieben steht es, viel oder nicht viel zu schreiben.

B. L., Wien. Das missverstehen Sie. Ich denke immer, das Wort „büßen“ komme von „bessern“. Thuet Buße, thuet Besserung. Daraus schon ersieht man, dass es nicht mit Beten, Fasten, Kasteiung und anderer Art Ascese abgethan ist. Christliche Buße ist ein positives Sichbessermachen, eine thatsächliche Werterhöhung der Person für andere und für sich selbst.

W. J., Wien. Im Verlage von Otto Hendel in Halle a. S. erscheint die ausgezeichnete „Bibliothek der Gesammt-Literatur des In- und Auslandes“, in der Sie Ihr Buch finden.

An unsere geehrten Leser!

Mit diesem Hefte vollendet der „Heimgarten“ seinen 25. Jahrgang — ein in Österreich bei Monatsschriften nicht oft vorkommendes Ereignis.

Der „Heimgarten“ trachtete seinen Lesern stets vom Besten das Beste zu bieten und wird dies auch in der Folge so halten. Rosegger gibt im „Heimgarten“ was er hat und was er ist und soll in fortwährender Entwickelung auch der nächste Jahrgang dem Ideale einer Volks-Zeitschrift entsprechen.

Von dem Gründer und langjährigen verdienstvollen Leiter dieses Blattes geben wir diesem Hefte das wohlgetroffene, neueste Porträt Roseggers mit dessen Facsimile bei und glauben dadurch einem von vielen Lesern vielleicht schon lange gehegten stillen Wunsche zu begegnen.

So wollen wir denn mit neuem Muthe und mit Zuversicht weiter arbeiten und hoffen, unseren geehrten bisherigen Lesern, sowie manchem neuen Leser im 26. Jahrgange unseres „Heimgartens“ zu begegnen.

Die Verlagshandlung „Leykam“.

(Geschlossen am 15. August 1901.)

Für die Redaction verantwortlich: P. Rosegger. — Druckerei „Leykam“ in Graz.

Heimgarten.

Eine Monatsschrift

gegründet und geleitet

von

Peter Rosegger.

XXVI. Jahrgang.

Graz.

Druck und Verlag von „Leykam".

1902.

Inhalts-Verzeichnis

des

Heimgarten, XXVI. Jahrgang.

Romane, Erzählungen und Dramatisches.

*

Kunst und Literatur. Aus dem Künstler- und Schriftstellerleben.

Alpines und Volksthümliches aus den Alpen.

Land und Leute. Charakterbilder.

Cultur- und Naturgeschichtliches.

Zeitgeschichtliches. Plaudersames.

Gedichte, Sprüche.

Heimgarten

October 1901.

1. Heft. 26. Jahrg.

Ein Lied von ewigen Dingen.

Erzählung aus der Einsamkeit von **Peter Rosegger.**

Endlich bin ich da. Da, wo ich schon lange sein wollte, weil mich hier niemand findet. Und das erste, was ich hier thue ist, es der Welt hinauszuschreiben, wo ich bin.

Freilich mit Sicherheit, dass sie, die es lesen, mich allein lassen werden. Denn sie müssten — um hieherzukommen — abweichen von der schönen breiten Straße, die man mit dem Dampfwagen befahren kann, oder mit dem Selbstwagen, oder mit dem Rade, oder mit flinken Rösslein. Sie müssten einen steinigen Weg durchs Seitenthal hinauf suchen, aber endlich auch von diesem abweichen, um einen schmalen Fußsteig zu betreten, der sehr ruppig und holperig ist. Und auch auf diesem holperigen Fußsteige dürften sie nicht immer fortgehen, dürften nicht über die schöne Bergwiese hin zur Sennhütte, sondern müssten den Hang emporklettern gerade dort, wo er von wildestem Schlinggebüsche bewuchert ist. Dann müssten sie über abhängige steinige Platten kriechen, die feucht und schlüpfrig sind und müssten hinter dem Grate über Geröll niederfahren, dass die Schuhnägel Funken sprühen, weil es wohl schon dunkel wird. Dann müssten sie einen tiefschluchtigen Wildbach übersteigen, der so weiß wie Milch an den schwarzen Steinen zerschellt — und mehr Wasserfall ist, als Bach. Der Sturm hat einen Baumstamm darüber

Verschiedene Sachen.

Kleine Geschichten, Sagen, Märchen, Schwänke.

bahnzuges gethan, damit auch der Poststempel kein Verräther werden kann. Ich habe bei der Theilung der Erde die Einsamkeit abbekommen und wehre mich um mein Theil.

Des Morgens, wenn ich aus der Hütte trete, bringt mir die Flora ein Ständchen. Die Alpenblumen aller und aller Art sind in Scharen versammelt, um mir eine wunderbare Farbensymphonie vorzuschweigen. Und wenn ich dann dreißig Schritte hinaustrete über den weichen lieblichen Garten, darf ich den einunddreißigsten Schritt nicht mehr machen, oder ich liege siebenhundert Meter tief unten in Schutt und Schnee — selbst für die Raben zu unbequem, all die Stückchen zusammenzusuchen. Es ist also rathsamer, auf dem hohen Rande stehen zu bleiben und hinauszuschauen in die Landschaft, die von Stufe zu Stufe niedersinkt — von den Wänden zu den Almkaren, von diesen zu den Waldbergen, von diesen zu dem Hügelgelände, das in blauer Ferne sich in unermesslichen Ebenen verliert. Dort unten sind die Menschen mit ihrer Welt und da heroben ist auch einer mit der seinen. Der Unterschied ist eigentlich so gering, dass beide Welten bloß wie durch einen Heckenzaun von einander geschieden zu sein scheinen — und welch ein Bereich von Wüsten und Schrecknissen liegt dazwischen!

Die Hütte ist seinerzeit für Gemsjäger gebaut worden, aber sie steht zu hoch über den Wänden und der Gemsen Tanzboden ist bekanntlich weniger wagrecht als senkrecht. Das Ding war zu sehr Wolkenkuckucksheim geworden, und da hatte der Jagdherr gemeint, für Poeten. — Aus den Holzschlägen kommt jeden zweiten Tag ein Mann herauf mit Milch, Brot, Eiern und Salz; allemal eine halbe Stunde bleibt er bei mir, um Küche und Stube instand zu setzen — somit ist das Dasein wieder für eine Weile gesichert. Ich vermisse wenig, aber nichts weniger als die Leute. In den ersten Wochen hatte ich den Mann noch ausgefragt, wie es hergehe unten in der großen Welt der Holzknechthütte, heute brauche ich auch das nicht mehr zu wissen. Und nichts vermisse ich mehr als das Wasser. Unter einem Stein sickert zwar ein Brünnlein hervor, aber so leise, dass ich's oft nicht verstehen kann, was es sagt. Eine Gegend, die kein Wasserrauschen hat, ist eine taubstumme Person. Allerhand Gesten mag sie machen, aber so recht vom Herzen zum Herzen geht sie nicht. Durch den Mangel des Wasserrauschens verliert man beinahe mehr, als man durch den Mangel des Leuteplauschens gewinnt. Es gibt einige Menschen, die sich in Leutegesellschaft nur halb empfinden, die erst ganze Menschen werden, wenn sie mit sich allein sind. Aber auch solche müssen ein äußeres Lockmittel haben, um den ganzen Menschen aus sich hervorzuwinken. Der Vogelsang, der Gemsenpfiff, der Hirschenschrei vermag's nicht immer, das sind persönliche Angelegenheiten dieser Thiere. Hingegen die lebendigen Laute lebloser

hingeworfen, an dem stellenweise noch die Rindenfetzen hängen und aus dessen Splint der Moder rieselt, wenn der darauftretende Menschenfuß ihn erschüttert. Der Steg ist kirchthurmhoch über dem Wasser und aus dem Hange des Abgrundes ragen Lärchen- und Birkenwipfel herauf. Über diesen schiefen Steg müssten sie hinangehen bis ans andere Ufer, um dann an einer senkrechten Wand zu stehen, die zur Rechten in den wilden Bach stürzt, zur Linken etliche Steinvorsprünge hat, die der Ungeübte nur in der Nacht erklettern kann; am Tage würde ihn der Schwindel in den Abgrund ziehen. Die Höhe erklommen, müssten sie endlich das unendliche Geflechte eines Knieholzurwaldes durchbrechen, am besten kriechend wie Nattern unter dem nadeligen Gefilze hin, oder mit dem Beil eine Gasse hauend, die in kurzem wieder verwachsen und verloren ist.

Wäre das alles überwunden, dann stünden sie auf einer weiten Hochebene, auf der die glatten grünen Matten hingelegt sind mit ihren leuchtenden Blumenteppichen. Nach der einen Seite hin wird die Hochebene begrenzt von einem weißen Felsenriffe, über dem manchmal das Silberblättchen eines Geiers kreist; nach der anderen Seite hin schließt ein dunkler zackiger Streifen den sonnigen Plan. Dieser Streifen ist mein verknorpelter Kruswald. Er hat ganz niederes Beständе, aus dem viele dürre Wipfelspitzen aufragen; an manchen dieser knochenfarbigen Spitzen hängen noch einige Astfetzen, alle nach einer Seite hin. Auch im Winde bleiben diese Gewipfel starr uud regen sich kaum. Wenn man durch den Wald geht und sein vermoderndes Gefälle überklettert und seine Sümpfe durchschreitet, ohne darin stecken zu bleiben, so kommt man auf einen Anger, der rings von dem ruppigen Kiefergezierm umgeben ist. Aus dem spärlichen feinen Grase des Angers stehen da und dort weiße Steinrücken und Platten hervor, die von Wasser und Eis stumpf und glatt geschliffen sind.

Auf einer dieser Platten nun liege ich, wenn sie nicht zu heiß ist, und lasse die Sonne auf mich niederscheinen, und wenn die Wipfel der Umgebung gar so weich summen und rieseln, ohne dass ein Lüftchen an meinen Körper stößt, dann schlummere ich wohl auch ein und werde erst wieder wach, wenn die Dohlen kreischen und über dem schwarzen Gezacke der kühle Mond steht. Dann erhebe ich mich, gehe zwischen den Stämmen hin, trete auf die weißen Blätter und Sterne, durchbreche die weißen Spangen des Mondlichtes und komme zur Hütte.

Dieser ganze Weg dahin ist demnach so reichlich mit Gefahren geziert, dass die Touristenleute sofort aufbrechen würden nach demselben — wenn ich nur erst sagen wollte, in welchem Lande die Gegend liegt. Und das sage ich nicht. Dieser Brief wird neun Stunden davon nicht in den Postkasten geworfen, sondern in die „Ambulanz“ eines Eisen-

und nachzuschauen, was geschehen war. Ich schob von der inneren Thür den hölzernen Querbalken weg, ich sperrte das Eisenschloß auf und öffnete. Als ich dann auch die äußere Thür aufmachen wollte, gieng das nicht. Sie war von außen verrammelt, oder es stemmte sich eine Anzahl Männer mit Achseln und Rücken dagegen. Durch einen plötzlichen Ruck gelang es mir doch, die Thür hinauszutauchen, in demselben Augenblick wurde ich in die Kammer zurückgeschleudert und die Gewandstücke, die an der Wand gehangen, die Hafen und Teller, die auf der Stelle gestanden, die Wandbilder, die Bücher, wirbelten über mich umher. Bei einem letzten Auflohen der Kerze sah ich noch, wie die Bettdecke durch die Stube flatterte, dann war es dunkel, und ununterbrochen brandete und wirbelte es um mich, als würde alles im Strom mit fortgerissen. Der Sturm war in der Stube; durch die Thür hereingefahren hatte er vor Wuth stöhnend und heulend auch von diesem kleinen Raum, der ihm verschlossen bleiben wollte, Besitz ergriffen. Immer wieder raffte ich mich auf und versuchte, die Thür zuzuwerfen, immer wieder wurde ich hingestreckt. Im Winkel hinter der Ofenmauer kauerte ich und war neugierig, was nun geschehen würde. Nichts anderes zu erwarten, als die Behausung würde bersten und die Trümmer mit allem was drum und dran, würden in den Himmel aufflattern wie dürres Laub im Herbstwind. Über der Herdgrube war eine Pfanne gestürzt gewesen, ich stieß zufällig an den Stiel, sie flog auf, die Asche sprühte hin, und Funken darunter, so dass mein Gedanke noch war: das wird ein Fanal, das sie im ganzen Lande sehen! Dann verlor ich mich. — — Ob es mehr war, als ein Schlaf, das weiß ich nicht, aber als ich erwachte, war mir ganz wohl, ich lag hinter dem Ofen und zur offenen Thür schien ein blasses Taglicht herein auf die Wirrnis. Nicht genug, dass da alles durcheinander geworfen, war die Hütte voll von Sand, dürrem Gezweige und anderem Wust, den der Sturm hereingewirbelt hatte. Die Luft war still und starr und lautlos. Als ich daran gieng, die Fensterbalken zu öffnen und Ordnung zu machen, flatterte aus der Tischecke ein schwarzes Ungeheuer auf, schoss an den Wänden umher, bis es den Ausweg fand. Eine Dohle, die der Sturm hereingeworfen, oder die selbst Schutz gesucht hatte in meiner Behausung. Zu meiner großen Verwunderung stand die Hütte unversehrt, aber zwischen der Zimmerung und dem Steingrund waren große Fugen und Spalten, mir ein Zeichen, dass der Bau thatsächlich gelockert und emporgehoben worden war. Der Himmel war trüb und zerrissen, die verknorrten Zwergbäume standen starr und ungebrochen da, nur das dürre Astwerk war herabgeschlagen und bedeckte den Boden. Wenige Stämme waren gebrochen, zu dem alten moderigen Gefälle frisches legend. Die Luft schnitt kalt an meine Wangen. An den Rand gieng ich hin und schaute hinab. In der Tiefe lagen langgestreckte,

Dinge führen wieder eine Sprache, die dem Menschen unter Umständen mehr sagen kann als die, so von seiner Zunge kommt.

Wenn aber hier oben das Wasser schweigt, so reden die Lüfte. Die Lüfte mit ihrem weichen Säuseln im Gewipfel und ihrem Brausen in den Stämmen, mit ihrem Pfeifen in den Riffen und ihrem Stöhnen in den Felskaminen, mit ihrem Rollen in den Karen und ihrem Tosen an den Kämmen — die Lüfte mit ihrem ungeheuren Klagelied, wenn der Sturm sie niederwirft in Kessel und Schluchten — sie haben die Sprache des Weltgerichts. Der schmetternde Blitzschlag ist das Geräusch eines brechenden Stäbchens im Vergleich zu dem ungeheuerlichen Laute des Orkans auf hohem Berge. Er ist mit gar nichts zu vergleichen, als mit sich selbst, und wess' Ohr nie unter seiner Macht gezittert hat, der weiß es nicht, was ich meine.

Da kam in einer Nacht — es war nach mehreren feuchtlauen Tagen — ein Gespenstchen an meiner Hütte vorbeigehuscht; ganz leise ächzte ein Fensterbalken, weiter nichts. Dann war es so still, dass ich in der Wand den Holzwurm nagen zu hören glaubte. Das Volk sagt, das wäre die Todtenuhr, oder das Todtenmannl, und wo es sich anmelde, da — müsse man bald dran glauben. Ich glaubte aber nicht dran, sondern schlief linde ein. Da quixten die Fensterbalken, mehrere auf einmal, und sie quixten das zweitemal, einer begann in seinen Angeln zu rütteln, an die Thür ein dumpfer Schlag. Ich machte Licht, die Flammenlanze der Kerze legte sich seitwärts, bog sich nieder wie ein Hacken. Vom Tisch tanzte ein Blatt Papier empor. Aber es ist doch alles gut verschlossen. Die glattgefügten Holzwände sind doppelt und als Zwischenlage ist eine festgestampfte Schichte von Bergheu, ferner haben sie eine Verschalung nach außen und eine nach innen. Die Fenster haben zweifache Verglasung und dicke Balken. Die Decke hat zwei Blockschichten und ein doppeltes Schindeldach. Die Dielen des Fußbodens aus mächtigen Blöcken, zwischen denen man kaum eine Fuge sieht. Woher der Wind, der durch die Stube gieng? Aber draußen gab's ja Musik. Weibliche Chöre mussten es sein, die da sangen. Oder war es verhaltenes Weinen, oder das erschreckte Aufschreien einer geängstigten Kinderschar? Oder war es der Todesschrei einer Menschenmenge, die in lichterloh brennender Halle eingeschlossen ist? Plötzlich fast still, dann wie das Dröhnen einer tiefen Orgel, hernach ein Pfeifen, als sausten tausend Riesenpeitschen durch die Luft. Und dann kam der Schlag. Weiter hin auf der Hochebene liegen hausgroße Felsblöcke, ein solcher Block, meinte ich, müsse herangerollt und an die Hütte gestoßen sein. Mich schleuderte es fast aus dem Bette und der Grund schien erschüttert, so dass der Bau einige Augenblicke beinahe schwankte. Dann Ruhe, nur das gleichmäßige Brausen eines fernen Stromes. Ich kleidete mich an, um hinauszugehen

hin, wirst gleich als ganzer hin sein. Hat mich gewundert, dass ich alleweil noch leb, aber kalt ist mir gewesen über und über und draußen hat der Lärchbaum gebrannt wie eine Pechfackel".

„Also der Blitz hat dich getroffen?" rief ich aus.

„Nit getroffen, gefehlt hat er mich. Und der Sturm hat's Feuer hingejagt auf die andere Seite, sonst thät unser Gschloss auch nimmer stehen. Der Meisterknecht hat fleißig Wind gefüttert — hat Mehl vor die Thür gestreut und ich sag: So lass sie nur austoben, die Bestie. Gefallt's dir denn nit, das lustige Gspiel? Angst haben sie gehabt, die Letfeigen — ich glaub' gar um ihr lieb's Leben. Muss schon was Rechtes sein, um so ein Holzknechtleben, wem's gefallt! Mir gefallts ja auch, drum mag ich's nit verschandeln mit Ängsten und Fürchten. Ein Leben, wo man sich alleweil fürchten muss, thät mir eh nit gefallen. — Ist das däsmal die ganz Wäsch, Herr?" Er wog das Päckchen Linnenzeug an der Hand.

„Ja Heinrich, diesmal gibts nicht mehr, hab' gestern selber Waschtag gehalten, weil es so schwitzig war die Tage her."

Nun gesellte sich unseren tiefsinnigen Gesprächen noch ein dritter Philosoph. Mit dem war aber nicht viel anzufangen. Ein zerfahrener Gesell, den fetzigen Strohhut hinten am Nacken, die fuchsigen Haare klebten ihm auf der breiten Stirn, die Augen standen hervor, unter denselben große Säcke. Der rothe Schnurrbart hieng so buschig nieder, dass kein Mund zu sehen war; mit einer dünnen Stimme presste er zwischen den Zähnen sein Anliegen hervor, so verbissen und hämisch, als wollte er uns mit verantwortlich machen für das, was ihm geschehen. Der Dodlbrock war's, dem der Sturm den Stall und der Stall die Rinder erschlagen hatte. Unten an seiner Elendstätte hatte er alles liegen und stehen lassen und war auf die Höhe gekommen, unsern Hergott zu suchen. Da heroben musste er doch irgendwo sein, denn von hier hatte er hinabgearbeitet. Rachgierig schnob der Mensch gegen den Herrgott. Kann sich der Schwache rächen?

„Du Holzknecht", sagte er mit einer fast zärtlichen Stimme, „weißt mir nix, dass ich den Hergott — weißt, weil er mir jetzt das hat angethan — weißt, ich möcht' ihn glutpfannheiß beleidigen. Wohl wohl! Recht scharf beleidigen, den da oben!" Er duckte sich nieder, seine Hände zitterten, seine Stirnader wurde wie ein Strick. Er will den Herrgott beleidigen.

Wir anderen wollten etwas sagen, beiden stockte der Athem. Meine Seele tastete im Dunkeln seinen Gedanken nach, diesen wilden, tollen Gedanken. Seinen Fleiß, seine Arbeit und Plag ein Leben lang, seine Gutheit, sein Gottvertrauen. Und jetzt vernichtet ihm der Obere auf

schmutziggraue Nebelwulste, die weit ins Land hinauslangten. Zwischen diesen Wulsten schimmerte lichtes Weiß hervor, das ich anfangs auch für Nebel hielt, das aber etwas anderes gewesen ist.

Als in der Hütte alles in Stand gesetzt war, mit Ausnahme eines zerbrochenen Fensters, und als im Ofen Feuer brüllte, saß ich da und sann einmal nach über die Gewalt dieser Nacht. Ich fühlte mich wunderlich bewegt und getragen und plötzlich kam's mir an: das ist ein Lied gewesen! Ein Lied von ewigen Dingen. Eins, wie es schon lange in mir war, wie es mich gedrückt hatte und wie ich es doch nicht zu heben vermochte. Jetzt war es frei und leicht in mir, das Lied war gesungen, das in menschlichen Worten Unfassbare war ausgesprochen worden. Ich kann's nicht näher erklären — muss schon jeder in sich selbst hinabsteigen und die Spuren suchen.

Am Nachmittag desselben Tages kam mein Holzknecht wieder herauf; er hatte eine zuckende Hast an sich, er müsse doch sehen, ob die Hütte noch stünde. Es sei spassig, da auf der Höhe sei Sommer und drunten im Thal sei Winter. Für die Bauern hebe jetzt die gute Zeit an, sie brauchten dies Jahr nicht zu heuen und nicht zu schnitten. Eis und Schnee hätten schon alles besorgt, das liege schuhtief über Wiese und Feld. Hingegen werde es Fleischtöpfe geben wie in Egypten, denn das Vieh würde alles geschlachtet werden; weil es nichts zu fressen habe, so müsse es selbst gefressen werden. Besonders fein habe es der Dodlbrock. Der könne gleich das ganze Karwiesthal zur Tafel laden, so viel Fleisch habe er im Haus, denn sonst werde es riechend. Dem Dodlbrock habe der Schnee den Sommerstall eingedrückt und der habe ihm sein ganzes Rindvieh erschlagen. Der Dodlbrock sei auch völlig aus dem Häusel über den Glücksfall, der ihn getroffen. Da er ohnehin zeitweise ganz hintersinnig sei und nicht recht im Kopf!

„Schade, dass es dich nicht getroffen hat", sagte ich zu meinem Hauswart, „weil du eine solche Freude dran hast."

„Hau, mir kann nix geschehen!" antwortete er sich in die Brust werfend. Wie andere auf ihren Besitz stolz sind, so ist es mein Holzknecht auf seine Hablosigkeit. Er habe sich prächtig unterhalten bei der Nacht, als der ganz' Teufel niedergegangen ist. Vorgekommen ist's einem grad, als wie wenn ein schweres Tuch thät einfallen und die Geister zerreißen es in hunderttausend Fetzen. Schier lustig haben die gebrochenen Baumwipfel herumgetanzt im Eis- und Schneesturm und man möcht' am liebsten mittanzen. Auf einmal, erzählte der Holzknecht weiter, „ist der Schnalzer, wirft's mich hin und denk mir: Gut ist's, jetzt hat dich der Blitz derschlagen. Hab' noch gesehen, als wie wenn die Wand auf mich wollt' herfallen, eine schwefelgrüne Wand. Nachher hats mir in den Händen so gebremselt und fallen mir die Füß' ein: Hast denn keine Füß' mehr? die sind schon

möchten. Verstehst du das? Sind deine Kinder nicht auch manchmal solche Spielratten, daſs sie über das nichtigste Graffelwerk des Vaters vergessen? Hast ihnen nie das Zeug aus den Händen genommen und gesagt: Jetzt, Kinder, merkt einmal auf mich und was ich auch will!"

„Ei he — ei he —" machte der Dodlbrock ganz verwirrt. Ob es Zustimmung oder Ablehnung war?

„Auf dem Berg hätte er dich glücklich heroben", fuhr ich selber bange über meine Rede fort, „wirst es wohl doch merken, daſs du ihm heute näher bist als gestern um diese Zeit. Ihn hassen, das ist ihm alleweil noch lieber, als gar nicht an ihn denken. Du hassest ihn nur, weil du glaubst, daſs er böse ist. Du hassest also nur das Böse. Und triffst deinen Herrgott nicht und kannst ihn nicht treffen. Er steht nahe hinter deiner und legt dir die Hand auf die Achsel und sagt: Dodlbrock sei nicht kindisch!"

Er wendete seinen Kopf nach rückwärts und dann vorwurfsvoll gegen mich — daſs es etwan nicht wahr sei, was ich gesagt hätte!

„Suchst ihn schon wieder?" fragte ihn der Holzknecht. Dann tippte er mit dem Finger, der aussah wie ein Baumast, so knorrig und braun, an das Enziangläschen: „Ich glaub da ist er drinnen!"

„Ganz schön", versetzte ich, „drinnen ist da einer, aber nicht der richtige."

Der Dodlbrock stürzte seinen Enzian in die Gurgel, schüttelte sich, zermalmte einen Fluch und gieng davon.

„Willst nit auch dein Strohdach mitnehmen?" rief der Holzknecht und warf ihm den schwarzen Strohhut nach, dessen Krempe zerfasert und zerfressen war.

„Geh nur wieder hinab", sagte ich noch hinter dem Dodlbrock, „vielleicht begegnest du den Herrgott unterwegs und ihr vertragt euch miteinander."

Aus dieser übermüthigen Rede ist ein schrecklich prophetisches Wort geworden.

Wir kümmerten uns nicht weiter um den Mann; der Holzknecht ordnete die Hütte und ich wartete schon auf die Stunden habsüchtiger Einsamkeit, da man die Hochwelt mit niemandem zu theilen braucht.

Als der Holzknecht mir für die nächsten Tage etwelche Nahrungsmittel zurecht gemacht und dann noch einiges Herdholz aus dem Gefälle herübergetragen hatte, nahm er seinen Korb auf, rüttelte ihn an den Achseln fest und gieng davon. In der Stube war 's wieder still und es begann jene köstliche Langweile, in der ein Mensch sich sachte zu finden beginnt, ganz für sich selber hat. Sicher zu sein vor Post und Draht, vor Pflicht und Unterhaltung, vor Feind und Freund, und Zeit haben einmal ganz für die große Natur ringsum, in die man

einmal allen Besitz, alle Freude, wirft ihn in den Spott des Elends. Für was? Kein Mensch wäre zu finden auf der weiten Welt, der das seinem größten Feind möcht anthun! Und zieht sich nun hinter alles zurück und läſst sich nicht sehen und hat wohl noch seine heimliche Vergnügung darüber, daſs er einen armen Bauersmann so schreckbar hat zertreten. Und man kann ihm nicht an. Ja man kann es, in der Schrift steht's, in der Kirche sagen sie's — beleidigen kann man ihn. Und das will er jetzt thun auf eine ausgesuchte Weise, und weiß doch nicht, wie man's anstellt.

Der Holzknecht stützte seinen Ellbogen auf den Stiel des Besens, mit dem er eben die Stubendiele ausfegen wollte, schnalzte mit den bauschigen Lippen und sprach: „Wissen thät' ich's schon, wie man den Herrgott am allerschwersten beleidigen könnt. Mit den sieben Todsünden ist's nix, die ist er bei den Leuten schon zu sehr gewohnt, da weiß ich was Besseres. Schon immer einmal, wenn ich diese dumme Welt hab' betrachtet, ist's mir eingefallen, den Herrgott kann man nit gröber beleidigen, als wenn man glaubt, daſs — daſs er ist."

So sagte der Holzknecht und dann fegte er den Kehricht zum Loch hinaus. Der Dodlbrock schaute ungewiſs drein. Er hatte die bodenlose Bosheit nicht verstanden.

Dann hat der zerrüttete Mensch sich an mich gewendet. Er habe schon gehört von mir und daſs ich ein studierter Herr wäre. Ich bewohne gewiſs dieses Hochberghaus, um dem Herrgott näher zu sein. Ob er denn nicht auch mir schon was angethan hätte? Oder wie es mit der Sach' eigentlich wäre? Er kenne sich rein schon nicht mehr aus; vielleicht wäre es dem Obern unangenehm, wenn er, der Dodlbrock, jetzt da hinüber gienge und sich in den Abgrund stürze? Da der Mensch so sprach, lugte er mich zagend und miſstrauisch von der Seite an, ob es wohl nicht am Ende ein Unrechter ist, an den er sich wendet.

„Guter Freund," sagte ich dann, „so wichtige Sachen bespricht man nicht stehend. Da müssen wir uns schon zum Tisch setzen und ein Glasel Enzian trinken." Und als er so weit war, stellte ich ihm das Ding dar: „Weißt mein Mensch. Ist der Herrgott so böse wie du meinst, so wird er sich nur freuen, wenn du dich hinabstürzest. Na den Gefallen thät ich ihm nicht. Mit dem Herrgott, das ist halt so eine Sach'. Man versteht ihn leicht unrecht. Ich habe so meine besondere Meinung. Einmal hab' ich in einem alten Buch gelesen, daſs der Herrgott Leute, die er extra lieb hat, gern recht nahe bei sich haben möchte. Es verdrießt ihn, wenn sie an Haus und Hof, an Feld und Vieh hängen und solches Ding lieber haben als ihn. Und wenn sie sich zu arg darin verlieben, so streckt er die Hand aus und nimmt ihnen das Spielzeug weg, daſs sie ihr Angesicht wieder einmal ihm zuwenden

zur Holzknechthütte um Leute und ein längeres Seil, ich sollte dableiben und mit Zurufen und Zeichen den armen Verzweifelnden trösten und ihn aufmuntern, dass er die Kraft nicht verliere.

Wollen wir nicht lieber unser Gewand ausziehen, es in Streifen reißen, zusammenknüpfen und als Verlängerung des Seiles hinablassen? — Ich glaube zu gleicher Zeit ist uns beiden das eingefallen. Während wir unser Überkleid ab- und anstreiften und mit dem Taschenmesser die ausgezogenen Hemden zerschnitten, war es, dass der Mann unten an der Birke sich einmal bewegte und sein Gesicht nach oben zu wenden trachtete. Er hatte sich mit Armen und Beinen so geschickt ins Gezweige verflochten, dass er ruhig warten konnte, falls der Birkenstamm nicht brach.

Wir können uns Zeit lassen und eine gute Leine herstellen. Er unterhält sich derweil mit dem Herrgott. — Der Gedanke kam mir frevlerisch vor, doch er ist mir so eingefallen. Nach einer Viertelstunde waren wir so weit mit unserer Strickleiter, dass sie hinabgelassen werden konnte. Aber weil sein Gesicht sich jetzt zu sehr ins Laub verschmiegte, so merkte er es nicht, wie wir auch das Leinenende um sein Haupt fächeln ließen. Wir mußten wieder zurückziehen und einen dürren Ast daran binden und mit demselben an seinen Kopf stoßen. Da merkte er es und begann sich zu regen. Nun sank der Bogen tiefer, aber er brach nicht. Der Dodlbrock war wohl bei Besinnung, sachte begann er die eine Hand frei zu machen und die Leine an sich zu ziehen, um den Arm zu schlingen, sich daran zu befestigen. Fast wollten wir zu früh anziehen, da er noch nicht fertig, doch endlich war das Seil straff und stramm. Wir krochen mit unserem Ende vorsichtig an den Rand und begannen zu ziehen. Es hob sich unten der Körper und der entlastete Bogen des Birkenstammes stieg heran, höher und höher, bis der Wipfel da war und uns den Dodlbrock zurückgab. Losgelöst sank er neben uns ins Gestein und war leblos.

„Jetzt, wenn Sie einen mit hätten!“ rief mir der Holzknecht zu. Doch allmählich, als die Ohnmacht nachließ und die Lebensgeister sachte wieder zurückkehrten, gieng es auch ohne Enzian. — Eine Stunde später hatten wir den Mann unten an der Bergwiese, wo die Sennhütte steht. Dort ließen wir uns trocknen und tranken Milch. Der Dodlbrock trank so viel Milch, bis die Sennerin erklärte, es gäbe keine mehr. Und als er so weit war, gieng er schweigend, wie er war, hinaus auf die blumige Wiese, dort kniete er hin und hielt die gefalteten Hände gegen Himmel auf.

Das, liebe Freunde, hatte ich euch heute zu erzählen, es war das große Erreignis dieser meiner Sommerfrische im Gebirge. — Seither sind mehrere Wochen vergangen; es kamen so kalte Tage, dass das Brünnlein an der Quelle fror und dass über die Milchschüssel ein Mäuschen schlittschuhlaufen konnte. Ich habe diese Weile überdauert, zumeist unter

seine Seele gießt, wie in ein kostbares Gefäß, aus dem man in heiligen tiefen Zügen sich dann selber wieder heraustrinkt. — Diesmal ward es anders. Kaum eine Stunde war vergangen, so kam mein Holzknecht wieder zurück, keuchend und schnaufend. Das Seil brauche er und ich möchte rasch mit ihm kommen zum hohen Steg hinab, der Dodlbrock sei dort in höchster Lebensgefahr. „Nur aushalten, wenn er kunnt!" Eines Seiles erinnerte ich mich, es lag im Dachraum und ich hatte nie nachgedacht darüber, wozu es vorhanden sei. Nun ergriffen wir es, eilten durch den Wald, über den Anger, wieder durch Zirmwald, an den weißen Felsriffen vorüber hinab in das schroffe Gehänge. Wie wir so in weiten Sätzen wandniederwärts sprangen, so wundere ich mich noch heute, dass wir uns keiner den Hals gebrochen haben. Unterwegs im Laufen hatte mein Begleiter mir zugeschrien: „Nur aushalten, wenn er kunnt! — Über den Steg gefallen. — Am Baum hängen geblieben über dem Wasser!"

Dann wirds zu spät sein. Am Baumast kann sich kein Mensch so lange halten, und ließ er los, so stürzte er in die Wasserfälle. Wir hörten schon das Tosen aus dunkler Schlucht, wir bogen um die letzte Felskante und standen am Steg. Der alte quer übergestürzte Stamm lag wie immer mit seinem dürren Gezacke und seinen morschen Rindenfetzen über der Engschlucht, in deren kalten dunklen Tiefe die Wasser kochten und schrien. Aber zu spät war es noch nicht. An dem Wipfel einer Birke, die aus dem fast senkrechten Ufergestein der Schlucht wie ein riesiger Wandleuchter herausgewachsen war, hieng der Dodlbrock. Der Birkenwipfel hatte sich mit solcher Last abwärts gebogen und schwankte wie ein Halm, an dessen niederhängender Rispe eine Raupe hängt. Und wie eine große Raupe, so hieng der Mann dran, und so schmiegte er sich an die Gerte, die jeden Augenblick brechen konnte. Das zarte grüne Laub umrieselte seinen bebenden Körper.

„Aushalten!" schrie der Holzknecht ihm zu. Aber als wir über den nassen Steg hinaustraten und das Seil hinabließen, war es zu kurz, als dass der Dodlbrock es erhaschen konnt. Er hieng zu tief unten und von Minute zu Minute, so schien es uns, senkte der Bogen des Birkenstammes sich noch tiefer in den gähnenden Abgrund hinab. Ob der Mann schwieg, oder schrie, oder betete, wir wußten es nicht, wir hörten nur das Donnern aus der Tiefe, aus der ein grauer kalter Nebel stieg.

Rathlos kauerten wir einem Augenblick da und schauten uns an. Der Steg schwankte ein wenig und aus seinen Spalten rieselte Moder in die Tiefe, gerade auf den Dodlbrock, gleichsam, als sei das schon die Schaufel Erde in sein Grab. Wir krochen ans Gestein zurück und der Holzknecht bedeutete mir, dass nichts anderes übrig bleibe, er laufe ins Thal

Demnach musste seine Zukünftige ein für allemal reich sein, je reicher — desto besser. Die übrigen Eigenschaften, als da sind: Jugend, Schönheit, Gesundheit, Häuslichkeit, Frömmigkeit, Gemüthstiefe, Treue u. s. w. erschienen ihm mehr oder weniger als wünschenswerte Beigaben; immerhin aber war er geneigt, um 20.000 Kronen auf die Jugend, um weitere 20.000 Kronen auf die Gemüthstiefe und ebenso weiter auf die Frömmigkeit, auf die Treue, auf die Häuslichkeit zu verzichten, ja um eine angemessene, ihm rechtskräftig zugewiesene Summe hätte er ohne Bedenken eine hundertjährige, todkranke, sechsfache Witwe geheiratet und ihr mit all den Hilfsmitteln seiner Apotheke das Sterben möglichst leicht gemacht.

So war der Magister der Pharmacie Sebastian Kräutle gesotten, und nach diesen Grundsätzen begab er sich auf Entdeckungsreisen, inserierte er in die gelesensten Tagesblätter und verfehlt auch nicht, da zwanzig Augen mehr sehen und zwanzig Ohren mehr hören als zwei, seine Freunde und Zechgenossen in den Dienst seiner hochfliegenden Pläne zu stellen.

Der Magister Kräutle war einmal, vor fünfzehn Jahren etwa, Mitglied der akademischen Verbindung „Bibiana" gewesen, und als „alter Herr" liebte er es, deren Kneipabende des öfteren zu besuchen und sich von der feuchtfröhlichen Jugend geziemend ehren und — hänseln zu lassen.

Da wurden ihm vom Senior eines Abends zwei fesche Füchse vorgestellt, zwei Brüder, die beide sich eben der Medicin verschrieben hatten, im übrigen aber die neue Freiheit gründlich genossen und demnach ihre Hauptthätigkeit einstweilen nicht in die Hörsäle, sondern in die Kneipe und auf den Fechtboden verlegten.

„Alter", flüsterte der Senior dem Magister ins Ohr, „halte dir die Füchse warm .... da wär' 'was zu holen! 'Sind Söhne eines steinreichen Bäckermeisters aus der Provinz, und der Mann hat außer ihnen nur noch eine Tochter .... zu 200.000 wird nicht viel fehlen, was die einmal kriegt."

Seit diesem Abend war Herr Sebastian Kräutle von den Füchsen „Suff" und „Stuff" nicht mehr loszubringen. In derselben Nacht noch tranken die drei Gesellen Bruderschaft und taumelten Arm in Arm heimwärts, und bald war die Freundschaft so dick, dass die jungen Herren, auf des Magisters Absichten verständnisvoll eingehend, einhellig erklärten, sie könnten sich keinen lieberen Schwager wünschen als eben ihn, und sie seien von Herzen gerne bereit, seiner Werbung durch die schönsten Briefe an die „Alten", das heißt an ihre Eltern, Vorschub zu leisten.

Unter solchen Umständen gedachte Magister Kräutle das Eisen zu schmieden, so lange es glühte. Er schlüpfte also in einen kohlraben-

den Wollendecken liegend, wenn ich nicht just Holz in den Ofen warf. Auch das ist vorüber. Dann kamen die hellen Nächte mit der Versuchung den Stock nach dem Mond zu werfen; man thuts nur nicht aus Besorgnis, ihn zu treffen, zu zerschlagen und so die Erde um ihr wonnesanftes Licht zu bringen.

Jetzt, im September sind wieder warme sonnige Tage, die Felsblöcke auf der Hochebene liegen und die wetterstarren Wipfel stehen in stillem Frieden da, aus dem Boden sprossen weiße und blaue Blümlein. Die Welt unten liegt — vom Rande aus gesehen — in hellen Farben und die Luft ist so leicht und lind, dass mich jene Sturmnacht wie ein grauses Märchen dünkt. Der Dodlbrock, höre ich, bindet wieder an, aber nicht mit dem Herrgott.

Eine schwere Braut.

Von **Josef Wichner**.

Der Magister der Pharmacie Sebastian Kräutle, seit Jahren in der Apotheke „zum durstigen Blutegel" bedienstet, war ein Subject, das endlich einmal zu einem Prädicate kommen und so einen ordentlichen Satz bilden wollte.

Er wollte eine Apotheke kaufen, sich selbständig machen, Chef werden.

Wenn nur so eine Apotheke, obschon „der Wert der Ware nicht groß ist",[1] nicht so heidenmäßig viel Geld kosten thät'! Allerdings — der Magister und der Rothschild zusammen hatten Geld wie Mist; aber der Magister hatte nicht einmal so viel Heller wie der Rothschild Tausender, und von Gütergemeinschaft und ehrlicher Auftheilung wollte der nun einmal durchaus nichts wissen.

Also rechnete der Magister als praktischer Mensch auf einen Treffer, aber nicht auf einen, den die Lotterie alle heiligen Zeiten einmal einem dummen Kerl zukommen läßt, um wieder tausend dumme Kerle zu fangen, sondern auf eine reiche Frau, die ja zweifellos auch ein Haupttreffer ist.

Herr Sebastian Kräutle, dessen Haare nur mehr die Schläfe zierten, war alt genug geworden, um alle guten Eigenschaften zu kennen, die man vernünftiger Weise von einer Frau verlangen kann, aber er war auch im Laufe der Jahre nüchtern und bescheiden geworden und wusste als scharfdenkender Kopf, den das dumme Herz nicht mehr verwirrt, zwischen Hauptsache und Nebensache wohl zu unterscheiden.

[1] Goethe, „Hermann und Dorothea" II, 93.

der Most gährt ein wenig . . . aber . . . es wird ein guter Wein werden. Mögen Sie überzeugt sein, dass ich alles thue, um die prächtig veranlagten, zu den schönsten Hoffnungen berechtigenden jungen Männer auf die rechten Wege zu führen.“

„Ist dankenswert“, erwiderte Meister Waizmann; „aber, entschuldigen S’, nur um mir das zu sagen, hätten Sie nicht die lange Bahnfahrt in Frack, weißer Cravatte und Cylinder zu machen gebraucht. Also . . . heraus damit, wenn Ihnen was auf’m Herzen liegt; vielleicht kann ich Ihnen, da Sie sich meiner Söhne so annehmen, irgendwie behilflich sein.“

„Allerdings . . . . liegt mir etwas auf dem Herzen . . . . Ihre Söhne dürften Ihnen, wie sie mir sagten, bereits geschrieben haben, was mich in Ihr Haus führt . . . . .“

„Kein Sterbenswörtchen! Die Buben haben zum Briefschreiben keine Zeit — es sei denn, dass sie Moos brauchen.“

„Ist mir sehr . . . sehr unangenehm, Herr von Waizmann, dass . . . dass ich so ohne Vorbereitung . . . .“

„Ah was . . . . frisch ins Wasser g’hupft ist besser, als langsam eingetaucht, hat der Frosch g’sagt!“

„Nun gut, so will ich denn ganz offen sein! Ihre Herren Söhne waren mir schon im ersten Augenblicke unserer Bekanntschaft ihrer ganzen Art nach so sympathisch, dass ich mich trotz des Altersunterschiedes zu ihnen hingezogen fühlte, und jetzt sind wir, ich darf’s wohl sagen, ein Herz und eine Seele. Und nun, verehrter Meister, haben mir Ihre Herren Söhne von Ihrer Tochter, dem Fräulein Rosa, so viel Liebes und Gutes erzählt, dass . . . . dass ich die Last des Junggesellenlebens nicht mehr zu ertragen vermag und kein sehnlicheres Verlangen kenne, als der ehrenwerten Familie anzugehören, deren Haupt ich schon längst schätze, und zu dem „Vater“ sagen zu dürfen das größte Glück meines Lebens wäre.“

Der ehrsame Bäckermeister Florian Waizmann machte Augen, als ob er ins „Narrenkastel“ schaue; dann rieb er sich lange nachdenklich die Stirne mit der flachen Linken; dann sagte er:

„Herr . . . Sie entschuldigen schon . . . . ich werd’ aus Ihrem Gered’ nicht klar. Sagen Sie mir mit zwei Worten so deutlich als möglich, was Sie eigentlich von mir wollen, damit ich weiß, wie ich d’ran bin und wo ich Sie hinthun soll!“

„Gut denn! Ich gedenke eine größere Apotheke zu kaufen, mich zu verheiraten, und da bitte ich in aller Form um die Hand Ihrer Tochter.“

Des Bäckermeisters Gesicht zog sich in die Länge wie der Blasebalg der Orgel, wenn er frische Luft fasst.

schwarzen Frack, bedeckte seinen Mond mit einer Glanzbutte und fuhr als Brautwerber in die Provinzstadt.

Das stattliche Haus des Bäckermeisters Florian Waizmann war bald gefunden . . . ein Riesenbretze, die zwei züngelnde Löwen mit ihren Pranken festhielten, war sein Schild. Ein mehlbethautes, appetitliches Ladenmädchen trug die Karte des vornehmen Herrn in die rückwärts gelegenen Arbeitsräume, und bald erschien in der Hinterthüre ein untersetzter, breitschulteriger, bartloser Mann, dessen Rundgesicht, von der Ofenglut erhitzt, völlig der Frau Sonne glich, wenn sie in den Augusttagen auf unserer Haut Blasen zieht. Dem Magister wurde es ordentlich warm in der Nähe des strahlenden Angesichts, Zuversicht schwellte sein Herz, er zweifelte keinen Augenblick daran, dass er den Provinzler drankriegen und den „Goldvogel" einfangen werde.

Meister Waizmann, der die Backstube mit aufgestülpten Hemdärmeln verlassen hatte, langte einen leichten Zwilchrock vom Nagel und meinte, indem er ihn anzog:

„Sie müssen schon entschuldigen, Herr, dass ich sozusagen im Schwimmanzuge vor Sie hintrete! Bei uns heißt's dazu schauen, wenn's vorwärts gehen soll. Ist die Katz aus'm Haus, halten d'Mäus Kirchtag, und alsdann muss der Meister bei jeder Arbeit der erste und der letzte sein. Also . . . Grüße haben Sie mir auszurichten von meinen Buben? Ich dank' rechtschaffen. Bitte . . . gehen wir da rechts in die Stube . . . nachher können S' mir erzählen, was die zwei Hallodri machen!"

Der Magister trat in einen behaglich eingerichteten, den Wohlstand des Besitzers offenbarenden Wohnraum, nahm, der einladenden Handbewegung folgend, auf einem Plüsch-Sopha Platz und berichtete nun mit großer Redseligkeit, wie dass seine Söhne der Ausbund alles Fleißes seien, in der Anatomie großartige Fortschritte machten und von ihm selber in der Chemie unterrichtet würden. Er hoffte so, das Wohlwollen seines künftigen Schwiegervaters sich zu erwerben; dieser aber ließ sich kein X für ein U vormachen.

„Halt aus!" fiel er dem Lobredner ins Wort, „mit dem Fleiß meiner Buben ist's nichts — einer ist mir eh schon am Gymnasium durch'purzelt. Ich bin durch meine G'schäftsfreunde besser b'richtet, und alsdann studieren sie Anatomie auf'm Fechtboden und Chemie im Bierhaus. Na . . . so ein Jahrl will ich zuschauen, weil wir's thun können und weil d' Hefen gähren will; dann aber, Herr, dann fährt ein Donnerwetter drein, das sich g'waschen hat — das können S' ihnen jetzt schon melden, wenn S' so gut sein wollen."

Der Magister versuchte einzulenken:

„Geradeso hab' ich's gemeint mit dem „Studieren", wie Sie's, verehrter Meister, als findiger Kopf aufgefasst haben. Es ist wahr . . .

„Denke dir nur, Mutter“, sagte der Bäcker unter fröhlichem Auflachen und vom Magister nicht beachtetem Augenzwinkern, „unsere Rosel soll Braut werden! Dieser ehrenhafte Mann, Magister Sebastian Kräutle, wirbt, von unseren Buben dazu aufgefordert, um ihre Hand, und er hofft, da der Vater durchaus nichts dagegen hat, dass auch die Mutter . . . .“

Ein sonniges Lächeln glitt wie ein wandelnder Lichtstrahl über die Züge der behäbigen Frau, die des Mannes deutendes Zeichen gleich aufgefangen hatte, sich neben dem Bewerber aufs Sopha niederließ und meinte:

„Ist uns natürlich eine große Ehre, Herr Kräutle, und die Empfehlungen beruhigen uns vollkommen hinsichtlich Ihres Charakters. Ich zweifle auch nicht im geringsten daran, dass Sie unserem Kinde alle Liebe und Treue erweisen, dass Sie es auf den Händen tragen würden . . . .“

„Würd' ich auch“, versicherte Herr Kräutle und machte, die linke Hand ans Herz drückend und die Augen gleich einem abgestochenen Geißbocke verdrehend, gegen seine künftige Schwiegermutter eine tiefe Verbeugung.

„Aber“, fuhr die Frau fort, indem sie auf ihren Mann einen schelmischen Seitenblick warf, „entschuldigen Sie, Herr Magister, Sie sind zwar noch in den besten Jahren . . . aber ich fürchte . . . das Mädel ist doch etwas zu jung für Sie.“

„Macht nichts“, schmunzelte der Magister, „Jugend ist ein Fehler, verehrte Frau, der mit jedem Tage geringer wird.“

„Ist richtig . . . und eigentlich soll ja der Mann älter sein als die Frau; aber, ich will als Mutter ganz aufrichtig sein, damit mich hinterher kein Vorwurf trifft, das Dirndl hat leider sonst noch allerlei Fehler — so kann es z. B. noch nicht einmal kochen.“

„Ist auch nicht nöthig“, entgegnete Herr Kräutle; „eine Dame mit . . . . mit solchen Eltern braucht sich nicht in die Küche zu stellen.“

„Dann ist sie — zanksüchtig und rechthaberisch . . . .“

„Und ich — sanft wie die Haut eines Pfirsichs und nachgiebig wie ein Gummiball . . . . nicht ein ungutes Wörtel soll sie von mir hören.“

„Sie ist aber auch so viel unruhig und vergnügungssüchtig . . . .“

„Na . . . ich bin auch gerade kein Muckenfänger . . . . wer soll denn lustig sein, wenn's die liebe Jugend nicht ist?“

„Aber“, warf der Bäckermeister ein, indem er mit einem Blicke des Magisters Körpergröße abschätzte, „mir scheint, sie ist zu klein für Sie.“

„Ha, ha . . . kleine Frau — kleines Hauskreuz“, scherzte der Magister.

„Mei — ner — Toch — ter?“ fragte er gedehnt. „Und ..... kennen meine Söhne den Zweck Ihrer Reise?“

„Gewiss, Meister! Sie haben mir heilig versichert, sie könnten sich keinen liebern Schwager wünschen als eben mich; sie haben mich ermuthigt, geradenwegs vor Sie hinzutreten und meine Werbung anzubringen; sie haben mich heute noch zum Bahnhofe begleitet ....“

Der Bäckermeister war aufgesprungen und machte sich, sein Gesicht verbergend, bei den schweren Fenstervorhängen zu schaffen. Ein dem Herrn Magister Sebastian unverständliches Gemurmel klang wie: „Die ver ../.... Spitzbuben!“

Dann wandte er sich wieder zum Brautwerber und meinte:

„Aber ... Herr ... Sie haben ja das Mädel noch gar nicht gesehen!“

„Thut nichts zur Sache, Meister. Sie ist *Ihre* Tochter und die Schwester *meiner Freunde*, das genügt mir vollkommen. Ich bin nicht für das unmoralische Liebeln der jungen Leute hinter dem Rücken der Eltern; in meiner Brust lebt die Ehrfurcht vor den Eltern und die Hochschätzung der väterlichen Rechte. Darum eben schleiche ich nicht wie der Dieb ums Haus herum, um den Eltern das Herz der Tochter und sie selber zu stehlen, sondern ich trete offen vor den Vater ....“

„Ist aller Ehren wert“, schnitt Meister Waizmann des Magisters voraussichtlich lange Rede ab, „und alsdann bereden wir die Sach' einmal unter uns Männern! Wenn ich recht verstehe .... Sie wollen heiraten ... Sie wollen eine Apotheke kaufen .... die zwei Dinge hängen wohl zusammen?“

„Allerdings .... aber ....“

„Gut .... ich bin selber ein Geschäftsmann und verstehe Sie vollkommen: *Sie* bringen den *Magister* in die Ehe mit, und *meine Tochter* den *Geldsack* ... Kurz ... Sie brauchen eine schwere Braut!“

„Aber ... verehrtester Meister ... ich bitte recht sehr, die Angelegenheit nicht bloß vom Geschäftsstandpunkte aus aufzufassen! Ja ... ich brauche ... Capital ... und als praktischer Mann, wissen Sie, dass das in einer Apotheke bestens angelegt ist, aber mehr noch schätze ich alle die anderen ausgezeichneten Eigenschaften Ihrer Fräulein Tochter .....“

„Die Sie gar nicht kennen? — — Mutter!“

Der Meister rief das letzte Wort zum geöffneten Fenster hinaus, und bald erschien, indes der Magister zu erklären versuchte, dass er sich aus den begeisterten Schilderungen seiner Freunde ein vollkommen deutliches Bild des Fräuleins gemacht habe, die dralle Bäckermeisterin.

„Herr“, sagte er ernst und kraftvoll, „heute haben Sie sich die Sympathien meiner Tochter, des verspäteten Nestlings, noch nicht zu erwerben vermocht. Klopfen Sie also, ich bitte, etwa in achtzehn oder zwanzig Jahren wieder an, dann wollen wir sehen, was sich machen läſst und ob in dem Herzen der Jungfrau eine stille Neigung zu Ihnen erblüht ist. Einstweilen haben Sie's wohl verdient, daſs meine etwas leichtsinnigen, aber doch patenten Jungen Sie in eine Falle gelockt und daſs ich und meine Frau die Falle zugeklappt haben: denn . . . wer so gemein ist, daſs er bei einer Verbindung fürs Leben nur aufs Geld schaut, dem geschieht recht, wenn er sich ordentlich blamiert und anschmiert . . . . . empfehle mich!“

*
* *

Magister Sebastian Kräutle hatte der „Bibiana“ für den Fall, daſs er der Schwager der Füchse „Suff“ und „Stuff“ würde, die Kosten einer feierlichen Verlobungskneipe zu tragen versprochen.

Der Suff[1]) fand nicht statt; denn der „alte Herr“ war stuff[2]) und hatte sich vollständig ins Philisterium zurückgezogen.

Spuk der Sömnacht.

Ein Geschichtlein aus den Bergen von **Karl Krobath.**

„Fuchslaudon, wahr is es, was i g'sagt hab'!“ — Und dabei schlug der alte Zachäus Klinkauf, der Waldhüter, auf den Tisch, daſs die Gläser herumtanzten und Phylax unter der Ofenbank traumbefangen aufblinzelte. — „Und nochmals Fuchslaudon! Was meine zwa klaren Gucker g'sehen ham, laſs i mir a vom Papst nit nehmen, Hochwürden. Im Münzer'schen G'deih rudelt's! [3]) Wixfix no amal!“

Hochwürden trank bedächtig seinen Radkersburger aus.

„Geister gibt's!“ hub er salbungsvoll an, indem er sich eine Prise in die Nase stopfte. „Gute und böse, kohlschwarze und schneeweiße. Und die umschweben uns, denn wunderbar greift das Überirdische in das Irdische ein. Schon die alten Egypter glaubten, daſs dieser Hund oder jener Sperber eine Seele“ — grabesdumpf wiederholte er — „eine Seele berge, die zur Reinigung und Buße auf Erden wandeln müsse.“

„'s ist gut, daſs wir in der neuen Zeit mit unserer Seele noch nicht so auf den Hund gekommen sind,“ flocht der Oberlehrer, der

[1]) Suff = studentisches Trinkgelage. [2]) Stuff = verstimmt, verbittert. [3]) geistert es.

„Auch richtig", sagte die Bäckermeisterin lächelnd; „eines aber dürfte Ihnen recht unangenehm sein: sie hat nämlich, obschon sie christ-katholisch getauft ist, gar keine Religion."

„Ah . . . pah . . . über derlei Dinge sind wir schon längst hinaus . . . da passen wir zusammen wie zwei Schalen einer Muschel!"

„Sodann ist sie . . . Vegetarianerin. Wir haben sie noch nicht dazugebracht, auch nur ein Bröcklein Fleisch zu genießen, und Wein, Bier und Schnaps verabscheut sie wie's ledige Gift."

„O . . . ich achte alle Grundsätze, und so lange sie mich nicht zwingt . ."

„Das dürfte sie wohl kaum thun! Entscheidend aber ist immerhin, das werden Sie wohl zugeben, ob das Mädel Zuneigung, Liebe zu Ihnen fühlt; denn das werden Sie uns nicht zumuthen, dass wir unsere Rosel gegen ihren Willen verheiraten!"

„Gewiss nicht", pflichtete der Magister eifrig bei; „aber ich hoffe, da mir die Eltern mit so viel Güte entgegenkommen, mir sicher auch die Sympathien der Tochter zu erwerben, und würde mich glücklich schätzen, wenn Sie mich, ohne meine Absichten zu verlautbaren, dem Fräulein vorstellen würden."

„Natürlich", erwiderte der Meister, „erfährt die Kleine zunächst von Ihren Absichten nichts; sie ist auch in der That so unschuldig und kindlich, dass sie noch nicht einmal an's Heiraten gedacht hat, und so haben sie eigentlich, da ihr Herz vollkommen frei ist, leichtes Spiel. Doch kommen Sie, dass wir das Mädel aufsuchen! Kann sein, dass sie gerade schläft; denn sie ist, unter uns gesagt, ein rechter Faulpelz . . . . Thekla . . . wo ist denn die Roserl?"

Der kräftige Ruf weckte im Garten vor dem Fenster ein Echo.

„Die Roserl? Gleich!" So eine schrille Weiberstimme.

Und wieder öffnete sich die Thüre, und . . . Thekla, das Kindsmädchen, trug d i e s c h w e r e B r a u t, die zweijährige Roserl, die in all ihrer Munterkeit den Eltern ihre Patschhändlein verlangend entgegenstreckte, ins Wohnzimmer.

Mit einem Rucke war der Magister aufgesprungen und starrte, bleich und regungslos wie ein Marmorbild, auf seine Braut.

Wie das Kind aber den kahlköpfigen Brillenmann mit dem langen, blutleeren Gesichte und der glänzenden Angströhre in der behandschuhten Rechten erblickte, schrak es zurück, barg das Lockenköpferl am Busen der Thekla und hub ein mörderisches Geschrei an, so dass es auf einen Wink der Mutter nur schnell wieder hinaus getragen werden musste.

Meister Waizmann aber schnitt dem Manne, der eine schwere Braut gesucht hatte, das Wort der Entrüstung, das eben zum weitgeöffneten Munde gleich dem Wasserfall aus der Felsenschlucht herauspoltern wollte, rundweg ab.

seine G'sell'n b'sonders gern in der Welt herumschickt. O, hätt' i nur mei Kolmoni-Büachl bei mir g'habt! Vielleicht hätt' i ihn vertrieben. So is er aber ohne an Zuckazer dort g'standen. Is mir nix übrig blieb'n, als kuraschiert z' sein. Reiß mein alten Schrotter [1]) von der Axel, leg' an, schieß'! Er fallt nit, zuckt nit amal mit an Haxen.[2]) Grad so a Ausg'schau hat er g'habt, wia da Grobner-Toni, den 's beim Wildern erschossen ham. Jetzt is mir in der größten Kält'n der Angsttropfen auf d' Stirn g'treten und i hätt' mi am liebsten in d' Erden verkrochen, wia a Maikäfer. Aus Angst lass i noch 's andere Rohr los. Der alte Klinkauf-Zacherl schießt fast nia fehl — aber der bei der Staud'n is no immer g'standen. Grod so is mir's vorkimma, als thät' er mi mit'n halben G'sicht auslachen, und mit der andern Halbscheid [3]) hat er so dreing'schaut, als wollt' er mi auffressen. Da war's mir, als hätt' er mich schon beim Cravattel. Laufpass hab' i g'nommen, dass i mehr als amol dem Boden a Busserl geben hab'. Imma is mir vorkomm', als wär't der Geist hinter mir. Aber umg'schaut hab' i mi nit aus Furcht, dass i das Vermante [4]) kriegen könnt'."

„Recht hast gethan, Klinkauf," lobte Hochwürden. „Lots Weib, die neugierig war und sich umgeschaut hat, ist zur Strafe sogar in einen Salzstock verwandelt worden."

„Die Juden müssen doch ein anderes Gewicht gehabt haben, als wir, denn bei uns wiegt ein Salzstock, und wenn's auch ein weiblicher ist, mehr als ein Loth."

„Herr Oberlehrer, ich glaub' nicht, dass Sie an erwiesenen Wahrheiten unserer Religion rütteln wollen," grollte der Seelsorger, der sich wieder vom Niesen etwas erholt hatte.

„Gott behüt'! Es war nur so ein ungereimtes G'stanzel."

„Gut, dass i heunt nit hinaus ins G'deih zu geh'n brauch'," sagte mit gewissem Behagen wohlverdienter Ruhe der alte Waldfuchs zum Oberhaupte des Ortes. „Bomben und Granaten — das wär' was heunt! Um an Fünfziger [5]) thät' is nit gern. Morgen is Dreikönig; folglich is heunt die Gömnacht,[6]) wo die Hexen ihren Sabbath haben und af Zaunstecken und Besenstielen in der Luft herumreiten. A der wilde Jager geht heunt uma mit den wilden Hund und hinta dem g'hetzten Wild drein, welches schnell wie der Blitz durch d' Luft saust. Und a die Geister derer, die im Jahr heuer sterben wern, soll ma seh'n. Das wärat so a Schreck, wenn i mi selber derseh'n möcht'. I möcht' schon am bloßen Schreck sterben und wenn ma a sunst nix

[1]) Schrotgewehr. [2]) Fuß. [3]) Hälfte. [4]) Vermant = Vermeinte kriegen heißt im Volksmunde so viel als auf irgend eine Art behext werden. [5]) Fünfziggulden-Staatsnote. [6]) Berchtanacht (Nacht vor Dreikönig, welche die Phantasie des Volkes mit den spukhaftesten Gestalten belebt.

Schalk, ein. „Aber mit den Katzen ist es anders. Ich hab' schon manchen Katzenjammer gehört, aus dem menschliches Weh herausklang."

„I hab' grad letzten Irtag [1]) welchen g'hört — bei mir selber!" platzte der Bürgermeister heraus.

Hochwürden aber war im besten Zuge und ließ sich nicht aus dem Concept bringen.

„Das Profane reicht nicht an das Heilige," fuhr er mit strafendem Seitenblicke fort. „Sagt nicht der englische Dichter: „Es gibt viele Dinge — Hatschi! — zwischen Himmel und Erde, — Hatschi! — Horatio, von denen sich eure Schulweisheit — Hatschi! — nichts träumen läſst! Das ist das rechte Wort — Hatschi! Hätt' er's nicht geschrieben, so hätt' ich's. — Hatschi!

„Blitzdoria Schwefelkies! Bin a alter Waldstrabanzer, [2]) glaub's aber selber so!" erlöste der ehrsame Zachäus Klinkauf den hochwürwürdigen Herrn, den eben die Prise in seinen Grundfesten erschütterte, im Augenblicke der eifrigsten Niesfunction. „Daſs i 's no amol sag: Im Münzer'schen G'deih bin i ferten [3]) g'standen, z'wegenst den Holzdieben, den Sakramentern."

„Wenn's du fluchst, können dir die Geister noch mehr anhaben — Hatschi!" unterbrach ihn der besorgte Seelenhirte.

„No, dann will i 's halt bleiben lassen, Fix Paraplü!" entgegnete der Alte und sprach weiter. „Wo bin i denn steh'n blieben? — Waß schon — im G'deih und bei den Holzdieben, den Sak — nix hab' i g'sagt! Der Mond hat hie und da durch die Bäum' geguckt, grad so viel, daſs ma zwischen den Stöcken a bisl g'seh'n hat. Schön, aber eisig kalt war's. Ka Lüftel hat sich g'regt. Mäuselstill, als ob alles Lebendige im Wald erstorben wär'. Von an Holzdieb nirgends a G'spur. I will also z' mein Lieblingsplatzerl gehn und mei Tschedra [4]) dort in Brand steck'n. Aber was sehen meine Aug'n. Beim Kranabetstock, [5]) wo i gern a bisl einnapfatzen [6]) thua, grad dort steht aner im Hemd."

„In so aner Kält'n?" fragte staunend das Gemeindeoberhaupt.

„Wie i g'sagt hab'. Das is eben das Wunderliche."

„Der muaſs aber a Hitz'n hom," wandte sich nun der Bürgermeister an den Pfarrer.

„Hatschi —!"

Eiskalt is mir's z'erst übern Buckel g'loffen und glei drauf brennhaſs. Fallt mir sofort ein, daſs jetzt die Rauchnächt sein, die zwölfe, von der Christnacht bis Dreikönige, und daſs zu der Zeit der Teuxel

[1]) Dienstag. [2]) Waldbummler. [3]) gestern. [4]) Pfeife, kleiner „Nasenwärmer". [5]) Wacholderstrauch. [6]) einschlummern, in Halbschlaf versinken.

„Was sonsten, Plunzer-Baltl!“ sagte der Brandner, indem er tüchtig Bescheid that. „Man [1]) schon, er hat Furcht vor G'spenstern heunt. Aber 's nutzt ihm ka Herrgott. Dafür is er ja Waldfux!“ — Der Plunzer-Baltl trank schnell aus und gieng.

Wie saß der Zachäus Klinkauf da! Als wär' ein Blitz vor ihm in die Erde gefahren. Verzweiflungsvoll blickten seine Augen, als wäre schon die ganze wilde Jagd hinter ihm, als sehe er sich selbst als Geist entgegenkommen oder als sei er zum Präses des Hexensabbaths bestellt worden.

„Da hast's!“ raunte ihm der Bürgermeister zu.

„Das Unglück schreitet schnell,“ citierte der Oberlehrer.

„Nach christkatholischem Glauben sind heute die Geister nicht losgelassen,“ tröstete der Pfarrer.

„Fixwix, Blitzdoria, Bomben, Granaten und Schwefelkies — Fuchsloch!“ brach endlich der Betroffene aus. „I geh' nit und i geh' nit! Wer kann von mir verlangen, dass i heunt, in der Gömnacht, ins G'deih gieng? Ka g'scheiter Mensch!“

„Jeder G'scheite kann verlangen und nur einer, der nicht gescheit ist, kann sich vor nichts und wieder nichts fürchten. Ich als Pfarrer des Ortes und aller Wälder, Felder und Geister, die dazu gehören, sag' Euch noch einmal: Nichts ist los heute, als höchstens einige Katzen zum Mäusefangen. Von gestern glaub' ich's, aber heut'! — Einem heidnischen Glauben zulieb läßt der Herrgott justament nicht die Geister los.“

„Früher habt's mir glaubt, Hochwürden, und jetzt nit. Lei' weil i g'sagt hab', es is die Gömnacht heunt. Hätt' is nit g'sagt, hätt's mir jetzt a no glaubt.“

„Waldhüter, Waldhüter, frevle nicht. Gestern war ein Tag, wie Gott ihn gegeben hat. Heut' ist aber ein Tag des Bösen, wo der alte Unglaube spukt. Dem Gläubigen kann er nichts anhaben.“

So der Pfarrer zur Entgegnung.

„Wir haben heute unsere Geister wohl verwahrt, sei es unter der Schädeldecke, sei es im Gläschen, sei es im Wald. Nichts ist los, gar nichts, Waldzitterer,“ sagte der Vertreter der Ober-Pädagogik mit seinem eigenthümlichen Schmunzeln.

„Gehst Du nit, so entlasst Di der Münzer no af die alten Tag',“ sprach wieder weniger troststreich und gar nicht humorvoll der Gemeindevorstand mit schnell aufgesteckter würdevoller Amtsmiene. „Er lasst nit G'spass treiben mit sich, wenn ihm die Holzdieb die Bamer der Reih' nach stehl'n. Kommt da amal der Gaurer-Hies, der junge Bursch, zu ihm und tragt si als Waldhüter an. Er könnt ihn nehmen, der

[1]) meine, denke.

fehlat. Müaßts aber nit glaub'n, dass i a Hasenfuaß sei. I glab' nit viel an Geister und fürcht' mi nit vor ihnen; aber an g'wisse Geister glaub' i schon, an g'wisse."

Ob der letzten Bemerkung lächelte der Oberlehrer, der das Gespräch mit Aufmerksamkeit verfolgt hatte, etwas spöttisch. War es doch vom Klinkauf-Zacherl weithin bekannt, dass er schon Todesangst bekam, wenn er den Ruf einer Todtenuhr [1]) vernahm, kurz, dass er tief im Banne des Gespensterglaubens stak.

„Ja, ja, in der Gömnacht möcht' i nit Waldfux [2]) sein und wenn i den nächsten Tag a Hofrath dafür wurat!" meinte der Bürgermeister.

„Trennet, meine Geliebten, als gute Christen Heidenthum und Christenthum, Glauben und Aberglauben," belehrte Hochwürden, indem er überlegen bald auf die eine, bald auf die andere Seite blickte. „Gömnacht, Hexen, wilde Jagd und Todtengesichter zu dieser Zeit alles Vorspiegelungen des bösen Erzschelms in krankhaft erregbaren Gehirnen. Da lass ich mir den Kolmoni-Segen gefallen! Der wirkt dagegen und verscheucht selbst christliche Geister, die uns erschrecken könnten."

„Lass mir mei Ansicht nit nehmen, Hochwürden, obwohl Ihr auf Geister studiert seid's und i nit. Prost Rehkrikeln und Hasenlauf! Bin im Wald alt worden und kenn' sein Zauber. In Feichten [3]) und Tannen, in Erchen [4]) und Eichen rauspelts [5]) oft, dass es mir gar seltsam z'muth' wird. Da plauschen Geister, die im Grab ka Ruah finden, untereinand. Waß nit, sans heidnische oder christliche. I denk, 's san beide Gattungen."

Wahrscheinlich hätte der Alte noch Weiteres ausgekramt und Gereimtes und Ungereimtes an den Mann zu bringen gesucht. Aber der Discurs wurde durch einen Mann unterbrochen, der in bescheidener Entfernung vom Herrentisch Platz nahm.

„An Frack!" [6]) waren seine ersten Worte. Als er den gewünschten Fusel hatte, grüßte er herüber und sprach: „Und Enk, Waldhüter, hab' i vom Münzer etwas ausz'richten. Grüßen lasst er Enk und sagen, dass Ös no heunt ins G'deih geh'n müaßt's. 's ist zwögenst den Holzdieben. Sie hom letzte Nacht sechs Bam g'schlag'n und fortg'schafft. Aber nit vergessen därft's. Sonst kriegs am End no i vom Herrn. — Das is alles. G'sogt hab' is!"

„Soll der alte Wald-Zacherl wirkli no ins G'deih zökern, [7]) Brandner-Hans?" fragte den Ankömmling ein Bursch mit listigem Gesicht am gleichen Tisch, ihm sein Gläschen zum „Zutrinken" aufwartend.

---

[1]) Das Käuzlein wird wegen seines kläglichen Rufes vom Volke als „Todtenuhr" bezeichnet. [3]) Waldfuchs, Weidmann. [3]) Fichten. [4]) Erlen. [5]) raspelt. [6]) Gläschen Schnaps. [7]) gehen.

sich do erschrecken und i bleib' Waldwart und nit der Gaurer-Hies, der Sakramenter. Wixfix — Eidaxeln! Wenn i nur heunt die Cholara kriegen könnt', ohne z' sterben, oder z'Haus im Bett als a Scheintodter liegen möcht', der morgen wieder lebendi wird."

Letztere sehnsuchtsvolle Worte brummte er schon in der Subcontra-Octave seines Stimmregisters, so dass sein Phylax ihn bewunderungsvoll mit seinen verschlafenen Augen anblinzelte. Dann trollte er sich von dannen, hadernd mit einer Weltordnung, die ihn in der Gömnacht in den gruseligen Wald hinauspeitschte.

* * *

Wunderherrlich war die Winternacht.

Gleich Stalaktiten hiengen lange Eiszapfen von den Traufen der Häuser, schimmernd im fahlen Mondlichte. Schneidend kalt, aber krystallklar war die Luft und in blauer Höhe funkelten gleich Ämplein die zahllosen Sterne, deren Glanz sich zitternd zur Erde stahl. Dürr und kahl standen, gleichsam in stummer Trauer um sonnige Tage und unter drückender Schneelast seufzend, die Obstbäume wie schläfrige Nachtwächter. Selbst der Häuser treue Hüter, braune, wachsame Zottelhunde, verkrochen sich vor dem Grimm des Winters heute missmuthig im Stroh ihrer Kotter und von der Ferne klang das Drehen eines Mühlrades, über das sich schäumend in wunderbaren Perlen und Flutensträngen das Wasser des Dorfbaches ergoss, wie Ächzen und Keuchen eines ermüdeten Titanen, dessen Kraft die langjährige, gewaltige Arbeit zu erschöpfen droht. Durch die kleinen, mit Eisblumen kreuz und quer durchrankten Guckfensterlein sah man wohl hie und da das matte Leuchten von Öllämplein, die — ungleich nichtiger als die ewigen Lichtlein am Himmelsgewölbe — melancholisch vor einem „Haussegen", vor einem Kreuzlein oder Heiligenbilde ihr Dasein fristeten. Bei jedem Schritt der stumm neben einander schreitenden Männer knirschte und klirrte es unter ihren in breiten Stiefeln steckenden Füßen, als würden sie tausend feine Glasscherben zertreten. Der Hauch gefror vor dem Munde und an den Bärten der Beiden hiengen im Nu feine Eiszapfen als frische Winterzier. Auch auf ihre Mützen, auf das ganze Gewand legte sich ein weißer, flirrender Überzug, so dass sie wandelnden Eismännern nicht ungleich sahen. Fester hüllten sie sich in ihre mit Hasenbalg gefütterten Winterjoppen und schüttelten sich ein ums anderemal mit schmetterndem „Brrr" vor Frost wie übergossene Pudel, der Heger Zacherl vor allem. War's doch, als ob ihn nebstdem noch Fieberschauer vom bevorstehenden Ungeheuerlichen durchbeben würden.

Münzer, wenn Du thust, was Du willst, und nit thust, was er will." Das gab Bedenken beim Klinkauf-Zacherl.

„Wenn i aber nimmer komm', wenn mi der Schreck tödtet, wenn i was dersieh?"

„Läßt er Dir eine Mess zahlen in Anbetracht der langjährigen Dienste, und der Messner wird Orgelschlagen dabei."

„Habt's leicht reden und spotten, Herr Oberlehrer. Wärt's aber nur an meiner Stell'!"

„So gieng ich! Was ist auch dabei? Aber damit Du siehst, dass ich mich nicht fürcht', geh' ich mit Dir, wenn's Dir angenehm ist. Ich trag' Gelüste, dieses Gespenst auch einmal zu sehen, so recht in der Nähe."

„Ist's Ernst, Herr Oberlehrer?" rief etwas ermuthigter des Waldfuchs, in dessen Gemüth der Hoffnungsstrahl fiel, dass sich die Gespenster vielleicht doch scheuen würden, vor zwei Paar Augen in ihrer ganzen Nacktheit zu erscheinen.

„Hab's gesagt und soll's dabei bleiben, Waldheger. Vielleicht läßt auch so ein Geist ein paar Wörtlein mit sich reden, wenn auch vielleicht nur über die Wiedergeburt gepökelter Häringe. Freuen würde es mich!"

Jetzt stand der Alte vom Walde mit jähem Ruck auf. Seine Bedenken waren noch lange nicht beseitigt — beileibe nicht — sein Respect vor männlichen, weiblichen und vierbeinigen Gespenstern unvermindert geblieben durch alle ernsten und boshaften Vorstellungen. Doch was half's! Wenn der Gaurer-Hies Waldhüter geworden wäre an seiner Stelle, er hätte sich zu Tod gegrämt. Da schien's ihm doch vortheilhafter, sich in das Unabwendbare mit einem Anstrich von Courage zu fügen. So schnallte er sich denn seinen blumengeschmückten Leibgurt fester um die Mitte, versteckte seine Armensündermiene im Schatten des breitkrempigen Filzes und trank den Weinrest als Wegzehrung in wirbelndem Sturze aus. Den rostigen Schießprügel langte er von der Wand und erklärte sich im tiefsten Bass wanderfertig.

Schon stand er mit seinem Begleiter unter der Thüre. Da hatte er noch ein Anliegen.

„I geh' — i geh' dem Spuken entgegen! Flinten und Kanonen nützen nix, Furlaudon! Aber unbewaffnet geh' i doch nit. Mein Kolomonisegen [1]) hol i. Is eh nit weit zu meiner Kalupen. [2]) Waß zwar nit, ob er heunt was nutzt, wo die heidnischen und nit die christlichen Geister los sein. Aber schaden thut er af kan Fall. Die Gömen könnten

[1]) Als „Kolomonisegen" bezeichnet das Volk der Alpen meist ein ehrwürdig speckiges Gebetbuch mit Gebeten, die häufig an Todtenbetten, aber auch zur Verscheuchung böser Geister, für das Gedeihen der Feldfrüchte, bei Taufen und Heiraten, kurz bei allen wichtigen Anlässen gebetet werden. [2]) Häuschen, baufällige Hütte.

den eigenen Athem für den Rauch eines inneren unnatürlichen Feuers, das ihn heut verzehrte, zu halten.

Bald aber sollte des Bösen mehr kommen. Wehmüthig und schauerlich, kläglich und ergreifend, bekannt und doch wieder nicht, zitterte ein Ton durch die Luft — und wieder einer und nochmals, in kleinen Pausen immer wiederkehrend. Es war in der Nähe des spukhaften Ortes.

Bebend wie Espenlaub war der Zacherl zusammengefahren und am liebsten hätte er gleich Reißaus genommen, wenn ihn der Oberlehrer nicht noch rechtzeitig an der Joppe erwischt und festgehalten hätte. So zerrte er ihn denn weiter, immer weiter, unbeirrt durch das stets näher klingende Gewinsel — und dort war auch schon der Kranabetstock.

„O Vogeldunst — Gurkensolot!“ unterdrückte der Heger einen gewaltsam zur Kehle steigenden Kraftfluch. „Jetz’ is aus, jetz’ is aus — er holt mi’!“

Er meinte den Geist des Grabner-Toni, der beim Wildern erschossen worden war.

Und wirklich — was stand dort, in weiße Locken gehüllt, beim Wacholderstrauch? Dorther kamen die räthselhaften Klagetöne, dort stand eine räthselhafte Gestalt, in ihren unbestimmten Umrissen vom fahlen Mondlicht umspielt, der sich durch Lucken in der Wipfeldecke stahl.

„Er holt mi!“ wiederholte nochmals grabestief unser Zacherl recht sterbenstraurig.

„Noch nicht, Alter, noch lang’ nicht!“ tröstete der unerschrockene Schulmann. „Erst wollen wir uns diesen Geist einmal in der Nähe betrachten.“

„Um Himmelswill’n nit! In der Gömnacht geht’s glei’ ans Leb’n!“ ängstigte sich der Hasenfuß noch mehr.

„Ebenso wenig, als Du Courage hast. Blick’ auf! Gib mir unverzagt deinen Schießprügel, ich möchte einmal sehen, ob dieses überirdische Wesen eine kleine Oculation durch den Gewehrlauf vertragen kann.“

Und ohne erlaubende Antwort abzuwarten, nahm er gleich das gewünschte Mordinstrument von der Schulter des geknickten Jammermenschen, der, um jede Verantwortung des Greuels von sich abzuwehren, schnell seinen „Kolomonisegen“ aus der Tasche zog und, obwohl er keinen Buchstaben in dem unheimlichen Zwielichte sah, eifrigst zu beten, zu bitten, zu beschwören bemüht schien.

Der Schulmeister legte an — der Körper rührte sich nicht.

„Steh’! Rede oder ich schieße!“

Winterwald, gehüllt in Schweigen und Schatten, durchhaucht von Schauern nahender Mitternacht — wie wundersam bist du! Aus deinem Schatten schafft die freiwaltende Gestaltungskraft des Menschengeistes fabelhafte Gebilde, aus deinem Schweigen mysteriöse Offenbarung höherer Gewalten. Sprechend ist dein Schweigen, durchschimmert von ehrwürdiger Kunde dein Schatten.

Wie Recken grauer Vorzeit stehen deine Eichen, wie tiefergraute Greise deine weißbärtigen Birken. Und deine hochgipfeligen Fichten und Tannen strecken hoffnungsgrün ihre Zweige aus, das junge Niederholz, die Gnomen des Waldes, vorsorglich schirmend. Wie Flüstern und Seufzen geht es durch deine Kronen — Blätter und Nadeln, vom sanften Nachtwinde bewegt, halten geheimnisvoll Zwiesprache über ferne Zeit und über entschwundene Lenzesherrlichkeit. Ja, wer ihr Raunen deuten könnte: Vieles wüsste er der nüchternen Welt zu verkünden.

Vom Schnee niedergebeugt, knackt ein Ast. Aufgeschrecktes Wild huscht einem anderen geborgenen Schlupfwinkel zu. Dort wiegt es sich in leichten Schlummer, wie es die Vorsicht gebeut. Dann wieder Kirchenstille wie in einem gewaltigen Dome. Durch das Gezweige stiehlt sich in silbernen Bündeln das keusche Mondlicht längs der graubraunen Säulen der hochragenden Stämme zum weißen Marmorboden der Schneefläche, die nur an einigen geschützten Stellen vom Grün der Moose unterbrochen wird. Es ist so feierlich und so geisterhaft, so kalt und so schattendüster hier heraußen in der Waldeinsamkeit um Mitternacht.

Diesen Eindrücken konnten sich auch die zwei späten Wanderer nicht entziehen, als sie ins Revier kamen. Noch immer schüttelte sich der Heger und brummte etwas Unverständliches vor sich hin; noch immer schritt der Gefährte an seiner Seite, der furchtlose Oberlehrer, tapfer aus. In zwölf tiefen Schlägen trug der Wind die Kunde der Tageswende an ihr geschärftes Ohr. Es war Geisterstunde, und dazu noch in der Gömnacht. Deshalb bekreuzte sich nach frommem Brauch der Zacherl schnell dreimal und sah sich fortan behutsam auf Schritt und Tritt um, damit ihn kein Geist rücklings fassen könne. Nicht ferne war mehr die Stelle, wo sich das verdächtige Wesen gezeigt hatte.

Da der Schnee ziemlich tief lag und von einem Wege keine Spur war, mussten die Männer tüchtig waten. Doch auch das hatte sein Gutes. Durch die Anstrengung geriethen sie ordentlich in Hitze und keuchten, je öfter sie die Beine aus dem knirschenden Weiß zogen, wie überbürdete Locomotiven. Ihr Hauch nahm, wenn sie auf offene Waldesstellen kamen, im magischen Mondlichte recht seltsame Gestaltungen an. Fast dass sich der Alte nicht nur vor Lichtelben oder gar vor Unholden und Truden, sondern vor sich selbst gefürchtet hätte und geneigt war,

wollte wetten, daſs ſie es auch heute thun. Doch ſie ſollen ſich des Schnippchens nicht ungeſtört freuen. Wartet Halunken — auch ihr ſollt es ſehen, daſs heute Gömnacht iſt und euch die Unholde ins Genick kommen können!“

„Was wollt's denn moch'n Herr Schulmaſta?“ rumpelte wieder der Schuſterbaſs des Waldhegers aus der Tiefe des Bruſtkaſtens.

„Gleiches mit Gleichem vergelten!“ war die lakoniſche Antwort.

* * *

Wie ſich die Holzdiebe, unter denen wir vorauf unſeren kurzen Bekannten vom Geſpräch mit dem Brandner-Hans, den Plunzer-Baltl, bemerken, heut' freuten, den „Waldfuchs“ wieder einmal hinter das Licht geführt zu haben. Mitternacht war ſchon vorüber. Sie hielten ſich nun für vollkommen ſicher und fällten hurtig einige prächtige Tannen. Dumpf klangen die Schläge in den Wald. Unverdroſſen arbeiteten die nächtlichen Geſellen und es wurde ihnen ſicher bei ihrem eiligen Thun nicht kalt. Daneben fanden ſie aber noch immer Zeit zu manch einem Plauſchwort.

„Zan Ob'r-Auſſeha [1]) müaſſens den Zacherl af's Johr moch'n, denn v'rdiena thuat er's!“ ſagte juſt der Baltl. „Hött's nur ſeg'n ſoll'n, wia's ihn g'beutelt [2]) hat, weil 'r hot auſſa müaſs'n! Hätt' ihn der Teuxel on der Noſ'n g'packt, hött's a nit viel ärgr ſein könna.“

„Er gla'bt z'viel, der Zacherl,“ entgegnete ein Nebenmann, im „Abzirkeln“ fremden Gutes dabei fortfahrend. „Ob'r a biſsl on 'wos gla'ben thua i a.“

„Jo, heunt erſcht b'ſunders, zwögeſt'n der Gömnacht!“ meinte ein dritter.

„No, wenn ma ka b'ſunders ſchlecht's G'wiſſen hot, geht's ſcho' on!“ beruhigte der Baltl. „Und wir hom's nit, denn an Reich'n a biſsl a Holz wegz'nehma, werd nit z' den ſchwarſten Sünd'n g'hörn!“

„Ob'r ſo anfoch is die G'ſchicht' do nit. Stehl'n thua ma und do konn uns a Geiſt ſcho' wos onhom!“ ſprach wieder der, der vor dem Baltl geſprochen hatte.

„Heunt ſull'n die Geiſta uma ſog'n geh'n, wer im Johr ſtirbt,“ ſprach geheimnisvoll ein noch blutjunger Holzdieb.

„Und wos ma z'thuan oder nit z'thuan hat. Und wonn ma nit folgt —“

„So ſtirbt man ohne Gnade, Erdengewürm!“ Eine Stimme rief's, die den Miſſethätern durch Mark und Bein gieng. Dumpf und

[1]) Oberaufſeher. [2]) geſchüttelt.

Keine Antwort als wieder der gleiche seltsame Laut. Kopfschüttelnd setzte der Zielende wieder ab. Machte sich bei ihm die Überzeugung geltend, dass ihm ein Schuss keine Überraschung gebracht hätte? Und er mochte wohl so nebstbei einen Gedanken hegen, mit dem sich der Knalleffect nicht vertragen möchte. — Noch immer rührte sich der gespenstige Gegenstand nicht. Behutsam gieng der Furchtlose, unbeirrt durch den Klagesermon seines Gefährten, der sich schaudernd abwandte, daher näher hinzu, die Büchse in Anschlag. Jetzt war er dabei. — Ein Rütteln — ein Pfauchen und Heulen — und der Oberlehrer brach in ein schallendes Gelächter aus.

Ganz unheimlich klang dieser plötzliche Heiterkeitsausbruch im Wiederhall des Hages. Dem Waldwächter wurde es noch unheimlicher zumuthe als schon ohnehin, denn er hegte nun lebhafte Befürchtungen für den gesunden Verstand seines Begleiters oder noch schlimmer; er wähnte ihn von einem schalkhaften Unhold besessen. Scheu trat er einige Schritte dem Kranabetstrauch näher.

„Zacherl, Zacherl, komm' nur herbei und wisch deine alten Augen ordentlich aus, um nicht noch einmal in die Quere zu schauen. Gefoppt hat's dich ohnehin gehörig!"

„Wos, wos — mi g'foppt?" brummte jener wieder im Subcontra.

„Und das noch in seltenem Maße! Beschau' dir nur einmal so recht dein Gespenst, den erdenwandelnden Geist des Grabner-Toni!" In komisch-ernstem Tone sagte er letzteres und strich ein Zündholz an. „Eine ganz erbärmliche Vogelscheuche ist's, die wohl schon längere Zeit in irgend einem Kohlacker oder Hirsefeld die Spatzen oder anderes gefiedertes Raubgesindel geschreckt hat und der man zum Überfluss nun auch noch ein zerlumptes Hemd umgehängt hat, um sie respecteinflößender erscheinen zu lassen."

„Aber die Geisterstimm'? Dös hobt's jo g'rod so guat g'hört wia i, Höllriegelsakrament!"

Und nun lachte der Schalk der Schulstube erst recht.

„War nichts als die nächtliche Serenade einer Katze, die man in einem Säckchen — seht's hier — inmitten der Figur aufgehängt, um den Spuk der Gömnacht recht gruselig zu machen."

Was für ein langes Gesicht der Zacherl machte!

„Und worum dos olls, worum?" stotterte er, indem er den „Kolomoniseg'n" zuklappte.

„Liegt auf der Hand! Während Euch dieser Popanz in die Flucht schlug, konnten die Holzdiebe ungestört stehlen und wegräumen aus dem Münzer'schen Gedeih, mein Freundchen! Während Euch der Angstschweiß auf der Stirne stand, lachten sich jene wohlgemuth ins Fäustchen. Ich

spuken auf dieser irrigen Welt? So 'was ist aber auch nur in der Gömnacht möglich!"

Wie der Schalk, der Oberlehrer, schmunzelte!

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Unser Zachäus Klinkauf hatte seit dieser Zeit einen niedlichen Kater. Er nannte ihn G'spenst.

Alpenglühen.

Es flüstert schon der Abendwind
Mit traulichem Gekose,
Der Falter schmiegt zum Schlummer leis
Sich an die Alpenrose.
Es sinkt der stolze Sonnenball
Verschleiert tief zum Meere,
Und feierlich steht Wall an Wall
Der Firnenkranz, der hehre.

Der Wind treibt auf dem grünen See
Die Wellen leis zum Strande,
Und düster schwebt die Dämmerung
Herauf vom tiefen Lande.
Sie steigt hinan zur steilen Wand,
Dran kühn der Adler hauset,
Sie schmiegt sich um das Silberband,
Draus frisch ein Quell erbrauset.

Da, auf der Jungfrau reiner Stirn,
Welch unermesslich Glühen,
In himmlisch prächt'gem Flammenschein
Die Wangen ihr erblühen!
Der Mantel, erst so eisig starr,
Von Flammen übergossen;
Er hält so leuchtend, licht und klar
Den Riesenleib umschlossen.

Und aus der tiefen Felsenbrust
Der mächtigen Heroen,
Die rings umher im Kreise stehn
Ein allgewaltig Lohen!
Allwärts ein strahlend Feuermeer,
Geschürt von Geisterhänden;
Vom grünen Hang zum Firn ringsher
Ein Glühen, Gleißen, Blenden!

Es hält der Wind den Athem an,
Sein Rauschen darf nicht stören,
Im Grün kein Zirpen und im Busch
Kein Vogellaut zu hören.
O selig, solche Pracht zu schaun,
In Andacht tief versunken!
O süßes, wunderbares Graun!
O Herz, so wonnetrunken! —

Im Äther blinkt ein heller Stern,
Da sinken all die Gluten
Tief in der Berge hehre Brust,
Drin fort und fort sie fluten.
Da stürmt's und pocht's in heil'gem Wehn
Tief unter Schnee und Eise;
Da flammt es heiß und ungesehn
Dem Vaterland zum Preise.

Rd. Gachnang.

Anzengruber und sein erster Wurzelsepp.

Die „Wiener Zeitungen" wussten in den breitangelegten Nachrufen, die sie dem vor kurzem verstorbenen Schauspieler Albin Swoboda widmen, viel Rühmliches von den Verdiensten des hochbegabten Bühnenkünstlers um den Dichter Anzengruber zu erzählen. Er habe den ersten Wurzelsepp, er habe diese bittere Gestalt, die in ätzender Schadenfreude gebeizt ist, die alle Heiligen von sich weist, bis auf die heilige eigene Mutter, er habe diesen so seltsamen und doch so natürlichen Charakter mit der ganzen seltsamen Natürlichkeit, wie der Dichter es wollte, auf

doch so eindringlich war sie und sie gehörte einem Wesen an, das sich unbemerkt genähert und genau das Aussehen — der als Schreckgespenst für Zacherl verwendeten Vogelscheuche hatte. Selbst der zerlumpte Hut am Haupte, der Haselstock in der Hand, das Lumpenhemd als Überwurf fehlten nicht.

Und die Stimme fuhr fort: „Mit Übernatürlichem habt Ihr Spott getrieben und es sogar als Deckmantel für Euer sündiges Treiben benützt. Nicht wundern kann es Euch daher, wenn Euch die Strafe im Gewande Eures Frevelspiels erreicht. Sterben sollt ihr, Schänder der Menschheit!"

„Gnod', Herrgott — Gnod'!" heulte der Valtl, der gleich den anderen in die Knie gesunken war.

„Gnod' — Gnad'!" stimmten die anderen ein. „Nit sterben!"

„I hob' zehn Kinda!"

„Mei Wab [1]) is kronk und giengat ohne mi z'grund!"

„I bin a ormer Keuschler und erst dös Jahr schuldenfra wur'n!"

„Schweigt!" gebot die dürstere Stimme. „Hundertfachen Tod würdet Ihr verdient haben, weil Ihr in der Gömnacht den Zorn mächtiger Geister heraufbeschworen! Doch Gnade für diesmal, so Ihr für immer ablaßt vom Unrecht und noch heute das Holz, so Ihr geschlägert habt, zur Gartenpforte seines rechtmäßigen Besitzers trägt und dort sodann dreimal laut ausruft: Ebana — Ebana — Ebana! Wer nicht handelt nach Geheiß, stirbt in diesem Jahre noch. Lebt — der — Reue!"

Mit den letzten, den am dumpfsten mit Weltgerichtsposaunen versehenen Worten verlor sich die Erscheinung wieder im Dunkel des Mitternachtswaldes.

„Ebana!" war das erste Wörtlein, das der zermalmte Plunzer-Valtl wieder fand.

„Ebana — Ebana!" murmelten auch die anderen schaudernd vor sich hin.

* * *

Der Münzer machte Augen, als er am nächsten Tage zwölf Tannenbäume vor seiner Gartenpforte fand!

„Das war heut' eine Nacht!" sagte er zum Oberlehrer, der gerade vorbeigieng. „Habt Ihr es schon erlebt, daß Holzdiebe nächtlicherweile Holz schlägern und dann an das Haus des Eigenthümers tragen? Und es war so um Zwei herum, da weckte mich aus dem besten Schlummer ein Ruf, und wieder einer und noch einer — so ähnlich wie „Thebaner". Sollte etwa gar noch Epaminondas oder Pelopidas

[1]) Weib.

an ihm beobachtet hatte, auf mich zu mit dem Ruf: „Deutschland hat einen neuen großen Dichter, einen Dichter ersten Ranges!" Und nun erzählte er von dem überraschenden Erfolge der Première des dunklen Unbekannten, des angeblichen Herrn Gruber, und schloss seinen fliegenden Bericht wieder mit dem Jubelruf: „Jawohl, Deutschland hat einen neuen großen Dichter und jetzt setze ich mich an meinen Schreibtisch und verkünde das den Lesern der Presse." Nun hatte ich zwar in zwei Sachen unbedingtes Vertrauen auf das kritische Urtheil meines gewissenhaften Collegen, nämlich, wenn es sich um die Würdigung einer Flasche alten Rheinweines, oder einer als sensationell ausgeschrieenen Erscheinung auf dem literarischen Novitäten-Bazar handelte. Isleib hatte daheim in Thüringen im Laboratorium eines verwandten Apothekers, der ein nährsames Geschäft mit der Erzeugung und dem Versand von Maiwein-Essenz und Weinveredlungs-Ingredienzen betrieb, sich berufsmäßig zum perfecten Weinverkoster ausgebildet, und er sprach von dem Bändchen seiner Eigenbaugedichte nur mit überzeugungsvoller Missachtung. Aber, das war denn doch ein ganz eigen Ding, am nächsten Morgen, in aller Gottesfrüh, die Entdeckung in die Welt hineinzuposaunen, für Goethe, Schiller und Grillparzer sei ein ebenbürdiger Nachfolger erstanden. Der erste, der einmalige Eindruck kann täuschen; besonders bei einer so meisterhaften Aufführung, wie die der Première des Pfarrer von Kirchfeld gewesen. Ich fragte Isleib, was im Recensentenkräzel gesagt worden. „O, die — erwiderte er — die trauen sich selber vorderhand keine Meinung zu, über einen Autor, der noch gar geaicht ist. Sie werden den außergewöhnlichen Erfolg constatieren, zu verstehen geben, dass derselbe zum guten Theil der phänomenalen Darstellung des Wurzelsepp durch Swoboda zuzuschreiben sei, im übrigen eine eingehende Würdigung des Stückes für später vorbehalten bleibe. So geschah es auch und alsbald verdichtete sich die heute wieder ausgegebene Legende von Swobodas Verdienst als „Mitbegründer des Ruhmes unseres heimischen Dialectclassikers" und man schreibt jetzt, „Swoboda habe den Wurzelsepp mit der ganzen seltsamen Natürlichkeit, wie der Dichter es wollte, auf die Bühne gebracht."

Diese Meinung theilte der Dichter nun gerade nicht. Ich war einmal Ohren-, Augen- und Thatzeuge, wie Anzengruber, als der Wein ihm die Zunge gelöst, seinem Tischgenossen Swoboda mit feuriger Beredsamkeit auseinander setzte, er habe eigentlich mit seiner vielgepriesenen Darstellung des Wurzelsepp einen argen Fehlgriff gemacht. Der verwöhnte Mime war von der auf ihn niederprasselnden Kritik des Dichters so niedergeschmettert, dass Thränenbäche seinen Augen entströmten. Dieser kleinen Tragikomödie war ein langer, festfreudiger Commers vorangegangen, wie solche damals die „Concordia" bei einem für die Wiener

die Bühne gebracht und damit sei Swoboda mit zum Begründer des Ruhmes unseres heimischen Dialectclassikers geworden.

Wer sich noch an den ersten, gewaltig durchschlagenden Bühnenerfolg Anzengrubers erinnert, wer die Première des Pfarrers von Kirchfeld im Theater an der Wien miterlebt, wird, wenn er auch heimgegangen ist, von derselben mit der freudigen Überzeugung, ein neuer Dichter sei uns Deutschen erstanden, dieser Anerkennung Swobodas gerne beipflichten. In der That werde das Publicum und dessen Leibkritiker, welche in den großen Zeitungen das theatralische Nachtrichteramt besorgten, durch Swobodas Wurzelsepp für den wunderlichen Poeten gewonnen, der, wie man am ersten Tag nach der ersten Aufführung in den journalistischen Klatschkaffees von „Wissenden" versichern hörte, weiter nichts, als Tagschreiber bei der Polizeidirection sei, also ganz und gar nicht zur literarischen Zunft gehörte. So ganz und gar nicht, dass Anzengruber es nicht versucht hatte, sich irgend einer in der Clique einflussreichen „Feder" vorzustellen. Diese großen Hansen der Kritik haben denn auch an jenem in der Geschichte des Deutschen Theaters ewig denkwürdigen 5. November des Heils-Jahres 1870 ihre Recensentenpflicht bei der Première „an der Wien" irgend einem redactionellen Substituten zugeschoben mit dem Auftrage, im Guten, wie im Bösen geziemend vorsichtig zu sein und damit einer eventuell doch nothwendig werdenden ausführlicheren Besprechung nicht vorzugreifen. Bei uns, in der Redaction der „Presse", schwänzte Oppenheim seine abendlichen Berichterstatterstunden und vermochte Isleib, als Supplent, zu der „Gruber"-schen Novität zu gehen. Ich hatte schweren Kriegsdienst. An der Loire rauften die Baiern unter von der Tann schon seit einigen Tagen mit dem vom neuen Kriegsdictator der Republik, Leon Gambetta, frisch aufgepulverten Franzosen; Orleans hatten die „blauen Teufel" bereits wieder räumen müssen. Näheres über diesen ersten ernstlicheren Misserfolg der Deutschen erwartete man mit ängstlicher Spannung von den Nachtdepeschen. Der Morsé-Apparat in meinem Vorzimmer blieb aber schweigsam, nur den Telegraphisten hörte ich in seinem bequemen Armstuhl schnarchen. Da fuhr unten in der Gärtnergasse ein Wagen vor; behenden Schrittes eilte jemand über die Treppe herauf und herein durch die Bureauzimmer in mein Eckgelass. Also ein mit dem Hausbrauch Vertrauter; gewiss der Freund, der auf nächtlichem Seitenweg uns schon so manche wichtige Kriegsnachricht gebracht — wenn die Deutschen gesiegt. Von der Tann hat also wieder kehrtum gemacht und die Rothhosen über die Loirebrücke von Orleans zurückgetrieben!

Es war aber ein anderer Siegesbote Isleib. Der sonst so gehäbig sanfte Lyriker stürzte in einer Aufregung, die ich bisher nur ein einzigmal, ein Vierteljahr früher, am Morgen der Capitulation von Sedan,

sich nicht spotten ließ, überkam das Gruseln; er zog seinen Mantel an und mich beiseite, erklärte, ihn habe es, wenn er nicht alsbald heimgehe, und doch müsse das Präsidium der „Concordia" bei den preisgekrönten Poeten ausharren, bis auch sie gute Nacht oder guten Morgen sagen. „Und die thun das noch sehr lange nicht. Du siehst ja, dass sie angefangen, den leichten rothen Mazner achtelweis zu trinken und statt der von uns gebotenen Havannahs Monopolstroh zu rauchen. Du musst ausharren, dafür bist du des Vereines Vicepräsident und von den Olympiern mit der Gabe begnadet, dir niemals einen Kater antrinken zu können. — Addio!" — Am besagten Nebentisch saßen unter anderen guten Gesellen Wilbrandt und Ferdinand Saar, ihnen gegenüber Anzengruber, die Arme übereinandergelegt und auf den Tischrand gestemmt, den Wodansbart über die Arme auf die Tischplatte herabgebreitet, die Augen in Streitlust funkelnd, die Schultern etwas eingezogen, in der angriffbereiten Defensivstellung eines tirolischen Robler, der vertuifelt gern die Stube räumen möchte. Ihm seitlich leerte Swoboda seine Achtelen. Mein Interesse nahmen alsbald die beiden dramatischen Rivalen vollauf in Anspruch. Wilbrandt hatte sich offenbar vorgenommen, an diesem Abend den ihm persönlich nicht näher bekannten Anzengruber zu studieren; der aber sträubte die Igelstacheln, so oft das Gegenüber ihm ein Hölzel warf. Einen grelleren Gegensatz konnte man sich auch kaum denken, als den zierlich eleganten, diplomatisch gewandten, in akademischer und universeller Bildung vollsatt getränkten Director von der Burg und dem urwüchsig knorrigen Autodidacten, dem in solcher Gesellschaft das Loch im Schulsack und der ungewohnte Frack unbequem wurde. Mit zäher Ausdauer setzte Stunde um Stunde Wilbrandt seine Belagerungsarbeit fort, schob seine Schützengräben vor und engte seinen Bruder in Apollo mehr und mehr ein; dabei brachte er zahllose kleine autobiographische Fragmente über Anzengrubers Entwicklungsgang aus dem schweigsamen Manne heraus. Alles scheinbar unabsichtlich und in der denkbarst höflichen, verbindlichen Form. Für uns paar Zeitungsschreiber das Muster eines Interview! Anzengrubern wollte es jedoch immer weniger behagen; das bereits drohende scharfe Ausfallgefecht wurde aber glücklich abgewendet durch Saars klugen Waffenstillstandsvorschlag, es sei jetzt fünf vorüber und Zeit, ins Kaffeehaus zu gehen.

Dort, beim Rebhendl, brachte Willbrandt das Gespräch auf das Verhältnis der dramatischen Dichter zu den Schauspielern, denen die ersteren denn doch so viel, mehr als manche eingestehen wollen, zu danken haben. Für einen neuen Mann, der zum erstenmal sein Werk über die weltbedeutenden Bretter gehen sehe, sei es eine große Schicksalsgunst, wenn die Hauptrollen seines Stückes von hervorragenden Künstlern „creiert" werden. Die niemals verwelkende Blüte des französischen

icht spotten ließ, überkam das Gruseln; er zog seinen Mantel an
nich beiseite, erklärte, ihn habe es, wenn er nicht alsbald heim=
und doch müsse das Präsidium der „Concordia“ bei den preis=
ten Poeten ausharren, bis auch sie gute Nacht oder guten Morgen
„Und die thun das noch sehr lange nicht. Du siehst ja, dass
gefangen, den leichten rothen Mazner achtelweis zu trinken und
ver von uns gebotenen Havannahs Monopolstroh zu rauchen. Du
ausharren, dafür bist du des Vereines Vicepräsident und von den
piern mit der Gabe begnadet, dir niemals einen Kater antrinken
nnen. — Addio!“ — Am besagten Nebentisch saßen unter anderen
Gesellen Wilbrandt und Ferdinand Saar, ihnen gegenüber Anzen=
, die Arme übereinandergelegt und auf den Tischrand gestemmt,
Bodansbart über die Arme auf die Tischplatte herabgebreitet, die
in Streitlust funkelnd, die Schultern etwas eingezogen, in der
fbereiten Defensivstellung eines tirolischen Robler, der vertuifelt
ie Stube räumen möchte. Ihm seitlich leerte Swoboda seine Achtelen.
Interesse nahmen alsbald die beiden dramatischen Rivalen vollauf in
uch. Wilbrandt hatte sich offenbar vorgenommen, an diesem Abend den
ersönlich nicht näher bekannten Anzengruber zu studieren; der aber
te die Igelstacheln, so oft das Gegenüber ihm ein Hölzel warf.
grelleren Gegensatz konnte man sich auch kaum denken, als den
eleganten, diplomatisch gewandten, in akademischer und universeller
ng vollsatt getränkten Director von der Burg und dem urwüchsig
gen Autodidacten, dem in solcher Gesellschaft das Loch im Schul=
nd der ungewohnte Frack unbequem wurde. Mit zäher Ausdauer
Stunde um Stunde Wilbrandt seine Belagerungsarbeit fort, schob
Schützengräben vor und engte seinen Bruder in Apollo mehr und
ein; dabei brachte er zahllose kleine autobiographische Fragmente
lnzengrubers Entwicklungsgang aus dem schweigsamen Manne heraus.
scheinbar unabsichtlich und in der denkbarst höflichen, verbindlichen
Für uns paar Zeitungsschreiber das Muster eines Interview!
grubern wollte es jedoch immer weniger behagen; das bereits
ide scharfe Ausfallgefecht wurde aber glücklich abgewendet durch
klugen Waffenstillstandsvorschlag, es sei jetzt fünf vorüber und
ins Kaffeehaus zu gehen.

Dort, beim Rebhendl, brachte Willbrandt das Gespräch auf das
ltnis der dramatischen Dichter zu den Schauspielern, denen die
n denn doch so viel, mehr als manche eingestehen wollen, zu danken
Für einen neuen Mann, der zum erstenmal sein Werk über die
deutenden Bretter gehen sehe, sei es eine große Schicksalsgunst,
die Hauptrollen seines Stückes von hervorragenden Künstlern
rt“ werden. Die niemals verwelkende Blüte des französischen

Journalisten- und Schriftstellergilde besonders ehrenvollen Anlasse zu veranstalten pflegte. Die drei Mitglieder des Vereines, Anzengruber, Nissel und Wilbrandt hatten im November 1878 zusammen den großen Schillerpreis erhalten. Das Richtercollegium vermochte nicht, sich nur für einen einzelnen der drei zu entscheiden; die Herren erachteten, eigentlich verdiene jeder der drei Wiener Dramatiker den ganzen vollen Preis, man habe aber leider nur einen zu vergeben; rühmlich sei es für jeden des Kleeblattes, vom literarischen Areopag deutscher Nation als gleichwertig mit zwei so bedeutenden Rivalen erklärt zu werden. Für die Theaterfreunde unserer Stadt, für jene Kreise derselben, in denen man literarisches Interesse hegt oder heuchelt, wurde dieses Verdict das Ereignis der Saison. Es sollen damals sogar wieder etliche Buchexemplare von Nissels „Agnes von Meran" gekauft worden sein! In der Concordia rüstete man, stolz auf die Auszeichnung der drei Verbandsgenossen, einen Festabend, noch glänzender, als jener zu Ehren Berthold Auerbachs gewesen. Die führenden Männer der gelehrten, der politischen und der Künstlerwelt unserer Metropole erschienen als Ehrengäste, um den Preisgekrönten auch ihren Glückwunsch auszusprechen; vom Männergesangsverein war unter Kremsers und Olschbauers Führung ein Doppelquartett gekommen „für die Tafelmusik." Nissel, der krank darniederlag, musste sich entschuldigen. Die beiden anderen vom Preiskleeblatt, Anzengruber und Wilbrandt, letzterer damals Director des Burgtheaters, saßen frisch und munter auf ihren Ehrenplätzen, guckten stolzvergnüglich in das Getriebe an den drei langen Tafelreihen, ließen mit ironischer Würde die obligate Lobrede von Seite des Concordia-Präsidenten Johannes Nordmann und manch anderen Lobspruch über sich ergehen und erwiderten sie geziemend. Wie stets bei solchem Anlasse, wurde, als die Uhr weiter vorrückte, die Gesellschaft mehr und mehr angeregt; die „Exkneipe" trat in ihr Recht und man hörte wiederum den und jenen geistreich und witzig improvisierten Trinkspruch. Den Vogel schoss da Professor Josef Baier, der Kunstgelehrte, ab mit seinem in Form und Inhalt meisterhaft ciselierten Toast auf den vierten hervorragenden Dichter Österreichs, dem der wohlverdiente Ehrenpreis nicht zuerkannt werden konnte, weil er eben kein Dramatiker sei, auf den parnassischen Wahlbruder Anzengrubers, auf Peter Rosegger. Meinem Tischnachbar zur Seite, dem Unterrichtsminister Dr. Stremayer, griff Baier an sein steirisch Herz und die Excellenz machte einen weiten Umweg durch den Saal, um dem Sprecher im Namen derer aus der grünen Mark warm zu danken.

Auch an so schönen, erquicklichen Abenden wird es spät nach Mitternacht. Die meisten Festgenossen verabschiedeten sich, nur ein sitzzähes Häuflein richtete sich an einem Seitentisch gemüthlich ein. Dem Freunde Nordmann, der sonst doch auch bei einem soliden Überkneipen

Österreichs größter Schweiger.

oltke, der große Feldherr und der große Schweiger, hatte einen
Gegner, der ihm nicht an Feldherrntalent, wohl aber an Schweigen
überlegen war. Als sie sich bei Königgrätz gegenüberstanden, ließen
nur die Kanonen sprechen, da gab es weiter nichts zu sagen. Später
es viel zu sagen gegeben, besonders für Benedek — allein er schwieg —
in diesem Schweigen bestand sein großes Heldenthum.

Ludwig von Benedek, der in Galizien und Italien aus mancher
cht siegreich hervorgieng, wurde im Jahre 1866, als in Öster-
Noth an Mann war, beordert, die Führung der Nordarmee zu
ehmen. Er that dies unter einem moralischen Zwange, er brachte
bürgerliche und militärische Ehre seinem Kaiser zum Opfer, das
e er im voraus und sagte es dem Monarchen ins Gesicht. Er sagte,
er weder genügend Talent noch Kenntnisse besitze, um den großen
ng zu wagen. Doch die Pression war zu schwer, er gab nach. Er
fte wie ein Held, aber für eine große Feldherrenoperation hatte er
das Zeug; zudem wurde es verhängnisvoll, dass Generale höchsten
ges in entscheidenden Momenten seiner Weisung nicht folgten. In
letzten Tagen vor Königgrätz hatte er zweimal an den Kaiser
raphiert: „Bitte Euer Majestät dringend, um jeden Preis den Frieden
hließen. Katastrophe der Armee unvermeidlich." — „Bitte Euer
stät um jeden Preis den Frieden zu schließen!" — Die Antwort:
en Frieden zu schließen unmöglich. Wenn Rückzug nöthig, ist der-
anzutreten." — Dann die Schlacht und es geschah, was wir
wissen.

Und nun erst begann Benedeks eigentliche Heldenlaufbahn — das
e Schweigen. Dinge, die ihn vielfach rechtfertigen konnten — er
sie nicht. Schriften, die ihn rechtfertigen müssten, er verbrannte
Er hatte höhere Rücksichten, als die gegen sich, so sehr er auch,
ders von seiner Frau, gedrängt wurde, sich zu vertheidigen, zu
fertigen. Er fühlte sich als treuer Soldat, als Vasallen des Kaisers
schwieg. Er hätte — so sagte er selbst — vielen ins Gesicht
gen müssen, würde er gesprochen haben. Man rief ihn vor das
ht. „Ob sie mich vor's Kriegsgericht stellen, erschießen oder auf die
ng schicken, mir ist es gleich. Ich schweige. Mein Kaiser weiß,
m ich schweige." Der Kaiser hat den Prozess hernach aufgehoben,
Benedek wurde in Ungnade fallen gelassen und das Regierungs-
n erklärte, dass Benedek das Vertrauen seines kaiserlichen Herrn
ren habe und dass sein militärischer Ruf vor der Mit- und Nach-
vernichtet sei.

Theaters und der lebfrischen dramatischen Production in Paris sei der beste Beweis hiefür. Swoboda pflichtete bei, Anzengruber warf ihm einen bösen Blick zu. Willbrandt ließ sein Thema nicht mehr fallen und wagte den Ausspruch, Anzengruber werde allzeit seinem Nachbar für dessen „Creierung" des Wurzelsepp verpflichtet sein, denn selbst ein so epochales Meisterwerk, wie der von ihm, Wilbrandt, so hochgeschätzte Pfarrer von Kirchfeld, müsse dem neuen Dichtern und Dichtungen gegenüber so misstrauisch spröden Publicum erst durch die Bühnendarstellung bei der Erstaufführung zum würdigenden Verständnis gebracht werden. Er mache da seine ganz besonderen Erfahrungen an der Burg. Jetzt hatte Swoboda endlich auch sein ersehntes Lorbeerzweiglein und bedankte sich dafür, als wäre er zum drittenmal herausgerufen. Nun brach bei Anzengruber, der bisher die ganze Nacht über an sich gehalten, alt angesammelter und neu angehäufter Groll los, er könne dem Herrn Swoboda für seine „Creatur" des Wurzelsepp kein „Vergelts Gott" sagen. Sie sei vergriffen. „Wie so", schrie der so unerwartet angerempelte Mime auf. Nun erhob sich Anzengruber, um ihm dieses „wie so" des längeren auseinander zu setzen, die Hauptstellen seiner Darstellung kritisch zu zergliedern und uns zu zeigen, wie der Wurzelsepp gemeint und zu geben sei.[1] Er declamierte nämlich mit einer übernächtigen, vom vielen Rauchen heiser gewordenen Stimme einige Hauptpartien der Rolle und markierte die Mimik. Jetzt begriffen wir Anzengrubers stete Misserfolge während seiner sechsjährigen Schauspielerlaufbahn; das waren Purzelbäume einer Überbrettlkunst der Zukunft und bei alldem genial im Grundton. Swoboda hatte schon bei dem ersten kritischen Ausfall Anzengrubers zu schluchzen angefangen und weinte immer kläglicher. Nur wenn Anzengruber seine Stimme lauter erhob und ihn direct apostrophierte, blickte er erschrocken auf und duckte sich dann, als fürchte er, dass der Dichter mit seiner mächtigen Hakennase ihn entern und vollends in den Grund bohren werde. Allgemach gieng sein moralischer Katzenjammer in eine regelrechte Nervenkrisis über und der Weinkrampf in besoffenes Elend. Man musste endlich an's Aufbrechen denken; es war auch drüben auf dem Stefansplatz lebendig worden, die Stadt war erwacht.

Director Wilbrandt hatte nun, was er die ganze Nacht über sich erarbeitet, ein farbensattes Bild für seine Studienmappe, und Anzengruber seine Genugthuung für die ihn verletzende Insinuation der Wiener Kritik, den ersten durchschlagenden Erfolg des Pfarrer von Kirchfeld habe er der „Creierung" des Wurzelsepp durch Swoboda zu verdanken.

J. K. Lecher.

[1] So viel wir wissen, war dem Dichter Martinellis Wurzelsepp am liebsten.
Die Red.

n, daher bitte ich mich, auch mit allen halbwegs auszuweichenden
gen zu verschonen."

Es liegt etwas wie Fatalismus darin, dass Benedek die Zusammen-
seines Hauptquartiers und die Organisation der Nordarmee ganz
Gehilfen überließ und unterdessen durch sieben Wochen in Verona
Hier fühlten seine Officiere an den Ausbrüchen seiner wechselnden
unter welcher Verstimmung er litt. Sie ahnten Unheil, als er
berlieutenant des Generalstabes Hold (den späteren Feldzeugmeister
orpscommandanten) zu sich bescheiden ließ und sich Vorträge über
ilitärgeographie Deutschlands halten ließ. In drei je einstündigen
igen gab Oberlieutenant Hold dem Armeecommandanten an der
von Karten, die er zu diesem Zwecke entworfen hatte, den
chten Überblick. Es ist ehrenvoll für Benedek, dass er sich nicht
, bei dem jungen Officier Belehrung zu schöpfen; aber schon diese
che zeigt, wie verfehlt es war, sein wohlbegründetes Widerstreben
gelten zu lassen.

* * *

Über die Ereignisse vor der Schlacht bei Königgrätz bringt das
Benedeks ganz neue Aufschlüsse. Es widerlegt insbesondere die An-
des österreichischen Generalstabswerkes, dass Benedek in einem
blick tiefster Entmuthigung dem Kaiser Franz Josef am 1. Juli
Friedensschlusse gerathen hatte; seine Anschauung war vielmehr die
ganzen Kriegsrathes, und bemerkenswert ist der Antheil,
er damalige Oberstlieutenant von Beck an dieser Berathung ge-
en hatte.

Aber Benedek galt als Sündenbock und das war über alles Un-
das Österreich damals betroffen, das besondere ungeheure Unglück
Mannes. Es war nur zu ertragen im Bewusstsein eines reinen Ge-
s und vom philosophischen Standpunkte aus, auf dem dieser Mann
Benedek war nicht der moderne Feldherr gewesen, der da in
nis der Naturgesetze, der Technik der Waffen u. s. w. auf dem
e seine Schlachten berechnet. Er war ein tapferer Soldat alten
ges, im Sinne, wie solche von Dichtern stets besungen worden
Er war, möchte ich sagen, ein antiker Charakter. Vielleicht wird
inst ein Dichter verherrlichen als den Helden des Schweigens.
Wie nahe ihm seine Last gieng, wer kann es ermessen?

In die abgeschlossene Welt Benedeks so erzählt Friedjung, fiel ein
rahl, als Kaiser Franz Josef in der richtigen Empfindung, Benedek
weres Unrecht geschehen, einen Schritt that, um den ihm bis in
Tod getreuen Führer seiner Heere zu begütigen. Im Juli 1873

So trat der treue alternde Mann von der Weltgeschichte ab und zog sich zurück ins Privatleben auf seinen Ruhesitz zu Graz. An Menschenachtung war ihm bei solchen Erfahrungen viel abhanden gekommen, aber den Armen und Nothleidenden bewahrte er ein warmes Herz. Von allem zog er sich zurück. Mancher alte Freund wollte sich ihm nahen, er lehnte ihn ab. Hohe Herrschaften ließen gelegentlich vor seiner Thür ihren Wagen halten, er ließ sie nicht vor. Stolz und schweigend ertrug er sein Unglück. Im Volke genoss dieser Geschlagene von Königgrätz hohe Achtung. Ehrerbietig grüßend gieng man an dem kleinen Mann in Älplertracht und mit dem zweifach aufgedrehten Schnurbart vorüber. Für sein Begräbnis hatte er sich alle militärischen Ehren verbeten, im schlichten Civilanzug, ohne Orden lag er im Sarge, und sein Schweigen redete.

Nun ist über diesen interessanten Mann ein Buch herausgekommen. „Benedeks nachgelassene Papiere. Herausgegeben und zu einer Biographie verarbeitet von Heinrich Friedjung. (Verlag von Grübel u. Sommerlatte, Leipzig.) Dieses Buch erzählt kurz Benedeks Leben, seine Soldatenlaufbahn, sein Privatleben, sein Verhältnis zur Gattin, das besonders durch seine abgedruckten Briefe an sie klar beleuchtet wird. Der gewichtigste Theil des Buches ist natürlich jener, der vom Feldzuge 1866 handelt.

Benedek warnte bekanntlich vor dem Wagnis eines gleichzeitigen Krieges Österreichs gegen Preußen und Italien und sprach sich ungünstig über einen Theil der österreichischen Generäle aus. Er schrieb darüber am 24. Februar 1866 nach Wien:

„Alte, schwache oder bequeme kommandierende Generale oder höhere Kommandanten überhaupt sind absolut von Übel, und ich kann am Ende meiner Soldatenlaufbahn nur lebhaft wünschen *und sogar bis zur Seccatur wiederholen*, unser allergnädigster Kaiser und König möge ehebaldigst Mitleid und Nachsicht Seines edlen Herzens überwinden und in den höheren Chargen Allerhöchst Seiner Armee gründlich aufräumen. Die besten Armeen brauchen — besonders in Zeiten wie jetzt — eiserne aber gelenke Hände in allen höheren Commanden.“

Als ihm dann das Commando gegen Preußen „unter Anrufung seiner Soldaten- und Unterthanentreue aufgedrungen worden war“, wie er in seinem Testament schreibt, war er tief verstimmt und er schließt einen am 21. März 1866 an den Generalstabschef Henikstein gerichteten Brief mit den Worten:

„Meinetwegen kann jetzt kommen, was da will, am liebsten wäre mir aber ehrenvoller Friede.“ Noch schärfer ist dies in dem Briefe vom 5. April ausgedrückt:

„Ich glaube an keinen Krieg — wäre von den Deutschen gar zu dumm. Kann mich noch immer nicht als Armeecommandant im Norden

General Latour an Benedek.

Leoben, 16. Juli 1873.

Euer Excellenz! Hochgeehrtester Herr Feldzeugmeister!

uer Excellenz so gütiges und wohlwollendes Schreiben, durch das ich mich eehrt als erfreut fühle, macht es mir nur möglich, Euer Excellenz mit Freimuth, den Sie ja stets gut geheißen haben, zu sagen, dass es Se. k. k. den Kronprinzen gewiss sehr freuen würde, wenn Herr Feldzeugmeister öchstdemselben antworten würden. Se. Majestät der Kaiser hatte den ent- ten Wunsch, dass der Kronprinz Euer Excellenz sehen und sprechen solle.

ch habe mir erlaubt, von Euer Hochwohlgeboren Schreiben an mich dem nzen gegenüber keine Erwähnung zu machen.

rhält Se. k. k. Hoheit, der am 17. d. M. in Schönbrunn eintrifft, bis eigenhändiges Schreiben von Euer Excellenz, so werde ich dann von dem gerichteten Schreiben die Meldung erstatten.

Mögen Euer Excellenz Ihr gnädiges Wohlwollen Demjenigen bewahren, der Verehrung verharren wird Eurer Excellenz ganz gehorsamster

Latour, GM.

Benedek an Kronprinz Rudolf.

Graz, 16. Juli 1873.

uer kaiserlichen Hoheit gnädigstes Handschreiben wurde mir von Krapina nachgeschickt.

Einerseits möchte ich in gar keiner Weise aus meinen Schranken unbescheiden reten, anderseits aber möchte ich Höchstdemselben so gerne Dank sagen für erwiesene höchste Gnade, die ich in ihrer ganzen Ausdehnung zu n weiß.

Vergeben Sie daher, dass ich mich unterfange, an Euere kaiserliche Hoheit zu schreiben, und genehmigen Sie gnädigst den schlichten, aber tief- lten Dank eines mit sich selbst und mit aller Welt längst fertigen alten Soldaten.

In tiefster Erfurcht Euer kaiserlichen Hoheit unterthänigster

Benedek, FZM.

Benedek an General Latour.

Graz, 16. Juli 1873.

Euer Excellenz freundliches Schreiben aus Leoben habe ich heute Abend erhalten. Sie müssen wissen, was sich gegenüber des Kronprinzen schickt.

In der Anlage habe ich Seiner kaiserlichen Hoheit directe gedankt für die wiesene höchste Gnade, die ich in ihrer ganzen Ausdehnung zu en weiß.

Wollen Sie die Güte haben, die Anlage Seiner kaiserlichen Hoheit zu übergeben. Ich bin unlängst ins 70. Lebensjahr getreten und trage seit 7 Jahren mein Schicksal, ohne vertrottelt zu sein: hoffe und wünsche nichts mehr als — so es geht — manchmal eine halbwegs mittelmäßige Jagd, übrigens Ruhe, und es einmal sein muss, ein Ende ohne viel physische Schmerzen, die ich absolut ut vertrage.

Ich konnte füglich den Kronprinzen nicht bitten, Seinem Vater, dem Kaiser Dank zu sagen für die edle Art und Weise, wie er sich meiner t hat, — ich kann füglich auch nicht directe an Seine Majestät den Kaiser n und danken.

Der Imperialismus.

Von **Otto Schultze.**[1])

Ein neues Wort, von ganz modernem Gepräge, es steht noch in keinem Universal-Wörterbuch, aber man begegnet ihm oft in der Tagespresse — es ist das Wort „Imperialismus."

Imperialismus bedeutet Herrschsucht, aber in dem Sinne: Wer die Macht hat, der hat das Recht — nein, nicht bloß das Recht, sondern auch die Pflicht, zu unterdrücken und zu vernichten, soviel er irgend vermag.

Vor kurzem hat ein ungenannter Förderer der Wissenschaft einem Universitäts-Institut die Summe von 30.000 Mark überwiesen zur Gewährung von Preisen für die Bearbeitung des Themas: „Was lernen wir aus den Principien der Descendenz-Theorie in Bezug auf die innerpolitische Entwickelung und Gesetzgebung der Staaten?" Bei allem schlechten Deutsch ein sehr gelehrt klingendes Thema und doch ein Mephisto im Mantel Fausts. Wir sehen uns das Gespenst etwas näher an.

Was ist Descendenz-Theorie, und welches sind ihre Principien?

Die Descendenz-Theorie ist bekanntlich eine Hypothese Charles Darwins, also nur eine Vermuthung, die er zur Erklärung vieler Erscheinungen der Natur aufstellte.

Sie läſst sich kurz so zusammenfassen: in der Welt gibt es zahllose verschiedene Arten von Wesen; diese — z. B. Nessel und Palme, Maus und Elephant — sind nicht von Anfang an vorhanden gewesen; es hat sich vielmehr erst die eine Art aus der anderen entwickelt. Von irgend einer Form ist durch eine zufällige Abänderung eine Spielart entstanden, und diese hat sich fortgepflanzt. Je mehr die Spielart vor anderen mit Vorzügen ausgestattet war, etwa durch Größe, Kraft und bessere Waffen, desto besser konnte sie sich behaupten, im Kampfe ums Dasein, im Ringen ums Futter und im Werben ums Weibchen, desto sicherer konnte sie auch ihre Vorzüge fortpflanzen. So haben sich die Arten immer vollkommener entwickelt, und von einer dieser Arten ist auch der Mensch das einstweilen letzte Glied der Reihe.

Descendenz heiſst Abstammung; alle Wesen stammen nach jener Theorie in letzter Linie von einem Klümpchen Schlamm ab, dessen Theilchen sich vor Urzeiten einmal zufällig chemisch so zusammengefügt haben, daſs das Gefüge organisches Leben empfing. Die Gesetze aber, unter denen die Abstammung fortgeschritten ist, lauten: Die Fähigkeit zur Abänderung ist unbegrenzt; das Passende überlebt im Kampfe ums Dasein. So Darwin.

---

[1]) Aus Höhen und Tiefen. Ein Jahrbuch für das Deutsche Haus. Herausgegeben von Dr. Karl Kinzel und Ernst Meinke. Berlin. Martin Warneck. 1901.

Können Sie's, so thun Sie es. —

Ich weiß recht gut, dass vielleicht nur sehr wenige Menschen mein Soldatenschicksal und meinen Soldaten-Charakter richtig auffassen, — mir ist dies auch gleichgiltig, weil ich mit mir selbst im Reinen bin. Sie aber, mit Ihrem anerkannt erprobten Charakter, werden mich gewiss richtig verstehen, wenn ich Ihnen hiermit sage, dass ich gegen Niemanden einen Groll habe und dass ich für meine letzten Lebenstage nichts will und nichts wünsche als Ruhe.

Ich bin bisher mit mir selber fertig geworden, — möchte darin nicht gestört werden. Das hindert aber nicht, dass ich für die freundliche Theilnahme eines ehrlichen tapferen Kriegskameraden, wie Sie es sind, volles und warmes Verständnis habe und dass ich Ihnen dafür vom Herzen Dank sagen kann —

Wünsche Ihnen eine glückliche Beendigung Ihrer schönen Aufgabe.

Vielleicht habe ich im Spätsommer, wo ich mir die Weltausstellung besehen will, das Vergnügen, Sie zu begegnen und Ihnen mündlich zu sagen, wie hoch Sie achtet und schätzt

Euer Excellenz aufrichtig ergebener alter Kriegskamerad

Benedek, FZM.

Die Reihe dieser Schriftstücke sei mit dem Beileidsschreiben geschlossen, das Fürst Bismarck der Witwe Benedeks nach dem Tode ihres Gatten sandte, und mit der Antwort der Frau v. Benedek.

Fürst Bismarck an Julie von Benedek.

Berlin, 29. April 1881.

Gnädigste Frau! — In dankbarer Erinnerung an Ihre mir bei früheren Gelegenheiten bezeugte Theilnahme, erlaube ich mir der meinigen bei dem schwerem Verluste, der Sie betroffen hat, herzlichen Ausdruck zu geben. Möge es Ihrem Schmerze Trost gewähren, dass nicht Österreich allein den Hingang des Waffengenossen Radetzkys tief betrauert. Der Verlust eines tapferen und seinem Kaiser treuen Soldaten wird auch bei uns als ein gemeinsamer empfunden. Gott wird Ihnen Kraft geben, die Prüfung, die er über Sie verhängt, zu tragen. In aufrichtigster Verehrung bin ich, gnädigste Frau, Ihr ergebenster Diener Bismarck.

Julie von Benedek an den Fürsten Bismarck.

Graz, 2. Mai 1881.

Euer Durchlaucht! In meiner Herzensnoth war Ihr Gruß, Fürst Bismarck, ein wohlthuender Lichtfunken für mein krankes, düsteres Gemüth. Die zahllosen Kundgebungen von Nah und Fern, voll Sympathie und Verehrung für den theueren Verblichenen, haben mich zu lebhaftem Dank verpflichtet, aber die hochherzigen Worte des größten Mannes der Gegenwart, jene Anerkennung aus Gegners Hand, waren so recht geignet, meinen dahingeschiedenen Helden zu ehren. Als Benedek, begraben in Blumenpracht, so einfach und schlicht nach seinem Willen, ohne Abzeichen von Rang und Würden still dalag, sprach diese stumme Entsagung lautlos, für seinen großen Charakter. Ich persönlich verlor den edelsten Freund und blieb einsam zurück! Empfangen Durchlaucht den aufrichtigsten Dank für den Trost, den Ihre Theilnahme mir bereitet hat. Euer Durchlaucht ergebenste Dienerin Julie Benedek.

Ist doch ein merkwürdiges Land, dieses Österreich. Selbst seine treuesten Soldaten werden vom ausländischen Gegner höher geachtet, als von den berufenen Landsleuten. Z.

anz ähnlich hat sich Farrar, der Bischof von Canterbury, der
eber eines großen Bibelwerks, öffentlich also ausgesprochen: „Jeder
und nothwendige Krieg, wie der Krieg in Transvaal, ist nur
isode und eine Fortsetzung des göttlichen Kreuzzuges; er ist ver-
dem Kampfe der himmlischen Heerscharen gegen die Geister des
des." Unglaublich!

as ist der Imperialismus. Der Hochmuth ist sein Götze, Darwin
eister, das Christenthum seine Maske, der Mammon seine Macht.

nd nun kommen wir zurück auf das erwähnte Preisausschreiben.
lan stelle sich vor: Diese beiden Grundsätze, das Recht des
und der Kampf ums Dasein, sollen die „Grundlagen" der
litischen Entwicklung der Völker und ihrer Gesetzgebung werden.
r Gesetze werden dabei herauskommen? Die Antwort ist: Alle
hen und Kleinen, die man sonst geschont und gepflegt hat, werden
lagen. Krankenhäuser, Siechenhäuser, Rettungshäuser, Waisen-
gibt es nicht mehr. Alle kleinen Gewerbebetriebe hören auf; es
r noch Fabriken und Warenhäuser, nur noch Gewaltherrscher
laven. Und der Gott, der das alles regiert, ist der Mammon.
ie alten Heiden beteten unter anderm den Baal an, einen
hen Götzen; ihm wurden lebendige Kinder geopfert. Der Götze
on im Bunde mit dem Hochmuthe ist noch scheußlicher; ihm
Recht und Sitte, Verstand und Vernunft, Religion und Glaube,
rzigkeit und Menschlichkeit, ihm werden ganze Völker in die Arme
n. Ist das nicht modernes Heidenthum?

as ganze gegenwärtige Jahrhundert wird daran zu arbeiten
diesen Augiasstall vom Heidenthum zu reinigen und seine ver-
n Folgen abzuwehren; und es wird ein wahres Wunder sein,
n, wie der große Gott es anfangen wird, die Menschen durch
reuel hindurchzuführen und den Völkern aus ihnen herauszuhelfen.
geschehen wird das, wenn auch nicht in Kürze. „Noch nicht",
s ist ein Gesetz seiner Weltregierung.

Wie wird es im Himmel sein?

Eine Betrachtung von **Peter Rosegger.**

wird's im Himmel sein? Eine Frage, die dem Verfasser des
Buches „Mein Himmelreich" vor kurzem allen Ernstes zugegangen
r fünfzig Jahren darum befragt, würde ich haben Antwort geben
Jetzt weiß ich's nicht mehr so genau. Aber ich will einmal
Der Himmel ist eine große, große Kirche. Vorne am Hochaltar

Für einen Schöpfer ist nach dieser Theorie kein Raum. Das Wort: „Gott schuf ein jegliches nach seiner Art" wird verworfen, die Erschaffung des Menschen zum Bilde Gottes wird geleugnet. Der Mensch ist eine Art Thier, die Welt ist ewig, das Weltgesetz heißt Entwicklung, die treibende Kraft ist der Kampf ums Dasein.

Man wird vielleicht einwenden: Das ist eine wissenschaftliche Hypothese, die ihre Berechtigung hat wie jede andere. aber eine praktische Bedeutung nicht beanspruchen kann. Doch dem gegenüber ist zu bedenken: „Gedanken sind Saaten, sie reifen zu Thaten." Ist nicht der Krieg in Transvaal eine Frucht der Lehre Darwins? Der Kampf ums Dasein ist eben nicht nur Vertheidigungskrieg, sondern er ist vor allem Angriffskrieg. Der Stärkere soll und muss den Schwächeren vernichten, das ist seine Pflicht. Wenn nur noch Starke da sind, erst dann entwickelt sich das Menschengeschlecht höher hinauf. Die Schwachen sind einzig und allein dazu da, den Starken zu weichen.

Hat nicht Friedrich Nietzsche genau die gleichen Folgerungen gezogen? Steht nicht der „Übermensch", den er erfunden hat, ganz auf demselben Standpunkte? Nietzsche theilt die gesammte Menschheit in zwei Classen, Kraftmenschen und Herdenmenschen, und er ruft die Kraftmenschen auf, den Herdenmenschen ein Ende zu machen und so die Menschheit zu einer nie geahnten Blüte zu erheben.

Ein Bewusstsein für Recht oder Unrecht gibt es dabei nicht mehr; der Kraftmensch steht „jenseits von gut und böse." So wenig, wie der Löwe dafür verantwortlich ist, dass er der Gazelle das Genick bricht und sie frisst, ist auch der Kraftmensch verantwortlich für seine Gewaltthaten.

Der echte Engländer ist Darwinist; er scheint keinen andern Grundsatz mehr zu kennen als den: Jeden schlagen, alles nehmen und überall herrschen. Alle fremden Erdtheile sind nur dazu da, englische Colonien zu werden. Wozu haben wir, so fragt er, die unüberwindliche Flotte und den unerschöpflichen Mammon?

Aber noch mehr. Auch seine Religion ist nur dazu da, die Zwecke der Herrschsucht zu fördern. Einer der angesehendsten Geistlichen, der Prediger Curcy Laffan, hat in einem Weltblatte verkündigt: „Ob die Sache der Buren eine gerechte Sache ist oder nicht, darauf kommt gar nichts an, sondern ob England in diesem Kriege ideale Ziele verfolgt und ein starkes Vaterlandsgefühl entwickelt. Und das ist der Fall. Das englische Volk ist durchdrungen von dem Glauben an die Aufgabe, die Gott ihm gestellt hat. Der Krieg in Süd-Afrika ist die Erfüllung der Bitte im Vaterunser: Dein Reich komme. Denn wo England herrscht, da herrscht das Reich Gottes, da wird das Evangelium des englischen Christus gepredigt."

nd im Grunde thun dasselbe mehr oder weniger alle, die sich
immel vorstellen. Irdische Phantasie kann eben nur mit irdischen
en bauen. Selbst der Bauplatz fällt im gewöhnlichen Sinne aus.
über den Sternen", dort gibt es verfügbare Bauplätze genug und
für die große Menge der Himmel auch errichtet worden. Da
ie Naturforscher, die alles durchschnürfeln und denen es nur um
nannte Wahrheit geht, obschon es gerade sie sichergestellt haben,
s beschränkte menschliche Gehirn als zufällige und untergeordnete
nicht geeignet ist, die Wahrheit zu erkennen und zu tragen.
en die Astronomen und maßen die Räume „über den Sternen",
Geometer die Landstriche misst, und sagten: „Fort mit dem
! Hier ist noch weltliches Bereich, hier ist kein Platz für den
!" — So wurde der Himmel immer weiter und weiter hinaus-
t, bis er den Menschen endlich ganz aus dem Gesichtskreise ver-
. Da verstummte die übermüthige Frage: „Wie ist's im Himmel?"
man fragte mit Bangen und Zagen: „Wo ist der Himmel?"
ragte die Priester, die Weltweisen, die Künstler und Poeten —
einen fragten sie nicht, den sie vor allem hätten fragen müssen.
ihn nicht, der uns den Himmel gezeigt hat. Jesus, der Christ.
nicht gegen das Firmament gezeigt, als er uns den Himmel
r hat gesagt: „In meines Vaters Hause sind viele Wohnungen."
e, als es gottfrohe Menschenherzen gibt, so viele, als es Wünsche,
und Wege gibt, die vom guten Willen geleitet zu Gott streben.
e gibt es Wohnungen im Hause des himmlischen Vaters. Jesus,
rist, hat uns die Ewigkeit des Himmels verheißen, aber uns mit
mmel nicht auf den Tod vertröstet, als ob zuerst das bittere
kommen müsse, als ob vorher der Himmel nicht anfangen könnte.
ber Freund, die Sache liegt ganz anders und weitaus besser.
er Lehre des Herrn kann der Himmel schon vor dem Tode an-
ja er muss sogar vor dem Tode anfangen, wenn er nach dem-
ein soll. Wenn der Himmel bei dir nicht schon angefangen hat,
t er an, sobald du willst. Heute schon, in diesem Augenblicke kann
hleier fallen, der dir das Himmelreich verdeckt hat, das in dich,
kseliges Gotteskind, gelegt worden ist. In deinem Herzen musst
Himmel suchen, in deiner Seele musst du ihn haben. Genau
er selben Seele, in der die kleinen Freuden und Leiden des heutigen
wohnen, in der du den schnöden Kummer und Ärger empfindest
deines Geschäftes und Erwerbes, in der du den Hang hast nach
eifall der Mitbürger, nach dem Ruhme in den Zeitungen, in der-
Seele, in der all die kindischen Bestrebungen und Eitelkeiten keimen,
heute den Vormittag ausfüllen und den Nachmittag, und in der
den ruhigen Schlaf verderben. Siehe, und in derselben kleinen

sitzt die heilige Dreifaltigkeit, umgeben von allen Heiligen Gottes. Im Kirchenschiff fliegen nackte Kindlein mit goldenen Flügeln umher. In den Bänken sitzen in weißen Kleidern die Seligen, die sich nach dem Tode wieder gefunden haben. Sie halten Lichter in den Händen und lauschen einer Musik, die über alle Beschreibung schön ist. — In diesem Sinne hätt' ich als Kind die Frage mit größter Sicherheit beantwortet. Aber schon damals fiel mir auf, dass meine Mutter, wenn sie nach schwerer Tagesarbeit rastend auf der Bank saß, manchmal sinnend den Kopf auf die Hand stützte und leise die Worte vor sich hinsprach: „Wie wird's im Himmel sein?" — Ja, mein Gott, das musste sie, die mir doch in allem über war, viel besser wissen, als ich. Ihre Frage erweckte in mir also den ersten Zweifel. Und später, je öfter in den Kirchen, Christenlehren und Büchern vom Himmel die Rede war, je mannigfaltiger er beschrieben wurde, je unklarer wurde mir die Vorstellung des Himmels, bis schließlich die Frage: Wie wird's im Himmel sein? ganz zurückwich vor der andern: Wird überhaupt ein Himmel sein? — Zur Zeit war ich schon mit Leuten bekannt, die wohl an einen Himmel glaubten, aber nicht an eine Hölle. Eine ewige Hölle, in welche die sündig erschaffenen Menschen sollten geworfen werden, ließe sich bei der Barmherzigkeit und bei der Gerechtigkeit Gottes ganz unmöglich denken. Die Hölle hätten wir schon auf der Welt, sagten die einen, und die anderen meinten, den Himmel müsse man sich auf der Welt einrichten können. Diese waren auf guter Fährte, giengen aber doch irre. Sie begannen ein üppiges Leben mit allen sinnlichen Genüssen. Solcher Himmel war eine Zeit lang ganz hübsch, hatte aber den großen Fehler, nicht ewig zu dauern, und dann kam die Hölle erst recht und dauerte oft länger, als vorher der Himmel. Da sahen viele ein, dass es doch nothwendig war, den Himmel in die Ewigkeit hinüber zu verlegen, hinter die Pforte des Todes, wo er dann gesichert und allen irdischen Zufälligkeiten entrückt war. Und doch blieb den Leuten auch dieser Himmel irdisch, das heißt ihren irdischen Wünschen entsprechend. Der Bauer dachte sich wohl eine unendliche Reihe fruchtbarer Kornjahre, ein beständiges Heuwetter. Der Knecht wollte immerwährend auf dem Heu liegen können und die Küchenmagd sollt' ihm Rauchfleisch und Knödeln alltäglich in die Scheune bringen. Der Wirt dachte sich vielleicht in der Ewigkeit seine Stuben ohne Polizeistunde, stets voll von Gästen, die immer lustig waren, nie rauften und nie die Zeche schuldig bleiben. Der Invaliden-Franz, der bei Magenta sein Bein verloren hatte, war überzeugt, dass im Himmel durch die Allianz mit den himmlischen Heerscharen Haus Österreich die Welschen endlich doch so klein hauen würde, dass man sie „in Würsteln füllen könne." Kurz, die Leute stellen sich den Himmel als Fortsetzung ihres irdischen Lebens und als Erfüllung ihrer alltäglichen Wünsche vor.

er uns kommt, was uns so weh thut, was wir für das größte
halten, es wird nöthig sein zu unserer ewigen Glückseligkeit —
wir uns im demüthigen Vertrauen.
leinst du, dass solches Vertrauen zu einem Unbekannten der
chen Natur widerstrebt? Draußen im wilden Walde stand eine
rechende Hütte. Sie war gestützt mit zwei Holzspreizen, wovon
sich spaltete und die andere sich bog. In der Hütte lag auf
und Lappen ein noch junges mageres Weib, das an der Lunge
Am Herde hockte ein Mann, der vor Schmerz fiebernd, mit un-
er Hand Feuer machte, um in einer Pfanne Milch zu kochen,
konnte den Milchtopf, der an der andern Ecke stand, nicht er-
er hatte sich im Walde das Bein gebrochen, es war nicht ein-
und that wüthend weh. Drei Kinder von zwei bis fünf Jahren
ten wimmernd nach Milch, das älteste sollte den Topf herüber-
und schüttete den ganzen Inhalt auf den Boden. Der Mann
nen Verzweiflungsschrei. Das Weib beruhigte ihn, so weit ihr
reichte. Nun sei es dran, dass Gott einspringe, sagte sie. Sie
hätten in Treue und Fleiß das Ihrige gethan, nun seien sie zu
nd Gott sei am Anfang. Bis jetzt hätte sie noch Sorgen gehabt,
gefürchtet, sie möchte es an etwas fehlen lassen, was ihre Pflicht
n hätten sie keine Pflicht mehr, weil sie ganz ohnmächtig wären,
nnten sie ruhig warten auf die Hilfe Gottes. Deshalb fühle sie
t so sicher geborgen. Ein solches Reden machte auch dem Manne
rz leichter. Wenn wirklich nun die Herrschaft Gottes angetreten
seiner Hütte, so werde es sich ja wenden. Dass die Kinder heute
ilch schlafen gehen müssten, an dem läge nichts, morgen würden
ommen mit Nahrung und ein Arzt mit Hilfe. Was ist geschehen?
Nacht brach die Hütte ein und begrub das sieche Weib und die
Kinder. Der Mann war am Morgen, als Holzhauer ihn zwischen
ümmern fanden, noch so weit am Leben, um das Wort stammeln
nen: „In Gottes Namen, so ist es am besten!“ Dann war auch
st.
Venn wir's vom höheren Gesichtspunkte aus betrachten, hat Gott
as Beste gethan? Die Unschuld der Kinder, die Ergebung des
s, das Vertrauen des Weibes hat ihn gerührt. Er unternahm
Flickarbeit an den armen Leuten, er machte einen ganz neuen
.
Ver es mit Gott zu thun hat, der misst mit anderem Maßstabe.
ind siebzig oder achtzig Jahre nichts, er kennt nur eine Ewigkeit,
er mit seinem bischen Erdenleben mitten drinnen steht. Sein
chreitet, manchmal vielleicht über einen Planeten stolpernd, durch
endlichkeit. Arm in Arm schreitet er mit Gott, der den Strauchelnden-

Seele ist das große, ewige Himmelreich, ist der Anfang dieses Himmelreiches sobald du willst.

Wärest du soweit davon, dass du fragen könntest: Wieso ist das denkbar? Dieses elende Erdenleben soll schon das Himmelreich haben? Dieses jämmerlich verzagte, wohllüstige Herz soll das Himmelreich haben? Sei nicht kleinmüthig. Du hast schon oft das Wort gehört: Selig sind die Armen, die Friedfertigen, die Barmherzigen, die Geduldigen, die Demüthigen — und hast dir allerdings nichts dabei gedacht. Vielleicht nicht einmal das ist dir aufgefallen, dass es nicht heißt: Selig werden sie! — sondern das es heisst: Selig sind sie! — Jesus, der Christ hat stets in wenigen Worten so Großes gesagt, dass wir es für unsern täglichen Gebrauch gleichsam erst zerkleinern müssen und übersetzen in unsere Denkungsweise, um zu sehen, dass es nicht bloß große Worte sind, vielmehr Wahrheiten, die sich wunderbar auf unser menschliches Leben anwenden lassen.

Ja, das sei zugegeben, höre ich dich sagen, aber vor allem müsse man an Gott glauben.

Wieso glauben? Aufs Glauben halte ich nichts. Heutzutage wird viel zu viel vom Glauben geredet, und das erweckt den Zweifel. Glauben kann man nur an Dinge, die unsicher sind, die nicht bewiesen sind. Sagt jemand, dass er an die Sonne glaubt? Gott braucht man auch nicht zu glauben, denn wir wissen ihn. Schon mit unseren überaus unvollkommenen Sinnen nehmen wir ihn überall und allezeit wahr. Wenn wir erst ein größeres Herz hätten als der Regenwurm in der Scholle, wenn wir geistig große Wesen wären, dann würden wir die urgewaltige, allhöhere Gottheit, die uns umgibt, noch viel klarer sehen, als wir sie jetzt bloß ahnen können. Doch schon dieses Ahnen des Ewigen sagt uns mehr, als alles irdische Wissen uns sagen kann. — Wer predigt dir denn, an deine eigene Existenz zu glauben? Die Aufforderung, an das Sein Gottes zu glauben, ist noch viel ungereimter, als die Mahnung, an dein eigenes irdisches Leben zu glauben. Dieses ist nicht so selbstverständlich, du kannst es verneinen, weil du es vernichten kannst. Gott ist. Ich sage es mit derselben Ruhe, mit der man etwas Selbstverständliches sagt und meine, mich fast entschuldigen zu sollen, dass ich es sage.

Also sprechen wir nicht mehr: Glauben, sprechen wir: Vertrauen! Vertrauen zu dem, der alles ist und alles leitet. Vertrauen, dass wir sein sind, dass er uns nimmer läßt. Vertrauen, wenn es uns gut geht, Vertrauen, wenn es uns schlecht geht. Wir sind unsterblich, es handelt sich nicht um die wenigen Jahre, die wir unser Leben nennen, es handelt sich um das ewige Sein und Emporsteigen zur Vollkommenheit. Und da können wir nicht wissen die Mittel und Wege, die müssen wir dem überlassen, dessen Vorsehung alle Ewigkeiten überblickt. Manches,

s ist nicht so, als ob in unserem gesellschaftlichen Leben gar so
dazuzukommen wäre, als ob es kaum möglich wäre, sich ein
Himmelreich anzuleben. Von heute auf morgen ist es der Mensch-
ohl nicht möglich, aber im Laufe der Zeiten, wenn die Lehrer
ihrer nach dieser einen Richtung hinlenken, ist es gewiss zu er-
schon um so leichter, weil unsere Sehnsucht nach beständigem
immer wach ist. Vorläufig muss der Einzelne sich an solches
gewöhnen — und manchem wird's gelingen. Man muss sich
sagen, wie unsinnig unsere Jagd nach Geld und Ehre ist; wie
eichlich zufriedener, gesünder, schöner und vornehmer wir leben
, wenn uns eine natürlichere Einfachheit der Lebensführung
, wenn uns nicht die Meinung fremder unverlässlicher Leute
tünde als unser Gewissen, und wenn wir uns nicht in Hass und
ht verzehrten. Dazu ein bischen Wohlwollen für jedermann und
gte Treue in Liebe und Freundschaft, in Handel und Wandel
das Himmelreich steht fest.

Natürlich nicht das vollkommene. Es gibt ja immerhin Menschen,
n Natur ungünstig geartet, trotz edelster Lebensführung nicht zu
ndlichen Herzensfreudigkeit kommen können. Und doch auch hier,
in Unterschied zwischen einem gutmüthigen und einem boshaften
onder oder Pessimisten! Den Schwarzsehern wird es freilich schwer,
roße, erlösende Vertrauen zu fassen, und doch kenne ich mehr als
die nach errungenem Gottvertrauen aus der Düsterheit in den
schein gekommen sind, als ob das mit starkem Willen erlangte
uen selbst das Temperament ändern könnte!

Jedem der Himmel, den er verdient. Das ist längst gesagt, und
hinzu: Jedem ein Himmel, wie er ihn wünscht. So verschieden
nschlichen Anlagen, Wünsche und Erfüllungen in diesem kleinen
sind, so verschieden werden sie in Dingen der Ewigkeit sein. Der
wird wirklich dort die beste Feldfrucht ernten, der Soldat die
Siege erringen, der Sanftmüthige den süßesten Frieden finden,
eund des Schönen die höchste Schönheit schauen und der Liebende
nste seligste Liebe genießen. Jeder suche seine Fähigkeiten und Vor-
ach aller Möglichkeit zu vervollkommnen und seine Vollkommenheit
ein Himmel sein.

In unserer Spanne Zeit wird diese Vollkommenheit, wie gesagt, nicht
aber durch unser treues Wollen und unausgesetztes Bestreben nach
mmen wir ihr näher, von Stufe zu Stufe, von Leben zu Leben.
Das Wo überlassen wir unbedenklich dem Herrn der Welten. Das
doch? — wie wird's im Himmel sein? — „Kein Auge hat es
, kein Ohr gehört, in keines Menschenherz ist es gekommen, was
enen bereitet hat, die ihn lieben." Und doch können wir's ahnen

den nicht fallen läſst. In dieſem unbedingten Vertrauen, bei dieſer völligen Ruhe in der Kindſchaft Gottes iſt es gut Menſch ſein. Das iſt der Standpunkt, wo es leicht wird, gegen die Werte des Alltags gleichgiltig zu ſein, oder wenigſtens ſich ihnen nicht gefangen zu geben; wo es leicht wird, die täglichen Plagen, ja ſelbſt ſchwere Schickſalsſchläge tapfer zu tragen, weil ſie im Angeſichte des Ewigen ja nur einen Augenblick währen; wo es leicht wird, die Menſchen lieb zu haben, ſich ihnen aufzuopfern, weil man weiß, welch unendlichen Wert jeder Menſch als ewiges Gotteskind hat; wo es endlich leicht wird, demüthig ſich dem Tode zu beugen als der niedrigen Pforte in ein beſſeres Sein.

Und wer in ſolchem Vertrauen frohgemuth dahin lebt, der hat in ſeinem Herzen das Himmelreich. Jenes Himmelreich von dem Jeſus ſpricht, jenes Himmelreich, das ſchon auf Erden anfängt, durch den Tod nicht unterbrochen, nur geſteigert wird.

Vielleicht, denkſt du nun, mein Freund, daſs ſolcher Zuſtand ein Verzichtleiſten auf die Freuden der Welt bedeute. Im Gegentheil, es vermehrt und reinigt die Freuden der Welt. Das naturgemäße Leben, vom göttlichen Lichte der Vernunft geleitet, wird den Körper geſund ſein laſſen, der geſunde Körper wird die Natur harmlos und dankbar genießen, den ebenmäßigen Freuden der Sinne wird keine Überſättigung folgen. Weil ein ſolcher Menſch friedfertig iſt, wird er wenig Feinde haben; weil er hilfreich iſt, wird auch er in der Noth nicht allein ſtehen; weil er gerecht iſt, wird er kein Gericht fürchten; weil er demüthig iſt, wird er erhoben werden, ohne je vor fremder Demüthigung zittern zu müſſen. Habe und Ehre machen ihm wenig Sorgen, weil er nur geringen Wert darauflegt; die Zukunft ſeiner Kinder macht ihm wenig Kummer, weil ſie gut erzogen ſind, und iſt eines unter ihnen miſsrathen ohne ſeine Schuld, ſo vertraut er auf die Führung des Herrn. Die ſchlimmſten Übel, die manch' andern in die Verzweiflung jagen, finden in ihm keinen Angriffspunkt, ſeine Seele iſt voller Einfalt, Frieden und Frohheit, und dieſe lebensfriſche Freudigkeit iſt ihm ein Beweis, daſs er nach dem Willen Gottes lebt.

So ähnlich ſieht der Himmel aus, der von vielen ſo ängſtlich gemieden wird. Das iſt der Himmel der Friedfertigen. Nun gibt es auch Kampfnaturen, die, abgeſehen von den Kämpfen um ihre perſönliche Vervollkommnung, immer mit und um etwas zu ringen haben müſſen. Die ſollen in Gottesnamen kämpfen um ihre Freiheit, um ihr Vaterland, um ihr Volk, um das, was ſie für Wahrheit halten, aber ſie ſollen reinen Herzens und mit treuen Waffen kämpfen und im Vertrauen auf den endlichen Sieg alles Guten — dann werden auch ſie die unſchuldige heilige Herzensfrohheit haben, die das Reich Gottes iſt.

atürlich müssen wir Anlehen bei der Zukunft machen, das heißt
n, die unsere Enkel bezahlen sollen; den Herren Enkeln aber will
ermann Credit geben, erstens weil sie noch gar nicht vorhanden
eitens weil es wahrscheinlich ist, dass sie Söhne ihrer prassenden
ldenmachenden Väter sein werden. Daher fehlt der Credit, oder
gt plötzlich; und doch sind viele Hunderte von Druckpressen mit
eschäftigt, als mit Herstellung von „Wertpapieren", von Schuld-
die unsere Nachkommen einlösen sollen, ohne dass sie ihre
rift gegeben haben. Da habt ihr's, warum es so oft kracht.

ber es imponiert nicht, was ich da sage, und die Leute beklagen
ss ich mit der allerwichtigsten Minne von der Welt Dinge be-
die kein Mensch bestreitet, weil sie ganz selbstverständlich sind. Der
f, Selbstverständliches zu sagen, ertrage ich allerdings leichter, als
n, Unwahres zu behaupten. Das Wichtige ist immer das Selbst-
liche. — Du musst es dreimal sagen, nein, du musst es immer
agen. Es kann gar nicht oft genug gesagt werden, dass wir
auchen als leisten, mehr nehmen als geben und dass wir manche
n machen, nicht mit der Absicht sie zu bezahlen, sondern in der
losen Annahme, dass diese Schulden irgend einmal nach unserem
on irgend jemandem bezahlt oder auch nicht bezahlt werden sollen.

n Dorfwirtshause am Fuße des Rennfeldes war es, wo mir
einmal diese schweren Gedanken kamen. Ich steige mit leichten
uchend genug den Berg hinan, und erst mit schweren! Aber der
Wald und die frische Morgenluft machten mir's Herz wieder
Geldsorgen gehören nicht in die Natur, so lange du natürlich
. h. nicht mehr genießen willst, als was du zu erwerben ver-
Wohl, auch ich genieße auf meinen Bergwanderungen mehr, als
erdiene, aber das ist kein Wegschnappen und kein Verzehren.
tliche Bergwelt ist für Alle da und ihre Schönheit wird nie
, so viel ich ihrer auch in meine wonnige Seele sauge.

ie Hochstimmung auf dem Bergwege ist mannigfach. Im schat-
ang, unter alten dunkelnden Bäumen, zwischen dessen Gestämme
nige Äther einer Hochebene blitzt, in der großen stillen Einsamkeit
Marienbild mit der Inschrift:

„Wenn wir einst von dieser Erden
Vor Gericht gerufen werden,
O Maria, wir dich rufen an!
Führ' dem Richter zu Gemüte,
Was am Kreuze seine Güte
Für uns Sünder hat gethan."

st das nicht die Stimme aus einer anderen Welt? Aus einer
enen Zeit, in der man noch der Meinung gewesen zu sein schien,

und doch sind wir auf sicherer Fährte nach dem Wissen, wie es im Himmel sein wird. — Wenn du, mein vertrauender Freund, einmal innerlich eine recht glückliche Stunde hast, sei es nach einer edlen Opferthat für Mitmenschen, sei es im Anschauen der Natur, sei es im Bewusstsein der Kindschaft Gottes, sei es, dass du siehst, es gelinge dir mehr und mehr, nach dem Willen Gottes zu leben — kurz, wenn du in dir eine Glückseligkeit empfindest, die mit irdischen Dingen und Interessen nichts zu thun hat, eine Glückseligkeit, die ganz selbstlos und vergeistigt ist, so brauchst du dir diese Glückseligkeit nur ins Unendliche gesteigert zu denken, und du hast eine Ahnung davon, wie es im Himmel sein wird.

Auf's Rennfeld.

Ein Spaziergang in der Heimat.

Das war nicht mehr mein altes Dorfwirtshaus am Fuße des Berges. Seit ich vor fünfzehn Jahren in ihm den letzten Trunk gethan, war es vornehm geworden. Anstatt der alten gemütlichen Wirtin, die Glas und Brotkorb stets mit einem reschen „Gesegne Gott" vorsetzte — bediente jetzt ein wortkarger Pächter. Anstatt des sauren Naturweines — gesüßter Kunstwein, anstatt der breiten Wandbänke um den großen wurmstichigen Eichentisch Strohsesseln um runde mit rothen Tüchern bedeckte Tische, anstatt der alten Wandbilder — Reclameplacate. Besonders um jene Bilder that's mir leid, es waren rührend schlecht gemalte Heiligenbilder, es waren unbehilflich an die Mauer geklebte Zeitungsholzschnitte des Kaisers Josef, der Stadt Salzburg und einiger Caricaturen. Es war eine alte Landkarte der Gegend da und dergleichen mehr. Jetzt an den Wänden nichts, als illustrierte Anpreisungen von Siphons, Flaschenbier, Cognac, Chocolade, Thee, dann von Fahrrädern, Bartwuchspomaden, Champagner, kurz, von allen möglichen Genussmitteln, deren Anwendung die Landleute erst mühsam lernen mussten und glücklich auch gelernt haben, von allerlei Waren, die ein Bedürfnis nicht stillten, sondern erst erzeugten. Diese Placate, mit denen heutzutage jede Wandfläche behängt werden, sagen viel, sie sind die Todtenscheine mancher Stadtfamilie, mancher Bauernwirtschaft, die allzu bereitwillig angebissen hat. Wenn man so viele Arbeitswerkzeuge angepriesen finden würde, als Genussmittel! Aber nein — es wird mehr verzehrt als geschaffen, mehr verthan als verdient. Ist's ein Wunder, wenn's überall kracht! Die kleinen Häuser knistern, die großen krachen. Die Banken krachen, die Börsen krachen — die Revolver krachen. Bei der größeren Menschenmehrzahl trifft das zu — mehr verthun, als verdienen!

pf, je schwerer sein Herz. Er bekam immer nur in sich hinein,
daſs er etwas aus sich heraus brachte. Und es war doch in
Seele so voll. Er hatte wenig zu nehmen, er hatte zu geben
solchen Leuten nützen Bücher nicht immer. Oder es hätte ihm
sagen können, was die Wahrheit ist, was Gott ist, was der
ist. Das waren Fragen, die den Burschen bisweilen der Ver-
ng nahe brachten. Eines Tages packte er sich zusammen und reiste
wig Büchner, dessen Rath erbittend. Der alte Freigeist wuſste
ngen Menschen nichts anderes zu sagen, als er solle fleißig
je mehr desto besser, die Wissenschaft allein, vor allem die Na-
nschaft werde alle seine Zweifel lösen. Das machte den armen
noch verworrener, das Lernen aus Büchern weckte in ihm immer
ehr Fragen auf, anstatt auch nur eine im Grunde zu beant-
Es däuchte ihm, solche Herren nähmen die Erscheinung für die
und glaubten, alle Dinge seien in der That ganz genau so, wie
den menschlichen Sinnen zeigten und sie glaubten, mit dem, wie
nschliche Verstand sie erfaſste, seien sie erschöpft oder könnten
t werden. Unser Buchbinder fand in den Wissenschaften also nur
, keine Antworten. Was that er? Er reiste nach Ruſsland, um
aufzusuchen, den einzigen Christen unserer Zeit. Tolstoi sagte
junger Freund! Die Bücher laſs bei Seite, die muſst du meiden;
taugen nur für den Neugierigen, nicht für den Suchenden.
die Augen auf, beobachte die Natur, gib dich in Sanftmuth der
heit, in Demuth der Gottheit hin. Sei froh des Geheimnisses, es
in sich alles für dich, was du sonst nirgends findest — das
Leben, das ewige Glück. Nimm nicht das Messer, um das Ge-
secieren zu wollen, sei dankbar, daſs es ist. Im übrigen er-
den Lebensberuf, der dir zusagt. Die Arbeit, die du am besten
kannst, wird dich befriedigen. — Der junge Mann gab die
nderei auf und wurde Maler. In seinen Landschaften und Ge-
hob er das aus sich hervor, was ihn so beunruhigt, so gedrückt
die Kunst löste und hob das, was er zu geben hatte, was sein
ar. So weit es der Stift und Pinsel nicht ganz zu heben ver-
half die Feder nach — er malte und schriftstellerte und war
frieden. — Während solcher Darlegungen hatte der Stift gute
ritte gemacht und die Kirche mit dem spitzen Thurm und dem
birge im Hintergrunde lag auf dem Blatte wunderlieblich da. Es
eele in dem Bilde, das Auge, die Hand und das Herz einer Persön-
die sich aus den Wirrnissen zur Klarheit, aus dem Kampf zur Ruhe
earbeitet hatte. Nach einer halben Stunde, die für mich merk-
geworden war, sagten zwei Menschen, die das erste- und wohl
as letztemal zusammenkamen, sich lebewohl, der Maler stieg zu

dass der Mensch seine Schuld nicht auf irdische Nachkommen überwälzen könne, sondern dass sie ihm persönlich folgt in das Jenseits! — Zwischen den Stämmen sah ich sie stehen dort auf der Hochebene in sonniger Silberluft, die Wallfahrtskirche Maria Rehkogel. Die schönste Kirche der Mürzthalergegend. Das verstehen sie, die Jesuiten, das Kirchenbauen, die Gotteshäuser mit Pracht und Kunst zu schmücken und solcher Art auch Weltkinder an ihre Cultusstätten zu locken. Über dem Hochaltare kniet ein Reh vor dem Marienbilde. Was bedeutet das? Die Legende vom Reh, das von Jägern und Hunden gehetzt bei einem Marienbild in der Wildnis Zuflucht sucht, ist eine rührende Apotheose an die heilige Jungfrau, von des Waldes geheimnisvollem Harfenspiel begleitet. Ganz in der Nähe der Kirche steht nämlich ein Fichtenbaum, aus dessen curvenartig gebogenem Hauptstamme der Reihe nach eine Anzahl junger Bäume himmelwärts wächst, das Ganze in der Form einer Riesenharfe. Dieser grünende Wunderbaum, von dem vor einiger Zeit die „Gartenlaube" ein Bild gebracht, ihn zu den berühmten Bäumen deutscher Erde zählend, wird von der Bevölkerung verehrt und die Frommen wollen bisweilen das Harfenspiel klingen hören. Auch ich habe gehorcht, aber nichts gehört als das Geschmetter eines Finkenpaares, das in der Fichtenharfe saß und in seiner Art Gott das Loblied sang.

Auch das bleibt zurück auf der Wander. Vor mir ragt hoch über Waldhängen eine Bergkuppe auf — genannt das Rennfeld. Das ist dieses Tages Ziel. Unterwegs: aus einem alten Bauernhause haben sie dort ein neues Jägerhaus gemacht, aus einer Statt der Arbeit eine Statt des Vergnügens. Diese Veränderung wiederholt sich bekanntlich tausendfach im Lande — da wird es dann freilich krachen, aber nicht bloß aus des Jägers Stutzen. Wenn etwas den Schuss Pulver nicht wert ist, so ist es der Jagdsport, dem so unzählige Existenzen zum Opfer fallen, bis endlich — auch die Jagdherren purzeln werden.

Vor dem Jagdhause am Rain saß ein junger Mensch und zeichnete die Kirche Maria Rehkogel, die mit ihrem spitzen Thurm und mit ihrem Hintergrund, der Hochschwabengruppe so malerisch dalag. Es war ein Reisender, der aus Italien kam, vom Maler Dieffenbach, dessen Schüler er gewesen. Er trägt ein am Halse weit ausgeschnittenes Kleid, einen schütteren Bart und lange dichte Locken. Ohne Hut und Haube wandert er durch die Welt. Wir kamen miteinander in ein Gespräch, und wohl bald den Widerhall seiner Darlegung an mir merkend, erzählte er von einer großen Unruhe, die einst in ihm gewesen war, die ihn bei seinem Buchbindergewerbe nicht bleiben ließ. Es war ihm, als sei er der Menschheit mehr schuldig, als Bücher einzubinden. Er fühlte, dass er etwas zu sein und zu geben habe. Zuerst suchte er Rath bei den Büchern, wie er das anzufangen hätte. Doch je mehr er las, je wirrer wurde

Jagdsportes, dann kocht's — hier besonders auch noch bewegt im Angesichte des Bildnisses, wie das arme gehetzte Reh Hilfe sucht bei Marien . . .

In dunkler Vorzeit hat man auf dem Rennfelde auch noch einen anderen Sport getrieben. Zwei ehrenstramme Ritter, der Bärnecker aus dem Murthal und der Stubenberger aus dem Mürzthal, hatten sich im Thale angerempelt und sie stiegen. Mag sich wohl um ein Burgfräulein gehandelt haben, kurz, sie stiegen, oder vielmehr sie ritten auf den hohen Berg, der zwischen ihnen stand. Dort auf blumigem Felde thaten sie mit langen Spießen an einander rennen — wovon der Name Rennfeld stammt. Gesiegt hat natürlich der Mürzthaler. Das verbuche ich deshalb mit besonderer Genugthuung, weil die Herren von Stubenberg die Schutzherren meiner Ahnen waren. Dàs klingt doch viel hübscher, als wenn ich sagte, wir sind ihre Vasallen gewesen.

Bei dem großen Rennen zu Paris um 1792 und zu Wien 1848 haben wir, die Vasallen gesiegt. Wenn's aber so fortgeht, dann kommen wir wieder unter sich. R.

Der weiße Hansi.

Eine naturgeschichtliche Studie aus dem Leben von **Peter Rosegger**.

Das war keine schlechte Aufregung unter den Sommergästen. Vom Wirtstische, wo sie just beim Mittagsmahl gesessen, liefen sie weg und in den Hof hinaus, wo der Mord geschehen war. Unter dem Häckselstock lag die Leiche auf dem Bauche, legte das lang beohrte Haupt und alle vier Füße von sich. Der Mörder saß oben in der dunklen Wandecke, schnurrte und seine grünen Augen glotzten herab auf die Leute, die ihm nachtrachteten.

Das Herzbewegendste aber war noch die arme Waise, das junge weiße Kaninchen, das unweit der todten Mutter hockte, seine Ohren gegen Himmel spitzte und aufgeregt schnupperte.

Mein kleines Mädel, das auch herbeigeeilt war, erbot sich sofort, Mutterstelle zu vertreten an dem Häselein. Aber es hieß, da müsse erst die Frau Wirtin gefragt werden, deren Eigenthum das Thier war und in deren Bereich und Gerichtsbarkeit sich das Ereignis vollzogen hatte. Da trat eine frische Wienerin hervor, fieng ohne Umstände das weiße Kaninchen ab und schenkte es meiner kleinen Martha.

Das also ist die Geschichte, wie der weiße Hansi in unser Haus kam. Bei uns gibt es auch noch einen anderen Hansi, der nicht weiße Haare und nicht rothe Augen, nicht lange Ohren und nicht vier Füße hat, sondern der ein schlanker, munterer Universitätsstudent ist. Zur

Thal, ich bergwärts. Ob auch er von mir ein Wort mitnahm, wie ich von ihm?

Weiter oben hing am Baumstamm ein Stück Papier: „Wir sind voraus. Gustl, Karl." Also doch! Ein halb verabredetes Zusammentreffen mit den Freunden sollte also gelingen auf dem Berge. Munter nun hinan den rücksichtslosen Bergsteig. Den Hirschen und Rehen zu lieb müssen die Menschen ihre Beine und Lungen arg strapazieren. Der Jäger war es wohl, der einen freundlicheren Schlangenweg am Waldhang nicht gestattete, so dass die Markierung schnurgerade die steinige Wasserrinne empor gieng? Wem noch genug Athem übrig bleibt, der mag fluchen über den Jagdsport, dem in diesen Bergen jetzt alles geopfert wird. Mir fehlte dazu der Athem und der Zorn blieb in der Brust. Nach einer Weile stand ich auf der Höhe des Rennfeldes. Wehe, wen hier schlechtes Wetter überrascht, es mangelt jegliches Obdach. Ich vermuthe, wem und warum es nicht genehm ist, wenn harmlose Leute auf den Berg steigen, um jauchzend Gottes Schöpfung anzuschauen. Es wird also nicht viel nützen, wenn ich den Touristensectionen des Mürz- und des Murthales zurufe: Bauet doch eine Schutzhütte auf dem Rennfeld und rufet es weit in die Welt hinaus, was dieser Berg bietet. Es ist der bestgelegene Aussichtspunkt weitum, von vier Eisenbahnstationen aus in drei Stunden zu erreichen. — Meine Berggenossen wandelten auf der grünen Hochmatte und lebten der Freude! In Tirol und der Schweiz waren sie auf Viertausendern gestanden, und doch konnten sie sich hier auf dem 1630 Meter hohen Berg vor Überraschung kaum fassen. Ich beschreibe nichts. Für mich persönlich war es ein seltsamer Spass, dass man hier von einen Punkt aus in die Stadt Graz und in das Gesäuse bei Hiflau niedersieht. Solche Punkte wird es nicht viele geben. Während unseres Aufenthaltes auf der Spitze giengen im weiten Umkreis vier Gewitter nieder. Eins über dem Wechsel, eins über der Rax, eins über dem Hochschwab und eins über der Koralpe. Die übrige Welt lag im hellen Sonnenschein, besonders die großen Thäler zu unseren Füßen mit ihren Ortschaften bestrahlend. Wenn die Brucker wissen wollen, welch entzückende Lage ihr Städtchen hat, so mögen sie einmal von diesem Berge darauf hinabblicken. Ja, die Steirer überhaupt werden wenige Berge haben, von denen sie ihr Heimatland so bequem und so schön sehen können, als vom Rennfelde aus. Die Aussichtsfreude ist ja freilich auch ein Sport geworden, aber einer der nicht Bauern abstiftet und nicht aus Lust an Mord Thiere tödtet.

Warum ich heute wieder so giftig auf die Herren Jäger bin? Die von der Rennfeldergegend haben mir ja weiter nichts gethan; aber wenn ich so durch unser Oberland wandere und überall sehen muss die Spuren des für Volkswirtschaft und Bergfreude so verhängnisvollen

In einem verdeckten Körbchen, dessen Henkel die kleine Martha
om Arme ließ, machte der Hansi nun die Reise mit in die
Das Mädel hatte auf der ganzen Reise Angst vor dem Zoll-
am Stadtbahnhofe; wenn der den Hansi nach Wert und Wichtig-
teuern würde, dann möchten die fünf Dukaten, die sie in ihrer
ichse hat, nicht reichen. Sie war daher nicht wenig verwundert,
f die Angabe, dass im Korbe ein lebendiges Kaninchen sei, der
mit der Hand eine wegwerfende Bewegung machte: „Passiert!"
reude war gemischt mit Unmuth über die Geringschätzung: „Der
umme Zollmann!"

In der Stadtwohnung angelangt, durfte der neue Hausgenosse
alle Zimmer laufen, um sich sein Winkelchen zu wählen. Den
Hintertheil stets in die Höhe schupfend, hüpfte er von Stube zu
beguckte und beschnupperte alles und schnellte manchmal den Kopf
n Rothäuglein und der Schafsnase hin und her.

Nicht wahr, Hansi, bei uns ist's schön?" rief das Mädel. Aber dem
hien weder der glatte Fußboden zu imponieren, noch der niederwallende
vorhang, noch das Clavier, noch der Bücherkasten mit den schönen
reien, noch der Spiegel mit dem Goldrahmen. Noch das meiste
e zeigte er für das Puppenwägelchen, sofort hüpfte er hinein
ckte sich neben die Puppe hin, die aber ruhig weiter schlief, bis
ädel sie aufrichtete zum Sitzen und ihr zeigte, wer da sei. Jetzt
die Puppe die großen, schwarzen Augen auf und schaute in die
uft hinaus. Entzückt schien sie also nicht zu sein über den neuen
n. Der Hase im Korb wäre auch richtig der Hahn im Korb ge-
wenn er nicht sofort eine Dummheit gemacht hätte. Anfangs
pperte er das Rosakleidchen der Puppe und zerrte es aus der
ng, plötzlich biss er in den Schenkel, dass die Sägespäne heraus-

Du!" schrie das Mädel und versetzte ihm einen Klaps, dass er
ken aus dem Korbe sprang. Damit war das herzliche Verhältnis
aber nicht auf lange. Als der Hansi in der Zimmerecke an
Papierschachtel zu knuspern begann, lachte sie schon wieder über
eng ihn ab und kraute seine Stirn. Das hatte er besonders gern
kte er ganz ruhig auf ihrem Schoß, rührte kein Ohr und schloss
gen.

Endlich wählte er sich in der Wohnung sein Quartier. Das
war betroffen, dass er nicht unter seinem Bettchen nächtigen
nahe dem Ofen. Draußen im Vorhause, hinter der Kohlenkiste
r sich bequem gemacht. Und tagsüber, wenn er just nicht um-
war, denn alles huldigte dem Hansi, alles überhäufte ihn mit
men, streichelte ihn im Vorbeigehen, hockte er im dämmerigen

Unterscheidung von diesem nannte die kleine Martha ihr Häselein den weißen Hansi.

Der Glücksfall für das arme Thierchen war kaum geringer als der jenes Judenknaben, welcher ertränkt werden sollte, von der Prinzessin des Pharao aber aus dem Nil gefischt und dann wie ein Prinz erzogen wurde. Das Mädel nahm den weißen Hansi ins Schürzlein, trug ihn nach Hause und legte ihn auf das großblumige Sofa, wo das Thier sofort Enttäuschungen erlebte. Fürs erste waren die Blätter und Blumen des Sofas nicht genießbar, fürs zweite durfte es in dieser Herrlichkeit seiner Natur nicht freien Lauf lassen. Immer war das lästige Menschenmädel hinterher: Du garstiger Hansi! Wirst hinabgehen! Gehst! Nein, da darfst du nicht mehr auf dem schönen Sofa liegen!"

Da sagte der Hansi: „Ich pfeif' auf dein Sofa. Mir ist's viel lieber auf dem Stroh im Stall, wo ich Ruh' hab', wo mich nicht alle fünf Minuten jemand an den Ohren nimmt, an seine Larve drückt und mit mir umschmiert. Ich mag das nicht. Und dein verzuckertes Zeug kannst auch selber naschen, ich find' schon selber, was ich mag, wenn ich nur erst wieder in meiner Freiheit bin."

So sprach der weiße Hansi, aber das Mädel verstand ihn nicht, glaubte, es sei ein leises Liebeswinseln, und kosete und herzte ihn umsomehr.

Allmählich jedoch, als er im Garten umherlaufen durfte, als man ihm Kohlblätter vorlegte, dieselben ihm sogar unter zärtlichem Zureden an das Schnäuzchen hielt, bis er anbiss, als man Katzen, Hunde und andere drohende Ungeheuer von ihm abhielt und ihn allabendlich in das sichere Nest einer Holzkiste that, schien es der Hansi doch einzusehen, dass er bei guten Leuten war, und seine Anhänglichkeit wurde bald so groß, dass kein Mensch im Hause einen Tritt thun konnte ohne Gefahr, dem Hasen auf die Pfoten zu treten.

Und im Spätherbst, als das große Packen und Reinmachen begann und das Übersiedeln in die Stadt, gab es Conflicte. Das Haupt der Familie gab die Parole aus, dass der weiße Hansi nicht mitgenommen werde, weil es ihm für die „Gesellschaft" doch entschieden zu sehr an Bildung fehle; so reizend die ländlichen Manieren auf dem Lande wären, so anstößig wären sie in der Stadt. Gegen dieses Vorurtheil lehnte sich das kleine Mädel auf. Dürfe der weiße Hansi nicht mit in die Stadt, so bleibe auch sie auf dem Lande. Vom Hansi wolle sie sich nie wieder trennen. Und die entsprechenden Thränen dazu, während der Hansi auf den Hinterbeinen hockend sich aufrichtete, die Vorderprankerln demüthig gebogen hielt und die Ohren himmelwärts reckte, gleichsam zum Schwure, dass auch er der Gönnerin treu bleiben wolle. Da hat das Haupt der Familie capituliert.

uh. Der weiße Hansi ließ sich stets ein Weilchen ruhig streicheln,
aber auf Momente, da der heuchlerische Gegner sich eine Blöße
und wenn zwischen Handschuh und Ärmel die Haut offen lag,
te er hinein. Das unversöhnliche Gemüth fiel uns umso mehr
als der Hase von allen anderen sich die dreistesten Neckereien
ließ. Ich möchte sehen, was ein anderer dazu sagte, wenn man
bei den Ohren nähme und in die Luft höbe, wie wir es dem
gerne machten. Und er verhielt sich dabei ganz ruhig. Das hatte
n weg: je mehr man dabei zappelt, je schärfer spannt's an.
Thatsachen muss man rasch benützen, um Moral zu verkünden:
dich das Schicksal bei den Ohren, so halte ruhig still!
Wir waren verwundert, immer und überall zu merken, dass das
hen stets genau wusste, was es wollte oder nicht wollte; die
en unterschied es scharf, die waren ihm unsympathisch, die andern
hisch, und daran konnte keine Behandlung, kein Bestechungsversuch
ändern. Das Wesen hatte Charakter!
So wie der weiße an dem schwarzen Hansi seinen unversöhnlichen Feind
hatte er insgeheim eine ganz besondere Zuneigung zur Netti.
war ein zartes Verhältnis. Schon am Morgen, wenn die immer
Netti die Kleider klopfte oder die Schuhe putzte, stand der weiße
daneben, machte Männchen und schnupperte. Nicht als ob ihm
arum zu thun gewesen wäre, ein wenig Stiefelwichs zu naschen,
ste auch, dass die Netti ihm nachher das Schälchen Milch brachte,
e es war, die ihm sein Strohbettchen stets in gutem Zustande
die ihn an frostigen Tagen mit in die Küche nahm und die
ort besorgt war, dass von all den hastigen Leuten des Hauses
auf das kleine Wesen trete und es zerquetsche. Solches Wohl-
schätzte er und deshalb zeichnete er die Netti mit ganz beson-
Anhänglichkeit aus. Selten war sie im Vorhause, in den Zim-
zu sehen, ohne dass der weiße Hansi hinter ihr herhüpfte und
seinerseits Wache hielt, dass ihr nichts geschehe. Der Hausmann
als er mit seiner Scheiterkräuze in die Küche gekommen war
ne verdächtige Bewegung nach Netti gemacht hatte, der hat's er-
müssen! Wie ein Delphin aus dem Meere plötzlich in die Luft
hießt, so schnellte der weiße Hansi vom Boden auf und schnappte
er vorwitzigen Hand. Nein, in diesen Dingen vergab er sich

Andererseits verschmähte auch der weiße Hansi keine Näschereien.
gte an dem Schuhwerk, an den alten Papierschachteln, an dem
enen Spielzeug des Mädels. Dieses ließ gewähren, klatschte nun
ubelnd in die Hände, wenn von den betagten Puppen ganze Arme
eine weggenagt wurden oder meine schönen Bücherdeckeln zu-

Gelass vor der Küche und schaute ruhig vor sich hin. Stundenlang. Ich hätte dem Thiere eine solche Beschaulichkeit nicht zugetraut. Es schlief nicht, es duselte nicht stumpfsinnig, es saß mit zurückgelegten Ohren da und schaute klug in die Kammerecke hinein. Er dachte sicher an etwas — vielleicht an seine Kindesheimat im Ochsenstall beim Dorfwirt. Vielleicht auch an die Zukunft, an die Gründung einer Familie, die in seiner babylonischen Gefangenschaft leider völlig ausgeschlossen schien. Dem Mädel ist es kaum jemals eingefallen, welch Unglück es für so ein Thierchen ist, der Liebling des Menschen zu sein. Der Mensch lohnt mit ewiger Gefangenschaft. Die beiden Kanarienvögel im Käfig wussten auch ein Lied davon zu singen. Wenn dem Menschen ums Kosen zu thun ist, da erdrückt er das Thier beinahe und meint, demselben müsse auch so menschlich zum Liebeln sein. Und wenn er je nach Laune das arme Wesen vernachlässigt, vergisst, es bei Kälte und Hunger in der stummen Verlassenheit schmachten lässt, da wiederum entschuldigt er sich damit: Es ist doch nur ein Thier und ein Thier fühlt's nicht so.

Gewöhnlich, wenn jemand durch den Vorraum gieng, kam der weiße Hansi hervor, schloss sich ihm an, hüpfte ihm an den Fersen nach und trachtete durch irgend eine Thür mit hineinzuschlüpfen. Sei es, dass er bisweilen gern neue Gegenden sah oder dass er wieder einmal auf einem Teppich oder Sofa ruhen wollte. Da bekam er denn mit der Schuhspitze manchen Rippenstoß oder manchen Fußtritt auf die Pfote, der ihm nicht vermeint gewesen; er muckste nicht, sondern dachte wohl, er sei selber schuld, wenn er sich so unter die menschlichen Füße begebe, die keine Augen haben. Hingegen empfand er absichtliche Neckerei sofort als eine Kränkung, stampfte mit der Pfote oder biss um sich. Als der andere Hansi, der mit den langen Beinen und kurzen Ohren, von seiner Universität nach Hause kam, gab's fortwährend Reibungen. Dieser wollte nämlich an dem Thiere mancherlei physikalische und psychologische Studien machen, zum Beispiel Versuche anstellen, wie weit bei Kaninchen die Intelligenz reiche, ob sie entwicklungsfähig wäre oder wo und wodurch bei ihm das Schmerzgefühl anhebe. Das ließ sich nun der weiße Hansi durchaus nicht gefallen und durch scharfe Bisse gab er dem Forscher zu verstehen, dass er nicht gesonnen sei, ihm ein Versuchskaninchen abzugeben!

Durch Semmelkrümchen und Nusskerne wollte der Student nachträglich wieder alles schlichten, allein der Hase gieng nicht darauf ein, er schnappte nicht nach dem Nusskern, sondern nach dem Finger. Der Student war dann auf alle Wege bestrebt, sich bei ihm einzubiedern, er gab seine Versuche gänzlich auf, er bestrebte sich, genau wie alle andern unter Kosenamen ihn zu streicheln, that's aber weislich nicht ohne

Stunde an wagte der Hase sich lange Zeit nicht auf den freien
hinaus, sondern blieb stets in der Nähe einer Bank, unter die
drohendenfalls flüchten konnte.
Weil sich alles befehdet, was da kreucht und fleucht auf Erden,
für den weißen Hansi ein Tag der höchsten Gefahr und Auf-
aber dieser Tag dauerte nur eine Stunde. Die kleine Martha
uf der Straße einen herrenlosen jungen Hund gefunden. An dem
r Kopf so groß wie der ganze übrige Körper und die Schnauze
so groß als der ganze Kopf. Im ganzen war er sehr klein,
und weiß gefleckt. Das Mädel trug ihn kosend auf dem Arm
nd, dass es auf der ganzen Welt nichts so Herziges mehr geben
als dieses „Hunderl". Der Hase gewahrte es sofort und begann
zu werden. Ein neuer Liebling? Wir mochten nun gerne
welchen Standpunkt die beiden Rivalen zu einander einnehmen
und ließen den kleinen Hund auf den Rasen hinab, drei Meter
om weißen Hansi. Dieser war so entsetzt, dass er erstarrte, der
schmiegte sich zitternd und wimmernd ins Gras — so starrten
ander an, der eine in dem andern wohl das schrecklichste Unge-
erblickend. Der Hase war ein Riese gegenüber dem nichtigen
en, einen Augenblick stellte er sich stramm auf die Vorderfüße zu
drohenden Haltung. Der Hundeknirps lauerte hin und begann
zu kriechen — nach vorwärts. Das gab dem Hasen einen Ruck,
uf von der Erde schnellte er mehrmals und hüpfte dann in großen
davon. Der größte Hase läuft vor dem kleinsten Hunde. Dem
Hansi wäre es ein Leichtes gewesen, mit einem Pfotenhieb das
aum drei Tage alte Thierchen niederzuschlagen und damit die
aft vielleicht für alle Zeit sich zu erobern — aber ein Hase thut
cht. Und der Hund ist des Hasen Feind aus keinem anderen
als weil er ein Hund und jener ein Hase ist.
Es wären die Kämpfe der Zukunft nicht abzusehen gewesen. Da
ne Magd: Ihre Frau hätte einen jungen Hund verloren, einen
n, so klein, dass er noch kaum laufen möge, weshalb er nicht
in könne. Ob man ihn nicht etwa gesehen hätte? Die Martha
cht erbaut über die Reclamation, mit dem Finger zeigte sie ins
dort krabbelte er. Die Magd rief Freuden- und Dankesworte aus,
den Hund in die Schürze und trug ihn davon.
Das drohende Unheil war vorüber und für den weißen Hansi
wieder sonnige und friedliche Tage, die zur Zeit, als diese Hasen-
verfasst wird, noch andauern. Sollte sich fürder noch etwas Großes
n ereignen, so wird's nicht geheim bleiben; sollte aber eine böse
oder ein sportlustiger Jagdhund das Ende sein, oder gar ein
enfleischlustiger Zigeuner — dann schweigt die Geschichte.

—

schanden genagt, und entschuldigte den Hasen immer damit, dass er ein Nagethier sei. Das stand in ihrer kleinen Naturgeschichte schwarz auf weiß. Ein Paar braunlederne Schuhe, die in der Vorkammer gestanden, waren mit der Zeit gänzlich aufgegessen worden bis auf ein Stückchen Sohle, das schließlich sich nicht als Leder, sondern als ein Holzbrettchen erwies. Das wurde dem Schuster zurückgegeben mit dem Bemerken, dass Holzschuhe wohl noch bei Naturvölkern vorkommen, bei civilisierten Nationen aber gänzlich aus der Mode gekommen seien. Worauf der Schuster sagen ließ: Sein Werk trotze dem Zahn der Zeit und der Kaninchen. Dass der weiße Hansi übrigens das Allerungenießbarste fraß, bewies seine Vorliebe für meinen Papierkorb. Sturm und Drang, glühender Gymnasiasten classische Dramen, wie Jung-Deutscher Bardengesänge mit Raubmord, Meuchelmord, Lustmord und Selbstmord fraß er und blieb gesund.

Eines Tages hatte der Studiosus — wohl infolge seiner Forschungen — die Behauptung aufgestellt, der weiße Hansi sei eben ein Optimist, der alles im rosigen Lichte sehe, gleichzeitig aber auch ein Philosoph, der alles nach zwei Seiten betrachte. Beweis des ersten, weil der Hase rosenrothe Augen hätte. Beweis des zweiten, weil diese Augen nicht vorn im Kopf, sondern rechts und links seitlings stünden, wodurch es natürlich komme, dass jedes der Augen gleichzeitig ein anderes Bild sehe. Im Ernste wurde von den Bewohnern des Hauses einen ganzen Tag lang diese Ansichtssache besprochen, während der Schelm aus der Universität sich heimlich freute, über seinen Todfeind eine falsche Meinung verbreitet zu haben.

Dann erlebte der weiße Hansi einen unvorhergesehenen Glücksfall, wenigstens in unseren Augen. Es kam das Frühjahr und wir nahmen ihn wieder mit in seine grüne Alpenheimat. Wir dachten, er würde vor Freude springen und hüpfen auf dem freien Rasen im hellen Himmelslichte; im Gegentheil, er hielt sich zitternd an den Kleidersäumen der Leute, er wagte sich lange nicht ins Freie. Vielleicht that seinen rothen Augen die Sonne weh. Endlich that er's doch und fieng vor dem Hause an den Gräsern an zu naschen. Sehr ungeschickt, er erwischte immer die speren, spröden Halme, biss sie ab, ließ sie wieder fallen, allmählich erst zur Einsicht kommend, welches Kraut das beste ist. Das ließ er sich dann aber auch schmecken.

Doch der Anfechtungen unter freiem Himmel gab es nicht wenige. Da galt es nicht bloß, sich gegen Wind, Regen und Steinwürfe der Nachbarsrangen zu schützen. Wie ein Blitz aus heiterem Himmel schoss eines Tages eine Schwalbe nieder, kerzengerade auf den weißen Hansi. Dieser schob sich so blitzschnell über vor Schreck, dass der Vogel auch seinerseits erschrak und den beabsichtigten Angriff nicht vollführte. Von

wo m'r die ganz Freundschaft durchsiacht! Ih schau m'r schon selbn um meine Kidln um — für was han ih denn mein Miligeld?[1]) Bal' wieder amol der Kraxentrager kimmt, werd ih D'r zoagen, was bei mir a Kidl is, dass D' es woaßt, für a andersmal!" Wie a Wespen sempert die Bäurin außi bei der Thür, und der Fallbichler steht da mit sein rothen Kidl in der Hand.

„Schlagralent", fluacht er, „was fang ih hiaz an? Wann ah die Bäurin d' Hosen anhat, kann doh ih koan Kidl nit anlegen! Z'leicht is er ihr, weil er von Kramer is. Wann ih netta 's Geld wieder hätt! Zrucktragen — na! Auslachen lassen — nohmal na! Haltaus, Michel — han ih nit in Wirtshaus unt an Kraxentrager sitzen gsehn? Sakra, hiaz fallt m'r was ein!"

Der Fallbichler packt sein Binkl und zapft ohi ins Dorf; muaß ihm eppa eingfallen sein, dass er an Durst hat. — — — Guat über däs. Nach'n Feierabend, wie d' Fallbichlerischen bei der Stosuppen sitzen, krallt gach a kloans, punkerds[2]) Mandl daher und stellt sein Kraxen[3]) vor'n Herrenleuten auf 'n Boden.

„Schau, a Kraxentrager?" brummt der Bauer und zwinselt a weng auf sein Bäurin hin. Dö legt 'n boanern Löffel weg, putzt sih d' Händ in Fürfleck oh und steht gamrig auf. „Was hat er denn Rars, der Kraxentrager?

's kloan Mandl wischt sih 'n Schwitz oh und hebt ins Ratschen an: „Nadeln, Messer, Hafteln, Schuachnägel, Fingerhüt, Kokossoaf, schöne Ketten um 'n Hals, Mieder, Leibeln, blaue Kideln, Unterkideln —"

„Mein Gad", verstellt sih d' Fallbichlerin, „wann m'r nit eh allsand in Haus hätten —" und dabei zupft s' a weng in der Kraxen umanand, wie a Goaß, dö probiert, wie's Gras schmecken thuat.

Der Handler broat sein War' auf der Bank aus, und z'letzt bringt er an rothen Kidlzeug zwegn. Den habt er wie a Heidlkind und schaut d' Bäurin andächti an. „Däs wa' was, ganz was extrigs", sagt er schön g'schmiert, „so a Muster von an Kidlzeug han ih in ganzen Ennsthal noh nit gsehn."

Die Bäurin macht lange Äugel. „Wa' nit aus! Aft habt 's 'n eppa gar von Bruck oder von Leoben?"

Wachelt der Kraxentrager mit die Händ. „Oha, von Graz schon!"

„Gar von Graz?" dawundert sih d' Fallbichlerin. „Der wird leicht a schöns Stuck Geld kosten!"

„Gar nix kost er! Acht Gulden kost er — is däs a Geld für an Kidl, den in ganzen Ennsthal koa Bäurin hat?"

---

[1]) Geld für den Milchverkauf. [2]) rundes. [3]) Tragkorb.

Der rothe Kidl.

Eins aus dem obersteirischen Volksleben von **Hans Fraungruber.***)

Die Fallbichlerin, däs war a G'spoaßige! Nit eppa, dass s' ihr koa hoamlichs Bratl ohbraten oder koa Schalerl Kaffee vergunnt hätt, derweil der Mann nit dahoam gwen is; ah nit, dass s' eppa ihren Alten akrat verrathen hätt, was die Ringerl und Ketterl, die Mascherl und Falberl kosten, dö s' allweil ins Haus bracht hat, a na, so g'spoaßi war s' nit, die Fallbichlerin, aber — die bäurische Weis hat ihr nit taugt.

Die Spenser und Joppen, die Kidln und Fürta[1]), wie s' die Duckbäurin oder die Gallenloiplin anglegt haben, dieselbigen waren der hoakligen Fallbichlerin alls z'leicht[2]), was extrigs hat's sein müassen. Halt ja, wohin mit'n Geld, wann d' Weiber nit wa'n? 's Anwesen hat's tragen, Kinda san koa in Haus gwen, und der Bauer, dö guate Haut, hat ihm noh was einbildt, bal' er in Sunnta mit sein ehlichen Kloadastock in d' Kircha gfahren is. Znachst kimmt er gar selber mit an Binkl unter der Irxen[3]) daher und lacht schon auf'n ganzen Weg von Dörfl aufa in sein suzzlads Pfeifenröhrl eini. Dahoam schmeißt er 'n Binkl auf'n Tisch und schreit der Bäurin: „Adelheid, heunt han ih D'r was mitbracht!“ Die Bäurin brennt schon glei vor lauta Neugier a Loch in die Tischplatten mit ihre schwarzen Augen.

„Wa' nit aus — mitbracht hast m'r was? Ja, was lauda?[4]) Was wird's eppa sein?“

„An neuchen Kidl han ih D'r kaft!“

„Uh, Marei — an Kidl! Wo hast'n denn kaft?“

„Bein Kramer drunt“, lacht der Bauer volla Freud und schneidt 'n Spagat ausanand, „an muatsaubern rothen Kidl han ih D'r kaft — fünf Gulden fuchz'g Kreuzer hat er mih kost — da schau her!“

Draht sih die Bäurin weg und macht a Gsicht wie a Katz, der s' 'n Schnauzbart ohgschnitten haben. Bein Kramer hat er 'n kaft? Den Kidl mag s' nit, gar nit anschaun mag s' 'n. Woaß m'r ah so auswendi, was m'r bein Kramer für a haderwachlads Kidlzeug kriagt.

„Aber — Adelheid, nimm dena Dein Verstand in d' Händ —“

Nix is 's, sie mag ah koan Verstand in d' Händ nehma; brinzunderroth wird die schön Bäurin vor lauter Gall. „Was hast 'n ah so a Fladerwerch z'kafen? Fünf Gulden fuchz'g Kreuzer für a Kidlzeug,

---

*) Aus „Neue Aussseer G'schichten“ von Hans Fraungruber. Linz. Österreichische Verlagsanstalt. Diese neueste Erscheinung unserer Heimliteratur möge der Volksfreund nicht übersehen. Eine Geschichte dieses Büchleins, „Der Einhandel und sein Sohn“ genannt, wird wohl zu den besten gehören unter dem vielen Guten, das uns unser Fraungruber schon geschenkt hat
Die Redaction.

[1]) Schürze. [2]) zu minderwertig. [3]) Achsel. [4]) denn.

Kleine Laube.

„Die Wacht am Rhein."

Ein in unserem Österreich viel umstrittenes Lied. Es wird bestritten nicht etwa bloß von Deutschgegnern, wohl auch von Deutschen, besonders auch von deutschen Staatsbehörden. Warum das? Ist das Lied unpatriotisch oder hat es einen andern Fehler, den wir Österreicher nicht vertragen können? Leute, denen das Lied unbekannt ist, könnten so etwas glauben, und es giebt viele, die das Lied wohl nach der Melodie, nicht aber nach dem Text kennen. Für solche wäre es vielleicht an der Zeit, den Sinn des Liedes einmal zu betrachten.

Es braust ein Ruf wie Donnerhall, wie Schwertgeklirr und Wogenprall,
Zum Rhein, zum Rhein, zum deutschen Rhein. Wer will des Stromes Hüter sein?
Lieb Vaterland magst ruhig sein, lieb Vaterland magst ruhig sein,
Fest steht und treu die Wacht, die Wacht am Rhein!

Durch Hunderttausend zuckt es schnell und aller Augen blitzen hell,
Der Deutsche, bieder, fromm und stark, beschützt die heil'ge Landesmark.
Lieb Vaterland &c.

Er blickt hinauf in Himmelsau'n, da Heldenväter niederschau'n,
Und schwört mit stolzer Kampfeslust: Du Rhein bleibst deutsch wie meine Brust!
Lieb Vaterland &c.

So lang ein Tropfen Blut noch glüht, noch eig'ne Faust den Degen zieht,
Und noch ein Arm die Büchse spannt, betritt kein Feind hier deinen Strand.
Lieb Vaterland &c.

Der Schwur erschallt, die Woge rinnt, die Fahnen flattern hoch im Wind,
Am Rhein, am Rhein, am deutschen Rhein wir alle wollen Hüter sei.
Lieb Vaterland magst ruhig sein, lieb Vaterland magst ruhig sein,
Fest steht und treu die Wacht, die Wacht am Rhein!

Das ist „Die Wacht am Rhein". — Was gibt es Gefährliches in diesen Worten? Wenn es, vom deutschen Standpunkte aus, „Die Wacht an der Elbe" wäre oder die Wacht an einem andern österreichischen Grenzfluss. Aber es ist „Die Wacht am Rhein" aufgekommen bei dem großen deutschen Freiheitskrieg gegen jenes fremde Volk, das unsere Vorfahren stets den Erbfeind geheißen, durch dessen Einfälle unsere Väter oft und schwer gelitten haben und dessen österreichsfeindliche Politik noch in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts zu unserem Verderben

Schreckt sih wohl a weng, die schön Bäurin, vor die acht Gulden, aber was extrigs wa's halt dena. „Sauber is er schon, der Kidlzeug, halt ja. Da siacht m'r glei, was a War is, dö von weiterher kimmt — gegen so a zausads Hadernwerch, mit den bei uns der Kramer die dummen Leut anschmiert."

„Bal' d' Sach nohmal soviel kost, aft mag's leicht zwoamal so guat und schön sein", bedeut der Bauer und macht a zwiespaltigs G'schau, wo m'r nit woaß, that er gern lacha oder woan.

„Dreimal so guat is er und dreimal so schön", bizzelt[1]) d' Fallbichlerin, „und justament kaf ih 'n, daß d' andern Bäurina was z'giften haben —"

Und der Bauer ah — denkt s' ihr dabei, aber der thuat nix dergleichen. Z'erst pfeift er sih oans, aft geht er gor bei der Thür aus und stapft in Stall.

Wie der Handel richti is, kimmt der Kraxentrager nach mit an Gsicht, als saß er bis auf die Knia in Habern, und zählt 'n Bauern acht Gulden bar auf d' Hand. Der Fallbichler steckt den andern zwoa Gulden zua, aft lacht er: „Dank D'r schön, dass D' m'r mein Kidl so guat verkaft hast. Auf dö Weis' haben m'r all zwoa a Gschäft gmacht, und mein' Weib is ah gholfen."

Nach a Weil geht er in d' Stuben zruck. Steht die Bäurin bein Spiagel, probiert 'n Kidel und draht sih wie der Wetterhahn, bal' der boarisch Wind waht. „So, Fallbichler", moant s' g'schnappi, „hiaz schau D'r guat an, was a Kidlzeug is — weils allweil glaubts, ös verstehts ah was von Weiberleutsachen, ös Mannsbilder, ös einbilderischen überanand!" —

---

1) stichelt.

Unmaßgeblicher Vorschlag.

Anstatt von schönen Dingen
uns ewig vorzusingen,
Möcht' ich beinahe rathen:
— schweigen — thaten.

M.

Wer dichtet das Volkslied?

Von Dr. Josef Pommer.

Der steirische Dichter Hans Grasberger hat in dem Vorworte seines Büchleins „Nix für unguet", Schnaderhüpfeln, einbekannt, mit den lebendigen Schnaderhüpfeln zu wetteifern sei kein schimpfliches, wohl aber ein gefährliches Unterfangen. Und unter Grasbergers Schnaderhüpfeln, die er dem Volke nachzubilden versucht hat, und von denen manche recht frisch und natürlich klingen, ist wohl nicht eins, von dem der Kenner bei genauer Besichtigung sich über den kunstmäßigen Ursprung täuschen lassen könnte.

Hans Fraungruber, selber ein Dichter, zudem ein Volkskind und ein vortrefflicher Kenner seiner heimatlichen steierischen Mundart, hat es mit dankenswerter Offenherzigkeit in seinem Aufsatze „Ich kann's nicht" (Das deutsche Volkslied, 2. Heft 1901) eingestanden, dass er sich mit seinen eigenen Schnaderhüpfeln niemals unter seine bäuerlichen Landsleute gewagt habe, aus Furcht, vor ihnen zurückstehen zu müssen. „Es gelüstete mich manchmal, zum mindesten etliche Schnaderhüpfel, die ich selbst ersonnen, in dem Sonntagskreise zu singen. Wenn ich aber die anderen, die echten gehört, dann wagten sich die meinen nicht mehr über die Zunge. Was sie hier fremd erscheinen ließ, das vermochte ich nicht klar zu sagen, aber ich fühlte es, dass sie doch nur Stiefbrüder seien."

Als die Romanschriftstellerin und Dichterin Augusta Bender Fraungrubers ehrliches Geständnis in der Volksliedzeitschrift las, da schickte sie mir sofort einen kleinen zustimmenden Aufsatz für „Das deutsche Volkslied" unter der Aufschrift: „Ich kann's auch nicht". Augusta Bender ist ein Volkskind, ihre Eltern waren Bauersleute in dem Dorfe Oberschefflenz in Baden, und sie wuchs in dieser dörflichen, bäuerlichen Umgebung auf wie irgend ein anderes Bauernkind ihres Dorfes. Durch mühevolles Selbststudium hat sie sich später aus dieser bäuerlichen Schichte herausgearbeitet und ist Lehrerin, Erzieherin, Schriftstellerin und Dichterin geworden. Sie hängt mit innigster Liebe und rührender Treue an ihren Erinnerungen aus der Jugendzeit, sie hat eine wertvolle Sammlung von über zweihundert Volksliedern ihres Heimatsdorfes mit unsäglichen Mühen und Opfern an Zeit, Geld und Nervenkraft zustande gebracht — aber dichten kann sie keine Volkslieder, so wenig sie wieder ein Bauernkind werden kann in ihrer ganzen Lebens- und Anschauungsweise. Sie „kann's auch nicht". Und niemand kann's, wie Fraungruber richtig sagt: „A Volksliadl macht neamd, a Volksliadl wird".

Es wird auch bei dem einzelnen Manne aus dem Volke und wächst aus seinem Hirn und Herzen ohne jede dichterische Absicht als wahres Gelegenheitsgedicht mit Nothwendigkeit und wie von selbst heraus, ganz zu schweigen von der unabsichtlichen und meist auch unbewusſten Mitarbeit, die die Gesammtheit leistet, die eine solche dichterische Volksschöpfung aufnimmt, merkt, singt, weiter verbreitet und vererbt. So antwortet der Senner, der von der Nachbarhöhe mit einem Juchezer angerufen wird, mit einem zweiten, und nun geht's los. Wie Frage und Antwort folgen Juchezer auf Juchezer, die meist alle in dem Augenblick, in welchem sie erschallen, auch eben erst erfunden werden. So rief ich vor zwei Jahren von der Höhe des Sinewell (Dachsteingebiet bei Schladming) einen Juchezer ins Thal, dem ich einen Jodler folgen ließ. Und aus den unwirtlichen verkarsteten Schluchten und Schlünden des „Steins" antworteten mir zwei helle Stimmen, und nun gieng der Jodlerkampf an, der von Seite meiner unsichtbar bleibenden Gegentheile immer

war. Wie begeistert haben wir im Jahre 1870 „Die Wacht am Rhein" mitgesungen, als die Brüder den immer drohenden gemeinsamen Feind zurücktrieben hinter den Rhein und ihn zur Ohnmacht schlugen. Und nun, da wir mit dem Deutschen Reiche im engsten politischen Bunde stehen, soll das Lied bei uns unpatriotisch sein? Wenn es noch ein Eroberungslied wäre, so könnte man die Abneigung im friedliebenden Österreich begreifen, und ich wäre wohl auch der letzte, der ein solches Angriffs-Kriegslied vertheidigen möchte. Aber es ist ein Vertheidigungslied zur Bewachung der Grenze des deutschen Bodens, der Heimat. Es ist eine Wacht. Uns so wenig als dem Deutschen Reiche schadet die Mahnung Wacht zu halten, und wie so oft früher kann uns auch in Zukunft Gefahr und Noth von dorther kommen. Wie beruhigend, dass auch wir Österreicher singen können: „Lieb Vaterland magst ruhig sein, fest steht und treu die Wacht am Rhein!"

Ich glaube, dass der beste Patriot — und es giebt deren gottlob in Österreich noch viele — sich hochbegeistert von seinem Sitze erheben und miteinstimmen kann, wenn unsere Jugend „Die Wacht am Rhein" singt. Mich packt es immer, und ich empfinde bei diesen Klängen Dankbarkeit und Zuversicht. Und selbst wenn es nur der Hauch beispiellosen Heldenthums wäre, der uns aus dem Liede anweht wie Maiensturm — ist denn das nichts? Geht nicht unsere Erziehung darauf aus, der Jugend Liebe zum Vaterland und Begeisterung für die Helden beizubringen? Unsere Jünglinge sollen erglühen für die Helden der Perser, Griechen und Römer, für die Helden der Franzosen und der Russen — und den herrlichen Helden unseres Volkes in unserer Zeit sollten sie kein Preislied singen dürfen?

Aber „Die Wacht am Rhein" heißt es, sei politisch das deutsche Nationallied geworden, und deshalb sei es, in Österreich gesungen, unter gegenwärtigen Umständen eine politische Demonstration für das Deutsche Reich. Diese Auslegung ist willkürlich und unzutreffend. Deshalb, weil das Lied im Reiche etwa zu einer Nationalhymne geworden ist, sollten es die Deutschen außerhalb der Grenze nicht singen können, ohne damit politisch zu demonstrieren? — Allerdings, es mag bisweilen mit diesem Liede demonstriert werden, das ist aber nur möglich, seit es in Österreich officiell als politisches Demonstrationslied angesehen wird. Ich wüsste, offen gesagt, kein wirksameres Mittel, die österreichischen Patrioten kopfscheu zu machen, als indem man ihnen die Geschichte und den Liederschatz ihres angestammten Volkes zu unterbinden sucht, indem man es als unpatriotisch erklärt, sich zu freuen an den weltgeschichtlichen Siegen, deren segensreiche Folgen in Politik, Gesellschaft und Volkswirtschaft auch wir in Österreich mitgenießen dürfen. Diese ungestüme Mitfreude ist so über die Maßen natürlich und menschlich, dass es für uns deutsche Österreicher wahrlich keines andern, am wenigsten unlauteren Beweggrundes bedarf, „Die Wacht am Rhein" zu singen.

Ich denke, dass bei Festlichkeiten, bei denen „Die Wacht am Rhein" gesungen wird, der höchste Beamte unseres Staates so gut wie der Polizeicommissär sich vom Sitze erheben und herzfrisch mitsingen sollte. Wenn schon aus keinem andern Grund, als dem der Klugheit. Selbst in jenen kleinen Kreisen, in denen dieses Lied bisweilen etwa aus „teutonischem Trotz" gesungen wird, wäre es als politisches Demonstrationslied von dem Augenblicke an unmöglich, als es behördlich sanctioniert ist. Seitdem jener Bezirkshauptmann, die Kornblume im Knopfloche, bei deutschnationalen Liedern fröhlich mitsingt, sind die paar hypernationalen Heißsporne seines Kreises nahezu rathlos, Blume und Lied sind ihnen „verekelt". Hingegen singen die deutschen Männer und Frauen Österreichs in treuer, begeisterter Zuversicht: „Lieb Vaterland, magst ruhig sein!

R.

Trotz der vielen trefflichen Gedanken in Pommers Ausführung geht uns — wenn auch wir ein wenig dreinreden dürften — die Sache doch nicht ganz ein. Pommer behauptet, ein Volkslied, ein Schnaderhüpfel könne nur bei Naturmenschen ganz spontan und unbewusst entstehen; ein Gebildeter aber, überhaupt einer, der eins machen wolle, bringe keins zusammen. Und Fraungruber sagt: „A Volksliadl macht neamd, a Volksliadl wird“.

Das ist höchstens nur bedingt richtig. Wir fragen, warum soll just im Bauer, im Hirten, im Holzknecht u. s. w. ein Volksliadl entstehen können? Warum nicht auch in einem wirklichen Dichter? Es scheint, dass man vergisst, was das heißt, ein Dichter sein. Es scheint, man verwechselt den Dichter mit dem Macher und meint unter „Kunstdichter“ nur einen handwerksmäßigen Verseschmied! — Wird doch überhaupt von der echten Lyrik verlangt, dass das Lied nicht „gemacht“ werde, sondern dass es naturnothwendig entstehe? Wer ein Lied „macht“, der ist überhaupt kein Dichter, das Versemachen lernt jeder Gymnasiast. Wenn nun beim wirklichen Dichter allerhand Gelegenheitslieder spontan aus dem Herzen springen können, warum nicht auch einmal ein frischer lebendiger Vierzeiler! Wenn der Dichter die Stimmung des Königs innehaben kann, warum nicht auch die des Almhirten? Und ist es denn nicht möglich, dass ein Dichter von Haus aus so volksthümlich empfindet und unwillkürlich so die volksthümliche Form schafft wie der Bauer und der Holzknecht? Gewiss, der Bauer kann dichten, aber der Dichter kann es auch. — Dann wird manchmal behauptet, die Dichter echter Schnaderhüpfeln seien namenlos, man kenne sie nicht. Ja, sollte gerade deshalb, weil der Schöpfer eines Schnaderhüpfels zufällig einen Namen hat, sein Schnaderhüpfel nicht echt sein? Und wenn der Ochsenhalter Franz Hubinger plötzlich ein Schnaderhüpfel singt, das noch niemand kennt, das in Franz Hubinger entstanden ist, würde das Schnaderhüpfel von dem Augenblicke an nicht mehr echt sein, als es festgestellt ist, dass es von Franz Hubinger stammt? Nein, die Annahme, dass das echte Volkslied namenlos sein müsse, dass es immer entstehe, ohne unser Wissen, wo und von wem, dass ein Dichter, der Kunstlieder schafft, niemals ein Volkslied schaffen könne, diese Annahme hinkt. Übrigens wird wohl doch nicht behauptet, dass alle echten Volkslieder, also auch die mehrstrophigen, spontan und unbewusst entstanden seien. Die sind zwar nicht „gemacht“, aber sie sind gedichtet worden, manches wohl mit Fleiß und Mühe. Ob wir den Dichter kennen oder nicht, ist Zufall und ändert nichts an der Echtheit und dem Werte des Liedes. Ich glaube, es gibt keinen Kenner, der es mit Bestimmtheit sagen kann, ob irgend ein neues Schnaderhüpfel ein dichtender Naturmensch oder ein natürlicher Dichter aufgebracht hat. Es ist ja wahr, dass man bei den meisten unserer Volkslieder nicht den Dichter kennt, es ist auch wahr, dass die alten Vierzeiler von neueren gewöhnlich leicht zu unterscheiden sind, besonders für einen, der die alten kennt; aber dass es wirklichen Dichtern unmöglich sei, den echten Volkston so zu treffen, dass ihr Lied zum Volkslied wird, das ist zu bestreiten.

Eines Tages war in der Almhütte bunte Gesellschaft beisammen, Hirten, Holzer und Touristen. Ein kropfiger Almjodel machte mit einer Ziehharmonika Musik und gröhlte Schnaderhüpfeln. Die handelten von Weibsleuten, Soldaten und Jägern. Dann kamen auch Trutzliedeln gegen die „Stadtherren“, wovon ein paar anwesend waren.

„I halts mit da Sun,
Und i mag koane Stern,
Muass alliweil dran denkn,
Mir ham no zviel Herrn!“

„Mir zan Ziachn, ös zan Zam,
Enk das Bier und uns n Fam,
Uns die Schalln und enk die Kern,
Gel, so häts es gern!“

Alles lachte, am meisten aber lachte ein vollbärtiger Stadtherr, denn diese Schnaderhüpfeln, die der Almjodel nach althergebrachter Weise sang, stammten — von ihm.

R.

neue und neue, mir bisher unbekannt gewesene Jodler und Juchezer zutage förderte, von denen gewiss gar mancher erst in dem Augenblicke auch erst entstanden war, in dem er erklang. Es ist ja bekannt, wie gewandt und schlagfertig unsere Holzknechte und Senner, unsere Hirtenjungen und Jäger im Erfinden von Jodlern, Juchezern und Schnaderhüpfeln sind. Von dem berühmten bayrischen Dialectdichter v. Kobell wird erzählt, dass er sich einmal — ich glaube in St. Barthelmä am Königssee — mit zwei Holzknechten in einen Schnaderhüpfel-Wettkampf eingelassen habe. Nun, Kobell war ein Vertrauter seines bayrischen Heimatsvolkes, wie nicht leicht ein Zweiter, und hatte unter und mit ihm gelebt als Alpenwanderer und Jäger durch Wochen und Monde; doch auch für ihn war das Wagnis zu groß. Er wurde von den Holzknechten in Grund und Boden gesungen. „A Volksliadl macht neamd, A Volksliadl wird."

Ich fürchte nicht, dass man mir den alten scholastischen Satz entgegenhalten werde: Qui nimium probat, nihil probat, wenn ich über das Beweisthema in Folgendem sogar noch hinaus gehe, da der Beweis für die Behauptung, dass kein Kunstdichter ein Volkslied machen könne, wohl schon als erbracht gelten kann. „A Volksliadl macht neamd", auch der Bauer nicht, nicht der Hirte, nicht der Senner, nicht der Jäger, nicht der Holzknecht, wenn man sich unter Lieder-Machen vorstellt, dass einer mit der deutlich gedachten Absicht, ein Gedicht zu verfertigen an die Arbeit gehe. Nein! Wie von selbst quillt Ton und Wort ohne Absicht und klar gedachtes Ziel aus Kopf und Herz auch des dichtenden Volksgenossen der unteren Stände. So erzählte mir der treffliche Jodlersänger Heldner, der mit dem bekannten bäuerlichen Dichter Christian Blattl am Pillersee bei St. Johann in Tirol lange Zeit als Schweizer, d. h. Hirte, Senne, Käsemacher, gearbeitet hatte, dass Blattl, während er die Kühe molk, fortwährend Lieder ersonnen habe. Und wenn die Stallmagd Lisei des Grubenbauern in der Ramsau bei Schladming des Abends ihre Kühe von der Weide heimtrieb, erfand sie für sich selbst, gleichsam unbewusst spielend, immer neue und neue Jodlerweisen. Als ich aber eines Tages — mir fehlten gerade noch vier Jodler um die schöne Zahl 444 bei meiner neuen Jodler- und Juchezersammlung vollzumachen — als ich den Moarknecht Ruepei (Ruprecht) und seinen Bruder, den Jäger Hiasl, von denen namentlich der letztere ein tüchtiger Jodler war, und mir viele wertvolle Stücke überliefert hatte, als sie mir nichts mehr mitzutheilen wussten, im Scherze forderte, sie sollten raich ein paar Jodler machen, erfinden, da verstanden sie anfänglich gar nicht, was ich wollte, und als ich ihnen die Sache auseinandersetzte, da lachte der Ruepei und sagte, da sei ja „nichts dabei". Der klügere Hias aber hielt es gleich für unmöglich. Als ich nun fünf Liter Bier als Preis aussetzte und am nächsten Tage diesen Preis auf zehn Liter erhöhte, da gieng Ruepei ernsthaft ans Jodlermachen. Er verlor aber gar bald seine anfängliche Siegeszuversicht und zum Schlusse sah auch er ein — dass man einen Jodler nicht „machen" könne, wie man den Stiel für eine Hacke macht. Wie sagt doch der heilige Augustinus von der Zeit? Si non rogas, intelligo; si rogas, nescio. Wenn du mich nicht fragst, so weiß ich, was die Zeit ist, wenn du mich aber fragst, so weiß ichs nicht. Ähnlich konnten auch diese beiden Naturmenschen, Ruepei und Hiasl keinen Jodler machen, als es von ihnen verlangt wurde, während die Magd Lisei unaufgefordert und ohne jede schöpferische Absicht beim Heimtreiben ihrer Kühe Jodler auf Jodler sich selber zur Freude ersann, einen schöner als den anderen.

Diesen Auszug entnehmen wir einem interessanten Aufsatz „Was ist das Volkslied", den Dr. Josef Pommer, der verdienstvolle Volksliedermann, gelegentlich einer Polemik über das echte Volkslied und Schnaderhüpfel in der „Lyra" (Wien) veröffentlichen ließ.

Pater Hamerle bespricht nämlich Bräunlichs Schrift: „Die Los von Rom-Bewegung in Steiermark". Hamerle hat gerade in dieser Broschüre schwarz auf weiß sehen müssen, dass ich trotz meiner Hochachtung für Pastor Bräunlich in Bezug auf die Kirche meine besondere, ihm wesentlich gegensätzliche Anschauung habe; Hamerle musste — wenn er sich um seinen Gegenstand je gekümmert hat — wissen, dass mein Bestreben für das Evangelium um zwanzig Jahre älter ist und unabhängig von der Los von Rom-Bewegung; dass ich in genannter Bewegung eine große Zurückhaltung beobachte und zwischen den Kirchen Frieden wünsche — das alles musste dem Pater gerade auch aus Bräunlichs Broschüre klar vor Augen getreten sein — trotzdem beliebt es ihm, zu behaupten, dass ich dem Pastor Bräunlich bei seinem „Kriegszuge in die Steiermark treulich Knappendienste geleistet hätte". Diese eine wörtliche Behauptung, die der Verfasser ohne jeden Beweis läszt, ist das Einzige, was den pikant sein sollenden Titel der Hamerle'schen Polemik rechtfertigen soll. Es ist also mit dem großartigen Titel auf eine Art Bauernfängerei abgesehen.

Nebenbei macht der Mann allerdings noch etliche Ausfälle auf mich, die aber mit seiner Polemik gegen Bräunlich nichts zu thun haben. So kommt er mit der ganz aus der Luft gegriffenen Behauptung, dass der gläubige Protestant Sohnrey in seiner Zuschrift „Das Land" über „Mein Himmelreich" gesagt hätte: „Das Buch ist für den Schriftsteller Rosegger ein wahres testimonium paupertatis, ein Zeugnis von schiefem, confusem Verständnis der Probleme deutscher Denkarbeit, dass wir als alte Verehrer Roseggers von einer wahren Bestürzung ergriffen sind". Nun, lieber Pater, das hat der gläubige Protestant Sohnrey nicht gesagt. Er hat in seinem Blatte vielmehr sehr anerkennend auf das Buch hingewiesen. Die oben angeführte scharfe Verurtheilung stammt von dem Freigeist Wolfgang Kirchbach, demselben, der mit den Jesuiten gelegentlich noch unvergleichlich schärfer verfahren ist.

Ferner leistet sich Pater Hamerle die allerdings sehr vorsichtig stilisierte Behauptung, als ob ich Jesus Christus nicht als den eingebornen Sohn Gottes erkennen wollte. Wenn der Mann „Mein Himmelreich", das er kritisiert, auch gelesen hat, so muss er wissen, wie ich über Jesus Christus denke! Es geht diesen Herren aber weniger um Jesus, als um ihre Angelegenheiten und gerade Hamerle ist es, der bei nichtkatholischen Christen das Vertrauen zum Evangelium zerstören möchte. Nach ihm kann es nur allein die römisch-katholische Kirche bezeugen, ob das Evangelium Gottes Wort ist oder nicht. Unsere Hüterin erklärt die Bibel nun wirklich für Gotteswort, um sie aber gleichzeitig — vor dem Volke zu verstecken!

Ein köstliches Beispielchen jesuitischer Verdrehungskunst ist das folgende. Pater Hamerle behauptet, ich hätte selber eingestanden, dass ich kein Christ sei Er beruft sich damit auf eine meiner Briefstellen an Pastor Bräunlich: „Eine gründliche Durchsicht der Evangelien hat mir neuerdings gezeigt, was das heißt: Christ sein. Wir sind es nicht!" Der Redemptoristen-Pater weiß nun zwar recht gut, in welcher Beziehung diese allgemeine Anklage gemeint ist und wen der Hauptvorwurf trifft, dass wir vom Evangelium so weit abgekommen sind — aber dreist sagt er's seinen Lesern hin, ich hätte selbst eingestanden, dass ich persönlich kein Christ sei! — das heißt, kein Christ sein wolle. —

Im Ganzen hat also Pater Hamerle in seinem Schriftchen nicht mehr als vier Behauptungen über mich gethan und nicht weniger als vier Unwahrheiten über mich gesagt. Nun, Jeder dient seinem Gott, wie er mag, der Eine mit dem möglichsten Ausüben seiner Überzeugung, der Andere mit dem Aufopfern seiner — Wahrheitsliebe.*)

Rosegger.

*) Wie wir eben hören, ist Hamerles Broschüre wegen Aufreizung zur Feindseligkeit gegen Nationalitäten, Religionsgenossenschaften, Körperschaften u. s. w. auf Antrag des Staatsanwaltes confisciert worden. Die Red.

Alpenluft.

Alpenluft hat kein Wort,
Hat nur ein Klingen.
Was man nicht sagen kann,
Das muss man singen.
Ist auch zum Singen
Die Bergluft zu fein,
Dann jauchzet der Älpler
Sein Glückseligsein.

R.

Majestätsbeleidigung.

Die Blätter berichteten über eine Verhandlung vor der Strafkammer des Landesgerichtes Mainz, in der sich der 32jährige Buchbinder B. wegen Majestätsbeleidigung zu verantworten hatte. B. war auf der Wanderschaft nach Mainz gekommen und hatte dort einem Schutzmann einen Zettel in die Hand gedrückt, auf dem er vorher einige beleidigende Worte gegen den Kaiser niedergeschrieben. Genau dasselbe Manöver brachte er damit zum drittenmal zur Anwendung und zwar jedesmal in der ausgesprochenen Absicht, Unterkunft im Gefängnis zu finden. Zuletzt ist er deshalb in Straßburg mit zwei Jahren Gefängnis bestraft worden. B. ist ein kranker Mann, der deshalb nirgends Arbeit zu finden vermag und dessen sich bisher auch die Heimatsgemeinde nicht angenommen hat. Im Straßburger Falle hatte er bei seiner Verhaftung sowohl wie in der Verhandlung vor Gericht das seiner Strafthat zugrundeliegende Motiv: im Gefängnis Obdach und Nahrung zu finden, offen bekannt, war aber trotzdem zu der schweren Strafe verurtheilt worden. Anders scheint dies in Mainz gewesen zu sein. Dort billigte ihm das Gericht mildernde Umstände zu und erkannte gegen ihn trotz der wiederholten Rückfälligkeit nur auf sechs Monate Gefängnis.

Die Moral von dieser Geschichte: Wenn du keine andere Rettung weißt, begehe eine strafbare Handlung, verletze die Gesetze des Staats, dann wird dieser selbe Staat dir Nahrung, Kleidung und Obdach geben. Achtest du aber die Gesetze des Staates, so hat er keinerlei Verpflichtung gegen dich und du hast es dir selbst zuzuschreiben, wenn du Hungers stirbst.

Eine Stichprobe auf jesuitische Wahrheitsliebe.

Es ist kein angenehmes Geschäft, sich mit den Herren herumzanken zu müssen — aber sie thun's nicht anders. Sie wühlen und verdrehen und verdächtigen so lange, bis man wieder einmal eine Stichprobe macht. Da hat der Redemptoristen-Pater Hamerle, G. Ss. R., eine Broschüre geschrieben unter dem Titel: „Der neue Don Quixote und dessen Knappe Sancho Pansa, oder Pastor Bräunlich und Peter Rosegger auf dem Kampfplatze der Los von Rom-Bewegung". Der Name Rosegger scheint mehr Reclamezwecken dienen zu sollen, denn in dem Büchlein ist wenig von ihm die Rede. Hingegen ist das Wenige mit der größten Sorgfalt entstellt. Wenn die über Pastor Bräunlich gesagten Dinge auch solche Wahrheiten sind, dann ist der Verfasser nicht zu beneiden. Ich rede nur über das, was mich angeht.

lasst gesehen haben werden, am Bettag noch extra in der Kirche für sie zu beten. Sie wählte zu ihrem ersten Staatsschreiber den Dichter Gottfried Keller. Ein unverständiges Volk nahm diese Wahl mit kopfschüttelndem Bedenken auf und wollte kaum daran glauben, setzte sich aber dann leicht über das Seltsame derselben hinweg, sich damit beruhigend, dass es am Ende Sache der Regierung sei, was für einen Staatsschreiber sie haben wolle und brauchen könne.

Gottfried Keller ist, wenn man will, ein genialer Mensch, ein guter Dichter, ein geistreicher Novellenschreiber, ein witziger Zeitungscorrespondent. Aber alles Genie, alle Poesie, aller Geist und aller Witz ersetzen positive Fachkenntnisse nicht. Wir sagen darum, diese Wahl muss tief entmuthigen alle die, welche wissenschaftliche Fachstudien gemacht haben oder machen wollen, und alle, welche durch praktische Thätigkeit sich in die Administration hineingearbeitet haben, wenn sie sehen, dass weder Wissenschaft noch praktische Erfahrung nöthig ist, um mit einem Sprung die Stelle einzunehmen, von der man bisher geglaubt hatte, sie vor allen erfordere tiefere Einsicht. Das entmuthigt!

Wir erhalten vom Lande noch folgende Einsendung: Die von dem Regierungsrathe, wie es heißt, mit vier gegen drei Stimmen getroffene Wahl unseres berühmten Dichters, Herrn G. Keller, zum ersten Staatsschreiber hat vielfach „Herd" aufgeworfen, und die öffentliche Meinung zu Land und Stadt war in ihrer Beurtheilung, sage Verurtheilung, von einer seltenen Einstimmigkeit. Wo man nur hinkam, gieng's über die Regierung her, was ihr auch in den Sinn gekommen sei. Der eine wusste zu erzählen, Herr Dr. B. habe im Spital laut über das Unglück gejammert, dass die neue (Irren-)Anstalt im Burghölzli noch nicht fertig und in der alten kein Platz mehr übrig sei. Ein anderer meinte, nach dieser Staatsschreiberwahl bleibe jetzt für die vacante Stelle des Herrn Erziehungsdirectors niemand mehr übrig als — — — Herr Dichter Herwegh! Ein dritter tröstete einen der nicht gewählten Aspiranten damit, dass derselbe nun ja „grüner Heinrich" werden könne.

Alles mit mehrerem! — Wir möchten aber in diesen Chorus von schlechten Witzen nicht einstimmen, und wenn wir auch die getroffene Wahl nicht billigen können, und sie über unseren Horizont geht, doch uns die Bemerkung erlauben, dass schon Wahlen getroffen wurden, über die sich anfänglich männiglich ärgerte und wunderte, und die dann doch nicht so übel ausgefallen sind. Hätten wir eine liederliche Regierung, so müssten wir über den Geniestreich, den sie mit der Wahl gemacht hat, unbedingt den Stab brechen und uns solches für die Zukunft verbitten. Da aber die Mitglieder dieser Regierung ohne Ausnahme sehr nüchterne, wohlanständige, gesetzte und ehrenfeste Leute sind, so denkt mancher: Gerade diesen ist zur Ausnahme auch etwas Apartes und Extraordinäres erlaubt und kann man es ihnen nicht so stark übelnehmen, wenn sie einmal über die Schnur hauen.

Wir wünschen von ganzem Herzen, dass der Dichter sich auch als Arbeiter bewähren möge! Geht es gut, so hat die Regierung mit ihrem Wagestück wirklich ein gutes Werk gethan; geht es schlecht, da darf sie dann zum Schaden für den Spott nicht sorgen." —

Zehn Jahre später, am 28. October 1871, saß Gottfried Keller bei einem festlichen Anlass neben dem Mitredacteur der „Freitagszeitung" in der Tonhalle. In vorgerückter Stunde, als der Ehrenwein anfieng, allmählich activ ins Festgetriebe einzugreifen, fragte Meister Gottfried seinen Nebenmann nach dem Namen eines gegenübersitzenden stattlichen Herrn, der ihm ausnehmend wohl gefalle. „Das ist ja der stadtbekannte Secundarlehrer B" entgegnete der Gefragte. „Wirklich ein charmanter Mann!", versetzte der sonst wortkarge Keller. „Ja, ja, in manchen Beziehungen schon", meinte der andere, „aber denken Sie nur, Herr Staatsschreiber, er ist

Ist halt auch ein Mensch!

Antwort auf eine Zuschrift.

Der Geistliche, sagen Sie, sei auch ein Mensch, und man dürfe in sittlicher Beziehung nicht mehr von ihm verlangen, als von jedem andern sündigen Menschen. Mit Verlaub, ich denke anders. Wer kein musikalisches Talent hat, der soll kein Spielmann werden. Wer in seinen Predigten von anderen strenge Moral fordert, der muss sich auf das alleräußerste anstrengen, selbst tadellos zu sein. Jeder Führer, jeder Richter, jeder, der gesellschaftlich einen weithin sichtbaren Standpunkt einnimmt, hat eine andere und größere Pflicht als der Herdenmensch, er muss schon berufsmäßig ein musterhaftes Leben führen, er muss ein Vorbild sein. Wer die Kraft hiezu nicht in sich fühlt, der bleibe hübsch unter der Menge verborgen. Wer sich hinanwagt zu einer ehrwürdigen Höhe, der muss reiner und selbstloser dastehen können als die Durchschnittsleute, er hat ideale Aufgaben, sein Beruf ist nicht so sehr in Gefahr, von irdischen Interessen beschmutzt zu werden, als der Beruf anderer, die härter im Kampfe um's Dasein stehen. Ihm ist das Edelsein leichter gemacht als anderen. Wenn er auch natürlich ein fehlerhafter Mensch bleibt, so darf er deshalb, weil er Mensch ist, die Fehler noch lange nicht sanctionieren, ja nicht einmal mit der Phrase vom „Menschsein" entschuldigen.

Ich glaube, dass jeder höherstehende Mensch besondere Pflicht hat, ein gutes Vorbild zu sein. Und vor allem bei dem Geistlichen verlangen wir ein Leben, das sich von dem der Alltagsleute unterscheidet und in einem höheren Bereiche steht.

So denkt auch das Volk und hat ein Recht so zu denken. Die Besseren sind empfindlich gegen die Fehler der Priester, die Schlechtern freuen sich derselben, sie fühlen sich durch die Schlechtigkeit der Vorgesetzten gerechtfertigt. R.

Gottfried Kellers Wahl zum ersten Staatsschreiber des Cantons Zürich.

Mitgetheilt von Kd. Gachnang.

Am 14. September 1901 sind vierzig Jahre verflossen, dass Gottfried Keller das Amt eines zürcherischen Staatsschreibers übertragen wurde. Er gieng nur mit knapper Stimmenmehrheit aus der Wahl hervor, was beweist, dass nicht alle Mitglieder der Regierung davon überzeugt waren, es werde in dem damals zweiundvierzigjährigen Dichter der richtige Mann an den richtigen Posten gestellt. Die „Zürcher Freitagszeitung" vom 20. September 1861 gibt über diese Bedenken willkommenen Aufschluss. Sie ist ein jetzt noch viel gelesenes Blatt und war es auch zu jener Zeit. Der damalige Redacteur, Fritz Bürkli, führte eine scharfe und gewandte Feder. Er war ein vielseitig gebildeter, intelligenter Mann und zugleich Eigenthümer des einträglichen Blattes. Er brauchte sich daher in seinen Äußerungen keinen Zwang anzuthun, weder mit Bezug auf seine Gegner, noch auf seine politischen Parteigenossen, die Conservativen, und so hatte sich denn auch der neue Staatsschreiber keiner allzu liebenswürdigen Begrüßung von Seiten der „Freitagszeitung" zu erfreuen. Sie lautet, unter Weglassung einer Anzahl minderwichtiger Sätze, folgendermaßen:

„Am Vorabend des eidgenössischen Dank-, Buß- und Bettages hat unsere Regierung noch einen Geniestreich begangen, wegen dessen gewiss viele sich veran-

Wie der Funk in der Huben bekehrt wurde.

Wenn ein junger Vater und ein altes Kind zusammen kommen, so ist das immer bedenklich, besonders wenn das Kind älter ist als der Vater. Da war er einmal in der Kirche, der Funk in der Huben, und sah zu seiner nicht geringen Verwunderung, wie vor dem blutjungen Cooperator die ältesten Leute knieten, Greise und Matronen, um sich Belehrung und Rathschlage fürs Leben zu holen. Er, der eine, der noch lange nicht durch war, der selbst erst vor dem dunklen, gefährlichen Stollen stand, der Leben und Lehre nur aus den Büchern kannte — er sollte erfahrenen Leuten, die ein langes Leben durchgeprobt, durchlitten und durchdacht hatten, ein Führer und Weiser sein! Nein, dabei hatte der Funk in der Huben nichts zu thun. Er hätte — wie die Leute sagen — spielend des Pfarrers Großvater sein können. Und jetzt vor ihm ein Kind sein? Nein. Da gieng er lieber gar nicht in die Kirche. Nun, das verdross aber wieder den Pfarrer. Und einmal über Feld, als er dem Funk begegnete, sprach er ihn an: „Nun, lieber Funk in der Huben, wie geht's immer? Wir sehen uns selten, wie? Das thut mir leid. In der Kirche — wenn ihr Sonntags manchmal rasten wolltet — wäre es hübsch kühl, auch gut sitzen in den Stühlen mit Rücklehne, die Musik ist auch nicht übel, dieweilen wir jetzt einen neuen Bombardon haben. Wollt ihr ihn nicht einmal anhören? Hernach dürfte euch — um ganz offen zu sein — manchmal ein bissel Lehr und Weisung nicht schaden. Was meint ihr?"

Der Bauer hatte mit zwei Fingern unter seinem Hute so ein wenig herumgekratzt, er wusste auch nicht recht, sollte er den Hut abziehen oder auf dem Kopfe behalten; ihn über der Glatze zu lockern, das war jetzt der Mittelweg. „Das schon, Herr Cooperator, dass es in der Kirche gut rasten ist, aber schlafen kann ich auch zu Hause, und den Bombardon hört man eh völlig übers ganze Dorf und wegen der Lehr und Weisung ist mir der Herr halt doch ein bissel gar zu jung. So in diesen Jahrrn kann der Mensch halt noch nit alles verstehen. Nix für ungut, Herr Cooperator."

Der Pfarrer hätte auf so schnöde Abweisung wohl etwas zu entgegnen gehabt, doch er dachte nur: Auch wieder einmal ein Altersprotz.

„Behüt Gott Funk! Lasst es euch gut gehen!" sagte er und schritt wegshin.

Darauf verstrich ein Weilchen. Der Funk gieng nicht in die Kirche und der Cooperator forderte ihn nicht auf. Der Mann, dachte er, ist schon alt genug, um zu wissen, was noth thut.

Da war es einmal im Spätherbst, als der Funk in seinem Baumgarten gerade metzgerte, dass der Cooperator des Weges kam, stehen blieb und die fette Sau bewunderte.

„Da gratulier ich", sagte er, „die gibt mindestens drei Centner."

„Ei, was versteht denn ihr von der Sau!" gab der alte Bauer unwirsch zurück. Bei der Arbeit dreinschwatzen, das hatte er nie leiden mögen.

„Nun so wünsch ich bloß, dass sie so viel wiegen möge", entgegnete gelassen der Pfarrer und gieng weiter.

Als es nachher aber zum wägen kam, begann der Funk den Kopf zu schütteln. Er hieng den Gewichtsklumpen nicht weniger als dreimal an die Wagstange — und allemal dasselbe. Genau drei Centner! Muss doch nit so dumm sein der Cooperator. Wenn er schon davon was versteht, was nit in sein Handwerk schlägt, da wird er in seinem Fach nit der ungeschickteste sein. Wahr ist's, wer sich bei der Sau so gut auskennt, dem kann man auch die Seel' anvertrauen.

Und gieng von da an in die Kirche.

einer der ausgesprochensten Demokraten, die wir in der Stadt haben!“ — Hierauf ein merkliches Kopfschütteln von Seiten des letzteren, verbunden mit ein paar nichts weniger als schmeichelhaften Attributen zu Handen der ihm nicht gerade zusagenden demokratischen Volkspartei, die in hohem Grade den Beifall seines Nebenmannes von der „Freitagszeitung“ erweckten. Plötzlich wendet sich Meister Gottfried gegen diesen und schmeißt ihm die Worte ins Gesicht: „Aber wüssed ihr, ihr (Zeitungsschreiber) i der Schipfi hine, ihr sind au es cheibe Lumpenpack![1]) —

Man hat sich in der Schipfe diesen Zornerguss nicht allzusehr zu Herzen genommen, denn am 10. März 1876 brachte die „Freitagszeitung“ folgende Notiz:

„Herr Staatsschreiber G. Keller beabsichtigt, seinen Pegasus aus den Banden zu befreien, in welchen er seit Decennien im Regierungstalle festgebunden war. Wir wünschen ihm einen recht fröhlichen Ritt durch die grünen Auen der Poesie und die heimeligen Straßen von Seldwyla! Dass ein Correspondent des ‚Landboten‘ den beabsichtigten Rücktritt des Herrn Staatsschreibers von seiner Stelle der Welt verkündete, bevor er zur Thatsache geworden, ist vielen undelicat erschienen, indem es das Ansehen gab, als wolle man dadurch Herrn Keller unmöglich machen, allfällig von seinem Entschlusse zurückzukommen.“

Drei Monate später bindet Fritz Bürkli unserem Dichter folgendes hübsche Sträußchen:

„Am 8. Juli trat Herr Dr. G. Keller als Staatsschreiber zurück. Selbstverständlich wurden ihm vom Regierungsrathe seine ausgezeichneten fünfzehnjährigen Dienste aufs wärmste verdankt.“

---

[1]) „Aber wisst ihr, ihr in der Schipfe (wo die Zeitungsdruckerei war), seid auch u. s. w.“

Blitzerln.

Hesassa, Hollerblüa,
Wann ih däs Dirndl siah,
Muass ih an Jauchzer schrein,
Mei muass sie sein!

Willst a Stammkrügl hobn.
Därfst ka Kellnerin frogn,
Ih möchts wegn da Treu,
Mit koa Kellnerin wogn.

Oh Jager, mei, mei,
Geh, bild da nix ein,
Wannst ka Birn nit häst,
Kunntst ka Jager nit sei.

An saubern, an gsundn
Herzbuabn han ih gfundn;
Sei Liab, de is groß,
Sei Treu, de is kloa.
Und ih denk und ih moa,
Dass ih 'n austrummeln loss.

Die Welt is voll Elend!
So winselst und klagst.
Ja, siagst as denn nit,
Dass a Weinl drauf wachst?!

Wann die Taubn und der Rab
Guati Freundschaft machn,
Thuat die Krah scha zan Leichenschmaus
Krapfn bachn.

Der Hubmair Franzl. Eine Geschichte aus dem niederösterreichischen Waldviertel von Paul Wallner. (Graz. Ulr. Moser's Buchhandlung. 1902.) Der Verfasser dieser Bauerngeschichte offenbart eine erkleckliche Gestaltungskraft und weiß in die Gründe des Volkes zu dringen. Dem starken Realismus steht ein idealer, stark tendenziöser Zug gegenüber. Hinter dem Namen Paul Wallner dürfte eine Persönlichkeit stecken, die sich übrigens mehr um sociale Fragen, als um Poesie bekümmert — was übrigens den Wert des Buches wenig schmälert. R.

1500 **Hendel-Bändchen!** Die von uns in ihren Neuerscheinungen oft besprochene Hendel-Bibliothek der Gesammt-Literatur überschreitet mit der nächster Tage zur Ausgabe gelangenden neuen Serie die Zahl 1500. Der Verlag ist seinem Plane in Bezug auf den Inhalt unverrückbar treu geblieben. 1886 begonnen, haben seitdem jährlich 100 neue Nummern das Unternehmen auf seinen gegenwärtigen imposanten Stand gebracht. Jedes einzelne Bändchen ist sprechender Zeuge für das Programm: dem deutschen Volke in guten wohlfeilen Ausgaben das beste der Literaturen aller Völker zu vermitteln und einmüthig hat die Presse anerkannt, wie sehr dies dem vom literarischen Feinsinn geleiteten Unternehmen gelungen ist. Die Wahl des Inhalts für die Jubiläumsnummer 1500 bethätigt dies von neuem. Sie bringt eine vom Hamburger Jugendschriften-Ausschuss zusammengestellte Auswahl von Uhlands Gedichten für Schule und Haus. An die Jubiläums-Nummer schließt sich wieder ein Band wissenschaftlichen Inhalts an: „Der Koran". Daneben steht ein dritter Band des Holländers Multatuli: „Walther in der Lehre". Den Beschluss macht ein vaterländisches Drama „Kaiser, König und Bürger" von Wilhelm Henzen. V.

Büchereinlauf.

Bergbauern und Stadtleut'. Geschichten aus den Alpen von Rudolf Kleinecke. (Leipzig. Philipp Reclam jun.)

Heimkehr. Schauspiel aus den Tiroler Bergen in drei Acten von Margaret von Oertzen. (München. Rudolf Mohr. 1901.)

Sündige Rechte. Drei Einacter von Albert Hieber. (Dresden. Piersons Verlag.

Eine Frühlingsliebe. Dichtung von Fritz Sänger. (Dresden. E. Pierson. 1901.)

Maxim Gor'ki. Ein sonderbarer Leser. Wanderung eines Teufels. Drei Skizzen. Deutsch von P. Jakofleff. Mit Buchschmuck von F. O. Behringer. (Leipzig. Richard Wöpke. 1901.)

Ingrid. Von Selma Lagerlöf. Übertragung aus dem Schwedischen von Karl Oberländer. (Stuttgart und Wien. Josef Roth'sche Verlagshandlung.)

Kaiser Friedrich und Marc Aurel. Eine Vergleichung von Friedrich Crönert. (Halle a. d. S. Otto Gundel.)

Meine Erinnerungen an Anton Bruckner. Von Karl Hrubi. (Wien. Friedrich Schalk.)

Am Kreuzwege! Katholisch oder evangelisch? Wohin sollen wir gehen? Ein Wegweiser für allerlei Christenvolk. (Schlesien. Pfarramt Würgsdorf.)

Der ausgekniffene Jesuit. Eine lehrreiche Beleuchtung clericaler Kampfesweise und ultramontaner Argumente. Zugleich Antwort auf den „abgetrumpften Ferk", der in Wahrheit gar nicht abgetrumpft wurde. (Graz. Verlag der Ortsgruppe Graz des Vereines der Altkatholiken in Oesterreich. 1901.)

Koch-Katechismus für Kranke in Stadt und Land. Nach Krankeiten, Diätzetteln und Kochrecepten alphabetisch geordnet. Von Dr. Alfr. Baur. (Stuttgart. Muth'sche Verlagshandlung. 1901.)

Wer Verwandte oder Bekannte auf dem Lande hat und ihnen wohl will, kaufe ihnen die beiden Bücher: **Branntweinpest, Goldmacherdorf.** Ein Beispiel, wie ein Dorf abwärts und wie es wieder aufwärts kommt. Zu haben von F. Achaz in Graz, Lagergasse 8.

Der Semmering und seine Umgebung. Achtundsechzig Ansichten, Naturaufnahmen. Begleitwort von Gerhard Bach. (Wien, J. Löwy, 1901) — soweit wir das wüthend seccessionistische Titelblatt zur Noth zu entziffern in der Lage waren.

Führer durch Cilli und Umgebung. Von Th. Fürstbauer. (Cilli. Frisch Rasch. 1901.)

Bücher.

Die stumme Seele. Ein Märchen aus der Innenwelt von Hugo Schwerdtner. (Wien. Braumüller. 1901.) Wir haben einen „Jungen" vor uns, einen Mann der Secession, des Symbolismus, der gehämmerten Sprache . . . aber, so wenig umfangreich die Dichtung ist, einen Jungen von zweifelloser Begabung, der volle Beachtung verdient und noch von sich reden machen dürfte. „Das unsichtbare Weben des Gemüthes, das Sprossen, Blühen einer jungen Seele, vom ersten Strahl der Liebessonne jäh erweckt, das ist der Inhalt dieser Schrift", die, arm an äußerer Handlung, der Menge unverständlich bleiben dürfte, den Kenner aber als meisterhafte Seelenanalyse entzücken muss. Der Verfasser ist, so viel wir wissen, Arzt. In seinem Erstlingswerk hat er sozusagen seine eigene Seele auf den Seciertisch gelegt und ihre schwächsten Zuckungen beachtet; denn dieser „Parcival", der ausgeht, den heiligen Gral zu suchen, ist er selber und der Gral ist die Liebe, die der Seele die Sprache gibt. Und wie des Dichters Seele nunmehr die Sprache beherrscht! Sie ist Musik vom ersten bis zum letzten Worte, sie fordert den Recitandovortrag und wandelt sich im Aufquellen der Stimmung von selbst in die Rhythmik des Liedes. Die beigegebenen Lieder sind echte Perlen und lassen auch vom Lyriker Sch. Bedeutendes erwarten. Die Ausstattung, die der geistesverwandte Künstler B. Löffler unterstützte, steht selbstverständlich auf der Höhe der Zeit, hält sich aber mit Geschmack von den Schrullen der verstiegensten Neuerer fern, deren Schriftzeichen niemand lesen und deren Bilder niemand deuten kann. J. Wichner.

Die Österreichische Verlagsanstalt Linz, Wien, Leipzig, bekannt als Hort und verdienstvoller Förderer der „Provinzkunst", legt eine Reihe neuer Bücher in gefälliger Ausstattung und besonders schönem Drucke auf:

Monologische Dichtungen von Adolf Karl v. Ettmayr. Situationslyrik nennt sie das Vorwort, mit kurzen Scenerien, die dem Vorleser und der Stimmung dienen. Aus dem Buche spricht ein feiner Geist, ein ganz eigenartiges, leidenschaftliches Gemüth, dessen formvollendete Strophen nie das Richtmaß edler Schönheit überschreiten.

Abendlicht. Von M. R. v. Stern. Ein Reigen neuer philosophisch abgeklärter und herzwarmer Gedichte des geistvollen Wanderers, der trotz des Vornamens „Maurice" zu den besten deutschen Lyrikern zählt.

Unsa Landl, Da Mostschädl. Zwei hübsch illustrierte Bände köstlicher Mundartdichtung von Franz Hönig, die mit schlagender Wirkung das oberösterreichische Volksleben schildert. Der Verlag hat ein Übriges gethan, indem er den Verfasser durch besonders hübsche Ausstattung seiner Werke seinen anderen Autoren vorzog.

Andre Hofer. Schauspiel in vier Aufzügen von Franz Kranewitter. Der Tiroler Held in Holzschuhen. Das volksechteste Hoferbild der reichen Tiroler Literatur, wahr in allen Zügen und Motiven, wuchtig, ergreifend in seiner schlichten Größe.

Das neue Dorf von J. Hafner und O. Weilhart, **Und Friede den Menschen** von L. v. Ficker. Zwei erschütternde Dramen des Ringens gegen clericale Unduldsamkeit. Beide geschickt und wirkungsvoll durchgearbeitet, leider in unseren Tagen kaum aufführbar.

Vogelsang. Hübsch erfundene, sehr ansprechend und lebendig erzählte Märchen aus dem Wienerwalde von W. A. Hammer.

Weinlandler. Treffsichere Geschichten voll Humor und Anschaulichkeit von J. G. Frimberger. Das Volk der „Hauer" wie es leibt und lebt. Der durch seine mundartlichen Gedichte bekannte Autor ist auch ein vollwertiger Erzähler.

Die Perlen der Chloë. Eine Perlenschnur fesselnder Erzählungen und Skizzen in genialer Darstellung von Arnold Hagenauer. Das ist die herbe großzügige Weise, die eines Gottfried Keller würdig ist.

Gute und schlimme Frauen von P. v. Schönthan, **Staub** von Ph. v. Blittersdorf. Gesammelte Feuilletons, deren graziöse leichtflüssige Form ernsten und schalkhaften Vorwürfen ein williges Lesepublikum sichert.

H. F.

Bergveigerln. Gedichte in oberbayrischer Mundart von Wilh. Dusch. (Stuttgart, Ad. Bonz.) Ein reizend ausgestattetes Bändchen, das lyrische Klänge und eine große Anzahl lustiger Anekdoten enthält. Der Autor wird sich größeren Erfolg sichern, wenn er die noch häufig auftretenden hochdeutschen Formen durch sichere Beherrschung der Mundart vermeidet.

F.

Heimgarten

2. Heft. November 1901. 26. Jahrg.

Joachim, der seinen Tod überlebte.

Von **Peter Rosegger.**

Wie? Ein dreißigjähriger Krieg hätte das ganze deutsche Volk an den Rand des Abgrundes gebracht? Und Joachim, der Zieler, führt einen fünfzigjährigen und ist munter wohlauf. Er dreht schon einen Strick, um das halbe Säculum zu feiern — von anderen die goldene Hochzeit genannt. Mit diesem Strick will er über dem Eingang in ihre Schlafstube eine Tafel anbinden mit der Inschrift: „Vivat, holde Braut!" Die Schlachten waren im ersten Vierteljahrhundert geschlagen worden, später, als die feindlichen Lager sich theilten, nahm es der Joachim nicht mehr so ernst und wenn die böse Frau gewaltig ausrückte, mit Worten zuerst, da lachte er — und mit dem Besenstiel zuletzt, da duckte er sich und sagte gemüthlich: „oha, jetzt hättest du mich beinahe mit deinem Besen getroffen."

Und dann sagte er: „Liebes Weib, wenn ich einmal gestorben bin, so wirst du ein schwarzes Gewand anziehen wollen. Das passt aber nicht. In meinem Testament wird geschrieben stehen, dass du ein Jahr lang nach meinem Tod in einem weißen Kleid mit rosenrothen Bändern umhergehen musst, wenn du willst meine Erbin sein."

Da weinte sie heimlich, denn erstens muss man das thun, wenn vom Sterben die Rede ist und zweitens wusste sie doch, dass in ihren Jahren

Postkarten des „Heimgarten".

W. W. Linz: In Ihrer Sache hat bereits Tolstoi ein gutes Wort gesagt. Er schrieb an einen Freund: „Mein theurer Freund! Ihr Brief hat mir großes Vergnügen bereitet. Besonders gut finde ich es, dass Sie mit sich selbst unzufrieden sind. Das ist das einzige Mittel, moralisch vorwärts zu kommen. Was das Heiratsproject betrifft, so kann ich nur wiederholen, was ich bereits oft gesagt habe und wovon ich fest überzeugt bin, nämlich dass der, der sich nicht zur absoluten Keuschheit aufzuschwingen vermag, gut thut, sich mit dem festen Entschluss zu verheiraten, seine Frau bis zum Tode nicht zu verlassen. Nehmen Sie sich nur davor in Acht, sich nicht durch das sinnliche Element der Ehe fortreißen zu lassen, das heißt eine Frau zu nehmen, deren Überzeugungen von den Ihrigen abweichen und die nicht genügend Demuth und Zuneigung für Sie besitzt, um die Ihrigen anzunehmen."

J. W. Graz: Ja, Jedermann sollte den von Zeitungen etwa über ihn gebrachten Unrichtigkeiten kurzer Hand und scharf entgegentreten. Das beste Mittel, manchen Journalisten ihre üppige Phantasie abzugewöhnen.

* Vielfach beklagt man sich, dass Zuschriften an mich nicht beantwortet werden. Ich habe dafür keine andere Entschuldigung als die Unzulänglichkeit meiner Zeit und meiner Kraft. Es bedürfte einer halben Ewigkeit und einer mehr als fürstlichen Macht, alle die Anfragen und Anliegen zu befriedigen, die an mich Tag für Tag herantreten. Dinge von weiterem Interesse können eventuell im „Heimgarten" Antwort finden. R.

K. G., Frankfurt: Sie werden nicht ganz Unrecht haben mit Ihrer Meinung über „Kindermärchen": „Nur wenige können wohl fabulieren und zumal wir abgearbeiteten Großstadt-Geschäftsleute nicht. Bekommt man nun Kinder, so sucht man mit Märchenbüchern sich auszuhelfen. Das geht gut, so lange ein Kind nicht lesen kann, lernt es nun aber, wie der unserige von selbst ohne Anleitung, lesen, so nimmt es die Bücher selbst zur Hand und sagt: Papa, du hast das und jenes weggelassen und anders erzählt. Das will man nicht gerne von einem 5—6jährigen Kinde hören. Bei uns in Deutschland sind die besten Märchenbücher die von Gebr. Grimm und die von Lud. Bechstein. Nimmt man nun diese Bücher zur Hand, so findet man u. a. das „Fürchten lernen". Ein Küster wird die Treppe heruntergeworfen und bricht sich das Bein — vom Galgen und daran hängenden Gerippen ist die Rede — von Halbmenschen, die aus dem Schornstein fallen — Todtenköpfen als Kegelkugeln u. a. mehr. — Ein König sagt, dass er seine zwölf Söhne umbringt, wenn das dreizehnte Kind kein Mädchen ist. — „Der gute Handel" und „Die kluge Else" sind dumm. — Im „Fitschers-Vogel" werden Frauen zerhackt und in Schüsseln aufbewahrt. — Im „Bruder Verthuer und Bruder Sparer" verliert letzterer sein Geld und wird deshalb verspottet. In einem anderen wird der „Faulste" der König! Dann wird zur Strafe in einem weiteren eine Frau in ein Fass mit eingeschlagenen Nägeln den Berg heruntergerollt. Sind das Sachen für kleine Kinder und gehören solche Dinge in ein Märchenbuch? Wenn Sparsamkeit verspottet wird und die Faulheit verherrlicht, so wirkt dies doch nicht erziehlich! Es scheint mir fast, dass die Herren Grimm und Bechstein zu sehr Großstadtmenschen waren, zu gebildet, um noch richtig natürlich sein zu können; zu wenig mit der Natur in Verbindung, um kindlich denken zu können." Was die Verspottung des Geldes anbelangt, so hat das einen tieferen Sinn und ist mehr für Erwachsene, als für Kinder.

A. R., Graz: Wüßten keine bessere Antwort, als die Bemerkung der Gabriele Reuter in der „Zeit": „Eine geistig nicht besonders begabte Person, die aber von heiterem gleichmäßigen Temperament und gütigem Herzen ist, wird voraussichtlich ihre Kinder besser erziehen, als eine gescheite, aber nervös überreizte und launenhafte Frau. Was nützt das klarste Wissen, die schönsten, edelsten Grundsätze, wenn man nicht die Charakter- oder Nervenkraft besitzt, sie von morgens sechs bis abends acht Uhr und wie oft auch noch in der Nacht in die That — nein, in tausend und abertausend kleine und große Thaten umzusetzen! Und das unaufhörlich, ohne je zu ermüden, gerade in den Jahren, in denen die Frau auch körperlich am stärksten in Anspruch genommen wird. Alle Erziehung ist in erster Linie Selbsterziehung des Erziehers."

(Geschlossen am 15. September 1901.)

Für die Redaction verantwortlich: P. Rosegger. — Druckerei „Leykam" in Graz.

„Aber, Weibel, wer denn? Das ist doch keine Frage! Ich bin dumm.“

Sie wendete sich ihrer Muhme zu, die am Ofen saß und Garn auf die Spule wand. Gehobenen Kopfes, mit triumphierendem Gesichte schaute sie um sich. Siegerin, wie jeden Tag!

Aber die Woche endete nicht, ohne dass etwas geschah. An jenem Abende waren sie im Zimmer beisammen. Die Muhme spulte Garn, das Eheweib spann und der Joachim saß auf dem Dreifuß und nagelte einen Bergschuh. Es begann schon ein wenig zu dunkeln, der Alte rückte den Dreifuß näher ans Fenster, um an der Ferse noch die letzten Nägel eintreiben zu können. Das geschah aber nicht, der Hammer fiel zu Boden und der Joachim lehnte sich an die Wand zurück.

„Stanzl!“ sagte die Muhme leise, „du Stanzl, schau! Was thut er denn?“

„Ja, allemal!“ antwortete das Eheweib, „sobald eine Wolke für die Sonne geht, ist's bei dem Feierabend. Man muss ihn einsalzen, dass er nicht zu stinken anhebt vor Faulheit.“

„Wenn's nur nit gar was anderes ist!“ sagte die Muhme und stand auf. „Es scheint, Stanzl, du wirst das weiße Kleid anlegen!“

Das Eheweib schob nun das Spinnrad beiseite, eilte zu ihrem Mann und sah, dass er im Sterben war. Er lehnte am Brett, er verzerrte den Mund, die Augen giengen ihm über, in der Kehle gurgelte das Todesröcheln.

Die Muhme zündete rasch die Kerze an — das Sterbelicht, die Ehefrau fuhr mit feuchtem Lappen über sein Gesicht und redete auf ihn ein. Er hörte nichts mehr, die Augen brachen ein.

„Kennst mich denn nicht, Joachim?“ rief sie. „Ich bin bei dir! — Ich, dein treues Weib. Hörst du es? Aber Mann, um's Himmelswillen! Wirst mich doch nicht verlassen! Jetzt auf einmal! O heilige Kathrina, halt ihn fest, lass' ihn nicht sterben! Joachim! Willst denn fort von mir? Was hab' ich dir denn gethan, du lieber Mann, dass du mich willst verlassen! Nur ein bissl bleib' noch bei mir und lass' mich nicht allein auf der Welt. Schau, du bist ja mein Lieb! Ohne deiner kann ich nicht leben, bist mein Lieb, mein einziges Lieb! — Willst denn richtig schon gehen? So nimm mich mit dir, Joachim, mein Joachim! Nimm mich mit! Nur einmal noch schau mich an! Ich bitte dich gar schön, thu' mich nicht verlassen. Es ist ja nur eine Ohnmacht, du wirst mir noch einmal munter! Gelt, Joachim, du wirst mir noch einmal munter! Ich weiß ja nichts, ich kann mir ja nicht helfen.“ Laut schrie sie ihm ins Ohr: „Wo ist denn 's Geld aufgehoben? In der Ledertruhen? Im Heu? Sag' doch noch ein Wort! Oder ist's im Schüttkasten? Nur einmal noch komm' zu dir selber. Fünfzig Jahr' bist mir

der Witwe schwarz weit besser stehen würde als weiß. Denn sie wird sehr traurig sein — wie kann man denn da ein weißes Kleid tragen mit rosenrothen Bändern, dieweilen sie in die Kirche geht, oder im Walde Holz sammelt, wo die Jäger sind. Nein, das thut sie nicht, sie wird sich kleiden wie sie will. Oder soll sie etwa anfangen, den Willen ihres Mannes zu erfüllen, gerade wenn er todt ist?"

Aber eine alte Muhme hatte sie und die behauptete, mit einem letzten Willen ließe sich nicht spassen. Wenn sie die Wirtschaft erben wolle, so müsse sie auch die Bedingung erfüllen, das sei einmal in der ganzen Welt so und den größten Narren wird der letzte Wille befolgt, wenn eine Erbschaft dran hängt.

„Nein, ich will mich nicht lächerlich machen mit dem weißen Kleid. Dieser Bösewicht! Eine arme verlassene Frau, die so keine andere Freude mehr hat auf der Welt, als das bissel schwarz. Just zufleiß thut er's, dass er mich nach dem Tode noch peinigen kann! Nein, ich trag's nicht, das weiße Kleid! Ich trag's nicht!"

„Aber Närrchen", sagte die alte Base, „so möcht' ich doch wissen, warum du gerade das weiße Kleid nicht sollst tragen wollen. Er sagt ja nicht, dass du's auswendig musst tragen. Trag's einwendig!"

Das sah anders aus. Jetzt, wenn's nur schon dran wär'!

„Liebes Weib", sagte er dann eines Tages, „du würdest es schon gern sehen, dass ich abkratze. Muss nur noch um ein paar Wochen Nachsicht bitten. Die goldene Hochzeit möcht' ich halt noch gar so gern mit dir begehen. Weil wir halt so viel glücklich miteinander haben gelebt."

„Geh, hör mir auf und putz dich nicht!" rief sie aus. „Wo du mir die ganze lange Zeit her das Leben hast sauer gemacht. Und jetzt möchtest dich prahlen mit dem Glück. Na, mach' du deine goldene Hochzeit nur allein, ich thu' nicht mit."

„Wirst eh recht haben", antwortete er. „Müssen überhaupt erst sehen, ob wir den Tag erleben."

„Mir ist's alle Tag' recht", sagte sie trübselig, und meinte natürlich das Sterben. „Ich hab' genug, will endlich einmal Ruh' haben."

Es war schwer für ihn, das Lachen zu verhalten. Sie, die seit fünfzig Jahren täglich ihren Stecken vom Zaun brach — sie will Ruh' haben!

„Vielleicht findest sie bald", sprach er. „So oder so. Nur nicht verzweifeln. Der Herrgott wird dich schon erlösen."

„Natürlich", loderte sie auf, „das wär' dir halt recht. Kannst wohl schon nicht erwarten, bis mich der Herrgott zu sich nimmt. Hast dir sicher schon eine andere hergerichtet. Ich unglückliches Weib!" Ihre Finger krümmten sich, er eilte rasch zur Thür hinaus. Dort sagte er für sich: „Wenn eins gescheit ist und das andere dumm — dann gehts."

Sie hörte es. „Wer ist dumm?"

Nach einer Stunde kommt die Ehefrau mit den Nachbarinnen. Während sie Licht macht, ruft sie aus: „O meine lieben Leute, seht, da liegt er mir!"

Aber er lag nicht dort, wohin sie zeigte.

„Du erlaubst schon, Stanzl", redete er aus dem Winkel zwischen schlotternden Zähnen hervor, „ich bin ins Bett gegangen. Da stirbt sich's kamodter."

Natürlich ein Aufkreischen in der Stube und hinausstieben die Weiber zur Thür.

So hatte Joachim Zeit zum Überlegen. wie er sich nun herauswinden wollte. — Gesehen hatte er die Wirkung seines Todes — das war so eine Art Achtungserfolg gewesen. Weiter pressierte es ihm nicht. Wenn man die Leute zum Narren hält, läſst sich die närrische Welt zur Noth ertragen.

Es dauerte hübsch lange, wie sie ihn so allein ließen. Das ertrug sich jetzt recht gut, seine Todesangst hatte sich bei dem Wiedersehen mit seiner Gesponsin wieder in die Schelmerei umgewandelt. Und als sie dann erschienen, die Stanzl, die Muhme mit den Nachbarinnen und Nachbarn, und als sie ihm mit dem Span ins Gesicht leuchteten, da reckte er ihr die Hand entgegen: „Weil du gar so fleißig gebetet hast, meine gute Stanzl, daſs ich doch noch einmal zurückkommen soll — schau, da bin ich halt wieder."

„Um eine glückliche Sterbstund betet man, alter Tepp!" rief sie und die Sache war wieder auf der altgewohnten Höhe.

Drei Wochen später haben sie die goldene Hochzeit gefeiert, wobei die ganze Gemeinde tief gerührt war, mit Ausnahme des Hochzeitspaares. Sie brummte fortwährend über ihren Mann und that, als hielte sie ihn für den Schlechtesten. Er aber — hielt sie zum besten.

Er lebt heute noch, weiß als alter Mann viel zu erzählen. Besonders gern erzählt er das Erlebnis — seines Todes.

Wie ich mir eine Gehilfin erwählte.

Von **Otto Klein.**[1])

Lieber Freund!

Meine Verlobung hat Dich also überrascht und in nicht geringes Erstaunen versetzt? Offen gestanden, das habe ich erwartet. Wie konntest Du vermuthen, daſs ich hartgesottener Junggeselle zu einer solchen That mich aufschwingen würde? Ja, sie ist wirklich und wahrhaftig

[1]) Aus dessen „Allerlei Ernstes und Heiteres." Braunschweig. Richard Sattler. 1901.

herztreu gewesen und jetzt willst mir keine einzige Stund' mehr schenken! Verlass' mich nicht, mein lieber Mann, thu' mir das nicht an, dass du mir willst sterben!"

So klagte sie laut und ungestüm, schaute hilfsuchend nach der betenden Muhme, streichelte zärtlich den Joachim — dieser ließ Hand und Kopf hängen, wachte nicht mehr auf, schaute sie nicht mehr an — war todt.

Als die traute Ehefrau Constantia endlich dran glauben musste, hat sie ein bissel geweint. Dann fuhr sie sich mit dem Ärmling über das Gesicht, trat fest auf den Boden und sagte hart und gelassen: „So, jetzt wär das auch vorbei, jetzt gibt's zu thun."

Sofort entwarf sie den Plan. Sie geht ins Dorf zum Pfarrer und läßt läuten. Die Muhme muss zum Bäcker, zum Fleischer, das Todtenmahl zu bestellen. Der Todte bleibt liegen auf der Bank, wie er hingesunken ist. — Was zieht man denn gleich an, als Witwe? Das weiße ist ja noch nicht fertig. Aus dem Kasten das bessere Gewand. Trauer? Ist am ersten Tag noch nicht Sitte. Also das gewöhnliche braune Kleid mit den rothen Tupfen. Man soll nicht finden, als wäre sie vorbereitet gewesen. Aber auch zu glatt und nett soll sie sich nicht machen. Der Schreck, der Schmerz muss auch auswendig zu erkennen sein. — Eine Viertelstunde später klappt die Thür zu und der Todte ist im Hause allein.

Wie er es merkt, sie wären fort, hebt er sachte den Kopf und stemmt sich auf den Ellbogen. Dann reibt er sich mit der Hand das Kinn, die Wangen, die Stirn und murmelt: „Teuxel, das ist schwerer, wie ich mir's vorgestellt hab'. Wie sie mir herumgefahren ist im Gesicht mit den nassen Bratzen! — Aber im Grund ist sie halt doch eine arme Haut. Geweint hat sie wirklich — das hätte ich mir nicht verhofft. Na — ungeschickt gelegt hab' ich mich." Er saß auf und rieb sich das Bein. „Ganz der Fuß ist mir todt worden." Dann stieg er aufs Fletz, gieng hin und her und war erstaunt über das Ereignis, das er nun erlebt hatte. Es war finster geworden, aber Licht brauchte er keines anzuzünden, da brannte seine Sterbekerze. Das ist unheimlich, er zündete einen Leuchtspan an und löschte die Kerze aus. Er gieng zum Herde, ob er nicht Feuer machen sollte. Dass es heimlicher werde. Auch fröstelte ihn. — Über den Rücken rieselts so sonderbar — wie Schüttelfrost. Pfui! Und keine Luft ist im Zimmer. Ein Fenster auf. Im Dorfe läuten sie. Was läuten sie denn im Dorf? Dass es so schauerlich sein kann, wenn man im Hause allein ist! Er will zur Thür hinaus, die zitternden Beine stolpern an der Schwelle, er fällt zusammen. Liegen bleiben darf er nicht, sapperlot, das wär' gefehlt. Am Ende —! Am Ende behält sie auch diesmal wieder recht. — Er erhebt sich taumelnd, mit schüttelndem Körper trachtet er seinem Bette zu.

reichte, denn seine Augen waren die Preisrichter, ich aber durfte die meinen nicht dazu machen, sondern wollte streng und gerecht der Tüchtigsten und Bedürftigsten die Stelle zuerkennen.

Was hättest Du gethan, Alfred? Nun jedenfalls zuerst dasselbe wie ich: eine kurze Begrüßung, einen Dank für freundliches Erscheinen, einige Entschuldigungsworte wegen der Eigenart meines beabsichtigten Wahlvorgehens, und sonstige Redensarten wie man sie im Leben bei solchen Gelegenheiten als conventionelle Phrasen nur zu häufig gebraucht. Ich überzähle die Schar der Lämmlein, die ich in gute und schlechte scheiden will: 23 sind erschienen.

Nach einer kleinen Verlegenheitspause entwickle ich in ausführlicher Weise meine Anforderungen, rede von Arbeit und Arbeitszeiten und wende mich an die mir eifrig zuhörende Gesellschaft ganz unvermuthet mit den Worten:

„Meine Damen, nachdem Sie soeben gehört haben, welche Ansprüche ich stelle, wäre es mir lieb, zu wissen, wer von Ihnen sich mit einem monatlichen Gehalt von etwa 40 Mark begnügen würde. Alle diese bitte ich, auf jene Seite des Zimmers rechts hinüberzutreten."

Wenige Augenblicke allgemeine Erregung und Bewegung. Als erste schreitet energisch ein stattliches, recht elegant gekleidetes Mädchen auf die angedeutete 40 Markseite. Dieses Beispiel ruft sofort eifrigste Nachahmung hervor. Wie dem Flügelmann der Compagnie reiht sich der größere Theil der Anwesenden jener zuerst Übergetretenen an. Nur ein junges, blasses Mädchen, auf das ich schon vorhin wiederholt meine Blicke hatte lenken müssen, und das in seinem schlichtgrauen, enganliegenden, besatzlosen Kleide sich vortheilhaft aus der Menge heraushebt, zögert länger und schlägt sich schließlich als letzte zu der „compacten Majorität."

Und als ich derart die Schäflein gesondert habe, befinden sich 6 auf der einen, 17 auf der anderen Seite. Siebenzehn bieten mir ihre Kenntnisse, Fähigkeiten und Arbeitskräfte für ein Sündengeld von 40 Mark monatlich an!

Wer so sein Wissen und Können verschleudert, den treibt dazu entweder die Noth, oder ein gewisser Wohlstand, oder aber das Bewußtsein geringer Leistungsfähigkeit. Dies bedenkend, trete ich an die Mehrheit heran, erkundige mich hier und dort nach den Verhältnissen und Ursachen, welche die Annahme einer Stellung nothwendig machen, — und richtig, meine Vermuthungen fanden sich bestätigt. Die meisten, Töchter aus guten Familien, aus Lehrer- und Beamtenkreisen, hatten nur deswegen den Gelderwerb gesucht, um sich besser kleiden und putzen und aus ihrer eigenen Tasche die Ausgaben für Vergnügungen, Theater und Bälle in reichlicherem Maße bestreiten zu können als dies die Herren Väter vermochten und wollten.

gethan. Ich bin verlobt mit dem besten Mädchen der Welt und werde den zweiten Schritt, mit dem ich die geheimnisvollen Gefilde der Ehe betrete, dem ersteren in nicht langer Zeit nachfolgen lassen.

Worauf sollen meine liebe Marie und ich noch warten? Raum ist in meiner Hütte vorhanden, die Ausstattung in Kürze vollendet, und meine Praxis, wie Dir bekannt, nicht gering, also dass wir uns recht und schlecht gemeinsam durch das Leben schlagen werden.

Nun soll ich Dir ausführlich schreiben, „woans ick tau de Fru kam". Mein lieber Alfred, das ist leichter gefragt als beantwortet. Die Antwort dürfte etwas länglich gerathen, und mir einige Stunden rauben, die ich, frei herausgesagt, lieber an der Seite meiner minniglichen Frauen zubringen möchte, als hier auf dem Schreibstuhle. Na, was thut man nicht einem alten Freunde zu Liebe?

Ich will zurückgreifen in die nahe Vergangenheit und Punkt für Punkt Dir vor Augen führen, bis zu dem Moment, wo . . . wo ich eben tau min Mariken kamen was.

Es werden drei Monate her sein, dass ich mein Personal durch Einstellung einer Stenographistin und Telephonistin zu vermehren mich genöthigt sah, woraus Du, nebenbei gesagt, auf die Blüte meiner Rechtspraxis schließen kannst. Ich setze in die Zeitung ein entsprechendes Gesuch und erhalte nicht weniger als 33 Angebote, von denen ich eine kleine Zahl als unbrauchbar sofort ablehne.

Was war zu thun und wie sollte ich eine Auswahl treffen, da die eingegangenen Schreiben meist nur Namen, Wohnung und die Bereitwilligkeits-Erklärung zur Annahme der Stelle enthielten? Nur einer dieser Briefe, der eine peinlich correcte, schöne Handschrift aufwies, fiel mir angenehm dadurch auf, dass er in flüchtiger und zartester Weise Familienverhältnisse berührte, die es der Schreiberin zur Pflicht machten, Stellung zu suchen.

Guter Rath war theuer und so entschloss ich mich, die Auslese von Angesicht zu Angesicht vorzunehmen. Ich richtete an die Bewerberin ein höfliches Schreiben mit der Bitte, an einem bestimmten Tage nachmittags 4 Uhr in meinem Bureau zu persönlicher Vorstellung und Besprechung zu erscheinen.

Der Tag kam. Von dem Thurme der Magdalenenkirche hallten die vier schweren, wuchtigen Glockenschläge und ich trete in mein Arbeitszimmer.

Ich muss Dir gestehen, alter Freund, dass mir etwas sonderlich und eigen zumuthe war, als ich plötzlich unter all diesen, theils hübschen, theils häßlichen, theils großen, theils kleinen, theils zierlich geputzten, theils einfach gekleideten Mädchen stand und zur Wahl schreiten sollte. Paris hatte es jedenfalls leichter gehabt, als er den Apfel der Schönsten

ich auch die Wage zur Hand nahm, die Schale mit jenem braunäugigen Mädchen sank allemal tiefer und tiefer. Weshalb also erst bis morgen mit dem Entschlusse warten? Ich setze mich an meinen Arbeitstisch, nehme den ersten besten Bogen Papier zur Hand, schreibe, verschließe das Geschriebene in einem Umschlage, drücke mein Siegel darauf und adressiere an Fräulein Marie Thieler.

Mit diesem Siegel, mein Alfred, hatte ich mein Geschick besiegelt, und an diesem Stückchen Papier hieng meine ganze Zukunft, was alles ich damals freilich nicht ahnte und ahnen konnte.

Den Inhalt jenes Schreibens wirst Du wohl errathen. Ich glaube, er hat etwa folgendermaßen gelautet:

Geehrtes Fräulein!

Zu meinem Bedauern sehe ich mich nicht in der Lage, Ihnen für ein Monatsgehalt von 40 Mark die Stelle in meinem Bureau zu übertragen. Sind Sie jedoch Willens, den Posten anzunehmen, so kann dies in Rücksicht auf die von mir beanspruchten Leistungen nur unter der Bedingung geschehen, dass Sie sich mit einem Monatseinkommen in doppelter Höhe einverstanden erklären.

Im Falle Ihrer freundlichen Zusage bitte ich, mir den Tag Ihres Eintritts gefälligst mittheilen zu wollen u. s. w.

Und so ist es denn geschehen.

An einem der nächsten Tage trat Marie Thieler ihre Stelle an und erwarb in ganz kurzer Zeit meine vollste Zufriedenheit und mein ganzes Zutrauen. Ich lernte ihre Familienverhältnisse kennen, bald auch ihre prächtige Mutter, die, seit wenigen Jahren Witwe, auf eine kleine Beamtenpension angewiesen und leider vielfach kränklich ist, — und, bester Alfred, von allem übrigen darf ich wohl schweigen, denn das gehört nur meiner Marie und mir an, und betrifft Dinge, die man tief im Herzen allzeit bewahrt und selbst nicht einem Freunde in nüchternen Worten enthüllt.

An dem Tage, da unsere Herzen den Bund fürs Leben schlossen und einen immerwährenden Contract eingiengen, löste ich das anderweite contractliche Verhältnis, welches mich mit Fräulein Thieler verband, — und aus dem Fräulein Thieler ist meine herzliebe Marie geworden und wird bald mein noch lieberes Weibchen.

Und nun, alter Junge, lass es genug sein für heute. Komme bald und schau Dir mein Mariechen an, und wenn Du in ihre sanften, tiefen Augen wirst einen Blick gethan haben, dann gebe ich die Hoffnung nicht auf, dass auch Du Dich noch einmal bekehrst und folgst dem guten Beispiele Deines alten, getreuen Freundes — —

Nachdem ich die lange Reihe der Mindestfordernden durchgegangen war, wende ich mich an jenes letzte Mädchen, das meine Aufmerksamkeit schon längst erregt hatte und zögernd hinübergetreten war zu der größeren Masse, und von dem ich daher annehmen musste, dass es, einzig der Noth gehorchend, sich mit der geringen Besoldung einverstanden erklärt hatte.

„Sind Sie vielleicht Fräulein Marie Thieler?" Diese Worte kamen ganz plötzlich über meine Lippen, denn in Gedanken hatte ich mir wiederholt gesagt, dass nur dies stille, bescheidene Wesen die Schreiberin jenes Briefes sein konnte.

„Ja, Herr Rechtsanwalt, ich heiße Marie Thieler." Eine leichte Verbeugung und ein Blick aus den großen, klaren, in feuchtem Glanze schimmernden Augen, ein Blick, der mich ganz wundersam traf und aus dem eine Fülle anmuthsvoller Bescheidenheit und echt weiblicher Sanftmuth leuchtete.

„Nun, dann bitte ich Sie, mein Fräulein, auf die andere Seite zu jenen sechs Damen zu treten."

Wie ein leiser Schreck durchzuckte es die zarte Gestalt der Angeredeten. Schweigend kam sie meiner Aufforderung nach.

Jetzt, mein lieber Alfred, hatte ich nun das weibliche Lager in zwei Parteien getheilt und musste wenigstens die eine davon vorerst auf gute Art los werden.

„Meine Damen, es thut mir sehr leid, von Ihren Anerbietungen keinen Gebrauch machen zu können, denn Sie werden selbst einsehen, dass derartige Gehaltsansprüche von 40 Mark monatlich nur auf geringen Leistungen beruhen dürften, und überdies sind Sie ja meist in der glücklichen Lage, im Elternhause ein sorgenfreies Dasein zu führen. Besten Dank für Ihr freundliches Anerbieten" und damit complimentierte ich die sechszehn verdutzt dreinschauenden Bewerberinnen aus meinem Arbeitszimmer hinaus.

Nun hatte ich es auf die Zahl von sieben Stellungsuchenden gebracht, und damit war meine Aufgabe erheblich erleichtert.

Ich gehe also mit kritischen Blicken an die weitere Auslese, und siehe da, unter dem Vergrößerungsglase eingehender Prüfung erkenne ich nur zwei der Damen als besonders für mich geeignet und in der That auf Erwerb und Verdienst angewiesen. Diesen verspreche ich, da ich eine sofortige Entscheidung nicht zu treffen vermag, am nächsten Tage meinen Entschluss brieflich mitzutheilen, und athme erleichtert auf, als ich mich wieder allein in meinem Arbeitszimmer befinde. Nicht wahr, bester Freund, Du wirst mir zugeben, es war dies kein leichtes Werk diplomatischer Kunst, das ich vollbracht hatte?

Doch meine Arbeit war noch nicht gethan. Es hieß nunmehr zwischen jenen beiden Auserlesenen abwägen und -wiegen; und so oft

in schwarzem Gehrock und gewichsten Röhrenstiefeln. Ich wäre fast lieber mit der launigen Base allein gegangen; denn mit dem geistlichen Herrn Kaplan zu marschieren, da ist man keinen Augenblick sicher, ob er nicht auf einmal anhebt, aus dem Katechismus auszufragen. Das that er nun aber nicht, im Gegentheil, er erzählte unterwegs Geschichten. Er gieng nämlich auch nach Heilbrunn, um am nächsten Tage dort die Messe zu lesen und Beichte zu hören — als Aushilfe bei den vielen Wallfahrern, die am Pfingstdienstag sich einzufinden pflegten.

„Wenn wir gut anziehen", sagte er gleich zu uns, „so können wir in einer Stunde schon den Kirchthurm sehen. — Wirst Du wohl so weit laufen können, kleines Böckel?"

Das Böckel war an mich gerichtet, und mir wurde ganz heiß in den Wangen ob der auszeichnenden Anrede, die noch dazu ohne jeden Beigeschmack von Katechismus war.

„Und wenn wir ihn auch erst in zwei Stunden sehen", fügte der Kaplan bei, „er läuft uns nicht davon; die Muttergottes steht auch noch am Abend auf dem Altar und erhört uns, wenn wir nur recht fleißig beten können."

Da wir also den Alm- und Waldwegen entlang, die bergauf und thalab giengen, mit Weile eilten, so entfaltete sich ein freundliches Gespräch, bei welchem meine Base die Frömmigkeit etwas mehr hervorkehrte, als es ihr vielleicht gerade ernst gewesen, während der Kaplan ganz weltlich plauderte und lachte.

Und plötzlich fragte er: „Kennt ihr wohl auch den Ursprung von Heilbrunn? Nein? Aber der ist ja sehr schön, den muss ich euch doch erzählen."

Ein zehnjähriger Junge und Geschichten! Ich trappelte nicht schlecht neben seiner dahin.

Der Kaplan erzählte: „Es war vor mehr als zweihundert Jahren. Da lebte in Holland ein reicher Mann. Er konnte aber seinen Reichthum nicht genießen, denn er war stockblind. Alle berühmten Ärzte und alle Arzneimittel wollten nicht helfen, da hat er gemeint, ob ihn nicht unsere liebe Frau helfen könne, wenn er recht fleißig zu ihr wollte beten. Das hat er gethan und darauf hatte er in der Nacht einen merkwürdigen Traum. Er sah eine wilde Gebirgsgegend mit finsteren Wäldern, tiefen Schluchten und hohen Bergkuppen und es träumte ihm, dass er sich sollte aufmachen und ins Land Steiermark reisen. Dort sei im wilden Birg eine Gegend, Ofenegg genannt, da werde er an einem Bildnis Mariens einen Brunnen finden; mit diesem Wasser solle er sich waschen, dann würde er sehend werden. Das erstemal gab er nicht viel auf solchen Traum, als ihm aber in der zweiten Nacht gerade so träumte und in der dritten Nacht wieder, da nahm er das für eine Erscheinung und

Zum heiligen Brunn.

Eine Erinnerung aus der Waldheimat.

Eines Tages — es war an einem sommerfrohen Pfingstmontage — führte meine Base mich über die Almen stundenlang dahin. Sie trug einen Armkorb mit Brot und anderlei, in der Hand einen Gehstock und einen Rosenkranz, der am Stocke hinabpendelte. Ich trug nichts als ein freudig gehobenes Herzlein, denn wir giengen an einen Ort, den ich noch nicht kannte, der aber nach aller Beschreibung unerhört merkwürdig war.

Wir wanderten nach Heilbrunn. Dort steht hoch am Berge, zwischen Wäldern, eine große Kirche und in derselben ist ein Brunnen, der die Kranken gesund macht. Meine Base und ich, wir waren beide gesund, aber die Base trug in ihrem Armkorb bei dem Brot eine leere Flasche bei sich —.

Als wir die Fischbacher Almen hinter uns und den Rosenkranz dreimal abgebetet hatten, setzten wir uns vor einer Waldkapelle nieder und aßen. Die Base hatte ihre blaue Schürze so über die Knie gespannt, dass es einen kesselförmigen Tisch gab, in dem das Weißbrot und der Kuchen lagen. Schon dieser Wallfahrtskuchen mit den süßen Korinthen brachten mich in Weihestimmung, und wie wir früher gegangen waren und gebetet hatten zu Ehren der Muttergottes, so aßen wir jetzt ihr zu Ehren den Kuchen und waren heiter. Und die Base behauptete, der Mensch könne so lustig sein wie er wolle und zeitweise auch ein bisschen thun, was man Schwachheiten nennt, wenn er nur alles unserem Herrgott zu Ehren aufopfere, so sei es ein gutes Werk. So viel ich noch weiß, war dann meine Frage, ob man Gott zu Ehr anstatt auf dem Stein zu knien auf dem Kopf stehen könne und die Füße gegen Himmel recken? „Ei ja freilich, mein Kind", beschied die Base, „ob du die Hände bittweise gegen Himmel reckest oder die Füße, das wird alles eins sein, wenn du nur einen guten Gedanken dabei hast." Gute Gedanken zu haben hielt sie für sehr wichtig, und mir war nicht ganz klar, was sie unter guten Gedanken verstand. Denn ich war schon inne geworden, dass man Gedanken an gute Sachen — böse Gedanken nennt.

Wer weiß, wie tief wir uns noch in die Geheimnisse der Gottverehrung verstiegen hätten, wenn nicht hier ein Weggenosse zu uns gestoßen wäre. Der Kaplan von Fischbach, ein junger Herr mit frischrothem Gesicht, an dem die Wangen zwei Grübchen bildeten, wenn er lachte. Er war

selben ein rothes Wollentuch, um es sich über Achseln und Brust zu legen — auf dass sie vor der lieben Frau im Festgewand erschiene. Dabei hatte sie aus dem Korb die große Flasche, wie man sie schon damals für Sauerbrunnwasser zu benützen pflegte, hervorgezogen, um zu sehen, ob sie nicht etwa Schaden genommen.

„Ah", sagte der Kaplan, „das ist gescheit, dass ihr Sauerbrunn bei euch habt. Da darf man sich wohl ein wenig den Durst löschen."

„Sauerbrunn ist halt keiner drinnen", antwortete sie demüthig, „sie ist halt leer, weil ich beim heiligen Brunn Wasser hineinfüllen und mit heimnehmen werde."

„Ihr nehmt vom Wasser mit heim?"

„Wenn was krank wird, Leut' oder Vieh, dass man gleich eine Hilf' hat."

Der Kaplan schwieg, ich glaube gar, er hat den Kopf geschüttelt, als ob ihm die Sache nicht ganz recht wäre.

So sind wir zur Kirche gekommen. Da drinnen war der Brunnen, der in einen Kessel niederplätscherte. Viele Andächtige waren schon da, Männer und Weiber, sie knieten vor dem Altare und an den Bildnissen herum; andere standen in Reihen vor dem Beichtstuhl; andere strebten sachte vor zum Brunnen, um sich Hände und Gesicht zu waschen, mit einem angekettetem Blechschöpfer zu trinken oder Wasser in Flaschen zu füllen. Unerschöpflich rieselte aus dem Gestein die Quelle und hoch oben stand die liebe Frau, von vielen Lichtern umgeben. Während dann ein Priester in goldenem Mantel vor den Altar trat und unter Orgelbegleitung die Litanei gesungen wurde, und während die Base in der Kirche herumschlich, um die Bildstöckeln zu küssen, stellte ich mich zum Beichtstuhl an. Als ich dahin kam, saß drinnen der Kaplan von Fischbach, unser Reisebegleiter. Das war mir unangenehm, denn das, was ich zu beichten hatte, betraf auch ihn, und es kam etwa gar so heraus, als ob ich an seiner persönlichen Wahrheitsliebe zweifelte. Aber gesagt musste es werden: Ich sei im Glauben sündig geworden.

„Wie meinst du das, im Glauben sündig geworden?" fragte er leise durch das Gitter heraus.

„Ich kann nicht mehr alles glauben, was geschrieben steht und was zu glauben vorgestellt wird", antwortete ich nach der Formel.

Er wendete sich angelegentlicher zu mir und fragte nach den näheren Umständen. Da habe ich ihm zagend einbekannt, den Ursprung von Heilbrunn könne ich nicht recht glauben. Wenn die liebe Frau dem reichen Holländer schon habe helfen wollen, warum nicht gleich in Holland, warum hat er erst so weit nach Steiermark reisen müssen? Und warum wirkt sie gerade bei einem Reichen Wunder, dass er seinen Reichthum genießen könne!"

theilte seiner Frau den Entschluss mit, ins Land Steiermark zu reisen und den Brunnen zu suchen. Die Ehefrau erkannte ebenfalls die göttliche Fügung und beide machten sich auf die Reise. Zuerst wussten sie gar nicht, wo das Land Steiermark liege. Von einem gelehrten Mann erfuhren sie, dass sie über Länder und Länder hin so lange der Mittagssonne zu reisen müssten, bis sie in die Welt der hohen Berge kämen, die Alpen genannt. Dort würden sie das Land Steiermark wohl erfragen. Also sind sie gereist und nach vielen Wochen in die Alpen gekommen. Das war aber Tirol, sie mussten wieder viele Tage lang gegen Sonnenaufgang wandern, bis sie endlich ins Land Steiermark kamen und in die Hauptstadt Grätz. Dort fragten unsere Reisenden aus Holland nach der Gegend Ofenegg. Ja, die wäre weit hinten in den Bergen und sie sei eine rauhe Wildnis. Wohlgemuth wanderten sie die angegebene Richtung hin, bis sie durch einen hohen Graben hinaufkamen zu dem Berge Ofenegg. Aber dort giengen nun drei schlechte Steige auseinander und sie standen lange da und wussten nicht, nach welcher Seite sie sich zu wenden hätten. Da kam ein Hirtenknabe gegangen, der hatte ein nasses Haar, obschon es nicht regnete. Und als sie den Knaben fragten, weshalb er so nass sei, antwortete er, er käme just vom Bild am heiligen Brunnen, wo er sich das Haupt gewaschen habe, damit sein Kopfweh, an dem er leide, geheilt werde. So hat er sie dahingewiesen. Die Wallfahrer aus dem fernen Holland sind niedergekniet vor dem Bild in der Wildnis, der Blinde hat an der Quelle sich die Augen befeuchtet und ist zur selbigen Stunde sehend geworden. Wie er den ersten Blick thut hinaus in die Berge und Thäler, da ruft er aus: O mächtiger Gott, das ist jene Gegend, die ich im Traum gesehen habe! — Solches Wunder hat der geheilte Holländer im Lande weitum verkündet, bevor sie die Heimreise angetreten. Er ist sehend geworden und hat sich des Lebens gefreut. Zum Heiligen Brunnen aber sind Andächtige gekommen von nah und fern, und viele haben dort Heilung gefunden. Bald wurde über dem Brunnen und dem Bildnisse eine Kapelle errichtet, und später ist die große Kirche erbaut worden, zu der wir heute wallfahrten."

Als der Priester so erzählt hatte, sind wir eine Weile schweigend neben ihm hergegangen, die Base wohl in Verwunderung und Andacht versunken, ich mit einer Frage auf der Zunge, die sich lange nicht ins Freie getraute. Endlich aber rief ich doch aus: „Ist das wahr?"

Der Kaplan schaute mich über quer an, solche vorwitzige Fragen schien er nicht gewohnt zu sein. Dann antwortete er ganz gemüthlich: „In Heilbrunn kannst du dir die ganze Beschreibung kaufen; ist ja auch die Geschichte vom Holländer dabei."

Endlich blickte über den Waldrücken die Kirchthurmspitze herüber. Da stellte meine Base den Armkorb auf den Boden, nestelte aus dem-

sagen kurz: „Guten Morgen, Schleiferin!“ Man hört kaum, dass sie dankt. Sie ist den Leuten noch fremd, weil erst seit kurzer Zeit eingewandert. So schleicht sie an der Kirchhofsmauer vorbei, über deren Rand blühende Flieder und schiefe Grabkreuze hängen, so schleicht sie dem Pfarrhofe zu. Der hat weiße Wände, helle Fenster und Blumen an den Fenstern. Sie steht ein Weilchen an der Eingangsstufe, als müsse sie Athem fangen, dann tastet sie unsicher nach der Thürklinke.

In demselben Augenblick läutet die Kirchenglocke zur Messe, der Pfarrer tritt aus seinem Zimmer. Eine schlanke Gestalt im Taffettalar, mit der weißen Halsbinde und der Tonsur im schwarzen, kurzgeschnittenen Haar. Ein hageres Antlitz mit scharfen grauen Augen; fast strenge blickt er das Weib an, was sie denn begehre jetzt, da er muss gehen, um Messe zu lesen.

„Das ist die Steinschleiferin. Was willst du denn?“

„Ein Anliegen, Herr Pfarrer“, stottert sie beklommen. „Ich werd' halt ungelegen kommen, jetzt.“

„Vielleicht nachher. Du kannst derweil ja der Messe beiwohnen.“

„Ich will später kommen“, sagt sie heiser und wendet sich abseits. Der Pfarrer blickt ihr nach, sie ist mühselig und scheint Kummer zu haben. Da soll man sie doch anhören noch vor der Messe. Vielleicht kann sie dann ruhiger beten.

„Steinschleiferin!“ rief er ihr nach. „Komm doch herauf. Setze dich ein wenig da auf die Bank. Wenn du nicht allzulange brauchst, so sage mir halt, was du für ein Anliegen hast.“

Sie torkelte heran, er setzte sich zu ihr auf die Bank. „Aber so schnaufen, Frau. Bist du denn so arg gelaufen.“

„Das ist jäh gekommen“, sagte sie nun und schob ihr Tuch etwas zurück von dem Gesicht, so dass die großen traurigen Augen enthüllt waren. „In der heutigen Nacht ist mein Mann gestorben.“

Der Pfarrer legte erschrocken die Hände zusammen. „Der Steinschleifer. Aber mein Gott, er war doch nicht krank!“

„Schon etliche Wochen hat er umgezogen, dahier hat ihm die Luft schlecht gethan, wir haben's nicht geachtet. Erst vor drei Tagen ist's so arg geworden.“

„Aber dass du mich nicht zum Versehen gerufen hast! So ohne Empfang der Sacramente sterben lassen! Das ist ganz unverantwortlich!“ Der Pfarrer war erregt aufgestanden.

Das Weib blieb sitzen und sagte: „Der Herr Pfarrer weiß es nicht, dass wir evangelisch sind.“

„Evangelisch!“ wiederholte der Priester, sein Wort war nur ein Hauch. „Die Steinschleiferleute evangelisch! Und das habt ihr nicht gesagt?“

„Das Vertrauen, mein Kind!“ sagte der Kaplan, „Gott hat sein Vertrauen prüfen und stärken wollen. Wenn du das nicht fassen kannst, so bete fleißig. Die Geschichte ist freilich aufgeschrieben und verbreitet worden, dass sie die Leute glauben sollen. Aber wenn du sie gerade nicht glauben kannst, so ist das Unglück auch nicht gar so groß. Es ist ja kein Glaubensartikel. Nur nimm dich in acht! Wenn's einmal anfängt abzubröckeln, da fallen nachher immer größere Stücke. — Gehe hin und bete drei Vaterunser, drei Ave Maria und den Glauben.“

Dann murmelte er die lateinische Lossprechung und machte mit flacher Hand das Kreuz über mich.

Von der darauffolgenden Nacht ist nichts zu berichten als ein Traum. Den berichte ich aber auch nicht, weil der Träume dummer Bauernjungen wegen doch keine Kirchen gebaut werden. R.

Die Amtsbrüder.

Ein Bild aus dem steirischen Oberlande.

Aus den Gebirgsschluchten herab springt das Wasser und geht, ins schwarze Steinbett tief gegraben, rauschend durch die Wiese des Engthals. Von dunklen Fichtenbäumen umstanden prangt der Wiese hohes Wildgras im Morgenthau. Stellenweise dampft der Boden und die hochstengeligen Blumen sind noch geschlossen. Eine feuchte Frische liegt im Thale und hoch oben am Berghang ist der blaue Schatten und der helle Sonnenschein durch eine scharfe Linie abgegrenzt. Diese Linie sinkt immer tiefer herab; oben auf der sonnigen Alm gellt der Lustschrei eines Hirten; im schattigen Thale rauscht der Bach, die kleinen Steine glatt überwallend, an den großen munter aufgischtend und die triefenden Uferweiden bespritzend.

An diesem Bache steht ein kleines steinernes Haus, mit tiefen Fensterluken, die kein Glas haben und mit einem schwarzen Schornstein, aus dem kein Rauch aufsteigt. Aus dem Baue steht ein Holzgründel, daran hängt ein Wasserrad in den Bach, aber es bewegt sich nicht. Die Hüttenthür ist zu, von Eisenhenkel ist der lange Strick befestigt, an dem eine Ziege gesichert ist. Diese nascht von der Hecke einige Blätter, dann schaut sie mit ihren eckigen Augen betroffen aus über das Wiesenthal, hinauf gegen den Bergvorsprung, hinter welchem die Kirchthurmspitze herüberwinkt. Die Ziege blickt der Hausmutter nach, die den Fußsteig entlang, auf einen Stock gestützt uneben dahinwankt gegen das Dörfchen. Ihren Kopf trägt sie mit einem blauen Tuche so eingebunden, dass das grämliche Gesicht halb verdeckt ist. Ein paar Arbeiter, die ihr begegnen,

„Warten wollen wir aber nicht", sagt der Pfarrer, „seien Sie bloß einmal so gut, Frau Clara, und geben mir den Kellerschlüssel. Ich will schon selber etwas holen."

„Es ist das Fass noch nicht angeschlagen," sagt die Wirtschafterin.

„Das macht nichts, nehm' ich halt eine von den bestaubten Flaschen."

Na, da geht sie doch lieber selber und bald haben die beiden Herren ein gutes Glas Wein zwischen sich und führen ein gemüthliches Plaudern.

Von kirchlichen Dingen reden sie nicht, wohl aber von der Berggegend und den Partien, die man da machen könne. Bald stellt es sich heraus, dass die Herren große Naturfreunde sind, die von der Alpenthierwelt und von den Steinarten was verstehen. Der Pastor ist ein begeisterter Botaniker und der Pfarrer führt ihn nachher in seinen Garten und zeigt ihm seltene Bergpflanzen, die er selber ausgehoben hat im Gebirge und nun im Garten betreut. Sie besprechen eine Alpenpartie, die sie demnächst miteinander machen wollen.

Endlich ist es für den Pastor Zeit, zur Schleiferhütte hinabzugehen, wo mittlerweile sich schon Leute versammelt hatten zur Bestattung. Sie waren nicht wenig erstaunt, als nun statt ihres Pfarrers ein fremder schwarzer Pastor daherkam, um den Sarg einzusegnen. Niemand hatte gewusst, dass der Steinschleifer evangelisch gewesen war. Aber niemand schlich deshalb jetzt davon, alle blieben da und hörten die schönen erhebenden Worte, die der Pastor sprach. Wie er nun einen kurzen Überblick hielt über das Leben des nun still gewordenen Mannes, wie er ihn dem christlichen Gedenken der Gemeindegenossen empfahl und wie er von der Urständ sprach, wo sie dereinst alle als Brüder im Herrn vor dem Erlöser stehen werden. — So etwas, meinten sie, müsse nächstens doch auch ihr lieber Herr Pfarrer sprechen bei einem Begräbnisse. Noch mehr überrascht aber waren sie, als in dem Augenblick, da der Zug sich in Bewegung setzte, oben im Kirchthurm die Glocken anfiengen zu läuten. Der Küster hatte sich anfangs geweigert, für einen Lutherischen läute er die geweihten Glocken nicht.

„So lasse nur den Strick aus, damit ich läuten kann", sagte der Pfarrer.

Nein, das thäte sich doch wohl nicht schicken, meinte der Küster und läutete selber. Der Pfarrer aber schloss sich dem Leichenzuge an und als am Grabe der Pastor das Vaterunser betete, faltete auch er die Hände und betete mit. —

Wo ist das geschehen? In einem Thale des Oberlandes steht ein Dorf, dort ist es geschehen. Und wann? Heute nicht, das kannst du dir denken, mein Leser, auch gestern nicht. Es ist schon längere Zeit her, dass so etwas möglich war. Sollte die Kirche wieder einmal christlicher werden, als sie heute ist, dann wird's wieder möglich sein.

„Wir sind nicht gefragt worden. Und haben auch besorgt, dass es uns den Anfang könnte erschweren, wenn's die Leute wissen, dass wir nicht ihren Glauben haben."

„Und warum kommst du denn jetzt zum katholischen Pfarrer?"

Da knickte das Weib ein und begann zu schluchzen.

Er saß da und blickte sie an. Und da ihr Weinen immer heftiger und kläglicher wurde, so legte er auf ihre bebende Schulter seine Hand und sagte: „Du willst für ihn ein Grab haben wollen auf unserem Kirchhof. Schau, das sollst du haben. Nur einsegnen kann ich ihn nicht, das verbietet mir meine Kirche."

„Geht heut' wieder einmal nix vorwärts!" rief von der Kirchenecke herab eine schrille Stimme.

Der Pfarrer stand rasch auf. „Mein Küster commandiert. Also, Frau, wenn es sonst nichts ist. Beruhige dich. Ein Vaterunser werde ich auch für ihn beten."

Sie stammelte ihren Dank. Jetzt sei ihr eine Last ab, dass ihr Mann in christlicher Gemeinschaft ruhen könne. Nach Windeck um den Pastor habe sie bereits die Magd geschickt. —

Und zwei Tage später, da sitzt unter der Linde, die hinter der Friedhofsmauer steht, ein alter Mann in schwarzem Anzug. Ein Handbündel hat er neben sich liegen auf dem Rasen, darauf hin stülpt er seinen Filzhut. Mit dem Sacktuch fährt er sich über's spärliche Haar, er ist müde geworden in der Tageshitze den weiten Weg von Windeck her. Nun wickelt er aus dem Papier ein Stück Rauchfleisch hervor und beginnt daran zu kauen, dieweilen er die stille Waldgegend betrachtet, in der er wohl fremd zu sein scheint. Der Pfarrer hat diesen Mann von seinem Hause aus beobachtet, dann geht er die Treppe herab zu dem Fremden und ladet ihn ein, mit ins Haus zu kommen.

„Das Begräbnis", sagt er, „ist meines Wissens doch erst um drei Uhr. Bishin können Sie sichs im Zimmer ja viel bequemer machen, als da auf dem Rain."

Der Fremde hat sich erhoben und grüßt den Pfarrer höflich.

„Ich irre mich doch nicht", sagt dieser. „Sie sind der Herr Pastor aus Windeck. Na, dann ist es schon recht, dann machen Sie mir das Vergnügen, Herr Amtsbruder."

Gar gerührt folgt der evangelische Pastor dem katholischen Pfarrer ins Haus, ins freundliche Zimmer, wo er sich auf dem Ledersofa niederlassen muss. Dann wird Frau Clara gerufen, dass sie ein Glas Wein bringe. Die Wirtschafterin lässt den Hausherrn in den Vorgang rufen. „Aber, Herr Pfarrer!" sagt sie dort, „Sind Sie denn nicht gescheit? Den lutherischen Pastor! Gott behüte uns vor allem Übel, da kann man lang warten, bis ich für einen solchen Gast Wein bringe!"

es im geschäftlichen Concurrenzkampfe schon nicht angeht, dass einer den anderen geradehin zu beschimpfen, zu schädigen sucht, wie soll das erst im Ringen um das Heiligste erlaubt sein?

Aber das Heiligste, um das geht es den Vorkämpfern ja gar nicht. So viel und echt religiöses Empfinden bei dieser Bewegung im Volke auch zum Vorschein kommt, so tief aus dem Herzen wohl bei manchem der Ruf steigt: Endlich zurück wieder zum Christenthum! — in der Kampfart der vorderen Reihen ist so ganz und gar nichts Christliches zu spüren. Alles Versöhnende wird gemieden hüben und drüben, man will nicht Kitt, man will Scheidewasser — und hat dafür seine Gründe. Wollte man das Äußerliche beiseite lassen, in den Kirchen selbst, als auch im Kampfe, wollte man den christlichen Urgrund der katholischen wie der evangelischen Kirche hervorkehren, man würde sehen, wie nahe sie nebeneinander stehen. So nahe, dass man beide mit einem handbreiten Buche decken kann. In dem Buche „Mein Himmelreich" habe ich es versucht, ohne Rücksicht auf Politik und Polemik den positiven christlichen Geist der beiden Kirchen in den Vordergrund zu stellen. Was geschah? Der protestantische Pastor hielt es für ein katholisches Buch und der katholische Priester für ein protestantisches. Für ein christliches hielten es die Laien. Das ist bezeichnend für die Parteien. — Was ist denn das Trennende zwischen diesen Kirchen? Immer nur das Weltliche, das Politische und das Formenwesen. Nicht der Glaube. Das apostolische Glaubensbekenntnis, und zwar wörtlich, haben beide Kirchen gemeinsam! —

Wenn der rohe Kampf nur der weltlichen Seite wegen geführt würde, es wäre noch zu verstehen, aber man will das nicht wahr haben. Der katholische Clerus sagt: Wegen Gott! und thut es der weltlichen Herrschaft des römischen Priesterkönigs wegen. Der Protestant sagt auch: Wegen Gott und denkt an weiß Gott was.

„Wegen Gott" wieder einen Religionskrieg entfachen wollen im zwanzigsten Jahrhundert? Dann hätten wir uns um Civilisation und Sittlichkeit umsonst echauffiert, dann hätten wir lieber auf der Bärenhaut sollen liegen bleiben. Wer die Bestie im Menschen wieder aufweckt — sie ist für alles zu haben. —

Man kann sich kaum ein religiöses Buch mehr denken, das nicht eine Streitschrift ist und wittert in jedem neuen Erbauungsbuch Polemik. Um nochmals auf „Mein Himmelreich" zu kommen, habe ich in demselben ohne Nebenabsicht gesprochen von meinem persönlichen Verhältnisse zu Gott, das mir eine einheitliche Weltanschauung ermöglicht und gestattet, im Frieden mit den Mitmenschen zu leben, auch wenn sie anderer Meinung sind. Ich lasse jedem seinen Glauben und bekenne den meinen. — Das war nun den kirchlichen Streitern nicht recht. Solche verlangen immer, dass man sich um den Glauben anderer bekümmere, nicht aber um den eigenen.

Vom Kirchenstreit.

Als im August dieses Jahres in Böhmen, Mähren, Wien u. s. w. die Katholikentage vorbereitet wurden und gleichzeitig auch die Protesttage gegen dieselben, konnte man gespannt sein, was da geschehen würde. Die Reclame war laut, die Tage erschienen. Das Volk lief zusammen und geschehen — ist nichts. Viele schallende Reden hüben und drüben, aber nicht ein einziges bedeutendes Wort. Mit Ausnahme etwa des Geständnisses eines katholischen Pfarrers im Hinblick auf die Los von Rom-Bewegung. „Der Herrgott haut uns nicht umsonst, wir haben es vielfach verdient.“ Dieses Bekenntnis war zur Zeit die einzige That der Clericalen, die gute Früchte bringen dürfte. Alles andere der Versammlungen war längst bekannte Phrase, mehr oder minder pathetisch wiederholt. In all den tausend Köpfen nicht ein urwüchsiger Gedanke, nicht eine erleuchtende Idee, nicht ein packender, weiterhin zündender Ausspruch. Immer und überall die alte Leier: das Geschimpfe gegen die Andersdenkenden, das Verdächtigen und Verleumden der gegnerischen Kirche, vielfach auf Grund der Einzelfälle unwürdiger Vertreter, zumeist das Verdammen der Kirche schlechthin. Das ganze Verfahren hüben wie drüben ist ein systematisches Aufreizen zum Hass. Indem man den Gegner niederzieht, glaubt man seine eigene Kirche zu erhöhen. Dass wirkliche Erhöhung einer Kirche nur durch praktisches Ausüben ihrer thatsächlichen, ihrer *christlichen* Vorzüge geschehen müsse — wem fällt das ein? Wohl auch jene Streiter, die aus nationalen Gründen das Unchristenthum der katholischen Kirche bekämpfen, versäumen es, das Christenthum der evangelischen Kirche in Wort und That zu verherrlichen. Sie scheinen mit der evangelischen Gesinnung viel zu wenig vertraut zu sein; für den thatsächlichen Gegenstand ihres Streites, für das Christenthum haben sie zu wenig Interesse, und indem man um die Becher ringt, verschüttet man den Wein.

Wie erringt man denn die wahren, dauernden Siege, nur mit des Gegners Schwäche oder doch auch mit eigener Kraft?

Dieser negative Charakter des heutigen Kirchenstreites hat keine Aussicht auf einen großen, moralischen Erfolg. Der Geist der Verneinung baut das Reich Gottes nicht. Es wirkt einfach abstoßend, wenn ein katholischer Prediger die Übergetretenen wie den Teufel schlecht macht, oder wenn ein protestantischer Redner die katholische Kirche als das abscheulichste Ungeheuer auf der Welt bezeichnet. So machen es nicht einmal die Krämer auf den Jahrmärkten, diese loben wohl ihre eigene Ware, beschimpfen aber wenigstens öffentlich nicht die des Concurrenten. Wenn

leiden. Nicht als ob sie selbst das Schwert führen sollten, sondern dass sie damit getödtet werden würden. Bei dem Worte der Schrift: „Ich bin gekommen, um Feuer auf die Erde zu streuen und sehnlich wünsche ich, dass es brenne!“ denkt doch kein Mensch an thatsächliche Brandstiftung, sondern an das Feuer der Begeisterung. Wenn es heißt: „Ich werde Familien auseinanderreißen, dass der Sohn wider den Vater, der Bruder wider den Bruder ist“, so ist damit wohl nur angedeutet die natürliche Folge der neuen Jesulehre, die so sehr von der alttestamentarischen abweicht, Treue so scharf von Heuchelei, Liebe so streng vom Buchstaben scheidet und also auch Familien entzweien kann. Selbst das Wort des so oft in Gleichnissen und Bildern sprechenden Heilandes ist nicht stets buchstäblich zu nehmen, sondern im Sinne seiner göttlichen Sendung, die Liebe und Frieden bringt. Wenn das Christenthum das nicht brächte, wozu wäre es noch? Zank und Streit haben wir ohnehin genug.

Und ist denn nicht auch ein anderes Wort vorhanden? Warum citieren die Herren nicht: „Wer das Schwert liebt, wird durch das Schwert umkommen!“?

Wer sich laut und leidenschaftlich als Christ angibt, für den rechten Glauben einsteht, der muss sich auch christlich und gläubig bescheiden, der kann seine Sache doch nicht mit dem Schwerte der Rohheit und Verleumdung ausfechten, sondern im Geiste der Liebe, der Demuth und des Vertrauens. Wenn er das nicht kann, wenn es gegen seine Natur geht und gegen seinen Willen, wenn er sich nur an Hass und Rache erfreut, dann ist er kein Christ. Und wer kein Christ ist, der braucht auch keine christliche Kirche, keinen Kampf um die Kirche, ob sie nun römisch heißt, oder deutsch, der begeht eine dumme Heuchelei, wenn er die „allein seligmachende“ Religion predigt oder wenn er vorgibt, das Evangelium verbreiten zu wollen.

Nun kommt wieder einmal ein Schriftkundiger: War denn Jesus so bescheiden und demüthig? Hat er den Pharisäern zu Jerusalem nicht die leidenschaftlichsten Brandreden gehalten? Wohl, das hat er, aber gegen wen? Gegen Heuchelei und Lieblosigkeit. Gut, bekämpfet auch ihr an euch und euren Gegnern Heuchelei und Lieblosigkeit, nur vergesset nie, dass ihr als irrende Menschen gegen Menschen streitet, die — wie ihr selbst — sehr oft das Rechte wollen und das Unrechte thun. Jesus hatte leicht „Brandreden“ zu halten, er war ohne Fehl.

Wie anders das, was menschlich ist. Die römisch-katholische Kirche behauptet, dass allein sie von Gott sei. Wie hehr stünde sie da, wenn sie demgemäß alle Anfeindungen ihrer Gegner mit würdevoller Ruhe über sich ergehen ließe und nur ihrem hohen Berufe lebte! Nun aber sehen wir, dass gerade auch ihre Vertreter herabsteigen zu den niedrigen weltlichen Kampfmitteln, und das bringt manchen Gläubigen auf den

Als Typus der Gattung ein Convertit im Reiche draußen, der in seinen Streitschriften noch jesuitische Unduldsamkeit mit junkerhafter Rücksichtslosigkeit vereinigt. Der nannte meine religiöse Auffassung, die mir Klarheit, Beruhigung und Zuversicht gibt, etwas pharisäerhaft: „träumerische Verworrenheit, die man nur einem Dichter zugute halten müsse.“ Als ob wir die tiefste und geheimnisvollste Sehnsucht des Menschenherzens nach Gott und Ewigkeit nur so in mathematische Formeln bringen könnten! Ich hinwiederum empfinde in den kahlen Kampfschriften solcher Recken den Mangel jener „träumerischen Verworrenheit“, auch Symbolik und Mystik genannt, die der Grundton aller Religion ist. — Ach, dass wir es wieder ganz verlernt haben, das Recht der Persönlichkeit an anderen zu achten!

Bei dieser Gelegenheit sei bemerkt, dass es zelotische Gegner gibt, die ihren Lesern oder Zuhörern glauben machen wollen, mein Buch möchte gern für ein kirchenpolitisches Werk gelten! Kirchenpolitik! Das fällt mir nicht im Schlafe ein. Kirchenlicht zu sein überlasse ich Dochten, die sich am Talge kirchendogmatischer Gelehrsamkeit vollgesogen haben. Nein, als Kampfmittel ist „Mein Himmelreich“ nicht zu brauchen, das besagt wohl schon deutlich sein Vorwort. Es ist ein persönliches Bekenntnis, eine Beichte, die man anstatt dem Priester einmal seinem Volke ablegt.

Obschon der Grundzug aller wirklichen Cultur Friede ist, gebe ich zu, dass es Kampf geben muss, auch kirchlichen und religiösen. Ich selbst ziehe gelegentlich derb zu Felde gegen Einrichtungen, die sich als faul und verderblich erwiesen haben, um aber das Gute und Fördernde desto freudiger anzuerkennen. Manchmal muss ja mit aller Kraft etwas niedergerungen werden, um freien Weg für die Entwickelung zu gewinnen. Für die Entwickelung, nicht für die Revolution! Nur nicht rohen Kampf zu aller Zeit und um jeden Preis. Kampf des Kampfes willen — das ist ein Frevel. In den kirchlichen Lagern aber wird jetzt verlangt, dass alles kämpfe, selbst der Feldpater anstatt mit dem Kreuz mit dem Schwerte. Im weltlichen Staate — wenn alles Soldat sein muss, wer soll denn das Brot schaffen? Und wenn in der christlichen Kirche alles streitet, wo bleibt denn die Liebe? Die Liebe gehört sozusagen doch auch zum Christenthum.

Leute, die sonst mit dem Evangelium nicht auf vertrautestem Fuße stehen, das eine wissen sie, nämlich das Christus gesagt habe: „Nicht den Frieden bringe ich euch, sondern das Schwert!“ Sie meinen also, dass die Apostel mit Feuer und Schwert die Religion der Liebe hätten ausbreiten sollen! Nun, da waren die Inquisitoren ja auf dem richtigen Wege. Ich denke anders. Mit dem Ausspruch wiederholte Christus seinen Jüngern nur, was er ihnen so oft gesagt hatte: Ihr werdet meinetwegen nicht in gesellschaftlichem Frieden leben können, sondern Verfolgung

Können die Socialdemokraten Revolution machen?

Von **Fr. Naumann.**[1]

Bernstein sagt dem Proletariat, dass es selbst bei Erreichung der Macht nicht imstande sein würde, die Umwandlung der Gesellschaftsordnung zu vollziehen. Er schreibt:

Trotz der großen Fortschritte, welche die Arbeiterclasse in intellectueller, politischer und gewerblicher Hinsicht seit den Tagen gemacht hat, wo Marx und Engels schrieben, halte ich sie doch selbst heute noch nicht für entwickelt genug, die politische Herrschaft zu übernehmen.

Wenn er damit sagen will, dass eine bis jetzt abhängige Classe, deren Zugehörige in Lohnarbeit ihr tägliches Brot erwerben, sich in der weitaus größten Mehrzahl ihrer Glieder keine politische Führerfähigkeit erwerben konnte, so hat er zweifellos recht. Es kann aber zugestanden werden, dass auch andere Classen nur einen geringen Bruchtheil politisch leitender Köpfe besitzen. Auch die aristokratischen Classen überlassen ihre politischen Geschäfte einer Minderzahl von Personen, oft Leuten, die gar nicht im engeren Sinn ihre Classenangehörigen sind. Es würde denkbar sein, denkbar, wenn auch vielleicht nicht wahrscheinlich, dass eine siegreiche Arbeiterclasse die nöthigen Kräfte für eine Dictatur des Proletariates aus der Mitte des seitherigen Beamtenthums und Bürgerthums finden würde. Sie selbst würde freilich im Anfang nur wenige aus ihr geborene Köpfe in die Staatsleitung senden können, denn Staatsleitung ist bekanntlich kein Handwerk, was man in vierzehn Tagen nebenbei lernt. Wir wollen aber, um unsere Untersuchung nicht unnöthig zu beschweren, zugeben, dass es an sich möglich sei, dass eine siegreiche revolutionäre Bewegung auf längere Zeit am Ruder bleiben kann. Wieviel sie in diesem Fall wirtschaftlich würde verändern können, gehört nicht hierher. Zugestanden ist nur, dass eine zahlreiche, gut disciplinierte, in sich einheitliche Demokratie im Fall des Sieges auch ihre politischen „Handlanger“ würde finden können.

Aber anders steht es mit der Vorfrage: ist *ein revolutionärer Sieg der Demokratie unter unseren vorhandenen geschichtlichen Verhältnissen überhaupt möglich?* Von der Beantwortung dieser Frage hängt alles weitere ab. Ist es möglich, dass die Socialdemokratie im Sturm, bei irgendwelcher politischen Lage, die

[1] Aus dessen im Verlag der „Hilfe“, Berlin, Schöneberg erschienenen höchst lehrreichen Buche „Demokratie und Kaiserthum“. Ein Handbuch für innere Politik. Das Werk ist ein Versuch zur Versöhnung der Demokratie mit dem deutschen Kaiserthum. Unsern Beifall kann es insoferne nicht völlig haben, als es das Deutsche Reich nur auf die zwei Stützen Militärismus und Industrie stellt. Die Redaction.

Gedanken, diese Kirche müsse eben doch nicht über eine besondere göttliche Kraft verfügen, weil sie gar so menschlich kämpft. Und die Protestanten sollten wissen, dass das Himmelreich nicht mit einem Feldzuge zu erobern ist, wie etwa Elsass-Lothringen.

Wenn es wirklich nicht ist, ihr Clerikalen, dass ihr diesen Kirchenstreit vor allem für Rom und seine weltliche Macht kämpfet; wenn es nicht wahr ist, ihr deutschkirchlichen Vorkämpfer, dass es euch hauptsächlich um Politisches geht — wenn euch wahrhaftig um menschenveredelnde Religion zu thun ist — gut. Dann öffnet eure Kirchen und bietet das Beste, was ihr habt. Nicht das Bestechendste und Einschmeichelndste, sondern das Gediegenste, das Vorbild der Vollkommenheit. Dann wird man sehen, welche der Kirchen die besten Früchte trägt an Gott- und Weltfroheit, an Opfermuth, an Vaterlands- und Volksliebe, an Treue und Stärke. — Die Leute sind jetzt aufgewacht, denken wieder einmal nach über Religion und Kirche und das ist der große Segen der gegenwärtigen Bewegung. Und wenn die Schwesterkirchen, die des heiligen Petrus und die des heiligen Paulus, dann so nebeneinander dastehen in ihrer Schönheit und sittlichen Größe, so werden die Menschen vermöge ihrer ihnen von Gott verliehenen Vernunft wählen, jeder je nach seiner Natur seine Kirche. Die gewählte wird das Mitglied liebevoll annehmen und die nicht gewählte wird neidlos denken, dass im Hause des Vaters viele Wohnungen sind.

Ich höre lachen. Über den Optimismus lacht man, und die Friedensvermittler, sagt man, würden zwischen den harten Mühlsteinen der beiden streitenden Kirchen zermalmt werden. Ich ergänze das Gleichnis. Nicht die Mühlsteine sind das Nährende, sondern das zermalmte Korn gibt Brot. Jene Millionen Menschen, die in der Religion Trost und Kraft suchen, wenden sie sich an die Streitenden, Zornigen? Nein, sie wenden sich an die Milden und Liebenden. Der Streitende schreckt den Leidenden zurück.

Wie lange aber will man denn streiten? Bis der Streit ausgetragen ist? Glaubt man eine der sich befehdenden Kirchen je aus der Welt schaffen zu können? Einig wird man in der Religion niemals sein, so lange verschiedenartige Menschen auf Erden wohnen. Muss denn die Verschiedenartigkeit der Empfindungen, der Wünsche, der Weltanschauungen gleich immer zu Zank und Hader führen? Ist denn darum das Christenthum in die Welt gekommen, damit bis ans Ende der Zeiten darin gebalgt und gerauft werde? Ich denke, es ist vom Himmel gekommen, damit auf Erden ein Reich sei, wo Friede ist. R.

Nach jeder rein äußerlichen Berechnung war es ausgeschlossen, dass das demonstrative Auftreten der Socialisten etwas erreichen werde. Wenn es dennoch etwas erreichte, so lag das an der inneren Unsicherheit und Gefühlsweichheit der Herrschenden. Sie konnten bei dem Charakter ihres Volkes dem Eindruck nicht widerstehen, den es in der Kammer machte, als der ehrwürdige socialistisch-demokratische Professor Denis die Leiden der im Spital liegenden zerschossenen unschuldigen Opfer des Straßenkampfes schilderte. Mit dem ganz unpolitischen Motive des Mitleides gegenüber wenigen unglücklichen Personen siegte, wenigstens zeitweilig, die Demokratie.

Man kann sich diesen belgischen Vorgang nicht vergegenwärtigen, ohne an die Revolution von 1848 in Berlin zu denken. Auch damals entschied die Unsicherheit und Gefühlsweichheit Friedrich Wilhelms IV. den halben Sieg des liberalen Bürgerthums. Es gibt eben in der Geschichte unberechenbare persönliche Stimmungen sowohl bei Herrschern wie bei Parteien. In der französischen Revolution gab es eine Nacht voll ungeahnter Opferbereitschaft der Priviligierten. Kann darum nicht auch eine deutsche Demokratie auf ihr gutes Glück trauen und auch da der Revolution entgegengehen, wo sie keine Aussichten zu haben scheint?

Es ist in der That die Speculation auf das Unerwartete beim Fragen nach den Aussichten einer Revolution nicht völlig auszuschließen. Bei allen großen Umwandlungen der Vergangenheit gab es Wagnis und keckes Erfassen zufällig kommender günstiger Augenblicke. Aber auch zufällige Ereignisse kommen nur denen zu Nutze, die stark genug sind, sie zu verwerten. *Das aber leugnen wir völlig, dass die Socialdemokratie in Deutschland auch nur entfernt den Grad von Kraft habe, der zur gewaltsamen Eroberung der politischen Oberherrschaft gehört.*

Vielleicht scheint es zwecklos, über diesen Satz erst länger zu sprechen, da man kaum jemals in Deutschland einen politisch unterrichteten Menschen findet, der das Gegentheil behauptet. Da wir aber beabsichtigen, von dem Zugeständnis aus, dass eine Revolution unmöglich ist, weitgehende Folgerungen zu ziehen, so dürfen wir es uns nicht erlassen, dieses Zugeständnis auf seine Sicherheit hin zu prüfen.

Vorausgeschickt muss werden, dass im Zeitalter des Verkehrs bei Staatseisenbahn, Staatstelegraph, Staatspost das Übergewicht der Staatsmacht von vorneherein größer ist als in jedem früheren Jahrhundert. Unter allen Umständen hat die Staatsleitung Kräfte genug, um die Staatsverkehrsanstalten zu hindern, der Revolution zu dienen. Man würde den politisch in Brand gerathenen Ort verkehrspolitisch isolieren. Das übrige Land würde vom Kampfplatz kaum soviel Nachricht bekommen, als Europa durch den englischen Kabel vom Krieg in Transvaal. Bei Pro-

Herrschaft in Deutschland an sich reißt, die bisherigen Fürsten und Verfassungen stürzt und sich an die Stelle der jetzt herrschenden Schichten setzt, kann sie die Macht, die Souveränität ergreifen, kann sie die ganze alte politische Welt aus den Angeln heben, dann ist auch ihre ältere Taktik richtig. Kann sie es aber nicht, dann soll sie aufhören sich als revolutionäre Partei zu bezeichnen und mit dieser Bezeichnung ihren Anhängern die Sachlage zu verdunkeln!

Es würde zu einer politischen Untersuchung dieser wichtigen Grundfrage schwerlich passen, wenn wir gegenüber der Revolution moralische Gesichtspunkte hervorheben wollten. Ob eine Revolution berechtigt ist, ergibt sich aus ihrem Erfolge. Unsere ganze Gegenwart ruht auf vergangenen Gewaltthaten. Es gibt keine einzige politische Macht, die nicht Menschenblut vergossen hat, um bestehen zu können. Jeder deutsche Einzelstaat hat seine rothe Geschichte. Überall sitzen enttrohnte, mediatisierte, gestürzte alte Herrschaften. Auch das neue Deutsche Reich ist durch Blut und Annectierung entstanden. Bismarck war gegenüber dem früheren Deutschen Bund ein rücksichtsloser Revolutionär. Mit demselben Rechte, mit dem er Kronen brach und Urkunden zerriss, können neue Mächte das jetzige geschichtliche Recht verletzen. Es fragt sich eben nur, ob es Mächte gibt, die dazu geschichtlich berechtigt sind. Geschichtliches Recht hat, solange die Welt steht, nur der Stärkere gehabt. Preußen hatte recht, weil es siegen konnte. Wenn es nicht siegen konnte, so war das Vorgehen König Wilhelms I. und seiner politischen und militärischen Helfer ein geschichtlicher Frevel, ein Sturz in den Abgrund, eine zwecklose, unverantwortliche Opferung von Blut, Recht und Gut. So aber ist heute und für alle absehbare Zeit die Lage der Demokratie; sie darf um keinen Preis Revolution machen, weil sie bei jedem Versuche verlieren muss!

Wir reden, indem wir dies sagen, von Deutschland. Es ist sehr wohl möglich, dass in einem anderen Lande die Vertheilung der Kräfte anders ist. Es sei verstattet, einen Augenblick auf Belgien hinzuweisen. Dort fanden, wie man weiß, im Sommer 1899 Straßenkundgebungen statt, deren Erfolg die Zurückziehung einer conservativ-clericalen Wahlrechtsverschlechterung war. Es scheint nun zwar in diesem Zeitpunkt, als ob der Erfolg kein dauernder sein würde, aber auch schon die vorhandene vorübergehende Einwirkung genügt, um zu behaupten: es gibt Fälle, wo im modernen Staat das Proletariat als Machtfactor direct auftreten kann. Die parlamentarischen Mittel der vereinigten Liberalen und Socialisten reichten gegenüber der vorhandenen feindlichen Majorität nicht aus. Petitionen an den König hatten wenig Aussicht auf Erfolg. Der parlamentarisch gewöhnte König regierte eben parlamentarisch-clerical. Die Regierung hatte alle Mittel des Militärs und der Polizei in Händen.

Nach jeder rein äußerlichen Berechnung war es ausgeschlossen, dass das demonstrative Auftreten der Socialisten etwas erreichen werde. Wenn es dennoch etwas erreichte, so lag das an der inneren Unsicherheit und Gefühlsweichheit der Herrschenden. Sie konnten bei dem Charakter ihres Volkes dem Eindruck nicht widerstehen, den es in der Kammer machte, als der ehrwürdige socialistisch-demokratische Professor Denis die Leiden der im Spital liegenden zerschossenen unschuldigen Opfer des Straßenkampfes schilderte. Mit dem ganz unpolitischen Motive des Mitleides gegenüber wenigen unglücklichen Personen siegte, wenigstens zeitweilig, die Demokratie.

Man kann sich diesen belgischen Vorgang nicht vergegenwärtigen, ohne an die Revolution von 1848 in Berlin zu denken. Auch damals entschied die Unsicherheit und Gefühlsweichheit Friedrich Wilhelms IV. den halben Sieg des liberalen Bürgerthums. Es gibt eben in der Geschichte unberechenbare persönliche Stimmungen sowohl bei Herrschern wie bei Parteien. In der französischen Revolution gab es eine Nacht voll ungeahnter Opferbereitschaft der Priviligierten. Kann darum nicht auch eine deutsche Demokratie auf ihr gutes Glück trauen und auch da der Revolution entgegengehen, wo sie keine Aussichten zu haben scheint?

Es ist in der That die Speculation auf das Unerwartete beim Fragen nach den Aussichten einer Revolution nicht völlig auszuschließen. Bei allen großen Umwandlungen der Vergangenheit gab es Wagnis und keckes Erfassen zufällig kommender günstiger Augenblicke. Aber auch zufällige Ereignisse kommen nur denen zu Nutze, die stark genug sind, sie zu verwerten. Das aber leugnen wir völlig, dass die Socialdemokratie in Deutschland auch nur entfernt den Grad von Kraft habe, der zur gewaltsamen Eroberung der politischen Oberherrschaft gehört.

Vielleicht scheint es zwecklos, über diesen Satz erst länger zu sprechen, da man kaum jemals in Deutschland einen politisch unterrichteten Menschen findet, der das Gegentheil behauptet. Da wir aber beabsichtigen, von dem Zugeständnis aus, dass eine Revolution unmöglich ist, weitgehende Folgerungen zu ziehen, so dürfen wir es uns nicht erlassen, dieses Zugeständnis auf seine Sicherheit hin zu prüfen.

Vorausgeschickt muss werden, dass im Zeitalter des Verkehrs bei Staatseisenbahn, Staatstelegraph, Staatspost das Übergewicht der Staatsmacht von vorneherein größer ist als in jedem früheren Jahrhundert. Unter allen Umständen hat die Staatsleitung Kräfte genug, um die Staatsverkehrsanstalten zu hindern, der Revolution zu dienen. Man würde den politisch in Brand gerathenen Ort verkehrspolitisch isolieren. Das übrige Land würde vom Kampfplatz kaum soviel Nachricht bekommen, als Europa durch den englischen Kabel vom Krieg in Transvaal. Bei Pro-

Herrschaft in Deutschland an sich reißt, die bisherigen Fürsten und Verfassungen stürzt und sich an die Stelle der jetzt herrschenden Schichten setzt, kann sie die Macht, die Souveränität ergreifen, kann sie die ganze alte politische Welt aus den Angeln heben, dann ist auch ihre ältere Taktik richtig. Kann sie es aber nicht, dann soll sie aufhören sich als revolutionäre Partei zu bezeichnen und mit dieser Bezeichnung ihren Anhängern die Sachlage zu verdunkeln!

Es würde zu einer politischen Untersuchung dieser wichtigen Grundfrage schwerlich passen, wenn wir gegenüber der Revolution moralische Gesichtspunkte hervorheben wollten. Ob eine Revolution berechtigt ist, ergibt sich aus ihrem Erfolge. Unsere ganze Gegenwart ruht auf vergangenen Gewaltthaten. Es gibt keine einzige politische Macht, die nicht Menschenblut vergossen hat, um bestehen zu können. Jeder deutsche Einzelstaat hat seine rothe Geschichte. Überall sitzen enttrohnte, mediatisierte, gestürzte alte Herrschaften. Auch das neue Deutsche Reich ist durch Blut und Annectierung entstanden. Bismarck war gegenüber dem früheren Deutschen Bund ein rücksichtsloser Revolutionär. Mit demselben Rechte, mit dem er Kronen brach und Urkunden zerriss, können neue Mächte das jetzige geschichtliche Recht verletzen. Es fragt sich eben nur, ob es Mächte gibt, die dazu geschichtlich berechtigt sind. Geschichtliches Recht hat, solange die Welt steht, nur der Stärkere gehabt. Preußen hatte recht, weil es siegen konnte. Wenn es nicht siegen konnte, so war das Vorgehen König Wilhelms I. und seiner politischen und militärischen Helfer ein geschichtlicher Frevel, ein Sturz in den Abgrund, eine zwecklose, unverantwortliche Opferung von Blut, Recht und Gut. So aber ist heute und für alle absehbare Zeit die Lage der Demokratie; sie darf um keinen Preis Revolution machen, weil sie bei jedem Versuche verlieren muss!

Wir reden, indem wir dies sagen, von Deutschland. Es ist sehr wohl möglich, dass in einem anderen Lande die Vertheilung der Kräfte anders ist. Es sei verstattet, einen Augenblick auf Belgien hinzuweisen. Dort fanden, wie man weiß, im Sommer 1899 Straßenkundgebungen statt, deren Erfolg die Zurückziehung einer conservativ-clericalen Wahlrechtsverschlechterung war. Es scheint nun zwar in diesem Zeitpunkt, als ob der Erfolg kein dauernder sein würde, aber auch schon die vorhandene vorübergehende Einwirkung genügt, um zu behaupten: es gibt Fälle, wo im modernen Staat das Proletariat als Machtfactor direct auftreten kann. Die parlamentarischen Mittel der vereinigten Liberalen und Socialisten reichten gegenüber der vorhandenen feindlichen Majorität nicht aus. Petitionen an den König hatten wenig Aussicht auf Erfolg. Der parlamentarisch gewöhnte König regierte eben parlamentarisch-clerical. Die Regierung hatte alle Mittel des Militärs und der Polizei in Händen.

1848 der glatte Percussionsvorderlader, heute der kleinkalibrige Magazinhinterlader, der viermal so weit, zehnmal so genau und zehnmal so rasch schießt wie jener. Damals die relativ schwach wirkenden Vollkugeln und Kartätschen der Artillerie, heute die Percussionsgranaten, deren eine hinreicht, die beste Barrikade zu zertrümmern."

Nur da können Revolutionen Erfolg haben, wo der Staat als Staat schwach geworden ist. Das ist er bei uns in keiner Weise. Das ganze letzte halbe Jahrhundert bedeutet ein beständiges Stärkerwerden der Staatsenergie. Das neue Deutsche Reich ist kein wackliger Bau wie etwa das Österreich von 1848, und selbst dieses hat sich gehalten. Man steht auch auf den obersten Stufen der Staatsverwaltung diesen Dingen anders gegenüber als früher. Wilhelm II. würde kein Friedrich Wilhelm IV. sein. Das ganze besitzende Bürgerthum würde wie ein Mann zur Krone stehen, so oft es vorher über sie gescholten haben mag. Die Zusammenballung der staatserhaltenden Kräfte würde ungeheuer sein, die Niederlage unsagbar blutig, die Folge ein aristokratisch-despotisches Zwangsregiment von tyrannischer Macht. Indem Deutschland die Revolution bekämpft, würde es um sein Staatsleben als Volk unter Völkern kämpfen, denn im Kaiserthum liegt die Möglichkeit seiner politischen Zukunft nach außen.

Dazu kommt, dass nach unserer Meinung die Mehrzahl der Proletarier gar nicht revolutionär ist. Viel revolutionärer als der Industriearbeiter ist der in Verzweiflung gerathene Handwerker und Kleinbauer. In diesen Leuten ist weniger Sinn für den ruhigen Fortschritt der Organisation. Der gelernte Arbeiter aber hat mehr Blick für die Nothwendigkeit der Ordnung in complicierten Verhältnissen. Gerade der großindustrielle Arbeiter ist gewöhnt, den Mechanismus der volkswirtschaftlichen und technischen Arbeit zu sehen und wird sich sehr scheuen, von der Zerstörung der Staatsmaschine Besserung des Gesammtbetriebes zu erwarten. Auch hat er heute nicht mehr, wie in den Tagen des communistischen Manifestes, nichts anderes zu verlieren als seine Ketten. Er hat eine gewisse Lebenshöhe erklommen, die zwar unzureichend ist, aber dennoch einen unleugbaren Fortschritt gegen früher bedeutet, er hat, wenn auch unter Polizeichikanen, Verbände und Cassen, und er hat politisch etwas, was bei allen früheren Revolutionen fehlte: das allgemeine Wahlrecht zum Reichstag.

Das allgemeine Wahlrecht ist geradezu ein Sicherheitsventil gegen Revolutionen. Es gibt der Masse die Möglichkeit, ihre Kraft in Perioden von höchstens fünf Jahren zu erforschen und der Welt zu zeigen. Damit fällt der dumpfe Gedanke älterer Zeiten hinweg, als gäbe es unzählbare, unbesiegbare große Gewalten in der Tiefe.

clamierung des Kriegsrechtes würde der Zeitungsvertrieb durch die Post eingestellt werden. Wo sind die Kräfte, die trotzdem die Betheiligung der Provinzen zu wecken imstande wären?

Bedacht muss ferner werden, dass die Abschneidung der Zufuhr durch den Gütertransport der Eisenbahn jede Großstadt binnen wenigen Tagen zur Verzweiflung treiben kann. Es genügt, an die Folgen mangelnder Milcheinfuhr für die Kinder zu denken. Natürlich würde die arme Bevölkerung durch eine solche Maßregel am härtesten betroffen werden, da sie vielfach auf Credit lebt und über keine Lebensmittel im Haushalt verfügt. Ohne Lebensmittel ist aber bekanntlich die größte Wuth, die allerdings durch diese Abschneidungen entstehen würde, wehrlos.

Schneidet der Staat die Zufuhr ab, so schneidet die Revolution die Gas- und Wasserleitungen auf. Sie hat ja Arbeiter genug, die wissen, wie das gemacht wird. Niemals früher hat es ein so unheimliches Revolutionsmittel gegeben als dieses, aber allerdings ein äußerst zweischneidiges Mittel, bedenklicher fast für die Lebenserhaltung und Disciplin der Kämpfer als der Vertheidiger.

Eine moderne Großstadtrevolution ist nicht ein Zwischenspiel, wie es die früheren bürgerlichen Revolutionen in Berlin, Dresden, Leipzig und Frankfurt waren, wie es auch der schon erwähnte Straßenauflauf in Brüssel war; eine Revolution, die um die Souveränität kämpft, ist ein Ringen auf Leben und Tod, ungeheuer in ihren Zerstörungen, wie der Krieg der Zukunft, dessen Greuel niemand sich genügend vorstellen kann. Nur eine Revolution größten Stiles kann im Staate etwas ändern. Eine solche aber wird in Grund und Boden geschossen, ehe sie wirklich aufsteigt. Auch wenn man zugeben wollte, dass im Heer genügend socialdemokratische Gesinnung vorhanden sei, so würde es aller seitherigen Erfahrung widersprechen, wenn man glauben wollte, dass im Momente des blutigen Kampfes die Truppe zweifelhaft sein könnte. Sobald etliche Soldaten durch Steinwürfe und Revolverschüsse getötet sind, bemächtigt sich des Heeres ein Geist unbarmherziger Kampfesgier. Dazu kommt, dass das Officiercorps geschlossen gegen die Revolution steht und dass man die Truppen sorgsam auswählen wird, die man ins Feuer schickt. In dieser Hinsicht hat Fr. Engels recht, indem er die Erfahrungen von 1848 bespricht:

„Seitdem hat sich sehr viel verändert und alles zugunsten des Militärs. Sind die Großstädte bedeutend größer geworden, so noch mehr die Armeen. Paris und Berlin sind seit 1848 nicht ums Vierfache gewachsen, ihre Garnisonen aber um mehr als das. Diese Garnisonen können vermittelst der Eisenbahnen in 24 Stunden sich mehr als verdoppeln, in 48 Stunden zu Riesenarmeen anschwellen. Die Bewaffnung dieser enorm verstärkten Truppenzahl ist unvergleichlich wirksam geworden.

Revolutionäre dürfen sich nicht beschweren, wenn auf sie geschossen wird, denn sie erklären ja selbst, indem sie diesen Namen brauchen, schießen zu wollen, sobald sie können. Sie erklären den Krieg und werden sentimental, wenn die Kriegserklärung angenommen wird! Links halten sie die alte rothe Fahne hoch und rechts schwenken sie das weiße Tuch der Parlamentäre, indem sie die Revolutionsfahne als Reformprogramm bezeichnen! Diese Unklarheit hat etwas Unwürdiges an sich, selbst wenn man imstande ist, sie geschichtlich zu verstehen. Es ist Zeit, hohe Zeit, dass die Demokratie ihre veralteten und zwecklosen revolutionären Eierschalen abwirft. Erst wenn sie das thut, kann sie ein positives demokratisch-politisches Programm gewinnen.

Das Volksschauspiel in den deutschen Alpen.

Eine Sommererinnerung von **Anna Plothow.**

Wenn man aus dem breiten, lachenden Thale des Inn zu dem Gebirgsstock aufsteigt, der Tirol vom Baierland scheidet, führt der Weg nahe an der Grenze in ein stilles Waldthal empor. An dem klaren, warmen Septembermorgen, an dem ich ihn dahinschritt, war er weich und voll Schlamm, denn es hatte in der Nacht stark geregnet. Aber wenn ich hier und da vor einer Pfütze, die die ganze Wegbreite einnahm, zagend stehen blieb, so schritten die Bauersleute, die mir ab und zu entgegen kamen, tapfer hindurch. Sie giengen auf bloßen Füßen und trugen ihre Schuhe in der Hand. Mit einem fröhlichen „Grüß Gott" stiegen sie an mir vorbei, hinab in den sonnenbeschienenen Markt, den ich eben verlassen hatte, und aus dem jetzt feierliches Glockengeläute heraufklang, denn es war Sonntag und die Leute wollten zur Messe.

Auch ich hatte ein Ziel, dem ich unverdrossen entgegenstieg über den steilen, schmutzigen Pfad. Ob ich's erreichen würde, darüber dachte ich nach im Wandern, denn ich war auf einer Entdeckungsreise. Nicht den mich umgebenden Naturschönheiten galt sie, obwohl auch die mich lockten, nicht hinauf in die Berge wollte ich heute, sondern mitten zwischen sie hinein. Bald grüßte zur Rechten tief unten aus dem Grunde ein großer blaugrüner Alpensee herauf, mit Buchten und Inseln und herrlichen Buchen und Ahornen zwischen den Tannen und Lärchenbäumen und ein andermal schimmerte es zur Linken silberig und geheimnisvoll zwischen den Stämmen hervor. „Siebenseen" heißt man das Hochthal in den stillen Waldgebirgen. Wie Wächter stehen sie rings um dieses stille Thal, und über ihren Wäldern und Matten ragen die Spitzen der Hochalpen herein, der Fünfzack und das Sonnenjoch grüßen ganz nahe

Je breiter der Umkreis der Parteizugehörigkeit wird, desto mehr wächst die Idee, auf dem Boden des gegenwärtigen Staates parlamentarisch-politische Erfolge zu erringen. Die socialdemokratische Partei war in ihrer Gesinnung am revolutionärsten, als sie am kleinsten war.

Die Unmöglichkeit, der Demokratie in der gegenwärtigen Geschichtsperiode in Deutschland durch Revolution zum politischen Siege zu verhelfen, ist von der Socialdemokratie seit langer Zeit eingesehen worden. Mit achtungswertester Sorgfalt vermeidet die Parteileitung alles, was zu Revolten führen könnte. Sie weiß, dass sie nur den Gegnern dienen würde, wenn sie irgendwo kleinere blutige Zusammenstöße auch nur ihrerseits dulden würde. Nie bis jetzt in der Weltgeschichte ist eine große Volksbewegung so discipliniert entstanden wie der demokratische Socialismus in Deutschland. Nichts ist dummer und unrichtiger, als wenn in der conservativen und capitalistischen Presse die Socialdemokratie nach wie vor als das rothe Gespenst hingestellt wird. In Wirklichkeit ist sie keine revolutionäre Partei mehr.

Thatsache ist, dass eine demokratische Revolution in Deutschland unmöglich ist. Eine Verschlechterung der Wirtschaftslage kann den Radicalismus der Gesinnungen wieder etwas steigern, aber die politische Kraft der Demokratie nicht erhöhen.

Davon, dass etwa die Socialdemokratie die Zeit eines unglücklichen äußeren Krieges in der Weise der französischen Commune von 1871 benutzen würde, rede ich nicht, denn das geschieht in Deutschland niemals. Ein Krieg nach außen macht uns alle sofort mit Naturgewalt zu einer geschlossenen Einheit und keine Agitation würde, selbst wenn sie wollte, imstande sein, die dann aus Millionen Arbeitern hervorbrechende opferbereite Vaterlandsliebe zu hemmen.

Es ist also in der That nichts als eine Redensart, wenn man von der revolutionären Socialdemokratie redet. Die socialdemokratischen Führer haben sich aber aus Rücksicht auf ihre eigene Vergangenheit und auf den Rhythmus, der im Wort Revolution liegt, nicht entschließen können, das Wort „revolutionär“ außer Gebrauch zu setzen. Sie erklären Revolution als Evolution und nennen das den „wissenschaftlichen Sprachgebrauch“ oder sie behaupten, dass das Endziel an sich „revolutionär“ sei und dass man nur nicht wissen könne, ob man mit oder ohne Gewalt zu ihm gelangen werde. Bernstein hat recht, wenn er dieses Verfahren eine Zweideutigkeit nennt. Man nimmt ein Wort, das nach allem bisherigen geschichtlichen Sprachgebrauch dem vorhandenen Staat den Krieg auf Leben und Tod ankündigt, und wundert sich dann, wenn der Staat dieses Wort im alten üblichen Sinne auffasst. Weil die Socialdemokratie „revolutionär“ ist, kann der Staat immer wieder gegen sie mobil machen.

auch auf Rechnung der Hauptdarsteller, die mit denen vor zehn Jahren nicht den Vergleich aushielten. Aber der Judas und der Kaiphas waren wieder vorzüglich und manche der Volksscenen gelangen über alles Erwarten gut. Der Chor sang unter Mayrs Anführung so innig und rein, dass die innerliche Ergriffenheit nicht ausblieb. Diese steigerte sich noch, als in der Kreuzigungsscene ein Unwetter heraufzog und die Darsteller oben trotz Hagelsturm, Donner und Blitz keinen Zoll breit wichen, nicht die geringste Unruhe zeigten, sondern ihre Aufgabe mit der größten Sicherheit durchführten. Dazu gehört dann noch neben aller Frömmigkeit ein starkes Kunstgefühl. Und eine eigenartige Kunst, die nirgends in der Welt ihresgleichen hat, ist dieses Passionsspiel der Oberammergauer. Durch Tradition, Übung und Vergeistigung haben sich die Bewohner dieses Alpendorfes zu einer Künstlergemeinschaft ausgebildet. Aber stellt die Passion so die höchste Blüte der volksthümlichen Kunstrichtung dar, so war ich umso begieriger die feinen Wurzeln zu entdecken, aus denen eine so starke und eigenartige Kunst erwachsen konnte.

Würde ich sie heute finden?

Drei Stunden wanderte ich bergauf und bergab durch die herrlichen Lärchenwälder, dann lichtete sich endlich der Tann, die Berge traten, einen weiten sonnigen Thalkessel bildend, auseinander, und in diesem lag abermals ein See, und an seinen Ufern tauchten einzelne Bauerngehöfte auf. Andere Höfe lagen weiter hinten im Thal, da wo der Weg langsam wieder bergan stieg. Andere zogen sich an den sonnigen Lehnen der Berge hinauf bis weit droben, von wo die Häuser nur noch als weiße Punkte herabglänzten. Vier Stunden hat die Gemeinde Siebensee im Umfange.

Drunten im Thalgrunde breitet der Hechtsee seine blaugrünen Gewässer bis zum Fuß der Berge aus. Ich wanderte eine Weile an seinem Ufer dahin bis zu dem Hause, das mir ein krausköpfiger Bub als Wirtshaus bezeichnet hatte. Da hielt ich Einkehr. Von außen sah das Haus traulich aus mit grünumrankter Veranda, die sich in dem klaren Wasser des Sees spiegelte. Aber drinnen weilte es sich nicht so gut. Ein Bierwirt aus München hatte es gepachtet und sich seine Gäste mitgebracht: großstädtische Sommerfrischler. Da noch eine halbe Stunde an der Mittagszeit fehlte, saßen und standen sie plaudernd auf der Veranda umher und nichts wussten sie an diesem herrlichen Sonntagsmorgen in der großartigsten Natur vorzubringen als den ödesten Klatsch. Die Damen bewunderten gegenseitig die Toiletten und die Herren sprachen von der Angelbeute und dabei angelten sie gegenseitig nach Bewunderung mit jener naiven Offenheit, die den stillen Beobachter immer zum Lachen reizt. Endlich war ihr Essen fertig und sie giengen in den Saal, um ihren Mund anderweitig zu gebrauchen. Wir Gäste von der Landstraße

herüber. Und in dieser abgeschlossenen Stille wollte ich sie suchen, die blaue Blume der volksthümlichen Kunst. Hier hoffte ich sie sammt ihren Wurzeltrieben zu finden.

Oft genug war ich ihr im letzten Winter in Berlin begegnet. Unter den vielen ästhetischen Genüssen, die dort geboten werden, und die unsereiner von berufswegen alle genießen muss, unter dem vielen Marzipan und den Paprikagerichten ist die bäuerliche Kunst das derbe Schwarzbrot, das der übersättigte Feinschmecker nicht ohne Behagen kostet. Und eine ganze Blütenlese solcher Kunst hat man uns in den letzten Jahren vorgeführt — da waren die Tegernseer und die Schliersee, die Schwarzwälder und die Elsasser Theatergesellschaften, ganz abgesehen von den zitherspielenden, singenden und schuhplattelnden Tirolern in den verschiedenen Ausstellungen und Bierconcerten. Aber waren die Darbietungen dieser Gesellschaften schlecht, so wusste man nicht recht, wo hier die Natur von der Dressur erstickt war, und waren sie gut, so begann sich oft bereits die feine Grenzlinie zu verwischen, die zwischen Dilettantenkunst und Berufskunst besteht. In der Berufskunst aber hört das locale Interesse auf; sie ist international, zum mindesten interprovinziell. Wollte man ein klares Bild von der Entwicklung dieser bäuerlichen Kunst gewinnen, so müsste man sie daheim aufsuchen, in den stilleren Bergdörfern, wo man noch unter sich und für sich spielte und die Spieler nicht auf Kunstreisen giengen und sich von der Cultur der Städte ankränkeln ließen.

So war ich denn auf meiner Ferienwanderung durch die bairischen und Tiroler Alpen an keiner Dorfbühne vorübergegangen. Ganz Annehmbares sah ich in Garmisch — aber freilich, das ist jetzt ein berühmter Luftcurort und in dem kleinen Theater drängt sich ein vornehmes Fremdenpublicum, dem zuliebe man auch an Wochentagen spielt und sich dabei bemüht den Dialect einzuschränken und dafür Künstlerallüren anzunehmen.

Einfacher waren Theater und Darsteller in Partenkirchen; hier sah ich Raucheneggers „Jägerblut" von einheimischen Arbeitern nicht übel gespielt. Besonders der Darsteller des Dorfbaders bot eine gute charakteristische Leistung und stand dem berühmten Xaver Terofal in dieser Rolle nicht viel nach. Aber auf meine Erkundigung hin hörte ich, dass der junge Mann Schriftsetzer sei. Einen Buchdrucker aber kann man nicht mehr zu den Bauern rechnen — das war also auch keine unverfälschte dörfliche Kunst.

Natürlich gieng ich auch nicht an der Oberammergauer Passion vorüber.

Nicht so gewaltig mehr hat sie mich ergriffen, als da ich sie das erstemal vor zehn Jahren sah. Aber vielleicht liegt das daran, dass ich inzwischen so viel älter und kälter geworden bin. Vielleicht kommt es

hinter Glaswänden die schöngeschmückten Gebeine heiliger Märtyrer und frommer Priester zu sehen. Mich schauderte in tiefster Seele und ich dachte, wie stark die Lebenslust in diesen Dörflern sein müsse, dass sie mit den fürchterlichen Zeichen der Verwesung stets vor Augen dem Dasein so viel Freude abgewinnen könnten, dass sie noch Neigung hätten es künstlerisch zu verklären. Mit Spannung betrat ich ihr Theater. Es ist ein geräumiger Holzbau, der der Feuersgefahr wegen auf einem isolierten Hügel errichtet ist. Er bietet Raum für etwa tausend Personen. An der Cassa drängte sich das Landvolk in den bunten Farben des Innthales und der oberbairischen Gegenden, denn die Leute waren aus den Grenzdörfern zum Spiel herübergekommen. Ebenso stark umdrängt war der Bierschank. Als es vom Kirchthurm drei Uhr schlug wurde der zweite Pöller gelöst und die Vorstellung begann.

Auf den billigeren Plätzen saßen die Zuhörer Kopf an Kopf — man sah Familien mit der ganzen Kinderschar bis herab zu den kleinsten, Bänke voll frischer Dirnen, anzuschauen wie ein Dorfgarten voll bunter Stockrosen, Nelken und Levkoyen. Und dahinter Reihen schneidiger Bursche in der kurzen Buchs, den Filzhut schief auf dem Kopfe und die rothe Nelke hinter'm Ohr. Sie lagen mit dem Ellbogen auf der Bank der Mädchen, flüsterten ihren Schönen zu oder neckten sie unternehmend mit den Blumenstengeln. Nahm es eine übel auf, so ward schnell der Maßkrug unter der Bank hervorgeholt und der Versöhnungstrank gereicht, denn kein Bauer gieng ohne Maßkrug ins Theater. Zu der geistigen Anstrengung gehörte eben auch eine leibliche Auffrischung.

Das Orchester vollführte inzwischen eine laute Musik, ich war froh, dass der erste Platz nicht wie sonst üblich dicht vor der Bühne, sondern in der Mitte des Theaters lag, ich hätte sonst den Lärm nicht aushalten können, denn die Paukenschläger und Trompetenbläser bearbeiteten ihre Instrumente mit einem freudigen Aufwand von Kraft.

Im Hause herrschte das gedämpfte Licht des Sommertages, das durch eine Reihe kleiner Fenster unter der Decke einfiel. Die Thüröffnungen waren nur mit Zeugvorhängen geschlossen. Schob ein verspätet Kommender einen solchen zur Seite, so flutete das blendende Sonnenlicht herein und damit der flüchtige Anblick der prangenden Berglandschaft draußen. Mehr als einmal bedauerte ich, dass das Theater nicht offen sei, mit diesen grandiosen Bergzügen als Hintergrund.

Die Bühne, die durch künstliches Lampenlicht erhellt war, war übrigens geräumig und tief und die Decorationen und Requisiten standen auf der Höhe eines mittleren Stadttheaters. Das Stück selber war eine geschichtliche Darstellung der Entwicklung Tirols. Verschiedene Phasen der Landesgeschichte, von der Heidenzeit und dem ersten siegreichen Vordringen des Christenthums an bis zur Gegenwart, waren in losen Bildern an-

mussten fast noch eine Stunde warten bis man auch uns gnädigst ein Essen brachte: der Schweinsbraten war hart, die Kartoffeln kalt — und Compot — gab's keines mehr. Als es ans Zahlen gieng, war die Kellnerin nicht zu erlangen. Einem alten norddeutschen Herrn riss die Geduld. Sechsmal hatte er sie gerufen und sie war nicht zu ihm gekommen. Nun gieng er ohne zu zahlen fort. Da bekam sie plötzlich Beine und lief auf der sonnigen Landstraße schreiend hinter ihm her. Er aber blickte sich nicht um, sondern schritt gelassen fürbass, so dass sie ihn nur athemlos laufend erreichte.

„Das war die Strafe!" sagte er ruhig und zahlte seine Zeche und ein Trinkgeld.

Auch ich war froh, dem ungastlichen Gasthause entronnen zu sein, das sich stolz: „Hotel zur Seefahrt" nannte. Dagegen schien mir jede Bauernschenke anheimelnder.

Der Weg stieg wieder bergan. Eine halbe Stunde höher hinauf am Platze neben der Kirche lag das stattliche Dorfwirtshaus, da kehrte ich ein, denn der Tag war heiß und ich hatte brennenden Durst. Die saubere, flinke Wirtin machte mir schnell einen Kaffee und brachte ihn mir selber in die kühle Lindenlaube, von der aus ich die Straße und den Kirchplatz überblicken konnte. Eben war der Nachmittagsgottesdienst zu Ende und die stattlichen Gestalten der Siebenseer verließen die Kirche.

Manch hübscher Bursche und manch frisches Deandl war darunter, den stattlichen Frauen standen die schwarzseidenen Flügelhauben ausgezeichnet. Sie hielten nicht Einkehr im Wirtshause, wie es sonst wohl Brauch, sondern stiegen die langsam ansteigende Landstraße weiter empor. Auf den hübschen Gesichtern unter den kleidsamen grünen Hüten lag ein Ausdruck froher Erwartung. Jetzt dröhnte ein Pöllerschuss durchs Thal und weckte das Echo der Berge.

„Gleich fangt's Theater an!" sagte die Wirtin eifrig. „Dös sollten's auschaun gehn, dös ist a schöns Gespiel."

Nun machte ich mich auf den Weg. Vorher trat ich aber einen Augenblick in die Kirche ein. Es ist meine Weise, auf meinen Wanderungen womöglich an keiner Dorfkirche und an keinem Friedhof vorüberzugehen ohne wenigstens einen Blick hineinzuwerfen. Denn diese Cultstätten verrathen mir in ihrer stummen Sprache viel vom Wesen und Denken der Anwohner jetzt wie zu Zeiten ihrer Vorfahren. Manche Ortsgeschichte hab' ich schon von Grabkreuzen abgelesen und manches Glaubensbekenntnis von dem Schmuck einer kleinen Dorfkapelle. Hier in Siebensee war es ein ernster, den Schrecken der Verwesung kühnlich spottender Sinn, der mir entgegentrat. Die Vorhalle der Kirche war ein Beinhaus — von den Wänden blickten Todtenschädel und Arm- und Beinknochen in systematischer Ordnung. Und in der Kirche selbst waren

Nun begann mich der Mann lebhafter zu interessieren. Als die Vorstellung mit Rothfeuer, Büchsenknallen und Juhschreien beendigt war und die Landleute hochbefriedigt das Theater verließen, ließ ich mir den Reppinger Sepp rufen. Er kam, wie er war, in Hemdärmeln und auf Strümpfen.

Unterm Nussbaum, an der Südseite es Theaterhügels, fand das merkwürdige Interview statt. Da nahm ich auf dem Bänklein neben dem Reutherbauer platz und ließ mir die Geheimnisse seiner Kunst offenbaren.

Der Reutherbauer erzählt:

„Auch hier gibts alle zehn Jahre ein Passionsspiel, die Darsteller bilden die Theatergesellschaft, die augenblicklich aus achtzehn Familienhäuptern besteht. Die Theilnahme am Spiel ist in den Familien erblich. Stirbt die männliche Linie einer Familie aus, so wird ein neues Mitglied gewählt. Ich selber bin solch ein Zugewählter. Um in der Übung zu bleiben, führt die Theatergesellschaft in der Zwischenzeit weltliche Stücke auf. Nur im Sommer wird ‚gespüllt‘, denn im Winter sind die Wege zu arg, da käm' niemand zu uns herein. Und wir müssen doch die Unkosten decken."

„Sie müssen eine schöne Einnahme haben?" warf ich ein.

„Wir spülln alle nur aus Liebe zur Sach', keins kriagt an Kreizer. Wann mr an Überschuss ham, wirds für die Ausschmückung der Kirche und für unseré Waisen verwandt. Heuer ham mr aber siebenhundert Gulden Unkosten."

„Waren Sie einmal in Oberammergau?" fragte ich.

Er seufzte ein wenig. „Na, däs kunt i net, aber in München war i amol. Münchner Herrschaften, die mi in der Passion geseh'n, hab'n mi eing'loden. Da war i im Hoftheater, d i e Kunst hat mir's anthoan, da müassen wir uns halt frei schamen. Ja, wer so spülln kunnt!"

Ich blickte den Reutherbauer an. Seine blauen Augen flammten und auf dem braunen, hageren Gesicht lag ein Hauch von Durchgeistigung. Mit der schüchternen Anmuth der Bewegung, die ihm eigen, mit dieser sanften, fast schmerzlichen Bescheidenheit, mit der leicht gebeugten Haltung und dem unschuldig offenen Blick der blauen Augen, die doch, wie ich eben gesehen, leidenschaftlich aufleuchten konnten, mochte ich mir diesen Mann als eine annehmbare Christusfigur denken. Lag doch auch auf der freien Stirn die Kraft des Nachdenkens, und der Ernst des Lebens hatte feine Linien eingegraben.

„Jeder thut, was er kann, Reutherbauer. Das genügt", sagte ich. „Für ein Liebhabertheater spielen Eure Leute recht gut. Die Margarethe Maultasch scheint freilich mit ihrer Schleppe auf keinem guten Fuß zu stehen, ich hatte ewig Furcht, sie würde darüber fallen."

einandergereiht. Natürlich waren auch die Margarethe Maultasch und Kaiser Maximilians Errettung von der Martinswand nicht vergessen und der dramatische Aufbau gipfelte in der Vorführung der Schlacht am Iselberge und der Apotheose Andreas Hofers. Das von einem Schulprofessor verfasste Drama war ein rechtes Schulstück, ohne dramatisches Leben, ohne innerlich entwickelte Handlung mit einer papierenen, farblosen Sprache. Und doch wussten ihm die Spieler Leben einzuhauchen. Nicht dass sie alles gut gemacht hätten. Der Kaiser, die Fürstinnen, Herzoge und Würdenträger wurden so hölzern und stocksteif dargestellt, wie vielleicht die drei Könige aus dem Morgenlande bei einem Krippenspiel, und die Darstellung moderner Stadtmenschen, bei Gelegenheit der Einweihungsfeier des Hofer Denkmals auf dem Iselberge, missglückte gänzlich. Die Carricatur lag diesen Naturmenschen gar nicht. Dagegen gelangen alle Scenen, in denen einfach Menschliches mit Ernst und Würde oder mit natürlicher Innigkeit, Frohmuth und Begeisterung zum Ausdruck kommen sollte. Die Scenen am Herdfeuer der alten Semnonen und Rhätier, die Staatssitzung beim ersten Einfall der Römer und die altheidnische Trauungsceremonie wurden mit schlichter Wahrheit und Würde wiedergegeben und als diese braven Landleute sich selber spielen durften in den Scenen des Befreiungskampfes von 1809, da verstanden sie wirklich ihre eigene Begeisterung auf die Hörer zu übertragen.

Wieder machte ich die Bemerkung, dass wie auf sämmtlichen Bauerntheatern die Männerrollen besser gespielt wurden als die Frauenrollen. Die Männer, die als Soldat, als Handelsmann, von berufswegen ins Leben hinauskommen, erwerben sich mehr Beweglichkeit und Selbstsicherheit als die in einem ohnehin gebundenen Stand von Sitte und Vorurtheil eingeengten Frauen. Die einzige Frau, die in Siebensee ihre Rolle mit freier Würde zu geben und mit tieferem Gehalt zu füllen wusste, war ein ältliches Mädchen, das eine Priesterin der Hertha darstellte.

Sonst fiel mir unter den Darstellern noch ein hochgewachsener, hagerer Mann mit schmalem, blassem Gesicht, einem spärlichen blonden Bart und ernsten blauen Augen auf. Er schien die Seele des Ganzen, denn er hatte fast in jedem Act zu thun. In den Zwischenpausen trat er als Sprecher vor den Vorhang und vermittelte in kurzer, wohldurchdachter Rede den geschichtlichen Zusammenhang der einzelnen, losen Scenen den Zuschauern. Sein ernst-gefälliges Wesen, sein natürlicher Anstand, seine wohlgesetzte Rede und sein schwarzer Rock ließen mich vermuthen, dass es der Schulmeister des Ortes sei. Ich erkundigte mich danach in meiner Umgebung.

„Na“, hieß es, „dös is der Reutherbauer, der Reppinger Sepp, der studiert die Leut ein. Und bei der Passion, wenn mr ham, macht er den Herrn Christus.“

sich einen, der sich an kleineren Sachen versucht habe. Nun sei er bei einem fünfactigen Stück und das hoffe er im nächsten Winter zu vollenden. Vorläufig wisse aber kein Mensch davon.

„Außer uns zweien, Reutherbauer!“ sagte ich scherzend, denn ich wusste plötzlich, dass der Dichter vor mir saß. „Wollt Ihr mir nicht eine Probe Eures Talentes zeigen? Ich verstehe ein wenig von solchen Sachen.“ Noch einmal flammte die Röthe in des Mannes Gesicht auf. Dann hob er plötzlich den gesenkten Blick und sah mir lange und fest in die Augen.

Mit raschem Entschluss reichte er mir seine Hand. „Euch traue ich! Ös seids nit so wie vülle Stadtleut, die den Bauer zur Zielscheibe ihres Spottes und Witzes machen. Ein Urtheil, frei und offen, hört' ich wohl gern und thät' mich frei darnach richten. Ich thät' so gern jemand um Rath fragen, aber da herin gibt es keinen, der so Sachen recht versteht. Der Lehrer ist nur für die Musik. Manchmal hab' ich eine Scene meinem Freund, dem Müller-Jakob, vorgelesen. Das ist ein Sinnierer; der hält auch Zeitungen, und dann reden wir über das, was darin steht, und den Weltlauf.

Mit dem hab' ich auch letzten Winter Roseggers ‚Waldschulmeister‘ gelesen. Ich hab' das Buch dreimal hintereinander gelesen; das ist eine Salzschreibweise; das les' ich am liebsten. Ich weiß, wie winzig kloan ich bin. Und doch erfüllt mich oft eine Leidenschaft, meine Gedanken, welche aussspruchslos in meinem Herzen liegen, in Worten wiedergeben zu können.“

Es gibt Namen, die wie ein goldener Schlüssel ganz fremde Herzen willig öffnen, so dass zwei, die sich zu ihnen bekennen, vom Augenblick an sich gegenseitig anschauen wie alte, bewährte Freunde.

„Reutherbauer“, sagte ich mit plötzlichem Entschluss, „kann man in Eurem Dorfwirtshaus übernachten? In dem bei der Kirche, meine ich.“

Der Reutherbauer bejahte.

„Dann will ich die Nacht hierbleiben und Ihr sollt mir heute abends noch etwas von Euren Dichtwerken vorlesen. Es wird doch irgend ein stiller Platz beim Wirtshaus sein?“

Der Reppinger Sepp ward wieder so eigenthümlich verlegen, ich merkte, dass ihm eine Frage auf den Lippen brannte, die er sich nicht zu stellen getraute. So half ich ihm und fragte: „Wo liegt denn Euer Hof?“

„Eine halbe Stunde aufwärts gegen die Berg hin. Die Straße geht grad dran vorbei, die über das Joch des Fünfzacks ins Innthal führt, wenn Ihr auf Spruck zu wollt, ist's näher. Und meine Frau thät sich recht freuen —“

„Nun wohl, Reutherbauer“, sagte ich, „ich will in Eurem Hause übernachten!“

„Wohl, wohl. Sie ist Kuhdirn drent beim Riesbacher. Da ist's so vüll nass im Grund, und sie geht dös ganze Jahr mit geschürzte Röck und Holzschuh und muss üba die Lachn spring'n, drum hats den dalketen Gang und hupft umeinand wia a Grashupfer."

„So, Kuhdirn ist die Herzogin von Tirol in Civil. Nun, da kann man nicht mehr verlangen. Was sind dann die anderen Spieler?"

„Bauern, Holzknechte und Mägde. Die Zeit zum Probiern ist halt a knapp, so lang die Feldarbeit drängt, denn die Wochen über müssen's hart schaffen."

„Dann muss ich Euer gutes Zusammenspiel bewundern, und ich sehe, Ihr spielt ohne Souffleur — wie sie den Vorsager beim Theater nennen."

„Ja, dös gibts net, wer nit lernt, derf nit spülln."

„Wo habt Ihr denn Eure hübschen Decorationen und Costüme her? Etwa von München?"

„Na, dös mach'n mr halt selber. Die Kulissen hat a Siebenseer gmolt, der in München in der Studi war. Und die Kitteln hobn die Weiberleit gnäht. Die Nähkathi hat's zugschnitten. Schau, da kimmts grad daher."

Ich nahm die Gelegenheit wahr, mir die Nähkathi, die eben das Theater verließ und mit einem freundlichen „Grüaß Gott" an uns vorübergieng, näher anzuschauen. Es war jenes ältliche Mädchen, das so würdig die altgermanische Priesterin verkörpert hatte; wie sie eben den Mund zum Gruße geöffnet hatte, bemerkte ich, dass ihr ein Vorderzahn fehlte und dass sie längst über die erste Jugend hinaus sei. Aber das that ihrem Ansehen keinen Eintrag, sie wusste etwas zu leisten, in der Kunst wie im Leben, und ich empfand aufrichtige Hochachtung vor der armen Dorfschneiderin, die mit den geringen ihr zu Gebote stehenden Mitteln nach einigen alten Abbildungen die historischen Costüme mit der Genialität eines Meininger Regisseurs beschafft hatte.

„Wenn Ihr nun schon alles selbst macht, fragte ich, von wem ist dann das Stück?"

„Das ist von einem Wiener Schulprofessor, unser Ortslehrer hat nur die Musik dazu gemacht und die Chöre einstudiert. Früher hat der seither verstorbene Professor Weißenhofer unsere Stücke gemacht, die waren volksthümlicher. Das heurige verstehn uns're Leute halt nit so."

„Nun, Reutherbauer", sagte ich, „wenn Ihr schon alles selber macht, so solltet Ihr noch einen Dichter unter Euch haben, dann wär' alles in Eurer Kunst Euer eigen."

Darauf ward der Reppinger Sepp plötzlich still. Über sein hageres Gesicht flog ein rother Schein und um seinen Mund zuckte es verrätherisch. Und dann machte er mir ein Geständnis. Sie hätten schon unter

töpfe. Ihre grünen Blätterranken umzogen das Bild des Gekreuzigten wie ein Rahmen, kletterten dann an der Decke entlang und umrankten gefällig die Fensteröffnungen. Neben der Thür, die ins Innere des Hauses zu den Schlafkammern führte, stand eine uralte Kastenuhr im eichenen Gehäuse. Auf der anderen Seite, neben dem riesigen, grünen Kachelofen hiengen einige Geweihe von Gemsen und Hirschen und darunter ein Stutzen und ein paar alte Tiroler Landsturmsäbel. Auch eine Zither hieng dort. Die andere Ofenecke nahm ein riesiger alter Eichenholzschrank ein. Sein Fachwerk war oben offen. Da standen auf den Brettern wohlgeordnet in zwei Reihen eine Anzahl Bücher. Sonst unterschied sich das Zimmer in nichts von den üblichen Bauernstuben Tirols. Die umlaufende Holzbank war da, der sauber gescheuerte mächtige Eichenholztisch, an dem wir aßen, und die gradlehnigen unbequemen Holzstühle davor. An den Wänden, zwischen den Fenstern, hiengen die Bildnisse Kaiser Franz Josefs und Andreas Hofers.

Das Gesinde saß auch mit am Tisch — ein grauköpfiger Alter, der Ochsenknecht Girgl und zwei Mägde, von denen die jüngere, saubere, auch beim Spiel mitgethan hatte.

Der Reppinger Sepp gefiel mir als Hausvater außerordentlich. Die Art, wie er das Brot schnitt und seinen Leuten darreichte, hatte etwas so Gütiges, dass sie es alle mit dankbarem Lächeln empfiengen wie eine besonders gute Gabe. Und doch war es nur grobes Schwarzbrot, das sie in ihre Milchschüssel brockten. Die Unterhaltung war nicht sehr lebhaft, meine Gegenwart drückte auf die Leute. Um sie zutraulicher zu machen, fieng ich mit den Kindern zu plaudern an. Der kleine blonde Schelm hatte es mir gleich angethan.

„Was willst du werden?" fragte ich ihn.

„Ein Theaterspüller!" lautete die Antwort.

Auf's Jahr komme ich in die Schul', dann lern' ich Sprichln und Liedln; dann darf i a mitspüll'n.

„Wen willst du denn machen?"

„Den Schutzengel; der hat so schöne Flügerln. Das Lied von den rothen Kirschen kenn i schon. Aber auf unserm Baum wachsen gelbe."

„Und was willst du werden?" fragte ich den Zweiten, einen braunen Lockenkopf.

„A Jaga wie der Ohm Ferdl. Er nimmt mi mit afn Fünfzack zum Gamsln-Schiaßn. Do kriag i an Stutzn!" sagte der Bub leuchtenden Auges.

„Und du?" fragte ich den Ältesten.

„Bauer!" antwortete der Andredl ohne Besinnen; er sprach das Wort mit wahrer Inbrunst aus.

„Schau, das ist gut", sagte ich. „Lernst denn brav?" „Ja, geigen lern i jetzt!" erwiderte er strahlend.

Eine Viertelstunde später stiegen wir zum Reutherhof hinauf. Als wir die Felder hinter uns hatten, begann der Weg am Walde anzusteigen. Es gieng ziemlich steil hinan, aber als ich einmal verschnaufend stehen blieb und umblickte — welch ein Bild! Unten das weite Siebenseer Thal mit dem klargrünen Hechtsee und den freundlichen weißen Häusern in den Obstgärten, die Kirche mit dem schlanken Thurm, dessen rothes Zwiebeldach in der Abendsonne wie Feuer glühte, drüben die Matten des Sonnenjochs, von denen der klare Hechtbach herabkam, der gen Bayern eilte und in der Ferne die Spitzen und Schroffen des wilden Gebirgs.

„Wie schön ist's hier!" sagte ich entzückt.

Er lächelte froh. „Ja, unser Tiroler Land! Wie oft habe ich hier schon gestanden und denkt, so schön kann es nirgends sein auf der Wölt."

Er öffnete die Thür eines Almzaunes. „Hier fangt mein Feld an."

Ich blickte über die welligen Matten hinauf bis zu dem Haus, das einladend und traulich unter schattigen Nussbäumen auf einem ebenen Anger lag.

„Reutherbauer", sagte ich, „Ihr wohnt in einem Paradies, Ihr müsst sehr glücklich sein!"

Er lächelte wehmüthig. „Es fehlt wohl hienieden jedem etwas zu seinem Glücke. Ich bin arm oder, besser gesagt, voll Schulden. Mein Vater war ein einfacher Holzknecht; er heiratete und es gab acht Kinder ab. Er musste sich mit solch großer Familie ein Anwesen kaufen und war alles schuldig. Er zog uns alle acht Kinder redlich auf. Ich als Ältester übernahm das Gut sammt Schulden und muss mich tüchtig plagen. Doch ich bin gesund und sozusagen zufrieden."

Wir waren jetzt ganz nahe ans Haus herangekommen und plötzlich stürzten zwei krausköpfige Buben im Alter von zehn und acht Jahren mit lautem Jubelruf meinem neuen Freunde entgegen. Der Große sprang zu seinem Halse empor, der Kleinere umklammerte seine Knie. Dicht hinter ihnen kam die Bäurin, eine schöne, stattliche Blondine, zu Anfang der Dreißig, einen etwa fünfjährigen, sehr hübschen Buben an der Hand führend, der in seiner rosigen Frische ihr auffallend ähnlich war, während die beiden ältesten Buben mehr des Vaters Art hatten.

Auch die Bäurin bewillkommte ihren Mann herzlich und reichte ihm den Jüngsten zum Kusse hinauf. Und nun sah er plötzlich reich und glücklich aus.

Der Reutherbauer machte mich in seiner herzlichen und würdigen Weise mit seiner Frau bekannt, und bald saß ich mit der Familie beim ländlichen Abendessen in der holzgetäfelten Stube.

Es war ein sehr trauliches Zimmer. Niedrig zwar, aber geräumig, mit Fenstern nach Osten und Süden. In der Ecke, wo vor dem Crucifix eine kleine ewige Lampe brannte, standen auf dem Sims zwei Epheu-

Eine Weile schritten wir schweigend durch den morgenfrischen Wald; er hatte die Büchse umgehängt und so fragte ich ihn, ob er gern auf die Jagd gehe?

„Ja", sagte er und seine Augen leuchteten, „wir Tiroler haben halt alle Jagerblut in uns. Aber oftmals hab' ich noch größere Freud daran die Thiere zu beobachten, zu sehen wie die Vögel, Rehe und Hasen so ganz vertraut im Wald umeinand hüpfen, spielen und sich Nahrung suchen, röhren und singen. Ich bewunder' und beneid' sie, weil sie so ganz ohne Hass mitsammen leben."

„Nun, Reutherbauer", sagte ich forschend, „ich denke Ihr hasst doch auch keinen Menschen, dazu scheint Ihr mir ein zu guter Christ, denn ich halte dafür, dass Ihr einer von den rechten seid, die nicht bloß mit den Lippen beten?"

„Ich bin Katholik und halte streng an den von meinen Eltern eingeprägten Christenpflichten, bin aber gewiss kein Betbruder", entgegnete der Reppinger Sepp ernst. Begegnet mir im Leben, wer immer es auch sei, welchen Glauben er hat, ich frage niemand danach, betrachte jeden Menschen als meinen Nebenbruder. Wer mit mir freundlich und wirklich gut ist, den liebe ich, und sollte es auch sogar ein Jude sein."

„Brav, Reutherbauer", entgegnete ich, „das ist eine rechtschaffne Weltanschauung. Bleibt, wie Ihr seid in Eurem Dichten und Trachten und aus der heißen Liebe zu Eurem Vaterland, zu Euren Bergen und Euren Mitmenschen wird Euch noch manch schöne Dichtung emporwachsen. Vielleicht nennt man den Joseph Reppinger noch einmal in der Litteratur. Und so lebt wohl, draußen im Reich habt Ihr von nun an eine Freundin."

Wir schüttelten uns die Hand, denn wir waren beim Wegkreuz angekommen, das die Passhöhe bezeichnet. Der Weg ins Innthal lag breit und bequem vor mir. Und während ich hinabstieg, übersann ich, was der Tag in Siebensee mich gelehrt.

Eine gefestete Weltanschauung auf schlichter Frömmigkeit gegründet, Liebe zur Natur und Liebe zur Heimat und ein fröhliches Gemüth mit seiner Lust an Sang und Tanz, das sind die Wurzeln, aus denen in den deutschen Alpenländern die volksthümliche Kunst erblüht.

Er hat also auch etwas von des Vaters Gemüth, dachte ich befriedigt.

Als abgegessen war und die Frau sich auf eine Weile entfernt hatte, um ihre Kinder zur Ruhe zu bringen, holte der Reutherbauer ein blaues Heft aus dem alten Eichenschrank am Ofen und begann mir vorzulesen.

Der Anschlag war gut, es zeigte sich inniges Empfinden, eine kernhafte Gesinnung und eine bewegte Handlung. Hier und da eine kindliche Unbeholfenheit der Form, eine Gebundenheit des Ausdruckes, die sich noch nicht weit über das Allgemeingiltige zu erheben wagte und das Tiefere nur mitklingen ließ wie den Accord einer Melodie. Da konnt ich ein wenig rathen, lösen und klären helfen und auf den Weg zeigen, der einzuschlagen sei. Es war merkwürdig, wie gut wir uns verstanden.

Und zum Schlusse ermunterte ich ihn herzlich fortzufahren.

„Ich weiß wie vüll mir fehlt“, sagte der Reppinger Sepp bescheiden, ich war wohl ein schlechter Schüler, und die Schul' war auch nicht gut zu meiner Zeit. Nun wird's nie mehr, wie es sollt!“

„Reppinger Sepp“, sagte ich tröstend, „die Welt geht vorwärts auch in Tirol. Laßt Eure Buben tüchtig was lernen!“

„Ja, das sollen sie!“ bekräftigte er. Es klang beinahe wie ein Schwur.

Es war endlich Zeit das Fremdenzimmer aufzusuchen, das oben an der Gallerie für mich bereitet war Aber noch lange stand ich an das hölzerne Geländer gelehnt und schaute in die mondbeglänzte Landschaft hinaus. Im zarten silbernen Licht standen die Bergriesen vor mir, geheimnisvoll umwebt von den duftigen Schleiern der Nacht. Wie so oft sann ich den unerforschlichen Räthseln der Ewigkeit nach — deutlich vernahm ich das Plätschern des Röhrbrunnens unten im Hofe und vom Ende des Hauses her, aus der Kammer Girgls drangen die leisen Klänge der Zither, womit sich der Alte die schlaflosen Stunden der Nacht kürzte. Es war mir, als vernähme ich das Rauschen des Urquells der Poesie, aus dem die Volksseele geschöpft von Anbeginn und aus dem sie sich laben wird zu allen Zeiten. Jenes Borns, aus dem das erste rythmische Stammeln des Berghirten quoll, der seine Lust und seine Qual in die Winde sang und ebenso das Lied des unsterblichen Sängers, dessen Sang die Jahrtausende überdauert hat.

Ich schlief süß und fest in dieser Nacht. Am nächsten Morgen nahm ich zeitig Abschied von meinen neuen Freunden, die mir noch ein Stück Weges das Geleite gaben. An der Grenze des Gehöftes kehrte die Bäurin mit den Kindern um, der Bauer begleitete mich noch bis zur Paßhöhe hinauf.

Verrathen.

Von Egon H. Strasburger.[1])

Bursche, das darfst Du nicht,
Bursche, das sollst Du nicht,
Bursche sei klug!
Mädel gibt's überall,
Mehr wie genug.

Wirf Dich ins Wasser nicht,
Stürz' Dich ins Brünnlein nicht,
Peter, lass' sein!
Soll es zum Sterben gehn:
Dann in den Wein.

Nimm auch kein Pulver nicht,
Nimm auch kein Messer nicht,
Pfeif' nur ein Lied,
Wisch' Deine Thräne ab —
Wenn sie das sieht!

Bring' keine Sorg' ins Haus,
Suche was Schönes aus,
Peter sei klug!
Mädel gibt's überall,
Mehr wie genug! . . .

[1]) Aus dessen Gedichtsammlung: „Von der Lieb'." Straßburg. J. Singer.

Ein Schulhaus für — den Waldschulmeister.

„Mariel — Hansel!" ruft die Mutter schon seit fünf Minuten an dem Bettchen der Kinder. Sie soll diese Kinder wecken für den Schulweg, aber sie ruft es so flüsternd, so ängstlich, um mit ihren Weckrufen die Kleinen aus dem süßen Schlafe am Ende doch nicht zu — stören. Doch es ist sechs Uhr, die Noth gebietet der Liebe. „Mariel! Hansel! Auf! Es muss sein!" Derb muss sie an der Decke rütteln, bis die Kinder wimmernd erwachen. Ganz schlaftrunken müssen sie aus dem warmen Nest in die spröden Kleider, sollen dann ihr kleines Frühstück verzehren, aber der Schlaf wäre viel süßer als die Milchnocken. Dann die Schulsachen in den Zegger, die zwei Stück Brot als Mittagsmahl dazu, dem Knaben noch den Wettermantel des Vaters umgehangen und dem Mädel das große, alte Wollentuch der Mutter und hinaus in die dunkle, kalte, stöbernde Winterfrühe! So weit die Mutter in der blassen Dämmerung den Kindern nachblicken kann, thut sie's. Sie empfiehlt ihre kleinen Lieblinge in den Schutz Gottes — man weiß nie, wenn sie so mühsam fortstapfen im tiefen Schnee, ob sie wieder heimkommen!

Vor einem Jahr . . .

Vor einem Jahr! — Die ersten Alpenrosen
Erglühten an dem bergverlornen See,
Über der Felsenstirn, der regungslosen
Lag als Silberkrone Firnenschnee.
Am Ufer flüsterten die Soldanellen
Die frohe Kunde, dass die Sonnwend kam,
Und Märchenlieder sangen mir die Wellen
Vom Königskinde, das den Hirten nahm.

Ich glaubte sie. — Und immer schöner, reiner
Tönte der wundersame Zaubersang,
Als würde nie befehlen der Verneiner,
Dass in den Lüften sterbe dieser Klang.
Und sprach zu mir: „Du sollst die Blumen brechen
Und sollst sie bringen einer blonden Maid,
Und sorge nicht, die Blumen werden sprechen!“
So rauschte es in Märchenseligkeit!

Die Wellen sprachen von der giebelreichen,
Ehrwürdig-alten, kleinen Bürgerstadt,
Von hellen Locken, die dem Golde gleichen,
Und einer Maid, die diesen Goldschatz hat.
Und Alpenrosen, Enzian, Brunellen
Und blauen Speik ich um den Bergstock wand . . .
Und immer lockender die blauen Wellen
Erzählten von des Glückes gold'nem Land.

Der Bergstrom stürzte tosend in die Tiefe
Und seinen Wellen folgt' ich ohne Rast,
Mir war, als ob des Schicksals Stimme riefe:
„Nun ist genug, was du gelitten hast,
Du hast geglaubt, gehofft und endlich werde
Auch dir bescheert, woran sie glücklich sind!“
Die Wellen redeten von einem Herde,
Von einem Weibe und von einem Kind.

Und durch den Hochwald bin ich ausgezogen
Und zwischen Tannen zeigte sich das Thal,
Als himmelhoch die Abendwolken flogen,
Flammendurchglüht vom letzten Abendstrahl.
Ich gieng durchs Städtchen. — Abendglocken klangen
Und in dem winkeligen, alten Haus
Bin über dunkle Stiegen ich gegangen
Und brachte einer blonden Maid den Strauß.

* * *

Ein Jahr vergieng . . . Die Alpenrosen blühen
Und Märchen trägt der Bergsee an den Strand
Und wieder greift ins flammenrothe Glühen
Der Alpenrosen frevelnd meine Hand.
Doch nicht zum Strauß will ich sie heute binden,
Ich glaube nicht mehr an das Märchenreich:
Im Bergstrom lass ich lachend sie verschwinden,
Wo er die Blüten hinträgt, gilt mir gleich. —

Anton Renk.

wurden — thun, die übrigen konnten ihre Kinder wild aufwachsen lassen, es krähte kein Hahn danach. Steuerzwang gab es wohl auch in Alpel, aber Schulzwang gibt und gab es dort nie.

Zu Anfang der Siebzigerjahre fanden sich in Krieglach-Alpel noch vierzig Schulkinder; der steiermärkische Landesausschuss interessierte sich für diese Ortschaft, wollte dort die gesetzlichen Bestimmungen einführen und in das leergewordene Schulhaus einen Lehrer stellen. Da sollen die Alpler sofort ein paar Kinder über die Grenze gegeben haben, so dass die Zahl vierzig nicht voll war und sie zu einer Ortsschule nicht mehr gezwungen werden konnten. Es hatten sich fremde Einflüsse geltend gemacht. In den Achtzigerjahren fiel das leerstehende und verfallende Schulhaus in den Besitz eines Wieners, der dort Bauerngründe erworben hatte. Dieser wollte den noch bestehenden Bauern das Schulhaus neu hergerichtet wieder zurückgeben und es war gute Aussicht, einen Lehrer zu bekommen, alles ohne dass es der Gemeinde einen Kreuzer kosten sollte. Es waren damals in der Gegend etwa dreißig schulpflichtige Kinder. Die Bauern haben aber das Anerbieten abgelehnt; sie könnten die Kinder bei der Arbeit nicht entbehren, sie seien doch nicht sicher davor, dass ihnen später Kosten erwachsen würden und die Neuschule sei nicht viel wert. Man merkte leicht, woher der Wind gieng. Das Schulhaus wurde abgerissen und Alpel blieb ohne Schule.

Jenes Geschlecht, das die Volksschule entbehren zu können glaubte, ist nun zugrunde gegangen. Die Bauern, die heute in Alpel sitzen, stammen großentheils aus der freien Alpelschule der Fünfzigerjahre. Wie andere die Schule als Last empfunden hatten, so empfinden es diese als noch viel größere Last, keine Schule zu haben und ihre Kinder in die entfernten Nachbarorte schicken zu müssen, wo sie nur geduldet sind und jeden Augenblick ausgeschult werden können. Die Ortschaft Alpel zählt heute an fünfundzwanzig schulpflichtige Kinder. Allem Anscheine nach wird diese Zahl nicht mehr weiter sinken, eher steigen, denn was an Bauersleuten etwa noch niedergeht, das wächst an Holz-, Köhlers- und Jägersleuten hinzu, und mancher Anzeichen nach werden, wenn auch nur im Pachtverhältnis, neue Ansiedlungen entstehen. Gute Straßen verbinden die entlegene, humus- und wasserreiche Gegend mit den volkreichen Gauen, und manche Leute kommen zur Einsicht, dass es sich in diesem schönen Waldlande bei einiger Arbeitsamkeit und Bescheidenheit ruhiger leben lasse, als im Daseinskampfe übervölkerter Thäler. So wird sich's wieder sachte bessern. Doch zu einem wirklichen Aufschwunge gehört die Schule.

Also sind die Vordersten der Ortschaft Alpel eines Tages zu mir, ihrem engsten Landsmanne und einstigen Schulbankgenossen, gekommen, und haben mich um Gotteswillen gebeten, ich möchte helfen, dass sie eine Schule bekommen. Eine eigene Schule in Alpel.

Denn die Schule liegt hinter dem hohen Bergjoch in der Waldwildnis drüben; an zwei Stunden werden sie zu thun haben, wenn Wind und Schneetreiben heute überhaupt den Übergang nicht unmöglich macht. Zehn Stunden dann der Erwartung und Angst, bis sie zur Abenddämmerung voller Schnee und Hunger doch wieder, aber ganz erschöpft nach Hause kommen.

Das ist ein Schultag in Krieglach-Alpel — ein gewöhnlicher, keiner von den besten, keiner von den schlimmsten! Es kommt vor, dass die Schulkinder unterwegs zu den Schülern von weitzerstreuten Nachbarhäusern stoßen; wenn aber die meisten schlechten Wetters wegen daheim bleiben, dann müssen die paar Kindlein allein vorwärts durch den Wald, über die Schluchten, über die sturmumbrauste Höhe, jenseits über kahle Blößen und Buschbestände hinab den Weg zu finden suchen, bis sie glücklich das einsame Schulhaus erreichen. Es kommt vor, dass die Kinder nicht nach Hause kommen in der Abenddämmerung, dass man ihnen entgegengehen muss mit Schneeschuhen und Schaufeln und dass man sie findet unter Baum oder Busch enge aneinander geschmiegt und mit wirbelndem Schnee bedeckt — zum süßen Hinüberschlafen in die Ewigkeit.

So ist es heute in der Ortschaft Krieglach-Alpel, die von dem schönen verkehrsreichen Mürzthale stundenweit entfernt hoch oben im Gebirge zwischen den großen Wäldern liegt. Es ist einmal besser gewesen, die gute alte Zeit, dort war sie wirklich einmal. Vor fünfzig Jahren, als anderswo die Leute von Gendarmen in die Kirche getrieben und die Volksschulen unter dogmatischem Religionsunterricht erstickt wurden, haben die Alpler da hinten oben ganz aus eigenem Antrieb ein Schulhaus gebaut, eigenmächtig einen Lehrer gewählt und sich also eine freie Schule gegründet. Kein Katechet kam hinauf ins Gebirge, aber als zu Ende des Schuljahres alle Schüler der Gegenden nach Krieglach zur Religionsprüfung zusammenkommen mussten, haben die Alplerkinder vom Evangelium mehr gewusst, als die Bürgerkinder von Krieglach, die wöchentlich zweimal ihren gründlichen Religionsunterricht über Kirchendogmen gehabt. Aber auch im Lesen, Schreiben und Rechnen waren die Bergkinder weit voran.

Allmählich mit der Erstarkung des Weltverkehrs änderte sich die Zeit, die Landwirtschaft. Die Bergbauernhäuser wurden verkauft, abgestiftet, die Leute wanderten aus, die Felder wurden zu Wald. In der Ortschaft Alpel, wo einst weitum zerstreut an vierzig bewohnte Häuser gestanden hatten, gab es deren nur mehr zwanzig und bald noch weniger. Die Schule hatte aufgehört, wer seine Kinder in eine der stundenweit entfernten Nachbarschulen von Krieglach, Trabach oder St. Kathrein am Hauenstein schicken wollte, der konnte es — wenn sie angenommen

Der künftige Lehrer in Alpel wird in mancher Beziehung die Aufgabe des Waldschulmeisters Andreas Erdmann haben — eine schwere und bedeutsame Aufgabe. Wäre ich noch jung und hätte lehrämtliche Schulung, ich würde es versuchen. Ich würde versuchen, das Ideal eines Poeten praktisch auszuführen. Es dürfte mir selbst im günstigsten Falle schließlich wohl kaum anders ergehen, als dem armen Andreas Erdmann, aber etwas bleibt doch hängen an dem Volke, wenn man ihm liebevoll sich und sein Bestes opfert. Peter Rosegger.

Bauernweisheit.

Sprüche und Redensarten aus Steiermark.

„Hast du dir's Aug abgebrochen?" frägt man scherzweise einen Menschen, der ein verletztes oder krankes Auge mit einem Tuch verbunden hat.

„Er hat das Mitlachen umsunst", sagt man von einem, der sich an der Unterhaltung Anwesender nicht weiter betheiligt, als dass er im Lachen miteinstimmt.

„Bei einem Bienenstich muss man lachen, sonst bleibt der Stachel stecken", ein weiser Rath, zum Schmerz gute Miene zu machen.

„Mir ist der Stimmstock umgefallen", pflegt man zu sagen, wenn man der Einladung zum Singen wegen Heiserkeit nicht folgen kann.

„Wenn man kleine Brotschnitten isst, so wird man vergesslich."

„Der kleine Finger hat mir's gesagt", heißt es, wenn etwas später Eingetroffenes vorher geahnt worden ist.

„Der hätt' mir bald d' Seel aus der Haut gejagt." Bezeichnung eines großen Schreckes.

„Eine, die sich aufs Salzfass setzt, kriegt jeden, den sie haben will."

„Dümmer wie neun Tag' Regenwetter", sagt man von einem urdummen Menschen. Und: „Zum Sterben ist er zu dumm, man muss ihn mit einem Strohschaub todtstoßen."

„Er steht da, wie wenn er Narren feil hätte", heißt es von einem, der zwecklos lange auf einem Fleck stehen bleibt.

„Sag ihm's, sonst kriegt er einen Gamerknebel." Man soll ihm das Geheimnis anvertrauen, damit er aus Neugierde nicht geschwollen wird.

„Er bleibt sitzen wie ein Gugelhupf", betrifft einen, der an gleicher Stelle lange hocken bleibt.

„Jeder Mensch hat am Himmel seinen Stern; stirbt er, so lischt der Stern aus."

„Liebe Freunde, so leicht das vor dreißig und zwanzig Jahren gegangen wäre, so schwer geht es heute.“ Die Sünden der Vorfahren müssen jetzt gebüßt werden, das sehen sie ein und doch werden sie nicht müde zu bitten um eine Schule. Selber können sie sich kein Haus bauen, dafür sind sie viel zu arm; die Pfarrgemeinde Krieglach ist mit anderen Schullasten überladen und kann bei der jetzt bestehenden Schülerzahl zu nichts gezwungen werden. Die zumeist wohlgearteten und befähigten Kinder müssen mit vielen Beschwerden, unter Umständen mit Lebensgefahr die entfernte kleine Schule besuchen, was obendrein nur mit häufigen Unterbrechungen ganz ungenügend geschehen kann. Einzelnen ist der Schulbesuch überhaupt unmöglich und sie wachsen analphabetisch in die Zukunft hinein, bestimmt zum verachteten Fußschemel, zur Ausbeute für andere.

Das darf nicht sein. Wir Glücklicheren müssen mit unseren Armen niederlangen zu denen, die am tiefsten stehen, am schwächsten sind und doch die Berufung haben, an unserer großen gemeinsamen Sache mitzubauen. Wir müssen ihnen aufhelfen, und segensreicher als jede andere Wohlthat ist die der Schule.

So habe ich den Leuten von Alpel gesagt: „Ihr sollt eine Schule haben, so viel an mir liegt, ich setze mich dafür ein.“ Und mein bisheriges Bemühen war nicht ohne Segen. Ein passender Bauplatz ist gefunden, ziemlich im Mittelpunkt der Gemeinde, auf sonniger Matte am Waldrand, bei den frischen Wässern des Thales, aber geschützt vor Überschwemmung und Sturm. Ein guter Fahrweg aus Krieglach führt nahe vorbei und die Poststraße ist eine Viertelstunde weiter oben an der Berglehne. Ein hochmögender und hochherziger Anrainer hat das Bauholz zugesichert. Ein humanitärer Verein, der sich für Krieglach-Alpel besonders interessiert, wird einen bedeutenden Theil der Baukosten decken. Ein uneigennütziger Baumeister ist auch gefunden. Eine Großbuchhandlung im Deutschen Reich hat mir eine passende Schulbibliothek zugesagt. Das weitere liegt noch auf meiner Schulter und ich hoffe, es wird mich nicht erdrücken. Große Opfer werden nicht verlangt, und die bereitwilligen Freunde, die mir den Plan ausführen helfen, werden sich finden.

Haben wir das Schulhaus beisammen — ich denke, es soll ein fester freundlicher Bau werden, der bei unterschiedlichen Anlässen die geistige Stätte der wieder aufstrebenden Gemeinde bilden kann — dann kommt die Lehrerfrage. Es wird meine erste und vielleicht auch meine letzte Bitte sein an das Land Steiermark, um hinreichendes Gehalt für einen tüchtigen Lehrer in Alpel. Die Gemeinde soll möglichst entschädigt werden dafür, dass sie bisher so lange Zeit, trotz der drückenden Steuern, die sie zu zahlen hat, an Bildungsmitteln leer ausgieng.

„Du muſst auch von einer jeden Laus ein Biegel haben.“ Als Vorwurf gegen jemand, der an allem Möglichen sein Antheilchen haben will.

„Da geht der Katz 's Haar aus!“ Ein gemüthlicher Ausruf der Rathlosigkeit in kritischen Umständen.

„Dein Reden ist für die Katz.“ So viel als umsonst.

„Was weißt du, wo die Katz 's Loch hat!“ Zurechtweisung für einen naseweisen Menschen.

„Ich nehm' meine Red' zurück.“ Beliebte Form von Abbitte.

„Wenn die Katz Flügel hätt', wär' schon längst kein Spatz mehr auf dem Dach.“

„Wenn das Wenn nit wär', wär' der Kuhmist Zucker.

„Die Katz zum Schmer stellen.“ Den Bock zum Gärtner machen.

„Der beißt unserem Herrgott schier die Zehen ab“, wird von Betbrüdern und Betschwestern gesagt.

„Der schnadert wie ein heißer Stein (im Wasser).“ Wird von einem unermüdlichen Schwätzer gesagt.

„Schau, daſs du weiter kommst und sag, du wärst da g'west!“ Abfertigung.

„Wird schon werden, wie's werden will.“ Leichtfertiges Gehenlassen.

„Da sitzt der Teufel drauf“, sagt man beim vergeblichen Suchen eines nächstliegenden Gegenstandes.

„Den hab' ich mir zu leihen genommen!“ Den habe ich gezüchtigt.

„Die Beten in der Hand und den Teufel im Sack.“ Bezeichnung für einen hinterhältigen Frömmling.

„Muſs mir schon einen Knopf in die Nase machen“, sagt der Vergeſsliche, wenn er sich etwas merken soll.

„Du bist g'rad recht zu einem Auswaschschaffel“, für einen Menschen, den man geringschätzt.

„Nur brav essen! Mit dem Essen muſs man sich derhalten. — Die alten Weiber derhalten sich zwar mit dem Spinnen.“

„Alleweil muſs ich daheimbleiben wie's Weihbrunnkacherl!“ Klage eines nie vom Hause Fortkommenden.

„Die Gnad' von Gott, das Brot vom Hof — die Schläg' vom Bauern.“ Seufzer eines Knechtes.

„Eilf Ochsen und ein Bauer sind dreizehn Rindvieher.“

„Fall nit herunter! — Macht nix, ist unten auch steirisch.“

„Zeigst du mit einem Finger auf einen Stern, so stichst einem Engel das Aug' aus.“

„Wer einen Geist erlöst, muſs bald sterben.“

„Der ist so schlecht, daſs ihn kein Mistkäfer mehr anschaut.“

„Irrlichter sind Seelen ungetaufter Kinder."

„Aus Nachtvögeln schreien die verlornen Seelen."

„Dem ist auch das Brot in den Honigtopf gefallen", heißt es von jemandem, der unerwartet zu einem Vortheil gekommen ist.

„Die Leut' reden gar viel, wenn der Tag lang ist", man müsse sie bloß reden lassen.

„Gott hat Mann und Weib erschaffen; wer den Mönch erschaffen hat, weiß man nicht."

„Jeder kann zu seinem Heu — Stroh sagen." Jeder mag seine eigene Sache nennen und bewerten, wie er will.

„Wer mit eines andern Löffel isst, der bekommt die Kraft dessen, dem der Löffel gehört."

„Wer rücklings schreitet, der führt seine Vater und Mutter in die Höll'." Als ob die Sünde der Rückwärtselei doch auf die Eltern zurückfiele.

„Eine Jungfrau muss einen ausgelöschten Span wieder anblasen können."

„Ein Junggesell muss ein bis zum Rand volles Gefäß tragen können, ohne etwas zu verschütten."

„Keine Mutter ist so arm, sie hält das Kindel warm."

„Nach einem Raben soll man nicht mit Ackererde werfen"; wohl weil der Rabe als Teufelsvogel gilt, der die Scholle entheiligen würde.

„Feuer, das der Blitz entzündet hat, kann kein Mensch löschen."

„Die Hand, die sich gegen den Vater vergriffen, muss aus dem Grab hervorwachsen."

„Tröste dich, 's wird schon wieder gut, bis d' heiratest." Ein beliebtes Beschwichtigungswort für Kinder.

„Sollst leben so viele Jahr, als der Fuchs auf dem Schweif hat Haar."

„Der Fuchs hat den Schweif in den Suppentopf gesteckt", sagt man, wenn die Suppe räuchelt.

„Wenn die der Teufel holt, muss er eine gute Beißzang haben!" Wird bei bösen Weibern gesagt.

„Der wird mit Oberwölzer Salbe geschmiert." Er bekommt Prügel.

„Lopp seis Kristas, hobbs ah an grean Ofn?" Alter Jurgruß beim Betreten eines Hauses.

„Laßt den Bindbaum pumpern, damit die Rüben wachsen." Wird im Herbste gesagt, wenn von der Garbenfuhr die Bindstange auf die Tenne geworfen wird.

„Wir warten schon mit der linken Hand", heißt es, wenn man zu essen beginnt, bevor der letzte Gast erschienen ist.

„Verloren wie des Juden Seel." Größte Bekräftigung eines Verlustes.

„Der hat Lachen und Weinen in einem Sack beisammen“, bezeichnend für rührselige Menschen.

„Dem geht's z' Herzen, wie dem Josel das heiße Schmalzkoch.“

„Der hat die ganze Scheiben verfehlt“, ein Bild vom Schießstand für irgend ein völlig verfehltes Ziel.

„Man kann nicht alles gleich aus dem Finger zuzeln“, als Entschuldigung, wenn etwas Unmögliches nicht geleistet werden kann.

„Die hat Holz bei der Hütten“, sagt man von einer hochbusigen Weibsperson.

„Unser Herrgott will nicht, dass Weißbrot auf dem Baum wächst.“

„Unser Herrgott wird schon wissen, warum er der Gais den Schweif nicht hat wachsen lassen.“

„Spulen im Sack, Stroh im Holzschuh und ein Dirndl im Haus kann man nicht leicht verstecken.“

„Den Kalkstein kennt man gleich, sobald man Wasser drauf schüttet.“

„Der richtige Mensch kommt heraus, sobald du ihm etwas dawider thust.“

„Besser demüthig gefahren, als hochmüthig gegangen.“

„Der Koch gibt dem Kellner die Wurst, der Kellner lischt dem Koch den Durst.“

„'s gibt nie die ganz' Läng.“ Es reichen die Mittel nicht aus.

„Das dauert von zwölfe bis Mittag.“ Kürzeste Weile angedeutet.

„Das Pechmannl stellt sich ein.“ Der Schlaf ist da.

„Stubenfadeln und Ähndlkinder werden nix nutz.“ Ferkel, die in der Stube gehalten, und Kinder, die von Großeltern verzärtelt werden, taugen nichts.

„Das ist der Herr Teufel!“ Abschwächung des Fluches.

„Einem Besoffenen und einer Heufuhr muss man aus dem Weg gehen.“

„Er läßt nichts liegen, wie glühendes Eisen“, sagt man von einem Mauser, vor dem nichts sicher geht.

„Wer lange fragt, was er geben soll, der gibt nicht gern.“

„Er kriegt ein Ausgemachtes.“ Er wird ausgescholten.

„Er lügt so oft, als er's Maul aufmacht.“

„Ja, Narren hat's geregnet!“ Als abweisender Bescheid.

„Gib dem kleinen Buben einen Kreuzer und geh selber.“ Sich selber ist man der verläßslichste Bote.

„Frag die Leut' und geh der eigenen Nase nach.“ Höre anderer Meinung und handle nach eigener Überzeugung.

„Wenn's Glück will, kalbt der Ochs.“

„Wenn's Unglück will, geht eine leere Butten los.“

„Auf, auf, der Schinder hätt' die Haut gern!“ Beliebter Weckruf im Bauernhof.

„Esst, meine lieben Gäst, mir ist leid, dass ihr das esst!“

„Guten Morgen! — Guten heut! — Kommen zwei gute Täg' zusamm'.“

„Nachher ist der Gais g'streit!“ Dann ist die Sache geschlichtet.

„Du Klagfist, kriegst ein rothes Röckel!“ rufen Kinder einem Angeber zu.

„In der Red' um a Haarl, in der Sach' um a Farl (Ferkel)!“ heißt es bei einem Geschäftshandel, wenn Wort und Sache nicht übereinstimmen.

„Leck Salz, nachher wirst durstig!“ Abweisender Bescheid.

„Der Zwiebel hat sieben Häut', das alte Weib neun.“

„Der schaut mich an, wie eine Kuh ein neues Thor.“ Für einen, der blöde dreinglotzt.

„Ein Hab-ich ist besser wie neun Hätt-ich.“

„Wer gut schmiert, fährt gut.“

„Was weiß der Ochs von der Muskatnuss!“

„Er hat die Kuh mit dem Kalb gekauft.“ Eine Schwangere geheiratet.

„Der schaut aus, als wenn er Mureck hätt' angezündet.“ Bezeichnung für einen verdächtigen Menschen.

„Der weiß auch schon, wo der Batel den Most holt“, sagt man von einem Knaben, der nicht mehr unschuldig ist.

„Wo der Teufel nichts ausrichtet, schickt er ein altes Weib.“

„Heut krieg ich Geld, weil mich die Dirn beißt (die hohle Hand juckt).“

„Heut' werd' ich noch was Neues hören, weil mir die Ohrwascheln kitzeln.“

„Ich werd' bald einen seltsamen Weg gehen, weil mich die Fußsohlen jucken.“

„Wer etwa jetzt denkt auf mich, weil ich so stuggazen (schlucksen) muss?“

„Wer lang hat, läszt lang hängen“, sagt man von einem reichen Verschwender.

„Was der Kopf vergiszt, müssen die Füß büßen.“

„Die sind mit der Kirche um die Fahn' gegangen.“ Haben es umständlich und verkehrt gemacht.

„Das Nachrichten (Nachfüllen in die Schüssel) erhält dem Bauern den Knecht.“

„Da muss eine alte Kuh lachen.“

„Der Faule trägt sich todt, der Fleißige geht gnod (oft)“.

Das Märchen vom Prinzen Frohsinn und dem Junker Wohlgemut.

Von **Pauline Schrader.**

Es war einmal ein Prinz. Der war der Sohn eines mächtigen Königs. Als er nun ein großer, schöner Jüngling geworden war und er immer nur in seines Vaters Schloss gelebt hatte, sehnte sich sein Herz danach, die schöne weite Welt kennen zu lernen, und er bat seinen Vater um Urlaub für eine Reise weit in die Welt hinein.

Der alte König trennte sich nur schwer von seinem Sohne, da es sein einziger war. Aber der Jüngling bat so lange, bis er ihn ziehen ließ.

Er gab ihm aber ein glänzendes Gefolge mit von Hofherrn und Grafen, die seinen Sohn beschützen sollten vor allen schlimmen Gefahren, die ihm etwa draußen begegnen könnten.

Das gefiel unserem Prinzen aber wenig; denn er hatte sich gerade darauf gefreut, unerkannt und mit leichtem Gepäck wie jeder andere Wanderer die unbekannte Fremde kennen zu lernen. Aber er musste sich fügen; denn sein Vater wollte ihn nicht anders ziehen lassen.

So wurde denn Alles glänzend gerüstet, und an einem schönen Sommermorgen ritt der Prinz und sein Gefolge aus den Thoren des Schlosses.

Das war ein glänzender Anblick; denn die Pferde hatten lauter goldene und silberne Decken, und die Reiter hatten nur seidene und sammtene Kleider an. Das funkelte und blitzte nur so in der Sonne. Dicht hinter dem Prinzen ritt der Oberceremonienmeister. Der sagte ihm immer, wie er sich benehmen sollte und zeigte ihm die Leute, die er grüßen sollte und die er nicht grüßen sollte. Und daneben ritt der Hofdoctor. Der sagte ihm immer genau, wann er schnell oder wann er langsam reiten sollte und gab ihm lauter weise Lehren, wie er sich verhalten sollte, wenn er gar zu sehr schwitze oder zu großen Durst habe, und neben dem Doctor ritt der Diener mit dem Mantel des Prinzen. Wenn nun der Wind ein wenig blies, warf er ihn schnell seinem jungen Herrn über die Schulter.

All das verdross dem Prinzen über die Maßen und anstatt den herrlichen Morgen zu genießen, dachte er nur daran, wie schön es sein müsste, wenn er allein mit leichtem Gepäck lustig und munter seines Weges reiten könne.

„Das ist just so viel, als ob man einen Bettelbuben in die Höll' schmisse", sagt man, wenn jemand etwas Unnützes unternimmt.

„Dem geht's Maul wie eine Brechel", heißt es von einem Schwätzer.

„Sie haben ihn auf dem Bandel gehabt." Sie haben ihn zum Narren gehalten.

„Er hat sich verwundert wie die Maus beim Vögerl." Verwunderung über ein unversehenes Glück.

„Auf eine Lüge gehört eine Ohrfeige."

„Ein Wetter, dass man keinen Hund möchte aus dem Haus jagen."

„Hat mir die Haut über die Ohrwaschel gezogen." Hat mich übervortheilt.

„Wann die Katz nicht zu Haus ist, haben die Mäuse Sonntag."

„Das ist Ehr' genug." Das ist Angebot genug.

„Ist er weit hin — bin ich weit her." Gegen einen, der sich mit seinen weiten Reisen prahlt.

„Dem Ross scheint die Sonn' durch die Rippen." Magerkeit.

„Wer lange hustet, wird alt."

„Er lügt sich in seinen Beutel." Er redet sich selber zu Schaden.

„Das steht ihm, wie einem Esel das Zithernschlagen." Für etwas sehr Ungereimtes.

„Viel Landsleut', viel Hundsfött."

„Man soll sich nichts verreden, als das Nasenabbeißen."

„Gustos (Geschmäcker) und Maulschellen sind ungleich."

„Er hat's auf die leichte Achsel genommen." Hat sich nichts draus gemacht.

„Der hat im kleinen Finger mehr wie der andere im Kopf."

„Mit der Gabel ist's ein' Ehr', mit dem Löffel kriegt man mehr." Es gilt nämlich als feiner und vornehmer, mit der Gabel zu essen als mit dem Löffel.

„Der eine hat's Geld, der andere den Beutel."

„Sie spielen hinter einem Hütel." Von Leuten, die heimlich zusammenhalten, um andere zu übervortheilen.

„Der ist gut um den Tod schicken", Spott auf einen langsamen Boten.

„Das Sterben spare ich mir auf zuletzt."

---

stattlich gerüstet auf den Pferden saß, bot er jedem zur Erfrischung eine Prise an.

Er begann dabei beim Oberhofmarschall und hörte erst beim letzten Küchenjungen auf, und als der letzte Küchenjunge hochgeehrt, die Prise aus des Prinzen Dose genommen hatte, fieng der Oberhofmarschall an zu niesen und nach ihm der Oberceremonienmeister und der Hofdoctor und so weiter bis zum Küchenjungen. Und da flogen sie alle hin, die lustigen Nasenspitzen, und tanzten in der Luft, immer zurück den Weg, den sie gekommen, und jeder eilte und haschte nach der seinen und so hastete alles der eigenen Nase nach. Der Prinz aber freute sich, dass er allein und fröhlich seinen Weg fortsetzen konnte.

So ritt er nun weiter und es schien ihm, als wäre die Welt nun mit einemmale nochmal so schön wie vorher. Die Böglein, die er vor dem vielen Pferdegetrapp und Geschwätz gar nicht gehört hatte, jauchzten aus den Zweigen; die Eichkätzchen huschten auf den Bäumen herum und die Bäume selbst breiteten freundlich und schützend ihre breiten Zweige über seinen Weg. Die Sonnenstrahlen glitzerten hindurch und tanzten so lustig, und es wurde ihm so froh zumuthe, dass er anfieng, mit den Böglein um die Wette zu jauchzen.

„Trapp, trapp, trapp“ kam es da mit einemmale hinter ihm her und ein Reiter jagte zu ihm heran, schwenkte sein Hütchen und fragte, ob er ihn nicht mitnehmen wolle. „Von Herzen gern!“, sagte der Königssohn; „wenn du ein lustiger Geselle bist. Wie heißt du denn?“ Der Fremde aber lachte und sang:

Ich bin der Junker Wohlgemut,
Ein armes aber frohes Blut!
Zum Dideldum Dei!

Das Herz nicht schwer!
Der Ranzen leer —
Ei sagt mir doch, was besser wär!
Zum Dideldum Dei!

„Und hast du auch Schulden nicht dabei?“ jubelte der Prinz. „Sonst will ich sie dir bezahlen; denn ich bin ein Prinz und du gefällst mir!“

„Und bist Du auch ein Prinz“, sagte der Junker Wohlgemut, „so hast du auch deine Sorgen; denn ich ritt dir vorhin dicht im Nacken, als du mit deinem Gefolge des Weges zogst und merkte wohl, was in dir vorgieng!“ So ritten sie denn selbander fröhlich durch den duftenden Wald.

Gegen Abend kamen sie vor ein altes, graues düsteres Schloss, und da sie müde und hungrig waren, klopften sie an die Thüre; doch niemand öffnete. Junker Wohlgemut aber, der einmal zaubern gelernt hatte, klopfte dreimal und rief:

Zu Mittag kamen sie durch einen Wald und an einem grünen Abhange wurde ein rothes Zelt aufgeschlagen. Dann rüsteten die Diener ein Mahl von all den schönen Leckerbissen, die ihnen die Frau Königin mitgegeben hatte. Das schmeckte zwar alles vortrefflich, aber der Prinz aß diese schönen Sachen alle Tage, und so wäre ihm ein Butterbrot und ein Apfel aus seiner Manteltasche als Wegzehrung gerade als etwas ganz Besonderes erschienen. Als sie alle gut gespeist hatten, und die Reisenden von der Hitze des Tages, dem weiten Ritt und der guten Mahlzeit recht ermüdet waren, so breitete man zu einem Mittagsschläfchen seidene Decken und weiche Kissen auf das Moos, und bald lag Alles in friedlichem Schlummer.

Nur der Prinz konnte nicht schlafen. Ihn ärgerten die seidenen Decken und weichen Polster, die er ja jeden Tag hatte, und ihm deuchte, es müsse sich weit herrlicher auf dem kühlen, grünen Moosboden ruhen. Als er aber den Oberhofmeister ansah, der neben ihm lag und aus Leibeskräften schnarchte, musste er lachen; denn der Oberhofmeister war sonst ein sehr gravitätischer Herr und jedes laute Wort jagte ihm einen heißen Schrecken durch die Glieder. Und nun machte er selbst einen Spektakel über die Maßen, und dazu saß ihm sein Schlafkäppchen schief auf den Ohren! Dieses fröhliche Lachen gab dem Prinzen seine gute Laune wieder; er stand auf und gieng ein Stückchen tiefer in den Wald spazieren.

Plötzlich hörte er ein jämmerliches Geschrei, und als er näher eilte sah er einen kleinen, grauen Mann und eine Wildsau im Kampfe. Der Prinz riss schnell seine Armbrust von der Schulter und streckte das wüthende Thier mit einem wohlgezielten Schusse zu Boden. Der graue Mann aber dankte ihm mit vielen Worten und fragte ihn, was er hier allein in diesem weiten Walde mache. Der Prinz aber merkte bald, dass er es mit einem Zauberer zu thun hatte, erzählte ihm, wer er sei und fragte ihn, ob er nicht ein Mittel wisse, seine lästigen Begleiter los zu werden. Der Zauberer aber strich sich über seinen grauen Bart, dachte ein wenig nach und holte dann aus seiner Tasche eine Dose mit Schnupftabak.

„Diese Dose", sagte er, „mache ich dir zum Geschenk, weil Du mir so freundlich geholfen hast. Achte sie nicht zu gering; denn sie kann dir auf deiner Reise von großem Nutzen sein. Willst du nämlich einen Menschen aus deiner Nähe entfernen, brauchst du ihm nur eine Prise davon nehmen zu lassen — alsbald wird ihm beim Niesen die Nase abfliegen und vor ihm hertanzen und sich ihm nicht eher wieder aufsetzen, als bis er an dem Orte angelangt ist, wo du ihn hinwünschest." Der Prinz dankte ihm aufs beste und beschloss sogleich, einen Versuch mit dem Zauberpulver zu machen. Als Alles wieder reisefertig war und

Am andern Morgen, ehe noch der Hahn dreimal gekräht, standen sie auf und rüsteten sich zur neuen Wanderung.

Als sie über den Hof giengen, stand das braune Mägdlein am Brunnen und sang:

Sonne und Wind —
Ich armes, armes Kind!
Kam da ein froher Knab —
O läg ich doch im Grab!
Was fang ich an?

Da küsste sie Junker Wohlgemut, steckte ihr ein Ringlein an den Finger und sang:

Sonne und Wind —
Ehe noch drei Mond verstrichen sind,
Komm ich und hole dich!

Nun wanderten die Beiden weiter in die Welt und immer weiter und erlebten viele, schöne Abenteuer. Zuletzt, als des Prinzen Urlaub schon fast abgelaufen war, kamen sie eines Tages in eine ganz fremde Gegend und mit einemmale befanden sie sich mitten in einem herrlichen Garten.

Sie stiegen nun von ihren Pferden ab, banden sie an einen Baum und giengen tiefer in den Garten hinein. Bald kamen sie auf eine Anhöhe und im Grunde lag eine Wiese, die war voll der herrlichsten Blumen. Im Schatten eines Baumes war ein alter Brunnen; an dem Baume aber hieng an goldenen Stricken eine Schaukel, darauf saß eine wunderschöne Prinzessin und strählte ihr langes goldenes Haar und sang dabei.

Nun wollte Junker Wohlgemut, wie es so seine Art war, zu ihr hineilen, um ihr seine Reverenz zu machen. Jedoch der Prinz war so befangen, als lebte er in einem Traume; denn die Prinzessin war so schön und ihr Antlitz strahlte wie die Sonne. Die Prinzessin aber sang:

Bin ich auch schön und jung,
Grämt ich mich lang genung.
Myrthenstrauch, Thymian —
Käm doch der Freiersmann!
Thymian, Myrthenstrauch,
Käm er und küsst mich auch!

Nun konnte sich der Prinz nicht länger halten, eilte zu ihr, küsste sie und fragte, ob sie seine liebe Frau werden wolle.

Die Prinzessin aber erschrak und erzählte, sie sei die Prinzessin Engelschön und sie könne nicht fort von hier; denn ein böser Zauberer hielte sie gefangen. Kaum hatte sie das gesagt, so kam auch schon ein hässlicher Zwerg gesprungen, riss sie von der Schaukel, schimpfte auf die fremden Wanderer, die hier auf anderer Leute Eigenthum herum-

„Graugespinst und Sorgenlauf —
Thürlein, Thürlein! thu dich auf!“

Da kam mit schlürfenden Schritten ein altes hässliches Weiblein daher, das fieng an zu schelten und zu zanken und fragte, weshalb man es in seiner Ruhe störe. Junker Wohlgemut aber zauberte wieder und rief:

„Tag sei schwarz und Nacht sei licht!
Schnell aus meinem Angesicht!“

Da verschwand die Alte mit einem greulichen Fluche. Nun giengen sie in das Schloss hinein und kamen durch viele, große Säle, immer einer bei dem andern. Aber alle waren düster und grau und die Fenster waren dicht verhangen, so dass selbst bei hellem Sonnenschein kein freundlicher Strahl hindurchdringen konnte.

Und im letzten Zimmer da saß ein langer hagerer Mann mit finsterem Gesicht und neben ihm saß ein Mägdlein mit braunen Locken und traurigen Augen und musste ihm aus einem alten großen Zauberbuche vorlesen; über ihnen aber in der Ecke saß eine Eule, die rief „Uhu! uhu!“

Da erschrak der Prinz. Junker Wohlgemut aber fragte den Alten höflich, ob sie nicht über Nacht im Schlosse bleiben könnten und der Alte nickte, aber sagte kein Wort, sondern brummte nur ein wenig in seinen Bart.

Nun lief das braune Mägdlein hinaus, holte allerlei gute Speisen herbei und deckte den Tisch.

Prinz Frohsinn jedoch nahm eine Geige aus der Ecke und spielte alle lustigen und fröhlichen Melodien, die er wusste, und Junker Wohlgemut nahm das braune Mägdlein bei der Hand und sie tanzten miteinander. Als sich der Prinz nun einmal umschaute, war der düstere Mann verschwunden und das Mägdlein mit den traurigen Augen auch.

Da setzten sie sich vergnügt zum Essen nieder und aßen alle die guten Speisen, die auf dem Tische standen.

Der düstere Mann aber hatte auf einem Kasten gesessen, der war ganz voll Gold, damit wollte er die Leute fangen, die zu ihm kamen.

Wer nun auch nur eine Handvoll davon nahm, der war ihm auf ewig verfallen und konnte nicht wieder aus dem Schlosse heraus, sondern musste Zeit seines Lebens darin bleiben.

Prinz Frohsinn und Junker Wohlgemut aber ließen ruhig das Gold in der Truhe liegen. Doch da sie nun müde waren, sahen sie sich um, wo sie wohl schlafen könnten. Sie giengen in den Saal nebenan; dort standen zwei große, schneeweiße Betten, da legten sie sich hinein und schliefen die ganze Nacht.

Da gab es wunderbare Tapeten und Teppiche und kunstvolle Möbel aus Ebenholz und wo die Eule gesessen hatte, war jetzt ein herrliches Bild. Das war so schön, dass es mit seinem Glanze das ganze Zimmer erfüllte.

Als sie sich nun alles angesehen hatten, wurde die Hochzeit gerüstet.

Und alles, was Junker Wohlgemut sah und erlebte, war schön und gut, denn er trug in sich das wahre Zaubermittel — ein frohes, sich gerne bescheidendes Herz.

Das Traurigsein ist lustig.

Eine Allerseelenplauderei.

„Hei, das Traurigsein ist lustig!“ sagte jener Bauernbursche, als die Bäurin auf der Bahre lag, man daher mitten in der Woche Feiertag hielt und er unter dem Apfelbaum lag und seine Beine ausstreckte.

„Das Traurigsein ist lustig!“ sagt zu Allerseelen die große Menge, die sich Feiertag macht und hinausströmt auf die Friedhöfe, um dort das übliche Volksfest zu halten. Ist der Pöbel — und ich meine jenen aller Stände — doch immer dort dabei, wo es zu sehen gibt, wo etwas nicht Alltägliches vorfällt. Da kommt er tänzelnd heran, rauscht und schwätzt, und lacht und spöttelt, und stolpert heute spöttelnd über zerbrochene Grabkreuze. Weihrauch und Wachsduft weht dahin zwischen den Grabmonumenten, vermengt mit dem Dufte der vor dem Thore schmorenden Kastanien. Die Leute tragen Kerzen, Kränze und naschen dabei, und die Gespräche, die sie führen, sind hohl wie die Grüfte, aber nicht so weihevoll. Der an und für sich so schöne Todtencultus artet aus, wie jeder Cultus ausartet, sobald er den niedrigen Neigungen der Menschen dient. Die Friedhöfe werden zu Allerseelen zum Corso, die Grabhügel und Monumente zu prunkenden Krämerauslagen und mit dem Lustwandelnden schlüpfen zur Pforte herein die Schwächen und die Laster, und die Leute — ich meine nicht die Menschen — wollen mit ihrer blöden Neugierde und ihrem abgegriffenen Witz ihr Müthchen nun auch einmal an den Todten kühlen. Aber hübsche Damentoiletten gibt es und manchem interessanten Blassgesichtlein steht die schwarze Robe gar so gut — und alles nach dem Modejournal, damit die Trauer heuer nicht etwa denselben Schnitt habe, wie im vorigen Jahr. Und vor Taschendieben wird gewarnt! Die Todten da unten dürfen sich gar nicht einmal

liefen und schleifte die Prinzessin mit sich fort in ein Haus, das lag am Ende des Gartens versteckt hinter den Bäumen.

Prinz Frohsinn und Junker Wohlgemut aber beriethen sich nun miteinander, verkleideten sich als fremde Zauberer und giengen in das Haus des hässlichen alten Zwerges.

Sie erzählten ihm, sie kämen aus fremden Landen und hätten ein Zauberpulver zu verkaufen, wie es kein besseres auf der weiten Welt gäbe, dabei hielt ihm der Prinz die Dose mit seinem Zauberpulver hin, damit er sie probieren solle. Kaum aber hatte der Alte die Prise genommen, als er schon anfieng zu niesen und die Nase tanzte vor seinem Gesicht.

Schnell wünschte ihn der Prinz dahin, wo der Pfeffer wächst und der Alte musste laufen, ob er nun wollte oder nicht.

Dann liefen beide schnell zu der Prinzessin, eilten mit ihr aus dem Hause und der Prinz setzte sie zu sich aufs Pferd, worauf sie schnell davon ritten. Und da nun auch des Prinzen Urlaub abgelaufen war, ritten sie auf das Schloss seines Vaters und hielten Hochzeit miteinander, und der alte König freute sich mit ihnen; denn er hatte schon gefürchtet, sein Sohn sei in der weiten Welt umgekommen.

Junker Wohlgemut aber ritt nach dem düsteren Schlosse im Walde; denn die drei Monde, in denen er wieder zu dem braunen Mägdlein zurückkehren sollte, wollten eben zu Ende gehen.

Als er vor das Schloss kam, stand da ein dunkler Wagen, ganz schwarz verhangen; denn der düstere Mann war eben gestorben. Neben der Thür aber auf einem Stein saß das Mägdlein und weinte und sang:

Ich armes Mägdelein, o weh!
Ich wollt, ich läg im tiefen See!
Drei Monde sind um,
Mein Herz ist so schwer!
Ach wüsst' ich doch,
Wo mein Liebster wär!

Mein Mütterlein ist lang schon todt —
So einsam ist's, du große Noth!
Drei Monde sind um,
Mein Herz ist so wund!
O Mutter, läg ich bei dir im Grund!

Und sie sang so traurig, dass einem ganz weh ums Herz wurde und man die Thränen im Auge fühlte. Als sie aber den Junker Wohlgemut erblickte, trocknete sie sich schnell ihr Gesichtchen und sie nahmen sich bei der Hand und giengen hinein in das Schloss.

Da öffneten sie weit die verhangenen Fenster, dass die Sonne recht hell in alle Ecken scheinen konnte und da sahen sie mit einemmale, dass alle Zimmer auf das prächtigste eingerichtet waren.

Und gar ein wenig boshaft ist die Grabschrift zu Ödenburg:

„Hinter dieses Kirchhofs Gittern
Liegt Hans Klaus,
Er trank manchen Bittern"

— und weiter unten die Schlusszeile:

„Kelch des Leidens aus."

Und etwas tückisch ist auch die Denkschrift auf dem Kirchhof in Kirchdorf bei Plan:

„Hier liegt der Schulmeister Mathias Klug,
Der Kinder, Weib und Orgel schlug."

Der Mann aus dem Volke ist ein geborener Epigrammendichter; weil er aber mit dem Papier nicht umzugehen weiß, schreibt er seine oft recht gepfefferten Sinnsprüche auf die Bretter der Votivtafeln, auf die Wände der Häuser, selbst auf Backwerk und Lebkuchen und besonders gern auf Bahrläden und Grabkreuze, wohl wissend, dass — wo mit solchen Pflügen die Herzen gefurcht sind — seine Weisheit am besten fruchtet.

Doch die Grabkreuze können auch zu anderem dienen, und jene Bäuerin in der Gemeinde B. (Steiermark), der es nicht um den Humor, sondern um was ganz anderes zu thun war, hat die Sache sehr gut gemacht. Sie ließ ihrem verstorbenen Gatten „zum Zeichen ewiger Treue" einen schönen Grabstein setzen, auf welchem sie dem Todten folgende Worte in den Mund legt:

„Der Tod riss mich von dir,
Du Weib, so brav und bieder,
O, wein und bet bei mir,
Dann geh und heirat wieder."

Praktischer hat wohl keine Witwe den Grabstein ihres Seligen ausgenützt.

Die Süddeutschen sind ein poetisches Volk, die können das Versemachen nicht einmal vor dem klappernden Rippenhans lassen. Den Norddeutschen fällt nicht so viel Gereimtes ein und sie müssen in Grabschriftsachen zu den großen Dichtern ihre Zuflucht nehmen, so dass ihre Kirchhöfe wohl erhebender, aber lange nicht so lustig sind, als jene in den Alpen.

Ich habe einen jungen Tanzmeister aus Wien gekannt, der seine freien Sommermonate dazu benützte, um — originelle Grabschriften zu sammeln. Ein Tanzmeister! Ich habe ein junges Mädchen gekannt, das ihre Blumen nur auf den Friedhöfen pflückte. Man weiß ja, wie üppig

darüber beklagen, denn als sie hier oben waren, haben sie es gerade so gemacht.

Dem Tode müsse man mit Humor begegnen, sonst beiße er, hat einmal einer gesagt. Recht gut gemeint, aber solche Maulkörbe sind rar, und so unterhaltsam manche den Tod finden, wenn sie ihn auf des Nachbars Hügel hocken sehen, wenn er in die Nähe kommt, so beißt er doch.

Der Tag hat seinen Humor, aber der ist von anderem Schlage als jener der vergnügungslustigen Allerseelenbummler. Das ist wohl oft ein unbeabsichtigter Humor, der durch seine Einfalt rührt, mitunter aber auch einer, dem der Tod so wenig imponiert, dass er mit ihm schäkert.

Und auf den Todtenschädel eine Narrenkappe zu stülpen, das ist so ziemlich das Keckste, was der Mensch zustande bringt.

Wenn eine Schmiedemeisterin im Raabthale (Steiermark) auf das Grabkreuz ihres Vetters schreiben lässt:

„Hier ruht mein Oheim Peter Paule,
Sterben müssen wir ale,
Thue frumb leben
So Wirth dir Gott geben
Antonia Pirstlingerin."

so ist das sehr ernst gemeint und rührt uns nur das Ungeschick im Dichten, welches selbst vor der großen Perspective der Ewigkeit so ausfällt, dass, wie der Böhm so schön sagt, „der Tud drauf is."

Gleichfalls ernst, aber etwas leichtfertiger gehalten ist die Grabschrift:

„Hier ruhet Hanna Brandnerin, geborne Zuntnerin.
Was Gott will, ist mein Ziel."

Auf einem Kirchhofskreuze im Lavantthale (in Kärnten) steht zu lesen:

„Hier ruht der ehrsame Johann Misegger, er ist auf der Hirschjagd durch einen unvorsichtigen Schuss erschossen worden aus aufrichtiger Freundschaft von seinem Schwager Anton Steger."

Hieraus kann man deutlich ersehen, wie wichtig eine richtige Interpunktion selbst im Tode noch ist. Ein einziger fehlender Punkt kann hier den ehrsamen Schwager Anton Steger ins Criminal bringen, trotzdem er aus aufrichtiger Freundschaft gehandelt hat.

Auf einem Martertäfelchen im Tirolischen steht, unter dem Mantel der Naivetät schon das bewusst Scherzhafte. Dort heißt es:

„Hie isch am 10. Merzen 1861 eine Schneelahn niedergangen und hat 5 Person und 3 Böhm derschlagen."

vermeint, der nimmt sie nimmermehr und so kehrt sie zurück in das Gemüth des Lebenden und wird eine unstillbare Pein, und da gibt es nur ein Mittel, ihrer Qual loszuwerden, nämlich sie noch einmal auszusenden, und zwar nicht mehr über das uferlose Meer des Todes, sondern nach den grünenden Gestaden der Mitlebenden. Bei den Todten holen wir uns die Liebe für die Lebendigen und das ist des stillen Schläfers Vermächtnis: Was ihr uns schuldet und schenken wollt, gebt es denen, die um euch noch sind, sie können es brauchen. Denkt daran, dass die Tage rasch vergehen, da ihr sie habt, und dass kein Gutmachen und kein Nachholen ist, wenn sie nicht mehr sind. Wir hegen euch Groll und Liebe nimmer, geht und thut, was ihr an den Gräbern bereut, nicht gethan zu haben.

Greift das an, dann ist das Traurigsein, der Todtencultus, nicht allein lustig, sondern auch fruchtbar. Als Kinder der Zeit dürfen wir ein so großes Capital, wie es unsere Todten sind, nicht todt liegen lassen. Wir müssen daraus Zinsen schlagen.

Rath.

Und siehst Du wo ein Wespennest,
Stich nicht hinein, das ist das best'!
Und wurlt wo ein Ameisenhauf,
Ich rathe Dir, leg' Dich nicht drauf!
Ja, rennt Dich wo ein Ochse an,
Sei so gescheit, mach' frei die Bahn!
Weich auch dem Ziegenbocke aus,
Wenn's regnet, bleibe schön zu Haus —
Was brennen mag, das rühr' nicht an,
Dann hast Du all' Zeit wohlgethan!

Wichner.

an diesem „guten Orte" die Blumen gedeihen. Es ist gute Erde, denn Gott düngt seinen Acker mit dem Salze der Thränen. Ich habe endlich ein Kind gekannt, das sich, so oft es konnte, von dem Elternhause fortstahl, auf den Friedhof schlich und dort — Erde aß.

Es ist ein dämonisches Band, das uns an die Todten knüpft, nicht an ihre Gedanken, sondern an ihre Erde. Und wiederum ist es ein dämonisches Band, das uns davon zurückhält. In einer solch unbehaglichen Stellung muss denn der Humor dran. Die Alten haben es mit diesem Humor viel besser verstanden, wie man aus den bekannten „Todtentänzen" sehen kann; sie meinten, der Tod sei des Lebens nicht wert. Wir Neuen nehmen die Sache viel geschraubter, und wenn Leute unter uns sind, die da predigen: das Leben sei des Todes wert, so ist das ihr fürchterlicher Ernst.

In den Alpen, bei Lofer und Saalfelden herum herrscht eine Sitte, die Bretter aufzubewahren, auf denen ein Todter während seiner achtundvierzigstündigen Aufbahrung gelegen hat. Das Bahr- oder Leichbrett, wie es heißt, wird mit dem Namen des Verstorbenen und mit dem Datum des Todes („Leichbrett des ehrsamen N. N., gestorben am . . . . Gott verleihe ihm die ewige Ruhe") bezeichnet und an die Wand des Hauses genagelt. So findet man in jener Gegend manches Haus, an welchem mehr als ein halbes Dutzend solcher Bretter hängen, große und kleine, und die im Winde unheimlich knarren und an die Wand klopfen. Memento mori! rufen sie fort und fort, bis es die Leute gewohnt werden und ihnen das Denken an den Tod gar nichts Unbehagliches mehr hat. Das nenne ich Abhärtung. Die Gleichgiltigkeit für Leben und Sterben, die würde uns die Welt am erträglichsten machen. Aber wir treffen's nicht; entweder wir beben vor dem Grabe, oder wir springen muthwillig in dasselbe hinein.

Nun, das soll jeder halten, wie er will und kann. Wem die Friedhöfe ein humoristisches Volksbuch sind, dem ist's gut; wem sie zu einem Erbauungsbuch werden, dem ist's besser. Bei uns handelt es sich darum, dass wir uns Liebes thun, so lange wir leben, und dafür sind die Stummen in den Gräbern die lautesten Prediger. Wir stehen an den Gräbern als Verzeihende, oder als Abbittende. Denn quitt ist, wenn das Auge bricht, Soll und Haben selten. Hat der Lebende gut, so ist er meist gern bereit, zu streichen und fühlt dabei im brennenden Herzen eine Kühlung, wie von Palmenfächeln in der Wüste. Hat jedoch der Todte gut, dann stürmt der Lebende oftmals den Katafalk und das Grab und weint und schreit und wirft alle seine Liebe hin, auch jene, die er noch Mitlebenden schuldig ist, wirft die so lange vergrabene Liebe hin, aber sie prallt vom Sargdeckel ab und alle Brücken sind zerbrochen. Herrenlos zittert diese Liebe in der Thräne, in der Kerzenflamme, in der Blume; dem si[e]

terungsversuche nicht bestimmen lasse. Der junge Mann ersucht um eine schriftliche Erklärung der Verweigerung der Einsegnung und nachdem man ihm auch diese Bitte abgeschlagen, begibt er sich zum protestantischen Geistlichen. Hier erhält er die Erklärung, dass man gerne zu der Einsegnung bereit sei, sobald die Weigerung der katholischen Kirchenbehörde in einer bestimmten Form vorliege. Noch einmal sucht nun der Sohn des Verstorbenen in Begleitung von zwei Vertrauensmännern den hochwürdigen Vertreter des katholischen Bekenntnisses auf und erst nachdem derselbe im Beisein dieser zwei Zeugen auf seiner Weigerung zu beharren erklärt hatte, kann die Einsegnung der Leiche durch den protestantischen Geistlichen erfolgen, der dabei vom Herzen kommende und zum Herzen gehende Worte findet. Dies die Thatsachen; sich über dieselben ein Urtheil zu bilden, bleibe dem Leser überlassen.

Der Pfarrer von U. hatte aufmerksam zugehört.

O. Nun, was sagst Du dazu?

Der von U. sagte nichts, tippte aber mit dem Zeigefinger auf die Stirne.

O. Manchmal fällt einem wirklich das Sprichwort ein: Wen Gott verderben will, den schlägt er mit Blindheit.

U. Es ist eine Thorheit.

O. Es ist ein Frevel. Jetzt, in dieser gefährlichen Zeit. In meinem Sprengel haben gestern wieder drei Personen den Austritt erklärt, unter Hinweis auf dieses neuerliche Beispiel von Unduldsamkeit. In der Stadt drinnen sollen sie seither wieder zu Dutzenden fallen. Ich frage nur einen Menschen, war diese Provocation nöthig? Geschah sie zur Ehre Gottes? Ist sie im Sinne der Kirche? Beweist sie einen Vorzug der Kirche? Wurde damit eine Seele gerettet? Nein. Wohl aber trägt sie bei zur Verbitterung im Volke. Darum sage ich, es ist ein Frevel.

U. Vergiss nicht, dass der Priester in diesem Falle das Recht hatte, die Einsegnung zu verweigern.

O. Wer zwingt ihn denn, von dem Rechte Gebrauch zu machen?

U. Ich denke auch, es stand in seinem freien Belieben, die Einsegnung zu verweigern oder zu vollführen.

O. Er entschuldigt sich bei dem Sohne des Verstorbenen auch gar nicht damit, dass er die Function nicht vornehmen dürfe, er sagte nur, man brauche in diesem Falle den Wunsch nach Einsegnung nicht zu berücksichtigen. Also offenbare Böswilligkeit. Die Familie soll dafür gestraft werden, dass der Mann für sich die Feuerbestattung gewählt hatte. Aber das ist noch nicht alles. Der würdige Collega hat nicht bloß selbst die Einsegnung verweigert, er hat auch die Einsegnung von anderer Seite verhindern wollen. Er wusste, dass ohne amtliche Erklärung der Verweigerung seinerseits der evangelische Geistliche die Handlung auch nicht vornehmen dürfe, er verweigerte also nicht bloß die Einsegnung, er verweigerte auch die Erklärung, dass er sie verweigere. Ich frage Dich, ob das christliche Gesinnung ist, oder auch nur kirchliche Klugheit?

U. Es war ein großer Fehler.

O. Den unser Parteiblatt sofort zu rechtfertigen versuchte, anstatt ihn zu rügen — so dass dadurch eigentlich der ganze Clerus zum Mitschuldigen gemacht wird.

U. Das ist ja auch ein Fehler, dass jede persönliche Verirrung, wie solche allen Menschen begegnen kann, jeden schwarzen Fleck eines katholischen Priesters die clericale Presse sofort weiß zu waschen trachtet.

O. Dadurch kommen wir alle miteinander in den Geruch eines heuchlerischen Pharisäerthums. So müssen die Leute glauben, dass wir an andern jedes Vergehen verdammen, an uns selbst aber jede Dummheit oder Schlechtigkeit entschuldigen. Gieng

Kleine Laube.

Zwei kritische Landpfarrer.

(Eingesendet.)

Der Pfarrer von U. besuchte seinen Amtsbruder zu O. Diesmal aber kam es nicht sobald zum Tarok, denn der zu O. war in schlechter Laune.

Gerade habe ich mich giften müssen! rief er und warf dem Ankömmling ein Zeitungsblatt zu.

Der Pfarrer von U. So so, Du ärgerst Dich noch über Zeitungen.

Der Pfarrer von O. Und über mancherlei anderes. Hast Du diese Notiz schon gelesen? Nicht. So lies sie.

U. Schön Dank, ich lese keine liberalen Blätter.

O. Ich für gewöhnlich auch nicht, aber diese Nummer hat mir der Dechant von K. geschickt. Du wirst gestatten, dass ich Dir die Geschichte vorlese.

U. Nun, wenn es schon sein muss. Ich halte still.

Der Pfarrer von O. las aus dem Blatte das Folgende:

(Verweigerung der Einsegnung.) In unserer Stadt hat sich in diesen Tagen ein Fall ereignet, der sehr bezeichnend ist für die Art und Weise, wie von gewisser Seite der „Los von Rom"-Bewegung in die Hände gearbeitet wird. Ein braver und guter Mensch, der sich die Zuneigung aller Derer gewonnen, die Gelegenheit fanden, ihm persönlich näher zu treten, wird durch den Tod von schwerem Leiden erlöst und einer seiner Söhne begibt sich zu dem katholischen Seelsorger, um die Einsegnung der Leiche zu erbitten. Diese Bitte wird ihm abgeschlagen. Warum? Der Verstorbene hat bestimmt, dass seine Leiche zur Verbrennung nach Gotha überbracht werde und die Kirche ist, wie ihr Vertreter erklärt, gegen die Feuerbestattung, obwohl sich bei der Beisetzung im Schoße der Erde in Jahrhunderten und Jahrtausenden ganz genau derselbe Process vollzieht, wie bei der Verbrennung in wenigen Minuten. „Aber" — bemerkt der junge Mann — „es handelt sich hier um einen der letzten Wünsche, die mein Vater vor seinem Tode geäußert hat." — Gleichviel — erhält er zur Antwort; wenn ein derartiger Wunsch nicht in Übereinstimmung mit dem Ritus der Kirche steht, so braucht man ihn nicht zu berücksichtigen. Nun — bemerkt der junge Mann weiter — so bleibt uns nichts übrig, als uns an den protestantischen Seelsorger zu wenden. Er erhält die Abfertigung, dass die Kirche sich in ihrem Verhalten durch derartige Einschüch-

Begrüßungslächeln auf seinem ehrfurchtgebietenden Gesicht. Bekleidet mit einer grauen Leinenblouse, die in der Mitte mit einem Gürtel zusammengeschnürt ist, mit einer Tuchmütze, hohen Stiefeln, einen Stock in der Hand — so erschien er mir wie ein Pilgrim der Humanität, der er ja wirklich ist. Ich beglückwünschte ihn über sein gutes Aussehen und seinen jugendlichen Ausdruck, und meine Complimente waren wirklich aufrichtig, denn trotz seines langen pfeffer- und salzfarbenen Bartes sah er aus wie ein Mann in den besten Jahren. Seine leuchtenden Augen mit dem tiefen forschenden Blick waren von dichten, struppigen Augenbrauen beschattet. Er nahm mein Compliment nicht an.

„Sie müssen mir keine Complimente machen,“ sagte er. „Es ist unnütz und mir gleichgiltig. Ich bin 65 Jahre alt und ich würde mich gar nicht darüber freuen, nicht so auszusehen.“

Huret fuhr dann mit Tolstoi und dessen jüngster Tochter, einem jungen Mädchen von 23 Jahren, in einem Coupé dritter Classe nach Tula, und unterwegs konnte der Franzose allerlei Kluges von Tolstoi hören. Von Zola sagte er: „Ich habe in einem russischen Blatt Stücke aus seinem ‚Zusammenbruch‘ gelesen. Es ist nicht sehr stark, es ist langweilig. Er hat Märsche und Gegenmärsche hineingebracht, es ist nicht sehr interessant. ‚Germinal‘, ja, das ist schön und stark.“ — Ravachol hatte eben seinen Streich vollführt, und überall sprach man von den Anarchisten. Tolstoi leitete seine Auseinandersetzungen mit folgenden Worten ein: „Es geht mir viel zu schlecht, um nicht zufrieden zu sein mit dem, was kommt. Denn alles, was an Stelle des jetzigen Zustandes kommen kann, dürfte besser sein als das, was ist.“ Er billigte aber die „Propaganda der That“ durchaus nicht . . . Elisée Réclus, der große Geograph und Anarchist, ist kein Terrorist,“ sagte er, „er würde niemals einen Gewaltact begehen. Ich bin ebenso. Aber ich bin neugierig, was Krapotkin und seine anarchistischen Freunde mir auf das Folgende antworten würden: In der Welt gibt es für den Menschen zwei moralische Zustände, der eine besteht darin, seine materiellen Genüsse zu vermehren, der andere darin, sie so viel als möglich einzuschränken, damit sie den intellectuellen Genüssen keinen Abbruch thun. Oder, anders ausgedrückt, es gibt zwei Arten von Menschen auf der Erde: Diejenigen, die materiell viel genießen wollen — dazu gehörte ich einst — und die anderen, die nur ihre moralischen Vergnügungen entwickeln wollen — zu diesen gehöre ich jetzt. Wenn ich ein kostbares Mittagessen mit allerlei feinen Fleischsorten und seltenen Weinen einnehmen will, muss ich das Mahl suchen, muss ich mir Übles zufügen, um die Mittel dazu zu erwerben. Während dieser Zeit beschäftige ich mich nicht mit meinen Mitmenschen, da lebe ich als Egoist und erniedrige mich. Nun also! Erträumen Krapotkin und Réclus eine Gesellschaft, die sich aus Leuten der ersten oder der zweiten Art zusammensetzt? Die Ersteren werden sich den Zweiten nicht unterwerfen. Übrigens, sind die Zweiten so sicher aufzufinden? Denn es gibt da kein Mittelding: der Mensch strebt immer danach, seine Genüsse zu vermehren, ob sie nun physisch oder moralisch sind, denn das ist die einzige Art, wie man leben kann. Er kann nicht stillstehen, Stillstand wäre Tod.“

„Sie glauben also an den Fortschritt?“ warf der Franzose ein.

„Ich glaube, dass die Dinge sich umbilden, sich verbessern können. Aber ich glaube nicht, dass der Fortschritt der Dinge mit dem Fortschritt der Ideen parallel geht. Wer sagte doch einmal: Denken Sie sich einen Tamerlan, einen Barbarenfürsten in unserer Zeit mit dem Telegraph, dem Telephon zu seiner Verfügung — wer würde seinen Herrscherlaunen entgehen? Und das ist richtig. Sehen Sie, was zur Zeit in Russland vorgeht. Es herrscht eine schreckliche Hungersnoth in den Provinzen, die wir eben verlassen. Was würde aber zum Beispiel die Bauern von

doch unser Blatt so weit, der endlich vor Zeugen gemachten Verweigerungserklärung die Giltigkeit abzusprechen, weil sie mündlich und nicht schriftlich gemacht war! Den betreffenden Gesetzesparagraphen, ich glaube es ist der vom 25. Mai 1868, legt das Blatt so aus, als ob es durch das gestellte oder das verweigerte Ansuchen nur in dem freien Belieben eines katholischen Seelsorgers läge, anderen Confessionen die kirchliche Function zu gestatten oder zu verbieten.

U. Wenn es sich um einen Katholiken handelt, allerdings.

O. Gut. Nun könnte man sagen, dass es sich im vorliegenden Falle um einen Katholiken gar nicht handelte. Wenn die Feuerbestattung ganz und gar antikirchlich ist, so hat der Mann, der sie wählte, sich dadurch ja von der katholischen Kirche entfernt. Man kann ihn als ausgetreten, vermöge unserer Satzungen sogar als excommuniciert betrachten — damit ist der katholischen Seelsorge auf ihn das Anrecht erloschen.

Du bist ja ein geriebener Advocat! lachte der Pfarrer von U. seinem Amtsbruder zu, selbst der sophistische Tropfen fehlt Dir nicht. — Nach meiner Meinung ist hier nicht die juridische Seite Hauptsache, sondern die menschliche, die christliche. Dem betreffenden Priester stand es frei, duldsam oder lieblos zu sein — und er ist lieblos gewesen. — Es ist noch nicht zwei Wochen her, dass der Dechant von K. einen Selbstmörder eingesegnet hat. Wie dankbar waren die armen Hinterbliebenen und mehr als Einer ist damit für die Kirche gewonnen worden....

Zudem, sagte der Pfarrer von O., haben bei dieser Gelegenheit unsere Blätter sich noch einen Schnitzer geleistet. Ich weiß nicht, wie Du über die Feuerbestattung denkst, ich möchte nur wissen, ob Du auch der Ansicht bist, dass sie von den Freimaurern ausgeht?

U. Was älter ist, die Feuerbestattung oder die Freimaurerei, das weiß jedes Schulkind. — Nun, dass unsere katholischen Parteiblätter in der kirchlichen Polemik nicht die glücklichste Hand haben, ist leider eine bekannte Sache.

O. Büßen aber müssen es wir, jeder einzelne Seelsorger und büßen muss es die Kirche selbst. Obschon weder dogmatisch noch altkirchlich gegen die Feuerbestattung etwas eingewendet werden kann, im Gegentheil. Du weißt es, wie Vieles für sie spricht — dass man trotzdem so starr auf der Erdbestattung besteht, könnte auf die Vermuthung bringen, dass die Kirche mit den Friedhöfen ein gutes Geschäft machen muss. Ich aber bleibe dabei, alles muss vermieden werden, was auch nur den Anschein haben könnte, als wären wir eigennützig, geldgierig. Es scheint, lieber Amtsbruder, dass wir einen neuen dreißigjährigen Religionskrieg kriegen. Die Leute des zwanzigsten Jahrhunderts fragen aber weniger nach dem Dogma, als nach der Moral. Wenn unsere Kirche siegen will, so muss es durch die Moral geschehen.

U. Ganz einverstanden. Und ich glaube, jetzt ist's Zeit, dass wir uns zum Spielchen setzen.

Ein Gespräch mit Tolstoi.

Ein Pariser Journalist, Jules Huret vom „Figaro“, hatte im Jahre 1892 mit Tolstoi eine interessante Unterhaltung, die er nun veröffentlicht. — Es herrschte damals eine schreckliche Hungersnoth in Russland, und Tolstoi hatte sich in die am meisten vom Elend heimgesuchte Gegend, nach Tambow begeben, um, im Vereine mit seiner Tochter, dort Getreide an die Armen zu vertheilen. Huret erwartete den russischen Philanthropen in Klekatky. Ich gieng ihm — so erzählt er — bis zur Schwelle des Hauses entgegen und stellte mich ihm vor. Er streckte mir die Hand hin mit einem

Das einzige Glück, das die Ehe dem Weibe gibt, ist: reuelos Mutter zu werden.

*
* *

Fordere von dem Manne niemals Treue! Das Wort allein schon ist für ihn eine Quelle des Unbehagens.

*
* *

Das herrliche an der Jugend ist, dass sie keine Vergangenheit hat!

*
* *

Willst Du recht viel Erbärmlichkeit und niedrige Kleinlichkeit kennen lernen, so stelle Dich an die Spitze eines Vereines.

*
* *

Für einen Ehrenmann kann jeder Schurke gelten, – wenn er nur puncto Geld reine Hände hat.

*
* *

Das ewig Männliche ist die Untreue, das ewig Weibliche: dies immer wieder zu vergessen.

*
* *

Nur die Thiere sorgen dafür, dass die Dankbarkeit nicht ausstirbt.

„Du!"

Von F. St. Gunther.[1])

Es waren einmal zwei Männer, die begegneten sich täglich früh auf der Straße, wenn sie zur Arbeit und abends, wenn sie zur Ruhe giengen. Anfangs trabten sie wortlos an einander vorüber und nahm keiner von dem anderen Anmerkung. Späterhin fiel es eines Tages dem einen von beiden ein, den Hut zu ziehen, und von da an grüßten sie sich höflich. Und wiederum vergieng eine Zeit, da brachte sie ein Zufall ins Gespräch. Sie fanden dabei, dass sie eigentlich allzwei dieselben Neigungen, die gleichen Lebensansichten hätten. Und sie gefielen sich gegenseitig und wurden bald Freunde. Ihre Freundschaft war innig und fest, denn sie gründete sich auf Achtung. Eines Abends aber, als sie bei einem guten Glase Wein einander gegenübersaßen, da sprach der eine also:

„Wie kommt es nur, dass wir uns noch immer mit dem kalten, fömlichen ‚Sie' anreden? Zwei Freunde, wie wir, sollten sich doch duzen!"

Und der andere erwiderte:

„Daran hab' ich längst gedacht. Wenn's Ihnen also recht ist, so nennen wir uns von heut' an Du!"

Da fielen sie einander in die Arme und küssten sich und stießen dann mit den Bechern an und glaubten, nun könne sie nichts mehr trennen als der Tod. Aber noch ehe ein halbes Jahr um war, da giengen sie wieder ohne Gruß an

[1]) „Auf dem Küniglberg." Kleinigkeiten aus der Großstadt von F. St. Gunther. Linz. Österreichische Verlagsanstalt.

Charkow verhindern, die ihrerseits eine überreiche Ernte haben, ihr Getreide möglichst theuer hieher zu verkaufen, wo die Hungersnoth wüthet? Das wäre durchaus nicht gesetzwidrig, da sie ja auch Zeiten haben, in denen sie ihr Getreide sehr billig losschlagen müssen. Aber sie haben keinen Nutzen daraus gezogen. Der Telegraph hat gespielt, ist über ihre Köpfe hinweg von den großen Speculanten benützt worden und diese haben den elektrischen Funken benützt . . . Der wissenschaftliche Fortschritt nützt also den Massen gar nichts, er bringt nur Vortheil für die Bösen. Und da deren Moralität eine sehr niedrige ist, gibt es in der That keinen Fortschritt, sondern nur einen scheinbaren."

Auch über die Frauen und deren Emancipation hat Tolstoi seinem französischen Gegenüber noch einige kräftige Worte gesagt: „Nach meiner persönlichen Erfahrung sind die Frauen dem Manne nicht ebenbürtig. Aber gerade dies ist ein Grund mehr, ihnen dieselben Rechte zu verleihen. Man muss sie eben dazu erziehen. Es ist gerade so mit dem Recht der Männer, deren Intellect, deren Moral zurückgeblieben ist. Wenn man sie in der Erniedrigung und Unterthänigkeit belässt, das ist noch kein Grund, dass sie nicht doch eines Tages fortschreiten. Man erziehe sie! Erzieht in ihnen das Bewusstsein ihrer Würde und ihrer Rechte . . . Es ist kein Zweifel, die Frauen sind den Männern nicht ebenbürtig. Niemals hat es Frauen gegeben, die Religionen begründet haben, die große Philosophen gewesen sind. Ihr Gehirn ist zu schwach . . . Aber, noch einmal, das ist kein Grund, sie in socialer Abhängigkeit zu erhalten. Alle menschlichen Wesen müssen gleich sein, wenn nicht das Christenthum von Grund und Boden aus in Trümmer gehen soll. Die slavischen Frauen fangen übrigens an, sich ihrer socialen Pflichten bewusst zu werden. Zur Stunde sind eine Menge Damen, junge Mädchen aus unseren ersten Familien in die von der Hungersnoth heimgesuchten Provinzen geeilt, um Speisegelegenheiten, öffentliche Anstalten für die Armen ins Leben zu rufen. Ich habe im Herbste damit begonnen, ich darf mich dessen rühmen, ich habe das Beispiel dazu gegeben. Sehen Sie, das ist nun für sociale Reformen ein vortrefflich bereiteter Boden. Wenn die vom Glück Begünstigten so ganz nahe das Elend mit eigenen Augen gesehen haben, dann ist es unmöglich, dass sie die Mission des Reichen auf der Erde verkennen können."

Mit diesem Wort entließ der russische Weltweise seinen französischen Eckermann.

Fliegende Schatten.

Von Sophie von Khuenberg.

Ich weiß nicht, wie lange die Ewigkeit ist, aber sie ist sicher nicht so lange als der Zeitraum, den wir wartend im Vorzimmer eines Ministers zubringen.

* * *

Von der Wiener Luft im Sommer läßt sich nur eines sagen: Sie ist dort am besten, wo sie nicht hinkommt.

* * *

Die erste und die letzte Liebe sollten über den Rausch der Seelen niemals hinausgehen.

* * *

knecht oder Straßenkehrer die Duzbruderschaft von weitem entgegenbringen. Es sind zum Beispiel in Wien Gasthäuser, in denen die Stammgäste nicht nur sämmtlich untereinander und mit dem Wirte, sondern auch mit der Kellnerschar, vom Zahlkellner angefangen über den Speisenträger und Piccolo bis zum Esszeugputzer hinab, auf dem Duzfuße stehen.

Es ist dann ganz anmuthig anzuhören, wenn der behäbige Greis dem flinken Jungen zuruft: „Geh', Schani, bring mir noch ein Viertel Vollgespritzten!" und der Knabe im fleckenbesäten Frack hinwirft: „Lass' mich nur noch meine Cigaretten ausrauken!"

So lautet nämlich die Antwort, wenn der Dienende — gut aufgelegt ist. In übler Stimmung wird er wohl einmal erwidern: „Hol' Dir's selber, Herr von Sumsinger!"

Ich muss gestehen, dass Zwiegespräche dieser Art mich immer peinlich berühren. Wer mich deshalb für einen eingefleischten Aristokraten hält, an dem die Geisteskämpfe des verflossenen Jahrhunderts spurlos vorübergegangen sind, der befindet sich auf dem Holzwege. Es hieße beinahe Porzellan nach Peking tragen, wenn mir einer vorhalten wollte, dass unter dem schmierigen Vorhemde eines Kellners oder unter der blauen Schürze eines Schankburschen ein ebenso wackeres Herz schlagen könne wie unter dem modernsten Gehrocke. Ich bin ganz derselben Ansicht und hoffe, bis zu meinem Lebensende an ihr festzuhalten. Aber schmutzige Hemden und grobleinene Schürzen sind weder unerlässliche Vorbedingung noch sichere Gewähr für wackere Herzen.

Wenn ich gelegentlich einmal erkenne, daß ich einem braven Kerl mit schwieligen Händen und tüchtiger Gesinnung eine beträchtliche Freude bereiten könne, wenn ich ihm vorschlüge: „Sagen wir Du zu einander!" — so werde ich ihm höchstwahrscheinlich den Gefallen erweisen. Aber ich glaube bald und habe mich schon einigemale davon überzeugt, dass sich sorgenvolle und mühebeladene Arbeiter gar nicht sehr nach der oft zweifelhaften Ehre sehnen, mit den sogenannten „besseren" Leuten in so vertrauliche Berührung zu kommen. Es zwingt sie vielmehr meist nur die weinfrohe Koketterie der Herren von Sumsinger dazu. Wie ja überhaupt natürliches Taktgefühl in der Regel nur bei den geistig Höchststehenden und den Untersten zu finden ist — dort aber, wo sich der vielberufene Mittelstand breit macht, äußerst selten.

Wahre Freundschaft mit Gleichgesinnten, Gleichstrebenden wird wohl häufig das Bedürfnis nach allerletzter und allerfestester Besiegelung durch das Duwort haben. Aber solche wahre Freundschaft wächst nicht auf der Straße, noch in übelriechenden Bierstuben, sie keimt auf anderem Grunde. Freunde hat man wenige, Bekannte unter Umständen sehr viele. Für diese letzteren genügt, glaubt es mir, die Anrede mit „Sie" vollkommen. Und „Sie lieber Mensch!" klingt noch immer weit besser als gelegentlich „Du alter Haderlump!"

Dass rein praktische Erwägungen hin und wieder auch hier die bessere Einsicht aus dem Felde schlagen können, gebe ich gerne zu.

„Warum haben Sie denn gestern abends mit dem blitzdummen Kerl, dem Riesenfellner, Bruderschaft getrunken?" habe ich einmal einen Bekannten gefragt.

„Weil er Geld hat", sprach dieser salbungsvoll und bedächtig. „Ich habe Absichten mit ihm. Aber es ist so peinlich, jemanden anzupumpen, wenn man Sie zu ihm sagen muss. Auf Du und Du fühlt man sich weniger beengt und da geht es weit leichter . . ."

einander vorüber wie im Anfange. Nur blickten sie jetzt nicht mehr wie damals gleichgiltig vor sich hin, sondern ein jeder feindselig zur Seite . . . Sie hatten eben ihre Freundschaft überschätzt. So fest war sie nicht, um — das Duwort ertragen zu können.

Diese Geschichte ist nicht nur wahr, sie ist sogar viel wahrer, als andere wahre Geschichten. Denn sie hat sich nicht einmal ereignet, sie trägt sich täglich und stündlich von neuem zu. Solange zwei Leute auf dem „Sie"-Fuße stehen, ist die allerletzte Schranke zwischen ihnen nicht gefallen. So vertraut sie auch sein mögen, es zeigt sich der eine dem zweiten doch nur gleichsam in Feiertagsstimmung, in einem seelischen Festkleide. Heißt's aber einmal „Du" und „Du", dann ist ein Werktag wie der andere, und keiner scheut sich, dem Freunde sein eigentliches, sein Alltagswesen rücksichtslos zu offenbaren. Dieses ist jedoch bei den allerwenigsten Menschen derart, dass es ein gleichmäßig und unabänderlich erfreulicher Anblick wäre. Die meisten sehen eben im Lodenkittel und in Wasserstiefeln etwas anders aus als im feingebürsteten Bratenrocke. An sich selber will das freilich nicht leicht einer feststellen, an den übrigen aber merkt er es doppelt rasch und scharf. Dann wundert er sich, und seiner Bewunderung folgt Unbehagen und dem Unbehagen Verdruss und Missachtung. So werden oft die scheinbar schönsten Herzensbünde gesprengt gerade durch jenes Band, das sie unauflöslich zu machen bestimmt war.

Ob meine lieben Wiener Landsleute — ich meine ganz natürlich nicht jene paar Schock, die zu denken pflegen, sondern jene Hunderttausende, die es im allgemeinen nicht thun, die aber doch das „Volk von Wien" zu bilden glauben und es ja schließlich und endlich auch sind — ob also meine lieben Landsleute schon einmal von dieser Thatsache Ahnungen gehabt haben? Ich zweifle sehr daran. Denn sonst könnten sie wohl nicht so freigibig mit dem vertraulichen „Du" sein, dass sie unbedenklich dem Nächstbesten oder Nächstschlechtesten antragen.

„Wo gehst D' denn heut' auf d' Nacht hin?" hörte ich erst unlängst einen meiner Bekannten im Gasthause zu einem recht schäbigen Gesellen sagen, den ich nie vorher gesehen hatte, der sich aber gemüthlich und breit an unseren Tisch drängte.

„Ich weiß's noch net, wahrscheinlich aber zum Stahlener", antwortete jener. „Kommst Du vielleicht a hin?"

„Nein, ich hab' heut' Kegelabend."

„Ah so! Alsdann Servus!"

„Servus! Gute Unterhaltung! Und grüß' mir Deine Frau!"

„Auch so viel!" Und weg war er.

Ich fragte meinen Bekannten, wer der Herr sei.

„Wer er is?" erhielt ich zur Antwort. „Ich glaub', ein z'grund'gangener Spengler. Aber g'wiss könnt' ich's Ihnen net sag'n. Ich kenn' ihn net weiter."

„Erlauben Sie mir", wandte ich ein, „Sie haben sich ja mit ihm geduzt!"

„Ja, ja, wir sagen Du zu einander. Seit der letzten Sylvesterfeier. Damals war die ganze G'sellschaft b'soffen, na, und da haben wir halt alle Bruderschaft 'trunken."

„So! Der Herr schaut mir nämlich nicht sehr vertrauenerweckend aus."

„Mir auch net, das können S' glauben. Ich möcht' auch nix mit ihm z'thun hab'n. Aber ‚Du' zu ihm z'sagen, mein Gott, die G'fälligkeit kann man ihm ja erweisen . . ."

Der Mann war wenigstens aufrichtig und wusste auch genau, was er von dieser ausschließlich wienerischen Spielart vertraulichen Verkehrs zu halten habe. Aber es gibt Leute, die so unvermittelt und unüberlegt geschlossene Freundschaften ernster nehmen zu müssen vermeinen und trotzdem in vergnügter Laune jedem Haus-

Der Mönch.

Rothe Blätter in dem Klostergarten
Glühen in des Herbstes fahler Sonne,
Flattern durch des Kreuzgangs off'ne Bogen
Zu den Füßen eines jungen Mönches.
Dieser spricht voll Wehmuth zu sich selber:
„Was im Frühling keimend auferstanden,
Was im Sommer wuchs und grünt' und blühte,
Hat der Herbst mit rauher Hand gebrochen.
Aber nächstes Jahr wird's wieder keimen —
Ach, einst stand auch mir die Welt in Blüten . . .
Doch es kam ein rauher Frost gezogen
Über Nacht, ertödtend meinen Frühling,
Und die Blüten starben vor der Zeit.
— — — — — — — — — —
Kommt ein Tag, sie wieder zu erwecken — ?"

Josef Barbolani.

— — —

Ein Gedenken.

Ist trübe auch der Himmel,
Und Regen rieselt grau,
Bleibt doch die alte Heimat
Eine wunderselige Schau.

Und fahr', wie die Jahre schwinden,
Ich auch in die Lande weit,
Sie wissen mich immer zu finden,
Die Bilder der Jugendzeit.

Sitz' ich dann wohl in der Ferne
Mit meinen Gedanken allein
Und schaue hinauf in die Sterne,
Dann werden sie bei mir sein.

Und wie der Sterne Leuchten
Durchdringt der Wolken Nacht,
So lächelt ein trautes Antlitz:
„Jetzt hab' ich dein gedacht'"

Josef Barbolani.

Dichterlieb.

Die Seele spannt die Flügel aus
Und trägt mich nachts von hinnen,
Sie trägt mich weit — bis an dein Haus, —
Du schläfst so friedlich drinnen.

Und wie ich knie' so leise dir
Zu Schlafeshäupten nieder,
Da träumst du einen Traum von mir,
Von Thränen feucht die Lider.

Und in den heißen Thränen ruht
Dein Denken und dein Fühlen,
Dein tiefer Gram und deine Glut,
Die nimmermehr zu kühlen.

Es ist wie Diamantenschein —
Ich bücke tief mich nieder, —
Die Feder tauch' ich da hinein
Und schreibe meine Lieder.

Singvögel.

Vor so und so viel Jahren ist im „Heimgarten" der „Poetenwinkel" gestiftet worden. Diese gar ungebürliche Beizeichnung hätte eigentlich für das nur allzu zuthunlich heranflatternde Federvolk eine Vogelscheuche sein sollen. Hat aber nicht viel geholfen. So haben wir den „Poetenwinkel" wieder aufgehoben und dafür den Schild „Singvögel" eingeführt. Wir wünschen für diese Abtheilung nur geringen, aber auserlesenen Zuspruch. Wir wünschen Nachtigallen. Sollte zu viel anderes, zwitscherndes Gevögel herankommen, so müssten wir einen Spatzenschrecker aufstellen. Heute hat's keine Noth.

So lang' ich lebe, will ich lieben.

Im tiefsten Grunde meiner Seele
Tönt mir zuweilen lieblich zart
Gleich wie aus Nachtigallenkehle
Ein Lied von frommer Kinderart,
Und fühlt' ich mich vom Glück vertrieben,
Rief's mir in's Ohr gar mild und weich:
So lang' du lebst, sollst du auch lieben,
So lang' du liebst, bist du auch reich!

Die Schätze aller Pharaonen,
Die Frachten, tief im Meer versenkt —
Sie alle können nicht entlohnen
Ein Herz, das seine Liebe schenkt!
Wär' auch kein Glückstern mir geblieben
Und träfe mich auch Streich um Streich:
So lang' ich lebte, wollt' ich lieben,
So lang' ich liebte, wär' ich reich!

O Gnadensonne treuer Liebe,
Du bist das Kleinod dieser Welt!
Du bist im hastenden Getriebe
Der Port, der uns zusammenhält!
Drum hab' ich mir in's Herz geschrieben
Ein Verschen, ernst und mild zugleich:
So lang' ich lebe, will ich lieben!
So lang' ich liebe, bin ich reich!

Otto Promber.

Sonntag.

O göttlicher Tag, o heiliger Tag,
Wie bist du der höchste der Tage!
Wenn ruhet die Arbeit, wenn Segen sich legt
Stillfeiernd in's Herz und auf's Haus:
Dann quillt uns herab, wie der Thau aus der Höh',
Des Wortes belebende Kraft.
Inmitten der Heiland dann selber tritt ein —
Holdselig beglückend und spicht:
O freut euch, o freut euch, es ist nicht mehr weit
Die Herrlichkeit Gottes, für alle bereit — —
Frohlocket Erlöste des Herrn.

Märchen.

Ich weiß einen goldenen Goldregenbaum
Im Königsgarten am Weihersaum.

In Maienflammen er prangend steht
Und seine goldenen Blüten verweht
Im Sonnengolde der Maienwind.

Ich weiß ein herrliches Königskind
Viel schöner als alle Blüten sind,
Mit goldener Krone im goldenen Haar,
Das spielt mit dem Wind am Weiherrand
Und nimmt ihm das Gold mit weißer Hand.

Im Fliederbusche versteckt ich war:
„Du schöne Prinzessin Goldenhaar!
Du fiengst der goldenen Blüten viel
Am Weiherrand im Maienspiel . . .“

Prinzessin sah mich im Fliederbusch,
Auf einmal war sie bei mir — husch — husch,
Und wusste nicht, was sie sagen sollt,
Und gab mir wortlos alles Gold.

Ich weiß einen goldenen Goldregenbaum
Im Königsgarten am Weihersaum . . .

Anton Renk.

Blaue Augen — Liebesglauben.

Sie hat ein blaues Augenpaar,
So hell und klar und sonderbar,
Da schaut sie mich so seltsam an
Mit ihrem blauen Augenpaar.

Mir wird so heiß, mir wird so weh,
Wenn ich in diese Augen seh,
Wenn sie sich drehn voll sprüh'nder Lust,
Voll Herzeleid und Liebesweh.

Was weiß ich wie der Zauber geht,
Und weiß kaum wo der Kopf mir steht,
Sie hat mit ihren Augverdrehn
Leibhaftig meinen Kopf verdreht.

A. Königsbauer

Mit meinem Raub' flieg' ich davon,
Dein Traum ist auch zu Ende, —
Doch morgen leg' den Dichterlohn
Ich froh in deine Hände.

Geheimnisbangen faßt dich an,
Vor dem, was ich gesungen, —
Du weißt nicht, wo ich schon und wann
Mit diesem Leid gerungen.

A. Besser.

Heimweh.

Es ist fürwahr kein leeres Wort
Das Wort von treuer Heimatlieb,
Weilst ferne du an fremdem Ort —
Dann wacht er auf der alte Trieb.

Pocht an dein Herz dir ohne Rast
Und pocht so ungestüm und wild
Und bleibt im Innern dir zu Gast
Und zeigt dir deiner Heimat Bild.

Zeigt dir ein Bild so klar und licht,
Wie's nie vor deinem Aug' noch stand —
Und durch die Seele flammend bricht
Ein heißer, weher Herzensbrand.

Alfred v. Wurmb.

Abend-Gottesdienst.

Der Abendschein ist im Verglüh'n,
Still ist die weite Runde,
Ich halte nach des Tages Müh'n
Die heilige Feierstunde.

Das hohe Kreuz am Felsenrand
Sieht mahnend in die Tiefe,
Mir ist, als ob die Felsenwand
Zum Gottesdienst mich riefe.

Die Steine reden Gottes Wort —
Ich denke meiner Sünden,
Doch hör' ich jene Quelle dort
Gar mild Vergebung künden.

Zu Füßen mir am Wegesrain
Blüht einsam eine Blume,
Ich schau in ihren Stern hinein
Zu Gottes Ehr und Ruhme.

Der Sommertag war lang und heiß,
Die Blume fleht um Labe,
Ich bringe ihr zu Gottes Preis
Vom Quell die Opfergabe.

Die Blume hebt ihr Angesicht
Dankbar zum Abendsterne, —
Ich sende still ein Lobgedicht
Hinauf zur Himmelsferne.

Franz Floth.

e Auflage wird ihm zweifel=
Freunde zuführen. Obgleich
enschaftliche Anordnung der
em berühmten, in der ganzen
chem Systeme Linnes ein=
rd doch jedermann auch aus
lichen Kreisen dieses belehrende
ufs beste benützen können.
Bestandtheil desselben bilden
hem Farbendruck ausgeführten
das Bild der Pflanze und
r Natur getreu wiedergeben
f den ersten Blick erkennen
esen schönen Tafeln enthält
und sind somit in den er=
eferungen schon 28 Tafeln
zahlreiche Pflanzen in gelun=
dergeben. Der beigefügte Text
ere Beschreibung der Pflanze,
Fundort und alles über die=
swerte. Auch sind im Texte
n einzelner Bestandtheile der
anzen enthalten, welche für
ersuchung zur näheren Auf=
ehrung dienen. Den hier vor=
erungen werden in Kürze die
das ganze Werk wird in
rungen abgeschlossen sein und
bares schönes Hausbuch bilden,
entlich auch für die reifere
r nützliches Buch empfehlen
auch für jeden Naturfreund
lles Handbuch bilden wird.
ns Pflanzen=Atlas die beste
vie auch billigste deutsche Pub=
auf diesem Gebiete vorliegt.
Dr. A. Schl.

ler von Düppel. Erzählung
ark von Johannes Dose.
n von Fritz Bergen. (München.
Verlag. 1901.) Die Erzählung
des großen Kampfes im Jahre
durch die Tüchtigkeit unserer
ie Tapferkeit unserer Soldaten
in von dem Jahrhunderte
) befreit und seinem großen
and zurückgegeben wurde. Der
hlung gewinnt die Herzen der
r vom ersten Augenblick seines
er Zumuthung seiner dänischen
terland zu verleugnen, leistet
ter Entschlossenheit Widerstand
r vom Gymnasium „infam
e Zeit darauf bricht der Krieg
nasiast meldet sich freiwillig
n die Armee und nimmt als
n dem Kampf um die Be=
Vaterlandes rühmlichen An=
V.

ed. En plattdütsch Geschichten=
Friedr. Freudenthal.
(Bremen. Karl Schönemann.) Klaus Groth
sagte bereits 1890 in einer längeren Besprechung
eines Freudenthal'schen plattdeutschen Buches:
„Wer Gestalten dieser Art, wie sie uns hier
so vortrefflich vorgeführt und geschildert werden,
aus eigener Anschauung kennt, der verwundert
sich, wie viel und wie genau der Verfasser
beobachtet hat; dem Unkundigen schließt das
Buch eine belehrende Reihe ländlicher Bilder
auf. Und wahrhaft tröstlich ist es, dass man
bei dieser Art naturalistischer Darstellung alle
Menschen lieb gewinnt, auch wenn sie in Elend
und Unwissenheit stecken. Auch die Sprache
des Verfassers ist zu loben, sie ist echt, aus
dem Volksmunde erhorcht und volksthümlich
wiedergegeben, weder hochdeutsch verziert, noch
je ins Rohe herabgezogen." Diese Worte Klaus
Groth's können auch auf Freudenthal's neuestes
plattdeutsches Buch „Wied un sied" Anwendung
finden. Freudenthal zeigt hier wieder, dass er
mit zu unseren besten plattdeutschen Erzählern
zu rechnen ist. V.

Dr Himmlvoda und Pfing. Zwei hienzische
Gedichte von Johannes Ebenspanger.
(Oberwarth. Ludwig Schodisch. 1901.) Das
erste dieser Gedichte steht höher als das zweite,
in welchem der Verfasser deutsche Göttermythe
aufbaut auf schwankem Grunde eines Volks=
brauchs zu Pfingsten, der aber anderwärts
zu anderen Jahreszeiten vorkommt. Das
Wichtigste der Dichtungen ist die hienzische
Mundart, die der Verfasser genau wiederzu=
geben bemüht ist, soweit das bei diesem ganz
eigenthümlichen deutschen Dialect im Bereiche
der Möglichkeit liegt. Die hienzischen Hexameter
lesen sich, bei richtiger Aussprache und die
kann nur ein Hienze, ganz lustig. M.

Kraft zum Heil. Sieben Predigten über
Römer, Capitel 1, Vers 16. Von Robert
Arschbacher. (Bern. Schmid & Franke.
1901.) Der Vers des Römerbriefes lautet:
„Ich schäme mich des Evangeliums von Christo
nicht; denn es ist eine Kraft Gottes, die da
selig macht alle, die daran glauben." — Übe
diesen Text enthält das Buch sieben herrlich
Predigten, auf die unsere christliche Welt an=
gelegentlich aufmerksam gemacht wird. R.

Heute liegt uns ein eigenartiges Werk
von M. von Hochfeld, „52 **Sonntags=
gedanken**" (Berlin. W. Bobach & Co.) vor.
Dasselbe wendet sich an alle, die sich nicht
an dem Alltagsgetriebe wollen genügen lassen,
in deren Herzen inmitten der Unrast des
modernen Lebens noch die Sehnsucht wohnt
nach etwas Besserem und Höherem, als uns
diese Welt zu bieten vermag. Es ruft uns zu,
sich auf uns selbst zu besinnen und den Staub
des alltäglichen Lebens von der Seele abzu=

Vierzeiler.

Und bol ih a Deandl liab,
Liab ih a frisch,
Auf dass ih koa aufgwarmtes
Busserl derwisch.

Da Busserl mei Dirndl,
Grad an gozigs gei mir,
Dö andern dö fang ih ma
Nacher scho für (vor).

Nix gwiss sog ih woaß ma net,
Holdriadium,
Und wos ih woaß, sog ih net,
Da war ih dumm!

Gut angschriebn bin ih überall,
So wia sih sih ghirt,
Aber bsunders halt, bsunders guat
Drentn bein Wirt.

A. Königsbauer.

Eitelkeit, du schöne Tugend!

Kaiser Dom Pedro war ein Kaiser Josef II. der Brasilianer. Er that manches, was Fürsten nicht thun, aber thun sollten. Unter anderem auch manchmal den lieben Unterthanen drastisch ihre besonderen Fehler zu verstehen geben! Dom Pedro, der mit den Armen und Elenden herzliches Mitleid fühlte, wollte den vielen Krüppeln und Gebrechlichen in der Hauptstadt seines Reiches eine Zufluchtsstätte gründen. Ein Aufruf um Beihilfe zu dem Werke wurde erlassen, blieb aber fast unbeachtet, nur ganz spärlich flossen die Gaben. Da entschloß sich der Kaiser, denen, die 100.000 Milreis zeichneten, den Barontitel zu verleihen, die, welche 250.000 Milreis zeichneten, zu Grafen zu erheben. Und siehe, jetzt strömte das Geld in Hülle herbei! Der Tag der Einweihung kam. Eine große Menge war versammelt. Erwartungsvoll blickte man nach dem Giebelfeld, dem einzigen Stück des schmucken Baues, das noch verhüllt war. Endlich fiel die Hülle, und die neuen „Edelleute" lasen sich selbst zur Beschämung: „Die menschliche Eitelkeit dem menschlichen Elend."

Wie sehe es — wenn den Gründern stets die verdiente Ehre angethan würde — mit den Dachgiebeln *unserer* Wohlthätigkeitsanstalten aus? Eitelkeit, du schöne Tugend! ohne dich müßten noch viel mehr arme Leute zugrunde gehen. Sonst waren arme Leute die Stufen der Reichen in den Himmel. Heute sind sie die Stufen zum Herrn Baron.

Bücher.

Karl Hoffmanns Pflanzen-Atlas nach dem Linne'schen System. 3. Aufl. (Stuttgart. J. Hoffmann. 1901.) Lieferung 1—7. Alle Freunde unserer lieblichen und nützlichen Blumen- und Pflanzenwelt — und welcher Leser des „Heimgarten" wäre dies nicht? — werden uns Dank wissen, wenn wir sie mit dem unter obigem Titel erschienenen Werke bekannt machen, das thatsächlich dem Bedürfnisse entgegenkommt, die heimische Flora genau und gründlich kennen zu lernen. Wer hätte beim Spaziergange oder auf einem Ausfluge nicht schon dieses Bedürfnis empfunden, wenn er durch eine schöne seltene Blume im Walde oder auf der Wiese erfreut wurde. Das vorliegende Werk hat schon in zwei Auflagen sich als überaus nützlich bewährt und die nun wieder in schmucker Ausstattung

erscheinende dritte Auflage wird ihm zweifellos viele neue Freunde zuführen. Obgleich die streng wissenschaftliche Anordnung der Pflanzen nach dem berühmten, in der ganzen Welt gebräuchlichem Systeme Linnes eingehalten ist, wird doch jedermann auch aus nicht wissenschaftlichen Kreisen dieses belehrende Pflanzenbuch aufs beste benützen können. Den wichtigsten Bestandtheil desselben bilden die in vortrefflichem Farbendruck ausgeführten Tafeln, welche das Bild der Pflanze und Blume nach der Natur getreu wiedergeben und dieselbe auf den ersten Blick erkennen lassen. Von diesen schönen Tafeln enthält jedes Heft vier und sind somit in den erschienenen 7 Lieferungen schon 28 Tafeln enthalten, welche zahlreiche Pflanzen in gelungenem Bilde wiedergeben. Der beigefügte Text enthält die nähere Beschreibung der Pflanze, deren Blütezeit, Fundort und alles über dieselbe Mittheilenswerte. Auch sind im Texte Detailzeichnungen einzelner Bestandtheile der betreffenden Pflanzen enthalten, welche für eingehendere Untersuchung zur näheren Aufklärung und Belehrung dienen. Den hier vorliegenden 7 Lieferungen werden in Kürze die übrigen folgen, das ganze Werk wird in 16 solcher Lieferungen abgeschlossen sein und ein höchst brauchbares schönes Hausbuch bilden, das man namentlich auch für die reifere Jugend als sehr nützliches Buch empfehlen kann, das aber auch für jeden Naturfreund ein sehr wertvolles Handbuch bilden wird. Es ist Hoffmanns Pflanzen-Atlas die beste und schönste, sowie auch billigste deutsche Publication, welche auf diesem Gebiete vorliegt.

Dr. A. Schl.

Der Trommler von Düppel. Erzählung aus der Nordmark von Johannes Tose. Mit Abbildungen von Fritz Bergen. (München. J. F. Lehmanns Verlag. 1901.) Die Erzählung spielt zur Zeit des großen Kampfes im Jahre 1864, in dem durch die Tüchtigkeit unserer Heerführer und die Tapferkeit unserer Soldaten Schleswig-Holstein von dem Jahrhunderte alten Dänenjoch befreit und seinem großen deutschen Vaterland zurückgegeben wurde. Der Held der Erzählung gewinnt die Herzen der jugendlichen Leser vom ersten Augenblick seines Auftretens an; der Zumuthung seiner dänischen Lehrer, sein Vaterland zu verleugnen, leistet er mit mannhafter Entschlossenheit Widerstand und wird dafür vom Gymnasium „infam relegiert“. Kurze Zeit darauf bricht der Krieg aus, der Gymnasiast meldet sich freiwillig zum Eintritt in die Armee und nimmt als „Trommler“ an dem Kampf um die Befreiung seines Vaterlandes rühmlichen Antheil.

V.

Wied un sied. En plattdütsch Geschichtenbook. Von Friedr. Freudenthal. (Bremen. Karl Schönemann.) Klaus Groth sagte bereits 1890 in einer längeren Besprechung eines Freudenthal'schen plattdeutschen Buches: „Wer Gestalten dieser Art, wie sie uns hier so vortrefflich vorgeführt und geschildert werden, aus eigener Anschauung kennt, der verwundert sich, wie viel und wie genau der Verfasser beobachtet hat; dem Unkundigen schließt das Buch eine belehrende Reihe ländlicher Bilder auf. Und wahrhaft tröstlich ist es, dass man bei dieser Art naturalistischer Darstellung alle Menschen lieb gewinnt, auch wenn sie in Elend und Unwissenheit stecken. Auch die Sprache des Verfassers ist zu loben, sie ist echt, aus dem Volksmunde erhorcht und volksthümlich wiedergegeben, weder hochdeutsch verziert, noch je ins Rohe herabgezogen.“ Diese Worte Klaus Groth's können auch auf Freudenthal's neuestes plattdeutsches Buch „Wied un sied“ Anwendung finden. Freudenthal zeigt hier wieder, dass er mit zu unseren besten plattdeutschen Erzählern zu rechnen ist.

V.

Dr Himmlvoda und Pfing. Zwei hienzische Gedichte von Johannes Ebenspanger. (Oberwarth. Ludwig Schodisch. 1901.) Das erste dieser Gedichte steht höher als das zweite, in welchem der Verfasser deutsche Göttermythe aufbaut auf schwankem Grunde eines Volksbrauchs zu Pfingsten, der aber anderwärts zu anderen Jahreszeiten vorkommt. Das Wichtigste der Dichtungen ist die hienzische Mundart, die der Verfasser genau wiederzugeben bemüht ist, soweit das bei diesem ganz eigenthümlichen deutschen Dialect im Bereiche der Möglichkeit liegt. Die hienzischen Hexameter lesen sich, bei richtiger Aussprache und die kann nur ein Hienze, ganz lustig.

M.

Kraft zum Heil. Sieben Predigten über Römer, Capitel 1, Vers 16. Von Robert Arschbacher. (Bern. Schmid & Francke. 1901.) Der Vers des Römerbriefes lautet: „Ich schäme mich des Evangeliums von Christo nicht; denn es ist eine Kraft Gottes, die da selig macht alle, die daran glauben.“ — Über diesen Text enthält das Buch sieben herrliche Predigten, auf die unsere christliche Welt angelegentlich aufmerksam gemacht wird.

R.

Heute liegt uns ein eigenartiges Werk von M. von Hochfeld, „52 **Sonntagsgedanken**“ (Berlin. W. Vobach & Co.) vor. Dasselbe wendet sich an alle, die sich nicht an dem Alltagsgetriebe wollen genügen lassen, in deren Herzen inmitten der Unrast des modernen Lebens noch die Sehnsucht wohnt nach etwas Besserem und Höherem, als uns diese Welt zu bieten vermag. Es ruft uns zu, sich auf uns selbst zu besinnen und den Staub des alltäglichen Lebens von der Seele abzu-

Vierzeiler.

Und hol ih a Deandl liab,
Liab ih a frisch,
Auf dass ih koa aufgwarmtes
Busserl derwisch.

Da Busserl mei Dirndl,
Grad an gozigs gei mir,
Dö andern dö fang ih ma
Nacher scho für (vor).

Nix gwiss sog ih woaß ma net,
Holdriadium,
Und wos ih woaß, sog ih net,
Da war ih dumm!

Gut angschriebn bin ih überall,
So wia sih sih ghirt,
Aber bsunders halt, bsunders guat
Drentn bein Wirt.

A. Königsbauer.

Eitelkeit, du schöne Tugend!

Kaiser Dom Pedro war ein Kaiser Josef II. der Brasilianer. Er that manches, was Fürsten nicht thun, aber thun sollten. Unter anderem auch manchmal den lieben Unterthanen drastisch ihre besonderen Fehler zu verstehen geben! Dom Pedro, der mit den Armen und Elenden herzliches Mitleid fühlte, wollte den vielen Krüppeln und Gebrechlichen in der Hauptstadt seines Reiches eine Zufluchtsstätte gründen. Ein Aufruf um Beihilfe zu dem Werke wurde erlassen, blieb aber fast unbeachtet, nur ganz spärlich flossen die Gaben. Da entschloß sich der Kaiser, denen, die 100.000 Milreis zeichneten, den Barontitel zu verleihen, die, welche 250.000 Milreis zeichneten, zu Grafen zu erheben. Und siehe, jetzt strömte das Geld in Hülle herbei! Der Tag der Einweihung kam. Eine große Menge war versammelt. Erwartungsvoll blickte man nach dem Giebelfeld, dem einzigen Stück des schmucken Baues, das noch verhüllt war. Endlich fiel die Hülle, und die neuen „Edelleute“ lasen sich selbst zur Beschämung: „Die menschliche Eitelkeit dem menschlichen Elend.“

Wie sehe es — wenn den Gründern stets die verdiente Ehre angethan würde — mit den Dachgiebeln unserer Wohlthätigkeitsanstalten aus? Eitelkeit, du schöne Tugend! ohne dich müßten noch viel mehr arme Leute zugrunde gehen. Sonst waren arme Leute die Stufen der Reichen in den Himmel. Heute sind sie die Stufen zum Herrn Baron.

Bücher.

Karl Hoffmanns Pflanzen-Atlas nach dem Linne'schen System. 3. Aufl. (Stuttgart. J. Hoffmann. 1901.) Lieferung 1—7. Alle Freunde unserer lieblichen und nützlichen Blumen- und Pflanzenwelt — und welcher Leser des „Heimgarten“ wäre dies nicht? — werden uns Dank wissen, wenn wir sie mit dem unter obigem Titel erschienenen Werke bekannt machen, das thatsächlich dem Bedürfnisse entgegenkommt, die heimische Flora genau und gründlich kennen zu lernen. Wer hätte beim Spaziergange oder auf einem Ausfluge nicht schon dieses Bedürfnis empfunden, wenn er durch eine schöne seltene Blume im Walde oder auf der Wiese erfreut wurde. Das vorliegende Werk hat schon in zwei Auflagen sich als überaus nützlich bewährt und die nun wieder in schmucker Ausstattung

Aus der Zeit der Stockprügel und Gavotten. Von F. von Vorbeck. (Wiesbaden. Rud. Bechtold & Comp.)

Erzählungen und Märchen in Schweizer Mundart. Für Kinder von 4 bis 7 Jahren von L. Müller und H. Blesi. (Zürich. Art. Institut Orell Füßli.)

Heißes Blut. Fünf Novellen von Gabriel v. Annunzo. Deutsch von Fritz Brandé und Th. Gewert. (Stuttgart. Frank'sche Verlagshandlung.)

Aus meiner Welt. Novellen und Skizzen von Paganetti-Hummler. (Wr.-Neustadt. Karl Blumrich. 1901.)

Maxim. Gor'kij. Tschelkasch Bolesy. Lied vom Falken. Drei Erzählungen. Deutsch von C. Berger. (Leipzig. R. Wöpke. 1901.)

Hendel-Bibliothek. Neue Erscheinungen. **Der Koran.** Von Theodor Fr. Grigull. — **Gedichte.** Von Ludwig Uhland. — **Kaiser, König und Bürger.** Von Wilhelm Henzen. — **Walther in der Lehre.** Humoristischer Roman von Multatuli.

Aus Paul List' Verlag, Leipzig: **Sonnenfunken.** Novellen und Erzählungen von Natalie von Eschstruth. — **Nach äußerem Schein.** Roman von Philipp Weegerhoff. — **Die Madonna von Grunewald.** Roman von Max Kretzer.

Auf dem Küniglberg. Kleinigkeiten aus der Großstadt. Von F. St. Günther. (Linz. Österr. Verlagsanstalt.)

Thanatos. Mythische Tragödie in drei Acten von Hugo A. Revel. (Dresden. Pierson. 1901.)

Der Sclavenkrieg. Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen von Karl Hilm. (Wien. W. Braumüller. 1901.)

Wilde Ranken. Sang und Sage für unmoderne Leute. Von Theodor Armilius. (Gotha. Gustav Schloeßmann. 1901.)

Von der Lieb'. Gedichte von E. G. Straßburger. (Straßburg i. E. Josef Singer.)

Madonna. Gedichte von Richard Scheid. (Dresden. E. Pierson. 1900.)

Gedichte. Von Wilhelm Tanno. (Dresden. E. Pierson. 1901.)

Klingende Accorde. Gedichte von Edgar Reimérdes. (Dresden. E. Pierson. 1901.)

Licht und Leben. Von Otto Engelhardt. Klingende Gedanken, Sinnsprüche und Satyrisches. (Dresden. E. Pierson.)

Gedichte, Märchen und Skizzen. Von Otto zur Linde. (Dresden. E. Pierson. 1901.)

Aus der Jugendzeit. Gedichte von Theodor von Krastil. (Wien. Karl Konegen. 1901.)

Aus dem Lande der Liebe. Gedichte von Rudolf Presber. (Berlin. Dr. Eysler u. Comp. 1901.)

Sonnenschein und Wetterleuchten. Gedichte von Paul A. Greußing. (Dresden. E. Pierson. 1901.)

Allerlei neue Bismarckianer. Von D. Adolf Kohut. (Leipzig. B. Elischer Nachfolger.)

Het Landleven in de Letterkunde. Door W. E. Belpaire. (Gent. A. Siffer. 1901.) Eine Broschüre über Roseggers „Jakob der Letzte".

Andenken an meine Schulzeit. Herausgegeben von der Lehrer-Conferenz des Schulbezirkes Krems. Unter Mitwirkung mehrerer Schulmänner. Verfasst v. Bernhard Merth. (Krems a. D. Verlag des Bezirks-Schulrathes.)

Vierzig Jahre in der Kirche Christi. Von Charles Chiniqui. Deutsch von Georg Fredrich. (Barmen. J. B. Wiemann).

Wider unsern Erbfeind! Aussprüche hervorragender Männer über die Alkoholfrage. Gesammelt von Dr. Hermann Blocher. (Basel. Friedrich Reinhardt.)

Antialkoholschriften. Aus dem Verlage Friedrich Reinhardt, Basel. — **Die Alkoholfrage.** Von G. v. Bunge. — **Die Trinksitten,** ihre hygienische und sociale Bedeutung. Von Dr. A. Forel. — **Der Einfluss der geistigen Getränke auf die Kinder.** Von Adolf Frik. — **Wie wirkt der Alkohol auf den Menschen?** Von Dr. J. Gaule. — **Alkoholgenuss und Verbrechen.** Von Otto Lang. — **Wir Frauen und der Alkoholismus.** von Dr. Anna Bayer.

Volkswirtschaftslehre. Von Friedrich Streißler. (Leipzig. Siegbert Schnurpfeil.)

Die Chemie als Wissenschaft und in ihrer praktischen Anwendung. Von Dr. W. Baringer. (Leipzig. Siegbert Schnurpfeil.)

Festnummer der deutschen Alpenzeitung. (München. Kastner u. Lossen 1901.)

Vorgeschichte, Gründung und Geschichte der Schottenfelder Oberrealschule. Von Prof. Moriz Kuhn. (Wien.)

Die Aquarellmalerei. Von Max Schmidt. (Leipzig. Th. Griebens Verlag. 1901.)

schütteln. Wir finden in dem Buche, wenn der Ausdruck erlaubt ist, „Gedanken, die am Wege liegen", die, an die kleinen Mühseligkeiten des Lebens anknüpfend, über dieselben hinausführen und in dem Herzen des Lesers Ewigkeitstöne anklingen lassen möchten. V.

Blut der Nächte. Von Fried. Benz. (München. Lyrik-Verlag.) Könnte stellenweise auch heißen: „Schäume eines Liebestollen". Ein ganz Moderner, der allerhand Talente haben mag, nur keines zum Dichten. M.

Dr. Johann Nep. Vogl's Volkskalender für 1902. Redigiert von Josef Wichner. (Wien. Karl Fromme.) Reichhaltig als Nachschlagebuch, ganz vortrefflich der Inhalt, besonders der von der Feder des Herausgebers stammende Theil. Es ist textlich der feinste Volkskalender, den wir haben. Dem Bilderschmuck leisten wir den besten Dienst, wenn wir schweigen. M.

Dr. Jarisch' Volkskalender zur Förderung katholischen Lebens und Sinnes. Einundfünfzigster Jahrgang 1902. (Wien. St. Norbertus-Verlagshandlung.) Vor 50 Jahren tauchte ein illustrierter katholischer Volkskalender auf, den der Schulrath Jarisch herausgab. Er bestand im Concurrenzkampfe, und wenn auch mit wechselndem Erfolge, blieb er bis jetzt am Leben. Der neue Jahrgang 1902 ist nun soeben erschienen. Propst Karl Landsteiner, der bekannte vaterländische Schriftsteller, hat die Redaction übernommen und den Jahrgang mit mehreren Beiträgen aus seiner Feder und Gaben anderer, besonders in der katholischen Welt bekannter Autoren ausgestattet. V.

Alpine Majestäten und ihr Gefolge. Die Gebirgswelt der Erde in Bildern. — Monatlich ein Heft mit ca. 24 Bildern. (München. Vereinigte Kunstanstalten A.-G.) Dieses Prachtwerk hält sich auch mit den zuletzt erschienenen Heften auf der rühmlichen Höhe wie im Beginn. Es wird uns eine überreiche Folge durchaus sehr guter Naturaufnahmen in technisch vollendeter Wiedergabe und sorgfältigstem Drucke geboten. Wer die wirklich niedrigen Anschaffungskosten für dieses schöne Unternehmen opfert, verschafft sich damit ein Werk, dessen Bilderschatz ihn ungemein reich belohnt. Die Bilder bringen uns in bunter Folge bald die Alpen, bald den eigenartigen Norden Europas, in Heft 5 auch die montenegrinische Bergwelt zur Anschauung. (Hier möge bemerkt sein, dass das Bild 116 nicht Cetinje, sondern das Dörfchen Njeguš wiedergibt, das zwischen Cattaro und Cetinje liegt.)

Interessante Gipfel und einzelne Gebirgsstöcke herrschen im Inhalte des achten Heftes. Der originelle Doppelgipfel des Watzmann, die schön gerundete Kuppe des Gaisbergs, die eis- und schneeumgürtete Königsspitze, die Thürme der Fermeda- und Langkofelgruppe sowie andere Dolomitnadeln — kann man sich wohl größere Gegensätze denken? Eine der kolossalsten Felsscenerien im gesammten Alpengebiete, das 2000 m tief zum Spiegel des Eibsees abstürzende Massiv der Zugspitze, präsentiert sich in seiner ganzen gewaltigen Wirkung auf einer andern Tafel des Heftes. Die Nachbarschaft des Wettersteingebirges hütet eine ganze Anzahl kleinerer Seen, die sämmtlich einen eigenen, aber immer andersgearteten Reiz besitzen. Wie verzaubert, fast gespenstig, liegen sie versteckt im Walde, aus dem ihr blaues oder grünes Auge dem Wanderer plötzlich entgegenblickt. Der merkwürdigsten einer ist der Steingringsee, vom Eibsee nur durch einen schmalen bewaldeten Naturdamm getrennt. Grünbemooste Riesenstämme, ein ganzer vernichteter Wald, liegen am Boden des Sees und scheinen dem zudringlichen Auge ein versunkenes, uraltes Geheimnis zu bergen, das auch noch der immer regungslos glatte Spiegel des blaugrünen Sees vor jeder unberufenen Berührung schützt. Die Freunde der Alpenwelt und ihrer unerschöpflichen Wunder werden wohl schon sammt und sonders Abonnenten des obengenannten prachtvollen Bilderwerkes sein, das seither keinen ihm gleichkommenden Concurrenten besitzt. V.

Primeln. Aphorismen. Von Marie Crescence Gräfin Cappy. (Salzburg. Eduard Höllrigl. 1901.) Nicht viel originelle, umsomehr aber gesunde Gedanken, die nur der Ausführung bedürfen, um den Menschen gut und die Erde zum Himmel zu machen. M.

Lessings Werke. Mit einer biographischen Einleitung von Ludwig Holthof, dem Bildnis des Dichters und drei Tafeln Abbildungen. (Stuttgart. Deutsche Verlags-Anstalt.) Im Gegensatze zu manchen anderen Ausgaben enthält der Band die sämmtlichen Schriften Lessings und ist eingeleitet durch eine Biographie, die in großen, doch erschöpfenden Zügen das Leben und Schaffen des Dichters anschaulich schildert. V.

Büchereinlauf.

Das deutsche Lied. Eine Geschichte aus den nationalen Verhältnissen Böhmens von Anton Ohorn. (Weimar. Hans Lüstenöder. 1901.)

Heimgarten

3. Heft. December 1901. 26. Jahrg.

In der Finster.

Eine Geschichte von **Peter Rosegger.**

Endlich, nach sieben Jahren wagte er es. Sieben Jahre lang war er im Exil gewesen ganz hinten an der Schweizergrenze, wo die Welt Vorarlberg heißt. Dort in der Holzschlagarbeit hatte er Schutz gesucht und gefunden vor dem Frauenzimmer. Daheim im Steirischen war sie und wartete sein. „Hansjörg!“ hatte sie gesagt, „du weißt, wie wir stehen miteinand und du musst mich heiraten!“

Wie sie standen, oder vielmehr gestanden waren zu einander, das wusste er freilich. Beiläufig so, wie zwei hitzige Leute, die sich im Vorübergehen einmal gern gehabt hatten. Und daran nun hakte die Mariandl ihre Kette. Der einfältige Hansjörg wollte nicht, konnte auch nicht, weil er nicht Nutz und Nest hatte, glaubte aber, dass er müsse. Sie hatte ja sogar hitzigerweise gedroht, ihn einsperren zu lassen, wenn er sie nicht zu seinem Weibe nehme — daraufhin war er also geflohen und hatte sich sieben Jahre lang nicht mehr blicken lassen in seiner schönen Heimat Franzensfeld auf der hohen Au. Träumen that er in dieser Zeit oft von der hohen Au und den frohen Jugendtagen dort, und wenn seinen Wald Fremde durchreisten und das schöne Land Vorarlberg und die nahe Schweiz lobten, sagte er, das sei noch gar nichts. Wer

Schulhaus Krieglach-Alpel.

Für den Schulhausbau in Krieglach-Alpel sind bei Peter Rosegger in Graz bisher eingegangen in Kronen:

Dr. A. Svoboda, München 20, Johann Robitschek, Wien 20, Consul Böhler, Kapfenberg 400, H. Bührlen, Wartberg 200, R. Dietsch, Mühlhausen i. E. 20, Assessor Oswald, Veitsch 200, Franz Goldhann, Graz 50, von einem Freunde der Älpler und der Volksschule 10, Dr. A. G., Kindberg 20, Buchhandlung Reinhardt, Basel 95. A. Kappus, Lübeck 117, Verein „D'Oberlandler 200, C. Unterneid, Wien 4, Schnoes, Würzburg 12, Lichtenstern, Ingolstadt 12, Sammlung in Marein 13, E. Cz., Graz 1, Major Goldhann, Graz 10.

Von der Rosegger-Gesellschaft in Mürzzuschlag: Gustav Mörtl, Wien 20, Toni Schruf, Mürzzuschlag 20, Dr. Hans Ertl, Mürzzuschlag 4, Johann Schmölzer, Bruck a. d. M. 5, Johann Schruf, Spital a. S. 5, Sofie und Albrecht von Boyneburg, Graz 10, Herr Sallagar, Mürzzuschlag 2, Hermann Ritter von Kremmer, Kitzegg (durch Sammlung) 5, Tischgesellschaft „Hotel Lloyd" (durch Sammlung) 4, Frau Helene Leppich 10. — Zusammen 1489 Kronen.

Postkarten des „Heimgarten".

* Es ist aufgefallen, dass für den Mörder des Präsidenten Kinley nicht mehr jenes öffentliche Interesse zu merken gewesen als bei früheren Attentätern, so tiefe und allgemeine Theilnahme auch für das Opfer vorhanden war. Die Wiederholungen derselben Verruchtheiten stumpfen ab. Möchten sich nur auch die Blätter abgewöhnen, solche Individuen wiederholt vorzuführen. Wir wollen lesen, dass sie gefasst und in den Narrenthurm geworfen worden sind, weiter wollen wir nichts von ihnen hören.

Z. K., Leipzig Ihr sonst gut geschriebener Aufsatz über die Zuverlässigkeit des Gewissens ist anfechtbar. Das Gewissen eines Menschen sagt ihm allerdings ganz genau, was gut und böse ist. Aber es kommt vor allem darauf an, welche Vorstellung der betreffende Mensch je nach seiner Art und Erziehung von gut oder böse überhaupt hat. Gut oder böse sind subjective Auffassungen, bei verschiedenen Menschen ganz verschieden. Das Gewissen sagt uns also nicht, was gut oder böse an sich ist, sondern was es für gut oder böse hält.

M. H., Jena. Dass unsere Studenten für Literatur keinen Sinn haben, ist zu bestreiten. Nur sind sie nicht consequent und halten es jeden Tag mit einem anderen Dichter: heute ganz Bierbaum, morgen ganz Kotze Bua!

G. P., Graz. Ihre Meinung, dass ich Geld für Kirchenbauten geben könne, ist zwar sehr großartig aber leider grundfalsch. R.

Z. M., Linz. Jener angezogene Vers Hamerlings lautet:

„Unglückseliges Rom, das in solchen gefährlichen Zeiten
Solcherlei Rüstzeug hat. Nicht schlagen die Ketzer und Feinde.
Nein, nur die Söldner der Kirche, die schlagen die Dauben dem Fass aus!"

F. L. in A. Dankend abgelehnt wegen Raummangels.

Rd. W. T. Uns nicht bekannt.

P. R. K. Wenns Ihnen Spaß macht. Also:

Die gute Küche.

„Warum hast du denn heute bei der Baronin die Speisen gar so begeistert gelobt?"

„Im Vertrauen, lieber Freund: So lange ich lebhaft sprach, brauchte ich nicht zu essen."

Sch. F., Wien. St. P., Wien. A. P., Graz. Beschränkung geboten. Solange meine Schulhaussorgen für Krieglach-Alpel nicht geschlichtet sind, kann ich sonst nirgends mithalten. R.

☞ **Wir machen immer wieder aufmerksam, dass unverlangt geschickte Manuscripte im „Heimgarten" nicht abgedruckt werden. Dieselben nehmen wir entweder vom Postboten gar nicht an oder hinterlegen sie, ohne irgendwelche Verantwortung zu übernehmen, in unserem Depot, wo sie abgeholt werden können.** ☜

Redaction und Verlag des „Heimgarten".

(Geschlossen am 15. October 1901.)

Für die Redaction verantwortlich: **P. Rosegger.** — Druckerei „Leykam" in Graz.

zu überklettern. Er machte sich nicht viel draus. Das Thal war ja eben, wenn auch waldig und stellenweise etwas ruppig, durchkommen musste er. Einigemale hatte er durch den Wald einen Knall hallen gehört; das waren gewiss Pöllerschüsse beim Sim auf dem Kogel, zur Feier der morgigen Hochzeit. Dieser Schall war auch ein Wegweiser, der Hansjörg gieng stets seinem Ursprunge nach. Nun verlegte er sich nur mehr aufs Tasten. Alle Finger wurden ihm zu Fühlhörnern, mit denen er die Baumstämme, die Scheiterstöße, die Felsblöcke, die Reisighaufen, die Erdruppen gleichsam sah. Er stieß an nichts, er stolperte über nichts; bei Tageslicht geht man manchmal unglatter, als er in der Finsternis, die so dicht war, dass man daraus hätte Mohren schnitzeln können.

Ein Wind, der sich erhoben hatte und in den Wipfeln rauschte, sagte ihm, dass er in einem Walde war — sonst hätte es auch eine Höhle können sein, in der hölzerne Säulen waren und Gestrüppe niederhiengen. Er wollte es aber noch immer nicht wahr haben, dass er den Weg verloren hätte — mitten in seinem Heimatsthale. Plötzlich stand er an und konnte nicht weiter. Vor ihm eine rauhe feuchte Wand mit Strauchwerk. Der Hansjörg dachte: Wahrscheinlich ist auch links und rechts dasselbe Hindernis, der kürzeste Weg ist immer gerade aus, und er kletterte die Wand hinan. In der Nacht ist kein Felsen himmelhoch und keiner abgrundtief, so stieg er sachte anwärts bis zu einer Scharte, und zwischen Steinmassen hin. Er horchte wieder einmal dem Windrauschen, das war noch, also gab's über ihm freien Himmel, nicht etwa Felsengewölbe. Aber wenn der Mensch just ein Streichhölzchen im Sack hätte, übel wär's nicht. Eine lange Weile hatte er sich so hingetappt, da gieng es nun niederwärts, es kam Erlengebüsch mit den glatten Zweigen und weichen Blättern, es kam feuchter Rasen, es kam Stein und Sand und jählings schwuppte sein Stiefel ins Wasser.

Aha, jetzt hatte er's. Am Flusse war er, an der Lising, die durch die hohe Au fließt. Nun durfte er bloß an diesem Wasser entlang gehen, da musste er zuerst nach Rothschach kommen und dann nach Franzensfeld. Er tastete einen Stein, darauf setzte er sich, um einmal zu rasten. Es wird einem öd bei diesem närrischen Klettern und Schleichen. Auf Schleichwegen zu gehen, das sind wir weder in Steiermark noch in Vorarlberg gewohnt worden. Nehmen wir einmal einen Schluck vom höllischen Feuer! — Eine platte Beutelflasche hatte er bei sich, da drinnen war Wachholderner! Es ist immer gut, wenn Einer auf der Reise einen Kameraden mit hat. Nehmen wir noch einen Schluck. Nur schade, dass dieses Feuer nicht leuchtet. Na, wenn's nur warm macht. Warm ist uns zwar ohnehin, aber ein bissel Kurasch wollen wir anzünden. Ob's wahr ist, das vom verhexten Schimmel, dass er einem

wissen wolle, was ein schönes Land sei, der müsse nach Steiermark gehen. Er selber gieng aber nicht hin, einzig nur, weil er sich vor dem Weibsbild fürchtete. Vor der treuen Mariandl in der Schimmelhütte.

Als er nun trotz mancher Botschaft, die er aus daheim erhielt, von der Mariandl nichts mehr hörte, da begann er zu hoffen, sie würde gestorben sein, und zwar eines seligen Todes, weil er ihr ja den Himmel wünschte. Und als er von einem Vetter Bericht erhielt, er solle doch endlich wieder einmal nach Hause kommen, in der hohen Au gebe es Arbeit genug und guten Verdienst; und als ihm endlich noch sein liebster Jugendfreund, der Sim auf dem Kogel schrieb, dass er Hochzeit mache mit einer vom Teichhof, und ihn einlud, zu solchem Ehrentage zu kommen, da widerstand der Hansjörg nicht mehr länger. Denn, dachte er, der Teichhof und der Sim im Kogelhof stehen dreiviertel Stunden weit von der Schimmelhütte — wenn er vorsichtig ist, so fällt er ihr vielleicht doch nicht in die Arme — besonders wenn sie schon gestorben ist.

Also hat es sich eines Abends zugetragen, dass von der Reichsstraße bei der Johanneskapelle ein gut zusammengestiefelter Mann mit einem Rückenbündel seitlings bog und anwärts stieg gegen die hohe Au. Er hatte es für alle Fälle so eingerichtet, dass er nächtlicher Weile nach Franzensfeld kam, um dort beim Vetter zuzusprechen. Das Vetterhaus war gleich anfangs am Dorfe.

Es dunkelte schon stark, als er über das niedere Heidekraut dahinschritt zwischen einzelnen Lärchen. Den Weg kannte er doch wohl noch von alters, oder vielmehr von jugends her. Der Himmel war grau und hängend, auf den Bergen lagen die Nebel, denn es war im Herbste. So gieng der graue Tag rasch in die braune Nacht über und zwischen den Waldstämmen war die Wegrichtung nur mehr durch das größere Dunkel zu erkennen, das zwischen den noch matt sichtbaren Schaften hervorgähnte. Aber bald standen auch mitten in diesem Dunkel Bäume, an die unser Wandersmann hätte stoßen müssen, wenn er nicht als Holzknecht einen besonderen Instinkt gehabt und die Stämme eine Spanne vorher geahnt als berührt hätte. Sein Haupt wich ohne gelenkt zu werden ganz von selber den niederhängenden Ästen aus, dass sie nicht in seine Augen schlugen. Obschon man die Augen eigentlich umsonst im Kopf hat — wenn nicht möglicherweise morgen doch wieder ein Tag kommt. Die Füße mussten auch ihren Tastsinn aufstecken, um die Wagenfurchen des Weges einzuhalten. Aber diese Furchen waren gar nicht mehr da, dafür Baumstöcke, Moderhügel und Steine. Endlich querüber ein mattlichter Streifen, aber es war nicht der Weg, es war ein niedergelegter, geschälter Baumstamm. Er stieg darüber hin, doch da kam der zweite lichte Streifen und der dritte, und noch viele und der Hansjörg hatte einen ganzen Holzschlag

schön blau glost — dann kann er sehen, wie viel Uhr es ist. Jedenfalls muss er bald in Rothschach sein. An der nächsten Wehr war aber kein moderiges Holz, sie schien fast neu zu sein. Diese Wehren an der Lising muss alle ein und derselbe Zimmermann gemacht haben, weil sie — so viel er tastet — ganz gleich gebaut sind. Selbst der Baumstrunk fehlt bei keiner. Natürlich, man nutzt, was da ist. Ob man den Fluss nicht durchwaten könnte, um am andern Ufer vielleicht einen besseren Weg zu finden? Reißend scheint er nicht zu sein, aber tief. Er versuchte es einmal, trachtete aber gleich wieder zum festen Boden zurück, es war doch zu bedenklich. Wie oft hat er einst aus diesem Bach Forellen und Krebse gefangen! Weiter oben ist er auch viel reißender, da schwuppert er nicht bloß, da rauscht es auch. Vielleicht haben die Hohenauer den Fluss jetzt reguliert, wie man es in Vorarlberg macht. Zwar, das Ufer ist nicht darnach — Sand, Steine, Gestrüpp und immer sofort. — Wie ein Nachtwandler kam er sich vor, der Hansjörg. War er doch in seiner Kindheit nächtig oft stundenlang auf dem Backtrog gesessen und erst zu sich selber gekommen, als er das mattschimmernde Viereck des Fensters sah und dadurch gewahr wurde, dass er nicht in seinem Bette lag. Heute aber — wie sehr er seine Augen anstrengte, kein Fenster war zu sehen, alles pechschwarze, undurchdringliche Dunkelheit.

Ist es am Ende nicht doch am besten, er legt sich ins Gestrüpp und thut wie andere Leute auch, wenn es finster ist? Ganz lächerlich kam es ihm vor, dass er im Heimatsthal unterwegs sollte verbleiben müssen! Wenn er nicht etwa gar in eine stockfremde Gegend gerathen war? Nein, das war platterdings nicht denkbar, er hatte, als es noch licht gewesen, alles gesehen und genau erkannt. Bei der Abbiegung von der Reichsstraße sogar die roth angestrichene Bretterkapelle mit dem heiligen Johannes von Nepomuk, dem er als Knabe einmal einen der fünf Sterne aus dem Kopfkranz gebrochen hatte. Heute noch fehlte dieser Stern am Haupt des Heiligen. Vielleicht gerade ist es darum so finster. Mit dem Lichte sollte man nie Frevel treiben, nicht einmal mit einem gläsernen Stern. Ach, wie dumm der Mensch ist in der Finster!

Das Gescheiteste noch also, er legt sich hin. Aus seinem Rucksack den Wettermantel hatte er gezogen, dann hin ins Gesträuch, den Rucksack unter Häupten, den Mantel über sich — aaah, das ist gut! So schlafen die Fürsten! —

Niesen musste er. Kam das von den nassen Stiefeln, oder vom Erlzweig, der auf sein Gesicht niederhieng und ihn an der Nase kitzelte? Als er geniest hatte, machte er die Augen auf und sogleich wieder zu. Wie ein feuriger Hammer schlug ihm das Licht ins Auge. Er sprang auf, rieb sich das Gesicht und schaute. Die Felsenspitzen leuchteten in der Sonne, an den bewaldeten Berghängen schwebten Nebelstreifen, um

bei der Nacht jah über die Achsel schnauft! Es wird vielleicht nicht wahr sein. Nehmen wir halt noch einen Schluck! Die Mariandl, wenn sie so auf einmal da thät' stehen im weißen Todtengewand und mit der Sterbekerzen in der Hand! Und sagen thät: Jetzt, Hansjörg, musst mir mir . . .! Mit einem Ruck trank er die Flasche aus und dann versuchte er's wieder mit dem Weiterkommen.

Aber Donner und Dachstein, das war ein unguter Weg — oder vielmehr gar keiner. Rechterhand schwuppten immer die Wellen des Flusses an die Beine, linkerhand Sand, Gestein, Gestrüpp, dann wieder stellenweise glatter Wiesenboden, bis neuerdings Gestein und Gestrüpp kam. Einmal war eine Wasserwehr zu übersetzen, wobei er scharf an einen Balken stieß, der aber — näher betastet — ein verdorrter Baumstrunk war. Es ist wohl ein Unglück, wenn der Mensch nicht Tabak raucht, so hat er für die Stunden der Bedrängnis kein Feuerzeug bei sich. Die Richtung aber konnte er jetzt nicht mehr verfehlen, den Fluss entlang. Langsam und beharrlich tastete er sich voran — immer wieder Sand, Gestein, Strupp, Wiese. Endlich würde er wohl an eine der vielen Brücken gerathen, die die Lising hat, dann war er ja am Wege und musste doch schließlich nach Franzensfeld kommen. Doch es war keine Brücke und kein Steg, nur bisweilen ein kleiner Zufluss und stellenweise eine jener Wasserwehren, wodurch Seitenbächlein auf Getreidemühlen geleitet werden. Wiederholt stieß er sich an den dran aufragenden Balken, der dann allemal ein dürrer Baumstrunk war. Da könnte der Mensch endlich doch gewitzigt werden, dass er weiß, wie bei solchen Wehren stets ein Balken aufsteht, um beim Wasserdurchlass das Staubrett festzuhalten. Nein, das hätte er sich nicht gedacht, dass noch in der letzten Stunde dieser Heimweg so widerwärtig sein werde! Es war gerade, als ob es nicht sollte sein, als ob ihn sein guter Engel zurückhalten wollte: Geh nicht nach Franzensfeld — sie packt dich sofort! — Dann aber sagte er sich wieder: Du musst zeigen, dass du aus der Fremde kommst und nicht abergläubisch bist. Ein Mann der einmal in Vorarlberg war, und sieben Jahre lang, der hat keine so dummen Geschichten mehr im Kopf, der kehrt nicht um, der wird schließlich auch noch mit einem Weibsbild fertig. Im schlimmsten Falle kann er ja sagen, er ist schon verheiratet und hat in Vorarlberg eine ganze Stuben voll Kinder. Damit schreckt man sie am sichersten zurück. Also nur muthig voran.

Eine Stunde oder länger musste er schon der Lising entlang gegangen sein. Er hätte gerne genau gewusst, wie lang. Mehrmals hatte er unwillkürlich seine Sackuhr hervorgezogen, um an ihr zu sehen, dass er — blind war. Wenn er wieder einmal an eine Wehr kommt, vielleicht findet man dort ein moderiges Stück Holz, das immer einmal so

sagen, während die innere Stimme warnte: Thu's nicht, Hansjörg, red' nicht so! Sie könnte heute noch umsatteln, den Sim stehen lassen und dich herpacken! — Denn es war nicht anders, sie die Mariandl von der Schimmelhütte war die Braut, die heute mit dem Sim auf dem Kogel Hochzeit hielt. Als er dann den Bräutigam sah, wie der in seiner steirischen Tracht dastand, ein hirschlederner Kerl vom Knie bis zum Brustblatt, ein grünwollener unten und ein graulodener oben, da konnte ihm der Hansjörg die Hand nicht fest genug drücken, dankbar für die Freundschaft, dass er das Weibsbild weggeheiratet und ihn zur Hochzeit eingeladen hatte.

„Aber die von der Schimmelhütte! du hast mir doch geschrieben, dass es eine vom Teichhof ist!"

„Eh freilich, weil die Mariandl in diesem Jahr beim Teichhofer im Dienst gewesen ist. Der Alte ist lang krank gewesen und hat den armen Teufel niemand pflegen wollen. Sagt die Mariandl, den Menschen kann man nicht so verderben lassen, und ist aus ihrer Schimmelhütte zu ihm und hat geschaut auf ihn wie die Mutter auf's Kind — man kann's nicht anders sagen. Schon früher habe ich immereinmal gedacht auf sie, jetzt weil sie so gutherzig auch noch ist, habe ich zugegriffen." So der Sim, und setzte die Frage bei: „Hat sie nicht auch dir einmal gefallen?"

„Na, und wie! Schon bis da herauf!" versicherte der Hansjörg und legte die Schneide der Hand an seine Gurgel. Und nach der Trauung, als alle bei den Hochzeitskrapfen saßen, gestand der Hansjörg, dass er den weiten Weg aus Vorarlberg eigentlich besonders darum gemacht habe, um nachzusehen, wie es seiner Mariandl geht. Denn weil er sie nicht vergessen könne und weil er doch endlich, da er sich ein Sachel erspart, Ernst machen wollte mit der Heirat. — Jetzt konnte er loslegen mit seiner Lieb' und Treu', jetzt war keine Gefahr mehr. Und wenn sie wackelig wird, und der Sim eifersüchtig, umso besser. Sie wurde aber nicht wackelig, sondern stützte ihren Ellbogen auf seine Achsel und sagte ergötzt: „Wer nicht kommt zu rechter Zeit, der muss sehen, was übrig bleibt. Und übrig blieben, mein lieber Holzknecht, ist nit ein bissel was für dich." Dabei machte sie mit ihren Fingern vor seiner Nase einen Schnalzer.

Es war gut, dass die Pfeifen der Spielleute drein gedudelt haben. Dem Hansjörg that es jetzt beinahe leid — wie sie dasaß, rund und frisch, munter und gutherzig — dass er sie verpasst hatte. Weil er's hier aber nicht so machen wollte wie unten beim Teich, alleweil rings um und um, so fand er es schon am nächsten Tage an der Zeit, um ein Häusel weiterzugehen. Und zwar so zeitlich, dass er nicht am Ende wieder in die Nacht käme und sich elendiglich forttappen müsse in der Finster.

ihn war steiniger, mit Strauchwerk bewachsener Grund, dort ein Felsriff, dort ein Teich, weiter hinten stand eine Mühle, und ringsum ebener Wiesengrund. Auf Steinwurf nahe von dem Erlgebüsch, in dem der Verirrte sein Nachtlager aufgeschlagen hatte, gieng ein schöner, breiter Fahrweg. Weiter hinten im Thal die weißen Giebel von Franzensfeld.

Wo war denn aber die Lising? der Fluss, an dem er in der Nacht stundenlang dahingegangen?

Ja, mein lieber Hansjörg! Man mag noch solange in Vorarlberg sein, es hilft nichts, wenn's finster ist. Ein Dutzendmal um den Teich bist du herumgegangen, in der Meinung, es wäre das Ufer der Lising. Mach' dir nichts draus, der Wille war gut. Und jetzt brauchst du nur dort zum Wege hinüberzugehen, um in einer halben Stunde am Ziel zu sein. — Nein, jetzt wollte er sich aber justament den Teich besehen. Noch einmal schritt er also zwischen Wasser und Land dahin. Sand, Gestein, Gestrüpp, Rasen — all die bekannten Gegenden, die er nachts nur betastet, nun sah er sie wirklich. Kam auch zu dem einmündenden Bächlein, das er für die vielen zulaufenden Nebenflüsse, kam zum Wasserabfluss, den er für die zahlreichen Wehren gehalten hatte. Stellte sich auch an den verdorrten Baumstrunk, der ihm in der Nacht so feindselig im Wege gestanden war und lachte sich gewaltig aus.

Er lachte, der Teich schwupperte im Morgenwind, und von einer Höhung herüber krachte der Frühgruß zum Hochzeitstag. Bis auf zwanzig konnte der Hansjörg zählen von dem Augenblick an, als der Rauch aufsprang bis zum Knall. So weit war es noch bis zum Sim auf dem Kogel. Also sagte er: „Adieu, Teich, und ein andersmal foppe du einen andern!" Dann machte er sich mit Wasser, Kamm und Bürste so schön als möglich, und gieng auf glattem Wege im Sonnenschein dahin. Nun wollte er, schon auch um der Schimmelhütte nicht zu nahe zu kommen, geradeswegs auf den hochzeitlichen Kogelhof zu.

Als er am Teichhofe vorbeikam, sah er im Garten ein Frauenzimmer, das hatte ein blaues blumiges Gewand an, eine rothe Rose im Haar, und pflückte Nelken und Rosmarin. Und das war sie. Augenblicklich hatte sie ihn erkannt, bevor er noch abbiegen konnte hinter die Hausecke.

„Hoi ho, da ist der Lapp!" rief sie mit überlautem Lachen. „Hau, dem geschieht recht! So lang hat er gezetscht (gezögert), bis ers verzetscht hat. Geschieht ihm schon recht! Warum zetscht er so lang! Nachtragen werd ich ihm's nit. Jetzt hat ers! Jetzt kann er zuschauen. Geschieht ihm schon recht! — Nau, grüß' dich Gott, Hansjörgl! Bist auch wieder einmal im Land?"

Frisch und herb stand sie da. Jünger war sie nicht geworden, aber auch nicht viel älter. Er reichte ihr die Hand über den Zaun. Wie herzbrecherisch leid es ihm thue, dass er zu spät kommt! wollte er schon

im Sinn. Er sollte studieren, Rechtsgelehrter, Senator, Diplomat, vielleicht auch Minister werden. Es war das zur Zeit der ersten napoleonischen Kriege in Deutschland, in einer Periode, in welcher die alten Kastenvorrechte gebrochen, auch dem jungen, bürgerlichen Talente die höchsten Staatsämter erreichbar schienen. Fritz war Quartaner und elf Jahre alt, als ein furchtbarer Schlag alle diese Pläne zerstörte . . . . Eines Tages, im Sommer 1806, hatte der Kaufherr Hiller, der überall seine Correspondenten hatte, einen Brief aus Paris empfangen, welcher eine äußerst wichtige Nachricht enthalten musste. Denn der Kaufherr schloss sich nach dem Empfange desselben stundenlang mit seinem alten Buchhalter in sein Comptoir ein.

Gleich darauf giengen außerordentlich große Aufträge auf Kaffee, Thee, Zucker und Gewürze nach Hamburg und Amsterdam ab. Herr Hiller war in freudigster Stimmung. Er hatte durch jenen Pariser Brief eine Mittheilung erhalten, die nur sehr wenigen bekannt war, den Plan von der beabsichtigten Continentalsperre, welche der Kaiser Napoleon gegen alle englischen Waren einführen wollte. Welcher ungeheuere Gewinn ließ sich erzielen, wenn plötzlich alle Colonialwaren um das Drei- bis Sechsfache im Preise stiegen . . . .

Und in der That, am 24. November 1806 erschien das Blockadedecret des Kaisers, zugleich aber auch ein Befehl, den der so bedächtige Kaufherr nicht vorgesehen hatte, dass alle vorhandenen Waren englischen Ursprungs confisciert und vernichtet werden sollten.

Am Weihnachtsabend erschienen französische Commissäre und Zollbeamte des deutschen Rheinbundstaates, dessen Unterthan Hiller war, und confiscierten seine ganzen, ungeheueren Vorräthe, die meist englischer Herkunft waren.

Am anderen Tage fand man den Handelsherrn mit durchschossenem Kopfe in seinem Bette und seine Witwe sagte die Zahlungsunfähigkeit der Firma F. Hiller an . . . .

Alles wurde versteigert, auch das große, prächtige Familienhaus der Hiller.

Die Witwe zog in ein kleines Stübchen in der Vorstadt, Fritz aber kam in die Volksschule und dann zu einem Tischler in die Lehre. Seine Mutter weinte über ihre vernichteten Pläne bittere Thränen.

Fritz tröstete sie aber. Es wäre ganz gut, dass er nicht studiere, denn das koste nur viel Geld, wenn er Tischler werde, könne er dagegen bald etwas verdienen und sie unterstützen. Nach drei Jahren hatte Fritz ausgelernt und er gieng auf die Wanderschaft. Eines Tages erhielt die Mutter einen Brief von ihm aus Berlin, worin er schrieb, dass sein Meister, der ein großes Möbelmagazin habe, ihn als Compagnon annehmen wolle. Dann vergieng einige Zeit, in der Fritz nichts von sich

Der Kanarienvogel.

Ein Lebensbild von **Karl Wartenburg.**[1])

Ein Philosoph hat behauptet, dass die Luft das gefährlichste Gift sei. Denn sie zerstöre alles, an ihr verwittere alles.

Der kleine, eisgraue Obsthöcker hinter seinen Körben in der Mauernische des Gymnasiums bewies aber, dass sich Weltweise irren können . . .

Seit länger als einem Menschenalter saß er dort in der Luft, vom frühen Morgen bis zum späten Abend, bei jedem Wetter, im Sonnenbrand, wie im Schneegestöber. Er blieb immer derselbe, und wie vor vielen Jahren hörte man auch jetzt sein freundliches: „Rothe, schöne Äpfel, gute Haselnüsse, frische Pöklinge. Wollen Sie nicht kaufen, junges Herrchen?"

Neben den Körben lag auf einer Strohmatte ein alter, großer, brauner, langhaariger Hund, der dem Alten die schweren Körbe auf einem kleinen Handwagen von der Vorstadt bis zum Gymnasium ziehen half . . . .

Der alte Obsthöcker hieß Fritz Hiller. Aber unter diesem Namen kannten ihn kaum drei Menschen in der Stadt. Sprach man aber vom Kanarienvogel, so wusste jeder, wer damit gemeint war. Diesen Spitznamen hatte man ihm beigelegt, weil er im Sommer einen jener unverwüstlichen gelben Nanking-Überwürfe trug, wie sie in den Dreißigerjahren als sogenannte Staubmäntel in der Mode waren.

Dem Verkaufsstand des Kanarienvogels gegenüber, auf der andern Seite des Platzes erhob sich ein altes, vornehmes Patrizierhaus mit vielen kunstvollen Schnörkeln, wie sie im vorigen Jahrhundert von reichen Handelsherren gern gebaut wurden. Über dem Thorweg dieses stattlichen Gebäudes lief ein breiter Sims hin, auf welchem man in Sandstein gearbeitet den Merkur und die Minerva sah. In diesem Hause war der Kanarienvogel zu Ende des vorigen Säculums als der einzige Sohn des reichen Handelsherrn Hiller geboren worden.

Die Firma Hiller genoss weit und breit einen großen Ruf. Sie war eine der größten Colonialwarenhandlungen Mitteldeutschlands, welche das ganze Hinterland in ihrem Bereiche versorgte. Der kleine Fritz sollte aber nicht Kaufmann werden. Sein Vater hatte mit ihm Größeres

[1]) „Aus dem Herzen eines Thierfreundes." Von Karl Wartenburg. Herausgegeben von G. Kalb. Gera. Richard Kalb. 1901.

Herr Hiller, mit der Brautschaft ist's vorbei, das Mädel heiratet den Seifensieder Mündel drüben an der Ecke", und er gieng nach der Thür, während seine Tochter im Nebenzimmer schluchzte und weinte.

Fritz schlich traurig nach Hause. Am andern Morgen aber war er wieder ruhig und gefasst . . . .

„Es ist ein wahres Glück", sagte er zu seiner alten Wirtin, „dass sie mich jetzt vom Rathhaus fortgeschickt haben . . . Wie schlimm wäre es, wenn sie mir den Laufpass gegeben hätten, wenn ich eine Frau hätte."

Eine Zeit lang nährte er sich nun kümmerlich von Privatschreiberei. Eines Tages aber kam er freudestrahlend nach Hause und verkündete seiner Wirtin, dass er als Corrector in einer Buchdruckerei angestellt sei, in welcher eine neue Zeitung gedruckt wurde. Die Zeitung verdankte ihren Ursprung demselben Ereignis, welches Fritz um seine Stellung gebracht hatte, jener Volksbewegung. Liberale Bürger hatten das Blatt gegründet, das für freie Ideen eintrat. Über zehn Jahre war Fritz Hiller nun schon Corrector. Er hatte nur ein sehr bescheidenes Gehalt, aber für ihn reichte es aus, denn an das Heiraten dachte er nicht mehr. Er war indessen auch zu grauen Haaren gekommen, sein Gesicht aber glänzte noch roth wie ein Weihnachtsapfel, und seine blaugrauen Augen blickten fröhlich in die Welt. Da kam das Jahr 1848! Der „Volksfreund" — so hieß die Zeitung — nahm einen mächtigen Aufschwung. Fritz Hiller bekam eine Gehaltszulage von fünf Thalern monatlich.

Das hatte er, sagte er zu dem Factor der Druckerei, dem Krawall zu verdanken, der ihn um seinen Schreiberposten und seine Braut gebracht, denn ohne Krawall wäre keine Zeitung entstanden und er nicht Corrector geworden.

Eine gewisse Anhänglichkeit an seine ehemalige Braut besaß er übrigens immer noch. Jeden Sonnabend kaufte er bei ihrem Mann, dem dicken rothblonden Seifensiedermeister sich ein Stückchen Mandelseife . . .

Um die Zeit, es mochte gegen Anfang der Fünfzigerjahre sein, fand Hiller an einem Frühlingstage bei einem Spaziergang längs des Flusses einen ganz jungen Hund, den böse Buben ins Wasser geworfen hatten, um ihn zu ertränken, der sich aber wieder ans Ufer gerettet hatte . . . .

Der Corrector nahm das durchnäßte, zitternde Thier mit nach Hause. Hatte er doch nun an den langen Abenden einen Gesellschafter . . . .

„Aber Herr Corrector", fistelte der dicke, geizige Seifensieder mit seiner dünnen Stimme, als sich Hiller bei ihm sein Stückchen Seife holte, „wer wird sich denn in den theuren Zeiten noch einen Fresser anschaffen?"

Fritz lachte im ganzen Gesicht.

„Schadet nichts, ich habe ja Zulage bekommen."

hören ließ, bis ein Schreiben an die Frau Witwe Hiller ankam, in welchem ihr die Charité-Verwaltung meldete, dass ihr Sohn Unglück gehabt und durch eine Kreissäge drei Finger verloren habe und jetzt krank in der Charité liege. . . .

Bald darauf kam der Fritz selber an, blass, schmalbackig, mit verstümmelter linker Hand, aber kreuzfidel.

„Weißt du, Mütterchen“, lachte er, „Compagnie ist Lumperie, heißt's im Sprichwort. Selber ist der Mann. Tischlern kann ich nicht mehr, aber meine Rechte ist noch gesund; ich habe eine schöne Handschrift und habe erfahren, dass der Stadtrath einen Schreiber sucht. Man hat da sein gewisses Einkommen.“

Er meldete sich und bekam die Stelle, allerdings nur auf Kündigung . . . .

Ein Jahr später starb seine alte Mutter. Fritz fühlte sich sehr vereinsamt. Täglich besuchte er der Mutter Grab. An einem schönen Frühlingstage traf er ein junges, schönes Mädchen auf dem Gottesacker, dessen Mutter auch kürzlich gestorben war. Fritz und Julie trafen sich hier öfters, wurden einander gut, und eines Tages bat Fritz Juliens Vater, der ein kleiner Rentier war, um deren Hand. Der kleine, dicke Mann zog den Schlafrock über den Leib zu, schob die Brille in die Höhe, nahm eine Prise und sagte: „Ich will's mir überlegen.“ . . . .

Das klang hoffnungsvoll und Fritz verlebte einen herrlichen Sommer.

Täglich gieng er mit Julie abends spazieren und man betrachtete sie allgemein als Brautleute . . . . Aber — die Politik, die schon einmal in seiner Kindheit eine so große Rolle in seinem Schicksal gespielt, machte ihm wieder einen Strich durch die Rechnung . . . .

In Paris brach die Julirevolution aus, von deren Brand bekanntlich auch Funken nach Deutschland herübersprühten und in einer Anzahl Länder und Städte Aufstände emporlodern ließen.

Als Fritz an einem Septembermorgen aufs Rathhaus gieng, fand er die Straßen voller aufgeregter Menschen, welche laute und heftige Reden führten, und am Abend gab es einen furchtbaren Krawall mit Fenstereinwerfen, Schlägereien mit der Polizei und Singen der Marseillaise. An den Ecken wurden Placate mit Beschwerden der Bürgerschaft angeschlagen. „Zu viel Steuern, zu viel unnützes Schreibervolk auf dem Rathhaus!“ hieß es darin.

Der Rath, bestürzt durch den Aufruhr, verhieß Abhilfe. Einige nicht fest angestellte Unterbeamte wurden entlassen, unter ihnen Fritz Hiller. Als Fritz am Abend seine Braut besuchte, zog Juliens Vater den Schlafrock fester um den Leib, schob die Brille höher, stopfte zwei Prisen Tabak in die Nase und brummte: „Bemühen Sie sich nicht,

Der Alte schüttelte seinen grauen Kopf. Krank sei er gerade nicht, aber er fange an, alt zu werden. In ein paar Monaten sei sein achtzigster Geburtstag. Er könne jeden Tag sterben und was solle dann aus seinem alten Hunde werden?

Erübrigt habe er nichts. Ja, wenn er noch ein paar hundert Thaler hätte, die würde er einer guten Seele vermachen, die dafür nach seinem Tode für seinen Hund sorgen müsse, denn lange werde es der Hektor auch nicht mehr treiben.

„Spielt in der Lotterie, Kanarienvogel“, lachte der andere, „Ihr habt ja immer Glück gehabt!“

Über das durchfurchte Gesicht des Alten zuckte es freudig. Er verstand den Spott nicht.

„Nachbar, Ihr habt Recht. Ich war immer ein Glückskind. Ich will mein Glück einmal versuchen.“ Noch an demselben Abend kaufte er sich bei einem Collecteur ein Achtel der sächsischen Lotterie. Sein ganzes Barvermögen, fünf Thaler, waren dafür draufgegangen. Das Los steckte er in einen ledernen Beutel, den er um den Hals trug. Die Ziehung begann. Es war die fünfte und letzte. Jeden Abend lief er in den Laden des Collecteurs, um die Ziehungslisten einzusehen ... Aber vergebens suchte er sein Los unter den gezogenen Nummern. So war der letzte Ziehungstag gekommen ...

Es war in den späten Nachmittagsstunden eines rauhen Octobertages ... Kanarienvogel saß mit seinem Hund hinter seinem Obstkram ... Der Herbstwind jagte kalt und heulend über den öden Platz. Den alten Mann fror und sein Hund lag zusammengerollt wie ein Igel zu den Füßen seines Herrn.

Da kam keuchend der Lottocollecteur über den Platz gerannt ...

„Kanarienvogel ... Kanarienvogel ...“, schnaufte er athemlos ... „Euer Los ... Euer Los ... Es hat die achtzigtausend Thaler gewonnen ...“

Der Kanarienvogel starrte den Collecteur sprachlos an.

„Auf Ehre und Seligkeit ...“, betheuerte dieser, „wo habt Ihr es?“

Mit zitternden Händen tastete der Alte nach dem Beutelchen auf seiner Brust, aus dem er das Los hervorzog ...

Dann hob er seine Körbe auf den Wagen, spannte den alten Hund davor und sagte: „Hektor, für dich ist nun gesorgt. Heute machen wir Feierabend.“

*
* *

Er hatte Feierabend für immer gemacht. Der alte Kanarienvogel kam nicht wieder auf seinen Platz. In der Nacht überfiel ihn eine

Aber auf die Jahre 1848 und 1849 kam die Reaction und der auferstandene Bundestag. Der „Volksfreund“, der tapfer für die demokratischen Ideen ins Zeug gegangen war, bekam einen Pressprocess nach dem andern und im Sommer 1854 wurde das Blatt verboten, die Druckerei geschlossen, der Verleger verhaftet . . . .

Fritz Hiller war wieder brotlos . . . .

„Hektor, was fangen wir an?“ frug er seinen Begleiter, der indessen zu einem großen, starken Thier herangewachsen war, als er mit ihm an einem schwülen Nachmittag durch Busch und Feld gieng und dabei sein Mittagmahl, ein Stück Schwarzbrot und Blutwurst, das er mit Hektor theilte, aus dem Papier wickelte . . . .

Es war die letzte Nummer des „Volksfreundes“ . . . . Eben wollte er sie wegwerfen, als sein Blick auf einem Inserat haften blieb . . . .

„Wegen Kränklichkeit des Besitzers ist ein Victualien- und Obsthandel bei Anzahlung von fünfzig Thalern sofort zu verkaufen. Näheres bei dem Besitzer: Margarethengasse 10.“

Hillers Augen glänzten.

„Hektor“, sagte er, dem Hund den Rest seines Brotes gebend, „das ist ein Wink des Schicksals!“ Auf dem Wege nach der Margarethengasse dachte er bei sich, welches Glück es für ihn sei, dass der „Volksfreund“ gerade jetzt verboten worden sei, wo der Victualienhandel zu verkaufen war.

Jetzt hatte er doch wieder eine Nahrungsquelle. Denn er konnte das Geschäft bar bezahlen. Er hatte nicht fünfzig, sondern hundertundfünfzig Thaler auf der Sparcasse . . . .

Schon am nächsten Wochenmarkt saß das kleine, grauhaarige, magere Männchen mit dem rothbackigen Gesicht und den freundlich blickenden blauen Augen in seinem gelben Nanking-Mantel hinter seinen Körben . . .

„Kaufmannsblut verleugnet sich nicht“, sagte er zu seinem Nachbar, „mein Vater hat gehandelt und ich bin zu guterletzt auch wieder Kaufmann geworden . . . . .“ Jahre waren seitdem vergangen. In der Politik, welche in dem Leben des Kanarienvogels eine so bedeutsame Rolle gespielt, hatten sich große Veränderungen zugetragen. Der deutsche Bundestag war verschwunden, das französische Kaiserreich zusammengekracht, der Kanarienvogel aber saß sammt seinem alten Hund noch immer hinter seinen Äpfelkörben . . . .

Doch war er in der letzten Zeit öfters nachdenklich und warf sorgenvolle Blicke auf seinen treuen Begleiter, den alten Hektor.

„Was habt Ihr denn, Kanarienvogel, seid Ihr krank?“ frug ihn ein Nachbar . . . .

Da pflegte ihr einziger Sohn, der Bauer, ihr Mutterherz durch ein kleines Angebinde zu erfreuen, wozu ihm der „Kathreiner Kirta“ in dem zwei Stunden entfernten Markte Königsau Gelegenheit gab.

Bei dem gewohnten Besuche des „Kirta's“ dachte er halt doch an sein Mutterl. War sie ihm doch alles, besonders seit dem Tode seines Weibes und der bald darauf erfolgten Verheiratung seiner zwei Töchter! Sohn hatte er keinen, das war ein Leid für den Besitzer des großen Anwesens.

Endlich löste sich aus dem Nebelgrau ein unbestimmter Schatten, dessen Umrisse allmählich eine Mannesgestalt erkennen ließen, und als Mutter Kathi mit Bestimmtheit sehen konnte, dass dies der Erwartete sei, war dieser bereits wenige Schritte vor dem Hause angelangt.

Die Alte schob das Spinnrad beiseite, um den Mittagstisch für den Sohn zu decken. Sie und die Dienstleute hatten längst gegessen.

„Wird wohl schon verdörrt und verstanden sein“ sagte sie zu dem Eintretenden, „wegen was kommst auch nicht ehender? Gewiss bist wieder beim Bräuer gesessen?“

„Greint nicht, Mutter“, entgegnete der Sohn, „ich bin heut gar gut aufg'legt.“

Die Mutter musterte des Sohnes Miene; ja, er sah fröhlich aus.

Er war kein junger Mann mehr, der Reiterhofer, und auch gerade von den Schönsten keiner: Eine untersetzte, kräftige Gestalt unter Mittelgröße, ein rundes, glattrasiertes Gesicht mit gutmüthigen Blauaugen, graumeliertem Haar, kurz gesagt, ein Oberösterreicher-Bauer, wie der Durchschnitt in jener Gegend.

Aber der Mutter mochte er heute doch besonders wohlgefallen.

„Gut aufg'legt bist?“ fragte sie forschend. „Warum denn?“

„Weil ich mir eine Bäuerin gfunden hab“, antwortete der Bauer lächelnd.

„Thust mich völlig erschrecken, Sepp!“ sagte die Mutter und setzte sich auf die Ofenbank, „wie ist Dir denn das so schnell eingfallen? War doch jetzt niemalen eine Red' davon. Aber sitz' nieder und thu' essen!“

Sie schob ihm die Schüsseln zu. Beim Essen hatte er nicht Zeit zum Erzählen, er konnte seine Worte sammeln. Die Mutter unterbrach sein Schweigen nicht und wartete. Als er noch immer nichts verlauten ließ, gieng sie, ihm ein Krüglein Most zu holen.

Sie stellte es vor ihn hin und er reichte ihr ein Päcklein.

„Da Mutterl, hab ich Euch was mitgebracht. Viel ists halt nicht!“

Sie entnahm aus dem Papier ein dunkles Seidenhalstuch.

„Dank Dir schön, mein guter Sepp, thut mich rechtschaffen freuen. Aber geh, sag mir doch — — —“

Lungenentzündung . . . Als ihm ein paar Tage später der Collecteur seinen Gewinnantheil, gegen 9000 Thaler, brachte, flog ein wehmüthiges Lächeln über das Gesicht des kranken, alten Mannes . . .

„Nun brauche ich's nicht mehr. Heute Nacht ist mein alter Hektor gestorben."

Den andern Tag war auch der Kanarienvogel todt. Das Geld erbte der Fiscus.

Agnes.

Eine wahre Geschichte aus dem Mühlviertel von **Louise Seidl-Derschmidt.**

I.

Der Reiterhof liegt weltfern zwischen hügeligem Wald- und Wiesengelände. Weitab davon läuft die Bezirksstraße, nur ein schmaler, von Schulkindern und Kirchenbesuchern ausgetretener Pfad verbindet das Gehöft mit derselben und mit den umliegenden Ortschaften. Die nächste davon ist eine Stunde entfernt.

Ein alter fester Bau, dieser schmucklose Hof.

Das Wohngebäude ist niedrig, aus massigen Granitquadern wie für die Ewigkeit erbaut. Die Mauern sind nicht geweißt, sondern zeigen die grobkörnige glitzernde Granitstructur, nur die Fugen der unregelmäßigen Bausteine sind mit Kalk verstrichen.

Der Thürstock ist nicht ohne Kunst aus etwas feinerem Granit gemeißelt und zeigt zwischen der Jahrzahl seiner Entstehung die Buchstaben J. K. in erhabener Arbeit. Ein hohes Giebeldach, mit Stroh gedeckt, zieht sich wie eine Kapuze über das Gemäuer, welches einige Fenster mit Blumentöpfen aufweist.

Der längstverstorbene Erbauer hielt nicht viel von schönen Wohnräumen, geräumige Vorrathskammern waren ihm wünschenswerter, darum übertrafen die an das Wohnhaus angebauten Wirtschaftsgebäude das letztere bedeutend an Umfang. Und die nachfolgenden Besitzer waren mit dieser Einrichtung zufrieden und ließen alles, wie sie es vom Vater und Ahn übernommen hatten.

Ein dichter Spätherbstnebel schwebte über dem Hügellande, man sah kaum zwanzig Schritte weit; darum konnte auch die alte Bäuerin, die mit ihrem Spinnrade an einem der kleinen Fenster saß und spähend ins Grau hinausblickte, lange nichts gewahren.

Sie wartete heute mit besonderer Ungeduld, denn es war ihr Namenstag.

„Ist ein zu guts Dirndl“, sagte einer, „die kann ja gar nicht harb sein.“

„Aber der Schuster Franzl dort drüben und der Moltererhiesl, — die machen dafür umso finstere Gesichter, weil die Agnes heut keine Zeit für sie hat“, neckte ein anderer.

In der That gieng es am Nebentische, wo sich sonst gewöhnlich die Jugend lebhafter unterhielt, als die gesetzten „Manner“, ziemlich einsilbig her. Agnes nahm im Vorübergehen die leeren Gläser, als sie aber das des Moltererhiesl erfasste, wehrte dieser ab.

„Mir bringst ein Stamperl!“

Agnes stellte das Krügel auf einen Nebentisch. Als sie mit den vollen Gläsern der anderen Gäste wiederkam und auch dem Hiesel den Brantwein brachte; raunte ihr dieser zu:

„Heut muss ich noch was reden mit Dir. Schau, dass D' bald fertig wirst am Herrentisch. Soll die Rosi dort einschenken.“

„Das geht nicht! Kommst halt, wenn alle gangen sind. Denken kann ich mir eh, was D' willst.“

Um zehn Uhr verliefen sich die Gäste, und Agnes begleitete den Handlungsreisenden in sein Zimmer.

„Nun, schöne Agnes“, meinte dieser, „wie steh' ich heute in der Gnade?“

Er fasste sie um die Mitte.

„Wenn Sie doch nicht gar so eine fade Soß wären! Schauns, Sie sind so ein appetitliches Mädel!“

„Da sind leider lauter Fasttäg' bei mir“, sagte Agnes mit unschuldigem Augenaufschlag; und wie sie ihm das hübsche schmale Gesichtchen zuwandte, benützte er den Augenblick und küsste sie schnell und wiederholt.

Mit lautem Gekreische machte sich nun Agnes los und stürmte die Treppe hinab, als ob das wilde Heer hinter ihr drein wäre. Aber es folgte ihr nichts als das laute Lachen des Reisenden.

„Was hast denn wieder?“ fragte die Bräuerin ärgerlich, welche eben die Hausthür sperrte.

„Der Reisende“, stammelte Agnes noch ganz athemlos, „hat mich nicht in Ruh' lassen“.

„Deswegen brauchst ja nicht so zu rennen; thätst Dich ernsthaft benehmen, dann traut sich eh keiner heran.“

Die Bräuerin probierte noch einmal das Thürschloss, schob den Riegel vor und suchte dann ihre Schlafkammer auf. Agnes aber gieng durch die Küche in die Mägdekammer und hatte dort nicht lang zu warten; es klopfte an das hinten auf den Hof hinausgehende Fenster, der Hiesl war da.

„Kommt schon noch, die Neuigkeit! Wisst 's Mutterl, eine so Feine und Schöne hab' ich mir ausgsucht, dass es in neun Pfarren keine mehr gibt."

„Na, wen denn?"

„Haben thuts wohl nichts!"

„Das wär' das wenigere! Wenns nur ein guts Gemüth hat für Dich, Deine Freundschaft und ein bissel halt für mich auch!"

„Eine Bauerstochter ists auch nicht. Aber darum scher' ich mich nicht. Wenns mir nur gfallt, um andre Leut frag ich nicht!"

„Wenn Du mir doch einmal sagen möchtst, wers ist!"

Die Antwort wollte dem Sepp nicht recht heraus. Fast kleinlaut sagte er endlich: „Die Bräuer Agnes halt."

Die Mutter starrte den Sohn sprachlos an.

„Ja, bist denn Du doch noch gscheit? So ein jungs Dirndl, nicht älter als unser Nani, dein' ältere Tochter! Und eine Kellnerin! Was denkst Dir denn? Ist das ein Zsammstand? Jetzt bist Du bald Fufz'gi und sie, wenns viel ist, kann zwanz'g Jahr alt sein."

„Wird eh alle Tag älter!"

„Hättst Dir um die Rosenberger Marie gschaut, das wär' eine Bäuerin für dich."

„Die ist mir z' neidig und hat rothe Haar!"

„Bild' Dir nichts ein! Häufig schön gnug wärs für Dich und klug und praktisch zu der Wirtschaft."

„Ich hab schon g'redt mit der Agnes."

„So ein Dirndl! Und die Freundschaft! Hab ihre Mutter kennt, als sie jung war, die ist weiter nicht viel wert gewesen. Ein Kind ums andre und überall ein' andern Vater dazu."

„Für ihr Mutter kann's nichts, 's Madl ist brav.

II.

Im Bräuhause war Bürgertag.

Die gewöhnliche Stammtischgesellschaft hatte durch einen Handlungsreisenden Verstärkung erhalten und war bemüht, die braunäugige Agnes in beständiger Thätigkeit zu erhalten. Alle richteten es so ein, dass stets nur ein Glas leer war, wenn sie zum Einschenken kam; und während sie in die Schenkkammer gieng, um dieses zu füllen, leerte wieder ein anderer seinen Rest. So musste sie immer ab und zu gehen. Sie that dies mit sanftem, gutmüthigem Lächeln und hatte für jedes Augenblinzeln der Gäste eine freundliche Erwiderung. Es gelang das Vorhaben durchaus nicht, die allzeit ruhige Agnes einmal „aus dem Häusel" zu bringen.

„Ich nehm' ihn jetzt schon, den Reiterhofer. Und wenn Du mich überhaupt einmal ein bissel gern ghabt hast, so wird Dir der Weg hinauf zu mir wohl nicht z' weit werden! Wer weiß — sie flüsterte fast unhörbar — machts der alt' Sepp noch lang! Ich mein, er hat eh kein' gar guten G'sund. Und mein guter Freund kannst ja immer sein und bleiben. Oder willst nicht?"

„Nein, in drei Teufelsnamen! Kein so schlechter Lump mag ich nicht sein. So solls aus sein zwischen uns!"

Ohne Gruß stürzte Hiesl vom Fenster der treulosen Liebsten davon.

III.

Die Hochzeit der Agnes Peyreder mit dem Josef Rastner (mit Hausnamen Reiterhofer genannt) fand im Februar desselben Winters noch statt und wurde mit dem üblichen Festfrühstücke, welches man im Bräuhause einnahm, eingeleitet.

Als die Glocken zusammenläuteten, standen trotz der strengen Kälte an allen Hausthüren und vor den Häusern die Zuschauer in Gruppen, welche die schöne Braut und den reichen Bräutigam sehen wollten. Der Spassmacher des Ortes, der „böhmische Wenzel", hatte sich sogar eine Hanswurstkleidung angethan. Da sein Weib Schneiderin war, kam das scheckige, aus lauter Stoffmustern hergestellte Narrenkleid auf keine hohen Kosten. Der Wenzel feuerte Freudenschüsse in die Luft, jauchzte und schlug einen Purzelbaum vor dem Brautzuge, als derselbe in ehrsamer Ordnung aus dem Bräuhause in die Kirche zog.

Der Organist hatte eine der beliebtesten Messen ausgesucht, eine „alte, schöne", mit vielen Läufen, Verzierungen und allem Pomp, dessen die ländliche Chormusik nur fähig war. Er gab seinen Töchtern die bereits wartend auf den Sängerstühlen saßen, die Noten hin.

„Nehmts Euch zsamm, Dirndln", sagte er, „heut' tragts was".

Die drei Mädchen aber hatten es gar wichtig und steckten ob des heutigen Ereignisses die Köpfe zusammen.

„So einer", sagte die Älteste, „so einer kanns freilich g'rathen! Gegen eine Kellnerin kommt man nicht auf".

„Hab nur kein' Neid, Nani", versetzte die zweite Schwester, ich hab auch keinen, wenngleich der Reiterhofer mir vorigen Fasching schön gnug than hat beim Veteranenball. So gehts einem halt, wenn man nicht gleich ja sagt."

„Schaut nur, dort sitzt ihre Mutter schon unten", unterbrach sie die Jüngste, „ganz vorn im Bürgerstuhl sitzts und ein seiden' Kleid hats an. Das Bettelmensch!"

Agnesens Mutter war eine ledige Person von nicht mehr zweideutigem Rufe.

Als Agnes das Fenster öffnete, schwang sich Hiesl vom Stalldache aufs Fensterbrett. Aber zu den beim Fensterln üblichen Zärtlichkeiten schien er heute nicht aufgelegt zu sein. Er schob Agnes kurz zurück, als sie ihm die Arme schmeichelnd um die Schulter legen wollte.

„Jetzt lass das Gethu", sagte er barsch, „und red aus, obs wahr ist, dass du den Reiterhofer heiraten willst".

„Wer hat Dir das gesagt?" wich Agnes aus.

„Die Spatzen pfeifens auf dem Dach, die Buben singen Schnaderhüpfl drauf, und das Gespött, das ich seit Kathrein aushalten muss, ist zum Ausderhautfahren. Jetzt sag, ists wahr?"

Agnes griff nach Hiesls Hand.

„Schau, Schatz" sagte sie, — „meine Mutter ist so viel dafür eingesprengt. Ich käm auf ein' schönen Bauernhof · und gern haben kann ich Dich ja darum doch".

Schaute der Hiesl gar verblüfft drein. Agnes konnte seine Miene beim schwachen Mondschein gut erkennen.

„Ah, da schau her!" sagte er nach einer Pause, — „eine Solche bist Du? (Das Solche war in der Rede wohl dreimal unterstrichen.)

„Ja weißt, mit uns zwei", fuhr Agnes fort, „hätts ja doch nie was werden können. Einstweilen wenigstens nicht. Ich hab nichts und Du hast nichts — —"

„Und das sagst mir heut? Wer hat mich denn eingfädelt und mir schönthan über die Maßen, bis ich der Narr worden bin, der verliebt', der Dich nicht lassen kann und wenn er sich dem Teufel verschreiben sollt? Hast Dus z'erst nicht gwusst, dass ich nix hab."

Agnes sah mit einem schillernden Blick zu ihm auf.

„Gwusst hab' ich 's wohl, — aber leicht ist mirs gangen wie Dir, wie ich Dich gsehen hab, war mein Denken: Der muss mein sein, und gilts meine Seligkeit."

Sie schmiegte ihr blasses Köpfchen an seine Brust; er that sich Gewalt an, sie nicht an sich zu pressen. Aber er überwand sich. So war sie immer. Wenn er böse werden wollte, nahm sie ihn durch ihre Schmeichelreden und ihre Leidenschaft aufs neue gefangen.

„Also wie solls werden?" fragte Hiesl. „Willsts nicht doch lieber mit mir probieren und eine ehrbare Heirat schließen, in Bescheidenheit und Armut zwar, aber in Lieb' und Treu?"

Agnes schüttelte den Kopf.

„Das geht nicht mehr. Der Reiterhofer hat schon mein Wort. Und zum Hungerleiden hab ich keine Anlag. Jetzt hast noch die Wahl: Entweder oder!"

„Das soll heißen: Entweder dich lassen ganz und gar oder zum schlechten Kerl werden. Schamst dich nicht?"

Ob sie dich noch so grimmig hassen —
Blick fest und heiter in die Welt!
Nur der, der vor sich selber fällt,
Ist ganz verlassen.

* * *

Den heißt ihr gut. Den nennt ihr schlecht.
Wie ungerecht!

Hier wird verdammt. Dort wird verehrt.
Wo liegt der Wert?

Ob man mich liebt, ob man mich haſst —
Ich bin gefaſst!

* * *

Mancher liebt mich, den ich meide,
Mancher haſst mich, den ich achte,
Und wenn ich es recht betrachte:
Peinlich sind mir alle Beide.

Möchte der, den ich verehre,
Mich von ganzer Seele lieben,
Und mich der beiseite schieben,
Den ich selber gern entbehre.

Ein Königspaar auf dem Schaffot.

Zu einer Zeit, da die sociale Entwicklung in Europa manchmal droht, aus reformatorischen Bahnen in revolutionäre überzugehen, ist es recht heilsam, einmal einen Blick auf die französische Revolution zu thun. Ein solcher Blick hat mir freilich die idyllische Ruhe des letztvergangenen Sommers zerrissen, weil ich Thomas Carlyles großes Werk: „Die französische Revolution“, (Otto Hendels „Bibliothek der Gesammtliteratur“) gelesen hatte. Doch die Erschütterung, die diese geniale Darstellung in jedem Menschen verursacht, läſst uns in unseren gesellschaftlichen Bestrebungen besonnener und geduldiger werden, anderseits aber auch die terroristischen Bestrebungen unserer Zeit um so leidenschaftlicher verabscheuen. In dieser Absicht greife ich jetzt aus Carlyles Werk die Schilderung heraus, wie Frankreichs Königspaar Ludwig und Marie Antoinette von den Revolutionären hingerichtet worden ist. Uns geht das umsomehr zu Herzen, als die Königin eine Österreicherin war, die herrliche Maria Antoinette, die Tochter Maria Theresias. Das Erhebende der furchtbaren Tragödie, die wir uns in Erinnerung rufen, liegt darin, daſs diese gekrönten Häupter wahrlich wie Könige gestorben sind.

Carlyle erzählt:

Nachdem die Sitzungen Tag und Nacht gewährt, fällt das Urtheil. Tod. Kein Aufschub. Tod innerhalb vierundzwanzig Stunden.

„Warum ist denn die nicht bei der Hochzeitsg'sellschaft?"

„Weißt es denn nicht, da ghört die Brautmutter nicht dazu, das bringt Unglück."

„Die Hochzeit", sagte die Älteste wieder, „wird wohl auch so kein Glück bringen, wenigstens für ihn nicht".

„Und für den Moltererhiesl auch nicht", entgegnete die Schwester. „Der sitzt heut' beim Fallhuber und hat schon einen Mordsrausch."

„Jetzt kommens!"

„Aber eins ist wahr, sauber schauts aus, die Agnes. Und scheinheilig stellt sie sich auch genug. Die thut, als wenns nicht fünfe zählen könnt!"

In der rauschenden Introduction, die der Organist mit Hilfe aller lärmenden Register zu Ehren der eintretenden Brautleute anstimmte, gieng das Mädchengeflüster ungeahndet verloren, doch als der Priester zum Staffelgebete von den Altarsstufen herunterschritt, hieß es, die Noten bereit halten und richtig „einzusetzen".

„Dass Ihr mir beim Kyrie nicht umschmeißts!", warnte der Vater, „ihr Waschen!"

Die Trauung verlief ohne Störung, ebenso das Hochzeitsmahl mit seinen vielen Gängen.

Wohl kam gegen die Abendstunde der Moltererhiesl in einem schwer zu beschreibenden Zustande ins Bräuhaus und schien nicht übel Lust zu haben, im Verein mit einigen Marktburschen Stänkereien anzufangen. Doch sein Rausch hatte das gefährliche, das Raufstadium schon überschritten und gieng in Sentimentalität über. Mit schweren Seufzern über die schlechte Welt und die unaufrichtigen Weibsbilder stierte er, in sich selber hineinbrummend, in sein Weinglas, um endlich, mit dem Kopf auf den vorgelehnten Armen ruhend, sich dem erlösenden Schlafe hinzugeben.

So was sollte man nicht erzählen! heißt's. Und ich sage: So was sollte nicht geschehen! —

Liebe und Hass.

Sinngedichte von Otto Promber.

Pfleg' Milde und Treue
Tagtäglich auf's neue,
Doch lass' dich nicht werfen;
Und schwühlt es, so träum' nicht —
Vor allem versäum' nicht,
Den Degen zu schärfen!

* * *

Lebst du der Menschheit g'rade recht,
Sei frohen Muth's;
Doch macht sie ohne Grund dich schlecht —
Was thut's?

auf die Cerberus-Municipalen, als sie durchs Vorzimmer gieng, und mit der ganzen Heftigkeit eines Weibes rief sie unter Thränen: Vous êtes tous des scélérats."

König Ludwig schlief fest bis um fünf Uhr am Morgen, wann Cléry ihn dem Auftrage gemäß weckte. Cléry ordnete ihm das Haar. Während dies geschah, nahm Ludwig einen Ring von seiner Uhr und streifte ihn wiederholt über seinen Finger; es war sein Trauring, den er jetzt der Königin zurücksenden muss als ein stummes Lebewohl. Um halb sieben nahm er das Sacrament und blieb mit dem Abbé Edgeworth im Gebet und Gespräch. Er will seine Familie nicht wiedersehen; es wäre zu hart zu ertragen.

Um acht Uhr treten die Municipalen ein. Der König gibt ihnen sein Testament, Aufträge und Effecten, die sie anfangs brutal sich weigern entgegenzunehmen. Er gibt ihnen eine Rolle Goldstücke, hundertundfünfundzwanzig Louisdor; diese sind Malesherbes zurückzustellen, der sie geliehen hatte. Um neun Uhr sagt Santerre: die Stunde ist gekommen. Der König bittet, sich noch für drei Minuten zurückziehen zu dürfen. Nach Verlauf von drei Minuten sagt Santerre wieder: die Stunde ist gekommen. „Mit seinem rechten Fuße auf den Boden stampfend, antwortet Ludwig: Partons, lasst uns gehen." — Wie der Wirbel der Trommeln jetzt hereindringt durch die Mauern und Bollwerke des Temple, ins Herz einer königlichen Frau — bald eine Witwe. So ist er denn gegangen, und hat uns nicht wieder gesehen? Eine Königin weint bitterlich, eines Königs Schwester, es weinen eines Königs Kinder. Über all diesen vieren schwebt auch der Tod, alle werden elend umkommen außer einer; sie, als Herzogin von Angoulême, wird leben, — nicht glücklich.

Am Thore des Temple waren einige schwache Stimmen zu hören, vielleicht von mitleidsvollen Weibern: „Grace! Grace!" Überall sonst auf den Straßen herrscht Grabesstille. Kein Unbewaffneter darf hier sein, die Bewaffneten, wenn auch einige Mitleid fühlen sollten, wagen nicht, es irgendwie auszudrücken; jeder ist durch seine Nachbarn eingeschüchtert. Alle Fenster sind geschlossen, niemand wird gesehen an ihnen. Alle Läden sind geschlossen. Kein Wagen rollt diesen Morgen durch die Straßen, außer einem einzigen. Achtzigtausend Bewaffnete stehen in Reihen, wie bewaffnete Statuen, es starrt von Kanonen und Kanonieren mit brennenden Lunten, aber ohne Wort oder Bewegung; es ist alles wie in einer in Schweigen und in Stein verzauberten Stadt: der eine langsam rollende Wagen mit seiner Escorte der einzige Laut. Ludwig liest in seinem Andachtsbuche die Gebete der Sterbenden. Das Rasseln dieses Todtenmarsches in der großen Stille dringt scharf an sein Ohr, aber der Gedanke möchte sich gerne zum Himmel erheben und die Erde vergessen.

Garat, der Justizminister, muſs mit dieser ernsten Botschaft nach dem Temple gehen. Wiederholt ruft er aus: „Quelle commission affreuse, welch schrecklicher Auftrag!“ Ludwig wird nur mehr „Louis Capet“ genannt. Er bittet um einen Beichtvater, um noch drei Tage Leben zur Vorbereitung auf den Tod. Der Beichtvater wird bewilligt, die drei Tage und jede Frist abgeschlagen.

Ein Beichtvater ist gekommen. Abbé Edgeworth, ein Irländer von Geburt, den der König seinem guten Rufe nach kannte, ist bereitwillig zu dieser heiligen Handlung herbeigeeilt. Laſs denn die Welt hinter dir, du unglücklicher König; sie, mit ihrer Bosheit, wird ihren Weg gehen, den deinigen, den vermagst nur du zu gehen. Ein Schweres noch bleibt übrig: der Abschied von unsern Lieben. Geliebte Herzen, von derselben grimmen Gefahr umgeben, hier zurücklassen zu müssen! Lassen wir den Leser mit den Augen des Kammerdieners Cléry durch jene Glasthür, vor der auch die Municipalität wacht, blicken, und die grausamste Scene sehen:

„Um halb neun Uhr öffnete sich die Thür des Vorzimmers, die Königin erschien zuerst, ihren Sohn bei der Hand führend, dann Madame Royale und Madame Elisabeth; sie warfen sich alle in die Arme des Königs. Stille herrschte einige Minuten, nur durch Schluchzen unterbrochen. Die Königin machte eine Bewegung, Seine Majestät ins innere Zimmer zu führen, wo Monsieur Edgeworth wartete, ohne daſs sie es wuſsten. ‚Nein‘, sagte der König, ‚laſst uns ins Speisezimmer gehen, nur dort kann ich Euch sehen‘. Sie giengen hinein, ich schloſs die Thür, die von Glas war. Der König setzte sich nieder, die Königin zur Linken, Madame Elisabeth zur Rechten, Madame Royale beinahe gegenüber, der junge Prinz stand zwischen seines Vaters Knien. Sie neigten sich alle zu ihm hin und umarmten ihn oft. Diese schmerzliche Scene dauerte einunddreiviertel Stunden, während welcher wir nichts hören konnten; wir konnten nur sehen, daſs immer, wenn der König sprach, das Schluchzen der Prinzessinnen von neuem ausbrach und einige Minuten lang anhielt, und daſs dann der König wieder zu sprechen begann. „Und so soll denn unser Beisammensein, unser Abschied zu Ende sein! Die Schmerzen, die wir einander verursachten, die armen Freuden, die wir getreulich theilten, und all unser Lieben und Leiden, unser irrendes Mühen unter der Erdensonne, sind vorbei. Du geliebte Seele, ich soll nie, nie, durch alle kommende Zeit, Dich wieder sehen!“ — Nie! O Leser, kennst du dies harte Wort?

Beinahe zwei Stunden dauert dieser Schmerz, dann reiſsen sie sich los. „Versprich, daſs Du uns morgen wieder sehen willst.“ Er verspricht es: — „Ach ja, ja, noch einmal; und nun geht, Ihr Geliebten, ruft Gott an für Euch und mich!“ — Es war hart, aber es ist vorüber. Er wird sie nicht sehen morgen. Die Königin warf einen Blick

Paris. Orléans fährt weg in seinem Cabriolet, die Stadträthe reiben sich die Hände und sagen: „Es ist gethan, es ist gethan". Man taucht Taschentücher, Pikenspitzen in das Blut. Henker Samson, obgleich er es hernach ableugnete, verkauft Locken vom Haar; Tuchfleckchen von dem braunen Rocke werden noch lange nachher in Ringen getragen. — Und so ist in etwa einer halben Stunde alles abgethan und die Menge hat sich hinwegbegeben. Pastetenbäcker, Kaffeeverkäufer, Milchträger lassen ihre gewöhnlichen alltäglichen Straßenrufe erschallen, die Welt geht ihren Gang, als ob dies nur ein gewöhnlicher Tag.

Und dann die Königin.

Marie Antoinette, die Tochter einer Kaiserin, vergibt sich nichts an ihrer Würde in ihrer äußersten Verlassenheit und dieser Stunde der äußersten Noth. Ihr Blick, so wird gesagt, blieb ruhig, als die gräss-liche Anklage verlesen wurde; „man bemerkte, wie sie zuweilen ihre Finger wie beim Clavierspielen bewegte."

Mit welchem Interesse nimmt man aus jenem trüben Revolutions-bulletin selbst wahr, wie sie sich als eine Königin benimmt. Ihre Ant-worten sind rasch, deutlich, oft von lakonischer Kürze; eine Entschlossenheit, die voll Verachtung geworden ist ohne aufzuhören, würdevoll zu sein, hüllt sich in ruhige Worte. „Sie bestehen also beim Leugnen?" — „Meine Absicht ist nicht Leugnen: es ist die Wahrheit, was ich gesagt habe, und bei der beharre ich". Der schändliche Hébert hat über so viele Dinge sein Zeugnis abgelegt, auch über eines, betreffend Marie Antoinette und ihren kleinen Sohn, — wo-mit die menschliche Sprache sich besser nicht weiter besudeln sollte. Einer der Geschworenen erlaubt sich zu bemerken, dass sie darauf nicht geant-wortet hat. „Ich habe darauf nicht geantwortet", ruft sie mit edler Entrüstung aus, „weil sich die Natur sträubt, zu antworten auf eine solche Beschuldigung gegen eine Mutter. Ich berufe mich auf alle hier anwesenden Mütter". Robespierre brach, als er davon hörte, in etwas beinahe wie einen Fluch aus gegen die brutale Dummheit dieses Hébert, auf dessen elenden Kopf seine elende Lüge zurückgefallen ist. Um vier Uhr am Mittwoch Morgen, nach zwei Tagen und zwei Nächten Verhör, Reden an die Geschworenen und anderen Verdunkelungen ihrer Bera-thungen kommt als Resultat das Todesurtheil. „Haben Sie etwas zu sagen?" Die Angeklagte schüttelte den Kopf, ohne zu reden. Die Lichter sind herabgebrannt, und mit der Nacht geht auch die Zeit einem Ende entgegen, und es wird Ewigkeit und voller Tag werden. Dieser Saal eines Tinville ist dunkel, übelbeleuchtet, außer da, wo sie steht. Schwei-gend entfernt sie sich, um zu sterben.

Zwei Processionen oder königliche Fahrten, dreiundzwanzig Jahre auseinander, haben uns oft seltsam berührt durch ihren Contrast. Die erste Fahrt ist die einer schönen Erzherzogin und Dauphine, die ihrer

Seht den Platz de la Révolution, einst Place de Louis Quinze, seht die Guillotine nahe bei dem alten Piedestal, worauf einst das Standbild jenes Louis sich erhob! Als die Glocke zehn Uhr schlägt, starrt es weit herum von Kanonen und Bewaffneten, hinten drängen sich die Zuschauer, darunter Orléans Égalité im Cabriolet. Schnelle Boten, hoquetons, eilen alle drei Minuten nach dem Stadthause. Nahebei sitzt der Convent — rachebereit für Lepelletier. Achtlos für alles liest Ludwig seine Gebete der Sterbenden; erst nach fünf Minuten hat er sie beendigt, dann öffnet sich der Wagen. In welcher Stimmung ist er? Zehn verschiedene Augenzeugen geben zehn verschiedene Berichte darüber. Er ist im Widerstreite aller Stimmungen, jetzt wo er am schwarzen Wahlstrom und Abgrund des Todes angelangt ist: in Schmerz, in Zorn, in Ergebung, kämpfend um Ergebung. „Sorgen Sie für Monsieur Edgeworth", befiehlt er kurzweg dem Lieutenant, der bei ihnen sitzt; dann steigen die beiden aus.

Die Trommeln wirbeln. „Taisez-vous, Stille!" ruft er „mit furchtbarer Stimme, d'une vois terrible." Er besteigt das Schaffott, nicht ohne Zaudern; er trägt einen dunkelbraunen Rock, graue Beinkleider, weiße Strümpfe. Er streift den Rock ab, steht da in weißwollenem Kamisol. Die Scharfrichter treten heran, um ihn zu binden, er widersetzt sich, stößt sie zurück; Abbé Edgeworth muss ihn daran erinnern, wie der Erlöser, an den die Menschheit glaubt, sich darein ergab gebunden zu werden. Man bindet ihm die Hände, der Kopf wird entblößt, der verhängnisvolle Augenblick ist da. Er tritt vor an den Rand des Schaffots, „mit sehr rothem Gesicht", und sagt: „Franzosen ich sterbe unschuldig, ich sage es Euch hier vom Schaffot herab und im Begriff vor Gott zu erscheinen. Ich verzeihe meinen Feinden, ich wünsche, dass Frankreich —" Ein General zu Pferde, Santerre oder ein anderer, sprengt vor, mit erhobener Hand: „Tambours?" Die Trommeln übertäuben die Stimme. „Scharfrichter, thut Eure Pflicht!" Die Scharfrichter, besorgt selbst gemordet zu werden (denn Santerre und seine bewaffneten Reihen werden zuschlagen, wenn sie's nicht thun), ergreifen den unglücklichen Ludwig, sie ihrer sechse, verzweifelt, er allein sich verzweifelnd wehrend, und binden ihn an ihr Brett. Abbé Edgeworth bückt sich nieder zu ihm, sprechend: „Sohn des heiligen Ludwig, fahre gen Himmel!" Das Beil klirrt nieder, eines Königs Leben ist hinweggemäht. Es ist Montag, der 21. Jänner 1793, Ludwig war 38 Jahre, 4 Monate und 28 Tage alt.

Scharfrichter Samson zeigt den Kopf. Wilder Ruf „Vive la République" erhebt sich und schwillt an, Mützen steckt man an Bajonnette, Hüte werden geschwenkt, Studenten vom Colleg der vier Nationen nehmen den Ruf auf, drüben auf den Quais, verbreiten ihn über ganz

Wie ich mir die katholische Kirche der Zukunft denke.

Zur stillen Sommerszeit, wenn man so hinwandelt durch Wald und Flur, Ruhe im Herzen, da denkt man mehr nach über die Welt, als im Winter, da man mitten in ihr lebt. Wenn man sonst umgarnt war von ihr oder entrüstet über sie — im Frieden der Einsamkeit macht sie einem bloß Sorge. Wohin mit der Welt? Wo hinaus mit den Aufgaben, die sie sich stellt? Wohin führen die dunklen Wege, die sie einschlägt? Und wohin der heiße, wilde Streit, den sie — mit sich selber führt?

In vielfacher Beziehung ist dieser Streit einer um des Kaisers Bart. Aber er ist auch ein Anlauf zum Besserwerden. Denn laut und ununterbrochen schreit das Gewissen des modernen Menschen: „Es kann vieles, vielleicht alles in unserem Leben besser werden, und es muss besser werden.

Manchmal hat's den Anschein, als lebten wir im Zeitalter der Revolution. Doch mich dünkt, wir leben in einem besseren, in dem der Reform. Alles, was Leben hat, entwickelt sich. So muss eine Wesenheit, die nach dem Glauben von Millionen Menschen das stärkste Leben hat, sich entwickeln können bis zu jener Wirklichkeit und Wirksamkeit, die sie haben will und soll.

Die katholische Kirche. Sie ist heute wieder die Unruhe der Geister geworden. Viele lieben sie, viele hassen sie, viele fallen von ihr ab, viele hoffen, dass sie sich reformieren wird. Denn nach ihren mittelalterlichen Grundsätzen ist es undenkbar, dass sie die Geister und Herzen des zwanzigsten Jahrhunderts erobert. Sie will es aber und sie hat — wie sie selbst sagt — für sich kein größeres Gebot als das, den Völkern der Erde das Christenthum zu geben. Das Eisen schmiedet man heute im Feuer, wie im Mittelalter, aber man schmiedet es mit *neuen* Werkzeugen und in *neuen* Hütten. So muss es auch die Kirche thun.

Reform der Kirche! Man spricht das Wort, ohne dabei gerade viel zu denken. Wir fragen: Wie soll sie sich reformieren, um dem Gewissen unserer Zeit zu entsprechen und doch die alte katholische Kirche zu bleiben?

So saß ich eines Tages auf der Waldbank und schrieb Gedanken hin. Gedanken, die vor mir tausendmal und viel besser werden gedacht worden sein. Das macht nichts, ich dachte sie doch aus dem Innern

Mutter Residenz verläßt im Alter von fünfzehn Jahren, der Erfüllung von Hoffnungen entgegengeht, wie sie damals keine Evatochter hegen konnte. „Am Morgen", sagt Weber, ein Augenzeuge, „verließ die Dauphine Wien. Die ganze Stadt drängte sich hinaus, anfangs in stiller Betrübnis. Sie erschien; man sah sie zurückgelehnt im Wagen, ihr Gesicht mit Thränen benetzt, ihre Augen bald mit ihrem Taschentuche, bald mit ihren Händen bedeckend, zu wiederholtenmalen ihren Kopf hinaussteckend, um noch einmal den Palast ihrer Väter zu sehen, wohin sie nie zurückkehren sollte. Sie nickte dem guten Volke, das sich herandrängte, um ihr Lebewohl zu sagen, ihr Bedauern, ihre Dankbarkeit zu. Dann brach man auf allen Seiten nicht bloß in Thränen, sondern in Geschrei aus. Männer wie Weiber überließen sich dem Ausdrucke ihres Schmerzes. Auf allen Straßen von Wien hörte man Töne der Klage. Der letzte Courier, der ihr folgte, verschwand, und die Menge strömte auseinander."

Das junge kaiserliche Mädchen von fünfzehn Jahren ist jetzt eine frühgealterte entthronte Witwe von achtunddreißig Jahren geworden, grau vor der Zeit. Dies ist die letzte Fahrt:

Wenige Minuten nach dem Ende des Processes riefen die Trommeln in allen Sectionen zu den Waffen. Um Sonnenaufgang war die bewaffnete Macht auf den Beinen, es wurden Kanonen aufgestellt an den Enden der Brücken, auf den Plätzen, Kreuzungen, vom Palais de Justice an bis zum Platz de la Révolution. Um zehn Uhr zogen zahlreiche Patrouillen durch die Straßen, dreißigtausend Mann Infanterie und Cavallerie standen unter Waffen. Um elf Uhr wurde Marie Antoinette herausgebracht. Sie hatte ein Morgenkleid an von piqué blanc: wie eine gewöhnliche Verbrecherin wurde sie zum Richtplatze geführt, gebunden, auf einem Karren, begleitet von einem constitutionellen Priester im Laiengewand. Zahlreiche Abtheilungen Infanterie und Cavallerie escortierten sie. Diese und die doppelte Reihe Truppen den ganzen Weg entlang schien Marie Antoinette mit Gleichgiltigkeit zu betrachten. Auf ihrem Gesichte war weder Niedergeschlagenheit noch Stolz sichtbar. Auf die Rufe „Vive la République" und „Nieder mit der Tyrannei", die sie den ganzen Weg begleiteten, schien sie nicht zu achten. Sie sprach wenig mit ihrem Beichtvater. Die tricoloren Fahnen auf den Häusern beschäftigten ihre Aufmerksamkeit in den Straßen du Roule und Saint-Honoré, auch beachtete sie die Inschriften an den Häuserfronten. Als der Platz de la Révolution erreicht war, wandten sich ihre Blicke nach dem Jardin national, ehemals Tuileriengarten; ihr Gesicht ließ in jenem Moment Zeichen lebhafter Erregung erkennen. Sie bestieg das Schaffot mit Muth genug; um ein Viertel nach zwölf Uhr fiel ihr Haupt; der Scharfrichter zeigte es dem Volke unter allgemeinen lange anhaltenden Rufen: „Vive la République!"

Der Gottesdienst soll mit tiefer Feierlichkeit begangen werden, doch soll das Gepränge niemals weltlichen Charakter annehmen. Die kirchlichen Ceremonien beim Gottesdienst bleiben beibehalten, insoferne sie symbolisch einen christlichen Gedanken ausdrücken oder eine gemüthserhebende Stimmung erzeugen.

Religiöses: Grund der christkatholischen Kirche ist das Evangelium. Es ist der Leitfaden für Geistlichkeit und Cultus und steht jedem katholischen Christen in seiner Muttersprache ganz und unverkürzt frei.

Das neugeborene Kind wird auf Wunsch der Eltern durch die Taufe in die katholische Kirche aufgenommen. Dieser Bund wird, wenn der Mensch zur Vernunft kommt, bei der Firmung erneuert. — Das Messopfer mit dem Altarssacrament wird begangen zum Gedächtnisse des Leidens und Sterbens Jesu Christi. Das Geheimnis vom eingeborenen Sohn Gottes darf nicht durch scholastische Auslegung profaniert werden. Bei der Communion bewirkt der Glaube an die Gegenwart Gottes und der innige Wunsch nach Vereinigung mit Gott das Wunder der Vereinigung. — Bei der Ohrenbeichte kann der Beichtvater anstatt Gottes die Sünden vergeben, wenn Bekenntnis, Reue und Vorsatz des Sünders vollkommen sind. Der Beichtvater vermeidet jede unpassende Frage, stellt nur solche Fragen, die ihm zur sittlichen Einflussnahme pädagogisch absolut nothwendig scheinen. Rückhältige und zweideutige Fragen und Bekenntnisse, auch wenn sie wohlgemeint wären, sind in der Beichte gänzlich ausgeschlossen. Die Sündenvergebung kann nur von einem ganz freiwilligen, offenen Bekenntnisse und von einer durchaus aufrichtigen Reue abhängig sein. — Zur Beichte wird niemand gezwungen, doch kann jeder erwachsene Katholik beichten und communicieren, so oft es sein Herz verlangt. Außerdem wird alljährlich einmal in feierlicher Weise von der Gemeinde ein allgemeines öffentliches Sündenbekenntnis abgelegt.

Leitfaden einer christkatholischen Predigt ist stets das Evangelium; der Prediger wendet es an auf die Zeitumstände und auf die besonderen Anliegen der Gemeinde, mit dem Zweck, die Zuhörer geistig zu stärken, sittlich zu erheben, in der Liebe zu Gott und Menschen zu erwärmen. Jede Polemik gegen Personen, Kirchen oder Körperschaften, sowie auch gegen die wissenschaftliche Forschung ist ausgeschlossen. — Außer der Predigt gibt es die Christenlehre, bestimmt zum gegenseitigen vertraulichen Aussprechen zwischen Priester und Laien in religiösen Dingen, besonders über die den Laien etwa dunklen Sätze der heiligen Schrift. — Der Religionsunterricht in den Schulen behandelt die Geschichte des Christenthums, die Einrichtung der Kirche mit möglichster Vermeidung dogmatischer Erörterungen, die bei den stehen bleibenden Dogmen von der Erbsünde, der unbefleckten Empfängnis, der Dreifaltigkeit u. s. w.

heraus, folgte nur meinen persönlichen Wünschen und sah die reformierte christkatholische Kirche also vor mir stehen:

Kirchliches. Jede einzelne Gemeinde wählt sich den Pfarrer. Er wird vom Bischof bestätigt. Der Diözesanclerus wählt den Bischof. Er wird vom Papste bestätigt. Die Bischöfe aller katholischen Länder wählen den Papst, der im Sinne des Oberhirtenamtes vom Evangelium bestätigt ist und der sich selber seine Beiräthe wählt. Der Papst ist das Oberhaupt, in allen kirchlichen Dingen die letzte unantastbare Instanz. Diese Verfassung ist der äußeren Einheit wegen nöthig. Als Menschen und Christen ist zwischen Priester und Laien kein Unterschied.

Die Priesterweihe, nicht vor dem dreißigsten Jahre des Weihlings vom Bischof ertheilt, ist im Principe unauslöschlich, kann aber im Falle antikatholischer Gesinnung des Geweihten weltlich gelöst werden. Die Priesterehe ist gestattet, freiwilliger Verzicht aber eine Tugend. Die Priester sind im Privatleben Bürger des Staates, in dem sie wohnen, und haben auch ihr Recht auf Politik. In ihrem kirchlichen Amte aber ist jede Politik ausgeschlossen. Die Kirche ist eine Stütze des Staates und genießt den Schutz des Staates. Im übrigen sind sie voneinander unabhängig.

Alle materiellen Bedürfnisse der Kirche hat das katholische Volk zu bestreiten. Jeder Katholik hat je nach Stand und Einkommen jährlich seinen Beitrag zu leisten. Die Priester beziehen ihr entsprechendes Gehalt. Für religiöse Handlungen, als Taufen, Trauungen, Begräbnisse u. s. w. darf kein Geld genommen werden. Für den Katholiken bleibt es Sitte, nach geschlossener lösbarer Civilehe sich auch kirchlich trauen zu lassen, wodurch die Ehe unlösbar wird.

Pfarrkirche und Friedhof sind Eigenthum der Kirchengemeinde. Alle Katholiken, auch Selbstmörder, haben — wenn es gewünscht wird — mit dem kirchlichen Segen bestattet zu werden.

Freiwillige Orden und Klöster sind gestattet, wenn dieselben rein religiösen Zwecken dienen. Für dieselben können Geschenke und Stiftungen gemacht werden. Doch ist das Klostervermögen, wenn es eine gewisse Höhe erreicht hat, in die Hand des Staates zu legen für gemeinnützige Zwecke, die vom Orden vorgeschlagen und vom Staate ausgeführt werden. Das gilt auch für ein allenfalls überschüssiges Vermögen der Bisthümer. In solchen Fällen verringert sich besonders die kirchliche Jahressteuer der Laien. Widmen Orden und Klöster sich gemeinnützigen Zwecken in Schule, Krankenpflege u. s. w., so läßt ihnen der Staat ein entsprechendes größeres Vermögen zu.

Der Gottesdienst wird in der ganzen katholischen Welt möglichst einheitlich, doch je nur in der Landessprache abgehalten. Künstlerische Ausstattung der Kirchen ist nicht bloß gestattet, sondern auch erwünscht.

es meinen Träumen wohl anmerken, dass sie dem treuen Wunsche nach kirchlicher Reform entspringen, einer pietätvollen Reform, die auch eine Aussöhnung mit anderen christlichen Kirchen bedeutet. Wenn wir nach hundert Jahren wieder aufstehen und fragen könnten, wie es mit der katholischen Kirche steht — ich glaube, wir würden in ihr viele der hier vorgeschlagenen Punkte verwirklicht finden.

Doch schon heute — die Esse loht, das Eisen glüht. Es ist Zeit zum Schmieden! Peter Rosegger.

Sommerfrische und Landaufenthalt.

Von Raymund Mayr.

Sie waren soeben vom Lande zurückgekehrt und saßen in ihrem behaglichen Speisezimmer beim Abendbrot.

„Weißt du, Rudolf", begann sie, „in der Stadt ist es doch am besten, man hat seine Bequemlichkeit, seine Freunde, seine Unterhaltung, während es auf dem Lande höchst langweilig ist — das ewige Einerlei von Spazierengehen und Essen."

„Du bist undankbar, Emma! Du würdest die Behaglichkeit unseres Heims und die Freuden der Stadt nicht so angenehm empfinden, wenn Du sie nicht einige Zeit entbehrt hättest. Du darfst auch nicht vergessen, dass Dir der Sommer die Freunde entführt und die Stadt verödet. Und Du drängtest ja selbst aufs Land."

„Es gibt aber auch Sommerfrischen mit Gesellschaft und Unterhaltung; Du hast die allerlangweiligste ausgesucht, der jeder Comfort fehlte, die nicht einmal Eisenbahnstation ist!"

„Das habe ich allerdings gethan und mit Vorsatz. Mir war es nicht um eine Sommerfrische, sondern um einen Landaufenthalt zu thun."

„Das ist doch dasselbe", warf Emma ein.

„Nicht so ganz. Unter Sommerfrische verstehe ich ein Stück Stadtleben auf dem Lande, das Verquicken von städtischen Genüssen mit den ländlichen, etwas Modernes mit seinen Ansprüchen und Brutalitäten; unter Landaufenthalt hingegen die Sehnsucht nach Ruhe, die Freude an der Schönheit, das Sichversenken in die Natur."

„Das ist schön gesagt, mein Freund, aber etwas weniger Natur und mehr Bequemlichkeit wäre mir lieber gewesen."

„Du bist doch sonst nicht so sehr aufs Bequeme erpicht. — Und haben wir unsern Landaufenthalt nicht voll und ganz genossen? Auch Du, Emma — Du kannst es nicht leugnen! . . . Lass mich sprechen."

Sache des Theologen sind. Diese Gegenstände eignen sich nicht für volksthümliche Betrachtungen.

Hauptsache des Religionsunterrichtes ist und bleibt Erweckung des Vertrauens zu Gott und Erziehung des Schülers auf Grund der Lehre Jesu zur Sittlichkeit.

Die sogenannten guten Werke sind nicht als solche verdienstlich, sondern nur, insoferne sie den Ausübenden sittlich fördern oder dem Nächsten zum Wohle gereichen. Gute Werke können aus Liebe zu anderen geübt werden und sind als Bethätigung der Liebe Gott wohlgefällig. Doch eigentlich übertragbar auf andere sind die menschlichen Verdienste nicht. Auch können die guten Werke als solche, wie Beten, Fasten, Almosengeben nur in Sonderfällen als Buße gelten. Buße heißt Besserung. Jeder Ablass hängt von der sittlichen Besserung ab. Auf andere Weise ist er nicht zu erlangen. — Fegefeuer und Hölle sind Drangsale körperlicher oder geistiger Natur, von Gott angeordnet, um die Menschenseelen zu prüfen, sie von dem Vergänglichen loszulösen und zum Ewigen zu führen.

Das Gebet ist die Erhebung des Geistes zu Gott. Es kann gebetet werden im Gemüthe, in Gedanken, Worten und Gesängen, für sich allein und gemeinsam. Es kann in vorbereiteten Formeln gebetet werden, wenn der Betende dabei Beseligung findet. Anhaltendes Lippengebet, geeignet, die Andacht einzuschläfern und die heiligen Worte zu profanieren, gilt als unchristlich. Gebetworte ohne Innigkeit haben keinen Wert.

Die Heiligen werden als sittliche Vorbilder verehrt; zu ihnen beten heißt, in Gesinnung ihnen nachzustreben auf dem Wege Christi. In diesem Sinne können ihre Bilder hochgehalten, ihre Gedächtnistage begangen werden. — Die Verehrung Mariens, der Mutter des Heilands, steht obenan. Ihr zu Ehren können Kirchen gebaut, Feste gefeiert, Processionen und Wallfahrten unternommen werden, aber immer nur in der Meinung, daß alle Verehrung der Mutter in letzter Linie dem Heiland selbst gegeben wird. Alle Vergöttlichung der Heiligen, aller Heiligen-Cultus, soweit er von der Anbetung Gottes ablenkt, ist unzulässig. — —

Das wäre so in allgemeinen Zügen das Ideal christkatholischer Herzen. Es wird nun Leute geben, die sagen: Aber das ist zu wenig der Reform. Die denkenden Katholiken haben vieles überhaupt nie anders verstanden. Der Cleriker aber wird ausrufen: Mein Lieber, das ist weit gefehlt! Und er wird, wenn er unser Programm überhaupt beachtet, eine schwere Menge von Einwendungen machen und in diesen Vorschlägen grobe Sacrilegien und Ketzereien finden. Sacrilegien und Ketzereien habe ich nun ganz gewiss nicht begehen wollen; man müsste

hinunter; du warfst den Hühnern Brotkrumen zu und freutest Dich über das Getümmel um dieselben: es kam der Hahn gravitätisch geschritten und rief seine Hühner, die Enten watschelten in Eile herbei, furchtsam flogen die Tauben umher, um ein Krümchen zu erhaschen. Weiterhin sprangen Kätzchen anmuthig übern Hof, das lebhafte Treiben scheuend und einen erhöhten Standort suchend; vom Felde kamen die Pferde heim, müd mit hängenden Köpfen, und der Hund sprang freudig bellend an ihnen empor, die Schwalben flogen hin und wieder, zu ihren Nestern in den Stall und hierauf in die Veranda — weißt Du, die kleine, herzige Brut im Nestchen?"

Emma war nachdenklich geworden; sie hatte als Thierfreundin sich immer an diesen Scenen im Hofe ergötzt, Rudolfs Schilderung rief dieselben nun wieder in ihrer Erinnerung wach, und sie freute sich wieder kindlich daran. Rudolf fuhr fort:

„So war jeder Tag eine Kette von behaglichen Stimmungen für uns, in denen wir schwelgen konnten, so recht curmäßig zur Beruhigung unserer Nerven. Und wollten wir Abwechslung, so machten wir eine Fußwanderung in ein nächstes Thal, oder in einen ferneren Ort, oder wir erwarteten in unserm Dorfe die Post."

Emma lachte hell auf: „Das nennst Du Abwechslung? Die Postkutsche, die langsamen Schrittes in den Hof fuhr, dass ihr kaum die Hühner auswichen, und aus der eine Bäuerin stieg, um gemächlich ihren Kaffee zu trinken und dann im selben Tempo weiterzufahren?"

„So sprichst du jetzt; als wir noch in unserer ländlichen Ruhe eingesponnen waren, brachte die Postkutsche — auch für Dich — Leben und Abwechslung in dieselbe, sie brachte Briefe, hie und da einen lieben Gast — das war doch genug für unsere idyllisch gestimmten Gemüther. Ein Eisenbahnzug hätte uns in Aufregung versetzt, wie ein Windhauch die ruhigen Wellen kräuselt, der Sturm sie im Tiefsten aufwühlt. Und welche Abwechslung und Aufregung hätte ein niedergehender Luftballon hervorgerufen! Denke nur."

Sie sah ihn groß an.

„Das stete Einerlei, die tiefe Ruhe — wir waren glücklicherweise auch von Automobilen verschont — hat uns Leib nnd Geist gekräftigt und für die Abwechslungen der Stadt gestärkt. Meinst Du nicht, Emma! . . . Und doch, wenn wir des Abends durch die Felder giengen, und sein stiller Frieden uns umwehte, alle Laute mit mildem Zauber uns umdämmerten, vom Klang der Glocken bis zum Bellen der Hunde, bis zum Zirpen der Grillen, und wenn die heilige Nacht heraufzog mit ihrem Sternenheer und ihren duftigen Schleiern, und wir wandelten heim in unser einsames Waldhaus durch den schweigenden Wald — da fühlten wir wie auf leichten Flügeln uns emporgetragen in das Reich

Sie lehnte sich in den Stuhl zurück und kreuzte die Hände in den Schoß.

„Wir haben einsam im Walde gewohnt, in einem schmucken Häuschen, romantisch, wie Du es liebst, den dunklen Wald um uns mit seiner kleinen Wiese. Das hat Dir ja so gefallen. Morgens, wenn wir vor dem Hause das Frühstück einnahmen, wie jubelte alles um uns in thaufrischer, sonnenheller Pracht, wie jubelte mein Herz! Du selbst warst eine lieblich blühende Rose.“

„Nun schmeichelst Du gar, und ich werde wohl deinen Landaufenthalt anerkennen müssen.“

„So begann der Tag. Gibt es einen schöneren Morgenkaffee? Einen bessern vielleicht. — Mit einem Buche giengen wir dann in den Wald, Du im einfachen Morgenkleide, einer Nymphe des Waldes gleichend. Wie froh warst Du immer, nicht Toilette machen zu müssen, und ich darüber nicht minder. Ist dies nicht wahr?“

Sie nickte.

„Auch der Wald hatte keine Toilette, keine Promenadewege, keine Plätze mit Bänken, Tischen und galanten Widmungen und keine geputzten Menschen in seinem stillen Revier. Wir saßen auf weichem Moos, ich las Dir aus Stifters Studien vor, und dann träumten wir so hin und lauschten auf das Weben um uns her — bis die Sonne hoch in den Wald schien, und vom Dorfe herauf die Mittagsglocke uns zu Tische rief. Da saßen wir wieder allein auf der Veranda, allein, Emma!“

„Aber, lieber Rudolf, wir sind doch nicht auf der Hochzeitsreise.“

„Ich meine, wir waren ohne lästige Gesellschaft, von der man auf dem Lande so oft zu leiden hat; man kann sich da nicht so abschließen wie in der Stadt.“

„Siehst Du, Rudolf, das Gebot der Nächstenliebe macht sich auf dem Lande stärker geltend, und man soll sich ihm nicht entziehen. Und ist es nicht angenehmer, gebildete Menschen um sich zu haben?“

„Das möchte ich bestreiten, weil ein solcher Verkehr gewisse Rücksichten fordert, Zwang auferlegt und daher meine Ruhe stört. Auf dem Lande habe ich lieber keinen Nächsten, damit ich ihn nicht zu lieben brauche, denn auch die Nächstenliebe ist von aufregender Art. Wie gemüthlich war unser Essen, bei dem uns die Wirtin selbst mit rührender, ungetheilter Aufmerksamkeit bediente — die gute Frau lebe hoch! — Wie anheimelnd war es ohne Speisekarte! Und wie unterhaltend war es auch: vor uns lag der große Wirtschaftshof mit seinem bunten, fröhlichen Leben. Da war alles Hausgethier in Eintracht versammelt, eine harmlose — Gesellschaft, die keine Medisance treibt und kein nervenreizendes Parfum um sich verbreitet, von Heu und Stall duftete es gesund und kräftig. Mit innigem Vergnügen sahen wir auf das Treiben

Es kamen sechs Knappen am Morgen darauf,
Sechs Knappen, die hoben die Bahre auf;
Sechs Knappen, die trugen ins Land hinein
Den Ritter Bolko von Strippenstein.
Und zwischen dem Kunz und dem Schwanenwirt
Gieng emsig betend der Seelenhirt,
Dieweil Herr Bolko offenbar
Ein Christ blieb, wenn er nüchtern war.

Sechs Knappen traten dem Sarg zur Seit',
Die Todtengräber standen bereit.
Der Schwanenwirt weinte; ihm war nicht wohl
Vor Trauer und Jammer und Alkohol.
Vom Schloss her das Glöckchen leutete drein —
Da regt sich Herr Bolko von Strippenstein.
Er setzt sich auf und er lacht und brüllt,
Dass alle ein höllisches Grausen erfüllt.
Die Hund' in den Hütten, die Hengste im Stall,
Die rissen an ihren Ketten all'.
Es haben die Kiefern dem Pfarr' und Wirt
Und allen sechs Knappen vor Angst geklirrt.
Nur der Kunz und der Melchior sahen sich an,
Sie wussten genau: wie, wo und wann.
Von jenem argen Witz, den zur Nacht
Dem Kunz der Melchior beigebracht,
Fiel dem todten Bolko von Strippenstein
Zwölf Stunden später die Pointe ein.

Hans Sachs II.

Von **Josef Wichner**.

Wenn ich als Redner des „Allgemeinen niederösterreichischen Volksbildungsvereines" in alle Theile des Landes hinauspilgere, um die Ziele und Zwecke des Vereines klarzulegen, um dem Vereine Freunde zu werben, um die Lust an veredelnder Unterhaltung und bildender Lectüre zu wecken und so in die Wagschale des ach! so realen Lebens ein Quentchen Idealismus zu werfen, so hat, obschon ich als Vertreter eines großen Vereines eigentlich keine Privatgeschäfte betreiben sollte, der Poet in mir doch allweil seine Nebenabsichten.

Ich habe meine Freude daran, dass es mir, den sein Lehrberuf ja an die Stadt fesselt, doch manchmal gegönnt ist, mit dem Volke Fühlung zu nehmen, seine ursprüngliche Art zu schauen, meiner Feder Stoffe aus dem vollen Menschenleben zuzuführen, und so bringt der Volksschriftsteller in mir von seinen Reisen des öfteren einen Gewinn heim, den er in seiner Selbstsucht nicht an die Vereinsleitung abliefert.

Denn da oben im Quellgebiete der Thaya, des Kamp und der Krems, da drüben in den Schluchten des Wienerwaldes oder an den Abhängen des Schneeberges, Ötschers und Dürrensteines, da gibt es

der Schönheit und seligen Friedens. Und in unserem Waldhaus war's uns, als sei alle Menschenwelt mit ihrem Hasten und Eilen, mit ihrer Lüge und ihrem Hass uns ewig fern und als brauchten wir nimmer zu ihr zurückzukehren. So webten goldene Träume in unserem Zimmer, und draußen rauschte der Wald . . . Ich glaube, Emma, Du empfandest keine Leere, kein Bedürfnis nach der Gesellschaft der Sommerfrische."

Sie sah leuchtenden Auges zu ihm auf und nickte ihm leise zu: „Du hast Recht, lieber Mann! Und nächstes Jahr gehen wir wieder in unser Waldhäuschen auf Landaufenthalt."

Das verspätete Lachen.

Von Rudolf Presber.[1])

Herr Ritter Bolko von Strippenstein
Trank Abends gern seinen Humpen Wein.
Und saß er beim fröhlichen Kruggefecht,
Dann war ihm ein kräftiger Witz schon recht.
Und wenn ein Knappe ein Scherzwort fand,
Das Ritter Bolko mühlos verstand,
Dann brachte der wackere Zechgenoss
Durch Brüllen zum Wackeln sein Ahnenschloss.
Er brüllte, bis unten beim Schwanenwirt
Die Butzenscheiben fein mitgeklirrt.
Der Schwanenwirt nickte — er kannte den Ton —
Und sprach zu dem Buben: Nu lauf', mein Sohn,
Und schaff' ein Fäßlein vom heurigen Wein
Ins Schloss zum Ritter von Strippenstein;
Da zechen sie durch, ich weiß es, die Nacht,
Denn dort hat wer einen Witz gemacht.

Doch war ihm ein Witz zu hoch und zu schwer,
Dann grübelt Herr Bolko wohl hin und her,
Stand zornig auf und nahm sein Licht,
Gieng zu Bett und grüßt' keinen Menschen nicht.
Und wenn er dann tief in den dämmernden Tag
Schwer schnaufend neben der Burgfrau lag,
Da plötzlich, wie mit Blitzesschein,
Fiel ihm der Sinn der Pointe ein.
Dann saß er im Bett auf und brüllte hinaus,
Dass die Thüren krachten im ganzen Haus,
Die Hund' in den Hütten, die Hengste im Stall,
Die Knecht' in den Stuben erwachten all'.
Dann sprach wohl der Kunz zu dem Melchior
Schlaftrunken: „Zum Henker, mir kam's so vor,
Als ob Ritter Bolko in seinem Bett
Just eben die Pointe begriffen hätt'!"

Und als Ritter Bolko nach Menschenart
Gestorben, da hat man ihn aufgebahrt.
Kunz aber und Melchior hielten zur Nacht
Bei Ritter Bolko die Todtenwacht.
Und dass sie kein Schlaf überfällt und quält,
Hat Melchior dem Kunz einen Witz erzählt,
Ganz leise — nur einen; doch der war arg.
Ritter Bolko lag still und steif im Sarg . . . .

---

[1]) Aus dessen wunderlicher Gedichtsammlung „Aus dem Lande der Liebe." Baden. Dr. Eysler & Co.

besten, und wenn auch die Wahl der Vortragsstoffe nicht immer vom feinsten Takte zeigte und die Form des Gebotenen manches zu wünschen übrig ließ, so war es doch bei einem ersten Versuche klug, die Augen ein wenig zuzudrücken in der Überzeugung, dass sich etwelche Ecken und Kanten wohl allmählich abschleifen dürften.

Ein mit dem ersten Flaume nicht gar verschwenderisch ausgestatteter grüner Jüngling jedoch, vielleicht ein Schreiber oder ein Raseurgehilfe, der sich durch seine Aufdringlichkeit allfort bemerkbar machte und als Komiker und Veranstalter von nicht gar feinen Ulken stets die erste Geige spielte, erregte mein Missfallen umsomehr, als er sich einem armen Handwerker gegenüber, der all den Vorträgen und Besprechungen mit auffallender Theilnahme gefolgt war, eine Taktlosigkeit zuschulden kommen ließ, die nur zu deutlich offenbarte, dass er als ein durchaus oberflächlicher Mensch keiner tieferen Gemüthsregung fähig sei.

Wie nämlich etwa der Ausrufer einer Thierbude, um die Neugierde zu wecken und den Geldbeutel zu öffnen, als Marktschreier ein Vieh herausgreift und von demselben die seltsamsten Dinge zu berichten weiß, so brachte der flaumbärtige Jüngling mit der Haltung und dem Bewusstsein unendlicher Überlegenheit ein älteres, offenbar kindlich harmloses Männchen auf die Bühne und trieb mit ihm sein Gespött.

„Meine Herrschaften“, schrie er und wies auf das halb verlegen, halb schalkhaft lächelnde und knicksende Männlein, „hiemit habe ich die Ehre, Ihnen vorzuführen ein Wunderwesen ersten Ranges, den Stolz unserer Gemeinde, die Zierde des Waldviertels, Hans Sachs II., der als Schuster wie als Dichter gleich Vortreffliches leistet und Ihnen sofort Proben seiner Kunstfertigkeit ablegen wird. Hat jemand vielleicht zerrissene Schuh'? Hans Sachs flickt sie im Nu. Hat jemand vielleicht eine kranke Kuh? Hans Sachs weiß ein Trostlied dazu. Sie sehen, dass ich in der Nähe dieses genialen Mannes selbst zum Dichter werde, da eine geheimnisvolle Kraft von ihm ausströmt. Jetzt aber mach dein Compliment, Hans Sachs, und zeige, was du kannst!“

Während so der junge Gerngroß sich, ohne es zu ahnen, vor jedem edlen und zartfühlenden Menschen — klein machte, raunte mir ein Nachbar zu, Hans Sachs der II. sei ein Flickschuster und zugleich ein leidenschaftlicher Reimschmied, und es sei kaum zu sagen, welcher von diesen zwei Künsten er — weniger mächtig sei. Jedenfalls sei ihm seine Schrulle, die nichts eintrage, in der Ausübung seines Gewerbes hinderlich, da er sich des öfteren mitten in der Arbeit vergesse und, anstatt die Brandsohle zu klopfen, ein Gedicht daraufschreibe, das die schlechte Arbeit nicht besser mache und seine wenigen Kunden auch noch verscheuche. Im übrigen sei er ein harmloser Narr . . . Punktum und Streusand drauf.

noch — je weiter von der Bahn, desto häufiger — Originale an Leib und Seele, deren Züge der Zeichner, deren geistige Eigenart der Schriftsteller mit Vergnügen festhält.

So habe ich denn neulich, da ich das Netz auswarf, einen Fang gethan, über den zu reden sich's immerhin lohnen mag: ich habe Hans Sachs II. entdeckt . . . von Hans Sachs I. freilich in ganz bedeutendem Abstande . . . . immerhin aber einen poetisch veranlagten Schuster, und den will ich nun in all seiner rührenden Eigenart dem Leser vorstellen.

Es war in Weitra, einer kleinen Stadt des niederösterreichischen Waldviertels, nicht weit von Groß-Schönau, wo Robert Hamerling seine Knabenjahre vor dem Eintritte in die Klosterschule des Stiftes Zwettl verlebte.

Wir waren unser drei im Auftrage der Hauptleitung des „Allgemeinen niederösterreichischen Volksbildungsvereines" ausgezogen, um in Weitra einen Zweigverein ins Leben zu rufen, und die von allen Ständen, auch von der hochwürdigen Geistlichkeit besuchte Versammlung ließ uns durch den lebhaften Beifall, den sie unseren Ausführungen zollte, hoffen, dass der ausgestreute Same auf fruchtbares Erdreich gefallen sei.

Ich sprach über die Absichten des Vereines, der fern vom Streite der Parteien eine über den Rahmen der Volksschule hinausgehende sachliche Weiterbildung des Volkes erstrebt und u. a. hauptsächlich durch Gründung von Volksbüchereien und Veranstaltung von Vorträgen wirken will; Freund Schneid, der seit Jahren in der selbstlosesten und aufopferndsten Weise für den Verein wirkt, erläuterte die Grundsätze, nach denen wir die Büchereien einrichten, und betonte die sociale Bedeutung der vom Vereine ins Leben gerufenen Koch- und Haushaltungsschulen; Freund Holzapfel führte, gleichsam eine Probe eines anregenden, volksthümlichen Vortrages bietend, die aufmerksame Zuhörerschaft, indem er den farbenprächtigen Lichtbildern unseres Skioptikons erklärende Worte gesellte, längs der Nordküste Europas und Asiens durch Eis und Schnee und mitten durch gefräßige Eisbären in die Behringsstraße und an Japan und China vorbei in größter Eile durch den Indischen Ocean, das Rothe Meer und den Canal von Suez wieder in heimatliche Gewässer; der Gesang- und Orchesterverein von Weitra bereitete zur Abwechslung einen erwünschten Ohrenschmaus und verwandelte so allmählich den Volksbildungs- in einen Volksunterhaltungsabend, der bei gehobener Stimmung zu unserer größten Freude hie und da ein Talent mitten aus dem Volke zum Vorschein brachte, das für gewöhnlich unter dem wuchernden Unkraute des alltäglichen Lebens verborgen lag.

Da erwies sich einer als geschickter Vorleser mundartlicher Dichtungen, ein anderer trat als Schnellzeichner oder gar als Zauberer auf, wieder einer gab ein gefühlvolles oder ein schnurriges Liedlein zum

Und — die Form oder vielmehr Formlosigkeit? Mein Gott, der Freiherr von Willerstorfer hat, wie er mir später in vertrautem Gespräch klagte, keine Poetik studiert und sich nicht an Platens eisglatter Form geschult, und so verschlägt's ihm nichts, wenn seine Versvieher einige Füße zu viel oder zu wenig haben und die Reime nicht recht parieren wollen . . . das haben alle wirklichen Naturdichter so gemacht, und also ist gerade so eine Formlosigkeit ein sicheres Kennzeichen echter Volkspoesie.

Dass sich aber der Freiherr v. Willerstorfer auf seinen angemaßten Adel nichts einbildet, dass Hans Sachs II. hoch über den kleinlichen Ranges- und Standesunterschieden der Ameisen-Menschen steht und demnach ein wirklicher Poet ist, erwies er durch den Vortrag des Gedichtes:

Der Seelen-Adel.

Wer geadelt wird von seinem Souverain,
Sehr stolz darauf thut wohl ein solcher sein;
Jedoch — den adeln thut im Himmel Gott der Herr,
Dem ist's gewiss wohl eine größ're Ehr'.

Denn wer ein edles Herz in seinem Busen birgt
Und keine Ungerechtigkeit noch hat verwirkt,
Dess' Gewissen ihn mit keinem Vorwurf tadelt,
Ein solcher Mensch, der ist von Gott geadelt.

Wer mühevoll und schwer verdient sein Brot,
Sich und die Seinen schützt vor Noth,
Den ehren mehr die Schwielen seiner Hand,
Als manchen im Knopfloch sein Ordensband.

Was meint wohl der geneigte Leser? Will es ihn nicht bedünken, dass der kleine Flickschuster, der „harmlose Narr", über seinen „Impressario", den flaumbärtigen Schreiber oder Raseurgehilfen, thurmhoch emporwächst?

Dann verargt mir's wohl auch niemand, dass ich mich an jenem Abend mit Hans Sachs II. angelegentlicher unterhielt, als das Vereins-Interesse mir gebot, und dass menschliche Neugierde und herzliche Theilnahme mir keine Ruhe ließen, bis ich des Waldviertler Naturdichters Biographie schwarz auf weiß vor mir auf meinem Pulte liegen sah.

Ja fürwahr — Hans Sachs II. hat sich herbeigelassen, mit entschuldbarer Unbehilflichkeit und rührender Kindlichkeit sein Lebensbild zu zeichnen, und ich will, was er mir an der Wende des Jahrhunderts als Neujahrsgabe geboten hat, den fühlenden Lesern nicht vorbehalten.

Freilich muss ich allzu verschrobene Satzglieder hie und da etwas einrenken; sonst aber will ich den Freiherrn von Willerstorfer so reden lassen, wie ihm trotz aller noch so widrigen Umstände der Schnabel gewachsen ist . . . der Leser mag sich sein Urtheil selber bilden, ohne dass ich ihn im geringsten zu beeinflussen versuchen will.

Nun, da die Welt nach Vetter Morre und anderen Philosophen ja nur ein großes Narrenhaus ist, so hielt ich es als einer dieser Narren nicht unter meiner Würde, dem „narrischen" Schuster als einem unserer so zahlreichen Brüder noch weiter meine Aufmerksamkeit zu schenken, der sich nach einer wiederholten, etwas linkischen Verbeugung nicht ohne Humor mit folgenden Worten vorstellte:

„Ich bin Seiner Nachderlängst Engelbert Freiherr von Willerstorfer, Besitzer vom ledernen Denkpfennig, Inhaber und Director der I. Herren- und Damen-Schuhwaren-Reparaturanstalt zum Hans Sachs II. in Weitra und Doctor der I. Heilanstalt für schwer- und leichtverwundete Stiefel und Schuh' und Dichter dazu, Besitzer von vier Schlössern, davon sind zwei Ruinen und zwei gut, gehört eins zur Bodenthür und eins zur Stubenthür.

Hans Sachs II. nennt man mich,
Weil ich gern poetisiere;
Als Willerstorfer kennt man mich,
Stiefel und Schuh' ich repariere.

Was nun aus mir geworden ist,
Gab die Poesie mir ein:
Ich bin ja jetzt kein Schuster mehr,
Ein Doctor will ich sein.

Das Honorar ist mäßig sehr,
Was ich mir lass bezahlen,
Doch — zahlt man mehr, als ich verlang',
Nehm ich's mit Wohlgefallen.

Drum bringt in meine Heilanstalt
Die Patienten alle zu mir;
Nach meiner neusten Heilmethod'
Ich alle gut curier'.

Das war denn doch Volkspoesie, an der selbst Herder nichs auszusetzen gehabt hätte . . . dieselbe Verklärung des irdischen Elends durch den Goldglanz des Humors, mit dem etwa der arme Kleinbauer, dessen Geldbeutel weinscheu ist, am Sonntag bei seiner besseren Hälfte auf den Mittagstisch einen Liter „Stangelbrunner" „anfrimt". So verwandelt das Flickschusterlein von Weitra kraft der Zaubergewalt seiner Phantasie sein Loch von einer Werkstätte in den Operationssaal des Doctor Eisenbart oder gar in den Empfangssaal eines Aristokraten, und ein Lächeln hilft ihm über manch ein Leid hinweg . . . sehr im Gegensatze zu vielen unserer „Modernen", die nur des Lebens Nachtseite malen und mit Behagen jedes mit Blumen und Epheu überwachsene Grab aufscharren, um uns Fäulnis, Würmer und Gerippe zu zeigen und unsere Nase, die sich eben am Dufte der Rose erquicken wollte, mit Gestank zu füllen.

Ich bin jetzt im 57. Lebensjahre und muss deshalb ledig bleiben, weil ich mit meinem kleinen Verdienste, durchschnittlich 80 Heller (!) im Tage, keine Frau ernähren könnte und keine reiche Braut, die mich glücklich machen würde, nicht bekommen könnte, da ich noch dazu von kleiner Person bin; denn:

Ist man klein und sein Geschäft minder,
Ist man verachtet wie ein großer Sünder.

Darum lieb' ich statt dem Weibchen
Die göttliche Poesie,
Die mög' stets treu mir bleiben
Und mich verlassen nie!

In meinen Kinderjahren war ich fast immer kränklich; ich hatte die sogenannte englische Krankheit und konnte mit sechs Jahren noch nicht gehen.

Als mich meine liebe Mutter mit sechs Jahren in die Schule trug, um mich dem Stadtpfarrer und dem Schulmeister zu zeigen, dass ich zum Schulbesuche noch nicht fähig sei, da weinte ich, da mich die Mutter wieder nach Hause trug, so gerne wäre ich schon in der Schule geblieben.

Erst mit acht Jahren habe ich das Schulgehen angefangen, und es haben mich der Herr Katechet und der Herr Lehrer auch sehr gern gehabt. Ich war gerade kein Vorzugsschüler — man kann sagen: mittelmäßig; beim Sprechen habe ich ein wenig gestottert. In meinen Zeugnissen ist der Schulbesuch, das sittliche Betragen und das Schönschreiben mit „sehr gut", die übrigen Lehrfächer alle mit „gut" notiert. Es gab dazumal nur drei Classen, die kleine, die mittlere und die große Schule. In den Lesebüchern waren die Lesestücke von keinem Dichter oder Schriftsteller unterzeichnet, auch sonst wurde uns vom Herrn Lehrer gar nichts von den Dichtern u. s. w. erzählt. Die Lectüre meiner Eltern war nur Gebetbuch, Evangelium, biblische Geschichte — von Poesie, Weltgeschichte, Politik u. s. w. keine Spur. Auch vom Zeichnen war zu meiner Zeit in der Schule keine Rede. Aber ich habe selbst ohne Anregung zu Hause immer gezeichnet und gemalt; das war mein größtes Vergnügen, und es wäre auch mein Wunsch gewesen, ein Maler zu werden.

Da kam einmal ein Werkzeughändler aus Winterberg in Deutschböhmen. Der sah meine Zeichnungen und versprach mir, er wolle mich in die dortige Glas- und Porzellan-Malerei als Lehrjunge unterbringen. Ich freute mich schon sehr darauf, und der Lehrer entließ mich auch mit fünf Jahren aus der Schule; da kam aber der Mann nach einem halben Jahre wieder mit dem Bericht, dass man dort keine fremden Lehrjungen nicht aufnehme, sondern nur von loco dort.

„Es war“, so erzählt Hans Sachs II., „am 7. November 1844, gerade an meinem Namenstage (!), als ich das Licht der Welt erblickte. Meine Vaterstadt ist Weitra in Niederösterreich im Viertel ober dem Mannhartsberge; das Stamm- und Vaterhaus liegt in der langen Gasse und trägt jetzt die Nummer 44, welches Haus schon mein Urgroßvater sein Eigenthum nannte. Dieser war von Allentsteig bei Zwettl gebürtig und heiratete als Schuhmachergehilfe seine Meisterin, die als Witwe das Haus und Geschäft besaß. Er hatte meines Wissens zwei Söhne. Der eine war auch Hausbesitzer und Weberfactor; den andern ließ sein Vater studieren, er sollte Priester werden.

Mein Großpapa war hochstudiert,
War schon im Alumnat;
Kein Priester wollt' er werden nicht,
Er scheute wohl den Cölibat.

Also ist er ausgetreten und lernte bei seinem Vater die Schuhmacherprofession, übernahm nach dem Tode seines Vaters Haus und Geschäft, verehlichte sich und arbeitete mit zwei bis drei Gesellen und Lehrjungen, fuhr mit seiner Ware auf die Jahrmärkte in die herumliegenden Städte und Marktflecken, kam auch nach Krems, Stein und Gföhl auf die Märkte; denn das Marktfahren war früher allgemein, auch mein Urgroßvater und Vater sind auf die Märkte gefahren.

Mein Großvater hat auch mit Leder gehandelt; mein Onkel, auch ein Schuhmacher und erster Gemeinderath, ebenfalls.

Mein Großvater war als ein studierter Mann Bürgermeister. Er hatte drei Frauen. Von der zweiten, die vier Söhne hatte, stammt mein Vater. Der war bestimmt, Haus und Geschäft zu übernehmen, und da der Großvater, 62 Jahre alt, starb, musste mein Vater, erst 21 Jahre alt, von Wien, wo er als Schuhmachergeselle arbeitete, sofort nach Hause und sich eine Braut suchen. Man hat ihm eine Kürschnerstochter von Weitra empfohlen, und die hätt' er auch bekommen. Sie waren schon dreimal verkündet und in drei Tagen hätte die Trauung stattfinden sollen; da jedoch mein Vater erfuhr, dass seine Braut ein Liebesverhältnis mit dem Kürschnergesellen ihres Vaters hatte, so wurde die Trauung rückgängig gemacht. Dann machte man meinen Vater auf eine Müllermeisterstochter aufmerksam, namens Theresia Stidl, von der sogenannten Schlöglmühle in Brühl, jetzt Eigenthum des Fabrikanten Hackl bei Weitra.

Die Mutter war 20, der Vater 21 Jahre alt, als sie heirateten, und waren 42 Jahre mitsammen verheiratet. Es waren unser 8 Kinder, 5 Töchter und 3 Söhne. Ein Bruder namens Felix starb bald nach der Geburt, drei Schwestern und ein Bruder haben geheiratet, zwei Schwestern und ich blieben ledig.

das leisten wollten, was ein anderer leistet, so wären Sie bald unter der Erde."

Und wenn man klein ist und kann sich mit der Arbeit nicht recht helfen, so wird man noch von manchen Gesellen, ja sogar von Lehrjungen gehänselt und verspottet, und wenn einer nicht so viel machen kann, als der Meister verlangt, so heißt es wandern von einem Meister zum andern. Selten war ich wo länger als 8 bis 14 Tage oder drei Wochen. Bei einem Meister, der selbst ein armer Schlucker war und für andere Meister arbeitete, bekam ich nebst Bett, Frühstück und Mittagmahl einen Wochenlohn von 50 kr. (sage: fünfzig Kreuzer), und doch blieb ich längere Zeit — denn ich war nur froh, dass ich nicht allweil wandern musste. Ich war auch der einzige Geselle.

Ich muss noch erwähnen, dass ich mich nachmals mit dem Gedanken befasste, in ein Kloster zu gehen, da man dort auch Schuhmacher beschäftigt, oder als Laienbruder; man hat mich aber wieder davon abgeredet. Auch habe ich mich mehreremale um eine Diurnistenstelle beworben sowohl beim Bezirksamt als auch beim Herrn Notar — ja Schnecken! Man hat es mir wohl versprochen, hat aber, wenn eine Stelle erledigt war, wieder andere aufgenommen.

Wie schon erwähnt, kam ich nach 2½ Jahren, es war 7. Jänner 1865, krank und elend nach Hause. Da hat die Mutter verschiedene Hausmittel angewendet, dass ich mit Gottes Hilfe wieder gesund wurde, ordentlich gehen, dem Vater im Geschäfte helfen und die leidende Mutter bei ihren häuslichen Arbeiten unterstützen konnte. Im nächsten Jahre starb die Mutter, und dann waren der Vater und ich ganz allein in einem kleinen Häuschen mit nur einem Zimmer. Verschiedene Unglücksfälle hatte die Eltern schon vor langer Zeit gezwungen, das Stammhaus zu verkaufen. Zwölf Jahre, von 1866 bis 1878, lebte ich mit meinem Vater, war bei ihm Geschäftsführer, Koch, Stubenmädchen und Ökonom mit einem durchschnittlichen Wochenlohne von einem Gulden. Von diesem Verdienste habe ich Woche für Woche, an die Zukunft denkend, wenn ich nämlich allein sein würde und dass ich niemandem zur Last fallen will, ungefähr die Hälfte fruchtbringend angelegt und mir so durch die zwölf Jahre, da ich bei meinem Vater war, ein hübsches Sümmchen von einigen hundert Gulden erworben.

Nach dem Tode meines Vaters blieb ich noch acht Jahre ganz allein in dem kleinen Häuschen mit der prächtigen Aussicht auf Feld und Wald, und sind mir halt allweil die Gedanken gekommen und die Reime, dass ich des Schuhwerks wenig acht gegeben und so manchen Kunden verloren hab.

War auch oft recht traurig:
Da ich bin so ganz allein
In meinem stillen Kämmerlein.

Da sagte mein Vater: „Nun musst halt doch ein Schuster werden!“

Weil also nichts anderes übrig blieb, so musste ich mich in Gottes Namen in mein Schicksal ergeben und Schuster werden. Da wir zu Hause nur ordinäre Marktware und Bauernarbeit machten und ich ohnehin keine rechte Freude daran hatte, so lernte ich auch nicht viel. Im Frühjahre 1862 wurde ich, nachdem ich vier Jahre gelernt und auch die Wiederholungs- oder Sonntagsschule besucht hatte, freigesprochen und gieng im Sommer desselben Jahres nach Wien in die Fremde, um mich im Geschäfte mehr auszubilden oder, was der eigentliche Zweck war, wenn sich was schicken sollte, ein für mich passenderes Geschäft zu lernen. Davon haben mich aber meine Geschwister in Wien abgehalten, indem sie sagten, ich solle mich in meinem Geschäfte zusammennehmen und dabei bleiben, um nicht noch einmal drei bis vier Jahre Lehrzeit durchmachen zu müssen.

Nun so habe ich vom 17. bis 20. Jahre durch 2½ Jahre in Noth und Elend zugebracht; dann musste ich nach Hause, theils wegen der Mutter, die an der Wassersucht litt, theils weil ich selber so heruntergekommen war, dass ich kaum mehr gehen konnte, und auch wegen der Militär-Assentierung.

Ich habe in Wien sehr wenige gute Tage gehabt. Oft musste ich halbe und ganze Nächte arbeiten; schlafen musste man zu zweien, Frühstück und Nachtmahl sich selber kaufen. Da ich nicht geschwind und nicht geschickt war, verdiente ich mir in der Woche höchstens 1 fl. 50 kr. bis 1 fl. 80 kr. Davon brauchte ich ein paar Zehnerl zur Reinigung der Wäsche, jede Woche 20 bis 30 kr. fürs Geschäft z. B. Borsten, Ahlen, Bohrer und was der Schleifer und Feilhauer kostete, und wenn ich mir noch ein paar Zehnerl abzwicken wollte für die Sonn- und Feiertage, dass ich mir doch ein Glas Bier und ein Gollasch oder ein Paarl Würstl kaufen konnte, so gabs zum Nachtmahl höchstens ein Stück Brot und um zwei bis drei Kreuzer Speck oder Butter dazu. Von meinen armen Eltern konnte ich doch keine Unterstützung verlangen, und den Geschwistern und anderen Verwandten wollte ich auch nicht kommen, und so trug ich meine Armut und mein Elend in stiller Geduld und Ergebenheit. Dass ich mir neue Kleider und Wäsche kaufen konnte, davon war schon gar keine Rede; ich musste mich schon so fortfretten mit der Kleidung, die ich von Hause mitgebracht hatte. Erst wie ich wieder daheim war, kaufte ich in einem Geschäfte übertragene Kleider, Hose, Rock, Gilet und Hut um beiläufig 10 fl.; etwas hatte ich mir erspart, das übrige gab eine in Wien bedienstete ledige Schwester drauf.

In Wien sagte mir mancher Meister: „Ihr Vater hat sehr gefehlt, dass er Sie zum Schuhmacherhandwerk gezwungen hat; denn wenn Sie

Alsdann: An Sonn- und Feiertagen gehe ich nach dem Gottesdienste in ein anständiges Gasthaus auf ein Glas Bier und verschaffe mir auch, wenn sich Gelegenheit bietet, einen geistigen Genuss, z. B. Theater, Concerte oder Liedertafeln. Auch dem Volksbildungsvereine bin ich beigetreten, und die Volksbibliothek wird an mir den eifrigsten Leser finden.

Dass es mir für mein Dichten an Spott und Missachtung nicht mangelt, das haben Sie, Herr Professor an dem Abend, wo Sie in Weitra waren und der Wurstel mich auf die Bühne führte, selber gehört und gesehen — ja . . . ja:

Ich hab' gar oft zum schlechten Lohn
Von dummen Leuten nur Spott und Hohn;
Jedoch — ich hab' meine Freud' daran,
Drum dichte ich Verse, so viel ich kann.

Und eine Aussicht habe ich doch noch! Als Bürgerssohn kann ich, wenn ich ein höheres Alter erreichen sollte, auf das Bürgerspital Anspruch machen. Da bekommen die Pfründner nebst einem kleinen Kammerl und Holz per Tag 16 Kreuzer — wahrlich zum Leben zu viel und zum Sterben zu wenig!

Nun — ich denke mir: „Der liebe Gott verläßt die Seinen nicht!"

Soweit die „Selbstbiographie Hans Sachs II.", deren Urschrift ich unter meinen literarischen Schätzen verwahre.

Es fällt mir nicht im Traume ein, die Dichtungen Hans Sachs II. zu veröffentlichen und so die Zahl der in neuester Zeit entdeckten Naturdichter und Naturdichterinnen in Goldschnitt um einen zu vermehren — ich würde damit weder dem alternden Freiherrn von Willerstorfer noch der deutschen Literatur einen Dienst erweisen, wie der Kundige aus den wenigen Proben ersehen dürfte.

Ein Gedicht aber, wie der gefühlvolle Leser empfunden haben dürfte, ein rührendes Gedicht ist sein armes Handwerkerleben voll bitterer Noth und harter Entbehrungen, ist sein vergebliches Ringen und sein schmerzliches Entsagen, ist die Idylle seiner Werkstatt, in der er seine Verse auf die Schuhsohlen schreibt, in der seine Seele mühsam die Schönheit sucht, indes sich die Hand mit Pech und Kleister besudelt, und darum glaubte ich dem Leser das mit kindlicher Naivität gezeichnete Bild nicht vorenthalten zu dürfen.

Manchmal krampft sich einem das Herz in Unmuth zusammen, wenn man sieht, wie blutige Armut, Unverstand, Krankheit, Böswilligkeit und andere Feinde einträchtig zusammenwirkten, dass ein nicht unbegabtes Menschenkind die in ihm liegenden Keime nicht zur Blüte und Frucht bringen konnte; dann aber versöhnt uns wiederum des guten Männleins reiches Gemüthsleben, seine rührende Genügsamkeit und Kleinfreudigkeit, seine Ergebung und sein kindliches Gottvertrauen, und wenn es zwischen den Zeilen fast wie Stolz und Poetenselbstbewusstsein auf-

Da schleicht sich oft die Wehmuth
In mein betrübtes Herz hinein.

Doch die Poesie und etwa ein gutes Buch haben mich allweil getröstet und mir meine Einsamkeit lieb gemacht; ich hab's empfunden, dass es Gott halt doch gut mit mir meint, und ich hab' gedankt:

O Schicksal, liebes Schicksal,
Nimm meinen Dank voraus;
Den einsam und im Stillen
Reift nur der Dichter aus!

Etwa ein Jahr lang war auch eine ältere ledige Schwester bei mir, nachdem sie in Wien 30 Jahre als Köchin gedient hatte. Da mietete ich in der Stadt eine größere Wohnung um 28 fl. und später sogar eine um 40 fl. jährlich, wo wir's sehr schön hatten und Raum genug: Zimmer, Cabinet, Küche, Boden und Schupfen. Jedoch die Schwester zog ohne vernünftige Ursache wieder weg — sie war sehr nervös und dabei sehr bös!

Da mir die Wohnung für mich allein doch zu groß und zu theuer war, so zog ich in die jetzige Wohnung (Kirchengasse Nr. 98), wo ich nun schon im 14. Jahre bin und jährlich 26 fl. bezahle.

Meine Ersparnisse haben sich innerhalb 30 Jahren durch wiederholte Erbantheile so vermehrt, dass ich gegenwärtig etwa 1000 fl. besitze. Da ich jedoch, wie gesagt, im Tage durchschnittlich nur 80 Heller oder 40 kr., im Jahre 300 Arbeitstage gerechnet, nur etwa 120 fl. verdiene und, um menschenwürdig (!) leben zu können, doch gegen 200 fl. brauche, so muss ich halt zusetzen, bis — Null von Null glatt aufgeht.

Meine Jahresausgaben muss ich mir auf folgende Weise eintheilen:

Wohnungsmiete	26	fl.
Holz und Licht	14	„
Mittagskost (pro Tag 15 kr.)	55	„
Frühstück, Nachtmahl und Brot . . .	40	„
Kleidung — durchschnittlich	10	„
Wäsche und Wäschereinigung . . .	10	„
Verschiedene Auslagen	10	„
Recreationsgeld	35	„
das thut zusammen	200	fl.

Leute, die da meinen, ein armer Mensch brauche kein Vergnügen, verargen es mir wohl, dass ich auf Recreation so viel ausgebe — solche Leute haben kein Herz und keinen Verstand!

Ich bin kein Vieh, das an die Krippe gebunden ist, täglich dreimal seine Portion frisst und dafür den Karren zieht und dumm dreinglotzt; ich bin ein Mensch mit Leib und Seele, und so arm und so klein und so verachtet ich bin, ich habe als Leib Durst nach einem Glas Bier und als Seele Durst nach der Wahrheit und Schönheit.

leiden, es dürfte nicht mehr so in den lustigen Tagen hineingelebt werden, sondern man müsste an das Sparen denken. Aus Liebe also zur Frau und zu seinem Knaben hatte jeder der Ehemänner für sich beschlossen, es gut sein zu lassen.

Die Ehepaare lebten also fromm und eingezogen nebeneinander dahin. Allein da der Mensch doch bisweilen weiblicher Ansprache bedürftig ist, so saß der Schuster manchmal bei der einsamen blonden Schneidersfrau im Garten und der galante Schneider begleitete die schwarze Schustersfrau vom Theater oder vom Concert nach Hause.

Und da ereignete es sich im Laufe der Zeit, dass der Schuster an dem Werte der Eingezogenheit irre wurde. An seiner Frau giengen Veränderungen vor, die eine ungeahnte und ungewollte Perspective in die Zukunft aufschlossen. Er nahm daher einen Riemen und jagte den „schwarzen Drachen", der sich anfangs noch wehren wollte, vom Hause fort. Sie nahm ihren dreijährigen Knaben und schwankte weinend des Weges hin unter den halbabgestorbenen Pappeln.

Wie nun überhaupt die beiden Freunde ein auffallend ähnliches Schicksal hatten, so trug es sich um diese Zeit zu, dass auch der Schneider an seiner rundlichen Ehefrau Beunruhigendes wahrnahm, dass er darüber in eine so gewaltige Entrüstung gerieth, als je ein Schneider gerathen ist und dass er mit seiner Elle die „blonde Bestie" zum Tempel hinaustrieb. Die Arme nahm ihr zweieinhalbjähriges Knäblein mit und wankte klagend dahin unter den Kastanien.

Weil es nun aber einen Punkt gibt, wo die Papelallee und die Rosskastanienallee sich schneiden, so trafen sich an diesem Punkt die beiden verbannten Ehegattinnen und klagten einander ihr Leid. „Aber ich weiß, was ich thue!" sagte jede dann für sich und gieng ihres Weges.

Die Schneidersfrau kam zum Schuster und begehrte dreist, dass er sie nun bei sich behalten müsse, und die Schustersfrau beschwor den Schneider, sie nicht zu verlassen. —

So schön haben die beiden Freunde sich ihr häusliches Leben eingerichtet. Weil der Culturmensch niemandem auf der Welt so grenzenlos falsch und so rasend feind ist als — sich selber.

Unsere Geschichte ist natürlich nur scheinbar zu Ende, sie ist die Einleitung zu Romanen und Dramen, die sich allenthalben abspielen in der Gesellschaft. Jeder „Unschuldige" kann seine „Bestie" nicht so aus dem Hause jagen. Mancher grämt sich zum Todlachen.

„Den Weibsleuten", sagte uns einmal ein erfahrener Kräuterstecher, „muss man nicht Zeit lassen, untreu zu werden. Man muss sie beschäftigen mit Kindergebären." M.

flackert, so wollen wir ihm diese ideale Freude nicht trüben, da wir ja gar oft mit weit nichtigeren Dingen großthun.

Wohl . . . . dem alternden Flickschuster, dessen selbst die Kinder spotten, wird nach menschlicher Voraussicht hier auf Erden keine rosige Zukunft mehr lächeln, er wird seine poetischen Anlagen nicht mehr entfalten können, er wird sein armes Dasein in ehrlicher Arbeit fortfristen, bis seiner schwieligen Hand der Hammer und die Feder entfallen, bis sich ihm die Pforten des Bürgerspitales aufthun und bis sein Haupt im unangestrichenen Holzsarge auf Hobelspänen ruht: aber — Hans Sachs II. ist doch ein besserer Mensch als viele, die seiner spotten, und er ist glücklicher als alle, die im Golde wühlen und im Genusse den Überdruss finden.

Die stille Werkstätte und einst das Pfründnerstübchen verklärt der Goldstrahl des Ewigen im Menschen und des Gottesfriedens, der denen versprochen ist, die reinen Herzens sind gleich den viellieben Kindern.

Mögen diese Zeilen dem Waldviertler Flickschuster und Naturdichter Freunde werben und etwelche Freude bereiten!

Ein Schuster und ein Schneider.

Ein Gegenbild.

Vor langer, langer Zeit, als die Leute noch „modern“ gewesen sind, war einmal ein Schuster und ein Schneider. Der eine war natürlich nicht Schuster, sondern Fußlederwaren-Fabriksdirector, und der andere war nicht Schneider, sondern Inhaber eines Kleider-Etablissements. Die beiden Männer waren Freunde, das heißt, sie tranken täglich im Restaurant ihr Bier mitsammen, spielten Tarock und duzten einander, um gegenseitig nach Belieben grob sein zu dürfen. Die besondere Freundschaft aber bestand darin, dass der Eine dem Andern zum Namenstag ein Kistchen Havannas verehrte, und der andere dem einen ein Kistchen Regalitas.

Jeder dieser Männer hatte ein Weibchen. Die Schustersfrau war blass und schwarzbraun, weshalb sie der Eheherr — spasseshalber natürlich — den „schwarzen Drachen“ hieß. Die Schneidersfrau war rundlich und röthlich, weshalb ihr zärtlicher Gatte sie — aus lauter Zärtlichkeit, versteht sich — seine „blonde Bestie“ nannte. Jeder dieser glücklichen Ehemänner hatte mit der Seinen einen Knaben, die um diese Zeit zwei oder drei Jahre alt waren. Das war nun des Glückes vollauf genug; würde es noch größer werden, so könnte es schon einigermaßen wehe thun. Es wäre in den Nächten das helle „Kinderlachen“ zu lebhaft, es würde die Schönheit und Gesundheit der Frau darunter

sodann mit Handschlag und Ehrenwort geloben, sich nicht zu rächen und sich friedlich zu verhalten.

Nachts wurde aber der großartige Schwerttanz aufgeführt, und zwar von hundert Männern mit den blanken Schwertern in der Rechten. Zwischen den Männern tanzten, Fackeln in den Händen, blumengeschmückte Mädchen und Weiber in romantischer Tracht mit silberflimmernden Gürteln und aufgelösten Haaren. Alles bewegte sich im Rhythmus der Musik, was ein großartiges Schauspiel bereitete.

Später wurde der Schwerttanz eingestellt, der Markt verlor viele Freiheiten und Vorrechte und heute ist in Katzendorf der in der Morgenstunde beginnende „Maxlonkirchtag" um Mittag zu Ende. Ja — das machen die „schlechten Zeiten"! Auf dem Schutt des alten Jahrmarktes leben im Volksmunde noch Sagen von den lustigen „Maxlonern". Ein solcher war der Faschbauer, kurzweg Fasch genannt, in der „Dopp'l", einem Wiesenthal bei St. Jakob.

Der Fasch war weit und breit bekannt ob seiner launigen Einfälle und es that ihm's keiner nach. Das kleine Männchen mit den großen silbernen Westenknöpfen und den schweren Thalersäcken, welche in unserer Zeit wegen ihrer Cassierung unangenehm, wegen ihres Besitzes jedoch angenehm wären, spielte überall den guten Ton an. Die Leute sagten, „er sei zweimal Fasch" (Faschingnarr) — aber wenn er vor dem gestrengen Amtmann stand, wagte er keine Widerrede. Dafür war er draußen wieder voll Spässe und wo ein Schabernack zu spielen war, that er es.

Einmal fuhr er vor einem Hochzeitszug mit einem ungeschmierten Karren. Das Quieken und Knarren des Gefährtes übertönte das Jodeln und Jauchzen des Hochzeitszuges. Alles ärgerte sich über ihn, er aber rauchte vergnügt seinen „Thorangel" und fuhr „stad" weiter. Die „Brautmutter" beschwor ihn, dass er zur Strafe dafür in der Sterbestunde und in Ewigkeit — wie sein Karren — so „raugaz'n" sollte.

Die alten Leute sagten auch, dass er einmal — es war im Winter — seine fetten Ochsen auf das Eis jagte, um sie abrutschen zu sehen. Ein Ochse brach sich dabei Fuß und Horn und musste geschlachtet werden. Der Beweggrund dieser That war, weil die Bäuerin, die für den Haushalt sorgte, ihm die Frage stellte, wo er ein „Schlagrindl" hernehme, da das Fleisch in der Speis ausgegangen sei. Nun hatte er ein „Schlagrindl".

Dass er ein großer Sonderling war, wussten seine Dienstboten zu erzählen. So geschah es, dass er eine Magd entließ, weil ihr beim Heurechen der Rechen aus den Händen fiel. Sie musste sofort aus dem Hause und ein Knecht führte ihren Kleiderkasten thalab, wobei die Magd den Wagen zurückhalten sollte. Unterwegs weinte diese; es war

Der Faschbauer in der Dopp'l.

Eine Sondergestalt aus den Alpen von **Josef Steiner-Wischenbart.**

I.

Die Umgebung von Katzendorf gehört zu den reizendsten Gegenden des Landes. Es ist dort ein anmuthiger Thalkessel voll Dörfer und Weiler, auf die der Fuchsberg, Glanzberg, Hühnerspitz u. s. w. gar stolz herunterschauen. Da liegt das alte Dorf Katzendorf, wo einst ein farbenreicher, dreitägiger Markt, der „Maxlonkirchtag“, stattfand. Heute ist er nicht mehr der einst größte Jahrmarkt des Landes, doch hat er noch ein kleines „Merlach“ (Überbleibsel) vom alten Maxlon in der zweiten Octoberwoche.

Da strömten einst aus weiter Ferne Händler und Schaubudenbesitzer zu. Am Morgen des ersten Markttages, als am St. Maximilianstag, erschien der Gerichtshalter des Schlosses Brachstein und las im Namen des Burgherrn die uralten Rechte und Freiheiten, welche an diesem Tage zu Gunsten des Jahrmarktes und Volksfestes in Kraft traten, dem versammelten Volke laut vor und nun jauchzte das Volk vor Lust. Nach dem Gottesdienste wurde hierauf unter besonderen Feierlichkeiten die Freiung des Marktes, ein hölzerner Arm mit gezücktem Schwert, auf hoher Stange herumgetragen und zuletzt auf dem Marktplatz aufgestellt und hiezu ein starker Mann zur Bewachung der Freiung postiert.

Nebst Quacksalbern, Krämern, Gauklern, Bürgern und Bauern mit Kind und Kegel fanden sich beim Volksfeste auch die besten, weitberühmten Musikanten auf der Geige, der Zither oder der Schwegelpfeife und die geschicktesten Stänker und volksthümlichen Komödianten ein. Bei diesem Anlasse verdingte der Bauer seinen Knecht, der Hammerherr seinen Arbeiter, der Bürger seine Gesellen durch Angabe des Leihkaufs. Heiraten wurden angeknüpft, Haus- und Waldhändel geschlossen. Auf der Schießstätte, wo sich die besten Schützen versammelt hatten, knallten die Stutzen. Auf mehr als zwanzig Tanzplätzen wirbelte die lustige Jugend beim „Steirertanz“ und draußen auf der „Ganswiese“ maßen die Burschen ihre Kraft in regelrechtem Ring- (Raxen-) und Boxkampfe. Zählte es ja doch zu den Hauptvorrechten des „Maxlonkirchtag“, dass an diesen Tagen jedermann mit seinen Gegnern Streit und Schlägerei beginnen dürfe. Der Besiegte musste

derlebt hab'n. Mein Ähndl hat aber oft davon derzählt, was der Fasch in der Dopp'l für a G'spoaßvog'l g'wes'n is. Dos war so z' Mogdalena (22. Juli) und groaßer Kirchtog in der Stodt Welz. Wia frühra olli Kirchtäg guat b'suacht war'n und der Ochs'nbauer ah nette Beiguschl (Gürtel) voll Tholer jedsmol hoamtrog'n hot, war's a im selbig'n Mogdalenatog in der Stodt so vull, i sog's Enk, zan datret'n. Grod is der Kirchgong ausg'wes'n, der Ploß dechta vuller, kimmt ban Stodtthor a wunderlicher Zug einher. Do ziag'n a Poor foaste Ochs'n an — Schlitt'n, jetzt mitt'n in Soma. Wia dös kroßt af d' Stoan, dass d' Funk'n fliag'n. Den Weibern hot's g'graust, d' Mannerleut hab'n aber g'lacht, denn auf'n Schlitt'n is der Fasch in der Dopp'l g'sess'n, mit Pelz und Haub'n und seine Füaß sein in großmächtige Patsch'n g'steckt. D' Ochs'n hot sei' Fuatererbua g'führt. Alles hot 'n Fasch bol kennt, denn die Bauern von der Dopp'l seind gut bekannt im Welzerthal. Mitt'n auf'n Stodtploß hot er sei' Fuhrwerk steh'n g'lass'n und hot g'sunga:

Jetzt hob' ma zwar Soma
Und worm war's sist ah,
Ober mei' Olte hot g'sogt,
Dass es nit a so war.
I kunnt mi vathoan
In mein' dummen Spenser (Rock)
Und wer müssad mi pfleg'n,
Wenn i hätt 'n Trenser (Katarrh).
I sag drauf: Ich fahr heunt
Af'n Kirchtag nach Welz,
Da sagt sie: I bitt dih,
Leg an selm den Pelz.
Zu an Pelz g'hört a Schlitt'n,
In die Galsch'n (Wollschuhe) die Füaß,
Über'n Schädl a Haub'n,
Dass i nit dafriaß. —

Na — weil scho mei Alte
Den Pelz hot herg'richt,
Wos mach' i desholb noh
Zu da dolgad'n Gschicht?
I fahr halt so fuat
Auf an Leiterwag'n,
Aber Wag'n und Pelzhaub'n
Hab'n sich nit vatrag'n.
I hon halt an Schlitt'n
Derfangt her nach Welz.
So kum i herg'ritt'n
In Haub'n und Pelz.
Nix für unguat, ös Welzer,
Habt's es selber erfohr'n,
Dass ba dö schlecht'n' Zeit'n
Der Bauer is g'frorn.

Dass da oll's g'lacht hat, versteht sich. Da Fasch is bol' vaschwund'n, denn sonst hätt'n ihn die Deaner von Amtmo' abg'schafft, denn ma hot nia wiss'n könna, wos der Herrschoft recht war oder nit. Der Fasch hat seine foast'n Ochs'n guat vakaaft.

Is eahm net ollimol sa guat ausgonga — den Fasch in der Dopp'l.

Is wieder Marlonmarkt g'wes'n zu Kaß'ndorf und alle, die was z' kaf'n oder zu verkaf'n g'habt hab'n, sein af Marlon gonga. Vor'n Dorf auf der Gmoanwies'n war schon oll's voll mit Kramerständ und die Losta (Menge) Leut. — — — Draußt am Eck der Wies'n, wo die Freiung aufg'steckt war, a hölzerner Arm mit'n Sab'l und 'n Kampfschild (Adler) vom Kaisa, is a storka Knecht als Wachter mit Busch'n und fliagande Bänder aufg'stellt g'wes'n, auf dass ka Fremder das Kirchtagzoach'n hätt' stehl'n könna; selb' wär' für die

ihr beim Fasch in der Dopp'l nicht schlecht gegangen. Der Fasch selbst gieng hintendrein mit boshaftem Lächeln. Endlich fragte er die Magd, warum sie weine. Sie antwortete: „Wo soll ich meinen Kasten abladen, ich hab' ja keinen Dienstplatz!" „Und ich brauch' eine Magd", sagte der Fasch, ließ den Wagen umkehren und weidete sich an dem Anblick der erstaunten Magd, die sich die Fopperei zwar nicht gerne gefallen ließ, jedoch bald wieder zufrieden auf der Faschwiese Heu rechte.

Ein anderesmal musste seine Gattin um Mitternacht aufstehen und für das große Dienstpersonal seine Lieblingsspeise, Selchfleisch und Knödel, kochen. Dann weckte der Faschbauer selber alle und rief sie zum großen Haustisch, wo sie schlaftrunken und mit gespannter Miene sich vorher satt essen sollten, bevor sie das Weitere hören würden. Die Knödel waren bald weg und der Meierknecht erbat sich die weiteren Befehle. „Jetzt könnt ihr wieder schlafen gehen", sagte aber der Bauer. Man kann sich im ersten Augenblicke die Überraschung vorstellen, aber bald lachten sie über den Genuss der guten Knödel und giengen ver-vergnügt wieder in das warme Bett. Nur der grämige Meierknecht und die Faschbäurin selbst murrten über die tollen Einfälle und diesmal getraute sie sich (o Wunder!), ihrem Ehegatten eine Predigt zu halten. „Sonst", so sagt die Nachbarin, die Jörgmannin, „ist die Faschin-mutter a g'lass'ne (geduldige) Hausmutter."

Derlei Anekdoten müsste ich noch viele vom „Fasch in der Doppl". Passt auf! Ich lass für mich den „Bruckenwirt" erzählen. Er kann das Erzählen gar so gut, wenn er fünf, sechs Krüglein vom eigenen Weingarten hinter sich hat. Und vom Fasch erzählt er gerne, wie er mitten im Sommer auf einem Schlitten in der Stadt Welz hielt und wie er beim „Marlonkirchtag" in Katzendorf das Wahrzeichen des großen Jahrmarktes, nämlich die „Freiung" stehlen wollte, eine damals stolze That, um mit dem Wahrzeichen auch den Markt sammt Volksfest und Freiheiten auf einen anderen Ort zu übertragen.

II.

Ich war Stammgast beim „Bruckenwirt". Wenn es draußen recht sauer hergieng und der Reichenbach trübe Wellen um die Brückenpfeiler schlug, der Nebel bis zum Schloss Brachstein herunterhieng, dann war es beim „Bruckenwirt" am schönsten. Der alte Wirt rückte sein grünes Sammtkäppi mehrfach zurecht, hieng sein Pfeifchen vom rechten Mund-winkel in den linken und begann zu erzählen. Nun was?

„'s is wulta lang aus.[1]) Mein' Ähndl sein Ähndl kann's noch

[1]) Wir wollen an den Unebenheiten und Bedenklichkeiten der Mundartschreibung nichts ändern, weil sie andererseits ihr Interessantes hat. Die Red.

A poor Raufer vom Steinberg seind roth worn wia ’n Hiaslbauern sein Brustfleck, dass a Komödiant die Bergler so stänkt. A Weil roat’n’s, wos für a G’spoass mocht, den groß’n Loller um-z’werfen und sein Kopf hoamz’trog’n. Der Komödiant stänkt weiter. Da fahrt a schneidiger Kampl auf’n Ritter, schmeißt (wirft) ihn in d Läng’ und a poor andere hau’n ihn durch. Die Leut’ sein umundum g’stand’n, hab’n g’schaut und g’lacht und der große Naz — der Freiungwachter — hat a g’schaut und auf sei’ — Freiung vagess’n.

Es is a endloser Spectak’l g’wes’n. Der Freiungwachter schreit: „Juhu! Heunt is marlonerisch!“ und schaut auf die Freiung. Sie is — weg. Der Fasch hat’s guat ang’stellt, ’s Freiungschnipf’n, nau und jetzt springt er damit gegen die Dopp’l und wenn er amal über’n Bach is, darf ’n koa Katz’ndorfa mehr nach.

Aber Glück muss ma hab’n. Der Freiungwachter Naz hat ihn springa g’seh’n und hianz noch wie a Cav’llerie a Dutzend baumstorke Katz’ndorfa. Schon is der Faschbauer ba da Bachstatt und will mit der Freiung drüberschwimma, da erfasst eahm a lange Hand, reißt’n z’ruck, dass er meggerzt (stöhnt) und in etlich Minutn seind olli Buam do mit rothe G’sichta und lange Gascht’n. „Jetzt, Fasch, jetzt hab’n ma dich!“

Der Naz nimmt die Freiung und die Beigusch vom warmen Leib und zählt die Thaler, die er drin findet. Die andern bind’n den Fasch wia an Vabrecha, führ’n ihn nach Marlon (Katz’ndorf), wo Gericht g’holt’n wird über den übermüthig’n Fasch.

Das Urtheil is hort: Der Viertelrichter dictiert eahm funfz’g Stock-streich und Aufstellung auf’n Kirchtagpranger vor’n Stieg’nwirt bis Sonn’untergang. Helf’n thuat eahm nix.

Die Stockschläg’ sein owerzählt, jetzt kumt er auf’n Pranger. Und noch was: Die Marloner setz’n dem Fasch noch den groß’n papiernen Ritterkopf auf und seitdem heißt’s, wenn aner aus wos immer für a Ursach an größer’n Kopf kriagt: „Der kriegt einen Ritterkopf!“

So erzählte uns der „Bruckenwirt“. Der Faschbauer ist schon längst gestorben und seine Nachkommen wissen wir nicht. Das Bauerngehöft steht stattlich und führt noch immer den Vulgarnamen „Fasch in der Dopp’l“. Bei der Abenddämmerung hört man zuweilen ein Knarren und „Raungaz’n“ wie das eines ungeschmierten Karrens und man bekreuzt sich und denkt an die (lustige) Seele des alten Faschbauers.

Katz'ndorfa a wulterer Streich, weil mit der Freiung der ganze Kirchtag übergangen wär', wohin die Freiung g'schafft wurd'. Ein solcha Wachta hat als Lohn zwoa Silberthaler, a Gamslederhos'n und beim Ab'ndtonz ein' „freien Steirisch'n" kriagt. Es hat a baumstorka Laggl sein müass'n und lusti dabei; denn olle Augenbrenzler (Augenblicke) hat er schrei'n müass'n: „Juhu! Heunt is Marloneriſch!" Da seind halt gar so gern stämmige Burschen va da Umgebung um die Freiung umundum g'stand'n und hab'n den Freiungwachter tratzt (geneckt). Sie wollt'n eahm die Freiung wegnehma. Ob Ernst oder Gspusi, is Wurst — der Freiungwachter hat nit selt'n damisch zug'haut.

Guat. Der Fasch in der Dopp'l is heunt a auf'n Marlonkirchtag. Aber heunt war's eahm nit soviel um die Bergschecken als um sunst was. Er hat heunt ganz was anders im Peischl. Nau — was wird's sein? Er hat vor etlich' Woch'n mit'n Nachbar a G'wett thon. Das G'wett hat a Poor schöne Ochs'n g'gult'n, er — der Fasch bring's z'samm, dass der Marlonkirchtag 's letztemal in Katz'ndorf abghaltn wird, künfti in der Dopp'l. Er nimmt die Freiung mit'n Wachter.

Am Kirchtag war der Fasch wirkli guat aufglegg, er kaft do a Poor Schuh für d' Dienstbot'n, dort a Seid'ntüachl für d' Bäurin, do an Kupferkessel, dort a Hanfseil; er braucht monigs (manches) und Geld hot er, das is d' Hauptsoch! Man sogt, dass beim Fasch die Katz' mit'n Geldbeutel umlaufad.

Was i weiter vazähl'n will? Der Fasch is öfter der Freiung nahe kema, aber er hat dabei an ries'nhaften Goliath als Wachter g'seh'n, der hot zu d' Marlonerjodler koa guate Stimm g'habt. Dem Fasch fehlt schon bol der Trost (Hoffnung). Wia er so simmelt (denkt), wia er die Freiung nehma könnt, fallt eahm wos Wunderlich's ein.

Auf etlich' Thaler lasst er's nit ankema und so hat er bold a poor Mordsjurxfaxenmocher aus a Komödiantenbude aussag'laxlt und in aner Viertelstund gibt's a große Sehenswürdigkeit am Marlonkirchtag. Da geht a unends große — mir scheint sechs Fuß hat sie g'habt — Ritterg'stalt in Panzer und Schild durch das Gleutoch (Menge) und draht possierlich 'n groß'n Kopf mit'n marzialischen Schnaunzel (Schnurrbart).

Wenn nit da Buagermoaster va St. Nikasi 'n größt'n Kopf hat, so hat ihn g'wiss der Ritter z' Marlon g'habt. Dort, wo die Freiung aufg'steckt is mit Busch'n und Bänder, bleibt der Ritter steh'n und singt an kernsteirisch'n Stänker:

Buama, hobt's Schneid?
Seid's nit loamlokad (träumerisch).
Ös traut's Enk nit z' wehr'n,
Wenn Enk a Flachlandler pockad.
Tulje!

nicht weh thut. Ich will nämlich eine große Veränderung in unserem Jahreslauf haben, doch eine, die heimlich vor sich gehen kann, ohne dass man's merkt. Jetzt könnte man doch schon ein bisschen neugierig sein, wo ich hinaus will. Wohlan!

Es kommt mir nämlich darauf an, dass unsere Kalender in den nächsten vierzig Jahren etwas schneller fahren sollen — nicht etwa, um neue Jahrhunderte rascher einzuholen, nein, aus einem viel wichtigeren Grunde. Es käme nur auf ein klein bisschen Schnellerfahren an, auf ein ganz unauffälliges. Entgleisungen, Zusammenstöße, nichtfahrplanmäßiges Eintreffen und derlei Unzukömmlichkeiten sind ausgeschlossen. Es handelt sich bloß darum, die Sonne einzuholen.

In allem Ernste, ich bezwecke nichts Geringeres, als mit unserem bürgerlichen Jahr das Sonnenjahr einzuholen.

Bitte mir nur einen Augenblick zu folgen, ist nicht so schlimm, als es aussieht. Wir wissen, dass unser bürgerlicher Kalender mit dem natürlichen Jahre in Zwiespalt steht. Das natürliche Jahr, also das Sonnen- oder astronomische Jahr, beginnt stets mit 22. December, das bürgerliche Jahr zehn Tage später. Ganz willkürlich, ohne natürlichen Grund setzt das Kalenderjahr um ganze zehn Tage später ein, es könnte gerade so gut um vierzehn Tage oder drei Wochen später einsetzen, so wie die Russen thatsächlich am 23. Tag des Sonnenjahres ihren — ersten Jänner, ihren Neujahrstag haben. Den Russen und Griechen soll es in dieser Rückständigkeit schon lange nicht mehr behaglich sein, und man hört, dass sie ihr Jahr mit unserem bürgerlichen Jahre vereinigen wollen. Also es regt sich. Wenn nun aber schon einmal gerückt wird, warum wieder auf halbem Wege stehen bleiben! Warum nicht alle gemeinsam so weit rücken, bis es gründlich stimmt?

Der gegenwärtige Zustand, dass wir das Jahr erst anfangen, nachdem es schon zehn Tage vorher angefangen hatte, ist eine Schlamperei. Sogenannte geschichtliche oder sociale Factoren, die diese zehntägige Verspätung des bürgerlichen Jahres verursachen, braucht man nicht gelten zu lassen, die Natur war vor der Geschichte und die Sonne vor den Kalendermachern da. Nach Gottes Plan fängt das Jahr mit der Sonnenwende an. Der kürzeste Tag, heute der 21. December, ist der letzte Tag des Jahres; der erste wachsende Tag, heute der 22. December, ist der erste Tag des neuen Jahres. So ist's von Naturwegen.

Man glaubt wohl, die Verschiebung des bürgerliches Jahres auf das natürliche Jahr würde großen Umständlichkeiten begegnen, z. B. Verlegung der kirchlichen Feste, Differenzen im Amts- und Geschäftsleben, Umrechnung in historischer Forschung u. s. w. Wenn auf dem heutigen 22. December der Neujahrstag stünde, so müsste der Christtag doch auf den 4. Jänner zu stehen kommen und dieselbe Verschiebung aller

Die Glocken von Wiehl.

Ballade von Wilhelm Idel.[1])

Und geht ihr vom Rhein die Sieg hinauf
Und die Agger ins Thal der Wiehl,
Da grüßt euer Ohr ein süßer Klang,
Ein herrliches Glockenspiel.

So traut erklingen die Glocken von Wiehl
Und auch so ernst und bang,
Es bebt das Herz vor Wonne und Weh
Bei dem wunderbaren Klang. —

Einst kamen auf einer Wanderfahrt
Zwei Kölner Kaufherrn ins Thal,
Als feierlich der Glocken Geläut
Erscholl wie ein Choral.

Verwundert lauschten die beiden Herrn
Den Tönen so voll und rein;
Sie pflogen Raths und kehrten bald
Beim Pfarrer des Dorfes ein.

„Herr Pfarrer, wir hörten nicht schöner Geläut
Auf unsrer weiten Reis',
Die Glocken taugten für unsern Dom,
Sagt an: was ist ihr Preis?"

Der Pfarrer schickt zu den Schöffen hin,
Die kommen an in Eil'.
„Nein, unsere Glocken missen wir nicht,
Die sind uns nimmer feil."

„Wir bieten", der eine Kaufherr spricht,
„So viele Thaler Euch an,
Als man von Köln bis her nach Wiehl
Aneinander legen kann."

Da tritt ein würdiger Greis hervor:
„Ihr Herrn, lasst ab vom Gebot!
Mehr als die blanken Thaler thun
Die alten Glocken uns noth.

Sie riefen uns in Luft und Leid
Gar traute Weisen zu;
Bei ihrem Schalle trugen wir
Die Väter zur ewigen Ruh.

Und uns soll auch ihr lieber Klang
Geleiten durchs Leben hinfort,
Bis unsre Kinder uns tragen hinaus
An einen kühlen Ort."

Da giengen stumm die Kölner Herrn
Hinweg mit finsterm Gesicht;
Sie trugen, wie die Sage erzählt,
Die stolze Weigerung nicht.

Und der andre von ihnen, ein heißes Blut,
Rief an des Weges Kehr:
„So mögen bersten die Glocken Euch!
Eine Hexe schick' ich Euch her."

Und eine Hexe kam ins Dorf
Und klomm in stiller Nacht
Ganz ungesehn in den Thurm hinauf,
Auf schlimmen Schaden bedacht.

Mit rothem Faden sie murmelnd umwand
Der größten Glocke Rund, —
Da plötzlich erhebt sich ein grimmiger Sturm,
Erschütternd den Thurm bis zum Grund.

In die Glocken fährt er, die schwingen sich wild
Und schmettern, die sie bedroht,
Die Hexe, jäh in die Tiefe hinab,
Da fand sie grausigen Tod. —

Noch heut' erklingen die Glocken von Wiehl
So traut, so ernst und bang,
Es bebt das Herz vor Wonne und Weh
Bei dem wunderbaren Klang.

[1]) Gestalten und Bilder. Dichtungen von Wilhelm Idel, Berlin. Deutsche Verlagsanstalt. Überaus feinempfundene und edelgeformte Poesien. Die Redaction.

Auch eine Zeitfrage.

Ein Vorschlag von **Peter Rosegger.**

Vor einigen Jahren habe ich sowohl im „Heimgarten" als auch in der „Zeit" eine allgemein interessante Frage berührt, die hier, mittlerweile von mehreren Seiten beleuchtet neuerdings vorgeschoben werden soll. — Unsere kleinlichen Zeitfragen werden nachgerade langweilig, so gebe ich mich nur noch mit großen ab, und das, was ich meine, ist eine buchstäbliche „Umwälzung", eine wirkliche Revolution — aber eine, die

zeitalters über alles, und auf die „Wahrheit“ fliegt bekanntlich der moderne Geist wie die Fliege auf den Zucker. Nun aber die Misslichkeiten meiner Umwälzung. Leute, die am 29. Februar geboren werden, hätten vierzig Jahre lang keinen Geburtstag. Was fiengen da berühmte Größen an, die schon mit dem Dreißigsten ein Geburtsjubiläum feiern wollen! Zudem würden wir über die Änderung hinaus um zehn Tage früher alt werden und anderseits um zehn Tage länger leben — man weiß nicht, wie man's nehmen soll.

Die Geschichte kann, dachte ich, aber doch irgendwo einen Haken haben, an dem ich, der Nichtastronom und Nichtkalendermacher, am Ende hängen bleibe; denn, wenn es so leicht gienge, wäre es gar nicht denkbar, dass es nicht schon längst gemacht worden ist. Ich fragte also einen Gelehrten. Bei meinem alten Freunde Rudolf Falb fragte ich an, der in solchen Dingen was versteht, ob denn die Gleichrückung des bürgerlichen und des astronomischen Kalenders durch etwa vierzigjährige Ausschaltung des Schalttages thatsächlich möglich wäre? Antwortete Falb: Warum denn nicht! Vom astronomischen Standpunkte aus ist es möglich. Aber einen anderen Haken hat's, und zwar einen recht krummen. (Also doch!) Bei einer Kalenderverbesserung handelt es sich nicht bloß um die Zukunft, sondern auch um die Vergangenheit, nicht bloß um die fortlaufende Datierung, sondern auch um die Berechnungen und chronologischen Feststellungen nach rückwärts. So hat mir zum Beispiel die Differenz zwischen unserem und dem russischen Kalender bei Eruierung eines Erdbebendatums viel Ärger verursacht, indem ich oft nicht feststellen konnte, ob die Meldung im alten (russischen) oder neuen Stile zu verstehen sei. Auch der Historiker und der Chronologe würde in manchem Falle in dieselbe Verlegenheit gerathen. Es ist daher das Interesse aller dabei Betheiligten, Störungen und Unterbrechungen in der Datierung nach dem gegenwärtigen Kalender möglichst zu vermeiden. In keinem Falle werden die Astronomen auf Deinen Vorschlag eingehen. Für sie insbesonders wäre der ideale Gewinn viel zu theuer verkauft; die vierzig Jahre würden als eingeschobener Keil sie fortwährend zu neuen Reductionen zwingen, mit welchen sie ohnehin schon überhäuft sind. In Zukunft müsste bei Rückwärtsrechnungen stets auf diese vierzig Jahre besonders Rücksicht genommen werden. Nicht bloß Russland, auch wir hätten an der Calamität eines alten Stiles zu leiden. Der unabänderliche Zweck aller Kalenderverbesserung ist, den 21. März dauernd an die Frühlings-Tag- und Nachtgleiche zu binden. Im übrigen ist jede Abänderung des gegenwärtigen Kalenders aussichtslos.

Also Falb. Und das soll alles sein, was sich gegen meinen Vorschlag einwenden läßt? — Falb hat von seinem Standpunkte aus Recht, er will für seine Sache den alten, bequemen Weg. Wenn jedoch die

übrigen „unbeweglichen Feste“ durch das ganze Jahr. So glaubt man. Ist aber nicht richtig. Der Christtag bleibt stehen, wo er steht, nämlich auf seinem angestammten 25. December, immer eine Woche vor dem Neujahrstage. Ebenso bleibt jeder andere Kalendertag auf seinem alten Platze. Mein Plan, den ich bald verrathen werde, verzichtet auf jede merkbare Veränderung, ja er könnte sie gar nicht brauchen. Einzig nur die Kalendermacher unter sich haben die Sache durchzuführen, ohne dass andere Leute etwas davon zu wissen brauchen.

Wir haben nämlich einen Schalttag. Man hat nie recht gewusst, wozu dieses Möbel gut ist, es stand bisher nur so herum; zumeist war es nicht da, und wenn man sich an seine Abwesenheit gewöhnt hatte, war es plötzlich wieder da und machte Unordnung. Die Gelehrten wussten allerdings, dass der Schalttag zur Regulierung des Jahres bestimmt sei, und dass er so ungefähr alle vier Jahre einmal im Monat Februar eingeschaltet werden müsse. Es gibt astronomische Verwickelungen, die hier nicht weiter angerührt werden sollen, nur so viel, dass der Schalttag zur Schlichtung solcher Verwickelungen für das bürgerliche Jahr höchst nothwendig ist. Für die Länge wäre er nicht zu entbehren. Aber so ein Weilchen, etwa so an dreißig, vierzig Jährchen, getraue ich mir ohne Schalttag auszukommen. Und mit diesem einstweiligen Verzicht auf den Schalttag sind wir mit unserer Idee, das bürgerliche Jahr mit dem natürlichen zu vereinigen, gerettet.

Wenn wir den Schalttag, der sonst in jedem vierten Jahre wiederkehrt, auf vierzig Jahre lang ausfallen lassen, ganz ausfallen — was ist die Folge davon? Wir verlieren in diesen vierzig Jahren zehn Tage Kalenderzeit. Das heißt, diese vierzig Jahre zusammen sind um zehn Tage kürzer als sonst vierzig Jahre sind, diese vierzig Jahre werden um zehn Tage früher zu Ende gehen, also, dass der Sylvestertag des Jahres 1941 dort steht, wo heute der Thomastag ist, auf dem 21. December — auf dem kürzesten Tag des Jahres.

Das bürgerliche Jahr wäre in diesem Falle mit dem astronomischen Jahre vereinigt.

Und zwar ohne alles Blutvergießen. Ohne jegliche Anstrengung, man brauchte nicht das mindeste zu machen, nur etwas zu unterlassen, nämlich zu unterlassen, den Schalttag einzuschalten. An der ganzen Reform würde das Publicum gar nichts anderes wahrgenommen haben, als dass vom Schalttage nicht die Rede war und dass das Sprichwort lügt, nach welchem zu Neujahr „der Tag schon wieder um sieben Hahnenschreie länger sei, als am Thomastage.“

Und all das der sieben Hahnenschreie wegen? Allerdings. Wenn es so wenig Umstände macht, soll man doch einmal die Uhr nach der Sonne richten. Die „Richtigkeit“ geht ja sonst dem Sohne des Maschinen-

Roseggers Vorschlag entspricht ganz und gar den Grundgedanken, nach welchen die Menschheit von jeher ihre Kalendereinrichtungen zu ordnen gesucht hat. Bei den ersten Begründungen des Sonnenkalenders und auch bei manchen reformatorischen Erneuerungen desselben in alten Zeiten ist es entweder die Winter-Sonnenwende oder die Frühlings-Tagundnachtgleiche gewesen, an welche man den Jahresanfang angeknüpft hat. Auch die Lage unseres jetzigen Neujahres geht aus einem früheren Anschluss an die Winter-Sonnenwende hervor und ist nur, lange vor der Einführung des Julianischen Sonnenkalenders, in jenen Zeiten, in denen die astronomischen Bestimmungen und die Schalteinrichtungen noch unentwickelt waren, und in denen die schwierigen Ausgleichungen zwischen dem uralten Mondkalender und dem allmählich an seine Stelle tretenden Sonnenkalender die Anordnungen der Jahreseintheilung so vielfach erschwerten und unsicher machten, fast zufällig von dem Anschluss an die Winter-Sonnenwende ziemlich weit abgeirrt. Bekanntlich schwankten die Neujahrszeiten des altrömischen Kalenders, welcher seinem Ursprunge nach ein Mondkalender und nur näherungsweise an das Sonnenjahr angeschlossen war, um starke Bruchtheile eines Monates bis zu mehr als einem ganzen Monat in dem natürlichen Sonnenjahre hin und her. Die Lage des Neujahres zur Winter-Sonnenwende in dem ersten Jahre, mit welchem die maßgebende Einführung des reinen Sonnenkalenders durch Julius Cäsar begann, schloss sich dem damaligen Jahresanfange gerade dieses einzelnen altrömischen Mondjahres mit einer ziemlich willkürlichen Einschaltung an, und diese in gewissem Grade zufällige Lage des ersten Neujahres im natürlichen Sonnenjahre war nun im Sonnenkalender vorläufig fixiert. Weiterhin folgte diese Lage des Neujahrs alsdann der langsamen fortschreitenden Verschiebung, welche infolge der Ungenauigkeit der von Cäsar angenommenen Jahreslänge das Kalenderdatum im natürlichen Sonnenjahre erlitt. Bis zur Zeit der Gregorianischen Reform hat auf diese Weise das Neujahr sich noch um zehn Tage und bei dem Fortgebrauche des fehlerhaften Julianischen Kalenders in den osteuropäischen Ländern um zwölf Tage (vom nächsten Jahre ab werden daraus sogar dreizehn Tage) von der Winter-Sonnenwende weiter entfernt, als es bei der Einführung des Sonnenkalenders durch die damalige zufällige Lage des Mondjahres der Fall war.

In dem nunmehr für Jahrtausende nach der wirklichen Jahreslänge geordneten Gregorianischen Kalender ist auch jene allmähliche Vergrößerung der Abweichung des Neujahres von der Winter-Sonnenwende im Jahre 1582 durch Weglassung von zehn Tagen wieder beseitigt und auch das Neujahr in der anfänglichen Lage zu dieser Sonnenwende für die Zukunft andauernder fixiert worden.

Gelehrten immer so gedacht oder immer so Recht behalten hätten, wo wären wir heute? Nicht über den allerersten Kalender hinaus, denn schon die erste Verbesserung hat den damaligen Gelehrten alle jene Mühe verursacht, die eben einmal nöthig ist, um Unrichtigkeiten zu corrigieren. Falb sagt selbst, dass die Differenz zwischen unserem und dem russischen Kalender vielen Ärger verursacht. Also darum fort mit allen Differenzen, hin zur Einheit. Die Russen, wenn sie sich in Zukunft unserer Zeitrechnung anschließen wollen, müssen sich eben auch einmal auf das Umrechnen verlegen, und wir werden es ebenfalls thun, wenn's darauf ankommt. Das Ideal für die Gelehrten ist ja gewiss auch das jetzige bürgerliche Jahr nicht. Denn das hat auch eine ganze Menge Häkchen. — Kurz, ich habe meinem gelehrten Freunde in Berlin nicht zugegeben, dass aus gewohnter Herkömmlichkeit, aus der Bequemlichkeit im Rechnen, in aller Zukunft von Neuerungen abgesehen werden müsse. Das wäre ja gerade, als seien wir arbeitsmüde, als zahle es sich nicht mehr aus, als sei ohnehin schon bald aller Tage Abend. Ich meine aber, die Weltgeschichte fängt erst an, und wir sollen im Kleinen wie im Großen unverdrossen alles ausbessern, was uns verbesserungsfähig scheint. Allerdings gebe ich zu, dass mein aufgeworfenes Thema nicht der Zeitfragen brennendste ist. Möglicherweise gibt es gesellschaftliche Einrichtungen, die von der Natur noch weit mehr abweichen als der bürgerliche Kalender. —

Außer Falb hat sich nun aber auch noch ein anderer Gelehrter in Berlin gemeldet, dem mein Vorschlag nicht recht passen will. Professor Dr. Wilhelm Foerster schrieb auf meinen Vorschlag eine Entgegnung, der zwar auch an manchen Stellen Einwände gemacht werden könnten, die aber zur allseitigen Beleuchtung der Frage hier ohne weitere Bemerkung abgedruckt werden soll.

Foerster schreibt:

„Von Peter Rosegger ist der Vorschlag gemacht worden, den letzten Tag des Jahres künftighin mit dem kürzesten Tage zusammenfallen zu lassen und den hiezu erforderlichen Rückgang des Neujahrstages auf den 22. December durch Weglassung der Schalttage in den nächsten 40 Jahren zu erreichen.

Es ist sehr zweckmäßig und nachahmenswert, dass der Urheber dieses Vorschlages demselben sogleich eine Gegenäußerung beigesellt, die er bei seinem alten Freunde Rudolf Falb eingeholt hat. Da ich mich in der letzten Zeit, auch in der Öffentlichkeit, wiederholt mit Fragen der Kalenderreform beschäftigt habe, möchte ich mir erlauben, eine kleine Ergänzung zu den kritischen Äußerungen Falbs, denen ich sonst durchaus zustimme, an dieser Stelle hinzuzufügen.

Übel überwiegen werden. Immerhin kann der Hinblick auf solche Möglichkeiten und auf die Herbeiführung der Voraussetzungen, deren Erfüllung bis dahin nöthig ist, die ganze ideale Spannkraft der Menschen, welche auf die Verwirklichung alles Reineren und Besseren gerichtet ist, steigern und verfeinern helfen.

Nur einen Gesichtspunkt möchte ich Rosegger gegenüber noch hervorheben, der ihm, wie es scheint, entgangen ist. Ich habe anerkannt, dass sein Vorschlag eine auch historisch begründete formale Bedeutung hat; aber in Zukunft würde doch ein Zusammenfallen des Neujahres mit dem ersten Tage nach der Winter-Sonnenwende nicht entscheidend dadurch zu rechtfertigen sein, dass das Neujahr alsdann mit dem ersten wachsenden Tage zusammenfiele. Das konnte doch nur so lange gelten, als die Menschheitscultur sich ausschließlich auf der nördlichen Erdhalbkugel entwickelte. Auf der südlichen Erdhalbkugel würde das beiden Halbkugeln gemeinsame Neujahr am ersten Tage nach unserer Winter-Sonnenwende mit dem ersten abnehmenden Tage zusammenfallen, so dass dort die Lage des Neujahres die entgegengesetzte Bedeutung hätte, nicht das alljährliche Emporstreben der Licht- und Lebensentwickelung zu eröffnen, sondern das jeweilige Abwärtsgehen. Auch für die südliche Erdhalbkugel würde aber der obige Gesichtspunkt der bloßen Symmetrie bei einer solchen Lage des Neujahres seine Geltung behalten. Bei näherem Zusehen erkennt man allerdings, dass diese Symmetrie nur im ideal-mathematischen Sinne durch eine solche Einrichtung gewahrt sein würde. Da nämlich bei allen Ausstrahlungen von Licht, Wärme u. s. w., durch welche Lebensentwickelung bedingt wird, das Minimum oder das Maximum dieser Wirkungen sich stets gegen die Eintrittszeit des Minimums oder des Maximums der ursächlichen Licht- und Wärmestrahlungen u. s. w. verspätet, so liegt eigentlich ein Neujahr, welches später fällt als der bezügliche Wendepunkt der Licht- und Wärmestrahlung, symmetrischer innerhalb des jährlichen Verlaufes der periodischen Lebenserscheinungen als ein Neujahr, welches mit jenen Wendepunkten zusammenfällt. Diese realere Symmetriebedingung würde aber allerdings erst dann in genügendem Grade erfüllt sein, wenn unser Neujahr etwa auf den Anfang des Februar gesetzt wäre. Man kann also den gegenwärtigen Sachverhalt durch Betrachtungen dieser Art auch nicht genügend rechtfertigen. Er ist eben nicht auf dem Wege strengster Überlegung entstanden, sondern nur conventionell fixiert worden.

Einige Worte möchte ich hier noch in Betreff radical verstandesmäßiger Behandlung solcher und ähnlicher Reformfragen überhaupt zur Erwägung geben. In Zeiten, welche so schwer wie die jetzigen mit der gemeinsamen Prüfung und Besserung unsäglicher moralischer und wirtschaftlicher Nothstände betraut und belastet sind, sollte man diejenigen

Fragen wir uns nun, ob hierdurch wirklich so erhebliche Übelstände bedingt werden, dass wir dem größten Theil der Culturwelt das außerordentlich große Übel einer Stetigkeitsunterbrechung ihrer Zeitrechnung wiederum zumuthen dürfen.

Zur Zeit der Gregorianischen Reform war eine solche Unterbrechung zu Gunsten der Einführung einer endlich viel richtiger ermittelten Jahreslänge an Stelle einer Kalenderform, welche von dem natürlichen Sonnenlaufe unablässig weiter abirren musste, vollberechtigt, und sie geschah durch die vorerwähnte Weglassung von zehn Tagen in derjenigen Weise, welche in solchem Falle viel zweckmäßiger ist, als eine auf viele Jahre vertheilte Ausnahmemaßregel. In letzterer Hinsicht ist es eine Illusion, anzunehmen, dass durch eine langsam verlaufende Störung der Stetigkeit des Functionierens einer solchen Einrichtung geringere Noth bereitet wird, als durch einen einmaligen Schnitt. Sowohl in der Gegenwart, als auch späterhin, wenn diese Gegenwart zur Vergangenheit geworden ist, würden durch anhaltende Abweichungen jener Art gerade Irrungen und Schädigungen von einem viel verwickelteren und undurchsichtigeren Charakter in der Zeitrechnung verursacht werden als durch eine einmalige scharfe und eclatante Unterbrechung.

Rosegger selber betrachtet die gegenwärtige Lage des Neujahrs eigentlich auch nur als einen Schönheitsfehler. Nun hat gewiss die Schönheit, das heißt in diesem Falle eine gewisse Symmetrie menschlicher Einrichtungen mit dem Verlaufe eines großen Natur- und Himmelsvorganges, eine sehr hohe Bedeutung im geistigen Leben der Menschheit und hierdurch auch in ihrer wirtschaftlichen Existenz. Aber Rosegger findet in dieser Beziehung selber das richtige Lösungswort, wenn er sagt: „Möglicherweise gibt es gesellschaftliche Einrichtungen, die von der Natur noch weit mehr abweichen, als der bürgerliche Kalender.“ In der That ist dieser Gesichtspunkt der entscheidende, und zwar nicht bloß für die von Rosegger erwogene Kalenderreform, sondern auch für eine größere Anzahl von anderen Vorschlägen, welche an die Stelle der historisch gewordenen Besonderheiten zahlenmäßig einfachere Gebilde setzen wollen.

Überdies fehlt der Menschheit noch die gehörige Organisation, um jene so tief eingreifenden Veränderungen der gewohnheitsmäßigen Einrichtungen wirklich gleichmäßig und sicher zur Durchführung zu bringen. Es liegt aber auf der Hand, dass nur eine vollkommen glatte und universelle Durchführung solcher Veränderungen in der ganzen Menschenwelt die für mehrere Generationen außerordentlich verlustvolle Bilanz derselben einigermaßen erträglich gestalten und die Erwartung rechtfertigen könnte, dass schließlich die Vortheile solcher Unterbrechungen der Stetigkeit der Einrichtungen die zugleich verursachten Nöthe und

bemerke: Die den Schwankungen des Osterdatums entsprechenden Schwankungen von Markt-, Pacht-, Mietsterminen, von Schuljahrsanfängen und dergleichen sind von allen Sachverständigen, zumal in Deutschland, als sehr große Übelstände anerkannt, und auch da, wo man sich ihrer nicht deutlich bewusst wird, wirken sie als eine empfindliche Belastung des Arbeitslebens.

Bereits seit mehreren Jahren wird in immer weiteren Kreisen über den Vorschlag verhandelt, das Osterfest künftig in der ganzen Culturwelt gemeinsam am dritten Sonntag nach dem Frühlingsäquinox zu feiern, wonach hinfort der Ostersonntag sein Datum nur zwischen dem 4. und dem 11. April ändern, also der Zeitraum von einem Ostersonntag zu dem folgenden im allgemeinen unveränderlich 52 Wochen betragen und nur von Zeit zu Zeit, nämlich durchschnittlich alle fünf oder sechs Jahre einmal, um eine Woche länger sein würde.

Vom Vatican und von Seiten vieler anderen in der katholischen Kirche und in den übrigen Kirchengemeinschaften hochstehenden und weitblickenden Männer ist dieser Vorschlag auch bereits in gründlichste Erwägung gezogen, und es ist auch außerhalb der katholischen Kirche die Neigung offen bekundet worden, einem Vorgehen des Papstes in dieser Richtung sich freudig anzuschließen. In der That ist dem Papstthum in dieser Frage das besondere historische Vorrecht einer Initiative zuzuerkennen im Hinblicke auf die hohen Verdienste, die es sich in der Person Gregors XIII. um die ganze Culturwelt erworben hat, als es damals auf Grund der Rathschläge ausgezeichneter sachverständiger Männer unsere gegenwärtige Kalendereinrichtung schuf, welche jedenfalls einen großen Fortschritt der Annäherung der Zeitrechnung an den wirklichen Verlauf der maßgebenden Himmelsvorgänge darstellt und uns für die nächsten Jahrtausende diesen Anschluss mit der Genauigkeit eines Tages verbürgt.

Die Werbung beim Sprengzaun zu Hohenwang.

Von Otto Schram.

Es saß Frau Agathe zu Hohenwang
Als Wittib auf dem Schlosse;
Doch währte ihr Witwenstand nicht lang,
Bald kamen schon hoch zu Rosse
Die Werber in Scharen herangerückt,
Im Geiste schon jeglicher hochbeglückt,
Denn jung war und schön Frau Agathe.

Als Frau Agathen die Kunde ward,
Geschmeichelt und stolz sie's vernommen,
Dass ihre Freier so dicht geschart,
Da hieß sie sie herzlich willkommen;
Den Tag ließ sie ihnen verkündigen auch,
An welchem nach Hohenwanger Brauch
Die Werbung sie wolle empfahen.

Es musste ein Freier zu Hohenwang
Die Braut sich kühnlich erringen:
Zu Rosse musste in schnellstem Gang
Er einen Zaun überspringen
Mit vollem Becher und voller Wehr,
So Reiter wie Ross gepanzert schwer,
Kein Tropfen im Becher durft fehlen.

allgemein angenommenen gewohnheitsmäßigen Einrichtungen, bei denen irgendwie erhebliche Übelstände noch kaum zum Bewusstsein der Gesammtheit gekommen, geschweige denn überhaupt mit Sicherheit nachgewiesen worden sind, nicht ernstlich in Frage stellen, wie es ja Rosegger auch so fein vermieden hat.

Nur dann, wenn innerhalb der Culturwelt noch keine einheitliche Geltung solcher Einrichtungen erreicht ist, und wenn durch die bezüglichen Verschiedenheiten auf allen Seiten unablässig erhebliche und unnöthige Frictionen moralischer und intellectueller Art, sowie Verluste und Hemmungen wirtschaftlicher Art verursacht werden, nur dann ist man berechtigt, sogar in so stark belasteten Zeiten wie die unsrigen, energisch auf Reform und Abhilfe im Sinne voller Einheitlichkeit und Zweckmäßigkeit dieser Einrichtungen der Culturwelt zu dringen.

Zu Reformen letzterer Art gehört jedenfalls die gänzliche Beseitigung des alten, auf einer so fehlerhaften Jahreslänge beruhenden, Julianischen Kalenders und die Beseitigung der Verschiedenheiten und der großen Unzweckmäßigkeiten der Ansetzung des Osterfestes.

Sei es mir gestattet, in Betreff des Osterfestes noch einige Worte der Erläuterung hinzuzufügen.

Die Veränderlichkeit der Lage des Osterfestes im Sonnenkalender, welche sich bekanntlich vom 22. März bis zum 25. April erstreckt, ist noch ein Rest des alten Mondjahres, welches für die ältesten Culturen eine ganz andere und viel größere Bedeutung gehabt hat als für die unsrige. Alle Welt ist darüber einig, dass es im hohen Grade wünschenswert ist, hiefür Abhilfe zu schaffen, und dass die Abhilfe mit jedem Jahre dringender erforderlich wird, weil die Bedeutung einer regelmäßigen und übereinstimmenden Zeiteintheilung für den gesammten inneren und äußeren Wohlstand der Menschenwelt mit der Steigerung des Verkehres und der Arbeitsentwicklung immer größer wird.

Sehr eindrucksvoll hat hierüber der berühmte Nationalökonom Wilhelm Roscher in Leipzig in seinem Buche „Geistliche Gedanken eines Nationalökonomen“ das Folgende gesagt: „Der Wunsch, Ostern auf einen bestimmten Sonntag in unserem Sonnenkalender festzustellen, ist ein wohlbegründeter, zumal die mit dem bisherigen Schwanken zusammenhängende Unsicherheit so vieler wichtiger Zeitpunkte auch eine Menge von Streitigkeiten, eigennützigen Auslegungen des Zweifelhaften veranlasst und oft schwere sittliche Versuchungen darbietet.“ Wie groß diese moralischen und wirtschaftlichen Übelstände sind, haben bereits seit mehreren Jahren eifrige Bemühungen der Königlich sächsischen Handels- und Gewerbekammern und seitdem auch anderer wirtschaftlicher Corporationen in der Öffentlichkeit dargethan, so dass ich mir ein näheres Eingehen hierauf ersparen kann, indem ich nur noch in aller Kürze Folgendes

Kleine Laube.

Unsers Herrgotts Keller.

„Josef! Um zwei Uhr werden die Herrschaften von der Rennbahn da sein. Bereite ein zweites Gabelfrühstück mit Caviar und Austern. Auch ein paar Flaschen Sect einkühlen.“

„Zu dienen, Excellenz!“

Hierauf machte der alte Excellenzherr seinen Spaziergang, um das erste Gabelfrühstück noch knapp vor dem zweiten zu verdauen. Man muss auch seiner Gesundheit etwas zuliebe thun. Es war ein heißer Julitag, der Herr schritt langsam und behäbig die Straße entlang, trug in der einen Hand den Hut, in der andern den seidenen Sonnenschirm, dachte an seine Pferde, an seine Tugenden und an seine Jagdhunde, womit er morgen eine Probe anstellen will.

Ein fahrender Geselle begegnete ihm, zog vor dem Herrn seine Mütze und grüßte höflich.

„Gu'n Tag, gu'n Tag!“ rief der Excellenzherr leutselig, denn er war immer sehr wohlwollend, besonders wenn er gut verdaute.

„Warm heut, Euer Gnaden, sehr warm heut!“ näselte der fahrende Geselle, wischte sich mit einem zusammengeballten rothen Sacktuch den staubigen Schweiß vom braunen Gesicht und dachte: Vielleicht gibt er mir doch ein Zwanzighellerstück auf ein Glas Bier. Da die Excellenz aber in anderen Gedanken versunken zu sein schien, so rief der Geselle überlaut: „Wenn bei so 'ner Hitze nur dieser verdammte Durst nicht wär'!“

„Durst haben Sie!“ schnarrte der Herr, „na, dann gehen Sie gerade aus, hernach links um die Scheune, dort steht der Brunnen. Just einmal den Eimer heraufziehen. Na, gehaben Sie sich!“

„Vergelt's Gott!“ antwortete der Handwerksbursch und bei sich: Alter Filz. Wasser finde ich auch selber, wenn ich mag.

Die Excellenz schritt fürpass und war zufrieden mit dem erziehlichen Rathe, den er gegeben. Alles hat Durst heutzutage. Alles will Bier, Wein und weiß der Himmel was! Nicht übel, wenn sie manchmal an des lieben Herrgotts Keller erinnert werden. Wer Durst hat, für den ist frisches Wasser das allerbeste. Ein bischen mehr Frugalität, meine Herren Landstreicher! — Da der Geselle dahin war, blieb er stehen, klemmte den Schirm zwischen die Beine und brannte sich eine feine Regalitas an.

Ob alles geschehen, so wie sie befahl,
Gieng Frau Agathe zu sehen;
Den Graben fand sie noch viel zu schmal,
Den Zaun, den ließ sie erhöhen.
Dann sprach sie: „Den Ritter möchte ich schaun,
Der sprengen kann hier über den Zaun,
Ohn' etwas dabei zu verschütten."

Es kommt der Tag, und wie zum Streit,
Wie vor dem Kampfspiel zu schauen,
So stehen, wie sie das Los gereiht,
Hier Ritter aus allen Gauen.
Ein Herold verkündet laut den Beginn,
Es reitet der erste zur Dame hin,
Der Mundschenk füllet den Becher.

Die Dame spricht huldvoll: „Ich fühl' mich geehrt,
Herr Ritter, durch Euer Freien;
Ihr wisset, was Hoh'nwanger Sitte begehrt,
Und wollt Euch dennoch nicht scheuen.
Damit Ihr's aus meinem Munde wisst:
Sobald einen Tropfen Ihr vergießt,
Muss ich meine Hand Euch versagen.

Nun reitet zu und macht es gut;
Schon manchem ist es gelungen,
Gar mancher hat mit frischem Muth
Die Braut sich so errungen.
Ich wünsch' Euch zu dem Ritte Glück;
Bringt mir den Becher voll zurück."
Drauf reicht sie ihm die Rechte. —

Es hatten der Reihe nach schon acht
Den Zaun übersetzet vergeblich;
So sicher sie auch den Sprung gemacht,
Doch mehr oder minder erheblich
Erscheinet im Becher die leere Wand
Vom Weinesspiegel bis zum Rand,
Und strenge prüft Frau Agathe.

Doch als der neunte geritten kam,
Da schlug Frau Agathe züchtig
Die Augen nieder und blickte, vor Scham
Erröthend, nur ganz flüchtig
Ins Antlitz ihm, und es erklang:
„Ihr freit um Agathe von Hohenwang,
Das will mich höchlich beglücken.

Ihr wisset, Herr Ritter, wie man freit
Nach Hohenwanger Sitte.
Es gebe Gott Euch sein Geleit
Auf Eurem Werberitte.
Bringt mir den Becher voll bis zum Rand,
Auf dass ich Euch reichen kann meine Hand,
Erlöset von qualvollem Bangen."

Sie reichte darauf ihm die Rechte hin;
Den Ritter, der sie erfasste,
Des Antlitz wie Kohle zu glühen schien,
Durchzuckte es, und er erblasste —
Wie ist doch ihr Händedruck hart und kalt! —
Doch kehrt in sein Antlitz die Röthe bald —
Er hält einen faustgroßen Kiesel.

Er reitet von ihr mit dankbarem Blick,
Er zeigt sich als kühnster der Reiter,
Den Zaun übersetzt er mit großem Geschick,
So sicher wie kein zweiter —
Und doch fehlt des Weines ein halber Zoll! —
Im Nu ist der Becher wiederum voll, —
Und Braut ist die schöne Agathe. —

Noch heißt man zum Sprengzaun die Schenke im Thal,
Im ewig grünenden Steier.
Blick ich zwischen Waldriesen, schier ohne Zahl,
Des Schlosses zerfallend Gemäuer,
Dann denk ich: „Wenn's dir schon beschieden, so stürz
Hernieder zum Sprengzaun und bis in die Mürz —
Ich tauch' wie der Stein um Agathe!"

Doch müssen beim Tauchen wir nicht wie der Stein
Hinab nach der Tiefe nur streben;
Wir können tauchen in steirischen Wein,
Um höher uns draus zu erheben,
Da unser Herrgott, weil er uns liebt,
Zum Wein uns auch Freude zum Singen gibt
Und viele schöne Agathen.

Sterben! Ist denn hier keine Vererbungstheorie zu spüren? Der Tod vererbt sich, weshalb nicht auch das ruhige Bewusstsein seiner Selbstverständlichkeit? Ist denn die Anpassungstheorie nicht da? Sich dem Unvermeidlichen gelassen anzupassen, wie der Frühlingsfrohe sich dem Herbste, dem Winter, dem Alter anpasst. Das Zweckmäßige vollzieht sich. Aber ist nicht ein friedliches Sichfügen in die Verwandlung zweckmäßig?

Das Unnatürliche und Gräßliche dieser Sache liegt darin, dass die meisten Menschen eines unnatürlichen Todes sterben. Sie sterben nicht an Altersschwäche, was ein Einschlafen am Abend ist. Sie sterben nicht am Ende des Lebens, sondern mitten im Leben — und das thut weh. Und sie sterben in der Meinung, dass das Sterben todt mache. Dieses Vorurtheil aber ist für uns Kinder des Lebens unerträglich.

Also die Einen fürchten das Sterben wegen des ewigen Nichts, in das sie zu versinken glauben. Andere fürchten es wegen des künftigen Lebens, in welchem ihnen Strafen für die Sünden dieses Lebens drohen. Noch Andere fürchten das Sterben, weil es sie von allem losreißt, was ihnen hier lieb gewesen ist. Und endlich gibt es auch solche, die das Sterben deshalb fürchten, weil es so unermesslich weh thun soll. Der körperliche Schmerz, meinen sie, werde so groß, dass er nicht mehr auszuhalten ist und deswegen sterbe man an ihm. Man mag solchen vorstellen, der Tod sei ja eben das Aufhören des Schmerzes, es nützt nichts, sie fürchten sich. Man mag sagen, der Tod gehe euch Menschen überhaupt nichts an, lebendig nicht, weil ihr seid, und todt nicht, weil ihr nicht mehr seid — auch dieses halblustige Wort hilft nichts, sie fürchten sich. Sie fürchten sich das ganze Leben lang gräslich vor dem Sterben, fürchten sich krank und fürchten sich todt, und das ist die größte Angst ihres Lebens. Sie vermögen das leidvolle Leben oft kaum zu ertragen und doch ist von allem Leide das größte die Furcht vor dem Ende dieses Leides. So wunderlich ist der Mensch!

In Frankreich ist ein Buch erschienen von Jean Finot: „Die Philosophie der Langlebigkeit“, das Alfred Fried ins Deutsche übersetzt hat und das vor Kurzem in Berlin herausgegeben wurde. Dieses Buch stellt sich die Aufgabe, den Menschen die Todesfurcht auszureden. — Wenn es nur glücklicher dabei wäre. Im ersten Theile geht es an, das ist der Theil der Langlebigkeit. Da wird eine Reihe von Fällen aufgezählt, wie die Leute 150, 200 ja 300 Jahre alt wurden, wie wir unser Leben vielfach verlängern könnten, wenn wir glaubten, lange zu leben. Wenn man nur einmal über eine gewisse Zeit hinauskäme, ohne sich zu fürchten, im hohen Alter dann stelle die Todesfurcht sich überhaupt nicht mehr ein und das Sterben werde zu einem unbewussten Verdämmern. — Dann aber beginnt das Buch zu sprechen von der Unsterblichkeit. Nicht von der der Seele, diese läßt es als unmodern aus dem Spiele; sondern von der Unsterblichkeit des Körpers. Thor, was ängstigest du dich vor dem Tode, wenn es gar keinen gibt, wenn es nur eine Verwandlung ist! Freue dich doch, denn dein Körper wird auch im Grabe leben, anstatt ein Leben wird er viele tausend Leben haben, denn aus deinem Körper entwickeln sich Millionen von Wesen, die sich in ihrer Art des Lebens freuen! Dann wird beschrieben das Gewürme und Geziefer, das aus dem sich zersetzenden menschlichen Körper hervorgeht, und in dem sich also unser Leben fortsetzt. Das Buch glaubt allen Ernstes, mit dieser längst abgebrauchten materialistischen Sache uns Menschen zu beruhigen, ja sie wie einen Gewinn darzustellen, weil wir ja für das eine Leben, das wir verlieren, tausend andere Leben erzeugen. Diese platte Verständnislosigkeit in Sachen des menschlichen Herzens ist kaum zu glauben, oder sollte wirklich der Verfasser selbst sich damit trösten,

Um zwei Uhr saß er wieder bei den jungen Herrschaften im Gartensalon. Nachdem der erste Durst mit einigen Flaschen Tafelbier gelöscht war und man wohlgemuth den Austern zusprach, winkte der Excellenzherr dem Josef, dass er den Sect bringe. Da der Diener aber ein zweitesmal in Sicht kam, ohne eine Silberköpfige mitzuhaben, wurde der Herr ungeduldig.

„Sofort, Euer Gnaden, sofort“, versprach der Josef schüchtern.

„Saperlot, ist es denn so weit in den Keller?“

„Ich habe die Flaschen eingekühlt, Excellenzherr, im Brunneneimer. Und wie ich sie jetzt hervorholen will, sind sie weg. Putz weg!“

„— — So! — — So! — Na, dann werden sie in unsers Herrgotts Keller einen Liebhaber gefunden haben.“ — Dass dich der Satan! — Aber zum schlechten Spiel gute Miene. — „Josef, spute Dich! Hole andere Flaschen!“ R.

Sonnengold.

Gedicht von Franz Himmelbauer.[1])

Ich stand auf einer Straße, die blühende Bäume besäumten. Vorne fiel sie steil ab, für die Blicke aber, die den Hang nicht sehen konnten, schien sie in den Äther aufzugehen. Ohne wie die langen, ebenen Landstraßen in einen Punkt zusammenzulaufen, brach sie jäh ab, und über ihrem Boden erhob sich das Gewölbe des Himmels. Es ist einer jener Punkte, an denen der Wanderer sich gerne sagt, dass drüben, wo die Straße aufhört, das Weltmeer rausche. Jetzt aber war dort, wo die beiden letzten Bäume standen, die letzten Streifen des Sonnenkörpers gesunken, und ungeblendet konnten die Blicke in den Glast des unendlichen, himmlischen Goldmeeres tauchen, das er zurückgelassen. Es war wie ein Leuchten der Ewigkeit . . .

Zwei Liebende giengen traumverloren an mir vorüber. Ein blühender Jüngling, ein blühendes Mädchen, ein herrliches Bild reinster Liebe, ewigen, überirdischen Menschenglückes. Ihre Arme waren ineinander verschlungen, die Augen aber hiengen in Verzückung an dem himmlischen Golde. Meine Blicke folgten ihnen. Scharf hoben sich ihre schlanken Gestalten von dem goldenen Grunde ab. Doch wie sie weitergiengen, schien das Gold auf sie hereinzustürzen. Ich sah nur mehr zwei leichte Schatten, von Millionen goldener Strahlen umstritten. Dann schienen sie aufgegangen im Reiche des Lichtes, ich sah sie nicht mehr, und langsam verblasste die goldene Farbe.

Und mir war es, als wäre jener überirdische Glanz die Pforte des Himmels gewesen, die sich geöffnet hatte, um zwei reine, glückliche Menschenkinder in die leuchtenden Hallen der Ewigkeit aufzunehmen.

[1]) Aus Franz Himmelbauers „Waldsegen“. Österr. Verlagsanstalt Linz, Wien, Leipzig.

Eine misslungene Unsterblichkeit.

Warum die Leute das Sterben nicht schon gewohnt sind? Seit Menschengedenken sterben sie, jeden Tag sieht man ihrer hinsterben, keiner bleibt übrig. Es gibt nichts Alltäglicheres, nichts Gewöhnlicheres auf Erden als Sterben. Und trotzdem. Sobald's an Einen kommt, welches Aufbäumen dagegen, welcher Schrecken! Die ganze Natur widersetzt sich gegen sich selbst, denn nichts natürlicher, als

Nun freilich war es unsre Pflicht,
Den echten Höllenbösewicht
Mit Krieg und Brand zu überziehn.
Und sicherlich, wir kriegen ihn.

Wir haben ja ein großes Heer,
Kanonen groß und furchtbar schwer,
Und Buller bullert mächtig drein,
Dass alle Buren ängstlich schrein.

Steht unser Heer mal nicht so brav,
So hilft uns stets der Telegraph,
Das, was uns nicht so recht gefällt,
Verschweigen wir vor aller Welt.

Das Goldrevier, es zieht uns an,
Wir setzen alle Kräfte dran
Und haben wir es erst einmal,
So achten wir nicht mehr der Qual.

Was auch die böse Welt uns sagt,
Wir kämpfen frisch und unverzagt;
Der böse Bur muss von dem Thron
Und dann winkt uns der goldne Lohn.

Bur in deutscher Beleuchtung.

Der Bur ist stets ein Ehrenmann,
Der alles thut, was er nur kann,
Um Fried und Eintracht zu erhalten;
Er meidet gern die Kriegsgestalten.

In ihm ist ein gar frommer Sinn,
Er gibt sich ganz dem Vater hin,
Der ihn und sein Volk kann beschirmen
In Nöthen und in Kriegesstürmen.

Es ist in seiner Männerbrust
Zu Weib und Kind viel Lieb und Lust,
Er blickt mit Muth und Gottvertrauen
Auf seines Landes liebe Gauen.

Dass er den Engeländer hasst,
Der stets als ungebetner Gast
In seine Länder ist gekommen
Und schließlich alles ihm genommen,

Das kann der Dümmste schon verstehn,
Das ist auch wirklich nicht mehr schön,
Das ärgert auch die braven Buren,
Sie schützen muthig ihre Fluren.

Und ihrer Söhne tapfre Schar
Folgt froh dem sieggewohnten Aar.
Dem heim'schen Herd weiht jeder eben,
Was er besitzt, Gut, Blut und Leben.

Die Mütter bieten gern die Hand
Dem stark bedrohten Vaterland,
Die ackern, säen mit den Kleinen,
Dabei sieht man sie oftmals weinen;

Sie flehen Rache auf die Brut,
Die ihnen immer Unrecht thut
Und sicher wird der Herr der Schlachten
Auf das Gebet der Ärmsten achten.

Trotz aller stolzen Prahlerei
Der Engeländer bleibts dabei:
Der Sieg ist bei den braven Buren,
Und täglich sieht man neue Spuren
Von Gottes Herrlichkeit und Macht,
Der über sein klein Völklein wacht.
Sie mögen sich den Kopf zerrennen,
Bis endlich sie die Schuld erkennen.

Die Goldgier hat sie angelockt,
So dass verblendet und verstockt
Sie wieder einen Raubzug planten,
Den auch die Buren zeitig ahnten.

Und ihre Sache steht nicht schlecht;
Sie kämpfen für ihr gutes Recht,
Die ganze Welt wünscht ihnen Segen
Und viele gute Christen legen
Sich fürbittend beim Vater ein,
Der sicher hören wird ihr Schrei'n,
Und jene Ärmsten herrlich retten
Wird aus des stolzen Feindes Ketten.

Drum Heil den Buren, die ihr Land,
Beschützen mit geübter Hand,
Gott lass es ferner so gelingen,
Dass sie mit ihm den Feind bezwingen.

Dann schenk er ihnen auch ein Herz,
Die armen Heiden allerwärts
Zu Jesu Christo hinzuführen,
Dass sie auch seinen Namen zieren.

dass er aus einem Menschen zu Würmern wird, wovon obendrein einer vom andern nichts weiß oder einer den andern vielleicht auffrisst. Ebenso gut könntest du ja schon heute als Mensch sagen: diese Kröte oder dieser Theil von der Kröte ist mir ebenso lieb, als mein menschliches Ich, denn es ist ja mein Stoff und wie ich den Naturgesetzen unterworfen. — Das mag in der Theorie eine alles umfassende Weltliebe ergeben, aber praktisch für das menschliche Geschlecht ist diese Liebe nicht. Sie kommt in der That nicht vor, und auch der Verfasser jenes Buches wird unvergleichlich mehr Interesse für die menschliche Art gehabt haben als für die Infusorien und Mikroben des Grabes.

Die Unsterblichkeit, die wir Menschen uns wünschen, ist die persönliche Unsterblichkeit. Wir wollen uns unser bewusst bleiben oder wieder bewusst werden, wir wollen unsere menschlichen Eigenschaften, die Fähigkeiten, im menschlichen Sinne glücklich zu sein, mit uns nehmen ins andere Leben hinüber, in diesem Sinne wollen wir fortbestehen. Von dieser Unsterblichkeit sprichst du aber nicht, du guter armer Jean Finot. Und kannst nicht davon sprechen, weil du die altmodische Seele verworfen hast, oder ihrer nicht achtest. Du magst dich mühen und plagen wie du willst, uns die Unsterblichkeit des Körpers und die „Schönheit“ derselben glaubhaft zu machen und uns damit zu tröstent — es ist ganz umsonst. Deine Schilderung des Lebens im Grabe kann uns wohl ein noch größeres Grauen einflößen, allein uns damit zu beruhigen, das kannst du nicht. Jener große Wohlthäter, von dem du sprichst, der den Menschen erstehen soll, um ihnen das Sterben leicht zu machen — du bist es nicht. Du bist ein Mann, der aus vielen bekannten Büchern ein Buch gemacht hat, dessen Titel die Leute locken soll, und dessen Inhalt sie enttäuschen wird.

R.

Der Bur von zwei Seiten.

Von E. Brosseit.

Bur in englischer Beleuchtung.

Ein Bur ist ein elender Tropf,
Hat einen bösen, wilden Kopf;
Sein Auge glüht in stetem Hass,
Wird nimmermehr durch Mitleid nass.

Nichts weiß ein Bur von heil'ger Scheu,
Bricht jedermann versproch'ne Treu,
Beleidigt jedes Volk der Welt
Und ist der Schlechtigkeiten Held.

Wie er ist, ist auch seine Brut,
Die weiter nichts als schießen thut
Und dann mit wuthentbranntem Blick
Zerstört der Völker Heil und Glück.

Von europäischer Cultur
Hat er auch noch nicht eine Spur.
Er ist so wie ein Hottentott,
Der Völker Scheusal, Schmach und Spott.

Und wollen wir ihm freundlich nahn,
So wehrt er sich im wilden Wahn.
Und weist von sich die größte Macht,
Die aller Welt das Heil gebracht.

Der Bur hat Gold in seinem Land,
Und dazu fehlt ihm der Verstand,
Die Schätze an das Licht zu ziehn;
Wir hilfen gern ihm bei den Müh'n!

Wie gerne würden wir ihm nahn
Mit einer großen schönen Bahn.
Und Rhodes, unser bester Freund,
Hat es so treu mit ihm gemeint.

Und doch versteht die böse Brut
So gar nichts von der Liebesglut,
Mit Füßen tritt sie gar ihr Glück
Und weist uns immerfort zurück.

Bei solchem schlimmen, bösen Stand
Ward bange uns im eignen Land;
Wir schafften viel Soldaten hin,
Kanonen auch im Friedenssinn.

Wir rüsteten recht mit Bedacht,
Da gaben alle Buren acht
Und stürzten sich mit Tigerklaun
In unsere friedlich stillen Gaun.

von Laden zu Laden. Drinnen aber gab's ein Hasten von früh bis spät, treppauf, treppab, ein Anbieten und Feilschen, ein Auspacken und Wiederwegpacken. Das Personal kam nicht mehr zur Ruhe, wochentags nicht, sonntags nicht. Ja auch die mühsam erkämpfte Sonntagsruhe musste dem Weihnachtsfieber weichen. Die Glocken riefen wie sonst zu sonntägiger Ruhe im Gotteshaus, aber wer hatte Zeit zum Ruhen? O du fröhliche, o du seelige, gnadenbringende Weihnachtszeit! klang's hier und da aus Kindermund von der Straße in den Laden hinein. Aber wer merkte dort etwas davon? Höchstens ein müdes, bitteres Lächeln lockten die trauten Klänge auf den Mienen der abgehetzten Verkäufer hervor. Für sie und ihre Principale bedeutete Weihnachten nur noch Geschäft, Geschäft und wieder Geschäft. Das Fest der reinsten Liebe war zur Orgie der nackten Gewinnsucht geworden. O Teufel, dein Plan war höllisch fein!

Das Weihnachtsfieber wütete aber auch auf den Straßen und in den Häusern. Überall, wohin man sah und horchte, ruhelose Menschen! Niemals gab es ungemüthlichere Tage in den Familien als vor Weihnachten: Der Vater kurz angebunden, die Mutter nervös, die Kinder aufgeregt. Groß und Klein zermartert sich, was man den Eltern, den Geschwistern, den Onkeln und Tanten und Vettern und Basen zu Weihnachten für eine Freude machen könnte. Jedes Jahr musste es womöglich noch etwas Schöneres und Kostbareres sein, als das Jahr zuvor. Und war die Qual der Wahl vorüber, dann gieng's ans Kaufen, ans Malen und Sticken, ans Sägen und Pappen bis tief in die Nächte hinein. Um sich einander Liebe zu erweisen, wurden die Leute ungenießbar für einander, tagelang, wochenlang. Und wenn man an Weihnachten dachte, dachte man an das viele Geld, das man dafür ausgeben musste, und an die vielen Arbeiten, die noch fertig zu machen waren, und ob man wohl auch für die Tante X. ein genügend großes Geschenk hätte, oder den Geschmack des Onkels Z. treffen würde. Oder man dachte: Was werde ich wohl bekommen? Wird die reiche Base Y. mich auch nicht vergessen? Wenn ich das und das nicht bekomme, ist mir die ganze Weihnachtsfreude verdorben. Zumal die Dienstboten und sonstigen Angestellten lernten mit Weihnachten nur den Gedanken an reichliche Geschenke verbinden. Ach, selbst die Kinder wussten bald kaum mehr von Weihnachten, als dass sie da viele schöne Sachen bekommen. Das Christkind wurde ihnen zum Bringer von Spielen und Süßigkeiten. So ward im Weihnachtsfieber das sinnige Beiwerk zur unsinnigen Hauptsache, und die menschliche Liebe schoss ins Unkraut, dass der göttlichen kaum noch gedacht ward. Nun konnten auch Juden und Atheisten Christfest feiern. So oft es jetzt Weihnachten wird in deutschen Landen, tönen wohl die Glocken und die Orgeln brausen, die Chöre und Gemeinden singen Jubelhymnen, die Christbäume glitzern, aber die Menschen sind abgespannt oder zerstreut. Die Weihnachtspredigt ruft: „Siehe, ich verkündige euch große Freude" — aber die Männer denken an den Erfolg des Weihnachtsgeschäfts, die Frauen an den Festbraten, die Kinder an ihre Puppen und Bleisoldaten. Die einen seufzen über die vielen Bescherungen, die sie mitmachen müssen, die anderen aber grollen über die dürftigen Gaben, die ihnen geworden. Nur etliche im Lande knien wie einst die Hirten von Bethlehem vor der Krippe und beten an vor dem gottseligen Geheimnis: Gott geoffenbart im Fleisch! Und in den Lobgesang der himmlischen Heerscharen tönt's gellend aus dem Abgrund: Triumph, ich habe sie zerstört, die deutsche Weihnacht! — — Diese Klagen des Pfarrers Cordes in Frankfurt werden auch bei uns verstanden werden. Es ist wirklich soweit gekommen, dass die Leute vor diesem einst so sehr ersehnten Feste ausrufen: Ach, wenn nur erst Weihnachten vorbei wäre!

Wie die Kaiserin Elisabeth von Österreich einer Bäuerin den Schmarntopf halten musste.

Eines Tages gieng die Kaiserin allein spazieren, und als sie schon tüchtig müde war, kehrte sie in eine einsame Bauernhüte ein, um ein wenig auszuruhen. Dort stand am Herde eine bejahrte Bäuerin, die emsig in einem Topfe rührte. Die Kaiserin bat um die Erlaubnis, sich niedersetzen zu dürfen, und ließ sich dann mit der Bäuerin in ein Gespräch ein. Während des Gespräches fuhr die Bäuerin fort, ihren Teig in einem Topf energisch zu bearbeiten, aber der Topf wollte nicht parieren, sondern machte alle Drehungen des Kochlöffels mit, bis endlich die alte Frau die Geduld verlor. „Na", sagte sie gereizt, „auf diese Art wird aus dem Schmarn nichts werden. Schauen Sie, liebe Frau, Sie haben jetzt ohnehin nichts anderes zu thun, kommen Sie her und halten Sie mir ein wenig den Topf, dann wird die Geschichte gleich gehen." Die Kaiserin trat lächelnd an den Herd und hielt den Topf, während die Bäuerin den Teig umrührte. Binnen kurzem war der „Schmarn" fertig, welchen auch die Kaiserin kostete und natürlich „ausgezeichnet" fand. Dann verabschiedete sie sich mit herzlichem Danke für die Gastfreundschaft der Bäuerin. Als zu Mittag der alte Bauer nach Hause kam und zufällig nach dem Fensterbrett hinblickte, taumelte er förmlich vor Schreck zurück. „Mütterchen", fragte er, „wie kommt den das hieher?" Auf dem Fensterbrett lag eine Banknote. Stotternd erzählte die arme Frau, was geschehen sei, und schilderte, so gut sie konnte, das Aussehen der Dame. „Weib"! rief der Bauer, „also ist es doch wahr, dass bei Euch Weibern das Haar lang, der Verstand aber kurz ist?! Das war ja die Kaiserin!" — „Jesus Maria!" schrie die Bäuerin, „und ich habe mir von der Kaiserin den Topf halten lassen, dafür kann ich vielleicht gar noch in Arrest kommen."

Weihnachtsfieber.

Der Teufel war höllisch erbost über die deutsche Weihnachtsfeier. Denn kein christliches Fest that ihm soviel Abbruch wie dieses, an dem kindliche Glaubenseinfalt mit deutschem Familiensinn und christlichem Liebeseifer sich innig verschwistert hatte. Drum tauchte er in der Hölle tiefsten Grund, um ungestört darüber zu grübeln, wie er die deutsche Weihnacht verderben könnte. Er grübelte lange. Endlich aber zuckte über sein finsteres Antlitz ein Blitz diabolischer Freude. Jetzt hab' ichs! sprach er bei sich, als er wieder auftauchte. Und sogleich gieng er ans Werk. Und siehe, fortan kam, so oft die Weihnachtszeit nahte, eine Unruhe über die Menschen, wie wenn einen das Fieber überfällt. Von Jahr zu Jahr ward sie stärker, die fiebernde Unruhe. Am schlimmsten wurden die Geschäftsleute davon ergriffen. Bei ihrer vielen ward bald die Weihnachtssaison ausschlaggebend für das Geschäft des ganzen Jahres. Schon monatelang zuvor grübelten die Chefs, welche neue Überraschungen sie auf den nächsten Weihnachtsmarkt werfen könnten. Dann füllten sie ihre Warenräume bis oben hin mit Weihnachtsartikel, und hinaus flogen nach allen Windrichtungen die Prospecte zu Hunderttausenden, dass die Papierkörbe überall zu klein wurden und selbst die Kinder nicht mehr wussten, wo anfangen und aufhören mit der Bewunderung all der schönen bunten Bilder, die der Briefträger täglich brachte. Je näher Weihnachten rückte, desto schöner schmückten sich die Ladenfenster. Welch eine Mannigfaltigkeit, welch eine Pracht! Und ein Geschäft überbot immer das andere an Auswahl und Geschmack. Draußen zog die staunende Menge

Intaweg'n roat's (geht sie zu Rathe): „Heunt hob i no wos zan essen fürs Kindl, fürs ormi, oba was wirds denn murg'n sei?“ Dahoam setzts s' a si still in Winkel und woant weita. So is da Tag vaganga und wia's zwischen Liacht'n geht, steht d' Liesl stad auf und geht zan Fenster. — Dort lahnts und lost naus in die kohlschwarzi Nacht, in der da Heiland za di ormen vairrten Menschen is kimma. Da fohrt af oamal an helllichte Sternreispen üban Himmel obi und vaschwindt hintan Berg. Da wer'n da Liesl wieda d' Augen wasseri. „Wia d' Sternreispen so schön und liacht bist ma a Du kema, mei Hansl, oba a af so kurzi Zeit!“ Aften gehts wieder zan Winkel, wo 's kloan Menschl scho heidelt und moant: „Schlof nua zua, Hascherl, orms, vaschlaft denna wal unser Load! Tannabam host koan kriagt heunt, Liachtlan hobn a nit füa Di brunna; Dei liaba Voda liagt oben am Eis und Du bist a Woasl. Wannst D' morgn aufwachst, frogst mi lacht wieda um an Vodan und i — kanns da wieda nöt sog'n woa is!“

Aften geht's wieda zum Fensta, jo mei, schlofen konn's nit, hot koa Rast und ka Ruah, immeramol fohrt's mit 'n Füata übas G'sicht: „Ferschten (voriges Jahr) wor di Christnocht freili onascht, do wor jo da Hansl do!“

Wias holt do roat und roat, wiad af oamal ba da Thüa ungstüm andruscht. Gach fohrt's in d' Höh', d' Liesel, mit oan Sotz is ba da Thüa, mit oan Ruck mocht's as af und — steht vor 'n Hansl.

Zert (zuerst) schaut's 'n a Weil on, ob as richti is, da Hansl, aften oba küßt's 'n und holst'n und woaß si völli nit z' helfen va lauta Freud'. Longe Zeit hob'n's nix g'red't oll' Zwoa, bis as dazält hat, da Hansl, wia's guat auffikema san afn Berg, wia owa aften a damischa Schneesturm dahergaustert (dahergestürmt) is und in Weg af da oan Seiten vawaht hot, dass af da entan Seiten ins Thal obifohrn hätten müass'n. Halbtodt war'n's in a oanschichtig's Bauernhaus kema. Dort hätt'n sa si in's Heu g'legt und ondarn Tags in da Fruah hätt'ns hoam zua wölln. S'se woa umigla g'wen, von weg'n an Schnee, der in da sewin Nacht 's Bauernhaus eing'schneibt hätt'. Erst heunt hätt'n sa si durchorbat'n kinna.

Wia da Hansl dös dazählt, mocht die kloani Grederl im Bett an tiafen Heschaza, mocht d' Augen af, ruaft noch da Muada und frogt: „Is a denn no net do, da Voda?“ — „Jo, mei Menschl“, juchazt d' Liesel, „grod wors liabe Christkindl do und hot unsan wieda brocht!

Ludwig Koller.

Wie es unseren ungebetenen Gästen ergeht.

Wer dem „Heimgarten“ unverlangt Manuscript schickt, der ist zu bedauern. Er muss sich zu Tod ärgern.

Fürs erste weiß er nicht, ob die Sendung richtig angekommen ist, denn er bekommt keine Empfangsbestätigung. Das Postrecepisse hat er in der Hand, aber es hilft ihm nichts. Das Recepisse ist wohl ein Manuscript, aber nicht das seine. Nach kurz oder lang, je nach Tragbarkeit seiner Geduld, erkundigt er sich beim „Heimgarten“, ob die Sendung eingelangt sei, gelesen wurde, Verwendung finde? Er bekommt keine Antwort. Da wird er vor Ärger schon etwas blau. Nach einer Weile schreibt er wieder, frägt, wo sein Manuscript verbleibe und ersucht im Nichtverwendungsfall um Rücksendung. Nun wird ihm vielleicht kurz mitgetheilt, dass — wie in jedem Heimgartenheft zu ersehen — unverlangt eingeschickte Manuscripte nicht abgedruckt werden, dass weder Redaction noch Verlag dafür Bürge leisten, dass das betreffende Schriftstück in dem Administrationslocal zu Graz in Steiermark abgeholt werden könne. — Wer nun kann aus Ostpreußen oder West-

Wos Christkindl da kloan Grederl bracht hot.

Eine Weihnachtsgeschichte aus den Alpen.

„Muada, kimmt a denn no nit bold, da Voda", frogt die kloa Grederl scho zan hundertsten Mol und zan hundertsten Mol woaß die ormi Führerliesel koa Ontwort auf d' Frog. An iadsmol mochts an tiafen Heschaza (Seufzer), an iadsmol hebts schön rogl an zan woan. Hort kimmts an ormen Weibel an, dös ofti Frogn von der Kloan, ober si kanns da Gredel do net verwirn, dass um an Vodarn frogt! Frogts do selba in liab'n Herrgott an jedn Tag tausendmal, wo a is, ihr Hansl? Ob a denn neama kimmt, ihr Hansl?

Acht Tag wirds her sein, sidera (seit er) furt is mit'n fremden Herrn, der eahm ka Ruah nit gebn hot, in Hansl, bis a 's zuagebn hat, an auffizführen über d'Eisfelda am Berg. Soll no neamd droben g'wen sei, in Winter, wann der Schnee olli Schluachten und Löcha zuadeckt am Eis und wann Weg und Steg wegen an Haspeln umigla zan steigen san. Umsist hot er'n gwornt, in Fremden. Umsist hot er gsogt, er thatn nit führn und gangs um d' Seligkeit. Jo mei, um d' Seligkeit is' nit ganga, oba wia da Herr an fungelnoglneugen Fufzger aus da Briaftosch'n gnumma hot und gsogt hot: „Führerhansl, da se (eben dieser) gehört dei, wann ma murgn ob'n stengan am Berg", da is's um an sewin Fufzger ganga. Gspreizt hot a si neama, da Hansl, sei Griasbeil (ein mit Eisen beschlagener Bergstock) und seine Steigeisen hot er si gholt und hor si hergricht zan gehn.

Und wia si da Hansl still zan Furtgehn gricht hot, hots jungi Weibel angfongt zan Fibern und gach springts auf: „Hansl, mei guata Hansl, hiazt willst wirkli fuat vo mir, hiazt is da da Fufzger liaba as Dei Leb'n, Dei Weib, Dei Kind? Mei Hansl, bleib do, i woaß, wanns ma hiazt furtgehst, siech a Di neama. Lacht dafriast ja oder dahumast (erhungerst) ma oben am Eis, am wilden."

„Sei gscheidt, Liesl", hot da Hansl drauf gsogt. „füa mi selber hät is lacht nit than, aba füa Di und die Kloane in Gottsnam will is thoan; murgn, wanns zwischen Liacht'n geht, bin i ja wieda bei Dir." — Auf d' Wangen hot er's no küßt, sei Liesl, aften hat er die kloan Gretel no g'herzt und ihr die schwarzen Hor gstrendelt, aften is er husi (hurtig) nausghaspelt ba da Thür. D' Liesl hot schön rogl (still, ruhig) anghebt, z'woan. Wird nit long angstanden sei, hots an Kleschа ba da Thür gmacht: der Hansl wor no a mol do. „Nur amol no will is holsen de Kloane", hot a gsogt, hot's Hascherl an sei storki Brust druckt und aften is a wieda furt, oba kumma is a neama.

Noch an acht Täg'n war a a no' nit do'. Do' hot si' d' Liesl denkt, hiazt tob in valurn, mein Hansl. Si' hot nix mer thoan mög'n als woan, woan um an Monn, um an junaan. Kümmat hot si' neamt um's oanschichtig Weibel und so is 's holt olloan blieb'n mit 'n Woasl, in kloan, und mit 'n Load, mit 'n großen.

Aften hot d' Liesl ihr Kind g'numma und is ins Dorf abi zan Amtmonn und hot ausg'sogt, wie da Hansl furt is mit 'n fremden Herrn und neama kema is. D' Red' hot's ihm verschlagen, in orman Weibel, wia s' aft'n in Amtmonn bitt' hot, er sullt ihr Leut' mitgeb'n zan suach'n, lacht find'n s' 'n no' lebendi'...

D'rauf beutelt da Monn sein weißen Kopf und moant: „'s is koa Mensch in Oart heunt, sein olli in da Kirch'n in Nochbadorf". — Und do fallt's da Liesl gach ein, 's is ja Christtag heunt: „Jo, do is freili' ka Hilf nit, wann neamt dohoam is", moant s' mit an vazweifelten Locha, dann draht sa si' schön stad hoamzuah.

Monatsheft. Solche brauchen allerlei Füllung, je mehr, je bunter, je besser. Dort ist auch der ungebetene Gast manchmal willkommen.

Ich fasse unsere Bedrängnis in den einen Nothruf zusammen: Dem „Heimgarten" nichts schicken. Wer sich ungeladen einfindet, der erlebt Verdruss!

Ein Heimgartenschreiber.

Diesen Nothruf habe ich nicht ohne Widerwillen aufgenommen, doch um uns und andere vor Ärger und vielleicht vor Verlust zu bewahren, muss wieder einmal gründlich gewarnt werden. Also auch ich bitte, Manuscripte welcher Art immer an den „Heimgarten" und an mich unaufgefordert nicht senden zu wollen.

Peter Rosegger.

Schreckliche Sonne.

(Spielerei.)

Siehe, Siciliens südliche Sonne
Scheint schön!
So strahlt sie, Schnee schmelzend, seit Sommern.
Sentimentale Seelen sind selig.
Sehen sie solcher Sonne schweren Schaden?
Segenslos sengt sie sämmtliche Saaten,
Schadet schmächtigen Setzlingen sehr,
Selbst starken, strotzenden Stämmen.
Schmachtende Sänger — sonst singend —
Siechen, sinken, schreien sterbend:
Schreckliche Sonne! R.

Bücher.

Ideale Lebensziele. Kritisches, Geschichtliches und Philosophisches von Adalbert Svoboda. (Leipzig. C. G. Naumann. 1901.) Wer dieses Werk nur flüchtig durchsieht, der thut ihm unrecht. Nicht bloß, weil es wert ist, gründlich gelesen zu werden, sondern noch mehr, weil er einen unrichtigen Eindruck gewinnt. Er wird einen einseitigen Standpunkt sehen, eine subjective Weltauffassung, die alles, was ihr entgegensteht, mit absprechendem Spotte behandelt. Einem Spotte, der leicht so weit geht, dass der Leser mit gefestigter Anschauung und pietätvoller Veranlagung sich verletzt fühlt. Es ist ein durchaus sarcastischer Geist, der dieses Buch geschrieben und der vermöge seiner stellenweisen Schärfe den Eindruck des Engherzigen und Unduldsamen hervorbringt. Eine Sache, die ich nicht loben kann! Doch gemach! Wer das große, zweibändige Werk gründlich kennen lernt, der lernt nicht ein Buch, sondern eine Persönlichkeit kennen, die mit den höchsten Idealen der Menschheit erfüllt ist, die lauter Wohlwollen und Liebe athmet. Der durch das ganze Werk gehende leidenschaftliche Zug gegen die Gottidee bedeutet im Grunde nichts anderes, als den Zorn, dass diese höchsten Ideale zu allen Zeiten arg missverstanden und missbraucht worden sind und also zum Unglück der Menschen wurden. Und dabei passiert's halt auch diesem Mann, mit dem schmutzigen Bad das Kind auszuschütten. Ja, obschon der Verfasser auch kurzweg Gott und Unsterblichkeit leugnet — sein Werk ist doch eine Folge von beiden und der Einheitsgedanke ist Licht, Liebe, Lebensfreude. Mit Recht am herbsten ist das Buch gegen Heuchelei, Tyrannei und Despotismus. Da zucken lodernde Blitze, die nachgerade in ihrem glühenden Freimuth entzückend sind. Im Besonderen ist das Werk „Ideale Lebensziele" ein Schatz von geschichtlichen, naturgeschichtlichen und philosophischen,

phalen oder der Schweiz nach Graz gehen, um sein Manuscript zu holen? — Der Einsender wird vor Ärger grün. Am Ende hat er sogar Freimarken beigelegt. In diesem Falle läſst sich vielleicht der Heimgarten-Schreiber erweichen, wöchentlich ein paar Stunden zu opfern, all' die Sachen einzupacken, zu adressieren, aufzugeben. Aber es kann auch sein, daſs, selbst wenn der Einsender nach Graz reist, um seine Schrift zu holen, er sie nicht findet, hier nicht und nirgends mehr in der Welt. Denn der „Heimgarten" weiß nichts davon. — Nun wird der Autor vor Ärger gelb; er schreibt an den „Heimgarten" einen Brief, den sich derselbe, wie er meint, nicht hinter den Spiegel stecken wird. Der „Heimgarten" steckt ihn auch nicht hinter den Spiegel, sondern läſst ihn in den Papierkorb sinken. Hat der Beamte ein gutes Herz, so bedauert er aufrichtigst den Verlust des Manuscriptes, hat er ein böses, so schreibt er grob zurück: „Was wollen Sie denn? Haben wir Sie ersucht, uns etwas zu schicken? Wie kommen wir dazu, für alle Schriften, die man uns aus aller Welt zu schicken beliebt, verantwortlich zu sein? Wir haben dafür keine Leute, keine Zeit, keine Bestimmung. Packete, die den Vermerk ‚Manuscript' tragen, lassen wir ja unangenommen zurückgehen, andere müssen wir vom Postboten annehmen, weil auch Krebse drinn sein können, und sehen uns dann betrogen, anstatt Krebse — Manuscripte! In jedem Heimgartenheft wird angelegentlich gebeten, nichts zu schicken, wir haben keine Zeit und keinen Raum dafür, auch der Rosegger nicht, der ist überbürdet, abgehetzt und wüſste selbst mit den besten Dichtungen nichts anzufangen. Also lassen Sie uns zufrieden und merken Sie sich's, was am Schlusse eines jeden Heftes zu lesen steht." — So schreibt der Heimgarten-schreiber. — Jetzt wird der Einsender blau, grün und gelb zugleich, besonders über die Zumuthung, den „Heimgarten" ansehen zu sollen, vorn und hinten. „Unverlangt eingesandte Manuscripte werden nicht berücksichtigt", das steht wohl schon bald auf jeder Zeitschrift, und er meint, es wäre nur so eine Redactionsphrase, die nicht ernst genommen wird. Manchmal bringt man ja doch auch etwas Unverlangtes an. Aber natürlich, wenn die Herren so ungefällig sind! — Allerdings, das sind wir, aber weniger aus Bosheit, als aus Nothwehr. Wir können und wollen uns nicht lebendig begraben lassen unter Poesie, und wäre es die schönste; wir möchten lieber in Prosa noch ein wenig weiter leben, das Bischen freie Zeit, das wir haben, unser in Bücherstaub halb erblindetes Auge lieber ins Grüne und in den sonnigen Himmel versenken, als auf gut oder schlecht geschriebenes Papier.

Also, liebe Männer, Frauen, Jünglinge und Jungfrauen aller Herren Länder, schicket uns nichts. Uns rührt keine Schmeichelei und kein Schimpf, keine Geschichte, die „einer wahren Begebenheit nacherzählt ist", und keine Dichtung, die „dem Herzen entsprang". Uns rührt keine Einfalt, die vom Dichten leben will und keine Großmuth, die Beiträge „gratis" anbietet. Uns rührt nichts und darf nichts rühren, weil die Möglichkeit fehlt, die Sachen unterzubringen und auch weil es gefährlich ist, „junge Talente" aufzumuntern, die dann unter dem Literatenproletariat verkommen. Wir haben schlimme Erfahrungen gemacht.

Aber das Blatt muſs doch gespeist werden? Allerdings und bisweilen hat es einen wahren Wolfshunger. Doch es ist gesorgt. Es besteht ein alter, kleiner Mitarbeiterkreis, den unsere Leser nicht aufgeben wollen; einer oder der andere Autor ist dem Verlage sogar verpflichtet, eine gewisse Fülle zu liefern. Wissen wir irgendwo wen, der uns paſst, so wird er eingeladen und dann natürlich demnach behandelt. Aus neuen Büchern, die bekannt werden wollen und das Bekanntwerden verdienen, möchten wir auch gerne manchmal mit Verstattung und Quellenangabe etwas vorführen, das mit unseren Absichten übereinstimmt. Dann ist's genug. Es gibt Blätter, deren eine Tagesnummer mehr Raum hat, als bei uns ein ganzes

holfenheiten absehen will, so kann und darf man ruhig sagen: Es ist ein Werk, das durch sein warmherziges Eintreten für die Rechte derjenigen, zu denen Jesus gesprochen: „Kommet her zu mir, ihr alle, die ihr mühselig seid und beladen, ich will euch erquicken", wie durch einen gewissen muthigen Zug ins Große unsere vollste Beachtung verdient, denn es spricht die Sprache der Menschheit und dies ist die einzige Sprache, die einen Wiederhall auszulösen vermag in unseren Herzen. Darum müsste dieser Erlöser einen Wiederhall finden auch bei denjenigen, denen heute und bislang die Religion Privatsache ist.

— pl —

Charlotte von Schiller Ein Lebens- und Charakterbild von Dr. Hermann Mosapp. (Stuttgart. Max Kielmann.) „Eine vorzügliche Ergänzung zur Erkenntnis Schillers und seines Lebens. Der Leser fühlt sofort beim Lesen dieses prächtigen Werkes, dass dasselbe mit reinster Liebe geschrieben ist, der sich ein tiefes Eindringen in das innere Geistesleben Schillers und seiner Gemahlin einigt. Sämmtliche erreichbaren Quellen wurden von Mosapp aufs Neue selbständig durchforscht und jede Einzelheiten, welche auch nur im Leisesten zur Charakteristik der Gattin Schillers beitragen konnte, ward mit vornehmem Verständnis an gehöriger Stelle dem neuen, originellen Buche nutzbar gemacht. Dabei verstand Mossapp, indem er den Rahmen seiner Biographie eng eingrenzte, aber dennoch in demselben alles Wissenswerte plastisch hervortreten ließ, im schönsten Sinne spannend und volksthümlich zu bleiben. Es gelang ihm, ein ganz vollendetes, ergreifendes Bild auszuführen. Mehrere Bilder sind gediegene Zierden dieses der Verherrlichung einer unserer besten deutschen Frauen gewidmeten literarhistorischen Werkes." A. L.

Graßnodln. Erzählungen und Gedichte in obersteirischer Mundart von Carl Janitschek. (Leoben. L. Nüßler. 1901.) Für einen Verfasser, der — Janitschek heißt, sind diese steirischen Dichtungen besser als gut. Die Mundart behandelt der Verfasser ungezwungen und natürlich. Der Gehalt ist nicht gleichwertig, zumeist sind es Waidmannsgeschichten, die besonders in der Jägerwelt viel Anklang finden dürften. M.

Neue Ausgaben der Österreichischen Verlagsanstalt Linz, Wien, Leipzig:

Auf dem Küniglberg. Kleinigkeiten aus der Großstadt von F. St. Gunther. Nach G A. Ressel, dessen „Wiener Vorstadtg'schichten" und „Arme Narren" an dieser Stelle dem Leserkreise warm empfohlen wurden, endlich wieder ein Wiener Schilderer, den man lieb gewinnt! Das ist die sinnige Altwiener Art, die den Finger mahnend auf ein Gebrechen legt, aber sorgsam bedacht ist, dass es nicht schmerzt. Ich schelte nur eure Thorheiten, scheint der Verfasser zu sagen, aber ich liebe euch trotzdem. Das Buch muthet an wie ein wildes Lächeln auf einem ernsten Gesichte. Und dass Gunther ein Dichter ist, beweist vor allem die reizende Skizze „Rother Tiroler."

Die Aerzte. Roman von Heinrich v. Schullern. Das Buch schildert in höchst anziehender Weise den Kampf des ideal angelegten Landarztes Dr. Hellmann mit den Enttäuschungen der Wirklichkeit. Tief sittlicher Ernst und eine hinreißende Begeisterung für den humansten aller Stände heben dies Werk auf eine höhere Stufe. Niemand wird das Buch Schullerns, eines Arztes und Poeten, ohne mächtige Bewegung aus der Hand legen. F.

Wiener Sonette und andere Lieder. Von J. A. Lux. (Dresden. E. Pierson.) Einseltsames Buch, klein aber fein. Eine einsame Individualität, der zartesten Stimmungen fähig, traumhaft und doch männlich. Der Dichter ist ein Alleingeher, aber man wird ihn noch zu begegnen suchen. Bisher ist er nur auserlesenen Kunstkreisen als besonders begabter Ästhetiker bekannt geworden. F.

Gedichte. Von T. Mayer und O. Staudigl. (Wien. A. Pichler). Ein kleiner Kranz schwungvoller und warmempfundener Lieder, dem literarischen Verein Ostarrichi zur Feier seines zehnjährigen Bestandes zugeeignet. F.

Phantasiestücke. Von Fr. Haßlwander. (Dresden. E. Pierson.) Der moderne Geschmack rennt auf allen Wegen um, in Absonderlichkeiten zweifelhafte Befriedigung zu suchen. Die gute alte Art ist vielen altväterisch geworden. Und gerade der überhasteten Phantasie thut es wohl, sich wieder einmal in dem üppigen Urwalde märchenhafter Gestaltungen zu ergehen, wie ihn Haßlwander vor uns aufbaut. Farbenpracht und Erfindungsreichthum dieser Geschichten, wie sie namentlich „der Waldkönig" besitzt, weisen auf den Maler hin, der den Pinsel mit der Feder vertauschte und mit schwelgerischem Behagen seine Gestaltungsgabe ungebunden schalten läßt. F.

Kalender des Deutschen Schulvereines. Redigiert von Hermann Hango. Ein literarisches Jahrbuch wahrhaft vornehmer Art, von feinem, künstlerischem Sinne zusammengestellt. Unter den Mitarbeitern finden sich Rosegger, Saar, Milow, Perfall u. a. Dr. Pommer hat einen köstlichen Aufsatz „Das Bewusst-Kunstmäßige in der Volksmusik" beigesteuert. Die gediegene Aus-

auf das Beste zusammengetragenen Dingen, die den Leser anregen, erheben, oft auch erheitern. Denn in den ernstesten Abhandlungen spielen mitunter die Lichter eines feinen Humors — ein Zeichen, dass der Verfasser oft auch über seinem Stoffe steht und olympisch souverän wird. In dieser hohen Stimmung erkennt er auch anderen das Recht der freien Persönlichkeit zu, dass er für sich so glänzend ausübt. R.

Der Erlöser. Trauerspiel von J. Brand. (Bern. 1901. Neukomm & Zimmermann.) Dieses Drama schildert uns Jesus, sein Wirken und seinen Untergang. Der Erlöser ist nicht der im Sinne der confessionellen Lehren, sondern ein Erlöser von „allen Übeln" in dieser Welt. Er vermag es aber nicht, das messianische Reich zu gründen und wird von den Gegnern des Gottesreiches angeklagt und in den Tod geliefert. — Der Charakter ist groß angelegt und psychologisch richtig und consequent durchgeführt. Sicherem Vernehmen nach beabsichtigt der Autor eine Analyse seines Erlösers vom Standpunkte der Psychologie abzufassen, weil Recensionen, die in Schweizer Blättern erschienen waren, ihn nach dieser Richtung auf das Heftigste angegriffen und behauptet hatten: sowie Brands Erlöser handeln die Menschen nicht, auch habe er nach seiner Verurtheilung und auf seinem Kreuzwege durch sein Weinen und sein Bitten um Gnade eine unwürdige Haltung an den Tag gelegt, so dass ein Huss und alle die andern, die für ihre Überzeugung den Tod gefunden haben, mit ihrer Standhaftigkeit ihm weit über seien. Dem gegenüber wäre wohl zu bedenken, dass Jesu Lage eine ganz andere war als beispielsweise die des Huss. Dieser hatte Tausende von Anhängern und Monate der Vorbereitung; er starb, nachdem er den Widerruf verweigert hatte. Er freute sich darauf, öffentlich seinen Muth zu beweisen, weil er glaubte, seine vielen Anhänger würden dadurch zum Kampfe ermuntert. Jesus dagegen stürzte vom siebenten Himmel über Nacht herab. Bevor er starb, musste er sehen, dass selbst Petrus leugnete, ihn auch nur zu kennen; Tausende riefen nach seinem Tode, nicht einer, Nikodemus ausgenommen, sprach für ihn; die drei Frauen ausgenommen, beschimpfte ihn jedermann; das Volk, für das er hätte sterben müssen, war gegen ihn — für was und für wen hätte er Märtyrer sein sollen und Heros? Ja, vor drei Minuten erst musste er noch auf den Landpfleger hoffen; er glaubte sich schon gerettet; da hört er, dass auch seine Botschaft an Procla ihn nicht rettet, sondern zugrunde gerichtet hat! Von da an erst verfällt er der Verzweiflung und unmittelbar darauf wird er, jammerlich gegeißelt und gemartert, zur Richtstätte hinausgeführt! Caserio, Lucheni, Czolgosz fühlen sich als Märtyrer; sie sahen ihren Tod voraus; sie freuen sich zu sterben, sie sind noch eitel, sie gehen einem schmerzlosen Tode aufgeblasen entgegen, wie viele vor ihnen, viele nach ihnen, mit dem Bewusstsein, dass unter den Anarchisten viele Tausende sie bewundern und zu neuen Thaten angespornt werden, die vielleicht schon beschlossen sind. Wem aber hätte Jesus, wie die Dinge eben damals waren, mit Heroismus dienen, wem damit imponieren sollen? — Trotzdem aber wird es gut sein, wenn der Verfasser seinen Vorsatz zur Ausführung bringt und bei einer zweiten Auflage oder im Falle einer Aufführung seines Dramas die Sache ändert und allenfalls bloß bei einigen Schmerzenslauten es bewenden lässt. Seine Leser sind durch einige Ergänzungen oder vielmehr gelungene Deutungen der in den Evangelien berichteten Originalreden klargelegt und enthalten ein socialreformatorisches Programm, das in der nationaljüdischen religiösen Tradition wurzelt. Des Helden Irrthum liegt in einer optimistischen Beurtheilung der Umstände, der ihm nahestehenden Personen, wie seiner eigenen Erfolge, sein Unternehmen aber zeugt von einem hohen Adel der Gesinnung und tiefem Hass gegen alles Schlechte. Viele Scenen sind von ergreifender Wirkung, so z. B. die Schlussscene im ärmlichen Gemache der Mutter Maria, die aus schweren Träumen erwachend, das Bild ihres eben gekreuzigten Sohnes an der Wand erblickt und, seine Stimme vernehmend, bewusstlos hinstürzt. Viele Volksscenen, so die zu Bethanien, der Einzug in Jerusalem, die beiden Gerichtsscenen sind voll Leben und hinreißender dramatischer Wirkung. Der Verfasser, ein gründlicher Kenner der Bibel, hat eingehende wissenschaftliche Studien gemacht und gibt in einem Anhang, in den Anmerkungen Seite 149—155 seines Buches, darüber Aufschluss und Rechenschaft. Philosophie, Dichtkunst und socialwissenschaftliches Studium haben zusammengewirkt, um ein Werk zu schaffen, das auch von der Gestaltungskraft des Verfassers zeugt. Es ist deshalb wohl sehr zu bedauern, dass die strengen Zustände unserer heutigen Theatercensur eine Bühnenwiedergabe dieses ungekünstelten, auf rein biblischer Grundlage beruhenden Passionsspieles leider für ausgeschlossen erscheinen lassen. Diese, von der bisherigen kirchlichen Auffassung abweichende, nur auf dem Evangelium fußende Darstellung Jesu von der Bühne herab, müsste auf unsere heutigen corrupten Zustände in unserer mit Unrecht sich christlich nennenden Gesellschaftsordnung eine Wirkung ausüben, die derjenigen der Tempelreinigung wohl an Kraft nicht nachstünde. Wenn man von einigen Härten im Dialoge und einigen bühnentechnischen Unbe-

Strechneff. Übersetzt von Frida Arnold. Mit Vorwort von Kuno Fischer.

Vom Heimwege. Ritornelle von Georg von Oertzen.

Auf der grünen Gotteserde. Roman aus dem 16. Jahrhundert von Margarethe von Oertzen.

Goethes Leben und Werke. Von Ludwig Geiger. (Einzeldruck aus: Goethes sämmtliche Werke. Vollständige Ausgabe in 44 Bänden. Mit Einleitung von Ludwig Geiger. Mit zwei Bildnissen Goethes, einem Gedicht in Facsimile und einem Registerband.) Leipzig. Max Hesses Verlag. 1901.

Franz Grillparzer. Sein Leben und seine Werke von August Ehrhard. Deutsche Ausgabe von Moriz Necker. (München. C. H. Beck'sche Verlagshandlung. 1902.)

Josef Victor von Scheffel und seine Familie. Nach Briefen und mündlichen Mittheilungen von Louise von Kobell. (Schwetzingen-Heidelberg und Wien. Verlag des Scheffelbundes. 1901.)

L'Aigle et l'Aiglon, Napoleon I. und sein Sohn. Der Lebensroman eines Enterbten. Ein Zeit- und Lebensbild nach bisher noch wenig bekannten Quellen in ganz neuer Beleuchtung dargestellt und mit zahlreichen Originalporträts, sowie anderen Illustrationen versehen von Moriz von Kaisenberg. (Leipzig. Schmidt und Günther.)

Festschrift zum achtzigsten Geburtstage Carneris: **Darwin in der Ethik.** Von Dr. Adolf Harpf. (Leoben. J. Hans Prosl und Comp.)

Plauderbriefe einer jungen Frau. Von Otto von Leixner. (Leipzig. C. F. Amelang. 1901.)

Das Bild von Saïs. Von Dr. Emil Fischer. (Bamberg. Handelsdruckerei.)

Mirze Wichmann. Aus dem Leben einer jungen Dame unserer Zeit. Von Edith Nebelong. (Berlin. Axel Junker. 1901.)

Deutsche Literaturbilder. Herausgeber: Karl Maria Klob und Oskar Pach. Anziehend geschriebene, übersichtlich gehaltene Aufsätze über ältere und neuere Literatur in bunter Folge mit Bildnissen und Textproben. (Wien, XII., Tivoligasse 56.)

Österreichische Bürgerkunde. Von Ludwig Fleischner. (Wien. Prag. F. Tempsky. 1902.)

Deutsch-evangelische Volksschauspiele. Anregungen von Fritz Lienhard. (Berlin. Georg Heinrich Meyer.)

Betrachtungen über das Wesen und den Grund der Culturentwicklung und der auf dieselbe günstig oder ungünstig einwirkenden Factoren. Von Dr. J. Wernitz. (Leipzig. K. F. Koehler. 1901.)

Der Socialdemokrat Johannes Wedde. Von Joh. Herm. Müller. (Hamburg. Alfred Jarsson. 1901.)

Der Türmer. Monatsschrift für Gemüth und Geist. Herausgeber: Jeannot Emil Freiherr von Grotthuss. (Stuttgart. Greiner und Pfeifer.)

Sohnreys Dorf-Kalender. Herausgegeben im Auftrage des Ausschusses für Wohlfahrtspflege auf dem Lande. (Berlin. Trowitzsch und Sohn.)

Illustriertes Jahrbuch für deutsche Frauen. 1902. (Stuttgart. Karl Weber & Co.)

Alpine Majestäten und ihr Gefolge. Die Gebirgswelt der Erde in Bildern. Monatlich ein Heft mit feinsten Ansichten aus der Gebirgswelt auf Kunstdruckpapier. (Verlag der Vereinigten Kunstanstalten A. G., München.)

O. Hübners **Geographisch-statistische Tabellen** für 1901. (50. Jubiläums-Ausgabe.) Herausgegeben von Universitäts-Professor Dr. Fr. von Juraschek. (Frankfurt a. M. Heinrich Keller.)

Schulhaus Krieglach-Alpel.

(2. Ausweis.)

Übertrag 1489 Kronen. — Ferner bei Rosegger in Graz eingegangen in Kronen: Frau Sorg, Graz 12. Frau Banik, Graz 2. Zwei Ungenannt, Graz 2. Frau Therese Fürst Aflenz 400. Frau Pratscher, Graz 4. St. Lorenzen i. M., Sammlung eines bekannten Unbekannten 12. Herr Lehrer Kindler, Proleb, Sammlung 6. Eine arme Kirchenmaus, Graz 2. Frau Elsinger, Wien 100. Rosegger-Vorlesung, Graz 1178. Frl. F., Graz 6. Heini Einspinner, Graz 5. Ad. Ritter von Bachofen, Wien 200. Hofrath von Grimburg, Wien 50. Director Julius Fink, Graz 10. Ingenieur Ad. Lohr Prag 20. Frau Therese Scheinigg, Klagenfurt 5. Oskar Siedeck, Wien 90. Frau Stadlinger, Wien 10. Hauptmann Wesener, Spalato 20. Hofrath Rožek, Graz 10. Frau Müller, Spital a. S. 20. A. Morawitz, Spital a. S. 10. Frau Therese Klein, Abbazia, Theilbetrag eines Concertes 140. Pfarrer Kappus, Sammlung Bruck 26. Lehrer Artner, Fehring 2. Finanzrath Gußmann, Freiburg i. B. 35. Prof. Konrad, Wels 6. Eine Sammlung

stattung dieses besonders empfehlenswerten Jahrbuches macht dem Verlage A. Pichlers Witwe & Sohn in Wien alle Ehre. F.

Aus dem Verlage „Leykam" in Graz liegen uns folgende empfehlenswerte Kalender für 1902 vor: Der „Grazer Schreibkalender" 118. Jahrgang. Er ist in der That ein Familienhausbuch mit einer reichen Auswahl von Aufsätzen zur Belehrung und Orientierung des Staatsbürgers, Geschäftsmannes und Ökonomen, sowie für Handel und Industrie. Wertvolle Erzählungen, Gedichte und Aufsätze lieferten u. a. Rosegger, **Ferdinand Ebhardt**, Dr. **Franz Martin Mayer**, **Anna Werchota**, Gustav Budinsky, Franz Scherkl, Dr. Lucke, Hans Fraungruber, Franz Goldhann, Marietta von Martkovics, Josef Jahn, Julius Hansel u. a. Außer einem Farbendruckbilde enthält der Kalender noch eine Fülle von Text-Illustrationen. Von den beliebten Blockkalendern sind „Leykams Wochen-Notizblockkalender" mit vollständigem Kalendarium, Ziehungstagen, Coupon-, Stempel-, Post- und Telegraphentarifen zum Aufhängen und Stellen eingerichtet, und der kleinere „Tages-Blockkalender" wegen ihrer ebenso praktischen wie eleganten Ausstattung sowohl für den Salon als auch für das Bureau berechnet. „Leykams eleganter Taschenkalender" in elegantem Leinwandbande mit Goldschnitt. „Leykams Brieftaschenkalender", „Grazer Taschenkalender" gebunden, mit Schuber, die unentbehrlichen, reizend ausgestatteten „Leykam'schen Portemonnaiekalender" mit Goldschnitt und je einer Photographie, in Metallband und Lederband. „Leykams Blattkalender", aufgezogen, zum Aufstellen auf dem Schreibtisch. „Wandkalender", aufgezogen, große und kleine Ausgabe, sind nicht minder beliebt und verbreitet. Endlich sei der altehrwürdige „Neue Bauernkalender" (Mandelkalender) mit seinen naiven Tagesmarken genannt.

Türmer Jahrbuch 1902. Herausgegeben von E. F. Grotthuß. (Stuttgart. Greiner & Pfeiffer.) Dieses ganz eigenartig ausgestattete Jahrbuch, das in seinem Kunstschmuck das Beste des Alten mit dem Besten des Neuen verbindet, bringt in Originalbeiträgen wertvolle Sachen und bietet nebst poetischen und wissenschaftlichen Gaben eine gedrängte Jahresübersicht über die wichtigsten Angelegenheiten der Zeit. R.

Büchereinlauf.

Felix Notvest. Roman von J. C. Heer. (Stuttgart. J. G. Cotta. 1901.)

Der kleine Pastor. Von J. M. Barrie. Übersetzt von M. Barnewitz. (Gr. Lichterfelde-Berlin. Edwin Runge.)

Alex. Gradaus, der Geniale. Eine Ferienlaune von Max Brentano. (Berlin. Rich. Eckstein Nachf.)

Die Schiffbrüchigen auf den Chincha-Inseln. Von Capt. Marryat. Deutsch von Prof. Dr. L. Freytag. Mit Illustrationen von Aug. Braun. (Leipzig. Richard Wöpke.)

Im Tannengrund. Eine Künstlergeschichte von Konrad Ettel. (Wien. Georg Szelinski.)

Albin Indergand. Roman von Ernst Zahn. (Frauenfeld. J. Huber. 1901.)

„Ihr, die Ihr Euch Herren der Schöpfung nennt" und andere Humoresken und Erzählungen von Gräfin A. Baudissin. (Dresden. E. Pierson. 1901.)

Maria Magdalena. Die Geschichte einer Sünderin aus der Zeit Christi. Von Dietrich Vorwerk. (Stuttgart. Greiner & Pfeiffer. 1902.)

Hans Hammer. Ein Drama in drei Acten von Johannes Mach. (Dresden. E. Pierson. 1901.)

Die Hoffnung auf Segen. Eine Fischertragödie in vier Acten von Herm. Heijermans jun. (Halle a. S. Otto Hendel.)

Schau- und Reimspiele von Friedrich Wilhelm Kuthe. (Dresden. E. Pierson. 1901.)

Gestalten und Bilder. Dichtungen von Wilhelm Idel. (Berlin. Deutsche Verlagsanstalt. 1900.)

Klinginsland. Heitere Gedichte von Demetrius Schrutz. (Halle a. d. S. Otto Hendel.)

Hochrhein. Liedercyclus mit verbindender Declamation. Dichtung von K. Gachnang. Für Männerchor componiert von J. R. Krenger. (St. Gallen. Zweifel-Weber.)

Aus Höhen und Tiefen. Gedichte von Edmund Kaden. (Freiburg. S. Gerlach'sche Buchdruckerei.) Bergmannslieder, für Bergleute Ausnahmspreis.

Dichtungen von Peregrinus. (Dresden. E. Pierson.)

Aus der Stille. Gedichte von Eduard Demmer. (Dresden. E. Pierson. 1901.)

Griselinde. Eine Dichtung von Nikolaus Welter. (Luxemburg. M. Huß. 1901.)

Gemmen und Pasten. Tagebuchblätter aus Italien von Heinrich Vierordt. (Heidelberg. Karl Winter. 1902.)

Bibliothek der Gesammt-Literatur des In- und Auslandes. (Halle a. d. S. Otto Hendel):

Germinal. Roman von Emile Zola.

Erzählungen von Christian Elster. Aus dem Norwegischen übersetzt von J. C. Poestion.

Kleine Geschichten für große Leute von L. Budde.

Galeotto. Drama in vier Acten.

Karl Winters Universitätsbuchhandlung. Heidelberg. 1902:

Drei russische Frauengestalten. Von Fürstin Schahovskoy-Gleboff-

Heimgarten

4. Heft. Jänner 1902. 26. Jahrg.

Allein.

Eine Geschichte aus dem Weltmeere.

„Liebe Schwester!

Weil Du seit unserem Abschied, und das ist rund ein Jahr her, keine Nachricht von mir bekommen hast, so wirst Du wohl denken, dass ich nicht mehr am Leben bin. Und möchtest leicht recht haben. Wunder wäre es keins. Wenn ich Dir nur gefolgt hätt', wie Du abgerathen hast, jetzt weiß ich erst, was ich trotz allem Unglück gehabt hab daheim. Zur selben Zeit hab ich's alleweil nur besser haben wollen, jetzt möcht ich gar nichts mehr, wie sterben, und wie damals so kann ich auch jetzt meinen Wunsch nicht erreichen. Bei mir heißt's einzig nur warten und leiden, ewig wird's wohl nicht dauern und wenn's einen Himmel gibt, und ich komm einmal hinein, so verlang ich mir nicht mehr, als wie meine Heimat und meine Leut.

Das Land wo ich jetzt bin, heißt Brasilien und ein Vergleich mit daheim ist wohl keiner zu machen. Ich mag gar nicht anheben zu erzählen, wie anders es da ist. Ich thu in einer Sumpfgegend Wassergräben graben seit einem halben Jahr und verdiene mir dabei mehr Geld, als ich brauch, weil die Arbeit mein Liebstes ist, dass ich nicht verzweifele, und nach Unterhaltung und Vergnügen frag ich nimmer. Denk' Dir, meine gute Schwester, ich bin allein. Meine liebe kleine

vom Burentisch, Graz 15. Frau Richter, Paris 11. Kathol. Pfarrer L. M. 2. Baron Conrad, Graz 10. Frau Fellinger, Wien 50. Unter-Türkheimer-Gesellschaft, Stuttgart 7. Frau Flächer, Wien 20. Handelsangestellte Mürzzuschlag 12. C. C. Wien, ein armer Mann 5% seines Taglohnes 20 h. Ein niederösterreichischer „Null-Annerl“ 80 h.[1]) — Zusammen 4000 Kronen.

Ferner für das Schulhaus zugesagt: Otto Markiewicz, Berlin, Einrichtung des Schulzimmers und der Lehrerswohnung. Bildhauer Schmidt, Wien, Wandcrucifix. Johann Zach, Wien, Papier- und Schreibrequisiten. Emil Fischl, Wien, Flügellampe. Herr Ladeck, Wien, Jugendbücher. Verlag Hirsch, Konstanz, für Bücheranschaffung besonders 50. Oppenheim, Wien, Schwämme und Schultafelwischer. H. Ehrlich, Wien, Meidinger Füll-Ofen fürs Schulzimmer.

Graz, am 13. November 1901.

[1]) Rührend, doch bitte ich die armen Leute, Andere nicht so zu beschämen, sondern ihre blutigen Kreuzer für sich selber zu behalten. R.

Postkarten des „Heimgarten“.

H. O, Hannover. W. W., Innsbruck. Ill. A., Dresden u. a. Bitten in diesem Hefte zu lesen das äußerst interessante Stückchen: „Wie es bei uns ungebetenen Gästen ergeht.“

J. H., Iglau. Nützt nichts, die Dummheit in der Welt bleibt constant, trotz aller Bildung. Es scheint im Naturhaushalte stets das gleiche Quantum nöthig zu sein, nur dass der Schauplatz und die Form verschieden sind. Um wie viel der Mensch gescheiter sein kann als das Thier, um so viel kann er auch dümmer sein.

* Eine wackere Frau sendet uns die folgenden Worte: „Als Burenfreundin gestatte ich mir, da ich nicht selbst an den Versammlungen der Männer theilnehmen kann, folgende Fragen zu stellen: Was nützen uns die täglich sich mehrenden neuen Kirchen, wenn die Völker trotz ihrer Jahrtausende währenden Religionsübung bis heute noch nicht die Kraft erlangt haben, die Regierungen zu zwingen, die allereinfachsten Gesetze der Menschlichkeit zu schützen, welche doch die Grundlage jeder Religion bildet. Die ganze Welt ist angeblich voller Sympathie für die Buren und sieht mit verschränkten Armen im 20. Jahrhundert diesem schmachvollen Treiben des Geldsackes zu. Gibt es keinen gangbaren Weg, die Regierungen zum Einschreiten zu zwingen? —
Eine deutsche Frau.“

H. M., Hermagor. Die „Wolfbauernkinder“ finden sich in „Tannenharz und Fichtennadeln“ 3. Auflage; den Traum vom Schulmeister unter dem Titel: „A Schulmoaster is do“ im „Stoansteirisch“, 2. Auflage.

W. A., Dresden. Als „Heimgarten“-Leser sollten Sie wissen, dass ich persönliche Zuschriften nicht beantworten kann. R.

M. M., Graz. Kaufen Sie sich das Büchlein „Aus dem Herzen eines Thierfreundes“ von Karl Wartenburg. Verlag R. Kalb, Markranstädt. Darin werden Sie manches finden, was Sie „in der deutschen Literatur vergeblich suchen.“

K. T. C. Natürlich heißt im Steirischen „ferten“ oder „fert“ nicht gestern, sondern voriges Jahr.

J. W. Napoleon, wissen Sie, hat auch sein Gutes gehabt. Sie erinnern sich an den Ausspruch eines Preußenkönigs: Er — Napoleon I. — „fürstete die Bürstenbinder und bürstete die Fürstenkinder.“

J. M., Wien. Als Touristen-Bergspruch entweder:

„Der Menschen Einheit
Besiegt die Steine.
Der Berge Reinheit
— Das Gemeine.

oder: „Gegen der Menschen Kleinheit —
Der Berge Reinheit,
Gegen der Berge Wildheit —
Der Menschen Einheit.“

☛ **Wir machen immer wieder aufmerksam, dass unverlangt geschickte Manuscripte im „Heimgarten“ nicht abgedruckt werden. Dieselben nehmen wir entweder vom Postboten gar nicht an oder hinterlegen sie, ohne irgendwelche Verantwortung zu übernehmen, in unserem Depot, wo sie abgeholt werden können.** ☚

Redaction und Verlag des „Heimgarten“.

(Geschlossen am 15. November 1901.)

Für die Redaction verantwortlich: P. Rosegger. — Druckerei „Leykam“ in Graz.

Stürme, die ich, wie Du weißt, so gefürchtet, sind nicht arg gewesen und mein kleins Mädel hat immer hell gejauchzt, wenn sie Papierballen ins Meer geworfen hat, die nachher auf den Wellen lustig auf und nieder geschaukelt sind. Oder hat sich gefreut über die Seemöven, die unserem Schiff nachgeflogen, oder über die Delphine und andere Thiere, die aus dem Wasser aufschnellen. Aber endlich, wenn alles ruhig ist gewesen und immer das Gleiche, das Gleiche, da hat das Mädel doch angefangen zu fragen: Vater, wann kommen wir denn nach Amerika?

Und da ist's gewesen, dass am Segelmast ein schweres Tau gespannt wird. Es dröhnt und summt, so scharf wird es gespannt. Da reißt es entzwei, schnellt auf das Deck nieder und trifft mein kleines Dirndel am Kopf. Das thut einen kurzen Schrei, taumelt hin, zu Boden — und vorbei ist's gewesen. Ich versteh's nit, wie ich das heut so ruhig aufschreiben kann.

Meine liebe Schwester! Unsere kleine Angerl hat's getroffen. Alles ist zusammengelaufen und der Schiffsarzt hat zwei Stunden lang gearbeitet. Es ist umsonst gewesen. Wie ein weißes Engelein ist sie dagelegen auf einem großen Bündel Garn, weiß bis in den Mund hinein zu den weißen Zähnlein und die Augen halb geschlossen und nichts mehr zu ihrem Vater, kein Hauch und kein Blick. Kühl und immer kälter ist ihr Handerl geworden in der meinen, bis sie mich endlich haben weggebracht — weiß nit, was dann gewesen ist.

So viel weiß ich wohl, dass ich noch einmal gestanden bin unter dem Mast und hingeschaut hab auf das gerissene Tau, das mein Dirndl erschlagen hat und jetzt wie eine todte Schlange dagelegen ist. Und hab umhergschaut, auch auf die Garnbündel hin — und ist nit mehr dagewesen. Ins Meer habt Ihr mir's geworfen! soll ich geschrien haben und nachspringen wollen über Bord. Sie haben mich gehalten und gesagt, mein Kind thät in der Cabine liegen. Und ist's gelegen auf seinem Bett und blass und kalt und das liebe Gesichtl ist schon fremd gewesen Da hab ich wohl dran glauben müssen.

Und immer sind Leut um mich gestanden und all auf dem großen Auswandererschiff haben mich gekannt und untereinander gesagt: Das ist der Vater von dem erschlagenen Kind.

Sonst ist es Brauch auf den Schiffen, dass man die Todten ins Meer senkt, weil wir aber nicht gar weit von einer Insel gewesen sind, hat der Captän angeordnet, dass dort mein Dirndel sollt begraben werden. Auf einem Boot sind wir ans Land gefahren, unser drei Mann mit der Angerl. Eingewickelt in Segeltuch ist es gewesen und mit einem weißen Band umbunden, und vorn an der Brust ein hölzernes Kreuzl geheftet, das eine Auswandererfrau gespendet hat. So auf die fremde Insel. Es ist eine kleine unbewohnte Insel gewesen und aus dem Sand stehen ganz weiße Felszacken auf, die wir aus der Ferne für Segel

Angerl ist nimmer bei mir und das muss ich Dir erzählen, weil's mir noch immer 's Herz abdrucken will. Ich schreib mich hart, aber wenn ich noch lang warten thu, so kann ich gar nicht mehr, weil man hier die deutsche Sprache vergisst. Lernt dafür auch keine andere, wenn man mit keinem Menschen umgeht, wie sie da — aber nit von der besseren Gattung — aus allen Ländern zusammenkommen.

Aber das ist alles nichts. Das trifft andere auch so. Ich hab mein eigenes Unglück, das für einen einzigen Menschen zu schwer ist. Und doch hab ich schon tausendmal Gott gedankt, dass mein Weib das nimmer erlebt hat. Freilich, wenn sie noch thät leben, kunnt vieles anders sein, kunnten vielleicht gar noch in der Heimat sein, allzwei mit dem Kind. Das weißt ja alles, nur von unserem armen kleinen lieben Dirndel weißt Du's nicht.

Ist es nicht gerade an ihrem achten Geburtstag gewesen, wie wir von Triest abgereist sind? Du hättest sehen sollen, wie sie in ihrem blauen Kattunröckel gehüpft ist und die Handeln zusammengepatscht hat vor Freud: Nach Amerika! nach Amerika! Wie sie in allem ihrer Mutter ähnlich gewesen ist, so hab ich ja immer gesagt, die wachst auf zu meinem Trost und ist's auch im fremden Land, wo dieses Kind bei mir ist, da bin ich daheim. Also unterwegs. Viele haben die Seekrankheit bekommen, die kleine Angerl immer pumperlgesund und voller Faxen, da oft ein Schock Matrosen umhergestanden ist auf dem Zwischendeck und sich an dem Mädel unterhalten. Ernsthaft ist sie nur worden am Abend, ehe wir auf unseren Bündeln eingeschlafen sind und sie ihr Gebetlein für die Mutter gebetet hat. Einmal, wie ich drei Tage lang im Fieber bin gelegen, ist sie nit von mir gewichen, hat mir alles so gut und so gescheit zugetragen und versorgt wie eine Große — ganz wie ihre Mutter, wenn ich krank gewesen bin — und hat mich mit ihrem lieben Plaudern aufgeheitert und hat mir das Haar gekämmt mit den zarten Fingerlein und hat immer einmal ein schnelles Küssel gethan auf meine Stirn. Oft sind die Officiere stehen geblieben und haben uns betrachtet, und die kleine Angerl ist so der Liebling geworden von allen, dass uns eine eigene Kammer angewiesen worden ist, obschon ich nur für's Zwischendeck gezahlt gehabt hab.

Aber für so ein rührsames Wesen, wie ein gesundes achtjähriges Kind, ist ein Schiff viel zu klein, auf die Leitern, aus Strickwerk, wie es überall aufgespannt, ist sie hinaufgeklettert, bin oft in Ängsten gewesen, es kunnt ihr was g'schehen, die Matrosen haben gelacht über den „kleinen tapferen Kerl", und schad, dass es kein Bub wär. So sind wir schon vier Wochen auf dem Wasser gewesen, nichts als Wasser und nichts als Wasser. Immer einmal in weiter Fern ein Schiff oder der blaue Streifen einer Insel, der aber bald wieder vergangen ist. Die

sieben Messer in der Brust. Zehnmal hab ich mich hingesetzt, um Dir's zu schreiben, aber vor lauter Jammer nit können. Jetzt klage ich nicht mehr, jetzt, wenn der Feiertag kommt, setze ich mich auf einer Berghöhe nieder und schau hinaus aufs Meer, nach der Gegend hin, wo jene Insel liegt. Santa Maria haben sie die Matrosen geheißen, aber Du findest sie auf keiner Karte, sie ist zu klein. Und ich kann sie von meinem Berg aus nimmer und nimmer sehen, sie liegt viel hundert Meilen im Meer.

Von der Zeit nach dem Unglück weiß ich nicht viel zu sagen. Auf dem Schiff bin ich krank geworden, nach Wochen ins Südamerika gekommen. In der großen Stadt Rio de Janeiro, im Spital bin ich achtzehn Wochen krank gelegen. Ein deutscher Kaufmann hat sich um mich angenommen, bin nachher auf seiner Schiffsrhede in Arbeit gewesen, bis ich mit einem Kameraden aus Böhmen in die Teichgräberei gekommen bin, wo jetzt mein Aufenthalt ist. Meine Adresse ist zu machen an den Herrn Wilhelm Klinde, Kaufherr in Rio de Janeiro, von dort bekomm ich den Brief schon, aber weiß nicht, wie lang's mit mir so fortgeht. Ich hab halt vor, bei einer guten Gelegenheit nach Santa Maria zu reisen, aber es ist kein Schiff, das dahin geht und wenn eins nicht zufällig dahin kommt, wie damals unser Auswandererschiff, so thun sie's überhaupt nicht. Also schläft unser Angerl dort weltverlassen und wenn es am jüngsten Tag aufsteht, wird es wohl verwundert um sich schauen, dass es allein ist. Mein Gott, solche Gedanken sind hart. Vor etlichen Tagen sind es zweihundert Meter Länge gewesen, was ich gegraben hab. Ist mein Fürnehmen gewesen, ich rast mich paar Tage aus. Aber es hat nicht sein können, so hab ich alleweil ihre Stimm gehört: Vater, Vater! Kommst denn gar nimmer zu mir, lasst mich ganz allein! Dass ich wieder zum Arbeiten hab müssen anheben, wenn ich nicht verrückt werden will. Denk mir oft, 's Beste wäre, so lange und ohne Aufhören arbeiten, bis du hinfallst und nichts mehr weißt von der ganzen Welt. Im Himmel wirst sie wohl finden. Aber, liebe Schwester, ich bin halt nicht genug Christ, und ich kann's nimmer aus dem Kopf bringen, dass das Angerl auf der Insel liegt mit Leib und Seel und auf den Vater wartet. Und tausendmal bereue ich, dass ich meines Kindes Grab verlassen hab.

Jetzt hab ich Dir mein Kreuz geschrieben, helfen kann mir wohl niemand. In andern Stücken geht's mir nit schlecht, aber das ist alles nichts. Mein einziger Trost, dass alles einmal ein Ende nimmt. Ich schließe mein Schreiben und sage: Gott zum Gruß, liebe Schwester. Ich wünsche, dass es Dir gut soll gehen in der lieben Heimat.

Dein getreuer Bruder

Mathias."

gehalten haben, aber es sind thurmhohe Steinriffe wie in unseren Alpen. Und hab ich auf der Insel eine Grabstatt gesucht für mein Dirndl. Am Ufer ist Sand — da nicht. Weiter hinten sind die wunderlichen Bäume und Sträucher, die in diesen Gegenden wachsen, auch schöne wilde Rosen — hab ich schon wollen den Spaten einhauen, und ringelt sich eine zischende Schlange an den Stiel, und hab ich mir gedacht, da nicht. Vor den Schlangen hat sie immer so arg Entsetzen gehabt. Bin ich weiter gegangen auf der Insel, über Sand und Muschelboden und Steine und über das schreckliche Geschlinge der Pflanzen. Wilde Vögel hab ich pfeifen und andere Thiere schreien gehört, oft ganz in der Nähe gröhlen wie Schweine, aber keines gesehen. Und dieweilen die zwei Kameraden bei der Angerl Wacht gehalten, bin ich in die Felsen hinaufgestiegen und hab gesucht nach einem Platzl, wo wir rasten können. Zwischen drei oder vier Steinzinken ist so eine enge Stelle und da hab ich angefangen zu graben in dem verwitterten Gestein. Ist einer von den Zweien heraufgekommen, hat mir wollen helfen. Nein, lasst mich, ich mach das Grab allein. Ganz warm und heil ist mir worden bei dieser Arbeit, seit mein Weib in der Ewigkeit ist, hab ich ja das Bett herrichten besorgt. Immer einmal hab ich mich aufgerichtet, meine Ellbogen an den Spatenstiel gestützt, hinausgeschaut auf das weite blaue Meer und gedacht: Ist doch das ein wunderliches Geschäft, auf einer einsamen Insel im Meer sein Kind eingraben! — Gegen Abend ist es fertig gewesen; schön ist das Ding nicht worden, aber tief. Sie haben das Angerl hinaufgetragen und hinabgelegt und hab ich ihnen die Schaufel aus der Hand genommen: zudecken wollt ich schon selber. Sie möchten zurückgehen aufs Schiff und ich thät mich bei ihnen und allen tausendmal bedanken für die christliche Lieb. Zum Angerl hab ich keinen Abschied hinabgerufen, weil ich mich daneben wollt niedersetzen auf einen Stein und sitzen bleiben, so lang es Gottes Willen ist. Die zwei Kameraden sind aber nicht von mir gegangen und ich sollt schnell machen, weil das Schiff wollt weiterfahren. Auf mich braucht Ihr nicht zu warten, sag ich, mein Verbleiben ist hier. Sie haben mir noch Zeit gelassen, haben ein paar Vaterunser gebetet, haben mich nachher an den Armen genommen, einer links und einer rechts, und haben mich fortgeschleppt von meinem kleinen Dirndel. Das ist in der Einsam zurückgeblieben, am Strand hab ich noch einmal umgeschaut auf die weißen Felszacken, vom Schiff aus hab ich noch einmal zurückgeschaut auf die Felsen, wo mein Kind ruht ganz allein zwischen den Steinen und wilden Thieren und wie es der Vater, mit dem es so freudig ist ausgezogen, treulos verlassen hat — allein auf dem Weltmeer.

So, meine Schwester, hab ich's müssen erleben. Du bist ja selbst Mutter, denk, es wär Dein Kind. Denk's nit, Schwester, es ist wie

Ich glaub, seit wir dazumal fort sind, ist kein Mensch hier gewesen. Kein Menschenfuß, nur wilder Thiere Spur. Wie vor zwei und ein halb Jahren, als ich sie allein gelassen, so still und ewig weit ist der blaue Himmel. Ich steig schnell zwischen den Zacken hinauf, als ob ich noch kommen müsst, eh sie aufwacht. Kann Dir nit sagen, Schwester, wie glückselig mir ums Herz ist gewesen. Jetzt komm ich zum Platzl hinauf und jetzt sitzt auf dem Grab ein Tiger. Ein großmächtiger, gefleckter Tiger sitzt auf dem Grab meiner Angerl. Zuerst hat er den Kopf hingelegt gehabt auf dem Boden, wie er mich wahrnimmt, hebt er ihn und glotzt mich schreckbar an und setzt langsam die Tatze vor, als wollt er aufspringen und mich zerreißen. Meine Pistole habe ich im Bündel und kann sie nicht laden, weil mir Händ und Füß haben gezittert. Ein Glück, dass das Boot noch nicht fort ist, so lauf ich hinab und sie möchten kommen und das wilde Thier umbringen. Alsdann sind sie hinauf, der Tiger ist immer noch gelegen auf dem Grab und einer hat den Revolver auf ihn dreimal abgeschossen. Das Thier ist aufgesprungen, ein paarmal um die Felszacke herumgeschlichen und dann jäh auf den Matrosen her. Der wäre verloren gewesen, wenn nicht der Zweite und der Dritte zuspringen und mit dem Tiger schaudervoll ringen thät, dass ich gemeint, nimmer könnten wir uns erwehren. Selber über und über blutend, haben sie ihn mit Messern endlich todt gestochen. Ist gelegen auf dem steinigen Grab, die weißen Steine ganz roth, und hat seine Tatze hingelegt, als wollt er im Tod noch was beschützen. Und ist's mir zu Sinn gekommen: Jetzt hast du ihren getreuen Hüter umbringen lassen. Und hab ich ein grenzenloses Herzleid gehabt, dass dieses Thier wegen seiner getreuen Wacht hat sterben müssen. Unten im Sand wird es begraben, während ich an seiner Stell auf dem Grab Dir diese Zeilen schreibe. Die Matrosen werden den Brief mitnehmen und ich werd mich häuslich einrichten auf dieser Insel bei meinem lieben Dirndel. Die Sachen, die ich mit hab, werden eine Weil reichen, nachher will ich auf der Insel Früchte suchen und Fische fangen und wie der Robinson, weißt Du, von dem wir als Kinder das Buch gelesen haben, hausen, so lang es Gott gefällt. Seit ich wieder bei meinem Angerl bin, ist alles gut. Wie gut werd ich schon in der heutigen Nacht schlafen bei ihrem Bett und auf einmal wird sie das Handerl ausstrecken, mir um den Hals legen und sagen: Vater, Vater! bist doch gekommen zu deinem Dirndel.

Leb' wohl, liebe Schwester, und wenn Du einmal auf den Kirchhof gehst, wo mein Weib ruht — wir lassen sie grüßen.

Mathias."

So lautet der Brief, der vor etwa zwei Jahren eingelangt ist an die Frau Johanna Loregger, Beamtensfrau im großen Eisenwerke Donawitz bei Leoben. Was hat Frau Johanna bitterlich geweint um den armen Bruder und das liebe kleine Angerl. Dann schrieb sie ihm einen Brief, dass er heimkommen möchte. Im Eisenwerk fände er Arbeit gegen guten Lohn, und sie die Schwester wolle ihm sein Kreuz tragen helfen. Da auf diesen Brief keine Antwort kam, so schrieb sie ihm nach einem Jahre das zweitemal und schickte ihm Reisegeld. Dasselbe kam nach fünf Monaten zurück mit dem Bescheid, dass Adressat nicht auffindbar sei.

Da ließ Frau Johanna eine Messe lesen für seine arme Seele. Aber es war nicht das Ende, plötzlich kam von Bruder Mathias wieder ein Brief. Gut sah er nicht aus, dieser Brief. Er bestand aus verschiedenen zufälligen Papierstücken, wie man sie findet, oder lange im Sack umherträgt. Mit schlechtem Bleistift waren sie beschrieben und dann in einen gelben halbsteifen Bogen eingeschlagen und mit einem schwarzen Bindfaden zusammengebunden. Eine Freimarke trug der Brief nicht, hingegen, eine Menge Poststempel, weil der Name Steiermark zu unleserlich geschrieben war.

Und dieser Brief hat folgenden Wortlaut:

„Auf Santa Maria.

Eh' das Schiff abgeht, Schwester, will ich Dir noch paar Zeilen schreiben. Werden wohl die letzten sein auf dieser Welt, wollen uns nichts draus machen. Meinen Brief vorigen Jahrs wirst Du erhalten haben, wo ich Dir geschrieben, dass mir unser Angerl auf der Reise verunglückt ist. Jetzt ist mein Wunsch erfüllt. Ich bin bei meinem Dirndl. Mit dem Geld, was ich mir hab' verdient in Brasilien, hab ich ein Boot mit sechs Matrosen aufgenommen und sind zweiundzwanzig Tag gefahren. Gemeint hab ich schon, sie wär nimmer zu finden, die liebe Insel Santa Maria. Und weil auch schlechte Fahrt, so wollten die Matrosen umkehren. Bin ich grob worden und sie müssten ihr Wort halten, da haben sie mich ins Meer werfen wollen. Ich bitt noch um Geduld für drei Tag. Es ist so um Weihnachten gewesen, aber die Tage sind hier ganz anders und zum Christabend wollt' ich bei meinem Kind sein. Und schau, dasmal hat mich Gott nit verlassen, endlich sind die weißen Felsen aufgetaucht an der Kimmung. Wie wenn ich auf die Heimatserden thät treten, so ist mir gewesen, wie ich auf den Sand gestiegen bin. Meine mancherlei Sachen auf dem Rücken, hab ich die Matrosen abgelohnt und gesagt, sie möchten zurückfahren, oder hin, wohin sie wollten, um mich hätten sie sich nimmer zu kümmern.

Liebe Schwester, und dann bin ich landwärts gegangen über Sand und Muscheln und über die Schlinggewächse hin den weißen Felsen zu.

lichkeit mit einem Kürbis hatte, den spielfrohe Knaben ausgehöhlt, mit Augen und Mund versehen und irgend ein trauriges Licht dahinter gesteckt hatten. Die medicäische Venus, wenn sie auf Erden gewandelt wäre, hätte er sicher nicht in Versuchung geführt oder Freyas Glutaugen mit Wohlgefallen auf sich gelenkt. Man hielt ihn allgemein für einen „Tocker“,[1] und doch war er gar nicht so dumm, als er aussah, der Michel. Er war mit seinem Verstand nicht hundert Meilen hinter dem Mond versteckt, wenngleich er — wie bereits angedeutet — kein „Übermensch“ war. Seine Zunge drehte sich bei manchen Wörtern, ehe er sie zur Welt stolperte, wohl wie ein Mühlenrad herum und die Lippen mußten ihre zeitweiligen Verzerrungen den grasenden Wiederkäuern abgespitzt haben. Aber, was er sagte — das hätte noch dümmer sein können, noch weit dümmer. Mancher glaubte ihn zu foppen, dabei wurde er selbst an der Nase gezupft, und zwar vom Michel, dem tolpatschigen, unausgebackenen, bald spöttisch grinsenden, bald wieder tief verachtungsvoll in dieses jammervolle Erdenthal blickenden Dorfvagabunden, der bald bei dem einen und bald bei dem andern Bauern in Schicht stand, einen Tag zum Verzweifeln langsam herumtschurte,[2] zwei Tage dafür aber planlos in Wald und Feld herumtorkelte.[3])

Der Michel stand auf Freiersfüßen. Die Leni wollte er haben, und justament die! Er ließ aber niemand recht merken davon, und das war gut so, denn sonst hätte ihn ganz St. Marein, einschließlich der Kirchthurmspitze, ausgelacht. Aber Thatsache war's, dass er Tag- und Nachtszeits, wenn er seine „Wasserspatzen“[4] bei einem Bauer hinunterwürgte oder wenn er sein Stamperl unter dem in Farbendruckherrlichkeit beim Höllenstein-Wirt prangenden St. Florian verzipfelte, wenn er arbeitete oder faulenzte, stets nur an die Leni dachte. In der Kirche hockte er im äußersten Winkel, ließ aber die Leni nicht aus den Augen. Auf dem Tanzboden schlich er sich zu den Musikanten und nahm geduldig alle Püffe der tanzenden Paare hin, nur um die Leni beobachten zu können. Bei einem andern wäre das aufgefallen, beim Michel nicht. Wer kümmerte sich darum, wohin der mit seinen Glotzaugen stierte?

Die Mutter der Leni war Keuschlerin. Zum Getreidedreschen nahm sie öfters den Michel auf und das gab dann Festtage für denselben. Da kam er tags einige Dutzendmale mit der Leni zusammen und schwang sogar einigemal den Schwengel mit ihr gemeinsam auf der Tenne. Bei dieser Gelegenheit war's gewesen, dass er seinen Gefühlen Ausdruck verliehen hatte.

„D' Kuah beim Walch-Bauern hot g'kälbert. — Waßt's schon?“ hatte er vielsagend begonnen und den Dreschflegel in die Ecke gelehnt.

[1]) Idioten. [2]) tschuren, träge arbeiten. [3]) herumtrollte. [4]) Nockerln.

Michels Brautwerbung.

Eine Erzählung aus dem Alpenlande von **Karl Krobath.**

Keiner war ihr recht, der tschodrigen Leni. Der eine war ihr zu hager, der andere zu wohlbeleibt; ein Dritter hatte ein Wärzchen am unrechten Fleck und ein Vierter gar Nothhelferfüß'. Noch einem anderen fehlten die klingenden Rappen im Beutel, während dieser oder jener, dem manche gutmelkende Kuh im Stalle stand, um einige Jährchen zu früh post Christum natum auf die Welt gekommen war. Bei Sanct Spiridion und Pamphilius — so gab es bei jedem einen Tadel und keiner konnte sich der unbeschränkten Gunst der Leni brüsten.

Hatte es auch zeitweilig den Anschein, als würde der oder jener bevorzugt, so kam doch nur zu bald eine eiskalte Ernüchterung hinterher, die ihm die Freite gehörig verleidete, mehr als etwa ein klafterlanger Bandwurm oder einige Schock Trichinen im Leibe. Nun Gott — ein blitzsauberes Dirnlein (und das war die Leni wie nur je eine zu St. Marein!) konnte sich schon etwas herausnehmen und hatte immer noch Auswahl unter den Freiern wie unter den Zwetschken zu Matthäi herum.

„Und wonn i a kan Richtign kriag, so werd i halt Kräutlerin, wia dö Tschaupa-Urschl ane is!“ entgegnete sie trotzig, wenn ihr eine Adla [1]) wohlmeinende Belehrung darüber gab, dass der Himmel die hoffärtigen Dirnen mit Vorlieb durch „Überzähligwerden“ strafe.

Freilich, sie hatte leicht zu spotten, zu lachen und zu foppen, die Leni mit ihren spottleichten achtzehn Jährchen am Rücken, mit ihren braunen, blitzenden Schlankelaugen und dem morgenglutrothen Spöttermäulchen. Sie brauchte noch nicht nach dem ersten Fältchen in der lebensvollen Wange und dem ersten Silberfädchen im nachtdunklen, sich in hunderte von Schlänglein ringelnden Haar Auslug halten — noch lange nicht. Sie wollte nicht gebunden, sondern frei wie das Alpröslein am Felshange, wie das Schwarzblättchen in der Hecke und wie der muntere Falter im Sonnenschein des Lenzes sein. Sie wollte durchs Leben tollen, und tändeln und scherzen wollte sie, so lang es gieng. Erst wenn ein erschlaffendes Spätsommergefühl sie an das Ältlichwerden gemahnen würde, erst dann wollte sie ans Heiraten und Ernstmachen denken — dachte sie insgeheim, und das nur höchstens alle heilige Zeit einmal.

Und das war der Michel: dürrbeinig und von schlottrigem Gange, mit mehlsackartigem Oberkörper und einem Kopf, der am ehesten Äh-

[1]) Großmütterchen.

Und dabei hatte er auf die Leni losschießen gewollt, hatte sich im Weizenstroh verwickelt, fiel längsüber zu Boden — und plötzlich sauste eine tüchtige Tracht Schläge auf seinen unaussprechlichsten Körpertheil.

„Du Sakramenter Du!“ schrie die Alte, die den Dreschflegel aus der Ecke geholt und in Thätigkeit gesetzt hatte, in heiligem Zorn. „Glabst eppa, mein Dirndl is af dem gleichen Mist g'wochsen, wia Du. Af der Stell gehst und loss Di nimmer blicken, Tappkopf, Du verflixter.“

Und der Michel war gegangen — und hatte dabei glückselig vor sich hin gelächelt. Was machten ihm die Schläge, da er wusste, dass ihn die Leni wollte und er sie. Über den kleinen Vorfall aber beobachtete sowohl die Keuschlerin, die den Namen ihrer Tochter nicht mit dem des Michel in Verbindung gebracht wissen wollte, als auch die Leni selbst in der gleichen Erwägung, endlich auch der beglückte und so schmerzvoll aus seinen Himmeln geschleuderte Michel tiefes Stillschweigen. So ahnte die nüchterne Welt es nicht, welch' einen neuen Freier die Leni bekommen hatte.

In dem geheimgehegten Wunsche, mit der Erwählten bald wieder einmal allein zusammenzutreffen und über die Hochzeit sich ausreden zu können, schwand Tag um Tag dem Michel dahin. Es vollendete sich ein Jahr und noch ein halbes seit dem Liebeseinbekenntnisse und dessen klatschenden Folgen. Er kam um kein Jota weiter, der immer in dem Gedanken an die Leni stillvergnügt lächelnde Michel. Er schwor sich, wenn ihm in seinem träge arbeitenden Gehirn Gedanken und Bedenken trüber Art aufstiegen, dutzendmal vor, dass die Leni ihm Treue und Liebe bewahrt habe und sie nur z'wegen den Leuten verberge, wenn sie sich, falls sie den Michel von weitem erblickte, laut lachend umdrehte und einen andern Weg einschlug.

Dann aber urplötzlich kam das Schreckliche: die Leni hatte gewählt!

Er wollte es anfangs nicht glauben, der arme, verrathene Michel, als er es beim Brantweiner[1]) hörte; er schüttelte nur ein- ums andermal den Kopf und starrte mit blöden Augen zum Bilde des heiligen Florian hinauf.

„Den Tschurtschenberger Lipp nimmt sie, der so arm wia a leerer Opferstock is!“ hörte er erzählen.

„Sauber is er a nix — nit a G'spur!“

„Und reden thuat er so schütter (spärlich), als warat jedes Wort von ihm a Dukoten!“

„Wia is es denn so kummen?“

„Waß der Teuxl! Ober so seint die Weibsbilder! Z'erst hot sie ihn gor nit wollen und jetzt is sie gonz verschossen in ihm.“

„Er muaß a Zaubertrankl ongwendet hobn.“

[1]) Brantweinschänker.

„Dank für d' Auskunft!" war ihm zur Antwort geworden. „Muaßt's ja am besten wissen, wennst an Bruader kriagst."

„Aber so a herzigs Kalble — na!" Dabei hatte er mit dem Kopf gewackelt und mit den Augen schelmisch blöd geblinzelt. „So herzig, Leni, so herzig! Na — aber herzig bist jo Du a, Leni, viel herziger als 's Kalble vom Walcher und viel schöner als d' neue Kirchenorgel — schöner als oll's z'somm auf dera Welt!"

Das war unzweideutig eine Liebeserklärung nach seiner Ansicht gewesen. Die Antwort darauf hatte ihn auch nicht entmuthigt.

„Sauber bist jo Du a, Michl-Machl, schon weil Du so verzwickte Augen und a Göscherl, rein zum Busslan vergrobn host." Und sie lachte kugelrund dabei.

„Geh, is wahr? Hot mir no niamd g'sogt, aber wenn Du 's sogst, so gibt's aus."

Er hatte den Hut vom Kopf gezogen, ein Zeichen, dass er etwas Besonderes vor hatte.

„Wirst wohl an Monn[1]) nehmen bald, Leni?"

„Warum nit, Michel, wenn i an kriag, der mir b'sonders guat zu G'sicht steht, wia Du."

„Wia i! — Jesus, Marei und Josef, i werd narrisch, ober nit z'wegenst der Narrischheit, sondern vor lauter toller Freud!"

„Thua Dir nix on vor Schreck in der Eil! Du gfallst mir, Michel, im Ernst zum Todtlachen."

„Donn — donn — donn, Leni, ka andre wia Di!" hatte er hervorgeschluckzt und sich dabei gewunden, als hätte er jäh Herzbeutelkrämpfe bekommen. „I werd' — i will — i thua —"

Die Mühlradbewegung der Lippen überstolperte sich an der Wucht der Gefühle. Er hatte gepustet, wie der goldbeladene Esel Philipps von Macedonien, wenn er über das Himalayagebirge hätte marschieren müssen. Dann erfasste ihn ein Husten, und schließlich nieste er, dass es nur so donnerte.

Dazwischen lachte die Leni, dass ihr die Thränen aus den blitzenden Augen liefen. Es gab einen Höllenspectakel, und keines der beiden bemerkte die Keuschlerin, die herbeigeeilt war und am Thor ihr Haupt verwundert ein- ums andermal schüttelte.

Endlich hatte der Nasenreiz Michels nachgelassen.

„Wonn, Leni, wonn?" krogelte er. „Z'wegenst dem, wos d' eh schon waßt —"

„Nix waß i, gor nix, ols dass Du — a Kreuzköpfl überanond bist."

„No donn — mein Mund is jo ka Schweinsblotter[2]); i sog's: wonn moch ma denn d' Hochzat?"

---

[1]) Mann. [2]) Schweinsblase.

Das war am Donnerstag-Abend gewesen, und Sonntag sollte die Hochzeit der Leni sein. Die Burschen des Dorfes hatten sich schon verabredet, die Braut, welche als junge Frau des Tschurtschenberger Lipp in das Nachbardorf auf dessen bescheidenes Anwesen übersiedeln sollte, wenn sie aus der Kirche kommen würde, mit einem Seidenbande „abzufangen“ und nach altem Brauche nur gegen ein ansehnliches Lösegeld, welches der Bräutigam zu zahlen hat, freizugeben. Auch Lenis Mutter hatte sich schon halbwegs in den Gedanken, dass ihr Herzblättchen nur Tschurtschenbergerin werden sollte, zurechtgefunden, als es — es war am Vortage der Hochzeit — ungelenk an die Wohnstubenthüre der Keusche pochte. Das Gespräch drinnen wurde mit den Worten: „I hob Dir Dein Willen g'lossen. Hättest höher 'naus können, und aus ollem wird nix wegen dem talkigen Tram in der Johanni-Nocht!“ abgebrochen.

Der Michel patschte in die Stube. Er sah blass und verstört aus. Den Hut vergaß er am Kopfe und vor Erregung stotterte er nur mühsam die Worte hervor.

„I kumm — i kumm —“

„Wos willst do!“ fuhr ihn die Keuschlerin barsch an, als sie sich von ihrem Erstaunen etwas erholt hatte. „Du waßt no — oder host af d' Wichs (Prügel) vergessn?“

Der Michel schüttelte sich, als würde ihn Frost überlaufen.

„Hob nit vergessn — na! Ober i kumm — kumm —“

„Um wos kummst denn, Patsch?“

„Um d'Leni kumm i — Brautwerb'n kumm i!“

Wieder wurde die Alte ganz sprachlos, diesmal noch mehr vor Ärger als vor Erstaunen.

„Brautwerbn kummst? Sunstn natürli willst nix ols d' Leni? — Schau, schau, Leni, wos Du für Werber host!“ polterte sie endlich spöttisch. „Geh zan Lipp, Michl, vielleicht losst er Dir sie ob!“

„Muatta, da Lipp is a braver Bursch! Ma soll mit ihm ka G'spött treibn!“

„Dank schön — dank schön für die Belehrung! — Wos mochst denn Du no do?“ wandte sich die Alte wieder ingrimmig an den Michel.

„Brautwerb'n!“

„Jetztn moch' oba gschwind, doss D' furtkummst, Du — Du Patsch!“ schrie noch erregter die Keuschlerin.

„D' Leni hot jo gsogt, doss i ihr gfolln thua! I bitt Enk, göbt sie mir! — I loss sie nit, wenn i a sterbn müaßt!“

Er sank vor der Alten aufs Knie und schluchzte. Sein Schluchzen klang wie ein Gemenge verschiedener Thierstimmen. „I loss sie nit!“ konnte man nur entnehmen.

„Vielleicht hot ihm die olte Hex im Unterdorf gholfen!"

„Gor ka Spur!" sagte nun gewichtig der alte Nachtwächter Zenz, der bis dahin kein Sterbenswörtel gesprochen hatte. „I allan waß es und sunst niamand!"

„Erzähl's selben!" rief es von allen Seiten neugierig. „Wia war's?"

Der Alte lümmelte sich im vollen Werte seiner Wichtigkeit in dieser brennenden Frage auf den Tisch.

„So war's! Ihr wißt's jo, dass ma in der Johannis-Nocht den b'stimmten Bräutigam im Tram sehen konn. Dos Dirndl muaß den ganzen Obend ka Wörtel, wenn's ihr a no so druckt, über d'Lippen kummen lossen und fleißi beten im Stilln. Um a Elfe herum muaß sie donn zu aner Brucken gehn, über dö a Todter zum Freithof g'trogen worden is. Durt muass sie zum Wasser obisteigen, durt niederknian, dreimol d' Hond ins Wasser tauchen und dreimol Kreuz mochen. Donn muaß sie z'haus gehn, sich glei z'Bett legn und ohne no a Wörtl gredt z'hobm, d' Decken übers Gsicht ziagn -- und in der Nocht siegt sie den Bestimmten gonz gwiss im Tram. Siegt sie niemonden, so bleibt sie ledig wia's Amen im Vaterunser." [1])

„Jo, wos hot ober dos mit der Leni z'thun?" forschte ein Ungeduldiger.

„Natürli, dös könnt's nöt erwarten!" fuhr der Nachtwächter fort. „Die Leni hot's g'thon — noch dem Bräut'gam g'frogt hot sie!"

Ein allgemeines „Ah!" und „Oh!"

„Gseh'n hob is! Da gibt's ka Ah und ka Oh! Die Leni hot 's thon in der Johanni-Nocht, wia is derzählt hob. I hob grad ausg'ruaf'n g'habt: ‚Segt's kane Bären und kane Wölf? — Elf is ans weniger als Zwölf!' [2]) Gleim (gleich) drauf hob' i die Leni aus'n Haus schleichen gsegn. Neugieri bin i wurn, wohin dö so spot no geht. Und zan Feuerbachlan is sie gongen, wo da Weg zan Freithof geht. Früher hot sie den Lipp und Kan nit mögen — nach Johanni wor sie in den Lipp gonz verruckt!"

„Sie hot ihn g'sehen!"

„Jo, sie hot ihn g'sehen!" Darüber war jetzt die ganze Runde einig. Man beachtete es gar nicht, dass der Michel hinausschwankte wie ein Betrunkener, obwohl er nur die Halbscheit seines Stamperls geleert und das andere stehen gelassen hatte — ein unerhörter Fall bei ihm.

„Heilig's Kreuz", schluchzte er, an einen Pfosten gelehnt; „ihn hat sie gsehen in der Johanni-Nocht und mi nit! — Oba i loss sie nit — i loss sie nit — und wenn i sterben sollt' desweg!"

[1]) In den Alpenländern vielfach verbreiteter Volksglaube.

[2]) Der Stundenruf der Nachtwächter ist vielfach humoristisch gefärbt. Voranstehender Elfuhr-Ruf ist wohl auf verspätet nach Hause schwankende Zecher gemünzt.

der Wälder zum friedvollen Thal herab. Einzelne verspätete Käfer surrten noch sommerzaubertrunken durch jene würzig-starke, tannenduftige Luft, die den Alpenbewohner stählt und mit zündender Lebensfreudigkeit erfüllt. Das Mondlicht bestreute die weißen Bergeshäupter mit Silberschimmer und stahl sich traulich in die Hütten, wo die Alten in stillem Sinnen in das Zwielicht starrten, während die Jugend unter der Dorflinde jene bald übermüthig frohen, bald wehmüthig weichen Weisen sang, die aus den schmalen Alpenthälern ihren siegreichen Lauf in die weite Welt hinaus gemacht und liederfreudige Herzen tausendfältig entzückt haben. Einige Paare drehten sich um den Dorfpatriarchen aus der großen herzblättrigen Familie, die wetterharte, vielverzweigte Linde, während durch helle Jauchzer aufgestört einige verdrossene Leithammel missmuthig ihre Schellen, zur Ruhe gemahnend, erklingen ließen.

Allgemach wurde es auch unter der Linde still. Das Mondlicht konnte nun einsam seine Seidenfäden um das schlummernde Thal spinnen.

Leni hatte ihr Hochzeitskleid hergerichtet, den Myrthenkranz und das Gebetbuch, hatte alles mit Weihwasser besprengt und war dann in ihre Kammer zur Ruhe gegangen. Sie sann noch lange und durch ihre Träume gaukelten jene Bilder stillen, häuslichen Glückes, die sie sich im Wachen mit allen rosigen Farben freudiger Hoffnung ausgemalt hatte. Doch plötzlich wurde sie unruhig; sie wälzte sich von einer Seite auf die andere. Angstvolle Laute kamen über ihre Lippen und abwehrend gegen ein böses Traumbild erhob sie die Hände.

Sie sah den Lipp blutüberströmt am Boden liegen. Auf seiner Brust kniete, mit spöttischem Grinsen auf dem breiten Gesichte — der Michel. Ein um das andermal rief er: „I loss sie nit! I nit!“ und würgte mit seinen langen, knochigen Fingern den Lipp. Sie wollte zu Hilfe eilen. Doch sie war gefesselt durch eine unsichtbare Macht. Sie stemmte sich mit allen Kräften gegen dieselbe an — immer verzweifelter, immer mehr erlahmend. Da fühlte sie sich, als sie eben selbst zu sterben meinte, plötzlich losgelassen. Sie stürzte auf Michel zu, der sich hohnlachend von seinem Opfer erhob — und erwachte.

Schweißgebadet richtete sie sich im Bette auf. Sie wähnte noch zu träumen.

Eine blutrothe Lichtflut erhellte die Kammer. Es knisterte und prasselte, ein durchdringender Geruch verbreitete sich mit jeder Minute stärker; inzwischen wurden im Dorfe angstvolle Stimmen laut und ein Signalhorn gellte wie ein markdurchbebender Entsetzensruf durch die Nacht.

„Jesus, Marei — Hilfe, es brennt!“ schrie Leni zu Tod erschrocken und sprang mit jähem Ruck auf.

„Es brennt!“ klang es wie ein dumpfes Echo von der Thür her — — —.

„Jetzt is es gnua, Norr! Geh furt, geh aus mein Haus — furt — furt!“

„I geh nit — nit — i will so long bittn — bis mir's d' Leni selber sogt — früha geh i nit!“

„Schau Di amol in an Spiagel und nocha sog selber, ob ma so a Voglscheuchen gern hoben könnt! So a Dirndl wia mei Leni und der Michel, von dem ma nit waß, ob er schiacher oder dummer is!“

Noch immer lag der Michel am Boden.

„I geh nit — bevur mir's die Leni nit selber sogt!“ keuchte er hervor.

„No, so sag's dem Tocker endli, damit er furtgeht und nit no länger seine Foxen mocht!“ sagte die Erboste zur Dirne, die nachdenklich und nicht ohne Rührung am Fenster stand und ihr Gesicht hinter einem Rosenkrautstock halb verborgen hatte. „Z'wegenst mir is er jo nit kummen, sundern z'wegenst Dir!“

Nun trat dir Leni hervor und gerade vor den Michel hin.

„Michel, sei gscheidt — draus konn nix werden, wos Du Dir einbild'st! Du erbarmst mir, oba i muaß es Dir jetzt schon sog'n: an Gspaſs hob i gmocht mit Dir und nix sunsta! Wenn i gwuſst hätt, wia Du's auffassen wirst, hätt i ihn nit gmocht. Tröst Di, Michel! I heirat den Lipp, denn der is ma b'stimmt und nit Du! — So, jetztn waßt's!“

Im Wesen Michel's vollzog sich eine unheimliche Veränderung. Er stand mit einem Ruck auf und ward käsbleich im Gesicht. Sein Blick, sonst so ausdruckslos, sprühte in wildem Feuer.

„Mogst mi — oda mogst mi nit?“ stieß er hervor.

„Es geht nit, Michel, die gonze Welt würd' uns auslochen“, entgegnete das Mädchen von geheimem Grauen erfaſst.

„Du mogst mi nit! Leni — Leni, oba i loſs Di nit — loſs Di nit. I kumm no amol um Di werbn!“

Er stürzte ohne Gruß, wie er gekommen, zur Thüre hinaus.

„Hob jo immer gsagt, Leni, mit an Tocker is ka G'spaſs zmachen!“ brummte die Keuschlerin ärgerlich.

* * *

Die Vorbereitungen zur Hochzeit nahmen den Rest des Tages in Anspruch. Es gab noch so Vieles zu ordnen, zu kochen und zu scheuern, daſs es, ehe es die geschäftigen Frauen: Mutter, Tochter und einige Dirnen, die zur Aushilfe aufgenommen worden waren, recht merkten, Nacht geworden war.

Eine schöne Nacht in der Alpenwelt Kärntens. Verlorene, vom Wiederhall getragene Kuhhornklänge irrten durch das nächtliche Grauen

Hackenschläge erdröhnten gegen die Thüre. Die ganze Kammer war in Rauch gehüllt.

„Leni, um Himmels willn, gib Ontwort, wenn Du no om Leben bist!" rief eine Stimme draußen.

„Hilf! Lipp — hilf!" schrie das Mädchen noch, dann sank ihr Haupt mit geschlossenen Augen auf die Brust herab.

„I loss Di nit — i loss Di nit!"

Draußen tönten immer mächtiger die Schläge. Michel betrachtete das Opfer seines Wahnes mit seinen unheimlich funkelnden Augen — er merkte kein Lebenszeichen mehr. Nun legte er Leni langsam, wie ein Kind, dass ihr kein Leid mehr widerfahre und sie sich nicht durch jähen Fall beschädige, auf den Boden nieder und kniete zu ihr.

„So, Leni, jetza loss i Di!"

Dröhnend fiel die Thür ins Zimmer. Rauchgeschwärzt stürzte Lipp herein.

„Leni — Leni, Rettung! — Wo bist? — Leni!"

Er konnte vor Rauch die Kammer nicht gleich überblicken. Ein Windstoß fegte aber durch die offene Thür in das Zimmer und ließ ihn die beiden Gestalten am Boden sehen. Wie ein Rasender sprang er auf seine Braut zu. Ohne Michel zu beachten, schloss er die theure Bürde in seine Arme und schwankte mit ihr, aufs Äußerste erschöpft und halb erstickt, ins Freie.

Der Michel war zurückgeblieben. Er starrte auf den Boden, als läge das Mädchen noch immer dort. Leise, herzerschütternd stammelte er vor sich hin: „Jetzn loss i Di, jetzn loss i Di, Leni!"

Ein Krach — ein erneutes Prasseln und Knistern — ein Rauchen und Zischen der Wasserstrahlen.

Michel war unter den flammenden Trümmern begraben worden.

Jawohl, Michel — so hat Deine Brautwerbung geendet!

Die Leni aber hat sich erholt und ist jetzt das glückliche Eheweib des Lipp Tschurtschenberger.

Die unsichere Bergstraße.

Eine Geschichte von **Peter Rosegger.**

Die Straße, von der hier erzählt werden soll, muss der Leser nicht nothwendig passiert haben, es geht auch so. Es genügt zu wissen, dass diese Straße über den Dreibuckelberg führt, der zwischen Kreisstadt und Siedeldorf steht, dass sie stundenlang ist und dass der einsame Wanderer sich vor Räubern fürchten darf, ohne ausgelacht zu werden. Denn

Das Mädchen wandte sich um und stand — dem Michel gegenüber, bebend, im leichten Nachtkleid.

„Es brennt — bei Deiner Keuschen!“ wiederholte er und sah sie unverwandt dabei an.

„Michel — heilige Dreifoltigkeit! — wos willst bei mir zu derer Stund und beim Brond?“ rief Leni, vor Schrecken einer Ohnmacht nahe.

Der Michel kehrte sich unbeholfen um und schob den Riegel der Kammerthür vor. Dann sagte er langsam, mit seinem in solcher Stunde entsetzlichen Stottern:

„I loss Di nit — i loss Di nit! — Werbn bin i kummen — no amol!“

Der Feuerschein machte sein Gesicht noch abstoßender; es schien mit Blut übergossen zu sein. Hastig fuhr er mit den Händen in der Luft herum und sein Auge glich einem ruhelosen Irrlicht. Das war nicht mehr der gutmüthige Halbcretin von ehemals, der alle Witze geduldig über sich ergehen ließ und selbst zeitweilig einen blöden Spass machte, der vor sich hingrinste oder auch zornig, aber durchaus nicht furchteinflößend in die Welt stierte — das war ein Mensch, dessen wenigen Verstand eine fixe Idee verwirrt hatte und der unzurechnungsfähig und doch wieder gewissermaßen planmäßig an die Ausführung eines unheimlichen Vorhabens gieng.

Langsam tappte er der Dirne näher, die immer weiter zurückwich, bis sie endlich an dem vergitterten Fenster stand, durch das, da es nicht geschlossen war, vom Wind gepeischte Funken stoben.

„Michel, i bitt Di, Michel, sog: wos willst bei mir jetzten? Loss mi ause — konn kaum othmen mehr vor lauta Hitz und Rauch. Willst, doss ma olle Zwa sterben — so elend im Feuer!“

Auch der Idiot keuchte. Aber langsam, immer noch trotz der Helle wie im Dunkeln um sich tappend, kam er auf die Leni zu, bis sie sich Aug in Aug gegenüber standen. Sie stieß einen gellenden Hilferuf aus — der Michel umklammerte sie. Seine dürren Arme hielten sie wie in einem Schraubstock. Draußen hörte man die Spritzen anfahren. Zischend brauste das Wasser in der Glut auf. Es fielen schon einzelne Balken des leichten Holzdaches ein.

„I loss Di nit — i nit!“

An der Thüre wurde gerüttelt; sie war von Michel versperrt worden und der Riegel war aus Eichenholz und ungemein fest.

„I hob a Feuer gmocht, Leni. Da seh' ma uns und könn' ma uns onwarmen. Hu! Brennt lusti — z'wegenst der Brautnocht! I loss Di nit!“

Er umklammerte sie noch fester.

„Sterbn, Leni, sterbn!“

So marschierte dieser Landwächter denn auch manchmal durch diese Gegend, um auf der langen Straße über den Dreibuckelberg nach dem Rechten zu sehen. Saß bisweilen auf dem Schotterhaufen bei den Steinschlägerleuten und erkundigte sich, ob sie keinen Spitzbuben gesehen. Der Alte wusste keinen rechten Bescheid zu geben, denn er konnte die Spitzbuben von den anderen Leuten nicht unterscheiden, „weil's halt leider Gottes noch immer keine Spitzbubenuniform gibt“. Die Junge hingegen meinte, dem Landwächter schalkhaft zublinzelnd, fast alle Mannsbilder wären Spitzbuben, ausgenommen — und machte vor dem Kaiserlichen einen Knix. Nun, in manchen Stücken wollen auch die Kaiserlichen keine Ausnahme machen und so meinte er, dass es auf dem Steinhaufen nahezu besser sitzen sei, als auf der Holzbank in der Wachtstube.

Und eines Abends, es war schon spät, marschierte der Landwächter wieder einmal die Straße entlang von Siedeldorf gen Kreisstadt. Er war heute in nicht geringen Sorgen. Unten auf der Heide hatte er den alten Wegmacher begegnet, der die stumpfgewordenen Steinbrecheisen zum Dorfschmied tragen musste, um sie schärfen zu lassen. Da wolle er über Nacht in seinem Dorfhäuschen bleiben und am nächsten Morgen wieder in den Steinbruch hinaufgehen. Der Landwächter fragte nicht weiter, obschon es eigentlich seine Pflicht gewesen wäre. Umso größer ward aber seine Besorgnis, die Junge möchte über Nacht allein — mutterseelenallein — in der Wegmachershütte verbleiben müssen und Gefahren ausgesetzt sein. Denn, wer bürgt, dass nicht ein schlechter Schelm oder ein Zigeunergesindel des Weges kommt und die arme Einschichtige überfällt? Wem obliegt es, wachsam zu sein, das Stromervolk abzupassen und abzufassen?!

Und als er zur Hütte hinauf kam und im Fensterchen den Lichtschein sah, gieng er hinein. Der unversperrte Vorraum war enge und die Kammer mochte wohl auch nicht viel geräumiger sein. So machte er sich's bequem im Vorgelass auf dem Brett, zog aus seinem Glanzledertournisterchen Brot, Speck und Schnaps und hielt Abendmahl.

Wohl dem, der Freunde hat, die ihn auch in der Gefahr nicht verlassen! Vom Mostführer war es durchaus nicht ein müssiges Tändeln gewesen, wenn er auf dem Schotterhaufen mit der jungen Steinschlägerin scherzte. Jetzt, als er unten beim Wirt in Siedeldorf sein Fuhrwerk eingestellt hatte und als der alte Steinschläger in die Zechstube trat, um einen Krug Most zu trinken, obschon weder Samstag noch Sonntag war, fiel ihm wie ein Steinschlägel der Gedanke aufs Herz: Die Junge oben allein? Er verzehrte aber gelassen seinen Schafbraten, trank ein Glas Sausaler-Wein dazu und schloss dann mit dem Wirt ein Apfelmostgeschäft ab. „Er trinkt sich wie Sausaler“, versicherte der Führer,

es begegnet ihm auf dem ganzen Wege niemand, der ihn auslachen könnte, nicht einmal ein Räuber. Die Fuhrleute, als die Roheisenführer aus dem Oberland und die Mostführer aus dem Unterland und die Zehentsammelwagen, natürlich nicht zu rechnen. Auf der ganzen Strecke über Heideland, Almen und Legföhrenbestände nicht ein einziges Haus, mit Ausnahme der Wegmachershütte, die unter einigen Fichten in der Nähe eines Brunnentroges steht und für den alten Wegmacher und seine Tochter nur als dürftiger Unterstand dient, die Woche über. Aber auch nur für die Nacht und bei besonderem Unwetter. Ansonsten aber sitzen die zwei Leutchen an irgend einem Felswändlein, wie sie hin und hin am Wege stehen und zerschlagen mit ihren langstieligen Schlägeln die größeren Steine in kleinere, schichten diese in Schotterhaufen, darauf sie zu Mittag sich wie auf ein Sofa setzen und aus dem Zwillingstopf ihre Mahlzeit verzehren. Den Alten sehe ich in grauem Zwilchgewand, von den Steinen kaum zu unterscheiden. Die Junge aber will unterschieden werden, sie möchte von den lustigen Fuhrleuten nicht für einen Stein gehalten werden. Deshalb hat sie, die Barfüßlerin, gerne ein lichtblaues Kittlein an und ein rothes Tuch über dem Busen. Also rief ihr jener Mostführer „guten Tag!“ zu und knallte mit der Peitsche. Wenn es war, dass der alte Wegmacher weiter oben oder weiter unten mit der Radeltruhe die Straße schotterte und die Junge allein bei ihrem „Steinschlagen“ saß, ließ der Mostführer wohl auch einmal die Pferde rasten, setzte sich zu ihr, befühlte mit zwei Fingern den Rand des rothen Tuches und fragte, was es gekostet habe. Weil aber Steinschlägerinnen das Schlagen schon gewohnt sind, so schlug sie ihm auf die Finger — aber durchaus nicht mit dem Eisenschlägel, sondern mit der Hand, ganz glimpflich, so dass es der Zutäppische auf Weiteres ankommen lassen wollte. Nämlich auf die Frage, ob sie das schöne rothe Tuch ihm denn nicht verkaufen wolle? Er habe einen Schatz und möchte, dass derselbe auch so was Schönes über der Brust trage. Da gab sie zur Antwort, das Tuch allein sei nicht feil.

Desselben Weges kam auch manchmal ein Landwächter, so einer, wie sie vom Kreisgericht im Lande herumgeschickt werden, um über Sicherheit und Ordnung zu wachen, so wie auch, um Räuber, Mörder und andere Missethäter einzufangen, die den Nächsten schädigen oder die gute Sitte verletzen. Der Landwächter hatte einen schwarzen Federhut auf, trug ein Bajonnet an der Seite und hinten ein Schießgewehr, deren weiße Riemen sich auf der breiten Brust kreuzten, weswegen er von Leuten, denen solche Gestalten misliebig sind, die Kreuzspinne genannt wurde. Auch hatte der Mann am Riemen ein paar Handschließen hängen für solche, denen die Einladung, im Namen Seiner Majestät freundlichst mitzukommen, nicht genügte.

Der letztere wollte sprechen, der andere aber bedeutete kurz und fest: „Geredet wird nix. Wenn's dem Herrn nit recht ist, so druck' ich los."

Der Landwächter versuchte Einwände, wollte alles auf die spasshafte Achsel nehmen; lauerte dabei auf einen Moment, sich der Waffe zu bemächtigen, was aber bei der Gewandtheit des andern aussichtslos, nur gefährlich schien. Und als der Feind zu fluchen begann und immer wüster fluchte, hub der Landwächter an zu bitten. Dabei faltete er die Hände und das war dem Mostführer just recht. Eine schnelle Schlingung, ein Einschnalzen der Feder, und der arme Sünder war gefesselt mit seinen eigenen Handschließen.

„Gut ist's!" sagte der Mostführer, als dieses Stück gelungen war und er ein frisches Kerzchen anzündete, „jetzt wollen wir uns gemüthlich unterhalten. Nachher spazieren wir miteinander aufs Kreisgericht."

Die junge Wegmacherin war nicht mehr da. Auf einen Augenblick hatte er sie vorher gesehen gehabt, aber ohne das rothe Tuch, das er kaufen wollte. Die Wollendecke hatte sie an sich gerissen, zum Loch hinaus war sie gewirbelt in die schützende Nacht — zweien guten Freunden auf einmal entkommen.

Mit einem wehmüthigen Seufzer hob der Mostführer seine Stimme und sagte zum Landwächter: „Also, gehen wir!"

Freilich wohl gut, dass der drohende Regen nicht gekommen, dass eine laue Nacht war — so thaten es die einfachen Kleider ganz prächtig, in denen der Gefangene wie ein Hampelmann vor dem Bewaffneten einherschritt. Unterwegs wurde er mehrmals aufgeregt und wollte die Offensive ergreifen.

„Aber Bübel, was fällt Dir ein!" beruhigte der Mostführer. „Den Most lasst man erst laufen, bis er gejesen (gegohren) hat. Ein Bissel Buße thun! Und Dir's auf längere Zeit merken, dass man anderen ihre Weibsbilder in Ruh' lasst!" — Das könnte ich mir eigentlich auch selber merken, redete jetzt vorlaut sein Gewissen drein, denn mich gienge sie, die da oben, weiter auch nichts an. Aber der Richter versteht auch einen Spass.

„In der Rocktasche, die Du anhast, steckt eine silberne Sackuhr", sagte dann milden Sinnes der Gefangene, „sie gehört Dein, wenn Du — mir meine andern Sachen jetzt gibst!"

„Du, das ist mir zu gefährlich!" lachte der Mostführer, „Du könntest den Spieß umkehren."

„Ich versprech' Dir —"

„Das hilft nichts, weil ich's nicht glaub'. Am gescheitesten ist's, Du machst flink voran, dass uns der Tag nicht g'längt, eh' wir ins Stadtl kommen. Weißt, die Stadtfrauen, das sind neugierige Dinger,

„wirst es schon sehen, Wirt, Deine Gäste werden's auch sagen.“ Der Wirt verstand und so war der Handel richtig. Bald darauf verzog sich der Mostführer, durch das Gehöfte hindurch, und hinten hinaus und im Dunkeln die Bergstraße anwärts. Er gieng länger als eine Stunde. Es stieg über dem Waldrücken der Mond auf, den bald die Wolken verdeckten. Es strich ein lauer Wind — Wetterwind. In solchen Nächten achtet man weder Most, Mond noch Wind — sein Herz gehörte der Freundschaft zum verlassenen Dirndl. Endlich kam er zur Steinschlägerhütte. Sie war dunkel, daneben rieselte der Brunnen und in den Fichten rauschte der Wind. Er drückte mit der flachen Hand vorsichtig an die äußere Thür — sie wich lautlos zurück. Er stand im Gelaſs und horchte. Es war ganz finster, er wollte aber nicht stolpern, ihr nicht einen Schreck einjagen, wenn keiner nöthig ist. Ein Zündhölzchen strich er über den Oberschenkel, da gieng ihm ein Licht auf — aber was für eins! Auf dem Sitzbrett lag ein Mantel mitsammt Tornister, Gewehr und Bajonnet. — Na also! So wird sie ja ohnehin bewacht.

Den Augenblick, als der Wind lebhaft rüttelte an der Hütte, nahm er wahr, um die Sachen zusammenzuraffen; mit denselben eilt er zur Thür hinaus, hastig hinan unter die Fichten, und dort —. Der Mostführer war Soldat gewesen, in der Reserve stand er noch, so wuſste er mit Uniform und Waffen umzugehen. Eilig zog er den Mantel des Landwächters an. Den Federhut setzte er sich auf's Haupt, schob das Sturmband unters Kinn, hieng die Bajonnetscheide um, das Messer selbst steckte er an das doppeltgeladene Gewehr. Die Handschellen öffnete er und hieng sie bereit an den Riemen. — So! Jetzt sind wir die Kreuzspinne, jetzt werden wir einmal Mücken fangen! Und Landwächter — und was überhaupt ins Netz geflogen ist. — Er wieherte vor Vergnügen, der Spaſs, den er vor hatte, war zu lustig!

Der Mostführer in solcher Rüstung schlich an die Thür in das Vorgelaſs und klebte ein brennendes Wachszündstäbchen an den Gewehrkolben. So schlich er und pochte mit starker Faust an die innere Thür. Drinnen ein Gepolter.

„Wer ists?“ kreischte eine weibliche Stimme.

„Patroul ist da!“ rief der Mostführer, stieß die Thür auf und drang mit vorgehaltener Waffe ein.

Der in Unordnung gerathene Landwächter lachte zuerst überlaut, denn er glaubte einen Kameraden vor sich zu sehen, der einen Scherz machte. Als er aber bemerkte, daſs es seine eigenen Sachen waren, mit denen der Gegner anrückte, daſs er es möglicherweise mit einem Wahnsinnigen oder gar einem Eifersüchtigen zu thun hatte, vergieng ihm das Lachen. Der Mostführer erklärte den Landwächter für verhaftet.

fesselt, also ihn an seiner freien Bewegung gehindert, Eingriff in die persönliche Freiheit. Haben ihm auch gedroht — Vergehen gegen die persönliche Sicherheit. Strafbar. Sie haben einer Amtsperson den gebürenden Respect verweigert, haben sich sogar an ihr thatsächlich vergriffen — Verbrechen der Auflehnung gegen die Obrigkeit, Verbrechen der Gewaltthätigkeit im allgemeinen, der Gewaltthätigkeit gegen ein behördliches Organ im besonderen. Strafbar. Sie erlauben schon", unterbrach sich der Richter und nestelte dem Fuhrmann am Rock was zurecht, „das Knötel ist nicht vorschriftsmäßig geknöpft. — Nun, was ich sagen wollte. Sie haben dem Landwächter Kleidung, Waffen und so weiter weggenommen — Verbrechen der Entwendung persönlichen Eigenthums, Verbrechen des Raubes landesherrlicher Gegenstände. Schwer strafbar. Sie werden also entschuldigen, Sebastian Grünauer, dass ich Sie ohneweiteres unter Anwendung besonderer Milderungsgründe — zu acht Monaten Arrest verurtheile. — Zu Hause alles wohl? Na, legen Sie jetzt ab. — Zetlitschek, geben Sie dem Sternbacher seine Sachen, dass er sich zurechtbringt und den Mann gleich auf Numero Sieben führen kann."

Als der Mostführer sich sehr bald darauf in dem wohlverwahrten, schattigen Stübchen fand, war er just einmal verblüfft. Ich habe ja bloß einen Spass getrieben, dachte er, und das vom Herrn Kreisrichter wird wohl doch um Gotteswillen auch Spass sein! Als er aber nachher das schriftliche Urtheil zu Gesicht bekam: Im Namen Seiner Majestät und mit dem großen Gerichtssiegel — da wurde ihm übel. Das Bitterste war noch, dass er den Landwächter Sternbacher bitten musste, falls dieser wieder den Weg über den Dreibuckelberg mache, beim Wirte in Siedeldorf einen Brief zu bestellen. Bis er wieder frei sei, würde er für diese Gefälligkeit eine Maß zahlen. Der Landwächter zeigte sich bereitwillig.

Dann stellte er auf seiner Nummer Sieben — Zeit hatte er dazu — mancherlei Betrachtungen an, und machte Vorsätze, was er in seinem Leben nie wieder thun werde. Er werde sich nie mehr in etwas mischen, was nicht seine Pferde und seine Mostfässer betrifft. Er werde nie mehr einen weiten Weg gehen, um bei der Nacht eine Wegmacherstochter zu beschützen. Am allerwenigsten aber werde er je noch einmal einen Standarm zu Gerichte treiben.

die möchten's gleich wissen wollen, wer es ist, der in Strümpfen, den der Landwächter dahertreibt."

Also keine Rettung, der Landwächter gab sich drein. Noch gibt's eine höhere Macht!

Und dann war es, als dem Kreisrichter, der beim Kaffee saß und Knaster stopfte, der Bericht hinterbracht wurde, der Landwächter hätte wieder einmal einen aufgelegten Spitzbuben gebracht, und sie thäten warten draußen im Saal. Da gieng der Richter sogleich hinaus, denn die aufgelegten Spitzbuben waren ihm noch die lieberen der Gattung. Der gefesselte Landwächter kauerte hingeduckt an der Wand, er erkannte ihn augenblicklich; der Mostführer in der Uniform stand soldatisch da, legte seine Hand an die Schläfe und rapportierte: „Herr Kreisrichter! Ich habe in der vergangenen Nacht diesen Menschen bei jemandem gefunden, bei dem er nichts zu thun hat. Er hat was anderes zu thun, als wie so was, und er hat einen Amtsmissbrauch begangen, Herr Richter! Und deswegen habe ich ihn abgefangen und eingeführt, dass er seine Straf' kriegt. Da ist er."

Der Richter war ein kleiner, buckeliger Mann mit grauem Schnurrbartbusch, der immer fröhlich lachte und dabei ein gar strenger Herr war. Alsbald durchschaute er die Angelegenheit. Den armen Sünder ließ er in seinem luftigen Gewand stehen, wie er stand, und verhörte ihn nicht. Hingegen befahl er freundlich dem Mostführer, die Waffen abzulegen und sie dem Gerichtsdiener zu übergeben. Als dieses geschehen war, lachte der Richter und sprach: „Mir scheint, das ist ein schwieriger Fall. Du, der Du den da gebracht hast, bist wohl der Landwächter! Dann ist der da, den Du eingeführt hast, nicht der Landwächter, hat also keinen Amtsmissbrauch begangen. Du hast den Mann also unrechtmäßiger Weise festgenommen und sollst deshalb gebürend gebüßt werden."

„Herr Richter!" antwortete der andere: „Ich bin nicht der Landwächter, sondern heiße Sebastian Grünauer und bin Fuhrmann zu Siedeldorf. Ich habe den Landwächter abgefangen, weil er oben in der Wegmachershütte einen Amtsmissbrauch begangen hat, den ich nicht weiter zu sagen brauch', weil sich's der Herr Richter selber denken kann."

„Ich kann mir's denken", lachte der Richter munter auf, „aber ich denke halt auch etwas anderes, mein Lieber! Die Gesetzparagraphen sind mir augenblicklich nicht im Kopf, Sie werden schon entschuldigen, die Sache wird nachher ohnehin schriftlich gemacht. Wir stellen jetzt den Fall fest. — Sie können sich niedersetzen, wenn Sie wollen. Thun's lieber stehen? Na, ist auch gesünder. Das Ding ist so: Wenn Sie nicht der Landwächter sind, sondern ein Fuhrmann, so geht Sie der Amtsmissbrauch des Landwächters nichts an. Sie haben den Mann ge-

Selbstverständlich muss die schlichte persönliche „Gemeindeseelsorge“ alles thun, Vertrauen zu erwecken; sie hat wahrhaftig große, ernste Aufgaben! Aber spricht sich bei solchen Besuchen der moderne Arbeiter leicht aus? Er schweigt, ist höflich oder abweisend; aber seinen Gedanken kommt man schwer nahe. Durch christliche Blätter, die vertheilt oder in die Wohnung hineingeworfen werden, ist wenig zu erreichen. Unsere christlichen Sonntagsblätter reden eine dem modernen Arbeiter unverständliche Sprache, sie sind zum Theil zu idyllisch, zu alterthümelnd-biblizistisch, zu gesalbt-pastoral, zu pietistisch oder zu methodistisch. Wo haben wir für den modernen Arbeiter geeignete religiöse Blätter, religiöse Schriften? Dies Gebiet ist fast ganz unbebaut. Traktate werden als „Traktätchen“ verspottet — darum Discussionsabende!

II.

Darf ich, um dem ernsten Problem zu dienen, ganz einfach einmal von den Versuchen erzählen, die ich in allwöchentlich vom September vorvorigen Jahres bis Ende April vorigen Jahres stattfindenden Männer-Discussionsabenden in Halle angestellt habe?

Die Abende fanden im Gemeindesaal statt und wurden unter dem eben angeführten Namen in den Zeitungen annonciert mit dem jeweiligen Thema und dem Zusatz: „Freie, frische Discussion von energisch volksfreundlichem Standpunkt. Männer mit Zweifeln und Bedenken, denen an einer streng sachlichen Debatte liegt, willkommen.“ Der Besuch schwankte zwischen 13—79, Durchschnitt 30, aber es kamen mit Ausnahme einzelner Mitglieder des Evangelischen Arbeitervereines, einiger weniger kirchlicher oder dem Christenthum bereits freundlich gegenüberstehender Arbeiter, ein paar Männern aus dem bürgerlichen Lager, in der Hauptsache die, die man vor allem haben wollte und sonst nicht bekommt: moderne Arbeiter, mehr oder minder socialdemokratisch beeinflusst, bildungshungerige, denkende, grübelnde Leute, voller Fragen und voll gespanntesten Interesses. Die neuen Themata ergaben sich immer aus der Discussion. Wir behandelten in dem halben Jahre folgende: „Warum haben manche Männer Misstrauen gegen das Christenthum?“, „Glauben und Wissen“, „Der chinesische Krieg im Lichte wahren Christenthums“, „Was wollte Jesus? — Wer war er?“, „Christus und Buddha“, „Was ist von Luther zu halten?“, „Ist das Alte Testament veraltet?“, „Gibt es einen persönlichen Gott?“, „Wie vertragen sich die Ungerechtigkeiten in der Welt mit der Gerechtigkeit Gottes?“, „Was ist eigentlich gut und böse?“, „Darwin und Christenthum“, „Thiergeist, Menschengeist, Gottesgeist“, „Kann man ohne Gott gut sein?“, „Christenthum und Krieg“, „Nietzsche und Carlyle — ein Kampf um Gott“, „Warum

Religiöse Gesprächsstoffe mit modernen Arbeitern.

Von **Arthur von Broecker.**

I.

Auf der Höhe der Zeiten steht Jesus Christus, unverdrängbar, unersetzlich, der Retter der Welt, voll Ewigkeitskraft für Jahrtausende. Durch alle Sünde der Menschen, in alle Noth, in Todesgrauen hinein strahlt, was er der Erde bringt. Und weil wir so tief davon durchdrungen sind, dass in seiner Person allein der Menschheit volles Licht, Erlösung und ewiges Leben zuströmt, haben wir auch den heißen Drang, das „Beste in der Welt" denen nahe zu bringen, die im Nebel der Zweifel und in der Nacht der Gottesferne irren. Und sein Gebot verpflichtet uns: Hinaus in die Welt!

Wenn mit Recht ernstes Bemühen dran gesetzt wird, in Sprache und Gedankenwelt der Heiden einzudringen, um daran anknüpfend das Evangelium zu bringen, wie viel mehr müssen wir gründlich und weitherzig die Masse von Vorurtheilen, Bedenken und Zweifeln studieren, die die aufstrebenden Scharen der modernen Arbeiter in unserem eigenen Vaterlande gegen Christenthum und Kirche hegen, um sie Christus zu nähern. Denn um das gleich zu sagen — es sind keine „Flausen" und „Vorwände", sondern wirklich ernst zu nehmende geistige Kämpfe und Bedenken, die die edleren unter ihnen haben, die sie hindern, Christen zu sein.

Wenn das das rechte Christenthum wäre, was sich Tausende ernster der Kirche entfremdeter Arbeiter als Christenthum vorstellen und leider als Christenthum gesehen haben, müssten auch wir das Christenthum ablehnen. Aber es gibt Gott sei Dank ein besseres Christenthum, das wir alle haben sollen.

Wie kann man sich jenen modernen Arbeitern nähern, ihnen wahres Christenthum zu zeigen versuchen? Es steht fest, dass diese Kreise nicht in die Kirche, Bibelstunde, Evangelisationsversammlungen kommen. Sie wollen nicht bepredigt, beredet, bestürmt werden, sie sind sehr misstrauisch gegen „Arbeit an ihnen" — sie verlangen nach Aussprache, nach Lösung ihrer Zweifel durch gründliche verstandesmäßige Belehrung, sie wollen reden, klagen, schelten, anklagen — und dann hören. Nicht die aristokratische Art, dass der Pastor spricht und die andern schweigen, sondern die moderne demokratischere Art, dass beide discutieren, als Männer, Freunde, Wahrheitssucher — das ist die Methode für den modernen Arbeiter.

darum einfach dem Christenthum angerechnet. So erschüttern z. B. Nachrichten von Verfehlungen der Pastoren, Luthers scharfe Äußerung: „Solch wunderliche Zeiten sind jetzt, dass ein Fürst den Himmel mit Blutvergießen verdienen kann besser, denn andere mit Beten,“ die Verbrennung Servedes durch Calvin in ihren Augen das Christenthum. Die vielen Secten, die die Einheit der äußeren Kirche zersplittern, erregen in ihnen Zweifel, wo nun das rechte Christenthum sei. Das pietistische Jenseitigkeitschristenthum erscheint ihnen als die normale Gestalt und die verwerfen sie: hier Ungerechtigkeiten, dort der himmlische Lohn, inzwischen alles in Sanftmuth tragen. — Gibt es überhaupt einen Gott? Eine schöne Phantasie — aber die Wissenschaft hat bewiesen, dass es keinen Gott gibt. Die Naturwissenschaft hat bewiesen, dass es keinen Gott gibt. Die Naturwissenschaft hat mit Fernröhren und Forschungen Gott nicht gefunden. Darwin hat die Entwicklung der Lebewesen aus einfachen Naturgesetzen gezeigt. Da ist kein Raum für Gott. Die Natur ist Gott. Ein persönlicher Gott — das soll wohl bedeuten ein Wesen mit Händen und Füßen u. s. w. An so etwas sollen nun denkende Männer glauben! Dass Gott Persönlichkeit in einem gewaltigeren, über alles Sinnliche, Raum und Zeit erhabenen Sinn ist und nicht wie wir, kommt diesen Leuten nicht in den Sinn. Sie berufen sich vielmehr auf die Anthropomorphismen des alten Testaments, namentlich die Abrahamsgeschichten (Gott aß mit Abraham u. s. w.). Da sie altes nnd neues Testament insgesammt als wörtliches „Gotteswort“ annehmen zu müssen meinen, ihnen die geschichtlichen Unterschiede nicht klar sind, rechnen sie dem Christenthum alle Nebel des alten Testamentes an.

Nur ein Punkt steht den modernen Arbeitern fest; die Achtung vor der Person Christi. Fast niemals wagt man, ihn anzugreifen. Man versteht ihn freilich gewöhnlich falsch: Christus war ein Proletarier, der für die Proletarier eintrat, ein Revolutionär, der erste Socialdemokrat, die Kirche hat das vergessen, ihn aber vergottet. Bei der Hochachtung der Arbeiter vor Christi Charakter muss man einsetzen, das echte Christenthum ihnen zu zeigen: Christus, der Heilige und Reine, der war, wie kein Mensch war und doch jeder sein sollte, ist der Freund der Sünder, ihre Seelen von Egoismus, Sünde und Verzagtheit zu retten; er bringt ein neues Leben, zeigt allen, die ihre Schuld ernstlich bereuen, ein reines Herz erstreben und Gott ganz gehorchen wollen, Gottes herrliche Vaterliebe, die vergibt, rettet und beseligt; er ist durch sein Leben und Sterben der gewaltige einzige Offenbarer Gottes, des Herrn der Welt, mit dem wir ewig im Bunde stehen sollen.

Dem allen folgten die Besucher der Abende mit großem Interesse. Sie athmeten auf, als man ihnen zeigte, wie Glaube etwas ganz anderes ist, als blinder Autoritätsglaube, jene Verfehlungen der Kirche und

gibt es so viele christliche Secten?", „Kann sich der Mensch überhaupt ändern?" Öfter auch ein Thema an mehreren Abenden. Das ganze Unternehmen war erleichtert durch meinen seinerzeit erfolgten Protest gegen die Zuchthausvorlage vom christlichen Standpunkt im Interesse der ungehinderten besonnenen Entwicklung der die Arbeiter disciplinierenden und geistig hebenden Gewerkschaften, durch verschiedene energisch sociale Discussionsreden bei Volksversammlungen, um das echte Christenthum zu vertheidigen und zu vertreten und durch die „Modernen Flugblätter für männliches Christenthum", [1]) die sich speciell an die dem Christenthum fernstehenden modernen Arbeiter wenden und immer zur Gratismitnahme an den Discussionsabenden auflagen.

Die Arbeiter sprachen sich gern und lebhaft aus, anfangs wohl scharf und ablehnend, stark bedenklich, voller Zweifel. Einigemale im vorigen November schlugen zwei äußerst verbissene Gegner einen recht unangenehmen Ton an. Als sie wegblieben, weil sie sahen, dass sie damit nicht durchkommen konnten, wurde der Ton der Discussion immer sachlicher, freundlicher und edler. Von allen Seiten wurde einem schließlich Vertrauen und Sympathie entgegengebracht. Die Stimmung hatte sich allmählich durchaus auf die Seite echten Christenthums geneigt. Die Leute sagten das offen. Selbst der Hauptoppositionsredner, der sonst das Christenthum als veraltet hingestellt hatte, sprach sich am Schluss der Discussionsabende in einer Weise über das Christenthum günstig aus, dass es eine Freude war. Das Nähere sind persönliche Erfahrungen, die einen in stillem Herzen erquicken und nicht vor die Öffentlichkeit gehören. Ich bin für den Verlauf des ersten Versuchs sehr dankbar. Bald soll Fortsetzung erfolgen.

III.

Die Vorurtheile moderner Arbeiter gegen das Christenthum liegen theils auf religiösem und wissenschaftlichem, theils auf praktischem und socialem Gebiet.

Die modernen Arbeiter setzen Christenthum gleich mit Kirchenthum, mit allem, was christliches Gewand trägt, Orthodoxie, den Geistlichen insgesammt. Christlicher Glaube ist ihnen Annehmen, was die Kirche lehrt, Glaube an den Buchstaben der Bibel als das unfehlbare Gotteswort; katholischer und evangelischer Glaube unterscheiden sich bloß durch durch Masse, die geglaubt werden muss; katholische Verirrungen, wie Jesuitenorden, Inquisition, Bartholomäusnacht, Priesterherrschaft werden

[1]) Moderne Flugblätter für männliches Christenthum. Herausgegeben von A. v. Broecker in Halle an der Saale. Nr. 1: Ist das Christenthum etwas für den aufstrebenden Arbeiter? Nr. 2: Was denken die jungen Männer vom Christenthum? Nr. 3: Vertragen sich die Nöthe in der Welt mit der Liebe Gottes? Verlag von Vandenhoeck und Ruprecht, Göttingen.

Probleme, wie die Abgrenzung von Selbsterhaltungspflicht und Nächstenliebe, die Durchführbarkeit der Feindesliebe, die Absolutheit der Begriffe „gut" und „böse", die Fragen, ob sich der Mensch überhaupt ändern könne oder nicht lediglich seiner Natur folge, die ihn unter Umständen zu Verbrechen nöthige, ob das Christenthum den Menschen wirklich ändern könne, ob die Verhältnisse den Menschen gut oder böse machen, ob man Gott brauche, um gut zu sein (Problem der Gesellschaft für ethische Cultur), ob im alten Testament nicht manches sittlich bedenklich sei (Vielweiberei 2c.), all das bohrte schon längst in den Köpfen. Die Berufung auf Nietzsche ließ man fallen, als der arbeiterfeindliche Standpunkt desselben klar zu Tage lag.

Gewiss ist der praktische Materialismus eine gewaltige Macht in der Arbeiterschaft, aber in anderen Volksschichten sicher nicht weniger. Daneben aber gibt es ohne Zweifel viel geistiges Fragen und Grübeln über die höchsten Lebensfragen grade in der aufstrebenden gelernten Arbeiterwelt. Ja, ich glaube, dass der „Kampf um die Weltanschauung" wohl fast nirgends so heiß feurig und faustisch durchgekämpft wird als hier. Die Arbeiter unterhalten sich gern miteinander über solche Dinge, hassen mit julianischem Hass das ihnen vorschwebende Bild von Christenthum, aber sie interessieren sich doch wenigstens dafür und stehen deshalb Gott gewiss näher als alle blasierten Lebemänner — und die Heuchler in kirchlichem Gewand. Der Bildungstrieb ist oft einfach ergreifend. Wenn nur stets das echte Christenthum im Sinne Christi ohne orthodoxe Hetz, pietistische Enge und methodistische Drängnis männlich, frisch und brüderlich in Wort und That in aller Einfachheit vertreten wird, wenn die Arbeiter mehr Gelegenheit finden, sich über die großen religiösen und sittlichen Fragen frank und frei auszusprechen und über sie auf energisch volksfreundlicher Grundlage und mit liebevollem Eingehen auf ihre Zweifel orientiert werden, wenn wuchtig für eine durchgreifende freie Socialreform von christlichen Kreisen in der Öffentlichkeit gewirkt wird und dabei namentlich — nach englischen Erfahrungen — die Ausübung des Coalitionsrechtes in gesetzlich gesicherterer Weise vertreten wird, wenn in Religions- und Confirmandenunterricht überall statt Dogma und Kirchenlehre das Leben Jesu, des Meisters und Retters von Sünde, Noth und Tod, anschaulich, kräftig und praktisch hervortritt und damit die Arbeiterzweifel bei der Jugend bereits im Keime erstickt werden: dann wird man sehen, wie der viel missverstandene, verbitterte moderne Arbeiter in seinen besseren Vertretern sich freudig dem wahren Christenthum erschließen wird. Und bei der Führerschaft, die die denkenden gelernten Arbeiter innerhalb der Arbeiterkreise haben, und dem ungeheuren Zusammenhang der Arbeiter unter sich, wird sich eine Umstimmung der Gesinnungen leichter verbreiten, als in anderen Volksschichten.

speciell auch der katholischen Kirche, arger Ungehorsam gegen Christi klaren Willen, das bloße Jenseitigkeitschristenthum eine ungesunde Blüte, die sich mit dem starken Eichbaum des mannhaften Kämpfer-Christenthums im Sinne Christi nicht vergleichen darf. Dass die Darwin'sche Theorie als reine Naturwissenschaft mit dem religiösen Gehalt der Schöpfungsgeschichte gar nicht collidiert und auch nicht gegen diesen auszuspielen ist, dass nur die Lebensanschauung des Materialismus, die sich öfters mit Unrecht auf Darwin beruft, im Widerstreit mit dem Christenthum stehe, schlug doch allmählich durch. Den Unterschied des Alten vom Neuen Testament erfassten sie schließlich; Propheten und Psalmen müssen Eindruck machen.

In der vorzüglichen Schrift von Pfannkuche „Was liest der deutsche Arbeiter?“ wird als das den modernen Arbeiter am meisten interessierende Thema „Moses und Darwin“ — um eine ganze Linie von Gedanken kurz zu bezeichnen — hingestellt. Ich möchte dem hinzufügen auch „Christus und Buddha“. Dies Discussionsthema hat neben dem „Gibt es einen persönlichen Gott?“ an unseren Abenden am meisten „gezogen“. Überhaupt die religionsgeschichtlichen Vergleiche, die Fragen nach der Originalität und der Superiorität Jesu über andere „Religionsstifter“ (auch Confucius und Zoroaster) interessierten sehr.

IV.

Unter den auf praktischem Gebiete liegenden Vorurtheilen der modernen Arbeiter steht obenan die quälende Frage: „Wie vertragen sich die Nöthe in der Welt mit der Liebe und Gerechtigkeit Gottes?“, das alte Hiobsproblem. Dann „Christenthum — und doch Krieg?“ Es ist ein Zeichen, dass das Christenthum keine Kraft hat und nirgends rein ist, wenn der Krieg nicht aufhört, wurde geäußert. Die „Hunnenbriefe“ spielten bei unserer Debatte eine große Rolle. Tolstoi wurde herangezogen. Die Ablehnung des Krieges war sehr energisch und einstimmig. — Ferner natürlich die Anklage: wie sich die sociale Reaction und Hinderung des Arbeiteraufschwungs denn mit dem Christenthum vertrage? Worauf einfach erwidert werden musste: Gar nicht, Missbrauch des Christenthums! Ich wünsche einmal alle die Herren, die sagen „dem Volke muss die Religion erhalten werden“, sich selbst aber zu gut für sie halten, in einen solchen Arbeiterdiscussionsabend hinein. Jede freie deutsche Socialpolitik, die das Emporkommen der Arbeiter durch Selbstorganisation auf gesetzmäßige Weise sichert, hilft indirect Vorurtheile gegen das Christenthum zerstören, besonders wenn diese Socialpolitik von christlichen Männern und Geistlichen gefordert wird.

Stadtjahre waren soweit ja ganz anmuthig, dann aber, so um die Achtzigerjahre gieng's an. In den „besseren" Kreisen begann sich eine Rohheit zu regen, mit der verglichen die bäuerliche Lümmelhaftigkeit noch reiner Salonton war. Die „stinkenden Böhm", die „Saujuden" und die „verfluchten Pfaffen" purzelten nur so von den noch flaumlosen Lippen akademischer Bürger, selbst an öffentlichen Orten. Die Anrempelungen harmloser Spaziergänger wurde eine alltägliche Geistesübung. Zu jener Zeit — noch jung und schon so feig! — begegnete ich eines Nachmittags am Grazer Lugeck mehreren Studenten. Darunter fiel mir eine besonders stattliche Erscheinung auf, die mindestens um einen Kopf größer sein musste, als ich. Anfangs hatte sie nichts Gewaltthätiges, als dass sie meinen Blick „gefangen nahm", plötzlich aber blieb sie stehen, starrte mich an und sprang mit zwei großen Schritten gegen mich: „Herr, was fixieren Sie mich so infam?"

„Ich — Sie? allerdings, ich habe Sie angesehen und mir gedacht: Schau, der ist wenigstens um einen Kopf größer als ich. Mein Gott, wenn's nicht wahr ist, so bitte ich tausendmal um Verzeihung!"

Anfangs wusste er nicht recht, was von dieser Antwort zu halten wäre, als ihn aber seine Collegen mit sich fortzogen, versichernd, dass Genugthuung geleistet worden sei, legte er noch einen Blick der Verachtung auf mich nieder und gieng mit den anderen die Zeile hinab.

Dieser Fall gehört noch zu den gemüthlichsten. Sonst pflegt auf eine solche und ähnliche Anrempelung auch die Ehre des Gerempelten wackelig zu werden und beide haben größte Mühe, die schreckliche Schmach von sich abzuwaschen. Der Student muss halt forsch sein, er muss seine Stacheln hervorkehren, alle seine Borsten aufstrammen: Kommt nur her, rühr mich nur an! Er darf sich nichts gefallen lassen. Aber aus diesem Sich-nichts-gefallen-lassen ist mancher schon selber gefallen, ohne jemandem gefallen zu haben.

Seit dem großen Sieg vor dreißig Jahren ist den Deutschen der Kamm ein wenig zu stark gewachsen und viele glauben, weil man die Franzosen mit Zuschlagen besiegt habe, besiege man mit Zuschlagen auch alles andere. Die gesitteten Menschen stehen abseits und blicken mit traurigem Lächeln den Balgereien zu, den Orgien der Brutalität in Wort und That, mit denen man die Welt erobern will. Gerne reden sie sich auf Bismarck aus, der auch so forsch gewesen sei. Ja, forsch ist der schon gewesen, aber damit hat er das Reich nicht gegründet. Er hatte auch noch etwas anderes aufzuwenden, das unsere jungen Recken nicht haben. Wenn zur scharfen Zunge ein feiner Takt, zur derben Faust ein guter Kopf nicht kommt, dann gibt's bloß Flegel.

Vom Herzen gönnt man dem Studenten seine Burschenherrlichkeit. Man freut sich über sein strammes begeistertes Einstehen für Freiheit,

Aber noch einmal: Zweierlei ist zu einem solchen religiösen Frühling in der Arbeiterschaft nöthig: eine klarere, heroischere Erkenntnis und Hervorhebung dessen, was Jesus selber wollte, und tieferes, kenntnisreicheres und volksbrüderlicheres Verständnis des modernen Arbeiters, seiner Zweifel, seiner Nöthe, seiner Sehnsucht. („Die christliche Welt.")

Roheit.

Eine Zeitstudie von **Peter Rosegger.**

Allerhand Schlimmes habe ich erfahren in meiner Kindheit bei den Waldbauern: Armut, Krankheit, Sturm, Frost, Arbeitslast, Strenge und manchmal auch Hunger. Es war alles zu ertragen. Unerträglich ist mir nur Eins gewesen: Die Roheit. Sie kam nicht oft vor, am wenigsten in meinem Vaterhause. Wer ein Thier schlug oder gegen den Hausgenossen ein grobes Schimpfwort ausstieß, oder eine Schamlosigkeit begieng, der wurde vom Hausvater ganz ruhig aber unabänderlich fortgewiesen. War es jemand, den er nicht fortweisen konnte, so kam die Birkenruthe zur Anwendung. Die Ruthe? Aber war das nicht wieder Rohheit? Nein, das war Liebe — brennende Liebe. Sie wurde des Jahres kaum einmal geübt. Es war nicht nöthig. Die Gesittung, wovon man heute in den „Culturstätten" nur noch den Namen kennt, da hinten in den entlegenen Waldbauernhäusern hat sie damals wirklich geherrscht. Immerhin jedoch gab es in der Gegend einige wüste Lümmel, bei denen Gefühl oder Temperament als grobes, freches Wort oder als rohe, widerliche, gewaltsame Handlung zum Ausdruck kam. Wenig mag ich erzählen, von solchen Gesellen; nur einmal stellte ich einen dar und zwar in meiner berüchtigten Erzählung: „Die schöne Lenerl" (Grazer Kunst I.). Das war gerade genug. Und die wenigen dieser Gattung, die im Waldlande herumspukten (im zweifachen Sinne), waren der Ärger meiner Jugend. Die Derbheiten fochten mich nicht an, auch nicht die Zornausbrüche, bei denen ja auch manchmal dreingeschlagen wurde — nur die boshafte Roheit, die Freude an der Roheit, das absichtliche Beleidigen anderer, das rücksichtslose, gleichsam mit stoßenden Ellbogen Hervordrängen persönlicher Rüpelhaftigkeit, das vollmaulige Geschimpfe über misliebige Personen — derlei widerte mich gründlich an, und diese paar Bosnickel waren mit ein Beweggrund, von der Bauernwirtschaft los- und unter gebildete Menschen zu kommen.

Doch nicht allemal ist es gut, aus dem Regen unters Dach zu flüchten — die Traufen sind oft noch viel schlimmer. Die ersteren

Umso unverhohlener haben andere Kreise dagegen protestiert. Es war kein schlechter Ärger der Deutschgesinnten von Stadt und Land, als in den ultramontanen Blättern eine unermesslicher Jauche von Schmähungen und Verdächtigungen auf die deutschen Studenten niedergegossen wurde, ohne dass sich die Begossenen auch nur mit einem vernünftigen Worte rechtfertigen konnten. Und es war kein geringer Jubel der Gegner, wieder einmal einen wirklich haarsträubenden Fall studentischen Übermuthes und empörender Roheit festspießen zu können. Ob Bismarck als Bursche bei dem „Studentenulk“ in der Harrachgasse mitgethan hätte? Kaum, denn er hatte nicht alles in der Faust, er hatte einiges eben auch im Kopf.

Noch nicht lange ist's her, da sah ich in der Grazer Herrengasse jemanden, der auch zur gebildeten Jugend gehören will, einen vorübergehenden Geistlichen anrempeln mit den ganz vernehmlich gesprochenen Worten: „Pfaff, verfluchter!“ Der „Pfaff“ blieb einen Augenblick stehen, blickte den jungen Helden nach, schüttelte den Kopf und gieng wieder seines Weges. Einen missliebigen Officier etwa anzurempeln, das lässt man weislich bleiben, aber der Pfaff thut nichts. — Wer muthig ist, der braucht nicht roh zu sein. Der Starke ist nicht brutal. Das plumpe Anrempeln beweist nur, dass der Rempler sich ohnmächtig fühlt, anders seine Überlegenheit zu zeigen. — Soll ich noch Beispiele sagen? Nein.

Die Verrohung ist so allgemein, dass man viel besser die Ausnahmen anführen könnte. Ich will nicht erst untersuchen, woher diese unheimliche Erscheinung kommt, der Ursachen gibt es viele und jede klingt — philisterhaft in den Ohren Solcher, die nichts von Autorität, Erziehung, Religion, Ordnung und dergleichen hören wollen. Sonst war das Soldatenleben eine Brutstätte der Rohheit. Heute ist es eher umgekehrt, gerade beim Militär wird dem ungezogenen Burschen die Roheit etwas gedämpft, da kann er nicht Hammer, da muss er einmal Amboss sein. Und das bekommt ihm ganz vortrefflich, er kommt vom Militär — civilisiert zurück.

Eine besondere Ursache der Verrohung muss aber doch angeführt werden — unser Parlament. Der in demselben beliebte Ton ist nicht bloß Folge, sondern auch Ursache der Verrohung. Die Abgeordneten bringen davon nicht allein von zuhause mit, sie fassen auch von den übrigen Parlamentären ihre gute Portion, sie steigern die Roheit unter dem Schutze des „Mir-nix-geschehen-könnens“ bis zur Siedehitze, sie kochen eine Suppe aus, die dann am nächsten Tage durch Millionen Schläuche in die Bevölkerung geleitet wird, und, von Jung und Alt ausgelöffelt, Erscheinungen erzeugt, vor denen die gute alte Großmutter Gesittung ihr Gesicht verhüllt und rathlos ist. Ein Wiener Buchhändler hat mir einmal ausgeplaudert, dass eines Tages ein bekannter Reichsrathsabgeordneter bei ihm angefragt habe, ob es nicht Schimpflexika gebe, wo alle

Ehre und Volksthum, denn das ist das Zeichen hochgesinnter Seelen. Man freut sich seiner schneidig idealen Auffassung von Politik, das Zeichen erwachender Thatkraft. Man freut sich seiner studentischen Geselligkeit und Ulke, das Zeichen harmlosen Frohmuthes und weltüberlegenen Humors. Und wenn er manchmal über die Schnur haut, einem würdigen Gesetzparagraphen ein Bein stellt oder ihm die Narrenkappe aufsetzt, so lacht man, und der Polizeimann macht alle drei Augen zu. Aber auch die Burschenherrlichkeit hat ihre Grenzen, nicht etwa vom Wachmann, nicht von der öffentlichen Meinung gezogen, sondern vom eigenen Rechtsbewusstsein!

Vor einiger Zeit sind in Graz bei helllichtem Tage auf offener Straße Studenten überfallen worden, die ruhig ihres Weges giengen. Aber nicht etwa von einem Rudel besoffener „Rother", sondern wieder von Studenten und zwar von Collegen derselben Universität. Der Angreifer waren mehrere Hundert, der Angegriffenen — sechs oder acht wehrlose Bürschchen! Es wurden ihnen die niedrigsten Schimpfnamen ins Gesicht geschleudert, es wurden ihnen die farbigen Bänder von der Brust, die Kappen vom Kopfe gerissen, sie wurden geschlagen mit Fäusten, Stecken und Hundspeitschen! So las man's in den Berichten, in den amtlichen Darstellungen. Und warum? Warum dieser unerhörte gewaltsame Angriff? Weil die sechs Bürschchen einer Verbindung angehörten, die von den übrigen Studenten im Verschiss war. Einer Verbindung von clerical Gesinnten und Theologen, die als Studenten die üblichen Waffen trugen, ohne aber Duelle einzugehen. Die anderen jedoch meinten, wenn sie sich nicht schlügen, so dürften sie auch keine Schläger tragen, wenn sie nicht *ihre* Farben und Gesinnung trügen, so dürften sie gar keine tragen! Als ob in der Studentenwelt nicht auch so vieles andere hohler Pflanz wäre! Darf der Student denn überhaupt gleich dreinschlagen, weil er einen Schläger trägt? Watet der Student denn in den grundlosen Sümpfen der Wildnis, weil er Kanonen trägt? Ist er denn noch der alte germanische Wilde, weil er auf der Bärenhaut liegt und aus Ochsenhörnern trinkt? Das sind ja nur Symbole, meine Herren! auch die Bärenhaut und die Hörner! Studenten-Symbole, zu denen Universität und Verbindungen sich das Recht geben, und worin am wenigsten im freien Burschenleben einer den andern beeinträchtigen darf. — Dieses brutale Geschehnis damals war ein Faustschlag, den die Studentenschaft sich selber gegeben hat. Ich sage die Studentenschaft, weil außer den Angegriffenen meines Wissens kaum ein einziger Student der Universität dagegen protestiert hat. Oder war's ein versteckter Protest gegen sich selber, als sie in jenen Tagen das Hamerling'sche Satyrenspiel „Teut" aufführten, in welchem angesichts schwerer nationaler Gefahr so teutonisch heldenhaft um — Couleurs und Troddeln gekämpft wird?

Von Bismarcks Humor.

Trotz der umfangreichen Bismarck-Literatur, die wir schon haben und die den großen Mann von allen Seiten beleuchtet, wird uns immer noch Neues, Gewaltiges wie Gemüthliches von ihm hinterbracht. Da gibt uns Dr. Adolf Kohut ein Büchlein: „Allerlei neue Bismarckiana", Leipzig, B. Elischer Nachfolger, welches manches Interessante und Köstliche enthält. So wird erzählt von Bismarck und den Monarchen und den Diplomaten seiner Zeit, von Bismarck und Österreich, Bismarck nach der Schlacht von Sedan, Bismarck und Rothschild u. s. w.

Besonders gibt das Büchlein Proben von Bismarcks Humor, deren einige hier wiederzugeben wir nicht unterlassen können.

Eines Tages frägt Bismarck scherzend seine Braut gelegentlich eines Gespräches über Religion: „Weißt Du, was ein friesischer Häuptling bei seiner Taufe sagte? Er fragte den Geistlichen, ob seine ungläubigen Vorfahren denn wegen dieses Unglaubens in der Verdammnis seien; auf die bejahende Antwort weigerte er sich, sich taufen zu lassen, denn wo sein Vater sei, wolle er auch bleiben. Ich führe das nur so historisch an, ohne es auf mich anzuwenden."

In reizender Weise macht er sich über die falsche Gefühlsschwärmerei und -duselei lustig. Als seine Braut, die sich sonst überaus glücklich fühlte, da sie ihren Bräutigam anbetete und kerngesund war, ihm schreibt, dass sie eigentlich weinen müsste, wird er unwillkürlich satirisch gestimmt, und er weist sie in nachstehender ironischer Form zurecht: „Weil Du so leichtsinnig gewesen bist, Dich zu verloben, weil Deine Eltern und die anderen Leute Dich so lieben, weil der Frühling kommt und wir uns bald wiedersehen? Dir fehlt Unglück, mein Engel, oder weil der Herr es Dir nicht schickt, so machst Du Dir welches. Jede menschliche Natur will ihre bestimmte Consumption von Kummer und Sorge haben, je nach der Constitution, und bleiben die reellen aus, so muss die Phantasie welche schaffen. Kann sie das nicht, so grämt man sich aus Weltschmerz, aus allgemeiner, unverstandener Weinerlichkeit."

Unwillkürlich erwachen in uns Erinnerungen aus unserer Jugend und aus unserem Studentenleben, wenn wir erfahren, dass Bismarck u. a. von dem Untergehen sogenannter Freundschaften der jungen Herren durch gegenseitiges Geldborgen plaudert, und dabei das, ach so wahre, Wort ausspricht: „Der Empfänger, sobald er das Darlehen verbraucht hat, ist niemals dankbar für die oft große Gefälligkeit des andern, der ihm

wüsten und ehrenrührigen Ausdrücke aus allen Cloaken der Bevölkerung gehoben, gesammelt und für den häuslichen Gebrauch geordnet wären? Der gute Mann schien nämlich selber keine nennenswerte Phantasie gehabt zu haben, weiter als bis zum „frechen Schweinehund“ brachte er es nicht. Der Schweinehund war aber im Hause längst überholt, auch belehrte ein gewiegter Jurist, dass dies überhaupt keine ehrenrührige Bezeichnung sei, weil es Schweinehunde in der Natur nicht gebe. Doch gibt es immerhin geniale Köpfe, die auch ohne Schimpfhandbuch noch eine gewisse Wirkung hervorzubringen wissen; der Lump, der Gauner, der Schuft muss eben einer noch nicht abgehärteten Persönlichkeit mit der richtigen Tücke ins Gesicht geschleudert werden. — Rohheiten, die sonst nirgends möglich wären, die kein unverdorbenes Ohr vernehmen soll, die überall vom Strafrichter verfolgt werden, im Reichsrath dürfen sie vorgebracht werden. Und alles, was im Reichsrath vorkommt, dürfen die Zeitungen verbreiten, so weit sie wollen, wohin sie wollen. Keine andere Hochschule hat solche Organe zur Popularisierung ihrer Wissenschaft, als das Parlament. Und dann wundere man sich noch, dass die Leute überall so — schneidig parlamentieren.

Wenn mich nun der Staatsanwalt zur Verantwortung ziehen sollte darüber, dass ich den Reichsrath herabsetze, der doch sozusagen ein anerkanntes Staatsinstitut ist, so würde ich sagen: Gestrenger Herr! Eben weil ich den Reichsrath so hoch und heilig halte und gehalten wissen will, eben deshalb kann ich die Verrohung nicht genug beklagen, durch die er zum Gespötte der Welt entwürdigt wird. Und geradeso rechtfertige ich auch die scharfen Worte, die in diesen Zeilen gegen unsere Studenten gesprochen werden mussten. Machen Gassenbuben vor meinem Fenster eine Prügelei, so werde ich gar nicht weiter darauf achten. Die studierende Jugend aber, die Freude unserer Herzen, die Hoffnung unserer Zukunft, der Stolz unserer Nation, wird nicht so tief in die Gemeinheit versinken — ohne uns in herzlichen Zorn zu bringen.

Ist eine Umkehr zu erwarten von der Verrohung der gesellschaftlichen Gesittung? Noch lange nicht. Die Mehrzahl der Menschen aller Classen besteht aus Pöbel. Ist der Bann gebrochen, das Thier in ihm einmal entfesselt und hat es sich im Leben behaglich eingerichtet, dann tobt das Unding cynisch fort so lange, bis es in der Rohheit selbst erstickt. Vielleicht ist es gerade der heute so brutalen Jungmannschaft beschieden, einst mit Einsatz der eigenen Existenz den Entscheidungskampf gegen die rohe Pöbelgewalt führen zu müssen! — Wer hat ihn mitentfesselt? —

Als darauf einer der Gäste sich erlaubte, den Hausherrn in scherzhafter Weise zu bitten, doch die Suppe nicht kalt werden zu lassen, entgegnete er mit komisch-ängstlicher Miene:

„Um Gotteswillen nicht, das Telegramm ist von Herbert, meinem Sohn, und wenn ich den warten lasse, schickt er mir ein zweites, ein drittes Telegramm. In seinen Arbeiten liebt er keine Verzögerung, und das ist gut so; wenn ich in meiner Jugend nur halb so fleißig gearbeitet hätte wie mein Filius, dann wäre vielleicht aus mir noch etwas ganz Anderes geworden."

Köstlich war die Geschichte, die er beim Diner am 1. März 1871 von einem hohen Herrn zum Besten gab. „Ich weiß nicht, ob sie Ihnen schon bekannt ist," sagte er, „wie er gegen einen, der ihm vorgestellt worden ist, bemerkt hat: Ach, freut mich sehr, ich habe so ungemein viel Rühmliches von Ihnen gehört — was war's nur gleich?" . . . Allgemeines Gelächter.

Von einem preußischen Officier hörte er die nachstehende Anekdote: Im October 1870 fielen dicht neben Versailles in einem dortigen Dorfe Schüsse auf einen einzelnen preußischen Officier. Dieser fand vor dem Dorfe eine Abtheilung Bayern, sagte, was ihm begegnet, und meinte, man müsse die Bewohner dafür abstrafen. „Herr Kamerad", fragte eifrig der bayerische Officier, „soll ich moderiert verwüschte oder das Nescht an alle vier Ecke anzünde?"

Manches amüsante Wort hat Bismarck in seinem Leben über Frauen gesprochen, sehr anerkennende, aber auch sehr malitiöse. Er erzählte einmal William Harbut-Dawson, der ihn am 1. April 1892 in Friedrichsruh besuchte, dass ihn das weibliche Geschlecht eigentlich nie leiden gemocht habe, ohne dass er wüsste, warum, vielleicht deshalb, weil er es nicht verstanden habe, angenehm mit den Damen zu plaudern. Er werde nie die Großfürstin H. vergessen, die nichts von ihm wissen wollte. „Sie pflegte zu sagen", bemerkte er wörtlich, „dass ich zu hochmüthig sei, dass ich spreche, als ob ich selbst ein Großfürst wäre." Sie theilte nämlich die menschliche Gesellschaft in drei Classen ein, in Weiße, Schwarze und Großfürsten, aber die letzteren kamen bei ihr natürlich zuerst. Bezeichnend in dieser Beziehung ist die nachstehende Episode: Am 31. Juli 1892 fand zu Ehren Bismarcks zu Jena ein Frühstück im Gasthof „Zum Bären" statt. Nach dem ersten Gange brachte der Jenenser Professor Delbrück ein Hoch aus auf den Fürsten und dessen ganzes Haus und erinnerte in seiner Rede an eine angebliche Äußerung Bismarcks im Reichstage, „dass man ohne weibliches Gepäck leichter durch die Welt komme." Darauf erhob sich der Kanzler und meinte, das sei ein Missverständnis; habe er wirklich diesen Ausspruch gethan, so könnte er mit demselben nur die Überfracht gemeint haben, die man zu fürchten habe,

lieh, sondern nur erbittert, wenn er es zurückfordert, und wird gewöhnlich ein Feind des Darleihers. Wie entrüstet bin ich als Student über Schneider und Schuster gewesen, wenn sie ihre Rechnungen bezahlt verlangten, es schien mir die empörendste Zumuthung, anstatt dass ich dankbar für den gewährten Credit gewesen wäre."

Im deutsch-französischen Kriege sprudelte sein Humor besonders reichlich und frisch. Die Briefe, die er an seinen Sohn Herbert, den jetzigen Fürsten, richtete, und seine gelegentlichen Bemerkungen und Tischgespräche beweisen dies zur Genüge. Als Geh. Rath Abeken in Ferrières die Bemerkung machte, dass man dort gar keine Französinnen zu sehen bekomme, stimmte der Bundeskanzler zu mit den Worten: „Junge und hübsche Mädchen seien so selten, dass er jeder, die ihm begegne, besonders salutiere."

Am 2. August 1870, mit dem Hauptquartier in Mainz angekommen, war seine Bagage zurückgeblieben, und er musste sich aus Reinlichkeitsrücksichten ein Hemd kaufen. Trotz alledem war er bei äußerst guter Laune und indem er ungeheure Portionen von Wein und Früchten verzehrte, sagte er lächelnd: „Das Alles sei ihm vom Arzte verboten!" Dr. Mathes, der Leibarzt des Großherzoges von Sachsen-Weimar, schrieb damals über ihn: „Man sieht den gewaltigen Mann oft in Kürassier-Uniform stramm durch die Straßen von Mainz gehen. Es scheint, als ob er mit seinen Arbeiten fertig wäre, so vergnügt sieht er sich nach allen Seiten um und so freundlich dankt er für jeden Gruß. Wo er geht und steht, werden ihm jubelnde Hochs gebracht, Hochs von denselben Mainzern, die ihn vor vier Jahren gern gehängt hätten."

Am lustigsten war er jedoch während der Schlacht bei Sedan. Seine Augen leuchteten und seine Brust hob sich, nur hatte er wegen der herrschenden Hitze sehr von Durst zu leiden. Er fragte den Fürsten Puttbus, der mit einer Umhängtasche, aus der verschämt eine Flasche Wein blickte, den Berg heraufgeklettert kam, ob er nichts zu trinken habe. Freundlich bot ihm dieser die Flasche an, der große Bismarck stellte sich breitspurig wie ein Pharus vor dem kleinen Puttbus hin und hob die Pulle in die Höhe. Lange zog er den belebenden Trank ein und die Flasche enthielt, als er sie mit den Worten: „Ich danke Dir, Puttbus", zurückgab, keinen Tropfen mehr.

Manches Scherzwort des eisernen Kanzlers wusste sein College, der bekannte italienische Staatsmann Crispi, zu erzählen. Als dieser Gast bei Bismarck war, war man im Begriff, bei der Mittagstafel die Suppe einzunehmen, als ein Telegramm aus Berlin überreicht wurde. Der Fürst erhob sich, nachdem er den schon zur Hand genommenen Löffel zur Seite gelegt hatte und entschuldigte sich seinen Gästen gegenüber damit, dass das Telegramm eine sofortige Beantwortung verlange.

Kritik über preußisches Militär darin. „Nicht einmal schießen können die Kerls.“

Bismarck war alle Zeit ein großer Verehrer von gelungenen Gelegenheitsgedichten und er bestieg selbst zuweilen den Pegasus, um die an ihn adressierten und versificierten Glückwünsche mit gleicher Münze heimzuzahlen. So schickte ihm einst — und zwar im Mai 1890 — eine Kurländerin, eine große Verehrerin des Staatsmannes, eine Bettdecke aus kurländischer Wolle verfertigt und von ihr selbst gefärbt und erdachte als Begleitung ein Gelegenheitspoem, dem wir nur nachstehende Zeilen entnehmen:

„Vor vielen Jahren warst Du hier,
Erlegt'st bei uns ein Elenthier,
Dass ich Dich damals nicht gesehn,
Vor Ärger möcht ich schier vergehn;
Denn was ich gehört seitdem von Dir,
Es gehet nichts darüber mir.
Nun ward hier von hiesiger Wolle gesponnen,
Von mir gefertigt, gefärbt von der Sonnen,
Die Decke, die nie auf ein Lager gebreitet,
Sie ist ja nur für Dich bereitet.
Zwar hat man jüngst gefragt mich frei,
Ob sie wohl zu verkaufen sei?
Verkäuflich ist sie um keinen Preis,
Doch Dir zu schenken besser ich heiß;
Verschmähst Du sie aber von vornherein,
So setz'st Du die Motten als Erben ein.“

Nun wird es gewiss zu hören überraschen, dass er selbst auch — Gedichte verfasst hat. Ein solches richtete er z. B. an seinen intimen Jugendfreund, den Landrath von Kleist-Retzow, dem er dabei zugleich eine große braune Tasse als Geburtstagsgeschenk überreichte. Das Gelegenheitspoem lautet:

Nicht ganz so schwarz wie Ebenholz, doch braun wie Mahagoni,
Wünsch ich Dir, aller Pommern Stolz, ein Leben süß wie Honi.
Wenn Wenzel Dich gelangweilt hat, Schwerin den Zorn erregt in Dir,
Wenn übel Dir vom Doctorrath, dann, Hans, erhole Dich bei mir,
Wenn dann der Kaffee Dir behagt und Du, um streng Dich zu kastein,
Die zweite Tasse Dir versagst, dann, Hans, lass mich die erste sein.
Und schein ich Dir zu groß und weit für ein so kleines Landräthlein,
So denk: es ist die höchste Zeit, Dir eine Gattin anzufrein.
Ihr trinkt dann aus mir alle beide Café, Chocolade oder Thee,
Zu Tante Adelgundens Freude, in Kiekow, auf dem Canapee.
Geliebter Onkel Schievelbein, schaff' bald uns eine Tante;
Dann wirst Du Alles hoch erfreu'n, was jemals Hans Dich nannte.
In gleichem Belgard und Polzin, Schiefelbein und Tangelburg,
Ratzebuhr und Neustettin, Kallis nebst Dramburg, Falkenburg,
Sie, und die Leute all' nicht minder aus Kiekow, Tychow und Krössow,
Sowie die beiden Typhuskinder wollen all' zu Landraths Hochzeit zieh'n,
Aber Hochzeit, hehre Zeit! Hans, schon ist Dein Härchen grau,
Wart nicht länger, es wird Dir leid, Du kriegst wahrhaftig keine Frau!
Und uns wäre es großer Jammer, wenn die Art aus sollt sterben!

Sehr lebendig und lustig schildert der Kanzler den Abgeordneten der Provinz Nassau, eine dort bekannte Persönlichkeit, den „dicken

wenn man mit Damen reise, das „Freigepäck“ werde ihm stets sehr angenehm sein. Er sei keineswegs gesonnen, das Cölibat zu empfehlen, da er ein zu großer Verehrer des weiblichen Geschlechts sei, schon aus staatlichen, militärischen und privatrechtlichen Gründen, und um sich von solchem Verdacht vollständig zu reinigen, bitte er die verehrte Gesellschaft, mit ihm anzustoßen auf das Wohl der verheirateten Damen sowohl, als der unverheirateten.

Er hatte eine merkwürdige Abneigung gegen den großen Naturforscher und — Kammerherrn Alexander von Humboldt, von dem er die sarkastischsten Anekdoten zum Besten zu geben pflegte. Humboldt habe gewöhnlich im Vorzimmer des Königs Friedrich Wilhelm IV. in Potsdam, respective Sanssouci, gewartet, ob er gerufen wurde oder nicht. Hatte der König einmal keine Neigung, ihn zu sehen, dann fuhr er nach stundenlangem Warten wieder nach Berlin zurück. Der alte Feldmarschall Wrangel, der eines Tages einigen Officieren seines ostpreußischen Regimentes Potsdam persönlich zeigte und sie überall herumführte, kam auch nach Sanssouci und sah Humboldt wie gewöhnlich antichambrieren; darauf sagte Wrangel zu seinen Officieren: „Nun habt Ihr den Chinesen und den Neger Sr. Majestät gesehen, hier zeige ich Euch den Weltweisen des Königs.“ Humboldt erhebt sich schnell von seinem Lehnstuhl, verbeugt sich und Wrangel klopft ihm auf die Schulter und sagt: „Nun, Weltweiserchen, wie geht's?“ Es ist mir immer unverständlich gewesen, meinte Bismarck, was Humboldt an den Hof trieb; die Gänseleberpastete, von der er sich immer den ganzen Teller volllegte, kann es doch nicht gewesen sein, er war reich genug, um sie auch zuhause essen zu können, und nachher gieng er zu Varnhagen und scandalierte über den Hof und die Menschen.

Es kam die Rede auf den Minister Maybach, wobei Bismarck eine kleine amüsante Geschichte vorbrachte: Ein neuer Beamter, der sich dem Minister vorstellen will, trifft ihn auf der Treppe und fragt: „Habe ich das Vergnügen, Herrn Maybach zu sehen?“ Worauf dieser antwortete: „Mein Name ist Maybach, aber von Vergnügen ist hier nicht die Rede.“

Als einmal von dem berühmten Sedanbrief Bismarcks die Rede war, den die Franctireurs im September 1870 aufgefangen hatten, der bald nach dem Kriege vom „Figaro“ veröffentlicht wurde, sagte der Kanzler: „Ja ich war mit diesem Briefe, der sich doch sehen lassen konnte, immerhin glücklicher als mancher andere, dessen Briefe im Kriege aufgefangen wurden. So wurde mir im Jahre 1866 eine ganze sächsische Post überbracht, darunter ein Brief eines sächsischen Prinzen. Öffnen musste ich ihn; nun hatten die Sachsen eben eine Schlappe bekommen, die Preußen hatten allenthalben gesiegt und trotzdem war eine vernichtende

habe in Göttingen im Corps immer den Ton angeben müssen." Was denn damals gesungen worden sei, wurde weiter gefragt. „Nun, z. B.: In einem kühlen Grunde." Ein anderer fragte, ob Durchlaucht die schöne Änderung des Liedes in usum delphini kenne: „Mein Onkel ist verschwunden, der dort gewohnet hat. — „Ach so", entgegnete er, „min Onkel is gestorwen, der Düwel hat em holt."

Der zweite rührt aus dem Jahre 1885 her. Damals wandte sich an den Fürsten ein Bewohner Livlands in der Kreisstadt Wenden mit dem poetischen Namen Trampedang, bittend, seinem erstgeborenen Sohn den Namen Bismarck beilegen zu dürfen. Die Erlaubnis wurde ihm bereitwillig ertheilt, wozu der Kanzler die briefliche Mittheilung machte: „Sollte mir trotz meines hohen Alters der Himmel noch einen Jungen bescheren, so werde ich nicht verfehlen, ihn — Ihre Einwilligung vorausgesetzt — auf den Namen Trampedang taufen zu lassen."

Die Dichter und die hohen Berge.

Von Karl Strecker.

Gelegentlich eines kurz bemessenen Wiedersehens mit den Bergen, das ich mir kürzlich verordnet hatte, sprang mir eines Abends die Frage auf — ich blickte gerade von der Schmittnerhöhe nach der im letzten Abendschein glühenden Großglocknergruppe hinüber — die Frage: warum die Erhabenheit der Hochgebirgswelt Jahrtausende lang zu den Dichtern der Vorzeit nicht gesprochen hat . . . und wenn schon, warum Jahrtausende hindurch die Dichter nicht von ihr gesprochen haben.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Das hohe Naturgefühl eines Hesiod und gar eines Homer, die trefflichen Naturschilderungen, die sich selbst in den Tragödien des Euripides nnd Sophokles finden, sagen es uns deutlich, daſs die Stimmungen der Menschheit und ihre Sprachorgane: die Dichter, in früheren Zeiten ebenso empfänglich für Größe und Schönheit der Natur waren, wie heute, aber wenn in der Odyssee die Erhabenheit und Schrecklichkeit des Meeres einzig und unnachahmlich gesungen wird — warum findet das Gebirge erst etwa zur Zeit unserer Urgroßväter eine Stimme bei den Dichtern? Alkman, das Haupt der dorischen Dichterschule († etwa 640 v. Chr.) singt zwar einmal:

„Es schlummern der Berge Gipfel,
Die Schluchten und Hügel zumal" —

und ähnliche Stellen wird man in anderen Dichtungen der Antike hie und da mühsam auflesen können, aber sie sind selten und niemals

Daumer", mit seiner colossalen Todesfurcht. „Mit diesem dicken Daumer", sagte er, „war ich eines schönen Herbstmorgens in der Nähe von Frankfurt auf der Jagd. Als wir uns am Rande des Waldes hoch im Gebirge zur Rast niedersetzten, entdeckte ich zu meinem Schrecken, dass ich kein Frühstück bei mir hatte. Der dicke Daumer dagegen zog eine mächtige „Wurscht" hervor, die für mich allein gerade ausgereicht haben würde, und von der er mir edelmüthig die Hälfte anbot. Das Mahl begann; ich sah das Ende meines Wursttheiles herannahen. Ich hätte vor Wehmuth frankfurterisch reden mögen. Da fragte ich den dicken Daumer von ungefähr: „Ach, sage Se mir, Herr Daumer, was is doch das Weiße da unne, was aus de Zwetschebaim herausschaut?"

„Gott, Excellenz, da möcht ei'm ja der Appetit vergehen — das is der Kirchhof."

„Aber, lieber Daumer, da wollen wir uns doch beizeiten ein Plätzchen suchen, da muss sich's wunderbar friedlich ruhen."

„Nu Excellenz, nu leg i awer die Wurscht weg!"

Der dicke Daumer blieb bei diesem Entschlusse, und ich hatte mein ordentliches Frühstück."

In solchen Plaudereien, d. h. graziösen Causerien, war Bismarck bekanntlich ein großer Meister. Dass er auf die Berliner nicht gerade gut zu sprechen war, wissen wir. Ein neuer Beleg dafür ist eine kleine Geschichte, die er einst seinen Gästen zum Besten gab: „Die Geschichte kennen Sie wohl, wie der Alpenwirt den Berliner Jüngling fragt, ob's in Berlin auch solche Berge gäbe, und er antwortet: „Nein, solche Berge haben wir nicht, aber wenn wir solche hätten, wären sie noch höher!" Nun mir ist dasselbe wirklich selber passiert. Ich habe einmal einige Zeit in Hannover gewohnt und gieng eines Tages mit einem Berliner Besuch die schöne Allee nach Herrenhausen entlang. „Sehen Sie nur diese Prachtbäume", sagte ich. „J wo! det is ja jar nischt jejen die Linden in Berlin", meinte er. Ein Jahr später gieng ich mit dem Manne „Unter den Linden" in Berlin. Sie hatten ihr sommerliches Aussehen, das Sie wohl als hinreichend öde und traurig kennen. „Na was sagen Sie nun? fragte ich meinen Begleiter. „Denken Sie einmal an die Allee nach Herrenhausen!" „Ach, lassen Sie mich doch jehen", rief er da, „ick kann mir immer nich jenug ärgern, wenn mir wat besseres jezeigt wird, als in Berlin!" „Da haben Sie den Berliner!"

Den Schluss der Blumenlese mögen noch zwei Aussprüche Bismarcks bilden; den einen that er am 8. April 1895 gelegentlich der Frühstückstafel, an der die Deputation der Huldigungsfahrt der höheren Lehrerschaft Preußens theilnahm. Es wandte sich das Gespräch auf das Singen, und es fragte ein Gast, ob Durchlaucht auch gut habe singen können. „Gewiss", äußerte er unter allgemeiner Heiterkeit, „ich

welt Klänge, kaum dass als Ausnahme einmal ein leiser Ton der Bewunderung mitschwingt, wie bei Petrarca in der zweiten Strophe des neunten Sonettes, die von einem Berge singt: „wo froh im Dichten die Seel' empor sich hebt und klimmt zur Spitze." — Von unseren Minnesängern, die des Frühlings Blüten und Nachtigallen so innig verstanden, fand selbst der große Walther von der Vogelweide, der noch dazu ein Sohn der Alpen war, kein Wort des Preises für sie, viel weniger die anderen. Es will uns schier unbegreiflich scheinen, dass in dem großen Sänger die erhabene Umgebung seiner Knabenwelt: die majestätische Schönheit der Dolomitenwände am Eingange des Grödener Thales niemals später in der Erinnerung aufwachte und zum Gesange drängte.

Wie ist der große Umschwung in dem Verhältnis der Dichter zum Hochgebirge gekommen? Für uns ist es heute nicht leicht, die erste Anknüpfung der Fäden aufzufinden, die allmählich zu dieser völligen Veränderung geführt haben, während noch ein Chateaubriand eindringlich vor der Flucht in die Berge warnte — indessen möchte ich den bedeutendsten Antheil an dieser Anschauungswende J. J. Rousseau zuschreiben. Wir, die wir die ethischen Gedanken des Genfer Philosophen in ihrem wesentlichsten Theil längst in unsere Weltbetrachtung verwoben haben, können uns nur durch das Lesen der Werke seiner Zeitgenossen von dem gewaltigen, grundwälzenden Einfluss einen Begriff machen, den der Genfer Dichter auf sein Culturalter hatte. Bismarck erzählt in seinen Briefen, wie er noch um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts auf einer Rheinreise mit einem gebildeten Bekannten disputierte, der ein Rousseauianer von reinstem Wasser war. Lässt man die Thatsache, dass Rousseau von allen wachen Geistern seiner Zeit in sich aufgenommen und sogar von allen „Gebildeten" gelesen wurde, zu ihrem Recht kommen, so genügt der 23. Brief der „Héloïse" vollkommen zu der Beweisführung, dass das verlorene Paradies der Hochgebirgswelt den Culturmenschen vornehmlich durch J. J. Rousseau erschlossen wurde. In diesem Brief erzählt der Dichter mit jener Begeisterung, die ihm schön steht, wie das Morgenglühen den weißen Bergstirnen, von den Eindrücken einer Bergwanderung in den Walliser Alpen. Sein Versuch: sich lediglich seinen Träumereien zu überlassen, wird durch den Wechsel immer neuer unerwarteter Naturschauspiele vereitelt: „Bald hiengen ungeheure Felsenmassen in Trümmern über meinem Haupte herab, bald durchnässte mich der feine Staubregen hoch herabstürzender Wasserfälle, bald stürzte sich dicht neben mir ein reißender Gießbach in den Abgrund hinab, vor dessen gähnender Tiefe sich die Augen schwindelnd abwandten. Einmal verlor ich mich in das Dunkel eines dichtbelaubten Waldes, dann schweiften meine Blicke plötzlich wieder beim Heraustreten aus einer Schlucht über

bedeuten sie mehr als eine Erwähnung des Gebirges, niemals und nirgends hören wir bei den Alten das Hohelied des Hochgebirges mit seinen blauschimmernden Gletschern, seinen Firnen, dem herzbewegenden Roth seines Alpenglühens und seiner Alpenrosenhänge . . . Von Anakreon und der Sappho sei bei den dürftigen Überbleibseln, die uns von ihren Dichtungen bekannt sind, hier abgesehen, obwohl sie unsere These immerhin bestätigen. Aber auch bei den Römern sucht man vergebens nach einem Zeichen des Verständnisses für die Schönheit und Pracht der Hochgebirgsnatur. Das tiefe und feine Naturempfinden, das sich bei Vergil, Ovid, Horaz mit Vorliebe in idyllischer Art und Melodie äußert, findet an den hohen Berglehnen kein Echo und Lukrez scheint in seinem Lehrgedicht „De rerum natura“ das Gebirge vor Bergen nicht gesehen zu haben. Wenn wir auch nicht erstaunen, dass der mehr aufs Äußerliche gestimmte, etwas forensisch-schwatzhafte Cicero in seinen nicht üblen Schilderungen der italienischen Natur (vergl. „Redner“, „Gesetze“) das Gebirge außer Betracht lässt, muss man sich doch ehrlich wundern, dass ein Genius wie Cäsar, dem ohne Frage der Sinn für das Große und Erhabene gegeben war, trotz seiner wiederholten Reisen über die Alpen, in seinen Schriften nicht ein einzigesmal ihrer Natur bewundernd erwähnt. Indessen —: einen Schlüssel zu dieser seltsamen Thatsache scheint uns Silius Italicus zu geben († 101 v. Chr.), er schildert die Alpengegend als eine Einöde mit den Schrecken, die etwa in unserer Zeit der große Böcklin auf seinen wunderbaren Bildern „Pan erschreckt einen Hirten“ meisterhaft ausgedrückt hat. (Der Künstler hat das Motiv bekanntlich mehrfach behandelt, in der Idee am gelungensten erscheint mir das Bild in der Schack'schen Gallerie.) Den Römern waren die rauhen Berge eine Gegend des Schreckens, wo die Barbaren wohnen — im Gegensatz zu der unendlichen Lieblichkeit ihrer gärtenreichen Heimat, erkennen sie nur die *eine* Seite der Alpenwelt: das Furchtbare, Starre, Öde, Schreckliche. Noch erscheint heute südlichen Völkern, Italienern, Spaniern, die an weichere Linien der Natur, an lachendere Formen und Farben gewöhnt sind, das Gewaltige des Hochgebirges ungeheuer und grauenhaft, sein Ernst bedrückend, seine Wildheit entsetzlich.

Wenn altrömische Forscher wiederholt den Ätna bestiegen (Empedokles kam bekanntlich dabei um), so geschah es der Wissenschaft halber. Nur auf gekrönte Häupter, auf die „Majestäten“ scheint die Majestät der Gebirgsnatur nicht abstoßend gewirkt zu haben — ein interessantes psychologisches Moment. — Man weiß von dem Macedonierkönig Philipp III., dass er den Hämus, von Hadrian, dass er den Berg Casius in Syrien erstieg, um den Sonnenaufgang von da zu erleben. — Gehen wir ins Mittelalter. Dante und Petrarca erklommen freilich Berge, aber auf ihren Saiten fanden sie nur für die Schrecken der Gebirgs-

ersten den Montblanc erklomm und in dem Werke „Reise durch die Alpen“ seine wertvollen Forschungsergebnisse niederlegte. Wie weit dieser eigentliche Begründer der Alpinistik, der in der Vorrede jenes Buches der Alpenbesteigung nicht minder überzeugt das Wort redet, als Rousseau in der „Héloïse“, dem Dichterphilosophen Anregung und Einfluss verdankt oder gegeben hat, lässt sich heute schwer nachweisen, doch ist zu beachten, dass die „Héloïse“ schon um 1759 entstand, während Saussure den Montblanc 1787 bestieg. Dass jener neue Zug zu den Alpen „in der Luft lag“, dafür gibt der Berner Dichter Albrecht von Haller einen weiteren Beweis. In seinem großen Lehrgedicht „Die Alpen“ unternahm er es um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts zum erstenmale, das Hochgebirge zu besingen. Mit großer Treue schildert der auch als Forscher und Botaniker nicht unbedeutende Dichter, der alljährlich ausgedehnte Alpenwanderungen unternahm, in diesem Werke Land und Leute seiner Heimat; der Schweizer Lebensweise und Naturwüchsigkeit, ihre saueren Wochen und frohen Festen leben vor uns auf, aber im Hintergrunde (manchmal auch im Vordergrunde) sehen wir die große Natur des Hochgebirges mit Dichterhänden vor uns aufgebaut. Als Probe mag hier eine Strophe aus der heute wenig gekannten Dichtung folgen:

„Dort senkt ein kahler Berg die glatten Wände nieder,
Den ein verjährtes Eis dem Himmel gleich gethürmt;
Sein frostiger Krystall schickt alle Strahlen wieder,
Den die gestieg'ne Hitz' im Krebs umsonst bestürmt.
Nicht fern von diesem streckt voll futterreicher Weide
Ein fruchtbares Gebirg. den Rücken her,
Sein sanfter Abhang glänzt von reifendem Getreide,
Und seine Hügel sind von hundert Herden schwer.
Den nahen Gegenstand von unterschied'nen Zonen
Trennt nur ein enges Thal, wo kühle Schatten wohnen.“

Ein Buch, das nur wenigen bekannt ist und doch allen bekannt sein sollte (mich selber machte Adolf Wilbrandt einst darauf aufmerksam), ist „Der arme Mann vom Tockenburg“; es ist von Eduard Bülow, Hans von Bülows Vater, herausgegeben und bei Reclam für wenige Nickel zu haben. Hier steht ein Volksdichter kat exochen vor uns, — ein armer Schweizer, der trotz dürftigster Schulbildung und lebenslangem Elend mit jener höheren Bildung eines wahrhaft großen Herzens und strebsamen Geistes ein reizvolles und bedeutendes Lebenswerk hinterlassen hat, indem er nur in schlichter Art sein Tagebuch führte. Dieses Tagebuch ist ein Buch für Jahrhunderte. Mit begeisterter Liebe und beachtenswerter dichterischer Kraft schildert der Verfasser in poetischer Prosa seine heimatliche Alpenwelt — zunächst offenbar völlig unabhängig von Rousseau und andern Dichtern; später wurde dem „armen Mann“, der keine Gelegenheit, seine Bildung zu erweitern, aussetzte, auch Rousseau bekannt. Das Buch ist nebenbei für den Völkerpsychologen und Historiker

eine saftgrüne Wiese hin.“ Rousseau fühlt auf dieser Wanderung, wie die Ruhe wieder in seine Seele einzieht. Mit Missachtung gedenkt er seiner Philosophie, die nicht einmal so viel Einfluss auf die Seele hat, wie eine „Reihenfolge lebloser Gegenstände“ (der Fehler, den der Denker dabei macht, steckt in dem Adjectiv „leblos“). Er gelangt zu der Wahrnehmung, dass man dort, wo die Luft rein und dünn ist, freier athmet und sich körperlich leichter, geistig fröhlicher fühlt, dass die Gedanken einen Anflug von Größe und Erhabenheit annehmen, dass sie mit den Gegenständen, über die unser Blick schweift, in Einklang kommen und ruhige Freude athmen. „Es scheint, als ob man, sobald man sich über die Wohnstätten der Sterblichen erhebt, alle niederen irdischen Gefühle zurücklässt, und als ob die Seele, je mehr man sich den ätherischen Regionen nähert, etwas von ihrer sich stets gleichbleibenden Reinheit annimmt. Es bemächtigt sich unser eine ernste Stimmung, ohne dass sie in Wehmuth ausartet; ein Gefühl des Friedens, das jedoch von jeder weichlichen Schlaffheit frei ist, überkommt uns, wir sind unseres Daseins froh, froh zu denken und zu fühlen. Ich bezweifle, dass irgend eine heftige Gemüthsbewegung, irgend welche hypochondrische Zufälle bei einem solchen Klima anhalten können, und ich bin erstaunt, dass man noch nicht in Luftbädern in der reinen und so wohlthätig wirkenden Gebirgsluft eines der vorzüglichsten Heilmittel gegen körperliche wie geistige Leiden erkannt hat.“

Musste das nicht zünden in einer Zeit, da man für das Schwärmerische ein weiteres Herz hatte als heute, in einem Werk, das alsbald Gemeingut der geistig sehenden Welt wurde? — Nun muss freilich der Boden für alle Veränderungen in der menschlichen Culturgeschichte vorbereitet gewesen sein, wenn diese Veränderungen (scheinbar plötzlich) hervortreten; jedes Geschlecht empfindet unbewusst den Sinn seines Zeitalters — der Dichter aber spricht ihn aus! „Es liegt in der Luft“ ist ein guter volksthümlicher Ausdruck für die Thatsache, dass neue Gedanken, Anschauungen, Empfindungen derselben Art oft gleichzeitig nebeneinander auftauchen. Als Rembrandt die Bilder des alten Testamentes ohne weiteres so auffasste und hinstellte, dass er Landvolk und Städter aus seiner Zeit und nächsten Umgebung in die biblische Zeit versetzte, war in derselben Zeit und in derselben Stadt der große Baruch Spinoza am Werke, die einfachen Lebensbedingungen aufzuzeigen, unter denen die Verfasser der biblischen Geschichte gelebt hatten, und sie so dem Verständnis der Gegenwart näher zu bringen. Als J. J. Rousseau in Genf sein Naturevangelium predigte und begeistert die Menschheit zu den Höhen rief, in reinere Lüfte hinauf — da war es ein Landsmann, der Genfer Naturforscher Horace Benedict de Saussure, der neben Rousseau sein Leben als praktischer Gelehrter der Alpenforschung widmete, als einer der

bis gegen den Rand steigt, ohne überzulaufen.“ — Seltsam klingt es freilich hiermit zusammen, wenn der alte Goethe zu Eckermann sagt: „Wen nicht große Zwecke in die Ferne treiben, der bleibt weit glücklicher zu Hause. Die Schweiz machte anfänglich auf mich so großen Eindruck, dass ich dadurch verwirrt und beunruhigt wurde; erst bei wiederholtem Aufenthalt, in späteren Jahren, wo ich die Gebirge bloß in mineralogischer Hinsicht betrachtete, konnte ich mich ruhig mit ihnen befassen.“ Indessen: bei den Aufzeichnungen Eckermanns muss man zwischen den Zeilen lesen können. Manches, was der begeisterte Jünger frisch nach der Erinnerung aufschrieb, war, ohne dass er es gemerkt hatte, um seinetwillen gesagt worden, so wenn Goethe (1. Theil) davon abräth, mit großen Stoffen sich herumzutragen und die Beschäftigung im kleinen preist, so auch diese Beschwichtigung der Alpensehnsucht in dem jungen Hannoveraner. Dass Goethe trotzdem groß genug dachte, den brauchbaren und anhänglichen Jünger auch einmal in die Ferne ziehen zu lassen, beweist Eckermanns Reise nach Italien (gleichzeitig mit Goethes Sohn, der bekanntlich auf dieser Reise starb). Aber der große Meister war, wenn auch nicht als Mensch, so doch als schaffender Künstler Egoist. Was ihn zu seinen hochgesteckten Zielen fördern konnte, zog er an und behielt er bei sich, was ihn zu „verwirren“ drohte, stieß er kräftig ab. In der Zeit, da Eckermann später nach Italien reiste, passte es Goethe jedenfalls besser als damals, ihn für einige Zeit von sich zu lassen. Die Furcht, in dem ruhigen Aufbau seiner Phantasieschöpfungen durch starke Eindrücke verwirrt zu werden, ist bekanntlich ein eigenthümlicher Wesenszug Goethes. Von der „Verwirrung“ durch Shakespeare befreite er sich thatkräftig durch den „Götz“ und in seinen letzten Lebensjahren preist er es noch als ein Glück, dass Schiller Calderons Dramen nicht gekannt habe, da er sonst durch den Spanier „verwirrt“ worden sei. Was Schiller für unser Thema bedeutet: sein unermesslicher Einfluss auf das allgemeine Verständnis für die Alpenwelt durch „Wilhelm Tell“, ist großentheils wiederum auf Goethe zurückzuführen, der in seinen poetischen und lebendigen Alpen-Schilderungen den empfänglichen Dichterfreund zu seinem Werke anfeuerte und unterrichtete. Übrigens hat Schiller auch in seinen Gedichten („Der Alpenjäger“, „Das Berglied“) das Hochgebirge meisterhaft geschildert, ohne es gesehen zu haben. Sein „Wilhelm Tell“ aber, der unter diesen Umständen, was naturgetreue, liebevolle und großgeartete Darstellung des „Milieus“ betrifft, geradezu erstaunlich ist, hat, alsbald geistiges Gemeingut aller Deutschen, vielleicht stärker als alles, was vordem zum Preise der Alpen gesagt und gesungen wurde, auf die Culturmenschen gewirkt. Von nun an ist, zumal bei uns Deutschen, ein völliger Umschwung in dem Verhältnis der Dichtkunst zu den Alpen zu bemerken. Fast kein

interessant durch die Erlebnisse des von preußischen Werbern nach Berlin geschleppten und wider Willen unter Friedrich kämpfenden jungen Bergsohns, der den furor teutonicus der Brandenburger in der Schlacht mit wahrem Entsetzen schildert.

Bekannter schon, wenn auch in unserer Siebenmeilenstiefelzeit stark vergessen, ist der dänische Dichter Jens Baggesen als Freund und Dolmetsch der Alpenwelt. In einem alten Heft der vom „Deutsch-Österreichischen Alpenverein“ herausgegebenen Jahresschriften finde ich einen interessanten Aufsatz Herrmann Ritters, der mit Recht auf die Bedeutung Baggesens als Naturschilderer hinweist und zahlreiche Proben aus seinem Werk „Parthenais“ oder die „Alpenreise“ beibringt. Indessen mag Baggesen, dessen Werke 1836 auch in deutscher Sprache erschienen sind (Leipzig, 5 Bde.) in seiner Alpenliebe wesentlich durch Albrecht von Haller, mit dessen Enkelin er vermählt war, angeregt und beeinflusst worden sein.

Mit einem Schritt weiter kommen wir jetzt schon auf allgemeiner bekanntes Gebiet: Friedrich Matthissons heute noch gelesene Poesien und deren Kritik durch Schiller „Über Herrn Matthissons Gedichte“ führen als Brücke zu dem Dichter des „Wilhelm Tell“ und damit zu — Goethe. Matthissons Vorliebe für die wechsel- und stimmungsvolle Gebirgsscenerie ist ebenso bekannt wie seine lyrisch-sinnige, etwas überschwengliche Naturbeobachtung; es genügt hier, seine Gedichte „Alpenreise“, „Der Genfer See“, „Erinnerung am Genfer See“ zu nennen. Wir sind mit seiner Zeit schon in der allgemein erwachten Stimmung für die Alpen. Keiner hat das stärker und subjectiver ausgedrückt als der große, sieben Jahre vor ihm gestorbene Byron, wenn er sagt: „mir sind hohe Berge ein Gefühl“, oder wenn er „mit Bergen Freundschaft schloss“, wenn er im dritten Gesang von „Herolds Pilgerfahrt“ mit jener berühmten Verherrlichung der Gebirgsnatur anhebt („Doch weiter nun! Die Alpen seh' ich ragen“) oder im „Manfred“ die Geister des Hochgebirges heraufbeschwört. Erhabener und schöner als Byron hat kaum ein anderer Dichter das Hochgebirge besungen, es sei denn Goethe, dessen Verhältnis zu dem großen Briten man mit dem Nietzsche'schen Wort „Sternenfreundschaft“ treffen dürfte. Goethes bethätigte Vorliebe für das Hochgebirge ist bekannt; im „Faust“ hat er den Sonnenaufgang in den Alpen einzig schön besungen („Hinaufgeschaut! Der Berge Gipfelriesen verkünden schon die feierlichste Stunde“), aber auch in seinen lyrischen Schöpfungen finden wir der Zeugen genug für die große Liebe des großen Mannes zu den großen Bergen. Schon im Jahre 1779 fasste Goethe, nach einer Jurawanderung, in einem Brief an Frau von Stein seine Eindrücke in die Worte zusammen: „Das Erhabene gibt der Seele die schöne Ruhe, sie wird dadurch ganz ausgefüllt, fühlt sich so groß, als sie sein kann. Wie herrlich ist ein solches reines Gefühl, wenn es

auf. Beide haben denselben Gedanken beim Sang der Sennerin in den Bergen: die herbstliche Wehmuth, dass einst die grünen Hänge kahl und ohne Sang sein werden, dass auch die Sennerin einst, wenn ihr Herbst kommt, verstummen wird — aber der Vergleich: wie dieser Gedanke in Platens „Erinnerungen" und in Lenaus „Die Sennin" instrumentiert ist, zeigt deutlich die lyrisch-innige Überlegenheit Lenaus über den feinen Künstler Platen. — Freiligrath möchte mit der grünen Tanne im Gebirge tauschen, die mit ihren Wurzelfasern tief in die geheimnisvollen Gewölbe und Schatzkammern der Zwerge hinabreicht, ihre funkelnden Kleinodien bewundert, zugleich aber mit immergrünem Wipfel nach den jagenden Wolken hascht, während nachts in wildem Sturm der Berggeist an ihr vorübersaust: „einen Wildschurz um die Lenden, eine Kiefer in der Faust". Herwegh, der ja vielfach dieselben Stoffe wie Freiligrath lyrisch aufgriff, nur dass er im Gegensatz zu dem Detmolder mehr, ich möchte sagen, feuilletonistisch dichtete — hat in den Gedichten „Aus den Bergen" und „Die Alpen" sein Bestes zum Preise des Hochgebirges beigetragen. Doch — wer zählt die Namen der noch folgenden Alpensänger? A. Grün, Fr. Kugler, Hebbel, Geibel, Bodenstedt, Hamerling, Strachwitz, Roquette, Scheffel, Greif, Dahn mögen hier als kleine Auswahl genügen. Besonders genannt zu werden, gleichsam als „Secession" im besten Sinne des Wortes, verdienen Gottfried Keller und C. Ferd. Meyer, sowohl in Betracht ihrer Gedichte wie ihrer von Höhenluft umwehten Erzählungen; würdig schließen sich diesen Meistern an: der Münchner Karl Stieler und die beiden Österreicher Anzengruber und Rosegger. Aus der großen Zahl der Modernen hier Namen zu nennen, geht nicht an, „der Gläubigen sind zu viele", wie's im Lemurensange des „Faust" heißt. Die in unserem Zeitalter völlig veränderten Reise- und Verkehrsverhältnisse ermöglichen es auch dem fern Wohnenden und wenig Begüterten, 'mal einige Sommerwochen in der Schweiz oder in Tirol zu verbringen, und so ist auch kaum einer unter den modernen Dichtern, der die mehr oder minder straffen Saiten seiner Leyer nicht einmal zum Lob der hohen Berge gestimmt hätte. Artet doch in unserer „Über"-Zeit auch der Zug in die Berge heute schon ins Übermaß aus. Man spricht von einer „Bergkrankheit", und in der That dürfte ein Menschlein, das heute weder radelt noch kraxelt, mit keiner Diogenes-Laterne zu finden sein. — Die großen, in sich geruhigen Geister, die wir hier citiert haben, stehen über diesem Strom der Zeit. Sie haben ein stilles Seelenbündnis mit den hohen Bergen geschlossen, die nichts mit Sport und Staub gemein hat. An ruhiger Größe fühlen sie sich den Bergen verwandt in Schwermuth und Heiterkeit!

„Auf hohen Bergen liegt ein ew'ger Schnee,
Auf hohen Seelen liegt ein ew'ges Weh'".

Poet mehr, der nicht zu ihrem Preise beizutragen hätte. Was würde jetzt ein so großer Sohn der Alpen wie Walther von der Vogelweide zu singen und zu sagen wissen von der abenteuerlichen Romantik der stolzen Dolomitenwände, die seine Wiege umstanden! Hören wir nur einige der besten Namen, die im vorigen Jahrhundert im Preisgesang der hohen Berge wetteiferten: Uhland („Auf Tells Tod" u. a.), Rückert („Im Gebirge"), Heine (in der „Harzreise"), Platen („Erinnerungen"), Hoffmann v. Fallersleben („Im Gebirge"). Der unglückliche Heinrich von Kleist trug sich bekanntlich lange mit dem Gedanken, in den Alpen ein Häuschen zu erwerben, um einsam mit den Bergen zu leben.

In seinem Kampfruf „Germania an ihre Kinder" singt er:

Wie der Schnee aus Felsenrissen,
Wie auf ew'ger Alpen Höh'n
Unter Frühlings heißen Küssen
Siedend auf die Gletscher gehn:
Katarakten stürzen nieder,
Wald und Feld folgt ihrer Bahn,
Das Gebirg' hallt donnernd wieder,
Fluren sind ein Ozean. —

Chor:

So verlaßt, voran der Kaiser,
Eure Hütten, Eure Häuser,
Schäumt, ein uferloses Meer,
Über diese Franken her!

Kleists Leidensgenosse — so darf man Dietrich Grabbe wohl nennen — hat in den ungeheuren Montblancscenen seines „Don Juan und Faust" die erhabene Größe des Hochgebirges mit den Augen des Genies gesehen; unter unseren Dramatikern der Gegenwart ist kein einziger, der ähnliches schreiben könnte. Übrigens erinnere man sich, wie der Anblick des Montblanc auf den jungen Arthur Schopenhauer gleich einer Offenbarung wirkte und wie dieser Eindruck auf die in ihm keimende Gedankenwelt Einfluß behielt. Oft kehrt in seinen Werken das Bild des Montblanc wieder, wenn sein in Wolken verhülltes Haupt sich plötzlich entschleiert und im Morgenlichte strahlt — das Bild des Genius, in seiner Schwermuth und seiner Heiterkeit.

Zurück zu unseren Lyrikern: Der von den meisten Literaturhistorikern unterschätzte Nikolaus Lenau — wir haben, außer Böcklin vielleicht, keinen künstlerischen Dolmetsch, der die Natur in ihrer geheimnisvollsten Sprache so zu belauschen und so eigenartig zu deuten verstünde — hat in seinen lyrischen Gedichten wie in seinen Epen das Hochgebirge wiederholt mit innigster Liebe geschildert; sein Gedicht „An die Alpen" beginnt: „Alpen, Alpen! unvergeßlich seid . . .". „Die Sennin", „Der Hirte", „Einsamkeit", „Der Gang zum Eremiten", „Das Gewitter" gehören zu den schönsten Beispielen der Alpendichtung. Ein interessanter Vergleich zwischen Lenau und Platen drängt sich hier

Auf der Alm.

Die steirischen Landesbahnen muss man loben aus Localpatriotismus, und aus Dankbarkeit jenen Mann hinter dem Bahnhofschalter, der den Betrieb der Bahn so gewissenhaft zu fructificieren sucht. Er gibt nämlich auch dann noch Fahrkarten erster Classe aus, wenn die beiden Erste-Classe-Coupés des Zuges längst überfüllt sind. Die Herrschaften können ja auf dem Antritt stehen und haben dabei den Vortheil, beliebige Strecken zu Fuß dem Zuge vorauszugehen. Jener Reichsdeutsche hat aber doch geschimpft über die „österreichische Schlamperei“, wie sich der ungeladene Herr auszudrücken beliebte, als er im Zuge den am Bahnhofe gekauften Platz erster Classe nicht vorfand. Ja, mein lieber Berliner, glauben Sie denn, man wird Ihnen da eine Extrawurst braten? Sie haben am Schalter ein Billet erster Classe verlangt und das haben Sie auch erhalten. Was wollen Sie denn noch? Wenn Sie fahren wollen, so fahren Sie damit dritter Classe. Die erste ist complet besetzt, zweite gibt es nicht, und wenn Sie bei uns reisen wollen, so haben Sie sich an unsere Ordnung zu halten. Lassen Sie's gut sein, eine andere Ordnung gibt's bei uns schon wie bei Ihnen draußen!

Wir kommen ja doch vorwärts, kommen an jenem schönen Julitage in guter Ordnung allmählich sogar bis Aflenz. Dort — im Hotel Daniel — glaubt man beinahe in einem modernen Schweizerhotel zu sein, nur mit dem Unterschiede, dass es hier statt pompe funèbre-düsterer Kellner frisch-heitere Kellnerinnen gibt, und dass man anstatt table d'hôte nach der Karte speist. In Österreich ist die Sonderinteressenpolitik so groß, dass man nicht einmal einen gemeinsamen Tisch verträgt. Jedem sein Extrawürstel, aber gleich! Und frisch' Bier, aber schnell! Hundert Sommerfrischler, die mit ihren tausend Wünschen punkt zwölf Uhr anrücken, wollen von den paar Kellnerinnen alle zu gleicher Zeit bedient werden. „Im Essen und Trinken, da lassn mer uns keine Schlamperei gefallen, da muss es glatt gehn, sonst drahn mer auf!“ Ja ja, wenn's nur mit dem Essen und Trinken klappt, in anderen Sachen ist's nicht so heikel!

Aflenz ist ein hübscher Ort geworden, an dem mir nur die vielen Bretterdächer bange machen. Der heilige Florian allein mag die Verantwortung nicht mehr tragen, der braven Feuerwehr wird man in stürmischer Unglücksstunde auch nicht alles zumuthen dürfen, und so wird's mir nicht leid thun um die malerischen Schindeldächer, wenn sie

singt Hamerling wahr und tief; aber ein anderes Lied weiß die Freiligrath'sche Tanne zu singen, wenn ihr „straffes grünes Haar“ im Bergwinde rauscht, wenn ihr Wipfel nach den Wolken greift und ihre Wurzeln staunend in die Edelsteingewölbe der Zwerge blicken. Ich glaube, die Freiligrath'sche Tanne, deren windbewegte Äste und stillgrabende Wurzelfasern echte dichterische Wünschelruthen sind, spürt, wenn der Berggeist sie umbraust, einen Hauch von dem Geist, der in J. J. Rousseau wirkte, als er den 23. Brief der „Héloïse“ schrieb.

. . . Die beiden gewaltigsten Gegensätze der Erdoberfläche haben im Meer und im Gebirge ihre gewaltigsten Formen offenbart. Sie waren vor der Geburt der Menschheit da, ihre Formen überdauern die Formen aller „Cultur“. Mit denselben ruhigen Mienen sehen sie unserem Treiben seit Jahrtausenden zu und in ihren Zügen wird es nicht zucken, wenn das letzte Menschlein rettungslos dahin ist . . . Diese Offenbarung dieser gewaltigsten Gestaltungen unseres äußeren Erdballes wird immer bewegte, tiefe und Trost suchende Menschenseelen zu ruhiger Größe weisen. Darum schlossen die Dichter, nach Byrons Wort, Freundschaft mit den hohen Bergen, wie sie mit dem Meere Freundschaft schlossen seit altersher.

(„Tägliche Rundschau.“)

Hochgebirge.

Von August Lux.

Grau glänzt das Hochgebirg in Silbertönen;
Hernieder stürzt aus blauem Gletschereise
Der Gießbach jubelnd seine Donnerweise,
Und losgeküßt von schmeichelnd weichen Föhnen

Lawinen todesschwanger thalwärts dröhnen.
Empor zum Adlerhorst, zum Firneneise
Ein leichtes Wölkchen weht und wimmernd leise
Von unten des zerbrochnen Waldes Stöhnen.

An Schroffen stand ich oft, an schwindeljäh'n,
Und während Todsgefahren mich umspäh'n,
Hab jauchzend ich des Lebens Lust empfunden.

Und ob des Thalgeschlechtes Niedertracht
Hab ich das Herz mir wieder rein gelacht
Und hab — mir selbst entfremdet — mich gefunden.

und zu trinken verlangt und sehr überlegen über alle Anwesenden hingesprochen hatte. Als nun das Gewitter drohte und mehrmals der schmetternde Donner die Luft zerriss, wurde dieser Tourist ganz kleinlaut, kauerte sich an der Ofenbank zusammen und verwies den aus Aflenz anwesenden Handwerksburschen das Singen übermüthiger Schnaderhüpfeln. „Meine Herren“, mahnte er mit leiser Stimme, „thun's jetzt nicht solche Sachen singen, wo das Gewitter zusteht. Thun's lieber an den Herrgott denken und beten.“ Aber die Burschen fürchteten sich nicht, johlten lustig fort, und als das Gewitter ohne weiteres sich verzogen hatte und wieder der heitere Himmel lag über der grünen Alm, wurde auch der Tourist wieder herlebig und war der lauteste und ausgelassenste von allen. — Diese großen Schreier mit den kleinen Seelen, der Herrgott kann eine Freude haben mit solchen Leuten, hinter denen er immer mit der Ruthe stehen muss, wenn sie bescheiden sich seiner erinnern sollen.

Drüben auf der Matte, im Grünen, zwischen Steinnelken und Bergklee lag etwas. Die Kühe grasten ringsherum und näherten sich immermehr dem dunklen Etwas, das im Grase lag. Es war etwas Wertvolles, nämlich ein Kunstrecensent aus Wien. Er lag rücklings auf ausgebreitetem Plaid und stemmte ein Knie auf. Er war ohne Furcht und Tadel und wartete just einmal, ob die Rinder sich ihm wirklich ganz nähern würden. Eine falbe Kuh hatte es endlich gewagt, wenn auch zögernd, an ihn heranzukommen. Sie beschnupperte sein elegantes weißes Strohhütchen und seine braune Jacke, und dann begann sie, ihm die Hand abzulecken, die er nicht zurückzog. Er gab sich dem Behagen hin und seufzte: „Ach, das thut wohl! Das thut wohl. Wenn man vierzig Jahre lang von der Cultur beleckt wurde, wie gerne lässt man sich da einmal von der Natur belecken!“ Aber es kam der Halter mit der Peitsche herbei, der jagte die Rinder auseinander und gab der falben Kuh noch einen besonderen Klapps an die Weichen: „Geh weg, dummes Vieh! Den so zu lecken da, dass es dir schadet!“

Der Kunstrecensent richtete sich auf und war wohl bass consterniert. Der Kuh könnte es schaden! Als ob etwas Giftiges wäre an einem Recensenten!

Dort über die Matten, hinan gegen die Hänge der Mitteralpe zog eine heitere Gesellschaft, Burschen und Mädchen durcheinander, Studenten, Einjährig-Freiwillige und künstliche Bauerndirndeln mit aufgekreselten Kitteln, Miedern und Hüten, wie echte Bäuerinnen nie getragen haben. Sie sangen:

„Auf der Alma,
Auf der Alma,
Auf der Alma gibt's ka Sünd!“

In der Hütte hatte sich ein Ehepaar, das jenen vorausgegangen war, niedergelassen, und die Frau freute sich über die Jugend, die dort

allmählich mit Ziegeln oder Schiefer ersetzt werden. „Herren und Frauen, lasst euch sagen! Gebt obacht!" — Nach diesem Nachtwächter-Seitenblick voran — auf die Alm. Wenn man hinter Aflenz in den Bürger-Graben hinaufsteigt, so kommt man zum „Daniel in der Löwengrube." Es ist des Gasthofbesitzers Daniel Weinkeller mit den großbauchigen Bestien. Mit den jungen Löwlein lässt sich's munter spielen, wenn sie in Bouteillen anrücken unten im Hotel. Wehe aber, wer in die Löwengrube kommt und sich vertraulich an die Brüste der alten Würger legt! — Als wir vorübergiengen, schlummerten sie. Mit jedem Schritte, den wir bergwärts machten, steigerte sich unsere Sehnsucht nach der kühlen Feuchte dieser Löwengrube, doch unser Durst konnte erst oben gestillt werden im Berghause der Bürger-Alm. Auch auf dieser Aflenzer Bürger-Alm muss der Steirer einmal gestanden sein. Sie ist knapp 1506 Meter hoch und bietet in Osten und Süden nur den Ausblick über den Aflenzerkessel, die höheren Berge des Mürzthales und des mittleren Murthales. Umso großartiger ist gegen Westen hin die Aussicht auf die Tragößer und Eisenerzer Berge und gegen Norden hin der Streifblick in das nahe Gewände des Hochschwab. Auf unserer Matte über den Abstürzen des Rannsteines liegen mehrere Schwaighütten, in welchen sich auch Sommerfrischler für längere Zeit einheimen. Im Touristenhause selbst herrscht die compacteste Wirtin der Steiermark — ein junges, resches Riesenweib, das weiter keiner Polizei bedarf. Diese Wirtin wird mit den Jägern, Wildschützen und Touristen, sollten sie anzüglich werden, spielend fertig; sie nimmt so einen ruhig beim Kragen, führt ihn ins Freie und sagt: „Da, Mandel, ist dein Platz, und wenn ich Dir gut rathen darf — geh nimmer bei der Thür hinein!" — Uns hat sie nichts gethan. Uns hat sie nur Gutes gethan mit Küche und Keller.

Hoch über den Gipfeln stand von der Sonnenglut gebraten ein trockenes Gewitter, ein paar gellende Donnerschläge, ein paar schwere Tropfen und vorüber war's. In diesem Sommer gab's bei uns in der Luft wenig Elektricität. Es würde, war die Meinung eines Kreuzköpfels, der größte Theil der Elektricität nunmehr für Straßenbahnen, Beleuchtung u. s. w. verbraucht, so dass kein ordentliches Gewitter mehr zustande käme.

Die grasenden Rinder auf der Bürger-Alm hatten sich von den paar Donnerschlägen nicht einen Augenblick irremachen lassen. Das sind die Wetterpropheten der Berge; steht grobes Wetter bevor und es mag derweil noch so ruhig sein in der Luft, so laufen die Rinder den Hütten zu.

In der Almhütte war ein forscher Tourist gewesen, der seine nackten Knie schrecklich stramm an die Tischpfoste gestemmt, sehr herrisch zu essen

Ein eckiger Bergbursch in abgeschabter Kniehose stand vor der Hütte und wispelte und trällerte allerhand und sang das Liedel:

Übers Reiterer Eck
Hupft a Hirtele keck,
Sogt: Nickele mei,
Thua dei Fiatele weck,
s hot a Lickele drei,
Muas a Flickele sei;
Von Reiterer Eck
Se Hirtele sei
Hot Nodel und Zwirn
In sein Girtele drei.

So geht's zu auf der Alm. Immer lustig und — nichts Schlechtes.

Deshalb ist es zu merken, was jener seltsame Wallfahrer gemeint hat. Der war mit einem Kameraden aus dem Mürzthal gen Mariazell gegangen. Er war ein frommer Mann, und bei Aflenz, als er die schönen hohen Berge sah, fiel es ihm ein, ob er seine Andacht und Erbauung nicht sicherer auf der Höhe eines Berges fände, als in einer engbegrenzten Kirche. Er trennte sich von dem Weggenossen und stieg an auf die Bürgeralm. Dort war eben eine Art von Volksfest, aber mit der Andacht und Erbauung war es nichts. Der Mann beklagte sich über den Mangel von Naturfrieden und Gottesstimmung und dass es nicht wahr sei, wenn es heißt, auf hohen Bergen wäre man dem Himmel näher. Da war ein Mensch, der eine große Lustigkeit in sich hatte und doch den sehnsüchtigen Mann verstand. „Sie müssen noch weiter gehen", sagte er zum Wallfahrer. „Sie müssen in die Schwabenwildnis hinaufgehen, dort finden Sie die prächtigste Einsamkeit und Weltverlassenheit — vielleicht spüren Sie dort etwas von dem, was Sie suchen." Ob er mitgienge? „Nein, da müssen Sie allein sein. Mir ist's gerade da recht, ich lobe meinen Herrgott so!" Ein dralles Mädel umfasste er und flog mit ihm im Tanze.

Ob der Erbauungsbedürftige ins wilde Gewände hinaufgestiegen und mit welchem Erfolg, das ist nicht bekannt. Wohl aber freilich ein anderer Fall, der sich vor Jahren begeben hat. Hieng an einem Abgrunde der Schwabenwand ein Tourist sechs Stunden lang in höchster Lebensgefahr. Da würde er wohl an Gott gedacht haben, wurde er befragt. Und die Antwort: „Nicht einen Augenblick!" Aber was er denn gedacht hätte? „Ich habe immer gedacht: Festhalten jetzt und schreien, bis dich wer hört!"

Solche Erlebnisse und Erinnerungen fliegen wie Mücken in der Luft herum auf der Bürgeralm. Aber endlich musste ich wieder hinaus in die Thäler. Und da hat zum Schlusse dieser Bergpartie der Zufall noch eine kleine Schalkerei gemacht. Ich war in Sorge, nach dem scharfen Tagmarsch würden — wenn ich in Mitterdorf dem Eilzug entstiege —

singend und scherzend hingieng, der Hütte auswich und höher gegen das Gezirme hinanstieg.

„Nach meinem Sinn ist das nicht“, sagte der Mann, dieweilen er sich den mitgebrachten Käse aus dem Papier wickelte. „So ganz und gar soll man die jungen Leute sich nicht selber überlassen.“

„Weil Du alleweil gleich das Schlechteste denkst“, antwortete die Frau.

„Ich denke, dass sie sich leicht vergehen können im Gebirge“, versetzte er schüchtern.

„Larifari, du denkst an ganz was anderes. Weil du selber ein alter Sünder bist. Nein, es ist zu arg, was Du den jungen Leuten immer zumuthest. Wo sie nur lustig sind und an nichts Schlechtes denken.“

„Du willst sie wohl allein auf den Hochschwaben gehen lassen, und übernachten in den diversen Höhlen.“

„Warum denn nicht! Meine Töchter sind anständig erzogen, und einem gebildeten jungen Mann solche Sachen zumuthen, das ist eine Schande, weißt Du es?“

Er schwieg. Am Ende sind die Leute doch besser, als er immer gemeint hatte. Natürlich, wenn sie gebildet sind! Am Ende kommt's doch nur bei den Bauern und Handwerksburschen vor, das, was er sich denkt. Die Studenten und Soldaten sind ja gebildete Leute! Und die Dirndeln gar sittsam geartet — natürlich gibt's dann auf der Alm ka Sünd! Umso besser. — Derweil legt er sich aufs Heu. Dort im Holzschoppen machte er sich's bequem und rastete nach der heißen Wander.

Die Frau jedoch — sie saß am Tisch vor der Hütte und schaute nach der Richtung hin, in der das junge singende und scherzende Volk, Studenten und höhere Töchter, junge Officiere und Backfische, davongegangen war. Eine Stunde vergieng und noch eine und keines kam zurück von den jungen Leuten. Und sie haben nicht einmal was zu essen bei sich. Nur die Flasche Liqueur hat der eine Student mit. — Als am andern Tisch der Hütte jener stramme Tourist, der sich früher vor dem Gewitter gefürchtet hatte, aufstand, um bergwärts zu steigen, machte sich die Frau an ihn, bittend, ob sie sich ihm anschließen dürfe, sie wolle sehen, wo die jungen Leute steckten. Ihr Mann aber schlafe.

Der Tourist mit der größten Bereitwilligkeit! Auf glattem Almboden schritt er galant neben ihr her, und als der Rasen uneben wurde, bot er ihr seinen Arm. Wenn der Ehemann schläft, da muss man doppelt gut sein mit der Frau. Aber es ist nichts Näheres zu erfahren gewesen. Im Gezirm sollen sie Bruchstücke der jungen Gesellschaft gefunden haben. — Man hört, dass seither die Frau dem Manne nicht mehr sonderlich widerspricht, wenn er Besorgnis hat, junge Leute könnten sich im Gebirge verirren.

„Es war einmal ein Abend spat
Eine wunderschöne Nacht.
Die Sterne am Himmel
Die leuchten so hell.
Das hab ich mir längst schon gedacht.

Auf anmal fallt's mirs in mein Herzelein ein,
Heut möcht ich bei meiner Herzliabsten sein, —
Und wär das Wegerl auch noch so weit,
So kann ich's nicht lassn mehr heut, ja heut.

Frau Nachtigall, die so schön pfeift und singt,
Von einem Baume zum andern springt,
Sie pfeift mirs auf ein Tanzelein gschwind,
Das mirs so viel Freude bringt.

Ja wohl drobn da auf der Höh
Und tief drunten im schönen Thal
Da singt die liebe Frau Nachtigall
Die Bäumelein blühen, so weiß wie Schnee
Wenn ichs zu mein Dirndl ausgeh." —

Auch dieses Lied verstummt in der Ferne; auf einer Erhöhung neben der Straße aber, wo ein Kleinbauernhaus steht, tönt ein lustiges Lachen und darauf ein froher Sang, der sich auf einsamen Feldwegen gegen das Thal verliert, — ein weichwellender Sang mit dem stets wiederholten Schlussreim:

„Liebster Vater, liebste Mutter,
Ich hab heut Nacht
Das Lieben glernt."

Und wieder erklingen die Stimmen so hell und rein:

„Wer steht dort obn am Olmaspitz? —
Ich glaub es is a Wildpratschütz,
Ich glaub es is a Wildpratschütz.

Er halt sein Stutzerl in der Hand
Und schaut hinein ins Steirerland,
Und schaut hinein ins Steirerland.

Was sieht er in dem Steirerland?
Eine wunderschöne Felsenwand,
Eine wunderschöne Felsenwand.

Was sieht er auf der Felsenwand? —
Drei Gamserl stehn dort beieinand,
Drei Gamserl stehn dort beieinand."

Nach diesem Bruchstück singen sie den „Almfrieden":

„Wenn ichs auf die Alma geh,
Lass ichs mei Sorg daham, —
Alles Leid, alles Weh
Is nur a Tram;
Schau ichs die Blüamlein an,
Schwind glei mei trüaba Sinn,
Trags ja im Herzen
Den Almfrieden drin.

Pedagstamm, fein wie Gold
Blüht ja früh unterm Schnee,
Almrausch und Enzian
Drobn auf der Höh. —
Edelweiß, Sterndle fein,
Bist leicht vom Himmel gfalln,
Bist unter Blüamerlein
Das schönste von alln.

Drobn auf dem Felsenzahn,
Wos Gamserl lustig springt,
Und auf mein Juchezer
Das Echo verklingt.
Und wann ichs gleich zruck muss gehn,
Packt mich das Hammweh on,
Holt mich mit oller Gwolt
Kann nit davon."

Drunten in den Wiesen gegen das Dorf hin, wo aus den waldigen Gründen weiße Nebel steigen, verliert sich der Gesang, und hie und da im Thal, wo nächtliche Schatten liegen und Streifen des bleichen Mondlichtes ziehen, hallt es wieder.

Das ist die Sommernacht auf dem Lande, und das ist die Sangesfreude im Landvolk, die insbesondere nach des Tages Müh das Leben verschönt, das Herz beglückt.

die Beine eine einstündige Fußwanderung bis „heim" nicht mehr gerne leisten. Wusste aber an der Station, wo ich fremd bin, niemanden, der mir ein Gespann beistellen könnte. Da dachte ich, in Mitterdorf wird doch irgendein Mensch sein, der Meier heißt und ein Pferd hat. Auf gut Glück telegraphierte ich voraus: „Meier, Mitterdorf. Ersuche zum Abendeilzug Wagen." Und als ich dort ausstieg, stand richtig ein Steirerwäglein mit flinkem Rappen am Bahnhof für mich bereit.

Der Name Meier trügt nicht leicht, man kann sich auf ihn verlassen.

Sanges- und Blumenfreude im oststeirischen Landvolke.

Von **Rosa Fischer**, Hartberg[1]).

„Drah Dih weg von meinem Fenster,
Drah Dih hin ins grüne Gras, —
Meine Äuglein schwimmen im Wasser,
Meine Wangelein, die werden nass.

Und der Weinstock, der tragt Reben,
Und aus den Rebelein
Da fließt der Wein."

So singen zwei weiche Dirndlstimmen die nächtliche Straße heran. Dann brechen sie ab und schwätzen vorüber. Im Thale aber, wo die weißen Nebel ziehen und tiefdunkle Dörfer liegen, da hallt vielstimmiger Gesang.

Es sind junge Leute aus der nahen Bürgerstadt, die vom Tagwerk auf dem Felde und vom Nachtessen heimkehren, um am nächsten Morgen wieder in goldener Frühstunde irgendwo zu ernster Arbeit anzutreten. Und es sind alte, liebe Lieder, die sie singen und die irgendwo im Mondenschein verhallen und helle Jodler dazu, wie einst, vor Jahren schon.

Den Hohlweg herunter der Straße zu kommt ein trabender Schritt und eine Stimme, klanglos und gröhlend singt ein eigenartiges Lied:

„Dos kunnt ich schwirn,
Zwischn Graz und zwischn Wian
Gibt's koa schönere Dirn.
So hoch auf der Brust,
Und so an dickn Fuaß,
Dass oan 's Herz voller Lust
Frei wockln muaß."

Er schweigt plötzlich still, denn auf der Straße kommt ihm einer entgegen, der ebenfalls singt, und zwar, wie er so einsam weiter wandert, das alte Lied:

---

[1]) Wir glauben diese lose Reihe Volkslieder unseren Lesern nicht vorenthalten zu sollen, obschon manches bekannte darunter sein mag. Sie geben ein fast vollständiges Bild von der oststeirischen Sangeswelt. Die Red.

Im ersten Frühlingshauch pflücken die Kinder auf den noch kahlen Leiten das Schneeglöckerl und das gelbe Fastenblümchen, nehmen den süßen Stengel in den Mund und versuchen einen Ton zu blasen.

Unterm raschelnden Laubwerk am G'hag und auf sonstigen versteckten Plätzen suchen insbesonders Schulkinder das blaue Märzveilchen und Lehrer und Katecheten werden mit den duftigen Sträußlein, den „Veigerln“ meist reichlich beschenkt.

Später kommen die Vergissmeinnicht der sommerlichen Wiesen und Raine an die Reihe und etwas Zarteres gibt es wohl nicht leicht, als einen Strauß blaue Vergissmeinnicht und feinfransige rothe Lichtnelken und weiße Maßliebchen dazu. Um diese Zeit macht man auch auf einem Teller in Sand und Wasser ein Kränzlein von Vergissmeinnicht und stellt es ins Fenster, oder man frischt einen Strauß ein in einen Krug, einen Topf, oder ins Wasserglas.

Zu Frohnleichnam pflücken die Mädchen Feldblumen und rothe Pfingstrosen, zerzupfen sie und streuen bei der Prozession, weißgekleidet und mit Kränzlein im Haar, vor dem hochwürdigen Gut die Blumen aus.

Draußen auf den Rainen aber, wo die Kinder die Kühe halten[1]), winden sie Kornblumen, Maßliebchen und Raden zum Kranz und sie schmücken das kindliche Haar und das Kreuzbild am Wege.

Dann wieder zerzupfen die Mädchen das Maßliebchen und sprechen scherzend dabei:

„Er liebt mich von Herzen,
Mit Schmerzen,
Ein wenig,
Oder gar nicht.“

Die weißen Blütenblättchen und die gelben Staubfasern aber werfen sie von der inneren Handfläche auf die äußere und sagen, so viele liegen bleiben, so viele Kinder kriegen sie, und bedeuten die weißen die Mädeln, die gelben die Buben.

Dann wieder singen die Kinder, dass es weit ins Thal hin hallt. Und was sie singen? — Meist sind es wohl weiche Lieder, wie sie dieselben in der Schule lernen, aber auch die Gesänge der Großen und die frohen Jodler des Volkes kommen aus der jungen Brust, und vor allem auch die „Halterliader“, wie sie einst die meist ohne Schulunterricht aufgewachsenen Kühhalter sangen, pflanzen sich noch immer fort von Geschlecht zu Geschlecht.

„Zu Dir bin ich gangen,
Zu Dir hat's mich gfreut, —
Zu Dir geh ichs niammer,
Der Weg is mar zweit.
Der Weg war mir nit zweit,
Ober der Wold is mar zdick,
Drum mei liabs Schotzerl
Ich wünsch Dir viel Glück.“

[1]) weiden.

Wenige Menschen wird es geben, die in friedlichen Stunden nicht Freude am Sange hätten, sei es als Singende oder als Zuhörende, und wohl nicht eine einzige, wenn noch so weltabgelegene Gegend, wo nicht Menschenkinder singen und zum Gotteshimmel jauchzen.

Poesie des Lebens, Verschönerung des Daseins. — Das Landvolk hat trotz Müh und ernster Arbeit verschiedene Arten Poesie, die ihm das Leben verschönen, beglücken und erheitern, von den Sprichworten des Volkes, von den Märchen und Geschichten, von den alten Sitten und Spielen bis zum Gottesglauben hinan, aber am getreulichsten begleitet den Naturmenschen auf verschiedensten Lebenspfaden das Lied, der Gesang, und Seite an Seite mit dieser Sangesfreude geht eine andere, — die Blumenfreud'. —

Die Blumen- und die Sangesfreud'! — Wo fängt sie an? — An der Kinderwiege.

Da singt man das Kleine ein, mit dem uralten Schlummervers:

„Eia pupeia,
Katzerl laft ins Heia,"

oder:

Schlof Kinderl, schlof,
Dein Voda, is a Grof, —
Dein Muada is a Bauerndirn
Sie sull ihr Kinderl selber wiagn".

Will man das Kind beruhigen, ihm eine Freude machen, dann gibt man ihm wohl ein Blümlein mit den Worten: „Schau, a Büscherl, — a schöns Blumerl." Und im Frühjahr auf dem grünen Anger thun die Kleinen „Büscherlbrocken", — Blumenpflücken, die weißen und rothen Ruckerln [1]), die blauen Himmelschlüsserl, die gelben Dotterblumen und ein kindliches Liedchen klingt wohl dazu:

„Zizibee, zizibee
Wachst in mein Gortn,
Wann der klane Hanserl kimmt,
Sog er sullt wortn,
Wann er fragt, wo ich bin,
Sog ich bin gstorbn,
Wann er recht woanen thuat,
Sog ich kimm morgn."

Die Größeren springen im Reigen und singen:

„Blauer, blauer Fingerhut
Steht dem Mädchen gar so gut,
Mädchen in dem grünen Kranzen,
Mädchen thut schön tanzen."

oder:

„Mirzerl und Moizerl
Geh, gehn mar zum Tanz;
Bind um Dein weiß Füaterl [2]),
Setz auf Dein grüan Kranz."

[1]) Gänseblümchen. [2]) Fürtuch, Schürze.

Neujahr-Geiger aber ziehen um diese Zeit mit Musik-Instrumenten von Haus zu Haus, spielen ihre Weisen und singen vor allem ein wohl altes, bei jeder Strophe von einem Tusch unterbrochenes Lied:

„Was sollen wir dem Hausherrn wünschen
Zu diesem neuen Jahr?
Wir wünschen, dass alles gelingen soll,
Was seine Meinung war.
Gott soll ihm Glück und Segen gebn
In diesem neuen Jahr, —
Wir wünschen Glück und Einigkeit,
Gesundheit immerdar.

Was sollen wir der Hausfrau wünschen
Zu diesem neuen Jahr?
Wir wünschen ihr das Jesukind
Wohl auf den Hochaltar.
Maria soll ihr Beistand sein
In diesem Lebenslauf,
Und nehm nach diesem Leben sie
Wohl in den Himmel auf.

Wir wünschen auch dem ganzen Haus
Ein frohes Wohlergehn,
Und was sich jedes wünschen will,
Soll in der Zukunft gschehn.
Wir wünschen Fried und Frömmigkeit
Zu jedem seiner Ehr,
Und wenn dies Jahr vorüber ist,
Vielleicht kommt keines mehr."

Einige Tage später, zum Feste der „heiligen drei Könige" kommen die „Heiling-drei-Kini-Singer" ins Haus. Es sind dies meist Kinder oder auch größere Mädchen und sie sind als die heiligen drei Könige eines weiß, eines roth und eines schwarz gekleidet.

So kommen sie zum Bauernhaus; das Weiße tritt in die Stube ein und spricht:

„Ich tritt herein im weißen Kleid,
Ich bin der König vom Paradeis."

Darauf macht es kehrt, eilt hinaus und das Rothe tritt ein mit dem Spruch:

„Ich tritt herein im rothen Kleid,
Ich bin der König vom Frankenreich."

Darauf verschwindet auch dieser König und der Schwarze kommt herein:

„Ich tritt herein im schwarzen Kleid,
Ich bin der König vom Mohrenreich."

Nun eilt auch dieser König hinaus und vor der Thür singen alle drei zusammen:

„In Gottes Namen so fangen wir an,
Und singen den Hauswirt, die Hauswirtin an;
Den Hauswirt und das kleine Kind
Und auch das ganze Hausgesind."

Darauf machen sie die Thür auf, treten ein und singen nun weiter:

„Nur ein in das Zimmer,
Nur ein in das Haus, —
Es kommen die heilign
Drei Kini ins Haus.

Dann wieder:

„Gstad, gstad,[1]
Dass uns nit draht,
Hat uns schon gestern draht,[2]
Drahts uns heunt a.“

Dann Fensterl- oder Gasselsprüche:

„Auf, auf, —
Schöns Dirnderl steh auf,
Schöns Dirndl mach auf
Lass mich hinein,
Ich wir der rechte Bua schon sein,
Auf, auf, schöns Dirndl, mach auf.“

Nein, nein,
Es kann ja nicht sein,
Meine Muada schlaft bei mir,
Und der Hund liegt vor der Thür,
Nein, nein, es kann ja nicht sein.“

„Dirndl bist harb oder kennst mich nit,
Oder is das Dein Fensterl nit, —
Oder is das Dein Fensterl nit?

Ich bins nit harb, ich kenn Dich schon,
Du hast an Rausch, ich kenn Dirs on,
Du hast an Rausch, ich kenn Dirs on.

Hab ichs an Rausch, mocht dos der Wein,
Schöns Dirndl steh auf, lass mich hinein,
Schöns Dirndl steh auf, lass mich hinein.

Ich steh nicht auf, lass Dich nicht ein,
Du kunntst heut Nacht mein Unglück sein,
Du kunntst heut Nacht mein Unglück sein,

Geh Dirndl sei gscheit und spreiz Dich nit,
Ich bins im Stand, ich heirat Dich,
Ich bins im Stand, ich heirat Dich.

Bist Dus im Stand und heiratst mich,
Bin ichs im Stand und pfeif auf Dich,
Bin ichs im Stand und pfeif auf Dich.“

Ein anderes altes Halterg'sangl lautet:

„Schuasterbua, Schneiderbua,
Heirat mei Tochter,
Gib Dir fünfhundert Guldn
Und an schön Ocker.“

Sprüchlein und Lieder gibt es im Volke ja gar viele, — zweideutige und nicht zweideutige, bei denen die Kinder den Sinn nicht verstehen und die Großen lachen oder erröthen. Aber eigentlich beliebt sind doch die reineren Gesänge, wenn auch weiche Liebeslieder, und bei den verschiedenen Gelegenheiten, wo sie erklingen, erfreut sich wohl jung und alt daran.

Wie man dem Kinde ins Wiegenbett die Sanges- und die Blumenfreude hineinlegt, so bringt im Großen der Lauf des Jahres und der Lauf des Lebens diese Doppel-Poesie getreulich immer wieder.

Schon zu Neujahr, wenn die Dienstleute vom alten Platz zum neuen wandern, heftet das Dirndl dem Burschen, der es mit Hab und Gut, nämlich mit Kasten und Kleiderbürde heimführt, einen bunten, künstlichen Blumenstrauß mit flatternden rothseidenen Bändern an den Hut.

[1]) Langsam, leise. [2]) dreht.

Das sind die Wunsch-Lieder, die um einer Gabe willen gesungen werden. Aber auch sonst klingt zur Faschingszeit mancher frohe Sang, sei es auf dem Tanzboden oder sonst im Wirtshaus, wo sich die jungen Leute vergnügen und insbesondere wohl auch daheim, beim Spinnen, beim Melken und abends beim Nachtarbeiten, wenn sangfrohe Leute sich zusammen finden.

Dass diese „G'sanger" immer schön seien, kann just auch nicht behauptet werden. Manchmal singt so eine gutmüthige Waberl beim Kühmelken so schön langsam und „draht":

„Halii und Haloo,
Bei uns geht's immer a so;
Bei uns geht's immer
Wie länger, wie schlimmer, —
Halii und haloo,
Bei uns gehts immer a so."

Dann wieder die Blumenfreude. Recht gern schmücken sich auch die Bauernmädchen mit Blumen zum Tanz, indes anderseits in winterlichen Feierstunden das Blumenmachen daheim ist im Bauernhaus.

Da winden die Frauen und Dirndeln farbenbunte Röslein meist aus Seidenpapier und grüne Blätter zum Strauß und prangenden Geschlingen, — „Buschen" für den Glaskasten, für den Spiegel, — für das „Altarl" in der Zimmerecke oder für den „Herrgott" [1]) am Wegkreuz.

Kommt die Stellung, die Assentierung, dann ziehen die Recruten mit bunten Buschen und Bändern am Hut, jauchzend und singend ihre Wege, und selbst in der ernsten Fastenzeit, wo der Mensch sonst nicht lustig sein soll, gibt es eine Sangesfreude, nämlich in jenen Kirchen, wo noch das deutsche Lied eine Heimstatt hat.

Da singen die hunderte von gläubigen Menschen im Anblick der tieftraurigen Leidensbilder des Herrn in seiner Todesangst, des dornengekrönten gekreuzigten Erlösers auf Golgatha das ergreifende:

„Lass mich Deine Leiden singen."

Und der Sang geht zu Herzen, die Erinnerung an Leid und Pein des Menschensohnes.

„Unverschuld'tes Gotteslamm,
Das von mir die Sünde nahm." —

Klingt an einem besonderen Feiertage auf dem Chore ein weichwelliger Sang, ein Marienlied, ach, dann lauschen die arbeitsharten und frohmüthigen Naturmenschen lautlos dem süßen Klang, und kommt

[1]) Volksthümliche Bezeichnung für das Heilandsbild.

Die heilign drei Kini
Mit ihrem Stern,
Sie sind wohl gekommen
Vom Morgenland fern.

Wir heilig'n drei Kini
Wo wollen wir hin?
Nach Bethlehem wohl
Da steht unser Sinn.

Zu Bethlehem
Im Krippelein,
Da werden wir finden
Das Jesulein.

Das Jesukindlein
Ist Ehren wohl wert,
Es hat uns erschaffen
Den Himmel und d' Erd.

Gott hat uns erschaffen
Als frommer Christ
Wie's jetzt in dem Himmel
Geschehen ist."

Und wenn die Sänger in einem näher bekannten Hause sind, so setzen sie wohl noch schelmisch hinzu:

„Und wanns uns thatn schenken,
A par Tholer, a drei, —
Ös wurdets nit arm,
Und mir wurdn nit reich."

Im Laufe des Faschings stellen sich dann öfters „Faschingwünscher" ein und singen dabei ein altes, zuweilen etwas seltsam gefügtes Lied:

„Was sollen wir heute wünschen
Zu dieser Faschingszeit?
Wir wünschen wohl an goldnen Tisch,
Bei jedem Eck an bratnen Fisch,
Und mitten drein a Glaserl Wein,
Dass Herr und Frau recht froh kann sein.

Wir wünschen dem Hausherrn an schwarzn Rock,
Der steht ihm wie a Nagerlstock;
Wir wünschen, dass ihm neugewährt
Viel Glück und langes Leben werd.

Wir wünschen dem Haussohne die neugn Hosn,
Wo die großen Tholer drinnen losn.

Wir wünschen der Hausfrau a seidis Kload,
Das steht ihr wie a Jungfrau zort.

Wir wünschen der Haustochter ein kleines Kind,
Von Gold und Silber überrinnt.

Wir wünschen auch das neuge Pferd,
Das ist hundert Tholer wert.
Und wünsch'n dazu an Koglwogn
Dass lustig kinnen ummafohn."

Kleine Laube.

Die testamentarische Bestimmung.

Eine Geschichte.

Da war einmal ein Bauer, der sein Gut klug und tüchtig verwaltete und seinen Nachbarn sowie der ganzen Gemeinde viel Segen brachte. Als er in die Jahre kam, übergab er den Hof seinem heranwachsenden Sohn und sagte: „Lieber Sohn! Ich trete Dir das schöne, einträgliche Gut ab, freue Dich daran, schaffe und vermehre es. Du kannst es aber nur annehmen, wenn Du eine testamentarische Verfügung respectieren willst, die daran geknüpft ist. Jeder Besitzer dieses Hofes muss nämlich die Hälfte des jährlichen Ertrages für gemeinnützige Zwecke verwenden. Ich habe das stets so gehalten, und wenn Du es ebenfalls halten willst, so ist von jetzt ab der Hof Dein.“

Der Sohn übernahm dankbar das große Gut und versprach, der testamentarischen Verfügung stets strenge eingedenk zu sein.

So begann er zu wirtschaften, wirtschaftete gut, mehrte das Vermögen und verwendete die Hälfte des Ertrages für die Armen, für die Schule, für wohlthätige Zwecke aller Art. Als er aber reicher und immer reicher ward, wuchs auch seine Freude am Gelde, sein Hang, immer noch mehr davon zu erwerben, und er begann sich darüber zu ärgern, dass er gebunden sei, die Hälfte der Einnahmen zu verschenken. Er wollte doch einmal diese testamentarische Bestimmung sehen, die ihn dazu zwang, von wem sie wohl stammen möchte und ob sie nicht etwa so gemacht sei, dass ein geriebener Advocat sie vielleicht für null und nichtig erklären könne.

Er gieng also zu seinem Vater, der im Ausgedinghäuschen mittlerweile ein gebrechlicher Greis geworden war und begehrte von ihm, jenes Testament zu sehen.

„Das Testament willst Du sehen?“ sagte der Greis, der sterbend im Bette lag, und tastete unter sein Kopfkissen. „Jene testamentarische Bestimmung willst Du kennen lernen, die Dich verpflichtet, die Hälfte Deiner Einnahmen herzuschenken. Das Testament habe ich hier.“ Er zog unter dem Kissen ein schwarzgebundenes Büchlein hervor und gab es mit zitternder Hand dem Sohne. Dieser blätterte darin, um das Schriftstück zu suchen. Dieweilen schöpfte der Greis einen tiefen Seufzer und war verschieden.

Als das Begräbnis angeordnet war, blätterte der Sohn wieder in dem Büchlein, gieng dann mit demselben zu einem Nachbar und klagte ihm, dass er das Testament nicht finden könne.

„Du hast es ja in der Hand!“ sagte der Nachbar. Denn jenes Büchlein war „das neue Testament“.

es zum „Te deum laudamus", dann erheben sich viele hunderte Stimmen zum machtvollen Sang:

„Großer Gott, wir loben Dich,
Herr, wir preisen Deine Stärke,
Vor Dir neigt die Erde sich
Und bewundert Deine Werke."

Da sagt dann daheim so ein leichtsinniger Bua, der bei jeder Dummheit sonst zu haben ist, wohl recht ehrlich: „Das ist schon was Lustigs, wenn man neben einem in der Kirchn steht, der gut singen kann, und bei so einem deutschen G'sang ist man im Himmel." —

Der erste Ostergruß sind gelbblühende Palmkatzerln, die zur Weihe getragen werden, und in der Charwoche, Freitags und Samstags blühen die schönsten Blumen um das „Heilige Grab".

Am Osterfest schmückt blühendes Weiß die Altäre und voll österlichen Glücks erklingt das jubelnde Auferstehungslied:

„Der Heiland ist erstanden,
Befreit von Todesbanden,
Der als ein wahres Opferlamm,
Für mich den Tod zu leiden kam."

Und dann wieder:

„Der Tod hat keinen Stachel mehr
Der Stein ist weg, das Grab ist leer,
Alleluja."

Da lauschen die Menschen, da jubeln die Herzen gleich der frohlockenden Weise, und wie ein unendlich trostreiches Glück möchten sie die Worte des alten, trauten Liedes umfangen:

„Der Sieger führt die Scharen,
Die lang gefangen waren,
Zu seines Vaters Reich empor,
Das Adam sich und mir verlor,"

und:

„Ich werde durch sein Auferstehn,
Gleich ihm aus meinem Grabe gehn,
Alleluja."

Da ist es den Menschenkindern, als thue sich der Himmel vor ihnen auf, und mit diesem Himmel im Herzen treten sie hinaus in die auferstehungsgrüne Gotteswelt. —

(Schluss folgt.)

Wie man um den „Glauben" kämpft.

In Österreich erscheinen jetzt viele Schriften über und gegen die „Los-von-Rom"-Bewegung. Eine solche Schrift veröffentlichte auch ein katholischer Priester in Graz. In dieser Schrift, die nicht etwa humoristisch, sondern in bitterem Ernste gehalten ist, kommt bei Erwähnung des Priestercölibats folgende Stelle vor:

„Es ist ganz richtig, dass die Papstkirche ihren Priestern die Ehe verbietet. So oft der katholische Priester in der Allerheiligen-Litanei betet: ‚Von allem Übel erlöse uns, o Herr' — da gedenkt er jedesmal mit dankbarem Herzen der großen Wohlthat, dass ihn Gott vor einer besseren Ehehälfte bewahrt hat, mit der er in seinem Zorn so manchen Diener am Wort zusammengekoppelt hat, und er kann das Ding(!) nicht los werden. So mancher von diesen Herren Pastoren hat den Tag und die Stunde verwünscht, wo er in den Ehestand getreten ist, und er hat es bitter erfahren müssen, dass der Ehestand eben nicht ist wie ein Stiefel, den man wieder ausziehen kann, wenn er drückt. Es ist purer Neid, wenn die protestantischen Pastoren den katholischen Priestern das Cölibat zum Vorwurf machen."

Was meinen die katholischen Frauen und Gattinnen, welchen die Ehe als ein Sacrament gelehrt wurde und die auch danach leben, wenn sie erfahren, dass der unbeweibte Geistliche bei der Allerheiligenlitanei an die Ehegattin denkt, wenn er betet: „Von allen Übeln erlöse uns, o Herr!", wenn er dem Herrgott dankt, dass er ihn vor einem solchen „Übel" bewahrte!!

Erinnert die Darstellung des Mannes nicht an den Schwank: Wie der Adam das Vaterunser beten gelernt hat? Der Adam nämlich konnte sich das Gebet nicht ins Gedächtnis bringen, da dachte Gott Vater: Na, wollen gleich nachhelfen! Und erschuf die Eva. Als der Adam die Frau sah, fiel ihm das Vaterunser ein und flottweg betete er es bis zum „erlöse uns vom Übel. Amen."

Man braucht kein Freund zu sein von solchen Scherzen, aber unsere geistlichen Herren sorgen dafür, dass sie nicht in Vergessenheit gerathen. M.

Aus dem Zwingergärtlein.

Gedichte von O. Kernstock.[1])

Seit Jahr und Tag konnte man in den „Fliegenden Blättern" einem Sänger begegnen, der in so echter, altdeutscher Art die ritterlichsten Streitgesänge, die herzfroheste Frauenminne sang, dass man meinte, einer von dazumal sei wieder erstanden. Erstanden zu jungem Muth und Troste einem Geschlecht, dessen verweichlichte, vergrämte Söhne nicht mehr jauchzen und singen, nur noch schimpfen und klagen können. Mancher einsame Mann horchte auf über den seltsamen Klängen, die da wohl- und hochgemuth wie Trompetenschall emporstiegen aus dem Gezwitscher und Gekicher des deutschen Humorblattes. Und immer begieriger wurde man zu erfahren, ob der Rhein oder die Donau diesen Spielmann geboren. Besonders wir aus Steiermark fühlten uns von dem Sänger angeheimelt, und nun auf einmal sehen wir ihn offen hervortreten, jene Poesien in ein Buch gesammelt uns auf den Tisch legend. Und nun sehe man! Der flotte Minne- und Heldensänger ist ein katholischer Gebirgspfarrer in Steiermark! Da drüben am Fuße des Wechselgebirges, in den Mauern der alten Festenburg, im Hauche der Ritter- und Kloster-Romantik, hat er sein Pfarr-

[1]) München. Braun u. Schneider. 1901.

Ob der Mann durch seinen Advocaten das „Testament“ umstoßen ließ oder ob er es eigenmächtig umgestoßen hat, kann nicht gesagt werden. Thatsache, dass trotz der christlichen Verordnung der reiche Bauer seine nothleidenden Nächsten verderben läsdt. R.

Wie wenig wir uns auf uns verlassen können.

Die Psychologische Gesellschaft in Berlin veröffentlicht einen interessanten Vortrag des Privatdocenten Dr. Stern aus Breslau über das Thema: „Zur Psychologie der Aussage“. Der Redner hatte in fortlaufender Untersuchung an dreißig Studenten, darunter mehreren weiblichen, verschiedene Beobachtungen über Gedächtnistäuschungen angestellt, die besonders für die richterliche Würdigung der Zeugenaussage hohes Interesse verdienen. Es zeigte sich, dass die Versuchspersonen selbst solche Wahrnehmungen, über die sie unmittelbar nach den empfangenen Sinneseindrücken zu berichten hatten, trotz intensiver Beschäftigung mit den Experimentalbildern nur in einer sehr fehlerhaften Weise wiederzugeben vermochten. Nicht nur, dass Auslassungen von wesentlichen Dingen vorkamen, es traten auch Zusätze und qualitative Metamorphosen auf. Aus einem Hasen wurde in der Erinnerung eine Katze, aus einer Katze ein Teckel, aus einem Stock mehrere Schirme, rechts wurde mit links vertauscht, wer gieng, lief u. s. f. Der Percentsatz der Fehler steigerte sich bei den secundären Wahrnehmungen, über welche nach Ablauf mehrerer Wochen die Aussagen zu wiederholen waren. Schließlich führte die unter der Fiction des Eides veranstaltete Untersuchung zu dem deprimierenden Ergebnisse, dass durchschnittlich einhalb Falscheide auf jede männliche und dreiviertel Falscheide auf jede weibliche Person fielen. Überhaupt zeigte sich das weibliche Geschlecht trotz des besseren Gedächtnisses für Einzelheiten hinsichtlich der Objectivität der Aussage als das bei weitem unzuverlässigere. Im allgemeinen fiel die recht bedenkliche Thatsache auf, dass die Aussagen fast ausschließlich ohne den Vorbehalt eines Irrthumes mit absoluter Gewissheit gemacht wurden. Des weiteren hatten sich die Untersuchungen des Vortragenden auch auf die Entstehung des falschen Gerüchtes erstreckt. Hiebei zeigte sich, dass die Wiedergabe einer verhältnismäßig einfachen Geschichte schon in dem Berichte der dritten Versuchsperson ganz erstaunliche Umgestaltungen erfuhr. Hier trat die psychologische Thatsache, dass wir, anstatt uns auf die Aussage des Wahrgenommenen zu beschränken, selbstschöpferisch zu urtheilen pflegen, ganz besonders stark in die Erscheinung. Die richtige Erkenntnis von der normalen psychologischen Täuschung des Gedächtnisses muss zu einer Revision des Begriffes der pathologischen Lüge führen, sowie zu einer richtigen Wertschätzung der Kindeslüge; sie mahnt vor allem zu einer strengeren Selbstzucht bei allen unseren Aussagen. In der Rechtspflege werden diese mühevollen Untersuchungen grundlegend sein müssen.

Wie stimmen uns diese Wahrnehmungen? Auf die Scala echter Bescheidenheit sollen sie uns herabstimmen. Dass wir nicht mehr so hochmüthig faseln von Objectivität, absoluter Wahrheit, von dem zuverlässigen Werte der Erfahrungswissenschaft, von der großen Bedeutung der Geschichtsschreibung u. s. w. — Wie sollen wir uns auf andere verlassen, die es gar nicht selbst erlebten, wenn wir uns in den einfachsten Erlebnissen nicht einmal auf uns selbst verlassen können! Wir sind einmal arme, irrende Menschen und bleiben es, und das ist eine der wenigen ganz untrüglichen Erfahrungen. Anstatt der wahnsinnigen Jagd nach der „Wahrheit“ sollen wir demüthig trachten, stets selbst wahr zu sein. Streben wir mit reinem Willen nach unserer Überzeugung das Richtige zu sein und zu thun, dann liegt wenig daran, ob es die absolute Wahrheit ist oder nicht. M.

Juramentum Beanorum.

Seid nun geschorn, gesalbt, gezwagt;
Vertilgt ist das Gehürne,
Das schnöd und schimpflich aufgeragt
An der Bacchantenstirne[1]).
Doch eh wir euch mit Hall und Schall
Als Conbursalen ehren,
Müßst ihr auf diesen blanken Stahl
Ein Juramentum schwören. —
Geschworen sei's! Treu bis ans End
Steht unser Wort und Jurament!

Durchstöbert mit gelahrtem Fleiß
Des röm'schen Rechtes Quellen!
Studiert, glossiert in saurem Schweiß
Digesten und Novellen!
Doch wenn das deutsche Heerhorn klingt,
Wenn's Heimat gilt und Ehre,
Dann, Romanisten, zückt und schwingt
Für deutsches Recht die Wehre! —
Geschworen sei's! Treu bis ans End
Steht unser Wort und Jurament!

Curiert dereinst als Medici
Und wackere Adepten
Nach Celsi und Vesalii
Lateinischen Recepten!
Doch liegt das Volk von Angst gequält,
Muthlos und krank im Spittel,
Dann sagt's auf deutsch, woran's ihm fehlt,
Und heilt's durch deutsche Mittel! —
Geschworen sei's! Treu bis ans End
Steht unser Wort und Jurament!

Wohl wird manch süßer Herzensdieb
Euch eure Ruh gefährden;
Denn ewig bleibt Scholarenlieb
Die schönste Lieb auf Erden.
Doch sei geküsst kein welscher Mund
Und keine Braut erkoren,
Die nicht auf heilgem deutschen Grund
Ein deutsches Weib geboren! —
Geschworen sei's! Treu bis ans End
Steht unser Wort und Jurament!

[1]) Alte studentische Ceremonien bei der Deposition der Beanen (Füchse).

Prinzessin Lachemund.

„Arm' Waisenkind, gib in Treuen kund:
Wonach steht dein Sinn und Begehren?
Dem König verkündet's mein Lachemund,
Und der König soll dir's gewähren.
Sag, trügest du gerne ein Helfanthorn
Wie die Jager und Waidgenossen?
Willst du mit Küraſs und Eisensporn
Stolzieren auf muthigen Rossen?
Magst du ein Wämslein von Golde licht,
Gleich meinen Edelknaben?" —
Das Bübchen schüttelt den Kopf und spricht:
„Ein Mutterle möcht ich haben!"
Und Flammen verzehrender Sehnsucht sind
Erglommen im Auge des Kleinen — —
Da hub das lachende Königskind
An, bitterlich zu weinen.

Arbeiters Nachtgebet.

Glühn durch das Dunkel brechend
Die Sternlein licht und blank —
Falt' ich die Hände, sprechend:
Mein Herrgott, habe Dank!

Für die, die lieb mich haben:
Mein Weibchen hold und schlank,
Die Mägdlein und die Knaben —
Mein Herrgott, habe Dank!

Für jeden warmen Bissen,
Für jeden kühlen Trank,
Und für mein gut Gewissen —
Mein Herrgott, habe Dank!

Und für den lieben Frieden,
Ohn' Missgunst, Groll und Zank,
Den du mir stets beschieden —
Mein Herrgott, habe Dank!

Beim fleiß'gen Händeregen
Wird Kopf und Herz nicht krank.
Das ist der Arbeit Segen —
Mein Herrgott, habe Dank!

Hab' redlich heut geschaffen,
Bis dass die Sonne sank.
Brav schaffen macht gut schlafen —
Mein Herrgott, habe Dank!

haus und seine Kirche; eine Gemeinde von Bauern, Holzern und Hirten verehrt ihn als ihren treuen Seelsorger. Und dieser schlichte Landpfarrer hat es gedichtet, das Buch von deutscher Minne, Treue und Tapferkeit, wie noch keines so von einem katholischen Priester des Landes geschrieben worden. Seinen Vorrang vor anderen kann man am besten messen bei den Gelegenheitsgedichten. Die gedankenreichen Poesien: „Festgruß zur Eröffnung der Eisenbahn nach Hartberg", „Mein Toast", „Vision", „Eine Pfingstfahrt" und besonders das Gedicht zum Begräbnisse des seligen Bischofs Zwerger gehen zu Gemüthe und erfüllen uns nicht minder wie die übrigen Abtheilungen mit ästhetischem Genuss. — Zu einer Zeit, da man im Ganzen, wohl leider nicht mit Unrecht, dem Clerus tiefe Bildung und deutsche Empfindung absprechen will, ist es besonders erfreulich, dass gerade ein Priester das steirische Sängerthum, das nie absterbende, zu neuen Ehren bringt!

Nun aber einige Proben aus Kernstocks „Zwingergärtlein":

Ein feins lied von einem landsknecht.

Ein birnbaum stet am straßenrein,
stolziert mit grünen zweigen.
Da gab mir die viltraute mein
von rotem gold ein ringerlein
und tet sich zu mir neigen.
Auf meine hand ihr trehnlein fiel:
Far wol, far wol, mein herzgespiel!
Keins andern werd ich eigen!

Ein birnbaum stet am straßenrein,
sein laub tut sich verfärben.
Da traf ich sie nach jahr und tag,
wie sie meineider minne pflag.
Den ring schlug ich zu scherben.
Jetz will ich um ein ander braut
auf preiter heid mit lot und kraut
als frummer landsknecht werben.

Ein birnbaum stet am straßenrein,
kein blättlein sicht man sprossen.
Tu mir die lieb, mein kameran,
ans dürre holz, da lein mich an,
da sei mein lauf beschlossen!
Der baum und ich, wir fahrn dahin,
weil uns ein schöne teufelin
mit falschen zehrn begossen.

Das Kind des Capitäns.

Ein Wiegenlied.

Die junge Mutter sitzt und sinnt
Und lässt ein Lied erschallen:
„Der Zeiger rückt, die Stunde rinnt —
Bald wird dein Mündlein, süßes Kind,
Den Namen Mutter lallen. —
Gott geb! Gott geb!
Dass ich den Tag erleb!"

„Das Schiff kehrt heim, die Wimpel wehn,
Auf der Commandobrücke
Steht stolz ein junger Capitän.
Zum Willkomm beim vor Anker gehn
Dröhnt der Salut der Stücke. —
Gott geb! Gott geb!
Dass ich den Tag erleb!"

„Das Seemannsblut ließ dich der Herr
Von deinem Vater erben.
Drum schwör' wie er einst, auf dem Meer,
Dem deutschen Volk zu Ehr und Wehr,
Zu leben und zu sterben! —
Gott geb! Gott geb!
Dass ich den Tag erleb!"

„Still träumt die Greisin am Kamin —
Da jauchzt es vor dem Thore:
Victoria! Die Feinde fliehn!
Es nahm ihr Flaggschiff, heldenkühn,
Dein Sohn der Commodore! —
Gott geb! Gott geb!
Dass ich den Tag erleb!"

---

in Saaz Franz **Mach**, der sich unlängst der altkatholischen Kirche angeschlossen und seinen Übertritt jetzt auch vor der Öffentlichkeit durch die Herausgabe eines Buches zu rechtfertigen sucht, das wohl den gleichen Erfolg und die gleiche Bedeutung erlangen dürfte wie Chamberlains „Grundlagen des 19. Jahrhunderts“.

Herr Professor Mach betitelt sein Buch, das im Verlage von E. Pierson in Dresden erst vor wenigen Wochen erschienen ist und „dogmenkritische wie naturwissenschaftlich-philosophische Untersuchungen für die denkende Menschheit“ darbietet, mit Recht als „Religions- und Weltproblem“; denn es verbreitet sich unter anderem über nachstehende Gegenstände und Fragen, die für jedermann, zumal für die gelehrte und gebildete Welt, von größtem Interesse und Belange sind:

Erster Theil: 1. Die Wahrheit — das für den Menschengeist Höchste. 2. Was ist „Glauben“ und was ist „Wissen“? 3. Wie gelangt der Menschengeist zur Wahrheit? 4. Läßt sich das Dasein einer persönlichen, vor- und überweltlichen Gottheit beweisen? 5. Welches Ergebnis bezüglich der Gottesidee weist die Geschichte des philosophischen Denkens auf? 6. Welcher wissenschaftliche Wert kommt dem von den positiven Religionen aufgestellten Gottesbegriffe zu? 7. Läßt sich die theologische Lehre von der Erhaltung und Regierung der Welt durch Gott beweisen? 8. Läßt sich die einseitig materialistische und idealistische Weltanschauung als wahr erweisen? 9. Welches ist das Wesen der Religion, und worin findet diese ihr Verständnis und ihre Rechtfertigung? 10. Läßt sich die Nothwendigkeit und geschichtliche Wirklichkeit einer übernatürlichen göttlichen Offenbarung und insbesondere die Realität des Wunders beweisen?

Zweiter Theil: 11. Läßt sich der messianische und göttliche Charakter Jesu und die Göttlichkeit seines Werkes erweisen? 12. Läßt sich die Realität höherer, rein geistiger Wesen erweisen? 13. Wie verhält sich die biblisch-theologische Lehre von der Erschaffung, dem Alter des Menschen sowie der Einheit des Menschengeschlechtes zu Vernunft, Erfahrung und Wissenschaft? 14. Welchen inneren Wert hat die theologische Lehre vom Urzustande des Menschen, vom Sündenfalle, der Erbsünde und Erlösung? 15. Läßt sich die Substanzialität und Unsterblichkeit der Menschenseele beweisen? 16. Ist die menschliche Willensfreiheit Thatsache oder Fiction?

Was Professor Mach mit der Erörterung und Beantwortung dieser Fragen, die den Inhalt seines „Religions- und Weltproblems“ bilden, eigentlich bezwecken will, spricht er im letzten Capitel seines prächtigen Buches, das in der einschlägigen Literatur einzig und unübertroffen dasteht, klar genug aus: das Seinige beizutragen, „damit das ursprünglich reine Christenthum seine Wiedererstehung im geistigen Leben der Völker je früher je lieber feiern könnte und möchte — jene ernste und doch milde, weitherzige, geistesfreie Religion, welche unter allen gewesenen, derzeit vorhandenen und in der Zukunft möglichen als die geeignetste erscheint, durch ihre Glaubenslehre die Herzen der Menschen zu erheben, zu trösten und aufzurichten, durch ihre Sittenlehre zu ethischer Reinheit, zu edler Tugend, zur Gewissenhaftigkeit, zu allseitiger Pflichterfüllung und zu werkthätiger Menschenliebe anzuleiten, dadurch aber nicht nur den geordneten Bestand der Gesellschaft zu sichern, sondern zugleich an deren Bekennern **das** zu erreichen, was zu allen Zeiten als das letzte und höchste Ziel menschlichen Lebens, Strebens und Sehnens galt — sie wahrhaft zu beglücken und zu beseligen“. Wie schon Herder gesagt, können der Lehrmeinungen oft viele sein, echte Menschenreligion ist aber nur **eine**, und das ist das recht verstandene Christenthum; **eine** Lehrmeinung (d. h. ein bestimmtes, aufgedrängtes Glaubenssystem), zumal von wüthenden Jüngern umhergetragen, ist der seidene Strick des Sultans in Janitscharenhänden. Ein Glaubensbedürfnis wird ja die Menschheit immer haben; der Umfang und Inhalt des Glaubens aber wird sich offenbar nach **persönlichen** Bedürfnissen, Umständen und Momenten, vor allem nach dem Bildungsgrad des Einzelnen richten. Insoferne kann man von einem „dogmafreien“ Christenthum reden, und gerade ein solches weitherziges Christenthum, dessen Kern die erhabene Sittenlehre des Evangeliums, dessen Ziel die moralische Veredlung des Menschen, ist so recht geeignet, die Religion der Zukunft darzustellen und **alle** Menschen zu seinen Bekennern zu zählen. Ohne gerade das **Wort** auszusprechen, so ist es dem Verfasser des hier in Frage stehenden Buches der **Sache** nach offenbar um **das** zu thun, was der sogenannte „Reformkatholicismus“ als sein Ziel anstrebt.

Groß und überreich wäre der Segen des Gelingens eines solchen Werkes. Hat doch schon Walther von der Vogelweide sehnsuchtsvoll ausgerufen: „Christenthum und Christenheit, wer diese schnitt zu **einem** Kleid!“ An die Stelle der religiösen Zerrissenheit würde Friede und Eintracht, an die Stelle des confessionellen Haders Einmüthigkeit in kirchlichen Fragen treten, der Unduldsamkeit und Verfolgungssucht um des Glaubens willen wäre der nährende Boden entzogen, die gesammte Menschheit oder doch die heutigen Culturvölker, insbesondere jene, welche sich schon jetzt zum Christenthum bekennen, wären **eine** große, durch das Band gleicher sittlicher Lebensauffassung in Liebe geeinigte Gemeinschaft. In tausenden Familien, deren Gatten und

„Dann sagen wir's der Victoria!"

Die verewigte Kaiserin Friedrich pflegte sich als Kronprinzessin Victoria bei ihren Spaziergängen und Ritten im Wildpark vielfach mit den armen Frauen der Umgegend, welche Leseholz für ihren Hausbedarf sammelten, leutselig zu unterhalten und sie meist auch zu beschenken. Demgegenüber bereitete ihrem Gemahl, dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm, das Treiben der „Weiber" im Wildpark viel Verdruss. Nach seinen Beobachtungen hatten sie es gar nicht nur auf das Raffholz abgesehen; sie störten ihn auch des öftern bei der Ausübung des edlen Weidwerks. „Unser Fritz" hatte deshalb den Wildmeister Weber strengstens angewiesen, den „Weibern" das Handwerk zu legen, sofern dieses ohne behördlichen Erlaubnisschein betrieben wurde. Diese Instruction lief nun natürlich den Absichten der Kronprinzessin, die Mitleid mit den Armen hatte, stricte entgegen, und so befand sich der alte Wildmeister oft in einer recht misslichen Lage. Eines Tages stellte ihn der Kronprinz, der zu Pferde den Wildpark durchstreifte, und tadelte es, dass schon wieder holzsuchende Weiber im Park ihr Wesen trieben. „Ja", erwiderte verlegen der Hüter des Waldes, „ich habe den Weibern gesagt: Heute zeige ich euch aber bestimmt an, damit ihr bestraft werdet, worauf sie mir triumphierend zuriefen: Dann sagen wir's der Victoria, die hat's uns erlaubt!" — Darob schüttelte sich der Kronprinz vor Lachen, fügte der Wildmeister hinzu, sodass das Pferd sich hoch aufbäumte. Und so giengen die „Weiber" wiederum straflos aus. . . .

Bücher.

Das Religions- und Weltproblem. Zu den hervorragendsten unter den Schriften fin de siècle, die bisher erschienen sind, zählt unzweifelhaft das Buch, das Herr Houston Stewart Chamberlain im Jahre 1899, von Wien aus datiert, unter dem Titel: „Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts" herausgegeben hat. Es ist im Großoctav-Format gedruckt und zählt 1032 Seiten, ist aber trotz dieser seiner Ausdehnung nur eine Einleitung zu einer Geschichte des 19. Jahrhunderts, die mit Ungeduld erwartet wird und höchst interessant zu werden verspricht. Die vorliegenden „Grundlagen" sind eben ein typisches Beispiel der Geschichtsauffassung und der Weltanschauung, die hochgebildete Laien unserer Tage auf Grund der Resultate der philosophischen, geschichtlichen und naturwissenschaftlichen Forschung im weitesten Sinne des Wortes sich zu bilden veranlasst werden. Dabei aber gelangt Chamberlain, dem „die wünschenswerte Gabe der Lüge nicht zutheil wurde", zu dem Resultate, das er an verschiedenen Stellen seines Buches immer wieder klipp und klar ausspricht: Die katholische Kirche und das katholische Christenthum sei der eigentliche Feind des germanischen Wissens, der germanischen Civilisation und der germanischen Cultur, unter welcher er die Weltanschauung, die Religion und die Kunst zusammenfasst. Das ist eine harte Anklage, die nicht verfehlen wird, bei uns in Österreich die bekannte „Los-von-Rom"-Bewegung mächtig zu fördern. Der Heißhunger, mit dem das Buch aller Orten auf den Universitätsbibliotheken, und nach dem Erfolg des Buches zu schließen, das bereits in zweiter Auflage vorliegt, in ungezählten Familien verschlungen wird, ist ein sicheres Symptom dafür.

Dass aber die eben erwähnte, von Chamberlain übrigens aus unleugbaren Thatsachen der Geschichte wohlbegründete Anklage leider eine vielfach berechtigte ist, dafür spricht wohl auch der Umstand, dass sich in bedenklicher Weise die Fälle mehren, dass wissenschaftlich gebildete Männer geistlichen Standes, Theologen von bestem Ruf und Namen, im Ringen und Suchen nach Wahrheit, einfach deshalb, weil sie ihr Leben „nicht länger mehr mit einer Lüge beflecken wollen", aus der römisch-katholischen Kirche austreten, wie beispielsweise der frühere Professor der Moraltheologie am bischöflichen Seminar in Mainz Dr. E. Schieler, der jetzt als Prediger der freireligiösen Gemeinden in Königsberg und Tilsit in den Dienst des evangelischen Christenthums sich gestellt hat, oder der frühere Religionsprofessor am k. k. Staatsgymnasium

Wahrheit vorsätzlich und hartnäckig widerstreben ist nach bedeutsamer christlich-theologischer Lehre eine „Sünde wider den Geist". Das will ich keinen Augenblick außeracht lassen — das mögen aber auch jene ernst und gewissenhaft bedenken, deren Weltauffassung und religiöse Überzeugung von den Ergebnissen der vorliegenden Untersuchung abweicht, sowie jene, welchen persönliches oder berufliches Interesse die Zustimmung erschwert oder verbietet, endlich jene, welche es für angemessen finden sollten, das vorliegende Buch und dessen Verfasser mit Ignorierung der dargelegten Beweisgründe zu verketzern oder zu schmähen! Jener dient einer Sache schlecht, der die Wahrheit über dieselbe nicht hören will, und es ist insbesondere Pflicht der ehrlichen Forschung zu zeigen, inwieferne „durch grobe Mißverständnisse und Missbräuche das Christenthum ein Mischristenthum geworden ist, Ärgernis dem menschlichen Verstande, Verderbnis menschlicher Sitten, eine falsche Psychagogie, d. i. Seelenführung."*)

Ein Wiener Religionsprofessor.

*) Vrgl. Herder, Christl. Schriften, II. S. 63.

Die größte Sünde. Drama in fünf Acten von Otto Ernst. (Leipzig. L. Staackmann. 1901.) Wieder ein religiöses Drama! Und zwar von einem deutschen Lustspieldichter, und noch dazu vom neuesten. Wer eine „Jugend von heute" und einen „Flachsmann" schreibt, von dem wissen wir ja freilich mehr, als dass er Leben und Dichtung bloß im Milieu des heiteren Spottes erblickt, wir sehen, dass er tiefer gründet und höher fliegt.

„Wer das Heil erkennt und ihm dennoch widerstrebt, der sündigt wider den heiligen Geist", sagt Wolfgang, der diese „größte Sünde" an sich mit dem Revolver sühnt. Er ist ein Freidenker, aber der Überzeugung, dass man allem, was man für schlecht oder irrig oder irreführend hält, sich widersetzen müsse; doch von der größten Noth gedrängt, lässt er sein Kind taufen und gibt seine Einwilligung zur kirchlichen Trauung mit seiner Frau. Er wird sich untreu, verliert allen Halt und der Schluss ist die Kugel. — Ein schreckliches Drama, durchaus folgerichtig, nur eins werden Viele nicht begreifen, nämlich, dass dieser Freidenker so wenig frei denkt! Taufe! Trauung! „Nimm mirs nicht übel", sagt sein Freund zu ihm, „das ist von Dir beschränkter engherziger Fanatismus. Was sind einem bedeutenden Menschen denn diese Formalitäten! Er macht alles mit und glaubt, was er will". Das ist die bekannte Stimme der Tausende, nein, der Millionen von gebildeten Normalmenschen. Die Kirchen sind damit auch zufrieden. Nicht aber so unser Wolfgang, der sich's nie anders denken konnte, als dass man seiner Meinung, seiner geäußerten Überzeugung auch persönlich buchstäblich nachleben müsse. Er wäre freilich auch an diesem Nachleben zugrunde gegangen, doch er wäre es als Held und hätte sich nicht selbst verachten müssen. Aber da kommt die materielle Noth seiner Familie, er lässt sich überreden von seinem Weib, und die reichen Schwiegereltern haben ihre Hilfe nur unter der Bedingung zugesagt, dass er sein Kind taufen, dass er sich kirchlich trauen lasse. Er gibt nach und bricht unter der Last dieser Sünde gegen den heiligen Geist seiner Überzeugung zusammen.

Man sieht, Wolfgang ist kein Freidenker gewöhnlicher Sorte, er ist mit sich strenge im strengsten christlichen Sinne und bis auf die Verzweiflung, die keinen Ausweg mehr finden kann, außer der Kugel, mit der er sich und sein Weib tödtet, ist er ein christlicher Charakter. Also nicht etwa gegen das Christenthum ist die Tendenz des Dramas gerichtet, sondern gegen kirchlichen Zwang, der, manchmal mit den Borniertheiten der Gesellschaft verbunden, gerade die edelsten Menschen ins Verderben hetzt.

Das Stück, welches in einzelnen Städten Deutschlands mit größtem Erfolg gegeben wird, und das die Kritik als das bisher bedeutendste Werk Ernst's bezeichnet, wird — wenn's bei uns überhaupt auf die Bühne darf — leidenschaftlichen Widerspruch finden. Nicht bloß von Vertretern der Kirchen, wohl auch von jenen zumeist unverdient Glücklichen, die zu verlieren haben, wenn kirchlicher Zwang gebrochen würde. Es ist ja im Grunde wahr, geben solche in die Enge Getriebenen zu, wir glauben ja selber auch nicht alles, aber dem Volke, der Menge darf man solche Dinge nicht vorstellen, sonst gibt's Revolution, dann ist's um unsern Vortheil geschehen. Sie halten die Wahrheit ja recht hoch, aber der Vortheil ist ihnen doch noch lieber. Von dieser Sorte ist der größte Theil derer, die Stützen der Tradition sind. — Aber Gottlob, der in unserer Zeit widererwachende heilige Geist will nicht heuchlerische Formenreligion, er will Christenthum, strenges, opferfrohes Christenthum. Otto Ernst's Drama „Die größte Sünde" halte ich für eine feurige Zunge dieses heiligen Geistes. M.

Heuriges. Skizzen aus Kunst und Leben von Ed. Pötzl. (Wien. Robert Mohr. 1902.) Jahr für Jahr warte ich, dass dieser Autor ein langweiliges oder sonst ungutes Buch schreibt, um daran mein Müthchen zu kühlen. Denn Eduard Pötzl ist mein Gegner! Er ist ein eingefleischter Stadtmensch, der bloß manchmal aufs Land zu Jagden geht, während ich gern auf dem Lande sitze und nur bisweilen einen Jagdzug nach der Stadt mache. Er hätte also gar kein Recht, den Schneesturm oder den Frühling zu beschreiben, aber er

Glieder jetzt gerade in dem Höchsten und Heiligsten nicht übereinstimmen, würde Friede und innere Harmonie wiederkehren, die so überaus wichtige einheitliche sittlich-religiöse Erziehung der heranwachsenden Jugend wäre damit gegeben.

Wie Prof. Mach in der Vorrede seines Buches selbst bemerkt, ist dasselbe dessen Haupt- und Lebenswerk, dessen seelisch-geistiges Vermächtnis, an dessen Zustandekommen er jahrelang redlich und mit Fleiß und Liebe gearbeitet. Psychologisch interessant, lehrreich und zugleich rührend, muthet den Leser in der das Buch einleitenden „Lebensskizze“ die Schilderung der inneren Kämpfe an, durch welche sich der auf theologisch-apologetischem Gebiete der römisch-katholischen Kirche ehedem vielfach literarisch thätige Verfasser allmählich von der pflichtgemäßen, aber innerlichst nicht befriedigenden Vertheidigung blinden Kirchen- und Dogmenglaubens zum hellen Lichte wissenschaftlicher Wahrheit, zu einer geläuterten Welt- und vergeistigten Gottesauffassung emporgerungen hat.

Wir haben gewiss nicht zu viel behauptet, wenn wir vorhin weiter oben sein Buch, was wissenschaftliche Schärfe, logische Tiefe und Klarheit, systematische Allseitigkeit und encyklopädische Fülle des Inhaltes betrifft, in der einschlägigen Weltliteratur als einzig und unübertroffen dastehend genannt haben. Der wissenschaftliche Wert desselben erhöht sich aber dadurch, dass der streng unparteiisch, ehrlich und leidenschaftslos — sine ira et studio — kritisierende Verfasser nirgends bloß behauptet, sondern jeden Satz, den er schreibt, auch stets beweist und quellenmäßig belegt.

Bei der auf kirchlich-confessionellem Gebiete herrschenden Verwirrung und dem lebhaft regen Interesse, das gerade unsere Zeit der religiösen Frage entgegenbringt, und dem Hunger und Durst nach Wahrheit, den die Menschen unserer Tage bekunden, die gar eifrig nach dem „Reiche Gottes und seiner Gerechtigkeit“ suchen und fahnden, darf man auf eine günstige Aufnahme seines Religions- und Weltproblems seitens der denkenden Welt und auf eine wohlverdiente weiteste Verbreitung desselben rechnen und hoffen. Wir unsererseits aber haben dieses Buch nicht etwa deshalb empfohlen, weil es, wie schon gesagt zweifelsohne den Evangelismus und unsere jetzige ‚Los von Rom‘-Bewegung mächtig fördern wird, nein, wir stehen ja dieser Bewegung soweit ferne und bedauern sie; uns ist um Höheres zu thun, geradezu um die Interessen der katholischen Kirche. Was nämlich uns veranlasst hat, das Lob dieses Buches hier zu singen und es jedermann auf das wärmste und dringendste anzuempfehlen, ist vor allem der Umstand, dass es auch in der Richtung sehr lehrreich und instructiv ist, als es jedem, der Ohren hat um zu hören und Augen um zu sehen, klar und deutlich zeigt, welche Fehler gutzumachen, welche Thätigkeit zu entfalten und welche Forderungen an die Vertreter des katholischen Christenthums zu stellen sind, wenn die gebildeten Kreise, besonders bei uns in Österreich, für die katholische Kirche erhalten bleiben, bezw. wiedergewonnen werden sollen.

Nach einer mehr als einjährigen Vorarbeit eines für diesen Zweck „vorbereiteten Fünfercomités“ hat sich am 19. November v. J. im Hotel „zur Ente“ in Wien der „Verein katholischer Religionslehrer an Mittelschulen Österreichs“ constituiert, zur Wahrung und Förderung ihrer Standesinteressen, wie auch behufs Organisation einer literarischen Thätigkeit auf dem Gebiete der modernen christlichen Apologetik. Über Antrag eines Mitgliedes der Versammlung wurde in letztgenannter Hinsicht in das Arbeitsprogramm unter anderem sofort auch eine Widerlegung des hier besprochenen Werkes: „Religions- und Weltproblem“ aufgenommen. Wer wird dies lebhafter begrüßt haben als unser ehemaliger College Professor Mach selbst, nachdem er ja auf Seite IV und VII im Vorwort seines Buches eine Widerlegung voraussieht und geradezu wünscht, wenn er an genannter Stelle also schreibt:

Welches Los dem vorliegenden Werke beschieden sein wird? — Kein Zweifel! Die streng Gläubigen und religiös Unduldsamen, die geistig Unselbständigen und blind Fanatischen werden es verwünschen und verdammen, und sie würden ihm und dessen Urheber wohl am liebsten jenes Schicksal bereiten, welches vergangene Jahrhunderte bezüglich der Verfechter einer freien Forschung und Wissenschaft, bezüglich der Lehrer einer geläuterten Weltanschauung zur Schmach jener Zeit so oft gesehen; aber viele andere werden es vielleicht segnen und aus ihm Licht und Klarheit, Frieden und Herzensruhe schöpfen ... und ich meine nicht zu viel zu behaupten, wenn ich sage, das vorliegende Werk spreche nur aus und zeige als innerlich wahr und berechtigt was Zehntausende, ja Hunderttausende Geistesreifer und gerade der besten meiner Mitmenschen mehr oder weniger klar überzeugt denken und fühlen.“

„Übrigens wollte ich mich, wenn dies bezüglich des wesentlichen Inhaltes und Ergebnisses überhaupt möglich, gern eines Bessern belehren lassen; man widerlege das darin Gesagte und Bewiesene — nicht zwar durch willkürliche Aufstellungen und durch Truggründe sophistischer Spitzfindigkeit, sondern in ehrlicher objectiver und sachlicher Polemik — und ich bin aufrichtig bereit, meinen Irrthum einzugestehen und zu wiederrufen. Bösem Willen gegenüber sind und bleiben wir ja allerdings machtlos. Der erkannten

Plauderbriefe an eine junge Frau. Von Otto von Leixner. (Leipzig, C. F. Amelang. 1901.) Ein anregendes und liebenswürdiges Büchlein, plaudert über verschiedenerlei Fragen, die besonders den Frauen nahe gehen. Man soll sich überzeugen, wie reizend sich das liest. M.

Richard Wagner. Von Houston Stewart Chamberlain. Neue (Text-) Ausgabe in Groß-Octav-Format. (München. F. Bruckmann.) Mit Titelbild. Unter der fast unübersehbaren Fülle von Büchern über Richard Wagner nimmt das Werk des in jüngster Zeit vielfach genannten Deutsch-Engländers Houston Stewart Chamberlain einen besonderen Platz ein. Es zieht in knapper und doch erschöpfender Weise den Lebensgang, die Werke, die Schriften und Lehren Richard Wagners in den Kreis seiner Darstellung und bietet somit nicht nur eine Biographie oder eine musikalisch-kritische Wertschätzung des Componisten, sondern stellt uns die künstlerische und menschliche Gesammterscheinung des Bayreuther Meisters klar und plastisch vor Augen. Chamberlain hat sich — die berufensten Kritiker haben das rückhaltslos anerkannt — mit diesem Buche an die Spitze der kleinen Schar wirklicher Wagner-Kenner gestellt. Dem feinen architektonischen Aufbau des Werkes entspricht eine bewundernswert klare und vollendete Ausdrucksweise. Dazu gesellt sich ein hoher Flug der Gedanken und ein souveränes, auch alle verwandten Gebiete spielend beherrschendes Wissen, so dass die Tastellung mit seltener Kraft den Leser überzeugt. V.

Anno Dazumal und heute. Meraner Skizzen von Karl Wolf. (Innsbruck. A. Edlinger. 1901.) Dieser neue Band des Verfassers der „Geschichten aus Tirol" wird gleich allen Schriften Karl Wolfs freundliche Aufnahme finden; zuerst bei allen Kennern Merans, die in den prächtigen Schilderungen viele Anklänge an die im deutschen Süden verbrachten Tage finden werden, dann bei allen Freunden humorvoller Kleinmalereien aus dem deutschen Volksleben überhaupt, dessen meisterhafte Behandlung Karl Wolf längst den ehrenvollen Beinamen eines „Defregger mit der Feder" eingetragen hat. V.

Hamerlings Werke. Volksausgabe in vier Bändern. Ausgewählt und herausgegeben von Dr. Michael Maria Rabenlechner. Mit einem Geleitworte von Peter Rosegger. Zweite Auflage. (Hamburg. Verlagsanstalt und Druckerei A.-G.) Ein Beweis, wie zeitgemäß diese Volksausgabe ist, dass binnen Jahresfrist eine neue Auflage nöthig geworden. Dieselbe hat bei gleichem Preise ein Erweiterung erfahren, sie enthält nun nebst neuen Gedichten aus dem Nachlasse auch das herrliche „Schwanenlied der Romantik". In der Biographie sind die den Deutschnationalen anstößigen Stellen weggeblieben. M.

Adalbert Svoboda's Leben und Werke. Ein Gedenkblatt und Mahnwort für die Gebildeten aller Stände von Dr. Eduard Lessen. (Leipzig. C. G. Naumann.) Nach einer liebevollen Skizze des Lebens und der Schriften dieses Denkers sagt der Verfasser über die Persönlichkeit Svoboda's das Folgende: Alle, die mit ihm zusammenkamen oder längere Zeit mit ihm verkehrten, insonderheit seine zahlreichen jungen und alten Freunde, wissen die persönlichen Vorzüge Adalbert Svoboda's nicht genug zu rühmen: die liebenswürdige Freundlichkeit und den taktvollen Zartsinn seines Umganges, die Lauterkeit und Reinheit seiner Gesinnung, die Treue und Anhänglichkeit seiner Freundschaft, seine stete Opferwilligkeit und Uneigennützigkeit im Helfen und Wohlthuen, welches er nicht als ein besonderes Verdienst ansah, sondern für eine reine Menschenpflicht erachtete, jede Dankesbezeugung mit den Worten zurückweisend: „Das hätten Sie auch ohne mich erreicht", dagegen selbst von rührender, nie versiegender Dankbarkeit für einmal Empfangenes, seinen unermüdlichen Forschungs- und Bildungstrieb, sein rastloses Streben andere zu belehren und zu fördern, seinen Abscheu gegen alles Rohe und Falsche und seine glühende Begeisterung für alles Wahre, Edle und Schöne, sein unbestechliches Gerechtigkeitsgefühl, seine reine Menschenliebe und sein feines künstlerisches Empfinden, so dass alle, die mit ihm in Berührung kamen, ihn auch unwillkürlich schätzen, lieben und verehren lernten. W.

Das Licht des Lebens. Zeitpredigten auf dem Ewigkeitsgrunde. Reden und Skizzen von Julius Werner. (Gütersloh. C. Bertelsmann. 1902.) Schlicht und eindringlich, damit bezeichnet man diese Reden am besten. Evangelische Gemüther, welche hier zu Lande nicht Gelegenheit haben, das Wort zu hören, mögen nach diesem Erbauungsbuche greifen. Wir nennen nur einige Themate: Gottessehnsucht im Menschenherzen. Der religiöse Zweifel. Weltfriede. Seelenruhe im Lebenssturm. Paulus und die Frauenfrage. Segen des Leides. Weltgeist und Gottesgeist. Treue im Kleinen. Dankbare Menschen — glückliche Menschen. Lauter Gegenstände, die uns näher gehen als dogmatische Spitzfindigkeit und politisches Gezänke auf der Kanzel. M.

Ein berufener Literarhistoriker, O. v. Leixner, hat kürzlich über die ausgezeichnete Hendel-Bibliothek treffend geurtheilt: „die Auswahl zeigt eine kundige Hand; die

thut's und leider — er kann's. Gerade in diesem neuesten Bändchen hat er die Dreistigkeit, so wunderschöne Natur- und Stimmungsbilder zu geben, wie sie ein Stadtmensch, der manchmal bloß auf die Jagd geht, niemals sollte zuwege bringen können! Ja noch mehr! Auch dann, wenn er in der Stadt bleibt, mit dem Lesen seine lustigen Kreuzzüge gegen die Secession, gegen die moderne „Poesie", gegen die Kunstphilister und andere großstädtische Kinderkrankheiten macht, auch dann sagt er gerade das, was man selber meint, nur merkwürdiger Weise vergessen hat zu sagen. Beim Lesen von Gegnern ärgert man sich immer, wenn man sich nicht ärgern muss, bis man schließlich alle Bösartigkeit fahren lässt, hier bei dem arglosfrohen Wiener Humor herzlich auflacht und glücklich ist darüber, dass ein anderer kann, was man selber nicht so von sich bringt. Ich möchte demnächst gerade einmal heimlich einen Heimgartenleser beobachten, der bei leidlicher Stimmung Pötzls Geschichte vom Automaten liest. Das wäre mir ein besonderes Vergnügen. Ich fürchte nur, dass die Leser sich Pötzls: „Heuriges" früher anschaffen, so dass sie dann dem Heimgartenmann, wann er mit dem „Automaten" oder einem andern der köstlichen Stückchen herankommt, lachend auf die Achsel klopfen: Eh schon kennen! — In allem Ernste, Pötzls neuestes Büchlein ist ein ganz besonderer Jahrgang, der sich halten wird. Und wären etliche Skizzen darunter, die sich knapp an den Tag oder eine Tagesthorheit schmiegen, so muss man sich erst recht beeilen, sie zu lesen, bevor die Kohlensäure sich verperlt.

R.

Das Erzählertalent der Frau Maria Janitschek ist seit Jahren vortheilhaft bekannt. Ihr neuester Roman: **„Stückwerk"** (Leipzig. O. Gracklauer) gehört zu ihren besten Werken. Er schildert die Lebensschicksale eines Mädchens, das sich darnach sehnt, ihrem Dasein einen ideellen Gehalt zu geben und bei diesem Bestreben einem lockeren Gesellen begegnet, der ihren guten Ruf zerpflückt und die Liebe für einen anständigen Mann zertrümmert. Maria Janitschek schildert geistvoll, lebenstreu und mit stilistischer Gewandtheit, die den Leser gefesselt hält. Man kann die Romancière M. Janitschek in Bezug auf literarische Bedeutsamkeit mit vollem Rechte der besten deutschen Romandichterin, Ebner-Eschenbach, zur Seite setzen.

A. Sv.

Gladiolen. Gedichte von Annie Diederichsen. (Dresden. E. Pierson.) Die Gladiolen sind eine Sammlung von nicht zu vielen, dafür aber von erlesenen Gedichten. Es seufzt und schluchzt darin nicht lyrische Empfindelei; banale Einfälle sind es auch nicht, die da zu Worte kommen. Große Impulse, kühne Leidenschaftlichkeit, gesunde Sinnlichkeit, mächtige Gefühlsconflicte finden jedoch in den „Gladiolen" einen packenden Ausdruck. Gleich der erste Cyclus von Gedichten: „Mädchenliebe — freie Liebe" gewinnt durch seine Stimmungskraft und durch die ungewöhnlich offene Aussprache leidenschaftlicher Gefühle. Auf dem Gegenpole dieses Stimmungscharakters steht das letzte Gedicht: „Auf der Haide", in dem das erste, unbewusste, scheue Aufzucken der Liebeshingabe einen durch seine Naivetät hinreißenden Ausdruck gewinnt. Wir können diese ungewöhnlich schönen und gedankenreichen Gedichte der in Bremerhafen lebenden Dichterin auf das wärmste empfehlen.

S.

In Tirol drinn'. Neue Geschichten aus den Bergen. Von Sebastian Rieger pseud. Reimmichl. (Brixen. 1900. Kath.-polit. Press-verein.) Dass ich dieses Büchlein, an dem wohl der mit einer allerliebsten Alpenlandschaft verzierte Einband das schönste sein dürfte, mir gekauft und dann auch aufmerksam durchgelesen, daran ist Nr. 16 des Literaturblattes schuld, das von der bekannten österr. Leo-Gesellschaft herausgegeben wird. Daselbst wird nämlich der Reimmichl über allen grünen Klee gelobt und gerühmt. Das hat mich natürlich gereizt, und so habe ich mir, ohne die alten zu kennen, diese „neuen Geschichten aus den Bergen" kommen lassen, um selbst zu sehen, wie denn der Leutprediger eigentlich ausschaut und schreibt, der nach dem zuvor genannten Literaturblatte sein dankbares Publicum in Tirol bis zuhinterst in den Thälern hat, jedoch über Tirol hinaus noch lange nicht so geschätzt ist, wie es seinen Geschichten wohl in allen deutschen Landen gebüren würde. Wenn es so ist, wie jene Recension besagt, dann kann ich die lieben Tiroler wohl nur von Herzen bedauern, wenn ihnen nichts Besseres in die Hand kommt und sie nicht bessere Bücher lesen. Es sind wohl einige Geschichten, die entschieden auf dichterische Anlagen des Verfassers schließen lassen und einen auch recht anheimeln, namentlich jene Geschichten, die warmherzigen Patriotismus athmen und wecken wollen, wie z. B. die beiden Nummern: „Roth ist die Lieb' und weiß ist die Treu" und „Mein Kaiser". Allein trotzdem gebürt diesem Buche ein kräftiges Anathema und sage ich ganz offen: Hinweg mit demselben! Denn in der Geschichte: „Das Herz gebrochen" predigt es empörende religiöse Unduldsamkeit und in der „Heldenbraut" mit ihrer Hellseherei und ihrem doppelten Gesichte den verderblichsten Aberglauben. Schließlich kann ich nicht genugsam darüber erstaunen, wie so jemand den Muth in sich findet, den Reimmichl so vordrängerisch zu empfehlen.

Wg.

den ersten Schöpfungstag der liebesüchtigen Zelle und den letzten des gottsuchenden Menschen; dazwischen die unendlich vielen und wundersamen Stufen und Brücken vom sogenannten Anorganischen bis zur höchsten Potenz des Lebens.
W. Schwaner.

Röslein am Rain. Dichtung von Karl Krobath. Zweistimmiges Lied mit Clavierbegleitung. Der deutschen Jugend gewidmet von Gustav Zumpe. (Leipzig. Julius Klinkhardt.) Kaum alle hundert Jahre entsteht einmal ein echtes Volkslied, eine Volksmelodie, die sich für immer einsingt ins Herz der Nation. Der „Heimgarten", XXIV. Jahrgang, Seite 949, hat ein Gedichtchen gebracht: „Röslein am Rain" von Karl Krobath. Zu diesem schlichten Gedicht hat ein deutscher Componist (Gustav Zumpe in Dresden) eine Melodie gefunden, die an echter Volksthümlichkeit und deutscher Innigkeit zu den berückendsten gehört, was seit Langem auf diesem Felde erschienen ist. Wer dieses Lied sich von zwei reinen Frauenstimmen vorsingen läßt, dem klingt es nach vielleicht durchs ganze Leben.
R.

Gottfried, der Student. Ein moralisches akademisches Epos, nach alten Handschriften zusammengestellt von Emanuel Bimstein. (Heiligenstadt. F. M. Cordier.) Eine liebenswürdig-heitere Dichtung; die auf sie gewendete Stunde ist nicht als verpufft zu betrachten.
M.

Humoristische Geschichten aus Wien. Von Adolf Mestrik. (Wien. A. Mestrik 1901.) „San ma froh, dass s gor is!" heißt's zum Schluss des einen Bändchens. Wir schließen uns dieser Kritik an.
M.

Stielers Handatlas. Neue, neunte Lieferungsausgabe, 100 Karten in Kupferstich. Herausgegeben von Justus Perthes' Geographischer Anstalt in Gotha. (Erscheint in 50 Lieferungen, jede mit zwei Karten). 1. Lieferung: Nr. 15, Ostalpen im 1: 925.000, von C. Scherrer und H. Habenicht: Nr. 64, China in 1:7,500.000, von C. Barich. Die Zahl der Jahre hat dieses anerkannte Meisterwerk kartographischer Kunst und geographischer Wissenschaft nicht altern lassen. Wer die Blätter der soeben erschienenen ersten Lieferung der neuen Ausgabe betrachtet: meisterliche Darstellung, gründlichste Ausnutzung aller nur irgend erreichbaren Quellen, sorgsamste Berücksichtigung der Ansprüche der Wissenschaft und der Interessen des praktischen Lebens, trotz der reichen Fülle einzigartige Klarheit und Lesbarkeit — alle diese Eigenschaften zusammen genommen, sie drücken der neuen Lieferungsausgabe von Stielers Handatlas den Stempel auf. Der durch die Technik ermöglichte billige Preis, befähigt den „Großen Stieler", von seiner bisherigen kostspieligen Höhe herabzusteigen. Die beiden Blätter, welche die erste Lieferung bilden, Ostalpen und China, verkörpern die oben gerühmten Vorzüge.
V.

Die Schweizerflora im Kunstgewerbe für Schule und Handwerk. Von Ulr. Gutersohn. Erste Abtheilung Alpenblumen. 20 Folio-Tafeln in feiner mehrfarbiger lithographischer Ausführung. (Zürich. Art. Institut Orell Füßli.) Die langjährige Thätigkeit als Zeichenlehrer und als kunstgewerblicher Zeichner für die Praxis spiegelt sich in dieser Vorlagensammlung deutlich wieder. Man sieht aus der ganzen Anlage derselben, dass persönliche Erfahrungen dabei wegleitend waren, was besonders einem Lehrmittel, welches speciell für Mittelschulen, gewerbliche Fortbildungsschulen und Kunstgewerbeschulen geschaffen ist, sehr zustatten kommt. Die Compositionen sind für die Praxis gewählt und der Schüler wird durch die Darstellung der stilisierten Einzelformen in Verbindung mit einfachen Motiven für verschiedene kunstgewerbliche Techniken befähigt, nach und nach selbst zu componieren.
V.

Renaissance. Monatsschrift für Culturgeschichte, Religion und schöne Literatur. Herausgeber der katholische Priester Dr. Joseph Müller. (München. Rudolf Abt.) Der dritte Jahrgang erweitert und gut ausgestattet, beginnt prächtig. Das Bild in der Dichtung. — Harnacks Christus. — Poesie und Katholicismus. — Die Bibel in der katholischen Kirche. — Politik und Religion. — Zur „Los von Rom"-Bewegung in Österreich u. s. w. — Besonders unserem Clerus zu empfehlen.

Südmark-Kalender auf das Jahr 1902. Ein Jahrbuch für Stadt und Land. Geleitet von K. W. Gawalowski und Aurelius Polzer. (Graz. Deutsche Vereinsdruckerei.) Die Deutschnationalen werden hoffentlich vor allem zu diesem prächtigen Jahrbuch greifen.
M.

Frommes Kalender. „Vogl-Wichners Volkskalender". „20 Heller-Schreibkalender". „Tägliche Einschreibkalender". „Frommes Schreibtisch-Unterlage-Kalender". Von den fast für jeden Stand und Beruf speciell geschaffenen Kalendern erwähnen wir: „Frommes Clerus-", „Feuerwehr-", „Flachsbau-", „Forst-", „Garten-", „Juristen-", „Landmann-", „Landwirtschafts-", „Medicinal-", „Montan-", „Pharmaceuten-" und „Thierärzte-Kalender". Für die Jugend ist speciell zu Weihnachtsgeschenken sehr geeignet: „Frommes Österreichischer Studenten-Kalender für Mittelschulen", Fach- und Bürgerschulen". Für Geschenkszwecke eignen sich ferner „Frommes

Bibliothek ist mit Geschmack und literarischem Freisinn geleitet". Wir können uns diesem Urtheile durchaus anschließen. In hohen Maße berechtigt hierzu wieder die vorliegende neue Serie. Das Schauspiel von Multatuli „Fürstenschule". Grabbes Schauspiel „Napoleon oder Die hundert Tage". Dantes Göttliche Komödie. Meister Carneri hat sie übersetzt, der feingeistige Dantekenner und Dichter, dem soeben zum 80. Geburtstage die literarische Welt, zahlreiche gelehrte Körperschaften u. s. w. gehuldigt. Carneri gibt in dieser Ausgabe des unsterblichen Werkes gewissermaßen das Facit seiner seit Jahrzehnten gepflegten Dante-Studien, die ihn unbestritten zum berufensten Kenner Dantes und der „Divina commedia" erhoben haben. Er hat seinem Dante eine besondere Form gegeben: an Stelle der Terzinen des Originals hat Carneri für seine Übersetzung den reimlosen Jambus gewählt. Damit ist die erste, wirklich mit Genuss lesbare Verdeutschung geschaffen. Dem Sänger der Göttlichen Komödie schließt sich an: Friedrich Hebbel mit seinem deutschen Trauerspiel „Agnes Bernauer". Den Abschluss der Reihe bildet Victor Rydbergs handlungs- und stimmungsreicher Roman „Der letzte Athener". V.

Grillparzers Werke in billigen Ausgaben. Grillparzers Dramen sind Schöpfungen von seltener Stärke und Reinheit, die der weihevollsten Inspiration entsprungen sind und die in der Ausführung überall die Hand des großen Meisters zeigen. Und in der That, seine Werke verdienen es, ebenso wie Schillers und Goethes, in jedem deutschen Hause heimisch zu werden. Dazu bietet die Cotta'sche Buchhandlung nun die Hand, indem sie mehrere neue Ausgaben seiner Werke veranstaltete, die vortrefflich ausgestattet sind, trotzdem aber zu äußerst billigen Preisen abgegeben werden. Die Volksausgabe von Grillparzers Werken enthält die sämmtlichen Dramen und eine von einem bewährten Kenner Grillparzers getroffene Auswahl seiner Gedichte; außerdem die beiden einzigen Erzählungen Grillparzers, Das Kloster bei Sendomir und Der arme Spielmann, sowie eine Auswahl seiner vermischten Schriften und die Selbstbiographie des Dichters. Diese Ausgabe bietet also alles, was Grillparzer Hervorragendes geschaffen hat und gibt ein vollständiges Bild seines Lebens und Wirkens. Dass Heinrich Laubes Einleitung und dessen Nachworte zu den Dramen beigegeben sind, wird gewiss freudig begrüßt werden.

Von Grillparzers sämmtlichen Dramen erschien eine schön gedruckte und elegant gebundene Ausgabe im Format der Cotta'schen Classiker-Octav-Ausgaben in drei Doppelbänden, herausgegeben von August Sauer und ebenfalls mit der Einleitung und den Nachworten von Heinrich Laube versehen. — Schließlich bringt die Verlagshandlung noch eine Ausgabe der dramatischen Meisterwerke des Dichters in einem Groß-Octavbande. Der Band enthält Dramen, die zum festen Repertoirbestande der deutschen Bühnen gehören: Die Ahnfrau; Sappho; Medea; König Ottokars Glück und Ende; Des Meeres und der Liebe Wellen; Der Traum ein Leben, sowie Weh dem, der lügt! Somit ist nunmehr jedem Geschmacke und jedem Wunsche Rechnung getragen. V.

Neue Philosophen. Dem Namen und dem Wollen nach kannte ich sie längst. Von dem einen hatte ich „Die Eroberung der Menschen im 19. Jahrhundert" und „Goethe im 19. Jahrhundert" gelesen, dazu einige wertvolle Zeitschriftartikel über die Entwicklungslehre; den anderen habe ich einmal in einer großen Volksversammlung über: „Die Religion der Freude" reden hören. Ich spreche von Wilhelm Bölsche und Bruno Wille. Allerdings hatte ich noch mehr über sie gelesen und wiederholt das Beste über sie gehört. Mit diesen beiden Menschen, das fühle ich schon seit vielen Monaten instinctiv, musste ich mich auseinandersetzen. Keine Zeit und keine Gegend war dazu geeigneter als die Sommerfrische in der Kieferwaldeinsamkeit. Dort sind mir die beiden, mit denen ich bisher nie Blicke oder Worte getauscht hatte, zu Freunden geworden, und ich habe kaum einen sehnlicheren Wunsch als den, dass sie es auch unseren Lesern würden. Wilhelm Bölsche redet in seinem, bis jetzt zweibändigen Werke über Liebe und Geist in der Natur, Bruno Wille über Leben und Geist in der Natur. Beide haben die harmonischen Ahnungen und Gesichte Goethes, die wissenschaftlichen Forschungen Darwins und die scharfsinnigen Folgerungen Haeckels in ein religiöses System gebracht. So wurden sie zu den Propheten und Führern dieser heraufziehenden Weltphilosophie des Geistes und der Kunst. Bölsche geht aus vom Kern aller Cultur: der Liebe. Gott zu sehen, ihn zu fühlen in allem, was ist, im träumenden stillen Stein wie in der grünenden und blühenden, fruchtschaffenden Pflanze und im menschsuchenden Thier; im Hell und Dunkel der Erde, wie im matten Schein des Mondes, dem leuchtenden Strahlenglanz der Sonne und im lachenden Blau des reinen, unbedeckten Himmels. Überall zeigt uns der schönheitsfreudige, kunstbegabte Forscher den nackten, reinen, großen Gott, den unverhüllten Geist des Erkennens, der Liebe und des Wollens. Er heiligt den Liebesact der Eintagsfliege und den ungeheuren Geschlechtsrausch der Häringsmauer; er spricht vom Musterstaat der Ameise und der Biene, von der strengen Vaterschaft des wildernden Stichlings und dem alt-jungferlichen Männerhass der madonnenhaften Spinne; er zeigt

Heine, Dostojewski, Gourkij. Essai von J. C. Poritzky. (Leipzig. R. Wöpke. 1902.)

Ein Knabenleben vor sechzig Jahren. Pädagogische Betrachtungen eigener Erlebnisse von Prof. Dr. Franz Pfalz. (Leipzig. Richard Wöpke. 1901.)

Worte Christi. Von H. St. Chamberlain. (München. F. Bruckmann. A.-G.)

Die Mobilmachung des Christenthums gegen den Krieg. Von O. Kellermann. Aus dem Französischen von O. Umfried. (Stuttgart. Greiner & Pfeiffer. 1902.)

Der göttliche Ursprung und die hohe Bestimmung des Menschen, bezeugt durch die Gesetze der Schöpfung. Von J. E. Schmid. (Prag. 1901.) Kostenlos erhältlich bei J. E. Schmid, Annathal bei Schüttenhofen. Böhmen.

Die Los von Rom-Bewegung in Italien von Superintendent R. Rönneke. Berichte über den Fortgang der Los von Rom-Bewegung. Herausgegeben von Pfarrer P. Bräunlich. (München. J. F. Lehmann.)

Knecht Ruprecht. Illustriertes Jahrbuch für Knaben und Mädchen. Herausgegeben von Ernst Brausewetter. Dritter Band. (Köln. Schaffstein & Co.)

Jugendland. Herausgegeben von Heinrich Moser und Ulrich Kollbrunner. (Zürich. Gebrüder Künzli.)

Der Jugend Gartenbuch. Zu deren Freude und Belehrung. Mit praktischer Unterweisung im Obstbau, Gemüsezucht, Blumenpflege, Pflanzen- und Insectenkunde. Verfasst von Marie Teuscher. Erweitert und mit Bildern geschmückt von Heinrich Freiherrn von Schilling. (Frankfurt. Trowitzsch & Sohn. 1902.)

Hausschatz älterer Kunst. Erscheint in 20 Lieferungen mit je 5 Blatt Radierungen nach Gemälden alter Meister. (Wien. Gesellschaft für vervielfältigende Kunst.

Von der decorativen Illustration des Buches in alter und neuer Zeit. Vorträge und Aufsätze von Walter Crane. (Leipzig. Hermann Seemanns Nachfolger. 1901.)

„Deutsch-Böhmerland". Illustrierte Monatsschrift zur Unterhaltung und Förderung geistiger Interessen. Herausgegeben von Jos. B. Leo. (Braunau, Böhmen. Alex. Felgenauer.) Redaction: Wien, IV., Heugasse 18a.

Frauenburg unter der Herrschaft der Liechtensteine und Stubenberge. Von Josef Steiner-Wischenbart. (Im Verlage des Ortsschulrathes Unzmarkt. Reinertrag zu Gunsten des Schulhausbau-Fonds in Unzmarkt.)

Politisch-militärische Karte von Afghanistan, Persien und Vorder-Indien zur Veranschaulichung des Vordringens der Russen und Engländer. Bearbeitet von Paul Langhans. Mit militärstatistischen Begleitworten. (Gotha. Justus Perthes.)

Meisterbilder fürs deutsche Haus. Blatt 13 bis 18. (München. Der Kunstwart-Verlag Georg D. W. Callwey.)

Der Schulkrebs und seine Heilung. Ein offenes Wort der steirischen Lehrer an die Eltern ihrer Schüler, insbesondere an alle Ortsschulräthe, Gemeinderäthe und Bezirksvertretungen. Herausgegeben von einem Compromiss-Comité steirischer Lehrer 1901. Verlag: Freie Lehrerstimme, Wien, VII/3, Burggasse 117.

Schulhaus Krieglach-Alpel.

(3. Ausweis.)

Übertrag 4000 Kronen. — Ferner bei Rosegger in Graz eingegangen in Kronen: Lehrkörper der Volks- und Bürgerschulen, Wien, XVI., 20. Vorlesung, Wien, 1376. O. Seybel, Wien, 20. V. Silberer, Wien, 20. G. Giesecke, Leipzig, 117. Lehrer Redl, Sammlung unter deutschgesinnten Lehrern, Wien, 5. Neun Geschwister Götze, Berlin, 3. Eine Lehrergesellschaft, Wien, 11. Pfanhauser, Wien, 10. Frau Filler, Brünn, 4. Beim „N. Wr. Tagblatt" eingegangen 114. Hafner, Graz, 20. Gräfin Anna Buttler-Stubenberg, Graz, 25. Lehrer Rittel, Saaz, vom Deutschen Bezirks-Lehrerverein 10. Leobener Turnverein 20. Notar Spök, St. Veit (Kärnten), 5. v. Thümen, Lovrana, 2. Frau Herzig, Wien, 10. M. Schmidt, Erfurt, 12. Hauptmann Stärk, Graz, 11. Frl. Genovefa Obmann, Graz, 1. Witwe Frau Anna Pf., Graz, 10. Albert, Richard, Gusti, Graz, 20. Pellmann, Landwirt, Liesing, 5. Musiker-Club, Großlobming, 10. Hatzmann, Thörl (Sammlung), 10. Frau Gertrude Heim-Stace, 10. Professor Lorber, Wien, 5. Dr. Maresch, Graz (von einem Patienten), 2. A. Pferschy, Fürstenfeld, 5. Notar Steinböck, Graz, 47. Oberst

Elegante Welt-", „Edelweiß-" und „Künstlerkalender", „Portemonnaie- und Blockkalender", „Notiz-, Wand- und Blattkalender".

Frommes Wiener Auskunfts-Kalender 1902. Handbuch des öffentlichen und geschäftlichen Verkehres, mit einer neuen Karte von Wien im Maßstabe 1:25.000 aus der bekannten kartographischen Anstalt Artaria, in Farbendruck, einer Eisenbahnkarte von Österreich-Ungarn, und Aufschluss über hunderterlei Fragen, die im täglichen Leben an uns herantreten.

Büchereinlauf.

Der Kampf ums Glück. Roman von Paul Robran. (Leipzig. Ernst Keils Nachfolger.)

Was die Wirklichkeit erzählt. Von Edith Gräfin Salburg. Drittes Buch: „Humanitas". (Leipzig. Grübel & Sommerlatte. 1901).

Deutsches Geschichtenbuch für die reifere Jugend, gewählt aus den Schriften von Peter Rosegger. Mit Bildern. Neue Auflage. (Leipzig. L. Staackmann).

Das Wörtherkreuz. Mystisch-socialer Roman von Franz Herndl. (Wien. Selbstverlag des Verfassers. 1901.)

„Der Narr des Glückes." Roman von Paul von Szcepanski. (Leipzig. Georg Wiegand.)

Seine Majestät, das Kind. Kleine Geschichten von unseren Kleinen von Ottokar Tann-Bergler. (Leipzig. Hermann Seemann. 1902.)

Anton Tscherhoff, Der schwarze Mönch und andere Erzählungen. Deutsch von Carl Berger. — **Eine kunstliebende Frau** und andere Erzählungen. Deutsch von C. Berger. (Leipzig. Richard Wöpke. 1901.)

Im Teufelsmoor. Erzählung von Luise Westkirch. (Leipzig. Ernst Keils Nachfolger.)

In Dreiviertel-Takt. Wienerisches von Ottokar Tann-Bergler. (Wien. Robert Mohr. 1902.)

Charaktere und Schicksale. Roman von Hermann Heiberg. (Berlin. Alfred Schall.)

Sonnenschein. Von Peter Rosegger. (Leipzig. Ludwig Staackmann. 1902.)

Die neue Familie. Roman in zwei Bänden von Dr. Jakob Schoembs. (Dortmund. Fr. Wilh. Ruhfus.)

Maxim. Gorkiy: Das Opfer der Langweile. Die Sonne der Kerkerlinge. Der rothe Waska. Deutsch von C. Berger. (Leipzig. R. Wöpke. 1901.)

Geistig defect? Sittenroman aus der modernen Gesellschaft. Von A. Lohr. (Stuttgart. J. Roth'sche Verlagshandlung. 1902.)

Aus dem Verlage Hermann Seemann Nachfolger in Leipzig. Empfehlenswerte Neuheiten: Juhani Aho, **Einsam.** Roman. — Bédier, **Der Roman von Tristan und Isolde.** — Challemel-Lacour, **Studien und Betrachtungen eines Pessimisten.** — Heidenstamm, **St. Georg und der Drache.** Novellen. — Hübel, **Und hätte der Liebe nicht.** Roman. — Morris, **Neues aus Nirgendland.** Zukunftsroman. — Margerite, **Neue Frauen.** Roman. — Niedenführ, **Frau Eva, das Buch unserer Liebe.** — Stig-Stigson, **Aus dem Norden.** Erlebnisse. — Teja, **Wir Herzlosen.** Roman.

Der Zorn Jehovas. Tragödie in einem Act von Friedrich Duckmeyer. (München. Staegmayer'sche Verlagshandlung. 1902.)

Das einsame Haus. Drama in vier Acten von Othmar Kleinschmied. (Leipzig. Otto Maier. 1901.)

Am Gardasee. Skizzen und Charakterbilder von Ewald Hauf. 2. Auflage. (Innsbruck. A. Edlinger. 1901.)

Ahasver. Eine Dichtung von Gustav Renner. (Leipzig. Julius Werner. 1902.)

Gedichte von Rud. Jul. Lehner. Selbstverlag. Klosterneuburg, Hauptplatz 38.

Höhenluft. Ausgewählte Gedichte von Leo van Heemstede. (Heiligenstadt. F. W. Cordier. 1902.)

Else Lasker-Schüler, Styx. Gedichte. (Berlin. Axel Juncker.)

Da und dort. Lieder von der Wanderschaft und „Aus letzten Jahren". Gedichte von Alois Rüdiger. (Brünn. Josef Klär. 1901.)

Gedicht von Otto Ernst. Dritte, revidierte Auflage. (Leipzig. Ludwig Staackmann. 1902.)

Prosit! Humoristisches Receptbuch mit reimlustigen Pastillen, satyrisch bitteren Pillen, lyrisch urfeuchten Schwänklein und elegisch heilsamen Tränklein wider den Weltschmerz. Von Carl Mayer. (Cassel. Georg Weiß. 1902.)

Fort nacheinand! Gedichte in niederösterreichischer Mundart von Moriz Schadek. (Wien. Carl Konegen. 1902.)

A launigs Büachl. Wos zan Lochn. Zwei Bändchen österreichischer Dialectdichtungen zum Vortrag in geselligen Kreisen. Von Adolf Mestrik. (Wien. Verlagsbuchhandlung A. Mejstrik. 1902.)

Goethes Briefe. Ausgewählt in chronologischer Folge mit Anmerkungen herausgegeben von Eduard von der Hellen. Erster Band 1768—1779. (Stuttgart. Cotta.)

Eduard Mörike. Sein Leben und Dichten dargestellt von Harry Maync. (Stuttgart. J. G. Cottas Verlag. 1902.)

Das große Drama. Eine Weltgeschichte von Otto Örtel. (Braunschweig. Richard Sattler 1901.)

Heimgarten

Februar 1902.

5. Heft. 26. Jahrg.

„Apportl!“

Von Emil Ertl.

„Schau Dir den Hund an, Fritz!“ sagte Caspar Griesmaier zu seinem Neffen. „Nein, da hört sich alles auf! Gerade an der reißendsten Stelle! Hollah, ist schon d'rin! Das nenn' ich eine Kurasch'! Wie's ihn umeinanderdreht! Sakra, so ein Strudel! Huih! Halt dich Schwarzer, halt dich! Na mir scheint gar, jetzt erwischt's ihn! — Nein, ist schon wieder obenauf! Bravo, Schwarzer, bravo! Schnapp! Pack an! Hat's schon! Hat's schon! Braver Kerl! Ein braves Hunderl!“

Der prächtige Neufundländer hatte das Holzstück mit der Schnauze gepackt und hielt es triumphierend hoch über dem Wasser. Er wendete um und steuerte keuchend dem Ufer zu. Die dahinschießenden Wellen zogen und rissen an ihm. Aber er war stärker und wurde ihrer Herr. Wie ein kleiner Propeller, der nicht einen Zoll breit von der schnurgeraden Linie seines vorgezeichneten Courses abweicht, so sicher und präcis durchquerte er die strömende Flut. Als das Wasser seichter wurde, sah man ihn in großen Sätzen herangaloppieren. Nach allen Seiten spritzte und gischtete es, wie er so mit hochgehobener Rute durch die Tümpel setzte. Und dann erreichte er das trockene Land, schüttelte sich, dass die in der Sonne glitzernden Tropfen gleich Feuerfunken um ihn stoben, und kam schweifwedelnd dahergesprungen, seinem Herrn das „Apportl“ zu Füßen zu legen.

Grimm, Graz, 10. Frau Schmidt, Graz, 5. Staakmann, Leipzig. 30. Titz, Wien, 10. Ungenannt, Riegersburg, 20. Erzieherin Anna Mohr, Wiener-Neustadt (Sammlung), 68. Bürgerschullehrer Redl vom Allgemeinen Volks- und Bezirksschullehrkörper, Wien, 4. Frl. v. Gasteiger, Graz, 60. Reichl, Wien, 10. Doser, Graz, 2. Fr. Karas, Wien, 2. Barbolani, Bruck a. d. M., 5. Lehrer Hartmann, Marienbad, 10. Von Beamten und Schülern der Landes-Obst- und Weinbauschule, Marburg, 18. Beim „Neuen Wiener Tagblatt" eingegangen 53. Frau Overbeck, Dortmund, 117. Deutsche Lehrer und Lehrerinnen Triests 42. F. C. Graz, 20. Frau Kratochwile von Löwenfeld, Graz 10. Volksschule Engelsdorf 4. Rosa Fischer, Hartberg, 3. Alfred von Wurmb, Wien, 10. An einzelnen Hellern 1. Zusammen 6454 Kronen.

An Naturalien: Steierm. Volksbildungsverein: Lehrmittel und eine Schülerbibliothek. Oberstlieutenant R. v. Neuwirth, Triest, ein Pianino. Oberlehrer Polzer, Frauenhofen bei Tulln, ein Harmonium. E. J. Kornstein, Wien: Die nothwendigen Aufschrifttafeln. Gesellschaft Lehrmittel-Centrale, Wien: Insectensammlung, Mineraliensammlung und ein Bild des Erzberges. Schulbücherverlag, Central-Direction Wien: Schulbücher. H. Jokl, Wien: Schul-Kautschukstempel.

Graz, am 13. December 1901.

Postkarten des „Heimgarten".

H. H., Graz. Wir begrüßen die Stellungnahme der VII. Evangelischen Generalsynode in Wien zur Los von Rom-Bewegung auf das Wärmste. Sie lehnt diese Bewegung ab, sofern sie politischen Ursprungs ist. Sie begrüßt dagegen alle aus religiöser Überzeugung erfolgten Übertritte, bedauert die von einzelnen Behörden der Bewegung in den Weg gelegten Hindernisse, weist mit Entrüstung die auch von der Kanzel gegen Luther und der Reformation geschleuderten Verleumdungen zurück und erwartet, dass die evangelische Geistlichkeit in Kaisertreue und Patriotismus ihrer Pflicht leben wird. — Das ist der unanfechtbare Standpunkt.

K. H., Dresden. Sie sagen, die „Berliner Woche", die eine so ungeheure Verbreitung hat, verflache und vergifte den deutschen Geist, und anständige Schriftsteller sollten nicht mitthun. Aber du lieber Gott, wenn obige Gefahr besteht, dann müssten anständige und ernste Schriftsteller erst recht mitthun, um das weitverbreitete Blatt zu vertiefen und zu vervollkommnen.

L. J., Leoben. Sie kennen ja den wunderherrlichen Sprachgebrauch: Wenn einer vom Thurm herab sich zu Tode fällt, so heißt es in unserem Zeitungsstile, „er ist todt geblieben". Eigentlich müsste es heißen, er ist todt geworden, denn früher war er doch lebendig.

* Die Stimmung jener Blätter, die so gerne vom „Schneidergesellen-Dichter", dem „Ziegenbock-Pegasus" u. s. w. sprechen, hat endlich poetische Gestaltung gefunden. Ein Kirchenlicht in München feiert den Heimgärtner wie folgt:

Mein lieber alter Schneiderbock,
Ich klopfte gern Dir aus den Rock,
Einstweilen einen Lorbeerkranz
Weih Myrthen Dir, Du dumme Gans.
Komm ich einmal nach Steiermark,
So sollst Du büßen diesen Quark.
Geh' Peter werd' gescheiter
Und plündere Fritz Reuter.
Denn alles was von Dir selbst ist,
Ist alles Schund und eitel Mist.
Der Geisbock ist kein Pegasus,
Was selbst ein Schneider wissen muss.

Sch. u. Fr., Bern. Der Verfasser der in Heft 2 besprochenen Predigten „Kraft zum Heil" heißt richtig Aeschbacher.

☛ Wir machen immer wieder aufmerksam, dass unverlangt geschickte Manuscripte im „Heimgarten" nicht abgedruckt werden. Dieselben nehmen wir entweder vom Postboten gar nicht an oder hinterlegen sie, ohne irgendwelche Verantwortung zu übernehmen, in unserem Depot, wo sie abgeholt werden können. ☚

Redaction und Verlag des „Heimgarten".

(Geschlossen am 15. December 1901.)

Für die Redaction verantwortlich: P. Rosegger. — Druckerei „Leykam" in Graz.

„So? Das nennst Du essen? Und nennst Du das vielleicht auch trinken, was Du vorhin verbracht hast? Ist das eine Leistung für einen jungen Magen? Der meinige ist doch, weiß Gott, ein gutes Stückel älter. Aber ein bissel was Hazetes und ein paar Maß Hofbräu dazu — das ist für mich noch lange keine Affaire!“

Er haschte mit der Unterlippe nach seinem überhängenden, gelbweißen Schnauzbart, an dem noch der würzige Geschmack des dunkelbraunen Nasses zu haften schien, und blieb stehen, wie er gerne that, wenn er etwas Besonderes zu sagen hatte.

„Weißt, Fritz, was meine Meinung ist? Dass Du Dir ein anderes Metier suchen solltest. Die Politik verdirbt den Charakter, heißt es; das glaub' ich nicht von Dir — von Dir nicht! Aber vielleicht verdirbt sie auch den Appetit, und das ist, scheint's, bei Dir der Fall, ja, das glaube ich sogar ganz bestimmt!“

Fritz lachte und gieng langsam, mit großen Schritten neben dem alten Herrn her, der seine kurzen, feisten Beine wieder in lebhafte Bewegung setzte.

„Da hast Du ganz recht Onkel, den Appetit verdirbt sie manchmal, besonders wenn man keine Bewegung machen kann und so viel stillsitzen muss — unfreiwillig.“

„Am Schreibtisch, meinst Du?“

„Jawohl, am Schreibtisch. Oder auch nicht am Schreibtisch, wie zum Beispiel ich — in den letzten drei Wochen.“

„Wie Du in den letzten drei Wochen?“

„Ja, Onkel! Sag' einmal, liest Du denn keine Zeitungen?“

„Nun, aufrichtig gesagt, Dein Blattl, lieber Fritz, ist mir viel zu wild und wühlerisch. Aber auch sonst komm' ich nicht viel dazu. Ja, was hat's denn aber gegeben? So erzähl doch!“

„Na, gesessen hab' ich halt ein bissel.“

„Ge — sessen?“

„Ja. Siehst Du, jetzt weißt Du auch, wie ein Sträfling aussieht“.

„Gesessen? Aber wo denn, um Himmelswillen?“

„Na, wo werd' ich denn gesessen haben! Im Arrest halt! Geschlagene drei Wochen lang! Du, das war kein Vergnügen, Onkel!“

„Das glaub' ich Dir gerne. Zum Vergnügen werden sie Dir's auch nicht dictiert haben?“

„Zu meinem Vergnügen wenigstens nicht.“

„Ja — aber — Unglücksjung', was hast denn angestellt?“

„Gar nichts weiter. Halt die Wahrheit niedergeschrieben und drucken lassen.“

„Und das darf man nicht?“

„Selbstverständlich darf man es nicht.“

„Braves Hunderl!" sagte nun auch das Herrl. „Braver Sultl!"

Dieses „Herrl" war ein hässlicher kleiner Mensch von unbestimmtem Alter, mit einem Buckel hinten und vorne, oder, wenn man will, einem Kropf vorne und hinten, ein Verwachsener mit starkem Blähhals und glattrasiertem, grobknochigem Gesicht. Er nahm das Holzscheit vom Boden auf, blickte um sich wie ein Prahlhans, der sich producieren will, und als er bemerkte, dass sich in der That ein paar Zuschauer um ihn gesammelt hatten, schwenkte er es mit kräftigem Schwunge durch die Luft und schleuderte es abermals in den Fluss.

„Tüh, tüh, tüh, Sultl! Apportl!"

Caspar Griesmaier und sein Neffe, die einen Augenblick stehen geblieben waren, um das edle Thier zu beobachten, setzten ihren Weg fort, die Isar entlang. Sie waren vom „Platzl" durch die Maximilianstraße heruntergekommen, um sich in den Anlagen ein wenig durchwehen zu lassen nach dem soliden Mittagessen, das der Onkel bezahlt hatte. Er kam von seiner Besitzung bei Bruck nur selten nach München herein. Aber, wenn schon — denn schon! Nun war er einmal da, nun wollte er sich's gut sein lassen in der Stadt. Und auch seinem Neffen, dem Fritz, sollte seine Anwesenheit zugute kommen. Tüchtig herausfüttern wollte er ihn in den paar Tagen. Wer weiß, wie lange der arme Kerl nichts Ordentliches gegessen hatte? Du lieber Gott, so ein kleiner Zeitungsschreiber! Noch dazu mit Idealen! Ein Journalist mit Zukunfsgedanken! Einer, der blind ist für das Thatsächliche! Der nur mit einem imaginären Zukunftsstaat rechnet, mit Zukunftsgesetzen und Zukunftsmenschen! War es ein Wunder, wenn die Gegenwart ihn halb verhungern ließ? Wovon lebte er eigentlich? Wie stellte er es an? Auf welche Weise brachte er sich durch? Vielleicht wie die Hungerkünstler und Fakire? Von ihnen wissen wir es, dass man sich das Essen halb und halb abgewöhnen kann. Vor lauter Hunger haben sie schließlich keinen Appetit mehr. Es ist eine Trainierung des Magens. Aber diese Herren halten wenigstens eine Art Winterschlaf dabei. So leisten sie es. Wenn nun aber einer lebt wie die anderen und Tag und Nacht arbeitet und sich plagt! Und dabei die Maschine nicht heizt! . . .

„Dass Du aber so wenig Appetit hast, Fritz?" sagte der Onkel bekümmert. „Bist am Ende gar krank? Fehlt Dir was?"

Der nicht mehr ganz junge Mensch hatte in seinem Aussehen etwas von einem Proletarier. Hager, knochig, bleiche, eingefallene Züge, spärlichen, ungepflegten Bart, unstete, hie und da fanatisch blitzende Augen. Er lachte auf, beinahe höhnisch.

„Krank? Aber keine Spur Onkel! Unsereiner hält schon einen Puff aus. Verweichlicht bin ich nicht durch Wohlleben! . . . Übrigens hab' ich ja ohnedies gegessen? Mehr als sonst sogar!"

gar so exponierst und mit denen, die das Ruder in der Hand haben, durchaus verfeindest. Man kann ja seine eigene Meinung haben — aber drucken lassen braucht man sie deswegen nicht gleich. Und wenn man sie schon drucken läſst, so soll man sie wenigstens ein bissel mit Zucker bestreuen und die Gegner nicht unnöthig reizen, sondern ihnen möglichst entgegenkommen."

„Dank' schön für die Lehr', aber ich bin kein Mensch der Compromisse und Zugeständnisse."

„Zugeständnisse! Immer als ob das ein Unglück wär'! Wenn ein ganz junger Grasaff' so redet, der sich noch einbildet, daſs er die Welt umkrempeln wird! . . . Aber in Deinem Alter! Wo doch jeder schon seinen Pack Enttäuschungen auf dem Buckel hat! . . . Siehst Du nicht endlich ein, daſs man nicht mit dem Kopf durch die Wand kann? . . . Zugeständnisse und Compromisse! Warum nicht? Das ganze Leben ist nichts weiter als eine fortgesetzte Kette von Zugeständnissen und Compromissen!"

Fritz zerrte mit nervösen Fingern an der rechten Seite seines Bartes, die infolge dieser stetig ausgeübten Gewohnheit um ein gut Stück länger war, als die linke. Seine Augen giengen unstet hin und her, Funken der Ungeduld sprühend.

„Wenn das richtig wäre, dann könnt' sich das Leben begraben lassen. Aber es ist falsch. Denn das gesunde, lebendige Leben besteht, gottlob, darin, daſs etwas durchgesetzt, nicht daſs etwas eingeräumt wird. Zugeständnisse — Pfui Deibel! Es ist ein halbes Sichaufgeben, eine Art von Selbstmord!"

„Jesses, nur nicht gar so überspannt!" rief der Onkel, nun auch seinerseits ungeduldig. „Warum soll denn ein gewisses Entgegenkommen gleich pfui Deibel sein? Damit vergibt man sich doch noch lange nichts! Im Gegentheil! Es gehört sich einfach! Es ist eigentlich eine Sache der Höflichkeit! Man ist es seinen Mitmenschen schuldig! Ja! Ein bischen Entgegenkommen ist man ihnen schuldig! Um des lieben Friedens Willen und auch sonst, aus Klugheit! Meinst Du, ich muſs nicht auch nach allen Seiten entgegenkommen, in der Wirtschaft, im Geschäft, überhaupt jedem, mit dem ich zu thun habe?"

„Ich hindere Dich auch nicht daran, Onkel. Ich sage nur, daſs ich mein eigener Herr sein will."

„Meinetwegen, ja! Aber sei es wenigstens mit Vernunft! Der Sache nützen, der man dient — das ist alles recht schön und gut. Aber ein wenig muſs man doch auch sich selbst dabei nützen! Gibt es nicht Journalisten genug, die es gemüthlicher nehmen? Und auch politische Artikel schreiben, ohne sich dadurch mit aller Welt zu verfeinden? Ohne daſs sie dabei mager und hohläugig werden und vor lauter Hunger

„Und deswegen haben sie Dich gleich eingenäht?"

„Natürlich! Ich hätte übrigens auch eine Geldbuße erlegen können. Dann hätten sie mich laufen lassen."

„Und warum hast Du's denn nicht gethan?"

Fritz lachte auf, es klang ein wenig hart und bitter.

„Eine richtige Bourgeois-Frage! Eine echte, naive Bourgeois-Frage!"

„Bourgeois-Frage! Was heißt das? Eine Onkelfrage ist es. Ja, ich versteh' es nicht! Du musst es mir erklären, warum Du Dich nicht losgekauft hast?"

„Aber, aus einem sehr einfachen Grunde! Weil ich das Geld nicht hatte!"

„Na, aber zum Kuckuck — Du hast doch dafür einen Onkel!"

„Ja", sagte Fritz verlegen; „einen Onkel hab' ich schon. Aber wie meinst Du das?"

„In solchen Fällen wendet man sich eben an seinen Onkel, wenn man einen hat! Und das ist gar nicht schön von Dir, dass Du es nicht gethan hast."

Jetzt wurde Fritz weich, beinahe bewegt.

„Du bist wirklich gut, lieber Onkel. Nein, das hätte ich Dir gar nicht zugetraut, dass Du so lieb und gut bist! Es freut einen doch, wenn man jemanden hat auf der Welt! Aber Du musst mir's schon nicht übel nehmen . . . Siehst Du, ich will halt in allem und jedem mein eigener Herr sein."

„Eigener Herr! Eigener Herr! Das ist auch so eine Redensart, so eine — hätt' bald was g'sagt! Bist Du vielleicht hinter Schloss und Riegel Dein eigener Herr gewesen?"

„Ja! Freilich! Ganz gewiss! Ich hab' mir denken dürfen, was ich wollte."

„Und wenn Du statt zu sitzen eine Geldstrafe erlegt hättest, hättest Du es nicht dürfen?"

„Wenn ich das Geld aus Deiner Tasche genommen hätte, dann hättest Du mir bei der nächsten Gelegenheit gesagt: Fritz, schreib' nicht so radical, sonst kann ich wieder blechen! Ja, ja, das hättest Du gesagt, oder wenn Du es nicht geradezu gesagt hättest, so hättest Du es wenigstens angedeutet; oder wenn Du es nicht einmal angedeutet hättest, so hättest Du es Dir wenigstens gedacht."

„Und wenn ich's mir nicht einmal gedacht hätte?"

„So hättest Du doch das Recht gehabt, es Dir zu denken."

„Das sind Spitzfindigkeiten. Denn ob Du Geld von mir nimmst oder nicht — als Onkel hab' ich überhaupt das Recht, mir Verschiedenes zu denken. Und ich halt' es einmal für einen Unsinn, dass Du Dich

„Aber ein Unsinn bleibt es deswegen doch!“ beharrte steifnackig der Onkel. „Denn es ist doch ganz gleichgiltig, ob so ein Holzscheit davonschwimmt oder nicht? Und beinahe ebenso gleichgiltig kommt es mir vor, was Du in Dein kleines Blatt schreibst und drucken lässt. Oder glaubst Du vielleicht, dass die Zukunft es sehr spüren wird, wenn Du Dich nicht für sie einsperren lässt und Dich nicht in einer so undankbaren Arbeit verzehrst und zugrunde richtest?“

„Ja, allerdings glaube ich, dass es sehr windig um die Zukunft bestellt wäre, wenn keiner sein Schmalz daran setzen wollte, sie zu gestalten und herbeiführen zu helfen. Übrigens — verzehren und zugrunde richten! Wer thut denn das? Ich doch nicht? Was thu' ich denn weiter? Überhaupt nichts, als was mir Vergnügen macht! Schreiben halt, das ist mir ja die größte Unterhaltung! Den ganzen Tag thu' ich nichts, als mich unterhalten! Heißt das sich verzehren? Ein Genussmensch von reinstem Wasser bin ich!“

Der Onkel schwieg und ließ nur einen verwunderten und etwas scheuen Blick über den langen, blassen Menschen an seiner Seite gleiten, dem so gar nicht zu rathen und zu helfen war. Sie näherten sich jetzt, dem Kai entlang, im Auf- und Niederschreiten ungefähr derselben Stelle, von der sie ausgegangen waren, und hörten die etwas unterhalb gelegenen Überfälle rauschen, wo der Fluss seine Wässer brausend über hohe Wehre stürzt und den weißen Schaum und Gischt, in den die Wogen sich verwandelt haben, in beschleunigter Strömung mit sich fortreißt. Dort stand noch immer der verwachsene kleine Mensch am Ufer und vergnügte sich nach wie vor daran, seinen Hund ein Holzscheit aus dem reißenden Wasser apportieren zu lassen. Ein ganzer Schwarm von Müßiggängern und Neugierigen hatte sich inzwischen um ihn gesammelt, denen es besonderen Spass zu bereiten schien, das prächtige Thier zu beobachten.

Auch Griesmaier und sein Neffe waren wieder stehen geblieben. Sie sahen, wie der schöne Neufundländer sich soeben ans trockene Land schleppte, das „Apportl“ in der Schnauze. Offenbar hatte das „Herrl“ ihm zu viel zugemuthet und die ganze Zeit über das anstrengende Spiel fortgesetzt. Denn der Hund machte nunmehr einen ermüdeten, ja geradezu erschöpften Eindruck. Anstatt wie früher triumphierend heranzuspringen, um seinem Herrn das „Apportl“ zu Füßen zu legen, blieb er knapp am Wasser stehen, ließ das Holzscheit vor sich in den Sand fallen und schien erst verschnaufen und neue Kräfte sammeln zu müssen. Seine Flanken befanden sich in ununterbrochener, heftiger Bewegung, sein Rachen war geöffnet, die Zunge ließ er keuchend heraushängen, und eine geraume Zeit verstrich, ehe er für etwas anderes Sinn zeigte, als dafür, möglichst viel Athem und Luft in sich hineinzupumpen. Endlich

den Appetit verlieren? Und ohne sich dadurch ins Zuchthaus zu bringen? Muss man denn sein Mark daransetzen bei allem, was man thut? Die Hauptsache bleibt doch, dass man das Leben hat! Und sein gutes Auskommen! Und seine Behaglichkeit!"

„So? Nun, das ist, Du verzeihst schon, Onkel, meine Ansicht nicht! Die Hauptsache, mein' ich, bleibt, dass jeder Leib und Seel' und Ehre für dasjenige einsetzt, was er als seinen innersten Beruf, gewissermaßen als seine Mission erkannt hat. Ob der Einzelne dabei auf einen grünen Zweig kommt oder nicht, ob er sich schließlich damit nützt oder schadet, oder ob er vielleicht sogar darüber zugrunde geht — das bleibt sich für die Entwicklung im Ganzen furchtbar egal!"

„Genau wie Dein seliger Vater bist!" platzte Caspar Griesmaier ärgerlich heraus. „Der hätte Wort für Wort so sprechen können, wie Du jetzt daherredest. Vor lauter Beruf und Ideal und Pflicht und — ich weiß nicht, was alles? — ist er nie dazu gekommen, an sich selbst zu denken. Was hatte er schließlich davon? dass er es zu Nichts gebracht und sich in jungen Jahren aufgerieben hat."

„Du lieber Gott, was ist weiter dabei? Das Leben stellt einem halt Aufgaben!"

„Das Leben ist manchmal gar nicht sehr klug. Und wenn es einem zuruft: ‚Apportl!' — so muss man darum nicht gleich ins Wasser springen, wo es am reißendsten ist."

„Wenn man aber gar nicht anders kann? Wenn man meint, dafür geschaffen zu sein? Wenn man überzeugt ist, zu dem Zwecke auf der Welt zu sein? Wenn das Leben sonst überhaupt keinen Sinn hätte?"

„Keinen Sinn als den, das Apportl aus dem Wasser zu holen?" fragte der Onkel ironisch.

„Jawohl", rief Fritz und seine Augen leuchteten; „zweck- und sinnlos käme mir das Leben vor ohne die große Aufgabe, die es an mich stellt! Und mit diesem Gefühle in der Brust sollte ich mich ihr nicht widmen dürfen? ..."

„Übrigens gibt es ja", fuhr er nach einer kleinen Weile ruhiger fort, „Hunde genug, denen eine Wurst lieber ist, als ein Apportl. Aber so einem, wie dem Neufundländer, den wir vorhin sahen, so einem, wie diesem Sultl, weißt Du — so einem kommt halt das Apportl wichtiger vor."

„Ja, es gibt verschiedene Rassen!" seufzte der Onkel.

„Jawohl", sagte Fritz, „es gibt verschiedene Rassen — Gott sei Dank; denn ich muss sagen, ich fänd' es ein bisschen eintönig, wenn alle Hunde nur der Würste wegen auf der Welt wären. Mir gefällt so eine kühne feurige Bestie, die sich ins Wasser stürzt, um ein Apportl herauszuholen und mit tausend Freuden ihr Leben für ein Scheit Holz in die Schanze schlägt."

Der Eigenthümer des Hundes maß ihn mit einem jener zugleich anmaßenden und hämischen Blicke, die Verwachsenen manchmal eigen sind.

„Mit meinem Hund werd' ich wohl machen dürfen, was mir beliebt, hören Sie! Nicht mehr leisten! Lächerlich! Was wissen denn Sie?"

Seine Eitelkeit war verletzt, er fühlte das Bedürfnis, sein Ansehen vor den Umstehenden wieder herzustellen. Und jetzt erst recht, wie zum Trotz, holte er weit aus und schleuderte das Holzscheit mitten in den Strudel der Überfälle, wo die Strömung am wildesten tobte.

„Apportl, Sultl! Such, Apportl!"

Das edle Thier zögerte einen Augenblick, sprang gegen das Wasser, rannte ein paarmal unschlüssig am Ufer hin und her, stürzte sich aber endlich doch in die Wellen. Mit der Geschicklichkeit eines Seehundes steuerte es quer durch die tosenden Gewässer, erfolgreich gegen die Flut ankämpfend. Eine mächtige Woge rollte heran und schlug gischtend über ihm zusammen, für einen Augenblick verschwand das glatte, schwarze Haupt des wackeren Sultl im weißen Wellenschaum, tauchte aber sogleich wieder empor, mit vorgestreckter Nase seinem Ziele entgegenstrebend. Gespannt, fast mit angehaltenem Athem, verfolgten ihn die Zuschauer am Ufer. Sie sahen, wie er sich glücklich der Mitte des Flusses näherte, sahen, wie er das Holzscheit, das auf schaukelnden Wellenwirbeln im Kreise trieb, mit der Schnauze packte und zwischen den Zähnen hielt — und jetzt wendete er um und strebte mit schweren, plätschernden Pfoten nach dem Ufer zurück, als plötzlich die Kräfte ihn zu verlassen schienen. Hilflos sank er unter, tauchte für einen Augenblick wieder empor, wurde aber sofort wieder hinabgezogen in die grüne Tiefe. Die Strömung überwältigte ihn und riss ihn mit sich. Eine vollständige Erschöpfung musste über ihn gekommen sein; die eilenden Wellen, die sich seiner bemächtigt hatten, zogen ihn in rasender Eile mit sich fort. Noch einmal sah man an einer Stelle weiter unterhalb die Hinterbeine und die Ruthe des Thieres für einen Augenblick aus dem Wasser tauchen. Sie überschlugen sich und sanken sofort wieder unter — es war nur mehr ein todter Körper, den die Fluten wälzten.

Der verwachsene Mensch war in heller Verzweiflung am Ufer hin und hergelaufen, aus Leibeskräften seinen Hund beim Namen rufend. Bald aber musste er einsehen, dass alles vergebens, dass das Thier unrettbar verloren war. Da fieng er mit weinerlicher Stimme zu jammern an:

„Um Gottes, Himmelswillen! Mein Sultl, mein armes, armes Hunderl!"

Die Aufmerksamkeit der Umstehenden, die bisher nur an den verunglückten Hund gedacht hatten, begann sich auf ihn zu lenken. Sie warfen ihm böse Blicke zu, überhäuften ihn mit Vorwürfen, beschuldigten ihn der Thierquälerei.

fieng er doch an, sich zu bewegen und sein normales Aussehen wiederzugewinnen. Er nahm das Holzscheit aus dem Ufersande auf, legte es wieder hin, knurrte es an und nahm es abermals zwischen die Zähne. Nachdem er es eine Weile so getrieben hatte, setzte er sich schließlich in Trab und trug das „Apportl“ seinem Herrn zu, dem er es, wie es sich gehört, zu Füßen legte. Er selbst blieb halb theilnamslos vor ihm stehen und ließ die Ohren und die Ruthe hängen. Es war etwas Pflichtmäßiges in seinem Gehaben, kein Überschuss an Kraft offenbarte sich mehr darin.

„Sie haben ihn vollständig müde gehetzt“, sagte einer von den Zuschauern zu dem buckligen Menschen.

„Ach, wo! Müde! Spass macht es ihm keinen mehr! Wenn ich wollte, müsste er schon Ordre parieren!“

Er nahm das Holzscheit an sich und fieng an, den Hund damit zu necken. Dieser spitzte sofort die Ohren und folgte aufmerksam jeder Bewegung seines Herrn. Der Bucklige schwenkte das „Apportl“ wie spielend durch die Luft, hielt es ihm vor die Schnauze, entzog es ihm aber rasch, sobald er danach schnappen wollte. Und dann auf einmal that er, als schleudere er es wirklich und wahrhaftig in den Strom. Dabei behielt er es aber doch in der Hand und verbarg es geschickt hinter seinem Rücken. Der Neufundländer machte ein paar Sätze gegen den Fluss, stutzte, kehrte zurück, sah, dass er irregeführt worden, und fieng an, sich zu ereifern. Allmählich wurde sein Grimm entfacht, sein Ehrgeiz aufgepeitscht. Wüthend bellte er gegen das Holzscheit, machte einige Sätze in der Richtung gegen das Wasser, kehrte kläffend zurück, senkte sich winselnd und mit seiner mächtigen Ruthe wedelnd auf die Vorderpfoten, bäumte sich auf, sprang in die Luft, nach dem „Apportl“ zu haschen, eilte abermals gegen das Wasser und kehrte abermals laut bellend zurück. Und immer heftiger, immer leidenschaftlicher dieses Spiel wiederholend, schien er seinen Herrn auf alle Weise ermuntern, ihn neuerdings zum Auswerfen des Holzes veranlassen zu wollen. Es war, als brenne er danach, die Gefahr noch einmal herauszufordern, um noch einmal, noch glänzender über sie zu triumphieren, als glühe er vor Begierde, seine ungebrochene Kraft zu beweisen und diesem tückischen Ding von Holzscheit zu zeigen, dass es sich vergeblich ungezählte Male in die reißendsten Wirbel stürzte, um ihm zu entrinnen.

Während auf solche Weise der Bucklige sich damit unterhielt, seinen Hund zu reizen und jeden Augenblick bereit schien, das „Apportl“ neuerdings zu schleudern, legte plötzlich Caspar Griesmaier sich ziemlich unwirsch ins Mittel.

„Lassen Sie ihm endlich Ruh’, dem armen Kerl! Sehen Sie nicht, dass er es nicht mehr leisten kann?“

„Aber Fritz, du wirst doch keine neuen Thorheiten begehen! Vergiss nur um Gotteswillen nicht, was ich Dir gesagt habe! Ein bissel entgegenkommend sein, weißt Du! So einige kleine Zugeständnisse und Compromisse schaden niemandem — Dir aber können sie doch nur nützen."

Der bucklige Mensch, wieder leidlich gefasst, hatte seine Ohren gespitzt und richtig von den Rathschlägen des Onkels einiges aufgeschnappt. Mit dem Scharfsinn des Alltagsmenschen durchschaute er sofort die Situation, begriff, worum es sich hier handeln konnte; und indem er jetzt zudringlich näher trat, sagte er mit einer gewissen Bonhommie und mit jenem klugen Augenzwinkern, das den Welt- und Menschenkenner verrathen sollte:

„Verzeihen Sie, wenn ich mir für einen Augenblick das Wort erbitte. Vielleicht berechtigt mich hiezu die angenehme Thatsache, dass ich das Vergnügen habe, einen Collegen in Ihnen zu begrüßen!"

„Einen Collegen?" sagte Fritz zweifelnd und nichts weniger als erfreut, indem er ihn mit einem verletzend kalten Blicke maß.

„Jawohl, wenn Sie erlauben, Herr Fritz Griesmaier", lächelte der Verwachsene, ihm mit einer affectierten Bewegung seine Karte überreichend. „Sie wundern sich, woher ich Sie kenne? Ganz einfach von der letzten Schwurgerichtsverhandlung, für die ich mich interessierte. Denn ich bin vom Fache, müssen Sie wissen, Politiker und Publicist, ein Ritter vom Geiste gleich Ihnen! Sono pittore anch' io!"

Fritz warf einen Blick auf die Karte und las unter einem ihm unbekannten und gleichgiltigen Namen den Namen einer großen, weitverbreiteten und angesehenen Tageszeitung, für die er nicht sonderlich viel Respect übrig hatte.

„Nun, und was wünschen Sie eigentlich?" fragte er mit kühler Zurückhaltung.

„Oh, ich wollte mir nur als älterer und erfahrener College erlauben, Ihnen zu sagen, dass ich vollkommen der Ansicht Ihres Herrn Onkels beipflichte. Zugeständnisse und Compromisse! Auf nichts kommt es mehr an, wenn man auf einen grünen Zweig kommen will in dieser besten aller Welten! Jüngeren Collegen kann man nicht warm genug empfehlen, dies zu beherzigen. Sie möchten alle gerne oben hinaus, glauben durchaus Ideale, Grundsätze und wie alle die schönen, sagenhaften Dinge heißen, besitzen und nur nach ihrer sogenannten Überzeugung schreiben zu müssen. Ich bitte Sie, heißt das nicht die Dinge auf den Kopf stellen? Richtet sich denn nicht in jedem Geschäfte das Anbot nach der Nachfrage? Und hat es den geringsten Zweck, mehr eigene Überzeugung auf den Markt zu werfen, als das Publicum consumieren mag? Nehmen Sie Ihren eigenen Fall zum Beispiel! Was haben Sie jetzt davon? Vielleicht sind sogar noch Abonnenten abgefallen!

„So was gehört eigentlich vor die Polizei!“ sagte Einer.

„Aber Sie waren doch selbst dabei!“ flennte der Bucklige vollständig fassungslos. „Sie haben es doch mit eigenen Augen gesehen, wie er förmlich gebettelt hat um sein Apportl!“

Man zuckte die Achsel. Niemand schien die Entschuldigung gelten zu lassen.

Caspar Griesmaier, der sehr ärgerlich war, machte sich zum Organ der öffentlichen Meinung und polterte gegen ihn los. „Darum soll eben der Mensch mehr Vernunft haben, als das liebe Vieh, merken Sie sich das!“

„Es war eine Dummheit von mir, ich sehe es ja ein!“ wimmerte der Bucklige, der unter der allgemeinen Entrüstung plötzlich sehr demüthig geworden war.

Er zog ein großes rothes Taschentuch hervor und wischte die Thränen ab, die ihm über die Wangen kollerten.

„Na, wenn Sie es nur einsehen!“ sagte Herr Griesmaier, schon halb begütigt durch diese unerwartete Selbsterkenntnis.

„Und Sie haben es ja gleich gesagt!“ fuhr der Verwachsene fort, dem es jetzt plötzlich eine eigene Wollust zu gewähren schien, sich anzuklagen. „Sie haben es ja gleich gesagt, dass er es nicht mehr leistet! Aber ich wollte Ihnen das Gegentheil beweisen, aus purem Trotz! Was habe ich jetzt davon? Hätte ich doch auf Sie gehört!“

Er wischte fortwährend mit dem rothen Taschentuch an seinen Augen herum, so dass der gute Griesmaier schon an nichts anderes mehr dachte, als wie er ihn trösten könnte.

„No, no, no! Gar so schwer müssen Sie es auch nicht nehmen!“

Dabei zwinkerte er seinem Neffen zu, er möge ihm helfen, den verzweifelten kleinen Mann zu beruhigen.

„Hören Sie endlich auf mit Ihrem Geflenn!“ sagte Fritz, dem das Benehmen des Buckligen unsäglich albern vorkam. „Dem Sultl thut jetzt kein Knöcherl mehr weh. Und immer ist es noch besser für ihn so —, als wenn er schließlich an der Räude crepiert wäre!“

Die übrigen Leute hatten sich nach und nach verlaufen. Auch Fritz zeigte nicht übel Lust, sich zu entfernen. Ungeduldig, die Hände in den Hosentaschen, stand er da und gab sich nicht die geringste Mühe zu verbergen, dass er es höchst überflüssig fand, sich mit dem fremden, unsympathischen Menschen näher einzulassen.

„Du entschuldigst mich wohl jetzt, Onkel? Ich muss nämlich auf die Redaction, um noch einen Artikel loszuschießen. Den ersten, seit ich wieder die Freiheit habe. Er wird ein bisschen gesalzen ausfallen!“

Er reckte sich mit einem gewissen Behagen, schürzte gleichsam in Gedanken die Ärmel auf, wie um sich auf einen erbitterten Ringkampf vorzubereiten.

gesetzt, es aus dem Wasser zu fischen! Und ist elendiglich dabei ersoffen! Und hat doch nicht gefragt: Was kauf ich mir davor? Nehmen Sie sich ein Beispiel an diesem Mistvieh, Sie ganz communer Lohnschreiber und Hausierer!"

Er schrie so fürchterlich, dass die Leute auf der nahen Straße stehen blieben und an mehreren Häusern die Fenster klirrend aufflogen und Köpfe daraus hervorguckten, um zu sehen, was es gebe. Der bucklige „College", der nicht anders dachte, als dass der andere plötzlich irrsinnig geworden sei, und den die Aussicht, unter den Händen eines Tobsüchtigen zu enden, mit wahnsinnigem Schreck erfüllte, überlegte noch, an allen Gliedern zitternd und mit verzerrter Miene um sich blickend, ob er es wagen dürfe, um Hilfe zu schreien, als Fritz plötzlich von ihm abließ und, sich seiner Heftigkeit schämend, ein paar Schritte zurücktrat. Es war ihm schon leichter ums Herz, da er sich ein bisschen Luft gemacht hatte. Wie Dampf durch ein geöffnetes Ventil, so verrauchte jetzt sein Zorn. Und als er nun gar, um diesen Process zu fördern, sich eine Cigarre anbrannte, da hatte er auch seine Laune wiedergefunden und blickte mit überlegenem Spott auf den noch immer bebenden „Ritter vom Geiste" hinüber.

„Sehen Sie mich nicht so furchtsam an, Herr Collega", sagte er lachend. „Ich bin vollkommen normal, das können Sie mir glauben, und es fällt mir nicht ein, Sie aufzufressen — pfui Deibel!"

„Na, bitte, keine Feindschaft, meine Herren!" legte sich der Onkel begütigend ins Mittel. „Stärken wir uns lieber auf den Schrecken! Was? Eine gute Idee! Nicht? Ich weiß da ganz nah' ein Weinlocale. Wie wär's, wenn wir miteinander ein Glas Schartzberger tränken? Auf das Andenken des armen Sultl! Wie? Die Herren machen mir das Vergnügen, meine Gäste zu sein, nicht wahr?"

Der Bucklige machte noch immer eine beleidigte Miene, schien aber nicht ganz abgeneigt, auf den Vorschlag einzugehen.

„Mich musst du schon entschuldigen, Onkel!" sagte Fritz. „Ich habe wirklich dringend zu thun. Und der Herr College da verzichtet gern auf die Ehre, mit mir an einem Tische zu sitzen, was durchaus auf Gegenseitigkeit beruht. Gute Unterhaltung also, meine Herrn, und auf Wiedersehen, Onkel!"

Er grüßte und gieng.

„Kann man ihn so allein gehen lassen?" flüsterte der Verwachsene mit erheuchelter Sorge. „Unterliegt er öfters derartigen Tobsuchtsanfällen?"

„Ach was, Unsinn!" brummte der Onkel. „Ein bissel wunderlich ist er halt manchmal. Und auch ein bissel übertrieben und rücksichtslos — aber, ich muss schon sagen, im Ganzen doch ein wackerer Bursch. Mit seinem Beruf, da nimmt er es schon einmal verteufelt streng und

Die tausendköpfige Bestie nimmt ja sofort reißaus, wenn es einen Conflict mit den Machthabern gibt. Wem zulieb exponieren Sie sich also? Wer bezahlt Sie dafür? Oder sind Sie ein Amateur und lassen Sie sich zum Vergnügen einsperren? Sie haben mir ja leid gethan neulich, als Sie verurtheilt wurden, und wenn ich auch öffentlich gegen Sie polemisieren muſste, so waren doch meine Sympathien selbstverständlich auf Ihrer Seite. Aber bis zu einem gewissen Grade haben Sie Ihr Los doch verdient, weil Sie nämlich ein Schwärmer sind! Weil Sie sich von Gefühlen leiten lassen! Wozu denn in aller Welt? frage ich Sie. Wenn man sich für etwas echauffiert, so muſs man doch wissen, was man davon hat! das sagt einem schon die natürliche Logik, habe ich nicht recht? Glauben Sie mir, bester Herr Griesmaier — ich spreche als Ihr aufrichtiger Freund — Überzeugung hin, Überzeugung her; das Wichtigste bleibt, daſs man bei allem, was man unternimmt, sich die Frage vor Augen hält: Was kauf' ich mir davor?"

Mit wachsendem Staunen und sich nur mühsam beherrschend, hatte Fritz diesen Erguſs des neuen „Collegen" über sich ergehen lassen. Der Cynismus, der ihm hier im Gewande wohlwollender Rathschläge entgegentrat, machte ihn im ersten Augenblicke völlig sprachlos. Er wollte antworten, etwas erwidern, rang nach Worten, der lange zurückgestaute Grimm, der ihm jählings durch die Adern schäumte, brachte ihn beinahe um seine Besinnung. Hochroth im Gesicht, mit fürchterlich rollenden Augen fixierte er den neu entdeckten Berufsgenossen, und plötzlich dicht an ihn herantretend, als wolle er sich an ihm vergreifen, fragte er mit halb erstickter Stimme, zwischen aufeinandergebissenen Zähnen hervor:

„Was haben Sie eigentlich vorhin als Apportl benützt, Sie Herr — Herr — Herr — Zeitungsschmierer?"

„Ein — ein — Holzscheit, wenn Sie nichts dagegen haben," stotterte der „College" etwas betreten.

„So? Ein Holzscheit! Nichts als ein gewöhnliches Holzscheit? Und doch ist Ihr Hund ins Wasser gesprungen, es herauszuholen? Kann man denn ein Holzscheit essen? Wie? Antworten Sie! Kann man ein Holzscheit essen?"

„Meines Wissens nicht! Warum fragen Sie? Was wollen Sie eigentlich?" stammelte der „College", erschrocken vor ihm zurückweichend.

„Kann man ein Holzscheit essen?" donnerte Fritz, blind und taub vor Wuth, indem er ihm immer näher an den Leib rückte. „Kann man ein Holzscheit essen? Kann man sich mit einem Holzscheit paaren? Wie? Kann man sich darauf betten und zur Ruhe legen? Kann man sich mit einem Holzscheit zudecken, wenn einem kalt ist? Nein? Nicht wahr, dies alles kann man nicht! Und trotzdem hat dieser unpraktische Kerl von einem Hund sich dafür echauffiert? Und hat sogar sein Leben daran

für seine eigenen hübschen und munteren Kleinen. Aber der Cretin hatte, wie es schien, doch eine geistige Fähigkeit, wenn gleich nur diese eine. Er war boshaft. Wenn er seinen Geschwistern eine Tücke anthun konnte, so geschah es gewiss, und zwar auf hinterlistige Art. Nicht bloß, dass jedes der jüngeren stets seinen Riss im Kleide, seinen Kratzer an der Wange aufwies — das fünfjährige Mädchen hatte eine leere Augenhöhle, die ihm der Unhold mit einem Stein geschlagen.

Der Junge hatte ein kleines, höckeriges Körperchen, aber Kraft in den plumpen Händen. Er hatte einen unförmig großen Kopf mit Halswulsten. Er war sehr schwerhörig und konnte wenige Worte so deutlich aussprechen, dass man sie verstand. Nur die Mutter hatte jeden seiner bellenden Laute zu deuten gewusst. Und er hatte ein schönes schwarzes Auge, das zumeist treuherzig dreinschaute, auch während er dem Bruder einen Schlag ins Gesicht versetzte oder die Schwester am Haar zauste. Vielleicht sollten solcherlei Angriffe Zärtlichkeitsbezeugungen sein. Angenommen wurden sie nicht als solche und er bekam manchmal sein doppeltes Theil zurück. Den Leuten wich er scheu aus und hielt sich am liebsten im Stalle auf beim Vieh, von dem er sich gerne die niedere Stirn belecken ließ. Dann hockte er da auf dem Streuhaufen, stundenlang unbeweglich und schaute träumend vor sich hin.

Nachdem die Mutter nun gestorben war, der Vater seiner Arbeit nachgehen musste und die Kinder sich also noch mehr selbst überlassen blieben, verschlimmerte sich alles. Die Nahrung noch ungenügender, die Pflege noch schlechter und die Löcher in Gewand und Fleisch noch größer. Auch hatte es sich mit Sicherheit herausgestellt, dass Guido, der Cretin, weder zum Lernen noch zur geregelten Handarbeit irgendeine Fähigkeit hatte, dass er die Last und der Kummer seiner Familie bleiben würde, ja dass er mit zunehmendem Alter noch in größerem Maße unsauber und gefährlich wurde. Viel hatte Schmied in seiner Nachbarschaft, beim Gemeindevorstand, beim Pfarrer, beim Schullehrer herumgefragt, was doch mit dem Jungen anzufangen sei? Die Redseligsten, die sonst immer mit ihren guten Rathschlägen hausieren giengen, auf diese Frage waren sie stumm. Andere hatten ihre Vorschläge: Man müsse den „Teppen“ einsperren in den Kuhstall. Oder man müsse ihn so lange mit der Ruthe züchtigen, bis die Dummheit und die Bosheit herausgeschlagen sei, dann würde er schon brauchbar werden. Schmied war gedankenlos genug, solche Rathschläge zeitweilig zu befolgen, doch je mehr der Knabe misshandelt wurde, je deutlicher kam in ihm das Thier zum Vorschein. Aber auch freundliche Behandlung brachte nicht viel Besseres, und so sagte eines Tages Schmied verzweifelt zum Gemeindevorsteher: „Ich weiß mir nicht mehr zu helfen. Nehmt mir diese Missgeburt ab, ich kann für nichts mehr gutstehen.“

ehrlich. Klug ist das freilich nicht, aber schließlich — imponieren thut's mir eigentlich doch, wenn ich aufrichtig sein soll!"

„So, imponiert Ihnen das?" sagte der „Ritter vom Geiste" spitz. „Wir vom Handwerk, wissen Sie, wir sehen die Dinge wohl mit anderen Augen an."

An der Thür des Weinlocales gab es noch einige Umständlichkeiten, da jeder dem andern den Vortritt lassen wollte. Inzwischen eilte Fritz, dem unbändig leicht und fröhlich ums Herz war, mit großen Schritten der Redactionsstube entgegen, wo die geliebte Feder seiner harrte, die er ein paar Wochen lang unfreiwilliger Weise hatte ruhen lassen müssen.

— —

Verlassen und verloren.

Ein Nachtbild aus dem Volksleben von **Peter Rosegger.**

Wafs das, zartbesaitete Leserin, thu es nicht! Lege dieses Blatt hin, lehne dich in die Chaiselongue und nimm einen galanten Franzosen zur Hand. Allerdings gibt es auch hinter dem Rheine drüben nicht mehr so viele von solchen, die das Elend parfümieren und den Abgrund mit Rosen verdecken. Ich habe von einem Manne zu erzählen, dessen Geschichte mit dem Elende beginnt und mit dem Verbrechen endet. Nur wird schließlich die Frage offen bleiben, wer der Verbrecher ist.

Johann Schmied war sein Name, doch kann nicht jeder seines Schicksals Schmied sein, wenn die Feuer schlecht brennen. Johann Schmied war ein Kleinhäusler zu Rothschachen auf der Matt. Sein Brot erwarb er auf seinem kümmerlichen Gütlein und im Taglohn. Seit kurzem war er Witwer mit sechs Kindern. Die fünf jüngeren Kinder von drei bis zu zehn Jahren waren sein eigen; sie waren wohlgeartet aber schwächlich, weil Nahrung und Pflege nicht genügte. Das älteste, nun ein Knabe von elf Jahren, hatte sein Weib ihm in die Ehe mitgebracht. Nie hatte er an dieser Mitgift einen Anstoß genommen, vielmehr seit der ersten Zeit den Knaben versorgt und gern gehabt, wie seine eigenen. Der Mann kann das, das Weib kann es nicht, sie mag sich Mühe geben nach aller Möglichkeit; das fremde Kind ist nicht ihr eigenes, und gerade je näher es ihren leiblichen Kindern steht, je mehr fühlt sie sich von ihm beirrt. Schmied wollte diesem älteren Knaben natürlich zuerst Anleitung geben und ihm Unterricht verschaffen. Da aber zeigte es sich, dass die Anleitung nicht anschlug, die Schule nicht fruchtete, denn der Knabe war ein Cretin. Freilich, man sah es, ein zwergenhafter, verkrüppelter Cretin. Das hätte den Stiefvater nicht abgehalten, fürs arme Geschöpf das Gleiche zu thun, wie

anstalt. Dort lachten sie ihn bloß aus. Was er denn glaube? Die Irrenanstalt sei für Geisteskranke, Cretins aber seien nicht geisteskrank, einfach, weil sie gar keinen Geist hätten. Vielleicht würde er in einer Siechenanstalt aufgenommen werden können.

In dem Siechenhaus hieß es, das sei für alte, sieche Leute. Der Knabe wäre noch jung und organisch gesund. Wenn er nicht parieren wolle und boshaft sei, so gehöre er in eine Correctionsanstalt. Die Correctionsanstalt wies ihn in ein Waisenhaus, dieses in eine Idiotenanstalt.

Hier endlich glaubte Schmied an der richtigen Stelle zu sein, denn das ganze Gebäude war voll von ähnlichen Geschöpfen, wie er eines bei sich hatte.

In der Kanzlei, wo er sich anmeldete, machten sie weiter keine Umstände, schrieben die Namen auf, das Alter, die Zuständigkeitsgemeinde und fragten nach dem Aufnahmegesuch, nach dem amtlichen Scheine. Einen solchen hatte Schmied nicht bei sich.

„Ja, lieber Mann, Sie haben doch eine Schrift mit, durch die Ihre Gemeinde oder Sie selbst sich verpflichten, die Kosten zu zahlen? Oder ob das Land sich bereit erklärt. Von all dem haben Sie nichts? Dann müssen Sie den Kleinen schon wieder mitnehmen."

Das war der Bescheid. Schmied wurde dann noch in ein Armenkloster gewiesen und von diesem in ein Versorgungshaus für unheilbar Leidende. Nirgends gehörte der arme Idiot hin, überall lehnte man ihn ab. Man zeigte hie und da Mitleid mit dem unglücklichen Mann, bedauerte dass die Statuten die Aufnahme nicht ermöglichten, man könne eben von den Vorschriften nicht abgehen. Eine Schüssel Suppe mit Reis und Brot im Kloster, das war der einzige Erfolg des zweitägigen Hausierens bei den Wohlthätigkeitsanstalten.

So machte Johann Schmied sich mit dem heillosen Geschöpfe wieder auf den Weg in die Heimatsgegend. Es war ein düsterer Wintertag, in den kahlen Bäumen hieng eine blaue, schneidende Luft, und als sie ins Haideland kamen, begann es zu schneien. Schmied zog die Flasche mit Slivovitz aus dem Sack, die er sich in der Stadt gekauft hatte und deren Inhalt ihre Wegzehrung und ihren Kälteschutz ausmachen sollte. Er nahm davon ein paar Schluck und bot auch dem Knaben, der gierig, als wäre es Wasser, davon trinken wollte. Das Schneien wurde immer dichter, der Wind wirbelte Schnee auf und spielte mit ihm Reigen. Als der Abend zu dunkeln begann, tapften sie mit Mühe vorwärts. Der Cretin keuchte hintendrein und hielt sich hemmend an die Rockschöße des Vaters. Dieser fluchte und schlug ihm auf die Finger, aber der Knabe klammerte sich wieder an ihn und schnaufte mühsam aus dem dicken Halse.

So wollen wir wieder einmal rasten, dachte Schmied, setzte sich in den flaumigen Schnee, zog den Knaben neben seiner nieder, ent-

„Was die Gemeinde mit ihm anfangen soll? Für solche Wesen hat sie kein Nest und keinen Kotter. Wenn Du nicht aufkommst fürs Kind, das Du Dir angeheiratet hast, von uns anderen wirds wohl noch weniger zu verlangen sein. Habe doch noch ein bisschen Geduld, Schmied. Bis die Kröte ein Haus angezündet hat, oder wen umgebracht, dann nehmen sie ihn Dir sofort vom Hals."

„So redest Du, der Gemeindevorstand?"

Dieser lachte überlaut, um zu zeigen, dass seine Rede nur Spass gewesen sei.

Der Pfarrer gab einen anderen Rath. Wenn Schmied wieder einmal in die Stadt gehe, um auf dem Trödelmarkt Kleider für die Kinder zu kaufen, so solle er den Guido mitnehmen.

„O mein Herr Pfarrer, den kauft mir niemand ab. Nicht einmal auf dem Trödelmarkt!" rief Schmied aus.

„Ich habe auch nicht gemeint, mein Freund, dass Du ihn verkaufen solltest, wie die Söhne Jakobs den Josef. Aber in eine Anstalt sollst Du ihn führen. Gibt es doch allerhand Anstalten für Arme, Kranke, Sieche, für Krüppel und Waisen, für Zuchtlose und Narren. Du wirst ihn schon anbringen. Ich gebe Dir eine Empfehlung mit an einen Bekannten, der Director im Lazarus-Spital ist. Der wird Dir schon Weiteres sagen."

Das hatte einmal Hand und Fuß. Es deuchte jetzt dem Manne gar nicht so leicht zu sein, ein armes, gänzlich hilfloses Kind in die fremde Welt hinauszustoßen. Er will warten bis zum großen Trödelmarkt im Frühjahr. Vielleicht hat es bishin doch eine sonstige Veränderung. Es war der Scharlach in der Gegend, in Guido stecken noch alle Kinderkrankheiten.

Wirklich kam um Weihnachten der Scharlach in die Hütte. Alle Kinder erkrankten daran, nur nicht der Cretin. Dieser aber hatte einmal in Abwesenheit des Vaters eine zarte Regung; vielleicht dass er sah, wie sein jüngerer Bruder im Schüttelfrost fieberte, er nahm Streichhölzer und zündete unter das Bett. Der kranke Knabe sprang in das feuchte Fletz, um Wasser in die Flamme zu gießen. Darauf steigerte sich beim Knaben die Krankheit und ließ, als sie nach Wochen gewichen war, ein Brustleiden zurück.

Nun packte Schmied den Cretin zusammen und brachte ihn in die Stadt. Doch im Lazarus-Spital wurde er trotz der Empfehlung vom Pfarrer nicht am besten aufgenommen. Ob der Knabe krank sei? Krank nicht, nur ein Trottel. Na, dann gehöre er in kein Spital, eher in ein Narrenhaus.

Dem Schmied leuchtete das ein und er gieng mit dem Knaben, den er zeitweilig mit Gewalt hinter sich herzerren musste, in die Irren-

Knaben mit derber Hand von sich stoßen, der Kleine klammerte sich an den Arm und biss ihn in den Finger. Wüthend schleuderte der Vater den Guido seitlings in den Schnee, kniete auf dessen Brust und umspannte mit krampfigen Fingern den Hals. Mit strammen Knien drückte Johann Schmied dem Knaben die Brust ein, mit aller Kraft umklammerte er ihm die Gurgel — wohl an fünf Minuten lang. — Dann ließ er ihn liegen und gieng heim zu seinen Kindern.

Diese kauerten im Strohneste beisammen, aber schliefen noch nicht. Als die Thür aufgieng, fürchteten sie sich, als er Licht machte und sie sahen, dass der Guido nicht mehr bei ihm war, freuten sie sich. Nur das kleine Mädchen, dem der Cretin das Auge ausgeschlagen hatte, hub an zu schluchzen, weil der Bruder in der stockfremden Stadt geblieben war. Der Vater beruhigte, dass es dem Guido nun wohl besser gienge als ihnen allen miteinander.

Das größere Mädchen machte aufmerksam, dass auf dem Ofen noch Mehlnocken von Mittag wären, er nahm sie nicht, sondern blies das Licht aus und legte sich bald auf seinen Strohsack.

Es war in dieser Nacht kein Schlaf zu finden. Erst gegen Morgen schlummerte Schmied ein, um aber bald gestört zu werden. Das blasse Licht fiel durch die zwei mit Schnee belegten Fenster in die frostige Kammer herein, als vor der Hüttenthür Lärm und Gepolter entstand. Das ältere Mädchen war schon angezogen, es gieng, um zu öffnen und kam sogleich mit der Nachricht zurück: „Der Guido ist da! Der Guido ist wider da!“

Freilich, draußen vor der Thür auf einer aus Baumästen geflochtenen Tragbahre lag er mit starren, krummgebogenen Beinen. Schnee klebte an den Kleidern, das Gesicht blau, aufgedunsen, die Augen hervorgetrieben und erstorben. Einige Männer standen herum, darunter der Gemeindevorsteher, der so gut Spass machen konnte. Heute machte er keinen, sondern verlangte aufgeregt nach dem Johann Schmied. Der brauchte sich nicht erst anzuziehen, weil er in den Kleidern gelegen war. Wirr und verstört trat er hinaus; den Todten erblickend wendete er sich ab und sagte: „Was brauch ich ihn denn da? Thut ihn in die Todtenkammer.“

„Den hast Du umgebracht, Schmied!“ rief der Gemeindevorsteher, „gesteh's nur ein!“

„Was schreist Du denn so?“ entgegnete Schmied tonlos, „hab' ich's gethan, so leugne ich's auch nicht.“

„Aber, mein heiliger Gott, Du wirst doch das Kind nicht getödtet haben“, sagte der Wirt auf der Matt. „Du bist ja gar nicht bei ihm gewesen. Du bist gestern Abends ganz allein in meinem Haus gewesen. Du hast Zeugenschaft.“

stöpselte die Flasche und gab sie ihm in die Hand für einen Schluck. Der Knabe setzte die Flasche an den Mund, nahm aber nicht einen Schluck, sondern trank mit langen, gierigen Zügen. Der Vater wehrte ihm nicht.

Er saß da, starrte in das Schneetreiben der Dämmerung und sann. Enger zog er sich den Rockkragen um den Hals und blieb sitzen und starrte hinaus und that manchmal einen kurzen Blick auf den Knaben, der die Flasche fast geleert, sich in den Schnee zurückgelehnt hatte und einzuschlafen begann. Und als es dunkel geworden war auf der stürmischen Heide und als der Knabe schlief, da erhob sich Schmied rasch, lautlos und eilte weiter auf der schneeflaumigen Straße. Allein, frei und leicht hastete er dahin und sah nicht mehr um. Wohl that ihm das Fegen und Pfeifen des Windes. Das unselige Geschöpf aber begleitete ihn noch in Gedanken; wie vorher an den Rock, klammerte es sich nun an sein Gehirn. — Es wird bald vorbei sein. So ist's am besten für dich und für uns. — Mit diesem Gedanken wollte er es abschütteln — aber ohne Erfolg.

Nach einer Weile sah er vor sich am Wege die Lichter des Wirtshauses auf der Matt. Dort hauste ein Vetter von ihm. Er kehrte ein, er fühlte, was ihm noth that, ein Glas Wein und Leute.

„Bist da, Schmied?" redete ihn der Wirt an. „Und allein bist. Hast ihn doch angebracht?"

„Gott sei Lob und Dank", antwortete der Angesprochene. „Eine Halbe Ungarischen bring mir." Nachdem ihm Wirt und Wirtin mit Spänen den Schnee aus den Falten geklopft hatten, setzte er sich zum Ofentisch und sagte zum Spaſs den alten Bauernspruch: „So, gegessen wär's, wenn's nur geprügelt auch wär'!" Er war aufgeräumt, sprach mit überlauter Stimme, und die Wirtin sagte in der Küche: „Man merkt's wohl, daſs ihm ein Stein vom Herzen ist." Sein Sitzen in der warmen Stube war aber nicht so behaglich, als er sich's gedacht hatte. Nachdem er mehrmals auf die alte langsam un dfeierlich tickende Wanduhr geblickt hatte, bezahlte er plötzlich die Zeche, stand auf und gieng davon. Er hatte ja noch ein Stück Weges bis nach Rothschachen zu seiner Hütte. Ob er nicht eine Laterne mithaben wolle? Er hörte es nicht mehr, schritt eilig fürpaſs.

Als er durch den schwarzen Kiefernwald gieng, vor sich hingelegt das mattweiße Band der Straße, sah er auf diesem einen dunklen Punkt, der sich bewegte. Und war's der Cretin, der schnaufend und gröhlend vorantappte und nun, den Vater bemerkend, mit einem Freudengestöhn nach dem Rockflügel tastete. In dem Manne gieng Unbeschreibliches vor. Schreck, Freude, Ärger, Mitleid und Zorn. Eine wahre Wuth darüber, daſs dieses böse Schicksal nicht von ihm wich. Er wollte den

Die einsame alte Frau, die das ganze Jahr außer den Kirchgängen nicht über die Grenzen ihres heimatlichen Hofes hinauskam, hatte freilich die Spottlieder nicht gehört, welche die Buben auf ihren Sohn gesungen.

A Witwar, sagt mar,
Der is gar leicht tröst,
A bluatarme Seel
Is weit härter derlöst.

Es is nix so trauri
Und nix so betrüabt,
Als wann si a Grabschädl
In a Junge verliabt.

Jetzt liabt er a Dirndl
Dös is nöt viel nutz,
Halt nix auf die Arbat
Und viel aufn Putz.

Bei drei Buabn liabn
Siachts a no koan G'fahr,
Oan liabts, oan foppts,
Oan heirats nu gor.

Agnes kam der Schwiegermutter mit der ihr eigenen Sanftheit und Freundlichkeit entgegen, welche stets geeignet war, die Menschen für sie einzunehmen. Sie eilte, noch im Brautkranze, auf die Mutter zu, zwang diese, im Lehnstuhle sitzen zu bleiben, indem sie selbst auf den kleinen Fußschemel kniete und die Alte in das Kissen zurückdrückte.

„Da wär ich halt und thät bitten um der Mutter ihren Segen.“

Dem Sepp lachte das ganze Gesicht.

„Weib,“ rief er etwas weinselig, „wenn Du mit meiner Mutter gut bist, dann haben wir unser Lebtag keinen Streit“.

Nein, streiten that sie nicht, die Agnes. Sie sagte meist zu allem „ja“ und that der Schwiegermutter alle Ehre an.

Daher dauerte es gar nicht lange, dass die Alte heiße Dankgebete zum lieben Herrgott sandte, weil es ihr Sepp mit seiner Zweiten so wohl getroffen.

So zog der Sommer ins Land.

Eines Nachmittags nahm Agnes einen Korb und sagte zu ihrem Manne: „Heut hol' ich uns Himbeeren heim; ich hab das Einsieden gelernt, und so ein Saft ist im Winter gut hernehmen, wenn eins krank ist.“

Sie gieng den Hügel hinab ins Thal, in dessen Sohle die Waldmühle stand, an dieser vorbei, immer dem Bache nach in die wildschöne Waldschlucht. Das Wasser musste seinen Weg suchen durch ein Gewirr von Granitblöcken, daneben bahnte sich ein Fußsteig, dem man nicht recht den Namen „Weg“ geben konnte. Denn oft musste der Wanderer auf die rundgewaschenen Steine zwischen den Wasserläufen treten, oft verband ein quergelegter Baumstamm zwei klaffende Felsstücke, oft zog sich ein schmales Band neben dem Bache hin und kroch als steile, ungefüge Treppe die herantretenden Granitthürme hinan, und endlich sperrte ein Wasserfall den Pfad ab.

Dort aber war ein mächtiges Holzgerüst erbaut, um den in der Tiefe des Gesteins verschwindenden Bach nöthigenfalls aufzunehmen. Im

„Ich brauch' keine", sagte Schmied und leugnete nicht mit einem Wort.

Nun zeigte es sich, dass doch nicht alle Anstalten in der Stadt geschlossen waren für den armen Taglöhner.

Vor den Richtern und Geschwornen versicherte der Staatsanwalt dass er auch ein Herz in der Brust habe und doch die Verurtheilung zum Tode verlangen müsse. Schmied vertheidigte sich nicht. Umso grimmiger war der Advocat. „Dieser unglückliche Mensch hat in der Verzweiflung dem Idioten das elende Leben genommen. Es muss bestraft werden. Aber meine Herren, ich frage, wenn der Staatsanwalt diese That mit dem Tode bestraft wissen will, womit müssten denn dann jene bestraft werden, die fünf arme, unversorgte, unschuldige Kinder zu Waisen machen?! Und wie will er denn solche Wohlthätigkeitsanstalten bestrafen, die für das Volk und die armen Leute da sind, die aber den Hilfesuchenden zurückgestoßen haben?"

Der Vorsitzende erinnerte, dass in diesem Tone nicht weitergesprochen werden dürfe. Die Geschwornen verurtheilten den Johann Schmied einstimmig zum Tode. Er hörte das Urtheil bewegungslos an. Sein Vertheidiger wollte ihm mit Trost beistehen und sprach von der Hoffnung, daß er Gnade finden werde.

„Ich brauch' keine", antwortete Schmied.

„Aber Ihre Kinder!"

Da knickte der arme Sünder zusammen, schlug sich die Fäuste ins Gesicht und weinte. Man hörte keinen Laut, sah aber das Schüttern seines Körpers.

Agnes.

Eine wahre Geschichte aus dem Mühlviertel von **Louise Seidl-Verschmidt.**

(Fortsetzung von Seite 180.)

IV.

Im Reiterhof wartete die Mutter auf den Sohn und die Schwiegertochter. Sie hatte sich endlich, obgleich mit Bangen und Zweifeln, mit dem Unabänderlichen zu versöhnen gesucht. Das gelang ihrer Mutterliebe umso eher, als sie sich vornahm, der jungen Bäuerin alle nöthige Anleitung und Rath und Beispiel zu geben, ihr eine gute brave Mutter zu ersetzen, die dem Mädchen leider gefehlt hatte.

Vielleicht ließe sie sich noch „richten".

„Verspott mich nicht! Zum Lumpen bin ich worden, das Saufen und Schuldenmachen hab ich ang'hebt und aus dem Dienst habens mich gejagd. Wer die Schuld hat, wirst wissen."

„Ich hab' Dir's nicht ang'schafft, dass Du saufen und Schulden machen sollst."

Hiesl führ unbeirrt fort: „Jetzt hast mich ins Elend gestoßen — hilf mir auch wieder heraus?"

„Wie sollt ich denn das anfangen?"

„Bei der Bräuerin könntest ein gutes Wort reden, dass sie mich als Rossknecht nähm. Du bist nicht schlecht gestanden bei ihr, weils D' fromm genug gethan hast. Dein wahres Gesicht hast ihr ja nie zeigt."

„Sonst hätt' s' mich davongjagt. Und wem zu Lieb hab ich denn Heimlichkeiten vor ihr gehabt? Wer hat mich denn tribliert, nicht zum sagen, dass ich mein Stubenfenster offen lass'?"

„Von dem reden wir nicht. Willst mir einen Dienstplatz verschaffen?"

„Wenn mein Wort gilt, ja! — Übrigens, Hiesl," flüsterte Agnes, als konnte ihr Wort in der einsamen Waldschlucht von jemand Unrechten vernommen werden — „wir thäten auch einen Knecht brauchen. Mein Mann allein dermachts nimmer und ich hab eh' genug zu thun im Haus — und muss daneben noch die Alte bei gutem Humor erhalten."

„Zu Dir, Agnes, meinst — zu Dir soll ich als Knecht kommen?"

„Warum denn nicht? Ist Dir leicht der Reiterhofer zu schlecht?"

„Nein, das nicht, der Reiterhofer ist bekannt als ein braver Bauer."

„Also meinst, dass Dich die Bäuerin schlecht halten thät?"

Agnes zeigte lächelnd ihre schönen Zähne.

„Könntest das glauben von mir? — Geh', sei kein Lapp und komm! Wenigstens würd's ein bissel unterhaltlicher auf dem einschichtigen Hof. Glaubst, es ist so lustig, alten Weibern die Heiligenlegend vorlesen und die ganze Woche kein' andern Menschen sehen, als die Hausleut? Komm und nimm Deine Zither mit. Feierabend haben wir dann schön heimlich."

Hiesl stand noch eine Weile unschlüssig.

„So komm ich halt. Mir steht's Wasser bis ans Maul, was will ich machen?"

„So ungern kommst? Magst mich denn gar nimmer?"

„Wie's D' so reden magst! Du ein verheiratet Weib! Ja, wenn Du eine Wittib wärst — — —"

Agnes machte eine auffahrende Bewegung. Ein rascher lauernder Blick suchte in den Mienen des Hiesl zu lesen, fand aber nur darin den harmlosen Ausdruck eines Menschen ohne Hintergedanken.

Sie wandte sich kurz zum Gehen.

Frühlinge leitete man das Wasser von seinem natürlichen Rinnsale ab, und es stürzte in starkem Strahle und reißendem Gefälle in eine meterbreite Rinne aus Holz. Dieser Schwemmkanal führte dann tausende von Klaftern Brennholz zu Thal bis an jene Stelle, wo der Bach die Klamm verließ und als sanftes, weiden- und erlenumkränztes Wässerlein durch ein fruchtbares Hügelgelände plätscherte, dem man die enge Nachbarschaft der großartigen Felsenschlucht gar nicht zutraute.

In dieser Schlucht gediehen die Himbeeren massenhaft, denn der Sonnenstrahl legte sich brütend ins Gestein, und wenn draußen der nimmer rastende Wind über die Hügel des linken Donauuferlandes hinfegte, bewegte die harzduftenden Fichtenkronen in der Klamm kein leiser Hauch.

Wilder Eisenhut, Tollkirschen, mannshohe Farne, alle möglichen Waldsträucher und Dornstauden woben ein Netz über den steinbedeckten Grund der Schlucht und deren Abhänge, wo die letzteren mäßig genug waren, um dem Pflanzenwuchse Zutritt zu gewähren.

Hier war das Ziel von Agnes' Wanderung. Sie stieg in die Holzrinne ein und schaute von da in die Tiefe. Haushoch stand sie über dem Thalgrunde und dem darin schäumenden Bache, der sich einige hundert Meter tiefer in dem Durcheinander der Granitkugeln spurlos verlor.

„Wer da hinabstürzte, der würde wohl auf Nimmerwiedersehen in die Steinhöhlen geschwemmt. Und leicht käm's an, das Hinabstürzen."

Agnes dachte dies laut, indem sie das Holzgerüste näher besichtigte.

Gleich hinter dem Punkte, wo sie stand, hatte die Rinne eine etwa zwei Meter lange Lücke. Da waren die Bretter fallthürartig in die Höhe gezogen, um dem Wasser den Lauf durch das Geflüder zu wehren. Den Sommer über musste die Rinne trocken liegen, und wenn ein Wanderer sie als bequemen Pfad benützte, musste er bei der klaffenden Lücke aussteigen und auf einen schmalen Laden außerhalb der Rinne treten, der über die Seitenpfosten, die rechts und links hervortraten, einfach ohne Befestigung darübergelegt war.

Dieses schwankende, unsichere Verkehrsmittel konnte nur von Schwindelfreien ohne Angst betreten werden.

Wenn nun dieser Laden umschnappte!

Oder wenn er durch Zufall bei Seite rutschte oder morsch würde!

„Na, Agnes, was denkst Dir denn, dass Du nicht hörst und nicht siehst! Ich wart schon lang auf Dich."

Agnes blickte auf und sah im Gestrüpp einen alten Bekannten sitzen.

„Du wartst auf mich, Hiesl? Schau, das ist schön von Dir. Hast also ausdückelt?"

„Geschwind lasst's mich hinaus!" rief er und enteilte der Stube. Als er nach einer Viertelstunde wiederkam, reichte er der Müllerin die Hand.

„Vergelt's Gott für Deine Medicin, Du verstehst ja schier so viel wie ein Bader! G'holfen hat's! Schier wohl thut's einwendig. Jetzt bin ich wieder frisch und gesund."

V.

Jetzt thut der Moltererhiesl auch wieder gut, hieß es allgemein, und der Volksmund schien Recht zu haben. Er spielte nicht mehr, trank nicht mehr als jeder rechte Bauernknecht, der nur Sonntags sein Räuschlein heimtrug, er kam in keinen Streit mehr mit dem Förster wegen der Wilddieberei und hatte keinen Raufhandel mit den Marktburschen.

„Das macht der Einfluss von der frommen Bäurin," sagte der Organist am Stammtisch, „die muss der alten Reiterhoferin immer Legenden vorlesen und aus ihren fünfzig Betbücheln, da profitiert halt der Knecht auch davon. — Mir haben's meine Mädeln erzählt, die auf Besuch bei der jungen Bäurin waren. Die können nicht genug sagen, wie schön sie der Alten thut. Na, ihr Schaden wird's wohl nicht sein."

„Heut kommt eh der Reiterhofer noch," sagte die Bräuerin, „er hat's in der Früh g'sagt, wie er sich ein Viertel Wein kauft hat."

„Die Alte", fuhr der Organist fort, „penzt schon so lang, dass der Sepp sein Weib auf den Hof anschreiben lasst. Die Töchter sind verheiratet und haben schon ihren Theil, und wie ich g'hört hab, soll der Reiterhofer schon sein Testament aufg'setzt haben zu Gunsten der Agnes."

„Darnach sollt er halt abfahren, damit sie einen Jungen kriegt."

„Glaub's nicht, dass die Agnes so ist," wandte die Bräuerin ein. „Übrigens mit dem Testament wird's wahr sein, weil der Reiterhofer gesagt hat, er müsse nach Lichtenbach zum Notar."

Gieng die Thür auf und es trat der Reiterhofer herein. Bescheiden wollte er abseits vom „Herrentisch" Platz nehmen, aber das litten die Gäste nicht. Sie rückten zusammen und luden ihn ein, bei ihnen niederzusitzen.

„Alleweil g'sund, Reiterhofer, was macht die schöne Bäurin? Neidig möcht man auch sein!"

„Was ist's, machen wir eine Tarokpartie? Sind jetzt mit dem Reiterhofer gerade achte — da geht's auf zwei Tischen."

„Ich thu' nicht mit," sagte der Bräuer, der kein Freund des Spieles war und winkte dem „Wenzel" am Nebentisch, „da, thun Sie für mich einsetzen."

„Also kannst um Peter und Paul einstehen, dass ist nächste Woche — und wenn Du nicht willst — na, so lasst es halt bleiben."

— — — — — — — — — — — — — — — —

Der Einstand des neuen Knechtes änderte nicht viel auf dem Reiterhofe. Es schien, als sei Hiesl nicht aufgelegt zu Sang und Saitenspiel. Ruhig that er seine Arbeit und wich der ehemaligen Geliebten fast ängstlich aus, sie dagegen kehrte die Herrin hervor und that stolz und kalt.

Eines Sonntagsmorgens jedoch brach sie das zwischen ihnen herrschende Schweigen.

„Hiesl," sagte sie, „heut musst mir was mitnehmen vom Kramer, wenn Du in die Kirche gehst. Im Stall ist's völlig aus mit lauter Ratzen. Weißt kein Mittel dafür?"

„Das wohl! Da musst ihnen halt vergeben. So ein Ratzengift hat der Kramer schon, das bring ich."

Am Abende wurde also Rattengift in die Stallwinkel gestreut und Agnes machte alle Hausgenossen darauf aufmerksam.

„Damit nichts geschieht," sagte sie. „Könnt gleich wem ein Unglück passieren, wenn's eins nicht wüsst."

Wenige Zeit darauf gieng der Reiterhofer ins Viehhandeln. Vor Tagesanbruch verließ er sein Haus, denn um ein gutes Stück Rind lohnt es sich schon, dass man einen weiten Weg macht. Galt es doch diesmal, der jungen Frau eine Freude zu machen, die sich doch eine brave Milchkuh in den Stall wünschte.

Als er an die Waldmühle kam, stand der alte Müller in der Hausthür.

„Grüß Gott, Reiterhofer", rief er den Nachbarn an, „wie geht's Dir denn allweil? Hast doch einen guten Gsund? Mir kommt vor, Du gehst völlig ein, wie die Kroatenleinwand."

„Ja, Waldmüller," war die Antwort, „lass mich ein wenig rasten bei Dir, mir ist nicht recht gut."

„So geh nur herein. Sitz mir nieder! Schlecht genug schaust aus! Hast leicht kein Frühstück g'habt? Bäurin, schnell gib ihm was."

„Hab eh schon eine Suppe g'habt, aber der Kaffee taugt mir nimmer. Es wird mir schon wieder besser werden."

Schon kam die Waldmüllerin mit dem Milchhäfen.

„Grad frisch gemolken hab ichs, warm ists noch. Wenn was Unrechts im Magen ist, das hilft Dir dafür. Thu's nur gleich austrinken, Sepp, aber alles!"

Die alte Waldmüllerin hatte Recht. Der Reiterhofer that, wie sie ihm geheißen — und er musste wohl „was Unrechts" im Magen gehabt haben, weil die warme Milch darin zu rumoren anfieng.

Agnes öffnete ohne Zögern.

„Machst Du mir auf? Warum denn nicht der Bauer? Thut er denn nicht eifern?“

„Der Bauer ist nicht daheim.“

Agnes sah es dem Hiesl gleich an, heute hatte er über die Schnur gehauen.

„In welchem Wirthshaus“, fragte sie, „hast Dir denn Deinen heutigen ‚Kameraden‘ geholt, bei der Kerschbaumer Pepi, bei der Fallhuber Marie oder bei der Moisl Fanny?“

„Die Weibsbilder sollen mich buckelkrax'ntrag'n, ich geh' ihnen nicht ins Haus. Du weißt's am besten, Agnes,“ — dabei maß er sie mit etwas verglasten Äuglein — „dass ich keine mehr mag. Denn wer Dich einmal g'habt hat, — — —“

„Schrei doch nicht so, die Alte hat einen gar leisen Schlaf.“

„Wer Dich einmal gehabt hat“, wiederholte Hiesl mit etwas gedämpfter Stimme, — „der ist dem Teufel schon verschrieben, wenn er gleich hundertmal zurückstecken möcht'.“

„Geh' weiter, da zieht's und mich friert.“ Es flog ein leiser Schauer durch ihre Glieder, als sie das Licht auf das Fensterbrett des Vorhauses stellte, um die Hände frei zu haben beim Thürschließen.

„So, frieren thut Dich?“ wiederholte Hiesl und schaute ihr unverwandt zu.

„Auf was wartest denn?“ fragte sie, den Kopf zu ihm zurückbiegend und mit ihrem räthselhaften Blick lächelnd in den seinen tauchend.

Da fasste er sie um die Schultern und zog sie an sich wie in vergangenen Tagen.

„Na also“, flüsterte sie, „ich hab's ja gewusst, dass Du wieder gut wirst. Aber fast Zeitlang ist mir worden beim Warten. Jetzt ist mir ein Stein vom Herzen gefallen, weil Du wieder der alte bist.“

In aller Frühe des nächsten Morgens giengen vier Zimmerleute in die Klamm, um an dem Holzgerüste zu bessern. Alljährlich gab es dort viel Arbeit, weil das Hochwasser oft ganze Strecken des Geflüders wegriss. Diesmal gab es an den schadhaften Schlussvorrichtungen der Schleusen zu bessern, drum kamen die Arbeiter bis ans Ende der Rinne. Als der Zimmermeister das emporgehobene Brett schließen wollte, sollte er aus der Rinne aussteigen, fand aber, dass das Brett, welches sonst außerhalb auf den Pfosten lag, — fehlte.

„Halt's aus, Leut', da ist was geschehen“, — rief er zurück, „das Aussteigbrett ist hinuntergrutscht.“

Nun spähten alle in die Tiefe und sahen wirklich das schmale Brett unten auf den Granitblöcken liegen, — außerdem etwas Dunkles darunter.

Der Reiterhofer folgte der Einladung der Stammgäste, geschmeichelt durch deren Zuvorkommenheit und blieb daher länger als er vorgehabt, in Königsau, trank auch in der Hitze des Spieleifers ein Gläschen mehr als gewöhnlich.

Darum rieth ihm die Bräuerin: „Geht heut nicht durch die Klamm nach Haus, 's ist ein schiecher Weg bei der Nacht. Über die Haid auf der Straßen ist's schöner und auch nicht viel weiter."

„Und grüßt uns halt das liebe Weiberl."

„Nehmts es mit ein andermal!"

„Ist uns eh alleweil Zeitlang um sie, so viel geht's uns ab im Bräuhaus."

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Denselben Sonntagsabend saßen die zwei Weiber auf dem Reiter hofe beisammen, wie gewöhnlich, bei frommer Lesung. Aber Agnes klappte das dicke Buch bald zu und sagte: „Heut' mag ich nimmer lesen, mir thut der Hals weh."

„Lass es nur gut sein, Agnes, bin schon zufrieden. Ist ja eh viel von Dir, dass Du einen Sonntag wie den andern bei mir aushaltst, wo andere der Lustbarkeit nachgehen. So ein junges Leut! Ich muss Dir viel abbitten, hätt's nicht glaubt, das Du so sein könntst. Unser Herrgott wird Dir's zahlen."

„Hört's auf, Mutter, ist nicht der Mühe wert! Legt Euch schlafen, ich geh' auch bald."

„Wartst denn nicht auf den Sepp? Wo er denn so lang bleibt heut'?"

„Ist ja Sonntag! Wer möcht's ihm verdenken, wenn er länger im Wirtshaus sitzt! Oder er bleibt am Ende gar in Lichtenbach beim Vetter; ich weiß, er war heute beim Notar, damit was in die Ordnung kommt. Da thu' ich mich nicht sorgen, er wird schon kommen."

„Wenn Du meinst? so geh ich halt. Gute Nacht, Agnes!" Die Alte gieng und Agnes wartete nicht länger. Sie legte die Oberkleider ab und legte sich aufs Bett, wo sie indessen keinen Schlummer finden konnte. Sie erhob sich und öffnete das Fenster, dessen Aussicht auf einen bewaldeten Bergrücken gieng. Über dem Fichtendunkel glitzerten die Sterne und ein besonders glanzvoller leuchtete über einem besonders hervortretenden Waldschopfe. Dort senkten sich die Felsen zur Klamm — dort musste der Sepp seinen Heimweg nehmen. — Wieder suchte sie ihr Lager auf und wurde bald aus kurzem Schlummer durch den Thürklopfer aufgeschreckt. Hastig machte sie Licht und eilte, zu öffnen. Durch die geschlossene Hausthüre fragte sie erst noch:

„Wer ist's denn?"

„Ich bin's — der Hiesl!"

zweites. Hiesl schlich ihr nach in die Küche, während die Mutter beim Kranken blieb.

„Du, Agnes", sagte er leise, — „ich mein', der Bauer ist nicht zufällig in der Klamm abgestürzt. Glaubst nicht auch, dass ihm wer das Brett ausgelegt hat?"

Agnes wurde noch blasser und schwieg.

„Du musst ja die Stell' gut kennen, weil Dir's neulich so genau ausg'schaut hast, — weißt, dort, wie Du mich als Knecht aufgenommen hast?"

„Ja, und wo Du gesagt hast, Du möchtest mich schon, wenn ich eine Wittib wär", — zischelte sie. „Ja, Du hast's gesagt, Du hast mich ang'lernt."

Damit setzte sie wohlbedacht dem langsam denkenden Hiesl einen Floh ins Ohr und einen Wurm ins Gewissen: Er sei schuldig, mehr als sie.

Sie liebte ihn und konnte ihn nicht lassen. Wohl hatte sie den reichen Bauern geheiratet, aber sie dachte, er werde wohl ohnedies nicht lange leben und sie könne dann dem Jugendgeliebten als Witwe ein sorgenfreies Leben bieten. Und da sie nicht Witwe wurde, wie sie hoffte, machte sie die Liebe zur Verbrecherin.

Der Bauer genas wieder. Um einen Schüppel weißer Haare hatte er mehr; und der Nacken beugte sich vor, — aber sonst war er ziemlich der Alte. Seine Verliebtheit zu Agnes war im Abnehmen begriffen, — und letztere that sich nun weniger Zwang an. Sie schmeichelte der Alten nicht mehr so sehr und ließ sie viel allein. Mit Hiesl sprach sie viel und angelegentlich, — das Geheimnis der Sünde verband sie fast noch inniger als die Liebe.

„Jetzt mach' einmal ein End'!" sagte sie eines Tages zu ihm. „Ich halt' das Leben nimmer aus. Ein Mittel wird's doch geben!"

„Aber 's Gericht!" wagte Hiesl einzuwenden.

„Ja, 's Gericht! das ist viel zu dumm! Wer hat denn einen Verdacht geschöpft bisher? Hätt's nicht auch gelingen können? Dann wär' ich längst frei und kein Mensch wüsst', wie's zugegangen ist."

Und sie spann einen neuen Plan, den sie Hiesl mittheilte. Der willenlose Schwächling willigte ein und schritt fort auf der schiefen Ebene.

VI.

In Königsau war vom Pfarramte eine Mission geladen und hatte durch Wochen hindurch die Gläubigen, welche zahlreich herbeiströmten, zur Buße und Tugend ermahnt.

Auch Hiesl und Agnes hörten die Predigten, welche bald mild versöhnend, meist aber streng drohend die Gerechtigkeit und den Zorn Gottes

„Da ist einer abgestürzt!" riefen die Zimmerleute, „gewiss hat er gestern einen Rausch heimgetragen und hat kein' sichern Schritt g'habt. Da müssen wir gleich nachschauen."

Sie fanden unter dem Brett den scheinbar leblosen Körper des Reiterhofer, bemerkten aber bald, dass derselbe nicht todt, sondern nur bewusslos war. Während einer zum Arzt nach Königsau zurückeilte, machten sich die anderen daran, eine Tragbahre herzustellen und holten Betten und Decken aus der nahen Waldmühle. Auch brachte einer die Botschaft auf den Reiterhof, wo die Hausleute eben beim Frühstück saßen.

„Müsst nicht erschrecken", sagte der Zimmermann, „aber ich muss Euch sagen, der Bauer ist in der Klamm abgestürzt!"

Die junge Bäuerin erblasste und fragte schnell: „Ist er todt?"

Die Aufregung und das Lamento der Mutter legte sich einigermaßen, als ihr versichert wurde, nein, der Sohn sei nicht todt, sie würden ihn gleich bringen, und der Arzt käme auch gleich mit.

Wunderbarer Weise war der Reiterhofer auf dichtes Himbeergebüsch gefallen und kam daher mit einigen Kopfwunden, Quetschungen und Dornrissen davon.

Wortlos stand Agnes an der Tragbahre und merkte gar nicht, wie sie des alten Arztes scharfes Auge verwundert maß. Er kannte doch, wie alle Welt, die sanfte Agnes als weichherzig und gefühlvoll — und heut' diese starre Ruhe!

„Eine Zeitlang", sagte er zu ihr, „wird's ihn wohl herhalten, müsst ihn halt gut pflegen. Eine Gehirnerschütterung! Aber gesund wird er schon wieder werden und Ihr könnt' dem Herrgott danken, dass es so glimpflich abgelaufen ist!"

Einen sehr tiefen Eindruck machte der Unglücksfall auf Hiesl. Dem Liebesrausch, in den ihn der Auftritt gestern abends versetzt hatte, folgte ein niederschlagender moralischer Katzenjammer.

Was half's nun dem Hiesl, dass er sich selber vor die Stirn schlug, sich Scheltworte gab und sein Benehmen verwünschte, zu dem er nur durch ungewöhnlichen Weingenuss den Muth gefunden hatte!

Nun war die schlaue Agnes nach langem Kampfe Siegerin geblieben, sie hatte ihn am Zügel und wusste wohl, er war der Schwerfälligen einer, der nahm nichts leicht.

In dem Unfalle des Bauers sah er eine Himmelsmahnung. Er konnte den Gedanken nicht losbringen, dass der brave Dienstherr wund und ohnmächtig in der Waldschlucht lag, zur selben Stunde vielleicht, als er, der Hiesl, dem überwunden geglaubten Zauber der funkelnden Braunaugen auf's Neue verfallen war. — Dem ersten Zusammentreffen der beiden am Leidenslager des betrogenen Bauern folgte bald ein

Nachbarn nicht rühren, sondern schickte sich an, den Verstorbenen zu entkleiden.

Da wehrte ihm Agnes.

„Herr Doctor, wir müssen uns schämen, weil er so eine rußige Wäsche anhat. Der Schlag hat ihn halt troffen. Lassens ihm sein Hemd nur an!“

„Warum hat er denn so ein dickes Halstuch um? Herab damit!“ entgegnete der Arzt.

Er schob Agnes weg, die mit angststarren Augen der Hantierung zusah, und knüpfte das Seidentuch auf.

Als er am Halse der Leiche blaue Flecken sah, nickte er, wie einer, der seine Vermuthung bestätigt findet.

Dann sagte er kurz: „Da ist ein Verbrechen geschehen. Der Bauer ist erwürgt worden. Ich werde sofort die Gendarmerie verständigen.“

„Was fällt Ihnen denn ein, Herr Doctor? Wie hätt' denn das sein können, da müsst' ich doch auch etwas davon wissen.“

„Das meine ich auch!“ sagte der Arzt trocken. „Der Gendarm wird's schon herausbringen.“

„Ist nicht nöthig, dass er sich plagt“, ließ sich eine heißere Stimme vernehmen. — „Ich hab's 'than.“

— Tiefes Schweigen folgte dieser Rede und alle die anwesenden Nachbarn und Hausleute wandten sich entsetzt dem Sprecher zu, welcher an das Bett herangetreten war und mit fester Stimme wiederholte:

„Ja, ich hab's 'than. Was thät' das Ableugnen nutzen, wo's doch der Herr Doctor gleich kennt hat. Und mir hätt' mein Gewissen doch keine Ruhe mehr lassen. Jetzt, da es vorbei ist und nicht mehr zu ändern, bin ich wie ausgewechselt.“

„Warum?“ schrie die weinende Mutter, „was hat er Dir 'than, mein guter Sepp?“

„Ich hab's 'than aus sündiger Lieb' zur Bäuerin. Sie war einverstanden, weil's ihn selber schon zweimal früher hat aus dem Weg räumen wollen. Es war, als hätt' sie mich verhext g'habt.“

Unruhe erhob sich und die Anwesenden schienen nicht übel gelaunt, an Hiesl ihre gerechte Empörung in Wort und That auszulassen, — aber dieser erhob seine Stimme nocheinmal und übertönte die andern:

„Lost's auf und lasst's mich's sagen, — mir wird's leichter sein. — Gestern auf die Nacht, wie schon alle geschlafen haben, hab' ich Lärm machen müssen im Haus, als ob Einbrecher kämen, darauf hat die Agnes ihren Mann hinausgeschickt zum Nachschauen. Im Vorhaus, so war's ausgemacht, hab' ich den Bauer überfallen müssen, — und wie er um Hilfe geschrien hat nach seinem Weib, und sie ist kommen und

schilderten. Sie fügten sich auch dem Gebote des Hausherrn, am Schlusse der Mission das Sacrament der Buße und des Altares zu empfangen.

Wie sie es thaten, — darüber hat keiner der geistlichen Brüder das Beichtgeheimnis gebrochen, — vielleicht könnte der eine oder der andere darüber reden. Aber die Bäuerin vom Reiterhof trat zum Tische des Herrn wie die anderen frommen Weiber und Hiesl folgte nach.

Während Agnes mit ihrem Manne heimgieng, blieb Hiesl in Königsau und gieng zur Fallhuber Marie, der schönsten, aber auch stolzesten Bürgerstochter des Ortes.

„Mir gibst ein Glasl Schnaps", rief er, und setzte sich finster brütend an den Ofentisch.

Ein zweites, ein drittes und viertes Gläschen stürzte er stumm hinein und saß noch da, als die Glocken alle zusammenstimmten zum Abschiedsgeläute für die geistlichen Herrn, welche nun wieder den Ort verließen.

Während sich die Gaststube leerte und jeder noch die Scheidenden sehen wollte, legte Hiesl seine Zechschuld auf den Tisch und eilte fort, heim nach dem Reiterhofe.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Wie lange doch so ein Tag dauert, wenn man auf das Einbrechen in der Nacht wartet! Wie sich die Stunden dehnen! Hiesl wusste nicht, womit die Zeit todtschlagen. Da er zur Beichte und Communion gegangen war, hatte er Feiertag.

Planlos gieng er in den Räumen des Hauses umher und verließ es zuletzt, um das rechts davon gelegene Wäldchen aufzusuchen. Er setzte sich auf einen Stein am Rande desselben und schaute auf die Herbstlandschaft vor ihm. Fahle Wiesen, leere Felder, dort, wo Himmel und Erde zusammenstoßen, der dunkle Saum des Greinerwaldes über dem sich bleifarbige Wolkenmassen walzenförmig ballten.

„Der Landnebel, der bringt bald Schnee!" sagte sich Hiesl.

„Wie wird's sein, wenn die heutige Nacht vorüber ist? Was wird's geben, bis die Schlittenbahn geht und es zum Blochführen wird?

„Hiesl, was hast vor?"

„Aber sie hat's gesagt, es müsst' sein, in der Sünd' wären wir schon und nun sei's ein Ding. Und die feste Zuversicht hat's, auch dass nichts aufkommt, wie bisher."

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Am nächsten Morgen lag der Reiterhofer todt in seinem Bette.

Der zur Todtenbeschau herbeigerufene Arzt ließ sich von dem vielstimmigen Lamentieren, Wundern und Vermuthen der Hausleute und

Herr Nigerl und der Automat.

Eine Skizze von **Eduard Pötzl.**[1]

Die Scene spielt auf dem Perron einer größeren Eisenbahnstation, in den letzten Minuten vor dem Einlaufen des Zuges nach Wien. Nächst den gedeckten Tischen des Eisenbahnrestaurants, wo nur vereinzelte Reisende sitzen, sieht man einen Automaten.

Herr Nigerl (ziemlich aufregt auf einen Bahnbeamten zustürzend): Sind Sie der Stationschef oder sind Sie's nicht?

Stationschef (kurz): Ich bin's. Was wünschen Sie?

Nigerl: Na endlich; das hat was 'dauert, bis ich Ihnen erfragt hab'. Mein Name ist Nigerl aus Wien, Armenrath u. s. w. Ich will mich beschweren wegen dem Automaten da.

Stationschef: Ich bedauere; der Automat geht mich nichts an, wenden Sie sich an den Portier.

Nigerl: So? Der sagt ganz das nämliche. Da muss ich schon bitten! Ich sitz' da in der Restauration, iss vor lauter Langweil ein Gollasch und trink' ein paar Krügeln Bier, weil auf der Schnackerlstation so lang kein Zug geht, da fallt mir ein: schreibst eine Ansichtskarte an meine Freund', den Scheibenpflug-Karl, den Kratinger . . .

Stationschef: Ich habe wenig Zeit, bitte sich kürzer zu fassen.

Nigerl: Oho, jedes Wort ist da nothwendig. Also, ich will eine Ansichtskarte schreiben und der Kellner zeigt mir den Automaten da. Der gibt Ansichtskarten bereits mit Marken her, wenn man ein Zwanzighellerstück hinein thut, wart', bis es unten is, und zieh' dann an — nix rührt sich. Ich zieh' und zieh' — keine Ansichtskarten und auch kein Zwanzighellerstück kommt zurück. Da hört sich doch alles auf. Ich probier' alles Mögliche, es nutzt nix. Der Kellner, zu dem ich hineinlauf', meint, dass so was öfter vorkommt, ich soll zum Portier gehen. Der Portier sagt, das geht ihn nix an, der Automat untersteht einem Beamten, der heute dienstfrei is. Jetzt hab' ich's aber satt, das Herumschicken, jetzt ersuch' ich um mein Recht, Herr Stationschef, entweder die Ansichtskarten oder meine zwanzig Heller.

Stationschef: Es thut mir, wie gesagt, leid, aber ich kann da nichts machen.

Nigerl (aufgebracht): Ah! das wär' schön! Da könnt' ja einer ein Vermögen in den Automaten schmeißen und ein' Schmarrn dafür herauskriegn. O nein! Da is man bei mir an den Unrechten 'kommen, ich dulde keine Schlamperei, weil ich ein ausgebildetes, empfindliches Rechtsgefühl hab.

[1] Aus „Heuriges". Skizzen aus Kunst und Leben von Eduard Pötzl. Wien. Robert Mohr. 1902. Siehe „Heimgarten", Seite 313.

hat nicht ihm, sondern mir geholfen, — da ist mir ein Grausen gekommen vor dem teuflischen Weibsbild. Der Alte ist dagelegen auf dem Boden und wir sind zurück hinein in die Stuben, wo mir die Agnes Wein und Essen gegeben hat. Den Wein hab' ich hineingetrunken, damit der Gewissenshammer stader sollt' werden, — aber geholfen hat's nicht. Ich hab' nach einer Weil' wieder hinausmüssen, wo die Unthat geschehen ist. Da ist der Bauer aufrecht auf dem Boden gesessen und im Kerzenschein hab' ich's gsehn, wie er mich mit großen Augen anschaut, reden und sich rühren hat er nimmer können, — aber das Geschau bring ich nimmer aus dem Kopf und wenn ich sollt' hundert Jahr alt werden. Die Agnes ist mir nach und — — dass er jetzt todt ist, das seht's! Sie hat sich an mich angehängt und voll Ängsten gebeten, ich soll sie nicht verlassen, sie fürcht' sich vor dem Todten. Da bin ich wohl mitgegangen mit ihr ins Schlafkammerl und hab' mich auf's Bett g'setzt, wo der Bauer vor einer Stund' geschlafen hat, aber — einwendig ist mir damals schon gewesen, ich gesteh' alles. Mit der Schuld am Gewissen mag und kann ich nicht mehr leben, — kann das Weib nimmer mögen und thät's mir die ganze Welt schenken. So — und jetzt, Herr Doctor, könnt's mich und sie gleich mitnehmen nach Lichtenbach. Ich wiederhol' alles beim Gericht."

Agnes war bei dem Geständnisse Hiesl's, das sie mit wachsendem Entsetzen angehört, auf die Knie gesunken und hatte das Haupt verhüllt. Sie sah ein, jetzt war alles verloren, Freiheit, Liebe und Leben.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Zur Todesstrafe wurden die beiden Verbrecher nicht verurtheilt, sondern das Zuchthaus nahm beide auf; Hiesl sollte lebenslänglich, Agnes zwanzig Jahre büßen. Nicht lange jedoch beherbergten die festen Mauern das unglückliche Liebespaar. Hiesl verfiel nach kurzer Frist dem Tiefsinn, der in Verfolgungswahn und Tobsucht ausartete. Verfolgt und gepeinigt von dem strafenden anklagenden Blicke seines Opfers, lebte er noch einige Jahre in Reue und bitterer Selbstanklage. — — Auch Agnes, deren schwerste Strafe in der Verachtung des ehemaligen Liebsten bestand, den sie doch allein geliebt, soweit ihr Herz einer Liebe überhaupt fähig war, — — erlebte den Tag nicht, der ihr die Freiheit wiedergeben sollte.

Stationschef (lauernd): Ein Blechstück, wie es scheint. Merkwürdig, äußerst merkwürdig! Ja, ja, ein Blechstück, wie es von Gaunern öfter in die Automaten geworfen wird, um auf betrügerische Weise etwas herauszubringen. (Reicht es herum.) Das war offenbar die Ursache, dass der Apparat sich bei diesem Herrn da gespießt hat. Höchst eigenthümlich.

Nigerl (mit rothem Gesicht): Soll das vielleicht eine Verdächtigung sein? Das fehlet noch!

Stationschef (kühl): Ich habe bloß das Vorhandensein des Blechstückes constatiert, während von einem steckengebliebenen Zwanzighellerstück nichts zu sehen ist.

Nigerl (heftig): Es ist kein Blechstück!

Stationschef: So? Was ist es denn, und woher wissen Sie das so genau?

Nigerl (ein wenig verlegen): Weil ich mit einem Tischmesser aus der Restauration meinem Zwanzighellerstück nachgestochert hab', als aus dem Apparat nichts herauszubringen war. Ich hab' geglaubt, ich muss das Geld erst weiter hinunterstoßen, und da ist mir das stumpfe End von dem Messer abgebrochen und in dem Schlitz stecken geblieben. Das kann doch passieren. Oder etwa nicht?

Stationschef: Gewiss, aber warum haben Sie mir das nicht auch erzählt, da Sie im übrigen so redselig waren?

Nigerl (immer verlegener): Ich hab' halt vergessen in meiner Wuth.

Chor der Packer: O je; es stinkt in der Fechtschul'. Scheint ein gewöhnlicher Fallot zu sein, der Herr!

Nigerl: Ich bitte, mich vor solchen ordinären Beleidigungen zu schützen! Das Beschwerdebuch will ich!

Chor der Reisenden: So eine Frechheit war noch nicht da! Wirft einen Messerspitz in den Automaten und draht noch auf, weil nichts herauskommt. Bald hätt' er uns sogar auf seine Seiten kriegt, der Gauner. Schau, dass Du in Schwung kommst, Automatendieb, verdächtiger!

Nigerl (außer sich): Ordinäre Bande, das werdet Ihr mir zu büßen haben. Alle klag' ich auf Ehrenbeleidigung. Natürlich, wer selbst ein Schuft ist, glaubt von allen Anderen . . .

Einige Reisende (auf ihn eindringend): Wer gibt Dir einen Schuft ab, Du entlarvter Automatenrauber, Du! Wart' wir werden Dir die Jacke ein bisserl ausklopfen!

Zu Nigerl's Glück fährt in diesem Augenblicke der Zug ein.

Nigerl (in ein Coupé springend): Mir das, mir, einem Bürger von Wien und Armenvater? (Er schlägt die Coupéthür zu.)

Der Kellner (mit einem abgebrochenen Tischmesser zu Nigerls Coupé stürzend): Himmel Element, mit der Zech' will er auch noch durchgeh'n, der Lump! Ich lass' gleich einen Gendarm hol'n, wenn Du

Stationschef: Ich bitte, nicht in diesem Tone fortzufahren. Nochmals: mich geht diese Sache nichts an, wenden Sie sich an die Automatengesellschaft um Ersatz Ihrer zwanzig Heller.

Nigerl: Mir is nicht um die zwanzig Heller. Aber der Schwindel stiert mir's, der muss aufgedeckt werden, dass nicht andere Leut' auch so betrogen werden wie ich. Das ist einfach ein Scandal, dass so etwas in einer Eisenbahnstation vorkommt!

Stationschef (scharf): Herr, ich mach Sie aufmerksam, dass ich mir im Dienste solche Äußerungen nicht gefallen zu lassen brauche. Nehmen Sie sich in Acht!

Nigerl: Ei was, weil es wahr is. Auf einer Station, die in Ordnung gehalten wird, soll auch der Automat in Ordnung sein. In meinen Augen ist der Stationschef auch dafür verantwortlich. Zum mindesten soll er behilflich sein, so einen Schwindel aufzudecken und festzustellen. So sagt mir mein Rechtsgefühl.

Chor der Reisenden (der sich inzwischen um die Streitenden angesammelt hat): Eigentlich hat der Herr recht, dass er sich um seine Sachen so annimmt. Warum soll er seine zwanzig Heller verlieren? Es ist gut, dass es so schneidige Menschen gibt. Man ist in solchen Dingen viel zu leichtsinnig.

Stationschef (milder): Ich kann nur wiederholen, dass ich Ihren Verlust bedauere, aber helfen kann ich nicht. Ich wüsste nicht wie.

Ein Packer: Erlauben, Herr Stationschef, der Automat hat öfters solche Mucken; gewöhnlich kommt's aber davon her, dass die Passagier' nicht langsam, gleichmäßig und stark genug anzieh'n. Wenn der Herr noch ein Sechserl riskiern will, so werd' ich ihm's vormachen. Ich weiß gewiss, dass es diesmal gehen wird.

Nigerl (entrüstet): Ja freilich! Ich werd' mich ein zweitesmal lämmern lassen. Da müssen S' Ihnen schon einen Dümmern aussuchen als mich!

Chor der Reisenden: Auch da hat er recht. Es ist wirklich viel verlangt, dass er noch einmal hineinspringen soll.

Stationschef (zum Packer): Hier haben Sie ein Zwanzighellerstück, damit dieser widerwärtige Auftritt ein Ende nimmt. Hoffentlich functioniert der Automat jetzt unter Ihren Händen ordnungsmäßig.

Die ganze Gesellschaft begibt sich zu dem Automaten hin, um dem Sachverständigenbeweis beizuwohnen. Der kundige Packer wirft das Geldstück ein, macht eine Pause und zieht dann mit beiden Händen an dem Hebel. Ein Knacks, ein Klingen, und eine Ansichtskarte nebst einem zweiten Gegenstande fallen aus der Öffnung.

Packer (triumphirend): Na, was hab' ich denn g'sagt! Man muss nur den Vortheil kennen. Wenn S' mich gleich g'rufen hätten, so wär' der ganze Bahäl nicht nothwendig g'wesen. Aber halt! Was ist denn das, was unter der Karten liegt?

Erst wenn alle Erdenspuren von ihm verweht sind, leuchtet sein geistiges Werk ruhig und rein über der Menschheit.

Aber es gibt doch auch Überbleibsel eines Lebens, die viel beitragen zum Verständnis der vergangenen Person und ihres bleibenden Werkes. Solche haben wir zu ehren und zu bewahren. Ich spreche nicht von jedem Brennmaterialbestellzettel, den er geschrieben. Aber Briefe, Privatbriefe bedeutender Menschen gibt es, die der Literatur angehören und besonders bei Dichtern als Commentare ihres Seins und Schaffens oft die besten Dienste leisten. Der Schlüssel zur intimen Persönlichkeit eines Dichters ist auch der Schlüssel zum gänzlichen Verstehen ihrer Dichtung. Das am meisten dann, wenn die Dichtung echt ist, das heißt mit der Person des Dichters sich deckt. Das stimmt bei Ludwig Anzengruber.

Dieser Mann wird immer lebendiger, je länger er todt ist. Nachdem seine Volksstücke und Dramen Gemeingut der deutschen Bühne geworden, nachdem seine Bücher das gebürende Interesse gefunden haben, kommt nun eine neue interessante Kunde von des Dichters Leben und Persönlichkeit. Bei Cotta in Stuttgart erschienen vor kurzem zwei stattliche Bände: „Briefe von Ludwig Anzengruber, mit Beiträgen zu seiner Biographie herausgegeben von Anton Bettelheim. Literarhistoriker werden wahrscheinlich lebhaft in diesem Werke wühlen und darüber geistreiche Abhandlungen schreiben, worauf wir uns schon freuen dürfen. Ich will hier vom Buche bloß Einiges andeuten, was freilich für einen, der mehr weiß, als drinnen steht, eine gewisse Selbstbeherrschung verlangt. So viel darf gleich gesagt werden, dass der Anzengruber-Biograph mit der Herausgabe dieser Schriften der deutschen Literaturgeschichte einen unbezahlbaren Dienst erwiesen hat. Das sind wahre Röntgen-Strahlen aus der und in die Dichterseele. Aber auch in ihr nächstes Bereich, in den bunten Kreis der Anzengruber-Freunde. Alphabetisch aufmarschierend sind es: Anton Bettelheim, Wilhelm Bolin, Breitkopf u. Härtel, Ada Christen, Konrad Deubler (der bekannte Bauernphilosoph von Goisern), Eduard Dorn, Julius Duboc, Ludwig Gabillon, Josefine Gallmeyer, Karl Gründorf, Karl Gürtler, Ferdinand von Holzinger und dessen Gemahlin, Heinrich Jacobsen, Franz Jauner, Ernst Juch, Mathilde Kammeritsch, Alfred Klaar, Paul Lindau, Franz Lipka, Ludwig Martinelli, Fritz Mauthner, Adolf Müller, Emil Reich, Peter Rosegger, Leopold Rosner, Friedrich Schlögl, Erich Schmidt, Jan Szika und Heinrich Thalboth. Manche dieser Persönlichkeiten, die nicht ihr eigenes Licht haben, werden durch Anzengrubers Briefstrahlen freundlich beleuchtet und vor früher Vergessenheit bewahrt. In der Nähe eines großen Mannes zu stehen, hat sein Gutes, aber auch sein Missliches. Das Publicum ist geneigt, alles dem einen zu geben, dem, der im Vordergrunde steht und dessen Stimme man hört. Gern möchte man in

die Zech' nicht zahlst mit sammt dem 'brochenen Messer da, was ich auf Deinem Platz gefunden hab'. Zech' 70 Kreuzer, Messer 1 Gulden 30 Kreuzer, macht 2 Gulden. Reib's ummer, Armenvater, sonst . . .

Nigerl (in höchster Verwirrung): Da ist das Geld . . . ich hab' . . . wirklich nicht durchgehen wollen . . . mein Ehrenwort . . . aber wenn man so gemein behandelt wird . . . verliert man den Kopf . . . ich hab' halt vergessen . . .

Einige Reisende (Cigarrenstummel und Brotreste in das Coupé Nigerls werfend): Da hast eine Wegzehrung und ein Andenken, Du schäbiger Kerl!

Nigerl (sinkt auf seinen Platz zurück und birgt verzweifelt das Gesicht in den Händen): Mein Gott, mein Gott, was is aus mir in der kurzen Zeit geworden! Und alles wegen dem dummen Messer . . .

Conducteur (barsch): Die Karte herzeigen!

Nigerl (in den Taschen herumsuchend): Gott sei Dank, da ist sie.

Conducteur (enttäuscht, für sich): Sonderbar; er hat eine. Ist offenbar nur ein Specialist als Automatenblitzer!

Etwas von Ludwig Anzengruber.

Ein bedeutender Mensch, der sein Lebenswerk der Allgemeinheit dargebracht, hat kein Privateigenthum. Nicht bloß, dass er seine Kraft und sein Gut dem Werke opfert, sein ganzes Fühlen, Können und Haben aufs Werk verwendet: auch nach dem Tode, wo andere Leute endlich ihre Ruhe haben — gehört der Unsterbliche den Menschen. Sie geben sich nicht zufrieden mit seinem Werke, sie wollen jede Spur seines Erdenlebens haben; jedes Kleid, das er getragen, jedes Werkzeug, das er gebraucht, jedes Blättchen Papier, das er vollgeschrieben, wird ihnen zur Reliquie. In Stein gräbt man seine Gestalt. Selbst an sein Grab legen sie Hand, exhumieren seine Überreste, um sie nach ihrem Sinne zu betten und zu ehren, oder reihen seine Knochen in anatomische Cabinete ein. Und über diesem persönlichen Gedächtnis- und Reliquiencultus wird leider recht oft des eigentlichen Werkes vergessen. Da gibt es Leute, die sich um eine Zeile Handschrift des Dichters abmühen; die Dichtungen selbst zu lesen, kommt ihnen nicht in den Sinn. Da gibt es Leute, die mit Fleiß die Stirnknochen messen, die Höhlung des Todtenschädels mit größter Wichtigthuerei durchforschen nach Ursachen und Anzeichen jener Kraft, die sie im Leben so oft bekrittelt, bespöttelt, zurückgesetzt haben. Ach, der Todte kann sich nicht mehr zusammenpacken; anstatt sich aus dem Staube zu machen, ist es am besten, so bald als möglich in Staub zu zerfallen.

wie der Mann war sein Wort. Ein von ihm gegebenes Wort stand fest wie Granit im Gebirge. Viele der Briefe spiegeln klar diese Eigenschaften, die ihn schon an und für sich — abgesehen von seiner Begabung — zu einem bedeutenden Menschen machten. „Ein Nationalheiliger müsste er werden, dieser Anzengruber", schrieb mir eines Tages Bettelheim, als er in den hinterlassenen Papieren immer mehr Charakterwerte entdeckt hatte, „ein Volksheiliger, ein Vorbild der Wahrhaftigkeit und Treue."

Literarisch von Bedeutung sind Anzengrubers Briefe an Julius Duboc und besonders die an Wilhelm Bolin, Professor und Bibliothekar an der Universität Helsingfors. Da tritt der Ernst seiner literarischen Absichten, Pläne und Arbeiten vor. Man blickt in seine Werkstatt, man sieht die Nöthigung, die Entwicklung einzelner Werke, und wie bedacht und gründlich sich alles gestaltete. — Nun aber die Briefe an seinen nachmaligen Schwager Lipka! Sie stammen aus der Zeit, da er Komödiant bei einer wandernden Schauspielertruppe war und als solcher in verschiedenen Ländern umhergeworfen wurde. Sie zeigen die wichtigste Zeit seines künstlerischen Werdens — sie zeigen schrecklich grell das noch ohnmächtige Ringen eines jungen Titanen, das schrill auflachende Elend des mit seiner Mutter unter Entbehrung, Missachtung und ewig fehlschlagenden Hoffnungen umherziehenden Komödianten, der aber trotz alledem auf sich selbst vertraut und bei göttlicher Laune bleibt. Wo hat die neuere deutsche Literaturgeschichte einen Mann mit solcher Vergangenheit! — Doch, diese seine Armut in den Wanderjahren war ein kindlich heiteres Elend im Vergleiche zu dem, über das er viel später so wild verzweifelt aufgelacht hat. Gegen Ende seines Lebens gibt es einige Schriftstücke und Geständnisse, für deren Veröffentlichung die Zeit noch nicht gekommen ist.

Mich verband ein gutes Geschick achtzehn Jahre lang mit Ludwig Anzengruber in Freundschaft. Wir standen uns so nahe, dass wir über Einzelheiten sehr verschiedener Meinung sein konnten, ohne uns zu entzweien. Besonders verband uns der Tropfen Chrisam, durch den die Moral seiner Werke erst die Weihe enthielt. Der Grundzug seiner Weltanschauung war christlich; gegen Kirchliches und manches dem Volke Heiliges gieng er viel rücksichtsloser vor, als mir lieb war; mich warnte er vor der Gefahr, „ein katholischer Jugendschriftsteller" zu werden. Und trotzdem! Nicht dass ich mich prahlen wollte, aber gesagt muss es doch werden, dass die Ultramontanen mich immer weit mehr verlästert haben, als Anzengruber, der „als dramatischer Dichter nicht so gefährlich, weil an den Theaterbesuchern wenig mehr zu verderben sei."

„Lassen Sös halt bellen", sagte Anzengruber einmal, und auf die Verschiedenheit unserer Art anspielend, „auf'n Tisch wern wir wohl beide g'hören, Sö als Öltegerl, ich als Salzfassel." In solch schlagenden Ver-

diesem Werke auch die Gegenbriefe lesen und die dazwischenfallenden Begegnungen kennen, um alles ganz, und was noch wichtiger wäre, recht zu verstehen. Wo sich bei öffentlichen Briefen eine solche Ergänzung und Gegenseitigkeit herstellen ließe, sollte es geschehen.

Es ist nicht dasselbe gleiche Gesicht, das Anzengruber jedem seiner Brieffreunde und Freundinnen zeigt, aber es ist stets ein echtes Anzengrubergesicht. Scheinbar herrscht in den Briefen alltägige Angelegenheit vor, aber dazwischen sprüht und glüht es, scherzt und neckt, geistert und stürmt es, und zwar in einer oft ganz merkwürdigen Art. Ein göttlicher Humor spielt von Blatt zu Blatt, so dass die Bekenntnisse und Geständnisse von Sorge, Enttäuschungen, Krankheit und allerlei anderem Missgeschicke, an denen sein Leben so verzweifelt reich war, sich oft wie Humoresken lesen. Oder großes häusliches Elend, persönliches Leid wird mit einem Herzensseufzer blitzartig gestreift, dann nichts mehr davon — stolz und trotzig, vielleicht gar mit einem Clownsprung darüber hinweg. In den Briefen der ersteren Jahre an Lipka, Schlögl, Ada Christen und mich rumort zeitweise eine geniale Bummelwitzigkeit, die ihresgleichen kaum hat. Ernste Dinge besprach er mit den Freunden lieber mündlich; in den Briefen war er damals vorwiegend zum Scherze aufgelegt. Es waren eben die paar Jahre des Glückes nach seinen großen ersten Erfolgen. Wie anders ist die Stimmung, wenn er z. B. mit seinem Freunde Gürtler spricht, der ein stets beklemmter und beklommener Theatermensch aus der Provinz war. Trostspendend, rathend, hilfebereit, wenn es möglich war. Möglich war es freilich nicht immer. Alles was glänzt, ist selbst bei einem erfolgreichen und berühmten Schriftsteller nicht Gold. Viele Leute wollen aber Gold, auch vom Dichter. Sie denken, Einer, der gar so schön schreibt, gar so gute, edelherzige Menschen darzustellen weiß, müsse selber so sein. Sie übersehen, dass „Edelherzigkeit" nicht genügt, dass man mit der Phantasie zwar allerhand machen kann, nur nicht Gold, baares, wirkliches Gold! Und am allerwenigsten gelingt diese Alchymie einem österreichischen Dichter.

Als Geschäftsmann war unser Anzengruber ja großartig. Alle Achtung, da dachte er schon tüchtig an den Vortheil. Aber an den des — Verlegers. Trotz des steten Dranges seiner wirtschaftlichen Noth stellte er die denkbar bescheidensten Forderungen und fürchtete dabei immer noch, sein Verleger könnte zu Schaden kommen. In Österreich also gieng ihm der goldene Stern nicht auf. Verleger im Reiche betteten ihn besser; doch um „Cotta" zu erleben, musste er freilich erst sterben.

Je geringere Anforderungen er stellte, sei es an die Geschäftsleute oder an die Freunde, je fester blieb er darauf stehen. Handeln ließ er nicht. Bei all seiner Nachgiebigkeit und Gutmüthigkeit war er gegebenenfalls der Unbeugsame — das ist Grundzug seines Charakters. Stark

lionen nur Einer begehren darf. Dass er dabei auch sich nähren muss können, ist nebensächlich, aber selbstverständlich. Diese Stimmung durchzittert gar manchen der Anzengruber-Briefe — eine recht unheimliche Geisterstimme, mahnend, was an ihm versäumt worden ist.

Der Anzengruber'sche Briefstil sucht seinesgleichen und — findet es nicht. Glücklich der Autodidakt, der kein Schulmeisterdeutsch zu vergessen hat! Wenn Anzengruber hergebrauchte Wort- und Satzbilder braucht, so thut er's zumeist ironisch, einen anderen Sinn hineinlegend. Und wenn er dann wieder die niedlichsten und gemüthlichsten Dinge in geschraubtem Pathos sagt, so wird damit stets die wohlthuendste Komik erzielt. Hat er Leides zu sagen, so geschieht es stets in den einfachsten, schlichtesten Ausdrücken, ohne Phrase. — Man könnte ja wohl Proben geben, aber das taugt hier nicht. Es würde den Aufsatz zwar amüsanter machen, aber die Knöpfe allein lassen noch lange nicht erkennen, wie der Rock sitzt, um ein Gleichnis aus meinem alten Metier zu gebrauchen. Wer es wissen will, wie diesem Manne seine Briefe stehen, den erinnere ich, dass Buchhändler willfährige Leute sind.

Das zweibändige Werk enthält 501 Briefe und Karten des Dichters. Aber es enthält noch viel mehr. Da gibt es eine übersichtliche Einleitung mit manchem Streiflichte auf Dinge, die nicht in den Briefen stehen und doch dazugehören, und eine ganze Menge Anmerkungen vom Herausgeber. Ferdinand Kürnberger hat einst über einen Mann geschrieben, der Anzengrubers Vormund war. Dieser Artikel ist auch da. Dann finden wir des Dichters erste Dorfgeschichte — ein Flugversuch, der gleich das erstemal gelang. Hernach kommt eine besonders merkwürdige Sache, solchen Kritikern empfohlen, die an einem Dichterwerke sich über allerhand Fehler aufhalten. Man gebe dem Verfasser bloß Gelegenheit und Mittel, das Werk besser zu machen. Allemal kann man mit Geld keine Meisterschaft erkaufen, bei Anzengruber war das einmal möglich. Wer aus diesen Andeutungen klug werden will, der lese in dem Buche das Capitel: „Die Umarbeitung des ‚Schandfleck'". Nein nein, weiter sage ich nichts, meine Darlegung soll den Lesern des „Heimgarten" das Buch nicht überflüssig, sondern nothwendig machen. Dann bietet der Herausgeber die erbauliche Historie, wie zu unserem Dichter der baierische Maximilian-Orden hätte kommen sollen, aber von den Muckern verhindert, sich entschuldigen ließ. Zu einem Manne, der den „Pfarrer von Kirchfeld" geschrieben, könne ein verständiger Orden nicht gut kommen. Zuletzt erhellt im Buche Anzengrubers Verhältnis zu Grillparzer und zu Rosa Fischer, dem poetischen Bauerndirndel aus Hartberg. Mit dieser Idylle klingen die biographischen Beiträge aus. Wir sehen, wie inhaltsreich des Herausgebers fleißige Arbeit ist. Aber sie ist nicht bloß fleißig und tüchtig, sie ist mehr — ein Werk treuer Freundschaft, in welchem von

gleichen, wie auch die Briefe zeigen, war er stark. Ein anderer Zwiespalt zwischen uns bestand darin, dass er nicht aufs Land wollte, wo nach meiner Meinung seine Gesundheit zu finden und seine dichterische Kraft zu erhalten gewesen wäre. Er war ganz Großstadtmensch; nicht etwa der Stadtgenüsse wegen, von denen hatte er nicht viel, in seinen Verhältnissen hätte er auf dem Lande oder in einer kleinen Stadt weit besser leben können. Doch den gebornen Wiener hielt das Heimatsgefühl fest, und man darf überzeugt sein, dass seine Dramen und Romane auf dem Dorfe lange nicht so gut gediehen sein würden, als im Stadtfluidum. Was uns weiter entzweite und verband, unzertrennlich an einander festhielt, das ist in meinem Büchlein „Gute Kameraden“ erzählt worden.

Welche Erinnerungen erwecken seine Briefe, die jetzt gesammelt vor mir liegen! Es ist schwer zu sagen, wie einem ums Herz wird, wenn Briefe des Freundes, die vor dreißig Jahren von einer Poetenkammer zur anderen geflogen, die in kindlichem Scherz und trautem Ernste manche Herzensfalte aufthaten, von der die Welt nichts zu wissen brauchte — wenn solche Briefe aus dem vergangenen Jahrhundert gedruckt erscheinen, für immer und jedermann gleichsam in Krystall gegossen die flüchtigen Schalkereien und drolligen Himmelstürmereien, wie sie junge Poetenseelen arglos getrieben haben! Ein kühles Schauern gibt es, wenn der Freund, der längst verstorbene, wieder von den Todten aufersteht und einem lachend Scherze zuruft über den Zaun herüber — über den Friedhofszaun!

Seinen eigenen Spuren in den alten Urkunden begegnend, fühlt man mit leisem Weh sich der Vergangenheit gegeben, während unserem armen großen Dramatiker einst weh geschah, weil er — der Zukunft angehörte. Die Zukunft gewährt keinen Vorschuss, und so musste der Mann (der Familienvater) widerwillig taglöhnern, anstatt sich selbst leben und geben zu können.

Der größte Tragiker unserer Zeit,
Er musste ein Witzblatt machen,
Ein tragischer Witz, bei meinem Eid!
Man möchte Thränen lachen.

Der Verfasser des „Meineidbauer“ redigierte jahrelang das Wiener Witzblatt „Figaro“. Das verlohnte sich besser. Lustig wird es nicht sein, die Menge belustigen zu müssen mit ihren eigenen Thorheiten, während man den Beruf des ernsten Reformers in sich fühlt. Anzengruber glaubte an sich. Ob er nach Ruhm gedürstet hat? Nach Ruhm und Ehre für seine Person? Nach meiner Meinung dachte er dafür von sich zu groß und vom Publicum zu gering. Aber nach Erfolg verlangt die Kraft. Für das Talent, für den geistigen Führer wäre es geradezu unsittlich, nicht nach Erfolg zu streben. Nach jenem sichtbaren, culturentwickelnden Erfolg, den von Mil-

wollen, statt gegen den wahren Schuldigen, nämlich das Princip der Gewalt. Durch den Engländerhass werden nur neue Calamitäten: Rachedurst, Boycott, Rüstungssteigerungen diesseits und jenseits des Canals, vorbereitet; würde aber die Entrüstung gegen diese anachronistisch gewordene Erscheinung: Krieg überhaupt und Eroberungs- und Ausrottungskrieg insbesondere, gerichtet, dann könnte aus dem traurigen Falle noch ein Segen für die Zukunft werden.

„O mein Gott, wir danken dir, dass wir nicht sind, wie diese Engländer!“ rufen all die übrigen Pharisäervölker. Wer bürgt ihnen dafür, dass nicht sie alle, wenn die Furie unter ihnen losgelassen worden wäre, ebenso handeln würden? Sie haben ja im latenten Zustand in ihre Mitte, was nun in England in Wirksamkeit getreten ist: Kriegsparteien, gewissenlose Streber, gelbe Presse, heulenden Mob, nationale Überhebung, den Cultus der Macht, die Verherrlichung der Gewalt.

Um diese, nur diese — die Gewalt ist der Feind. Ob sie nun durch Anarchistenstreiche Regenten tödtet, durch Militärgerichte Unschuldige auf der Teufelsinsel festhält, durch Kitcheners die Leiche des Mahdi schänden läfst, oder durch Chamberlains Ländergebiete erobern will: es ist immer die Gewalt mit ihrem so hochgehaltenen Hauptwerkzeug, die Kriegs-Institution, die sich mit dem heutigen Culturstadium nicht mehr verträgt. Die muss verpönt und überwunden werden, nicht aber unsere englische Schwesternation, von der ein Theil jenem Fieber verfallen ist, das heute oder morgen jede andere Nation erfassen kann, so lange die Culturhygiene nicht das Grundübel ausgemerzt hat.

Nur weil die meisten Machthaber und ihre Regierungen noch in der alten Anbetung der Gewalt befangen sind, wollen sie dem von England geführten Kampf um das Machtprestige kein Ende machen; sie wollen nicht protestieren, wenn ein Staat die Völkerrechtsgesetze, die eigenen Abmachungen übertritt: es soll ja kein Gesetz und kein Vertrag über die Selbstherrlichkeit der Starken erhaben sein; — darum verschmähen und verweigern sie die Anwendung von Schiedsgericht und Vermittlung, selbst wenn sie doch selber — vom Geist der Zeit und von einem ihrer Brüder dazu gedrängt — diese Dinge schon stipuliert haben.

Die Völker aber sind der blinden Gewaltverehrung zum Theil schon entwachsen. Ihnen schaudert, wenn sie die grausamen Leiden sehen, die über einen sich seiner Unabhängigkeit wehrenden Schwachen hereingebrochen sind; aber ihr Zorn und ihr Fluch trifft nicht den wahren Verbrecher; sie registrieren alle dort unten geschehenen Unthaten und nennen das „Das Blutbuch Englands“. Nein, das Blutbuch des Krieges ist's.

Vor ein paar hundert Jahren, ja noch vor ein paar Jahrzehnten, erwachte kein solch' allgemeines Schaudern und Mitempfinden, wenn sich

der ersten bis zur letzten Seite der Herzschlag des guten Kameraden mitvibriert. Miterlebt haben, Wissen, Gewissenhaftigkeit und Takt, das sind Haupteigenschaften des Herausgebers. Zu dem Glück, das unserem Dichter nach seinem Tode so schön und vielfach aufgegangen, gehört auch der richtige Biograph, den er gefunden hat. Peter Rosegger.

Das Princip der Gewalt.

Ein Appell an das Culturgewissen von **Bertha v. Suttner.**

Kommt noch immer niemand zu Hilfe! Zu Hilfe nicht nur den armen Buren, die bis zum letzten Mann für ihre Unabhängigkeit kämpfen, sondern auch zu Hilfe den Engländern, die bis zur Bewusstlosigkeit für ihr Machtprestige um sich hauen! Und zu Hilfe uns allen, unserer Cultur, unserer Menschlichkeit? Das alles wird ja, wenn das unselige Treiben dort fortdauert, in rohe Barbarei zurückversinken ....

Alle Schuld rächt sich, und die Schuld derer, die das Unheil geschehen lassen, ist kaum geringer als die Schuld derer, die es anrichten. Und der Schmerz derer, die zusehen müssen, wie der Jammer immer herzzerreißender wird — die nach Einhalt schreien — machtlos, ungehört — dieser Schmerz muss den Schuldigen mitangerechnet werden.

Die Nachrichten, die vom südafrikanischen Kriegsschauplatz kamen, die Hinrichtungen, denen beizuwohnen die Bevölkerung commandiert ward, die Verbannungen, die Güterconfiscationen — sogar bis zu Stockschlägen hat es die wachsende Brutalität gebracht — die hinsterbenden Frauen und Kinder in den Concentrationslagern — das ganz drakonische Verfahren, das alle völkerrechtlichen Vereinbarungen mit Füßen tritt und sich an die Muster der Weyler und — Alba hält, das erregt in englischen Jingo-Kreisen eine immer tiefere Verbohrung in die einmal eingeschlagene Richtung und in der übrigen Welt einen steigenden, gefährlich gährenden Engländerhass.

Gefährlich ist aller Hass — er ist ein Todeselement. Darum soll sich der Hass nur gegen das Böse selber wenden — denn wenn dieses vernichtet wird, so ist's kein Unglück — nicht aber gegen eine Nation, denn wenn die geschädigt wird, so ist's ein Unglück für alle. Die Solidarität der Culturmenschheit ist heute so eng geworden, dass Recht und Unrecht, Verlust und Gewinn, Ruhm und Schande, wo immer sie entstehen, überallhin ihre Wirkung üben. Dessen ist sich die Menschheit aber noch nicht bewusst. Die ganze Entrüstung, die das aufgewühlte Mitleid und der beleidigte Gerechtigkeitssinn wachgerufen haben, wendet sich jetzt gegen die Engländer, die diesen Krieg bis zum bitteren Ende führen

Stande der Cultur das Heil nicht mehr kommen kann, das fühlt der moderne Mensch.

Wie berührt uns z. B. der folgende Satz, der in einem „Handbuch für den Eclaireurdienst" steht, verfasst von General Baden-Powel, dem Vertheidiger von Mafeking: „Fußball ist ein schöner Sport, aber der König aller Sports ist doch die Menschenjagd (man hunting)". Dieser selbe General brachte vor ungefähr einem Jahr, bei fröhlicher Tafellaune einen Toast auf Königin Victoria aus, wobei er seine Souveränin mit dem spanischen Picadores verglich, indem er sagte, dass sie so geschickt den rothen Lappen vor den Buren geschüttelt habe, bis das Thier sich daraufgestürzt — und jetzt sieht die erhabene Frau, von ihrem Throne herab, wie es im Staube liegt, und in den letzten Zuckungen der Agonie sich windet."

Die Agonie aber dauert noch immer. Doch wer weiß? vielleicht ist es doch noch kein Kampf, der mit dem Tode endet.

Darum hat die gegenwärtige Stunde eine dringendere Aufgabe als die Bekämpfung „des" Krieges — es handelt sich um das endliche Aufhören jenes Krieges, dessen Fortsetzung wie ein blutiger Alp auf uns allen ruht, und der, je länger er dauert, immer fürchterlichere Folgen nach sich ziehen wird!

Es werden ja Anläufe in dieser Richtung genommen, aber immer zu schwach. Unlängst brachten Wiener Blätter folgende Nachricht:

„Im Club des conservativen Großgrundbesitzes hat Abg. Rittmeister a. D. Radimsky die Vorlage folgender Resolution im Hause beantragt: Das österreichische Abgeordnetenhaus bedauert die Art und Weise der Kriegführung in Südafrika und verurtheilt aufs entschiedenste die unmenschliche und allen Gesetzen der gebildeten Völker hohnsprechende, drakonische Anwendung der Macht des Starken und spricht die Hoffnung aus, dass es einem für den Frieden sich einsetzenden Fürsten, voran dem Czar Nikolaus II., gelingen möge, diesem von ganz Europa verurtheilten Kriege ein baldiges Ende zu machen und stellt an Se. Excellenz den Grafen Goluchowski als Minister des Äußern die Bitte, wenn von welcher Seite immer eine Action zur Beilegung des Krieges unternommen würde, dieselbe auf das angelegentlichste zu unterstützen und zu fördern." — Der Club war jedoch der Ansicht, dass diese Resolution nicht vor das Forum des Abgeordnetenhauses gehöre und stimmte demnach der Einbringung derselben im Hause nicht zu.

Also vor das Forum der Volksvertretung gehört er nicht, dieser leidenschaftliche Wunsch des Volkes, dass dem Unglücke da unten ein Ende gemacht werde? Nicht einmal in so schüchterner Form, dass man nur unterstützen solle, wenn ein anderer beginnt —; warum nicht selbst beginnen? Vor das Forum des Haager Tribunals will — außer dem

irgendwo — besonders in so fernem Winkel — ein Krieg abspielte, und die Greuel waren doch noch ärger. Heute gibt es eben etwas ganz Neues, etwas, das von allen barbarischen Thaten aufs Tiefste verletzt wird: das Culturgewissen.

Es regt sich auch in jenen dieses Gewissen, die den Krieg als Institution noch für unentbehrlich, ja sogar für heilsam und erhaben halten; und den Abscheu, den ihnen die südafrikanischen Vorgänge einflößen, den wollen sie daher nicht auf die alte Institution, deren treue Diener sie ja mitunter sind, beziehen, und sie übertragen ihn auf „diese Engländer!“

Leider ist es noch Brauch und noch Denkgewohnheit, gerade wenn es sich um Krieg handelt (eine Sache, die doch nur von wenigen geplant und von wenigen losgelassen werden kann), immer das ganze Volk damit zu identificieren; es gilt auch als patriotische Anstandspflicht, dass das Volk sich selber mit allem solidarisch erklärt, was seine Regierung in Sachen des Krieges thut und läſst; und so geschieht es, daſs das ganze Odium, das heute, im Grunde des Culturgewissens, grausamen Gewaltthaten geweiht wird, sich auf die ganze dabei betheiligte Nation erstreckt. Die paar Gewaltmenschen, die einen Krieg oder sonstige Vergewaltigung in Scene setzen, thun es auch immer im Namen der Nation, und in allen Leitartikeln der sogenannten großen Blätter wird stracks verkündet, daſs der Wille, der feste, unerschütterliche Wille des ganzen loyalen Volkes geschieht. Zu der gelben Presse gesellen sich noch die gelben Kanzeln. Der größte Theil der englischen Kanzeln war es, der, gerade so wie die Tageszeitungen, von allem Anfang forderte, daſs der Krieg mit aller Schärfe bis zur völligen Unterwerfung des Feindes fortgeführt werden müsse, weil die Nation es will. Auch in seiner letzten Guildhallrede sagt Lord Salisbury: „die Nation ist entschlossen“.

Daſs aber ein großer Theil der britischen Nation — voran die Intellectuellen, Gelehrte, Künstler, auch Priester — von allem Anfang an und bis zur Stunde gegen den Krieg Protest erhoben haben, das muſs im Gedächtnis der Mitwelt festgehalten werden; der Tag ihres Triumphes wird noch kommen. Ihre Stimmen giengen im Lärm der Kriegshetze und der „patriotischen“ Music Hall-Gesänge unter, man bewarf sie mit Steinen und — Federmessern. Gerade so ergienge es wohl in anderen Ländern den Friedensanwälten auch, wenn einmal der Krieg — ob ein gerechter oder ungerechter — angefangen wäre. „Right or wrong — my country–: der Spruch gilt dem Geiste nach in allen Sprachen. Der von „uns“ geführte — man nennt ihn fast immer „uns aufgedrungene“ — Krieg ist stets heilig. Nur die Verherrlichung des Krieges im allgemeinen, gegen die sträubt sich der Zeitgeist immer mehr. Daſs von den Leuten, welche Lust am Losschlagen empfinden, im gegenwärtigen

für beide Theile ehrenhaften Frieden, dazu kann zu jeder Stunde geschritten werden. Da aber dieser Krieg bis zur Ausrottung der sich so heldenmüthig wehrenden Republiken fortgeführt werde — gegen dieses Unglück — durch das nicht nur die Buren, sondern auch die Engländer und die ganze Culturwelt getroffen würde, dagegen soll der Protest der Völker endlich so laut sich erheben, dass er — höher als bis zu den Thronen — dass er zum Himmel schreie.

Alte Jungfern und noch einiges.

Ist es ein Unglück, wenn einer nicht die nächste beste Gans nimmt, die ihn möchte? Gewiss nicht. Ist es ein Unglück, wenn eine nicht den nächsten besten Kerl heiratet, den sie haben könnte? Ebensowenig. Ist es nicht sehr leicht möglich, dass ein wackerer Mann durchs Leben geht, ohne auf jene besondere Gelegenheit zu stoßen, die zur Ehe führt? Ohne Zweifel. Kann dasselbe nicht auch einer vortrefflichen Frau passieren? O ja. Ist es für Mann und Frau überhaupt unzweifelhaft oder regelmäßig, oder durchschnittlich, oder in der Mehrzahl der Fälle ein Gewinn an Lebensgenuss, Behagen, Gemüthsruhe, geistiger Entwickelung, Schaffenskraft, Erfolg in irgendeiner Beziehung, wenn sie heiraten? Unzweifelhaft sicher nicht, regelmäßig auch nicht, denn es gibt recht viele unglückliche Ehen, noch mehr unbefriedigende, in denen jeder Theil gar oft denkt: o hätte ich's bleiben lassen. Selbst für die bloße Mehrzahl wird kaum jemand die Frage gern bejahen, schon aus dem einfachen Grunde, weil die meisten nicht viel mehr Einkommen haben, als zur Befriedigung ihrer eigenen dringenden Bedürfnisse nöthig ist und daher mit einer Familie allen möglichen Entbehrungen und Sorgen ausgesetzt sind. Nehmen wir, um dem Vorwurf des Pessimismus sicher zu entgehen, an, dass die Hälfte der Verheirateten alles in allem durch die Ehe gewonnen, die andere Hälfte aber verloren hat, so ist es, vom Standpunkte des einzelnen aus, genau ebenso gescheit oder gut oder vortheilhaft, zu heiraten oder ledig zu bleiben. Für die Männer wird man das zumeist zugeben, für die Frauen pflegt es der Durchschnittsmensch ganz entschieden zu leugnen. Warum? Sind etwa die Männer so köstliche Geschöpfe, dass es unter allen Umständen ein Glück ist, so einen sein eigen nennen zu dürfen? Ich kenne meine Pappenheimer und sage entschieden: Nein! Und Sie, meine Herren Collegen vom männlichen Geschlecht, werden mir gewiss zugeben, dass Sie mit gar wenigen von ihren vielen Bekannten verheiratet sein möchten, wenn Sie Frauenzimmer wären. Vielleicht denken die Frauen ebenso unvortheilhaft von

Buren — auch keine Macht die Sache bringen. Es bleibt also nur das eine Forum offen: das des allgemeinen Gewissens. Dorthin sollen sich alle wenden, die das Ende dieses Krieges ersehen, dort sollten ihre lauten Anklagen erhoben werden gegen die geschändeten Kriegsgesetze, gar nicht zu reden von den verleugneten Gesetzen der Menschlichkeit.

Ein solcher Schrei des öffentlichen Gewissens war aus dem Lager der Arbeiter gedrungen, die zu einem Boycott der englischen Schiffsgüter aufgefordert hatten. Die Sache ist — als Zeichen der Gesinnung und besonders aus dieser Mitte — ein bedeutsames und hoffnungsreiches Zeichen; aber ausführbar scheint sie nicht, und ihre ethische Berechtigung ist zweifelhaft; denn sie will auch eine ganze Nation — und andere mit ihr — für die Versündigungen einer Regierung büßen lassen; sie athmet Rachegeist und ist geeignet, die Verbohrtheit der getroffenen Nation zu vertiefen. Nur Staaten wären imstande, ihre Forderungen durch Unterbrechung des Handels zu unterstützen (der aber doch durch Verträge geschützt ist. D. Red.), und hier zeigt sich auch, wo die unblutige Sanction liegt, die den Urtheilen eines internationalen Tribunals gegeben werden könnte.

Vergebens appellierten bis heute die Buren an die Regierungen. Diese wollen nichts thun. Aus Klugheit — wird vorgegeben, wahren sie die volle Neutralität; sie handeln so, sagen sie, um größere Kriegsgefahren abzuwenden — England würde ja eine Einmischung nicht dulden . . . Das ist so, wie wenn ein Trupp von zwanzig Jungen auf der Straße zwei andere Jungen raufen sieht, von denen der eine groß und stark, der andere klein und schwach ist, — und wenn dann diese zwanzig sagten: „wir können da nicht helfen, der Große könnte sich ärgern“. Wahrheit ist: sie respectieren die Rauffreiheit und respectieren die Überlegenheit der Stärke. Sie wollen den Präcedenzfall nicht schaffen, dass man in deren Anwendung gestört werde, und wenn sie schon Einem helfen — nun so helfen sie dem Starken. Pferde, Maulthiere, Sättel und Kanonen werden von den Neutralen nach Südafrika geliefert — aber den Engländern. Ja sogar Beifall wird dem großen Jungen geklatscht, man ruft ihm Muth zu — man verleiht ihm des Landes höchste Orden . . .

Die Buren haben nochmals ihren ganzen Fall dem Haager Tribunal vorgelegt. Sie wissen zwar und sagen es auch in ihrer Eingabe, dass das Tribunal nur dann functionieren kann, wenn es von den streitenden Parteien dazu ermächtigt ist, aber der Hauptzweck ist da die neuerliche Anrufung der Öffentlichkeit, der Appell an das Culturgewissen. Jetzt kann nicht mehr, wie zu Anfang, ein Schiedsgericht über die ursprüngliche Frage entscheiden, dazu ist die Sachlage zu sehr verändert, aber ein augenblicklicher Waffenstillstand und Verhandlungen zu einem

Standpunkt in Gedichten, Novellen, Romanen, Dramen und philosophischen Abhandlungen vertreten und offenbar sehr bedeutend sein müssen, da sie sich untereinander gegenseitig in allerlei Zeitschriften beständig über alle Himmel erheben. Für diese ist natürlich die alte Jungfer, wenn es mit dem Substantiv seine Richtigkeit hat, das unglücklichste und eventuell sogar das verächtlichste Geschöpf der Welt. Das unglücklichste, weil sie unter der bei solchen Herren selbstverständlichen Voraussetzung heftigster erotischer Triebe durch den Mangel an Befriedigung, wenn sie aus bloßen Grundsätzen oder Rücksichten keusch geblieben, furchtbar leiden muss. Das verächtlichste, wenn diese Keuschheit eine ganz unfreiwillige war und nur darin ihren Grund hatte, dass kein Mann es der Mühe wert fand, sie davon zu befreien.

Das ist aber, sit venia verbo, eine Weltanschauung für Schweine, nicht für Frauen. Sogar ein Mann kann, trotz seiner impetuosen Natur, sehr wohl ohne alle geschlechtliche Thaten ein erfolgreiches und glückliches, d. h. von Leiden relativ sehr freies Leben führen. Nimmt man alles Glück und alles Unglück, welches das Streben nach Befriedigung des Geschlechtstriebes über die Menschen gebracht hat, zusammen, so wird ganz sicherlich das Unglück weit überwiegen, und jene von den Modernen vielfach vorgetragene Lehre, wonach dieses Streben, in rücksichtslos egoistischer Weise verfolgt, der eigentliche Hauptinhalt des menschlichen Lebens sein soll, ist wahrhaft bestialisch und unheilvoll im höchsten Grade.

Eine gut erzogene, nicht von außen her, in der Regel von Männern auf irgend eine Weise verlockte, gereizte, verführte Frau kann aber unendlich viel leichter entsagen als der Mann. Ihre geschlechtlichen Triebe entfalten sich zumeist nicht von derselben Stärke wie die des Mannes. Daher ist die Enthaltung für sie kein Opfer, vielmehr ist die Hingabe zunächst ein solches, und nicht der schnöde Genusstrieb, sondern das liebevolle und in der Liebe opferwillige Herz zwingt sie dazu — von Ausnahmen abgesehen. Selbstverständlich darf man, um die wahre und ursprüngliche Natur der Frau zu erkennen, seine Studien nicht in Bordellen und an ähnlichen Orten machen. Sicherlich aber verflucht selbst unter den hoffnungslos Verkommenen in Augenblicken der Besinnung fast jede ihren ersten Verführer.

Jener bekannte Schweinestandpunkt setzt aber voraus, dass die unverheiratet und intact Gebliebene immerfort wohl möchte, aber nicht kann, aus Furcht oder aus Mangel an Gelegenheit, während der ledige Mann, ohne Furcht und bei allen möglichen Gelegenheiten, nichts entbehrt. Und dadurch erscheint dem Vertreter dieses Standpunktes die alte Jungfer lächerlich, und wenn er sehr „human“ und fortgeschritten ist, so möchte er dem jungen ledigen Frauenzimmer dieselbe thierische Freiheit gewährt wissen, die er für sich in Anspruch nimmt, wobei er viel-

einander, aber dass die weibliche Qualität schlechter sei als die männliche, dass es im Durchschnitt weniger wünschenswert sei, eine Frau als einen Mann zu haben, das soll mir doch keiner behaupten. Auf einen, der seinem Vater den Vorzug gab, kommen sicher neun, welche die Mutter weitaus mehr liebten. Und sie war unzweifelhaft in allen Fällen eine Frau. Warum soll es also ein größeres Glück für die Frau sein, einen Mann zu bekommen, als der umgekehrte Fall? Es ist erbärmlich, darauf die Antwort zu hören, dass für die meisten weiblichen Wesen die Ehe eine materielle Versorgung ist, dass sie, wenn unverheiratet, nicht wissen, wie durchs Leben kommen. Sie müssen also heiraten, um leben zu können? So sieht man die Sachen meist an und lehrt die Mädchen in frühester Jugend, so zu denken. Und es ist doch zumeist, selbst in unserer Gesellschaft und Jahrhunderte rückwärts, gar nicht wahr. Unzählige Frauen werden durch die Ehe viel ärmer, geplagter, elender in jeder Beziehung, als sie im ledigen Stande je geworden wären. Wer nicht, wie das so üblich ist, bei der ganzen sogenannten Frauenfrage immer nur an Beamten- und Professorentöchter denkt und alle die lächerlichen Standesvorurtheile, welche in diesen und verwandten Kreisen heimisch sind, unbesehen als selbstverständlich hinnimmt, sondern die große, weit überwiegende Masse des Volkes im Auge hat, der wird das zugeben. Man braucht Frauenhände stets so gut als Männerhände, und es gibt im Verhältnis zu den Arbeitsuchenden heutzutage sicherlich viel mehr arbeitslose Männer als Frauen.

Gar häufig kommt es vor, dass der Mann den größten Theil seines Erwerbes für sich verprasst und Frau und Kinder nothleiden läst. Nicht gar zu selten tritt der Fall ein, dass die Frau Mann und Kinder mit ihrer Hände Arbeit nicht nur pflegen, sondern sogar erhalten muss und dass die Witwe viel besser daran ist als die Gattin. Diese Vorkommnisse betreffen hauptsächlich die unteren Classen. In den oberen finden sich analoge. Allerdings kommt es in jenen gesellschaftlichen Höhen, wo die „Bildung" herrscht, auch nicht selten vor, dass die Frau durch Verschwendung den Haushalt zugrunde richtet. Aber der Mann leistet auch hier diese Arbeit gewiss viel öfter. Welcher Fall tritt denn häufiger ein: dass der Mann das Vermögen der Frau durchbringt, oder der umgekehrte? Ich glaube, wir sind um die Antwort nicht verlegen.

Hat man also Grund, aus wirtschaftlichen Rücksichten die Frauen im allgemeinen zu bedauern, wenn sie nicht zur Ehe kommen, die Männer aber nicht? Nein.

Nun gab es wohl von jeher etliche Leute, die das Glück eines Menschenlebens nach der Zahl und bacchantischen Qualität der Geschlechtsacte maßen, welche das Individuum vollzog. Heutzutage könnten wir sogar eine lange Reihe von Literaten anführen, welche diesen erhabenen

ehren wir nicht. Wodurch aber verdienen jene unsere Hochachtung und Bewunderung in so hohem Grade? Weil sie einem Manne gefallen haben und dieser ihnen die Ehre angethan hat, sie zu heiraten? Gewiss nicht; dieser Mann kann möglicherweise ein Schuft sein, der keinerlei Ehre zu vergeben hat. Weil sie ein großes Glück errungen haben? Auch nicht. Das Glück ist oft mehr als bescheiden, und auch das größte erzeugt — außer beim Flachkopf — keinerlei Hochachtung. Wir ehren sie, weil sie so viel leisten und sorgen und leiden müssen, weil sie nicht für sich, sondern für andere leben, was „das Geheimnis alles Großen" ist, weil sie fort und fort dem Wohl anderer fast alle ihre Gedanken und Kräfte weihen und opfern. Und solche Ehre ist in hohem Maße auch den Unverheirateten zugänglich, Gelegenheit, die höchste Kraft erhabener Weiblichkeit, die liebevolle Hingebung für das Wohl anderer zu üben, finden auch sie genug in dieser schmerzenreichen Welt und haben sie schon oft genug in allen Welttheilen, auf allen Schlachtfeldern, an allen Leidens- und Opferstätten, sichtbaren und verborgenen, gefunden und auch den Ruhm ihrer Thaten davongetragen.

Leistet die Ledige in dieser specifisch weiblichen, für Männer unnachahmlichen Art selbstloser Liebesarbeit ebensoviel oder mehr als die Verheiratete, so werden auch die hartgesottensten männlichen Sünder ihr gleiche oder noch höhere Achtung und Bewunderung nicht zu verweigern vermögen, und sie werden, nicht durch äußere Ehre, sondern durch innere Befriedigung, zu den Beneidenswertesten gehören.

Natürlich kann man Heldenthaten von Frauen im allgemeinen ebensowenig verlangen, wie von Männern. Jedenfalls hat die Durchschnittsfrau mehr von Liebe und Güte im Leibe, wenn man sie nicht systematisch verdirbt, wie es heutzutage vielfach versucht wird, als der Durchschnittsmann, und das Feld der Wirksamkeit, das ihr hiedurch angewiesen ist und auf welchem sie die höchste Entfaltung ihrer besten Kräfte und dadurch die höchste Befriedigung finden kann, ist groß, für Verheiratete und Ledige. Aber es ist nicht groß genug für alle möglichen Frauen, die durch ihre Stellung und Thätigkeit ja auch irgendwie ihren Unterhalt erlangen müssen, und es ist anderseits höchst wünschenswert, dass jedes weibliche Wesen irgendwie in die Lage versetzt werde, sich selbständig auf eine ihr angemessene Weise durch die Welt zu schlagen, und dass keine von der Sorge um ihren künftigen Lebensunterhalt in die Ehe getrieben werde, welche ganz unabhängig von solchen Zwangsmotiven eingegangen werden sollte. In den unteren Classen hat das im ganzen keine Schwierigkeit, wie wir schon bemerkten, besonders wenn die Welt endlich dahin gelangt, die Erwerbsarbeit verheirateter Frauen, welche einen Haushalt zu führen und Kinder zu erziehen haben, als eine Barbarei zu betrachten und unnöthig zu machen.

leicht auch ein wenig an das Interesse seiner eigenen Gelüste denkt und etwa seine Schwestern und Cousinen von der allgemeinen Freiheit ausnimmt. Jedermann soll sich „ausleben", so heißt das neue Stichwort, die modernste Lebensregel. Und wenn man dann näher zusieht, was die Herrschaften unter dem Ausleben eigentlich verstehen, so ist nichts weiter gemeint, als ein beliebiges, nach Laune und Gelüste betriebenes, ordnungs- und pflichtenloses Durcheinanderlieben. Dass man damit das Glück und Wohlergehen der Species Homo nicht begründet, haben die Culturvölker, ja sogar die „Wilden", schon vor vielen Jahrtausenden erkannt. Gibt es aber eine rechtliche, gesetzmäßige Verbindung der Geschlechter, eine Institution wie die Ehe, welche als allgemeine Voraussetzung für eine legale und anständige Befriedigung geschlechtlicher Bedürfnisse gilt, weil die Betheiligten dadurch für die natürlichen Folgen dieser Befriedigung einzustehen sich verpflichten, so wird es vermuthlich neben den in irgend einer Weise durch die Ehe oder ähnliche Einrichtungen verbundenen immer auch Frauen und Männer geben, die aus irgend welchen allgemeinen gesellschaftlichen oder besonderen individuellen Gründen zu keiner solchen gesetzmäßigen Verbindung gelangen. Und wenn durch die Einrichtung der Ehe von selbst jede andere Geschlechtsgemeinschaft als unerlaubt, den guten Sitten widersprechend charakterisiert wird, so werden diese, wenn sie anständig bleiben wollen, verzichten müssen, nach den Grundsätzen der gesellschaftlichen Moral.

Wie das in der Wirklichkeit zugeht, weiß man. Die Herren der Schöpfung sehen sich gegenseitig zumeist ziemlich stark durch die Finger und verdammen dafür die Frauen, die sie verführt haben. Das ist allerdings niederträchtig. Aber umso wichtiger wird es darum sein, dass man die jungen Mädchen sozusagen „auf den Mann dressiert", das heißt sie zeitig mit den gemeinen Absichten und Intriguen dieser Bursche auf angemessene und vorsichtige Weise bekannt macht, damit sie wissen, wie sie sich zu benehmen, zu vertheidigen, zu wahren haben, damit sie vor allem nicht dem bisher fast allgemein gepflegten Wahne verfallen, es sei ihre höchste Aufgabe auf Erden, irgend einem aus dem Mannsvolke zu gefallen. Wenn einmal diese Dummheit in der Erziehung gründlich beseitigt ist — man denke an die Knabenerziehung in dieser Hinsicht — dann wird die alte Jungfer um kein Haar weniger gelten als der alte Junggesell und wird sich bei ihrem Lose in den meisten Fällen vollkommen beruhigen, öfter als die verheiratete Frau bei dem ihrigen; sie wird es nicht mehr, wie jetzt so oft, als eine „Ehre" ansehen, von irgendeinem an den Brautaltar geführt zu werden, und als eine Schande, „keinen zu bekommen".

Wir ehren gute Hausfrauen und Mütter außerordentlich hoch. Es gibt auch schlechte, liederliche, die nur an sich denken und die Ehe nur als ein Ausfallsthor ins Land des Vergnügens betrachten — diese

Kindheit.

Von Otto Ernst.[1])

Komm, liebes Weib, und lass die Arbeit ruhn;
Mit mir des späten Tags genieße nun.

Sieh, wie die Sonne brennt im dunklen Wald,
In leuchtend Blut zerfließt der Westen bald.

Heb unser Kind empor ans milde Licht,
Dass sich ein Strahl in seinem Auge bricht.

Ein Himmelsglanz die goldnen Locken streift —
Sieh, wie's begehrlich nach dem Lichte greift!

Das ist des Kindes Märchenseligkeit:
Noch ahnt es nicht, dass ihm ein Ziel zu weit.

Die bunte Welt mit ihrem Drang und Schwall
Ist ihm ein großes Bild, ein wirrer Schall.

Der Tag ist ihm nicht Zeit, er ist ihm Licht,
Und unsre Abendwehmuth kennt es nicht.

Zusammen fließt ihm Leben noch und Tod,
Und Abendglanz ist ihm wie Morgenroth.

[1]) Aus der 3. Auflage der „Gedichte von Otto Ernst".

Der Briefwechsel zwischen Robert Hamerling und Peter Rosegger.

Der Gründer und Leiter dieses Blattes und Robert Hamerling waren traute Freunde gewesen. Hamerling war der Hauptmitarbeiter des „Heimgartens", in dem er viele seiner schönsten Dichtungen, besonders auch seine „Stationen meiner Lebenspilgerschaft" abdrucken ließ. Nach seinem Tode veröffentlichte Rosegger im „Heimgarten" (XIV. Jahrgang) die „Persönlichen Erinnerungen an Robert Hamerling", den lebendigen und innigen persönlichen Verkehr der beiden Dichter, Schilderungen, die viel Neues über Hamerling brachten und in der literarischen Welt Aufsehen erregt haben. Was liegt näher, als dass wir auch den in den „Erinnerungen" oft angedeuteten Briefwechsel der Freunde kennen lernen möchten, für uns umsomehr, als in demselben ein Theil der Geschichte des „Heimgartens" sich wiederspiegelt. Vielfach wurde der „Heimgarten" aufgefordert, diese Briefe zu veröffentlichen, und nur mit Mühe ist es endlich gelungen, die dagegenstehenden Bedenken zu zerstreuen.

Nun beginnen wir (natürlich mit Einwilligung der betreffenden Persönlichkeiten) mit der Vorführung des Briefwechsels, so weit er der Öffentlichkeit geboten werden kann. Dieser Briefwechsel, der sich von Jahr zu Jahr vertieft und interessanter wird, währte 21 Jahre, von 1868 bis zu Hamerlings Tod.

Euer Wohlgeboren!

Sie haben das Vaterland beglückt durch den Wert Ihrer Zeit und Ihres Geistes; schenken Sie auch mir, dem Einzelnen, Unbedeutenden, einige Augenblicke.

Ich bin ein 24jähriger Bauernbursche aus Obersteier. Schon von meiner Kindheit an hatte ich Neigung zur Literatur und versuchte mich sogar selbst in derselben. Im Jahre 1864 schickte ich probeweise einige Verse von mir an die Redaction der „Tagespost" nach Graz. Der Redacteur, Herr Dr. Svoboda, glaubte einiges

Für vermögliche Mädchen der oberen Classen existieren die Schwierigkeiten auch nicht. Sie werden, wenn sie nicht heiraten und etwas thun wollen, schon Gelegenheit dazu finden. Die Zahl der in Betracht Kommenden ist auch sehr gering. Es bleiben übrig die allerdings ziemlich zahlreichen Töchter der gebildeten und in Bezug auf das Einkommen vergleichsweise günstig situierten Familien, die wenig oder kein Vermögen haben. Für diese sind nun die höheren Studien, die zu den liberalen Berufen erforderlich sind, in unserer Zeit ein beliebter und so viel besprochener Ausweg, dass man manchmal fast glauben möchte, das akademische Studium und die Zugänglichkeit der davon abhängigen Ämter und Stellungen umfasse die ganze sogenannte Frauenfrage. Die Sache ist im höchsten Fall bei den Frauen ebenso wichtig wie bei den Männern, und niemand wird behaupten, dass für die Gesellschaft viel davon abhänge, ob etwas mehr oder weniger Männer studieren dürfen. Denn die meisten können es einfach nicht, weil sie kein Geld oder keinen Kopf dazu haben. So wird es auch wohl bei den Frauen sein. Ich für meine Person habe es längst an anderer Stelle sehr deutlich ausgesprochen, dass ich ihnen alle Berufe ohne jegliche Ausnahme offen lassen möchte, für welche sie sich selbst geeignet halten. Ich bin überzeugt, dass sie gar viele nie wählen und andere wieder verlassen werden, wenn es sich etwa in der Concurrenz mit den Männern herausstellen sollte, dass diese besser geeignet sind und mehr leisten. Ob das speciell bei den höheren Berufsarten der Fall sein wird und bei welchen, das kann man noch nicht wissen. Bei den niederen sehen wir es deutlich. Es gibt eine Unmasse Arbeitszweige, die rechtlich den Frauen längst ganz ebenso zugänglich waren, wie den Männern, aber von ihnen nie gewählt werden — und umgekehrt ebenso. Hat man schon einen weiblichen Bierführer oder Hufschmied gesehen? Man könnte vielleicht ein paar hundert Metiers aufzählen, in die sich nie eine Frau gemengt hat. Vermuthlich würden sich durch die volle Freiheit der Berufswahl die Thätigkeiten und Stellungen auf Geschlechter und Individuen in der für das Wohl der Gesellschaft günstigsten Weise vertheilen. Aber dazu gehörte freilich weit mehr als die bloße rechtliche Zugänglichkeit, welche nur negativer Art ist, nur das Gegentheil eines gesetzlichen Verbotes. Sollte das Studium der Wissenschaften und die damit und mit den wissenschaftlichen Berufen verbundene Lebensweise irgendwie für die betreffenden Frauen oder für viele von ihnen zu großen Unzukömmlichkeiten und Schäden führen, so würden sich schließlich nur sehr wenige einer solchen Laufbahn zuwenden. Käme etwa, was kaum zu erwarten ist, die Gesellschaft in die Lage, besonders viele Hausfrauen und Mütter zu brauchen, so würden die meisten Mädchen zum höheren Studium von vornherein gar nicht gelangen. „Die Zeit."

Euer Wohlgeboren!

Ich habe den „König von Sion“ gelesen, Einer der Ersten, das Buch, dessen Geist — so ahnt mir — nach Jahrhunderten noch so durch die Welt braust, wie heute „Faust“ von Goethe.

Es ist ein gigantisches Bild der seltsamsten Geschichte auf germanischer Erde, verständlich dem neuen Geschlechte, schreckend und spornend zugleich.

Wohl habe ich das von Vielen voraus, dass ich Ihnen nahen darf, dass ich Sie nicht bloß verehren, sondern auch lieben darf. Ein Glück, um welches ich beneidet werde und welches ich mir auch ferner herzlich erbitten möchte.

Die nächste Gelegenheit benützend, werde ich das mir geborgte Exemplar zurückbringen.

Mit herzlichem Gruße Euer Wohlgeboren tiefergebener

Graz, den 11. December 1868. P. K. Rosegger.

Euer Wohlgeboren!

Ich war heute bei Herrn Dr. Svoboda und habe ihm erzählt, wie Sie sich wieder so freundlich meines armen „Mondsels“ angenommen haben. Er war sehr darüber erfreut und sagte mir, dass ich Sie noch einmal bitten möchte, dem Werklein eine genaue Durchsicht angedeihen zu lassen.

Sollten Sie dasselbe nun mit Berücksichtigung kleinerer Vervollkommnung für die Öffentlichkeit reif finden, so hat sich Dr. Svoboda erbötig gemacht, mir in Deutschland irgendwo einen Verleger zu ermitteln, mit der Versicherung, dass das Büchlein längstens Juni d. J. fertig sei. Herr Dr. Svoboda sprach wohl auch noch von einer Vorrede aus Ihrer Feder, doch so weit getraue ich mich nicht zu versteigen.

Verzeihen Sie mir doch, Herr Professor, dass ich mich so fest an Sie klammere; ich möchte gerne was werden und leisten.

Graz, den 3. Februar 1869. P. K. Rosegger.

Geehrtester Herr!

Herr Pock hat sich bereit erklärt, den Verlag der Gedichte zu übernehmen, auch ein kleines Honorar dafür zu zahlen und den Druck gleich zu beginnen. Weiteres zu besprechen, kommen Sie zu mir, und wenn Sie mich sicher treffen wollen, so sehen Sie, dass Sie zwischen 12 und 1½ Uhr mittags oder vor 4 Uhr oder abends von 6½ bis 7 Uhr Zeit finden.

Ergebenst Ihr

Graz, 7. April 1869. Hamerling.

Lieber junger Freund!

Haben Sie die Güte, heute oder morgen zu einer Besprechung sich bei mir einzufinden, aber nicht vor 6½ Uhr, wenn Sie nicht etwa vorziehen, gegen 4 Uhr oder zu Mittag zwischen 12 und 1½ Uhr zu kommen.

Ergebenst Ihr

Graz, 16. April 1869. Robert Hamerling.

Lieber Rosegger!

Graf Auersperg (Anastasius Grün) war bei mir und erkundigte sich nach Ihrer Adresse, um Ihnen zu danken für die freundliche Zusendung der Gedichte, die ihm ein lebhaftes Interesse eingeflößt haben. Er wird Ihnen schreiben und bat

Talent darin zu entdecken und seinem unermüdlichen Bemühen gelang es, mir den Aufenthalt in der Hauptstadt zum Genusse einer allgemeinen Bildung möglich zu machen. Seitdem studiere ich an der hiesigen Handelsakademie, um mir vor allem einen Brotstand zu gründen. Meine wenigen freien Stunden weihe ich der Literatur. In letzter Zeit las ich Ihren „Ahasverus in Rom“, ein Werk, welches mich umwandelte und in mir den regsten Wunsch wachrief, den Schöpfer desselben persönlich kennen zu lernen.

Einige Augenblicke würden genügen, diesen meinen Wunsch zu erfüllen. Er ist zwar ein unbescheidener, aber ich bitte Sie, erlauben Sie mir, dass ich Ihnen einmal einen kurzen Besuch machen darf!

In tiefster Verehrung Euer Wohlgeboren unterthänigster

Graz, den 2. Februar 1868. P. K. Rosegger.

Sehr geehrter Herr!

Ihr Name ist mir wohlbekannt, und obwohl meine Zeit jetzt eben etwas beschränkt, werde ich Sie doch mit wahrem Vergnügen bei mir sehen. Sie treffen mich am sichersten abends von 5½ bis 6½ Uhr, Montag und Donnerstag ausgenommen. Wäre Ihnen diese Stunde sehr unbequem, so bitte ich mittags 1 Uhr zu kommen. Meine Adresse ist: Realschulgasse Nr. 171/1, 3. Stock, links.

Mit Achtung Ihr ergebener

Graz, 2. Februar 1868. Robert Hamerling.

Liebwerter Freund Rosegger!

Aus dem Umstande, dass ich Ihre vier Bände in diesen wenigen Tagen völlig durchgelesen, ersehen Sie schon, dass mich die Lectüre interessiert hat. Nun kommen Sie, sobald es Ihre Zeit erlaubt, und hören Sie, was ich Ihnen im Einzelnen darüber zu sagen habe. Ihr

Graz, 16. Februar 1868. Robert Hamerling.

Euer Wohlgeboren!

Ich kann nicht anders, mein Herz ist mir so voll von Ihrer Güte und Ihrem Liebe, dass es übergeht. Sie thun mir das, was ich nie gewagt, zu hoffen; Sie reichen mir die Hand so freundlich, auf dass ich vorwärts komme. Ich danke Ihnen aus ganzem Herzem! — Ein Dichter möchte ich werden für mich und mein Volk; dieses Sehnen erfüllt meine Seele.

In tiefster Ehrfurcht

Graz, den 22. Februar 1868. P. K. Rosegger.

Euer Wohlgeboren!

Sie haben es darauf angelegt, mir recht viele Freude zu machen. „Ahasverus in Rom“, hat mir einen großen Tag bereitet. Am Frohnleichnamstag erbat ich mir ein Zimmerchen, schloss mich ein und las das Werk durch. Das furchtbare Gemälde hat mich tief erschüttert; so wild hatte ich mir den Menschen in seinem Wahne nicht gedacht, als es dieser Nero ist. Ich erschrecke vor dem Menschen, wenn er so sein kann. So hoch habe ich mich noch nie gefühlt, als dem Nero Dionysos gegenüber; aber auch keinen so tiefen Abgrund habe ich noch gesehen vor mir.

Zwei labende Tropfen nur habe ich gefunden in diesem Glutmeere; die Treue des Germanen, der seinen Herrn nicht verläßt, und die Liebe des Christen, die den Fürchterlichen nicht verdammt.

Als ich das Buch vor einem Jahre zum erstenmal gelesen hatte, konnte ich es zwar bewundern, aber so sehr in Aufregung gebracht hat es mich nicht, wie diesmal.

Gedenken Euer Wohlgeboren freundlich Ihres innigsten Verehrers

Graz, den 20. Juni 1868. P. K. Rosegger.

Ich erlaube mir noch zu bemerken, dass ich mein „Zither und Hackbrett“ auf sehr vielen Plätzen in Obersteier und Salzkammergut antreffe. In Gmunden und Ischl lehnt es sogar in der Auslage neben dem „König von Sion“. Wo man mich zufällig erkennt, behandelt man mich sehr aufmerksam, was mir, wenn auch nicht Eitelkeit, so doch Freude macht.

Mir ist, als hätte ich Ihnen viel zu sagen, aber in der lärmenden Gaststube hier ist es kaum möglich, zu schreiben.

In tiefster Verehrung Ihr dankbarer

P. K. Rosegger.

Euer Wohlgeboren! Krieglach, 8. September 1869.

Mein „Zither und Hackbrett“ erfährt bereits einen Vorwurf, den ich nicht ungerechtfertigt finde; nämlich den, dass ich in demselben hier und da Verstöße gegen die Mundart gemacht habe. Ich kenne die Fehler und gestehe, dass ich Einiges absichtlich mehr dem Hochdeutschen genähert, was mir zwischen Hochdeutsch und alter Sprechweise in der Schwebe schien. Ich habe das deshalb gethan, um den Dialect etwas leichter verständlich zu machen.

Sie werden, wenn Sie vielleicht schon Einiges in meinem neuen Manuscript durchgesehen, gefunden haben, dass ich diese ungerechtfertigte Verdeutschung bereits vermeide und mich möglichst nach der alten Mundart des steirischen Volkes halte. Die beste Gelegenheit, diesen Dialect recht genau zu studieren, habe ich jetzt, wo ich in einer abgeschiedenen Gegend östlich vom Märzthal arbeite und schreibe. Ich bin sehr fleißig und habe bereits ein ganzes steirisches Idioticon beisammen. Ich schreibe sehr viel in Mundart, und wenn ich es dann den Leuten vorlese, die in ihrem Leben keinen Buchstaben gelernt, so wundern sie sich, dass sie meine Schriften gar so gut verständen — gerade so wie sich einander.

Ich möchte deshalb die baldige Veröffentlichung eines zweiten Bändchens wünschen, um es den Kritikern zeigen zu können, dass ich die Mundart so gut verstehe, wie irgendein alter „Stoansteira“.

Herr Pock hat mir bereits einen zweiten Theil des Honorars geschickt und hat mir für ein nächstes Werkchen erklärt, vorläufig den Octavbogen zu 10 fl. honorieren zu wollen, später bei guten Geschäften „selbstverständliche“ Nachzahlung zu leisten. Ich freue mich, darüber Ihre Ansicht zu hören.

Eben ist mir bekannt geworden, dass der steiermärkische Landesausschuss mir zur ferneren Ausbildung für das nächste Schuljahr 300 fl. bewilligt hat.

Mit den aufrichtigsten Grüßen Euer Wohlgeboren dankbarer

P. K. Rosegger, poste restante Krieglach.

Ich freue mich, dass Sie auch die Zeitschrift „Edelweiß“ mit Ihrem Namen unterstützen und hoffe, dass sich endlich das Unternehmen, in Österreich ein belletristisches Blatt zu gründen, bewähren wird.

Es freut mich auch, dass meine kleine Erzählung in „Edelweiß“ benützt wird, obwohl ich die Nothwendigkeit und Zweckmäßigkeit, dass das Blatt damit *eröffnet* wurde, nicht einsehe.

Lieber Rosegger!

Ihren vorletzten Brief musste ich unbeantwortet lassen, da mein Schreiben Sie nicht mehr in Ischl getroffen haben würde und Ihre spätere Adresse mir nicht bekannt war. Ich hatte Ihnen damals auch nichts Erhebliches mitzutheilen; erst vor einigen Tagen erschien wieder eine Kritik über „*Zither und Hackbrett*“ in der „Neuen Freien Presse“ (Abendblatt vom 3. September) Sie ist günstig, wie alle anderen. Über Ihr „Tannenharz und Fichtennadeln“-Manuscript werde ich

mich, Ihnen vorläufig seinen Dank auszudrücken. Er war nur auf einen Tag hier in Graz und Sie werden ihn entschuldigen, wenn seine eigene briefliche Erwiderung Ihres Schreibens nicht allsogleich eintrifft.

Mein Artikel über „Zither und Hackbrett“ wird morgen der „Tagespost“ eingeliefert. Unwohlsein und dringende Geschäfte prosaischer Art sind an der Verzögerung schuld.

Da ich Vormittag häufig in die Stadt gehe, würde es doch gut sein, wenn wir uns über den Tag Ihres Besuches verständigen, damit Sie mich nicht verfehlen. Kommen Sie, wenn es Ihnen möglich, Sonntag oder Montag vor 8½ Uhr morgens. Freundschaftlich ergeben Ihr

Graz, 18. Juni 1869. Hamerling.

Mein edler Gönner! Graz, den 12. Juli 1869.

Heute habe ich das Vergnügen, Ihnen berichten zu können, daſs die zwei Bände des bewuſsten französischen Werkes von ihrem bisherigen Eigenthümer vollständig abgetreten sind.

Das, was Sie bisher für mich gethan haben, gibt mir das Recht, mich Ihnen heute durch die Bitte aufzudrängen, besagtes Werk als ein Andenken von mir freundlich anzunehmen.

In der Hoffnung, daſs Sie mir diese Freude nicht vorenthalten werden, bin ich Ihr dankbarster P. K. Rosegger.

Mein lieber junger Freund!

Es sind kaum einige Tage, daſs Sie ein berühmter Mann geworden, und schon zeigen Sie sich so groſsmüthig? Sie überraschen mich durch ein wertvolles Geschenk und berufen sich auf Wohlthaten und Dienste, die ich Ihnen erwiesen haben soll, da ich aber das Bischen, was ich für Sie gethan, mit wahrer Herzensfreude, aus innerem Antrieb gethan, so kann ich keinen materiellen Dank dafür annehmen und betrachte mich, was das bewuſste Buch anlangt, als Ihren Schuldner. Ich hoffe, bei mündlicher Begegnung werden wir uns darüber verständigen, und sage vorläufig Ihnen wie auch Herrn Armstrong herzlichsten Dank.

Beifolgend sende ich Ihnen ein Feuilleton über Sie, das aus der Feder meines Freundes Dr. Kosmatsch herrührt. Ich habe das Büchlein noch an zehn andere Literaten und Redacteure direct unter Kreuzband mit gleichzeitigen brieflichen Anempfehlungen gesendet und werde noch weiter thun, was möglich. Den Erfolg werden Sie aber dem hauptsächlichen Umstande zuzuschreiben haben, daſs Ihr Büchlein etwas wert ist und nicht besser empfohlen werden kann, als es sich selbst empfiehlt. Die eingehende Besprechung in der letzten Nummer der „Reform“ (Wien) werden Sie wohl gelesen haben?

Herzlich ergeben und nochmals bestens dankend Ihr

Graz, 14. Juli 1869. Robert Hamerling.

Euer Wohlgeboren! Gmunden, den 16. August 1869.

Ich bin auf meiner Fuſsreise bereits zum herrlichen Traunsee gelangt. Es waren schöne Tage, die ich über die steirischen Alpen verwanderte, und in den einsamen Thälern des Tauern habe ich viel Stoff für eine fleiſsige Feder gefunden.

Mein weiterer Reiseplan ist folgender: Ich gehe von hier nach Wels und Linz und komme den 21. d. nach Ischl zurück, wo ich mehrere Briefe poste restante erwarte. Von da gehe ich nach Salzburg und Kärnten und endlich bis Ende August ins Mürzthal. Den September möchte ich daheim bei meinen Eltern zubringen.

Wie ich mich schon wieder freue auf die steirischen Berge und Menschen und in drei Wochen hoffe ich ja wieder bei ihnen zu Hause zu sein.

Nehmen Sie, lieber Herr Professor, von den Gestaden der Ostsee die herzlichsten Grüße von Ihrem dankbaren P. K. Rosegger.

Alles Liebe und Schöne an Frau Mutter und Herrn Vater! In Berlin hat mich ein Streit sehr ergötzt, der in einer Gesellschaft bezüglich der beiden Epen „Ahasverus in Rom“ und „König von Sion“ geführt wurde. Eine Partei fand das erstere Werk großartiger, die andere das letztere. Die Folge davon war, dass ein dritter Theil der Gesellschaft, welcher neutral geblieben war, weil er die Epen nicht gelesen hatte, sagte: „Ach, diese Bücher muss ich mich och kaufen, will doch mal sehen!“ Obiger.

Bitte um Ihren gefälligen Besuch, sobald es Ihnen möglich, mittags oder abends. Ergebenst Ihr

Graz, 23. Februar 1871. Robert Hamerling.

Geehrtester Freund!

Besitzen Sie vielleicht, da Ihnen Ihr Verleger Heckenast seine Verlagsartikel meist zukommen läst, die kürzlich erschienenen „Gottesmörder“? Ich habe in dem Buche geblättert und möchte es gerne ganz lesen. Wenn Sie es nicht haben, so würde sich Heckenast wohl leicht bewegen lassen, es Ihnen oder mir zu schicken. Ich würde dann in der „Tagespost“ oder „Triester Zeitung“ ein Feuilleton darüber schreiben. Nur wünschte ich das Buch recht bald zu erhalten.

Herzlich ergeben Ihr

Graz, 7. December 1871. Hamerling.

Auf Veranlassung von dem kranken Dichter nahestehenden Personen hatte Rosegger Hamerling einen Arzt ins Haus geschickt. Darüber war der Dichter sehr ungehalten.

Hochverehrter Herr Professor! Graz, den 1. Februar 1872.

Ich kann mich in dem Vorwurfe, als hätte ich einen unklugen Streich gemacht, doch nicht recht fassen. Das, was ich that, geschah aus Überlegung; wir erwogen wohl und meinten, Herr Professor dürften von allen Ärzten in Graz Dr. Rzehacek das meiste Vertrauen schenken; es war das eine Muthmaßung der Frauen. Ich wusste zwar ganz gut, dass Sie (nicht wie sonst mancher der Überlegung unfähiger Patient) das Rechte zu rechter Zeit schon wählen würden; doch um die Frau Mutter zu beruhigen, hielt ich den kleinen Schritt nicht für überflüssig. Und ich dachte, hilft's nicht, so schadet's nicht. Mein Gewissen ist rein; ich habe Sie, Herr Professor, durch meinen guten Willen nicht beleidiget, ich bitte also auch nicht um Entschuldigung.

Mein innigster Wunsch ist nur, dass Sie sich recht bald erholen mögen.

Meinem hochverehrten Gönner herzlichen Gruß!

P. K. Rosegger.

Mein lieber Freund Rosegger!

An Ihrem „guten Willen“ habe ich nicht gezweifelt. Aber man kann auch aus gutem Willen einen „unklugen Streich“ machen. Da Sie diese „Unklugheit“ nicht anerkennen, so muss ich mich wegen des Ausdrucks nochmals rechtfertigen. Also:

I. Dr. Rzehacek ist Chirurg und Operateur — das ist sein Fach, seine Thätigkeit. Einen Katarrh aber kann man nicht durch einen Operateur behandeln lassen. Dr. Rzehacek wird herzlich gelacht haben, als er hörte, dass man ihn auserkoren hatte, meinen — Husten zu curieren!

Ihnen mündlich Manches zu sagen haben. Es ist durchwegs druckfähig und zeigt Sie zu meiner Freude als prosaischen Autor auf gleicher Höhe mit dem Dichter. Es sind köstliche Sachen darunter, besonders originell ist die „Schwoagerin und die Kua". Nur Einiges ist anekdotenhaft und könnte besser wegbleiben. Bringen Sie nur viel Neues mit. Pock kann dann gleich wieder mit einem neuen Druckwerke herausrücken. Dass Sie künftig den heimischen Dialect noch treuer festhalten wollen, als in „Zither und Hackbrett", kann ich nur loben. Doch müssen Sie nicht versäumen, die schwerer verständlichen Worte bei der Veröffentlichung unter dem Text zu erklären. Ich freue mich vom Herzen mit Ihnen, dass Sie sich auf Ihrer Ferien-Wanderfahrt so erholen und erquicken, so viel Neues sehen und gewinnen, und dass Sie überhaupt ein Glückskind sind. Erhalte Ihnen nur der Himmel das Wohlbefinden. Mir sitzt heute ein Rheumatismus im Genick; ich wollte aber lieber nur ein paar Zeilen an Sie hinwerfen, als Sie länger warten lassen.

Herzlich ergeben Ihr

Graz, 12. September 1869. Hamerling.

Habe das Manuscript durchgelesen. Bitte zu kommen.

Graz, 2. October 1869. Robert Hamerling.

Bitte sich die Karte für den letzten Vortrag Jordans bei mir abzuholen.

Ihr Hamerling.

Graz, 1. April 1870.

Auf Usedom, den 30. Mai 1870.

Euer Wohlgeboren!

Diesen Brief schreibe ich auf fernen, leuchtenden Wassern. Ich sitze hier fast so wie ein Robinson. Ich wollte von Swinemünde aus nach Rügen gehen, erfuhr aber, dass zwischen den zwei Inseln keine Verbindung ist, wie es im Courier angezeigt war. Wenn ich nicht nach Stettin zurück will, so muss ich hier wohl die Zeit abwarten, bis ein zufälliges Schiff mich rettet. Und so sitze ich denn auf dem Felsen und starre in die dunklen Gründe der Ostsee, ob ich nicht etwa da unten die Thürme und Paläste der versunkenen Stadt Vineta noch sehen könnte.

Sonst befinde ich mich ganz wohl, nur dass durch die immense Theuerung in Norddeutschland mein mitgenommenes Reisegeld schon bald alle ist, so dass ich mich beeilen muss, um bald wieder in den heimischen Süden zurückzukommen. Von Rügen, Hamburg nach Köln mache ich den kürzesten Weg, den es gibt, und lasse das gesegnete Holland in Gottesnamen weit rechts liegen.

Ölschläger in Leipzig sagte mir, dass ich Fritz Reuter kaum treffen würde, da er schon in einem Bade sei; so suchte ich ihn denn auch nicht auf. Die vielen Empfehlungen, die ich in der Tasche habe, benütze ich nur theilweise. Von den Literaten werde ich überall recht freundlich aufgenommen; doch in Bezug der so viel gerühmten deutschen Einigkeit in der Literatur mache ich schmerzliche Erfahrungen. Alles ist zerfahren; Jeder will der Erste und der Berühmteste sein, und da er es nicht ist, hat er für die anderen Bitterkeit und Herabwürdigung. Der Norddeutsche hat gegen die süddeutsche Literatur ein Vorurtheil, eine fast lächerliche Arroganz Ich habe zu dergleichen Äußerungen stets geschwiegen, aber der Gedanke ist mir aufgestiegen, dass unter solchen Verhältnissen Süd und Nord nimmer vereinigt werden kann.

Meine bisherige Reisegeschichte ist nicht merkwürdig; ein paar Abenteuer habe ich erlebt, wovon eines der heitersten, ein anderes der düstersten Art war. Ergriffen hat mich das Schlachtfeld bei Leipzig und das Meer.

stärken. Die deutsche Schiller-Stiftung hat mir zum Behufe meiner Erholung 150 Thaler zugewendet, und so habe ich den löblichen Vorsatz, diesen ganzen Sommer nichts zu thun. Ich habe das Faulenzen auch schon hübsch weg; hätte gar nicht geglaubt, dass ich mich sobald hineinfände. Es leben gute Menschen hier — im Übrigen hab ich kein Leid und keine Freude. Wenn ich aus lieber Feder einen Brief bekomme, so thut mir das wohler, wie die beste Medicin. Leider heißt es da nicht: alle Stund einen Löffel voll; diese Medicin ist weit seltener.

Ich habe in dieser Woche den „Teut" wieder gelesen. Ich weiß nichts in der deutschen Literatur, was die Deutschen so wahr und trefflich charakterisierte, als dieses Gedicht. Und wenn ich sehe, wie von all den Verkehrten und Verrückten unserer Zeit jeder eines auf das Dachel kriegt, so lach' ich mir recht vergnüglich in die Faust. — — —

Ich führe doch ein schönes Leben. Zwei Frauen aus Wien sind hier in Krieglach, mit denen ich immer Händel habe; sie haben mir zuerst Hamerlings Photographie aus dem Album geschnipft und wollen sie mir nun nicht mehr zurückgeben. Sie meinen, ich hätte ohnehin das Glück, das Original persönlich zu kennen. — — Ob nur die „Sieben Todsünden" schon unter der Presse sind?

Wären Sie vollständig wohl, Herr Professor, ich gienge und entführte Sie ins liebliche Mürzthal, auf dass Sie durch Ihre, wenn auch nur kurze Gegenwart meine Heimat weihen. Vielleicht bin ich doch einmal so schlau und weiß es einzufädeln. Rosegger.

„Ich weiß nicht, wie es kommt, dass ich im Sommer regelmäßig um zwei Drittel weniger Briefe erhalte als im Winter. Es scheint, dass der Sommer eine Zeit der göttlichen Faulheit ist, wo sich Jeder behaglich unter grünen Bäumen reckt und streckt, und dabei so egoistisch wird, dass er von jenem Behagen seinen Mitmenschen nicht einmal etwas kund und zu wissen thut." Diese statistische Bemerkung hatte ich eben einem Bekannten gegenüber gemacht, als mir der Postbote Ihren Krieglacher Brief, viellieber Rosegger, überreichte. Und welch einen Brief! Schier vier Seiten lang und wie herzig! Im Sommer geschrieben, zur Zeit der göttlichen Faulheit und des egoistischen Sichgütlichthuns! Gott segne Ihnen noch weiter die obersteirisch-ländliche Einsamkeit und würze Sie Ihnen ab und zu mit etwas Langweile, damit Sie öfter genöthigt werden, sich Ihrer besten Freunde zu erinnern. Im Übrigen fahren Sie nur fort in dem süßen Nichtsthun, das Sie mir so verführerisch schildern. Machen Sie sich gar keinen Scrupel daraus. Mir kommen oft die Verse Hermanns von Gilm in den Sinn:

„Wie kam doch nur unter die S ü n d e n
Der göttliche Müßiggang?"

Ja, ja, „göttlich" — es ist schon das rechte Wort. So recht mit Beruf müßig gehen können eigentlich nur die Götter. Wir Erdenkinder bleiben in dieser Kunst doch immer nur Stümper. Indessen — thun wir, so viel wir können!

Wenn wir nicht arbeiten, wir Poeten, so arbeitet es i n uns, wird gar lebendig, bekommt Hände und Füße, und eh' wir's denken, muss die Hebamme geholt werden in Gestalt eines braven Buchverlegers. Wer also kann unseren Müßiggang von Arbeit unterscheiden? Ich für meinen Theil wüsste es Ihnen wahrlich nicht zu sagen, ob ich gegenwärtig müßig gehe oder ob ich an meinem philosophischen Werk oder an meinem Roman „Aspasia" arbeite?

Indem ich hoffe, dass Sie zur Ehre der Krieglacher Localpost dies Schreiben sammt Einlage richtig erhalten, verbleibe ich, mich Ihrer ferneren freundlichen Erinnerung empfehlend, Ihr herzlich ergebener

Graz, 15. Juni 1872. Hamerling.

II. Es ist nicht klug, einen vernünftigen Menschen, der sein eigener Herr ist, wie ein kleines Kind zu behandeln und, wenn auch in „guter Absicht“, seiner Freiheit zu berauben. Wenn ich z. B. merke, dass Sie einen neuen Anzug nöthig haben, und deshalb einen solchen für Sie bei dem besten hiesigen Schneider machen lasse, denselben Ihnen ins Haus schicke und Ihnen, falls Sie mir's übel nehmen, erwidere: „Ich bitte Sie nicht um Entschuldigung, denn ich habe Sie nicht beleidigt, ich habe mich für Sie an den besten Schneider gewendet!“, so werden Sie ohne alle Frage zornig werden und ausrufen: „Kümmern Sie sich um Ihre Hosen und nicht um die meinigen!“

Das sage ich alles nur, um meinen Ausdruck „unkluger Streich“ zu rechtfertigen. Dass ich mich „beleidigt“ hielt, davon kann eigentlich keine Rede sein, denn ich bin im Grunde gar nicht zu beleidigen. Ob Ihnen Obiges klar ist, ob Sie mich um Entschuldigung bitten oder, wie Sie ausdrücklich erklären, dies nicht thun — das kümmert mich nicht, das ist Sache Ihrer Einsicht und Ihres Charakters, und ich respectiere jeden in seiner Art. Was ich Sie bitte, ist nur die mündliche oder schriftliche Erklärung, dass Sie künftig, hundert Weibern zum Trotz, als Mann meine Freiheit, als die eines anderen Mannes, so achten werden, wie ich die Ihrige immer geachtet habe und achten werde. Damit ist meinerseits die Sache für immer abgethan und ich bin nach wie vor

Ihr herzlich ergebener

Graz, 2. Februar 1872. Hamerling.

Lieber Rosegger!

Sie waren in meiner Wohnung, ohne bei mir selbst einzutreten? Warum? Sind Sie ungehalten? Ich nicht. Ich kenne ein offenes Sichaussprechen und erlaube dies auch einem Jeden ohne Ausnahme mir gegenüber, aber „Feindschaft“ ist mir zu lächerlich. Ich wüsste nicht, dass ich mit irgend jemand in der Welt persönlich auf feindlichem Fuße stünde. Bis jetzt hat es noch Keiner dahin gebracht, dass ich mich mit ihm „zerworfen“ hätte, und Sie werden auch Keinen erfragen, den ich beleidigt und veranlasst hätte, mir feind zu sein. Kommen Sie einen Augenblick zu mir, wenn Sie Zeit haben, ich möchte Sie um eine Gefälligkeit bitten.

Ergebenst Ihr

Graz, 12. Februar 1872. Hamerling.

Krieglach, den 7. Juni 1872.

Hochverehrter Herr Professor!

Wenn doch nur wenigstens zuweilen eine Gelegenheit wäre, Sie zu sehen, auf ein paar Worte zu sprechen; aber hier in Krieglach ist Einöde und Verlassenheit. Freilich ist hier der Wald und der liebe Gott und der Holzknecht, die durch den Wald ziehen, aber dann und wann möchte Eins doch auch gerne einen anderen Menschen sehen.

Würde ich mein jetziges Schlaraffenleben beschreiben, es erwüchse daraus eine prächtige Idylle. Gut essen und trinken, viel schlafen, in den Wald gehen und den Vöglein und dem Flüstern lauschen und die Wolken ansehen und träumen:

„Wie lieblich gelagert ins Grüne,
Nach fernen Bergen zu schau'n,
Von Bergen zur Wolkenbühne,
Von Wolken hinüber zu himmlischen Au'n!“

Und wochaus, wochein wird nicht ein Strich gearbeitet. Der Arzt sagt, „ich sei nervenschwach“, und so muss ich trachten, die Nerven durch obiges Leben zu

Hochgeehrter Herr und Freund!

Herzlichen Glückwunsch zur Verlobung — ich begreife nun, warum Sie seit so langer Zeit für die „übrige Welt“ gar nicht mehr sichtbar waren. Ich hätte aber dringend wegen ein paar Angelegenheiten mit Ihnen zu sprechen. Wollen Sie mir gefälligst durch eine Zeile bekannt geben, zu welcher Stunde ich Sie in Ihrer Wohnung sicher treffe. Ich für meine Person bin Mittags und Abends von 6 1/2 bis 7 1/4 Uhr am bestimmtesten zu Hause. Führt Sie Ihr Weg zu dieser Zeit in die Nähe meiner Wohnung, so beehren Sie mich einen Augenblick mit Ihrem Besuche.

Ergebenst Ihr

Graz, den 25. November 1872. Hamerling.

(Fortsetzung folgt.)

Sanges- und Blumenfreude im oststeirischen Landvolke.

Von **Rosa Fischer**, Hartberg.

(Schluss.)

In der Nacht zum ersten Mai stellen Burschen mancher Schönen einen Maibaum auf, mit buntflatterndem Bandwerk in der Krone, und wenn ein Neubau aufgeführt wird, so setzt man ebenfalls ein „Maibäumerl“ auf die Mauer-Gleichen oder auf den Giebel des Daches.

Vor den Dorf- und Wegkreuzen pflanzt man grüne Waldbäumlein auf, und der Muttergottes weiht man „Maialtäre“. Die duftigsten Blumen blühen ihrem Bild zu Füßen, die süßesten Lieder klingen empor zu ihr, und ebenso sind besonders zur Maienzeit die Wallfahrten beliebt zu einer näheren oder auch sehr fernen Marienkirche.

Daheim aber beginnt um diese Zeit auch ein frohes Leben. Mancher Juchschrei klingt im Morgenschein über die grünenden Hänge, wenn die Menschen zu frohem Schaffen gehn, und manche junge Stimme singt auf einsamen Pfaden im Thal, wenn lau die Nacht niedersinkt.

Um die ländliche Heimstätte erwacht die Blumenfreude; da blüht es an fast jedem Fenster, da duftet es aus allen Gärten. Wo wären nicht im oft ärmlichen Geschirr die „Buschenstöcke“ eingepflanzt, die rothprangenden Pelargonien, die roth und weißen Fuchserl, die „gelbn Veigl“ und die Monatröserl. Und wo blühten nicht im Gärtlein die heimattreuen rothen Herzerl, die weißen Narzissen, — wo dufteten nicht Rosmarin und Immergrün, — Herzenstrost und Frauenblattl — Pfingstnagerl und Heckenröserl, — Lilien und herbstliche Astern?!

Und zur Hochsommerzeit, wenn der Rosenduft liegt in den Lüften und der süße Duft der rothblühenden Nelken, und wenn die Tage so heiß sind und die Arbeit so schwer, da gilt wohl im Vorübergehn

Krieglach, den 19. Juni 1872.

Hochzuverehrender Herr Professor!

Wie froh bin ich, dass ich in der Lage bin, Ihren so heiter lächelnden Brief an mich mit einer Sendung zu vergelten, die mir Heckenast für Sie zukommen ließ. Es wird Kuh's „Zwei Dichter Österreichs" sein. Ich habe mein Exemplar bereits angefangen zu lesen und bin nun auf die Kritiken dieser Kritiken neugierig.

Für die Photographie meinen besten Dank; werde mit dieser schon vorsichtiger umgehen.

Hier in Krieglach lebt ein blindes Mädchen, just nicht mehr allzu jung, aber das geistreichste und heiterste Geschöpf von ganz Krieglach. Es macht sich nichts daraus, dass es die Welt nicht sieht, es hört und riecht und betastet sie und fühlt sie unmittelbarer als unsereins. Dieses Mädchen nun führe ich täglich in den Wald. Hier, fern von aller Menschenhilfe, wo es wehrlos mir preisgegeben, lese ich ihm meine Manuscripte vor.

Den „Ahasverus in Rom" habe ich wieder gelesen. Früher hieng ich noch etwas einseitig an der Idee des ewigen Juden; diesmals habe ich mich ganz dem Nero zugewendet und ihn zu erforschen gesucht. Und bei diesem Studium bin ich zutiefst erschrocken; mir ist nämlich klar geworden, dass weder ich, noch irgendein Erdgeborener ein Recht haben, diesen Nero zu verdammen. All die Keime, die Nero Dyonisos zu so gewaltigen Thaten entfaltet, liegen auch in mir und wohl in Jedem; dass wir's nicht auch so treiben wie Nero, fehlt uns nur — Macht und Witz.

An meiner „Einöde" wird bereits fleißig gedruckt; dann kommt der Kalender an die Reihe. Für eine spätere Zeit habe ich bereits wieder zwei Bände „Geschichten aus Steiermark" und einen Band „Aus meinen Kindertagen in der Waldheimat" vorräthig. — Fruchtbar wäre sie wohl, meine liebe Braut „Muse"; Hebammen fänden sich auch (habe eben eine Einladung von dem Allgemeinen Deutschen Literatur-Vereine zum Beitritte mit irgendeinem Werke erhalten), aber, mein Gott, es kommt die Sorge, wie sie gelitten sein werden auf der Welt. 's ist oft nur zu schade, dass man ihnen nach der Geburt keine Erziehung mehr geben kann.

Wenn ich einmal ins Plaudern komme, bin ich wie ein alt' Weiblein.

Vergeben Sie Ihrem P. K. Rosegger.

Hochverehrter Herr Professor! Krieglach, 25. Juni 1872.

Heute belästige ich schon wieder. Ich bin durch Dr. Svoboda, der mich vor zwei Tagen hier besucht hat, gebeten worden, Sie (es ist schon gar zu wiederholt) für eine Dame um ein Autograph zu bitten. Dann hätte ich noch die Bitte, das Autograph gleich an Dr. S. in Graz zu senden.

Wir haben gestern Nachts in Krieglach großes Feuer gehabt; schier wäre es um den ganzen Ort geschehen gewesen. Durch den Schreck und die nothwendigen Rettungsarbeiten bin ich wieder in das alte Unwohlsein zurückgeschleudert, von dem ich mich schon fast erholt hatte.

Herzinnigen Gruß! P. K. Rosegger.

Herzlichen Dank, werter Freund, vorläufig auf diesem Wege für Ihre schönen römischen Geschenke. Ist kein Stückchen Gold, das Sie mir hätten bringen können, von Neros „goldenem Hause" mehr übrig? Nun, auch Pflanzen und Gestein vom palatinischen Trümmerhügel werden mir zeitlebens lieb und wert sein, und zwar doppelt, weil sie mir mein lieber wackerer Rosegger aus der Weltstadt mitgebracht.

Ihr dankbarer

Graz, 29. September 1872. Hamerling.

Gibt mehr kalti Wasserl,
Gibt mehr frische Brünn,
Gibt mehr saubere Dirndl
In Steiermark drinn.

Ich pfeif's auf die Dirndl
Im Kärnthnerisch drinn,
Ja weil ichs
A Steirerbua bin.

Aber Dirndl, Dein trutzi Schaun,
Das wird dir vergehn,
Wannst einst bei mein Graberl
Beim Kreuzlein wirst stehn.

Beim Graberl, beim Kreuzerl
Wirst denkn auf mich,
Was für a treus Herz ih
Stets ghabt hab für Dich.

Beliebt war das Fischerlied, sowie verschiedene Jagerlieder mit Liabs- und Dirndlgschichten verflochten und außerdem ein Auswanderergesang:

Nun ist die Zeit und Stunde da,
Wir reisen nach Amerika.
Der Wagen steht schon vor der Thür,
Mit Weib und Kinder ziehen wir.
Die Pferde sind schon angespannt,
Wir reisen in das Freiheitsland.
Wir fahren in die Stadt hinein
Und trinken ein „paar Teller Wein".[1])

Mit viel Innigkeit wurde das alte, schöne Lied gesungen, das eine traurige Liebesgeschichte behandelt:

Die Blumen, die blühen im Garten,
Ja, jawohl Garten,
Die Soldaten die ziehen ins Feld,
Die Soldaten die ziehen ins Feld,
Ade nun, mein Liebchen, Du feine,
Ja ja, Du feine,
Muss scheiden in die Welt.

Und als er wieder nach Hause kam,
Feinliebchen stand unter der Thür.
Gott grüß Dich, Du feine, Du meine,
Ja ja, Du feine, —
Vom Herzen gefallest Du mir.

Was brauch ich denn Dir zu gefallen,
Ja, ja, zu gefallen?
Ich habe schon längst einen Mann,
Einen hübschen, einen reichen und braven,
Ja, ja, wohl braven,
Der mich's ernähren kann. —

Was zieht er aus der Tasche,
Ja, ja, wohl Tasche?
Ein Messer lang und g'spitzt.
Das stoßt er dem Mädchen ins Herze,
Ja, ja, wohl Herze,
Dass das rothe Blut gegen ihn spritzt."

---

[1]) Bouteillen-Wein.

manchmal ein Griff einem schimmernden Blümelein oder einem „schmeckten Blattl" [1]), wie ein Verlangen nach einem süßen Hauch von Glück.

Am Sonntag aber in thauiger Morgenfrühe, im goldigen Sonnenschein, wenn die Leute beim Glockenklang ihre Pfade und Wege wandeln der Kirche zu, da blüht es am Busen des Mädchens, — am Hutband des Burschen, — im Knopfloch des Mannes und im Gebetbuch des Mütterleins; da duftet es in den Händen des Kindes und es duftet in der Kirche von Herzentrost und Reseda, von Rosen und Nelken. Und die Gemeinde singt:

Hier liegt vor Deiner Majestät
Im Staub die Christenschar.
Das Herz zu Dir, o Gott erhöht,
Die Augen zum Altar.

Die Sträußlein welken, — Rosen entblättern, — weiße und rothe Blüten bedecken die Fliesen.

Auf dem Heimweg schauen die Menschenkinder zu manchem Wegkreuz empor und um das Heilandsbild hängt ein Feldblumenkranz mit rothen Quatemberrosen, oder es blühen ein Waldröserlstrauß und duftige Waldkräuter ihm zu Füßen. —

Im Glas und irdenen Krug frischt man daheim Rosen und Feldblumen ein, und auf den Wiesen und Ackerrainen pflückt die Hausmutter die weißen Kamillenblüten zum heilsamen Thee. Um die Sonnwendzeit trägt man das gelbblühende Johannikraut heim und befestigt es kreuzweise am Fenstergitter und an Thüren und Wänden der Ställe, auf dass es Glück bringen möge ins Haus. —

Und in den Nächten klingen die Lieder, in den lauen Sommer- und hellen Frühherbstnächten. Diese weichen Lieder des Volkes, die auch zeitweise in ihrer Art eine gewisse Glanzperiode haben.

Vor wenig Jahren war dieses Almerliedl besonders beliebt.

Auf der Alm, da steht ein Haus,
Still und schön ragt's ins Thal hinaus.
Darinnen wohnt mit heitrem Sinn
Eine wunderschöne Sennerin.

Die Sennrin singt so manches Lied,
Ja wenn durchs Thal der Nebel zieht.
Sie singt ein Lied bei Sturm und Wind,
Wohl auf der Alm, da gibt's koan Sünd.

Dirndl, wo hast denn Dein Liegerstätt, —
Dirndl, wo hast denn Dein Bett?
Wohl über drei Staffel muaßt aufi steig'n,
Drauß auf frei Straßn steht's net.

Wannst nit aufmachst Dein Fensterl,
So ghalt's nur glei zua,
Wird nit glei wieder kemman
So a lustiger Bua.

[1]) Wohlriechendes Blatt.

In Steiermark gfreuts uns neamer,
Wir reisen in ein anders Land.
Das Binkerl aufn Buckel,
Das macht uns gar koa Schand.

Und san wir auf der Reise,
Da geht's uns gar nit schlecht;
Kriagn hier und dort a Supperl,
Da heißt's gleich: „Bruder fecht."

Und san mars anmol gstorbn,
Da is mit unserm Lebn aus;
Da kriagn mar a Brettltruchn,
Da kriagn mar a hölzerns Haus.

Da tragn sie uns hinaus
Und in den Friedhof hinein.
Da kommen alle Brüder,
Da kommen alle Brüderlein.

Da stelln 's uns halt gleich nieder,
Der Pfarrer sprengt uns ein,
Er sagt gleich: Kohlrabnschwarzer,
Maschier ins Loch hinein.

Und ist das Loch noch offen,
Da scherrn sie's halt gleich zua,
Da liegt der gsoffne Bruader,
Gott gib 'n die ewige Ruah."

Und ein anderes:

Es naht sich an die Weihnachtszeit,
Die Burschen wern schon frisch,
Setzn d' Hüatl nach der Seitn,
Stehn dem Bauern um den Tisch.

„Du Bauer, gib mein Lohn mir her,
Es ist ja eh schon Zeit,
Hab ich mich seit dem Habernschnitt
Auf die Weihnachtszeit schon gfreut."

„„Hast Du Dich seit den Habernschnitt
Auf die Weihnachtszeit schon gfreut,
Hab ich Dir oft a Arbeit gschafft,
Hast a nit gar so geilt.""

„Du Bauer, hör vom Frozzln auf,
Und richt mich nit so aus,
Gib Du mir, was D' mir schuldig bist,
Geh ich Dir aus dem Haus."

„„Den Lohn, den ich Dir schuldig bin,
Den will ich Dir schon gebn, —
Der Lohn, der macht fünf Kreuzer aus,
Und Tuch a halbe Elln.""

„Der Lohn, der ist zu wenig mir,
Den nimm ich nit mit mir;
Hätt ich mir denn nicht mehr verdient,
Und bin so lang bei Dir.

Weg'n Deinem Koch und Suppn war
Ich so lang nit bliebn;
Häst Du mir Fleisch und Knödl gebn,
War ich Dir länger bliebn."

„„Dass ich Dir Fleisch und Knödl gib,
Das bleibt ja so wohl aus;
Bei der Nacht gehst Du zu'n Menschern aus,
Um a neuni stehst erst auf.""

„Dass ih Dir dahoama bleib
Als wia a kloana Bua;
Du häst ja Tag und Nacht ka Ruah,
Du wisserst Arbeit gnua."

Ein trübseliges Lied von einem armen Bauern lautet:

Koa Bauer mag ih a niamer bleiben,
Hiazt is mir die Sochn schon z'viel,
Koa Geld woaß ih a nit aufz'treiben,
Ih kann jo schon thuan wia ih will.

Die Obrigkeit, die bleibt ja nit hintn,
Sie thuat nir wia Bauern abschindn,
Und wia ih mei Steuer hob zohlt,
Hiazt hot mih der Flegl angrullt.

Der Diana hat mih müaßn schliaßn,
Gleich schliaßn an Händn und Füaßn,
Hiazt hängt mih der Flegl gor oan,
Als wann ih an Diabstohl hätt thoan.

Die Thür, dö is ganz voller Lucken,
Tisch und Bänk san schon zum gucken
Und wenn ih zum Fensterl steh vür,
Siach ih stott der Scheibn a Papier.

An Wogn hob ih a noch an oltn,
Den hob ih mir extra aufgholtn.
Jo, wenn wos zum Ausfohrn is,
Dass olles in Bereitschoft is.

Hiaz geh ichs holt Öchsl einsponnen,
Hiaz follt mir dos Glumpert vanonder,
Und wia ichs über d' Olma bin gfohrn,
Hiazt hob ih erst d' Radl verlorn.

Ein anderes, auch im schwermüthigen Ton gesungenes Lied mochte vielleicht an den deutsch-österreichischen (oder etwa französischen?) Krieg erinnern:

Zu Straßburg, zu Straßburg, —
Einer wunderschönen Stadt, —
Da drinnen liegt begraben
Manch braver Soldat,
Der Vater und Mutter verlassen hat.

Soldatenlieder sind auch verschiedene neue durch die Urlauber aufs Land gekommen, und auch andere städtische Gesänge und „Gassenhauer" haben den Weg herausgefunden, aber sie sind großentheils verklungen und was die jungen Leute von heute singen, sind die ähnlichen Weisen, wie sie vor Jahren erklangen, — Weisen hallend und zusammenklingend, weich und schwärmerisch.

So eine Nacht im Hochsommer bringt Lieder auf einsamen Pfaden und bringt hellstimmige Gesänge auf weiten Straßen, — und so ein Abend im Frühherbst, insbesonders beim „Woaz-Abschäln", (Ausschälen der Kukuruzkolben), ist oftmals eine wahre „Liedertafel", wenn sangesfreudige Menschenkinder zusammen kommen.

„Gehts, singts was", heißt es dann zuredend. „Dirndln fangts an". Die flinken Hände schaffen, — das Woaz-Gschaler[1]) rauscht und die lachenden Dirndln lassen sich ein wenig ehren: dann stimmen sie an und singen ein Lied nach dem andern, — zweistimmig oder mehrstimmig, wie sich die Mädchen und zuweilen eine junge Frau zusammenfinden.

Da heißt ein Lied „In Rösleins Garten", das besonders weichmüthig gesungen wird und gegenwärtig gerade überall zu Hause ist.

Geh's wohl hinaus in Rösleingarten,
Rothe Röslein blühn darin.
Brock mir ab drei rothe Röslein,
Trag's mein Schatz zum Fenster hin.

Schatzerl schlafst Du, oder wachst Du,
Oder liegst Du gar nicht drin?
Aber na, ich schlaf's nicht, aber na, ich wach nicht,
Aber na, ich hab's kan guatn Sinn.

Trah Dih weg von meinem Fensterl,
Trah Dih weg ins grüane Gras.
Meine Äuglein schwimmen im Wasser,
Meine Wangelein werden nass.

Und der Weinstock, der tragt Reben,
Und aus den Rebelein, da fließt der Wein,
Treu und redlich muss man leben,
Treu und redlich muss man sein.

Spielet auf ihr Musikanten,
Spielet auf ein Abschiedslied.
Spielt für mich und für mein Schatzerl,
Ja weil's die Lieb so haben will.

Auf das Krankenbett leg ich mich nieder,
Auf dem Sterbebette schlaf ich ein.
Auf dem Grabstein steht geschrieben:
„Schönster Schatz vergiss nicht mein."

Ein leichtfertigeres Liedl klingt, abwechselnd von zwei Stimmen gesungen:

Wir Buama san recht lusti,
Und allweil kreuzfidel, juhe,
Wir singen frohe Liader,
Habn oft koan Kreuzer Geld.

Besonders an ein Montag
Da reißt's uns hin und her,
Und manchmal wird's ein Plaudrer
Und manchmal wird's ein Herr.

---

[1]) Kukuruz-Stroh.

Der Brave war gestorben
In einer heißen Schlacht,
Da hat er noch im Sterben
An sie zurückgedacht.

Und Sonne, Mond und Sterne
Mit ihrem hellen Licht,
Sie leuchten dem Soldaten
Ins bleiche Angesicht.

So klingt es bei manchem frohen Schaffen und zuweilen gilt wohl ein spielender Griff einem Büschlein am Hut oder einem Busensträußlein mit der schmeichelnden Bitte: „Gib mir's, lass mir's anschaun."

Zum Weizen-Schnitt gibt es ein Blumensträußlein auf den Schnitterkrapfen und insbesonders beim Flachsbrecheln viel Sang und Klang und eine blumengeschmückte „Braut".

Wenn die Rekruten einrücken zum Militär, so tragen sie bunte Buschen mit flatternden Bändern am Hut und ziehen singend und jauchzend ihre Straße.

Ein blühender Krautkopf oder ein in Kranzform gesetzter, blühender Bohnenstrauch bedeutet nach dem Volksglauben eine Braut im Haus.

Heiratet ein unbescholtenes Mädchen, so schmückt der bräutliche Kranz ihr Haar; der Bräutigam aber trägt ein Büschlein mit Rosmarin und weißem Seidenband auf der Brust. Die Brautjungfrauen haben Kränzlein auf dem Kopf. Die Brautführer bandgeschmückte Sträußlein am Arm. Und Jauchzen und Singen ist bei größeren Hochzeiten gebräuchlich.

Stirbt eine Jungfrau, so setzt man ihr ein Kränzlein aufs Haar und Blumen blühen wohl fast an jeder Bahre. Beim Leichwachten klingen Lieder, alterthümliche, ergreifende Trauerlieder und weiche, herzinnige Gesänge. Frauenhände aber winden Blumen und frisches Grün zum Kranze.

Am Grabe tönt der heilig-ernste Sang: „Fahr hin, o Seel' zu deinem Gott," und über dem letzten Bette wachsen Blumen auf.

So die Sanges- und die Blumenfreud von der Wiege bis zum Grab, wie einst, so jetzt, und manchmal, wenn in stiller Nacht die trauten Gesänge erklingen und ferne verwehen, ein Gedenken an vergangene Zeiten und vergangene Menschen, ein Heimweh, ein Glückessehnen, das Verlangen, dass die heimischen Weisen weiterklingen mögen, dass nie eine Zeit komme, wo die Heimatsklänge verstummen. Ein Anklammern an diese Heimatsklänge, die ferne verhallen, indes im Mondenschein an den verschwiegenen Fenstern die rothen Blumen blühen, ein Bangen und Verlangen wie nach einem Hauch von Glück.

Mein Haus steht auf sechs und siebn Spreizn,
Zwoa und drei sulltn noch sein;
Ih trau mih fost gor nit laut schneuzn,
Weil ih mih fürcht, der Bettel bricht ein.

Hiaz geh ichs halt Wosser herloatn,
Des Sochn, des mocht mih schon roath'n,
Koa solchs hobn ma a nit ban Haus,
Es rinnt holt schon unt' und obn aus.

Hiaz geh ichs halt Strohhüatl flechtn,
Dos is a weng besser wia fechtn,
Und ih brauch jo koa Bauer mehr sein.
Do nimm ih mei gwisses Geld ein.

So singen sie im heitern Ton und Spottliedl und Schnaderhüpfel in bunter Reihe, darauf wieder „Dudla",[1]) zwei-, drei- und vierstimmig, Gesänge ohne Worte, jodelnd und hallend, kunstgerecht zusammenklingend.

Dann immer wieder das ernste Lied.

So hat man eine alte Weise, die bejahrte Frauen noch können, durch eine junge Dirne aus dem Gebirg wieder heimbekommen und mit viel Innigkeit aufgenommen:

Ich bins ein Mägdlein von zweiundzwanzig Jahren,
Schwere Eiselein muss ich ertragen,
Einen Ring wohl um die Mitt
Händ und Füße fest geschmiedt.

Ich habe ermordet mein eigenes Kind,
O, wie bitter ist die Sünd.
Mein Herz das ist so sehr betrübt,
Weil ich schon weiß, was mir geschieht.

Am ersten Tag da wollten sie mich fragen,
Mägdlein, wo hast Du alle Deine Kameraden?
Ich bitt, meine Herren, insgemein,
Ich war zu jeder Stund allein.

Am zweiten Tage fragten sie mich wieder,
Dirne, wo hast Du alle Deine Brüder?
Ich bitt, meine Herren, wohlgemuth,
Ihr wascht die Händ in meinem Blut.

Nun führen sie mich wohl über das Pflaster,
Meine Äugelein schwimmen im Wasser,
Weil ich schon weiß, was mir geschieht,
Weil ich vor mir den Galgn schon siech.

Ach lebe wohl, Du Vater und Du Mutter,
Ach lebe wohl, Du Schwester und Du Bruder,
Ach lebet wohl viel tausendmal,
Heut seht ihr mich zum letztenmal.

Und wenn ihr mich noch einmal sehen wollt,
So steigt hinauf auf diesen hohen Felsen,
Und schaut hinein ins tiefe Thal,
Dort seht ihr mich zum letztenmal.

Noch ein anderes:

Zu Serajewo auf der Höh,
In einsam stiller Nacht,
Stand ein siebenundzwanzger Jäger
Auf Posten treue Wacht.

Er blickt hinauf zum Sternlein
Und zum silberbleichen Mond,
Und schickt viel Herzensgrüße
Hin wo sein Liebchen wohnt.

Frisch auf, ihr Kameraden
Und spannt gleich den Hahn,
Da stand wie hergezaubert
Ein ganzes Bataillon.

Drauf stürmen die Insurgenten
Und bitten um Gnad zu Gott;
Wo Österreichs Krieger zielen,
Da gibt's viel Blut und Tod.

Da hört man kein Commando,
Der Jäger fühlt den Schmerz,
Er lag im Feindes Lande
Getroffen durch das Herz.

Er hält ein kleines Brieflein
In seiner bleichen Hand,
Darinnen stand geschrieben:
„Grüß Gott, liebs Vaterland."

[1]) Jodler.

„Das ist schade. Auf einem einzigen Blatte eines Dichterwerkes fänden Sie mehr Erkenntnis, als in einem staubigen Dichterschädel. Und entlehnte Bücher werden nicht so unangenehm urgiert, als entlehnte Köpfe."

Der Magister legte den Zirkel weg, kehrte seine Brust hervor und sagte: „Mir scheint, Sie sind consterniert darüber, dass ich Ihnen aus Ihrem Schädel ein wissenschaftliches Denkmal stiften will, so wie man daran ist, und mit Recht, Ihnen ein künstlerisches zu errichten."

„Ich bitte Sie," versetzte der Schädel. „Wir stiften uns die Denkmäler schon selbst, in unseren Werken. Diese müsste man hegen, pflegen, verbreiten und beherzigen, dann hätten wir Denkmal genug. Mir ist das Leben schwer gemacht worden. Lasst mir wenigstens die Erde leicht sein."

„Warum sagen Sie das gerade mir?" fragte der Magister.

Darauf der Schädel: „Wissen Sie, wenn ein Todter einmal den Mund aufthut, so spricht er zu aller Welt."

„Wir wollen Sie ja nur ehren."

„So. Dann, Herr Magister, scheinen Sie mich zu verkennen. Ich bin nur ein armer Mittelschullehrer gewesen. Jedes meiner Werke habt Ihr stets von oben herab abgethan und ich wüsste keinen Fall, nicht einen einzigen, da mir etwa von Euch ein Zeichen der Ermuthigung zugekommen wäre. Im Leben habt Ihr mich allein gelassen, und jetzt im Tode, wo man allein sein möchte, hebt Ihr mich aus und untersucht mit colossaler Verehrung die leere Schale."

Der Magister guckte in das Schädelbecken und wandte plötzlich sein Interesse einer bestimmten Stelle zu.

„Haben Sie doch was gefunden?"

In einer der Fugen stak ein Epigramm. — —

„Den vollen Kopf haben sie verschmäht, den hohlen Kopf schleppen sie auf die Universität." —

Der Magister wischte mit dem Finger darüber und sagte: „Nein, es ist nichts. Das ist nicht kranioskopisch. Das würde auf meine Hörer nur verwirrend wirken."

Sagte der Schädel im Tone des Docierens: „Sehen Sie, meine Herren Studenten, da haben wir's. Da sitzt's! Gucken Sie, bitte, damit Sie 'rausbringen, wie man dichtet, oder wenigstens an der Schädelbildung stets genau erkennen kann, ob einer ein Dichter ist oder nicht. Wollen wir nicht Gipsabgüsse davon machen? Denn das Original dürfen wir leider nicht in unserer Schädelsammlung von Einbrechern, Mördern, Brandlegern und anderen Charakterköpfen einreihen. Müssen es wieder zurückgeben, der Pöbel moquiert sich. Pietätsduselei, ekelhafte! — Fast glaube ich, so demonstrieren zu hören. — Was sagen Sie zur Leichenverbrennung, Magister? Wie, Sie sind dafür? Dann muss für die Wissenschaft diese Schädelforschung doch nicht gar so wichtig sein. — Wenn Ihnen der einfältige Poet einen Rath geben dürfte, lieber Freund, bleiben Sie auch als Gelehrter ein fühlender Mensch, halten Sie es nicht mit jenen dünkelhaften Gesellen, denen die graue Theorie im wissenschaftlichen Fachblatte wichtiger ist, als alle herzensheiße Pietät der Welt . . ."

Als der Schädel so redete, begann aus seinen Augenhöhlen ein bläuliches Licht hervorzuleuchten. Der Magister schauerte ein wenig und äußerte sein Bedauern über die Engherzigkeit eines Todten, der seine Gebeine lieber vermodern lasse, als sie dem Heiligsten, der Wissenschaft, zu opfern.

„Lassen Sie, mein Herr, das Heilige gütigst fort," sagte der Schädel.

„Sie sollten sich nur freuen, endlich der Universität einverleibt worden zu sein," sprach der Magister.

Kleine Laube.

Ein Dichter-Schädel.

Der Magister schloss sich in sein Zimmer ein, zog die Vorhänge zu und zündete die Lampe an. Dann machte er eine Lade auf, nahm einen runden, mit Laken umwundenen Gegenstand heraus, setzte sich damit an den Tisch und enthüllte den Gegenstand. Es war ein Todtenschädel mit mehreren losen Knochen. Er war nicht ausgedörrt, hatte hie und da in den Fugen und Canälchen kleine Erdtheile, auf dem Scheitel noch etwas wie Haut und einige weiße Härchen.

Der Magister nahm sein Taschenmesser, stocherte die Erde los und kratzte den Scheitel glatt. Ein Kästchen mit allerlei Werkzeugen stand da, ein Merkblatt mit Stift lag bereit, und der Mann rückte mit ruhiger Vergnüglichkeit die Sachen zurecht zur Arbeit. Die Augenhöhlen starrten etwas finster auf ihn hin, doch der Magister sagte: „Komm, Alter, es geschieht dir weiter nichts, möchte bloß wissen, woher du deine Gescheitheit genommen hast, ob in deinem Köpfel nicht noch einige Spuren davon zu entdecken wären. Wollen auch einmal den Unterkiefer anfügen, so! Du bist ja zahm, mein Geschätzter!“ — Die beiden Zahnreihen — es gab darin Lücken — standen klipp zusammen, und während der Magister einen Zirkel öffnete, begannen ganz von selbst die Kinnbacken aneinander zu klappen und es kamen dazwischen schnarrende aber deutliche Laute hervor: „Guten Abend, Magister!“

Der Anatom prallte im ersten Augenblick zurück: Was Teufel! Hat denn die Narkose ausgelassen? Merkwürdig! In so 'nem Dichterschädel vermag nicht einmal vieljährige Verwesung den Spuk ganz zu zerstören.

„Vermag sie es nicht?“ fragte der Todtenschädel mit sanfter Stimme und grinste den Magister sonderbar an. „Merkwürdig! Solange wir uns lebendig regen und dichten, nennt Ihr es Hirngespinst und Spuk, und wenn wir todt sind, ganz klapperdürr todt, dann erst ist Euch das Ding wert geworden.“

Der Magister hatte sich gefasst und erlaubte zu erinnern, dass man auch die Schädel Kants, Schillers, Mozarts u. s. w. wissenschaftlich untersucht habe.

„Und habt Ihr etwas gefunden?“ fragte der Schädel, „seid Ihr nun bessere Musikanten, seid Ihr auf das Geheimnis der Dichterphantasie gekommen oder habt Ihr das Ding an sich entdeckt? Seid Ihr etwa über die Abstammung des Menschen noch immer nicht im Reinen? Wollt Ihr neue Beweise davon, dass der Affe steigt und der Mensch sinkt? Am Dichterschädel dürftet Ihr sie kaum finden. Kennen Sie vielleicht Hamerlings Homunculus, mein Herr?“

„Lieber Freund,“ sagte der Magister artig, „unsereins hat Wichtigeres zu thun, als Belletristik zu treiben!“

Singvögel.

Sonnenschein.

O Sonne, sag, wie kannst du nur
Noch immer scheinen
Zu so viel Frevel, Unnatur
Für die Unreinen?

Wenn ich es wär, ich hätte lang
Mich abgewendet,
Nachdem zuvor ich Gruß und Dank
Mit Glutenhauch zum Untergang
Der Schuld gespendet.

Du lächelst und scheinst ruhig fort
Mit milder Miene?
Versteh ich recht dein stummes Wort:
„Der Richter wohnt an anderm Ort, —
Ich schein und diene!"

Ja, scheine, diene nur der Welt
Mit Licht und Wonne,
Den Erdenkindern zugesellt
Als Himmelsfreund, der Liebe Held —
Als Gottes Sonne!

Theodor Aemilius.

Trümmer.

Noch stolz in ihrem Trauern
Schaun sie ins Land so weit
Die alten, grauen Mauern,
Sie konnten überdauern
So manche Zeit.

Nun sind sie im Verfallen,
Es löst sich Stein um Stein;
Der Freude lautes Schallen,
Es schweigt, und in den Hallen
Wächst wilder Wein.

Wie lang sie wohl noch stehen?
Wann fällt die letzte Wand?
Geschlechter werden gehen —
Die letzten Trümmer sehen
Stolz noch ins Land.

Franz Floth.

Gebet.

Ich will nicht an den Schranken rütteln,
Die fest mir engen Leib und Geist,
Ich will die Last nicht von mir schütteln,
Die mich das Schicksal tragen heißt.

Mein Dasein soll sich selbst beschließen,
Ich will sie üben, die Geduld,
Nur lass mich, Herr, den Trost genießen:
Bis an das Ende — frei von Schuld.

Franz Floth.

Alpenfriede.

Hoch auf dem Alpenwald
Lieg ich im Sonnenschein,
Blume an Blume nickt:
Schlafe, schlaf ein!

Lüftchen auf Lüftchen weht
Wonnig und rein, —
Lispelt die Liebste sacht
Dir in das Ohr hinein:
Schlafe, schlaf ein?

Karl Berger.

„Allerdings. Doch kollere ich schon wochenlang in ihren Winkeln herum und bin immer noch nicht weise genug. um die Vortheile der Schädelbecken-Messereien für die Menschheit ganz einzusehen. Aber ich gebe sie unbesehen zu. Ich bestreite den Herren das Recht nicht, ihre Studien zu machen an allen beliebigen Objecten, die sie sich rechtlich erworben hab n."

„Ich bitte, sich zu mäßigen, mein Herr!" rief der Magister zornig aus, „wir haben den Schädel auf vollkommen vorschriftsmäßigem Wege genommen!"

„Ich zweifle nicht einen Augenblick, dass Sie einen Schein haben," antwortete der Schädel, „aber Schein ist nicht Wirklichkeit."

„Sie vergessen sich zu weit!" schrie der Magister.

Der Schädel schmunzelte und sprach: „Wenn man diese Sache nicht ein bisschen humoristisch auffasste, so wäre sie überhaupt nicht zu ertragen. So verzweifelt ernst ist sie. Ja, mein Herr, ernst bis zur Tragik! — Vergessen Sie doch ni ht, dass noch trauernde, liebende Herzen da sein können, denen eine Grabstätte mit dem, was sie birgt, der größte Wert dieser Welt ist. Haben Sie nie gesehen, wie rührend man Grabhügel schmückt, wie heilig — ja, das ist heilig! — man jeden Gegenstand hütet, der zu dem geliebten Todten in Beziehung steht? Personen, denen das Herz zittert, so oft sie an sein leidensreiches Leben denken und die nur in der Vorstellung seiner Grabesruh ein wenig Erquickung finden. Und da plötzlich die Schreckensbotschaft: Im Grabe liege ein Leichnam ohne Kopf! . . . Haben Sie sich nie klargemacht, was in solchen Menschen vorgeht? Welch rasender Schmerz das liebende Gemüth neuerdings durchwühlt, welch grenzenlose Empörung in ihm tobt? Hat die Treue denn gar kein Recht mehr auf der Welt? — Welch ein Herzeleid bei den Nächststehenden angerichtet worden — haben Sie davon eine Ahnung, Mensch? Das schönste Grabmal kann die Wunde nicht heilen. — Nun aber stehen hinter einem Dichter, der, wie Sie selbst sagen, groß und berühmt ist, nicht bloß die Verwandten und persönlichen Freunde! — Das deutsche Volk! Es steht zu seinen Dichtern nicht etwa in wissenschaftlicher, sondern in herzlicher Beziehung. Vielleicht sammeln Sie selbst bisweilen bei diesem Volke Gaben für ein Dichtergrabmal. So wird das Volk, das Gaben spendende, nebst dem moralischen auch ein anderes Anrecht haben auf das Dichtergrab. Wundern Sie sich nicht, wenn heute das deutsche Volk entrüstet aufschreit, die Pietät von Tausenden sei verletzt worden! — Wenn man, sei es zu irgend welchen, sei es zu den edelsten Zwecken, die Reste großer Männer aus dem Grabe holen will, so hat man nicht bloß den nächsten Angehörigen, man hat dem ganzen Volke darüber Rechenschaft zu geben. Selbst wenn die Wissenschaft einmal noch mehr leisten wird, als es jetzt der Fall ist, nie wird sie der heiligen Gemüthsrechte vergessen dürfen. — Beherzigen Sie diese meine Lehre, Freund, damit Sie den Schädel nicht ganz umsonst aus seiner Ruhe hervorgeholt haben."

Der Magister sann vor sich hin, ernst und ergriffen. Plötzlich sagte er: „Ich gebe zu — wir haben gefehlt."

Das war das erlösende Wort. Der Spuk war vorüber, der Schädel sank, wohin er gehört, ins Grab zur ewigen Ruhe. R.

— so hat auch sein größter Dichter die Naturschönheiten noch nicht so besungen, wie er das heute thun würde.

Weiß Gott, welche Naturschönheiten die Sänger unserer Tage übersehen! Wird nicht einmal die Liebe und Leidenschaft für die Himmelserscheinungen erwachen? Für die Glocke des Firmaments mit ihren Sternen, denen wir mit unseren optischen Instrumenten so nahe kommen, für die Wolkenbildungen, die eine unerschöpfliche Mannigfaltigkeit von Licht und Formen zeigen? Freilich kann das einzig nur geistig-sinnliche Genüsse geben, während das Gebirge auch dem Körper große Aufgaben stellt, der Gesundheit zum Heile wird und uns durch die leiblichen Anstrengungen von der Krankheit des Denkens befreit. Rosegger.

Die Steirertracht im Waisenhause.

Die Waisenknaben haben ihren Ausgehtag. Ernst und leise schreitet die kleine Schar, von einem Führer begleitet, an uns vorüber. Mancher der Jungen schaut mit frischem Auge in die Welt. Doch allzu gezähmt ist sein Kreis, im grauen Gewande, alles gleichmäßig und fahl wie bei Sträflingen, jeder gleich gekleidet, wie sie alle das gleiche Schicksal haben, Waisenkinder zu sein, in der Kaserne ihre Jugend zu verleben, nach dem gleichen Modell gegossen zu werden. Auf ihren Spaziergängen, auf ihren Ferienausflügen finden sie keine Berührung mit anderen freien, lustigen Knaben, sind für sich abgegrenzt durch sichtbare und unsichtbare Schranken. Mag die Anstalt und ihre Leitung noch so gut und human sein, die Zöglinge sind Waisenkinder, arme, fast verachtete, und schon ihr trauriges Gewandlein zeigt es an: arme Waisenknaben!

Da kam es nun jemandem zu Sinn: Ist es denn nothwendig, dass diese armen Kinder gezeichnet sind? Dass sie ihr Unglück zur Schau tragen sollen schon durch Geberden und Anzug, als seien sie Mitglieder des Kopfhängerordens? Warum sollen diese Knaben denn nicht auch ihr flottes buntes Gewändlein tragen wie andere ihrer Altersgenossen? Dass Uniform sein muss, ist ja freilich nöthig, aber trägt nicht auch das Volk eine Uniform, eine freigewählte, das Bewusstsein der Zusammengehörigkeit stärkende Uniform, die Nationaltracht? Warum sollen nicht auch die in den Waisenhäusern erzogenen Kinder des Volkes die Tracht ihrer Väter und Brüder tragen, zu denen sie ja doch wieder zurückkehren ins Leben? Diese Nationaltracht kostet nicht mehr als das alte graue traurige Gewand, und kommt es anfangs zwar etwas theurer, so hält es umso länger. Und wächst der eine heraus, so wächst der andere hinein.

Der Gedanke ist verwirklicht worden im Grazer Waisenhaus „Borromäum". Die vierzig Knaben dieser Anstalt muss man gerade einmal begegnen — Frischeres, Flotteres kann man sich nicht leicht vorstellen. Bundschuhe, grüne Wadenstrümpfe, weiße Kniegatien, schwarze Knielederhosen, grünausgeschlagene Lodenjacke, rothen Brustfleck mit schneeweißen Hemdumschlägen, bunten Halstüchern und mit dem grünen Hut endlich, auf dem eine Feder oder ein Strauß prangen kann als Auszeichnung für die Bravsten. Anzusehen, wie eine Kameradschaft junger Steirer, die zur Kirchweih geht! Und sind das dieselben gedrückten Gestaltlein mit den resignierten, muthlosen Mienen? Dieselben und doch andere! Das sind stramm einherschreitende, frisch und froh in die Welt blickende Jungen. Nicht mehr arme, schier verachtete Waisenknaben sind sie, sondern Steirer! Die Elternlosen, Heimatlosen, sind sich ihres

Frühling.

Sternüberstreut ist jeder Ast,
Es wird dem Apfelbaum zu schwer,
Drum gibt er seine Silberlast
Dem goldnen Frühlingswinde her.

Und halmenhoch im Wiesenland
Der stolze, gelbe Hahnfuß steht,
Als hätt ihn eines Gottes Hand
Als blanken Goldstaub ausgesät.

Die Schwalben bringen Halm um Halm,
Und fliegen zu und fliegen ab,
Und singen jenem einen Psalm,
Der ihnen eine Heimstatt gab.

Und aus dem tiefsten Waldgerott
Klingt ein verträumter Vogelruf:
Kuckuck, wo bist du, lieber Gott,
Der alle diese Schönheit schuf?

Anton Renk.

Die Dichter und die hohen Berge.

Anläßlich des im Jännerheft veröffentlichten Aufsatzes von Karl Strecker: „Die Dichter und die hohen Berge" bin ich von mehreren Seiten, ja selbst vom Verfasser befragt worden, welchen poetischen Einfluß auf mich, einen Sohn der Berge, das Gebirge in meiner Jugend gehabt hätte? Ob ich in früher Jugend schon die Berge besungen hätte oder nicht? Die Antwort ist kurz: Nein, damals habe ich sie nicht besungen.

Mir war zwischen und auf den Bergen unwillkürlich und gedankenlos wohl, aber als Berge beachtete ich sie nicht, außer wenn sie mich schnaufen machten. Ein Naturkind hat mit dem zu viel zu schaffen, was auf den Bergen wächst, als dass es auch noch den Hang hätte, über die Berge zu reflectieren. Ich hatte von diesen ungeheuren Wuchten, die immer vor meinen Augen standen, nur den einen mir halb bewusst gewordenen Eindruck: Die ewige Majestät Gottes! Und ich denke auch, dass bei Naturvölkern und ihren Poeten den Bergen gegenüber mehr die religiöse Stimmung vorherrscht als die künstlerische. Die Kunst hat sich stets lieber mit dem Anmuthigen, Positiven befasst, während das Gebirge rauh und wüst war, keine Lebensmittel, keine Freuden bot, nicht bestiegen werden konnte, nicht die Wege duldete, nicht die Sonne hervortreten ließ, also im gewissen Sinne eine Verneinung bedeutete. Wo das Volksleben mit den Bergen anband und ihnen etwas abrang, da wurden sie von der Volkspoesie auch sofort gestreift — doch nur die praktischen Seiten. Der Hirte besingt die grünen Matten, der Holzhauer den dunklen Wald, der Gemsjäger die schroffen Felsen. Die Schönheit an sich — und das dürfte wohl auch in anderen Bereichen so sein — entwickelt sich uns erst in der Gegensätzlichkeit. Dem Gebirgskinde wirds bekanntlich erst auf dem Flachlande bewusst, wie sehr er die Berge liebt. Ein Hauptgrund des heutigen Gebirgscultus: Das Großstadtleben zeitigt die Naturfreude, die Übercultur sehnt sich nach dem rauhen Urleben der Berge.

Wenn ein Goethe, der für alles Auge, Herz und Wort hat, durch Tirol reist, ohne sonderlich der Berge zu achten, die sich ihm in den Weg stellen, die ihm tausend neue Erscheinungen bieten — so muss ich mich allerdings darüber wundern. Aber es stimmt mit dem, was ich mir vom Dichter überhaupt denke, nämlich, dass der Dichter unwillkürlich der Ausdruck des Gemüths- und Wunschlebens seiner Zeit ist, dass das in ihm zur Blüte und Reife kommt, was in tausend Zeitgenossen unbewusst keimt und gährt. Vor hundert Jahren ist das deutsche Volk von der Bergsehnsucht noch nicht beunruhigt, von der Bergfreude noch nicht beseeligt worden

riß das Schicksal den vielgeliebten Sänger, und Jugend und Glück athmen die meisten Schöpfungen seines hohen und reinen Geistes. Innigkeit und Schönheit der Form zeichnen seine Gedichte, edle Linienführung seine Prosa aus. Wo Humor oder Zorn angreift, sänftigt sittlicher Ernst und der Sonnenschein seiner Güte das Brennen der Wunden. Alles in allem: eine vornehme Individualität von nachwirkendem Eindrucke. Neben Hermann Hango zählt K. M. Heidt zu den Zierden der Dichterriege Jung-Österreichs. F.

Der junge Goethe 1764 bis 1775. Mit Goethes Jugendbildnis und der Handschrift seines erstes Briefes, sowie mit Registern und Literaturnachweisen. (Berlin. Otto Elsner.) Das Buch enthält u. a. die Erlebnisse des Leipziger und Straßburger Studenten, die Sesenheimer Idylle, den Wetzlarer Aufenthalt, die Frankfurter Advocatenpraxis, die Schilderungen von Goethes ersten Beziehungen zu Herder, Merck, Klopstock, Wieland, Lavater, Lenz u. a., bietet uns Einblicke in die Entstehungsgeschichte der Jugendwerke „Götz" und „Werther", sowie Gedichte und Singspiele. Die Übersiedlung nach Weimar bildet den Beschluss des Bandes, der die ganze wundervolle Frische und Unmittelbarkeit der Empfindung, die ja gerade den jungen Goethe zum Liebling der deutschen Nation gemacht haben, athmet und das denkbar lebensvollste und interessanteste Pendant zu dem ein halbes Jahrhundert später geschriebenen Alterswerk, Wahrheit und Dichtung, bildet. V.

Molières Meisterwerke. In deutscher Übertragung von Ludwig Fulda. Dritte vermehrte Auflage. (Stuttgart. Cotta. 1901.) In der jüngsten Zeit hat man die Bedeutung des berühmten französischen Lustspieldichters Molière wieder vollauf zu würdigen begonnen und Stücke wie der „Tartüff", „Die gelehrten Frauen", „Der eingebildete Kranke" u. a. sind mit außerordentlichem Beifall über die deutschen Bühnen gegangen. Zumeist war dies in der vorzüglichen Übertragung Fuldas der Fall, der nicht nur ein geistvoller Dramatiker, sondern auch ein gewandter Reimkünstler ist, wie ein solcher eben gerade für eine wirkungsvolle Übersetzung der Stücke des espritreichen Franzosen erfordert wird. Fulda, der seine eigenen Stücke in zierlichen Reimen abgefasst, hat es denn auch verstanden, diese witzigen Charakterlustspiele Molières dem deutschen Publicum besonders mundgerecht zu machen und sich dabei an das Vorgehen Goethes im „Faust" gehalten, in welchem Vers und Reim echt volksthümlich behandelt erscheinen. Dass dieses Vorgehen des Übersetzers gelungen ist, beweist die Aufnahme seiner Übertragung von Seite der meisten deutschen Bühnen und die Thatsache, dass wir es hier schon mit der dritten Auflage dieser Übertragung zu thun haben. Das vorliegende Buch enthält acht der besten Molière'schen Stücke und zwar sind in dieser Neuauflage drei neuerlich übersetzte dazu gekommen, darunter der berühmte „Amphitryon". Ein Vorwort des Übersetzers erklärt dem Leser die Principien, welchen Fulda bei seiner wohldurchdachten Umformung ins Deutsche gefolgt ist. Es kann gar kein Zweifel obwalten, dass die vorliegende, die zierlichste, die wohlklingendste und sprachlich gewandteste Übertragung der besten Werke des großen französischen Lustspieldichters ist und daher hohe Aufmerksamkeit verdient.

Schlossar.

Die Wanderungen der Buren bis zur Gründung ihrer Staaten 1652—1854. Von Dr. Heinrich v. Lenk. Eine Geschichte der Buren in Reclams Universal-Bibliothek. Heinrich v. Lenks Burenbuch ist der erste Theil einer kurzgefassten allgemeinen Geschichte der südafrikanischen Republiken, der Kampfes- und Leidensgeschichte der Buren! Es ist vornehmlich das Heldenzeitalter des „großen Treks" der Buren in den Jahren 1836 und 1837 und der darauffolgenden erschütternden Ereignisse in Natal 1838—1843, das hier in schlichter, aber dabei fesselnder Weise dargestellt wird. V.

Reinheit. Ein Wegweiser von E. Pieczynska. (Leipzig. L. Fernau. 1901.) Das wertvolle Buch behandelt die geschlechtlichen Angelegenheiten von der realistischen, instinctiven wie idealen Seite in einer Weise, dass jeder, besonders jüngere Leute, darin Belehrung und Kraft zur Reinheit finden können.

M.

Wiener vom Grund. Bilder aus dem Kleinleben der Großstadt von Vincenz Chiavacci. (Stuttgart. Adolf Bonz & Comp.) Dritte Auflage. Man braucht nur Stücke zu lesen wie „Der Kreuzer", „Mit dem Zins is a Kreuz", „Komm's bald wieder", „Der stürmische Tag" und man begreift sofort in kürzester Zeit die dritte Auflage. Lachen und Weinen, mein Gott, besseres hat man ja nichts auf dieser Welt; kein einziges Stück in der ganzen Sammlung, an dem man ohne eins von beiden vorbeikommt.

M.

Sonnenfalter. Gedichte von Kurt Warmuth. (Leipzig. Johannes Cotta Nachfolger.) Ein liebenswürdiges Gedichtbuch, zwar ohne übertriebene Originalität in Form und Inhalt, aber reich an Gemüth und wackerer Gesinnung. M.

Volkes, ihrer Heimat bewusst geworden und ihres gleichen Anrechtes an Land und Leben, Muth haben sie, stolz sind sie, Ehrgeiz beseelt sie. Und das alles hat das Steirergewandel gethan.

Kleider machen Leute, unter Umständen sogar Männer. Dass diese Waisenknaben die Steirertracht anhaben, bedeutet mehr als man ahnt. Es liegt etwas Erzieherisches darin, den Rock des Vaterlandes zu tragen. Nun geht das Bestreben, bei allen Waisenhäusern dahin zu wirken, dass sie an ihren Zöglingen die Nationaltracht einführen. O ja, gönnt den jungen Herzen diesen Sonnenblick, er wird Volksstolz und Vaterlandsliebe zeitigen. Und das Vaterland, wenn man sich ihm hingibt, kann den Vater ersetzen. R.

Bücher.

Humanitas. Roman von Edith Gräfin Salburg. (Leipzig. Grübel u. Sommerlatte. 1901.) Wir müssen sie doch die tapfere Gräfin nennen. Es mag einige Selbstvergessenheit dazu gehören, noch so jung in glänzender „guter Gesellschaft“ lebend, die Fehler und Laster dieser Gesellschaft rücksichtslos aufzudecken, was natürlich auch selbst auf sie zu verzichten heißt. Wir nehmens so, dass die Gräfin nicht nur im Buche, vielmehr auch im Leben der Corruption ein geschworener Feind, hingegen ein Anwalt der Armen und Rechtlosen ist, und auf dieser Stufe wird unsere Wertschätzung erst vollständig. Der neue Roman „Humanitas“ behandelt die Charlatanerien im Ärztewesen und berühmter Ärzte, die Herzlosigkeit in den Spitälern, die Geldknobereien in den Sanatorien und Curorten. Man sagt, die Verfasserin zeichne bestimmte Persönlichkeiten, wozu sie vielleicht selbst durch ungeschickte Benennung ihrer Gestalten Anlass gibt. Ich glaube, sie sollte das nicht thun, da sie doch nicht Einzelfälle, vielmehr Typen und allgemeine Zustände schildern will und soll. Dass der Erzähler das Allgemeine nur an Einzelfällen beobachten kann, ist wohl wahr, aber das gibt erst die Photographie; die Kunst besteht darin, aus Sonderwahrnehmungen das Allgemeingiltige und Verständliche hervorzukehren, aus dem Alltäglichen das Bleibende. Unserer Verfasserin Beobachtungs- und Schilderungsgabe ist unbestreitbar glänzend und der Zorn über die Verworfenheit ein echter und heiliger, daher der sittliche Wert des Buches, der den künstlerischen übertrifft. M.

Salzburga Gsanga. Von Sylvester Wagner, Zweite Auflage. (Salzburg. H. Dieter.) Als die bedeutendsten Vertreter des Salzburger Dialectes gelten A. Radnitzky, H. Graf Lamberg, Dr. Märzroth und F. X. Scheirl. Das vorliegende 122 Seiten starke Bändchen bringt nun einen Größeren zur Geltung, Sylvester Wagner, den ein absonderliches Schicksal in das weltfremde Henndorf verbannte, wo er als Gemeindeschreiber sein dürftig Brot verdiente und zur geistigen Erquicklung römische und griechische Classiker las. Wohl hat er vor dem Revolutionsjahre in der literarischen Gesellschaft Wiens neben Stelzhamer von sich reden gemacht, aber seine 1847 erschienenen „Salzburga Bauerngsanga“ und andere vollwertige Zeugnisse bedeutender Begabung verschwanden im Wirbel der politischen Ereignisse. Nun hat der um die bodenständige Salzburger Literatur verdiente Professor Hermann Wagner das Buch seines trotzigen und doch so tief gemüthvollen Namensvetters neu herausgegeben. Das ist volkstümliche Poesie von dem goldenen Schrot und Korne des Piesenhamers, die Lieder voll herzwarmer Innigkeit, die Schnadahüpfl voll urwüchsiger Schlagkraft, die Spottvogelgsanga überlegen und beißend. Die Salzburger mögen sich der Auferstehung des echtesten Sängers ihrer Art freuen und ihn einführen in alle Kreise, die das gesunde, kräftigende Volksthum verstehen und würdigen. F.

Sein Vermächtnis. Von Maria Heidt, (Linz. Österr. Verlagsanstalt.) Der Band mit dem schönen Titelbilde umschließt den poetischen Nachlass eines Dichters, auf dessen Grabstein die berühmte Nachrede passt: „Der Tod begrub hier einen reichen Besitz, aber noch schönere Hoffnungen.“ Aus Jugend und Glück

Ins Reich. Normannenfahrt. Vom Hochgebirg. Von Ch. Tester. (Zürich. Th. Schröter.)

Agenta. Die Hexe von Ullersdorf. Ein Sang aus dem Bergwald von Josef Orel. (Brünn. „Deutsches Haus". 1901.)

„Gedichte" von Elimar von Monsterberg. (Dresden. E. Pierson. 1902.)

Gladiolen. Gedichte der Frau Annie Diederichsen. (Dresden. E. Pierson.)

Aus dem Herzen. Gedichte von Hugo Foral. (Wien. Druck von Ernst Vergani & Comp. 1901.)

Schneerosen. Von Ed. v. Th. (Steyr. Druck von G. Bruckschweiger. 1901).

Aus des Lebens Wonnezeit. Von Albine Schroth-Akmar. (Dresden. E. Pierson.)

Gedichte von Josephine Freiin v. Knorr. (Stuttgart. J. G. Cotta'sche Verlagshandlung. 1902.)

Neue Gedichte von Christian Schmitt. (Straßburg i. E. Ludolf Beust. 1901.)

Sehnsucht. Tagebuchverse aus der Jugendzeit. Von Hermann Stoß. (Berlin. Wilh. Möller.)

Heimatklänge aus deutschen Gauen. Ausgewählt von Oskar Dähnhardt. 2. Band: Aus Rebenflur und Waldesgrund. 3. Band: Aus Hochland und Schneegebirg. (Leipzig. B. G. Teubner. 1902.)

Vorträge über das Leben Jesu Christi. Von Dr. Konrad Furrer. (Zürich, Müller, Werder u. Co. 1902.)

Christenglaube und Christenhoffnung. Predigten von William Dow. Ins Deutsche übersetzt von Dr. Theodor Zangger. (Zürich. Christl. Vereinsbuchhandlung. 1902.)

Die antirömische Reformbewegung sächsischer Katholiken im Jahre 1830 Nach zeitgenössischen Berichten und Flugschriften. Von Franz Blanckmeister. (Leipig. Johann Ambrosius Barth. 1901.)

Geschichte des Protestantismus in Österreich. Von Georg Lorsche. (Tübingen. J. C. B. Mohr. 1902.)

Lothringische Sammelmappe. In Heften herausgegeben von H. Lerond. (Forbach i. L. Rob. Hupfer.)

Schriften von W. Mader: **Geschichte der Burenstaaten.** (Leipzig, Herm. Seemann.) **Ernstes und Heiteres aus dem Burenkriege.** (Leipzig. H. Seemann.) **Die Emancipierten.** Eine dramatische Zukunftsphantasie. (Dresden. E. Pierson.)

Die Geisteskrankheiten. Mit besonderer Berücksichtigung der Krankheitsunterscheidung von Alfred Möller. (Leipzig, Otto Paul.)

Alpine Majestäten und ihr Gefolge. Die Gebirgswelt der Erde in Bildern. — Monatlich ein Heft mit feinsten Ansichten aus der Gebirgswelt auf Kunstpapier. (München, Verlag der Vereinigten Kunstanstalten A.-G.)

Deutsch-Österreichische Literaturgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Dichtung in Österreich-Ungarn. Schlussband. Herausgegeben von Dr. J. W. Nagl und Prof. Jakob Zeidler. (Wien, Carl Fromme.)

Freilicht-Skizzen und Anderes. Von Frances Külpe. (Wörishofen, Buchdruckerei und Verlagsanstalt.)

Notizen und Zahlen Statistisches Nachschlagebüchlein von H. Beringer. (Berlin, SW. Deutscher Verlag.)

Lehrgang für den Unterricht in der Rundschrift. Methodisch geordnet und mit einer Anleitung versehen, für den Schulgebrauch und zum Selbstunterrichte, bearbeitet und herausgegeben von F. Bollinger-Frey. (Basel, im Selbstverlage des Herausgebers.)

Die „Goldene Kette der Liebe." Monatsschrift für die Jugend. Herausgegeben und geleitet von Alice von Sonklar. (Hamburg, Sonklar, Brahms-Allee 9.)

Rohrers Kalender-Handbuch für das Jahr 1902. (XIIII. Jahrgang.) Ausgabe für Österreich-Ungarn. (Brünn, Rudolf M. Rohrer.)

☛ **Vorstehend besprochene Werke &c. können durch die Buchhandlung „Leykam", Graz, Stempfergasse 4, bezogen werden. Das nicht Vorräthige wird schnellstens besorgt.**

Schulhaus Krieglach-Alpel.

(4. Ausweis.)

Übertrag 6454 Kronen. — Neuerdings bei Rosegger in Graz eingegangen in Kronen: Bei der „Tagespost" eingelaufen 44. H. Vollmar, Berlin, 21. Theatervorstellung, Kindberg, 51. „D'Lustigen", Wien, 60. F. Klüpfel, Stuttgart, 11. Stadtpfarrer Ernst, Ulm 3. Ein Dorfschulmeister aus dem Egerlande 1. Ein Dorfschulmeister in Böhmen dem Waldschulmeister in Steiermark 2. Gesangverein Schottwien 40. Tafelrunde Deutscher Lehrer, Währing, 10. Hugo Moro, Sammlung im Lehrervereine „Mittelgailthal", Kärnten, 16. Von einem Schulfreunde in Kükan 5. Ad. Schrempf, Stuttgart, 26. Fürstenfelder Lehrerverein, 20. Bundesausschuss der österreichischen Lehrerschaft, 50. Hartmann, Troppau 4. Deutschösterreichische

Jugend-Ernte. Gedichte von M a x P r e l s. (Eberswalde, Berlin. Siegfried Dyck.) Gedichte, die zwischen Alt und Neu stehend ein Talent versprechen; darunter manch elegisch anmuthendes Lied. M.

Am ewigen Himmel stehst du fest, Stern heil'ger Mutterliebe! Eine Sammlung von Gedichten, die Mutterliebe verherrlichend. Herausgegeben von B e r n h a r d R o s t. (Leipzig. Abel u. Müller. 1901.) Abgesehen von dem missglückten Titel eine ganz hübsche Sammlung, die in rechten Händen manch dankbares Gefühl wecken wird. M.

Edelweiß und Tannengrün. Tiroler Jagdbilder von E r n s t M e r a n. (Klagenfurt. Joh. Leon. 1901.) Naturfreunde seien auf dieses Büchlein aufmerksam gemacht, besonders aber glauben wir, dass es Jägersleuten Freude machen muss. Unter den Geschichtchen gibt's auch Jägerlatein — echtes. M.

Eulensteins musikalische Laufbahn. Herausgegeben von F a n n y R o d e n f e l s. (Stuttgart. Strecker u. Moser. 1892.) Dieses uns jetzt zugegangene Büchlein hat die Tochter des Musikers herausgegeben. Eulenstein war ein berühmter „Maultrommelvirtuos“, als welcher er große Kunstreisen machte. Vielleicht findet mancher Musikfreund an dem Schriftchen Interesse. M.

Oberschefflenzer Volkslieder. Gesammelt von A u g u s t a B e n d e r. Niederschrift der Weisen von Dr. J. Pommer. Mit Unterstützung Sr. Königl. Hoheit des Großherzogs Friedrich von Baden, herausgegeben von dem Deutschen Volksgesangverein in Wien. (Karlsruhe. G. Pillmeyer.) Mehr als 200 Volkslieder und volksthümliche Gesänge, die seit länger als einhundert Jahren in dem badischen Dorfe Oberschefflenz gesungen werden, sind zu einer Sammlung vereinigt. Von fachmännischer Seite als ein wertvoller Beitrag zur Literatur der deutschen Liederforschung bezeichnet, bietet die Sammlung eine ganze Anzahl sonst nirgends belegter, noch nirgends aufgezeichneter Lieder, Weisen, Sing- und Lesarten. Nicht nur dem gelehrten Forscher, sondern jedem Freunde volksthümlichen Gesanges, sowie allen Gesangvereinen, die sich der Pflege des Volksliedes widmen, werden die Oberschefflenzer Volkslieder eine willkommene Gabe sein. V.

Feierabend. Ein Buch für die Jugend. Von E m m a A d l e r. (Wien. Wiener Volksbuchhandlung Ignaz Brand.) Das Buch will das Bedürfnis nach guter, vorurtheilsloser Lectüre für die heranwachsende Jugend befriedigen helfen. Es soll nicht nur den Durst nach Wissen und Unterhaltung stillen, sondern ist in seinem ganzen Inhalte auch vom Geiste der Liebe und Freiheit durchtränkt, in dem wir unsere Jugend erziehen wollen. Der Inhalt ist reichhaltig: Märchen, Gedichte, Erzählungen, Bilder aus dem Arbeiter- und Fabriksleben, Biographien großer Männer u. s. w. Von den Mitarbeitern nennen wir Neera, Malwida v. Meysenbug, M. E. delle Grazie, Adelheid Popp, Hans Resel, Emil Kralik, Josef Hannich u. A. V.

Heimische Jugendschriften. Allgemein und berechtigt ist die Klage über den Mangel an inländischen Jugendschriften, wir begrüßen daher mit Freuden jeden Band der von Ulr. Moser's Buchhandlung in Graz unternommenen Sammlung „Erzählungen für Jugend und Volk.“ Heuer bringt die Verlagshandlung zwei neue Bände: als VI. der Sammlung „Treu dem Kaiser, treu dem Vaterlande“ von Hans von der Sann (Lehrer Johann Krainz). Eine Erzählung aus den Türkenkriegen und als Band VII „Im Elend“. Eine Geschichte aus der Zeit des III. Babenbergers von der bekannten Wiener Schriftstellerin A. Groner. V.

B ü c h e r e i n l a u f.

Die Freude am Licht. Roman von W i l h e l m F i s c h e r in Graz. Zwei Bände. (Berlin. Georg Heinrich Meyer. 1902.)

„Ein Brandstifter und andere Erzählungen“, Novellen von K a r l R o s n e r. (Dresden. E. Pierson. 1901.)

„Lafontaines beste Fabeln“. Getreu übertragen von P e t e r L a n g. (Dresden. Pierson. 1901.)

Schloss Gunzenlach. Erzählung von F r i e d e r i k e L a u f b u r g e r. (Linz. Österr. Verlagsanstalt.)

Das Richtschwert von Tabor und andere Novellen von M a u r i c e R e i n h o l d v o n S t e r n. (Linz. Österr. Verlagsanstalt.)

Der Krampus. Lustspiel in drei Aufzügen von H e r m a n n B a h r. (München. Albert Langen. 1902.)

Umsturz. Culturdrama in drei Aufzügen von A l f r e d R i t t e r. (Wien. Wilhelm Braunmüller. 1902.)

Die beiden Freunde. Dramatisches Gedicht von R i c h a r d S c h l o s s a r. (Dresden. E. Pierson. 1902.)

Christian Schubart. Volksschauspiel in fünf Aufzügen von K a r l M a r i a K l o b. (Wien. VII. Kirchberggasse 7.)

Die Nixe. Ein Märchenspiel in fünf Aufzügen von F r a n z H e i n. (Karlsruhe. G. Braun. 1902.)

Die Letzten. Von R a i n e r M a r i a R i l k e. (Berlin Axel Junker. 1902.)

Heimgarten

März 1902.

6. Heft. 26. Jahrg.

Die Ja-Sager von Duselbach.

Ein Culturbild aus Styrien von **Peter Rosegger.**

Weit hinter dem Dachstein in einer Wildnis zwischen Bergen liegt die Gemeinde Duselbach — ganz einsam, eine kleine Welt für sich. Aber nicht der großen Abgeschlossenheit in der Wildnis, sondern der großen Abgeschlossenheit in den Köpfen wegen. Kleinbauern und Hüttler, einst nicht arm und nicht reich, jetzt elend. Zumeist gute Leute, denen alles recht ist, die zu allem ja sagen, und dann auf alles nein thun. Wenn ihnen jemand den Rath gibt, früh morgens aufzustehen und früh abends schlafen zu gehen, wegen der Gesundheit und wegen der Wirtschaftlichkeit, so antworten sie: „Ja, 's ist eh wahr. Gesund sein thut's eh, das Frühaufstehen!" Und bleiben am nächsten Tag länger im Stroh als sonst. Wenn man ihnen lehrt, dass sie in ihrem Hochland sich mehr auf die Viehzucht verlegen sollten, als auf den Getreidebau, weil die Viehzucht viel erträglicher sei und weniger Gesinde brauche und nicht so von der Witterung abhängig wäre, als der Getreidebau, so meinen sie: „Ist eh richtig, dass man bei der Viehzucht weniger Leut braucht und sich nicht so vor dem Hagel fürchten muss, wahr ist's eh." Und machen nächstes Jahr aus einer Viehweide ein neues Kornfeld. Wenn ihnen nahe gelegt wird, in den Landtag einen Mann zu wählen, der praktisch und tüchtig für die Landwirtschaft und ihren Fortschritt,

Alpenvereins-Section Frankfurt a. M. 10. Schreckenfuchs, Teufenbach, 10. Beim „N. Wr. Tagblatt" eingelaufen 91. Spar- und Darlehensverein Teschnitz, 10. Frau Kirste, Graz, 10. Ein kleiner Beamter, Wien, 20. Von Bürgerschullehrern in Margareten, Wien, 42. Magda Richling, Wien, Sammlung, 32. Keller, Pressburg, 10. Die Lehrer in Gießen, 20. Ungenannte Spenden, 104. An einzelnen Hellern 2. Dr. Gugl, Graz, 20. Österr. Touristen-Club Wr.-Neustadt, 20. Hofrath Knöbl, Graz, 10. Dem Waldschulmeister für dessen Alplschule, Graz, 20. Dr. Hiebler, Graz, 10. Landesschulinspector Fema Swida, Triest, 10. Fr. Grunll, Krems, 5. Calisto, Neuberg, 5. „Neues Wiener Tagblatt", 20. Frau Boczek, Brünn, 5. Wolf, Oberlangenbielau, 5. Fräulein Kotek, Wien, 2. Frau D. Klimbacher, Feistritz, Kärnten, 8. Verein Olympia, Graz, 40. Frau v. Gebe, Dresden, 23. Staatsanwalt Neisser, Lüneburg, 23. Alpine Gesellschaft D'Nußburger, Wien, 40. Kiesling, Puckersdorf, 6. Handarbeitslehrerin Fritsch, Warnstadt 1. Director Patzschke, Wurzen i. S. 5. Ilsa und Anna Lücke, Halle a. S. 14. L. Absam 3. Dr. Abel, Leipzig, 5. Rieger, Wien 20. Prof. Kraft, Graz 10. Deutscher Landes-Lehrerverein in Böhmen 100. Zusammen 7609 Kronen.

Naturalien: J. Graz: Hausthür sammt Beschlägen. Ungenannt, Graz: ein Kaiserbild. Hauptmann Ziegenhofer, Olmütz: Oesterreich-Ungarn in Wort und Bild.

Graz, am 15. Jänner 1902.

Postkarten des „Heimgarten".

Prof. J. P., Wien. Im Ganzen wären wir also über das Volkslied einig. Dass zwei Deutsche auch im Einzelnen einig sein sollen, das ist zu viel verlangt. Wenn Sie zugestehen, dass auch einem Poeten ein Volkslied gelingen kann, so bin ich schon zufrieden. Wir beide werden ein Volkslied nicht „machen", wer aber garantiert uns dafür, dass nicht eines schönen Tages eins in uns entsteht —? R.

Z. A., Linz. Es gibt Leute, die nicht die Kraft besitzen, einen begangenen Fehler einzugestehen. Der Fehler ist vielleicht geringfügig, leicht entschuldbar, aber sie wollen ihn nicht begangen haben, sie greifen zur Ausrede, zu Lug und Trug, und weil sie keine Irrenden sein wollten, werden sie Schlimmeres.

A. C., Oberburg. Geschmacklos ist es allerdings, beliebte noch lebende Poeten immer wieder „berühmte" Dichter zu nennen. Sind sie wirklich berühmt, so ist das überflüssig, und sind sie nicht berühmt, so ist es eine Unwahrheit, die nach Reclame riecht. Solche persönliche Schmeicheleien und Lobhudeleien sind ekelhaft. Solange wir vor lauter Personen-Cultus der guten Sache vergessen, sind und bleiben wir Tröpfe, die nichts voranbringen.

C. H., Teschen. Für das Waldhaus:

In Hütten, die still im Walde stehn
Wird kaum aus Verzweiflung ein Herz vergehn.
In Augen, die frei gen Himmel schaun,
Strahlt Lebensmuth und Gottvertraun.
Der Welt heiße Straßen sind ohne Ruh,
Durch Wald führt der Weg der Heimat zu. R.

O. R., Wien. Das Weihnachts-Feuilleton „Morgenländische Botschaft" von Rosegger, das die „Wiener Morgenzeitung" veröffentlicht hatte, war keine Originalarbeit, sondern ein Nachdruck. Die Originalarbeiten des genannten Autors haben Sie nur im ‚Heimgarten' zu suchen.

* Tausend Dank nach allen Seiten für die Glückwünsche zum neuen Jahre, die ich vom Herzen erwidere, unter der einzigen Bedingung, nicht mehrere hundert Neujahrskarten schreiben und verschicken zu müssen. Es könnte einem bei dieser Arbeit leicht das Wohlwollen abhanden kommen. R.

☛ **Wir machen immer wieder aufmerksam, dass unverlangt geschickte Manuscripte im „Heimgarten" nicht abgedruckt werden. Dieselben nehmen wir entweder vom Postboten gar nicht an oder hinterlegen sie, ohne irgendwelche Verantwortung zu übernehmen, in unserem Depot, wo sie abgeholt werden können.** ☚

Redaction und Verlag des „Heimgarten".

(Geschlossen am 15. Jänner 1902.)

Für die Redaction verantwortlich: **P. Rosegger.** — Druckerei „Leykam" in Graz.

Der Feldwebel richtete sich in der Holzknechthütte ein, legte etliche Buchstabentäfelchen auf den Tisch, die er mitgebracht hatte, und eröffnete die Schule. Ein buckeliges Knäblein kam daher getorkelt, das Kind eingewanderter und nun verstorbener Deichgräbersleute. Sonst kam keine Seele und keine Ratte. Am ersten Tage lehrte er dem Krüppelchen drei Buchstaben, das i, das u und das e — weil er sich sagte, dass der Mensch mit ich, du und es zu denken anhebt — schon ein Beweis, dass der Feldwebel eine pädagogische Ader hatte. Dann gieng er zu den Bauernhöfen, um nachzufragen, wo denn die Kinder steckten. Wo sollen sie denn lauter stecken? Beim Vieh sind sie halt. Schöber treten thun sie beim Heuen, Garben tragen thun sie im Schnitt. Das Arbeiten muss man den Kindern angewöhnen bei Zeiten, wenn sie keine Taugenixe werden sollen! So hieß es in vielen Häusern. Wieder in anderen hatten die Kinder kein Gewand, um in die Schule zu gehen hinauf in den Hintergraben, oder sie waren gar krank, und wer 's nicht glauben wolle, der soll gerade den Bader fragen. Man könne auch eine Schrift bringen vom Bader, dass sie krank wären.

Nach einiger Zeit kam eins und das andere in die Schule, sie fanden, dass es dort sehr lustig sei, versprachen, dass sie stets fleißig kommen wollten und blieben nach wenigen Tagen wieder aus. Im Sommer konnte man sie in der Wirtschaft nicht entbehren, im Winter war das Wetter zu schlecht, so blieb der Schullehrer zumeist mit seinem verkrüppelten Knaben allein, und theilte mit diesem, der gar arm und so verwaist war, nicht bloß sein Wissen, sondern auch sein Essen. Denn das lieferten sie dem Schulmeister, die Duselbacher, und waren stolz, in ihrer Einöd eine Schule zu haben. Solche Bettelbauern wären sie noch lange nicht, dass sie sich keine Schule leisten könnten! Aber, was die Gescheitheit betrifft, anstehen thun wir nicht auf dem Feldwebel seine Weisheit. Die ist just recht für den dummen Deichgräberbuben, der kann sie in seinen Höcker thun, dort drinnen hat viel Platz.

Mit Zeit und Weil wurde dem Feldwebel ein solches Verhältnis aber zu windig, er ließ danken für Unterstand und Kost, wand sein Bündel und gieng davon. Das Krüppelchen nahm er auch mit.

Hierauf waren mehr als zwanzig Jahre vergangen. Weit draußen auf der Ebene in der großen Stadt lebte ein junger Rechtsanwalt, der gut berufen war und hochmögende Freunde hatte. Außer den Freunden hatte er noch mancherlei, hatte Haus und Heim, Weib und Kind, besonders aber einen Höcker. Denn es war das einstige Deichgräberbübel aus jenem Waldschulhause. Der Feldwebel hatte es damals in eine ordentliche Schule geführt. Der Kleine eignete sich ganz vorzüglich als Schüler. Der Feldwebel hingegen war darüber mit sich einig geworden, dass er weniger zum Schulmeister passe, als zum Schuldiener, und als

für Schule, gute Verkehrsstraßen und Anschluss an die Zeitverhältnisse eintritt, so geben sie zu, es wär eh wahr, einen solchen Mann thäten sie eh brauchen — gehen hin und wählen einen Stockreactionär. Wenn ihnen gesagt wird, sie sollten sich doch gegen ihre anrainenden Großwaldbesitzer wehren, dass ihnen die Hasen und Hirsche nicht das Korn auf dem Feld und das Kraut im Garten fressen, so sind sie völlig damit einverstanden, jammern, dass ihnen das „Wildbrat“ wirklich alles thät verderben, doch anstatt sich gegen den allzugroßen Wildstand aufzulehnen, gehen sie hin und verpachten ihre eigene Jagdbarkeit für etliche Gulden an die hohen Herren.

Wenn es gemeinnützige Werke zu thun gibt, da sind die Duselbacher stets hochherzig beistimmend. „Zusammenhalten müssen wir! Ei das wohl! Da sind wir schon dabei, das ist gewiss!“ Und wenn's zur Ausführung kommen soll, da stellt sich jeder bescheiden in den Hintergrund.

Einer aus Duselbach, der Rumpelbacher, lag einst auf den Tod krank und der Geistliche ermahnte ihn, seinem Nachbar, mit dem er seit Jahren in Feindschaft gelebt, um der ewigen Seligkeit willen zu verzeihen. Auf vieles Zureden versprach der Kranke, wenn er schon sterben müsse, dem Nachbar zu verzeihen. Er wurde wieder gesund und war gegen den Nachbar feindselig wie vorher. Der Pfarrer erinnerte ihn an sein Versprechen auf dem Krankenbett. „Hab ich was versprochen?“ sagte der Bauer. „Ich hab gesagt, wenn ich sterben muss, soll ihm verziehen sein. Weil ich aber nicht gestorben bin, so bleibt's beim alten.“

So sind sie, die braven Männer von Duselbach. Dass auch die Weiber fleißig ja sagen, versteht sich, vor und hinter dem Altare. Wenn jemand nein sagt zu Duselbach, so sind's die Kinder; die haben beständigen Widerspruch gegen die Befehle und guten Lehren ihrer Eltern, dieweilen sie nur allzugut sehen, dass diese die Ja-Sager und Nein-Thuer sind.

Seit ungemessener Zeit war zu Duselbach keine Schule. Sie hätten wohl gern eine, hatten sie oft gesagt, sich aber nie um eine beworben. Da kam eines Tages ein verabschiedeter Feldwebel in die Gegend und trug sich an als Schullehrer. Er habe die Befähigung dazu, könne alle Buchstaben, wenn sie nicht lateinisch wären, lesen, etliche derselben sogar schreiben; pfund- und klafterrechnen könne er auch, ja wisse sogar, wie viele Welttheile es gibt und sonst noch allerlei. Im Hintergraben sei ein leerstehendes Holzknechthaus, ob sie ihm dasselbe nicht einräumen wollten zum Wohnen und Schulhalten? — „Ist wahr,“ sagten die Ältesten von Duselbach, „das könnten wir ja thun, da hätten wir einmal eine Schul. Allemal eine schöne Sach, wenn die Gemein eine Schul hat.“

großen Buckeligen viel lieber, als einst den kleinen. Mancher der Spielkameraden aus Kindeszeit lud ihn brennend ein, bei ihm zu wohnen, sein Gast zu sein um schon am nächsten Tage zu fragen, ob denn die Lebensmittel in der Stadt auch so unerschwinglich theuer wären, als dahier in Duselbach. Der Doctor ließ immer Geld zurück für irgend einen Gemeindezweck, aber dafür dankte niemand recht, weil doch keiner seine Hand danach ausstrecken konnte.

An dem Tage nun, da der Doctor mit der frohen Botschaft nach Duselbach kam, saßen die Bauern eben im Wirtshaus beisammen, um über eine Viehweide zu berathen. Solche Viehangelegenheiten waren stets die wichtigsten des Jahres. Wenn die verwahrlosten Kinder abmagern, was machts, ein Pfund Rindfleisch hingegen zahlt der Fleischhauer um sechzehn Kreuzer! Schlechtes Vieh zu haben ist für den Bauer eine Schande. Elende, vertrottelte Kinder? Das ist Herrgotts Sache. Zur Zeit lungerte das kleine Volk zerrissen und zerzaust im Walde um, die Väter saßen beim Bier und beriethen wichtige Dinge über die Viehweiden.

Als der Buckelige eintrat, schrien sie ihm fröhlich zu, er streckte ihnen die Hände entgegen: „Wisst ihr was Neues, Leute? Eine Schule bekommt ihr!"

„Eine Schul?" riefen mehrere, „ah, das wär gescheit! Das wär ein Glück! Ist's wahr auch, Herr Doctor?"

„Euch ist's also recht?"

„Aber versteht sich. Freilich. Das wär wohl eine Gnad, wenn wir eine Schul thäten kriegen. O mein, o mein, dafür kunnten wir wohl nit genug Vergelt's Gott sagen!"

„Das Holzknechthaus wird hergerichtet. Soll auch einen kleinen Thurm bekommen und eine Glocke drinn, dass ihr doch einmal was läuten hört in Duselbach."

„Ja, Herrgott noch einmal, da wird's ja gar lustig bei uns!"

Einer war unter ihnen, der Tippelbauer, der pfauchte jetzt mit der Nase auf seinen kohlschwarzen Schnurrbart und schnarrte: „Die Glocke gehört auf den Kirchthurm, und nit auf ein Schulhaus. Ist's nit wahr? Eine Kirche sollen sie uns bauen, dass wir Sonntags nit so weit laufen müssen, ist gescheiter!"

Darauf sprach der Grabenmichel: „Für eine Kirche wär ich auch. Das wär schon was, eine Kirche, ei das schon! Da halt ich gleich mit da zahl ich auch was dazu."

„Vom Zahlen ist überhaupt keine Rede," sagte der Doctor. „Vielleicht bekommt ihr das Schulhaus ganz neu und ganz geschenkt."

„Eine Kirche! Das wär eine Freud!" riefen sie einer um den andern.

solchen hatte er sich bei jener Schule anwerben lassen. Für den kleinen Buckeligen fand sich hernach ein Gönner, den der Höcker nicht abschreckte, maßen ihm das kluge Köpflein gefiel. Dieses Köpflein ließ er studieren und so war es gekommen.

Da war es nun eines Tages, dass einer der hochmögenden Freunde den Rechtsanwalt fragte: „Sagen Sie einmal, Doctor, wie steht es denn jetzt mit Ihrer Heimatsgemeinde?"

„Wie es mit Duselbach steht? Mit dem steht es gar nicht. Vielmehr, es liegt. Alles zerfahren, herabgekommen. Die Leute aus meiner Zeit zumeist weggestorben, aber mit dem Nachwuchs schleppt sich's ebenso fort, nur noch tiefer. Von allen Seiten werden die armen Leute ausgenützt, obschon sie sehr misstrauisch sind und sehr schlau zu sein wöhnen. Sie selbst haben zueinander kein Vertrauen, an ihrer Scholle keine Freude, und ihre Mühen sind ohne Segen. So wie ihre Vorfahren vor hundert Jahren, so wirtschaften sie starrsinnig auch heute, nur dass sie sich um Viehzucht etwas mehr bekümmern, weil die am schnellsten Geld ins Haus bringt, um die bösartigsten Gläubiger zu befriedigen und die restlichen Sorgen mit Bier zu verschwemmen. Sie glauben, weiß Gott wie tüchtig und fleißig zu sein und bringen doch nichts auf. Die Einfältigen sind Betbrüder, die Geriebeneren führen Processe miteinander und mit aller Welt und wenn's nicht klappt, so geben sie allem Schuld, nur sich selber nicht. So leben sie roh und gedankenlos und unsauber in den Tag hinein und lauern nach einem offenen Loch hinaus in die Fremde. Mehrere haben ihre Höfe schon verkauft, sind mit dem Groschen Geld großsprecherisch in die Welt gegangen und dort in kürzester Zeit verdorben. Und die noch daheim sind —. Ach, es ist zu traurig!" So erzählte der Rechtsanwalt.

„Die Leute haben wohl doch endlich eine ordentliche Schule?"

„Nein," sagte der Rechtsanwalt, fast trotzig sagte er es. „Sie könnten — wenn sie auch wollten — keine mehr halten."

„Keine halten? Das wird Sorge des Landes sein. Die Duselbacher sollen eine Schule bekommen, und zwar eine gute."

Der Rechtsanwalt erhob sich rasch, langte nach der dargebotenen Hand: „Excellenz, wenn das so wäre! Ich danke Ihnen! Unter solchem Nachdruck würde es freilich gehen."

„Wenn Sie wieder einmal in Ihre Heimat reisen, lieber Doctor, so sagen Sie es den Leuten. Sie bekommen eine Schule, die sie nichts kostet, nicht einmal so viel, wie jener brave Feldwebel, von dem Sie oft erzählt haben."

Sehr bald schnallte der Rechtsanwalt sich seine Beine an, um den fernen Waldleuten in der Bergschlucht die gute Botschaft zu bringen. Er war in Duselbach stets freudig aufgenommen, man hatte jetzt den

„Und braucht die Kinder auch im Winter daheim,“ warf ein anderer ein. „Zum Dreschen, zum Ochsen füttern, zum Arbessen schälen.“

„Aber Vetter!“ sagte der Doctor. „Arbessen (Erbsen) wachsen ja gar keine in Duselbach.“

„Das weiß ich, dass keine wachsen!“ fuhr jener drein, „schlecht genug, dass keine Arbessen wachsen bei uns. Kunnten aber wachsen, wenn's wärmer wär. Sollen nur einmal selber kommen und nachschauen, die Herren, was das für ein kalter Winkel ist. Wie kommen denn just wir dazu, dass bei uns nix will wachsen? Und Steuer zahlen müssen wir doch. Wie kommen wir denn dazu, frag ich?“

Großartig sagte er das heraus. Die anderen schüttelten ihre Köpfe und meinten, 's wär schad um jede Red. Man sollt doch endlich einmal auf die Viehweide kommen. Wegen der Viehweide sei man zusammen gekommen.

Der Buckelige aber ließ nicht locker. Immer wieder stellte er ihnen die besondere Begünstigung vor, die man den Duselbachern angedeihen lassen wollte, denn bei dem Umstande, dass die Vollzahl der Kinder nicht vorhanden sei, hätten sie eigentlich auf die Schule gar keinen Anspruch.

„Es kann uns gefreuen, dass wir eine Schul kriegen sollen“, sagte der Tippelbauer, „rechtschaffen kann es uns gefreuen. Oder auch nit — wie man's nimmt. Von rechtswegen aber darf gar keine Schul sein in Duselbach! Denn wegen warum? Es kommen in der ganzen Gemein nicht vierzig Kinder zusammen. Nach dem Gesetz darf es gar nit sein, dass sie uns eine Schul aufhalsen.“ Jetzt zog er die Pfeife aus dem Mund, hielt sie in der einen Hand und mit der andern hieb er auf den Tisch: „Manner! Wir brauchen die Schul gar nit anzunehmen! Haben keine vierzig Kinder nit! Sie können uns nit zwingen! Wenn Ihr mehr als dreißig schulmäßige Kinder zusammenbringt in ganz Duselbach, so zahl ich eine Maß!“

„Kann eh sein“, stimmten die anderen bei, „wird eh nit anders sein!“

„Können uns nit zwingen! Auch der Kurater zu Randau hat's gesagt. Ist eh nix wert die Neuschul, ist eh gescheiter, die Kinder lernen das Teufelwerk nit und bleiben schön bei ihrem alten Glauben. Ist's nit wahr?“

„Wahr ist's. Sein thut's eh so.“

„Also wollt Ihr die Schule oder wollt Ihr sie nicht?“ fragte der Doctor ungeduldig.

Sie schauten einander an und redeten schläferig so hin und her: „Weiß halt nit. Ist halt so eine z'widere Sach. Müssten es uns wohl

„Eine Kirche ist etwas Schönes, braucht sie aber nur für den Sonntag. Die Schule braucht ihr die ganze Woche."

„Wahr ist's!" riefen sie und einer erzählte, wie ihn vor kurzem der Krämer in der Randau mit dem Viehsalz angeschmiert habe, weil er nicht geschwind genug rechnen gekonnt.

„Schaut Euch doch einmal Eure Kinder an," sagte der Doctor, „so gescheite Köpfeln von Natur, und wie sie da draußen herumlaufen bei den Thieren des Waldes, bis sie ihnen gleich werden. Denkt doch, was das heißt — wilde Leute! Gegen die wilden Thiere geht ihr noch mit den Büchsen aus und so macht man's draußen in der Welt gegen die wilden Leute. Es ist kein Fortkommen, sie müssen zugrunde gehen."

„Richtig ist's!" riefen sie dazwischen. „Wie beim Vieh, just so. Ist eh wahr!"

„Es soll Euch gar keine Mühe machen, Freunde, ihr braucht nicht zum Bezirksschulrath zu gehen, nicht zum Landesschulrath, um zu bitten, wie es da drüben die Krummberger haben thun müssen. Für Euch ist schon alles bereit, Euch bringt man die Schule auf dem Präsentierteller entgegen. Aus Liebe zu den Kindern."

„Thut uns wohl rechtschaffen gfreuen," entgegneten sie.

„Jetzt ist Micheli. Zu Allerheiligen, wenn der Schnee kommt und die Kinder nicht mehr beim Vieh sein müssen auf der Weide, ist die Schule aufgethan. Drei, vier Winter, und das Kind kann lesen, schreiben und rechnen wie ein Professor. Also abgemacht, nicht wahr, ich kann sagen, ihr seid einverstanden."

Ganz heiß hatte der Buckelige sich geredet. Die Bauern sagten, einer wie der andere: „Das wär nit zuwider, wenn sie was lernen kunnten, zuwider wär's nit! Der Mensch, der nit lesen und schreiben kann, heutzutag — einem Narren schaut er gleich." Dabei thaten sie mit ihrem Tabakzeuge um, ohne dass es zum Rauchen kam.

„Wird doch nit schon der Schnee kommen, zu Allerheiligen!" sagte dann der Grabenjackel. „Wär mir wohl zu früh, wenn zu Allerheiligen schon der Schnee thät kommen. Da hat man ja Kraut und Rüben noch auf dem Acker."

„Wär wohl schad ums Kraut!" meinte der Riegelberger. Und so waren sie glücklich bei Kraut und Rüben.

„Aber, Leute, von der Schule ist jetzt die Rede!" erinnerte der Doctor.

„So!" fiel plötzlich der Tippelbauer mit seiner schleifenden Stimme ein. „Schöne Liebe zu den Kindern! Wenn sie in Schnee und Winter sollen in die Schul gehen? Und haben nit einmal Schuh. Sollen ihnen Schuhe kaufen, die Herren, wenn sie es ihnen schon so gut meinen. Wer in die Schul gehen soll, muss auch ein Gewand haben. Gewand sollen sie ihnen kaufen. Ist's nit wahr?"

Also stand auch der buckelige Doctor auf, schier lustig war ihm zu Muth vor lauter Gall. Vor den Augen der Bauern drehte er sich dreimal um.

„Schaut ihn noch einmal gut an“, sagte er, „so einen seht Ihr Euer Lebtag nimmer. ’s ist einer, der Euch die Schule hat bringen wollen. Jetzt geht er fort. Werdet Ihr ihm nicht einmal nachlaufen? Wird schwer zu finden sein.“

Dann begütigten sie. Es sei gut gemeint, sagten sie, man müsse ja recht schön dankbar sein, dass es Leute gibt, die die Duselbacher gescheit machen wollen. Leider Gottes, wer halt von Natur dumm sei, den mache kein Schulmeister gescheit. Und immer einmal sei ein dummer Bauer noch um ein Stück gescheiter als — andere Leut, so die Felder mit Bücheln und Schreibfeldern düngen wollen, anstatt mit Mist.

Nach solchen Auseinandersetzungen hielt ihm jeder der Bauern die Hand vor, er möcht halt nit bös sein und alleweil schön gesund bleiben. Dann gieng er fort. Sie waren gar sehr mit sich zufrieden, so tapfer gewesen zu sein. Sie hatten sich als warme Schulfreunde gezeigt und doch das Ding entschieden abgelehnt, das ihnen so vom Grunde des Herzens zuwider war.

So schmählich ist die gute Botschaft gescheitert bei den Bauern zu Duselbach. In welcher Stimmung der Rechtsanwalt in seine Stadt zurück kam, das lässt sich denken. Dort hatte er sonst oft seine Duselbacher gelobt und erhoben, jetzt musste er sich mit ihnen um die Ecke ducken.

Dann vergiengen wieder Jahre. Die kleine Gemeinde in den Bergschluchten verwilderte immer mehr und die gescheiten Duselbacher wurden zum Gespötte des Landes. Man sprach davon, dass in Duselbach die Leute mit den Weisheitszähnen geboren würden, weshalb sie so unsinnig gescheit wären, und dass dem Gottvater die Welt nur deshalb missrathen sei, weil zur Zeit der Schöpfung noch keine Duselbacher existiert hätten, die er hätte um Rath fragen können. Und im ganzen Lande sei auf niemanden ein so guter Verlass, als auf die Duselbacher, denn wer sich auf sie verlasse, der sei gründlich verlassen.

Der buckelige Rechtsanwalt hatte anderes zu thun, als sich weiter um seine halsstarrigen Heimatsgenossen zu kümmern, aber eines Tages begegnete er einen von ihnen in der Stadt. Derselbe war am Sonntagsabend aus einem Wirtshaus hervorgetorkelt und auf das Pflaster gefallen. Der Doctor suchte ihm aufzuhelfen, da erkannte ihn jener und hub zu weinen an. Es war ein Soldat aus dem heimischen Regiment und er beklagte sich schluchzend, wie schlecht es ihm gehe, wie arg ihn die Kameraden hänselten und wie grob ihn der Hauptmann behandle, als ob er dümmer und geringer sei als andere, und wäre er doch der Tippelbauernsohn aus Duselbach. Und möchte er halt schön bitten, dass

gut überlegen. Es hats derweil ohne Schul gethan, wird's fürder auch thun. Der Bauer hat eh nit Zeit zum Lesen. Der soll ehzeit arbeiten lernen. So was muss man sich gut überlegen. Derweil denk' ich: nit. Wird eh gescheiter sein, nit."

Der Doctor bezähmte seinen Zorn, es war ihm, er könne, er dürfe nicht nachgeben. Daher erinnerte er an jenen Feldwebel, der sein Glück gewesen, weil er bei ihm die Anfangsgründe gelernt. So könnte es auch bei anderen besser sein.

„Ist eh wahr", gaben sie bei. „Wenn derselb Feldwebel nit wär gewesen, so wärst Du jetzt ein braver Bauernknecht zu Duselbach. Weil Du halt aber die Buchstaben hast geschmeckt, bist uns davongelaufen. Und so thäten's leicht unsere Kinder auch machen. Schon die alten Leut haben's gesagt: Der Bauer reitet auf dem Ross, der Herr auf dem Buchstaben."

Dieses Wort, dachte der Buckelige, hat einmal einen Sinn. Er erinnerte sich des Wortes: Der beste Wanderstab ist der Buchstab. Die Ersten, die den Bauernstand verlassen, um was „Besseres" zu werden, sind solche, die lesen und schreiben können. Also hat das altgesessene Bauernblut eine instinctive Abneigung vor der Schule. Aber das alles muss doch bei der jetzigen Welt eine andere Richtung nehmen.

„Liebe Leute", sagte er dann, „jener kleine Deichgräber-Knabe ist fortgegangen, weil daheim keine große Nachfrage nach ihm gewesen war. Hätte er Haus und Hof gehabt, so würde er trotz seiner Buchstaben daheim geblieben sein. Probiert es doch einmal, lernt was und betreibt Eure Wirtschaft danach. Und fragt Eure Söhne, die Soldaten sind, wozu die Schule gut ist."

„Das ist schon einmal richtig wahr, dass ein Soldat arm ist, wenn er nicht lesen und schreiben kann", gaben sie lebhaft bei. Der Rippelbauer war anderer Meinung, mit Lesen und Schreiben, sagte er, hätte noch kein Soldat den Feind verjagt.

„Das ist eh wahr", lachten sie, „da wird leicht eh was anderes dazugehören, als Lesen und Schreiben. Wenn sie dem Bauernstand schon aufhelfen wollen, so sollen sie unsere Buben daheimlassen, dass sie nit Soldat werden müssen. Das wär was! Mit dem bissel Schul werden sie unser Kraut nit fett machen."

„Wenn Ihr aber zur Schul gezwungen werdet?"

Darob sprang der Tippelbauer von der Bank auf: „Ist schon recht. Nachher übergeben wir die Gschicht dem Doctor und führen Process. Wo keine vierzig Kinder sind, da können sie nix machen. Na, na, wir sind nit so dumm, wie die Herren glauben, und dass wir's trutz sagen, wir brauchen keine Schul! und wir wollen keine! So, und jetzt gehen wir auf die Viehweid!"

richt, dass der Tippelbauern-Sohn angefangen habe, Unterricht zu nehmen. Er hat umsonst gewartet. Der Soldat war, was er eben war und sein musste — der Sohn seines Vaters.

Der Rechtsanwalt, dem die Anhänglichkeit an sein Duselbach nicht abzuschwächen war, sollte aber doch eine Genugthuung erleben. Und was für eine! Unter den Parteien, die zu ihm kamen, um in Streitsachen ihr Recht zu suchen, befanden sich eines Tages auch drei Männer aus Duselbach. Einer mit grauem Haar und zwei aus jüngeren Jahrgängen. Der Graue begann gleich zu reden, legte seine ruppige Hand wagerecht an den Hals und sagte: Bis daher gienge ihnen das Wasser schon! Der Doctor dachte im ersten Augenblick wirklich an eine Überschwemmung in Duselbach, denn es war regnerische Zeit. Es war aber ein moralisches Wasser. Die Duselbacher meinten, sie wüssten sich in der neuen Zeit nicht mehr zu helfen. Betrogen würden sie von jedem Hausierer, der Amtsdiener bringe immer Schriften, die sie nicht lesen könnten, und wenn es ihnen der frühere Amtsdiener gutmüthig vorgelesen und erklärt hätte, was in den Bogen stand, der junge gebe die Schriften allemal so lachend hin: „Lest's nur selber, ihr gescheiten Duselbacher, für mich ist's nit geschrieben, für Euch ist's geschrieben." Der Richter sage immer, wer sich darauf ausredet, dass er das Gesetz nicht kenne, dem gebe er extra noch vierundzwanzig Stunden dazu. „Und erst die armen Kinder, wer weiß, was die alles erleben werden. Und sich nirgends auskennen! Nein, ohne Schule geht's nimmer." Und sie seien gekommen und wollten tausendmal bitten um eine Schule. Sie selber könnten's nicht dermachen, Gutthäter müssten sie suchen und da wären sie halt zu ihrem lieben Doctor gekommen! Wissen thäten sie wohl, dass die Eltern einstmals einen groben Fehler gemacht hätten.

„Ja, meine Lieben!" sagte hierauf der Buckelige. „So leicht das einstmals gegangen wäre, so schwer geht's jetzt. Wenn's überhaupt geht. Will's noch einmal versuchen, wenn's wirklich Euer Ernst ist. Und ich frage Euch jetzt, wollt Ihr allen Ernstes eine Schule?"

„Aber mein Gott, Herr, halt ja, halt ja! Desweg sind wir ja da. Sind gestern den ganzen Tag gegangen, wer wollt einen so weiten Weg machen, wenn's nit Ernst wär! Die ganze Gemeinde lasst bitten!"

„Und wenn's so weit kommt, es müsste jetzt ein Schulhaus erbaut werden. Würdet Ihr da nach Euren Kräften mitthun mit Baumaterial, mit Arbeit?"

„Heut lieber wie morgen, Herr Doctor, heut lieber wie morgen."

„Nun, so wollen wir sehen. Richte ich etwas aus, so schreibe ich Euch, dass wir noch in diesem Sommer bauen können."

Die Männer von Duselbach waren voll Freude über den guten Herrn und dass ihre Reise nicht umsonst gewesen. Kostet Geld genug,

ihm der Herr Doctor einen Brief nach heim schreiben thäte; die Kameraden wollten's ohne Geld nicht thun und thäten allemal andere Sachen hineinschreiben, als er angebe, dass schon immer einmal ein Verdruss herausgekommen wäre. So habe ihm der Vater einmal einen alten Ochsenstriegel geschickt und er habe doch um Geld bitten lassen. Und sie — dieselbige — seine Herzliebste in Duselbach daheim, die habe ihm ein abscheuliches Wetter schreiben lassen, weil er ihr hätte schreiben lassen, sie solle ihm nur in Gottesnamen untreu werden, denn er sei ihr auch untreu geworden. Das sei aber heilig derlogen. Das habe er nicht so schreiben lassen, zu Fleiß hätten sie ihm's gethan. Ein Kreuz sei es wohl, wenn sich der Mensch so gar nicht zu helfen wisse. Und vor lauter Verzagtheit kaufe er sich um den letzten Groschen einen Rausch, was auch wieder gefehlt wäre, so dass er sich schon am liebsten eine Kugel in den Hals schießen wolle.

Solches brachte der Soldat weinerlich vor und bat den Buckeligen um Rath, und ob denn gar kein Mittel wäre, dass er es sich gescheiter einrichten könne.

„Mensch!" rief der Doctor. „Wenn Du mir da noch eine Weile vorflenneſt, so hau ich Dich in den Erdboden hinein, dass Du auf der andern Seite herausspritzest! Ein Soldat und winseln! — Willst Du meinen Rath hören?"

„Ich bitte drum, ich bitte gehorsamst."

„Und willst ihn auch befolgen?"

„Mein Gott, freilich. Dass es nur besser sollt werden. 's ist nit zum Aushalten so. Nur ein Bissel was, wenn ich gelernt hätt! Haben thu ich auch nix mehr, nit einen Knopf. Nur ein Bissel was, dass ich mir helfen kunnt!"

In den Sack langte der Buckelige nicht. Bei manchen Leuten kommen die Wohlthaten alle nur beim Mund heraus. So sagte der Rechtsanwalt: „Das ist ja leicht, Du bist jung, hast Zeit und Gelegenheit — trag's nach! Ich habe einst von einem braven Feldwebel das Lesen gelernt, mach Du's auch so. In der Kaserne gibt's ihrer gewiss, die manchmal durstig sind und sich auf ein Glas Bier verdienen wollen. Die Lehrgroschen verschaff ich Dir. Nimm Unterricht und hol's nach."

„Wie gut er ist, der Herr Doctor!" stöhnte der Soldat und wollte ihm die Hand küssen. „Bedank mich fleißig, wenn ich Bissel ein Geld hab, will ich leicht einen Lehrer finden."

„Nein, so nicht, Freund. Das Geld werde ich erst dem Lehrer in die Hand geben, bis ich sehe, dass es richtig ist."

Darauf haben sie noch etliches besprochen und der Soldat versicherte, dass es ganz gewiss richtig werden soll! Dann sind sie auseinander gegangen und der Doctor wartete Tag für Tag auf die Nach-

dreißig Gulden. Der Stockmüller behauptete, dass es Baugrund sei, denn sonst würde man kein Schulhaus drauf bauen wollen, und das müsse ein Baumeister am allerbesten wissen, dass Baugrund theurer ist als Wiesengrund. Er habe sich's überlegt, unter tausend Gulden sei keine Rede, und für diesen Preis nur ausnahmsweise, wegen der Schul.

Die Herren wendeten sich von ihm ab und der Doctor fragte den Riegelberger, ob von seiner Berghalde am oberen Rande des Dorfes ein Stück zu haben sei. Der Riegelberger zuckte die Achseln. Es thue ihm leid, sei aber wohl nicht möglich, weil er vorhabe, auf der Berghalde sich selber ein Ausgedingshäusel hinzubauen. Der Tippelbauer jedoch erklärte sich sofort bereit. Er hätte seinen Anger hinter dem Wirtshause vom Herzen gern für das neue Schulhaus gestiftet und ganz umsonst! Leider aber habe er den Platz gerade ein paar Wochen früher an den Wirt verkauft. Nun wollte man sich an die übrigen Bauern wenden, die beim Essen anwesend gewesen waren, allein sie hatten sich alle verzogen. Die drei Herren, die von weit hergekommen waren, um den Duselbachern ein Schulhaus zu gründen, standen mitten auf dem Dorfplatze allein da und über ihren Häuptern fächelte eine alte schmutziggelbe Fahne träge hin und her, bis sie der Wirt durch die Dachlucke einziehen ließ.

Der arme Buckelige war so blass geworden, dass ihn der Baumeister theilnehmend fragte, ob ihm nicht wohl sei?

„Ganz abscheulich ist mir zu Muth!" stieß dieser hervor.

Seine Excellenz zündete sich eine Cigarre an, schaute dabei mit dem einem Auge hinan zu den Felswänden, die im rothen Abendscheine standen, und sagte: „Eine hübsche Gegend das! Romantisch!"

„Mir graust!" rief der Buckelige.

Jener klopfte ihm auf den Höcker und sprach: „Machen Sie sich nichts draus, lieber Doctor. Es stimmt ja ohnehin. Offen gesagt, ich hab's ungefähr so erwartet. Ich kenne Ihre Pappenheimer besser, als Sie selber, Sie unverbesserlicher Idealist, Sie! Die Jasager und Neinthuer — sie werden damit schlafen gehen. — Wollen wir nicht einspannen lassen, meine Herren?"

Als die Drei die Dorfstraße entlang fuhren, staute es sich. Der Hirt trieb eben die Herde von der Weide heim. Die Thiere bockten und drängten sich, trotteten klobig einher und glotzten dumm auf den Wagen.

Der Excellenzherr rief von diesem aus einem Bauern zu: „Viel Rindvieh gibt's da bei Euch in Duselbach!"

„Ja!" antwortete der Bauer stolz.

Das herzhafteste Ja, das seit langem ausgesprochen wurde in diesen schönen Bergen.

so eine Reise in die Stadt, und das übrige sollen nachher die andern thun, daheim!

Der Buckelige arbeitete mit Dampf und Begeisterung. Er setzte alles in Bewegung, um seine Lieblingsidee nun endlich durchzusetzen. Sechs Wochen später war es so weit, dass ein großer Landauer wegs-hin fuhr gen die Berge von Duselbach. Der Buckelige saß darin, ferner der alte Excellenzherr, der sich einst für die Schule interessiert hatte, und ein Baumeister. Es war ein sonniger Julitag, im dunkel-grünen Tann funkelten die Thautropfen und neben dem Wege rauschte der Bach aus dem Gebirge den munteren Reisenden entgegen. Duselbach war beflaggt, die Rinder waren bekränzt, mit Bändern geziert, die Kinder trieben sich halbwild und scheu hinter den Scheunen umher und guckten neugierig an den Ecken hervor.

Die Erwachsenen standen festlich gekleidet an der Straße und grüßten ehrerbietig die Ankömmlinge. Der Buckelige war gerührt, diesen Tag endlich erlebt zu haben, gar bescheidentlich saß er zusammengekauert im Wagen, aber sein großes Auge leuchtete hell auf den Excellenzherrn, als ob er sagen wollte: Siehe, das sind meine Duselbacher! — Im Wirts-hause war hernach gemeinsames Essen, wobei der Ortsvorstand Riegel-berger eine Dankrede sprach, die so hochdeutsch gehalten war, dass man sie kaum verstand. Es war das Kaplandeutsch von der Kanzel, nur weitaus schiefeckiger. Der Sinn war gut, er dankte für „die gnädige Schulhausbauerei, indem ihr uns alßo ein schenes Schulhauß mit Lehrer auferbauen wollt's." Der Doctor drückte in seiner Erwiderung die Freude aus, dass seine Landsleute endlich klug und wohl auch opferwillig ge-worden seien. Sie würden Bäume fällen, Steine führen, Grundfesten graben, den Lehrer hernach achten, ihm das Leben erleichtern, kurz, zu fremder Hilfe auch das Ihre thun. Zum Schlusse sagte er, dass dieser Tag die Wiedergeburt seiner geliebten Heimatsgemeinde bedeute.

Nach dem Essen giengen sie, um einen Platz zu bestimmen für das neue Schulhaus. Es gab eigentlich nur einen passenden; derselbe war am unteren Ende des Dorfes, wo die Seitenschlucht in den Hinter-graben ausmündet. Ein hübsches, ebenes Wieselein zwischen dem Berg-hange und dem Bache. Es gehörte dem Stockmüller, und der Stock-müller sagte diesen Platz mit Freuden zu. Für ein Schulhaus gebe er ihn allemal, natürlich nur gegen einen anständigen Preis. Es würde wohl auch niemand Unbilliges von ihm verlangen wollen. Denn wie komme er dazu, die gute Wiese umsonst herzugeben? Er gebe sie ein-für allemal mit sammt dem Bergrain und für ewige Zeiten um einen Kaufpreis von tausend Gulden.

Der Excellenzherr und der Doctor schauten sich verblüfft an. Der Baumeister schätzte den Platz auf ein viertel Joch im Werte von etwa

um den Alten, der auf der Pretsche lag. Als aber einer bemerkte, dass er nicht schlief, sondern zwischen Strohbausch und Deckenrand hervorlauerte, fragte er den Alten, auf was er eigentlich spitze? Der fremde Greis gestand, er könne bloß nicht schlafen, darum sehe er zur Unterhaltung das Treiben der Männer an. Da der Mann den Holzleuten verdächtig war, so fragten sie ihn am nächsten Morgen, wer er sei, wohin er wolle? Darauf sagte er die geheimnisvollen Worte: „Wer es wissen will, der gehe nach Wien und in die Burg, dort kann er mich erfragen.“ — Sie getrauten sich nicht, weiter in ihn zu dringen, kochten ihm ein Frühstück aus der besten Ziegenmilch und als er fortgieng, rief ihm der Übermüthigste nach: „Wir lassen den Kaiser schön grüßen und er soll uns einmal einen Sack voll Dukaten schicken!“ — Denn, dass er's selber war, davon glaubten sie überzeugt zu sein. Solche Herren gehen manchmal gerne unerkannt im Volke herum und es schadet ihnen auch gar nicht. Als der Fremde über die Wiese hinabstieg gegen die Bachbrücke und drüben am Hange wieder hinan, war er nicht mehr so gebückt, sondern mehr gerade auf, die Bergluft thut ihm also nicht schlecht.

Seinen Niederlass hatte er beim Schmiedwirt und Fleischermeister in Zwenzenberg. Wenn er gestern irgendwo um einen Löffel Suppe gebeten hatte, so ließ er sich heute ein Huhn schlachten, bestellte Apfelmus dazu und eine Flasche Rothwein, bezahlte die Sache und gab gutes Trinkgeld. Als der Wirtssohn Gogel das merkte, ließ er die Kellnerin nicht mehr rechnen, sondern that er selber, um das Trinkgeld für sich zu bekommen, dem Gogel aber gab der Alte keins. Einmal setzte sich der Wirt breit an den Tisch, diesem wunderlichen Gast gegenüber und fragte schnurgerade auf ihn hin: „Mit Verlaub, wer sind wir denn eigentlich?“

Und der Fremde antwortete gelassen: „Wir sind ein alter Spielmann.“

„Klarinett, oder was? Was spielen's denn für ein Instrument?“

„Leute.“

Der Wirt kehrte sich ab, tippte sich auf die Stirn: „Ich glaub, da fehlts!“

„Na, weils der Herr Vater nur einsieht,“ lachte die kleine Kellnerin vom Gläserwaschkübel her.

„Nit mir, du Drulle! Ihm fehlts da. Dem da!“

Der da hatte seine Schlafkammer draußen in den Wirtschaftsgebäuden. An der Thür derselben war ein kleiner Söller, zu dem das Stieglein hinanführte. Auf diesem Söller saß der Greis gern, wenn die Sonne nicht schien — denn in der Sonne mochte er nicht sitzen — und schaute in das Treiben des Viehhofes hinab. Da gab es außer Rindern, Schafen und Schweinen noch mancherlei zu sehen. Barfüßige Jungen, die mit Peitschen knallten, alte Mägde die knifend mit Tränke-

Der Greis.

Eine Novelle von **Hans Malser.**

Wie soll ich denn das anfangen, dass der Mann, von dem ich erzählen will, mir geglaubt wird? Und doch war es einer der handgreiflichsten Gesellen, die je umgiengen zu Zwenzenberg ob Zirnstein. Man hätte ihn müssen einsperren, so gerieben war er manchmal. Man hätte ihn können küssen, so einfältig gab er sich die übrige Zeit. Eingesperrt wurde er nie, zum Glück, aber geküsst wurde er einmal — zum Unglück. Und endlich —. Aber das ist kein Erzählen, das ist ein Schwätzen. Er soll selber kommen.

Da ist er schon, der alte, gebückte Mann mit dem langen weißen Haar, das sich unordentlich über den Nacken hinablegt auf den Rock. Der Rock war wahrscheinlich einmal aus grauem Tuch gewesen, jetzt legt er seinen Ehrgeiz weder auf Farbe noch Stoff, begnügt sich bescheiden, ein alter Rock geheißen zu werden, der an seinen allzulangen, ins Kniegelenk hineinschlagenden Schößeln noch Vorrath hatte, nöthigenfalls um den nothleidenden Ellbogen auszuhelfen. Das schwarze Beinkleid war besser beisammen, so dass der Schulmeister von Zirnstein, bei dem er bittweise um einen Löffel Suppe vorgesprochen hatte, einen Tausch vorschlug. Der kam nicht zur Ausführung, denn des Schulmeisters Hose hatte „Hörner an den Knien", weil er diese zu oft beugen musste; unser Alter aber war kein Freund von Hörnern, sie mochten angesetzt sein wo immer.

Wenn er so in die Bauernhäuser trat, auf einer Bank sich schwerfällig niederließ und das Gebaren der Leute betrachtete, da wussten sie nicht, was sie mit ihm anfangen sollten. Es mochte doch wohl ein verschämter Bettler sein. Selbst jenen Leuten, die einem Armen als einziges Almosen den Rath geben, er solle arbeiten! blieb bei diesem hinfälligen Greis das weise Wort auf der Zunge kleben. Auf dem Jahrmarkt zu Zwenzenberg war er zu sehen gewesen, vor dem Kirchhofsthor auf einem Stein hockend. Aber er bekam nichts, weil er weder Hut noch Hand aufhielt. Dann saß er beim Schmiedwirt im Tanzsaal hinter dem Ofen und beobachtete die Lustbarkeit der jungen Leute mit glühenden Augen. Mit unheimlich glühenden Augen. Auch oben in der Holzhauerkaserne hatte er sich eines Abends eingefunden und gebeten, ob er dort auf Stroh über Nacht schlafen dürfe. Die derben Bursche thaten Rangeln, Kniedutschen, Fingerhäkeln und anderes Gespiel, kümmerten sich wenig

manchmal ein wenig zu ihm auf die Stiegenstufe. Weil sie bei dem Gesinde als stolz verschrien war, so wollte sie just einmal mit dem armen Alten plaudern und sie verhehlte ihm nicht, dass es ihr in diesem Hause, beim Wirt, schon lange nimmer gefalle. Nicht, weil ihr etwa der Stalldienst zu schlecht sei, die Kühe und Kälber seien ihr noch die liebere Gesellschaft auf dem Hof, sondern weil sie die „Bärerei" nicht leiden möge. Sie wolle Frieden haben, wenigstens bei der Nacht. Der Großknecht erlaube es aber nicht, den Stall von inwendig zuzusperren, wegen Feuersgefahr. Wenn's brennt, dass man gleich zum Vieh könne!

„Ich hab's ja wohl gesehen, wie Du Dich vor dem hinkenden Knecht wehren musst", entgegnete der Alte.

„Na, der macht mir keine Sorge!" versicherte sie. „Aber andere gibts, die man nit mit dem Dreispieß verjagen darf. Ja, ja, mein lieber Alter, das verstehst Du halt nit. — Wenn Eins so als armes Waisel ins Haus kommt und von Kindheit auf viel Gutthaten annehmen muss — da soll man sich nachher allerhand gefallen lassen. Leute gibt's, wie — will weiter nichts sagen. Arbeit, so viel ich aufbring, ist mir keine zu schlecht, aber mich selber —? Na, mich selber schenk ich nit her. So weit wird die Dankbarkeit nit verlangt werden können."

Er griff doch mehr auf von ihren halben Andeutungen, als sie dachte, und so sagte er: „Und wenn's Dich nicht freut in diesem Hause, willst Du nicht den Dienst wechseln?"

„Heut lieber wie morgen. Aber wohin denn?" Und plötzlich: „Mein Du, wenn ich so einen guten alten Vater hätt'!" Mit zarter Hand hatte sie sein langes weißes Haar gestreichelt, sich niedergebeugt und plötzlich einen Kuss darauf gedrückt. So glücklich war sie, sich einmal aussprechen zu können vor einem Menschen, der nicht zudringlich ward und sie nicht verspottete.

Eines Abends, als der Greis aus der Gaststube über den Hof auf seine Kammer humpeln wollte, hörte er vom Kuhstall her einen Schrei und Gepolter. Er hastete zur Thür, diese war von innen zugekettet, der Greis machte im Augenblick Anlehe bei der Kraft eines jüngeren, riss die Thür auf und stand im Stall, wo der Wirtssohn eben dran war, die Magd in den Futterbarren zu werfen.

Er ließ ab von seinem Vorhaben und lachte überlaut, als sei die Sache nur zum Spass gewesen. Dann fragte er scharf den Greis, was der sich in den Wirtschaftsgebäuden herumzutreiben habe?

Der Alte kauerte sich wimmernd zusammen und er wolle halt um Gotteswillen gebeten haben um ein Tröpfelchen kuhwarmer Milch, der Bohnenkuchen von Mittag liege ihm im Magen und treibe ein Spectakel, dass er schier umkommen müsse.

Als er dann allein stand vor der Maid und die Milch, die sie ihm rasch gemolken, ausgeschlürft hatte, wollte er nicht davon. Wenn

sechtern herumsiffelten, klobige Knechte, die schreiend und fluchend Karren schoben, Stalldirnen, die behendig Futterkörbe von der Wiese hertrugen oder mit der Mistgabel am Dunghaufen herumstachen. So arbeitete am letzteren eine schlanke Maid, deren volles Haar gleich einer Krone um den feinen Kopf geflochten war und das in der Sonne wie Gold glänzte. Stirn und Nase bildeten eine gerade Linie, das Kinn mit den Backen ein vollendetes Oval. Eine Griechenschönheit, wenn das deutsche blaue Auge nicht gewesen wäre! Sogar einen classischen Namen hatte sie: Anastasia. Dass ein Bauernkittel so malerische Falten werfen und eine Stalldirne so graziös Dünger stechen könne, daran hatte der Alte wohl sein Lebtag nicht gedacht. Jetzt dachte er dran, dieweilen er diese Viehhof-Hero betrachtete. Es fiel ihm aber auch auf, dass dieser Hero verschiedenerlei Leanders sich zu nahen suchten, wobei die Dorfschöne es stets so einzurichten wusste, dass zwischen ihm und ihr — der Misthaufen lag, der sie ließ „zusammen nicht kommen".

Da war der Bursche mit weißer Schürze und aufgestreiften Ärmlingen, der manchmal von der Fleischbank herüber kam, die junge Magd an den Armen fieng und ihr den rothen Backenbart in die Wange reiben wollte. Gegen den durfte sie sich nicht anders, als leicht mit dem Ellbogen wehren, denn es war der Haussohn, der Gogel.

Ein andersmal ein krustiger, hinkender und wie es dem Beobachter schien, sogar schielender Knecht, der die classische Schönheit zu würdigen wusste; doch sie machte ihn lachend aufmerksam, dass ihre Mistgabel drei Spieße habe. Als er aber nach dem Erfahrungssatz, dass summende Hummeln nicht stechen, jählings einmal mit kühnem Sturmschritt über den Dunghaufen sprang — schwups stacken die Spießen in seinem Rockflügel und er lag hingeschnellt auf weichlichen Grund, der ob solch plötzlichen Einfalls überrascht aufspritzte.

Wenn unser Greis durch den Hof zu gehen hatte, fand er immer, dass am Dunghaufen vorüber der kürzeste Weg war, aber auch — wie er der stechenden Maid launig andeutete — der gefährlichste.

„Gefährlich? Für Ihnen? Oder gar für mich? Dass ich nit lach!"

Beinahe wäre ihm eine drohende Gabelspieße lieber gewesen, als diese Wegwerfung.

Sie warf in ihm übrigens nur den Mann weg. Den Greis hielt sie in Ehren. Da es geregnet hatte und die Stufen schlüpferig waren zu seiner Kammer hinauf, so legte sie Reisig darüber, dass er nicht fallen konnte. Öfter als einmal kam sie mit einem Töpflein kuhwarmer Milch zu ihm, dieweilen alte Leute wieder Säuglinge würden.

So weit wäre er aber noch nicht ganz, kicherte ihr der Greis zu und zog seine Lippen mundeinwärts, wohl um die zahnlosen Billen zu verdecken. Weil er so gesprächig und spaßig war, setzte sie sich des Abends

„Hinabgeworfen habt ihr ihn?“ fragte sie.

„Er ist hinabgefallen, er muss gestrauchelt sein“, antwortete der Alte zischelnd aus zahnlosem Mund. Weil man draußen nichts mehr hörte, so legte er sich allmählich in sein Bett. Aber es dauerte eine Weile, bis er seiner Stiefel los war, bis er pusternd und sich räuspernd seine Schlafhaube hervor geholt und sie über den Kopf gestreift hatte. Und als er ins Bett stieg, ächzte nicht bloß das Bett, sondern auch der Alte. „Gut Nacht! Gut Nacht!“ lallte er noch und bald begann — das Mädchen, das auf der Truhe lag und die ganze Nacht kein Auge schloss, wusste nicht, war es Schnarchen oder schweres Athemholen. Der Alte war doch noch mühseliger, als man manchmal glaubte.

Später hat er's jemandem mitgetheilt, was das damals für eine schreckliche Nacht gewesen. Das Werk des Philosophen war ihm eingefallen: Jenseits von Gut und Böse. Er war wohl nicht jenseits davon, er war zwischen drin. Allerdings musste er sich sagen, er habe Verdienst um dieses Mädel. Doch, wenn man es durch falsche Vorspiegelung an sich lockt, dessen Vertrauen missbraucht, was ist denn das? Schon die gewöhnliche Sünde hatte ihm manchmal Bedenken gemacht, wenn er sie auch schließlich doch begieng; das war aber ein starker Gupf auf der Sünde! Die Moral hätte ihn kaum zurückgehalten. Die Klugheit ist stärker. Wenn er sich jetzt nachgiebt, so lärmt sie, flieht sie und es kommt doch der Fleischhauer zu seinem Berufe! Nein, es ist besser, der Greis schützt sie und führt sie mit sich einem Mann entgegen, den sie freiwillig finden soll und zwar in einem günstigeren Milieu.

Jedes wachte und stellte sich schlafend, bis die lange böse Nacht endlich zur Neige gieng. Noch im Finstern machte sich die Magd auf, schlich in ihre Kammer, um das Bündel zu schnüren und der Alte that dieweilen dasselbe mit seinen Habseligkeiten. Mit dem Wirt hatte er gestern abgeschlossen und so sehen wir in der Morgendämmerung durch den dünnen Nebel der Wiese hin das Mädel fliehen, begleitet vom Greise, der gebückt und mühsam neben ihr dahinhastet.

Gegen Mittag, als sie in der Eisenbahnstation auf den Zug warteten, war es ausgemacht. Die Anastasia zieht mit ihm nach Wien. Dort hat er viele Bekannte, bei denen sie leicht eine Stelle als Hausmädchen finden wird. Die Mädchen frisch vom Lande sind sehr beliebt, weil sie treu, ehrlich und anspruchslos sind. Es gibt Leute in der Stadt, die solche Landmädchen sich sogar zum Weibe nehmen.

Als der Eilzug heranbrauste, bemerkten ein paar Herren, die zu den Fenstern der ersten Classe herausschauten, den schönen, weißlockigen Greis, dieser aber torkelte dem Landmädel nach in die dritte Classe und der Schaffner musste den tastenden zitternden Mann die hohen Stufen hinaufheben, weil der Zug schon wieder zu rollen begann. Dabei war

ihm besser sei, meinte sie, so solle er nur in sein Bett gehen, ihr geschehe nichts und sie werde sich in den Stall sperren, es möge brennen, wo es wolle! Er blieb trotzdem vor ihr stehen und schaute sie an, wie ihr lichtes Bild im Schein der Laterne aus dem Dunkel stieg. Er nahm's selber kaum wahr, wie seine Gestalt sich aufrichtete, bis das Mädel frisch ihn hinaus vor die Thür führte.

Die Zeit gieng zur Neige, die dem Greis gegönnt hatte, in der entlegenen Berggegend und in diesem Dorfwirtshause sich aufzuhalten. Er packte seine sieben Sachen in den Koffer und war nicht wohl gelaunt. Dafür, dass die Ausbeute eine geringe gewesen, blieb ihm am Ende auch noch ein Stachel im Fleische stecken. Eros versteht keinen Spass und ist auf dem Lande weit ungestümer, als etwa in einer Stadt. Wohl wird es gut sein, wenn wir unsern Sommeraufenthalt abbrechen, dieweilen ja ohnehin schon der kalte Wind geht. Also noch eine letzte Nacht im Berghospiz.

Doch, als er just anfangen wollte, diese letzte Nacht zu verschlafen, sprang draußen jemand die Stufen herauf und rüttelte an der Thür. Alsbald die schweren Sprünge eines Zweiten, ein Ringen auf dem Söller, ein Schnaufen und Ächzen, ein Anrennen gegen die Thür, dass sie schütterte. Der Greis stand rasch auf, warf die Kleider über sich, Haar und Bart, denn er ahnte, was da los war. Als er die Thür aufmacht, sieht er im Mondschein, wie ein Mann die Magd zu Boden taucht und ihr mit der Hand den Mund zuhält. Jetzt läßt der Coujon los und lauft davon.

Sie strich sich das Haar aus dem Gesicht und sagte kurz und heiser: „Das ist zu arg. Jetzt bin ich ledig von diesem Haus. Morgen früh geh ich. Ich bitt Euch, alter Vater, lasst mich bei Euch in der Kammer schlafen. Im Stall geh ich nimmer sicher. Das sind Bestien, diese Mannsleut."

„Komm nur herein, mein Kind," sagte er, „Du sollst im Bett schlafen."

„Das um keinen Streich!" sagte sie, „auf die Bank leg ich mich, bin's eh gewohnt, schlaf besser, wie auf dem Polster."

„Wie du willst."

Ohne Licht zu machen, ganz im Dunkeln bereitete er ihr mit einem Theil seines Bettzeuges ein Lager, da waren plötzlich draußen Schritte zu hören.

„Der Gogel kommt wieder!" flüsterte das Mädchen.

„Bleibe ruhig in der Stube", sagte der Greis. Dann gieng er zur Thür hinaus, packte den Burschen und schleuderte ihn die Treppe hinab. Dann kam er herein und sagte: „So, Mädel, mache Dich nur bequem, er thut Dir nichts."

„Wenn ich bei Ihnen bin, da bin ich mir ganz sicher. Grad so, als wie wenn ich bei meinem Vater wär. Ich möcht nur wissen, wenn man fragen darf; was wissen möcht ich, — und hab mich alleweil nit zu fragen getraut: Was sein's denn lauter?“

„Was ich bin, fragst Du?“

„Ein Bandelkramer, oder was?“

„Ja, mein Kind,“ sagte er, „Du wirst einmal gucken.“ Dann legte er seine beiden Hände auf die ihren. „Vertrauen! Alles andere wird sich geben.“

„Was Sie aber für weiche Händ haben! Wie ein Pfarrer. Seins etwa einer?“

„Zeitweise. In der Regel nicht.“

„Aber gehns! Zeitweise! Dass Sie alleweil so Gspass machen thun. Mir ist gar nit zum Gspass machen. — Mich reut's schon, dass ich bin mitgfahren.“

„Du sollst es nicht bereuen, Anastasia!“ Er sagte es leise und warm und sie sah zum erstenmal, dass er noch Zähne hatte.

„Wenn ich meinen Dienst nur verrichten kann, wie's verlangt wird. Zu viel ist mir die Arbeit nit bald. Aber können, ob ich's thu? Was ein Bauersmensch lernt, das wissens eh.“

„Ich will —“ sagte er und unterbrach sich. Ein Bartsträhnchen war ihm zwischen die Lippen gekommen. „Ich will Dir nur sagen, dass in meinem Haus ein junger Mensch ist — das wird Dir wohl recht sein.“

„Mein Gott, warum soll mir das nit recht sein. Das geht mich ja nix an. Junge Leut' hat man überall gern.“

„Ich meine nur.“

„Fürchtens Ihnen nit, Herr Vater, gar zu arg wird's doch nit sein. Ich derwehr mich schon! Sie habens selber gesehen, wie ich mich derwehr.“

Es war dunkel geworden, als sie ins Häusermeer hineinfuhren. In einen Sprühregen von Licht! Das Mädchen vom Lande staunte, sagte aber gerade einmal gar nichts, als sie mit dem Alten in den Wagen stieg, durch die flimmernden, rauschenden Straßen fuhr und vor einem Hause hielt, dessen Thor hoch und helle war, wie die Kirchthür in der Christnacht. Über breite Stiegen giengen sie hinauf, und so lind waren die Stufen überhüllt, dass man keinen Fußtritt hörte — als ob die Leute auf Strümpfen schlichen. Ein Mensch, Hausmeister genannt, der das Bündel und den Koffer geschleppt, schloss die hohe Doppelthür auf und drückte drinnen einen Finger an die Wand, worauf alles taghell beleuchtet war, so dass die Anastasia ihre Hände vor die Augen schlug und „Jesses Mar and Josef!“ kreischte. Der Alte warf seinen Filz auf

ihm Haar und Bart in Unordnung gekommen, so dass er sich in den Schmalgang zurückzog, um ein wenig Toilette zu machen.

Die Anastasia saß im Gelasse, das Bündel auf dem Schoß und die gefalteten Hände auf dem Bündel.

„O du liebe Zeit!" hauchte sie von sich hin, „was hab ich jetzt angestellt! Was wird das werden! durchgegangen, wie ein schlechtes Mensch!" Sie schaute zum Fenster hinaus. Das Eisenbahnfahren hatte sie sich wohl beiläufig so gedacht. Das wär schon lustig, wenn der Mensch kein Anliegen hätt.

Ein Soldat, der vom Urlaub zurückkehrte, saß ihr gegenüber. „Was ich für ein Glück hab!" sagte er scherzend zu ihr, „dass ich eine so saubere Nachbarin bekommen hab!"

„Ja", antwortete sie, „und ich einen so schönen Soldaten!"

Weil sie zur Zeit allein im Gelass waren, so langte der Soldat nach dem Messingmünzlein, das sie als Amulett um den Hals trug. „Das darf man wohl ein bissel angreifen?"

„Sie, halten's still!" sagte das Mädel, „da auf der Wang sitzt a Gelsen, die kunnt Ihnen stechen!" Da hatte er schon Eine von breiter Hand, dass es klatschte. Die Gelse war sicherlich todt und doch war es gut, dass an der Thür der Alte sichtbar wurde. Dieser hatte mit raschem Blick wahrgenommen, dass die zwei Insassen gegeneinander bedenklich wurden, er fragte den Schaffner, ob nicht ein leeres Coupé zu haben sei.

„Leider nein. Nur ein Halbcoupé erster Classe."

„Gut, ich zahle nach. Zwei Personen."

Als die Anastasia sich dort auf dem rothen Sammetkissen niederließ, warf sie mit einem Schreckruf die Arme empor, wie jemand, der in eine Tiefe sinkt. So weich und tief hatte das Kissen nachgegeben. Dann fragte sie, ob das für kranke Leute wäre? Sie wolle doch lieber kamod auf der Holzbank sitzen. Der Alte entgegnete, sie müsse sich auch derlei angewöhnen, in der Wienerstadt könne man nicht alles so haben, wie bei den Bauern.

„Aber dass 's mich gleich so mitnehmen, Herr Vater! Jetzt möcht ich nur wissen, was 's mit mir wollen! Wenn ich keinen Platz find z' Wien, was fang ich denn an?"

„Wolltest nicht bei mir in den Dienst stehen?" Sein Auge belebte sich und fragte fast schärfer, als der Mund: „Willst Du nicht bei mir bleiben?"

„Warum denn nit? Da ist's mir schon lieber bei einem Bekannten, als wie bei fremden Leuten."

„Das ist auch klug von Dir," sagte er, „dass Du einen guten Freund an mir hast, das weißt Du."

„Gehns nur wieder“, lachte sie ihm ins Gesicht. „Wenn ich Mannerleut will, brauch ich kein’ Zauberknopf, die kommen auch so.“

Das ist eine Harbe, dachte sich der Gerufene und wieder Entlassene. Was er da für Eine hereingebracht hat! Man muss sich nicht gleich allemal was denken, eine Verwandte wird’s sein, eine Cousine, oder so was! Soweit des Hausmeisters unmaßgebliches Dafürhalten. Bald darauf musste er noch einmal zu ihr, ungerufen. Sie möchte ins Speisezimmer kommen, gleich daneben, das Soupé sei aufgetragen. — Soupé? dachte sie ihm nach, der kann nit einmal Suppe sagen! Es gab aber auch keine. Der weißgedeckte Tisch war voll silberner Sachen, auch zum Trinken etwas, in mehreren spitzigen Flaschen. Aus dem anstoßenden Zimmer kam gelenkig ein junger Mann mit glattrasiertem Gesicht und schwarzem Haargelocke. „Guten Abend, Anastasia, hast Du Dich wohl bequem gemacht?“

„Aber mein Gott! Aber mein Gott! Das ist ja —“ Sie erkannte ihn sofort.

„Du staunst, dass ich jung geworden? Aber das ist doch kein Unglück, mein Kind!“ Er legte ihr die beiden Hände auf die Achseln und schaute ihr mit frischem Auge ins Gesicht. Sie war nicht so fassungslos, als er gedacht, sie tauchte ihn ruhig von sich. Doch war ihr im Augenblick der Zorn aufgestiegen über eine solche Falschheit. Dann fiel ihr die Geschichte vom verwunschenen Prinzen ein und sie sagte beklommen:

„Wie Sie ausschauen, Herr Vater!“

„Herr Vater, das ist köstlich!“ rief er hell auflachend. „Na, setzen wir uns einmal zu Tische, dann plaudern wir weiter.“

Sie zwei waren am Tische allein. Die Stasi war gar schweigsam, ließ sich aber den Braten schmecken, aß auch tüchtig Äpfel- und Pflaumenmus, Brot und süßes Backwerk. Den eingeschenkten Wein ließ sie stehen. Als er seinen Römer erhob, um mit ihr anzustoßen auf gute Freundschaft, nahm sie ihr Wasserglas und tippte an. Er stellte seinen Kelch hin, er trinke nicht auf wässerige Freundschaft, nur auf feurige!

„Warum habens mich denn so angelogen?“ fragte sie plötzlich. „Ja, das nenne ich gelogen, wenn man sich so verstellt. Und die Zwenzenberger habens auch betrogen, dass Sie sich so alt haben gemacht. Warum thuns denn das?“

Ihr schönes Gesicht war ganz dunkel geworden, ihre Augensterne wurden so groß, dass man kein Weißes mehr sah. Ihn erfüllte dieser Zorn mit neuem Wohlgefallen.

„Anastasia“, sagte er ruhig und ernst — und wie schön seine Stimme klang! — „Ich weiß ja, dass ich Dir Rechenschaft geben muss. Was ich gethan habe, geschah nicht in der Absicht, um jemanden zu

einen Tisch, führte das Mädel in ein kleines Zimmer und sagte: „So, mein schönes Schäferkind, hier mach' es Dir bequem und lege Deine Sachen aus, wie Du willst. Ist nicht alles wie Du willst, so drücke zweimal an diesen Knopf. Ich werde auf mein Zimmer gehen, um mich umzukleiden. Ich glaube, dass mir auch Haar und Bart geschnitten werden müssen. Bei Euch draußen bin ich nicht schlecht verwildert. Dann soll uns der Hausknecht das Nachtmahl bringen."

Damit ließ der Greis die Dorfschöne allein, die jetzt dastand, wie Rothlieschen im Zauberpalast. Doch allzusehr verblüffen ließ sie sich nicht. In der Wienerstadt ist halt alles anders. Es ist halt einmal so. Sie betrachtete die Zimmereinrichtung und vor allem schlug sie die Bettdecke auf. Lind und schneeweiß, das macht ihr nichts, aber der Geruch! Dieser Geruch! — Sie vermisste den Stallgeruch! Eine weiße Schüssel mit Wasser, so groß, dass man sich hineinlegen kunnt!

Als sie sich tüchtig gewaschen und mit ihrer eigenen Schürze abgetrocknet hatte; das Haar wieder geflochten und um den Kopf gewunden, schaute sie sich in den Spiegel. Sie erschrak nicht wenig. So viel Stasi hatte sie ihr Lebtag noch nie gesehen. Bis auf die Knie hinab. Mit den Händen fuhr sie zärtlich über Schürze und Rock, um die Falten zu glätten. Falten sollen die Kleider so wenig haben, als die Leute. Ob sie nicht ihren rothen Kittel, den Sonntagskittel, anziehen sollt! Zum Nachtmahl. Ah was — für den alten Vater ist der Blaudruck auch gut. Wenn sie just wen von daheim da hätt. Böse wär sie nicht drüber. Und wollt's gleich der Haussohn sein. Oder der Soldat. Einmal in den Hof will sie hinausgehen. — Da fiel ihr ein, hier gibt's keinen Hof und keine Kuh und keinen Dunghaufen. In Gottesnamen, man muss sich halt nach der Decken strecken. — — Wenn Du was willst, so drücke an den Knopf, hat er gesagt. Das ist just, wie der Großknecht einmal vom Zauberstaberl erzählt hat. Möcht' ich doch einmal wissen, was denn lauter erscheinet, wenn man an den Knopf drückt. Am End gar der — Teuxel! Um die arme Seel. Na, Du schwarzer Dreikreuzelmann, die kriegst nit. Die behalt' ich mir derweil noch selber. — Sie besann sich und zögerte. Wenn sieben Edelknaben erscheinen! Zwei krausen das Haar, zwei legen mir seidene Schuh an, zwei hüllen mir einen Königsmantel um und der letzte steht unter dem Thron und läutet ein güldenes Glöckelein. — Gut, probieren wir's halt, wie in Großknechts Geschichte daheim. — Da drückte sie an den Knopf. Ein Weilchen blieb es still, dann klopfte es an der Thür.

Machens nur auf, wollte sie rufen, aber es war ihr zu geheimnisvoll ums Herz. Endlich gieng die Thür langsam auf, der Hausmeister stand da und fragte: „Wolln's was?"

aber sagte sie: „Warum haben Sie mir's nit daheim in Zwenzenberg gesagt, dass Sie mich gern haben?"

„Wenn ich's gesagt hätte, wenn ich vor Dir den alten Mann ausgezogen hätte, wärst Du mit mir gegangen?"

„Warum denn nit? Wenn ich Dich mag und Du mich heiraten willst. Da kannst Du gehen, wohin Du willst, so geh' ich mit Dir."

Er sank schmachtend an sie heran, sie stand rasch vom Sessel auf — ganz erschrocken, und sagte: „Oh na! Oh na! Dasselbe ist erst nach der Hochzeit!"

Er ließ ab von den Liebesbezeugungen, war aber artig, heiter, herzig, lud sie immer wieder ein, vom Backwerk noch zu naschen und von dem süßen Wein zu trinken. Dabei gab es für sie noch einmal Gelegenheit, ihre Bedingung zu betonen.

„Muss denn immer gleich geheiratet sein!" sagte er ihr leise unters runde Kinn hinein, „ist es nicht netter, wenn Liebende freiwillig beisammenbleiben?"

„Ich bleib schon einmal beim alten Brauch", antwortete sie, und am liebsten wäre es ihr, wenn sie schlafen gehen dürfte.

Da wollte er nachsehen, ob in ihrem Zimmer alles in Ordnung sei; das wies sie zurück. Es werde ihr nichts fehlen, als ihre lieben Kühe und Kalben.

In der Thür wollte er noch einmal ihre Hand fassen.

„Oha!" rief sie, „jetzt hätt ich dem Herrn bald den Finger eingezwickt!" Die Thür war ins Schloss gefallen.

Und dann war die stille Nacht. Nur draußen noch lange das dumpfe Brausen der Stadt. —

Am nächsten Morgen früh wollte der Schauspieler sich erkundigen, wie sie in ihrem neuen Heim geruht habe. Das Stübchen war leer.

„Die ist schon lang fort", berichtete der Hausmeister, „um sechse, wie ichs Thor aufmach, huschelt sie mit dem Bündel hinaus und davon. Das ist eine Harbe gewesen, gnädiger Herr!"

Aber ein Liebesbrieflein hatte sie ihm doch zurückgelassen. Ein steinhartes Liebesbrieflein. Weil kein Papier vorhanden war, so hatte sie auf die weiße Marmorplatte des Waschtisches mit Bleistift schlecht und recht die Worte geschrieben.

„Herr Schauspieler! Bei der Nacht is mir ein Knopf aufgangen. Heiraten thuns mi eh nit, i ge durch. Gefallen thaten Sie mir besser, wie immer ein Anderer, aber nemen du i den, der mi heiratet, und seis in Gottsnam auch der Schmiedwirts-Suhn oder ein Soldaten-Abschieder. Suchens Ihner bald eine schöne Frau aus, ehs wieder ein alter Tatel wern. Wär Schad drum. Bedank mi für alles.

Anastasia."

betrügen, es gehört nur so zu meinem Beruf. Du kannst es Dir wohl schon denken, dass ich Schauspieler bin."

„Schauspieler sinds? Was ist denn das lauter?" fragte sie, durch den freundlichen Ausdruck seines Auges, durch den weichen Wohlklang seiner Stimme besänftigt: „Ah so! Kasperl spielen, hab's in Zirnstein einmal gesehen. So Komödianten, gelt?"

„Es stimmt beiläufig, doch nicht mit dem Kasperl. Ich spiele Menschen. Menschen von allerhand Gattung, ganz blutig ernsthaft. Und wenn man sie spielen will, muss man sie auch kennen, das begreifst Du. Nun siehe. Ich hatte schon viele Menschengattungen studiert, nur die auf dem Lande nicht. Du musst doch auch in die Stadt, wenn Du die Stadtleute kennen lernen willst —"

Sie machte mit zwei Händen eine ablehnende Bewegung.

„Eben so muss ich aufs Dorf, wenn ich die Bauern beobachten will. Im vorigen Jahre war ich auf der Sommerfrische im Mühlviertel. In meiner eigenen Figur, in keiner fremden. Doch vor dem Städter verbergen sie ihr Bestes und ihr Schlechtestes. Und wenn ich in einem Hause sitzen blieb, so wurde ich gefragt, auf wen ich warte und ob ich nicht arbeiten wolle? So habe ich es dies Jahr besser gemacht. Den alten Mann, den schwerhörigen, den mühseligen, kann man nicht so fortschaffen, auch versteckt man sich nicht vor seiner und gibt sich wie man ist. Ich kam in allerhand Bauernhäuser und Hütten, vor dem Bettler hat sich kein Mensch geniert und mich deucht, jetzt habe ich ihrer in meinem Blut. Du verstehst mich doch?"

Sie schüttelte den Kopf: „Das ist mir zu gescheit. — Und habens leicht von mir auch was lernen wollen? Weils mich auch gefoppt haben?"

„Dich gefoppt? Anastasia, Du weißt es doch, wie Du in Deiner Gutheit selbst zu mir gekommen bist, mir Milch gebracht hast und gute Freundschaft. Ich habe dafür angefangen, Dein gutes Herz liebzuhaben. Dann hast Du bei mir Deine Zuflucht genommen, wie Dich die Kerle verfolgten. — Kind! Mädel, schönes, schau mich an!" Ganz fromm saß er vor ihr und faltete die schönen Hände. „Siehe, wenn mein Herz so alt gewesen wäre, wie mein Bart, ich hätte Dich zurückgewiesen: Was hast Du junges Blut bei dem Alten zu thun! Oh nein, der Komödiant von noch nicht dreißig Jahren denkt anders. Du musst auch wissen, dass wir Stadtmenschen — dass wir dürsten nach Gesundheit und Natur, dass mehr als Einer schon die Seinige sich vom Lande hereingeholt hat, dass ich Dich liebe, Anastasia!"

Fast wollte das Landmädel berauscht werden, als er so sprach. Denn wo hat eine arme Waise je so zu sich sprechen gehört! Und erst gar von einem so schönen, lieben Stadtherrn! Nach einigem Nachdenken

nur denkende, biedere, heitere Menschen besitzen. Konnte hier die Rede sein von Mysticismus, Spiritismus, Ahnungsvermögen oder ähnlichem? Sie lachte über alles das."

Die Britschka des Doctors hielt neben einem Brunnen. Der Richter und der Doctor tranken Wasser, reckten sich aus und warteten, bis der Kutscher die Pferde getränkt hatte.

„Nun denn, woran starb denn jene Dame?" fragte der Doctor, als der Wagen wieder den Weg entlang rollte.

„Sie starb seltsam. Eines schönen Tages kommt ihr Mann zu ihr und sagt, dass es nicht übel sei, zum Frühling die alte Kalesche zu verkaufen, und statt ihrer etwas Neues, Leichteres anzuschaffen, und dass kein Hindernis bestehe, das linke Beipferd zu vertauschen und Bob-tschinski (ihr Mann hatte solch Pferd) als Deichselpferd zu nehmen.

Die Frau hört ihn an und sagt:

„Thu, wie Du willst, mir ist jetzt alles gleich. Zum Sommer werde ich schon auf dem Kirchhof sein."

Der Mann zuckt natürlich die Schultern und lächelt.

„Ich scherze keineswegs", sagte sie. „Ich erkläre Dir in allem Ernst, dass ich bald sterbe".

„Das heißt wie bald?"

„Gleich nach der Entbindung".

Diesen Worten legte der Mann keine Bedeutung bei. Er glaubte an keine Ahnungen und weiß zudem ganz gut, dass Frauen in dieser Lage gern Launen nachgehen und sich besonders gern trüben Gedanken überlassen. Am nächsten Tage sprach die Frau wieder davon, dass sie gleich nach der Entbindung sterben werde, und täglich wiederholte sie dasselbe, er aber lachte und nannte sie Baba, Wahrsagerin, Ausruferin. Ihr naher Tod wurde die fixe Idee der Frau. Als der Mann nichts davon hören wollte, gieng sie in die Küche und sprach dort der Wärterin und Köchin von ihrem Tode.

„Ich lebe nicht mehr lange, Njanja. Gleich nach der Geburt des Kindes sterbe ich. Gern wär' ich nicht so früh gestorben, aber es ist einmal so mein Schicksal."

Wärterin und Köchin natürlich in Thränen. Kam eine Beamten- und Gutsbesitzersfrau zu ihr, gleich führt sie sie in den Winkel und erleichtert sich das Herz — immer über ihren nahen Tod. Sie sprach ernst, mit einem unangenehmen Lächeln, sogar mit bösem Gesicht und ließ keine Widerrede zu. Sie war eine Modedame, liebte die Eleganz, doch angesichts des nahen Todes gab sie alles auf und gieng unordentlich; sie las nicht, lachte nicht, träumte nicht mehr laut . . . Und nicht genug, sie fuhr mit der Tante auf den Kirchhof, suchte sich dort eine Grabstelle aus, und etwa fünf Tage vorher schrieb sie ihr Testa-

Der „Herr Schauspieler" war mehr verblüfft als unglücklich.

Als er zu sich kam, war er nicht wenig verwundert über die große Jugendeselei. Wie stand das Mädel jetzt da vor seiner sich schämenden Seele! Eine Cigarre brannte er sich an, sie zog nicht, er warf sie weg.

Das nächstemal, wie er für den „Narciss" hergerichtet wurde, rief der Theaterfriseur jählings aus: „Bei meiner Seele und Seligkeit, Herr, in der Stirnlocke nistet ein graues Haar!"

Ein graues Haar?! Sollte eins hängen geblieben sein?

Der Untersuchungsrichter.

Eine Geschichte von **Anton Tschechoff.**[1]

Kreisarzt und Untersuchungsrichter fuhren an einem schönen Frühlingsmittag zu einer Obduction. Der Untersuchungsrichter, ein Mann von 35 Jahren, blickte nachdenklich auf die Pferde und sagte:

„In der Natur ist viel Räthselhaftes und Dunkles, aber auch im alltäglichen Leben, Doctor, stößt man häufig auf unerklärliche Erscheinungen. Ja, ich kenne einige räthselhafte, seltsame Todesfälle, deren Ursache nur Spiritismus und Mystik zu erklären unternehmen, während der Mensch mit frischem Kopfe bloß zweifelnd die Hände ringt. Ich kenne z. B. eine sehr intelligente Dame, die ihren Tod vorhersagte und ohne jeden sichtlichen Grund wirklich an dem von ihr bezeichneten Tage starb. Sie sagte, dass sie dann und dann sterben werde und — starb."

„Keine Wirkung ohne Ursache", sagte der Doctor. „Ist der Tod da, so muss auch eine Ursache da sein. Was aber das Vorhersagen anbetrifft, so ist daran nichts Wunderbares. Alle unsere Damen und Frauen haben die Gabe der Prophezeiung und des Vorgefühls."

„Mag sein, aber meine Dame, Doctor, war eine ganz besondere. In ihrer Vorhersagung und ihrem Tode war nichts Weibisches, Damenhaftes. Eine gesunde Frau, jung, klug, ohne jeden Aberglauben. Sie hatte so kluge, helle, ehrliche Augen, ein offenes, verständiges Gesicht, mit leichtem, echt russischem Lächeln im Blick und auf den Lippen. Damenhaftes, oder wenn Sie wollen, Weibisches, war an ihr nur eins

ihre Schönheit. Sie war schlank und anmuthig wie jene Birke dort, mit wunderbarem Haar! Damit Sie sie besser verstehen können, füge ich noch hinzu, dass sie ein Mensch war voll von der ansteckendsten Fröhlichkeit, Sorglosigkeit und jener klugen, guten Leichtlebigkeit, wie sie

[1] Aus „Der schwarze Mönch" und andere Erzählungen von Anton Tschechoff. Deutsch von C. Berger. Verlag von Richard Wopke. Leipzig 19[illegible]

Der Untersuchungsrichter sah den Doctor unverwandt an, als wolle er errathen, warum ihm dieser solche Frage vorlegte.

„Erlauben Sie“, antwortete er nicht gleich. „Erlauben Sie, lassen Sie mir Zeit, mich zu erinnern.“ Er nahm die Mütze ab und rieb sich die Stirn. „Ja, ja . . . sie fieng bald nach jenem Vorfall an, vom Tode zu sprechen. Ja, ja.“

„Nun, da sehen Sie's . . . Aller Wahrscheinlichkeit nach hatte sie schon damals den Entschluss gefasst, sich zu vergiften, aber da sie gewiss nicht das Kind mit sich tödten wollte, schob sie den Selbstmord bis zur Entbindung auf.“

„Schwerlich, schwerlich . . . Das ist unmöglich. Sie hatte doch damals verziehen.“

„Sie verzieh schnell, das heißt, sie sann etwas Schlimmes. Junge Frauen verzeihen nicht schnell.“

Der Untersuchungsrichter lächelte gezwungen und rauchte eine Cigarette an, um seine allzumerkliche Erregung zu verdecken.

„Schwerlich, schwerlich . . .“ fuhr er fort. „Der Gedanke an solche Möglichkeit ist mir nie gekommen . . . Ja, und noch dazu . . . er war nicht einmal so schuldig, wie es scheint . . . Auf sonderbare Weise kam es zu dem Treubruch, ohne es selbst zu wollen: er kam nachts mit einem Rausch nach Hause, es verlangte ihn, jemand zu liebkosen und die Frau in jener Lage . . . da — der Teufel hol' sie, kam ihm eine Dame entgegen, die für ein paar Tage zum Besuch gekommen war, eine eitle, dumme, unschöne Person. Das ist nicht einmal ein Treubruch zu nennen. Die Frau sah es auch selbst bald so an und . . . verzieh; nachher war nicht mehr die Rede davon . . .“

„Leute sterben nicht ohne Grund“, sagte der Doctor.

„So ist es, gewiss, aber dennoch . . . ich kann nicht zugeben, dass sie sich vergiftet hat. Aber sonderbar, dass mir bis jetzt nie der Gedanke an die Möglichkeit solchen Todes in den Sinn gekommen ist! . . . Und niemand hat daran gedacht! Alle waren verwundert, dass ihre Vorhersagung eintraf, und der Gedanke an die Möglichkeit solchen Todes war weit . . . Ja, und es ist gar nicht möglich, dass sie sich vergiftet hat! Nein! . . .“

Der Untersuchungsrichter fiel in Gedanken. Der Gedanke an die auf so seltsame Weise verstorbene Frau verließ ihn auch während der Obduction nicht. Während er das aufschrieb, was ihm der Doctor dictierte, bewegte er finster die Brauen und rieb sich die Stirn.

„Gibt es denn Gifte, welche in einer Viertelstunde allmählich und schmerzlos töten?“ fragte er den Doctor, als der den Schädel öffnete.

„Ja. Morphium zu Beispiel.“

ment. Und beachten Sie wohl, alles dies geschah bei ausgezeichneter Gesundheit, ohne das geringste Anzeichen einer Krankheit oder irgend welcher Gefahr. Die Entbindung — ein schweres Stück, oft ein tödliches, aber bei ihr, von der ich spreche, war alles in bester Ordnung und durchaus nichts zu befürchten. Dem Mann wurde die ganze Geschichte schließlich überdrüssig. Einmal beim Mittagessen wurde er ärgerlich und fragte:

„Höre, Natascha, wann werden die Dummheiten endlich ein Ende nehmen?"

„Es sind keine Dummheiten. Ich spreche im Ernst."

„Unsinn! Ich möchte Dir rathen, endlich damit aufzuhören, damit Du Dich nachher nicht selbst schämst."

Und endlich kam der kritische Tag. Der Mann brachte die geschickteste Frau mit aus der Stadt. Es war das erste Kind, aber alles gieng so gut wie möglich vonstatten. Als es vorüber war, wollte die junge Mutter das Kind sehen. Sie betrachtete es und sagte:

„Nun, jetzt kann ich sterben," — nahm Abschied, schloss die Augen und gab nach einer halben Stunde den Geist auf. Bis zum letzten Augenblick war sie bei Bewusstsein. Als ihr statt Wasser Milch gereicht wurde, flüsterte sie wenigstens ganz leise:

„Warum gebt ihr mir Milch statt Wasser?"

„Sehen Sie, das ist die Geschichte. Wie sie vorhergesagt hatte, so starb sie auch."

Der Untersuchungsrichter schwieg, seufzte und sagte:

„Nun erklären Sie, woran ist sie gestorben? Ich versichere Ihnen auf Ehrenwort, dass es nichts Erdichtetes ist, sondern ein Factum."

„Überlegend betrachtete der Doctor den Himmel.

„Sie hätte obduciert werden müssen", sagte er.

„Weshalb?"

„Um die Todesursache zu erfahren. An ihren Vorhersagungen ist sie nicht gestorben. Wahrscheinlich hat sie sich vergiftet."

Der Richter drehte dem Doctor schnell das Gesicht zu und fragte, mit den Augen blinzelnd:

„Woraus schließen Sie, dass sie sich vergiftet hat?"

„Ich schließe es nicht, ich muthmaße nur. Lebte sie mit ihrem Manne gut?"

„Hm . . . nicht ganz. Die Missverständnisse fingen bald nach der Hochzeit an. Es war solche unglückliche Folge von Umständen. Die Verstorbene fand ihren Mann einmal mit einer Dame . . . Übrigens verzieh sie ihm bald."

„Und was war früher, der Verrath des Mannes oder das Erscheinen der Todesgedanken?"

„Für Di no lang z'guat“, erwiderte die Frau spitz, „freili, an Dir sparst D' nix und wann's an Funfzger kost, aber wann i an neugen Huat oder nur a par neuge Handschuh haben will, nacha sind Dir sieben Zehnerln z'viel.“

„Kreuzsakra, hiatz sei stad,[1]) sonst wer i schichti,[2]) antwortete Herr Kratzer, der sich sonst einer „hochdeutschen“ Redeweise befleißigte, im unverfälschten Steirerdialecte. „Es war ein Gelegenheitskauf, wie er einem nicht so bald unterkommt. Unser Böhm, der brave Meister Toplischek, die Perle aller Schneider, hat in Graz beim bekannten ewigen Tuchausverkauf 'nen Rest erstanden, der, wie er hoch und theuer schwört, von der ‚letzten englischen Neuheit‘ überblieben ist. So was hab ich doch benützen müssen — so 'n Überzieher kann bei uns im Markt nicht leicht wieder einer kriegen.“

„Ei freili! Als ob der Böhm nit seit jeher a Schlaucherl wär! A Resterl hat er leicht übri ghabt, von 'ner andern Bestellung! Aus so an Abfall macht man so an dürren Haken wie Dir leicht an schön' Überzieher. — Und auf a Paar Gamaschen und an Brustfleck bleibt a no was übri“, setzte die Frau noch als Trumpf hinzu.

„Hast leicht spotten über meine Magerkeit, Alte! Die kommt eh nur von Deinem ewigen Gselchten mit Kraut zu Mittag und Buttererdäpfel auf d' Nacht! Und nebstbei, wenn man bereits eh nix hat, was . . . was ein'm Gusto machen thät . . .“

„Na, wart nur, Schlankerl! Recht gschicht's Dir, dass D' morgen einruckst auf a paar Wochen zu die Kaiserlichen! Da wirst schon an Gusto kriegen! Da wird Dir 's Commissbrot g'wiss besser schmecken als z'haus die Dampfnudeln, und 's Brunnenwasser besser als bei uns der Schilcher! Und nacha, wannst zruckkommst, kannst Dein neuchen Überzieher ruhig in Kasten henken lassen, nacha thut's a — Schirmfutteral ah, Du Dürrbeindl Du!“ Mit dieser liebenswürdigen Prophezeiung schlug Frau Kratzer erregt die Thüre hinter sich zu und begab sich in ihr souveraines Herrschaftsbereich, die Küche.

„Aber Weiberl! Herzerl! . . .“ rief ihr Herr Kratzer mit süßestem Tonfall nach. Er war um seine ganze kampfesfreudige Stimmung gebracht durch die plötzliche Erinnerung an seine für morgen bevorstehende Abreise zur Waffenübung, welche er als Winkelschreiber ohnehin durch alle möglichen Kniffe und Gesuche bis an die denkbar äußerste Zeitgrenze hinausgeschoben hatte. Auch fiel ihm ein, dass er seiner Frau noch etwas sehr Wichtiges zur Genehmigung zu unterbreiten hatte: nämlich seinen Plan, heute nicht zu Hause zu nachtmahlen, sondern mit seinem Freund, dem Weinhändler Blasius

[1]) still. [2]) zornig.

„Hm . . . Seltsam . . . Ich entsinne mich, sie hielt sich etwas Derartiges . . . Aber schwerlich . . .“

Auf dem Rückweg sah der Richter abgespannt aus, kaute nervös am Schnurrbart und sprach unlustig.

„Lassen Sie uns ein wenig zu Fuß gehen“, bat er den Doctor. „Ich mag nicht mehr sitzen.“

Nach hundert Schritten war der Untersuchungsrichter, wie es dem Arzt schien, so abgemattet, als hätte er einen hohen Berg erstiegen. Er blieb stehen und sagte, indem er den Doctor mit sonderbaren, wie trunkenen Augen ansah:

„Mein Gott, wenn Ihre Vermuthung richtig ist, aber das wäre ja . . . grausam, unmenschlich! Sie vergiftete sich, um einen andern damit zu strafen! Ist denn die Sünde so groß! Ach, mein Gott! Warum gaben Sie mir diesen verfluchten Gedanken ein, Doctor!“

Verzweifelt griff er sich an den Kopf und fuhr fort:

„Das habe ich Ihnen von meiner Frau erzählt, von mir. O, mein Gott! Ja, ich bin schuldig, ich habe Sie gekränkt, aber ist denn sterben leichter, als verzeihen! Das ist doch wirklich Weiberlogik, grausame, unbarmherzige Logik. O, sie war auch damals im Leben grausam. Jetzt fällt es mir ein! Jetzt ist mir alles klar!“

Der Untersuchungsrichter sprach und zuckte dabei bald die Schultern, bald griff er sich an den Kopf. Bald setzte er sich in den Wagen, bald gieng er zu Fuß. Es war, als betäube und vergifte ihn der neue Gedanke, den der Doctor angeregt hatte; er wusste nicht aus noch ein, erschlaffte an Körper und Seele, und als sie in die Stadt zurückkehrten, verabschiedete er sich von dem Doctor, das Mittagessen ablehnend, obwohl er am vorhergehenden Tage dem Doctor versprochen hatte, mit ihm zu essen.

Der neue Ueberzieher.

Eine Humoreske von **Dr. Franz Seelich.**

Was, schon wieder an neugen Überzieher?“ rief die Frau Sollicitator ihrem schmunzelnd in die Thüre tretenden Eheherrn entgegen, „und so ganz hoamli, ohne mir ehnder was z'sagn? Is denn Dein alter nicht noch wie neu? — ganz wie neu?“

„Ja, liebe Alte“, seufzte Herr Florian Kratzer mit einem sprechenden Blick auf seine in ihrem Äußeren etwas vernachlässigte Ehehälfte, „so neu, wie eben alle Dinge dieser Welt nach vieljährigem Gebrauche sein können.“

„Weinbeißer“, und diese letzteren wissen ohnehin alle, wie es bei solchen Gelegenheiten zugeht. Ich will erwähnen, dass an diesem Abende nicht nur Herr Kratzer, sondern auch der in Begleitung mehrerer Genossen erschienene Herr Trumm — der am nächsten Morgen eine mehrwöchentliche Geschäftsreise antreten sollte — einen „Abschied“ zu feiern Anlass hatte, und dass daher dieser doppelte Anlass naturgemäß eine verdoppelte Wirkung nach sich zog. Der Schauplatz der Thaten wurde erst spät nach Mitternacht unter der barmherzigen Mithilfe des Kreuzhofbauer-Wastl sammt Ross und Leiterwagen geräumt. Mit Schirmen, Stöcken, Überziehern und Mänteln wie mit Trophäen überdeckt, wurden so die sanft entschlummerten Gebliebenen — Mann, Weib und Kind — heimbefördert und vor den entsprechenden Wohnungen sammt Gepäck abgeladen. Unter diesem befand sich auch der nicht unzerknittert und fleckenlos davongekommene neue Überzieher, der gegenüber seinem Besitzer allerdings den Vortheil hatte, sich nunmehr wochenlang im kühlen Schranke von den gehabten Strapazen erholen zu können. — — —

Die für die „meisten“ mehrjährigen Eheherren (aus Rücksicht für die verehrlichen Leserinnen, von denen jede verheiratete mindestens eine Ausnahme beanspruchen wird, sage ich nicht „alle“) anfänglich nicht unerfreuliche zeitweise Abstreifung des ehelichen Joches hatte sich für Herrn Kratzer infolge der bekannten begleitenden Umstände durchaus nicht zu einer heiteren Unterbrechung des gewohnten Alltagsdaseins gestaltet, und nachdem seine anfangs männlich stolzen Briefe immer jämmerlicher und zerknirschter geworden waren, kehrte am jämmerlichsten und zerknirschtesten er selbst eines Abends in die Arme seiner liebenden Gattin zurück, um gleich am nächsten Morgen als „Civilist“ wieder in die Kanzlei einzurücken. Aber, o Graus! Die oben erzählte eheweibliche Prophezeihung war wirklich eingetroffen! Hatte er beim Anziehen schon Hosen und Weste um die ohnehin stets überschlanke Mitte des Leibes erheblich zusammenziehen müssen, so war ihm erst der Überzieher, der schöne neue Überzieher so erschrecklich und unglaublich weit geworden, dass Frau Kratzer, und vor dem Spiegel dann auch er, die Hände über dem Kopfe zusammenschlugen. Wie um einen Kleiderstock hieng das aus dem Reste der „letzten englischen Neuheit“ verfertigte Wunderwerk um seine zarten Glieder, so dass er gebrochen auf einen Sessel zusammensank, und in der Stille berechnete, wie viel Lebenstage ihm wohl noch die schreckliche Auszehrung, die er sich im kaiserlichen Dienste geholt, gönnen würde, und auch seine Frau, durch das beängstigende Zutreffen ihrer Vorhersage wirklich ganz ängstlich und kleinlaut geworden, heimlich im Büchel der Kranken- und Leichencassa nachsah, ob wohl alle Raten richtig bezahlt seien. Nach einer kleinen ehelichen Rühr- und Liebesscene, bei der es ein paar aufrichtig gefühlte Seufzer und Thränen gab, be-

Trumm, zur Feier des Abschiedes in den „städtischen“ Weingarten zu pilgern. Aber das „Weiberl“ hörte den süßen Lockruf nicht mehr oder wollte ihn nicht hören, und ihr in die Küche, ihr Arsenal, nachzufolgen, schien in der durch das eben stattgehabte Geplänkel gegebenen kritischen Lage nicht eben rathsam. Der findige Herr Kratzer griff daher zu dem schon öfter angewendeten — aber hier nicht zur Nachahmung empfohlenen — herzlosen Mittel: er kniff seinen kleinen Buben, der in einer Ecke auf dem Bauche lag und spielte, ein wenig in den rundesten Theil seiner Rückseite. Dieser „Kniff“ hatte die erwartete prompte Wirkung: mörderisches Geschrei des Buben und Hereinstürmen der Gattin und Mutter („wie eine Löwin“ hätte ich beinahe gesagt) — hin zu ihrem Jungen, den unvermeidlichen Kochlöffel in der Hand.

„Nix is, Weiberl!“ beschwichtigte Herr Kratzer und fasste sie, nicht ohne Absicht, zärtlich bei dem bewaffneten Arm, „der Bub ist nur ein bischen auf die Nase gefallen . . . . aber gut, dass Du da bist! Geh! lass heut die Buttererdäpfel ungekocht und zieh Dich rasch an, wir wollen heute, wie sich's gebürt, außer Haus Abschied feiern —“

Die hiemit bewusst herbeigeführte Sprachlosigkeit seiner Ehehälfte benützte Herr Kratzer geschickt zu den erläuternden Worten:

„Mein Freund Trumm, der Blasius Trumm, hat mich und Dich („und Dich“ log er) eingeladen — er zahlt alles! . . . Geh, heut wollen wir noch lustig sein! Wer weiß“, fügte er mit einem schweren Seufzer hinzu, „wer weiß, wie, wann und ob ich wiederkehre . . .“

„Was, der Trumm?“ rief Frau Kratzer mit kräftiger Benützung ihrer inzwischen wiedergefundenen Sprache, „der Trumm, der wamstigte, der Giftmischer, der unsern guten Landwein so zuricht't, dass 'n neambd, er selbst ah nit, wiedererkennt? Von dem solln wir ehrliche Leut uns aushalten lassen? Das kann seine noblichte Frau Wirtschafterin thun, die kecke Tudl, der er erst vor a paar Tagen a neugs Seidenkleid g'kauft hat — aber i nit — i g'wiss nit . . .“

Die Betonung, mit der diese Ablehnung ausgesprochen wurde, klang aber so merkwürdig, dass Herr Kratzer schon sein Spiel gewonnen sah, und thatsächlich gelang es ihm mit der Versicherung, dass die „Frau Wirtschafterin“ ganz gewiss nicht mit von der Partie sei, den schwachen Widerstand seiner Frau zu besiegen, und bald wandelten Vater und Mutter, das Kind am Arme führend, einträchtig und in frohester Laune dem städtischen Weingarten zu.

Mit einer Wiedererzählung dessen, was sich dort zutrug, will ich die heute so zahlreichen P. T. Mitglieder und Förderer der Anti-alkohol-Vereine, denen der „köstliche“ steirische „Schilcher“ ein Gift und Greuel ist, nicht zwecklos aufregen. Die Nerven der Abstinenten sind ja viel feiner und nicht so abgestumpft wie die der rückständigen

Herr Kratzer, in dem Gedanken, dass sein Freund so reichlich und überflüssig hatte, was ihm selbst so schmerzlich und gefahrdrohend abgieng, unterdrückte einen tiefen Seufzer, aber sich zur Heiterkeit zwingend, lachte er: „Glaub doch den dummen Ärzten nichts — die verstehen nichts, als einen zum Narren oder Bettler zu curieren.“

„Ja, ja,“ versetzte der Weinhändler boshaft, „die einen Schelme curieren, die andern processieren einen dazu! — Dem drüben thät i's eh nit glauben, dass i krank bin, aber . . . . Da siech mal selbst! . . . Wohin soll mi denn das führn, wann i weiter a so aus die Kleider aussiwachs?“

Mit diesen Worten hatte er den Überzieher, der hinter ihm am nächsten Haken hieng, ergriffen, und schnell angezogen. Derselbe — passte ihm wie angegossen! Als er so an sich herunterblickte, nahm seine Miene den Ausdruck starren Entsetzens an, und sprachlos schien er die spärlichen Gedanken, die in seinem Kürbisschädel neben den vielen Alkoholdünsten kümmerlich Platz zu finden gewohnt waren, mit Mühe sammeln zu wollen. Die gleiche Arbeit schien Herrn Kratzer zu beschäftigen, doch wurde er, als der flinkere und pfiffigere, schneller damit fertig, und stieß plötzlich, wie vom Lichtstrahl einer Ahnung durchleuchtet, einen unschilderbaren Schrei aus, der sich in ein wahnsinniges Gelächter fortsetzte. Der neugierig aufhorchenden übrigen Gäste ganz vergessend, packte er die Sauerbrunnflasche und das Wasserglas, schleuderte sie voll unbändigen Vergnügens in die Mitte des Zimmers und gröhlte beim Anblick der tausend Trümmer, in die sie zerschellten.

„Blasius, Du Kameel!“ zischte er ihm ins Ohr — Du urgesundes Rindvieh Du! Theurer Bruder und Genosse meiner eigenen Dummheit, begreifst Du denn nicht? Schwant Dir nicht, dass uns damals bei der Abschiedskneiperei im städtischen Weingarten die Überzieher, die unser Böhm aus einem und demselben Reste der „letzten Pariser Neuheit“ zusammengeschneidert — verwechselt worden sind? . . . Loisl, zwei Liter Schilcher, vom Allerbesten! Aber schnell!“ — —

Herr Sollicitator Florian Kratzer erschien an diesem Tage noch nicht in der Kanzlei, sondern ließ sich „unpäslich“ melden. Wirklich war er's aber erst am nächsten Tage, als er mit einem riesigen Brummschädel wieder Acten mundieren musste. Zur Genugthuung seiner Gattin und zu seinem eigenen stillen Bedauern war es nun mit der ersehnten Dickfütterung allerdings „Holler“ — aber am meisten verdross es ihn, und auch seinen Freund Blasius, dass die Geschichte natürlich ruchbar geworden, und die beiden da und dort von den Bekannten theilnahmsvoll befragt wurden, wie Herrn Trumm die Karlsbader Cur bekommen habe, beziehungsweise, ob Herr Kratzer sich nicht bald in die neue Mastanstalt für Lungen-, Nerven- und — andere Kranke begeben werde.

riethen die Eheleute, was nun zu thun sei. Das Mittel, den Überzieher ein wenig zurechtschneidern zu lassen, wurde, weil keine Gewähr dauernden Erfolges bietend, und aus Furcht vor Gespötte, verworfen, und Mann und Weib entschlossen sich einhellig zum Versuche der Anwendung einer — Mastcur, und zwar ohne Beiziehung eines Arztes. Denn wie die Ärzte den Juristen meist nicht grün sind, so halten andererseits auch die Juristen von den Ärzten nicht viel — und Herr Kratzer hielt sich für einen Juristen, und behauptete, dass er beim Verfassen einer Klage oder eines Recurses in etlichen Minuten mehr Gedankenarbeit leiste, als so ein „Salbenschmierer“ in einem ganzen Jahre. (Sein kluger Chef versuchte ihn freilich immer zu belehren, dass nur die dummen Ärzte die gescheiten Juristen, und nur die dummen Juristen die gescheiten Ärzte nicht leiden können — was sich sehr natürlich von selbst erklärt). — Die „Mastcur“ war Herrn Kratzer in seinem ausgehungerten Zustande so sympathisch, dass sich schon beim Gedanken an dieselbe sein Lebensmuth wesentlich hob. Nachdem er die finanziellen Bedenken der Hausfrau durch den Hinweis auf die Zulage, die ihm sein Chef vom nächsten Ersten versprochen, und durch eine geschickte Anspielung auf sein eigenes, baldigst zu erwartendes Ableben ein wenig zerstreut, bestimmte er sie leicht, gleich heute mit der Cur zu beginnen.

Schwer seufzend, wenn auch nicht mehr ganz hoffnungslos, machte er sich sodann, den fatalen Überzieher nur um die Schultern gehängt, auf den Weg zur Kanzlei. Aber „zwischen Lipp und Kelchesrand“ gibt es oft unüberwindliche Hindernisse. Herr Kratzer musste auf seinem Wege beim Gasthause „zum Protzenhuber“ vorbei, wo hinter den großen Scheiben das Mondgesicht seines, eben auch in die heimatlichen Gefilde zurückgekehrten Freundes Blasius Trumm herausleuchtete. Es bedurfte kaum des energischen Winkens des dicken Blasius, um unseren Kratzer in die einladende Fensternische hineinzulocken. „Je früher ich die Cur beginne, desto besser“, dachte er, und beim Anblick der ersten vollen Gläser, in denen der liebliche Nektar perlte, war sein Amtsgewissen vollends beschwichtigt. Blasius Trumm streckte Herrn Kratzer — der seinen leidigen Überzieher blitzschnell auf den nächsten Haken hängte — beide Arme entgegen, und die mürrische Miene, mit der er die vor ihm stehende, große grüne Sauerbrunnflasche angestarrt hatte, schien sich ein wenig aufhellen zu wollen.

„O, Florian, Florian“ — sprach er tonlos. „Was seh ich?“ war das erste, was Kratzer staunend hervorbrachte, „Du trinkst Wasser? Bist Du denn krank?“

„Wie's D' grad willst“, knurrte der Weinhändler verdrießlich, „i fühl mi pumperlgsund, aber der pritschte Bader da drüben meint, i hätt a „Leberschwellung“ und müaßt glei nach Karlsbad, sonst kriaget i a unheilbare Verfettung.“

Gases, das unsere Retorte zersetzt, die Natur des Thieres, das unser Messer seciert, ja selbst die Natur des Sonnenstrahls, den unser Spectrum zerlegt. Aber dieses Wissen und Erkennen ist nicht gleich jener Sonne, die einst geleuchtet hat und die nur wenigen noch leuchtet, gerade jenen, von denen die stolze Wissenschaft behauptet, dass sie im Dunkeln tappen. Das Wissen und Erkennen des Erdensohnes ist nicht gleich der Sonne des Ideals, die einst das menschliche Leben so golden und warm gemacht hat. Die Sonne Homers, sie leuchtet uns nicht mehr. Die Sonne Christi, sie leuchtet uns nicht mehr. Früher war es in unserer nächsten Umgebung dämmerig, aber in allen Fernen licht. Jetzt ist es nahe um uns licht und in den Fernen dunkel. Denn nahes Licht blendet den Fernblick. Wenn uns jetzt die Astronomie ein paar Millionen Kilometer in die Unendlichkeit der Himmel blicken läst, so ist das nichts im Vergleiche mit jenem Licht, das uns den Himmel ewiger Glückseligkeit vorgestellt hat. Als die Wissenschaft anfieng, redlich zu lehren, war ihr erstes Geständnis das: Wir wissen nur, dass wir nichts wissen können. Das freimüthigste und wissenschaftlichste Resultat, das der Wissenschaft je gelungen ist. Vermöge unserer Weisheit wissen wir, dass wir nichts wissen können.

Für uns Menschen gibt es übrigens gar kein Wissen, sondern nur ein Forschen. Wissen wäre auch schon Stillstand, Forschen ist Vorschritt. Forschen ist niemals Licht, nur ein Suchen nach dem Licht, ein Tappen im Dunkeln, vielleicht geleitet von dem vorausgesetzten Lichte, dem Ideal. Je nach dem Ideal ist die Richtung des Suchens eine verschiedene, was aus der Geschichte der Philosophie so gut zu ersehen ist. Zu Zeiten, als die Sehnsucht nach ewiger Rettung vorhanden gewesen, hat man nach Gott geforscht. Zu Zeiten, als die Völker und Staaten von äußeren Feinden besonders bedroht waren, hat man nach Wehrmitteln gesucht. Zu Zeiten, da die Menschen in der Industrie und im Weltverkehr ihr Ziel zu finden glauben, spannen sie ihr Forschen nach Vervollkommnung der Technik, der Eisenbahn und Schiffahrt ein. Und diese Wissenszweige erreichen ihre Ziele, die aber gar klein und enge sind im Vergleiche zu dem, was das ewige Licht der Ideale der Menschheit gezeigt hat. Das Ideal unserer Zeit — sagt der Forscher — heiße Wahrheit. Heiße ergründen, nicht wie die Dinge den Menschen ererscheinen, sondern wie sie an sich sind. Ich meine, dasselbe Ziel hätten die Denker aller Zeiten gehabt. Ja, viele hatten sich sogar eingebildet, dieses Ziel gefunden zu haben. Wenn es für die Menschen eine absolute Wahrheit gibt, so ist es eben die Erkenntnis, dass es für sie keine absolute Wahrheit gibt, nur stets eine relative. Warum sage ich es denn so dreist, dass wir die Wahrheit an sich nie ergründen werden? Gerade auf Grund der Wissenschaft sage ich es, die es gar nicht oft genug

Christus in der Kunst.

Von Marx Möller.

Das ist ein Zeichen unsrer Zeit:
Nun kommt der Heiland in die Mode;
Sie pinseln uns sein Erdenleid;
Sie ziehn Effect aus seinem Tode;
In den Gemäldegallerien
Ist immer wieder er vertreten;
Sie „idealisieren“ ihn! — —
Wer aber weiß zu ihm zu beten?

Sie eilen hin von nah und fern;
Sie drängen sich im Bildersaale;
Sie spüren nicht den bittern Kern;
Sie freuen sich der bunten Schale;
Bald schmückt der Bilder bunter Hauf
Verstreut der reichen Leute Wände. — —
Wer hängt sein Bild im Herzen auf,
Dass es ihm Licht und Tröstung spende?

Hellenisch-schön und weibisch-mild,
Dann wieder mystisch und verschroben,
So ist er nur ein schönes Bild,
Geschmack und Kunstsinn dran zu proben!
Es hilft euch nichts! Ihr werdet's sehn!
Auf Leinwand braucht er nicht zu schweben!
Im Herzen muss er auferstehn,
Und da euch Weg und Wahrheit geben! „Thürmer.“

Lichte und Gesichte.

Das Wissen wird gerne mit dem Lichte verglichen — ein Gleichnis, das eben auch hinkt. Darum, weil zum Klarsehen Licht gehört, ist das Klarsehen selbst noch lange nicht Licht, es ist nur die Folge des Lichtes. Licht ist die Voraussetzung des Sehens; wenn es finster ist, sieht das beste Auge nichts. Oder will man sagen, Wissen und Erkennen bringe uns Licht? So kann man deshalb nicht sagen, weil das Licht schon vorher dagewesen sein muss, weil uns gerade das Licht zeigen muss, was richtiges Wissen und Erkennen ist. Die Leute glaubten zu aller Zeit, das Richtige zu wissen und zu erkennen, doch was halten sie heute für wahr und was ist früher wahr gewesen?

Mich dünkt manchmal, dass Erkennen und Wissen nicht immer erleuchtet, dass es unser Leben gar oft recht dunkel macht. Oder zerstört es nicht eins ums andere unserer hellen Anbilder? Es ist gleich einer Ampel, die uns wohl die nächsten Gegenstände beleuchtet, die Natur des Steines, den unser Hammer zerbröckelt, die Natur des

Schmäht mir deshalb die Einbildung nicht. Sie kann freilich so gut auf Abwege führen wie der Irrthum in der Wissenschaft, aber sie kann uns stark, glücklich, selig machen. Die Wissenschaft hat ihr rechtmäßiges Bereich, aber hüte sich, jene heiligen Werte des Menschenherzens anzutasten, von denen sie nicht einen zu ersetzen vermag. M.

Zur Frage der Leichenverbrennung.

Von **Prof. Dr. Vidmar.**

Als ich letzthin im Novemberheft dieser Zeitschrift in der „Kleinen Laube“ das Scharmützel der zwei kritischen Landpfarrer gelesen hatte, erinnerte ich mich dabei unwillkürlich eines Vortrages, den ich seinerzeit, als ich noch in Krems domicilierte, bei einem Vortragscyklus des allgemeinen niederösterreichischen Volksbildungsvereines daselbst über „die Gründe für und wider die Leichenverbrennung“ gehalten habe. Was ich an diesbezüglichen Notizen und Aufzeichnungen noch auffinden konnte, versuche ich, unter gleichzeitiger Benützung der mir hier auf dem Lande nur spärlich zu Gebote stehenden einschlägigen Literatur, nachstehend zu einem Ganzen zusammenzustellen, um einmal auch die Leser des „Heimgartens“ über diese Frage in etwas zu informieren und zu orientieren, damit sie dann leichter sich zurecht finden, wenn sie in den Tagesblättern die oft nichts weniger als objectiven, oft geradezu leidenschaftlichen Berichte zu lesen bekommen, die bald aus diesem, bald aus jenem Anlasse zu der besagten Frage unter das Volk gebracht werden.[1])

[1]) Die Notizen und Excerpte, die ich mir seinerzeit bei der Vorbereitung auf meinen Vortrag, wo es einer Angabe der benützten Literatur nicht bedurfte, auf diesen Zetteln und Zettelchen gemacht und gesammelt hatte, sind hauptsächlich folgenden Schriften und Aufsätzen entnommen; Moy-Vering: Archiv des Kirchenrechtes Bd. I; Zeitschrift „Der Katholik“, Maiheft 1894; Historisch-politische Blätter, Bd. II des J. 1874; Dr. Hermann Schell: „Die neue Zeit und der alte Glaube“; insbesondere aber die beiden Hefte der „Frankfurter zeitgem. Broschüren“ von Dr. Schütz (1882) und Dr. Greiffenrath (1894). Da ich heute nur mehr besagte Notizen und leider nicht auch die eben aufgezählten Schriften selbst zur Hand habe, bin ich außerstande, mich selbst zu controlieren, in wie weit dieselben in dem vorliegenden Aufsatze, der nur eine Blumenlese und Compilation sein will, mitbenützt erscheinen. Beim Niederschreiben desselben habe ich jetzt neu auch zu Rathe gezogen die Hefte 5 und 6/7 im II. Jahrgang der Zeitschrift der Leo-Gesellschaft „Die Cultur“ mit ihrem Artikel „Neue Wendungen in der Leichenverbrennungsfrage“ von Prof. Dr. Swoboda.

Aus der Parteiliteratur der Freunde der Feuerbestattung, die ich auch vielfach eingesehen, seien als besonders beachtenswert angeführt: deren Zeitschrift „Phönix“ (Schriftleitung: Wien, VII., Siebensterngasse 16); „Ein Wort zur Aufklärung über die Feuerbestattung“, herausgegeben vom Verein „Die Flamme“; Dr. Julius Kratter: „Über die Schicksale der Leichen im Erdgrabe“; Dr Brackenhoeft: „Die Zulassung der Feuerbestattung, eine Consequenz des Rechtes und ein Gebot der Toleranz“; Freih. v. Engerth: „Fortschritte der Feuerbestattung in Deutschland“; Sanitätsrath Dr. Alber: „Die Feuerbestattung, eine Forderung der Hygiene“; endlich auch v. Doblhoff: „Crematorien und Columbarien der Neuzeit“.

demonstrieren konnte, dass es in unserem Haupte einen göttlichen Geist nicht gibt, dass unser Gehirn nur eine thierische Substanz ist. Und diese Wissenschaft will mit diesem Gehirn die Wahrheit finden!

Wie die Geschlechter ihre verschiedenen Anbilder, Bedürfnisse und Richtungen haben, so trachtet die Wissenschaft nach denselben Richtungen hin und ist in gewissem Sinne allmächtig. Wenn einmal genug Menschen ihre Leidenschaft aufs Fliegen setzen, so wird die Wissenschaft das Fliegen zustande bringen. Wenn es einmal darauf ankommen sollte, bei der übervölkerten Erde aus Steinen Brot zu formen, die Wissenschaft wird es können. Wenn die Leute einmal das Bedürfnis haben sollten, dass zweimal zwei nicht vier, sondern fünf sei, so wird die Wissenschaft nicht ruhen, bis sie dieses Kunststück zuwege gebracht hat. Und wenn der natürliche Mensch zu den Naturgesetzen dieser Wissenschaft nicht passen sollte, so wird sie einen künstlichen Menschen machen, einen Homunkel, der ihr vollkommen angepasst ist.

Für den natürlichen Menschengeist gibts außer der Wissenschaft noch anderes. Es ist banal, das zu sagen, aber nicht überflüssig. Die Wissenschaft geberdet sich manchmal, als wolle sie im Haupte des Menschen sonst nichts dulden, als sei sie allein der Erbpächter und als vermöge sie allein alles zu schlichten, was uns bedrängt, bange macht und peinigt. In der That schlichtet die Wissenschaft nicht eine Herzensangelegenheit, nicht eine, die nicht auch ohne sie geschlichtet werden kann. Aus Herzensangelegenheiten aber besteht das ganze menschliche Naturleben, und was die Wissenschaft dazuthut, das mag wohl als sehr willkommener Aufputz gelten, doch die oberste Stelle gebürt ihr nicht.

Die oberste Stelle gebürt jenem ewigen Lichte, das uns ein inneres Gesicht zeigt, eine Vorstellung, die uns erlösen, glücklich und selig machen kann. Und wäre einer der größte Ignorant, wenn in seinem Herzen ein solches Ideal leuchtet, so ist er verklärter, als wenn alle Lichter und Leuchten der Wissenschaft um ihn einen Fackelzug abhielten.

Es gibt Wirklichkeitsfanatiker, die nur das für wirklich halten, was unsere Sinne wahrnehmen können, und die außerhalb dieser Realität kein Gut erkennen. Da möchte man doch fragen, ob sie bei Troste sind. Eine Einbildung, eine Vorstellung, ein Ideal, ist denn das etwas Unnatürliches, Nichtwirkliches? Ist es nicht geradeso der Ausfluss der Naturkraft als das Arbeiten einer Maschine? Und kann ein durch die Phantasie erzeugtes Gut nicht geradeso wirklich weil wichtig für uns sein als ein materielles? Entspringt die Vorstellung nicht genau demselben Gehirn als das wissenschaftliche Denken? Und ist nicht auch dieses in sehr vielen Fällen Einbildung, Vorstellung? Nur dass es uns gar so selten das Gemüth sonnig und warm macht.

Völker der alten und neuen Welt, gleichviel zu welcher Religion sie sich bekennen, Christen und Juden, Mohamedaner, Buddhisten und Chinesen, sie alle begraben heutigen Tages ihre Todten; auch bei den uncultivierten Negern Afrikas und den Rothhäuten Amerikas ist dies der Fall, ja selbst die Hindus, bei denen, wie bei einigen kleinen Stämmen im Himalajah und an der Grenze von Birma, die Leichenverbrennung sich bis in die neueste Zeit hinein erhalten hat, fangen allmählich an, die Leichenbeerdigung auch für ihre höheren Volkskasten, für die Bramanen und Krieger, einzuführen. Wenn man nun annimmt, dass die Cultur und Civilisation, sie im allgemeinen, d. i. ohne Rücksicht auf ihren jedesmaligen Träger betrachtet, im Laufe der Jahrhunderte fortschreitet, und dass die ungetheilte Ausbreitung einer Sitte auf deren Zweckmäßigkeit schließen lässt, was beides wohl niemand im Ernste bestreiten wird, so ist nach dem Zeugnis der Geschichte die Leichenbeerdigung sowohl die zweckmäßigste als die einer gebildeten Nation würdigste Bestattung der Todten.

Trotzdem ist in neuerer Zeit innerhalb gebildeter Nationen wiederholt der Versuch gemacht worden, die Leichenbeerdigung auf dem ganzen Erdenrund abzuschaffen und sie durch die Leichenverbrennung zu ersetzen. Wenn man aber von einer nahezu schon zweitausendjährigen Übung, die in den Tiefen des menschlichen Gemüthes zu wurzeln scheint, abweichen will, dann müssen bestimmte gewichtige Gründe dazu drängen, muss eine gebieterische Nothwendigkeit dazu vorliegen. Wir werden diese Gründe noch im Nachfolgenden alle kennen lernen und auf ihren Wert prüfen; zuvor aber wollen wir aus der Vorgeschichte der heutigen Leichenverbrennungsbewegung wenigstens die wichtigsten Daten uns vergegenwärtigen.

Der erste Versuch einer Einführung der Leichenverbrennung in neuerer Zeit wurde in Frankreich zur Zeit der französischen Revolution gemacht, damals also, als ja auch so manche andere heidnische Gebräuche repristiniert werden sollten. Schon arbeitete man an einer sich darauf beziehenden Gesetzesvorlage; doch blieb es bei der alten christlichen Sitte, weil Napoleon der geplanten Neuerung keinen Geschmack abgewinnen konnte. Von jener Zeit an ruhte die abenteuerliche Idee bis in die Mitte des abgelaufenen Jahrhunderts. Da tauchte sie auf einmal in mehreren Städten Europas zugleich auf, unter anderen auch in Berlin, wo J. Grimm im Jahre 1849 in der Akademie der Wissenschaften das System der Leichenverbrennung empfahl und in Vorschlag brachte. Allein auch jetzt wollte die Idee noch nicht recht zünden. Dafür bemächtigte sich derselben nochmals die Tagespresse, hauptsächlich hygienische Gründe in allen möglichen Variationen geltend machend, was zur Folge hatte, dass die Frage: ob die menschlichen Leiber, statt sie der Erde zur Ver-

Man hat diese Frage eine brennende genannt und mit Recht, denn sie wird geschürt mit viel überflüssiger Hitze — hüben und drüben. Es hätte niemand dafür oder dagegen sich aufgeregt, wenn nicht die Art und Weise ihrer Behandlung dazu geführt hätte. Eine Nothwendigkeit aber ließe sich ruhig und am besten sachlich erörtern. Indessen ist sie auch an und für sich deshalb eine brennende, da sie immer wieder aufgeworfen wird und einer Lösung bedarf. Es fragt sich nur, ob sie auch von Seite eines Nicht-Mediciners behandelt und erörtert werden darf?

Wäre die Frage eine rein medicinische, so müsste man dies verneinen und ich würde besser thun, die Feder hinzulegen und die Sache, die ich hier angefangen, fein bleiben zu lassen. Allein sie ist keine ausschließlich fachwissenschaftliche, sondern eine allgemeine, eine gesellschaftliche. Es ist eine der Fragen, deren Behandlung gerade dadurch leidet, dass man sie aus dem allgemeinen Gefüge, in dem sie steht, herausreißt und von einem einseitigen Fachstandpunkt aus betrachtet.

Die fachwissenschaftlichen Einzelergebnisse müssen allerdings gewürdigt werden; aber andere Erwägungen dürfen nicht einfach ignoriert und bei Seite geschoben werden. Vor Allem haben wir für unseren Gegenstand zunächst schon das Zeugnis der Geschichte zu Rathe zu ziehen!

In den Zeiten des Alterthums war die Bestattung der Todten je nach den verschiedenen Rassen und Stämmen der Völker eine sehr mannigfaltige, auch wenn von den unwesentlichen Formen und Umständen der Leichenverbrennung ganz abgesehen wird. Die Reiterstämme der Mongolen und Tartaren z. B. bestatteten ihre Todten auf ebener Erde und führten alsdann aus Steinen und Erde gebildete Hügel, sogenannte Kurgane und Mogili's, über ihnen auf, deren Höhe zuweilen 40 Meter und noch darüber beträgt. Die Völker der indogermanischen Sprachfamilie, z. B. die Kelten, Griechen, Römer, Germanen und Gallier, setzten die Leichen in Erdgräben bei, bald mit, bald ohne Anwendung von Särgen, und errichteten dann Steindenkmäler darüber, die Kelten z. B. in der Form eines sogenannten Dolmen, d. i. eines Steintisches oder Steinkreises, die Römer in der Form eines mit einer Inschrift versehenen Grabsteines. Die semitischen Völkerschaften, unter welchen besonders die Hebräer und Etrusker zu nennen sind, begruben ihre Todten bald in Grüften, bald in natürlichen oder künstlichen Höhlen, welch letztere wieder entweder vereinzelt oder nach Weise einer Nekropole oder Todtenstadt angelegt waren. Die Egypter und Nubier endlich balsamierten die Todten ein, um sie in unterirdischen Grüften und Labyrinthen als Mumien dauernd aufzubewahren.

Von all den verschiedenen Weisen der Todtenbestattung ist im Wandel der Zeiten und Sitten seit ungefähr zweitausend Jahren nur das Begraben der unversehrten Leichen übrig geblieben. Die civilisierten

Königin-Regentin von Spanien „die Erbauung von Crematorien" von wahrer Nothwendigkeit ist aus vielen hygienischen Gründen, die aufzuzählen nicht nöthig ist, weil sie allgemein bekannt sind." Wenn dagegen Österreich ebenso gut wie Preußen und die Mehrzahl der deutschen Staaten bisher wenigstens sich ablehnend verhalten und die gemachten Eingaben der Freunde der Feuerbestattung immer wieder zurückgewiesen haben, so hatten und haben sie dazu jedenfalls die gewichtigsten Gründe, und erklärt sich deren bisher ablehende Haltung nicht einzig und allein aus der Rücksichtnahme auf die Kirche, die in der Feuerbestattung eine „Verletzung der altchristlichen Sitte" erblickt und „ein Ärgernis im Volke". Mit diesen hier in Frage stehenden Gründen wollen wir nachstehend uns beschäftigen, zumal sie keineswegs so allgemein bekannt sein dürften, und wollen im Folgenden ebensowohl die Gründe für wie gegen die Leichenverbrennung des Näheren prüfen und erörtern, soweit sie von ernster Natur sind und wissenschaftliches Gepräge an sich tragen.

Es gibt nämlich auch Motive, die unmöglich ernst genommen werden können, wenngleich sie der Vollständigkeit halber nicht unerwähnt bleiben sollen. So behaupten manche Sonderlinge und Schwärmer, dass die Verbrennung der Leichen ästhetisch schöner sei als das Erdgrab mit seinen nagenden Würmern und bleichenden Gebeinen; sie sei eine dem Gefühl wohlthuende Sache, denn rasch verdampfe der Leib in den offenen, freien Äther, unsichtbar senken die Stoffe, aus denen die Natur ihn bildete, auf Acker und Wiese sich hinab, um wahr und wesentlich, und nicht bloß symbolisch, in Baumblatt und Blüte aufzuerstehen. Andere meinen, es entspreche der Schönheit des menschlichen Leibes, durch das reine, läuternde Feuer zerstört zu werden; noch andere träumen davon, dass die Leiche aus dem Verbrennungsofen gleich dem Vogel Phönix aus der Flamme in die Höhe steige, und wieder andere schlagen vor, die Asche der verbrannten Leiche einer theueren Person mit der Erde des Blumentopfes zu mischen und dann Pflanzen und Blumen hineinzusetzen, um auf diese Weise die Substanz des Todten gewissermaßen zu sehen und zu riechen.

Das solche und ähnliche Gefühlsduseleien nicht ins Gewicht fallen und ausschlaggebend sein können, ist für jedermann einleuchtend. Anders steht es mit den Gründen wissenschaftlicher Natur und die hergenommen werden: 1. vom Gebiete der Nationalökonomie oder Volkswirtschaft, 2. von dem der Hygiene oder öffentlichen Gesundheitspflege, endlich 3. von dem des Rechtes und der Gewissensfreiheit. Solche Gründe sind einer ernsten Prüfung wohl wert, da sie überall, wo man schon die Feuerbestattung zugelassen hat, bei den maßgebenden Kreisen, Behörden und Ämtern von bestimmendem Einfluss waren, anderwärts aber werden wollen, um wenigstens die facultative Leichenverbrennung auf dem ganzen Erdenrunde zu erzielen.

wesung zu übergeben, nicht besser und vernünftiger dem Feuer zum Verbrennen überwiesen werden sollten, namentlich in den Siebziger-Jahren die öffentliche Meinung in ziemlich hohem Grade zu beschäftigen anfieng.

Es bildeten sich in mehreren größeren Städten eigene Vereine, welche für die Verbrennung der Leichen fortgesetzt Propaganda zu machen bestrebt waren. Auch Leichenverbrennungsanstalten oder Crematorien entstanden in einigen dieser Städte, um die Theorie praktisch zu verwirklichen. Italien war das erste Land, wo eine Feuerbestattung stattfand. Es war im Jahre 1876 am 22. Jänner, und zwar zu Mailand, woselbst in dem Ofen nach dem System Polli-Clericetti, welchen Herr Albert Keller aus Zürich erbaut und der Stadt testamentarisch vermacht hatte, die Leiche des eben genannten Erbauers als die erste in einem Crematorium verbrannt wurde. Bald darnach wurden auch in anderen Orten solche Verbrennungsöfen errichtet, unter anderen in London, 1878 in Gotha, später in Paris und Kairo, 1893 in Hamburg und das Jahr vorher auch in Heidelberg, nach Art eines griechischen Tempels, während das Hamburger Crematorium in seinen äußeren Formen den byzantinisch-romanischen Baustil bekundet: der Schlot ist da theilweise im Thurme verkleidet.

Zum Leidwesen der genannten Vereine war jedoch die neue Leichenbestattungsart sogleich auf vielseitige und große Hindernisse gestoßen. Der gesunde, natürliche Sinn des Volkes fand daran nirgends Geschmack. Die Zahl der Leichen, die der Verbrennung überliefert wurden, war eine sehr geringe. Wo die Vereine, manchmal unter der Protection von hochgestellten und einflussreichen Persönlichkeiten, sich an die Regierungen wandten, um die staatliche Genehmigung zu erhalten, sahen sie ihre Bemühungen erfolglos. Die Regierungen und Volksvertretungen mussten der Volksstimmung Rechnung tragen und beschieden die vorgelegten Gesuche um Zulassung der Leichenverbrennung bis auf wenige Ausnahmen zumeist abweislich.

Das Wiederauftreten der Cholera in Hamburg und in einigen anderen Orten und Städten im Jahre 1892 kam diesen Vereinen insoferne nicht ungelegen, als ihnen die Gelegenheit geboten schien, die Frage der Leichenverbrennung neuerdings auf die Tagesordnung zu setzen. Wirklich blieb die Agitation nicht ganz ohne Erfolg; denn es wurden, wie schon oben gesagt, 1892 in Heidelberg und 1893 in Hamburg zwei neue Crematorien erbaut und in Benützung genommen. Verblüffend und bedeutungsvoll aber ist es, dass in allerjüngster Zeit in dem streng katholischen Spanien die Feuerbestattung durch eine königliche Verfügung vom 3. August des Vorjahres 1901 gesetzlich zugelassen worden ist, weil nach dem Wortlaute eben erwähnter Verfügung der

werden, der nach der schätzenswerten und sehr löblichen Forderung der Freunde der Feuerbestattung jedesmal und allerorten ein monumentalartiges Gepräge tragen soll. Zu diesen Auslagen, welche schon an sich groß genug sind, kämen sodann die viel größeren Kosten für den Bau eines Verbrennungsofens, dessen Preis je nach Größe und Construction zwischen 16.000 und 480.000 Mark, beziehungsweise Kronen variiert. Nachdem aber jeder Verbrennungsprocess, selbst in den Öfen von vollkommenster Construction, ungefähr zwei Stunden dauert, so hätte man z. B. in einer großen Stadt oder für einen Complex kleinerer Ortschaften, worin durchschnittlich 24 Personen täglich sterben, zum mindesten vier Öfen nöthig! Es würde aber auch die Anlage eines Reserveofens nothwendig sein, welcher angeschafft werden müsste, um für den Fall, dass einer der anderen regelmäßig functionierenden Öfen plötzlich unbrauchbar würde, der dadurch eintretenden Störung und Unterbrechung der Verbrennungsoperation vorzubeugen.

Dann darf auch die weitere namhafte Ausgabe nicht außeracht gelassen werden, die der Gemeinde aus der ärztlichen Obduction und chemischen Untersuchung der Leichen erwachsen würde, welche die gerichtliche Behörde voraussichtlich bei jeder Leiche, bevor diese dem Verbrennungsofen übergeben werden dürfte, zu dem Zwecke anstellen ließe, damit ihr die etwaigen Spuren einer Vergiftung oder eines anderen Criminalverbrechens, dessen Opfer ein Mensch geworden, mit der Verbrennung seiner Leiche nicht auf immer verschwinden.

Wenn man somit die mit jedem Jahre sich mehrenden Verluste an Grundstücken, sowie die ganz enormen jährlichen Ausgaben, welche mit der allgemeinen Einführung der Leichenverbrennung für eine Gemeinde nothwendig verbunden sein würden, sich vergegenwärtigt und sie dann mit den verschwindend kleinen Einbußen an Land, sowie mit den ganz geringen Kosten vergleicht, welche einer Gemeinde durch die Anlage und Instandhaltung eines Friedhofes entstehen, so begreift man es leicht, wieso die Freunde der Feuerbestattung in neuerer Zeit für ihre Zwecke und Ziele nicht mehr nationalökonomische Gründe ins Treffen führen.

Früher haben sie unter diesem Gesichtspunkt mit Vorliebe auch geltend gemacht, dass die Begrabung der Todten dem Ackerland und damit zugleich dem Vermögen der Gemeinde in landwirtschaftlicher Beziehung angeblich großen Nachtheil verursache; durch die Begrabung der Leichen nämlich, hatte man behauptet, werden die in ihnen enthaltenen Phosphate und andere Substanzen, welche für die Vegetation der Pflanzen äußerst wichtig, ja unentbehrlich sind, sämmtlich an eine bestimmte Stelle der Gemarkung einer Gemeinde festgebannt, so dass in Feld, Wald und Wiese durch den jährlichen Verbrauch allmählich eine Verarmung an solchen Stoffen eintritt und über der Pflanzenwelt nach und nach eine

Vom Standpunkt der Nationalökonomie wird zu Gunsten der Leichenverbrennung hauptsächlich folgendes Moment geltend gemacht und gesagt: durch die Beerdigung der Todten, welche überall die Anlage eines Kirch- oder Friedhofes nöthig macht, schädige man das Communal-Vermögen in hohem Maße und zwar schon einmal dadurch, dass man dem Ackerbau der Gemeinden für immer einen großen Theil des bebaubaren Landes entziehe, was beim System der Feuerbestattung gänzlich vermieden werde.

Nun ist es allerdings richtig, dass durch die Anlage eines der Seelenzahl der betreffenden Gemeinde entsprechenden Friedhofes ein größeres oder kleineres Stück Land dem Ackerbau entzogen und für diesen wertlos gemacht wird. Allein der Flächenraum, den der Kirchhof einer Gemeinde einnimmt, ist im Verhältnisse zu ihrer ganzen Gemarkung nur sehr klein und unbedeutend, damit aber auch sehr gering und nahezu minimal das Capital, welches dem Gemeindevermögen durch Anlage eines Kirchhofes verloren geht, beziehungsweise unproductiv gemacht wird. Nach genauesten Berechnungen, die gemacht worden sind, verliert jeder Bewohner eines Ortes durch die Anlage der Friedhöfe ein- für allemal ein Stückchen Land im Werte von, sage und schreibe: 25 bis 80 Heller!

Wie ganz anders summieren sich die Verluste an Grundstücken und barem Gelde bei dem System der Leichenverbrennung! Es soll ja, nach dem Vorschlag der Freunde und Anhänger derselben, die Leichenasche mit dem übrigbleibenden Knochenpulver aus dem Verbrennungsofen sorgfältig gesammelt und in Töpfen oder Urnen aufbewahrt werden, wozu aber Urnenhöfe und Urnentempel nach Art der unterirdischen Columbarien der alten Römer angelegt werden müssten! Damit aber kehren einfach wieder die bisherigen Kirchhöfe in der Gestalt von Urnenhöfen oder Columbarien und geht das Terrain, welches man durch Beseitigung unserer Friedhöfe und der bisher üblichen Leichenbeerdigung den Gemeinden zurückerstatten will, für sie auf anderem Wege wieder verloren. Indessen ist das noch lange nicht alles. Die Gemeinden würden im Lauf der Zeit noch mehr einbüßen; denn während die einzelnen Grundflächen eines Friedhofes nach einem größeren oder kleineren Cyklus von Jahren zur Beerdigung von neuem benützt werden können und infolgedessen, falls die Bevölkerung des Ortes nicht wesentlich zunimmt, niemals vergrößert zu werden brauchen, müssten die Urnenhöfe und Tempel, worin die Urnen mit den unzerstörbaren Leichenaschen aufgestellt werden sollen, mit dem Zunehmen der Jahre auch immer mehr zunehmen und ausgedehnt werden.

Zu diesen wachsenden Verlusten an Grundstücken kämen aber für jede Gemeinde auch noch die baren Auslagen. Zunächst würden solche Auslagen für die Erbauung und Einrichtung eines Urnentempels nöthig

denkt, dass in dem jetzt todten Körper vorher eine geistige und unsterbliche Seele gewohnt hat und eben damit der Leib des Menschen, obgleich aus den rohen Stoffen der anorganischen Natur bestehend, eine besondere Weihe und Würde empfangen hat, der man auch nach dem Tode noch Rechnung tragen soll.

Wenden wir unsere Aufmerksamkeit nun jenen Gründen zu, mit welchen man vom Standpunkt der Hygiene oder öffentlichen Gesundheitspflege das System der Leichenverbrennung zu vertheidigen und zu empfehlen sucht. Es sind das Gründe, welche auf den ersten Blick etwas außerordentlich Bestechendes haben und darum auch diejenigen, welche nicht näher prüfen oder zu prüfen nicht in der Lage sind, ohne weiters für sich einnehmen, welche aber unseres Erachtens trotzdem nichts weniger als stichhältig sind. Man behauptet nämlich, dass die Friedhöfe fortdauernde Herde epidemischer und ansteckender Krankheiten, daher die Gesundheit der Lebenden fort und fort gefährdend seien, und zwar einerseits durch die schädlichen Gase und Miasmen, die sie in die Atmosphäre aushauchen, andererseits durch die fauligen Substanzen, womit sie das Grundwasser und damit dann auch das Wasser in den Trinkbrunnen inficieren, wogegen die Einführung der Leichenverbrennung diese aus den Friedhöfen resultierende große Gefahr für den allgemeinen Gesundheitszustand gründlich und einfach beseitigen würde.

Um die Friedhöfe als gefährliche Ausgangspunkte epidemischer und kontagiöser Krankheiten beim Volke in rechten Misscredit zu bringen, beruft man sich auf Thatsachen und erzählt den Leuten wahre Schaudergeschichten von plötzlichen Erkrankungen und Todesfällen, welche beim Öffnen von Gräbern und Grüften angeblich sich zugetragen haben.

Bei den letzteren sind Miasmen und Ansteckung allerdings möglich und nicht ausgeschlossen, da Grüfte eben etwas ganz anderes sind als die regulären Gräber in der Erde; wenn und wo immer bei diesen, den Erdgräbern, die in Frage stehenden Thatsachen constatiert und behauptet wurden oder werden, dann beziehen sich dieselben gewiss stets nur auf nicht rationell angelegte und behandelte Friedhöfe oder auf verhältnismäßig junge Gräber, welche ohne die nöthige Vorsicht geöffnet wurden, auch kamen dabei keine epidemischen oder kontagiösen Krankheiten zum Ausbruch, es handelte sich vielmehr zumeist nur um vereinzelte Fälle von Erstickung durch Kohlensäure oder Stickstoff, wie solche ja sehr leicht auch dann passieren, wenn jemand in einen Keller hinabsteigt, worin junger Wein in Gährung begriffen ist. Jeden Herbst berichten die Zeitungen, dass in weinbautreibenden Gegenden durch Betreten der Keller mit gährendem Most Personen ersticken; wird man deshalb den Weinbau abschaffen? Auch platzen bei strenger Kälte gerne Gasröhren und haben Unglücksfälle durch das ausströmende Gas zur Folge. Der

bedrohliche Gefahr sich zusammenzieht, während die Verbrennung der Leichen jene Substanzen innerhalb weniger Stunden frei mache und sie dem beständigen Kreislaufe zwischen dem Reich des Anorganischen und Organischen sofort übergebe.

Was soll man darauf sagen und entgegnen? Wohl zunächst, dass gerade das Gegentheil von obiger Behauptung wahr ist, wie dies aus jedem Handbuch der „Chemie im Dienste der Landwirtschaft“ zur Genüge erhellt. Das aus der Leiche sich absondernde Wasser sickert allmählich in den Boden und vermischt sich mit dem Grundwasser, um mit diesem bald hier bald dort an die Oberfläche zu gelangen oder aber es tränkt das die Leiche umgebende Erdreich, woraus Pflanzen und Myriaden von niederen Thierorganismen ihre Nahrung schöpfen. Die gasförmigen Substanzen, welche sich bei der Verwesung der Leiche entwickeln, dringen entweder zufolge ihrer Leichtigkeit unverändert durch die porösen Schichten der Erde hindurch in die Athmosphäre, um sich darin zu verflüchtigen, oder aber sie werden auf ihrem Wege dahin zersetzt und von dem Boden absorbiert, indem sie mit den darin enthaltenen Stoffen chemische Verbindungen eingehen. Was endlich das dritte Endproduct bei dem Verwesungsprocess einer Leiche, die festen Substanzen, zumeist verschiedene Kalksalze betrifft, so lösen sich dieselben bald schneller, bald langsamer, wie zum Beispiel der phosphorsaure Kalk der Knochen, unter der Erde auf, um dann durch das in den Boden von obenher eindringende Wasser dem Grundwasser zugeführt und von diesem nach allen Seiten hin weiter verbreitet zu werden. Obgleich langsamer als beim Verbrennen, so werden trotzdem die Stoffe, woraus der menschliche Körper zusammengesetzt ist, nach vollständiger Verwesung der Leiche, der Natur und ihrem Haushalte sämmtlich zurückgegeben und bezahlt der Mensch insoferne der Natur wohl seinen vollen Tribut. Überdies dürfte die Rückerstattung der im menschlichen Körper enthaltenen anorganischen Substanzen an die Natur durch die langsame und spontane Verwesung des Leichnams im Schoße des Grabes gegenüber der schnellen und gewaltsamen bei der Leichenverbrennung dem Wachsthum der Pflanzen und Thiere zuträglicher und den Bedürfnissen des Ackerbaues angepasster sein, da im umgekehrten Falle der sachkundige Landwirt den animalischen Dünger, womit er seine Äcker, Wiesen und Weinberge verbessern will, wohl auch vorerst noch zur Asche verbrennen müsste, was aber bislang noch niemandem in den Sinn gekommen ist. — Die aus nationalökonomischen Gründen aufgestellten Argumente zu Gunsten der Leichenverbrennung stehen also auf sehr schwachen Füßen, ja sind geradezu unrichtig und falsch; überdies aber zeigen sie, wie hoch man mitunter den Wert des Menschen anschlägt, wenn man dessen Leichnam nur als Düngmittel für die Landwirtschaft in Betracht zieht und gar nicht daran

während der Zeit seiner anatomischen Studien mit Recht nicht duldet in seiner gewöhnlichen Tischgesellschaft, aber er bleibt gesund und wohl, ebenso wie der Anatomie-Professor und -Diener, welche Jahr aus und Jahr ein Monate hindurch die concentriertesten Leichenfaulgase einathmen müssen. In der Anschauung des Volkes ist man deshalb mit allem Rechte so weit entfernt, die Kirchhofsluft irgendwie für gesundheitsschädlich zu halten, dass vielfach der Friedhof und der Weg dahin als der liebste Spaziergang betrachtet und zur Stärkung der Gesundheit benutzt wird.

Verbreiteter dagegen sind die Befürchtungen vor Verunreinigung des Wassers durch die Verwesungsstoffe der Friedhöfe. Verbreiteter, aber nicht begründeter, wenn auch ein natürliches Gefühl vor Benützung des Wassers aus einem Friedhofsbrunnen zum Trinken manchen abschrecken mag. Es ist ja gewiss nicht zu leugnen, dass von den Zersetzungsproducten und Fäulnisstoffen, welche aus einer verwesenden Leiche herstammen und gewöhnlich von der Erde selbst desinficiert werden, ein Theil durch die Schichten der Erde hindurch bis ins Grundwasser sickern, um dann von diesem nach den verschiedenen Seiten hin weiter geleitet und somit dann auch benachbarten Trinkbrunnen zugeführt zu werden. Unter Bezugnahme auf diese unleugbare Thatsache ist es wohl ein leichtes, Personen, welche nicht Veranlassung oder Gelegenheit gehabt haben, über diesen Gegenstand sich Kenntnisse und Erfahrungen zu sammeln und klare, richtige Vorstellungen sich zu bilden, glaubhaft zu machen, dass das Wasser aus den Brunnen in der Nähe eines Friedhofes, in welchem Leichen an Leichen gelegt sind, sehr mit Fäulnisstoffen überladen und infolge dessen gesundheitsschädlich sein müsste. Dem ist aber nicht so. An und für sich müsste allerdings die Ablagerung von Verwesungsstoffen im Boden bedenkenerregend sein, wenn eben nicht Boden und Wasser zwei wunderbare Eigenschaften hätten. Wie manchen Thieren im Haushalt der Natur eine Art Sanitätspolizei zugewiesen zu sein scheint, so helfen auch Boden und Wasser in emsigem Wettbetrieb geschäftig mit, gesundheitsschädliche Stoffe zu beseitigen. Es ist die Selbstreinigung der Gewässer, der man erst in neuerer Zeit größere Beachtung zu schenken angefangen hat. Unter Zutritt von Sauerstoff vermag nämlich mit organischen Stoffen verunreinigtes Wasser sich innerhalb kürzerer oder längerer Frist selbst wieder zu reinigen. Durch Oxidation werden die schädlichen Stoffe in weniger schädliche, diese in unschädliche verwandelt. Es entsteht z. B. aus dem Stickstoffe der organischen Substanz Salpetersäure, die Kohlenstoffe der organischen Verbindungen verbrennen theilweise zu Kohlensäure oder es entstehen Kohlenwasserstoffe. Der Boden aber besitzt eine geradezu erstaunliche Fähigkeit, Verwesungsstoffe zu absorbieren und zu verarbeiten. Er wirkt auf schmutziges Wasser wie ein großer Filter, die schmutzigen Bestandtheile hält er zurück, das klare Wasser entläſst er. Durch einen

Argumentation der Anhänger der Leichenverbrennung gemäß müſste die Gasbeleuchtung abgeschafft werden. Gibt es irgend eine Cultureinrichtung, die nicht auch ihre Schattenseiten hat? Hat die gewaltige Umgestaltung unseres Erwerbslebens durch Industrie und Maschine nicht zahlreiche Opfer und Unglücksfälle zu verzeichnen, sogar in dem Maße, daſs man Unfallversicherungen für nöthig hält und einführen muſste?

Daſs in einer ummauerten festverschlossenen Gruft sich Gase anhäufen und lästig fallen können, ist selbstverständlich. Dazu bedarf es nicht einmal einer Leiche noch einer Gruft. Man kann sich schon in engen, dumpfigen Wohnzimmern einen Ekel und als Folge davon eine Krankheit holen; aber daſs die Luft über einem vorschriftsmäßig gehaltenen Friedhof auch nur im geringsten nachtheilig sei, ist pure Gespensterfurcht. Die gasförmigen Körper, welche sich bei der Verwesung bilden, bestehen der größeren Masse nach aus Kohlensäure und Ammoniak. Die mindere Oxydationsstufe der Kohle, das Kohlenoxyd, kommt nicht oder nur in ganz unbedeutenden Mengen vor. Außerdem können sich noch manche minder oxydierte, gasförmig zusammengesetzte Körper bilden, flüchtige Fettsäuren, Schwefel und Wasserstoffverbindungen, zusammengesetzte, stickstoffhaltige Körper, welche sich durch ihren üblen Geruch bemerkbar machen, aber an der Luft rasch oxydiert und zerspalten werden. Keines dieser Gase ist an und für sich giftig. Durch die über dem Grabe geschichtete Erde können sie nur in minimalen Quantitäten an die Athmosphäre gelangen, wo sie rasch durch die Luft diffundiert, in andere Verbindungen gebracht und chemisch gebunden werden. Ein weiterer flüchtiger Körper, Ammoniak, der sich bei der feuchten Fäulnis entwickelt, wird großentheils in der Erde zurückgehalten und in Salpetersäure umgesetzt. Sicherlich gelangt von ihm nur sehr wenig in die Athmosphäre, von der er ja übrigens einen normalen Bestandtheil ausmacht.

Die Miasmen, d. i. Faulgase und Faulstoffe, gleichviel ob sie aus einem Friedhofe oder aus einem andern Terrain ausströmen, sind überhaupt nicht ansteckend, ja im allgemeinen nicht einmal der Gesundheit nachtheilig, obgleich man freilich sehr geneigt ist, gerade in ihnen die Quelle für epidemische und kontagiöse Krankheiten zu erblicken. Viele Menschen sind genöthigt, faule Gase, welche aus der Zersetzung animalischer Substanzen hervorgehen, in sehr concentrierter Form einzuathmen, ohne befürchten zu müssen, daſs sie damit den Keim von Krankheiten in sich aufnehmen. Wenn z. B. ein fleißiger Student der Medicin seine anatomischen Studien betreibt und sein Examenpräparat anfertigt, sitzt er wochenlang von Anbruch bis zu Ende des Tages an einer halbfaulen Leiche und zwar in einem Saale, wo noch viele andere mit gleicher Arbeit beschäftigt sind; er athmet die widerlich riechende Luft ein, seine Kleider und Haare werden von derselben so durchtränkt, daſs man ihn

vor, und wäre die Einführung der Feuerbestattung an Stelle des Bettens der Todten zur Erde aus diesem hygienischen Grunde wohl nicht genügsam gerechtfertigt.

Ihre Freunde und Anhänger lassen aber nicht locker; sie ziehen zwischen diesen beiden Bestattungsarten eine Parallele und behaupten, dass die Cremation wenigstens in ästhetischer Beziehung manches voraus habe vor der Beerdigung, indem sie auf die Entstellungen hinwiesen, denen die in der Erde verwesenden Körper unterliegen. Allein es ist doch etwas ganz verschiedenes, ob der Auflösungsprocess offen vor den Augen der Menschen oder diesen verborgen unter dem Rasen in der Erde vor sich gehe, ob ohne Zuthun der Menschen der Körper nach den Gesetzen der Natur zerfällt oder ob er mit Gewalt dem verzehrenden Elemente des Feuers überliefert und der verheerendsten Zerstörung preisgegeben wird. Auch der schimmernde Meeresspiegel birgt in seinen Tiefen schauerliche Abgründe und doch bietet die vom Sonnenlichte wie mit fließendem Golde übergossene Meeresfläche einen wunderbaren entzückenden Anblick. Der mit Rasen bedeckte und mit Blumen geschmückte Grabeshügel wirkt beruhigend auf das Auge, das vielleicht in Thränen darauf niederschaut.

Doch hievon ganz abgesehen, bietet ja nach Aussage von Augenzeugen der Verbrennungsprocess auch ein Schauspiel von solcher Art, dass es an Widerwärtigkeit kaum seinesgleichen hat. Darum ist auch die Beobachtung dieses Processes von einer eigenen Erlaubnis der Stadtbehörde abhängig, die nur selten und nicht jedermann ertheilt wird, nicht einmal den nächsten Leidtragenden, sondern meist nur solchen Personen, welche an der Beobachtung ein wissenschaftliches oder technisches Interesse haben. In einem Momente, nachdem der Sarg in den Verbrennungsraum gebracht worden, zerfällt dieser mit dem Gewande der Leiche und der Leichnam liegt bloß da. Dieser erwacht nun scheinbar plötzlich gleichsam zum Leben, öffnet Augen und Mund, streckt Arme und Beine aus und geräth sofort während des heftigsten Siedens und Brodelns in Convulsionen, Streckungen und Krümmungen 2c., die jeden Augenblick wechseln, in Zustände, die alle Vorstellung und Beschreibung übertreffen, von denen das Auge mit Grauen und Entsetzen sich abwendet. Es ist dies alles auch leicht begreiflich. Man denke sich einen Körper, der noch vor wenigen Stunden oder Tagen voll Leben und Kraft war, der nun in zwei Stunden — denn so lange dauert die Verbrennung — zu einem Häufchen weißer Asche verbrannt wird.[1]) Es ist dies nicht anders möglich, als dass die ersten Stadien des Verbrennungsprocesses ganz außerordentlicher, entsetzlicher, gräslicher Natur sein müssen. Die ein

[1]) Die Verbrennung geschieht nicht unmittelbar durch das Feuer, sondern durch die im Ofen bis auf 1000 Grad Celsius erhitzte Luft.

einfachen Versuch kann sich jeder leicht von dieser unschätzbaren Eigenschaft überzeugen. Man fülle einen Trichter mit lockerer, trockener Erde, gieße darauf eine mäßige Quantität schmutzigen, stinkigen Wassers, — der Trichterröhre wird klares, geruchloses Wasser entsickern.

Nebst der Selbstreinigung der Gewässer kommt aber hier auch noch der Umstand in Betracht, dass die hier in Frage stehenden fauligen Stoffe und Substanzen, an sich freilich der Gesundheit zweifelsohne schädlich, auch in Trinkbrunnen vorkommen, welche mit einem Friedhofe in gar keiner Verbindung stehen und deren Wasser für ganz unschädlich gehalten wird, und zwar oft genug in viel bedeutenderer Menge, als je in einem Friedhofsbrunnen zu entdecken ist. Dies ist besonders bei solchen Brunnen der Fall, die sich inmitten stark bevölkerter Ortschaften befinden, weshalb man, ohne die Wahrheit im mindesten zu verletzen, sagen darf, dass für diese Ortschaften der Friedhofsbrunnen verhältnismäßig noch das beste Wasser liefert.

Diese vielfach beglaubigte Thatsache ist aber auch leicht erklärlich, wenn man an den Umstand denkt, dass die Quantität fäulnisfähiger Substanzen, welche mit den Menschenleichen in die Erde gebracht werden, äußerst gering ist gegenüber der Unmasse fäkaler Stoffe, welche Menschen und Thiere tagtäglich der Erde überantworten. Wenn man z. B. annimmt, dass das mittlere Gewicht eines erwachsenen Menschen 65 Kilogramm beträgt und dass er täglich 1½ Kilogramm Nahrung durchschnittlich zu sich nimmt, so muss er, soll er anders sein Volumen so ziemlich beibehalten, das Gewicht seines Körpers in fäulnisfähigen Producten einmal in circa sechs Wochen an die Erde zurückerstatten, im Jahre also ungefähr neunmal und in einem Leben von 50 Jahren ungefähr 400mal. Was will nun gegenüber dieser ungeheueren Masse putrescierender Substanzen, welche der Mensch in nächster Nähe seines täglichen Aufenthaltsortes der Erde zurückerstattet, die einmalige Übergabe seiner Leiche und der in ihr enthaltenen Fäulnisstoffe an den Schoß des Grabes besagen? Was erst, wenn man zu jenen aus dem menschlichen Körper täglich ausscheidenden Substanzen noch die täglichen Auswurfsstoffe der lebenden Thiere, die Leichen der auf der Oberfläche der Erde verendeten Thiere, die Myriaden niederer Organismen, welche in der Erde leben und zugrunde gehen, den Spülicht und Abfall so vieler Millionen von Küchen rechnet? Und dann, wenn die Beerdigung der Todten so gesundheitsschädlich wäre, wie man es auszumalen pflegt, wäre es dann nicht auch die Düngung der Äcker? Hebt der Landwirt organische Verwesungsstoffe nicht sorgfältig den Winter über in seiner Hofraithe auf, um sie im Frühjahr als Dung zu verwenden? Indem man das Wasser, vorwiegend durch die Verwesungsstoffe der Friedhöfe verunreinigt, als Krankheitsquelle beschuldigt, liegt eine Übertreibung

Aber selbst dann, wenn jemand bezweifelt, dass der Selbstmörder an sich ein schweres Unrecht begeht, so muss doch der spitzfindigste Logiker zugeben, dass der Lebende kein Eigenthumsrecht auf seinen Leichnam habe. Nehmen wir an, er hätte es bei der Geburt erworben, dann verliert er es aber doch sicher durch den Tod; erwerben durch den Tod aber ist unmöglich, weil darnach das Rechtssubject fehlt. Insoferne aber das Verfügungsrecht auf dem Eigenthumsrechte beruht, bezw. ein Theil desselben ist, existiert auch dieses bezüglich des Leichnams nicht. Freilich besteht ein unleugbarer Zusammenhang zwischen Leichnam und lebendem Leib, aber keine Identität der beiden, insbesondere nicht im juristischen Sinne, wo der Leichnam im Gegensatze zum Leib als „Sache" bezeichnet wird. Darum kann der Lebende seine Grabstätte wählen, sein Grab als vollstes Eigenthum erwerben, nie erwirbt er aber seinen Leichnam, über den ihm also dann auch jedes Verfügungsrecht mangelt. Der Einzelne ist nur berechtigt, von den ihn Überlebenden zu fordern, dass seinem Leichnam irgend eine anständige Bestattungsform zutheil werde. Welche unter den verschiedenen historischen und denkbaren Formen zu wählen ist, bestimmt allein die Rücksicht auf die Allgemeinheit, und staatlich wird jene Bestattungsart zu wählen sein, welche den naturgemäßen Forderungen der Lebenden und den Bedingungen der Möglichkeit und Nützlichkeit am besten entspricht.[1])

Vom einem Einbruch des Staates in ein vermeintliches Recht des Einzelnen kann also dem Gesagten zufolge keine Rede sein, und der Rechtsstandpunkt, auf den sich die Crematisten stellen zu sollen vermeinten, ist demnach nur eine scheinbar juristische Umprägung aller vor- und bisher schon ins Feld geführten Motive, auf die man wieder zurückkommen muss, wenn man die tiefere Begründung jenes vorgeblichen „Rechtes" besonders bei den „öffentlichen Rücksichten" sucht, und dann beginnt der Streit: ob Feuer- oder Erdbestattung? von neuem.

---

[1]) Diesbezüglich dürfte ein Aufsatz in Nr. 5 der „Allgemeinen Wiener medicinischen Zeitung" vom 28. Jänner l. J., der mir soeben, da ich die Correctur vorliegender Arbeit besorge, zur Hand gekommen ist, von allgemeinem Interesse sein. In demselben wird nämlich von einer neuen, verbesserten Erdbestattungsmethode berichtet, die der Wiener Ingenieur H. T. Schmid in Vorschlag gebracht hat und von den Gemeinden Wien, Prag, Brünn und Graz bereits genehmigt und acceptiert worden sein soll. Dieselbe bezweckt an Stelle langsamer Fäulnis eine rasche Verwesung herbeizuführen und erreicht diesen Zweck durch Benützung eines einfachen, aus zwei Theilen bestehenden Sarg-Schirmes, welcher an den Seitenwänden mit zahlreichen Öffnungen versehen, bloß der Länge nach über den leichten, aus möglichst rasch verweslichem Materiale verfertigten Sarg gestülpt wird, so zwar, dass er immerhin den Druck der aufgeschütteten Erde übernimmt, ohne den Zutritt der zur raschen Vermoderung des Sarges und der zur leichteren Zersetzung des Leichnams von außen her benöthigten Factoren, insbesondere der Luft, zu verhindern. Der Sarg-Schirm besteht aus leichtem und daher vollkommen rostbeständigem Eisenwellblech und ist an den beiden Stirnseiten offen, auch liegt er am Sarge nicht an, sondern wölbt sich über demselben derart, dass zwischen beiden ein ziemlich weiter Spielraum zum Zwecke besseren Luftzutrittes gelassen ist. Diese neue Bestattungsweise dürfte, falls sie sich bewährt, wohl allen Anforderungen einer rationellen Leichenbestattung gerecht werden, ohne das den Todten schuldige Pietätsgefühl irgendwie zu verletzen.

solches Schauspiel schon gesehen haben, versichern, es sei unmöglich, dass jemand, der dies einmal mit angesehen hat, seinen Leib oder den eines seiner Angehörigen und Freunde diesem Verbrennungsprocesse in einem Crematorium überliefern könne.

Wen immer dieser „gewaltsame zweite Tod seines Leichnams" nicht abschreckt, dem lassen wir ruhig seinen Willen, auf den sich übrigens die Freunde der Feuerbestattung neuestens mit Vorliebe berufen und daraufhin ihr angestrebtes Ziel, die Einführung der facultativen Leichenverbrennung, zu erreichen hoffen und zu dem Behufe mit aller Entschiedenheit die Rechtsfrage und die Gewissensfreiheit in den Vordergrund stellen. Sie sagen: nicht auf theologischem, sanitären oder finanziell-ökonomischem Gebiete liege die Entscheidung der Frage, sondern auf dem des Rechtes, so dass dort, wo das Gewissen Einzelner die Einäscherung verlangt, diese aber von der Regierungsgewalt nicht zugestanden ist oder wird, ein von der betreffenden Regierung begangener Einbruch in das Rechtsgebiet der Einzelnen, deren Gewissensfreiheit verletzt erscheint, vorliegt. Darum sei es nicht zu billigen, durch Bittschriften um Zulassung der Todteneinäscherung einzukommen, da letztere schon jetzt und von jeher jedermann als sein Recht zusteht, und sei infolge dessen auch überall, wo der Todteneinäscherung gesetz- und verfassungswidrige Hindernisse bereitet werden, einfach mit Klage, Rechtsverwahrung, Protest u. dgl. mehr vorzugehen.

Das alles hätte seine Richtigkeit, wenn das Selbstbestimmungsrecht von solcher Ausdehnung wäre, dass dem Einzelnen das uneingeschränkte Recht über seinen lebendigen Leib und seinen Leichnam zugestanden werden könnte. Ganz abgesehen davon, dass ein solch unumschränktes Recht die Gefahr involvieren möchte, auch Verfügungen treffen zu können, die für die öffentliche Sittlichkeit gefährlich und scandalös oder selbst lächerlich nur wären, wie dies z. B. ein testamentarisches Verlangen auf Conservierung des Leichnams in Meth oder Alkohol wäre, erscheint das ausgesprochene Princip auch in sich logisch falsch. Der Lebende hat, nach der gleichmäßigen Ansicht aller Juristen, über seinen Leib wohl ein wahres, aber kein volles und über seinen zukünftigen Leichnam überhaupt kein Eigenthumsrecht. Geld, Kleider, Möbel besitzen wir ja auch in einem ganz anderen Sinne als unsern Leib. Ich kann eine Münze, die ich aus meiner Tasche nehme, und wäre sie noch so kostbar, als Zielscheibe einer Pistolenkugel verwenden, darf aber mit derselben Kugel nicht ebenso willkürlich meine Stirn durchlöchern. Kant wirft dem Selbstmörder vor, dass er das Subject der Sittlichkeit und damit zugleich diese selbst vernichte, woraus sich von selbst ergibt, dass der moderne Staat ganz inconsequent handelt, wenn er das Mordattentat bestraft, den Selbstmordversuch aber ungeahndet läßt.

dass unseres Wissens auch der preußische Oberkirchenrath in Berlin den protestantischen Pastoren verboten hat, in den Trauerhäusern, aus denen Leichen zur Feuerbestattung nach Gotha, Hamburg. Heidelberg u. s. w. transportiert werden, amtlich zu fungieren; dass ebenso die evangelisch-lutherische Geistlichkeit von Seite des Landesconsistoriums im Königreiche Sachsen die Weisung erhalten hat, sie sei weder verflichtet noch berechtigt, bei Feuerbestattungen seelsorgerisch sich zu betheiligen.

Für den katholischen Clerus ist das Decret des heiligen Officiums vom 19. Mai 1886 maßgebend, das die Bestätigung des Papstes erhalten hat. Dieses Decret verbietet: 1. einem Vereine für Leichenverbrennung als Mitglied beizutreten, 2. anzuordnen, dass der eigene Leib oder die Leiber anderer der Cremation übergeben werden sollen, 3. verbietet den Geistlichen jegliche Function bei der Verbrennung der Leiche eines solchen Verstorbenen, der seinen Leib für Verbrennung bestimmt hat.

Am 15. December desselben Jahres erfolgte dann von derselben Congregation die weitere Anweisung, dass die Vornahme der kirchlichen Gebete und Ceremonien im Sterbehause und in der Kirche, unter Vermeidung jeglichen Ärgernisses, aber nicht vor oder in dem Crematorium, nur in dem Falle gestattet sei, wenn durch einen fremden Willen, ohne Wissen und Zustimmung eines in der Gemeinschaft und im Frieden mit der Kirche Dahingeschiedenen dessen Leiche der Cremation überliefert wird.

Für das angeführte Verbot und ihr ganzes Verhalten hat die Kirche die gewichtigsten Gründe, die sich auf die Bibel selbst zurückführen lassen. Da ist zunächst das Wort des Herrn zu Adam, dem Stammvater des Menschengeschlechtes: „Du bist Staub und sollst wieder zum Staube werden“ (1 Mos. 3, 19) — es heißt nicht: Du bist Asche 2c. Dann haben wir das Beispiel unseres Herrn und Erlösers, der sich selbst beerdigen ließ und damit die im auserwählten Volke von Alters her übliche Beerdigung für alle Zeit geheiligt hat.

Die Kirche aber hat diese altehrwürdige, auf das Wort Gottes gegründete, durch das Beispiel des Herrn geheiligte Sitte stets hochgehalten und beobachtet, obgleich die Leichenverbrennung im griechischen und römischen Heidenthume die allgemein übliche Bestattungsart war. Die unterirdische Todtenstadt in Rom, die Katakomben, geben heute noch Zeugnis von dem gewaltigen Kampf, den es das Christenthum gekostet hat, um die Beerdigung seiner Bekenner dem heidnischen Gebrauche gegenüber aufrecht zu erhalten und durchzusetzen. Der ungeheure Kampf zwischen Heidenthum und Christenthum erstreckte sich auch auf dieses Gebiet, galt auch der Bewahrung des menschlichen Leibes vor der gewaltsamen Zerstörung durch Verbrennung, galt auch seiner friedlichen Ruhe im Schoße der Erde.

Für den Staat, den Hüter des öffentlichen Wohles und Rechtes, erhebt sich jedenfalls ein Hauptbedenken gegen die Leichenverbrennung vom Standpunkte der Gerechtigkeitspflege, ein Bedenken, das auch von den Freunden dieser Bestattungsart als berechtigt anerkannt wird. Gar nicht selten nämlich tritt der Fall ein, dass die Exhumierung einer Leiche zur Feststellung eines Verbrechens gegen das Leben nothwendig wird. Eine solche Exhumation macht aber die Verbrennung absolut unmöglich. Hier gibt es auch kein Auskunftsmittel. Man will zwar dieses Bedenken damit abschwächen, dass man sagt: Die Zahl der Verbrechen, deren Thäter durch die Verbrennung unentdeckt bliebe, sei verschwindend klein, und meint, durch geeignete Vorschriften, namentlich durch eine eingehende Todtenbeschau, könnte Gewähr geschaffen werden, dass absichtliche Verdunkelung des Thatbestandes, namentlich auch eines Giftmordes, ausgeschlossen würde. Eventuell könnte die Staatsregierung die Forderung stellen, dass bei jeder Leiche, welche der Feuerbestattung übergeben werden soll, vorher durch Obduction und Section die Todesursache erwiesen sein muss.

Allein einerseits leuchtet es ein, dass auch durch alle darauf bezüglichen Vorschriften mit ihren so lästigen, molestierenden und kostspieligen Umständlichkeiten ein geheimes Verbrechen nicht unbedingt sicher an das Tageslicht gebracht wird, ist anderseits doch auch der Kostenpunkt in Betracht zu ziehen. Wie hoch belaufen sich, abgesehen von den Kosten der Leichenverbrennung selbst, schon die Kosten einer Obduction allein! Welch eine schwierige Arbeit ist eine Section, bei der es sich um eine sichere Ermittlung der wirklichen Todesursache handelt! Wie gefährlich sind derartige chirurgische Operationen für das operierende ärztliche Personal, namentlich zur Zeit von Epidemien! Und dazu bedenke man, dass sie vielleicht in 99 Fällen von 100 ganz überflüssig und zwecklos wären; dass zur Zeit einer Epidemie, wenn durch die Feuerbestattung eine nennenswerte Entlastung des Beerdigungspersonals bewirkt werden sollte, diese Arbeiten in einem Grade sich mehren würden, dass sie ununterbrochen Tag und Nacht an mehreren Orten von einem sehr zahlreichen Personal fortgesetzt werden müssten. Wie hoch würden die Kosten für diese Operationen sich steigern und die Gefahren der Ansteckung für die dabei thätigen Personen! Kurz: dieser Vorschlag leidet nicht bloß an übermäßigem Kostenaufwand und übermäßiger, gefährlicher Arbeitsleistung, er ist zur Zeit einer Epidemie auch absolut unausführbar.

Zu all den schon genannten Bedenken gegen die Leichenverbrennung kommen des weiteren auch noch jene hinzu, die vom Standpunkte der Religion und kirchlicher Sitte dagegen sich erheben. Dieselben sind so ernster Natur, dass der ganzen katholischen Geistlichkeit die Vornahme von kirchlichen Functionen bei Leichenverbrennungen untersagt ist,

Schwärmerei für das antike, classische Heidenthum, was auch Goethe in seiner „Braut von Messina“ ganz offen ausspricht mit den Worten:

„Wenn der Funke sprüht,
Wenn die Asche glüht,
Eilen wir den alten Göttern zu.“

Nachdem aber heutzutage die Freunde und Anhänger der Feuerbestattung nicht mehr von diesem Motive geleitet werden, ihnen entschieden antireligiöse oder antikirchliche Tendenzen ferne liegen oder gleichgiltig sind, ihnen es nur um einen nach ihrer Meinung nothwendigen Culturfortschritt, um eine wirtschaftlich, ästhetisch und sanitär bessere und dem Gemeinwohle zuträglichere Bestattung unserer Todten zu thun ist, wird sich wohl auch die Kirche über kurz oder lang mit derselben abzufinden wissen.

Für den Staat dagegen, dem es hauptsächlich um Wahrung des Rechtes und des Gemeinwohles zu thun sein muss, ist es schon heute viel leichter, den Wünschen und Bemühungen der Anhänger der Feuerbestattung entgegenzukommen; denn dieselben verlangen ja von der Regierung nicht, dass sie derselben „näher trete“; sie wollen nichts anderes, als dass ihnen erlaubt werde, ihren Leib bestatten zu lassen, wie es ihnen beliebt. Es soll ja keinem Menschen diese Bestattungsart aufgezwungen werden. Es wird doch niemandes Recht verletzt, wenn man jedem Staatsbürger es freistellt, die Bestattungsart für sich zu wählen, welche er für die bessere und würdigere hält. Die Furcht, es könnte aus der facultativen Feuerbestattung eine obligatorische, also eine zwangsweise werden, ist schon deswegen ganz absurd, weil es ganz unmöglich ist, diese Bestattungsart an jedem beliebigen Orte zu vollziehen. Man kann nicht in jedes kleine Dorf einen Flammenofen setzen und ohne denselben wäre die Bestattung durch Feuer viel zu kostspielig.

Wie die Erdbestattung kein christliches Dogma ist, so darf andererseits auch die Feuerbestattung zu keinem Dogma gemacht werden. Soferne alles Aggressive gegen die Kirche und die fast schon zweitausendjährige christliche Sitte beiseits gelassen und nur mit Gründen der Nützlichkeit für die facultative Einführung der Feuerbestattung agitiert und petitioniert wird, kann es für den Staat wohl kein Bedenken geben, dem Ansuchen zu willfahren, schon um Gelegenheit zu geben, die Richtigkeit der für die angestrebte Sache geltend gemachten Gründe erproben zu können, zumal es weder dem Staate noch dem Einzelnen irgendwelche Kosten verursacht, nachdem die Anhänger der Feuerbestattung auf ihre eigenen Kosten geeignete Plätze ankaufen und auf eigene Kosten Crematorien herstellen wollen.

Das aber muſs ausdrücklich erwähnt und betont werden: Die Art der Todtenbestattung ist ganz unabhängig vom Glauben an die Auferstehung des Fleisches. Wie die Bestattung der Dahingeschiedenen mit dem Fortschritt der Zeiten eingerichtet wird, ist in erster Linie vom hygienisch-sanitären Standpunkt aus zu beurtheilen. Mit der enormen Zunahme der Bevölkerung wird eben vieles bedenklich, was es früher nicht war, wie andererseits die Leichenverbrennung durch den Fortschritt der Technik über manche Mängel hinauskommen wird, die sie gegenwärtig noch vielen anstößig machen. Im Interesse der gerichtlichen Untersuchung liegt allerdings eine Beerdigung, welche die Spuren eines Verbrechens möglichst lange erhält, allein das gibt kein Recht, um die Leichenverbrennung als etwas innerlich Unkirchliches zu bekämpfen. Die kirchliche Sitte und Satzung ist zu achten, denn sie will nichts anderes, als den christlichen Gebrauch der Beerdigung schützen und so lange als möglich forterhalten, aber unabänderlich ist solche kirchliche Sitte und Satzung keineswegs. Der Religion und der Kirche wird auch kein Dienst erwiesen, wenn man etwas, was vielleicht doch noch kömmt, als unchristlich brandmarkt und im Namen des Christenthums bekämpft.

Wenn der Staat die Leichenverbrennung noch nicht genehmigt hat, warum soll just die Kirche anfangen, dies zu thun? Sie will mit ihren oberwähnten Satzungen gewiſs nicht den Culturfortschritt irgendwie hemmen oder ihm hinderlich in den Weg treten; aber sie kann und darf nicht so ohneweiters die im christlichen Volks- und Gemeindebewuſstsein festbegründete Sitte des Begräbnisses preisgeben. Diese durch neunzehn Jahrhunderte übliche und wohlbewährte Sitte entspricht der schriftgemäßen Auffassung des verstorbenen Leibes als eines Samenkornes, das in Gottes Acker einer fröhlichen Auferstehung entgegensieht, und bildet einen wertvollen Besitz für das Glaubens- und Gemüthsleben des Volkes, dessen Empfinden es nun einmal widerstrebt, an Stelle der naturgemäßen Auflösung des Körpers die schnelle Vernichtung desselben durch Feuer zu setzen, womit auch die Poesie des Gottesackers verloren gehen würde. Es ist unbillig, der Kirche den Vorwurf zu machen, sie sei bemüht, die Zeit aufzuhalten; denn ihr bisheriges Verhalten zur Feuerbestattungsfrage erklärt sich wohl daraus, daſs anfänglich, vor circa dreißig Jahren, die internationale Agitation für die Leichenverbrennung begonnen, ein bewuſst antikirchliches Kampfmotiv herausgegeben, resp. hineingetragen wurde,[1]) so daſs diese Agitation ihren Grund zu haben schien entweder in einer prononcierten Antipathie gegen das Christenthum oder aber in einer außerordentlichen, vielleicht unbewuſsten

[1]) Vergl. darüber die sachlich bis heute noch unwiderlegt gebliebene einschlägige Beweisführung von L. Schütz im Freiburger Kirchenlexikon, 2. Aufl., VII. Band, Seite 1684 f.

Sehr geehrter Freund! Graz, 18. September 1874.

Sie haben Recht, wenn Sie Gäste aus dem Stiftingthale für diesen Sommer nicht mehr erwarten. Die Mutter war ziemlich lange und ernstlich krank und muss sich, was Bewegung anbelangt, noch immer schonen. Auch ich war wieder über einen Monat lang durch ein rheumatisches Leiden belästigt. Überhaupt habe ich diesen Sommer als einen verlorenen zu betrachten. Ich habe mit Ausnahme von ein paar lyrischen Gedichten nichts für die Unsterblichkeit geleistet, und die Angelegenheit meiner „Aspasia" ist seit Ihrer Abreise um keinen Schritt weiter gerückt. Alles ist bei mir wie eingeschlafen und wird erst mit dem October und der Rückkehr in die Stadt wieder erwachen. Dass Sie mit Ihrem „Waldschulmeister" meiner liegen oder „sitzen" gebliebenen griechischen Dame nun vorauskommen, erregt nicht sowohl meinen Neid als meine Freude; denn ich bin längst neugierig, wie sich Ihr erster dreibändiger[1]) Versuch, Ihre erste dreispännige Wettfahrt anlässt. Ich verspreche mir Gutes. „In der Einöd" war schon ein in vieler Beziehung trefflicher Anlauf.

Ihren neuen Kalender habe ich einen Augenblick in Händen gehabt, nur so lang, als nöthig war, um nach den Druckfehlern in meinen Gedichten zu sehen. In dem ersten Gedichte fand ich „Lass sie wellen" statt „wallen" und in der „Todtengräberhochzeit" macht „Lust'ge Trompeten" statt „Lustige" den Vers hinkend.

Ich fasse mich kurz; in wenigen Tagen sehe ich Sie ja doch wohl ohnehin. Nur eine Bitte noch: Überschreiben Sie Ihre Briefe an mich nie mehr mit „Herr Professor!" Ich bin Ihr Freund, glaube ich, und wenn Sie mir diesen meinen gehörigen Titel nicht geben, so sieht es aus, als ob Sie meine Freundschaft verschmähten. Aufrichtig gesagt, ich schätze mir's zur Ehre, wenn Sie mich als Ihresgleichen betrachten. Herzlich ergeben Ihr Hamerling.

Hochgeehrter Freund! Graz, 11. October 1874.

Am 9. kommenden Monats feiern meine Eltern, wie ich Ihnen schon gesagt, ihre goldene Hochzeit. Ein kleines Familienfest wird, wie ich hoffe, meine hiesigen Freunde und Dichtercollegen für ein paar Stunden vereinigen. Ich rechne vor Allen auf Sie — und damit Sie sehen, dass dies „vor Allen" keine leere Phrase, beeile ich mich Ihnen anzukündigen, dass Sie und kein anderer zum goldenen Brautführer designiert sind; wir hoffen, dass Sie uns die Freude machen und die angebotene Würde nicht ausschlagen. Pichler, Marx, Leitner, vielleicht auch ein paar auswärtige Freunde, werden dabei erscheinen — 25 bis 30 Personen etwa — die Verheirateten natürlich mit ihren Frauen; diese Einladung erstreckt sich also auch auf Ihre Frau Gemahlin, und zwar in dringendster und feierlichster Form. Nach einer mittags in der Stadtpfarrkirche gelesenen Messe fahren wir in den „Erzherzog Johann" und dort sind Sie für selben Mittag meine Gäste.

Nachdem wir gestern wieder die Stadtwohnung bezogen, wollte ich heute mich persönlich zu Ihnen verfügen, um die Einladung rechtskräftig zu machen. Aber mein Befinden ist für den Augenblick ein schlechtes, und so entschloss ich mich, lieber zu schreiben als die Sache länger hinaus zu schieben. Ich zähle ganz bestimmt auf Sie und Ihre Frau Gemahlin; Sie würden mich und meine Eltern wirklich kränken, wenn Sie, sei es nun mit oder ohne Grund, sich uns für jene festliche Stunde versagten. Ihr herzlich ergebener Hamerling.

Graz, 3. Februar 1875.

Ich bin gefragt worden, an wen man sich zu wenden hat, wenn man für die Volksschulbibliotheken Bücher schenken will. Man berief sich dabei auf

[1]) Die drei Abtheilungen des Buches gemeint.

Der Briefwechsel zwischen Robert Hamerling und Peter Rosegger.

(1. Fortsetzung.)

Graz, 21. Februar 1874.

P. K. Rosegger gibt sich die Ehre, seinem hochverehrten Gönner anzuzeigen, dass den 20. Februar 1½ Uhr mittags seine Gattin von einem gesunden Knaben entbunden ist.

Graz, 21. Februar 1874.

Herzlichen Glückwunsch! Robert Hamerling.

Hochgeehrter Herr Professor! Krieglach, 28. August 1874.

Unsere Hoffnung, Gäste aus dem Stiftingthale hier begrüßen zu können, ist sehr geschwunden. Zwar wäre noch nichts verloren, jetzt würde es erst schön hier. Die Regenzeit ist vorüber, es herbstelt, und jetzt, glaube ich, könnte man getrost sein Sommerwams hervorholen. Ein Monat noch und wir kehren nach Graz zurück. Einerseits fürchte ich den Auszug aus dem gelobten Lande; mein Wunsch wäre, ganz hier im frischgrünen resp. frischwinterlichen Thale verbleiben zu können. Es ließe sich eine Hütte bauen, ein Kohlgarten anlegen, ein Ziegenstall aufrichten und von solchen Heimlichkeiten aus die kunterbunte Welt recht gelassen betrachten. Mir ist nicht so sehr um den Sommer, den weiß doch auch der Städter auf dem Lande zu genießen, mir ist um die spätherbstlichen Tage, wo sich nach und nach der unwirtliche Winter einrichtet, und endlich ist mir um den stürmischen Winter selbst. Da ist's doppelt lustig auf dem Lande in der warmen Studierstube zu sitzen. Zum mindesten einmal möchte ich den Kreislauf der Jahreszeiten im Berglande wiedersehen. — Anderseits aber freue ich mich auf den Einzug in die Stadt. Die Lesevereine, das Theater! — Auf dem Lande mangelt das geistige Leben ganz und gar, man müsste denn die Predigten und Christenlehren und die religiösen Schwärmereien der Bauersleute als solches gelten lassen. Bei den Bürgerlichen, die sich moderner Bildung rühmen, ist es noch weniger zu finden; die treiben Scheibenschießen, Kegelschieben, Kartenspielen. Ich verkehre fast gar nicht mit den Leuten, lebe den grünen, freundlichen Bergen und meiner Familie. Das Büberl gedeiht zu meiner Freude; nun fängt auch schon das Seelenleben an, sich ein wenig zu entwickeln, jeden Tag ist eine neue Eigenschaft an dem Kinde zu entdecken. Das ist doch gut eingerichtet in der Welt, dass man sich selber wieder blutjung machen kann und dass man ein zweitesmal die Kindheit genießen kann.

Mein Kalender wird in nächster Zeit erscheinen; vom „Waldschulmeister" sind zwanzig Bogen bereits gedruckt.

Meine bisherige Sommerlectüre war: Meißners „Sansara" — hat mich nicht recht befriedigt; Scheers „Die Gekreuzigte" — ist mir zu unerquicklich und trostlos; Goethes „Wahrheit und Dichtung" — belehrt und erquickt mich. Bald mache ich mich nun wieder an den „König von Sion". Es freut mich doch, dass ich über die buntvermischte Lectüre des letzten Winters, die ich bekanntlich auf den Stelzfüßen des Recensenten durchwatete, mein Krümchen guten Geschmackes nicht verloren habe.

Ich schäme mich nicht, Herr Professor, dass ich bisher nur von mir selber geschwätzt; von wem hätte ich doch sonst sprechen sollen? Wollte Gott, Sie befolgten mein Beispiel und erzählten mir in einem nächsten Antwortschreiben ebensoviel und mehr von Ihrem Leben und Thaten. Ich bitte Sie recht schön darum.

Mit den herzlichsten Grüßen von uns an Ihr ganzes Haus, verehrter Herr Professor Ihr dankschuldiger P. K. Rosegger.

Geehrter Herr Professor! 6. Jänner 1876.

Ich bin doch verblüfft über das Gesindel in Wien. Die gelehrtendünkelhafte Recension K . . .s wirkt abstoßend; der Aufsatz über die „Madame Aspasia" ist bloß spaßig. Man muss lachen über das Großthun dieser Kleinen; man muss sie auch bedauern, dass sie ihr eigenes Unvermögen so sehr verbittert hat; aber empörend ist es trotzdem, wenn man sieht, wie diese armen Seelen so leidenschaftlich gern schaden möchten.

Im ersten Moment, als ich die Besprechungen im „Wiener Abendblatt" und im „Tagblatt" las, ist der Zorn in mich gekommen, denn ich habe zu wenig Humor, als dass er zur Deckung jeder Schmachthat dieser Lumpenkerle ausreichte. Nun bin ich so ruhig geworden, dass ich wenigstens dem Drang, diesen Burschen ein paar deutsche Keule an den Schädel zu schleudern, zu widerstehen vermag.

Wenn ich diese Zeilen an Sie richte, so geschieht es nicht etwa, um Sie oder das Werk „Aspasia" zu bedauern, weshalb auch? sondern meinen Unmuth nach irgend einer Seite hin auszulassen; denn ich muss mir jedes Anliegen von Herzen sprechen.

Gibt es denn aber kein Mittel, diesen Geistesthatenschändern Gericht zu halten? Ist der Schaffende denn wehrlos gegenüber den bübischen Zerstörern? Es ist wahr, dem Werke selbst kann der fletschende Geifer nichts anhaben, aber der Name leidet momentan. Ich möchte den Industriellen, den Kaufmann sehen, der den muthwilligen Schädiger seines Credites nicht zur Rechenschaft zöge; und nur der Künstler soll den Mund halten, und die Gesellschaft mit ihrer gerühmten Cultur hätte kein Gericht, sähe ruhig zu, wenn ihre besten Geister auf offener Straße überfallen und misshandelt werden?!

Die freie Presse ist etwas Schönes, aber Schelme dürfen sie nicht handhaben; ausstoßen müsste sie all die Gespensterchen, die echte Thaten niederzuzerren suchen, nur um darüber geistreicheln zu können.

Nicht von Gottes Gnaden seines Talentes hängt der Dichter heute ab, sondern von der Laune feiler Schreibler. Mir selbst ist hievon so viel Arges noch nicht angethan worden, aber andere Fälle zu Dutzenden machen mir die Galle gähren, und die Art, mit der Wiener Schreiber die „Aspasia" begrüßen, hat mich erbrechen gemacht.

Es ist nicht taktvoll, Ihnen dieses Blatt zu senden; es soll Ihnen nur zeigen, wie sehr ich mich sehne nach anderen Zuständen. Sinnen wir auf Mittel, die losen Buben zu züchtigen.

Vergeben Sie, Herr Professor, freundlich die unverhohlenen Äußerungen

Ihrem Rosegger.

Da ich von Heckenast ersucht wurde, Gruß und Dank auszurichten, so sende ich gleich den ganzen Brief; derselbe ist zugleich auch ein Beweis, welches Wohlwollen mir Heckenast entgegenbringt. Ich werde den Brief — ich sammle sie alle von Heckenast — gelegentlich wieder holen.

Herzlichen Gruß!

Ich gehe heute nach Krieglach, weil dort von Bauern das Paradeisg'spiel und das Schäfferg'spiel aufgeführt wird.

(Ende Jänner 1876.) P. K. Rosegger.

Lieber, hochgeehrter Herr Professor! Graz, 5. März 1876.

Ich vergaß ganz auf den „Liebesgürtel" und beeile mich nun, das Versäumte nachzuholen.

eine Ermunterung von Ihnen in der „Tagespost“. Sie dürften also die gewünschte Auskunft geben können und ich bitte Sie in diesem Falle, mir dieselbe gefälligst durch Postkarte mit zwei Zeilen zukommen zu lassen. Mit herzlichem Gruß

Robert Hamerling.

Graz, 7. März 1875.

Franciska Hamerling und Sohn begrüßen mit ihrem besten Segen die kleine Rosegger-Maid und wünschen ihr neben allem sonstigen möglichen Guten und Schönen einen recht hübschen Namen, z. B. Bertha, Pauline, Mathilde, Ida, Sophie, Clotilde, Emma, Gretchen, Adelheid u. dgl.

Hochverehrter Herr Professor! Krieglach, 20. Juli 1875.

Ich bin wieder in den Wald gegangen. Ich gehe alle Wochen einmal nach Graz, um meine Kinder, die ich nicht mitnehmen durfte, zu sehen; aber jedesmal kehre ich von der Stadt mit neuen Wunden zurück. Dort ist die Welt der Menschen, hier im Walde die Welt Gottes; so wähle ich die letztere.

Ich bin körperlich unwohl und geistig krank, und kann mir nicht helfen. Ich bin oft ausgelassen lustig, aber das allein thuts nicht, das Herz weiß nichts davon. Ich fühle mich unsagbar einsam; — nicht, weil ich nicht bei Menschen bin, sondern, weil ich das Bewusstsein habe, dass niemand ist, der Eins mit mir lebte und mich verstünde.

Die Freude an meinen Kindern ist mein Alles; aber auch sie ist eine weinende Freude. Und die Verhältnisse sind so, dass ich nicht einmal meine Kinder bei mir haben kann, will ich nicht den Sommer über in Graz sein. Das, was man „Natur“ heißt, stärkt mich noch, und ich hätte wirklich kaum geglaubt, dass sie bei all ihrer Kopf- und Herzlosigkeit Gemüthskranken so gut sein kann.

Ihr P. K. Rosegger.

Hochgeehrter Freund! Graz, 19. August 1875.

Es ist ein alter Brauch, dass Sie mir jährlich einmal von Ihrem Sommeraufenthalte aus ein liebenswürdiges Brieflein senden, und es ist ein ebenso alter Brauch, dass ich dieses Brieflein getreulich, aber — in sommerlicher Trägheit — immer etwas spät beantworte. Ich bin sehr dafür, alte schöne Bräuche nicht verfallen zu lassen. Ein solcher alter schöner Brauch war es z. B. auch, dass wir beide einander immer ein Exemplar unseres neuesten Werkes schenkten. Da Sie aber dabei ein wenig zu kurz kamen, so ist es freilich kein Wunder, dass Sie endlich die Geduld verloren und sich mit ihrem letzten Buche, dem „Volksleben in Steiermark“, sachte sachte an mir vorbei seitwärts in die Büsche von Krieglach schlugen, nachdem Sie so gelegentlich mir gegenüber die verschmitzte Äußerung hingeworfen, dies Buch sei nur die neue Auflage eines früheren Werkes. Ich verspreche Ihnen aber hiemit feierlich, dass ich künftig fleißiger sein werde, und bemerke nur noch, dass Sie unklug handeln, gegen mich in dem Augenblicke zu knausern, wo ich mit den drei Bänden der endlich erscheinenden „Aspasia“ gleichsam schon vor Ihrer Thüre stehe, um Sie für langes und getreues Ausharren zu belohnen. Ich habe die letzte Durcharbeitung und Feile des Werkes nun endlich abgeschlossen, und der Druck beginnt ehestens. Dies ist auch die einzige Nachricht, die ich Ihnen zu geben habe; im Übrigen geht alles im alten stillen Geleise fort, wir sind gesund, und gienge nicht der schäbig-graue Theater-Elephant zuweilen des Morgens mit seinem Wärter im Stiftingthal spazieren (Thatsache!) so wäre Grün die einzige Farbe, die wir von der Welt zu sehen bekommen.

Mit herzlichem Gruß von mir und den Eltern Ihr Hamerling.

Hier auf dem Lande fühle ich mich wieder wohl; die viele Arbeit, die ich habe, stählt mich, der Bau meines Häuschens zerstreut mich, und in der nächsten Woche werde ich auch meine Kindlein hieher bekommen, die werden mich erquicken.

Der „Heimgarten" pressiert immer mehr und mehr; und so möchte ich Sie bitten, wenn möglich Ihren Beitrag für das Juliheft recht bald in die Druckerei geben zu wollen. Für das Juli- und Augustheft bekomme ich ferner wohl mehrere Bücherbesprechungen? Und — für das Septemberheft, als das letzte dieses Jahrgangs, und für das Octoberheft als das erste des nächsten, möchte ich Sie recht schön bitten, mir doch zwei Arbeiten zukommen lassen zu wollen. Diese Hefte möchte ich selbstverständlich so gut als möglich ausstalten, da der Jahrgangswechsel sehr gefährlich, aber beziehungsweise auch sehr vortheilhaft werden kann.

Da man mit den Heften nun gerne etwas vorauskommen möchte, und besonders das Octoberheft als das erste des II. Jahrganges schon Anfangs September verschickt werden soll, so sind freilich die Aufsätze schon bis Ende Juni und Mitte Juli in die Druckerei zu geben.

Seien Sie herzlichst gegrüßt von Ihrem P. K. Rosegger.

Graz, 5. Juni 1877.

Das Manuscript wurde soeben der Druckerei übergeben. Heißt „Der Ungemüthliche" (eine Art von Charakter- und Lebensbildchen, oder vielmehr nur ein Streiflicht darauf). Umfasst wohl beiläufig 6 Spalten. Dass ich die Correctur bekomme (Samstag) ist gesorgt, desgleichen von Frau Adas Skizze. Befinden elend und langweilig. Tausend Grüße! Ihr Hamerling.

P. S. Eine Buchbesprechung ist auch verfügbar.

Krieglach, 7. Juni 1877.

Vergelts Gott! — Um die Bücherbesprechung bitte ich, hätten Sie die Güte, dieselbe der Druckerei zu schicken? Habe für das Juliheft nicht viel Literarisches. — Seit gestern sind die Kinder bei mir, neues Leben, neue Zerstreuung und Sorge. — Kommen Sie doch einmal herauf! — Das Octoberheft macht mir Kummer. Lorm sandte mir einen Aufsatz, der den Lesern des „Heimgarten" etwas ferne liegt: über Dresden. Weiß nicht, ob ich ihn acceptieren soll. — Glück auf für den Sommer! Ihr Rosegger.

16. Juni 1877.

Zwei kleine Besprechungen (Jäger und Turgenjeff) liefere ich der Druckerei Montags, nachdem sie selbst mir diesen Termin bestimmte; sie werden 1—2 Spalten umfassen.

Die Berechnung war neulich doch wohl wieder etwas großmüthig? Nicht als ob mir etwas an und für sich zu viel wäre und ich es nicht gerne nähme — aber es beschämt mich einigermaßen, vor andern etwas zu stark bevorzugt zu werden. Oder nicht?

Befinden fortdauernd sehr schlecht; daher auch die Kürze dieser Zeilen.

Mit bestem Gruß der Ihrige.

Hochverehrter Herr Professor! Krieglach, 19. Juni 1877.

Vor allem danke ich Ihnen für den „Ungemüthlichen", durch den Sie dem „Heimgarten" wieder eine prachtvolle Spende machten. Das Juliheft wird wieder gut ausfallen; auch die Skizze von Ada Christen finde ich bedeutend. Nur an größeren guten Erzählungen leidet das Blatt Mangel. Mancher sagt mirs offen, dass er mir darum nichts schreibe, weil das Honorar zu unbedeutend sei. Ganz

Eben ersehe ich, dass heute schon meine Geschichte „Oswald und Anna" zum Abschlusse gekommen ist. Darf ich Sie, Herr Professor, bitten, diese meine Arbeit durchzulesen und seinerzeit darüber mit mir zu sprechen. Ich erlaube mir nur, auf die zahllosen Druckfehler hinzuweisen, mit denen die „Ill. Zeitung" meine Erzählung bedacht hat. Auch hat die Redaction Einzelnes besser gewusst, als ich und demgemäß Correcturen angebracht, so, dass ich manchen Satz und Gedanken selber kaum wieder erkenne. Wenn ich die Arbeit als Buch drucken lasse, so will ich vorher manches noch ändern und schon darum wäre mir darüber eine Besprechung mit Ihnen ganz besonders erwünscht.[1]) Ich verlasse Ihre Wohnung stets mit einem gewissen Gefühle der Beruhigung, des Trostes und Lebensmuthes, während mich andere Freunde, und wären sie noch so wohlwollend und gut, oft nur noch mehr verstimmen. Ihr dankbarer P. K. Rosegger.

Hochgeehrter Herr Professor! Krieglach, 8. September 1876.

Habe veranlasst, dass Ihnen die Correctur des friaulischen Reisebildes zugeschickt werde. Dieser Aufsatz entzückt mich, recht herzlichen Dank dafür, er ist das Schönste und Gediegenste, was das erste Heft bringt; ich bin stolz darauf. Der Druck geht wacker voran, in 14 Tagen haben wir den „Heimgarten" in der Hand. Sie können kaum glauben, wie mich diese Arbeiten erquicken und ermuntern.

Mit herzlichem Gruß Ihr P. K. Rosegger.

Hochgeehrter Herr Professor! Graz, 1. October 1876.

Bis zum 5. d. wird mir schon das Manuscript zum 2. Heft des „Heimgarten" abverlangt. Bitte recht schön, mir bis dahin den Stelzhamerartikel zukommen zu lassen.

Das 1. Heft haben Sie durch die Verlagsbuchhandlung doch bereits erhalten?

Ich bin endlich ganz nach Graz zurückgekehrt, nachdem ich in diesem Sommer von Krieglach aus sechsmal ins Hochgebirge, zweimal nach Untersteier, einmal nach Tirol und Baiern und 13mal nach Graz gegangen war. Sie sehen daraus, wie ruhelos meine Sommerfrische gewesen ist. Hier in Graz geht nun die Arbeit an. Ich sehe schon, das Blatt gibt schauderlich viel zu thun; zu wenig gutes Manuscript; zwei Drittel von dem Eingesandtem muss ich retournieren. Und das Durchlesen all der zwar gesandten, aber nicht — geschickten Arbeiten ist eine Pein.

Mit herzlichem Gruß Ihr dankbarer P. K. Rosegger.

Erlaube mir noch zu bemerken, dass das Honorar von der Verlagshandlung per Quartal ausbezahlt wird.

Graz, 24. Mai 1877.

Wir ziehen diesen Vormittag aufs Land. Sehe ich Sie nicht mehr persönlich vor Ihrer Abreise? Sind Sie verhindert und gibt es etwas zu erörtern, so genügt im Nothfall wohl auch ein Schreiben. Ergebenst Ihr Hamerling.

Lieber, hochverehrter Herr Professor! Krieglach, 31. Mai 1877.

Vor allem danke ich Ihnen für die Liebe und Freundschaft, die Sie mir im letztvergangenen Winter erwiesen haben, wo Sie mich im „Heimgarten" literarisch unterstützt, aber noch mehr meine Person moralisch aufrecht erhalten haben. Ich bin in allem so ganz auf mich selbst gestellt; und wenn ich mir Ihren Beistand in geschäftlichen, wie in Gemüthssachen angedeihen lassen, so bin ich Ihnen von Herzen dankbar.

[1]) „Oswald und Anna" erschien später in neuer Bearbeitung unter dem Titel „Heidepeters Gabriel".

heraus. Ein solches Missverstehen und Deuteln am Klarsten und Einfachsten könnte einem alle Lust des Schaffens verleiden. Zum Troste fiel mir ein Blatt der „Grazer Vorstadtzeitung“ in die Hand, worin gesagt wird, das „Wiener Fremdenblatt“ habe den „Ungemüthlichen“ aus dem „Heimgarten“ abgedruckt, und das betreffende Fremdenblatt sei hier in den Gast- und Kaffeehäusern den ganzen Tag immer „in der Hand“ gewesen und mit Eifer gelesen worden — was die Vorstadtzeitung übrigens nur erwähnt, um die Grazer zu ermahnen, sich lieber auf den „Heimgarten“ selbst zu abonnieren, statt den Nachdruck zu lesen.

Der „Heimgarten“ ist in der That eine treffliche, des Abonnierens würdige Zeitschrift. Ich freue mich an seinem Gedeihen und möchte gerne recht viel dazu beitragen. Wenn ich die Artikel nicht so aus dem Ärmel schüttle, so ist dies nicht Mangel an gutem Willen, sondern rührt daher, dass ich den Kopf von tausend Dingen voll habe. Ich werde thun, was möglich, nur müssen Sie mir immer so lange als möglich Frist geben. Da ich verlässlich bin, wie Sie wissen, und Wort halte, so riskieren Sie nichts dabei.

Vom „Literaturblatt“ und „Lit. Verkehr“ nehmen Sie gefälligst ein Paket für mich mit, wenn Sie wieder nach Graz kommen; fände sich aber in einer Nummer etwas mich Betreffendes, so haben Sie die Güte und senden Sie mir dieselbe unter Kreuzband!

Mit bestem Glückauf für Ihren Haus- oder Häuschenbau (o diese heutigen Dichter! wo bleiben die Dachstübchen?)

Ihr herzlich ergebener Hamerling.

Lieber, verehrter Freund! Krieglach, 12. Juli 1877.

Dass ich auch für das Augustheft was mit Ihrem Namen bekomme, macht mich sehr froh — ich hatte mich nur nicht zu bitten getraut. Freilich soll die Sacher-Masoch-Recension schon Mitte Juli in die Druckerei kommen. Platz ist genug.

Was den Passus über den „Ungemüthlichen“ in der „Tagespost“ anbelangt, so gieng es mir bei demselben genau so, wie Ihnen; ich kann mir um alles in der Welt nicht denken, was der k-Recensent denn aus der Geschichte herausgelesen hat — das nicht drinnen war.

Vor kurzem erhielt ich von einem Herrn Karl May, Redacteur in Dresden, eine Erzählung: „Die Rose von Kahira, ein Abenteuer aus Egypten“. Diese Geschichte ist so geistvoll und spannend geschrieben, dass ich mir gratuliere. Seiner ganzen Schreibweise nach halte ich den Verfasser für einen vielerfahrenen Mann, der lange Zeit im Orient gelebt haben muss.

Gestern ist auf den Mauern meines Hauses unter dem Wehen des Tannenwipfelchens und unter Gläserklang das Fest der Gleichen gefeiert worden. In acht bis zwölf Tagen wird es unter Dach sein. Für Poeten habe ich der Dachstübchen drei machen lassen. Ich habe an dem Bau eine rechte Freude.

Die Kinder umschwirren mich wieder derart, dass ich schließen muss. Es ist kein rechtes Arbeiten in der Kinderstube; aber ich habe keine andere. Die „Heimgarten“-Arbeiten mache ich im Walde, sowie der Wald auch mein Redactionsbureau ist, das ich Ihnen gerne näher schildern möchte. In Krieglach leben viele hübsche Mädchen; diese und auch andere Leute folgen mir wöchentlich zweimal in den Wald. Da werden die eingelaufenen Manuscripte gelesen und beurtheilt. Die Stimmenmehrheit entscheidet über die Annahme oder Ablehnung. Ich will für das Septemberheft ja noch einen Artikel schreiben: „Das Redactionsbureau des Heimgarten“.

Ihre anerkennenden Worte über den „Heimgarten“ freuen mich mehr, als zehn k-Recensionen. Ich danke herzlichst. Ihr dankbarer P. K. Rosegger.

mittelmäßige Leute wollen glänzend gezahlt sein; unter solchen Umständen lerne ich, dass ich bisher meine Arbeiten an fremde Blätter viel zu wohlfeil hingegeben habe; ein paar tausend Gulden noch könnte ich in der Truhe haben, hätte ich gewusst, wie hoch die Preise mittelmäßiger Erzählungen und Feuilletons seien. — Übrigens zahle nicht ich das „Heimgarten“-Honorar, sondern der Verlag. Will es allerdings nicht verhehlen, dass nicht bedeutenden Mitarbeitern ohne Gewissensbisse weniger gegeben wird, um vorzügliche Beiträge möglichst anständig honorieren zu können. So wird es wohl jeder, der kargen muss, halten. Anzengruber und Lorm fordern für das nächste Jahr Lohnerhöhung. Hoffentlich wird man sie ihnen in geringem Maße gewähren können.

Sie schreiben, dass Sie sich nicht wohl fühlen. Auch mir geht es nicht am besten. Ich fühle es bisweilen wohl, dass mein fortwährendes Arbeiten ein unnatürliches Anspannen der Kräfte ist, und in diesem Sommer zum erstenmal merke ich dann und wann einige Unlust am Schreibtisch, der mir sonst doch immer ein so lieber Platz gewesen ist. Aber die Auslagen sind groß . . .

Mit herzlichem Gruße, verehrtester Herr und Freund Ihr

P. K. Rosegger.

Hochverehrter Herr Professor! Krieglach, 6. Juli 1877.

Mitte Juli werde ich die Manuscripte des Septemberheftes in die Druckerei schicken. Bitte herzlich, mir gütigst mitzutheilen, was beiläufig ich für das letzte Heft des Jahrganges von Ihnen zu erwarten habe.

Heute sandte mir Georg Frobern in Bern Sacher Masochs: „Das Vermächtnis Kains“ mit der Bitte um Besprechung im „Heimgarten“. Hätten Sie nicht Lust, mir auch darüber einen Artikel zu schreiben? Da das Werk, wie ich glaube, auch in ihre Hände bereits gegeben worden ist. Indes möchte ich demnächst für Heft XII auch noch um anderes bitten.

Mein Hausbau schreitet gemächlich vorwärts und macht mir sehr viel Vergnügen; ich fühle eine Befriedigung, die ich bisher nicht kannte.

Ihnen geht's doch wieder gut? Ich war vor zwei Tagen auf wenige Stunden in Graz, konnte mir aber die Freude, Sie zu sehen, nicht gönnen, da mich die Doppelkette meiner Kinder und meiner Arbeiten rasch wieder nach Krieglach zurückriss.

Soll ich Ihnen nicht einmal einen Pack von Nummern des Wiener „Literaturblatt“ und der „Literarischen Correspondenz“ schicken?

Mit herzlichstem Gruße, lieber verehrter Herr Professor,

Ihr P. K. Rosegger.

Lieber Freund! Graz, 9. Juli 1877.

Wenn Sie durchaus etwas für das September- und desgleichen etwas für das Octoberheft von mir wollen, so werde ich Ihnen natürlich etwas liefern; aber bis Mitte Juli werde ich schwer etwas bereit haben können; es genügt ja vielleicht, dass Sie mir einige Spalten reservieren. Eingefallen ist mir noch nichts — vielleicht muss doch das Album des Herrn Landau dran. Über Sacher-Masoch schreibe ich eine mit vollem Namen gezeichnete Recension schon für das Augustheft; haben Sie ½ bis 2 Spalten verfügbar!

Haben Sie in der „Tagespost“ die Besprechung des letzten „Heimgarten“-Heftes gelesen, in welcher gesagt wird, dass man aus meinem „Ungemüthlichen“ etwas herauslesen müsse, was ich nicht geschrieben, sondern bloß gedacht? Wenn Sie den Verfasser der Notiz kennen, so bitte ich sehr — im Ernste! — schreiben Sie mir, wer es ist; ich will ihn fragen, was ich mir bei diesem Artikel außer dem Geschriebenen noch gedacht haben soll; ich selbst bringe es durchaus nicht

Lieber, verehrter Freund! Krieglach, 8. August 1877.

Ich hoffe, in einigen Tagen das Vergnügen zu haben, Sie in Graz zu sehen. Auch hat mich Herr Professor Schröer, der gegenwärtig in Graz weilt, ersucht, dass ich ihn bei Ihnen aufführe.

Den dritten Correcturbogen des 12. Heftes, der Ihre „Triester Promenaden“ bringen wird, habe ich noch nicht erhalten. Muss aber schon wieder bemerken, dass der Beitrag für das 1. Heft (II. Jahrgang) bis längstens 18. d. M. in der Druckerei sein soll. Lassen Sie sich doch das fortwährende Drängen nicht verdrießen. Die Sache pressiert nur jetzt zum kritischen Momente des Jahrgangswechsels so sehr; später können wir wieder gemüthlicher arbeiten.

Wenn ich nun aber — lieber, verehrter Herr Professor — recht offen sein darf: Der „Triester Carneval“ wäre mir für das Januar- oder Februarheft eine ganz besondere Wohlthat. Aber nur unter der Versicherung, dass ich diesen Aufsatz für jene Zeit bekomme und dass ich fürs erste Heft etwas andere kriege, nur unter dieser Versicherung würde ich fürs Octoberheft auf den „Triester Carneval“ verzichten.

Sonst aber, wenn Sie eben nichts haben und Ihnen in diesen heißen Tagen das Arbeiten sauer ankommt, bin ich sehr mit dem Carneval zufrieden.

Bis 12. August erwarte ich Beiträge fürs erste Heft von Alfred Meißner und Franz Krones. Ich zittere insgeheim vor der Möglichkeit, dass einer oder der andere verhindert werden könnte.

Das hiesige Redactions-Comité ist in voller Thätigkeit, indes wird weniger gelesen, als die Natur bewundert, respective von Fräulein Rosa recensiert. – Eben erinnere ich mich, dass vor Rosa selbst dieser mein schlichter Brief nicht würde bestehen können. „Kein Schreiben fängt mit ich an!“ sagte sie jüngst, als sie den Brief eines Einsenders las, welcher s i c h ins erste Wort der ersten Linie stellte. Sie hat recht, und man sieht daraus, dass unser Redactions-Comité, wenn nicht gar Abtödtung des Egoismus, so doch demüthige Geringschätzung seiner selbst anstrebt. Freilich nur theoretisch. Indeß finde ich nicht überflüssig, zu bemerken, dass wir im Walde ein Leben voll idealer Sittlichkeit führen, in welcher nur die platonische Liebe, so durch die Verse junger Einsender besungen wird, Pflege findet.

Mit herzlichstem Gruße, verehrter Freund Ihr P. K. Rosegger.

Graz, 14. August 1877.

Es ist ja ganz und gar nicht nöthig, dass Sie den Herrn Professor Schr. p e r s ö n l i c h zu mir führen; weiß er nur meine Adresse, so kann er mich ja nach Zeit und Gelegenheit mit einem Besuche beehren. Es ist auch insoferne besser, wenn Sie a l l e i n kommen, da wir uns so leichter über dies und das besprechen können. Statt des „Triester Carnevals“ werde ich nun also bis zum 18. etwas anderes zurechtschneidern: „Gedanken über den Selbstmord“, was aber nur etwa drei Seiten füllen dürfte. Ergebenst Ihr Hamerling.

Krieglach, 16. August 1877.

Tausend Dank! „Gedanken über den Selbstmord“ für das erste Heft unschätzbar. — Ich komme etwa nächsten Montag und allein. Rosegger.

Graz, 3. September 1877.

Die Separatblätter mit den „P r o m e n a d e n“ habe ich erhalten, nur fehlte leider das letzte Blatt (S. 921). Ich bedauere, dass Sie noch ein Blatt herausreißen müssen, aber ich kann Ihnen nicht helfen! Meine Sachen sind gewohnt, g a n z heruntergerissen zu werden. Ihr Hamerling.

(Fortsetzung folgt.)

Hochgeehrter Freund! Krieglach, 19. Juli 1877.

Ich bemerkte Ihnen letztens von meinen Redactionsstunden im Walde, und dass ich darüber was zu schreiben gedächte. Ich schrieb nun darüber — aber es gefällt mir nicht recht und es gelang nicht so, als ich mir dachte. Die Sache sollte witzig behandelt werden — es ist ein gefährliches Thema, sieht vielleicht aus, wie Selbstbespiegelung. Ich beabsichtige, den Aufsatz in die kleine Laube des 12. Heftes zu geben, nun getraue ich mich nicht, es zu thun, außer Sie sagen, dass ich es thun könne. Ich bitte daher, dass Sie den kleinen Artikel durchlesen und mir darüber ihre offene Meinung sagen möchten. Vielleicht wäre bei dieser Gelegenheit im Artikel noch Manches und Vieles zu sagen, vielleicht ist eben das schon zu viel.

Mit herzlichstem Gruß

Ihr dankbarer P. K. Rosegger.

Viele Grüße an Ihre lieben Eltern!

Graz, 22. Juli 1877.

So so? ei, ei! — Habe gar nicht gewusst, dass es so lustig auf der Welt zugeht! — Wenn die schönen jungen Mädchen auch so in den Wald mitgehen, dann begreif ich's, dass Sie nicht heiraten. — Die Idee vom „Redactionsbureau des Heimgarten" im Walde ist hübsch, aber so hübsch, wie sich jeder die Sache bei sich ausmalt, läßt sie sich freilich mit der Feder nicht leicht schildern. Sie haben Recht, es fehlt dem Aufsatze noch etwas; es fehlt ihm noch so ein bisschen die rechte Stimmung. Nüchtern wirkt die Aufzählung der theilnehmenden Personen: „da ist der Herr Verwalter" bis: „unter den Tannen". Feilen Sie noch ein wenig daran, und sehen Sie, dass Ihnen noch ein paar poetische oder witzige Gedanken dafür einfallen; so ein guter Einfall verbreitet dann sogleich Stimmung und Glanz über das Ganze. Lassen Sie den Wald und die Vögel noch ein bisschen mehr mitsprechen — mit Einschluss des Gimpels. Fallen lassen dürfen Sie die Idee durchaus nicht!

Mein September-Artikel wird entweder touristischer oder moralphilosophischer Art sein und an jede beliebige Stelle des „Heimgarten" passen. Sobald ich über Thema und Titel ganz im Reinen bin, erfahren Sie Weiteres.

Die beiden zur Begutachtung übermittelten poetischen Einsendungen sind nicht übel; aber das ist vielleicht noch kein Grund, sie abzudrucken.

Empfehlen Sie mich schönstens dem Redactionsbureau, und wenn Sie etwas von mir in die Mappe bekommen, so schicken Sie das gestrenge Fräulein Rosa Erdbeeren pflücken. Herzlich ergeben Ihr Hamerling.

Liebster Rosegger! Graz, 1. August 1877.

Für das Septemberheft betitelt sich mein Beitrag: „Triester Promenaden" und für das Octoberheft wahrscheinlich: „Triester Carneval." Dass Sie mich in einem Ihrer Briefe anwiesen, das Manuscript „anfangs August in die Druckerei zu geben", ist mir gerade recht; ich habe eine Teufelsangst vor dem Redactions-Comité im Walde, und lasse mirs nicht zweimal sagen, das Manuscript gleich unmittelbar in die Druckerei zu geben. Gleichzeitig trage ich diese Zeilen auf die Post und das Manuscript zu „Leykam-Josefsthal".

Nun möchte ich Sie noch bitten um ein Plätzchen im selben Septemberheft für einige Zeilen über Peter Philipps „Versinkende Welt", die ich aber wohl erst Mitte d. M. einzuliefern brauche?

Glückauf zur Vollendung des Häuschens und der drei Dachstübchen, von welchen ich eines als Miethsmann gern beziehe, wenn sich im daranstoßenden Fräulein Rosa einquartiert! Herzlich grüßend Ihr Hamerling.

Theodor Vernaleken.

Ein Gedenkblatt zu seinem 90. Geburtstage am 28. Jänner 1902.

Fremdländisch klingt der Name Vernaleken dem Oberdeutschen zum Ohre. Und doch ist er uns älteren wohlvertraut; denn die meisten aus uns, die in den Sechziger- und Siebzigerjahren die Schulbänke drückten, haben Vernalekens vortreffliche Bücher als Bronnen benützt, aus dem sie ihre Sprachkenntnisse schöpften. So waren viele der jetzt Lebenden, wenn auch nicht unmittelbar, doch mittelbar die Schüler des verdienstvollen Lehrers und Gelehrten. Sie alle werden sich an dem 90. Geburtstage des Altmeisters deutscher Sprachforschung gewiss dankbaren Herzens seiner erinnert haben; den jüngeren aber sei der sein ganzes Leben lang und auch jetzt noch im höchsten Greisenalter rastlos und unermüdlich Thätige als ein leuchtendes, nachahmenswertes Vorbild gewissenhaftester Pflichterfüllung vor Augen geführt.

Theodor Vernaleken wurde am 28. des Eismondes in dem nordwestlich von Kassel gelegenen Städtchen Volkmarsen geboren. Er lernte an den Gymnasien von Warburg und Paderborn und besuchte dann das Lyceum in Fulda. Germanischer Wandertrieb führte ihn i. J. 1836 nach Zürich, wo er die Hochschule besuchte. Von 1837 bis 1846 wirkte er als Schullehrer in der Nähe von Winterthur. Seinem zweiten Züricher Aufenthalte verdanken wir Werke wie: das deutsche Volksepos und die Schweizer Sagen. Im Jahre 1850 wurde Vernaleken von dem damaligen Unterrichtsminister, dem Grafen Leo Thun, an das Wiener Polytechnikum berufen und mit der Aufgabe betraut, die Volksschulen und Realschulen Österreichs auf eine ganz neue Grundlage zu stellen; eine wahre Herkulesarbeit gegenüber den Hemmnissen, die ihm das bischöfliche Consistorium als Schuloberaufsichtsbehörde bei jeder freisinnigen Regung auf den Weg wälzte; musste er doch aus seinem Sprach- und Lesebuche einige nicht genehme Märchen von Grimm wieder ausscheiden. Trotzdem erschien dies bahnbrechende Buch und warf im Siegeslaufe die verblödenden Abc-Büchlein mit ihrem be e be, be i bi, be o bo, be u bu, be a ba, be ä bä über den Haufen. „Wie die Nacht zum Tage, wie der frostige Winter zum erquickenden Frühling, so verhielten sich, — schreibt Prof. Branky — die Namenbüchlein zu diesem neuen Elementarbuche". Vernalekens Sprachbuch kämpfte eben wie sein ganzer Sprachunterricht gegen die zopfige Zunftanschauung an, als ob die Muttersprache nur aus der Sprachlehre gelernt werden könnte, und fußte auf dem gegentheiligen Grundsatze unseres Sprachmeisters: Die Sprache muss an der Sprache selbst gelernt werden.

Im Jahre 1851 wurde Vernaleken zum Professor der deutschen Sprache und Literatur an der neugegründeten Oberrealschule auf dem Schottenfelde zu Wien ernannt und in die Prüfungsbehörde für Realschulen berufen. Obwohl er dadurch dem Gebiete der Volkschulen mehr entrückt war, die er durch vernunftmäßige Thätigkeit in Österreich so recht eigentlich auf den Boden gestellt hat, auf dem sie heute steht, war er doch stets bestrebt, sie nach Kräften zu fördern. So finden wir allüberall in dem Bereiche des österreichischen Schulwesens die lichten Spuren der schöpferischen Thätigkeit Vernalekens, und wenn Österreich sich heute des freisinnigen Volksschulgesetzes vom 14. Mai 1869 erfreut, ist es ihm Pflicht, desjenigen vor allen dankbar zu gedenken, der diesem Gesetze die Pfade geebnet hat, unseres Vernalekens.

Im Jahre 1870 stellte Hasner den, der sich als Jugendbildner von Gottes Gnaden erwiesen hatte, an den Platz, der ihm gebürte, an die Spitze der alten Präparandie zu S. Anna, mit der Bestimmung, diese im Sinne des Reichsvolks-

Kleine Laube.

Neue Gedichte.

Von Sophie von Khuenberg.

Einem Bettler.

Weiß Gott! Du bist noch ärmer als ich,
Dein Rock in Fetzen gerissen,
Halb blind und lahm, der Körper siech,
Der Geist vom Bettel zerschlissen.

Doch glaub mir, auch ich bin bettelarm,
Am Ende von allem Hoffen,
Zerfetzt von beißendem Sorgen-Schwarm,
Zu tiefst in die Seele getroffen.

Und wenn wir einander vorübergehn
Und ich ein Geldstück Dir reiche,
Dann seh ich mit Augen, die alles sehn,
Wie sehr ich, o Bettler, Dir gleiche!

Mahnung.

Seid nicht klein und kleinlich,
Jeder ist ein Christ,
Ob er nun Hochwürden
Oder Pastor ist.

Nächstenliebe pflegen
Ist des Christen Pflicht,
Zwischen gut und edel
Unterscheidet nicht.

Wer die Kranken wartet,
Wer die Kinder lehrt,
Sei, wie er sich nenne,
Lieb Euch und verehrt.

Meint Ihr, Jesus Christus
Habe lang gefragt,
Wer es sei, der hoffend
Sich zu ihm gewagt?

Nichts galt ihm der Name,
Alles nur die That,
Und erhört ward jeder,
Der ihm fromm genaht.

Menschen sind wir alle,
Drum — kein Unterschied!
Duldung ist der Liebe
Allerhöchstes Lied!

Nichts glänzendes und äußerlich Großes ist an dem Bilde, das wir gezeichnet haben; aber es erquickt, erbaut, erhebt durch den inneren Wert, der es erfüllt: ein arbeitsfreudiges, dem Dienste unseres Volkes unserer Muttersprache und der Veredelung des Menschenherzen geweihtes Lebens liegt vor unseren Blicken aufgerollt, ein leuchtendes Vorbild.

Aurelius Polzer.

Singvögel.

Erwachen.

Mir tönt ein Klingen im Gemüthe,
Ein moll-Accord nur, leis' und weich.
Mir blüht im Herzen eine Blüte,
Ein Blümlein, schlicht nur, zart und bleich.

Und doch, es sind urechte Töne,
Die mir da klingen im Gemüth,
Und doch — es ist urechte Schöne,
Die mir da still im Herzen blüht.

Franz Floth.

Wanderung.

Der Nebel sank. — Ins Unbekannte
Der weiten Heide will mein Schritt
Und alles, was die Seele bannte,
Geht mir zur Seite wandernd mit.

Das sind die alten, todten Tage,
Das ist ein blasses, todtes Lied,
Das ist die eine große Frage,
Die immer ohne Antwort blieb. —

Die stimmenlose Winterblässe
Verhüllt um mich das ganze Land;
Mir ist, als ob die Finger presse
Mir eine kalte Todtenhand.

Anton Renk.

Unbrachteter Stolz.

Am Bache saß ein Vögelein,
Das wollte gerne trinken,
Da ihm das Bücken zu gemein,
That mit dem Haupt nur winken.

Doch Bruder Bach, ein wilder Gast,
Als ob er's gar nicht sähe,
Zerschellt sich alle Glieder fast,
Vor Lust auf Stein und Höhe.

Das Vöglein, ach, vergebens nickt
Dem übermüth'gen Tröpfchen,
Bis endlich es hinunterbückt
Sein allzu stolzes Köpfchen.

Da schlürft es nun und trinkt sich satt
Und freut sich solcher Labe;
Dass sich's seit dem gebessert hat,
Ich jüngst erfahren habe.

So mancher stolze Erdenwicht
Mag jenem Vogel gleichen;
Das eine doch bedenkt er nicht:
„Das Glück muss man erreichen."

Ein blindes Mädchen.

schulgesetzes umzugestalten. Sein ausgezeichnetes Wirken an dieser hohen Stelle kennzeichnet Mucius Camuzzi in seinem Lebensbilde mit den Worten: „Er verstand es meisterhaft, seine Schüler zu edler Begeisterung für den Lehrberuf zu erheben, er gab ihnen eine Fülle praktischer Winke mit für die Ausübung ihres Berufes und wusste sie so anzuregen, dass in ihnen der für den Lehrer so wichtige Fortbildungsdrang fortglühte. Mehr verlangen wir von einem Lehrerbildner nicht."

Nach siebenjähriger erfolgreicher Thätigkeit trat Vernaleken von seinem Amte zurück, in dem er unendlich viel Gutes gewirkt hatte, und übersiedelte nach Marburg an der Drau, jedoch nur, um bald, wie Grimm sagt, das Feuer seines Herdes nach Graz zu tragen, das seinem wissensdurstigen, lebenlechzenden Geiste mehr Anregung bot. Er zog nach der vielgerühmten Pensionopolis, nach der Stadt der Ruheständler, jedoch nicht etwa um den Ruhestand zu genießen, wie es andere thun, sondern um weiter der Arbeit zu leben, der er sein ganzes Wirken geweiht hat, der Erziehung des Volkes. Beredtes Zeugnis hiefür geben von den streng sprachwissenschaftlichen Werken und Lehrbüchern wie seiner heute noch nicht überflüssig geworenen Syntax abgesehen, die auf ein anderes Blatt gehören, seine vortrefflichen Bücher: Alpensagen, Mythen und Bräuche des Volkes in Österreich, Spiele und Reime des Volkes in Österreich, Österreichische Kinder- und Hausmärchen (2. Auflage, 1892, Verlag von W. Braumüller in Wien) und noch im Jahre 1900 sein von unermüdlichem Fleiße zeugendes volksthümliches Sammelwerk Deutsche Sprachrichtigkeiten (Verlag von A. Pichlers Witwe und Sohn in Wien).

Dieses letztgenannte Werk ist zugleich ein sprechendes Denkmal des tiefen Gefühles für Sprachreinheit, das Vernaleken in allem seinem geistigen Schaffen Leitstern war, ein Denkmal, wie es ihm in anderer Hinsicht — den meisten freilich unbewusst — die Wiener Ringstraße ist; denn er war es, der uns vor dem französischen Namen Boulevard bewahrte, ihm verdanken wir den schönen deutschen Namen für die schönste Straße der deutschen Stadt Wien.

Die oben genannten Hauptwerke genügten aber unserem unersättlichen Geistesarbeiter und Volksbildner nicht. Dafür legten zahllose Aufsätze und Abhandlungen Zeugnis ab, die in Zeitschriften und Schulberichten erschienen sind; auch die Leser des „Heimgarten" waren oft Zeugen des unermündlichen Fleißes und der beneidenswerten geistigen Regsamkeit unseres Jubelgreises.

Sollen wir nun das kennzeichnen, was Vernaleken geschrieben hat? Aus dem oben über den Schulmann Gesagten läßt sich leicht der Schluss ziehen: kernhaft deutsch ist der Mann, seine Seele dürstet nach Licht und Freiheit, seine Werke, seine Worte, sein Wandel, sein ganzes Wesen athmen diese Tugend aus. Im hohen Alter noch, einige Monate nach seinem achzigsten Geburtstage ist er ein Thatzeuge seines kräftigen Freiheisdranges geworden, da er zur Lutherkirche übertrat — aus innerem Drange; denn er sagt: bekennen kann man nur das, was man erkannt hat.

Zur Vervollständigung der äußeren Umrisse unseres Lebensbildes mag noch angeführt sein, dass Vernaleken die Pfarrerstochter von Dätlikon in der Schweiz heiratete, Wilhemine Zwingli, den letzten Spross von dem Stamme des Reformotors. Von den Kindern aus dieser Ehe lebt ein Sohn Walther, Professor an der Realschule unter den Weißgerbern in Wien, und eine Tochter Gertrud, Gattin des Bankdirectors Fäsi in Zürich. Nach dem Tode seiner ersten Frau im Jahre 1873 vermählte sich Vernaleken mit Pauline Kammerer, der Witwe des Generalmajors a. D. Sebastian Kammerer. Diese brachte ihm zwei Kinder in die Ehe mit, eine Tochter Ludmilla, die mit der Mutter das Hauswesen besorgt und über dem Wohle des ehrwürdigen Greises wacht, und einen Sohn Karl, der an der Schule in der Keplerstraße zu Graz als Lehrer wirkt.

Der Katholicismus

und das zwanzigste Jahrhundert im Lichte der kirchlichen Entwicklung der Neuzeit von Dr. Albert Ehrhard, Professor an der Wiener Universität. (Stuttgart, Jos. Roth'sche Verlagshandlung, 1902.)

Obwohl in manchen Punkten anderer Anschauung, ertheile ich dem Herrn Prälaten Prof. A. Ehrhard für dieses Werk die kirchliche Druckgenehmigung, weil es hohen sittlichen Ernst und warme Liebe zur Kirche zeigt. — Mit ähnlichen Worten charakterisiert Paul Wilhelm, der Bischof von Rottenburg, das Buch, wie mich dünkt, trefflich. Dem Bischof scheint es aber zu liberal zu sein, oder in Reformvorschlägen zu weit zu gehen. Das Werk unterscheidet viel, stets ein Merkmal der Complication und Vielfärbigkeit der katholischen Kirche, in deren Punkten es immer ein Ja und ein Nein gibt, das zum Guten, aber auch zum Gegentheil ausgenützt werden kann. Ehrhard unterscheidet vielleicht zu scholastisch, aber redlichen Herzens. Er unterscheidet den Katholicismus an sich und die Organe desselben. Der erstere ist unfehlbar, göttlich; es scheint, dass Ehrhard zwischen Katholicismus und der katholischen Kirche einen Unterschied macht, denn an den Vertretern der Kirche und den Katholiken, die doch die Kirche darstellen, hat er vieles auszusetzen. Ich vermuthe er versteht unter Katholicismus das Christenthum des Evangeliums dogmatisch erhärtet und im Cultus versinnlicht. Die kirchlichen Organe des Katholicismus sind menschlich, fehlerhaft und ihre Bestimmungen in kirchlichen Dingen sind der Zeit angepasst oder sollten es sein. Im Katholicismus an sich ist der Verfasser streng orthodox, da rechtfertigt er alles; bei den kirchlichen Vertretern und ihren Verordnungen und Handlungen gibt er Irrthümer zu, aber auch hier entschuldigt er wohl zu viel: Die Inquisition, weil sie eigentlich von weltlichen Staaten getragen wurde, den Jesuitismus, weil er die Kirche stärken wollte, die Liguorimoral, weil sie ihrer Zeit gemäß war, den „Syllabus", weil er ja nicht dogmatisch, vielmehr nur oportun war, die Erklärung der päpstlichen Unfehlbarkeit, weil sie eigentlich nur etwas Selbstverständliches sagt. Dass dem Verfasser an der hohen Geistlichkeit und ihrem Vorgehen vieles nicht recht ist, deutet er nur recht oft an, ist aber zurückhaltend, wo doch klar gesagt werden müsste was nicht recht ist. Vieles Mittelalterliche an Äußerlichkeiten und Aberglauben — deutet er an — musste wegfallen, unserer Zeit und ihren Bedürfnissen musste die Kirche in den Formen sich anpassen. Dem Subjectivismus, dem nationalen Geiste, der Wissenschaft, dem Bildungsbedürfnisse musste sie mehr Rechnung tragen, versöhnlicher gegen andere Kirchen musste sie sein. Der Katholicismus als solcher würde alles das gestatten. An dem Protestantismus erkennt der Verfasser viel Christliches, bezeichnet ihn aber als die Ursache der Entfremdung zwischen dem modernen Geiste und der Kirche. Der moderne Geist sei weder grundsätzlich noch thatsächlich dem Katholicismus entgegen, vielmehr dieser verdanke der neuen Zeit große Vortheile, nur dass solche Vortheile von Vertretern der Kirche sehr oft nicht ausgenützt würden. Vor allem erkennt Ehrhard, dass in unserer Zeit das religiöse Bedürfnis nicht im Schwinden, eher im Wachsen begriffen ist, dass die Religion, das Christenthum sich zwar von den Formen des Mittelalters abgewendet, sich jedoch mehr verinnerlicht und vergeistigt habe. Eine katholische Universität in Salzburg ist nicht ganz im Sinne unseres Verfassers. Wie kann solch eine einzige, abgeschlossene Universität gegen den Geist der hundert anderen Hochschulen aufkommen? Sie würde nur trennend wirken, es wäre ein Rückzug aus der Welt in den Winkel. Vielmehr müssten katholische Gelehrte in den schon bestehenden Universitäten Eingang erobern,

Röslein und Rosalind.

Hold duftet ein Röslein,
Ich grüß es, es spricht:
„Bin schön wie Dein Mägdlein,
Du küssest mich nicht!?“

Schön Röslein verzeihe,
Ihr — bist du nicht gleich,
Denn nichts ist an Weihe
Und Anmuth so reich!

Doch blühe froh weiter
Ihr — ähnlich, ja blüh',
Ein stiller Verbreiter
Des Glückes, wie Sie.

J. M.

Wie sich das scheue Reh . . .

Wie sich das scheue Reh zur Quelle ringt,
So drang ich durchs Gestrüpp der wilden Ranken
Und forderte das Schicksal in die Schranken:
O sag', was mir die ferne Zukunft bringt.

Denn schnell verflieht des Lebens Blütezeit,
Wie wird es sein in zehn, in zwanzig Jahren;
Winkt mir noch Freude, drohen mir Gefahren!
O gib auf meinen bangen Ruf Bescheid.

Rings blieb es still, doch Gottes milder Hauch
Zog mir so lind und leise durch die Seele,
Dass ich mich dessen Hände nun empfehle,
Der hier die Blüten schützt auf Baum und Strauch.

Ferdinand Pfeiler.

Frage- und Antwortspiel.

Von Otto Julius Bierbaum.

Der Sohn fragt:

Wohin käm' ich,
Vater, wenn ich
Aufwärts immer höher stiege?
Wohin komm' ich,
Vater, wenn ich
Steilauf in die Lüfte fliege?

Der Vater antwortet:

Flieg' und steige in die Ferne!
Steig' und fliege und verlerne,
Dass ein Dort ist und ein Hier.
Steigend lernst Du es begreifen:
Alles in die Höheschweifen
Bringt am Ende Dich zu Dir.

Streiflichter.

Sinngedichte von Otto Promber.

Warum ist jener so müd und verdrossen?
Er hat zu stürmisch die Jugend genossen!
Er schlürfte das Leben im vollen Zug
Und kam bis zur bitteren Hefe im Krug.

* * *

Die Dummheit dieser Welt zu tadeln
Fällt keinem wahrhaft Klugen ein,
Denn wenn wir keine Nullen hätten,
Dann könnt die 1 nicht 100 sein.

* * *

Der Weise wählt erquickenden Humor,
Der Kluge seinen Witz zum Weggenossen,
Der Dumme zieht den groben Bierulk vor,
Und der Gemeine witzelt von den Gossen.

* * *

Gewandte Sprecher trifft man häufig,
Denn schon ein Schwätzer spricht geläufig,
Indessen mancher mühsam stammelt,
Der nebenbei — Gedanken sammelt.

* * *

Webt Dir die Noth ein Sorgenkleid,
Umtanzt Dich Hass und Zorn und Neid,
Spitzbüberei und Tücke —
Bist Du nur Hans im Glücke.

* * *

Je schüchterner ein Knabenherz,
Ein Mädchenherz geblieben,
Um desto zarter, inniger
Und heil'ger wird es lieben!

* * *

Ein Giebelstübchen. Vier schmale Wände.
Das Kind spielt am Tische. Die Frau regt die Hände.
Im Ofen brodelt's; — rings Sturmgetön!
Der Mann tritt ins Stübchen, mit Schnee behangen.
„Schön guten Abend!" — Ein Kuss auf die Wangen.
Du Bild der Armut — wie bist du schön!

* * *

Herz, Herz — o wolle nur nicht
Im Lieben ermatten!
Wer liebt, der wandelt im Licht,
Wer hasst, im Schatten.

dort aber nicht bloß Theologie lehren, sondern alle Zweige der freien Wissenschaft, die an sich ja weder katholisch noch antikatholisch, sondern eben die Wissenschaft ist. Die Wissenschaft könne überhaupt nie antireligiös sein, nur die Hypothese, die Philosophie der Wissenschaft könne es sein. Wäre dieses alles erst klar, dann würde eine Verständigung zur Versöhnung der christlichen Kirchen, natürlich unter dem weitherzigen, allumfassenden Hute des Katholicismus wohl zu erwarten sein.

Ehrhard sagt also, dass der Geist des Katholicismus zeitlos dem einen ewigen Geiste der Wahrheit und Liebe diene, dass er sich gleich bleibe und sich gleich bleiben müsse, dass jedoch seine Formen den Zeiten und den Völkern angepasst werden können und sollen, sowie es in der Vergangenheit stets geschehen sei. Allerdings — so geht hervor — könne die Kirche durch ein solches Anpassen an den Sünden der Zeit sich mitschuldig machen, wie es z. B. in der Inquisition geschehen. Wenn sie aber stets abseits von der Welt stehen bleiben wolle, würde sie ihren göttlichen Beruf, eine Lehrerin der Völker zu sein, noch viel weniger erfüllen.

Der Prälat ist sehr höflich. Wenn es aber die Verwaltung der Kirche verstehen will, was er meint, so spricht er klar genug. Deutlicher durfte er wohl nicht werden, sollte das Werk im Clerus, dem es noth thut, Eingang finden. Ehrhard spricht nicht vom Reformkatholicismus, gegen diese Auslegung würde er sich wahrscheinlich verwahren. Aber kirchliche Reformen will er, das ist klar.

Was Professor Ehrhard in gemäßigter akademischer Form verlangt, das wird heute, ob fein oder grob, auch anderswo begehrt. In diesen Blättern ist schon vor der Los von Rom-Bewegung auf die Nothwendigkeit einer Reform der Kirche hingewiesen worden. Aber dabei haben wir eine merkwürdige Erfahrung gemacht. So sehr protestantische Kundgebungen stets Wiederhall finden, so lautlos still bleibt es in der Bevölkerung, wenn wir von katholischen Reformen sprechen. Mit Ausnahme katholische Seelsorger, die einer Reform nicht bloß zugänglich wären, sondern sie geradezu im Herzen wünschen, bleibt unsere Bevölkerung gleichgiltig in Reformfrage. Dem einen Theil ist es recht, wie es ist, der andere fällt am liebsten ohne weiteres ab von der Kirche, dem dritten weitaus größten Theil ist es aber unendlich gleichgiltig, ob die katholische Kirche sich reformiert oder nicht. Die Mitglieder dieser Masse, sie bleiben, was sie sind, Namenkatholiken. Die letztere Erscheinung nun (die Kirche mag sich damit einstweilen zwar zufrieden geben) ist die allerbedenklichste. Ist diese indifferente Menge nicht zu bekehren zur Strenggläubigkeit und ist sie nicht zu bekehren zum Abfall, so wird und muss sie die Kirche zum Marasmus führen. Muss es denn so kommen?

Der Ton, mit dem das Wiener „Vaterland“ Ehrhards „Katholicismus“ aufgenommen hat, lässt eine Reform in Äußerlichkeiten der katholischen Kirche nicht erwarten. Mit wahrem Pharisäerstolz sind die Herren sich ihrer Vollkommenheit bewusst; sie haben keinen Fehler, nicht den geringsten, sie brauchen sich also nicht zu bessern. Wohin die Unbußfertigkeit führt, das wollen sie — scheint es — lieber erleben, als im Buche lesen. Wenn der christliche Geist des Katholicismus nicht weiter und freier wäre, als es das Herz dieser Kirchlinge ist, dann hätten die Millionen Katholiken, mit denen die Kirche doch Staat machen will, längst nicht mehr darin Platz. Auch Prälat Ehrhard müsste hinaus, denn er hat ein Buch über die christkatholische Kirche geschrieben, ein katholisches Buch, in welchem (obschon es auch seine heiklen Stellen hat) wirklich einmal der heilige Geist spricht, — ein Buch der Klärung und Versöhung.

R.

dem umgebenden Text, eine unerwartete, reine, mächtige Wirkung ausüben und für viele eine wahre Offenbarung der Persönlichkeit Christi bedeuten würden. Doch hat er nicht zu philologischen Argumenten und logischen Inductionen Zuflucht genommen, sondern er hat einfach den altgeheiligten Text unserer Evangelien als unantastbar betrachtet und aus ihm die Worte des Menschensohnes zusammengetragen. Als einziges Gesetz galt ihm: dort wo die Evangelisten von einander abweichen, die kürzeste und schlichteste Fassung zu wählen. Einen weiteren Charakter der Sammlung bedingt folgender Umstand. Chamberlain hat nicht ein polemisches Werk schaffen wollen; seine Worte Christi sollen nicht irgend einer christlichen Confession im Kampfe gegen andere christliche Confessionen dienen; allen Christen und auch allen Nichtchristen soll dieses Buch zur Belehrung und Erbauung dienen können. Einhundertundsechzig reinmenschliche Worte sind auf diese Weise aneinander gereiht worden, und zwar mit peinlichster Berücksichtigung der genauen Bedeutung des Textes. Besonders lebendig wirkt das Ganze durch die Gruppierung der Worte in sechs Abtheilungen nach ihrem Inhalt. Chamberlain unterscheidet Worte Christi: 1. über Glaube und Beten, 2. über Gott und das Reich Gottes, 3. über sich und die Seinen, 4. über die Priester und ihre Religionsgebräuche, 5. über die Welt und die Menschen (Weltweisheit), 6. über Thun und Lassen (sittliche Gebote). Durch diese Gliederung erhält man eine überraschend klare Einsicht in die Lehre Christi, und es ist nicht zu viel gesagt, dass manche Menschen nach dem Durchlesen dieses kleinen Werkes eine lebendigere Vorstellung des Charakters und der Persönlichkeit Christi besitzen werden, als nach jahrelangen theologischen Studien.

Was Chamberlain hier versucht hat, ist höchst bedeutend. Durch die ganz unvermittelte Darstellung jener Worte des Heilands, die rein menschlich sind und von allen zu aller Zeit verstanden werden können, hat er Christus gleichsam losgeschält von seinem Orte, von seiner Zeit und in die ganze Welt, in die Ewigkeit hereingestellt, vor die gottsuchende Menschenseele von heute hin. Leser, nimm das Buch und lies daraus die Worte Christi, es sind deren nur hundertundsechzig, aber Du hast den ganzen gewaltigen, menschlichen, göttlichen Christus vor Dir. Man muss sich wundern, dass dieser Auszug nicht längst gemacht wurde. Freilich ganz besonders willkommen ist er heut, da Jesus Christus in der modernen Menschheit so wunderbar wieder von den Todten aufersteht.

Wir wünschen von diesem Werk nur noch eine einfachere, recht billige Taschenausgabe. Denn die Verbreitung verdient eine ungeheure zu sein. R.

Judas, der Sohn des Verderbens. Von Max Crone. (Kassel. Röttger.) Crone wäre kein Unbekannter mehr, wenn es dem Tüchtigen stets sofort gelänge, Anerkennung zu gewinnen. Der evangelische Pfarrer von Niedereggenen im Großherzogthum Baden hat im Jahre 1895 bei Winter in Heidelberg einen Band sehr trefflicher Gedichte erscheinen lassen, die vor allem im Gebiete der religiösen Lyrik, das heute zwar vielfach, aber sehr mittelmäßig gepflegt wird, Crone neben die großen Christussänger der evangelischen Kirche, Julius Sturm, Karl Gerok, Meta Heußer-Schweizer und nicht minder neben die Classiker der katholischen, religiösen Lyrik, Brentano und Annette von Droste-Hülshoff stellen. Auch hat er eine Reihe von ansprechenden Novellen aus dem Bergmannsleben geschrieben, von denen eine kleine Sammlung unter dem Titel „Auf und unter der Erde" in Reclams Univeralbibliothek erschienen ist. Jetzt bietet uns Crone in einer äußerst originellen und tiefen Auffassung und in einer fließenden Sprache eine episch-lyrische Dichtung von Judas, dem Sohn des Verderbens. Für den christlichen Geistlichen war es eine Art von Wagestück, eine dem christlichen Bewusstsein so verfehmte Persönlichkeit in der Dichtung menschlich nahezubringen. Der Ton des Predigers, der einfach die satanische Bosheit und Verworfenheit des unglückseligen Apostels in flammenden Kraftausdrücken feststellt, kann der Dichter nicht verwenden. Denn, was die Dichtung zur Darstellung bringt, muss sich innerhalb der psychologischen Möglichkeit halten: Judas, einfach als Werkzeug des Teufels, wäre in der Dichtung ein Monstrum. Umsomehr muss man die Kunst des christlichen Dichters bewundern, der bei gewissenhafter Verwendung der evangelischen Berichte, die innere Entwicklung des so hohen Berufes unwürdigen Apostels sehr anschaulich und glaubhaft darstellt und auch den Verrath des Erlösers in einer Weise motiviert, die wir menschlich für möglich halten müssen. Der Grundgedanke der schönen Dichtung ist: Leicht mischt sich unserer Begeisterung für das Hohe und Göttliche Unlauterkeit und materielle Gesinnung bei, ohne dass wir es so recht merken. In der unerklärlichen Weise, wie ein Mensch selbst im Dienste des Guten zum Egoisten wird, ja fast ohne es zu wollen und zu wissen, ganz zum Gegentheil von dem kommt, was er ursprünglich beabsichtigte, und so dem Bösen anheimfällt, sehen wir das Geheimnis des Bösen, das mysterium iniquitatis, das zu lösen keiner Theologie und keiner Philosophie je vollständig gelingen wird. Der schließlich zum vollständigen Geiz in jeder Richtung sich auswachsende Egoismus des Apostel lässt ihn Jesu Werk und Lehre ganz missverstehen und führt endlich mit innerer, unausweichlicher Nothwendigkeit zur

Aufruf.

Unter dem Protectorate des regierenden Fürsten Johann von Liechtenstein hat sich ein Comité gebildet, das es sich zur Aufgabe setzt, eine Central-Bibliothek für die Blinden Österreichs zu schaffen.

Von den wichtigsten Hilfsmitteln der Bildung und Erbauung — der Benützung guter Bücher, sind just die Armen ausgeschlossen. Wohl gibt es Bücher für Blinde, allein ihre Herstellung ist sehr kostspielig und die Production muss sich in engen Grenzen halten. Das Vorlesen wird nie ausreichenden Ersatz für eigene Lectüre zu schaffen vermögen.

Ein gutes Buch ist ein guter Freund, pflegt man zu sagen. Gilt das schon für uns, die wir sehen, um wieviel mehr erst für den Blinden! Welcher Gewinn wäre für ihn die Möglichkeit umfassender Lectüre, die Möglichkeit, sich an dem geistigen Besitze der Zeit den gleichen Antheil zu erringen wie der Sehende! Schon ist manches dafür geschehen, aber der dringendste Bedarf ist noch lange, lange nicht gedeckt, die Mitteln reichen nicht hin.

Das unterzeichnete Comité will eine große Centralbibliothek schaffen, die im Stande wäre, sämmtliche Blinde Österreichs mit gediegenem Lesestoffe zu versehen. Entlehnung und Verschickung der Bücher soll unentgeltlich erfolgen.

Jeder noch so geringe Beitrag wird dankbar entgegengenommen und unter der Adresse des Cassiers des Comités, Herrn A. Werner, k. u. k. Militärregistrator, Wien, IV., Rubensgasse Nr. 8, oder an die Direction des k. k. Blinden-Institutes, Wien, II/2, Wittelsbachstraße 5, erbeten. Kann doch eine Gabe nicht besser verwertet werden, als wenn sie dazu dient, denen, die im Dunkeln gehen, einen Strahl des Lichtes zu bringen. Licht des Geistes — es ist für die armen Blinden Erlösung!

Für das Comité:

Alexander Markgraf Pallavicini. Professor Dr. Reyer. Regierungsrath Dr. Glossy. Ferdinand von Saar. Dr. Maria von Ebner-Eschenbach. Regierungsrath Dr. Ziwsa. Josef Lewinsky. Josef Zycha. Dr. Hans Sittenberger. Dr. H. Staniek. Anton Werner. Dr. Franz Böhm. Anton Messner. Regierungsrath Alexander Mell.

Bücher.

Worte Christi. Zusammengestellt von H. St. Chamberlain, Verfasser der „Grundlagen des 19. Jahrhunderts" (München. F. Bruckmann.) An gelehrten Versuchen, hier und da aus den Übereinstimmungen und Abweichungen unserer Evangelisten auf den Bestand der ursprünglichen Worte Christi zu schließen, hat es nicht gefehlt. H. St. Chamberlain, der nicht Theologe ist, hat die Sache von einem ganz neuen Standpunkt angefasst. Auch er wollte die Worte Christi zusammenstellen, überzeugt, dass diese Worte, losgelöst aus

Echte deutsche Volkslieder im Satz für gemischten Chor;

Jodler und Juchezer aus Steiermark und dem steirisch-österreichischen Grenzgebiete.

Pommer ist der tüchtigste und verlässlichste Sammler von Volksliedern und wohl auch der beste Aufschreiber, der sie in Text und Noten den Sängern mundgerecht macht. Seine Sammlungen sind also allen Volksliederfreunden auf das Angelegentlichste zu empfehlen. R.

Im Dreiviertel-Takt. Wienerisches von Ottokar Tann-Bergler. (Wien. Robert Mohr. 1902.) Wir sind in froher Verwunderung darüber, dass der gute alte Wiener Humor immer noch nicht ausgestorben ist, trotz — na, lassen wirs gut sein. Chiavacci, Pötzl, Tann-Bergler. Diese liebenswürdigen Satyriker haben uns wieder mit köstlichen Gaben beschenkt. Vor mir liegt Tann-Berglers „Dreiviertel-Takt“, in dessen Motiven man Strauß'sche Walzer zu vernehmen meint. Aber freilich, mehr noch. Man lese die Stücke: „Unser Bettler“, „Ich kann das Tratschen net leiden!“, „Das neuche Madel“, „Die echte Hawana“, „Das Familien-Clavier“, „Die wirtschaftliche Frau“. Trotz der dem österreichischen Humor geläufigen Übertreibung lassen sie tief in die alte Wiener-Seele blicken. Aber je lächerlicher die Leut, je besser für den Satyriker. Unsere Wiener Humoristen sind nicht blöde im Zugreifen an so üppigen Tafeln. M.

Am Gardasee. Von Ewald Hause. (Innsbruck. A. Edlinger.) Die zweite Auflage dieses Büchleins kommt in reizender Ausstattung zu uns, zehn Skizzen und Charakterbilder, die der gelehrte Verfasser der „Naturgemäßen Erziehung“ mit blendender Virtuosität hingeworfen, farbenprächtig wie der See und heiter wie die Bewohner seiner Ufer. Wer nie dort gewesen, fühlt sich hingezogen und heimisch; wer die malerischen Gestade kennt, dem locken die Skizzen brennende Sehnsucht herbei. Das ist die richtige Art, Land und Leute zu schildern; man fühlt sich mitten darin, unterhält sich vortrefflich und trennt sich nur schwer. F.

Nimm mich mit! Gedichte für kleine Leute von Alfons Krämer. (Kempten. J. Kösel.) Ein herziges Büchlein von einem Kinderfreunde und Dichter, der mit den Kleinen lebt und empfindet. Die Gedichte sind in vier Bändchen zwanglos nach den vier Jahreszeiten angeordnet und hübsch illustriert. Das Büchlein wird sich viele kleine Freunde erwerben und eine willkommene Gabe zu jeder Gelegenheit sein.

Die „Hendel-Bibliothek“ bringt neuestens:

Die Hosen des Herrn von Bredow von Willibald Alexis;

Der Sohn der Wildnis, dramatisches Gedicht von Friedrich Halm;

Die Braut. Schauspiel in 5 Acten von Multatuli. Deutsch von Karl Mischke;

Tholh. — Toxar. Von J. Shield Nicholson. Übersetzung aus dem Englischen von M. Goulven;

Seine Sklavin und **Wozu haben sie die Augen?** Von Lope de Vega;

Vera Voronhoff. Schilderung aus dem russischen Leben von Sonja Kowalewsky. Deutsch von Frieda Hoffmann.

Schulhaus Krieglach-Alpel.

(5. Ausweis.)

Übertrag 7609 Kronen. — Neuerdings bei Rosegger in Graz eingegangen in Kronen: Wehner, von Dresdener Lehrern 18. Oberlehrer Urban, Merkelsdorf, Böhmen 10. Autorenabend, Wien 44. Göttert, Judenburg 18. Frau Winkler, Bernsdorf, Böhmen 2. Alpine Gesellschaft „Almbleameln“, Wien 60. Rosegger-Gesellschaft, Dornbirn 50. Dr. Abel, Leipzig 5. Frau Silgner, Gries 20. Aus Bozen durch das „Grazer Tagblatt“ 2. Durch das „Neue Wiener Tagblatt“ 7. Aussig, Karbitzer Lehrerverein 20. Dr. Karl v. Stremayr, geheimer Rath, Wien 50. Birkfelder Lehrerverein 20. Cassendirector Weibel, Graz 10. Menschenfreundin, Frankfurt a. M. 4. Dr. Czermark, Wien 5. Frau Milassevis, Budapest 2. G. Böhmer, Dresden 5. Frau Regnisöm, Bärndorf bei Rottenmann 4. Frau Jelinek, Brünn 5. „Bismarckisch“, Wien 10. A. Stein, Weimar 5. Frl. Stange, Friedland, Mecklenburg 7. Drei Brüder Hüttel, Volksschüler in Brüx 2. Frau Kallab, Graz 10. Eine dankbare Verehrerin im Riesengebirge 400.

Katastrophe. Uns aber ist ein hartes Urtheil über den Gefallenen versagt, denn „so mancher gute Kirchenfürst trägt um das stolze Herz den Judaspanzer“ (S. 11) und der Aufrichtige wird mit dem Dichter bekennen müssen: „Ich fühl in meinem eignen Ich so viel von Dir“ (S. 47). Möge vielseitige Anerkennung und weite Verbreitung seiner bisherigen Leistungen den hochbegabten, christlich frommen und deutsch innigen Dichter noch zu recht viel Schönem in Lyrik und Epos anspornen.

Irenaeus Germanus.

Sonnwendtag. Drama in fünf Aufzügen von Karl Schönherr. (Wien. L. Rosner. 1902.) Als stilles Buch ist es erschienen, dieses Drama, das dazu bestimmt ist, von den Bühnen herab unserer thörichten Zeit ein furchtbares Wort ins Gesicht zu sagen. — Die Krämerpartei in einem Tiroler Gebirgsdörfchen will ihren Wallfahrtsort auffrischen. Die Teutonenpartei will um jeden Preis ihr Sonnwendfeuer haben. Eine arme, brave, arbeitsame Familie wird hin- und hergerissen und von beiden hasserfüllten Parteien so aufs Äußerste gehetzt, bis sie vernichtet ist und mit einer Kainsthat endet. Wer in dieser Tragödie trotz ihrer schrecklichen Realität ein Symbol unseres, von wüthendem Parteigetriebe zerrissenen Volkes sehen will, der wird nicht irre gehen. Es wird ihm recht klar werden, dass die Haupttriebfeder der kirchlichen wie der politischen Parteien nicht immer Religion oder Nation ist, wohl aber zumeist persönlicher Eigennutz und persönliche Eitelkeit. Und mit solchen Eigenschaften ausgestatteten Phrasenhelden wird das materielle und sittliche Wohl des Volkes geopfert. Ein wahrer Dichter hat diese brennendste der Fragen in ein decentes, und wie mich dünkt, überaus wirksames Kunstwerk gegossen, wie ein vollendeteres schon sehr lange nicht mehr erschienen sein dürfte. Ihr Theater-Directoren von Wien, Graz, Innsbruck, Prag und anderen Orten, heute besser als morgen, dass ihr den „Sonnwendtag“ auf die Bühne bringet! Es wird Ehre dabei herausschauen. Der „Sonnwendtag“, schreibt eine gewichtige Stimme, ist nicht ein künstlerisches Ereignis, sondern das künstlerische Ereignis dieses Jahres.

R.

Hausschatz älterer Kunst. Von dieser neuen, im Verlage der Gesellschaft für vervielfältigende Kunst in Wien erscheinenden Publication von hervorragenden Kunstblättern nach Gemälden alter Meister, sind soeben die Hefte II und III erschienen. Die beiden neuen Hefte enthalten vorzügliche Reproductionen nach Gemälden von Jan Both, Carel Fabritius, M. Hondecoeter, Francs von Mieris, Adriaen von Ostade, P. Pokter, Rembrandt, Rubens, Jakob und Salomon van Ruysdeal. Für die Güte der Wiedergaben bürgen die Namen der Kupferstecher und Radierer, die diese Werke reproduciert haben: W. Unger, P. Halm, W. Hecht, L. Kühn, W. Krauskopf u. a.

V.

Ein neues Bild von Graz. Zu dem großen Feste, das Graz und die Steiermark in diesen Sommer begehen will, ist besonders die Kunst emsig in Vorbereitungen. So ist bei Franz Plentl in Graz ein Bild der steirischen Hauptstadt erschienen, wie ein solches bisher kaum dagewesen sein kann. Es stammt vom vaterländischen Meister Ludwig Kainzbauer, der drei Jahre lang daran gearbeitet hat. Das Bild ist im Süden der Stadt von halber Vogelperspective aus aufgenommen. Wer Freude daran hat, dass unser Graz sich zur Großstadt entwickelt, der muss von dem Bilde entzückt sein. Es zeigt die ganz gewaltige Ausdehnung der Stadt, ihre herrliche Lage zwischen Hügeln und Waldbergen und die vielen schönen Straßen und Gebäude. Auch die Landschaft des Hintergrundes ist wahr und stimmungsvoll. Obschon von einem Punkte aufgenommen, der für gewöhnliche Beschauer thatsächlich nicht existiert, macht das Bild doch den Eindruck des durchaus natürlichen. Von den Gästen, die uns in diesem Jahre besuchen werden, dürfte gar mancher das Bild mit nach Hause nehmen.

M.

Die Stadt der Grazien. Der ersten Auflage des seltsamen Büchleins von Professor L. Mayr (Graz. Paul Cieslar) folgte nun eine zweite, reich vermehrte Ausgabe, die durch ihren Inhalt und ihre vornehme Ausstattung gewiss vielen Grazern und sonstigen Freunden poetisch-humorvoller Schilderung eine willkommene Dichtung sein wird. Der Verfasser, ein ausgezeichneter Pädagoge, schildert nicht nur in fließender deutschen Hexametern die Schönheit von Steiermarks Landeshauptstadt, sondern er formt auch griechische Verse, welche durch ihre Reinheit, den Anklang an Homer und ihre witzige Anwendung classischer Ausdrücke auf moderne Begriffe und Namen einen ganz eigenen Reiz ausüben. Besonders für das Sängerfest dieses Jahres scheint uns „Die Stadt der Grazien“ als dauernde Erinnerung für fremde Gäste wie geschaffen.

H.

Im Musik-Verlagshause in Wien eben erschienen, von Dr. Josef Pommer aufgesetzt:

Heitere deutsche Volkslieder. Für vierstimmigen Männerchor;

Deutsche Volkslieder. Für vierstimmigen Männerchor;

Heimgarten

7. Heft. April 1902. 26. Jahrg.

Die Magd mit dem zugenähten Kittelsack.

Eins aus dem Waldbauernleben von **Peter Rosegger.**

Beim Stecken im Stock hatten sie eine alte Magd. Die war weltberühmt, nämlich ihr Ruf gieng durch das ganze Waldland, nach der einen Seite bis zur Mürz hinaus und nach der anderen Seite bis in das Thal von Stanz hinüber. Und noch unermesslich weiter. Die Leute erzählten sich eine Mär, dass sogar in Graz unten, in der großen Herren- und Frauenstadt, die Magd Ernesta Guggenhoferin irgendwo ehrenhaft festgeschrieben sei.

Diese merkwürdige Magd hatte nämlich einen zugenähten Kittelsack. Werktags merkte man nichts. Wenn da ein kümmerliches Menschenkind herumstand, das offenen Auges in den blauen oder grauen Himmel hineinfragte, ob nicht etwa einmal was zum Essen herabfiele, fuhr die Ernesta in ihren Sack und zog eine Brotrinde hervor, oder ein paar gedörrte Birnen, oder gar einen Kreuzer und bat das Menschenkind, ob es nicht so gut sein und das Ding annehmen wolle, sie könne bei der Arbeit im Sack die Krötteln nicht leiden. Am Sonntag jedoch, wenn sie über den Bergrücken hin nach der weißen Kirche der heiligen Katharina gieng, hatte sie am Leib einen wulstigen kurzen Zwilchkittel. Der hatte rothe und schwarze Streifen, die von oben bis unten giengen, und hatte zwei tiefe Säcke, einen rechterhand und einen linker-

Gesammelt von R. Dunst, Friseur in Graz: P. Ladstätter jun. 1. F. Ladstätter 1. M. Kleinlercher 1. R. Dunst 1. Hubert Skalak 1. Prof. Casper 1. Louis Kleinoschek 1. Oskar Rohr 1. Michael Fischer 1. J. Zeilinger 1. Heinrich Kuppetz 1. Julius Heine 1. Franz Kutscha 1. Hans Werner 1. Heinrich Lukaseder 1. Robert Graf 1. Frau Fanny Brodnik 1. Emil Freyberg 2. Franz Metzing 2. Karl Hoffmann 4. Ernst Horak 20. In einzelnen Hellern 2. Zusammen 8451 Kronen.

Das Schulhaus, dessen Bau bereits beginnt, soll im Herbst zum Schulbeginne fertiggestellt sein.

Graz, am 15. Februar 1902.

Postkarten des „Heimgarten".

„Meinen Freunden, die schon besorgt sind, ich könnte ein friedliebender Mensch werden, gebe ich die beruhigende Versicherung, dass ich wie bisher so auch in Zukunft vom Frieden nichts wissen will. Der Frieden gehört in die Rumpelkammer". Dieses heldenhafte Manifest in Friedenszeit muss man hoch bewundern und — tiefer hängen.

M. H., Wien. Zum Ehebruch ist der Mann eher geneigt als die Frau, und doch ist er bei demselben in weit größerem Nachtheile als die Frau. Die Frau hat stets nur ihre eigenen Kinder im Hause, der Mann? —

Z. M., Leoben. Niemand darf den Sünder verurtheilen, außer der Sünder will — als Vorbild gelten.

* „Der Schutz der Muttersprache verdient keinen Tadel", schrieb vor kurzem der Papst an österreichische Bischöfe. Dürften wir jetzt nicht noch einmal bitten um unsere Muttersprache bei dem katholischen Gottesdienste in unseren deutschen Gemeinden?

E. N., Wels. Lesen Sie J. Heers: „An heiligen Wassern" und R. Kratzs: „Der weiße Tod", um zu sehen, dass es auch außerhalb Adalbert Stifter noch deutsche Meister der Natur- und Landschaftsschilderung gibt.

L. H., Graz. Für lange hinaus mehr als genug Mitarbeiter.

L. P., Frankfurt. Brief immer freundlich begrüßt. Doch dankbar, wenn keine Antwort erwartet wird.

K. W., Wien. Das Wort „Voraussetzungslose Wissenschaft" hat vielfachen Sinn und wird missverstanden und missdeutet. Dass es eine voraussetzungslose Wissenschaft in buchstäblichem Sinne nicht gibt, wissen alle Gelehrten, wenn sie sich selber um ihren Standpunkt und um ihre Absicht was sie wollen, befragen. Wenn aber die Clerikalen von einer Voraussetzung sprechen, so meinen sie nur die katholische Voraussetzung, für sie gibt es keine andere.

An die „Literarische Praxis", Erfurt. Ich danke Ihnen, dass Sie Notiz genommen haben von dem Artikelchen: „Wie es unseren ungeladenen Gästen ergeht". Wenn Sie dasselbe nur vollständig abgedruckt hätten. Seit 20 Jahren arbeiten wir daran, den Dilettanten aller deutschen Lande begreiflich zu machen, dass der kleine, arme, nur auf ein paar ständige Mitarbeiter gegründete „Heimgarten" mit ihren Manuscripten nichts anzufangen weiß. Was können wir zur Vermeidung gegenseitigen Ärgers und Schadens denn anderes thun, als in möglichst wirksamer Weise vor Zusendungen zu warnen? Mir ist es in meiner Jugend auch nicht besser ergangen dort, wo ich unverlangt etwas einschickte. Es ist eine Frage, ob mit der Aufpäpelung des Dilettantismus der deutschen Literatur ein Dienst erwiesen wird. R.

☛ **Wir machen immer wieder aufmerksam, dass unverlangt geschickte Manuscripte im „Heimgarten" nicht abgedruckt werden. Dieselben nehmen wir entweder vom Postboten gar nicht an oder hinterlegen sie, ohne irgendwelche Verantwortung zu übernehmen, in unserem Depot, wo sie abgeholt werden können.** ☚

Redaction und Verlag des „Heimgarten".

(Geschlossen am 15. Februar 1902.)

Für die Redaction verantwortlich: P. Rosegger. — Druckerei „Leykam" in Graz.

einem Schulkind. Auf dem einen Blatt steht was geschrieben. Eine Aufweisung wirds sein, so was wirds sein. Was der Will, stecken wirs halt wieder ein und gehen heim.

Die Leute im Steckenhofe zerbrachen sich die Köpfe, aber auch in den zerbrochenen war nichts vorfindbar, was über das braune Büchel hätte Aufschluss geben können. Wenn's der Waldbauernbub auch nicht weiß?! — Natürlich, der wusste es auch nicht. Der sah nur, dass auf dem einen Blatte eine geschriebene Zeile stand, Ziffern vorn und Ziffern hinten und dazwischen ein paar Namen, die kein Mensch lesen konnte. Aber siehe — ganz vorn, es war ein wenig zugeklebt — doch auch etwas Schöneres. Ein Engel und darüber mit zierlichen Buchstaben geschrieben: Steiermärkische Sparcasse. — „Aha!" sagten die Leute, „zusammensparen sollst was, Ernesta, so ist es gemeint. Nachher mußt Steuer zahlen. Weil's Dein Geld haben wollen. Geh, wärst nit gscheit!"

Anders der Steckenbauer, als er selber das Büchel in Augenschein nahm.

„Ernesta", sagte er, schier feierlich ernsthaft sagte er es. „Gefreut mich, dass Du das bekommen hast. Eine Auszeichnung. Verdient hast sie eh. Hundert Gulden hast in der Sparcasse liegen.

Nun und seither war's, dass die Magd einen zugenähten Kittelsack hatte. Sie blieb hierauf noch zehn Jahre beim Stecken, dann noch zehn Jahre und endlich war keine Rede mehr vom Bleiben und keine vom Gehen. Das Ansehen der alten Magd war hoch gewachsen. Nicht, weil sie ein gutes Dienstbot war, sondern weil sie Geld hatte. Eine Schüssel voll Geld, wenn's beisammen wär'. Hundert Gulden, nicht um einen Groschen weniger.

Es gibt Leute, die in der Jugend ein unschönes Gesicht haben und erst lieblich anzusehen sind, wenn die aufgeblähten rothen Wangen ein wenig schmächtiger und zarter werden und feine Fältchen bekommen. Der Bachleitner Hetzel fand, dass die Ernesta immer hübscher werde. Der Hetzel war ein ausgedienter Soldat und Wassermeister in der Gegend. Er hatte die Aufgabe, aus dem Bach je nach Bedarf die Mühlen zu speisen und die Wiesen zu bewässern. Bei diesem wässerigen Gewerbe wurde er nicht gerade fett, aber er trug sich mit der Hoffnung, dass ihm in seinem Leben noch einmal ein großes Glück winken werde. Einstweilen fand er, dass die Magd Ernesta ein gutes Herz habe.

„Hab ich eins!" lachte sie auf und schlug mit der flachen Hand an den zugenähten Kittelsack, dass es klatschte. Die Form dieser Antwort war nicht nach seinem Sinn, er sagte nichts mehr.

Zur kleinen Aushilfe war sie immer zu haben, ob nun ein Armer das Herabfallen des Essens erwartete oder ob ein anderes Dienstbot

hand, wie die Männer an den Hosen. Der zur Linken barg mancherlei Sachen, als den rothen Taschenveitel, den braunen Rosenkranz und wohl manchmal auch eine Semmel oder ein paar Birnen, eben für solche Menschenkinder, die in den Himmel hinaufschauen, ob nicht etwas zum Essen herabfiele. Wenn die Ernesta aber einmal gedankenlos in den rechten Sack fahren wollte, da — da glitt die Hand außen an den rothen Streifen hinab und kam unverrichteterweise zurück, denn der Sack war zugenäht. Am Alpsteig, wenn sie über den Zaun stieg, da spielte es so, als ob in diesem Sack ein platter, eckiger Gegenstand wäre. Gebetbuch wars keins, weil sie gar nicht lesen konnte, und Dienstbotenbüchel wars auch keins, weils bei der Ernesta derlei Faxen einfach nicht gab. Die Kennzeichnungen brav, fleißig und treu waren ihr Lebtag nicht über sie gesprochen oder geschrieben worden — was soll denn der Mensch anders sein? Davon redet man ja gar nicht. Dreißig Jahre lang war die Ernesta beim Stecken im Stock im Dienst gestanden als Stallmagd. Dann wurde sie eines Tages in das Amt nach Kindberg vorgerufen. Die einzige Schreckenszeit, die sie in ihrem Leben durchgemacht hatte, mit Ausnahme des Jahres, als die große Viehseuche gewesen und ihr alle Kühe und Kälber im Stall bettlägerig geworden waren. Und wenn sie jetzt eingesperrt werden sollte! Ja, warum denn, was hatte sie denn angestellt? Man rieth ihr, der Vorladung sich zu widersetzen, aber sie dachte, dann könne es so sein wie mit der alten Zigeunerin, die von dem Standarm geholt worden war. Nein, sie wollte in Gottesnamen freiwillig gehen, und je näher sie dem schönen Marktflecken Kindberg kam, je muthiger wurde sie und je neugieriger, was man mit ihr wolle. Vor der Amtsstunde sättigte sie sich im Wirtshaus für alle Fälle noch mit einer Portion Kuttelflecke und einem Seidel Wein. Beim Amt gab es mehrere Leute, an keinem war etwas Verdächtiges zu merken. Endlich kam ein großer, weißbärtiger Herr, rief etliche Namen auf und auch den der Ernesta Guggenhoferin.

„Sie sind das? Heißen Sie so? Beim Stecken im Stock, nicht wahr? Na gut.“ Und dann kam's: „Sie haben dreißig Jahre lang ununterbrochen bei einem und demselben Bauern gedient. Sie bekommen hier ein Prämium.“ — Ein braunes, ganz dünnes Büchelchen gab er ihr in die Hand. „Gut einstecken, daß Sie's nicht verlieren! Ja, jetzt können Sie schon wieder gehen.“

Außer dem Orte bei dem ersten Baume setzte sie sich in den Schatten, um wundershalber einmal nachzusehen, was lauter in diesem Büchel drin sein werde. Ein Heiligenbild vielleicht oder gar die Muttergottes. Ob's wohl auch geweiht sein wird? Das hätte sie doch fragen sollen. — Mein Gott, schreiben lernen soll sie noch in ihren alten Tagen! Denn das Büchel hatte weiße, liniierte Blätter, so wie bei

Seelenmessen -- möchten ihnen auch gut thun. Na, überleg' Dir's halt und komm' glücklich heim. Und verlier' nichts."

Unterwegs nach Hause dachte sie schon nicht mehr an die Worte des Pfarrers, auch nicht an ihr Büchel, sondern nur an ihre Stallbewohner. Sie wäre doch eine schlechte Person, dass sie so in weit und breit umgienge, während daheim das arme Vieh bei der leeren Krippe stehen müsse. Dann jedoch griff sie umso emsiger zu und entschuldigte sich mit zärtlichen Worten beim Vieh, dass sie es so lange habe warten lassen. Sie konnte die Stallarbeit jetzt nicht mehr recht so leisten, als der Bauer verlangte, aber sie ließ neben sich keine andere Magd dran, lieber arbeitete sie selber Tag und Nacht.

„Du bist nit gescheit", so sagte ihr nun wieder einmal der Hetzel, der sie zeitweilig heimsuchte, weil er nicht immer nur Wasser, sondern auch einmal Milch wollte rieseln hören. Zudem lugte er gerne manchmal nach dem Glücke aus, ob es denn nicht endlich einmal komme. „Bist nit gescheit, Ernesta", sagte er zu ihr. „Wenn ich das Geld hätt', wie Du, da wollt' ich noch einen Finger rühren! Nit um ein Hammerhaus! Da leget ich mich hin aufs Heu, die Weinflaschen daneben und die Tabakpfeifen — und jetzt leckt's mich ins Gnack!"

„Du alter Wasserpatsch, das kannst auch ohne Geld thun!" lachte die Alte lustig auf, „einen Heustadl und ein' alte Weinflasche wirst doch noch auftreiben mögen!"

Der Hetzel lugte sie schief an; ganz krumm wie ein Haken war sein Blick und mit zärtlich girrender Stimme sagte er: „Du bist ein Luder, Ernesta, Dich soll man todtschlagen! Wenn Du einmal allein durch einen Wald gehst, so lass mich's wissen."

„Mit solchen Reden treibt man keinen Spass!" verwies sie. „Es haben schon Bessere, als Du bist, die Gnade Gottes verloren."

Dass es beim Hetzel nicht schlecht gemeint war, das wusste sie gleichwohl. Seit er damals so halbwegs um sie geworben hatte, machte sie heimlich einen Unterschied zwischen ihm und anderen. Einer hat halt doch um mich angehalten! Diese Vorstellung that ihr wohler als das Büchel im Kittelsack. Und dass sie ihn damals so lustig abgeschnalzt hatte, machte ihr auch noch immer Vergnügen. Er ist zwar um vierzig Jahr' jünger als ich, aber wenn ich will, mein Büchel heiratet er jederzeit. — So hörte sie ihm ernsthaft zu, als er ihr ernsthafte Rathschläge gab. Er an ihrer Stelle möchte das Geld nicht immer bei den Stadtleuten liegen lassen. Das seien auch nicht die Verlässlichsten, so viel man höre. Auch gebe es alle Augenblick wo einen Rummel, da wisse man nicht, ob eine Sparcasse, und wäre sie aus noch so dickem Eisen, wohl auch sicher sei. Dann komme es darauf an, wer die

nothwendig Schuhriemen brauchte oder Nadel und Zwirn oder auch ein Pfeifel Tabak. Für derlei fiel vom Jahrlohn ab und der Kittelsack blieb zugenäht. Da sie keine Verwandten hatte, so fragte sie eines Abends im Stall der Steckenbauer, was sie wohl vorhabe mit dem Sparcasse-büchel? Was damit zu geschehen habe, falls sie einmal nicht wäre?

Die Magd saß just unter einer Kuh und molk ein weißes sprühendes Brünnlein in den Sechter. „Aber was glaubst denn, Bauer, ich bin ja!"

„Ist eh recht, ist eh so weit recht, Ernesta. Ich hab halt gemeint. Wer Dir Deine Sach' in Ordnung halten soll. Es ist unsicher, sind wieder Zigeuner im Land. Oft denk' ich, wenn wir all auf dem Felde arbeiten: Das Haus steht allein und die Truhen haben kein Gschloss. Auch Deine Gewandtruhe hat keins, wo der schöne Sonntags-kittel drinnen liegt. Mein Kasten hat eins und wenn Du etwan sollst Sorgen haben um Dein Büchel, gern heb' ich Dir's auf."

„Geh kindisch!" antwortete sie. „Wer wird denn 's Büchel nehmen! Ist ja fest eingenäht!"

Von dieser Zeit an aber doch, dass sie den schwarzroth gestreiften Kittel, der viele Jahre lang ihr Sonntagskleid gewesen war, auch an den Werktagen zu tragen begann. Denn besser als ein eisernes „Gschloß" ist ein lebendiger Wachter! dachte sie, und auf eine Untersuchung, ob beim Sack oben und unten und seitlings die Nahden in Ordnung waren und auch der Zeug nirgends ein Loch hatte, war sie gänzlich beruhigt und trug ihren Schatz bei sich. In der Nacht legte sie den Kittel unter das Strohkissen und betete den Abendsegen, worauf ein Christenmensch unbesorgt einschlafen darf.

So kam also die Ernesta mit ihrem vernähten Sack glücklich über viele Jahre hinweg. Und als sie schon recht alt war, klagte sie einmal einem Leutpriester auf dem Sonnberg, der ihr Seelentröster war, ihre Bekümmernis von wegen des Sparcassebüchels. Darüber wurde der Geistliche so betrübt, dass er die Hände auf dem Schoß zusammen-klammerte und das Haupt nach der rechten Schulter neigte. „Bekümmernis!" sagte er mit leiser und bewegter Stimme, „das wäre nichts, Ernesta! Wenn Dich dieses Geld belastet, so wirf es von Dir, dass nicht Deine Seele Schaden leide. Das heißt, just wegwerfen auf die Gasse hin, so ist es nicht gemeint. Es gibt so viel Nothleidendes. Hast Du Dir unseren Seitenaltar einmal recht angesehen? Was wäre nöthiger, als dass die Heiligen dran neu vergoldet würden! Du kannst machen, was Du willst, mit Deinem Geld, Gott bewahre mich, dass ich Dich zu was überreden wollte. Wie sehr aber so eine Kirchen-stiftung oder was zum Troste der Seelen ist, das kannst Du Dir selber denken. Für Deine verstorbenen Verwandten einmal ein paar

ihr Geld. Hernach gab er das Büchel weiter. Bald wurde an einem anderen Schalter gerufen: „Ernesta Guggenhofer!“

„Hier!“ antwortete sie hell, denn das hatte sie von der Christenlehre, wenn sie gerufen worden war. — Ob's wohl auch das Ganze setzt, dachte sie, ob man nicht was abzieht fürs Geldaufheben? Der Mann drin nahm einen Buschen Geld aus der Lade und legte ihr einen Hundertguldenschein vor.

„Bedank mich halt fleißig!“ sagte sie zitternd vor Freude.

Und legte ihr einen zweiten Hunderter vor. Und einen dritten und noch mehrere Gulden.

„Das weitere gehört halt nit mein“, sagte sie und schob das Geld zurück.

„Sie wollen doch beheben mitsammt den Zinsen? Nun also. Macht dreihundert und fünf Gulden.“

Das kaum hören und die Alte begann laut zu jammern: „'s rechte Büchel hab ich nit! Mein Büchel ist weg! Mein Büchel ist mir vertauscht worden! Meins ist auf hundert Gulden, gradaus. Au weh, au weh, mein Büchel!“ Sie schoss aufgeregt hin und her und andere drängten herbei.

„Sie einfältige Person!“ rief der am Schalter. „So kommen Sie doch und packen Sie ihr Geld ein!“ Er hatte keine geringe Mühe, ihr zu erklären, dass es wirklich ihr Büchel sei, dass eben durch die vielen Jahre her die Zinsen so groß geworden wären.

Krampfhaft hat sie endlich die Geldnoten zusammengetastet; wahrlich, ihre steifen, knochigen Finger machten das nicht am besten. Froh war sie, als der ganze Ballen mit einem rothen Taschentuch umwickelt im Sacke stak. Dann taumelte sie hinaus und in ihrem Kopfe war's wie an jenem Leihkauftage vor Jahren, als sie aus Übermuth zu viel süßen Wein getrunken hatte. Nachher, als sie in einer Kaffeeschänke saß, ließ sie den Kopf hängen und sann nach, was sie denn um Gotteswillen anfangen werde mit diesem lasterhaft vielen Geld. Als dann die Zeche zu bezahlen war, feilschte sie, ob man von den acht Kreuzern nicht etwas nachlassen wolle, sie sei eine alte Bauernmagd und habe einen weiten Weg bis heim.

Die Schänkin schob ihr die kleinen Münzen gutmüthig zurück, sie möge nur gesund nach Hause kommen.

Auf dem Heimweg betheilte sie zwei Bettler mit kleinen Almosen, als ihr aber der dritte begegnete, gab sie nichts. Wozu Geld kriegen, wenn man's wieder soll verthun? Man hat seine Sach' auch nit umsonst, wahrlich nit! — Sie wischte sich mit dem Ärmling den Schweiß vom Gesicht. — Und thut doch nur Bettler züchten mit dem fortwährenden Geben und Geben. Sollt' jeder selber schauen auf sein' Sach', thät's kein Bettelvolk geben!

Schlüssel habe! Heut' lieber als morgen solle sie sich auf die Füß' machen nach Graz und ihr Geld aufheben.

„Hast Du nit Zeit, so schicke mich“, fügte er bei.

„Oder was beißt mich!“ lachte sie auf.

„Wenigstens nimm mich mit als Beschützer. Bin einmal Soldat gewest und weiß den Weg. Mit den Herren kann ich auch umgehen. Nur zehrungfrei halt'st mich, sonst verlang ich nichts.“

Sie lehnte ihn aber doch ab. Sie hatte so eine Art von züchtiger Empfindung. Sie wollte keinen in ihr Büchel gucken lassen. Und die hundert Gulden, die will sie zuerst einmal ganz allein in der Hand haben. Der Steckenbauer war auch der Meinung, sie solle sich endlich einmal um ihr Geld umsehen. Und so gieng sie eines Tages in aller Herrgottsfrüh fort nach der Grazerstadt. Auf weiten Straßen sind Bauersleute nicht so rathlos, als man etwa annimmt. Sie gehen von Kirche zu Kirche. Die Ernesta musste nur die Kirchen wissen, an denen sie vorüberkommt, und die lernte sie sich ein wie das Vaterunser. Einmal Fischbach, dann Heilbrunn, nachher Passail, nachher Semriach, nachher Straßengel, und so hin und hin. Freilich sind diese Kirchen viele Stunden weit auseinander und zwischen ihnen liegen manchmal ausgebreitete Wildnisse. Zwei Begleiter hatte die alte Ernesta, den Schutzengel und das Brotbündel, in welches ihr die Steckenbäurin auch Käse und Rauchfleisch gebunden hatte. „Aber sie sollt' dafür einen schönen Grazer Markt heimbringen.“ Weil sie einen alten Pilgerstab bei sich hatte und daran den Rosenkranz hängen, so hielt man sie unterwegs für eine Wallfahrerin. Die Alte hingegen kam sich schwer sündhaft vor, dass sie eitel Geldes wegen so in die Welt wandere. Und das viele Geld! Mit hundert Gulden kann sich der Mensch alles kaufen, nur den Himmel nicht. — Was sie sich nur lauter kaufen wird! Ob dem Stecken wohl die Kühe und Kalben feil wären? Einstweilen beschenkte sie arme Kinder mit Kreuzern. Bei einem Rasten unterwegs besichtigte sie den Kittelsack, in den das Büchel immer noch genäht war. Es wunderte sie, dass die Nahten noch so fest zusammenhielten, als wären sie erst ein paar Wochen alt, und waren doch vor so vielen und vielen Jahren genadelt worden. Am zweiten Tage war sie am Ziel. Als sie an einer Ecke des Gebäudes stand, wo es hieß, sie bekomme ihr Geld, zog sie sich in eine dunkle Ecke zurück, trennte mit dem Beitel die Naht auf und zog das Büchel heraus. Dann trottete sie vor und der Diener führte sie an den Schalter. An demselben standen Leute wie daheim das liebe Vieh vor der Krippe. Einer der Herren, die da hinter dem Gitter überall umhersaßen und schrieben, nahm ihr das Sparcassebuch aus der Hand, bog fürs erste einmal die Ecken zurecht, öffnete es, blickte hinein und schaute dann die alte Magd an. Diese sagte, sie wolle

Jahr bring' ich sonst nit so viel Sünden zusamm', als ich jetzt auf dem Heimweg von Graz schon begangen hab'. Das kunnt sauber werden! —

Plötzlich fasste sie das Weinglas und that einen so ausgiebigen Zug, dass der Hetzel ihr in den Arm fiel.

„Warum lasst mich nit trinken?" fragte sie ihn scharf. „Weißt denn so gewiss, dass ich heut' keine Kurasch mehr brauch'? Ja, mein Lieber!" Sie fuhr in den Kittelsack, zog den rothen Tuchballen hervor und hieb ihn auf den Tisch hin.

„Was hast denn da für ein Knödel?" fragte er.

„Schau' nach, Neugieriger!"

Er nestelte das Tuch auseinander und kam auf zerknittertes Papier. Er nestelte auch das auseinander und schnob mit der Nase. Nichts sagte er, kein Wort, schnob nur mit der Nase. Und nestelte und schmunzelte.

„Hetzel, Du bist besser, als Du ausschaust", sagte sie, „mein Gut Dein Gut."

Ihm war unsicher. Ihm vergieng das Lachen.

„Und muss — muss ich Dich heiraten?"

„Bleib sitzen, Hetzel, und iss Dein Kälbernes. Ich bleib' bei meinen Kühen und Du bei Deinem Wasser. Aber zusammenhalten — wenn's Dir recht ist."

„Und — heiraten?"

„Batsch, dummer! Dass Du alleweil vom Weib redest! Brauchst denn kein' Mutter?"

„Machen wir's einmal wie die Herrischen", sagte der Hetzel und hob sein Glas, um mit ihr anzustoßen.

„Na, Du!" weigerte sie sich, „dass ich noch rauschiger thät werden! Hab' eh schon zu viel geredet."

Und am nächsten Tag that sie wirklich, als sei der Abend beim Alpsteigwirt gar nicht gewesen. Sie wollte vom Hetzel nichts wissen. Und als Leute zusammenkamen, um die Million zu sehen, die sie von Graz mit heimgebracht, schlug die Alte ihre Arme auseinander: „Gscht, gscht!" wie man die Hühner vom Brotkorb jagt. Von der Million ließ sie nichts sehen. Der Kittelsack war wieder zugenäht.

Am dritten Tage nach ihrer Heimkehr blieb die alte Ernesta in ihrem Bette liegen. Der Arzt, der just bei einem Nachbar zu thun gehabt hatte und herüber kam, schrieb es der Reiseanstrengung zu und rieth, sie solle mit ihrem Stechen und Hitzen ein paar Tage liegen bleiben. Sie that ein Übriges und stand gar nicht mehr auf. Am sechsten Tage starb sie an der Lungenentzündung — in ihrem einundachzigsten Lebensjahre. Testament hatte sie keines hinterlassen, bei dem Versehenwerden aber in Ge-

Als sie am zweiten Tag durch den großen Teufelssteinwald gieng, wo kein rechter Weg war, nur schlechte Fußsteige hin und her, dunkelte der Abend. In den Wipfeln kein Laut, nur ein Rabe schrie auf einem der alten Bäume, die über den Jungwald aufragten. Die Ernesta huschte — so müde sie auch war — eilig und dachte: Wenn jetzt ein Räuber thät' kommen! — Da stand er schon vor ihr, der Wassermeister Hetzel, der wieder einmal einem längst erwarteten Glücke entgegengieng. Sie erschrak nicht schlecht.

„Da bin ich!" sagte er gemüthlich. „In welchem Säckel hast es denn?"

„Oh Halbnarr!" rief sie, „wenn Du dem Geld nachfragst, musst schon selber nach Graz gehen. Nit einen Groschen!"

„Ist das Büchel falsch gewest?"

„Ist falsch gewest, verfallen — abgestanden, weil ich zu lang gewartet hab."

„Jetzt hast nix, Ernesta! Ah, da muss ih lachen!"

Sie betastete heimlich den Knoten in ihrem Sack. Dass sie doch am Ende der Himmel nicht wirklich strafe!

„Halt' Dich an bei mir", so lud er sie ein, sich in seinen Arm zu hängen. „Halt' Dich nur fest an, dass D' nit fallst über's Wurzelwerk. — Du, das Sauglück, dass ich erst noch hab'! Wenn Du mich hättest geheiratet! Eine Alte und kein Geld! Marand Josef!"

Endlich kamen sie hinab zum Alpsteigwirt, da kehrten sie ein. Sie würde Hunger und Durst haben nach dem weiten Weg, wenn sich der Mensch aufs Geld verlasst und nix kriegt! Er ließ ihr Wein geben und zwei Portionen Lämmernes backen. Dabei kicherte er immer in seinen buschigen Schnauzbart hinein.

„Derbarmen thust mir, Alte!" lachte er laut auf und legte seinen Arm um ihren Hals. „Weißt, Ernesta, ich muss Dir was sagen. Wenn Du heut' das Geld hättest gehabt, da oben im Wald! Ich hab' mir's schon vorgenommen. Umsonst gehst ihr nit entgegen, hab' ich mir gesagt. Auf der Stell' muss sie Dir's versprechen und morgen gehen wir zum Pfarrer."

„Narr, das können wir eh so auch noch thun", meinte sie.

„Na, Alte, ohne Geld nit! Denk' Dir leicht die Stuben voll Kinder — und kein Kreuzer im Haus!"

Da hatte er den Seitenstoß. Doch die ganze Schärfe ihres Ellbogens hatte sie ihm nicht fühlen lassen. — Das ist ja ein grundguter Mensch, dachte sie. Derweil ich ihn angelogen hab', derweil ich Verdacht gehabt hab'! Wie soll denn das weitergehen, wenn mich das Geld schon am ersten Tage hautschlecht macht? Das ganz'

Der kleine Karl läſst den Kopf hängen. Er kann sich eine Sonntagsheiligung ohne Kalbsbraten nicht vorstellen. An Wochentagen bekommt er ohnehin nur so viel Fibrin, daſs man daraus allenfalls ein mikroskopisches Präparat anfertigen könnte, und so war er bisher der Ansicht, daſs der liebe Gott die Eck- und Schneidezähne nur für den Sonntag geschaffen. Wenn nun auch diese Ansicht hinfällig wird, so muſs seine theologische Weltanschauung von der Zweckmäßigkeit aller Dinge einen argen Stoß erleiden.

Die Mutter fuhr aber in ihrer Berechnung fort: „Sieben Gulden achtundsechzig Kreuzer beim Bäcken." Hier traf ein vorwurfsvoller Blick den kleinen Karl. Aber die Mutter sprach den Vorwurf nicht laut aus, denn der Junge ist im Wachsen, und obwohl er sich in die Schule immer die größten „Reank'n", wie sich die Großmutter ausdrückt, mitnimmt, so konnte man diese Leidenschaft füglich nicht als Näscherei bezeichnen. Die folgenden Posten: Milch und Kaffee, wurden ohne jede Debatte, wie der Allerhöchste Hofstaat im Parlament, zur Kenntnis genommen. Der Kaffee ist der eigentliche Nährvater zahlreicher kleinbürgerlicher Familien. Die übrigen Mahlzeiten sind für die Frauen oft nur des Decorums halber da. Zu Mittag wird zunächst auf den Hausvater, den Ernährer und Erhalter der Familie gesehen. Er bekommt die größte Fleischration; nach ihm der männliche Sprößling; die übrigen „markieren" nur das Fleischessen, damit es den andern besser schmeckt. Dafür ist aber der Kaffee ihr Palladium, an das sie nicht rühren lassen. Höchstens, daſs der Verbrauch an Zucker kritische Bemerkungen verträgt.

Eine hitzige Debatte knüpfte sich an den Verbrauch des Petroleums. „Ihr müſst ja rein das Petroleum trinken", sagte die Mutter, worauf Hermine, die älteste Tochter, erwiderte, sie müsse helles Licht bei ihrer feinen Stickarbeit haben, sonst werde ihr diese vom Fabrikanten zurückgewiesen.

Die Großmutter lächelte und erzählte von den Nächten, die sie als Mädchen bei der feinen Weißnäherei zugebracht: „Ihr Leut von heutigen Tags seid's ja mit dem elektrischen Licht und dem Gas zu verwöhnt", sagte sie. Ich hab bei einer Kreuzerkerz'n die feinsten Arbeiten g'macht. Das war weiter keine Schererei. Alle Augenblick hat man 's Licht schneuzen müssen, und wer die schmutzige Lichtscher' nur ang'rührt hat, der hat sich gleich müssen die Händ waschen, sonst wär Alles schmutzig wor'n."

„Ah, papperlapah", fiel die Mutter ein; „es handelt sich nicht um die Arbeit. Neulich bin ich um zwölfe in der Nacht aufg'standen, weil in Eurer Kammer no's Licht brennt hat. Wie ich hineinkomm', schlaft die Lisi, das Büchel is ihr aus der Hand g'fallen und die Lampen hat brennt wie ein Flambeau. Wenn ich nicht dazu kommen

genwart mehrerer Leute hell und deutlich die Worte gesagt: „Mein gestreifter Kittel gehört dem Wassermeister Hetzel!“

Der trennte nun mit vergnüglicher Betrübnis die Sacknaht auf. Dann holte er rasch eine Ziegenhirtin hervor, die in der Köhlerhütte gesessen war. — Sie trug zeitlings den gestreiften Kittel, er die Hose. Denn er hatte das Geld.

Der stürmische Tag.

Bild aus dem Kleinleben der Großstadt von **Vincenz Chiavacci.**[1])

Frau Eberl zog die Stirne kraus, legte den Bleistift, mit dem sie eben Ziffern aneinandergereiht, in das Wirtschaftsbuch und seufzte: „Ich kann halt machen, was ich will, es geht nicht aus. Drum sag ich immer: Man soll dem Gulden nicht mehr Kreuzer auferlegen, als er hat.“

Der Familienrath, bestehend aus der Großmutter, der Mutter, den beiden erwachsenen Töchtern und dem zwölfjährigen Karl, schien derselben Ansicht zu sein. Sie machten sämmtlich lange Gesichter, denn eine oberflächliche Bilanz der Activen mit den Passiven hatte ergeben, daß der heute fällige Monatsgehalt kaum für die nothwendigsten Bedürfnisse hinreichen wird, wenn man ihn auch auf das Prokrustesbett der Einschränkungen und der Abstriche spannt.

„Alsdann siebzehn Gulden fünfzig Kreuzer kriegt der Fleischhauer“, las die Eberl ihren Leidensgenossen vor. Sie machte eine Pause, um den Eindruck zu beobachten, den die Nennung dieser furchtbaren Ziffer auf die übrigen Familienmitglieder gemacht. Es herrschte eine schwüle Stimmung: Siebzehn Gulden fünfzig Kreuzer; darauf war man nicht gefasst!

Die Frau Eberl gewann zuerst die Herrschaft über die Sprache wieder. „Das geht net, das geht net“, sagte sie ein um das anderemal und trommelte ungeduldig mit den Fingern auf den Tisch. „Sagt's mir nur, wo haben wir denn das viele Fleisch hingegessen?“

Die Töchter schlugen, beschämt über ihre Genäschigkeit, den Blick zu Boden, doch die Großmutter sagte: „Wir haben ja eh nur fufzig Deka Rindfleisch: aber das Bratl am Sonntag —“

Richtig, das Bratl; da war die Wunde! Sie musste mit einem kühnen operativen Eingriff geheilt werden. Das Bratl muss künftig gestrichen werden.

[1]) Aus „Wiener vom Grund. Bilder aus dem Kleinleben der Großstadt“ von Vincenz Chiavacci. Stuttgart, Adolf Bonz. Der Abdruck dieser Probe thut dem Buche sicherlich gut und dem „Heimgarten“ noch besser. Die Red.

den Sorgen und Kümmernissen des Tages. Es kommt sogar zur Feier des Tages für den Vater eine Extraspeise auf den Tisch, und nachdem ihm die Lisi den gestopften Tschibuk gereicht, lehnt er sich in seine Sofaecke zurück und hält ein Viertelstündchen Siesta.

Während dieser Pause verschwindet ein Mitglied der Familie nach dem andern, da sie die Erfahrung gelehrt hat, dass die nun folgende Budgetdebatte gewöhnlich stürmisch zu werden pflegt.

Vater und Mutter sind nun im Zimmer allein. Ersterer pafft mächtige Rauchwolken vor sich hin; letztere geht in nervöser Unruhe im Zimmer auf und ab. Nach einer geraumen Weile, während der keine Silbe gewechselt wird, greift Herr Eberl in seine Brusttasche und zählt langsam und bedächtig eine Summe vor sich hin auf den Tisch. Die Frau schielt nach dem Tische, setzt aber noch immer ihre hastige Wanderung fort. Endlich ist der Mann fertig und lehnt sich wieder mit einem gepressten Seufzer in die Sofaecke zurück.

Frau Eberl nähert sich nun zögernd; dann setzt sie sich zum Tische, nimmt die Banknoten und zählt sie nach; je mehr dieses Geschäft zu Ende geht, desto häufiger schüttelt sie den Kopf, und wie sie jetzt fertig ist, dreht und wendet sie die Papiere nach allen Seiten, befeuchtet Daumen und Zeigefinger und versucht, ob nicht etwa zwei Noten aneinanderkleben.

Der Mann sieht dem seltsamen Beginnen mit Unbehagen zu; dann ruft er mürrisch:

„Was wutzelst denn schon wieder?"

Die Frau seufzt tief auf und fragt dann zögernd; „Ist das alles? Ja, um Gotteswillen, was soll ich denn damit anfangen?"

Der Mann rückt unruhig auf seinem Sitze hin und her: „Ich kann Dir nicht mehr geben als ich hab. Theil Dir's ein, so gut es geht."

„Theil Dir's ein, theil Dir's ein", erwidert die Frau gereizt. „Du kannst leicht reden. Du gehst in Dein Bureau und ich kann mich mit den Leuten herumschlagen. Das langt kaum auf die nothwendigsten Bedürfnisse."

„Mach' was Du willst, ich hab nicht mehr", sagt der Mann mit erkünstelter Festigkeit, stellt seinen Tschibuk beiseite und geht, die Hände auf dem Rücken, mit großen Schritten im Zimmer auf und ab. „Fünf Gulden hab ich auf die Assecuranz zurückbehalten, drei Gulden auf Tabak und zwei Gulden auf die Zeitung. Wenn Du willst, gewöhn' ich mir das Rauchen auch noch ab, und wenn der Roman aus ist, so geb ich meinetwegen auch die Zeitung auf."

„Damit wir gar nimmer wissen, was in der Welt vorgeht; wir kommen ja ohnehin das ganze Jahr unter keine Menschen."

wär, so hätt's die ganze Nacht brennt. Is net schad um die schöne Gottesgab? Abg'sehn davon, dass man alle Augenblick von an Unglück hört, das durch solche Unvorsichtigkeiten entstanden is. Und weg'n was? Auf der aufg'schlagenen Seit'n is g'standen: ‚Und der Ritter hob die halb ohnmächtige Jungfrau zu sich aufs Ross und sprengte mit ihr in die pechschwarze Nacht hinaus.' — So was Dumm's! — Und da musst Du ihm mit dem theuern Petroleum leuchten dazu?"

Weiter las Frau Eberl aus ihrem Erbauungsbuche vor, und je weiter sie kam, desto länger wurden die Gesichter der Zuhörer.

Die Aphorismen, welche dabei von ihr ausgestoßen wurden, geben ein beiläufiges Bild der Lage: „Das Schmalz kost ein Sündengeld — wird einer nach'n andern reich von die Selcher. — Zu was hab'n denn wir Sardellen braucht? Ja richtig, der Thee zum Namenstag von der Lisi — Erdäpfeln, Erdäpfeln, Erdäpfeln! Nichts als Erdäpfeln; man sollt gar nicht glauben, dass so viel Erdäpfeln wachsen, als wir brauchen. — Mit die Zündhölz'ln wird auch zu viel g'urasst. — Ja, bei die Kreuzer muss man zum Sparen anfangen. ‚Sperrsechserl, Garderobe, Theaterzettel' — Kinder, das geht net mit dem Theater; das geht zu viel ins Blut. Die Karten sind freilich umsonst, aber was drum und dran hängt, das kann eine kleine Beamtenfamilie net erschwingen. Anschaffungen: Ein Besen — Abwischtücher, ein gläserner Krug — is schon wieder hin — zehn Bastwaschln, die sind auch schon wieder gar; ja, Madln, wascht ihr Euch denn mit die Bastwaschln?"

Dann gieng sie auf das Ratengeschäft über:

„Zehn Gulden der Schneider — fünf Gulden der Leinwandmann — o weh, der Schuster! Auf den hab ich ganz vergessen; ja der reißt mir ein Loch in Sack." Unmuthig wendet sie sich an den Sündenbock Karl: „Weil Du aber auch mit den Stiefeln umgehst, als ob s' von Eisen wären."

Man hört läuten. „Gschwind, Lisi, das ist der ‚Läuterer' vom Vatern. Hermine trag die Suppn 'rein. Machts freundliche Gsichter, Kinder, dass ihm wenigstens 's Essen schmeckt."

Das Familienhaupt, eine ökonomisch angelegte Gestalt, deren Antlitz die gelbliche Farbe des Bureaumenschen mit den bezeichnenden Actenfalten hat, mit einem würdevoll zugestutzten Schnurr- und Backenbart, das spärliche Haupthaar zur Maskierung der Glatze nach vorne gekämmt, tritt nun ein und wird von den Familienmitgliedern noch herzlicher wie gewöhnlich empfangen, als ob man ihn zum voraus versichern wollte, dass man ihn für unschuldig halte an dem, was der Tag Unangenehmes bringen wird.

Während des Essens ist Waffenstillstand. Man scherzt und plaudert, entwickelt Pläne, spricht Hoffnungen aus und läst nichts merken von

sei wieder gut. Es war nicht so g'meint. Du weißt ja doch, dass ich ohne Dich nicht leben könnt."

„Das thut weh, liebes Kind, so harte Worte anhören zu müssen. Wenn ich noch helfen könnt. Ich hätte mich ja gerne um eine Nachmittagsbeschäftigung umgethan; aber Du weißt ja, dass ich bis in die späte Nacht bei meinen Bureauarbeiten sitze, um den immer größeren Anforderungen zu genügen."

„Das darfst Du auch nicht, das will ich nicht", erwiderte sie, und der Ton ihrer Stimme klingt jetzt weich und tröstend, „sonst wirst Du mir am Ende noch krank."

Sie streichelt ihm die Wangen und sagt in resolutem Tone: „Lass gehn, Alter, hab nur noch eine Weile Geduld; es wird schon besser werden. Die Hermine hat jetzt wieder eine schöne Clavierlection bei einem Obersten kriegt, der sie auch weiter empfehlen wird, und wenn wir nur alle gesund bleiben, so werden wir uns schon durchschlagen. Bist gut, ja?" Sie fällt ihm um den Hals und küsst ihn herzhaft ab. „Wir haben uns ja nie gezankt. Du bist ja so gut und die Kinder sind brav. Der Zänker und Störenfried ist einzig und allein —"

„Das Geld, das leidige Geld, ich weiß es ja, dass Dein Herz nichts davon weiß, wenn das dumme Geld zu zanken anfängt."

Nun sitzen sie wieder friedlich beisammen und besprechen in herzlicher Weise den Feldzugsplan für den nächsten Monat. Jetzt kommen auch die Kinder wieder eins nach dem andern herein, und da sie aus den Mienen der Eltern lesen, dass der Sturm schon vorüber ist, so nehmen auch sie eifrig Theil an der Berathung.

Herr Eberl erhebt sich nach einiger Zeit; er muss wieder ins Bureau. Seine Frau ist ihm geschäftig beim Anziehen des Rockes behilflich; sie wickelt einen warmen Shawl um seinen Hals und trägt ihm auf, den Mund geschlossen zu halten, damit er sich nicht bei dem rauhen Wind erkälte. Dann geleitet sie ihn bis zur Stiege und er drückt ihr zum Abschied einen Kuss auf die Stirne.

Sie blickt ihm noch lange vom Fenster aus nach; dann sagt sie zu den Kindern gewendet, mit Thränen in den Augen: „Der gute Vater! Nichts als Sorg und Müh und Plag! Kinder, denkt's nach, was wir ihm zu Weihnachten für eine Freude machen könnten."

Nach einer Weile sitzt sie wieder beim Wirtschaftsbuche und rechnet: 17 fl. 50 kr. für den Fleischhauer, 7 fl. 68 kr. auf Brot . . .

„Also, dann bleibt nichts übrig, als sich noch weiter einzuschränken.“

„Ja, ja, ich weiß schon, wo das hinaus will“, sagte die Frau mit gekränkter Miene. „Meine arme Mutter ist Dir im Wege. Sie spürt es so, die Ärmste, dass sie in diesem Hause die Überflüssige ist. Du darfst ihr nur ein Wort sagen, so geht sie in die Versorgung. Gott, Gott“, schluchzt die Frau, „so weit ist's mit uns gekommen, dass ich meiner alten Mutter den Bissen Brot nicht vergönnen darf.“

„Nur nicht so überspannt. Leg mir nicht Dinge in den Mund, an die ich nicht gedacht. Quäle mich nicht noch mit Deinen Empfindeleien.“

„Vom Avancement hört man auch nichts mehr“, sagte die Frau nach einer Pause.

„Davon kann jetzt keine Rede sein; die Zeiten sind schlecht. Man spricht nur von Ersparungen, was früher zwei gemacht, das leistet jetzt einer. Ich bin erdrückt von Amtssorgen und Geschäften; mein Kopf brennt, eine riesige Verantwortung lastet auf mir; der geringste Anstand und man schickt mir den blauen Bogen. Und da quälst Du mich auch noch mit Deinen häuslichen Sorgen.“ Er stützt den Kopf in beide Hände und brütet vor sich hin.

Die Frau „wutzelt“ wieder nervös an ihren Banknoten. „Soll mir aber eins von meine Mädeln mit einem Beamten daher kommen! Lieber geb ich sie einem Schuster, als so einem Hungerleider.“

Nach diesen von Frau Eberl mit bebender Stimme hervorgestoßenen Worten blickt der Mann auf und sagt ernst und vorwurfsvoll: „Das hättest Du Dir auch seinerzeit überlegen können.“

„Überlegen, überlegen“, sprudelt sie ärgerlich hervor, „überlegt hab ich's freilich nicht; aber bereut hab ich's schon so oft, so viel ich Haar am Kopf hab.“

Der Mann zuckt bei diesen Worten zusammen, blickt seine aufgeregte Gattin mit Thränen in den Augen an und sagt in wehmuthsvollem Tone: „Therese!“

Dann verhüllt er sein Antlitz mit beiden Händen und verharrt in tiefem Schweigen. Es entsteht eine lange bange Pause, während welcher man nichts als das Ticken der Uhr vernimmt. Die Frau blickt mit ängstlicher Miene nach dem gebeugten Gatten. Sie hat das rauhe Wort schon bereut, kaum dass es über die Lippen war. Was kann er auch dafür, der Arme, der redlich sein Theil an den Sorgen ihres ärmlichen Daseins trägt, sich die einfachsten Freuden des Lebens versagt, um seine Familie ehrlich und rechtschaffen durchzubringen!

Sie steht auf, legt eine Hand auf die Schulter des Gatten, entfernt mit der anderen die Hände von seinem Gesicht und sagt: „Franz,

emporklettern, um es von oben zu betrachten! Resigniert setzten wir uns an einen der Tische im Freien und hüllten uns in die Jacken, denn nach dem heißen Marsche wehte hier oben ein anderes Lüftchen.

Nun galt es der ermatteten Leiblichkeit auf die Beine zu helfen. „Herr Wirt! Milch her! In möglichst großen Gläsern, vorerst mindestens einen halben Liter pro Person.“

Eine lange, nicht gerade geschmeidige Gestalt trat zögernd herzu. „Milch? — — Milch haben wir kane.“ Anfangs waren wir alle sprachlos. „Was, auf der Alm! und Sie haben keine Milch, aber das ist unmöglich“, rief entsetzt unser Ernährer, es musste ihm ja das Herz bluten, dass dieser Lebensquell gerade für uns versiegt war.

„Milch hätt' mer schon, aber die muss auf morgen zum Kaffee bleiben, zum Obers.“

„Das ist ja unerhört, ich will die Milch jetzt haben und verzichte auf den Kaffee (war leicht gesagt, da wir keinen trinken) die Kinder kommen durstig herauf...“ „Die müssen halt was anderes trinken,“ lautete die lakonische Zwischenrede.

„Und ich werde mich bei der Alpenvereinssection beschweren, denn wer zuerst kommt, mahlt zuerst!“

Der Wirt, eigentlich Wirtssohn, der alte Herrscher war zufällig nicht auf der Höhe der Situation, blieb bei der Milch seiner frommen Denkungsart, dass sie zum Kaffee bleiben müsse.

Heulager hatte er uns doch in Aussicht gestellt, und auf meine bange Frage, ob es ein unbenütztes sei, gemeint: „Etliche hätten wohl schon darauf geschlafen.“ Mein entsetztes Gesicht und wohl einige unbewusste Schreckenslaute machten ihn doch in Bezug auf „Heu“ mürbe, er versprach uns eine Lagerstatt, darauf noch niemand gelegen sei, sogar ein paar Leintücher darüber; wenigstens eine trostreiche Aussicht.

Inzwischen kam von der Almwiese eine dralle, freundliche Dirne herauf, ein Schaff auf dem Kopfe.

„Du“, sagte ich zu meinem Manne, „die hat vielleicht Milch darin und kommt vom Melken.“ Sie trug das Schaff ins Erdgeschoss des Wohnhauses, und da sich der Wirt gerade entfernte, wurde sie rasch gefragt, ob sie Milch habe.

„O ja“, sagte sie, und alsbald standen drei Halbelitergläser vor uns, die im Nu wechselnd geleert, wie ein Tropfen auf heißen Stein wirkten. —

Die erbetene Nachfüllung aber wurde durch ein grausames Veto des nahenden Wirtes der Dirne gewehrt, die nichts von der Kaffeewirtschaft geahnt hatte; bei sieben Milchkühen auch eine unerklärliche Beschränkung! Da unsere Kinder, zu ihrem Nutz und Frommen, vegetarisch erzogen werden, tranken wir Eltern den guten Rothwein und sie

Eine Nacht auf der Zwiesel-Alm.

Dem Leben nacherzählt von **Aranthus.**

Endlich sollte ein lang gehegter Wunsch sein Ziel erreichen!

Beim freundlichen Brandwirte hatten wir Mittag gemacht und dabei von der herrlich gelegenen Terrasse aus die Donnerkogeln bewundert; nun schritten wir noch höheren Genüssen entgegen.

Voraus, pfadsuchend, unsere Jüngste, was bei der guten, rothen Markierung des Weges keines indianischen Spürsinnes bedurfte, es hüpfte und hopste die Lebhafte nach, ruhig und sinnend schloss unsere brave Gymnasiastin den Töchterreigen. Dann kam ich in meiner rundlichen Mutterwürde und die stattliche Gestalt unseres Schutzpatrons schloss den gemüthlichen Familienzug.

Ein steiniger, zerrissener Weg, ein nur allzugetreuer Zeuge der letzten Regentage, führte bergan; nicht selten kamen aber auch Wässerlein herab, welche die Derbheit des Lederschuhes auf die Probe stellten.

Umso wohler that dann das bischen Ausruhen auf den verschiedenen Aussichtsbänken; gar herrlich war der Ausblick auf die beiden Gosauseen und darüber hinauf zu den glitzernden Schneefeldern des Dachsteins. Die Kinder waren begeistert von den neuen Eindrücken, und weil man dabei selbst zu Athem kam, ertheilte der liebevolle Vater seine weisen Lehren: „Trinkt ja nicht zu viel Milch auf der Alm, sie wird Euch zwar prächtig schmecken, aber sie hat ihre Folgen — und auch darauf müsst Ihr vorbereitet sein, auf dem Heu zu schlafen."

„Das wäre ja das lustigste an der ganzen Partie!" riefen die hellen Stimmen und die Mutter jubelte mit; ein solches Nachtlager hatte sie, trotz zahlreicher Wanderungen, nie erlebt, doch stets ersehnt.

Nach einem Termine, der aber nicht im Reisehandbuche steht — die Ruhebänke sind ja auch nicht verzeichnet — nahten wir gegen Abend dem letzten Aufstiege zum Unterkunftshause; daran sollte sich noch ein allerletzter zur eigentlichen Aussichtsspitze schließen. In der letzten halben Stunde tauchte aus einem Seitenwege ein junges Dirndl mit seinem Begleiter auf. Die beiden Fremden, leichtgeschürzt und unbefrachtet, hatten uns bald einen Vorsprung und damit die beiden letzten Betten abgewonnen. Wir drei ältesten aber trugen je in einem Rucksacke die Last der Cultur zur Höhe. —

Aufathmend standen wir beim Schutzhause; da, wo das Auge im Anblicke der Tauernkette schwelgen sollte, ein Nebelmeer, warum noch

Glieder auf dem weichen Heu auszuruhen — und wie es duftete. — —
Dieser Duft war eigentlich etwas betäubend, die Wangen fingen mir zu glühen an, die Pulse flogen, der ersehnte Schlaf wollte sich nicht einstellen.

Störend drangen vom Gastzimmer unten die Stimmen herauf; es öffnete sich die Thüre des Heubodens und ein kicherndes Paar suchte seine Stätte auf. Der begleitende Lichtschein beleuchtete ein paar Katzen in der Tiefe, uns allen ebenso verhasst als Ratten. Nun wieder Dunkelheit!

„Das ist aber ein scharfer Herr", erklang eine Stimme aus der Wirtsstube. „Wo ist er denn jetzt?" „Na, auf dem Heuboden oben." „So, so!" — —

„Es sind Fälle vorgekommen, dass man am Heulager nicht mehr aufwacht", docierte eine andere.

Mir war schon früher schwül zumuthe, mit einemmale meinte ich zu ersticken. In unser Heupalais drang nicht ein Lufthauch, schwer fügte sich knapp ober unserem Haupte das dichte Dach.

„Ich kann nicht athmen, ich halte es hier nicht aus!" unterbrach ich die Stille. „Aber Mutter!" klang es beruhigend von allen Seiten.

Ich wollte die Ruhe der Meinen nicht weiter stören, verzweifelt stützte ich den schwindelnden Kopf auf die heiße Hand. Lieber die ganze schreckliche Nacht wachen, nur nicht mehr den Kopf auf diese athemraubende Heumasse betten.

Ja Heu, nichts als Heu, und kein einziger befreiender Athemzug.

Daheim stehen in den Schlafzimmern im Sommer und im Winter des Nachts die Fenster offen, frische Luft gehört zu unseren Lebensbedingungen.

Da hörte man wieder Schritte. — — —

„Kinder!" erklang mit einemmale die erlösende Stimme meines Mannes in meine lautlose Qual, „wollt Ihr nicht lieber hinunter in die Wirtsstube? Es gilt einen schnellen Entschluss, ehe die letzte Partie eingelassen wird."

„Ja, hinunter! hinunter!" ertönte es in der Überzahl; meine Kleine hatte heimlich „an einem zündenden Funken" der in diese Heumenge fallen könnte, und an der Angst, wie rettungslos wir dann verloren wären, laboriert.

Als sich die Thüre aufs neue öffnete, benützten wir das Licht zu einer Thalfahrt, die rascher vor sich gieng als unser glorreicher Aufstieg.

Ich nahm im Vorbeigehen meinen Rucksack vom Garderobetische, und hinab über die steile Leiter gelangten wir alsbald in die sich leerende Wirtsstube.

Der letzte Zug — Herren, die sich bei einer Flasche Wein die Zeit vertrieben hatten — war eben im Begriffe, sein Nachtquartier aufzusuchen.

klares, köstliches Wasser. Eier gab es zum Glücke genügend, Eierpunsch war ja keiner für den Morgen bestellt.

Wir gesellten uns später zu zwei freundlichen Herren an einen Tisch, der geschützter an der Wand des Wohnhauses stand. Drinnen, im Almsalon des Wirtshauses saß die haute volée der übrigen Bergsteiger, natürlich auch Damen in unglaublich kurzen Lodencostümen, die schon recht wetterhart aussahen. Wir bekamen nicht einmal ein Licht, erst als einer der Herren drohte, die Zeche mit falschem Gelde zu zahlen, brachte der kluge Wirt einen der Windleuchter aus dem Gesellschaftssalon, der wie üblich, gleichzeitig den Herd einschließt.

Immer dunkler wob der Abend seine Schleier — kleine Reiseerlebnisse wurden gesprächsweise ausgetauscht; dies unterhielt zwar die Kinder, die weniger erschöpft als heulagerhungrig, schon um halb neun Uhr unser „Appartement" besichtigen wollten.

„Die Nacht wird Euch noch lange genug werden", vertröstete der weise Vater diese Ungeduld, aber gegen neun Uhr war sie nicht mehr zu beschwichtigen; wir wollten ja auch mit der Sonne aufstehen und auf die Spitze eilen. So wünschten wir uns gegenseitig eine gute Nacht, da auch unsere Gesellschafter, stolz auf ihre Betten wie wir auf unser Heu, dieselben aufsuchten.

Drinnen im Wirtshause empfahlen sich gerade die einzelnen Gruppen von einander. Hie Bett, hie Heu! Vier Lagerstätten des Gesindes kamen unter Fremdherrschaft und die elf Zimmer zu zwei Betten des Wohnhauses waren längst ausverkauft, wir aber tiefinnerst glücklich, keine freie Wahl mehr gehabt zu haben, vielleicht hätte uns die väterliche Weisheit doch anders gebettet.

Am leeren Kuhstalle vorbei, in dem nur zwei Kälber schlaftrunken schnauften, gieng es eine steile Treppe empor auf den ziemlich geräumigen Dachboden, voran der Wirt mit seinem Windleuchter.

Auf dem Fußboden dieses Raumes lagen die schon benützten Lagerstätten, die neuer Gäste harrten; eine lange, hohe und breite Mauer unberührten Heues bildete gleichsam den ersten Stock im Heuboden, den wir stolz als unsere Schlafdomäne in Angriff nahmen.

Mein Mann, von imposanter Statur, machte dennoch ganz unglaubliche Anstrengungen sich als erster hinaufzuschwingen, alle Turnkünste versagten. Endlich empfand unser Begleiter ein menschliches Rühren, er ließ sein Licht auf dem Tische nebenan leuchten und ermöglichte durch kräftiges Herabziehen einiger Heuschütten den noch immer beschwerlichen Aufstieg ins Paradies. „Leintücher habe ich halt keine", das war wieder das Racheschwert; es dünkte uns aber gar nicht scharf, da wir in voller Rüstung blieben. —

Stockdunkel war es nun, aber hellauf lachten wir noch eine Weile, bis wir an die Ruhe dachten. Es war ein köstliches Gefühl, die müden

Gebälke durchdringen. — O, dieser Abstieg in Sicht! Da war an keinen Schlaf zu denken. Die Kleinste frug mir die heimliche Angst aus der Seele: „Es wird doch nicht am Ende einschlagen?“

Einmal fuhr auch unsere Älteste empor aus tiefen Träumen: „Bitte, lieber Vater, mache nur schnell Licht!“ Was gibt es da wieder? bebte mein Herz. Hochaufgerichtet stand sie vor uns, mit schlaftrunkenen Augen: „Ich dachte schon, Ihr seid ohne mich weggegangen, bitte, sagt es mir ja, wenn Ihr aufbrecht, und laßt mich nicht allein zurück.“

Solche Befürchtung konnte dem Kinde wirklich nur im Traume kommen.

„Sei ruhig, liebes Kind, es ist erst zwei Uhr“ — und unsere Hellenin sank zurück, beruhigt und getröstet.

Gegen vier Uhr morgens war Tagreveille des Gesindes. Es trappte die Stiege hinab und begann lärmend sein Tagewerk. Das Feuer prasselte, die Kaffebohnen knirschten, Stiefel wurden energisch gebürstet, und der Führer besah das trostlose Wetter. Zu regnen hatte es zwar aufgehört, wir traten wie erlöst in die kühle, feuchte Morgenluft hinaus.

Nach und nach kamen alle Gäste, auch die aus dem Unterkunftshause wieder zum Vorschein. — Die Damen meist mit einer lauten Klage auf den Lippen, wir blieben stumm, wie es das echte Leid ist.

In den meisten Zimmern hatte des Nachts das Licht gebrannt, um die hüpfenden Mitbewohner besser sehen zu können. Gottlob! diese Plage blieb uns erspart.

Ich bat die Sennerin, uns einige mitgenommene Chocoladetafeln in der Milch aufzukochen, was wir schließlich erreichten; mein Mann ersuchte den Wirt um ein großes Glas Milch als Frühstück: „Großes Glas ist jetzt keines ausgewaschen.“ „So werde ich warten“, erklang die höfliche Gegenrede. Kurz darauf stand ein kleines Glas vor meinem Manne, der es stillweigend leerte und nicht wieder nachfüllen ließ — schlecht genug schmeckte sie ohnedies — das Obers war nur zu gut abgeschöpft worden. An frischgemolkene Milch traute man sich gar nicht zu denken unter diesem Almbeherrscher. Auch kein Alpenstock war zum Abstiege leihweise zu bekommen; vorerst erklommen wir als die letzten der Gesellschaft gegen acht Uhr die Aussichtsspitze; es war vergebliche Liebesmühe, die Tauernkette blieb unsichtbar. Die näher liegenden Berge präsentierten sich zwar ganz gut, aber das volle Rundbild blieb uns verschlossen. Es fehlt auf dem Gipfel an jeglichem Orientierungsbehelfe, und die Ruhepunkte sind ein paar elende Bänke — die eine schon geborsten, kann sinken über Nacht — die andere ist ihr schon zuvorgekommen. Auch die blumistische Ausbeute bestand nur aus dem kleinen, büschelförmigen Enzian. Die Alpenrosen hatten bereits abgeblüht — so verließen wir ziemlich unbefriedigt den eigentlichen Höhepunkt und glitschten

Alle starrten uns ganz verwundert an, denn dass man bei gutem Heu auch noch Lust zum Schlafen braucht, begreift eben nicht jeder. Im Parterre des Heubodens sei es königlich gewesen, schwärmte am Morgen ein junger Tourist; es seien ihm zwar ein paarmal die Katzen übers Gesicht gekrochen nun — chacun à son goût. —

So saßen wir bald allein trübselig um den Herrentisch, an dem sich schmale Bänke entlang zogen; es mochte gegen dreiviertelzehn gewesen sein, als wir aus unserem Heuhimmel fielen. Auch der Meinen hatte sich eben dasselbe beklemmende Gefühl nach und nach bemächtigt.

Da fieng unsere Älteste zu niesen an: „Mein Gott! sie bekommt den Heuschnupfen, wir bekommen ihn am Ende alle, jammerte ich.“ Ich hatte von diesem langwierigen, quälenden Zustande erzählen gehört, zum Glück war meine Angst keine begründete.

Am nächsten Tische saßen der Wirt, das Gesinde und ein Führer um eine dampfende Schüssel Kaffee; es schien ihnen allen behaglich zumuthe, weniger uns müden Eltern und noch müderen Kindern, und kein Fleckchen, um sein Haupt zu betten.

Unsere Studentin wollte durchaus wieder aufs Heulager hinauf; als sie mit dieser hohen Idee nicht durchdrang, legte sie sich mit stoischer Ruhe auf das spartanische Lager der schmalen Bank. Unter die Jacke wurde das Fremdenbuch gebettet; für ein ruhiges Gewissen ein prächtiges Ruhekissen.

Nun klangen die Stimmen von oben herab in unsere gedrückte Stimmung, zuerst endloses Gelächter, das sich erst allmählich zum Kichern dämpfte, dazwischen ein freundliches Wort, das uns galt: „Was wollen denn die eigentlich? Man liegt ja prächtig auf dem Heu!“ — —

Die Leute am Gesindetische rüsteten zum Aufbruche; als der Führer ganz ungeniert seine Stiefel auszog, harrten wir in heller Angst der Dinge, die da kommen sollen, aber er rüstete sich nur fürs bessere Jenseits, fürs Heu, dem sie alle zustrebten.

Es war elf Uhr, als endlich die ersehnte Ruhe näher rückte, vorerst warf aber ein Knecht mehrere Ladungen Holz, die er von draußen brachte, dröhnend zu Boden — krach! — krach! — durchklang es zum Glück das ganze Haus — denn getheilter Schmerz halbiert sich ja.

Endlich allein! — — Das Licht wurde ausgelöscht, man musste auch mit dem armseligen Stümpfchen sparen; mein Rucksack bildete abwechselnd das Kopfkissen der beiden Kleinen, oder sie lehnten rechts und links an mir.

Gegen Mitternacht bekam der Schauplatz unseres Elends großartige Beleuchtung — taghell und dann wieder nachtschwarz. Nun kam das Gewitter heraufgezogen, Blitz auf Blitz und grollende Donnerschläge, bis endlich erlösender Regen stundenlang niederprasselte, als wollte er das

hängen fiel ein kaltes, farbloses Licht, das auf seinem Gesicht nichts milderte. Er hatte scharf geschnittene, schöne Züge und trotzig blickende Augen. Um seinen Mund lag ein verbissener Zug eisernen Wollens. Seine Gestalt überragte noch die stattliche des Hofrathes. Nur war sie überschlank, wo jener zur behaglichen Fülle neigte. Der junge Mann sah schlecht aus. Er hatte die matte Hautfarbe jener, die vom Landleben nichts wissen und, in die Stuben oder die Gassen der Stadt gebannt, verdorbene Luft athmen. Die Studenten warfen neugierige Blicke von ihm auf Nötlich. Der große Mann machte eine halbe Kopfwendung und sah Wille an. Unendlich geringschätzig, aber zugleich vorsichtig war der Blick.

„Ah! Sie sind auch wieder hier, Sie haben viel Zeit", sagte er spöttisch.

„Nie genug, um zu lernen, Herr Hofrath, und — — — man lernt hier nicht aus."

Wieder streifte ihn der Professor mit seinem rasch vorübergleitenden Blick.

„Sehr richtig. Nur ersuche ich Sie, wenn Sie die Gunst, hier weiter zu studieren, dauernd genießen wollen, den wissenschaftlichen Vortrag einer Autorität nicht mit Ihren Anekdoten zu unterbrechen. Ein Häuschen weiter, meine Herren. Hier hat ein Höherer wie wir gesprochen." Er wies flüchtig auf das Todtenbett und schritt den anderen voran zum nächsten Lager. Konrad Wille zögerte als letzter in der Schaar noch einen Augenblick. Bitteren Blickes sah er auf den Verstorbenen nieder, der da zusammengesunken in den weißen Decken lag, friedlos im Ausdruck, unversöhnt. Im harten Arme der Allgemeinheit, von ihren eisernen Muskeln erdrückt, war er einsam gestorben. Eben strich ihn dort der dienstthuende Arzt aus dem Notizbuch, die wohlgenährte Wärterin mit dem ausdruckslosen Gesicht von der Tafel: eine Suppe, eine Pflege weniger. — Eine Nummer verlöscht im Rechenexemplar des Lebens, Platz für die nächste! — — — — —

Aber der Mann da — war ein Mensch wie alle anderen, mit allen Rechten eines solchen gewesen. Er hatte eine Familie, die in fiebernder Seelenangst seiner Heimkehr harrte, die gedarbt und zitternd den Wärtern den Groschen, den sie sich abgerungen, in die Hand gedrückt hatte, um eine gute Pflege bettelnd. Er war ein Ernährer gewesen, vielleicht einer der vielen, an deren Leben ein Dutzend Existenzen hängen. Wohlfeil hatten sie ihm den Tod gelassen, jene großen Männer der Medicin. Nur mit Hellern, nicht mit Ducaten war er ihnen ja aufgewogen worden, und kein Titel, keine hohe Stellung hatten ihn interessant gemacht. Wertlose Ware! Unwillkürlich strich der junge Mann mit bebender Hand über die eiskalte Stirn des Todten. Besser, der wäre

uud wateten thalab. Selten kamen mitleidige Stellen, die den Fuß trocken ließen.

„Das also war eine Nacht auf der Zwieselalm?" Wäre ich noch eine höhere Tochter, würde ich mich vielleicht nach berühmten Mustern kürzer gefasst haben:

Die Zwieselalm ist ein Aussichtspunkt, von dem man so große Nebelmassen sieht, dass die Berge in den Hintergrund treten müssen.

Sie hat die Eigenthümlichkeit, dass dort die Kühe die Milch nur zum Kaffee hergeben, und auf dem Heulager kann man wegen gedrückter Höhenluft auch nicht schlafen.

An ein bekanntes Dichterwort ließe sich schließlich diese Variation anknüpfen: „Auf der Alm gibt's ka Milch."

Ostern.

Wenn Ostern kommt in Blütenzier,
Muss ich vom Südland singen,
Von den Glycinien über mir,
Die blaue Bogen schlingen,

Als brächten Specereienduft
Zum heiligen Grab die Frauen,
Weht Veilchenathem in der Luft
Und flügelt ob den Auen.

Und die Cypresse dunkel spricht
Das alte Lied vom Tode,
Und vom erstand'nen Gott das Licht
Anstimmt die große Ode!

So selig schnell die Weile zieht
Wie eine Himmelsstunde,
Und jede rothe Rose glüht
Wie eine Heilandswunde.

Anton Renk.

Im Spitale „Humanitas".

Von **Edith Gräfin Salburg.**[1])

Die Krankheit ist nicht erkannt und darum gefehlt behandelt worden. Doctor Alfland im Armenbezirk hatte vor kurzem denselben Fall. Es gelang ihm, den Kranken zu retten."

Eine Gruppe von jungen Ärzten und Studenten umstand im Spital „Humanitas" das Bett, in dem eben ein Patient verschieden war. In ihrem Halbkreis Hofrath Nötlich, der erste Mann in diesem Institut, die populärste Autorität bei Hofe und in der Stadt. Und ihm gegenüber jener, der gesprochen hatte, Konrad Wille, der Assistent dieses wunderlichen Heiligen Alfland, welcher seine Talente als Bezirksarzt des armseligsten Viertels verkommen ließ. Konrad Wille war dreißig Jahre alt. Durch die großen Fenster des Krankensaales mit ihren weißen Vor-

[1]) Das erste Capitel aus dem Romane „Humanitas" von Edith Gräfin Salburg. Leipzig. Grübel & Sommerlatte. 1901.

Der Operierte stöhnte. Aus den verschiedenen Betten lugten neugierige Köpfe herüber.

„Hat der Mann halbstündlich seine Kraftbouillon löffelweise?“ wandte sich Nötlich an die Pflegerin.

„Ja, Herr Hofrath, aber —“

„Giebt's kein ‚aber!‘ Er hat sie, damit Punctum! Kommen Sie mir nicht mit ‚aber‘, Sie Person, Sie.“

Die Schwester verstummte.

„Er nimmt sie nicht“, flüsterte sie im Vorbeigehen Wille zu, er kann nicht mehr, vor Schwäche.“

„Matt! matt!“ stöhnte der Kranke.

„He, matt? na natürlich matt; was will er denn nach dem, was er durchgemacht hat, sonst sein? Er wird sich einige Ochsen in Beefsteaks leisten müssen, bis er kriechen kann, mein Lieber. Aber dafür ist er ein Phänomen. Er durfte das Werkzeug zu einem nie dagewesenen Siege der Wissenschaft sein. Wollen mal sehen.“ Der Hofrath begann die Untersuchung. Neugierig umdrängten ihn die Hörer. Er hielt einen brillanten Vortrag in technischen und wissenschaftlichen Ausdrücken, er entwickelte den ganzen Fall auf künstlerisch vollendete Weise und entlockte damit seinem Auditorium lauten Beifall. Die Wissenschaft riss ihn hin, er hörte das Ächzen des Kranken gar nicht.

„Aber Herr, Sie martern ja diesen Menschen!“ schrie eine Stimme plötzlich auf. Es war wieder Konrad Wille.

„Verlassen Sie den Saal, wenn Sie Weibernerven haben!“ donnerte ihn der Vortragende an. Wille trat zurück. Seine Hand ballte sich zur Faust. Er hätte den Vorstand der „Humanitas“ niederschlagen mögen. „So, meine Herren. Kaufen Sie sich die Broschüre, die ich nächstens über diesen Casus erscheinen lasse, und wünschen Sie dem Manne Glück auf seinen Weg. Er ist ein Beweis, wie wenig der Mensch braucht, um zu leben. Die Zeitung lass' ich ihm da. Schwester, Sie können sie ihm vorlesen, wenn er ordentlich seine Kraftbouillon nimmt.“ Der Professor legte das Blatt auf das Bett. „In vierzehn Tagen, bei entsprechender Ernährung, läuft er“, sagte er im Weiterschreiten.

„Heute Abend ist er todt“, flüsterte eine Stimme neben Konrad Wille. Einer seiner Collegen hatte gesprochen. Ein junger Arzt, Bauernsohn aus dem Oberland, der eben eine erledigte Chirurgenstelle in seiner Heimat antreten wollte. Er hatte in der Schule neben dem einsamen Wille gesessen, der fast mit niemandem verkehrte. Ein urwüchsiges Naturkind voll Lebensfrische, schloss er sich an seinen Kameraden an, ob dieser es wollte oder nicht. Er hieß Hans Jochen und sollte bald die Stadt verlassen. Konrad sah ihm ins Gesicht.

„Der Mann ist verloren, nicht wahr?“

daheim gestorben, im Kreis der Seinen, als hier im Hause der Humanität, wo im Drang der Geschäfte manche Versäumnis an ihm verbrochen worden, weil er — eine so winzige Nummer war.

Wille war kein Gefühlsmensch, aber plötzlich formten seine Finger ein Kreuzeszeichen über dem erloschenen Gesicht. Er hatte eine Mutter gehabt, die viel mit ihm betete. Wie Mütter beten, einfältig, inbrünstig. Und das klang in ihm noch manchmal nach. — Die Studenten sahen nach ihm zurück. Sie lachten. Und jetzt fiel über den Verstorbenen das weiße Laken. Man trug ihn fort. — — — — — — — — —

Rasch schritt man daran, das Bett für einen neuen Patienten zu bereiten.

An das nächste Lager trat der Hofrath mit energischen Schritten heran. „Leßner!“ rief er den Menschen an, der wie eine formlose Masse hilflos in den Kissen lag und vor Schwäche zitterte.

„Leßner! he, Mann! aufraffen! aufraffen! Sie bedeutender Zeitgenosse, Sie!“ Er klopfte ihn jovial auf die Achsel und zog ein Zeitungsblatt aus der Westentasche.

„Na, wie geht’s denn, was? Ausgezeichnet natürlich! Aus—ge—zeichnet! Nur aufraffen! aufraffen! Wir haben das Uns’rige gethan, nun thun Sie das Ihrige. Alles steht jetzt bei Ihnen, Mensch!“ Er wandte sich zu den Zuhörern.

„Wer gestern nicht da war, als wir diesen unseren Freund in der Schneiderarbeit hatten, der hat was versäumt, meine Herren. Sie haben wohl schon das heutige Morgenblatt gelesen? Also das ist der Mann, an dem diese in ihrer Art epochale Operation gestern zum erstenmal versucht wurde und, ich sage Ihnen, phänomenal gelang. Ein Sieg unserer Wissenschaft und unseres Muthes. Jeder Mediciner von Beruf muss aufjubeln, wenn er diesen Casus ansieht und sich in seine Wunder vertieft. Ich war gestern zufrieden mit mir, meine Herren, — ich!“ Ein Beifallsgemurmel ertönte.

Nötlich sprach sehr gut mit sonorer voll tönender Stimme. Jedes Wort gab er mit breitem Behagen und unendlicher Überlegenheit von sich, als sei es ein kostspieliger Leckerbissen. Der Anflug von Humor, mit dem er die ernstesten Dinge betrachtete und sie spielend erörterte, hatte etwas Geniales. „So elegant, so amüsant, erheiternd für ein Krankenzimmer“, sagte jener vornehme und reiche Gesellschaftskreis, dessen beliebter Arzt er war. Aber hier wirkte er nicht so erfolgreich, als wenn er dem Sportsman und Baron, der sich bei einem Wettrinken in Schnaps innerlich den Magen verbrannt hatte, versicherte, es sei etwas in ihm von spartanischen Helden, oder wenn er den Hofdamen und Comtessen erklärte, sie hätten die charmantesten und elegantesten Zustände der Welt.

Die Studenten lachten. Nötlich schob die Wärterin beiseite und trat an das Bett.

„Was untersteht er sich, Kerl?" schrie er den Renitenten an. Dann zu dem diensthuenden Arzt: „Hat der Mann Fieber?"

Der Angeredete wollte rasch erwidern, besann sich dann und murmelte etwas, den Vorgesetzten unsicher ansehend. „Aufgeregt, etwas Wallungen", stammelte er.

„Fieber, na also! da ist strenge Diät selbstverständlich."

„Fieber. I' a Fieber! brüllte der in der That vollständig normal aussehende Patient in einer Wuth, die wieder die Heiterkeit der Studenten erregte. Er schnitt ihnen ein Gesicht: „Bäh — — — Lacht's nöd so blöd', ös aufg'stutzte Medicinflaschenmanderln. Wann's dader in dera vafluchten Hungerkasern' nix weiter lernt's als an Menschen, der si'n Fuß vatreten hat, mit Kramperlthee z' curieren, nachher geht's z' Haus und sagt's, es war nix! 14 Täg' lieg' i' da mit den Schmarrn, Sö, Herr Heimlicher, und mehr wia 14 Täg' zahlt mei Herrschaft nöd Krankenkosten. I' hab' ka' Pfleg', die Umschläg' werd'n mir nicht g'wechselt. Da, schaun's her! in fünf Täg' is so was gut, hat der Bezirksarzt g'sagt, und i bin bei Euch in 14 Täg' nöt fertig. Aber nix zahl' ich, nöt an Kreuzer zahl' ich!"

Er hielt den Professor seinen verbundenen Fuß hin.

„Überhaupt und überhaupt g'hör ich gar nicht in die schwere Abtheilung!" schrie er. „Dahier sein ihrer so viel schwere Fäll', dass für mich kei' Zeit bleibt."

„Schweigen Sie!" Nötlich wandte sich an den Arzt der Abtheilung, einen übermüdet aussehenden Mann.

„Warum ist dieser Mensch hier eingereiht worden?"

„Es wurde so bestimmt, Herr Hofrath. Die leichteren Abtheilungen sind überfüllt."

Der Patient begann auf's neue zu schimpfen. Der Primarius wandte ihm den Rücken und gieng weiter. Er hatte seinen Fuß nicht angesehen. — — — — — —

Es schlug elf. Um zwölf war die Stunde für jene vornehmen ärztlichen Besuche, denen der Hofrath sich mit großer Genauigkeit widmete. Er war später zur Prinzessinwitwe Klotilde befohlen.

Nötlich verließ mit seiner Schar die Abtheilung. Draußen im Gange begegnete ihnen Ludwig Hafner, der erste Assistent und besondere Günstling des Hofraths.

Nötlich hielt viel auf ihn. Er erwiderte die tiefe Verbeugung des Arztes mit herabgelassener Collegialität. „Professor Bormann will morgen die Operation in der Abtheilung III vornehmen, Nr. 26, Bett 17", sagte Hafner, indem er dem Vorgesetzten ein Heft mit Notizen überreichte.

„Meiner Seel', das is er, wenn er nöd die Zähigkeit von an Regenwurm hat. Geg'n die Operation an sich is ja nix zu sag'n, 's is halt ja so a Circusstückl von die Mediciner, das sich der erste Jongleur erlauben darf. Aber wann's schon transchieren müss'n, ma muss si' do' anschau'n, Freunderl, wen ma transchiert. Es is nicht a jed's Viach, das an jed'n Puff aushalt! Beileib'! den da hätten's ruhig sein lass'n soll'n. Er hätt's schon no' dermacht! Aber er is halt an einschichtiger Mensch g'wes'n, ohne Verwandtschaftlichkeit. 's fragt ihm keiner nach, keiner mungazt (ruft) um ihn. Wan er heut' auf d' Nacht hin is, kommt er überi in's Sezirhaus als Object für's Studium. Und die Operation is ja gelungen. Wen scheert's, dass der Operierte dabei z'grund geht! Lasst's mi' aus. I' geh' z' Haus, wo d' Leut' noch anderst zu curieren sein, als auf aso a Scharfrichtermanier."

Hans Jochens breiter Dialect klang hier, inmitten der gelehrten wissenschaftlichen Ausdrücke, sonderbar. Aber Wille lachte nicht. Er sah mit bleichem Gesicht auf den Operierten. Und der Vorstand des Krankenhauses schritt weiter, von der Schar seiner Jünger gefolgt. Wie Orgelton, der zum Lobe des eigenen allerhöchsten Ichs erbrauste, erhob sich seine Stimme: „Ich habe das veranlasst." „Ich bin zu dem Schluss gekommen." „Ich constatiere diese Diagnose als unfehlbar." Es war, als fülle eine große despotische, aber sehr irdische Gottheit den Raum und legte sich erdrückend wie ein Alp auf die Brust all' dieser leidtragenden Menschen.

An manchen Betten gieng Nötlich rasch vorbei. Er überhörte einzelne Anrufe, übersah Hände, die sich beschwörend nach ihm ausstreckten. Er blickte oft auf die Uhr. Konrad Willes Anwesenheit schien ihn zu belästigen. Er streifte mit hartem Blick die Gestalt des jungen Arztes, die sich unerbitterlich wie die eines Beobachters an seine Fersen heftete.

In einem der letzten Betten lag ein alter Mann, der eben seiner Wärterin einen zornigen Auftritt machte. Er war sehr mager und schrie laut, ohne sich einschüchtern zu lassen.

„An Thee? was? scho' wieder an Thee! Himmelelement, ja glaubt's, ich bin herkemma zu aner Hungercur, dass mir 'n Magen so verschwaben (anschwemmen) wollt's? Ihr da! I' zahl', mei' Herrschaft zahlt, und dös is a Behandlung! Vierzehn Täg', dass i' dalieg mit den vertret'nen Fuß! aso a Schmarrn! und ka Besserwerd'n, weil koa Pfleg' und koa Ess'n is. I' kimm ja von Kräft'n, sag' i'! Sö, Herr Rath, Sö! I' kimm von Kräft'n, sag' i'! Is dös ang'schafft, dass i' Medicin und Essen zahl' und davor nur alle zwei Stund' an Kramperlthee krieg'? Bleiben's nur steh'n und hören's mi' an. Bleiben's steh'n, sag' i', oder 's g'schiacht was."

Nötlich fuhr auf. „He, was? was sind das für Albernheiten, Fräulein? Eine Volksschullehrerin hat das Recht verwirkt, eine Gans zu sein. Sie muſs ein Beispiel geben.“

Das Mädchen stammelte etwas von „anhören, allein sprechen“. Die kurzen Athemzüge der schmalen Brust hätten manchen Laien beängstigt.

„Ja, ja, wir reden später eines zusammen, Lehnert. Jetzt, meine Herren, lassen Sie sich mal erklären. Es handelt sich auch hier um einen höchst selten vorkommenden Fall.“ Er wollte die Decke fortstreifen, die über der Kranken lag. Aber sie fuhr auf wie rasend. Auf ihren Wangen erzündeten sich rothe Fieberflecken.

„Nein! nein! ich will nicht!“ schrie sie auf. Ihr Blick irrte angst- und hasserfüllt über die Studenten, die sich herandrängten. „Fort! fort!“ ächzte sie. „Professor Bormann hat versprochen. Er hat mir versprochen, — allein!“ Sie fiel zurück, momentan erschöpft.

„Wenn sie sich so aufregt, kann sie morgen nicht operiert werden und es ist die höchste Zeit, daſs ihr Platz frei wird“, brummte die Wärterin. Nötlich trat sehr ärgerlich mit ihr ans Fenster.

„Was faselt sie da von Bormanns Versprechungen . . .“

„Sie hat die fixe Idee, allein operiert werden zu wollen, nicht im Beisein der Hörer, die an ihr etwas lernen sollen. Nun bitt' ich Sie, gnäd'ger Herr Hofrath, so 'ne Anmaßung von der Person, als ob sie von Gold wäre. Ja, ich sag' immer —“

„Und das hat ihr Bormann versprochen!“ schnitt Nötlich kurz ab. Die Frau lachte und strich über ihre Schürze. „I wohl. Solchen wie die da verspricht der Herr Professor den ‚Tag vor der Schlacht', wie er's nennt, alles und noch ein übriges dazu. Er hat's versprochen, ja, wenn Sie zustimmen, denn auf der Klinik ist's gegen die Regel. Was da Kranke sind aus 'n unbemittelten Volk, die sind ja doch als Lehrmittel für die Mediciner da, hab ich ihr oft gesagt. Aber sie is a überbüldete Person, der das ewige Schämen ins Gehirn g'stiegen ist.“

„Ist Professor Bormann noch im Institut?“

„Ja, er operiert unten.“

Nötlich wandte sich wieder zu der Kranken.

„Meine Herren, erwarten Sie mich draußen“, sagte er. Die Studenten giengen. Aus den prachtvollen Augen, die diesem jungen ersterbenden Gesicht allein noch Leben gaben, traf Nötlich ein Blick heißer Dankbarkeit.

„Herr Hofrath“, stammelte sie.

„Nu, Lehnert, und?“ er setzte sich an das Bett. Sie begann zu flüstern, hastig und abgebrochen.

„Ah, Luise Lehnert, die kleine Industrielehrerin, bin schon orientiert.“ Er wandte sich zu den Studenten. „Auch ein selten vorkommender, in seiner Art hochinteressanter Fall, meine Herren. Es ist nämlich . . . . doch halt“, er sah auf die Uhr. „Wir können eigentlich hineingehen und uns die Sache einen Augenblick ansehen. Hm! Ist College Bormann drinnen?“

„Nein, er ist unten.“

„Das macht nichts.“ Der Anführer dieser Schar werdender Doctoren der gesammten Heilkunde betrat die Frauenabtheilung III, in der zunächst schwere Fälle der Operation harrten. Im ersten Zimmer arbeiteten junge Assistenten an Präparaten, durch die hohen Fenster fiel Spätsommersonnenschein. Ein durchdringender Geruch von Lysol und Carbol erfüllte die Luft. Den Saal der schon Operierten, zum Theil Genesenden durchschritten die Ärzte rasch. Sie hatten keinen Blick des Interesses mehr für jene bald verbluteten, wächsernen Geschöpfe auf den Ruhebetten, deren hohle Augen ihnen mit entsetztem Ausdruck nachblickten: das Material der Klinik, das unentgeltlich operiert wurde. Wie dankbar musſten sie diese Errungenschaft der Humanität empfinden, die Versuchsthiere der Wissenschaft in Gestalt hilfloser Menschen. Viele von ihnen waren zur Operation gekommen, sie wusſten nicht wie. Sie hatten jahrelang mit ihrem Leiden ohne wesentliche Beschwerden bestehen können, da überredete sie der oder jener Professor, doch die Operation zu wagen. Und sie kamen her, um einen Triumph der Wissenschaft an sich inaugurieren zu lassen und sich zugleich ihm zu opfern. Denn operiert giengen viele fort, aber genesen wenige. Menschliche Kraft hielt den Ansturm der Wissenschaft nur zu oft nicht aus.

Auf einem niederen Lager im dritten Zimmer lag zwischen kränkelnden hysterisch aufgeregten Patientinnen, die zur Beobachtung hier waren, ein blutjunges, schlankes Mädchen. Die lose Spitalkleidung entstellte ihre Gestalt, aus dem abgezehrten Gesicht blickten die großen Augen dem Hofrath angstvoll entgegen. „Nun, Lehnert“, sagte er leichthin, „wie geht's heute? morgen kommen wir 'ran, Kleine, nur Courage. Übermorgen fühlen Sie sich wie im Himmel. College Bormann macht sein Meisterstück an Ihnen.“ Er spielte wohlwollend mit den schmalen Händen, die in den seinen zitterten. Unter den Blicken der Studenten begann das Mädchen nervös zu zucken.

„Warum ist sie so aufgeregt?“ wandte sich Nötlich scharf an die Wärterin, die mit ausdruckslos heiterem Gesicht zwischen den Lagerstätten herumgieng.

„Sie hat mit Herrn Professor Bormann eine Auseinandersetzung gehabt.“ Es zuckte spöttisch um die Lippen der Frau. „Sie will sich den Regeln der Anstalt nicht fügen.“ Luise Lehnert schrak zusammen.

sprechen", sagte er. „Handeln Sie auch in dieser Intention!" Das Weib bejahte devot.

„Klösterliche Vorurtheile, hysterische Mucken, wie eine zahlungsfähige Patientin. Faxen ohne die Mittel dazu", so stellte Nötlich Luise Lehnerts Diagnose. „Ich hielt es am besten, ihr zu versprechen" — — sie flüsterten zusammen, dann lächelte Bormann, der strebsame Frauenarzt, und rieb sich die weichen Hände. „Werden's schon machen."

Innere Wirklichkeit.

Von **M. v. Weißenthurn.**

Die Menschen sind, was sie immer waren,
Gemisch von Schwachheit und Kraft,
Oft spricht Vernunft und öfter Leidenschaft.
So sind sie seit sechstausend Jahren
Im Strom der Zeit hinabgefahren,
Und meinens nur wozu der Augenblick sie schafft.

Illusion und Leben sind gleichlinige Begriffe. Wer lebt, hat Illusionen, und erst nach und nach, wenn man alt und klug wird, streift man sie leider ab, wohl auch nur zum Theil, denn von der Wiege bis zum Grabe bleiben sie der Menschen treueste Begleiter, bleiben sie es, zum Glücke für die Einzelnen und für die Gesammtheit, denn arm und beklagenswert sind nur Jene, denen sie abhanden gekommen, die den Glauben an die Illusionen verloren haben und noch nicht hinreichend in sich selbst abgeklärt sind, um das Leben zu nehmen, wie es ist und die Menschen mit ihren Fehlern entweder milde zu beurtheilen, oder je nach der Gattung dieser Fehler, milde zu ignorieren. Im Gegensatze zu dem Ausspruche des Dichters, dass das Leben nicht der Güter Höchstes sei, wird die Mehrzahl der Menschen, selbst wer arm, elend und verlassen ist, doch behaupten, dass das Leben höchstes Glück verkörpere. Ein jeder hängt am Leben, will sich nicht von demselben lossagen, bricht eine Lanze dafür und warum? Weil leben hoffen heißt, weil jedes Lebewesen dieses Hoffen in Gestalt von Wünschen und Illusionen nährt, die, so trügerisch sie auch sein mögen, dem irdischen Dasein doch Glanz, Freude, Segen verleihen.

Illusion ist Selbsttäuschung — Illusion sind Wahngebilde, die uns oftmals das Schwerste leicht erscheinen lassen! Illusion ist im Grunde genommen alles im Leben, auch der Glaube, unseren Lieben unentbehrlich zu sein, denn die Natur hat es nun einmal so eingerichtet, dass für die Mehrzahl der Menschen alles sich ersetzen lässt, und es ist gut, dass dem so ist. „Illusion, Wahngebilde, Täuschung ist das Leben von der Wiege bis zum Grabe," sagt jener, welcher sich für unendlich weise hält, nichts mehr hofft, nichts mehr glaubt, nichts mehr liebt, weil bittere Erfahrungen, weil der Ekel an der menschlichen Race ihm Glaube, Liebe

„Ich hab' niemand, der für mich bitten kann, ich bin mutterseelenallein. Aber ich sterb', sag ich Ihnen, ich sterb' Ihnen unter der Hand, wenn Sie mich so, so vor allen operieren, o mein Gott! Ich hab' ja nichts, als mich selber und hab' immer auf mich gehalten, so, so eine brutale Roheit! ich könnt' nicht weiter leben, wenn ich bei jedem, dem ich begegne, mir denken müſst: der war auch dabei! der auch! die haben Witze gemacht und mein Elend verhöhnt, von denen bin ich bloßgestellt für immer."

„Wenn Sie das nicht wollen, hätten Sie nicht auf die Klinik gehen sollen, das passiert jedem und jeder bei uns."

„Machen Sie eine Ausnahme. Ich bin ja zu arm, so eine Operation zu zahlen, ich weiß es. Aber, Herr Hofrath, ich, ich hab' noch 200 Gulden. Die Marie-Anna Kahlbeck, meine Schulkameradin aus dem Kloster, die hat das Sparcassebuch zum Aufheben. Sie wird zahlen. Wenn der Professor Bormann sich genügen lassen wollt', nur das einemal, und mich allein operieren. Ich bin ja so arm, so allein. Begreifen Sie's denn nicht", schrie sie auf, „wie mir zumuthe sein muſs. Was gieng' in Ihnen vor, wenn Sie ihre Tochter da liegen sähen, vor den Augen Aller."

Nötlich fuhr auf. „Das ist denn doch ein anderer Fall. — — Sie sind ein dummes Ding, Lehnert, das sind Sie! Meinetwegen will ich mit Bormann reden, Sie g'schamige Person, Sie! Stolz sollen's sein, sich was einbilden, aber nicht so albern." Er stand auf. „Also adieu! Und jetzt schlafen, Kräfte sammeln." Sie saß plötzlich aufrecht in den Kissen und umklammerte seine Hände so fest, daſs er sich momentan nicht frei machen konnte. Sie sah zu ihm auf. In ihrem Blick, der den seinen zu durchbohren schien, war das große, feierlich Gebietende jener, die sich am Grabesrand wissen. „Versprechen Sie, daſs ich allein, ohne Zeugen, operiert werde", sagte sie. „Denken Sie daran, daſs es für mich das Leben hier und dort drüben bedeutet. Ich bin im Kloster erzogen. Wir sehen uns vielleicht nie wieder, Herr. Denken Sie, daſs ich leicht sterbe, wenn Sie 's mir zusichern, daſs Sie in mir das Eine, Letzte respectieren wollen, das ich hochhalte über mein Leben. Es gibt so viele, die sie entschädigen werden, die sich selbst verkaufen, sich nichts daraus machen, wenn ihr Leib die Beute cynischer Roheit wird. Aber ich, ich hab' es den Nonnen versprochen, unberührt, ehrlich begraben, nicht zerstückelt im Secierhaus will ich sein." Sie schrie auf. „Ich will ja zahlen, ich hab ja 200 Gulden. Machen Sie's billig, das eine Mal. Versprechen Sie's!"

„Ja, ja, ich verspreche", sagte er hastig.

Seine Augen blickten plötzlich sonderbar theilnahmslos, wie glasig. Sein Gesicht sah alt aus. Er gieng, der Wärterin ein Zeichen gebend. „Professor Bormann hat Recht. Man muſs es ihr — — — ver-

da tritt der Moment der Gefahr für den eigenen Charakter ins Leben. Wohl jenen, an welche dieser Moment noch in den Kinderjahren herantritt, wo es für die Mutter ermöglicht und geboten ist, beruhigend, mildernd, erklärend einzugreifen, um Menschenekel, Menschenhass und Verbitterung zu mäßigen.

Es bedarf keiner epochemachender, welterschütternder Ereignisse, um jene Empfindung hervorzurufen, welche der Franzose mit dem Worte „désillusionné“ bezeichnet und für das der Deutsche nur den weit unschöner klingenden Begriff „Enttäuschung“ oder „Illusionslosigkeit“ besitzt. Im täglichen Leben, im kleinen Kreise, in der Kinderstube, kann sich dieser Act vollziehen und in seinen verhängnisvollen Folgen einen Schatten über das ganze Leben breiten. Die Lüge, welche eine Gespielin, an die wir geglaubt, ausspricht, der Treubruch, welchen sie begeht, kann solche Enttäuschung hervorrufen und lässt einen Stachel zurück, den nichts mehr aus dem Herzen nimmt, der unser ganzes künftiges Gemüthsleben beeinflusst. Ein Segen ist es, wie gesagt, wenn es noch in die Hand der Mutter gegeben ist, gegen jene Ernüchterung anzukämpfen, die uns früher oder später befällt, und welche für so viele zur Klippe wird, an der ihr Glück in Brüche geht. Der Mensch kann sich immer nur nach *seiner* innersten Natur geben, und man begeht ein Unrecht, wenn man selbst ein Idealist und Illusionist ist, die Menschen nach sich zu beurtheilen. Die moderne Erziehung strebt danach, Illusionen zu zerstören, überall nur die nackte, poesie- und glaubenslose Wahrheit zu zeigen, die schroff und schmerzhaft jeder poetischen, idealen Regung entgegentritt, jede „Gefühlsduselei“ in den Staub zerrt. Im 20. Jahrhundert glaubt beispielsweise schon das achtjährige kleine Mädchen nicht mehr so recht an das Christkindlein, welches zur Weihnachtszeit dahergeflogen kommt, um brave Kinder zu belohnen; der Nicolo mit dem Knecht Ruprecht, der nöthigenfalls auch strafen kann, ist eine antiquierte Sage, welche die kleinen Dämchen weise belächeln, die sie noch im Schaufenster des Zuckerbäckers wohlgefällig betrachten, zu der ihnen aber der Glaube fehlt. Ob sie zu beneiden sind — diese hyperklugen Kinder, welche allerdings viel früher, als wir es thaten, am Becher des Lebens schlürfen und im Backfischalter schon so klug sind, dass Bejahrtere sie anstaunen, aber ohne sie zu beneiden? Hand in Hand mit dem poetischen Glauben an diese oder jene Illusion, geht ja die Liebe zu den Menschen. Es scheint mir nicht der rechte Weg, glückliche und beglückende Wesen groß zu ziehen, wenn man den jungen Menschenpflanzen, wie dies jetzt Modesache ist, allzu früh die Augen öffnet, sie darauf hinweist, dass sie vieles, was wir für Gold und Edelmetall halten, nur wertloser Flittertand sei. Bringt es das Leben aber früher oder später mit sich, dass wir zu dieser Erkenntnis kommen, dann soll und muss vereint mit dem klaren Blick, welcher alles

und Hoffnung geraubt. Es läſst sich diese schroffe Auffassung verstehen und entschuldigen, wenn man erwägt, wie sehr herbe Erfahrungen geeignet sind, die Charaktere zu verbittern, aber zu beklagen ist derjenige doch, welcher sich durch trübe Erlebnisse, die Illusionen in den Staub treten läſst, denn er raubt sich selbst das Glück, indem er mit dem klaren Auge des Sehenden, auf das er auch noch zumeist stolz ist, nur das Schlechte schaut, und poesielos die Last des irdischen Daseins trägt. Wohl jenen, die durch die Schule des Leids, ohne welche es kein Leben gibt, hinreichend abgeklärt und geläutert werden, um zur Erkenntnis zu kommen, daſs jene Milde, welche klar sieht, ohne zu verurtheilen, jene Erkenntnis, welche entschuldigt, ohne zu verdammen, das Unrecht herausfühlt, ohne über dessen Thäter erbarmungslos den Stab zu brechen — die einzig richtige Auffassung ist, welche uns das irdische Dasein erträglich gestalten, was die Freude an demselben bewahren kann. Illusionslos verzeihen, das ist die wahre Herzensreligion, die richtige Lebensphilosophie, welcher Glaubenssecte immer wir auch angehören mögen, das ist eine Religion, welche die höchste Duldsamkeit, die höchste Milde und Menschenliebe in sich birgt. „Menschen sind Menschen, Wesen voll Fehler und Schwächen, sie sind so, waren so und werden immer so sein," pflegte der alte Erzherzog Johann, Reichsverweser, zu sagen, von dem die jetzige Generation blutwenig mehr weiß, der aber vor und in der Sturm- und Drangperiode des Jahres 1848, bis später in seinem hohen Greisenalter gar tüchtig seinen Mann stellte, dessen Andenken in Steiermark, seinem Lieblingslande, in welchem er auch gestorben, heute noch lebt und der jene Rara Avis gewesen ist, die sich so selten findet, ein Prinz, der menschlich dachte und fühlte, menschlich liebte und litt.

„Wer reich an Illusionen ist, hat zumeist ein weiches, empfindsames Herz, fühlt sich peinlich berührt, wenn demselben Enttäuschung wird, hegt dann gewissermaßen jene Empfindung, welche uns zutheil wird, wenn uns unversehens ein eisig kalter Wasserstrahl aus einer scharf auf uns gerichteten Douche überschüttet. Weiche, empfindsame Herzen glauben gerne das Gute, das Beste von den Menschen, glauben an ihre Liebe, an ihre Hingebung, an die Treue, glauben an den warmen Pulsschlag des Herzens, welches dem unseren entgegenschlägt, glauben an alles Edle, Vornehme, Gute und Erhabene, verabscheuen niedrige Gesinnung und Gemeinheit, wo und wie immer sie ihnen entgegentritt und fühlen dieselbe heraus, auch wo sie sich klug verbirgt, sind mit einem Worte Idealisten. Jeder Idealist wird mit Illusionen geboren, und wenn die rauhe Hand des Lebens eine nach der anderen dieser Illusionen in den Staub tritt, wenn man sozusagen lernt, hinter die Coulissen zu sehen und klar zu erkennen, wie häufig die Impulse, welche diese oder jene That hervorrufen, weit niederer sind, als wir geglaubt,

muthete. Da hat man einen Gratulationsbrief eine Woche lang im Überzieher herumgetragen, statt ihn dem Briefeinwurf zu übergeben; da hat man einen Vorwurf an die falsche Adresse gerichtet und bringt es nur fast nicht über sich, ihn zurückzunehmen. Da ist ein wichtiges Schriftstück nicht aufzufinden, und jedes schiebt die Schuld dem anderen zu. Da grübelt man an einem unfreundlichen oder auch nur doppelsinnigen oder verschieden zu deutenden Wort herum, das ein anderes vielleicht unbewusst im Gespräch fallen ließ, und kann nicht mehr drüber hinwegkommen. So könnte man aufzählen seitenlang.

Wie kommt man über diese Verdrießlichkeiten und Verstimmungen hinweg? Mit ein wenig gesundem Menschenverstand, ein wenig Humor, ein wenig Selbstironie. Man lasse die kleinen Dinge klein sein! Man mache nicht aus der Mücke einen Elephanten, um eine ganze Kanonenladung zu ihrer Unschädlichmachung zu verschwenden. Man mache aus dem spitzen Wort, das einem spitzen Zünglein entflohen, nicht eine hundertköpfige Seeschlange mit hundert spitzigen, giftigen Zungen, wo man nie fertig wird, die Köpfe abzuschlagen, weil sie vorweg wieder nachwachsen. Man lache fröhlich mit, wenn man anderen unfreiwillige Gelegenheit zum Lachen bietet. Und macht einem einer ein schief Gesicht, so ist es oft klüger, als in schlafraubende Grübeleien sich zu verlieren, ihn zu fragen, ob er Zahnweh habe. Man vergegenwärtige sich, was man eigentlich sein möchte: ein Ewigkeitsmensch, ein Gottsucher, ein Himmelsstreiter, ein Ritter des Geistes, ein allzeit fröhliches und getrostes Gotteskind, das da fest überzeugt ist, dass seine Bahn himmelan geht und es im Grunde ein himmlisches Wesen ist, das nach Entfaltung strebt, wie der Falter in der Puppe Schoß, — und jeder schwarze Käfer, der einem quer über den Weg läuft, soll einen von dieser Himmelsrichtung abzutreiben vermögen? Jedes Knistern und Poppern des Holzwurms im Getäfel soll einem Todesfurcht einflößen? Jeder Groschen, der einem ungerechterweise abgezwackt wird, soll einem noch eine Stunde köstlichen, nervenstärkenden Schlafes rauben? Jedes bös gemeinte oder auch nur bös zu deutende Wörtlein soll einen herauszureißen vermögen aus der Gemeinschaft mit dem Geist der Liebe, darinnen unsere Seele sich so wohl und glücklich fühlt.

Über die selbstverschuldeten Unannehmlichkeiten und Verstimmungen aber kommt man nur hinweg durch Selbstgeständnis, und zwar je schneller desto besser und je einfacher desto besser. Und da meine ich, es sei für den höchststehenden Herrn keine Schande, zu seinem niedrigsten Diener und Stiefelputzer zu sagen: Es ist mir leid, dass ich dir unrecht gethan, es war nicht bös gemeint. Wird das seinem Ansehen Abbruch thun? Im Gegentheil, er wird in der Achtung seines Dieners steigen, und nur so hätte er das Recht und die geheimnisvolle moralische Macht, von jedem die ganze, volle Wahrheit zu verlangen und jede Unwahrhaftigkeit und Unaufrichtigkeit strenge und erfolgreich zu rügen. Aber wenn

im richtigen Lichte zeigt, auch jene Milde sein, welche zwar klar sieht und Zerrbilder erkennt, aber sehend verzeiht. „Tout comprendre, c'est tout pardonner“ und vieles läſst sich thatsächlich verzeihen, gerade wenn man auf den Grund der Herzen blickt und die Beweggründe erkennt, welche die Handlungen veranlassen.

Da wo Gemeinheit, Habsucht, niedere Gesinnung uns entgegentreten, die der edle, vornehm veranlagte Mensch unmöglich verstehen, noch weniger entschuldigen kann, weil es wider seine Natur gienge, weil er sein eigenes „Ich“ verleugnen müſste, um jenes andere begreifen zu können, da möge an die Stelle des schroffen Verurtheilens jene Nichtbeachtung des Gemeinen treten, in welchem dieses selbst Strafe findet, weil es sich in seiner Eitelkeit verletzt fühlt, denn niemand pflegt eitler und empfindlicher zu sein, als diejenigen, welche zu dem einen nicht die Veranlassung, zu dem andern nicht das Recht haben. Selbst auf die Gefahr hin, sich in den Augen der praktischen „Modernen“ lächerlich zu machen, wahre man sich mithin, so lange als es irgend möglich ist, den Glauben an Gutes, Vornehmes und Edles; Zeit genug, denselben einzubüßen, wenn crasse Thatsachen uns davon überzeugen, daſs dieser Glaube „Illusion“ gewesen, und selbst dann noch, wenn dies geschehen, möge aus der begrabenen „Illusion“ die Hoffnung erstehen, daſs der Einzelfall nicht die Regel bilde, weil uns, wenn wir selbst vornehm handeln und denken, es doch leichter gemacht wird, die Fülle des Niederen zu tragen, welche das Leben in sich birgt und wir uns das eigene Glück sichern, wenn wir die Illusion, daſs das Gute im Menschenherzen immer die Oberhand gewinne, immer wieder aufrecht halten, wenn wir zu dem Glauben hinneigen, daſs alles Böse nur der Auswuchs einer kranken Phantasie sei, welche mehr zu beklagen, als zu verdammen ist. — Und was ist Illusion, die unser Leben bestimmt, anderes als innere Wirklichkeit?

Verdrießlichkeiten des Tages.

Welch breiten Raum nehmen die unnöthigen kleinen Dinge doch oft im Leben ganz guter, tüchtiger, edelgesinnter und im allgemeinen auch hochgestimmter Menschen ein! Da kann das bekannte Gesumme einer Stechmücke dem Pfarrer, der eifrig an seiner Predigt studiert, den schönsten Gedanken aus der Welt der Ewigkeit wieder verscheuchen, gerade bevor er völlig seiner habhaft geworden. Da macht das Miſslingen eines Lieblingsgerichtes, was besonders häufig begegnet, wenn Besuch angemeldet ist, die liebenswürdige Hausfrau ganz unglücklich, daſs das Zungenrädchen den rechten „Trumm“ nicht mehr findet. Da ist eine Neujahrsrechnung um die Hälfte höher ins Haus geflogen, als man ver-

Über unsere Gesellschaftelei.

Plauderbrief an eine junge Frau von **Otto von Leixner.**[1]

Mein Herz, liebe Freundin, hat bei Ankunft Ihres letzten Briefes sehr stark geklopft. Sie haben nicht nöthig, über dieses Klopfen zu erröthen, denn die Sache ist ganz harmlos. Ich fürchtete nämlich, Sie könnten, erzürnt über meine schriftliche Predigt, mir darin die Freundschaft für alle Zeiten aufkündigen — ganz kurz, in kaufmännischem Deutsch:

„Herrn O. v. L., Gewissensrath a. D.

In Erwiderung Ihres Werten vom so und so vielten verbitte weitere Zusendung, da keinen Bedarf habe."

Nach längerem Zögern öffnete ich das Briefchen und finde die Worte: „Ganz unrecht haben Sie nicht. Fahren Sie fort." Welch ein Sieg es ist, wenn eine Frau uns „nicht ganz" unrecht gibt, das wissen Sie ja.

So griff ich denn nach dem zweiten Zettel und las: „Der größte Feind der wahren Geselligkeit ist die Gesellschaftelei."

Ich weiß mich noch sehr genau der Stunde zu entsinnen, wo ich diesen zwar nicht geistreichen, aber sehr wahren Ausspruch von mir gab. Es war am dritten Tage meines Aufenthalts, als wir in dem Gartenhaus den Nachmittagskaffee einnahmen. Der Septembertag war von glorreicher Schönheit; Sie befanden sich in so göttlicher Laune, als ob Sie selbst das köstliche Wetter gemacht, und auf dem Antlitz Ihres Gatten lag das Bewusstsein der guten Ernte und der Gewissheit, dass der Kartoffelertrag ein großartiger sein werde. Wir befanden uns in der frohen, ja übermüthigen Stimmung, die uns einen gemüthlichen Abend verspricht, aber Sie beide waren leider eingeladen, noch dazu zu einem steifen „Souper mit Frack". Dieses Bewusstsein begann immer schwerer sich auf alle zu legen. Wohl machten wir uns über die „unsterbliche Langeweile" lustig, die Ihrer harrte, aber die Scherze wurden zuletzt ziemlich lahm, und wir vereinigten uns in Klagen über den verlorenen Abend. Und da warf ich die Bemerkung hin. Noch zweimal in jener Woche mussten Sie in Gesellschaften, die Sie nicht absagen **konnten** und ich nicht mitmachen **wollte**.

[1] Aus dem empfehlenswerten Buche: „Plauderbriefe an eine junge Frau" von Otto von Leixner. Leipzig. C. F. Amelang. 1901.

sich die Dame des Hauses durch den Mund ihres Mädchens einem unwillkommenen Besuche verleugnen lässt, also ihr Mädchen selbst zum Lügen abrichtet, darf sie sich dann wundern, hat sie dann ein Recht, sich zu beklagen, wenn nun auch sie selbst von ihrem gelehrigen Mädchen angelogen wird? — —

Aber wenn man keinen Humor hat und zur Selbstironie nicht aufgelegt ist, was dann? Dann bricht man am besten ab. Ich kannte einen Lehrer, der gieng jedesmal, wenn ihn ein flegelhafter Schüler in Aufregung brachte, und er scheint oft eine Schlingelbande zu bemeistern gehabt zu haben, unter's geöffnete Fenster und sah einige Minuten hinaus, bis ein Vogel auf dem Zweige oder im Winter auf dem Futterbrett, oder ein Sonnenblick am Waldrand, oder ein Segel auf dem See seine Aufmerksamkeit gefesselt hatte, und dann richtete er mit einem Wort ruhiger geistiger Überlegenheit mehr aus, als mit einem unüberlegten Zornesausbruch. Du hast in deiner Stube ein Büchergestell voll Humor und Lebensweisheit; aber du greifst nur dazu, wenn du in der rechten Stimmung bist. Ja, wann kommt dann diese? Oft wochenlang nie. Wenn du in einer rechten Verstimmung bist, dann schlag' auf und lies dich flugs wieder in die rechte Stimmung hinein, so erfüllt sie ihre Bestimmung, diese deine aufgespeicherte Lebensweisheit, dich fürs alltägliche Leben weise zu machen. Und hast du zu all' dem nicht die rechte Energie, so leg' dich wie das Lastthier wieder ins Geschirr und zieh' an, dass die Arbeit dich wieder ins rechte Geleise bringe.

Auch so kommt man noch nicht über alle Widerwärtigkeiten und Verstimmungen hinweg. Wenn uns ein Freund gekränkt hat, oder wir uns wenigstens von ihm gekränkt fühlen, bohrt es nach, frisst es tiefer und tiefer. Da heißt's zu ihm hineilen und wo immer möglich die Sache unter vier Augen zum Austrag bringen. Aber wenn man dies nicht kann? Und wenn man, den rechten Brief zu schreiben, nicht die rechte Stimmung findet? Dann heißt es ganz geduldig warten und inzwischen Glauben haben, sich mit dem Sprüchlein trösten: Und wenn der Freund dich kränkt, verzeih' ihm und versteh', es ist ihm selbst nicht wohl, sonst thät' er dir nicht weh.

Unsere Zeit ist nervös und empfindlich, dass es eine Schande ist. Gleich wird die Freundschaft gekündet. Gleich greift man zum Vertheidigungsmittel der Presse. Gleich schreit man nach dem Richter. Gleich fordert man auf Säbel oder Pistolen um einer elenden, verächtlichen Beleidigung willen, die einem von einem Berauschten widerfahren. Ist das groß, kleine Dinge so groß zu nehmen? Ist nicht das der Rückschlag, dass man dafür die ewigen, die wahrhaft großen Dinge oft so klein nimmt, die Liebe, die Hoffnung, das Zutrauen, die Zuversicht, und sich unendlich viel Kreuz und Leid schafft, das man sich ersparen könnte! Dass doch die gescheiten Leute ein wenig gescheiter würden im alltäglichen Leben!

W. K.

ein — höchstens die Orden auf ihm, die so mancher von dem „starken“ Geschlecht, das oft nur stark in der Schwäche, ebenso neidisch betrachtet, wie ein eitles Weib das Brillanthalsband einer verhassten Nebenbuhlerin.

So breitet sich denn allmählich der Geist der Langweile über die Versammelten aus. Haben Sie ein feines Gehör? Sie werden dann bemerkt haben, dass in einem gewissen Augenblicke ein halb unterdrücktes „Ah!“ den Saal durchfliegt. Es ist das in der feierlichsten Minute, wo, je nach dem Reichthum oder Range des Hauses, sich der Haushofmeister, ein Bedienter oder das Stubenmädchen der Hausfrau nähert und diese dann mit einladendem Lächeln den vornehmsten der männlichen Gäste um seinen Arm bittet. Aus der ätherischen Sprache feinster Empfindung in die des Werkeltages übertragen, bedeutet jenes „Ah!“: „Gott sei Dank, der Tisch ist gedeckt.“

Sie haben selbst einmal darüber geklagt, dass der Esslurus so sehr überhandnehme. Ich stimme Ihnen vollkommen bei. Da sitzt man nun zwei, zuweilen noch mehr Stunden und isst und isst. Es kann sehr schön sein, wenn die Götter uns gnädig waren und unsere Tischnachbarinnen und -nachbarn angenehm, geistreich und, was ich nicht gering schätze, auch noch jung und schön sind. Nun gibt es Versicherungen für Hagel- und Feuerschäden, für Leben und Tod, für Ausstattungen und Einjährig-Freiwillige. Aber eine solche für „Beschaffung reizender Tischnachbarn beider Geschlechter“ gibt es nirgendwo. Denken Sie sich, die sie so gern fröhlich plaudern und auch ernst sprechen, zwischen einen Landwirt, der Ihnen sehr eingehend die Unterschiede zwischen Guano und künstlichen Schwefelphosphaten auseinandersetzt und stets wieder auf diesen „Hammel“ zurückkommt — und einen Pferdenarren, der Ihnen die Stammbäume aller seiner Rosse aufführt. Sie werden von Minute zu Minute verstimmter und werden zuletzt ein starres Lächeln an Ihre Lippen festnageln — innerlich aber wüthen. Ich saß einmal zwischen einer älteren Excellenz und einem jungen Mädchen, das nach dem Abschluss der höhern Mädchenschule seine „Bildung vollendete“. Die alte Dame besaß den Vorzug einer wahrhaft bewunderungswürdigen Esslust und das Laster der Ästhetikomanie. Eine schreckliche Krankheit! Excellenz kannte alle neueren Dichter und deren Werke. Über jeden einzelnen fragte sie mich um meine Meinung, behauptete dann aber stets das Gegentheil. Dazwischen jedoch gab sie ihre Urtheile über die Gedichte ab. „Ja, ja, Julius Wolff — aha, das ist Schneehuhnbraten! — besonders der Tannhäuser! Welcher Schmelz und welche Schalkhaftigkeit im einzelnen — etwas knusperiger schmeckt er besser, sonst wirkt er weichlich — Herr von Wildenbruch! O, unbestreitbar Shakespearischer Zug, z. B. die Karolinger — auch mit

Am andern Morgen nach der „Unterhaltung" spielte sich stets derselbe Vorgang ab: Sie waren müde und verstimmt, und Karl fluchte. Das letztere ist nicht schön, aber er hat es gethan; ich kann's beschwören. Sie klagten über Kopfschmerz, er über den in weitesten Kreisen rühmlich bekannten „Brummschädel". Auch dieses Wort ist nicht salongemäß, aber sehr bezeichnend. Und Sie und er, d. h. Karl, nicht der Brummschädel, sagten mehrmals: „Warum ist man eigentlich dort gewesen?" Ja, warum?

Sehen Sie, in diesem „Warum" liegt die schwere Anklage gegen diese Gesellschaftelei. Unser Leben, gleichviel in welchem der besseren Stände es sich abspielen mag, erzeugt eine Menge von künstlichen Verpflichtungen. A. und Frau haben uns einen Besuch gemacht, zuweilen ohne jeden tieferen Grund; wir müssen nun auch hin und sind genöthigt, sie einzuladen, worauf sie uns zu sich bitten. C. und Frau kennen B., den auch wir kennen, und er bringt sie zu uns. Wir müssen nun auch hin — siehe den vorigen Satz. Er weiß, dass F. bei uns verkehrt, der ihm nützen kann: er macht uns mit oder ohne Frau einen Besuch. Wir müssen u. s. w. G. ist unser Vorgesetzter, H. unser Nachbar — doch wozu soll ich das ganze Alphabet erschöpfen! Kurz, ehe wir es noch ahnen, haben wir ein oder mehrere Dutzend Familien, mit denen wir „verkehren". Das Wort bedeutet, dass wir sie und sie uns zu gewissen Zeiten einladen, zum Mittagmahl oder Abendbrot, zum Thee oder Ball und zum „Damenkaffee". Wissen Sie übrigens, was auf den Einladungen zum letzteren das „U. a. w. g." bedeutet? Nein? Ich will es Ihnen unter dem Siegel der Verschwiegenheit mittheilen. Es heißt: „**Ueber alle wird geklatscht**". Ich bin überzeugt, diese Auslegung stammt von einem boshaften Manne; dieses Geschlecht ist ja überhaupt voll von Tücke den Frauen gegenüber. Ich muss es ja wissen, da ich dazu gehöre.

Wie sind nun im allgemeinen diese Unterhaltungen beschaffen? Man kommt und begrüßt die Wirte. Beide Theile lächeln entzückt. Dann begrüßt man andere ebenso, obwohl sie uns sehr gleichgiltig sind. Unbekannte werden uns oder wir ihnen vorgestellt — die Namen versteht man dabei fast nie, aber gleichviel, man lächelt verbindlich: „Sehr angenehm". Dann setzen sich die Frauen zusammen, die Herren stellen sich zusammen. Man spricht: etwas Politik, etwas Wetter, etwas Landwirtschaft, etwas Kunst, etwas — kurz von allem etwas. Man hört zu aus Höflichkeit, man stimmt bei aus Höflichkeit, schweigt aus Höflichkeit und lacht über ehrwürdige Witze aus Höflichkeit. Die Frauen können wenigstens noch die Kleider und den Schmuck den Geschlechtsgenossinnen eingehend betrachten und mit den ihrigen vergleichen, wir jedoch! Uns flößt der Frack des Nachbarn nicht die geringste Theilnahme

sie freut sich an dem Schimmer, dem sie aus ihrem hoffnungsfreudigen, sehnsuchtgeschwellten Herzen Inhalt leiht. Noch blickt sie nicht in das Innere der „Welt“, in das Gewirre häſslicher Triebkräfte, die nur zu oft diese glänzende Welt bewegen: Neid, Eitelkeit, Genuſssucht, Lüge, ja selbst nackte Unsittlichkeit.

In der Gesellschaft eine „Rolle“ zu spielen, dieses Ziel erreicht man nur nach Hingabe gar manchen köstlichen Guts. Besonders aber die Frau gibt für dieses Scheingut, gepriesen zu sein als „Stern“ der Gesellschaft, immer viel mehr als es wert ist. Vor allem die Reinheit ihrer Seele. Sie muſs dem heute herrschenden Ton sehr viel von der Keuschheit des Gemüths opfern, wenn sie umschwärmt, umschmeichelt sein will; sie muſs sich an Blicke, an Worte gewöhnen, die oft in ihrem Kern durchaus unrein sind. Allmählich gewöhnt sie sich wirklich daran, ja sie lernt es „pikant“ zu sein, zu reizen, nur um die Männer — denn an den Frauen liegt einer „Löwin“ nichts — zu fesseln. Hat sich ein Weib einmal in diese giftige Luft eingelebt, dann vermag sie, auch wenn sie sich nicht thatsächlich vergeht, weder Gattin, noch Mutter, noch Hausfrau im wahren Sinne zu sein. Ich weiß recht wohl, daſs viele meiner Geschlechtsgenossen, verderbt durch ein oft recht rohes Genuſsleben, in der Gesellschaft nur den Verkehr mit solchen Frauen suchen und das reine Mädchen, die ernste, wenn auch liebenswerte Frau wenig beachten. Aber ist denn die Herrschaft über solche Männer überhaupt des Erstrebens würdig?

Kurz: von welcher Seite ich mir die „Gesellschaftelei“ ansehe, ein erklecklicher Vortheil für das innere Leben zeigt sich mir nirgendwo. Klug nicht nur, sondern gut und weise handelt, wer sich in diesem Verkehr auf das Nöthigste beschränkt und die so gewonnene Zeit der echten Geselligkeit widmet. Wie aber die rechten Leute finden?

Entsinnen Sie sich noch, wie Sie und Karl mir eines Abends Ihren ganzen Gesellschaftskreis, ein Glied nach dem andern schilderten? Das Urtheil, das von den etwa hundert Menschen sechzig erhielten, lautete in Ihrer Ausdrucksweise: „Ganz nett aber scheußlich!“ Diese netten, aber scheußlichen Leute müssen sogleich von der Geselligkeit ausgeschlossen werden. Dann untersucht man die übrigen vierzig. Davon werden die bösen Zungen, die Selbstsüchtigen, die Langweiligen — diese, wenn nicht gute Charaktereigenschaften für sie sprechen — und die Gleichgiltigen ausgeschieden. Es dürften dann etwa zehn bis fünfzehn Menschen übrig bleiben: einige bewährte Freunde, dann einige geistig belebte und auch gute Menschen. Wir untersuchen nun noch, wie diese Auserwählten untereinander stimmen. Sie können ja Gegensätze vertreten, aber nur wenn ruhiges Wesen vorhanden ist. Sind aber zwei sonst noch so liebenswürdige, kluge Menschen hitzköpfige Gegner, dann

Madeirasauce nach Pücklers Recept schmecken sie vortrefflich . . ." Und so gieng es weiter. Ruhte sie etwas aus, so begann die andere Nachbarin. Sie sprach von Kant und Gerh. Hauptmann, Beethoven und der Spectralanalyse, von den Präraffaeliten und Nietzsche, von Chemie, Physik, Zoo-, Anthropo- und Geologie, und zwar in lauter abgeschlossenen Urtheilen. Ich lächelte anfangs, allmählich begann ich aus Verzweiflung mehr zu essen und zu trinken, als es meine Gewohnheit ist, und verblödete langsam. Nach dem Mahle fragte mich die Hausfrau, ob ich mich nicht vorzüglich unterhalten hätte; Excellenz schwärme für Literatur. Ich verstand: als den einzigen Vertreter des Fachs hatte man der Dame mich als Beute vorgeworfen. Ich murmelte mit höflicher Verbeugung einige Worte der tiefsten Dankbarkeit. Und das nennt man eine „Unterhaltung".

Und wenn stundenlang von Kunstspielern das Clavier misshandelt oder gesungen wird; wenn man in überhitzten, stauberfüllten Sälen bis zwei, drei Uhr tanzt: all das ist auch „Unterhaltung". Und wenn die Herren stundenlang Karten spielen, ohne sich viel um die Frauen zu bekümmern, und diese über Gott, Welt, Kinder und Dienstboten — plaudern, so heißt das „Unterhaltung".

Und welche Umstände macht die Gesellschaftelei vor allem in der Großstadt, wo die großen Wohnungen nur sehr reichen Leuten zur Verfügung stehen. Zuweilen werden sogar Schlafzimmer ausgeräumt. Sind noch kleine Kinder vorhanden, so bringt man sie für die Nacht in der Lade eines Schubkastens oder in einer großen Hutschachtel unter. Zur Gesellschaftshetzerei rechne ich noch manches andere, z. B. das Concertlaufen bei fehlendem Musikgefühl, den Besuch von Ausstellungen bei mangelndem Kunstverständnis und den Aufenthalt in teuren Bädern bei gesundem Körper. Das alles ist „Mode", und diese ist fast immer sinnlos. Man hetzt sich eine Menge künstlicher Bedürfnisse und Gewohnheiten hinein, welche Börse und Gesundheit angreifen und schließlich das Herz und den Kopf aushöhlen. Wenn Kinder im dunklen Zimmer allein sind, so drängen sie sich aus unbestimmter Angst zusammen und singen wohl gar. So sind viele Menschen unserer Zeit solchen Kindern ähnlich — Weiber wie Männer. Ein unbestimmtes Angstgefühl, Furcht vor dem, was da die Zukunft bringen kann, hetzt sie in große Haufen zusammen, und sie geben sich dann den Anschein der Fröhlichkeit. Wohl sagen sie sich zuweilen selbst: „Was hast Du davon gehabt? Du bist heimgekommen müde und verstimmt, nicht *einen* Gedanken, nicht *ein* reines schönes Empfinden hast Du mitgebracht!" Und morgen, übermorgen sind sie vielleicht wieder mitten in dem seelenlosen Treiben.

Bei der Jugend ist es etwas andres. Die gibt sich unbefangen der Welt des Scheins hin, die so glanzvoll aussieht und so viel verspricht;

Was sie auch grämlich menetekeln
Und welche Lust sie Dir zerpflücken:
Lass' Dir das Dasein nicht verekeln!

Wenn ein paar Knospen Dir geblieben
Vom Lebenspfad den Hut zu schmücken,
Hast Du noch Grund, die Welt zu lieben!

*
* *

Der Wille ist eine herrliche Macht.
Wolle — und Du bist stark!
Wer solch' ein Stahlbad der Seele nimmt,
Der treibt sich auch Eisen ins Mark.

*
* *

Ringe Dich von der Gewohnheit los,
Von der Kleinmuth der Zeit, ihrem Künsteln und Schwanken;
Baue Dir neue Pflichten und Schranken,
Werde ein Freiherr starker Gedanken!
Diene der Welt. Sei tapfer und groß.

Ein Romanstoff.

Literarisches Gespräch, mitgetheilt von **Hans Malser.**

Doctor: Was schreibst Du jetzt, Freund?

Rodam: Ich? Nichts. Und Du?

Doctor: Eben so viel. Ich habe wenigstens einen guten Grund, nichts zu schreiben. Denn mir fällt nichts ein.

Rodam: Das ist gar kein Grund. Wer Schriftsteller ist, der bedarf doch keiner Einfälle. Diese sind nur für Solche nothwendig, die sonst nichts zu schreiben wissen.

Doctor: Aber zum Satan, ich möchte mich redlich ernähren. Was mühe ich mich ab! Immer auf Jagd nach Gedanken, nach Ideen. Ach, alles Brauchbare ist schon ausgenützt.

Rodam: Einen Einfall wirst Du doch haben.

Doctor: Manchmal nicht einen einzigen.

Rodam: Wenigstens den, nicht nach Einfällen zu jagen, sondern das Leben abzuschreiben.

Doctor: Als Mann der Zunft solltest Du klüger sprechen. Du weißt doch, dass das Leben, so üppig es auch sei, als poetischer Stoff nicht genügt, wenn der Künstler nichts dazuzugeben hat. Ich tröste mich nur damit, dass auch Du an Stoffarmuth leidest.

Rodam: Ich? An Stoffarmuth? Im Gegentheil, der Stoffwechsel geht zu rasch vor sich in meinem Organismus. Das verstehst Du nicht?

ist es rathsam, einen von ihnen fallen zu lassen oder sie nicht an einem Tage zusammen einzuladen.

Mit diesem kleinen Kreis kann man nun nicht nur sich unterhalten, man kann sich mit ihm auch einleben. Es ist ja richtig, dass bei sehr genauer Bekanntschaft manche üble Eigenschaft hervortritt, aber ebenso richtig ist, dass die tieferen Menschen auch ihr Bestes erst bei innigerem Verkehr zeigen. Dieses Beste aber ist's allein, was uns den Menschen wahrhaft verbindet, was uns Antheil gewinnen lässt an ihren Leiden und Freuden und zugleich unser Bestes weckt und stärkt. So gewinnen wir Kraft nicht nur für das Mitleid, sondern auch für die Mitfreude, und lernen die hohe Kunst, unser Ich zu vergessen. Auf dem Boden dieser Geselligkeit gedeiht der edle Baum der Freundschaft; hier gedeihen echter Lebensernst und dessen liebliche Schwester Heiterkeit, die sich zwanglos zu geben vermag, ohne missdeutet zu werden. Diese Geselligkeit erquickt Gemüth und Geist, beruhigt und regt an, ohne zu ermüden oder zu überreizen. Sie hat auch nicht eine Unmenge von Leckerbissen nöthig, wie die Gesellschaftelei, die bei bescheidener Tafel an der Auszehrung stirbt.

Also, liebste Freundin, spielen Sie etwas Weltgericht. Links lassen Sie treten die zur Hölle Verdammten — die werden nur einmal jährlich zu der großen „Abfütterung" geladen — rechts aber vereinen Sie das Häuflein der Getreuen. Zu diesen Auserwählten rechnet sich ohne weiteres mit bekannter Selbstgewissheit Ihr

Otto von Leixner.

Aus sonnigen Höh'n.

Sinngedichte von Otto Promber.

Will mir die Muse Weisheit schenken,
So sucht sie mich in Wald und Flur;
Wir lernen erst natürlich denken
Am treuen Herzen der Natur.

* * *

„O wär' ich reich!" — Vieltausendfach umgellt mich dieser Schrei,
Als ob schon jedes schlichte Heim ein Haus der Sorge sei!
Dringt tiefer ein! — Es lehrt Euch selbst der herrlichste Palast:
Ein Kreuz hängt über jeder Thür, wär's auch in Gold gefasst.

* * *

Wird der das Leben recht ergründen,
Der finster grollt? Ich glaube nicht.
Willst Du des Lebens Perlen finden —
Schaff' Licht!

Doctor: Höre, Geschätzter. Wenn Du jeden Deiner Stoffe so verzudelst mit allerlei boshaften Glossen, dann glaube ich's gern, dass sie Dir unverrichteter Sache wieder davonlaufen. Und es wird Dir auch der meine abhanden kommen, ehe Du ihn hergibst.

Rodam: Ein schönes, großes Landgut kannst Du Dir vorstellen.

Doctor: Zur Noth vorstellen kann ich mir's.

Rodam: Gut. Es kann sehr behäbig und idyllisch geschildert werden. Ein altes, festgesessenes Bauerngeschlecht, ein Edelhof, so daß sich der Leser gleich einheimt. Nun, und da sind zwei Brüder. Der eine ist ein praktischer schlauer Kopf, der vor keiner That zurückschreckt, wenn er damit für sich etwas erreichen kann. Du magst ihn Achat nennen, damit es dem Leser stets im Gedächtnis bleibt, dass er der Starke ist. Der andere Bruder, der Dagobert heißt, ist ein überspannter, phantastisch veranlagter Mensch, der für allerhand Wunderlichkeiten Geld verschwendet. Du weißt, dass man solche Eigenschaften nicht mit schönen Worten aufzählt, sondern durch einzelne Lebensäußerungen und Thaten veranschaulicht. Nun, diese Brüder sind die gemeinsamen Herren des Landgutes, was besonders begründet werden muss, weil es bei Edelhöfen in der Regel nicht zutrifft. Dem Achat ist das natürlich nicht nach Sinn, dass er den Besitz mit einem Zweiten theilen muss, noch dazu mit einem halben Abenteurer, der die Wirtschaft schädigt und mit seinen Thorheiten die Würde des Hofes stört. Er versucht mancherlei Mittel, um den Bruder Dagobert aus dem Mitbesitz zu verdrängen. Zum Beispiel kannst Du schildern, wie er dem phantastischen Bruder Geld gibt und ihn mit einer schönen Zigeunerin verkuppelt, in der Hoffnung, dass er mit ihr durchgehen werde. Das geschieht, doch Dagobert kommt nach einiger Zeit wieder heim, zerlumpt, zerfahren, noch toller als früher. Dann beginnt Achat ihn auf alle Art zu reizen, so dass er in seiner Art die unsinnigsten Streiche begeht. Und nun kommt der Doctor Hülfe. Nenne ihn unbedenklich Hülfe, denn es hat immer etwas Komisches, wenn ein Beruf oder Charakter durch den Personennamen angedeutet wird. Doctor Hülfe ist ein halb komischer Kauz, der sich sehr bieder und einfältig zu geben weiß, während er der durchtriebenste Coujon ist. Er ist Arzt, einer, der sich besonders auf Geisteskranke versteht, weshalb er immer daran ist, seine Praxis vom Lande in die Großstadt zu verlegen, wo die Leute, wie er sagt, so gescheit würden, bis sie überschnappen. Derlei boshafte Bemerkungen mit recht einfältigem Gesicht gesagt, verfehlen die Wirkung nie. Solltest Du nicht in der Lage sein, diesen Doctor geistig komisch zu fassen und doch auf ihn ein Übriges verwenden wollen, so statte ihn mit einem leiblichen Gebrechen aus, das drollig wirkt, einem Höcker, einem Kropf, Säbelbeine, näselnde Stimme. Aber die Warze mit dem Härchen auf der

Siehe, Du schreibst nichts, weil Du keine Einfälle hast, ich schreibe nichts, weil ich deren zu viele habe. Stündlich kommen sie — und gehen wieder. Keiner bleibt haften, einer verdrängt den andern, gibt sich im Augenblick glühend, vielversprechend, um im nächsten wieder zu verblassen.

Doctor: Und Du hast kein Notizbuch?

Rodam: Schmach über diese Bemerkung. Als ob es sich um das Gedächtnis handelte. Um die Begeisterung handelt es sich. — Jetzt auf dem Wege zu Dir sind mir mehrere Stoffe aufgestoßen, einer davon ist noch ganz frisch und gährt wie Teig im Backtrog.

Doctor: O Einfallkrösus! Gib Almosen.

Rodam: Ja, Freund, kannst Du denn Stoffe brauchen, die nicht Dein Eigenbau sind? Kannst Du Fremdes verarbeiten? Dann bist Du gar kein Künstler oder ein sehr großer. Ich wüßste mit der besten Idee nichts anzufangen, wenn sie nicht mein eigener Einfall wäre.

Doctor: Ich kann alles brauchen. Gib Almosen, Krösus.

Rodam: Sehr gerne. Ich schenke Dir den Stoff. Bis ich zu meinem Schreibtisch komme, wäre er ja doch wieder verflogen. — Geniert's Dich, wenn vom Irrenhaus die Rede ist?

Doctor: Herrlich! Da brauchen wir gar nicht folgerichtig zu sein.

Rodam: Aber natürlich nicht. Man läßt die Leute das krauseste Zeug sprechen — das ist beste Charakteristik. Wenn Dir die Recensenten in der Handlung den Mangel an Folgerichtigkeit vorhalten, so sage bloß, im Irrenhause gebe es keine Folgerichtigkeit. Nichts dankbarer, als mit Narren zu arbeiten.

Doctor: Also Freund, packe aus!

Rodam: Mit dem Almosen, meinst Du? Gut. Ich schenke Dir folgenden Novellenstoff. Bei gutem Haushalte kannst Du auch einen Roman daraus machen. Entsprechend lange Milieuschilderungen und einige Episoden wirst Du doch aus Eigenem zu besorgen imstande sein. Zu passen brauchen sie ohnehin nicht, dafür sind es Episoden. Im Leben führt der Zufall allerlei durcheinander; bringst Du kein Kunstwerk zuwege, so rede Dich aufs Leben aus; die alten Literaturschnüffler werden sich grollend verhalten, aber die modernen lassen Dich mitlaufen. Hauptsache sind die Druckseiten — sind ihrer über dreihundert, so ist's ein Roman.

Doctor: Etwas gering taxierst Du mich, Freund. Demüthigen soll man auch den Bettler nicht. Bin ich gleichwohl kein Genie, so bemühe ich mich doch, ein redlicher Erzähler zu sein.

Rodam: Verzeihe mir. Ich sprach auch nur zum Fenster hinaus. Du siehst, die Straße ist belebt, ein halb Dutzend Schriftsteller jüngster Sorte wird doch darunter sein, das sich meine Auslassung zu Nutzen machen kann.

günstiger Zufall die Flucht der Irren gelingen lassen. Sei es eine Revolte, sei es eine Feuersbrunst oder sei es die einfache Schlamperei der Aufseher — ihrer sechzig oder siebzig Personen entkommen ins Freie und folgen Dagobert, den sie für ihren Erretter halten. Dagobert führt den abenteuerlichen Zug der Verrückten, Wahnsinnigen, Tobsüchtigen ins Gebirge, und zwar der Gegend zu, wo das Landhaus seines Bruders steht. Lasse unterwegs manche drollige und manche schauerliche Scene spielen. Aber lasse Dagoberts Einfluss so gewaltig sein, dass sie nicht auseinanderlaufen, sondern in einer großen Rotte zur Nachtzeit heimlich das Landhaus anschleichen. Die Absicht Dagoberts erräthst Du ja schon; lasse sie auch den Lesern beizeiten errathen, denn das erhöht die Spannung, lasse sie aber nicht aussprechen. — Dagobert will sich mit dieser schrecklichen Bande an seinem Bruder rächen.

Doctor: Mit den Wahnsinnigen?

Rodam: — will er das Gehöfte überfallen und es ihrer Willkür überlassen.

Doctor: Nein, das ist mir zu grauslich. Das gibt Mord und Brand.

Rodam: Möglich. Aber nicht nothwendig. Das steht in Deiner Gewalt. Ich habe schon gesagt, dass bei Geisteskranken die Folgerichtigkeit wegfällt. Du kannst sie nach Belieben aufrechthalten oder auch fallen lassen. Dass Dagobert sein Kriegsheer mit allerlei Vorspiegelungen und Finten gehörig fanatisieren muss, ist selbstverständlich. Doch ob es ihm gelingt? Ob diese wüste Schar nach einem Ziele hin lenkbar ist? — Dagobert muss seiner Sache völlig sicher sein. Im Leser darfst Du darüber vorwegs als Erzähler keinen Zweifel aufkommen lassen, der muss ihm selber kommen. Und wenn das, was der Leser ahnt, hernach eintritt, dann hast Du gewonnenes Spiel, dann gefällt ihm die Geschichte. Wenn sie anders ausgeht, als er der Entwicklung nach erwartet, mag er überrascht sein, aber nicht befriedigt.

Doctor: Also wie? Was?

Rodam: Es ist eine schwüle Gewitternacht. Die Geisteskranken lagern im Walde und sind sehr erregt. Dagobert huscht flüsternd unter ihnen umher, sucht ihnen in kurzen Schlagworten das Elend des Irrenhauses ins Gedächtnis zu rufen und die bösen Urheber, die sie dahin ausgeliefert haben. Und zeigt ihnen dann im Blitzscheine das Haus, in dem ihr Feind wohnt! Und lässt die Furie los auf das Landhaus seines Bruders. Was geschieht? Einer der Tobsüchtigen stürzt sich auf die Thorsäule und tractiert sie mit Faustschlägen. Ein anderer schmettert gräuliche Verwünschungen in die Strohkammer, schleudert seine Lunte in den Wassertrog und lacht hohl auf, als sie zischend verlischt. Ein Anderer, einer der aller Tobsüchtigsten, legt sich zum Kettenhund, kost und spielt

Nase möchte ich Dir nicht rathen, das gienge zu weit, denn der Mann muss auch ernst genommen werden. Er ist Hausarzt beim Gutsbesitzer Achat, wo er sich täglich einfindet, und er soll diesen von einer hartnäckigen Ischias und von einem lästigen Bruder befreien. Da kannst Du nun hübsche Feinheiten anbringen. Es steht Dir frei, den Dagobert ohne weiteres vom Doctor Hülfe als geisteskrank erklären oder ihn noch weiter reizen und drängen zu lassen, bis er so große Narrheiten begeht, dass er reif für's Irrenhaus erscheint. Letztere Art wird dankbarer sein. Aber sich hüten vor Übertreibung! Die Wahrscheinlichkeit und Billigkeit muss immer auf Seite Achats und des Arztes stehen; ein rührendes Mitleid und eine ungeheuere Rücksichtnahme für den armen Kranken muss sie entwickeln, bis sie ihn endlich — im Irrenhause haben. Schurken dazu brauchst Du nicht mehr als zwei; die übrigen maßgebenden Personen lasse bloß gleichgiltig den Amtsschimmel reiten. Sie brauchen kein Auge zuzudrücken, weil sie nie eines offen hatten. Die Schlamperei musst Du mit einer gewissen Geschmackigkeit schildern, so recht im Milieu österreichischer Gemüthlichkeit."

Doctor: Aber Freund, was soll ich denn nachher im Irrenhause mit dem Manne anfangen? Da wird er mir ja wirklich ein Narr.

Rodam: Gott behüte! Da wird er erst klug. Dagobert ist vorwegs als ein Charakter gedacht, den nur die sogenannte vernünftige Welt zum Wahnsinn treibt und der in Gesellschaft der Irren erst seinen Maßstab und seine Kräfte findet. Nachdem er vergeblich alles versucht hat, um zu überzeugen, dass er gesund ist und nicht ins Irrenhaus gehört — das gibt Gelegenheit zu rührenden Zügen — nachdem er eines Tages vor Empörung wirklich in Raserei ausbricht und sein Schicksal damit endlich besiegelt, kommt der entscheidende Punkt. Gib acht. Dagobert wird ganz ruhig, ergibt sich in die Lage und entfaltet ein Benehmen, das ihn nicht bloß bei vielen Leidensgenossen, sondern auch bei den Wärtern und Ärzten beliebt macht. Man lässt ihn hie und da Freiheit, schenkt ihm Vertrauen; in der Anstalt herrscht die Anschauung vor, dass er's nicht lange machen wird, weil er an Gehirnerweichung leide. Deute das nur an. Zeige aber oft, dass Dagobert auf die Irren einen großen Einfluss gewonnen, dass er viele sogar zu suggerieren weiß. Unter den Wahnsinnigen musst Du einige besonders wilde Kerle bereit halten, auch weibliche Furien. — Und nun kommt die Nuss, die Du selber aufbeißen musst. Es ist eine Gelegenheit zu finden und zu motivieren, dass unter Dagoberts Führung eines Tages die meisten Geisteskranken aus der Irrenanstalt entkommen. Das ist die schwierigste, gefährlichste und wichtigste Stelle der Erzählung. Die muss lange vorbereitet werden. Einzelne Kranke, die dabei eingreifen, müssen schon früher hervortreten. Dann im geeigneten Moment muss ein

Doctor: So könntest Du Dir das Thema doch kurz aufmerken.

Rodam: Ach, ich sagte doch schon, dass es sich um Stimmung, Begeisterung, Leben handelt.

Doctor: Stimmung, Leben? Wie meinst Du das?

Rodam: Ja, empfindest Du nichts dergleichen für den Stoff?

Doctor: Nun, ich denke, so was kommt während der Arbeit.

Rodam: Darauf ist kein Verlass, sage ich Dir. Dann lass' das Ding lieber bleiben. Im Anfang ist das Leben.

Doctor: Im Anfang war das Wort. Ich beginne Worte zu schreiben, das Weitere wird schon kommen.

Rodam: Ich bitte Dich, lass' es bleiben.

Doctor: Nein. Du hast mir den Stoff geschenkt. Zurück gebe ich nichts. —

Das war gesprochen worden. Nach längerer Zeit erkundigte Rodom sich bei seinem Freunde nach dem Fortgang der Arbeit.

Sie ist schon fertig, sagte der Doctor. Demnächst kannst Du sie im „Heimgarten" lesen.

— — Und hier steht sie abgedruckt. Weiter hat es der Doctor damit nicht gebracht.

Anzengrubers Hochzeitstag.

Eine Plauderei von **Karl Gründorf.**

Kurze Zeit nach dem Erscheinen der von Anton Bettelheim herausgegebenen, bei Cotta verlegten „Briefe von Ludwig Anzengruber" saß ich traulich plaudernd mit dem Hofrathe von Holzinger in der Restauration des Wiener Westbahnhofes an einem kleinen, nur für zwei Personen berechneten Tischlein bei einem Glase echten, alten „Gumpoldskirchners". Ganz unvermittelt sagte er: „Unser Freund Ludwig", so nannte Holzinger stets den Dichter Anzengruber, „wird von seinen Freunden gar zu sehr literarisch ausgeschrotet. Jetzt sind wieder seine Briefe erschienen, die einen traurigen Einblick gewähren in die jämmerliche Zeit seines Komödiantenthums. Wann wird man endlich einsehen, dass nicht jeder Wäschezettel literarhistorisch ist, wenn er auch von einem Anzengruber geschrieben wurde!" — Darauf erwiderte ich: „Pardon! interessanter ist das kleinste Blättchen Papier von einem solchen Genius, als ein ganzer Band „Moderne!" — „Da mögen Sie ja recht haben", antwortete er, „aber man braucht deshalb doch nicht jeden Mahnzettel an das einstige Elend des Mannes drucken zu lassen. Ich sehe jetzt erst ein, wie gut wir gethan haben, als wir zwei in Ludwigs Nachtkästchen — kurz nach seinem Tode — manches Blatt und manchen Brief, gar

mit ihm, wie mit einem Kinde. Ein rasendes Weib fährt in die Haare eines anderen, und ein alter Mann holt aus dem Stall ein Pferdekotzen und hängt sich ihn um wie einen langen Schleppmantel. So schreitet er würdevoll über den Hof und rügt wohlwollend die übrigen, dass sie nicht aufs Knie fallen, um ihn gebürend zu grüßen, dieweilen er der König des Morgenlandes sei. Auf dem Dachfirst sitzt ein Mädchen, strählt ihr Haar und singt das Lied von der Loreley. — Das sind nur so hingeworfene Einfälle, Du kannst sie nach Belieben ändern, erweitern und den Auftritt so bizarr als denkbar gestalten. Du kannst den Spuk rings um das Gehöfte die ganze lange Nacht andauern und den eingeschlossenen Besitzer Achat in Todesangst verzweifeln lassen. Du kannst die Irrsinnigen schauerlich wirtschaften lassen mit Verwendung dämonischer Genialität. Hast Du diese im Augenblick nicht zur Hand, so kannst Du die Scene beenden wann Du willst. Einige Knechte, die zu den Fenstern herausschießen, zerstreuen die ganze Bande auf einen Wink Deiner Feder.

Doctor: Und dann? Wie geht es aus?

Rodam: Dass Du doch nicht einen Schritt weiter gehst, als man Dich schiebt! Laß den Stoff lieber bleiben. Wenn er Dir nicht einmal so viel Interesse erregt hat, dass Du irgendeinen bestimmten Ausgang wünschest. Dann lasse doch wenigstens das Praktische entscheiden. Arbeitest Du für ein Familienblatt, so muss natürlich poetische Gerechtigkeit walten. In diesem Falle hätte Dagobert mit einigen Tobsüchtigen in das Gemach seines Bruders zu dringen und den Achat zu erschlagen, worauf er selbst prompt von den Wahnsinnigen erdrosselt wird. Pikanter ist es aber, wenn Du diesen Doppelmord gut vorbereitest, geschickt und aufregend zuspitzest, die Erzählung aber unmittelbar vor der Katastrophe schließest, so dass der frappierte Leser nicht weiß, was schließlich geschehen ist. Das gibt dann viel Hin- und Herrederei, verschiedene Meinungen und Polemiken, und die Geschichte hat gleich ihre billige Reclame. Willst Du aber auf den Schluss gar nichts verwenden, so höre — wenn's Dich nicht mehr freut — bloß auf zu schreiben und mach einen Punkt. Dann bist Du der neuen Dichterschule ihr Mann.

Doctor: Der Schluss würde sich am Ende wohl finden. Der Stoff ist nicht ohne. Sage mir, Freund, ist Dir das alles unterwegs zu mir eingefallen?

Rodam: Nein, alles nicht. Das Meiste ist mir erst jetzt eingefallen und klar geworden, während ich Dir erzählte.

Doctor: Und warum behandelst Du die Geschichte nicht selbst?

Rodam: Weil ich im Augenblick damit nicht anfangen kann und morgen alles wieder verflogen ist.

„Werter Freund! Bitte um Ihre gütige Mitwirkung zu der Trauungs-Komödie als Statistiker. Herzlichen Gruß!

Ludwig Anzengruber.

P. S. Ich komme Sie abholen! Stunde weiß ich nicht, „aberscht“ Vormittag. Der Obige.“

Und am 11. Mai 1873, um 9 Uhr morgens, fuhr ein „Landauer“ vor dem Hause vor, demselben entstieg — oder richtiger: entsprang — der damals 34jährige, lebenskräftige und arbeitslustige Dichter Ludwig Anzengruber, der über die beiden Stockwerke wie ein Jüngling hinaufstürmte und mich lustig bat, „nur gleich mit ihm ‚zur Hozat‘ fahren“. „Wir holen zuerst den Vetter Holzinger ab, und dann fahren wir zu meiner Braut“, rief mit vor Freude strahlenden Augen der überglückliche Ehestands-Candidat. — Wir holten also zuerst den „Vetter Holzinger“ (in der Mariahilferstraße Nr. 66) ab und fuhren dann zur Braut (IV. Carolinengasse). Die holde Braut, fieberisch geröthet, — erwartete uns bereits in voller Toilette. Schön war sie, die siebzehnjährige Braut des Dichters! Das musste ihr sogar der Neid der Nachbarinnen lassen. Reiche dunkelblonde Locken ringelten sich — wie liebkosend — über den runden blühweißen Nacken. Das schneeige Brautkleid umfloss weich und üppig die zierliche, in Wellenlinien hervortretende jungfräuliche Gestalt. Ihre fascinierend schönen Augen leuchteten vielverheißend dem geliebten Bräutigam entgegen! Ein dichter Brautschleier bedeckte das reiche Haar und schmiegte sich fast neidisch an den sylphidenhaften Leib. Ein Myrthenkranz schlang sich verlockend um das jugendliche, fast kindhaft-schöne Haupt. — Ein echtes Frühlingsbild des beginnenden Eheglücks! Die Mutter der Braut, eine hagere „ältliche“ Frau, empfieng uns außerordentlich freundlich in ihrem bescheidenen Heim und lud uns dringend ein, auf dem etwas „gequält“ aussehenden, schmalen Sofa Platz zu nehmen, welcher Einladung ich sofort Folge leistete, während Holzinger einen misstrauischen Blick auf die Sofafedern warf, die vorwitzig zwischen dem zerschlissenen Stoffe hervorguckten, und sich dann ohneweiters auf einen Stuhl setzte. Nun segnete die Mutter der Braut, die Rechnungsrathswitwe Frau Lipka, ihre einzige Tochter, küsste sie auf die blendend weiße Stirne, bekreuzte sie fromm und sagte dann andächtig zu dem vor Liebessehnsucht fast „glosenden“ Bräutigam: „In Gottes Namen! Nehmen Sie das Mädel hin und machen Sie ’s glücklich, wie sie ’s verdient!“ — Ein Thränenstrom erstickte fast die letzten Worte der Brautmutter. Diese Scene scheint aber nicht nach dem Geschmacke Anzengrubers gewesen zu sein, denn er sagte: „Geh’n ma, geh’n ma, der Geistliche hat ka Zeit auf uns z’warten!“ — Und er drängte zum Aufbruch. Holzinger reichte galant der schönen Braut den Arm. Ich

zu familiären oder heiklen Charakters, ohneweiters den Flammen übergaben. Hätten wir all' diese Blätter und Blättchen, die natürlich von seinem Biographen als wichtige Papiere behandelt worden wären, die aber nur wichtig für die Familie waren, sammt und sonders übergeben, so wären sie längst bei Cotta erschienen". — Darauf replicierte ich: „Von vielen Seiten aber wurde es uns verübelt, das wir nicht alle Briefe und alle Blättchen dem Museum der Stadt Wien übergaben. Die Leute sagen, alles, was von einem berühmten Mann oder an einen berühmten Mann geschrieben wurde, gehört der großen Welt". — „Aha!" meinte er sarkastisch lächelnd mit einem bedeutsamen Blick — „der großen Welt? — per Cotta in Stuttgart!" — Nach einer kleinen, bangen Pause, wie sie immer eintrat, wann eine Meinungsverschiedenheit sich geltend machte, sagte ich: „Pardon! Ihr Tadel über das Ausschroten Anzengrubers, der seine Spitze wohl auch gegen mich gekehrt, kommt mir umso ungelegener, als ich gerade jetzt von der Schriftleitung der Monatsschrift „Das literarische Deutsch-Österreich" ersucht worden bin, einen Aufsatz über Anzengruber zu schreiben". — „Und den Sie sicher bereits zugesagt haben!" ergänzte er gleichsam meinen Satz. — „Ganz richtig!" erwiderte ich. — „Nun also!" brummte er, „da haben wir's! Welche Episode aus Ludwigs Leben wollen Sie denn diesmal herausgreifen?" — Ich antwortete: „Seinen Hochzeitstag!" — Lächelnd erwiderte er: „Das ist wenigstens neu! Seine Hochzeitsfeier ist ein Unicum und für die Welt ein Novum! Lesen Sie mir den Aufsatz vor der Drucklegung vor! Ich komme am Sylvesterabend um 3 Uhr da her". — „Abgemacht!" rief ich erfreut, „am Sylvesterabend lese ich Ihnen den Aufsatz über Anzengruber's Hochzeitstag vor!" — — —

Der Sylvester-Abend kam, aber Freund Holzinger kam nicht. Er hatte in der Nacht vom 30. zum 31. December sich mit einem wohlgezielten Revolverschusse in ein besseres (?) Jenseits hinüberbefördert.

Der Aufsatz aber soll trotzdem hier seinen Platz finden: „in memoriam perpetuam", wie die Notare sagen. Der Aufsatz soll eine Doppelerinnerung sein an den Dichter Ludwig Anzengruber und an dessen congenialen Freund und Vetter Dr. Ferdinand Holzinger von Janaburg, der — was nur Wenige wissen — selbst dichterisch veranlagt war.

— — — — — — — — — — — — — —

Im April des Jahres 1873, als meine freundschaftlichen Beziehungen zu Anzengruber bereits den Charakter der Intimität angenommen hatten, sagte er mir eines Tages bei „Kummer": „Am 11. Mai is mei Hochzeitstag! Gelten's Sö sein so guat und werd'n mein Beistand?" Selbstredend nahm ich die ehrenvolle Einladung mit Freude an. Am 8. Mai erhielt ich diesfalls folgenden muthwilligen Brief:

Der Briefwechsel zwischen Robert Hamerling und Peter Rosegger.

(2. Fortsetzung.)

Lieber, hochgeehrter Freund! Krieglach, 24. Mai 1878.

Nun sind wir eingeheimt und befinden uns wohl. Die Stube ist bereit für den Mann, dem ich so viel verdanke und der mit seinem Besuche mein Haus doch recht bald beehren und weihen möge.

Gestern hatte ich den ersten Besuch. Es war der Hof- und Universitätsbuchhändler Manz aus Wien, der halb aus geschäftlichen Gründen zu mir kam. Möglich, dass ich mit ihm in Verbindung trete, er scheint mir ein tüchtiger, solider Geschäftsmann. Auch den „Heimgarten" möchte er gerne haben und stellte mir sehr Annehmbares in Aussicht. Ich habe aber vor kurzer Zeit mich wieder auf zwei Jahre unter den alten Bedingungen mit Leykam-Josefsthal vereint und glaube, dass ich's meinerseits auch kaum bereuen werde. Nur war ein höheres Mitarbeiter-Honorar nicht zu erreichen, was freilich bei Manz in Aussicht stünde. Manz hat sich sehr schmeichelhaft über unser Unternehmen ausgesprochen.

Heute sandte ich das Juliheft nach Graz und habe ich in demselben ein gutes Stück Raum für Sie frei gelassen.

Dann noch eine Bitte. Im Falle Sie zufällig einmal an Rud. Baumbach schrieben, wollten Sie ihm nicht ein wenig zureden, für den „Heimgarten" was zu schicken? Mit herzlichstem Gruß Rosegger.

Graz, 7. Juni 1878.

Ich lag wieder acht Tage krank, konnte nicht eine Zeile schreiben. Erst heute geht es etwas besser, und ich werde zuverlässig bis Dienstag etwas für die Druckerei zurechtmachen (mit Einschluss des Gedichtes von Baumbach).

Mit bestem Gruß Ihr Hamerling.

Lieber, verehrter Freund! Krieglach, 10. Juni 1878.

So sehr bedauere ich, dass Ihnen diese Jahreszeit durch Krankheit vergällt wird. Ich weiß nicht, ob Sie schon im Stiftingthale wohnen!

Baumbach hat mir mittlerweile einige reizende Gedichte geschickt; doch brauchen wir jenes vom steirischen Eisen auch.

Ich schrieb für das August- und Septemberheft nach Angaben der Frau Gräfin Meran die Liebes- und Heiratsgeschichte des Erzherzogs Johann; dieselbe ist ganz anders als sie sonst erzählt wird, sie hätte gerade zum Johann-Feste im September Aufsehen erregt. Nun bittet mich die Frau Gräfin, die Geschichte vor ihrem Tode nicht zu veröffentlichen. Manuscripte fließen zu Dutzenden ein — lauter Schmarrn. Ich empfehle mich Ihrer Güte und Hilfe.

Mit herzlichem Gruß Rosegger.

Hochgeehrter! Graz, 11. Juni 1878.

Den Brief erhielt ich erst, nachdem ich den kleinen Essay „Über Declamation" und das Baumbach'sche Gedicht der Druckerei bereits übergeben hatte. Diese

ergriff den Arm des Dichters. Rasch empfahlen wir uns von der weinenden Mutter, die allein zu Hause blieb.

Und nun fuhren wir „unser Viere" im bequemen Landauer zur Paulanerkirche auf der Wieden, wo wir bei der zur Sacristei führenden Thüre vom Meßner mit den Worten: „Der Herr Pfarrer wart't schon", etwas mürrisch begrüßt und direct in die Sacristei geleitet wurden. Durch den dunklen Gang schreitend, trat der Bräutigam der Braut auf die Schleppe, was ihn zu verstimmen schien. Wir kamen in die schwach beleuchtete Sacristei, woselbst nach rascher Erledigung der Förmlichkeiten, von denen Anzengruber niemals ein Freund war, sich alsbald der Trauungsact vollzog, den ein alter, sehr würdevoll aussehender Priester in beschleunigtem Tempo vornahm, indem er dem Grundgedanken seiner Traurede möglichst rasch zusteuerte und recht leutselig sagte: „Ja, mein liebes Brautpaar, die Hauptsache in einer glücklichen Ehe ist Geduld, dann wieder Geduld und endlich nochmals Geduld. Ihr sollt einander stets lieben und sollt Euch niemals entzweien! Dann müsst Ihr einander aber auch immer gegenseitig viel, sehr viel verzeihen!" — Bei diesen Worten des betagten Priesters glitt es wie ein leichter Schatten über Anzengrubers Antlitz. Gibt es vielleicht doch Ahnungen? — Rasch waren die Ringe gewechselt, rasch war das junge Paar durch Priesters Hand fürs ganze Leben „unlöslich" verbunden. Holzinger und ich — als Trauzeugen — mussten noch unsere Namen ins Trauungsbuch eintragen, während der junge — wie es schien — etwas verstimmte Ehegatte seine Pflichten, als Unterthan der katholischen Kirche, gegenüber dem Pfarrer und dem Meßner (sammt Nachwuchs) erfüllte. — Dann entfernten wir uns mit thunlichster Beschleunigung; — diesmal aber führte der junge Ehemann seine glückstrahlende Frau. Holzinger und ich folgten dem Paare. Nun fuhren wir — „alle Viere" — bis zum Thore des Heims der Neuvermählten (Neubaugasse), wo sich zu unserer großen Überraschung das junge Paar empfahl, weil die Mutter des Dichters, an der er mit Zärtlichkeit und echter Sohnestreue hieng, an dem Tage seiner Vermählung sehr leidend war. Holzinger und ich fuhren also allein zurück nach Mariahilf, wo wir endlich bei einer Flasche edlen Rheinweines in „Kummers Restauration" das junge Ehepaar „aus vollem Herzen" hoch leben ließen. — Lange saßen wir sinnend, plaudernd und trinkend —

Und die Gläser klangen
Lustig, bis — sie sprangen. —

Gibt es vielleicht doch Vorbedeutungen? —

Vorstehenden, für Anzengrubers Freunde interessanten Bericht haben wir der Zeitschrift „Das literarische Deutsch-Österreich" entnommen. Bei dieser Gelegenheit machen wir heimische Literaten auf genannte Zeitschrift angelegentlich aufmerksam. Sie verdient Beachtung!

Ich gedenke nächster Tage nach Graz zu gehen und freue mich herzlich, Sie zu sehen, wenn Sie noch in der Stadt sind. Ich gedenke am Abend anzukommen und morgens wieder abzufahren.

Ich bin jetzt über und über „rheumatisch", besonders leide ich an Zahn-, Ohren-, Kopf- und Augenschmerz; in zweiter Linie kommt Schnupfen, ein stetes Bohren und Wehen in der linken Hand, etwas Athembeschwerden und bisweilen ein bischen Fieber. Im übrigen bin ich, Gott sei Dank, gesund. Mit der Rückkehr schöner, beständiger Witterung hoffe ich die kleinen Leiden abzuschütteln; ich glaube auch, dass die gute Witterung Ihnen, Herr Professor, die Gesundheit und mir den Herrn Professor bringen werde.

Meine Kinder sind pumperlgesund und beleben das Haus auf das freundlichste. Mir fehlt bisweilen so arg die Hausfrau! Ich fühle mich oft recht glücklos und verzagt; das Leben hat mir keinen rechten Inhalt, die Production wird mir immer mehr Arbeit und Geschäft. Und was mich am meisten ärgert, dass ich immer unempfindlicher und theilnahmloser werde gegen die Freuden und Leiden der Menschen; sonst war diese Härte nicht da. Wenn diese Starrheit zunimmt, kann nichts Gutes daraus erwachsen. Warum habe ich nicht mehr das Glück, ein Weib zu finden, das mich wieder warm macht an Leib und Seele! Ich suche es ja, ich möchte ja eines haben. Und bin andererseits auch so eitel, zu glauben, dass ganz feine Mädchen existieren müssten, welche einen 35jährigen Poeten nehmen thäten. — Sie schütteln den Kopf, wenn ich vom Heiraten rede — glauben mir nichts mehr; und ich kann es Ihnen auch nicht verargen. Reden wir von was anderem.

Das Curatorium der Heckenast'schen Verlassenschaft hat mir jüngst einen Streich gespielt, der nur bei ungarischen Rechtsbegriffen möglich ist. Ich erleide dadurch einen Schaden von 700 fl. Muss Ihnen die Sache noch erzählen.

Möglicherweise komme ich schon morgen, Montag.

Mit herzlichem Gruß Ihr Rosegger.

Krieglach, 16. September 1878.

So muss ich denn, hochgeehrter Freund, für das Novemberheft auf einen Beitrag verzichten. Anfangs November will ich meine Reise nach Norddeutschland antreten, und soll bishin das Decemberheft von meiner Seite aus ganz fertig sein. Ich bitte sehr herzlich, mich besonders für dieses Heft gütigst zu unterstützen.

Wenn ich von meiner Reise zurückkomme, will ich mit meinem Roman anfangen, in dessen Interesse ich mir s. z. eine Besprechung mit Ihnen erbitten möchte.

Dieser Tage habe ich sehr viel zu thun; in der vorigen Woche war Freund und Bürgermeister Kienzl bei mir, und haben wir viele Ausflüge gemacht. Auch Prof. Pöminger, der Schöpfer des Erzherzog Johann-Denkmals ist da, und so kam ich aus Freude über die Besuche nicht zum Arbeiten. Trotzdem hätte ich, wenn Sie doch kommen wollten, schon wieder Zeit, mich zu freuen! Also?!

Ihr Rosegger.

Hochverehrter Herr Professor! Krieglach, 2. October 1878.

Am 14. übersiedeln wir nach Graz. Kleinert war bei mir; er macht einen guten Eindruck, so ein wenig unfertig er auch in seiner Weltanschauung noch ist. Aber es ist Wärme und Begeisterung da, es wird etwas aus ihm. Wir sind miteinander im Gebirge herumgegangen; es hat ihm wohlgethan, er war noch nie eigentlich auf dem Lande. Von Ihnen sprach er gerne und stets mit glühendster Verehrung. Ich habe ihn recht liebgewonnen.

Mit den herzlichsten Grüßen Ihr Rosegger.

nahm denselben mit Dank an und versprach Correctur bis übermorgen. Vermuthlich hatte man Ihre neueste Weisung noch nicht erhalten. Verfügen Sie nach Belieben. Für September und October werde ich pünktlichst zu Diensten stehen. Ihr

Hamerling.

Hochgeehrter Freund! Krieglach, 13. Juni 1878.

Eben habe ich in der Correctur Ihre prächtige Epistel über Declamation gelesen. Und hätte nun hierüber einen kleinen Wunsch, dessen Erfüllung selbstverständlich Ihnen anheimgestellt bleibt.

Ich möchte nämlich gerne den Titel ein bischen geändert haben. Denn gerade dieser Titel dürfte den Leuten aus jenem ersten Hefte, welches vor einigen Jahren in Graz probeweise erschien und ziemlich weit verbreitet worden ist, noch im Gedächtnisse sein. Der Inhalt des Aufsatzes ist auch heute wieder neu.

Eben gestern erhielt ich von Vacano eine der hübschesten Erzählungen, die dieser Autor je schrieb; sie heißt „Gräfin Edmund“; ich eigne sie für das August- und Septemberheft, und ist der Ausfall der Prinz Johann-Geschichte also gedeckt.

Mit herzlichstem Gruße, hochverehrter Herr Professor, Ihr P. K. Rosegger.

Hochgeehrter Freund! Graz, 15. Juni 1878.

Wie ich Ihnen schon gestern durch eine Briefkarte anzeigte, ist der Aufsatz „Über Declamation“ in seiner ursprünglichen Gestalt vor neun Jahren (1869) zum erstenmal in einem verunglückten Provinz-Theaterblatte veröffentlicht worden, es werden ihn also nur wenige Sonntagskinder gelesen haben und nur die „ältesten Leute“ sich seiner erinnern. Für den „Heimgarten“ ist er mit Zusätzen versehen und formell durchgehends verbessert worden. Dass der Artikel nicht ganz Original, hätte ich Ihnen selbstverständlich noch vor der Honorierung desselben mitgetheilt, und es wäre schon geschehen, wenn ich nicht durch Umstände wäre genöthigt gewesen, vorläufig nur durch eine Briefkarte das dringendste abzuthun. Mein elendes Befinden hindert mich leider, so productiv zu sein, als ich es möchte und Ihnen durchwegs Funkelnagelneues zu liefern; auch dem mehrjährigen Drängen Vincenti's konnte ich zuletzt nur mit der Umarbeitung eines älteren Artikels für die „Heimat“ entsprechen. Für Ihr September- und Octoberheft aber werde ich mein Mögliches thun und etwas Neues, „nie Dagewesenes“ liefern.

Die Druckerei habe ich sogleich brieflich angewiesen, den Titel zu streichen und dafür zu setzen: „Über die Kunst des mündlichen Vortrages“.

Mir geht es, wie gesagt, diesen Sommer wieder sehr übel; bisher wenigstens. Möglich, dass sich's noch bessert, und möglich sogar, dass ich in meinem Übermuthe noch in die weite Welt bis Krieglach gehe. Ihr warm ergebener Hamerling.

Hochverehrter Freund! Krieglach, 16. Juni 1878.

Sie werden sich doch des Aufsatzes wegen keine Scrupel machen! Sie haben ja selbst gesagt, dass ich mit Umarbeitungen älterer Sachen zufrieden sein müsse, wenn ich so Vieles und Unterschiedliches aus Ihrer Feder wünsche. Und ich habe mich damit ja herzlich gerne einverstanden erklärt. Das Honorar, welches ich zu zahlen vermag, ist wahrlich nicht derart, aus Ihrer Feder immer gerade das Neueste verlangen zu dürfen. Dass ich für jede Originalarbeit noch extra dankbar bin, will ich freilich auch nicht leugnen. Mit dem neuen Titel bin ich vollständig einverstanden und danke ich bestens für die gütige Änderung.

Hochverehrter Freund! Krieglach, 19. Juni 1879.

Ihre Karte, dass Sie sich übel befinden, hat mir nicht sehr wohlgethan. Allerdings geht es auch mir wieder schlechter, ein neuer Grund, weshalb wir doch einmal für etliche Sommertage oder Wochen zusammengehen sollten.

Auerbach schreibt mir, dass er an seiner Lebensgeschichte arbeitete, ich schmiede Ränke, wie ich dieselbe entweder ganz oder zum Theile zum Abdruck für den Heimgarten gewinnen könnte. Mein Roman, an welchem ich der „Tagespost“ nach gegenwärtig arbeiten soll, wird für den nächsten Jahrgang nicht fertig. Ich arbeite auch gar nicht dran, ich thue gegenwärtig nichts, als mich mit Sorgen quälen, wie ich gute Sachen für die nächsten Hefte zusammenbringen werde!

Hat Dr. Schlossar das „Literaturblatt“ schon vermittelt? Es kommen an mich hier allerhand literarische Sächelchen, aber nicht viel Besonderes. Nur Kellnes „Grüner Heinrich“ und „Züricher Novellen“, sowie Ebers „Königstochter“ und „Uarda“ sind zu nennen.

Endlich wage ich es, meiner Frau den „Ahasver“ in die Hand zu legen und habe heute darum nach Graz geschrieben. Freue mich auf die Wirkung.

Mit herzlichstem Gruß Ihr dankbarer P. K. Rosegger.

Folgender Brief bezieht sich auf eine Anekdote aus Hamerlings Leben, die die Mutter des Dichters Rosegger erzählt und dieser bearbeitet hat.

Liebster Rosegger! Graz, 22. Juni 1879.

Ich habe Ihnen schon meinen Zweifel ausgesprochen, ob die „König von Sion“-Anekdote, die Sie von meiner Mutter haben, der Mittheilung wert ist. Aber Sie haben dieselbe nun einmal zu Papier gebracht, und möchten das nicht umsonst gethan haben. Ich stelle mich also auf den Boden der vollzogenen Thatsache. Sie verlangen meinen Rath: nun wohl, ich will damit nicht zurückhalten. Zunächst stört es mich, dass mein Name, meine Angehörigen, meine Häuslichkeit in der kleinen Geschichte mit einer gewissen Aufdringlichkeit sich vordrängen. Es würde besser klingen, wenn in der ganzen Erzählung der Name Robert Hamerling gar nicht vorkäme, sondern ersetzt würde durch: „Der Dichter des K. v. S.“ u. dgl. Dann ließe die Mittheilung sich vielleicht durch eine kleine Einleitung etwa so motivieren, dass Sie z. B. sagen, in dem Roman „Aspasia“ besuche die schöne Milesierin die Mutter des Dichters Euripides auf dem kleinen Landgute desselben, wo sie die Wirtschaft führt, und lasse sich von ihr Allerlei über ihren Sohn erzählen; das sei kein schlechter Einfall, Sie selbst sprächen gerne mit Dichtermüttern, obgleich vielleicht ihren Berichten nicht immer ganz zu trauen sei, da ja, nach Goethe, die Dichter die „Lust zu fabulieren“ von ihren Müttern hätten, diese also wohl auch dieselbe besitzen müssten. So hätten Sie auch bei der Mutter des Dichters des „K. v. S.“ manches halbe Stündchen gesessen, sei es in der Realschulgasse, sei es im „Stiftinghaus“ — im sonnigen Stiftinghaus (schreiben Sie nur im „sonnigen“, weil die dummen Leute sich häufig einbilden, das Haus müsse im Schatten des Thales stehen und feucht sein). Diese hätte Ihnen auch so manches Geschichtchen von Ihrem Sohn erzählt, und eines davon sei Ihnen in der Erinnerung geblieben u. s. w.

Von meinem seligen Vater dürfen Sie nicht sagen, dass er die ländlichen Angelegenheiten des Stiftinghauses „geleitet“ habe. Geleitet hat der Unvergessliche all' sein Lebtag nichts. Ob die Lobsprüche, die Sie meiner Mutter zollen, nicht ein wenig beschnitten werden sollen, um die Frau nicht noch im späten Alter

(Partezettel.) Robert Hamerling gibt im eigenen und im Namen seiner Mutter Frau Francisca Hamerling Freunden und Bekannten die schmerzliche Nachricht von dem Hinscheiden seines theuren Vaters, des Herrn Franz Hamerling, welcher, 80 Jahre alt, nach längerer Krankheit heute morgens 5 Uhr zur ewigen Ruhe entschlummerte.

Die irdische Hülle des Verblichenen wird Dienstag den 27. um 4 Uhr im Sterbehause (Kutscherwirtgasse Nr. 10, neben dem Gasthaus „zum schwarzen Hund") feierlich eingesegnet und sodann auf dem Friedhofe von St. Leonhard beerdigt werden.

Die heilige Seelenmesse wird am 28. um 8 Uhr früh in der Pfarrkirche St. Leonhard gelesen werden.

Graz, am 25. Mai 1879.

Krieglach, 26. Mai 1879.

Das ist keine gute Post, lieber, hochverehrter Freund. Am liebsten möchte ich sogleich zu Ihnen und Ihrer Mutter fahren, um zu trösten. Aber anstatt zu trösten, würden wir zusammen weinen, denn ich hatte ihn auch gern und weiß wohl, wie hart Ihnen selbst ums Herz sein muss.

Bei der geringsten Wahrscheinlichkeit, dass Ihnen und Ihrer Mutter meine Gegenwart lieb und tröstend sein könnte, würde ich selbst von weither zu Ihnen kommen; aber ich weiß nur zu gut, wie wenig in solchen Fällen die Menschen, selbst die treuesten, vermögen; so bleibe ich fern und will einsam im Walde die Stunde mitbegehen, in der Sie den Vater zu Grabe tragen.

Was nur mit der Mutter zu thun ist, dass sie der Verlust nicht gar zu sehr hernimmt! Wohl ist sie von jener gesunden, glücklichen Artung der Seele und des Körpers, die uns hoffen lassen kann, dass sie diese Prüfung glücklich überstehen wird.

Wenn meine Anordnung noch früh genug kommt, so möchten wir als letzten Gruß einen Kranz am Sarge des theuren Verstorbenen niederlegen lassen.

Mit theilnahmsvollstem Händedruck, hochverehrter Freund

Ihr dankschuldiger P. K. Rosegger.

Graz, 29. Mai 1879.

Ja, liebster Rosegger, wir haben ihn wirklich vorgestern aus der leuchtenden Frühlingspracht des Stiftingthals heraus in die dunkle Friedshofserde von St. Leonhard vergraben, den guten, jovialen Alten, der noch viel lieber weiter gelebt hätte, als sein Sohn. Allen Ernstes will ich mich lieber selbst begraben lassen, als noch einmal einen lieben Angehörigen begraben. In der Stunde vor der Einsegnung gieng mir's schlecht: da kamen Leute und es gab ein Hin- und Wiederlaufen im Trubel derselben, das raubte die Stimmung und das reine Gefühl des großen Augenblicks, man musste den Todten über Nebendingen und Äußerlichkeiten vergessen, und es fehlte nicht der Schmerz, aber die Rührung, die sich in Thränen löst.

In derselben Stunde kam aber auch Ihr Brief und Ihre Kranzspende. Mild und tröstlich war der Brief; aber der Kranz zu schön: es störte mich der prosaische Gedanke, dass er Ihnen eine große Auslage verursachte. Dafür war aber dieser Kranz der schönste Sargschmuck und verdunkelte die übrigen.

Wärmsten Dank von mir und der Mutter. Ihre liebe junge Frau schließe ich in diesen unseren Dank ein, wie Sie dieselbe in Ihre Bezeigung des Beileids miteingeschlossen; ich grüße Sie herzlich.

Ihr alter treuer Hamerling.

anderen Blättern erlaubt sein muß. Und Ihr Wunsch, dessen Nichtberücksichtigung für mich eine so harte Strafe im Gefolge hätte, ist für mich ein Gebot, das ich nur durch Bitten zu meinem Gunsten wenden möchte.

Ansonst versichere ich Sie, dass ich mich in Bezug auf Ihren 50. Geburtstag passiv verhalten will, und auch im Heimgarten nichts aufnehmen, was auf diesen Tag besonders Bezug hat. Aber Baumbachs Gedichtchen (es ist ja gar nicht lang) müssen Sie mir erlauben — aus Rücksicht für den „Heimgarten".

Ihrer freundlichen, umgehenden Absolution entgegensehend

Ihr Rosegger.

Lieber, hochverehrter Freund! Graz, 24. März 1880.

Wenn Sie selbst auf Ihren Geburtstag auch kein großes Gewicht legen, so haben Ihnen doch Andere, und besonders ich zu danken, dass Sie geboren worden sind.

Mein körperliches Unwohlsein verhindert mich zwar, Ihnen heute persönlich die Hand zu drücken, aber ich schicke ein Besseres, ich schicke meine Jugend.[1] Sie soll ein Zeichen sein, dass trotz der 50 Jahre die Jugend doch mit Ihnen ist und bleiben wird.

Ich mag heute keine Wünsche ausdrücken, aber einmal im ganzen Leben darf ich es Ihnen doch gestehen, wie vom Herzen ich Sie lieb habe. Dieser heutige Tag ist für mich und mein Haus ein Festtag. Und ich wende mich heute an Gott — ich glaube ihm, so oft ich ihn brauche — und bitte ihn, dass er den edlen Menschen und den großen Dichter beschütze und beglücke.

In treuer Dankbarkeit Ihr P. K. Rosegger.

Hochverehrter Herr Professor! Graz, 30. März 1880.

Ich fürchte mich wahrhaftig.

Das Versprechen, nichts auf Ihren fünfzigjährigem Geburtstag Bezügliches in den „Heimgarten" zu thun, habe ich gehalten, ja ich habe sogar einen Artikel „Ein Dichter in seinem Heim" aus der betreffenden Nummer zurückgezogen, trotzdem er nichts Geburtstagliches enthielt. Aber dieser Artikel stand im Satze und nun will ich ihn fürs Maiheft eignen. Seien Sie, lieber Freund, nicht entrüstet, lesen Sie mir den Artikel gütigst durch, und corrigieren Sie dort, wo ich etwa Unrichtiges geschrieben habe. Aber geben Sie mir ihn frei. Bei den vielen unrichtigen Vorstellungen, welche die Leute über Ihre Person und Ihr häusliches Leben haben, hegte ich schon lange die Absicht, darüber etwas zu schreiben, und wenn dieser Aufsatz auch sehr unvollständig und mangelhaft sein mag, so glaube ich in demselben doch nichts gesagt zu haben, was Ihnen wehe thun könnte. Weiß man auch das freundschaftliche persönliche Verhältnis, in welchem wir zu meiner Freude zu einander stehen, so wird man mir doch diesen Aufsatz nicht für Übel halten können, noch wird man glauben, dass ich in demselben irgendwie beeinflusst worden wäre.

Das Schreiben kommt mir hart an, sonst möchte ich hier noch mancherlei sagen. Vielleicht wäre es klüger, den Aufsatz ganz ohne Ihr Wissen drucken zu lassen, aber das mag ich nicht. Seien Sie nachsichtig und gütig.

Ihr Rosegger.

Graz, 31. März 1880.

Bin ich denn schon todt genug, liebwerther Freund, dass es an der Zeit ist, solche Sachen über mich drucken zu lassen? Und noch dazu hier in Graz, wo

[1] Die Kinder.

eitel zu machen, gebe ich Ihnen zu bedenken. Die Anspielung auf die Ärmlichkeit meiner Einrichtung passt nicht mehr — ich habe soeben um 50 fl. eine neue Garnitur gekauft.

Die Hauptscene der Geschichte könnte vielleicht etwas dramatischer ausgeführt werden. Sie könnten z. B. erzählen, wie unmittelbar vor dem Auftreten des Schneiders jemand bei der Mutter gewesen und ihr große Angst eingeflößt habe. Da sei die Klingel gezogen worden; ganz erfüllt von den soeben in ihr aufs Äußerste gebrachten ängstlichen Vorstellungen, sei sie hinausgegangen, um zu öffnen. Das Aussehen des Schneiders kann zufällig diesen Vorstellungen entsprechen: er kann etwas barsch fragen, einige Ungeduld zeigen. Gut ist es auch, wenn ich wirklich zu Hause bin, und die Mutter nur aus Angst mich verleugnet.

Da haben Sie, was Sie verlangten: Rathschläge zur Aus- und Umgestaltung; und wenn ich Ihnen dies eine mal bei etwas „helfe", so geschieht es in der Voraussetzung, dass Sie mir gelegentlich einmal den gleichen Liebesdienst leisten. Gar oft könnt' ich's brauchen. Wir sollten einmal eine Geschichte mitsammen schreiben.

Die „Literaturblätter" erhielt ich noch nicht. Es hat aber damit keine Eile. — Ich bin krank: für den Augenblick eine kleine Rippenfellentzündung, wie mir scheint. Ihr warm ergebener Hamerling.

Hochgeehrter Freund! Krieglach, 15. Juli 1879.

Tausend Dank! Mir ist ein Stein vom Herzen. „Ein Sommernacht-Abenteuer von Hamerling", das garantiert mir 500 neue Abonnenten.

Wie stehts mit der Partie nach Krieglach? Ich beschreibe Ihnen Ihr Dachzimmerchen. (Oh, ich weiß recht gut, was sich für deutsche Dichter ziemt!) Es ist südwestlich gelegen, also sonnseitig, hat zwei Fenster, die hoch über das Häusermeer von Krieglach hin recht viel grünes Land und hübsche Fernsicht zeigen. Drin steht ein Bett, ein Tisch, ein Kasten, ein Stuhl — ein Ofen. Dieses Stübchen nun möchten wir von dem Dichter der „Aspasia" gerne weihen lassen.

Mit herzlichstem Gruße von mir und meinem Weibchen und innigen Handkuss an die liebe Frau Mutter.

Ihr dankbarer P. K. Rosegger.

Liebwertester Freund! Graz, 19. Februar 1880.

In Eile:

Ich protestiere feierlich gegen die Veröffentlichung eines, meine Wenigkeit betreffenden enthusiastischen Artikels im „Heimgarten"!

Jede öffentliche Erwähnung meines 50. Geburtstages würde mich zu alleraufrichtigstem Zorn und sogar zur Grobheit reizen!

Schließlich noch eine Bitte. Würden Sie sich entschließen können, unter die „Briefkarten" des Märzheftes die beiliegende einzurücken? Natürlich nur, wenn es Sie durchaus nicht genirt! Herzlich grüßend Ihr Hamerling.

Hochverehrter Herr Professor! Graz, 20. Februar 1880.

Obzwar mir meine verdammte Aufrichtigkeit schon manchen Possen gespielt hat, so setze ich sie dennoch fort. Ich gestehe Ihnen, dass mir Professor Baumbach in Triest ein Gedicht zu Ihrem 50. Jahre geschickt hat. Dasselbe ist schlicht und echt und ich möchte es ins Aprilheft geben. Ich bitte Sie aufrichtig mir das zu gestatten; es wäre fast ungerecht, dem „Heimgarten" das zu verbieten, was allen

Ich hoffe von der obersteirischen Luft, die gerade Nervösen so gut thut und mir thatsächlich jedesmal bis zu einem gewissen Grade hilft. Und ich dächte doch eines Versuches wäre es wert, dass Sie einmal auf einige Tage zu mir kämen. Gefällt's Ihnen nicht, thut's Ihnen nicht wohl, so können Sie ja gleich wieder davon fahren, und behagt Ihnen etwa die Luft, das Wasser u. s. w. so denken Sie einmal auf längeren Aufenthalt im Mürzthal. Der Versuch ist verhältnismäßig nicht umständlich und ich rathe Ihnen sehr dazu. Schaden kann die kleine Fahrt bei schönem Wetter nicht.

Augustheft-Manuscripte hab ich noch gestern in die Druckerei geschickt und liegt die Bemerkung bei, dass ein Beitrag von Professor Hamerling noch zur rechten Zeit nachgeschickt wird. Das habe ich mir erlaubt. Wenn Sie denn können, so bitte ich recht sehr, den Aufsatz in die Druckerei zu schicken.

Möchte noch weiter schreiben, aber mir zittert die Hand.

Seien Sie, mein hochverehrter theurer Freund, aus ganzem Herzen gegrüßt

von Ihrem Rosegger.

Liebster Rosegger! Graz, 6. Juni 1880.

Es hat meine Mutter sehr gefreut, dass Ihre Frau Gemahlin Wort gehalten und ihr geschrieben hat. Sie lässt sie herzlich grüßen und ihr melden, dass in der Dienstboten-Angelegenheit sie zwar für den Augenblick keinen passenden Vorschlag zu machen weiß, aber die guten Gelegenheiten im Auge behalten wird.

In der Druckerei hat man mir gesagt, dass man mein Manuscript für das Augustheft nicht vor 5—6 Tagen benöthige. Ich werde es in ein paar Tagen sicher einliefern. Diesmal ist's nur eine Reihe kleiner Betrachtungen und Aphorismen.

Zum Schluss noch eine leidige Plackerei, mit welcher ich den Leidenden lieber hätte verschonen mögen. Die Witwe des Schriftstellers Leopold Kordesch war bei mir und bat, ich solle ihr mit Rath und That beispringen, dass sie von der Schiller-stiftung oder von der „Concordia" eine kleine Pension erhält. Sie nannte mir Herrn Lecher als besonders einflussreich bei der „Concordia", und da ich mich erinnerte, dass Sie mit diesem sehr befreundet seien, so sagte ich, ich könnte nichts thun, als bei Ihnen fürbitten, damit Sie Ihrerseits bei Lecher fürbitten. Sie brauchten nur eine Zeile an Lecher zu richten, in welcher Sie die Witwe Kordesch seiner Berücksichtigung empfehlen, da es eine dürftige, kränkliche, anständige alte Frau ist, und da Kordesch, als gewesener Redacteur vieler Blätter, gerade von der „Concordia" für seine Witwe etwas hoffen und beanspruchen könnte. Sie wird ihr Gesuch in diesen Tagen einreichen. Erspart wäre Ihnen die Belästigung keinesfalls geblieben, denn Frau Kordesch war von Anfang an sich auch an Sie zu wenden entschlossen.

Sie leiden an Schnupfen oder Grippe? Mir geht es in diesem Augenblicke geradeso. Das Teufelswetter lässt kein Behagen aufkommen.

Genug für heute von Ihrem treu ergebenen Hamerling.

Hochverehrter Freund! Krieglach, 10. Juni 1880.

Heute ist mir ein bissel besser, das benutze ich, um Sie zu grüßen.

An Lecher ist in bewusstem Sinne geschrieben worden.

Ich möchte Sie bitten, dass Sie mir den Abdruck des herrlichen Gedichtes: „Sag es nicht den Leuten" im Septemberhefte erlauben wollten. Und wenn ja, ob die Quelle „Deutsche Dichterhalle" angegeben werden muss.

man mich und meine Verhältnisse ohnedies so ziemlich kennt? — Doch der Artikel ist gesetzt, daran läßt sich nichts ändern — als der Artikel selber hie und da. Ich habe Sie beim Wort genommen, und einiges hineincorrigiert, worüber ich mündliche Rechenschaft geben werde, denn ich liege krank im Bette und schreibe mit Anstrengung. Mündlich will ich Ihnen auch mittheilen, warum ich Sie bitte, die meine Mutter betreffende Stelle nicht in der ursprünglichen sondern in folgender Fassung zu publicieren:

„. . . . eine Hausfrau, die mit unermüdlicher Thätigkeit, energischer Willenskraft und treuer Sorgfalt das Hauswesen des Dichters leitet.

Es ist seine Mutter. Unwandelbar ist unseres Poeten Liebe zu seiner Mutter, der er die Sorgen und Mühsale zu vergelten sucht, die sie für ihn ertragen. Treue Muttersorge hat ihn von der Wiege an durch's Leben begleitet — treue Muttersorge war bisher das einzige persönliche und häusliche Glück, das ihm vom Schicksal beschieden wurde."

Was Sie Gutes, vielleicht zu Gutes von mir sagen, kann ich nicht streichen, weil sonst vom Artikel nichts übrig bliebe. In der Alternative, Sie auszuschelten oder „Schön Dank!" zu sagen, wähle ich vorläufig, der Kürze wegen, das Letztere und verbleibe Ihr treuer Freund und Kamerad Robert Hamerling.

Noch heute, längstens morgen früh, sende ich in die Druckerei ein paar literarisch-kritische Notizen für die „Bücherschau".

Hochverehrter Freund! Gleichenberg, 18. Mai 1880.

Ich schreibe etwas schwer, daher ganz kurz: Bis Ende Mai bedürfte ich halt schon des Augustbeitrags. Ich will am 31. nachmittags nach Graz, und am 1. Juni vormittags nach Krieglach fahren, und um alle Anstrengung zu vermeiden, in Graz gar nichts machen. Doch möchte ich bitten, mir gütigst anzugeben, wo ich Sie am 31. abends, oder am 1. früh treffen könnte. Übrigens erwarte ich Sie ja hier in Gleichenberg. Ich konnte wegen Wetter und Erschöpfung noch gar nicht weit herumgehen. Mit herzinnigem Gruß Ihr Rosegger.

Lieber, verehrter Freund! Graz, 29. Mai 1880.

Bitte heute nicht zu kommen, ich bin nicht da. Ich fuhr schon gestern abends von Gleichenberg hieher, um heute 8¼ Uhr zu meiner Familie nach Krieglach zu fahren. Ich hatte die feste Absicht, heute früh ins Stiftingthal zu kommen, um Sie noch sehen zu können und Ihnen zu sagen, dass mein Befinden durch die Cur sich im Ganzen nicht geändert hat. Da ist mir aber in der heutigen Nacht so schlecht geworden, dass ich die kleine Morgenpartie ins Stiftingthal aufgeben muss, selbst zu Wagen und dass ich froh sein muss, zum Bahnhof zu kommen, denn ich will nun doch wieder Weib und Kindern zustreben, bei ihnen erträgt sich das Kranksein leichter. Wie gerne ich Sie, theurer Herr und Freund, auch gesehen hätte! Ihr leidender Zustand thut auch mir weh, weil ich weiß, wie das hart ist. Unser Übel hat die gleichen Erscheinungen, bei Ihnen, wie bei mir, so wird wohl auch auf Sie das gelten, was bei mir so allgemein und nun auch in Gleichenberg constatiert worden ist: Nervosität allerdings in so hohem Grade, dass sie dem Bronchialkatarrh und Magenkatarrh Vorschub leisten und auf die Länge bedenklich werden könnte. Gut leben, nichts arbeiten, gute Luft, heitere Stimmung sollen die besten Medicinen sein. Aber das wäre ja schon die Gesundheit selber. —

Und doch fällt es mir auch wieder schwer aufs Herz, mich über den Eindruck zu äußern, den mir dieser Ihr letzter Brief gemacht hat. Bei aller schließlichen Resignation war's ein recht schwermüthig angehauchtes Schreiben, schwermüthiger als ich's von Ihnen gewohnt bin, und Gott gebe, dass Sie mir nicht öfter solche Briefe zu schreiben in die Lage kommen, schon aus dem Grunde, dass mir nicht öfter begegne, was mir mit besagtem letzten Briefe begegnet ist: dass nämlich eine weichmüthige Seele, die denselben auf meinem Tische fand und las, mir ein paar helle Tropfen darauf flennte und dadurch einige Zeilen verklexte . . .

Ich wünsche, sag' ich, dass Sie nicht wieder in die Lage und Stimmung kommen, mir einen solchen Brief zu schreiben; sollte es aber doch der Fall sein, und Sie für den Augenblick das Bedürfnis fühlen, Ihr Herz ein wenig auszuschütten, so lassen Sie sich durch das Gesagte und Erzählte nicht abhalten, es zu thun, und halten Sie sich, wenigstens mir gegenüber, nicht allzustreng an die von Ihnen so beifällig aufgenommene Mahnung: „Sag' nichts den Leuten" et caetera . . . Ich würde schon ein andermal einen solchen Brief unter Schloss und Riegel legen und vor Klexen bewahren.

Dass ich ausführlichere Briefe von Ihnen jetzt nicht geradezu *verlange*, brauche ich kaum zu sagen. Aber um *ein kleines Bulletin über Ihr Befinden*, etwa von 14—14 Tagen, mittelst Postkarte, bitte ich; im Nothfall wird ja auch Frau Anna so gütig sein, ein solches zu schreiben. Senden Sie nur das nächste so bald als möglich!

Es wird Ihnen auch in Krieglach kein Geheimnis bleiben, wie Ihr jüngstes Buch so vielfach und mit Auszeichnung besprochen wird. Zum Lobe desselben bleibt nichts zu sagen übrig. Aber wenn Sie einmal gerade aufgelegt sind, sich auch wieder ein klein wenig schulmeistern zu lassen, so will ich Ihnen Einiges schreiben oder sagen, was ich in Betreff etlicher Einzelheiten des zwischen Hochdeutsch und Dialect schwankenden Ausdrucks, wie er namentlich in diesem Werke hervortritt, unmaßgeblicher Weise auf dem Herzen habe.

Das Allgemeinbefinden ist fortwährend auch bei mir ein schlechtes. Dabei nimmt die innere geistige Arbeit im großen und ganzen, ich möchte sagen der geistige Stoffwechsel, freilich seinen Fortgang; aber meine *productive* Leistungsfähigkeit erschöpft sich an gar manchen Tagen darin, ein paar Briefzeilen aufs Papier zu werfen.

Wir Poeten sind in der Regel geplagte Leute. Aber wenn ich mich frage, warum ich doch niemals zum eigentlichen Pessimisten geworden, so muss ich mir sagen, dass ich mich zuletzt immer wieder erlabt und aufgerichtet habe an dem Gedanken, dass man doch Tausenden das Herz gerührt und ihnen lieb geworden, dass man *nicht umsonst gelebt*. Das bleibt trotz all' dem, was ich selbst einzuwenden pflege, wenn ein anderer mich auf ein Endchen Unsterblichkeit vertröstet, doch immer ein Gedanke, geeignet, einen zu allen Stunden des Lebens, und vielleicht noch in der letzten, ein wenig froh zu machen.

Ihr getreuer Robert Hamerling.

(Fortsetzung folgt.)

Für das Prunkheft, welches anfangs September als Octoberheft ausgegeben werden wird, bitte ich tausendmal um einen Beitrag bis Ende Juli. Ich selber bin jetzt so ein armer Hascher, dem der Angstschweiß kommt, wenn er bedenkt, wie er die Beiträge zusammenbringen soll.

Ich wünsche, liebster, hochverehrter Freund, dass Ihnen mein körperlicher Zustand ein kleiner Trost sein möge; so schlecht geht's Ihnen doch nicht, wie mir. Am vorigen Sonn- und Montag habe ich 26 Stunden lang in einem fort mit einem Erstickungsanfall gekämpft. Nun bin ich wohl wieder wandelnd, gehe auch in den Wald, habe aber in der Sonne, wie im Schatten Todesgedanken. Oft bin ich ganz resigniert und suche nur Alles mit mir, meinen Leuten, meinen Werken und Geschäften auf gleich zu bringen und denke mir, es ist ja ein Glück, wer das kann. Dann kommt wieder ein Tag mit Erleichterung und Lebenshoffnung, aber der neue Rückfall thut viel weher, als es früher war und dann thut's mir leid um mein junges Leben. Ich trachte wohl immer, mir eine Philosophie aufzurichten, nach der man auch in jungen Jahren willig stirbt.

So denke ich mir halt: wenn das aus ist, fängt wieder was Neues an. Und da könnte ich mir keinen schöneren Himmel denken, als wenn ich mein ganzes, vergangenes Leben noch einmal durchleben dürfte. Es ist viel verlangt, weil dazu auch viele andere Todte aufgeweckt werden müssten.

Den Gedanken an den ewigen Tod kann ich nicht ertragen. Und diese Antipathie gegen ihn ist mir ein Beweis, dass er nicht sein wird. — Mein alter Vater kommt oft zu mir, der sagt sonst nichts, als: Dich nur schön in den Willen Gottes geben.

Das wird schier das Rechte sein.

Und bisweilen, da kommt mir die Zuversicht: Wir werden doch noch einmal gesund. Wir beide.

Seien Sie und Ihre liebe Mutter aus ganzem Herzen gegrüßt von

Ihrem P. K. Rosegger.

Stiftinghaus, 18. Juni 1880.

Die Verpflichtung, bei „Sag' nichts den Leuten" die „Dichterhalle" als Quelle anzugeben, entfällt schon dadurch, dass das Gedicht gar nicht Original-Eigenthum der „Dichterhalle" ist, sondern schon vor Jahren, ich weiß nicht mehr in welchem anderen Blatte abgedruckt war. Bitte es also ganz und in jeder Beziehung als herrenloses Gut zu betrachten. Nur muss in der letzten Strophe statt: „Es mißt" gesetzt werden: „Es wägt" (sein Leid ein Jeder). Ich werde übrigens der Druckerei die Abschrift selber liefern, anfangs Juli, oder sie einem Schreiben an Sie gelegentlich beilegen. — Die „Zuversicht" theile ich vollkommen; bemerke hier und für heute bloß: Dichter haben ein sehr zähes Leben, — eine (Musen)-Rossnatur. Kein Scherz, sondern ganz im Ernste gesagt. Mit alten Gesinnungen und neuen Kopfschmerzen der Ihrige.

Liebster Rosegger! Graz, 24. Juni 1880.

Sie werden leicht begreifen, dass ich Ihnen auf Ihrem letzten Brief vom 10. d. M. gerne ein Wort mehr sagen möchte, als vorläufig auf der offenen Karte vom 19. möglich war.

vorhanden ist. Die Wahrheit über alles! Gut. Aber man vergesse nicht den Unterschied zwischen wissenschaftlicher und religiöser Wahrheit. Der wahre Glaube und der wahre Gott für jeden Einzelnen ist doch wohl der, der ihm am meisten Trost, Beseeligung und Kraft zum Guten gibt. Ist es denn nicht so? Goethe sagt irgendwo: Nicht was man glaubt, sondern dass man glaubt, darauf kommt es an. — Ich sage nicht, daß jedes Glauben zu Gutem führt; ich sage nur, dass Glauben eine Kraft ist, die man mit Wissen niemals ersetzen kann in seelischen Dingen. Und weil die Religion etwas ganz Persönliches ist, deshalb lässt sie sich in kein System bringen; der Jüngling glaubt anders als der Greis, die Frau anders als der Mann, der Arme anders als der Reiche und endlich wohl auch der Germane anders als der Romane. Die Einheit liegt darin, dass alle mit religiöser Anlage dem Höchsten zustreben und in Gott- und Ewigkeitsgedanken ihre Seelenrast finden. Heute mehr als etwa vor zwanzig Jahren zieht's die Menschen wieder nach etwas, das sie nicht verstehen, nicht verstehen sollen und können, das sie nur ahnen; ein heiliges Dunkel, zu dem sie bei der Trostlosigkeit des „Wissens" ihre Zuflucht nehmen, in das sie ihre Wünsche legen, wie der Landmann das Samenkorn in die dunkle Erde.

Christus an sich ist freilich immer derselbe, aber anders offenbart er sich jedem Zeitalter, jedem Volke und einzelnen Menschen. Auf anderem Wege führt er den Deutschen zum selben göttlichen Ziele, als etwa den Slaven im Norden oder den Romanen im Süden. Ich halte es sogar nicht für unmöglich, dass der wissenschaftlich forschende Deutsche einen anderen historischen Christus findet, als der wissenschaftlich forschende Romane, weil die aus Rasseneigenthümlichkeiten entspringenden unwillkürlichen Voraussetzungen verschieden sind.

Wohin aber bin ich nun gerathen? Ich wollte doch nur sagen, dass es für einen Gelehrten allzu schwer ist, nach wissenschaftlicher Methode den historischen Christus so darzustellen, dass der göttliche, der menschenerlösende nicht zu sehr darunter leidet, dass nicht jenes Idealbild versehrt wird, welches in seiner Kraft eine Welt umgestaltet, in Millionen und Millionen ein Reich Gottes gegründet hat. Der tiefsinnige Glaube an dieses Gottesreich ist es nun bei Konrad Furrer, der zu seiner wissenschaftlichen Forschung ein wirksames Gegengewicht bildet, ein Gegengewicht, das schließlich auch Sieger bleibt. Man sieht es durch alle Vorträge, die er den Schweizern über das Leben Jesu Christi gehalten hat, wie in ihm die Religion mit der Forschung kämpft, wie er den glänzendsten Geist anwendet, um die Göttlichkeit Christi auf natürlichem Wege zu erklären und anderseits wieder das glühendste Herz sprechen lässt, um den menschlichen Christus zu einem göttlichen zu gestalten.

Dort, wo Furrer mit letzterem, nämlich mit dem Herzen, die Worte Christi deutet, die Parabeln und Gleichnisse auslegt, ist das Buch am bedeutendsten. Da habe ich viel von ihm gelernt, da verdanke ich dem Werke Stunden seligsten Glückes. Und Leuten, die gerne das Evangelium lesen, dabei sich über Manches unklar sind, kann das Buch sehr viel sein. Ganz schön ist auch in Furrers Buch die Schilderung des heiligen Landes, das der Verfasser aus eigener Anschauung kennt, und die daraus entspringende Folgerung auf das Leben Jesu. Man sieht, wie innig sein Gemüth an der hehren Gestalt hängt und wie immer wieder auf Kosten des Gelehrten der Gläubige und der Poet durchbricht, um Jesu zu verherrlichen. Bei diesen Vorträgen ist es vorgekommen, dass die Zuhörer den Gelehrten dann brieflich fragten über Dinge, die ihnen unklar geblieben. Solche Fragen und Einwände beantwortete Furrer stets beim nächsten Vortrage, eine Methode, die auch dem Leser zustatten kommt. Wenn man trotzdem nicht immer befriedigt sein kann, so liegt das nicht an dem Mann,

Kleine Laube.

Ein neues Buch zur frohen Botschaft.

In der letzten Weihnachtswoche legte mir der Zufall ein Buch in die Hand, dem ich viel verdanke: Erbauung und Weihnachtsstimmung, Belehrung und ein bischen Geist des Widerspruches, der darum wohlthut, weil er uns das Gefestigtsein in der eigenen Seele zum Bewusstsein bringt.

Vor Jahresfrist schon ist in diesem Blatte die Freude ausgedrückt worden über ein hochherziges Buch: „Katholicismus und Protestantismus" von Konrad Furrer in Zürich. Derselbe Verfasser hat nun bei Müller, Werder u. Co. in Zürich ein neues Werk erscheinen lassen unter dem Titel. „Vorträge über das Leben Jesu Christi". Es kann über diese Welt- und Himmelsgestalt nicht genug geschrieben werden, sie ist unerschöpflich, weil unergründlich. Es kann immer auch das über sie gesagt werden, was die Menschen aus sich heraus- und in sie hineinlegen. Deshalb gibt es — abgesehen vom dogmatischen Kreise — so viele verschiedene Christus, als es verschiedene Geschichtsforscher, Religionsgelehrte und Gottsucher gibt. Ein solch selbständiger Denker ist auch Professor Konrad Furrer. Er mag wenig denken an den dogmatischen Christus, der nichts mehr zu denken gibt, der sich in natürliche Denkformen nicht einfassen läst. Er will den menschlichen Christus, den historischen finden, den ja vor ihm schon viele Andere darzustellen versucht haben. Aber er geht dabei eigenartig vor. Obschon Furrer Christus rein menschlich auffasst, will er auf dessen Göttlichkeit nicht verzichten, und so ist doch immer wieder der Zwiespalt vorhanden, der im Buche nicht ganz gelöst wird. Auf diesem Standpunkte kann man selten von Gewissheit, nur stets von Möglichkeiten sprechen, man kann den Christus nicht aus sich heraus, sondern muss ihn von außen hinein construieren, nach den Verhältnissen seiner Zeit, nach den Zuständen seines Landes. Dann die Aussprüche unseres Heilandes! Mit denen ist es häufig so: Wenn man sie einfältig und unmittelbar aufnimmt, so versteht man sie, wenn man darüber nachdenkt, versteht man sie oft nicht. Wenn man sie gedanklich zerlegen sieht, geschichtlich, philosophisch, dogmatisch erklären hört, dann versteht man sie auf einmal nicht mehr. So geht es wenigstens mir. Darum finde ich das viele Erklärenwollen bedenklich und dünkt es mich in solchen Herzenssachen besser, gut zu empfinden, als gut zu verstehen. Wo hat sich im Christenthum das göttliche Wunder denn eigentlich vollzogen? In der Person Christi allein? Nicht auch in den Völkern? Es war doch nicht der „historische" Christus, der in der Welt gepredigt wurde, denn dieser ist erst viel später durch die Forschung geklärt worden, sondern es war der geglaubte Christus. Also hat auch nicht der historische Christus in der Menschheit gewirkt, sondern der geglaubte. Ob er immer zum Guten gewirkt hat? Aber gewirkt hat er, eine Kraft war in ihm, die in dem nur historischen Christus wohl nicht in dem Maße

Singvögel.

Frühling wieder!

I.

Gebrochen ist des Winters Bann,
Der Frühling haucht mich wieder an;
Vor Augen spielt mir im Sonnenstrahl
Das Schneegebirg und grüne Thal,
Die rothe Heide auf der Hald',
Der junge, blonde Lärchenwald,
Der neuen Mücken Flimmertanz,
Der neuen Falter Schimmerglanz —
Und was auch nur im Grase kreucht,
Es hat ein Sonnengoldgeleucht!

Wohl rauschet noch das welke Laub,
Ich gehe eben Staub in Staub
Und ehre auch des Todes Gruß;
Doch ohne Gram und Überdruss —
Es lacht die ganze Welt mich an:
Er hat mir noch immer nichts gethan!

II.

(Primel und Citronenfalter.)

Die Primel blüht aus schwarzer Krume,
Gefesselt noch an ihre Gruft —
Darüber, scheint's, dieselbe Blume,
Gaukelnd schwebt sie durch die Luft.

Wer dies Geheimnis sich entsiegelt,
Den bindet selbst nicht Erdenruh:
Aller Schwere frei, geflügelt,
Schwebt er seinen Höhen zu!

III.

(Sonne.)

Sonne sind wir, Stoff der Sonne,
Der verlangend um sie kreist,
Doch gebunden; rein're Wonne
Fühlet ringend erst der Geist.

Seinen Kreislauf recht vollendet
Hat dies Geistige allein,
Wenn es wieder Sonne spendet:
Eig'ne Wärme, neuen Schein!

Hermann Hango.

Drei Stationen.

1. Kirchberg.

Nun steh' ich hier! — Nun tret' ich auf die Schwelle,
Wo du, ein Knabe, spielend hast geweilt;
Doch sank, das deiner Kindheit Traum getheilt,
Dein Vaterhaus vor der Vernichtung Welle.

Nun blickt aus hohen Fenstern, spiegelnd helle
Die Ruhmsucht nur, die zu zerstören eilt.
Im Raum, da ein Unsterblicher geweilt,
Unnützen Prunkbau setzend an die Stelle.

So fiel das Haus. — Des Heiligthumes Sinken
Entgieng das Gärtchen, heimlich, still und grün,
Das mächt'ger Eichen Kronen ernst umrauschen:

O dürft' ich bei der gold'nen Sterne Blinken,
Wenn rings die Rosen lieblich duftend glüh'n,
Den Weh'n und Flüstern dieser Wipfel lauschen!

sondern an dem Stoffe, der für die Wissenschaft zu religiös und für pure Religion leicht zu wissenschaftlich ist.

Auch über etwas Nebensächliches, über die Ausstattung des Buches noch ein Wort. Den Mätzchen entgegen, die heutzutage angewendet werden, um Bücher originell und modern — in meinen Augen ungenießbar — zu gestalten, entspricht dieses Buch an Format, Papier und Druck meinem Ideal und gewiss auch dem vieler Anderer. Ist man sich wohl auch immer bewusst, wie sehr ein deutlicher, gefälliger Druck die Stimmung des Lesers fördert? R.

Das Schweigen des Lebens.

Ein Philosoph und Freund von Paradoxen stellte die Behauptung auf: „Glücklich das Volk, dessen Annalen leer sind.“ Kann in dieser Behauptung, so toll sie klingt, nicht doch ein Körnchen Wahrheit liegen? Wie es geschrieben steht: „Schweigen ist göttlich“ und kommt vom Himmel, so gibt es auch in allen irdischen Dingen ein Schweigen, das besser als alles Reden ist. Bedeutet denn nicht, genau betrachtet, jedes Ereignis, das man besprechen, jede Sache, an die man erinnern kann, unter allen Umständen eine Unterbrechung, ein Aufheben der Continuität? Ja, selbst ein freudiges Ereignis schließt doch Veränderung, Verlust an thätiger Kraft in sich und ist insofern entweder in der Vergangenheit oder in der Gegenwart eine Unregelmäßigkeit, eine Krankheit. In dem Zustande steter Ruhe läge also, wenn sich Bewegung und Veränderung vermeiden ließen, unsere wahre Glückseligkeit.

Tausend Jahre wächst die Eiche schweigend im Walde; erst im tausendsten Jahre, wenn der Holzfäller mit seiner Axt kommt, zieht ein Echo durch den stillen Wald: die Eiche kündet selbst mit weithin schallendem Krachen, dass sie fällt. Schweigend geschah auch das Pflanzen der Eichel, die dem Schoß eines wandernden Windes entfiel! Ja, selbst wenn unsere Eiche ihre freudigen Ereignisse hatte, wenn sie sich mit Blättern schmückte, wenn sie blühte, vernahm man da ein jubelndes Verkünden? Nein, kaum ein Wort des Erkennens aus dem Munde eines aufmerksamen Beobachters. Diese Dinge ereigneten sich eben nicht, sie vollzogen sich langsam, nicht in einer Stunde, sondern im Laufe der Zeit: Was ließ sich darüber sagen? Die gegenwärtige Stunde schien genau so, wie die vergangene war und die nächste wahrscheinlich sein wird.

So ist es überall; auch die Thörin Fama schwatzt nicht von dem, was gethan, sondern von dem, was schlecht oder gar nicht gethan worden ist; und die thörichte Geschichte (die ja mehr oder weniger der geschriebene kurze Auszug der Fama ist) kennt auch so wenig, was nicht ebensogut hätte unbekannt bleiben können. Die Verheerungen eines Attila, die Kreuzzüge eines Walther von Habenichts, Sicilianische Vespern, dreißigjährige Kriege: Nichts als Elend und Sünde, keine Arbeit, sondern Hemmung der Arbeit! Und doch war die Erde all die Zeit hindurch alljährlich grün und tauchte sich alljährlich in das Gold ihrer gesegneten Ernten; die Hand des Arbeiters, der Kopf des Denkers ruhten nicht, und so haben wir nach alledem und trotz alledem diese herrliche, blühende, hochgewölbte Welt. Da mag denn die arme Geschichte verwundert fragen: Woher dies? Davon weiß sie so wenig und weiß sie so viel von allem, was das Schaffen gehemmt hat oder fast unmöglich gemacht hätte. Das ist nun, sei es aus Nothwendigkeit oder thörichter Wahl, ihre Regel und Gewohnheit; und daher enthält jenes Paradoxon: „Glücklich das Volk, dessen Annalen leer sind“ ein Körnchen Wahrheit. Thomas Carlyle.

Eine Million!

Welchem Wohlfahrtszwecke würden Sie eine Ihnen in diesem Sinne zur Verfügung gestellte Million bestimmen?

Anlässlich dieser neuesten Umfrage habe ich nachgedacht, was man mit einer Million Gutes stiften könnte. Und bin zur Folgerung gekommen, dass man mit einer Million für die Menschheit eigentlich gar nichts Nennenswertes leisten kann, während anderseits doch so viele lebentrübende Sorgen und oft auch Ungerechtigkeiten daran hängen. So bin ich zur Meinung gekommen, eine Million, wenn man sie für einen wohlthätigen Zweck zur Verfügung hätte, müsste dazu verwendet werden, um durch Erziehung und richtige Bildung die Leute zur Überzeugung zu bringen, dass eine Million niemand glücklich machen, Geld überhaupt die Menschheit nicht vorwärts und aufwärts bringen kann. Geld schützt im besten Falle vor physischem Untergang, vorwärts bringt einzig nur persönliches Bemühen.

Will mir jemand eine Million schenken, um damit Gutes zu thun, so speise ich Hungernde, kleide Frierende, erquicke Kranke und lehre die Jugend den inneren Unwert des Geldes und den Wert persönlicher Arbeit erkennen. Peter Rosegger.

Wie man beim Verlust seines Vermögens sich tröstet.

Ich hatte vor Jahren — so erzählt ein Freund des „Deutschen Volksfreund" in New-York — einen lieben Bekannten, den ich immer besuchte, so oft ich in die Weltstadt am Hudson kam. Aus der Gegend von Osnabrück gebürtig, war er früh ins Land der Freiheit eingewandert und hier durch Fleiß, Treue und Umsicht zu Wohlstand gekommen. Er machte es aber nicht, wie so viele Deutsche in Amerika, die, wenn sie reich werden, des Gottes ihrer Väter vergessen, ganz weltselig werden, der christlichen Kirche vor allem den Rücken zukehren und ohne Gott leben in dieser Welt. Freund N. war treues Mitglied einer reformierten Kirche und lange Jahre ein Ältester der Gemeinde. Ich habe vieles von dem Manne gelernt. Er war ein lebendiger, tief im Worte Gottes gegründeter Christ und ein W e i s e r, wie mir wenige auf Erden begegnet sind, dazu ein Mann mit hellen Augen zum Beobachten und mit gesundem Urtheil.

Das Leben war für Freund N. eine Schule gewesen, in der er viel gelernt hatte. Er war nämlich in hohem Grade lernfähig und hatte an der heiligen Schrift ein helles Licht, mit dem er Menschen und Dinge beleuchtete. Er hatte auch schweres Lehrgeld geben müssen. Einst, da er gerade ein wertvolles Besitzthum verkauft hatte, beredete ihn ein Advocat, der sonst seine Geschäfte ehrlich besorgt hatte, das eingenommene Capital, das über 100.000 Fr. betrug, in Actien der New-Yersey-Centralbahn anzulegen, wie es ein anderer Freund von N. auch gethan habe. N. folgte dem Rath und kaufte zum erstenmal in seinem Leben Eisenbahnactien. Das sei bequemer, als sich mit Mietsleuten abzuplagen, hatte man ihm gesagt.

Bald darauf fiel der Wert der Actien tief und immer tiefer herunter und — es wurde der Bankerott der Eisenbahn erklärt. Das schöne Geld der beiden Freunde war nun hin; der Rathgeber aber hatte durch das Unterbringen so vieler

2. St. Leonhard.

Vom Hilmwald in des Sommersonntags Prangen
Beschritt den Weg ich, der zum Friedhof mündet,
Wo deine Gruft, Geweihter, mir verkündet,
Dass nun erfüllt der Seele heiß Verlangen.

Von Blumenflor und Epheu dicht umfangen
Find' ich den Stein, der deinen Namen kündet;
Heil dir! Dem schon der Nachwelt Ruhm begründet,
Da noch der Mitwelt Trauerchöre klangen.

O Meister ew'ger Schönheit! Lass umwehen
Von deinem Geist mich, deines Herzens Adel,
Leih' deiner Dichtung mir beseelte Schwingen:

Dass, was du sangst, zum Grund ich mag verstehen,
Und mir nicht winke herb-gerechter Tadel,
Wenn zag' dir meiner Leyer Saiten klingen!

3. Stiftinghaus.

Aus frohen Volkes jubelnd-lautem Wogen
Zum stillen Waldthal flücht ich sehnsuchtsbang;
Wo deiner Leyer letzter Ton verklang,
Fühl' ich mit Urgewalt mich hingezogen.

Schon schlingt um mich der Wald den grünen Bogen,
Aus Busch und Wipfel tönt mir süßer Sang
Da hat vor mir an blum'gem Wiesenhang
Ein Pappelpaar mich seltsam angezogen.

Gruß sei und Dank euch, Wackre, dargebracht,
Die ihr genommen ihn in treue Hut!
Wie neid' ich solches Glück euch, stolze Bäume.

Euch traf sein Aug', da kaum der Tag erwacht,
Ihr gabt ihm Schatten in des Mittags Glut,
Und säuseltet ihn sanft ins Land der Träume.

A. Weiß.

Ein heimlicher Seufzer.

Im Halbschlaf hört ich's raunen,
— Als ich an dich gedacht —
Ich hörte, welches Staunen!
Mein Ringlein sprechen sacht.

Ich sah's im Dunkel blinken,
Es seufzte unverwandt:
„Wär ich, statt auf der linken,
Doch auf der rechten Hand!"

M. Steffe.

er das Gesuch las, lachte er hell auf. Es stand nämlich: „Die Herren von Feldbach bitten um einen zweiten Mittwoch."

„Den können sie schon haben," sagte lachend der Kaiser. Die Feldbacher hatten nämlich vergessen zu schreiben: „Die Herren von Feldbach bitten um einen Markt am zweiten Mittwoch jeden Monats." Seitdem heißt es von jedem, der aus Feldbach kommt: „Aha! Der bittet auch um einen zweiten Mittwoch!" Auch mir ist es so ergangen.

II.

Die Kuh mit dem Kirchthurm.

Auf dem Kirchthurm in Fehring ist einst Gras gewachsen. Man grübelte hin und her, wie man dieses Gras beseitigen könnte.

Endlich kam man auf guten Bescheid.

Ein beherzter Mann stieg bis zum Thurmkreuz, befestigte dort eine Rolle und zog ein Seil ein. Drunten band man am Seil eine lebende Kuh, des Schneiders Lippel einzige, welche jedes Gras willkommte, und — zog sie in die Höhe. Sie sollte das verhasste Gras abfressen. Schon war die Kuh in der Nähe des Thurmdaches und streckte die Zunge heraus. Da schrien die Versammelten auf dem Kirchplatze: „Seht, seht! Sie leckt schon! Sie leckt schon nach dem Grase!"

III.

Das Brunnengraben.

Wo eigentlich ein Brunnen gegraben wurde, weiß ich und das Volk selber nicht recht. Einmal sagen die Leute, es wäre in Feldbach gewesen; das anderemal behauptet man, in Fehring sei der begnadete Fleck. Also, seit alter Zeit ist man nicht ganz einig.

Lang, lang ist's her, grub man also in Feldbach oder Fehring einen Brunnen und tief ist die Grube geworden: es gab an Wasser eine Menge! Das war sehr gut, aber neben dem Brunnen lag ein großer Haufen Erde. Was sollte man nun damit thun, da ja ohnehin überall Erde war? Auch die Fuhren waren kostspielig. Nach ernstem Erwägen beschloss man, die Erde zu — vergraben. Man grub nochmals eine Grube und that dort diese Erde hinein. Es blieb aber wieder Erde, aber der neue Haufen war schon kleiner. Und so grub man so lange auf und zu, bis die Erde vergraben war.

Alt-Heidelberg.

Auf unserer Grazer Bühne wird jetzt eine Komödie aufgeführt, und die berufene Kritik sagt, dass sie nicht viel bedeute — nämlich, die Komödie. Um so verlockender ist es für den unberufenen zu gestehen, dass auf ihn das Stück einen großen Eindruck gemacht hat. Während moderne Theaterprobleme, wie sie besonders aus dem Norden kommen und die von der stets berufenen Kritik als hochbedeutend proclamiert werden, in wenigen Tagen meiner Empfindung und meiner Erinnerung ent-

Actien ein schönes Sümmchen verdient. N.'s Freund brachte der Verlust seines Geldes in große Noth, fast der Verzweiflung nahe; der ruhige, fest im Glauben gegründete N. aber ließ sich durch den Verlust nicht erschüttern. Er sah ihn als eine Fügung von Oben an und sagte sich: „Was die Schickung schickt, ertrage; wer ausharret, wird gekrönt." Indem er aber darüber nachdachte, was Gott ihm durch diese Schickung habe sagen wollen, fand er: N., du sollst arbeiten, aber nicht speculieren, wie es die Welt heutzutage thut. Auf redlicher Arbeit ruht Gottes Segen, auf kluger Speculation nicht. Das durch redliche Arbeit erworbene Gut gedeiht; von dem durch Speculation erworbenen gilt: Wie gewonnen, so zerronnen.

Ein lustiger Bruder im Schwabenlande, der beim Zusammenbruch seiner Bank auch ein Vermögen eingebüßt hatte, wusste sich über den Verlust ebenfalls zu trösten, aber ganz anders als Bruder N. Er schrieb der „Frankf. Ztg.":

Der Bankdirector verduftet, das Unternehmen verkracht —
Da hab ich aus meinen Papieren den Kindern Drachen gemacht.
Ich gehe mit ihnen ins Freie, wenn frisch die Winde weh'n,
Dann kann ich doch meine Actien noch einmal steigen seh'n.

Human.

Was ist human?

Wenn Menschen sich aufs gräslichste verwunden,
Dann pflegen, bis sie wiederum gesunden;
Wenn Menschen unbarmherzig sich erschlagen,
Dann unter Thränen sie zu Grabe tragen;
Wenn Neid und Missgunst ihre Zähne wetzen
Und — dem Gemordeten ein Denkmal setzen —

Das ist human!

Wichner.

Sagen aus der Ost-Steiermark.

Von Josef Steiner-Wischenbart.

I.

Der zweite Mittwoch.

Der alte Markt (nun Stadt) Feldbach gab viel auf seine Rechte. Der Marktrath selbst gab sich in Urkunden das Prädicat „Die Herren von Feldbach", und ist diese Bezeichnung im Volke sprichwörtlich geworden. Die Feldbacher wollten nun einen Markttag. Das war sehr löblich und man bestimmte hiezu jeden zweiten Mittwoch des Monats. Man setzte sich also hin, verfasste ein Gesuch an den Kaiser und schickte eine Abordnung nach Wien. Es regierte damals Kaiser Josef, und als

sachheit so vornehmen Prinzen. Diese Darstellung musste nach dem Leben eines wirklich edlen Exemplars studiert worden sein, ich glaube, sie kann kaum übertroffen werden. Durch verständnisvolle Mimik wurde der manchmal wortkarge Text auf das glücklichste vervollständigt, auch bei den übrigen Rollen. Es thut wohl, auf der Bühne wieder einmal klar gezeichnete, begreifliche Charaktere zu sehen, und Menschengeschicke, die, wenn auch vielen fremd, doch jedem ans Herz greifen. Dass der Ernst des Stückes durch sonnenheiteres Studententreiben bester Gattung gemildert wird, an dem echte Musensöhne unserer Alma mater mitwirken, ist ja wohl noch ein besonderer Vorzug, und dass in den Zwischenacten die Musik altvertraute Volksweisen und Studentenlieder spielt, kommt der Stimmung noch extra zustatten. Ein Abend in „Alt-Heidelberg“ erinnert an schöne Theaterzeiten mit ihren nicht immer grüblerischen, theoretisierenden, sondern blutwarmen Stücken, die vielen noch so lieb sind, wie manchem bemoosten Haupte sein — Alt-Heidelberg. R.

Geistliche Censur in Österreich.

Das neueste Gutachten der Bischofsconferenz über das „Krippenspiel“ von Rudolf Greinz erfährt durch folgende Thatsachen, die der Autor, über die Frage interviewt, mittheilte, eine interessante Beleuchtung. Während in dem betreffenden Gutachten dem viel umstrittenen Bühnenwerk der Vorwurf gemacht wird, dass es „Äußerungen und Scenen enthält, die mit der Heiligkeit des Themas ganz unvereinbar sind“, fanden seinerzeit die Aufführungen des „Krippenspiels“ in München unter ausdrücklicher Billigung und Einwilligung sowohl des Erzbischofs von München, als des päpstlichen Nuntius, am bayerischen Hofe statt. Erzbischof Thoma von München-Freising soll das „Krippenspiel“ sogar in einem Hirtenbrief noch eigens empfohlen haben. Von dem Spieltexte hat die Censur weder in München noch in Graz auch nur eine Silbe gestrichen. Anlässlich der Aufführungen in Graz fand das „Krippenspiel“ einen der wärmsten Fürsprecher und Freunde in dem Fürstbischof Schuster von Seckau. Die Grazer katholische Geistlichkeit predigte von den Kanzeln für das Spiel. Unter der directen Aegide der katholischen Geistlichkeit haben in den letzten Jahren an verschiedenen Orten Süddeutschlands und Bayerns Aufführungen des „Krippenspiels“ durch die einheimische Bevölkerung stattgefunden. Ja, neuestens ist dieses Bühnenwerk sogar in die Gemarkungen des „heiligen Landes Tirol“ gedrungen, ohne den geringsten Anstoß zu erregen. Den ganzen verflossenen December bis Dreikönig spielte die Bevölkerung von Ebbs bei Kufstein das „Krippenspiel“ unter der selbstverständlichen Einwilligung der Geistlichkeit und mit der ausdrücklichen Erlaubnis der Statthalterei in Innsbruck. Dem Gutachten der Bischofsconferenz stehen demnach die ganz conträren Ansichten eines Erzbischofs, eines Fürstbischofs, eines päpstlichen Nuntius und zahlreicher katholischer Geistlicher entgegen. Man braucht deshalb nicht gleich an der Einheit der katholischen Kirche zu verzweifeln. Das betreffende Gutachten charakterisiert sich in erster Linie von selbst durch den totalen Mangel des nöthigen literarischen Verständnisses für die volksthümliche Eigenart des alten deutschen Weihnachtsspieles. Denn sonst hätte es gerade geistlichen Beurtheilern von vornherein klar sein müssen, dass diese volksthümliche Eigenart von niemand anderem ins Leben gerufen worden ist, als von der katholischen Geistlichkeit selbst. Die Autoren der alten deutschen Weihnachts- und

rissen werden, bleibt diese Komödie, die näher besehen eine Tragödie ist, in der armen Seele stehen, ergreift mich, regt mich immer wieder zum Nachdenken an und wartet, bis ich ein paar Zeilen darüber schreibe.

Es ist das Schauspiel: „Alt-Heidelberg" von Wilhelm Meyer-Förster.

Dieses Schauspiel schildert die Berufsleiden eines deutschen Prinzen, den die Hofherkömmlichkeiten und Etiketten um die Jugend bringen. Ein junger Erbprinz, der zu Hause in strenger Obsorge von Höflingen, aber geistig geleitet von einem treuen Hofmeister, die Vorstudien gemacht hat, kommt auf die Universität Heidelberg — das Hofpflänzchen in die frische freie Luft des Studentenlebens. Kein Gebirgs-Bauernbüblein, das zum erstenmal in die Welt kommt, ist unerfahrener, ungeschickter und rührender, als der arme Karl Heinrich. „Er ist halt a Prinz!" meint die schöne Käthe. Er kommt sofort in die Studentenkreise, die links und rechts des Neckars flattern. Alles kommt ihm heiter und brüderlich entgegen, doch der Prinz weiß in nichts Bescheid, nicht einmal das Bierkrügel versteht er commentmäßig zu halten; meuchlings wird er von dem prächtigen Burschen Grafen Asterburg geworben für das Corps. Der feschen Kellnerin im Studentenwirtshause weiß er schon gar nicht zu parieren und je wärmer ihm bei ihrem kindlichen Geplauder wird, je mehr wächst seine Befangenheit, bis er schließlich, weil ihm sonst nichts einfällt, das Richtige thut und das Mädchen herzlich auf den Mund küsst. Aber diese Idylle der beiden jungen Leute nimmt bald den Charakter einer innigen Zuneigung an. Wie bald hatte er sich in alles gefunden. Da kommt aus heiterem Himmel der Blitz. Der Erbprinz wird zum Sterbebette seines Oheims, des regierenden Fürsten, nach Hause abberufen. Nur wenige Monate hat seine freie Jugend in Heidelberg gedauert, nur wenige Monate ist er in froher Vertraulichkeit mit den Commilitonen ein lustiger Student gewesen. Seine Abberufung geht ihm nahe zum Erbarmen. Und er kommt nicht mehr zurück. Nach dem Tode des Oheims ist er regierender Fürst geworden und seine Hofschranzen haben ihm bald eine Braut bestimmt, die ihm gleichgiltig ist. Nun, bevor der junge Fürst ins Ehejoch tritt, will er noch einmal sein geliebtes Heidelberg besuchen, einen fröhlichen Tag mit seinen früheren Collegen durchleben und wohl auch noch einmal das liebe Mädchen sehen. Dieser „fröhliche Tag" fällt freilich anders aus, als er erwartet. Zwischen ihm und den Studenten gähnt der Abgrund zwischen Fürst und Volk, sie sind sich entfrembet und der von den Studenten geplante Commers gestaltet sich zu einer trostlos frostigen Aufwartung. Anstatt der brüderlichen, freien, lustigen Studenten hatte Karl Heinrich ein Corps von in Unterthänigkeit ersterbenden Fürstendienern gefunden. Mit dieser Enttäuschung nimmt er Abschied von Alt-Heidelberg und seinem Studentenleben. Da ist es ihm vergönnt, einmal noch das Mädchen zu sehen, um von ihm, als der einzigen heißen Liebe, die durch sein Herz gezogen, für immer Abschied zu nehmen. — Das die Geschichte vom Prinzen, der auf die öffentliche Universität geht. Das der Blick in das innere Elend eines Fürstenhofes und in das Geschick eines Gekrönten, der an seinem öden Berufsjammer heimlich verbluten muss. — Als die Leute aus dem Theater strömten, konnte man öfter als einmal das tiefempfundene Wort hören: Nein, ich möchte doch kein Prinz sein! Und dieses Erkenntnis ist auch was wert.

Die Nebengestalten, als die lächerlich hochmüthigen Höflinge, der treue Hofmeister des Prinzen, der ihn nach dem geliebten Heidelberg begleitet und ihn beim letzten Abschied noch bittet, Mensch zu bleiben; dann die wienerische Kellnerin Käthi und die Studenten sind mit köstlicher Treue, beziehungsweise Ironie gezeichnet. Die Rollen werden auf der Grazer Bühne vorzüglich gespielt, eine wie die andere. Geradezu entzückend fand ich die Wiedergabe des bescheidenen, befangenen und doch in seiner Ein-

Dr. Paul Lindau: (Spruch des Schusters Mirhllus in „Hahn".)
Ich neide Keines Los auf Erden!
Der Schuster ist der reichste Mann;
Dem nichts gestohlen werden kann,
Dem können die Reichen gestohlen werden.
(Nach Lucian).

Otto Sommerstorff: 's ist heutzutage fürwahr nicht schwer,
Die Bahn des Ruhmes zu betreten,
Man braucht dazu keine Ausbildung mehr,
Nur Einbildung ist vonnöthen.

Julius Stettenheim: Es tönt gar lieblich durch die Nacht
Am Fenster steht die Traute,
Ihr wird ein Ständchen dargebracht,
Der Jüngling schlägt die Laute.

Doch welch ein Schreien nebenan!
Ein Weib, vor dem mir graute,
Hat laut gezankt mit ihrem Mann,
Jetzt schlägt der Mann die Laute.

Johannes Trojan: Gelehrsamkeit bringt zwar Gewinn,
Doch ist er nicht groß im Ganzen.
Die ganzen Klassiker gäb' ich hin,
Hätt' ich gelernt gut tanzen.

E. v. Wildenbruch: Das ist der Jugend thöricht schöner Wahn:
„Nichts war, bevor ich war, die Welt fängt mit mir an."
Das ist die Weisheit unter grauem Haar:
„Die Welt wird nach mir sein, so wie sie vor mir war."

Bücher.

Die Freude am Licht. Roman in zwei Bänden Von Wilhelm Fischer. (Leipzig und Berlin. Georg Heinrich Meyer. 1902). Der Verfasser der „Medicäer" und der „Grazer Novellen" gehört nicht mehr zu den Unbekannten, ja, ich stehe nicht an, ihn zu den besten modernen Erzählern zu zählen. Das Urtheil mag vielleicht befremden, denn Fischer ist bei weitem weniger bekannt, als er verdient, und nur von feinfühligeren Lesern seinem vollen Werte nach geschätzt. Es ist eine stille, in sich gekehrte Dichternatur, die, unbekümmert um Mode- und literarische Tagesströmungen und mit ruhigem Gleichmuth gegen äußerlichen Erfolg lediglich ihren literarischen Instincten und ihrem künstlerischen Gewissen folgt. Aber Fischer hat ein feines Stilgefühl, das öfter an die Darstellungsweise Gottfried Kellers erinnert. In seinem neuesten Werke hat er mich in der etwas breiten Ausführlichkeit, aber tiefen Innerlichkeit lebhaft an Stifters „Nachsommer" gemahnt. Das Neueste, was die Menge sucht, wird man bei ihm nicht finden, aber dafür

Krippenspiele, auf denen ja das „Krippenspiel" von Rudolf Greinz unmittelbar basiert, sind fast ausschließlich katholische Geistliche, darunter Äbte, Prälaten, Domherren, ja sogar Bischöfe. Die ganze Angelegenheit ist jedenfalls auch für unsere Censurverhältnisse bezeichnend. Drei österreichische Statthaltereien, die von Steiermark, Tirol und Oberösterreich (letzte Weihnachten wurde das „Krippenspiel" auch am Stadttheater in Steyr unbeanständet aufgeführt), fanden nicht das Geringste gegen das Werk einzuwenden, während die Wiener Censur sich bisher noch stets gegen eine Aufführung gesträubt hat. Interessant ist ferner, dass anlässlich der ersten Aufführung des „Krippenspiel" gerade die conservative Presse Deutschlands und Österreichs wahre Hymnen der Begeisterung brachte. Mit den ausführlichen Feuilletons und Essays der ausgesprochen katholischen Zeitungen ließe sich allein eine stattliche Broschüre füllen. Ein Grazer ultramontanes Blatt gelangte sogar zu dem Vergleich, dass die andachtsvolle Stimmung des Publikums bei den Aufführungen des „Krippenspiels" sich nur mit der Stimmung der Rompilger vergleichen ließe, wenn der Papst auf der sedia gestatoria vorübergetragen würde.

Witze — Blitze.

Gelegentlich des sechzigsten Geburtstages eines deutschen Schauspielers (Ludwig Barnay in Wiesbaden) haben deutsche Dichter und Künstler wieder einmal einen Chorus gesungen, der sich sehen, oder vielmehr hören lassen darf. Hievon einige Klänge:

Dr. Osk. Blumenthal: Ein kluger Entschluss reift unverhofft,
Blitzschnell und ohne Erwägung —
Doch Dummheiten machen wir allzu oft
Nach reiflichster Überlegung.

Intend. Emil Claar: Rundfrage.

Vom leid'gen Modedrang bewogen,
Versendete ein Journalist
An alle Dichter Fragebogen,
Was wohl der Wert des Kusses ist?

Und Keiner zu des Kusses Preise
Die ernste Antwort schuldig blieb.
Doch der scheint mir der rechte Weise,
Der Folgendes zur Auskunft schrieb:

„Unmöglich ist es, halbwegs gründlich
Zu schreiben über einen Kuss;
Weil das Verfahren durchaus mündlich,
Und ewig mündlich bleiben muss."

Gustav Kadelburg: Man hat sie uns oft sehr verdacht,
Die lust'gen Schwänke, die wir machen ...
So lang die Sonn' vom Himmel lacht,
Darf auch der Mensch auf Erden lachen!

keinen Lohn, das Weib verläſst ihn. Nachdem beide ihre Erzählung beendet, tritt die Hübſcherin ein und ſie erkennen in ihr das einſt ſo heiß geliebte Weib, und ſie in den Gäſten jene Verhaſsten, die ihr einſt das Leben verdarben, daſs ſie zur Hetäre ward. Die Beiden wollen das alte Recht von neuem geltend machen, aber hohnlachend reißt das Weib das Fenſter auf und ruft die Schatten aller, die einſt ſich ihres ſchönen Leibes erfreuten und deſſen Gift ihnen einen häſslichen Tod gebracht. Und durch die Thüren herum zieht's in langer Reihe — vom Ritter und ſtolzen Rathsherrn zum lumpigen Vaganten herab — in bunter Folge erzählen ſie, wie ſie an dem ſchönen Weibe Luſt und Tod gefunden, und als die Hübſcherin entſchwinden will, da ziehen die Schatten kämpfend in wilder Gier, ein grauſer Todtentanz, ihr nach. Während draußen der ſtille Friedhof von den Klingenſchlägen des Kriegsknechts und des Schreibers wiederhallt, kommt durchs Fenſter im wehenden Hemdlein das Kind, die Mutter ſuchend. — Aus einem Gemach tönt wüſtes Gewieher, das Kind ſchaut hinein, und ſchluchzend, vor Scham die Händlein vor das Geſicht haltend, entflieht es. Am Morgen erwacht der Dichter im Raume des zum Beinhauſe umgewandelten Freihauſes. Es iſt Allerſeelentag. In der Nacht vorher beſuchen ſich die abgeſchiedenen Seelen jener, die ſich im Leben einmal lieb gehabt. Dies die Erklärung für den grauſen Spuk. In ſchlichter, ſchöner Sprache, in farbenprächtiger Schilderung erzählt, macht das Werkchen einen tiefen Eindruck. Die Unterbrechung des epiſchen Zuges durch die Liederreihe „Der Kriegsknecht" wirkt ſchädigend. Das Meiſterſtück im Werke iſt das Capitel „Das Feſtmahl". R. Hawel.

Gert Janſſens China-Fahrten. Reiſe- und Kriegserlebniſſe eines jungen Deutſchen. Von Otto Felſing. (Lohmeyers Vaterländiſche Jugendbücherei.) Mit zahlreichen Abbildungen nach photographiſchen Aufnahmen und nach Originalzeichnungen von Anton Hoffmann. (München. J. F. Lehmann.) Otto Felſing hat ſeinen Plan, die folgenſchweren Ereigniſſe des Sommers 1900 in die Form einer Erzählung zu kleiden, mit Geſchick zur Ausführung gebracht. Man ſammelt dabei ſpielend eine Fülle intereſſanter Kenntniſſe, die bei den ſteigenden wirtſchaftlichen Beziehungen zu China unſerer heranwachſenden Jugend einſt ſchätzbare Dienſte im Kampf gegen die „gelbe Gefahr" leiſten können. Daſs Otto Felſing, wenn es ſich um die Schilderung der Zuſtände in China handelt, niemals den Boden der Wahrheit verläſst, macht ſein Buch beſonders wertvoll. Felſing ſchöpft eben aus dem reichen Borne eigener Erfahrungen. V.

Bunte Bühne. Fröhliche Tonkunſt. Geſammelt von Richard Batka. Herausgegeben vom Kunſtwart. 1. und 2. Heft. (München. Georg D. W. Callwey.) Mit der „Bunten Bühne" hat der Kunſtwart ein neues Unternehmen eröffnet, das ein Seitenſtück zu ſeinen „Meiſterbildern fürs deutſche Haus" für das Gebiet der Tonkunſt iſt: es will die verſtreuten und zum guten Theile ſo gut wie unbekannten heiteren Meiſterwerke der Tonkunſt zu rechtem Leben im deutſchen Hauſe bringen.

Jahresbericht der Geſellſchaft Lehrmittelcentrale in Wien, I., Werderthorgaſſe Nr. 6. (December 1901.) Dieſen wichtigen Verein bringen wir allen Schulfreunden in Erinnerung.

Büchereinlauf.

Öſterreichiſche Verlagsanſtalt Linz, Wien, Leipzig:

Auf dem Kuniglberg. Kleinigkeiten aus der Großſtadt von F. St. Günther.

Einer der ſeine Frau beſucht und andere Scenen. Dramatiſche Skizzen von Richard Schaukel.

Sein Vermächtnis. Poeſie und Proſa aus dem Nachlaſſe von Karl Maria Heid.

Der junge Kellner. Ein junger Mann aus gutem Hauſe. Von Ludwig Hirſchfeld. (Leipzig. Seemann Nachfolger.)

Vom Bayerwalde. Vier culturgeſchichtliche Erzählungen von Karl von Reinhardstötter. (Berlin. Hugo Bermühler. 1902.)

Neu-Hellas. Roman von Fr. Poths-Wegner. (Leipzig. Paul Liſt.)

Mariane Wildenberg. Roman von Hans Karlsen. (Dresden. E. Pierſon. 1902.)

Ehemalige Leute in der Steppe. Freunde. Von Maxim Gorky. Deutſch von C. Berger. (Leipzig. Richard Wöpke. 1902.)

Aus Natur und Leben. Erzählungen, Beſchreibungen, Märchen und Lieder. Für die Jugend ausgewählt von Fr. Wieſenberger. (Linz. Lehrerhausverein. 1901.)

Sokrates. Trauerſpiel von Ernſt Beyer. (Leipzig. Alfred Hahn.)

Chriſtian Schubart. Volksſchauſpiel in fünf Aufzügen von Karl Maria Klob. (Wien. Eigenverlag. VII., Kirchberggaſſe 7.)

Der ſpäte Gaſt. Luſtſpiel in einem Act von Georg Bötticher. (Leipzig. R. Maeder.)

Mariä Traum. Ein Gedicht von Immanuel Hoffmann. (Berlin. Karl Siegismund. 1902.)

Lieder einer jungen Seele. Von Georg Hoffmann. (Dresden. E. Pierſon. 1902.)

Im Vorübergehn . . . Neue Gedichte und Skizzen von Georg Epſtein. (Berlin. Horn & Raaſch.)

das, was immer neu bleibt, weil es überaus selten und kostbar ist: echte Poesie. Die Handlung ist ungemein einfach und nicht reich an erschütternden Ereignissen. Es ist die Geschichte eines Findlings, Frucht der Sünde vornehmer Leute, der aber von Kindheit an eine feste Eigenart zeigt, treu gegen sich selbst und treu gegen die Andern, es zuletzt vom Schlosserlehrling zum Maschineningenieur und Director einer großen Fabrik bringt und ein ihm gleichgesinntes weibliches Wesen, das schon in den Erinnerungen seiner Kindheit einen weiten Spielraum hat, zur Gattin nimmt. Der Roman entbehrt alles dessen, was man im gewöhnlichen Sinne spannend nennt. Aber Fischer hat in einem trefflichen und äußerst feinsinnigen Essay über Gottfried Keller, der vor drei Jahren im II. Jahrgang des „Boten für deutsche Literatur erschienen ist, gelegentlich der Besprechung des „grünen Heinrich" ein treffendes Wort für solche Erzählungen gebraucht: „So wenig das gewöhnliche Leben mit seinen langen Jahren Spannung hat — denn diese drängt sich nur in einzelnen seltenen Zeiträumen zusammen — so wenig hat sie dieser Roman, dessen Inhalt das Leben ist; aber das Leben des inneren Menschen, poetisch-realistisch zum Leben des äußern Menschen verkörpert." Dafür entschädigt uns der Dichter reichlich, durch das innere Leben seiner dargestellten Menschen und manches sinnige, aus den Tiefen seelischer Betrachtung der Dinge geschöpfte Wort fällt dazwischen hinein. Wie hübsch und tief ist es z. B. gesagt: „Ich glaube, um das Leid der Menschen tief zu fühlen und die Schönheit der Natur tief zu empfinden, dazu gehört ein und dieselbe Kraft." Oder glaubt man nicht, Adalbert Stifter zu hören, wenn man liest: „Das ist etwas Heiliges zwischen Himmel und Erde, wenn's so still ist und man keinen Menschen vor sich sieht", oder wenn man auf Stellen stößt, wie die folgende: „Etwas wirr Trauriges lag darin, als wenn der Geist der Einsamkeit, der in dem Garten herrschte, Stimme gewonnen hätte. Es war wie die Klage von etwas, das nicht gänzlich belebt war und doch aus dem Leben der stummen Bäume, Gräser und Blumen kam." — Fischer hat seinen Roman „Die Freude am Licht" betitelt, und an den lichten Gestalten der beiden Haupthelden, die die Reinheit ihres äußern und innern Daseins in ruhiger Lebensfreude ans Sonnenlicht stellen, werden feinfühligere Leser gewiss Behagen und Freude empfinden, wenn auch die große sensationssüchtige Leserwelt vielleicht gleichgiltig und gelangweilt an ihnen vorübergehen wird. Die Erzählung selbst spielt in Graz und in der nächsten Umgebung und heimelt uns durch manche feine und poetische Naturschilderung des Bekannten an. Dr. Ernst Gnad.

Goethe und Schiller. Im Werden der Kraft. Von Julius Burggraf. (Stuttgart. Karl Krabbe.) Ein neues Werk führt den Leser weiter in Schillers und nun auch tief in Goethes Wesen ein. Aus dem durchgängig in Bild und Gegenbild sich aufrollenden Werdegange der beiden bis hin zu ihrem dreißigsten Jahre und, daran sich anschließend, aus der reichen Fülle ihrer poetischen Jugendgestalten entwickelt sich vor uns eine vielseitige Monographie des Jugendlebens in Goethes und Schillers Geist. Wir begleiten sie von den weihevollen Eindrücken ihrer Frühzeit durch die Jahre titanischen Fühlens und Sehnens hindurch, in den mannigfachen Bedrängnissen ihres jungen Sinnes, bis zu ihres Jugendtraumes herrlicher Erfüllung und verfolgen, wie das Erwachen des Genius in ihnen, so auch das Erstehen ihrer sittlichen Persönlichkeit und Eigenart. V.

Bilder aus Grillparzer. Zwei aus Anlass des dreißigsten Todestages des Dichters gehaltene Vorträge von Friedrich Schiller. (Wien. Buchhandlungsgehilfenverein „Buchfink".) Einige neue Züge der Grillparzer-Forschung wären dankend aufzugreifen. So ist eine ergötzliche italienische Kritik der „Sappho" vermerkt, welche die Kussscene zwischen Melitta und Phaon „als einen nicht zu sühnenden Fehler" bezeichnet. Schiller macht ferner auf zwei Parodien der „Ahnfrau" und der „Sappho" aufmerksam. Die letztere hieß „Sepherl" und wurde in der Josephstadt erfolgreich gegeben. Von Wert scheint auch der Hinweis, dass das Motiv von „Weh' dem, der lügt", bereits im „Traum ein Leben" liegt. H—r.

Über Ferdinand Wittenbauers **„Die Hübscherin und ihr Gärtlein"** (Wien. Karl Konegen. 1901) schreibt die „Zeit": Ein seltsames Allerseelenlied! Trotz vieler Butzenscheiben- und Costümromantik, die darin enthalten ist, von einem echten Dichter geschrieben. Aus dem alten Friedhof des Städtchens lockt den Dichter ein schönes Weib in das Innere der Ruine des Freihauses. Hier erlebt er gespenstische Geschichten — in prächtiger, verschollener Tracht erscheint die Hübscherin — ein Schreiber und ein Kriegsmann kommen zu Gaste und erzählen beim Becher ihre Liebes- und Leidensgeschichte. Der Kriegsmann hat sein Mädchen verlassen, als es Mutter geworden — der Schreiber hat dann das berückend schöne Weib geheiratet, ohne seiner Liebe froh zu werden. Nur an dem Kinde hängt ihr Herz, und um dieses Hemmnis seines Glückes aus dem Weg zu räumen, verkauft der Schreiber das Kind einer wandernden Gauklerschar. Die hässliche That bringt

Schulhaus Krieglach-Alpel.

(6. Ausweis.)

Vortrag 8451 Kronen. Neuerdings bei Rosegger in Graz eingegangen in Kronen: Irenaeus Germanus 6. Eine „Verehrerin in Nervi“ 10. Lehrer-Fortbildungsverein Schluckenau 10. Wohlthätigkeitsvorstellung der Turnanstalt Augustin, Graz 101. Lehrer Bayer, Johannesbad 1. Frau Kühnel, Johannesbad 1. Durch die „Tagespost“ 4. Tischgesellschaft Sumpfecke, Vordernberg 27. Frau v. Keußler, Riga 4. Schulrath Prof. R. Oehler, Wien 10. Lehrervereinsgruppe Haid, Böhmen 10. Herr und Frau Josef Schuster, Graz 10. Wolfsbauer, Jedlersee, Sammlung in der Ingenarius-Runde 10. Ing. F. u. H. Knoll, Wien 10. Frau Hupka, Winklern, Sammlung 6. Steinmann, Wien 5. Zobel, Charlottenburg 5. Lehrerverein im Egerlande 5. Wirsch, Hamburg 3·50. Lehrer- und Schulfreunde im Bezirke Gratzen, Böhmen 10. Franz, Deutschlandsberg 10. Frau M. Lange, München 108·50.

Sammlung in Mooskirchen durch Familie Wieden: Frau Hadler 2. Frau Therese Grabenhofer 2. Frau Dr. Hedwig Wagner 2. Frau Fany Petritsch 2. Dr. Heschl 2. Frau Grabenhofer 2. Frau Waitzl 1. Anton Haas 2. Frau Neubauer 4. Frau Hierholb 1. Frau Pichlhöfer 1. Fräulein Hübler 1. Familie C. Wieden 5. Dr. Franz Wieden 2. Frau Kasper 1. Victor Straczowsky 1. Franz Riecher 1. Alex. Martin 1. Dr. Pendl 4. Frau Therese Sikora 1. Josef Esterl 1. Heinrich Martin 1. Joh. Zweiger 1. Dr. Klöpfer 2. Ingenieur Euscoleca 2. Director Auer 2. Frau Emma Stift 1. Alfons Gruber 4. Hans Arbeiter 1. Joh. Dirnberger 1. Mich. Kirchweger 1. Josef Tappler 1. Spielgesellschaft 5. Familie Lipp 3. Freiherr v. Kellersperg 2. Ferdinand Haas 1. Johann Eckhardt 1. Josef Gutschi 60 Heller. Alois Matl 1. Franz Goigner 40 Heller. Summa 70. In einzelnen Hellern 2.

Von der Rosegger-Gesellschaft in Mürzzuschlag sind ferner eingegangen: Herrn Drexler, Wien 2. Philipp Rosenthal, Selb, Baiern 23·50. „Wissen ist Macht“ (Ungenannt) 4. Wilhelm Daskow, Mürzzuschlag 5. C. Gäbel, M.-Weißkirchen 5. Robert Steinlechner, Leoben 10. Ing. Karl Knaur, Dr. Fritz Knaur, Gustav Knaur, Stauding 50. Marie Beran, Brünn 5. Anton Fürst, Reichsrathsabgeordneter 20. J. Erben, Wien 4. Univ.-Prof. Gurlitt, Graz 5. Hans Ernst, Mürzzuschlag 10. Lenchen Ernst, Schülerin d. 3. Cl., Mürzzuschlag 3. Hänschen Ernst, Schüler d. 2. Cl., Mürzzuschlag 2. Alexander Ernst, Schüler d. 1. Cl. 1. P. Steinbrecher, Wien 10. Karl Kweton, Wien 5. Ruckel, Kaufmann, Wien 2. Ignaz Seim, Wien 5. Josef Schembera, Wien 5. Frau Paula Ahsbahs, Mürzzuschlag 2. Baronin Anna Wedl, Parlow, Joachimsthal (Uckermark) 23·39. Grether, Vertreter d. Firma Gebr. Krafft, Bregenz 10. Anton Walz, Reichsrathsabgeordneter, Wartberg 20. Adolf Karl Bernadiner, Wien 6. Verein der Handelsangestellten, Mürzzuschlag 31. Erträgnis der Vorstellung „Pfarrer von Kirchfeld“ Stadttheater Wr.-Neustadt 165·75. Lehrer Pastian, Zittau 17·88. Tischgesellschaft in Fuchs' Gasthaus, Ganzthal bei Mürzzuschlag 9·22. Dr. Karl Eser, Graz 6. Franz Goldhann, Schriftsteller, Bozen 50. Ing. Max-Maurer-Löffler, Neunkirchen 10. Ing. Franz Mück, Betriebschef d. Firma Zugmaier u. Co., Waldrot (N.-Ö.) 10. Herr Jbonig, Realitätenverkehrsbureau, Mürzzuschlag 5. Wanninger Tischgesellschaft, Wr.-Neustadt, durch Herrn Lehrer Gottlieb Grabolle 100. Summa 642·74, ab Spesen für Theatervorstellung in Wr.-Neustadt und Postspesen 11·24, verbleiben 631 Kronen 50 Heller. — Übertrag Kronen 9521·50.

Naturalien: Frau Pulsator, Graz, Karte von Steiermark.

Graz, 15. März 1902.

Stille Pfade. Gedichte von P. Schuk. (Wr.-Neustadt. K. Blumrich. 1902.)

Am Jenseits. Reiseerlebnisse von Karl May. (Freiburg i. B. Fr. Ernst Fehsenfeld.)

Himmelsgedanken. Gedichte von Karl May. (Freiburg i. B. Ernst Fehsenfeld.) Zwei religiösen Gemüthern bestens zu empfehlende Bücher.

Im Wachen und Träumen. Gedichte von Alfred von Wurmb. (Dresden. E. Pierson. 1902.)

Etwas für dich. Poetisches Quodlibet von G. M. Schuler. Zweite vermehrte Auflage. (Leipzig. Leo Woerl.)

Sachsenspiegel. Altes und Neues aus dem Sachsenlande in Geschichten und Lebensbildern. Ein Volksbuch von Franz Blanckmeister. (Dresden. Franz Sturm & Comp.)

Michael Albert. Sein Leben und Dichten von Adolf Schullerus. (Hermannstadt. W. Kraft.)

Drei Aufsätze über siebenbürgisch-sächsische Geistesgeschichten. Von Dr. A. Schullerus. (Hermannstadt. W. Kraft.)

Gustav Adolf Schullerus und Fritz Snullerus. Ein Lebensbild von Sohnes- und Brudershand. (Hermannstadt. J. Drotleff. 1900.)

Krieger-Sitte. Ein Rathgeber für junge Officiere und für die militärische Jugend zum Eintritt in den Stand und in die Welt. Im Auftrage des Kriegsministeriums von Franz Rieger. (Wien. L. W. Seidel & Sohn.)

Schriften von J. H. Spurgeon (Kassel. J. G. Oncken Nachfolger):

Die Natur und das Reich Gottes. Übersetzt von A. Steen.

Reden hinterm Pflug, oder guter Rath für allerlei Leute. Übersetzt von J. Lehmann.

Hans Pflügers Bilder. Mehr von seinen Reden für allerlei Leute. Übersetzt von J. Lehmann.

Nur eine Kerze. Vorlesung über Illustrationen, die in gewöhnlichen Kerzen zu finden sind.

Cultur-Studien. Über Volksleben, Sitten und Gebräuche in Kärnten von Franz Franzisci. Zweite verbesserte Auflage. (Leipzig. Gottfr. Pätz. 1902.)

Zur ewigen Heimat. Wegweiser auf der Lebensreise für junge und alte Kinder Gottes von O. Gleiß. (Leipzig. G. Wallmann. 1901.)

Der Beichtstuhl wie er vertheidigt wird und wie er ist, die Gründe „für und wider“, zur Selbstbeurtheilung erörtert. Von Leander. (Zürich. Caesar Schmidt. 1902.)

Die sociale Noth unserer Zeit und die Heilsarmee. Von A. Schindler. (Basel. Emil Birkhäuser. 1902.)

Die evangelische Kirche und die Heilsarmee nach ihrem innern Verhältnis. Eine sociale und religiöse Frage der Gegenwart von A. Schindler. (Basel. Druck- und Verlagsanstalt.)

Vom Katholicismus zum Protestantismus. Briefe eines Katholiken an einen katholischen Geistlichen von ***. (Berlin. Hermann Walther. 1902.)

Glaubensfrühling in Steiermark. Vortrag von H. Schaudig, Vicar in Graz. Mit einem Vorwort über die gegenwärtige Lage der Protestanten in Bayern von Armatus. (München. J. F. Lehmann.)

Die Los von Rom-Bewegung in Spanien. Von Leopold Hagemann. Berichte über den Fortgang der Los von Rom-Bewegung. Herausgegeben von Pfarrer Lic. P. Bräunlich. (München. J. F. Lehmann.)

Der Schweizer Bauer. Kalender für schweizerische Landwirte. 1902. (Bern. K. J. Wyß.)

Königliche Kunst. Festrede am Geburtstage Kaiser Wilhelms II., 27. Jänner 1902, gehalten vom Br. Redner Paul Fischer. (Graudenz. Br. Gustav Röthe. 1902.)

Fausts Ende. Antrittsrede, gehalten den 18. November 1901 an der Universität Freiburg i. Br. Von Roman Woerner. (Freiburg i. Br. C. Troemer. 1902.)

Ein Militärurtheil in Oesterreich. Die Wechsel der Prinzessin Louise von Coburg nach gerichtlichen Acten. (Wien. Ignaz Brand. 1902.)

Moderne Schulbänke. Vortrag zu Berlin von Paul Johannes Müller. (Berlin-Tempelhof. Schulhaus-Verlag.)

Die Feriencolonien und verwandte Bestrebungen auf dem Gebiete der Kindergesundheitspflege. Von Walter Bion. (Zürich. Secretariat der Züricher Feriencolonien 1901.)

Jahresbericht der höheren Forstlehranstalt für die österreichischen Alpenländer zu Bruck a. d. M. 1900/01. Von Rudolf Ingoviz. (Forstlehranstalt für die österreichischen Alpenländer zu Bruck a. d. M.)

Gedenkblatt an den großen oberösterreichischen Bauernkrieg 1626. (Linz. Hans Rosenauer.)

Mehlspeisen-Kochbuch. Von Josefine Huber. (Regensburg. G. F. Manz. 1901.)

Kochbuch für junge Mädchen. Von Josefine Huber. (Regensburg. G. J. Manz. 1901.)

Die Handarbeit. Der Grund- und Eckstein der harmonischen Bildung und Erziehung. Von Robert Seidel. (Leipzig. Richard Lipinski. 1901.)

Heimgarten

Mai 1902.

8. Heft. 26. Jahrg.

Gregor.

Eine Klostergeschichte von **Peter Rosegger.**

Gregor, der Hirtenhauser auf der Niederalm, hatte endlich glücklich abgewirtschaftet. Das zerlemperte Gütel hatte er seiner Tochter übergeben, diese ihrem Mann, und der Alte hatte sein Ziel erreicht — er war der irdischen Sorgen und Güter frei geworden und konnte sich den himmlichen Freuden hingeben, mit denen er längst umgegangen, die ihm das kindliche Gemüth bewahrt, aber ihn um Haus und Vieh gebracht hatten. Er war ihnen dafür dankbar. Wozu braucht der Christenmensch solche Sachen! Hat der Apostel Jacobus ein Haus gehabt? Oder der heilige Josef ein Vieh? Man liest nichts davon. Dach findet der Mensch, dessen Hut der Himmel ist, überall. Und wo er um einen Löffel Suppe zugesprochen, da hatte er stets auch die Brocken dazubekommen. Der Gregor war ein kluger Mann, doch benützte er seine Klugheit nicht, um zu gewinnen, was Sorgen macht, vielmehr um die Sorgen und ihre Ursachen zu verlieren. Sein Lebtag war's ihm nicht so gut ergangen, denn jetzt als Bettelmann. Bettelmann? Ein Mann Gottes wollen wir werden, wenn uns nicht etwa die Demuth abhanden kommt. Des Frommen größte Gefahr, er fürchtete sie, ist heimliche Hoffart.

Der Halter-Gregl, wie er genannt war, hatte für sein gottseliges Leben einen besonderen Hinterhalt, an den er sich aber bisher nicht

An die Verehrer Josef Victor von Scheffels!

Die „Scheffelgemeinde in Wien" hat es sich zur Aufgabe gemacht, ihrem hehren Meister in der Wachau auf der Ruine Aggstein ein schlichtes Denkmal zu setzen.

Unsere erhabene Alpenwelt bot dem Dichter Anregung zu den herrlichen „Bergpsalmen" und das Donauthal bereiste er, um die Örtlichkeiten für seinen beabsichtigten Roman „Viola", der die Entstehung des Nibelungenliedes behandeln sollte, kennen zu lernen. Bei dieser Gelegenheit erstieg er auch die sagenumsponnene Ruine Aggstein, die er nachmals in seinem „Gaudeamus" besungen hat.

In das verwitterte Gemäuer der Burg soll ein einfaches Bronzerelief eingelassen werden, das Scheffels Bildnis zeigt; die Umrahmung bildet die Natur durch ein üppig grünes Gerank.

Ein Theil der Kosten ist durch die Mitglieder des genannten Vereines aufgebracht worden und es ergeht nun an alle Verehrer der Scheffel'schen Muse die Bitte zum Zustandekommen des ersten Scheffel-Denkmals in Niederösterreich ein Scherflein beizutragen.

Spenden nimmt sowohl die Verwaltung der „Ostdeutschen Rundschau" als auch Herr Alexander Boltz, Wien, 5., Zeinlhofergasse 9, entgegen.

Die „Scheffelgemeinde in Wien".

Postkarten des „Heimgarten".

M. J. W., Wien. Wer sich nicht selbst bemüht, dem kann niemand helfen. Diese ewig bettelnden faulen Lotter: Wollen thuns was, aber thun wollens nix.

A. Will, Wien. Die Geschichte „Die Ja-Sager von Duselbach" ist ein typisches Bild der schulfeindlichen Versumpfung in manchen Gegenden. Krieglach-Alpel stellt dazu einen erfreulichen Gegensatz, und wie es dafür belohnt wird, das sollen unsere Leser in etwa einem halben Jahre erfahren.

G. P., Graz. Roseggers „Himmelreich" ist in Russland verboten. Nur auf besondere Protection wird einzelnen Persönlichkeiten das bestellte Exemplar ausgefolgt, nachdem sie einen Revers unterschrieben haben, das Buch nicht weiterzugeben. Im Deutschen Reiche und anderen Ländern ist das Buch jedermann zugänglich. Daher erklärt sich die allgemeine Sittenverderbnis.

* Ich möchte, sagt Nidelius, ums himmelswillen unter meinen Freunden und Bekannten keine gebildeten Leute haben. Man kann sich mit solchen ja gar nichts Vernünftiges erzählen.

R. Z. P., Wien. Was ein literarischer oder künstlerischer Dilettant ist? Nicht ein Anfänger, auch nicht Literatur- oder Kunstliebhaber, wie Sie sagen, sondern in unserem heutigen Sinne ein Pfuscher.

„Der Dilettan
Ist ein Mann,
Der gern möchte
Und nicht kann."

Rottenmann. Der Zeitschrift „Das Volkslied":

„Miadal, sagts Moidei,
Hiaz ham ma koan Heu.
Mir broatn lei 's Kidal auf,
A Bett ham ma glei."

Druckfehler. Auf Seite 457, zweite Zeile muss es anstatt: „Braut von Messina" heißen: „Braut von Corinth".

☛ Wir machen immer wieder aufmerksam, dass unverlangt geschickte Manuscripte im „Heimgarten" nicht abgedruckt werden. Dieselben nehmen wir entweder vom Postboten gar nicht an oder hinterlegen sie, ohne irgendwelche Verantwortung zu übernehmen, in unserem Depot, wo sie abgeholt werden können. ☚

Redaction und Verlag des „Heimgarten".

(Geschlossen am 15. März 1902.)

Für die Redaction verantwortlich: P. Rosegger. — Druckerei „Leykam" in Graz.

Und der Gregor: „Bruder Benedict, oder wie Du heißt, Du gefällst mir auch nicht. Was ich zu wenig am Leib han, das hast Du zu viel."

Denn der Prälat trug einen Talar aus Seiden und Schuhe mit Silberschnallen und über der Brust eine Kette und ein Kreuz aus schwerem Golde. Der hochwürdige Herr lachte zum Ausspruch seines Bruders, tätschelte ihm mit zwei Fingern die abgebrannte Wange und sprach:

„Na na, Du bist immer noch der Alte. Glaubst Du mir's, dass ich so arm bin, wie Du? Dieses Kleid siehe, das Deinen Augen Ärgernis gibt, es gehört nicht meiner Person, es gehört meiner Würde. Und das Stift gehört dem Orden. So viel erlaubt mir aber meine Armuth, dass ich Dich einlade, etliche Tage im Stifte zu bleiben und dass Du Dir gut sein lassest."

„Du sagst etliche Tage! Und ich wollte als Laienbruder eintreten, die Kirche ausfegen jeden Tag oder die Glocken läuten, oder wozu ihr mich eben verwenden möget, dass ich dem Herrgott ein wohlgefälliger Knecht sein darf."

„Thue diese paar Tage gerade einmal, was Dich freut, Bruder Gregor. Wie Du doch unserem Vater ähnlich siehst, Gott habe ihn selig!"

Und der Alte antwortete: „Wenn Du mägerer wärest, kunnt ich dasselbe auch von Dir sagen. Unser armer Vater, gelt! Wie sich der hat plagen müssen und sich die Bissen absparen, dass er Dich hat können in die Studie geben."

„Lass' es gut sein, Gregor, nach den ersten paar Jahren hat mich ja schon das Stift versorgt, sodass ich den Orden für meinen wahren Nährvater halten muss."

„Immer einmal wirst wohl doch noch eine heilige Messe lesen für unseren Vater?"

„Wir beten für alle", antwortete der Prälat.

Da deuchte es dem Gregor schier, dass im Stifte auf Blutsverwandtschaft wenig gegeben würde. Trotzdem genoss er die Gastfreundschaft, so gut es angieng. Zufrieden fand er sich nicht, es war ihm alles zu viel, zu gut, zu weltlich, was es da gab. Des Prälaten abgelegte Hosen und Stiefel, die er geschenkt bekommen, waren immer noch weit kostbarer und vornehmer als das schönste Ostersonntagsgewand, das er je auf der Niederalm getragen hatte. Desgleichen auch die Wäsche, in der so gar nichts von den härenen Hemden und stacheligen Gürteln zu spüren war, die nach seiner Heiligenlegende die Mönche gerne am Leibe gehabt.

Eine einzige Weltsorge hatte der alte Mann noch an sich, die ihn manchmal sehr beunruhigte. Als vor Jahren sein Weib gestorben, hatte

gelehnt. Sein einziger Bruder war Ordenspriester im Stift Hubertsbrunn. Seit der Gregl damals brieflich angesucht hatte, als Laienbruder in das Kloster eintreten zu dürfen und ihm vom Abte die Antwort zurückgekommen war, er möge nur hübsch bei seinem angestammten Beruf bleiben und die Arbeit auf Wiese und Feld zur Ehre Gottes verrichten, das wäre für ihn gescheiter als das Kloster — seit dieser wunderlichen, ganz unpriesterlichen Antwort wollte er mit Hubertsbrunn nichts zu thun haben. Seither war's aber in diesem Stifte anders geworden. Und schon wie anders! Der alte Abt war gestorben, und Gregors Bruder, der Pater Dominikus, war zum Prälaten gewählt worden.

Ob man in der Gegend der Niederalm umherbettelt, wo es doch immer nur in der Runde geht, oder einen mehr geraden Weg nimmt, den Häusern der Straße entlang — für die alten Beine bleibt das gleich. Weiter kommt man aber auf letztere Art. Und kommt wohl gar bis Hubertsbrunn. Ob die Herren dort die Klostersuppe einem wildfremden Menschen vorsetzen, oder dem alten Bruder des Prälaten, das wird für Kloster und Suppe auch gleich sein. Ihm, dem Gregl, wäre doch damit gedient, dass er endlich in den Mauern des Gebets, der Betrachtungen und der guten Werke für seine letzten Lebenstage könnte Unterschlupf finden.

Also hat der Halter-Gregl seinen Sack genommen und seinen Stecken, und ist barhäuptig, wie er stets gewesen, straßab und thalaus gegangen, bis er am dritten Tage im weiten fruchtprangenden Thalkessel auf einer Anhöhe stolz und herrlich das Gebäude ragen sah. Es war nicht wie ein Schloss, es war wie sieben Schlösser neben und übereinander, mitten aufragend zwei Thürme, eine Kuppel und die Schindeldächer schimmerten wie Silber. Um die Anhöhe schlang sich in Halbrund ein breiter, glitzernder Fluss, kleine Ortschaften und große Gärten einfriedend, die sich hinten in Laubwäldern verloren. Der Gregl saß am Wegrand und wollte von der einen langen Front die Fenster zählen. Bis achtzig oder neunzig kam er hinauf, dann vergiengen ihm die Augen.

Und das war Stift Hubertsbrunn.

Der Erzähler ist in Klostersitten nicht bewandert, er muss sich auf die Berichte verlassen, die ihm zugekommen; die Geschichte ist aber des Erzählens wert.

Am nächsten Tage wusste der Hirtenbauer Gregor schon, wie es da zugieng. Aber es gefiel ihm nicht. Über die Aufnahme war so weit keine Klage gewesen. Der hochwürdige Bruder, Seine Gnaden ward er genannt, hatte ihn an beiden Händen gehalten, ihn besorgt angeblickt und gesagt: „Bruder Gregor, Du gefällst mir gar nicht. Hast Du denn kein besseres Gewand?“

Dann suchte er weiter unter den Mönchen des Stiftes. Einen würde er doch finden, mit dem sich auch was Erbauliches reden ließe. Freundlich waren ja alle mit ihm, doch wenn er das Rosenkranzbeten erwähnte, sprachen sie vom Kugelschieben; wenn er der Wallfahrten gedachte, kamen sie auf Scheibenschießen und Fischfang, und wenn er über die Nothwendigkeit des Bußwirkens sprach, meinten sie, das wäre brav von ihm, nur solle der Mensch die lieben Gottesgaben auch nicht verschmähen, und machten sich mit Behagen an den Krug. Freilich sah er, dass sie zu gewissen Tageszeiten auch beteten und Psalmen sangen, daß sie die Fasttage strenge einhielten, dass sie Almosen gaben. Ja es war sogar ein Pater bestellt, der that gar nichts anderes, als für die Armen zu sorgen, wie sie da dreimal in der Woche am Vormittag in der rückwärtigen Halle zusammen kamen. Da wollte auch der Gregor einmal sein Lederbeutelchen loslösen und dessen Inhalt den Armen auf die Hand schütten. Doch fiel ihm ein, so viel würde sie verderben, sie sind nur Kupferstücke gewohnt. Behielt seine Goldenen am Busen, war bekümmert sie zu besitzen und war bekümmert sie zu verlieren.

Eines Tages gegen die Vesperzeit geschah es, dass der Gregor einen Mönch wandeln sah entlang den Kreuzgang und hinabsteigen eine dunkle Treppe in unterirdische Räume. Da war am Ende so etwas wie Katakomben, in denen die ersten Christen ihre Zusammenkünfte und Gottesdienste gehalten hatten, nachdem sie überirdisch ein scheinbar ganz weltliches Leben geführt hatten. Gregor schlich dem Mönche nach und kam natürlich in die Weinkeller. Der Mönch lud ihn ein, sich mit einem Krüglein das Herz zu stärken, was denn auch geschehen ist, so gründlich, dass der alte Hirte in den feuchten Dämmerungen herzhaft anhub zu jodeln, wie er es in früheren Zeiten auf der Niederalm gethan hatte. Am nächsten Tage hatte er wieder Durst, und zwar nach Wasser. Er stellte sich im Garten zu dem rieselnden Brunnen und schaute ihm zu. Er lechzte nach Wasser, sah es immer an, trank aber nicht, und das war seine Buße für gestern. Dann geschah es, dass er glaubte, endlich auf dem Wege nach dem Rechten zu sein. Er hörte von dem großen Büchersaale und wollte nun auch einmal all die frommen Gebet- und Erbauungsbücher sehen, in denen die ehrwürdigen Brüder den gottseligen Geist aufbewahrt hätten. Er hatte nicht gedacht, dass es auf der Welt so viele Bücher gebe; der große Saal war über und über mit Büchern gefüttert, man sah nicht eine handbreite Wand. Ein paar fremde Herren waren da, denen der Mönch immer wieder Bücher und Schriften hervorholte und auf den Tisch legte. Gebetbuch war keins dabei, fast lauter weltliche Sachen, und — wie es dem Gregor vorkam — sogar heidnische darunter. Einige vorhandene Bildwerke, die so herumlagen, zeigten geradezu entsetzliche Sachen in den offenen

sie auf dem Todtenbette ihm ein Lederbeutelchen um den Hals gehangen mit der Bitte, dass er es auf dem bloßen Leib trage und nur in höchster Noth davon Gebrauch machen solle. Der Gregor versprach das, weil er der Meinung war, es sei ein Amulet darin. Erst später kam er darauf, dass im Lederbeutelchen fünf Ducaten enthalten waren, die das gute Weib dem unpraktischen Mann als Nothpfennig hinterlassen hatte. Dieses Geld nun brannte ihn, erstens aus Besorgnis, dass es sündhaft sein könne, nebst dem beinernen Kreuzlein, das er an der Brust trug, auch Geld dort verborgen zu halten, und zweitens aus Angst, er könne die Ducaten — verlieren. Oft war er daran, diesen Mammon, der ihm so manche Unruhe machte, von sich zu werfen, aber es war ihm leid drum. Und das beunruhigte ihn noch mehr, weil es das Zeichen eines geldgierigen Herzens wäre.

Nicht ungern ging Gregor mit dem Pater Isidor, dem die Landwirtschaft anlag, über die Felder. Da standen an Wegen und Rainen Kreuzsäulen und Heiligenstatuen, vor denen der Gregor zwar nicht den Hut zog, weil er eben keinen auf seinem weißhaarigen Kopf hatte, wohl aber niederkniete, um ein paar Vaterunser zu beten. Pater Isidor achtete nicht darauf, sondern besah sich die herbstlichen Ackerfurchen, ob sie tief genug wären und Erdschmalz hätten, und wenn der Gregor ein Gespräch über die Himmelskönigin Maria anheben wollte, wies der Pater ihm froh gestimmt die weiten Kohlgärten und Rübenfelder. Der Gregor ärgerte sich darüber, hielt sich aber vor: Du hast kein Recht, es ihm zu verübeln, so lange Du selbst noch am Gelde hängest.

Ein anderesmal zog er mit dem Pater Hubert aus, der die Flinte auf der Achsel trug, auf dem Kopf den Federhut und der die Forst- und Jagdangelegenheiten zu besorgen hatte. Als sie ins finstere Gebirge kamen, wo im tiefen Grund ein schwarzer See lag und schauerliche Schroffen in den hellen Himmel emporstanden, legte der Gregor seine Hände zusammen und sagte die Worte: „Wenn man's betrachtet! Die Allmacht Gottes!"

„Pst!" machte der Pater. „Sie müssen still sein. Dort im Lärchschachen — sehen Sie? Zwei Rehe! Ein altes und ein junges! Und ein — Gott verdamm' mich, hätte ich bald gesagt, wenn das kein Bock ist, dort hinter dem Fichtenbusch. Ah, sapperment!" Er riss die Flinte von der Schulter, durfte aber nicht schießen.

„Sie müssen dableiben bis zur Jagd!" sagte er zum Alten, „da sollen Sie einmal sehen, wie es purzelt! Da gehts lustig her!"

„Thun Ihnen die armen Thiere denn nicht erbarmen."

„Gott hat alle Creatur erschaffen zur Freude und zum Nutzen des Menschen."

Dachte sich der Gregor: An Gott denkt er halt doch. —

Darauf im Refectorium, als Seine Gnaden schon bei Tische saß, kniete der Gregor nieder und wollte dem hochwürdigen Bruder die Schuhe küssen. Der Prälat lachte ihn derb aus und sagte: „Vorhin haben wir Gott gelobt im Gebete und jetzt wollen wir ihn loben in seinen Gaben. Thue das Deine, Gregor!“ Was nun alles erschien, das musste der beisitzende Mönch dem alten Hirten erklären: Einmal das Gläschen „Sherry“, das schließt Magen und Herz auf. Dann die Krebssuppe, die weckt den Appetit auf. Dann der Hummer, der frisst Sorg' und Kummer. Dann beim Fleisch vom Rind das Essen eigentlich beginnt. Dann auf Schweinskopf und gebrat'ne Enten muss man auch noch Andacht verwenden. Von den Eier- und Mandelkuchen lassen wir uns auch gerne versuchen. Käse, Obst und Kaffee thut keinem Christenmenschen weh. Und Bier und Wein nach Belieben soll keiner auf morgen verschieben. Endlich und schließlich ist ein feiner Rauchstengel alleweil der beste Friedensengel. — So lebhaft der Mönch seine Tafelsprüche belachte, so wenig zeigte der alte Hirte dafür Verständnis. Der hielt sich mehr an das Gemüse, obschon dieses gar nicht besungen wurde. Vom Glase hielt er — Erfahrungen beherzigend — sich fern. Nur als der Prälat ein feierliches Prosit ausbrachte auf das Kirchweihfest, das heute begangen wurde, trank auch der Gregor in Ehrerbietung seinen Becher aus. Die Festheiterkeit war in Tafellustigkeit übergegangen; der Bruder Isidor stand auf, klopfte ans Glas, erhob es, hielt eine frohe Rede von seinen Krautköpfen und Kartoffeln. Der Bruder Hubertus feierte mit vielem Humor die Rehböcke und Hirsche, die sich demnächst das Vergnügen machen würden, bei Seiner Gnaden Tafel die Aufwartung zu machen. Der Bruder Kellermeister erinnerte bei seiner Ansprache sogar an Luthers Wein, Weib und Gesang, bedauernd, dass die Klosterbuße nicht vollständig sei, weil von den zwei W leider eins fehle.

Das helle Gelächter, das diese witzige Rede entfesselte, wurde unterbrochen. Am unteren Ende der Tafel war der alte Hirtenbauer aufgestanden und hatte, wie es die Redner vor ihm gethan, mit dem Messer an sein Glas geschlagen.

„Hört, hört! der Gregor!“

„Ja freilich“, sagte dieser in gemüthlicher Art, „der alte Gregor will auch was sagen.“ Dann lugte er ein Weilchen vor sich hin und dann begann er halb grollend und halb schmunzelnd mit einigem Stottern anfangs, dann immer geläufiger also zu sprechen: „Der alte Halter von der Alm hat zwar das Predigen nicht gelernt, will Euch aber doch eine Predigt halten. Nehmt Ihrs für Spaß, ist's mir recht, nehmt Ihrs für Ernst, ist's mir noch lieber. Ich will nur sagen: Was die hochwürdige Geistlichkeit auf dem Stift Hubertsbrunn für ein Leben

Tag hinein. Weil dem Alten unheimlich ward, so gieng er hinaus. In einer Wegcapelle, wo das Volk vorüberzog, war die heilige Jungfrau, darunter die Darstellung der armen Seelen im Fegefeuer. Hier kniete der Gregor nieder und murmelte seine altgewohnten Gebete. Er betete um Bekehrung der Heiden; plötzlich kam ihm das an sich selber ganz abscheulich pharisäerhaft vor und er betete demüthig um Demuth. Das erleichterte seine Bange.

Am unbegreiflichsten war es schon im Speisesaal. Der Bruder des Prälaten sollte auch an der Tafel sitzen, wenn zwar weiter unten; allein die silbernen Schüsseln und die feinen Becher kamen auch zu ihm. Es wird halt heut ein Festtag sein, dachte er und ließ sichs nicht schlecht schmecken. Sein Beisitzer hatte ihm gesagt, dass auch Christus der Herr gerne Lammbraten gegessen und Wein getrunken habe. — Die Unterhaltung der Klosterbrüder war sehr heiter, sie machten allerhand Spaß und erzählten manches Geschichtchen, bei dem sich sogar der Prälat vor Lachen den Bauch hielt. Der Alte von der Niederalm schüttelte darüber solange den Kopf, bis er den Schwindel bekam und hinausgeführt werden musste. Er wollte es nicht wahrhaben, woher eigentlich der Schwindel stammte.

Gerne saß er im kühlen und stillen Münster. Die Kirche war sehr groß und herrlich anzuschauen — aber zumeist ganz leer. Er saß in einem der schöngeschnitzten Chorstühle und betete stundenlang den Rosenkranz ab und konnte es nicht verstehen, dass die Mönche lieber weltlichen Freuden nachgiengen, als hier im lieben Frieden zu sitzen und sich mit Gott zu unterhalten. Hatte er sich endlich müde gebetet, so nahm er den Besen oder den Fächel und fegte die schönen Steinbodentafeln, und staubte die Stühle ab, die Heiligenstatuen aus weißem Marmelstein, und scharrtedas von den Kerzen abgetropfte Wachs zusammen und bat seinen Gott, er möge sich den armseligen Dienst gnädig gefallen lassen. In solchen Stunden war er am glücklichsten.

Da kam der Sonntag. Alles Volk strömte bei dem Geläute der Klosterglocken zusammen und füllte die weiten Kirchenräume. Die Mönche, ihrer dreizehn waren, kamen in kirchlichen Gewändern, der Prälat, eine wahre Würdegestalt, im Ornat von lauter Seide und Gold. An allen Kronleuchtern brannten die Kerzen, aus silbernen Rauchfässern qualmten die Schleier des Weihrauchs am Hochaltare empor bis zu den dunklen Spitzbogengewölben. Wie ein jubelnder Sturm, so brauste die Orgel, und der Gesang der Chorknaben klang wie das lieblichste Glockengeläute. Und als im Hochamte das Sanctus kam, da erhob der Prälat seine Stimme und sang hell und feierlich das hehre Lied zum Allmächtigen. — Der Gregor war außer sich vor Entzücken. Jetzt erst gieng's ihm auf, was das heißt: Klosterleben, Priesterleben!

unsern Freund Gregor — wir Ordenspriester im Stifte Hubertsbrunn predigen nicht Ascese, sondern Freude in Gott. Wem sie gegeben wird, der soll sie nehmen. Sie haben selbst gesagt, lieber Gregor, dass es in der Welt draußen viel Jammer und Elend gibt. Ist es ein Wunder, wenn mancher ins Kloster flüchtet, wo man im Vereine mit Gleichgesinnten seiner Seele lebt? Wir persönlich besitzen keine weltlichen Güter, aber wir verwalten mit Fleiß und Gewissenhaftigkeit die Güter des Ordens, die gestiftet worden sind, damit die Brüder im heiteren Frieden des Herrn leben können, wie heute, so auch in Zukunft. Ebenso verwalten wir viele Wissenschaften, die durch Klöster aus alten Zeiten der Zukunft übermittelt werden. Wir pflegen die Künste und schmücken damit unser Gotteshaus, unsern Gottesdienst, erhöhen damit unsere Freude am Göttlichen, unsere Liebe zu Gott. So sind wir fern dem Unfrieden der Welt, sind eingefriedet in Bereich, wo Lebensfreude und Gottseligkeit eins geworden sind. Das findet man nur im Kloster so, und nirgends anders. Und ich sehe die Zeit, wo viele, des rohen Streites und der grenzenlosen Ungerechtigkeit da draußen übersatt geworden, die Klostermauern suchen werden. Vielleicht wird man ihrem Klosterleben einen andern Namen geben, in der That wird es dasselbe sein, denn das Bedürfnis vieler Menschen nach Weltabgeschiedenheit und Frieden, nach harmlosem Lebensgenuss und nach Gottesfroheit wird nicht aussterben. Wenn sie, die weltlichen Leute da draußen, die Freiheit, die persönliche Freiheit so hoch halten, so wird man doch wenn man will, auch in das Kloster gehen und ein ruhiges beschauliches Leben führen dürfen. Unser Herrgott verlangt ja nicht, dass jeder in den Streitigkeiten und im Unrechtthun mithalten soll; der Herrgott will nicht, dass der Mensch sich um Geld und Gut, um Lust und Ehre zu Tode hetze, er will auch nicht, dass einer Noth leidet, hungert, von anderen zertreten wird und zugrunde geht, wie ein Wanderer bei den wilden Thieren in der Wüste. Denket doch an die übelriechenden Städte mit ihrem thörichten Jagen; denket an die großen Fabriken, überfüllt mit Unzufriedenen und Missgünstigen; denket an das kümmerliche, halbverthierte Leben in den Bauerndörfern — und betrachtet Euch diese friedensvolle Stätte Hubertsbrunn, von lachenden Thälern und grünen Bergen umgeben, und wie wir hier leben in trauter Gemeinschaft mit allen großen Geistern der Erde und der Himmel. So zu leben ist Gotteswille, und dass wir den Himmel schon auf Erden anfangen sollen, das will unser treuer Gott.

Eigentlich gerade das, was die draußen auch angeblich wollen. Also warum gönnen sie uns nicht den Klosterfrieden? Und auch unser Freund Gregor hat Unrecht, wenn er meint, der Christenmensch sei auf der Welt zur Selbstqual, anstatt zum Glücklichsein. Er soll das eine

führt, das ist ein recht lustiges Leben, ist aber wenig Christenthum dabei. Mit Verlaub, Ihr seid viel zu weltliche Herren! Wie wollt Ihr denn in den Himmel kommen, wenn Ihr ohnehin schon drinnen seid? 's Hineinkommen ist nicht mehr möglich, aber 's Hinauskommen ist möglich. Alltag leset Ihr Zeitung, wie viel Jammer und Elend es gibt auf der Welt, und ihr lebt in Freud, als ob Euch allmiteinand nichts thät' angehen. Und nachher — auweh, mich deucht, Ihr seid mir schon bös'. Alsdann will ich gleich aufhören. Amen."

Die Wirkung dieses Sermons war fürs Erste überlautes Gelächter. Doch soll es im Augenblicke einem der Festgenossen eingefallen sein: Bei diesen zwei Brüdern müsse es eine Verwechslung gegeben haben. Pater geworden sei der Unrechte! — Der Prälat, ob der rechte oder unrechte, hatte ein noch rötheres Gesicht bekommen, als es sonst bei Tafelfreuden der Fall war. Er trommelte mit den Fingern, an deren einem der große Ring funkelte, auf den Tisch, die andere Hand spielte mit dem goldenen Kreuz, das ihm über der Brust hieng. Dann schüttelte er ein parmal den Kopf. In dieser Beklemmnis erhob sich der Pater Franziskus, der Bibliotheksverwalter war, gab das Zeichen, dass er sprechen wolle und begann in wohlgesetzten Worten — er war ja zugleich auch der Stiftsprediger — zu sprechen, wie folgt:

„Theure, ehrwürdige Patres und Fratres! Wir haben eben ein Beispiel erlebt, wie über einen der Geist kam, bei dem wir es nicht vermeint hätten. Vielleicht hat sich Gott der Stimme dieses einfachen Mannes deshalb bedient, um uns Ordenspriestern wieder einmal zu Gehör zu führen, wie die Welt über uns denkt. Wenn da draußen Leute wären, so möchte ich ein wenig zum Fenster hinaussprechen. Die draußen haben nämlich jetzt das Christenthum entdeckt. Sie sagen, es sei eine Religion für die Welt, Christus selbst habe die Lebensfreuden geliebt, nur müsse man in Vertrauen und Liebe das Reich Gottes im Herzen haben. So sagen sie, ob sie das letzte thun weiß ich nicht. Wenn ja, so bin ich damit einverstanden. Nun höret: Wenn wir Priester so leben, wie sie sagen, dass man solle, nämlich in der weltsinnlichen Gottfreudigkeit, dann heißt es gleich, es wäre unchristlich und wir sollten in Armuth und Entsagung leben. Wenn wir's aber wirklich thun, wie ja gar viele Welt- und Ordenspriester in Armuth und Entsagung leben müssen, hei, da nennen sie uns Mucker, Heuchler und Asceten. Kurz, wir können machen was wir wollen, so ist es denen nicht recht. Anders ist es mit unserem lieben Gregor. Das ist die ehrliche Haut, die bloß zurückruft, was wir hingerufen haben. Wir, das heißt, viele von uns. Diese haben Ascese gepredigt, so verlangt der Mann, dass die Priester selbst das halten, was sie anderen predigen. Das ist ganz in Ordnung. Wir aber — und nun wende ich mich an

blieben und in derselben waren die Mönche versammelt, klagend, weinend, fröstelnd und schaudernd. Etliche brüteten stumpf vor sich hin. Andere verbanden mit feuchten Lappen ihre Brandwunden, wobei ihnen der alte Gregor beistand. Einer war da, der Pater Hubertus, der schüttelte fortwährend den Kopf. Er hatte sonst manchmal an die Stunde des Unglücks, an Todesnoth gedacht, aber so hatte er sich's nicht gedacht, dass man dabei ganz an alle Gottheit vergessen könne! Man rief wohl im Schreck die Namen Jesus, Maria und Josef, ohne auch nur flüchtig an die Himmlischen zu denken. Nicht einmal die Todesangst war eine christliche. Der stumpfe Instinct des Thieres allein waltet, jagt dich, rettet dich. Und da fiel es ihm ein: Mensch, in solchen Stunden bist du just so gottlos und hilflos wie das arme Thier des Waldes, das du so oft verfolgt hast! — Die Steinplatten der Kirche waren kalt und die Mönche hatten keine Decken, keine Kleider. Es kam der Hunger und sie hatten nichts zu essen. Ein Einziger war gefasst. Auch dem Gregor war sein Bündel verbrannt, doch er fror nicht so sehr in seinem schlechten Nachtgewand, als die anderen, ihm that der Hunger nicht so weh, ihn schüttelte die Verzweiflung nicht so arg, denn er hatte ja eigentlich nicht viel verloren. Er hatte nicht verloren die großen Vorrathskammern, nicht verloren das heimliche Stübchen mit dem vergoldeten Marienbildnisse, nicht die fürstlichen Säle mit den Kunstwerken, nicht die Schriften der Weisen und der Dichter aller Zeiten. Da wollte er sagen zu den händeringenden Vätern und Brüdern: „Ihr habt ja doch wohl auch nichts verloren, denn ihr habt ja nichts besessen!" Aber er sagte es nicht, der Spott schien ihm zu herzlos. Umso eifriger wusch er die Brandwunden, deckte er die Fiebernden mit Stroh, machte Botengänge in die nächsten Ortschaften und that, was er konnte. Sein Bruder, der Prälat, der auch nichts anderes hatte, als ein blaues Unterkleid, um sich zu schützen, der klopfte ihm einmal halb weinend auf die Achsel: „Bruder, jetzt bist Du reicher und stärker als wir. Du bist das gewohnt, wir sind es nicht gewohnt. Und da wir's verloren und da wir jetzt nichts haben, deucht mich doch, es wäre unser Eigenthum gewesen."

„Deucht Dich, Bruder?" antwortete der alte Gregor. „Mich deucht auch. Aber wenn Euer Christenthum das richtige ist, so müsst Ihr auch in schlechten Zeiten feststehen."

„Das werden wir auch, mein guter Gregor. Nur weh thut's, wenn's so plötzlich trifft. Das große Kreuz wird uns heilsam sein, wir wollen beten und uns kasteien."

Bald merkte es der alte Hirtenbauer, wie das gemeint war mit dem Beten und Kasteien. Wie Ameisen am zerstörten Haufen, so begannen die Mönche zu arbeiten, jeder in seiner Art. Was der Brand übrig gelassen, sie rafften es zusammen und bargen es; mehr war's,

sein lassen und das andere bei uns versuchen. Fröhlich leben und selig sterben, das muss dem Teufel die Freud' verderben. Amen."

In fröhlichem Tone hatte der Pater also gesprochen, dann war er zum alten Hirtenbauer hingetreten, hatte ihm die Hand gekneipt, und der möchte die wohlgemeinten Worte nicht übel nehmen.

„Hau", sagte der Gregor, „so schön kann ich freilich nicht. Da muss ich schon still sein. 's wird eh wahr sein, was Sie gesagt haben. Für's Gutleben laßt sich der Mensch gerne überzeugen, ich bin ganz bekehrt. Jetzt bleib' ich im Kloster, bitt' schön, kleiden's mich ein. Und weil ich schon der Ältere bin, komm' ich vielleicht bei der nächsten Prälatenwahl dran. Will gleich anheben und Lateinisch lernen, hi, hi."

So war alles wieder ins Gemüthliche übergegangen und als sie dann zur Vesper in die Kirche zogen, fand sich der Alte schon drein und während der Litanei dachte er, es wäre gescheiter gewesen, das Hirtenhaus auf der Niederalm dem Stifte Hubertsbrunn zu vermachen als dem groben Schwiegersohn, der sich mit seiner unfreiwilligen Elendigkeit doch nicht den Himmel, nur die Hölle kauft.

Von diesem Tage an gefiel es ihm im Stifte besser und er fand, dass eine solche Vereinigung irdischer Freuden und himmlischer Beseligung eigentlich recht annehmbar wäre. Beten und Bußwirken könne ja auch jeder noch ein übriges. Der Klostergehorsam, nächtlicher Weile doch manchmal aus dem warmen Bette aufzustehen zur Gebetstunde, hatte für ihn einen besonderen Reiz. Leider wurde er nicht geweckt, weil er ja nicht zum Orden gehörte, sondern nur Gast war. Dafür kniete er, wieder bange geworden, sonst lange Stunden auf dem kalten Kirchenpflaster und bat Gott in flehenden Gebeten um den rechten Weg in den Himmel. Sei der Weg dornig oder blumig, nur gottgefällig sein, das war sein einziges Verlangen.

Da kam jene Nacht mit dem glühenden Athem Gottes. In einer Scheune war Feuer ausgebrochen und ein rasender Novembersturm hatte die brennenden Latten auf die Schindeldächer des Stiftsgebäudes gepeitscht. Die Flammen lohten nicht aufwärts, sondern gruben sich, vom Sturm geschärft, mit tausend Zungen pfeifend ins Gebäude ein, so dass nach kaum einer halben Stunde alle Fenster des weitläufigen Stiftes in weißem Lichte standen. Die Mönche huschten, nicht in ihrem priesterlichen Gewande, nur mit gekrümmten, schlecht verhüllten Körpern stumm oder angstvoll stöhnend durch die rauchigen, qualmenden Gänge, durch die Höfe, ins Freie; sie dachten nicht an die Güter, die verbrannten, sie dachten nicht an Gott — ihr Einziges und Alles war die Rettung des nackten Lebens. Am nächsten Morgen war die Stätte ausgebrannt und aus hundert kahlen, dachlosen Mauern und geschwärzten Löchern stieg träger Rauch auf. Die Kirche allein war verschont ge-

einmal der dreizehnte war gestorben. Einer von ihnen gestand, seit dem Unglücke fühle er sich ein wenig besser und stärker, er habe gelernt, etwas zu ertragen. Man stimmte ihm bei. Nur den Prälaten hatten die Sorgen der Wiedererrichtung alt und kränklich gemacht. Er erklärte, seine Würde und Bürde ablegen zu wollen. Alles war unschlüssig, rathlos darüber und mancher der Brüder verwahrte sich schon vorwegs gegen die Möglichkeit, Abt zu werden. Jeder wollte der Unwürdigste sein, vielleicht heimlich erwägend, dass gerade der erhöht werde, der sich selbst erniedrige. Bei der Wahleinleitung für seinen Nachfolger erzählte der Prälat die Geschichte von der Taube. Einmal bei einer Papstwahl zu Rom — bei welcher, das wusste er nicht genau — hätten die Cardinäle sich nicht einigen können. Da sei zum Fenster eine weiße Taube hereingeflogen, sei dreimal über den Köpfen der Versammelten herumgeflogen und habe sich dann auf das Haupt des Letzten und Geringsten gesetzt, des Thürhüters an der Pforte. Der sei auf diesen Wink Gottes zum Papste gewählt worden. „Und meine hochwürdigen Brüder“, so schloss der Prälat, „wenn heute auf dem Stifte Hubertusbrunn der heilige Geist in Gestalt einer Taube käme, um uns die Wahl des Oberen anzudeuten, auf wessen Haupt würde er sich setzen?“

Die Brüder neigten sich zu den Nachbarn und einer flüsterte dem andern zu: „Vielleicht gar auf das Haupt Gregors?“ Dann riefen sie laut und einstimmig: „Auf das Haupt Gregors!“

Der Christinus-Rudi.

Eine Geschichte in der Wiener Mundart von **Gust. Andr. Ressel.**

Alsdann, wier soll m'r denn sag'n? Na, a recht a „Heamberl“ is er halt g'west, der Christinus-Rudi. Was des is, a Heamberl? Aber, meine Herr'n! Halt a Mensch, der was si zu all'n soviel ung'schickt stellt, aus lauter Angst, dass ihm am End' a Malör g'scheg'n könnt. Na, und was 's Malör g'scheg'n betrifft, des is wahr, da hat si unser Rudi net beklag'n därf'n. Wann er nur zun Beispiel mit an Glasl über's Zimmer ganger is, hab'n ihm schon die Händ zun zittern ang'fangt, dass 's Wasser rechts und links 'raus gschwaberzt is, bis er's schließli, die Frau Muatter hat gar net g'schwind gnua hinspringer könner, alser ganzer über'n frisch g'wichst'n Bod'n ausg'schütt't hat. Und erst auf der Tramway! Ob er vorn oder hint' oder im Wag'n drin g'stand'n is, sicher san ihm die Leut' von rechts und von links auf die Füaß tret'n und dabei hab'n s'n no, weil er immer soviel a freundlich's G'sicht g'macht hat, so g'wiß wild ang'schaut, als wann

als man erwartet. Bauleute wurden herbeigezogen, anfangs für den Nothbau, später für die Wiederaufrichtung des Stiftes, das allmählich aus seiner Asche herrlicher erstand. Wie Wunderbrunnen, so flossen die Hilfsquellen von allen Seiten, besonders von dem in der Welt weit verzweigten Orden. Der unermüdlichste und froheste aller Arbeiter war der alte Gregor. Jetzt konnte er nach Herzenswunsch „bußwirken“, nämlich Hand anlegen zum Wiederaufbaue des Reiches Gottes. Nicht wie einst handelte es sich um eine melkende Kuh oder um einen fetten Ochsen, es handelte sich um eine Friedensstatt auf Erden. Brauchen ließ er sich überall, beim Steinegraben, beim Ziegeltragen, beim Karrnen und Zimmern und bei viel schlechteren Verrichtungen. Als sich niemand finden wollte, der auf den Dachgiebel das dreifache Kreuz trüge, gab er sich dazu her. Er sei in der Jugend auf allen hohen Bäumen der Niederalm umhergeklettert; fehle ihm jetzt gleichwohl die Eichhörnchengelenkigkeit, so werde doch der Schutzengel seine Schuldigkeit thun. An Nahrung und Verpflegung war er ganz anspruchslos. Lohn nahm er überhaupt keinen, sondern sagte, bei den Bauern sei der Brauch, dass die Kinder des Hauses umsonst arbeiteten.

Der Prälat war schon lange wieder wohlgemuth geworden, und so sagte er nun lachend einmal zu seinem Bruder: „Aber Gregor, wenn Du immer so fleißig gewesen wärest, so müsstest Du ein reicher Mann sein!“

„Reich! Reich!“ antwortete der Alte. „Und das Feuer macht mich in einer einzigen Nacht zum unglücklichsten Menschen. Nein, für mich will und mag ich nichts. Aber dem Herrgott zulieb arbeiten, ja, das ist was anderes. Wenn auch nichts dabei herauskommt, es ist doch ein Segen. Wie Du gesagt hast, Gnaden Herr Prälat, es ist ein Beten und Bußwirken.“

Freilich hatte der Gregor ein heimliches Glück im Herzen, von dem er niemandem was sagte. Er war seines nagenden Kummers losgeworden. Das Ledersäckchen war ihm beim Brande abhanden gekommen, die fünf Ducaten verbrannt. Jetzt brauchte er sich nicht mehr zu fürchten, sie könnten seiner Seele schaden, sich nicht zu ängstigen, er könnte sie verlieren. Sie *hatten* seiner Seele geschadet, nun erst merkte er es recht. Nun war er frei. Alle Existenzsorgen hatte ihm ja der hochwürdigste Bruder abgenommen: „Du gehörst unserem Orden, Bruder Gregor, und dass Du nicht Latein kannst, wäre gerade kein Grund, Dir die priesterliche Weihe vorzuenthalten.“

„Ich dank' dafür“, antwortete der Alte. „Bin einer Last glücklich los, will keine andere mehr haben. Wenn mir Gott zur Armut noch die Demuth schenkt, dann bin ich aus dem Gröbsten heraußen.“

Nach fünf Jahren stand das neue Stiftsgebäude fertig und in hohem Glanze da. Jeder der dreizehn Mönche hatte es erlebt, nicht

a Nachtquartier find'n wird, hat er do dort und da um an guat'n Rath 'rum g'fragt, natürli, nur unter vier Aug'n, und dass die G'wiss'n nix erfahr'n davon, und des is schon wieder sein Verhängnis g'west. Aus der dritt'n, viert'n Hand her, weil ja alles geg'n ihn in Bandl g'wes'n is, hat in net amal aner Stund schon 's halberte Comtoa g'wusst, was los is, und der Herr Hofmeier, der Saldacontist, a no a jüngerer Mann, mit an G'sicht wier die guate Stund', aber a paar Aug'n wier a Fuchs, hat ihm endli ganz hamli a Haus zun über-nacht'n ang'rath'n. Net ganz ob'n mehr am Berg, schon links 'nunter von der Kirch'n, an Kramer g'hört's, klan is's, aber recht nett, und aufg'hob'n wird er dort sein, wier in Paradies, da kann er si ver-lass'n, na, er wird nur schau'n.

'n Rudi sein Frau Muatter hat si net schlecht g'wundert, wier er ihr g'sagt hat, was er desmal unternehmer will. Sie hat ihr weißes Häuberl amal her und amal hin g'schob'n, hat si aber nix z'sag'n traut. Na, na, wann 's ihm a Freud' macht, so soll er s' nur hab'n, sein' Freud, und herg'richt't hat s' ihm glei in sein Kofferl all's, als wann er für a Jahr am Nordpol gieng. Auf der Bahn is natürli sein Gwürxt schon wieder anganger. Z'erst is er a Ewigkeit net zu der Cassa hinkummer, weil er vor lauter Artigkeit an jed'n, der's nur a bissl g'nöthi g'macht hat, glei vorlass'n hat. Nacher is er von an Waggon zum andern g'schoss'n, um an recht an guat'n Platz z'krieg'n für so a weite Ras' und wier er endli an g'habt hat, is er wenigstens zehnmal wieder aufg'stand'n und hat überall 'rum g'fragt, z'erst die Passaschier und nacher die Conductör und zun Schluss 'n Stations-vorstand, ob er mit den Zug a richti nach Pöchlarn kummt, bis s' endli a'blas'n hab'n. So, jetzt hat er nimmer g'wußt, wo sein Waggon is, er hat nur g'schwind in erst'n best'n 'neinspringer müass'n. Aber sein Kofferl und sein Mantel, was er in andern Wag'n lieg'n lass'n hat, wier wird er denn des kriag'n? In Purkersdorf hat s' ihm endli a mitleidige Seel' auftrieb'n und der Rudi hat si gar net gnua bedank'n können. Dann hat er no 'n Fahrplan 'rausg'nummer. Bei jeder Station hat er auf die Tafeln 'nausg'schaut, dass er nur net am End' weiter fahrt. Rekawinkel, Neulengbach, St. Pölten, Prinzersdorf, Pöchlarn — endli is er ausg'stieg'n.

's is a wunderschöner Abend g'wes'n. Die Donau, sie is dort schon hübsch brat, is ganz bedächti hinzog'n, und d'Sunn am Himmel hat no amal so voller Pracht aufg'leucht't, dass oben d' Luft und unten 's Wasser wier in Gold 'glanzt und g'flimmert hat, und die Häuser am Ufer und der Wald auf'n Berg und über'n Wald die Kirchen, alles da g'stand'n is, als wann's grad erst in den Augenblick fungelnagelneuch war hing'stellt wor'n. Der Rudi hat die Aug'n weitmächti auf'griss'n,

ſ' ſag'n wollt'n, na, der könnt' ſi aber do a entſchuldig'n, daſs er ſeine Füaß da in Weg ſtellt und net z'haus laſſ'n hat.

'ſ is ſchad um den jung'n Menſch'n g'weſ'n. Er war ganz a nett's Bürſchl, a biſsl kleber, weil er gach in d' Höh' g'ſchoſſ'n is, aber a fein's G'ſichtl hat er g'habt, und dag'ſtand'n is er allerweil wier aus an Schachterl. Auf ſeine ſchön blond'n Haarln und a kurz's Backenbartl is er net weni ſtolz g'weſ'n. Wann er nur net gar ſo der Frau Muatter auf der Kittelfalt'n g'ſeſſ'n war'!

Seit'n vorig'n Jahr hat der Rudi a ſchon a Stell' in an Comtoa g'habt. Facturiſt is er g'weſ'n bei die Seiden-Wörl am Schottenfeld, an alt's Haus. D' Frau Muatter hat natürli zu alle Leut' g'ſagt, er is ſchon Buchhalter, damit ſ' wiſſ'n, daß ſ' was von den Burſch'n z'halt'n hab'n. Geheim bleibt ſo was net, und jetzt kann m'r ſi ſchon denk'n, wier'n ſeine Kamerad'n aufzog'n hab'n. Wo ſ' nur könner hab'n, hab'n ſ' ihm an Schabernack g'ſpielt und am meiſt'n g'martert hab'n ſ'n, daſs er halt gar ſo a paſſionierter Touriſt is, weil er nemli nier mehr als wier an Nachmittags-Ausflug gmacht hat. Denn in an Wirtshaus z'mittag eſſ'n, hat er net könner, er hat ſoviel an ſchwach'n Mag'n g'habt und 's Zehnte net vertrag'n, und ſchlaf'n, des hat er nur in ſein Bett woll'n. Na ja, wer hätt' ihm denn da draußt'n wo ſeine Pölſter ſo herg'richt't und ſein Schlafmützerl hing'legt und „Guate Nacht, ſchlaf' g'ſund, ſteh' g'ſund wieder auf!“ g'ſagt, wie er's z'haus von ſeiner Frau Muatter alle Tag g'wöhnt war, und die hat ja net mit könner, weil ſ' ſchon recht ſchlecht mit'n Gehwerk beinand g'weſ'n is.

Vor'n Maria-Himmelfahrtstag war's, da hab'n ſ'n Rudi grad wieder weg'n ſeiner Schneid, de'n no amol in an Unglück ſtürz'n wird, recht in der Arbeit g'habt. 's Bluat is ihm in's G'ſicht g'ſchoſſ'n, daſs ihm bis in die Haar' nauf haß wor'n is; an ſein Schnurrbart, den er no net g'habt hat, hat er zupft und zog'n; a gach's Buckerl, als wann er bein Kreuz a'brechert, hat er geg'n ſeine Kamerad'n hin g'macht, des hätt' haß'n ſoll'n, jetzt bitt i m'r aber a Ruah aus, und denkt hat er ſi, über den Tag fahrſt amal weg, aber ſchon am Abend vorher, ſunſt hat die ganze G'ſchicht' kan Wert, und wann's dein Leb'n koſtert. Und zwar, des is ihm glei durch'n Kopf g'ſchoſſ'n, nach — Maria-Taferl! So wo kummern ja a Menge Leut' hin, wann ihm alſo was am Weg g'ſchechert, war' g'wiß a Hilf von alle Seit'n da, und in Wald anpackt, des kann er dort erſt recht net wer'n, 's is ja a Wallfahrtsort, da halt'n ſi kane ſchlecht'n Menſch'n net auf, a, des hat er ſchon von ſeiner Frau Muatter g'wuſst. Nur von ſeine Herr'n Colleg'n därf kaner was erfahr'n davon, was er jetzt vor hat, denn de war'n zu all'n z'hab'n, nur zu nix Guat'n. Weil er aber glei drauf ſo a ſchreckliche Angſt kriagt hat, ob und wo er denn

z'haß is 's herin in Zimmer, hat er si denkt, sie hab'n halt do net g'lüftert. Und wier er sie wieder in aner Weil no immer ganz munter rum g'wälzt hat, is er endli aufg'stand'n. Machst des Fenster auf, hat er si denkt, is ja hochmächti der erste Stock, da könnt' so kan Mensch einsteig'n. A Zeit umband'lt hat er mit'n Vorhang, bis er'n hintri schiab'n hat könner, mit'n Reiber hat er a no sein Plag g'habt, 's is alles so streng ganger, endli aber hat er'n do aufbracht und 's Fenster müahseli 'nausdruckt. Da schreit aber a schon a grobe Stimm' draußt'n vor'n Fenster: „He, he, Se — was fallt denn Ihner ein, wer'n s' net a Ruah geb'n?“ und unser Rudi is mit z'gleiche Füaß an Schritt z'ruck-g'sprunger. Mäuserlstad is er g'wes'n und hat si vor lauter Schrecken net amal Athem z'hol'n traut. D' Zündhölz'ln hat er schon in der Hand g'habt, hat s' aber wieder wegg'legt. Wann er kan Liacht net macht, siecht der Kerl, der so rein g'schrier'n hat, wenigstens net, wo er is. Aber eigentli, warum denn? Des is ja do sein Zimmer, und geht kan Menschen was an, wann er sein Fenster aufmach'n will. Stad hin-g'schlich'n is er wieder, hat's Stangl packt und 's Fenster mit an gach'n Ruck mit aller G'walt 'nausg'stoss'n.

„Auweh! A, Kruzifix noamal, a, da muaß i ja mit mein Steck'n Modi mach'n!“ schreit der draußt'n no wilder.

Mit an Satz is der Rudi jetzt bei seine Zündhölz'ln g'wes'n. So g'schwind hat er no nier in sein Leb'n a Kerz'n anzund'n g'habt, aber draußt'n vor'n Fenster wird's a schon liacht und dort steht jetzt wier auf'n ebenen Bod'n a recht a Mordsmann mit an bluatroth'n G'sicht und a paar funkelnde zornige Aug'n und der Rudi siecht, was er ang'stellt hat. 's Fenster von sein Kammerl is net auf d'Gass'n, sondern ins andere Zimmer 'nein ganger — na, so a Bauwerk! — und vor den Fenster is a Bett g'stand'n, 's is nirgends sunst a rechter Platz dafür g'west, und mit'n Fenster hat er sein Nachbarn aus'n Bett 'naus g'stoss'n g'habt! Na, der hat net schlecht aufbegehrt! Über den Spektakel is endli der Kramer 'rauf kummer. Der Rudi is kasweis in an Winkel g'stand'n und hat am ganzen Körper zittert. Wier er aber g'seg'n hat, dass der Wilde drüb'n glei beim Fenster herein steig'n möcht, zun Glück is er z'dick g'wes'n, is er zu der Thür hing'sprunger, hat s' g'schwind auf-g'sperrt und aufg'riss'n und is 'n Hausherrn schnurstracks in d'Arm g'rennt.

„Aber, aber, meine Herr'n —“, hat der grad salbungsvoll als Beschwichtigungshofrath sag'n woll'n, da hat der andere drüb'n schon wieder zun schrei'n ang'fangt: „In erst'n Schlaf bin i schon g'leg'n und der z'niachte Mistbua macht so an guat'n G'spaß, daß i drei Woch'n de blau'n Fleck net weg bring' — na, i muaß übri!“

Wier a Pfitscherpfeil is der Rudi in sein G'wand 'neing'fahr'n, bevor no der andere nur ans Anziag'n denk'n hat könner, hat sein

der schöne Blick da 'nauf, der hat'n g'fall'n. Nacher is er no 'nüber über's Wasser g'fahr'n, uud durch'n Wald 'nauf auf'n Berg ganger. A, wunderguat is's g'wes'n, a jed's Halmerl aus'n Bod'n und a jed's Blatterl auf die Bam hat so frisch g'rochen, dass er gar net gnua Athem schöpf'n hat könner. Schön langsam is er bis zun Gipfel 'nauf g'stieg'n und jetzt is er drob'n bei die Häuser g'stand'n. Er hat's seinige, wohin ihm g'rath'n wor'n is, recht bald g'fund'n, hat an scharf'n Huaster g'macht, weg'n der Kuraschi, und is ganz keck 'nein ganger.

Ob er net a Zimmer hab'n könnt'?

Der Kramer, der Hausherr, hat sein g'stickt's Hauskapperl aufg'setzt, an klan Schnofler über sein weiß'n Schnurrbart hin g'macht und a Pris' g'nummer. Mit an Blick hat er alles g'wusst.

A wohl, trifft sie grad guat, ans is no frei, a klan's, aber soviel liab is's, er soll si's anschau'n. Wann ihm des net recht wär', wüßt' er halt net, was z'mach'n. 's san heut' die Großrußbacher und die Parschenbrunner mit der Procession einzog'n, a zwahundert Leut', und da is alles in ganz'n Ort b'setzt.

'n Rudi hat's glei an Riss geb'n, als wann'n aner durch'n ganzen Körper elektrisiert hätt', aber er hat nix merk'n lass'n und is nur g'schwind mit'n Hausherrn 'nauf ganger in erst'n Stock. Sehr schön is's g'wes'n, das Zimmerl, 's san nur a paar Möbeln drin g'stand'n, aber alles so rein und sauber. A blüaweiß's Bett, und sogar vor'n Fenster, a bissl schmal war's, is a g'stickter Vorhang zwisch'n zwa Stangerln g'spannt g'west, net a Falterl hätt' m'r dran find'n könner. Der Rudi war mit all'n z'fried'n. A wengerl dumpfi is's g'wes'n in Zimmer, aber er hat nix sag'n woll'n, damit er'n Hausherrn net am End' beleidigt. Sie wer'n's schon lüftern, hat er si denkt, und is wieder 'nunter, ins Wirtshaus 'nüber nachtmahl'n ganger. 's Ess'n war a famos, a Fleischerl wier von Butter, der Rudi is ord'ntli keck wor'n. A guats Cigarrl hat er si anzund'n, und wier der g'müathliche Herr mit die goldenen Aug'ngläser bei sein Tisch mit ihm zun red'n ang'fangt hat, hat er sogar auf an G'spass g'lacht und selber a ganz a guate Antwort geb'n. Nur die zwa Töchter von den Herr'n hat er si dabei net anz'schaun 'traut, er hat's g'spüart, dass er schon wieder in G'sicht roth wird, und g'merkt, wier ihm beim Red'n die Stimm' umg'schnappt is. So is 's Zeit zun Schlaf'ngeh'n wor'n, der Rudi hat si höfli empfohl'n und is ganger. 's Dienstmadl hat schon g'wart't auf ihm und hat ihm über d' Stiag'n 'nauf g'leucht, er hat sein Zimmer fest zuag'spirrt und zuag'rieg'lt und hat si ganz glückli ins Bett g'legt.

Aber Teufel no amal, a viertel und a halbe und a ganze Stund is er schon in Bett g'leg'n und allerweil hat er no net schlaf'n könner.

„O, i dank' vielmals, wier a Prinz", hat er g'sagt, „'s san lauter so freundliche Leut in den Haus, meiner Seel', i hab' gar net fort mög'n."

So, jetzt san die andern mit der langen Nasen dag'stand'n.

In Wirklichkeit aber is'n Rudi der Schrecken von den Himmelfahrtstag no wochenlang in alle Glieder g'steckt. 's erstemal in sein Leb'n, dass er was Großes hat unternehmer woll'n, und so hat des ausgeh'n müass'n! Und anstatt dass er si denkt hätt', was, an Angst möchst hab'n, weg'n so an Quark, jetzt gibst grad net nach, is ihm 's Herz erst recht in d' Hos'n g'fall'n. Ganz klanlaut is er wor'n und verschwor'n hat er si's, net an Tritt macht er mehr allan aus der Stadt 'naus, net amal in an Wag'n steigt er ein, und sogar in der Stadt auf der Gass'n allerweil schön mitt'n am Trottoa wird er geh'n, nur dass ihm kan so a Malefiz-Malör mehr g'schiecht, weil er schon so a Pechvogel is —

Na, i dank! Den muaß's Leb'n amal ord'ntli in die Kur nehmer!

Nur gemüthlich!

Von **Adolf Frankl.**

Über den häuslichen Frieden geht halt doch nichts! Wo der daheim ist, da steht es gut um die Familie und ums ganze Haus, und wo der fehlt, da hat man eh schon die Höll' auf der Welt. Darum sag' i halt alleweil: nur keinen Unfrieden und — nur gemüthlich!

Dies war die Meinung des alten Klumpinger auf dem Sachsenberge, und so dachte und redete er nicht nur, sondern so hielt er es auch seit seiner Verheiratung. Das wurde ihm übrigens nicht allzu schwer; denn seine Ehegesponsin dachte über diesen Gegenstand just so wie er und war auch sonst ein ganz vernünftiges Leutel.

Beide waren nun schon über dreißig Jahre mitsammen verheiratet, aber das bekannte Witzwort vom „dreißigjährigen Kriege" war für sie durchaus nicht anwendbar. Ihr Eheleben war allzeit ein schönes und musterhaftes gewesen und der häusliche Frieden war nie ernstlich gestört worden.

Sie hatten sich aber auch schon in ihrem Brautstande vorgenommen, sich gegenseitig das Leben so angenehm als möglich zu machen, etwaige Meinungsverschiedenheiten in ruhiger Weise auszutragen, sich niemals zu verletzenden Äußerungen hinreißen zu lassen und mit ihren menschlichen Fehlern thunlichste Nachsicht üben zu wollen.

Kofferl mit der an Hand packt und mit der andern sein Geld für's Zimmer hing'schupft und is über d' Stiag'n mehr 'nunter g'flog'n als ganger, auf d' Straß'n 'naus und ins Wirtshaus 'nüber. G'schwind hat er s' no amal alle aufg'rebellt. Nur auf der Sopha in Extrazimmer soll'n s'n liegen lass'n, weil nirgends mehr a Zimmer z'hab'n is, er zahlt, was s' woll'n. Na, de hab'n si gar net auskennt, aber sie hab'n nix dageg'n g'habt.

Der Wilde drob'n in Kramerhaus hat no a Weil g'fluacht und tobt, dass er für die ganze Nacht um sein Schlaf kummer is. Der Kramer hat'n allerweil tröst'n woll'n, er soll si nur wieder niederleg'n, es war ja net bös g'mant, und überhaupt, so an guat'n rechtschaffenen Mensch'n, wier er is, nimmt ja unser Herrgott selber in Arm und lasst'n von die liab'n Engerln tramer.

„Ja, bis m'r nacher munter wird, mit die blau'n Fleck am Ruck'n und Ellbog'n — schau'n S', dass 'naus kummern!"

Endli is wieder a Ruah wor'n.

Der Rudi aber hat kan Aug'n mehr zuag'macht und glei in aller Fruah g'schaut, dass er 'nunter zun Schiff und mit'n erst'n Zug weiter kummt, nur dass ihm der vom Kramerhaus drob'n net am End nachrennt. Viel g'schwinder als wier heraus is er jetzt z'ruckg'fahr'n, so is 's ihm wenigstens vorkummer, denn er hat nur allerweil denkt, wier guat als 's jetzt sein wird, wann er wieder z'haus is. Sein Frau Muatter is natürli wier aus die Wolk'n g'fall'n g'wes'n, wier s'n auf amal so mir nix dir nix vor der Thür steh'n g'seg'n hat. Wier er ihr aber d'rzählt hat, wier's ihm ganger is, da hat s'n so voller Angst ang'schaut, als wann er wirkli in aner Lebensg'fahr g'schwebt war'. „Na, na," hat s' g'sagt, „i hab d'r nur die Freud' net verderb'n woll'n, aber i sag d'r ja allerweil, des is nix für di." Und glei is s' in d' Kuchl 'naus ganger und hat ihm g'schwind an Thee kocht, dass er was Warm's in Mag'n kriagt, der arme Teufel, und in sein ord'ntlich's Bett kummt, a paar Stünderln Schlaf wer'n 'n schon wieder auf gleich richt'n.

In Comtoa aber hab'n s' natürli 'n andern Tag schon völli mit Schmerz'n g'wart't auf'n Rudi. Von alle Seit'n san s' freundli' um ihm 'rum ganger, aber zun erst'nmal in sein Leb'n is er g'scheit g'wes'n und hat than, als wann gar nix g'wes'n war. Die G'schicht hat ihner schon z'lang dauert, sie hab'n 's rein nimmer d'rwart'n könner, und so is endli der Herr Hofmeier, der's ja g'wußt hat, wier's in Haus von Kramer ausschaut, weil er selber amal in den Kammerl über Nacht blieb'n is, und si denkt g'habt hat, an so an Tag wird er's schon kriag'n, der Rudi, zu ihm her kummer und hat'n stad g'fragt, na, wier's ihm denn ganger is und wier er g'schlaf'n hat.

sogar mit der Annamirl, der schmucken Wirtstochter, zu schäkern begann.

Als er jedoch spät nach Mitternacht endlich zum Aufbruche rüstete, vergaß er doch nicht, auch für seine bessere Hälfte wieder ein „feines Tröpferl“ mitzunehmen, und zwar hielt er es diesmal für angezeigt, gleich eine Literflasche anfüllen zu lassen.

Einige Zechbrüder versuchten zwar, ihn noch ein wenig zurückzuhalten, doch Klumpinger sprach mit etwas schwerer Zunge:

„Aber was glaubt's denn? Jetzt muss ich ja doch schauen, dass ich heimkomme, sonst könnte meine Alte am Ende gar brummen!“

Mit einem gemüthlichen „Gute Nacht, allseits!“ schritt er zur Thüre hinaus und torkelte, von Zeit zu Zeit sein Leibsprüchlein: „Nur gemüthlich!“ flüsternd, etwas unsicheren Ganges durch die stille Nacht seinem Heim auf dem Sachsenberge zu.

Auf der freien Straße gieng es noch so halbwegs; als er aber in das Waldesdunkel gelangte, da war es schier zum Tollwerden. Jede Baumwurzel fand er und stolperte darüber, an unzählige Baumstämme rannte er an oder schloss sie, nach Halt suchend, in seine Arme, und mehr als einmal kollerte er über eine Böschung oder verschwand in einem Wassergraben.

Ein anderer hätte nun in einer so verzwickten Lage gewiss mit „alle Himmelelement“ angefangen und sich wie rasend geberdet; aber der gute Klumpinger ließ sich durchaus nicht aus seiner rosigen Weinlaune bringen und je mehr Hindernisse sich ihm in den Weg stellten, desto mehr kicherte und lachte er oder rief:

„Na, na, nur gemüthlich!“

Dabei führte er noch die drolligsten Selbstgespräche, redete den Baumwurzeln gemüthlich zu, sie möchten sich doch ein wenig „ducken“ und heute nicht gar so anhabig sein, und sagte zu den Fichten und Föhren, mit denen er unliebsame Bekanntschaft machte, so ganz und gar nicht übellaunig:

„Nau, nau, ös Dunnersbama, muss denn alleweil g'rad' ich ausweichen? Könntet ihr nicht auch manchmal auf die Seite geh'n? Ui jegerl na, da ist schon wieder einer! Hihihi!“

Und wenn er in einem Graben lag, freute er sich, dass wenigstens kein Wasser darin war, und wenn er über einen Abhang hinunterkugelte, kletterte er lachend auf allen Vieren wieder schön langsam empor und dachte bei sich:

„Es ist wirklich ein wahres Glück, dass das keine Felswand ist, sonst wär' die G'schicht ganz gewiss etwas zuwiderer!“

Dann lachte er wieder und lispelte: „Nur gemüthlich!“

Am meisten freute er sich aber, dass trotz all der vielen Unfälle die Flasche mit dem Wein für seine liebe Alte noch ganz unversehrt ge-

Da sich beide herzlich lieb hatten und auch ein paar ganz kreuzbrave Leutchen waren, so konnte es natürlich nicht fehlen, daß ihre Ehe eine recht glückliche wurde.

Aber etwas fehlte doch zu ihrem Glücke — sie hatten keine Kinder! Das fiel ihnen in den ersten Jahren recht schwer aufs Herz; sie suchten aber endlich hiefür dadurch einen Ersatz, dass sie zwei der ärmsten Kinder ihrer Gemeinde zu sich nahmen und wie ihre eigenen hielten.

Sie machten es aber nicht wie manche gewissenlose Leute, die solch' arme Hascherln ausnützen bis zum äußersten und ihnen die schöne traute Jugendzeit ganz verkümmern, sondern ließen ihnen nach gethaner Arbeit auch genügend Zeit zur Erholung und zum Vergnügen.

So wuchsen die beiden Kinder zu tüchtigen und braven Menschen heran, und der Klumpinger war indessen mit sammt seiner wackeren Frau alt und behäbig geworden.

Das Arbeiten gieng wohl nicht mehr so flott von statten wie ehedem, doch das machte ja nichts. Sie hatten es nicht noth, sich auch noch in ihren alten Tagen zu schinden und zu rackern wie so mancher ihrer Nachbarn, denn sie hatten erspartes Geld in der Sparcasse und zudem gieng, dank der Umsicht ihrer beiden erwachsenen Ziehkinder auch so die Wirtschaft ihren geregelten Gang.

Der Klumpinger gieng jetzt öfter als früher hinunter ins Dorf, um sich dort im Wirtshause inmitten guter Bekannter bei einem guten Glase Wein die Zeit in angenehmer Weise zu vertreiben. Und wenn er sich dann auf den Heimweg machte, vergaß er auch nie, für seine „liebe Alte“ einen guten Tropfen mitzunehmen.

Einmal jedoch, es war im Spätherbste, hatte er sich etwas länger als sonst im Gasthause verhalten und als er endlich aufbrechen wollte, da kam plötzlich ein Trupp lustiger Jäger zur Thüre herein und bewog den überall gerne gelittenen Klumpinger, doch noch ein bisschen zu bleiben.

Der gemüthliche Alte setzte sich denn auch mitten unter die fröhlichen Kumpane und nun gieng die Hetze los.

Die Jäger wussten die drolligsten Sachen und die unglaublichsten „Jagderlebnisse“ zu erzählen, sangen dazwischen wieder ein paar kecke Liedeln oder spielten einander irgend einen Schabernack.

Allen zuvor that es jedoch ein Doctor aus der Stadt, der nicht nur ein großer Nimrod vor dem Herrn, sondern auch ein kreuzfideler Kämpe war und im Jägerlatein wohl seinesgleichen suchte.

Klumpinger unterhielt sich daher überaus prächtig und vergaß auch nicht aufs Trinken, wohl aber aufs Nachhausegehen. Er thaute in dieser feuchtfröhlichen Gesellschaft bald derart auf, dass er schließlich schier einer der Übermüthigsten wurde und zuguterletzt in seiner tollen Weinlaune

Gleich darauf warf er in der dunklen Stube ein paar Stühle um.

„Hahahaha! Die weichen wenigstens rechtschaffen aus!“ bemerkte er belustigt. „Nau, nau, mein lieber Klumpinger, heut' hat's Dich. Na, macht nichts! Nur gemüthlich!“

Nun erschien auch die Bäuerin wieder mit dem Lichte und brummte:

„Aber Alter, was ist denn das heut' mit Dir? Du machst ja einen Lärm, als wenn das ganze Haus zusammenfall'n thät'! Schau doch, daß Du endlich einmal ins Nest kommst!“

„Ja, gleich, aber erst muss ich Dir noch erzählen. Du, ich sag' Dir, der Stadtdoctor, das ist wirklich ein Kampl! Hihihihi! Denk' Dir ... hähähähä ... der hat erzählt ... hahaha ...“

„Jetzt sei aber einmal stad und zieh' Dich aus!“

„Hihihihi, meine liebe Alte, das geht nicht! Ich muss heut' schon mit die Stiefel ins Bett! Weißt, ich könnt' im Traum halt über ein paar Baumwurzeln stolpern und da ist's doch gut, wenn man Stiefeln anhat!“

Die Bäuerin sah nun wohl ein, dass ohne ihre Mithilfe ihr Mann heute kaum mehr „ins Nest“ kam; daher drückte sie ihn auf den Stuhl nieder und zog ihm vorerst die Stiefel aus. Da sie ihn aber hiebei gerade nicht allzu sanft angriff und ihrem Ärger über den „garstigen B'suff“ auch in unwirschen Worten Luft machte, so rief der schnurrige Alte ein über das anderemal:

„Nur gemüthlich, meine liebe Alte, nur gemüthlich! Hihihihi! so reiß' mir doch meine Haxen nicht aus!“

Nach vieler Mühe ward er endlich zu Bette gebracht; doch vom Schlafen war noch immer keine Rede.

„Hihihihi!“ hub er plötzlich wieder an. Du, Alte, jetzt hebt gar mein Bett zu tanzen an. .... Das schönste Ringelspiel! Hihihihi!

Dann fuhr er jäh empor und rief:

„Du verdankte G'schicht! Da wird man ja ganz schwindlig!“

Sein Weib verwies ihn scharf zur Ruhe und verbat sich jede weitere Störung; Klumpinger aber rief ihr gutmüthig zu:

„Nit, nit, meine liebe Alte! Nur gemüthlich! Schau, jetzt sind wir schon über dreißig Jahre verheiratet und Du hast mir noch nie ein unbeschaffenes Wörtel gesagt ...“

„Du bist aber auch noch nie mit einem solchen Rausch heimgekommen!“

„Das nit, aber schau, ich hab' eh wollen zur rechten Zeit fortgehen, aber da sind auf einmal die Jäger gekommen und haben mich nicht fortlassen, und dann hat der Stadtdoctor, hihihihi ... Du, der kann

blieben war. Leider gieng aber endlich auch diese den Weg alles Irdischen, worüber der alte Klumpinger recht traurig wurde. Schließlich tröstete er sich aber doch mit dem Gedanken, dass ja heute Nacht die Bäuerin den Wein ohnehin nicht mehr getrunken hätte; bis zur Vormittagsjause jedoch werde er ihr als Ersatz einen anderen holen lassen.

Gegen drei Uhr morgens langte er endlich zu Hause an.

Er brauchte nicht lange zu klopfen, als auch schon der Schlüssel im Schlosse sich drehte und die Thüre sich aufthat.

Im Vorhause stand die Bäuerin, ein Kerzenlicht in den Händen haltend und schaute nichts weniger als freundlich auf den „nächtlichen Ruhestörer".

Der Klumpinger aber fieng plötzlich laut an zu kichern und rief belustigt:

„Ui jegerl! Alte, meine liebe Alte, heut' bist Du ja doppelt! Hihihi, ist das aber g'spassig!"

„Na, Alter, mir scheint, Du bist heut auch doppelt!" rief die Bäuerin unwirsch. „Und jetzt schau', dass Du hereinkommst, sonst sperr' ich wieder zu!"

„Nau, nau, meine liebe Alte, nur nicht greinen! Schau, nur gemüthlich! Das ist schon mein Lebtag mein Leibsprüchel gewesen und heut' erst recht! Hihihi! Alte, heut' ist's lustig. Du, lass Dir einmal erzählen . . ."

„Ich pfeif' Dir was! Und jetzt geh' bald herein, oder sonst bleib' draußen!"

„Nau, nau! Nur gemüthlich, Alte, nur gemüthlich! Schau, ich komm' ja eh schon! Und dann — pfeifen willst mir was? Hihihi! Alte, das kannst ja gar nicht; aber ich wohl! Hör' nur!"

Und nun wispelte der köstliche Alte seiner Ehehälfte thatsächlich etwas vor. Diese war aber heute für derlei Dinge durchaus nicht empfänglich, sperrte rasch, nachdem der Bauer endlich ins Haus getorkelt war, die Thüre wieder zu und eilte mit ihrem Lichte nach dem Schlafgemache.

Der Klumpinger stand nun allein im finsteren Vorhause und rief lachend:

„Hihihi! Aber Alte — Alte! Du Narrentaddel, Du, so wart' doch ein bisserle! Ich geh' ja auch mit! Ich muß Dir ja noch so viel erzählen, weißt, besonders von dem Stadtdoctor, hihihi! Du, das ist . . ."

Plötzlich stolperte er über die Thürschwelle und rannte im nächsten Augenblicke an einen Kasten an.

„Jessas na!" rief er hierauf verwundert. „Jetzt sind in meinem Hause auch schon Baumwurzeln und Waldbäume. Hihihi! Du, Alte, das ist doch ganz aus der Weis'!"

hatte, dass diese nun plötzlich so gar des alten schönen Brauches vergessen hatten, sich recht gut miteinander zu vertragen und es nun auch jählings wie so viele andere garstige Leute machten, die sich das Leben statt zu verschönern nur nach Kräften verbittern und wie Hunde und Katzen auf einander sind.

Die Bäuerin kauerte eine Weile auf der Bank und schluchzte leise vor sich hin. Sie erwartete jedenfalls, dass ihr Mann zuguterletzt doch ein gutes Wörtel finden und sie wieder „gut machen" werde. Aber da wartete sie heute vergebens.

Der Bauer ärgerte sich darüber, dass ihm seine Alte „wegen einer solchen Dummheit" ein solches Wetter gemacht hatte und ihn nun gar verlassen wollte, und gieng schließlich zur Thür hinaus und zu seiner Ziehtochter in die Küche.

Da gab es aber auch verweinte Augen, denn der guten Seferl wollte der Streit ihrer Zieheltern schier „das Herz abdrücken". Es schwebte ihr schon eine Bitte auf den Lippen, der Bauer möchte doch wieder gut sein; weil er aber gar so harb dreinschaute, so blieb die Bitte ungesprochen.

Während nun der Bauer in der Küche weilte und endlich etwas Warmes zu sich nahm, dachte die Bäuerin darüber nach, was sie nun eigentlich anfangen sollte. Zu ihrem Manne hatte sie gesagt, sie gehe fort von ihm; aber das glaube er ihr wohl nicht, sonst hätte er gewiss nicht gesagt: „So geh' Deine Weg'!"

„Aber ich werde doch gehen, wenn auch nur scheinhalber, damit er sieht, dass mit mir doch nicht zu spaßen ist!"

Also dachte die Bäuerin, wischte sich rasch die Augen trocken und schritt in das Schlafgemach. Dort breitete sie auf dem Boden ein großes Tuch aus und begann Kleider und Wäsche einzupacken. Als ein Binkel fertig war, machte sie noch einen zweiten und dritten und dachte dabei, was für gewaltige Augen ihr Alter machen werde, wenn er sähe, dass es mit der Auswanderung doch ernst sei!

Dann kleidete sie sich zum Ausgehen an, und als dies geschehen war, nahm sie den größten Binkel auf den Rücken, besprengte sich an der Thüre noch mit Weihwasser und trat ins Vorhaus.

In demselben Augenblicke kam auch ihr Mann aus der Küche und als er seine Alte mit dem Binkel erblickte, da machte er thatsächlich ganz gewaltig große Augen und fragte beklommen:

„Aber was soll denn das heißen?"

„Ich geh' fort!" sprach die Bäuerin leise aber bestimmt.

Da that der Bauer einen kurzen „Schnaufer" und dann sprach er:

„So, so! Es ist also wirklich Dein Ernst? — Auch gut! Aber das sag' ich Dir: dass Du mir auch alles mitnimmst, was Dein gehört!"

mehr als Birn sieden . . . der hat so viel Spaß gemacht . . . und die Annamirl, hähähä . . ."

„Was ist's mit der?" fragte die Bäuerin scharf.

„Hihihi! Du, die Annamirl, das ist wirklich ein herziges Trutscherl!"

„Was geht denn Dich die Annamirl an?"

„Hihihihi, eigentlich gar nichts, aber gestern, hähähä, gestern hab' ich halt ein klein wengerl scharmiert mit ihr."

„Und Du alter Esel schämst Dich nicht, mir das zu sagen?" rief die Bäuerin erregt.

„Eh warum denn? Hihihihi, ist ja so viel ein liebes Diandel, die Annamirl und so viel geschmeidig und . . . hähähähä, denk' Dir, ein Busserl hat's mir auch geben!"

Nun war's Feuer auf dem Dach, denn die Bäuerin begann nun ihrem Alten in einer Weise den Standpunkt klar zu machen, dass er nach und nach ganz nüchtern wurde und sich erst kleinlaut unter die Decke verkroch, dann aber sich jählings von seinem Lager erhob und ankleidete.

Seine Alte that nun desgleichen, denn mit dem Schlafen war es für diese Nacht doch nichts mehr.

So brach der Morgen an und die sonst so gute „Klumpnerin", wie sie von den Leuten meist geheißen wurde, greinte und wetterte immer noch und geberdete sich so untröstlich, als wenn ihr mit einemmale ihr Mann ganz untreu geworden wäre. Da riss schließlich auch dem Bauern die Geduld, und den scharfen Worten der Bäuerin folgten nun nicht minder scharfe Erwiderungen ihres Gatten.

Was sie seit ihrer Verheiratung noch nie gethan hatten, das thaten sie nun jetzt, — sie stritten und zankten ganz entsetzlich. Die gegenseitige Erbitterung wurde immer größer und als sie ihren Höhepunkt erreicht hatte, erklärte die Bäuerin plötzlich:

„Und jetzt sag' ich Dir nur das eine noch: Weil Du auf einmal als so ein alter Esel noch so ausarten kannst, so geh' ich fort von Dir! Dass Du's weißt!"

„So geh' Deiner Weg'!" rief der Bauer gereizt.

Dann waren sie mit einemmale ganz still geworden.

Klumpinger gieng mit wuchtigen Schritten in der Stube auf und ab und seine „liebe Alte" hatte sich auf der Bank niedergelassen und hielt das blaue Fürtuch vor das Gesicht.

An der Wand tickte die uralte Pendeluhr schön langsam und bedächtig; aber diesmal klang es gar nicht so traut und anheimelnd wie sonst, sondern dumpf und traurig, als zürnte sogar das alte Hausmöbel, welches den beiden Leutchen so unendlich viel glückliche Stunden geschlagen

Plötzlich hörte sie schwere Tritte der Thüre sich nähern. So wuchtig trat niemand auf, als der Klumpinger selber. Schnell trocknete sich die Bäuerin ihr thränenfeuchtes Gesicht und machte sich noch ein wenig im Wäschekasten zu schaffen.

Indessen gieng die Thüre auf und der Klumpinger trat, gemächlich sein Pfeifchen rauchend, ins Zimmer. Die Bäuerin hoffte, er werde nun vielleicht doch noch die Hand zum Frieden bieten; aber er that gar nichts dergleichen und blieb stumm wie ein Fisch.

Tief empört hierüber schritt die Bäuerin hastig an ihm vorbei und eilte hinaus in die Küche, um sich von ihrer Ziehtochter zu verabschieden.

Als sie dann wieder ins Zimmer trat, sah sie zu ihrer nicht geringen Überraschung, dass sich ihr Mann auf dem großen Bündel ganz gemüthlich niedergesetzt hatte und dabei sein Pfeifchen mit einer solchen Seelenruhe schmauchte, als ob gar nichts besonderes vorgefallen wäre.

Die Bäuerin griff ein wenig zaghaft nach ihrem Bündel, aber ihr Mann blieb ruhig auf demselben sitzen.

„Was hockst denn da, Du alter Lotter?" rief sie nun ärgerlich. „Steh wenigstens auf, daß ich meinen Binkel forttragen kann!"

Der Bauer that einen langen Zug aus seiner Pfeife, blies den Rauch schön langsam vor sich hin und sagte dann in nichts weniger als ungemüthlichem Tone:

„Du Alte, jetzt pass' einmal auf, was ich Dir erzählen werd'!"

Es folgte wieder ein langer Zug aus der Pfeife, dann eine mächtige Rauchwolke und endlich auch folgendes bekannte Geschichtlein:

„Da ist einmal ein deutscher Kaiser gewesen, der hat der Stadt Weinsberg mit seinen Kriegsleuten so hart zugesetzt, dass sich die Stadt nicht mehr hat halten können. Den Stadtweibern hat er erlaubt, hinzugehen, wo der Pfeffer wachst, aber mit den Männern hat er wollen streng ins Gericht gehen. Da sind die Weiber von der ganzen Stadt zu ihm gekommen und haben ihn gebeten, er möchte ihnen doch wenigstens erlauben, dass eine jede das, was sie am liebsten hat, mitnehmen dürfe. Der Kaiser hat das richtig zugestanden und so sind denn die Weiber ganz seelenvergnügt in die Stadt zurück. Und am nächsten Morgen, wie der Thorwächter das Thor aufmacht, da sind die Weiber in großen Scharen dahergekommen und haben ihr Liebstes mitgebracht! Und was meinst Du, was das gewesen ist?"

„Wie kann ich denn das wissen?" sprach die Bäuerin nicht gerade unfreundlich.

„Hm, eigentlich solltest Du Dir das schon denken können! Aber weil Du es nicht weißt, so muss ich es Dir schon sagen. Also hör', — ein jedes Weibel hat ihren Mann auf dem Buckel dahergeschleppt."

Die Klumpnerin war einen Augenblick ganz starr vor Schreck, dann raffte sie sich jählings auf und wankte mit ihrem Binkel zur Thüre hinaus.

Draußen auf dem Fahrwege blieb sie eine Weile stehen, als hoffte sie, ihr Mann werde sie doch noch zurückrufen; denn ihr war es ja ganz undenkbar, dass er sie wirklich allen Ernstes könne ziehen lassen. Aber er ließ sich nicht blicken, und so blieb der Bäuerin nichts übrig, als entweder fortzugehen oder ins Haus zurückzukehren. Letzteres wäre gewiss das Vernünftigere gewesen, doch wenn man einmal anfängt, unvernünftig zu sein, dann ist man es gewöhnlich auch ganz gründlich, und so entschloss sich auch die Bäuerin — fürs Weitergehen.

Leicht ist ihr dies gewiss nicht gefallen; weil sie aber wähnte, ihr Mann sei ihr mit einemmale ganz abwendig oder wohl gar untreu geworden, so unterdrückte sie alle Bedenken und schritt nun hastig dem Nachbarhause zu, dessen Besitzer mit ihr weitschichtig verwandt war.

Als die Klumpnerin daselbst eintrat und um vorläufige Unterkunft bat, wähnten die Hausleute natürlich nichts anderes, als dass sie übergeschnappt sei. Als sie sich aber auf einen Stuhl niederließ und bitterlich zu weinen begann und dann kurz erzählte, wieso es so weit gekommen sei, da mussten sie freilich an das schier Unglaubliche glauben.

Sie bemühten sich nun, das arme Weib zu trösten und ihr einzureden, dass ja doch wieder alles gut werden würde; die Klumpnerin aber schüttelte dazu nur traurig das Haupt.

Nach einer Weile erhob sie sich, um auch die übrigen Bündel herbeizuschaffen. Die Hausleute ließen dies jedoch nicht zu, sondern sandten zwei Mägde, welche mit den Sachen der Bäuerin denn auch bald zur Stelle waren.

„Und jetzt muss ich aber doch noch selber hinüber!“ sprach die Klumpnerin plötzlich. „Ich habe ja noch gar nicht alles zusammengepackt, weil ich mir's gar nicht hätte träumen lassen, dass es mit dem Auswandern ernst werden könnte.“

Sie begann wieder zu schluchzen, dann fuhr sie fort:

„Und dann hab' ich ja auch von meinen Leuten noch nicht Abschied genommen! — Mein Gott, mein Gott, dass ich in meinen alten Tagen noch so etwas erleben muss!“

Langsam gieng sie hinüber nach ihrem Heimwesen und schweren Herzens trat sie über die Schwelle, schritt durch das Vorhaus in die Stube und von da in das Schlafzimmer, ohne dass sie jedoch eines Menschen ansichtig wurde.

Sie suchte noch mancherlei Dinge zusammen und vereinigte sie wieder zu einem großen Bündel. Dabei rollten ihr fortwährend die Thränen über die Wangen.

Gedichte.

Von Friedrich Marx.

Der Dinge Kern.

Vermählt die Alpe sich dem Meer?
Denn bräutlich weht's darüber her!
Der Gemse Pfiff, des Adlers Schrei
Lockt auch die Möwe schon herbei,
Wo sich im See, der unten blaut,
Der Alpen Majestät beschaut,
Die Nixenschar am Wasserfall,
Geheimes Leben überall.
Ein Schimmer fliegt vom Meeresstrand
Hinauf zur Dolomitenwand,
Ein Silberschleier hüllt Gestein,
Den Wald, die grünen Matten ein.
Dort bricht aus blauem Gletscherthor
Im weißen Gischt der Strom hervor,
Wie rings die Welt, in Glanz getaucht,
Den Kräuterduft zum Himmel haucht,
Die Einsamkeit der Kämme licht
Lawinendonner unterbricht:
Zur Alpe klimmt herauf ein selig Paar
Und macht den schönsten Traum der Menschheit wahr.

Was uns seit Anbeginn entzweit,
Gesühnt ist der uralte Streit,
Wenn Tugend Glück ist, den Genuss
Die Liebe schützt vor Überdruss;
Ein Aug', das um Erhörung fleht,
So fromm uns dünkt, wie ein Gebet,
Ein Kuss, der flammend uns vereint,
Als schönstes Loblied uns erscheint,
Das für der Wonne Übermaß
Dem Schöpfer dankt ohn' Unterlass.
Ein Paar, das Brust an Brust geschmiegt,
Sich selig in den Armen liegt,
Fürs Leben innigtreu gesellt,
Ist's nicht die Perle dieser Welt,
Die Blüte nicht des Menschenthums,
Die Krone nicht des Schöpferruhms,
Ist's nicht im Weltenraum, von Stern zu Stern,
Der Dinge Ziel, der Schöpfung süßer Kern? —

Erkenn' den Geist . . .

Erkenn' den Geist, der in uns lebt,
Aus Beiden ineinander strebt,
Bis er zur Flamme schön vereint
Der Welt mit Licht und Wärme scheint,
Nach Sturmesdrang die sel'ge Ruh,
Denn Du bist ich, und ich bin Du! —

Glockenruf.

Ein Märchen ist's und ein Gedicht,
Das laut und leiser zu Dir spricht,
Im Tageslärm, in stiller Nacht,
Mit Silberglöckleins Ton erwacht,
Wie eine Saite in Dir schwingt
Und Dich mit süßem Leid bezwingt.
Du horchst umher in Flur und Haus,
Du lauschest in die Welt hinaus,
Woher mit siegender Gewalt
Der Silberglocke Stimme schallt?
O nicht auf Fluren, nicht im Hain,
Das Glöcklein klingt im Herzen Dein,
Die Sehnsucht ist's, der Liebe Drang,
Die Dir im Innern wird zum Klang,
Dein ganzes Wesen süß durchbebt,
Wie Lerchensang zum Himmel schwebt.

Erst wenn der theure Mann Dich grüßt
Und Dich auf Mund und Auge küsst,
Wenn Du an seinem Halse hängst,
Den Busen ihm entgegendrängst,
Wenn rings die ganze Welt Euch schweigt,
Der Himmel zu Euch niedersteigt:
Verklingt Euch leise wie ein Hauch
Des Silberglöckleins Stimme auch.
Doch wenn der Trennung Schmerz erwacht,
Wie Glut, vom Windeshauch entfacht,
Dein holdes Aug' in Thränen schwimmt,
Die Sehnsucht Euch gefangen nimmt:
Ertönt mit herbem, lautem Schall
Der Silberglocke Ruf durchs All,
Der erst im Land, wo niemand wirbt,
Im Schattenreiche, mit Euch stirbt.

„Da haben sie eigentlich auch ganz recht gehabt! Aber jetzt möcht' ich wissen, warum Du mir just dieses Geschichtel erzählt hast?"

„Warum? Hm, schau, meine liebe Alte! Den Weibern von Weinsberg sind ihre Männer das Liebste gewesen, und sie haben alles andere im Stiche gelassen und nur ihre Mannerln mitgenommen. Du aber hast heut' da allerhand Graffel und Zottwerch zusammengepackt und fortgetragen und hättest es meinertreu zuwege gebracht, mich zurückzulassen. Aber schau, wie Du heute mit dem ersten Binkel davon bist, da hab' ich Dir noch zugerufen, dass Du alles mitnehmen musst, was Dein gehört, und weil ich halt der Meinung bin, dass ich auch noch Dein gehör', so wird Dir nichts anderes übrig bleiben, als dass Du auch mich mitnimmst, das heißt, wenn Du schon durchaus fort willst!"

Über das giengen der Bäuerin die Augen über und ganz glückselig flüsterte sie:

„Du lieber guter Alter, jetzt geh' ich nicht mehr fort und gelt, jetzt bist Du auch nicht mehr harb auf mich. Ich war heut' halt so viel ‚unbesinnt' in meinen Reden, und wie Du mir das von der Annamirl erzählt hast, ist's mir gleich gewesen, als treffert mich der Schlag, weil ich vermeint hab' Du wärst mir am End' gar untreu geworden."

„Geh Du Narrisch!" rief der Bauer lachend. „Als so ein alter Kracher macht man keine solchen Dummheiten mehr. Und übrigens, wenn Du willst, geb' ich der Annamirl ihr Busserl auch wieder zurück!"

„Na, na, jetzt behalt es nur!" sprach die Bäuerin mit bittersüßem Lächeln. „Und gelt, ein anderesmal thust nicht mehr so viel trinken und so lang' ausbleiben?"

„Na, ich hoff', es wird so leicht nicht wieder geschehen; es führt ohnehin zu nichts Gutem! Und jetzt, meine liebe Alte, will ich Dir helfen, Deine Binkel wieder zurücktragen!"

Dabei ist es nun gar lustig hergegangen.

Der Bauer trug unter jedem Arme ein Bündel und machte solche Schnurren und Späße, dass die Bäuerin einmal sogar vor lauter Lachen ihren großen Binkel fallen ließ. Auf halbem Wege kam ihr auch schon die Ziehtochter entgegen, nahm ihr ihre Last ab und lachte ebenfalls aus vollem Herzen.

Und als dann der Bauer nnd die Bäuerin wieder allein in ihrem Schlafgemache waren, da sagte ersterer schmunzelnd:

„So, jetzt hätten wir halt unsere sieben Zwetschken wieder beisammen, und jetzt wissen wir auch, wie der eheliche Unfrieden thut. Er ist durchaus nicht nach meinem Geschmack. Drum sag' ich halt alleweil: Nur schön in Frieden leben und — nur gemüthlich!"

Allerlei Heiteres aus Italien.

Von Josef Wichner.

I.

Ein lustiges Trauerspiel zur See.

So brachte mich denn in den letzten Märztagen 1901 eines der schnellfüßigsten „Dampfrösser" der Südbahn über den Semmering und durch die noch wenig grüne Steiermark und über den unwirtlichen Karst nach Fiume und ein Schaukelpferd, von dem ich bald herabgefallen wäre, gar ins Welschland.

Noch lag der Semmering, zu dessen Höhe sich die Bahn in kühnen Schlangen emporwand, noch lag der Karst im Schnee, und in St. Peter, wo sich die Wege nach Triest und Fiume scheiden und ein langer Aufenthalt zu einem kleinen Spaziergange verlockte, drang mir der Frost, der den Brunnenröhren Eiszapfenbärte angezaubert hatte, beinahe in die Seele hinein. Umso überraschender war daher der Anblick der blühenden Marillen, Datteln und Schlehen, da wir von der Höhe von Mattuglie eilfertig dem tiefer liegenden Meere zustrebten und unsere eingeschlafenen Glieder in der Hafenstadt Ungarns zu gesunder Bewegung erwecken konnten. Es war ein wunderherrlicher 1. April, als ich um 7 Uhr früh den Dampfer „Daniel" bestieg, um den Quarnero und hierauf die offene Adria zu durchqueren. Wie es sich für den närrischen Tag geziemte, war alles in fröhlichster Stimmung: Der blaue Himmel lachte, die über dem Karste sich hebende Sonne lachte und die Reisenden, die die Ostertage in Rom zu verbringen gedachten, lachten auch —

„Reisefreuden wähnend wie des Einschiffsmorgens."

Bald war Abbazia, diese herrliche Oase, die durch unendliche Kunst dem öden Berghange abgerungen wurde, in Sicht. Noch hatte der Monte Maggiore griesgrämig seine Schneehaube über die Ohren gezogen, am Strande aber hatte Junker Lenz bereits die Herrschaft angetreten und die schwellenden Knospen geöffnet, und nun rückte er dem Riesen, Schritt für Schritt aufwärts dringend, immer mehr zu Leibe — ein Gegensatz, der dem nordischen Reisenden ganz besonders auffallen musste.

Der „Daniel", zweifellos ein galanter Herr, hemmte, obschon hier nach dem Fahrplane eine Landung nicht vorgesehen war, plötzlich seinen Lauf, um noch zwei Damen an Bord zu nehmen, die sich in zwei Booten näherten.

Semper idem!

Andre Lippen werden küssen,
Wenn auch wir einst sterben müssen,
Und aus andren Augen leuchten
Wird der Liebe heißer Strahl;
Andre Menschen werden singen,
Ihren Göttern Opfer bringen,
Und mit Traubenblut befeuchten
Sich des Lebens leckres Mahl.

Doch in Formen auserlesen
Ist es stets dasselbe Wesen,
Das mit lieblichstem Betruge
Auch in unsren Adern kreist,
Als des Todes Überwinder!
Und des Einzelnwahns der Kinder
Lächelt still der alte, kluge
Demiurg, der Erdengeist!

Die Blüteninsel.[1]

Wenn herbstlich schon die Fluren,
Und müd' des Flüßchens Lauf,
Da steigt aus seinen Fluten
Die Blumeninsel auf.

Mit zarten weißen Blüten,
So schwimmt im Wasser kühl,
Gleich einem Beet von Myrthen,
Der Nymphe Hochzeitspfühl.

Es ist der Traum des Frühlings,
Den sie im Schoß gehegt,
Um den sie noch in Liebe
Die Arme sterbend legt.

So steigt, bevor zu Ende
Des Erdenpilgers Lauf,
Der Traum des Glücks, der Liebe,
Aus Menschenherzen auf.

[1]) Die von der weißen Flußranunkel gebildeten, im Herbste über den Wasserspiegel emporsteigenden Blüteninseln.

Wie dank' ich Dir?

Die Brust erfüllt von Deinem holden Wesen,
Von Deiner Anmuth blumengleicher Zier,
Als Augentrost von Gott für uns erlesen, —
Wie dank' ich Dir?

Wie man der Sonne danken mag, den Sternen,
Die uns ins Herz, ins dunkle Erdenthal,
Hernieder leuchten aus den Weltenfernen
Mit ihrem Strahl!

Wie man für Duft und Schimmer nur der Blume,
Dem Frühling dankt in seinem Rosenlicht,
Dem Schöpfer in des Tempels Heiligthume, —
Ich weiß es nicht!

Arme; da und dort lag einer am Boden und rollte mit der sich senkenden Decke bis zur Brüstung — es war ein Hauptspaß!

Nur die Schiffsmannschaft trotzte dem Sturme und stand oder schritt mit gespreizten Beinen sicher auf dem beweglichen Boden, und der Oberkellner flog in geschäftiger Eile zum letzten Reisenden, um ihn zu einem guten Mittagmahle oder, wie sich's bald herausstellte, wenigstens zur Bezahlung desselben zu verpflichten.

Aber allmählich ward es stiller. — Von den Lippen verschwand das Lachen! Die einen suchten, sich an allen Geländern, Stangen und Wänden haltend, in den Salon oder ins Bett zu gelangen; andere kauerten sich hinter einer vor dem Winde geschützten Wand auf eine Bank, schlossen die Augen und ergaben sich in ihr Geschick; nur wenige versuchten mit sehr zweifelhaftem Erfolge, es den Matrosen gleich zu thun und eigensinnig ihren Standpunkt zu behaupten oder gar, das Ziel mit kluger Berechnung ins Auge fassend, in einem günstigen Momente, wenn das Schiff gerade den todten Punkt erreicht hatte, von einer Bank zur andern zu turnen.

Ich tappte mich, um den Einfluss des Sturmes auf Menschen — magen zu beobachten, an der Brüstung rings um das Schiff und mit etlichen Sprüngen in die Salons und Kajüten.

Das erste Opfer, das Neptun forderte, war die unschuldige Kammerjungfer. Sie lag, ein Häuferl Elend, zwischen einer Hühnersteige und einer Taurolle wie eingeklemmt auf dem Boden und gab dem Meergotte, was er gebieterisch heischte.

Und . . . . . im Luxussalon drinnen, auf schwellendem Sammtpfühle, da lag die Fürstin Pampsti, in ihrer Würde abermals ohne dienstbaren Geist, der ihr das kranke Haupt über die schön geblümte Porzellanschale gehalten hätte.

Da ich mich noch ziemlich wohl fühlte, hub ich an zu reimen:

„Sei einer arm oder reich,
Vor der Seekrankheit sind alle gleich;
Nur wer gar nichts hat im Magen,
Kann die Geschichte zur Noth ertragen."

Und zum Capitäne, der eben seinen Rundgang machte und dem Sturm seine Schmalseite zukehrte, sagte ich:

„Warum nannten Sie das Schiff ‚Daniel'? Nennen Sie es doch ‚Jeremias'!"

„Ja weshalb denn?"

Weil sich's erfüllt, was in der Schrift steht: Incipit lamentatio Jeremiae prophetae!"

In einem Boote saß, in Sammt und Seide gehüllt, die stattliche Herrin, in dem andern, von einem Dutzend riesiger Koffer beinahe erdrückt, die Kammerjungfer. Offenbar kostete es der Gnädigen, die ja mit ihrer Dienerin nicht einmal in demselben Kahne sitzen wollte, — ungeheure Überwindung, sich von den schmutzigen Matrosen berühren und die Falltreppe hinauf bugsieren zu lassen; dies war von den ungnädig zusammengekniffenen Zügen der Dame, sicherlich einer Fürstin Pampsti, deutlich abzulesen.

Sie verschwand denn auch, den Reisenden ihre holde Gegenwart entziehend, bald im Luxus-Salon, indes das schweigsame Mädchen die Aufstellung der Koffer überwachte und sich dann auf offenem Verdecke bescheidentlich auf eine Bank setzte und mit jener Ängstlichkeit, die eine erstmalige Seefahrt hervorruft, scheue Blicke auf den gewaltigen Wasserspiegel warf, den der „Daniel" kraftvoll durchfurchte.

So gelangten wir, der ruhigen See uns freuend und mit dem annähernden Glas die einsamen Fischerdörfer des Festlandes, vor allem das malerische Lovrano und später die in einer Thalspalte sichtbaren Reste einer Raubburg der Frangipani absuchend, zum Cap Promontore, der Südspitze Istriens, dessen Leuchtthurm Delphine umspielten.

Solch ein Thier war mir bisher nur aus Pokornys Lehrbuch der Naturgeschichte und aus Schlegels schönem Gedicht „Arion" bekannt. In dem erwähnten Gedichte war das Thier außerordentlich menschenfreundlich; den Sänger nahm es sogar auf den Rücken und trug ihn ans sichere Land. Trotzdem hatte ich nicht die geringste Lust, mich zur Weiterfahrt dieses Seepferdes zu bedienen; denn die Thiere, die unser Schiff umtanzten, hüpften mir zu sehr, ja sie überschlugen sich in wohligem Muthwillen und, was für mich als einen Nichtschwimmer noch verhängnisvoller geworden wäre, sie tauchten. . . . . . Ich mag schon das ungesalzene Wasser nicht recht leiden, viel weniger also das gesalzene.

Wie wir ins offene Meer stachen, da wurde die Geschichte auf einmal recht bedenklich! Die See gieng hoch — soweit selbst der durchs Fernrohr verstärkte Blick reichte, Welle auf Welle, Woge auf Woge, alle mit weißen Kämmen, und nun bildete sich der „Daniel" auf einmal ein, er sei auch ein Delphin und müsse auch so muthwillige Sprünge machen. Er hub an, zu schaukeln, von links nach rechts — von rechts nach links, von vorne nach hinten — von hinten nach vorne, und das Lustwandeln auf dem Verdecke fand ein jähes Ende.

Zuerst erregte die muntere Beweglichkeit des Schiffes allgemeines Gelächter, wie denn auch die lieben Kinder jubeln, wenn die Schaukel sich hebt und senkt. Leute, die sich ihr Lebtag nie gesehen hatten, fielen sich, von einem unerklärlichen Freundschaftsgefühle erfaßt, plötzlich in die

Von der aus etwa 80 Personen bestehenden Reisegesellschaft waren drei aufnahmsfähig, und die verschwanden denn auch in der Thüre des Decksalons und giengen oder purzelten in den Speiseraum, wo die Gläser aufgehängt waren und aneinander klirrten und jeder seinen Teller halten musste, dass er nicht zu Boden rutschte. Die übrigen ... hatten keine Lust, mit einem Siebe Wasser zu holen und also sich einer völlig vergeblichen Arbeit zu unterziehen.

Und der schlaue Wirt, der ohnedies nur für wenige gekocht hatte, lachte auch.

Glaube der Leser ja nicht, dass ich mich dem, was hier als Menschenschicksal erschien, entzogen habe! Anfangs allerdings wiegte ich mich im Gefühle der Sicherheit ..... hatte ich ja schon vor Jahren eine ebenfalls stürmische Seefahrt ohne besondere Beschwerden mitgemacht; ja, als das Ungeheuerliche sich bereits dem Höhepunkte näherte und die Matrosen mit ihren Wasserkübeln und Scheuerlappen alle Hände voll zu thun hatten, dem armen Schiffe das Gesicht zu waschen, zündete ich mir noch ein Pfeiflein an ... das und vielleicht eben so sehr der Anblick aller der unpoetischen Ergüsse rings um mich war König Ottokars Unglück und Ende, und so hieß es auch von mir für etliche Stunden:

„Er ward nicht mehr gesehen."

Das mag mir der Leser aufs Wort glauben .... wer in so einem lustigen Trauerspiele oder traurigen Lustspiele nicht selber mitgethan, der hat keine Idee, wie elend, wie erbärmlich einem um Herz und Magen ist. Mit der physischen schwindet auch die moralische Kraft dahin. Man empfindet Ekel an allem, was immer es auf der Welt geben kann, man würde sich gar nicht entsetzen, wenn man sterben müsste. — Erst wenn der Magen alles, aber auch gar alles gegeben, und Neptun alles, aber auch gar alles genommen hat, dann überkommt den Leidenden, der mit gelösten Gliedern daliegt oder in einem Winkel kauert, ein eigenes Wohlgefühl. — Vielleicht ist es beim Sterbenden auch so, wenn die letzte Kraft gebrochen ist und die Seele hinüber dämmert.

Indes sich alle die Greuel der Verwüstung zutrugen, setzte das Schiff seinen Lauf längs der Inseln Cherso und Lussin fort und vergönnte nun dem, der überhaupt noch sehen konnte, durch etwa vier Stunden den Anblick des unbegrenzten Meeres. Dann legte sich der Sturm, der „Daniel" stellte das unheimliche Schaukeln ein, die Reisenden krabbelten einer nach dem anderen mit fahlen Mumiengesichtern aus dem Schiffsbauche oder von den Bänken und Streckſesseln und witterten mit einem Aufleuchten der Augen Landluft.

Ein langer Streifen, grauweiß, hob sich sachte vom blaugrünen Meere ab, gelbliche Felspartien stiegen aus der Flut, Ancona, die male-

Der Mann lachte und schaute mich bedeutungsvoll an . . . wollte er mir vielleicht auch etwas prophezeihen?

Indes nahm das Unheil seinen Lauf.

Ein wunderdickes Ehepaar aus Budapest lehnte in trauter Umarmung an einer Kajütenwand und . . . . beschenkte sich gegenseitig.

„Hát“, sagte der gemüthliche Ungar, indem er sich mit der Rechten den Mund wischte, „dos is Schwainerei — ich fohr nie mehr auf Adria!“

Viele Herren klammerten sich ängstlich an die Brüstung und beugten sich in Verehrung vor Neptuns Macht tief gegen die empörten Wogen.

Der galante Schiffscassier geleitete bald diese bald jene Dame zum Rande und hielt in rühriger Sorgsamkeit die niedlichen Köpfchen, bis es den armen Wesen leichter ums Herz wurde und sie, vom wackeren Manne gestützt, wieder zu ihrem Fauteuil zurückwankten, wo sie nun mit geschlossenen Augen völlig Leichnamen glichen, nur dass sich die kreideweißen Lippen hie und da zu einem schweren Seufzer öffneten.

Etliche Universitäts-Studenten wagten es, auf ihre in den Kneipen erprobte Widerstandskraft pochend, des Beherrschers der Wogen zu spotten. Sie ließen sich vom Kellner, der seines Amtes in geradezu bewunderungswürdiger Weise waltete, die Cognacgläser füllen und tranken auf das Wohl des grimmen Wogenbeutlers und waren höchlich überrascht, als der Magen sich plötzlich empörte und dem Alkohol die Freundschaft aufsagte.

Ein alter Herr hieng mit schlaffen Gliedern, völlig einem mit Sägespänen gefüllten Hampelmanne gleichend, über eine Bank hin.

Das Werk hatte er bereits etwa 20 Male vollbracht — nun vermochte er keinen Finger mehr zu rühren, nur die Zunge bewegte sich noch ein wenig und klagte:

„Lieber Herrgott, das nennt man ein Vergnügen! Das gelobe ich, wenn das Meer nicht alles von mir fordert, was in meiner Haut steckt, mein Lebtag betrete ich kein Schiff mehr und mein Lebtag esse ich keinen Bissen mehr!“

Und mitten in diesem Elende, da manche zu sterben meinten, andere sogar zu sterben wünschten, ertönte die Glocke, und der verfl . . . . Cameriere lud seine Gäste zum Mahle ein: es wurde eben aufgetragen . . . . . sechs Gänge . . . . . lauter auserlesene Speisen.

Ein junger, in gesunden Tagen äußerst kräftiger und bei solchen Gelegenheiten sicher auch leistungsfähiger Mann vermochte noch hinter dem Bösewichte seine Fäuste zu ballen:

„Erwürgen“, rief er, „könnt' ich den welschen Hund — jetzt muss ich drei Kronen blechen und kann nicht einmal einen Löffel Suppe hinunterbringen!“

Vertrauliches über Leo XIII.

Im Hinblick auf das Festjahr haben italienische Blätter über eine Reihe von Einzelheiten aus dem Leben und den Gewohnheiten Leos berichtet, die bisher wenig bekannt geworden sind.

Als Nuntius in Brüssel — er war damals erst 33 Jahre alt — zeigte er sich den schwierigsten diplomatischen Verhandlungen gewachsen, kein noch so unerwarteter Zwischenfall vermochte ihn aus der Fassung zu bringen. Er vereinigte in jeder Lage die unerschütterlichste Ruhe mit weltmännischem savoir-vivre. Dafür ein Beispiel. Der Graf von Baillet hatte ihn zu einem diplomatischen Diner eingeladen. Als er abends seine Equipage wieder besteigen wollte, rempelte ihn ein Mann aus dem Volke in gröbster Weise an und überhäufte ihn mit den gewöhnlichsten Beschimpfungen. Die Dienerschaft bemächtigte sich des Beleidigers und ohne das prompte Dazwischenkommen des Prälaten wäre es ihm übel ergangen. Graf Pecci (auf diesen Titel hatte er immer gehalten) befahl, den Mann freizulassen, rief ihn zu sich und sagte: „Warum denn so grob zu mir? Keiner meint es besser mit Ihnen als ich! Sollten Sie etwas brauchen, kommen Sie nur zu mir!" Sprach's, drückte ihm einen Thaler in die Hand, bestieg seinen Wagen und fuhr davon. Kurze Zeit darauf ließ sich derselbe Mann thatsächlich bei dem Nuntius melden und leistete mit bewegten Worten Abbitte. Dann wurden seine Besuche immer häufiger, bis Graf Pecci ihm die Stelle eines Kammerdieners antrug, die er dankbar annahm.

Als Gioacchino Pecci im Jahre 1846 der schwierige Posten eines Erzbischofs von Perugia anvertraut wurde, empfand König Leopold I. von Belgien die Trennung so schmerzlich, dass er dem scheidenden Nuntius folgendes Autograph als Begleitschreiben mit nach Rom gab: „Ich kann nicht umhin, den Erzbischof Pecci dem ganz besonderen Wohlwollen Eurer Heiligkeit zu empfehlen; er verdient es in jeder Hinsicht, selten habe ich in der Ausführung übernommener Pflichten größere Selbstverleugnung, selten lauterere Absichten, selten eine loyalere Handlungsweise wahrgenommen. Sein Aufenthalt in Belgien ist ihm von größtem Nutzen gewesen und wird ihn in den Stand setzen, Euerer Heiligkeit umso besser zu dienen. Ich bitte Eure Heiligkeit, sich von ihm einen eingehenden Bericht über seine Eindrücke und die Verhältnisse in Belgien erstatten zu lassen. Er urtheilt über alles mit der größten Zuverlässigkeit und ich bitte Eure Heiligkeit, ihm unbeschränktes Vertrauen

rische, in Terrassen ansteigende Stadt, die vom Dome und der Festung beherrscht wird, öffnete uns den geräumigen Hafen und weckte die Lebensgeister und damit das Verlangen, nur ja recht schnell dem Meere, das ja leider keine Balken hat, zu entrinnen und wieder mit sicherem Fuße die feste Erde zu treten.

„Ich bitte“, sagte ich, mich verabschiedend, zum Capitäne, das mit dem Jeremias ist viel zu zahm; taufen Sie Ihr Schiff lieber St. Ulrich!“

So waren wir denn, Gott sei gedankt, wieder auf dem Boden, der einstweilen, solange nämlich die feuerspeienden Berge nichts dagegen einzuwenden hatten, nicht wankte!

Urkomisch war es aber doch zu sehen, wie die Reisenden, da sie auf dem Hafendamme dahin giengen, allweil noch die Füße spreizten und hie und da wie Taumelnde eine Hand gegen eine Mauer reckten; erst allmählich erwachte wieder das Gefühl der Sicherheit und damit ward auch der Gang wieder aufrecht und gerade, wie eben nur der königliche Mensch zu gehen vermag.

Echt italienisches Proletariat in genügender Menge, italienische Zudringlichkeit, italienisches Geschrei, italienische Esel, italienische Prellerei und andere schöne Dinge empfiengen uns; doch ich schlug mich durch und fand nach schweren Kämpfen im Albergo della Pace, im Gasthause „zum Frieden“, gut Gelass.

Ein Abendspaziergang auf dem Corso Vittorio Emanuele brachte mich vollends wieder ins Gleichgewicht, und wie ich in die Trattoria di leone, auf gut deutsch in die Restauration „zum Löwen“ trat, saß da zu meinem Staunen der Mann, der gelobt hatte, nie mehr ein Schiff zu besteigen und nie mehr einen Bissen zu essen, bei einer Schüssel voll arrosto di vitello, einer Art Kalbsbraten, und hieb so tapfer ein, dass auch mir die Esslust wieder kam und so das Trauerspiel ein lustiges Ende nahm.

Möge mir der empfindliche Leser verzeihen, dass ich mir in der Schilderung der Seekrankheit die modernen Realisten zum Muster genommen habe! Ganz zu erreichen vermag ich sie leider nicht, und ich bekenne in Demuth meine Unfähigkeit.

Erst wenn ein Leser .... auch den heiligen Ulrich anrufen müsste und so die Seekrankheit zu Lande bekäme, hätte ich Ursache zu triumphieren.

„Was das Können Eurer Eminenz anbetrifft", antwortete Bartolini ernst, „so kommt es nicht Ihnen, sondern uns zu, hierüber zu urtheilen. Was die Eigenschaften anbetrifft, deren ein guter Papst bedarf, so kennt sie Gott — lassen Sie uns auf ihn vertrauen!"

Der erste Brief des neuerwählten Papstes war an seine Familie gerichtet und lautete:

Vatican, 20. Februar 1878.

Liebe Brüder!

Hiedurch theile ich Euch mit, dass bei der heutigen Abstimmung das heilige Collegium meine unwürdige Person auf den Thron Petri erhoben hat. Mein erster Brief ist dieser an die Familie; ich erflehe für sie von Gott jedes denkbare Glück und ertheile ihr voller Liebe den apostolischen Segen. Betet nur viel zu Gott für mich.

Leo P. P. XIII.

Aus dem Privatleben des Papstes das Folgende:

Bis vor ein paar Jahren stand Leo XIII. ohne Unterschied der Jahreszeiten um 6 Uhr auf. Sein treuer Kammerherr Centra, den er von ihrem gemeinsamen Geburtsorte Carpineto schon nach Brüssel mitnahm, pflegte ihn durch Klopfen an der Thür zu wecken, trat ein, riss die Fenster auf und entfernte sich wieder. Wenn nicht Krankheit ihn hinderte, vollzog der Papst seine Toilette ohne jeden Beistand; niemand darf seine Zimmer betreten, bevor er klingelt. Um sieben liest der heilige Vater die Messe unter dem Beistande zweier seiner Capläne, deren Zahl sechs beträgt. Dann wohnt er einer zweiten Messe bei, die von einem seiner Capläne (diese dienen ihm auch als Secretäre) gelesen wird. Nach den zwei täglichen Messen nimmt Leo sein Frühstück — Milchkaffee — zu sich, dann kommen die Audienzen an die Reihe; zuerst der Staatssecretär, der ihm sowohl die am Tage vorher eingelaufenen Schriftstücke, sowie diejenigen zur Unterschrift vorlegt, die am selben Tage erledigt werden müssen. Diese Audienz, die über eine Stunde dauert, fällt Dienstags und Freitags aus; an diesen Tagen empfängt Leo XIII. das diplomatische Corps. Die zweite Audienz gilt den Cardinälen, den Leitern der „Congregazioni" (so heißen die vaticanischen Ministerien), den Generälen der religiösen Orden. Ist das Wetter schön, dann unterbricht Leo XIII. auf eine halbe Stunde die Audienzen, um etwas frische Luft in den vaticanischen Gärten zu schöpfen. Das Mittagessen wird nach altem Brauch um 1 Uhr serviert — Suppe, überwiegend die nationale Nudelsuppe, Braten und Gemüse, Obst, dazu ein Schluck alten, möglichst alkoholfreien Bordeaux — und das ist alles. Im allgemeinen liest der Papst während des Mittagmahls die Zeitungen. Die vaticanische Etikette gestattet nicht, dass irgend ein Sterblicher an demselben Tische mit ihm speist. Will Leo XIII. einem römischen Prinzen

zu schenken." — Das Schreiben Leopolds I. stellt er Ende Mai 1846 Gregor XVI. zu und am 2. Juni brachte man diesen schon zur letzten Ruhe. Sein Nachfolger, Pius IX., antwortete Leopold I.: „Das so freundliche Zeugnis, das Ew. Majestät dem Erzbischof Pecci ausstellen, gereicht diesem Prälaten zur größten Ehre und er wird seinerzeit die wohlthuenden Folgen der so gnädigen Verwendung Ew. Majestät ebenso sicher genießen, als ob er als Nuntius bei Eurer Majestät geblieben wäre." Aber Pius IX. stand schon ganz unter dem Einflusse des Cardinals Antonelli. Dieser konnte seinen engeren Landsmann Pecci, in dem er wahrscheinlich einen gefährlichen Nebenbuhler fürchtete, nicht leiden, und so erhielt der Erzbischof Pecci erst 1853 den rothen Cardinalshut.

Folgende Anekdote zeugt am besten für den Geist, in welchem er die Thätigkeit eines Seelenhirten auffasste. Er hatte erfahren, dass der jugendliche Pfarrer eines Gebirgsnestes nur am Sonntag die Messe selbst las, die ganze Woche aber sich im Gebirge auf der Jagd herumtrieb, während ihn zu Hause ein altersschwacher College so gut wie es gieng vertrat. Eines schönen Tages erschien der Erzbischof in aller Herrgottsfrühe in dem weltentrückten Gotteshause, gerade als der alte Geistliche sich anschickte, die Messe zu lesen, und bat ihn, dies ihm zu überlassen. Als der Pfarrer heimkam, war es ihm nach der Beschreibung des fremden Geistlichen sofort klar, dass dieser kein Geringerer als der Erzbischof gewesen war. Ohne zu zögern, begab er sich zu ihm, sank vor ihm auf die Knie und bat ihn um Verzeihung. „Ich habe Ihnen nichts zu verzeihen, lieber Bruder", antwortete ihm väterlich sein Vorgesetzter, „wenn Sie sich aber wieder entfernen wollen, benachrichtigen Sie wenigstens mich, damit ich Sie vertreten kann!"

Am Schlusse seiner irdischen Laufbahn ließ Pius IX., nunmehr frei von dem Einflusse Antonellis, Gioacchino Pecci Gerechtigkeit widerfahren. Er ernannte ihn zum Cardinal Camerlengo und nöthigte ihn dadurch, nach 31 Jahren seinen Aufenthalt von Perugia nach Rom zu verlegen, um im Falle seines Hinscheidens unverzüglich die Regierung des Vaticans und die Führung des Conclaves übernehmen zu können.

Als im Conclave bei der zweiten Abstimmung statt 19, wie in der ersten, 29 Stimmen auf seinen Namen fielen, wurde der Cardinal Pecci von größter Seelenunruhe befallen. „Ich kann nicht anders", sagte er zu dem Cardinal Bartolini, dem Haupturheber seiner Wahl, „ich fühle ein unüberwindliches Bedürfnis, dem heiligen Collegium zu erklären, dass es einen Fehler begeht. Man hält mich für einen Weisen, für einen Gelehrten, und ich bin es nicht; man muthet mir die Eigenschaften eines guten Papstes zu und ich habe sie nicht! Dies ist es, was ich den Cardinälen sagen muss!"

Privatbibliothek eingerichtet hat. Hier unterhält er sich neben einer großen Volière, in der die verschiedensten Singvögel ein friedliches Dasein führen, zwanglos mit den intimsten Prälaten. Leo XIII. hat von jeher eine ausgesprochene Neigung für die geschwätzigen, gefiederten Geschöpfchen gehabt, die der Gegenstand seiner besonderen Fürsorge sind. Er ist an ihr Zwitschern schon so gewöhnt, dass sie, obschon manchem seiner Gäste lästig, ihn nicht im geringsten bei der Unterhaltung stören. Bei seiner ungewöhnlichen Mäßigkeit bedarf Leo XIII. nicht einmal eines Ess-zimmers; er nimmt seine Mahlzeiten auf einem Klapptischchen ein, das er in irgend ein Zimmer, meistens in das Arbeitszimmer, tragen lässt.

Nach den beunruhigenden Nachrichten, die jüngst über den Zustand des Papstes in Umlauf waren, ist das Zeugnis seines erprobten Leib-arztes, des Commendatore Giuseppe Lapponi, von besonderem Inter-esse. Gewöhnlich ist dieser Herr in richtiger Würdigung seiner großen Verantwortung stumm wie ein Fisch. Gewiss mit Absicht hat er sich diesmal einem italienischen Journalisten gegenüber auf Mittheilungen über seinen hohen Patienten eingelassen, die durch die ganze italienische Presse giengen, bei der auswärtigen jedoch wenig Beachtung gefunden haben. „Seine Heiligkeit (es sind das seine Worte) hört ausgezeichnet und sieht so gut, wie ich selbst; er trägt zwar eine Brille, schiebt sie jedoch meistens auf die Stirn zurück, weil sie ihn belästigt; nicht selten treffe ich ihn beim Lesen ohne Brille. Sein Gedächtnis hat mit dem, ich möchte beinahe sagen rückgängigen Gedächtnis der Greise, die sich nur an längst Vergangenes erinnern, nichts gemein; Seine Heiligkeit interessiert sich für alles Neue, erörtert und behält alles, Verwechs-lungen sind bei ihm ausgeschlossen. Meine größte Sorge ist sogar seine viel zu große geistige Regsamkeit. Besonders nachts ist sein Geist thätig. Eines Nachts, da er vor einigen Monaten keinen Schlaf finden konnte, stand er trotzdem schon um 6 Uhr auf, ließ seinen Secretär rufen und dictierte ihm neunzig lateinische Verse, die er wachend verfasst und genau im Gedächtnisse behalten hatte, in die Feder. Sonst pflegt er, wenn er eine schlaflose Nacht hinter sich hat, bis 9 Uhr und darüber im Bette zu bleiben und holt das Versäumte nach. Die Audienzen, der Empfang ganzer Pilgerzüge, selbst die großen Ceremonien in der Kapelle Sistina und in der Peterskirche scheinen ihn aufzufrischen statt zu er-müden; er braucht Anregungen, und da ich weiß, wie wundervoll er sich trotz der Evvivas und des unbändigen Zurufens der Gläubigen zu beherrschen vermag, lasse ich ihn gewähren.“ Über die Ciste befragt, die er zusammen mit dem Professor Pappafava beseitigte, erwiderte der Leibarzt: „Wir hatten da die beste Gelegenheit, uns von der noch immer wunderbar guten Constitution Seiner Heiligkeit zu überzeugen. Hätte er nicht die Unvorsichtigkeit begangen, in derselben Nacht nach der

oder irgend einer anderen Persönlichkeit eine besondere Auszeichnung zutheil werden lassen, dann ladet er den Betreffenden zum Frühstück — Milchkaffee! — ein; dies darf jedoch nicht geschehen, wenn der Gast der von dem Papste vorher gelesenen Messe nicht beigewohnt und aus dessen Händen das Abendmahl empfangen hat. Bei solchen Gelegenheiten wird für den Gast ein kleiner Tisch neben den Leos XIII. gestellt. Früher leistete dem heiligen Vater während des Hauptmahles dessen Bruder, der Cardinal Pecci, Gesellschaft, aber mit dessen, von dem Überlebenden so tief empfundenen Hinscheiden hörte auch diese so wohlthuende Zerstreuung auf. Nach Tische ruht der Papst eine Stunde auf einem Armsessel, unternimmt dann, wenn das Wetter es zulässt, einen zweiten Spaziergang oder auch eine Wagenfahrt in den vaticanischen Gärten, wo er überhaupt mit immer größerem Behagen weilt. Die fahrbare Allee misst ungefähr eineinhalb Kilometer. Der Hauptgärtner, der die Competenz Leos XIII. in Bezug auf Blumenzucht in empfindlicher Weise kennen lernen musste, überreicht ihm jedesmal ein Sträußchen, an dem er sich während des ganzen Spazierganges erfreut; bis vor kurzem pflegte Leo in seiner Leidenschaft für diese duftigen Geschöpfe das Sträußchen eigenhändig zu vergrößern. Begleitet wird er auf diesen Spaziergängen von einem seiner camerieri segreti — er hat deren über 600! — und von dem diensthabenden Officier seiner Leibgarde — Guarda nobile. Von 4 bis 6 Uhr werden die Audienzen fortgesetzt und Vorträge entgegengenommen, wobei er eine Tasse Bouillon und einen Schluck Bordeaux zu sich nimmt. Auch die Zeit von 8 bis 10 Uhr abends war bis vor zwei Jahren Audienzen und der Arbeit gewidmet, um 10 Uhr betete der heilige Vater tagaus tagein den Rosenkranz mit Monsignore Marzolini, der unter seinen Secretären ihm schon aus der Perugia-Zeit her am nächsten steht.

Um halb 11 Uhr stärkt er sich für die Nacht durch eine weitere Tasse Bouillon und ein Stück kaltes, vom Mittag übrig gebliebenes Fleisch und begibt sich um 11 Uhr zur Ruhe. Eine Unterbrechung dieser Tageseintheilung tritt nur ein, wenn der heilige Vater eine besonders wichtige Arbeit, z. B. eine seiner so durchdachten Encykliken vorhat. Dann pflegt er sich in sein Schlafzimmer zu schließen und duldet keine Störung.

Er vertieft sich dann so in seine Arbeit, dass er nicht selten die Feder an den Ärmeln seiner weißen Soutane abwischt und der treue Centra immer Ersatz bei der Hand haben muss.

Der Vatican hat 10.000 Gemächer, von denen Leo XIII. nur drei mittelgroße Zimmer im zweiten Stock bewohnt. Verspürt er keine Lust, in die vaticanischen Gärten hinunterzugehen, dann weilt er, wie früher Pius IX., mit Vorliebe in einem Raume, den er als seine

die halbe Stadt interessiert sich dafür. Es soll ja aber auch für jeden gesorgt werden. Ein gutes Restaurant, ein Kaffeehaus. Mehrere Spielzimmer. Ein Ballsaal, ein Lesecabinet. Eine Bühne für Dilettantenvorstellungen, ein Saal endlich für Kunstausstellungen. Alles das und wohl noch anderes wird ein großes, modernes Gebäude umfassen und das Ganze wird die Zierde und Ehre der Stadt sein und den deutschen Namen Casino führen. Das Bürgerthum bedarf unbedingt eines geistigen Vereinigungspunktes zur Erholung und zur Pflege idealen Lebens.

Wie nun die Geldmittel beschaffen? Das ist schwer und ist leicht. Die Stadt braucht bloß eine Million aufzunehmen; allein dagegen wehren sich die Socialdemokraten, die alles Guten Gegner sind. Diese Herren vermögen zwar selber nichts zu schaffen, doch sie vermögen die Schöpfung anderer zu verhindern. Ich war dran, bei meiner Rede, die ich gelegentlich dieser Vereinsgründung zu halten hatte, eine Erhöhung der Zinskreuzer vorzuschlagen, wenn nicht noch besser eine Erhöhung der Gemeindeumlagen. Jedenfalls muss die Stadt einmal etwas tiefer in den Sack greifen. Und das Land! Weshalb soll nicht auch das Land fürs neue Casino etwas thun? Der Vortheil der Provinzialhauptstadt ist auch der der Provinz — gewiss. Das Casino wird vielen Leuten etwas zu verdienen geben, es wird Fremde herbeiziehen, es wird Kunst und Wissenschaft fördern, kurz, es wird ein Segen und ein Vergnügen sein.

Als ich so im Herbstnebel dahinschritt und darüber nachdachte, wie sich das alles am packendsten würde vorbringen lassen, tauchte das große Gebäude des Lazareums vor mir auf. Ein altes, ehrwürdiges Gebäude. Ich hätte eigentlich drin etwas zu thun, es ist noch reichlich Zeit und könnte ich gleich in einem mich erkundigen, wie es der Frau Stampfel geht, der Hausmeistersfrau, die aus dem Kindbette in das Spital geholt wurde, weil Infectionserscheinungen aufgetreten waren. Der Hausmeister, es ist der vom Hause, in dem ich wohne, hatte sich einen Tag vorher den Fuß gebrochen und lag in einer andern Anstalt. So war die arme Frau — ich kannte sie übrigens nur ganz flüchtig — in ihrem Elende allein. Dass sich doch jemand um sie kümmert.

Der Pförtner hatte einen mit Pelz verbrämten grünen Mantel an und ein zierliches Käppchen auf dem Kopf. Er rauchte eine lange Pfeife, aber von der Frau Maria Stampfel wusste er nichts und sie stand auch nicht in seinem Register. Jedenfalls würde sie im zweiten Stock auf Nummer 28 zu finden sein. Ich gieng auf Nummer 28. Da lagen in einem großen, düsteren Saal an dreißig Kranke umher, aber die Frau war nicht da. Die Wärterinnen wussten auch nichts von ihr. Das reizte mich etwas, ich stieg herab und erhielt vom Pförtner den Bescheid, wenn sie im Kindbettfieber liege, dann wäre sie sicherlich

Operation ganz allein das Bett zu verlassen, wäre die Wunde innerhalb 24 Stunden vernarbt. Auch dies war übrigens eine Ausnahme. Wenn er sich nicht ganz wohl fühlt, ist der heilige Vater der gefügigste Patient der Welt, die verkörperte Folgsamkeit und die leibhaftige Geduld. Nur einmal, 32 Jahre alt, war Monsignor Pecci als Gouverneur von Benevento krank, gefährlich krank. Er verdankt, wie er selbst mir oft erzählt hat, seine Rettung einem kalten Bad, das er gegen den Willen eines behandelnden Arztes nahm. Seitdem ist er ein begeisterter Anhänger der Wassercur. Als Pfarrer Kneipp ihn aufsuchte, überschüttete er ihn mit Freundlichkeiten. Es hat mir damals große Mühe gekostet, ihn von der Kneipp'schen Cur abzuhalten, die mir zu angreifend für ihn schien."

„Ist es wahr", fragte die Persönlichkeit, der diese interessanten Mittheilungen zutheil wurden, „dass Seine Heiligkeit Zeitungen liest?"

„Gewiss, und wenn sie etwas Aufregendes enthalten, lasse ich es mir angelegen sein, ihn auf die eine oder andere Art darauf vorzubereiten."

„Ist Seine Heiligkeit dichterisch viel thätig?"

„Ja, das Dichten ist seine Lieblingsbeschäftigung, die einzige Erholung, die er sich bei seiner aufreibenden Thätigkeit von jeher gönnt; mir überreicht Seine Heiligkeit selbst stets seine neuesten poetischen Erzeugnisse zur Durchsicht und fordert mich auf, ihn offen zu fragen, falls mir etwas dunkel bleiben sollte. Sie sind aber so klar, so durchsichtig, sein Latein ist so classisch, dass ich nie müde werde, sie immer von neuem zu lesen."

Diesen von E. Gagliardi ertheilten Bericht entnehmen wir dem Märzhefte des „Thürmers", der — obschon auf protestantischem Standpunkte stehend — stets mit großer Sympathie von der Persönlichkeit Leos XIII. spricht.

Bauen wir Casinos!

Eine Zuschrift.

Wir wollen ein Casino bauen. Denken Sie sich, unsere Stadt mit hunderttausend Einwohnern hat noch kein Casino. Wir müssten uns verstecken vor Buxtehude, das ein glänzendes Casino besitzt, wenn wir nicht endlich einen Schwung machen und das Versäumte nachholen wollten.

So war ich auf dem Wege in den Rathssaal zur Sitzung. Der Casino-Verein soll sich constituieren. Es wird ein Gedränge geben,

„Das ist alles ganz schön“, sagte ich, „aber die Pflege! Ich fand sie im Schweiße gebadet, vor Durst verschmachtet, unter schwerer Decke begraben, von Fliegen umschwirrt. Kein Mensch reicht ihr Labnis, die Wärterin, die ich anrief, eilte greinend davon, weil sie bei anderen Kranken im Augenblick noch wichtiger war.“

„Lieber Herr, da müssen Sie mit dem Director sprechen!“ entgegnete mir der Doctor mit Achselzucken.

Gut, so suchte ich den Director, wurde aber, weil es außerhalb der Sprechstunde war, nicht vorgelassen. Der Herr Director ist nämlich ein sehr gelehrter Mann, der über die Krankheiten Bücher schreibt, da kann er für die Kranken und ihre persönlichen Anliegen freilich weiter keine Zeit haben. Ein anderer der Ärzte war im Seciersaal, wo er auch nicht gestört werden konnte, noch ein anderer nahm am Schädel eines Dichters Messungen vor, um den Sitz der Intelligenz zu erforschen, kurz der Wissenschaft wurde gedient an allen Ecken und Enden, aber den Kranken fehlte es an entsprechendem Raume, an Licht und Luft, an Pflege. Weil in der Abtheilung für Frauenkrankheiten kein Platz mehr vorhanden, deshalb musste die Stampfel in das Beobachtungszimmer, um dort umtobt von Geisteskranken ihr junges Leben zu verhauchen.

Als nach einigen Tagen der Sarg der Frau Stampfel begraben wurde, traf ich doch einen der Ärzte, um ihn zur Rede zu stellen. Freilich war ich beim unrechten. Sehr höflich entgegnete er, meine Beschwerden seien so alt wie die Anstalt selbst, und sie, die Ärzte, hätten Petition auf Petition abgeschickt, um ein neues Krankenhaus, um bessere Fondierung des Wärterstandes, um andere Einrichtungen und neue Instrumente zu erreichen — es sei vergebens, für die Wissenschaft geschehe nichts. Ich erinnerte, dass mich die Wissenschaft wenig kümmere, wohl aber die Leidenden, worauf er bemerkte, dass eben die Wissenschaft den Kranken zugute kommen würde. — Darauf ließ ich mich weiter nicht ein. — Nun, und das Casino?

Ich bin nicht hingegangen. Als ich damals so das Krankenhaus durchirrte, um nach der armen Frau zu suchen, als ich die Zustände der Anstalt sah, wovon hier nur einige angedeutet wurden, da war mir die Lust zum Casino vergangen. Dann wundere man sich noch, wenn arme Leute nicht ins Spital wollen! Dann wundere man sich, wenn die Socialdemokraten so sehr gegen kostspielige Vergnügungsanstalten sind! — Nein, wir haben nicht das Recht, Casinos zu bauen, solange die Spitäler in solchem Zustande sind! Wir haben bislang noch nicht das Recht, uns über die Fortschritte der mediciniſchen Wissenschaft zu freuen, wenn alles nur ihretwegen geschieht, und so wenig der Leidenden halber, und wenn alle Versuche der Gegenwart immer nur den Kranken einer

in dem nächstanstehenden Hause. Dort wieder wies man mich auf die Abtheilung für Infectionen, und in dieser war sie erst recht nicht zu finden. Aber die Frau, die vor vier Tagen in das Lazareum gebracht worden, müsse doch irgendwo verbucht sein. Beim Pförtner war schon seit drei Wochen niemand mehr eingetragen. Und manches Bäuerlein vom Lande, das im Spital ein Angehöriges besuchen wollte, musste unverrichteter Sache fortgehen, weil in ein paar dem Besuche freistehenden Stunden der betreffende Kranke nicht aufgefunden werden konnte. Ich irrte noch treppauf- und -ab, durch finstere Gänge dahin, in dumpfigen Sälen umher, überall Kranke und Sieche aller Art, aber die Frau Stampfel war nicht zu finden. Die schwerkranke Person war nachgerade in Verlust gerathen.

Endlich in einer Kanzlei fand man die Schrift und den Bescheid, die Frau sei seit zwei Tagen im Beobachtungszimmer, weil sie so renitent gewesen wäre, dass man sie für tobsüchtig hielt. Nun, so war ich auf der Spur. Eine halsbrecherische Stiege hinauf, in eine frostige Vorkammer, wo jemand in Acten kramte, in ein kleines Zimmer, in welchem nicht weniger als fünf Personen auf Lagerstätten gebunden waren, wovon mehrere abscheulich tobten und lästerten. Eine einzige Wärterin gieng ohnmächtig ab und zu, und als die Kranken noch mehr zu toben begannen, verzog sie sich ganz. In einem finstern Winkel lag die Gesuchte. Sie war im hochgradigen Fieber und lag dahin. Auf meine Fragen gab sie nur einmal wie im Halbschlummer Antwort, dass sie werde sterben müssen. Dann schlummerte sie. Ich suchte den behandelnden Arzt auf und fragte, weshalb die arme Frau denn im Beobachtungszimmer untergebracht sei? Ja, sie habe sich derart benommen, dass die Besorgnis bestehe, sie sei von Sinnen. — Hat man nicht am Ende die Fieberphantasien für Wahnsinn gehalten? Nein, die Muthmaßung eines solchen Missgriffes getraute ich mir gar nicht auszusprechen. Doch gab ich zu bedenken, ob die Kranke nicht doch besser in die Kindbettabtheilung gehöre, wo sie nicht die Tollen um sich sehe, wohl aber eine entsprechende Pflege habe. Da wurde er unwirsch, mein Doctor. Er müsse schon bitten, mit seinen Kranken nach eigenem Ermessen verfahren zu dürfen! Und wenn man etwa glaube, dass sich hier niemand um die Person kümmere, so wolle just einmal zugesehen werden, was alles geschieht. Und dann demonstrierte mir der Arzt, dass an der Kranken allstündlich die Temperatur gemessen werde, und der Puls, dass die Abgänge aufs gewissenhafteste untersucht werden; kein einziges der Krankheitssymptome würde außeracht gelassen. Ja, jede ihrer Phantasiereden werde aufgeschrieben und zwar ganz genau, allenfalls unter Zeugenschaft. Und er zeigte mir einen Stoß von Acten, die bereits über die Maria Stampfel aufgenommen worden waren.

lebt. So auch soll, falls eine Person während der Nacht ohne Beisein einer andern stirbt, die Stubenuhr von selbst stehen bleiben, um die Todesstunde anzudeuten. — Wird auf dem Kirchhofe der Name eines Verstorbenen angerufen, so erwacht derselbe; denn das Rufen soll ihn in seiner Ruhe stören und große Schmerzen verursachen.

In Plaine de Walsch soll ein Maulwurfshügel an einem Hause einen baldigen Sterbefall in dem Hause andeuten. Eine Furche in der Milz eines geschlachteten Schweines soll dasselbe anzeigen.

Mit Beziehung auf die Herrschaft Odins über die Todten und auf die Rosse der leichensammelnden Walküren, denn bekanntlich gehen nach der germanischen Götterlehre alle Todten zu Odin in Walhalla ein, glaubt man in mehreren Dörfern des Kreises Forbach, die Pferde könnten keine auf einem Wagen befindliche Leiche fortziehen, wenn nicht ein Lebender sich auf den Wagen setze.

Wenn der Besitzer eines Hauses gestorben ist, so geht man in Geblingen hin und sagt es der Uhr, sonst glaubt man sie würde stillstehen und unbrauchbar werden. So auch kündigt man es dem Essig im Fasse an, indem man an dasselbe klopft und sagt: „Dein Herr ist gestorben!" Unterläßt man es, so soll der Essig ungenießbar werden.

Stirbt jemand im Hause und der Körper ist beim Einsargen noch warm, so stirbt bald wieder jemand aus dem Hause. Dasselbe findet statt, wenn ein Todter an einem Freitage bestattet wird. — Kinder, die in den dunklen Nächten vom 20. bis 24. März das Licht der Welt erblicken, sollen bald dahinscheiden. — Der Ruf einer Meise an einem Hause: „Komm mit! Komm mit!" bedeutet ein baldiges Todtenopfer.

In Buschdorf soll das Erscheinen eines Todtenkreuzes vor einem Hause einen nahen Todesfall anzeigen. Regnet es gleich auf den Leichenhügel, so hegen die Leute gute Hoffnung auf die Seligkeit des Geschiedenen.

In Willerwald soll das Offenhalten der Augen eines Verstorbenen einen zweiten Todesfall angeben. Ist der Körper des Verstorbenen beim Einsargen nicht steif, sondern schlaff, so wird bald wieder ein Sterbefall folgen.

Wenn sich ein Rabe in Zittersdorf am Fenster zeigt, so stirbt die älteste Person darin.

In Lazemborn wird der Tod eines Familiengliedes durch Klopfen, Poltern an Fenstern, Thüren, in der Küche u. s. w. angezeigt.

In Givrycourt werden, wie überall in Lothringen, zu beiden Seiten des Sarges Kerzen angezündet. Geht eine Kerze zufällig auf der Männerseite aus, so ist der Nächststerbende ein Mann, geschieht es auf der Frauenseite, so ist es eine Frau.

künftigen Zeit zugute kommen sollen. Wir haben nicht das Recht — ach, wir haben überhaupt kein Recht, wenn wir unsere Pflichten nicht zu erfüllen wissen.

Ich hüte mich diese Erfahrung zu verallgemeinern, nicht in jedem Krankenhause wird es so zugehen, wie im famosen Lazareum; doch auf diese einzige Anstalt werden die geschilderten Zustände auch nicht beschränkt sein. Ich möchte vorschlagen, dass aus der Bevölkerung sich gewählte Inspectionen bilden sollten, die zu jeder Stunde berechtigt wären, in den Spitälern Nachschau zu halten. Findet man's in Ordnung, so ist die Beruhigung wieder hergestellt, das Vertrauen gestärkt und der Ehrenname der Wohlthätigkeitsanstalt gerettet. Wenn man aber da und dort die grenzenlose Unzulänglichkeit der Mittel finden wird, die unpassende Behandlung und zweifelhafte Pflege der Kranken und mancherlei Schlimmes sonst, dann wird man wissen, was noch wichtiger ist als Casinos zu bauen, und was etwa besser angebracht ist als der Hochmuth darüber, wie weit wir es gebracht. A. K.

Todtensitten in Lothringen.

Von **H. Lerond.**[1])

„Es hat wieder äna d'Leffel uff de Sitt g'leyt", pflegt der Lothringer zu sagen, wenn das Sterbeglöcklein ihn daran gemahnt, dass wieder eine Seele von den irdischen Fesseln erlöst worden sei.

Der Aberglaube spielt in Lothringen beim Tode eine große Rolle. Das Käuzchen, in Lothringen „Todtenvogel" genannt, gilt als Vorbote des Todes. Wo sein Ruf wahrgenommen wird, soll in kurzer Zeit eine Person das Zeitliche segnen. Der Ruf desselben soll Veranlassung dazu gegeben haben.

Der Schlag der Kirchenuhr zwischen den beiden Wandlungen in der hl. Messe, soll in der Pfarrei binnen einer Frist von sechs Wochen einen Sterbefall herbeiführen. (Farschweiler). Das Erlöschen einer Kerze am Hauptaltare während des Gottesdienstes soll ebenfalls einen Tod andeuten. (Bettingen).

In der Sierker Gegend ist man der Ansicht, wenn ein Haus, in dem jemand krank darniederliegt, ein Rothschwänzchen, der Todtenvogel der Sierker, in die Hausflur fliegt, dass der Kranke nicht mehr lange

---

[1]) Aus dessen „Lothringischer Sammelmappe". Metz. Paul Even. Diese Sammelmappe in zehn Bändchen enthält eine Menge des Interessanten von Land und Leuten in Lothringen, die vom Verfasser selbst zusammengetragen sind; sie ist für Freunde der Länder- und Völkerkunde sehr zu empfehlen. Auffallend ist die Ähnlichkeit vieler dieser Todtensitten mit denen in den Alpen. Die Red.

Nachdem die Leiche bekleidet ist, so erfolgt die Aufbahrung auf einem Gerüste oder Bette, welches mit brennenden Kerzen und den dem jeweiligen christlichen Bekenntnisse des Verstorbenen entsprechenden religiösen Sinnbildern umgeben wird. Der Leichnam wird gewöhnlich mit einem großen weißen Tuche bedeckt. Auf demselben ruhen drei Wachskreuzchen auf Kopf, Brust und Füßen.

Die Sitte, dem Sterbenden eine brennende Kerze, die Sterbekerze, in die Hand zu geben, ist hier zu Lande nicht bekannt, wohl aber das Brennen einer oder mehrerer Kerzen neben der Leiche, was aber im Grunde derselben Vorstellung entspricht, dass das Heidenthum die Feuerbeschaffenheit der Seele lehrte und noch heute in Lothringen der Volksglauben in den Irrlichtern wiederkehrende Geister erblickt. Die Jugend hat sich auch dieser Anschauung in dem Kinderspiele „Stirbt der Fuchs, so gilt der Balg", franz. „Petit bonhomme vit encore!" bemächtigt. Es wird nämlich ein brennender Span oder ein Wachslicht im Kreise der Spielenden herumgereicht, und derjenige ist spieltodt oder pfandpflichtig, in dessen Hand sie erlöschen.

Die Leute des Dorfes kommen in das Todtenhaus, werfen geweihtes Wasser über die Leiche und beten für die Ruhe des Verstorbenen. „Nach der Abendmahlzeit versammeln sich sodann, wenn der Verstorbene eine ledige Person ist, so viele Burschen und Mädchen als das Todtenzimmer fassen kann. Anfangs herrscht eine ernste, den Umständen entsprechende Stimmung unter den Versammelten, aber alsbald beginnt die Unterhaltung, die vorher flüsternd geführt wurde, nach und nach in eine laute überzugehen. Man richtet sodann ein Pfänderspiel ein. Die Pfänder müssen durch eine Buße, die eine in solchen Sachen findige Person, welche die gegenseitigen Verhältnisse der anwesenden Personen kennt, aufgeben wird, wieder eingelöst werden. Da kommt dann allerlei tolles Zeug zum Vorschein, aber auch solches, wobei der Engel der Unschuld sein Angesicht weinend verhüllt und entflieht. Ist der Verstorbene verheiratet gewesen, so sind es Männer (zuweilen auch Frauen), welche die Todtenwache halten. Die Unterhaltung derselben ist jedoch eine ruhige und dreht sich meistens in raschen Übergängen um Politik, Tagesereignisse, Kriegszeiten und Erzählungen aus alter Zeit. Hier wie dort wird von der Familie des Verstorbenen, deren Glieder sich zurückgezogen haben, je nach Umständen Brantwein, Wein oder Bier und Brot gereicht, um die Langeweile zu vertreiben. Durch diese Todtenwache wird manche Krankheit in andere Familien verschleppt."

Am Tage der Beerdigung wird die Leiche eingesargt in einen gewöhnlichen schmucklosen Sarg. Dem Todten gibt man ein gesegnetes

War der Verstorbene Imker und Besitzer eines Bienenstandes, so geht in Oestrich eines der Hausmitglieder an jeden Bienenkorb, klopft an denselben, um den Bienenvölkern den Tod ihres Herrn anzukündigen. Wer dieses verabsäume, behauptet man, dessen Bienenstand würde binnen kurzer Frist trauern und schließlich bei der besten Pflege zugrunde gehen. Auch heftet man ein Kreuz aus schwarzem Stoffe am Bienenhause an. Nach dem Tode nimmt man Stroh aus dem Bette des Gestorbenen und verbrennt es an einem Orte, wo sich die Wege kreuzen. Wird eine Fußspur in der Asche wahrgenommen, so soll die Richtung der Fußspur genau das Haus andeuten, in welchem sich in kurzer Zeit ein Todesfall ereignen wird. Auch der Zug des Rauches soll verhängnisvoll sein.

Ist der Verstorbene ein Winzer gewesen, so geht man in St. Julien in den Keller, klopft zu dreimalen an jedes Weinfaß, um einem Versäuern des Weines vorzubeugen.

Hat sich irgend einer des Lebens überdrüssig erhängt, so wird der Strick zerschnitten und ausgetheilt. Diese Stricktheile soll die Besitzer vor derartigem Tode bewahren, daher das bekannte lothringische Sprichwort: „Avoir de la corde de pendu appliqué à un chançard.“ Mit dieser Ansicht hängt noch eine andere lothringische Meinung zusammen. Wenn es mächtig stürmt und braust, so sagt man gewöhnlich, „es habe sich jemand irgendwo erhängt“, weil durch den plötzlichen Hinzutritt der ausgehauchten Seele des gewaltsam Getödteten die Luft als allgemeiner Lebensathem in Aufruhr gerathe, wie das Wasser durch einen plötzlich hineingeworfenen Stein.

Die Redensarten: „Es ist für die armen Seelen“, oder „der Teufel hat seine Haut darüber gezogen!“ rühren noch von jenen Zeiten, her, da man den Todten als Wegzehrung gebotene Speisen unter den Tisch stellte und somit alles was hinunterfiel den Todten gehörig war.

Das Verscheiden einer Person wird in Lothringen auf den Dorfschaften durch ein Trauergeläute angezeigt. Dieses geschieht auf verschiedene Weise, je nachdem der Verstorbene eine erwachsene oder junge, eine männliche oder weibliche Person gewesen ist. Dieses Geläute wiederholt sich jeden Tag beim Morgen-, Mittag- und Abendläuten, solange bis die Bestattung erfolgt ist.

Die Leichenfrau wäscht und bekleidet die hingeschiedene Person. Sie erhält dafür gewöhnlich die Kleider derselben. In manchen Dörfern ist die Kleidung eine weiße, die schleunigst von dem Dorfschneider hergestellt wird; in anderen wieder zieht man dem Todten die besten Kleider an. Das Bekleiden und Waschen der Verstorbenen, welches uns als eine Handlung frommen Sinnes erscheint, war bei den alten Deutschen eine strenge Vorschrift, da sie sich den Einzug des Verstorbenen in Walhalla so vorstellten, wie sie ihn bestatteten.

Nachbarn, Verwandten und Bekannten des Ortes, die Leichenträger und Todtengräber zu einem Essen, „Imbs oder Schlamp“, eingeladen, so dass oft in kleineren Orten das ganze Dorf beiwohnt, da man, um keinen Überdruss zu erregen, so weit um sich greift als möglich. Welchen Geldschaden ein solcher Imbiss für die vom Sterbefall, wenn derselbe nicht gerade zu Gunsten lachender Erben stattgefunden hat, Betroffenen mit sich bringt, ist leicht zu erwägen, wenn man die Mengen Fleisch berücksichtigt, die im Sterbehause auf die Tafel gebracht werden, an welcher sich mancher für lange Entbehrungen entschädigt. Wie bei der Todtenwache ist die gegenseitige Unterhaltung zunächst eine den Umständen angemessene und nur auf den nächsten Nachbarn beschränkt. Nach und nach aber, sobald die genossenen Getränke ihre Wirkung äußern, wird die Unterhaltung eine lebhaftere, lautere und allgemeinere. Das Todtenimbs, welches zum Zweck hat, die Leidtragenden noch einige Zeit zusammenzuhalten, um die betrübten Familienglieder zu trösten und das Leid vergessen zu machen, wird endlich zu einem Freudenmahl, während welchem „allerlei Zoten gerissen werden.“ Sogar die bei solchen Todtenmahlen (welche von der Sitte der Seelenopfer herrühren) zu Tage tretende Heiterkeit, welche uns alles liebevollen Andenkens an den Verstorbenen entbehrend erscheint, ist im Heidenthum begründet und hat von diesem Standpunkte aus betrachtet, alles Recht des Bestehens; denn nach altdeutschem Glauben nimmt man dem Todten die Ruhe, wenn man ihm zu heftig und zu lange nachweint. Deshalb beauftragte auch der sterbende Nibelunge Wolhart seinen Neffen, dass er die Todtenklage um ihn abstelle und deshalb bedeutet auch nach dem Eddischen Helgiliede der Begrabene seiner weinenden Gemahlin, jede ihrer Thränen falle ihm als bitterer Blutstropfen auf die Brust.

Abgesehen aber von der Unsittlichkeit solcher Art Todtenimbisse liegt die Spitze für die gesundheitliche Unzulässigkeit solcher Veranstaltungen darin, dass diese Schmäuse meistens im Sterbehaus, ja oft im Sterbezimmer selbst abgehalten werden. Manche setzen sich über das Widerliche hinaus, die Annehmlichkeiten eines guten Leichenschmauses überwiegen vielmehr bei ihnen das Widerliche desselben. Manche aber, die sich nicht wohl davon zurückziehen können, nehmen mit Ekel die ihnen gebotene Nahrung und dargereichten Getränke zu und damit auch den Keim zu Krankheiten mit sich.

Beim Nachtisch erheben sich alle und beten das „De Profundis“, bei einem Kinde den Psalm „Laudate pueri“. Erst dann kann sich die Gesellschaft trennen.

„Bei Leichenbegängnissen in einer Stadt oder einem größeren Dorfe“, schreibt Dr. Huhn in seiner Landes-, Volks- und Ortskunde von Deutsch-Lothringen, „wirkt gewöhnlich eine Bruderschaft mit, welcher

Kopfkissen unter den Kopf, d. h. ein aus gesegneten Kräutern zusammengesetztes Kopfkissen.

In Armsdorf wird der Todte mit seinen besten Kleidern angethan, auch mit Schuhen und Strümpfen, damit ihm nichts fehle, wenn er wieder erscheine. Auch wird ein Stock in den Sarg gelegt, als ob er sich zur Reise rüste. Die Hände werden gefaltet und ein Rosenkranz und ein Kreuz aus Wachs in dieselben gelegt. Die Bekleidung mit Schuhen ist ein Überbleibsel jener altgermanischen Sitte, welche verlangte, dass man einem Verstorbenen ein paar gute Schuhe mit ins Grab gebe, um die Überlebenden von allem Schaden zu entheben, welcher ihnen durch Nichtbeobachtung der Vorschrift widerfahren könnte und nach welcher ein Naheverwandter vor Bedeckung der Leiche in die Gruft hinabstieg und dem Todten den Helschuh festband, auf dem dieser nach Walhalla wandern sollte. Hieraus erklärt sich auch die Beilage des Stockes, welcher dem Todten auf seiner weiten Reise zu Walhalla als Stütze dienen soll. Der Gebrauch beruht auf der heidnischen Meinung, dass der Verstorbene im Jenseits sein bisheriges Leben fortsetze und dass man ihm also den nothwendigsten Gegenstand für seine erste Thätigkeit zum sofortigen Gebrauche mitgeben müsse. Demzufolge haben auch die alten Germanen jedem Manne alles zur vollen Ausrüstung eines Kriegers Nöthige mitgegeben. Bezüglich des Stockes ist in Destrich noch eine andere Sitte gang und gäbe. Der Stock des Verstorbenen wird nicht mit in den Sarg gegeben, sondern hinter die Thüre gestellt, wo er während einiger Zeit verbleibt. Haben die Überlebenden nun einen Bittgang, den sie während der Krankheit des Verstorbenen versprochen haben, auszuführen, so ruft derjenige, der den Bittgang unternimmt, beim Weggehen dem in der Ecke weilenden Stocke zu: „Hier ist dein Stock, komm mit mir.“ Unterbleibt dieser Gebrauch, so glaubt man, der Bittgänger müsse den Todten den langen Weg hindurch tragen.

Die Leichen werden von Männern, zuweilen auch Frauen, wenn es eine Frau ist, getragen. Jungfrauen und kleine Mädchen werden von ihren Freundinnen zu Grabe getragen. Die männlichen Träger erhalten einen schwarzen Flor an den Arm. Sie nehmen auch ein Lorbeerblatt in den Mund, das sie in die Gruft werfen.

Vom Leichenhaus wird der Tode zur Kirche gebracht, wo ein Seelengottesdienst stattfindet. Nach Beendigung desselben findet die Bestattung in der gewöhnlichen Weise statt. „Wenn der kirchenbräuchliche Theil des Begräbnisses vorüber ist, so beginnt der zweite Theil desselben. Von einem der nächsten Verwandten des Verstorbenen, von dessen Eltern, Großeltern, Brüdern oder Schwestern, wer gerade von den nächsten Verwandten noch da ist, beauftragt, werden nun vorweg die von außen gekommenen Theilnehmer am Leichenbegängnis, sodann die

Die Trauerzeit ist sehr verschieden. Sie währt höchstens ein bis zwei Jahre. Die Weiber brennen während etwa sechs Wochen jeden Sonntag, wenn sie dem Gottesdienste beiwohnen, gewundene Wachsstücke, ein Gebrauch, der ebenfalls in der heidnischen Vorstellung der Feuerbeschaffenheit der Seele wurzelt.

Über den Ruhm des Schriftstellers.

Von **Challemel-Lacour.**[1])

Die Ruhmsucht ist verdorben worden. In vergangenen Zeiten war sie eine Stütze, war mit allem Großen auf der Erde verknüpft. Was ist heute daraus geworden, und was unterscheidet sie von der lächerlichsten Eitelkeit? Vom einfachen localen Ruf bis zum Ruhme erstreckte sich über die Zwischengrade der Beliebtheit und Volksthümlichlichkeit eine Hierarchie, deren Rangstufen man kaum erkennen kann, weil sie in einander übergehen. An manchen Tagen verblasst der Ruhm eines großen Mannes neben dem eines Akrobaten. Boileau und der Prinz Conti mochten über den Rang Homers und Alexanders disputieren und brauchten zur Entscheidung des Streites nur den ersten besten, der ihnen in den Weg kam, zu fragen. Heute würde Roscius den Cicero beeinträchtigen, Robert Macaire müsste Richelieu in den Schatten stellen, Vivier würde unseren Corneille verdunkeln, und Leotard brächte Themistokles und Garibaldi in Vergessenheit.

Heutzutage gibt es nur ein einziges sicheres Ruhmesthermometer, nämlich die Zahl, wie oft ein Name im Jahre gedruckt wird. Die Zeitung ist die unfehlbare Magnetnadel, die den Stand des Ruhmes anzeigt. Die Vertheilung des Ruhmes ist in der That der Triumph des allgemeinen Wahlrechtes. Die Stimmen werden gezählt und nicht gewogen. Die Anzahl der Lobesworte wird veranschlagt und gemessen, aber die Fähigkeiten des Spenders sind gleichgiltig. Noch mehr, der Ruhm ist umso strahlender und fester, als er von naiveren Bewunderern kommt, für welche die wahren oder falschen Ruhmestitel ein wenig undurchdringliches Geheimnis sind und bleiben werden. Daher rühmt sich auch mancher Mensch mehr, dass er im Armenviertel seinen Namen hinter sich murmeln hört, als dass ihm seine Collegen von der Akademie öffentlich huldigten.

Die moderne Industrie hat sich mit einem neuen Zweig bereichert, der eine nicht am wenigsten bewundernswerte Errungenschaft der Civili-

[1]) Aus dem geistvoll geschriebenen Werke „Studien und Betrachtungen eines Pessimisten" von Challemel-Lacour. Übersetzt von M. Blaustein. Leipzig. Hermann Seemann. 1902.

die Familie angehört, oder auch ein anderer Verein. Derselbe verziert am Begräbnistage die Hausthüre mit einer schwarzen Gewandung und besorgt die Leichenwache, oft auch die Begräbniskosten. Die Leichenbegängnisse geben oft zu vielem Aufwande Veranlassung. Schon die Leichenwagen sind von verschiedener Reichhaltigkeit der Verzierung und in den Ecken gewöhnlich mit Federbüscheln versehen. Die Kirchendiener, bald in großer Amtstracht mit dem Kreuze und Pförtner, bald einfach gekleidet und dann einer oder mehrere Geistliche, ja oft sechs bis acht erscheinen am Leichenhause und holen die Leiche ab, indem sie eintönige Gebete singen." Ähnliches finden wir schon bei der Bestattung Siegfriedens, wenn es da heißt: „Eh er bestattet wurde, ertönte Lied und Spruch: es waren beim Begräbnis der weisen Pfaffen wohl genug!" Wie einst Kriemhilde den Leib des hohen Todten, den herzgeliebten Mann, zu dem Münster tragen ließ, so geht es immer zur Kirche, wenn auch der Umweg sehr groß ist, der Sarg wird in dieselbe getragen, auf ein Trauergerüst gestellt und, wie man in alten Zeiten um seiner Seelen willen ein reiches Opfer trug, ein Gottesdienst abgehalten, wobei gewöhnlich Nonnen oder Ordensschwestern Gaben einsammeln, und dann erst wird die Leiche auf den Friedhof gebracht. In Zeiten, wo eine Volkskrankheit herrschte, suchte man diese Sitte der Todtenbestattung abzuschaffen, aber selbst in Metz ist es nicht gelungen, obschon es schon aus Gesundheitsrücksichten geschehen sollte. Die Leichen kleiner Kinder werden getragen und dabei über dasselbe ein tragbarer Thronhimmel gehalten, wenn die Feier vornehm hergehen soll. So weit über die Leichenbestattung in größeren Ortschaften und Städten.

In manchen Ortschaften Lothringens pflegt man einen zweiten Seelengottesdienst am siebenten Tag zu halten, man nennt ihn „Siebenten". Ein dritter Seelengottesdienst findet am dreißigsten Tage nach der Beerdigung des Verstorbenen statt, er heißt „Dreißiger". Nach Ablauf des Jahres wird das Jahrgedächtnis gefeiert. An jedem dieser Tage werden ganz besonders im deutschen Gebiete Lothringens viele Messen gelesen, was uns an jene Stelle aus dem Nibelungenliede erinnert: „In drei Tagen mussten — so hörten wir es sagen — die Messen singen, konnten der Arbeit viel ertragen!" Jedesmal werden auch Schmäuse veranstaltet. Diese Leichenschmäuse haben noch eine weitere Beziehung in die alte Zeit. Nach altdeutschem Rechte durfte sich nämlich der Überlebende erst dann in den Besitz der Erbschaft setzen, wenn Erbmahl und Erbtrunk und damit die Minne des Verstorbenen getrunken war — gewiss kein Wunder, wenn dieser Brauch, bei dem der lachende Erbe nichts anderes zu thun hatte, als einer religiösen Vorschrift gerecht zu werden, welche mit seinen eigenen Empfindungen übereinstimmte, sich länger als das Heidenthum erhalten hat.

Meinung nicht von ihrem natürlichen Dolmetsch, der Presse, getrennt werden darf. Achtung vor der Presse ist ein unverletzliches Gesetz. Wir sahen, wie das auf der Bühne verächtlich ausgesprochene Wort „Zeitungsschreiber" einen Sturm der Entrüstung gegen den gefeierten Autor erregte, dem das unglückliche Wort gewiss nur aus Unvorsichtigkeit entschlüpft war, und wie es eine Zeit lang die schreckliche Verschwörung des Todtschweigens gegen ihn hervorrief. Zeitungsschreiber, Revolverjournalist, diese Worte, die einen Beigeschmack von Käuflichkeit, niedriger Bosheit, feigem Missbrauch der Öffentlichkeit haben, bedeuten etwas sehr Altes, längst Verschwundenes, wovon im neunzehnten Jahrhundert nicht die geringste Spur zurückgeblieben ist.

Ist nicht der Ruhm in seiner höchsten Vollkommenheit eine ausschließliche Pariser Ware? Jedenfalls ist er, wenn er irgendwo anders vorkommt, nicht von gleicher Güte und vor allem nicht von so raschem Wachsthum wie in Paris. Das kommt daher, weil es keinen Ort auf der Welt gibt, wo die Anwendung der von mir beschriebenen Taktik und vieler anderer ebenso ausgezeichnet betrieben wird. Nirgends arbeiten Kameraden, Bewunderer jeder Art, Zeitungen, Publicum, jedes Werkzeug des Ruhmes mit solcher Genauigkeit, wie hier in der Hand dessen, der sich ihrer geschickt zu bedienen weiß. Die Schauspieler haben ein sehr bekanntes, aufrichtiges und freimüthiges Mittel, sich in Stimmung zu erhalten und das widerspenstige Parterre zur Bewunderung anzuspornen. Dies Mittel ist das Symbol aller, die in Paris den Ruhm machen. Wie man versichert, muss jeder Ruhm nach Paris wallfahrten, um hier die rechte Weihe zu erhalten; und in der That versäumt auch keiner diese Wallfahrt. Ich glaube, Paris ist die Claque von Europa.

Vom Abend zum Morgen wird da eine ungeheure Quantität Berühmtheit geschaffen, die sofort ihren Schatten auf die kleinen Berühmtheiten wirft, um sie zu beschützen oder zu ersticken. Wer solchen Kolossalruf aus der Nähe betrachtet, für den löst er sich auf, zerbröckelt in amtliche, bedeutungslose Complimente; in Schmeicheleien von Freunden, die hinter dem Rücken des großen Mannes einander zublinzeln und über seine Dummheit vor Lachen bersten möchten; in unaufrichtige Lobpreisungen jener, die eine Clique einer anderen entgegenstellen wollen; in stumpfsinnigen Beifall, welchen die Menge ohne abzuwägen auf die Aufforderung der Kritiker hin zollt. Diese letztere Bewunderung ist die einzige, die von Herzen kommt. Der Ruhm ist eine Steuer, die fast ganz auf dem geistigen Pöbel lastet, und von welcher sich alle zu befreien wissen, die über dem dritten Stand der Intelligenz stehen und sich der Person des Fürsten nähern, sei es als Lakaien oder Höflinge.

Es fehlt der Welt nicht an mittelmäßigen Köpfen, welche vor Stolz über diesen zu solchem Preis erworbenen Ruhm sich aufblasen; aber wie

sation bildet, nämlich der Kunst, Ruhm zu fabricieren. Die Werkstätten sind die Zeitungen. Es gibt kein plötzliches Emporschießen des Ruhmes; man brütet ihn aus, nährt ihn, ja manchmal erzeugt man sogar seinen Keim. Aber es braucht Mühe. Die ihn machen und für die er gemacht wird, könnten allein sagen, was für Schonung, Arbeit, Schmeichelei, Fleiß, Vorsicht und Klugheit es kostete, als er anfieng, zu gedeihen. Der Chocoladefabrikant, der Capitän, der Minister so gut wie der Künstler, der Advocat und der Dichter wissen ein Lied davon zu singen; denn niemand ist von diesen Sorgen befreit.

Die große Menge weiß nichts von diesen Geheimnissen, und es ist nicht möglich, dieselben als Außenstehender zu errathen. Indessen kann man aus dem gewöhnlichen Vorgehen der Literaten ein oder zwei Verfahren ableiten, die ich hier skizzieren will. Das erste, das man jungen Autoren nicht genug empfehlen kann (viele werden ewig bereuen, es nicht angewendet zu haben), besteht darin, ihre schon berühmten Vorgänger reichlich zu loben. Das zweite ist für den Gebrauch dieser letzteren geeignet und besteht darin, dass man nie eine Erwähnung seines Namens unbeantwortet läſst, umgehend das kleinste gedruckte Lob mit einem Berge geschriebener Schmeicheleien saldiert und manchmal sogar dem Lobe zuvorkommt, indem man an den noch unbekannten, der Unsterblichkeit harrenden Schriftsteller eine Ermuthigung richtet. Es ist ein wesentlicher, übrigens leicht zu befolgender Punkt, dass man die Worte nicht spart. Man würde nie glauben, wie wirksam dieses Verfahren ist, wenn man es mit Ausdauer anwendet. Die großen Schriftsteller schätzen es, und schon mehr als einmal hat ein taktloser Correspondent solche immer lehrreichen Briefe veröffentlicht. Man weiß dabei oft nicht, was man mehr bewundern soll, das milde Wohlwollen der Berühmten oder ihren Scharfsinn, mit dem sie allein in dem Geschmier eines Neulings das Talent entdecken, das immer eine so schöne Zukunft erhoffen läſst. Gott sei Dank, verbreitet sich das Autographensammeln, und durch den Sammler wird es hoffentlich eines Tages dem Publicum möglich sein, die Fruchtbarkeit der Formeln zu würdigen, mittelst welcher mancher heute allgemein anerkannter Ruhm sein Heer nützlicher Anhänger geworben und neu recrutiert hat.

Man kennt noch ein anderes Verfahren, das scheinbar schwer mit dem vorhergehenden in Einklang zu bringen, trotzdem aber immer damit verbunden ist; nämlich bei jeder Gelegenheit die überlegene Urtheilskraft des Publicums zu verkünden, die Unfehlbarkeit seiner Stimme anzuerkennen und jedes andere Urtheil als das seine abzulehnen. In unserem demokratischen Zeitalter ist das beste Mittel, die öffentliche Meinung zu zähmen und zum Gehorsam zu zwingen, das, ihre Gerechtigkeit und Allmacht zu verherrlichen. Es ist selbstverständlich, dass die öffentliche

Aber nun kehrt sich die Sache auch an Sie.

Für den Fall, als ich im Laufe der Lieferungsausgabe, welche zwei Jahre lang währen dürfte, sterben sollte, muss ich einen Freund stellen, der die Ausgabe moralisch überwacht, dieselbe zu Ende führt. Lieber, hochgeehrter Herr und Freund, was ist näherliegend, als dass ich mich an Sie wende und um die Erlaubnis bitte, Sie für den Nothfall als den aufstellen zu dürfen, der die Ausgabe überwacht und zu Ende führt. Das Honorar für die Mühewaltung würden Sie selbst bestimmen und mir wäre es eine unendliche Beruhigung, zu wissen, dass Sie, der mein literarischer Anfang war, auch das gute Ende sein würden.

Bleibe ich, was ich ja wieder hoffe, noch eine Weile lebendig, so hat diese Ausgabe folgenden Grund und folgende Vortheile: Ich habe Gelegenheit, meine Werke zu corrigieren und in reiferer Zeit das zu bearbeiten, was in unreifer entstanden. Es entsteht eine abgerundete, einheitliche Ausgabe, die billig ist und in alle Theile Deutschlands gleichmäßiger, als bisher, verbreitet wird. Das Honorar enthebt mich der Nothwendigkeit, jährlich ein Buch herauszugeben und ich kann mich endlich einmal erholen und concentrieren. — Eine Periode ist dann abgeschlossen; gibt Gott eine zweite, umso besser.

Ein sehr großes Wandbild von Ihnen, das in meiner Schreibstube hier hängt, war bisher die Ursache, dass meine Bitte um eine neue Photographie nicht zu laut wurde. Nun aber, komme ich nur erst nach Graz, werde ich von Ihrer gütigen Erlaubnis schon Gebrauch machen. Da ich von mir das neueste Bild nicht da habe, so schrieb ich an Herrn Photograph Bude, dass er es Ihnen übermittle. Als „Empfangsbestätigung“ wäre es mir allerdings angenehm, wenn Sie mir Ihr neues Bild kurzweg nach Krieglach schicken wollten?

Es wäre mir überaus erwünscht, wenn Sie Ihre Meinung über meine Behandlung des Dialectes in hochdeutschen Erzählungen mir unverhohlen äußern möchten. Die freundliche Aufnahme meines neuesten Buches freut mich diesmal mehr als sonst, aber das Buch selbst liegt in meiner Lade der „Ausgewählten Schriften“ mitten auseinandergerissen; der erste Theil kommt zur „Waldheimat“, der zweite gekürzt in das Buch: „Die Älpler“.

Und nun die alte Leier vom Octoberheft und dem Beitrag, der bis Ende Juli u. s. w. —

Über „Lord Lucifer“ wäre auch zu sprechen, ich möchte nämlich darüber im Hefte referieren, bin aber viel zu befangen dazu, ich hab' schon einen Aufsatz darüber geschrieben und zerrissen.

Mit herzlichem Gruß und Dank für Ihre lieben Zeilen, hochgeehrter Herr und Freund, Ihr treuer P. K. Rosegger.

Übermorgen bei uns großes Fest. Am 5. Juli 1860 bin ich Schneider geworden.

Graz, 13. Juli 1880.

Bude wollte mir eine Photographie in Cabinetsformat einhändigen, die mir aber nicht so gut gefiel, wie eine ältere im Visitkartenformat; ich bat mir daher letztere aus und erhielt sie. Von mir hat Zintl jetzt ein halbes Dutzend Aufnahmen auf einmal gemacht, und ich verharre bei dem Wunsche, dass Sie sich davon gelegentlich selbst die Ihnen am meisten zusagende aussuchen mögen. Die Idee der „ausgewählten Gesammtausgabe“ begrüße ich als eine sehr glückliche und entscheidungsreiche. Dass mir für den Überlebens-Fall die Obsorge anvertraut sein soll, dafür bin ich herzlich dankbar; es thäte mir ja förmlich weh, dies eventuell in anderen Händen zu wissen. Hierüber und über die erwähnte Beeinflussung Ihres

kommt es, dass solche Carricaturen der Berühmtheit sogar edle Geister verführen, die nicht den Muth haben, sie zu verachten, obwohl sie im Geheimen vielleicht über ihre Erfolge erröthen? Ist denn die Gefallsucht so mächtig im Menschen, und verlangt der Geselligkeitstrieb Beifall um jeden Preis, wie das Bedürfnis nach Liebe mangels menschlicher Zuneigung uns die Zärtlichkeit eines Hundes suchen lässt? Wenigstens hat dieser vielgerühmte Instinct nichts mit der reinen Ruhmesliebe zu schaffen, die in so manchem Herzen glüht. Gar mancher würde es zurückweisen, dass sein Name mit denen von Possenreißern aller Art, denen die Menge Beifall klatscht, in einem Athem genannt wird. Und wenn er den Ruhm liebt, so ist es nicht jener, der auf den Straßen verschleißt wird, sondern einer, den man in der Unterhaltung mit den Besten aller Zeiten sammelt.

Der Briefwechsel zwischen Robert Hamerling und Peter Rosegger.

(3. Fortsetzung.)

Graz, 2. Juli 1880.

Seit Jahren wollte ich ein gewiss naheliegendes Ersuchen an Sie richten: das um eine neuere Photographie von Ihnen. Ich besitze — fast unglaublich! — nur ein Bildchen aus der Handelsschülerzeit! Legen Sie also, ich bitte, wenn Sie mir schreiben, freundlichst ein gelungenes Brustbild bei. Ich habe mich kürzlich auch neu photographieren lassen, in verschiedenen Aufnahmen, und Sie mögen bei der Rückkehr nach Graz sich selbst aussuchen, was Sie am besten anspricht. Von Herzen ergeben Ihr Hamerling.

Hochverehrter Freund! Krieglach, 3. Juli 1880.

Seit einigen Tagen befinde ich mich so wohl, dass ich mitunter stundenlang glaube, ich wäre gesund. Husten und Fieber hat sich gehoben, der Bronchialkatarrh ist wieder in sein gewöhnliches Stadium zurückgekehrt. Schlaf und Appetit wieder besser. Trotzdem habe ich in meiner Brust Empfindungen, und denen zufolge Gefühle, die mir nicht geheuer sind. Nun, man bleibt auf der Hut.

Wie wird's den lieben Leuten in Stiftingthal gehen? Wir sprechen jeden Tag von ihnen und möchten wohl gerne auch vierzehntägige Bulletins über ihr Befinden!

Seit April bin ich, wenn mir wohl genug, viel damit beschäftigt, meine bisherigen Schriften zu sichten, zu prüfen, zu kürzen, zu feilen, Theile umzuarbeiten und so eine ausgewählte Ausgabe vorzubereiten. Das ist mir sehr anregend und befriedigend. Auch ist es mir gelungen, von meinen bisherigen Verlegern das Recht zu erwerben, eine solche Ausgabe veranstalten zu dürfen. Und über die ausgewählte Ausgabe bin ich in Unterhandlung mit Hartleben, Guttentag in Berlin und Leykam-Josefsthal. Bei letzterer Firma zeigt sich's am günstigsten und dürften wir uns einigen. Die Ausgabe von Neujahr 1881 an in Lieferungen. Ich verpflichte mich außerdem, fünf Jahre lang anderwärtig kein Buch zu veröffentlichen. Was sagen Sie dazu, hochverehrter Freund?

Sie kennen meine Schriften, hochgeehrter Freund, und Sie werden auf wenigen Seiten mehr sagen, als ein anderer auf Bogen. Das Vorwort kann kurz oder lang sein, wie Sie's für gut halten. Die eigentliche Biographie soll erst mit dem letzten Hefte erscheinen.

Freilich wünscht H. schon anfangs October die Vorrede zu haben, bei Zusicherung derselben denke ich aber, dass sie auch Ende October noch früh genug kommen wird. Nur geben Sie, hochgeehrter Herr und Freund, mir schon jetzt die Beruhigung und Freude, das Vorwort zuzusagen.

Ich bin bei diesem Wetter wieder besser. Mit meinem herzlichsten Gruß

Der Kleine heißt: „Hanserl". Ihr Rosegger.

Liebster Rosegger! Graz, 7. September 1880.

Dass ich jeden Ihrer Wünsche mit Freuden erfülle, wenn ich kann, ist selbstverständlich. Was aber nun Ihr Verlangen betrifft, oder vielmehr das Ihres Verlegers, dass ich zu der Sammlung Ihrer ausgewählten Werke eine Vorrede schreibe, so lassen Sie uns die Sache erst einmal gehörig miteinander erwägen. In welchen Fällen schreibt man eine Vorrede zu den Werken eines anderen? Wenn derselbe todt ist und man seinen Nachlass herausgibt; oder wenn er ein Neuling ist und man ihn in die literarische Welt einzuführen hat. Sie sind, Gott Lob, nicht todt — und noch viel weniger ein Neuling. Dass ein Schriftsteller zu den Werken eines anderen, der längst anerkannt und accreditiert ist, eine Vorrede schreibe, zu den Werken eines Schriftstellers, der auf der Höhe seines literarischen Rufes angelangt ist, das scheint mir keinen rechten Sinn zu haben und ist, meines Erinnerns, ohne Beispiel in der Literatur! Jedenfalls würde es, wenn ich's thäte, den Anschein haben, als ob ich mich noch immer als Ihr Patron, Protector und literarischer Vormund benähme, eine Vorstellung, die mir noch fataler sein muss als Ihnen, weil sie mich vor Publicum und Kritikern im Lichte der Einbildung und Anmaßung erscheinen lässt, und der wir entgegen arbeiten müssen, statt ihr neue Nahrung zu geben. Umsomehr, da es Leute zu geben scheint, die glauben, dass ich Sie wirklich noch beeinflussen, oder gar am Gängelband führe, wenigstens was den „Heimgarten" betrifft. Kam da neulich ein alter Major zu mir, und wollte etwas in Ihre Zeitschrift eingerückt haben, mit dem Bemerken, er wende sich direct an mich, da es ja in der ganzen Stadt bekannt, ich sei die „eigentliche Seele des Heimgarten"!! Ich verspürte große geheime Lust, den Mann hinauszuwerfen, und belehrte ihn ziemlich scharf eines Bessern. Dies erzähle ich Ihnen nur, weil Sie mich durch Ihren Wunsch in die Nothwendigkeit versetzen, mit dem schwersten Geschütz herauszurücken, um Ihnen klarzumachen, was wir in Ihrem und in meinem Interesse zu vermeiden haben. Ihr literarischer Ruf ist weit unbestrittener bei der Kritik, als der meinige; eine Anempfehlung Ihrer Werke in der Form einer Vorrede zu denselben bei Ihren Lebzeiten müsste Befremden erregen und würde mir von Seite meiner journalistischen Gegner gewiss sehr übel gedeutet. Also, liebster Rosegger — alles, nur das nicht! — ich weiß, dass Sie mir im Innersten Recht geben müssen; suchen Sie nun auch den Verleger auf unsere Seite zu bringen.

Ihr aufrichtiger und wahrer Freund Robert Hamerling.

Hochverehrter Herr und Freund! Krieglach, 21. September 1880.

Ihre Meinung über das Vorwort habe ich meinem Verleger mitgetheilt, ich denke, dass er umzustimmen sein wird.

Die erste Hälfte des Manuscripts, sechs Bände, habe ich schon Ende d. M. abzuliefern. Als dritter Band in der Lieferungsausgabe kommen die Sonderlinge, deretwegen ich mich gerne mit Ihnen berathen hätte.

Hochdeutsch durch den Dialect nächstens ein Mehreres; vielleicht mündlich? Über den „Lord Lucifer“ bitte ich vorläufig noch zu schweigen. Gedicht und Beitrag für September werden Ende d. M. verfügbar sein. Gesundheitsbulletin: Miserabel.

Ihr Hamerling.

Krieglach, 2. August 1880.

Ich bitte Sie, hochverehrter Freund, denn nochmals, im Falle meines Todes die Vormundschaft über meine Schriften übernehmen zu wollen. Sie hätten die Revisionsbogen durchzusehen und allfällige, Ihnen gutdünkende Verbesserungen, respective Streichungen zu besorgen, so weit das ohne Mühe und größere Arbeit möglich ist. Die Lieferungsausgabe dauert von Anfang 1881 bis Ende 1882.

Freilich müsste ich Sie, hochverehrter Freund, auch verpflichten, für den mir unschätzbaren Freundschaftsdienst eine Entschädigung für die physische Mühe anzunehmen.

Und so wäre nun meine fernere Bitte, mir für den Verleger eine schriftliche Erklärung in obigem Sinne zu geben.

Es ist wahrscheinlich, dass wir die Sache schon in den nächsten Tagen zum Abschlusse bringen.

Mein Befinden verhältnismäßig befriedigend.

Unsere herzlichsten Grüße Rosegger.

Hochgeehrter, lieber Freund! Graz, 4. August 1880.

Mit Vergnügen übernehme ich, Ihrem Wunsche gemäß, Ihnen und dem Verleger Ihrer ausgewählten gesammelten Werke gegenüber für den Fall, dass es Ihnen selbst aus was immer für einem Grunde schwer oder unmöglich sein würde, die Vollendung der besagten Gesammtausgabe zu besorgen und zu überwachen, die Verpflichtung, an Ihrer Stelle als Herausgeber einzutreten.

Dafür ein Honorar von Ihnen oder Ihren „Rechtsnachfolgern“ zu beanspruchen, wäre ganz der freundschaftlichen Intention zuwider, mit welcher ich der Sache mich annehmen würde. Nur wenn mir bei dieser Besorgung irgend welche bare Auslagen verursacht würden — die jedenfalls nur gering sein könnten — etwa durch Copierungsarbeiten, Postbeförderungen u. dgl., würde ich eine Vergütung derselben annehmen und mich darüber seinerzeit mit dem Verleger verständigen.

In treuer Freundschaft und Ergebenheit, Ihr Robert Hamerling.

Graz, 29. August 1880.

Herzlichen Glückwunsch! (Zur Geburt eines Knaben.) „Erich in der Wildnis“ und „Zenzi“ werde ich durchsehen. — Ist Ihnen das kleine Feuilleton im „Berliner Tageblatt“ bekannt geworden: „R. H. als Feuilletonist“, in welchem Oskar Blumenthal meine „Glossen“ sehr freundlich glossiert und excerpiert, und dabei auch des „Heimgarten“ warm gedenkt? Bin schon lange nicht so gelobt worden, und fürchte, O. Bl. werde nicht mehr lange leben. — Aus Frankfurt schreibt mir M. Perels, Ihre „H.-Schilderung“ in der „Frankf. Zeitung“ habe dort sehr gefallen. Ohne Zweifel ein Nachdruck aus dem „Heimgarten“? — Wie heißt der Bub'? Hoffentlich Paul, als Seitenstück zum Brüderchen Peter? Ihr Hamerling.

Hochgeehrter, geliebter Freund! Krieglach, 4. September 1880.

Heute war Hartleben hier und habe ich mit ihm die Herausgabe meiner ausgewählten Werke abgeschlossen. Nun wünscht H. für das im December d. J. erscheinende erste Heft eine kleine, kritische Vorrede — von Ihnen. Sie kennen mich,

Hochverehrter Freund! Krieglach, 11. Juni 1881.

Mir geht's nicht allzuschlecht; hatten eine prächtig schöne Woche, wo ich die ganzen Tage im Walde lag und Dialectgedichte ausspann. Jetzt ist's kalt und trübe, da mache ich Hochdeutsche. Meiner und anderer Sommer-Plage sind die Octoberhefte des „Heimgarten". Ich habe für das nächste Octoberheft noch keine Erzählung. Eine 8 bis 10 Seiten lange Erzählung von meinem berühmtesten Mitarbeiter würde das Heft ungemein aufputzen und dem Jahrgang sehr zustatten kommen. Das wäre ein prächtiger Eingang. Bitte, sagen Sie dazu Ihr: Es werde!

Und das Gedicht für's Septemberheft wird noch in diesem Monat erwartet. Am Augustheft wird bereits gearbeitet.

Mein Weiberl war in Verzweiflung darüber, dass sie unrecht angab, in welcher Kunsthandlung Ihr Bild ausgestellt sei; nicht in der Förstl'schen Buchhandlung, wie sie bei unserem Besuch im Stiftingthal aussagte, sondern in der Auer'schen Galanteriehandlung, wie sie später daraufkam. Das war zu berichtigen. Ich hoffe, dass Ihr Befinden ein zufriedenstellendes sein wird, denn sonst wäre mein neuerliches Pressieren unverantwortlich.

Eben schreibt mir Hartleben, dass er bei Heckenasts Nachfolger die alten Vorräthe meiner Bücher aufgekauft habe; er wird sie wahrscheinlich einstampfen (?), damit sie die neue Ausgabe nicht mehr anfechten können.

Ich freute mich schon darauf, Ihnen heute recht viel vorplaudern zu können, habe aber Kopfweh und so kommen Sie leichteren Kaufes davon.

Mit herzlichstem Gruß an Sie und Ihre liebe Mutter

Ihr dankbarer Rosegger.

Liebster Rosegger! Graz, 17. Juni 1881.

Mit einem Gedicht für das Septemberheft wird es nichts sein; ich habe keines und hoffe, Sie bescheren uns lieber selbst einiges von den Dialectgedichten, die Sie in letzter Zeit, laut Schreibens vom 11., bei gutem und den hochdeutschen, die Sie bei schlechtem Wetter gemacht haben. Womit ich dienen kann, ist: Für das Septemberheft eine Erwiderung auf verschiedene Kundgebungen über meinen Sprach-Artikel im „Heimgarten". Unter andern brachten die Klagenfurter „Pädagogischen Stimmen" eine Epistel von M. Ronacher „An den Dichter Robert Hamerling", und Briefe muss man als höflicher Mensch doch beantworten. Für das Octoberheft mag Ihnen Ihr „berühmtester Mitarbeiter" eine Erzählung liefern; geht mich nichts an; ich für meine Person kann's nicht, und werde, wenn Sie nichts einzuwenden haben, eine feuilletonistische, mit humoristischen und autobiographischen Andeutungen untermischte Schilderung meiner engeren Heimat, des niederösterreichischen „Waldviertels", zur Verfügung stellen.

Der interessanteste Artikel im Juniheft des „Heimgarten" war nicht, wie unser Kleinert sich einbildet, „Wie Dichter arbeiten", sondern „Wahrheit und Glück" von Hirtner. Hirtner ist wahrscheinlich ein Pseudonym für — Hans Malser? Diesen Artikel können nur ich oder Sie geschrieben haben — folglich Sie. Dass die Redaction in der Anmerkung dem Autor nicht unbedingt Recht gibt, macht mich nicht irre; welcher Redacteur möchte alles als Redacteur öffentlich billigen, was er als Autor heimlich schreibt?

Auch wir im Stiftinghause könnten uns noch viel schlechter befinden, und grüßen Sie nebst den Ihrigen herzlich.

Ihr getreuer Robert Hamerling.

Wir kommen in der ersten Hälfte des October nach Graz und beziehen eine Wohnung im Eckhause der Burggasse-Ringstraße (wenn man von dieser in die Burggasse hineingeht links), dritten Stock, mit 1. November.

Als neues, dass ich gestern plötzlich gepfändet worden bin, wegen 194 fl. Erwerbsteuer, die ich jetzt auf einmal hätte zahlen sollen, ohne dass ich darüber je einen Zahlungsauftrag erhalten habe. Ehe ich eine so enorme Steuer als Erwerbsteuer zahle, wo ich eigentlich gar keinen Erwerb habe, und mir diese Steuer nicht gesetzlich nachgewiesen wird, kann ich nicht zahlen — ich gehe zum Finanzminister. Einkommensteuer zahle ich ohnehin.

Ich hebe eine Revolution an! Ihr Rosegger.

Graz, 25. September 1880.

Alle Leute erzählen, dass Sie hier herumgehen, die Ausstellung besuchen u. dgl., und die waltende Matrone des Stiftinghauses härmt sich im Stillen ab, klagend, es gebe keine echte Freundschaft mehr in der Welt! —

Getreu der Ihrige!

Hochgeehrter Herr und Freund! Krieglach, 26. September 1880.

Ich war allerdings vor 10 Tagen auf einen Tag in Graz, Wohnung suchen und ganz im Ernste, ich war auf dem Wege zur Matrone im Stiftingthal, da hat mich ein angeschlagener Wohnungs-zettel schmählich von meiner Richtung abgebracht. Ich und mein Weibchen grüßen sie herzlich!

Die „Deutsche Zeitung" macht's spassig, sie ersucht mich, dass ich bei Ihnen bitte, dass Sie für die „Deutsche Zeitung" Feuilletons schreiben; sie begriffe wohl, dass der Herr Professor keine besondere Vorliebe für die „Deutsche Zeitung" haben könne, aber S. Heller wäre nicht mehr der ihre.

Ich habe entgegnet, ich könne mir nicht erlauben, Sie zu irgend etwas bestimmen zu wollen, man möge sich nur persönlich an Sie wenden.

Der Herbst thut mir wohl. Diese Woche gehe ich nach Wien wegen Hartleben; am 4. October dürften wir nach Graz übersiedeln.

Ihr dankbarer Rosegger.

Hochverehrter Herr und Freund! Graz, 11. October 1880.

Bei wiederholtem Durchlesen des Aufsatzes in der „Neuen Illustrierten Zeitung" bin ich nun zur fast sicheren Überzeugung gekommen, dass Sie der Urheber dieser Überraschung waren, die mir nun zur wahren Freude ist. Dass es gesagt wurde, freut mich meiner neuen Ausgabe wegen, aber dass Sie es gesagt haben, freut mich noch viel mehr, und zwar ganz meinetwegen.

Meinen herzlichen Dank! Ihr Rosegger.

Hochgeehrter, theurer Freund! Gleichenberg, 19. Mai 1881.

Mir geht es nicht schlecht; ich führe ein stilles, beschauliches Leben; sitze im kühlen Buchenwald, abseits von den Leuten, und lese, sinne und träume. — Ist Ihnen in der „Deutschen Revue", Aprilheft 1881, in Prokosch' Ostens interessanten Briefen Ihr Name aufgefallen? Seite 19. Ebenso der Aufsatz in der „Dichterhalle" vom 1. Mai? — Recht herzlichen Dank für den interessanten Juniheft-Beitrag. — Gegen Ende der nächsten Woche gedenke ich nach Graz zurückzukehren, mich dort vor meiner Abfahrt nach Krieglach ein paar Tage aufzuhalten und Sie — wohl schon im Stiftinghaus — zu besuchen. — Für den nächsten Sonntag hat sich Herr Dr. Svoboda bei mir auf Besuch angemeldet. Es ist doch sehr schön hier!

Ihr treuer, dankbarer Rosegger.

Trotzdem aber bin ich noch nicht fest entschlossen, den Aufsatz: „Wirtshausgespräch“ zu veröffentlichen, und bitte Sie, hochverehrter Freund, um Ihren Rath. Sie sind so liebevoll, dass Sie den langen Aufsatz gewiss durchlesen und mir Ihre Meinung, Bedenken u. s. w. mittheilen werden.

Mein Befinden, mit Ausnahme des Hustens, hat sich gebessert.

Ihr dankbarer Rosegger.

Mit Ihren gütigen Zusagen für das September- und Octoberheft bin ich selbstverständlich mit Dank einverstanden. Heute habe ich eine schwere Arbeit. Ich bin von Leykam-Josefsthal schon wiederholt aufgefordert worden, den Prospect für den neuen Jahrgang zu liefern. Und weiß noch nicht, was ich im ersten Hefte bringen kann. So kann ich den Prospect nur ganz allgemein halten.

Liebster Rosegger! Graz, 26. Juni 1881.

Wenn Sie schon dem Pfarrer Schänzl eine so ausführliche Erwiderung angedeihen lassen *wollen*, so ist die mir freundlich mitgetheilte ganz in der Ordnung. Sie hält sich so maßvoll, dass sie nur nützen, in keinem Falle schaden kann. (Ich habe mir bloß erlaubt, den *Sokrates* aus der Zahl der Philosophen zu streichen, welche der Pfarrer *gelesen* haben könnte, da Sokrates *nichts* niedergeschrieben, und nur mündlich gelehrt hat.) Ein sonderliches Gewicht kann ich auf die Herzensergießung des Pfarrers nicht legen; er schreibt, wie man's von einem Pfarrer erwarten kann. Bedenklich fand ich nur die Hetzwinke betreffs der „Pläsch“, und dafür verdient er selbst welche. Ihr Hamerling.

Hochgeehrter Freund! Krieglach, 3. September 1881.

So manches hätte ich Ihnen mitzutheilen, allein in manchen Dingen entspricht die Feder meinen Anforderungen nicht; ich danke sie mehr und mehr ab; was mich freut oder was ich leide, sie bringt's nicht so, sei es in Dichtungen, sei es in Briefen. Das verdrießt mich.

Zum Glück kommen wir schon bald nach Graz, dass ich zu Ihnen kann. Bis Mitte September, wenn die Schulen angehen, ziehen wir in die Stadt.

Mein körperliches Befinden bessert sich wieder, wie alljährlich im Spätsommer.

Mit herzinnigem Gruße Ihr Rosegger.

1. Februar 1882.

Soeben „Heimgarten“ wegen Ihres Artikels über Gedankenlosigkeit confisciert worden. Ich bin seit drei Tagen elend und kann nicht ausgehen.

Herzlichen Gruß Rosegger.

1. Februar 1882.

Habe mit Director Thamm Rücksprache genommen und beschlossen, Nachmittag 4 Uhr zum Staatsanwalt zu gehen, damit er womöglich nicht bloß das übrige Heft (was *schon geschehen*), sondern auch den beanständeten Artikel frei gibt. Werde Ihnen das Ergebnis bekannt geben. Herzlichen Gruß Robert Hamerling.

1. Februar 1882 abends.

Von 4 bis $5\frac{1}{2}$ habe ich auf den Staatsanwalt in seinem Bureau gewartet, in einem Vorzimmer ohne Bank. Das Resultat ist, dass der Artikel im *nächsten* Heft völlig *umgearbeitet* erscheinen kann, ohne Anwendung der „Kopflosigkeit“ auf *Behörden*. Näheres mündlich. Die entstandene Lücke müssen Sie nun leider ausfüllen! Bedauere *sehr*! Ihr Hamerling.

1. Februar 1882, abends.

Ich danke Ihnen recht herzlich, verehrter Freund, das Resultat, dass wir den Aufsatz überhaupt noch bringen dürfen, ist mir immerhin erfreulich. Bis ich

Krieglach, 18. Juni 1881.

Seit einer Woche leide ich an Appetitlosigkeit, Schlaflosigkeit, heftigem Husten, Fieber, 100 Pulsschläge die Minute. Sonst gesund.

Ihnen, hochverehrter Freund, wünsche ich was Besseres. Mit meinem herzlichsten Gruße Ihr Rosegger.

Haben Sie den spassigen Brief an mich im „Volksblatt“ gelesen? (16. Juni).

Liebster Rosegger! Graz, 24. Juni 1881.

Sie werden mein Schreiben an demselben Tage erhalten haben, wie ich das Ihrige. Ich hoffe, dass eine Briefkarte mir baldigst mit einer Zeile bessere Nachricht bringt.

Zur Beantwortung der Anfrage des „Wiener Stenographischen Unterhaltungsblattes“ theile ich Ihnen mit, dass ich als Stenograph zur Fahne Gabelsbergers schwöre.

Den Brief des Pfarrers Schänzl in Schäffern an Sie im „Volksblatt“ habe ich nun nachträglich gelesen. Gestern morgens habe ich auf dem Wege in die Stadt folgende Erwiderung darauf ausgesonnen:

„Wenn der Herr Pfarrer Schänzl sich der vermeintlich angegriffenen Religion annimmt, so ist dagegen principiell, „wie die Studierten sagen“, nichts einzuwenden, und nicht leicht darüber mit ihm zu streiten. Aber ein kleiner „Bocksfuß“, um seinen eigenen Ausdruck zu gebrauchen, schaut nichts destoweniger auch vom kirchlichen Standpunkte aus seinem Aufsatze heraus. Der Herr Pfarrer lässt nämlich ein paarmal so ein Wörtchen fallen vom möglichen „Pläschkriegen“ und „Ausklopfen des Rockes“ seines „Kumeroden“ durch die „Gebirgsleute“. Es scheint also für den Herrn Pfarrer ein naheliegender und gar nicht unangenehmer Gedanke zu sein, dass der „Kumerod“ einmal in die festen Hände frommer und ein wenig angetrunkener Bauern geriethe, die zwar nicht des Dichters Werke, aber das „Volksblatt“ gelesen haben. Aber in der Ordnung könnte es der Herr Pfarrer doch kaum finden, wenn einer im Namen des Evangeliums und der christlichen Liebe durchgehauen würde. Und wenn es in Steiermark Leute geben mag, die fähig wären, dem Herrn Pfarrer Schänzl zulieb' den Dichter Rosegger durchzuhauen, so gäb' es ohne Zweifel auch welche, die es über's Herz brächten, dem Dichter Rosegger, ihrem Landsmanne, zulieb, den Herrn Pfarrer Schänzl durchzuhauen. Ja, es sind möglicherweise rabiate Kerle unter diesen, die capabel wären, für jedes Haar, das dem Dichter Rosegger gekrümmt wird, dem Herrn Pfarrer Schänzl in Schäffern eines auszureißen. Das bedenke der Herr Pfarrer!“

Das könnte man auch drucken; aber wo? In der „Tagespost“ nicht, denn das hieße die Leute auf den „Volksblatt“-Artikel aufmerksam machen, den Streit in weitere Kreise tragen und den Zunder im Lande Steiermark verbreiten.

Mit herzlichem Gruß von uns an die Ihrigen Ihr getreuer Freund

Robert Hamerling.

Hochverehrter Freund! Krieglach, 25. Juni 1881.

Ihre Zeilen über den Herrn Pfarrer wären freilich gut drucken lassen und auf jeden Fall viel wirksamer als der lange Aufsatz, den ich über die Sache schrieb, setzen ließ und im „Heimgarten“ veröffentlichen will, wenn Sie mir nicht entschieden davon abrathen. Ich habe die Sache ziemlich ernst genommen und es nur auf meine Vertheidigung abgesehen. Auch will ich die Worte des Pfarrers genau bringen, in der Hoffnung, dass sich dieselben durch ihre niedrige Art und Weise selber verurtheilen. Ich glaube nicht, dass durch die Verbreitung der Sache ein moralischer Nachtheil für mich entstehen könnte. Auch ist mir das eine Gelegenheit, den Clericalen, die mich für einen Religionsschänder halten, eine Art Bekenntnis abzugeben.

sich als ein Glück, aber das Ganzalleinsein ist kein's. Darum, verehrter Freund, bleiben Sie mir doch auch in Zukunft, so lange sie mir dauert, der liebste Genosse.

Mit diesem Sommer war ich in vieler Beziehung nicht unzufrieden, ja im Walde kam sogar recht häufig wieder die Stimmung des Glückes, die mir freilich der Rauch des häuslichen Herdes manchmal wieder umnebelt hat. — Im October soll ich eine Vortragsreise durch Mitteldeutschland machen, ein bei meiner Kränklichkeit gewagtes Unternehmen — einem Hunderter zuliebe.

Das ist ein Fehler von mir, dass ich dem Gelde nachtrachte. Ich würde mit größerer Sammlung viel Bedeutenderes producieren, als es gegenwärtig der Fall ist, wenn ich nicht immer an das Geldverdienen denken müsste. Schwer aufzubringen. Für die Erziehung der Kinder soll was sein, abgesehen davon, dass man für seine eigenen erwerbsunfähigen Tage etwas zurücklegen möchte. Was mich betrifft, ist selbst für schlimmen Fall das Wenigste genug. Ein freundliches Zimmerchen und zehn Bücher d'rin, wäre so mein wünschenswertes Um und Auf. Darum ist's doch wahr, was mir Dr. Svoboda einmal gesagt hat: Poeten sollen recht viel lieben, aber gar nicht heiraten. Dass gerade der Poet wieder mit dem Gegenstande seiner Liebe ewig beisammen sein möchte, und gerade er von solchem Gegenstand am tiefsten gepeinigt sein kann, ist eben auch eine maliziöse Einrichtung der göttlichen Fürsehung. Sagen wollte ich nur das: ich würde besseres leisten, wenn ich nicht so sehr nach Geld jagen müsste. Ich bin oft tief verstimmt, wenn ich rasch hingeschriebene Producte drucken lassen muss, die nichts bedeuten, während mich doch immer ein gewisses Gefühl plagt, als wäre in irgend einem Winkel meiner Seele der Keim zu einem Großen und Besonderen.

Sollten Sie noch recht viele Exemplare Ihrer „Gesammelten kleineren Dichtungen" haben, so schenken Sie mir doch noch einmal eins. Ich habe mein Exemplar in Gleichenberg einem Grafen geliehen, ihm darum seitdem zwei Briefe geschrieben. Der Edelmann gibt mir gar keine Antwort!

Mit ganzem Herzen Ihr P. K. Rosegger.

Liebster Rosegger! Graz, 11. September 1882.

Was Sie Gutes in mir und dem, was ich Ihnen sein kann — letzteres ist thatsächlich blutwenig! — sehen, und was Sie Schönes darüber schreiben, das setze ich auf Rechnung Ihres Dichterauges und Ihrer Dichterfeder, und jenes edelmenschlichen Wohlwollens, das sich bei bevorzugten Naturen vielleicht immer mehr oder weniger findet. Ihre Voraussetzung jedoch, dass Ihnen kein Mensch ein besseres Verständnis und eine gleichmäßigere Theilnahme entgegenbringen kann als ich, dürfte den Nagel so ziemlich auf den Kopf treffen. Und was freundschaftliche, vertrauensvolle Mittheilung anlangt, so ist es kein Wunder, wenn Sie bei mir ein offenes Ohr und ein offenes Herz finden, da ich es immer schwer genug ertrug, dass ich bisher für meine eigene Person, äußerer Umstände halber, mir den Luxus erleichternder Mittheilung nicht gestatten durfte.

Ich schließe, denn Sie kommen ja bald. Fortsetzung also mündlich. Dass Ihnen ein neues Exemplar der „Ges. kl. Dichtungen" zur Verfügung steht, ist selbstverständlich.

In alter Liebe und Treue Ihr Robert Hamerling.

(Fortsetzung folgt.)

wieder wohl bin, müssen Sie mir das Gespräch mit dem Herrn erzählen. Dass Sie beim Staatsanwalt so lange stehen mussten, ist nicht gut, aber immer noch besser, als durch denselben sitzen zu müssen. Mir hat der Mann einmal das Einsperren in Aussicht gestellt. Seien Sie herzlichst gegrüßt. P. K. Rosegger.

Mein Brustkatarrh hat sich nun wieder etwas gelindert.

Eine Wiener Firma hatte sich um den Verlag des „Heimgarten" beworben, unter der Bereitwilligkeit, für das Blatt ein größeres Mitarbeiterhonorar auszusetzen. Als Rosegger hierauf den Vertrag mit der alten Firma gelöst hatte, schwenkte das Wiener Haus um. Darauf bezieht sich der folgende Brief.

Hochverehrter Freund! Gleichenberg, 16. Mai 1882.

Nach all der Plänemacherei, Hin- und Herfahrerei und den Vertragsentwürfen hat die „Steyrermühl" die von ihr selbst vorgeschlagene Übernahme des „Heimgarten" nach den von ihr selbst dictierten Bedingungen — abgelehnt. Die Geschichte ist wunderlich, aber die dort im Verwaltungsrathe sitzenden optimistischen Freunde des „Heimgarten" sind einfach überstimmt worden. Aus Gnaden nur auf ein Jahr wollten sie das Blatt schließlich noch übernehmen, um die vorschnell durch Briefe und Telegramme gemachten Zusagen einzulösen — das habe ich dankend abgelehnt. Nach solcher Motivierung kann ich nicht annehmen; ich glaube, ich habe hierin recht gethan.

So müssen wir denn unsern Leykam-Josefsthal-Plan demüthig wieder hervorsuchen, heißt das, wenn die Gesellschaft darauf noch eingeht; ich schreibe dieser Tage an Director Thamm; hätten Sie zufällig Gelegenheit, dort ein gutes Wort zu sprechen? Ich habe wirklich Angst, dass sie mir jetzt meinen neuen Antrag zurückweisen könnten.

Wenn nicht, so beginne ich in Gottes Namen wieder zu arbeiten, allerdings ein hartes Tagwerk. Wenn ich nur gesund wäre! Sie, mein Freund, bleiben mir treu, das hält mich aufrecht.

Der Aufenthalt hier mit meinem Knaben ist wieder sehr freundlich; wir bleiben bis nächsten Samstag da. Vor ein paar Tagen habe ich das „Schwanenlied der Romantik" wieder gelesen und mir damit ein wahres Seelenfest bereitet.

Von ganzem Herzen in Verehrung und Liebe Ihr Rosegger.

Graz, 17. Mai 1882.

Ich suchte sogleich Gelegenheit, mit Director Thamm zu sprechen. Man ist noch ein bisschen ungehalten, aber bereit, das früher Vereinbarte wieder aufzunehmen, mit Einschluss einer Bedingung jedoch (anderweitiger Wiederabdruck der Artikel binnen Jahresfrist betreffend), die mir billig und leicht zu erfüllen scheint. Auf baldiges Wiedersehen! Herzlich grüßend Ihr Hamerling.

Hochverehrter Herr und Freund! Krieglach, 9. September 1882.

Noch einen Gruß aus unserer Sommerfrische, bevor wir sie beschließen, was am 18. oder 20. d. der Fall sein wird.

Ich freue mich wieder auf die geistigen Genüsse der Stadt, auf meine wenigen Bekannte und Freunde daselbst, besonders auf Sie, verehrter Freund, dessen Umgang ich im Sommer von Jahr zu Jahr schwerer vermisse. Und in Graz, da frage ich mich bisweilen, warum ich das Glück, einen solchen Freund zu besitzen, nicht nach allen Seiten hin ausnütze? Ich, der ich außer Ihnen kaum einen einzigen Menschen habe, der mich ganz versteht, dem ich ganz vertrauen kann, ich, dem offenste Mittheilung ein Lebensbedürfnis ist. Öfter, als Sie, hat mir noch keiner bewiesen, was Wohlwollen und Theilnahme ist. Ich betrachte das stille Leben für

Gott und der Welt die Seine gewesen. Am „Ehr'nta(g)" hat der Segen-Kaspar gar fünf Kilo Schweinernes und ein ganzes Kitzel abbraten lassen, und alles ist sauber „z'samm g'schmaust" worden, dazu noch etliche Schüsseln Salat und vier Körbeln voll „Mohgnbeugeln" [1]), die die Brünnlerin „g'spendiert" hatte. Was an Wein vertilgt worden ist, will ich gar nicht anführen, weil man sonst annehmen müsst, dass der Segen-Kaspar eigentlich einer ist, der das Geld hinausschmeißt. Nun ja, hat halt auch gedacht, heiraten thut man nicht alle Tag und für gewöhnlich überhaupt nur einmal, herentgegen muss man schon was springen lassen zum Ehrentag.

Für das junge Weib des Segen-Kaspar ist das auch der richtige Ehrentag gewesen, denn so lang er gedauert hat, haben wenigstens die, die geladen waren zur Tafel, nichts Missgünstiges über sie geredet, sondern sie vielmehr neben ihrem Mann desto fleißiger leben lassen, je öfter eingeschenkt worden ist. Und der Kaspar hat förmlich geleuchtet vor Glückseligkeit, und gar gesungen hat er:

„Ha, iazt hab ih a Wei',
Hübsch a jungs, hübsch a runds,
Und ih moan, wann ih s' frag,
Ja gar 's Busseln verstunds.

Ja gar 's Busseln verstunds,
Wann ihr so 'was iazt g'schah.
Und dass d' Knödeln erscht kocht wern,
Mir scheint, däs woaß s' ah.

Ja mir scheint, däs woaß s' ah,
Und sie trinkt ah an Wein,
Und so brav, wia s' iazt trinkt,
Wird s' g'wiss allerweil sein;

Wird s' g'wiss allerweil sein,
Wird mih gern hab'n alloa,
Und so guit's ihr iazt schmeckt,
Wird s' ah allerweil thoa!"

Drei Tage hat das Weib auch „allerweil" gut gethan, das heißt ordentlich gekocht, die „Goaß" gefüttert und „gmelicht" [2]), im Taglohn brav gearbeitet und keinen anderen Mann ang'schaut, als ihren Kaspar. Am vierten Tag hinwieder hat ihr Mann sie schon „speanzeln" gesehen mit dem Schneider-Michel, der ihr letzter „G'spusi" gewesen sein soll.

Da hat der Kaspar zu ihr etwas bissig gesagt: „Du, Kathl, iazt bist d' Segen-Kasparin, folgentlich hast auf a aners Mannsbüld, das Dih nix angeht, nit z'schau'n!"

„No, no, ner nit gleich z'wider sein! Schaut de Katz 'n Bischof an, und is doh a g'weichter Mann . . ."

Da ist sie aber recht angekommen, die Kathl! Das hat den Kaspar erst gehörig in Saft gebracht, und fein hat er ihr's ausgelegt: „Erschtens bist Du koa Katz nit oder söllst wenigstens koani sein, zweitens is der Schneider-Michel koa Bischof nit, weil er ner a Schneiderg'söll is, und drittens schickt sich däs nit, dass a Wei' an anern anschaut und sih extra noh verdesentiert weg'n so was! Verstanden?"

Über das hat die Kathl nur „heanzerisch" aufgelacht, ihrem Mann den Rücken zugekehrt und ist in die „Kuchl" gegangen, einen Sterz zu kochen zum Nachtmahl.

Sapperment noch einmal, da hat der Segen-Kaspar Augen gemacht! Gleich wollte er seiner Kathl nach und ihr tüchtig die Leviten lesen, dann aber hat er sich's doch wieder überlegt, ist hinaus in den Hof, hat sich eine angezündet und in seiner „Gall" g'staubt, dass er vor lauter Rauch gar nicht zu sehen war.

Am Tag danach hat er die Kathl wieder mit dem Schneider-Michel angetroffen und die zwei haben fest „kudert [3]) und g'lacht".

Jetzt ist's aber ganz aus gewesen. Der Segen-Kaspar ist hingetreten und hat der Seinen wild zugerufen: „Scham Dih, als a verheirats Wei' mit an ledig'n Burschen da umasteh'n; auf der Stöll gehst hoam!"

---

[1]) Mohnkipfeln. [2]) gemolken. [3]) gekichert.

Kleine Laube.

Wie keimt dein Geschick —?

Wie keimt dein Geschick
Dir, Mensch, in der Brust?
Aus dem Lichte das Glück,
Aus dem Dunkel die Lust.
Wenn plötzlich ein Blitz
Das Dunkel erhellt,
Bist du im Besitz
Von Gott und Welt. R.

Der Segen-Kaspar.[1]

Eine Geschichte aus dem niederösterreichischen Weinland von J. G. Frimberger.

Ja, wer's immer so gut hätte, dass er vollends zufrieden wäre!

Der Segen-Kaspar hat vor zehn Jahren noch, wenn er mit einem zusammengerathen ist, den er leiden konnte, allemal gern gesagt: „Ner a brav's Wei' mecht ih iazt noh hab'n, a Kuih g'stattst der Goaß, a Viertel Weing'rt' und an Erdäpfelfleck, nachh'r verlangert ih m'r nix mehr!"

Ah so, Ihr wißt ja noch gar nicht, wer der Segen-Kaspar eigentlich ist . . . Halt ein Häusler in Rohrdorf, das schier mitten drin liegt im Untermanhartsberger-Viertel. Sein Häusel ist freilich nur mit Stroh gedeckt, sah auch sonst immer schon recht zausig aus und steht ganz abseits an der G'stätten,[2] wo Hunde und Katzen sich gute Nacht sagen.

Weil er aber doch ein Häusel hat, ist ihm sein erster Wunsch richtig bald in Erfüllung gegangen. Das heißt nämlich, des Brünnler Dirn hat er sich zum Weib gefunden, die Kathl, die wohl nicht viel mehr besaß, als was sie an ihrem Leibe trug, und zudem noch als nicht gar brav ausgeschrien war. Nun das, was die Leute so über sie herumredeten, glaubte der Segen-Kaspar zuvörderst ganz einfach nicht und heiratete sie frischweg, weil sie nicht „schiach" war und doch so that, als ob sie ihn wolle. Einmal für dreimal sind sie, acht Tage, nachdem die Kathl ja gesagt hatte, „verkündt"[3]) worden, und wieder acht Tage später ist sie schon vor

---

[1]) Aus J. G. Frimbergers „Weinlandler", Geschichten, Gestalten und Bilder aus Niederösterreich. Linz. Österreichische Verlagsanstalt.

[2]) Hügelwand. [3]) aufgeboten.

Kaspar hat sich schon „a guit's Lesen“ erhofft; kam da im August zweimal der „Schauer“ kurz hintereinander, und alles war „z'sammg'haut“. Ein Jahr später sind gar noble „Herrna“ nach Rohrdorf gerathen, haben da „umag'schnofelt“ und füglich herausgebracht, dass in Rohrdorf die Reblaus sei, am ärgsten in des Segen-Kaspar „Weing'rt'“. Der müsse „ausg'haut“ und die Stöcke müssen verbrannt werden, wenn man den anderen retten wolle, was noch zu retten sei. Was konnte der Kaspar thun, wenn er der anderen Rohrdorfer gedachte, als seinen „Weing'rt'“ dem Erdboden gleich machen . . .

Ja, und so hat er's glücklich zu seinem einstigen letzten Wunsch gebracht, denn was noch kurz vorher ein „Weing'rt'“ gewesen ist, war nun richt'g ein Erdäpfelfleck.

Hatte er jetzt überhaupt noch was zu wünschen? Lang, lang wusste er nichts, bis er einmal an seinem Häusel einen Bauer vorbeifahren sah, der aus einer großen, nach Kaspars Begriffen wunderschön bemalten „Purzlanpfeifa“ rauchte. Mit leuchtenden Augen blickte Kaspar lange dem Manne nach.

Etwa eine Woche darauf traf der Segen-Kaspar seinen besten Freund, den Knöpfelmeyer. Dem aber sagte er: „Weil bei mir all's schon schief geht, mecht ih iazt grad ner a Purzlanerne noh hab'n, mit an recht an schön Büldl d'rauf, nachh'r verlangert ih m'r nix mehr!“

„No, mei Gott, das kannst doh leicht hab'n; kaf D'r halt so a Purzlanerne mit an schön Büldl“, sagte der Knöpfelmeyer.

„Ja, wann ih ner in d' Stadt kema that; bei unserm Kaufmann kriagt ma ja so was Fein's gar nit, wier ih's gern mechtert.“

„No, so wart, ih muiss am Samsta eini in d' Stadt; ih bring' D'r oani mit, a Purzlanerne. Was därf s' denn kosten?“

„No, a Guldenzedel scho. Aber a ganz a extrig's Büldl muiss drauf sein — ner um Gott'swölln koa Weibsbüld nit — und a feins B'schlacht muiss s' hab'n und a Röhrl mit an grean Quastl, sunst g'freuert s' mih nit . . .“

„Guit, so was bring ih D'r!“

„Ih wir D'r s' nachh'r scho zahl'n.“

„Is scho recht!“

So sind sie auseinander gegangen und der Segen-Kaspar war seit langem wieder ein wenig fideler.

Am Samstag brachte ihm der Knöpfelmeyer richtig eine „Purzlanerne“; eine Landschaft war darauf in schrecklich schreienden Farben, ein feines „B'schlacht“ hatte sie und ein Rohr mit grüner Quaste. Der Kaspar war selig und rauchte aus dieser Pfeife bis in die sinkende Nacht. Und mit dieser Pfeife im Munde stolzierte er tagsdarauf im Dorfe umher und gieng gar ins Wirtshaus, nur der Pfeife zulieb, denn sonst saß er immer brav daheim.

Wie da alle die „Purzlanerne“ bestaunten und sie ihm neideten! Darüber trank der Kaspar, immer rauchend, ein Glas um's andere, und als er nachhause gieng, wackelte er recht bedenklich. Aber wiederholt hat er unterwegs seine „Purzlanerne“ zärtlich umfingerlt und dabei geschwärmt: „Du bist halt iazt mei ganz's Leb'n!“ Armer Narr . . . Just vor seinem Häusel stolperte er, fiel „der Längst“ nach hin und — aus war's mit der „Purzlanern“. Die Scherben lagen nur so herum . . .

Vorerst war er ganz weg, nachher aber rief er fuchsteufelswild aus: „Jazt, weil de Pfeifa hin is, pfeif ih scho auf all's!

So ist er schlafen gegangen.

Und seitdem wünscht sich der Segen-Kaspar nichts mehr.

Auf das hat ihm nicht nur seine Kathl, sondern auch der Schneider-Michel noch „ins G'sicht g'lacht", und die Kathl hat überdies also geredet: „Geh, ih bitt Dih gar schön, Du Haspel! Der da wird m'r doh nix obabeißen, wann er neb'n meiner steht . . . Geh liaber Du hoam, ih wir gehn, wann's mih g'freut . . . Pfirt Dih Gott mit Rosenwasser!"

Jetzt kirrte der Michel erst recht.

Der Segen-Kaspar hatte schon seine Hand erhoben, er hat sie aber wieder fallen lassen, hat die Zwei vor ihm angeschaut, als ob er sie vergiften wollt, und ist nachher heimgewandert, ohne weiter ein „Wartl" zu sagen. Zuhause jedoch, in der Stuben drin, hat er aus dem Kasten geräumt, was der Kathl gehörte, ein Binkerl draus gemacht, und als das Weib dann kam, hat er es mitsammt ihrem Binkerl hinausgestampert.

Einmal für dreimal sind sie „verkündt" worden, dass ja recht geschwind gegangen ist, das Heiraten, ein- für allemal hat er sie jetzt fortgejagt — und das ist auch recht geschwind gegangen!

Von der Stunde an ist er lang allein geblieben, hat emsig im Taglohn gearbeitet und hat sich daheim alles selber gemacht, bis sich „a seinige Mahm", eine alte Wittib, über ihn erbarmte und zu ihm kam, um ihm die Wirtschaft zu führen.

Wenn er nun wieder mit einem zusammengerieth, dem er, ohne befürchten zu müssen, verspöttelt zu werden, sein Herz ausschütten konnte, so sagte er bloß noch: „Ner a Kuih g'stattst der Goaß mecht' ih noh hab'n, a Viertel Weing'rt' und an Erdäpfelfleck, nachh'r verlangert ih m'r nix mehr!"

Seinen einstigen ersten Wunsch hatte er also schon begraben, den musste ihm die Kathl wohl für immer verleidet haben. Und mit den übrigen drei Wünschen sah es halt noch recht windig aus. Er hatte freilich „a bissel was erspart, das aber reichte kaum für die Kuh, auch wenn er das dazulegen wollte, was er für die „Goaß" hereinbringen konnte, falls er sie verkaufen thät.

Die Mahm, die nun im Häusel des Segen-Kaspar wirtschaftete, war zu seinem Glück „a kluigs Wei'" und gab nie einen Kreuzer zu viel aus.

So kam er denn doch endlich zu der Kuh, der Segen-Kaspar; und da trug er förmlich den Kopf etwas höher, als sein zweiter Wunsch in Erfüllung gegangen war. Ja, ganz stolz war er auf diese Errungenschaft, aber die Freud' hat halt nicht gar lang gedauert. Der Kaspar hat einmal seiner Kuh, als die Mahm nicht daheim gewesen ist, zuviel frisch-grünes Futter in den Barren gelegt, und das hat die Kuh „aufblaht". Entsetzt hat das die heimkehrende Mahm gesehen, und trotzdem sie den Kaspar gleich fortsprengte, und der Curschmied auch gleich gekommen ist und die Kuh „anzapft" hat — der Fleischhacker hat sie schlagen müssen, sonst wär' sie gar „umg'standen". Dass der Fleischhacker die Kuh zum „Aushacken" gekauft und dafür einen baren „Fufzger" niedergelegt hat, dessen musste der Kaspar in seinem Ungemach wahrlich noch froh sein.

Dieses Ende seines zweiten Wunsches ist für den Kaspar ein härterer Schlag gewesen, als die „Nixnutzigkeit" seiner Kathl.

Jetzt wollte er nicht nur von „an braven Wei'", sondern auch von einer „Kuih g'stattst der Goaß" nichts mehr wissen, ja er bedauerte es gar sehr, dass er die „Goaß" einmal für „so a Spottgeld" verschleudert hatte.

Ein besonderer Zufall verwirklichte ihm indes nun seinen einstigen dritten Wunsch. Ein Bauer in Rohrdorf hatte abgewirtschaftet; was noch da war, wurde verlicitiert, und da erstand der Segen-Kaspar, weil wenig Käufer sich einfanden, „a Viertel Weing'rt'" sehr billig. Ha, das war ein Fang! Alt ist er freilich schon gewesen, der „Weing'rt'", aber das Jahr darauf doch „g'strotzt voll Weinb'r". Der

Der Himmel.

Du suchst den Himmel dort und da,
Und kannst ihn nicht ergründen,
Und doch ist immer er Dir nah,
Und ist so leicht zu finden.

Schau' in ein Kindesangesicht
Mit seinen Engelszügen,
Mit seinen Augen sternenlicht,
Drin Seligkeiten liegen . . . . .

Und Engel, Sterne, Seligkeit
Sind ja dem Himmel eigen . . . . .
Drum, was Du suchest stets so weit,
Ein Kind kann es Dir zeigen. —

Gebell-Ennsburg.

Bauernschäd'l.

Wir sein beinander g'hockt,
Koans hat a Wörtl g'sagt,
Wir hab'n bei aller Lieb
A bißl g'stritten g'habt.

Sie — koa oanzige Silb'n,
I — koan oanzig'n Laut,
Es hat a Jed's von uns
Auf d' andere Seit'n g'schaut.

G'würgt hat's mi' wohl und 'druckt,
Und ihr war's schwar und hart,
Wir hab'n alle zwoa
Auf's erste Wört'l g'wart'!

Sie — a trutzig's Madl,
I — a harter Bua,
Jetzt sein wir g'schied'ne Leut' —
Und g'hör'n uns nimmer zua.

I gab für sie mei' Bluat,
I gabet ihr mei' Löb'n,
Aber 's erste gute Wörtl — .
Dös kann i ihr nit göb'n.

Sie — an harten Kopf,
I — oan wie a Pflasterstoan,
Soll All's in Fetzen geh'n:
Mei' Kopf g'hört mir alloan.

Karl Schönherr.

Heinrich Heines Bekehrung.

War es dem „ungezogenen Liebling der Grazien“ mit seiner Rückkehr zum Glauben ernst, als er elend in seiner Matratzengruft dem Tode entgegensiechte? Die meisten bezweifeln es und sehen den heillosen Spötter und freveln Cyniker in ihm bis an sein schweres Ende. So geschah's schon von seinen Zeitgenossen. Fanny Lewald meinte, „an dem Gerede über seine Bekehrung sei nicht ein Wort wahr gewesen; die Leute, welche dergleichen von ihm verbreitet hätten, seien entweder von ihm getäuscht oder hätten sich selbst getäuscht“. Alfred Meißner sagt, es sei Heine nicht gelungen, sich zu bekehren; er habe immer wieder gezweifelt und neue Witze erfunden. Der Gedanke an das Jenseits sei ihm „nur eine rheumatische Kette gewesen, die ein Leidender, der alle Heilmittel ohne Erfolg probirte, versucht, ohne an ihre Wirksamkeit zu glauben.“ Und Heinrich Laube, der ihn noch kurz vor seinem Tode, 1855, sah, äußerte sich: „Witz und Frivolität waren ihm treu geblieben, und diese von unten auf absterbende Creatur, welche unter der Bettdecke nur noch einige Spannen zusammengezogenen Menschenleibs besaß, forderte mit ungeschwächtem Geist den Schöpfer alles Menschlichen heraus.“ Demgegenüber erinnert der „Evangelische Gemeindebote“ in Köln an verschiedene Äußerungen Heines, die denn doch von einer tiefergehenden Einkehr Zeugnis ablegen, als er sie vielleicht in anderen, weltlicheren Stimmungen wahr haben wollte.

„Als der kranke Dichter eines Tages den Besuch eines Freundes erhielt, sagte er zu ihm: ‚Wissen Sie, wohin ich gehen würde, könnte ich mich nur mit Krücken fortbewegen? — Direct in die Kirche!‘ ‚Sie scherzen!‘ ‚Nein, nein, gewiss!

Singvögel.

Kein Sommer.

Ist ein Sommer mir vergangen,
Der für mich kein Sommer war,
Schaute nicht der Firne Prangen,
Hoch der Felsen Hochaltar!

Hab' des Edelweißes Sterne
Nicht vom Zinnenrand gepflückt:
Hatte niemand, dem ich gerne
In die Hände sie gedrückt.

Anton Renk.

Im Heide-Nebel.

Einsam schreit' ich hin ins Weite
Auf der hohen, stillen,
Auf der allverlass'nen Heide . . .
Nebel fallen,
Wallen tiefer,
Immer dichter, dämm'rungsdunkler,
Zu verhüllen alle Weiten,
Dass im tiefen Dämm'rungs-Schoße
Still der Urmacht Urgeheimes:
Licht und Liebe sich erneuet!

Kleingeboren wird die Zeit:
Ein Sonnenjahr,
Ein Mückenkindlein klein,
Ein Augenblick der Ewigkeit! —

Einsam schreit' ich an zur Höhe
Durch des Nebels graue Breiten —
Still vorbei
Streift des Sehers Aug' und Ahnen
An der Urgewalt Geheimnis.
Keine Frage,
Kein Erforschen!
Die Sünde wär's, es wär' der Tod —
Und hier soll Leben werden!
Und im erhabenen Glücke
Des Neuschöpfungs-Ahnens,
Schreit' ich und breit' ich
Weit aus die Arme —
Und im unendlichen Meere des Nebelwogens,
Erkenn' ich des Weltalls Unendlichkeit
Vergess' ich die Zeit und Vergänglichkeit
Und fasse, umfasse
Mit seligem Schauern
Die Ewigkeit! —

Anton August Naaff.

Ich klagte einst . . .

Ich klagte einst: „Du hast mich nicht erhört,
Wie heiß ich rang!"
Heut sag' ich, nicht vom eitlen Wunsch bethört,
Dir inn'gen Dank.

Ich hatte Dich um einen Stein gebeten
In meiner Not —
Und Du warst gütig zu mir hingetreten
Und gabst mir Brot.

M. Steffe.

Geleitwort für ein Fremdenbuch.

Willkommen erst und gehst schon fort! —
So nimm das Blatt und schreibe,
Auf dass in einem guten Wort
Dein' Seel' bei uns verbleibe.
Wenn Menschen sich auch flüchtig nur
Auf ihrem Pfad begegnen,
So walte doch als treue Spur
Ein liebevolles Segnen.

Peter Rosegger.

Für das Andenken des Vielgepriesenen und ebensoviel Geschmähten sind solche Äußerungen jedenfalls ehrenvoller und versöhnlicher als das viel colportierte frivole, übrigens noch nicht einmal verbürgte: „Dieu me pardonnnera, c'est son métier." (Gott wird mir vergeben, das ist ja sein Beruf). „Thürmer."

Über das Fluchen.

Die Kirche bekämpft nicht alle Sünden mit demselben Eifer. Gegen manche, die uns gering erscheinen, eifert sie unablässig und rügt sie mit Strenge, wogegen sie gegen andere weit schwerere, die aufs äußerste bekämpft werden sollten, nachsichtig, ja gleichgiltig ist. Ein weites Thema! Eine Sünde gibt es, gegen die die Kirche von jeher geeifert hat: das Fluchen. Diese Gewohnheit hat die verschiedensten Veranlassungen. Ein Bösewicht flucht, wenn ihm sein verbrecherisches Vorhaben misslungen ist und zeigt damit seine Nichtswürdigkeit. Ein schlechter Mensch flucht gegen sein Weib und seine Kinder, das ist schändlich. Wenn aber der Vorgesetzte flucht über Faulheit, Liederlichkeit, Unordnung seiner Untergebenen, so begeht er wohl keine Sünde, er thut vielmehr seine Pflicht und braucht dazu ein unter Umständen ganz zweckdienliches Mittel. Als im Jahre 1813 Blücher bei Wartenburg über die Elbe gieng und an der Brücke hielt, marschierte auch ein Landwehrbataillon über die Brücke in sehr nachlässiger und schlechter Haltung. Da fuhr er es an mit den Worten: „Ihr habt wohl keine Lust, da drüben anzubeißen, das Donnerwetter soll euch in die Knochen fahren, ich lasse auf euch schießen." Am Abend aber, als sich das Bataillon gut geschlagen hatte, ritt er vorbei und sagte, dies anerkennend, freundlich zu den Leuten: Sie wüssten ja wohl, dass er das am Morgen nicht so böse gemeint hätte. Was würde man dazu sagen, wenn sich etwa ein Moralprediger unterfangen wollte, dies zu missbilligen? Der Fluch pflegt ferner bei uns oft ein derber Scherz zu sein, ein Ausbruch guten Humors und ist dann durchaus nichts Böses. Aber die Kirche sieht die Sache sehr ernsthaft an. Warum mag wohl die Kirche so eifern gegen das Fluchen, das doch wahrlich keine so schlimme Sache ist? Damit hat es eine eigene Bewandtnis. Wir stoßen hier wieder, wie so oft, auf etwas, was wohl zweifellos aus der jüdischen Moral herstammt und zu den Dingen gehört, die sich aus der ersten christlichen Zeit infolge des vorherrschenden Einflusses der Juden in der Kirche vererbt haben bis auf unsere Tage. Es ist ja bekannt, wie der Fluch in den religiös-abergläubischen Vorstellungen der Juden eine große Rolle spielt, was sich auch bei ihnen allenthalben im gewöhnlichen Leben zeigt. Wie der Jude dem befreundeten Stammesgenossen Gutes anwünscht, so wünscht er dem, den er hasst, oder an dem er sich rächen will, Übles an. „Du sollst ein Geschwür am Auge bekommen, und es soll dir dein Auge zerfressen, und du sollst daran sterben." Eine ganze Krankheitsgeschichte wünscht der Jude seinem Feinde an, und alle erdenklichen Übel wünscht er auf ihn herab. Nun sagt die jüdische Moral: das solle man nicht, man solle nicht fluchen. Dieser jüdische Fluch ist uns aber völlig unbekannt. Jetzt wird, sonderbarerweise, das jüdische Verbot des Fluchens auf unseren ehrlichen Fluch angewandt, auf den es gar nicht passt. Es kommt noch hinzu, dass es verboten ist, den Namen Gottes unnöthig zu gebrauchen und dass es auch für bedenklich erachtet wird, den Namen des Teufels dabei zu nennen, da dieser den ausgesprochenen Fluch möglicherweise verwirklichen könnte. Daher ist es gekommen, dass das Fluchen mit einem gewissen Fanatismus verpönt wird und dass man noch im achtzehnten Jahrhundert überall landesherrlichen Verordnungen gegen das Fluchen begegnet. In den Sammlungen preußischer Edicte findet man immer

zur Kirche!' Ein anderer Freund, der ihn 1849 aufsuchte, berichtet Folgendes: „Ich fand Heine in Paris, aber in welchem Zustande! Eine auf dem Boden ausgebreitete Matratze bildete sein Lager. Der arme Mann war fast völlig erblindet, und sein Körper zuckte vor stechenden Schmerzen. Es war ein Bild des Leidens, das ich vor mir hatte. Und doch lag auf seinem schönen und edlen Antlitz ein unsagbarer Ausdruck des Friedens und der Ergebung. Er sprach mit mir von seinen Schmerzen, als wären sie die eines anderen gewesen. Lange konnte ich mir so viel Frieden und Ergebung mitten in einer solcher Prüfung nicht erklären und dazu noch vonseiten dessen, der als Gottesleugner von Beruf aufgetreten war. Er sollte mir bald selbst die Erklärung dafür geben. Während ein Lächeln um seine Lippen schwebte, unterhielt er mich noch einige Zeit von den brennenden Schmerzen, die er fühlte; und mit dem Hinweis darauf, dass er nicht mehr genesen werde, sprach er mit starker und fester Stimme, die ihm trotz seiner innersten Schwäche geblieben war: ‚Mein Freund, glauben Sie mir — es ist Heinrich Heine, der es Ihnen sagt! — glauben Sie es; nachdem ich Jahre lang nachgedacht habe, bin ich zu dem Schluss gelangt, es gibt einen Gott, der unsere Werke richtet; unsere Seele ist unsterblich und nach diesem Leben gibt es ein anderes, wo das Gute belohnt und das Böse bestraft werden wird. Ja, das erklärt Ihnen Heinrich Heine, der so oft den heiligen Geist verleugnet hat. Haben Sie an diesen großen Wahrheiten gezweifelt, so werfen Sie diese Zweifel weit von sich weg und lernen Sie an meinem Beispiel, dass der einfache und nackte Glaube an die Gnade und Barmherzigkeit Gottes allein Macht hat, einem Menschen die gräßlichsten Schmerzen ohne Klagen und Murren tragen zu helfen. Ohne diesen Glauben hätte ich schon lange meinem Leben ein Ende gemacht.' Tief bewegt erfasste ich seine Hand. Er fügte hinzu: ‚Es gibt Thoren, die ihr ganzes Leben im Unglauben und Irrthum zugebracht und dann nicht den Muth haben, einzugestehen, dass sie sich vollständig getäuscht hatten. Für meinen Theil fühle ich das Bedürfnis, zu erklären, dass ich den Irrthum verwünsche, der mich so lange geblendet hat. Jetzt erst sehe ich hell; und wer mich kennt, muss gestehen: es kommt nicht daher, dass meine Fähigkeiten abgenommen hätten; denn niemals war mein Geist klarer und seine Kraft größer als in diesem Augenblick."

Darauf kam er, wie auch spätere Aussprüche darthun, immer wieder zurück. Am 1. Juni 1850 schrieb er an seinen Verleger Campe: „Ich bin kein Frömmler geworden, aber ich will darum doch nicht mit dem lieben Gott spielen; wie gegen die Menschen, will ich auch gegen Gott ehrlich verfahren und alles, was aus der früheren blasphematorischen Periode noch vorhanden war, ausmerzen; die schönsten Giftblumen habe ich mit entschlossener Hand ausgerissen." Hier glaubte er freilich wieder hinzufügen zu müssen: „Die religiöse Umwälzung, die sich in mir ereignete, ist eine bloß geistige, mehr ein Act meines Denkens, als des seligen Empfindens, und das Krankenbett hat durchaus wenig Antheil daran, wie ich mir fest bewusst bin." Und ähnlich sprach er sich auch gegen Fanny Lewald aus. Aber dann gab er doch wieder zu: „In der Krankheit hat man den lieben Gott nöthig, in der Gesundheit vergisst man ihn"; und: „Für den Gesunden ist das Christenthum unbrauchbar mit seinen Resignationen und Jenseitigkeiten; für den Kranken aber ist es eine gute Religion." Auch in seinem Nachwort zum 1851 erschienenen „Romancero" weist er deutlich auf sein Krankenbett als die Ursprungsstätte seiner Bekehrung hin. Im Jänner 1853 veröffentlichte er im „Journal des Débats" eine Erklärung, dass er die krassen Religionsspöttereien in der neuen französischen Übersetzung seiner „Reisebilder", die ohne sein Zuthun erfolgt sei, aufrichtig bereue. Und ähnlich spricht er sich in den 1854 erschienenen „Geständnissen" aus.

In Vossens „Louise“ wird diese wiederholentlich als Dierne bezeichnet. Und Schiller singt: „Was weinet die Dierne, zergrämet sich schier?“ Und ein anderer wie schön in jenem Liede: „Ich grüße Dich, Dierne in blondem Haar', mit bläulich schimmerndem Augenpaar; auf Dein Wohl, auf Dein Wohl!“

Ganz Niederdeutschland, so weit eben noch plattdeutsch gesprochen wird, besitzt als trautestes Kosewort: „Min söte leeve Deeren!“ Ja, unberührte Jungfräulichkeit heißt geradezu: Deeren-Stand. Ebenwohl weiß alle Dichtung unserer hehren Alpenwelt, mit dem Reize duftiger Minnelieder, nicht genug zu singen und zu sagen vom Diarndla, um das der Buab freiet:

Wann mein herzliab's Diarndla
Laut dudelt in dar Fruah,
So gfräut sih unsar Herrgott,
Und jugazt darzua.

Und solches köstliche Wort, solchen theuerbaren Schatz unserer Sprache will schuftige Verlorenheit herabziehen in Koth? Großstädtische Wichte, die bei geringstem Bildungswissen gleichwohl an allem volksthümlichem Verständnisse und Empfinden abgelöset sind, Schreiber irgendwelcher Kanzlei, wagten schon in nahezu amtlicher Weise, unglückliche, öffentlicher Preisgabe verfallene Mädchen gar als „Diernen“, d. h. doch gerade als Jungfrauen verächtlich machen zu wollen. Für arme Preisgegebene besitzen wir anderen Ausdruck.

Dierne ist einmal niederdeutsch geblieben, dann aber gehört es bis heute zumal bayerisch-österreichischem Stamme an; in anderen Mundarten ist es erloschen. Wo es aber in täglichem Gebrauche fehlt, da ist just eine Gefahr vorhanden bezüglich versuchter Schändung unserer Sprache und unseres Volksthumes. In dieser Hinsicht besitzt ja deutsche Rasse kein Rückgrat; völkische Ehre aber und bürgerliche sind geschiedene Begriffe, gehen mit nichten immer Hand in Hand. An treuem Mahnen habe seit Jahren es nicht fehlen lassen; einiges Erfolges ward ich bislang nicht frohe. In betrübsamer Anzahl sind unsere Landsleute, wo Volksthum in Frage kommt, eine stumpfe träge Menge.

Dabei gebricht es heute an regem sprachlichem Sinne, wie ihn andere Völker hegen. Weibsbild z. B. besagte doch: Bild, oder Muster eines Weibes; als höflichste Anrede und Schmeichelei. Man verlernte in deutscher Sprache zu fühlen; plappert ohne alles Nachdenken. Wann von ausschweifendem Manne, oder leichtfertigem lüsternem Weibe die Rede ist, so knüpfen sich Urtheil und Tadel doch nicht an beide Dingwörter: Mann und Weib, sondern an die begleitenden Beiwörter. Gleiches gilt von etwaiger Schelte-dreiste Dierne. Man dürfte jedoch eigentlich solches erhabene Wort als Dierne niemals in erniedrigender Knüpfung gebrauchen.

Deutsche Dierne, Idisen-Schwester und Walhall's Erbin sei gegrüßt!

H. v. Pfister-Schwaighusen.

Bücher.

Der verlassene Gott. Novellen von Otto von Leitgeb. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.) Otto von Leitgeb hat zwei Gebiete in denen er sich mit besonderer Sicherheit und Vorliebe bewegt. Sehr verschieden beide von einander. Das eine ist sein heimatlicher Boden, das Friaul. Das andere ist die große Welt, die feine Gesellschaft, der Salon. In „Sidera cordis“ hat er einen Roman aus dem Friaul gegeben. In mancher trefflichen Skizze Land und Leute der Bassa lebendig und liebevoll gezeichnet. Auch in dem vor

von Zeit zu Zeit solche Verordnungen. Sie beginnen jedesmal damit, daß gesagt wird, es habe in neuerer Zeit wieder das Fluchen überhand genommen, und es folgen dann strenge Strafen dagegen. In den damaligen Zeiten gieng es den Leuten oft recht schlecht, und wenn sich ihr gerechter Unwille einmal in einem derben Fluch Luft machte, so hätte man nicht so streng sein sollen. Aber die Theologen dachten darüber anders.

„Die Grenzboten."

Entweihung edler Wörter!

Ein sicherlich ungünstiges Anzeichen für den gediegenen Wert einer Volksheit, vielmehr ein Beleg volksthümlichen Niederganges, ist jener mehrfach wahrgenommene Missbrauch kräftiger und sogar dichterisch erhabener Ausdrücke. Wuchernde sittliche Schlaffheit offenbart sich hierin, und bekundet sich als Zerrüttung alter ehrbarer Sitte und ihrer Ordnungen. Welche betrübenden Einblicke in gemüthsames Leben eines Volkes darf man gewinnen, wann z. B. rühmende Eigenschafts-Wörter unserer Ahnen, wie: einfältig (ohne Falsch und Zwiedeutigkeit), schlecht (gediegen, einfach), frech (freimüthig), frevel (unverzagt) u. s. w. den Enkeln als Tadel gar gelten? Gehe man doch an ihrer Hand, in der Spur solches begrifflichen Wandels, auch sittlicher Entwicklung nach! Darf es uns gleichgiltig lassen, dass unser Beiwort „albern" überhaupt aus „allwahr", in beiden Hinsichten verdorben werden konnte? der Form wie dem Inhalte nach!

Allerdings bezeugte schon unser Dichter Gottfried August Bürger, dass kein Volk alter oder neuer Zeit seine Muttersprache so nachlässig gehandhabt, so sündlich misshandelt habe, als deutsche Leute thäten. Und dies gilt nach dem Zeugnisse unseres volksthümlichen Germanisten Hochlehrers Dr. Moritz Heyne heute sogar in verstärktem Maße. Obige Beispiele lassen sich leichtlich auf Dutzende bringen; denn auch Dingwörter fallen hieher. Kerl, Knecht, Weibsbild, Schimpf u. s. w. gaben edle Begriffe.

Einmal hatte ich unter der Überschrift: „Sprachliche Abscheulichkeit" einen edelsten Ausdruck unseres Volkes, das stolze Wort „Dierne" beleuchtet, das eine verkommende, schmählich radebrechende und sittlich schlaffe Gegenwart, eben im Spiegelbilde ihrer selbst, zu entwerten sucht.

Russisch: Diäwa, gothisch: Thiwi bedeutet die Jungfrau. Angesichts fehlender Lautverschiebung ward das slavische Wort vielleicht durch germanische Herrschaft beeinflusst. Althochdeutsch gilt eine beiwörtliche Fortbildung Diorna, unser Dierne, für vermuthbares Diwi oder Diu. Heutige Schreibung Dirne, als Kürze, ist falsch. —

Im Mittelalter erscheint für Jungfrau Maria, als Himmels-Königin, die schöne Wendung: erwählte Gottes Dierne. Aber auch andere heilige Jungfrauen heißen: Gottes Dierne; und von menschlicher Seele verlangen geistliche Lehrer, dass sie Gottes Dierne sei! Edelfrauen und Zofen bei Hofe wurden, als Diernen, von Mägden in bürgerlichem oder bäuerischem Hause unterschieden. Man sprach z. B. von Diernen (Hofdamen) einer Königin. Erläutert ward auch: eine Dierne diene umsonst, auf Ehre und Genaden, eine Magd um Lohn und Kost. —

Das sind etliche Zeugnisse aus dem Mittelalter. Aus der Gegenwart bestätigt Schmeller für Altbayern, dass auch heute Dierne als vornehmere Bezeichnung gegenüber Magd gelte; mit der Anrede als „Dierne" sei gewisse Würde verknüpft. Bei Siebenbürger Sachsen sind noch heute Kerl und Dierne stolze, ehrende Namen für „Bräutigam" und „Braut"; und die Hochzeits-Bitter laden die Gäste für Dierne und Kerl ehrsamlich ein.

zu geben. Das in diesem veröffentlichte Material von und über Lenau stammt aus authentischen Quellen.

Über den Firnen — unter den Sternen. Gedichte von Anton Renk. (Linz. Österr. Verlagsanstalt.) Man weiß nicht recht, ist das in Tirol unter den Alten der letzte oder unter den Neuen der erste. Von beiden Richtungen hat er Bestes an sich. Man lese Gedichte, wie „Die Telegraphistin", „Sünde", „Seligkeit", und man wird wissen, dass es kein Buch ist zum Durchlesen, sondern eines zum Mitempfinden. M.

Ernste und heitere Erinnerungen eines deutschen Burenkämpfers. Von Franko Seiner. Zwei Bände. (München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung. 1902.) Ein geradezu wertvolles Buch für alle, die sich für die Buren, ihr Land und ihren Freiheitskrieg interessieren — und deren gibt es unzählige. Das Buch ist überaus reich an Thatsachen, Reiseerlebnissen, Menschenbeobachtungen, und besonders lebendig erzählte Kriegsabenteuer füllen die zwei stattlichen Bände, die mit mehreren Orientierungskarten versehen sind. Diese unmittelbaren Schilderungen eines Mannes, der selbst auch dabei war, machen in ihrer Frische auf den Leser einen bleibenden Eindruck. M.

Verkannt und vergessen. Biographische Skizzen über A. Plattner u. J. G. Obrist von A. Riggl. (Innsbruck. Tiroler Verlag.) — „Poet und Sonderling!" Mit diesen Worten ist Plattner katalogisiert im Museum zu Innsbruck, und Professor Alois Meßmer schreibt über ihn: „Solche Originale sind selten und außer Tirol sind sie eine Unmöglichkeit". In sicheren Strichen entwirft der Verfasser, dessen Schreibweise urwüchsige kräftige Eigenart verräth, ein markiges Bild dieses interessanten merkwürdigen Menschen. 1787 in Zirl geboren, hütete Plattner in den Bubenjahren Schafe auf der Alm. Später studierte er in Hall und Innsbruck Gymnasium und Philosophie. Unmittelbar nach Beendigung der Hochschule gieng das Blutjahr 1809 ins Land, und nun sehen wir unseren Plattner als Hauptmann der Hörtenberger Freiwilligen — ein Held wie Dewet — in jedem Kampfe, von der Erstürmung der Innbrücke zu Innsbruck am 12. April bis zum Abbrechen des letzten scharfen und blutigen Gefechtes bei der Martinswand am 3. November. Mit dem Jahre 1810 beginnt für Plattner ein abenteuerliches Wanderleben, schließlich zieht es ihn aber, wie jeden Tiroler, zurück nach seinem Heimatlande. 1818 läßt er sich zum Priester weihen; eine gewisse Berufsgleichgiltigkeit scheint ihn in diese Bahn getrieben zu haben, in der er viel Ungemach erlebte, weil ihm die Heuchelei fremd war und seiner natürlichen Religiosität der nöthige jesuitische Aufputz fehlte. Aber ernst hat Plattner den einmal gewählten Beruf genommen, er war eine fromme Natur, nur mag er auf die Äußerlichkeiten des Handwerkes nicht viel Gewicht gelegt haben. Natürlich hatte eine solche Auffassung Verfolgungen jeglicher Art von Seite der geistlichen Oberbehörde zur Folge. Darüber berichtet das Büchlein deutlich und viel; man lese nur nach und bilde sich sein Urtheil.... Der wie ein wildes Thier Gehetzte, ruft seinen Amtsbrüdern zu: „Nur mein Kleid ist zerlumpt — nicht mein Gewissen!" — Wie der Verfolgte dann flieht in das Gehänge des Solsteins, um sich dort anzusiedeln beim Waldgethier und zu leben als ein Stück Natur in der Natur, das ist in allen Einzelheiten packend geschildert. Bergzauber allein bot ihm stets Seelenerlösung. Als Weltgottgläubiger fühlte er sich schon in der Menschheitsform eins mit dem Urdasein. Plattners Naturauffassung ist nicht willkürlich, nicht reflectorisch, sondern ursprünglich; er dichtete wie die Natur im Frühling Knospen treibt. Das Wenige, was von diesem „Sonderling" erhalten geblieben, ist handschriftlicher Nachlass, verstreut in spärlichen Artikeln, aber es verbürgt eine naive und warmblütige Künstlernatur, die uns Riggl mit Liebe und Verständnis in plastischer Stilform vor das geistige Auge zu stellen versteht. In der zweiten biographischen Skizze wird uns ein anderer Tiroler Poet: Johann Georg Obrist (†1901) vorgestellt. Im Jahre 1843 wurde er in Jenbach (Unterinnthal) als armer Teufel geboren — „und das ist eine miserable Marke für die Handelschaft des Lebens" meint der Biograph. Obrist, ein Schüler des Altmeisters Pichler, war Philologe, Lehrer, Journalist und schließlich Beamter der Universitätsbibliothek zu Innsbruck. Nach den hübschen Gedichtproben ist Obrists Dichtertalent vollauf erwiesen. Schlichte Kleinlyrik bringt sein Bestes. Ein „Singvogel", in dessen Brust nicht zu viele, dafür aber herzerquickende Töne wohnten; auch wusste der Wackere in politischen Liedern der Freiheit eine Gasse zu bahnen. — Den Lauf seines Lebens kennzeichnet der Dichter selbst bitter und bezeichnend:

Ohne Willen ins Leben gekommen,
Dann durch den trüben Strom geschwommen,
Endlich gestrandet sammt aller Hab'
Am sandigen Ufer: es nennt sich Grab.

Franz Goldhann.

Der Selbstmord als sociale Massenerscheinung der socialen Civilisation von Dr. Thomas G. Masaryk. (Wien. Karl Konegen). Socialisten kann dieses bedeutende und bedeutsame Buch nicht genug empfohlen

liegenden Bande finden sich zwei Novellchen aus diesem Stoffkreis. „Alte Rechnung" ist so ein Meisterstück voll energischer Anschaulichkeit aus dem heutigen Aquileja. Weniger gelungen die Titelerzählung, die auf demselben Boden spielt, wo man die alten Römerfunde aus der Erde gräbt. Die schlichten, armen, glühenden Menschen der Fiebergegend haben in Leitgeb einen gewandten und verstehenden Schilderer gefunden. Einzig aber und hinreißend ist er, wo er sich auf dem glatten Parkett bewegt. Was in gebildeten, hochcultivierten Menschen an Feinheit, Anmuth und Poesie steckt, fördert er in reizenden Stimmungsbildern zutage. Takt und Gesellschaftsformen öffnen sich wie eine Schale und lassen den edlen, sittlichen Kern durchblicken. Er ist ein Gesunder, Lebensfroher, der das Schöne zu erschließen weiß, wo man es oft kaum vermuthet hätte. Er ist ein Bejaher, der sich nicht mit kritischer Zergliederung hilft, um seinen Stoff zu bewältigen. Er schlägt auf den Felsen und das Gute und Liebenswürdige quillt nur so hervor. Die feine Gesellschaft hat es nicht nöthig, sich an die Franzosen oder an die Decadence zu halten. Hier findet sie Grazie und weltmännischen Ton vereint mit echtem menschlichen Empfinden, mit einer wohlthuenden Reinheit und Gesundheit des Herzens. Die Novellen „Das Gespenst" und „Ein Dichter" reihen sich den besten und zartesten Stücken der Novellensammlung „Psyche" desselben Verfassers würdig an. Sehr lesenswert sind auch die ganz in Stimmung getauchten Lebensbilder „Ein Herrenabend", „Armensuppe", „So ist das Leben", „Ein paar Striche" und die prachtvoll geschriebene „Phantasie". Es ist ein glücklicher, reicher, kraftvoller Dichter, der aus jeder Seite zu uns spricht, Einer, von dem gilt, was Erland, der Poet von sich sagt: „Das habe ich erfunden und eben deshalb erlebt. Was einem wirklich zustößt — wie oft lebt man es gar nicht mit! Aber was man erfindet, sich ausdenkt, aus allen Poren der Phantasie in einen Becher auffängt — wie muss man das leben, damit es wirklich ist! E.

Paul Heyse, Romane und Novellen. Wohlfeile Ausgabe. Erste Serie: Romane. 48 Lieferungen. Alle 14 Tage eine Lieferung. (Stuttgart. J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf.) Unbeirrt durch die Schwankungen der literarischen Moden ist Paul Heyse auf dem Wege fortgeschritten, den er vor einem halben Jahrhundert betreten, und ehe noch das Alter seine stolze Gestalt zu beugen vermochte, kann er sich seines Sieges über gewisse Gegenströmungen freuen. Denn schon ist die Zeit gekommen, wo das deutsche Volk nach manchen Irrungen des literarischen Geschmacks nach den gesunden, reifen Früchten zurückverlangt, die ein Priester der wahren, inneren Natur und der geläuterten, formenreinen Kunst ihm darbietet. Die Cotta'sche Buchhandlung begegnet diesem Verlangen durch eine würdig ausgestattete wohlfeile Lieferungsausgabe von Heyses Romanen und Novellen, die der freudigsten Aufnahme und der weitesten Verbreitung wert und sicher ist. Zunächst erscheinen in einer ersten Serie die Romane, in einer zweiten sollen die Novellen folgen. Die „Kinder der Welt" eröffnen den Reigen, das kühne feingeistige Buch, mit dem Paul Heyse zuerst bewies, dass er nicht nur in der Novelle, sondern auch in dem großen und weiten Bau des kunstvollen Romans ein Meister sei. Und gerade dieser erste verbindet mit seiner hohen künstlerischen Vollendung den Wert eines Zeitbildes, wie unsere gesammte Belletristik kaum ein getreueres und interessanteres bietet. V.

Ludwig Uhlands sämmtliche Werke. Mit einer literarisch-biographischen Einleitung von Ludwig Holthof und dem Bildnis des Dichters. (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt). In der vorliegenden Ausgabe der Uhlandschen Werke wird dem deutschen Volke zum erstenmale in einheitlicher Zusammenfassung unverkürzt alles das geboten, was an dichterischen und wissenschaftlichen Arbeiten der Feder Uhlands entflossen ist. Unter die Dichtungen sind sicher die in weiteren Kreisen kaum noch bekannt gewordenen dramatischen Fragmente und Entwürfe zu rechnen. Die prosaischen Arbeiten bringen die gesammten „Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage" mit der classischen Abhandlung über das deutsche Volkslied. V.

Selbst der edelste Wein genießt sich besser aus feingeschliffenem Glase als aus plumpem Gefäß. Das wird jeder spüren, der **Lenaus Gedichte** in der entzückenden Ausgabe in die Hand nimmt, die soeben bei Carl Krabbe in Stuttgart erschienen ist. Wie ganz anders sehen uns von diesen delicaten und doch nirgend mit unnützem Schmuck überladenen Blättern die Gedichte an; zu Geschenken in solchen Kreisen, die Schönes und Edles auch aus schöner Schale genießen möchten, ist diese Ausgabe bestens zu empfehlen. V.

Lenaus Frauengestalten. Von Adolf Wilhelm Ernst. (Stuttgart. Karl Krabbe.) Das vorliegende Buch hat sich die Aufgabe gestellt, diejenigen Frauen, welche bedeutsam in das Leben und Werden Lenaus eingegriffen haben, in ihrem Einfluss auf den Dichter zu schildern. Der Verfasser war außerdem in der Lage, weitere Aufschlüsse über manche Beziehung Lenaus zum weiblichen Geschlechte

Das Blatt der Hausfrau. (Wien. Friedrich Schirmer.) Diese Zeitschrift bringt so viel des Guten und Nützlichen, dass wir sie jeder Hausfrau und Mutter empfehlen können, besonders da „Das Blatt der Hausfrau“ nicht bloß einseitig belehrend ist, sondern auch in ausgiebigem Maße für die Unterhaltung sorgt. Der reich illustrierte Theil für Mode- und Handarbeiten erhält einen höheren praktischen Wert durch die Schnittmusterbogen für Damen- und Kindergarderobe und Wäsche. Der Roman „Flitterwochen des Ruhms“ von A. Schoebel mit seinen scharf gezeichneten Charakteren erfreut sich des anhaltenden Interesses der Leserinnen. Für die Lectüre der Jugend bieten „Das Blatt der Kinder“ und „Das Blatt der jungen Mädchen“ einen sorgfältig ausgewählten Lesestoff. V.

Büchereinlauf.

Römisches Fieber. Roman von Richard Voß. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt. 1902.)

Sünden der Väter. Roman von Ludwig Ganghofer. 2 Bände. (Stuttgart. Adolf Bonz & Comp. 1902.)

Menschlichkeit. Roman von Emil Marriot. (Berlin G. Grote. 1902.)

Kämpfe. Eine Erzählung aus den Schweizer Bergen von Ernst Zahn. 2. Auflage. (Leipzig. Th. Schröter.)

„Der Burgvogt von Landskron.“ Von M. Staneck. Dresden. E. Pierson. 1902.

Beim Alten auf der Insel. Erzählungen für Kinder. Von Maria Myß. (Zürich. Orell Füßli.)

Alex Gradaus Trilogie, Humoristisches Epos von Max Brentano. I. Jung Alex Gradaus. (Studenten- und Militärzeit.) II. Alex Gradaus der Geniale. (Abenteuer aus dem Ingenieur- und Eisenbahnerleben.) III. Alex Gradaus Rafael. (Pädagogisches u. Kunstgebiet.) (Berlin. R. Eckstein Nachf.)

Frühling. Schauspiel in vier Aufzügen von Rudolf Holzer. (Linz. Österr. Verlagsanstalt.)

Gott. — Und die Träume. Dichtungen von Peter Baum. (Berlin. Axel Imcker. 1902.)

Sonnennächte. Gedichte von René Schickele. (Straßburg. Ludolf Beust. 1902.)

Bunte Blätter. Gedichte von Otto Doepkemeyer. (Herford. Christian Quentin. 1902.)

Deutsches Gärtner-Liederbuch. 3. Aufl. Vollständig umgearbeitet und vermehrt von George Paul Sylvester Cabanis. (Berlin. Verlagsbuchhandlung des Allgem. Deutschen Gärtner-Vereins.)

Heimatsklänge aus den deutschen Gauen. Ausgewählt von O. Dähnhardt. II. Aus Rebenflur u. Waldgrund. (Leipzig. B. G. Teubner.)

Ich bin bei euch alle Tage. Ein christl. Lebensbuch in Bild und Lied. Mit kunstvoll ausgeführten Bildern. Herausgegeben von Oskar Pank. (Leipzig. Jacobi & Zocher.)

Marie, die Mutter des Herrn od. Natur und Gnade. Von Emil Wacker. (Güterloh. C. Bertelsmann. 1901.)

Nikolaus Lenau. Zur Jahrhundertfeier seiner Geburt. Von Eduard Castle. (Leipzig. Max Hesses Verlag. 1902.)

Premièren. Winter 1900 bis Sommer 1901. Von Hermann Bahr. (München. Albert Langen. 1902.)

Die verstoßene Josephine, 1809—1814. Von Friedrich Masson. Übertragen und bearbeitet von Oskar Marschall von Bieberstein. Reich illustriert. (Leipzig. Schmidt und Günther.)

Stephanie, Großherzogin von Baden. Eine Adoptivtochter Napoleon I. Nach Aussagen von Zeitgenossen und bisher unveröffentlichten Documenten. Von Joseph Turquan. Übertragen und bearbeitet von Oskar Marschall von Bieberstein. (Leipzig. Schmidt & Günther.)

Josef Freiherr von Kalchberg. (1800 bis 1882) Sein Leben und seine Schriften von Franz Ilwof. (Innsbruck. Wagner'sche Universitätsbuchhandlung. 1902.)

Der Glaube an unser Volk. Nationale Briefe aus Deutsch-Österreich. (Linz. Österr. Verlagsanstalt.)

Kriegswissenschaft und Philosophie. Eine Untersuchung zur Klarlegung der Begriffe „Militärische und allgemeine Bildung“. Von J. Parall, k. u. k. Oberlieutenant, Lehrer an der Infanterie-Cadettenschule in Liebenau. (Graz. Selbstverlag des Verfassers. 1902.)

Kleines Tonkünstlerlexikon. Enthaltend kurze Biographien der Tonkünstler früherer und neuerer Zeit. Für Musiker u. Freunde der Tonkunst herausgegeben von Paul Frank. Zehnte revidierte und vermehrte Auflage. (Leipzig. Karl Merseburger. 1902.)

Vollständiges kurzgefasstes Wörterbuch der deutschen Rechtschreibung mit zahlreichen Fremdwortverdeutschungen und Angaben über Herkunft, Bedeutung und Fügung der Wörter. 2. Auflage. (Leipzig. Max Hesse. 1902.)

Alpine Majestäten und ihr Gefolge. Die Gebirgswelt der Erde in Bildern. — Monatlich ein Heft mit mindestens 20 feinsten Ansichten aus der Gebirgswelt. (München. Verlag der Vereinigten Kunstanstalten A.-G.)

Neuester Plan von Graz und nächste Umgebung mit Verzeichnis der Straßen, Gassen und Plätze, sowie ein Wegweiser zu den Ämtern, öffentlichen Gebäuden (Anstalten) 2c. (Graz. Leykam.)

werden. Ausgehend von der Begriffsbestimmung des Selbstmordes spricht es über die Ursachen der Selbstmordneigung, die Wirkungen der Natur, der physischen und geistigen Organisation des Selbstmordes, von den Arten und Formen, von der Selbstmordneigung des Menschen im Verhältnis zur Civilisation u. s. w. Furchtbar ist das Buch, wie schrecklich müssen erst die Zustände sein, die es bedingen!
M.

Die Geister des Sturmes. Socialer Roman von Karl Landsteiner. (Regensburg. Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz.) Erst in jüngster Zeit hat sich Landsteiner wieder dem Romane zugewendet und seine „Geister des Sturmes", die wir der Lesewelt als das Neueste aus seiner Feder vorlegen, dürfte alle Vorzüge seiner Schreibweise und seines Compositionstalentes in erhöhtem Maße aufweisen. Es ist ein Stück socialen Lebens, mit Frische und Kraft geschrieben. Wir werden in eine Familie eingeführt, deren Schicksale sowie die derselben angehörigen Personen unser Interesse in Anspruch nehmen, ja, wir gewinnen dieselben so lieb, dass wir uns nur schwer von ihnen trennen. Socialpolitiker werden auch gefesselt werden durch die Art und Weise, wie der Held des Romans die sociale Frage durch persönliches Eingreifen der Lösung nahe zu bringen sucht. V.

So war's! Ernst und Scherz aus alter Zeit von August Sperl. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.) Der „glänzendste Vertreter des historischen Romans seit Scheffel und Gustav Freytag", wie ihn die berufene Kritik nach dem Erscheinen des „Hans Georg Portner" genannt, hat auch in diesem, vier Geschichten enthaltenden Bande von neuem seine Kunst bewährt, aus dem Staube alter Urkunden Gestalten erstehen zu lassen, die in voller Plastik vor das Auge des Lesers treten.
V.

Der Beruf und die Stellung der Frau. Ein Buch für Männer und Frauen, Verheiratete und Ledige, Alt und Jung, von Johannes Müller. (Leipzig, Verlag der „Grünen Blätter".) Der Verfasser behandelt nach einem kurzen Blick über die Frauenfrage zunächst „die Frau in der Ehe", eine Schilderung und Offenbarung des ehelichen Berufs aus den Grundtiefen des Wesens der Ehe, dann „die Frau außer der Ehe" in ihrem gegenwärtigen Nothstand, und endlich die Ziele einer allgemeinen Bewegung zum Besten der Frau: das Ziel persönlicher Reife, wirklicher Bildung, individueller Selbständigkeit, menschenwürdiger Geschlechtsverhältnisse und einer Zunahme der Eheschließungen. Besondere Aufmerksamkeit ist der Erziehung des kommenden Geschlechts zugewandt. V.

Wieder liegt eine Reihe Bändchen der **„Hendel-Bibliothek"** vor uns. In erster Beziehung steht voran Willibald Alexis' volksthümlicher vaterländischer Roman „Der Roland von Berlin". Dann Fritz Reuter mit „Onkel Bräsig", Lebensbild in fünf Acten nach „Ut mine Stromtid", frei bearbeitet von William Schirmer; E. Th. Am. Hoffmanns „Meister Martin der Küfner und seine Gesellen" und „Die Bergwerke zu Falun", Gedichte des Lyrikers Johann Gaudenz von Salis-Seewies aus der Schiller-Goethe-Periode; Percy Bysshe Shelley, „Der entfesselte Prometheus", lyrisches Drama in vier Acten, deutsch von Albrecht Graf Wickenburg; Algernon Charles Swinburne, „Atalanta in Calydon", eine Tagödie, deutsch von Albrecht Graf Wickenburg. V.

Über die Reformbestrebungen auf dem Gebiete des naturgeschichtlichen Unterrichtes. Von Dr. Otto Schmeil. Vierte verbesserte Auflage. (Stuttgart. Erwin Nägele. 1900.)

Lehrbuch der Botanik für höhere Lehranstalten und für die Hand des Lehrers. Von biologischen Gesichtspunkten bearbeitet von Dr. Otto Schmeil. (Stuttgart. Erwin Nägele. 1901.)

Das Geschlechtsleben und seine Verirrungen. Was junge Leute davon wissen sollten und Eheleute wissen müssten. Von Dr. Fr. Schönenberger und W. Siegert. Zweite sehr vermehrte Auflage. (Berlin. Wilhelm Möller.) In England und Amerika nimmt man keinen Anstand, Fragen geschlechtlicher Natur öffentlich zu besprechen. In Deutschland dagegen gilt es vielfach noch als Mangel an Bildung und als Verstoß gegen die gute Sitte, über derlei offen zu reden und die Dinge beim rechten Namen zu nennen. Die Folge dieser übergroßen Zurückhaltung aber ist eine bodenlose Unkenntnis auf diesem Gebiete und deren verhängnisvollen Folgen.
V.

Unter dem Titel **„Natur und Schule"** erscheint, von B. Landsberg, O. Schmeil und B. Schmid herausgegeben, seit Jänner d. J. im Verlage von B. G. Teubner in Leipzig eine Zeitschrift, die dem gesammten naturwissenschaftlichen Unterricht dienen und den Schulbetrieb aller naturwissenschaftlichen Fächer in gleichmäßiger Berücksichtigung der einzelnen Disciplinen behandeln will. V.

Das Kunstblatt. Zeitschrift für bildende und angewandte Künste in ihrer Reproduction, Anzeiger für nachbildende Kunst. (Zürich. J. Bollmann.) Nach vorliegender erster Nummer mit guten Kunstbeilagen bestens zu empfehlen.

Heimgarten

Juni 1902.

9. Heft. 26. Jahrg.

Fritz Friedlein.

Eine alte Geschichte[1]) von **Karl von Holtei.**

(Bisher noch ungedruckt.)

Christine, tritt her zu mir, und Du mein lieber Fritz, stelle Dich an die andere Seite des Sarges . . . des Sterbelagers wollt ich sagen. Mir verwirren sich schier die Gedanken, und auch die Zunge will nicht mehr gehorchen. Ich muss langsam und bedächtig sprechen, sollt Ihr mich verstehen, deshalb gebet fein acht auf jeglich Wort, damit Ihr Sinn und Bedeutung gehörig erfassen und sodann meinem Willen gehorsam nachleben möget. Denn die Stunden sind gezählt, und der Hammer unserer alten Wanduhr wird bald zum letzten Schlage den allerletzten ausheben. Vor dieser zittere ich nicht, und seht Ihr die alten müden Gliedmaßen sich schütteln, sodann erwäget, es sei das Fieber, welches in ihnen wühlt, keineswegs die Furcht meiner Seele vor dem schauerlichen Dinge, Tod geheißen. Dem seh' ich ruhig entgegen, nach

[1]) Gust. zu Putlitz sagt in der Einleitung zu seiner lieblichen Novelle „Der Stellvertreter": Man sollte eine Erzählung nicht mehr mit der Versicherung anfangen, sie sei wahr. Dieses Mittel, das Interesse des Lesers für die Gestalten zu erhöhen, die Einfachheit der Handlung zu entschuldigen, ist zu sehr verbraucht, und der Leser zu oft dadurch getäuscht, um ihm vollen Glauben zu schenken. Auch werden immer die sogenannten wahren Geschichten in der Erzählung, die die Facta reproduciert und der der Erzähler seine eigene physiologische Auffassung leiht, nur halb wahr, und zum Theil Eigenthum des Erzählers sein, und die erfundenen Geschichten sind nur zum Theil unwahr, denn der Erfinder umkleidet sie mit selbst erlebten und selbst beobachteten Gefühlen.

Schulhaus Krieglach-Alpel.

(7. Ausweis.)

Vortrag K 9521·50. Neuerdings eingegangen in Kronen: Dr. v. Foregger, Sammlung im Steirerverein, Wien 128.30; Lehrerverein Tetschen a. d. Elbe 20; Clementine C., München 4, Bertha v. K., Graz 40, Dr. Seelich, Graz 10; Valeska Müller, Breslau 23; A. Momber, München 234; J. Semotan, Lehrer, Neudeck, Sammlung 14; Übungsabend des Männergesangvereines der Oberösterreicher, Wien 16; drei Schulfreunde in Feldbach 3; Amalia Schulz, Laibach 4; K. Herschl, Aussig 5; Lehrerverein, Bilin 20; A. Schutting, Hilm-Kematen 72; Arnfelser Tischgesellschaft 2.50. Prof. Ranke, München 10. — Übertrag 10.127·30 Kronen.

Graz, am 15. April 1902.

Postkarten des „Heimgarten".

W. U. G., Graz. Glauben Sie: Die Klatsch- und Tratschsucht richtet mehr Unheil an unter den Menschen, als alle Kriege und Seuchen zusammen. Deshalb lassen Sie es gut sein und kümmern sich vielleicht einmal ein wenig um den Balken im eigenen Auge.

W. H., Wien. „Gesundheit ist das größte Gut des Menschen." „Am glücklichsten ist man in der Kindheit." „Liebe wird geadelt durch die Treue." Das nennen Sie Aphorismen. Ebner v. Eschenbach sagt in einem ihrer classischen Aphorismen: „Sag' etwas, das sich von selbst versteht, das erstemal, und du bist unsterblich." Bei Aphorismen, die gedruckt werden sollen, ist es nicht genug, dass sie Wahrheit enthalten, es muss eine Wahrheit sein, die so gut und schön bisher noch nicht gesagt wurde Sonst sind derlei Aussprüche Banalitäten, über die man sich lustig macht.

K. W. F., Lienz. Wer die Dichtung „Dreizehnlinden" kennt, der kann wohl nicht im Zweifel sein darüber, welcher Kirche der Verfasser angehört.

* Von einem Wiener Poeten geht uns folgender Scherz zu:

Därf ihs Volksliad mocha?

Bin zan Lehra gonga:
Därf ihs Volksliad mocha?
Der kunt 's nöd daionga,
Schiagelt her so hamli und hot g'locht:
Frog'n Pforra, ih hon selber nu koans g'mocht!

Bin zan Pforra gonga:
Därf ihs Volksliad mocha?
Der that i'n Weihbrunn longa:
Liaba Bua, dö Frog is unbedocht,
Frog'n Herrgott selber, der hot olle g'mocht!

Bin zan Herrgott gonga:
Därf ihs Volksliad mocha?
Hm, so locht da Herrgott und hot g'sogt:
Därf denn ihs? Häst do den Dr. Pommer g'frogt!

Cl. L., München. Besten Dank für Waldschulhausbeitrag. Von der Handschrift läßt sich gelegentlich vielleicht etwas bearbeiten; sie unter dem Namen eines anderen Schriftstellers zu veröffentlichen, gienge natürlich ganz und gar nicht.

* Wer aus dem „Heimgarten" etwas abdrucken will, der muss sich vorher beim Verfasser des betreffenden Stückes darum anfragen.

K. K., Graz. Unfrankierte Briefe werden natürlich nicht angenommen. Die bleiben, wenn ihr Auftraggeber nicht ersichtlich, ein Weilchen auf der Post liegen und werden nachher uneröffnet vertilgt. Sie bemühen sich also umsonst.

Z. B., Linz. Antworten Ihnen mit folgender Scherzgeschichte: Um den Tisch saßen vier akademisch gebildete Herren: ein Jurist, ein Mediciner, ein Elektrotechniker und ein Theologe. Es entspann sich ein Streit, welche Wissenschaft wohl die älteste sein möge. Meinte der Jurist: „Jedenfalls die Jurisprudenz. Man kannte sie schon im Paradies, denn Adam und Eva wurden delogiert!" „O nein", versetzte der Mediciner, „die Medicin ist unbedingt älter. Bedenken sie doch den operativen Eingriff bei Adam behufs Gewinnung der Rippe! Das war doch noch vor dem Paradies!" „Nützt alles nichts, meine Herren! Die Palme gehört uns Elektrotechnikern. Denn bevor noch das alles war, hieß es: „Es werde Licht!" „Ich will nicht unbescheiden sein, sehr verehrte Herren", sagte da der Theologe, „aber ich glaube, die Priorität gehört uns, den Theologen. Denn bevor es Licht war, war's ja — finster!"

(Geschlossen am 15. April 1902.)

Für die Redaction verantwortlich: P. Rosegger. — Druckerei „Leykam" in Graz.

Diese Rede sollte die letzte bleiben, welche Pastor Friedlein in seiner langen Amtsführung gehalten; denn nachdem er „Amen" gesagt, brach die bis dahin noch immer feste Stimme, die Zunge versagte den Dienst, bald vermochte er nur unverständlich zu lallen, und die hinabsinkende Sonne beschien eine Leiche, vor welcher Christine und Fritz, die Hände zu stillem Gebete faltend, tiefgebeugt beisammen standen.

Christine war des Verstorbenen zweite Frau gewesen. Der kinderlose Witwer hatte sie, die um ein Vierteljahrhundert Jüngere, in geringen Umgebungen Aufgewachsene, als fünfzigjähriger Mann zur „Pastorin loci" erhoben, was seiner Zeit viel Gerede im Dorfe, mancherlei Neid und Missgunst erregt haben soll. Dieser ungleichen Verbindung einziger Sprößling ist unser Fritz, dessen bescheidenen Erdenlauf zu schildern vorliegende Erzählung beabsichtigt. Er wird jetzt bald, (wir schreiben 1795) sein sechzehntes Lebensjahr zurückgelegt haben. Vom seligen Vater pedantisch, aber gewissenhaft unterrichtet, weiß er mehr wie die meisten Jünglinge seines Alters; dennoch ist er übrigens unerfahrener im Leben, fremder in der Welt, wie anderswo Knaben von kaum zehn Jahren sein können. Über die Grenzen des Heimatdorfes hinaus ist er niemals gekommen. Wie es „draußen" etwa aussehen möchte, kennt er nur vom Hörensagen; was auf Erden vorgeht, davon drang selten zufällige Kunde ins Pastorhaus. Und mag er noch so tüchtig „Geschichte gelernt" haben, dennoch hat er nicht gelernt, die ihm unbekannte Gegenwart mit der aus Büchern auf ihn gekommenen Vergangenheit zu verknüpfen, jene aus dieser herzuleiten. Er ist der wahre Zögling des einsam lebenden, halb verbitterten, halb verbauerten deutschen Stubengelehrten. Glücklich dabei noch, dass ihn bei diesem Dasein wenigstens nicht städtischer Aufenthalt in's dumpfige Zimmer eingemauert; dass ihm, dem Dorfbewohner, vergönnt gewesen, sich im Freien zu tummeln, mit den Dorfjungen zu spielen, gelegentlich auch sich mit ihnen herumzuprügeln, wobei er körperlich gediehen war.

Nun sollte er zum erstenmale, väterlicher Anweisung gemäß, des Körpers wie des Geistes Kraft ernstlich erproben. Am Tage nach dem Begräbnis trat er an der Mutter Seite den Weg gegen Schöningen an. Sie hatten sich aufgemacht in frühester Morgendämmerung und zogen nachdenklich nebeneinander her, ohne viel zu sprechen. Mutter wie Sohn gedachten des neuen, fremdartigen Lebens, welches mit ihrer Trennung beginnen sollte. Ein trauriger Anfang, fürwahr! Und hinter demselben standen noch Noth und Sorge in Aussicht. Die Mutter berechnete, Groschen um Groschen, was sie sich würde abdarben können, dem „Studenten" zur Hilfe! Der Sohn wiederum sann auf die Möglichkeit, durch eifrigsten Fleiß und genügsamstes Entbehren der armen Mutter jedes Opfer zu ersparen. So schritten sie, tief in Betrachtungen

langjähriger Vorbereitung. Ein volles Menschenalter hindurch hab' ich hierorts die Sterbenden hingewiesen, wie mein Amtsberuf es mit sich brachte, auf ein höheres Jenseits; was müsste ich für ein erbärmlicher Heuchler gewesen sein, wollt' ich zagen, nun die Reihe an mich kommt. Euch lass' ich nicht ohne Sorgen zurück; das will ich bekennen. Du arme Christine wirst unser trautes Pastorhäuschen meinem Nachfolger allzubald räumen und Dich kümmerlich durchfristen müssen, mit der geringen Pension aus der Witwencasse. Du aber, mein lieber Fritz, darfst nun und nimmermehr der Mutter zur Last fallen. Sie würde sich Mangel auferlegen, um Dir zuzustecken, was sie entbehrt. Das kann und soll nicht sein. Deshalb hört, was ich Euch zur Pflicht mache, und vollzieht es getreulich. Sobald ich zur Erde bestattet bin, nehmt Euren Weg nach Schöningen. In zwei kurzen Tagereisen zu Fuße könnt Ihr die hübsche Stadt erreichen. Dort lebt der Sohn meiner längst verstorbenen älteren Schwester, der Bäckermeister Blasius. Ich kenn' ihn kaum, aber habe vernommen, dass er ein redlicher Bürgersmann und nach seiner Art wohlhabend sei. Diesem bringt Ihr des Sterbenden Gruß, und legt ihm meine Bitte vor ....“

„Um Himmelswillen, Vater, unser Fritz soll doch nicht Bäckerjunge werden?“

„Weshalb nicht, wenn er sonst Neigung dazu verspürte? Wäre noch nicht das Schlimmste: einem Bäcker fehlt's wenigstens niemals an Brot! Aber nein, dazu hab' ich mir nicht so angelegen sein lassen, den einzigen Sohn auf gelehrte Studia vorzubereiten. In Schöningen befindet sich, das Ihr's nur wißt, ein Gymnasium vom besten Rufe, und dieses selbige soll Fritz besuchen, wenn mein Neffe Blasius, durch Euch bewogen, hilfreiche Hand dazu bieten mag: Wohnung und vielleicht nothdürftige Nahrung ... für einen großen Haushalt in solcher Bäckerwirtschaft kaum in Anschlag zu bringende Kleinigkeit! Für den Empfänger dagegen eine unbeschreibliche Wohlthat. Du mein Sohn wirst Dich befleißigen, dem Vetter dankbar zu sein, das weiß ich, dafür kenn' ich Dein edel Gemüthe. Wirst aber auch fleißig trachten, Dir durch Unterricht, welchen Du nebstbei und unbeschadet eigener Erweiterung Deiner Kenntnisse, an kleinere Schüler im Orte ertheilen sollst, etliche Thaler zu erwerben, auf dass Deine arme Mutter fürderhin keine Sorge um Kleider und Bücher für Dich tragen dürfte. So wird's mit Gottes Beistand schon gehen, und lege ich im frommen Vertrauen auf Ihn das müde Haupt willig zur Ruhe, gestärkt durch die Zuversicht, Du werdest dereinst Deines verstorbenen Vaters Pfad wandeln, gleich ihm die Kanzel besteigen, und gläubigen andächtigen Zuhörern das Wort des Herrn segensreich verkündigen, wie er gethan bis an seines Erdenlebens Ende. Amen!“

Störung in Deinen Lern- und Lehrstunden, brächtest Du Wochen und Monate als Krankenpfleger zu, was Du Dir doch, wohnten wir beisammen, nicht nehmen lassen dürftest. Helfen könntest Du mir eben auch nicht, dagegen würde Deine Anwesenheit mir zur Angst gereichen, nicht zum Troste, denn wahre Mutterliebe denkt nicht selbstsüchtig an ihre Freuden, sondern hat das Wohl des Kindes im Sinne. Ich würde mich abquälen mit Gedanken, wieviel Du versäumst, würde ungeduldig und stündlich den Tod herbeiwünschen, nur Deinetwillen. Das wäre ja eine Marter, die mir das Ende schwerer machte; wäre auch eine Marter für Dich. Nimm Vernunft an, armer Junge. Halte mich nicht zurück, sobald ich Dich untergebracht weiß."

Fritz erwiderte, seine Thränen verschluckend: „Wenn aber Vetter Blasius mich abweiset, wenn er mich nicht aufnehmen will, und mir die Thüre vor der Nase zuschlägt? Dann . . ."

„Dann wird Gott helfen. Das wollen wir abwarten. Jetzt komm', in einem Viertelstündchen wissen wir, woran wir sind!"

Vier Uhr verkündeten die Thurmglocken, da Mutter und Sohn durch's Thor schritten und eine lange, nicht ganz gerade Gasse vor sich erblickten. Beim letzten Stundenschlage brach ein Schwarm größerer wie kleinerer Jungen aus der hochgewölbten Pforte eines umfangreichen altgrauen Gebäudes, mit brausendem Getümmel die Straße füllend. Unsere Wanderer geriethen mitten hinein und mußten festen Fuß fassen, wollten sie nicht umgerissen werden.

„Dieses ist das Gymnasium, rief strahlenden Auges Fritz Friedlein."

„Schlimm genug", seufzte Christine, von allen Seiten bedrängt und rücksichtslos gestoßen, „wenn man die Jungen in solcher Anstalt nicht zu besseren Manieren erzieht; da will ich ja lieber zwischen unsere Dorfherde gerathen, von den Schulkindern gar nicht zu reden!"

„Du mußt bedenken, Mutter, das sind die Sexta, Quinta, höchstens Quarta, welche sich zuerst und so stromweise ausleeren. Tertianer und Secundaner machen sich schon solider . . . siehst Du, da kommen ihrer! . . . und nun erst die Primaner! . . . wie ernst und gravitätisch diese aus der Halle hervorschreiten, diese drei Großen! Das sind stattliche junge Herren; dürfen auch bereits Stöcke tragen!"

Die Mutter wollte ihn weiter ziehen, er jedoch blieb voll Bewunderung unbeweglich und starrte das gelehrte Trifolium an.

„Was hat denn der Bengel uns anzugaffen, wie die Kuh das neue Thor?" fragte der eine.

„Zieh' ihm doch einen über", lachte der andere, „wofür hält'st Du Dein spanisch Rohr in der Hand?"

versenkt, stumm, scheinbar theilnahmslos, rüstig vorwärts. Wer ihnen begegnete, konnte nicht ahnen, welch' innige Liebe die zwei Wandernden verband, welch' rührende Beredsamkeit ihrer Herzen unter ihrem Schweigen sich barg. Erst am zweiten Tage wurden sie mittheilsamer. Je näher sie dem Ziele der kleinen Reise rückten, desto lebendiger empfanden sie das Bedürfnis noch einmal ihre Gefühle auszutauschen, ohne Zeugen, vor deren unabweislich störender Gegenwart ihnen bangte. Sie sagten sich, was sie gestern durchdacht und gesonnen. Sie fürchteten, die Zeit würde nicht mehr ausreichen für alles, was sie sich noch zu sagen hätten. Wie sie nun gar die Schöninger Thürme erblickten, da überfiel sie eine rechte Todesangst. Sie machten Halt, setzten sich am Saum einer Wiese in's Gebüsch und weinten aus voller Seele. Vom verstorbenen Vater war kaum die Rede. Von dem hatte Todesmacht sie geschieden, das wussten sie ja. Doch dass auch sie, die Lebenden, voneinander scheiden sollten, das begriffen sie noch nicht, das schien ihnen noch unmöglich ... Gleichwohl musst' es geschehen. Sie hatten es ihm gelobt, dem zu gehorchen sie gewöhnt waren. Ja, es musste geschehen.

„Aber warum denn auch muss es sein, herzallerliebste Mutter? Könnten Sie nicht ebenso gut sich in Schöningen niederlassen als anderswo?"

„Weil es unser seliger Herr untersagt hat, ausdrücklich, mein lieber Fritz. Und nicht allein deshalb, denn die Gründe, welche er sterbend gegen unser Zusammenbleiben andeutete, galten zunächst seiner Sorgfalt für mich und für mein leichteres Auskommen, wenn ich in kleinerem, wohlfeilerem Örtchen allein lebte, ohne Dich miternähren zu müssen. Diese Gründe zu beseitigen stünde mir vielleicht ein Recht zu. Nein, ungleich wichtiger betracht' ich die Nothwendigkeit, Dich so früh wie möglich selbständig werden zu lassen, damit Du bei Zeiten auf eigenen Füßen stehen, und Dir selbst durchzuhelfen erlernst. Sieh, mein einzig geliebter Sohn, um Deiner Mutter Gesundheit ist's gar schwach bestellt; ich fühl es am besten, meine Tage sind gezählt, und ich werde Deinem in Gott ruhenden Vater bald nachfolgen. Das wäre dann ein neuer Riss in Dein junges Dasein und hättest alsbald wieder von vorne zu beginnen. Zweckmäßiger ist's, Du richtest Dich jetzt gleich darauf ein, als Waise in der großen fremden Welt zu wandeln, und ich schließe die matten verweinten Augen fern von Dir, damit mein Tod nicht abermals Dich in ungewohnte Lage werfe. Die Liebe und der Segen einer getreuen Mutter wirken auch in der Ferne, reichen über weite Strecken Landes hinaus. Du wirst sie verspüren, und der Schmerz, auch mich abscheiden zu sehen, wird Dir erspart bleiben. Denke doch, es wär' ja möglich, Gott ließe mich lange leiden; welche

hungrigen blutarmen Landpredigersohn, der im abgeschabten Röcklein seines verstorbenen Vaters einhergeht, und noch nicht hat, wo er sein Haupt niederlege. Du wirst zeitig genug entdecken, wie verlassen Du dastehst, und dass sie Dir alle den Rücken kehren, und Dich über die Achsel ansehen. Nicht bloß die Baröne, auch die Söhne wohlhabenden Bürger."

„Meinst Du Mutter? Nun, dann gibt's vielleicht auf dem Gymnasium Abkömmlinge hochwürdiger Herren geistlichen Standes, welche dem armen Dorfpastorsohne liebevoll und brüderlich entgegenkommen."

„Wo denkst Du hin? Diese gerade würden die Stolzesten sein, würden sich Deiner schämen. Der geistliche Hochmuth ist der schlimmste, das haben wir wohl erlebt, Dein braver Vater und ich, von seinen reichen Confratern (wie sie betituliert wurden) und ich erst von der Frauen Superintendentinnen und Consistorialräthinnen, wenn sie mit ihren schwerseidenen rauschenden Gewändern mein bescheiden Kattunröcklein streiften. Genug davon. Das ist des Bäckermeisters Haus. Gott segne unsern Eintritt!"

Fritz hielt seine Mutter, an ihres Kleides Falten ängstlich zurück.

„Sei gebeten, nicht so rasch! Wir wollen erst versuchen, mit jemandem von der „Freundschaft" etwelche Worte zu wechseln, bevor wir uns nennen; ob's überhaupt menschenfreundliche Leute sind? Bezeigen sie sich als solche, dann läßt sich unser Anliegen leichter vorbringen."

„Und wenn sie sich anders zeigen? wie dann?"

„Ja, dann kehren wir lieber bald um, ohne uns mit ihnen einzulassen."

„Das geht nicht, Fritz. Wir haben des Seligen Testament zu vollziehen. Aber hindern will ich Dich nicht, eine kleine Probe anzustellen."

Er klopfte ans Fenster überm Bäckerlide. Alsogleich ward ein munterer Kopf sichtbar und die Frage erscholl: „Was beliebt?"

Der frischen Stimme Klang, des hübschen Mädchens Anblick brachten unsern Dörfner dermaßen aus der Fassung, dass er verlegen stotterte: „Wie theuer kommt denn wohl so 'ne Zweipfennig-Semmel?"

„Ja, das ist schwer auszurechnen, Musjeh; da muss er mir erst sagen, wie lange der siebenjährige Krieg gedauert hat?"

Unwillig und beschämt schob die Mutter den Sohn auf die Seite, stellte sich vor ihn und sprach:

„Das junge Blut ist erschrocken, weil noch keine Städterin mit ihm geredet. Wir sind vom Dorfe, ehrsame Jungfrau, und schon zwei Tage auf den Beinen. Die vielen hohen Häuser bedrücken ihn, sonst ist er nicht so dumm wie er aussieht."

„Dumm sieht er gar nicht aus, eher pfiffig. Darum dacht' ich, er wollte sich mit mir necken. Von wo seid Ihr denn, so weit her?"

„Nicht doch", beschwichtigte der dritte, „das sind Landpomeranzen, wissen von Gottes Welt nichts, meinen's nicht übel. Und die Frau sieht kränklich aus. Laſst sie ungeschoren!"

Die zwei Ersteren gingen fürbaſs. Der Dritte, wohlwollende, hielt sich einige Schritte hinter jenen, sah sich auch mehrmals nach der Pastorswitwe um, wodurch diese Muth gewann, ihn nach des Bäckermeisters Blasius Behausung zu fragen.

„Da braucht ihr nur gleich rechts um diese Ecke zu biegen, liebe Frau; die Semmeln auf dem Bilde könnt ihr schon von weitem wahrnehmen. Ihr bringt wohl einen Lehrling? Der Bursche ist doch Euer Sohn? Wenigstens sieht er Euch ähnlich."

„Ein Lehrling bin ich allerdings", nahm Fritz nun hocherröthend das Wort, „doch die Bäckerei ist's nicht, die ich bei Vetter Blasius betreiben will. Ich denke mich den Wissenschaften zu widmen und das hiesige Gymnasium zu besuchen."

„Donnerwetter, das dünkt mich ein bisschen spät; wird einen passabel herangewachsener Quintaner abgeben! Oder hofft man etwa schon auf Quarta? Hat man Phädra Fabula vielleicht mit dem Pastor loci durchgeackert?"

„Mein seliger Vater, der Pastor loci, las zuletzt mit mir, vielmehr ich unter seiner Anleitung, den Xenophon, den Tacitus und . . ."

„Oho, pfeift der Wind aus dem Loche? Da könnte wohl ein Secundaner anwachsen?"

„Das hängt lediglich von der Prüfung ab, welcher Rector und Professoren mich unterwerfen werden."

„Ei, seht doch wie bescheiden. Nun viel Glück und auf's Wiedersehen! Hier geht's zu Eurem Bäckermeister, mein Weg führt links. Wie heißt man denn?"

„Fritz Friedlein!"

„Ein friedfertiger Name. Ich bin Theodor Baron Pillersheim. Adieu!"

„Das ist ein recht grober Cavalier", äußerte Mutter Christine unwillig, während sie die schmälere Gasse entlang, der Semmel-Exposition zuschritten. Dich nach Quinta stecken zu wollen, wo die kleinen Knaben hingehören, die jetzt so wild um uns her tobten!"

„Nicht doch, Mutter, schlimm hat der's nicht gemeint. Wie konnt' er mir und meiner dürftigen Kleidung abmerken, daſs ich einen gelehrten Vater gehabt? Du sollst's erleben, der Baron wird mein bester Kamerad!"

„Ach, Du liebes, unerfahrenes Kind, so kindisch guckst Du noch in's Leben? Dieses zierliche, geschniegelte, gepuderte, vornehme Herrlein und Dein guter Kamerad? Das gibt's nicht, armer Junge, für einen

Im übrigen . . . hilf Dir selber! Jetzund laßt mich wieder zum Biere gehn, und Ihr legt Euch nieder und ruht Eure müden Gliedmaßen gehörig aus. Morgen weiter im Texte!“ Weg war er.

„Fürchtest Du Dich rechtschaffen, mein Sohn, vor dem gestrengen Herrn Rector und seinem Examen?“

„Nicht gar sehr, liebe Mutter, Griechisch und Lateinisch bleiben doch das Haupt, und darin denk' ich ihm Stand zu halten, verlaß' Dich drauf, wenn er auch noch so scharf sein wollte.

So tröstend und getröstet war er bei hellem Tageslichte schon eingeschlafen. Die Predigerwitwe jedoch weinte im stillen all' jene heißen Thränen aus ihrer Mutterbrust, welche der Sohn bei der Trennung nicht sehen durfte. Denn sie wollte ja gefaßt erscheinen; sie wollte den Thränenvorrath gründlich erschöpft haben, um morgen, trockenen Auges, durch scheinbare Gemüthsruhe den weichherzigen Fritz wohlmeinend zu täuschen.

* * *

Der Schöninger gelehrten Schule derweiliger Rector war ein gefürchteter Mann. Die Collegen liebten ihn nicht, hielten sich ihm möglichst fern, schalten ihn hinter seinem Rücken einen steifen groben Pedanten, schrumpften aber, sobald sie ihm gegenüberstanden, demüthiglich zusammen, weil sie sich in ihrem Gewissen zwergenhaft klein fühlten neben seiner gediegenen Gelehrsamkeit. Die reiferen Schüler, obwohl durch Erfahrung überzeugt, daß mit dem alten Herrn nicht zu spaßen sei, erwiesen ihm hochachtungsvolle Anhänglichkeit, und das aus aufrichtiger Seele; einerseits, weil sie seine Unterrichtsmethode schätzten, dann auch nicht minder, weil sie seine Gerechtigkeit anerkannten, die sich überall unerbittlich kundmachte; die sogar bei unvermeidlichen Reibungen zwischen ihnen und den anderen Lehrern, sonder Ansehen der Person, nicht selten zu ihren Gunsten hervortrat. Die Furcht, welche solche Männer in solchen Stellungen den ihnen Untergebenen einflößen (und die heutzutage wohl kaum noch stattfindet, denn unsere Jugend emancipierte sich frühzeitig), hat viel Ähnliches mit jener durch die heilige Schrift anbefohlenen, mit der „Furcht Gottes“, die dann in edlen Gemüthern, trotz aller Überzeugung von irdischer Unmacht wider ewige Gewalt, willig übergeht zu kindlich-ahnungsvoller Liebe für ein höchstes Wesen. Vielleicht gibt es überhaupt keine wahre Liebe ohne richtige Furcht, das heißt: ohne hingebende, sich unterordnende Ehrfurcht für den Geliebten.

Bäckermeister Blasius hatte zweckmäßig erachtet, den Vetter Fritz als Beistand zu begleiten, weil sich „der auf dem Dorfe herangewachsene Bursche in der Stadt fremd fühlen und sich so ganz allein vor dem

Christine wartete erst ab, dass Fritz darauf erwidern sollte; da dieser jedoch die Bäckerstochter mit offenem Munde anstarrte, ohne einen Laut von sich zu geben, entgegnete sie: „Acht Meilen von hier, aus Schwerthau sind wir gekommen."

„Schwerthau? Den Ortsnamen muss ich schon gehört haben!" — Nach kurzem Besinnen wendete sie sich ins Innere des Gemaches: „Mutter, hier ist eine Frau mit ihrem Jungen, die kommen aus Schwerthau, sagt sie. Träumt mirs, oder lebt nicht dort einer von Vaters Anverwandten?"

„Natürlich, Suse. Seiner leiblichen Mutter ihr Bruder ist Prediger in dem elendiglichen Dorfe. Mein Mann hat seit Ewigkeit weiter nichts von ihm vernommen. Was sind's denn? Sind's Schwerthauer Bauern?"

Und ein zweiter Kopf ward sichtbar im nun geöffneten Schiebfenster, der wohlgenährten Meistersfrau Kopf:

„Aus Schwerthau? Wirklich? Nu, da könnt Ihr mir wohl vermelden, wie's Eurem Herrn Pastor Ehrwürden ergeht?"

„Gut, sehr gut! Seine Seele lebt im himmlischen Freudenreiche; die leibliche Hülle haben wir vor wenigen Tagen zur Erde bestattet."

„Todt? Meines Mannes Oheim todt? Das erfahren wir so zufällig . . . und Ihr geht in Trauer! Himmlischer Heiland, Ihr seid doch nicht etwa gar . . .?"

„Freilich sind wir's: Friedleins Witwe und sein Sohn Friedrich, dem der Verstorbene Euerem Mitleid sozusagen als einziges Vermächtnis hinterließ."

„Und steht da draußen auf dem Steinpflaster wie wildfremde Menschen! Ich bitt' Euch, tretet näher. Hier wohnen ja keine Heiden. Ich heiß' Euch willkommen, Muhme Pastorin, und auch Dich, armen Jungen!"

Das klang und drang so heimatlich in der abgematteten Schwerthauer Gehör, dass Ihnen gleich die Herzen aufgiengen. Es ward ihnen Trank und Speise vorgesetzt, und unterdessen ein der edlen Bäckerei Beflissener nach Meister Blasius entsendet, welch letzterer denn auch alsbald eintraf. Der machte nicht viel Federlesen:

„Morgen des Tages geleit ich Vetter Fritzen hinauf zum Herrn Rector, der ihn vornehmen wird und ausfragen. Je nachdem's mit dem Examen abläuft, wird's hernachgehend's um die Privatlectionen steh'n. Denn erwerben muss der Milchbart auf eigene Faust seine paar Thaler; ich allein kann ihn auf die Länge nicht über mich nehmen und ihn versorgen; dazu reicht's nicht in den hochbeinigen Zeiten. Wohnung, Wäsche, Brot so viel er mag — das soll er haben. Damit basta!

„Ja, diese Erde, Dein Haus, die liebliche Gattin musst Du verlassen, und von allen Bäumen, die Du gehegt, bleibt Dir nach kurzem Besitze keiner sonst als die düstere Cypresse . . .“

Wie darauf der Examinator zu ihm gewendet, ausrief: „Euer Vetter, Meister Blasius, überträgt viel zu frei und legt gar von eigenem hinein; aber den Geist hat er gefasst, und des Lateinischen ist er mächtig wie des Griechischen; er gehört in meine Prima!“ Da flossen dem redlichen Bürgersmanne die Augen über, und er umarmte, angesichts des Schultyrannen „seinen Primaner, der ihm Ehre mache!“ Letzterem flüsterte er zu: „Auch die Kost sollst Du haben bei mir!“

„Er hat freie Schule, dass Er's weiß, Friedlein, und morgen mit dem Schlage dreiviertel auf acht stellt Er sich bei mir ein.“

So wurden die Beglückten entlassen. Wie sich die arme Mutter freute! Und ach, um wieviel schwerer es nun erst ihr ankam, von solchem Sohne zu scheiden!

(Schluss folgt.)

Arbeit.

Erzählung aus dem Volke.

In einem reich gesegneten Gebirgsthale der Steiermark steht ein großer Bauernhof. Hinter demselben auf einer Anhöhe erhebt sich ein Kirchlein, auf dessen Thurm ein zweifaches, rothangestrichenes Kreuz prangt; neben dem Kirchlein ragt aus dem Moosgrunde ein grauer Stein empor, in welchem die Worte eingemeißelt sind: „Gleiches Recht für alle!“ Weiter unten am Bache aber steht eine große Schmiede, da hämmert und pocht und klingt und schrillt es, und zur Nachtzeit stieben aus den Schornsteinen Funken empor, wie aus den Kratern der feuerspeienden Berge.

Im Bauernhof konnte man vor etwa dreißig Jahren drei frische Knaben spielen sehen, wobei das Merkwürdige war, daß jeder ein anderes Spiel hatte. Der eine schnitzte gern Holzkreuzchen, steckte sie in den Boden und sang dazu ein Kirchenlied. Der andere trug Steinchen zusammen und stellte zum Hausbrunnen ein Rädchen. Der dritte aber warf kleine Hölzchen oder Papierschnitzel empor und es ärgerte ihn allweg, daß die Dinge in der Luft nicht hängen blieben, sondern immer wieder zu Boden fielen.

Die drei Knaben waren Brüder; der eine mit dem Kreuzchen hieß Isidor, der andere Jakob und der dritte mit dem Luftspiele hatte den Namen Robert. Diesen letzteren ließ der Vater, der Besitzer des

lateinischen Brummbär entsetzen müsste!“ Es wäre übrigens, fügte der gutmüthige Mann unterwegs beschwichtigend hinzu, nicht so böse gemeint, und ließe sich einer nur nicht verblüffen, dass er gehörig sattelfest bliebe, dann legte sich's bald. Der Bär stelle sich nur so brummig an, inwendig wär's ein Lamm. Das hätte sich ausgewiesen, wie er selbst, der Bäcker, für den Sohn seines verstorbenen Nachbars, des Tischlers, ein gutes Wort eingelegt, von wegen des Fenstereinwerfens beim Prorector, was eine böse Affaire gewesen, und nichtsdestoweniger glücklich vertuscht, auch trotz derselbigen besagter Tischlerssohn zum honorigen Candidaten des Predigeramtes ausgebacken worden sei. Allerdings habe sothaner Junggesell ein schönes Maulvoll lateinisch geredet! Damit lässt sich der Alte um den Finger wickeln.“

„Dann wollen wir ihn wickeln, denk' ich“, äußerte der sonst so anspruchslose Fritz, mit solcher Zuversicht, dass der Bäckermeister ihn erstaunt betrachtete und kopfschüttelnd sprach:

„Das muss ich sagen, dass ist wirklich ein starkes Stück. So gewiss bist Du Deiner Sache? Und das Herze pumpert Dir nicht an die Rippen vor Angst?“

„Vor dem Rector? Ja! Vor der Prüfung? Nein!“

„Gott segne Deine Studien! So was hat's noch nicht gegeben, seitdem das Schöninger Gymnasium besteht.

*
* *

Es gieng in Wahrheit glatt und rasch ab. Vetter Blasius kam nicht aus dem Verwundern heraus. Nachdem der absonderliche Schulmann sie herkömmlicherweise hinreichend angeschnauzt, hub er an mit dem neuen Schüler lateinisch zu reden. Der Bäcker hörte so etwas von Herodot und Livius heraus, bemerkte dagegen, dass seine Gelehrtheit der Herr Rector nach andern Büchern griffen, welche die Namen Homer und Horatius auf dem Rücken trugen. Von selbigen schien Examinandus nichts zu kennen, und gerade aus diesen musst' er exponieren. Das war ein Schreck und brummte Ehren-Blasius: „Nun werden die Ochsen am Berge stehn!“ Doch siehe da, Fritz verdeutschte mit Leichtigkeit, ohne Anstoß, kaum dass er bei einigen Stellen kurze Pausen eintreten ließ, um die Construction zu verfolgen. Der Rector nickte mehrmals Beifall. Blasius blies sich auf in plötzlich erwachendem Familienstolze. Zwar ließen ihn die griechischen Gottheiten, von denen Homer allerlei kleine Klatschgeschichten erzählte, ziemlich kalt. Wie jedoch sein Vetter in Horazens vierzehnter Ode des zweiten Buches an die Stelle gelangt war: „Linguenda tellus“ und fließend übersetzte:

und den Segen dafür bestellte er direct in Rom. Wenn im Thale eine Feuersbrunst oder eine Wassersnoth war, oder wenn ein schweres Gewitter heranzog, oder wenn von Kriegsdrang gesprochen wurde, so ließ Isidor stetig sein Glöcklein läuten und er betete Tag und Nacht. Sonst that er nichts und er sprang auch nicht bei in Noth und Gefahr, sondern ließ immerdar den lieben Herrgott walten.

Da hörte man eines Tages, als wieder das Glöcklein klang, einen Jodler hallen vom Walde herab und lustig hüpfte mit Stock und Felleisen Jakob nieder über den Hang zu seinem Heimatshause. Er kam von der Fremde zurück und trug lange Locken und ein kurzes Bärtchen und aus seinen Augen strahlte Heiterkeit und Leben. Als dieser das hagere, fahle Gesicht seines Bruders Isidor sah, den er in behäbigem Wohlstand zu finden gehofft hatte, rief er erschrocken aus: „Ja, kriechen Dir denn die Wespen ins Nest? Du schaust ja aus wie ein Herrgott aus Haberteig! Hast leicht just einen todten Hund derschlagen?“

Isidor verwies dem Ankommenden solches Gebaren. „Hättest's auch nicht noth,“ sagte er, „so durch den Wald zu lärmen, wenn das Glöcklein läutet. O, du schaust mir aus wie ein leichtes Blut. Du, Jakob, das sag' ich Dir: Denk' an das Sterben! Das Himmelreich leidet Gewalt, mit Deinem Jodeln und Springen magst nit hinein!“

„Geh, was Du da zusammenschwätzest,“ entgegnete Jakob, „ans Sterben hab' ich all mein Lebtag noch nicht gedacht, und wer jodelnd und springend nicht in den Himmel kann, flennend und kriechend geht's noch weniger. Sind faule Geschichten. Ich hab' mir nun die Welt angeschaut, hab den Hammer führen gelernt und mir gar schon ein wenig was erwirtschaftet. Jetzt kauf' ich mir das Nagelhämmerl da unten und arbeit' und arbeit' und leb' vergnügt wie der Prinz auf der Schäferau und nehm' mir gar noch ein Weiblein.“

Isidor schlug ein Kreuz über sein langes Gesicht, aber Jakob that, wie er gesagt hatte. Er kaufte die kleine Nagelschmiede und hämmerte lustig darauf los und pfiff ein Liedlein dazu und aus dem Hämmern und aus dem Liedlein wurden schöne, schlanke, dunkelblaue Eisennägel „zum Weltzusammennageln, wo sie einen Sprung bekommen.“

Da kam einmal Stehseppels Gretl in die Schmiede: „Mein Vater läßt bitten um Nägel, der Sturmwind hat die Dachlatten herabgerissen!“

„So werden wir sie halt wieder hinaufnageln, Diandl, halt, magst mir nit ein wenig Blasbalg treten?“

Gretl hüpfte lustig auf den Tretbalken und da flammte und lohte es auf in der Esse, dass es sauste und brauste. Und da flammte und lohte es auch noch wo anders auf — in seinem Herzen — in ihrem Herzen. Hochzeit gab's!

Hofes, als die Jahre herankamen, auf seinen Wunsch studieren. Der Jakob lernte ein Handwerk und zog eines Tages lustig fort in die Fremde. Isidor aber blieb zu Hause, war in allem sehr genau und gewissenhaft und hielt sich am liebsten ferne von allem Treiben der Welt und wurde nach dem Tode des Vaters Besitzer des Hofes. Isidor war sehr gottesfürchtig, er gieng täglich in die ziemlich entfernte Kirche, verrichtete häufig Wallfahrten und wenn in der Umgebung irgendwo eine Jesuitenmission war, so wohnte er ihr andachtsvoll bei. Auch hielt er fest an alten Gebräuchen und Ceremonien und an den religiösen Übungen der Vorfahren, denen er mit aller Gewissenhaftigkeit nachkam.

Isidor hatte die Gewohnheit, zu allem, was er anfieng und verrichtete, die Worte „In Gottesnamen!" zu sagen. Er rief z. B. seinem Mühlesel zu: „Hi, hi, in Gottesnamen!" oder er sagte sich am Abend: „So, jetzt leg' ich mich nieder und setze die Schlafhaube auf in Gottesnamen!" Er trug zu diesem Worte das größte Vertrauen und meinte, es könne in seinem Hause nichts Übles geschehen, wenn er alles in Gottesnamen angehe.

Wenn dann und wann aber doch was Übles geschah, wenn Lawinen über seine steilen Felder giengen, wenn in seinem Viehstande eine Seuche einriss, oder wenn sonst Arges im Anzuge war, so sagte er ruhig: „Meinetwegen, ich überlasse alles dem lieben Gott, und der wird's schon recht machen." Als einmal sein Weib sehr gefährlich erkrankte, ließ er keinen Arzt holen. „'s wird schon geschehen," meinte er, „wie's ihr aufgesetzt ist. Die Zeit seines Todes ist dem Menschen schon bestimmt von seiner Geburt an, da mag man sagen weiß oder schwarz und da mag man thun so oder so — der Mensch lebt, so lang's ihm angeboren ist, und er stirbt, wenn seine Zeit aus ist."

Und sein Weib starb. Als sich hierauf Isidor vertheidigen musste, weshalb er die Kranke keiner heilsamen Pflege unterzog, brach er in ein Weinen aus und sagte, Gott habe das Unglück zugelassen. Aber er wolle nun heilige Messen lesen lassen und alles geduldig leiden, auch der Heiland habe sein Kreuz mit Sanftmuth ertragen.

Der Hof war reich und angesehen, als ihn Isidor von seinem Vater übernahm; nun gieng es abwärts. Die Arbeiten blieben zurück und wurden leichtsinnig verrichtet, die Dienstboten waren mürrisch, weil Pflege und Tisch schlecht bestellt waren. „Der Weg zum Himmel ist steinig", sagte Isidor, „und die Himmelsthür ist schmal, da muss einer gar dünn sein, der hinein will."

Auf der Anhöhe hinter dem Hofe ließ er eine Kapelle bauen und den Altarstein verkaufte ihm ein fremder Geschäftsmann als „eine Platte aus den heiligen Steinbrüchen von Jerusalem" gegen eine hohe Summe. In den Thurm der Kapelle ließ er ein Glöcklein hängen und die Weihe

und macht uns besser, vollkommener. Wenn Arbeit kein Verdienst wäre, warum lohnt Gott den Arbeitsamen mit Gesundheit, mit Wohlhabenheit, mit Freude und Fröhlichkeit? Und wenn müssige Frömmelei kein Fehl, warum straft sie Gott mit steter Trübnis, Angst und Unruhe?"

Da entgegnete Isidor, die Augen zu Boden schlagend: „Arbeit ist ein irdisches Verdienst und wird deswegen irdisch belohnt; Abtödtung und Buße aber ist ein himmlisches Verdienst und wird einst himmlisch belohnt werden."

Jakob erwiderte nichts, er gieng in seine Werkstatt und hämmerte und pfiff das Lied: „Wunderschön ist Gottes Erde und wert, darauf vergnügt zu sein".

Und als es Abend wurde, holte ihn Gretl ab in sein Haus und er küsste glückselig Weib und Kind.

So gieng es wieder eine Weile fort — abwärts im Bauernhof, aufwärts in der Schmiede. Da kam fast plötzlich eine andere Zeit. Die Menschen waren unruhig, es kamen fabelhafte Nachrichten in das entlegene Thal und mit den Schwalben kam eine Menge neuer Zeitungsblätter, und darin stand es, dass draußen im weiten Lande ein großer Sturm herrsche, dass sich die Menschheit befreien und wie es auf der Welt nun anders werden müsse. Die Nägel giengen nicht ab beim Schmied, aber es wurde angefragt, ob er Schwerter schmieden wolle.

Da zog einmal ein verwahrlost aussehender Bursche durch das Thal, der war kein Soldat und kein Handwerksmann und kein Bettler und kein Bauer und kein „Herr" und er hatte doch von all diesen etwas an sich. Die Leute schüttelten die Köpfe und sagten: „Diesen Menschen, man weiß nicht, wo man ihn hinthun soll!"

Er gieng Isidors Bauernhof zu, klopfte dort an und sagte, er sei der Robert, der studiert habe, und er besuche nun wieder einmal seine Brüder und Jugendbekannten und er wolle sie führen und reich machen.

„Weiche von hinnen, Du bist der Versucher!" sagte Isidor.

„Geh' zum Teufel, Du bist ein Stromer!" sagte Jakob, aber er führte den Bruder doch in sein Haus und gab ihm zu essen.

Neben der Kapelle des Bauernhofes ragte aus dem Moose ein grauer Stein empor, auf diesen schrieb der heimgekehrte Robert die Worte: „Gleiches Recht für alle!"

Bauern, die an dieser Stelle vorübergiengen, blieben stehen, andere kamen eigens herbei und betrachteten den Stein und frugen, was die Worte zu bedeuten.

Da strich Robert hastig seinen struppigen Vollbart, nahm eine wichtige Miene an und sagte: „Was sollen sie bedeuten, als das Glück der Völker, als Freiheit, Gleichheit! Bisher war keine Gerechtigkeit auf

Da kam einmal, als gerade ein heftiges Gewitter in der Gegend losbrach, Bruder Isidor in die Schmiede und sah sich beim Eintritte vergebens nach einem Weihbrunngefäß um, auf dass er sich besprenge. „Führst ja ein wahres Luderleben, Jakob," rief er, „nit einmal ein Weihwasser hast da. Was hast von Deinem Arbeiten und Deiner Lustbarkeit allweg, wenn sie Dich ins Grab legen. Bet' lieber was und greif zu der Buß'! Zuckst, wenn Dir von Deiner Ess' eine glühende Kohle ins Gesicht spritzt; glaub' mir aber, das höllisch Feuer ist ganz anders heiß wie Deine Ess'!"

Der Bauer redete noch, als ein Blitz flammte und ein gewaltiger Donner schmetterte.

„Helf' Gott, beim Isidor hat's eingeschlagen!" hieß es draußen.

„Bei mir hätt's eingeschlagen?" sagte Isidor langsam. „Nu, so wird mir halt der Hof wegbrennen. 's ist aber ein Wunder, ich hab' ja Wetterläuten lassen. Ei ja, der lieb' Herrgott wird's schon recht machen, nur über seine Kinder schickt er Heimsuchung und mich freut's völlig, dass mich einmal ein Unglück trifft. Kurz ist das Leid und ewig ist die Freud'."

Jakob war längst fort und hinauf gegen den Hof geeilt. Dieser stand indes unversehrt da, aber der Thurm der Kapelle brannte und die geschmolzene Glocke floss an der Mauer herab.

Als das Feuer gedämpft war, trat Jakob hin zu seinem Bruder, der während der Gefahr abseits in ein Gebet versunken war, und rief entrüstet: „Du bist eine armselige Creatur!"

„Weiß es," entgegnete Isidor demüthig.

„Ein Taugenichts, ein Narr bist, zu allem unfähig, sittlich verkommen, missverstehst Du Dich und Deine Bestimmung und missverstehst Du Deinen Gott. Du hast Dein Hab und Gut nicht verschlemmt und nicht am Spieltisch verloren, Du hast auch nicht Almosen gegeben in verschwenderischer Weise, Dich hat kein besonderes Missgeschick heimgesucht und Du bist dennoch aus einem wohlhabenden Manne ein Bettler geworden. Du hast Deine Hände feige und träge in den Schoß gelegt, hast vergessen auf das Sprichwort: Mensch, hilf Dir selbst, so wird Dir auch Gott helfen. Ehrlos vergraben hast Du Deinen Groschen und bist herumgekrochen in süßlicher Frömmelei und hast in entwürdigender Selbstsucht Tag und Nacht gebettelt und gewinselt beim Herrgott für Dein erbärmliches Ich. Das, Freund, ist kein heiliges Leben, sondern ein verwerfliches, ohne alle Sittlichkeit. 's mag ein anderer neun Jahre auf einer Säule gestanden sein in Hitze und Kälte, das ist kein Verdienst, dazu hat Gott die Menschen nicht erschaffen. Arbeit ist heilig. Arbeit kräftiget, läutert, reiniget uns, Arbeit fördert die Gesundheit und lindert das Herzleid, Arbeit tödtet die Leidenschaft, die Selbstsucht

„Dieser Mensch ist wohl gar der Antichrist gewesen?“ sagte hierauf Isidor einmal und bekreuzte sich.

„Der Mensch ist seines Schicksals Schmied,“ murmelte Jakob und hämmerte und hämmerte.

Endlich giengen auch die Nägel wieder ab und wegen ihrer Vorzüglichkeit kamen größere Bestellungen aus allen Richtungen. Jakob nahm sich Gehilfen und weil diese in der kleinen Werkstatt nicht Platz hatten, so baute er ein stattliches Werk mit vier Schornsteinen.

Anders gieng's im Bauernhof. Isidor trat die ganze Wirtschaft seinen Gläubigern ab, nur dingte er sich aus, dass er in der Kapelle, die er wieder mit Thurm und Glocke versehen hatte, beten und läuten dürfe, so oft und so lange er wolle.

„So mag er's,“ sagten die Gläubiger, „er ist ein armer Teufel, ihm fehlt's im Kopf.“

Nun war's ihm wohl; nun konnte er immerwährend beten, denn er hatte ja sonst nichts zu thun und nichts zu denken; nun konnte er fasten allweg, denn er hatte ohnehin nichts zu essen. Jakob lud den Bruder wohl zu seinem Tisch, aber er kam nicht. Wenn er nicht in der Kapelle war, so konnte man ihm auf Wallfahrtswegen begegnen oder ihn auf Steinhaufen liegen sehen. Er sah verstört aus, er schluchzte oft und redete mit sich selbst: „Große Sünden hab' ich noch auf mir. Bei meiner ersten Beicht' hab' ich was verschwiegen. Meine erste Communion war unwürdig. Mein Weib ist mir auch wieder erschienen in der letzten Nacht und hat mich angeklagt, dass ich sie hab' sterben lassen ohne Hilf'. Ich hab' mir allweg zu viel eingebildet auf meine Frömmigkeit und zuletzt ist's doch noch gefehlt mit mir, du heiliger Gott!“

So redete er und so kam er immer mehr ins Grübeln und Zweifeln. Und eines Abends gab das Glöcklein der Kapelle einen schrillenden Ton, aber keinen Klang, es war, als ob der Schwengel auf dem Metalle hin und her rollte — dann war es ruhig. Am andern Tag gieng eine große Neuigkeit durch das Thal — der Isidor am Glockenstrick.

In der Schmiedewerkstatt stoben immer die Funken und nun standen gar schon auch seine zwei Söhne an der Esse und schwangen die Zange mit dem glühenden Eisenklumpen und waren frisch zur Hand im Lernen und Arbeiten. Und die Mutter schaffte im Haus und die Schwester im Garten und aus dem Kohlenboden wuchsen Blumen und Rosen. Am Sonntag war es ruhig in der Werkstatt, da giengen sie in die Kirche zur Andacht. Das junge Volk balgte sich zur Lust, die Hausfrau war sorglich für alles, Vater Jakob schmauchte das Pfeiflein und las seine Zeitung.

der Welt! Fällt es Euch nicht auf? Viele Menschen sind bettelarm, viele wieder steinreich. Ist das nicht ein Fingerzeig? Hat die Erde nicht der Schätze genug für alle? Und ist nicht jeder mit demselben Anrecht geboren? Gleichheit und Theilung aller Güter unter allen Menschen, und jeder hat genug und keiner ist ein Bettler. Niemand ein Vorrecht. Wir brauchen keinen König; jeder ist sein eigener König. Wir brauchen keinen Priester und wir brauchen keinen Gott. Der Mensch ist sich selbst genug. Unumschränkte Freiheit, Gleichheit, das ist heute zu erringen und das bedeuten die Worte: Gleiches Recht für alle!"

Da horchten die Bauern und nickten sich beistimmmend zu und besonders die Ärmeren riefen: „Das ist die Erzwahrheit, gleiches Recht für alle!"

Jetzt trat Jakob in den Kreis und sagte: „Ich habe nicht studiert, ich bin ein Handwerksmann, aber die Worte, die hier in dem Steine stehen, müssen was anderes bedeuten. Gleichheit und Theilung aller Güter? Dann leg' ich meinen Hammer weg, ich bekomm' mein gutes Theil so wie so. Aber wer wird arbeiten? Und wenn auch, gibt es überall die gleiche Arbeit? Fordert jeder Beruf die gleiche Befähigung? Und hat das Talent nicht mehr Anrecht als die Dummheit? Das wäre ja die höchste Ungerechtigkeit, die gleich mit einem gewaltsamen Massenraub eingeleitet werden müsste. Anders steht die Sache. Dem Laster Untergang, der Arbeit Segen, dem Verdienste seine Krone, wie der Dichter sagt. Jedem das Seine, das heißt: Gleiches Recht für alle."

Die Bauern nickten sich wieder beistimmend zu, Robert aber murmelte: „Spießbürger!"

Später, als sich die Menge zerstreut hatte und die beiden Brüder allein waren, fasste Jakob Roberts Hand und sagte herzlich: „Bruder, Du bist auf falsche Wege gerathen. Wie Du so vor mir dastehst mit Deinen Grundsätzen, bist Du in Acht vor dem Gesetze und vor dem gesunden Menschenverstand und der Untergang ist Dir unausbleiblich."

„Gleichviel," entgegnete Robert, „so gehe ich zugrunde für eine heilige Idee und war ein Vorkämpfer derselben, und endlich wird sie doch siegen und zur That werden."

„Robert, unser Vater sandte Dich in die Stadt, dass Du was Rechtes lerntest und ein tüchtiger Staatsbürger würdest. Welches Studium, welche Freunde haben Dich auf solche Abwege gebracht? Besinne Dich noch, ich biete Dir Arbeit und ein Daheim an in meinem Hause und wir sprechen nicht mehr davon, Du bist mein Bruder."

„Alle Menschen sind Brüder!" Robert sprach's und verließ seinen Bruder und das Thal und man hatte ihn nicht mehr gesehen.

schönen, dunklen, mit prächtigen Etiketten geschmückten „Pfosten“ auszuwählen, mit denen sie gefüllt war.

„Werd'n mir uns amal a besser's Rauckerl vergunnen“, sagte er behaglich, während er mit Vergnügen bemerkte, dass sich in den Blicken des Nachbars Pinagl, der überhaupt ein ausgesprochener Feinschmecker ist, lüsterne Begehrlichkeit zeigte. „A meiniger G'schäftsfreund hat mir s' aus Bayern mitbracht. San g'schwärzte Import.“

Er zog eine der Cigarren an der Nase vorüber und sog den Duft ein, worauf er sie dem bedauernswerten Manne hinhielt, den er ordentlich „einzutunken“ vorhatte.

„In Wean kriagert ma s' unter an' Gulden net. Draußen kost't s' kaum d'Halbscheid. Gelt, das war' halt so 'was für Di?“ schmunzelte er dem Pinagl zu. „Na, dass D' siechst, dass i Dir den letzten dummen G'spass net mehr nachtrag' — se, da hast D' ane. Steck' Dir s' in d' Physonomie eini.“

Der Pinagl acceptierte dankend. Während sich der edle Spender eine anrauchte, war er jedoch nicht zu bewegen, das Gleiche zu thun.

„Am Vormittag, ah, das wär' ja d'höchste Urrasserei. Die wird bis zum Sunntag nach'n Essen aufg'hob'n.“

Das war ein ärgerlicher und unerwarteter Zwischenfall, aber der Herr Pomeisl verbarg seine Enttäuschung. Als sich der Beschenkte für eine Weile entfernte, gab er den Genossen die wahre Ursache seiner scheinbaren Großmuth mit gedämpfter Stimme zum Besten.

„Schad', dass er s' net glei ang'raucht hat! Ös müaßt's nämli wissen, das is a Jux-Cigarr'n, die was losgeht. In Deutschland kriagt ma s' in jedem Cigarrenladen für a paar Pfennig'. Herg'richt't san s' auf'n Glanz, und so mant a jeder, waß Gott, was er für a Präsent kriagt. Drin steckt a klane Patron' mit Pulver, und bevor ma an' Zoll g'raucht hat, explodiert die G'schicht, dass's glaubt's, es is a Racheten vom Stuwer. Schad', dass i nur die ane hab', d' andern san net g'laden. Wart's, der Pinagl wird si's a andersmal überlegen, mi anrennen z' lassen! Wann er einerkummt, red't's ihm recht zua — aber unauffällig — den möcht' i seg'n, wann dö feine, theuere Havana auf amal zum Feuerspeib'n anfangt! . . . I muass aber aussigeh'n. I kunnt' mi net z'ruckhalten und müaßt' ihm helllaut ins G'sicht lachen!“ . . .

Die Mühe war vergebens gewesen. Der Herr Pinagl wollte sich absolut nicht dazu bewegen lassen, den Wunsch der Gaudébrüder zu erfüllen.

⁂

Am Abend erschien Herr Pomeisl, der sonst immer als einer der letzten eintraf, ungewöhnlich früh bei der „Blauen Weintraube“. Er war

Und in der Zeitung standen einmal folgende Zeilen:

„Robert Wahlmann, der berüchtigte Socialcommunist, musste endlich in Verwahrung genommen und einer Irrenanstalt übergeben werden.“

Jakob steckte das Zeitungsblatt schweigend zu sich, erhob sich und gieng davon, im Herzen das Leid um seine zugrunde gegangenen Brüder. Er gieng über die grünen Felder, er gieng durch den kühlen Wald — es wollte nicht weichen, was da lag auf seinem Herzen. Er wusste sich nicht anders zu helfen, er schritt der Schmiede zu, brachte den Blasbalg in Gang, warf einen Eisenklumpen in die aufglühenden Kohlen, schleuderte ihn auf den Ambos und hämmerte.

Da eilte sein Weib herbei: „Ja, um Gotteswillen, Jakob, was treibst denn! 's ist ja Sonntag heut'!“

Darauf antwortete Jakob:

„Arbeit tröstet. Auch Arbeit ist heilig.“

Eine echte Havana.

Wienerisches von **Ottokar Tann-Bergler.**[1])

Es wäre doch interessant, einmal festzustellen, was eigentlich mit den Havana-Cigarren geschieht, deren Preis sich in einer gewissen höheren Lage bewegt. Es scheint, dass sie nur zu dem Zweck erzeugt werden, um als Geschenk von Hand zu Hand zu wandern, denn jeder Bürgersmann hält sich selber für zu schlecht, ein Kraut, das einen Gulden oder auch nur eine Mark kostet, zu verpaffen und verehrt es lieber einem hochgeschätzten Bekannten, der aus dem nämlichen Grunde damit genau so verfährt. Dergestalt gibt es kaum einen zweiten Wertgegenstand auf Erden, welcher den Besitzer so häufig wechselt, wie ein edler Glimmstengel, der regelmäßig im „zerbröselten“ Zustande elendiglich endet.

Geraucht wird er nun einmal nicht, das steht fest!

Mit dieser Erfahrungsthatsache hätte unser Freund und Mitbürger Pomeisl gebürend rechnen sollen, als er den Entschluss fasste, sich für erlittene Unbill an seinem Stammtischgenossen Pinagl bitter zu rächen. Der Streich *musste* in die Luft gehen.

Geschickt wusste er das Gespräch so zu drehen und zu wenden, dass kein Mensch eine tückische Absicht voraussetzen konnte, als er wie zufällig seine wohlgefüllte Cigarrentasche herauszog, um sich einen der

---

[1]) Aus dem trefflichen Büchlein „Im Dreiviertel-Takt“, Wienerisches von Ottokar Tann-Bergler. Wien. Robert Mohr. 1902.

„Na. Losg'gangen is s'! Unbegreifli. Der Vesuv is a Schmarrn dageg'n. So lang war d' Feuergarb'n, dö außerg'schoss'n is! I schrei' auf, alle ander'n schrei'n auf, a Passaschier . . ."

„Schreit a auf!"

„Ja, schreit a auf, i hätt' eahm d' Augenbram verbrennt: er verlangt Schadenersatz. A zweiter verlangt, dass der Waggon auf der Stell' steh'n bleibt. D' Polizei muass her! I muass arretiert werd'n, damit sa si zagt, wem das Verbrechen, nämli dö Feuerwerkcigarr'n, zur Last fallt . . . I, in meiner Verzweiflung, gib 'n Conducteur an' Schupfer, gib no a paar ander'n an' Schupfer, spring', ohne auf dö Lebensg'fahr z'denken, vom Wagen awer und fang' zum tschuken an . . . zum tschuken . . . mit meine hundertzehn Kilo . . . könnt's Eng vorstell'n, Brüaderln . . .? Es is mir nur an's unbegreifli. A anzige losgeherte Cigarr'n hab' i g'habt, und dö hab' i dem Pinagl g'geb'n . . ."

„Und der hat Dir s' wieder hamli z'ruckg'geb'n in d' Taschen, wiast D' h'nausg'gangen bist, weilst D' mir sonst helllaut ins G'sicht hätt'st lachen müassen", erklärte der Pinagl mit mephistofelischem Grinsen.

„Ja, woher hast D' denn gewusst, dass i Dir a losgeherte Cigarr'n andraht hab'?"

„Von dö ander'n, Du Schlaucherl. Mir hätt'n halt gar so viel gern g'seg'n, dass Du Dir selber das Pulvermagazin anrauchst!" — —

Irene.

Von Hans Stromer.

I.

Seit sie betreten dieses Zimmer —
Noch heute scheint's mir wie ein Traum —
Geheiligt und geweiht für immer
Ist mir der schmucklos ernste Raum;
Nichts Schlimmes kann mir je geschehen,
Wo ich die Göttliche gesehen.
Wie Wochen, Monde nun vergehen
Seit jenem Tag, ich merk' es kaum.

Mein stilles Leben ward zum Feste;
Der Winternebel ödes Grau,
Die kahlen, längst entlaubten Äste,
Die ich vor meinem Fenster schau',
Verzaubert hat sie voller Güte
Die Lenzessonne im Gemüthe:
Der Garten prangt in reicher Blüte,
Es lacht der Himmel leuchtend blau.

Welch Glück! solch müßig waches Träumen!
Doch dank' ich mehr dem Engelsbild:
Schon fühl' ich neuer Thatkraft Schäumen,
Wie's glühend in den Adern quillt;
Die harte Lähmung ist verschwunden,
Der Druck der bleiern schweren Stunden;
Leicht konnte mir das Herz gesunden,
Da es von ihr allein erfüllt.

Denn alles Süße dieser Erde
Mit allem Hohen einigt sie,
In der der ew'gen Schöpfung „Werde!"
Den Idealen Dasein lieh.
Aufruft sie mich zum heil'gen Streite
Fürs Gute, und an meiner Seite,
Wenn ohne Furcht ich vorwärts schreite,
Den holden Schutzgeist miss ich nie.

hochroth vor Aufregung, in Schweiß gebadet und kam seltsamerweise durch die Küche ins Extrazimmer. Scheu blickte er um sich und that einen Seufzer der Erleichterung als er merkte, dass kein Fremder anwesend sei.

„Ja, was hast D' denn? Wie schaust denn Du aus?"

Er ließ sich kraftlos niederfallen und winkte mit dem Taschentuche ab, mit dem er sich die Stirne getrocknet hatte.

„Pscht! Red't's net so laut, ma kunnt' draußen in der Schwemm' was hör'n! Jetzt wird sa si zag'n, ob's wirkli meine Freund seid's, auf dö i mi verlassen därf. I brauch' mein Alibi!"

„Zu was denn? Dös ist do a Luxus, den si sonst g'wöhnli nur Raubmörder erlaub'n", sagte der Pinagl lachend.

„Halt' Dein' Brotlad'n und schrei net so, dass d' ganze Gassen rebellisch wird. Der Augenblick is zu ernst zum Heanzen. Mein Alibi brauch' i, sag' i eng! Wann jetzt a Sicherheiter kummt, so müsst's alle beeiden, dass i schon zwa Stunden dasitz'. Es handelt si um mein' ehrlichen Nam' und um das Glück von meiner Famülie . . . Lasst's d' Schnapskarten einerbringen. Thuan mir, als ob mir schon längst g'spielt hätten . . . Schreibt's mir a paar Bummerln auf, damit i dem Organ der Behörde sagen kann, i bin weg'n dem Verlier'n so auf-g'regt! . . . Marand Anna, d' Polizei wird derweil wahrscheinli schon bei mir daham in der Wohnung und im G'schäft suachen. Mirkt's eng's nur, dass's net verschieden deponiert's, wann's einvernommen werdt's: seit zwa Stunden schnaps i schon da!"

„Alsdann guat, dö Bummerln werden bewilligt, und der Wein dafür soll a glei einerkommen", sagte der Herr Urban, „aber zum Teuxel no amal, jetzt erzähl' endli, was 's denn eigentli abg'setzt hat!"

Der Herr Pomeisl fächelte sich Luft zu und fuhr mit der Hand in den Hemdkragen, als sei er ihm plötzlich zu enge geworden.

„Mit der Malefix-Juxcigarr'n! Und g'rad mir muass so 'was passier'n, der i no niamals in mein' Leb'n mit der hochen Obrigkeit an' Anstand g'habt hab'! Aber wahr is 's: Wer ander'n a Gruab'n grabt, der fallt selber eini." Du muasst mir verzeign'n, Pinagl, alter Spezi!"

„Na, hört's", rief Herr Schoderböck, „versteht aner von eng allen a Wort von dem, was der Haspel da z'sammschwabelt? Der hat heut' neurastenische Champions g'speist, scheint mir!"

„Werd'ts mi glei versteh'n. Auf der Tramway, wia i jetzt da herfahr'n will, rauch' i mir ane von meine bayerischen Cigarren an. So a Malheur —!"

„Hat s' denn so g'stunken? erkundigte sich sein Nachbar.

Ein Schwalbenflug nach dem Markusplatz.

Aus dem Tagebuch des Heimgärtners.

Ich bin ein Freund von raschem Reisen. Wenige Stunden genügen mir an jedem herrlichen Orte, um den schönsten, bleibendsten Eindruck aufzunehmen. Die Welt überfliegen! Das mögen sie oberflächlich nennen, ist aber das beste Mittel, um froh zu bleiben. An der Oberfläche liegt die Schönheit. Mag es in der „Tiefe“ gar viele Wahrheit geben, noch mehr gibt es dort Gemeinheit und Hässlichkeit. Für mich ist die Welt keine Nuss, bei der man die Schale wegwirft und den Kern isst. Für mich ist sie ein Pfirsich, bei dem man das Äußere genießt und den Kern verschmäht.

Mit solcher Neigung begrüße ich die flinken Eilfahrten auf das Lebhafteste, die jetzt der Österreichische Lloyd von Triest aus nach Venedig eingerichtet hat. An jedem Mittwoch um 12 Uhr mittags fährt vom Molo St. Carlo der Schnelldampfer „Graf Wurmbrand“ aus, nach Venedig, um noch vor Mitternacht desselben Tages wieder zurück zu sein. In Venedig ein Aufenthalt von nahezu drei Stunden. Es wird mir also möglich, auf meinem flüchtigen Ausfluge von Graz nach Triest auch noch den Nachmittagsflug nach Venedig zu machen, nicht viel umständlicher, als wie man in Triest einen Nachmittagsausflug nach Miramare macht. Ja, man kann an einem Tage beides leisten. Vormittags nach dem verlassenen Fürstenschloss Miramare mit seiner Pracht, mit seinem Frieden und mit — seiner Trauer.

Die Adria hat des Wunderbaren viel, aber nichts, was uns so tief ins Herz greift, als dieses Strandschloss mit dem Märchenglanz seiner Säle und mit dem schweigenden Traum seines Gartens. Oben am Berghang braust in den Eisenbahnzügen die Gegenwart, dort auf dem Meere ruhen die Geheimnisse der Ewigkeit und zwischen beiden das elegische Gedicht Miramare.

Das am Vormittage. Und nachmittags die Fahrt hinaus aufs hohe Meer. Punkt zwölf Uhr schreit des „Wurmbrand“ Dampfpfeife kurz und grell auf und dann gleitet das Schiff sachte vom Molo ab und setzt sein Räderwerk in Bewegung, dessen Sausen und Schnauben nicht mehr verstummt, bevor es stillsteht im Angesichte der Lagunenstadt. Lange hast du nicht Zeit, das Zurückweichen Triests und der Berge von Istrien zu beschauen, die Glocke ruft zur Table d'hôte. Im traulichen Speisesaal, durch dessen farbige Oberlichte Sonne auf die Tafel fällt, äßt man sich's schmecken, und die See ist so glatt, dass zum köstlichen

Und ob sie meilenweit auch ferne,
Ich hab' sie dennoch immer hier.
Sie gleicht dem milden, goldnen Sterne,
Aus Himmelshöhen leuchtend mir.
Erreichbar nicht im ird'schen Leben,
Wird mich ihr Glanz doch stets umweben,
Mich über Noth und Tod erheben
Und mich besel'gen für und für.

Du liebes Kind! wie soll ich sagen
Dir meines tiefsten Herzens Dank?!
Verzeih', dass ich in scheuem Zagen
Vor dir nicht auf die Kniee sank!
Doch glaub' im Mannesaug' der Thräne:
Des Himmels Glück, der Welten Schöne,
Mein Ein und All, es heißt Irene,
Es ist ein Mädchen — zart und schlank!

II.

Ich hab' sie gesehen:
Da kam's über mich
Wie Frühlingswehen,
Süß-schauerlich.

Ich hab' sie gesprochen,
Und Sehnsucht heiß
Hat jäh gebrochen
Uraltes Eis.

Sie hat mir gereichet
Die kleine Hand:
Maiwonnen gleichet,
Was ich empfand;

All, was das Leben
Einschließt an Glück,
Hat mir gegeben
Der Augenblick.

III.

O! lass' aus der Ferne mich beten bloß
Zu dir, du Gnadenbild!
Zufrieden bin ich mit meinem Los,
Denkst meiner du mild.

Versagt sind mir die Güter der Welt;
Ein glückverachtender Mann,
Durchstreife ich trotzig Wiesen und Feld
Und den hohen Tann.

Ich bin ein schwarzer, stürmischer See;
Ein klarer Spiegel bist du,
Darin erglänzen aus lichter Höh'
Die Sterne in Ruh'.

Ein Steinblock bin ich, drauf Raben schrei'n,
Ein Fels, verwittert und kahl;
Du bist, durchfluthet vom Sonnenschein,
Das Maienthal.

Und dennoch manchmal meine ich schier,
O Elfe! O Zauberin!
Als müsste aus meinem Lieben dir
Auch Freude blüh'n.

Wenn Jugend Küsse um Küsse tauscht,
Wenn zur Blume der Schmetterling
Hinflattert, vom süßen Duft berauscht,
Ist täglich' Ding.

Doch wenn aus brennendem Wüstensand
Aufsprudelt ein frischer Quell,
Wenn, da längst Abend sich senkte aufs Land,
Es strahlet hell,

Wenn Knospen treibt das dürre Holz,
Der alte, zerbrochene Schaft,
Dann spürst du selber wohl froh und stolz
Des Zaubers Kraft.

Wenn der Sturm sich wandelt in Fächeln lind,
Wenn dem Stein die Rose entsprießt,
Dann musst du fühlen, du süßes Kind,
Welch Wunder du bist.

---

hundert Meter weit vor der Piazetta halten, sind wir von hundert schwarzen Fahrzeugen umzingelt, deren Führer lärmend sich um uns Passagiere raufen. Das ungewohnte Schauspiel macht auf den fremden Ankömmling kaum einen Eindruck, so sehr ist er gefesselt von den Gebäuden, die er längst vom Bilde her kennt und die jetzt wirklich vor seinem Auge stehen. Der Dogenpalast, das königliche Schloss, die Markuskirche, alles hochüberragt von dem Riesenthurme.

Vom Augenblicke, als wir die Stadt in Sicht bekamen bis zu jenem, da wir aus der Gondel auf das glatte Pflaster der Piazetta steigen, ist eine Stunde vergangen, so umständlich ist die Einfahrt mit dem Anlegen, der Zollrevision und dem Ausschiffen. Dafür ist man nun wirklich da! Da, mitten auf dem fabelhaften Platz, umflattert von den Tauben des heiligen Markus, betreut von seinem fliegenden Löwen. Dieser Platz, der an Schönheit seinesgleichen nicht hat, ist das Stelldichein von Reisenden der ganzen Welt. Zur Stunde unserer Ankunft tummelten sich wenigstens fünftausend Personen auf dem Platze und in den ihn umgebenden Gallerien herum, in allen Trachten und mit allen Sprachen, wovon man freilich das klingende Italienisch am lautesten hörte. Mein erster Gang war auf den Campanile. Man steigt nicht auf Stufen, man geht im Innern des Thurmes wie auf einem sanft sich anwärts hebenden Parkweg. Napoleon soll ja hinaufgeritten sein, wahrscheinlich auf seinem Schlachtpferde. Eine Menge von „Touristen" begegnet man auf diesem Bergstiege im Innern des Gemäuers. Und dann habe ich Venedig von obenherab gesehen. Kein Luftzug strich durch die offenen Fenster, die niedersinkende Sonne mit ihren langen scharfen Schatten zeichnete wunderbar! Unglaublich enge in einander gebaut, weit hingedehnt und dann scharf abgegrenzt auf dem Gewässer liegt die Stadt, vorherrschend das bräunliche Roth der Gemäuer der unsagbar in einandergeschobenen Dächer und Giebel, oft unterbrochen von grünen Kupferkuppeln, tief unter uns die Kuppelgruppe der Kirche des heiligen Markus. Von den zahllosen Canälen der Stadt sieht man nur den sich breit hinschlängelnden Canal Grande. Von der Inselstadt schnurgerade die Eisenbahn hinein zum festen Lande. Die Lagunen nach dieser Seite hin sind schon nicht mehr seeähnlich, sie sehen sich zur Ebbezeit an, wie überschwemmte Wiesen, von denen überall Erdstreifen hervorragen. Die Alpenflüsse thun ihr Möglichstes, um diese Sümpfe mit Bergsand auszufüllen und also Venedig allmählich mit dem Festlande zu verbinden. Nach Osten und Süden fliegt unser Blick über die Lagunen und die Vororte hinaus aufs offene Meer. Im Südwesten ragen über Stadt und Wasser in der Ferne ein paar blaue Berge als Vorposten der Apeninnen. —

Um das von Licht überlastete Auge ein wenig ausruhen zu lassen, kehrte ich dann in das heilige Dunkel der Markuskirche ein. In dem

Dalmatiner feingeschliffene Stengelgläser gereicht werden können. Seekrankheitsschilderungen sind also nicht zu befürchten. Endlich steigst du wieder auf das Deck, und macht es dir Vergnügen zu denken, das Schiff treibe mitten auf dem stillen Ocean, so hat niemand etwas dagegen. Ringsum grenzenloses Meer. Mit Ausnahme der schäumenden, quirlenden Straße hinterher, die der scharfe Dampfer gezogen hat, regt sich nichts. Gegen die Sonnenseite hin ist die Fläche blendend licht wie eine Silberplatte, dein Auge kann's nicht ertragen. Hingegen ruht es gut auf dem tiefgesättigten Blau nach Norden hin, das nur selten vom Sternchen eines Fischersegels unterbrochen ist. Eine Schönheit und eine Ruhe — unsagbar. Du bist froh. Doch wehe, wenn dein Denken und Wissen aus dieser seligen Oberfläche niedertaucht in die Tiefen, wohin nach wenigen Metern kein Lichtstrahl mehr dringt, wo ewig in der Seethierwelt der Kampf ums Leben geführt wird, noch rasender, als bei uns im Lichte —! Hast du scharfe Augen? Dann bewahre sie, um die Tiefe der Oberfläche zu durchdringen. Siehe dort die nördlichste Kimme, wo die Schnur Meer und Himmel scheidet. Siehst du im Dunste des Himmels nicht etwas Weißes stehen? Klarer tauchen sie auf und schneeweiß ragen die Zacken der Berge, hin und hin, eine nach der andern. Das sind die Julischen Alpen. Die Fläche des Meeres und die weiten Ebenen Friauls und das ausgedehnte Vorgebirge trennen uns von diesen Felsriesen, und doch leuchten uns ihre deutlichen Gestalten unmittelbar ins Auge. Je weiter wir der Sonne nachgleiten in den Südwesten hinein, je näher tritt zur Linken der Alpenzug, aber immer nur in einzelnen beschneiten Spitzen aufragend aus dem Dunst, der über dem Meere fernhin liegt. Die Schnur wird weißlichgelb und bekommt Perlen. Nicht allein die Fischerboote sind es, auch weiße Punkte von Dorfkirchthürmen und einzelnen Bauten tauchen auf und lichte Landstriche werden sichtbar. Wir nähern uns der Küste Veneziens. Die Passagiere versammeln sich auf dem Deck und blicken aus mit Spannung. „Ich sehe es!" ruft jemand. An der Kimmung ein dunkler Punkt. „Der Campanile!" Allmählich tauchen sie aus dem Meere auf, die Thürme, die Kuppeln, die Zinnen — von Venedig! Wir sind von Triest her kaum über 3 ½ Stunden gefahren. Zur Linken ragt aus dem Wasser ein Steinwall, der sich hinzieht bis an die Lagunen und uns bereits trennt vom offenen Meere. Zur Rechten Inselstreifen und Festungswälle; bald an beiden Seiten Ortschaften, so dass wir auf einem Riesenstrom hineinzufahren scheinen in die vor uns sich ausbreitende Stadt. Nachdem durch eine italienische Barke, die eilig herangekommen war, auf dem Dampfer die Zollangelegenheit geordnet ist, beginnt uns schon die Zudringlichkeit von kleinen Dampfschiffen und Gondeln zu belästigen, die um die Wette uns nachjagen und umkreisen. Als wir endlich ein paar

Meine Stimmung war so geworden, dass sie mit allem Gewöhnlichen nichts mehr gemein hatte. Das Volk spricht von einem siebenten Himmel. Der war es ungefähr. — In früheren Jahren bin ich mehrmals in Venedig gewesen und stets auf mehrere Tage. Ich hatte Stadt und Bewohner mir genauer besehen, hatte die Kirchen, Glaswerkstätten, Gemäldegallerien und andere Sammlungen besucht, hatte sogar einmal eine der berühmten Vollmondnächte auf der Piazetta durchschwärmt — aber so innig tief ist Venedig mir nie gegangen, als bei diesem dreistündigen Aufenthalt. O ja, auch die Oberflächlichkeit hat ihre Tiefe. Wenn alles vergessen wird, was ich auf Reisen je erlebt, gefühlt — diese drei Stunden werde ich kaum vergessen. Sonnenhell und dämmervoll zugleich wie ein Märchen — so steht das Bild in mir, ich will es bekränzen und verehren, aber beschreiben kann ich es nicht. — Endlich begannen die dunklen Häusermassen, ihre Thürme und ihre Lichter sich zu bewegen und zurückzugleiten. Venezia, du greise Märchenkönigin, lebe wohl!

Kein einziger der Passagiere, die hingefahren, fuhr an diesem Abende wieder zurück. Das wäre ihnen ja einfach thöricht vorgekommen. Sie mussten erst noch die schlechte Küche, das abgestandene Bier, den Gestank und die Mosquitos schmecken. Aber der Dreistündige ist mit der noch fast ungesättigten, aber seligen Freude davongekommen. Wenn es mir nicht leid thäte um diesen einen Eindruck, recht bald wieder gienge es auf einen Halbentag-Ausflug nach Venedig.

Auf der Rückfahrt waren lauter Deutsche am Bord. Jeden hätte ich umarmen und ihm mein Herz ausschütten mögen, aber ich stand abseits auf dem Deck und schaute in die dunkle Nacht hinaus. Und beim Nachtmahl saß ich gesondert in einer Ecke und sprach kein Wort. Dass einer oder der andere den einsamen Sonderling ein wenig beobachtete, das merkte ich wohl, aber weshalb der „Sonderling“ sich so zurückhielt, das merkten sie kaum. Die gute Stimmung war nicht Ursache daran, wohl aber die schlechte Stimme. Dem Geräusche der Maschinen und Räder ist meine Lunge nicht gewachsen, deshalb muss ich auf Schiffen und Eisenbahnzügen, aber auch auf Fußwanderungen gerade solchen Leuten besonders ausweichen, mit denen ich am liebsten plaudern möchte. Nur bei derlei bitterem Abbruche komme ich gesund nach Hause. Sich heiser und krank zu sprechen auf Lustreisen, das ist doch nicht der eigentliche Zweck.

Erst zwei Stunden rollte der Dampfer über die See durch Nacht, Himmel und Meer — eine einzige Finsternis. In der Richtung, der unser Schiff zusteuerte, lag ein matter rother Schimmer, wie ein kleines Nordlicht. Der Lichtschein von Triest. Eine Stunde später erst bemerkten wir das unruhige Sternchen des Leuchtthurmes und die schwache

märchenhaft von Goldglanz durchzogenen Raume dieses alten Tempels ließ ich mich ein wenig von den Seelen vergangener Jahrhunderte umfächeln, bis eine des gegenwärtigen kam und mich hinauswies. Diese hinausweisende Seele gehörte einem Kirchendiener an. Es beginne der Gottesdienst, sagte er. Da müssten die Fremden hinaus, die alten Frauen kamen herein, die Markuskirche gehörte nun wohl nicht mehr der Welt, sondern der frommen Gemeinde.

Dann ein Spaziergang durch die dunklen Gassen der Stadt, die so enge sind, dass zwei Paar sich begegnende Hochzeitsreisende einander nicht auszuweichen vermögen, ohne dass von dem einen eins wesentlich nachgibt, was um diese Zeit immer bedenklich ist. Um meine Stunde war das überhaupt kein Gehen in solchen Engpässen, vielmehr ein Geschobenwerden in dem Fremdenstrom, der auf allen Plätzen und in allen Gassen surrte. Ein so seltsames, gleichmäßig surrendes Geräusch hat keine Stadt, als dieses Venedig; kein Wagengerassel, kein Fabriksgepolter, nur das ewige Getrappel der Fußgänger auf dem glatten Pflaster, das Rufen der Krämer und der Gondelführer. Alle Gassengeschäfte haben die Thüren weit offen und in ihrem reizenden Dunkel rühren sich malerische Gestalten. Gucke nicht zu lang und nicht zu tief, sonst wird das Reizende zum Elend und das Malerische zum Schmutz. Gleite rasch auf der Oberfläche dahin, besonders in Italien. — Bis zum Ponte Rialto drang ich durch, dort sprang ich in eine Gondel, um mich zwischen den Palästen des Canal Grande hindurch zu meinem Dampfer rudern zu lassen. So unpraktisch wird man in dieser wunderbaren Stadt, dass ich vergaß, mit dem Gondelführer den Fahrpreis auszumachen. Für die Fahrt von einer Viertelstunde verlangte er dann drei Lire. Ich bot ihm fünfzig Centesimi und wenn es ihm nicht recht sei, so möge er mich bloß wieder zurückbringen nach dem Ponte Rialto, dort herum würden wir ein Schiedsgericht finden. Er begnügte sich mit den fünfzig Centesimi und bedankte sich obendrein mit einem höflichen Spruch: Die Madonna möge mich beschützen! — Denn ich hatte ihm um die Hälfte zu viel bezahlt.

Nun war ich wieder auf österreichischem Boden, so zu sagen in der Provinz „Wurmbrand". Es war Abfahrtszeit, aber das Schiff wartete noch auf Passagiere. Ich saß auf dem Oberdeck und schaute hin auf die Paläste, die in der Abenddämmerung noch wunderbarer wurden. Über der weiten Stadt tönten weich die Abendglocken. Dann kam die Gondel mit einer Volkssängergesellschaft und sang aus echt italienischen Metallkehlen vor dem „Wurmbrand": „Margheritta! Einsame Königin, Liebling der Seligen, Mutter des Volkes!" Und sie sangen den Abschied von Venedig: „Venezia, du greise Königin der Städte! Dein Begleiter sei Sanct Marco in allen Tagen! Adio!" —

hart an ihrem nördlichen Fuße hinfuhr, schienen sie mir wie besiegte irdische Wesen. Allerdings, den Blick von der Spitze des Triglav aufs adriatische Meer hinaus bin ich einstweilen noch schuldig geblieben. Über 800 Meter Seehöhe hat der Eisenbahnzug mich zwar schon heraufgetragen. Die Schneefelder, die gestern so märchenhaft hinausgeleuchtet hatten in den hesperischen Frühling, hier am nördlichen Hange lagen sie noch ins Thal nieder, über das mein Zug hinrollte. Und hier aus diesem wüsten, winterlichen Felskessel herab kommt die Save als kleiner Bach gesprungen. Da oben bei den Gemsen der Triglav-Eiswelt steht ihre Wiege.

Der Zug rollt abwärts, wendet sich nördlich, überbrückt die tief eingerissene Schlitzaklamm, die Grenze von Kärnten, und fährt in den Bahnhof Tarvis ein. Hier zweigt sich die Bahn. Links über Pontebba nach Venedig, rechts über Villach — nach Hause. Diesmal wählte ich den — rechten Weg, der den Vagabunden nach zehnstündiger Fahrt endlich wieder dorthin brachte, wohin der Mensch gehört. — In meinem nordischen Graz auf der Stube war die Uhr noch im Gange, die ich jeden zweiten Tag aufzuziehen pflege. Und wo war ich gewesen in dieser Zeit, was habe ich gesehen? Gleichsam im Taubenflug über Alpen und Meer hatte ich mich einen Augenblick niedergelassen auf dem Platze des heiligen Markus. Flüchtig — vergessend der Härte aller Körper — wonnevoll schauend im Lichte. In der Tiefe zwar liegt die Wahrheit, aber auf der Oberfläche die Schönheit.

Allerlei Heiteres aus Italien.

Von Josef Wichner.

II.

Volksleben in Neapel.

Wer Neapel gesehen hat, der mag sich getrost niederlegen und sterben; denn Schöneres wird er in seinem Leben nicht mehr erblicken. So meint ein italienisches Sprichwort.

Nun . . . . . ich habe Neapel gesehen und werde wahrscheinlich auch einmal sterben; aber einstweilen muss ich noch ein wenig zuwarten, da mir ja die angenehme Pflicht obliegt, so gut ich es vermag, zu erzählen, was meine Augen gesehen und meine Ohren gehört haben und was hoffentlich die Aufmerksamkeit meiner Leser zu erwecken imstande sein dürfte. Ich will jedoch, um nicht ganze Bücher zu schreiben, mich kurz fassen und für diesmal nur das Volksleben in Neapel, und auch

dämmernde Lichterreihe des Hafens. Nach einer weiteren Stunde standen wir vor Triest, ein Viertel nach elf Uhr nachts.

Am nächsten Morgen Heimfahrt. Aber in mir war Unfried. Die weißen Alpenspitzen quälten mich, die gestern auf dem Meere so fern her mich gegrüßt hatten. Meer ohne Alpen, das gibt für mich kein Ganzes, und den Hochriesen der Julischen Alpen wollte ich noch dahinter kommen, ehe dieser Ausflug zu Ende wäre. So stieg ich in Laibach aus meinem Südbahnzug und fuhr auf der Staatseisenbahn nach Oberkrain. Wenn ein breites grünes Alpenthal mit rieselndem Flusse vor mir liegt, an beiden Seiten Waldberge und aus fernem Hintergrunde leuchten die feinen Zacken des Hochgebirges blendend hervor, und ich fahre ihnen sachte zu, immer näher und näher — da ist alles ausgeglichen in mir bis auf den einen Zwiespalt, einestheils, dass ich immer so hinfahren möchte, anderntheils, dass ich schon dort sein möchte. Dort, wo die zackigen weißen Berge stehen.

Oft, wenn ich zwischen Steinbrück und Laibach an der Save dahingefahren, war mein Verlangen, diesen schönen Fluss sollte man doch einmal verfolgen bis zu seinem Ursprunge; er kommt aus den Wildnissen des Triglav. Nun glitt ich der Save entlang aufwärts, an den Ortschaften Bischofslack, Krainburg, Radmannsdorf, Veldes, Lengenfeld vorbei. Zur rechten Hand starren die Felsriesen der Sulzbacher Alpen und der Karawanken, von einigen Pässen unterbrochen, die hinüberführen nach Kärnten ins Drauthal. Über einem dieser Pässe baut man eben jetzt dem Dampfross eine Straße, die Tauernbahn, und dann dürfte es an der oberen Save, wo es gerade am allerschönsten ist, wieder einsamer werden. Zur linken Hand haben wir bewaldetes Gebirge, und später die gewaltige Triglavgruppe. An ihrem Fuße liegt der von der Bahn aus sichtbare Curort Veldes und der Eingang in die Wochein mit ihren Seen, finsteren Wänden und sonnigen Hochgipfeln. Also das wäre unser Links und Rechts. Der Eisenbahnzug läßt den Ausblick zurück und schmiegt sich bald so nahe an den Gebirgsstock, dass man von ihm nichts mehr sieht als die bewachsenen Hänge und die Schutthalden; nur wo Schluchten und Seitenthäler sich öffnen, starrt das ungeheuerliche Gethürme des Repikouz, der Kukowa, des Prising, des Jaluz und des Mangert zu uns herab. Der Hochkönig dieser Gruppe, der Triglav, zeigt sich nicht mehr, er hält sich im Hintergrunde wie alle höchsten Herren, die gerade durch ihre Abwesenheit am würdevollsten glänzen. Der Herrscher, dem wir uns im Geiste vorstellen, ist ehrfurchtgebietender als der, der leibhaftig vor uns steht. So kommt es wenigstens mir vor. Je näher man einer Herrlichkeit kommt, je mehr schrumpft sie ein. Gestern um diese Stunde auf dem adriatischen Meere mutheten die fernen Alpen mich ganz geisterhaft heilig an, jetzt, da ich

sein Pfeifchen raucht und in jede breitere Straße herabschaut, so erfährst du vom nächsten Sohne Italiens, es sei das wahrlich ein schöner Anblick und einen Kreuzer unter Brüdern wert. Beim heiligen Gott, wenn einer sich des armen Volkes erbarmte und jede Bitte erhörte, so wäre er in zwei Stunden nicht nur des leidigen Mammons, sondern auch seiner Kleider ledig und könnte auch nach dem Bettelstabe greifen!

Will man also nicht völlig ausgeplündert werden, so ist wohl etwelcher Widerstand und selbst einige Härte nöthig; ein kluger Mann hilft sich wohl auch durch eine Kriegslist, die oft wirksamer ist als die gröbste Grobheit, weil die Lazzaroni eine sehr dicke Haut haben.

So schaffte ich mir die lästigen Gesellen dadurch vom Halse, dass ich das Gesicht schmerzlich und bedauernd verzog und gegen meine Ohren deutete . . . . . da hielten sie mich für taub und liefen anderen Fremden zu.

Ich besuchte der unvergleichlichen Aussicht halber den Posilipp, einen Berg, der ins Meer vorspringt und so innerhalb des Golfes von Neapel die Bucht von Pozzuoli bildet. Ein Schachtaufzug im Innern des Berges brachte mich mühelos und schnell in die Höhe, aber doch nicht so schnell, dass ich den Anbiederungsversuchen eines Fremdenführers (Cicerone) entgangen wäre. Der Mann, den nur eine zerrissene Hose und ein zerissenes Hemd kleidete, sah mir zu wenig vertrauenerweckend aus, und so beschloss ich, mich, was mir ja leicht fiel, wieder einmal dumm zu stellen.

„Sind Sie ein Italiener?“ fragte er.

Ich machte ein urdummes Gesicht und schupfte die Achseln in die Höhe.

„Oder ein Franzose?“

Dieselbe Antwort.

„Vielleicht Engländer?“

Dieselbe Miene und Geberde.

„Oder ein Deutscher?“

Da näherte ich mein Gesicht bis auf wenige Centimeter dem seinigen und sprach feierlich, gemessen, mit hohler Grabesstimme:

„Eskimo!“

Richtig ließ er mich in Ruhe; er radebrechte wohl von jeder Cultursprache etliche Brocken, aber . . . . . eskimoisch konnte er zum Glücke denn doch nicht!

Dass unser Straßenleben, selbst das in Wien, mit dem in Neapel keinen Vergleich aushält, kann man sich bei der südlichen Lebhaftigkeit der Bevölkerung leicht vorstellen.

Das bunteste Gewühl herrscht namentlich im Toledo, der langen Straße, die Neapel in nordsüdlicher Richtung durchquert und beinahe

das nur, soweit es mir während meines kurzen Aufenthaltes daselbst entgegen wogte, zu schildern versuchen.

Am Mittwoch nach Ostern gegen 2 Uhr nachmittags warf mich der Eilzug in die Bahnhalle von Neapel in ein stürmisch erregtes Volksmeer, das da nicht weniger begehrlich erschien als Neptun unseligen Angedenkens ..... der ja alles, aber auch gar alles hatte haben wollen.

Ein betäubendes Geschrei traf mein Ohr, hundert Hände streckten sich nach meiner Tasche, meinem Mantel, meinem Schirme aus, hundert Kutscher wollten mich nach allen Weltgegenden fahren, hundert Fremdenführer mir alle Herrlichkeiten des einzigen, unvergleichlichen Neapel zeigen. Da ich als höflicher Mensch keinen beleidigen wollte, so trug ich mein Gepäck selber dorthin, wo es bis zu meiner Abreise sicher verwahrt wurde, und dann war ich Freiherr und konnte die große, volkreiche Stadt in aller Gemächlichkeit durchschlendern, um meine Beobachtungen zu machen, das heißt: soweit die im höchsten Grade überlästige Zudringlichkeit stilles Sinnen und beseligendes Schauen gestattete.

Denn das fällt dem Fremdlinge zuerst und nicht gerade am angenehmsten auf, dass er nicht fünf Schritte unbehelligt seines Weges gehen, nicht eine Minute ruhig an einer Straßenecke stehen kann, ohne selbst von besser gekleideten Leuten angebettelt oder angehausiert oder sonst zu einer Geldausgabe genöthigt zu werden. Die lästigste Fliege, die sich, wir können sie noch so oft verscheuchen, immer wieder auf unsere Nase setzt, ist nicht so lästig, wie der neapolitanische Bettler, der dir mit der Bitte „un soldo“ halbestundenlang das Geleite gibt, der Kutscher, der durch die längste Gasse neben dir einherfährt und dir, wenn du seine Aufforderung zu einer Lustfahrt (carroz!) nicht beachten willst, recht verständlich mit der Peitsche um die Ohren knallt, der Händler, der allen gegentheiligen Versicherungen zum Trotze darauf besteht, dass du diese Busennadel aus Lava, diese Ansichtskarten, diese Muscheln zum Leben unbedingt benöthigest. Stehst du sinnend am Meere, in einen holden Traum gewiegt vom Wogenschlage der Brandung, so kommt sicher einer daher und sagt dir für etliche Geldstücke, es sei das Wasser da unten wirklich das Meer; schaust du in der Villa nazionale, dem Nationalpark, eine Palme an und wunderst du dich als Nordländer darüber, dass sie bereits blüht, indes deine Leute daheim sich noch beim Ofen am wohlsten fühlen, so tupft dir einer auf die Achsel und flüstert dir geheimnisvoll ins Ohr, dass es thatsächlich eine Palme sei, und zwar umso verlässlicher, wenn du die Güte hättest, un soldo springen zu lassen; gehst du in eine Kirche, so will der Eintritt und der Austritt bezahlt werden und jeder Blick auf jedes Altarbild auch noch; blickst du mit großen Augen zum Vesuv hinauf, der gemüthlich

Auch der Handwerkbetrieb wird zumeist auf die Straße verlegt. Auf der Straße flickt der Schneider die Hosen, doppelt der Schuster die Schuhe, auf der Straße hobelt der Tischler, trocknet der halbnackte Maccaronifabrikant in all dem aufgewirbelten Staube seine vielbegehrten hohlen Nudeln, des Italieners Leibgericht. Auf der Straße windet die in malerische Fetzen gekleidete, glutäugige Maid das Garn und strickt die runzelige Alte an ihren Strümpfen, und — laust die Mutter ihre Kinder, und die engsten Gassen sind bis zum vierten und fünften Stockwerke mit Querstricken bespannt und mit Wäschestücken in allen Farben und Formen behängt . . . sosauber, dass wir sie nicht einmal gewaschen anziehen möchten.

Zum Straßenbilde gehören auch die öffentlichen Vorleser, die stets eine andächtig lauschende Schar um sich zu versammeln wissen, die Wunderdoctoren, die mit endlosen Reden und fürchterlichem Geschrei ihre Geheimmittel anpreisen und den Leidenden gleich auf der Straße die Zähne ziehen, die Fischer, die mit ihrer übelriechenden Ware die Luft verpesten, die Gemüsehändler, die das herrliche Grünzeug zu allen Jahreszeiten frisch vom Felde bringen, die Zeitungsverkäufer, die zu bestimmten Stunden in ganzen Herden die Gassen durchstürmen, die Dudelsackpfeifer, die vor Madonnenbildern ihre einschläfernden Weisen spielen, die vermummten Mitglieder der Todtenbruderschaften, die einem Gestorbenen die letzte Ehre erweisen und einen leeren Prachtsarg herumtragen, die Eiswasserhändler, die im Sommer Erfrischungen anbieten u. s. w.

Eigenthümlich berühren den Fremden die zahlreichen Herden von Kühen und Ziegen, denen er namentlich in den Morgenstunden in jeder Straße begegnet. Die Neapolitaner sind nämlich ein gemächliches Volk, sie arbeiten nicht mehr, als unumgänglich nöthig ist. Anstatt die Kühe und Ziegen auf dem Lande draußen zu melken und die Milch in die Stadt zu führen oder zu tragen, wie es bei uns Sitte ist, treiben sie lieber gleich ihre Milchthiere in die Stadt, und wer dieser flüssigen Nahrung bedarf, erhält sie frisch vom Euter und hat dazu noch die Gewissheit (?), dass die Ware nicht gepantscht ist. Die Mutterkühe haben stets auch ihre lieben Kindlein bei sich . . . . . man meint, dass sie in Gegenwart der Kälber die Milch williger hergeben. Die Ziegen aber marschieren als gute Touristen auch bis in die obersten Stockwerke der Häuser und lassen sich dort von den Köchinnen melken. Entlockt aber der Gauner von einem Hirten selber dem Euter das nährende Nass, dann pantscht er während des Melkens, indem er aus einem im Rockärmel verborgenen Schlauche Wasser in die Milch rinnen lässt.

Den Köchinnen und Hausfrauen fällt es nicht im Traume ein, öfter als nöthig die vielen Stufen auf die Straße hinabzugehen. Sie besorgen daher ihre Einkäufe vom Balkon aus, der beinahe jedes Fenster ziert. Dort lehnen sie stundenlang und tratschen mit der Nachbarin oder

halbiert. Hier ist das Gedränge zu gewissen Tageszeiten so arg, dass man beinahe in Gefahr schwebt, erdrückt zu werden.

Überhaupt spielt sich das Leben im Süden und also auch in Neapel weit mehr auf der Straße ab, als in unseren kalten nordischen Gegenden. Zahllose Neapolitaner, darunter tausende von Kindern, sind jahraus jahrein obdachlos, ohne sich viel daraus zu machen. Die Stadt mit ihren unzähligen Gassen und Gässchen ist ihr Haus, ihre Stube, ihre Küche, das Straßenpflaster ihr Tisch und ihr Bett, der Himmel ihr Zelt und ihre Decke. In ein schönes oder wenigstens großes Haus kommen sie nur, wenn sie schwer erkranken, ins Spital nämlich, und ein eigenes Haus (wahrscheinlich nur einen Sack) erwerben sie sich erst mit dem Tode.

Eine schmerzliche Regung des Mitleids und Entsetzens packt den Fremden besonders, wenn er die vielen Kinder sieht, die da, völlig verwildert, sich Tag und Nacht in den Straßen herumtreiben. Sie leben theils vom Betteln, theils vom Diebstahl, theils vom Auflesen von Cigarrenresten, Papierschnitzeln und anderen Abfällen. Letzterem Geschäfte gehen sie nachts mit einem Sacke über die Schulter als Sucher (trovatori) nach und verkaufen diese Herrlichkeiten an die „großen Händler", die sie wieder in der Villa del Popolo, im Volksgarten, feilbieten.

Ich sah ein vierjähriges Buberl, das am hellichten Mittage auf dem Bürgersteige des Corso Re d'Italia auf dem Bauche lag und die entblößte Breitseite der Sonne zukehrte . . . . . so etwa, wie bei uns ein Hund quer über dem Fußweg liegt. Die Leute aber schritten gemächlich über den braunen Knirps hinweg . . . . . Es wäre keinem Menschen eingefallen, das Kind zu wecken und heim zu schicken — warum denn auch . . . . . es hatte ja keine Heimat oder, was dasselbe ist, es war ja daheim!

Um 3 Uhr morgens traf ich einen Trupp nächtlicher Sucher, Buben im Alter von 4—16 Jahren, meist halbnackt, auf der Piazza San Ferdinando beim Scheine der elektrischen Bogenlampen ins Kartenspiel vertieft, und ein Büblein schlief vor einem Hausthore, das Köpflein auf einen Kehrichthaufen gebettet, den Schlaf des Gerechten. Dass bei dieser Jugend von Schulbildung keine Rede ist, braucht nicht gesagt zu werden, und dass sie schon früh alle Laster kennen und üben lernt, bedarf auch keiner Erwähnung.

Beim ersten Morgengrauen sah ich an den Straßenecken kleine Herdfeuer brennen. Arbeiter hatten sich ihr mehr als bescheidenes Frühstück gekocht und dann die glühenden Kohlen ihrem Schicksale überlassen. Es ist wahrhaftig ein Wunder, dass diese Stadt nicht schon tausendmal abgebrannt ist.

war, so ist die letzte Zeit her doch öffentlich von ihm die Rede gewesen. Zuerst hatte ihn der „Waldheimat"-Schreiber in seiner Wahrheit und Dichtung aufgezeigt, den guten Ignaz Orthofer, Schneidermeister zu Kathrein am Hauenstein. Und derselbe, der das erste Wort über ihn gesprochen, möchte auch das letzte sagen.

Wie 1860 der siebzehnjährige Waldbauernbub als Lehrling eintrat beim „Schneider-Naz", war dieser ein zierliches, rühriges Männlein von 45 Jahren. Er hatte schon eine starke Glatze und das Haar des Hinterhauptes begann zu grauen. Das etwas magere Gesicht mit der „Stubenfarbe" und den gütigen, ausdrucksvollen Augen war stets glatt rasiert, auf das legte er Gewicht. Wie beneidete ihn der Lehrling um den Bart, den der Meister wöchentlich wegzuwerfen hatte, während der Junge alle Fenstergläser fragte, ob bei ihm nicht endlich das erste Gränchen zum Vorschein komme.

Mehr als auf den Bart hielt der Naz auf ein feines Gewand. Sein zumeist schwarzes Tuchgewand saß ihm wie angegossen. Er mußte für sein Gewerbe ja selber der Auslagekasten sein, um die Concurrenz zu besiegen, die damals zum Beginne der Gewerbefreiheit allenthalben auftauchte. Im nahen Mürzthale gab es Schneider, die in ihren Schaufenstern ganze Weltausstellungen veranstalteten. Das schreckte den Meister Naz wenig. Nicht darauf komme es an, wie die Hosen im Fenster liegen, sondern wie sie am Leibe sitzen. Und damit konnte er sich schon sehen lassen. Wenn nun zu dem adretten Anzug die schneeweiße Wäsche kam, die an Hals und Ärmlingen und auch hinter der offenen Weste hervorschimmerte, da gab es gar nichts Zierlicheres als den Meister Naz, der flink wie ein Reh bei den Stergängen noch lieber bergauf als bergab lief. Als Knabe war er bei Holzknechten Ziegenhirt gewesen und daher sein antilopisches Hüpfen gar leicht zu begreifen. Auf sonnigem Berghange bewohnte der Naz (wenn er nicht in Bauernhöfen auf Arbeit war) ein gemietetes Holzhäuslein, das er sich selbst in Stand hielt. Er fegte, er wusch, er kochte und was am eigenen Herde schon einmal gar nicht zustande zu bringen war, das kaufte er um bares Geld bei nachbarlichen Bauernhöfen. Geld hatte er immer in der Brieftasche, manchmal sogar bis zu zwanzig Gulden! Und dazu die Mär, dass der Naz noch ganz andere Reichthümer besitze, was er weiter nicht bestritt, weil sie ihm niemand nehmen konnte, denn das Sparcassebüchel war auf seinen Namen festgemacht. Er durfte das Büchel verlieren, es konnte ihm gestohlen werden, kein Mensch bekam in der Sparcasse zu Graz die zweihundert Gulden sammt Zinsen, als der Herr Ignaz Orthofer, Schneidermeister zu Kathrein am Hauenstein. Nein, da konnte ihm niemand an, nicht einmal das Steueramt. Leute mit seinem Jahreseinkommen sind noch Freiherren. Nur, dass durch den

träumen im Halbschlummer vom schönen Neapel, und wenn der Händler unten vorbeigeht, lassen sie ihre Körbe an einem Stricke hinab und ziehen die gekaufte Ware zu sich empor. Preis und Ware wird hiebei nur durch Geberden bestimmt. — Die Leute verstehen sich, ohne auch nur ein einziges Wort zu sprechen.

Eigenartig sind auch die zahllosen zweirädrigen Wagen, die wohl eine sorgliche Vertheilung der Last erfordern, damit das Zugthier nicht zu Boden gedrückt oder gar in die Luft gehoben wird. Wiederholt sah ich ein artiges Kleeblatt vorgespannt, ein Pferd, einen Esel und eine Kuh nebeneinander an demselben Wagen ..... ein köstlicher Anblick. Von besonderer Schönheit ist das Sattelzeug, aus Silber getrieben, oft von bedeutendem Werte, der Stolz des neapolitanischen Fuhrmannes.

Und nun noch eines ..... das rege Straßenleben, die Kühe und Ziegen allüberall, die zahllosen Proletarier, deren Heimat die Gasse ist, das alles bedingt auch eine Unreinlichkeit, von der wir selbst im kleinsten Dorfe keinen Begriff haben. Bedürfnisanstalten, wie sie die europäische Großstadt und auch die Kleinstadt aufweisen und wie man sie selbst in Rom hie und da findet, gibt es in Neapel nur wenige — weil — weil ganz Neapel eine große Bedürfnisanstalt ist! Die Neapolitaner sind echte Naturkinder ..... sie kennen keine Scham, und wenn sich ein Drang regt, gehen sie nicht erst um die Ecke!

Aber trotz alldem, und wenn auch der Vesuv mit seiner unheimlichen Rauchwolke allfort auf die sündige Stadt herabdroht, in Neapel ist es schön, und wer sich dort einmal eingelebt hat, der kann sein Glück kaum mehr irgendwo finden ..... unwiderstehlich zieht es ihn zur lockenden Sirene Parthenopeia!

Mein alter Lehrmeister.

Eine Erinnerung aus der Waldheimat von **Peter Rosegger.**

Vor kurzem haben sie da oben in den Waldbergen einen kleinen Mann unter den Rasen gebracht, der sozusagen in der Jugend starb und recht gerne noch länger gelebt hätte. Bis ums siebzigste Jahr war er ein frischer, rüstiger Mann gewesen, und um diese Zeit, da andere ins Greisenalter eintreten, begann für ihn noch einmal eine Art froher, einfältiger und frommer Kindheit. Von der Mühsal des biblischen Alters hat er nicht viel erfahren. Mit 87 Jahren begieng er noch lustig die Hochzeit seiner Tochter, etliche Tage nachher legte er sich schlafen.

Obschon der Naz in seiner Waldverborgenheit während der ganzen 87 Jahre der Welt nicht ein einzigesmal aufs Hühneraug' getreten

der Meister so, als hätte der Herrgott ihn des Schwures entbunden, und er kegelte. Die Kameraden spotteten, er habe sich nur das Kugelschieben verschworen, aber nicht das Kegelscheiben.

Bei der Arbeit pflegte der Naz wenig zu sprechen, wohl aber — wenn beim Zuschnitt das Tuch reichte und beim Anprobieren die Joppe passte -- lustig zu pfeifen. War das Tuch knapp oder die Joppe ein wenig uneben, was dem besten Schneider passieren kann, wenn die Leute an unrechter Stelle Höcker haben, dann pfiff er nicht, dann schwieg mäuschenstill und suchte den Schaden mit Sorgfalt zu decken. Schelten oder Fluchen habe ich nie von ihm gehört, höchstens dass er brummte: „Ein verdanktes G'frött!“ aber da musste der Schaden schon stark sein. So ernst er mit mir bei der Arbeit war, so gesprächig wurde er am Samstag-Feierabend, wenn wir selbander durch Wald und Flur nach Hause trippelten, jeder einen Ranzen um, ich noch extra das Bügeleisen und die Elle in der Hand, er am Stock über der Achsel im blauen Sacktuch den Brotlaib, den uns die Sterbäuerin mitgegeben hatte. Dieser „Sterlaib“ ist nach alter Sitte eine Aufbesserung, wenn der Handwerker mindestens eine Woche in einem Hause gearbeitet hat. Mein Lehrmeister pflegte — besonders wenn der Weg weit war — statt des Brotlaibes sich zwanzig Kreuzer auszubitten. Diese enthielten zwar weniger Nahrung, bedurften aber auch weniger Kraft zum Tragen. Auf solchen Heimwegen nun, im Angesicht des bevorstehenden Sonntags, waren wir beide lustig und der würdige Lehrmeister plauderte und scherzte mit dem windigen Lehrling wie mit seinesgleichen. In der Abenddunkelheit an Bauernhöfen vorbeikommend, geschah es sogar, dass wir zärtlich an die Fensterscheibe klopften, hinter welcher ein sauberes Dirndel geahnt wurde. Der Erfolg solch sinniger Abendgrüße war spärlich — ein bisschen Gekicher drinnen — das war alles. Zum Glück sind siebzehnjährige und fünfundvierzigjährige Schneider nicht auffallend unbescheiden.

An Sonntagen gieng's in der Kirche zu St. Kathrein allemal hoch her. Mindestens eine Clarinette, eine Trompete und ein Flügelhorn gab's immer, und weil das Blasen nicht bloß volle Backen, sondern auch Durst macht, so gönnte sich mein Ignaz darauf gerne beim Hausteinerwirt ein Seitel Wein. Wenn da nun etliche muntere Gesellen zusammenkamen, so gab's bisweilen, aber nicht oft, das Missgeschick. Lustig war's, geplaudert, gelacht, gesungen wurde, dabei um ein Seitel zu viel, und am nächsten Tage war — Kopfwehmontag. Hätte er ihn zu einem blauen gemacht, so würde niemand etwas davon erfahren haben. Doch der fleißige Mann gieng in die Arbeit, und so tapfer er den Kater unterzukriegen trachtete, das Beest guckte doch überall hervor. Und dann knurrte er wohl auf: „Der Wein ist schlecht!“ da er doch tags zuvor gerade das Gegentheil gefunden hatte.

Verrath eines neidischen Berufsgenossen der gute Ignaz, nachdem er 25 Jahre lang die menschlichen Blößen unangefochten verhüllt hatte, für dieses christliche Werk der Barmherzigkeit plötzlich eine Erwerbsteuer von fünf Gulden zahlen musste. Diese Neuerungen, die Gewerbefreiheit einerseits und die Erwerbsteuer andererseits, hatten dem Meister die „Segnungen der Neuzeit", denen er sonst nicht feind gewesen, etwas verleidet. Geldgierig war der Mann nicht. Auf der Ster rechnete er im Tage fünfzig Kreuzer für sich und zehn Kreuzer für den Lehrling. Das Geschäftshaus Orthofer und Compagnie brauchte also gerade keinen Buchhalter. In früheren Zeiten hatte er manchmal einen Wanderburschen aufgenommen, doch seit solche Schneidergesellen sich dann allmählich in der Gegend einnisteten und als selbständige Meister zu arbeiten begannen, schenkte er jedem anklopfenden Burschen einen Kreuzer und den Rath, sich davon zu machen. Und begnügte sich mit einem Lehrling, der nicht jeden Tag seine zehn Kreuzer wert war.

Wie aus Gesagtem schon ersichtlich ist, eine Gesellin hatte er nicht. Denn dieser Meister war, wie jemand launig sagte, selber Geselle, nämlich Junggeselle. Obschon er zeitweise recht gerne mit hübschen Mädchen schäkerte und tanzte, überlegte er sich's doch bei jeder länger, als sie warten wollte. Unter den Ortsgenossen war er einer der Angesehensten. Er warf sich nicht an den Erstbesten weg, hielt etwas auf sich und war sogar Kirchenmusikant! Das Flügelhorn blies er und man spottete oft lobend, dass es merkwürdig sei, wie dieses Schneiderlünglein aus dem Blech so helle Klänge hervorbringen könne. Seine liebste Körperübung und Zerstreuung — er gönnte sich solche aber nur an Sonntag-Nachmittagen — war das Kugelschieben. Er war der beste Schieber in der ganzen Gegend und der verwegenste „Rather", aber es gieng nicht immer glatt dabei ab. Einmal verlor er an einem einzigen Nachmittage sechs Gulden. Das war der blutige Verdienst von zwei langen Wochen. Er weinte an demselben Abend über die abscheuliche Gewohnheit, Kugel zu schieben — gab sie aber nicht auf. Nicht lange Zeit nachher gewann er an einem Nachmittage mit Schieben und Rathen einem armen Holzknechte den ganzen Monatslohn von neunzehn Gulden ab. Der Holzknecht zahlte seinen Verlust aus, sagte lachend, jetzt gehe er ins Wasser — und gieng. Sein Lachen war so gewesen, dass dem Naz ein Schauder kam, er lief ihm nach, am Mühltümpel rangen sie eine Weile, denn der Holzknecht wollte sich von einem Schneider keine Spielschuld schenken lassen; endlich hatte er den Geldknollen doch fast meuchlings in seinem Rocksack, schob also das Inswassergehen auf. Der Naz floh wie ein Verbrecher und schwor sich pathetisch, das Kugelschieben aufzugeben. Am nächsten Sonntag war es derselbe Holzknecht, der ihn einlud zu einem „Bot Kegelscheiben". Das nahm

Aufschneiden," soll einmal jemand zu ihm gesagt haben. Er hat die Echtheit des Bauernlodens bei meinen literarischen Joppen nie bestritten, nur mag ihm hie und da etwas zu viel Aufputz vorgekommen sein. Was das Zuschneiden anbelangt, so lehren solches die Schneidermeister ihren Lehrlingen grundsätzlich nicht. Das müssen die Jungen den Alten heimlich abgucken. Mein Lehrmeister merkte wohl, dass mir dazu die Findigkeit fehlte, und hat öfter als einmal die papierenen Zuschneidemuster bei mir liegen lassen, als er fortgieng. Ich habe dieses bedruckte Papier wohl gelesen, aber nicht nachgeschnitten, und so hat er es mir öfter als einmal vorausgesagt: „Peter, aus Dir wird nichts. Ich habe schon im zweiten Lehrjahre meinem Meister die Muster gestohlen!"

Eine so hohe Meinung Meister Naz von der Handarbeit hatte, an mir hat er sie als Lehrmeister und Erzieher nie geübt. Nicht ein einzigesmal versuchte er die Elasticität meiner Ohrläppchen, und so oft er über mich auch den Kopf geschüttelt haben mochte, mir hat er ihn nie geschüttelt. Mehr, als mit einem gütigen Wort, hätte er gewiss auch nicht mit einem Handschlag erreicht. Ich hatte vor dem Meister Naz einen großen Respect, widersprach ihm nie mit einem einzigen Wort und machte die Arbeit, so gut es meine unermessliche Zerstreutheit zuließ. Diese Zerstreutheit bei der Schneiderarbeit aber war nichts anderes als ein zu großes Gesammeltsein in der Poeterei oder in der „Peterei", wie ein Jugendfreund, auf meinen Namen anspielend, bemerkte. Während der Lehrmeister manchmal fast händeringend bei mir auf gänzlichen Mangel an Intelligenz schloss, war doch ein Geistlein in mir thätig. Im Laufe der vier Jahre meiner Schneiderzeit sind vierundzwanzig Bände „Dichtungen" entstanden — die sich alle noch vorfinden, während von den Gewandstücken aus meiner Hand Freund Schruf in Mürzzuschlag nur noch eine einzige alte Weste aufzeigt, die jedenfalls mit mehr „Herzblut" oder Herzleid zustande kam, als die Poeseien, die während des Nähens gedichtet und in den Nächten geschrieben worden sind.

Als die Lehrjahre endlich vorüber waren, stand es trotz alledem so, dass der Meister mir per Woche 90 Kreuzer versprach, wenn ich als Geselle bei ihm verbleiben wolle. Da kam nun das Unerhörte. Alles, was der Lehrling in langen Jahren und mit vieler Mühe erlernt hatte, warf er plötzlich von sich und lief davon. Und wurde ein Bettelstudent. Das ist für einen Lehrmeister, der mit treuem Willen sein Bestes gab, kränkend. Orthofer sagte bloß: „Ich meine, bei mir hätte Dir nichts gefehlt. Ich wünsche, dass Du Dir's besser machst, aber gib acht, dass Du es nicht bereust!"

Wir giengen auseinander, kamen uns nun aber erst näher. Er war damals an die fünfzig Jahre und da schrieb er mir einmal in die Stadt, dass ihn der Kopf friere. Sein Haar war fast alle geworden.

Unsere Verpflegung in den unterschiedlichen Bauernhäusern war stets ungleich gewesen. Hier die Fleischtöpfe Ägyptens, dort das Kraut- und Bohnenhäferl. Wo letzteres in wirklicher Armut seine Ursache hatte, litt unser Humor nicht darunter, wir halfen den Leuten fröhlich fasten und trachteten nur, mit der Arbeit ehestens fertig zu werden. Anders, wenn Geiz uns den Tisch kümmerte, da wurde der Meister unwirsch und einmal sogar demonstrativ. Als solch eine geizige Bäuerin, bei der wir arbeiteten, eines Tages ins Dorf gieng, um Tuch, Knöpfe und Zwirn einzukaufen, drückte ihr der Naz ein Sechserl in die Hand: „Wenn Du so gut wärst, Bäuerin, und uns vom Bäcker etliche Semmeln thätest mitbringen. Aber nit gar z'lang ausbleiben!“ Semmeln brachte sie nicht, doch die Kost war von diesem Tage an wesentlich zureichender. Am besten ergieng es uns stets beim Hausteinerwirt, da gab's des Morgens Kaffee, mittags und abends Fleisch, vormittags und nachmittags Wein. Da beeilten wir uns nie sonderlich, mit der Ster fertig zu werden. Einmal nach einer solchen üppigen Hausteiner Zeit waren ein paar rührende Tage. Der Lehrmeister sagte mir, daß er in einer Hütte des Fischbacher Waldes etliche Tage lang zu thun habe, wo es etwas arm zugehen werde, weshalb ich derweil zu meinen Eltern heimgehen könne. Da antwortete ich: „Wegen dem, dass es arm zugeht, das macht mir nix. Wenn's der Meister kann aushalten.“ — „Recht ist's mir schon, wenn Du mitgehst!“ sagte er und wir giengen in die Fischbacher Gegend zum „Waldpeter“. Dieser Waldpeter war ein alter Taglöhner, der erst vor kurzem geheiratet hatte, und zwar eine alte Frau mit einem runzeligen, freundlichen Gesicht. Diese Frau war aber niemand anderer als die Mutter meines Lehrmeisters, von der er mir bisher nie gesprochen hatte. Wir machten den alten Leuten Lodenkleider. Die Verpflegung war einfach, aber voller Güte, nie ist mir das Bohnenhäferl so lieb gewesen, wie in dieser Waldhütte. Der betagte Sohn war mit seiner greisen Mutter kindlich zart und mit mir, dem Lehrling, ganz ausnehmend freundlich, dankbar dafür, dass ich die Ärmlichkeit so fröhlich mit ertrug. Als wir mit der Arbeit fertig waren, gieng ich nicht weniger schwer als der Meister von der trautsamen Hütte fort. Die alte Frau machte ihm zum Abschiede mit dem Daumen das Kreuz übers Gesicht und that dann dasselbe mir, als ob auch ich ihr Kind geworden wäre.

Das nur so etliche Beispiele davon, wie der Ignaz Orthofer gewesen während der vier Jahre, als ich bei ihm in der Lehre gestanden. Im zweiten Bande der „Waldheimat“ habe ich aus jener wunderlichen Zeit Schilderungen gegeben, über die später der alte Naz, als er dahinterkam, manchmal seltsam dreingeguckt haben soll. Verdenken kann ich ihm's nicht. „Das Zuschneiden hat er nicht bei Dir gelernt, aber das

Das letztemal, vor zwei Jahren war es, dass der Naz von Freunden eingeladen wurde, nach Mürzzuschlag zu kommen, um sich dort einige gute Tage anzuthun. Flink kam der Alte herüber in sein aus früheren Zeiten geliebtes Mürzthal. Aber das war auch anders geworden. Der gewaltige Eisenbahnverkehr, die großartige Industrie, die Wunder der Elektricität, die Fremden aus aller Welt, die sich an ihn drängten und allerlei krauses Zeug schwatzten — alles das und anderes ward ihm unheimlich. Obschon dankbar für die Gastfreundschaft, machte er sich bald aus dem Staube, um wieder in die reine Luft seines stillen Waldlandes zu kommen. Damals ist er auch, das erstemal im Leben, photographiert worden, und als sein Bild dann gar in den Zeitschriften aller Welt erschien und ihm diese zugeschickt wurden, war er geradezu erschrocken — was er denn angestellt habe, dass sie es plötzlich so mit ihm trieben! Da waren auch Gönner aufgetaucht, die dem Alten durch mancherlei Aufmerksamkeit Freude bereiteten. Ach, wie leicht sind solche Menschen zu erfreuen und wie dankbar sind sie! Hatte er gleichwohl in den Zeiten seiner tüchtigen Arbeitskraft großes Ansehen genossen in der Gegend, so wird doch ein alter, armer Mann bald der Niemand. Aber jetzt auf einmal, als sein Conterfei durch die Welt gieng, als Fremde nach St. Kathrein kamen und dem Herrn Ignaz Orthofer nachfragten, da suchten die Einheimischen ihn hervor aus dem Winkel und staunten darüber, dass ihr kleiner, bescheidener Alter der Berühmteste der ganzen Pfarre war. Doch der Naz hatte über all diese Anfechtungen seinen Humor nicht verloren. Es sei gerade ein bisschen zu spät, meinte er einmal, jetzt gehe ihm schon der Faden aus. Früher, wenn er so noble Kunden gehabt hätte, würde er sie nicht verschmäht haben.

Im vorigen Herbst fiel es ihm ein, er wolle das Berghaus auf der Pretuler Alm sehen, das den Namen seines einstigen Lehrlings trägt. In Begleitung seines Sohnes stieg der Sechsundachtzigjährige hinauf und wurde dort vom fürsorglichen Hauswart mit Jubel empfangen und beherbergt. In derselben Nacht erhob sich ein wilder Sturm, der den Berg mit Regen und Schnee überschüttete, so dass am nächsten Tage Vater und Sohn durch Gestöber und Windbrüche nur unter großen Anstrengungen zu Thale gelangen konnten. Einen launigen Brief schickte er mir, er sei stärker gewesen als der Sturm und auch ohne Bügeleisen festgestanden.

Im darauffolgenden Winter lud er mich zur Hochzeit seiner Tochter ein. Wir sollten, so schrieb er, doch noch einmal einen lustigen Tag miteinander begehen. Der Alte soll dabei zu den Fröhlichsten gezählt und weit über Mitternacht in der jubelnden Gesellschaft ausgehalten haben. Mich zog's, aber ich konnte nicht hinkommen, der Schnee war

Der liebe Gott würde es nicht übelnehmen, wenn er wenigstens in der Kirche, wo andere mit ihrem Haarpelz dasäßen, eine Perücke trage. Sie könne schwarz sein oder grau oder „fuchsad“, das sei ihm gleich — nur nicht zu theuer! Ich schickte ihm aus Graz eine billige Perücke mit braunen Jünglingslocken. Wenige Wochen später kam die Nachricht, daß der Naz — geheiratet habe. Als ich ihn nachher in seinem jungen Eheglück einmal besuchte, erschien er mir mindestens um zehn Jahre jünger, aber nur von vorne gesehen. Am Nacken guckten die Reste des grauen Haares hervor, denn die Perücke war zu seicht. Obschon ich mich für einen Austausch einsetzte und obschon sein Eheweib so weit ganz gern einen gleichfärbigen Mann gehabt hätte, gab er die Perücke mit den braunen Jugendlocken nicht mehr zurück, sondern wusste sich anders zu helfen. Er stückelte hinten einen Streifen Katzenpelz an. Um diese Zeit erst, wo andere zusammenpacken und Feierabend machen, gieng des guten Orthofer eigentliches Leben an. Der Himmel segnete ihn mit zwei frischen, hübschen Kindern, einem Knaben und einem Mädchen, zur Freude und Stütze seines Alters. So spät sie gekommen waren, er lehrte ihnen noch sein Handwerk und erlebte ihre Versorgung. Während der kleine, noch immer behendige Greis daheim in der Waldhütte, wo sie zur Miete wohnten, der Nachbarschaft die Kleider ausbesserte, gieng sein ebenso fleißiges Weib ins Tagewerk aus oder seine Kinder schneiderten in Bauernhöfen und brachten ihren Erwerb dem Vater heim.

Zur Sommerszeit haben wir uns häufig gesehen und auch dem Achtzigjährigen war der fünf Stunden lange Weg nicht zu weit, um wieder einmal mit seinem längst verwichenen Lehrling über alte, schöne Zeiten zu plaudern. Schöne Zeiten! Wahrlich auch für mich! Das Leben war ja so jung, so einfach, so hart und so sorglos gewesen wie ein antikes Schäfergedicht. Wenn man so gar nichts besitzt, als sich selber und seine Jugendlust, und so gar nichts weiß von der glotzäugigen, heißhungerigen und doch so übersatten Welt — wenn man so ganz sich selbst ist, dass man kaum merkt, wie die Zehen frieren im schadhaften Schuh — das heißt Mensch sein! Mensch sein heißt i c h sein. Später, wenn die Verhältnisse und Kreise sich weiten und complicieren, ist man alles Mögliche, nur nicht Ich. Nur so selten Ich. Wenn sie hätten Leben tauschen können, der alte Orthofer und der „berühmte Schriftsteller“, letzterer würde es kaum gewagt haben, sein zerrissenes, von hetzenden Plagen, Conflicten und Zweifeln durchwühltes, in alle Weiten flachgezerrtes Leben dem Alten anzubieten für dessen einheitliches, kindliches, friedsames Seelensein. — Aber davon sprachen wir nicht. Solch spießige Gedanken haben im Gottesfriedenkreise eines alten Waldkindshauptes nicht Platz.

An dem baumumschatteten bescheidenen Häuschen, woselbst wir unser Standquartier aufgeschlagen, führt solch ein Pfad vorbei, der einen berühmten Eisenbahnendpunkt mit nicht minder berühmten Gebirgsseen und Berggipfeln verbindet. In dichten Scharen pilgert Tag für Tag das erholungsbedürftige Stadtvolk vorbei, zu Fuß und zu Rad im Schweiße ihres Angesichtes, in bequemen Landauern oder zusammengepfercht in Stellwagen, meist in das nivellierende, praktische Reisekathi-Gewand gekleidet, das besonders stärkere Damen so entzückend kleidet, alle bestrebt, rasch die berühmte Naturschönheit zu erreichen, welche gesehen und bewundert zu haben nun einmal zur Bildung gehört. Und auf den Wiesen und Feldern arbeiten die Landbewohner seit dem frühen Morgen, um die Ernte einzuheimsen; es mangeln die Hände, sie rechtzeitig zu bergen, und die Arbeitenden sehen mit ärgerlichen Gefühlen dem wandernden Stadtvolk nach, das nach ihrer Meinung zur dringendsten Zeit des Jahres nichts zu thun hat, als spazieren zu gehen und gut zu essen und zu trinken; ein Bruchtheil der Landbewohner, Wirte, Bergführer u. s. w. segnen diese städtische Invasion und suchen sie in kurzer Zeit nach Kräften auszunutzen, bei anderen aber keimt die Sehnsucht, es auch so gut zu haben wie die Städter, und — der Grund zur Landflucht ist gelegt, über deren Bekämpfung sich agrarische Versammlungen den Kopf zerbrechen. Kommt dann ein reicher Städter, der für ein idyllisch gelegenes, baufälliges Anwesen einen hohen Preis bar zahlt, so wird die Landflucht zur That, manche elegante Villa im Thal und auf den Höhen ist auf den Grundmauern eines Bauernanwesens aufgebaut, und der Process macht weitere Fortschritte, denn das Capital zieht sich in den Städten zusammen, und für Landanwesen, die sich zu Sommersitzen eignen, wird oft mehr gezahlt, als der Boden bei fleißiger Bewirtschaftung abwirft.

Der Socialpolitiker, der unsere eingangs aufgeworfene Frage studiert, mag auch diese Dinge in den Kreis seiner Beobachtung ziehen. Nimmt das Bedürfnis nach Sommerfrische und Urlaub zu, und es wird — trotz der jährlich auftauchenden Pessimisten, welche über verregnete Landaufenthalte bei schlechtem Quartier und schlechter Kost nachträglich jammern — mit dem Wachsthum der Städte und der Ungemüthlichkeit des Aufenthaltes in denselben zunehmen, dann wird bald der größere Bruchtheil der Bevölkerung im Hochsommer und Frühherbst auf Reisen sich befinden und der übrige Bruchtheil wird es als Ziel seiner dringenden Sehnsucht betrachten, es den noch zur Zeit Bevorzugten gleich zu thun. Es kann nicht überraschen, dass die Bewilligung eines regelmäßigen Sommerurlaubes unter Fortzahlung des Lohnes an die Industriearbeiter aller Art neuerdings von der Arbeiterpresse vertreten wird. Die Gründe für diese Forderung sind in der That plausibler als für manche andere der fortgeschrittenen Socialpolitik.

zu tief, in den das Alpendörfchen eingebettet lag, kein Schlitten wollte fahren und kein Wagen konnte fahren. Im Frühjahre, so ließ ich sagen, würde mein Besuch nachgeholt werden.

Ja, dieses Frühjahr! Das war gerade die Zeit, wo der Rasen zu grünen anhub über dem alten Naz.

Sommerfrische.

Von **Rudolf Schreiber.**

Wie viele Menschen verlassen nun bald ihre Behausung, um sich dem modernen Zigeunerleben zu ergeben, das man Sommerfrische, Urlaub u. dgl. nennt? Es wäre für einen Statistiker und Socialpolitiker eine interessante Aufgabe, diese Frage nach allen Richtungen zu beantworten. Ein nicht unwichtiges Gebiet des modernen Lebens wäre damit beleuchtet. Ein feiner Beobachter des gesellschaftlichen Lebens in der Großstadt, hat einmal dem Verfasser dieser Zeilen gegenüber bemerkt, dass das Gros aller Gespräche in den winterlichen Gesellschaften vor Neujahr sich darum drehe: „wo sind Sie heuer gewesen?“ — nämlich in der Sommerfrische, nach Neujahr aber um die Frage: „wo werden Sie heuer hingehen?“, d. h. wieder in die Sommerfrische. Danach wäre der kurze Sommeraufenthalt auf dem Lande der Höhe- und Angelpunkt des städtischen Lebens und das übrige Jahr nur ein elender Frohndienst zu dem Zwecke, eben diesen kurzen Landaufenthalt zu ermöglichen — wahrlich ein schlechtes Zeugnis für die Befriedigung, die das städtische Leben im allgemeinen gewährt. Ohne dem Socialpolitiker, der vielleicht unsern Rath befolgt, vorgreifen zu wollen, kann doch so viel als sicher behauptet werden: die Zahl der Städter — denn nur diese kommen in Betracht — welche alljährlich um die Sommerszeit das Bedürfnis haben, ihr Bündel zu packen und in die Berge oder an die See zu reisen, nimmt noch rascher zu als die Bevölkerung der Städte. Denn dem Beispiele der höheren Stände folgen die mittleren, dem der mittleren die unteren, und, wo das Bedürfnis noch schlummert, sorgen die Einrichtungen der Feriencolonien und Schulausflüge dazu, es zu wecken. Zum Glück ist unser Alpengebiet groß und unsere Seeküste lang genug, um alle Müden, die der Cultur entfliehen, aufzunehmen, ohne dass ein Gedränge entsteht; aber an einzelnen Punkten und auf einigen Pfaden machen sie sich schon den Platz streitig, und die biederen Autochthonen merken das bald und richten sich mit ihren Preisen und Leistungen danach ein.

wagen, die einfach einkehrt, wo der Wagen hält. Und so geht es Tag für Tag, bis ein paar kalte Regentage, der Herbstnebel und der Ablauf des Urlaubes die Städter wieder in ihre Mauern treiben. Dann prangt die Natur des Hochgebirges erst in voller Pracht, von wenigen Kennern bewundert, der Strom hat sich verlaufen und in den beginnenden Abendgesellschaften ertönt wieder die Frage: „wo sind Sie heuer gewesen?“

Rettet verlassene Kinder!

Alle denkbaren Wohlthätigkeiten werden heutzutage besprochen, vorbereitet und zum Theile sogar ausgeübt. An dem Allerwichtigsten gehen wir gedankenlos vorbei oder ärgern uns bloß darüber. Die heimlosen, verwahrlosten Kinder, die bettelnden Kinder auf den Straßen, die verderbten Kinder in den Schlupfwinkeln, die diebischen Kinder in den Gerichtssälen. Welch eine Jugend! Nur gerade einmal wohlgezählte Fünfundzwanzig einem jeden! Man schimpft, geht vorüber und denkt wieder nur an seine eigenen lieben Kleinen, die man mit tausend schönen und schädlichen Dingen überhäuft und mit Affenliebe erstickt!

Die Kinder werden geboren mit guten und bösen Anlagen — die der Armen nicht anders als die von „gutem Hause“. Wenn die einen nun verderben, verkommen, zugrunde gehen, wer ist schuld daran? Sie selbst am wenigsten. Sie sind das Product der Erziehung oder vielmehr Nichterziehung, der Staatseinrichtung, der lieblosen Mitmenschen, das Product der Gesellschaft. Wo viel verwahrloste Jugend, dort ist es faul in der Gesellschaft und es möge sonst noch so viele Cultur, Eleganz und Bildung sich zeigen.

Zu unserer Zeit sind Kinder armer Leute deshalb doppelt in Gefahr, zu versinken, weil die Arbeiterschichten gegen die sogenannten oberen Stände auf Kriegsfuss stehen, also die Bande sich gelockert haben, die alle Menschen mitsammen verbinden und nach oben ziehen sollen. Nichts ist so wichtig für die Gesittung, nicht die nationale Arbeit, nicht die Politik, nicht kirchliche Proselytenmacherei, nicht die Volkswirtschaft, nichts ist so wichtig, als die Rettung armer, verwahrloster Kinder. Mit Recht suchen wir den braven Boeren zu helfen, die um ihre Freiheit sich wehren. Doch wie unvergleichlich näher stehen uns die Kinder armer Leute, die Waisen, die Schutzlosen in unserer Heimat. Lassen wir diese sich uns ganz entfremden, moralisch verderben, welch eine Plage, welch ein Feind wächst da heran für unsere eigenen Kinder! Aber nicht die Erwägung eines Vortheils für uns darf die alleinige Triebfeder sein,

Nähern wir uns aber dem angestrebten Zustand eines allgemeinen Sommerurlaubes, dann wird vielleicht der Gedanke sich aufdrängen, ob dem Umherziehen der Städter zum Urlaubsgenuss nicht eine Richtung gegeben werden kann, welche diese latenten, mit der Überwindung von Kilometern auf Landstraßen und von Höhencoten auf Bergen sich abmühenden Kräfte wenigstens theilweise in den Dienst der Landwirtschaft stellte. Ist der Gedanke utopisch, den geforderten Sommerurlaub für Fabriksarbeiter dadurch zu erleichtern, dass den Arbeitern Gelegenheit gegeben wird, sich auf dem Lande bei Erntearbeiten nützlich zu machen? Könnte die humanitäre Einrichtung der Feriencolonien, die jetzt noch häufig dem Vorwurf begegnet, dass sie die Kinder der niederen Classen nur an Bedürfnisse gewöhnt, die ihnen im späteren Leben doch nicht mehr geboten werden, sich nicht dahin erweitern und vertiefen lassen, dass die städtischen Ferienzöglinge nach einem bestimmten Plan in Bauernhöfe vertheilt werden? Die Stadtkinder in den fashionablen Sommerfrischen plagt gemeinhin mehr oder weniger die Langeweile. Nichts ist ihnen erwünschter, als bei irgend einer praktischen Thätigkeit mithelfen zu dürfen.

Aber die wenigsten Kinder „besserer" Familien in der Sommerfrische kommen zu solch praktischer Thätigkeit. Sie werden entweder zur Unzeit von renommierenden Eltern auf Bergspitzen geschleppt oder zertreten beim Croquetspiel die Wiesen.

Der effective Arbeitserfolg eines solchen städtischen Aufgebotes würde freilich zunächst nicht hoch anzuschlagen sein, aber die Landwirtschaft ist bei Fortdauer der Landflucht allmählich genöthigt, auch schwache Hilfe nicht zu verschmähen, und mit der Zeit werden die Stadturlauber eine gewisse Fertigkeit sich schon aneignen, mancher anstellige Junge wird vielleicht die frische Luft bei frugaler Kost der Fabrikluft bei Fleischkost vorziehen und der Stadt dauernd den Rücken kehren, und der Anfang einer Rückströmung von der Stadt aufs Land wäre in Sicht . . .

Der socialpolitische Traum wird durch eine Welle neuer Anzügler gestört, die auf der Straße vorüberfluthen. Es bleibt keine Zeit mehr, reflectierenden Gedanken nachzuhängen, z. B. warum trotz der hohen Preise, die für Lebensmittel aller Art, für Terrain und für Hochjagden gezahlt werden, die Bauernwirtschaften nicht vorwärts kommen und eher weniger als mehr werden. Der Schnellzug aus der Hauptstadt ist angekommen. Der Wirt des Alpenhotels gegenüber hat sich ganz nach dem Recept des „Weißen Rössels" in Positur gesetzt, um die den Bergen zustrebenden Fremdlinge zu empfangen — voran die jüngere Garde in Begleitung autorisierter Bergführer, die nur in Nothfällen Thalwirtshäuser aufsuchen, dann die Linie, welche gegen Wirtshausschilder schon weniger widerstandsfähig ist, und endlich die Landwehr in den Stell-

ohnehin zu sehr pflichtüberlastet sind, mit der Bitte, nöthigenfalls die Vormundschaft über wenigstens ein fremdes, verlassenes Kind zu übernehmen.

Ich hatte Gelegenheit, in einige solcher Werbebogen, nachdem sie ausgefüllt waren, Einsicht zu nehmen, habe viele gefunden, die dem Rufe folgten, aber noch mehr solche gesehen, die nicht da sind. Man scheint die Bedeutung der Sache nicht allgemein erfasst zu haben. Allzuviele entschuldigen sich mit Überbürdung, Kränklichkeit, Reisen, mit zu großem Alter oder auch zu großer Jugend, man hat selbst zu viele Kinder, man hat schon andere Mündel, man fürchtet die Scherereien, die Verantwortung. Ja thatsächlich, man fürchtet sogar die Verantwortung, als ob diese größer wäre, wenn man ein Werk reinster Nächstenliebe thut, als wenn man es unterlässt, über die Verelendung der Jugend klagt und sich flüchtig in die Büsche schlägt!

Ganz mühelos wird das Werk ja nicht sein, dafür ist es zu groß, zu christlich. Andererseits wird es auch mit den Scherereien nicht allzu schlimm sein. Man denkt eben da an die Scherereien bei und mit den Behörden, die sonst allerdings manchmal recht ärgerlich und abschreckend sein können. Nur mit keiner Kanzlei was zu thun haben! Das ist unser aller tiefgefühlter Stoßseufzer. In diesem Falle jedoch ist nicht die Behörde, vielmehr der freiwillige Vormund der leistende, gebende Theil, dem die Behörde dankbar sein muss, dem sie alle Schritte und Bestrebungen für sein Mündel erleichtern wird. Dann sind Vereine da, die dem Vormund in die Hände arbeiten, so wie er ihnen in die Hände arbeitet, und die auch Mittel zur Verfügung stellen, wo sie nöthig sind zur Pflege, zum Unterricht, zur Versorgung des Mündels. Diese Vereine helfen sein Werk ihm ausführen, viel leichter und einfacher, als es bei gewöhnlichen oft erzwungenen Vormundschaften zu geschehen pflegt. Hauptsache ist, dass jemand für das arme Kind sich persönlich einsetzt, es nicht aus den Augen lässt, damit es immer weiß: Einen Menschen habe ich doch, der für mich ist, bei dem ich Rath und Zuflucht suchen darf und der Mittel und Wege kennt, um mir zu helfen. Es kann ja nicht ausbleiben, dass manchmal Undank der Lohn ist; wo ist der Mann, dem Alles zum Besten ausgeht! In den meisten Fällen jedoch wird das selbstlose Werk gesegnet sein, ja mancher wird an seinem Schützling die Freude seines Alters erleben. Unser Herrgott, dessen Eingeborener selbst mit offenen Armen in die Welt hinausgerufen: Lasset die Kleinen zu mir kommen! er wird liebreich segnen das Werk und in der Stunde der Noth tröstend sich niederbeugen zum treuen Hüter: „Was du diesem meiner Geringsten gethan, das hast du mir gethan! Du warst meines armen Kindes Vormund, nun will ich dein Vormund sein!“ —

Ich gestehe, auch mir ist es anfangs sauer geworden, die Frage, ob ich bereit sei, eine Vormundschaft freiwillig zu übernehmen, mit Ja

solche Kinder zu retten. Unser christliches Gewissen hat eine Stimme, die alles andere übertönt. Nähret die Hungernden, labet die Kranken, stützet die Greise, seid hilfreich gegen alle Nothleidenden, aber weitaus als das Erste: Rettet die Kinder! Die Tausende von Kindern, die da umherlungern in unseren großen Städten und, ohne dass sie es selbst ahnen, dem Verbrecherthum entgegengetrieben werden. 's ist ja keiner stark genug, der da mit dem Hunger ringt, verlassen, verachtet ist und oft geradezu gehetzt wird dem Untergange zu. Und gar die arglosen Kinder, die in größter Unschuld zum Verbrecher werden. Was sind das für steinharte Herzen, die einem Kinde, das aus Mangel jeder Erziehung und bei schlechtem Vorbild roh, verschmitzt, lügnerisch geworden, aus Hunger gestohlen hat, die einem solchen Wesen fluchen können, anstatt unendliches Mitleid zu haben mit ihm, das gerade so lieb und gut sein könnte, wie die besten der eigenen Kinder, wenn es ein freundlicheres Schicksal gehabt hätte. Das Schicksal aber sind wir selbst, wir untereinander, gegeneinander. Das Schlimmste wie das Beste hat ein Mensch nicht vom Zufall, nicht aus sich selber, sondern von seinen Mitmenschen. So sage ich es noch einmal, wenn viele arme Kinder verkommen und zugrunde gehen, so sind wir, sind unsere gesellschaftlichen Einrichtungen schuld. Es wird ja kommen müssen, dass der Staat nicht bloß als juridisch moralische Person, sondern als wirklich moralische Person handelt und der gütige Vater eines jeden Staatsbürgers ist.

Heute noch vielfach muss die Gesellschaft selber Mittel suchen, um sich zu helfen und zu heben. Ein solches Mittel ist der Verein für Armenpflege und Wohlthätigkeit, der nach dem bekannten Elberfelder System sich in Graz gebildet hat. Brave Männer theilen sich in der Armensorge, übernehmen freiwillig das Amt eines Armenanwaltes für die Armen eines bestimmten Stadttheiles, überwachen dieselben, betheilen sie mit Vereinsmitteln, dass sie nicht zugrunde gehen, ermuthigen sie und sind ihnen behilflich, bis sie wieder auf eigenen Füßen stehen können.

In Verbindung mit diesem Verein wurde in Graz nun auch eine Vereinigung für Kinderschutz gegründet. Da werden in der Bevölkerung Vormünder gesucht. Nicht bloß in Graz, auch anderswo. Ein freiwilliger Vormund übernimmt die Sorge um ein armes, verwaistes oder sonst verwahrlostes Kind, dass es Wohnung und Pflege hat, menschlich gehalten wird, in eine ordentliche Schule kommt und dann eine Stelle findet, um sich das Brot zu verdienen. Die wenigen Worte deuten an, welch ein großer Gedanke in dieser Sache liegt. Nein, nicht ein Gedanke, eine That vielmehr, ein Werk, das ohne viel Klügelei und Schreibstubengeist unmittelbar ausgeführt werden kann. Ein Liebeswerk, das ich aller Liebeswerke größtes nennen möchte.

Nun hat der Bürgermeister von Graz an alle Hausherren für sich und deren Parteien ein Rundschreiben erlassen, an Männer, die nicht

tete mich in das neue, mir ganz fremde Gebiet ein. Das Beste lernt man eben vor den Aufgaben, die einem gestellt werden. Ich hatte das Glück, dass sich unter diesen neue und anregende befanden. So zum Beispiel die durch Wasserdruck betriebene Locomotiv-Schiebebühne, die noch bis vor kurzem in der Halle des Potsdamer Bahnhofes thätig war und den Augen der Nichtkenner so geheimnisvoll erschien, wenn sie, ohne dass man erkannte, wodurch die Bewegung geschah, auf einen Hebeldruck hin spielend leicht mit der ungeheuren Last einer Locomotive nebst Tender seitwärts abfuhr. Es war noch kein Beispiel solcher durch Wasserdruck betriebenen Anlagen bekannt, und ich musste mir daher alles selbst zurechtlegen. Später, als ich im Jahre 1872 auf das Neubaubureau der Berlin-Anhalter Bahn übersiedelte, begünstigte mich das Glück noch mehr, und ich erhielt eine Aufgabe, die in dieser Ausdehnung auf dem ganzen Continente noch nicht vorgekommen war, nämlich die Construction des eisernen Daches der mächtigen Ankunftshalle, das eine Spannweite von 62½ Meter besitzt. Wem die Straße ‚Unter den Linden' in Berlin bekannt ist, der kann sich davon eine Vorstellung machen, denn die Breite dieser Straße beträgt 60⅓ Meter. Außer vielen anderen Dächern und Brücken entwarf ich dort auch die Anlage der hydraulischen Hebevorrichtungen für den Anhalter Bahnhof, darunter einen Aufzug, der bestimmt war, beladene Kohlenwagen vier Meter hoch zu heben oder zu senken, und machte privatim für die Stadtbahn ein Project für die Anlage ihrer hydraulischen Gepäckaufzüge, das im wesentlichen der Ausführung zu Grunde gelegt worden ist.

Nebenbei beschäftigte ich mich eifrig mit den poetischen Werken von Adalbert Stifter, Mörike, Storm, Keller, Swift, Dickens und Poe und widmete meine Aufmerksamkeit auch den amerikanischen Humoristen Bret Harte, Mark Twain und Aldrich. Vom Jahre 1870 ab erschien ein kleines Büchlein nach dem andern, und ihre Zahl stieg auf sieben, ohne dass auch nur eins von ihnen Beachtung gefunden hätte. ‚Construieren ist Dichten!' hab' ich gesagt, als ich mich noch auf der Werkstatt geplagt. Heut führ' ich die Feder am Schreibtisch spazieren und sage: ‚Dichten ist Construieren'.

Im Jahre 1875 verheiratete ich mich mit Agnes Becker, der Tochter eines Hamburger Kaufmannes, und bin jetzt Vater von drei Knaben.

Als im Jahre 1880 die Arbeiten bei der Anhalter Bahn zu Ende giengen und sich mir in Berlin, das ich auf keinen Fall verlassen wollte, keine Aufgaben von ähnlicher Art darboten, gab ich meine Stellung auf, um mich fortan ausschließlich dichterischen Arbeiten zu widmen. Täuschungen und Widerwärtigkeiten, Gleichgültigkeit und Ablehnung sind mir im reichen Maße zutheil geworden, den Muth und die Hoffnung auf den endlichen Sieg meiner Sache ließ ich mir aber niemals rauben.

zu beantworten. Wer selbst fünf Kinder hat, wem dazu noch Kinder armer Verwandter ans Herz gebunden sind, wer überbürdet ist und kränklich und schon alt wird und wer überhaupt in praktischen Dingen wenig Bescheid weiß, für den ist es beinahe dreist, sich zu einem Dienste anzubieten, den ein anderer leicht besser leisten könnte. Aber für den Fall, dass Noth an Mann ist, habe ich mich in Gottesnamen erboten, die Vormundschaft für ein armes verlassenes Kind zu übernehmen. Und ich denke, dass mit derselben Willigkeit sich auch noch andere, vielleicht recht viele dazu bereit erklären. Wem's ein Opfer kostet, der hat daran eben ein größeres Verdienst. Es gibt Leute, die missmuthig ihrem Lebensabend entgegengehen, denn sie wissen eigentlich nichts Rechtes aufzuweisen, was sie für die Menschheit gethan, kein Werk, das nach ihnen fortleben soll. Welche Genugthung, wer sich am letzten Tage sagen kann: Du hast ein Kind gerettet!

Rosegger.

Was sich am Morgen meines 50. Geburtstages ereignete.

Von **Heinrich Seidel.**

Vorbemerkung: Am 25. Juni 1902 wird Heinrich Seidel sechzig Jahre alt. Der liebenswürdige Schöpfer des Lebrecht Hühnchen, ein Humorist und Lyriker von eigenem Gepräge, stammt aus einem mecklenburgischen Pastorengeschlecht. Sein Urgroßvater hat in Parchim anno 1800 ein Knäblein getauft, das späterhin den Erdball mit seinem Ruhme füllen sollte: Helmuth von Moltke. Der greise Feldmarschall hat den Kreis menschlicher Beziehung zu Seidels Familie dadurch geschlossen, dass er beim jüngsten Sohn Heinrich Seidels, Helmuth Seidel, Gevatter stand. Im bürgerlichen Leben war unser Dichter zunächst Gewerbeschüler und Ingenieur. In diesem Fache brachte er es, wie er im VII. Band seiner bei Cotta gesammelten Schriften, in seiner anmuthigen Selbstbiographie „von Perlin nach Berlin“ erzählt, weit genug:

„Ich hatte bei Wöhlert im Locomotivbau gearbeitet, obwohl ich für dieses Sonderfach gerade am wenigsten Interesse hatte, bei der Potsdamer Bahn sollte ich mich nun außer mit der Anlage der hydraulischen Hebevorrichtungen, die ich zum Theil schon fertig entworfen vorfand, auch mit Dach- und Brückenconstructionen beschäftigen, einem Fache, über das ich nie einen Vortrag gehört hatte und von dem ich auch nicht das Allergeringste verstand. Und doch wurde dies fortan meine Hauptbeschäftigung. Zu Anfang verzagte ich fast und war schon kurz davor, die Stelle wieder aufzugeben, da ich mich ihr nicht gewachsen fühlte, doch allmählich unter der angestrengtesten Arbeit und nach einigen schlaflosen Nächten fieng ich an klarer zu sehen und arbei-

Ein gutes Trinkgeld, wenn es recht rasch geht!" Erleichterten Herzens rasselte ich davon.

In der Freude, dem seltsamen Wirrwarr einer so unerhörten Geburtstagfeier entronnen zu sein, fuhr ich immer weiter. Ich gedachte nicht eher in meine Wohnung zurückzukehren, als bis sich der Schwarm dort verlaufen hätte und Ruhe und Frieden wieder zurückgekehrt seien. Bei der Gertraudtenbrücke ließ ich halten, denn als mir das merkwürdige kleine Haus an der Friedrichsgracht in die Augen fiel, kam mir der Gedanke, eine Weile im alten Berlin spazieren zu gehen, wie ich es gern that, wenn ich zufällig einmal in die Gegend kam. Das erwähnte Haus liegt nicht weit von der Brücke und hat von jeher eine geheimnisvolle Anziehungskraft auf mich ausgeübt. Woran das liegt, wird mir schwer zu sagen. Ist es der Umstand, dass es als das einzige in der Gegend einen Hof neben sich hat, über dessen hohe Mauer die Wipfel von zwei Kastanien und eines andern, mir unbekannten Baumes schauen? Ist es der alte, mit einem geschnörkelten Eisengitter versehene Balkon im ersten Stock, auf dem niemals jemand steht, oder ist es die schwer mit Eisen beschlagene Thür aus Eichenbohlen gerade unter ihm, die nie geöffnet wird und so aussieht, als könnte sie nur zu wunderlichen Geheimnissen führen? Dies Haus hatte ich schon seit lange mit allerlei sonderbaren Gestalten meiner Einbildungskraft bevölkert, und umsomehr war ich verwundert, als sich gerade heute zum erstenmal die geheimnisvolle Thür vor meinen Augen aufthat. Es kam nämlich ein wohlbeleibter Herr die Straße daher, der mir dadurch auffiel, dass er in die Tracht des Anfangs dieses Jahrhunderts gekleidet war. Bei der eisenbeschlagenen Thür machte er Halt und klopfte dort in einer höchst eigenthümlichen Weise an. Nach einer Weile that sich jene geräuschlos auf, der Mann schlüpfte hinein, und die Thür schloss sich wieder. Ich war schon an dem Hause vorbei, allein nun kehrte ich wieder um und gieng dort langsam auf und ab, um zu sehen, ob sich die befremdliche Thatsache wiederhole. Bald kam von der Gertraudtenbrücke her ein sonderbares, kleines Männchen im kastanienbraunen Rock und mit Kniehosen und Stulpenstiefeln angethan. Wetter, was hatte der in seinem gelben Gesicht für eine Hakennase und ein spitzes Kinn! Das Männchen eilte mit großer Beweglichkeit auf die bewusste Thür zu und klopfte ebenfalls. Jetzt hörte ich es ganz genau, es geschah im Rhythmus eines rein daktylischen Hexameters:

„—◡◡ —◡◡ —◡◡ —◡◡ —◡◡ ——!"

Der kleine Herr merkte, dass ich ihn beobachtete, seine überaus beweglichen Stirnmuskeln fiengen an heftig zu zucken, und ehe er in der Thür verschwand, warf er mir von der Seite einen scharfen, giftigen Blick zu. Wie ein Blitz gieng mir nun ein Licht auf, warum

Vom Jahre 1882 ab giengen meine Schriften allmählich in den Verlag des feinsinnigen Leipziger Verlegers Liebeskind über, aber erst nach sechsjähriger, unermüdlicher, von manchen Verlusten begleiteter Arbeit begann er den Lohn für seine aufopfernde Thätigkeit zu finden.

Ich darf mich jetzt der freudigen Empfindung hingeben, dass überall in Deutschland und auch in Amerika, ja überall, wo Deutsche in Mehrzahl beisammen wohnen, zahlreiche Freunde und Gönner meiner Schriften erstanden sind, und für diese habe ich mich entschlossen, meine mehr als einfachen Lebensschicksale aufzuschreiben. Ich that dies mit Sorgfalt und Liebe, jedoch von mancherlei Zweifeln bedrückt, ob diese geringen Erlebnisse geeignet seien, irgend jemand Theilnahme einzuflößen, und schließe darum mit den Worten des Dichters:

„Und wie der Mensch nur sagen kann: Hie bin ich,
Dass Freunde seiner schonend sich erfreuen,
So kann ich auch nur sagen: Nimm es hin!"

In der Schlussplauderei „Was sich am Morgen meines fünfzigsten Geburtstages ereignete" schildert Seidel, in einem Traumgesicht, wie die Hauptgestalten seiner Werke ihn am Morgen als Gratulanten heimsuchen, Hühnchen, Bornemann, Siebenstern, bis es — dem Autor zu viel wird.

Mir wurden jetzt zwei Karten auf einmal gebracht. Auf der einen stand „Adalbert Scheermäusel", auf der anderen „Eulalia Schadebock". Man wird sich erinnern, dass der erste Name der des Herrn Omnia war, der sich im Riesengebirge so abscheulich gegen meinen Freund Abendroth benahm. Die zweite Karte aber rührte von seiner Schwiegermutter her. Wer diese Megäre kennt, der wird meinen tödtlichen Schreck begreifen. Schon hörte ich ihre harte, fürchterliche Stimme auf dem Corridor. Nun war's aus, und Flucht mein einziger Gedanke. Ich sagte dem Mädchen, es solle mir meinen Hut in das Nebenzimmer bringen, und verschwand geräuschlos dorthin. Als ich den Hut hatte, lief ich die eiserne Wendeltreppe hinab, die vom Balkon in den Hintergarten führt, und flüchtete mich durch den Kellergang zum Vorgarten. Dort hatten sich gerade die zwölf Monate mit ihren Instrumenten aufgestellt und ein herrliches Ständchen begonnen. Aber obwohl mich der Jänner beim Ausziehen seiner silbernen Posaune fast vor den Bauch stieß, erkannte mich doch niemand, und ich entkam glücklich. Von oben jedoch, wo die ganze Gesellschaft an den geöffneten Fenstern stand, um der Musik zuzuhören, ward ich gesehen.

Ich hörte, wie Eulalia Schadebock mit ihrer entsetzlichen Stimme schrie: „Er kneift aus, der feige Lump. Haltet ihn, haltet ihn!"

Ich aber sprang schnell in eine eben vorüberfahrende Droschke und rief dem Kutscher zu: „Fahren Sie die Potsdamer und Leipziger Straße hinunter, ich werde Ihnen schon sagen, wo Sie halten sollen.

Ich saß fast erstarrt da. Wenn das nicht Fritz Reuter war, so konnte es nur der Teufel sein!

Als alle mit Getränk versehen waren, erhob sich der neue Ankömmling und hielt folgende kleine Ansprache:

„Sehr verehrte Anwesende! Nach den Gebräuchen unseres Clubs fällt es mir als dem Jüngsten zu, den Vorsitz bei dieser Morgensprache zu übernehmen. Sie wissen alle, was uns heute zusammenführt. Es gilt, einen Tag festlich zu begehen, der uns vor siebzig Jahren ein Mitglied schenkte, das wir alle schätzen, lieben und verehren, einen Poeten, von dem die vielleicht einzig dastehende, höchst sonderbare Thatsache zu verzeichnen ist, dass er in Frankreich mehr gelesen wird und mehr gewirkt hat als in Deutschland. Lange Reden sind bei uns nicht Gebrauch, darum komm' ich sogleich zur Sache. Heute vor siebzig Jahren starb in Berlin unser treffliches Mitglied, der Kammergerichtsrath E. T. A. oder richtiger E. T. W. Hoffmann. Er lebe hoch!"

Nun erhoben sich alle, brachten ein dreimaliges Hoch aus und stießen mit dem kleinen, sonderbaren Männchen an, das gar bewegliche Gesichter schnitt und auf verwunderliche Art durch ganz schnelle Biegungen des Nackens seinen Dank ausdrückte.

Als sich der erste Ansturm gelegt hatte, kam ich mit meinem Glase aus der dunkeln Ecke hervor, denn diese, vielleicht nie wiederkehrende Gelegenheit, dem trefflichen Meister meinen Dank auszudrücken, wollte ich mir nicht entgehen lassen.

„Gestatten Sie, Herr Kammergerichtsrath", sagte ich, „einem Ihrer größten Verehrer, ein Glas edelsten Weines auf Ihr Wohl zu trinken!" Der Chateau d'Yquem war nämlich köstlich.

Der Angeredete sah zu mir empor, scheinbar mit ärgerlicher Verwunderung, paffte einigemale heftig aus seiner Thonpfeife und sprudelte dann mit unglaublicher Schnelle und scharfer, etwas heiserer Stimme die Worte heraus: „Wer sind Sie, Verehrtester? Was veranlasst Sie, sich einzudrängen in die Gesellschaft friedliebender Revenants? He? Revenants, die unter sich sein möchten, mein Theuerster?"

„Ja, wer sind Sie, mein Herr?" fragte nun Reuter mit finsterem Ernst.

Ich nannte meinen Namen.

Zu meiner größten Verwunderung schien dieser sämmtlichen Anwesenden bekannt zu sein, was meiner Eitelkeit nicht wenig schmeichelte und mich so mit schwellendem Stolze erfüllte, dass ich mich nicht enthalten konnte, diesem Gefühle in bescheidener Weise Ausdruck zu geben.

„Ja, mein lieber Landsmann", sagte Reuter dann, „wenn Sie nun doch zum Fach gehören und hier heute, ich weiß nicht, auf welche verdeubelte Art, hereingekommen sind, so mögen Sie ausnahmsweise

mir das Männchen gleich so bekannt vorgekommen war. Das war ja der alte E. T. A. Hoffmann, wie er leibte und lebte, wie ich ihn aus Bildern und Beschreibungen genugsam kannte. Zwar waren heute genau siebzig Jahre seit seinem Tode verflossen, aber hatte ich nicht an diesem verdrehten Tage schon Dinge erlebt, die ebenso unglaublich waren?! Mich befiel eine unwiderstehliche Neugier, die Geheimnisse zu ergründen, die hinter dieser eisenbeschlagenen Thür verborgen waren. Im Besitz des Einlasszeichens war ich, und mehr wie hinausgeworfen konnte ich nicht werden. Mit raschem Entschluss trat ich an die Thür:

„—◡◡ —◡◡ —◡◡ —◡◡ —◡◡ ——!“

Nach einer halben Minute befand ich mich in einem dämmerigen Gange, der an seinem hinteren Ende von einem kleinen Fenster nach dem Hofe zu spärlich erhellt war. Dort hinter einer angelehnten Thür hörte ich Stimmengesumme. Ein eigenthümlicher Duft, wie er in uralten Weinstuben zu herrschen pflegt, schlug mir entgegen. Das Herz pochte mir mächtig, als ich in den halbdunklen Raum eintrat und mich so still wie möglich in die finsterste Ecke drückte. Die Männer, die dort um einen großen runden, vom Alter gebräunten Eichentisch saßen, waren in ihr Gespräch vertieft und beachteten mich nicht. Ich bestellte bei dem uralten Küfer, der mich mit einem seltsam fragenden Blick ansah, zur Feier des Tages und zu Ehren dieses seltsamen Erlebnisses eine Flasche Chateau d'Yquem und verhielt mich mäuschenstill in meiner dunklen Ecke. Meine Augen gewöhnten sich allmählich an die herrschende Dämmerung, die nur von einer trübe brennenden Schirmlampe über dem runden Tische ein wenig erhellt ward, und ich betrachtete mir die wunderlichen, altmodischen Leute, die dort saßen, etwas genauer. Auf dem Tisch befand sich ein Kasten mit Tabak und eine Anzahl von langen Thonpfeifen. Einige von den Männern rauchten, und jeder hatte einen andern Wein vor sich. Es interessierte mich, zu wissen, was das kleine sonderbare Männchen trank, und ich sah mich danach um.

„Chambertin“, sagte ich befriedigt zu mir, „das stimmt.“

Während sich nun die Männer lebhaft unterhielten, tönte von draußen wieder das bekannte Klopfen. Der alte Küfer zog an einem Griff an der Wand, und nach kurzer Weile kam ein breiter, untersetzter Mann in die Thür mit einem fidelen, stupsnasigen Gesicht, das von einem Vollbarte umrahmt wurde. „Da ist ja der Doctor!“ rief jemand, „nun sind wir vollzählig.“

„Ja, ich hab' mich 'n bisschen verspätet“, sagte der neue Ankömmling. „Kinnings, wat heww'k för'n Döst. Sie alter, würdiger Greis, setzen Sie mir mal gleich so'n Korb Langkork hier untern Tisch, dass das alte Laufen nich immer is. So, nu kann's losgehen.“

Diese Antwort erregte bei der ganzen Gesellschaft Entsetzen und höchsten Zorn, selbst Uhland sagte: „Unerhört!“ Das erste Wort, das über seine Lippen kam. Alle schrien auf mich ein und fanden, wie es in dem Studentenulk vom Seegreise heißt, mein Benehmen höchst incommentmäßig und sozusagen fast gemein. Hoffmann fauchte wie ein in die Enge getriebener Kater. Reuter aber schüttelte fortwährend meinen Arm und wiederholte einmal über das andere: „Wie können Sie es wagen, sich mit Ihrer höchst gemeinen Körperlichkeit in die geheiligten Kreise der Abgeschiedenen zu begeben? Sie sind ja ein Herr! Ein Herr sind ja, Sie Herr, Sie!“ Und das Wort „Herr“ betonte er, als wäre es das fürchterlichste Schimpfwort, das jemals die Hölle ausgespien hat.

Ich verlor vor Schreck die Besinnung, und es ward dunkel vor meinen Augen. Das Rütteln an meinem Arme aber dauerte fort, und wie aus weiter Ferne hörte ich die sanfte Stimme meiner Frau: „Heinrich! Heinrich!“

Da kam eine selige Ruhe über mich, und ich schlug die Augen auf. Es war heller Morgen; meine Frau stand vor meinem Bette und hielt ein Telegramm in der Hand: „Hier, Heinrich, lies! Dies ist soeben gekommen!“ Ich rieb mir die Augen, öffnete das Blatt und las:

„Wach auf, wach auf, o Jubilar!
Und wische dir die Augen klar!“

Der Briefwechsel zwischen Robert Hamerling und Peter Rosegger.

(4. Fortsetzung.)

Hochverehrter Herr und Freund! Graz, 26. September 1882.

Was einen „Stoff“ anbelangt, so suche ich wirklich nach einer eigenartigen und doch recht einfach natürlichen Fabel, die eine jahrelange Arbeit verlohnen könnte. Es soll so ein schlanker, nicht vielarmiger Haubenstock aus heimischem Holze sein, auf den ich all meine Lappen hängen könnte. Ich habe zahlreiche Ideen, aber es will mir keine recht festhalten.

Ich habe im Laufe des Sommers eine Reihe Aphorismen geschrieben, welche ich unter dem Titel „Fliegende Gedanken“ im Novemberheft veröffentlichen möchte. Dieselben sind ganz anderer Art, als Ihre so anregenden und wertvollen „Aus der Gedankenmappe“, ich habe aber doch eine kleine Furcht, dass das Publicum sagen könnte: „Weil H. Aphorismen schreibt, so glaubt R., auch Aphorismen schreiben zu sollen.“

Für's Novemberheft habe ich recht interessante Beiträge von Alfred Meißner und Bodenstedt. Dann bringt das Novemberheft eine Erzählung von Stelzhamer aus dessen nachgelassenen Schriften.

Mit herzlichem Gruße, verehrter Herr und Freund Ihr Rosegger.

bleiben und an der ferneren Sitzung theilnehmen. Aber für später, merken Sie sich, ist Einführung durch ein Mitglied nöthig, dreimaliger Besuch des Clubs und bei der Aufnahme: Einstimmigkeit. Verstanden? Und darüber, dass wir Ihren Namen kennen, brauchen Sie sich nicht zu wundern. Wir haben furchtbar viel Zeit und lesen allen möglichen Schund. Besonderen Spass macht es uns aber, zu sehen, wie unsere Schriften weiterwirken in den Nachfolgern, und da kann man bei Ihnen allerhand erleben."

Ein beifälliges Grunzen und Lachen ward in dem Kreise vernehmlich; besonders laut kicherte Hoffmann und rief: „Man vergleiche ‚Das alte Haus' von Ihnen, Liebster, mit meinem ‚Abenteuer dreier Freunde'! Da kann man was merken! Haben mich auch sonst nicht ohne Nutzen studiert. ‚Daniel Siebenstern?' He? Und so weiter. Will heute milde sein! Bin in einer höchst confortablen Stimmung!"

Der wohlbeleibte Herr, den ich zuerst in die eisenbeschlagene Thür hatte eintreten sehen, und der von den anderen mit „Herr Legationsrath" angeredet wurde, beugte sich jetzt vor und sagte: „Sie bilden sich wohl etwas ein auf Ihren ‚Leberecht Hühnchen', mein Herr? In den dreiunddreißig Kruken meiner gesammelten Schriften habe ich mindestens ein Dutzend dergleichen stets fideler Männlein poetisch eingemacht. Ich erinnere nur an das ‚Leben des vergnügten Schulmeisterleins Wuz in Auenthal'."

So rieben Sie mir alle, einer nach dem anderen etwas unter die Nase, Chamisso, Hauff und alle, die da waren.

Nur der alte Uhland saß die ganze Zeit lang still in einer Ecke und sagte kein Wort. Er äußerte auch jetzt nichts, aber er lächelte mich an, und dies Lächeln sprach beredter als Worte: „Na, ich weiß auch Bescheid."

Zuletzt nahm Reuter wieder das Wort: „Ihr Glück, Landsmann," sagte er, „dass Mörike, Storm und Keller heut fehlen, die könnten sonst das Lied noch 'n paar schöne Verse weiter singen. Was? Und, was ich sonst noch sagen wollt' — Sie schreiben ja wohl auch manchmal plattdeutsch?" Dann sah er mich mit einem schönen breiten, echt mecklenburgischen Grinsen an, stieß mich mit dem Zeigefinger in die Seite und rief: „Alter Schäker!"

„Doch nun wollen wir genug sein lassen des grausamen Spiels," fuhr er fort, „nur noch eine Frage möcht' ich mir erlauben: Sagen Sie mal, wann sind Sie eigentlich abgeschrammt? Das kann doch erst kürzlich gewesen sein?"

„Wieso, abgeschrammt?" fragte ich äußerst verwundert.

„Nun, ich meine, wann Sie todt geblieben sind?"

„Aber lieber Herr Doctor, ich bin ja noch äußerst lebendig und feiere heute meinen fünfzigsten Geburtstag!"

Und dennoch hätte ich einen Wunsch. Weil Sie Ihren vollen Namen darunter setzen, so wäre es doch gut, wenn das Materielle mehr als Nebensache behandelt würde. Sie bewundern die Enthaltsamkeit der Steirer, die diesem „kräftigen Zeugen geistigen Lebens in Steiermark“ mit nur mäßiger Theilnahme entgegenkommen. Es wäre eine etwas lebhaftere patriotische Theilnahme im Interesse der Entwicklung des Blattes allerdings zu wünschen.

Ich glaube fast, hochverehrter Freund, wir ließen Abonnementspreis und Ähnliches weg; schließlich ist der „H.“ doch zu geringfügig, als dass wir uns seinetwillen auch nur einen Anschein von Demüthigung geben wollten.

Da Sie in der Stadt sind, so suche ich Sie in den nächsten Tagen noch auf. Donnerstag früh reise ich ab. Innigst grüßt Ihr Rosegger.

Liebster Rosegger! Graz, 28. Februar 1883.

Ich kann mit noch immer eingebundenem Gesicht mich unmöglich unter die feinen Leute setzen und leide seit gestern überdies an heftigem Gastrizismus. So sehe ich mich zu meinem großen Verdruße heute verhindert, ein Stück Publicum für Sie vorzustellen, obgleich der akademische Leseverein so freundlich war, mir auf Ihre Anregung eine Karte zu schicken, die ich heute Morgens zurückgestellt habe. Bin *sehr* gespannt auf Ihr kleines Dialekt-Epos[1]), mit welchem Sie ja nebenbei einen langgehegten Privatwunsch von mir realisiert haben. Nun müssen Sie mir aber doch das Manuscript auf ein paar Tage leihen! Oder wird es gleich gedruckt?

Meine Mutter ist auch immer leidend und geht seit Wochen nicht aus.

Also auf gut Glück! Guten *Abend*! Ihr Hamerling.

Liebster Rosegger! Graz, 17. April 1883.

Zu meiner nicht geringen *Bestürzung* wurde mir soeben für meinen letzten „Heimgarten“-Artikel ein Honorar im Betrage von 60 fl. zugemittelt. Ich *erkläre hiermit feierlich*, dass ich keinen Kreuzer über das von uns vereinbarte Durchschnittshonorar von 40 fl. acceptiere. War dieser letzte Artikel etwas länger, so wird ein späterer wieder kürzer sein, und so gleicht sich's aus. Ich behalte die überschüssigen 20 fl. nur, wenn Sie versprechen, mir im nächsten Quartal *um 20 fl. weniger anzuweisen*. Was denken Sie denn von mir? Sie *beleidigen* mich! Ihr Hamerling!

Graz, 7. Mai 1883.

Hier, liebwerter Freund, die kleinen Besprechungen nebst der Abschrift des schlesischen Gedichtes. Ich bin fortwährend unwohl und muss meist das Bett hüten, habe Kreuz-, Hüften-, Nieren-, Blasen-, Seiten-, Brust-, Kopf- und Zahnschmerzen bald einzeln, bald zusammen — in Duetten, Terzetten, Quartetten, Quintetten und Symphonien. Ihr Hamerling.

Hochverehrter Freund! Graz, 2. Juni 1883.

Heute las ich Ihren so treffenden Artikel über Stelzhamer und danke Ihnen herzlich. Ich habe mir jedoch erlaubt, in demselben den Ausdruck „Hackbrettschläger“ zu streichen, weil die Leute denselben sonst leichtlich auf ihr einstiges Protectionskind, den „Zither- und Hackbrettdichter“ beziehen könnten. Nicht wahr, geehrter Freund, Sie sind damit einverstanden und verzeihen es, wenn ich in meiner Monatsschrift derlei Missdeutungen zu vermeiden suche.

[1]) „Mei Voda.“ Jetzt in „Zither und Hackbrett“, vierte Auflage.

Lieber, sehr geehrter Freund! Graz, 1. October 1882.

Ich halte es für nöthig, Ihnen von einem kleinen Artikel, den ich über den „Heimgarten" in der „Tagespost" veröffentlichen will, jene Zeilen zur Begutachtung vorher mitzutheilen, mit welchen ich an den Patriotismus der Steirer appelliere.

Nachdem ich einiges zur Empfehlung des „Heimgarten" im allgemeinen gesagt, dann constatiert habe, dass das Blatt in Steiermark selbst noch nicht so verbreitet ist, als man erwarten sollte, fahre ich fort, wie folgt:

Mit Befriedigung blickt der Steiermärker auch auf den „Heimgarten", der in der Überfülle periodischer Unterhaltungsliteratur als etwas Eigenthümliches dasteht, als etwas, das unmöglich wertlos sein kann, wenn es der Herausgeber, der Dichter nicht ist, dessen Richtung und Eigenart sich darin so vollkommen ausprägt. Ohne Zweifel begreift der Steiermärker auch, dass man eine solche im patriotischen Sinne mit Liebe gebotene Gabe in demselben Sinne mit Liebe annehmen muss. Er liest den „Heimgarten" auch; aber nach allgemeiner deutscher Lesersitte zieht er es vor, sich die Hefte, wenn irgend möglich, zu diesem Behufe auszuleihen mit einer Ersparnis von 30 Kreuzern monatlich! —

Nicht viele im Publicum bedenken, dass alles Schöne in der Welt seine materiellen Existenzbedingungen hat und dass von diesen Bedingungen nicht bloß die Existenz des Schönen, das geschaffen wird, sondern auch die des Schöpfers mitabhängt. Wenige wissen oder bedenken, was es namentlich in Österreich besagen will, ein belletristisches Blatt lebensfähig zu erhalten. Als bald nach der Gründung des „Heimgarten" der Herausgeber desselben einen seither verstorbenen, durch seine Schroffheit nicht minder als durch seinen Geist berühmten Schriftsteller besuchte, trat ihm dieser mit den Worten entgegen: „Ich weiß, weshalb Sie kommen: Sie wünschen Beiträge von mir für Ihr neues Blatt. Geben Sie sich keine Mühe, Sie erhalten von mir nichts, denn Sie könnten mich nicht bezahlen. Ihr Blatt wird sich keine sechs Monate halten. Ein solches Blatt ist ohne Subvention, ohne ungewöhnliche Hilfsquellen in Österreich nicht existenzfähig!" — Nun, wer einiges Gedächtnis hat, für die unzähligen gescheiterten Versuche, und einige Kenntnis von der internen Geschichte der zwei bis drei belletristischen Wochen- und Monatsblätter, welche in Österreich ihr Dasein fristen, der wird sich über diese Rede nicht wundern. Zu verwundern ist nur, daß Rosegger den „Heimgarten" dennoch bisher aufrecht zu erhalten gewusst hat — freilich mit dem Aufwande seiner ganzen unermüdlichen Arbeitskraft, seiner ganzen persönlichen Zähigkeit und Energie. Man sammelt Beiträge zu Denkmälern für verstorbene Dichter — wäre es nicht zweckmäßiger, sie bei Lebzeiten in dem zu unterstützen, was sie zur Ehre und Freude ihres Vaterlandes ins Leben rufen? Es gibt gewiss keinen gebildeten, patriotisch gesinnten Steiermärker, der die Unkosten von monatlich 30 Kreuzern zu hoch fände, wenn es sich darum handelt, den Bestand eines kräftigen Zeugen geistigen Lebens in Steiermark, wie es der „Heimgarten" ist, zu sichern. Es fehlt eben nichts, als ein bisschen mehr patriotische Theilnahme von Seite der engeren Heimat, um den „Heimgarten" von dem was er unter den gegenwärtigen Umständen sein kann, ganz zu dem werden zu lassen, was er der ursprünglichen Idee des Herausgebers nach, sein könnte und möchte. —

Ist's recht so? Ihr getreuer Robert Hamerling.

Hochverehrter Freund! Graz, 1. October 1882.

Ihre Worte, die Sie dem „Heimgarten" widmen, müssen diesem gewiss von Nutzen sein. Mich berührt das schöne Lob, das sie mir geben, ganz unheimlich, doch neige ich mich in Demuth.

Hingegen hätte ich Grund, wegen des Ausdruckes „auf den Mund schlagen“ den Beleidigten zu spielen. Den habe ich nicht verdient. Wenn Sie meine Unzufriedenheit mit mir selbst erwägen, so sehen Sie, dass meine schiefe Auffassung nahe lag, dass mich daher der Ausdruck vor dem Publicum genieren konnte, und dass ich also offen zu Ihnen kam. Bedenken Sie, was in einem verzagten Menschenherzen alles vorgehen kann. Heute sehe ich nur ein, dass ich das Wort nicht hätte streichen sollen, aber bleiben Sie gut Ihrem Rosegger.

Liebster Rosegger! Graz, 7. Juni 1883.

Das „auf den Mund schlagen“ ist einer jener Ausdrücke, die nur der momentanen Lust, ein Wortspiel oder einen schlechten Witz zu machen, ihren Ursprung verdanken. Mich kränkte in Ihrem Briefe schlechterdings gar nichts als Ihre Besorgnis, irgendwer könne beim „ordinären Hackbrettschläger“ an Sie denken. Wenn Sie sich selbst manchmal, wie sie sagen, für einen „trivialen“ Poeten halten, nun, dann versteht der Mensch in Ihnen den Dichter nicht. Das kommt zuweilen vor. Mir sind Sie ein tiefsinniger, ein geistig vornehmer Poet; ich hatte geistigen Adel in Dialektpoesie bei Ihnen früher als bei Stelzhamer kennen gelernt, und wäre mein Artikel nicht für den „Heimgarten“ geschrieben gewesen, so hätte ich Ihr Verhältnis zu Stelzhamer in einer Weise zur Sprache gebracht, dass alle möglichen und unmöglichen Missverständnisse ausgeschlossen gewesen wären.

NB. Dass der Ausdruck „Hackbrettschläger“ aus dem Artikel gestrichen bleibe, wünsche und verlange ich jetzt selbst entschieden. Verzeihen Sie die Späße meines vorigen Briefes, die Sie, wie ich sehe, ängstigten!

In treuester Liebe und Freundschaft Ihr Robert Hamerling.

Hochgeehrter Herr und Freund! Krieglach, 24. Juli 1883.

Hauptanlass dieser Zeilen ist die Freude über das Fest in Schrems. Es zieht mich hin und wenn sichs im Spätherbst einrichten lässt, so fahre ich hin. Einstweilen bitte ich den lieben Himmel, dass er Sie bishin ganz herstellt; ich wüsste mir gar nichts Schöneres, als die kleine Reise mit Ihnen zu machen, Sie in Ihre stille Heimat zu begleiten, die Sie seit so vielen Jahren nicht mehr gesehen haben. Machen Sie sich, verehrter Freund, einstweilen mit dem Gedanken vertraut. Der October ist ein sehr bequemer Reisemonat und ich denke mir gerade in diesem Monat das Waldviertel am schönsten. In Ewigkeit Ihr Rosegger.

Sehr werther Freund! Graz, 27. Juli 1883.

Das Hamerlingfest zu „Schrems“ hat Ihnen Freude gemacht? Wirklich? ei, ich hätte nicht gedacht, dass Sie einem so guten Freunde gegenüber der Schadenfreude fähig sind! Eine Denkmalbüste bei Lebzeiten — das wird die Mitwelt nie verzeihen. Dass ich physisch oft nur mehr halb am Leben und literarisch zu verschiedenen Malen todt gemacht worden bin, gibt mir noch kein Recht, die Ehre der ganz Todten zu beanspruchen. Aber die Waldviertler, die mich seit 40 Jahren nicht mehr hatten und seit 17 Jahren nicht mehr sahen, bei denen ich also fast eine mythische Person geworden, erblickten mich in jener Entfernung, welche die Berühmtheiten bekanntlich vergrößert und dachten: wir wollen ihn wenigstens im Bilde aufzeigen können. Mir selbst verhehlten sie ihr Vorhaben weislich, wohl wissend, dass ich mit Händen und Füßen dagegen mich sträuben würde. Nun ist's geschehen und obgleich ich vielleicht so ungefähr die Größe habe, dass ein kleiner Geburtsort auf mich stolz sein kann, wird es dieser Denkmalsgeschichte halber doch viel „Geseres“ unter Juden und Christen geben.

Ich freue mich, den Stelzhamer-Artikel Herrn Hartleben schicken zu können, derselbe wird dadurch aufgemuntert werden, recht viel für Stelzhamer zu thun.

Ich fühle mich in der ländlichen Ruhe recht behaglich, gebe Gott, dass sie dauert. Und möchten doch auch Sie, verehrter Herr Professor, einen besseren Sommer haben, als Sie ihn selbst erwarten. Holen Sie sich ja nicht etwa aus Büchern Angst vor Ihrem Befinden; ich habe seinerzeit mir viel Bangigkeit aus medicinischen Schriften gelesen. Ich thue es nicht mehr und fahre besser. Bei den armen Bauersleuten hier kann man's sehen, was ein Mensch aushalten kann, bis er — wieder gesund wird.

Seien Sie und ihre liebe Mutter herzlichst gegrüßt von Ihrem Rosegger.

Lieber Rosegger! Graz, 4. Juni 1883.

Das ist das erstemal, dass ich Sie nicht verstehe. Irgend ein Mensch sollte glauben können, unter dem „Hackbrettschläger“ gegenüber dem guten Dialektdichter hätte ich Sie gemeint, weil Sie — oder vielmehr wir zwei miteinander — „Zither und Hackbrett“ in Druck gegeben? Ist das Ihr Ernst? Nicht vom „Hackbrettschläger“ hatte ich übrigens gesprochen, sondern vom „gemeinen“ Hackbrettschläger, wenn ich nicht irre. Nun, wir Dichter sind „wunderliche Leute“, wie Lorm sagt, der wunderlichsten einer. Mein ganzer Artikel zielte so sehr auf eine Verherrlichung der guten und genialen Dialektpoesie im allgemeinen ab, und bei meinen Herzensergießungen über diesen Gegenstand hatte ich so viel an Sie, und gerade an Sie gedacht — nennen durfte ich Sie in Ihrem Blatte leider nicht — dass ich meinte, auch alle Welt werde und müsse dabei an Sie denken. Aber dass einer beim „gemeinen Hackbrettschläger“ an Sie denken könnte — oder dass es einen geben könnte, der denken könnte, dass einer dabei an Sie denken könnte — bei Gott, das habe ich nicht gedacht! —

Genug davon auf ewig! Leben Sie wohl und schlagen Sie fleißig Zither und Hackbrett, aber nie wieder ohne Grund auf den Mund

Ihren alten Freund Hamerling.

Hochverehrter Freund! Krieglach, 5. Juni 1883.

Ich bitte Sie recht innig um Entschuldigung, wenn Sie mein Schreiben unangenehm berührt haben sollte. Wüsste ich nicht, wie gut Sie mir sind und wie leicht wir uns verstehen, ich hätte nichts gesagt, weil die Sache ja geringfügig ist. Übrigens gibt es ja genug Leute, die mich für einen schlechten Dialektdichter halten, und was das schlimmste ist, ich selber gehöre manchmal dazu. Ich muss Ihnen gestehen, theurer Freund, dass ich in neuerer Zeit — möglicherweise durch die Kränklichkeit verursacht — oft arge Versuchungen habe. Ich kann mich, wie sonst, nicht mehr freuen an meinen Productionen, sie kommen mir trivial vor oder gesucht und erzwungen, und ich wundere mich nur, dass sie noch so viele freundliche Leser finden.

Meine Dialectsachen liegen mir schon gar darnieder, seit ich den herrlichen Stelzhamer gefunden habe. Wenn Sie also wirklich gemeint hätten, was ich glaube, dass andere im „Hackbrettschläger“ verstanden haben könnten, so hätten Sie nichts anderes als meine Meinung gesagt. Ich sage sie im „Heimgarten“ gelegentlich vielleicht selber, aber nur Sie möchten's nicht thun, weil ja Sie mein einziger Halt waren und sind.

So naheliegend mir demnach der Gedanke war, es könnten auch andere so denken, als ich, so war und bin ich doch fest überzeugt, dass Sie's nicht so gemeint, wie ich glaube, dass es Scheelsüchtige verstanden haben könnten.

Sehr lieber Freund! Graz, 27. September 1883.

Ich habe seit unserer letzten Begegnung Ihre Abfertigung des „literarischen Bauernfressers“ im „Heimgarten“ mit dem rechten Verständnis und vollem Genusse gelesen. Wie der unstudierte „Almpeterl“ dem gelehrten jungen Herrn Universitätsdocenten . . . . die Hosen spannt und ihm einen Schilling aufmisst, in einem Artikel, den der gelehrte junge Herr mit all dem Schliff seiner zwölf Studienjahre nicht so fein und elegant zustande gebracht hätte — das ist unter allen Umständen ein ergötzliches, in seiner Art einziges Schauspiel. Hören Sie, ich möchte Ihr Feind nicht sein — und beeile mich deshalb umso mehr Sie zu versichern, dass ich bin

Ihr gehorsamst ergebener Rob. Hamerling.

Hochgeehrter Freund! Graz, 17. December 1883.

Beiliegend Bruckners Brief, über den wir noch sprechen müssen.

Gleichzeitig theile ich Ihnen mit, dass ich wegen Gesundheitsrücksichten und Arbeitslast dem Herrn Redacteur Prof. v. Raab soeben meinen Austritt aus dem Ausschusse der Grazer „Concordia“ angezeigt habe.

Ihnen gestehe ich es wiederholt, dass mir die Welt nicht gefällt, weil ich sie nicht verstehe und sie mich nicht. Von Tag zu Tag steigert sich mein Heimweh nach dem ländlichen Leben bei Bauern, wo man von allem Wirbel nichts hört und sieht, wo ich wieder Ruhe und Stimmung finden könnte, mich an den großen Dichterwerken zu ergötzen und zu erbauen — was mir in der Stadt nicht mehr möglich ist.

Mit herzlichstem Gruß, hochverehrter Freund Ihr Rosegger.

Hochverehrter Freund! Anfangs Jänner 1884.

Sie haben mir indirect einen Vorwurf gemacht, den ich nicht leicht werde verwinden können. Ich kann mich nicht erinnern, dass ich irgendeinmal ein gegebenes Wort gebrochen hätte.

Halbe Zusagen, bedingungsweise, hielt ich allerdings nie für unmittelbar bindend und können, wenn sich die Bedingungen nicht einstellten, ignoriert werden. So halte ich, so halten es andere.

Das Wenn war nicht, kam nicht.

Ich habe mit vielen Geschäftsmännern verkehrt und weiß keinen, der mir Unbeständigkeit, Unverlässlichkeit oder gar Wortbruch vorgeworfen hätte. Diese Redlichkeit ist auch alles, was mich moralisch aufrecht erhält und mir unendlich wertvoller als Talent, Ruhm und was man Dichtern sonst nachjagt.

Ein paarmal ist es mir passiert, dass mir die Vergesslichkeit einen Streich spielte; so einmal bei Manz, da ich eine Erzählung in Berlin abdrucken ließ, die er in einem Kalender hatte. Ich hatte ganz darauf vergessen und mich später beeilt, den Kalenderverleger zu entschädigen. Er hat die Entschädigung nicht beansprucht. Ein andermal begieng ich gegen Dr. Svoboda eine Taktlosigkeit, die mir schlaflose Nächte kostete. Es war auf der Reise nach Italien, ich hatte unterwegs als einen Theilbetrag einige Gulden an S. zu entrichten und wurde bei einer Verrechnung gemahnt, es zu thun. Mir war's aber, als hätte ich's schon am Abend zuvor gegeben und glaubte es so bestimmt zu wissen, dass ich's sagte. S. verzichtete auf das Geld, sagte mir aber bestimmt, ich hätte es nicht gegeben, und es wird auch so gewesen

In Ihrer Gesellschaft meine Heimat zu besuchen, wäre freilich ein reizender Gedanke für mich; aber ich wage nicht zu hoffen, dass er ausführbar. Dafür habe ich eine andere Idee, die wir, sobald sie reif ist, mündlich besprechen werden.

Wann soll ich den Beitrag für's Octoberheft — es wird eine kleine Erzählung sein — in die Druckerei geben? Wenn Sie mir den Termin wie gewöhnlich, so weit als möglich hinausrücken, riskieren Sie nichts: einhalten werde ich ihn pünktlich. Ihr ergebenster Hamerling.

Hochverehrter Freund! Krieglach, 30. Juli 1883.

Für Ihren lieben Brief danke ich herzlich, aber ich bleibe dabei, dass es nach meiner Empfindung einen ganz besonderen Wert hat, von seinen engsten Landsleuten erkannt und gewürdigt zu werden. Mir hat mein Lebtag nichts so viel Vergnügen gemacht, als da die Krieglacher vor fünf Jahren einer neueröffneten Dorfgasse meinen Namen gaben. Ein Rosegger-Boulevard in Paris würde mich kalt lassen. Ich gehe mir das Bildnis im Waldviertel doch noch ansehen.

Mit herzlichem Gruß an Sie, verehrter Freund, und Ihre Frau Mutter von uns allen. Rosegger.

Sehr lieber Freund! Graz, 20. August 1883.

Kleinert will uns also durchaus zu Trauzeugen haben! Ich konnte natürlich meine Zusage nur für den Fall geben, dass ich eben nicht ans Krankenbett gefesselt bin. Er und seine Braut legen unendlich viel Gewicht darauf, dass wir beide gewiss erscheinen. Gedenken Sie sich vielleicht mit einem Hochzeitsgedicht einzufinden? Dann möchte ich meinen Pegasus auch satteln, und das würde mir äußerst schwer fallen. Vielleicht erwartet man, dass einer von uns wenigstens einen Toast auf das Brautpaar ausbringt. Wollen Sie das auf sich nehmen? Müsste ich's, so würde ich mich der Sache in der einfachsten Weise mit drei Worten entledigen, denn ich bin kein Redner. Wollen dann Sie (Sie sind einer!) noch ein paar launige Worte in Ihrer Art hinzufügen — unter dem Vorwande, ich hätte Ihnen den Toast vom Munde weggenommen — desto besser. Also auf Wiedersehen bei dieser Gelegenheit! Das wird für mich (Unbeholfenen) das Angenehmste dabei sein. Mit besten Grüßen

Ihr Hamerling.

Krieglach, 22. August 1883.

Ja, hochverehrter Freund, da bleibt Ihnen gar nichts anderes übrig, als bei der Hochzeit den Weihespruch, resp. die Festrede zu halten. Ich sage dann später irgend etwas sich auf die Verhältnisse oder den Hochzeitskreis Beziehende in halb spasshafter Weise. Ein Gedicht mache ich nicht. Übrigens ist mir vom Arrangement gar nichts bekannt; sollten wir eine Mahlzeit haben, so wünsche ich nur das eine, dass es Ihr Befinden erlaubt, dieselbe mit uns bis zur Neige durchzumachen. Dieser Kleinert hat doch Glück. Um den Preis, Sie bei meiner Hochzeit zu haben, würde selbst ich noch einmal heiraten!

Ich gedenke am 1. September nachmittags nach Graz zu fahren und komme noch an demselben Abend zu Ihnen, für den Fall wir noch etwas zu besprechen hätten.

Ich bin dieser Tage viel oben in meiner Waldheimat und genieße dort stimmungsvolle Stunden.

Mit herzlichstem Gruße, verehrter und inniggeliebter Freund! Ihr Rosegger.

nünftige und unrechte Zustände sich in der Welt bereits corrigiert haben! Allerdings rufen und trachten wir nach immer größerer staatlicher Freiheit, aber wie unendlich viel ist doch in dieser Beziehung schon errungen worden! Der Despotenwirtschaft früherer Jahrhunderte ist ein Ende gemacht, fast überall sind die Völker mündig geworden. Die Barbarei des Mittelalters ist überwunden. Das Los der arbeitenden Classen lässt noch manches zu wünschen übrig; aber wie viel hat sich doch zu Gunsten derselben geändert! Wie selbstbewusst dürfen sie heute aufzutreten wagen! Das sind denn doch hübsche Erfolge, die wir nicht ignorieren dürfen, wenn wir uns auch sagen müssen, dass der Fortschritt nie zu einem Zustande des Glückes und der Zufriedenheit auf Erden führen wird. Immer wird der Mensch sich elend fühlen und, was die Hauptsache ist, immer wird er ein armer Sünder sein. Aber ohne die Tendenz zum Guten, Rechten und Vernünftigen, die durch die Welt und das Herz der Menschheit geht, könnten Welt und Menschheit überhaupt nicht drei Wochen bestehen. Selbst der Materialist behauptet, dass die Wunder der Naturexistenz darauf beruhen, dass nur das zufällig Zweckmäßige lebensfähig geblieben, alle monströsen Gebilde aber, d. h. das Unvernünftige, zugrunde gegangen ist. Sollte es in der moralischen Welt anders sein? Wer also für das Vernünftige und Rechte eintritt, der ist auch der wahrhaft „Praktische". Glaubt einer, praktisch sei nur der individuelle Egoismus, gut, so wird sich ihm ein anderer individueller Egoismus gegenüberstellen und er wird sehen, wie weit er damit kommt. Meiner Ansicht nach muss der Egoismus nicht wieder mit Egoismus bekämpft werden — denn dann ist's eine gemeine Balgerei — und wenn ich sage: ich darf dir dein Recht nicht geben, denn du könntest sonst noch mehr verlangen als dir gebürt, oder: ich muss dich unterdrücken, sonst unterdrückst du mich, dann ist die Balgerei verewigt und es gilt das brutale Recht des Stärkeren.

Übrigens ist der Mensch, der normale, so construiert, dass er die Gerechtigkeit nicht bloss vom Nützlichkeitsstandpunkte aus verficht, sondern er ist — wie Sie mir gestern zu meiner Freude zugaben — capabel, zu sagen: „Gerechtigkeit muss sein und sollte die Welt dabei zugrunde gehen". Sie geht aber nicht zugrunde. Dies Ihnen deutlicher als gestern mündlich zu sagen, fühle ich mich gedrängt.

Ihr Hamerling.

Graz, 30. Jänner 1884.

Ich kann's doch nicht unterlassen, Ihnen zu danken, hochverehrter Freund, denn unsere beiderseitige Zuversicht, dass das Gute siegt, ist der Centralpunkt, durch den wir uns verstehen. Wenn sich mitunter in betrübten Stunden doch schmerzender Zweifel anmeldet, so ist das ja auch wieder nur Heimweh nach dem Guten und Gerechten.

Mit innigem Gruße Ihr

Rosegger.

(Fortsetzung folgt.)

sein. Ich konnte es nicht mehr gut machen und schämte mich so sehr, dass ich mich auf der Reise von ihm trennte.

Derlei wäre für mich das Niederschlagendste, was mich treffen könnte. Das musste ich Ihnen schreiben, verehrter Freund. Es ist wahr, ich kann manchmal feilschen, mehr, als es bei einem Dichter schön ist, mehr aus Trotz, als aus Geldgier, aber ein Versprochenes halten, das thue ich doch. Würde mir hierin die Gedächtnisschwäche wiederholt Streiche spielen, so wäre mir das genug, aus allem Verkehr mit Menschen zu treten, damit ich den guten Namen rette.

Uns ist es ja wirklich Ernst, wenn wir höhere Güter, als materielle, anstreben und unser Trachten so einrichten, dass wir ohne kleinliche Furcht und Rücksicht handeln. Sie verehrter Freund, wie ich, finden uns dabei am wohlsten.

Ihr Rosegger.

Liebwertester Freund! Graz, 6. Jänner 1884.

Meine Bemerkung bezüglich des Worthaltens, auch ohne contractliche Verpflichtung, bezog sich nur auf den geschäftlichen Verkehr und war speciell dadurch angeregt, dass ich im „Mag. für Literatur" eine Rechtsbelehrung gelesen, in welcher ausdrücklich hervorgehoben war, dass im Verkehr von Schriftstellern und Verlegern einfache briefliche Zusagen juristisch bindende Kraft haben. Warum ich glaubte, dass Sie dies nicht wüssten und durch diese Unkenntnis Schaden erleiden könnten, werde ich Ihnen mündlich sagen; schriftlich wäre es zu umständlich. Es war nicht der Mühe wert. Mündlich, mit Rede und Gegenrede, verständigt man sich viel rascher und leichter. Ihr getreuer Robert Hamerling.

Hochverehrter Freund! Graz, 12. Jänner 1884.

Ich komme eben vom Vergnügen, das mir Ihr Aufsatz über Venedig bereitet hat. Ganz besonders köstlich sind die Theile, die sich auf ihre Person beziehen, auf den beginnenden Dichter, auf den ausgetrampelten Logeninhaber. Auch der junge Ehemann mit dem „Caramelli" ist einzig. Ich danke Ihnen. Die Correctur schicke ich morgen in die Druckerei, da sie ja doch schon corrigiert ist.

Petschnigs Zeichnung der „Waldlilie" finde ich gut, nur mit dem Gesicht bin ich nicht zufrieden, glaube aber, dass es überhaupt kaum gelingen würde, Brandstätters Waldliliengesicht in seinem vollen Reize auf diese Art zu reproducieren.

Ich schicke die „Rundschau"; ein neues Heft habe ich noch nicht zur Hand; sobald es kommt, werde ich es Ihnen der Fortsetzung der Turgenjew'schen Memoiren wegen senden. Herzlichen Gruß von Ihrem Rosegger.

Liebster Rosegger! Graz, 30. Jänner 1884.

Wie einem das beste, das man bei einer Unterredung hätten vorbringen sollen, meist erst einfällt, wenn die Unterredung vorüber, so ergieng es mir gestern. Ich merkte, dass meine Behauptung, die Tendenz der Welt gehe doch eigentlich nur auf Verwirklichung des Vernünftigen und Rechten, Ihnen nicht ganz einleuchten wollte, weil ja die Menschheit im ganzen und großen sich mehr im Kreise dreht als wirklich fortschreitet und sich des Unvernünftigen und Unrechten genug realisiert. Ganz recht. Aber man darf nicht übersehen, wie viel unleidliche, unver-

namentlich zur Gottesfurcht, Dankbarkeit und Wahrheitsliebe. Geben Sie sich niemals zu einer Unwahrheit her. Missbräuche dieser Art sind ein grobes Vergehen und werden strenge bestraft. Zeigen Sie weiters bei edlen Handlungen Ihre Freude und Ihr Wohlgefallen, bei schlechten Ihren Abscheu, seien Sie Ihren Kindern überhaupt jederzeit ein gutes Vorbild, dann werden diese das Gute lieben, das Böse verachten lernen.

Gewöhnen Sie Ihre Kinder von frühester Jugend an Gehorsam. Er ist die Grundlage jeder Erziehung und ohne ihn ist Ihre und unsere Mühe vergeblich. Trachten Sie ferner, in Ihrem Kinde frühzeitig das Pflichtgefühl zu wecken und zu stärken. Dringen Sie darauf, dass Ihr Kind alles, was ihm obliegt, auch das Unbedeutendste, gewissenhaft und pünktlich ausführt, und dulden Sie niemals, dass es sich durch Leichtsinn und Bequemlichkeit oder durch wirkliche oder eingebildete Schwierigkeiten von der Erfüllung seiner Pflichten abhalten läßt.

Gewöhnen Sie Ihr Kind weiters an Ordnung und Pünktlichkeit, sowie an sorgfältige Ausnützung der Zeit; denn diese Eigenschaften sind unbedingt nothwendig, wenn Ihr Kind sein Fortkommen im Leben finden soll. Seien Sie aber auch bemüht, Ihr Kind zur Anspruchslosigkeit und Genügsamkeit zu erziehen; Sie legen dadurch den Grund zur Zufriedenheit und zum Glück, während die Genussucht das Unglück im Gefolge hat. Verwöhnung macht die Kinder anspruchsvoll; sie treten dann mit großen Erwartungen und Forderungen in das Leben und kennen nur Rechte, aber keine Pflichten.

Behüten Sie Ihr Kind sorgfältig vor schlechter Gesellschaft. Lassen Sie es nie auf der Straße herumlungern, weil es da mancher Versuchung ausgesetzt ist und an Leib und Seele Schaden leiden kann. Nehmen Sie Ihr Kind auch nicht in Gasthäuser und sonstige Vergnügungsorte mit, wo es Schlechtes sehen und hören könnte. Besondere Vorsicht ist beim Besuche des Theaters nothwendig, denn ein unpassendes Stück kann dem Kinde sehr verderblich werden. Achten Sie ferner genau auf das, was Ihr Kind liest. Lassen Sie ihm vor allem keine Zeitung lesen, weil diese manches enthält, was nicht für Kinder passt. Dulden Sie auch nicht, dass Ihr Kind sogenannte Indianergeschichten, sowie aufregende Romane u. dgl. liest. Schon manche sind dadurch auf Abwege gerathen und in Unglück und Elend gekommen. Gestatten Sie überhaupt nicht, dass Ihr Kind zu viel lese. Aufmerksames Lesen guter Bücher bildet, flüchtiges Lesen aber führt zur Oberflächlichkeit und verleitet zur Vernachlässigung der Pflichten.

Sorgen Sie dafür, dass Ihr Kind die Schule regelmäßig besucht und sie nicht aus Leichtsinn oder Verzärtelung versäumt, weil es sonst zurückbleibt und dann nicht selten die Freude am Lernen verliert. Auch die Theilnahme an religiösen Übungen der Schule gehört zu den Pflichten eines Schulkindes und darf daher ebenfalls nicht vernachlässigt werden.

Kommen Sie den Lehrern Ihres Kindes jederzeit mit Achtung und Vertrauen entgegen und sprechen Sie vor dem Kinde niemals etwas, was das Ansehen derselben schädigen könnte.

Schließlich sei Ihnen noch ans Herz gelegt, sich auch die körperliche Pflege Ihres Kindes recht angelegen sein zu lassen. Sorgen Sie nach Möglichkeit für kräftige Nahrung, zweckmäßige Kleidung, ausreichenden Schlaf, ferner für Reinlichkeit und gute Luft und geben Sie Ihrem Kinde auch Zeit zur Erholung und zum Spiele. Vor allem aber gönnen Sie Ihrem Kinde keine geistigen Getränke, die niemals nützen, meist aber schaden. Die ziemlich verbreitete Ansicht, dass der Genuss derselben stark mache, ist ganz unrichtig; die Erfahrung lehrt vielmehr, dass Kinder, welche Bier, Wein oder gar Brantwein u. dgl. bekommen, in körperlicher, beson-

Kleine Laube.

Besorgte Lehrer an liebende Eltern.

Die Grazer Lehrerschaft versendet an die Eltern ihrer Schulkinder ein Schreiben, das die Grundzüge der Erziehung enthält. Diese Grundzüge können den Eltern nicht oft genug ins Gedächtnis gerufen werden. Weil die Pflege und Zucht junger Pflanzen eine Aufgabe des Heimgärtners ist, so soll der goldene Brief hier wenigstens auszugsweise mitgetheilt werden:

„Kinder sind Räthsel von Gott und schwerer
als alle zu lösen;
Aber der Liebe gelingt's, wenn sie sich
selber bezwingt."

Lenau.

Liebwerte Eltern!

Sie haben uns Ihre Kinder anvertraut in der Erwartung, dass wir sie zu guten Menschen und brauchbaren Mitgliedern der bürgerlichen Gesellschaft heranbilden werden. Wir können diese Aufgabe nur dann erfüllen, wenn Sie Ihre Kinder gut erziehen und die Schule in ihren Bestrebungen ausreichend unterstützen. Zu diesem Zwecke bitten wir Sie, Folgendes zu beherzigen:

Behandeln Sie Ihre Kinder stets mit Ernst, aber auch mit Milde. Affenliebe ist schädlich, noch mehr aber Lieblosigkeit. Ein Kind, das niemals ein freundliches Wort zu hören bekommt, geht zu grunde. Strafen Sie nicht zu hart, seien Sie aber nicht zu nachsichtig; bedenken Sie, dass kleine Fehler mit der Zeit zu großen werden und geeignet sind, das Lebensglück Ihres Kindes zu zerstören und sein Fortkommen zu gefährden. Bemühen Sie sich vor allem, das Ehrgefühl in Ihrem Kinde wachzurufen. Sie werden dann mit Worten mehr ausrichten als andernfalls mit schweren Strafen. Von großer Wichtigkeit für die Erziehung ist es auch, dass Vater und Mutter in der Behandlung der Kinder einig sind.

Beschäftigen Sie sich mit Ihrem Kinde, so viel Ihre Zeit es Ihnen ermöglicht. Lassen Sie sich von ihm erzählen oder vorlesen, beantworten Sie seine Fragen mit Ernst und Geduld und lehren Sie es bei Spaziergängen auf alles Wissenswerte achten. Bekämpfen Sie namentlich frühzeitig jede Härte, Roheit und Grausamkeit, die die Kinder oft unbewusst begehen. Dulden Sie niemals das Zerstören in der Natur (Blumenabreißen ohne Zweck, Vernichtung unschädlicher Thiere u. dgl.), sondern erwecken Sie die Liebe der Kinder für alles Erschaffene und lehren Sie es, dasselbe schützen und erhalten.

Lassen Sie sich besonders die Bildung des Gemüthes Ihrer Kinder angelegen sein; denn nur auf diesem Boden gedeiht das wahre Glück. Erziehen Sie dieselben

Über Carneri.

Von Th. Vernaleken.

Carneri steht bezüglich seiner Schriften in Verbindung mit Spinoza und Darwin. Carneri lebt als menschenfreundlicher Denker in dem steirischen Marburg, körperlich sehr gebrochen. Man hat erst neulich seinen 80. Geburtstag gefeiert. Sein Vater war Gubernialrath in Venedig, Landstand in Tirol und Steiermark. Geboren ist B. Carneri 1821 zu Trient in Tirol; im Jahre 1857 übernahm er das Gut Wildhaus in Steiermark; 1861 ward er vom Großgrundbesitz in den steierischen Landtag gewählt, 1870 in den österreichischen Reichsrath, den er aber bald verließ, um seinen humanistischen Studien zu leben. Er mochte wohl einsehen, dass bei den Abstimmungen nicht das Richtige und Wahre herauskommt, sondern fast immer, wie viele Mitglieder die eine oder die andere Partei hat.

Sein christlicher Sinn und seine liebvolle Bescheidenheit sind mir auch durch persönlichen Umgang bekannt. Von seiner adeligen Herkunft und von Titeln macht ein solcher Mann keinen Gebrauch.

Von seinen Schriften kommen hier drei in Betracht. 1871 erschien (bei Braumüller) „Sittlichkeit und Darwinismus“. Im Vorworte spricht er von dem entscheidenden Kriege zwischen Frankreich und Deutschland und sagt: „Denjenigen, welche mit uns der Ansicht huldigen, dass die politische Freiheit eines Staates nur im Verhältnis zur moralischen Freiheit seiner Bürger zur Wahrheit wird, hoffen wir den vorliegenden Versuch einer neuen Begründung des Sittlichkeitsbegriffs nicht vergebens zu empfehlen.“

Carneri sucht die Begründung dort, wo sie zu einer Übereinstimmung der Ethik mit dem Darwinismus führt.

Ethik und Moral sind ihm nicht ganz dasselbe, denn er sagt: Im Gegensatze zur Moral nimmt die Ethik den Menschen nicht wie er sein soll, sondern wie er ist.[1])

Den Darwinismus nimmt Carneri zum Ausgangspunkte. In seinem Buche finden wir drei Abtheilungen: von der Wahrheit, von der Freiheit und von der Sittlichkeit.

Zehn Jahre nachher erschien das zweite Werk unter dem Titel: Grundlegung der Ethik. Diese wissenschaftlich zu begründen war nothwendig. Es ist aber mehr für Fachmänner geschrieben. Die päpstliche Kirche betont in ihrer Lehre zu viel ihre Glaubensartikel, ihre Dogmen, die von Rom und den im Mittelalter nur von Clerikern und nicht auch von weltlichen Mitgliedern der Kirche besuchten Concilien vorgeschrieben wurden. Mit solchen Glaubensartikeln ist aber der Menschheit weniger gedient. Darum wenden sich Spinoza und Carneri dem Ethischen der Sittenlehre und Nächstenliebe zu. Was lehrte Christus? Man lese nur bei Matthäus 5. Cap. die ganze Bergpredigt und zugleich Seite 153 ff. die Erläuterung von Albrecht Rau: „Die Ethik Jesu“ (Gießen bei Roth, 1899).

Carneri sagt Seite 167 und 168:

„Die Menschenwürde war im Alterthum unbekannt. Nur der Freie konnte auf Würde einen Anspruch erheben, und Freie gab es nur nach bestimmten Lebensstellungen. Selbst bei den Germanen stand der Leibeigene zum Freien in einem Verhältnis, das ihn zwar nicht zum Sclaven machte, aber auch nicht viel über diesen

[1]) Das Wort ist griechisch ἦθος und bedeutet Wohnsitz, Heimat, Denkweise, Charakter, Sinnesart, Sittlichkeit. Das deutsche Sitte bezeichnet die gewohnte Weise des Thuns und Lebens; sittlich ist: dem Brauche gemäß.

ders aber in geistiger Hinsicht zurückbleiben. Manches, was Erwachsenen nicht schadet, ist Kindern nachtheilig und muss ihnen vorenthalten werden. Dazu gehört auch das Rauchen, welches unter keinen Umständen bei Kindern geduldet werden darf.

Wir bitten Sie, diese Rathschläge freundlich aufzunehmen, sie kommen aus gutem Herzen. Wenn Sie dieselben beachten, dann werden Ihre Kinder zu braven Menschen heranwachsen und Ihr Andenken segnen, so lange sie leben. Sollte aber trotz alledem das Erziehungswerk misslingen — was ja möglich ist, weil dabei auch andere Umstände mitspielen — dann haben Sie wenigstens Ihre Pflicht gethan und brauchen sich keinen Vorwurf zu machen. Werden Sie auch nicht muthlos, wenn der Erfolg nicht gleich Ihre Bemühungen krönt. Wer viel säet, darf hoffen, dass wenigstens ein Theil der Saat zur Reife gelangt. Der Lehrkörper.

Flüchtige Gedanken.

Von Franz Goldhann.

Untermenschen erblicken nur im Materialismus ihre Sendung.

* * *

Wahrer Nationalismus liegt in der Kraft der Heimständigkeit.

* * *

Der Künstler schildert die Seele seiner Zeit.

* * *

Es gibt auch Gedankenpfründner.

* * *

Am Feiertag im Weinlande.

Die Alten voll,
Die Kinder wie toll.
Mein größter Verdruss,
Dass ich zuschauen muss. . . .

* * *

Herz hat der Staat keines, dafür ein starkes Gebiss und einen großen Magen.

* * *

Des Künstlers Heimat ist dort, wo er am glücklichsten schafft; dieses Ortes Bild senkt sich als Heimat in seine Seele.

* * *

Die Gesellschaft ist eine ewige Lüge.

* * *

Man muss groß denken, um sich klein zu machen.

* * *

Ein Arzt zieht sich zurück und wird Landwirt; er lebte früher vom Gottesacker, jetzt lebt er vom Acker Gottes.

* * *

Seine Eigenart soll man dem Herdenthum nicht opfern.

* * *

Die Heiterkeit der Seele steht dem gereiften Menschen ebenso wohl an, wie dem Kinde die Fröhlichkeit.

Aus dem Kampfe der Kirchen.

In dem evangelischen Blatte „Die christliche Welt" schreibt dessen Herausgeber Martin Rade unter dem Titel „Wir und unsere Katholiken" unter anderem auch das Folgende:

„Es muss doch trotz allem mit unsern katholischen Volksgenossen ein Zusammenleben möglich sein. So wenig wir es erleben, dass wir katholisch werden, so wenig erleben wir, dass sie sich zum Protestantismus bekehren. Unsere befestigte Lage ermöglicht uns nicht nur, nein verpflichtet uns, ihnen die Hand zu reichen, wo und wie wir können. Das ist eine ebenso christliche wie patriotische Nothwendigkeit. Dass man immer gelegentlich wiederholt: Wir führen nicht Krieg mit den einzelnen Katholiken oder mit dem religiösen Katholicismus, sondern mit der katholischen Politik, mit dem Ultramontanismus! — Dass man das protestantischerseits versichert, genügt heute nicht mehr: wir müssen das auch beweisen. Die weitere Beschäftigung mit dem Katholicismus und die aufmerksame Beobachtung der Wandlungen, die sich auch in ihm vollziehen, hat mich dahin geführt, dass ich heute im Katholicismus mehr Anknüpfung, mehr Gemeinsames erkenne als früher, und dass ich in dem Ziehen fataler Consequenzen, in der einseitigen Hervorkehrung vergangener Dinge, in der möglichst misstrauischen Beurtheilung aller Vorgänge nicht mehr die einzige Aufgabe erkennen kann, die wir unsern Katholiken gegenüber haben. Wohl bleibt für mich in der Gesammtanschauung, die ich vom Katholicismus hege, ausschlaggebend der Schmerz über die verhängnisvolle Abwärtsentwicklung, die diese Religion von Augustin über Thomas zu Liguori durchgemacht hat; wohl erschrecke ich immer von neuem über die furchtbare Verquickung des Geistlichen und Weltlichen, die das Papstthum mit seinen Ansprüchen und seinem Thun in der Geschichte der Menschheit bedeutet; wohl sehe ich all den Aberglauben, Fanatismus und Servilismus, die das katholische System nach wie vor mit sich schleppt. Ich will ja auch nicht, dass der Kampf dagegen aufhöre! Dass er nicht aufhört, dafür sorgen die Katholiken schon selbst, aber auch auf unserer Seite die Leidenschaften und Temperamente, die im confessionellen Grenzgebiete immer besondere Nahrung finden. Was ich will und wozu die „Christliche Welt" helfen soll: sie soll helfen das Gefühl für das wecken, was wir unseren Katholiken schuldig sind, von unserer freieren, geistig stärkeren Position aus. Und das ist heute eine wohlwollende Behandlung auch berechtigter Eigenart im Katholicismus, eine billige Hervorhebung vorhandener Tüchtigkeit und Frömmigkeit. Es ist nun einmal dort nicht alles Jesuitismus, Ultramontanismus, Vaterlandslosigkeit, Nacht und Lüge."

Jeden, der das confessionelle Geschimpfe satt hat, der nach Vertiefung des Christenthums auch im Kampfe und im praktischen Leben verlangt, müssen diese Worte von protestantischer Seite herzlich freuen. Auch aus Kreisen katholischer Geistlichkeit mehren sich die Stimmen der Duldsamkeit und der Anerkennung von Vorzügen anderer christlicher Kirchen. In diesem Geiste wahrt und ehrt jeder seine Kirche am besten. Wir alle, die wir uns Christen nennen, haben dasselbe gleiche große Ziel: die Verbreitung des Reiches Gottes. Und das muss anders zu erreichen sein, als durch eigennützige und schlaue Concurrenzbestrebungen des Tages.

ihn erhob. Immerhin war es ein großer Fortschritt, der dem Christenthum, für das es nur Menschen ohne Unterschied des Ranges und Eine Würde des Menschen überhaupt gab, auf halbem Weg entgegenkam. In die wenigen Worte: Liebe Gott über alles, und deinen Nächsten wie dich selbst, — fasst die ganze Lehre sich zusammen, und das Glückseligkeitsprincip erweist sich auf den ersten Blick als ihr eigentlicher Lebensnerv. Indem sie für Gott Liebe fordert, stellt sie ihn selbst als einen Gott der Liebe dar, als die Erfüllung aller Wünsche. Es wird auch als selbstverständlich angesehen, dass jeder nach Herzenslust sich selbst liebt, so zwar, dass ein höheres Maß der Liebe zum Nächsten als ungehörig erscheint. Nur wird die gleiche Liebe zum Nächsten als unerlässlich hingestellt, gleichsam als die Schranke der Wünsche des eigenen Ich, und als die Bedingung, unter welcher deren Erfüllung von der höchsten Liebe zu erwarten sei. Damit wird der Glückseligkeitstrieb als ein allgemeiner Naturtrieb anerkannt, und das Gute tritt erst von außen als ein Gebot hinzu. Aber diese Lehre braucht nicht auf Akademien und Lyceen gelehrt zu werden: überall wird sie gelehrt, und am Unterricht nimmt das Kind, wie der Erwachsene, Theil. Der Eindruck war ein wunderbarer, und es lässt sich gar nicht absehen, welcher der Erfolg gewesen wäre, wenn die Kirche, die nach des Meisters Willen aus der Gemeinschaft der Gläubigen zu bestehen hatte, nicht in eine Körperschaft von Privilegierten sich verwandelt hätte, welche die göttliche Freiheit der Liebe umschuf zu einer irdischen Macht zu binden und zu lösen, und diese Macht an sich riss. So wurde das Priesterthum zur Kirche, bis die Bischöfe die Macht für sich allein in Anspruch nahmen, und diese endlich auf den obersten Bischof in Rom übergieng. Als schließlich der Verweser jenes Reichs, das den Absichten des Stifters gemäß nicht von dieser Welt hätte sein sollen, als weltlicher Herrscher unter die Könige dieser Erde gieng, bildete sich jenes eigenthümliche Verhältnis zwischen Kirche und Staat heraus, auf Grund dessen der Staat der Kirche seinen Arm lieh, um sie gegen die Gläubigen zu schützen, und die Gläubigen im Glauben zu bestärken, und die Kirche dem Staate ihr Wort lieh, um ihm gefügige Unterthanen heranzuziehen. Das Haupt der Kirche beschäftigte sich mit hoher Politik, verwickelte sich in Kriege, brauchte fort und fort Geld, und wandte sich in seinen Nöthen an die Gläubigen, d. h. an die Kirche — denn, so oft es sich um Pflichten handelte, da gehörten immer alle Gläubigen zur Kirche. Es kam so weit, dass unter dem Stellvertreter des Erlösers das Lösen und Binden der göttlichen Liebe zu einer Finanzoperation wurde, zu dem skandalösen Ablasschacher, der die Spaltung der Kirche herbeiführte." So weit Carneri.

Für einen größeren Leserkreis ist die dritte Schrift berechnet. Sie erschien 1891 bei E. Strauß in Bonn, unter dem Titel: „Der moderne Mensch, Versuche über Lebensführung". Ein Büchlein von nur 186 Seiten, für alle Leser, weil es sehr klar und fasslich geschrieben ist und ganz in das praktische Leben eingreift. Es ist dem modernen Menschen gewidmet.

Carneri spricht über: Dankbarkeit, Arbeit, Egoismus, Gerechtigkeit, Leidenschaft, Gemeinsinn, Gottesidee, Wahrhaftigkeit, Sittlichkeit, Familie, Mäßigkeit, Duldsamkeit, Charakter und anderes. Es fehlt uns der Raum, hier auf Einzelnes einzugehen. Es wird Leser geben, welche sich an den schön und klar geschriebenen kleinen Aufsätzen erbauen.

Auf einem ganz anderen Felde liegt die litterarische Thätigkeit Carneris, indem er die neueste Übersetzung von „Dantes göttlicher Komödie" (Halle bei Otto Hendel, 1901) geliefert hat. Die berühmte Dichtung ist versehen mit Vorwort, erklärenden Anmerkungen, Inhaltsangabe der einzelnen Gesänge und einem Namen-Register. Gott erhalte den wackern Steirer noch lange am Leben!

Was mir gesund ist, das thue ich — was mir nicht gesund ist, das unterlasse ich. Das ist mein Gesetz, mein Gebot. Das Gesetz bin ich. Der Allerhöchste bin ich. Cäsar und Napoleon, die in Büsten an meinen Wänden stehen, müssen ihr Gesicht mir zukehren, denn in meinem Hause gebiete ich!

* * *

Mein Haus ist meine Welt. Geist von mir, Herz von mir, fühle ich mich als meines Hauses Schöpfer, der nichts Höheres anerkennt. Andere mögen mehr Geist, mehr Talent haben: was ich für mich brauche, das habe ich genug und für andere brauche ich nicht zu sorgen.

Jeder für sich und Gott für uns alle . . .

Das ist der gesunde Egoismus, der niemandem gefährlich werden kann, weil er von anderen nichts will. Der andere Egoismus, der auf den Schultern der Besitzlosen sich erhebt, um als Großgrundbesitz und als Großcapital zu prunken, ist der gemeine Egoismus, weil er es auf die Beraubung der Vertrauensseligen, auf die Ausnützung der Massen abgesehen hat.

* * *

Ich gebe auf das ganze öffentliche Treiben um das Wohl und Wehe der Menschen nichts. Denn man sieht da kein Ende, keinen freien Ausblick auf ein ruhiges behäbiges Genießen, das zum Glück des Lebens unbedingt gehört. Die Geister platzen wie toll aufeinander. Des einen Gerechtigkeit schreit der andere als Ungerechtigkeit, des einen Wahrheit der andere als Unwahrheit nieder. Und aus diesem Hin- und Herschreien wird jenes öffentliche Leben gemacht, das gleich ist mit Verwilderung und Zerstörung des Familienlebens. Denn die Gemüther werden hinausgetrieben, wo sie nicht hingehören und wo sie nöthig sind, im eigenen Hause, da tragen sie die Verstimmung und die Gehässigkeit hinein. Vernunft und Einsicht waren jedoch noch nie des Weltgetriebes Berather, sondern immer das böse Princip, das überall Unruhe stiftet, um in der Verwirrung gute Beute machen zu können. Werden die Menschen das nie erkennen? Nie. Der Dumme folgt dem Klugen, der Schwache dem Starken und folgt er nicht willig, so braucht man Gewalt. Der Sieg fällt nie der Wahrheit, nie der Gerechtigkeit zu, sondern immer dem längsten Arme, der die weitgehendsten Verbindungen und die meisten Mittel hat. An diesen längsten Arm hängt sich die ganze Welt . . . Geschmeiß!

* * *

Was mir als öffentliche Meinung ins Haus getragen wird, ist nur die Meinung derer, die verstanden haben, sich hervorzudrängen —: Bedientenpack, das hinter den Großen herläuft und aus der Kaiser-Schmarotzerei, aus der Verherrlichung von Ruhm und Macht, einen Broterwerb für sich geschaffen hat.

Die Presse ist eine wahre Pest für den Mannescharakter und für selbständiges Denken geworden, das sie durch ihre falsche Aufklärung und unehrliche Theilnahme in allen öffentlichen Dingen irreführt.

Mir wird geantwortet: „Wir wollen leben.“ Ihr wollt gut leben und Wohlleben ist ohne Hintansetzung von Ehr- und Feingefühl im Dienst der Großen nicht möglich. Der Mann soll sich seines Wertes bewusst sein —

„Dessen sind wir auch.“

Aber nur um daraus ein Geschäft zu machen. Es bleibt ewig eine Schande, Geist und Talent in höfischen und der Geldmächte Dienst zu stellen und ist auch das Publicum, die lesende Masse, zu wenig denkgewandt, um Wahrheit und Lüge

Wie ich in dieser Welt mich einrichtete.

Von Otto Spielberg.[1])

Ich habe mir ein Häuschen gebaut mit einem Garten dabei. Das liegt weit von der Landstraße und darin wohne ich mit meiner Lisette und mit meinem Hunde.

Während ich den letzten Nagel in den Zaun schlage, der mich von meinem Nachbar trennt, ziehe ich im Geiste einen Strich zwischen mir und meinem Nächsten, zwischen mir und der Gesellschaft, zwischen mir und der ganzen Welt.

Und über meine Hausthür schreibe ich: Mein Nächster ist mir lieb und angenehm, aber er soll mir tausend Schritt vom Leibe bleiben.

Ich will das Zusammengehen als Kamerad und College, als Bruder und Genosse nicht mehr, denn es sind hunderttausend Lumpen darunter, die hinter all' ihren großen Phrasen nur ihre persönlichen Zwecke verfolgen.

* * *

Je nach dem Herrn, dem gedient wird, je nach der Kundschaft wird Partei für oder gegen eine Sache genommen. Charakter und Gesinnung kommen ganz aus dem Wohlbefinden. Es gibt Feige aus Noth und Feige aus Gesättigtsein. Der eine ist ehrlich aus Furcht, der andere ist ehrlich aus Berechnung. Der eine schwärmt für Kaiser und Reich, weil er sein Schäflein im Trocknen hat, und der andere schimpft auf Kaiser und Reich, weil er das seine noch nicht im Trocknen hat. Und so wie Hinz und Kunz und Müller und Schulze, so ist die ganze wohllöbliche Gesellschaft nur eine Summe von Egoismus, aus der der Studierte und Angestellte den größtmöglichsten Vortheil für sich herauszuziehen sucht. Die List und Übertölpelung, mit der das den Beschränkten und Bethörten gegenüber geschieht, macht nichts, wenn man nur den Erfolg davon hat. Den Erfolg betet alles an. Er macht das Krumme gerade und das Schwarze weiß und der miserabelste Charakter kann sich durch eine traurige Kunst, Politik genannt, ein ruhmrediges und behagliches Leben verschaffen, das er durch redliche Arbeit nie verdient hätte.

* * *

Ich kehre in deine Arme, Natur, zurück. Aus dir hervorgegangen, zu dir zurückkehrend, suche ich auch meine Freuden und meinen Unterhalt in dir. Ich will nichts mehr vom Menschen. Ich bau' und vertrau' auf meine eigene Kraft, und wenn mich die verläßt, so sage ich der Welt Ade. Denn kann ich nicht mehr Herr meines Willens und Lenker meines Geschickes sein, so mag ich auch nicht mehr unter den Lebenden sein.

* * *

Ich richte mein Leben nach natürlichen Grundsätzen ein. Natürlich ist alles, wohin mich meine Gefühle ziehen. Den Gefühlen keinen Zwang anthun, sein Sehnen und Verlangen stillen: das ist der schöne Zweck des Lebens, der aus allem Geschaffenen spricht: Genieße das Heut, aber warte nicht auf morgen. Das Leben ist ein Geschenk und wir sind seinem Geber nur einen Tod schuldig.

* * *

[1]) Spielberg, „Gedanken und Meinungen." Stuttgart. R. Lutz. Wir veröffentlichen diesen Auszug, nicht als ob wir mit Allem einverstanden wären, sondern weil er eine Kritik der Zeitrichtung ist. Die Red.

Fort nachanand!

Gedichte in niederösterreichischer Mundart von Moriz Schadek.[1])

Fruahjahrsarbat.

Wunderschön is; üb'rall siacht ma,
's g'freut sei Arbat Gott den Herrn.
Üb'rall schafft er an: „Thait's weiter," —
Fruahjahr is, und grean soll's wer'n.

Und der Michl liegt am Bauch dort,
Schaut si' um, reißt 's Mail recht auf.
„Heb' di', Schöberl, und greif' an was,
Arbat a'!" — „I denk' nöt drauf." —

„So, wann's d' zuaschaust, wia's der Herr macht,
Grean frisch herricht't Feld und Au,
Denkst dir nix?" — „A ja, da denk' i, —
Er macht's grean, und i mach' blau."

Der neuche Soldat.

„Also, bist wieder dahoam vo' der Stellung? —
Und nach dein'n G'sicht hab'n s' di g'halten?!" — „Ja wohl!" —
No si möcht' weiter red'n, d'Resel, 's geht nöt,
D' Aug'n san oan' Wasser und 's Herz is ihr z'voll.

„Ja, ja," fangt s' do aber an, wia s' scho' sitzen.
„Wann s' di so hint' und vorn' eppa sekir'n?"
„Also, da hab' i scho' g'hört, was sih passt da,
Thua eahn halt öfter mit was gratalier'n."

„No, und wann'ß d' krank wirst bei'n wildfremden Leuten?"
— „Sterb'n ja nöt alle glei drin in'n Spital." —
„Und wann'ß d' recht nass wirst, und hast just koan'n Mantel?" —
„Jessas, da wir' i scho' trückern amal."

Der Wettfranzl.

's Spiel'n meid't er, da kann eahm koa
Mensch an,
Auf's Wetten nur is er erpicht.
Da kann er si gor nia enthalten,
So oft er's sein'n Wei a verspricht.

No iatzt aber do, — wo d'Noth da is,
Wo s' niaderkniat: „Bitt' di, sei g'scheit!"
Da nimmt er si z'samm. „I wett' nimmer,
Mei Hand drauf, mei heiliger Eid."

Drum bleibt er dabei a am Sunta.
Sö stupfen; er gibt eahn koa G'hör.
— „I thua's amal nöt! — Was? Dös
glaubt's nöt?
Was wett't's denn, i wett' nimmer-
mehr."

[1]) „Fort nachanand", so nennt sich die bei C. Konegen in Wien erschienene neueste Sammlung Schadek'scher Mundartgedichte, denen wir obige Probe entnehmen. Freunden eines liebenswürdigen Humors bestens zu empfehlen. Die Red.

unterscheiden zu können, so muss doch der eigene Stolz gegen ein Handwerk sich auflehnen, das von Kupplern und Kartenschlägern nur der andere Name trennt.

* * *

Der Mensch ist am glücklichsten, der andere nicht braucht. Denn Güter tragen sie uns nicht ins Haus, sondern immer nur ihr Gezänk und ihren Streit, an dem wir theilnehmen sollen, dass eine große öffentliche Sache daraus wird, die wir ihnen zum Siege führen sollen.

Selbst ist der Mann. Darin liegt des Mannes Stolz und Ehre. Er hat unter allen Umständen seine Freiheit im Denken, Meinen und Handeln zu wahren und keine Einmischung zu dulden von Leuten, die ihm durch Amt und Würden fremd geworden sind. Er hat das Recht, überall dabei zu sein, wo Autorität ausgeübt wird und hinter derselben niemand anderes zu dulden, als nur sich und seinesgleichen . . .

Und meinesgleichen ist, was nach dem Wort Gottes lebt: still, ohne Aufsehen für sich; auf niemand baut, auf niemand vertraut, als nur auf Gott und auf sich selbst.

Was an unserem Franckdenkmal noch zu geschehen hat.

Wenn demnächst die Fremden nach Graz kommen zum Sängerfeste, wird mancher, der durch den Stadtpark wandelt, stehen bleiben vor dem Franckdenkmal, und nachdenken. — Franck? Wer ist dieser Franck? Wer war dieser Franck?

Ich hörte, wie einmal jemand behauptete, Franck, das sei hier gar kein Personenname, sondern ein Wahlspruch, er bedeute Freiheit, und der Mann, der auf dem Sockel steht, sei ein socialdemokratischer Freiheitsheld. Ein anderer muthmaßte, dieser Franck sei ein Localdichter gewesen, denn man sehe den Lorbeerkranz eingemeißelt. Und ein dritter, der bessere Augen hatte und auch die kleine Schrift lesen konnte, muthmaßte, man habe dem Mann deshalb ein Denkmal gesetzt, weil er „Ritter von" gewesen sei.

Weiter hin, auf dem Sockel der Schillerbüste steht nichts als der Name „Schiller". Das genügt. Am Franckdenkmal genügt der Name „Franck" schlechterdings nicht. „Aber", heißt es, „die Grazer wissen ja, was der Name Franck bedeutet, und die es nicht wissen, verdienen es nicht zu erfahren." Das ist eine neue Denkmaltheorie. Errichtet man einer öffentlichen verdienstvollen Persönlichkeit das öffentliche Denkmal für ihre nächststehende Umgebung, für die Freunde und Bekannten, wie das Grabmal irgend eines Privaten auf dem Friedhof? Nein doch, man errichtet das öffentliche Denkmal für weitere Kreise und kommende Generationen. Und für solche ist die Inschrift auf dem Franckdenkmal im Grazer Stadtpark absolut ungenügend. Es wären etwa unterhalb am Sockel noch anzubringen die Worte: „Dem Schöpfer des Stadtparkes". Oder sollte man einsehen, dass die herrlichen Bäume, Sträucher und Blumen vor allem dem Schöpfer Gott zu verdanken sind, so könnte man wenigstens in den Stein meißeln: „Moriz Ritter von Franck, dem Gründer des Stadtparkes". Wem diese oder eine ähnliche Inschrift zu wenig besagt über einen Mann, der sich um Graz auch andere große Verdienste erworben hat, der mag sie noch erweitern. Jedenfalls müssen die Uneingeweihten und die künftigen Geschlechter, die vor dem Denkmale stehen sollen, näher eingeweiht werden darüber, wer Moriz Ritter von Franck war und was er für Graz bedeutet. M.

und dem rohen Geschmack huldigen. Diese Forderungen werden nun von der Presse auch befriedigt, denn sie kann sie befriedigen, weil unter denen, die für die Presse arbeiten, es, ebenso wie unter dem Publicum, weit mehr Menschen mit gemeinen Interessen und rohem Geschmack gibt, als solche, die edle Interessen verfolgen und einen geläuterten Geschmack haben. Da nun bei der großen Verbreitung der Pressserzeugnisse und durch die Art und Weise, wie der Handel mit Zeitungen, Zeitschriften und Büchern betrieben wird, diese Arbeiter für ihre, dem Geschmacke der Menschen entsprechende Thätigkeit gut bezahlt werden, so steigt die jetzt schon so kolossale Überflutung von bedrucktem Papier immer höher, und diese Papiermassen werden, abgesehen von ihrem schädlichen Inhalt, schon allein durch ihre Quantität zu einem großen Hindernis für die Aufklärung.

Wenn man in unserer Zeit einem verständigen jungen Mann aus dem Volke, der sich bilden möchte, die Möglichkeit gibt, alles, was erschienen ist und noch erscheint, zu lesen, und wenn man ihm die Auswahl selbst überlässt, so ist es im höchsten Grade wahrscheinlich, dass er, wenn er alltäglich und unermüdlich liest, im Laufe von zehn Jahren alle dummen und unsittlichen Bücher verschlungen haben wird. Dass ihm unter anderen auch ein gutes Buch in die Hände kommen wird, ist ebenso unwahrscheinlich, wie das Auffinden einer bezeichneten Erbse in einem großen Erbsenhaufen. Am allerschlimmsten aber ist es, dass durch das Lesen von lauter schlechten Büchern seine Begriffe und sein Geschmack immer mehr verdorben werden und dass er schließlich ein gutes Buch entweder gar nicht oder ganz falsch verstehen wird.

Je mehr Pressserzeugnisse — Zeitungen, Zeitschriften und Bücher — verbreitet werden, desto tiefer sinkt das Niveau von alledem, was gedruckt wird, und die große Menge des sogenannt-gebildeten Publicums versinkt immer tiefer in eine total hoffnungslose, selbstgefällige und daher unverbesserliche Roheit.

Die Unwissenheit des gebildeten Pöbels ist jetzt so weit gediehen, dass alle wahrhaft großen Denker, Dichter und Prosaiker der alten und der neuen Zeit, die den angeblich hohen, verfeinerten Ansprüchen der Gegenwart nicht mehr genügen können, als zurückgeblieben und veraltet bezeichnet werden. Man spricht von ihnen mit Verachtung oder mit herablassendem Lächeln. Als letztes Wort der Philosophie betrachtet man das sittenlose, rohe, schwülstige und verworrene Gewäsch von Nietzsche; den sinnlosen, gekünstelten Wortschwall verschiedener decadenter Dichter gibt man für Poesie höchster Qualität aus; in den Theatern werden Stücke gegeben, deren Sinn niemand versteht, nicht einmal ihre Verfasser; Romane, angebliche Erzeugnisse hoher Kunst, werden in Millionen von Exemplaren verbreitet, aber es fehlt ihnen sowohl an Inhalt, wie auch an künstlerischen Qualitäten.

Die große Frage: was soll von alledem, was geschrieben wird, gelesen werden? läſst sich nur durch eine wirkliche, wahre Kritik beantworten, durch eine Kritik, die, wie Matthew Arnold sagt, das Ziel verfolgt, den Menschen darauf hinzuweisen, ihm dasjenige zu empfehlen, was sowohl bei den alten wie auch bei den neueren Schriftstellern das Allerbeste ist. „Thürmer."

Ausstudiert.

Fünf Jahr' z'erst in'n Taferlclassen,
Nacher acht Jahr in'n Latein,
Und auf d'Höch zu'n Docter weiter
Gengan a fünf Jahrl'n drein.

Jaukt oan' Prüafung nur dö and're;
Dös geht a nöt glei so g'schmiert,
Braucht sei Zeit, bis daß s' eahm's zuastell'n,
Jatzt bist durchaus ausstudiert.

Müah und Geld hat's kost't, no macht nix,
Er is frei; hat's stolz erreicht,
Dass er gar nix mehr studier'n derf,
Als — wer eahm fünf Gulden leicht.

Bücher und Kritik.

Gedanken von Leo Tolstoi.

Vor mehreren Jahrzehnten schrieb Matthew Arnold seine vortrefflichen „Essays in criticism". Er sagt, die Kritik soll darin bestehen, dass man das Wichtigste und Beste aus Allem, was irgendwo und irgendwann geschrieben wurde, herausfindet und die Leser darauf aufmerksam macht.

In unserer Zeit, wo die Menschen mit Zeitungen, Zeitschriften und Büchern überschwemmt werden und die Reclame so stark entwickelt und verbreitet ist, ist eine solche Kritik nicht nur nothwendig, sondern von ihrer Existenz und Autorität hängt die ganze zukünftige Aufklärung der gebildeten Classen unserer europäischen Welt ab.

Überproduction ist schädlich, die Überproduction solcher Dinge, die nicht Zweck, sondern nur Mittel sind, ist aber dann ganz besonders schädlich, wenn diese Mittel als Zwecke betrachtet werden.

Pferde und Wagen als Mittel zur Fortbewegung, Kleider und Häuser als Schutzmittel gegen den Witterungswechsel, gute Nahrung als Mittel zur Erhaltung der Kräfte sind sehr nützlich. Wenn man aber diese Mittel als Zwecke behandelt und es für wünschenswert und gut hält, möglichst viele Pferde, Häuser, Kleider und Nahrungsstoffe zu besitzen, so werden diese Dinge nicht nur nicht nützlich, sondern absolut schädlich. Ebenso ist es auch mit den Erzeugnissen der Buchdruckerkunst, die für die Mehrzahl der weniger gebildeten Volksmassen zweifellos nützlich sind, unter den wohlhabenden Menschen aber schon längst nicht mehr als Hauptmittel zur Verbreitung der Aufklärung, sondern der Roheit dienen.

Davon kann man sich leicht überzeugen. Bücher, Zeitschriften, besonders aber Zeitungen sind heutzutage große, finanzielle Unternehmungen geworden, die, um gedeihen zu können, möglichst viele Consumenten brauchen. Die Interessen und der Geschmack der großen Menge dieser Consumenten sind aber stets roh und gemein, und für das Gedeihen dieser Presserzeugnisse ist es daher nothwendig, dass sie den Forderungen der großen Menge genügen, d. h. dass sie den gemeinen Instinkten

die Seele geredet hat, ein guter Christ zu werden, und bist — trotz Deiner Nähe vom heiligen Vater — auf Frascati heute noch der heitere Heide, der sich den Himmel auf Erden zu bauen weiß. Verdient hast Du ihn ja. Dazumal in Frankreich, bei Sedan ist es ihm nicht so gut ergangen, dem armen, tapferen Knaben. Und nun will ich Dir was sagen, Richard. Deine Schilderung von Sedan in diesem Büchlein gehört zu dem Allerbesten, was Dir je gelungen. Mit wenigen Strichen so viel Lebenswahrheit, so viel packend Naturalistisches und poetisch Stimmungsvolles zu schaffen — da hättest Du Dich beinahe selber übertroffen. Ich kämpfe mit der größten Versuchung, dieses Stück „Sedan" meinen Heimgartenlesern vorzuführen und fürchte ihr zu unterliegen. Man sollte es der jungen, etwas hochmüthig gewordenen Generation nur wieder einmal in das Gedächtnis rufen, was Ihr von damals, von Achtzehnhundertsiebzig gethan und gelitten habt! Wenn man am Titelblatt des Büchleins den Jungen betrachtet, der, kaum neunzehn Jahre alt, die Schrecken des Krieges miterlebt, den Ruhm des deutschen Volkes miterstritten hat, da kriegt man noch einen ganz anderen Respect, als den, der den Lieblingen der Musen und der Fürsten gezollt wird. Da man sieht, dass Du, lieber Freund, so gut aus Deinem Leben plaudern kannst und da man weiß, wie reich und mannigfaltig Dein Leben ist, so wird der Wunsch laut werden nach Deiner Selbstbiographie. Schreibe sie bald. Einstweilen die ersten fünfzig Jahre, die zweiten Fünfzig kannst Du später ja nachtragen. Schreibe nicht immer eigene Dichtungen, schreibe einmal das Gedicht Gottes: „Richard Voß, der Deutsche von Rom, der Römer vom Königsee". Du wirst staunen, wie man sich bei der Autobiographie wieder erlebt, weit schöner und trotz aller poetischen Arabesken weit wahrer, als das erstemal. Denn das Innenleben ist das eigentlich individuelle, das wahre Leben. Du sagst es ja selbst. — Nun habe Dank für „Allerlei Erlebtes" und lebe fröhlich weiter. In treuer Freundschaft Dein Rosegger.

Aelplerblut. Allerlei Geschichten und Gestalten aus den Bergen für das Volk. Von Karl Reiterer. (Wien. Heinrich Kirsch. 1902.) Wir kennen den Verfasser als schätzenswerten Sammler von obersteirischen Volkssitten und Gebräuchen. Er hat aus den Berggräben viele interessante Dinge hervorgeholt, die wohl gesichtet und geordnet in einem Buche erscheinen sollten. Wenn schon kein Privatverleger darauf speculiert, so wäre es Sache des Vereins für Volkskunde, das Buch zur Ausgabe zu bringen. Nun hat der Verfasser einen Theil seiner Forschungsresultate zu kleinen Geschichten und Schwänken verarbeitet, worunter Etliches ganz nett und lustig ausgefallen ist. Die Begründung der Geschehnisse, die Entwicklung der Charaktere, die sorgfältige Ausarbeitung mancher guten Stoffe lässt zu wünschen übrig. Als Schwänke genommen erfüllen sie ihren Zweck. Möchte das recht volksthümlich angelegte Büchlein dazu beitragen, dem Verfasser den Weg zu ebnen für ein größeres ethnographisches Werk, für das er so viele Bausteine beisammen hat. M.

Das Blinkfeuer von Brüsterort. Von Johannes Richard zur Megede. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.) „Unter Zigeunern" — „Quitt" — „Von zarter Hand" — „Felicie" — und nun das letzte Werk; eine merkwürdige Folge. Moderne Menschen zeigt uns der Dichter, Menschen mit äußerer, egoistischer Härte, die an ihrem Gemüthe zugrunde gehen. Es sind keine gutmüthigen Gestalten, sondern Männer, die von ihren preußischen Vorfahren den trotzig-nackensteifen Sinn geerbt, und die sich doch nicht dem Fühlen eines neuen, weichlicheren Jahrhunderts anschließen können. Eiserne Logik und die eherne Consequenz des Lebens leiten ihren Weg. „Das Blinkfeuer von Brüsterort", wie Johannes Richard zur Megede sein letztes Werk benennt, schließt sich würdig an die Reihe seiner Vorgänger an. Den Inhalt des Buches, der dem Leser einen kurzen Blick in ein paar lebensentscheidende Monate zweier Menschen thun lässt, den Inhalt mit wenigen Worten wiedergeben zu wollen, wäre eine undankbare Aufgabe. Naturschilderungen, Stimmungen und der Gang der Ereignisse greifen so innig ineinander, dass die gemessene Stoffangabe kaum einen leisen Schimmer dessen zu geben vermöchte, was der Dichter mit seinem Romane sagen will. Wer sich in das Buch vertieft, wird nicht nur einen literarischen Genuss haben, sondern er wird auch für seine Lebensanschauung Gewinn ziehen können, da ihm die psychologische Feinarbeit, mit der Megede seine Gestalten schildert, gar manchen Charakter verständlich macht, den er bisher mit geringschätzigem Kopfschütteln abthat, denn die „Helden" und „Heldinnen" des Buches sind typische Gestalten unserer modernen Übergangszeit. H. R.

Theodor Körners sämmtliche Werke. Mit einer biographischen Einleitung von Otto Franz Gensichen und einem Bilde des Dichters. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.) Als Theodor Körner von einer Kugel gefällt wurde, ehe er die Morgenröthe der Freiheit sah, war er bereits ein hochgefeierter Dichter. In einem Alter, wo selbst Goethe sich nur erst als schüchterner Nachahmer versucht hatte, war Körner der beliebteste Bühnendichter seiner Zeit, der einzige, der sich neben Schiller auf dem Spielplan

Bücher.

Die katholische Moral, ihre Methoden, Grundsätze und Aufgaben. Ein Wort zur Abwehr und Verständigung von Dr. Josef Mausbach. (Köln. J. P. Bachem. 1902.) Nun stehen auch die katholischen Geister auf, einer nach dem andern. Denn es gilt zu beweisen, dass die katholische Kirche nicht bloß „für Bauern und alte Weiber da ist, sondern auch für die Hochgebildeten, für die Denker". Das Buch ist eine Vertheidigungsschrift gegen den Vorwurf zu großen Probabilismus und zu weit gehender Casuistik, wie er der Kirche besonders gelegentlich der Liguorienthüllungen gemacht worden ist. Diese Vertheidigung geschieht mit großem Geistaufwande und vieler Geschicklichkeit. Sie ist eine Polemik im großen Stil und in höchst anständiger Form. Es bietet Interesse, die Polemik der protestantischen und katholischen Gelehrten gegen einander zu lesen; zu beiden Seiten werden die Licht- und Schattenseiten deutlich. Doch zur religiösen Stärkung und Erbauung dürften solche Schriften nicht beitragen. Dafür sind sie, besonders auch diese, zu scholastisch gehalten. Ich bleibe dabei, dass die Religion nicht so sehr im Spintisieren, als vielmehr im Leben und Wirken besteht. Darum müsste mit viel einfacheren Mitteln, als es scholastisch geschieht, auf das Gemüth gewirkt werden. Sobald man in Glaubenssachen anfängt, zu beweisen, juridisch zu werden und zu zerlegen, ist es schon aus. Überzeugt, wie ihr könnt, aber lasst das Herz nicht erkalten! Für die speculativen Bedürfnisse des Kopfes haben wir ja unsere weltliche Philosophie. Bei wem es sich um rein wissenschaftliches Interesse an der katholischen Moral handelt, der wird aus Mausbachs Buch vieles Verstehen katholischer Standpunkte schöpfen. Dann kommt der Leser auch zu dem Schluss, dass es nach der katholischen Moral leichter ist, vollkommen zu werden, als man denkt. Oder vielmehr, dass es ungeahnt viele Mittel gibt, den sündigen Menschen zu rechtfertigen. In der katholischen Moral ist die Gesinnung wichtiger, als das Werk. Und die Gesinnung ist unter Umständen ein billig Ding.

Mit dem Ehrhard'schen „Katholicismus" hat dieses Buch unter anderm auch das gemein, dass es — wenn auch in äußerst vorsichtiger Form — Mängel und Fehler, die der Kirche anhaften, andeutet und vermieden wissen will. Diese Fehler, meint der Verfasser, lägen nicht im Kerne der Kirche, sondern in ihrer Peripherie, es seien zumeist veraltete, für eine niedrige Bildungsstufe berechnete Äußerlichkeiten. Die aber — fügen wir bei — wenn sie nicht beseitigt werden, von außen ins Innere hineinfressen und den ganzen Organismus gefährden. Der Verfasser rügt zart die „formalistische, fast mechanische Auffassung" von vielem, er verlangt Verinnerlichung, Vergeistigung. Wir fürchten, dass diese auf dem Wege der Scholastik schwer zu erreichen sein wird. Trotz der überhaupt complicierten Verhältnisse des Menschen und der modernen Gesellschaft dächte man doch, dass die Moralprincipien sich nicht auch in demselben Maße nachcomplicieren sollten, dass sie sich vielmehr deshalb *vereinfachen* müssten, damit die eine einzige Richtung nicht verloren gehe. Gottes Lehre ist nicht irdisch zu behandeln.

Man darf sagen, dass Thomas von Kempen mit seiner herzlichen Nachfolge Christi mehr wahre Frömmigkeit erweckt hat, als Thomas von Aquin mit seiner geistreichen Scholastik. Wenn heutzutage das Christenthum wieder geweckt werden soll, die gelehrten Theologen werden es kaum zustande bringen, dazu müsste erst das feurige Gemüth eines einfältigen Gläubigen kommen.

Doch in diesem Buche, das ja stellenweise auch warme Töne anschlägt, handelt es sich um das Kennenlernen der Principien. Wer sich hierin für den Kirchenstreit unserer Tage unterrichten will, der studiere das Werk, er wird Nutzen daraus ziehen. R.

Allerlei Erlebtes. Von Richard Voß. Mit einem Jugendporträt des Verfassers. (Stuttgart. Adolf Bonz & Comp. 1902.)

Lieber Freund Voß!

Obschon jedes Deiner Bücher mich angesprochen hat, besonders wieder der Roman „Römisches Fieber", so nahe wie mit Deinem neuesten Büchlein „Allerlei Erlebtes" bist Du mir doch mit keinem gekommen. Denn das ist persönliche Nähe. Das ist persönliches Schicksal, also Gottesdichtung, die ich der Menschendichtung vorziehe. Die Plaudereien über Deine Erstlingswerke, über Deine Schreibtische in Häusern und Schlössern, die auf schönsten Plätzen der Erde stehen, sind mir köstlich, Du Kind des Glückes, Du! Du Liebling der Musen und der Fürsten — unter solcher Ägyde lässt sich leben. Vom Volontär auf dem Rittergute Nieder-Trebra zum Vorleser des Großherzogs von Sachsen-Weimar und wie Du dann bei einer feinen Pfirsichbowle im Walde — Bibliothekar auf der Wartburg geworden bist! Wie Dir der edle Fürst in

Welt, der Ruhm unseres Volksthums, der Preis unseres herrlichen Liedeskleinods von berufenen Federn niedergelegt erscheinen. Von den geplanten 12 Heften sind bisher drei ausgegeben worden; diese haben wirklich das prächtige Unternehmen verheißungsvoll und würdig eingeleitet. Der vielseitige und wertvolle schriftstellerische Inhalt wird durch den reichen Bilderschmuck angenehm und lieblich belebt. Aus der Reihe der Mitarbeiter nennen wir: Max Bewer, Otto Julius Bierbaum, Wilhelm Busch, Felix Dahn, Dr. Ernst Decsey, K. W. Gawalowski, Theodor Helm, Richard Heuberger, Josef Koch von Langentreu, Ferdinand Khull, Friedrich Marx, A. A. Naaff, Aurelius Polzer, Wilhelm Raabe, Peter Rosegger, Adolf Graf von Westarp, Heinrich Wastian, Ernst von Wildenbruch, Ferdinand Wittenbauer. Die musikalischen Beiträge der Tondichter Richard Strauß, E. Humperdinck, Dr. Wilhelm Kienzl, Ludwig Thuille, Hugo Wolf, C. R. Kristinus werden sicher nicht minder freudig begrüßt werden, als die Gaben der erwähnten Dichter und Schriftsteller. W.

Büchereinlauf.

Das zweite Leben. Von El-Correi. (Leipzig. Paul List.)

Der Muth zum Glück. Roman von Hedwig Erlin-Schmeckebier. (Leipzig. Paul List.)

Vergeltung. Roman von A. Freiherrn von Gleichen-Rußwurm. (Stuttgart. Cotta'sche Buchhandlung.)

Das Liebesmahl. Schauspiel von A. Roge. (Tetschen a. E. Otto Henckel.)

Das Licht von Nazareth. Schauspiel von Gustav Slekowez (Walter Helling). Mit Titelbild vom Künstler Presuhn. (Graz. Verlag der Genossenschafts-Buchdruckerei. 1902.)

Savonarola. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Raimund von Leon. (Linz. Österr. Verlagsanstalt.)

Kreienfeuer und Herdflammen. Neue Gedichte von Arthur von Wallpach. (Linz. Österr. Verlagsanstalt.)

Mutterherzen. Slovenische Dorfgeschichten aus Untersteiermark von Julius Syrutschek. (Linz. Österr. Verlagsanstalt.)

Zu den heiligen drei Brunnen. Geschichten von Franz Himmelbauer. (Linz. Österr. Verlagsanstalt.)

Das verkaufte Lied. Eine Märchendichtung in fünf Acten von Franz Wolf. (Linz. Österr. Verlagsanstalt.)

Aus dem Tagebuche einer Sünderin. Von Gudda Behrends. (Berlin. Axel Juncker. 1902.)

Das Kind. Von Karin Michaëlis. (Berlin. Axel Juncker. 1902.)

Dummheiten. Lachende Märchen von Harry Nitsch. (Dresden. E. Pierson. 1901.)

Fanale. Von Karl Sternheim. (Dresden. E. Pierson. 1901.)

Enzio. Ein Ghibelinengesang von Jeanne Bertha Semmig. (Berlin. Georg Heinrich Meyer. 1901.)

Frühlingsstürme. Gedichte von Eduard Freihold. (Prag. 1902. Selbstverlag.

Nordlandsfahrten. (Trondheim.)

Culturarbeiten. Von Paul Schultze-Naumburg. I. Hausbau. Herausgegeben vom Kunstwart. (München. G. Callwey. 1902.)

Sprechende Leuchten. Für denkende Menschen ein Büchlein-Gedanken. Von Hugo Oswald. (Berlin. Schuster und Löffler. 1902.)

Religion—Weltliebe. Von einem Christen. (Dresden. E. Pierson. 1902.)

Medicin oder Philosophie. Eine Kritik beider von Benno Buerdorff. (Leipzig. Otto Borggold.)

Der starke Mann. Ein Gespräch von Hans von Wolzogen. (Berlin. Schuster und Löffler. 1902.)

Jahrbuch der bildenden Kunst 1902. Unter Mitwirkung von Dr. Woldemar von Seidlitz-Dresden. Herausgegeben von Max Martersteig. (Berlin. Deutsche Jahrbuchgesellschaft.)

Alte Meister. Von E. A. Seemanns Sammelwerk. Bringt die Perlen der europäischen Gemäldegallerien in farbiger Nachbildung und liegen uns jetzt die Lieferungen bis 8 vor.

Alpine Majestäten und ihr Gefolge. Die Gebirgswelt der Erde in Bildern. In Heften. (Verlag der Vereinigten Kunstanstalten A.-G., München.)

Neue, neunte Lieferungs-Ausgabe von Stielers Hand-Atlas, 100 Karten in Kupferstich, herausgegeben von Justus Perthes Geographischer Anstalt in Gotha. (Erscheint in 50 Lieferungen [jede mit 2 Karten.]) Bisher 5 Lieferungen erschienen.

Praktischer Rathgeber für Stellungsuchende. Von Dr. Huberti und Kellen, (Leipzig. Ludwig Huberti.)

Die neueste Schulreform und die Rectoratschulen. Von Wilhelm Idel. (Wermelskirchen. Wilhelm Krenzler. 1902.)

Vaterländische Aufsätze für die Unterstufe der österreichischen Mittelschulen. Von Alexander Tragl. (Innsbruck. Wagner'sche Universitäts-Buchhandlung. 1902.

der Bühnen behauptete. Diese Körner-Ausgabe hat den Vorzug, dass sie die vollständigste, handlichste und im Verhältnis zum Gebotenen auch wohlfeilste aller bisherigen Ausgaben des Dichters ist. V.

Von San Marco bis San Giusto. Neue Skizzen von der Adria von Josef Stradner. Unser Adriareisender, Josef Stradner, hat bei „Leykam“ in Graz ein neues Büchlein herausgegeben, in welchem vorwiegend die nordwestliche Küste der Adria (Venedig und nachbarliche Ortschaften bis Grado, Monfalcone und Triest) Behandlung findet. Die Aufsätze vertiefen sich zumeist ins Geschichtliche, aus dem man die gegenwärtigen Zustände ja erst verstehen lernt. Die Abschnitte „Alte Wirtshäuser in Venedig“, „Quarantaine“ u. a. dürfen weites Interesse beanspruchen. Für Reisende an der Adria ist es ein wertvolles Werkchen. M.

Die norddeutschen Volksstämme im Hausgewande. Von E. O. Eichen. (Stuttgart. Verlag Heimdall.) In dieser kleinen Schrift bringt uns der Verleger eine originelle Gabe. Im Gewande humorvoller Plauderei führt uns der Verfasser durch alle norddeutschen Lande, vom fernen Ostpreußen durch die märkische und niedersächsische Ebene zum grünen Rhein, vom hessischen Bergland zu den fruchtbaren Gefilden Schlesiens und lehrt uns, indem er charakteristische Anekdoten mit historischen und ethnographischen Hinweisen anregend zu mischen versteht, die norddeutschen Volksstämme in ihrer Eigenart kennen und schätzen. V.

Die Völker der Erde. Eine Schilderung der Lebensweise, der Sitten, Gebräuche, Feste und Ceremonien aller lebenden Völker von Dr. Kurt Lampert. Mit etwa 650 Abbildungen nach dem Leben. 35 Lieferungen. (Stuttgatt. Deutsche Verlagsanstalt.) Schon die erste Lieferung lässt erkennen, dass hier die erste, auch den höchsten Anforderungen entsprechende, allumfassende Völkerkunde vor uns liegt, die sich auf bildliche Documente von urkundlicher Treue stützt. Welche Fülle der Gesichter, der merkwürdigen Erscheinungen, von denen uns die eine oder andre wohl schon vertraut sein mag, die aber hier in sorgfältiger Gruppierung und Ordnung nach ihrer wissenschaftlichen Zugehörigkeit vor uns treten. Das Wort, dass die Welt klein geworden sei, finden wir vollauf bestätigt, denn die entlegensten Erdtheile werden uns durch fesselnde Schilderungen vor Augen gerückt. V.

Das Hohelied. Von Hermann Kunibert Neumann. (Dresden. Heinrich Minden.) Wer sich mit höchsten Menschheitsfragen gerne abgibt, der wird an dieser gedankenreichen Dichtung, wenn schon nicht immer Gleichgesinnung, so doch Anregung finden. M.

Kloster und Herd. Eine Geschichte aus dem Mittelalter von Charles Reade. Deutsch bearbeitet von M. Jacobi. (Stuttgart. Robert Lutz.) Die Eltern des berühmten Humanisten Erasmus von Rotterdam, Gerhard und Margarethe, sind die Helden der Erzählung, der Widerstreit zwischen Kloster und Herd, Liebe und Pflicht deren Inhalt. Aber der Dichter führt uns keine Schwächlinge, sondern moralisch starke Personen vor, die ihr besseres Ich aus schweren Kämpfen und Prüfungen retten und uns so als Idealbilder erscheinen. Vor allen die Heldin ist mit unerreichter Meisterschaft gezeichnet; der Dichter erweist sich als unübertroffener Kenner des weiblichen Herzens. Dass beide Helden ihr Glück schließlich in der Entsagung und im Wirken für alle Armen und Leidenden finden, macht den Roman zur schönsten Verherrlichung des werkthätigen Christenthums. Prof. Wichner.

Die beiden Freunde. Dramatisches Gedicht von Richard Schlossar. (Dresden. E. Pierson. 1902.) Die beiden Freunde Minos und Themos sind die Vertreter zweier entgegengesetzter Weltanschauungen. In jenem hat die genussfreudige Philosophie Epikurs einen begeisterten Vertreter gefunden, dieser ist von den ernstesten Lehren der Lebensverneinung erfüllt. Also stehen sich in den beiden Jünglingen zwei ewig wiederkehrende Weltansichten, Optimismus und Pessimismus, feindlich gegenüber. Und trotzdem sind sie Freunde geworden. Sie ergänzen sich gegenseitig; Minos verstößt sogar seine Geliebte, um nur der Freundschaft zu leben. Das dreiactige Gedicht dürfte auch auf der Bühne von packender Wirkung sein. V.

Festblätter zum 6. deutschen Sängerbundesfeste. (Graz. „Leykam.“) Als hochwillkommene Vorläuferin des großen deutschen Sängerfestes, das Ende Juli dieses Jahres in der steirischen Landeshauptstadt gefeiert werden soll, erscheint gegenwärtig unter dem Titel „Festblätter zum 6. deutschen Sängerbundesfeste“ eine gediegene Zeitschrift, die vermöge ihres vortrefflichen Inhaltes und ihrer vornehmen künstlerischen Ausstattung nicht nur in den Kreisen der Sängerschaft, sondern überall, wo man deutsche Weise und deutsches Wesen schätzt und ehrt, Verbreitung verdient. In diesem schönen Werke, dem die Besten unseres Volkes ihre Kräfte leihen, will man nicht bloß die Vorbereitungen zum Feste, das Sehenswerteste unserer Alpenheimat und die seltene nationale Liedesfeier selbst schildern, sondern in ihm soll vor allem auch der Zusammenhang der Steiermark mit der deutschen

Heimgarten

10. Heft. Juli 1902. 26. Jahrg.

Fritz Friedlein.

Eine alte Geschichte von **Karl von Holtei.**

(Schluss.)

Am frühen Morgen verließ die Pastorswitwe heimlich des Bäckers Haus. Dank und Lebewohl hatte sie den Verwandten ihres Verstorbenen schon am vergangenen Abend gesagt und dabei inständigst gebeten, man möge ihrer Flucht keine Hindernisse entgegenstellen. Die Ärmste dachte dadurch dem zurückbleibenden Sohne des Abschiednehmens Schmerzen zu ersparen. Als ob solche Schmerzen nicht noch heftiger nachwirkten in gefühlvollen Gemüthern, wenn diese der letzten Umarmung, des letzten Segenswunsches einer scheidenden Mutter sich beraubt finden?

Was sie fühlte, da sie die menschenleeren Gassen entlang zum Thore hinauswanderte . . . in Worte läßt sich das nicht kleiden; nur wer so etwas an sich selbst erlebte, kann's begreifen. Dennoch hielt sie sich aufrecht, erwiderte freundlich der zum Wochenmarkte in die Stadt gehenden Landleute Begrüßungen und schritt muthig fort. Wie sie nun aber das Gebüsch erreichte, in welchem sie vorgestern mit ihrem Fritz noch einmal Zwiesprache gehalten, bevor sie in Schöningen eingezogen, da ließen die Kräfte nach. Weiter geht's nicht, seufzte sie; hier will ich ein Weilchen ausruhen, wo ich *mit ihm* geruht habe!

Und sie setzte sich ins bethaute Gras, mit dem Rücken gegen die Landstraße.

Schulhaus Krieglach-Alpel.

(8. Ausweis.)

Vortrag 10.127·30 Kronen. — Neuerdings bei Rosegger eingegangen in Kronen: Rechtsanwalt Ascher, Leoben 10. Steiermärkische Sparcasse 500. Fidelsterktold, Oberhollabrunn 8. J. Hirsch, Hamburg 4·40. Reiner, Oberlehrer, Zlan bei Paternion, Sammlung 24. Tischgesellschaft „Langonia", Mähr.-Neustadt 20. Rosenkranz, Krems, Ergebnis einer Sammlung 8. Tachau-Pfraumberger Bezirks-Lehrerverein 5. — Übertrag 10.706·70 Kronen.

Krieglach (Steiermark), 15. Mai 1902.

Postkarten des „Heimgarten".

F. J. K., Wien. Sie meinen, dass der Stadt Graz österreichischer Patriotismus fehle, weil sie einen Bismarckplatz habe. Zählen Sie doch einmal die Straßen- und Plätzenamen, die sich auf unser österreichisches Kaiserhaus beziehen: Karl Ludwig-Ring, Elisabethstraße, Elisabethplatz, Erzherzog Johann-Allee, Erzherzog Karl-Gasse, Franzensplatz, Albrechtsgasse, Albrechtsbrücke, Maria Theresia-Allee, Stephaniegasse u. s. w. Die meisten dieser Benennungen sind neuen Datums. Dazu noch Denkmäler österreichischer Herrscher und Herzoge, zahlreiche Anstalten und Stiftungen, die zu Ehren unseres Kaisers entstanden sind — in derselben Gemeinde, die aus erklärlicher Bewunderung für den großen Mann, der auch Österreichs Freund gewesen, einen Platz Bismarckplatz genannt hat.

K. J., Graz. Viel Sonne, reine milde Luft, freundliche Wohnung, gute Bäder — in der Nähe einer Bahnstation. Sie suchen das und haben es doch in nächster Nähe von Graz. Laßnitzhöhe! Als Zugabe eine entzückende Aussicht über das weite grüne Hügelland hin bis zu den fernen blauenden Bergen. Im Mai, wenn in diesem Riesengarten die Obstbäume blühen und im Herbste, wenn sie reifen, da muss man dabei sein! Sie können weit reisen, um einen solchen Aufenthalt zu finden, wie die Laßnitzhöhe — dreißig Minuten von einer großen Stadt. Der Curort ist zwar erst im Werden — aber er wird!

M. N., Neuhaus. Um die vom „Heimgarten" seinerzeit vorgeschlagene Nationalcasse interessiert sich keine Katze. Empfindliche Opfer bringen — nein, so weit geht deutscher Nationalismus nicht — mit wenigen Ausnahmen, diese flecken nicht. — Dann weiter: Wenn Bauernsöhne schon studieren sollen, so dürften sie nicht das Bildungsproletariat der Gelehrten, Künstler u. s. w. vermehren helfen, sie müssten womöglich in landwirtschaftlichen Schulen sich Tüchtigkeit für ihren angestammten Beruf aneignen. Außer es sind in einem Jungen ganz besondere Anlagen vorhanden, ein solcher hat gewöhnlich auch ein paar spitze Ellbogen zur Verfügung, um sich Bahn zu brechen.

Dr. F. M., Graz. Das „Grazer Volksblatt" sagt: „In einem Artikel der „Wartburg" werden neben Rosegger und Professor Wahrmund auch Mfgr. Scheicher und Prof. Ehrhard als Beweise angeführt, welche Unzufriedenheit in der „römischen" Kirche herrsche. Allein die Protestanten könnten froh sein, wenn sie Männer besäßen, die mit solcher Liebe zur eigenen Sache jede Unvollkommenheit an derselben möglichst beseitigen wollen. Würde man aber die Rosegger und Wahrmund in der Theologie mitreden lassen, so würden die Katholiken bald so weit sein, wie die Protestanten, nämlich, dass man gar nicht mehr weiß, was man glauben soll. Jede wahre Reform muss im Einvernehmen mit dem Heiligen Stuhl geschehen, aber jeder Katholik kann sich zum Worte melden." Diese Bemerkung lesen Sie im „Grazer Volksblatt" und kennen sich nicht aus, wie das ist, wenn jemand sich zum Worte melden, aber nicht mitreden darf.

N. K., Bruck. Der jetzt häufig angewendete Gruß „Auf Wiederschau!" (statt auf Wiedersehn) ist eine Geschmacklosigkeit. Der Ausdruck „Wiederschau", der an das Wort „Rinderschau" erinnert, besagt sprachlich etwas ganz anderes, als das sinnige „Wiedersehn".

A. K., München. Ihre Briefe stets willkommen, zumal Sie den Geplagten nicht zu persönlicher Antwort verpflichten. Die Gedichte etwas unklar, vielleicht weil sie nicht seicht und banal sind. Wir bringen eins.

Rosegger wohnt den Sommer über in Krieglach (Steiermark). Da der Genannte ruhebedürftig ist, so wird dringend gebeten, in allen geschäftlichen „Heimgarten"-Angelegenheiten sich an die Verlagshandlung „Leykam" in Graz zu wenden.

(Geschlossen am 15. Mai 1902.)

Für die Redaction verantwortlich: P. Rosegger. — Druckerei „Leykam" in Graz.

seinen besten Schülern zur Präparation anempfohlen. Fritz ging muthig daran und machte mehrere derbe Schnitzer; weil jedoch aus der Art seiner Übertragung deutlich hervorgieng, dass er gerade diesen Autor noch niemals vor Augen gehabt, und dass er sozusagen auf einem ihm völlig fremden Boden pflügte, erregte seine Behandlung der bedenklichen Aufgabe allgemeines Aufsehen.

Was meinen die Herren Commilitonen: Welchen Platz soll dieser als angehender Ultimus für die Prima erhalten?

„Den ersten, rief Baron Theodor feurig; er verdient es, Primus der Prima zu sein."

„Concedo! sprach der Rector. Daran erkenn' ich meinen hochgesinnten Freiherrn!"

Fritz verbarg das erröthende Antlitz und die hervorbrechenden Thränen hinter zitternden Händen. Er gedachte des verstorbenen Vaters mit dankbarer Rührung. Ach, und wie er der vereinsamten Mutter gedachte! . . . .

Doch dank der Jugendkraft, die bei freudigen Anlässen sich bald wieder meldet, den Druck schmerzlicher Gefühle abschüttelnd, erhob er sich im Laufe des Vormittagsunterrichtes zum unverkümmerten Genusse solch überraschender Auszeichnung. Dass er dieses Selbstbewusstsein innerhalb der Classe nicht zur Schau tragen dürfe, sagten ihm angeborene Bescheidenheit sowie anerzogene Demuth vernehmlich genug und ihren Warnungen angemessen benahm er sich beim Auseinandergehen der jungen Genossen, denen er seinen von tiefster Beschämung erfüllten Dank aussprach, was allgemein günstig aufgenommen wurde.

Nachdem er sich aber von jenen getrennt und den Weg zur jetzigen Heimat, von der Hauptgasse abbiegend eingeschlagen hatte, da schwoll ihm das Herz mächtig auf. Ohne anzupochen stürmte er ins Gemach der ehrsamen Frau Dorothea Blasius, die mit Beihilfe Susannens den Mittagstisch zum Empfange des „Herrn" bereit machte, vergaß gebürend zu grüßen, behielt sogar die Mütze auf dem Kopfe und rief überlaut: „Frau Muhme, ich bin Primus geworden!"

„Verrückt bist Du wohl geworden, Fritz, dass Du hier hereinbrichst wie Landdragoner? Was bist Du geworden?"

„Primus", wiederholte Susanne; „das ist was Großes, Mutter! Nun müssen wir erschrecklichen Respect haben vor dem Vetter. Der ist jetzt der Erste im Gymnasium nach dem Herrn Rector und anderen Lehrern.

„Lass' Dir nichts weis machen, Mädel! Der? Der Erste? Wohl gar auch über die jungen Grafen und über den Baron Pillersheim und über des Herrn Superintendenten seinen Julius? Das wär so Einer danach, der, in seinem abgetragenen Gottfried?"

„Es braucht niemand meinen Jammer zu sehen; das kann ich abmachen ohne andere Menschen.“ Diesem Jammer gab sie sich recht aus vollem Herzen hin, die arme, schwache und doch so starke Mutter. Sogar den sie neugierig umflatternden Vögeln des Haines wollte sie das von tiefsten Seelenschmerzen entstellte Angesicht verbergen, denn sie bedeckte es mit beiden Händen. Und so versenkt in sich selbst fühlte sie bald zwei andere Hände, welche die ihrigen ergriffen, diese sanft von den Augen wegzogen, ihr Haupt leise berührend umwendeten . . . und sie erblickte den Sohn, der sie belauert hatte und ihr unbemerkt nachgegangen war. Er ließ sich neben der Mutter nieder, schlang seinen Arm um ihren Nacken und sagte — nichts. Auch sie schwieg.

Was hätten sie reden sollen? Kein gesprochenes Wort hätte ausgereicht, die Empfindungen dieser Minuten wiederzugeben.

Plötzlich sprang er vom Boden auf, drückte noch einen Kuss auf ihre bleichen Lippen, und mit festem Entschlusse rief er aus: „Jetzt muss ich zur Schule!“

Sie blickte ihm nach: „Gott segne Dich dafür!“ Dann trat sie, neugestärkt, den Heimweg an.

Aber auch er hatte durch den raschen Lauf, durch die Erschütterung des Abschiedes eine kühnere Haltung gewonnen, deren er allerdings bedürftig war, um die begreifliche Scheu vor seinem Antritte als Primaner zu besiegen, und vor den leicht vorauszusehenden Spöttereien junger, frisierter Herrlein gegen den unerfahrenen, in allen geselligen Bräuchen fremden Dörfner. Diese Scheu hatte ihm in jüngstvergangener Nacht den Schlaf geraubt; jetzt wich sie der Einnerung an den einsamen Heimweg der armen Mutter und dem Bestreben, Herr zu werden über kindliche Rührung. Es lief glatter ab, als zu erwarten gewesen. Derselbe stattliche Jüngling, der ihm, da Mutter und Sohn das Ziel ihrer Fußwanderung suchten, den richtigen Weg gewiesen und sich ihm Theodor Baron Pillersheim genannt hatte, erinnerte sich jetzt, beim ersten Anblick der gestrigen Begegnung. Wie der Rector den Ankömmling als „neuen Zuwachs“ der Prima vorstellte und einige Worte zu dessen Empfehlung beifügte, reichte ihm Theodor die Hand und sagte, — allerdings mit merklich vornehmer Herablassung, aber doch freundlich: Ei, sieh da, mein friedfertiger Pastorssohn! Und gar schon Primaner! Auf Secunda hätt' ich gerathen. Nun, desto besser; viel Glück, armer Teufel! — Dieser Gruß beseeligte unsern Fritz und Thränen füllten ihm die Augen, da er bedachte, wie richtig sein erster Blick des stolzen Freiherrn Gutmüthigkeit beurtheilt habe, während die schüchterne Mutter Besorgnis vor höhnischer Zurücksetzung gehegt. Wahrscheinlich um den Neuling von vornherein in der Achtung der ganzen Classe festzustellen, ließ ihn der brummige Rector ein schwieriges Capitel exponieren, welches es wenige Tage zuvor

arme Mutter zusammengestoppelt hat, dürfen wir ihn nicht herumlaufen lassen. Du musst schon mit einigen Kleidungsstücken herausrücken, die ihm leicht zurecht gemacht werden können. Bedenke nur, Vater, was für junge Herren in der Prima sitzen: Des Superintendenten sein Julius, der Theodor vom Baron Pillersheim, die Grafen Gustav und Heinrich, der stolzen Excellenzwitwe ihre Söhne; und wie die einhergehen!! Die dürfen doch nicht ihren Primus auslachen? Es heißt ja: Kleider machen Leute!“

„Du hast gut reden, Jungfer Plappermaul. Soll ich vielleicht meinen Bratenrock hergeben?“

„Den gerade nicht. Aber es hängen Gewänder im großen Schrank, die Du selten oder nie gebrauchst, und die sich prächtig werden aufstutzen und herrichten lassen. Hilf mir bitten, Mutter! Sowie wir abgegessen haben, wollen wir miteinander hinaufgehen und Stück für Stück vornehmen. Ihr sollt sehen, es wird sich allerlei aufstöbern lassen.“

Wäre Vater Blasius noch am dritten Glase seines mit Recht gepriesenen Oberungars gewesen, vielleicht hätte Susanne eine recht kräftige Abweisung hinnehmen müssen. Doch es fügte sich so günstig, dass der ehrliche Bäckermeister sein gar nicht schmächtiges Becherlein so eben zum fünftenmale gefüllt hatte, und er begnügte sich mit der Äußerung: „Du, über meinen Kleiderschrank hergehen? Na, da will ich auch dabei sein!“

„Sollst Du auch, lieber Vater; so gewiss Du dereinst die alten Schneiderrechnungen bezahlt hast; nichts ohne Deine Zustimmung!“

„Sehr gütig, Mamsell Tochter. Die alten Rechnungen, ja die sind bezahlt, bei Heller und Pfennig, Gott sei Dank, der bürgerliche Bäckermeister und Hausbesitzer Blasius bleibt nichts schuldig. Aber wer bezahlt dem Schneider die neue Rechnung? Denn für einen schönen Dank von Jungfer Susanne wird er die Umänderungen nicht ausführen; so was macht Mühe!“

„Die bezahlt Deine Tochter Susanne aus ihrer Sparbüchse. Vetter Fritz soll nicht wie ein armer Teufel neben ihr daherschreiten, wenn er sie am krummen Arme spazieren führt; er soll Staat machen mit Deinen aufgebügelten Kleidern, und sie will Staat machen mit ihrem Primus.“

„Das läßt sich hören. Übrigens ist Fritz *mein* Vetter; zu Dir ist er ein Oheim!“

„Eine Respectsperson? Desto besser; eine solche muss doch schon durch ihr äußerliches Erscheinen Respect einflößen.“

„Lass' Dir nichts aufbinden, Fritz, von dem übermüthigen Mädel; die hat vor nichts Respect; nicht einmal vor ihrem Vater!“

„Lass' Dir nichts aufbinden, Fritz; der Vater hat schon verstanden und versteht noch, sich in Respect zu setzen. Nicht wahr Mutter?“

„Ja, Vetter, das ist richtig; in dem Aufzuge darfst Du nicht bleiben; der ist gar zu abgeschabt, Rock wie Beinkleider. Und der Schnitt! Den hat wohl Deine arme Mutter zusammengefädelt? Du siehst ja erbärmlich aus. So, wie Du jetzt herumläufst, lass' ich mich nicht von Dir begleiten auf einem Sonntagsspaziergange. Sie lachen uns ja aus."

„Wenn ich nun nichts Besseres habe, Susannchen?"

„Rede nicht so weinerlich, Fritz. Dafür gibt's Rath: Wir müssen den Vater in Anspruch nehmen. Nicht Mutter? Da hängt noch vielerlei nutzbar Gewand im großen Nussbaumschrank? Und der Schneider bei dem die vornehmen Schüler arbeiten lassen, wird ihren Primus schon herstellen, dass sie und wir Ehre mit ihm einlegen!"

Die Mutter wollte widersprechen: Damit dürfte sie dem Vater nicht kommen; in solchen Sachen wäre er sehr genau, und verstünde keinen Spass, wenn's an die alten Bratenröcke gienge . . . Aber ehe noch der kleine Familienstreit um sich greifen konnte, stand der Bäckermeister in Person vor ihnen:

„Susanne, fix noch Gedecke auflegen, der Vetter speiset mit uns. Eine Flasche Oberungar heraufholen, vom obersten Fache links neben der Kellerthüre. Weiß alles. Der krummbeinige Morchel hat mir's verzählt. Die Secunda in Alarm, das ganze Gymnasium! Fritz ist zum Primus in Prima ernannt. Bringt seinem wohlseligen Vater Nachruhm, und meiner verstorbenen Schwester ebenfalls; wird eine Stütze seiner verlassenen Mutter; eine Zierde für unser Haus. Wir wollen ein Glas leeren auf meines Primaners Wohl, auf das Wohl des Primus in Prima! Ich hab' auch dem kleinen Morchel gesagt, er soll morgigen Donnerstags-Freitisch heute abfressen, weil's ein gutes Tröpflein zu trinken setzt und außerdem Mittwochs Nachmittag die Schule geschlossen bleibt. Du kannst gleich mehrere Flaschen bringen, Susanne, dass es nicht erst unnützes Gelaufe gibt. Ich bin ordentlich auf dem Zeuge! Merkt' es zwar gestern beim Examen und las es aus Rectors Mienen, dass in dem Jungen mehr steckt wie in den gewöhnlichen Predigersöhnen vom Dorfe . . . dass er sich aber dermaßen herausbeißen würde. . . . da trifft unser altes Sprichwort rechtschaffen zu: Pfarrersöhne und Müllervieh, wenn's gut geräth, ist's gutes Vieh."

„Mosjeh" Morchel stellte sich ein; Susanne stellte die Flaschen auf den Tisch. Blasius schenkte lustig die Gläser voll, den andern wie sich; trank auch lustig aus. Kein Wunder, dass des Vaters Heiterkeit der ebenfalls heiter werdenden Tochter Muth einflößte. Sie rückte behutsam mit ihren Garderobe-Plänen hervor.

„Fritz muss einen neuen Menschen anziehen", sprach sie, nachdem sie einen herzhaften Schluck gethan; „in den Kleidern, die ihm seine gute

zu nehmen gedachten, vor allen der lebendige Modespiegel Theodor von Pillersheim, dem viel daran gelegen schien, so rasch wie möglich auf Universitäten zu gelangen, um bei Eröffnung seiner Laufbahn im Staatsdienste den fördernden Einfluss des alternden Vaters noch in Anspruch nehmen und benützen zu können. Des jungen Mannes Eitelkeit, wie sehr sie immer auf Äußerlichkeiten gerichtet sein mochte, gieng doch tief genug nach innen, um seinen regen Fleiß anzuspornen. Welchen Vorschub ihm dabei der neue Schulgenosse leisten könne, davon überzeugte er sich bald. Und so geschah es denn, dass Theodor und Fritz für Busenfreunde galten, bevor letzterer noch andere vertrauliche Bündnisse geschlossen. Beide fühlten sich zu einander hingezogen, vielleicht umsomehr, je verschiedenartigere Naturen sie gewesen sein mögen; Theodor zeigte nicht minder aufrichtige Hochachtung für des Dörfners Übergewicht im ernsten Streben und Wissen, als dieser hinwiederum seinerseits für des gesellig ausgebildeten, feinster Formen sicheren Weltjünglings Gebaren. Dass bei solch „wechselseitigem Unterricht“ Fritz weniger profitierte als Theodor, ist leicht begreiflich. Denn während der eine positiv lernte, begriff der andere gleich von vornherein, dass er sich lächerlich machen würde, wenn er versuchen wollte, jenen als nachahmenswertes Vorbild zu betrachten. Davon überzeugte ihn täglich der Umgang mit seiner redlichen, jeglicher Zierlichkeit baren Bäckerfamilie, in welcher es höchst spießbürgerlich hergieng, und wo seine bisweilen unwillkürlich hervortretenden Versuche, sich „elegant“ zu benehmen, ganz treuherzig bespöttelt wurden, wobei Mühmchen Susanne nicht zurückblieb, trotz (vielleicht auch wegen) ihrer Vorliebe für Vetter Fritz. Sie machte in jeder Weise die um zwei Jahre ältere, dem häuslichen Leben schon vertrautere Tochter des Hauses geltend, welche dem armen Schüler „bemutternde“ Protection gönnt, dabei aber durchaus nicht verheimlicht, dass sie ihm recht gern gestatten wollte, sich ein Bisschen in sie zu verlieben; wie es ja vor ihm schon verschiedene „Primaner“ gethan, ohne dass diese Kindereien weiter beachtet worden wären. Vater Blasius hielt die „dummen Jungen“ für ungefährlich. Dazu mag er berechtigt gewesen sein, solange sich die muntern Burschen mit verbindlichen Grüßen und vielsagenden Blicken auf die Jungfrau am Fenster des Bäcker-Lides begnügten. Bedenklicher könnte das Beisammenwohnen geworden sein, wenn Fritz nicht gewesen wäre, was er eben war: ein unter väterlich-strenger Autorität, unter mütterlich-liebevoller, doch sorgsamer Führung, in frommer Zucht aufgewachsener, schüchtern zurückhaltender Sohn des Dorfes. Die Koketterien der Bäckerstochter gehörten eben nicht zu den „feinern“ Backwaren des Geschäftes, und sie schreckten den schüchternen Jüngling eher zurück, als dass sie ihn ermuntert hätten. Von sentimentaler Seite Angriffe auf sein Herz und Gefühl zu versuchen, lag durchaus nicht in Susannens derbem Wesen. Und das ist offenbar ein

„Wär' noch schöner, wenn 's anders wär'! Doch das gilt immer nur für äußerste Fälle, wenn sie 's zu toll treibt. Im gewöhnlichen Laufe der Dinge macht die Kröte was sie will und setzt Alles durch. Wie denn so einzelne Töchter ganz eigene Kinder werden. Nicht wahr, Morchelchen, Sie haben mitunter die Augen weit aufgesperrt vor Erstaunen . . ? Nicht doch, der Bissen darf Ihnen deshalb nicht im Munde stecken bleiben, Sie können ja nichts dafür. Meine Schuld allein; des schwachen Vaters Schuld. Sie sollen auch heute Zeuge werden von seiner Nachgiebigkeit; sollen mit ansehen, wie er sich ausplündern läſst, als hätten wir die Croaten und Kosaken wieder im Ländel, die unseren Vorfahren dereinst die Jacken vom Leibe zogen. Vielleicht fällt auch für Sie etwas dabei ab? Sie können 's brauchen."

Der arme kleine Morchel warf einen schüchternen Blick auf seines magern Leibes dünne Hüllen und lispelte: „Ach ja!"

„Nun geschwind die paar Neigen ausgeleert und vorwärts!"

Susanne nahm sich der Sache sehr energisch an; sie griff mit beiden Händen in den geräumigen Kleiderschrank und riſs Stück für Stück, ohne Rücksicht auf die mitunter morschen Anhängsel von den hölzernen Nägeln herab, so daſs in wenig Minuten das ganze Zimmer einem unaufgeräumten Trödlerladen glich.

„Das hätt' ich doch wirklich nicht gedacht, daſs sich soviel Plunder ansammeln könnte im Verlaufe von zwanzig Jahren. Du hast 's wieder einmal getroffen, Susanne. Platz machen! Fort mit dem Mottenfraße! . . . Aber die besten Stoffe darfst Du auch nicht aussondern."

„Die schlechtesten doch auch nicht, Vater. Unser Primaner soll nach was aussehen. Laſs' mir freie Hand; Morchelchen wird auch nicht leer ausgehen, und Du wirst nichts entbehren, was Dich gut kleidet."

So hat es sich zugetragen, daſs unser Fritz Friedlein, dank dem Eifer des durch Susanne unabläſsig angetriebenen Schneiders, binnen kürzester Frist „einen neuen Menschen angezogen zu haben schien", wie es im gewöhnlichen Sprachgebrauche, tieferem Sinne dieses Ausdrucks gar sehr zuwider, genannt wird. Leider findet das trübselige, des Menschen höhere Würde verletzende Sprichwort: „Kleider machen Leute" immer und überall Anwendung. Es fand sie auch im Gymnasium, dessen Stolz unser bescheidener Held nun umso leichter wurde, weil sich keiner der „jungen Herren" fürder weigern durfte, ihm den Arm zu reichen, ihm, vor dessen vertraulicher Kameradschaft sie anfänglich einige Scheu gehabt, weil er, wie jene meinten, doch „verflucht schäbig" ausgesehen. Nun brauchten sie sich seines Umganges auch vor den Schöningern nicht mehr zu schämen, was ihnen doppelt erwünscht schien, da sie seine Bei- und Aushilfe für besonders schwierige Schulaufgaben in Anspruch

in eine höhere verhelfen möge; denn, meinte der skeptische Schulmann, wenn der die Bengel nicht vorwärts bringt, dann bleibt Ihnen nichts übrig, als beide, den Paul wie den Peter beim väterlichen Handwerk zu belassen; Ochsen schlagen und Schweine stechen, darauf mag ihre Wissenschaft sich dann beschränken.

„Wär' mir nicht angenehm", hatte Randörfer mürrisch erwidert; wollte höher mit ihnen hinaus. Versucht werden muss es halt doch. Schlägt's nicht gut aus, dann um so schlimmer für die Jungen. Übrigens ist die Fleischhauerei auch nicht zu verachten, wenn der Vater ein wohlhabender Mann war und seine Erben sich nur so in die Wirtschaft hineinsetzen dürfen. „Um den Peter . . . mag's immer sein; auf den hab' ich selber keinen rechten Fidutz; aber mein Paul, mein Paul! der Junge hat Kopf, Herr Rector."

„Kommt darauf an, was etwa darin steckt, Meister Randörfer; Friedlein wird's schon zu Tage bringen!" Und nun war's festgemacht: Unser junger Freund bewegte sich zwischen den höchst verschiedenen Persönlichkeiten in des Fleischers Randörfer und des Major von Bückenau Umgebungen, welche nur darin einige Ähnlichkeiten hatten, dass die Häupter beider Familien sich durch heftige Grobheit auszeichneten, was übrigens keinem Bewohner Schöningens befremdend erschien. Vom wohlhabenden Schlächter war's an und für sich begreiflich; von einem Postmeister, resp. Posthalter jener Zeit verstand es sich von selbst und gehörte zum Amte. Theodor vermittelte hier, die Blasius'schen vermittelten dort, glichen aus wo sie wussten und konnten, Fritz Friedlein fühlte sich glücklich, manchmal ein Geldstück für die Mutter aufsparen zu können, und meinte den Himmel schon auf Erden gefunden zu haben, weil er mit Freuden fleißig, weil ihm angestrengte Arbeit eine Wonne war, weil sein „Baron" ihn kameradschaftlich behandelte, und weil ihn Ida's jungfräuliche Kindlichkeiten für nicht abzuleugnende Geduldproben bei den Herren Gebrüder Peter und Paul entschädigte. —

So weit erzählt uns der Dichter von Fritz Friedlein, über dessen fernere Lebensschicksale wir wohl beruhigt sein dürfen.

Irrlicht.

Eine alltägliche Geschichte von **Xaver Binter.**

Sie waren Nachbarskinder. Das Mädel lief Sonntag wie Werktag in ein und demselben Persröckchen, mit ungeordnetem oder nur nachlässig in ein Bündel zusammengeknüpftem Haar und nackten Füßen einher, während der Bub es gewohnt war, ungewaschen und ohne Kopfbedeckung zur Schule zu gehen, die Hose zerrissen, die Joppe schlecht

Glück gewesen für beide Theile. Oder vielleicht auch ein Unglück? Wie wir's nehmen wollen. Wenigstens für unsern ehrlichen Fritz, den eine kleine, meinetwegen sträfliche Liebelei mit der sehr irdischen Muhme bewahrt haben dürfte vor den Gefahren idealer verhimmelnder Liebe, welche ihm erwuchsen .... nun wir werden ja sehen. Zunächst erwähnen wir nur die Familien der Stadt, mit denen er in Berührung kam. Da steht obenan diejenige des Herrn Postmeisters, des ehemaligen Majors von Bückenau. Dieser brave Herr bekümmerte sich allerdings wenig oder gar nicht um Wissenschaften, weder im allgemeinen noch im besonderen um sogenannte „schöne"; jedoch seine Frau Gemahlin, ein Residenzkind, deren Herkunft und Atecedentien wohl nicht ohne Einfluss auf seine Anstellung im Civil geblieben sein mochten, hatte so einen Nachklang von Ewald Kleist'schem Frühling und Rammler'schen Oden in die kleinere Stadt mitgebracht und fand es zweckmäßig, ihrem einzigen Kinde, der kindlich wie lieblich heranwachsenden Ida, einen gewissen „Schliff" (wie sie das Ding betitelte) beizubringen. Zu diesem Zwecke hatte sie sich den Freund des jungen Baron Pillersheim auserseheu, welchen ihr letzterer als bescheidenen schüchternen Jüngling und gewissenhaften Instructor, als welchen er ihn selbst erprobt, gar nicht genug empfehlen konnte. Eine unpassendere Wahl wäre nicht zu treffen gewesen. Denn vor allem, was einem hübschen jungen Mädchen zu lernen wünschenswert und förderlich erscheint, wusste und verstand des verstorbenen Landpredigers classisch eingeschulter Zögling geradehin gar nichts. Theodor, als dankbarer Schulkollege hatte diesen Umstand nicht erwogen, aus reinem Eifer, dem armen Kameraden eine für die Verhältnisse bedeutende Einnahme zu verschaffen. Fritz wollte gern das möglichste thun, versuchte sogar Klopfstocks Messias als Grundlage der beginnenden Humanitätsstudien aufzustellen, erreichte jedoch keinen Erfolg mit dieser Bemühung und wurde von der muntern anmuthigen Schülerin bedenklichen Fragen und Zweifeln mitunter in große Verlegenheiten gebracht, so dass er selbst zu zweifeln anfieng an sich und am berühmten Epos; so dass er sich bald genöthigt sah, andere, weltlichere Wege einzuschlagen, auf denen die zwölfjährige Ida heiteren Sinnes neben ihm herwandelte, wobei schwierig geworden wäre, wer von beiden eigentllich die Führung übernommen. Das waren die ersten Töne des uralten Liedes vom jungen Lehrer und dessen jüngerer Schülerin. Ein lustig anhebendes Liedlein, aus welchem schon unzählbare Klagelieder entstanden sind.

Die zweite Familie, deren wir gedenken müssen, bildet zu jener ersterwähnten einen schroffen Gegensatz. Dem Fleischermeister Randörfer hat der Rector des Gymnasiums „den jüngsten und zugleich reichsten seiner Primaner" anempfohlen, damit selbiger zwei ungeschlachten Jungen, Peter und Paul, die in unteren Classen zurückbleiben, womöglich

einer grüßt; und 's Danken is Schuldigkeit!" Ein Achselzucken des Schorsch: „Ich sag nix weiter!"

Und ohne noch ein Wort zu verlieren, begleitete der Bursche die Pepi nach Hause. Als sie auseinandergiengen, rief er ihr noch nach: „Übermorgen ist eh Feiertag, um zwei Uhr hol ich Dich ab!"

Und sie antwortete „ja". —

Seltsam! Als nun das Mädchen allein war, fieng sie an, darüber nachzudenken, was es denn heute mit dem Gruber Schorsch gewesen sei. Er that ja gerade, als ob er ein Recht auf sie hätte! Wie er sie zur Rede stellte, wegen des fremden Herrn! Was der sich nur einbildet! Ich bin doch nicht seine Bekanntschaft! Einen Bauschreinergesellen! Das gienge mir g'rad ab! Ich mag ihn ja ganz gern, weil er mein Spielkamerad war, aber sonst — —! Am Sonntag geh' ich schon um Eins von daheim fort, und wenn er um zwei Uhr kommt und mich nimmer antrifft, dann wird er's schon merken.

Und am Sonntag trat die Pepi wirklich schon um ein Uhr unter die Hausthüre — ganz zum Fortgehen bereit.

Doch gieng sie nicht.

Sie raisonnierte fortgesetzt still in sich hinein über den Schorsch, der gerade thue, als ob es eine ganz selbstverständliche Sache wäre, dass sie sich von ihm ausführen lasse.

Schon deshalb werde sie allein gehen.

Überhaupt, dass sie heute Vormittags nicht zur Parade kommen konnte — nur des Gruber Schorschls wegen — gleichwohl sie dem Baron ihr Erscheinen ganz gewiss versprochen hatte, das erweckte in ihr geradezu einen Groll gegen den Schreinergesellen.

So viel Unwilliges kam ihr in den Sinn, dass sie eine Stunde lang unter der Thüre stand, immer im Begriffe fortzugehen, ehe der Bursche zum Abholen kam.

Es schlug zwei Uhr.

Mit dem Glockenschlage stand der Gruber Schorsch vor der Pepi und lüpfte den Hut. „Hab schon gemeint —"

„Was?"

„Na ja, weil 's Wetter so schön is —"

„Schön Wetter?"

„Schau nur — mir ist ganz warm —"

„Jesses, was rennst denn nachher so!"

„Naja halt! — Gehn wir!"

„Wohin?"

„In d' Fasanerie!"

Und sie giengen. Zuerst an einem großen Friedhofe vorbei, dann ein Stück der staubigen Landstraße hin, dann feldeinwärts, dann dem Walde zu.

geflickt, wobei es ihm noch außerordentlich wohl gefiel, wenn die Leute sein durch Sonnenschein und Regen gelblich gebleichtes Gestrüpp auf dem Kopfe eine Strohbürste nannten.

Es schien, als ob ein gemeinsames Gefühl der elterlichen Vernachlässigung die Kinder aneinandergekettet hätte — sie waren beinahe unzertrennlich; so lange, bis die Berufsfrage eintrat und der Gruber Schorsch in eine Schreinerwerkstatt und die Birkner Pepi zu einer Näherin geschickt wurde.

Dann waren es die Sonn- und Feiertage, die die Freundschaft zusammenhielten.

Jugendblüte reift schnell, wie Frühlingstrieb. Des Burschen Oberlippe umsäumte federweicher Schatten und des Mädchens jungfräulicher Busen begann sich zu wölben.

Eines Tages sagten die Nachbarsleute, daſs der Gruber Schorsch und die Birkner Pepi ein Verhältnis miteinander hätten.

Um dieselbe Zeit — es war Zufall — verzogen die Eltern des Mädchens (der Vater war Polier) in ein entlegeneres Stadtviertel. Und da zeigte sich, wie bös die Menschen sind, die bei allem gleich das Schlechteste denken und üble Nachreden führen, ohne für ihr Gesage einen Beweis zu haben, denn nun sah man den Schorsch und die Pepi nie wieder beisammen.

Ungefähr ein Jahr verfloſs, da geschah es, daſs der junge Mensch vor dem Mädchen erschrak, als er es eines Sonntags auf der Wachparade zum erstenmale wieder erblickte.

Wie war sie hübsch geworden! Gewelltes Haar trug sie, das in reichen Löckchen die Stirn umrahmte, und das in noch reicherer Fülle nach rückwärts geworfen, von Steckkämmen aus feinem Schildplat zu einem üppigen Knoten zusammengehalten war. Ganz klein und neckisch lugten die Ohrläppchen aus der Haarflut hervor, geschmückt mit zierlichen Boutons. Und durch den feingewebten Mulleinsatz einer hellgeblumten Cretonblouse schimmerte die pralle Haut von Arm und Nacken in frischem, rosigem Tone.

Schorsch hatte sich von seiner Bestürzung noch nicht erholt, da sah er, wie ein elegant gekleideter Herr das Mädchen fest in's Auge faſste und ihr, als die Blicke der beiden sich begegneten, schnell einen Gruß zuwarf.

Daran wäre ja an sich nichts Auffallendes gewesen. Allein, daſs Pepis Gesicht blutroth sich färbte, als sie mit zutraulichem Kopfnicken den Gruß erwiderte, das fiel auf. Am meisten dem Schorsch, der in die Drohung ausbrach:

„Laſs Dich fein net nochmal erwischen mit dem, sonst erlebst was, Pepi!“ Worauf die Pepi antwortete: „Kann ich dafür, wenn mich

> Das überall mich umschwebt,
> Das überall mich ruft,
> Überall, überall
> Im Sausen des Windes, im Brausen des Meeres
> Und im Seufzen der eigenen Brust."

Sie ließ das Buch sinken. Nur unvollkommen regte sich in ihr die Vorstellung jener idealen Welt. Aber eines empfand sie deutlich: dass aus den leidenschaftlichen Worten des Gedichtes Alfred zu ihr spreche. Gewiss, dieses Mannes Liebe ist keine gewöhnliche, wie die des Schorsch. Wie weiß er zu reden, wenn er ihr sagt, dass er sie so sehr lieb habe, dass ihn ihre Tugend freue, und dass er sie gerade dieser wegen so verehre. Wie unbeholfen, plump und nichtssagend erschienen ihr dagegen die einfachen Liebesbetheuerungen des Schreinergesellen. Und wie freute es sie, dass Alfred zugleich bestrebt war, mittelst Bücher und guter Rathschläge ihr ein Lehrer zu sein. Er ganz allein wolle ihre Geistes- und Herzenserziehung leiten, sagte er, und immer, immer wolle er ihr treuer Freund und Beschützer sein. „Und man darf doch einen Freund haben", redete sie sich zu, „Das ist doch nichts Unrechtes. Und eine Stunde vor aller Augen lustig sein, das darf man auch. Es ist doch sehr schön von Alfred, dass er sich nicht schämt, mit meinesgleichen zu verkehren — nicht etwa heimlich — nein, neulich war sogar seine Cousine bei ihm, als er mir auf der Straße begegnete und mich anredete — freilich, seine Cousine war es — da kennt man's doch gleich, dass er nicht aus Schlechtigkeit mit mir geht, sondern nur weil er mich gern hat. Na also! —

Dieses selbstconstruierte Bild der Entschuldigung schien dem Mädchen hinreichend für den Entschluss, einer dem Buche beigebogenen Einladung zu einem gemeinsamen Abendessen in nächster Woche nachzukommen. „Eine kleine Suite" schrieb der Baron „unter Kameraden und Freundinnen im chambre separé oder sonst einem stillen Winkelchen des Restaurants — selbstredend durchaus anständig — auf Ehrenwort —"

Das ungeschickte Ding! Es war nun gar etwas wie Eitelkeit, die ihr Herz gefangen nahm. Dabei fieng sie an, vornehm zu reden, ja, sie machte sogar den Versuch, bon jour, Monsieur und bon soir, Monsieur zu sagen.

Und es kam der Tag, an dem sie mit dem Baron in das durch seltsamen Dämmerschein erleuchtete Local des Weinhauses trat.

Da war es ihr doch recht eigen zu Muthe. Wie ein Angstgefühl durchzog es ihren Körper und sie meinte, sie müsse sich rasch umwenden, um einer Gefahr zu entfliehen. Lachende Stimmen, die an ihr Ohr schlugen, gaben ihr sofort den Muth zurück.

„Meine Herrschaften", rief der Baron mit einer Handbewegung auf Pepi, „dem neuen Gaste Euere Reverenz!"

Dort wollte der Schorsch seinen Arm um des Mädchens Taille legen. Unwillig widerstrebte sie.

Das verletzte ihn schier.

In der Gartenwirtschaft „zur Fasanerie“ fanden sie einen leeren Tisch.

Und da hub der Bauschreinergeselle an, so gut er es vermochte, seine Gedanken in Worte zu ordnen, die wie Pläne für eine gemeinsame Zukunft klangen. Dass Idee und Folgerungen nicht in allen Dingen übereinstimmten, was that's? Schorsch hatte sein Herz ausgeschüttet. Für ihn gab's auf der weiten Welt nur ein Glück: Das, zeitlebens sich für die Birkner Pepi rackern zu dürfen.

Auf dem Heimweg fühlte er nochmals nach ihrer Hand, und nochmals versuchte er, sie zärtlich zu stimmen.

Nicht widerspenstig, aber auch nicht willfährig war die Pepi. Und so schön war die Natur, wie er sie noch nie gesehen. Grün, Blau, Roth, Gold, alle Farben der Weltpracht erschienen vor seinem Auge.

Und als es dämmerte und die heilige Stille des Abends sich ausbreitete, da war dem Gruber Schorsch zu Muthe, als ob die ganze Erdenrunde nur zwei Menschen trüge: ihn und die Birkner Pepi.

Beim Abschied von dem Mädchen meinte er, ein Kuss müsse sein Hoffen besiegeln. Sie aber wehrte ab — „ein andermal vielleicht — gute Nacht, Schorsch!“

„Gute Nacht, Pepi!“ — —

Pepis Eltern sind Arbeitsleute, die brennen im Sommer kein Licht; sie legen sich zu Bette, wenn es dunkelt.

Seit einiger Zeit trug das Mädchen beständig ein abgebranntes Stückchen Kerze in der Tasche. Das war seit letztem Carneval, wo sie zum erstenmale die Redoute besuchte. Dort hatte sie ja den Baron kennen gelernt. Das schwache Licht genügte, um den kleinen Raum zu erhellen, der Pepis Schlafstätte war. Ein dreibeiniges Ecktischchen, ein Stuhl, ein hölzerner Koffer, an den blaugetünchten Wänden einige lange Drahtstifte, an denen Werktagskleider hiengen, und ein mageres Bett. Sie wollte an diesem vorüber, da nahm sie wahr, dass ein Packetchen darauf lag; daneben ein von der Mutter geschriebener Zittel mit den Worten: Hat ein Packträger gebracht“.

Mit hastiger Hand ward die Sendung geöffnet. Ein Buch. „Heine“ stand in Silberdruck auf dem blaugepressten Einband. Ein Rosaschnürchen zog sich durch die Blätter. Pepi schlug sie auf und las:

„Herangedämmert kam der Abend,
Wilder toste die Flut,
Und ich saß am Strand und schaute zu
Dem weißen Tanz der Wellen,
Und sehnend ergriff mich ein tiefes Heimweh
Nach Dir, Du holdes Bild,

Mit fieberheißem Kopfe kam die Birkner Pepi nach Hause. Sie hatte einen gequälten Schlaf und des Morgens erwarteten sie Vorwürfe von den Eltern. Sonderbar erschien es, dass sie dieselben bat, dem Schorsch von ihrem späten Heimkommen nichts zu sagen. Als ob es den etwas angienge?

Und im Geschäfte verfolgte sie unablässig das gestrige Bild.

Einige Monate verstrichen. Da trat der Schorsch vor Pepis Eltern hin und erklärte rund heraus, dass er das Mädchen heiraten wolle.

Die Eltern meinten, da müsse der Schorsch die Pepi fragen.

Die Pepi aber wurde kreidebleich und rannte, ohne ja oder nein zu sagen, davon.

Zur selben Zeit befand sich Baron Alfred in den Manövern. Seine Briefe kamen zu Pepi ins Geschäft.

Seit jenem Tage, da Schorsch seine Werbung anbrachte, hatte sie Alfred viel mit Fragen über ihre Zukunft bestürmt.

Was hatte sie derzeit gelitten! Und immer schrieb er: Du weißst ja, Mäuschen, wie ich Dich lieb habe, doch begreifst Du auch, dass es für mich augenblicklich schwer ist, Bindendes zu sagen — noch bin ich von äußeren Verhältnissen abhängig — doch was in meinen Kräften liegt, das soll geschehen —".

Was in seinen Kräften liegt?! Darauf hatte sie so viel Hoffen gesetzt.

„Übermorgen", so schrieb Alfred, „kehre ich in die Garnison zurück."

Er kam. Aber er hatte beim Rückmarsch das Malheur, sich den Fuß zu verstauchen. Dienstunfähig rückte er ein.

Brieflich bat er Schossi, zu ihm zu kommen.

Sie sah nichts Arges darin, einen Kranken zu besuchen. Und wie dürstete ihr sehnsüchtig Herz nach der Freude des Wiedersehens.

Seit er fort war, hatte sich der Gedanke an ihn mit tausend Fäden an ihr Herz geklammert, sie fühlte sich kraftlos ohne seinen Schutz, zu kraftlos selbst, um den Gedanken an den abzuschütteln, der so arm und klein neben ihm stand, wie Schorsch es war.

Und endlich müsse sie es doch Alfred sagen, dass ein ehrsamer Arbeitsmann um ihre Hand anhalte, dass in ihrem Innern ein Zwiespalt entstanden sei, der sie zu Tode quäle. Sie wolle ihn fragen.

Doch nein! Die Unentschlossenheit ihrer Wahl zwischen ihm und einem gewöhnlichen Arbeiter müsste für Alfred eine Kränkung sein. Sie fühlte ja keine Liebe für jenen Menschen, aber für ihn, ihn, für Alfred waren alle Fibern ihres Herzens in Aufruhr. Alfred hatte ihr doch schon so viel Schönes gesagt, dass sie keinen Zweifel haben konnte, er sei ein edler Mensch und liebe sie von ganzem Herzen. Nur ihrerseits

Mit einer gewissen Förmlichkeit erhoben sich die Anwesenden, lächelten etwas eigenthümlich und nannten unter einer leichten Kopfbeugung ihre Namen: von Trüber, von Köckeritz, Freier von Stangewitz, Baron Hetzer.

Auch die Damen stellten sich selbst vor. Ach, diese noblen Namen: Elsa, Nelly, Emmy, Fritzi. Pepi schämte sich des ihrigen. Das sind gewiss recht feine Damen. Übrigens klang Pepis Name nun auch ganz anders, denn Alfred nannte sie: „Schossi".

Man rückte die Stühle. Schüchtern nahm Schossi platz, der Baron dicht neben ihr. Schossi brauchte nur zu wünschen. Alles erschien. Und diese Speisen! Leider ausländische. Sie konnte die Namen nicht aussprechen. Alfred half ihr dabei. Mit besonderem Respect blickte Schossi auf die anderen Damen, die wie zu Hause waren, in nichts irgendwelche Verlegenheit verriethen, während des Essens und Trinkens plauderten und lachten und Schossi mehrmals aufforderten, da sie doch hier unter Freunden seien, sich frei gehen zu lassen.

Nach dem Essen setzte sich einer der Herren ans Clavier und Fräulein Fritzi sang einige fremdländische Lieder. Dabei machte dieselbe oft sehr nachdrückliche, den Inhalt des Textes andeutende Bewegungen, worüber die Herren große Freude empfanden und in zügelloses Gelächter ausbrachen. Plötzlich glaubte Schossi im Spiegel flüchtig wahrzunehmen, wie Hauptmann Trüber Fräulein Ella rasch an sich zog. Gleich darauf klang ein Laut an ihr Ohr, als ob Lippen leidenschaftlich aufeinanderplatzten.

Als vorzüglicher Gesellschafter galt Lieutenant Stangewitz, der reizende Historchen und pikante Anekdötchen nur so aus dem Ärmel schüttelte.

Nun musste doch auch Schossi endlich aufthauen. Der Baron gab sich alle Mühe, sie heiter zu stimmen.

Seltsam! Witze, worüber die Gesellschaft am meisten lachte, giengen an Schossi wirkungslos vorüber.

Noch fühlte sie sich nicht heimisch.

Der Kellner schleppte in Eiskübeln Sect herbei.

Hei! wie das knallte! Wer dabei nicht lustig sein wollte?

„Aber ich bitte Sie, Schoschen, seien Sie doch vergnügt — dazu sind wir ja auf der Welt!"

Dass Schossi den Händedruck des Barons nicht abwehrte . . . ?

Hilflos, beinahe flehend, sah Schossi nach ihrem Freund. Sie war erstaunt. Und ihre angsterfüllten Züge sprachen deutlich die Frage aus: „Darf das sein?"

„Kind, das sind eben Menschen, die sich lieb haben" beruhigte sie Alfred.

Und dieses Unbehagen dauerte an, solange man beisammen war.

Groß, mit der ganzen Macht ihrer zweifelnden Seele schaute sie ihm in's Antlitz.

Ob er ehrlich ist?

Er wandte das Gesicht ab.

„Hörst Du Alfred?“

„Was?“

„Hast Du mich allein lieb?“

„Närrin!“

„Sage, sage, liebst Du mich allein?“

„Seh' ich denn aus, als —?“

„Nein nein, das nicht — aber —!“

„Was aber —?“

„Weil Du mir treu sein musst!“

„Hahaha, jetzt wirst Du ernst —“

„Ich will Dich allein haben — immer!“

„Ich kann auch sterben, Liebchen —“

„Doch, wenn Du nicht stirbst?“

„Die Verhältnisse sind oft stärker als der Menschenwille —“

„Ja, ja, ja —!“ Sie stierte vor sich hin. Die Kehle rang nach Athem. Dann schnellte sie empor.

„Sage, Alfred —“

„Was?“

„Das Glück, wie lange wird es dauern?“

„Bis —“

„Die Wahrheit, Alfred —“

„Bis ans Ende, Schatz!“

„Oh, sprich klar!“

„Ich weiß — ich weiß —“

„Nichts weißt Du! Trinke Kind, trinke! Es lebe die Hoffnung! Es lebe die Liebe!“

„Siehst Du, Alfred, Du darfst mich umbringen auf der Stelle —!“

„Nur nicht tragisch —!“

„Ich bin nicht so! Aber — sag' mir — ist es denn nicht, dass einem die Sinne vergehen, wenn man jemanden so lieb hat!“

Schwer athmete sie. Ihr Arm hieng an seiner Schulter.

„So schwer ist mir, Alfred. Du musst mir helfen, Du kannst sagen, ich bin zu schlecht für Dich, kannst mich fortjagen, kannst mich schlagen, Alfred —“

So flehend war ihre Bitte, dass die Arme vor dem geliebten Manne niedersank und seine Knie umfasste.

hatte er in seinen letzten Briefen mehr Beweise von Liebe gefordert — bislang, so schrieb er, sei sein Glaube an ihre selbstlose Hingebung nur schwach. Aber was hätte sie denn thun sollen? War es denn nicht genug, dass Kopf und Herz ein Martyrium ausstanden, dass sie keinen anderen Gedanken mehr haben konnte als den an ihn, Tag und Nacht, von Minute zu Minute, ja, dass es ihr in einem gottverlassenen Augenblick durch den Sinn fuhr: Ihn oder den Tod! Ja, ja, den Tod! Aber rein, rein wollte sie hinübergehen!

Ach, das war es ja! Diese Liebe zur Reinheit, um derentwillen Alfred sie früher so sehr liebte, sie schien ihn nun mit einemmale unzufrieden zu machen. „Endlich", so schrieb er, „will man auch die Stärke eines Charakters sehen, der sich der Liebe opfern könne. Ohne diesen müsse der Glaube des Mannes an die treue Hingebung des Weibes in nichts zusammenfallen."

Diese letzten Worte schlugen alle ihre Träume zu Boden.

Als sie in sein Zimmer trat, saß der Baron in einem Amerikaner. Der Knöchel seines linken Fußes war leicht bandagiert. Auf dem Tische stand eine entkorkte Bouteille. Die Zimmerluft schien stark mit nervenanregendem Ozon getränkt.

Alfred erhob sich rasch, ohne dass ihm das kranke Bein hinderlich gewesen wäre. Aber als er das arglose Geschöpf bei der Hand nahm und neben sich zum Sitzen einlud, schien er zu zittern.

Es herrschte Schweigen.

Für das Mädchen Augenblicke stummer Noth.

Man trank.

Spanischer war's.

Nun wusste Baron Alfred viel zu reden: Von Schönheiten der Welt, von guten Menschen, von Liebe und Treue.

„Trinke, Kind, trinke!"

Sie gehorchte.

Öfter, als er es sonst that, stieß Alfred auf das Wohl des eigenen Liebesglückes an.

Was lag näher, als dass Pepi den Mann beschwor, an ihre Liebe zu glauben, die namenlos wäre, die nie erlöschen würde, für die sie sterben könnte —"

Worauf ein ungläubiges Lächeln des Geliebten. „Er hätte keinen Beweis für die Wahrheit ihrer Worte."

Sie sprang empor.

Er zog sie zurück.

So sanft war seine Gewalt, dass sie dieselbe wie Wohlthat fühlte.

„Als ob ich ein Spitzbube wär'," suchte er lachend vorzubringen.

Was Schorsch in diesem Augenblicke errieth und was er fühlte, wer möchte es schildern?

So wehe zog's durch seine Brust wie Sterbeläuten. „Ich hab's ja eh' gewusst, dass es so kommen wird!“ Das war seine Klage. Und doch schloss er das Mädchen fester an sich. Und doch wusste er ihr Trost zu sagen: „Ich bin ja nur ein einfacher Arbeiter — für unsereinen muss es auch so recht sein! Aber schau, Pepi, ich meine das Gute an Dir schon herauszufinden — Du kannst ja nichts dafür, dass die feinen Herren so schlecht sein können.“

Dicke Tropfen rannen über des Mädchens Wange.

Schorsch mochte merken, wie wehe er ihr mit Schelten thue — und er schwieg. Sein kräftiger Arm stützte ihren schwachen Leib.

Es war der alte Weg, den sie heute giengen. Zu ihrer Linken die Kreuze der Leichensteine über der Kirchhofmauer, mahnend an das Ende irdischer Leiden und an das Ende irdischen Glücks. Rechts drüben im Walde das erwachende Leben des jungen Frühlings.

Auf demselben Weg, wo Pepi den Schorsch vor einem Jahr herb zurückwies, als er bangen Herzens ihre Hand erfassen wollte, wiederholte er heute die Frage, ob sie ihn denn gar nicht ein kleinwenig gern haben könne.

Und Pepi wagte zu sagen: Sie könne nicht daran glauben, dass er das schlechte, von anderen weggeworfene Geschöpf noch aufheben wolle.

„Sei still! Wollt ich's nicht, wär' ich jetzt nicht bei Dir. Schau, Pepi, wenn's von unserm Herrgott nicht so bestimmt wär g'wesen, dass wir uns wiederfinden sollten, hätt' Dich der Baron g'wiss nit verlassen und Dir so arg viel weh thun können.“

Kräftig, wie es seine Art war, erfasste er des Mädchens Hand.

Dankbar schaute sie zu ihm auf.

Und er war glücklich, nun wirklich für die Birkner Pepi sich zeitlebens rackern zu dürfen.

Das gelbe Pulver.

Eine merkwürdige Historie von **Hans Malser.**

Nachdem der Mann jahrelang gelitten hatte, schrieb er an seinen Arzt. Seine Schrift ist kaum wieder zu erkennen, er schrieb unter Schmerzen und Qualen.

„Mein lieber Doctor!

Es ist nicht mehr zum Aushalten. In letzter Nacht nicht eine Minute geschlafen. Das Herz tobt oder will ganz stehen bleiben. Und

„Und da hob er sie empor. Mit so viel Zärtlichkeit hob er sie zu sich auf, dass sein Athem glühend ihre Wange streifte.

„Lass mich, Alfred, lass mich —“

„Siehst Du denn nicht, wie ich Dich lieb hab'?“

Noch größer schaute sie ihn an. „Hast Du mich lieb, Alfred? Hast Du mich?“ —

Wie ein Schatten, scheu und gedemüthigt, mit gesenktem Kopfe schlich sie, als es dämmerte, an den Häusern hin.

Und als der Schorsch wiederkam, um zagend Pepis Antwort zu holen, da schien der Entschluss hiezu bereits in ihr gereift zu sein, denn sie sagte kurzweg „nein“. So bestimmt sagte sie es, dass der arme Mensch wie ein Kind zu weinen anfieng.

Was half es?

Nun gieng sie auch die Sonntage nicht mehr mit ihm fort. Aber zu ihren Eltern kam er umso öfter, wie um Trost zu suchen in seinem Leid.

Dabei war er zufrieden, wenn ihm das Mädchen den Gruß dankte.

Das währte einige Zeit.

Eines Abends sank Pepi zu Hause plötzlich ohnmächtig zusammen. Es war Zufall, dass gerade Schorsch anwesend war, der sie in seine Arme auffieng.

Ihre Hand umfasste krampfhaft ein Zeitungsblatt, auf dem zu lesen stand:

Baron Alfred von Kniffling,
Baronin Bertha von Kniffling,
Vermählte.

Das war das Ende von Schossis Hoffnungen.

Ein schweres Nervenfieber warf sie auf Wochen danieder. Doch sie überwand die todtdrohende Krankheit.

Und als sie die ersten Gehversuche machen konnte, da war es der Gruber Schorsch, auf den sie ihren Arm stützte.

Und wenn er ihr freundlich zuredete und sagte, dass alles wieder gut werden würde, und dass er jetzt, wo er sie so leiden sehe, sie noch viel lieber habe als früher, da schüttelte sie schwach und traurig den Kopf und sagte: „Nein, nein, ich bin zu schlecht für Dich, Schorsch —“

„Aber red' nit so —“

„Du weißt nit alles, Schorsch —“

Ich kann mir's denken, Pepi —“

„Nein, nein, es ist so schlimm, dass es nit auszudenken und nit zu tragen ist!“

versuchte den Geschmack. Ölig und bitter, aber er bemerkte keine Wirkung. — Der Arzt hätte es wohl sagen müssen. Er nahm zwei, nahm drei Tropfen, er merkte an seinem Zustande keine Änderung, die Schmerzen tobten wie immer. — Also in des Himmels Namen! Er goss fünf Tropfen auf den Löffel und mit bebender Hand schüttete er sie in seine Gurgel. — Es änderte sich nichts. Die Schmerzen tobten und waren unerträglich. Knirschend nahm er das Fläschchen und trank es aus. — Es geschah nichts, als dass der Kranke nach einer Weile ein wenig einschlief, dass in die Schmerzen sich beängstigende Träume mengten und dass er dann wieder erwachte in seiner dunklen qualvollen Einsamkeit. Es waren ja wohl nur gewöhnliche Kirschlorbeertropfen gewesen, mit einem Zehntelprocent Blausäure, und der Arzt erweist ihm nicht die Barmherzigkeit, um die er so innig gebeten.

Es vergiengen wieder die Tage, der Arzt kam und wechselte die Mittel und hatte manchmal ein wunderliches, geheimnisvolles Benehmen, das den Kranken beunruhigte. Am Ende besinnt er sich doch noch. Mit Hoffnung und mit — Misstrauen nahm er jede neue Medicin, fade Tränklein, widerliche Pulver, bittere Pillen. Doch wenn die Qualen nicht gerade zu furchtbar waren, so nahm er am liebsten gar nichts. Er hatte sein Schreiben an den Arzt schon bereut. Diese Ungewissheit! Ob er nun eine Medicin nahm, oder eine Speise, oder ein Getränke, wer bürgt ihm dafür, ob nicht der Doctor sein Gift hineingelegt hat! So war zur Leibespein noch eine Seelenqual gekommen, eine immerwährende Todesangst ohne Tod — ein unerträglicher Zustand.

Und eines Tages, als es wieder arg war, als wieder der Arzt neben ihm saß, klammerte der Kranke seine mageren Finger aneinander und sagte: „Warum, mein Doctor, haben Sie mir noch immer die Bitte nicht erfüllt?“

„Welche Bitte, mein Freund?“

„Ich hätte es längst überstanden. Sonst, wenn Sie mir nicht helfen konnten, hatten Sie keine Schuld, es liegt nicht in des Menschen Macht. Meine Lebenskraft ist aufgebraucht. Aber nun Sie meinen Wunsch kennen und ihn nicht erfüllen, sind Sie verantwortlich für mein Leiden. Sie können mir helfen und thun's nicht. Sie lassen mich nun schon monatelang hinsterben, und anstatt dass es schnell vor sich gienge, thun Sie, dass es langsam geht. Die Qual verlängern, das allein liegt noch in Ihrer Macht. Sagen Sie mir doch wenigstens, dass Sie mir meine Bitte nicht erfüllen wollen, damit ich weiß, wie ich dran bin. Vielleicht finde ich dann noch selbst den Muth, mich besser zu betten. So reden Sie doch! So reden Sie doch!“

Hierauf sagte der Arzt: „Ich will wohl reden, lieber Freund, aber ich kann Ihnen nur mein Staunen ausdrücken. Sie haben mich in

dieses schreckliche Bohren! Und dieser abscheuliche Ekel! Und diese Hinfälligkeit — hoffnungslos! — Ich bat Sie gestern kniefällig und ich bitte Sie heute um Gotteswillen, geben Sie mir was, dass ich einschlafen kann. Um mich gesund zu machen, haben Sie kein Mittel, es gibt keines, ich bin morsch durch und durch. Aber ein Mittel haben Sie, und viele Mittel, dass ich kann einschlafen für immer. Ich bitte Sie bei allem, was Ihnen heilig ist, seien Sie barmherzig. Und wenn Sie das Gewissen nicht auf sich nehmen wollen, so vergessen Sie etwas bei mir, ein Fläschchen, ein Pulver, ich werd's nutzen auf meine Verantwortung. Das größte Gift habe ich ja längst in mir, das vergiftete Blut. Heilen Sie mich, Doctor, und lassen Sie mich einschlafen. Ich bin Herr meines Lebens und verfüge darüber, wen geht das was an? Ich will erlöst sein, und ich kann nicht aufhören zu bitten: Erbarmen, Erbarmen!"

So schrieb der Kranke an seinen Arzt. Als er versichert war, dass der Brief im Postkasten lag, athmete er schwer auf. Nun ist's entschieden. Aber was wird geschehen! Wird der Doctor schreiben: Also in Gottesnamen, wenn Sie die Verantwortung tragen, ich will Ihr Leiden enden. Oder wird er sagen: Das ist frevelhaft, was Sie verlangen. Sie müssen, was die Natur über Sie verhängt hat, tragen, wie es tausend andere thun, die nicht minder leiden als Sie. Ihr Verlangen kann nimmer erfüllt werden.

Allein, der Doctor schrieb nichts und sagte nichts. Er kam wie gewöhnlich zu seinem Kranken, sagte wie gewöhnlich seine beruhigenden Worte, dass sein Körper nur so verweichlicht, so widerstandslos, sein Geist so muthlos sei. Und gegen die rheumatischen, neuralgischen und andern Schmerzen verschrieb er die lindernden Mittel wie immer. Einmal, als er das von der Apotheke geholte Fläschchen mit der grünen Flüssigkeit in der Hand hielt, sagte er mit bedeutsamem Tone: „Ich denke, mein Lieber, das wird Ihnen gut thun. Des Abends, wenn die Schmerzen unerträglich werden sollten, nehmen Sie etwa fünf Tropfen zu sich, nicht weniger!" — Der Kranke schaute ihm scharf in die Augen, diese zuckten kaum merklich. Im übrigen betrug sich der Arzt wie gewöhnlich und gieng gelassen davon.

Am Abend begann wie immer das grausame Bohren im Haupte, das Angstgefühl. Der Kranke starrte auf das grünliche Fläschchen, streckte seine Hand darnach aus, nahm es aber nicht. Er griff zu den anderen Mitteln, die in Flaschen und Pulvern noch herumstanden und nahm sie nach Bericht zu sich. Aber die Qual stieg, er krümmte sich und ächzte und er langte nach dem Fläschchen. — Weniger, als fünf Tropfen nicht, hatte der Arzt gesagt. Der Kranke ließ einen einzigen Tropfen auf das Silberlöffelchen heraus, goss ihn auf die Zunge und

„Ich weiß nicht, Doctor, was Sie reden!“

„Bei meiner Treue, wenn Sie, Sie unheimlicher Mensch, die gelben Pulver wirklich verzehrt haben! — Aber nein, Sie irren sich wohl nur oder renommieren —“

„Bei meiner Seele Seligkeit! Ich habe die Pulver gegessen!“

„Dann sind Sie immun. Dann ist Ihr sogenanntes Leiden nur die Folge überschüssiger Kraft, die nirgends hinaus kann, weil sie nicht bethätigt wird. Werfen Sie doch Ihre Kleinkunst, den Plunder, zum Satan und werden Sie Grobschmied- oder Maurergehilfe, oder Arbeiter auf einem Frachtenbahnhofe und schlagen Sie jeden Socialdemokraten todt, der es auf Achtstundenarbeit abgesehen hat. Sie bedürfen keiner Rast, Sie vertragen keine, Sie Urelement, Sie, Sie — na, Mensch, ich schweige!“

Der Arzt reichte dem Kranken mit großer Gebärde die Hand. Dieser war bloß verblüfft. Er war einer von denen, die in solchen Momenten nicht recht wissen ob — und deshalb annehmen, was ihrer Neigung entspricht.

In der nächsten Nacht bohrte es wieder im Kopfe, grub und krampfte es wieder in der Brust, zuckte es wieder in allen Nerven, aber nicht ganz so schlimm als sonst. Wenn man weiß, dass es nur das Rumoren der überschüssigen Kraft ist, erträgt man's wesentlich leichter, als wenn es das letzte Krampfen des vergehenden Lebens bedeutet. — Am nächsten Tage nahm er den Spaten und gieng in seinen Gemüsegarten. Zum Umfallen war ihm, so schlecht, aber er fiel nicht um. Er begann zu graben und Erde zu schaufeln, seine Glieder empörten sich über die Zumuthung und thaten rasend wehe, er aber dachte: Ihr habt das gelbe Pulver ausgehalten, ihr werdet auch das bißchen Anstrengung aushalten. Und sie hielten aus. — So trieb er's nun manche Stunde und manchen Tag und je müder er sich arbeitete, je schwächer war das Bohren in seinem Haupt, das Krampfen in seiner Brust, das Zwacken in seinen Nerven. Natürlich, weil die Kraft anderwärtig aufgebraucht wurde. Das Vertrauen zu sich und seiner Kraft wuchs immer mehr, bis er sich das körperliche Arbeiten derart angewöhnte, dass er dabei blieb und allmählich vergaß, einmal krank gewesen zu sein.

Der Doctor aber hält seit diesem Falle feinen Puder mit zerriebenen Harzkörnern vermischt für ein ausgezeichnetes Heilmittel, denn man macht daraus das — gelbe Pulver. Das Pulver kann übrigens auch weiß sein, oder roth, aus Maismehl oder aus geriebenem Kalk, aus was immer, wenn es nur mit der gehörigen Dosis Suggestion versetzt wird.

Ihrem Schreiben gebeten, Sie zu vergiften. Welcher Arzt wird nicht entrüstet sein, wenn ihm ein Mord zugemuthet wird! — Ich aber, wissen Sie, war nicht entrüstet. Ich dachte, wenn die Krankheit unheilbar ist, weil alle Kräfte zur Neige gehen, dann ist es doch wirklich gewissenlos, ihn so lange leiden zu lassen. Man gibt ja kein momentan und heftig wirkendes Mittel, aber man gibt ein nicht minder sicheres, das sachte betäubt und lähmt und auflöst. Und das, lieber Freund, hören Sie, das habe ich Ihnen gegeben! An jenem Tage, als ich Ihnen die gelben Pulver daließ, habe ich im Gedanken von Ihnen Abschied genommen. Morgen, dachte ich, wird nur noch ein bewusstloses, verlöschendes Geschöpf daliegen. Aber Sie, der so leidenschaftlich um den Tod bettelte, haben die Pulver gar nicht genommen."

„Die gelben Pulver vor einigen Tagen? Die in blaues Papier geschlagen waren? Die so widerlich schmeckenden gelben Pulver? Doctor, die habe ich genommen —"

„Ja, und wahrscheinlich zum Fenster hinausgeworfen!"

„Zu mir genommen! Ganz nach Vorschrift, von Stunde zu Stunde ein Pulver!"

Der Arzt blickte den Kranken betroffen an.

„Sie hätten die Pulver eingenommen?! Sie hätten diese Pulver in der That eingenommen?"

„Aber ganz gewiss!"

„Ich meinte anfangs, als Sie am nächsten Tage noch lebten, dass ich mich vergriffen hätte und versuchte ein solches Pulver an meiner alten Hauskatze. Das Thier verfiel in Starrkrampf und verendete am zweiten Tage."

Der Kranke schnellte aus seinem Lehnstuhle auf.

„Ich hätte — Sie hätten mir Gift gegeben?!"

„Und Sie hatten — trotz Ihrer Zusage — nicht die Güte zu sterben." Gereizt war der Doctor, geradezu aufgebracht. Lebhaft fuhr er fort zu sprechen: „Sie wollen krank sein? Ein Simulant sind Sie und nichts anderes. Ein Organismus, der von diesem Pülverchen nicht einmal ein bisschen Zuckungen bekommt, ist schon ein hartgesottener Sünder!"

„Dann bin ich eben schon zu sehr todt, um noch ordentlich sterben zu können", antwortete der Kranke bitter.

„Sie haben Galgenhumor", sagte der Arzt in anderem Tone, „doch ich versichere, Sie haben Grund zu wirklichem Humor. Wenn Sie sich nicht geradezu vor eine Eisenbahnmaschine legen oder in einen Hochofen springen, so erreichen Sie das Methusalemsalter. Erzählen Sie nach hundert Jahren meinen greisen Urenkeln, dass Sie mich, den Urgroßvater, ersucht hätten, Sie zu vergiften. Vielleicht ist einer davon Staatsanwalt und läßt Sie nachträglich noch einsperren."

Katholischer Kirchencultus.

Wenn ein kühler Norddeutscher einmal die Jahresrunde der kirchlichen Feste in einem katholischen Dome mitmachen würde, so hätte er in sein Tagebuch ein Erlebnis zu schreiben, das seine vorgefasste Meinung über den Wert des katholischen Cultus wahrscheinlich ein wenig ändern dürfte. Selbst wenn er sich sagen müsste, dass dieser Cultus mit dem Christenthume nichts zu thun hat, würde er doch zugeben müssen, es sei gut, dass es in der Welt auch solche Dinge gibt. Dinge, die einen Himmel bringen in das Leben von Millionen armer, weltlich abgeplagter Menschen, und die schon deshalb, weil sie die Menschen aus der Alltagsmisère herausheben und in das Bereich des Schönen und Symbolischen führen, zum Reiche Gottes gezählt werden müssen. Soweit würde der kühle Norddeutsche ohne Zweifel mitgehen. Er dürfte aber doch vielleicht auch zugeben, dass dieser katholische Cultus für viele unmittelbar ein Mittel zur Erhebung des Herzens zu Gott ist. Es ist halt einmal nicht zu ändern, dass besonders wir Bewohner südlicherer Zonen weniger mit dem puren Geiste, als vielmehr sozusagen sinnlich fromm sein können. Soll ja doch das Glück, das wir in der Religion zu finden hoffen, das Himmelreich, auch nicht ganz abstract sein, vielmehr in der Empfindung ruhen, in der Freude über Gott und in der Behaglichkeit eines guten Gewissens.

Diese Empfindungen von Gott und Himmelreich sucht die katholische Kirche besonders durch ihre Feste zu wecken. Sie sucht die Herzen zu stimmen. Und wenn diese weltlichen Herzen bei einer Festmesse gleichwohl auf halbem Wege zu Gott stehen bleiben, sich freuend an dem Glanze der Kirche, an den Klängen der Orgel, etwas anderes geht doch in ihnen vor, als gestern, da sie bei ihrer nüchternen Arbeit gewesen sind. Und wer nun gar ein bischen Sinn für Symbolismus hat, der legt in das kunstvolle Gefäß des Cultus leicht den Geist des Christenthums und freut sich darüber, dass diesem Geiste auch eine irdische Verherrlichung gegeben wird. In diesen kirchlichen Begehungen und Darstellungen liegt gerade und genau so viel, nicht mehr und nicht weniger, als was der Gläubige hineinlegt. Keiner kann ein Bild verehren, der es nicht im Geiste thut. Hingegen kann ein Bildnis, in das der Betende seinen lebendigen Glauben legt, wie lebendig auf ihn zurückwirken. Alles Geheimnis und alle Gnade liegt in des Menschen lebendigem Glauben, nebensächlich, ob er im Cultus und im Bilde sich versinnlicht, gleichsam auch irdische Wesenheit annimmt oder nicht. Dass die Kirchenbesucher nach einem stimmungsvollen Feste befriedigt und gehoben nach Hause gehen, fällt

Aus der Ecke.

Von Otto Promber.

Ein gutes Wort läßt man verklingen
Und schweigend ruhn wie jungen Most,
Doch redest du von üblen Dingen,
Bestellt man flugs die Extrapost.

* * *

Über den dunkelsten Lebensweg
Schlägt Arbeit einen sonnigen Steg,
Und selbst die trübsten Seelenleiden
Schmilzt sie um in heimliche Freuden.

* * *

Schielt dir die Missgunst in das Haus,
Sucht sie den kleinsten Fleck heraus,
Und macht zu jedem Fleck im Nu
Noch einen großen Klecks dazu.

* * *

Übe dich in kluger Rast,
Gehst du in des Glückes Garten,
Brich die Blüte nicht vom Ast,
Kannst du eine Frucht erwarten!

* * *

Trifft dich auch hartes Missgeschick:
Geh muthig vor! Halt niemals still!
Der kommt zuguterletzt zurück,
Der nicht stets weiter kommen will.

* * *

Schöne Phrasen und gleißende Reden
Sind nur den wenigsten förderlich;
Schmeicheleien sind leichte Raketen,
Aus bunten Kugeln fällt Asche auf dich.

* * *

Was ist die Welt? Ein Freudenthal?
Ein schönes Gasthaus? Jeden Falles!
Ein Zuchthaus auch? Ein Jammerthal?
Ein Tollhaus? Alles! Alles! Alles!

langsam, wie sichtbare Andacht, gegen das dunkle Emporium der Kirche. Ein hoher Mitternachtsgottesdienst beginnt. Zuerst singen Priester und Chöre lateinischen Lobgesang, genannt die Mette. Dann singt das Volk unter Orgel- und Glockenklang das „Großer Gott, wir loben Dich". Diesem folgt das Hochamt mit allem Gepränge. Classische Musik wechselt mit deutschen, innigen Weihnachtsliedern, während am Hochaltare das Messopfer dargebracht wird. Selbst harte Herzen werden weich in dieser Nacht, so groß ist das Wunder. Wer nicht weinen kann über die Kindheit des Heilandes, der weint um seine eigene entschwundene Kindheit, da er noch so selig hatte glauben können. Das Lichtmeer, im Weihrauch halb verschleiert, scheint alle Gestalten über den Altären, an den Wänden lebendig zu machen, und manches fromme Gemüth ist versunken in Gottesschauen. Jeder katholische Priester darf sonst täglich nur eine Messe lesen; am Christtage jedoch liest er drei Messen, die eine (wie uns einst der Katechet erklärte) zur Erinnerung an die Gottheit Jesu, die zweite zur Erinnerung an die Menschheit Jesu und die dritte zum Danke für das Erlösungswerk. Da klingeln denn in einer priesterreichen Kirche am Christtag vom frühesten Morgen bis in den hohen Mittag fast ununterbrochen die Messglöcklein, so dass die Andächtigen nicht wissen, welcher der gleichzeitigen Messen sie sich hingeben sollen und vor lauter Niederknien und Bekreuzen und Andiebrustschlagen zu keiner Herzenssammlung kommen können. Schon eine einzige Messe verlangt mehrmaliges Niederknien, mehrmaliges Sicherheben, Bekreuzen und Andiebrustklopfen, wenn nun gleichzeitig in derselben Kirche drei und noch mehr Messen abgehalten werden, dann ist der Unruhe kein Ende. Doch der Glaube des Andächtigen, dass jede dieser Messen für ihn ein besonderes Verdienst ist, bereichert ihn mit Behagen, und mit Gnaden wonnig beladen kehrt er vergnügt heim zum Christmahle.

Die weihnachtliche Zeit dauert bis Maria-Lichtmess, am 2. Februar. Die Hauptfeste, außer dem Christtag, sind die Beschneidung Christi, Heiligendreikönig, an welchem Tage zur Krippendarstellung auch noch die Figuren der drei Könige aus dem Morgenlande mit ihrer Gefolgschaft kommen, und Maria-Lichtmess, da die Kirchenkerzen für das ganze Jahr geweiht werden. Auch wer in seinem Hause Kerzen haben will, wie sie bei schweren Elementarereignissen und bei Sterbenden angezündet zu werden pflegen, der bringt solche Kerzen am Lichtmesstag mit in die Kirche, um sie weihen zu lassen. An diesem Tage wird auch die Krippendarstellung fortgeräumt und die Weihnachtszeit ist vorüber.

Reicher an Ceremonien ist die Osterzeit. Sie beginnt mit der vierzigtägigen Fasten. Die Altäre und Bilder werden mit dunklen Tüchern verhüllt, auch die Kronleuchter und die Kreuze, selbst die auf den Fahnenstangen. Keine Musikaufführungen in der Kirche, selbst die

doch unter Umständen ins Gewicht. Leuten ohne Idealismus ist ja gar keine Kirche recht, und dass prosaische Weltleute weniger für sich Brauchbares in der Kirche finden, als poetisch veranlagte Menschen, das kommt überall vor.

Die erhabene Einfachheit eines evangelischen Gottesdienstes wird den hartgesottenen Geld- und Gewinnmenschen ebenso kalt lassen, als das leuchtende, jubelnde Auferstehungsfest in einem katholischen Dome.

Zum Christen macht uns das Wort und das Leben. Christ zu sein, das hat mit dem Cultus nothwendig nichts zu thun, man kann es außerhalb, wie innerhalb des Cultus sein. Außerhalb des Cultus kann man's nur im Geiste sein, innerhalb desselben kann man den Geist versinnlichen und so unserem Herzen fassbarer und auf uns wirksamer machen. Je nach seiner Naturanlage entscheidet der Christ sich für's eine oder das andere. Solange in der Menschheit der Process, die Entwickelung vom Sinnlichen zum rein Geistigen, sich nicht vollzogen hat, wird der katholische Cultus immer Freunde finden. Auch ich stehe in dieser Entwickelung noch tief und suche für das Geistige gerne ein schönes Sinnbild. Im kirchlichen Cultus, vorausgesetzt, dass er würdig und mit Geschmack begangen wurde, habe ich doch alles stets auf das Evangelium bezogen. Mitten in der überfüllten, prunkvollen, gestaltenreichen Kirche suchte ich im einsamen Kämmerlein meines Herzens Gott nur im Geiste anzubeten.

Der katholische Kirchencultus führt im Jahreslaufe der Gemeinde den christlichen Himmel gleichsam melodramatisch vor. Ich will nur die wesentlichsten Scenen anführen, hundert Nebensächlichkeiten beiseite lassend. Die Kirche beginnt ihr Jahr ungefähr mit Anfang December. Die nächsten Wochen sind der Advent — Erwartung der Ankunft. Die Kirchen sind schmucklos, fahnenlos, es ist Bußzeit. Täglich wird vor Tagesanbruch eine Messe gelesen — als Zeichen der dunklen Vorzeit, ehe Christus geboren wurde. Diese Messe wird auch das Engelamt genannt, wegen des Erzengels Gabriel, der zu Maria gekommen ist. Das Gotteshaus wird in Dämmer gehalten, die Orgel tönt leise und je näher dem Weihnachtsfeste, je geheimnisvoller wird es, gleichsam auf Zehenspitzen schreitet die Kirche hin gegen den Stall zu Betlehem. Endlich die heilige Nacht. In einem Seitenschiff der Kirche, in kleinen plastischen Figuren die Darstellung der Krippe mit der heiligen Familie, den Hirten, der Stadt Betlehem im Hintergrunde und den lobsingenden Engeln. Um Mitternacht läuten alle Glocken, tausend Kerzen strahlen an den Altären, den Bildnissen, den Kronleuchtern — an den silbernen Leuchtern, goldenen Rahmen und Gewändern der Heiligenstatuen sich wiederspiegelnd. Alles strahlt über den Häuptern der Menge und die Priesterschaft prangt in lichten, schimmernden Gewändern.

Aus schweren silbernen Gefäßen, die von Priestern oder Kirchendienern geschwungen werden, wirbelt berauschender Weihrauch und steigt

sich lautlos. Messe wird an diesem Tage keine gelesen, denn der ganze Charfreitag selbst ist eine Messe. Priester nehmen vom Altare das verhüllte Crucifix, tragen es gegen die Mitte der Kirche, legen es dort auf die Erde, knien davor nieder und enthüllen allmählich Hände und Füße und den ganzen Leib der Gestalt Jesu — das bedeutet die Kreuzigung. Die Monstranze im heiligen Grabe erinnert an die Grablegung. Diese unter tiefem Schweigen vor sich gehenden Ceremonien wirken auf fromme Gemüther gewaltig und jedem steht Golgatha vor der betenden Seele. —

Am Charsamstag ist die Weihe des Taufwassers und des Feuers; letzteres in einem brennenden Scheiterhaufen vor der Kirche. Die Gläubigen nehmen davon mit nach Hause, legen das geweihte Feuer auf den Herd, wo es das ganze Jahr nicht ausgehen soll. Vormittags am Charsamstag bei der Messe klingen plötzlich wieder Orgel und Glocken, die ersten Osterklänge. Gegen Abend die hochfeierliche Auferstehung. Nachdem stundenlang vor dem heiligen Grabe gebetet und gesungen worden, kommen die Priester, singen lateinisch Lobespsalmen, singen mit ahnungvoller, in gesteigerter Erwartung sich immer höher hebender Stimme das „Allelujah", und plötzlich erschallt der Ruf: „Der Heiland ist erstanden!" — Mit einem Schlage ändert sich die Stimmung. Die Musik fällt mit hellsten Klängen ein. Das Volk im weiten Kirchenraume kommt in Bewegung, rothe und weiße Fahnen tauchen auf, silberne Kreuze schweben über den Köpfen der Menge, auch das Bild des Auferstandenen mit der Fahne. Unter dem rothseidenen Baldachin trägt der Priester, von Lichtern umgeben, die Monstranze; Weihrauch wirbelt auf und zwei Glöcklein klingen vor dem Baldachin einher. So bewegt sich der Zug ins Freie, wo Pöller knallen, vom Thurm die Glocken schallen und also die Procession unter jauchzendem Allelujah dahinwallt. Es ist, als ob der Jubel sich fortpflanzte durch die ganze Natur: Er ist erstanden! Er ist erstanden! — Ein solches Ostern ist wohl imstande, manchmal auch ein kaltes, zweifelndes Faustherz aufzurütteln. — Ist die Menge endlich wieder in die Kirche zurückgekehrt, prangt diese im hellsten Lichte. Alle Fenster sind enthüllt, alle Kerzen brennen, alle Bildnisse stehen wieder in ihrem Glanze und der Hochaltar ist in reichster Seiden- und Goldeszier. Dann zieht das Allerheiligste, das zwei Tage lang abwesend gewesen, wieder in den Tabernakel ein. Über den Altar wird bei dröhnendem Volksgesang: „Großer Gott, wir loben Dich!" das Bild des Auferstandenen gestellt.

Am nächsten Tage, Ostersonntag, „der König aller Tage". Schon am frühen Morgen bringen die Leute Osterfleisch in die Kirche, das von dem Priester geweiht wird. Gleichsam das Osterlamm auch für jeden irdischen Tisch. Dann entfaltet sich je nach den Mitteln der betreffenden Kirche der Gottesdienst in möglichst großartigem Prunke, für Auge,

Orgel tönt gedämpft. Am Aschermittwoch wird Asche aus gebrannten „Palmenzweigen" geweiht. Die Gemeindemitglieder knien der Reihe nach hin, um vom Priester ihre Stirn mit Asche bereiben zu lassen. Obschon die Kirche gegen die Leichenverbrennung ist, so läßt sie doch beim Einäschern den Priester die Worte sagen: „Du bist von Staub und Asche und wirst zu Staub und Asche!" Am Palmsonntag ist Palmenweihe. Die Leute bringen Weidenbuschen in die Kirche, zur Erinnerung an die Begrüßung mit Palmzweigen bei dem Einzuge Jesu in Jerusalem. Die geweihten Weidenbuschen werden in der Procession um die Kirche getragen. Während dieser Procession werden in der Kirche die Kerzen ausgelöscht, zum Zeichen, dass nun die dunkle Leidenswoche kommt. Nur die Ampel des „ewigen Lichtes", die vom Kirchenschiffe niederhängt, immerwährend, Tag und Nacht brennt, legt ihren rothen Schein auf den Altar. Auf der Kanzel liest der Priester aus dem Evangelium die Leidensgeschichte, wie auch an den nächstfolgenden Tagen.

Am Gründonnerstag um neun Uhr klingen Glocken und Orgel, dann verstummen sie bis am Charsamstag zur selben Stunde. Die Glocken ziehen nach Rom, sagt das Volk. Anstatt der Glocken wird in diesen zwei Tagen beim Gottesdienste und sonst zum Zeichen des Gebetes mit hölzernen Ratschen oder Klappern geläutet, auch auf dem Thurme. Die Altäre sind allen Schmuckes entkleidet. Am Gründonnerstag ist die Weihung der heiligen Öle und im Dome, der Bischofskirche, Fußwaschung. Der Bischof wäscht zwölf armen Greisen der Gemeinde die Füße und reicht ihnen Geschenke. An diesem Tage wird in einem Seitenschiffe der Kirche das heilige Grab aufgerichtet. Eine Grotte mit Altar, unterhalb in einer Nische ruht „der Leib des Herrn". An beiden Seiten stehen die Figuren römischer Wächter. Das Grab ist umgeben von vielen Kerzen und flimmernden Glaskugeln, die rückwärts mit Ampeln beleuchtet, zuckende Lichter spielen. Als Zeichen, dass Jesus heimatlos geworden ist, wird vom Hochaltare die verschleierte Monstranze — das tragbare, reich mit Gold und edlen Steinen besetzte Hostiengehäuse mit der Hostie, auch das Allerheiligste genannt — in Procession zum „heiligen Grabe" getragen, wo sie bis zur Auferstehungsfeierlichkeit zum Gebete ausgesetzt bleibt.

Priester singen lateinisch Klagelieder des Propheten Jeremias. Von den Kerzen, die auf dem Altare stehen, wird eine nach der andern ausgelöscht, zum Zeichen, wie die Apostel den Herrn bei seiner Gefangennahme verlassen haben. Nur eine einzige dieser Kerzen bleibt brennend und dieselbe wird mit Geräusch und Getöse vor den Altar gestellt. Das deutet die gewaltsame Gefangennahme an.

Der höchste Grad der Wehmuth ist am Charfreitag. Die Kirchenfenster sind verhangen, kein Sang und Klang. Nur bisweilen ein paar Schläge mit der Klapper. Die Zeichen tiefster Geheimnisse vollziehen

bildnis beinahe, bisweilen auch ganz an die Stelle Gottes. Cultusformen des Gottesdienstes, die sonst dem Sacramente geweiht waren, sie gelten jetzt nur „unserer lieben Frau". Da kommen dann von Seite der Priester und des Volkes grobe Entartungen vor, die ganz außerhalb des Evangeliums stehen, eine Verehrung der Mutter des Herrn weit überschreiten, in ihrer heidnischen Schönheit und Pracht aber doch berückend wirken. Man bequemt sich eben einmal, Heide zu sein und sich kindlich zu freuen an der Vergöttlichung des reinen Weibes.

Die Verehrung der Heiligen, der Kirchenpatrone, Landespatrone, Namenspatrone, Innungspatrone, der Patrone in Wallfahrtskirchen u. s. w. — es gibt deren mehr, als das Jahr Tage hat — gleicht vielfach dem Mariencultus, und wenn gestern die Mutter Jesu an Stelle des Heilandes stand, so steht heute der heilige Josef, oder der heilige Johannes Nepomuk, oder die heilige Barbara an Stelle der Mutter Jesu.

So oft der katholische Clerus interpelliert wird, versichert er, dass es nicht eine Anbetung, nur eine Verehrung der Heiligen sein soll, drückt aber beide Augen zu und schweigt, wenn das Volk die „Verehrung" thatsächlich bis zur Anbetung steigert.

Im Herbste kommt das Kirchweihfest, populär durch die Märkte, Tänze, Volksspiele und — Raufhändel, die damit verbunden sind. Die Kirche steckt eine bunte Fahne auf den Thurm, der Priester besegnet die Kreuzzeichen an den Wänden, wo einst bei Einweihung der Kirche besondere Weihungen des Gebäudes vorgenommen worden sind. Das alljährlich wiederkehrende Kirchweihfest drückt die Freude der Gemeinde aus darüber, ein Gotteshaus zu haben und die Bitte, Gott möge dasselbe beschirmen. Ein katholisches Gotteshaus steht tagsüber immer offen und der Priester liest jeden Tag vor dem Frühstück die Messe. Ob in oder außer der Kirche Gott einen Morgenbesuch zu machen vor Beginn des Tagewerkes — fände ich nicht übel. Erinnern wir uns täglich einmal, dass wir nicht gerade dazu auf der Welt sind, um Geld zu verdienen, oder sonst was vorwärts zu bringen. Umsonst weisen die Thurmspitzen nicht himmelwärts. Der blaue Himmel oben ist ja freilich auch nur ein Symbol des hohen Himmelreiches, das der Christ in sich trägt.

Ein großes Feld in einer katholischen Kirche ist der Musik gegeben. Vor Jahren hat man in einzelnen Diöcesen den Versuch gemacht, bei Hochgottesdiensten allen deutschen Gesang auszuschließen, es sollten von Priester, Musiker und Volk nur lateinische Texte gesungen werden. Dieser Versuch ist an der Unmöglichkeit und an dem Unwillen der Bevölkerung gescheitert. Es war auch eine ganz unnöthige Herausforderung gegen den nationalen Geist. Man hat sie bereut. Nun darf der Deutsche auch beim Hochgottesdienst seinen Gott wieder in der Muttersprache anbeten.

Ohr und Herz gleich berückend. Die Priester werden mit Windlichtern zum Altare geleitet, neben dem Altare wird die große Osterkerze angezündet, von nun an zu allen Gottesdiensten brennend, bis zum Feste der Himmelfahrt. An diesem Tage wird sie während des Hochamtes ausgelöscht — als Zeichen, dass von nun an Jesus nicht mehr auf Erden sichtbar ist.

Dann das Pfingstfest. In Gestalt einer Taube wird der heilige Geist vom Kirchengewölbe herabgelassen. . . . . Hier scheitert die Versinnbildlichungstheorie. Wenn sie bei allen anderen Festen Berechtigung hat, hier nicht. Für den heiligen Geist gibt es kein anderes Symbol, als das Wort und die edle That. Würde der kirchliche Cultus auch hier, wie sonst symbolisch sein wollen, so müsste er zu Pfingsten alles Bildliche und Sichtbare fern halten und nichts als das Wort Gottes verkünden. Damit würde der Gemeinde am nächsten gebracht werden, was das heißt: Der heilige Geist. Bei aller Anerkennung des Sinnbildlichen: Ein Tag im Jahre sollte doch auch dem rein Geistigen geweiht sein.

Elf Tage nach Pfingsten ist Frohnleichnam, das Fest des Altarsacramentes, des Mittelpunktes der Kirche. Frohnleichnahm ist das „Siegesfest", deshalb wird es stets mit dem größtmöglichen Pompe begangen. Dieses Fest ist in die schönste Jahreszeit verlegt, weil es sich im Freien abspielt. Priester und Gemeinde verlassen den engen Raum der Kirche und weihen die ganze weite Landschaft zum Gotteshause. Alle Bildstöcke und Kreuze, die an Straßen und Brücken stehen, werden geschmückt mit Zweigen und Blumen, Altäre werden gebaut im Freien und die Procession zieht auf den Fluren dahin. Ein solcher Frohnleichnamszug mit seiner langgestreckten, buntgeschmückten Menschenmenge, mit seinen bekränzten weißgekleideten, blumenstreuenden Jungfrauenscharen, mit seinen Fahnen, Statuen, Lichtern, mit seinen lauten Gebeten und Gesängen, Musikspielen, Glockengeläuten und Böllerknallen, ist in seiner Art einzig. Das ganze civilisierte Völkerleben bietet nichts Ähnliches. Viermal wird bei diesem Umgange Halt gemacht, wobei der Priester jedesmal in lateinischer Sprache ein Evangelium liest und dann mit der Monstranze den Segen ertheilt. Dieses Segnen mit dem Allerheiligsten kommt auch sonst beim Gottesdienste häufig vor, besonders vor und nach der Messe. Der Priester fasst mit beiden Händen die Monstranze, hebt sie, wendet sie dem Volke zu und schwenkt sie in Kreuzesform unter dem Klingen des Altarglöckleins. Die Andächtigen knien davor nieder, bekreuzen mit dem rechten Daumen ihr Gesicht und klopfen auf die Brust — in Demuth vor dem Geheimnisse Gottes.

Eine weitere Gelegenheit zur Entfaltung kirchlichen Cultus sind die Marienfeste, deren das Jahr fünf zählt, die zahlreichen kleineren und Wallfahrtstage nicht zu rechnen. An diesen Tagen tritt das Frauen-

Dieser Aufsatz hat ein paar scharfe Kanten bekommen. Wenn man die Vorzüge der katholischen Kirche bespricht, so wäre es unredlich, schweigend vorbeizugehen an jenen Schäden, die der Kirche gerade in unseren Tagen so gefährlich werden. Es sind genau dieselben faulen Schäden, die der Heimgärtner seit dreißig Jahren bekämpft — ob aus Hass gegen die Religion, oder doch ein wenig aus Liebe zu ihr, das möge sein Richter entscheiden. R.

Allerlei Heiteres aus Italien.

Von **Josef Wichner.**

III.

Ein Ausflug auf den Feuerberg.

Feuerspeiende Berge oder, wie wir sie nannten, „Feuerteufel" habe ich als kleiner Bube wiederholt gemacht.

Ein Vetter von mir hatte als heimlicher Jäger ein Pulverhorn mit Messinghahn. Im Horn war Pulver, wirkliches Pulver, und davon stibitzte ich hie und da eine hohle Hand voll und machte „Feuerteufel". Ich knetete das Pulver in feuchtem Straßenkoth, formte aus der willigen Materie einen kleinen Berg, etwa den bekannten „Franziskerln" ähnlich, bestreute die Spitze mit trockenem Pulver und zündete die Herrlichkeit an. Dann begann der kleine Teufel zu speien und trocknete, so oft er spie, etliche Körnlein, bis er sich selber völlig ausgespuckt hatte.

Einmal wollte ich die Sache recht wirksam machen und recht genau zusehen . . . da fuhr mir der Teufel ins Gesicht, schwärzte meine Nase und versengte meine Wimpern und Brauen, und zum Nachtische erhielt ich vom erbosten Vetter eine spanische Lection mit einem gut deutschen Haslinger auf Hinterpommern.

Seit dieser Zeit hatte ich vor den feuerspeienden Bergen eine heilige Scheu, und als Student las ich mit einigem Gruseln, was der uns nächste Feuerberg, der Herr Vesuv, in seiner Heimtücke schon alles angestellt, ja wie er ganze Städte verschüttet und zahllose Menschen gemordet hatte, ohne dass er je vom Gericht belangt und aufgehängt oder wenigstens eingesperrt worden wäre.

Aber . . . ein tapferer Schwabe fürchtet sich nicht, und so stand, da ich schon in Neapel war, bei mir fest, auch dem rauchenden Feuerteufel einen Besuch abzustatten und ihm ins runzelige Angesicht zu schauen, sei es auch, dass er mir abermals die Wimpern versenge oder gar ein paar Steine an den Kopf werfe.

Endlich kommt im Kirchenjahre der Gedächtnistag für die Verstorbenen. Die bunten Kirchenfahnen, die seit Ostern auf den Stangen hiengen, werden herabgenommen. Mitten in der Kirche wird ein schwarzer Katafalk aufgerichtet, an die Leuchter des Altars werden Bilder von Todtenschädeln gehängt und die Gebete und Messen dieses Tages, sowie Fasten und Almosengeben werden für die Verstorbenen aufgeopfert. In Trauerprocession, eine schwarze Fahne voraus, geht die Gemeinde auf den Friedhof zu den Gräbern der Angehörigen, um dieselben zu schmücken mit Blumen und Lichtern, und um zu beten, dass die armen Seelen bald vom Fegefeuer befreit und in den Himmel aufgenommen werden möchten. Das katholische Volk glaubt an ein wirkliches Fegefeuer, in dem die lieben Hingeschiedenen in Glut und Flammen brennen; die Kirche lässt es bei diesem Glauben, so furchtbar auch viele darunter leiden. Sie meint, diese Furcht, Angst und dieses Mitleiden mit den gepeinigten Seelen wirke heilsam. Thatsächlich ist das Fegefeuer der stärkste Beweggrund dafür, dass man für Geld so viele Messen lesen lässt. Die Messen, wie jeder Priester sie am Altare liest, können nämlich mit Geld erworben werden.

„Fünfzig Kreuzer bis zu einem Gulden kostet das Stück", müsste man sagen, wenn es angienge, den Handel um dieses hochheilige Gedächtnisopfer mit klaren Worten zu kennzeichnen. Die so gekaufte Messe wird dann vom Priester in der vom Käufer angegebenen Meinung aufgeopfert. Die Kirche hat für alles, je nach Bedarf ihre Auslegungen. Hauptsache ist aber, wie solche Dinge vom Volke aufgefasst werden. Dieses weiß nur, dass man Messen kaufen kann, wie eine andere Ware, kauft sie um den vorgeschriebenen Preis und das Gute, was dabei herauskommt, ist, dass arme Messenpriester nicht verhungern müssen.

Diese Zeilen schreibt ein katholischer Christ, der den Rath des Apostels befolgen möchte: Prüfe alles und das beste behalte. Die Kirche aber will nicht, dass man in den Schätzen, die sie bietet, eine Auswahl treffe. Sie sagt, wer nicht alles, was sie darstellt, unbeschaut und unbedingt anerkenne, den könne sie nicht brauchen. Mir gefällt der größte Theil des katholischen Kirchencultus, er erhebt mich, bringt mir Stimmung zum Beten und Freude am Reiche Gottes — und doch wird die Kirche mich nicht brauchen können, denn wenn ich alles geprüft habe, so — verwerfe ich manches.

Nun werden evangelische Leser sich wundern, dass ich bei dieser flüchtigen Skizze gerade über das Wichtigste des christlichen Cultus nichts gesagt habe — über die Predigt. Predigt jeden Sonn- und Feiertag, aber das muss ich gestehen, wie in der Gegenwart die jesuitischen Polemik-Predigten gemeiniglich beschaffen sind, ist es besser, nicht von ihnen zu sprechen. Ich pflege mir demnach an hohen Festen den Gottesdienst so einzutheilen: dem Hochamte wohne ich in der katholischen Kirche bei, der Predigt — in der evangelischen.

dann verschwand er in dieser oder jener Gasse, um bald wieder hinter uns aufzutauchen.

Der Kutscher gab ihn für seinen Sohn aus, der auf dem Wege alle Geschäfte besorge und den er, dieweil er die Fahrt beschleunige, bezüglich des Trinkgeldes unserer Huld und Gewogenheit wärmstens empfehle.

Einen seltsamen Anblick bot eine rechts vom Wege sich erhebende Kaserne, in der eben die Recruten eingerückt waren. Alle Fenster des langen, vielstöckigen, roth angestrichenen Gebäudes waren voll von Recrutenköpfen und lebhaft gesticulierenden Armen, auf der Straße aber standen, in alle Farben des Regenbogens gekleidet, unzählige Weiber und Mädchen, die, von den Söhnen, Brüdern und Geliebten Abschied nehmend, einen Heidenlärm vorführten. Manche Mädchen hoben auf den Armen Fatschenkinder zu den Soldaten empor ... wahrscheinlich zeigten die Mädchen ihren Brüdern den jüngsten Sprössling der Familie ... was weiß ich ... ich verstand ja außer dem „Addio Giuseppe“ und „Addio Marietta“ nicht ein Sterbenswörtchen!

Als wir, von Resina links abbiegend, langsam zwischen Weingartenmauern die Bergstraße emporfuhren, mehrten sich die Fremdenindustrieritter in geradezu beängstigender Weise.

Herzliebe, von Schmutz starrende Kindlein, nur mit dem Hemde bekleidet, boten uns Zweige mit reifen Orangen oder Citronen oder auch nur eine Feldblume zum Kaufe an; Gassenbuben schlugen vor den Füßen der Pferde ihre Räder oder stellten sich an der Weingartenmauer auf den Kopf und wollten für diese Turnübungen bezahlt sein; ein Drehorgelmann entlockte seiner Musikruine die schauerlichsten Töne; ein Mann mit einem Stelzfuß erpfiff sich seinen Lebensunterhalt und erwies sich in seinem Fache geradezu als ein Künstler ersten Ranges; eine Musikbande, Fiedel und Mandoline, Flöte und Harmonika, schmeichelte unserem Ohre mit der melodiösen „Santa Lucia“, und schon wollten wir nach etlichen Kupferstücken in die Tasche greifen, da empörte uns das cynische Benehmen des Fiedlers, der mitten im Tacte abbrach und ... sich gegen die Gartenmauer setzte!

Händler mit allerlei verzuckerten Früchten schwangen sich aufs Trittbrett des Wagens und fuhren ein gutes Stück mit, indem sie uns ihre Ware mit aufdringlichem Geschwätz anpriesen. Auch ein Händler mit allerlei Schmuck- und Nippgegenständen aus gepresster Lava erwies uns die Ehre und forderte für seine wertlose und gebrechliche Ware nach italienischer Sitte oder vielmehr Unsitte geradezu unverschämte Preise.

„Ja, mein lieber König aller Gauner“, sagte ich zu ihm möglichst höflich, „wir werden schwerlich ein Geschäft machen, weil du, du abgefeimter Spitzbube und geriebener Erzhalunke, ja kein Wort Deutsch, ich aber kein Wort Italienisch verstehe. So packe deinen Kram nur

Am Dienstag nach Ostern um 8 Uhr früh fand ich mich mit meinen Reisegefährten, dem Bruder Williram[1]), der in Neapel die Schatten zu seinem Epos studierte, und einem preußischen Religionsprofessor, auf der Piazza dei Martiri ein, um mich durch die Firma „Cook and Son" auf den Feuerberg verfrachten zu lassen.

Ein zerlumpter Italiener, dem die Fetzen nur so vom Leibe hiengen, schritt auf mich zu und schrie mir ins Gesicht:

„Esel!"

Überrascht, mein Incognito gelüftet zu sehen, fragte ich höflich:

„Ja, woher kennst du mich denn, Brüderlein fein?"

Da wies es sich denn nach etlichen Wechselreden, dass er mich nicht einen Esel nennen, sondern mir einen Esel anbieten wollte zum Ritte auf den Berg, dass er aber sonst keines deutschen Wortes mächtig war — daher das drollige Missverständnis.

Ich bedankte mich übrigens für die angenehme Aussicht, drei bis bis vier Stunden lang zum Gespötte aller neapolitanischen Gassenjungen auf dem harten Rücken seines Grauthieres zu liegen und mir alle Knochen im Leibe durcheinander rütteln zu lassen; da war die Fahrt im offenen Landauer und in der anregenden Gesellschaft guter Freunde doch viel angenehmer, und so musste sich der Herr des Esels schon um einen anderen . . . Esel umschauen.

Der nichts weniger als schöne Wagen trug uns, nachdem wir der verspäteten Abfahrt wegen tüchtig aufbegehrt hatten, durch eine Unzahl von Gassen und Gässchen und durch eine nicht endenwollende Vorstadtstraße nach Resina, das sich über der Stätte des alten Herculanum erhebt.

Dass es uns trotzdem nicht langweilig wurde, dafür sorgte schon das liebe Volk, das es sich nicht nehmen ließ, uns zu Werken der Barmherzigkeit zu nöthigen. Wenn das Elend, das sich an den Wagen drängte und mit dem Wagen lief, gar zu gräslich war, wenn da einer uns seine schrecklich verstümmelte Hand zeigte, dort ein bis zum Schatten abgezehrtes Weib den kranken Säugling in den Wagen hielt, als wollte sie uns damit beschenken, dann ließ der mildherzige geistliche Poet wohl einen Soldo nach dem anderen springen; endlich aber musste selbst er Einhalt thun, denn der Soldi waren zu wenige, der Bedürftigen zu viele.

Ein etwa achtjähriger Knabe lief wohl zwei Stunden lang neben uns her. Zeitweilig schwang er sich, ohne dass der Wagen still hielt, zum Kutscher auf den Bock, dann sprang er plötzlich wieder ab und schlug mit einem Stocke den Pferden auf die Knochen, dass es klatschte,

[1]) Anton Müller, derzeit Cooperator in Innsbruck, bekannter katholischer Lyriker.

zurück aber, die Bahnfahrt inbegriffen, mit 25 Lire berechnet wird, so empfiehlt es sich jedem Reisenden, sich gleich in Neapel in die Arme Cooks zu werfen.

In einer Höhe von etwa 1200 Meter über dem Meere endet auch diese Bahn.

Wir befinden uns nunmehr am Rande eines Aschenkegels, der beständigen Veränderungen unterworfen ist und in seiner beweglichen, bei jedem Schritte nachgebenden, heißen Masse das Festlegen der Schienen und eine Sicherung der Bahn unmöglich macht. Hier merkt der Reisende bereits an den warmen Schuhsohlen, dass er auf einem Feuerberge steht, und wenn er die Spitze seines Stockes in die Aschen- und Schuttmasse steckt, quillt ein zartes Rauchwölkchen heraus.

Hier begegnet man aber auch wieder der italienischen Prellerei, und es bedarf energischer Abwehr, will man nicht einen beträchtlichen Theil seiner Börse opfern. Wenn die Reisebücher sagen, es sei bedeutend besser geworden, seitdem Cook sozusagen das Monopol hier habe — Himmel, wie muss es vor Cook ausgesehen haben!

Man lässt sich's ja gefallen, dass einem nummerierte Führer zwei bis drei Lire abnehmen und einen den kurzen Weg von etwa 20 Minuten zum Krater geleiten — bedarf es ja immerhin des kundigen Weisers, will man sich nicht unnöthig einer Gefahr aussetzen; aber dass sich einem von allen Seiten noch theures Hilfspersonal (ajuti) anbietet und aufdrängt, wo ein kräftiger Mensch überhaupt keiner Hilfe bedarf, ist doch etwas arg. Es stecken übrigens selbst die nummerierten Führer mit dem nicht nummerierten Gesindel unter einer Decke und beziehen für Zuwendung eines Verdienstes eine Vergütung. Drum haben sie auch den beschwerlichen Weg, auf dem man bei jedem Schritte einsinkt und abwärts rutscht, gegen den Krater zu in schnurgerader Richtung angelegt. Der Reisende soll eben bald verzagen, die ihm aufgenöthigte Hilfe annehmen und dafür ordentlich blechen.

Wir waren kaum einige Schritte hinter unserem Führer einhergegangen, da sprang ein Kerl voraus und hielt mir eine Strickschlinge hin, dass ich mich anhalte und hinauf bugsieren lasse. Der Spass hätte nach langem Feilschen und fürchterlichem Geschrei etwa zwei Kronen gekostet. Damit aber nicht genug, packte mich ein anderer Kerl am rechten, wieder einer am linken Arme, und einer stieß von rückwärts, und der abgefeimte Führer streckte seine Rechte mit der Miene eines mildherzigen Biedermannes gegen den steilen Weg, verdrehte die Augen, dass man das Weiße sah, und meinte:

„È molto difficile — — es ist äußerst schwierig, mein Herr; ohne diese Hilfsmannschaft kommen Sie unmöglich hinauf!“

wieder zusammen, du Haderlump, und such' dir eine andere Wurzen — hinter uns fahren Engländer!"

Da warf der Bandit einen stechenden Blick auf mich und erwiderte mit verbindlichem Lächeln:

„O . . . Eccellenza . . . ich sprechen auch Tedesco . . . deutschen Sprak. Adesso 'aben gesimfen . . . ma adesso gaufen der Signor . . . dieci . . . zehn Lire . . . diesen Armband!"

Nun saß ich im Pfeffer! Ich hatte gegen den Mann so viele Ehrenbeleidigungen ausgestoßen, dass mir eine gerichtliche Klage sehr zuwider gewesen wäre. Also brachte ich das Opfer und kaufte das Armband, das er um 10 Lire geboten hatte, um 6 Lire, wobei der Kerl 4 Lire gewann und demnach meine Grobheiten seelenvergnügt einsteckte.

Im weiteren Anstiege zwischen Weingeländen, üppigen Gemüsegärten, mit blühenden Früchten überdeckten Orangenhainen lockte uns eine Trattoria mit Lacrimae-Christi zu kurzer Rast. Das Liter wurde mit 2 Lire (ungefähr gleich 2 Kronen) angeboten, mit einer Lira bezahlt und mit Wonne getrunken. Da sich jeder von uns eine Flasche beibog und wir kalten Imbiss von Neapel mitgenommen hatten, sahen wir einstweilen keiner Hungersnoth entgegen, ja wir konnten sogar auf das Mittagmahl in der theuren Restauration an der Stazione verzichten.

Vier Dinge erregten während der langsamen Weiterfahrt unsere Aufmerksamkeit ganz besonders: Einmal die unabsehbare Reihe von Wagen, in denen Cook seine gut zahlenden Gäste auf den Berg brachte und die sich bei den vielen Windungen der Straße ganz besonders stattlich ausnahmen; sodann das auf einem vorspringenden Bergrücken erbaute meteorologische Observatorium, der Beobachtungsposten, in dem Director Palmieri während eines gewaltigen Ausbruches, von glühender Lava umflossen, als tapferer Mann der Wissenschaft heldenmüthig ausharrte; hierauf der Anblick des zu Stein gewordenen Lavastromes vom Jahre 1872, den die Straße mehrmals überschreitet und der im Erstarren der brodelnden, aufquellenden Massen die merkwürdigsten Gebilde zeitigte und so die Phantasie anregt, dass sie die seltsamsten Gebilde, Salamander, Molche und Drachen, Kröten und Krokodile und weiß Gott was für scheußliche Höllenvieher zu sehen vermeint; endlich der mit jeder Viertelstunde herrlicher werdende, unvergleichliche Ausblick auf das Häusermeer von Neapel, die blühende Landschaft und das ewige Meer, das am fernen Horizonte Procida, Ischia und Capri zur schönsten Bucht der Welt einengen.

Von der unteren Station, 800 Meter über dem Meere, erleichtert eine 820 Meter lange Drahtbahn, deren bedeutendste, fast unheimliche Steigung 63 : 100 beträgt, den Aufstieg ganz bedeutend. Da die Fahrt auf dieser Bahn allein mit 18 Lire, die ganze Fahrt von Neapel und

da wirbelte die Wolke mit all ihrem erstickenden Schwefeldampf auf uns ein und der Führer rief uns mit erregter Stimme zu:

„Facioletti, Signori — geschwind die Sacktücher vor den Mund, meine Herren!“

Ich gehorchte und stand mitten in der dichtesten Wolke und überlegte, einstweilen auf das Athmen verzichtend, ob ich zurücklaufen oder dem Führer folgen solle. Leichtsinn und ein gewisser Ehrgeiz sagten mir, solange es der Führer aushalte, würde ich wohl auch nicht ersticken, und so gieng ich dem braunhäutigen Sohne des europäischen Stiefels tapfer nach, und siehe, die Wolke verzog sich und meine Lungen konnten die gewohnte Thätigkeit wieder aufnehmen. Bruder Williram aber und der preußische Religionsprofessor, die waren verschwunden, sie hatten, auf den unangenehmen Rundgang verzichtend, eiligst den Rückzug angetreten, indes ich auf heißen Sohlen weiter stapfte und nach einer guten Viertelstunde wohlbehalten zu meinen Freunden stieß.

Ob ich aber den Rundgang noch einmal machen würde, weiß ich nicht; denn der Gedanke, dass ein Fehltritt mich leicht in den Krater hätte schleudern können, und dass es dann völlig unnöthig geworden wäre, mich nach Gotha zu überführen, sträubte mir die wenigen Haare, deren ich mich noch erfreue, doch etwas zu Berge.

Bevor wir wieder im Wägelchen der Drahtbahn Platz nahmen, bezogen wir einen Beobachtungsposten, und da war es wirklich drollig, zu sehen und zu hören, wie die reisenden Herren und Damen den Aschenkegel hinauf befördert wurden.

Da keuchte ein entsetzlich dicker Herr, vielleicht ein Sohn des bierreichen Münchens, hinauf . . . . gezogen, gestoßen und geführt und sich den strömenden Schweiß von der Stirn wischend.

Dort brachten vier Träger eine gar vornehme alte Dame mit schneeweißen Haaren auf einem Sessel daher und luden diese lebendige Fracht, als die starke Steigung selbst diese Art von Beförderung nicht mehr gestattete, auf ihre Schultern. Eine junge Dame, wohl die Tochter der Greisin, schritt ängstlich hinterher, bereit, die Frau Mama in ihren Armen aufzufangen, wenn die Träger sie verlieren würden. Ein junger Herr, wohl der Schwiegersohn, folgte mit einer Miene, von der deutlich zu lesen war: „Wenn ihr die Alte oben nach innen abladet, soll ein gutes Trinkgeld nicht fehlen . . . . Herr, erlöse uns von dem Übel. Amen!“

Ein junges Ehepaar aus der grünen Steiermark, der Mann im Lodengewande mit grünen Aufschlägen, auf dem Hut den Hahnenstoß, kam schnellen Schrittes herab und schimpfte weidlich, es sei ein Blödsinn, soviel Geld auszugeben . . . . zu sehen sei ja außer dem bisschen Rauch ohnehin nichts. Die beiden hatten zweifellos erwartet, dass der Vesuv

Die Silberlinge aber in meinem Sacke, die stimmten einen leisen Klagegesang an; es war ein so schmerzliches Wimmern, dass ich mich ihrer erbarmte, die Hilfe mit kräftigem Rucke und schneller Wendung von mir abschüttelte und dem Führer barsch zurief:

„Sono montano .... ich bin ein Sohn der Berge, meine Füße stapften schon durch ewigen Schnee .... was soll mir bei diesem käsehohen Bergerl ein Führer!"

Der Mann verstand, dass da nichts zu ergattern war. Er fuhr, gegen die Helfer gewendet, mit dem Zeigefinger einigemale vor seiner Nase hin und her, und sofort warfen sich die Räuber, mich fahren lassend, auf andere Touristen; der Führer aber schlug einen weniger steilen Fußpfad ein, den wir bis dahin nicht beachtet hatten, und brachte mich und meine Gefährten auf gemächlich zu begehenden Schneckenwegen zum Rande des Kraters empor.

Eigentlich waren es zwei Krater, die sich da vor uns als zwei gewaltige, hellgelbe Trichter aufthaten. Der gegen das Meer zu war völlig unthätig und gestattete einen Blick in seinen Hals; aus dem anderen qualmten in dichten Strähnen, sich drehend und quirlend, sich überschlagend und entwirrend, sich endlich in des Himmels Blau verlierend, Rauchmassen, die, der Windrichtung gehorchend, bald diesen, bald jenen Theil des Kraterrandes deckten, uns aber nicht belästigten, da wir auf der Seeseite standen und den Wind nicht gegen uns hatten.

Ich will mich nicht heldenhafter machen, als ich in der That war: Ich fühlte kein Verlangen, in den Krater hinabzusteigen und den Cyklopen und anderen Feuergöttern einen Besuch abzustatten, und so begnügte ich mich, den Herrschaften da unten die leere Flasche, aus der der Führer den Rest des süßen Weines getrunken hatte, mit einem freundlichen Gruße hinabzuschleudern, ohne zu bedenken, dass die Schmiede da unten Durst haben und, mein Unterfangen als Hohn auffassend, mir die leere Flasche an den Kopf werfen konnten.

Auf dem Kraterrande aber rund herum zu gehen, das lockte mich, obschon der Führer, um uns trinkgeldmürbe zu machen, meinte, es sei das heute recht gefährlich. Als wir ihn jedoch versicherten, dass er auch etwas zu rauchen bekomme, warf er auf die unheimlichen Wolken einen prüfenden Blick und rief:

„Nur schnell, meine Herren, adesso possibile — jetzt kann es gehen!"

Damit schritt er auf dem hart unter dem äußeren Rande ausgetretenen Pfade hastig voran, ich und meine Genossen hinterdrein. Wir hatten aber kaum den vierten Theil des Weges zurückgelegt und uns dem Thale genähert, das den Namen Atrio del Cavallo führt und den Vesuv vom Monte Somma, einem ausgebrannten Nebengipfel trennt,

wörter für „halbe Wahrheiten und ganze Lügen". Ich denke, man kann aus den Sprichwörtern eines Volkes, wenn man sie alle zusammenfaſst, ein ungefähres Bild seines Charakters, seines Denkens, Fühlens und Wollens gewinnen.

Was sagen uns nun die plattdeutschen Sprichwörter über den Charakter dieses niederdeutschen Volkes? Wir greifen aus dem reichen Schatz derselben eine Anzahl heraus, um eine, wenn auch unvollkommene Antwort auf diese Frage zu finden.

Im allgemeinen fällt uns gleich ihre Derbheit auf. Man merkt, daſs der niederdeutsche Bauer sein Werk nicht mit Glacéhandschuhen anzufassen pflegt. Die drastische Urwüchsigkeit mancher Sprichwörter wirkt wahrhaft schüttelnd. Das ist das vollsaftige Leben; das ist keine Décadence. Da wird das Kind beim rechten Namen genannt; viel Zuckerwerk bekommt es nicht, aber um so braver die Jacke voll, wenn's den Stock verdient hat.

Ich kann nicht finden, daſs diese Gradheit und Derbheit, die uns auch bei manchen hochberühmten Abkömmlingen aus dem niedersächsischen Landvolk, wie bei Luther und Bismarck, entgegentritt, so sehr vom Übel wäre. Unsere Zeit lechzt nach gesunder Realistik — hier ist sie. Aber freilich, manche jene Sprichwörter sind reichlich stark mit dem Aroma unverfälschten Naturlebens gewürzt. Wir müssen daher auswählen. Und doch ist es sehr schade. Gerade die öffentlich unmöglichsten sind manchmal die treffendsten.

Viele Wörter lassen zwar erkennen, daſs die Religion tief ins Volksleben eingedrungen ist, daſs aber andererseits leichte, zum Scherzen und selbst zum Spotten aufgelegte Elemente mit bei der Arbeit gewesen sind. „Kummt all Dag was Nees[1]) up — sä de Jung, as he bäden[2]) schull." „Uhs' Herrgott weet[3]) allens, aber min Vagelneest weet he nich — sä de Jung — datt sitt in'n Doornbusch." „De lewe Gott is ook in'n Keller — sä de Mönk, da he to Wien güng" — eine Satire à la Grützner gegen Klostermiſsbräuche. Ein, wenn auch wenig erbauliches Bild aus dem Leben malt uns das Wort: „So wahr as ick vör Gott stah, ick kann nich mehr gewen — sä de Slachter, da stünd he vor'n Ossen"; Onkel Bräsig würde sagen: „Entfamtiger Jesuwiter!" und mit Recht. Eine unbedingte Wahrheit spricht das Wort aus: „Twee Globens[4]) up eenen Pähl, dat is eenen to veel", und eine bittere Anklage gegen unsere Zeit, die die Zeitung an die Stelle der Bibel gesetzt hat, enthält das folgende in humoristischer Form: „So kummt Gott's Woord in Schwung — sä de Düwel, un smeet[5]) de Bibel öwer'n Tuhn"[6]). Wunderbar schön ist dieses: „Dat wüll wi stahn laten — sä

[1]) Neues. [2]) beten. [3]) weiß. [4]) Glauben. [5]) schmiſs. [6]) über'n Zaun.

ihnen zu Ehren eine Galavorstellung geben würde mit obligatem Feuerwerke, Steinwurf und Lavafluss.

So sind halt diese ungenügsamen Menschlein — niemand kann es ihnen recht machen, nicht einmal der Vesuv: Speit er, so schimpfen sie, speit er nicht, so schimpfen sie auch!

Da gefiel mir ein ellenlanger Engländer mit fuchsrothem Cotelettenbarte schon besser. Aufrecht wie eine Tanne, jede Führung durch eine leichte Handbewegung von sich weisend, schritt er dahin. Er verzog keine Miene, da er aufstieg, keine, da er oben stand und zuerst in den Bädeker und dann in den Krater blickte, keine, da er wieder herabkam — ihm imponierte offenbar gar nichts — aber er war dagewesen — Punctum!

Nun, ich war auch dagewesen, und ich danke dem lieben Gott dafür, dass es mir vergönnt war, die Träume meiner Jugend zu verwirklichen, von der Höhe des Vesuvkegels hinabzublicken auf all die zahlreichen Orte und dicht bevölkerten Landschaften, auf Pompeji, die Stadt der Todten, auf die prächtige gebirgige Landzunge von Sorrent, auf das leicht bewegte Meer, auf das leuchtende Neapel, auf die in stahlgraue Dämmerung tauchende Ebene von Capua, auf die mit Schnee bedeckte Kette des Appenin.

Und — was sich so verwirklicht hat — heute ist es mir wieder wie ein Traum, den ich aber mit Wonne fortspinne . . . . vielleicht ist es mir noch einmal beschieden, das Land zu sehen,

„— — — — — — wo die Citronen blühen,
Im dunkeln Laube die Goldorangen glühen,
Ein sanfter Wind vom blauen Himmel weht,
Die Myrthe still und hoch der Lorber steht.“

Vielleicht macht einer der Leser die Fahrt in das Zauberland, wo die Kunst Natur und die Natur Kunst ist; dann aber — dann erwarte ich, weil's schon so Sitte ist, von ihm — eine Ansichtskarte!

Das niederdeutsche Volk in seinen Sprichwörtern.

Von **Heinrich Hoops.**[1])

Über den Wert des Sprichwortes kann man verschiedener Meinung sein. Die einen sehen darin „die Verkörperung der Weisheit einer Nation“, „den einfachsten Ausdruck der Lebensphilosophie“, „die bündigste Zusammenfassung universeller Erfahrung“; die anderen halten alle Sprich-

[1]) Der „Heimgarten“ hat so oft Eigenarten des süddeutschen Bauernthums beleuchtet, dass ein Gegenstück einmal recht am Platze ist. Vorstehender Aufsatz, den wir der Zeitschrift „Das Land“ entnehmen, zeigt den Unterschied und die — Ähnlichkeit beider deutscher Volksstämme. Die Red.

Sprichwort behauptet, sind sie doch wohl nicht: „'t Best in de Midden — sä de Düwel — da güng he twüschen twee Papen."

So, nun bin ich mit den Pastoren fertig; jetzt sollen auch andere Leute an die Reihe kommen. Wen's trifft, der heule! Ich habe die Steine nicht gemacht; ich werfe sie nur in die Menge hinein.

„De Hunde und de Edellühd makt keen Döhr achter sick to" — so lautet das Ergebnis einer liebevoll nachdenklichen Beobachtung. Aber man hat auch von der Höflichkeit der Edelleute Proben erlebt: „Mit Verlöw[1]) — seggt de Edelmann, und nimmt dem Buuren de Koh ut'n Stall." Man merkt, der deutsche Landmann hat lange unter den Vorrechten der Standesherren geseufzt und geblutet.

Ganz schlecht kommen die Advocaten weg. Sie sollen es trefflich verstehen, aus dem trüben Gewässer ländlicher Processzucht die Karpfen herauszufischen. „Dat Geld mutt'n[2]) von de Lühde[3]) nehmen — sä de Awkat, von de Bööm[4]) schüddeln kann ick't nich." — „Dat wüll wi woll kriegen — sä de Awkat, da meente he dat Geld." — „Up de Vigelien[5]) lett sick good spälen — sä de Awkat, da kreeg he'n Schinken." — „Dem Geföhl nah hett de Mann Recht — sä dem Awkat, as em Eener en Lujedor in de Hand schöw."[6]) — Aus dem „Rechtsgelehrten" macht das Volk einen „Rechtsverkehrten" oder auch „Rechtsverdreher". „Mien Jung schall Awkat werden — sä de Buur, siet he in'r School is, hett he noch keen wahr Woord snackt."

Am einfachsten ist es, die Advocaten kurzerhand mit anderen Sündern zusammen in die Hölle zu stecken: „Glief un glief hört tohop — sä de Düwel, da harr he'n Awkaten, en Snieder, en Wewer un'n Müller in'n Sack." Die drei letzteren hat das Volk öfter beim Kragen. Es scheint fast, als ob es früher einmal wirklich Schneider, Weber und Müller gegeben hat, die es mit der Ehrlichkeit nicht genau nahmen. Wie wäre sonst wohl das Verslein entstanden:

„Müller mit sien Mattfatt,
Wewer mit sien Spoolrad,
Snieder mit sien Schnippelscheer —
Wo kommt de dree Dewe her?"

Unerklärlich wäre sonst auch die Entstehung des Wortes: „Watt de Gewohnheit nicht deiht — sä de Snieder, da smeet he'n Stück von sien eegen Tüg in de Eck."

Auch anderen Handwerkern wird der Pelz gewaschen. Der Nadelmacher ist nicht für Überhastung bei der Arbeit: „Dat wör een von de Dusend,[7]) sä de Nadelmaker, Jung, gah hen un hal mi'n Krooß[8]) Beer." — Der Bäcker muss auch herhalten: „Dat hett keen Swerig-

[1]) Erlaubnis. [2]) muss man. [3]) von den Leuten. [4]) Bäumen. [5]) Violine. [6]) schob. [7]) Tausend. [8]) Krug.

de Düwel, un güng bi't Krüüz vorbi"; mag es auch zuweilen in etwas anderem Sinne gebraucht werden, es zeigt doch die unbedingte Ehrfurcht, die auch der schlimmste Bösewicht im Grunde seines Herzens vor dem Kreuz Christi hat. Paul Göhre erzählt in seiner bekannten Broschüre: „Drei Monate Fabrikarbeiter &c.", dass einige von den Leuten, mit denen er während jener Zeit zusammenlebte, an Gott und Menschen herumgenörgelt hätten, aber vor der selbstlosen Liebe Christi hätten sie den Hut gezogen. „Dat wüll wi stahn laten — sä de Düwel, un güng bi't Krüüz vorbi."

Wie sehr die Geistlichen sich hüten müssen, in übergeistlichen Ton zu verfallen, und wie sehr andererseits manche Menschen geneigt sind, das Leben von der rein materialistischen Seite aufzufassen, zeigt das derbe Sprichwort: „Wo de Messwagen[1]) nich henkummt, kummt Gott's Segen ook nich — sä Jan Timm." Der Volksmund lässt aber hernach in lehrreicher Consequenz denselben Jan Timm als Resultat seiner fruchtbaren Weltanschauung den ernstgemeinten Entschluss aussprechen: „Dat schall mi nich wedder passieren — sä Jan Timm — da mussde he an'n Galgen."

Wenden wir uns nun den Sprichwörtern zu, die auf das sittliche Leben des Volkes Streiflichter werfen, so tritt in der Beurtheilung desselben eine scheinbar sehr pessimistische Anschauung zutage. „Gott schuf den Menschen zuletzt, ja, aber se sünd ook darnah."

Um ganz in der Nähe anzufangen, muss ich leider verrathen, dass diese plattdeutschen Sprichwörter an dem Küster und besonders an dem Pastor auch nicht ein gutes Haar lassen. Nach diesen liebenswürdigen Zeugnissen der Volksmeinung wäre es am besten, sie mit Stumpf und Stiel auszurotten. Besonders häufig wird den Pastoren Habsucht zum Vorwurf gemacht. „Ei is'n Ei — sä de Pape — da langde he nah't Goose-Ei"[2]). — „Mann vör Mann 'n Vagel — sä de Pastor — un mi 'n gebraden Goos." — „Es ist nicht um meinetwillen, sondern um meinem dereinstigen Nachfolger nichts zu vergeben — sä de Pastor — do nööm he dat letzte Ei von de Wittfroo"[3]). Es sind harte Vorwürfe, die den Geistlichen da gemacht werden. Viel Übelwollen und Geiz im Volke mag bei ihrer Entstehung mit thätig gewesen sein; aber ganz ohne innere Begründung können sie doch auch nicht sein. Um so mehr werden die Geistlichen darnach zu streben haben, durch ihr Verhalten solche Sprichwörter nach und nach in Vergessenheit zu bringen. Bei manchen besonders eingebürgerten wird's schwer halten, wie z. B. bei dem vielfach im Scherz gebrauchten: „Gott's Barmhartigkeit un Papen Begehrlichkeit heft nimmer'n Ende." — Mag nun auch mancherlei Mangelhaftes an den Pastoren sein, ganz so schlimm, wie das folgende

[1]) Mistwagen. [2]) Gänse-Ei. [3]) Witwe.

Ehemann seggt, as he bi'n Schaap vörbi gung, dat den Kopp hangen leet." — „Free du man erst -- sä de Scheeper to sienen Hund, denn schast woll den Steert hangen laten." — „Böse Schuldners sittet ehren Wiwern unnern Röcken." — „Ick segge nicks, mien Froo is achter." [1]) — Das gilt den Pantoffelhelden; aber es gibt auch Haustyrannen: „Recht hest du, Froo, aber swiegen[2]) mußt du!" — „Man mutt allens bruken,[3]) woto et good is — sä Klaus, da wischt he sick mit siener Froo ehr Schorten[4]) de Nähs' af." — „Dat Nöhdigst toerst — — sä de Buur, da prügeld' he sien Froo un leet dat Peerd in 'n Graben liggen." — „Spaß mutt sien — sä Hans, da kettelde[5]) he Gretjen mit de Meßfork." — „Allens mit Maaten,[6]) sä de Snieder, da slog he sien Froo mit 'r Ehl.[7]) — Der Grund solcher Barbarei wird für manche Fälle die traurige Beobachtung gewesen sein: „De Froo kann mehr to't Finster rutlangen, as de Mann to't Schündöhr[8]) rinföhrt."

Alte Damen werden unbarmherzig mitgenommen: „An ohle Hüüser un ohle Frooens is alltied wat to flicken." — So recht weise meint eine Alte bei der Besprechung des jüngsten Dorfunglücks: „Wenn't Unglück sien schall, kann man'n Finger in de Nähs'[9]) afbreken." — Mehr Gutes läßt der folgende Spruch an den alten Frauen:

„Een ohle Froo um een ohle Koh,
Daar kummt Een noch wat von to;
Man 'n ohlen Keerl un en ohl Peerd,
De sünd keen Bohne weert."

Ein allerliebstes Eheleben scheint die alte Hattersch mit ihrem Manne geführt zu haben, die bei seinem Sterben ingrimmig die Worte hervorstößt: „Dat sünd so siene Nücken!" — und ein niedliches Familienbild malt uns auch das Bekenntnis: „Elk deiht wat — sä de Jung, mien Vadder sleit mien Moder, mien Moder sleit mi, un ick sla de Zeeg." [10]) Gegenüber solch allgemeiner Prügelei ist es ordentlich wohlthuend, den Rath zu hören: „Nüms sla sien Kinner dodt, man weet nich, wat' rut werden kann."

Das Capitel „Kindererziehung" bewegt das Volksgemüth lebhaft. „Je leewer dat Kind, je harter de Rohd'." — „Kinner mit Willen kriegt wat vör de Billen." — Das behagt natürlich den Sprößlingen nicht. Wir sehen einen solchen vor seinem Vater stehen und hören, wie er den Zürnenden zu entwaffnen sucht: „De Saak[11]) is nich to trooen, Vadder — Vadder, legg erst den Stock dahl." [12]) — Ein anderer beklagt sich schwermüthig: „Wie kunnen as Bröder mit enanner leben, Vadder, aber du wult ja nich." — Aber keine Sentimentalität! Strafe

[1]) hinten. [2]) schweigen. [3]) brauchen. [4]) Schürze. [5]) kitzelte. [6]) Maßen. [7]) Elle. [8]) Scheunenthore. [9]) Nase. [10]) Ziege. [11]) Sache. [12]) nieder.

keit — sä de Bäcker, as he dat Brot to licht makde." — „Gewohnheit is allens, Mieze — sä de Bäcker, da fegte he mit de Katte den hitten Aben ut." Der Besenbinder wird mit seinem „Handwerk" verspottet! „Een Ackermann een Plackermann, good is doch, wer'n Handwerk kann, seggt de Bessenbinner."

Dem Doctor und Apotheker mag das Volk auch gern am Zeuge flicken. „'t is nu leider gesunde Tied — sä de Apteker to'n Dokter un Afdecker."

Am häufigsten aber wird der Bauer vorgenommen. Nur einige wenige Proben: „'ne Arme kann Eenen ebensosehr argern, as'n Rieke — sä de Buur, as he nah Geld freete."[1]) — „Ja, ja, Se hewt wohl ehre Noth mit't Studeeren — sä de Buur, denn dat seh ick an mine Ossen, dat Kopparbeit 'ne sware Arbeit is." — „Kummt de Buur an'n Staat, weet he keen Maat." — „Dat kost nicks — sä de Buur, da prügelt he sienen Jungen." — „Lat'n man trecken, sä de Buur, Melk gewen deiht he nich." — Das Gesammturtheil lautet: „De Buur is'n Buur, is'n Schelm von Natur."

Interessant ist es, zu erfahren, welche Stellung das niederdeutsche Volk in seinen Sprichwörtern zu der Frauenfrage einnimmt. Allzuviel Liebenswürdigkeit und Zartgefühl wird man nach dem Bisherigen auch hierin kaum erwarten. Die einfache Lösung der Frauenfrage lautet: Heirate und thu in der Ehe deine Pflicht! Sollte eine Frau aber auf moderne Ideen von der Emancipation kommen, so wird sie „schlagend" von ihrem Unrecht überzeugt.

Mit den Mädchen und Bräuten geht der Volksmund zunächst noch glimpflich um, ganz wie die jungen Burschen zu thun pflegen. Es geht ja häufig nach der treffenden Bemerkung eines biederen Mannes aus hiesiger Gegend: „Vor de Hochtied wölt se sik vor luter Leew[2]) upfreten un naher deiht't jem leed, dat se't nich dahn hewt."[3]) — Da wird uns ein hübsches junges Mädchen gezeigt, das mit einem ganz unbeschreiblichen Gesicht auf die Rathschläge einer alten Frau halb hinhört: „Radet mi good — sä de Bruut, aber radet mi nich af!" Dort hört ein anderes hold erröthend die Werbung des still Geliebten und soll sich erklären: „Nun denn — sä dat Mäken, un wull nich ja seggen." — „Ick schäme mi — sä dat Mäken, un höll'n Tweernsfaden[4]) vör de Ogen." — Für die Brautschau gelten die Mahnungen: „Elk free sien Nabers Kind, denn weet he, wat he find't" und „Linnen un Froonslühd mutt'n nich bi Licht köpen."[5])

Ganz anders springt das Sprichwort mit den Eheleuten und den älteren Frauen um. „Lämmken, heft du ook freet? — harr jener jung

[1]) freite. [2]) Liebe. [3]) gethan haben. [4]) Zwirnsfaden. [5]) kaufen.

beim Biertisch saß und Karten spielte. — Die Berge in den Sack stecken, von den Steinen was herabbeißen, das kann zwar ich ebenfalls nicht, will es auch nicht, aber die schönen Landschaftsbilder zusammenrollen und mit nach Hause nehmen, das kann ich. Alle die Berge und Gletscher und Wasserfälle und Seen, die Landschaften, die ich je von Berggipfeln aus geschaut, im Archiv der Seele sind sie hinterlegt. Weder Namen noch Menschengesichter kann ich mir merken, aber viele Landschaften stehen in der Erinnerung jetzt schon dreißig, vierzig Jahre und länger, und recht oft, wenn's dunkel und still ist um mich, da packe ich sie aus, sehe sie mir an und freue mich an ihnen. Und selbst wenn mein leibliches Auge einmal erblinden sollte, bleiben sie mein Eigenthum so lange, bis Gott das letzte innere Lichtlein in mir auslischt.

Daher muss es mir jener Kartenspieler am Zechtische, der nur das Herabbeißen und Indensackstecken kennt, schon nachsehen, wenn ich in Lust und Mühesal immer wieder ausziehe, um meine Bildersammlung zu vermehren. So auch dies Jahr, kaum der Schnee zergieng. Das ist für Reisen und Thalwanderungen im Gebirge die beste Zeit. Die Eisenbahnzüge sind noch nicht überfüllt, die Gasthöfe sind noch demüthig, die Straßen sind nicht mehr schlammig und noch nicht staubig, die Flüsse sind wildlebendig, die Wasserfälle sind mächtig, die hohen Berge sind noch weit herab beschneit, so dass keine große Phantasie dazu gehört, um Gletscherlandschaften aus ihnen zu machen.

Von den Thälern Oberkärntens wird das Möllthal als das schönste bezeichnet. Darf ich verrathen, dass es ein noch schöneres gibt? — In Spital an der Drau aussteigen. Dort steht gegen Norden hin ein hoher Gebirgszug, dessen Vorberge uns schon Achtung! zurufen, obschon sie noch niedrig und sanft sind gegen jene, die im Hintergrunde stehen, wo dieser Gebirgszug ans gewaltige Tauerngrat stößt. Links am Drauthal, aus einer bewaldeten Engschlucht der Vorberge, rollt mit breiter wilder Wucht die Lieser hervor. Ihre bräunlich-grauen Wellen gehen so hoch, wie die eines bewegten Meeres, nur viel energischer und zielstürmischer — sie wollen hinab, hinab. Dieses Wasser ist das Kind der Berge und doch kennt es keine andere Gier, als hinab, immer hinab, der Niederung zu. Wir werden es noch sehen, wie ihm kein Stein zu hart ist, es schleift ihn ab, wälzt ihn davon, wie ihm kein Sprung zu hoch ist, nur um aus sonnigen Höhen in schattige Tiefen zu kommen. Und ist es draußen, dieses kindische Bergwasser in der Unendlichkeit des bitteren Meeres, dann Heimweh! Sachte steigt es in Dünsten auf, irrt in Wolken durch die Himmel und sucht sein heimatliches Bergland, wo es sich gerührt unter fließenden Thränen niederläßst, um sogleich wieder seine Flucht in die Niederungen zu unternehmen. — Wie nun das Wasser niederwärts strebte und der Mensch aufwärts, so begegneten' sie sich in den bewal-

muſs ſein; ſonſt erfüllt ſich die traurige Prophezeiung: „Jung up'n Schoot[1]) un old[2]) up't Hart.“ [3])

Stiefkinder ebenſo wie Stiefmütter ſtehen in üblem Ruf: „De will leben ahne Pien, de wahr[4]) ſick vor Steefkinner un Winterſwien!“ — „De erſt 'n Steefmooder hett, kriegt ok bald 'n Steeffoder.“ — Ergreifend und poetiſch ſchön heißt es von der vielen Angriffen ausgeſetzten Lage der Witwen: „Weetfrooen Kleed is lang, elkeen[5]) tritt 'r up,“ während von der Hilfloſigkeit eines Witwers der Knittelvers ſpricht:

„De 'n Wedemann nimmt,
De Pütt un Plünnen findt.“

Hunderte von Sprichwörtern ließen ſich noch anführen, die eine Fülle von Lebensregeln, von praktiſcher Volksweisheit darbieten.

Es könnte nun aber jemand meinen: Dieſe Sprichwörter werfen doch ein ſehr ungünſtiges Licht auf den Charakter des niederdeutſchen Volkes. Wieviel Unredlichkeit und Grobheit decken ſie auf!

Doch gerade daraus aber, daſs unſer Volk in ſeinen Sprichwörtern jene Schattenſeiten ans Licht zieht, kann man ſchließen, daſs es ſie haſst und verwirft. Wer das Böſe fördern will, der thut es heimlich, bei Nacht und Nebel, und redet nicht davon am hellen Tage. Wer aber das Böſe ans Licht zieht, der will es ausrotten. Das Anziehende nun iſt bei dem niederdeutſchen Volk der derbe, urwüchſige Humor, mit dem es meiſt dieſen Kampf führt. Gerade wegen dieſes goldenen Humors, der auf dem Grunde eines tiefen, das Gute urſprünglich liebenden Gemüthslebens ruht, lieben wir unſer Volk. Und gerade durch dieſe Art der Moralpredigt zeigt es, daſs es ſich ſelbſt achtet. Es verwirft ſich nicht ſelbſt in nervöſer Übertreibung und liebloſer Aburtheilung. Es ſucht das Sinkende zu halten, wie eine Mutter ihr irrendes Kind. Es donnert mit polternder Stimme, während durch einen Spalt der Wolken das Auge der Sonne goldig ſchimmert. Gott erhalte dem Volke dieſen echten Humor!

[1]) Schoß. [2]) alt. [3]) Herz. [4]) hüte. [5]) jedermann.

Vom Maltathale und den Grillen des Pfründners.

Aus dem Tagebuche des Heimgärtners.

Was habe ich von ſo einer Bergpartie? Kann ich die Berge in den Sack ſtecken? Kann ich von den Gipfeln und Felswänden was herabbeißen? Kann ich die ſchöne Ausſicht zuſammenrollen, unter die Achſel nehmen und mit nach Hauſe tragen? So fragte mich einmal jemand, der

Matten, Felsblöcken und über Sandhalden hin der Fluß sich schlängelt. Dort hinten, wo das Thal sich scheinbar schließt, geht von brauner Felswand ein weißes Band nieder bis zur Thalmatte. Nach einer Stunde stehe ich staunend vor diesem Bande. Es ist der Wasserfall des Fallbaches. Man würde ihn stundenweit hören, wenn nicht jede Schlucht ihr eigenes Rauschen hätte. Der Fall ist über hundertfünfzig Meter hoch, also wesentlich höher als der Grazer Schloßberg von der Sohle aus. Er warf zu meiner Frühjahrszeit mindestens zehn Mühlbäche stets auf einmal herab. Hoch oben springt er aus dem Rinnsal der Zinne etwa fünfzig Meter in einer geschlossenen weißen Masse nieder, schwer und dick, als ob unendlicher Schnee herabflutete. Dann prallt er an einen Felsvorsprung, zerschellt zu einem breiteren, dichten Schleier, der in Tüchern wieder an fünfzig Meter niedergeht, sich dann zerfranst und in weißen Raketen herabzischt. Diese raketenförmigen weißen Wasserpfropfen lösen sich plötzlich, immer und immer wieder nachkommend. Keines dieser Tücher und Raketenbänder erreicht den Boden, alles zersprüht schließlich zu einer Nebelmasse, die wie ein Wolkenbruch unten ans Eis schlägt. Denn ein Krater aus Eis empfieng zur Zeit diesen Wasserfall. In seinen Rachen entschwand der schwere weiße Nebelschwaden, um unterhalb der Eiswand wieder hervorzubrausen und dann wie ein gewöhnlicher Alpenbach weiterzurinnen, auf den Matten noch einige Bauernmühlen treibend, bis er sich mit der Malta vereinigt. Nie war ich je so lange vor einem Wasserfall gestanden als vor diesem. Er ist unerschöpflich an Mannigfaltigkeit, kommt jeden Augenblick in neuen Geflechten, Strähnen, Aussprühungen, Stäubungen, Raketen u. s. w. herab. Schwer und feierlich langsam fällt er, man kann bequem bis zehn zählen, bis die oberste Gieß unten ankommt. An hundert Schritte bleibt man diesem Wasserfall vom Leibe. Schon auf solche Entfernung steht man mitten im Gewitter, Regen und eiskalter Wind schlägt nieder, ein Sausen und Brausen und Donnern betäubt das Ohr und man ist bald nass bis an die Haut. Dass in der Sonne alle Regenbogenfarben spielen, dass je nach dem Luftzug ein dumpfes Brausen oder ein dünnes Zischen oder ein hohles Gurgeln oder ein säuselndes Singen oder ein windähnliches Rauschen herabkommt, weiß jeder, der Ähnliches gesehen. Es ist ein Lied von ewigen Dingen, jede Strophe anders seit undenklichen Zeiten, und in diesem Augenblick, als ich's hier in meiner Stube zu Graz schreibe und in diesem Augenblick, als du, mein Freund, es Gott weiß wo in der Welt liest, braust immer und immer das Lied von der Felswand nieder im Maltathale.

Als ob's nur dieser Fallbachfall allein so triebe. Als ob nicht gerade in demselben Thal, wenn auch weniger hohe, sonst aber noch weit gewaltigere Wasserfälle raseten! Man wende sich auf der Matte nur um und

deten Bergschluchten zwischen Spital und Gmünd. In einem Nebenthale, ganz nahe an der Lieser und doch versteckt, liegt der Millstättersee. Dort ruhen sie ein wenig aus, die Fallenden und die Steigenden. Ein schöner, langer Hochsee, hinter waldigen Vorbergen in weitem Rund von weißen Bergen umgeben. Wasser mit Schiffchen, Matten mit Rindern, Wald mit Holzschlägern, Felsen mit Gemsen und Schneefeldern und dazwischen zierliche Landleute mit glücklichen und unglücklichen Menschen — das ist das Um und Auf dieser Gegend. Die glücklichen und die unglücklichen Menschen kommen zwar nicht just in Millstatt allein vor, dazu bedarf es nicht erst der jauchzenden Älpler auf den Bergen und der stummen Fische im See. —

Mit einem Weggenossen, der auch gegen Gmünd wanderte, unterhielt ich mich über das Wasser. Das Wasser, war sein Ausspruch, liebe er in allen Gestalten mit Ausnahme der im Trinkglase. Ins Trinkglas gehöre etwas weniger Niederträchtiges, etwas, das anstatt in die Tiefe zu trachten, zu Kopfe steigt. Darauf mein Entgegnen, dass man Flüssigkeiten kenne, die zu Kopfe steigen, dann aber den Kopf und was dran ist, in die Tiefen des Straßengrabens schleudern. Das ließ er gelten. Vorher waren wir lange an dem Punkt gestanden, wo die wüthende Lieser in die stille, glatt hinliegende Drau stürzt. Zehnmal so viel Kraft zeigt der aus den Hochthälern niederbrausende Bergfluss, als der gesänftigte Strom, doch wo die Lieser voll Leidenschaft in die Drau stößt, ändert sich diese nicht um ein Jota, trotz der Vereinigung mit dem großen Flusse wird sie für unser Auge nicht größer und nicht kleiner, sondern liegt wie vorher still und breit dahin. Und wenn wir nun die Lieser aufwärts verfolgten durch ihre Engthäler, da stößt auch auf sie mancher stattlicher Nebenfluss ein, ohne dass sie scheinbar größer wird. Allerdings dort, wo die Malta links aus dem Hochgebirge hervor kommt, und — es ist just vor den Thoren Gmünd's — mit ihrem lichten Gletscherwasser in die Lieser stößt, weicht diese vor dem Stoße ein wenig zurück und wird blaß. Das spricht für die Malta, die man näher kennen lernen muss.

Nachdem ich in Feldners Gasthofe — ich sage nicht Hotel, denn dafür ist es viel zu deutschheimlich — mich ausgeruht und gestärkt hatte, war es halbwegs zu wagen mit dem Maltathale. Ein Einspänner beförderte mich, so weit es mit dem Wagen geht, und das ist etwa drei Stunden des Fußgehers. Das Thal hat hinter dem Dorfe Malta einen vorgeschobenen steilen Berghang, sonst ist es breit, sonnig und läist sich ganz zahm an; Ortschaften, Gehöfte an den Berghängen, weit hinauf. Aber zur linken Hand oben hebt das Hochgebirge an sich zu entfalten in seltsamen Riesengebilden mit nördlichen Abstürzen, die seit der Welt Urständ noch nie ein Sonnenstrahl beschienen hat. So dräuen sie von ihrer blauenden Höhe finster nieder ins Thal, durch das zwischen

ohne über Wände zu stürzen. Dort fragte er einen Steinklopfer, ob denn der in Malta oder drüben in Dornbach niemanden wisse, der Augengläser habe.

„Glasaugen meinen's? Schaun's her, die hab ich ja selber", antwortete der Steinschläger. Ja, da hätte der Tourist erst Augengläser auf der Nase haben müssen, um zu sehen, dass der andere „Glasaugen" auf der Nase hatte. Aber seine Freude war kurz; Steinklopfer tragen Augengläser, selbst wenn sie die adleräugigsten Wildschützen sind, Brillen aus Fensterglas, damit ihnen der Staub nicht ins Auge sprüht — „beim Steinerschlagen". Hingegen wisse dieser Steinklopfer einen alten Pfründner im Dorf Malta, der Gläser trage, weil er sehr kurzsichtig sei. Der Tourist nahm einen Gaisknaben, der ihn zum Alten führte. Und siehe, der hatte Hornbrillen, die besser waren als keine.

„Was steigen's denn herum, wenn 's nix sehen!" sagte er zum Touristen. „In die Schluchten wolln's eini? Gehn's, das is a grausliche Gegend. Wo sein's denn her? Aus Graz? Dort soll's ja eh schön sein, was gehn's denn nachher weg? Leihen thu' ich s' Ihnen schon, die Glasaugen, aber was Schöner's zum Anschauen soll'n Sie sich wohl suchen, als wie den Graben da ins Elend hinein."

So wanderte der Tourist nun frisch bewaffneten Auges in das hintere Maltathal hinauf. Da wurde die Gegend immer düsterer und schauerlicher. Himmelhohe Berge und grause Abgründe. Alles Stein, Schutt, zerreißendes Wasser. Stellenweise hiengen die Felsen über, so dass sie herabzustürzen drohten. Der Tourist wagte sich kaum vorwärts, er schwindelte an den Stegen und Abgründen. Wilde Thiere glaubte er zu sehen, oben in den Runsen, Wölfe, Bären, sogar ein Lindwurm reckte seinen schauderhaften Kopf aus einem Felsloche hervor. Dann der versteinerte Schnee, der nimmer weggeht, der Eis- und Felsblöcke herabwälzt auf die Wiesen, wo nur ein kurzes Gräslein wächst. Alles öde, trostlos, nur krächzende Raben fliegen herum unter den Wänden und suchen nach Thieren, die verhungert sind. Dann diese schreienden Wasserfälle, wo man sein eigenes Wort nicht versteht und alles nass und frostig wird und Eiszapfen niederhängen mitten im Sommer. Dem Touristen graute, er gieng in dieser Wildnis nicht weiter. Wie, wenn hinter ihm eine Lawine niederfährt, dass er nicht mehr zurück kann? Ein Eingeschlossener, ein Verdammter in dieser kalten Hölle! Als nun auch die Nebel niederstrichen an dem wilden Berg, so daß ein frostiges Dämmern die ewig rauschende schauerliche Einsamkeit zudecken wollte — da dachte der Tourist ans sonnige, fruchtbare Hügelland draußen, wo es so gefahrlos und heimlich umherzugehen ist — ein Paradies im Vergleich zu diesen starren Schrecknissen. Er kehrte um aus dem Elend, war froh, als er die dräuenden Wände

sieht querüber in den Gößgraben hinauf, aus dessen Hintergrund die Ungethüme des hohen Reißeck, des Sauleck, des Tulleck niederstarren. Gleich am Eingang dieses Grabens der wuchtige Gößfall, weiter oben, wo die Waldnatur ins Starre der Felsen übergeht, der Zwillingfall, zwei Wasserstürze nebeneinander, ein hoher und ein breiter, sich an Wildheit überbietend und einen aufsteigenden Nebel verbreitend ringsum. Den Fallbachfall rechts, den Gößfall links, so stehe ich bei einem Gehöfte, der Pflüglhof geheißen, am Ende des Maltathales. Von hier aus wird es eine viele Stunden lange, wilde Schlucht, in der kein Wagen mehr vorwärts kann, in der nur noch wenige Hütten zu finden sind, in der die Alpennatur in ihrer Ursprünglichkeit herrscht und jeden Culturversuch der Menschen zurückweist, Stege und Brücken mit Mühe und Fleiß gebaut, aber die Natur hat darübergeschrieben: Dermalen freiwillig gestatteter Weg! Die nächste Lawine, das nächste Hochwasser vernichtet ihn so gründlich, als sei nie ein Menschenfuß hier gewandelt. Nachdem ich vom Pflüglhof aus drei Stunden gegangen, gestiegen, geklettert bin über Querschluchten, Wasserstürze, Tümpel, Steinblöcke und Schründe, donnert's in allen Wänden. Ein feuchtkalter Luftstrom schlägt mir an die Wangen. Ich stehe vor den zwei größten Wasserfällen dieser Gegend, dem Hochalpenfall und dem Maltafall, an dem mit alten Fichten und Tannen umstandenen „blauen Tumpf", wo die schäumenden und blauenden Wasser kreisen. Nur Gletscherwasser, denn hoch oben breiten sie sich ringsum, die Eisfelder, darüber kühn in den stillen kalten Himmel aufragend die Hafnerspitze 3061 Meter, der Ankogel 3252 Meter, die Hochalpenspitze 3355 Meter hoch. Will ich noch einige Stunden vordringen, so biegt das Thal plötzlich links um und ich stehe am Rand des weithin starrenden Elendgletschers, überragt von dem finstern zerrissenen Schwarzhorn. Im Elend, so heißt dieses weltentlegene Hochthal, ein überaus herrlicher Gebirgskessel, wie die Touristen sagen, die morgen wieder fortgehen, ein unbeschreiblich trostloser Bergwinkel, wie die armen Hirten meinen, die monatelang in der starren Einsamkeit leben müssen.

Mir ist der Grazer Tourist sehr gut bekannt, der vor Jahren im Maltathale, unweit dort, wo der Fallbachfall ist, seine Augengläser zerbrochen hatte. Im Klettern den Hang hinan schnellte ihm ein Fichtenzweig ins Gesicht und die Augengläser flogen in den Abgrund. Es waren derer von Nummer sechs, und jetzt war der Mann, der allein im Hochgebirge stand, so viel als blind. Er sah, was zu allernächst an ihm war, im weiteren nichts, als das Weiß des Himmels und das Grau der Berge mit den verschwommenen Rändern. Ein nebelhaftes Bild, wie durch erblindetes Glas gesehen. Und er war doch weit hergekommen, um zu schauen. Er hatte nun die größte Mühe, zum Wege hinabzufinden,

bloß im Namen ihrer Partei, sondern des ganzen Volkes zu sprechen, wenn sie die Redaction aufforderten, dieses Blatt endlich in gut österreichischem Geiste zu führen.

Der Redacteur, ein kleiner, untersetzter Mann, hatte sein Haupt erhoben, so dass seine langen, blonden Locken über die breiten Schultern hinabglitten. Sein rundes Gesicht war hochgeröthet, seine Augengläser blitzten, noch mehr aber hinter denselben die kleinen, lebhaften Augen. Nachdem er sich von seiner Verblüffung etwas erholt hatte, entgegnete er den Herren mit leiser, vibrierender Stimme: „Erinnern Sie sich, meine Herren, dass es in Österreich noch Deutsche gibt, die ihren Erbfeind nicht in Deutschland, vielmehr in Frankreich sehen! Die „Tagespost“ ist das Organ dieser Deutschen in den Alpenländern und wird ihre Mission zu erfüllen wissen.“

Hierauf bemerkte einer der Herren, es wäre doch merkwürdig, dass man zum Leiter dieses deutschen Blattes gerade einen Tschechen ausgesucht habe. Der Schriftleiter ließ sich durch diese Impertinenz nicht aus der Fassung bringen, sondern antwortete: „Ich bin ein Deutscher, habe deutsche Lehrer gehabt und bin selbst deutscher Lehrer gewesen. Wollen Sie gefälligst das Zimmer verlassen!“

Er öffnete die Thür, und die Unterredung hatte ein Ende. Die „Tagespost“ blieb, was sie war, ein deutsch-österreichisches Blatt, von dem Johannes Scherr behauptete, dass es in Österreich die erste Zeitung gewesen, die schon zu Beginn des deutsch-französischen Krieges entschieden und leidenschaftlich für die deutsche Sache eingetreten war.

Vor kurzem ist jener Grazer Zeitungsredacteur Dr. Adalbert Svoboda als 74jähriger Greis in München gestorben. Deshalb kommen mir nun diese Erinnerungen zu Sinne. In dem Augenblick, wo der Leib eines Menschen hinsinkt, werden seine Werke ungestüm lebendig.

Svobodas Denken und Arbeiten war dem deutschen Volke treu, aber es hatte noch andere Bedeutung, die bisher nicht recht ans Licht gekommen. Dieses Mannes Wirken war bei aller Bescheidenheit fruchtbar wie Samenkorn unter der Scholle. Wenn in den Alpenländern heute freisinniger Humanismus, Volksliebe, Bildungsfreude, Kunstsinn &c. reift, so hat vor einem Menschenalter Svoboda den Samen dazu gelegt. Zwanzig Jahre lang, von 1862 bis 1882, war er Leiter der Grazer „Tagespost“ gewesen, unter ihm ist dieses Blatt einflussreich geworden, es war die erste Zeitung, die in viele Thäler der Alpen drang und von großen Gesichtspunkten aus Vaterlands- und Menschheitsinteressen erweckte und pflegte. Und doch ist Svoboda kein Journalist gewesen, dafür war er viel zu lehrhaft angelegt. Aber gerade so hatte er die Leser erzogen, gerade deshalb wurde sein Blatt ein Hauptculturträger in den Alpenländern. Durchaus nicht bloß politisch — diese Culturseite ist ja so

hinter sich hatte und wieder im Dorfe Malta war, wo es Sonne gab und Fruchtfelder und Menschen. Dem Pfründner gab er die Brillen zurück, hernach draußen in Gmünd kaufte er sich neue. Als er dann durch das Liesertbal hinab der Eisenbahn zuwanderte, begann es ihm leid zu thun, dass die wilden Berge zurückblieben. Er konnte es nun nicht begreifen, dass er Tags zuvor im hintern Maltathale eine solche Angst bekommen, dass er seine Absicht, über den Elendgletscher nach Mallnitz hinüberzuwandern, nicht ausgeführt hatte. Das ärgerte ihn jetzt, er kam sich feige vor.

Ich will dich aufklären, mein lieber Grazer Tourist. Du hast das Hochgebirge durch die Brille des Pfründners angesehen! — Schon der geschäftige Gebirgsbauer findet an den unfruchtbaren, unwirtlichen Alpenwildnissen nichts Anziehendes; und erst gar ein alter Pfründner, dessen Kindskopf das Wilde und Großartige ins Märchenhafte steigert und der die Hochgebirge mit Dämonen beseelt. Aber geschadet hat's dir doch nicht. Es ist ganz gut, wenn wir manchmal erinnert werden an die feindlichen Mächte, die in den Wildnissen schlummern. Sei es schon nicht größerer Vorsicht halber, so gewinnt das Gebirge doch neuerdings den Reiz des Geheimnisvollen, der ihm durch das ehrfurchslose banale Touristenwesen und Unwesen fast ganz abhanden gekommen ist. Im allgemeinen möcht ich dem Touristen des Pfründners Brillen nicht anrathen, bisweilen jedoch soll er sie nur an die Nase stecken — — denn wenn die Ehrfurcht erlischt, dann ist es mit der Poesie des Hochgebirges vorbei.

Ein „Gottloser“.

Gedenkblatt für Adalbert Svoboda von **Peter Rosegger.**

Eines Sommervormittags im Jahre 1870 fand auf dem Redactionszimmer der Grazer „Tagespost“ ein erregter Auftritt statt. Zwei Herren waren unangemeldet eingedrungen und hatten den Chefredacteur leidenschaftlich zur Rede gestellt über die politische Haltung des Blattes. Das sei eine Schande für Graz, für ganz Steiermark! Sich bei diesem Kriege so demonstrativ auf Seite der Preußen zu stellen, mit dem österreichischen Erbfeinde es zu halten! Wo ein Zusammengehen mit Frankreich die beste und vielleicht einzige Gelegenheit wäre, das österreichische Vaterland wieder zu rehabilitieren. Alle Chancen seien für Frankreich, das Volk, das bei Königgrätz seine besten Söhne verloren, sei gegen Preußen, kein einziges Blatt im ganzen Lande habe die Stirn, so dreist für Bismarck und seinen neuen Raubzug Gesinnung zu werben wie die Grazer „Tagespost“. Sie, diese zwei Herren, glaubten, nicht

Wie unendlich mehr, als der gütige Brief andeutet, hat dieser Mann für mich gethan! Wenige Monate nach Empfang des Briefes sandte ich ihm frischweg alle meine Schriften — sie wogen 15 Pfund. Ein alter Bauer meiner Gegend, der eines Waldprocesses wegen die achtzehnstündige Fußreise nach Graz machte, hat sie in einem großen „Buckelkorbe“ mitgenommen. Im Herbste desselben Jahres stand ich selbst vor Dr. Svoboda, und da gab es folgendes Gespräch:

„Also Sie sind der Mann, der mir den Korb voll Handschriften geschickt hat? Manchmal nehmen Sie bei Ihrem Dichten wohl Bücher zu Hilfe?“

„Bücher hab' ich halt nit gar viel, deswegen will ich mir ihrer schreiben.“

„Wenn Sie Bücher hätten, würden Sie auch dann noch schreiben?“

„Weiß nit. Immer einmal kann ich abends halt nit einschlafen, wenn ich nit ein wenig dichten thu.“

„Sie sind Lehrling bei einem Bauernschneider?“

„Das ist g'wiß.“

„Gefällt Ihnen das Handwerk?“

„Oh, ganz gut. Aber können thu ich halt noch nit gar viel.“

„Möchten Sie nicht lieber in die Stadt kommen und was Besseres lernen?“

„Am liebsten wär's mir halt, wenn etwas von mir in die Zeitung hineingedruckt werden thät.“

Der Doctor zuckte mit dem Kopf zurück, wie immer, wenn ihn etwas unangenehm berührte.

„Lieber, junger Petrus!“ sagte er dann. „Bevor Sie etwas geben können, müssen Sie noch sehr viel nehmen. Dass ich von Ihnen etwas abdruckte, geschah nur, um Gönner zu suchen, die Sie ausbilden lassen möchten. Haben Sie erst etwas Tüchtiges gelernt, dann reden wir weiter vom Dichten. — Sie sind den langen Weg nach Graz zu Fuß gekommen?“

„Und will morgen wieder heim.“

„Einstweilen ja. Aber nicht zu Fuß, vielmehr auf der Eisenbahn.“

„Das tragt's halt nit.“

„Denn Sie werden ein großes Bündel mitnehmen. Ich gebe Ihnen Bücher mit.“ Er wies auf einen Stoß, der auf dem Tische lag. „Merken Sie auf! Diese Bücher mit dem rothen Umschlag lesen Sie, um zu sehen, wie Sie *nicht* dichten sollen, und die gebundenen lesen Sie, um zu sehen, wie man's machen soll. Nachschreiben auch diese nicht, nur den Geschmack damit bilden.“ Die ersteren — Schundromane, die letzteren Classiker.

wechselnd und flüchtig —, sondern auch und noch mehr national, gesellschaftlich, wissenschaftlich, literarisch. Also kann man wohl sagen, seine „Tagespost" trug in bewegter Zeit die ersten Schwingungen des modernen Lebens in unsere Flecken, Dörfer und Gehöfte hinaus.

Journalisten im gewöhnlichen Sinn konnte Svoboda zu Gehilfen nie recht brauchen, er erzog sich seine Mitarbeiter selbst, auch die in der Provinz. Von jenen dilettantischen, geschwätzigen Landberichten, die manche Zeitung ungenießbar machen, druckte er nicht einen einzigen in seiner ursprünglichen Form, jeden kürzte, stilisierte, durchgeistigte er; stilistische wie inhaltliche Geschmacklosigkeiten wirkten auf ihn wie ein Schlag ins Gesicht — thatsächlich, so zuckte er mit dem Haupte zurück, wenn ihm dergleichen vors Auge kam. So hat mancher Dorfschulmeister erst durch ihn schreiben gelernt. Und mancher junge Literat, der seine Erzeugnisse zur Durchsicht und wohl auch mit hinterhältigem Wunsche zum etwaigen Abdruck daher brachte, hat von seinen strengen Correcturen, denen der vielbeschäftigte Mann sich stets willig unterzog, mehr gelernt als auf hoher Schule. Svoboda war eben geborener Lehrer. Aus Prag stammend, hatte er sich nach Steiermark gewendet und dort vor seiner Stellung an der „Tagespost" auf dem Marburger Gymnasium als Professor gewirkt. Hier wie dort an richtiger Stelle. Hilfebereit nach allen Seiten, war er ganz besonders armen, strebsamen jungen Leuten ein väterlicher Freund. Mancher der heute in Land und Stadt Wirkenden verdankt ihm Lebensstellung und Ansehen. Ich gedenke der Auffindung und Weiterbildung literarischer Talente, wozu er ein besonders scharfes Auge und eine glückliche Gabe hatte.

Den allergrößten Dank bin ich ihm schuldig geworden. Als ich, ein Handwerkerlehrling im Waldgebirge, im Jahre 1864 „Gedichte zur gütigen Beurtheilung" nach Graz geschickt hatte, irrthümlich an eine Adresse, die gar nicht existierte, kam die Sendung durch irgend einen Zufall in die Hände des Redacteurs der „Tagespost". Einige Zeit nachher kam ins Waldland zu mir folgender Brief:

Geehrter Herr! Graz, 22. März 1864.

Ich habe Ihre Gedichte gelesen und finde, dass Sie eine vortheilhafte Begabung besitzen, die eine sorgfältige Pflege verdient. Ich will mehrere Ihrer Gedichte veröffentlichen und auf Sie das Publicum aufmerksam machen. Früher müssen Sie mir jedoch genau und freimüthig mittheilen, wo und wie Sie die Anregung zum Dichten erhalten haben, denn in einer Dorfschule erhält man sie nicht, und welche Gedichte Sie gelesen haben. Schicken Sie mir auch Ihre Erzählungen (die Sie in Ihrem Briefe erwähnen) ein, und geben Sie mir genau Ihre Adresse und jetzige Beschäftigung ganz der Wahrheit gemäß an. Ich möchte gern etwas für Sie thun. Was von Ihnen abgedruckt wird, soll honoriert, das heißt bezahlt werden. Vielleicht wird sich Jemand finden, der Ihnen eine bessere Lebensstellung anweist. — Schreiben Sie mir bald und seien Sie ganz offen gegen Ihren Ihnen aufrichtig ergebenen Prof. Dr. A. Svoboda,

Redacteur der „Tagespost".

Wäre unsere gegenseitige Freundschaft nicht auf die große persönliche Wertschätzung gegründet gewesen, bei der gründlichen Verschiedenheit unseres Empfindens in dieser Sache hätte sie in die Brüche gehen müssen.

Im ersten Jahre meines Grazer Aufenthaltes waren wir eines Tages beisammengesessen und hatten geplaudert über Kunst, Kirche, Gott und Welt. Plötzlich stockte das Gespräch. Svoboda wurde unruhig und fragte, wie alt ich sei.

„Vierundzwanzig."

„Ich weiß es. Also, da ist der Mensch schon stark. Werden Sie stark genug sein, eine Wahrheit zu ertragen, die ich Ihnen mittheilen muss?"

Diese Einleitung erschreckte mich sehr, denn ich hatte daheim eine kranke Mutter.

Er legte mir die Hand aufs Knie und sagte in seiner leisen, raschen Redeweise: „Ich will Ihnen etwas anvertrauen, Rosegger! Sie sprechen immer wieder von Gott. Wissen Sie, dass es gar keinen Gott gibt?"

Ich athmete auf.

„Wenn es sonst nichts ist. Das habe ich schon als Kind in einem Buche gelesen."

„So? Und glauben doch immer noch an Gott!"

„Nein, glauben nicht. Wissen. Gewiss wissen, dass er ist, weil es nicht anders sein kann."

Als er hernach bemerkte, in solchem Denken müsse man wissenschaftlich vorgehen, war meine Entgegnung, das thäte ich eben. Deshalb könnte ich die Nichtexistenz Gottes erst annehmen, wenn sie bewiesen sei.

Von diesem Tage ab ist unser Widerstreit über den Gegenstand nicht mehr verstummt. Ich blieb auf meinem Standpunkt stehen, er auf dem seinen, von dem aus er jedem, der ihn nicht theilte, nachgerade die Vollwertigkeit absprach. Sein Atheismus war von kindlicher Naivetät, er wollte jeden sofort dazu bekehren, aber nicht aus Hass gegen Gott, der war ja gar nicht, sondern aus Liebe zu den Menschen, die er mit seiner Enthüllung der Wahrheit von geistiger Knechtschaft befreien wollte. Er war in seiner Gottlosigkeit gut und glücklich, so glaubte er, dass es in ihr auch jeder andere sein müsste. Ich habe nie einen frommen Gläubigen gesehen, der liebevoller, opferwilliger, natur- und kunstfreudiger und abholder aller Gemeinheit gewesen wäre, als es Adalbert Svoboda, der „Gottlose" war. Er war einer von denen, die der Einladung, als Arbeiter in den Weinberg zu kommen, ein heftiges nein entgegensetzen, doch aber in den Weinberg gehen und dort die Fleißigsten sind. Öfter als einmal habe ich ihm gesagt, dass er trotz seiner Glaubenslosigkeit in der That ein besserer Christ sei als mancher Kirchengeher und schwärmerischer Heiligthumsverehrer, ja dass gerade er, der gütige, nächstenliebende, wahrheitsdurstige Mensch der beste Beweis Gottes sei — weil es ohne

Als diese Bücher in ein großes Bündel gebunden waren, sagte Svoboda zu mir: „Dann noch etwas, Petrus! Ihr Röcklein, das Sie anhaben, ist soweit zwar ganz sauber, aber etwas zu dünn für schlecht Wetter. — Erlauben Sie!“ Damit zog er seinen schwarzen Rock mit dem rothen Seidenfutter aus, so dass er einen Augenblick in Hemdärmeln war, bis er in ein Hauskleid schlüpfte. Den Rock hat er mir an den Leib gestreift. „Geben Sie bloß Acht, dass Sie nichts verlieren, in der Brusttasche haben Sie ein kleines Portefeuille!“

Als ich nachher die Treppe hinabstieg, war ich doch begierig, was das ist — ein Portefeuille.

Das war meine erste Begegnung mit diesem Manne, der es buchstäblich zu Stande brachte, für seinen Nächsten den Rock auszuziehen und hinzugeben.

Im darauf folgenden Winter bin ich durch sein unausgesetztes Bemühen nach Graz gekommen, und er ist dem fremden, armen, unbehilflichen Menschen viele Jahre lang in unentwegter Treue Stab und Stern gewesen. Denn es hat Mühe gekostet, diesen jungen, ungefügen, blöden Burschen so weit zu bürsten und zu kämmen, bis er zur Noth unter die „Gebildeten“ gezählt werden konnte.

Während er so seine Leute erzog, kam er in die Lage, ihnen auch ein Beispiel zu geben, wie der Mann seiner Überzeugung jedes Opfer bringen müsse. Im Jahre 1882 hatte es den Anschein, als sollte der Verlag der „Tagespost“ auf ein Wiener Geldinstitut übergehen und das Blatt dann seine Gesinnung ändern müssen. Da hat Svoboda sofort seine einträgliche Stelle niedergelegt. Es war voreilig, denn die „Tagespost“ blieb frei und das, was sie war. — Der von Natur aus stets muthig und optimistisch gestimmte Mann glaubte nun, von seiner wissenschaftlich-schriftstellerischen Thätigkeit leben zu können. Er übersiedelte mit seiner überaus zärtlich geliebten Familie nach München, musste aber bald aus Existenzrücksichten die Redaction der in Stuttgart erscheinenden „Neuen Musikzeitung“ übernehmen. Neben dieser Frohnarbeit verfaßte er mehrere philosophische Werke, zu denen er schon lange Vorarbeiten gemacht hatte. So entstanden: „Kritische Geschichte der Ideale“, „Neue Musikgeschichte“, „Gestalten des Glaubens“ und „Ideale Lebensziele“.

Diese Werke enthalten eine Menge Stoff aus den Literaturen aller Völker und Zeiten und sind in einem eigenthümlich picanten, polemischen Stil geschrieben. Der Verfasser steht auf dem Standpunkte jenes speculativen Materialismus der Siebziger-Jahre, der auf Grund bekannter oder auch nur halb bekannter Naturdinge eine Welt und einen Himmel des Geistes und des Gemüthes umstoßen zu können vermeinte. Vor allem sind Svobodas Schriften eine Polemik gegen alle positiven Religionen.

von Gott stand so hoch, dass nichts Irdisches zu ihm heranreichte und dass er lieber gar keinen Gott haben wollte als einen, von dem er glaubte, er mache seine Sache nicht gut. —

Das also war mein lieber Adalbert. Wie viele Einzelheiten gäbe es zu erzählen von diesem Manne, der ganz in dem aufgieng, was er stets so leidenschaftlich verneinte! Vierundsiebzig Jahre ist er alt geworden, aber seine Begeisterung für das Edle und Schöne ward nicht geringer, sein Abscheu aber vor Heuchelei, Dummheit und Brutalität aller Art immer noch mächtiger.

Zu den sich nach und nach einstellenden Gebresten des Alters, wo andere wunderlich und launisch zu werden pflegen, wurde er im Verkehr mit Menschen nur noch liebreicher. Sein Sarkasmus gegen Andersdenkende war in einen milden Ernst übergegangen, der keinem sein Ich mehr streitig machte, mit ruhiger Entschiedenheit nur das seine wahrte. In seiner letzten Stunde, die ihn umgebenden Seinen tröstend, sagte er die Worte: „Wie ist es für mich gut sterben!“ — Liebreich, edel und also mit philosophischer Fassung, wie er gelebt, ist er am 19. Mai d. J. entschlafen. Im vorigen Sommer noch hatte der schon schwer kranke Mann in Begleitung seiner edlen Gattin, es war (nach dem Tode jener vortrefflichen ersten Frau, der Mutter seiner Kinder) die zweite, — aus München eine Reise zu mir in das Mürzthal unternommen, um meine Familie und meine Heimat noch einmal zu sehen. In diesen zwei mir unvergesslichen Tagen haben wir einander alle Kammern unseres Herzens noch einmal geöffnet. Ganz gieng er in meinen Plänen und Bestrebungen auf. Immer wiederholte der Atheist den Ausdruck seiner Freude über die neue evangelische Kirche daselbst, deren Erbauung zu fördern ich das Glück hatte. Und als er vom Plane hörte, in meinem Geburtswalde ein Schulhaus zu erbauen, griff er sofort in den Sack und gab dazu die erste Spende.

„Und bei der Eröffnung musst Du dabei sein,“ sagte ich. „Ja, Freund Adalbert, Du vor allem gehörst dazu. Hättest Du Dich damals des Waldbauernbuben nicht angenommen, so gäbe es jetzt da oben im Walde kein Schulhaus. Maßen wir nämlich in einer Welt leben, wo Gutes fortzeugend Gutes muss gebären.“

Gott keine selbstlose Liebe, keine Freude an dem Wahren und Schönen geben könne.

Bei der Erziehung seiner Kinder war in gewissen heiklen Dingen jede Beschönigung und Prüderie ausgeschlossen. So früh, dass noch nichts zu verderben war, weihte er sie in die Geheimnisse des Lebens ein. Die Folge war, dass unbefangene, natürliche Menschen aus ihnen geworden sind. Er hatte die Absicht, seine Kinder ungetauft und confessionslos zu erziehen, kam aber davon ab. Er meinte, der Umstand, ob ihre Namen im Kirchenbuche ständen oder nicht, sei zu unbedeutend, als dass er deshalb ihnen die gesellschaftliche Stellung erschweren wollte. Als er in einem seiner Kinder früh religiöse Anlage zu bemerken glaubte, war er bekümmert. Worauf ihm einer, der frivoler war als er, den Rath gab: „Lassen Sie den Knaben bloß von einem katholischen Katecheten in der üblichen Weise Religionsunterricht ertheilen, und Sie erzielen an ihm in kürzester Zeit einen ausgepichten Atheisten.“

Da Svoboda seine Grundsätze stets in seiner Zeitung und später in seinen Büchern zu verbreiten suchte, so war ihm natürlich eine große Gegnerschaft entstanden. Bei seinem überaus sensiblen Wesen empfand er jede Feindseligkeit, die man ihm persönlich anthat, auf das lebhafteste. Wenn aber irgend einer seiner Gegner auf ihn angewiesen war, und das geschah nicht selten, so erwies er ihm mit tausend Freuden Gutes, und alles war vergessen.

Geistesbildung und Wissen hielt dieser Mann für des Menschen höchstes Ziel. Und doch gestand er oft, um wieviel lieber er mit einfachen, warmherzigen Menschen verkehre als mit dünkelhaften Gelehrten. Auf seinen häufigen Gebirgspartien kam er gern mit Landpfarrern zusammen, deren Christenthum weniger in Worten als in Werken bestand. Zur Zeit des Culturkampfes, als mancher Geistliche sich von der Kirche abzuwenden begann, gründete er in Graz einen Schutzverein für ausgetretene Priester.

Seine Schriften fanden nicht immer den Beifall seiner Freunde. Sie waren stellenweise in einem satirischen Ton gehalten, der leicht abstoßen konnte und viele abgestoßen hat. Diesen Theil seiner Schriften konnte ihm nur der verzeihen, der ihn persönlich kannte. Wäre der Mann nicht ganz von jener Einfalt großer Seelen befangen gewesen, er hätte erkennen müssen, dass sein wissenschaftlicher Materialismus der größte Idealismus und dass sein störrischer Unglauben im Grunde die frömmste Gottesverehrung war. Weil er in der Natur so viele Unzweckmäßigkeit, in der Welt so viel Ungerechtigkeit, im einzelnen Menschen so viel Schlechtes und Elendes sah, weil das eine Welt sei, in der das Böse fortzeugend Böses muss gebären, deshalb konnte er nicht glauben an einen allweisen und allgütigen Gott-Schöpfer. Das heißt, sein Ideal

Lieber Rosegger! Graz, 24. Mai 1884.

Ich schreibe im Trubel der Vorbereitungen zur Übersiedlung auf das Land. Einem Ihrer Wünsche entgegenzutreten, ist meine Sache nicht; wenn Sie sich also bezüglich der „rothen Schleife“ über das Bedenken hinwegsetzen, dass der H. zuviel von Hg. und vielleicht ein bisschen zuviel W..... feindliches bringt, so will in Gottes Namen auch ich mich darüber hinwegsetzen. Für alles Weitere im Briefe einstweilen innigen Dank. Nachdem einmal die Schleusen geöffnet sind, wird zur Herzensergießung von letzthin gelegentlich manches nachzuholen, zu ergänzen und zu erläutern sein. Ihr R. Hamerling.

Hochgeehrter Freund! Graz, 30. Mai 1884.

Es geht doch nicht mit der Übersetzung der Stecchetti'schen Gedichte im „Heimgarten“; sie sind zu frivol für ein Volksblatt, und selbst die Polizei könnte Anstände machen, könnte von Gotteslästerung, Religionsverspottung reden und wieder einmal das Heft mit Haft belegen. Vielleicht finden Sie etwas anderes im beifolgenden Büchlein, bei Giusti z. B. Ihr getreuer Hamerling.

Liebster Rosegger! Graz, 31. Mai 1884.

Meiner „Prosa“ ist es nun schon widerfahren, von der Kritik ziemlich seltsam auf- und angefasst zu werden. Ein Artikel des „Pester Lloyd“ behandelt „Hamerling als Feuilletonist“ recht wohlwollend, meint jedoch, während ich als Dichter der Gegenwart schier nicht meinesgleichen hätte, wären wir als Feuilletonisten gar manche überlegen, z. B. Börne, Jules Janin, Spitzer, Speidel und Paul Lindau. Du lieber Himmel! fiel es mir denn ein, in meiner Prosa mit „Feuilletonisten“ als „Feuilletonist“ um den Preis zu ringen? Wenn ein Dichter Prosa schreibt, so wird er vielleicht nicht so amüsant plaudern wie Paul Lindau und nicht so witzig schreiben wie Spitzer, dafür wird er in kleinen Prosastudien ein tieferes Denken, ein tieferes Empfinden niederzulegen haben, als das, worüber der Feuilletonist verfügt. Wenn meine Skizzen, Gedenkblätter und Studien den Ton des Feuilletons anschlagen, so führen sie ihr Thema doch immer bis zu dem nachdenklichen Punkte, wo der Witz des Feuilletonisten aufhört und das Gemüth des Poeten oder der Ernst des Philosophen anfängt. Da reden freilich gewisse Leute hernach von „Docieren“, aber ich bin mir bewusst, dass der Vorwurf eines wirklich trockenlehrhaften Tons mir nicht mit Recht gemacht werden kann. Was ich in der „Prosa“ dem Publicum biete, sind Documente meines innern und äußern Lebens in den verschiedenen Epochen desselben, zur Ergänzung des Bildes, das man sich von mir als Dichter und Menschen macht. Ich kann nur wünschen, dass man über dem Inhalt nicht die Form, über der Form nicht den Inhalt unbeachtet lasse. Ich will weder als federfertiger Feuilletonist betrachtet sein, der aus nichts etwas macht, noch als einer, der Prosa nur so nebenbei zu Papier bringt und damit bloß ein stoffliches Interesse beansprucht.

Glückliche Pfingsten! Der hl. Geist ist ja Schutzpatron derer von der Feder!

Es grüßt Sie herzlich Ihr Rob. Hamerling.

Hochverehrter Freund! Krieglach, 4. Juni 1884.

In diesen „Hesperischen Früchten“ gibt es doch prächtige Sachen. Aber wenn ich nach Herzenslust stehlen könnte, ich wüsste, was ich nähme: Erstens einmal den ganzen Giuseppe Giusti, dann „Die Freundinnen“, „Das letzte Lebewohl“ und die zwei Charakterköpfe von Luigi Capuana. Indes werde ich mich mit den „Freundinnen“ oder dem „letzten Lebewohl“ begnügen, eins von diesen thue ich mit Ihrer

Der Briefwechsel zwischen Robert Hamerling und Peter Rosegger.

(5. Fortsetzung.)

Hochverehrter Freund! Krieglach, 23. Mai 1884.

Hätten Sie was dagegen, wenn ich die Geschichte von der „rothen Schleife" ins Juliheft des „Heimgarten" druckte? Der „Heimgarten" wird von Frauen gern gelesen; obgleich man keine bekehrt, so möchte ich ihnen die amüsante Lectüre doch gerne gönnen.

Die Abendstunde des vorigen Sonntags ist mir eine der denkwürdigsten meines Lebens. Mich hat ein Etwas in Ihren Privatverhältnissen oft bekümmert, ich habe mir oft gedacht, vielleicht wäre es besser, wenn Sie sich jemandem gegenüber einmal recht offen aussprechen könnten und die Überzeugung hätten, dass Ihnen derselbe wahre Theilnahme und Discretion entgegenbrächte. Eben diese Discretion aber ließ mich keinen Versuch machen, Ihren Verhältnissen näher zu kommen. Nun, da Sie selbst mich eingeweiht haben, versichere ich Sie nochmals, dass ich Ihres Vertrauens würdig sein werde. Vielleicht geht mir Ihr Geschick näher, als Sie vermuthen, theurer Freund, aber ich werde auch in Zukunft niemals von selbst mit Ihnen davon zu sprechen anheben, sondern warten, bis und ob Sie das Bedürfnis haben, es zu thun. In diesem Falle sollen Sie einen Freund an mir haben, der Ihre Sache besser zu hüten versteht, als oft die eigene.

Mir ist es stets eine Beruhigung, denken zu können, dass für den Fall meines Todes verläßliche Leute um meinen letzten Willen wissen und ihn respectieren werden. Eine solche Beruhigung verschafft man sich am besten durch genaues Aufschreiben seines Willens und seiner Absichten. Sollte ich Sie überleben, verehrter Freund, so habe ich mir die vielen Jahre her, da Sie mein Kamerad sind, Ihre Meinungen und Äußerungen nicht umsonst eingeprägt, um vielleicht den Vollstrecker Ihrer Anordnungen damit unterstützen zu können. Kurz, für alle Fälle, Sie sollen wissen, wie wichtig auch mir Ihre Geschichte und Angelegenheiten sind. Indes hatte ich früher oft schon größere Angst um Sie, als gegenwärtig. Ihre ganz unermüdlich thätige geistige Kraft und Frische ist mir ein besseres Zeichen, als körperliches Wohlbehagen; ein klares Auge, mit dem Sie in die Welt blicken, ist mehr wert, als rothe Wangen. Das hohe Alter Ihrer Eltern ist auch eine Gewähr, und die regelmäßige Lebensweise und Schonung, die Sie beobachten, ist die größte Garantie. Ist es Ihnen nur erst gelungen, Ruhe und Gleichgewicht im Gemüthe wieder herzustellen, sich über Personen zu trösten, die bei aller Achtung, die ihnen gebüren mag, Ihrer doch nicht ganz würdig sind — dann wird sich das reiche und gesunde Leben Ihrer Seele gewiss auch wieder mehr auf den Körper erstrecken. Doch, all das wissen Sie besser als ich; ich möchte nur, dass Sie sich recht oft daran erinnern möchten . . . . Trachten Sie bei dieser Zeit, jetzt sobald als möglich aufs Land zu kommen. Mir thut die reine Ruhe unbeschreiblich wohl, ich vergesse auf alle Zeitungen, Buchhändler u. s. w. Auch das krankhafte Hängen an der Post schwindet. Möge mir Gott nur meine Familie wohlbehalten nachschicken und meinen theuren Freund erhalten!

Mit herzlichstem Gruße, hochverehrter Freund

Ihr treuer, dankbarer P. K. Rosegger.

Nach dem Muster der Schaukel, die ich in Ihrem Garten gesehen, habe ich auch meinen Kindern eine aufrichten lassen und ist das eine wahre Lust. Ganz seltsam angemuthet haben mich die Blumensträuße, die Sie auf ihrer neuerrichteten Schaukel damals vorgefunden haben. Ich dachte mir, wie die Welt doch dankbar ist, aber verschämt. Selten wagt sie es, ihren feinfühligen Dichter offen zu ehren, nimmt jedoch manche gute Gelegenheit wahr, um ihm ihre Liebe anzudeuten. Ich kann Ihnen sagen, verehrter Freund, Sie würden erdrückt, wenn sich Ihre Leser freien Lauf lassen wollten. Seine zeitweiligen Schwärmer und Schwärmerinnen hat jeder Poet; aber Sie erobern Ihr Reich auf lange.

Heute ist Grasberger da, der klärte mich darüber auf, dass jenes Feuilleton über Sie in der Wochenschrift nicht Friedjung schrieb, wie ich einiger Anzeichen wegen so bestimmt glaubte, sondern Wechsler. Es traf sich eben, dass im Feuilleton einiges fast wörtlich vorkam, was ich und Friedjung einige Tage früher besprachen. Er forschte mich ein wenig aus, wie Sie zuhause leben, wird wahrscheinlich die Richtigkeit des Feuilletons (von Wechsler) ein wenig haben erproben wollen.

Ich hätte Ihnen von der Schriftstellerin Helene Stöckl noch etwas auszurichten, aber mir steht vor Sommerhitze der Verstand still. Da ist's freilich die höchste Zeit, zu schließen. Ihr dankbarer Rosegger.

Sehr lieber Freund! Graz, 27. Juli 1884.

Die Julisonne hat meinen Zustand außerordentlich verschlechtert und schließlich jeden Gedanken aus meinem Gehirne hinweggebrannt, den einzigen ausgenommen, wie ich unter solchen Umständen bis Ende des Monats meiner Verpflichtung bezüglich eines „Heimgarten“-Artikels nachkommen solle. Immer klarer wurde es mir dabei auch, dass ich nach soviel Prosa, welche die letzten Hefte des „Heimgarten“ von mir gebracht, schlechterdings nicht wieder mit Prosa vor das Publicum treten dürfe, und so kam ich auf den verzweifelten Gedanken, ein Fragment des „Homunkel“ für Sie zurecht zu machen. Dies geschah und es wird das Manuscript längstens bis 1. August in der Druckerei sein. Es betitelt sich: „Die Affenschule“ und bildet ein an sich verständliches kleines Ganzes, 450 Verse stark, also in doppelspaltigem kleinem Druck — es sind kurze Zeilen — 4 bis 5 Seiten des „Heimgarten“ füllend.

Ich schließe, da ich Schmerzen und auch etwas Fieber habe und meine Kräfte für die Reinschrift der glücklich (?) vollendeten „Affenschule“ sparen muss. Haben Sie Nachsicht mit Ihrem herzlich ergebenen Rob. Hamerling.

P. S. Was Sie über die „Prosa“ sagten, hat natürlich meinem Herzen wohlgethan! Weiteres mündlich.

Hochverehrter Freund! Krieglach, 30. Juli 1884.

Innig bedauere ich Ihr gesteigertes Unwohlsein. Ich hatte wohl auch schlimme Tage, seit wir uns gesehen. — Die „Affenschule“ ist mir schon recht, nur ist mir, als könne ein größerer metrischer Aufsatz nicht gut die erste Nummer des Jahrgangs bilden, und so gebe ich ihn als zweite. Ich bin aber sehr froh darüber, dass Sie mir diesen Beitrag geben. — Ich fürchte, in nächster Zeit aus einem traurigen Anlasse nach Graz fahren zu müssen. Meine Schwiegermutter, Frau Pichler, liegt im Sterben. Ihr dankbarer Rosegger.

Hochverehrter Freund! Krieglach, 14. September 1884.

Eben erhalte ich folgenden Aufsatz zugeschickt. Ich bitte Sie, ihn zu lesen und mir dann offen zu sagen, ob er für sich gut und wesentlich ist und in diesem Falle, ob es Ihnen nicht zu unangenehm wäre, wenn er im „Heimgarten“ erschiene.

Verstattung ins November- oder Decemberheft. Einige Monate später kapere ich dann die köstliche Sonette des Edmondo de Amicis.

Es ist doch eine rechte Freude, wie Sie uns hier die so charakteristische italienische Literatur in so liebenswürdigen, sympathischen Stücken nahegerückt haben. Was sind z. B. diese „beiden Tischreden" trefflich! Was ist das für eine Grazie in diesen „Freundinnen!" Ich denke aber, es wird ein gutes Theil des Preises auch dem Übersetzer gebüren. Am tiefsten bewegt und zugleich den Eindruck der Vollendung in seiner Art gibt das „letzte Lebewohl".

Besonders charakteristisch in der modernen italienischen Literatur erscheint mir der revolutionäre Zug. Ich wäre, dächte ich, der friedliebendste conservativ angelegteste Mensch, und doch ist mir solch ein revolutionärer Zug auf den Höhen der Geister unendlich sympathisch. Ich weiß mir nicht jederzeit Rechenschaft über diesen Zwiespalt zu geben. Bisweilen erschrecke ich ordentlich vor dem wilden Hasse, den ich in mir selber entdecke, der sich gegen manches Bestehende kehrt und der bei meiner Nervosität öfter und weniger compact zum Ausdrucke kommt, als es gut ist. Aber gerade in Momenten großer Energie fällt mir eine weiche Stimmung in den Arm: Musst nicht! du triffst Menschenherzen! Weniger von dieser Schwäche, mehr von Consequenz, und Sie haben an mir einen Robespierre.

Aber so wird man, wenn man recht viel moderne Dichter liest, und diese Italiener passen mir gerade wieder in den Kram.

Mir thun bisher die starken Winde hier nicht gut, das kracht und knarrt fortwährend ums Haus herum und bläst mir immer neuen Schnupfen in die Nase und Katarrh in die Lunge. Und doch ist mir noch besser im Freien, als im Hause. Arbeiten kann ich nicht, schreiben mit der Hand schwer, aber sonst bessert sich's wieder.

Möge es ums liebe Stiftinghaus sonniger und ruhiger sein!

Ihr dankbarer P. K. Rosegger.

Hochverehrter Freund! Krieglach, 21. Juni 1884.

Mein körperliches Befinden ist nicht besser als das Wetter. Bin sogar bettlägerig, was man von diesen stürmischen Winden nicht sagen kann.

Einzelne Voranzeichen für neuen Jahrgang sind günstig. Für Novemberheft habe ich eine Novelle von Paul Heyse in Aussicht.

Es thut mir leid, Herr Professor, Sie denn wieder einmal so pressieren zu müssen; wenn Sie leidend sind, kann ich das umsoweniger verantworten.

Zu meinem Brustkatarrh hat sich nun auch ein Magenkatarrh geschlagen; wenn die beiden miteinander Freundschaft schließen, dann weiß ich nicht, wie ich mich erwehren werde.

Doch hoffe ich baldiges Wiedersehen und bin herzlichst Ihr Rosegger.

Hochverehrter Freund! Krieglach, 15. Juli 1884.

Im nächsten Hefte erscheint ein „Offenes Schreiben an junge Antisemiten in Wien", von dem ich wünschte, dass Sie im ganzen damit einverstanden wären, weil es ohnehin weder die Semiten noch die Antisemiten befriedigen wird. Man kann's ja mit keinem Theile halten und geht man schon den Mittelweg, so sollte man die Vorzüge beider Theile loben, was ich nicht gethan, sondern die Fehler beider Theile geschmäht habe. Ich bin aber von jungen Antisemiten schon mehrmals — wenn auch nur privatim — herausgefordert worden.

Wir haben heuer ziemlich viele Besuche; so war Starcke aus Graz da, mit dem wir gestern einen Ausflug nach Alpel machten, wo er aus „Sinnen und Minnen" Gedichte vorlas und mir damit meine Waldheimat wonnesam geweiht hat.

den unglücklichen Einfall hat, in weiteren Kreisen agitieren zu wollen. Ich habe sogleich an P. geschrieben, um weiteres Unglück, so gut als möglich, zu verhüten.

Der Ihrige R. Hamerling.

Graz, 25. December 1884.

Recht schönen Dank, liebster Rosegger, für das reizende Büchlein; ich habe aber den Kalender an meine Mutter und die Bilderbücher an die kleine Bertha weitergegeben. Es ist nämlich seit ein paar Jahren gegen meine Grundsätze, mir zu Weihnachten etwas schenken zu lassen; ich habe Grund gehabt, es denjenigen, die mir etwas zu schenken pflegten, zu verbieten, und bekomme deshalb in der That nichts mehr. Das ist nicht so langweilig, als es auf den ersten Blick aussieht. Warum sollen wir Poeten uns etwas schenken lassen? Haben wir doch gewissermaßen alles. Die ganze Welt ist, wenn auch durchaus nicht im besonderen, doch im allgemeinen unser. Wir haben zwar den ganzen Jammer der Welt, aber auch die ganze Weihnachts- und sonstige Lust derselben sozusagen im kleinen Finger. Die äußere Weihnachtsfeier besteht bei mir in der Regel darin, dass meine Mutter in dem einen und meine Wenigkeit in dem anderen Zimmer krank liegt. So war es auch diesmal; da ich aber den Weihnachtsbaum für Bertha vorher hatte in Bereitschaft setzen können, so gieng alles gut und es blieb nichts zu wünschen übrig. Hoffend, dass mindestens das Gleiche bei Ihnen der Fall gewesen, verbleibe ich Ihr dankschuldigst ergebener R. Hamerling.

P. S. Bald hätte ich vergessen, dass von Ihrer Sendung doch etwas in meinen Händen geblieben: das ganz kleine Kalenderchen im Goldgewande. Es soll mich durch das Jahr 1885 geleiten.

Sehr lieber Freund! Graz, 4. Februar 1885.

Morgen wird sich Ihnen ein gewesener Literat, namens P. Liedes, vorstellen, welcher mich gebeten hat, eine Fürbitte bei Ihnen einzulegen, damit Sie eine Fürbitte für ihn einlegen bei der Gemeinde Krieglach, bei welcher er sich um einen erledigten Gemeindeschreiberposten bewerben möchte. Unser Herr von Leitner hat ihn zur Taufe gehalten, was man ihm beinahe ansieht, denn er macht den Eindruck eines sauberen, anständigen Menschen. Schlimmes weiß ich nichts von ihm, als dass er das Geld seines Vaters in literarischen Unternehmungen verputzt hat. Aber ihr Geld werden ihm die Krieglacher ohnehin nicht geben, und da er kein Geld hat, so schadet es nichts, dass er damit nicht umzugehen weiß.

Ihr ergebener Robert Hamerling.

Hochgeehrter Freund! Graz, 6. April 1885.

Schickten Sie mir da den Herrn Liedes und ich Ihnen den Herrn Paschligg — das sind noch Harmlose. Da hätte ich ganz andere auf dem Lager — von 1 Gulden aufwärts. Mancher, der anfangs um ein Darlehen von 50 fl. zuspricht, ist schließlich mit 30 Kreuzern zufrieden. Weniger bekommt bei mir keiner, außer er riecht nach Fusel, wie das bei den meisten zutrifft. Letztens wollte sich vor mir einer erschießen, wenn ich ihm nicht helfe; mit 30 Kreuzern habe ich ihm das Leben gerettet. Möglich, dass es nicht viel mehr wert war, er soll geradeswegs von mir in einen Brantweinschank gegangen sein.

Zu Anzengruber soll einmal einer gekommen sein mit der Drohung, er werde sich auf der Stelle erschießen, wenn ihm der Dichter nicht 3 fl. borge. Anzengruber darauf: Lieber Freund, verkaufen Sie bloß den Revolver und Sie haben die 3 fl.

Ich habe die Arbeit noch nicht durchgelesen, weil ich früher den Artikel in Westermanns Heften lesen möchte, der mir bis heute noch nicht zugekommen ist, auf den sich gegenwärtiger aber zu beziehen scheint. Ich wünschte schon seit lange, einen authentischen Aufsatz über Ihr Leben und Wirken im „Heimgarten" bringen zu können, und da die Welt jetzt doch einmal überzeugt zu sein scheint, dass Hamerling nicht zu den Redacteuren des „Heimgarten" gehört, könnte ich es wohl umso leichter thun.

Ich dürfte demnächst auf einen Sprung nach Graz kommen, bis Ende des Monats gedenke ich ganz zu übersiedeln. Diese Zeilen nur in der Eile, denn ich habe wieder Gäste, die mich in Beschlag legen.

Herzlichsten Gruß . Ihr Rosegger.

Hochgeehrter Freund! Graz, 17. September 1884.

Die Aufnahme eines mich betreffenden Artikels dieser Art wäre mir nach wie vor unerwünscht aus den bekannten Gründen und aus einigen andern, die ich Ihnen bequemer mündlich mittheilen werde. Um Ihnen weitere Mühe und Kosten zu ersparen, werde ich an Hrn. H. das Manuscript direct zurückgelangen lassen, mit dem Bedeuten, dass Sie mir die Sache anheimgestellt und dass ich &c.

Ich freue mich, Sie sobald wiederzusehen. Auch ich denke Ende d. M. in mein Stadtquartier einzurücken. Herzlichen Gruß Ihr R. Hamerling.

(An Rosegger). Horn in N.-Ö., 18. September 1884.

Euer Wohlgeboren! Es hat sich hier im Waldviertel eine Anzahl von Männern zusammengethan, um unserem großen Dichter Hamerling ein bleibendes Denkmal zu errichten; wir möchten gerne den harten Wahrspruch einmal Lügen strafen, dass man unter den Deutschen erst sterben müsse, um geehrt zu werden.

Soll aber unser Vorhaben Erfolg haben, so ist es geboten, dass hervorragende Schriftsteller und Gelehrte und Finanzmänner die Sache in die Hand nehmen. Daher richte ich an Euer Wohlgeboren die ebenso höfliche als inständige Bitte, einflussreiche und angesehene Männer für das Unternehmen zu gewinnen und einen Aufruf zur Beitragsleistung für ein Hamerling-Denkmal zu erlassen.

Sie würden mich sehr verpflichten, wenn Sie mir Ihre gütige Zusage bekanntgäben.

Mit der Versicherung meiner vollsten Verehrung

Ihr ergebener Aurelius Polzer, Gymn.-Professor.

(An Hamerling). Krieglach, 20. September 1884.

Hochverehrter Freund! Heute ist dieses Brieflein an mich gekommen. Ich glaube weder nach der einen, noch nach der andern Seite hin indiscret zu sein, wenn ich es Ihnen vorlege. Ich möchte mich gerne an der Sache betheiligen, nur will ich früher Ihre Meinung hören, um die ich Sie bitte. Mich freut die Absicht der Waldviertler innig, nur muss die Realisierung derselben in einer Weise geschehen, die Ihnen nicht etwa unangenehm ist.

Besten Dank für Besorgung des Manuscripts von Herrn Dr. Harpff.

Herzlichst Ihr Rosegger.

Hochgeehrter Freund! Graz, 22. September 1884.

Ich kann mir denken, dass Sie aus der Zuschrift des Hrn. P. nicht recht klug geworden. Ich wäre es auch nicht, hätte ich nicht aus dem bewussten Aufsatze des Hrn. Dr. Harpff erfahren, dass es sich um die Ersetzung der steinernen H.-Büste in Schrems durch eine „bleibende", d. h. bronzene handelt, für welche man nun

ich freue mich dessen; denn ich schmarotze im Geiste an allem mit, was Sie haben, wie ich leider auch mitleiden muss, wenn Sie krank sind.

Von meinem Befinden schweige ich — um den Neid der Götter nicht aufzuwecken.

Vor kurzem ist mir etwas Interessantes passiert. Die „Neuen Fliegenden“ in Wien brachten eine Erzählung: „Am Fenster der Liebsten“ von Oscar Lenz. Diese Erzählung ist wörtlich aus meinen „Feierabenden“ herausgeschrieben, sie ist von mir. Dieser Oscar Lenz, der sich meine Erzählung angeeignet hat, sich dafür von den „N. Fl.“ auch ein Honorar auszahlen ließ, ist ein Wiener und heißt: Eduard Paril. Ich wollte ihn natürlich sofort verklagen, trotzdem er allerhand lächerliche Ausflüchte hatte, die seine Schuld aber eigentlich erst recht klar darlegten. Dann bettelte und weinte er, ich solle ihn doch nicht zugrunde richten. Ich könnte ihn einsperren lassen, müsste aber die Klagekosten zahlen, weil er nichts hat. So stand ich von der Klage ab und begnügte mich mit einem Nachdruckshonorar von 20 fl., die mir die „Neuen Fliegenden“, froh, so wohlfeil aus der Klemme zu kommen, ausbezahlt haben.

Ist Ihnen so was schon passiert? Man kann's nicht wissen. Ich schreibe nächstens einen Artikel über literarische Gauner; Stoff habe ich genug dazu.

Mit herzlichstem Gruß, hochverehrter Freund, von Ihrem dankbaren

P. K. Rosegger.

Hochgeehrter Freund! Graz, 17. Juni 1885.

Die ausschweifenden Phantasiebilder am Eingange Ihres Schreibens, in welchem Sie von einem in den hiesigen Wäldern gesund und vergnügt herumspazierenden Hamerling schwärmen, sind hinausgeworfenes Geld: mit demselben Aufwande von Einbildungskraft konnten Sie eine Novelle von Hans Malser für den „Heimgarten“ schreiben, oder in einem anderen Blatte ein schönes Honorar verdienen. Freilich brauchen Sie nicht so zu knausern wie ich, da Sie bequem schon von den Abfindungssummen leben können, welche Ihnen die Redactionen für die von Spitzbuben aus Ihren Werken abgeschriebenen und eingesandten Sachen schließlich immer auszuzahlen sich bereit finden. Ich argwöhne, dass Sie mit diesen Spitzbuben unter einer Decke stecken und das von denselben für Sie ergaunerte Honorar mit ihnen heimlich theilen. Solche Mittel, reich zu werden, verschmähe ich. Lieber ehrlich verhungern! Ich muss alles, was ich für den „Heimgarten“ liefere, nicht bloß selbst verfassen, sondern auch selbst abschreiben, was der schwerere Theil der Arbeit ist; Sie brauchen Ihre Sachen bloß drucken zu lassen, ein anderer schreibt sie ab, und Sie beziehen doppeltes Honorar dafür. Der zweite Theil Ihrer Hamburger Reise hat mir noch mehr als der erste gefallen; nur erschrecken, ja entsetzen Sie den Leser doch zu sehr durch die Streiflichter, welche Sie auf Ihr Befinden fallen lassen. Sämmtliche Abonnenten und Leser des „Heimgarten“ können sich Sie nur mehr in einem Hotel halbohnmächtig und einsam auf dem Sopha hingestreckt vorstellen, während durch Zeugen bewiesen werden kann, dass Sie die Nächte durchaus nicht immer in horizontaler Lage verbringen. Mit herzlichem Gruß der Mutter an Sie und die Ihrigen Ihr getreuer Robert Hamerling.

Hochverehrter Freund! Krieglach, 6. August 1885.

Von Tag zu Tag wollte ich schon hinabfahren; habe mitunter ein wenig Sehnsucht nach dem Stiftinghaus, aber von Tag zu Tag halten mich neue Arbeiten fest. Das Octoberheft musste gemacht werden und Correcturen einer neuen Ausgabe (Miniaturausgabe) meiner Schriften sind täglich zu besorgen. Dazu bin ich wieder mehr leidend, kurz, ich habe auch in den nächsten Tagen noch wenig Aussicht Sie zu sehen, darum grüße ich Sie durch dieses Blatt.

Wer als vermögend gilt, ohne es zu sein, ist wirklich ein armer Teufel. Er weiß sich vor Bettlern nicht zu helfen. Wenn dann noch dazukommt, dass er auch für einen guten Kerl gehalten wird, dann kann er drauf gefasst sein, dass man ihm das Hemd auszieht. Will demnächst doch eine Kundmachung erlassen, dass ich lange nicht so edelherzig sei, wie man es meinen Schriften nach vermuthen will, dass ich vielmehr ein sehr bösartiger Mensch bin, der keinem Menschen was Gutes thun will, ein hartgesottener Egoist und halbweichgekochter Sünder! — Im Ernste, man wirkt nichts Gutes, wenn man fremde Bettelleute mit Gaben zumeist für die Schnapsschenke fähig macht. Es würde besser sein, all diese Leute zur Thür hinauszujagen und seinen Säckel zu concentrieren auf ein größeres gemeinnütziges Werk, wie ein solches jeder im Jahre einmal ausüben soll. Sonst vertranscht man sich und es geschieht nichts.

Eine andere Plage für mich sind die Zudringlichkeiten schriftstellernder Frauen, Gymnasiasten, Commis u. s. w. mit ihren Manuscripten. Das ist unglaublich! Weist man sie ab, so wird einem die eigene Anfängerschaft vorgehalten, als ob man's auch so gemacht hätte, und sucht man sie zu ermuntern, zu fördern, so kommt, selbst wenn's gelingt, in den meisten Fällen — literarisches Proletariat heraus. Nun, verehrter Freund, Sie wissen von dieser Plage ja noch mehr als ich, hätte ich nur auch die Geduld wie Sie.

Diese Zeilen schreibe ich im Bette, möchte noch weiterplaudern, mir thut aber die Hand schon weh. Die Zunge wäre ausgerastet, wenn Sie etwa heute oder morgen auf einen Plausch zu mir kommen wollten.

Herzlichst grüßt Ihr P. K. Rosegger.

Hochverehrter Freund! Graz, 17. April 1885.

Fürs Erste schicke ich hier die gewünschten Hefte, so auch das „Nullerl", falls Sie es irgend einmal durchsehen wollen.

Fürs Zweite die bittliche Anfrage, ob Sie sich nicht vielleicht doch entschließen wollten, Ihre Jugenderinnerungen im „Heimgarten" fortzusetzen. Wenn es Ihnen nicht allzusehr außerhalb Ihrer Pläne läge, so möchte ich inständig darum bitten.

Endlich die Anfrage, ob Sie mir nicht doch das Bismarckgedicht in seiner ursprünglichen Form für den „Heimgarten" geben wollten? Ich rechne für diesen Jahrgang halt noch auf mindestens zwei Beiträge, und auf einen dritten (der ist freilich noch der allernothwendigste!) für das Octoberheft.

Da ich gesehen habe, wie flink und munter Sie, hochverehrter Freund, im Bette arbeiten können, wage ich meine Bitten mit umso größerer Dreistigkeit.

Ihr dankbarer P. K. Rosegger.

Hochverehrter Freund! Krieglach, 12. Juni 1885.

Auf meinen Waldgängen habe ich immer Erscheinungen. Ich sehe Sie frisch und munter durch die Wälder des Stiftingthales, von Mariatrost, Ragnitz u. s. w. streichen, mit einem Buch oder Blatt Papier in der Hand und so das Leben genießen, wie es nur ein Dichter genießt und verdient zu genießen. Sehe ich recht? Ich kann mir nicht vorstellen, dass Sie an diesen schönen Tagen ans Bett gefesselt sein sollten. Wenigstens wandeln Sie durch Ihren stillen Garten unter den Obstbäumen, zwischen den Rosenbüschen dahin und die kleine herzige Bertha — wenn sie auf Ferien ist — hüpft Ihnen voraus. Und die Frau Mutter sitzt irgendwo im Schatten oder waltet im Haus, in der Wirtschaft und genießt das Leben, wie es nur eine Frau und Mutter genießt und verdient zu genießen. Mein Landsitz missfällt mir auch nicht, aber unvergleichlich poetischer, mannigfaltiger, inhaltsreicher ist der Ihre. Und

Hochgeehrtester Freund! Graz, 15. August 1885.

Das Heft mit der Stöckl'schen Scherzparallele sende ich Ihnen hierbei schönstens dankend zurück. Ich habe mir dieselbe von der kleinen Bertha vorlesen lassen. Als sie an die Stelle kam: „Hamerling bietet Champagner", da rief sie mit ernstlichem Unwillen: „Das ist nicht wahr!" Sie hat nämlich erst bei einer einzigen feierlichen Gelegenheit etwas aus einer Flasche steirischen Champagners zu kosten bekommen und immer sehr bedauert, dass sich dergleichen seither nicht wiederholte. Auch dass ich aus Marmor meißle und Sie aus Knieholz schnitzen, wollte sie nicht gelten lassen. Sie behauptet, der aus Holz schnitzt, das sei ich, weil ich ihr auf Spaziergängen im Walde aus Baumrinde Männchen zu schnitzeln pflege. — Dass ich „ganz Gedanke" bin, ist vielleicht so wahr und so falsch, als dass Sie „lauter Gemüth" sind. Ich habe es immer bedauert, das gedankliche Element in Ihren Schriften, das z. B. im „Gottsucher" fast grüblerisch wird, verkannt zu sehen. Was mich betrifft, du lieber Himmel, so bin ich ja auch gemüthlich, wenn's verlangt wird; und wenn ich nicht dann und wann etwas weniges jodle und jucheze, so ist es nicht die Stimmung, sondern bloß die Stimme, die mir dazu fehlt.

Ihr getreuester R. Hamerling.

Hochverehrter Freund! Krieglach, 21. August 1885.

Vor allem muss ich Ihnen sehr danken für den Beitrag zum Octoberheft. Ich habe mich nicht geirrt, dass ich diesen Aufsatz an die Spitze des Jahrganges stelle. Ich habe die Stimmungen eines jungen Studenten, dabei die eigenartige Jugend eines Poeten, noch niemals so gut und wahr geschildert gefunden, als in diesem Aufsatz. Ich erlaube mir aber gleich die Anfrage, für welche Nummer ich die Fortsetzung erwarten darf.

Mein Bedürfnis, mit Ihnen, hochverehrter Freund, wieder einmal zu plaudern, wird immer größer, aber mein Brustkatarrh ist so hartnäckig geworden, und habe ich mich bei einer Vorlesung in Neuberg glücklich wieder so verdorben, dass mir nur noch im Bett am wohlsten ist. Im Bett bin ich aber durchaus nicht so wacker als Sie, da kann ich weder schreiben noch lesen, da kann ich im Geiste nur die heutige Menschheit anschauen, und diese Beschauung ist nicht geeignet, das Leiden zu lindern.

Mein geistiges Leben ist jetzt nicht behaglich. Seit einigen Wochen wollen mich meine Mitmenschen zu einem Antisemiten machen. Ich bin es von Natur, allein man verlangt, dass ich so fanatisch gegen die Juden auftreten solle, als es der Partei erwünscht ist; was ich bisher gegen die Juden geschrieben, ist ihnen viel zu zahm; einige behaupten gar, ich sei ins Judenlager übergetreten, des jüdischen Zeitungsruhms wegen; in diesem Sinne schmäht mich das „Obersteirerblatt" zu wiederholtenmalen und bekomme ich viele Zuschriften, die mir[1]) das wiederholen und in aller Weise verlangen, dass ein Dichter Parteieninteressen vertreten solle und den Rassenstandpunkt über den allgemein menschlichen stellen müsse..... Selbst nahestehende Menschen führen gegen mich jeden Tag den Kampf und wollen einen Judenabschlächter aus mir machen. Durch Kränklichkeit nervöser als sonst, nehme ich mir das zu Herzen und so habe ich nichts Gutes. Daher möchte ich Sie, verehrter Freund, haben, dass ich einmal wieder ein gleichgesinntes Wort hörte.

Es muss einem weh thun, wenn man sieht, wie sich jetzt alles in der Welt mehr als je zuschärft zu Kampf und Streit, dass keine Rücksicht und Billigkeit mehr

[1]) In Bezug auf meinen Aufsatz in den „Bergpredigten", Seite 163—172.

Durch die Scherzparallele der Helene Stöckl bin ich zu Ehren gekommen, obwohl ich sehe, dass es nur eine Scherzparallele ist. Ich hätte meiner Tag nicht geglaubt, dass sich über uns beide so was schreiben ließe.

Vor einiger Zeit habe ich S. beleidigt. Er schickte mir die ersten Hefte seines Werkes und ersuchte mich dafür um einen Artikel in der „Gartenlaube" und um meine Meinung. Ich schrieb ihm, dass mir der geschichtliche, der concrete Theil des Werkes mit seiner erstaunlichen Fülle von angeführten Thatsachen außerordentlich gefiele, dass mir aber die philosophische Seite zu polemisch gegen Religion und idealere Weltanschauung sei. — Ich hätte letzteres just nicht zu sagen gebraucht, aber die oft geradezu fanatische Glaubens- und Seelenverfolgung hat auch mich nervös gemacht und ich habe es eben gesagt.

Hierauf ein Brief von S., in welchem er mich scharf abthut und sagt, dass er auf einen Artikel von mir in der „Gartenlaube" verzichte. Der war aber schon geschrieben und ist bereits gesetzt. Ich behandle in demselben nur die im Werke erzählten interessanten Thatsachen und hoffe, dass ihn der Artikel wieder versöhnen wird. Sehr begierig bin ich schon, Ihre Meinung über das Werk zu hören. Ich denke, es wird ein sehr interessantes Buch, aber eigentlich wissenschaftlich ist es nicht. Man vermisst die Quellen. S. theilte mir mit, dass Sie in der „Münchener Allgemeinen" über das Werk schreiben würden. Ich bitte, mich auf die Nummer aufmerksam zu machen, in welcher der Artikel enthalten sein wird.

Als Curiosum, dass ich vor einiger Zeit von einem Impresario in New-York befragt worden bin, ob ich im nächsten Winter in Amerika 50 Vorlesungen gegen ein Honorar von 50.000 fl. halten wolle! Das ist zum Lachen und zum Weinen.

Weil schon von Geldsachen die Rede ist, die etwas indiscrete Frage, ob Ihre diesjährige Gabe vom Ministerium schon „herabgelangt" ist? Ich habe noch nichts bekommen. Oder sollte das Ministerium der Ansicht des „Obersteirerblatt" sein, welches neulich behauptete, dass ich materieller Vortheile wegen jüdisch geworden sei, also von einer christlichen Obrigkeit nichts mehr brauche? Ihr dankbarer P. K. Rosegger.

Liebwertester Freund! Graz, 9. August 1885.

Was meinen Sie mit der „Scherzparallele" der Helene Stöckl? Hat sie etwas Neues über uns vom Stapel gelassen? Mir ist nichts zu Gesichte gekommen. Vom hohen Ministerium ist auch an mich heuer noch nichts „herabgelangt". Nur eine Frage: Haben Sie einen besonderen Grund und legen Sie Gewicht darauf, meinen selbstbiographischen Beitrag an der Spitze des Octoberheftes zu bringen, während dieser Platz doch sonst — und mit Recht, dünkt mich — einer Erzählung, Novelle u. dgl. vorbehalten bleibt? Wenn Sie das leicht ändern können und mögen, bitte ich mich davon „umgehend" mit einer Zeile zu verständigen; ich kann die neue Anordnung dann auch der Druckerei mittheilen, damit Sie nicht doppelt schreiben müssen. Entschuldigen Sie die Flüchtigkeit und Eile dieser Zeilen!

Ihr getreuer Hamerling.

Hochverehrter Freund! Krieglach, 10. August 1885.

Vom Bette aus schreibe ich. Unter Kreuzband erhalten Sie ein Heft des „Salon", in welchem der Stöckl'sche Aufsatz steht; ich werde mir es seinerzeit schon wieder holen.

Was die Einreihung Ihres Beitrages ins Octoberheft anbelangt, so meine ich eine Erzählung an die Spitze des Blattes zu stellen ist keine Kunst, wer aber einen autobiographischen Aufsatz von Hamerling hat, der soll ihm aus idealen und materiellen Gründen den Ehrenplatz einräumen. Ihr dankbarer Rosegger.

Liebster Rosegger! Graz, 11. September 1885.

Ich ersehe aus Ihrem neuesten Schreiben, dass Ihnen der Alp, der Sie drückt, sobald als möglich von der Brust genommen werden muss. Selbstverständlich werde auch ich gerne das Meinige dazu beitragen.

Auf Ehrenerklärung und Widerruf von Seite meiner Gegner würde ich an Ihrer Stelle nicht sonderlich dringen. Wer solche Dinge gegen Sie vorzubringen fähig ist, wie dass Sie Ihres „Judenzeitungsruhmes“ wegen die Juden nicht scharf genug angreifen und dass Sie „von jüdischem Schachergeiste angekränkelt“, deshalb „tief gesunken“ sind, der kann Ihnen Ihre Ehre nicht rauben, folglich auch nicht zurückgeben. Ich würde mich also in diesem Falle mit der öffentlichen Aufforderung an die Gegner begnügen, diese Anschuldigungen zu beweisen.

Ihr getreuer Hamerling.

Mein lieber Freund! Graz, 27. September 1885.

Die Geschichte Ihrer Leiden seit Monaten ist ein interessanter Beitrag zur Leidensgeschichte der Deutschen in Österreich. Ich hörte bisher nur von Misshandlungen der Deutschen durch die Czechen; nun sieht man, wie Deutsche von Deutschen behandelt werden. Aber nun dürfen Sie erst recht nicht verzagen. Nur sag' ich: Wenn Deutsche so handeln, so ruf' ich mit Thumelikus: „Ich bin kein Deutscher, will kein Deutscher sein!“ Und wenn das deutsch gehandelt ist, so ist's besser, dass wir czechisch werden. Ich kaufe mir morgen eine böhmische Grammatik.

Auf baldiges Wiedersehen! Ihr Hamerling.

(Fortsetzung folgt.)

Lehrerspruch.

Von einem Lehrer verlang' ich:

Dass aus dem Volk er ein Mann sei,
Dass er dem Volke voran sei,
Allem Hohen vereint ist,
Allen Muckern ein Feind ist,
Dass er mild und gerecht ist,
Und dass er kein Protz und kein Knecht ist.

Karl R. Fischer.

ist, sondern nur die Leidenschaft herrscht. Weicheren Naturen ist es nicht gegeben, da mitzuthun. Wenn's heute oder morgen aus wird mit mir, eine solche Welt ist wirklich nicht schwer zu verlassen.

Auch zu wenig „deutschnational“ bin ich, obwohl es wenige dieser Partei geben wird, die wie ich dem deutschen Schulverein (durch Vorlesungen) schon mehrere tausend Gulden zuwenden konnten. Bei einem solchen Vereinsfest, zu dem ich vor kurzem wieder fast mit Gewalt hin und zum Lesen gedrängt worden bin, habe ich mich gerade gründlich verdorben. Man glaubt nicht, wie weit ein fanatischer Parteistandpunkt einen sonst vernünftigen Menschen blind, unbillig und thöricht machen kann. Am allerwenigsten verzeiht man uns, dass wir manchmal etwas in Friedjungs Wochenschrift hineindrucken lassen. Das halten besonders die Grazer Studenten für einen Hochverrath an der deutschen Sache. Ich habe nur einen Stoßseufzer und der erleichtert mir das Herz: Der Teufel soll's holen! Dann rufe ich unsere großen Dichter an um Kraft, meinen Idealen treu zu bleiben und das Gezeter mit Verachtung zu ignorieren.

Seien Sie gegrüßt von Ihrem Rosegger.

Hochgeehrter Freund! Graz, 25. August 1885.

Ihr Brief hat einen großen Eindruck auf mich gemacht; ich sehe nun, meine unfreiwillige Zurückgezogenheit hat das Gute, dass mir das Widerwärtige der Zeit und Welt nicht so unmittelbar auf den Leib rückt. — Was das so übel bekommende „Wohlthun“ betrifft, so werden Sie sich mit Rücksicht auf höhere Pflichten nach und nach wohl auch an das peinliche Neinsagen gewöhnen. Könnten wir der Welt nur dadurch etwas sein, dass wir Barfonds vermehren helfen, so verzichten wir auf Liebe und Popularität. Ihr getreuer Hamerling.

Graz, 8. September 1885.

Man kann sich nichts „Ritterlicheres“ denken, als die Kaltblütigkeit, mit welcher dieser ritterliche Hr. W. bereit ist, sich mit einer geladenen Pistole vor den Dichter Rosegger hinzustellen und ihm, wenn's glückt, eine Kugel in den Leib zu jagen! — Dass man einen kranken Dichter wegen solcher Lappalien mit Herausforderungen und Processen todtzuhetzen kein Bedenken trüge, ist ein Zeichen der im Parteileben überhandnehmenden Gemüthsroheit. Ich kenne zwar die Acten und Documente nicht, auf welche sich die Polemik zwischen Ihnen und Herrn W. gründet; aber nach Ihrem und Ihres Gegners „Eingesendet“ in der „Tagespost“ haben Sie die reinmenschliche Sympathie, das reinmenschliche Mitleid im Publicum auf Ihrer Seite.

Fast rührend war es mir zu sehen, dass Sie unentwegt auch in Ihrem steirischen Sänger-Festgruß das Evangelium zu predigen fortfahren, für welches wir Poeten leben und sterben.

Brüderlich ergeben Ihr Hamerling.

Hochverehrter Freund! Krieglach, 9. September 1885.

Ich hätte nicht gedacht, dass ich so wüthende Feinde hätte, die eine Gelegenheit provocieren, um auf mich loszustürzen. In den Lüften schwirren Gerüchte, ich sei von Juden bestochen, und man kann die Quelle der Gerüchte nicht finden.

Mein Gesundheitszustand ist sehr schlimm, ich kann jetzt auch vor Gram die Nächte nicht schlafen. Aber demüthigen mag ich mich nicht ....

Ihr dankbarer Rosegger.

des Freiheitsgedankens, des Rechtsbewusstseins, herrlich gezeigt. Gegen eine zehnfache Übermacht — das ist klar — hätten diese Buren glänzend gesiegt. Gegen eine hundert- und tausendfache sind sie derzeit unterlegen, wenn es wirklich für England ein Sieg ist, mit einer solchen Übermacht die paar tausend Märtyrer ihrer freien Heimat überwunden zu haben.

War es vielleicht dieses Bewusstsein, das unseren Zeitungsblättern — auch jenen, die stets mit aller Glut sich für die kämpfenden Buren begeistert hatten — das ihnen die Ruhe gab, mit der sie die Capitulation aufnahmen und die harten Bedingungen besprachen? Friedensbedingungen, mit deren unheimlicher Dehnbarkeit die Besiegten jederzeit zu Knechten gemacht werden können! — Man war abgekühlt. Mich dünkt, unsere Burenbegeisterung war vielfach eine jener Art, die dem Erfolge nachläuft. Manches Blatt, das früher seine Begeisterung den Buren zugewendet, wird dieselbe jetzt für die Königskrönung in England lodern lassen.

Wie rührend war die Friedensfreude in England! In diesem guten, gesitteten England! Endlich Frieden! — Heuchlerisches Volk! Als ob es den Frieden nicht längst hätte haben können! Als ob es nicht an ihm gelegen gewesen wäre, die Buren in Ruh' zu lassen. Nein, das gute Geschäft bejubelten die Engländer, das ihnen bei diesem Siege endlich doch zugefallen war. Und nun kann die Welt beruhigt zur Tagesordnung übergehen, denn wieder ist ein kleines, braves, ideal angelegtes Volk aufgegangen in die ungeheure Krämerbude, zu der der moderne Mensch diesen Erdball umgewandelt hat. R.

Zu den Feuerausbrüchen auf den Antillen.

Schlage, lieber Leser, einmal die Karte von Amerika auf und betrachte dir den Golf von Mexiko. Hat er nicht die Form eines ungeheuren Kraters, der gegen Osten hin schon zerfressen ist, so dass nur einzelne Randzacken und Riffe aus dem Meere hervorstehen? Ein Thondeckel von der Größe des Deutschen Reiches würde zu klein sein, um diesen mit Gewässern gefüllten Krater zuzudecken. Die Zacken und Riffe, die im Osten dieses Golfes aus der See emporragen, sind die Antillen, auf die gegenwärtig mit Entsetzen die Welt blickt. Das ganze Gebiet ist vulkanisch, alte Wunden des Erdballes entzünden sich wieder und brechen auf. — Diese Erde, auf die wir unser Haus und Glück so gedankenlos zuversichtlich bauen, mahnt uns wieder einmal, woran wir mit ihr sind. Sie ist in ihrem Innern voll Feuer und nur vom Zufall hängt es ab, wo die Kruste dicker oder dünner, zusammenhängend oder gespalten ist. Nur vom Zufall hängt es ab, wann und wo die Kruste berstet und die Oberfläche mit flüssigem Feuer überschüttet wird. Die Gelehrten sagen, der Erdball habe die eigentliche Feuerzeit hinter sich und sei im Erstarren begriffen; aber es gibt auch Propheten mit der Botschaft, dass die Eiszeit hinter uns sei, dass die Erde immer mehr zu glühen beginne, bis sie explodiere und dann einmal einen kleinen lodernden Sonnenball spielen werde.

Die Katastrophe von Martinique und anderen Inseln der Antillen erinnert, dass in der westlichen Erdkugel das Feuer unruhig geworden ist. Der Berg Pelée, der nach mehrtägigen Vorzeichen am 8. Mai furchtbar losgebrochen ist, hat weite Landschaften, eine blühende Stadt und an 40.000 Menschen verschüttet. Viele dieser Menschen werden in geistiger Stumpfheit erstickt, erdrückt, erschlagen, verbrannt worden sein. Andere sahen das Unheil kommen, waren sich klar, was da vor sich gieng und konnten nicht fliehen. Noch andere legten dem Ausbruch anfangs keine so große Bedeutung bei, sie hätten vielleicht fliehen können mit schlechten Schiffen auf die wilde, offene See. Doch wer verlässt seine Heimat und geht einem dunklen, vielleicht

Kleine Laube.

Die Burenzeit — vorüber.

Ja, diese vielen Monate vom Herbste 1899 bis Juni 1902, das war die Burenzeit. Nichts in diesen Tagen hat uns Deutsche so leidenschaftlich berührt, so beständig in Athem gehalten, als der Kampf dieses den Deutschen verwandten Volkes im fernen Südafrika. Wir haben darüber sogar anderer vergessen, die uns noch näher stehen. Mancher Gulden ist den Armen daheim entzogen worden, um nach Afrika zu rollen und dort den Freiheitskrieg führen zu helfen gegen die Engländer. Und recht so, denn es war ein begeisternder, ein antiker Kampf, der uns berührte wie ein altes Heldengedicht. Und ich glaube fast, dass in dieser Friedenszeit bei uns der Freiheitskampf der Buren auf manchen Zuschauer beinahe in derselben Art gewirkt hat, wie ein Heldengedicht. Wir waren hingerissen von dieser hohen moralischen Kraft, die an und für sich in unserer nur dem Praktischen und der materiellen Macht gewogenen Zeit eigentlich ein Anachronismus ist, wie etwa das Nibelungenlied. Ob die Deutschen bei geringerem Glück oder gar bei Unglück im französischen Krieg auch so standhaft geblieben wären, als die Buren vor ihrem unermesslich überlegenen Feind? Unter Napoleons Druck haben sie nicht durchwegs jene trotzige Tapferkeit aufrecht erhalten, als die Buren es in Sieg und Noth gethan. Darum standen wir so bewundernd da und riefen ihnen von unserer sicheren Statt aus ununterbrochen zu: Nicht nachgeben! Nicht capitulieren! — Jetzt, da die Sache entschieden ist, kann man es gar nicht begreifen, wie so viele unter uns haben glauben können, die Buren würden endlich doch siegen! Die Geschichte hat wohl Beispiele, dass ein kleines, kriegslustiges, in fremde Länder dringendes Heldenheer große Völker sich unterworfen habe. Aber ich kenne kein Beispiel, dass ein kleines friedliebendes, von einer rücksichtslosen und zielbewussten Weltmacht angegriffenes Volk für die Länge sich behaupten konnte. Wehe dem, der in den letzten Jahren solcher Gedanken sich nicht erwehren konnte, sie verbrannten ihm das eigene Herz und brachten ihn in den Geruch eines Antinationalen. Mein Lebtag hat keine verlorene Wette mich so bitter geschmerzt, als diese gewonnene. Ich wettete nämlich vor eineinhalb Jahren (ich glaube es war nach dem Siege Dewets) mit einem hochgemuthen Burenfreunde, dass die Buren endlich doch würden unterliegen müssen. Niemals! rief der Freund, sie werden siegen!

Und eigentlich hat er recht, und ich habe die Wette gottlob verloren. Moralisch *haben* die Buren gesiegt. Ihre Heldenkraft war beispiellos in unserer Zeit. Ihr Muth, ihre Klugheit, ihre Opferfreudigkeit, ihre Menschlichkeit auch gegen den Feind war das erhabenste Beispiel, das unseren Geschlechtern gegeben wurde. Um wie viel glorreicher wird in der Geschichte der Buren Niederlage leuchten, als Englands Sieg! In diesem jahrelangen Streite eines kleinen Bauernvolkes gegen ein ungeheures Weltreich hat sich, von Religion getragen, die Macht des Ideals,

Das Adalbert Stifter-Denkmal.

Vierunddreißig Jahre nach dem Tode des Dichters hat das liebliche Linz seinem herrlichen Adalbert Stifter ein Denkmal errichtet. So ist es gut, das ist die richtige Art. Wir eilen im allgemeinen zu sehr mit dem Denkmalbauen. Schier geradeswegs von der Bestattung fort gehen die Freunde zur Berathung und Constituierung eines Denkmalcomités, nicht eines aufs Grab, vielmehr eines auf den öffentlichen Platz. Und wie geht das mit Ach und Krach! Gebettelt muss werden, gepresst müssen die Leute werden zu Theatervorstellungen, Concerten, Akademien u. s. w., alles fürs Denkmal, das man dem jüngstverstorbenen Dichter oder Künstler errichten will. Ist ein Dichter ohnehin niemals besonders groß für solche, die ihn persönlich gekannt, durch derlei persönliche Beuteltreterei wird er den Leuten nachgerade zuwider.

Es wird hoffentlich bald eine neue praktischere und sinnigere Art kommen, unsere Dichter zu ehren. Auf eine Anregung, die einmal im „Heimgarten" gestanden, hat sich von Hamburg aus eine Vereinigung gebildet, die eine „Deutsche Dichter-Gedächtnisstiftung" ins Leben ruft. Diese Stiftung wird sich dadurch bethätigen, dass sie Jahr für Jahr die Werke bedeutender Dichter ankauft, um sie im Volk zu verbreiten, an Volksbibliotheken, Schulen, an arme bildungsbeflissene Personen u. s. w. entweder ganz zu verschenken oder auf das allerbilligste zu vermitteln. Die größtmögliche Verbreitung in seinem Volke, das ist es, was jeder Dichter am meisten wünscht, und wodurch er seinen Namen am meisten geehrt fühlt.

Das ist aber nicht so gemeint, als ob von da ab großen Dichtern kein Denkmal mehr gesetzt werden sollte. Es soll bloß aus der Mode kommen, dass man den noch fast warmen Leichnam in Stein haue oder in Erz gieße. Der echte Lorbeer grünt erst um den kahlen Schädel. So etwa um die Zeit, wenn die irdischen Reste vermodert sind, kann die Denkmalfrage aufgeworfen werden. Bishin sind die sonst häufig herrschenden Cliqueneinflüsse, persönliche Interessen der Eitelkeit u. s. w. wohl so ziemlich abgestorben, und das Denkmal, wenn überhaupt eins zustande kommt, entspringt wirklicher Dankbarkeit und Verehrung für einen großen Mann.

So ist es in Linz mit dem Adalbert Stifter-Denkmal. Kein Band der Lebenden mit der Person Stifters ist mehr vorhanden. Stifters Schriften hätten seit dreißig Jahren ja vergessen werden können, wenn sie eben — nicht unvergesslich wären. Ohne Trommel und Trompeten haben sie fortgewirkt, still und schlicht, haben das deutsche Gemüth immer tiefer ergriffen, bis endlich das Verlangen laut und mächtig wurde, ihm in der Stadt, wo der Dichter so lange gelebt und gewirkt und wo er gestorben, ein öffentliches Zeichen unvergänglicher Verehrung zu errichten. Ein Grabmal auf dem Linzer Friedhofe ist dem Dichter längst errichtet, in seinem heimatlichen Böhmerwald steht ein großartiger Denkstein schon seit Jahren. Linz hat die Kraftprobe gemacht, wie lange es eine dankbare Stadt aushalten kann, ohne ihrer sich stets steigernden Verehrung öffentlichen Ausdruck verleihen zu müssen.

Jetzt steht das Erzbild auf einem der schönsten Plätze der Stadt, das moderne Geschlecht und die Geschlechter der Zukunft erinnernd, über alle Literaturlaunen hinaus auch wieder einmal den „Hochwald" zu lesen, oder „Das Haidedorf", oder „Abdias", oder den „Nachsommer", oder eine andere der wunderbar goldigen Dichtungen von Adalbert Stifter.

In diesem Sinne gewinnt jedes Denkmal an Bedeutung, je größer der Abstand ist vom Tode des Dichters bis zur Errichtung. R.

ebenso gefahrvollen Schicksal entgegen, so lange es nicht am äußersten ist! Die am Abend noch hoffend zu Bette gegangen, waren am Morgen begraben in den glühenden Erdfluten, deren Flammen unter dem unermesslichen Aschengewölbe das einzige Licht dieses Tages gewesen. Von allen Einwohnern der Stadt St. Pierre, so las man, sei ein einziger mit dem Leben davongekommen. Ein Gefangener in schützenden Kerkermauern. Zur gleichen Zeit huben die Vulcane nachbarlicher Inseln an zu rauchen, Feuer auszuwerfen und Städte zu zerstören. Selbst im fernen Norden Amerikas wurde es unruhig unter scheinbar längst ausgebrannten Vulcanen, die Geyser des National-Parks kochten wilder und sprangen ungestümer als sonst. Die östliche Halbkugel hatte in diesem Mai Winter, als ob alles Feuer gegen Westen gewichen wäre, um dort die dünnere Erdrinde zu sprengen.

Da wurde nun manchem Menschen bang und er fragte: Was wird werden? Man nimmt wahr, dass Himmelskörper vergehen, sollte nicht einmal auch unsere Erde darankommen? Die Wissenschaft stellt es außer Zweifel. Und da schlagen die Bangenden in den Büchern nach, ob die Weltgeschichte schon solche Katastrophen zu verzeichnen hätte, wie sie sich entwickelten und endeten. Sie lesen von der mesopotamischen Sintflut, bei der alle Elemente außer Rand und Band gekommen waren. Sie lesen von der Zerstörung Pompejis und Herkulanums im Jahre 79, bei der viele tausend Menschen zugrunde gegangen. Sie lesen von einem andern Ausbruch des Vesuv im Jahre 1794, dessen Glutstaub ganz Neapel bedeckt und der später ganz Deutschland mit seltsamem Höhenrauch überzogen hatte. Sie lesen von einem 1721 stattgefundenen Erdbeben in Persien, bei welchem eine Stadt mit 8000 Menschen zerstört worden. Sie lesen von einem furchtbaren Ausbruch des Hekla im Jahre 1845 und sie lesen auch von der vulkanischen Katastrophe des Krakatua (1838) auf gleichnamiger Insel, welche an 50.000 Menschen vernichtet hat. — So begegnen sie vielen Ausbrüchen und verheerenden Erdbeben bis zu unserer Zeit herauf — und die Welt steht immer noch.

Denn, so groß darf man von der Erde nicht denken. Mit wenigen Ausnahmen macht sie Kleinarbeit. Langsam aber sicher, das ist ihr Wahlspruch. Einst habe ich an Rudolf Falb folgende Frage gestellt: Ist es nicht möglich, dass der Meerboden irgendwo Löcher bekommt, dass das Wasser durch ungeheure Trichter sich in das glühende Erdinnere ergießt und dass durch die so erzeugten Dämpfe und Gase die Erdkugel explodiert? Darauf antwortete Falb beiläufig solches: Das Erstere ist nicht bloß möglich, es geschieht vielmehr fortwährend. Viele Erdbeben und Eruptionen werden ja darin ihre Ursache haben, aber das sind nur locale Erscheinungen. Die Meeresschichte, selbst die tiefste, ist im Vergleich zum Erdinnern nur wie das Thaunass an einem Apfel. Wenn sich alle Meere ins Erdinnere ergössen, so würde es immer noch zu wenig Wasser sein, um durch Dampf und Gase die Erdkugel zu sprengen.

So gewaltig große Naturereignisse in ihren Gegenden wirken, die Erde als Ganzes kehrt sich nicht viel darum, wenigstens einstweilen noch nicht. Wenn zur Nachtzeit der Schornstein der Dorfschmiede Feuer speit, so beunruhigt das wohl die Bewohner der angrenzenden Vogelnester, das Dorf aber bleibt ruhig. So fühlen sich auch die Menschen ungefährdet, wenn sie ein paar Dutzend Meilen vom Unheile entfernt sind. Es ist gut so. Aber begierig wäre ich doch, zu wissen, woran Meister Vulcan jetzt wieder schmiedet in seiner unterirdischen Werkstatt, dass seine Essen so grausig emporlodern in die Himmel! Bauen wir auf seinem Dache wohlgemuth unsere Nester wie bisher, aber seien wir nicht gar zu sehr überrascht, wenn eines Tages unsere Werke dahingeblasen werden sollen ins Nichts. Die ewigen Gesetze vollziehen sich, die Welt lebt — und es geht auch ohne uns. R.

— · —

Bücher.

Schillers „Demetrius". Das Fragment, dazu ein Nachspiel mit Prolog und rhapsodischen, von vier lebenden Bildern begleiteten Epilog von Martin Greif. (Leipzig. C. F. Amelangs Verlag.) Wäre es Schiller vergönnt gewesen, seinen „Demetrius" zu vollenden, so hätte er uns jedenfalls mit diesem Drama das Höchste geboten, was seinem gewaltigen Geiste erreichbar war; so aber sank er in den ewigen Schlaf, eben da er die Hand nach dem voll entfalteten Lorbeer ausstreckte. „Er starb", sagt Josef Bayer in seinem trefflichen Buche „Von Gottsched bis Schiller", „nur zwei Schritte vor dem Gipfel seiner künstlerischen Höhe, die kühner und kühner in die Wolken emporwuchs — und ließ so der Nachwelt eine unbeschränkte Vorstellung von dem zurück, was er noch hätte schaffen, noch erreichen können." Der Torso seiner letzten Tragödie lockte viele Dichter, ihre Kraft zu versuchen, allein es gelang bisher keinem, sich zu der Höhe Schillers emporzuschwingen. Nun macht sich wieder einer an das so oft versuchte Wagnis, allein er wählt nicht die dramatische Form zur Vollendung des Fragments, sondern schlägt einen bisher noch nicht betretenen Weg ein, indem er das Bruchstück durch eine epische Dichtung ergänzt. Dieser Poet ist Martin Greif, der sich als Lyriker und Dramatiker trotz mancher ihm ungünstig gesinnten Kritiker erprobt hat und der deutschen Literatur eine große Anzahl schöner und wertvoller Gedichte und bühnenwirksamer, von nationalem Geiste durchwehter Dramen geschenkt hat. Greifs Darstellungsweise ist naiv, einfach, sie erinnert manchmal an den Holzschnitt unseres großen Holbein, aber es ist in ihr Kraft und Mark, und diesen für den Dichter so charakteristischen Eigenschaften begegnen wir auch in seiner letzten Arbeit. Er führt uns mit schlichten Worten den Verlauf der Demetrius-Tragödie vor, indem er die Muse selbst erzählen läßt, wie sich der große Stoff aufrollt und entwickelt. Greif gab also in seiner Ergänzung die richtige Lösung der schwierigen Aufgabe; das jäh abgebrochene Meisterwerk konnte in keiner würdigeren Weise vollendet werden. Zwischen das gewaltig wirkende dramatische Bruchstück und den erzählenden Abschluss schiebt Greif eine kurze dramatische Scene ein, die sich im Sterbezimmer des Dichters zwischen dessen nächsten Verwandten und Freunden abspielt. Sie dient dazu, den Schmerz um den Heimgang des edlen Gatten und Freundes zu schildern, aber auch den wehmüthigen Gedanken auszudrücken, dass sein größtes Werk nun unvollendet bleiben soll. Martin Greif hat mit seiner Arbeit das Problem des Prätendentenstoffes in glücklichster Weise gelöst; der Dichter des „Prinz Eugen" war der berufene Mann, diese Aufgabe zu Ende zu führen. Sein naiver Sinn sagte ihm, dass mit einem Dramatiker, wie Friedrich Schiller nur ein Dramatiker von gleicher Kraft und Höhe in die Schranken treten solle und dürfe. Hoffentlich bleibt diese Arbeit Greifs seitens der Bühnenleitungen nicht unbeachtet; sie brauchen nicht erst auf den neunten Mai 1905 zu warten, um die für diesen Tag einzig richtige Dichtung aufzuführen; für jetzt und wohl auch für später noch wird diese Ergänzung der glücklichste Abschluss von Schillers Fragment bleiben. Emil Soffé.

Franz Grillparzer, sein Leben und seine Werke. Von August Erhard. Deutsche Ausgabe von M. Necker. (München. C. H. Beck. 1902.) Der große österreichische Dramatiker Grillparzer hätte es sich gewiss nicht träumen lassen, dass ein so umfassendes Buch über ihn und seine Werke, und sagen wir es gleich im voraus: das beste diesen Dichter behandelnde Buch, von einem Franzosen in französischer Sprache abgefasst würde. Und doch ist es so, der Verfasser dieser Biographie, A. Erhard, ist ein Elsässer, Professor an der Universität in Clermond-Ferrand und hat die vorliegende Arbeit zuerst in französischer Sprache herausgegeben; sofort nach seinem Erscheinen wurde das Buch auch von der deutschen Kritik seinem hohen Werte nach gewürdigt. M. Necker in Wien hat eine gute Übertragung, beziehungsweise Neubearbeitung dieses Grillparzer-Buches vorgenommen und verschiedene schätzenswerte eigene Beiträge und Untersuchungen hinzugefügt. Das Ganze schildert nicht nur das Leben und Wirken Grillparzers allein, es liefert uns auch ein vortreffliches Bild des Geisteslebens im vormärzlichen Österreich überhaupt und zeigt den Verfasser als ausgezeichneten Kenner auf diesem Gebiete. Was den biographischen Theil anbelangt, so findet sich eine bis in Einzelheiten genaue Darstellung des Lebens unseres Dichters, sowie seiner Beziehungen zu den zeitgenössischen Wiener und anderen Persönlichkeiten, namentlich auch zu jenen auf musikalischem Gebiete. Im literarisch-ästhetischen Theile geht der Verfasser von der Schicksalstragödie aus, in deren Rahmen ja die „Ahnfrau" fällt und bespricht in fesselnder, geist-

Andenken an Bosnien.

Vor kurzem ist in Graz ein Kriegerdenkmal enthüllt worden, das an einen Sieg erinnert, der uns nie eine besondere Freude bereitet hat, und auch an Opfer, die uns mit tiefster Trauer erfüllen. Das Denkmal an die bei der bosnisch-herzegowinischen Occupation im Jahre 1878 gefallenen Steirer. Die Namen der Männer, die ferne der Heimat, ohne recht zu wissen wofür, ihr Leben opfern mussten, sind hier zur ewigen Genugthuung in Stein eingegraben und lauten: Oberlieutenant Victor Wagner, Lieutenant Franz Weinberger, Corporal Josef Zingl, Tambour Josef Gauper; Infanteristen Franz Petzl, Johann Schelch. Officierstellvertreter Josef Bauer, Zugsführer Hermann Vockenhuber, Gefreiter Mathias Schuster, Infanteristen Franz Friesenbichler, Anton Ladenhauf, Heinrich Schwarz, Anton Seemann. Oberlieutenant Wilhelm Kubin, Corporal Franz Verschetz, Gefreiter Franz Stern, Infanteristen Johann Horwath, Simon Franz, Stefan Koitsch, Franz Onitsch, Sebastian Pai, Karl Sekoletz, Franz Turnichek, Franz Zelischnik. Lieutenant Ludwig Vollis von Veinebach, Jäger Anton Benz, Simon Fadenberger, Johann Hausleitner, Josef Pierscher, Anton Schmölzer, Mathias Schweiger, Josef Schweiger, Josef Sölß, Johann Sprinz, Anton Weißenstein. Officierstellvertreter Josef Nedwed, Unterjäger Mathias Rohregger, Johann Kickenweitz, Jäger Josef Eggenberger, Thomas Fürstner, Ernst Macher, Anton Ochsenberger, Ferdinand Strebli, Martin Vorabber.

Die Enthüllung des Kriegerdenkmals, bei welchem sinnigerweise die „Bosniaken" Spalier gebildet, gieng sehr feierlich vor sich. Wir wissen nicht, wie es aufgenommen werden wird, dass wir statt Nennung der betheiligten Honoratioren die Namen der armen Gefallenen hier angeführt haben. M.

Eine neue Bibelübersetzung.

Der Herr Doctor Justinus Clinarius, Notar zu Davalno, hatte immer gehört, dass wir eine Staatsreligion haben. So fand er es zweckmäßig, die Sache amtlich zu behandeln und die kirchlichen Lehrbücher in den Kanzleistil zu übersetzen. Pflichteifrig machte er sich selbst an die Arbeit, indem er zuerst die Bibel vornahm, um sie aus dem längst veralteten orientalischen Jargon in *sein* geliebtes Deutsch zu übertragen. Von dieser sehr fleißigen, dankenswerten Arbeit geben wir hier den Anfang des ersten Capitels. Das erste Buch beginnt:

„Am Anfang wurde seitens Gottes der Himmel, beziehungsweise die Erde geschaffen. Die letztere war ihrerseits eine wüste und leere, und es war finster auf derselben. Des weiteren ist hervorzuheben, dass Gott das Licht von der Finsternis dergestalt zwecks Scheidung zeitlich in geeigneter Weise anordnete, dass er demzufolge in der Lage war, das Licht und die Finsternis Tag, beziehungsweise Nacht zu benennen, worauf derselbe sich dann der weiteren Aufgabe unterzog, in betreff der Meere, beziehungsweise der entsprechenden Flüssigkeiten der Atmosphäre, eine zweckdienliche Abgrenzung dermaßen zu bewirken, dass er hinsichtlich dieser vermittelst einer sogenannten Feste, welcher er den Namen „Himmel" zu verleihen sich entschied, seither die Gewässer auf der Erde von den Gewässern, respective wasserhaltigen Gasen am, beziehungsweise im vorbenannten Himmel vollständig zur Trennung brachte, worauf dann mit Abend einerseits und Morgen andererseits der zweite Tag ebenmäßig zum Abschluss gelangte."

Wer von dieser Sorte mehr haben will, der möge sich an den Herrn Doctor selbst wenden. Wir fürchten fast, eine größere Probe von dieser „Staatssprache" könnte dem Staatsanwalt nicht recht sein.

Ein Beitrag zur neuen Orthographie. Von Eduard Freiherrn von Engerth. (Wien. Huber und Lahme.) Tritt vorwiegend für die Beibehaltung der alten Sprachschreibung ein.

Gutes Neues und bewährtes Altes in wohlfeiler Darbietung — diese Losung der volksthümlichen **Hendel-Bibliothek** kommt auch in der heute vorliegenden neuen Bändchenreihe zur Geltung. Der Meister der Heimatkunst, der märkische Walter Scott, Willibald Alexis, ist wieder mit einem seiner besten vaterländischen Romane vertreten: „Der Werwolf". Der folgende Band: „Polnisches Novellenbuch", Übersetzung von Albert Weiß. Die drei folgenden Bändchen: Fritz Reuter, „Kein Hüsung", Friedrich Halm, „Der Fechter von Ravenna", Emile Augier, „Familie Fourchambault."

Büchereinlauf.

Österr. Verlagsanstalt Linz.

Blumen und Blitze. Neue Dichtungen von Maurice Reinhold von Stern.

Mährische Geschichten von Franz Schamann.

Im tiefen Keller. Dorfgeschichten aus dem niederösterreichischen Weinlande von Johann Peter.

Totentanz. Von Karl Strecker. (Hamburg. August Harms. 1902.)

Salamanca. Romantische Volksoper in drei Acten von Ferdinand Stechauner. Musik von Hans von Zois. (Wien. Österr. Theaterverlag. 1902.)

Erbgift. Schwank von Felix Ludwig Langenbach. München. (Baierisches Colonialhaus.)

Mein Psalter. Ein lyrisches Manuscript von J. M. Stowasser. (Wien. Selbstverlag. Unverkäuflich!)

Wilde Rosen und Eichenbrüche. Von Karl Schwerin. (Stuttgart. Greiner & Pfeiffer.)

Schneeflocken. Ernst und Scherz im tollen Wirbel. Von Ferd. Stechauner. (Wien. C. Daberkow.)

Für Herz und G'müath. Sennenlieder für eine Singstimme und Pianoforte. Componiert von Robert Handke. (Leipzig. Fritz Schuberth jun.)

Lebensfreude. Gedichte von Hermann Buchholz. (Berlin. Max Schildberger. 1902.)

Dem Rhein entlang. Ein Liederbuch. (Zürich. Lesezirkel Hottingen. 1902.)

Goethes Briefe. Ausgewählt und in chronologischer Folge mit Anmerkungen herausgegeben von Eduard von der Hellen. Zweiter Band (1780—1788). (Stuttgart. J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger.)

Mehr Licht. Klarstellung des Grundgedankens in Goethes Faust, II. Theil, von Richard Gorter. (Darmstadt. Wartigs Verlag Ernst Hoppe.)

Deutsche Prosa. I. Theil. Rednerische Prosa. Ausgewählt von Prof. Dr. J. Wychgram. (Bielefeld. Velhagen u. Klasing. 1902.)

Die Deutschen in Tolstois Schilderung. Von Friedrich Dukmeyer. (München, Staegmeyr'sche Verlagshandlung.)

Vom Irrthum zur Wahrheit. Geschichten vom Übertritt römischer Katholiken zum Protestantismus. Fürs evangelische Volk erzählt. (Dresden. Franz Sturm & Co.)

Wie stehst du zu Christo? Briefe über eine Lebenserfahrung von Charlotte Ernst. (Evangelischer Verlag in Heidelberg. 1901.)

Deutsche Erde. Beiträge zur Kenntnis deutschen Volksthums allerorten und allerzeiten. Herausgegeben von Prof. Paul Langhans. 1. Jahrgang 1902. (Gotha. Justus Perthes.)

Führer durch den Leitmeritzer Gau. Von Julius Gierschick. (Leitmeritz. Dr. Karl Pickert.)

Alpine Majestäten und ihr Gefolge. Die Gebirgswelt der Erde in Bildern. — Monatlich ein Heft im Format 45 : 30 cm mit mindestens 20 feinsten Ansichten aus der Gebirgswelt auf Kunstdruckpapier. — Heft V (20 Folioseiten). (München. Verlag der Vereinigten Kunstanstalten A.-G.)

Die Erfolge der heutigen modernen Arbeiterführer im Lichte der Wahrheit. Zweite verbesserte Ausgabe von Franz Rauch. (Graz. 1901. Im Selbstverlage des Verfassers, Schönaugasse 99.)

Über die Behandlung von Nervenkranken und die Errichtung von Nervenheilstätten. Von Dr. P. J. Möbius. (Berlin. S. Karger. 1896.)

Bunte Bühne. Fröhliche Tonkunst, gesammelt von Richard Batka, herausgegeben vom Kunstwart. 3. Folge. (München. Georg D. W. Callwey.)

voller Weise die übrigen dramatischen Werke Grillparzers nach der Zeitfolge ihrer Entstehung. Der über 500 Seiten starke Band ist mit vortrefflichen Abbildungen versehen, welche z. B. Porträts Grillparzers in verschiedenen Lebensaltern, Bildnisse seiner Mutter, der Kathi Fröhlich, Schreyvogels, Bauernfelds, der Wohnstätten des Dichters, ein Facsimile seiner Handschrift und vieles andere bieten. Das Buch ist von warmer Begeisterung für den Dichter und seine Schöpfungen durchweht und liefert uns, wie erwähnt, das umfassendste Lebensbild desselben. Es mag den unzähligen Bewunderern unseres österreichischen Dramatikers aufs beste empfohlen sein. Schlossar.

Der Idealist. Schauspiel in fünf Aufzügen von Karl Domanig. (München. Allgemeine Verlags-Gesellschaft. 1902.) Ein Theaterstück gegen das Theater, gegen unser bankerottes Theater, dessen Zustand je länger je mehr das Mitleid und die ernstesten Bedenken aller Einsichtigen erweckt; und ein Berufener: der Dichter der dramatischen Trilogie „Der Tyroler Freiheitskampf“ und „Der Gutsverkauf“ ist es, der in dieser actuellen Frage das Wort ergreift. Domanig führt uns hier einige Vertreter der herrschenden Richtungen vor: einen nervösen Oberlehrer mit seinem philosophisch zugespitzten „Nero“ von „echt römischem Milieu“; die Emancipierte mit ihrem überpfefferten Ehebruchsdrama, endlich Herrn Silberstein, der die Einleitung des von ihm dramatisierten Romans „La terre“ zum besten gibt. Diese Literaten sind indes mehr als Episodenrollen eingefügt, ihre Vorträge bilden gewissermaßen eine Ruhepause in Domanigs eigenem Schauspiel „Der Idealist“; denn wenn der Dichter zeigen wollte, wie es heute gemacht wird (und wohl auch, dass er selbst imstande wäre, es ebenso zu machen), so kommt es ihm aber offenbar bei weitem mehr darauf an, zu zeigen, wie es denn eigentlich gemacht werden soll: dazu hat er den „Idealist“ geschaffen. V.

Wanderkameraden. Gedicht von Anna Behnisch-Kappstein. (Eisenach. S. Kahle.) Leute, die Stimmung haben für Gott, Natur, Liebe, Treue und anderes, was uns den Muth des Herzens und den Frieden der Seele bringt, müssen sich von diesen reinen, liebenswürdigen Poesien angemuthet fühlen. R.

Wir und die Humanität. Von Alfred Klaar. (Berlin. Johannes Räde. 1902.) In klaren Darstellungen beleuchtet der Verfasser das Verhältnis zwischen den laut von der Gesellschaft verkündeten Forderungen der Menschlichkeit und ihrem praktischen Verhalten. An den verschiedensten Gegenständen unseres socialen und geistigen Lebens (Armenpflege, Schule, Literatur), zeigt er die Widersprüche, die Solidaritätsgefühl und Ichsucht, Mitleid und Rücksichtslosigkeit überall entstehen lassen. In weiten Ausblicken und zusammenfassenden historischen Übersichten entwickelt er seine Ideen, kritisiert die bestehenden Zustände muthig und scharf, aber immer von dem Vertrauen beseelt, dass auch im Schoße unserer Gesellschaft die Aussöhnung der Gegensätze liegt, dass die Aufgaben, die er ihr stellt, gelöst werden können und sicherlich auch gelöst werden. Man kann also mit gutem Rechte hier von einer productiven Kritik reden. Die Liebenswürdigkeit, mit der diese Kritik bei aller Schärfe geübt wird, die schöne Sprache, in der das ganze Buch geschrieben ist, fesseln den Leser. Geradezu glänzend ist der Artikel über Nietzsche und die Nietzscheaner. Besseres über diesen Gegenstand ist noch nicht gesagt worden. R.

Alpen-Flora für Touristen und Pflanzenfreunde ist der Titel eines Taschenbuches, das gegenwärtig im „Verlag für Naturkunde“ zu Stuttgart in 10 Lieferungen erscheint. Das mit 40 Farbentafeln ausgeschmückte Buch stellt sich die Aufgabe, den Laien in die bunte Welt der Hochgebirgsflora einzuführen und ihn an der Hand kurzer leichtverständlicher Beschreibungen mit den wichtigsten und auffälligsten Alpenpflanzen bekannt zu machen. Den im Hochgebirgsland Einheimischen, sowie allen denen, die dort ihre Sommerfrische genießen, wird diese Alpenflora als ein belehrender Führer willkommen sein. V.

Schützt die Kinder vor den geistigen Getränken. Ein Aufruf an die Frauen aus dem Volke von Dr. med. Michael Schacherl. (Graz. Verlag des Arbeiter-Antialkoholisten-Vereines für Steiermark. 1902.) Wir heben aus der ebenso interessanten als populär geschriebenen Broschüre die Capitel hervor: Rabenmütter und Affenliebe. — Die trinkende Schuljugend. — Der narkotisierte Säugling. — Warum lässt man die Kinder geistige Getränke trinken? — Die Giftwirkung des Alkohols auf den kindlichen Körper. — Jede Frau und jeder Vater sollte die Broschüre, die in einer Auflage von 15.000 Exemplaren erschienen ist, lesen und beherzigen. V.

Wie schreibe ich heute recht? Auf diese jetzt so oft auftauchende Frage gibt ein unter demselben Titel von Prof. Hickmann bei G. Freytag & Berndt, Wien, herausgegebenes Kleines Taschen-Wörterbuch für die allgemeine deutsche Rechtschreibung mit Angabe aller Neuerungen Auskunft.

Heimgarten

11. Heft. August 1902. 26. Jahrg.

Ein Lied, ein Schwert und einen Gott!

Vom Ortler bis zum Kahlenberg
Am reichen Donaustrand
Ist unsrer deutschen Ahnen Haus,
Ihr freies Heimatland —
Im Reich der Tannen.
Ob's Bayern oder Steiern heißt:
Die Drau, die Traun, die Donau fleußt
Durchs Hochland der Germanen.

Die wildgewaltige Felsenburg
Stellt Ost und Westen gleich.
Es pocht ein einig Volkesherz
Durchs ganze Alpenreich.
Erhebt die Fahnen!
Es hat in Fried und Streit und Noth
Ein Lied, ein Schwert und einen Gott
Das Hochland der Germanen.

Rosegger.

Schulhaus Krieglach-Alpel.

(9. Ausweis.)

Vortrag 10.706·70 Kronen. — Neuerdings bei Rosegger eingegangen in Kronen: Freiherr von Rokitansky, Spielerhof 10. Oberlehrer Hilber, Traiskirchen 20. Gebel, Wien 6. Ungenannt, Rotterdam 11. D' Oberlandler z' Knittelfeld 20. Deutscher Turnverein Radkersburg 30. — Aus Sachsen in Mark: Bei der Redaction der „Sächsischen Schulzeitung" 121·25. Schule zu Mittweida durch Director Enzmann 10. Redaction der „Sächsischen Schulzeitung" nachgesandt 9. Bei Schürmanns Gewerbebuchhandlung eingegangen 36·50. Schuldirector Meyer, Dresden-Strehlen 2. 21ste Bezirksschule in Dresden 3·25. Lehrer Schuster, Dresden 3. Oberturnlehrer Bär, Freiberg 5. Oberlehrer Walther, Schlettau 2·50. Oberlehrer Muthesius, Weimar 1·50. F. O. Richter, Dresden 3. Ebert 3. — Übertrag 10.803·70 Kronen und 200 Mark.

Leider habe ich Anlass, vor gewissen fremden Personen warnen zu müssen, die angeblich zugunsten der Alpel-Schule sich producieren oder sonstwie Gelder sammeln. — Überhaupt genügt die Summe nun völlig und danke ich allen Spendern auf das herzlichste. Etwaige weitere Einläufe kommen dem Erhaltungs-Fond der Alpel-Schule zugute.

Krieglach (Steiermark), 15. Juni 1902. Peter Rosegger.

Postkarten des „Heimgarten".

Dr. W. J., Prag. Sie wünschen für Ihr Liebchen eine schöne Grabschrift. Wir machen Ihnen den Vorschlag, die folgenden Verse eines alten Morgenländers zu wählen. Sie werden nicht leicht eine schönere finden:

Oft vor dir und mir hienieden
Ward es Tag und wieder Nacht.
Keine Dauer gönnt die Erde
Ihren Töchtern, ihren Söhnen.
Drum, wenn deines Fußes Sohle
Diesen Staub berührt, hab Acht!
Sicher war es einst das Auge
Einer jugendlichen Schönen.

E. H., Marburg in H. Der Verfasser des „Ewigen Lichts" weiß, dass die Wörter „Müdling" und „Mietling" natürlich nicht dasselbe bedeuten. Wenn er in seinem Roman auf Seite 320 das erstere wählte, so geschah das nicht irrthümlich, sondern absichtlich, weil es die richtige Stimmung wiedergibt. „Mietling" hätte der Auffassung und der Verfassung jenes Tagebuchschreibers nicht entsprochen. Der Poet hat nicht zu fragen, ob Luther oder Grimm oder ein anderer ein Wort sanctioniert, sondern ob und wie er mit demselben eine bestimmte, beabsichtigte Wirkung erzielt.

G. K., Wien. Solche Übermenschen, wie Sie meinen, hat's schon vor Nietzsche gegeben. Früher hat man sie — Lümmel geheißen.

Kap. J. S. Augsburg. Sie besorgen, dass ich die permanenten Angriffe Ihrer römisch-kirchlichen Blätter auf mich Ihrem Buche und Ihrer Person entgelten lassen könnte. Wann habe ich Ihnen das Recht gegeben, so niedrig von mir zu denken?

* Der im vorigen Hefte des „Heimgarten" abgedruckte Brief an die Eltern wurde nicht, wie es dort heißt, von der Grazer Lehrerschaft an die Eltern vertheilt, sondern nur an der Doppel-Bürgerschule in der Marschallgasse und in jüngster Zeit beim „Elternabend" an der Volksschule in der Nibelungengasse in Graz. Ferner sei erwähnt, dass dieser Brief von Herrn Bürgerschuldirector Hans Trunk verfasst und herausgegeben wurde und auch bei ihm zu beziehen ist, und dass das Reinerträgnis einem wohlthätigen Zwecke zufließt.

☞ **Wir machen immer wieder aufmerksam, dass unverlangt geschickte Manuscripte im „Heimgarten" nicht abgedruckt werden. Dieselben nehmen wir entweder vom Postboten gar nicht an oder hinterlegen sie, ohne irgendwelche Verantwortung zu übernehmen, in unserem Depot, wo sie abgeholt werden können.** ☜

Redaction und Verlag des „Heimgarten".

(Geschlossen am 15. Juni 1902.)

Für die Redaction verantwortlich: P. Rosegger. — Druckerei „Leykam" in Graz.

Deshalb haben diese Steirer, die einst in grauser Noth deutsche Cultur bewachten, ein frohes Anrecht mitzusingen, wenn Deutsche singen. Ja, sie haben sich nun sogar herzhaft das Vorrecht genommen, in ihrer Hauptstadt ein Sangespodium zu errichten und alles, was deutsch und treu ist, einzuladen zu einem freudigen, herrlichen Singen.

Und wenn sie kommen, steirischer Heimgesang begrüßt sie und begleitet sie durchs Land. „Glückselig jeder, der a G'sang hat zan singa, dass er's gleih aussa kann schöpf'n, wia mit an silbernen Eimerl, 's Lusti und 's Loadi, und all's, was im Herz'n nit Platz hat!“ So ruft auf dem Berge eine Stimme. Vom Schachen herab klingt es kecklich:

„'s Büabl vom steirisch'n Landl
Is lusti wohlauf in der Frua,
Und wer nit frisch singen und jauchzen kann,
Der is ka steirischer Bua.

's Büabl vom steirisch'n Landl
Schlagt tapfer fürs Vaterland zua,
Und wer sich dem Feind nit vor d'Nas'n traut,
Der is ka steirischer Bua!“

Deutsche, wenn sie zusammenkommen, haben sich auch etwas zu sagen. Weil man aber beim Reden leicht so deutlich werden kann, dass man sich — missversteht, so wäre vorzuschlagen: wenig sprechen, mehr singen. Das Reden entzweit, das Singen eint. Der Misston in einem Lied ist lange nicht so schlimm, als der Misston in einer Rede. Wie wäre zu wünschen, dass im österreichischen Parlament gesungen würde, statt geredet! Ein aus den besten Sängern des Reiches gewähltes Parlament oder Chantement, was gebe das den musikbegeisterten Wienern für ein Concert, und wie unvergleichlich billiger käme es den Ländern zu stehen, als unsere Redeschlachten, die immer nur einen Haufen Todte, moralisch zu Tod geschimpfte, aufweisen — sonst beinahe nichts. Der unselige Sprachenstreit würde in einen lustigen Sängerkrieg verwandelt werden, wobei der Deutsche den Tenor, der Czeche den Alt, der Pole mit seinem Brustton der Überzeugung den Bass singen könnte. Doch, wohin versteigt sich meine Phantasie; gute Menschen — solche, die singend sich alles gefallen lassen — wählt man niemals wieder, und böse Menschen singen keine Lieder.

Flüchten wir aus dieser bösen Abirrung wieder zurück ins Reich der Harmonie. Sollte dieses Reich nicht größer sein, als eine Sängerhalle? Sollten sie, unsere Gäste, die weite Reise darum gemacht haben, um unter diesem entlegenen Dache ein paar Stunden zu singen und dann wieder heimzugehen? Sollten sie bloß gekommen sein, um ihre Stimmen hören zu lassen, die Blumen der Grazerinnen auf sich regnen zu lassen, Fahne, Hut und Becher zu schwingen und „Heil“ zu rufen? Der Gesang vergeht — wenn der Phonograph nicht mitthut — im Augenblick, als der Mund sich schließt, die Blume in wenigen Stunden

Zum Sängerfeste.

In der großen, grünen Sängerhalle eines obersteirischen Waldes sitzt ein einsamer Mann. Aber er ist nicht allein. Auf allen Wipfeln und in allen Büschen hocken und flattern gefiederte Sänger, zu deren Gilde auch er gehört, nur dass er einer jener Vögel ist, die nicht mit dem Schnabel singen, sondern — mit der Feder. Aber er singt jetzt auch mit dieser nicht, er horcht. In den stillen Lüften über den Wipfeln ist eine wundersame Unruh', die man mehr fühlt als hört. Es mag ja weit weg sein, weit hinter den Bergen, etwa wo das Hügelgelände beginnt und auf breiter Ebene die große Stadt steht. Irgendwo ist etwas, das klingend aufsteigt und schweigend durch die Lüfte geht über Berg und Thal bis an die Donau, die Elbe und den Rhein, bis zu den deutschen Meeren. Auf den Zinnen einer Halle flattern und knattern die Fahnen, aus der frohbewegten Menge steigt ein tausendstimmiger Chor auf — und das ist es, was hinzittert über alle deutschen Lande und auch den einsamen Waldsänger mit ahnungsvoller Unruhe erfüllt.

Sie singen den Lebensjubel des Volkes, sie singen von des Vaterlandes Herrlichkeit. — Von Süd und Nord, von Ost und West sind Deutsche beisammen und — o heiliges Wunder! — ihre Stimmen harmonieren! Neben dem Steirer steht der Schwabe, neben dem Bayern der Preuße, neben dem Sachsen der Rheinländer — und sie harmonieren! Der Landmann singt mit dem Fabriksherrn die gleichen Noten, der Geistliche mit dem Forscher vom gleichen Blatt, der Soldat mit dem Arbeiter das gleiche Lied — und sie harmonieren! Die Deutschen harmonieren! Da ist es kein Wunder, wenn die Bäume meines Waldes ihre Wipfel höher recken und alle Vögel horchen.

Der erste große Gesammtchor der Deutschen — aus ehernen Kehlen wurde er gesungen vor mehr als dreißig Jahren. Seither ist der Einheitssang nicht mehr verstummt. Aus den erzenen Feuerschlünden sind Festglocken gegossen worden und die Wacht am Rhein wird übertönt von hellen Friedensliedern.

Wir Steirer waren damals freilich nicht dabei gewesen, als die Befreiungsschlachten donnerten, aber — wie unser Dichter sang — unser Herz hat mitgeschlagen — das deutsche Herz. Und wer mitgeschlagen, der will auch mitsingen. Der Steirer stand seit alten Zeiten auf deutscher Wacht, wenn auch nicht auf der am Rhein, denn solcher Strom ist ihm etwas entlegen. Die orientalischen Horden und Heere, ob sie nun Osmanen heißen oder Hunnen oder Magyaren — die jahrhundertelang auf den Straßen waren nach dem schönen Deutschland hin — an den harten Steirervesten und -Schädeln sind sie immer wieder zerschellt.

Bei Sedan.

Von Einem, der dabei war. Von **Richard Voß.**[1])

Es war in den letzten Augusttagen. . . . Unter einem bleifarbenen, glühenden Himmel zogen wir im heißen Staube der Landstraße dahin: von dem lieblichen Bar-le-Duc fort und gegen Verdun zu. Das Ziel kannten wir nicht, wenigstens wussten wir keinen Namen. Wir wussten nur, welchem Ziel wir entgegenschritten: einem Schlachtfeld.

Schon wieder ein Schlachtfeld! Das wievielste seit einem Monat?

Gluten! — Gluten!

Fahler, dichter Dunst entströmte der verdorrten Scholle, umbraute den Himmel, umwölkte die Sonne, die Morgen für Morgen blutig roth durch den Qualm drang. Es war ein böses Omen. Aber man achtete der Zeichen nicht mehr.

Wäre all das in diesen letzten Wochen vergossene Blut aufgewallt von der Erde, so hätte sich über Frankreich ein purpurfarbener Kaiserhimmel wölben müssen.

Irgend wo da oben, der belgischen Grenze zu, wurde wiederum eine große Schlacht erwartet, eine Entscheidungsschlacht.

Also vorwärts!

Für mich war das Leben seit Wochen zu einem schweren, schwülen Sommernachtstraum geworden; zu einer schrecklichen Fieberphantasie: ich hatte des Furchtbaren bereits mehr erlebt, als mein Gemüth zu ertragen vermochte, so dass ich mich unter einem immerwährenden Alpdruck, in beständiger dumpfer Betäubung befand, darin ich die Wirklichkeit fast als Hallucination empfand. Dieser Zustand feite mich anfangs gegen die Gluten des Tages und die Anstrengungen des Marsches. Auch concentrierte sich mein ganzes Gefühlsleben in dem einen Gedanken: wiederum eine Schlacht! . . . . Nur wer ein Schlachtfeld sah, kann das Grausen begreifen, das sich bei dieser Vorstellung eines jungen Menschen bemächtigt, der in den Krieg gieng, um nach besten Kräften Wunden zu verbinden und Schmerzen zu lindern.

Die Heerstraße, die wir zogen, war gezeichnet! Rechts vom Wege, links vom Wege ermattete Soldaten, zertrümmerte Wagen, gestürzte Pferde. Wir sahen kaum hin. Die Landschaft war öde; es mangelte an Proviant. Wir fühlten kaum, dass wir Hunger hatten. Nur der Durst quälte uns. Wir passierten Dörfer und wollten trinken. Aber die Einwohner hatten, bevor sie entflohen waren, die Brunnen verschüttet; oder sie sollten das Wasser vergiftet haben. Ich erinnere mich, dass an einigen

[1]) Aus „Allerlei Erlebtes“. Stuttgart Adolf Bonz & Comp. 1902. Siehe „Heimgarten“ 1902, Seite 716.

und die Begeisterung des Bechers hält nicht immer so lange an, als dessen Katzenjammer. Nein, gerade deshalb sind unsere lieben Gäste nicht gekommen. Diese Tage müssen einen tieferen Sinn haben als den, der in einem Volksfeste liegt. Der Gesang muss mehr bedeuten als Kunst. Das Lied muss ein klingender Schlüssel sein, der die Herzen öffnet. Vom Liede zur Geselligkeit, von Geselligkeit zur Traulichkeit, von Traulichkeit zur Freundschaft. Manches brüderliche Du wird geschlossen werden zwischen Männern der Donau, der Oder und des Rheins, mancher Bund besiegelt, der fürs Leben festhält.

In den letzten Jahrzehnten erst sind die Deutschen aller Zonen der Einheit ihrer geistigen und seelischen Interessen sich recht bewusst geworden. Nicht bloß Politik und Volkswirtschaft sind die verbindenden Fäden. Es gibt noch andere. So die Kunst, die Literatur. Die Süddeutschen lesen und hören und schauen die Werke norddeutscher Dichter, Sänger und Künstler, und umgekehrt. Es ist kein Vorurtheil mehr gegen ungewohnte Formen, Idiome und Anschauungen, soweit sie deutsch sind; man freut sich immer mehr, die Eigenheiten der Bruderstämme kennen zu lernen; so einigt die Kunst allmählich den Geschmack und die Richtungen des großen Volkes. Und dann das Reisen. Die Norddeutschen ziehen in hellen Scharen und freudigen Sinnes den Alpen zu. Wir und unsere Berge sind ihnen traut geworden wie ihre eigene Heimat. Wenn sie nach energischem Wirken im Beruf einmal Erholung bedürfen, wenn sie einmal frohe, sorglose Tage haben wollen, dann kommen sie zu uns. „Der Aufenthalt bei Euch ist für uns immer ein Sonntag!“ sagte mir einmal ein forscher Franke. Und wir Südostdeutsche reisen nordwärts und können bestätigen, dass unser Vertrautwerden mit den Bewohnern und Einrichtungen der west- und norddeutschen Länder für uns in vielfacher Beziehung geradezu eine Hochschule bedeutet. Ich spreche gar nicht von den großen Dichtern und Denkern dort, denen wir das Haupttheil unserer geistigen Cultur verdanken, ich spreche von den modernen praktischen Vorbildern, die uns zugute kommen. So reichlich lohnt das deutsche Volk uns die treue, jahrhundertelange Wacht an der Osmanengrenze.

Unter solchen Verhältnissen ist unser Sängerfest keine Zusammenkunft lediglich aus Neugierde, zur Ergötzung, zu Sang und Rede, zu Studienzwecken oder Vereinssport — es ist ein Fest treuer Brüder, die sich finden und wiederfinden. Mit dieser Zuversicht sollen die lieben Gäste kommen in unser schönes Land, und mit dieser Gewissheit sollen sie heimkehren in ihr glückliches Reich.

P. Rosegger.

kein Hunger mehr und kein Durst; kein anderer Gedanke mehr als: „Vorwärts! Nur vorwärts!“ . . . Man muss diese Magie an sich selbst empfunden haben, um das große und herrliche „Mit Gott für König und Vaterland!“ ganz begreifen zu können.

Aber es war schwer und wurde immer schwerer, vorwärts zu kommen, dem Kanonendonner entgegen, ihm immer näher und näher. Fliehendes Landvolk, oft mit seiner ganzen fahrenden Habe belastet, drängte uns entgegen, versperrte unseren Weg, Menschen in Verzweiflung, in Todesangst. Und hinter uns drein unser unaufhaltsam vorwärtswogendes Heer. Längst war ein Theil der Massen von der Landstraße abgewichen und stürmte über die Felder dahin. Jeden Augenblick vergrößerte sich der Menschenschwall, wuchs das Getöse, der Wirrwarr, der Drang. Oft bildeten fliehende Franzosen und dem Kampfplatz zueilende Deutsche einen lebendigen Knäuel.

Längst war es nicht mehr der Dunst des heißen Tages, in dem wir wie unter einer grauen Riesenglocke vorwärts drängten, sondern der Pulverdampf einer schrecklichen Schlacht verfinsterte den Tag. Die Traumstimmung, die mich ganz umwoben hielt, wurde immer intensiver und fiebernder. Nichts sah ich, nichts wusste ich in voller Deutlichkeit. Besinne ich mich recht, so führte die Straße zuletzt über eine Art von Hochebene hin, zum Rande eines Höhenzuges, von dem es alsdann in langen Windungen hinabgieng. Vor uns öffnete sich ein weites Thal, das durch ein ungeheures Naturereignis in einen mit wallenden, wirbelnden Dämpfen angefüllten Kessel verwandelt zu sein schien. In dem grauen glühenden Qualm sprühten Funken, zuckten Blitze, lohten Flammen. Es war darin ein unaufhörliches Knittern und Knattern, Prasseln und Rasseln; es war wie ein wildes, entfesseltes Element, das tosend und brüllend Berge zermalmte und die Erde aufriss. Es war die Schlacht!

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Wir befanden uns in der Tiefe und in irgend einem Ort, darin der Kampf gewüthet hatte. Man sagte uns, dass die Schlacht vorüber sei, dass wir auch diese Schlacht gewonnen hätten. Man zeigte uns ein kleines Haus an der Landstraße und sagte uns: in diesem Hause hätten die Verhandlungen über den Sieg bei Sedan stattgefunden; diese Landstraße sei der gefangene Kaiser Napoleon gefahren; und das weiße, weit hinleuchtende Landhaus dort oben auf jenen Höhen, die wir herabgekommen, wäre das Standquartier des Königs von Preußen während der Schlacht gewesen.

Ein Schlachtfeld muss man gesehen haben — beschreiben läst es sich nicht. Man zählt die Verwundeten auf, schildert die brennenden Dörfer, die rauchenden Trümmerhaufen; man schildert den zerstampften,

Brunnen Wachen standen, die uns abhalten sollten, unseren grimmigen Durst zu löschen. Sie musßten bisweilen Gewalt anwenden; denn die Leute stürzten sich auf das Wasser wie Verschmachtende in der Wüste auf die Quellen einer Oase.

Ich glaube, es war am zweiten Tage, nachdem meine Sanitäts-colonne mit den Truppen Bar-le-Duc verlassen, als wir anfiengen Hunger zu leiden. Wir gelangten zu einem einsam gelegenen Gutshof, wo vor kurzem Brot gebacken worden war. Das war ein Jubel! Die frischen Brote wurden nicht requiriert, sondern — nicht immer gegen ehrliche Bezahlung — einfach genommen. Zu einer ordnungsmäßigen Austheilung kam es gar nicht; denn was wollten die wenigen Brotlaibe für so viele besagen?! Es bekam, wer sich nahm. Ich sehe mich noch, wie ich, schwächlich und bläßslich und den Eindruck eines Knaben machend, in einiger Entfernung vom Hause zu Tode ermattet hingesunken war und mit gierigen Augen zuschaute, wie die Großen und Starken aßen. Es musste köstlich schmecken! Plötzlich fühlte ich mich so entkräftet, als wäre ich schwer krank. Dabei keine Hoffnung, von der Tafel der Reichen auch nur einen Brosamen abzubekommen. . . . . . Da wurde an meine Schulter gerührt, eine alte Bäuerin stand neben mir, die mir zuflüsterte: „Viens, pauvre petit!“ Sie gieng durch den Hof zum Haus, wo sie vor einer verschlossenen Thüre, mich erwartend, stehen blieb. Dann öffnete sie, zog mich sich nach und riegelte hinter uns zu. Ich wurde in ein Zimmer geführt, wo sich die Besitzerin des Gutes befand. Diese hatte mich vom Fenster aus beobachtet und durch meine große Jugend, mein blasses Aussehen sich rühren lassen. Die gute Frau fragte mich, ob meine Mutter noch lebte? Und erzählte mir, dass ihr einziger Sohn Soldat und nun in Deutschland gefangen sei. Dann gab sie mir zu essen: kräftige Fleischsuppe und ein köstliches Kaninchen-Ragout! Während ich aß, saß sie mir gegenüber, blickte mich unverwandt an und sagte leise: „Er hat noch eine Mutter! Wenn seine Mutter das wüsste! Wie seine Mutter sich freuen würde!“

Es war dies nicht die erste Gutthat, die ich im Feindesland von Feindeshänden empfieng; und es sollte nicht die letzte sein.

Vorwärts! Vorwärts! Immer das gleiche Bild: eine braune Landschaft mit verlassenen Gehöften, verlassenen Dörfern und auf der Landstraße, von Staubwolken umhüllt, die bunte Schlange der deutschen Truppen sich langsam, schwerfällig dahinwälzend.

Kanonendonner, fern und dumpf, Schlag auf Schlag. Und bei jedem Schlage fuhr ein leises Zittern durch die Erde, als wäre sie ein in Angst und Grauen erbebendes Geschöpf.

Vorwärts! Vorwärts! Die fernen, dumpfen, grollenden Töne wirkten auf die Gemüther wie ein Zaubertrank. Keine Ermattung mehr,

Eine bürgerliche Tragödie dagegen spielte sich in dem Hause ab, darin ich einquartiert lag. . . . . Der Sohn des Hauses hatte sich am Straßenkampf betheiligt, hatte aus dem Hinterhalt auf den Feind geschossen. Er wurde füsiliert.

Aber der Held des Dramas war nicht der gerichtete Jüngling, sondern das betagte Ehepaar. Ich hatte bis dahin nicht gewusst, dass solcher Jammer möglich sei! Wäre es wenigstens ein Jammer mit Thränen und Klagen, mit Ausbrüchen der Verzweiflung gewesen! Aber es war ein Jammer, dem selbst der Seufzer auf den Lippen erstarrt war.

Ohne Wort, ohne Klage thaten sie ihre Arbeit. Die alte Frau stand am Herde und bereitete für die Preußen das Essen; der Mann band im Garten das Spalierobst wieder auf, das gerade herrlich reifte und das durch die Kugeln Schaden gelitten hatte.

Ungefähr am dritten Tage nach der Schlacht wurde ich einem Lazareth beigegeben, welches sich wenige Minuten vor dem vollständig zerstörten und niedergebrannten Bazeilles befand. Es war ein alterthümliches stattliches Schloss, inmitten eines weiten Parkes. Die Bewohner hatten auch hier die Flucht ergriffen, und in die Säle, die Hallen und Gemächer waren die Schwerverwundeten geschafft worden — lauter Bayern, die bei Bazeilles heldenhaft gefochten hatten. Jeder Platz in dem großen Hause war in ein Schmerzenslager verwandelt, jeder Fetzen Stoff musste als Verbandzeug dienen. Es mangelte an Medicamenten. Das Elend war grauenvoll, die aufopfernde Thätigkeit der Ärzte erhaben über jedes Lob.

Die Verwundungen, die in diesem Hause gepflegt werden sollten, waren zum größten Theile so schwerer Art, dass die meisten Leidenden der Tod erlöste. Unter den Bäumen des Parkes war Grube neben Grube gegraben, jede Grube sehr breit und sehr tief, und oft war eines dieser Gräber binnen einer Stunde gefüllt! Wir waren froh, konnten wir einen, der doch nicht mehr zu retten gewesen, endlich hinausschaffen, um den Platz des Todten einem andern zu geben, dem vielleicht noch geholfen werden konnte.

Das Schloss hatte hohe Kellerräume und diese kühlen Gewölbe waren als Amputationssäle eingerichtet worden. Hier leistete ich nach Möglichkeit Hilfe.

Tage und Tage wurde amputiert! Es nahm kein Ende! Ärzte und Gehilfen waren blutüberströmt. Die abgeschnittenen Gliedmassen wurden erst hinausgeschafft und eingegraben, wenn ihrer ein Haufen geworden.

Hier war ich Zeuge einer Amputation, bei der mich alle Fassung verließ. Das vollkommen zersplitterte Bein eines jungen Zuaven musste am Oberschenkel abgenommen werden. Nur mit größter Mühe war der

aufgewühlten Erdboden, der auf Meilen und Meilen ein einziges, blutiges, grauenhaftes Todtenfeld ist — alles Worte, nur Worte!

Lange bevor ich das Gemälde von Stuck: „Der Krieg" kennen lernte, hat mir meine Phantasie diese furchtbarste „Geißel Gottes" in ähnlicher, grauenvoller Gestalt gemalt: auf einem Geisterross über das Schlachtfeld von Sedan trabend, der bluttriefende, entmenschte Genius des Völkermordes.

Zwischen Donchery und Sedan zieht sich der Fluss dahin. Wir lagerten auf der Seite von Donchery auf einer Wiese. Als ich sie hinabschritt und an den Strom gelangte, war die Maas an dieser Stelle über ihre Ufer getreten. Man erzählte sich: die Leichen der Erschossenen und die Cadaver der Pferde hätten oberhalb der Festung im Flusse einen breiten Damm gebildet und dadurch hätte das Wasser sich gestaut.[1]) Man zeigte mir auch die Insel, auf der die französische Armee gefangen gehalten wurde.

Und immerfort wurden Gräber geschaufelt, Todte begraben. Immer noch hörten wir bei Tag und Nacht jene gräslichen Laute, die nicht von irdischen Wesen ausgestoßen schienen, die nie vergessen kann, wer sie vernahm. Es waren die schwer verwundeten Pferde, welche noch nicht hatten getödtet werden können. Mit aufgerissenen Leibern, mit hervorquellenden Gedärmen schleppten sie sich hin und schienen die Menschen anzuschreien, sie möchten ihnen die erlösende Kugel spenden.

Jede Stunde brachte neue Eindrücke, neue Ereignisse, neues Entsetzen. Ein Schlachtfeld ist der rechte Ort, wo des Lebens ganzer Jammer uns anpackt. Meine Pflicht führte mich in die Festung Sedan hinein. Die Gräben halb angefüllt mit fortgeworfenen französischen Waffen, Tornistern, Helmen; in den Straßen Leichname und eine pestilenzialische Luft; die Häuser geschlossen, die Bewohner unsichtbar. Unser Militär verhielt sich wundervoll ruhig und würdig.

Als das französische Heer gefangen nach Deutschland geführt wurde, war ich in dem Vorort Balan stationiert. In ununterbrochener, schier endloser Kette wälzte sich die besiegte Armee vorüber. Die einen apathisch und stumpf, die anderen gleichgiltig und frech, wiederum andere mit hassfunkelnden Augen, wuthentstellten Mienen, Schwüre der Rache und Verwünschungen murmelnd. Aber darunter schritten hoch aufgerichtet gefangene Helden, schritten von der Schmach des Vaterlandes niedergebeugte Tapfere, die nicht wagten, den Blick zu erheben. Manch Einem las ich vom Gesicht ab: „Warum traf uns keine deutsche Kugel mitten ins Herz?!"

Dieser Abzug der besiegten Franzosen aus Sedan war ein historisches Trauerspiel.

---

[1]) In Wahrheit war die Maas von den Franzosen durch einen Damm zum Austreten gebracht worden.

mich einen sehr gräßlichen, einen echt „Vossischen“ Ausgang genommen haben würde .... Wir hatten uns mit unseren Verwundeten auf dem Wege zur Grenze verspätet; eine frühe, naßkalte Herbstnacht brach an, dichte Nebel fielen ein. Wir fanden uns nicht mehr zurecht, kamen von unserem Wege ab und fuhren schließlich in der Irre.

Die Nebel wurden dichter, die Nachtluft feuchter und kälter, unsere armen Verwundeten ächzten und litten heftige Schmerzen. Wir kamen durch kein Dorf, begegneten keinem Menschen.

Endlich, nach stundenlangem Umherirren, stießen wir auf ein kleines Gehöft, das stockdunkel lag und verlassen zu sein schien. Wir pochten und riefen und brachten dadurch nach sehr langer Zeit einen alten Mann und eine alte Frau zum Vorschein. Von diesen Leuten verlangten wir, sie sollen uns auf den rechten Weg weisen.

Sie wüßten den rechten Weg nicht.

Das sei ja nicht möglich, wurde ihnen entgegnet. Sie müßten ihn kennen, sie sollten ihn uns zeigen.

Jedoch: sie wüßten nun einmal den Weg nicht!

Und dabei blieben sie. Wir baten, wir boten Belohnung; jedoch: sie wüßten den Weg nicht! Wir forderten, drohten — sie wußten ihn auch jetzt noch nicht! ..... Ob sie die einzigen Hausbewohner seien? Ja! Ob Mann und Frau? Ja! Ob sonst kein Haus, kein Mensch in der Nähe? Nein!

Wir mußten den Weg wissen. Aber die Leute wollten und wollten uns nicht zurechtweisen.

Sie waren besiegte Franzosen, wir waren siegreiche Deutsche. Sie wollten an der großen, an der ungeheuren Vergeltung, die man an uns üben würde, auch ihren Antheil haben, war er auch noch so winzig.

So blieben sie dabei: sie wüßten den Weg nicht!

Der Officier, der den Transport leitete, verlor die Geduld. Als alles Bitten, Vorstellen und Drohen nichts half, zog er seinen Revolver, hielt die Waffe dem alten Manne vors Gesicht und erklärte: er würde bis zwölf zählen. Wenn sie bis dahin nicht anderen Sinnes geworden, würde er losdrücken.

Noch sehe ich die beiden Leute! Hinfällige Gestalten in groben Arbeitskleidern. Sie standen dicht neben einander an der nächtlichen Landstraße, wie zwei graue Nebelbilder und regten sich nicht. Keine Bewegung thaten sie, kein Wort sprachen sie — auch nicht die Frau. Der Officier begann zu zählen, laut und langsam:

Eins — zwei — drei ....

Noch immer kein Wort, keine Bewegung. Noch immer kein einziges Wort der Frau.

Vier — fünf — sechs ....

Mann zu chloroformieren gewesen; als jedoch die Arterien glücklich unterbunden, der Knochen bloßgelegt war und die Zersägung bereits begonnen hatte, wirkte das Betäubungsmittel nicht mehr. Der Verwundete erwachte, sah, was mit ihm vorgieng, that keinen Laut, erbat sich eine — Cigarre! Und ohne einen Laut zu thun, die Cigarre rauchend, ließ er die Amputation an sich vollziehen.

Abends schickte man mich „zur Erholung“ etwas an die Luft. Ganz nahe beim Schloss, dicht vor Bazeilles, befand sich eine weite Wiese, wo die Schlacht besonders gewüthet hatte. Sie erstreckte sich bis nach Balan hinunter und glich einem einzigen Kirchhof: Grab an Grab, Kreuz neben Kreuz! Es war der wonnevollste Herbstabend, solcher Friede in der Natur, solche Feierlichkeit. An diese Wiesen stießen die Gärten von Balan. Hier blühten Astern und Dahlien, reiften am Spalier Birnen und Äpfel — kaum dass hier eine Blüte geknickt, ein Zweig gebrochen war.

Das waren Contraste!

Nach einiger Zeit wurde ich nach La Moncelle beordert. Dieses liebliche Dorf liegt einige Kilometer von Sedan zwischen Hügeln und Gärten. Verschiedene verlassene Landhäuser waren zu Ambulanzen eingerichtet worden und hier blieb ich wochenlang. Die Sterblichkeit in unserem Lazareth war auch jetzt noch immer so erheblich groß, dass fortgesetzt jene breiten und tiefen Gruben nothwendig waren, die sich so fürchterlich schnell füllten. Wir Wärter waren des Abends derartig von Kräften, dass ich manche Nacht hinsank, wo ich gerade stand, ganz gleich, ob das neben einem Sterbenden oder einem Todten war. Das Wort „Jammer“ verstand man kaum noch: man hatte sich an den Jammer gewöhnt wie an irgend ein Übel. Und das war vielleicht das Schrecklichste.

Von der Ausdehnung des Schlachtfeldes bei Sedan konnte ich mir erst dann einen Begriff machen, als ich die Transportfähigen unter unseren Verwundeten nach einem belgischen Grenzort begleiten half, von wo aus sie mit der Bahn in deutsche Lazarethe geschafft werden sollten. Dieses weite, weite Schlachtfeld von Sedan steht jetzt als ein einziges ungeheures Grabgefilde in meiner Erinnerung. Es schien kein Ende nehmen zu wollen und erfüllte die Phantasie mit den Schreckbildern der dort stattgehabten grimmigen Kämpfe. Glaubte man endlich die Erinnerungsstätten hinter sich zu haben, so sah man immer noch einen neuen Grabhügel sich wölben, stieß man immer noch auf ein einsames Kreuz.

Auf einem dieser Verwundeten-Transporte sollte ich, der ich damals noch keine Ahnung hatte, dass ich jemals in meinem Leben Trauerspiele schreiben würde — und was für blutige: mit Leichenhügeln und Massengräbern! — der Zuschauer eines kleinen Familiendramas sein, das ohne

das Erlebte; und wie ich über alles so recht nachdachte, ward ich mir plötzlich bewusst, dass ich mich nicht mehr jung fühlte, dass ich in diesen Herbstwochen ein anderer Mensch geworden war, ein sehr ernster, sehr trauriger Mensch.

Was ich in jener Nacht gedacht habe, gestaltete sich später zu einem Büchlein, welches ich „Nachtgedanken auf dem Schlachtfelde von Sedan" nannte, und welches fast zu gleicher Zeit mit meinen „Visionen eines deutschen Patrioten" erschien, diesem hyperphantastischen Werke, das zu meinem Kummer in dem neuen großen Deutschen Reich verboten ward, und mit dem ich die mühselige, dornenvolle, an Hoffnungen und — an Enttäuschungen überreiche Laufbahn des Schriftstellers begann.

Niemals zuvor hatte ich mir träumen lassen, in mir könnte ein Schriftsteller stecken — auf den Schlachtfeldern von Sedan wurde er in mir geweckt.

Von Sedan fort zogen wir dann weiter und weiter auf unserer glorreichen Siegesbahn durch Frankreich. Zunächst gieng es bis vor Paris.

Sie konnten zusammen nicht kommen.

Eine tragische Liebesgeschichte mit gutem Ausgang von **Rosegger.**

Der Halter vom Schieberpass sprach im Dorfe beim Kaufmanns-haus zu, nachdem er ins Auslagefenster geguckt hatte, ob auch Kirschbrantwein oder Weichselgeist vorhanden wäre. Er sah so etliche Flaschen, es konnte aber auch Öl sein oder Sauerwasser. Dann trat er ein: „Guten Morgen, Frau Stäuberin!"

„Ja, was willst denn?" Damit stand sie vor dem Jungen in ihrer stattlichen Gestalt. Das lichte Haar hatte sie kranzartig um das Haupt geflochten und der lange, dunkelblaue Kittel rauschte, weil er gestärkt war. — Wenn nur ich auch gestärkt wäre, dachte der Hirte und lugte gegen eine der Flaschen. „Der Wirt braucht einen Sack Reis und ich soll ihn gleich mitnehmen. Zahlen thut er selber."

„Eilt nicht", antwortete sie und ließ ihm das Verlangte in den Korb packen.

„Haben's da auch Tabakpfeifen feil?" fragte der Bote etwas stotternd.

Die Frau zog aus dem Pult eine Lade, da drinnen gab's derlei. Der Junge nahm eine hölzerne Tabakspfeife in die Hand, dann ein Pfeifenrohr, dann ein Taschenmesser, dann einen messingenen Uhrschlüssel,

Gott im Himmel! Noch immer stumm und starr!
Sieben — acht — neun . . . .
Stumm und starr! Stumm und starr!
Zehn . . . .

Da ertrug ich's nicht länger, da fiel ich dem Officier in den Arm. . . . Was ich ihm sagte, weiß ich nicht mehr. Ich weiß nur, dass ich außer mir war, dass der Franzose am Leben blieb, dass wir weiter fuhren: in den Nebel hinein, ohne auf den rechten Weg gewiesen worden zu sein. Als ich mich nach den beiden umschaute, standen sie noch immer dicht nebeneinander, sprachen nicht, regten sich nicht. So entschwanden sie mir im Dunst.

Wir gelangten bald in ein Dorf, wo wir unsere Verwundeten bergen konnten; denn um auf den rechten Weg zu kommen, war es zu spät geworden.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Einige Wochen nach der Schlacht von Sedan kamen aus Deutschland viele Hinterbliebene der gefallenen Officiere, um die theuren Todten aus Frankreichs Boden nach der Heimat zu führen und in deutscher Erde zu bestatten. Mir war der Auftrag, beim Öffnen der Gräber zugegen zu sein und den Leichnam, sobald er zum Vorschein kam und die Luft ihn berührte, mit Arsenik zu bestreuen.

Die Gräber einiger Gefallenen waren bekannt, bei anderen ließ es sich nur muthmaßen. Dann musste gesucht werden. Ich begleitete Eltern, die ihre Söhne, Frauen, die ihre Männer, Brüder, die ihre Brüder suchten.

Bisweilen fanden wir den Gesuchten, bisweilen waren die geliebten Züge noch erkennbar — selten! Gewöhnlich mussten auch die Erkennungszeichen erst gesucht werden: die Farbe des Haares, ein Ring am Finger —

Eines Octobernachmittags gieng ich zum letztenmale über einen Theil des Schlachtfeldes. Es war tiefe Herbststimmung: welke, lautlos von den Zweigen herabsinkende Blätter; welke, vom Frost braun gebrannte Blüten; Nebelgeriesel und die Sonne bereits machtlos, den dichten Dunst zu durchbrechen.

Der Abend brach herein — ein unaussprechlich schwermüthiger, dunkler, sternloser Abend, an dem die Welt alle Hoffnung auf Licht hinter sich zu lassen schien.

Ich gieng durch Balan, an dem Hause vorüber, wo damals jene ärmste Mutter für uns das Essen bereitet, jener Vater die geknickten Zweige seiner Obstbäume aufgebunden hatte. Ich gieng durch das zerstörte Bazeilles und dann über die Wiesen der Maas zu. Ich dachte an

ums Schulgeld, das mein Vater für mich hat springen lassen. Ich selber kann jetzt nit los vom Wirtshaus, jetzt im August ist die beste Zeit und darf man keinen Gast versäumen. Wenn ich ein Weib hätt', alsdann kunnt ich schon weg und alsdann wollt' ich wahrscheinlich nicht weg, weil's daheim im Nest auch schön warm sitzen ist, gelt? Wir wissen's halt allzwei beide, wie das ist verheirater Weis', haben's gleich' Unglück ausgehalten, und dessenthalben sollten wir auch jetzt allzwei beide nach dem gleichen Glück greifen — verstehst? Seit meinem letzten Aufenthalt in Migelbach, wo ich bei Dir den guten Kaffee hab' getrunken, muss ich alleweil dran denken. So ein Weiberl, das guten Kaffee kocht, thät mir halt taugen — und sonst auch. Ist bei der Wirtschaft der Mann, so fehlt's Weib, und Du wirst wahrscheinlich 's Umgekehrt sagen können, gleichwohl ich weiß, wie tüchtig Du seit Deines Alten Absterben haushalten thust. Im Alter hätten wir auch keinen großen Unterschied und jetzt bin ich bei dem guten Rath, Frau Stäuberin, Du sollst mich zum Mann nehmen. Spass und Ernst auch, Du wirst mit mir zufrieden sein. Willst überhaupt, so sag's, in Kleinigkeiten, wo wir etwan nicht gleich sind, werden wir schon gleich werden. Ich beschließe mein Schreiben, bei dem ich eh bin schwitzend worden, und verbleibe Dein aufrichtiger Freund Stefan Mairinger.

Einen halben Laib Emmenthaler Käse und zwei Kilo Sechzehner-Kerzen kannst mir auf Rechnung schicken, mit dem Steinführer."

Mehr als ein Tintenbatzerl unterbrach die Schrift, die Zeilen waren auch etwas ungleich, hier so eng beisammen wie ein zärtliches Ehepaar, dort so weit auseinander, dass man zwischen den Zeilen hätte lesen können, wenn etwas gestanden wäre. Nein, dazwischen steht nichts, der Mairinger sagt's ganz ehrlich heraus, was er will — heiraten will er.

Die Frau Stäuberin hat schon eine zierlichere Schrift und treibt auch nicht Schweinezucht in ihren Briefen. Also antwortete sie ihm sittsam:

„An den hochgebornen Herrn Stefan Mairinger, Latschenwirt auf dem Schieberpass." Wenn einer so hoch auf der Alm daheim ist, da muss man schon „hochgebornen" schreiben! denkt sie und kichert.

„Dein liebes Schreiben nehme ich für Ernst, erstens, weil man mit so wichtigen Sachen keinen Spass treibt, und zweitens, weil es einem Frauenzimmer mit dem Heiraten allemal gleich ernst ist, wenn nur ein Mann halbwegs an die Thür klöpfelt. Wenigstens stehen wir im Ruf, dass wir schier nit derwarten mögen, bis einer kommt — wer den Ruf aufgebracht hat, weiß ich nicht, wir Weibsleute sind überhaupt so, wie uns die Männer herrichten. Das kannst Dir gleich merken, sollst

dann einen blechernen Handspiegel, drehte solche Dinge eine Weile über und über und legte sie wieder in die Lade zurück.

„Haben's da auch einen Weichselgeist?“ fragte er dann langsam.

„Willst was oder nicht?“ fragte die Kaufmannsfrau und fasste die Lade fest an, dass der Inhalt reixelte.

„Hab' eh kein Geld“, antwortete der Halter träge und wandte sich unentschlossen dem Ausgang zu. Als er schon draußen auf dem Antrittsstein stand, kehrte er wieder um und sagte: „Bei der Frau Stäuberin han ih was auszurichten. Von der Alm. Vom Latschenwirt. Er lasst sagen, die Frau sollt' doch bald einmal hinaufkommen zu ihm.“

„So, der Latschenwirt?“ Ihr rundes rothes Gesicht war auf einmal noch viel röther. „Gehst eh gleich wieder zurück?“ fragte sie den Jungen. „Nachher sag' dem Latschenwirt, Du hättest Deine Post ausgerichtet und die Frau Stäuberin hätt' gesagt, er hätt' nach Migelbach nicht weiter, wie sie auf die Alm, und herab gienge es leichter wie hinauf. Hast es gehört?“

„Jo.“ Er stand und starrte drein und rührte sich nicht.

„Was willst denn noch?“

„Der Latschenwirt hat gesagt, ich thät gewiss ein Stamperl Weichselgeist kriegen. Zum Botenlohn. Bei der Frau Stäuberin.“

„Schau Du?“ und ihr Rundgesicht schmunzelte nicht uneben. „Dass mir Deine Post ein Stamperl Weichselgeist wert wäre, meint er? Recht ist's, da, komm' her einmal!“ Sie nahm eine der Flaschen und goss ein winziges Kelchgläschen voll. Der Junge setzte an und trank den rothen Geist wie Wasser und verkutzte sich dabei, dass er ganz blau wurde und die Kaufmannsfrau ihre Hand wohl zehnmal auf seinen Rücken schlug, um ihn wieder zu Athem zu bringen.

Als er am selben Abend oben im Gebirge beim Latschenwirt zusprach, erzählte er, einen Weichselgeist hätte er wohl bekommen und Schläge hätte er auch bekommen.

„Und was hat sie gesagt? Kommt sie einmal herauf?“

„Das weiß ich nit.“

Dachte der Latschenwirt: 's ist wohl allemal am gescheitesten, man gibt dem Buben einen Kreuzer und geht selber.

Nur war es leider, dass er selber nicht gehen konnte, so flink seine Beine auch gewesen wären. Das Gehen hätte ihm viel weniger Mühe gekostet als das Bleiben, und das Sprechen viel weniger als das Schreiben, aber endlich war der Brief doch fertig:

„An die ehrsame Frau Amalia Stäuberin, Kaufmännin in Migelbach.

Vor etlichen Tägen habe ich einen Boten geschickt, der ist nix nutz gewest. Wann mein Brief nit mehr ausrichtet, alsdann thut's mir leid

Die Frau Stäuberin ließ ihr Haus weißeln, die Fensterbalken grün anstreichen und Sonstiges in Stand stellen, damit dem neuen Herrn alles freundlich entgegenschaut. Dem neuen Herrn? Es wäre nicht zu ertragen, wenn sie nicht gleichzeitig die neue Frau über das Latschenwirtshaus werden würde!

Als der Latschenwirt demnächst wieder zu ihr kam, hatte er ein Steirerwäglein bei sich und zwei schwere Hengste drangespannt. Sie wartete ihm Blumenkohl auf — in ihrem Garten stand noch einer; er aß davon mit Mäßigkeit und meinte, von Blumenkohl sei er ein Freund, besonders gern aber esse er Speckknödeln. Dann packte er mancherlei Lebensmittel auf den Wagen und die Frau dazu, und so fuhren sie selbander davon durch das lange Schluchtenthal, hernach durch Wälder und über Almen hinan, am Quarzsteinbruch vorbei bis zum Bergjoch. Dort oben strich ein scharfer Wind, Frau Amalia zog die Tuchjoppe enger zusammen und sagte: „Husch, husch! Das ist ja ein Bärenloch, da heroben!"

„Aber eine schöne Aussicht, gelt? Man sieht sogar die krainerischen Berge."

„Um die geht's mir nicht", antwortete sie, „mir sind schon die steirischen zu viel."

In der Wirtsstube waren Gäste, mit denen die alte Magd nichts anzufangen wusste. Wenn der Mensch gestehen muss, dass er keinen Kellerschlüssel hat, so ist das nicht bloß darum zuwider, weil er dem Durstigen keinen Wein vorsetzen kann, sondern vielmehr wegen des damit bekundeten Mangels an Vertrauen, den eine alte Magd, die redlich durchs Leben gegangen ist, nicht ertragen kann, ohne sich in einem Winkel zu verstecken und zu Tode zu schämen. Die Alte schämte sich nicht zu Tode, sondern durchstöberte das ganze Haus, als ob der Kellerschlüssel bloß verlegt wäre. Welch eine Erleichterung also, als der Wirt kam, und welch ein Schreck, als sie an seiner Seite eine rundliche Frau sah! Der Latschenwirt ließ seiner werten Gastin Hirschbraten mit Preiselbeersauce vorsetzen. Sie aß ein weniges, dann legte sie Messer und Gabel auf den Tisch und sagte: Die Preiselbeeren habe sie sehr gern, aber das Hirschfleisch modere ihr zu stark.

Der Wirt wartete nun, dass sie mit den Gästen, zwei scharf ausgerüstete Hochtouristen waren es, ein paar freundliche Worte wechsele oder sie gar ein bischen bedienen würde. Aber Frau Amalia blieb auf ihrer Bank fest sitzen und that fremd. Er sprach vom ungarischen Wein und vom Flaschenbier, sie sprach von Kaffee, Seife und Schnittwaren. Er sprach vom Wirtsgeschäft auf dem Schieberpass, sie von ihrer Kaufmannschaft zu Migelbach. Ein großes, unerfahrenes Herz hätte meinen müssen, diese zwei Leute passten trefflich zusammen; was er nicht sei,

einmal mit mir nicht zufrieden sein. So, jetzt habe ich schon ja gesagt. Wenn Du ein Weib brauchst und ich einen Mann, da gibt's freilich kein besseres Mittel, als zusammenheiraten. Komm' nur ehzeit herab, dass wir alles ausreden können, und sollten sich derweil ein paar Gäste verlaufen, so musst halt denken, besser die Gäste als die Braut. Käse und Kerzen gehen mit dem Steinführer ab.

Deine aufrichtige Freundin

Amalia Stäubinger."

Als sie den Brief durchgelesen hatte, hieb sie mit der Faust drauf. Ist's gut? Den Mannsbildern darf man keine Verliebtheit zeigen. Nicht einmal, wenn eine vorhanden ist. Wer gern kauft, dem schätzt man die Ware gleich theurer. Ist einmal so. Vielleicht habe ich ohnehin zu viel gesagt, dass er mir's nachher vorwirft, ich hätt' nach ihm geplangt. Zerknittert ist jetzt das Papier auch. Ei was, ich schreib' noch einmal. Sie schrieb den Brief das zweitemal:

„An den Herrn Stefan Mairinger, Latschenwirt auf dem Pass.

Dein Schreiben verstehe ich nicht und wenn Du was willst, so musst schon so gut sein, selber kommen und anfragen.

Amalia Stäubinger."

Das ist besser.

Auf den Stefan Mairinger machten die paar Zeilen gar keinen üblen Eindruck. Recht hat sie. Das Heiraten ist kein Briefwechsel, da muss man selber zusammenkommen.

Beim nächsten Nebeltage, als kein Tourist vermuthet wurde, sperrte er sein Wirtshaus zu, die alte Magd, der er's nicht anvertrauen mochte, schickte er in die Preiselbeeren aus. Er selber gieng ins Thal nach Migelbach.

Sie verabredeten es kurz und nüchtern.

„Über die ersten Dummheiten sind wir hinaus", sagte der Latschenwirt und betrachtete sich den niedlichen, mit Waren vollgepfropften Kaufmannsladen. Sie erkundigte sich nach dem Ertrag des Latschenwirtshauses, und da dachte er, wirtschaftlich ist sie und das ist die Hauptsache. Dann begannen sie Zukunftspläne zu machen, wobei sich aber die Meinungen etwas complicierten, so dass der Mairinger auf seinen Pass hinauf musste, bevor sie fertig werden konnten. Im Latschenwirtshause begann er hernach die Ehekammer, die seit dem Tode seiner Ersten etwas öde und unordentlich geworden war, herzurichten. Schaffte sich ein paar haarige Gemsfelle an als Fußteppich vor den Betten und rothe Fenstervorhänge, damit das kalte Licht, das von den Eisfeldern herabkam, in Rosen getaucht wurde.

Somit war das in allerbester Ordnung und die zwei Briefe, die sich schon am nächsten Tage wieder kreuzten, waren noch kürzer und deutlicher gehalten.

Der von oben: „Das wird wohl nicht geschehen, meine Liebe, dass ich mein Vaterhaus im Stich lass! Da wird wohl das Weib dem Mann folgen müssen. Richt' Dich nur zusamm'n! Dein Stefan."

Und der von unten: „Da werden's mich eher auf den Fraidhof hinaustragen, als wenn ich ins Latschenwirtshaus hinaufgeh'. Willst die Kaufmännin haben, so wird Dir schier nichts anders übrig bleiben, als Kaufmann zu werden. Deine Amalia."

Nach diesem diplomatischen Notenwechsel zwischen dem Schieberpass und Migelbach war es ein Weilchen still. Die Frau Stäuberin hatte schlechte Nächte und sie sann nach, wie der halsstörrige Mann doch herumzukriegen wäre, damit sie mit dem Erlös des Latschenwirtshauses ihre Handlung vergrößern könnte. Vor der Hochzeit, wenn man auch wollte nachgeben, so muss es doch nach der Hochzeit sein, dass ich mir meinen Kopf aufsetze. Und die Mannsbilder, wenn man ihnen nicht folgt, werden gern grob und nachher ist der Teuxel los. Na, das kann eine zuwidere Geschicht' werden.

Da erschien eines schönen Tages der Hirtenknabe wieder im Kaufmannshaus bei der Frau Stäuberin — er hätte was abzugeben, und langte säumig ein Brieflein hin. Dieweilen sie dasselbe las, lugte er wieder auf die Flaschen. Fest überzeugt, dass heute nichts für ihn ausfallen würde, wollte er den Weichselgeist wenigstens von außen ansehen. Mit den Augen kann man die ganze Flasche verschlingen, auch wenn sie einem nicht gehört, und kriegt doch keinen Rausch. Wie sehr war er verwundert, als die Frau Stäuberin ein Gläschen füllte und ihn freundlich einlud: „Geh her da, Bübel, und trink'. Da hast auch ein Zwieback zum Dazubeißen. Lass Dir nur Zeit und trink' aus, ich füll' schon noch einmal nach."

Und was stand denn in dem Brieflein, das sie so froh gemacht hatte? In dem Brieflein standen die paar Zeilen:

„Schätzbare Frau Stäuberin!

Ich hab' mir's überlegt. Es ist das Gescheidere, wir lassen's sein. Dass wir einander nicht ins Unglück bringen. Nix für ungut. Sei so gut, mir einen Zuckerhut und zwei Kilo Kaffee prima Sorte auf Rechnung zu schicken. Mit Achtung Stefan Mairinger."

— —

das sei sie, und umgekehrt. Ein kleines, erfahrenes Weltherz jedoch hätte nach solchen Anzeichen geschlossen, das gehe schief; was er nicht wolle, das wolle sie, und umgekehrt.

Indes freute Frau Amalia sich an dem geordneten Anwesen auf dem Bergjoch, und Herr Stefan rechnete insgeheim aus, welch eine Summe das schöne Kaufmannshaus sammt Geschäft in Migelbach einbringen werde. So kamen sie wohlgemuth auseinander und bei der Heimfahrt, da sie hinter dem Fuhrmann allein saß, konnte die Frau Stäuberin ihren Hochzeitsstaat überlegen — sie denke, ein Rock aus kirschrother Seide, mit schwarzem Sammtbesatz, dazu ein Pariserhütchen, wie es die Frau Kreisrichterin zu Martan trägt.

Einige Tage nach dieser Zusammenkunft kreuzten sich zwei Briefe, der eine gieng thal-, der andere bergwärts. Der erstere war so gestimmt:

„Liebe Mali!

Eigentlich fürchte ich's gar nicht. Du wirst schon in die Wirtschaft taugen, da heroben, Du wirst noch eine prächtige Wirtin werden, wie Du das Zeug hast. Jetzt schaut's freilich noch nicht viel gleich bei mir, aber wenn wir das Kaufmannshaus verkaufen, so bauen wir uns auf dem Sattel ein Fremdenhotel, wo ich schon lang dazu eine Freud gehabt hätt', aber alleweil zu wenig Geld. Das wird ein Geschäft werden im Sommer, wie kein zweites im Land, denn man muss mit dem Fortschritt halten und mein Vater selig hat oft gesagt zu mir: Bub, aus dem Latschenwirtshaus lasst sich was machen. Ich denk', liebe Mali, dass wir bald zum Pfarrer gehen, schreib' wann's Dir recht ist, bin alle Zeit bereit. Richt' nur Deinen Taufschein her und wegen's Katechismus, das G'sätzel von der Ehe wirst eh noch wissen. Ich hab's schier vergessen und muss nachbessern. Dein lieber Stefan."

Der Brief, der diesen kreuzend vom Thal zu Berge gieng, lautete also:

„Lieber Stefan!

Wir haben's letztens nicht recht ausgeredet und wirst eh froh sein, wenn Du vom Windloch da oben einmal befreit bist. Das Latschenwirtshaus geben wir derweil in Pacht, bis wir's gut verkaufen können. Das Migelbacher Geschäft vergrößern wir, mir liegt schon lang die Mehlhandlung im Kopf, vis-a-vis gegenüber von meinem Haus. In Wollstoffen wäre jetzt auch was zu machen. Werden schon zu thun haben allzwei und wird schon gesorgt sein, dass Dir nicht die Zeit lang wird in Migelbach, und mit Deinem guten Kopf lernst Du die Handlung in paar Wochen.

Kannst kommen wann Du willst, dass wir anfangen. Deine Amalia."

Bahnen zu lenken. Kaum hatte er die Regierung der Pfarre ergriffen, als er sich mit der Absicht trug, das unharmonische Geläute der stolzen Pfarrkirche, das weit im Lande vernehmbar war, zu entfernen und durch eines zu ersetzen, welches den reinen Dur-Dreiklang in Es zum Ausdruck bringen sollte. So wurde es mit dem angesehenen Schulmeister des Ortes vereinbart. Für diesen Gedanken wurde in gelegentlichen Unterredungen mit den einflussreicheren Pfarrkindern Stimmung gemacht; derselbe fand auch leicht Anklang, da die Bevölkerung streng religiös gesinnt und der Geistlichkeit in jeder Weise ergeben war.

Nun wurde die Kanzel benützt, um die Wichtigkeit der Sache den Gläubigen darzulegen; bei den Christenlehren wurde der Gedanke weitergesponnen und so die Bevölkerung, insbesondere die Gemeindevorsteher dieser großen Landpfarre gewonnen und opferwillig gestimmt. Es war nicht schwer, die nöthigen Geldmittel durch Sammlungen und Opfergänge aufzutreiben, da die Pfarrgemeinde für Cultuszwecke gern ein Übriges that, besonders zur Verschönerung des geliebten Gotteshauses.

Als die Barmittel vorhanden waren, wurden die vier Glocken der großen Pfarrkirche ohne jede Feierlichkeit vom Thurme genommen und an den Wohnsitz des Glockengießers zum Umschmelzen überführt. Bei der Herabnahme derselben, welche an einem nebeligen Herbsttage zur Zeit der Weinlese erfolgte, versammelten sich zahlreiche Ortsbewohner und auch Bauersleute. Wohl mag da mancher schweren Herzens gedacht haben, dass diese Glocken seinen Eltern zum letzten Gange geläutet, dass sie zu manchem Festtage erklungen haben, der für sein Leben von besonderer Bedeutung war. Die meisten Zuschauer sahen zum erstenmal die Glocken in allernächster Nähe; man hatte sich dieselben immer bedeutend kleiner vorgestellt. Gar lebhaft wurde die Frage ihres Geldwertes besprochen. Ein Bauer wusste zu erzählen, dass sein Urahn noch zu berichten imstande war, wie viele Thaler in diesen Glocken stecken. Nun gieng's ans Erzählen oder besser gesagt, ans Erfinden und Übertreiben.

„Mein Urgroßvater hat in der Gemeinde Rohrbach allein 100 Thaler für die Glocken aufgebracht", berichtete ein altes Bäuerlein. Jeder wusste neue Summen anzuführen. Diese Beträge summierten sich zu ungeheuren Zahlen, weil einer den anderen übertrumpfen wollte.

Im Landvolke ist allgemein der unausrottbare Glaube verbreitet, dass der schöne und helle Ton der Glocken von einer ausgiebigen Silberbeimischung zum Glockengute abhängig sei und die alten Glocken mit außerordentlich vielem Silber legiert seien. Nun tauchte bei dieser Besprechung einer mit der Meinung auf, in den Glocken, welche in der Zukunft den Thurm zieren werden, möchte wohl weniger Silber zu finden sein. Mit dieser hämischen Bemerkung wurde ein neuer Redestrom entfesselt.

Die neuen Glocken.

Ein Bauernbild aus dem Tatschkerland von **Franz Schehl.**

Von dem Hügellande, welches in Steiermark die Wasserscheide zwischen Raab und Mur bildet, streichen trägen Laufes einige wasserarme Bächlein in paralleler Richtung dem Süden zu, um nach kurzem Leben in den Wellen der grünen Mur zu verschwinden, die hier seit Jahrhunderten deutsches und slavisches Volksthum trennt. Große Fruchtbarkeit kann man dieser Gegend nachrühmen und auch ihr Weinreichthum ist nicht ohne Bedeutung, obwohl man der hier gekelterten Bacchusgabe einen gewissen „Lettengeschmack" zugesprochen hat. Die Bevölkerung dieses Landstriches zählt zu den wohlhabendsten des Kronlandes. Die geschilderte Gegend führt im Volksmunde den Namen „Tatschkerland", wahrscheinlich von der volksthümlichen Bezeichnung der hierzulande häufigen Kröte.

Auf einem mäßig hohen, lehmigen Hügel erhebt sich in dieser Gegend ein kleines Örtchen, geziert mit einer Pfarrkirche aus der Zeit Albrechts III. mit dem Zopfe. Köstlich ist die Aussicht, die man von dieser Höhe, besonders von der Spitze des Kirchthurmes genießt. Im Norden streift unser Blick den Schöckel, den Guller, Gösser und Patscher. überragt vom Hochlantsch, dem kegelförmigen Osser und anderen Erhebungen der Fischbacher Alpen. Im Süden schweifen unsere Augen über die Windischen Bühel hinweg weit in die slovenische Steiermark. Sogar Jerusalem kannst Du, freundlicher Leser, von diesem Orte aus ersehen, freilich nicht jenes ferne in Palästina, woher die weltumstaltende christliche Lehre auch in unsere Thäler drang; aber das Jerusalem bei Luttenberg. welches den besten Tropfen Steiermarks credenzt, erschauen Deine neugierigen Augen.

Zu der Zeit des deutsch-französischen Krieges spielte sich in diesem freundlichen, friedlichen Örtchen auch ein Kampf ab, der nicht weltbewegend sich gestaltete, aber doch verdient, der Vergessenheit entrissen zu werden, weil sein Verlauf geeignet ist, in den Charakter unserer Landbevölkerung Einsicht zu nehmen. Schwer lenkbar ist der Sinn der steirischen Landbewohner und von einer einmal gefasßten Idee ist der Bauer schwer abzubringen. Dies soll die nachfolgende, in ihren Grundzügen wahre Erzählung zum Ausdruck bringen.

In dieses Örtchen zog in den Sechzigerjahren des vorigen Jahrhunderts in feierlicher Weise der neue Pfarrer ein, ein kunstsinniger, gebildeter Mann, erfüllt von dem Bestreben, seinen Pfarrkindern in jeder Weise ein Vorbild zu sein, den Sinn derselben in die besten

als der Kirchenpropst, ein reicher Bauer, die Anwesenden aufforderte, dorthin zu ziehen, wo der Herrgott die Hand heraussteckt; er meinte damit das Gasthaus; dort wolle man auch gießen, aber keine Glocken, sondern eines hinter dem Tisch in den durstigen Schlund. Alles war damit einverstanden und trollte sich zum Bäcker.

So vergieng die glockenlose Zeit, und endlich lief das Gerücht durch das Land, die Glocken seien auf dem Wege. Die Osterfeiertage sollten durch das neue Geläute verherrlicht werden. An einem Sonnabende nahten dem Pfarrorte einige Wagen, welche als interessante Fracht die reich mit Blumen und Bändern geschmückten Glocken trugen. Mit Vorspann wurden dieselben den Berg hinauf befördert, und jung und alt erwartete das neue Wunder, das den heimatlichen Thurm zieren sollte.

Mit größter Neugierde und mit anfänglich frommer Scheu wurden die reich verzierten Kunstwerke betrachtet. Man versuchte, die Inschriften zu entziffern, was jedoch nicht gelang, da sie in der lateinischen Kirchensprache abgefasst waren. Allgemein wurde nun der Ansicht Ausdruck gegeben, dass die neuen Glocken bedeutend kleiner seien als jene, welche früher den Kirchthurm zierten. Um der Wahrheit die Ehre zu geben, muss hier festgestellt werden, dass das neue Geläute thatsächlich in geringeren Dimensionen hergestellt worden war, um der musikalischen Festsetzung in Bezug des Dur-Dreiklanges zu entsprechen; der Unterschied in der Größe zwischen den alten und neuen Glocken war jedoch ein unbedeutender, kaum in die Augen springender. Dennoch fand die Ansicht, dass die neuen Glocken Zwerge gegenüber den alten seien und mit den „Riesenglocken", die man fortgeführt hatte, keinen Vergleich aushalten könnten, allgemeine Zustimmung.

Gar bald machte sich der Bauernwitz breit. „Schwer wird es den ‚Glöckerlan' nicht werden, am Gründonnerstag nach Rom zu fliegen und am Charsamstag wieder zurück!" meinte einer der Umstehenden. Damit war ein neues Stichwort gegeben. Von nun an gab es keine Glocken mehr. Es wurde nur mehr von „Glöckerlan" gesprochen. Hohn und Spott ergoss sich über den Glockengießer, bald aber auch über den Pfarrer, der nach ihrer Meinung die Suppe eingebrockt hatte.

„Die kleinste habe man vom Spielfelder Bahnhof weggetragen", höhnte einer. „Nein, von einer Almkuh sei sie fortgenommen worden", meinte der zweite. Damit gieng man auseinander, und bald verbreitete sich die Nachricht von der Ankunft des Geläutes, aber auch die Entstellungen und bissigen Aussprüche in die fernsten Bauernhöfe.

Am Palmsonntag versammelte sich die Geistlichkeit zur Weihe der Glocken. In- und auswendig wurden dieselben mit Weihwasser gewaschen, dann von außen mit Krankenöl, von innen mit Chrisam gesalbt und

Auf die verständige Ansicht eines Ortsbewohners, welcher die Ehrlichkeit des Glockengießers betonte, erwiderte ein Bauernbursche: „Sein Schaden wird dieser Umguss nicht sein.“ „Uns bringt er gewiss keinen Nutzen“, war die boshafte Rede eines anderen. „Möchte gern dabei sein, wenn der Glockengießer die ausgeschmolzenen Thaler im Geheimen überzählt und über die dummen Bauern lacht“, spann ein anderer das Gespräch weiter.

Ein Wort gab das andere; schließlich einigte man sich dahin, dass der Bauer wieder einmal von den „Herrischen“ wie immer übervortheilt sein werde. Mit solchen Geleitworten verschwanden die auf Wagen geladenen Glocken aus den Augen der Missgünstigen.

Lange und stille Wochen giengen ins Land. Vom Thurme der Pfarrkirche erscholl kein Ruf zur Kirche; nur die kleinen Glocken einer Nebenkirche bimmelten zum Gebetläuten und als Einladung zum Gottesdienste. Man gewöhnte sich schließlich auch daran; der Lehrer allein, welcher in der damaligen „Thurm- und Strangperiode“ das Läuten der Glocken zu besorgen hatte, hatte eine heimliche Freude darüber, dass seine Arbeit in etwas für einige Zeit erleichtert worden war.

In den Gasthäusern des Ortes und auf dem Kirchplatze aber wurde an Sonntagen häufig in größtentheils launiger Weise von dem nicht mehr fernen Ereignis der Glockenweihe gesprochen. Man glaubte allgemein, die neuen Glocken werden größeren Kalibers als die alten sein. „Sonst hätte die Sache ja gar keinen Sinn!“ meinte ein besonders Gescheiter. Ein Witzbold erzählte nun, er habe in der Stadt schon die neuen „Bummerer“ gesehen; eine davon sei größer als „die Liesel“ am Schlossberg in Graz. Das wollten nur wenige glauben. „Größer werden sie freilich sein als die alten“, das war die allgemeine Ansicht.

„Wenn nur der Thurm das Läuten mit den großen Glocken aushält“, meinte ein anderer. Er erzählte unter großer Aufmerksamkeit der Umstehenden, dass sich in einem ungarischen Grenzorte der Fall ereignet habe, dass die Glocken wohl im Thurm untergebracht, aber nicht geläutet werden konnten, ohne den Thurm zu gefährden.

„Wird halt ein neuer Thurm gebaut werden müssen, wenn sie im alten nicht Platz finden sollten“, bemerkte rasch der vor seinem Geschäft stehende Lederer Rauch. „Natürlich, weil das umsonst geschieht! Wir Bauern haben schon tief genug in den Sack gegriffen! Hätten sollen früher den Platz ausmessen“, entgegnete erregt ein Steinthaler Bauer.

„Der Bauer greift nur in den Sack, um das Geld einzustecken“, bemerkte launig der Lederermeister und entfesselte damit einen Sturm unter den anwesenden Bauern. Aber bald war alles wieder versöhnt,

sonst stets bedingungslos Heerfolge geleistet hatte. Vergiftete Pfeile flogen durch die Luft und trafen das Herz des Pfarrers, weil er die Anregung gegeben, das Geläute umgießen zu lassen.

Da sang einer:

Der Pfarrer Schwarzenböck
Hat uns're schönen Glocken weg.

Ein anderer wieder höhnte:

Die alten Glock'n flog'n,
Die neugen Glöckerlan sog'n:
Wo hat er die Glock'n hinthan
Der schwarze Mann?

So sang man auf den Straßen und bei geselligen Zusammenkünften. Statt Silber habe man Blei den Glocken beigemischt, darum höre man sie nicht mehr in die Ferne klingen. Die „Herrischen“, insbesondere die Geistlichkeit hätten dabei ihr Geschäft gemacht, ihren Sack gespickt; die alten Glocken wollten sie wieder haben.

Man hörte Spottverse, wie:

Die Glöckerlan wispeln: bim, bam.
Sie sag'n ganz in der G'ham:
Das Silber haben's uns g'stohl'n,
Die Herr'n soll der Teufel hol'n.

Oder:

Willst du die Glöckerlan hörn,
So muaßt recht fleißig losn,
Sie sagn: Das Silber ist weg,
Das rutscht den Herren in die Hosn.

Endlich wurde in allem Ernste verabredet, die Glocken vom Thurm zu werfen und dieselben zu zertrümmern. Der Thurm mußte strenge bewacht werden, und man versuchte es, dem Lehrer den Schlüsselbund zu entreißen und in den Thurm zu dringen. Die Aufregung stieg von Tag zu Tag, von gewissenlosen Hetzern geschürt. Die Behörden wurden aufmerksam; es wurde ein Gendarmerie-Posten in den Ort verlegt. Man wurde nun freilich mit den Äußerungen vorsichtiger, aber die Abneigung gegen die Glocken war geblieben. Noch immer hörte man im vertrauten Kreise auf der Kegelstatt lustige und böswillige Verslein, die ihre Wirkung nicht verfehlten.

Sehr verbreitet waren die mit versteckter Anspielung gesungenen Spottverse:

Die neug'n „Glöckerlan“ kleppern,
Die alten Thaler scheppern,
Früher hab'n's g'summt in der Glocken,
Jetzt thuans im Hosensack hocken.

Alles litt unter diesen Verhältnissen; die Geschäftsleute des Pfarrortes klagten besonders über den Niedergang ihrer Gewerbe, da viele Bauern an Sonntagen ihrer Pfarrkirche untreu wurden und die Nach-

durch angezündetes Rauchwerk von innen beräuchert. Mit der Ablesung des Evangeliums, welches erzählt, dass der Herr im Hause des Lazarus einkehrte und zu Martha sprach: „Eines ist nothwendig", wurde die Feierlichkeit geschlossen. Langsam baumelten die Glocken, an Stricken gezogen, in die Höhe; von kundiger Hand wurden sie am Glockenstuhl befestigt, und nach kurzer Zeit hallten ihre Schläge weit über das Land dahin.

Der Schulmeister probierte am Clavier und constatierte die Übereinstimmung des Geläutes mit der bedungenen Tonart; die Geistlichen, der Lehrer, der Arzt und auch die Kirchenväter lobten den harmonischen Zusammenklang und waren höchst befriedigt.

Anders urtheilte das zahlreich herbeigeeilte Landvolk. Ihm konnte das neue Geläute nicht zusagen, weil der Stachel der Voreingenommenheit schon zu tief im Herzen des Landmannes saß. Der Bauer hatte sich eingeredet, die neuen Glocken seien zu klein; damit war ihr Urtheil gesprochen. Es gieng dahin, man höre sie in den entfernteren Ortschaften nicht; die Knechte und Mägde würden das Gebetläuten überhören und nicht zur rechten Zeit aufstehen; mit Recht würden sie sich damit rechtfertigen, dass sie die „Glöckerlan" nicht hören.

Die Bemerkungen wurden immer böswilliger; man hörte die Glocken auch nicht mehr in der Nähe, nicht einmal am Fuße des Berges, auf dem die Kirche stand, zuletzt auch nicht mehr in dem der Kirche nahe liegenden Wirtshause, wohin man sich schimpfend und lästernd zurückzog. Die Bauern blieben beim Zusammenläuten dort sitzen und sagten, sie hätten keinen Ton gehört. Die ganze Kirchengemeinde schien taub geworden zu sein. Der Lederermeister, welcher den Bauern den Rath gab, ihre langen Ohren besser auszuputzen, wenn sie schwerhörig seien, hätte für diesen anzüglichen Witz trotz seiner Beliebtheit im Gasthause bald Hiebe bekommen. Auch der Lehrer musste böse Worte hören, als er der Meinung Ausdruck gab, es sei ein wahres Glück, dass die Bauern nur taub und nicht auch taubstumm geworden seien, weil sie sonst sich nicht ausschimpfen könnten.

Die allgemeine Missstimmung in der Gemeinde blieb natürlich der Geistlichkeit nicht verborgen. Dieselbe entschloss sich endlich, energisch gegen diesen böswilligen Klatsch aufzutreten und durch Predigten auf das verhetzte und aufgeregte Volk zu wirken. Doch der Erfolg blieb aus. Die Bewohner blieben auch gegen jede Ermahnung und gegen die eindringlichen Darstellungen, welche von dem schönen, harmonischen Geläute handelten, taub. Der Bauernhohn wurde immer schärfer, besonders die Burschen übten ihren Witz an den neuen Glocken.

Nach und nach richteten sich die Spottworte besonders gegen die Geistlichkeit, welche sich sonst der größten Hochachtung erfreute, der man

Ungarn vernehme. Alles Böse, das den Glocken früher angedichtet wurde, verwandelte sich nun in Anerkennung. Im entferntesten Theile der Pfarre vernahm man nun das Geläute der Pfarrkirche. Die Gemeinde war ohne Mithilfe eines Special-Ohrenarztes von der Taubheit geheilt worden, bemerkte boshaft der Lederermeister. Der Bauer hatte eben seinen Willen durchgesetzt und war zufrieden.

Nicht lange darnach läuteten die Glocken zu ungewohnter Stunde. Ihre Stimme verkündigte der betrübten Gemeinde, dass der Pfarrer des Ortes ausgelitten hatte. Er konnte noch die Befriedigung ins Grab mitnehmen, dass alles sich noch durch seine Nachgiebigkeit zum Besten gewendet hatte.

Feuer!

Eine Geschichte aus Alt-Graz von **Hans Malser.**

Aeltere Bewohner der Sackstraße in Graz dürften sich noch an die Frau Zöllner erinnern. Sie wohnte in einem der murseitigen Häuser, die jetzt abgetragen sind, um dem prächtigen Murkai Platz zu machen, so dass über der Stelle, auf der sich unsere Geschichte zugetragen hat, jetzt die elektrische Bahn geht. Diese Frau war die Witwe eines Zollbeamten, weshalb sie die Zöllner oder auch Zöllnerin genannt wurde. Sie war noch bedenklich jung, so dass auf ihren Zetteln an dem Hausthore beim „soliden Zimmerherrn“, der gesucht wurde, das Wort solid doppelt unterstrichen sein musste.

Ein Stadtschreiber war es, der sich solide genug fühlte, um bei Frau Zöllner als Zimmerherr petitionieren zu können. Nun aber der Zimmerherr vorhanden war, fehlte eigentlich das Zimmer. Zwar waren deren zwei da, eines als Seitencabinet, in welches man nur durch die Wohnstube der Frau Zöllner gelangen konnte, und eines hoch oben als Dachkammer. Das erstere konnte nicht in Betracht kommen, der Schreiber gestand, er käme manchmal erst spät in der Nacht heim und müsse also seinen besonderen Eingang haben.

„Aber junger Herr! Spät in der Nacht heimkommen soll man eben nicht!“ bemerkte die Frau mit mütterlicher Besorgnis. „Früh zu Bett und morgens früh aufstehen, ich sehe darauf und nehme nur solide Zimmerherren. Wenn Sie aber das Dachzimmer haben wollen, es ist auch recht nett, ganz passend für —“

„Für unsolide Zimmerherren, nicht wahr?“

„Mein Gott, bei jungen Leuten muss man ja immer ein Auge zudrücken.“

barspfarren aufsuchten. Ein bisher nie gekannter Geist der Widerspenstigkeit hatte die Bevölkerung ergriffen und erstreckte sich bis auf die Schuljugend herab.

Am meisten zu bedauern war in diesem Kampfe der würdige Pfarrer, der es jederzeit gut mit der Bevölkerung meinte, an Bildung und ruhigem Auftreten viele seines Standes überragte. Ihm hatte sein Schönheitssinn einen argen Streich gespielt. Es war nur Undank und Hass, welche er für seine Liebe zur Kunst erntete. Ein schweres Magen- und Leberleiden arbeitete an seinem Untergange. Er sah sein Ende herannahen und hatte nur noch einen Wunsch, die Bevölkerung von seiner guten Absicht zu überzeugen, sie endlich mit seinem Werke auszusöhnen. Der Wunsch der Bauern gipfelte in dem Verlangen nach einer möglichst großen Glocke. Vorsichtig wurde nun über Wunsch des kranken Pfarrers den Bauern zu verstehen gegeben, dass sie bei gutem Willen auch in den Besitz einer größeren Glocke als Zuthat zu dem vorhandenen Geläute gelangen könnten.

Die Bauern bissen gern und leicht an, der Köder war zu schmackhaft. Sie konnten ihren Willen durchsetzen, wenn auch nicht vollständig. Für eine große Glocke hätten sie noch einige Sparpfennige übrig, meinten die Bauern. Nachdem so die Idee einer Ergänzung des vorhandenen Geläutes durch eine neue große Glocke in der Bevölkerung günstige Aufnahme gefunden und Befriedigung erregt hatte, trat die Geistlichkeit der Sache näher. Sammlungen wurden veranstaltet, Opfergänge in der Kirche wurden eingeleitet. Die flotten Märsche der Musik am Kirchenchor setzten Bauer und Bäuerin, Burschen und Mädchen in Bewegung; am Altare sah man manchen Silberthaler in die Opfertasse sinken und das Resultat war ein überraschendes. Es war nun genug Geld vorhanden, um ein tiefes B dem Geläute einzuverleiben. Die größte Glocke möge man gießen lassen, die im Thurme Platz finden aber auch geläutet werden könne, verlangte die Volkesstimme, die nach dem Sprichworte Gottesstimme ist. Rüstig wurde an die Sache gegangen. Das Geld war da und der Glockengießer hatte wieder Arbeit.

Zwei Jahre waren vergangen, bis die neue Glocke ihren Einzug gehalten. Nun wiederholten sich die Feierlichkeiten bei der Einholung der neuesten Glocke. Den Leuten wurde eingeredet, dass diese weitaus die größte in der Umgebung sein und die ehemalige große Glocke tief in Schatten stellen werde. Es wurde geglaubt. — Die Größe der neuen „Bummerin" nahm täglich im Munde der befriedigten Leute zu und fieng schon an, mit der berühmten Seckauer Glocke zu concurrieren, welche der Sage nach auf Verlangen eines türkischen Paschas in Ungarn vom Thurme herabgenommen und auf einem niederen Glockenstuhle aufgehängt wurde, damit man den Klang derselben nicht tief hinein nach

steigt. Alles dunkel, auch beim „Königstiger“ schläft man. — Bum! — Sapperlot, fünfmal! Also in der inneren Stadt. Das ist nahe. Gottlob, dass kein Wind geht. Vor hundert Jahren, oder wann, soll ja der ganze Sack niedergebrannt sein. Er beugt sich zum Fenster hinaus um zu horchen. Nebst dem Rauschen der Mur ist verworrener Lärm, er weiß nicht recht von welcher Seite her. Über die Dächer herüber vernimmt er das Rollen der durch die Sackstraße fahrenden Wagen und siehe, einer der Schornsteine ist von derselben Seite her glutroth beleuchtet. Also Feuer in der Sackstraße. Auf dem nahen Schlossberge schlägt die Feuerglocke an, zuerst in zehn Schlägen, dann in zwölf, in fünfzehn, in zwanzig Schlägen, zum Zeichen, dass das Feuer wächst. Nun Menschenstimmen, lärmende, kreischende. Ein dumpfes Gepolter von unten herauf, ein Prasseln und Knattern, als würden Späne gebrochen. Es brennt im Hause!

Julius zieht rasch die Kleider an, natürlich das Beinkleid verkehrt und die Stiefel verwechselt. Den Rock, den Hut und zur Thür. Diese ist abgesperrt. Er will den Schlüssel umdrehen, der steckt nicht, die Thür ist von außen abgesperrt. „Frau Zöllner! Frau Zöllner!“ schreit er. Was? Es scheint, sie will ihren Zimmerherrn gut aufbewahrt wissen, die Bettel! Er rüttelt an der Klinke. Diese bricht entzwei, bleibt ihm in der Hand; er schleudert sie wüthend an die Thür, sie schnellt zurück und ihm ans Bein. Nun stößt er dieses an die Thür mit aller Wucht, sie gibt nicht nach. Das Zimmer hellt sich von dem Reflex, den draußen die grellbeleuchteten Schornsteine und der über die Dachgiebel herüberwirbelnde Rauch hereinwerfen. Die Glocke am Schlossberg gibt fünfundzwanzig Schläge. Das Blasen der heranrollenden Feuerwehr wird vernehmbar — je zwei schrille, langgezogene Töne. Das Brausen und Knattern wächst an. Julius glaubt zu merken, dass zwischen den Fugen seines Fußbodens Rauch heraufkommt. Er hebt den Strohsessel und schleudert ihn an die Thür — sie bleibt fest. Er springt aufs Fenster und starrt in die Tiefe. Vor ihm das steilabfallende Ziegeldach, dessen Rand in die Luft hinausgeht. Wer da hinabrutscht, fällt wohl ein Dutzend Klafter tief in die Mur. Er beginnt wieder zu schreien. Jenseits der Mur stehen einige Häuser schon in der Feuerröthe, von den Flammen, die hinter den Dachgiebeln der Sackstraße sicher schon thurmhoch aufsteigen. Im Gasthause „zum Königstiger“ beginnen sich die Fenster zu beleuchten, die Leute sind aufgewacht und betrachten wohl die Feuersbrunst, die sie weit schöner sehen, als er in der Dachkammer, mitten drin stehend, fast wie Daniel im Feuerofen. Und der vermöge des Dachbaues doch nichts sieht, als den an seinem Fenster vorüberwirbelnden Rauch mit den Funken. Die Kellnerin Stanzi dort drüben, wenn sie wüsste, in welcher Gefahr er ist! Es denkt ja kein Mensch

„Gut, Frau, wenn Sie eines zudrücken, so nehme ich die Dachkammer.“

Denn erstens war diese billig — sammt Einrichtung und Bedienung fünf Gulden monatlich. Zweitens hatte sie eine prächtige Aussicht auf die Mur, auf den Plabutsch und auf das Gasthaus „zum Königstiger“ gegenüber. Der Schreiber mietete sich also das Dachzimmer bei Frau Zöllner und war sein eigener Herr. Allein die Quartiergeberin fand, dass es nicht gut sei, wenn der junge hübsche Bursche sein eigener Herr ist. Die Regelmäßigkeit seiner abendlichen Heimkehr war nicht sehr groß, und mehrmals glaubte sie zu bemerken, dass er noch in der tiefen Nacht aufstünde und auf die Gasse gienge. Der Schreiber war nämlich, wie er gerne gestand, ein Freund vom lieben Mond, und den konnte man vom Dachzimmerfenster aus nicht recht sehen, er beleuchtete zwar die Häuserreihe jenseits der Mur, besonders den „Königstiger“, wo im Garten noch spät nachts lustige Kameraden zechten. Aber das sei zu wenig, vom lieben Mond wolle man mehr haben. Frau Zöllner erfüllten solche Wahrnehmungen mit Kummer, und sie sagte einmal zu ihm: Ein Mensch, der so mondsehnsüchtig ist, müsse ein Anliegen haben. Wenn er ein Anliegen habe, so möchte er doch zu ihr kommen, ihre Thür stehe ihm allzeit offen, weil sie sich verpflichtet fühle, Mutterpflicht an ihm zu vertreten. Sie sei verantwortlich für ihren Zimmerherrn und müsse ihn behüten.

Da gab's eine Nacht — es war eine mondlose — dass Julius, der Schreiber, in seinem Bette lag und schlief. Schlief so sanft und süß, als ein junges, argloses Blut nur schlafen kann. Stille, friedliche Nacht. — — Bum! war plötzlich ein gewaltiger Knall. Die Zimmerwände schütterten, von der Decke rieselte Mörtel. Julius war erschrocken aufgefahren. Ein Kanonenschuss auf dem Schlossberg. Feuer! Wo kann es brennen? Der eine Schuss deutet auf die weitere Umgebung der Stadt. Dass man einer Heuhütte in Gösting oder auf der Andritz wegen die ganze Stadt Graz aus dem Schlafe schreckt! — — Ein Blitz — ah! Bum! Doch näher! Der zweite Krach zeigt, dachte der Schreiber, ein Feuer in der Graben- oder Geidorfervorstadt an. Die armen Leute, die so schauerlich aufgeschreckt werden, und es brennt in ihrem eigenen Hause! Was wird für eine Noth sein in diesem Augenblick. — Blitz, Bum! — Der dritte Schuss gilt der Vorstadt Jakomini. Gott, wenn der Mensch so vom Unglück überrascht wird, schlaftrunken rafft er das nächstbeste Gewand zusammen, stürzt zur Thür hinaus und im Vorraum lodert vielleicht die Glut. Er ist eingeschlossen in Qualm und Flammen, reißt das Fenster auf, will hinabspringen. So dachte der Schreiber und rückte sich im Bette zurecht. — Bum! Vierter Knall! Dann ist's da drüben in der Murvorstadt. Julius steht auf und öffnet das Fenster. Er schaut hinaus, ob nicht irgendwo die Röthe auf-

Flußwächter, dem Hausknecht und dem Oberkellner vom „Königstiger“. Die Stanzi musste es schon in der Übung gehabt haben, mit einem guten Glase nach jenem Dachfenster hinüberzugucken; sie that's sofort, als dort das Feuer ausgebrochen war, und sie sah es, wie der Julius über das Dach kletterte und niederstieg zum Wasser. Und wie sie ahnte, dass kein Ausweg für ihn war — nun, da hatte sie die Expedition veranstaltet. Als der Kahn herankam und nirgends anlegen konnte, that der Bursche einen flinken Sprung von seinem Balken, die Stanzi gab die Fackel hin und breitete die Arme aus, damit er nicht so hart sollte anprallen. Er traf's ganz genau und dann sind sie sachte hinübergerudert „zum Königstiger“.

Die Schläge der Feuerglocke hatten sich vermindert, man zählte fünfzehn, dreizehn, zehn, sechs — und dann hörten sie auf. Das Feuer war bezwungen. Auf den Dächern wurde es wieder dunkel, in den Fenstern glühte es noch lange, endlich erblindeten auch sie, und als der Tag aufgieng, stieg aus einigen Höhlungen und einem zerstörten Dachgiebel träger Rauch auf.

Jetzt müssen wir uns aber doch auch nach der armen Frau Zöllner umsehen, die ihre Schätze zwar gut aufzubewahren, aber nicht zu versichern verstand. Wie mag sie selber aus dem Brande hervorgegangen sein? Als Frau Zöllner, durch die Kanonenschüsse aus dem Schlafe geschreckt, gewahrte, dass im Erdgeschosse die Fettwarenhandlung brannte, erhob sie natürlich das Klagegeschrei, warf anstatt die Kleider ihre Bettdecken über, warf die Matratzen, die Sessel, die Waschbecken, die Lampen zum Fenster hinab auf die Gasse, wo die Sachen den Leuten an den Kopf flogen. Dann suchte sie in den Kästen ihre Schmuckgegenstände, ohne sie zu finden. Auf die Gasse stürzte sie, den Bettdeckenzipf hinter sich herzerrend, suchte sie nach Dienstmännern, dass solche ins Haus eilten und die Schränke, Bilder, Tische und andere Möbel hinausschafften. Als das Stiegenhaus schon voll Rauch und Funken war, wollte sie noch das Sofa heraushaben und das Spinett. Die Männer erklärten, nicht mehr in die Wohnung zu wollen, die Frau schrie wie wahnsinnig, das grüne Sofa müsse sie noch haben, bis ihr die zu den Fenstern hervorbrechenden Flammen Antwort gaben. Da fiel ihr das Dachzimmer ein, auch dort habe sie noch Möbel. Keine Möglichkeit, die Stiegen stehen lichterloh im Feuer. Sie bejammerte das Bett, den Kasten im Dachzimmer — plötzlich war sie still und tastete nach ihrem Kopf. Der Zimmerherr! Ach, der wird längst auf der Gasse sein, der braucht ja nur auf- und davonzugehen, hat nichts zu verlieren. Auf und davon?! Sie stöhnte. Es war ihr eingefallen, dass sie spät abends an die Dachkammerthür geschlichen ist, dort gehorcht, ihn schnarchen gehört, und dann leise den Schlüssel umgedreht hatte.

an den armen Eingeschlossenen in der Dachkammer und es hört ihn niemand in dem Lärm, der allenthalben tobt, nur übertönt von den grellen Schlägen der Feuerglocke, die dreißigmal und öfter anschlägt — weil die Feuersgefahr im Steigen ist.

Das Zimmer hat sich mit Rauch gefüllt. Wenn die Thür jetzt auch aufgienge, es wäre zu spät. Sie geht ja ohnehin nicht auf und der arme Junge versucht es mit dem Klettern. Er steigt zum Fenster hinaus aufs Dach, reißt einen Ziegel los, um damit andere in Scherben zu schlagen, dadurch ein Loch in den Dachraum zu schaffen. Aber als das Loch offen ist, wirbelt stickender Qualm hervor. Ungeachtet dessen, in der einen Lücke auf den Latten hockend, schlägt er mehrere andere Löcher, um sich so hinüberzuwinden gegen einen Holzverschlag.

Zu jener Zeit waren an den Häusern murseitig noch gewisse Holzverschläge und Holzschachte, die vom Dache senkrecht an den Wänden bis in die Mur hinabliefen. Ein solcher Schacht war gerade in der Reparatur, so dass einiges Gebälke und Gerüste hervorstand. Den erreichte Julius mit seinem katzenfindigen Klettern und an ihm stieg er niederwärts. Er zerriss sich dabei das Beinkleid und zerschund sich die Hände, war aber schon wohlgemuth, weil er die Rettung sah. Endlich am untersten Balken stehend hatte er die Wahl, auf demselben einstweilen stehen zu bleiben oder ins Wasser zu springen. Er blieb stehen, mit dem Wasser war's immer noch früh genug, falls das Feuer nahe käme. Jetzt sah er die ersten Flammen, sie schlugen oben in der Wohnung seiner Zimmervermietherin zum Fenster heraus. Die Scheiben waren herabgeklingelt und lustig brüllend freute sich das Feuer des Sieges. Auf den Dächern plätscherte das Wasser der Feuerspritzen und ein Guss kam hernieder auf unseren Flüchtling. Ganz hell war es geworden und in der Mur züngelten die feurigen Schlangen des Wiederscheins. Hoch über dem Dache loderte die Flamme, ringend mit den zischenden Wasserstrahlen. Weiter hin auf den Dächern kletterten Feuerwehrmänner mit Schläuchen, jetzt auf dem First wie frei in Lüften stehend, jetzt von Rauch umqualmt. Und auch aus Julius Dachfenster sprühte die Feuergarbe. Ziegel, brennende Balken stürzten herab und Julius merkte, dass seines Bleibens auf diesem Stande nicht mehr lange sein könne. Niemand gewahrte seinen Hilferuf, keine Strickleiter kam herab; so stieg er ganz hinaus, um in Gottesnamen sich der rauschenden Mur anzuvertrauen.

Da vernahm er von drüben her Pfiffe. Ein Kahn glitt herüber vom anderen Ufer, gerade gegen ihn her. Drei Männer ruderten heftig und ein Frauenzimmer, das die Fackel schwang, rief klingend hell: „Wir kommen schon, Julius! Halt' Dich fest!"

Und es war das Rettungsschiff, das die Stanzi vom „Königstiger" rasch ausgerüstet hatte. Die Mannschaft bestand aus dem städtischen

einmal todtgestoßen worden wären. Aber sie fürchtete das Kopfweh, blieb nur sitzen und wimmerte in sich hinein.

Endlich kam der Amtsdiener herangeschlürfelt, schnauzte sie an und jetzt solle sie eintreten. In der Kanzlei saßen mehrere Beamte, ohne weiter aufzuschauen. Einer fragte, was sie wünsche. Eine Todesanzeige? Das sei im Nebenzimmer. Und im Nebenzimmer am Schreibtisch saß — ihr Zimmerherr Julius Trachasz. Als er sie sah, warf er die Feder weg, sprang auf: „Was steht zu Diensten?"

Sie stieß einen Schrei aus und wollte ihm um den Hals fallen. Er schob sie von sich.

„Ich glaube, Frau Zöllner, sie kommen, mir meinen Tod zu melden. Weil ich in der vorigen Nacht verbrannt bin. Aber wie so wissen Sie denn das so genau? Weil Sie mich eingesperrt haben, nicht wahr?"

„Ach, verzeihen Sie mir doch, liebster Herr Julius!"

„Frau Zöllner! Als Sie mich aufgenommen auf Ihr Dachzimmer, habe ich versichern müssen, dass ich Ihnen nichts schuldig bleiben würde. Das werde ich auch nicht. Zahn um Zahn — Schloss um Schloss! Ich werde Sie nun auch einsperren!"

Eine so rasche Wendung machte sie, dass der Mantel flatterte, dann stob sie zur Thür hinaus.

Herr Julius ist ihr nachgelaufen. Auf einem Flecke blieb er stehen, stemmte die Arme in die Seiten und lachte laut. — Wo der Schreiber von dieser Zeit an, da er Abbrandler geworden — sich einlogiert hatte, ist nicht genau sicher zu stellen. Man weiß nur, dass er noch öfter als früher beim „Königstiger" aus- und eingieng. Ein paar Monate später wird's wieder helle. Der Amtsschreiber Julius Trachasz bezog mit seiner jungen Frau eine einfache, aber recht gemüthliche Wohnung in der Jakominigasse. Und auch dort brannte es. — Das Feuer am eigenen Herde.

Klagen und Hoffen.

Gedichte von Th. A. Fischer.

Der verlorene Reim.

Wenn die Stadt mich umpfeift und umzischt und umsaust,
Vom Hammer umstampft und vom Dampfe umbraust,
Gezerrt von der Eile, geplagt vom Genuss —
Wie kommt es, dass fernhin ich lauschen muss?
Ich habe den Reim verloren!

Wohl hör' ich ein Wort wie aus Wiese und Wald,
Wo auf stiller Straße ein Posthorn schallt,
Wo der Brunnen sprudelt im Mondenschein
Und das Mägdlein huscht zum Stelldichein:
Ich habe den Reim verloren!

Gerade zur Zeit, als ihr das nun alles klar wurde, stürzte der Dachstuhl ein und aus dem Dachzimmer waberte die Lohe auf.

Jetzt war Frau Zöllner betäubt. Auf dem Eckstein des Pichler'schen Hauses, dessen Ecke in die Gasse hereinstand, kauerte sie nieder. Ein Geist flüsterte ihr etwas zu, sie hörte ihn kaum, eine Ohnmacht drohte, da kam's ihr bei: Fest sein jetzt! Nichts verrathen! — Sie wurde in das Haus gebracht, mit Kleidern versehen und mit einer warmen Suppe gelabt. Dann konnte sie nicht mehr an sich halten, sie habe Angst um ihren Zimmerherrn, ob ihn niemand gesehen hätte? Die wenigen Leute der Nachbarschaft, denen der kleine Schreiber bekannt war, wussten nichts von ihm. Der junge Mensch habe einen festen Schlaf, meinte Frau Zöllner, sie fürchte, er könne im Dachzimmer oder bei der Flucht über die Stiege verunglückt sein.

Das müsse sie anzeigen bei der Behörde, wurde ihr gesagt. Bald war es laut durch die ganze von Neugierigen wogende Sackstraße, auch ein Mensch sei verbrannt! Um so grauenhafter sah sich die Brandstätte an, aus deren Feuerpfuhl der rothe Rauch aufstieg. Nach Vermögen und Werten wird nicht viel gefragt, aber ein Mensch verunglückt, da kümmert sich alles, er ist das Eigenthum aller und in dem Augenblick, wo ein Mensch mit zugrunde geht, wird das Unglück für jeden eine persönliche Angelegenheit. Man redete erregt durcheinander. Es hätte ja niemand denken können, dass hoch oben im Dache jemand schlafe! Frau Zöllner, wenn's eine Mietpartei von ihr gewesen, hätte müssen aufmerksam machen, er hätte gewiss können gerettet werden. Mein Gott, im Schreck und eigener Gefahr könne man halt nicht an alles denken, entschuldigten andere. — Nein nein, an einen Menschen müsse man schon denken! Sie habe sich doch sonst immer als seine Beschützerin und Freundin ausgespielt. Das sei auch eine, die nur das Geld einstecke und sich weiter um Hausgenossen nicht kümmere.

Frau Zöllner hörte solche Reden, hastig huschte sie vorüber und das Sonnenlicht war ihr arg zuwider, weil sie vor aller Augen wie auf den Pranger gestellt war — so kam es ihr vor. Nicht über den Hauptwachplatz wollte sie gehen; durch das Hafnergässchen, dann hinter der Franziskanerkirche durch die Neue Welt huschte sie dem Rathhause zu, um den Tod ihres Zimmerherrn Julius Trachasz zu melden. Von einer Kanzlei in die andere wurde sie gewiesen. In einem dunklen Vorzimmer hatte sie zu warten, ziemlich lange. Bei diesem Warten begann sie zu weinen. — Der arme junge Mensch, wie er aufgewacht sein mochte, das wilde Feuer in nächster Nähe und der Ausgang verschlossen! So schrecklich sterben müssen! Und eine solche Schuld! Wer wird sie von dieser fürchterlichen Schuld befreien! — Am liebsten hätte sie ihren Kopf an die Wand gestoßen, so heftig, dass alle Gedanken und Erinnerungen auf

Vöglein spricht:

Pib, pib!
Hast du mich lieb?
So will ich dir ein Nestlein weben
Aus weichem Flaum,
Drin wie im Traum
Sich singen soll dein süßes Leben!

Pib, pib!
Hast du mich lieb?
Doch nicht im Rauch von tausend Essen,
Der Sonnenluft
Und blauen Duft
Der Waldesferne macht vergessen:

Pib, pib!
Hast du mich lieb?
Ich bau' dein Nest in hohen Buchen,
Du Sonnenkind!
Dort singt der Wind;
Nichts Niedriges soll dort uns suchen!

Pib, pib!
Hast du mich lieb?
Ich zeig' das helle Bächlein dir zum Tranke
Und schlichte Kost;
Und kommt der Frost
Und zieht nach Süden uns Herz und Gedanke:

Pib, pib!
Hast du mich lieb?
So flüchten wir mit tausend unsrer Lieben
Den alten Weg,
Den weisen Weg,
Den ew'ge Liebe uns ins Herz geschrieben!

Pib, pib!
Hast du mich lieb?
Dann, Hunger, bleib' zu Haus, und Schmerz, und Klage!
Den Flügeln trau'!
Des Nordens Grau
Wird wandeln sich in Licht und goldne Tage!

Der deutsche Ritterorden und die Marienburg.

Von **Leopold v. Beckh-Widmanstetter.**

Wohl haben die hohen kahlen Schornsteinhälse der Fabriken die zinnenbekränzten und epheuumrankten Thürme der mittelalterlichen Burgen als Wahrzeichen eines Landschaftsbildes abgelöst. In reichen Überlieferungen leben letztere und voraussichtlich noch geraume Zeit fort. Ja, sogar ihr körperliches Dasein wird dort und da nicht allein kärglich gefristet, manchmal unter großem Aufwande wieder hergestellt. Solche Sorge wurde in den letzten Decennien schon manchem ehrwürdigen Denkmale der Vergangenheit zutheil, bei dessen Anblick der Beschauer unter dem Schauer des Bewunderns oder auch Grauens, sich in das Leben und Denken einer fernen, aber doch nicht allzufernen Zeit versenken kann. Gönnen wir darum neben uns dem Alten neidlos den bescheidenen Raum. Seien sie uns Zeugen der Wandlung, welche die Völker durchlebten, Mahner an die Vergänglichkeit alles Daseins. Umsonst haben die Bewohner jener kräftigen Bauten nicht gelebt, und auch wir sind bestrebt, uns möglichster Erhaltung der Culturdenkmäler unserer Zeit zu versichern, damit auch wir etwas an unsere Enkel vererben können.

In diesen Tagen am 5. und 6. Juni wurde in Deutschland, und zwar in Ostpreußen das Weihefest der Wiederherstellung einer solchen Burg, der Marienburg mitten in der Provinz Preußen gefeiert. Und o hört! Fünf Millionen Mark haben die nüchternen

Sonst ist man gewandert mit fröhlichem Sang
Und ruhte am Wege und freut' sich am Klang
Der emsigen Sense, und scherzend dabei
Webt Bilder ins Büchlein das fleißige Blei!
Jetzt hab' ich den Reim verloren!

Heut' sausen die Jungen gekrümmt auf dem Rad,
Wie Affen sich plagend, die Stirn wie im Bad,
Kein Athem zur Rede, kein Athem zum Lied,
Ein Auge, das Wolken und Vögel nicht sieht:
Ich habe den Reim verloren!

Wo ist der Altar mit dem heiligen Brand?
Der betende Aufblick? Der Kranz in der Hand
Für Reinheit, Gesundheit, für weibliche Zucht,
Seit das Faule ward Schönheit, zernagt ward die Frucht?
Ich habe den Reim verloren!

Veraltet sind Goethe und Schiller zumeist,
Mitleidiges Lächeln weckt Körner und Kleist.
Ideal und die Schönheit sind weiter nichts nutz,
Man sucht das Reale in Elend und Schmutz:
Ich habe den Reim verloren!

Und statt Iphigenien und Gretchen im Faust,
Statt Käthchen und Dorothea — mir graust!
Was sonst als anmuthig, naiv uns entzückt,
Ward e i n Viertel blutarm, d r e i Viertel verrückt!
Ich habe den Reim verloren!

Komm', gib mir das Buch, drin die Nachtigall singt,
Drin der Flieder erduftet, das Flötenspiel klingt,
Drin das Leid nur als Echo der Lust uns erschallt
Und das Herz uns bewegt in süßer Gewalt!
Ich habe den Reim verloren!

Ach, die Sichel ist zerbrochen!

Ach, die Sichel ist zerbrochen!
Was der Acker freundlich trug,
Was die rauhe Hand erworben,
Ist nun lange nicht genug!

Ach, die Sichel ist zerbrochen!
Von des Pflügers saurem Schweiß,
Von zufried'nem Dankesstammeln
Hört man nur noch sagenweis'.

Ach, die Sichel ist zerbrochen!
Und der Schnitter frohes Lied
Vor dem Lärmen der Maschinen
Mit der Lerche geht und flieht!

Ach, die Sichel ist zerbrochen!
Erntekranz, er muss vergehn;
Denn die dampfgetrieb'nen Räder
Lassen keine Blume stehn.

Ach, die Sichel ist zerbrochen!
Gott vom Himmel sieh' darein!
Von der Menschheit unsrer Tage
Menschheit will errettet sein!

in Siebenbürgen zur Abwehr gegen die Kumanen ebenfalls allerlei mannhafte Ritter- und kaum etwelche Schelmenstücke verrichtet haben. Diese Rittersleute waren ganz besonders geschult in den Künsten christlichen Gehorsams, von dessen umfassender Wichtigkeit unsere Jugend gewöhnlich durch Schillers: „Kampf mit dem Drachen" gründlicher als durch die erbaulichen Lehren der Herren Katecheten überzeugt wird.

Diesen löblichen, allein seligmachenden christlichen Gehorsam sollten die Ritter nun auch den Preußen beibringen, und weil die nicht gutwillig wollten, mit Gewalt.

Im Jahre 1226 kam eine Recognoscierungspatrouille, im Jahre 1228 ein größerer Trupp Streiter, und im Jahre 1231 begann das Bekehrungswerk, wider welches sich die alten Preußen aber so gediegen tapfer, modern gesagt burenmäßig ausdauernd wehrten, dass das Raufen dreiundfünfzig Jahre bis 1283 dauerte.

Der tapferste und zugleich edle Held der Preußen war ein Häuptling der Natanger am frischen Haff: Herus, nach seinem christlichen Namen Heinrich Berg geheißen, welcher endlich 1371 bei Braunsberg aufs Haupt geschlagen, von seinen Besiegern in unchristlichem Rachetriebe getödtet worden ist.

Von 1283 ab galt das Land, rücksichtlich seiner religiösen und Freiheitsbedürfnisse beruhigt, zugleich der Staat des deutschen Ritterordens fest begründet, welcher sich durch die Vereinigung mit dem „Schwertorden" schon im Jahre 1238 auch über Livland, Esthland und Kurland ausdehnte.

Ein solcher Staat brauchte auch eine Hauptstadt. Beiläufig in der Mitte des bis 1274 gewonnenen Gebietes zur Sicherung des Landes zwischen der Weichsel und dem Nogat, zugleich der Straße aus dem Kulmerlande bis zum Haff an der Ostsee, wurde auf einem halbinselförmig in den Nogatfluß hineinragenden Hügel nächst dem Dorfe Alyem zuerst eine starke Wehrburg und daneben aus dem bescheidenen Dorfe eine Stadt gegründet, beide nach der Schutzpatronin des Ordens Marienburg geheißen. In diesen Mittelpunkt der unter eigener Landeshoheit gestandenen Gebiete wurde 1309 die Regierung des Ordenslandes und der Sitz des Regenten, welcher den Titel Hochmeister führte und des deutschen Reiches Fürst gewesen, verlegt. Von da an wurde von der Marienburg aus durch 150 Jahre einer der blühendsten und mächtigsten Staaten des alten deutschen Reiches und noch alle die anderen reichen Besitzungen des Ordens in Deutschland, Italien, Sicilien, Spanien und Griechenland regiert. Aus ihnen besaß der Orden die deutschen Besitzungen bis zum Jahre 1809, wo Kaiser Napoleon als Protector des Rheinbundes und zumeist zum Vortheile der Fürsten des Rheinbundes die reichen Güter des Ordens an die

Deutschen, die Preußen, auf die Wiederherstellung einer alten Ritterburg verwendet. Des deutschen Kaisers Majestät war persönlich bei der Weihe zugegen.

Das muss aber dann eine ganz besondere Burg sein? Ist doch unsere Riegersburg bei Feldbach auch ein solches Baudenkmal, die sich unter Brüdern sehen lassen kann, obschon nur ein Weib, die resche, dabei ehrentugendhafte Freifrau Elisabeth Galler die letzten Bauten daran im 17. Jahrhundert hat vollführen lassen.

Ja wohl, eine ganz besondere Bewandtnis hat es mit jener Burg. Mit der Wahl des Grundes (Ortes) und der Gründung hat es, wie alles bei den Deutschen, seinen Grund, und die Nähe des Polenlandes gab noch einen Grund mehr dazu. Und weil meine geehrten Leser gespannt sind, ein Mehreres zu erfahren, so will ich nach bescheidenen Kräften mein Bestes versuchen zu erzählen, was es da in großen Umrissen Erzählenswertes gibt.

Dort droben an der Ostsee zwischen der Weichsel und der Memel (dem Niemen), südlich begrenzt vom polnischen Volke, lebte ein urkräftiges eigenartiges tapferes Volk, welches zufrieden war mit der kargen Nahrung, die es aus seinen vielen Seen an Fischen, dann den umgebenden Sümpfen, wenigen Äckern, Weiden und dichten Wäldern an Wildbret und spärlichem Korn holte, und darüber hinaus nur verlangte, es in seinen Freiheiten und mit seinen Göttern ungestört zu lassen. Dass manchmal so eine kleine Lust nach Einfällen in fremde Gebiete mit beilief, um sich dort Feiertags-Leckerbissen zu holen, sei darum nicht verschwiegen. Dieses unter Häuptlingen stehende Volk nannten die Polen die bei den Reussen oder Russen Wohnenden: Po-Reussen, Preußen.

Der Eifer, auch diese Leute zu besseren und friedsameren Menschen zu machen, ihnen christliche Lehren beizubringen, lenkte die Aufmerksamkeit des von der unruhigen Nachbarschaft häufig belästigten polnischen Herzogs Konrad von Massow auf eine Gemeinschaft frommer und tapferer Männer, welche ihm helfen sollten, die Preußen zu unterwerfen.

Es waren dies die Brüder des im Jahre 1191 im heiligen Lande gegründeten Ritterordens der Deutschen vom Hause Mariens in Jerusalem, welcher sich rasch zu großer Macht entwickelte und schon am Oster- oder Großen-Sonntag des Jahres 1199, das wäre also am 18. April jenes Jahres, sich das heute Groß-Sonntag genannte Gebiet in der steirischen Mark an der Drau ersiegt hatte. Sollte es mit Jahrzahl und Tag nicht genau stimmen, so sei auf die Sage gewiesen mit dem Beifügen, dass diese Erwerbung jedenfalls vor den 31. August 1219 fiel und dass dieselben Ritter um das Jahr 1210 im sogenannten Burzenlande in der Gegend des heutigen Kronstadt

tember 1894 an die Vertreter der westpreußischen Städte in einer seiner zündenden Ansprachen die Marienburg als „die Hochburg des Deutschthums gegen den Osten, von welcher die Cultur in alle Lande gieng,“ pries. Als die „Perle der Marienburg“ wird des „Meisters Sommer-Remter“ (Erholungsraum) geschildert, ruhend auf einem einzigen Pfeiler, der bei der Belagerung der Veste 1410 zwar wohl aufs Korn genommen, allein glücklicherweise nicht getroffen wurde. Merkwürdig ist noch der Versammlungssaal der Brüder bei festlichen Anlässen, der „große Remter“, 30 Meter lang, 16 Meter breit und 9 Meter hoch, dessen fesselndes Spitzbogengewölbe von drei schlanken achteckigen Pfeilern getragen wird.

Und tief drunten, da gibt es Keller, drei Stockwerke tief, wo das edle Rebenblut lagerte, geliefert von den Comthureien am Rhein, Main, Neckar, von Mainau am Bodensee, nicht minder von Bozen und Trient an der Etsch, dann aus Gumpoldskirchen in Österreich und vom Temner im Luttenberger Gebirge der Steiermark. Die drei letzten Marken können einen steirischen Pilger auch jetzo noch letzen, wenn er in Wien wie natürlich zum Stefansdome wallfahrt und nach vollbrachter Huldigung vor dem Allerhöchsten, knapp daneben beim Wirt im Deutschen Hause Erholung sucht. Auch da kann er Keller finden, drei Stockwerke in die Tiefe.

Wer ist es nun, der die Grundlage schuf, dass all diese Herrlichkeit entstehen konnte. Es ist **Ein** Mann, ein Einziger! dem Geiste und der Thatkraft nach der Ahnherr des von uns allen gekannten, theils bewunderten, theils gehassten, von niemandem jedoch verachteten Mannes, dessen Leib nun im Sachsenwalde den letzten Process durchmacht, der keinem Sterblichen erspart bleibt: Otto v. Bismarck.

Wo irgend die Vergangenheit des deutschen Ritterordens aufgerufen wird, erscheint die hehre Gestalt des thüringischen Ritters Hermann v. Salza, welcher zwanzig Jahre nach der Gründung des Ordens 1210 zu seinem vierten Meister gewählt wurde, von da ab bis zu seinem Tode († Salerno 20. März 1239) durch fast dreißig Jahre die Regierung nicht nur des deutschen Ritterordens, sondern in politisch schwer durchfurchter Zeit mit und neben dem Reichsoberhaupte die Leitung der Angelegenheiten des Deutschen Reiches in Germanien, Italien und im Oriente führte, als der Freund und erste Berather Friedrichs II., der glänzendsten Kaisergestalt aus der großen Hohenstaufenzeit. Gewiss, auch Salza wird nicht von allen geliebt gewesen sein, denn auch er griff bis ins Mark und in die Knochen in das bewegte Getriebe seiner Tage, doch mit einer von Klugheit gezügelten Kraft, die ihm die Erfolge, und was noch mehr bedeutet, deren Sicherung auf eine lange Dauer brachte. Wiederholt hat er, so-

Länder auftheilte, in deren Gebiet sie gelegen waren, wodurch die Königreiche Bayern, ganz besonders aber Württemberg reichliche Vergrößerung erfuhren. Seither blieben dem deutschen Ritterorden nur die zwei in Österreich gelegenen Ordensprovinzen, Ballei Österreich und Tirol, dann die stattlichen Güter des Hoch- und Deutschmeisterthums in Mähren und Schlesien, welche Se. Majestät Kaiser Franz I. von Österreich verschmähte, einzuziehen. Vermöge dieser Kennzeichnung der mittelalterlichen Besitzesfülle des deutschen Ordens sei noch daran erinnert, dass auch die Ordensbesitzungen in der Steiermark von der Marienburg aus regiert wurden. Die steirischen Besitzungen waren ziemlich groß, bestanden in Graz aus dem deutschen Hause in der Sporgasse, der Kirche am Leech und dem größten Theile der Gründe von der Glacisstraße bis zum Hilmteiche, dann am Grazbache ein großer Theil der Gründe, auf welchen jetzt die Jakomini-, Klosterwies-, Grazbach-, Schießstatt- und noch einige dahinter liegende Gassen erbaut sind. Die Herrschaft Commenda am Leech war eine der größten im Lande. Außerdem besitzt der Orden noch heute die Herrschaften Groß-Sonntag und Meretinzen bei Pettau.

Aus dieser Machtfülle wird begreiflich, dass aus der Marienburg, wie Fachleute versichern, der großartigste, herrlichste und festeste Pracht- und Wehrbau zugleich geworden ist, welchen deutsche Bauleute in allen Ländern, wo deutsche Laute klingen, je hervorgebracht haben. Darum ist über die Marienburg allein eine seit Beginn dieses Jahrhunderts anschwellende Literatur in gebundener und ungebundener Redeweise entstanden, welche übereinstimmend den Bau als „die Burg aller Burgen“ preisen, deren Wert dadurch gehoben wird dass es nach Anlage und Durchführung ein Werk rein deutscher Art ist.

Aus den vorhandenen Abbildungen und Plänen ist die großartige Anlage dieses Bauwerkes zu entnehmen, welches aus Hochschloss, Mittelschloss, Vorschloss, Niederschloss und den Vorwerken besteht, für die Vertheidigung vier Ringe, den Wehrgang am Fuße der Grabenmauer, einen solchen über der Grabenmauer, als dritten den über dem Parcham und als vierten den Wehrgang im Hochschlosse besitzt — alles freilich nur zur Vertheidigung wider die Waffen der Bauzeit kurz vor Erfindung des Schießpulvers und nach dieser Erfindung auch für die Vertheidigung in der ersten Zeit der Büchsen und Karthaunen adaptiert, wie das im Vorbau untergebrachte Ordenszeughaus mit Schmiede, Geschützgießerei und Steinhof beglaubigt.

Im ältesten Hochschlosse, dem die Marienkirche angebaut ist, befindet sich der auf drei schlanken Pfeilern ruhende Capitelsaal und im Südflügel des Oberschlosses das Refectorium (den Conventsspeiseremter) und die Herrenstube. Ersteres erscheint in allen Abbildungen als ein auf sieben Pfeilern ruhender Raum, in welchem Kaiser Wilhelm im Sep-

Vom Schlachttage bei Tannenberg hub der sichtliche Verfall des Ordensstaates an. Mehrere der späteren Hochmeister waren tüchtige Männer vom besten Willen, allein wider die übermächtige sittliche und politische Gegenströmung vermochten sie nichts.

Der Keim für eine andere Gestaltung ward wenige Jahre nach Tannenberg gelegt, und es läſst sich nicht leugnen, daraus erwuchs das Bessere. Am 29. September 1402 hatte der deutsche Ritterorden vom deutschen Kaiser Sigismund, auf dessen Hilfe der Hochmeister dann vergeblich baute, die Neumark um 63.000 Ducaten gekauft. Ohne das Unglück von Tannenberg wäre es wohl wieder der Orden gewesen, welcher auch die Mark Brandenburg gar leicht hätte erwerben und da im Norden Deutschlands ein ganz überlegenes Staatengebilde hätte ausgestalten können.

Es kam anders und nach einigen Umständen gerade umgekehrt.

Fünf Jahre nach Tannenberg, am 30. April 1415, verkaufte Kaiser Sigismund die dem Deutschen Reiche heimgefallene Markgrafschaft Brandenburg um 150.000 Ducaten dem Burggrafen von Nürnberg, Friedrich von Hohenzollern. Damit trat unter kräftiger persönlicher Führung ein neues Fürstengeschlecht in den Vordergrund, welches dann von dem mittlerweile nothleidend gewordenen Ordensstaate die Neumark kaufte und nach hundert Jahren, 1525, durch eine der im politischen Leben vorkommenden, nicht gleichmäßig beurtheilten Verschiebungen, sich auch den in kurzer Zeit erfolgten Anfall des preußischen Ordenslandes sicherte, welches dann durch die 250 Jahre späteren Theilungen Polens seine Abrundung erhielt.

Knapp vor dem Eintritte der folgenschwersten „Verschiebung" des Jahres 1525 meldete sich genau im Jahre MDXXIIII (1524) Meister Martinus Luther aus Wittenberg mit einer gedruckten Ermahnung im Schlosse Königsberg an, welche die nachfolgenden Umwälzungen wirksam anbahnte. Ein Ritter, der das weltlich Schwert führen solle, tauge nicht, zugleich ein Mönch zu sein. In der Überschrift räth er seinen „lieben Herren deutschen Ordens" von der „unkeuschen Keuschheit" sich zur „rechten ehelichen Keuschheit" zu bekehren, und sein Rath fiel auf gar fruchtbaren Boden.

So entwickelte sich das neue Preußen und endlich das heutige Deutsche Reich aus jenen Anfängen, welche durch die Brüder des deutschen Ritterordens vom Jahre 1226 ab in unaufhörlichen ritterlichen Kämpfen begründet worden sind, für welche die Marienburg durch 150 Jahre der Centralisationspunkt für alle weiteren Gestaltungen abgab, so dass das erlauchte Oberhaupt des Deutschen Reiches dieses Kleinod unter den nationalen Baudenkmälern des Ostens, die Wiege der Cultur Preußens, vollzutreffend als das Wahrzeichen des Deutschthums im Osten während der letzten Festtage bezeichnete.

lange er lebte, die Conflicte zwischen Kaiser und Papst ausgeglichen und erst von seinem Tode an neigte sich der Stern der Staufer, um Deutschland dann den Wirnissen des Interregnums zu überantworten.

Aber das was er selbst vom Jahre 1226 an mit feinster diplom..tischer Gewandtheit, behütet von seinem in so trefflicher Schule gleichfaus zum klugen Staatsmanne herangereiften Heermeister in Preußen, Hermann Balk, säete, gedieh zunehmend und aus den von ihm gelegten Keimen erhob sich die Hauptstadt des Deutschordensreiches an der Ostsee in Preußen, Livland und Esthland, die Marienburg, als ein Werk der Vereinigung der Tugenden ritterlicher Tapferkeit und mönchischer Demuth im christlichen Samariterdienste.

Es ist in der schwachen menschlichen Natur gelegen, dass solche Tugenden auf die Dauer in einer Gemeinde nicht erhalten blieben. Der Staat des deutschen Ritterordens war reich geworden, auf dem Boden, wo vor zwei Jahrhunderten die Wildnis nur von bescheidenen Holzbauten unterbrochen war, entstanden unter der Ordensherrschaft etwa 60 heute blühende Städte, es seien nur genannt Braunsberg, Königsberg, Kulm, Küstrin, Thorn, Tilsit, Elbing, Marienburg, Memel, Stargard, zahlreiche Ortschaften, ein wohlhabender Bauernstand, unter deren Angehörigen etwelche die Ducaten in Fässern verwahrt haben sollen, wie angeblich der noch nicht gar lange verstorbene Seifensiedermeister Dironek am Grazer Griesplatze die den „ältesten Leuten“ in angenehmster Erinnerung stehenden lieben, alten „Silberzwanziger“. Und aus der noch älteren Stadtanlage zu Danzig wurde ein nordisches Venedig, der Ordensstaat ein Glied des mächtigen Hansabundes.

Diese Machtfülle erklärt, dass der Hochmeister Ulrich von Jungingen mit 83.000 Streitern dem Könige von Polen mit seinen 150.000 Männern im Felde von Tannenberg am 15. Juli 1410 die Schlacht anbieten konnte. Ich liebe nicht die gewöhnlichen Geschichten vom Verrath, glaube an sie meist und zwar auch da nicht. Soweit die Berichte über die Schlacht entnehmen lassen, brachte die mangelnde Zahl den Deutschen das Verderben nicht, sondern der Mangel des klugen Maßhaltens im Glücke — am Schlachtfelde wie außerhalb desselben im bürgerlichen Walten, das Bild der damaligen Zustände im Ordensstaate.

Die Schlacht gieng verloren. Der Ordensmeister und die gesammte Ritterschaft deckte todt das Schlachtfeld — ein Einziger soll auf die Marienburg entkommen sein und wurde dort in Strafe genommen — weil er kam.

Hätte ein überlegener Geist dies Ordensheer geleitet und in demselben der Geist der Unterordnung: die Deutschen von Riga, Dorpat und Reval brauchten heute nicht um ihre Stammeseigenart zu kämpfen, die Grenzen des deutschen Einflusses wären möglicherweise weiter im Osten zu suchen.

Die Massencultur hat, je weiter sie mit dem Materialismus vorschritt, den innersten Halt verloren. Sie krankt und schwankt. Der einstige Weltmittelpunkts-Mensch, der noch glaubte, um sein Dasein drehe sich ein ganzer ungeheurer Schöpfungsplan, wurde durch die neuere Weltenforschung aus dieser Weltherrschaftsstellung vertrieben und fiel, vom Materialismus gelenkt, fast ohne Halt dem ideallosen, gemeinen Nützlichkeits- und Genusstriebe anheim, der ihn immer tiefer hinabführte bis in die breiten Niederungen des heutigen Massenmaterialismus. Mit der idealen Selbsthaltung verlor der „Moderne", der von einem „Ewigkeitsgeiste" endlich bis zu einem bloßen armseligen Lebensmietling für 40 bis 50 Sonnenjahre herabgekommen war, alles „Pathos" des einstigen idealen Höchstmenschenthums, ja, er hasste und höhnte es in einer Art Lumpen- und Galgenhumor und wendete sich dann immer Leichterem, Vergänglicherem, Frivolem im Tagesgenusse zu. (Man vergleiche die Lebens- und Kunstzustände der letzten Jahrzehnte mit ihrer Erwerbs- und Genusshast, ihren Kunstausartungen, politischen und socialen Massenauswüchsen.) Das neunzehnte Jahrhundert schloss mit einem großen materialistischen Gesammtgewinn, aber zugleich auch mit einem geistigen, künstlerischen, sittlichen Niedergange. Der Tiefstand desselben scheint endlich überschritten zu sein. Ein Theil der Leitgesellschaft müht sich wieder ersichtlich, den Nur-Materialismus neu zurückzudrängen und in idealer Richtung wieder emporzusteigen. In immer neuen Kreisen dämmert die Erkenntnis: Die Philosophie des Materialismus steht in der Sackgasse fest, sie kann nicht weiter und ihre Cultur ist im Verfall. Treten wir den Grundanschauungen derselben näher, so finden wir, dass der einst alles „überwindende" Ur-Materialismus heute selbst auf einem wissenschaftlich überwundenen Standpunkte festsitzt.

Die Welterkenntnis-Wissenschaft der Neuzeit fußte auf den Lehrsätzen: Das Weltenganze entstand und besteht aus der Urzeugung, das heißt: es beruht aus der Herkunft und Entwickelung des Belebten aus dem Unbelebten. Was wir wahrnehmen, erforschen und denkend erfassen können, spricht in der That in gewissem Sinne dafür. Soweit es sich absehen läßt, gibt es eine Ureinheit des Stoffes und Lebens sowie eine unendlich scheinende Entwicklung des Lebens aus der Einheit und größten Einfachheit ins Mannigfaltigste und Vollkommenere. Doch beim „Urstoff" und bei der „Urzeugung" hört der Weiterschritt der Nur-Stoff-Weisen auf! Der Materialismus bleibt schließlich im „Urschleim" (schärfere Kritiker sagen: im Urschlamm — siehe modernen Naturalismus und Kanibalismus in Leben und Kunst!) stecken und kann nicht weiter. Er allein ist für uns Menschen somit unzureichend. Er scheitert an der Frage: Woher der Urgrund? Woher der Urstoff? Ist er ein bloßer Zufall? Und mehr noch! Woher die Urgesetze mit ihrer ungeheuren Vor-

In der Wandlung des modernen Culturlebens.

Von **Anton August Naaff.**

Das neunzehnte Jahrhundert hat mit förmlichen Triumphen des All-Realismus und Massen-Materialismus nun seinen Abschied gefeiert. Massenbildungsfortschritt und Massenarbeit führten in der zweiten Hälfte desselben zur Massenmacht, und je massenmächtiger die mit immer mehr sich verbessernden Fortschrittsmitteln ausgerüstete Leitungs-Menschheit sich seit Jahrzehnten entwickelte, desto rascher, übersichtlicher und selbstsicherer wurde ihr Vorwärtsdringen. Steilstufen und Schroffen, die zu überwinden sonst Jahrhunderte nöthig waren, nahm das neue, mit den erhöhten Kräften des Dampfes, des Blitzstromes, der verbesserten Gesammtschulbildung ausgerüstete Geschlecht in eben so vielen Jahrzehnten. Aus der wachsenden Menge gleichartiger Erscheinungen, wie aus der hiezu benöthigten übersichtlichen Erfahrung und Zusammenfassung gewann das Leitgeschlecht eine raschere und reichere Erfahrung als sonst, aus der übersichtlichen Erfahrung — Selbstsicherheit, aus der Selbstsicherheit immer größere Unternehmungsbereitschaft, Urtheilsschärfe, aber auch — Rücksichtslosigkeit! Erkenntnis und Thatkraft traten allherrschend voran, Gefühl und Empfindung wurden stetig zurückgedrängt, oder mit Leitworten gesagt: Der Realismus, förmlich zum Allmachtsmaterialismus fortschreitend, drängte die ideale Lebensrichtung immer rücksichtsloser zurück. Es kam der Massenaufschwung des Verkehrs, des Handels, der Industrie, der Geschäftswissenschaft, des Geldwesens, hiemit die Herrschaft des Capitalismus und Materialismus, die in raschen Sätzen zur Spitze der Allherrschaft fortstürmten. Zwischen diesen Sprüngen mussten auch Glaube und Sitte, Kunst und Wissenschaft allerlei Erschütterungen und Umsturzversuche erleiden. Je mehr der aufwachsende Materialismus seine Kraft fühlte, desto mehr zwang er auch Wissenschaft und Kunst oft sclavisch in seine Dienste. Er ließ sich auch eine eigene Philosophie ausarbeiten. Diese bekämpfte und verwarf selbstverständlich als Dienerin ihrer Zeit nicht nur allen und jeden irgendwie idealen Aus- und Aufblick, sie verneinte überhaupt jeden weltenleitenden Geist. Statt des erhabensten Urgeistes wurde der — Ur . . . Stoff als aller Welten Urgrund und Ausgang auf den Altar der Zeit erhoben.

Die materialistische Forschung und Wissenschaft schwelgte förmlich in den Herrschaftstriumphen der Allmacht des gott- und geistlosen Ur-Stoffes und Nur-Stoffes, und unsere heutige Cultur trägt zum großen Theile die Folgen dieser über-einseitigen zersetzenden Richtung an sich. Glaube und Kunst, Sitte und Volkswesen sind seit Jahrzehnten rastlos unterwühlt worden.

Gelehrter ersten Ranges längst anerkannt, gerade dieser Oberst-Gelehrte des neunzehnten Jahrhunderts erbrachte den unwiderlegten Nachweis, dass die Selbsterzeugung und Urzeugung (generatio aequivoca) aus der unbelebten Masse nirgends stattfinde, sondern dass stets nur Zelle wieder aus Zelle entstehen könne! Jede Zelle ist eine geschlossene Einheit. Wer aber gab ihr diese?! Der Urnebel und Urdunst?

Wenn der im Rückzuge begriffene Materialismus sich hinter die „Probien"-Dunstwand versteckt, so irrt er, der sonst alles Gewicht auf das mechanisch Greif- und Fassbare, Nachweisbare, Reale — verlegt, auf ein Gebiet hinüber, das er schon grundsätzlich niemals betreten darf, will er sich nicht selber widersprechen. Doch selbst dieses letzte Deckmittel versagt seine Wirkung.

Die Geschichte der materialistischen Urzeugungslehre (der Archigonie, Autogonie, Plasmogonie, wie auch der Nekrobiose) erweist es klar, dass diese Materialistenlehre im Lichte der Forschung stets weiter zurückweichen musste. Wenn sie nach der Ansicht einzelner Kreise der Wissenschaft immerhin noch nicht ganz entbehrlich zu sein scheint, so ist dies nicht begründet, und Gelehrte wie Preyer haben Recht, wenn sie die Entstehungserklärung des Lebens eben nicht für möglich halten; dass sie mindestens in der ganz einseitigen Form der materialistischen Richtung nicht möglich sei, muss sich endlich zur festen allgemeinen Überzeugung gestalten. Damit ist die Grundlage der Gewaltherrschaft des modernen Allmaterialismus im Wesen erschüttert, und es muss aus den obersten Kreisen der wirklich Gebildeten wiederum die thatkräftige Arbeit zur Wendung und Erneuerung beginnen — oder besser: entschieden fortgesetzt werden. Es muss immer allgemeiner erkannt und anerkannt werden: Das heutige Culturleben steht in einer bedeutsamen Wendung. Sie ist nöthig zur künftigen Erneuerung, nöthiger noch zur Rettung bereits arg erschütterter allgemeiner Culturerrungenschaften. Der Verfasser dieses hat für diese Wendung auch in der Blütezeit des Ausartungs-Materialismus unerschütterlich gekämpft und sie nachweisbar bereits vor zwei Jahrzehnten mit voller Überzeugung verkündet. Heute machen sich die Zeichen des Reformstrebens immer deutlicher. Wie fast stets gehen die Dichter unseres Volkes hierin voran; selbst jene, welche die materialistische Mode ziemlich lebhaft mitgehalten haben, sind zur Besinnung und — Wendung gekommen. Einer derselben gesteht nun offen: Vieles in der modernen geistigen Entwicklung spricht für die Rückkehr zur idealistischen Weltanschauung. In künstlerischer Hinsicht der Niedergang des aus dem Zusammenbruche des Naturalismus hervorgegangenen Wechselbalges der „Artistik"; in politischer Beziehung das Erwachen des kritischen Gewissens und daraus folgend die Preisgebung unhaltbarer (materialistischer) Lehren (ehernes Lohngesetz, Katastrophen- und Elends-

sehungsgröße, die den Urstoff zu den harmonischen, lebensfähigen Gestaltungen und Entwickelungen begabten? Selbst, wenn wir annehmen wollten, dass Stoff und Kraft sich selbst die nöthigen richtigen Entwicklungsgesetze in urlangen Zeiten tastend suchen und schaffen, wie und durch wen kämen die Grundbedingungen hiezu in den Urstoff? Besteht der Urstoff nur aus geistloser leitungsloser Masse, wie konnte der unermesslich großartige Schöpfungs-Urgedanke auch nur in seinen ersten Keimen so entstehen, dass ihm eine so großartige Entdeckung sicher war?!

Ist alles nur blindes Ohngefähr und schließliches Treffen des Lebensrichtigen, Lebensfähigen nach blinden millionenjährigen Versuchen des geistlosen, gedankenlosen Welt-All-Stoffes? Warum können dann wir Menschen selber denken und planen, erkennen und ahnen? Erscheint es nicht widersinnig, unnatürlich, anzunehmen: der Geistlose, Denk- und Willens-Unfähige habe den Geist in der Schöpfung, das Gedankenlose den denkenden Menschen erschaffen? Ist es im Erdenleben nicht umgekehrt? Hier beherrscht die Kraft des denkenden planenden Menschengeistes den Stoff. Und im Großen und Größten der Weltenschöpfung sollte es ganz verkehrt sich verhalten? Wo bliebe da die Einheit der Urkraftgesetze? — Wie, warum und wozu sind wir Menschen dann überhaupt zu einem Geistesbegriffe und Geistesleben gekommen? Ist nur das selbsteigene Versuchen der Urstoffe der Allschöpfungsgrund, so wäre es auch denkbar, dass die Menschheit selber allen weiteren Zufallsversuchen willkürlicher Weltschöpfungskräfte überliefert würde.

Die nur materialistische einseitige Weltschöpfungslehre kommt mit ihrem Hauptsatze der Urzeugung immer wieder auf den todten Punkt des Nichtweiterkönnens! Die fortschreitende wissenschaftliche Forschung hat die Lehre von der Urzeugung aus einer Verschanzung in die andere vertrieben, bis Preyer ihr nach den fortgesetzten Niederlagen dieser Lehre ein letztes zweifelhaftestes Versteck in der Annahme der sogenannten „Probien" zu schaffen versucht hat. Diese werden als so winzig angenommen, dass sie auch mit den vollkommensten (!) Vergrößerungsgläsern nicht wahrgenommen werden können (!) und erst in längerer Fortzeugungsreihe die niedersten Wesen hervorbringen! Also aus den an der äußersten Grenze des Nichts streifenden „Probien" soll die Schöpfung entstanden sein?!

Dann ist der Glaubenssatz zahlreicher Völker: Aus Nichts hat Gott die Welt erschaffen, immer noch viel verständlicher — vor allem aber viel — ehrlicher und kein eitler Wissenschafts-Nihilismus! Übrigens bleiben wir bei der gestrengen ernsthaften Wissenschaft. Wie lautet ihr Forschungsergebnis? Rudolf Virchow, dessen achtzigster Geburtsgedenktag jüngst mit so vielem Aufwande liberalistischer Reclame gefeiert worden ist, die er gar nicht benöthigt, denn er ist als Forscher und

Aber auch dem modernen Naturgenuss wohnt ein beschauliches Element inne. Wenn wir von Bergeshöhe in die grenzenlose Tiefe des Weltraumes schauen, die uns ein blaues Firmament erschließt, und uns der heiligen Ruhe erfreuen, die ringsum herrscht, oder wenn uns die Schönheit der Alpenflora fesselt mit ihrer Fülle reizender Formen, welche die Natur scheinbar spielend hervorbringt, endlich wenn uns weiter Horizont auf ferne Thäler, Bäche, Dörfer u. s. w. zu leichtem, mühelosem Spiel der Gedanken anregt, von dem wir uns willenlos leiten lassen — in allen diesen Fällen verhalten wir uns vorwiegend receptiv, und unser Vergnügen ist ein beschauliches, das, weil es (im Wege der Sinne) das Gemüth mit Harmonie erfüllt, nicht geeignet ist, kritische Stimmungen oder den Geist der Debatte aufkommen zu lassen.

Wie oft geschieht es, dass sich wildfremde Leute zu Beginn einer Bergpartie treffen und, wenn sie gemeinsam die Schönheiten der Natur genossen haben, als gute Freunde scheiden. Dagegen setzen sich zum Kartenspiel oft dicke Freunde nieder und stehen auf als böse Feinde. Beim Kartenspiel ist eben ein Hauptvergnügen des einen Partners, der Gewinn, nothwendig das Missvergnügen des anderen, beim Naturgenuss gewinnt einer umsomehr, je mehr der andere gewinnt.

Der Naturgenuss ist jedoch ein ungemein flüchtiger Genuss. Er dauert nur so lange, als wir uns angesichts einer Naturschönheit in Empfindungen bewegen, d. h. in jenem Zustande befinden, in welchem noch die unmittelbare Wirkung der schönen Formen und Farben auf das Auge dauert, oder die folgende Anregung zu Gedanken nicht weiter geführt hat, als zu losem, auf keinen bestimmten Zeitpunkt gerichtetem Gedankenspiel. In dem Augenblicke dagegen, wo wir ein bestimmtes Ziel ins Auge fassen, z. B. das Panorama zu entwirren suchen oder Vergleiche anstellen oder gefundene Alpenpflanzen zu bestimmen trachten, in diesem Augenblicke hört der reine, beschauliche Naturgenuss auf, und seine Stelle nimmt die mehr active wissenschaftliche Beschäftigung mit der Natur ein.

Nun muss aber der Naturfreund, schon ehe er zu seinem Genusse kommt, früh aufstehen und mehr oder minder gewaltige Gebirgsmärsche machen; der beschauliche Naturgenuss erscheint somit auch an eine Abart turnerischen Sports geknüpft und diese, wie die Wissenschaft, als zwei active Bethätigungen, nehmen ihn sozusagen in eine Zwickmühle: die Wissenschaft, indem sie die Empfindungen und das Gedankenspiel in Gedankenarbeit verwandeln will, die sportliche Tendenz hingegen, indem sie dem Naturgenuss den Geist auszutreiben und ihn in körperliche Arbeit und Nervensensationen aufzulösen strebt.

Da die Touristik in der unlösbaren Verbindung von Naturgenuss, Wissenschaft und Berggymnastik besteht, ist auch der Gegensatz zu den

Theorie) in der Socialdemokratie — in wissenschaftlicher Beziehung die Niederlage der materialistischen Weltanschauung. Die Einsichtsfähigen sollen und müssen es endlich erkennen: Die Wendung ist angebahnt. Dass sie sich im rechten Flusse und heilbringend zur Befruchtung einer neuen edleren Cultur entwickele, dazu sind alle berufen und verpflichtet, die sich noch einen Drang zum Besseren gerettet haben.

Touristische Zeit- und Streitfragen.[1)]

Von **Reinhard E. Petermann.**

Im 18. Jahrhundert priesen Rousseau und seine Nachahmer die heilige Ruhe der Natur, ihre stillen Harmonien und den tiefen Frieden, mit dem ihr Anblick das menschliche Gemüth erfüllt. Von diesem tiefen Frieden wollen nun freilich die Darwinianer nichts wissen und behaupten, in der Natur herrsche derselbe wüste Kampf ums Dasein wie unter den Menschen. Man kann aber den Kampf in der Natur zugeben und doch das Gefühl haben, dass auch die Anschauung des 18. Jahrhunderts richtig ist.

Einmal überwiegt nämlich in der freien Natur durchaus das Anorganische und die Pflanzenwelt, bei der sich der Kampf ums Dasein jedenfalls ohne Schmerz abspielt. Das Entzücken über einen Hain prächtiger Bäume wird daher nicht im mindesten durch die Erwägung getrübt, dass, um den Baumriesen Gedeihen zu ermöglichen, andere Gewächse in der Nachbarschaft verkümmern mussten. Die Thierwelt hinwieder spielt in der Landschaft nur eine kleine Rolle und kommt überdies den Menschen meist in freudig erregtem Zustande zu Gesicht. Den sorglos gaukelnden Schmetterling, die tirilierende Lerche, den schlagenden Fink nehmen wir oft wahr, das unter Krankheit, Frost und Hunger leidende Wild nur selten. Zudem sind es ja nicht die körperlichen, sondern seelische Leiden, welche dem Menschen die Natur, im Gegensatze zu dem friedlosen Getriebe der Welt, voll Frieden erscheinen lassen. Nur der Mensch grämt sich um Vergangenes und hat Sorge um die Zukunft. Nur er empfindet jene Disharmonie des Lebens, welche ihn zuweilen den Kreis der Menschen fliehen und die Harmonie der Natur aufsuchen heißt. Das ist dann der sentimentale Naturgenuss der Rousseau'schen und Schiller'schen Zeit, welcher einige Ähnlichkeit mit der Weltflucht der einstigen Anachoreten hat.

[1)] Diese zeitgemäße Betrachtung, die manchen neuen Blick aufthut ins Touristenwesen, entnehmen wir auszugsweise der „Österreichischen Touristen-Zeitung". Die Red.

Augen, und selbst der Kundigste könne oft gewinnen, wenn er vernähme, wie sich die geschauten Dinge in einem anderen Kopfe malen.

Mir kommt hiernach vor, als ob die Frage des Alleingehens, rein touristisch betrachtet, sehr einfach liege. Der Alleingeher hat die ungestörte Vertiefung in die Natur und in seine Gedanken voraus, dagegen trägt er unbedingt größere Gefahr, nicht nur wenn er so waghalsig ist, sich auf einen frisch beschneiten, spaltenreichen Gletscher zu wagen, sondern auch in gewöhnlichem, aber von Menschen nicht begangenem Terrain. Es kann einer ja bei einer Winterpartie aufs Eiserne Thor auf Glatteis ausgleiten, sich ein Bein brechen und, wenn er vor Schmerz liegen bleibt, erfrieren. Wenn nun aber in den touristischen Debatten über das Alleingehen nur die touristischen Momente ins Feld geführt werden, in der Absicht, durch Schilderung der Genüsse des Alleingehens dazu anzuregen, oder, was öfter der Fall ist, in der Absicht, durch Erwähnung der Gefahren des Alleingehens davon abzuhalten, so geht man offenbar von der Voraussetzung aus, dass die Entscheidung der Frage auf touristischem Gebiete liege.

Das scheint nun nicht ganz der Fall zu sein.

Sie alle werden die Wahrnehmung gemacht haben, dass die Zahl der Alleingeher an Sonntagen und in unserem Wiener Touristenrevier verhältnismäßig klein ist gegenüber der Zahl der Alleingeher, die man in der Reisesaison in den fernen Alpen antrifft. Schon dieser Umstand gibt einen Fingerzeig, was die Ursachen des vielen Alleingehens sind.

In unserer Zeit möchten viele, wenn sie 14 Tage auf Urlaub gehen, am liebsten die ganze Alpenkette abgrasen. Meistens stellt man eine recht große Liste von zu machenden Bergen und diese natürlich so zusammen, dass sie möglichst Berge enthält, die man noch nicht kennt. Da ist es nun selbst für den, der viele Bekannte hat, nicht so leicht, einen Partner zu finden, der die gleichen Absichten und zur selben Zeit Urlaub hat. Nun hat es aber gerade in der Großstadt viele Leute, die wenig Verkehr pflegen oder ganz für sich leben. Diesen fällt es selbst dann schwer einen Partner zu finden, wenn sie sich mit ihrem Tourenplane accomodieren wollten. Es hat ferner Menschen, die von Natur misanthropisch sind, und Leute, die von berufswegen tagelang so viel mit anderen Menschen zu reden haben, dass es ihr liebstes Sonntagsvergnügen ist, wenn sie sich einmal ausschweigen können. Es gibt unleidliche Menschen, z. B. unverträglich und borstig gewordene alte Junggesellen, die von anderen gemieden werden, und durch üble Erfahrungen verbitterte Menschen, welche selbst die anderen meiden. Mancher ist so wetterwendisch, dass er sich erst im letzten Augenblicke zu einer Tour entschließt, wenn seine Freunde schon vergeben sind, ein anderer hängt von einem launischen Chef ab und weiß oft Samstag nachmittags noch

drei Bestandttheilen untrennbar von ihr, und immer wieder tritt uns entgegen: auf der einen Seite das Bestreben, zu vergeistigen, auf der anderen der Drang nach bloßer Körpergymnastik und Nervenerschütterung, zwischen beiden das Behagen an sentimentaler Empfindung oder hygienischem Wohligkeitsgenuss. Nun zu sagen, man solle eben die richtige Mitte einhalten, ist ein Gemeinplatz und nichtssagend wie ein solcher. Alter, Wissen, Charakteranlagen, Gesundheits- und Lebensverhältnisse bedingen, dass auch in der Touristik jeder sein besonderes Juste milieu hat. Ein allgemein Richtiges gibt es nur in wenigen Rücksichten, so z. B. wenn alle darüber einig sind, dass ein Mann, der für eine Familie zu sorgen hat, lebensgefährliche Touren nicht machen soll. In den meisten anderen Fällen hat jeder selbst zu erkennen, was ihm dienlich sei. Wenn man daher die Generalfrage der Touristik, ob das Metier mehr zu vergeistigen oder zu versportlichen sei, immer wieder aufs Tapet bringt, kann die Absicht nicht sein, allgemein giltige Regeln zu verkünden. Ja, wenn man bedenkt, wie alle Fragencomplexe der Touristik fortwährend mündlich und schriftlich durchgekramt werden, erscheint es schon schwer, einen oder den anderen Gesichtspunkt aufzufinden. Betrachtungen wie die meinen haben daher vor allem den Zweck, das Bekannte neu zu gruppieren und dadurch vielleicht einen oder den anderen anzuregen, seine eigenen Ansichten weiter zu entwickeln.

In dieser Absicht möchte ich nun zunächst drei Fragen berühren, welche sich aus dem innigen Zusammenhange zwischen Naturgenuss und Körpersport ergeben: das Alleingehen, das führerlose Gehen und die lebensgefährlichen Touren.

Das Alleingehen steht in einem gewissen Connex mit dem sentimentalen Naturgenuss. Seine Vertheidiger rühmen nämlich vor allem, dass es so recht die köstliche Ruhe des Gebirges ausgenießen lasse. Nur der Alleingeher sei ganz frei und könne ohne Rücksicht bei dem, was ihn interessiert, verweilen, um in die Dinge mehr einzudringen. Beim Alleingehen gewöhne man sich auch so recht, auf alle Schwierigkeiten zu achten und sie selbstthätig zu besiegen, und das Alleingehen erziehe in höchstem Maße dazu, seine physischen Kräfte, seinen Gesundheitszustand, sein touristisches Können richtig abzuschätzen, das Wetter zu beurtheilen u. s. w. In Summa: Der von fremdem Geplauder verschonte Alleingeher ist die höchste Darstellung des reinen Verhältnisses zwischen Mensch und Natur. Demgegenüber verweisen die Gegner vor allem auf die specifischen Gefahren des Alleingehens und namentlich darauf, dass vor dem Ohngefähr eines plötzlichen Unwohlseins, eines fallenden Steines, eines Fehltrittes oder Ausgleitens selbst der Meistertourist nicht sicher sei. Überdies sei der Alleingeher zwar vor fremdem Geschwätz gefeit, aber auch mancher Anregung beraubt. Vier Augen sehen besser als zwei

keine allgemeine, auf alle Fälle passende Regel sein, oder müsste, um jeden möglichen Fall zu berücksichtigen, zu einem Handbuch des Bergsports anwachsen. Schließlich wäre jedoch selbst mit einem solchen Handbuch oder Katechismus nicht gedient. Denn wie man nach einem Buche keine Schuhe machen oder Maschinen bauen kann, so lernt man auch den Gebrauch von Pickel, Seil und Steigeisen und das Beurtheilen von Gefahren und Schwierigkeiten nur im Terrain; hat man's aber hier gelernt, so braucht man kein Buch mehr. Es geht hieraus hervor, dass eine Regel über das führerlose Bergsteigen die technischen Anforderungen nur in der Form enthalten kann, dass sie entsprechende frühere Leistungen der Touristen zur Voraussetzung macht.

Man könnte z. B. die Regel so fassen: Eine bestimmte Bergfahrt kann ohne Beiziehung von Berufsführern unternommen werden, wenn:

1. Der Leiter die Partie bei ungefähr gleich schweren Touren schon selbständig geführt hat oder, falls die Tour seine erste selbständige Führung ist, wenn er sich unter einem qualificierten Berufs- oder Amateurführer schon im Führen bei ungefähr gleich schweren Touren geübt hat;

2. die übrigen Theilnehmer schon Touren von ähnlicher Schwierigkeit unternommen haben. Ist dies bei einzelnen Theilnehmern nicht der Fall, dann soll der Leiter der Partie die Betreffenden wenigstens von leichteren Touren her kennen und ein Urtheil über ihre Leistungsfähigkeit haben, und es soll auf jeden Touristen, der bisher nur wesentlich leichtere Touren als die geplante gemacht hat, ein zum Führer in dem betreffenden Terrain qualificierter Tourist kommen, der eventuell wie ein Berufsführer Hilfe leisten kann.

Fraglich ist, ob man nicht noch

3. fordern soll, dass wenigstens einer der Theilnehmer die zu machende Route selbst schon kennt.

Die Regel dürfte so ziemlich das aussprechen, was zur Zeit bei den gemäßigten Touristen jeder Couleur Übung ist. Sie passt auch sowohl auf leichte Berge und Anfänger, als auf schwierige Touren geübter Touristen und behindert den Führerlosen nicht im Fortschreiten von leichteren zu schwereren Aufgaben.

Eine Schwierigkeit, die Regel anzuwenden, liegt jedoch in den Vergleichen, die man anstellen soll. Man soll vergleichen zwischen schon gemachten Touren, die man aus der Anschauung kennt, und der erst zu machenden Tour, die man in der Regel aus der Anschauung noch nicht kennt und über die man Informationen vom Hörensagen oder aus der Literatur einholt. Diese Vergleiche fallen also umso leichter unrichtig aus, je mehr sich die vorhandenen Beschreibungen der fraglichen Route widersprechen, und je weniger ausführlich und anschaulich die Angaben der nachgeschlagenen Specialführer sind.

nicht, ob er abends in Gnaden zu der geplanten Raxpartie entlassen wird. Sehr viele Menschen schließen nur schwer neue Bekanntschaften, und wenn ihre früheren Bekannten just Tarokbrüder und Billardspieler sind, fehlt es ihnen aus diesem Grunde an Tourengenossen. Kurz, es gibt hunderterlei Veranlassung, um allein zu touristern, und unter 100 Touristen, welche allein gehen, thun dies vielleicht 99 aus Gründen, welche mit der Touristik nichts zu thun haben. Würde es keine Touristik geben, so würden die meisten der jetzigen Alleingeher jeder für sich radeln, jeder für sich ins Theater gehen u. s. w. Mit touristischen Argumenten dürfte sich daher meiner Meinung nach die Zahl der Alleingeher weder sonderlich vermehren, noch vermindern lassen.

Das allerdings ist richtig, dass, wenn jemand aus außertouristischen Gründen zum touristischen Alleinwanderer geworden ist, er dann die schon erwähnten Vorzüge des Alleinwanderns kennen lernt und sich mit der Zeit einredet, er gehe dieser Vorzüge wegen allein.

Es ist auch selbstverständlich, dass einzelne Alleingeher, ebenso wie gesellige Touristen, allmählich vom Leichteren zum Schwereren fortschreiten und schließlich auch schwierige Touren unternehmen. Das gehört jedoch auf ein anderes Blatt.

Der ganz normale Mensch, bei dem besondere Ursachen nicht obwalten, wird fast stets ein geselliger Tourist sein, schon weil es angeborenes Menschenbedürfnis ist, sich über seine Eindrücke gegen eine theilnehmende Sorte sofort — nicht etwa erst in der nächsten Nummer einer Fach- oder Tageszeitung — auszusprechen. Einem solchen Menschen kann man die schönsten Schilderungen des Alleingehens zu lesen geben — er wird dieses doch in der Praxis fade finden und bei der geselligen Touristik bleiben. Umgekehrt wird der Alleingeher, weil er meist aus außertouristischen Ursachen allein geht, durch touristische Argumente in der Regel nicht veranlasst werden, von seiner Gewohnheit abzugehen.

Fassen wir nun das führerlose Gehen im Gebirge ins Auge, so haben wir wieder die rein touristische und die sociale Seite der Frage zu unterscheiden. In touristischer Hinsicht ist das wichtigste offenbar, eine Regel zu finden, welche kurz und bündig besagt, unter welchen Umständen führerlose Touren gemacht werden können. In eine solche Regel braucht man Bedingungen, die schon bei mit Führern gemachten Touren gefordert werden müssen, nicht extra aufzunehmen, z. B. dass alle Theilnehmer gesund und frei von Unwohlsein sind, und dass nicht ungewöhnliche Jahreszeit, Neuschnee oder schlechtes Wetter bei einer Tour obwalten, welche schon unter normalen Umständen das Können der betreffenden Touristen nahe erschöpft.

Die Regel darf aber auch die Anforderungen an technisches Können, welche sie stellt, nicht detaillieren, denn sonst kann sie entweder

geschaffen, welche zur Zusammenstellung von Touren in verschiedenen Ostalpengebieten sehr gute Dienste leisten könnte.

Die vergleichende Wegkunde, zu welcher heute in Heß' „Hochtourist" und in Gerbers' „Gipfelverzeichnis" die ersten Anläufe vorliegen, und die idealen Specialführer wären Mittel, um das Verhältnis zwischen Touren, die man schon gemacht, und solchen, die man erst zu machen gedenkt, genauer, als heute möglich ist, kennen zu lernen, und somit auch geeignet, anschaulicher als die derzeitigen Führer darüber zu belehren, ob man zu einer geplanten Tour überhaupt befähigt sei, und ob man einen Berufsführer braucht oder nicht.

Wir hätten also 1. eine Formel, welche angibt, unter welchen Bedingungen Touren führerlos unternommen werden können, und 2. vergleichende Wegkunde und Specialführer, welche es ermöglichen würden, die in der Formel geforderten Vergleiche möglichst richtig anzustellen. Jetzt bleibt nur noch eine Kleinigkeit zu berücksichtigen: nämlich, ob in der Praxis über Mitnahme oder Nichtmitnahme eines Führers nach solchen touristisch-sachlichen Erwägungen entschieden wird, oder ob nicht etwa in der Mehrzahl der Fälle die Entscheidung durch außerhalb der Touristik liegende Momente herbeigeführt wird? Dies leitet uns auf einige hier in Frage kommende außertouristische Momente, und zwar das social-ethische Moment, das Moment der Ambition und den Geldpunkt.

Das social-ethische Moment bestimmt einen Touristen dann, wenn er die Mitnahme eines Berufsführers deshalb unterläßt, weil er nicht wünscht, dass seines Vergnügens halber ein anderer Mensch Plage haben oder Gefahr laufen soll.

Berufsführer verunglücken zu allermeist bei den eminent gefährlichen Touren und, so oft eine solche Tour angetreten wird, liegt streng genommen der Fall vor, dass ein Mensch, um einem anderen zu einem Vergnügen zu verhelfen, für relativ geringes Entgelt sein Leben — ja, wenn der Berufsführer verheiratet ist, auch die Existenz seiner Familie — riskiert. Bei gewöhnlichen Touren hinwieder ist es sehr häufig, dass Führer und Träger durch Aufpackung übermäßiger Lasten in gesundheitsschädlicher Weise strapaziert werden. Man hat nämlich in den Führerordnungen zwar nominiert, was der Führer ohne specielles Entgelt tragen muss, allein es sollte auch nach billigem Ermessen der die Führerbücher ausstellenden Behörde für jeden Führer und Träger nach Maßgabe seiner Individualität festgesetzt werden, was der Mann gegen Übertaxe in maximo tragen darf. Es kommen in dieser Hinsicht arge Schindereien, namentlich seitens der bei uns reisenden Ausländer vor. Man ladet einem armen Teufel die Bagage einer ganzen Gesellschaft auf, rennt bergan und wickelt sich, auf der Höhe angelangt, behaglich in die Plaids, während der total durchschwitzte Träger fröstelnd im Wind dasteht und

Für die Wichtigkeit der Aufgabe, sich vor Antritt einer Tour über ihre Beschaffenheit durch ein Surrogat der Anschauung zu unterrichten, liefert, abgesehen von der rastlosen Thätigkeit zur Verbesserung der Führerbücher im allgemeinen, einen Beweis die Beliebtheit der Benesch'schen Führer, welche in der Detaillierung der Wegbeschreibungen sehr weit gehen und die Wege nach ihrer Gefährlichkeit classificieren. Wie weit wir aber noch von dem Ziele sind, in den Specialführern brauchbare Surrogate der fehlenden Anschauung zu haben, erhellt, wenn wir uns vergegenwärtigen, wie denn das Ideal eines Specialführers eigentlich beschaffen sein sollte.

Ein solcher idealer Specialführer würde die eminent lebensgefährlichen Sporttouren nicht behandeln. Touren, wie der Katzenkopfsteig, die Südwand des Dachsteins, die Nordwand der Planspitze kann man erwähnen und ihre allfällige Specialität kurz charakterisieren, vollständige Beschreibungen aber gehören nicht in ein für weitere Kreise bestimmtes Buch, sondern sollen in speciellen Bergsportbüchern gesammelt werden, welche die gewissermaßen aus der gutbürgerlichen Ordnung der Touristen heraustretenden Meisterkletterer für ihresgleichen schreiben würden. Der für weitere Kreise bestimmte Specialführer würde von den Anstiegen auf einen Berg nur die gebahnten oder markierten Routen und von diesen in ausführlicher, plastischer Darstellung namentlich jene behandeln, auf welchen man besondere Schönheiten und charakteristische Eigenheiten des Berges kennen lernt. Bei Schilderung der leichten Anstiege würde die successive Entwicklung des Panoramas, sowie der Wechsel des Gesteins und der Flora zu charakterisieren sein, letztere so, dass bei Schilderung des einen Weges die Frühlingsflora, bei Schilderung eines anderen Weges die Frühsommerflora u. s. w. berücksichtigt wird. Bei den schwierigen Steigen wäre Art, Länge und Dauer der Schwierigkeit anzugeben und anzudeuten, wie sich die betreffende Steigpartie in den verschiedenen Jahreszeiten gestaltet. Die Classification der Steige wäre doppelt, nach Gefährlichkeit und technischer Schwierigkeit und unter Berücksichtigung der Länge der schwierigen und gefährlichen Stellen zu geben.

Wenn einmal so gearbeitete und womöglich gut illustrierte Specialführer für die verschiedenen Gebiete der Ostalpen vorliegen, wird es auch möglich sein, eine Classification der wichtigsten Anstiege auf alle namhaften Ostalpengipfel zu liefern, d. h. eine Übersicht, welcher z. B. der Tourist, der schon die Teufelsbadstube absolviert hat und nun den Wasserfallweg im Gesäuse machen will, leicht entnimmt, dass es sich hier um zwei versicherte Wege handelt, deren Schwierigkeiten der Art nach ungefähr gleich, was Intensität und Dauer betrifft, aber etwas verschieden sind. Es wäre eine Art vergleichender Wegkunde der Ostalpen

gibt es kaum eine menschliche Bethätigung, welche so allgemein und vielfach Gelegenheit böte, die eben erwähnten Charaktervorzüge zu entwickeln, als das führerlose Wandern. Die ethische Bedeutung der Ambition, ein Führerloser zu werden, kann daher nicht leicht zu hoch veranschlagt werden, ja es scheint begreiflich, wenn die Führerlosen diese Ambition als ein touristisches Specificum in Anspruch nehmen.

So wirksam aber auch die Ambition im touristischen Leben sein mag, noch viel häufiger als von ihr wird in der Frage, ob ein Führer zu nehmen sei oder nicht, doch von einem anderen Factor entschieden, der durchaus außerhalb der rein touristischen Erwägungen liegt: dem Geldpunkt. Bei unseren Sonntagspartien mag er noch hinter der Ambition rangieren, bei den Urlaubstouren in fernere Alpenbezirke trägt er jedoch entschieden in erster Linie dazu bei, wenn so viele und namentlich mittlere und leichtere Touren, bei welchen sich die absolut größte Zahl der Unglücksfälle ereignet, führerlos unternommen werden.

Wollte man nun streng an der Raison und an der vorhin aufgestellten Regel festhalten, worauf liefe das hinaus?

Alle Welt ist darüber einig, dass die Touristik zu den veredelnsten Genüssen der Menschheit gehört, und ihre Verbreitung in den weitesten Kreisen zu wünschen sei. Nun gilt aber die Besteigung sehr hoher Gipfel so ziemlich allgemein als das Ultra des touristischen Genusses. Sollen also diese Berge auch dem „Manne mit schmaler Geldkatze" zugänglich sein, so muss man ihm wohl gestatten, sich zu ihrer führerlosen Besteigung zu präparieren, und das kann wieder nur durch führerlos unternommene schwierige Touren im Sonntagsausflugsgebiete geschehen. Wie sollten Touristen, welche die Nacht durchwandern, um das Schlafgeld zu ersparen, und ihren Tagesproviant im Rucksack mittragen, um mit verfügbaren drei bis vier Gulden ihre Raxtour zu bestreiten, hohe Führerlöhne auftreiben?

Wenn sich so geübte, unerschrockene Touristen dann im Hochgebirge führerlos an den Dachstein oder das Kitzsteinhorn, nach einiger Übung selbst an den Großglockner wagen, ist die Malraison kaum größer, als wenn ganz Ungeübte aus dem Flachland ins Gebirge kommen und hier führerlos sogenannte leichte Touren, wie über die Pfandelscharte und das Hochjoch, oder auf den Hochkönig machen. In allen diesen Fällen tritt der Drang, Großes und Erhabenes zu sehen, in Widerstreit mit dem Geldpunkt, und wenn gegen die touristische Raison gehandelt, d. h. kein Führer genommen wird, so ist zwar das Motiv der Bergbesteigung ein touristisches, allein das Motiv des Zuwiderhandelns gegen die touristische Raison liegt außerhalb der touristischen Argumentation und verweist die ganze Sache vor ein anderes Forum. Welches Forum hier gemeint ist, illustrieren die Worte eines hervorragenden Alpinisten,

sehen mag, wie er es anstellt, keine Lungenentzündung zu kriegen. Freilich ist dieses Verfahren noch menschlich gegenüber dem, was englische Touristen im Himalaya verüben. Man nimmt da durch das Klima verweichlichte Eingeborene auf die Gletscher mit, lässt sie in leichtem Anzug und schlechter Beschuhung über das Eis laufen, und wenn einer „hin wird", so — ist das noch ein gutes Resultat, denn es hätten mehr „hin werden" können. Man trägt nicht Sorge dafür, dass die Eingeborenen ordentlich für die Bergfahrt equipiert werden, und wundert sich, wenn die Leute nichts aushalten und auskneifen. Diesen Umstand erwähne ich besonders, weil einige Engländer soeben eine große Himalaya-Expedition unternehmen, zu welcher auch österreichische Touristen mitgenommen wurden. Wie ein Österreicher dem reichsdeutschen Dr. Meyer zur Ersteigung des Kilimandscharo, werden vielleicht Österreicher den Engländern zur Ersteigung der höchsten Himalayagipfel verhelfen.

Doch um wieder zu unseren Bergführern zurückzukehren. Es liegt weder im wahren Interesse der Alpenbevölkerung, noch in jenem des Staates, dass die Leute, ähnlich den Zermatter Führern, infolge von Überstrapazen degenerieren, oder im Falle einer Verunglückung sammt ihren Familien ausschließlich auf die vom Alpenvereine geschaffene Führerversicherung angewiesen blieben. Daher meine ich, dass in den Führerbüchern neben den Führertaxen auch nach der Gefahr der betreffenden Tour abgestufte Beträge eingesetzt werden sollten, welche der Tourist zugleich mit der Führertaxe dem Führer zu übergeben und dieser an die staatliche Führerversicherungscasse abzuführen hätte. Es entspreche durchaus der Gerechtigkeit, wenn jeder Tourist nach der Zahl und Gefährlichkeit der Touren, welche er mit Berufsführern unternimmt, zur Versicherung der Letzteren herangezogen würde. Ähnliche Bestimmungen wären übrigens zu Gunsten der Treiber bei den Hochjagden zu treffen.

Gehen wir nun zu dem führerlosen Wandern aus Ambition über.

Die Befriedigung darüber, ein vorgesetztes Ziel ohne fremde Beihilfe erreicht zu haben, die Erfahrung, dass man in der Beurtheilung und Überwindung von Schwierigkeiten ganz anders geschult wird, wenn der Berufsführer fehlt, der alles zeigt und gleich mit thätiger Nachhilfe zur Hand ist, endlich der Stolz darauf, das zu führerlosen Touren unbedingt nöthige höhere Maß von Thatkraft und Entschlossenheit bethätigt zu haben, — all diese Umstände erklären zur Genüge, warum so viele Touristen ambitionieren, führerlose Touristen zu werden. Namentlich ist dies bei den Jüngern der Fall, welche noch eifriger nach Lorbeeren streben.

Ihrem Ursprunge nach ist diese Ambition nicht touristisch. Denn sie kommt, um nur Sporte heranzuziehen, beim Amateur-Luftschiffer, beim Rudern auf der Donau u. s. w. gleichfalls ins Spiel. Immerhin

Vormittags bei der Predigt haben sie gehört, dass nach Jesu Tod die Jünger betrübt umhergegangen sind. Dann ist ihnen ein Fremder begegnet und hat gegrüßt: Mit Euch sei Friede!"

Zum Gedenken daran gehen an diesem Tag die Bauern gern über die Felder und nachher a bissel ins Wirtshaus. Das ist ihr Emaus.

Als ich noch Kind war in der Waldheimat, ist mir einmal etwas Besonderes zugestoßen auf dem Gang nach Emaus.

War zuvor in der Fastenzeit ein fremder Tagwerker in unser Haus gekommen und hat um Arbeit gebeten.

Denkt sich mein Vater: „Is hiaz schon nit viel Arbeit, so kann er uns ja fasten helfen. Er soll dableiben."

Die Mutter aber sagt, der Mensch thät ihr nit gefallen. Er hätt einen krummen Blick.

„Freilich, weil er schiagln thut", sagt mein Vater. „Hätt unser lieber Herrgott Dir a sölchts Aug geben, thätst halt Du schiagln."

„Da hast eh recht", sagt die Mutter und lacht, und den Tagwerker haben sie aufgenommen zum Fastenhelfen.

Tritzl hat er geheißen.

Darauf spricht einmal ein Handwerksbursch zu, sieht den Tritzl und sagt heimlich, den thät er kennen, der wär schon amal im Kotter gesessen.

Fragt nachher der Vater den Tritzl: „Bist Du nit schon einmal im Kotter g'sessen?"

„Aber natürlich!" sagt der Tagwerker.

„Därf ma fragen, warum?"

„A halt ja därfst fragen. Weil ih dem Pfänder Eine ins G'sicht hab geben. Weil ih die Steuer nit hab zahlen können, hat er mir die Kuh wollen forttreiben. Alsdann, so hab ih mich g'wehrt, hab ihm Eine geben. Nachher hat er statt der Kuh mih forttrieben."

„Wenn's sunst nix is!" sagt der Vater und lacht.

„Na, sunst is nix", sagt der Tritzl und lacht auch. Und denkt: A Gusto, wie sich der anplauschen lasst.

Wie also nachher die Ostern gekommen sind, da sagt die Mutter: „Weil uns der Tritzl brav schneeschaufeln und fasten geholfen hat, so soll er ah 's Osterfleisch mit uns essen."

Und wie wir bei der Mahlzeit sitzen, da lasst der Tritzl seinen krummen Blick ein parmal hin- und herzucken und sagt: „Heut sollt ma nach Emaus gehen." Und zu mir: „Gehst mit, Büabel?"

„Na, versteht sih! Kinder ins Wirtshaus!" ruft die Mutter.

Auf das der Tritzl: „Waldbäurin! Vom Wirtshaus is ka Red. Bei mir schaut das Christenthum anders aus. Der Gang nach Emaus

welcher kurz und bündig erklärt: „Ich brauche wohl kaum zu sagen, dass auch ich der Meinung bin, dass kein Bergsteiger führerlos gehen sollte, bevor er nicht in Begleitung der besten Führer mehrere Jahre hindurch Erfahrung und Übung erworben hat.“ Dieses vom „hohen Ross“ oder besser gesagt, vom „hohen Geldsack“ herab abgegebene Dictum eines Führerlosen beweist am besten, dass viele, welche gegen das führerlose Gehen eifern, eigentlich meinen, Hochgebirgstouren seien ebenso wie Jagd, persische Teppiche und Champagner Luxusdinge, und Luxus dürfe sich eben nur der Wohlhabende erlauben, in unserem Falle derjenige, der das Geld hat, jahrelang mit den besten Führern zu wandern.

Das Hereinspielen der socialen Frage in die Touristik führt mich dazu, auch die oft ventilierte Frage zu streifen, warum gerade in die Touristik so viele, die nicht „vom Bau“ sind, dreinzureden suchen?

Ein Grund liegt offenbar darin, dass bei keiner menschlichen Friedensbethätigung, auch bei keinem anderen Sporte, die Möglichkeit, unbehelligt von polizeilichen und sonstigen Staatseingriffen mit dem eigenen Leben und dem Leben anderer zu schalten, in solchem Maße gegeben ist, wie bei der Touristik. Dem Touristen wird fast eine Verantwortung eingeräumt wie dem Arzte. Zudem steht die Touristik jedermann frei und wird — einschließlich von Touren wie in unseren Wienerwald — thatsächlich von mehr Menschen ausgeübt, als alle anderen Sporte zusammengenommen. Wie jeder Mensch sich für einen halben Meteorologen hält, weil er ja jeden Tag das Wetter beobachtet, so hält sich auch jeder eigentlich im gewissen Maße für einen Touristen, weil jeder ab und zu einmal einen Berg besteigt. Sogar wer nur den Kahlenberg oder den Semmering mittelst Bahn besiegt hat, glaubt schon in der Bergregion einigen Bescheid zu wissen. Dass aber so viele auch in der eigentlichen Touristik ihre Stimme erheben, kommt davon, weil eben in die Touristik so viele nichttouristische Momente hineinspielen.

(Schluss folgt.)

Kirchen ausrauben.

Von **Peter Rosegger.**[1])

Am Ostermontag, wenn im Bauernhaus die Leut beim Mittagmahl sitzen, da sagt gern der eine: „Heut is Ostermontag, heut sollt ma nach Emaus gehn.“ — Und darauf allemal ein anderer: „Nach Ebn — aus gehn, das is bei uns a Kunst im Gebirg.“ — Ist so Bauernspass. Aber der Hausvater verweist: „Gescheiterweis reden! Is heilige Sach!“

[1]) Ein älteres Stück, für öffentliche Vorlesung neu bearbeitet und auf Wunsch hier wiedergegeben. Die Red.

„Auweh, den Schädel hab ich mir ang'schlag'n."

„Das macht nix", sagt er. „Schiab just amal den Riegel z'ruck."

„Aber es is koana."

„Patsch! Wird doh a Riegel sein. A jede Thür hat an Riegel."

„Der Riegel is eing'sperrt. 's Thürg'schloss hat an Eisenmantel."

„Oh verdammt!" sagt mein Tritzl, „nachher wär's mit'n Beten nix. — Aber Du, hörst, Buberl, liabs. Schau a bissel um und um, weil Du schon drinnen bist. Sag mir amal, was is denn alles drinnen?"

„Was herinnen is? Na, was wird denn lauter herinnen sein? Kirchenbänk sein halt da."

„Und?"

„Und Bilder auf der Wand."

„Und — weiter?"

„Und nachher der Altar."

„Und auf'm Altar?"

„Na, Tritzl, mit deinem Fragen! Was wird denn sein auf an Altar? Kerzenleuchter werden halt sein. Und a Kreuz."

„Ja, ja, das woaß ih gleichwohl, Tröpferl, dass auf an Altar kane Schmalzpfannen steh'n werden. Muass aber ah noh was anders zu sehen sein, wenn Du gut schaust. Auf dem Altar."

„Ja richtig. A Lichtputzen is ah da. Und a weißes Tuach. Und a Holzschüsserl."

„A Holzschüsserl?" sagt draußen vor der Thür der Tritzl. „Was denn für a Holzschüsserl?"

„Na halt, wo 's Opfergeld drein is. Die Kreuzer. Und die Sechserln."

„Die Sechserln, sagst? Viel? — Dass aber unser Pfarrer z' Kirchdorf gar so leichtsinnig mag sein. Hat er 's halt schon wieder nit abholen lassen. — Na, wenn ma nit überall nachschaut. Auf ja und na kunnt einer da sein, den der Teufel reitet. Wo 's so viel schlechte Leut gibt, heutzutag. — Geh Bub, gibs heraus, 's Schüsserl, beim Fenster. Buberle, geh, mach', dass ma hoamkemmen, 's wird ehzeit finster."

Ich denk nach und sag: „Na, Tritzl, das thu' ich nit. Kirchen ausrauben!"

„So is 's! Kirchen ausrauben kunnten sie, die schlechten Leut, wenn ma's Geld nit gleich thät aufheben. Gib's nur außa. Ih glang schon."

„Na", sag ich, „Kirchen ausrauben thua ih nit."

„Aber Lapperl, wer sagt denn was von Kirchen ausrauben! Mir zween so was! So dumm reden, da! Auf dem heiligen Gang da! Der Herrgott wird dih noh amal recht strafen, dih. — Dem Pfarrer tragen ma 's Geld abi. Hat mir's g'schafft, dass ih's holen soll — wenn's amal sein kunnt."

is a heiliger Gang. A heiliger Gang, mei liabe Waldbäurin! Zu der Kreuzkapellen gehen wir 'nauf — beten!"

Da hätten Vater und Mutter nichts dagegen und so bin ich mit dem Tritzl gegangen.

Die Kreuzkapelle — eine Stunde weit hinten im Gebirg, in der Waldeinsamkeit. In der Fastenzeit war Zulauf gewesen, Wallfahrer haben dort ihre Andacht verrichtet, ihr wundes Herz getröstet und Geld geopfert. Dreimal im Jahr hat der Pfarrer von Kirchdorf 's Opferschüsserl in der Kreuzkapelle ausleeren lassen: zum großen Frauentag, zu Allerseelen und nach Ostern.

Das war unser Emaus. „A heiliger Gang!" wie der Tritzl auch noch unterwegs versichert hat.

Bei einer Wegscheid bleibt der Tritzl stehen: „Geht der Weg da links nit zum Schützenhof?"

„Wohl, wohl, der geht zum Schützenhof."

„Is 's wahr, dass er so viel Sachen hat, der Schützenhofer?" fragt er.

„Die Leut sagen's", sag ich.

„Nachher kommt er in d'Höll", drauf der Tritzl. „Aus Nächstenliab sollt ma machen, dass er in'n Himmel kommt."

„Is eh wahr", sag ich.

Sind weitergegangen durch den Wald. Unter den Bäumen ist noch Schnee gelegen, braune Fichtennadeln darunter vom vorigen Jahr und Hasenspuren vom heurigen.

„Wenn am nur der Teufel nit so that anfechten!" sagt der Tritzl.

Endlich kommen wir zum Anger. Rings umstanden von schwarzen Tannen und am Rand die weiße Kapelle mit dem spitzen Thurm und den Rundfensterlein an beiden Seiten. Und wie der Tritzl fromm demüthig seinen Hut vom Kopf zieht, an die Thür geht und niederdrückt an der Schnalle — ist's zugesperrt.

Der Tritzl macht einen Pfiff und sagt: „Da hab'n mer's! Jetz is der Teuxel zua!"

Nachher geht er rund um und um und beim Fensterl sagt er zu mir: „A Spindel wia Du kann eini. Und schiebst einwendig ba der Thür den Riegel z'ruck. Gelt Buberl. Dass ma nachher fleißi beten können all zween. Thuat mih eh der Teufel schon wieder reiten."

„Das wär schon der Müh wert", denk ich mir, steig dem Tritzl auf die Achsel, tauch das Fensterglas zurück und er schiebt mich hinein wie einen Pfropfen.

„Hau!" schrei ich, „'s geht nit füri und 's geht nit ruckwärts. Stecken bleib ih."

„Macht nix", sagt er, „alsdann kann der Wind nit eini." — Aber endlich ist's so weit, dass ich drinnen hinabflieg auf den Altartisch.

Der Briefwechsel zwischen Robert Hamerling und Peter Rosegger.

(5. Fortsetzung.)

Hochverehrter Freund! Krieglach, 8. August 1886.

Da sich meine geplante Fahrt nach Graz und zu Ihnen von Woche zu Woche verschiebt, so gebe ich durch dieses Blatt ein Lebenszeichen von mir. Ich bin jetzt wieder einmal von Alpel niedergestiegen ins Thal. Oben habe ich mich sehr wohl befunden; die Absonderung von den Fremden, die heuer das Thal durchfluten, der Verkehr mit Bauersleuten, die Waldgänge und der Sonnenschein auf den Bergen haben mir sehr wohl gethan — ich habe es wie einen frischen Aufguss Jugendzeit empfunden. Endlich habe ich Zahnschmerz und Ohrenreißen bekommen, was wohl der gesunden Alpenluft zuzuschreiben ist.

Die Nachricht von Ihrem Befinden beschäftigt mich viel und ich habe mich sehr zu zähmen, dass ich nicht wieder mit meinen Rathschlägen komme. Ich habe solche Eingriffe in die persönliche Freiheit anderer während meiner vieljährigen Kränklichkeit von den alten Weibern gelernt. Ich hoffe für die Besserung Ihres Befindens von der Herbstzeit.

In diesem Moment kommt etwas, das mich vom Schreibtisch wieder fortreißt. Ich breche also kurz ab. Mit innigstem Gruße

Nächsters mehr. Ihr dankbarer Rosegger.

Mein hochverehrter Freund! Krieglach, 24. August 1886.

Endlich allein, und daheim im eigenen Hause! Keinem andern, als Ihnen, möchte ich es gestehen, aus Furcht missverstanden zu werden: Ich trage schwer an der „Berühmtheit“; sie glitzert mir zu viel und ich empfinde, wie hohl sie ist! Als auch in Alpel keine Ruhe war, und dort nur schwieriger die Leute zu füttern und unterzubringen sind, stieg ich wieder herab nach Krieglach. Hier brachte denn jeder Tag Besuche; jeder einzelne war mir lieb, doch alle zusammen sind mir zu viel. Es geschieht mir aber recht, warum heuchle ich! Jeden versichere ich, dass mich sein Besuch freue und durchaus nicht eigentlich störe, und wenn er frägt, ob er noch länger bleiben dürfe, so „ist das sehr schön, leider dass ich nichts bieten kann!“ Oft bin ich langweilig und den Fremden gegenüber mürrisch bis zur Todsünde, aber die Herrschaften verharren in heldenmüthigster Geduld. Ich mache Partien, sie begleiten mich; ich brenne ihnen durch, sie warten, bis ich komme. Zumeist sind es durchreisende Ausländer, auch Sommerfrischler des Mürzthales; viele haben nicht einen Band noch von mir gelesen und kommen nur, damit sie ihren Bekannten sagen können, sie seien dagewesen. Viele haben ernstere Anliegen, so ist ein Zuzug von jungen Malern, die meine Werke illustrieren wollen und zu dem Zweck allerhand schöne Bilder herzeigen. Die Damen wollen Handschriften, Urtheile über Gedichtetes u. s. w. Und ich bin oft unwohl und habe den Kopf voller Arbeit und Sorgen. Leute, wie Brandstetter, Morre, Grasberger, Maler Schmiedhammer, die da waren, genieren mich nicht, solche beanspruchen nicht, dass man sich ihretwegen aus der Tagesordnung hebe. Brandstetter hat meine Frau modelliert, vortrefflich gelungen. Auch Herr und Frau Kienzl, die wir heute

„So hol's, Tritzl!" hab ich g'sagt.

„Aber Narr, wenn ih nit einikann beim Loch. Gleichwohl mih deine Vaterleut durch und durch aus g'hungert haben in der Fastenzeit. Du bist amal drinnen. Mach koane G'schichten, Buberl, bravs, und gib's außa. Kriagst nachher was, von mir, was Schönes — amal."

Gleichwohl es alleweil dunkler wird in der Kapelle, geht mir doch ein Licht auf und ich schrei: „Na, das Geld geb ih Dir nit außi, Du Lump' Du schlechter!"

Auf das wird er wild, hebt an zu fluchen: „W—a—as? Du Teuxelsbua! Wann ih hiaz eini kunnt! Dei Glück, dass ih nit eini kann! Wo hab ih's denn, mei Messer? Der erste Kopf, der jetzt beim Fenster außa schliaft, den schneid ih ab, wia an Krautgebel!"

So schreit er eine Weile, und schimpft und verspricht mir alle Todesarten. Aber ich denke: Du kannst nicht herein und ich krauch nicht 'naus. Bin mäuserlstill g'west und hab mich nimmer gerührt.

Endlich muss dem Tritzl langweilig worden sein, oder hat er befürchtet, es könnten Leute kommen — er ist davongeschlichen durch den Wald.

Ich habe gewartet in der Kapelle, bis der Wurzen-Toni kommt mit dem Schlüssel und das Abendglöckel läutet. Dem hab ich nichts gesagt als: „Beim Fensterl bin ih einag'schloffen, aber nimmer aussi. Ih rath dir's, trag's Opfergeld zum Pfarrer."

Nachher auf dem Heimweg ist's schon finster gewesen. Und wie ich durch den dusteren Wald hingehe, bissel einen Zorn und bissel eine Angst in mir — da sehe ich zwischen den Stämmen ein rothes Licht auf mich zukommen. Alleweil näher kommt's, und wie es ganz nahe ist, erkenne ich, wer mir begegnet. Andächtig bin ich niedergekniet, da sagt er: „Mit Dir sei Friede!" und geht vorüber.

Und ist's der Pfarrer, der auf dem Versehgang mit dem Allerheiligsten zum Schützenhof hinaufgeht. Dort oben hat der Bauer auf einen Dieb geschossen, der sich in der Abenddämmerung ins Haus geschlichen und in den Kasten hat einbrechen wollen.

„Herr Pfarrer!" hat der Verwundete gejammert, „ih bin a hautschlechter Mensch. Herr Pfarrer, ih versprich Buaß und Besserung!"

„Ist's aber auch wahr?"

„Mein Gott, ih woaß's ja nit. Wann der Teufel nit wär! Ih wollt ja a guater Mensch sein, ih wollt ja."

Sagt der Pfarrer: „Auch mit Dir sei Friede!"

Mein Befinden ist gegenwärtig leidlich. Heute erwarten wir Brandstetter, der uns das österreichische Damenquartett mitbringen wird. Morgen nach Alpel, wo deutsche Volkslieder gesungen werden. Im Wald ist derlei weit schöner, als im Salon.

Mit herzlichstem Gruß, hochverehrter Freund,

Ihr dankschuldiger Rosegger.

Hochverehrter Freund! Krieglach, 17. September 1886.

In meiner Herzensfreude über das herrliche Gedicht: „Kornblume" habe ich selbes sofort aus Schorer's „Familienblatt" in den „Heimgarten" setzen lassen, selbstverständlich mit Quellenangabe. Sollten Sie aus irgend einem Grunde den Nachdruck des Gedichtes im Octoberheft nicht wünschen, so wäre es wohl noch früh genug, es der Druckerei zu schreiben. Ich hoffe aber, dass Sie mir diesen Edelstein nicht ausbrechen werden. Ihr Rosegger.

Hochgeehrter Freund! Graz, 18. September 1886.

Gegen die Benützung der „Kornblume" habe ich gar nichts einzuwenden; nur bitte ich, statt „Kornblume" als Titel „Ich liebe mein Österreich" darüber zu setzen. Schon im Schorer'schen Blatte wollte ich dies so geändert haben, kam aber mit meiner Willensäußerung zu spät. Mit vielen herzlichen Grüßen aus dem Stiftunghause. Ihr R. Hamerling.

Hochverehrter Freund! Graz, 18. März 1887.

Unser heutiges Gespräch über meine Vorlesereisen regte mich zum Nachdenken an. Sie haben hierin gewiss recht, dass so etwas leicht zur Gewohnheit werden kann, so gut, wie das viele Schreiben und Büchermachen, welch letzteres für mich aber gefährlicher zu werden droht, auch in Bezug auf die Anstrengung. Ich habe ein Weib und vier Kinder, einen alten Vater und arme Verwandte zu versorgen, das möge meine Vorleserreisen zum Theile rechtfertigen (soweit sie überhaupt für mich was abwerfen).

Vorlesungen auf eigene Faust zu halten, widerstrebt mir, und es wäre selbes auch nicht ganz so praktisch, als es aussieht. Fast all die Herren, die heute in Deutschland lesen, machen es wie ich, sie lassen sich einladen, und ein sicheres kleines Honorar ist ihnen lieber, als ein unsicheres großes. Falb hat mir oft gesagt, wie froh er wäre, wenn er auch eingeladen würde; seine Vortragsreisen auf eigene Faust sind trotz des guten Renommées, das ihm vorausgieng, oft recht zweifelhaft gewesen in Bezug auf die Einnahmen. Ein Verein, der den Vorleser einlädt, besorgt das Hereintrommeln des Publicums viel besser, als es der Vorleser selber thun kann und will, dafür behält sich der Verein auch den Gewinn.

Ich gebe zu, dass meine Abneigung gegen Vorlesungen zum eigenen Benefice nicht eigentlich begründet werden kann, aber sie ist da, und im Publicum — ich weiß es — ist ein Vorurtheil da, dass ein Poet lediglich für Geld sich nicht ausspielen dürfe. Bücher nebenbei für Geld schreiben, ist doch was anderes; wenn ich meine Bücher nicht schreibe, so bleiben sie ungeschrieben; wenn ich meine Bücher nicht vorlese, so kann sie ein anderer lesen. Als Dichter bin ich Producent, als Vorleser — Handelsmann, der nur vermittelt, aber nichts schafft. Das ganz nebenbei. Zumeist ist das Publicum, welches in solche Vorlesungen geht, nur neugierig

erwarten, sind uns im höchsten Grade lieb, weil wir uns gegenseitig nicht mehr als Fremde empfinden. Wenn Sie, verehrter Freund, und ihre Mutter bei uns wären, dann freilich gewänne das Leben hier einen weiteren Inhalt. Ihre Anwesenheit bei uns würde mich für vieles entschädigen, über vieles erheben, und über zwei Dichter hätten die Leute vielleicht doch nicht Courage. Nun, da solche Freunde schon einmal nicht kommen wollen, so muss man sich schon mit den „Verehrern" herumschlagen, so gut es geht; sie bringen ja bisweilen allerhand schöne Sachen und Geschenke mit, wodurch sie mich nur noch mehr befangen machen und belasten.

Mitte September kehren die größeren Kinder nach Graz in die Schule zurück. Wir gedenken bis Mitte October dazubleiben, um uns in stillen Spätherbsttagen auszuschnaufen.

Nach einer stundenlangen Unterbrechung, es war eben ein guter Bekannter aus Wien da, habe ich vor Postschluss gerade noch so viel Zeit, um meine Zeilen kurz zu schließen, wobei freilich Sie im Vortheil sind. Ich hätte noch manches zu plaudern gehabt. Ihr Rosegger.

Hochverehrter Freund! Krieglach, 7. September 1886.

Was Ihren Krankheitszustand anbelangt, fiel es mir wohl nie ein, über denselben leichtfertig zu urtheilen, wie ich ein solches Urtheil auch von anderer Seite niemals gehört habe. Ich bin ja selber kränklich und obgleich unser Leiden sich nicht aneinander messen lässt, so ahne ich doch, wie hart es Ihnen sein muss und wie misslich, ja unerträglich ein solcher Zustand ist. Aber so, wie ich immer sinne, mein eigenes Leiden zu lindern, zu heilen, obzwar ich viele Beweise habe, dass alle Mittel und Versuche am Ende nichts Wesentliches thun, so sinne ich auch über Ihr Leiden und auf allerhand Versuche, dasselbe zu lindern, umsomehr, da ich oft gehört habe, dass selbst hochgradige Gedärmkrankheiten durch geänderte Lebensweise &c. geheilt werden. Sie dürfen mir derlei Bemerkungen nicht verübeln; ich leide ja auch mit Ihnen und es ist schon ein Trost für mich, wenn ich über Mittel zur Heilung nachdenken und mit Ihnen darüber sprechen kann. Es handelt sich gar nicht darum, was da die Leute zu Ihrer Lebensweise sagen, es handelt sich um Gotteswillen darum, dass Ihnen, hochverehrter Freund, leichter und behaglicher geschähe. Es kann und darf ja nicht sein, dass Sie Ihre künftigen Jahre in diesem traurigen Zustand verbringen müssten. Nur sind die Mittel, die man vorschlägt, so schrecklich abgebraucht und geradezu trivial, und ich getraue mich nicht, darüber zu sprechen, sondern werde an Ihrem Zustand still nebenher leiden, und insofern eigentlich mehr leiden als der Kranke selbst, weil ich noch nicht wie er über sein Schicksal resigniert bin.

Sie hätten von dieser Welt noch so viel zu fordern, und gleichwohl ich meine, dass Sie in der geläuterten Seele und dem errungenen Frieden des Herzens den besten Theil für sich haben, so ist Ihnen das Leben doch auch noch anderes schuldig. Ich bin immer der Zuversicht, dass sich Ihr Leiden verlieren muss, dass Sie einen, von großen Schmerzen befreiten freundlichen Nachsommer genießen werden. Sie sehen ja den versöhnenden, freudebringenden Engel neben sich — die liebe Bertha; an diesem Kinde verehre ich die Absicht des Himmels, der eines seiner edelsten, hochgemuthesten Söhne nicht vergessen will. Die Menschen, die Sie durch Ihre Dichtungen erschüttert, erquickt und erhoben haben, müssen Ihnen freilich heute ihren Dank schuldig bleiben; ich weiß von dieser Dankbarkeit, die das deutsche Volk für Sie hat, eigentlich mehr als Sie selbst, sie begegnet mir auf meinen Reisen überall.

Hochverehrter Freund! Graz, 21. März 1887.

Vielen Dank für Ihr Schreiben; es war aber nicht meine Absicht, Sie zu einer schriftlichen Antwort zu veranlassen, so wertvoll mir auch jede Zeile von Ihnen ist. Sie haben meiner Vorlesungen wegen im ganzen freilich nicht unrecht. Wenn ich aber nur darum auf meine Vortheile verzichten wollte, damit die Leute mich für bescheiden und edel halten sollten, dann wäre ich ein vollendeter Narr. Ich gebe in manchem noch zu viel auf die öffentliche Meinung, aber in dieser Sache handle ich nur nach meiner Empfindung, und es wird so gut sein müssen.

Gegenwärtig lese ich mein Tagebuch aus den Jahren 1865, 1866. Nicht bald hat mich etwas so sehr verstimmt, als der Vergleich von damals und heute. Die Aufzeichnungen sind voller Trivialitäten, nichts als Unreife in Empfinden, Denken und Form. Überall Armuth und Unterthänigkeit und überall das empfängliche, warme, heitere, dankfrohe Herz. Wie glücklich hat mich damals jedes freundliche Wort, jedes Wohlwollen Fremder gemacht, wie selig jedes Buch, Theater oder anderer Kunstgenuss. Wie innig habe ich mich an Menschen angeschlossen, wie merkwürdig vornehm war manchmal meine Gesinnung, mein Handeln, ohne dass ich es beabsichtigte. — Ich hatte keine Ahnung, dass ich mich so sehr geändert! Mancher, manche, für die ich damals jahrelang schwärmte, sind mir gleichgiltig geworden; mancher, der mir Liebes erwiesen, ist seither geradezu vergessen worden. Heute bin ich kühl, berechnend, geradezu eigennützig im Vergleich zu damals; und manchem, der mir damals herzlich Gutes gethan, bin ich seither nicht genug dankbar gewesen. — Ist es das Altern, das mich so sehr geändert? Ist es der erweiterte Weltblick, die Menschenkenntnis? — Damals, als ich in die Stadt und an die Handelsakademie kam, fühlte ich einerseits wohl die schweren Aufgaben, die mir zugefallen, andererseits aber war mir zumuthe, als hätte ich das Ziel des Glückes erreicht. Heute bin ich unbefriedigt. Damals war ich leidenschaftlicher Katholik und war „unwandelbar fest überzeugt, dass ich Recht hatte“. Auch andere, politische, künstlerische Ideale, die mir damals felsenfest standen, sind sachte vergangen und haben anderen Platz gemacht. Dieser Wandel in mir selbst, den ich jetzt gewahr werde, hat mich verstimmt. Zwar wusste ich, dass der Mensch mit den Jahren und Verhältnissen sich ändert, aber so gründlich hatte ich mir die Änderung nicht gedacht. So kann ich auch auf meine heutigen Ideale, die ebenso „felsenfest stehen“, keine Zuversicht haben, und man wird sich nicht mehr erlauben dürfen, auf seine eigene „Überzeugung“ zu pochen.

Der Alte bin ich nur geblieben in der Liebe zur Beschaulichkeit, in der Neigung zum Grübeln und in dem Bedürfnisse, mich mitzutheilen. Diesem letzteren entspringen auch vorstehende Zeilen, eine Art Osterbeichte an Sie, mein hochverehrter Freund. Mein Bestreben war stets, in mir eine gewisse Einheitlichkeit zu schaffen und zwischen meinem Denken und Handeln ein ganz wenig Harmonie zu erzielen.

Um schließlich noch einen andern Gegenstand zu berühren, möchte ich mich bei guter Gelegenheit einmal mit Ihnen in ein Gespräch einlassen über das Schöne und das Gute. Ich fühle nämlich, dass sich hierin mein Denken etwas von dem Ihren unterscheidet, es kann aber sein, dass solches nur auf Missverständnis beruht.

Ihr Rosegger.

Hochverehrter Freund! Krieglach, 18. Juni 1887.

Da ich nun sieben Wochen lang still gewesen bin, so denken Sie sich, dass es mir sieben Wochen lang ganz erträglich ergangen ist. Die kühle Witterung hat

auf die Person des Vorlesers; der läßt sich also für Geld ansehen. Das kann man zu Gunsten des eigenen Säckels nicht leicht thun, eher für einen wohlthätigen Zweck, so wie ich ja vornehme Damen kenne, die für einen wohlthätigen Zweck sich in einen Bazar stellen und Blumen, Champagner und Küsse verkaufen.

Ich bin im ganzen egoistisch genug und muss mir heimlich oft den Vorwurf machen, dass ich für das Allgemeine zu wenig leiste, zu wenig Arme betheile, zu wenig Noth lindere, wo es möglich wäre. Das Bewusstsein also, durch eine Vorlesung einen wohlthätigen Verein, eine gute Sache unterstützt zu haben, ist mir moralisches Bedürfnis und läßt mich die Unannehmlichkeiten einer Vorlesung überwinden.

Ich muss gestehen, dass ich ja dennoch leicht zu viel auf Gelderwerb ausgebe. Trotzdem ich weiß, dass Geld für das Glück der Nachkommen sehr wenig maßgebend ist, muss ich achtgeben, dass der Sparmeister in mir dem Poeten nicht über den Kopf wächst. Aber die Angst, etwa von fremden Leuten wieder einmal abhängig zu werden, hetzt mich zum Sparen. Wenn ich einmal todt sein werde, werden die einen staunen darüber, dass ich so viel, die anderen, dass ich so wenig hinterließ. Im Nekrolog macht sich's aber am besten, wenn es heißt, dass „er arm wie eine Kirchenmaus gestorben ist“.

Wenn man nur erst ganz so weit wäre, unbekümmert um die öffentliche Meinung genau das zu thun, was das eigene Gewissen verlangt! Ob ich dann aber Vorlesungen rein zum eigenen Vortheile halten könnte, das steht dahin.

Jedenfalls freue ich mich wieder auf den Sommer, wo man von Einladungen zum Vorlesen mehr verschont zu sein pflegt.

Mit herzlichstem Gruß Ihr P. K. Rosegger.

Liebster Rosegger! Graz, 18. März 1887.

Ich achte Ihre Ansicht, dass der Erwerb durch öffentliche Vorlesungen ein des Dichters weniger würdiger sei als der durch Bücherschreiben, aber ich theile sie nicht. Wenn übrigens der Grundsatz, immer nur zu einem wohlthätigen Zweck zu lesen und sich mit einem Honorar zu begnügen, Sie in Ihrem eigenen Bewusstsein höher stellt, so wird diese Gepflogenheit Ihrem Ansehen im Publicum eher schaden, da man voraussetzen wird, Sie trauten sich nicht zu, durch eigene Anziehungskraft ein volles Haus zu machen, um so mehr, da Sie selbst sich zuweilen dahin äußerten, man fahre materiell besser, wenn man sich mit einem festgesetzten Honorar begnügt — was im allgemeinen, aber nicht für alle Fälle gelten und man sich einzelne lohnende Ausnahmen in Graz und Wien gestatten dürfte. Und selbst auf diejenigen, welchen Sie gestehen, es widerstrebe Ihrem Gefühl, anders zu handeln, werden Sie damit keinen Eindruck machen, denn unlogische Gefühle kann man zwar haben, aber nicht begreifen, wenn ein anderer sie hat, glaubt also lieber nicht daran. Wir anderen wenigen aber, die daran glauben, können nur bedauern, dass Ihr Gefühl, Sie dürften als Vorleser ehrenhalber gar niemals für das Wohl und die Zukunft der Ihrigen etwas thun, ohne zugleich für das Gedeihen des Lesezirkels in X, des Touristenclubs in Y, des Baumkraxelvereins in Z zu sorgen, Sie zu einer Überanstrengung Ihrer leiblichen Kräfte veranlasst, welche verhängnisvoll für Sie werden könnte.

So meint es in diesem Punkte Ihr stets aufrichtiger Freund

Robert Hamerling.

lichkeit empfangen, mit Herzlichkeit entlassen und nicht ein Wort gesprochen habe, das ihn hätte verletzen können. Aber er scheint ein begeistertes Eingehen auf seine Tragödie erwartet zu haben, das aus verschiedenen Gründen unthunlich war. Ich musste einen langen Brief schreiben, um mich mit ihm ein wenig auseinanderzusetzen, und hatte eben erst den Tag zuvor einen ähnlichen Brief an einen anderen guten Freund zu schreiben gehabt, der vor Weib und Kind Thränen vergossen hatte über meinen Undank, weil es mir unmöglich gewesen war, für einen antisemitischen Volkskalender, an dessen Herausgabe er mitbetheiligt ist, einen Beitrag zu liefern.

Ach Gott, was sind wir heutigen Menschen doch für ein nervöses, aufgeregtes, bissiges Geschlecht! Sähe man nicht manchmal an anderen, wie häslich diese Gereiztheit ist, man wüsste gar nicht, wie sehr es sich empfiehlt, auch die begründete nach Kräften zu zügeln.

Vor ein paar Monaten schickte mir ein junger Mensch aus einem böhmischen Städtchen ein kurzes Gedicht und bat demüthig um mein Urtheil über sein Talent. Ich antwortete ihm kurz, dass ich aus diesem Gedicht noch keinen Schluss auf sein Talent zu machen wage. Darauf kam von seiner Seite ein vier Quartseiten langer Brief voll Flegeleien, der begann: „Also in meinem Gedicht wäre kein Talent zu finden und ich wäre kein Dichter? Haha! Und ich Thor glaubte seit Jahren Talent zu besitzen und ein Dichter zu sein — ein besserer als mancher anderer, ein besserer sogar, verzeihen Sie, als Sie!“ — Buchstäblich wahr! — Ich danke Gott herzlich, dass ich nun in der Lage bin, mit Berufung auf diesen Flegel jede derartige Begutachtung fortan kurzweg abzulehnen.

Stets der Ihrige Robert Hamerling.

Hochverehrter Freund! Krieglach, 2. September 1887.

Da Sie zu jenen seltenen Menschen gehören, die — wenn auch selbst im Leide — sich an dem Wohlbefinden anderer freuen können, so theile ich Ihnen wieder Einiges aus meinen gegenwärtigen Tagen mit.

Vor kurzem hat mir der Minister schreiben lassen, dass ich bei der steiermärkischen Landes-Finanzdirection wieder 500 fl. beheben kann. Ich hatte unter bewussten Umständen darauf verzichtet, darum freut mich die Sache doppelt.

In Bezug auf Einladungen zu Vorlesereisen gehe ich nach Ihrem Rathe vor: nicht zu oft, aber so viel Honorar als möglich. Ich fahre dabei nicht schlecht, mache aber auch interessante Erfahrungen. Da habe ich z. B. drei Jahre hintereinander für den Ö. T. in Wien gegen ein Honorar von je 100 fl. gelesen. Vor kurzem schreibt mir dieser Verein, dass er durch meine Vorlesungen ein Reinerträgnis von 1100 fl. erzielt habe, und bittet mich, wieder für nächste Saison unter den bekannten Bedingungen zu lesen. Ich antwortete, dass ich in der Lage sei, meine nur geringe Kraft möglichst haushälterisch verwerten zu müssen, und dass ich es für gerecht hielte, für die Zukunft das Reinerträgnis meiner Vorlesungen mit dem betreffenden Vereine zu theilen. Unter solchen Umständen verzichtet der Verein auf mich. Mir kann es recht sein.

Vor kurzem war der Bürgermeister von Graz bei mir, um mich anzugehen, dass ich ein Volksstückel für die Kronprinzentage in Graz schreiben solle. Ich weigerte mich, so lange, bis er ungehalten ward, dann sagte ich zu. Die Aufgabe ist schwer. Solche Sachen kann ich erstens nicht. Und dann? Für ein fest-

mir wohlgethan, ich stieg viel in Wäldern und Bergen um, das Alleinsein war mir Seligkeit, denn der Verkehr mit den vielen Leuten in den Städten macht mich den Winter über allemal leutescheu und der Sommer ist so gut und heilt mich wieder. In der ersten Hälfte des Sommers nehme ich mir alljährlich vor, gar nicht mehr in den Steinhaufen zurückzukehren, in der zweiten Hälfe, wenn die Nebel werden und die Nächte wachsen, wird aus dem Steinhaufen allmählich eine Stadt, in der es bequem und gedeihlich zu weilen ist. Wie es in diesem Jahre sein wird, weiß ich noch nicht; jetzt im Juni steht mir die Stadt als das abscheulichste Übel in Erinnerung, besonders das tolle und armselige Treiben der Stadtleute. Die wenigen Freunde, die ich dort besitze, müssen wohl eine große Gewalt haben, dass sie mir den Widerwillen vor der Stadt allemal überwinden helfen. Jetzt ist's leicht, jetzt sind auch Sie nicht mehr im Gemäuer; Sie im Grünen, ich im Grünen, das ist eine traute Nachbarschaft, trotz der elf Meilen, die uns auseinanderhalten.

Seit es warm wird, seit die Wiener anheben, dieses stille Thal zu durchschwärmen, ist mein Behagen dahin. An Arbeit treibe ich nur, was der „Heimgarten" begehrt. Das habe ich mir vorgenommen, ich will mich nicht mehr ausschroten für alle Welt und nicht mehr abquälen für die Familie, der man doch den größten Dienst erweist, wenn man am Leben und gesund verbleibt. Meine Kinder verdienen einen gesunden, heiteren Vater.

Es fällt Ihnen wohl auch auf, dass in letzter Zeit sich die Einladungen für Beiträge zu Festblättern rc. in dreister Weise mehren. Wie verhalten Sie sich dagegen? Ich beantworte nur die allerwenigsten. Die Einladungen zum Vorlesen für nächsten Winter in Deutschland lehne ich auch ab. Der Kronprinzenpaar-Nimbus, der ein paar Wochen lang so herrlich mein Haupt umstrahlt hat, ist erbleicht, seitdem auch der Lustigmacher U... in Abbazia beim Kronprinzen geladen war. Das wird mich aber nicht hindern, fürs Octoberheft den Tag beim Kronprinzen in zierlichen Worten zu beschreiben. Vor einiger Zeit schrieb mir der Obersthofmeister Graf Bombelles, der damals auch dabei war, und anknüpfend an Abbazia nannte er mich Freund. An jenem Tage, als ich diesen Brief beantwortete, stand in der Zeitung die Notiz, dass bei einem Feste in Wien das im Programme stehende „Deutsche Lied" auf Wunsch des Kronprinzen unterblieben sei. Diese Nachricht gab meinem höflichen Schreiben an Grafen Bombelles eine Schattierung, die jede Aussicht auf einen Orden nachgerade untergraben will.

Ich las, was Sie für das Prager „Frühlingsfest" schrieben, und habe mich an der feinen Ironie, die im Gedichtchen lag, sehr ergötzt. Auch die neuen Epigramme in der „Deutschen Post" las ich, sowie den Breitrag zur „Frankfurter Schützenzeitung". Das Epigramm vom Esel, der auch Esel bleibt, wenn man ihm die Ohren stutzt, wird wohl in den „Heimgarten" müssen. Natürlich merkt's kein Leser, den es angeht, und der es merkt, dass es ihn angeht, der ist schon keiner mehr.

Mit herzlichstem Gruß an alle drei Ihr Rosegger.

Freund! Graz, 7. Juli 1887.

Ihre lieben sanften Zeilen flossen mir wie Öl wohlthuend ins Gemüth, nachdem ich eben ein paar ziemlich rauhe Stöße hatte auszuhalten gehabt. Der Herr, den Sie bei mir getroffen, hat sich nach seinem Besuch in krankhaft gereiztem, bitterbösem Ton beklagt, er sei „ungnädig" behandelt worden, obgleich ich ihn mit Herz-

Kleine Laube.

Volkslied.

Es springt ein güldener Bronnen
Aus heißem Herzen auf,
Er spiegelt in der Sonnen
Des Menschen Lebenslauf.

Es steigt ein ewiges Klingen
Zu Gottes Himmel an,
Das Höchste muss man singen,
Weil man's nicht sagen kann.

Kein Adler mag sich heben
So hoch zum Himmelszelt,
Als deine Lust am Leben
Im Jauchzen aufwärts gellt.

So tief legt sich der Müde
Zur letzten kühlen Rast,
Als du dein Leid im Liede
Zur Ruh' gebettet hast.

Rosegger.

liches Theater ein Bauernstückel bei festlicher Beleuchtung und Fräcken. Außer eines Prologs von Schlossar kommt nichts vor als mein Stück; das müsste also Gewicht haben. Andererseits wird nur was Lustiges gewünscht — zum Lachen. Jetzt nehme ich die Sache leicht und lache auch. Wird was wird, ich schicke das Ding schon in wenigen Tagen ein und will mich nicht weiter umsehen.

Ihr Rosegger.

Lieber, hochgeehrter Freund! Graz, 4. September 1887.

Dass Vereine, die von einer mit hundert Gulden honorierten Vorlesung 1100 fl. Reingewinn hatten, Ihren Anspruch, weitere Vorlesungen gegen Theilung des Reingewinnes zu veranstalten, damit erwidern, dass sie lieber auf Sie verzichten, als hierauf einzugehen, finde ich so recht charakteristisch. Sie sehen, wie wenig solche Leute, die von einem kranken Dichter 1000 fl. geschenkt haben wollen, das Opfer Ihrer Zeit, Ihrer Anstrengung und Ihres Talentes zu würdigen wissen und mit welch rohem Egoismus sie die Kräfte eines Dichters, der doch auch für sich und die Seinigen zu sorgen hat, auszubeuten suchen.

Wünschen Sie, dass ich die 500 fl. für Sie behebe und Ihnen schicke? Sie brauchen zu diesem Behufe nur die Statthalterei-Anweisung nebst Ihrer Quittung in meine Hände zu liefern.

In herzlicher Treue und Ergebenheit Ihr Robert Hamerling.

Wertester Freund! Graz, 6. October 1887.

Da die Druckerei wieder, wie schon einmal, unachtsamerweise den Schluss eines Abschnittes meiner „Stationen" als Schluss des Ganzen bezeichnet hat, so werden wir wieder, wie schon einmal, das Publicum durch eine kleine Notiz am Schlusse des nächsten Heftes über das Versehen aufklären müssen.

Ihr „Besuch beim Kronprinzen" im letzten „Heimgarten"-Heft ist ganz merkwürdig und in seiner Art ein feines Cabinetsstücklein; einen Orden aber wird Ihnen selbes vielleicht nicht eintragen.

Gar zu lange müssen Sie nun doch nicht mehr in Krieglach bleiben; ich werde mich freuen — so elend ich bin — Sie wieder hier zu wissen und über Dinge mit Ihnen zu sprechen, über die sich nicht gut schreiben lässt.

Mit wärmster Theilnahme

Ihr treu ergebener Robert Hamerling.

(Schluss folgt.)

wünschen wäre, jeder deutsche Mann und jede deutsche Frau fühlte sich verpflichtet, es zu lesen. Es handelt sich um den Neudruck der seit vielen Jahren im Buchhandel nicht mehr erhältlichen Schilderungen Kants durch drei Männer, die ihn persönlich gut gekannt hatten: Jachmann, Borowski und Wasianski. Diese Schilderungen erschienen alle drei in Königsberg im Jahre 1804, wenige Wochen nach Kants Tod und bilden noch heute die unentbehrliche Grundlage jeder Lebensskizze Kants. Keiner von den Dreien ist Fachphilosoph gewesen; Jachmann war Schuldirector, die anderen beiden Geistliche. Bei keinem finden wir also ein näheres Eingehen auf Kants Metaphysik, ja, bei Borowski fühlt man deutlich eine gewisse theologische Abneigung gegen Kants ganze Denkweise. Um so wertvoller sind diese Schilderungen. Kants philosophisches Lebenswerk besitzen wir ja, wir kennen es besser als seine Zeitgenossen; „nach hundert Jahren wird man meine Schrift erst recht verstehen", sagt Kant selber; insoferne sind wir im Vortheil; doch den liebenswürdigen und verehrungswerten und in so vielen Beziehungen nachahmungswürdigen Mann, den kennen wir nicht, und der ist es, den wir durch Jachmann, Wasianski und Borowski kennen lernen.

Alle drei Erzähler zeichnen sich durch eine wohlthuende Schlichtheit aus. Es weht uns dieselbe landfrische, unverdorbene Luft entgegen. Von einer Panegyrik ist keine Rede; nur Jachmann läſst sich hin und wieder von seiner warmen Bewunderung für den unvergleichlichen Mann hinreißen; sonst herrscht die echt nordische Nüchternheit und Sachlichkeit und jene Scheu vor Lob, die so vielen Preußen eigen ist, als fürchteten sie, Anerkennung könnte nach Schmeichelei riechen. Kant selber hatte ähnlich empfunden, und er sagt: „Ich vermeide aus natürlicher Abneigung alles, was einem Pomp ähnlich sieht, und möchte daher die mir zugedachte Ehre gerne verbitten." Recht wenig „pomphaft" schreiben denn diese seine Schüler über ihn, stilistisch sind ihre Schriften wertlos, die Kunst, Bücher zu schreiben, war ihnen fremd; Wasianski allein erzielt mehr als einmal mit unbewuſster Kunst ergreifende Wirkungen. Sonst aber handelt es sich um einfache Erzählungen: eine Menge Einzelheiten über sein tägliches Leben, wann er aufstand und schlafen gieng, wie er sprach und vortrug, wie er mit Freunden verkehrte, sein Benehmen bei Tisch und auf Spaziergängen, sein Anzug, seine Eigenheiten; dazwischen allerhand Anekdoten und Erinnerungen, aus denen manchmal urplötzlich das Auge des großen Mannes aufleuchtet und uns einen tiefen, tiefen Blick zuwirft, den wir nie mehr vergessen können. So erzählt z. B. Wasianski: „Ernste Lieblichkeit strahlte aus Kants Gesicht, als er mit innigem Entzücken erzählte, wie er einst eine Schwalbe in seinen Händen gehabt, ihr ins Auge gesehen habe, und wie ihm dabei so gewesen wäre, als hätte er in den Himmel gesehen."

Wasianski ist an Geist und Gemüth ein weit bedeutenderer Mann als die andern beiden; sein kleines Buch gehört zu den ergreifendsten, das mir in der deutschen Literatur bekannt ist, und nirgends tritt uns die persönliche Größe Kants und die Erhabenheit seiner Sittenlehre und seiner stählernen Selbstzucht mächtiger entgegen, als hier, wo sie dem hinfälligen und zuletzt langsam hinsterbenden Kranken die Würde eines Helden verleihen. Wer diese Seiten lesen kann, ohne Thränen zu vergießen, der ist nicht wert, als Mensch geboren worden zu sein.

So gliedern sich also diese drei Zeugnisse aneinander und führen uns durch das halbe Jahrhundert, von 1755 bis 1804; nicht zwar in bewuſster, planmäßiger Chronologie, doch besser als dies, indem sie den Eindruck, den Kant in den verschiedenen Phasen seines Lebenslaufes, vom dreißigsten bis zum achtzigsten Jahre, auf seine Umgebung machte, mit naivem Unbewuſstsein wiedergeben. „Das Gute hat eine unwiderstehliche Gewalt, wenn es angeschauet wird", schreibt einmal Kant;

Die drei Evangelisten Kants.[1])

Vor kurzem ist ein Buch erschienen, worüber H. St. Chamberlain unter anderem das folgende sagt:

„Von den vielen großen Deutschen besitzt kaum einer einen so wahrhaft vorbildlichen Wert wie Immanuel Kant. Und doch bleibt er dem Volke — auch dem Volke der Gebildeten — unbekannt. Auch der seit zwanzig Jahren immer lauter erschallende Ruf „Zurück zu Kant!“ hat bisher für die Kenntnis des lebendigen Menschen wenig gefruchtet; er galt ja nicht dem Menschen, sondern dem Metaphysiker, und zwar fast ausschließlich dem Erkenntnis-Theoretiker, nicht dem Moralisten, noch weniger der ganzen Persönlichkeit. So bleibt denn Kant für die übergroße Mehrzahl ein Name, ein bloßer Name, und doch verdiente er Volksthümlichkeit im selben Sinne wie sein Zeitgenosse und Landsmann, der Große Friedrich. Denn dieses stille, zurückgezogene Leben — ganz der Gelehrsamkeit und dem abstracten Denken gewidmet — ist zugleich ein Leben der rastlosen That und der eisernen Selbstzucht. Könige und Dichter kann man einer Nation zur Bewunderung hinhalten, zur Nachahmung kaum; an Kant dagegen kann jeder schlichte Mann sich ein Beispiel nehmen. Kant ist zugleich Typus und Ideal. Es ist durchaus nicht nöthig, Kants Philosophie zu verstehen, es ist durchaus nicht nöthig, wenn man sie versteht, ihren Sätzen zuzustimmen, um die Größe der Persönlichkeit zu begreifen. Kant ist der freieste Geist, der je gelebt: denn nicht nur wahrt er seine Unabhängigkeit nach außen gegen jeden — das ist ja das Wenigste, wenn auch schon aller Achtung wert — sondern er kämpft einen Befreiungskampf gegen sich selber durch und befreit sich von allem uns angeborenen Ehrgeiz nach Ruhm und Auszeichnungen, weicht grundsätzlich jeder Ehrung, jedem Ruf an andere Universitäten, jeglichem lockenden Lebensstand aus, um frei über sich selber verfügen zu können. Und diese Freiheitsleidenschaft — eine echt deutschinnerliche im Gegensatze zum angelsächsischen Wahne einer ewig unmöglichen politischen Freiheit — dringt bis in die letzten Falten des denkenden Hirnes ein. Gleich in seiner ersten Schrift tritt der dreiundzwanzigjährige Jüngling Newton, Leibniz und anderen Berühmtheiten entgegen; „ich stehe in der Einbildung“, sagt er, „es sei zuweilen nicht unnütz, ein gewisses edles Vertrauen in seine eigenen Kräfte zu setzen“; und er hofft, es werde ihm „für kein Verbrechen ausgelegt“, wenn er großen Männern zu widersprechen „sich die Freiheit herausnehme“. So schritt er nun weiter, ein gelehrter und dennoch freier Mann, ein Mann, der sich nicht vor Autoritäten beugte, sich nicht an Schulen angliederte, sondern ganz er selber war. Das ist die höchste Freiheit: die Freiheit der unbedingten Wahrhaftigkeit.

Ich habe mir oft gedacht, daß das Leben Kants — dieses äußerlich ereignislose, ganz innerlich gelebte — nur von einem Dichter würde geschildert werden können; der Chronist geht ja in diesem Falle fast leer aus. Man wird lächeln, ich glaube aber, diese Gestalt gehört in ein Epos. Hätten Schiller oder Goethe das Zeitalter Friedrichs des Großen episch behandelt (was beide einmal beabsichtigt zu haben scheinen), so hätten sie unsern Kant in wenigen Strichen am Horizont hingemalt, wie etwa Homer den Nestor, überlebensgroß und dadurch erst so groß, wie er war. Doch die Extreme berühren sich, und in Ermangelung des Epos empfehle ich heute den Lesern ein schlichtes Buch, das soeben erschienen ist, und von dem zu

---

[1]) Immanuel Kant. Ein Lebensbild nach Darstellungen der Zeitgenossen Jachmann, Borowski, Wasianski, neu herausgegeben von Alfons Hoffmann bei Hugo Peter in Halle a. S. 1902.

künstlerische und völkische Verständnis für heimatliche Schrift. Deutschnationale Vereine und Verbände sollten zähe und planmäßig der deutschen Schrift Vorschub leisten und besonders bei Anschaffung von Drucksachen und Druckstempeln nur die deutsche Präge wählen und verlangen. Neuerdings wirkt die Schreibmaschine der deutschen Schrift sehr entgegen. Deutschnationale Vereine sollten daher nur Schreibmaschinen mit deutscher Schrift kaufen, wie Hammond u. a. sie herstellen, die sich leicht auch für fremdsprachlichen Briefwechsel in lateinischer Schrift benutzen lassen. In den Grenzmarken unseres Volksthums wäre die Verdrängung der heimatlichen Schrift eine schwere Schädigung des Deutschthums. Wer weltbürgerlich gesinnt ist und sich einen „gelehrten“ Anstrich geben möchte, wird die lateinische Schrift bevorzugen. Wer aber die Heimat liebt und ehrt, wird versuchen, mit der deutschen Schrift auch deutschem Volksthume und deutscher Art zum Siege zu verhelfen.

Singvögel.

An einen, der mir meine Berge schmähte.

Mühsam erklomm ich mir den hohen, steilen,
Den höchsten Gipfel. Ich weiß: Menschenlos
Ist's nicht, auf lichten Höhen zu verweilen;
Doch höchster Reinheit Augenblicke bloß —
Unendlichkeiten werden sie ertheilen.

Standest du einmal über jenem Brodem,
Darein die niedere Stumpfheit selbst sich hüllt;
Strebtest du aufwärts und entrannest so dem
Knechtenden Zwange, der die Thäler füllt,
Und sogst nur einmal voller Klarheit Odem —

Hat einmal dich der Morgenstrahl umwoben,
Bevor er streifend in den Thälern lag;
So hat die Sonne dich zum Freund erhoben.
Kehrst du dann auch zurück in niedern Nebeltag:
Du nimmst mit dir, was du empfangen droben.

In jener Thäler Schatten, in dem feuchten,
Dem dumpfen, der dir einst den Muth benahm,
Wird dir hinfort die Seele strahlen, leuchten,
Wie Moses' Antlitz, der vom Berge kam.

Else Schenkl.

Dachstein.

Dort ragt er empor, vom Aare umkreist,
Von Gemsen mit Angst nur erklettert,
Wenn jählings sich ihm die Lawine entreißt
Und donnernd ins Thal niederschmettert —
Dort steht er, der Dachstein, der riesige Greis,
Die Krone von Felsen, das Stirnband von Eis,
Als König der norischen Alpen.

Quirill Holzmeister.

Der kranke Bergsteiger.

Matt und krank, was willst du noch,
Sie gesund und froh!
Und zufrieden wär ich doch,
Blieb es immer so!

Schwalbe, Schwalbe, deinem Flug
Wird das Meer zu weit;
Raum zu ruh'n ist drin genug
Für die Ewigkeit.

Wie bescheiden nähmst du nun
Jede Gabe gern!
Kannst du wirklich nichts mehr thun,
Als ihr bleiben fern?

Möchte für sie tragen lang
Alle Erdenpein,
Schritte fröhlich mit Gesang
In die Nacht hinein.

Was mir die Gefahr auch gab,
Hab zu wild gelebt!
Doch verdient sein frühes Grab,
Wer sich selbst begräbt.

Grabe drum im Alpengrund
Mich in Blumen ein:
Heiter will ich und gesund
Für die Liebste sein!

Karl Berger.

das ist die Wirkung, die diese Lebensschilderungen hervorbringen; wir schauen das Gute an — den erhabenen guten Mann — und werden durch den Anblick bessere Menschen, als wir waren.

Diesen Anblick jedem Deutschen verschafft zu haben, der die geringe Summe von zwei Mark daran wenden mag, um seinen großen Landsmann persönlich kennen zu lernen — das ist das Verdienst des Herausgebers Alfons Hoffmann und der Verlagshandlung von Hugo Peter in Halle."

Diese glänzende Beurtheilung kann ich dort nicht unterschreiben, wo Chamberlain sagt, dass die Aufzeichnungen der drei Männer über Kant stilistisch wertlos seien. Ich möchte nur wünschen, dass der große Philosoph einen so guten Stil geschrieben hätte, als diese seine Jünger. Ihre klaren, einfachen Darstellungen haben mich den Kant'schen Geist besser verstehen gemacht, als seine eigenen philosophischen Schriften, deren Stil mir einfach gräulich ist. Von Kants unsterblichen geistigen Werken sagen seine drei Lebensschilderer fast nichts, sie hielten sich nur an das Beispiel dessen, der so lebte, wie er lehrte. Sein Leben war die populäre Übersetzung seiner Lehre, darum nenne ich die, die es beschrieben, seine Evangelisten. R.

Über die deutsche Schrift

hielt zu Hamburg Herr Lehrer Muthorst einen Vortrag, dem wir folgenden Gedankengang entnehmen: Seit Jahrzehnten sucht der in weltbürgerlichen Ansichten befangene Verein für Lateinschrift die Verdrängung der deutschen Schrift durch die römische zu beschleunigen. Um diesen Bestrebungen entgegen zu arbeiten, hat sich zu Berlin der Alldeutsche Sprach- und Schriftverein mit seiner Zeitschrift „Heimdall" gebildet. Diesem Vereine gehörte u. a. auch der General-Postmeister Dr. Stephan an, der sehr warm für die heimische Schrift eintrat. Von den Lateinschriftlern wird der Bruchschrift vorgeworfen, sie sei schwerer lesbar als die lateinische, erschwere den Ausländern das Erlernen der deutschen Sprache und stehe an Formenschönheit hinter der Antiqua zurück. Dem ist aber entgegen zu halten, dass die deutsche Schrift dem Auge viel mehr Ruhepunkte darbietet und ihm auf die Dauer viel angenehmer ist. Lateinische Handschriften sind meistens viel schwerer zu entziffern als deutsche. Lange genug sind wir dem Auslande nachgelaufen und wollen nun nicht auch noch unsere Schrift preisgeben. Engländern und Franzosen ist die Eckschrift übrigens als Zierschrift am Kopfe von Zeitungen und auf Titelblättern der Bücher schon lange sehr gut bekannt. Es ist Geschmack-sache, die eine oder die andere Schriftart schöner zu finden. Eigenartiger, und darum in deutschem Sinne schöner als die glatte lateinische ist die deutsche Schrift gewiss. Vergessen dürfen wir auch nicht, dass Albrecht Dürer an ihrer Ausgestaltung mitgearbeitet hat. Folgerichtig tritt auch R. Mielke, der Vorkämpfer für eine deutsche Volkskunst, für deutsche Schrift ein. Er verlangt mit Recht, dass die deutsche Schrift auch auf Freimarken und Münzen Verwendung finden möge, für deren künstlerische und abwechslungsreiche Ausgestaltung bei uns so gut wie nichts geschieht. Leider können sich die Lateinschriftler auf Jakob Grimm berufen, der die deutsche Schrift verwarf. In diesem Falle hat der Gelehrte Grimm den deutschthümlichen Forscher bei Seite geschoben. Wir stellen ihm Bismarck entgegen, der deutsche Schrift liebte. Erfreulich ist es, dass in den letzten Jahren in Heer und Presse der Schriftfrage wieder mehr Aufmerksamkeit zugewendet wird. Den deutschen Zeitungen fällt es nicht ein, dem Drängen der Lateinschriftler zu folgen und sich etwa in ein römisches Gewand zu hüllen. Mit der aufblühenden deutschen Bewegung wächst auch wieder das

In der Sterbestunde!

Vor kurzem las man das folgende Geständnis eines katholischen Priesters, der wohl kein Menschenkenner ist:

„Frühmorgens war's, da klopfte es an meine Thüre und die Stimme des Mesners rief: „Eine Frau im Personalhaus bittet Hochwürden dringend um das Versehen." Rasch kleidete ich mich an, holte aus der Kirche das Allerheiligste und beflügelte meine Schritte hin zur Wohnung der Kranken. Eingetreten in das Zimmer, fand ich in ärmlichem Bette liegend ein krankes, in den besten Jahren stehendes Weib, abgemagert zum Skelette und sich windend und krümmend im Übermaße der Schmerzen. Auf den ersten Blick war ich mir bewusst, dass ich es mit einer Sterbenden zu thun habe. Obschon der Armen die Stimme in der Kehle fast stecken blieb und die entsetzlichen Herzkrämpfe ihr den Athem beklemmten, presste sie nach dem üblichen „Gelobt sei Jesus Christus" noch die Worte heraus: „Hochwürden, sind Sie mir nicht böse, dass ich Sie zu so früher Stunde rufen ließ, doch ich musste diese Zeit wählen, wo mein Mann auf der „Schicht" ist, denn der will mir das Versehenlassen um keinen Preis erlauben. Katholisch bin ich geboren und erzogen worden, katholisch habe ich gelebt und katholisch möchte ich auch sterben. Ich fühle es, dass es mit mir zu Ende geht und ohne Versehen will ich nicht den Weg ins Jenseits machen."

Nach abgenommener heiliger Beichte schickte ich mich an, der Schwerkranken die heilige Communion und die letzte Ölung zu spenden. Doch die Sterbende bat mich, ein wenig inne zu halten und eher noch ihren sechzehnjährigen Sohn R. an das Bett zu rufen. Ihr Wunsch war mir Befehl, und aus der Menge der vor der jetzt geöffneten Thüre Knieenden und Stehenden trat der Gerufene heraus, hin vor die Mutter. Die letzte Kraft ihres siechen Körpers und ihrer klanglosen Stimme zusammenraffend, sprach die Sterbende nun zu ihrem Kinde: „Du weißt es, R., wie ich mich allezeit bemüht, Dich gut zu erziehen. Du weißt, wie oft ich's Dir ans Herz gelegt habe, fleißig zu beten, gerne in die Kirche zu gehen und stets auf Gott zu vertrauen. Du aber verlachtest nur meine liebevollen Mahnungen und wurdest wie Dein Vater. Nur um eines noch möchte ich Dich jetzt, wo ich in die Ewigkeit, wie Du siehst, hinübergehe, bitten, dass Du, wenn Du der lebenden Mutter nicht geachtet hast, hörest auf Deine sterbende Mutter: „Kehre um, werde ein braver Sohn der katholischen Kirche und bete dann für Deine verstorbene Mutter!"

Sprachlos stand der Sohn vor ihr, ein Zug sichtlicher Verlegenheit lag auf seinem gerötheten Antlitze und ohne ein Wort der Erwiderung trat er zurück. Was weiter in seinem Innern vorgegangen sein mochte, weiß ich nicht?"

Hat der Priester, der das so selbstgefällig erzählt, eine Ahnung davon gehabt, welchen Eindruck diese Geschichte auf unbefangene Leser machen muss? Ist es nicht, als ob die Willenlosigkeit und natürliche Todesangst der Sterbenden ausgenützt worden wäre, um den Sohn noch für die römisch-katholische Kirche zu gewinnen? Ist es ein Wunder, dass Männer ihre Weiber nicht versehen lassen wollen, wenn sie fürchten müssen, dass ihnen dadurch ihre Kinder abspenstig gemacht werden könnten? Hat dieser Priester eine Vorstellung davon, welchen Conflict die Mutter in ihrer letzten Stunde mit den angeführten Worten ins Herz ihres Kindes gesenkt haben musste, dass dem Sohne, der die Mutter verlor, in diesem Augenblicke auch der Vater entfremdet werden sollte, dass der Zunder der Gegnerschaft und Feindschaft gelegt wurde zwischen Vater und Sohn? Der junge Mensch ist auf diese Weise für die römische Kirche wahrscheinlich nicht gewonnen worden, hingegen hat die öffentliche Darstellung des Priesters — so viel ich weiß — mehrere Austritte zur Folge gehabt.

R.

Maria Grün.

Ein Kirchlein steht im Thale,
Das heißt Maria Grün;
Des Waldes Wipfel neigen
Sich kosend darüber hin.

Und trittst, ein stiller Beter,
In seine Halle du ein,
Da zwitschert herein durchs Fenster
Sein Lied Waldvögelein.

Die Fichtenzweige nicken
Vergnügt den Takt dazu:
Das Zwitschern und Wogen wiegt dich
In süße, dämmernde Ruh'.

Ein hehres Dulderantlitz,
Mit Augen versöhnend und lind,
Zeigt dir, wie klein und vergänglich
Deine eigenen Leiden sind.

Dann schreitest du leichten Herzens
Heraus in des Abends Glüh'n.
Im Walde verklingt das Glöcklein:
„Ave Maria Grün!"

Gustav Appelt.

Lebensdramatik.

Lebe nicht schwer, lebe nicht leicht,
Nicht kurz, nicht lang, wie es dir däucht;
Du hast den Ruhm, hast wohl genügt,
Wenn auch nicht dich, so doch andre vergnügt.

Ziele aufs Ende, Ende ist Ziel,
Du bist der Spieler, alles ist Spiel;
Maske und Stellung nimm in Bedacht,
Haben manch anderm Fix-Gage gebracht.

Lobe und lästre nach Rollenspecies —:
Unsere Bühne braucht Maulgenies;
Lästerst du Gott, so leugne ihn nicht —
Sans Regisseur, Freund, geht es nicht.

Andreas Königsbauer.

Der Gefallenen auf der Bühne.

Wie nickten die lieben Blümlein
So gelb und blau und roth,
Und nun in theuren Gläsern
Prahlen sie noch im Tod.

Auch du, du schönste Blume,
So früh, so früh geknickt!
In meinen Operngläsern
Hab ich dich wieder erblickt.

Andreas Königsbauer.

Das elfte Gebot.

Wie mögen wir halten die zehn Gebot',
„Du sollst nicht tödten!" „Du sollst nicht stehlen!"
Wenn uns nicht mahnt ein elftes Gebot:
„Du sollst kein lebendes Wesen quälen!" R.

Wintertag.

Das ist ein weißer Wintertag. —
In meiner Seele schlägt
Ein leiser Taubenflügelschlag,
Der sie zum Himmel trägt,
Zu einer weißen Wolke hin,
Auf der die Sonne steht . . .
Und meine Unschuldlieder ziehn
So still wie ein Gebet.

Anton Renk.

Bücher.

Karthäuser Geschichten. Novellen und Skizzen von Otto Ernst. (Leipzig. L. Staackmann.) Es kurz zu sagen, die deutsche Literatur ist um eine classische Humoreske reicher, seit Ernst „Die Kunstreise nach Hümpeldorf" geschrieben, die den Schwerpunkt dieses Buches bildet. Originelleres, Frischeres, Übermüthigeres, Sarkastischeres und zugleich Wärmeres und Tieferes in solcher Art wird man nicht oft lesen. Wer so erzählen kann, der braucht nicht bange zu sein, dass man bald auch seiner novellistischen Kunst jene allerwärmste Bewunderung zollen wird, wie den Theaterstücken Otto Ernsts. Die übrigen Erzählungen der Sammlung sind als feine Arabesken um „Die Kunstreise nach Hümpeldorf" geschlungen. Nein, doch nicht bloß als Arabesken. Novellen wie der „Karthäuser" und besonders „Anna Menzel" sind bedeutsam für sich. „Anna Menzel", diese rührende, ja erschütternde Geschichte einer einsamen Dienstmagd, sollten gerade recht viele Hausfrauen lesen. Wer sie gelesen, der wird sie so leicht nicht vergessen. Das ist mehr, als Unterhaltung. R.

Verzweifelt. Geschichte eines Theologie-Studierenden. (Dresden-Blasewitz. R. v. Grumbkow 1902.) Diese verzweifelt moderne Geschichte eines armen Menschen soll jeder lesen, dem der Glaube an Gott — Lappalie ist. Vielleicht bekommt er darauf hin eine andere Meinung. Allerdings scheint es, dass der Held dieser Geschichte ein Unglücksmensch war, dem überhaupt die persönliche Eignung fehlte, ein brauchbarer zufriedener Mensch zu sein. M.

Gedichte von Franz Floth. (Prag. J. G. Calve'sche k. u. k. Hof- u. Universitäts-Buchhandlung. 1902). Erzählungen finden in einer Zeitschrift die meisten Leser, Gedichte die wenigsten. Daher ist es vielleicht nicht überflüssig, auf Gedichte aufmerksam zu machen, die durch viele Jahrgänge des „Heimgarten" zerstreut und mit Franz Floth unterzeichnet sind. Wenn nun der Leser, was sehr wahrscheinlich ist, diese Gedichte lieb gewinnt, dann sage ich ihm auch, dass dieselben und noch andere dazu in einem eigenen Bändchen erschienen sind, das er sich kaufen soll, wenn er wieder einmal echte und schlichte Poesie haben will. R.

Büchereinlauf.

Wien—Nizza. Drei Novellen von Anna Claud-Saar. (Zürich. Cäsar Schmidt.)

Der Untergang von „Weltevreden". Ein Roman aus dem Leben von Bernhard Speckmann. (Zürich. Cäsar Schmidt. 1901.)

Memento mori! Roman aus dem Hochgebirge von Adolf Ott. (Stuttgart. Adolf Bonz u. Comp.)

„Verstiegen?" Ein alpin-psychologischer Roman von A. Dessauer. (München. A. Schupp.)

Seine Madonna. Sittengemälde in vier Aufzügen von Gräfin v. Wedel-Berard. (Zürich. Cäsar Schmidt.)

Die Intriguen der Gräfin Elisabeth Seefeld-Alard. Ein Hofroman in zwei Abschnitten aus den Memoiren eines souveränen Fürsten. (Zürich. Cäsar Schmidt.)

Die Memoiren des Königs Milan. Zehn Capitel aus dem Leben des ersten Serbenkönigs. Nach seinen hinterlassenen Papieren erzählt. (Zürich. Cäsar Schmidt.)

Die Schattenseiten des Frauenstudiums. Von Sidonie Grünwald-Zerkowitz. (Zürich. Cäsar Schmidt.)

Die Grafen Lasics. Moderner Sittenroman von Johannes Östring. (Zürich. Cäsar Schmidt.)

Erinnerungen eines Gebirgspfarrers. Von Heinrich Keller. (Frauenfeld. J. Huber.)

Bei uns z' Haus. Genrebilder aus dem Wienerleben von Vincenz Chiavacci. Dritte Auflage. (Stuttgart. Adolf Bonz & Comp. 1902.)

Aus dem Verlage von Karl Krabbe in Stuttgart:

Der Adonis vom Molarathal und andere Novellen. Von Richard Voß.

Südliches Blut. Römische Novellen von Richard Voß.

Tantalus, Mutter und Kind. Zwei Novellen von Paul Heyse.

San Vigilio. Novelle von Paul Heyse.

In zwölfter Stunde. Von Friedrich Spielhagen.

Sonnwend'. Drama in drei Acten von Emil Herzer. (Weimar. Dramaturgische Anstalt. 1902.)

Regina Bertolina. Drama in vier Aufzügen von Gräfin von Wedel-Bérard. (Zürich. Cäsar Schmidt.)

Vom Wildhag. Leichte Strophen von Rudolf Brendli. (Zürich. Cäsar Schmidt.)

Auf sonnigen Pfaden. Von A. Attenhofer. (Zürich. Cäsar Schmidt.)

Klänge aus stiller Welt. Gedichte von Eugen Sutermeister. (Zürich. Cäsar Schmidt.)

Deutschthümelei.

Um Anhang im Volke zu haben, gebärdete sich die „Demokratie“ deutsch und „Deutschthum“, „deutscher Geist“, „deutsche Redlichkeit“, „deutsche Freiheit“, „deutsche Sittlichkeit“ wurden nun Schlagwörter, die niemanden mehr anwidern konnten, als den, der wirkliche deutsche Bildung in sich hatte.

Während Goethe und Schiller den deutschen Geist über die Welt ergossen ohne vom „deutschen“ Geiste auch nur zu reden, erfüllen diese demokratischen Speculanten alle deutschen Buch= und Bilderläden, alle sogenannten „Volks=“, das heißt Actien=Theater, mit groben, gänzlich schalen und nichtigen Bildungen, auf welchen immer die anpreisende Empfehlung „deutsch“ und immer wieder „deutsch“ zur Verlockung für die gutmütige Menge aufgeklext ist. Und wirklich sind wir soweit, das deutsche Volk damit bald gänzlich zum Narren gemacht zu sehen: die Volksanlage zu Trägheit und Phlegma wird zur phantastischen Selbstgefallsucht verführt; bereits spielt das deutsche Volk zum großen Theil in der beschämenden Komödie selbst mit und nicht ohne Grauen kann der sinnende deutsche Geist jenen thörichten Festversammlungen mit ihren theatralischen Aufzügen, albernen Festreden und trostlos schalen Liedern sich zuwenden, mit denen man dem deutschen Volke weismachen will, es sei etwas ganz besonderes und brauche gar nicht erst etwas werden zu wollen.

Richard Wagner.

Wie Sachsen singen.

’s Leibz’ger K.

Dass mir’sch nich sprechen genn, das Ga,
Trotz unsern Sprachscheniee,
Bildt eich nur das nich ein etwa!
Denn sprechen gennen genn mersch ja, —
Awwer ’s macht uns zeviel Miehe. Edwin Bormann.

Der kluge Hund.

Im Worzner Rathsgeller treiwen de Herrn
Ihren Spass mit’n Gastwertsbudel gern:
Där gann abordiern und Schildwach stehn
Un uff zwee Beenen dorch’s Zimmer gehn,
Holt jeden d’n Hut un de Gummischuh
Un macht’n de Tiere uff un zu.
„Nee“, sagt d’r eene, „alle bonnehr![1])
Dän Gerlichen[2]) is doch nischt ze schwer.“

„Där,“ meent ä zweeter, „där teischt sich nie, —
’s is wärklich ä hellisch kluges Vieh!“
„Ja,“ ruft ä dritter, „dän macht nischt ärre:
Där Hund is gescheiter wie sei Härre!“
Da spricht d’r Bergemeester d’r Stadt:
„So änn Hund haw ich doch emal gehatt!“

Georg Bötticher.

[1]) à la bonheur. [2]) Kerlchen.

Rhapsodie.

In der Nähe von Meißen am Rabensteen
Hubbt nachts ene Hexe of eenem Been.
Hubb, Alte, hubb, hubb!

Se hatte verhext enes Grafen Kind,
Schlecht wie de Hexen nu mehrschtens sind.
Hubb, Alte, hubb, hubb!

Es kriegte das Kind durch en Zauberdrank
Zeitlebens enen hubbenden Gang.
Hubb, Alte, hubb, hubb!

Doch de Strafe des Himmels bleibt nimmer aus:
Jetzt hubbt se nu selber bei Nacht und Graus.
Hubb, Alte, hubb, hubb!

Se hubbt, dass se fast de Balance verliert,
Und dervor steht der Deifel und commandiert:
Hubb, Alte, hubb, hubb! Mikado (von der Planitz).

(insbesondere auf dem Lande und in kleineren Städten) mit den Meisterwerken der Literatur versorgt und auch deren sonstige Verbreitung durch Herstellung gut ausgestatteter billiger Ausgaben, soweit solche noch nicht vorhanden sind, fördert.

Allerdings, die Mittel, die zusammenkommen müssen, um die Stiftung auf eine der Bedeutung der deutschen Literatur würdige Summe zu bringen, sind erhebliche.

Die Stiftung soll sich, wie erwähnt, nicht auf das Deutsche Reich beschränken; soweit die deutsche Zunge klingt, soll sie ihre Wirksamkeit — und ihr Werben — entfalten. Alles, was zu der großen Einheit des deutschen Culturkreises gehört, soll theilhaben an ihren Segnungen und beitragen können, sie zur Blüte und Kraft zu bringen; unseren großen Dichtern zum unvergänglichen Denkmal!

Die Beiträge werden in jeder Höhe entgegengenommen von der Deutschen Bank, Berlin, und ihren sämmtlichen Zweiganstalten und Depositencassen; der k. k. Postsparcasse, Wien, auf Conto Nr. 859.112; der Schweizerischen Volksbank, Bern, und ihren sämmtlichen Zweiganstalten und Depositencassen; dem Cassenwart der Stiftung, Dr. Ernst Schultze, Hamburg.

Alle Briefe, Anfragen u. s. w. werden an den genannten Herrn oder mit der Aufschrift „Deutsche Dichter Gedächtnis-Stiftung, Hamburg“ erbeten.

Aus dem Gesammtvorstand:

Dr. Hans Hoffmann, Wernigerode, 1. Vorsitzender; Privatdocent Dr. Emil Reich, Wien (Grillparzer-Gesellschaft), 2. Vorsitzender; Otto Ernst, Hamburg (Literarische Gesellschaft); Dr. J. Loewenberg, Hamburg (Lehrervereinigung für die Pflege der künstlerischen Bildung); Dr. Ernst Schultze, Hamburg, als engerer Vorstand.

Diesen Aufruf unterstützen unter vielen anderen:

Reichskanzler Graf B. von Bülow, Berlin; Dr. Wilhelm Ritter von Hartel, k. k. Minister für Cultus und Unterricht, Vicepräsident der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften, Wien.

Schulhaus Krieglach-Alpel.

(10. Ausweis.)

Vortrag 10.803·70 Kronen und 200 Mark. — Neuerdings bei Rosegger in Krieglach eingegangen in Kronen: Tischgesellschaft Grogger, Obdach 10. A. Schein, Dresden 2·35. Durch das „Neue Wiener Tagblatt“ 40. Pfarrer Straßer, Grindlwald 9·40. „Scherflein der Witwer“ 10. A. Eger, Moskau 25. A. Weigand, Teplitz-Schönau 10. Paul Naef, Moskau 5. Durch die Rosegger-Gesellschaft in Mürzzuschlag eingelangt von: F. Melanschek, k. k. Geometer, Wien 10. Österr. Touristen-Club, Wien (1. Sammlung) 50. Frau Marie Lowak, Mährisch-Weißkirchen 60. Österr. Touristen-Club, Wien (2. Sammlung) 38·60. Leipziger Lehrerverband 58·55. Alpine Gesellschaft d'Reißthaler 153. Robert Kern, Wien 50. Übertrag 11.335·60 Kronen und 200 Mark.

Leider habe ich Anlass, vor gewissen fremden Personen warnen zu müssen, die angeblich zugunsten der Alpel-Schule sich producieren oder sonstwie Gelder sammeln.

Krieglach (Steiermark), 7. Juli 1902. Peter Rosegger.

Sonnenwende. Gedichte von Ph. Jaab. (Darmstadt. Joh. Waitz. 1902.)

Elegien und andere Gedichte von Theodor Souchay. (Cannstadt. H. Reitzels Hofbuchhandlung.)

Scheffel. Ein Dichterleben. Von Johannes Proelss. Volksausgabe. (Stuttgart. Adolf Bonz & Comp.)

Christus im modernen Geistesleben. Christliche Einführung in die Geisteswelt der Gegenwart von E. Pfennigsdorf. (Schwerin. Fr. Bahn. 1902.)

Predigten. Von Dr. Josef Müller, Herausgeber der „Renaissance“. (Selbstverlag des Verfassers, München, Herzogspitalstraße 14/4).

Klänge aus stiller Welt. Von E. Sutermeister. (Zürich. Cäsar Schmidt)

Der südafrikanische Krieg. Ein Heldengedicht von R. Schartenmeyer. Revidierter I. Theil: Von London bis Bloemfontaine; II. Theil: Durchs Burenland. (Zürich. Cäsar Schmidt.)

Recht und Unrecht im Boerenkriege. Eine historisch-politische Studie von Friedrich Hertz. (Berlin. John Edelheim.)

Der Culturwert der Frau einst und jetzt. Von Else Hasse. (Dresden. Konrad Weiske's Buchhandlung. 1902.)

Die Physiologie der Wonne. Von Paolo Mantegazza. (Zürich. Cäsar Schmidt.)

Siciliana. Auf Goethes Pfaden. Von Ed. Müller-Waldeck. (Zürich. Cäsar Schmidt.)

Radfahrerseuche und Automobilunfug. Von Dr. Emil Jung. (München. August Schupp. 1902.)

Eisenerz in Wort und Bild. Herausgegeben vom Alpenverein Innerberg durch seinen Schriftführer Adolf Reisner. (Eisenerz.)

Aufruf der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung.

Schon oft ist von deutschen Dichtern der Gedanke ausgesprochen worden, dass aller Ruhm und alle Ehre, mit denen Mit- und Nachwelt sie schmücken können, ihnen nichts ist gegen die frohe Hoffnung, im Herzen ihres Volkes eine bleibende Stätte zu finden.

Gustav Freytag war es, der zum erstenmale klar und bestimmt darauf hinwies, dass man einen großen Dichter so gut wie durch ein Denkmal durch die Begründung einer Stiftung ehren könne, die seine Schriften auch nach seinem Tode im Volke verbreite. Als es sich im Jahre 1874 um die Errichtung eines Denkmals für den eben verstorbenen Fritz Reuter handelte, machte Freytag den Vorschlag, man möge kein gewöhnliches Denkmal setzen, sondern lieber die Volksbibliotheken fortgesetzt mit den Schriften Reuters versehen. — Und in jüngster Zeit ist derselbe Grundgedanke u. a. in ansprechendster Form von Rosegger verfochten worden: „Die Denkmäler erstehen, die poetischen Schöpfungen verstauben. Als ob die Dichter geboren würden und ihre Werke schrieben, damit einmal eine Denksäule, eine Figur ihren Namen trüge. Die Hoffnung, der Stolz, das Leben und die Unsterblichkeit eines Dichters besteht aber darin — gelesen zu werden, mit seinen Schöpfungen im Volke zu wirken . . . . Wenn das Capital, das für ein Dichterdenkmal aufgebracht worden, auf Zinsen angelegt würde und aus denselben jährlich hunderte von Werken des Dichters angeschafft und in der unbemittelten, aber lesefrohen und empfänglichen Bevölkerung richtig vertheilt werden möchten — es wäre unvergleichlich zweckmäßiger, es wäre ein wahrhaft lebendiges Denkmal!“

Das Verlangen unseres Volkes, seine großen Dichter kennen zu lernen, ist mehr und mehr gestiegen, die Befriedigung dieses Verlangens aber leider noch oft genug aus Geldmangel unmöglich.

Sicherlich wird deshalb die Begründung der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung mit Freuden begrüßt werden. Sie will unseren großen Dichtern das unvergänglichste Denkmal dadurch setzen, dass sie Jahr für Jahr unsere Volksbibliotheken

Heimgarten

12. Heft. September 1902. 26. Jahrg.

Der Seelenforscher.

Von **Hans Malser.**

Von älteren Leuten der Gegend wird die außerordentlich seltsame Geschichte heute noch erzählt.

Der Erzähler beginnt mit der Franzosenzeit.

Die Feste Hohenfalken lag in Trümmern. Eines berühmten und berüchtigten Rittergeschlechtes jahrhundertelanger Wohnsitz, war sie uneinnehmbar auf ihrem hohen Felsen und beherrschte das Thal mit dem stattlichen Fluss und der Landstraße, mit den Dörfern und Meierhöfen, mit den schönen Waldbergen weit und breit.

Da waren jedoch eines Tages schlimme Gäste gekommen, ein Corps aus dem Franzosenheere. Die Eindringlinge hatten den letzten Sprossen des Rittergeschlechtes im Kampfe erschlagen und sich hierauf in der stolzen Felsenburg heimisch gemacht. Die Rüstkammer hatten sie geplündert und mit den Lanzen und Harnischen aus uralter Zeit im weiten Schlosshofe Turniere abgehalten. Den prächtigen Rittersaal mit den finsteren Bildnissen der Ahnen und den üppigen Gemälden aus dem römischen Fabelreiche hatten sie zu einer Reitschule gemacht. Durch das große Redehorn des Thurmes hatten sie Hohn und Spott hinabgerufen in das Thal, wo der angst- und kummervolle Landmann seine kleine Habe zu wahren suchte. Und als sie endlich an allem ihren Muthwillen ausgelassen hatten,

Postkarten des „Heimgarten".

H. E., Weidlingbach. Ich habe jene städtischen Sonntagstouristen, die nur auf die Berge gehen, um Ulk und Allotria zu treiben, einmal der Berge Unrath genannt, den die Stürme wieder zu Thale fegen. Das war vor zwanzig Jahren, und auch die ernsteren Touristenvereine haben damals sich gegen das frivole Unwesen der Fexerei oft beklagt. Seither hat das Touristenwesen sich veredelt. Es gibt immer noch staubige Seelen, die auch der Bergsturm nicht zu reinigen vermag, im ganzen ist die Liebe zur großen Natur der Hauptantrieb, weshalb so viele unter oft unsäglichen Anstrengungen das Hochgebirge besteigen. Nicht jeder schwierige Auf- oder Abstieg unter Lebensgefahr ist ein „Bravourstückchen" — er kann auch bisweilen eine opferbegeisterte Huldigung für die heilige Gottesnatur bedeuten. R.

J. C., Linz. Von Karl May ist im „Heimgarten" seit 1878 nichts erschienen. Inwiefern die nun gegen diesen Schriftsteller von clericaler Seele erhobenen schweren Anklagen sich rechtfertigen, können wir nicht bestimmen. Er soll pornographische Schriften verfasst haben, von denen er nachher behauptet, dass sie der Verleger in seine Bücher geschmuggelt hätte (?!), und er soll die von ihm als persönlich erlebt beschriebenen Reiseabenteuer nicht erlebt, sondern daheim in seiner Schreibstube — erdichtet haben. Wir haben, offen gestanden, diesen Mann immer nur für einen — Dichter gehalten. Die schlimmste Anklage gegen Karl May ist die, dass er aus Geschäftszwecken sich für einen Katholiken ausgegeben, während er heimlich Protestant sei. Diesen Vorwurf wird er allerdings nicht auf sich sitzen lassen dürfen.

F. K., Leoben. „Ich habe", schreiben Sie, „nach fast jeder katholischen Predigt die Kirche beunruhigt verlassen. Nachdem ich mir die Woche über alle Mühe gegeben hatte, meine Pflichten zu erfüllen, stets Gerechtigkeit und Nächstenliebe zu üben, rein zu leben und mich unserem Herrgott zu vertrauen, wurde bei der Predigt immer noch und vor allem anderes verlangt. Besonders, dass ich gewisse Dinge für wahr halten sollte, die ich nicht glauben kann, nicht kann, so sehr ich mich auch bestrebte, es geht gegen meine Natur. Und dieser bei jeder Predigt immer wieder neu erweckte Zwiespalt hat mich verzagt gemacht. Seit ich nun die evangelischen Predigten besuche, stimmt mein Glauben, mein Wollen und mein sittliches Ideal mit dem des Predigers überein, das stärkt mich und macht mich froh." Wir können nicht unterlassen diese Stelle abzudrucken, weil sie gewiss das Anliegen vieler ausdrückt und weil sie die Nothwendigkeit zeigt, dass jene Prediger, die immer nur dogmatisieren und nebenbei polemisieren, es in Zukunft anders werden einrichten müssen.

M. J., Wien. Das anspruchslose Gedichtchen, welches gelegentlich des ersten Kaiserbesuches auf dem Hochschneeberg am 18. Juni d. J. von Fräulein Riegler aus Puchberg vorgetragen wurde, hat seinen Weg in die Öffentlichkeit gefunden, aber — wie es bei telegraphischer Vermittlung der Mundart kaum anders möglich ist, etwas verstümmelt. Es lautet thatsächlich wie folgt:

Die Almerin begrüßt den Kaiser.

Heunt kunt ih jauchzend wern!
Heunt kema d' Weanaherrn.
Daner is extra dabei,
Auf den ih mih siggerisch,
Saggerisch gfreu!

Heunt han ih alls banand,
D' Landsleut und 's Hoamatland,
Die Almen im sunnign Strahl,
Und endlih mein Kaiser,
Mein Kaiser amal.

Denkt han ih oft auf dih,
Gwart't han ih lang auf dih,
Hätt' dir frei allerhand z'sagn.
Hiazt, weilsd dastehst vor mir,
Hats mir mei Red verschlagn.

G'statt, dass ma reda viel
Wölln ma fein bettn still
Für unsern güatigen Herrn.
Dass er uns lang noh bleibt,
Mir habn ihn gern.

Cl. L., München. Der gute Wille allein genügt halt nicht. Ich bin ja durchaus nicht so mächtig und einflussreich, als viele glauben. Dazu kränklich und müde. Ich vermag die Wünsche und Anliegen, die an mich gestellt werden, zumeist nicht einmal zu beantworten, geschweige zu erfüllen. Schließlich ist es immer noch besser, man vereinigt seine geringen Kräfte auf ein kleines Werk, das dann gelingt, als man zersplittert sie auf große, bei denen man sich aufreibt, ohne etwas auszurichten. R.

** **Herford.** Selbst wenn es Zeit gäbe, alle einlaufenden Briefe zu beantworten, haben Sie uns die Beantwortung Ihres Briefes ganz unmöglich gemacht. Ihr Name wie Ihre Adresse sind unleserlich. Der Empfang uns eingesandter Bücher wird nur im „Heimgarten" bestätigt.

F. H., Brünn. Ewiges Träumen ist so unfruchtbar wie ewiges Schlafen. Probieren Sie, einmal einen Ihrer Träume zu verwirklichen. Thatlosigkeit macht die Seele bang.

(Geschlossen am 10. Juli 1902.)

Für die Redaction verantwortlich: P. Rosegger. — Druckerei „Leykam" in Graz.

stundenlang hin und her, ohne dass er sich viel mit einem oder dem anderen beschäftigte. Die Dienerschaft des Hauses bestand aus lauter Personen männlichen Geschlechtes, die, theils eben auch Fremdlinge, nicht viel weniger geheimnisvoll waren als der Herr selber. Sie führten, was Küche, Keller, Karten und Würfel anlangt, einen ziemlich bunten Haushalt; am zurückgezogensten und einfachsten unter ihnen lebte der Hausherr.

Die Leute der Umgebung waren anfangs viel um diese neue Wirtschaft herumgeschlichen, aber als sie Geheimnisvolles und immer nur Geheimnisvolles entdeckten, da zogen sie sich allmählich zurück und nannten das neue Haus am Fuße der Veste Hohenfalken aufs Gerademohl das Zauberschloss.

Je ängstlicher aber die Leute den Marquis mieden, desto eifriger begann er sie aufzusuchen. Wo es in der Gegend einen Jahrmarkt, oder ein Hochzeitsfest, oder eine Begräbnisfeier, oder ein Elementarunglück, oder ein anderes Ereignis gab, da kam der blasse Mann auf seinem Rappen geritten und besah sich die Dinge, ohne irgend welche Theilnahme zu bezeigen. Verschlossen und ernst ritt er von dannen. Eine dreifache goldene Hochzeit wurde gehalten, der Festfreude war kein Ende; der Marquis hatte kaum ein halbes Lächeln. In einem Dorfe wüthete ein Brand, zerstörte vierzig Menschenwohnungen und zwölf Menschenleben; der Marquis bewahrte seine eherne Ruhe. Wie man Hunde füttert, so ließ er den Obdachlosen, Hungernden silberne Gaben vor die Füße werfen.

In stillen, ereignislosen Zeiten wurde der Mann wochen- und monatelang nicht gesehen; er schloss sich in seine Gemächer ein, oder er irrte in den Wäldern, oder er saß oben in der Ruine Hohenfalken und redete laut in seiner Muttersprache. Wilde, zerrissene Worte waren es zumeist; ein einzigmal aber schlug er sich die flachen Hände in das Angesicht und schluchzte. Diese Ruinen schien er lieb zu haben. Sollten sie etwa ein Bild seines Lebens sein?

Landleute, die ihn zuweilen doch beobachteten, waren über den schwarzen Mann im Reinen. Er hatte seine Seele dem Teufel verschrieben und auf diese Weise die ungeheueren Reichthümer erlangt, über die er verfügte; aber die Zeit ist nahe und der Böse wird ihn holen, und dann wird das herrliche Schloss und alles, was der Unglückliche geschaffen hat, in die Erde versinken.

Doch in den Wäldern gibt es auch verwegene Menschen, die allzeit bereit sind, mit dem Teufel anzubinden. Wüste, unheimliche Gesellen kamen und boten dem Marquis ihre Dienste an. Die Wüstesten und Unheimlichsten nahm er auf, gab ihnen geringe Arbeit und großen Sold. Manchem verhieß er schwere Schätze; manchem drohte er mit dem Blut-

ließ der Feldherr, der zu einem nächtlichen Brückenbaue über den Fluss eine Leuchte benöthigte, die Feste in Brand stecken.

Manches Jahr ragten die kahlen, röthlichen Mauern über das Bergland hin; kein Burgwart hütete die Stätte, kein Förster bewachte die großen Waldungen, kein Jäger schützte das Hochwild. Herrenlos schien das große Rittergut, und manch verdächtige Gestalt strich in der Wildnis umher und kletterte im Gemäuer, nach goldenen Schätzen suchend und sich schließlich mit halbverkohlten Geräthen und rostigen Eisenresten zufrieden gebend.

Da kam ein Mann in die Gegend, welcher Papiere mit sich trug, dass er die Besitzungen der Hohenfalkner käuflich an sich gebracht habe. Ein wunderlicher Mann, schlank und behendig, wie von einem beständigen Zucken und Beben durchschauert, stets schwarz an Kleidung und blass im Gesichte. Er hatte lange, dunkle Locken, die sich ringelten und stets lebendig schienen, er hatte ein großes Auge, in das niemand zu schauen vermochte, weil es glühte und sprühte, fast wie der Sonnenstern. Die Lippen dieses Mannes waren lebhaft roth, darüber lag der Schatten eines Schnurrbartes; die eingefallenen Wangen waren fahl wie Asche, die hohe Stirn war schneeweiß und glatt, und die Augenbrauen lagen daran wie zwei kohlschwarze Raupen. Blühende Jugend und hohes Alter waren gepaart in diesem Antlitze, in der ganzen Gestalt. Er konnte höflich lächeln, aber wenn er sprach, so hatte er eine tonlose Stimme. Der deutschen Worte war er nicht vollständig mächtig; wenn er allein gieng, und er gieng oft und gerne allein, so redete er eine fremde Sprache, ähnlich, wie sie die Franzosen gesprochen hatten, und er redete so laut, als ob ihm zur Seite jemand gienge, mit dem er sich unterhielte.

Dieser Mann, der neue Besitzer von Hohenfalken, nannte sich Marquis de Saint Mario.

Am Fuße des Berges, auf dem die Ruine stand, war eine Waldwiese; hier ließ er lichten und baute sich ein Wohnhaus, welches in wenigen Jahren zu einem stattlichen Schlosse heranwuchs. Das Äußere dieses Schlosses glich völlig seinem Besitzer, es war ein Gemisch von uralter und moderner Bauart, voll Thürmchen und Zacken und Erkern, und doch dem Zwecke und der Bequemlichkeit entsprechend. Epheu rankte das Mauerwerk hinan und einzelne Theile des Gebäudes waren förmlich versteckt im finsteren Dickichte eines Wildparkes.

Das Innere dieser Burg aber war noch seltsamer. Der Besitzer hatte es, mit Ausnahme weniger Gemächer, die er zu Prunk und Pracht einrichten ließ, angefüllt mit alten Bildern, Statuen und Gemälden, mit Büchern, Globen, Messwerkzeugen, Thontiegeln und Menschen-Gerippen. Zwischen diesen und ähnlichen Gegenständen gieng der blasse Mann

abgegangen. Abgegangen von Frankreich und nicht gelandet in England. Durch einen Sturm verschlagen und gestrandet war es unterwegs; nur wenige der Reisenden konnten gerettet werden. Das Weib mit dem Kinde war unter den Verlorenen.

Und seit jenem Tage lag auf dem Antlitze des Marquis jene eherne Ruhe, jener Schatten der Dämonenhaftigkeit. Manches Jahr lebte er noch zu Paris, aber anstatt zu seinen Höhen der Gesellschaft emporzusteigen, besuchte er den Scharfrichter in seiner Zelle und ergötzte sich an der Guillotine. Mit einem ewigen Hass hatte er sein Herz umpanzert. Er fluchte seinen Blutsverwandten, die sein Weib und Kind in den Tod gehetzt; den adelsstolzen Seinen zur Rache war er schon daran, Freimann zu werden und es vom Schaffote aus der Welt zuzurufen: Seht her auf diesen rothen Mann, das ist ein Marquis de Saint Mario!

Da starben seine Eltern. Nimmer wollte er seinen Theil des Erbes den Verwandten preisgeben. Er raffte die Summe zusammen und eilte damit aus dem Lande.

In jenem deutschen Gaue der Alpen, den der Dachstein und der hohe Schwab bewachen, im stillen waldigen Thale, am Fuße der Ruine Hohenfalken haben wir ihn gefunden.

Hier wollte der Marquis durch Arbeit und Studien seinen Schmerz betäuben und seinen Menschenhass ertödten. Letzteres gelang ihm scheinbar, doch, sein Herz wollte nicht mehr erwarmen. Er betrachtete die Menschen nur als Wesen, vor denen er sich zu schützen und die er sich nutzbar zu machen habe, ungefähr wie er es mit den Raubthieren seiner Wälder hielt. Und die Menschen waren schier der einzige Gegenstand seines Studiums. Die landläufigen Forschungen in der Naturgeschichte, die Hypothesen über Gott und Weltall, denen er sich sonst hingegeben, waren ihm gleichgiltig geworden. Nur die Menschenseele wollte er noch durchdringen nach allen Richtungen, um den Urgrund zu entdecken, aus dem jener göttliche Herzensadel hervorblühen kann, wie er ihn bei seinem Weibe gefunden, und in dem jene Bestialität geboren wird, wie er sie an seinen Blutsverwandten erfahren.

Darum suchte der Marquis Saint Mario das Volk auf in seinen Freuden und Leiden — da ja nur bei solchen Erschütterungen der Menschen Seelen hervorbrechen in ihrer Unmittelbarkeit und Ursprünglichkeit. Aber anstatt die Absonderlichkeiten zu erschauen, fand er die Regel, die er doch längst kannte. In Freuden oder Schmerzen sind sich die Menschen in der Regel eben gleich.

Zuweilen war dem Marquis zumuthe, als müsse er diesem oder jenem das Herz aus dem Leibe reißen und mit dem Seciermesser zerlegen können. In Gerichtssälen und Gefängnissen fand er sich ein; Spi-

gerichte; — und alles mit derselben Miene und Gelassenheit. Er spielte mit den Menschen und ergötzte sich still an ihren Lüsten und an ihren Schmerzen.

Da der Erzähler keiner von denen ist, die den Schwerpunkt ihrer Darstellungen auf die Spannung legen, so möge der Schleier nicht länger über unserem einmal vorgeführten Manne ruhen.

Marquis Saint Mario gehörte einem alten Adelsgeschlechte Frankreichs an. Aber er war besonders geartet und schlug schon in der Jugend einen Weg ein, den Aristokraten sonst nicht häufig zu gehen pflegen. Er stieg — sank, sagten seine Blutsverwandten — zum Volke nieder. Er saß in den Schulen neben dem Bürgerssohne, er eignete sich der Geistesarbeit, dem Gelehrtenthume. In seinem 24. Lebensjahre war er Meister in der Geschichte der Philosophie. Dabei befand er sich wohler als bei Thierhetzen des aristokratischen Sportes. Zwar brachte ihm seine Lebensweise von Seite des Adels manchen Spott ein; dass er jedoch darauf nicht achtete, zeigte er durch seinen nächsten Schritt: Er nahm ein Bürgermädchen — die Schwester eines Studienfreundes — zur Frau. Nun brach freilich der Sturm los. Seine sonstigen Freunde unter den Aristokraten sagten sich augenblicklich von ihm ab; seine Geschwister stießen ihn aus ihrem Kreise, seine Eltern versagten ihm ihren Segen und drohten ihn zu enterben. Der junge Mann achtete auch das nicht; auf der Hochschule zu Paris nahm er eine Professur an und lebte glücklich mit seiner herzensguten Gattin. Diese gebar ihm nach einem Jahre ein Söhnlein. Der Vater eilte damit voll Herzensfreude zu seinen Blutsverwandten; diese fertigen ihn höhnend wie einen Bettelmann ab — sie wollen keinen Zwitterling in ihrem ruhmreichen Geschlechte. Wuthknirschend eilt der Marquis nach Hause, verschweigt aber seinem Weibe die maßlose Kränkung. Er kann diese aber nimmer verwinden, seine Heiterkeit ist zerstört und sein eheliches Verhältnis trägt er zwar gelassen, aber schwermüthig, als sei es eine Bürde. Mittlerweile dringen auch zu der jungen Mutter die derbsten Verhöhnungen von Seite der Verwandtschaft ihres Mannes. Sie wähnt, dass sie sein Unglück sei, dass sie ihren Gatten in Schmach und Elend stürzte — und sie beschließt, sich für ihn zu opfern. Eines Tages ist sie mit dem Kinde verschwunden, und ein Brief, den sie zurücklässt, bittet um Vergebung, dass sie auch den Kleinen mit sich genommen, aber sie werde ihn in England, wohin sie zu Verwandten ziehe, mit Muttertreue pflegen und ihn nach Jahren dem Vater zurückgeben. Er, der Gatte, aber möge sich mit den Seinen wieder auszusöhnen suchen und die glänzende Bahn seines Geschlechtes wandeln. Die Zeit der Prüfung werde vorübergehen und mit Gutem enden.

Dieser Brief hatte den Marquis völlig rasend gemacht. Mit der Eile und Wuth des Sturmes flog er nach Calais, aber das Schiff war

trieb er sein „Studium“. Freilich war es längst nicht mehr der Forschungstrieb, der ihn zu den — Seelenproben anspornte, es war die Lust an der Herzensfolterung, das Ergötzen an den durch Angst, Schreck, jähe Freude gehetzten Gemüthern. Zwar war der Marquis längst zur Überzeugung gelangt, dass einfachere, ungeschulte Leute im allgemeinen ihr Geschick mit größerer Fassung, Ergebung und Stumpfheit tragen, als vom Glücke begünstigte, feingebildete Menschen, und er bedauerte nur, dass er keinen Mann um sich hatte, der die höchste Stufe der Cultur erklommen, einen tiefen Geist mit einer großen Seele vereinigte; an einem solchen Menschen müssten mittelst Schreck, Angst, Hoffnung und wohl auch durch die aufgestachelten Leidenschaften die erfolgreichsten psychologischen Studien zu machen sein. Er suchte sich den Seelenzustand eines Naturforschers vorzustellen, in dem Augenblicke, da unter seinen Füßen plötzlich ein Vulcan losbricht. Er suchte sich die Empfindung eines Künstlers zu vergegenwärtigen in dem Momente, da die höchsten Meisterwerke der Erde gleichzeitig auf seine Sinne einwirkten.

Aber seine dämonenhafte Sehnsucht wurde durch all das nicht gestillt. Der Menschen Seele, sagte er sich, ist eigentlich doch ein plattes Ding und durchwegs den Naturgesetzen unterworfen, ist sie bald erschöpft.

Da fiel dem Marquis eines Tages ein Feld ein, auf dem er die menschliche Seele bisher noch nicht weiden gesehen; auf die Pfade und Irrpfade der Religion war er seinem körperlichen Wilde noch nicht gefolgt. Sofort begann er, religiösen Fanatikern nachzustellen, schilderte ihnen den gewaltigen Gott, die Engelchöre und die gnadenreiche Maria, schilderte ihnen das Märtyrerthum der Blutzeugen und die Listen des Teufels, malte ihnen den Himmel in üppigsten Farben, machte ihnen die Hölle heiß. Der Marquis Saint Mario hatte in der Kindheit viel mit Jesuiten verkehrt, das kam ihm nun zustatten. Manch ungeahnter Farbenstrahl dämmerte ihm aus dem Menschengemüthe entgegen.

Einst auf der Waldwanderung war es, dass der Marquis in eine entlegene Brantweinschenke trat. Saß ein hagerer Kohlenbrenner darin, der murmelte ein- fürs anderemal vor sich hin: „Warum muss gerade ich ein so blutarmer Teufel sein? Meine Kinder leiden Hunger, haben kein Brot; ich leide Durst, der Wirt borgt mir keinen Schnaps. Warum muss just ich so ein Elendmensch sein!“

Saß plötzlich der schwarze Mann von Hohenfalken neben ihm und rief: „He, Bruder, wer wird so traurig sein auf der schönen Welt? Willst mir deine Seele verschreiben, so sollst du Geld im Überfluss haben!“

„Seel' verschreiben,“ entgegnete der Köhler, „warum denn nicht? Aber? —“

täler und Irrenhäuser durchwandelte er. Gute und Unglückliche begegneten ihm — aber er wollte Engel und Teufel sehen.

Diese seltsame Studienrichtung des unglücklichen Mannes steigerte sich zum Hang und endlich zur Manie. Sein Geisteszustand war krankhaft geworden und kehrte nun manche beobachtungswerte Absonderlichkeiten hervor, die er an anderen so vergeblich suchte.

Mehrmals hatte er mit seinen Wirtschaftspersonen, die er wie Leibeigene behandelte, die gewagtesten Experimente angestellt. So ließ er eines Tages eine Magd in sein entlegenstes Gemach kommen. Als er die Thür verschlossen hatte, zog er ein scharfes Messer hervor und sagte leise: „Liebes Kind, bereite dich vor, jetzt musst du sterben!“ Schon gedachte er sich an der Todesangst zu weiden, da rief die Magd: „Du schlechter Schandfleck, das ist kein Spass!“ und schlug ihm aus Angst und Zorn die Hand in das Gesicht.

Er lächelte gar eigen und versetzte: „Wacker, du hast die Prüfung gut bestanden. Dem Muthigen gehört die Welt. Da nimm, das ist dein; es sind zehntausend Gulden, die dir geschenkt sind.“

Er lauerte nun auf die seelischen Äußerungen der Beschenkten.

Diese stand verblüfft da und nachdem sie das Paket eine Weile hin- und hergewendet, frug sie: „Zehntausend Gulden, ja, wieviel ist das?“

„Groß' Haus und Hof kannst du dir kaufen und einen Bräutigam dazu!“

Da hub freilich das Gesicht der Magd an zu leuchten. — „Ja, wie viel mag der Bräutigam wohl wert sein?“ frug sie weiter.

„Ein braver Bräutigam,“ entgegnete der Marquis, „bei Gott, der ist wohl allein seine zehntausend Gulden wert.“

„Nachher,“ stotterte die Magd, „nachher thu' der Herr das Geld nur selber behalten; einen braven Bräutigam hab' ich schon.“

Sehr befriedigt entließ der Marquis die Person. Das Geld war ihr geschenkt. Aber die Geschichte endete doch auf unverhoffte Weise. Als die Magd des andern Tages die beiläufige Größe ihres plötzlichen Reichthums erfuhr, verlor sie den Kopf, und sie musste auf mehrere Wochen in den Gewahrsam des Irrenhauses gebracht werden.

Die nächste Umgebung des Marquis begann nun zu flüstern, der Herr sei total verrückt, und in der ganzen Gegend wusste man es nunmehr, der schwarze Mann sei kein Zauberer, sondern ein Narr. Aber Geld floss in Strömen aus von dem neuen Schlosse Hohenfalken, und da legte sich doch jeder an die Ufer und schöpfte, wo nicht mit Kübeln, so doch mit den hohlen Händen: und wie sonst der Zauberer gemieden war, der Narr wurde umworben.

Wohlan, so hatte der Marquis zur Ausführung seiner seltsamen Ideen und Launen viel Stoff und Werkzeug. Und um so eifriger be-

mit blauen Augen und goldlockigem Haar. Schlank und ebenmäßig gewachsen stand ihm die Kleidung prächtig, die er trug und die den jungen Mann als einen Sohn des schönen Tirolerlandes empfahl.

Dieser wandernde Musikant kehrte unweit von Hohenfalken in einer Schenke ein.

Bald auch wusste es die ganze Gegend, dass ein Zitherspieler angekommen. Und als es Abend ward, kamen sie zu Paaren herbei, die Burschen und Mädchen, lauter junges, warmes Blut, und der Wirt ließ eine Stube zum Tanzboden eignen.

Der Marquis Saint Mario ritt auch zur Lustbarkeit. Er setzte sich in einen düsteren Winkel der Schenke, von dem aus seine glühenden Augen die ungezähmte Freude der Zechenden, den heiteren Reigen der Tanzenden beobachten konnten. Der junge Musikant saß am Ofentischchen und seine ernsten, zuweilen völlig traurigen Gesichtszüge wollten sich zu dem übermüthigen Klingen und Schrillen und Jauchzen seiner Saiten schier nicht schicken; abwesend schien seine Seele und das Instrument nur der großen Fertigkeit seiner Finger überlassen.

Der Marquis beobachtete den jungen Mann mit Interesse und dachte bei sich: Noch eine Kindesseele das; in dem ist der Dämon der Liebe noch nicht aufgewacht. — Wie, wenn man einen wilden Feuerbrand schleuderte in dieses junge leichtherzige Völklein?

Der Marquis befahl dem Wirt, dass dieser den Obstmost wegschütte, der auf allen Tischen in den Gläsern stand, und dafür Wein bringe, so viel Wein, dass er von den Tischen auf den Boden riesle, dass man in der Schenke schwimmen, dass sich jedes heute tanzende Paar im Weine baden könne.

Und richtig, die Leutchen ließen sich's nicht zweimal sagen. Wein tranken sie, die Burschen wie die Mädchen, denn es war ihnen heiß; sie wussten nicht, dass dieser kühle Trank noch heißer macht. Auch der Musikant trank sein Glas, jedoch besser erfahren, trank er es bedächtig — wurde aber bald heiter dabei. Und schon hüpften nicht mehr die Finger allein, es hüpfte auch seine Seele auf den Saiten. Weich und liebewarm klang es und neckisch dabei, und völlig trotzig, aufbrausend, übermüthig, jauchzend. Und wieder zitterte Sehnsucht in den Saiten, und einschmeichelnd, bittend waren die Töne, in Hast und Leidenschaft giengen sie über, und da war es, als sprühten Funken aus den Fingern des Jünglings und das Tonstück glühte und loderte und die Flammen schlugen wild durch den brausenden Tanzboden.

Selbst der Marquis wurde eigenthümlich warm, wie schon seit vielen Jahren nicht mehr; mit Ungeduld sah er den Scenen der nächsten Stunden entgegen.

„Was, ihr habt Bedenken?"

„Das Schreiben hab' ich nicht gelernt."

„Thut nichts. Ritzt eueren Arm, taucht diese Feder in euer Blut und zeichnet damit auf dieses Blatt ein Dreieck."

Als der Marquis es sagte, ließ er schon die Goldmünzen klingen; da raffte der Kohlenbrenner das Taschenmesser auf, stach sich in den Arm und that, wie ihm vorgeschrieben war.

Und als das rothe Dreieck auf dem Papiere stand, barg der Schwarze das Blatt hastig in seiner Brusttasche und sagte heiser lachend: „Brüderlein, jetzt bist du ewig mein!" — Er forschte nach der Wirkung seine Worte, und plötzlich rief er: „Kennst du mich?"

„Freilich," antwortete der Köhler. „Du bist ja der Teufel!"

Des weiteren verzog der Waldmensch keine Miene. Den Hut hob er ab und strich die Goldstücke ein und rief herrisch nach Schnaps.

Fast verdrießlich über so geringe Ausbeute verließ der Marquis die Hütte. Als er aber später durch finsteres Waldesdickicht schritt, stürzte jählings der Köhler mit gezücktem Messer, es war ein in Weihwasser getauchtes, hervor und verlangte das Papier mit der Unterschrift zurück. Der Marquis hatte nichts Eiligeres zu thun, als das Blatt von sich zu werfen und zu fliehen. Diese Seelenäußerung des Kohlenbrenners war ihm eigenartig und kräftig genug gewesen.

Und durch all das und Ähnliches gedieh endlich die Überspannung des Marquis Saint Mario bis zum Äußersten. Religiöse Gemüther hatten ihm vertraut, dass sie kein Leid auf Erden und nicht den Tod und nicht das Fegfeuer so sehr fürchteten, als das jüngste Gericht, „wenn der Gottmensch kommen wird zu richten die Lebendigen und die Todten."

Richtig, das war es. Ein Urtheil, das über eine glückliche oder qualvolle Ewigkeit entscheidet, das musste doch alles überragen und die menschliche Seele auf das höchste Stadium der Exaltation oder Desperation emporschrauben. Das musste der Marquis Saint Mario noch sehen und sollte es sein Vermögen kosten.

Aber wie?

Eine lange Zeit trug der wunderliche Mensch in seinem krankhaften Geisteszustande die Idee mit sich herum; allein die Erfüllung eines solchen Wunsches lag doch offenbar jenseits der Grenze . . .

Jenseits? wer behauptet das? Mit Geld ist Tod und Himmel und Hölle zu kaufen, warum nicht auch das Übrige der vier letzten Dinge — das Gericht?

*
*   *

Eines Tages zog ein Musikant die Straße des Thales entlang. Es war ein Jüngling, noch bartlos, aber mit sonnenverbrannten Wangen,

Er schlug sie nicht ab. Er gieng mit dem Marquis dem Schlosse zu, und hier wurde dem Jünglinge sofort ein prächtiges Zimmer aufgethan und ein Diener beigegeben.

Neugierig besah er anfangs die üppigen, farbenreichen und formschönen Bilder und Statuen, die ringsum angebracht und derart waren, wie sie auf ein jugendliches Gemüth anfangs vielleicht einen verletzenden, bald aber einen durchaus behaglichen, reizhaften Eindruck machen. Er besah die schmeichelnden Spiegel mit den goldenen Rahmen, die feinen Stoffe der Geräthe, die goldenen Armleuchter, die bunten Fußteppiche, von deren Kostbarkeit er kaum einen Begriff hatte. Dann atzte er sich bass an Speise und Trank, und schließlich streckte er sich auf ein Sopha.

So giengen mehrere Tage hin, und der arme Saitenspieler genoss das Leben der Reichen. Mehrmals nahm er seine Zither unter den Arm und suchte den Schlossherrn, um ihm aus Dankbarkeit aufzuspielen. Allein der schwarze Herr ließ sich kaum sehen. Da der Marquis dieser Tage viel und geschäftig mit seiner Dienerschaft verkehrte, was stets in welscher Sprache geschah, so hatte er für seinen Gast nicht viel Zeit, gleichwohl er im Vorübergehen die höflichen Grüße desselben mit ausnehmender Freundlichkeit erwiderte.

Saß denn der junge Tiroler auf seinem Zimmer und spielte Zither. Aber sonderbar, diese gab hier einen so öden, traurigen Ton, dass sie den Spielmann eher betrübte, als erheiterte. Dann wieder gieng er thatlos umher, gieng in den grünen Wald hinaus, gieng zur Kapelle, wollte auch zur Feste emporsteigen, da wurde ihm aber gesagt, es seien die Zugbrücken niedergebrochen, auch falle immer Steinwerk aus dem Gemäuer, und es sei also nicht rathsam, sich der Ruine zu nahen.

Ein altes Buch lag in einem Winkel seines Gemaches, darin las er manchmal aus Langerweile; es waren Betrachtungen über die vier letzten Dinge.

Fast schwermüthig wurde der junge Mann, eine seltsame Beklemmung fühlte er, als ob etwas Böses über ihn kommen müsse. So beschloss er denn, das unheimliche Haus bald wieder zu verlassen.

Am letzten Abend war es noch, als der Diener schon die Armleuchter anzündete und das köstliche Mahl auftrug, welches der Musikant auf seinem Zimmer stets allein verzehrte, an diesem Abende noch versuchte der junge Mann ein kleines Spiel. Da sprang jedoch plötzlich die erste Saite, und unmuthig schob er das Instrument in den Winkel — Sein Kopf war ihm schwer, er gieng bald zur Ruhe . . .

In derselben Nacht — es war eine stille mondhelle Herbstnacht — schwankte, von vier Männern getragen, ein Sarg hinan gegen die alte Feste Hohenfalken.

*

* *

Bald kamen die Scenen. Der Wein that seine Schuldigkeit; eine arge Verwirrung brach aus, ein Streit erhob sich unter den Tanzenden und die Belustigung endete mit einer wilden Schlägerei.

Der Marquis selbst hatte einen Stuhlfuß über den Rücken bekommen, ehe es ihm gelang, den Weg ins Freie zu finden. Sehr nachdenklich ritt er nach Hause und seine psychologischen Studien waren auch diesmal wieder ganz anders ausgefallen, als er erwartet hatte.

Als der Herr zu Hohenfalken des andern Tages auf seinem Waldgange an der Kapelle vorüberschritt, die am Fuße der Feste Hohenfalken stand und von den Leuten hoch verehrt wurde, sah er in dieser Kapelle den Musikanten knien. Mutterseelenallein kniete er vor dem Bildnisse und betete. Er schien mit Inbrunst zu beten, seine Wangen waren geröthet, sein Auge war feucht. Unbemerkt beobachtete ihn der Marquis lange Zeit; war denn das der Jüngling, der gestern so wild, glühend und leidenschaftlich in den Saiten gewühlt hatte? Der muss einen großen Fonds von Leidenschaften und religiöser Empfindung in seinem Herzen tragen. Ein solche Paarung des Ursprünglichen und der Gemüthsbildung muss doch gewiss eine reiche Seele geben.

In dem unheimlichen Manne wurde eine mächtige Begier wach, und ein Gedanke dämmerte ihm auf, der wie ein Blitzschlag durch alle seine Nerven zuckte.

Als der Musikant endlich sein Gebet vollbracht hatte und aus der Kapelle trat, schritt ihm der Marquis entgegen, und sagte: „Verzeihen Sie, junger Mann, dass ich Ihren beschaulichen Morgengang unterbreche. Wollen Sie mir gestatten, dass ich Ihnen meinen Dank ausdrücke für den genussreichen Abend, den sie mir gestern durch Ihr Spiel bereitet haben?“

„Ich trage Ihren Dank bereits mit großem Vergnügen in meiner Tasche, Herr,“ antwortete der junge Mann, „Ihr Goldstück schätzt sich höher, als mein Erwerb einer ganzen Woche.“

„So dürften Sie mir vielleicht eine Bitte verzeihen,“ sagte der Marquis mit der Liebenswürdigkeit eines Franzosen, „wollten Sie, junger Künstler, nicht in mein Haus einkehren, um sich nach Belieben auszuruhen und gütlich zu thun für so manche Strapaze, die Ihre Laufbahn Ihnen wohl bereiten mag.“

„Sie sind freundlich, Herr,“ entgegnete der Musikant mit einem Anstande, der Leuten seinesgleichen sonst kaum zuzutrauen ist, „doch wäre es Unbescheidenheit von mir —“

„Davon keine Rede; wenn Sie monatelang die Gastlichkeit meines Hauses genießen, mit einem Saitenspielchen machen Sie alles quitt. Also, Sie schlagen mir die Bitte nicht ab?“

Die Wände, an denen der Erstandene und sein Begleiter vorüberschritten, waren völlig roth gebrannt und zum Theile geborsten vor dem Weltbrande und dem Beben der Erde, so der Auferstehung vorausgegangen sein musste. Und plötzlich that sich zur Linken der Wandelnden eine ungeheure Kluft auf, aus welcher Rauch und bluthrother Feuerschein wüst hervordrang. Aus diesen Gründen kam das Heulen. Halbnackte und phantastische Gestalten und Ungeheuer schossen umher zwischen den Flammen und Gluten, theils sichtbar, theils verdeckt in Qualm und Schatten.

„Schließe die Augen, mein Schützling," sagte der Schutzengel, „wir gehen an dem Abgrunde der Hölle vorüber."

„Die Augen schließe ich nicht," dachte sich der Tiroler, der seine angeborne Gelassenheit und selbst den gewohnten Humor vollständig wieder gewonnen hatte, „im Himmel lässt sich's hernach doppelt behaglich leben, wenn man die Hölle zuvor gesehen hat." — Er blickte in die wüste Schlucht hinab. Er glaubte, wie er ja belesen war, die Verdammten der Bibel zu sehen, den reichen Prasser, den falschen Judas Iskarioth, den linken Schächer. Auch andere bekannte Gestalten, wie sie ihm im Leben wohl begegnet sein mochten, vermeinte er unter den Heulenden zu erkennen.

Da war einmal ein salzburgischer Wirt, der hatte dem armen Musikanten die Nachtherberge versagt — dort saß er an glühende Ketten geschmiedet. Da war einmal ein kärntnerischer Hammerschmied, der hatte unserem hungernden Musikanten einen falschen Sechser in den Teller geworfen; dort kauerte er und grub mit blutigen Fingern im Felsgestein, als sollte er die Schmachthat für ewig verscharren. Da war einmal ein steirisches Mägdlein zart, da hatte ihm alle Saiten verstimmt, das hatte ihm die Hahnenfeder und den Gemsbart verworren, das hatte ihm's angethan; — dort an der hellen Glut. . . . Nein, sie war es nicht. Die steht gewisslich an der Himmelsthür und wartet. Aber andere völlig verschwommene Gestalten, von ungeheuerlichen Wesen gehetzt, hasteten durch den Ort der Schrecknis; — es waren gewiss jene Menschen, die seine armen Eltern verfolgt. Und endlich sah der Musikant auch den blassen Mann in schwarzer Kleidung, seinen Gastherrn, den Marquis Saint Mario. Er wurde eben von zwei Henkern einer sprühenden Feuergrube zugeschleppt.

„Was hat doch dieser gute, großmüthige Mann verbrochen?" frug der Tiroler entsetzt seinen Schutzengel.

„Und das weißt du nicht?" antwortete dieser, „freilich, das kannst du nicht wissen, die Unthat ist in der finsteren Nacht geschehen. So höre denn, mein armer Schützling, der Marquis Saint Mario hat dich im Schlafe ermordet, und zu einer Zeit, als du im Zustande der Todsünde warst!"

Ein erschütternder Posaunenstoß.

Der junge Musikant erwachte auf seiner engen harten Lagerstätte. Er fuhr sich einmal über die Augen, da stieß sein Ellbogen auf eine rauhe, kalte Wand, an welcher Sandkörner niederbröckelten. Durch eine schmale Öffnung herab fiel ein blasser Dämmerschein. Ein sehr dumpfes Donnerrollen war zu hören.

Einen Moment besann sich der Jüngling, wo er sich denn befinden mochte, dann fühlte er plötzlich die Bretter um seinen Leib, fühlte Hobelspähne unter seinem Haupte — sprang entsetzt empor. Und siehe, um ihn waren die vier Wände des Grabes, und als sein Auge über den Rand desselben hinausblickte, da sah er das fahle geborstene Gemäuer des Leichenhofes, und alle Gräber waren offen, und aus allen Grüften stiegen Gestalten in Leichentüchern hervor.

Beide Hände presste der Ärmste auf sein Angesicht, mit einem lauten Gestöhne sank er in seine Grube zurück.

Nach einer Weile schlug er wieder die Augen auf, und dann stieß er sich die Faust an die Stirne und rief mit ächzender Stimme: „Kann ich denn nicht aufwachen, um des ewigen Gottes Willen! — Oh, das ist ein fürchterlicher, fürchterlicher Traum!"

Zu den Furchtsamen aber gehörte der Tiroler nicht. Wieder reckte er den Kopf über das Grab hinaus, und da sah er, wie seine Nachbarn ihre Ruhestätten bereits verlassen hatten, wie sie hinschwebten zwischen dem Gemäuer, theils mit, theils ohne Kerzenflämmchen, dem Richter entgegen.

Da fasste sich unser Auferstandener ein wenig. „Pfui, Ludwig," sagte er zu sich, „die andern all' gehen schon ruhig ihren Weg, und du allein bist das Hasenherz, du aus dem Tirolerland! Das Sterben ist vorbei, hast kaum was verspürt davon, so wird dich der jüngste Tag auch nicht umbringen. Frisch auf denn und hab' guten Muth. Bist ein armer Tiroler Musikant gewesen, was kann dir denn geschehen!"

Mit einem kräftigen Ruck schwang er sich über das Grab hinaus, aber das lange Leichenkleid legte sich recht eng um seine Beine, er konnte kaum den gewohnten Schritt gehen. An offenen Gräbern, in denen noch die leeren halbvermoderten Särge lagen, gieng er vorüber und dem Zuge der Todten nach. Ein goldlockiger Knabe gesellte sich zu ihm, der war gar betrübt und bedeutete den Auferstandenen, dass er sein Schutzengel sei, und dass er ihn nun zum Richterstuhle geleiten werde.

Ein wunderliches Zischen und Brausen war in dem Gemäuer, über welchem ein blasser, trüber Schein lag; ein Stöhnen und Heulen gieng durch die Luft, und aus Fernen tönte, kaum hörbar noch, der Posaunenschall.

Der junge Musikant sah, er war nun auf sich selbst gestellt. Er hatte alles zu gewinnen und nichts zu verlieren; doch, er wusste sich rein von schwerer Schuld, und das weckte seinen Muth.

„Herr," sagte er gegen den Richter gewendet, „ich bin der Straße der Welt gewandelt, weil du mich auf die Straße der Welt gesetzt hast. Ich bin der Schwache und Mühselige, als den du mich gemacht hast. Du bist der Allmächtige und Allwissende, du hast es vorhergesehen, was mit mir sein wird, warum hast du mich erschaffen?"

„Schweig, Tollkühner!" rief die Stimme.

„Herr!" sagte der Jüngling und seine Augen und Wangen glühten, „du hast mir die Sprache gegeben. Und stehe ich schuldig da, so klage ich dich an, du hast mir die Sünde gegeben."

„Ich hätte sie von dir wieder genommen, abgewaschen mit meinem Blute. Aber du hast die Gnadenmittel verschmäht, bist in der Todsünde gestorben." So die Stimme.

„Hab' ich den Meuchelmörder gedungen?" rief der Bursche. „Dein Auge wacht über die Welt, aus deinem Geisterchor ist der Schutzengel, den du mir gegeben hast. Und frag' ihn, der war stets bei mir von meinem ersten Muttersegen an bis zu dieser Stunde, der wird wissen, was ich gethan hab'. Ich weiß mich keiner Erbsünde schuldig, als der, dass ich arm geboren worden bin. Musik gemacht hab' ich deiner traurigen Welt und ein wenig gebettelt dabei."

„Mit deinen wollüstigen Tönen hast du die Jugend verführt!" versetzte die drohende Stimme.

„Wer gab ihr die Ohren, zu hören?" sagte der junge Mann, „Herr, verzeih' mir mein Wort, aber ich will mein Recht. Ich hab' dich angebetet und deine Gebote geachtet nach Kräften. Ich will's nur sagen, mir hätt's besser gehen können auf Erden. Meine Vor-Eltern waren reich genug, haben gewiss mit dir um den Himmel geschachert. Ich bin hinausgestoßen worden in die Noth, meine Mutter ist verdorben im Elend, meinen Vater hab' ich niemals gesehen. Aber zufrieden war ich mit dem Geschick und ich habe nicht gemurrt — habe, Herr, auf deine Gerechtigkeit vertraut, auf diesen Tag gehofft . . . Wenn du mich, o Richter, zu den Verlorenen wirfst, so möge sich ewig an deine Gottheit hängen diese graue Gestalt, das böse Gewissen. Ich kenne es nicht."

„Deine Gotteslästerung allein schon verdient die Verdammnis!" donnerte des Gewaltigen Stimme.

„Herr!" sprach trotzig der junge Mann, der sich vor dieser Majestät durchaus nicht fürchtete, „Herr, ich rede nach dem Verstand, den du mir gegeben hast. Ist der im Himmel nicht gestattet, so schicke mich denn zur Hölle."

Und weiter gieng der seltsame Lauf, gieng nun an einer Anhöhe empor. Jedoch waren an beiden Seiten stets die Ruinen untergegangener Herrlichkeiten, und der Blick war eingeengt, und das blasse, ungewisse Licht war über allem. Am Himmel stand kein Stern und keine Wolke, alles war grau und öde.

„Schützling,“ sagte plötzlich der Engel, „hier hat der Gottmensch für so viele vergeblich gelitten; wisse denn, wir wandern eben durch die Stadt Jerusalem.“

Einmal wendete sich der Jüngling aus Tirol um, und sah eine graue verhüllte Gestalt, die nur wenige Schritte hinter ihm herwankte.

„Wer ist das?“ frug er seinen Schutzgeist, und der Engel antwortete: „Das ist das böse Gewissen.“

Und als sie immer zwischen Steinen und ragenden Mauern gegen das Thal Josaphat kamen, wo bereits manche Grabgestalt harrte, siehe, da prangte auf hoher Felsenwarte, schier in den Höhen des Himmels, das Kreuz von Golgatha.

Dieses Zeichen auf stiller Stätte, seine Arme ausstreckend über die bangende Todtenschar, war fast schauerlicher anzusehen als vorhin der Höllenspuk. Ein mächtiges Tönen war in den Lüften, ein Licht gieng plötzlich aus dem Kreuze, grell und blendend wie Sonnenstrahlen, und dennoch bleich und geisterhaft. Es warf lange finstere Schatten und die Dinge standen noch unheimlicher in diesem Lichte. Auf ferneren Höhen zogen die Scharen der Heiligen und Seligen und der Engel, Psalmen singend, und ein liebliches Klingen, wie von silbernen Glocken zitterte heran.

Und in solcher Stunde stieg der Richter nieder.

Ein langes, weißes Kleid wallte um die Glieder des menschgewordenen Gottessohnes. An den Händen prangten die Male der Nägel, auf dem schönen Haupte lag die Dornenkrone. Das Antlitz war edel und streng und unser armer Freund vermochte kaum den Blick des Richters zu ertragen. Auf einem Felsenthrone ließ der Gottessohn sich nieder und bereitete seine Hände aus zur Rechten und zur Linken. Und siehe, da theilte sich die Schar der Auferstandenen und es zog der kleine Theil zur Rechten und der große zur Linken.

Nur unser guter Musikant stand unentschlossen da, und als er sich endlich gegen des Richters rechte Hand wenden wollte, rief eine gewaltige Stimme: „Halt! — Sünder, deine Wege waren auch auf Erden nicht Gottes Wege — du bist die Straße der Welt gewandelt!“

Da hub der Schutzengel, der den Auferstandenen begleitet hatte, an zu schluchzen. Und die graue Gestalt, die ihnen von einiger Entfernung nachgezogen war, wankte ein wenig näher.

Der junge Musikant lag erschöpft auf dem weichen Bette seines Zimmers im Schlosse Hohenfalken. Er konnte nicht genug sinnen und kopfschütteln über den wilden, närrischen Traum.

Der Marquis saß am Lager und hielt mit beiden Händen die fiebernde Rechte des kranken jungen Mannes, und er konnte nicht satt werden, den goldenen Ring daran zu küssen. Dieser Ring war das Wahrzeichen; er trug eingegraben den Namen: Marquis de Saint Mario und das Datum des Hochzeitstages, an dem dieser Reifen an die Hand des geliebten Mädchens übergegangen war. Der Marquis hatte sein Kind gefunden.

Sein Kind, das er so grauenhaft peinigen lassen mochte.

Nicht nach England war sein Weib mit dem Knaben gegangen; es wollte entsagend ganz aus dem Kreise des adeligen Gatten entkommen, um seine Zukunft nicht mehr zu beirren. Freilich hatte die Gute an den Herzenszustand eines liebenden und unglücklichen Mannes und Vaters nicht gedacht, ja freilich an der echten Liebe des Marquis sogar gezweifelt. So floh sie, eine Deutsche von Geburt, über den Rhein und den deutschen Alpen zu. In einem Winkel Tirols ließ sie sich nieder, lebte von ihrer Hände Arbeit und erzog ihr Kind. Ehe noch der Knabe erwachsen, erlag sie dem Kummer und dem Elende, ihrem Sohne nichts hinterlassend, als die Kunde von einem reichen, vornehmen Vater, der zu Paris wohne, und als den Ring. Kaum achtete der heitere Junge der Sage, auch hat ihm der Ring, den er stets am Finger trug und verehrte, das Herz niemals schwer gemacht. Von einem alten Jägersmanne lernte er das Zitherspielen und erwarb sich eine solche Fertigkeit in dieser Kunst, dass er als fahrender Künstler damit sein Brot gewann. — So die Erzählung des Musikanten. — —

Und nun dem Burschen nach der Fiebernacht gesagt wurde, er sei Herr in diesem prächtigen Schlosse und der Marquis Saint Mario sei sein leiblicher Vater, da wähnte er nichts anderes, als er schlafe und der schwere Traum dauere noch fort.

Und schließlich — ist hier der Erzähler selber in Verlegenheit. Seine Gewährsmänner, die er nach den thatsächlichen Vorkommnissen jener Nacht frug, haben ihm eine bestimmte und erschöpfende Antwort verweigert. Jedenfalls muss nicht allein im Kopfe des Tirolerburschen, sondern auch auf der Feste Hohenfalken etwas Seltsames vorgegangen sein, denn in der weitläufigen abgründe- und zinnenreichen Ruine fanden sich noch lange Zeit danach allerlei Spuren, die den Leuten der Umgebung unerklärlich waren.

Gewiss ist nur, dass der junge Musikant in den Tirolerkleidern das Schloss Neu-Hohenfalken nicht mehr verließ, dass er wie ein Sohn des Hauses in demselben schaltete und waltete; dass er sich endlich aus Tirol

Jetzt war ein tiefes Schweigen, man vermeinte die Felsen ächzen zu hören vor der Wucht des Zornes, die nun loszubrechen drohte.

Der junge Mann aus dem Tirolerlande stand bewegungslos da und zerballte in der Faust den Faltenwurf seines Leichenkleides.

Endlich erhob sich wieder die Stimme auf dem Felsenthrone und sagte mit einer seltsamen Weichheit: „Dein Gewissen, mein Sohn, ist klar und rein, wie die Luft deiner Alpenheimat. Du bist der Würdigsten einer, gehe in meine Himmel ein; dein Platz ist bei David, dem König und Saitenspieler."

Ohne Dank und Gegenwort blieb der Jüngling unbeweglich stehen. Und als ihn sein jubelnder Engel von dannen führen wollte, wies er den Arm zurück, stellte sich an den Fuß des Felsens und blickte unverwandt auf die Todten, die da wandelten. Die graue Gestalt war verschwunden; hingegen wankte ein uralter Mann mit langem, weißem Bart herbei und frug den Jüngling, was er hier mache und ob er nicht mit ihm kommen wolle in den Schoß Abrahams.

„Ich warte hier auf Vater und Mutter," antwortete der Jüngling, „nur an meiner Eltern Seite will ich in das Himmelreich eingehen."

„Sie sind verdammt!" rief jetzt wieder die fürchterliche Stimme.

Stöhnend fuhr der junge Mann zusammen, und in den Felsen gellte Hohngelächter.

Ein eisiger Hauch glitt an seine Stirne, da fand der Jüngling sich und seine Lage wieder.

„Verdammt!" murmelte er. Dann sprang er empor und rief: „Warum?"

„Sie haben die eheliche Treue gebrochen."

„Wehe!" schrie der junge Mann, „das ist kein Gottesgericht, das ist Verleumdung und Trug" Er zog einen Ring vom Finger: „Hier der Brautring meiner Mutter, den hat sie heilig bewahrt bis zum Sterben! — O du meiner Mutter einziges Erbe, du meiner Mutter letzter Segen, banne du die fürchterlichen Phantome, die mich heute umgaukeln!"

Der Goldreifen klang in den Felsen. Der Greis mit dem schneeweißen Barte hub ihn auf, führte ihn an sein Auge, that einen gellenden Schrei: „Mein Weib, mein Kind!"

Wie ein wüster Hexentanz fuhr alles durcheinander. Kaum gelang es dem „Schutzengel" noch, dem Gepeinigten ein Tröpfchen des betäubenden Trankes beizubringen, und das ganze Gaukelspiel war zusammengebrochen.

* * *

Mir gibt's ein Riss, wie ich das hör', denn von der Ebermühl hat man allerlei reden g'hört, aber nicht viel Gut's. Dienstbot ist ihnen keiner blieben, obwohl der Lohn ein guter war und das Haus mitsammt den Gründen zu den schönsten in der Pfarr' g'hört haben.

Warum 's die Ebermühl g'heißen hat, weiß ich nicht recht; der Herr Pfarrer hat g'sagt, vor Zeiten hätt's in unserer Gegend noch Wildsäu geben und Wölf und Bären und anderes Viehzeug, davon kämen die Namen Sau- oder Ebermühl, Bärnöd, Fuchsbichl, Wolfsau — und wie's dann alle heißen, die Örter. Möglich ist's schon, dass er Recht hat, der Herr Pfarrer. Aber wenn mich einer fragen thät, warum mein neuer Platz die Saumühl, oder nobler die Ebermühl hat g'heißen, ich könnt' eine andere Antwort geben.

Mit der damaligen Ebermüllerin bin ich in d' Schul gangen. Ein feins, saubers Dirndl ist's gewesen von ein' großen Bauernhaus — aber g'lernt hat's nichts. Hat der Herr Lehrer greint, so ist ihr' Mutter daherkommen und hätt' am liebsten gflennt, so hat ihr 's Dirndl erbarmt, — und G'schichten hat's dem Lehrer erzählt, dass halt ihr Marei gar so schwach und zartlich wär und er möcht' nur Geduld haben, sie wär' eh so viel g'scheit, nicht zum sagen, was für Einfäll' sie daheim vorbrächt'!

Der Lehrer hat dann die Alte schön langsam bei der Thür hinaustaucht und hat g'sagt: „Schon recht!" und hat's Kreuz hinter ihr g'macht. Er hat's kennt, da is bei der Alten wie bei der Jungen schad' um's Schmalz.

Wenn aber ein Bauerndirndl Geld hat und ist noch sauber dazu, da wird nicht viel mehr g'fragt, wie's sonst ist. Da kommen Bidl-Leut genug, zugeh'n thut's d'rum, wie um frischback'ne Semmeln. So ist's auch kommen, dass das Marei Saumüllerin worden ist, kaum dass 's recht aus ihrem Kinderg'wandl d'rausg'wachsen ist.

Wie's g'heirat haben, bin ich auch bei der Hochzeit g'wesen, als Musikant, und hab's g'sehen, wie's der Pfarrer in der Kirchen zusammengeben hat. Bei der Mahlzeit hat der Herr Pfarrer auch dabei sein müssen und hat ihnen gern die Ehr gegeben, denn er war ein gar g'meiner Herr.[1])

Und wie's der Hochwürden schon im Brauch g'habt hat, dass er alles, was er denkt und sinnt, für sich hinsagt, so hab' ich's vernommen, was er sich für Gedanken gemacht hat.

Als sich das neu' Ehepaar nach dem Essen zu einem Tanzel angestellt hat, hat er ihnen nachg'schaut, ein paarmal mit dem Kopf genickt und gebrummt: „Ein Herz und zwei Dalken!"

[1]) Leutselig.

eine Gattin heimholte, ein schönes, liebes Weib, welches wie er, das liebliche Zitherspiel verstand und übte.

Und gewiss ist auch, dass seit jenen Tagen der Einkehr des jungen Musikanten in Hohenfalken der seltsame Geistesbann des Marquis gebrochen war, dass der blasse, finstere Mann keine Gier mehr hatte, die Tiefen menschlicher Seelen zu erforschen, außer er konnte in den heiteren Gemüthern seiner kleinen Enkel lesen.

Doch hat der Marquis de Saint Mario ein hohes Alter nicht erlangt. Hoch oben in dem Gemäuer der Feste wurde er eines Tages todt gefunden. Und er liegt auch in der altersgrauen, epheuumrankten Burg begraben.

Der Herkules in der Ebermühle.

Von **Louise Seidl-Derschmidt.**

Ihr werdet mir's nicht glauben, Leut', wenn ich's euch jetzund erzähl', wie's mir in der Ebermühl' ergangen ist.

Ich war damals ein junger Bursch, bei dem 's Herz voll Lieb, die Hosensäck' und der Geldbeutel aber leer g'wesen sind — und, versteht sich, mein' Lena hat auch nichts g'habt. G'heirat' hätten wir gleichwohl dennoch gern, d'rum hat's halt g'heißen: Hast nichts, so schau, dass d' zu was kommst!

Arbeiten! war's Gebot.

Wie's geht in der Welt, so hab' ich lang' kein' Platz als Knecht g'funden, der was tragen hätt'; die guten Bauern sind eh' versorgt g'wesen und mit ein' schlechten Dienst ist niemandem geholfen.

Freilich — in der Weit hidan — da hätt' ich schon mein Fortkommen gefunden. Bin beim Militär gewesen und eine Zeit lang Bursch beim Regimentsarzt. Das war ein anders Essen, als die Bauernkost mit lauter roggenen Knödeln! Rindfleisch und Bratl alle Tag und eine Accuratess' bei allem! Nicht zum sagen! Der ist euch heikel g'wesen! Aber 's hat auch alles g'spiegelt und glanzt in der schön' Wohnung, und im G'wand hat er das kleinst' Fleckerl nicht g'litten. A ja, eine Ordnung lernt man schon beim Militär!

Gut hätt ich's dort g'habt und hätt' bleiben können — aber, d' Lena halt, d' Lena! Die hat mich heimgezogen. Und was ich hab' than für d' Lena, damit wir haben heiraten können, das macht mir nicht gleich einer nach.

Also, wie ich einmal daheim war um die Osterfeiertäg, verrath' mir d' Lena, dass in der Ebermühl um Georgi wieder ein Knecht geht; — „da," hat's g'sagt, „könnst gleich einsteh'n!"

Suppenanrühren zu, da ist mir der Appetit vergangen. Ich hab' die Fenster ausgehenkt, die ganz finster waren vor Fliegeng'schmatz und Ruſs, und weil bei der Mühl' der Bach vorbeigegangen ist, hab' ich sie gleich in den Bach g'henkt.

Wie's mir zum Essen schrei'n, sag' ich: „Mir ist nicht recht gut, ich mag nichts."

Bin aber geschwind zu meiner Lena in's Dorf hinauf und hab's beten: „Bitt' Dich gar schön, Dirndl, hungern thut mich," und hab' ihr's verzählt, daſs d' Müllerin nicht einmal ein' Kochlöffel hat.

„Wart'," sagt d' Lena, „da nimmst ihr ein' mit, mein Vater schnitzelt's selber, 's Stuck zu zwei Kreuzer, und jetzt iſs', Bub! Erdäpfelnudeln haben wir halt."

Ich hab' mich ang'essen und bin wieder in die Mühl hinab. Da hab' ich zuerst das Suppenhäfen genommen und ein scharf's Messer. Damit hab' ich abg'scherrt, was inwendig d'ran war an Mehlkrusten, hab's mit Sand gerieben auswendig und einwendig wohl eine halbe Stund', bis man hat doch sehen können, daſs 's ein eiser's Häfen mit schwarzem Anstrich ist; dann ist's Eſszeug d'rankommen, die Anrichtschüssel, überall die gleiche Arbeit.

Wie ich aber über's Anrührhäfen komm', da hab' ich's packt und um den ersten Stein g'haut, daſs die irdenen Scherben davong'sprungen sind. Da ist ein zweit's Häfen umgekugelt aus Mehlpapp, der steinhart worden ist, wie bei ganz alten Weinfässern, wo der Weinstein noch hält, wenn die Daufeln[1]) brechen.

„Müllerin," hab' ich g'sagt, „schau Dir Dein G'schirr an! Jetzt an! Jetzt räum' ich Dir's ein in den frischgeriebenen Kuchelkasten, so machst Du's von jetzt ab auch! Aber schau, ein neu's Anrührhäfen muſst schon wagen, mir ist's zerbrochen beim Abwaschen. Und da hast ein' Kochlöffel und ein' Sprudler, die nimmst zum Mehlanrühren, wenns d' willst, daſs ich in Dein Haus bleib'. Merk Dir's, die Schüsseln und 's Eſszeug, die muſst nach jedem Essen abwaschen in warmem Wasser!"

„Ja hau!" sagt die Müllerin, „Du sagst ja! Aber wenn am Häfen im Rand ein Mehl bleibt, ist's doch schad', wenn man's hinunterwascht. Wird ja ein zweit'smal die Suppen um das besser!"

„Folg' mir nur, sonst geh' ich Dir auf der Stell'! Das Abwaschwasser, wenn's Du schon so wirtschaftlich sein willst, kannst den Sauen ins Trank schütten, dann hat das bissel Mehl, das Dir derbarmt, auch eine Verwendung. Aber kein Ofenruſs dürfst nicht dazubringen!"

[1]) Dauben.

Und hat eine Pris' Schnupftabak in seine Nas' g'schoben, wie eine kleine Heufuhr.

„Haptschi!" hat's ihn g'rissen — und ich hab' g'sagt: „Helf' Gott, dass 's wahr ist."

Na, und seit der Hochzeit sind d' Jahr' vergangen und ich sollt' Knecht in der Ebermühl werden.

Zu Georgi bin ich eing'standen, und mein' Lena hat mir auftragen, ich sollt ausharren und überstatt[1]) thun, ihr z' Lieb', wenn mir die Arbeit z'viel wird.

So bin ich halt hingegangen in die Mühl' und hab' g'sagt: „Da wär' ich in Gott's Nam'!"

„G — — g — gut!" sagt der Ebermüller in seiner stigerzeten Weis' — „p — p — probiern wir's halt mitsamm! Sitz herzu und schneid' Dir ein Brot ab!"

Ich lass' mir das nicht zweimal schaffen und schieb' das Tischtuch zurück, dass ich in die Tischlad' hineinkann, wo's Brod und 's Messer liegt.

Da ist's gewesen, als ob auf dem Tisch ein Gebirg' aufstünd' — Das Tischtuch ist stehen geblieben wie ein Brett.

„Hübsch schwarz ist's in Eurer Stuben," sag' ich und schau rundum, „habt's leicht schon lang nimmer g'weißent?"

„A wohl na!" sagte die Müllerin, „wie wir g'heirat' haben, hat's der Vater recht schön weißnen lassen."

„Da muss ich halt doch bald d'rüberrichten", sag ich, „soviel ich an Euern Kindern seh', die da herumlaufen, muss es ja schon ein zehn Jahrln her sein."

Gleich den ersten Tag hab' ich ang'fangen zum Stubenausputzen.

Hint' beim Ofen ist das Doppelbett g'standen und dazwischen war ein Gang, dass man hinzu hat können.

Da hat's freilich der Besen nimmer than.

Die Müllerin hat's in der G'wohnheit g'habt, alles in das Winkerl zusammenz'kehren. D'rum ist ein Misthaufen dagelegen, dass man mit der Hand nimmer unter's Bett' hätt' greifen können, und vom Ofenthürl aus ist's ganz eben weggegangen.

Vom Stubenboden ist man da aufg'stiegen wie auf eine Tribüne. Da hab' ich halt eine Mistkreil' genommen und hab' aufgehackt. Lügen thu' ich nicht, drei große Heuschwingen voll hab' ich hinausgeschleppt, das nicht dazugerechnet, was ich mit dem Besen hab' kriegen können.

Derweil wird's zum Kochen Zeit und ich musst' die Müllerin zum Ofen lassen. Wie ich aber die Häfen gesehen hab' und schau ihr beim

---

[1]) Über Macht.

„M—m—muſs doch n—n—achſchaun, w—wie's Dir g—eht," ſtigerzt er, und ich führ' ihn hinein und laſs' ihn zuſchau'n, wie's Vieh friſst.

„Ja, w—w—wie biſt denn da angangen? Frei könnt' einen ſelber der G—g—guſto kommen."

„Freilich," ſag' ich, „wenn Du aus einer Schüſſel eſſen ſollſt, die nie putzt wird, geht Dich leicht auch ein Grauſen an. Jetzt könnt's ſchon wieder ſelber füttern, aber den Trog alle Tag ausräumen, ſonſt iſt mein' Arbeit für nichts."

Am härteſten iſt's ankommen, daſs bei der Wäſch' eine Ordnung worden iſt. Das iſt halt Weiberleutſach' und ich hab's auch nicht recht-mäßig verſtanden. Was das Meinige war, das hat ſchon mein' Lena übernommen, aber die Hauswäſch, Tiſch- und Handtücher, Kindswäſch und Bettwäſch hat doch auch einmal gründlich gereinigt werden ſollen.

Freilich, viel iſt nicht dageweſen. Im Bett ſind's oft auf dem Stroh gelegen, wie's der Herrgott erſchaffen hat, die kleinen Kinder hat's in ein paar Fetzen eing'wickelt und Hemden und Unterhoſen haben's nur in ein' Feiertag anzogen. Mit die paar Stücklein hat die Müllerin nicht viel Umſtänd' g'macht.

Wie gut ſie's verſtanden hat, will ich jetzt erzählen. Sie hat einen abg'nähten Unterkittel g'habt und mit hundert Fleck und noch mehr Löchern, daſs neun Katzen keine Maus mehr hätten finden können.

Da fallt's ihr ein, ſie möcht' ihn einmal waſchen, weiß aber nicht, wie ſie's anſtellen ſoll. Ich hab' mir denkt, weit kann's nicht fehlen, wenn ich ihn in den Bach einweich — da kann doch alles ordentlich ausarbeiten, was d'rin iſt. So hab' ich den Kittel packt und im Bach mit großen Steinen niederg'ſchwert. Faſt hat er nicht untergehen wollen, aufbläht hat er ſich wie ein Luftballon, und bei einem Haar wär' er mir davong'ſchwommen. Glaubt's, ſie hätt' den Kittel ordentlich herausg'rippelt? Nein, liegen laſſen hat's ihn wohl acht Tag lang, und im Bach hat man einen grauen trüben Streifen eine Viertelſtund weit verfolgen können.

Weil's indeſſen doch nicht hat ohne Kittel umgehen können, ſo hat's einen Blaudruckenen hervorg'ſucht — an dem wohl auch kein Sterndl mehr zum Erkennen war und handbreite Franſen unten herum g'hängt ſind. Und in der Seit' hat ein Zwickel g'fehlt, wenn's für-g'ſtiegen iſt, da iſt ſie dahergekommen wie die Theaterſpielerinnen in der Stadt, die ich g'ſehen hab', wie ich noch Soldat war. Da hab'ns ein Stück aufg'führt, das hat „Die ſchöne Lena" g'heißen — und weil die Meine auch Lena heißt, hab' ich mir's ang'ſchaut.

Die Griechenweiber und Göttinnen haben auch ſo einen Schlitz in der Seite g'habt wie die Müllerin, aber ſäubriger waren's, und auch 's G'wand ſchöner als der ihr Blaudruckkittel.

So ist der erste Tag vergangen und ich war noch lang mit der Stuben nicht fertig. Drei Tag hab' ich braucht, bis alles ordentlich geweißent, gewaschen und gerieben war.

Da hat's den Müllerleuten freilich wohl than und haben mich schier g'lobt.

Im Stall, Leut', da hab' ich noch das größt' Wunder erlebt. Da hat d' Müllerin selber g'füttert, und stundenlang ist's draußen gewesen und ist nie fertig geworden. Und wenn man wann der will in den Stall gegangen ist, so hat's Vieh den Kopf vom Futterbarren wegdreht und hat herdang'schaut.

„W—w—w—as muss denn das sein," meint der Müller, „d—d—dass 's V—vieh nicht frisst?"

„Müller," sag' ich, „lasst's mich auf acht Tag in den Stall, ich hoff', dass ich's z'recht bring. Aber das sag' ich Dir, wenn Du oder sie mir in den Stall kommts, derweil ich arbeit' — aushauen thu ich Euch!"

Was hab'ns thun wollen? Froh hab'ns sein müssen, dass's einen g'funden haben, der ihnen einmal den Saustall räumt.

Ich schau nun gleich im Futterbarren nach — und denk mir: Was ist das für ein eigen Ding? Ein Grüberl, nicht größer als zwei hohle Händ' in dem ungeheuren Futtertrog und rundum alles steinfest! Nimm ich ein großes Stemmeisen und probier, ob was hergeht. Freund, da sind aber Trümmer g'flogen wie Mauerziegeln so groß und immer geht's noch tiefer hinein. Endlich komm' ich auf den Grund und seh' den schönsten steinernen Futtertrog, den man sich denken kann — aus einem Stück gehauen mit dem Stallboden. So hab' ich jedem Vieh Raum g'schafft für sein Maul, hab' noch mit einem Strohwaschel alles sauber ausgewischt und dann das G'sod[1]) fürg'schüttet. Aber da hätt's sehen sollen, wie das Vieh g'fressen hat!

Auf dem Stallboden, könnt's Euch denken, war's gar völlig aus. Wie ich da g'stuft und g'hackt hab! Drei Tag' lang haben mir die Glieder darnach noch weh than.

Wie ich aber fertig war, hab' ich's Vieh austrieben und einen Hausbuben zum Hüter ang'stellt. Derweil nehm ich eine Brunnröhren und leit das Wasser vom Mühlgang, der hinter dem Stall auf dem Gefluder ist, hinein in den Stall und lass' es bei der vordern Thür über den Wiesenrain in den Bach zurückrinnen. Hat eine schöne Farb' g'habt, die Mistsuppen!

Grad, wie ich's Vieh eintrieben hab' und anhäng' und fütter, geht der Müller herbei.

---

[1]) Futter.

Da steht und geht er, zum Gespött der schlimmen Buben und auch vieler unvernünftigen Alten; mir aber kann er in die Seel' hinein erbarmen, weil ich ihn g'sehen hab', wie er tauft ist worden als ein kugelrund's, kernfrisches Bübel, aus dem hätt' was anders werden können.

So war's in der Ebermühl. Wie's mir später gangen is in der Lena ihrem weißen Häusl, das erzähl' ich ein andersmal, wenn's mir zulosen wollt's.

Batzenlippel.

Aus einem Schreibebuche mitgetheilt von **Peter Rosegger.**

Dann wurde ich Schauspieler. Unsere Gesellschaft war eine wandernde, weil man uns überall sehen wollte. Wo wir einmal waren, da mochten sie uns nicht fortlassen, bevor sich nicht jeder von uns förmlich losgekauft hatte. Mein schauspielerisches Talent war sehr groß, doch wollte es nicht recht heraus; zwischen Lunge und Leber muſste es sich verklemmt haben, denn wenn ich von der Leber weg sprechen wollte, versagte mir regelmäßig der Athem. Doch war ich der Beliebteste der ganzen Truppe und rettete manches Stück. Man gab Ritterstücke und Tragödien. Aber die Leute wollen lachen. Ich hatte nämlich mehrmals die Rolle tragischer Helden bekommen, ich *wollte* sie gar nicht lustig spielen und sie wurden doch lustig. Das ist das Unbewuſste — die Genialität. Der Alte war die erstenmale verdrießlich über die, wie er sagte, unpassend erregte Heiterkeit, als aber dann das Haus zum Platzen voll ward, so oft ich in tragischen Rollen auftrat, erkannte er meine hinreißende Kraft und versprach mir, wenn ich auch das Zettelaustragen übernehmen wollte, eine Erhöhung der Gage. Wir sagten nicht „Gasche“, sondern Gage, wie es geschrieben wird, nur wenn der Director manchmal aufgebracht war, denn der Mann litt an Jähzorn, verfiel er in den alten Fehler und nannte uns Bagasche, bis der rothe Louisel ihm einmal höflich nahelegte, daſs er doch keinen solchen Aufwand treiben solle, alldieweilen wir nur auf die zwei letzten Silben Anspruch machten. Denn die Gagen wurden nicht so regelmäßig zugestellt, wie die Rechnungen unseres Herbergsvaters.

Der rothe Louisel — wegen seiner rothen Gesichtsfarbe und des ziegelblonden Haares so geheißen — hatte allerhand Einfälle; er verfertigte Theaterstücke, neue, und besserte alte aus. Der Schiller und der Shakespeare waren auf unserer Bühne nämlich nur möglich, wenn der Louisel die letzte Hand angelegt hatte. Aber er war komisch, dieser Louis Gruber; während er auf Befehl des Alten ganze Seiten streichen muſste,

Endlich ist ihr doch eing'fallen, den Abgenähten aus dem Bach zu thun. Aber dass's ihn ausg'wunden hätt', dazu war's z'faul. Sie hat'n eben als tropfnasser herauszogen und auf'n Gartelzaun g'hängt zum Trocknen.

Gewesen ist mir oft, ich renn auf und davon. Aber, was mich g'halten hat, das war's Gedenken auf der Lena ihr kleins weiß' Häusl mit den blitzblanken Fensterscheiben und den grünang'strichenen Zaun ums Hausgartel. Da hat alles g'funkelt und glänzt, und kein Stammerl Unkraut hat's in den Gartelbeeten g'litten. Samstags am Feierabend ist's gern am Hausbankel gesessen und hat auf mich g'wart', denn sie hat g'wusst, ich komm' mit meinem Wäschbinkerl.

„Halt's aus noch ein Zeitl, bis Du den Jahrlohn kriegst," hat's mich tröst', wenn ich ihr recht klagt hab', „dann heiraten wir und fangen unser eigene Wirtschaft an. Ich hab' schon eine Lad voll neuer Leinwäsch und Haar (Flachs), und Federn spart mein' Mutter schon jahrlang von unsere Gäns. A ja, 's Häusl ist für kleine Leut' soweit gut eing'richt', hab' nur noch ein bissel Geduld!"

Na, und die Zeit vergeht und's Licht verbrennt, und so ist auch mein Jahr in der Ebermühl' ausworden. Der Müller hat mir am Hochzeitstag noch die Brauttruhen g'führt und so haben wir uns verabschiedet.

So lang wie ich hat's keiner mehr ausg'halten in der Ebermühl. Und, wie man sich's hat denken können, so ist's kommen: Die Leut' haben abg'wirtschaft und heut' ist die Mühl längst verkauft und in anderen Händen.

Fragt's mich, was worden ist aus der Familie, bei der ich ein Jahr lang mein Brot g'essen hab'?

Der Müller ist gestorben — auf dem Stroh versteht sich, und sie lebt bei einer verheirateten Tochter auf einem kleinen Häusel in der Nachbarspfarr.

Die Jung', scheint's, ist ein wenig braver g'rathen, als die Alt', was mich arg wundert — sie ist aber auch die einzig' von den vielen Kindern, die's g'habt hat, die sich herausg'macht hat. Viele sind klein gestorben, zwei Töchter hat im Dienst bei den Bauern hidan — sind aber nur so Halbpelzer[1]) und einer der Buben geht betteln und steht Sommer und Winter im Dorf herum, arbeit' nix, sauft Schnaps und matschgert Tabak — eine Last für die Gemeinde und eine himmelschreiende Anklag' gegen seine Leut', die ihn in Schmutz und Unordnung haben aufwachsen und verkommen lassen.

---

[1]) Schwachsinnige.

der Hitze! Den ganzen dritten Act lang! Dass Sie's nur wissen, der Meineidige hat halt ein böses Gewissen, und wie er sich vor dem Geist bekreuzen will, kann er die Hand nicht heben, es trifft ihn der Schlag, er fällt zusammen und wird vom Teufel geholt. So — da habt Ihr die ganze Geschichte." — Der Vorhang fällt, aber — weil ich zu weit vorne am Rande stehe — zum Glücke hinter mir, so dass er mich von den drohenden Mächten trennt, hingegen dem rasenden Publicum ausgesetzt. Das rast, aber vor Vergnügen, und wer das nicht miterlebt hat, weiß nicht, was Applaus ist. Von der vordersten Reihe herauf wird mir der Riesenblumenstrauß gereicht, der dem Autor des Stückes bestimmt gewesen. Ich sage noch tiefgefühlte Worte unaussprechlichen Dankes im Namen des Dichters, da höre ich rufen: „Selber behalten! Selber essen!" Das dämpfte etwas, für was halten sie mich denn, dass ich Blumen essen soll?

Das Ende ist zu errathen. Das Stück hatte keines, an diesem Abend, aber das meinige schien gekommen zu sein. Klipp und klapp zerreißen wollten sie mich. Der Director wollte gar nicht aufhören, mir Backenstreiche zu versetzen, rechts und links, so dass vor meinen Augen allemal die Funken stoben. Umgekehrt, wie bei einem Donnerwetter, wo zuerst der Blitz und dann der Schlag erfolgt. Der Louisel war halb gebrochen hinter einer Coulisse gesessen, aber nun, da es galt, einen Mord zu verhindern, eilte er herbei, um mich aus den Händen des Tyrannen zu befreien. Jene aber, die sich mit meinem Blumenstrauß befasst, brachen plötzlich in ein mächtiges Spectakel aus, sie hatten darin, verborgen wie eine Schlange unter Rosen, eine riesengroße Leberwurst entdeckt. Diese sensationelle Entdeckung änderte — wie das schon oft so vorkam — den Lauf der Geschichte. „Volkes Stimme ist Gottes Stimme!" declamierte der Alte — er hatte keinen üblen Bass — „und wenn's dem Publicum recht ist, so kann's uns umso lieber sein." Wir zogen uns in das Theaterrestaurant, zum Schöpsenwirt, wo unser Logement war, und der Director hat zur Wurst das Bier gezahlt.

Nach solchem Erfolge — der weder dem Zufall noch dem Talente, sondern einzig nur dem Ingenium zuzuschreiben war — litt es mich natürlich nicht mehr länger bei der Schmiere. Ich wollte mich bloß einmal im Burgtheater engagieren lassen. Vorher aber eine Künstlerreise durch Amerika, denn später bekommen erste Kräfte für derlei Seitensprünge keinen Urlaub mehr.

Aber nun spreche ich aus schlimmer Erfahrung. Keinem Collegen von der Kunst möchte ich rathen, so aus dem Stegreif zu reisen. Man extemporiert wohl auf der Bühne, aber nicht nach Amerika. Das muss gut memoriert sein und für den Mimen ist der Impresario noch weit wichtiger als der Souffleur. Ich kam natürlich gar nicht hinüber. In

streckte er seine krumme Nase und sagte, das Feine siebe man durch, das Grobe, die Kleie, sei gut für die Säue. Der Louisel war ein gemüthliches Haus und seiner geringen Begabung gemäß stets bescheiden. Er hatte etwas Geist und Gemüth, aber kein Taschenmesser. Wir beide tranken beim Wirt nicht immer noch Eins, wie die alten Deutschen, sondern immer nur Eins. Und wenn es dann zum zahlen kam, sagte der Louisel manchmal zu mir: „Thu' mich auch gleich mit ab, Walter, Du weißt, der Alte hat wieder einmal nicht gegagt.“ Bis er aber seine Gage erhielte, würde er für den ganzen Tisch zahlen. Einmal wurde er von uns andern daran erinnert; er antwortete beim Wort bleiben zu wollen und für den ganzen Tisch zu zahlen — es war ein großer viereckiger Eichentisch — falls dieser etwas verzehre. Das waren aber nur faule Fische; wir Umsitzenden hatten uns, wenn er bei Taschenmesser war, nicht zu beklagen. — Es verstand sich von selbst, dass für zwei solche Kerle, wie der rothe Louisel und der Heldenspieler Walter, die Welt der Bretter zu enge werden musste. Der Louisel hatte wieder einmal ein Stück geschrieben, und ich sollte einen meineidigen Bauern geben, der sehr fromme Reden im Mund führte, dabei seine Blutsverwandten betrog, dann bei einer Geistererscheinung sich bekreuzen will, aber die Hand nicht heben kann, mit der er einst den falschen Eid geschworen. Eine abscheulich langweilige Rolle. Ich hätte trotzdem daraus etwas gemacht, wenn der Dichter nicht darauf bestanden hätte, mich spießgenau an den Text zu halten und nicht ein einziges Wort zu extemporieren. Ich dachte gleich, dass sich diese kleinliche Principienreiterei rächen würde. Wenn dem Schauspieler etwas Besseres einfällt, als der Souffleur weiß, warum nicht sagen! Dass geniale Menschen, die mit reicher Phantasie begabt sind, an Gedächtnisschwäche leiden, ist eine alte Erfahrung. Und da ein guter Schauspieler sich auf den Souffleur nicht verlassen soll, so war ich eben wieder ganz auf mein eigenes Ingenium angewiesen bei derselben Première. Der erste Act gieng vorzüglich, ich heuchelte flott darauf los, als bewegte ich mich allen Ernstes in der guten Gesellschaft, und schwur mit salbungsvollster Frömmigkeit den falschen Eid. Gegen Ende des zweiten Actes jedoch, wie der Louisel als Geist erscheint, komme ich plötzlich aus der Fassung und kann nicht weiter. Der Geist zischelt mir Flüche zu, die gerade auch nicht im Buche stehen; das verehrungswürdige Publicum beginnt zu kichern, mir wird ganz blau vor den Augen, der Souffleur schreit mir den Text her, das macht mich erst recht irre. „Halt's Maul!“ rufe ich ihm zu, „lass' Dich einsalzen mitsammt Deinem Büchel. Weiß es lang' schon was drinnen steht, besser als Du!“ Die Leute werden unruhig, da ich schon einmal entgleist und in meinem eigenen Fahrwasser bin, so trete ich vor und rede lustig ins Haus hinein: „Verehrungswürdige! Was sollen's denn noch sitzen bleiben bei

meine janz jescheuten Pickelhauben, ich will euch noch curios zwingen, mir ein warmes Winterquartier zu verschaffen. Am Marktplatz, der voller Zeugen war, stieg ich auf eine Brunnenstufe und schleuderte eine Majestätsbeleidigung gegen den König von Preußen, dass das Krämervolk nur so niederzuckte vor Schreck. Nun brauchte ich nicht mehr lange zu warten; zwischen zwei untadelhaft strammen Adjudanten marschierte ich dem Arreste zu und der Richter verbürgte mir zuvorkommend drei Monate. Das genügt. Dann ist April, die Straßen sind trocken und die Ruhmesbahn führt dann hoffentlich schnurgerade nach Wien. Man will aber nicht mit leeren Händen kommen.

Ich hatte einmal gelesen, dass ein Hauptmerkmal von Genialität ununterbrochene Schaffenslust sei. So fragte ich meine Thorwache, ob sie ungefähr wisse, was ein Dichter ist. „Na nu! Jlauben Sie man, wir sinn so unjebildet, um nich zu wissen, wer das Lied jedichtet hat: Ei was kraucht im Busch herum? Mir scheint, es is Napolium! Wir kennen unsern Joethe uswendig — wissen Sie!" „Schön. Dann werden Sie auch Verständnis haben für die Persönlichkeit, der zu dienen Sie die Ehre haben. Es wird für Sie noch viel Trinkgeld abfallen, wenn Sie die Fremden in dieses Local führen, in welchem Goethe der Zweite interniert war. Ja wohl, mein Herr, Goethe der Zweite! Ich schreibe hier einen neuen Faust!"

„Ach Herrje, is nich der alte noch jut?" sagt das Rhinozeros, brachte aber doch Tinte, Feder, Papier und Streusandbüchse, worauf ich ihn kurz entließ. Mein Schreibtisch war aufs beste eingerichtet und ich gieng an die Arbeit. Das heißt, ich versuchte die Feder, ob sie nicht spießig sei, und das Papier, ob es nicht die Tinte durchlasse. Soweit alles in Ordnung, übrigens . . . Man kommt sich in solchen Stunden, trotzdem einem nichts einfällt, etwas einfältig vor. Plötzlich jedoch hatte ich's — ein wahrhaft classischer Stoff! Sofort begann ich zu schreiben vom Liebespaar, das nicht zusammenkommen soll und deshalb einen Doppelselbstmord begehen will, sich aber in dem Mittel vergreift. Die Einfälle purzelten nur so herbei, einer nach dem andern, bis mir auch noch einfiel, dass die ganze Geschichte der rothe Louisel einmal erzählt hatte. Um so besser, ist gleich ein Zeuge vorhanden, dass sie wahr ist. Wenn's nach mir so viele wissen sollen, warum soll's vor mir nicht auch einer gewusst haben! Es liegt nur daran, das Stück auf die Bühne zu bringen, ehe mir etwa der Rothe den Stoff stiehlt.

Bis das Frühjahr gekommen, war die Majestätsbeleidigung so gründlich herausgehungert, dass meine Seele wie eine weiße Taube vom Mund auf hätte können ins Berliner Königsschloss fliegen. Dann begannen zwischen Preußen und Österreich die diplomatischen Verhandlungen, wobei ersteres den kürzeren zog. Preußen wurde nämlich verhalten, mich

Bremerhaven haben sie mich zurückgewiesen; sie ahnten in mir einen Defraudeur und ahnten recht. Wollte ich nicht das größte, mindestens zweitgrößte Genie Europas nach der neuen Welt hinüberbugsieren? Auf der Rückreise wendete ich mich wiederholt an Mäcene, wovon die meisten Zwei-, andere auch Fünf-, einige sogar Zehnpfennigstücke gaben. Ich sah nun, dass meine Ruhmesbahn starke Krümmungen hatte. Eine davon führte mich aufs Schloss, wobei ich den Vortheil, der in einem einstweiligen Berufswechsel lag, sofort erkannte. Ablenkende Nebenumstände bleiben unberührt; es sei vor allem kurz angemerkt, dass ich mir auf jenem Landschlosse einen Herrn aufgenommen habe.

Ein Baron, im übrigen ein ganz netter Mensch. Nur etwas hochmüthig. So ließ er zum Beispiel seine Stiefel jeden Tag stundenlang antichambrieren vor seiner Zimmerthür. Mir folgte er, obschon ich wenig zu sprechen pflegte, nahezu auf den Wink; besonders wenn ich ihn zum Diner befahl, gehorchte er augenblicklich. Doch hatte er seine Capricen. Ich besaß in seiner Lade immer gute Cigarren, er aber versteckte mir regelmäßig den Schlüssel dazu. Ich galt als Erzieher seiner nächsten Umgebung. Waren aber ein paar lederne Kerle dabei, die manchmal ein bischen gewichst werden mussten, wenn sie Politur annehmen sollten. Doch auch die Pantalons, Jaquets und Paletots mussten täglich mit dem Stocke gezüchtigt werden. Derlei züchtet natürlich die Galle, und eines Tages, als ich diese nichts weniger als angenehme Aufgabe an einem unordentlichen Pantalon erfüllte, stak zufällig schon der Herr darin. Wegen dieses Versehens gab es Verdruss. Der Herrr fasste mich am Kragen, warf mich an die Wand und stieß mich mit einigen Fußtritten zur Thüre hinaus, dass ich die Treppe hinabkollerte. Diesen Wink verstand ich so, als ob mich der Herr nicht in seinem Hause haben wolle. Da ich soweit immer mit ihm zufrieden gewesen war, so that ich seinen Willen und gieng davon.

Nun wieder freier Weltbürger. Doch das ist kein Beruf, der seinen Mann ernährt, weshalb sich meine Ideale anderen Richtungen zuwendeten. Plebejische Neigung zur Arbeit hat meinen Charakter nie besudelt und wenn die Staatseinrichtung in Preußen bürgerliche Existenz nur gegen Arbeit garantiert, so hatte ich dafür nur ein Lächeln der Verachtung. Weil mich aber Frost und Hunger — ich will brutal aufrichtig sein — zu einem Erwerbe zwangen, so gieng ich auf dem Stadtplatz von Lichtenfelde zu einem Sicherheitswachmann hin und schleuderte ihm einen Schimpf ins Gesicht. Er blickte mich an, zuckte die Achseln und wandte sich einer anderen Weltgegend zu. Ja, mein Gott, was soll ein Nothleidender dann nur anfangen! In Österreich ist es doch bei Arreststrafe verboten, eine Amtsperson zu beleidigen. Glauben denn diese Herren Preußen, man wird ihrer mistigen Kotter wegen einen Diebstahl begehen? Wartet mal,

der Naturarzt, ganz jählings an der Gurgel, warf mich hin und sagte, er wolle mir die Zeit verkürzen. Da ich mich nicht mehr zu erwehren vermochte, so wollte ich ihm meine Habe schon freiwillig abtreten. Da wurde er von einem heranrasselnden Wagen verscheucht und ich war froh, den gelehrigen Heilkünstler, der plötzlich so — kurzweilig geworden war, los zu sein.

In Wien hatte ich einen Freund. Es war der Baron, auf dessen Landschloss ich einmal Erzieher gewesen. Er besaß ein Palais auf der Ringstraße und hätte sich über meinen Besuch gewiss herzlich gefreut, wenn er nicht gerade verreist gewesen wäre. Um in der Burg eine Audienz zu erwirken, beim Theaterintendanten, das war eine Angelegenheit späterer Tage, bis mein neuer Anzug fertig sein würde. Da ich an diesem Abende also weiter nichts anzufangen wusste, gieng ich in ein Vorstadttheater. Weder der Cassier, noch der Billeteur erkannte mich, ich war nämlich vorher noch nie dort gewesen. Das Theater war zum brechen voll; ich hatte einen der obersten Plätze genommen und konnte mich ganz in das neue Volksstück vertiefen, das gegeben wurde. Allen Respect, das heiße ich Komödie spielen — und schreiben! Die können es um einiges besser als weiland wir von der Schmiere, mit Einschluss des Louisel, der auch just kein Plattschädel gewesen ist. Ein Landpfarrer, der sein Stubenmädchen liebt und es mit einem andern trauen muss. Mag bitter sein! Und ein halbwilder Mensch, der ihn verrathen hat und doch nachher zum Pfarrer kommen muss, weil seine Mutter ins Wasser gegangen ist. — Nach meiner Ansicht war diese Figur verhaut. Inconsequente Charakterdurchführung. Was kommt er denn zum Pfarrer, wenn er ihn nicht leiden mag? — Ich blieb indes bis zum Schlusse — um etwas besonderes zu erleben.

Als der Vorhang gefallen, brach ein solcher Beifallssturm los und ein Lärmen nach dem Verfasser, dass dieser, von zwei andern gezerrt, auf die Bühne kam. Ein Mensch — mir kommt er bekannt vor. Den muss ich ja schon — Wo mag ich ihn nur — Jesses und Josef, ist das nicht der Louisel? Der rothe Louisel — wenn er heute gleichwohl schwarz ist auf und auf und blass im Gesicht vor Aufregung. Der Louisel ist's! „Louisel! Collega!“ schreie ich und klatsche mir die Hände zuschanden. „Louisel! Collega!“ Aber er hört's nicht, denn die tausend anderen lärmen noch abscheulicher. Immer wieder kommt er heraus, der Popularitätshascher, ich schwenke das Sacktuch, es war freilich nicht mehr weiß, er sah es nicht, er sah und hörte mich nicht, so tief war er vertölpelt in seinen Erfolgsdusel. — Armer Junge!

Nun endlich beschaute ich mir auch den Theaterzettel recht. Meiner six! L. Gruber! — Gruber schrieb sich doch der Rothe. Dass mir das nicht gleich auffiel! — Natürlich lief ich wie wahnsinnig durch alle

an Österreich abzugeben, und zwar franco und recommandiert. Als ich unter sicherem Geleite angekommen wieder auf der Scholle des geliebten Vaterlandes stand, zu Jung-Bunzlau, haperte es mit der Sprache. Bei der gründlichen Ausbildung in meiner Jugend war auf die süßen vaterländischen Laute der tschechischen Sprache vergessen worden. Was anfangen? Für das Burgtheater war es keine Jahreszeit, so gieng ich nach Karlsbad. Aber nicht, weil ich mir auf der preußischen Festung etwa den Magen verdorben hätte, denn vielmehr als Gesandter! Aus dem Notenwechsel zwischen den Regierungen hatte es sich nämlich ergeben, dass mein Vater nach Karlsbad zuständig war, und so sandten sie mich dorthin, um die Gemeinde zu vermögen, mir die weiteren Subsistenzmittel auszuwerfen. Ich verzichtete darauf, nachdem diese Stadt mich nun blindlings verleugnete und mir jegliche Ehrengabe verweigerte. Meine Absicht, mich der Chirurgie zuzuwenden, indem ich mich in einer Badeanstalt als Heizer und Frottierer unterzubringen suchte, misslang. So gieng ich in Staatsdienste und nahm ein Amt als kaiser-königlicher Straßenschotterer an. Hier konnte ich aber gerade einmal die menschliche Undankbarkeit studieren. Ist es glaublich? Nicht eine einzige der Herrschaften, wie sie da auf der Straße, die ich ihnen bereitet, zwei- oder vierspännig vorüber rollten — nicht eine einzige hat mich gegrüßt, den ganzen Sommer über nicht eine einzige. Erst gegen den Herbst hin fiel es einem Herrschaftskutscher ein, mit der Peitsche nach mir zu hauen, weil ihm der Schotter zu grob war. Komisch sind die Leute. Ihm gefiel der grobe Schotter nicht und unsereinem soll der grobe Kutscher gefallen!

Endlich um die Zeit von Allerheiligen konnte ich mich aufmachen nach Wien. Zum Behufe ethnographischer Studien wählte ich den Fußweg. Er ist auch etwas näher als die Eisenbahn, die mehrmals um die Ecke biegt. Unterwegs traf ich einen Naturarzt, einen drolligen Patron. Der suchte mich für seine Grundsätze zu gewinnen, er wollte partout das menschliche Leben verlängern. Dem sagte ich es! Ob er denn glaube, dass die Natur ein langes Leben der Personen wünsche? Bei der ungeheuren Zahl an Mehrgeburten! Warum gab die Natur uns den Alkohol, den Tabak, den Heißhunger und die Weiber? Doch offenbar zur Kurzweil, das heißt, um uns das langweilige Alter zu ersparen! Wenn alles darauf ausgeht, die Zeit zu verkürzen, wieso kann es der Heilkünstler wagen, das Leben zu verlängern! Solch gemeingefährliche Leute sollte man gar nicht frei herumgehen lassen! — Na, wie der Mann gestutzt hat! Einem schlichten Wanderer hätte er diese philosophische Auffassung wohl nicht zugetraut. Er meinte wahrscheinlich, sie wäre auf meinem Sack gewachsen. Während dieser Erörterungen wanderten wir gerade durch die böhmischen Wälder. Da packte mich mein Begleiter,

„Lass das gut sein, Louisel!“ sagte ich, „es soll meine Sorge sein. Das Stück kommt in die Burg!“

Mittlerweile überreichte er mir das Papier mit der Adresse und unter demselben — ich erkannte es schon im Greifen. Nur wusste ich nicht wie viel. Damit war ich aber auch entlassen. Der Schlucker! Gedrückt fühlte er sich in Gegenwart eines künftigen Hofschauspielers. Diesen Abend wollte gerade er einmal der Hahn im Korb sein in seinem Privatkreis. Ich will ihm's nicht verdenken. Aber neugierig war ich doch. Kaum der Wagen davongefahren, gieng ich hart unter die Laterne. Zehn Gulden! Schundig, bei diesem vollen Hause. Und für morgen ist dieser verliebte Pfarrer wieder angesetzt. Ich höre, die ganze Woche hindurch. Ein Schweineglück! Lasse Zeit, Louisel! Das Glück ist kugelrund.

In wenigen Tagen war ich so weit beisammen, dass ein Antrittsbesuch bei der Intendanz gemacht werden konnte. Ich ließ mich also melden, doch war Seine Gnaden diesmal nicht zu sprechen. Es werden Tage kommen, mein lieber Herr, wo Du bei Walter antichambrierst! Dann unterhielt ich mich leutselig mit dem Diener im Vorzimmer. Natürlich war die Rede von dem neuen dramatischen Stern, der aufgegangen.

„Ich bitte Sie,“ sagte ich, „noch heute wäre dieser Mensch bei der Schmiere! Ganz natürlich! Seinen Erfolg hat er mir zu verdanken, mir einzig und allein. Wenn meine Bemühungen nicht schon in kleinen Theatern das bischen Talent zum Leuchten gebracht hätten! Ist übrigens ein guter Junge, wird sich hoffentlich noch machen, wenn er die Rathschläge vernünftiger Freunde nicht in den Wind schlägt.“

„Sie kennen also diesen Anzengruber?“ fragte der Diener ergebenst.

„Anzengruber? Nein, den kenne ich nicht. Wieso?“

„Weil Sie sagen, dass er Ihnen den Erfolg verdankt.“

„Ich spreche vom Louisel. Von Gruber, wenn Sie die Güte haben wollten, etwas weniger zerstreut zu sein.“

„Wenn Sie vom Verfasser des Pfarrers sprechen, lieber Herr,“ versetzte der Kammerdiener unangenehm dreist, „so heißt derselbe nicht Louisel, sondern Ludwig, und nicht Gruber, sondern Anzengruber. Früher ein fahrender Komödiant; seit kurzem ein kleiner Polizeibeamter soll er sein. Heute steht's in allen Blättern.“

In solchen Momenten greift der klügste Mensch sich an den Kopf. Ist das möglich? Ist eine solche Falschheit möglich? Hat sich der Mensch jahrelang unter falschem Namen herumgetrieben, hat seine Freunde damit beschwindelt und hat schließlich noch die Frechheit, Polizeibeamter zu werden!

Gänge, verlaufe mich in alle Winkel, fand aber nicht den Eingang auf die Bühne. Diese verdammten Stadttheater! Wie einfach war es doch bei uns auf dem Lande, zur Bühne zu kommen! Vom Anger durch das Stadlthor, und drinnen war man. Aber hier die Schlamperei! Wohin man wollte, dahin kam man nicht; und wohin man nicht wollte, dahin kam man. Am hinteren Ausgang, wo die Schauspieler sich entfernten, habe ich ihn erwartet. Nach einer Weile kam er mit mehreren aufgeregt sprechenden Herren heraus. Ich flog ihm um den Hals: „Louisel! Ich bin's, ich, der Walter!" Vor eine Straßenlaterne zog ich ihn, er schaute mich erstarrt an. Er murmelte was. „Das Stück hast Du gemacht!" rief ich fast toll vor Vergnügen. „Louisel! dieses großartige Stück! Bist aber doch ein Mistvieh, Du! Wenn man noch Du sagen darf zu Dir!

„Du sagen schon," antwortete er sich fassend, „das — das andere aber kannst Du für Dich behalten."

„Nicht böse sein, Brüderl!" Immer wieder von neuem musste ich ihn umarmen, den Gefeierten. Mehrere Männer schleppten ihm Kränze nach, einer rief den Fiaker. Jetzt erst wurde es mir klar, wie gern ich den Louisel hatte. „Närrisch werde ich Dir vor Freude!" rief ich, „dieses Wiedersehen! Ein solches Wiedersehen! Knabe, dieser Abend wird gefeiert. Gefeiert, wie die Götter keinen in ihrem Kalender haben."

„Du musst mich schon entschuldigen," sagte er zerstreut, wie Dichter immer sind, „ich bin heute in einen kleinen Privatkreis geladen."

„Genier' Dich nicht, alter Freund! Jeder Kreis ist mir recht, auch der privateste, wenn nur Du drinnen stehst. Große Gesellschaft habe ich, so viel Du weißt, nie geliebt. Da sind mir die gemüthlichen Zirkel weit angenehmer. Wohl auch hübsche Damen, wie? Na, heute will ich Dir das Vorrecht, Löwe zu sein, nicht streitig machen. Colossal lieb von Dir, dass Du mich mitnimmst!"

Dieweilen bemerkte ich, dass ihm mein Anzug aufgefallen war. „Der ist etwas malerisch, Junge, was? Nun, den neuen hat der Schneider noch nicht fertig."

„Bei welchem läßt Du denn arbeiten?" fragte er.

„Das weiß ich im Moment noch nicht. Beim kaiser-königlichen Hofschneider, denke ich."

„Nicht wahr, Walter," sagte er freundlich aber verteufelt bestimmt, „Du bist so gut und kommst nächster Tage einmal zu mir. Warte, ich will Dir meine Adresse aufschreiben."

„Dein Stück muss ins Burgtheater!" rief ich begeistert.

Er stieß jenes kurze heisere Lachen aus, das wir bei ihm immer das ungläubige Lachen genannt haben.

der Wagen und das Geschrei in den Straßen, glich dieses Lärmen einem tollen Wuthgeheul, vermischt mit Stöhnen und Todesseufzern.

„Mein guter Gott!" murmelte die Hyäne, „sie erwürgen sich gewiss in diesem Käfig. Höre nur, wie sie zornig sind und wie sie brüllen."

„Wahrhaftig, sie machen einen gräulichen Lärm", sagte der Löwe. „Vielleicht quält sie gerade ein Thierbändiger."

Das Getöse schwoll immer mehr an, so dass die Hyäne wirklich Angst bekam.

„Meinst Du, dass es klug sein wird, sich da hineinzuwagen?" fragte sie furchtsam.

„Bah, sie werden uns nicht fressen", antwortete der Löwe. „Zum Henker auch, komm nur! Die Menschen scheinen sich ja recht nett herumzubalgen, und das wird uns wohl zu lachen geben."

* * *

In den Straßen schlichen sie bescheiden an den Häusern entlang. Wie sie an eine Kreuzung kamen, wurden sie plötzlich vom Strom der Menge mit fortgerissen. Sie folgten diesem Zuge, der ihnen ein interessantes Schauspiel versprach. Bald befanden sie sich auf einem weiten Platz, auf dem sich ein ganzes Volk bis zum Zerquetschen drängte. In der Mitte war ein Gerüst aus rothem Holze aufgeschlagen. Aller Augen waren darauf gerichtet mit einer Art von gierigem Verlangen und Vergnügen.

„Siehst Du", sagte mit leiser Stimme der Löwe zur Hyäne; „dieses Gerüst ist ohne Zweifel ein Tisch, auf dem man eine gute Mahlzeit auftragen wird für alle diese Menschen, die sich schon die Zunge danach lecken. Nur erscheint mir der Tisch dort ein wenig klein für diese Horde von Hungrigen."

Kaum er diese Worte gesprochen hatte, stieß die Menge ein Gemurmel der Befriedigung aus, und der Löwe erklärte, jetzt müssten die Speisen ankommen, wahrscheinlich brächte sie der Wagen, der dort in tollem Galopp heranfuhr. Aus dem Wagen zog man einen Menschen heraus, setzte ihn auf das Gerüst und schnitt ihm mit großer Geschicklichkeit den Kopf ab. Sodann legte man den Leichnam in einen anderen Wagen und beeilte sich, ihn flüchtend vor dem Heißhunger der Menge zu bergen, die, ohne Zweifel aus Nahrungsgier, laut aufheulte.

„Schau, man isst den nicht!" rief enttäuscht der Löwe.

Die Hyäne fühlte einen leisen Schauer durch ihre Borsten gehen. „Zu was für Ungeheuern hast Du mich geführt", sagte sie vorwurfsvoll zu ihrem Genossen. Sie tödten, ohne Hunger zu haben . . . Um Himmelswillen, trachten wir so schnell als möglich von ihnen wegzukommen!"

* * *

Ein Komödiant müsse doch Komödie spielen können, hatte damals der gute Cerberus an der Pforte der Intendanz treuherzig gesagt. Zum Teufel, ja, das muss er können. Verstellen muss er sich können, das muss er! Aber — wie es sich später zeigte — der Hund gieng weiter. Da hat er sich immer gleisnerisch für einen kleinen, bescheidenen Kerl geberdet, und in Wahrheit war's ein großer Mann! — Nein, eine solche Verstellung überschreitet die Grenzen!

Der Menschenkäfig.

Pariser Idylle von **Emile Zola.**

Im „Jardin des Plantes" war es eines Tages einem Löwen und einer Hyäne gelungen, ihre Käfige zu öffnen, die nur nachlässig verschlossen gewesen waren.

Ein heller Morgen war's und lustig leuchtete die Sonne am Rande des bleichen Himmels. Unter den mächtigen Kastanienbäumen herrschte die feuchte, dämpfige Frische des werdenden Frühlings. Die beiden biederen Vierfüßler, die soeben reichlich gefrühstückt hatten, wandelten durch den Garten mit schlendernden Behagen, indem sie zuweilen stillestanden, um sich zu belecken und mit Wollust die Annehmlichkeit des herrlichen Tages zu genießen. Am Ende einer Allee begegneten sie einander, und nach Austausch der üblichen Höflichkeiten setzten sie ihren Spaziergang gemeinschaftlich fort, in traulich kameradschaftlichem Geplauder. Es dauerte aber nicht lange, da fieng der Garten an, sie zu langweilen; auch kam er ihnen sehr klein vor. Sie beriethen nun, welchem Vergnügen sie ihren Tag widmen sollten.

„Meiner Treu", meinte der Löwe, „ich hätte nicht übel Lust, eine Grille zu befriedigen, die mir schon lange im Kopf herumgeht. Es sind jetzt viele Jahre her, dass diese Menschen gelaufen kommen, um mich in meinem Käfig anzustarren und anzustaunen, wie rechte Einfaltspinsel. Ich habe mir daher fest vorgenommen, bei der ersten sich bietenden Gelegenheit hinzugehen, um mir diese Kerle in ihrem Käfig anzuschauen, selbst auf die Gefahr hin, ihnen ebenso dumm zu erscheinen, wie sie mir . . . Ich schlage Dir also einen kleinen Spaziergang nach dem Menschenkäfig vor."

In diesem Augenblick begann das erwachende Paris zu pusten und zu schnarchen, so dröhnend, so gewaltig, dass die Hyäne wie gebannt stehen blieb und voll scheuer Unruhe hinhorchte. Dumpf und drohend klang die Stimme der Stadt herauf. Hervorgebracht durch das Gepolter

Buden, in deren Hintergrund Männer sitzen, die aus hohen Gläsern eine rothe Flüssigkeit trinken, die gewiss nichts anderes ist als Blut. Sie trinken große Mengen dieses rothen Saftes, wahrscheinlich um sich bis zur Mordwuth zu berauschen, denn in mehreren dieser Locale sah ich, wie die Trinker einander mit den Fäusten niederschlugen."

Ich begreife jetzt auch", nahm der Löwe wieder das Wort, „die Nothwendigkeit des großen Baches, der mitten durch ihren Käfig fließt und den sie Seine nennen. Er reinigt den Käfig und nimmt alles vergossene Blut mit fort. Die Menschen müssen ihn selber hieher geleitet haben, aus Furcht vor der Pest wahrscheinlich. Auch werfen sie alle Ermordeten da hinein . . ."

„Wir wollen lieber nicht mehr über die Brücke gehen", unterbrach ihn die Hyäne zusammenschauernd . . . „Bist Du nicht auch müde? Es wäre vielleicht klüger, jetzt heimzuwandern."

* * *

Ich konnte den guten Thieren nicht Schritt für Schrit folgen. Der Löwe wollte alles sehen und die Hyäne, deren Schreck bei jedem Schritte wuchs, musste ihm wohl oder übel folgen, da sie es nicht um alles gewagt hätte, den Rückweg allein anzutreten. Als sie an den Börsenpalast kamen, erreichte sie durch inständiges Bitten wenigstens so viel, dass man nicht da hineingieng. Es drangen aus dieser Mördergrube solche Klagelaute, ein so gräuliches Geschrei, dass sie zitternd vor der Thür hielt und ihr die Borsten zu Berge standen.

„Komm' schnell, schnell!" rief sie und versuchte, den Löwen mit fortzuziehen. „Das ist gewiss der Schauplatz des allgemeinen Gemetzels. Hörst Du das Seufzen und Stöhnen der Opfer und das Freudengeheul der Henker? Es muss die Schlachtbank sein, die alle Metzgerbuden versorgt. Machen wir um Himmelswillen, dass wir weiterkommen!"

Der Löwe, den auch bereits die Furcht ergriffen hatte und der schon den Schweif einzog, gab gerne nach. Er floh nur nicht geradezu, weil er ja seinen Ruf des Muthes und der Tapferkeit nicht auf das Spiel setzen durfte. Noblesse oblige! In seinem Innersten aber klagte er sich schon der Verwegenheit an und sagte sich, dass ihn das Gebrüll von Paris diesen Morgen doch hätte zurückhalten sollen, in diese wilde Menagerie einzudringen.

Der Hyäne klapperten vor Furcht die Zähne und beide schlichen vorsichtig weiter und trachteten, nach Hause zu kommen.

* * *

Und siehe da, plötzlich erhebt sich ein dumpfes Gebrause von den Ecken des riesigen Menschenkäfigs her. Die Läden schließen sich, die Sturmglocke schlägt an und sendet ihr beängstigendes Stöhnen und Wimmern durch die Luft.

Als sie den Platz verlassen hatten, schlugen sie die Richtung nach dem äußeren Boulevard ein und giengen ganz behutsam an den Quais entlang. Wie sie zur Altstadt kamen, bemerkten sie hinter der Notre-Dame-Kirche ein langes, niedriges Haus, in das die Vorübergehenden eintraten, wie man in eine Marktbude tritt, um irgend ein Phänomen zu sehen, und das sie mit verwunderten Gesichtern wieder verließen. Übrigens bezahlte man weder beim Hinein- noch beim Herausgehen etwas. Der Löwe und die Hyäne giengen der Menge nach und da sahen sie nun, ausgestreckt auf lange Platten, Leichname liegen, deren Fleisch von Wunden durchlöchert oder wie vom Wasser aufgedunsen war. Die Zuschauer betrachteten in stummer Neugierde mit kühlen, ruhigen Blicken die todten Leiber.

„Nun, was sagte ich?“ murmelte die Hyäne. „Sie tödten nicht, um zu essen. Schau doch, wie sie die saftigsten Nahrungsmittel verderben lassen . . .“

Als sie sich wieder auf der Straße befanden, kamen sie an einem Metzgerladen vorbei. Ganz roth war das Fleisch, das hier an blanken eisernen Haken umherhieng; hoch hinauf an den Wänden war es aufgestapelt und in dünnen Fäden rieselte das Blut daraus hervor auf die Marmorplatten des Bodens. Düster und roth leuchtete die ganze Halle.

„Sieh doch“, sagte der Löwe, „Du behauptest, dass die Menschen nicht essen. Da haben sie einen Vorrath aufgehäuft, mit dem die ganze Colonie unseres Gartens auf volle acht Tage versorgt werden könnte . . . Ob das wohl Menschenfleisch ist?“

Die Hyäne hatte, wie bereits bemerkt, reichlich gefrühstückt.

„Pfui“, sagte sie, indem sie sich abwendete, „das ist ekelhaft. Mir wird ganz übel vom Anblick dieser Fleischmassen.“

* * *

„Bemerkst Du“, nahm nach einiger Zeit die Hyäne wieder das Wort, „bemerkst Du diese dicken Thüren und die riesigen Schlösser daran? Die Menschen sperren sich durch Holz und Eisen von ihresgleichen ab, aus Furcht, von einander verschlungen zu werden. Und an jeder Straßenecke stehen Leute, mit Säbeln bewaffnet, um den öffentlichen Anstand aufrechtzuerhalten. Sind das wilde Bestien!“

Im selben Augenblicke raste ein Automobil vorüber, das ein Kind unter seinen Rädern zerquetschte, so dass das Blut aufspritzte bis in des Löwen Gesicht.

„Aber das ist ja entsetzlich“, rief er aus, indem er sich mit seiner Pfote säuberte. „Man kann ja nicht zwei Schritte im Frieden machen. Es regnet Blut in diesem Menschenkäfig . . .“

„In der That“, meinte die Hyäne, „sie haben diese rollenden Maschinen nur erfunden, um so viel Blut wie möglich zu bekommen. Das sind vielleicht die Pressen, um aus den Leibern das Blut zu keltern. Seit kurzem bemerke ich auch auf Schritt und Tritt verpestete

Höflichkeit in der Familie.

Wenn meine Großtante — Tante Julie — hörte, wie jemand wegen seiner besonderen geselligen Talente, seiner Heiterkeit und Höflichkeit übermäßig gepriesen wurde, dann pflegte sie bedenklich ihr mit einer großen schwarzen Spitzenhaube verziertes Haupt zu schütteln. Sie schob die Hornbrille, die ihr bei solchen Gelegenheiten immer die Nase herunterrutschte, sorgfältig in die Höhe und sagte zweifelnd: „Hm — hm! Gassenengel — Hausteufel!“ Tante Julie war sehr für solche kräftige Sprüchlein und traf auch meistens den Nagel auf den Kopf. Mir wollte damals der Sinn dieses Sprüchleins freilich gar nicht einleuchten. Aber wenn man im Laufe der Jahre seine Erfahrungen macht, dann wird einem manches klar, und heute schüttle ich wohl selber manchmal den Kopf, wie die gute, alte Tante Julie, und denke an ihr „Gassenengel — Hausteufel!“

Höflichkeit in der Familie! Wo wird sie richtig geübt und gepflegt? Draußen freilich, auf der „Gasse“, da ist man höflich, man muss es sein, man ist ja auch dazu erzogen, man übt Höflichkeit ganz mechanisch, man wäre ja ein Rüpel, wenn man eben nicht höflich wäre. Sogar der tölpelhafteste Junge in den lieblichen Flegeljahren zieht auf der Straße doch — wenn auch linkisch genug — die Mütze, mäßigt die Stimme, versucht seine überflüssigen und störenden Gliedmaßen einigermaßen nach Art der übrigen Menschheit zu gebrauchen. Zu Hause freilich, da hat er das nicht nöthig, da kommt er in das Zimmer mit der Mütze auf dem Kopf, als ob er ein Nest junger Spatzen darunter hüten müsste, da gröhlt er in den unlieblichsten Tönen, da flegelt er sich auf allen Sitzgelegenheiten herum nach Herzenslust. Und der Herr des Hauses, der noch eben vor der Thür verbindlich und liebenswürdig mit einem Bekannten sprach oder galant einer Dame die Hand küsste, ist ein ganz anderer, sobald er in seinem Heim ist. Er bietet kaum einen guten Tag, er spricht in mürrischem oder gleichgiltigem Ton; er würde es sonderbar finden, wenn er seiner Familie mit „Höflichkeit“ begegnen sollte. Die erwachsenen Söhne, die draußen die galantesten Cavaliere sind, benehmen sich den Schwestern gegenüber recht gleichgiltig und oft recht unhöflich und haben auch für ihre Mutter keine liebenswürdigen Aufmerksamkeiten. Gott, man ist ja froh, wenn man all die gesellschaftliche Tünche einmal abblättern kann, wenn man sich „gehen lassen“, sich's „bequem machen“ kann.

Es wäre traurig, wenn dies „sich gehen lassen“, „sich's bequem machen“ einem wirklichen Bedürfnis entspränge. Menschen, die

Bewaffnete Menschenhaufen stürmen durch die Straßen, füllen sie, reißen das Pflaster auf und errichten in Eile Barricaden. Das Gebrüll der Stadt ist verstummt, schweres, düsteres Schweigen herrscht ringsum. Die menschlichen Bestien schleichen lautlos, sie kriechen längs der Häuser hin, lauernd, sprungbereit. Bald auch schnellen sie empor, das Gewehrfeuer beginnt, von der tiefen, ernsten Stimme der Kanone begleitet. Das Blut fließt, die Todten liegen mit dem Gesichte in den Gossen und Bächen, die Verwundeten jammern. Es haben sich im Menschenkäfig zwei Streithaufen gebildet und nun vergnügen sich die Ungeheuer damit, sich untereinander zu erwürgen.

Sobald der Löwe begriffen hatte, warum es sich da handelte, rief er aus: „Mein lieber Gott, errette uns aus der Bedrängnis! Ich bin gehörig bestraft dafür, dass ich dem thörichten Gelüste nachgab und diese fürchterlichen Fleischfresser aufsuchte. Wie sind doch unsere Sitten milde im Vergleich zu den ihren! Niemals morden wir uns und fressen uns untereinander auf.“ Und sich zur Hyäne wendend, fuhr er fort: „Gehen wir schnell! Nehmen wir Reißaus! Spielen wir nicht länger die Beherzten! Ich für meinen Theil gestehe, dass mir vor Schreck die Knochen im Leibe zittern. Suchen wir denn schleunigst aus dieser barbarischen Gegend fortzukommen!“

Voll Scham und Schauder und banger Furcht ergriffen Löwe und Hyäne die Flucht. Immer schneller und verzweifelter stürmten sie dahin, vom Entsetzen gepeitscht. Die schrecklichen Erinnerungen an die Erlebnisse dieses Tages stachelten ihre Schritte zu überstürztem Laufe.

So kamen sie athemlos beim „Jardin des Plantes“ an. Noch sahen sie sich zitternd um. Dann erst wagten sie, sich auszuschnaufen. Aber eiligst warfen sie sich in einen leeren Käfig, dessen Thür sie mit allen Kräften hinter sich verschlossen. Und nun ergossen sie sich in freudigen Beglückwünschungen über ihre glückliche Wiederkehr.

„Mich“, sagte der Löwe, „soll nichts in der Welt jemals dazubringen, meinen Käfig zu verlassen, um mich in dem der Menschen herumzutreiben. Es gibt doch kein Glück und keinen Frieden außerhalb dieser meiner behaglichen civilisierten Zelle . . .“

* * *

Wie er die Hyäne die Eisenstäbe des Käfigs einen nach dem andern sorgsam abtasten sah, fragte er: „Was untersuchst du denn so eifrig?“

„Ich sehe nach“, erwiderte sie, „ob diese Stangen auch fest genug sind, um uns ausreichenden Schutz zu gewähren gegen die Wildheit der Menschen.“

dabei etwas Unrechtes zu vermuthen, sagt man sich doch, dass der innere Zusammenhang in solcher Familie ein sehr lockerer sein muss.

Übrigens ist Höflichkeit in der Familie auch in manch anderer Hinsicht empfehlenswert. Ein zu solcher Höflichkeit erzogener Mensch ist ganz anders an Selbstbeherrschung gewöhnt als ein anderer, der sich im Familienkreise nach Belieben „gehen lassen“ kann. Er wird auch diese Selbstbeherrschung nicht so leicht verlieren, denn sie ist ihm eben durch die dauernde Gewöhnung zur zweiten Natur geworden. Selbstbeherrschung aber ist eine so außerordentlich wichtige und nothwendige Eigenschaft, dass man kühn sagen kann, das größere oder geringere Maß davon bestimme das Schicksal des Menschen, seinen Lebensgang und sein Glück.

Und schon deshalb allein handelt die Mutter weise, die ihre Kinder lehrt, auch im engsten Kreise höflich zu sein, die in ihrem Haus auf gute Formen, auf Zuvorkommenheit untereinander, auf kleine äußerliche Beweise der gegenseitigen Anhänglichkeit hält. Erziehung ist Gewohnheit, Tugend ist Gewohnheit! Warum soll gerade die Tugend der Höflichkeit nicht durch die Gewohnheit befestigt werden?

Wie würden wir es finden, wenn etwa eine Mutter nur darauf sähe, dass ihre Kinder vor fremden Menschen die Wahrheit sagen, dass sie aber im Familienkreise nach Herzenslust lügen dürften? Undenkbar, nicht wahr? Aber warum soll man denn nur gegen fremde Menschen höflich sein und zu Hause diese Höflichkeit beiseite stellen?

Die gestrengen Hausherren aber, die gar zu gerne sich mehr oder weniger „gehen lassen“, und die halb und ganz erwachsenen Herren Söhne, die an dem Maß ihrer „Forschheit“ gegen die Schwestern, und leider Gottes auch manchmal gegen ihre Mutter, den höheren oder geringeren Grad ihrer „Männlichkeit“ abmessen, mögen sich's gesagt sein lassen: „Höflichkeit gegen Fremde ist eine Nothwendigkeit, Höflichkeit in der Familie ist das Merkzeichen ihrer Geistes- und Herzensbildung“. Und es gehört wirklich wenig dazu, um Tante Juliens Sprüchlein in ein anderes, erbaulicheres umzuwandeln. „Bist Du höflich drauß, — Sei es auch zu Haus.“

„Das Blatt der Hausfrau.“

Unsere sieben Sachen.

Von **Peter Rosegger.**

Es geht der Spruch von den „sieben Sachen“. „Hast du deine sieben Sachen?“ fragte mich meine Mutter, wenn ich gerüstet für den Schulweg war. „Die haben ihre sieben Sachen beisammen!“ heißt es von Leuten, die sich ein Vermögen erworben. Man soll also sieben Sachen

nur nach außen mühsam einen gewissen Schliff zeigen, eine Höflichkeit heucheln, die sie im Grunde lieber in rechte Unhöflichkeit verkehren möchten, sind eben heuchlerische, rohe Geschöpfe. Und das sind doch immer nur wenige unter vielen. Aber diese häusliche Formlosigkeit ist mehr ein Ausfluss von Gleichgiltigkeit, ein Bequemlichkeitsfehler, ein Erziehungsfehler. Der überarbeitete Hausherr, die nervöse, verärgerte Mutter lassen ein wenig ihrem Ärger freien Lauf, achten in ihrer Abspannung nicht auf Form und Ton. Die unerwachsenen Kinder folgen ihrer natürlichen Neigung zur Formlosigkeit, und wenn diese nicht wegerzogen wird, wächst sie immer mehr und mehr.

Wir Deutsche könnten uns in dieser Beziehung ein Beispiel an den Engländern nehmen. Der Engländer hält auch in seinem Hause streng an höflichen Formen fest. Er ist immer Gentleman. Der Verkehr mit der Frau, den Kindern, den Dienstboten, bewegt sich in den höflichsten Formen. Das sind freilich Äußerlichkeiten. Aber solche Äußerlichkeiten wirken doch recht bestimmend auf das ganze Familienleben. Nur ein Beispiel: Im Mittelstande wird die englische Familie immer nur in tadellosem Anzug zum „Diner“ erscheinen. Die Frau des Hauses wird auf dem einfachsten Kleide stets irgend eine kleine Verschönerung anbringen, die Kinder sind frisch gewaschen und frisiert, der Hausherr erscheint nicht im Arbeits- oder Hausrock. Das wirkt auf den ganzen Ton ein, auf die ganze Stimmung.

In dieser Beziehung hapert es bei uns noch ganz bedenklich. Der Verkehr der Familienmitglieder unter einander leidet an einer sehr bedenklichen Formlosigkeit. Und doch wäre es so leicht, da Besserung zu schaffen. Ein Befehl in freundlichem Tone gegeben, ein Wunsch, freundlich ausgesprochen, wird ganz anders erfüllt, als ein gleichgiltig oder gereizt hingeworfener. Ein höflicher Verweis wirkt beim rüpelhaftesten Jungen mehr als ein heftiges Schimpfwort. Eine kleine Artigkeit, zur rechten Zeit erwiesen, begütigt manche Verstimmung. Und die kleinen Höflichkeiten des täglichen Lebens wirken auf den ganzen Verkehr der Familie unter einander sehr günstig ein. Die Kinder werden ihre Eltern ganz anders achten, wenn diese sich selbst mit gegenseitiger Achtung behandeln. Sie werden unter sich verträglicher und liebevoller sein, wenn die Eltern streng darauf halten, dass sie auch höflich zu einander sind; dass die Jungen den Mädchen kleine Dienste erweisen müssen, sie niemals rauh und tölpelhaft behandeln dürfen. Wie viel trägt es bei zum guten Ton im Hause, wenn die Familienglieder sich bei jedem Ausgang von einander verabschieden, wenn auch nur mit zwei freundlichen Worten und mit einem Hinweis auf ihren Ausgang. Wie sonderbar ist man berührt, wenn man in einer Familie hört, dass die erwachsenen Kinder ausgegangen sind, aber niemand weiß, wohin. Ohne

die Reise hin, die Reise her. Eine Freizügigkeit, die näher besehen nichts ist als eine recht missliche Gebundenheit an den Besitz, an Leute, die ihn dir herrichten und hüten sollen. Dein ganzes Denken und Interesse geht auf deine Besitzthümer, auf ihr Conservieren und ihr Vermehren, und jedes Missgeschick damit macht dir Kummer und täglich zitterst du vor dem Verlieren von etwas, das du — nie besessen. Wem gehören denn die Dinge, dem, der sie hat, oder dem, der sie genießt? Frage dich, wie viel du von deiner Habe wirklich genießest, mit Behagen und Freude genießest? Verthun, verschlemmen, das meine ich nicht, das ist nicht genießen. Sich damit prahlen und prunken, das meine ich auch nicht, ich meine einen Genuss, der Freude, Gehalt und Wert in dein Leben bringt. Wie weniges von unserem Besitz genießen wir in diesem Sinn. Das allermeiste liegt wie todt um uns herum und wartet, bis wir dahin sind, dann bekommt es Füße, flieht in alle Weiten und sucht wieder andere zu äffen. Die Dinge besitzen mehr uns, als wir sie besitzen, sie bestimmen unser Leben, beherrschen unser Gemüth, tyrannisieren unsere Neigungen. Nur das allein ist unser Eigenthum, das sich uns anpasst, unserem Charakter, unserem höheren Willen gehorcht, das mithilft, uns selbst zu finden aus uns heraus. Die Dinge, die wir besitzen, dürfen niemals Selbstzweck sein, sondern Mittel und Werkzeuge zur Erhöhung unseres persönlichen Wesens. Wenn ein Bild in meinem Zimmer, das zehntausend Gulden gekostet hat, mir nicht ein seelisches Wohlbehagen verursacht, so ist es des Abstaubens nicht wert. Wenn ein Seidenkleid, das alle zehn Jahre einmal angezogen wird, Tag für Tag vor Staub und Motten zu schützen ist, wenn der persische Teppich nicht genug gepflegt werden kann, als dass ihn die Schaben fressen, wenn täglich der Zank mit Dienstboten ist, weil sie Porzellanvasen nicht fleißig genug reinigen oder gar durch Ungeschicklichkeit gefährden, dann sind diese Dinge kein Gut, sondern ein Übel. Anstatt dass wir sie aufbrauchen sollen, brauchen sie uns auf. Es gibt Leute, die wirklich nur ihrer Sachen wegen leben. Mir ist eine alte Frau bekannt, eine Witwe, die aus besseren Zeiten her nichts besitzt, als eine Menge von alten Möbeln, Bildern, Spiegeln, Vasen, Krügen, Wäsche, Teppiche u. s. w. Sie braucht dazu eine geräumige Wohnung, um alles unterzubringen. Sie selbst wohnt nicht in dieser Wohnung, sondern sucht sich in anderen Häusern herum als Bedienerin und Wäscherin das Geld mühsam zu verdienen, um die Wohnung bezahlen zu können. Die wenige freie Zeit, die ihr bleibt, benützt sie nicht, um sich auszuruhen, in die freie Luft zu gehen, oder bei Bekannten sich zu zerstreuen, sondern vielmehr dazu, ihre Möbel abzustauben und die übrigen Dinge vor Motten zu schützen. Damit müht sie sich stets bis zur Erschöpfung, und ihre Befriedigung besteht schließlich nicht darin, soviel Sachen zu besitzen, sondern in der Thatsache, wieder eine lästige

besitzen. Aber welche sieben Sachen! Wenn der Schulbub sein Buch mit hat und sein Sacktuch und seinen Taschenveitel und sein Stück Brot, so ist er zur Noth ausgerüstet, er braucht nicht einmal sieben. Ja es gab Zeiten, wo selbst von den vieren mir eins oder das andere abgieng. Der Wohlhabende, der Reiche braucht allerdings sieben, aber auch nicht mehr. Das Kleid, das Dach, den Tisch, das Bett, die Seife, das Werkzeug, das Spielzeug. Das ist alles, was ein Mensch braucht; nicht bloß der Wilde, auch der Culturmensch kommt damit aus. Er kommt nicht bloß damit aus, er hat einen Überschuss. Mit den genannten sieben Sachen, was eben dazu gehört, deckt er seine Bedürfnisse, seinen Erwerb, seine geistigen und künstlerischen Forderungen, denn zum Werkzeug gehört für den geistig Arbeitenden das Buch, zum Spielzeug Theater, Musik, ja alle Künste und Vergnügungsfächer. Mit dem Spielzeug wird ihm so vieler Luxus zugestanden, dass es schon bedenklich ist.

Die meisten Leute klagen, dass sie zu wenig Sachen hätten, weil sie deren wirklich oft nicht sieben haben. Wenigstens nicht die sieben gewissen. Aber ich kenne auch reiche Leute, die klagen. Nicht über zu viele Sachen klagen sie, über *diese* Last hört man niemanden jammern, und doch läuft vieler Jammer darauf hinaus. Sie klagen über die Verwaltungs- und Erhaltungsmühen, über die Sorgen, klagen über die Unruhe ihres Lebens, über Mangel an Behaglichkeit, an Gemüthlichkeit, an Zeit für ein ruhiges Zusichselbstkommen. Woher kommt dieses Ungemach? Sie haben zu viel Sachen.

Leser! Halte einmal Umschau über deinen Besitz. Vieles ist, das dir Freude macht. Aber ist nicht am Ende auch vieles vorhanden, das dir mehr Sorge macht als Freude, mehr Last als Lust? Du hast eine Wohnung mit vielen Zimmern, die angefüllt sind mit schönen Dingen. Wie oft ist es denn, dass du diese Dinge mit Freude betrachtest, dass du recht einfältig glücklich in ihrem Genusse schwelgen kannst? Zumeist begnügst du dich damit, dass fremde Leute ihren heimlichen Neid in laute Bewunderung umsetzen: „Ah, haben aber Sie schöne Sachen!“ Das ist oft so ziemlich die ganze Genugthuung für deine Sorge, dass die Dinge nicht verderben, für deinen Ärger mit den dienenden Geistern, derer du bedarfst, um sie täglich in Ordnung zu halten, für den Zorn, wenn etwas zerbrochen wird oder abhanden kommt, oder wenn ein Gewerbsmann oder Händler dich bei diesen Dingen übervortheilt. Besinne dich nur einmal, die vielen schönen Sachen belasten dich, verkümmern deine Freiheit, deinen Humor, deinen leichten Sinn. Und bedenke, wenn du erst gar Landhäuser und Schlösser hättest! Eins für das Frühjahr, eins für den Sommer, eins für den Herbst zum Aufenthalt, und Stadtwohnungen in Wien, Graz, München. Auch in Paris könntest du dir eine halten. Welche Unruhe das ganze Jahr, das Einpacken, Auspacken,

stimmen; man schenkt aber trotzdem nichts hin und ist trostlos, wenigstens ärgerlich, wenn etwas Schaden leidet. Der sogenannte Besitzer ist mit den Sachen verwachsen, statt persönlich zu bleiben, ist er — sachlich geworden.

Wer erinnert sich nicht daran, dass ihm Sachen die Weihnachtsstimmung oder das Osterfest oder sonst einen bedeutungsvollen Lebenstag verdorben haben! Das Abstauben und Scheuern und Aufputzen und Herrichten und Bergen, der Trubel im Hause. Die fremden Leute, das Gelaufe und Gegreine der Sachen wegen! Alles wird drunter und drüber geworfen, du musst fliehen, willst du deine eigene Haut retten. Die Hausfrauen werden nervös, die Dienstboten unwillig, du wirst ärgerlich. Es gibt nichts mehr, keine Innerlichkeiten, keine Ideale — nur Sachen. Und zwar die allergewöhnlichsten Sachen, die oft gar keine andere Bedeutung haben, als die, dass sie da sind und einen Platz brauchen. Solcher Sachen wegen wird die ganze Familie aufgeboten zur Plage und Hast, wird jede Feststimmung, jedes seelische Behagen mit diabolischer Wuth geopfert. Und wenn das nicht bloß alle heiligen Zeiten, sondern täglich vorkommt?! So lebt manche Familie nur für ihre Sachen, und ihre Sachen hat sie nur, um sie in Ordnung zu halten. Diese Ordnung aber ist jener fatale Stein, der jeden Tag niederrollt und jeden Tag hinaufgehoben werden muss, um wieder niederrollen zu können.

Das Beste, Vornehmste und weitaus das Bequemste wäre: Wenig aber gediegen. Ein geräumiges Zimmer zum Wohnen müsste jedem genug sein. Darin findet alles Nothwendige Platz, und wenn dieses Nothwendige aus gutem Stoff ist und edle Form hat, dann ist nicht bloß für das Nützliche, sondern schon auch für die Schönheit gesorgt.

Jene Agenten, die heute nach allen Seiten hin das Land durchlaufen, um in jedes Haus — „Cultur" zu tragen, oder vielmehr Gschnas, die hätten wir uns vom Leibe zu halten. Sie geben uns Dinge und nehmen uns Persönlichkeit. Sie überhäufen unser Leben mit Sachen, die es ersticken. Für den, der überhaupt kein tieferes Leben hat, mögen die Sachen ja taugen — als Kinderspielzeug. Er soll sich mit dem Trödel beschäftigen, um ihn sorgen, sich über ihn ärgern wie er will — für den Staub seiner Seele sind das die richtigen Staubfänger. Mensch sein und wahrhaft glücklich sein aber kann man nie durch Sachen, immer nur im Geiste. Von diesem Standpunkte des Geistes aus rechtfertigen sich solche Dinge, an denen Geist ist. Das sind jene beseelten Sachen, in denen liebe und heilige Erinnerungen wohnen. Solche in Ehren, solche engen unsere Persönlichkeit nicht ein, sondern erweitern sie. Das Erinnerungszeichen ist in diesem Sinne auch keine Sache mehr, sondern ein Geist, deshalb ist es nicht aufgezählt unter den sieben Sachen, die wir nöthig haben.

Arbeit hinter sich zu haben. Man kann nicht sagen, dass Pietät sie an die wertlosen Sachen bindet, von den meisten weiß sie gar nicht mehr, woher sie stammen und wie sie dazu gekommen.

Ich habe erfahren, wie wertvoll Dinge sind, die man bedarf, die einem täglich Vergnügen bereiten. Habe aber auch erfahren, wie lästig die Sachen werden können, wenn ihrer so viele werden, dass man nicht mehr Ordnung mit ihnen zu halten vermag, dass es Mühe und Opfer kostet, sie unterzubringen und zu bewahren. Dann gebe man sie weg, wird man rathen. Das ist leichter gesagt, als gethan. So zuwider einem das Geraffel im ganzen ist, so schwer kann man sich von dem einzelnen trennen. Dein Schrank ist überfüllt, du willst Raum schaffen, sobald du aber irgend ein Stück in die Hand nimmst, um es wegzugeben, wird es dir vorkommen: Nein, es sei doch schade darum, es wäre ja ganz hübsch und — es thut dir leid. Das kommt, weil es dir in diesem Augenblick allein gegenübersteht, weil du in diesem Augenblick, wo es sich um Trennung handelt, zu ihm eine persönliche Beziehung hast. Es ist auch mit Menschen so, jeder einzelne kann einem lieb und wert sein, aber die Menge ist uns zuwider, sie entwertet den einzelnen.

Am meisten empfinde ich es bei den Büchern. Zehn gute Bücher zu besitzen ist köstlich, tausend gute Bücher zu besitzen, eine Qual. Nicht bloß, weil im Kasten eins das andere in den Hintergrund drängt, auch in unserem Kopf geht dasselbe vor. Zehn Bücher, die dir entsprechen, machen dich als Persönlichkeit vollkommener als deren tausend, wenn du alle lesen willst; die tausend zerstreuen dich, anstatt dich zu sammeln, sie stumpfen dich ab, das Kostbare wird alltäglich und hat schließlich nicht mehr Wert für dich, als das Gewöhnliche. Aber hast du erst einmal die tausend Bücher, so ist es schwer, vielleicht unmöglich, sie auf gute Art los zu werden. Fast jedes einzelne, wenn du es nimmst, um es hinzugeben, schreit dir ans Herz. Selbst das unbedeutendste Buch, wenn es das einzige wäre, das du besitzest, wie unschätzbar! — Aber endlich, die Schränke bersten, du beginnst die Bände herauszunehmen, an denen dir am wenigsten liegt. Das ist schon nicht die richtige Methode. Hebe die heraus, an denen dir am meisten liegt, um sie zu behalten. Das übrige lass fahren. Du thust es aber nicht, denn du bist von Büchern bereits besessen.

Ähnlich geht es mit den anderen Sachen. Es gelingt wenigen, sich zu befreien. Denen es gelingt, die haben keine Reue. Wenn jemand z. B. durch ein Elementarunglück plötzlich um seine tausenderlei Sachen kommt, so erscheint der Losriss im Augenblick hart, ist aber bälder verwunden, als man glaubt. Das Nothwendige, das man sich wieder anschafft, macht einem mehr Freude als früher der ganze Wust. Wust! Ja, das ist dafür das rechte Wort. Jeder, der einmal zu übersiedeln hat, wird bei-

Die Landleute der Umgebung steigen schon seit Jahrhunderten auf den Kulm, der Aussicht in — die Ewigkeit wegen. Die Spitze des Berges haben fromme Stifter zu einem Kalvarienberge mit den Kreuzwegstationen hergerichtet. Ganz auf der Höhe, nahe der Mauernische mit dem lebensgroßen Christuskreuze, ist ein Thurm, in welchem des Morgens und des Abends und bei drohenden Gewittern Glocken geläutet werden. Die hellen Klänge tragen Andacht hinaus in die hunderte von Ortschaften, Schlössern und Gehöften, die im Riesengarten nach Osten, Süden und Westen viele Meilen weit hingestreut sind.

Ja, ein Garten, anders kann man's nicht sagen. Im Mai habe ich hinabgeblickt vom Kulm auf die Landschaft. Sie lag im duftigen Blau ihrer Waldschachen, im frischen Grün ihrer Matten, im hellen Weiß ihrer blühenden Obstbäume. Die weite Gegend ist ein einziger Obstgarten, das haben wir schon auf der Thalwanderung gesehen. Die Höfe und Hütten stehen im Schleier der Obstbäume, die Dörfer sind durchsetzt und umgeben von Obstbäumen, an den Wegen und Straßen Obstbäume, an den Bächen und Teichen und Steinhaufen Obstbäume. Die Wiesenränder und Waldraine sind bestanden von Obstbäumen, mitten auf Feldern und Weiden Obstbäume, in weiß und rosa üppig blühende Obstbäume. Am Gemäuer des Dorfkirchhofes anstatt Cypressen lachende Obstbäume, die ihre Blüten hinstreuen über die stillen Hügel. Nichts fehlt zum Paradiese, auch nicht Adam und Eva. Aber da mischen wir uns nicht drein.

Unsere Lust liegt im Schauen. „Ein Genuss, der deshalb so edel ist, weil man ihn durch persönliche Mühe verdienen muss!" sagte jener Philosoph, der auf einem Esel zur Bergeshöhe ritt. Der schwitzende Esel soll nur seine Ohren gespitzt haben, als jener so großartig von seiner „persönlichen Mühe" sprach. Nun, unser Schauen ist wirklich persönlicher Erwerb, darum ist uns, als müssten wir schreien vor Freude. Oder schweigen vor Seligkeit. — Die Schweizer nennen den höchsten Punkt ihres Rigi: Kulm, so wollen wir unsern Kulm: Rigi nennen — den mittelsteirischen Rigi. Er ist danach. Im nördlichen Halbrund stehen die näheren Berge, vom Grazer Schöckel an, der uns eine schoberförmige Gestalt zeigt, über die Lantschgruppe, das Teufelsteiner Gebirge, den Rabenwald, den Maßenberg bis zu seinem Ausläufer, dem Ringkogel bei Hartberg — welch ein prächtiger Kranz! Über Sättel, durch ferne Engthäler herab winken einige Schneehäupter der Murthaler Alpen, der Trofaiacherberge, des Stuhlecks und des Wechsels. Von alpiner Schönheit ist das nördlich zu unsern Füßen liegende Thal von Anger, mit seinem weißen Straßenbande, mit seiner schlängelnden Feistritz, mit seinen dunklen Waldhängen, mit seinem traulich sich an den Berg schmiegenden Markte Anger. Der Ausblick nach Osten und Süden — unbegrenztes Hügelgelände bis tief ins Ungarland hinab. In näherer Umgebung er-

Wer also statt sieben Sachen deren siebenhundert hat, die er alle versorgen soll, der ist ob solcher Belastung recht zu bedauern, besonders wenn's noch eine erbliche Belastung ist, bei der er sogar die Freude des Erwerbens nie genossen. Er könnte sich aber — falls er noch nicht zu sehr sächlich geschwächt wäre — auf eine Weise helfen. Er suche hundert Personen auf, die nichts haben. Unter diese vertheile er seine siebenhundert Sachen so, dass jeder beiläufig die bewussten sieben bekommt. Und sollte ihm bei solch klipper Theilung selbst nichts bleiben — um so besser. Dann steht ihm die Freude bevor, sich die sieben Sachen zu erwerben und dadurch erst wirklich zu besitzen.

Der oststeirische Rigi-Kulm.

Ein Spaziergang in der Heimat.

Nach den starren, zackigen Wüsten des Hochgebirges sucht man gerne wieder einmal die zarten Wellen des Hügellandes auf. Dort die Natur in ihrem Kampf, hier in ihrem Frieden. Hier ist alles im Gleichgewicht, still und freundlich bietet unter lauem Himmel das Erdreich seine Gaben. Wenn man dort oben einen harten Tag lang steigen muss, um von einer dreitausend Meter hohen Felsenspitze eine Fernsicht zu gewinnen, so macht man hier einen Morgenspaziergang auf den kaum ein Drittheil so hohen Kulm, um eine noch viel weitere und mannigfaltigere Aussicht zu genießen.

Den alleinstehenden blauenden Berg siehst du in ganz Mittelsteier, wie er aus dem Hügelgelände pyramidenförmig aufragt und auf seiner Höhe weiße Streifen und Punkte trägt, als wäre es Alpenschnee. Das sind Gebäude — eine Kirche fürs Morgengebet und ein Wirtshaus fürs Frühstück. Doch, wie frei und sanft er auch dasteht, dieser Kulm, weit drinnen im grünen welligen Hügelmeer — es ist nicht allzuleicht, an ihn heranzukommen. Wer von Graz aus eine Stunde auf der Eisenbahn fahren will, bis zur Station Fladnitz-Neudorf, wer von dort aus in einem zweistündigen Fußmarsch gen Osten hin drei Hügelzüge und drei Thäler übersetzen will, auf einer Straße, die durch Buchen- und Fichtenwald und Auen geht, durch Ortschaften und Gärten, der kommt in das Dorf Puch, hinter welchem der Berg, der so weit und großartig in die Ferne winkt, sich ganz sachte und bescheiden anhebt. Von Puch aus ein gemächliches eineinhalbstündiges Steigen, um dort zu sein, wo man sein will, wenn fünf Stunden früher, etwa beim Anblick des Kulm vom Grazer Schlossberg aus der Wunsch sich regte: Auf jenem blauen Berge will ich stehen.

menen Gegend herein, die frostige Stube ist leer — nicht ein einziger Gast sitzt drin. Noch das Abendläuten und Deine Milchsuppe, dann nichts mehr, als weltferne, genussslose Abgeschiedenheit und Nacht. Und wenn man sich vorstellt, dass in der Stadt zu dieser Stunde die bunten Vergnügungen erst angehen — Concerte, Theater, Wirtshäuser, Kaffeehäuser und so weiter! Der Gegensatz mag recht verstimmen; ich rathe Dir, suche bald das Bett auf. Dann hingegen am Morgen! Unendliche, blendende Sonnenflut erfüllt das weite Land, in kühler Thaufrische grünen die Wiesen, auf allen Bäumen jubeln die Vögel und ein freudiges Blühen und Prangen überall, dass Du hell jauchzest vor Lust! Zur selben Stunde erwachen die Städter mit schwerem Kopfe, reiben sich missmuthig die Augen und blicken in den Nebel der lärmenden Gassen hinaus, und es hebt zwischen ewigen Mauern wieder das einförmige Tagewerk an. Glücklich jeder Stadtwurm, der für ein paar Stunden ins freie Land hinaus kann zu jener Natur, die so groß und göttlich Du als Dein eigen hast. Halte Dich an Deine kleine Landwirtschaft; es wird eine Zeit kommen, da viele es Dir nachmachen, aber keinen so schönen Platz mehr finden werden. Das heutige Hinausströmen der Touristen aufs Land ist nur ein Vorspiel zur großen Stadtflucht. Einst wird man nicht nur den Richtungen der Eisenbahnen folgen, sondern vielmehr nach allen Seiten ins Land hindringen, um nicht bloß ein Sonntagslandmann, sondern auch ein Werktagsbauer zu sein. Diese Zeit wird kommen. Und erlebst Du sie nicht, Alter vom Berge, so hast Du trotzdem durch Deinen muthigen Tausch nicht verloren, nur gewonnen. Mache es stets wie viele andere, die nie einsam werden können, weil sie bei sich selbst sind, und wenn schon nicht jeden Tag fremde Gäste in Deinem Hospize einkehren, so kehre Du in Dich selber ein und stelle Dir vor das Glück, in freier Natur ein froher Mensch zu sein. — So, Kulmvater Zideck, das habe ich Dir zum Abschiede sagen wollen. Denn es ward bald Zeit zum Abstieg.

Nach einer Stunde Aufenthaltes auf der Höhe begann der Gesichtskreis bedenklich grau zu werden und die Berge im Hintergrunde hüllten sich in Schneegestöber, denn es war der Wonnemonat Mai. Unten in Puch hatte ich noch einen Besuch zu machen bei meinem alten Schullehrer Eustach Weberhofer, der — seit ich ihn vor dreißig Jahren das letztemal gesehen — sich auch im Grünen ein stilles Plätzchen auserlesen hat. Über dem Kulm gieng ein zarter Schleier nieder und es begann zu meinem Ärger Wasser zu regnen. An demselben Tage gieng drüben auf der anderen Seite der Erdkugel ein anderer Regen nieder über ein unglückliches Land und seine Bewohner. Der Feuerregen vom Berge Pelee auf Martinique — — Wir denken zu selten daran, in welch gesegnetem Lande wir leben!

R.

kennen wir — ich nenne nur einige — die Ortschaften Stubenberg, St. Johann, Kaindorf, Hartberg, Pischelsdorf, Fürstenfeld, Kirchberg und gegen Westen Gleisdorf, Kumberg und das weißthürmige Weiz, das überaus freundlich daliegt am Fuße der sachte ansteigenden Alpen. Der Grazer schaut mit besonderem Verlangen nach Westen aus, denn er kann seinen Schlossberg nicht einen Tag lang entbehren. Dort, weit hinten, wo mäßig hohe langgestreckte Bergrücken stehen, ragt dazwischen aus silberweißem Dunste das dunkle Hügelchen. Da setzt der Grazer sein Fernrohr an und findet den Glockenthurm, den Uhrthurm — und ist's zufrieden. In duftigen Fernen des Hintergrundes baut sich das Gebirge an der Kärntnergrenze auf und weiter südlich über dem Bacherrücken das Gezacke der Sulzbacheralpen. Im Süden weit hinter den scharfen Erhebungen der Riegersburg, des Gleichenbergerkogels, die croatischen Berge. Selbst die südlichen Ausläufer des Kulm, die, von unten gesehen, auch noch ganz stattlich aufragen, von unserer Höhe aus sind sie Hügel unter Hügeln — recht niedergeschlagen vom culminierenden Kulm. Nun — Berge sieht man beinahe von jedem Berge aus. Das Eigenartige am Kulm ist dieses tief untenliegende Hügelland, aus dem er aufsteigt wie eine Insel aus dem Meere, dessen bunte Wogen im Sturme erstarrt sind. Nein, dieses Bild stimmt nicht, es hat nichts von dem weichen Frieden, der da unten liegt über dieser wundersam lieblichen Landschaft.

Die Leute nennen den Berg auch Maria-Kulm, ist aber nicht derselbe, von dem die berühmten Räuber stammen. Nicht einmal im neuen Berghotel geht's hier säckelräumerisch her. Es ist ein stattliches Touristenhaus mit anständiger Verpflegung und guten Betten. Der wackere Wirt hat die Rechnung ohne die Eisenbahn gemacht. Er war einst redlicher Geschäftsmann gewesen zu Graz. Da hatte er eines Tages eine Partie auf den Kulm gemacht und eine so unbeschreibliche herrliche Fernsicht getroffen, dass er sagte: dieser Berg hat eine touristische Zukunft, und sich sofort entschloss, sein Erspartes dranzusetzen und auf dem Kulm ein Hospitium zu erbauen. Maßen zur Zeit auch von dem Bau der Eisenbahn durchs nahe Feistritzthal die Rede war. Wenn Puch Bahnstation geworden wäre, so hätte dieser Berg ganz unfehlbar einer der beliebtesten Ausflugspunkte besonders der Grazer werden müssen. Das Kulmhotel wartet auf den Eisenbahnzug. Der hat Verspätung, vielleicht noch zwanzig Jahre lang, und der Herbergsvater hat auf dem Kulm nicht mehr so gute Aussicht, als an jenem ersten Tage. Und doch, Vater Zideck, hast du den besseren Theil erwählt, dass du den staubigen, nicht immer sehr wohlriechenden Stadtdunst vertauschtest um diese reine, friedsame Bergnatur. Es mag ja öde sein manchmal im Berghause, wenn es Abend wird, zu den Fenstern schimmert das trübe Grau der verschwom-

hauptet: Auf die Gevattersleute kommt es beim Täufling viel an, denn jede dritte Ader des Kindes schlägt nach dem Gevatter und umgekehrt. Der Volksmund sagt, Trunkene, Jähzornige, Geizige oder Hoffärtige soll man nicht zu Gevattersleuten nehmen. Wie der Gevatter ist, heißt es, so pflegt auch das Kind zu werden.

Der Gfotter
Is überm Boda,

sagt man. Es will damit ausgedrückt werden, dass das Kind mehr die Untugenden des Gevatters als des eigenen Vaters ererbt.

Wenn ein Kind das „Nachtweinen“ hat, so kommt die Gevatterin und zieht dem Kinde stillschweigend das Hemd überm Kopf ab. Eigenartig ist der Brauch, dass der Vater eines neugeborenen Kindes, wenn er nach der Geburt seines Sprösslings das heilige Abendmahl empfangen hat, daheim das Kind anhaucht und unter seinen Rock gibt: damit 's Kloane kuani Schmerz'n beim Zahnen kriagt.

Vielfach legt man dem Säugling auch Gertraudibücheln in die Wiege. Wenn so ein Büchel, sagt das Landvolk, wirken soll, muss man es heimlich unter das Tuch eines Altares legen, bei dem ein Priester Messe liest. Nach dem Messelesen steckt man das Büchel wieder zu sich. Ich traf in Donnersbachwald ein solches Gertraudibüchel beim vulgo Rabenhaupt und wollte es käuflich erwerben. Aber der seitdem verstorbene Besitzer der Rabenhaupt-Realität, der ein abergläubischer Mann war, überließ mir das Büchel um „schwares“ Geld nit. „Was glaubn's denn, Herr Schulmeister“, sagte er, „ih wurd so a Büachel auslossen?“ „Warum denn nit?“ forschte ich. „Weil oan do alles Glück vom Haus weichet“, war die Antwort; „man konn nit wissen, zu wos so a Büachel olls guat is, zum Schotzhebn und ollahond.“ Ich musste mich damit begnügen, etwas vom Büchel abzuschreiben, und ich setze ein paar Zeilen hieher: „O du liebhabender Gott, du weißt meine Gedanken, du briffest alles, was nichts ist; du verlassest keinen, der auf dich hoffet“ u. s. w.

Eigenartig sind auf dem Lande die sogenannten „Foschingbriaf“. Wenn sich irgendwo unterm Jahr ein „dummes“ oder heiteres Stücklein im Dorfe ereignet, so hört man die Leut' sagen: „No, dös kimmt wohl ah in Foschingbriaf.“ Ich will einige Auszüge eines solchen Faschingbriefes, den man um die Mitternachtsstunde beim Feuerwehrballe zu Untergrimming vorlas, im Folgenden bringen:

Der Steinmaurer,[1]) der is der Präses,
Weil er meist thoa muass, wos sie will,
Und nocha kummt glei der Herr Jesses,
Weil 'n die Pfaunrin losst nit aus'n Gspiel.

[1]) Fleischer in Untergrimming.

Ennsthaler Volksleben.[1])

Von **Karl Reiterer.**

Im Ennsthalerischen ist's üblich, dass man Sterbenden „zuaspricht". Es gibt eigene Zusprecherinnen, von denen man sagt, dass sie gewisse Gebete können, die den Teufel vom Todtenbette bannen. In meinem Domicile Weißenbach existiert so eine „Zuasprecherin", die eine gewisse Popularität unterm Volke genießt. Ich erhielt von ihr ein Gebet, das beginnt:

Hilf mir, o Herr, aus Angst und Noth,
Verlass mich nicht in meinem Tod.
Gib mir auch wahre Reu' und Leyd,
Ehvor mei' Seel' vom Leib abscheid'.

Solches sagt die Zusprecherin den Sterbenden, die selbst nicht mehr reden können, auf dem Todtenbette vor. Man bittet um Verzeihung wegen aller Sünd' und Schuld und wünscht sich ein seliges End'. — Man bittet auch vom Grund des Herzens, der böse Feind weich' in den letzten Schmerzen.

Manche Angehörige eines Sterbenden bitten auch einen Geistlichen, dass er komme, dem auf dem Todtenbette Liegenden die Seele „auszusegnen". Wer schon gesehen hat, wie manche Sterbende schiech thun, wenn es zum „Eisenabreißen" wird, der begreift es, warum man die Seel' aussegnen läst. Will einer nicht gleich mit dem Tode abgehen, so sagt man: Der und der muss aber lang „streiten".[2]) Muss ein Sterbender lange mit dem Tode ringen, so deutet dies das Landvolk immer übel und mancherlei Kerzelweiber erhalten Gesprächsstoff zu mancherlei Tratsch, wie ich es leider schon oft genug auf dem Lande beobachten konnte. Ich dachte mir jedesmal: „Schaut lieber darauf, wie es Euch einmal geht beim Sterben; vielleicht auch nicht besser!" Und es fällt mir hiebei der Ausspruch eines Steinschlägers ein, den ich in Stangls Gasthaus in Weißenbach vernahm und der da lautet: „Wie mehr einer im Leben oft maulte, wie verzagter ist er beim Sterben; und gerade die, die im Leben nichts nutz waren, recken die schiechesten Gefrießer beim Sterben."

Wie es beim Sterben auf dem Lande ceremoniell hergeht, ebenso viele Bräuche trifft man, die bei der Geburt eines Kindes zur Geltung kommen. Wenn im Ennsthalerischen die Gevattersleute mit dem Täufling zur Wöchnerin zurückkommen, so hält man 's Kind in einen Brotschrank: damit ihm zeitlebens die Nahrung nicht mangele. Man be-

[1]) Seit December 1899 von mir gesammelt.
[2]) Mit dem Tode kämpfen.

Frohnleichnamstage vor Tagesgrauen zwei Pfeiferlbuam und ein Trommler durch den Ort ziehen, um die Mädchen, die ehrsamen Jungfrauen, aus dem Bette zu trommeln, was in diesem Falle wörtlich zu nehmen ist, wenigstens in der Beziehung, was das Trommeln, wie mein Bruder sagte, betrifft. Am Gottsleichnamstage heißt's, wie man spöttelt, „auf drei Finger vor Tags“, ehe der Tag anbricht, meint man, denn jede weiß: Es ist zum Prangengehen. Als Jungfern gehen sie prangen, die Mädchen, und das erheischt, versteht sich, viele Vorbereitungen. Das Jungfernaufwöcka ist also, wie der Leser sieht, eine Art Tagreveille, dem das Pöllerschießen beim Ave Maria-Läuten folgt. Überhört eine schon das Trommeln und Pfeifen, so wird's gewiss beim Pöllerkrachen „munter“. Halt ja! Und wer auch die überhört, die nimmt's aus 'm Bett, wenn die Marktmusikanten bald darauf durch die Häuserzeilen marschieren. „Ich, wenn ich so eine Jungfer wär', natürlich, ich spräng z'gleichender Füß' aus'm Bett, wenn ich die Musikkläng' höre,“ soll eines Tages der alte Holzer zu meinem Bruder gesagt haben.

Vorsichtige Jungfrauen sollen am Gottsleimasabende, wie ich vernahm, überdies noch den heiligen Sanct Veit anrufen:

Heiliger Sanct Veit,
Wöck auf mi zu d'r Zeit!

Oder man betet zu den armen Seelen, dass man zur rechten Zeit aufwacht, und wer ein übriges thun will, betet die fünf Wunden, welch letzteres Volksgebet beginnt: O Jesus, durch deine heiligen fünf Wunden; durch die rechte Hand. Hernach kommt die linke Hand, der rechte und linke Fuß und zuletzt die heilige Seite d'ran.

Ein weiterer hübscher Volksbrauch im Ennsthalerischen ist's „Braunnudelbochen“ auf d'r Alm. In der letzten Nacht, die die Sennerin in der Almhütte verbringt, bäckt sie nämlich eine Krapfenart, Braunnudel genannt, zum Unterschiede von den Erdnudeln,[1]) die man nicht bäckt, sondern aus der Erde gräbt. Es ist somit, was ich nebenbei bemerken will, ein gewaltiger Unterschied zwischen einer Braunnudel und einer Erdnudel. Warum man jene Krapfenart die Braunnudeln nennt, weiß ich nicht bestimmt, ich vermuthe aber, diese Krapfen nennt man deshalb Braunnudeln, weil sie eine besonders tiefbräunliche Farbe bekommen, was das Backen in Rindschmalz macht. Die Sennerin auf der Alm hat eben nur Rindschmalz, das ihr vom Almherrn in unbeschränkter Quantität zur Verfügung gestellt wird. Schmalz, kann man sich denken, hat jede Sennerin genug in der Almhütte, denn wozu wäre man sonst ein Almdirndl? Da der Almabtrieb beim Älpler als etwas Feierliches gilt, so bäckt man auch Krapfen in der Hütte, die später,

[1]) Kartoffeln.

Man sieht, in die „Faschingbriefe“ kommen auch heitere Vorkommnisse aus dem Familienleben, wenn sie oft auch noch so delicater Natur sind.

In Neuhaus[1]) olli Hausbsitza,
Die wern von eanan Weib regiert,
Stieglechner, Sten- und Krassnitza
Zu nennen sicher ah gebürt.

Die Pürgger[2]) sammt eahn' Burgamoasta
Hob'n ah a vier a fünf so Herr'n,
Darunter Schul-, Schneid- und Schuastamoaster
Und Weber no zum nennen wär'n.

Wenn sich nachts einer verspätet, so kommt er auch in den Faschingbrief; der Bäckermeister Herr Weiß in Irdning hat's erfahren müssen, denn im vorgenannten Briefe heißt es:

In Irdning drüben der Herr Weiß
Fuhr mal beim licht'n Tag nach Haus,
Gewöhnlich löscht bei solcher Reis'
Umsonst man die Laternen aus.

Den dicken Wirt von St. Martin,[3])
Den warf der Sturmwind in den Schnee,
Wie er so gieng gen Neuhaus hin,
Und hoch reckt er die Füß in d' Höh'.

Beim Steueramt irgendwo ent'n
Geht's, hört ma, nit recht richti zua,
Doch fürcht ma uns, sie that'n uns pfänd'n,
Drum loss' ma diese Herrn mit Ruah.

Man sieht, vor dem Volkswitz gehen selbst die „gefürchteten“ Herren vom Steueramte nicht sicher.

Von den Volksbräuchen, die an Originalität nichts zu wünschen übrig lassen, nenne ich noch 's Jungfernaufwöcka in Schladming. Am Vorabende des „Gottsleimastages“ sagen die Schladminger Hausmütter zu ihren Töchtern: „Dass mir morg'n zeitli in der Frua aufsteht's, sonst werd's nit ferti.“ — „O doch, Mutter,“ antwortet die Annamirl, „und wenn ich scho' verschlaf, so überhör' ich doch nit 's Jungfernaufwöcka.“ Bevor ich noch näher darauf eingehe, in welchen ceremoniellen Bräuchen 's Jungfernaufwöcka besteht, citiere ich den derben Vierzeiler, der dem Volkswitze entsprang:

In Schladming, meine Leut',
Es ist schier zum daschröcka,
Hob'n d' Menscher tiaf'n Schlof,
Müass'n s' Jungfern aufwöcka,

was mir mein Bruder Pepi, der seinerzeit einige Jahre lang in Schladming als Lehrer wirkte,[4]) mittheilte. Von ihm erfuhr ich auch, dass am

---

[1]) Neuhaus bei Irdning. [2]) Pürgg im Ennsthale. [3]) St. Martin a. d. Salza. [4]) Von 1888—1897.

mich," prahlte der Bub. „Wo gehen wir denn hin, Herr Schulmeister, auf welche Alm, mein' ich?" „Mir ist das alles eins. Gehe du dorthin, wo du glaubst, dass wir gut aufgehoben sind." Der Peter blinzelte ein wenig mit den Augen, zum Zeichen, dass er mich verstanden habe. „Wenn's auf mich darauf ankommt, so geh'n wir in's Todtenkar," sagte der Peter, „die Festner Hanna ist sov'l eine commode Brenntlerin. Herr, die bocht gute Braunnudln!" Mir lief das Wasser im Munde zusammen. Ich durfte gar nicht denken auf die guten Braunnudel. Doch, was red' ich da? „Peter," sage ich zu meinem Begleiter, „jetzt sag' mir 'mal, was geschieht denn da alles in der letzten Nacht auf d'r Alm?" „Was alles geschieht? Die Brenntlerinnen der Nachbarschaft, welche erst später heimfahren, kommen zusammen bei der, die die Braunnudeln bocht. Die Halter und Buben vom Thale sind auch da, und hernach wird gesoffen, gejodelt, gesungen — und weiß Gott auch — denn auf d'r Alm, Herrl, das wissen S' eh, da gibt's koa Sünd." „Ja, wenn man eine Schöne find'," wende ich ein. „O, da wird sich's nit fehln." Dabei schnalzte der Bub mit der Zunge, und ich dachte mir: No, das kann für mich wieder was sein, da werde ich wieder Eindrücke übers Volksleben im Ennsthalerischen gewinnen.[1]) Habe mich auch nicht getäuscht. Und wenn du, lieber Leser, mir noch ein wenig Geduld und Aufmerksamkeit schenkst, so will ich weiter erzählen, aber mich kurz fassen: Ich und mein Begleiter stiegen — es war ein herrlicher Herbstabend — plaudernd bergan, und in zwei Stunden waren wir bei der Hütte der Festner Hanna. „Grüß Gott, Hanna," rief ich und jauchzte einmal. 's Dirndl, nit mehr jung, sondern schon auf der älter'n Seit', schaute mich fragend an, hernach lispelte sie dem Peter ins Ohr: „Was hast denn da für einen halbherrischen Schlunzgerling bei dir?" „Das ist kein halbherrischer Schlunzgerling, mein liebs Dirndl, das ist unser Herr Schulmeister." Ich reichte der Sennin die Hand, und die Dirn entschuldigte sich: „U, hiaz hätt' ih eahna bol nit kennt . . . G'hört hob ih eahna jo wuhl scho öfter." „So, g'hört? Wo denn?" „No, in der Kirch', wie's d'Orgel schlag'n." „Ach — so." Das Dirndl lugte mich groß an, gleichsam, als wollte sie fragen: Was will denn der da? „O, nichts, nur ein bissel zuschau'n beim Braunnudelbochen, Hanna," sagte ich. „Da darf der Herr nicht zuschau'n, da muss er aufschau'n, denn beim Zuschau'n sieht man ja nichts." Dass ich's kurz mache: Was wahr ist, ist wahr, und das ist auch wahr: Gut unterhalten hab' ich mich beim Braunnudelbochen. Der Hönigschnaps hat's auch mir angethan. Der Honigschnaps? wird der Leser fragen. Und was ist denn das für ein Gesöff? Das ist kein Gesöff, sondern das ist ein Göttertrank. Wer ihn einmal ver-

[1]) Ich habe derlei immer beobachtet, und bin einst sogar mit dem kürzlich verstorbenen Pfarrer Schwarzkogler mit den Heuziehern mitgegangen.

wie wir hören werden, zur Vertheilung gelangen, und der Leser, wenn er von einem hübschen Senndirndl eine Braunnudel[1]) vorgehalten bekommt, ich verwette was, er greift auch zu; wenn er schon den Krapfen nicht isst, so behält er ihn zum „Angedenken" ans Senndirndl gut auf, ich rede nur aus Erfahrung, denn ich, wie ich noch im Waldlande (Donnersbachwald)[2]) war, habe von manchem Senndirndl eine Braunnudel bekommen, wenn's von der Alm heimgefahren ist, und dass mich der Leser nicht falsch versteht, muss ich erzählen, dass es im Gebirgsdorfe Donnersbachwald und Donnersbachau üblich ist, auf die Straße zu rennen, wenn man im Herbste zur Zeit des Almabtriebes Kuhschellengeläute vernimmt. „Die Moarküah kemmen", heißt es beispielsweise, und alles stürmt auf die Straße, die liebe Jugend voran. Jedes will eine Braunnudel von der Brenntlerin[3]) bekommen, doch eine Braunnudel bekommen nur die Bekannten, die guten, nur so etwa die „besseren" Leute, der Schulmeister auch dabei. Wenn ich mich „Schulmeister" tituliere, so sei nebenbei bemerkt, dass ich damals im Waldlande den Bauern stets nur der Schulmeister war. „O, der Herr Schulmeister auch da?" sagte die Sennin, „e, der muss wohl auch eine Braunnudel bekommen und seine Dirndlein, d'Liserl, Iderl und Gusterl, auch eine." Und hernach griff sie in den Korb, um vier Braunnudeln herauszulangen: den größten für den „Schulmeister", die übrigen drei für seine Töchterlein. Doch nicht vom Braunnudelbetteln, sondern vom Braunnudelbochen wollte ich erzählen. Und dass ich meinem Vorhaben nachkomme, sei bemerkt, dass 's beim „Braunnudelbochen" recht „zugeht" auf d'r Alm, denn — nicht die Sennin ist in dieser Nacht mit'm Halter allein in der Hütt', sondern es kommen auch unterschiedliche Burschen vom Thale herauf. „Herr Schullehrer", sagte mir eines Tages der Paunzbirn Peter, „gehen S' auch mit auf d' Alm?" Was thun? „No, Braunnudelbochen helfen." Ei, denk' ich mir, was ist denn das? No, werd'n es schon sehen. Also gieng ich, damals noch Junggeselle, auf d'Alm. „Sö," versicherte mir begeistert der Peter, „do geht's um, in der letzten Nocht auf d'r Olm, da müss'n S' ob'n sein!" „No, no, so geh ich halt mit, Peter," sage ich, „mit Verlaub, Peter." „Nix von Laub, all's von Holz," schäkerte der Bub, ein kaum dreikäsehoher Knirps, der Witz in sich hatte. Ja, groß war er nicht an Gestalt, der Peter, aber groß war er dafür im Witzereißen. Die ganze Zeit, welche wir auf dem Wege zur Alm zubrachten, unterhielt mich der Bub. Schau, denk' ich mir, hast es errathen. Hoffentlich ist's beim „Braunnudelbochen" auch so lustig. „In Goldbach, Stael, Mörschbach, Todtenkar, Ebenbach, Blotscher[4]), überall kennen's

[1]) Man unterscheidet auch Hozatnudel (Hochzeitskrapfen), und eine Abart davon sind die Zahlnudeln. [2]) 1886—1896. [3]) Sennin. [4]) Almen im Gemeindegebiete Donnersbachwald.

zu von schmaler Leiste oder dürftigem Tritte in schauerliche Abgründe, sondern setzt sich dieser Sensation stundenlang aus, stumpft sich dadurch gegen sie ab und entwickelt so die Fähigkeit, trotz eminenter Lebensgefahr mit aller Ruhe technische Schwierigkeiten zu überwinden.

Die Übung so außerordentlich gefährlicher Kletterei und die Besiegung von Problemen wie die Südwand des Dachsteins, wird seinerzeit sehr jenen Touristen zustatten kommen, welche die höchsten Himalayagipfel ersteigen werden. Denn diese immens hohen Gipfel bieten den Berichten zufolge nicht nur qualitativ riesige Schwierigkeiten, sondern diese Schwierigkeiten übertreffen auch quantitativ, an Dauer, so diejenigen der höchsten und schwierigsten Hochalpengipfel, dass nur der, dem in den Alpen alles „Wurst“ geworden ist, auf Sieg im Himalaya rechnen darf.

Abgesehen von den Himalaya-Aspiranten, deren Zahl nicht besonders groß sein dürfte, ist bei der Mehrzahl der eminenten Sportkletterer in den Alpen wohl die Lust an der Strapaz, die fast an die Kasteiungen der Asketen erinnert, sowie die Lust an Gefahr und Sensation Selbstzweck. Eine Koryphäe der Hochtouristik, G. Lammer, hat dies schon vor längerer Zeit mit bisher nicht wieder übertroffener Anschaulichkeit auseinandergesetzt. Überdies wird, dass es bei den Klettereien nur auf die Lust an der Gefahr und der Sensation ankommt, nicht auf den Naturgenuss, dadurch bewiesen, dass bei den Sporttouren höchst selten einmal fünf Minuten Zeit bleibt, die „Essenz jeder Bergfahrt“, das Gipfelpanorama zu genießen. Woher soll denn Lust und Muße zum Genießen des Panoramas kommen, wenn man den Gipfel strapaziert betritt, noch viele Stunden aufregender Kletterei vor sich hat und nicht ganz sicher ist, ob man überhaupt lebend zu Thale kommt?

Nun kann man wohl annehmen, dass, wer mit wirklicher Lust die Gefahren der Alpen aufsucht und besteht, gewöhnlich ein Kraft- und Energiemensch, eine höchst active Natur, ja manchmal ein Gewaltmensch ist. Allerdings nicht ganz ein Gewaltmensch im gewöhnlichen Sinne, denn die gewöhnlichen Gewaltmenschen sind es gegen andere Menschen, während der touristische Gewaltmensch vor allem ein Gewaltmensch gegen sich selbst ist. Wie in Nestroys „Holofernes“ kämpfen in ihm ein Ich, das am Leben hängt und zur Bequemlichkeit drängt, mit einem anderen eisernen Ich, das ohne Rücksicht nach Zielen strebt. Solche höchst energische Naturen hat es in der Touristik auch früher gegeben. Ich erinnere nur an den Pater Corbinian Steinberger, der zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts mit nichts als einem einfachen Stock, einem Stück Brot und einem Seidel Wein bewaffnet, allein auf den Großglockner anstieg. Ich erinnere auch an den halbblinden Barth, der im Kalkgebirge schwere Klettertouren machte. Gab es nun einzelne solche Wagehälse zu einer Zeit, wo die Berge infolge Unkenntnis und des Mangels von Schutz-

suchte, der weiß was zu erzählen, und wenn's in einer Almhütt' recht hoch hergeht, so kriegst einen Hönigschnaps, Brantwein mit Honig, dazu neugebackene Nudeln, was will man noch mehr? Kein Wunder, dass mein Begleiter bald anfieng zu singen:

Mei Schatz is a Schwoagrin
Hot sechs und sieb'n Goas,
's zohlt sich nit aus,
Dass ich's Schwoagrin hoaß'.

Touristische Zeit- und Streitfragen.

Von **Reinhard E. Petermann.**

(Schluss.)

Auf das Capitel der gefährlichen Touren übergehend, möchte ich zunächst erinnern, dass der Gegensatz zwischen alter und neuer Touristenschule einiges mit dem Gegensatz zwischen der akademischen und secessionistischen Kunstrichtung gemein hat. Es ist eben der uralte Gegensatz zwischen den alternden Vertretern des Bestehenden und der Jugend, die — allerdings oft nur in unklarem Drange — das werdende Neue verficht. In unserem Falle liegt das Neue darin, dass sich, wie jede Technik, auch die Technik des Bergsteigens in den letzten Jahrzehnten sehr vervollkommnet hat und die Begriffe gefährlich und schwierig auf immer weniger Berge angewendet werden. Zu Schultes' Zeit würde man den Wiener, der führerlos von Puchberg auf den Schneeberg gestiegen wäre, einigermaßen für einen Waghals gehalten und getadelt haben. Noch in den Vierzigerjahren, als Fischer v. Röslerstamm die erste Auflage seines Schneebergbüchleins erscheinen ließ, wurde der Schneidergraben als sehr bedenklicher und schwieriger Schneeberganstieg betrachtet, Schneidergraben und Breite Ries oder gar die Wildfährte der Rax galten sogar noch vor 25 Jahren als schwierig und gefährlich, und wer damals Dachstein, Glockner, Ortler, Jungfrau und dergleichen Gipfel erstiegen hatte, wurde zu den Touristen von Rang gerechnet. Ich kam ein Dutzend Jahre später dazu, diese Gipfel zu ersteigen und da — waren sie schon zu abgetakelten Größen geworden. Heute werden Berge, auf die nur lebensgefährliche Sportrouten führen, wie die Fünffingerspitze, als Typen von Modebergen beschrieben.

Die fortwährende Übung in den Bergen entwickelt das technische Können der Touristen quantitativ und qualitativ. Man macht nicht nur schwerere turnerische Stücke als früher, sondern beschränkt sich auch nicht mehr auf einzelne Kletterstellen. Letztere werden serienweise überwunden, man klettert halbe und ganze Tage lang und blickt nicht mehr ab und

sich à la Renaissance-Menschheit „auszuleben“, der Zudrang zu den Sporten, namentlich zur Touristik, welche den Vorzug hat, dass das Aufsuchen der Gefahr jederzeit möglich ist, jedem offen steht und mit der Polizei in keine Conflicte bringt.

Allgemeine Zeitverhältnisse sind es also nicht in letzter Linie, welche der Touristik heutzutage besonders viele Kraftmenschen zuführen, hyperactive Naturen, denen nicht darum zu thun ist, die stillen Harmonien der Natur und ihren tiefen Frieden aufzusuchen, sondern die umgekehrt in der Natur erscheinen, um mit ihr zu kämpfen und sie zu besiegen.

Verschlösse man diesen Kraftnaturen die gefährlichen Bergrouten, so würden wahrscheinlich nicht zahme Touristen aus ihnen, sondern Athleten, wüthende Automobil- und Bicyclefahrer, Boxer und dergleichen. Wäre damit viel gewonnen?

Nun ist ja allerdings richtig, dass das Beispiel der Kraftnaturen auch auf einzelne andersgeartete Individuen ansteckend wirkt. Wir Menschen sind nun einmal so beschaffen, dass wenn man Einem sagt: „Du, Gewaltmensch du!“ er behaglich schmunzelt, als zu einem Complimente, während das Lob, ein friedfertiger Mensch zu sein, mit einer Miene entgegengenommen wird, als hätte der Hörer in einen sauren Apfel gebissen. Infolge dieser weitverbreiteten menschlichen Schwäche kommt es nun sicher vor, dass Leute, die ihrer Natur nach für den zahmen Naturgenuss geschaffen wären, dank bösem Beispiele sich der höheren Kletterei ergeben. Mächtiger als die Eitelkeit wirkt aber doch noch wohl der Trieb der Lebenserhaltung und die Genussfreude, und ich halte es daher für zweifelhaft, ob die Zahl jener, welche nicht aus innerem Kraftgefühl, sondern aus Eitelkeit sich der gefährlichen Sporttouristik anschließen, eine nennenswerte ist.

Die Berichte über gefährliche Touren zerfallen bekanntlich in zwei Classen. Die erste umfasst jene rein sachlichen Beschreibungen, welche sich auf umständliche Erörterung der schwierigen Stellen und deren Überwindung beschränken. Diese Berichte dürften infolge ihrer abschreckenden Dürre wohl nur von jenen gelesen werden, die schon Kletterer sind. In Hinsicht auf Verlockung anderer können sie als unschädlich betrachtet werden. Bleiben also die packenden Schilderungen. Ja, wodurch sind diese aber packend? Doch nur, weil der betreffende Tourist es versteht, uns durch Herbeiziehung der verschiedenartigsten Momente seinen ganzen Anstieg plastisch vor Augen zu stellen und uns seine Sensation miterleben zu lassen, die nicht nur aus Gefahrsmomenten, sondern auch aus einer Fülle anderer Wahrnehmungen besteht. Schilderungen dieser Art sind die gefährlichen, sie wirken anreizend, und sie, die oft zum schönsten unserer alpinistischen Literatur gehören, wenn sie auch selten das Extrem-Gefährliche behandeln, müsste man also ausmerzen, weil — ja warum eigentlich?

hütten noch schwieriger waren, die Technik des Bergsteigens in ihren Anfängen lag und der Bergsteiger noch wenige waren, wie kann man sich da wundern, wenn sie heute zahlreich sind, wo die Touristen nach Tausenden zählen, die Technik des Bergsteigens eine vervollkommnete ist und die schwierigsten Berge dadurch, dass man sie mindestens aus der Literatur kennt, einen Theil ihrer Gefahr verloren haben!

Es ist aber noch ein Umstand zu erwähnen, nämlich, dass infolge allgemeiner Zeitverhältnisse die Kraftnaturen bald häufiger, bald weniger durch ernstere Dinge als Sportsachen in Anspruch genommen werden.

Nach der großen Revolution und den Napoleons-Kriegen, welche hübsch viele Kraftnaturen dahingerafft hatten, waren die Menschen der blutigen Greuel und Sensationen gründlich satt. Daher brach die Biedermeierzeit des Vormärz an, in welcher Gymnastik als roh galt, selbst die Männer sich zarte Verse in die Stammbücher schrieben, und alle Welt mit Vorliebe in niedlichen Anlagen wandelte, wo es von der Liebe und Freundschaft gewidmeten Tempeln wimmelte. Ein Menschenalter dauerte diese Epoche, dann waren die Kraftverluste der Kriege wieder ersetzt, die Menschen der Harmlosigkeit satt — es wurde wieder anno 1848 die schärfere Tonart angeschlagen. Die vielen Kriege und politischen Bewegungen boten aber noch genug Beschäftigung und Sensation für die activen Naturen. Auch wurden die Alpen eben erst durch die Eisenbahnen erschlossen und boten in ihren gemäßigten Regionen noch zu viel zu entdecken, als dass man gleich hätte das Schwierigste anpacken mögen. Bis 1871 sehen wir daher weder die Touristik, noch die Sporte besonders an Ausbreitung gewinnen.

Was ist nun aber seither geschehen? Ein ganzes Menschenalter ist in tiefem Frieden verflossen, das Menschengeschlecht hat sich mit kaninchenartiger Fruchtbarkeit vermehrt wie in keinem früheren Zeitalter, und an Kraftnaturen ist eine große Überzahl da, für welche die parlamentarischen und sonstigen verfügbaren Leithammelrollen umsoweniger ausreichen, als die relative Zahl der selbständigen Berufswirkungskreise immer kleiner, die relative Zahl der Dienenden, Abhängigen immer größer wird. Dazu kommt, dass eine von mächtiger Staatsgewalt gestützte Rechtsordnung jeden Drang zum Abenteuer im Keime erstickt, während gleichzeitig die vielen Bequemlichkeiten des Lebens eine Reaction gegen die zunehmende Verweichlichung erzeugen.

In früheren Zeiten, als blutiger Aufruhr, Fehden, Hinrichtungen, Hexenverbrennungen und dergleichen Vorfälle Tagesereignisse waren, hatten die Menschen nicht nur ausreichende Sensation im Städtel, sondern die Sensationen waren auch derart, dass sie unter den Gewaltmenschen tüchtig aufräumten. Heute hat der größte Theil der Kraftnaturen nichts als den Sport, und daher kommt wohl, nebst der Nietzsche'schen Sehnsucht,

der an einem Berg nur die Felsen und diese ausschließlich vom Standpunkte der Erkletterung betrachtet. Sieht man von der Stärke der Naturempfindung ab, die mit Schärfe des Geistes und Kenntnisfülle nicht immer parallel geht, so erscheint also im allgemeinen schon der reine Naturgenuss von der Menge der Kenntnisse abhängig, die man über die Gebirge und die Natur überhaupt besitzt. Noch mehr aber ist dies mit der auf den Naturgenuss folgenden activen Beschäftigung mit der Natur der Fall. Je mehr man von den Dingen weiß, desto mehr interessiert man sich für jedes Einzelne, und desto zahlreicher sind die Objecte des Interesses. Der Wissende tritt unter die Naturdinge wie in einen Kreis guter Bekannter, der Unwissende wie in einen Kreis fremder Menschen.

Wie sieht es nun mit dem Wissen bei dem touristischen Nachwuchs der Gegenwart aus?

Sicher ist, dass die heutige Jugend früh einen großen territorialen Überblick gewinnt. Das Fortschreiten vom Wienerwald zur Rax und zu den Ennsthaler Alpen vertheilte sich bei einem älteren Touristen leicht auf zehn und mehr Jahre; bei den heutigen jungen Touristen dagegen oft nur auf ein bis zwei Saisons.

Bei Wintertouren über den Nebeln der Tiefe in Sonnenschein zu stehen, war vor fünfundzwanzig Jahren die Erfahrung weniger — heute kennen das schöne Schauspiel schon die jüngsten Touristen.

Die Vorträge mit Skioptikon, gute Photos in Zeitschriften und Büchern haben die Kenntnis der mittlerweile genauer erforschten Gebirge der Erde stark verbreitet und gestatten früher nicht möglich gewesene Vergleiche. Kurz: die heutige touristische Jugend gewinnt viel rascher einen größeren touristischen Horizont.

Aber — nun kommt der Pferdefuß: in der Kenntnis der engeren Heimat ist man doch oberflächlicher, als man früher war. Die heutige touristische Jugend kennt mehr Berge, aber sie kennt trotz besserer Karten, Panoramen und Führer keinen genauer — außer in den Kletterregionen.

Die Jugend ist ungeduldig und nimmt sich nicht die Zeit, z. B. auf die Geschichte der besuchten Bergreviere einzugehen, sich das Panorama der Berge näher zu zergliedern, sich für die Lebensverhältnisse der Bewohner zu interessieren u. s. w. Ja, sie beschäftigt sich nicht einmal eingehend mit dem Gestein, in dem sie klettert, oder mit der alpinen Flora. Von der Schule her an den leichten Anschauungsunterricht gewöhnt, ist sie vielfach dem mühsameren Kenntniserwerb in den Alpen abhold und umso abholder, je mehr sie sich im Terrain durch Kletterei abstrapaziert.

Wer es für wünschenswert hält, dass sich die Zahl der Naturfreunde mehre und dass sich im Gebirge nicht allein Kletterer ausbilden,

Tausende lesen diese Schilderungen und erfreuen sich daran, ohne sich dadurch zu Touren über ihre Kräfte hinreißen zu lassen. Sie sehen nämlich ganz gut ein, dass der Zauber der Schilderung zum großen Theile darauf beruht, dass der Autor zu den Begnadeten gehört, welche strammen Sport, Naturempfinden und wissenschaftliche oder ästhetische Betrachtung der Natur zu vereinen und alles, was sie erlebten, darzustellen wissen.

Ruht aber der Reiz der Darstellung hauptsächlich auf der packenden Beschreibung der Gefahr, dann sagt sich die Mehrzahl der Leser weise: „Eines schickt sich nicht für alle“ und bleibt bei ihren Leisten. Kraftnaturen, die sich von solchen Schilderungen angespornt fühlen, gleich nachzuturnen, würden, wenn diese Schilderungen aus der neuesten Literatur ausgemerzt wären, wohl die vorhandenen älteren Schilderungen sich zu verschaffen wissen und sich an diesen begeistern. Für sie sehe ich keinen Ausweg und glaube, dass man das Schicksal walten lassen muss.

Wirken lässt sich wohl nur auf jene jüngeren Adepten der Touristik, welche nicht infolge eines ungebändigten Naturells der Sporttouristik zutreiben, sondern sich einfach vom Beispiel, von der Lectüre, die ihnen gerade unterkommt, und von dem Interessanten, das sie bietet, leiten lassen. Es ist dies die weitaus überwiegende Majorität der touristischen Jugend, jene Mehrzahl, die, wie vorhin erwähnt, schon im Triebe der Lebenserhaltung und nach Genuss wirksame Gegenmittel gegen die Verleitung auf lebensgefährliche Pfade hat. Wie diese Jugend zu allen Zeiten beschaffen ist, darf man sich bei ihr von salbungsvollen Ermahnungen nicht viel versprechen.

Wichtiger ist schon, ihr zu zeigen, wie groß das Feld der Touristik ist und einen wie kleinen Theil des Interessanten in diesem Felde der Klettersport einnimmt. Das wichtigste aber bleibt: Durch welche Mittel macht man das große Feld der Touristik, d. h. das Wissensgebiet, das sie umfasst, anziehend genug, um dem mächtigen Zauber der sportlichen Sensation ein Paroli zu bieten?

Wie früher bemerkt, ist der reine Naturgenuss flüchtig, indem er jeweils, vor einer Aussicht, einem Blumenteppich, einer schönen Wald- oder Felsscenerie, nur so lange dauert, als das freie Spiel der aufkeimenden Gedanken anhält. Nun ist aber klar, dass dieses Spiel umso seltener sich einstellt und umso kürzer dauert, je weniger Gedanken überhaupt in einem Menschen vorräthig sind, und je weniger Vorstellungen also durch Dinge, die man sieht, erweckt werden können, anders gesagt: je weniger man von den Dingen weiß, und je mehr der Gedankengang auf eine bestimmte Kategorie von Dingen hingelenkt ist. Zum Bauer, der einen Berg hauptsächlich mit Rücksicht auf die Viehweide beurtheilt, die er bietet, ist in dieser Hinsicht ein nicht übles Pendant der Kletterfex,

dem Aushauen der Bäume längs einer markierten Wegstrecke der markierende Verein verständigt werden müsse, damit er rechtzeitig die Umlegung der Markierung veranlassen könne.

Würde sparsamer markiert als bisher, so ließen sich mit der Markierung hübsche Nebenzwecke verbinden. Man könnte z. B. längs mancher Hauptroute die Markierungszeichen numerieren und in angemessenen Intervallen Höhencoten und Entfernungsangaben anbringen, was dem Touristen nicht nur zur Beurtheilung der schon gemachten und noch zu machenden Wegstrecke angenehm, sondern auch im Hinblick auf die Erweiterung des Panoramas und den Wechsel der Flora anregend wäre. Solche Auffassung der Markierungsfrage könnte einiges dazu beitragen, die Lust an der Erwerbung neuer Markierungsgebiete gegen die Lust an der Vervollkommnung der innegehabten Gebiete zu stärken, womit manche kleine Streitfrage der Touristik vermieden wäre. Und darauf kommt viel an. Die Touristik soll möglichst viele große Zeitfragen, aber recht wenig kleine Streitfragen haben.

Der Briefwechsel zwischen Robert Hamerling und Peter Rosegger.

(Schluss.)

Hochverehrter Freund! Graz, 19. Jänner 1888.

Hier schicke ich das interessante Buch über Dickens zurück; ich habe mir aus demselben manches Nützliche entnommen. Meine Vorlesungen sind freilich nur Spielereien gegen die von Dickens, dieser war eben auch ein genialer Geschäftsmann; das Geld hat ihn gehetzt. Wenn einmal der Arzt stets an seinem Redepult stehen muss, wenn sie ihn nach der Vorlesung immer wieder auf das Sofa legen müssen — und er fährt noch fort zu reisen und zu lesen, so hat er keine Ausrede mehr, dass ihm die Dinge wohl bekämen. Ich mache jährlich ein paar Reisen, wovon aber keine über 14 Tage dauert; sie strengen mich allerdings sehr an, aber die Thätigkeit ist eine andere als die daheim beim Schreibtisch, und dieser Wechsel thut — wie ich glaube — meinem Gehirn wohl. Am nächsten Montag reise ich wieder ab, soll am 24. Jänner in Dresden, 25. in Görlitz, 26. in Dresden, 27. in Weimar, 28. in Sonneberg, 29. in Coburg, 30. in Meiningen, 31. in Altenburg, 2. Februar in Bremen und 4. in Barmen lesen. Ich habe mich nur für den Fall verpflichtet, als es mir nicht zu stark wird, strengt mich die Sache an, so breche ich die Reise ab. Längstens 7. Februar will ich wieder daheim sein.

Dass die Wiener Blätter fast ausnahmslos den „Homunkel" ignorieren, ist doch ein Zeichen der Zeit oder vielmehr der tiefen Demoralisation der Presse. Nun, so kann das wundersame Buch in aller Stille seinen Weg machen — und das ist seiner am würdigsten. Die Recensenten, ob sie loben oder schimpfen, ob sie in der

der muss auch wünschen, dass den Interessen des Naturfreundes durch billige und doch gute, auf dem Principe des Anschauungsunterrichtes basierende Hilfsmittel entgegengekommen werde.

Nicht minder wichtig ist jedoch, dass der Tourist in den Bergen volle Bewegungsfreiheit genieße. Diese Bewegungsfreiheit erscheint nun zur Zeit einigermaßen bedroht. Schon haben wir Berge in den Alpen, welche dem Touristen ganz versperrt sind, wie der Göller, und Berge, welche gerade im August, dem Haupttouristenmonat abgesperrt werden, wie der Große Bösenstein; auch findet man bereits Tafeln an einzelnen Alpenorten des Inhalts: vor Besteigung des XY-Berges möge beim Förster angefragt werden, ob die Besteigung erlaubt ist. Man möchte vielleicht diese vereinzelten Absperrungen nicht für so wichtig halten, weil ja doch die Mehrzahl der Reviere noch offen ist, oder höchstens an einzelnen Jagdtagen abgesperrt wird. Es ist aber nicht zu übersehen, dass die Jagdlust aus den Kreisen der Hocharistokratie in die Kreise der Fabrikanten, reichen Kaufleute 2c. herabsteigt, dass neben den großen immer mehr kleine Jagdpächter auftauchen und dass diese schon deshalb ihre unzeitgemäßen Rechte schärfer ausüben, weil ihre Vergnügungsbezirke nicht so zahlreich sind wie jene der großen Herren. Reussieren nun einzelne mit ihren Absperrungsmaßregeln, so wird das Beispiel mit der Zeit immer mehr Nachahmung finden, besonders wenn der Gebrauch weiter um sich greift, heimische Jagdreviere an Reichsdeutsche, Franzosen, Engländer und selbst Amerikaner zu verpachten.

Das fehlte uns noch, dass zu Gunsten solcher fremder Jagdpächter uns die heimischen Berge verboten würden!

Insolange die Wälder und Berge nicht verstaatlicht sind, was aus den verschiedensten Gründen ein Gebot der Zukunft ist, sollten daher Landesgesetze die Frage dahin regeln, dass die totale Absperrung ganzer Berge verboten und die Absperrung der gebahnten Wege, besonders der markierten, auf kurze Jagdperioden eingeschränkt wird.

Anderseits wäre freilich zu wünschen, dass die Markierung nicht in Übermarkierung ausarte. Das allzu massenhafte Markieren in einzelnen Gebieten ertödtet nicht nur das Vergnügen am Selbstsuchen des Weges und an der Selbstorientierung, sondern lastet den betreffenden touristischen und Verschönerungsvereinen auch solche Mühen und Kosten auf, dass darunter oft die Erhaltung der geschaffenen Markierungen leidet. Auch das kommt häufig vor, dass schon die Anlage der Markierung nicht zweckmäßig ist. Solange der Weg ungetheilt, ohne Abzweigung hinzieht, drängt sich Marke an Marke, da kommt eine Abzweigung, und nun fehlt das Zeichen. Zuweilen ist dies, weil die Forstorgane markierte Bäume umgehauen haben. Da wäre nun wieder eine Verordnung gut, des Inhalts, dass Markierungen erworbene Rechte sind, und dass vor

Sehr werter Freund! Graz, 11. Juni 1888.

Den Schluss der Biographie werde ich für das Septemberheft liefern und das Manuscript am 1. August der Druckerei übergeben. Auf die Augenblicke, wo ich die mir meist einzig erträgliche Rückenlage im Bette mit emporgezogenen Beinen verlassen und etwas schreiben kann, lauere ich jetzt Tag und Nacht wie der Jäger auf das Wild.

(Diese Anfangszeilen meines Briefes schreibe ich um 2 Uhr nachts. Gott helfe weiter!) Seit acht Tagen sind wir auf dem Lande. Mein Befinden ist derart, dass ich zwar nicht Pessimist, aber verrückt oder blödsinnig zu werden fürchte. Die ununterbrochene, niemals eine wirkliche Pause gönnende Dauer jämmerlicher Beschwerden, denen schlechterdings mit keinem Mittel beizukommen ist, hat etwas unsäglich Aufreibendes, Nervenaufregendes, Seele und Leib Verstörendes. Ende Mai war der Director der Verlagsanstalt und Druckerei-Actiengesellschaft (vormals J. F. Richter) in Hamburg zu mir hieher gereist, um die Verlagsübernahme meines literarischen Nachlasses für den Fall meines Ablebens mit mir ins Reine zu bringen. Er sagte mir, dass vom „Homunkel" die Auflage 5000 Exemplare stark gemacht und hievon bisher ungefähr die Hälfte verkauft worden, was einem Absatz von zwei bis drei gewöhnlichen Auflagen binnen sechs Monaten gleichkommt. In der vorletzten Nummer der „Deutschen Wochenschrift" soll ein Artikel von Linke über meine Vertheidigung des „Homunkel" stehen. Könnten Sie mir das Blatt senden? Ich stelle es Ihnen auf Verlangen wieder zurück. Leid thut es mir, dass ich über den Abschluss von „Martin der Mann" mit Ihnen nicht mehr persönlich sprechen konnte. Sie haben durch die Art der Ausführung mich mit dem Bedenklichen versöhnt, welches der Stoff bei nackter, knapper Angabe der Hauptsachen für mich hatte. Diesem Roman ist der Vorzug eigen, dass, obgleich er in mancher Beziehung der Psychologie Hohn zu sprechen scheint, die beiden Hauptfiguren doch mit so meisterlicher Folgerichtigkeit gezeichnet und durchgeführt sind, dass alles so kommen konnte und musste, wie es kam. Und so ist dem Leser schließlich, wie der Juliana, alles recht. Ungetrübtes Wohlsein und Behagen Ihnen und den Ihrigen wünschend

Ihr stets ergebener Robert Hamerling.

Hochverehrter Freund! Krieglach, 19. Juni 1888.

Ich sehe wohl, Sie können nicht anders leben, keine bessere Diät brauchen als jetzt, und doch wäre ich überglücklich, wenn irgend ein Ruck aus ihrem gewöhnlichen Leben stattfände, damit man von demselben eine etwa günstige Wendung der Krankheit hoffen könnte.

Wenn Sie sich nur entschließen könnten, einmal einen Arzt zu rufen, macht er's nicht besser, so doch auch nicht schlechter, wenigstens zur Beruhigung wäre es mir. Und wenn ich es bedenke, Sie sind sich und uns, die Sie lieben, und der Welt das schuldig, die Welt soll nie sagen können: er hat nicht wollen, es könnte anders stehen, wenn er einen Arzt hätte u. s. w. Ich gebe ja auch auf die Ärzte nichts im allgemeinen, aber manchmal sind sie doch imstande einen guten Rath, eine Linderung zu verschaffen, das habe ich oft erfahren. Manchmal rief ich den Arzt nur der Umgebung, meiner Familie, willen, da hat er erst recht das Seine gethan, er war da. Ich möchte also gern, dass Sie einen Arzt rufen lassen, der Ihre Krankheit gewissermaßen studieren müsste. Ich kann ja nicht mehr zusehen, wie Sie dahinsiechen und haben niemand um sich als zwei alte Frauen, die gewiss ihr Bestes leisten wollen, aber hierin halt nichts verstehen können. Ich habe Sie oft und viel gebeten, geliebter Freund, aber so innig nie als jetzt: Nehmen Sie einen Arzt.

„Neuen Freien“ sind oder im „Heimgarten“, ändern doch nichts an einem solchen Werke und an der Mission, die es zu erfüllen hat.

Ihr dankschuldiger P. K. Rosegger.

Hochverehrter Freund! Graz, 24. März 1888.

Wir beide haben — wie fast in allem — auch in Bezug auf die Eitelkeit des Dichterruhms die gleiche Ansicht. Aber eines ist doch beachtenswert.

Ich möchte wohl wünschen, dass Sie, mein verehrter geliebter Freund, es so recht wüssten, wie dankbar die Menschen für Ihre Werke sind, wie hochgeehrt Ihr Name allenthalben ist. Ich komme ziemlich viel herum und erfahre das. Wenn ich in der Fremde bin und von Graz die Rede ist, so ist doch fast allemal die erste Frage: Dort lebt ja Hamerling? Wie geht's ihm?

Von einigen nergelnden Journalisten abgesehen, die aber auch nicht immer so sehr aus Bosheit verreißen, sondern vielmehr aus Eitelkeit, um an einem großen Werke ihr Zünglein und Geistlein zu wetzen und damit ihrem engen Kreise zu imponieren (ich kenne Hunde genug, welche nur große Leute anklaffen, nicht aber Kinder), ist ja die Stimme über Sie eine ehrerbietige.

Die journalistischen Sottisen gegen den „Homunkel“ finden im Publicum nicht viel Anklang. Es wird nicht lange dauern, so werden sie ganz verstummt sein und man wird die sittliche und wohl auch die ästhetische und philosophische Größe dieses Werkes erkennen. Ich für meinen Theil habe eine nur kleine Anzahl von Lieblingsbüchern; den „Homunkel“ muss ich ihr anreihen. Das, was ich in meinen Bergpredigten gewollt, sehe ich hier philosophisch vertieft in einem vollendeten Kunstwerke vor mir stehen. Was Sie hier mit milderndem, versöhnendem Humor geschrieben, das empfindet die Welt wie eine zornige Züchtigung, ein Beweis, wie schuldig sie sich fühlt und wie sehr recht der „Homunkel“ hat.

Es hätte alles seinen besten Gang, nur eines sollte sein, gesund sollten Sie sein! Da sehe ich vor mir die bewunderungswürdigen Helden: den deutschen Kaiser und meinen Hamerling — in ihrer Krankheit, unter physischen Leiden in ungetrübter Seelenstärke Bedeutsames schaffend! Wie schäme ich mich, den schon ein wenig Asthma oder Zahnschmerz ganz arbeitsunfähig und stumpfsinnig macht! Sie sind mir auch als Leidender ein Vorbild, das ich wohl bewundern, aber nicht erreichen kann. Ihr dankschuldiger P. K. Rosegger.

Mein hochverehrter Freund! Krieglach, 27. Mai 1888.

Es ist eigentlich eine sehr köstliche Zeit, die ich hier ganz allein in meinem Hause zubringe. Die Luftschlösser, die man baut, werden durch nichts und niemanden gestört, es ist das angenehmste Eheverhältnis und Familienleben, so lange es immer noch heißt: Weib und Kind kommen bald nach. — Vor einigen Tagen erhielt ich aus Wien einen anonymen Brief, der sich darüber beklagt, dass Hamerling im Maiheft Antisemit geworden, wo ohnehin jetzt für die Juden eine schreckliche Zeit sei! Nun, ich glaube, solche Antisemiten könnten sich die Juden immerhin noch gefallen lassen; wir werden nichts beitragen zu jenem blutigen Judenkrawall, der in Wien sich vorbereitet.

Was Sie mir bei meinem letzten Besuche mitgetheilt haben, thut immer leise in mir weh, so oft ich daran denke. Wer es denn sein mag, der unverdientermaßen den Theil des irdischen Glückes genießt, der Ihnen gehört und den Sie tausendfach verdient haben?

Seien Sie, hochverehrter Freund, herzlich gegrüßt von Ihrem dankschuldigen

P. K. Rosegger.

Ihre Mahnung bei unserem Abschiede am 19. Juni, ja das Leben zu genießen, ist bei mir auf fruchtbaren Boden gefallen. Meine Gesundheit ist, gottlob, nicht schlimmer als im vorigen Sommer. Was Ihr Befinden anbelangt, so hat mich Ihre im Aufsatz neuerdings so kräftig betonte Freude zur Arbeit und der Wille dazu überaus angenehm berührt. Dieser Wille macht Sie noch gesund! Wenigstens in dem Grade, dass Sie alle Ihre literarischen Pläne verwirklichen können. Verehrungsvoll Ihr P. K. Rosegger.

Sehr werter Freund! Graz, 15. December 1888.

Meine Mutter hat der Frau Gstirner gegenüber ihr Befremden ausgesprochen, dass Sie nun schon dreimal mich besuchten, ohne bei ihr einzusprechen. Es verräth sich hierin wieder das äußerst feine Gefühl meiner Mutter für die geringsten Schwankungen in der Bezeigung jener Verehrung und Zuneigung, welche sie beansprucht und an welche meine Freunde sie gewöhnt haben. Das Verlangen, den Fortgenuss dieser Verehrung ungeschmälert zu behaupten, ist nun fast das einzig lebendig rege Gefühl, das in dem Gemüthe der hochbetagten Frau zurückgeblieben ist. Auch mir liegt daran, dass ihr derselbe erhalten bleibe, zum Theile schon deshalb, weil jede Verschlimmerung ihrer Laune auch meine Stellung ihr gegenüber verschlimmert. Sie würde entschieden mir die Schuld beimessen, wenn sie ein wirkliches Erkalten gegen sie bei Ihnen vorauszusetzen Anlass hätte. Ich bitte Sie dringend, sehr lieber Freund, ändern sie nichts an dem bisherigen Benehmen gegen die „waltende Macht meines Hauses"! Ich werde mich Ihnen dafür aufrichtig verpflichtet fühlen. Herzlich ergeben Ihr Robert Hamerling.

Hochverehrter theurer Freund! Krieglach, 6. Jänner 1889.

Heute habe ich wieder einmal in „Sinnen und Minnen" gelesen. Mit feuchtem Auge drängt's mich, Sie zu grüßen.

Ich bringe den letzten Weihnachtstag (Heilige drei Könige) in meiner Heimat zu und fahre morgen nach Graz. Ihr Rosegger.

Hochverehrter Freund! Graz, 16. Februar 1889.

Ich habe die „Neue Presse", die „Deutsche Zeitung" und die „Presse" durchgesehen und keinen Bericht über die Jordanfeier gefunden. Beiliegend sende ich ein paar ausländische Stimmen über den Kronprinzen.

Wenn ich nur wüsste, womit ich Ihnen dienen könnte; ich fürchte nur so oft, mit solchen Sachen mehr zu belästigen, als gefällig zu sein; ich kann mir aus diesem Grunde auch nicht erlauben, Sie so oft zu besuchen als ich möchte, um vielleicht nach Ihren Wünschen zu forschen und mancherlei zu besprechen, was uns nahe geht. Mir kommt auch vor, als verstünde ich es nicht, Sie zu überzeugen, wie innig an Ihrem Geschick Antheil nimmt

Ihr treuer, dankschuldiger Rosegger.

Hochverehrter Freund! Graz, 23. April 1889.

Diesmal sang ich unter Fieber und Ohnmachtsanfällen mein Alleluja. Seit Samstag hält mich eine Halsentzündung darnieder, welche nun aber besser ist. Am Ostermorgen, unmittelbar nach dem Frühstück, fiel ich plötzlich in eine tiefe Ohnmacht, welche über fünf Minuten gedauert haben soll. Ich sah es vor meinen Augen auf einmal finster werden, dachte noch: „Jetzt kommt etwas!" Weiter weiß ich nichts mehr, bis ich mich später auf drei Stühlen ausgestreckt liegend fand, mit Wasser und Essig übergossen. Ähnliches hatte ich noch nie gehabt; ich hatte mich

Seien Sie mir doch nicht böse dieses Briefes wegen! Und wären Sie böse, und ich hätte es im vorhinein gewusst, ich hätte ihn doch schreiben müssen. Es ist mir fast unerträglich, wenn ich mir vorstelle, wie Sie hinliegen und leiden und niemanden haben, mit dem Sie Ihr Leiden sachgemäß besprechen könnten.

Mit innigstem Gruß Ihr dankschuldiger P. K. Rosegger.

Hochgeehrter Freund! Graz, 5. August 1888.

Im Schlussartikel meiner Lebensbeschreibung gebe ich auch ein bischen Rechenschaft von meinem „geselligen Verkehr", und bei dieser Gelegenheit habe ich auch mit einigen Worten eines besonders guten Freundes gedacht. Ich hoffe und wünsche sehr, dass der Herausgeber des „Heimgarten" von diesen wenigen Worten keines streiche, noch durch eine Redactionsnote die einfache reine Wirkung des Gesagten abschwäche. Er hat weder die Pflicht noch das Recht, zu merken und zu behaupten, dass die Sache ihn angehe — kann also mit feinem Takt darüber schweigend hinweggehen und sie passieren lassen. Ich bin nach wie vor ins Krankenbett gebannt; mit umso herzlicherem Interesse und Vergnügen lese ich, wie Sie in Gottes schöner Welt umhergaukeln und sich des Lebens freuen.

Ihr R. Hamerling.

Hochverehrter Freund! Krieglach, 8. August 1888.

Heute habe ich Ihren Septemberheft-Beitrag gelesen. Wie überhaupt diese Bekenntnisse erstens ihres hohen Sinnes, zweitens ihrer Gewissenhaftigkeit auch im kleinen wegen mir stets rührend und erhebend waren, so erreicht bei dem letzten Capitel diese meine Empfindung ihren Höhepunkt. Es ist nicht anders denkbar, als dass diese Aufzeichnungen bei allen empfänglichen Seelen dieselbe Wirkung hervorbringen. Bei mir kommt freilich noch vieles dazu. Gerade in der letzten Abtheilung sehe ich wiederholt in vielen Dingen eine große Ähnlichkeit unseres Seelenlebens. Ich erwähne nur das Unbehagen in der Vorstellung, persönlich misskannt zu werden und den Drang, sich im kleinen wie im großen persönlich zu rechtfertigen oder Missverstandenes klarzustellen. Manche mögen das „kleinlich" nennen, ich halte es für eine gute Eigenschaft, die theils aus der Liebe zur Wahrhaftigkeit, theils aus der Achtung für die Mitmenschen entspringt.

Und nun — mit den Worten, die Sie „dem bekannten Ungenannten" widmen, haben Sie mir eine Überraschung bereitet, die mich fast erschüttert hat. Ich bin wahrhaftig stolz auf diese Anerkennung, die Sie mir schenken. Die Freude für mich wäre eine große gewesen, auch wenn Sie mir das nur unter uns mitgetheilt hätten. Aber ich lasse dieses Zeugnis recht gerne drucken, es ist das ehrendste, das meiner Person je geworden ist und werden kann.

Es ist jetzt gerade zwanzig Jahre, seit ich von Ihrer Freundschaft geführt und gehoben durchs Leben gehe. Ich habe Ihnen zu danken bis zu meinem letzten Athemzuge, zu danken für alle Liebe, Treue und Geduld. Sie fänden freilich keinen Freund, der es herzlicher mit Ihnen meinte als ich; allein Sie verdienten für ihren persönlichen Verkehr einen Geistesgenossen, der nebst guten Herzenseigenschaften über alle Vorzüge einer hohen wissenschaftlichen Bildung verfügte und so stets ein erschöpfender Gedankenaustausch möglich wäre, auf den Sie bei mir verzichten müssen, ohne es mir auch nur ein einzigesmal merken zu lassen, wie wenig ich doch eigentlich nach dieser Richtung hin entsprechen kann. Fast alle Vortheile unserer Freundschaft habe ich.

Wenn ich Ihnen nun danke, dass Sie Ihre Lebensbekenntnisse in meinem „Heimgarten" niedergelegt haben, so gewinnt dieser Dank tiefere Bedeutung der Zeilen wegen, die Sie mir gewidmet haben.

Hochgeehrter Freund! Graz, 20. Mai 1889.

Wäre es Ihnen noch möglich, in die gedruckte Correspondenz des Heimgarten-Heftes für Juni folgende Zeilen gütigst einzuflechten? Es wäre mir aus einem bestimmten Grunde höchst erwünscht.

„Robert Hamerling, der seit Jahren kranke Dichter, schreibt uns: Es scheint nur sehr wenigen Personen bekannt, dass ich krank, schwer krank bin, und mein Leidenszustand, wie ich ihn im „Heimgarten“ und in der jetzt vorliegenden Buchausgabe der „Stationen meiner Lebenspilgerfahrt“ geschildert, seither sich ungemein verschlimmert hat. Ich bitte Sie deshalb, verehrter Freund, Ihrem Leserkreise gefälligst mitzutheilen, dass ich für die brieflichen Bezeigungen edelster Sympathie mit innigster Rührung dankbar bin, dass aber die Möglichkeit persönlicher Begegnungen und Unterredungen bei meinem gegenwärtigen Zustande völlig ausgeschlossen ist.“

In dem Umstande, dass Bertha und Frau Gstirner jetzt in demselben Hause mit mir wohnen, liegt eine kleine Bequemlichkeit für die beiden, aber durchaus keine „Lösung“. Mit Rücksicht auf die Mutter muss ein äußerst discreter Gebrauch von der Nähe gemacht werden, so dass ich die beiden zwar täglich einmal eine halbe Stunde sehe, aber darauf verzichten muss, mir jene Pflege und Hilfe, die nun immer ernstlicher nöthig werden dürfte, da ich mich im Bette fast gar nicht mehr rühren kann, leisten zu lassen. Ihr Hamerling.

Die letzten schriftlichen Worte Roseggers an Hamerling:

Mein theurer, hochverehrter Freund! Krieglach, 31. Mai 1889.

Je schöner diese Frühsommertage sind, desto trauriger ist mir, wenn ich an Sie und Ihre Lage denke. Ich meine, wenn Sie jetzt im Stiftinghaus wären, dass Sie durch die Fenster etwas Grünes sähen, Landluft und Landfrieden hätten, ob Ihnen nicht doch ein wenig erquicklicher wäre? Sie werden sich halt doch entschließen müssen, sich über die Treppen in den Wagen tragen zu lassen. Ich setze voraus, dass Frau Gstirner und Frl. Bertha mit Ihnen ins Stiftinghaus ziehen, von diesen Menschen dürfen Sie sich jetzt nicht mehr trennen und sei es wie immer. Sie werden ja gewiss noch einen oder den anderen Wunsch haben, der erfüllbar wäre. Sie haben mir nie Gelegenheit gegeben, Ihnen meine Freundschaft zu beweisen, so darf ich fragen, ob ich denn nicht doch etwas für Sie thun könnte?

Ich schließe meine Zeilen so betrübt, als ich sie begonnen habe.

Mit innigstem Gruße Ihr P. K. Rosegger.

Lieber, hochgeehrter Freund! Graz, 4. Juni 1889.

Zur weiteren Erklärung des Sachverhaltes drängt es mich, Ihnen noch Folgendes mitzutheilen: Die beiden Zimmer im Stiftinghause, welche ich im Sommer bewohnen und einzig bewohnen kann, sind anfangs Juni den ganzen Vormittag, weil von keinem Sonnenstrahl getroffen, noch empfindlich kalt, so dass ich in den letzten Jahren immer wochenlang an heftigen Rheumatismen zu leiden hatte. Ich würde deshalb, bloß der gesundheitlichen Rücksicht folgend, das Stiftinghaus immer erst Mitte Juni beziehen können, und ebenso Mitte September es schon wieder verlassen müssen, denn auch der Herbst bringt mir dort nichts als die empfindliche Verschlimmerung meines Befindens, besonders nach der rheumatischen Seite hin. Aber die Leute fragen seit dem ersten schönen Tage des April: „Ja, was ist's denn? Geht er noch immer nicht aufs Land? Das wär' doch das erste, wenn er krank ist.“ Ich kann nicht hinter jedem her sein und ihm sagen, wie sich

die Tage vorher über etwas sehr gekränkt, sonst wüsste ich keine Ursache. Der Arzt sagt: Plötzlich im Kopfe eingetretene Blutleere. — Also ein misslungenes „Schlagel“. Wenn's auch das erstemal verpfuscht war, vielleicht macht auch hier die Übung den Meister. Ich möchte wohl gerne noch eine Weile leben, allein ich bin auch bereit, wenn's aus wird. Wie Gott will.

In der nächsten Woche will ich nach Krieglach mit einem Theil meiner Familie. Früher will ich Sie, verehrter theurer Freund, noch — wenn auch nur auf einen Augenblick — sehen.

Ihr dankbarer Rosegger.

Lieber, hochgeehrter Freund! Graz, 24. April 1889.

Ihre Mittheilung hat mich erschreckt, aber ein „misslungenes Schlagel“ ist das nicht. Ein Ohnmachtsanfall und ein Schlaganfall sind zwei himmelweit verschiedene Dinge. Ohnmachtsanfälle kommen sehr häufig vor, manchmal selbst bei ganz Gesunden, und haben nicht sonderlich viel zu bedeuten. Wer ist nicht schon einmal in Ohnmacht gefallen? Sollte Ihre Natur dazu eine gewisse Neigung haben, so würde daraus nur folgen, dass Sie sich hüten müssen, viel allein zu sein, z. B. auf Reisen, um nicht in hilfloser Lage davon überrascht zu werden; obwohl aus einer Ohnmacht der Mensch im Nothfall von selbst wieder aufwacht und die Sache dann vorüber ist.

Für Schlaganfälle sind Sie nicht alt genug (wenn auch bei Gottes Allmacht nichts unmöglich ist). Blutleer sind wir alle, das ist schlimm, aber man darf es nicht für noch schlimmer ansehen, als es ist. Das musste ich Ihnen in aller Geschwindigkeit sagen. Noch immer beneidet Sie

Ihr alter Hamerling, gewesener Mediciner.

Sehr lieber Freund! Graz, 2. Mai 1889.

Ich befinde jeden Abend zwischen 5 bis 7 Uhr mich in einem Zustande von unbeschreiblich qualvoller Art, wo ich meiner nur halb bewusst und meiner nicht mächtig bin. So gestern. Da kam Ihr Brief. In der Aufregung meines peinvollen Zustandes meinte ich mich augenblicklich gegen die Voraussetzung, dass ich nicht aufs Land gehen wolle, vertheidigen zu müssen, und warf hastig ein paar überflüssig-energische Zeilen aufs Papier, die Sie mir sogar übel nehmen konnten.[1]) Verzeihen Sie dem schwer Kranken, müde Gehetzten! Ich thue alles, um die bisher unmögliche Übersiedlung in den nächsten Tagen möglich zu machen. Ihr Hamerling.

Hochverehrter Freund! Krieglach, 18. Mai 1889.

Meine Frau schreibt mir, dass Frau Gstirner und Fräulein Bertha jetzt in Ihrer nächsten Nähe wohnen, das freut mich herzlich und ich glaube, das ist für jetzt die beste Lösung. Es muss für Sie ja auch eine Beruhigung sein, diese zwei treuen Menschen immer in Ihrer Nähe zu wissen. Ich getraue mich kaum zu erkundigen nach Ihrem Befinden.

Wenn es Ihnen schwer ankommt, schreiben Sie mir nicht, oder gelegentlich nur eine Zeile auf einer Karte wie es steht.

Mit herzlichsten Grüßen Ihr Rosegger.

---

[1]) Diese Zeilen nicht vorhanden. Die Red.

Kleine Laube.

Aus Heimgärtners Tagebuch.

Im britischen Reiche geht die Sonne nicht unter. Weil nämlich — wie ein Weiser gesagt hat — der Herrgott die Engländer nicht einen Moment aus den Augen lassen darf, denn sonst machen sie eine Dummheit oder eine Schlechtigkeit. Einem Krämervolk ist nichts zu gemein, wo es andere übervortheilen kann. Wenn einer den andern aus Noth zu benachtheilen sucht, so wird das mit Recht Betrug oder mindestens Lumperei genannt. Wenn ein großes Volk ein kleines thierisch brutal vernichtet, so heißt das hohe Politik. Nun, die Gentlemen da drüben treiben — hohe Politik.

Als die Buren geknebelt waren, verlangte es den König nach der Krone. Er hatte sie zwar längst, seine Machtgelüste waren befriedigt, die ganze Welt neigte sich vor Eduard. Aber die Eitelkeit hatte einen unstillbaren Heißhunger nach der wirklichen zackigen Krone, und der Mann wollte es mit leiblichen Augen sehen, wie die ganze Welt vor ihm auf dem Bauche liegt. Also ließ er's nach allen Winden ausrufen, man möge kommen und sehen und staunen und im Staube liegen, denn er wolle sich die Krone auf's Haupt setzen lassen — er, der König von Gottes Gnaden. Mich macht es immer nachdenklich, wenn Fürsten sich König von Gottes Gnaden oder Erbarmung nennen lassen. Auf wen bezieht sich da die Gnade, auf den Fürsten oder auf das Volk? Als er aber die Hand nach der Krone ausstreckte, sprach Gott: „Halt, Eduard! Nicht wann du willst, sondern wann ich will!“ Sie waren schon beisammen aus aller Welt, und just in dem Augenblick, als sie auf's Knie sinken wollten vor der gekrönten Majestät, hat der Allmächtige den hochmüthigen Herrn gedemüthigt.

Es kann ja dem Bravsten passieren, dass er am Vorabende seines Ehrentages erkrankt, doch auf den Höhen des Gottesgnadenthums werden solche Zufälligkeiten — Gottesgerichte genannt.

Auch wir in Österreich haben auf politischen Höhen ein Gottesgericht erfahren. Jene „nationale“ Partei, die immer durch Reinheit zur Einheit gelangen wollte, ist glücklich durch Unreinheit zur Uneinheit gekommen. Die Partei spaltete sich in Sünder und Verleumder, beide von ausgiebigster Art. Durch ein öffentliches Herumzerren abscheulicher Geschichten viele Monate lang wurde der deutsche Gedanke, so weit er in dieser Partei zeitweilig glücklichen, zeitweilig auch unglücklichen Ausdruck gefunden, entehrt und vernichtet. Ein Glück noch, dass die religiöse Bewegung, die durch einige Männer dieser Partei einen äußeren, aber widerlich fanatischen Anstoß erhalten, sich frühzeitig von ihren politischen Einflüssen befreit hat. Freilich hat das „Los von Rom“ eine politische Berechtigung und

die Sache verhält. So gelte ich als Hansnarr. Aber selbstverständlich will ich auch die Mutter, sowie Bertha und Frau G. nicht allzu lange schmachten lassen. So übersiedle ich denn meist, wenn sonst möglich, in den ersten Junitagen und harre meist aus bis Ende September. Das Stiftinghaus ist ein angenehmer und gesunder Aufenthalt; er war es auch für mich, als ich noch jeden Tag und zu jeder Tages-zeit beliebig ins Freie gehen konnte; jetzt ist er es für mich entschieden nicht mehr, ganz abgesehen davon, dass er mir durch die bewussten häuslichen Verhältnisse aufs peinlichste verleidet wird. Aus diesem Grunde hätte ich dies Jahr um jeden Preis gern einen anderen Sommeraufenthalt gewählt, wäre der Gedanke nicht unter meinen Umständen schlechterdings unausführbar gewesen.

Grollen Sie nicht Ihrem ohnedies vom Schicksal schon genug geprüften und gestraften Hamerling.

Liebwertester Freund! Graz, 10. Juni 1889.

Am 7. fand die Übersiedlung statt. Auch eine Leidensstation, und wahrlich nicht eine der leichtesten meines Lebens! Ich fand bei dieser Gelegenheit, dass mein Unterkörper förmlich gelähmt sei. Vom freien Stehen konnte nicht die Rede sein. Zwei Dienstmänner brachten mich über die Stiege. Im Freien empfieng mich der freundliche Sonnenschein und der selbstverständliche, unvermeidliche kalte Wind. Seither nun habe ich im Stiftinghause, Pechvogel, wie ich nun einmal bin, vorläufig nur Unglück und Verdruss jeder Art gehabt, so dass ich schier verzweifeln könnte. Ich hatte zum alten Leiden einige episodisch auftretende Leidensanfälle neuer Art zu überstehen. Aber erfreulich ist, dass meine rheumatische Disposition heuer viel mäßiger auftritt, so dass ich alle die Zeit, seit ich auf dem Lande bin, die Fenster wenigstens des Nebenzimmers bei offener Verbindungsthüre offen halte und beständig die Gartenluft athme. Wegen der Artikel für September und October seien Sie unbesorgt. Ihr Hamerling.

Die letzten schriftlichen Worte Hamerlings an Rosegger:

Hochgeehrter Freund! Graz, 17. Juni 1889.

Das Exemplar der „Stat." hatten und haben Sie von mir zu erwarten und ich sandte es Ihnen deshalb nicht, weil Sie dies abgelehnt und geäußert, Sie würden das Buch in Empfang nehmen, sobald sie nach Graz kämen; da der Inhalt Ihnen wohlbekannt, könnten Sie warten. Ich würde es gleich heute gesendet haben, aber da das Buch in keinen Einwurfkasten geht, so kann es nur bei der Hauptpost abgegeben werden, zu welchem Zwecke ich morgen Frau G. in die Stadt schicken werde. Mein Befinden verschlimmert sich leider noch immer, wie stets in dieser Jahreszeit. Ihr warm ergebener Hamerling.

Rosegger besuchte in diesen Tagen seinen Freund mehrmals. Am 13. Juli 1889 ist Hamerling gestorben.

Auszug aus dem Testamente Robert Hamerlings ddo. Graz, 27. November 1887.

„§ 5. Meinen Freund P. K. Rosegger bitte ich, meinen Siegelring, welcher den mir am Beginn meiner literarischen Laufbahn vom k. k. Internuntius Grafen Prokesch-Osten geschenkten türkischen Talisman enthält und den ich viele Jahre auch am Finger getragen, als Andenken an mich freundlich anzunehmen."

Der Talisman ist ein Edelstein mit türkischer Inschrift, welche zu deutsch lautet: Naher Sieg in Gott!

schnorrereien, die — mit wenigen Ausnahmen — ein moralisches Fiasco bedeuten und oft nur persönlicher Eitelkeit entspringen und Heuchelei sind. Wer sich Dichtern schon an die Rockschöße hängen will, der lese und verbreite ihre Werke. Denkmäler nur, wenn man gerne dazu beiträgt. Doch selbst in diesem Falle — wäre manchmal anderes nicht noch nöthiger? Das deutsche Volk hatte gar manchen Dichter und Künstler, der im Leben darben musste, nach dem Tode aber einen schönen Denkstein bekam. Wie heißt es in der Schrift? Sie baten um Brot und ihr gabet ihnen — einen Stein!

Karl von Lutterotti.

Von Franz Goldhann.

Am 13. Juli fand in der Stadt Imst (Tirol) die Enthüllung eines Denkmales für den schlichten, warmherzigen Volksdichter und Alpenfreund Karl von Lutterotti statt.

Hier einiges aus dem Leben des Tiroler Dichters. Karl von Lutterotti zu Gazzolis und Langenthal wurde am 16. Februar 1793 als Sohn eines Gubernialrathes zu Bozen geboren. Seine Gymnasialstudien machte er in Innsbruck. Am denkwürdigen 12. April 1809 sah er, auf einem Fensterbalken stehend, der Erstürmung von Innsbruck durch die Bayern zu, bei welcher Gelegenheit er eine Kugel in den Fuß bekam, so dass er lange Zeit hinkend blieb. Nach Abschluss des Gymnasiums betrat er die juristische Laufbahn und bezog, wie es nach Aufhebung der Innsbrucker Universität im Jahre 1810 bei Tiroler Studenten üblich war, die königl. bayerische Hochschule in Landshut. Am 1. Juni 1815 trat Karl von Lutterotti als Gubernial-Conceptspraktikant beim Kreisamt in Imst ein und begab sich 1853 als Kreisamts-Protokollist in den Ruhestand. 1837 war seine Vermählung mit Sophie von Wörz zu Sprengenstein erfolgt, welche Verbindung kinderlos blieb. Am 20. Juli 1872 starb Lutterotti im 80. Lebensjahre zu Imst.

Bescheiden war die Lebensstellung und amtliche Laufbahn Lutterottis, dafür entfaltete sich sein außeramtliches Wirken umso reicher. Offener Sinn für alles Schöne in der Natur und im Menschenleben, unverwüstlicher Humor und ein goldenes Herz waren ihm vom Schöpfer verliehen und so kam es auch, dass ihm der Umgang mit der Natur und das Studium des Volkslebens in seinen mannigfaltigen Erscheinungen zu Quellen reinsten Genusses wurden.

Lutterotti sammelte Tiroler Volkslieder und wendete seine besondere Aufmerksamkeit den Volkstrachten zu; letztere — sowohl die nord- als die südtirolischen — zeichnete er mit großer Gewissenhaftigkeit nach der Statur. Und auch das Volksleben als solches wusste er richtig zu erfassen und zu kennzeichnen. Mit seinem Verständnis fand er das Wesentliche im Leben der Bauern, wie er sich in Anschauungsweise, Sprache und Sitte geltend macht, heraus, und stellte es dann in trefflichen, großentheils realistisch gehaltenen epischdramatischen Dichtungen dar.

So entstand die Sammlung: „Gedichte im Tiroler Dialect von Karl von Lutterotti", welche im Jahre 1854 bei Felizian Rauch in erster, 1877 in zweiter Auflage erschien, und sich, wie Adolf Pichler bemerkt, durch Lebenswahrheit, scharfe Charakteristik, heiteren Humor und kräftige Derbheit auszeichnet.

„Insoferne sind die Gedichte" — sagt Dr. Ludwig von Hörmann in seinem Werke über Lutterotti, Verlag Wagner, Innsbruck — „abgesehen von ihrem poetischen Werte, eine nicht unwichtige Quelle sowohl für den Sittenforscher als besonders

Bedeutung für solche, die in Rom eben nur einen politischen Machtfactor sehen, aber solche stehen abseits der religiösen Seite dieser Bewegung, die sich seit Jahrzehnten im Volke vorbereitet hatte und nur eines äußeren Anstoßes bedurfte, um sich zu entfalten. Die Bewegung ist weniger durch absichtliche Agitationen vorbereitet worden, als vielmehr durch die moderne geistige Entwicklung im ganzen und auch durch Überhebungen und Ärgernisse der Kirche, die leider nicht abgeleugnet werden können.

Kirchlicherseits ist es also nicht recht und auch nicht klug, wenn man immer vom „Los von Rom-Schwindel" spricht. Die Bewegung mag vielen unangenehm sein und man kann bedauern, dass sie nothwendig wurde — aber Schwindel ist sie nicht. Es mögen bei dieser großen Kraft- und Wertmessprobe manchmal Ungebürlichkeiten vorkommen auf beiden Seiten, das ändert aber nichts an dem redlichen Ernste solcher, die im Evangelismus jenes tiefere religiöse Leben zu finden hoffen, das ihnen in der römischen Kirche nicht erreichbar war.

Wenn evangelische Geistliche sich abgewöhnt haben, jede Ausartung in der katholischen Presse, auf der katholischen Kanzel u. s. w., der ganzen Kirche zur Last zu legen, und sich anderntheils abgewöhnt haben, die Fehler der Kirche den einzelnen Priestern auf das Kerbholz zu schreiben, so wird's wohl auch den katholischen Wortführern nicht unmöglich sein, zwischen einzelnen Verstößen protestantischerseits und der großen Sache des Evangeliums einen Unterschied zu machen. Denn dass es im Principe beiden Kirchen ernst ist damit, das geistige Reich Gottes auf Erden zu verbreiten, das sollte ja doch jeder Einsichtige anerkennen. —

Alles, was nicht geistig ist, muss fallen. Auf Seite 663 des „Heimgarten" habe ich eine Fahrt nach Venedig und eine Besteigung des Markusthurmes geschildert. Als ich damals so im Halbdunkel im Innern des trotzigen Quadern-gemäuers gemächlich hinanschritt, war mein Gedanke: Du gewaltiger Thurm, tausend Jahre bist du schon gestanden, hast der Stadt Entstehen, Macht, Herrlichkeit und Verfall geschaut und wirst noch tausend Jahre stehen. Wie du Venedigs erster warst, wirst du auch Venedigs letzter sein, immer noch in dieser Gestalt starr gegen Himmel ragend, wenn längst von dem Eintagsfliegleìn, das jetzt in dir emporkriecht, kein Stäubchen mehr vorhanden ist! — Sechsundneunzig Tage später strich durch den Raum, den der Markusthurm ein Jahrtausend lang ausgefüllt, die leere freie Luft.

Alles, was nicht geistig ist, muss fallen. Deshalb ist es eigentlich auch Thorheit, geistigen Verdiensten körperliche Denkmäler setzen zu wollen. Ist das Geistige echt, so überdauert es jeden Stein und jedes Erz und ist sich selbst ein Denkmal.

Dass die Deutschen zu ihren Dichtern in keinem sehr traulichen Verhältnisse stehen, ist nichts Neues. Und eben weil es nichts Neues ist, gehört es nicht immer in die Zeitung. Wenn die Leute sich weigern, ihr Scherflein für ein Dichterdenkmal beizutragen, so ist das weder ehrend für den Dichter noch für die Leute, und man sollte die Sache nicht stets an die große Glocke hängen. Wenn sich ein Denkmal-comité constituiert und dann zehn und mehr Jahre lang mit Ach und Weh öffentlich betteln muss, bis schandenhalber ein Betrag zusammen kommt, der immer noch viel zu wenig ist, und wenn in den Blättern theils mit demüthiger, theils mit greinender Miene Jahr für Jahr weiter gebettelt wird, so soll dieses Comité sich ja nicht einbilden, dass es damit den Dichter ehrt. Es entehrt ihn. Denn es zeigt öffentlich nicht die Ehren an, die man einem Dichter anthut, sondern die man ihm versagt. Es documentiert mit seinen erfolglosen Aufrufen ununterbrochen, wie wenig ein Dichter seinem Volke gilt. Also fort mit diesen schmählichen Denkmal-

Gottseligkeit. Dann barg sie es in ihrem Busen, denn für eine sinnende Frau ist nichts ohne Bedeutsamkeit, und sprach: „Deine drei Blätter bedeuten Glaube, Liebe, Hoffnung. Glaube hat uns verbunden, Liebe gab uns unsere göttliche Weihe und Hoffnung hat uns bis hieher geführt. Jetzt ist noch ein viertes hinzugekommen — das Glück. Ein Lichtstrahl göttlichen Einverständnisses auf unserm Pfad, damit wir wissen, dass wir nicht irre gehen. Und so sei denn du, bescheidenes vierblättriges Kleeblatt auch künftig jedem, der dich findet, ein Symbol des Glückes, eine, wenn auch dunkle Ahnung, dass es bald unterwegs ist — wie eine Oase in der Wüste."

E. Koch.

Singvögel.

Verleugne Dich selbst!

Petrus: „Domine! quo vadis?"
Christus: „Venio Romam, iterum crucifigi."
(Alte christliche Legende.)

Petrus floh aus Romas Mauern,
Floh des droh'nden Kreuzes Noth.
In der Öde Abendschauern
Klang ihm Gottes streng Gebot:
„Petrus! Flieh' nicht Schmerz und Tod!"

Und er hemmte seine Schritte;
Ihm erklang's wie Engelsbitte
Aus des Nebels Lichtgewühl.
In der Gräberstraße Mitte [1])
Stand er, — nirgends Haus noch Hütte —
Da tönt fernes Thiergebrüll!
— Rings ist alles todtenstill.

Und er schaut im Geist die Armen
Vor der Tiger Rachen stehn.
Wehe! Gott hat kein Erbarmen,
Christus selbst hört nicht ihr Flehn!
Schon die Katzen kauernd spähn.

Schaudernd wandt' er Rom den Rücken;
Sah nur noch mit scheuen Blicken
Stolzer Tempel Säulenreihn —
Welche goldne Dächer schmücken —
Ferne Drohung zu ihm schicken
In des Mondes flücht'gem Schein;
Schneller Nebel hüllt sie ein.

Eilends nach Neapels Meere
Flieht er durch die Stille hin.
In der nächtig schwarzen Leere
Plötzlich Lichtgebilde ziehn,
Schwebt ein überirdisch Glühn.

In der öden Straße Mitte
Naht ihm eine Lichtgestalt:
Wandelt leis mit hehrem Schritte,
Blickt mit himmlischer Gewalt.
Sphärenklang vom Himmel schallt.

Petri Glieder reuig beben:
Hat er nicht dies heil'ge Leben,
Leidend selbst, am Kreuz gesehn?
Herz und Sinne zu ihm streben,
Bittend sich die Hände heben,
Stammelnd bleibt er vor ihm stehn:
„Herr! — Wohin, Herr, willst Du gehn?" [2])

Jener spricht: „Ich sah Dich zagen,
Sah vor'm Tode fliehen Dich!
Wieder, wie in früh'ren Tagen,
Willst nicht leiden Du für mich?
Drum ward Mensch ich noch einmal,
Will mit diesem Leib ertragen
Nun auch Deines Kreuzes Qual!
Sieh! Nach Rom jetzt gehe ich,
Dass man nochmals kreuz'ge mich!" [3])

Da erscheint ein Kreuz hoch droben,
Mondbeglänzt in dunkler Nacht;
Helle Engelchöre loben
Frommen Leidens Siegesmacht.

Petrus sah das Kreuz am Himmel,
Sah am Herrn die Wunden roth:
Und zurück nach Roms Getümmel
Eilte er in Qual und Noth —
Litt den schweren Kreuzestod.

Dr. Henry Meyer.

[1]) Die auf beiden Seiten mit Gräbern besetzte „via Appia", die von Rom nach Neapel führte. [2]) „Domine! quo vadis?" [3]) „Venio Romam, iterum crucifigi!"

für den Sprachgelehrten, der aus diesen Probestücken die Hauptvarietäten der österreichisch-bayerischen Mundart in Tirol, wenigstens im Grundcharakter kennen lernen kann."

Als Beweis dafür, welche Bedeutung Lutterottis Gedichten von deutschen Gelehrten beigemessen wurde, möge hier ein Brief, den Professor Firmenich, der weithin bekannte Herausgeber von „Germaniens Völkerstimmen", an unseren Dichter richtet, Platz finden. Firmenich schreibt:

„Hochgeehrtester Herr! Meinen wiederholten, innigsten Dank für die mir zugesandten neuen Beiträge zu „Germaniens Völkerstimmen". Das Buch hat mir große Freude gemacht, es wird eine Fundgrube für das Nationalwerk in Bezug auf die Mundarten Tirols sein. Es wird für Sie auch angenehm sein, dass Ihre schätzbaren Leistungen durch „Germaniens Völkerstimmen" den Sprachforschern Deutschlands, ja, der gesammten deutschen Nation zugänglicher gemacht werden. Sie haben sich in der That durch dieses treffliche Buch ein großes Verdienst auf dem Gebiete der deutschen Dichtung und der Sprachforschung erworben. Mögen Sie in dem Danke, den ich Ihnen dafür ausspreche, gleichsam die Stimmen des deutschen Vaterlandes erkennen. Hätte sich Deutschland in jeder Landschaft und in jedem Gebiete solcher Arbeiter zu erfreuen, so würde die Nation in dieser Beziehung einen wahren Schatz besitzen, dessen Wert erst die kommenden deutschen Geschlechter ganz zu würdigen wissen werden. Der Stein, welchen Sie dem großen Baue der Nation beifügen, ist ein kostbarer. Für solche Vertretung in „Germaniens Völkerstimmen" kann Ihr schönes Vaterland Tirol Ihnen einen aufrichtigen Dank spenden. Mit den freundlichsten und herzlichsten Grüßen! Ew. Hochwohlgeboren Dr. Firmenich. Berlin, 23. Juli 1856."

Der Leser lernt in Lutterottis Dichtungen, trotzdem die Persönlichkeit des Dichters nie selbständig hervortritt, doch aus Äußerungen, die er den auftretenden Personen in den Mund legt, auch den Menschen Lutterotti kennen, den Mann, mit dem Herzen voll Nächsten- und Heimatliebe, den aufrichtigen Volksfreund, kurz, den echten Tiroler, der sich in den Herzen aller, welche ihm nahe standen, ein bleibendes Denkmal gesetzt hat.

Das vierblättrige Kleeblatt.

(Eine Legende.)

Als einst Maria, Josef und das göttliche Kind den traurigen Weg der Flucht ins Ägyptenland einschlugen, wanderten sie oft lange und weit, ehe sie in jenen dürren, steinigen Gegenden einen Brunnen oder einen grünen Rasenfleck fanden. Einst konnten sie fast nicht mehr weiter vor Müdigkeit. Der heiße Wüstenathem hatte ihnen die Zunge ausgedörrt, die Füße brannten und auch der Esel, das sonst so genügsame Thier, das außer ihren Habseligkeiten noch den hohen Knaben trug, hatte seit langem keine Distel, geschweige denn etwas Grünes gesehen und wollte fast zusammenbrechen. Da, als sie so in dumpfer Versunkenheit sich weiterschleppten, haftete Marias Blick plötzlich am Boden und mit einer raschen Bewegung bückte sie sich, pflückte ein Kräutlein ab und seliges Lächeln erheiterte ihre bekümmerten Züge. Es war ein vierblättriges Kleeblatt und bedeutete in der Üppigkeit seines Wuchses gut ernährten Boden, eine Quelle und damit Labsal, Rettung für Mensch und Thier in nächster Nähe. Freudestrahlend betrachtete sie das Kleeblatt, dann zeigte sie es Josef, der lächelte, und dann dem Kindlein, das lächelte auch, aber vor hoher

Dahin.

Wie graut, du Sensenmann, mir vor dem Spaten,
Mit dem sie meines Sohnes Grab gegraben;
Und doch wollt' ich mit dir Gemeinschaft haben,
Du grimmer Tod, der mich so schwer verrathen.

Zu jenen, die mit Sehnsucht dich erwarten,
Schleichst du dahin, so langsam und gelassen;
Und damals! — Wild durchstürmtest du die Gassen,
Und brachst die Blüte aus dem Jünglingsgarten.

Wie bat ich dich, wie fleht ich um Erbarmen,
Nimm mich! So schrie ich auf vor Schmerz und Wehe,
Nimm mich! Nur nicht dies Kind aus meiner Nähe;
Da schlief mein Liebling ein in meinen Armen.

Ferdinand Pfeiler.

Fernweh.

Dem Alpenland ein Gruß aus dem Norden.

Im Traume wand're ich in dein Heimatland:
Auf stolzer Höhe liegt dein altes Schloss,
Verdunkelt sind die Fenster, finster sind
Und leer die Zimmer, wo im Sonnenschein
Ich einst mit Thränen von dir Abschied nahm.
Doch draußen scheint die Sonne, deine Berge
Umfangen schimmernd, schneegekrönt die Ferne,
Mit stummem Zauber lockend, leise rauschen
Die duft'gen Wälder und die Bäche murmeln
Klar und fröhlich durch die grünen Thäler,
Voll Frucht und Segen ist das schöne Land,
Und von den Höhen läuten Kirchenglocken.
Und fern am Waldrand, wo der Hügel ragt,
Am stillen See, da rauschen dir die Eichen
Ein Schlummerlied in deiner dunklen Gruft.

A. R.

Bücher.

Wie wir unsere großen Dichter ehren sollten. Ein Wort über Dichter-Denkmäler und anderes von Dr. Ernst Schultze. (Leipzig L. Staackmann.) Nachdem vor kurzem das großangelegte nationale Werk der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung mit einem Aufruf an die Öffentlichkeit getreten ist, der nicht nur von den meisten hervorragenden deutschen Dichtern, sondern auch vom Reichskanzler, von mehreren Cultusministern, den Hamburgischen Bürgermeistern und einer großen Anzahl angesehener Persönlichkeiten der verschiedensten Berufskreise in Deutschland, Österreich und der Schweiz und unter den Deutschen im Auslande unterzeichnet war, veröffentlicht nunmehr der Schriftführer der Stiftung die oben angezeigte kleine Schrift, die nicht nur zur näheren Begründung der Pläne und Absichten der Stiftung dienen soll, sondern die auch ganz allgemein die Frage aufrollt, welche Form der Ehrung unserer großen Dichter am zweckmäßigsten und entsprechendsten ist. Insbesondere beleuchtet sie auch ausführlich und mit Anführung zahlreicher Beispiele die gerade jetzt wieder im Vordergrunde des Interesses stehende Frage nach dem Wert und der ästhetischen Schönheit von Denkmälern aus Erz und Stein.

V.

Deutsche Kämpfe. Walas Kunde. Unter diesen Titeln sind im Verlage von Heinrich Pfeifer in Rumburg zwei Dichtungen erschienen, welche den in völkischen Kreisen wohlbekannten heimischen Dichter und Recitator Herrn Lehrer Emil Ressel zum Verfasser haben. Wie in allen seinen Dichtungen hat Ressel auch hier wieder seine volksthümliche Begabung zum Ausdrucke gebracht. Vor allem aber sind es neben starken Zügen zu Volksthum und Natur, die einerseits den Volkston treffen, anderseits in Naturschilderungen uns entgegentreten, vornehmlich Züge von treuer Anhänglichkeit an der Väter „Brauchthum und Sitte", die uns in diesen seinen neuesten Dichtungen anmuthen. — Was die Form der Dichtungen anbetrifft, so ist die erstere und umfangreichere in allen ihren zwölf Gesängen in der modernen Nibelungenstrophe gehalten.

V.

Gottes Nacht.

Durch die mondverklärten
Stillen Frühlingsgärten
Wandeln stumm ein Mädchen und ein Mann.
Von der Liebe ihrer Seele
Singt im Busch die Philomele,
Wie nur sie von Liebe singen kann.

Fern in dumpfer Zelle
Kniet bei Ampelhelle
Eine Nonne vor des Heilands Bild.
Mit den hocherhob'nen Händen
Bringt sie des Gebetes Spenden,
Das den blassen Lippen heiß entquillt:

„Dein ist meine Jugend,
Dein ist meine Tugend,
Alles Dein in dieser Wartefrist!
Auf mein Glück im Himmelsgarten
Will ich gern mit Freuden warten,
Du mein Bräutigam, o Jesus Christ!" — —

Nieder sieht das bleiche
Gütige, wunderreiche
Haupt des Heilands. — — Und zur gleichen Frist
Schwebt es ob den beiden andern,
Segnend ihr verklärtes Wandern.
Gott ist immer wo die Liebe ist! — —

Franz Karl Ginzkey.

Himmel und Erde.

Wenn sich zwei liebende Herzen vereinen,
Gibt's ein Frohlocken in himmlischen Höhn,
Tanzen die Englein, die kleinen, die feinen,
Mild bei olympischem Harfengetön.

Wie sie auf rosigen Beinchen sich wiegen!
Wie sie die Händchen sich reichen so hold!
Wie sie durch purpurne Säle und Stiegen
Leuchtend sich biegen, wie Kränze von Gold!

Ja, wenn zwei liebende Herzen sich einen,
Gibt's ein Frohlocken in himmlischen Höhn,
Tanzen die Englein, die kleinen, die feinen,
Mild bei olympischem Harfengetön. — —

Plötzlich — ein Schrei — und das holde Getriebe
Schwindet. Es dunkelt im himmlischen Saal.
Weh, wie vergänglich ist irdische Liebe!
Dumpf aus der Tiefe wimmert die Qual. — —

Franz Karl Ginzkey.

Das Glück.

Das Glück gieng heut' ganz nah an mir vorbei
In einem goldgesäumten Purpurkleide,
Ein wenig — mein' ich — streift es meinen Arm —
Ein ganz klein wenig.

Ich aber kannt' es nicht und blickt' es staunend an,
Weil es so glänzte, und in Demuth beugt ich mich,
Wie einer Gottheit, die auf Erden wandelt —
Wie einer Gottheit.

Es gieng an mir vorbei und schleifte stolz
Noch seines Purpurkleides Saum nach sich;
Und plötzlich kam's mir: Sieh, das war das Glück!
Das war das Glück!

Ich blickt ihm heißerglühend nach: es wandte
Ein wenig noch das Antlitz über seine Schulter
Nach mir und frug: „Was hieltest Du mich nicht,
Als ich Dir nah war?

Ganz nahe war ich, nimmer wend' ich mich
Zurück auf meinem Wege." — Sprach's und rauschte —
Das grausame — hinweg . . . Ich aber stand in Thränen . . .
Das grausame!

Wollt' ich nun wohl, ich hätt' es nie gesehen?
Nein, nein! Ein wenig hat's mich doch gestreift,
Und ein klein wenig Glanz kam doch in meine Seele —
Ein wenig Glanz! —

Else Schenkl.

Alpine Majestäten und ihr Gefolge. Die Gebirgswelt der Erde in Bildern. Monatlich ein Heft mit mindestens 20 feinsten Ansichten aus der Gebirgswelt auf Kunstdruckpapier. Heft 6. (Verlag der Vereinigten Kunstanstalten A.-G. München.)

Grazer Sängerfestmarsch. Von Eugen Sattelmaier. (Graz. Franz Pechel.)

Deutsch-österreichische Literaturgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Dichtung in Österreich-Ungarn. Schlussband. 3. Lieferung. Herausgegeben von Dr. J. W. Nagl und Prof. Jakob Zeidler. (Karl Fromme, Wien.)

Kalender des Deutschen Schulvereines. Redigiert von Hermann Hango. (Wien. A. Pichlers Witwe.)

Altkatholischer Volkskalender für das Jahr 1903. 13. Jahrgang. (Baden-Baden. Emil Sommermeyer.)

Meisterbilder fürs deutsche Haus. Herausgegeben vom Kunstwart. (München. Georg D. W. Calwey.)

Meiringer. Von G. Würgler. (Bern. A. Benteli.)

Deutsche Alpen. Dritter Theil. Ostalpen. (Leipzig. Bibliographisches Institut.)

Schulhaus Krieglach-Alpel.

(11. Ausweis.)

Vortrag 11.335·60 Kronen und 200 Mark. — Neuerdings bei Rosegger in Krieglach eingegangen in Kronen: Frau Henske, Demin 3. Barrenscheen, Gloggnitz 5. Lubich, Schwilbogen 10. Taebert, Wien 12·60. — Übertrag 11.366·20 Kronen und 200 Mark.

Nochmals allen Spendern wärmsten Dank.

Krieglach (Steiermark), 15. August 1902. Peter Rosegger.

Die Rosegger-Gesellschaft.

Die Leitung der „Rosegger-Gesellschaft“ in Mürzzuschlag hat auf Wunsch Roseggers sich entschlossen, den Namen dieser Gesellschaft zu ändern. Sie dürfte unter der Bezeichnung „Waldheimat-Gesellschaft“ fortbestehen und mit Ausnahme des bisher zu häufig hervorgetretenen Personencultus ihren bekannten Wirkungskreis beibehalten.

Postkarten des „Heimgarten“.

J. W., Aussee. Ein alter Weiser sagt: Der Weinstock hat drei Reben. Die erste trägt die Lust, die zweite den Rausch, die dritte das Verbrechen. — So frage man nicht weiter, wie viel man trinken darf.

* Folgende Entgegnung: „Was der Lehrer von dem Volke verlangt“, sich beziehend auf „Heimgarten“ Seite 7917, wird uns zugesendet:

Dass die Arbeit des Lehrers man schätze,
Von „Verrohung der Jugend“ nicht schwätze,
Mit der Schule politisch nicht handle
Und den Lehrer zum Küster nicht wandle;
Dass man fördere sein geistiges Streben
Und ihm nebstbei auch gebe zu leben.
Ludwig Issling.

Dr. **A. E.** — ? Unter „Gemeinnützigkeit“ versteht mancher das Bestreben, in gemeiner Weise sich selber zu nützen.

* „Nahrung und Bekleidung. Alles weitere sind künstliche Bedürfnisse, die kein Maß mehr in sich haben und sich bei vorhandenen Mitteln in das abenteuerliche steigern.“ — So schreibt König Ludwig II. von Bayern, der die fabelhaft luxuriösen Schlösser baute.

* „Zu Handen des Local-Actions-Comités zur Errichtung einer Tuberkulosen-Heilstätte in Steiermark“ richtet jemand folgende Zeilen, die Beachtung verdienen:

„Ihrer Aufforderung, einen Beitrag zum geplanten Tuberkulosenheim zu leisten, komme ich sehr gerne nach, da ich der Überzeugung bin, dass diese Anstalt für die ärmere Bevölkerung eine außerordentliche Wohlthat sein wird. Durch Postanweisung erhalten Sie 200 K.

Aus der slavischen Welt. Von Teja Viktus von Trôl. Poesie und Prosa. 2 Bände. (Leipzig. Paul List.) Ein seltsames Gemisch von Klängen durchzittert sie, diese slavische Volksseele: Erobererstolz und knechtische Hingabe, wilde urwüchsige Leidenschaft der alten Nomadennatur und mädchenhaft zarte Empfindsamkeit des Verstoßenen, glühender Vaterlandstrieb und Einsamkeitshang . . . all das wetterleuchtet da durcheinander, verschwommen, ziellos, phantastisch-verträumt, ohne die läuternde, gestaltende Kraft klaren Wirklichkeitssinnes, aber immer poesievoll, immer hinreißend . . . V.

Bowlen und Pünsche. (Leipzig. J. J. Weber.) Ein Receptbüchlein zur Bereitung von allerlei herzstärkenden Getränken mit einigen Stücklein in Poesie und Prosa, so für durstige Seelen ergötzlich zu lesen sind.

Georg Schwenk in Loschwitz hat ein Gemälde geschaffen, das ihn als Künstler wie als Menschen ehrt und das auch die von uns vertretenen Gedanken mit zur Anschauung bringt. Er hat dem Werke die zutreffende Bezeichnung **„Treu der Natur“** gegeben mit dem weiteren Kennwort:

„O reine, göttliche Natur,
Du schaffst aus dumpfer Qual Erlösung,
Auf deiner lichtgewobnen Spur —
Erblühet Freude und Genesung.“

Offenbar gibt der Künstler hier in Worten und Gestalten ein Stück Glaubensbekenntnis. V.

Büchereinlauf.

Anna Römer. Roman eines Verschmähten von Karl Borimann. (Selbstverlag. Platt N.-Ö. 1902.)

Weißt du was Sünde ist? Novelle von Heinr. Forster. (Planegg. Verlag Veritas.)

Als die Brautnacht kam. Liebesroman von Gustav Adolf Müller. (Bremerhaven. L. v. Vangerow.)

Das Erwachen. Roman von N. Bergmann. (Leipzig. Georg Wiegand.)

Fegefeuer. Roman aus den Bergen von Richard Huldschiner. (Hamburg. Alfred Janssen. 1902.)

Der Stiftungspreis. Erzählung aus dem Leben eines landwirtschaftlichen Casinos von Franz Langauer. (Wien. Karl Gerolds Sohn. 1902.)

Giordam Bruno. Ein Drama in fünf Aufzügen von Karl Hilm.

Herdfeuer oder Luxus und Frauenehre. Dramatisches Volksgedicht in 4 Acten von Karl Richard Leistner. (Waltersdorf, Böhmen. Selbstverlag des Verfassers. 1902.)

Am Nikolotage. Volksstück in drei Aufzügen von Gustav Streicher. (Linz. Österr. Verlagsanstalt.)

Verlag „Rübezahl“ Friedland in B.: **Sammlung nordböhmischer und schlesischer Mundarten.**

Aus 'em Kutkatelgebirge. Schlesische Gedichte von Karl Klings.

Lieder und Weisen. Von Josef Stibitz.

Edelwild. Drama in einem Acte von Franz Grundmann.

Kunst bringt Gunst! Dichtung von Paul Dietz. (Cassel. Ernst Hühn. 1902.)

Im Banne der Dichtung. Von Paul Dietz. (Cassel. Max Siering. 1900.)

Neue Gedichte. Von Karl Knodt. (Mühlheim-Ruhr. K. Schimmelpfenig. 1902.)

Erlebt, Erdacht und Mitempfunden. Gedichte von Gabriele v. Rochow. (Paul List. Leipzig.)

Nirvana und Samsara. Ghaselen von Peter Philipp. (Dresden. E. Pierson.)

Balders-Blut. Tellstätten. Zwei Dichtungen von Emil Ressel. (Rumburg. Heinr. Pfeifer.)

Neue Literaturanstalt. Wien:

Stolze Träume. Von Rudolf Trabold.

Glück und anderes. Gedicht von Karl Röttger.

Rug Blas. Drama in fünf Acten von Victor Hugo. Frei bearbeitet von Karl Bleibtreu.

In der Bibliothek der Gesammtliteratur sind erschienen:

Die Abenteuer Huckleberry Finns. Von Mark Twain.

Das Heidebuch. Lieder zum Ruhme und Preise der Heide. Gesammelt von Heinz. Bothmer.

Demetrius. Ein dramatisches Fragment von Friedrich von Schiller.

Wildfeuer. Dramatisches Gedicht von Friedrich Halm.

Der falsche Woldemar. Vaterländischer Roman von Willebald Alexis.

Wesen und Wirkung des römischen Systems und die Mittel zu seiner Abwehr. Von E. K. Zelenka. (Halle a. S. E. Strien. 1902.)

Was lehrt uns Harnack? Von Dr. Felix Perles. (Frankfurt a. M. J. Kaufmann. 1902.)

Auf ferner Wacht. Heerrufe und Heimgrüße von Karl Pröll. (Dessau. Anhaltische Verlagsanstalt.)

Die Abstammung des Menschen und die geschlechtliche Zuchtwahl. Von Charles Darvin. Aus dem Englischen von Paul Seliger. (Leipzig. Bibliographisches Institut.)

Von Continent zu Continent. Ein „Soli der Gloria“, Denkschrift über die Concertreise des Leipziger Solo-Quartetts für ev. Kirchengesang nach Rußland, Deutschland und den Vereinigten Staaten Nordamerikas im Herbst 1900 von Bruno Röthig. (St. Petersburg. Ev. Blätter für junge Männer in Russland.)

Kurzer Abriss der Elektricität. Von Dr. L. Graetz. (Stuttgart. J. Engelhorn.)

Ich bin aber bereit, diesen Beitrag durch 4 weitere Raten auf Kronen 1000.— zu erhöhen, wenn die geplante Anstalt auf einer Höhe von wenigstens 1000 Meter errichtet wird.

In Graz selbst könnte ja eine Abtheilung eines bestehenden Spitales für die schwer Kranken, die einer steten ärztlichen Beaufsichtigung bedürfen, eingerichtet werden; die leichter Kranken sowie die aus dem Spital als gebessert Entlassenen sollten aber in einer im Gebirge gelegenen Anstalt untergebracht werden.

Das Höhenklima, das ja auch Gesunde stärkt und kräftigt, ist gewiss auch bei den Lungenkranken ein wichtiger Heilfactor.

v. P."

* Im kath. Schulvereinskalender 1903 von Fr. Eichert heißt es: „In S. Rieger (Pseudonym Reimmichl) steckt ein großes Dichtertalent, in seiner Art so bedeutend wie das vielgerühmte Talent unseres weltbekannten Landsmannes P. Rosegger. Aber zwischen den beiden ist ein großer Unterschied. R. schreibt seine Bauerngeschichten für die „Gebildeten", er stellt der abgespannten stets nach Neuem lüsternen Lebewelt seine Bauerngestalten gewissermaßen zur Schau und richtet sie so her, wie es dem großen Lesepublicum gefällt. Darum findet sich in seinen Geschichten so manches, was ein reines Gemüth abstößt und ein gläubiges Herz im Innersten verwundet. Aber gerade diese pikante Sauce behagt dem lüsternen Gaumen der meisten Leser. Anderes der „Reimmichl". Er schreibt seine Geschichten für sein liebes Tirolervolk, er fragt den Kuckuck nach dem Lobe der beschnittenen und unbeschnittenen Zeitungsjuden oder nach dem Wohlgefallen der modernen, an allen Lüsten satt gewordenen Culturwelt. Er schreibt sie mit dem warmen Herzen eines Volksfreundes, es schwebt ihm ein viel höheres Ziel vor, als der blasierten Lebe- und Lesewelt einen willkommenen Sinnes-kitzel zu bereiten. Wenn Reimmichl sein herrliches Talent in den Dienst jener Gewalten stellen wollte, denen z. B. Rosegger dient, dann würde sein Name durch alle Lande fliegen." So steht's im katholischen Kalender. Dem „Reimmichel" gönnen wir das Lob, das er wirklich verdient, den Rosegger und das gebildete Publicum beneiden wir um Feinde, die so blindwüthig drauf losschimpfen und verdächtigen, dass ein bischen Höherhängen schon genügt, um ihre Bosheit, Lüge und Thorheit klarzustellen.

Dr. **J. W., Innsbruck.** Das beste, was unseres Wissens bisher über Ehrhards Werk: „Der Katholicismus und das neunzehnte Jahrhundert" gesagt wurde, finden Sie im Julihefte des „Grenzboten". Der Aufsatz ist unterzeichnet von C. J., was wohl Carl Jentsch heißen wird.

* Das uns als Original zugeschickte Gedicht „Dachstein" (Seite 873) soll sich in einem Gasthause bei Ischl an der Wand vorfinden und dort mit dem Namen „Eduard Bauernfeld" unterschrieben sein.

J. P., Wartberg, Mürzthal. Die Eröffnung des Waldschulhauses in Krieglach-Alpel wird im September stattfinden. Der Tag wird noch angezeigt werden.

☛ **Wir machen immer wieder aufmerksam, dass unverlangt geschickte Manuscripte im „Heimgarten" nicht abgedruckt werden. Dieselben nehmen wir entweder vom Postboten gar nicht an oder hinterlegen sie, ohne irgendwelche Verantwortung zu übernehmen, in unserem Depot, wo sie abgeholt werden können.** ☚

Redaction und Verlag des „Heimgarten".

An unsere Leser!

Der siebenundzwanzigste Jahrgang des „Heimgarten", der mit dem nächsten Hefte beginnt, soll den Lesern etwas Unerwartetes bringen. Ein Roman von Peter Rosegger unter dem Titel **„Leben"**, der sich durch den ganzen Jahrgang erstrecken wird, behandelt einen alten und doch höchst zeitgemäßen Stoff, nämlich das Leben des Heilandes, in so eigenthümlicher Weise, wie es bisher wohl nie geschehen ist. — Außerdem wird der neue Jahrgang reich an Erzählungen, volksthümlichen Schilderungen, Zeitplaudereien u. s. w. sein, alles in jener freimüthigen Art, die man von dem Herausgeber des „Heimgarten" und seinen trefflichen Mitarbeitern gewohnt ist.

Die Verlagshandlung.

(Geschlossen am 10. August 1902.)

Für die Redaction verantwortlich: P. Rosegger. — Druckerei „Leykam" in Graz.

CONTINUED ON NEXT REEL